

57206
DE
v. 26 - 32

Expositionsgesellschaft
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie und
Völkerkunde

VI 200 131









THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

572.06
DE
v. 26-32



26-32 in 1895
1895-1901

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXVI. Jahrgang

1895.

Redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1895.

572.06

DE

V. 26. 32

Inhalt des XXVI. Jahrganges 1895.

		Seite
Nr. 1.	Schlösser, M., Ueber die prähistorischen Schichten in Franken. Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen Literatur-Besprechungen	1 3 6 4
Nr. 2.	H. Nachtrag zur II. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck: v. Wiesner, Prof. Dr., Die westeuropäischen Urgenossen der Urgeschichte-Gesellschaft in Tyrnau Hörncker, Dr. Lehrer national-Volkspiele in Böhmen und der Herzegovina Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen (Schluss) Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig	9 12 15 16 17
Nr. 3.	v. Tschick, Prof. Dr., Ueber die neue paläolithische Eintheilung der Steinzeit Boschan, Dr. Basillonnage Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig Literatur-Besprechungen	20 21 22 24
Nr. 4.	Einladung zur XXVI. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel Vorträge: Carl Voigt † Möllner, Prof. Alois, Die Zerkümmung in dem Insektivomum rudolfinum in Laidach durch aus Erdbeten in der Ostermontag-Nacht 14-15. April 1895 Mertins, Dr. C., Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg in der Nordpfalz Literatur-Besprechung	25 25 26 27 31 32 34
Nr. 5.	Brainier, Dr. Job. W., Silber Göthmann, Dr. Emil, Aus der Vorzeit des Hämmerthales Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis in Dresden, Section für prähistorische Forschungen Physikalisch-ökonometrische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Literatur-Besprechungen	35 35 36 38
Nr. 6.	Boss, Franz, Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachethum der Kinder von St. Louis Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Physikalisch-ökonometrische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. (Schluss) Kleine Mittheilungen Die XXVI. allgemeine Versammlung in Cassel	41 42 47 47 48
Nr. 7.	Schmidknecht, J., Zur Ortsnamen-Forschung Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig	49 50 52
Nr. 8.	Schliemann, Dr. H., Prähistorische Funde bei Höcht a. M. Spiegel, Karl, Das Spätkreuzerloch im Weitestein bei Bannach Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Verein für Naturwissenschaft zu Bräunschweig Naturwissenschaftlicher Verein Göttingen Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe Gruppe Hamburg-Altona der deutschen anthropologischen Gesellschaft Erlöse hängende Archäologerversammlung in Erfurt Literatur-Besprechungen Einladung zur 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Lübeck Einladung zur archäologischen Ethnologischen Ausstellung in Prag	57 59 62 63 63 64 65 67 68 70 71

	Seite
Tagesordnung der XXVI. allgemeinen Versammlung	71
Verzeichnis der Theilnehmer	72
Erste Sitzung.	
Waldeyer, Vorsitzender, Eröffnungssrede: Ueber die sematischen Unterschiede der beiden Geschlechter	73
Begrüßungsreden: Oberpräsident Magdeburg, Oberbürgermeister Dr. Westerburg, Sanitätstath Dr. Endemann, Prof. Dr. Zuschlag, Dr. Böhm, Frhr. von Brackel, Dr. Menze	82
Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsekretärs	84
Weismann, Kassabericht des Schatzmeisters	93
Ranke, J., Bericht der Rechnungskommission über das Vermögen der Gesellschaft	95
Wahl des Rechnungsausschusses	95
Brackel, Frhr. von, Begrüßung im Namen der mexikanischen geographisch-statistischen Gesellschaft	95
Derselbe, Ueber ein prähistorisches Strassensystem der mexikanischen Küste	96
Nr. 10. Zweite Sitzung.	
Grabowsky, Ueber die grossen neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig	99
Dazu E. Fraas	100
Ranke, J., Zur Anthropologie des Rückenmarkes	100
Dazu Lehmann, Mies, J. Ranke	105
Alsherg, Vorstellung eines Microcephalen	106
Dazu Mies, Waldeyer, Mies	106
Waldeyer, Welche Art der Anthropoiden steht in ihrem Bau dem Menschen am nächsten	106
Dazu J. Ranke, E. Fraas, G. Fritsch	108
Kossinna, Ueber die vorhistorische Ausbreitung der Germanen	109
Dazu Kuthe	112
Mies, Ueber die Form des Gesichtes	112
Dazu Zunn, Mies, Zunn, Waldeyer, Mies, Waldeyer	117
Fritsch, G., Die graphischen Methoden zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers	118
Nr. 11 u. 12. Dritte Sitzung.	
Geschäftliches: Waldeyer, Ranke, Vorlagen von Büchern und Schriften	128
Wahl des Ortes für die nächstjährige allgemeine Versammlung	128
Dazu Ranke, Waldeyer, Bartels, von Andrian, Waldeyer, André, Waldeyer	128
Wahl der Ortsgechäftsführung	128
Dazu Ranke	128
Wahl des Vorstandes	128
Dazu Waldeyer, Kuthe	128
Wissenschaftliche Verhandlungen: Buschan, Der gegenwärtige Stand der Criminalanthropologie	128
Bergmann, Das Schwalmthal und seine Bewohner	128
Waldeyer	130
Virchow, R., Die Celtenfrage in Deutschland	130
Weber, Demonstration des Phenendoscop	133
Waldeyer, Schlussrede	135
Verlauf der XXVI. allgemeinen Versammlung	134
Kednerliste	140
Dem Congress vorgelegte Werke und Schriften	140

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Gemeinschlecht der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. n. 8. 16 des Jahrgangs 1894.

Inhalt: Ueber die prähistorischen Schichten in Franken. Von M. Schlosser. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen. — Literatur-Besprechungen.

Ueber die prähistorischen Schichten in Franken.

Von M. Schlosser.

Im Herbst dieses Jahres wurde ich von Herrn Geheimrath v. Zittel beauftragt, Untersuchungen anzustellen, ob sich auch in Franken eine Gliederung der prähistorischen Schichten beobachten liesse, ähnlich wie am Schweizerbild bei Schaffhausen, einer Lokalität, welche für die Aufeinanderfolge der Pleistocänsfaunen sowohl, als auch für die Kenntnis des prähistorischen Menschen die werthvollsten Aufschlüsse geliefert hat.

Meine Untersuchungen beschränkte sich auf die Gegend von Rabenstein—Oherailsbachthal, Rabeneck—Wiesenthal und die Umgebung von Pegnitz, und wurden bei Rabenstein an vier, bei Rabeneck an einer und bei Pegnitz an zwei Stellen Ausgrabungen vorgenommen. Dagegen musste ich auf Untersuchungen in Veldensteiner Forst und in der Umgebung von Rapprechtstegen aus mehrfachen Gründen verzichten und mich hier auf eine ganz flüchtige Begabung beschränkte.

In Neumühle fand ich die freundlichste Aufnahme bei Herrn Hans Hösch, dem besten Kenner der fränkischen Höhlen. Er begleitete mich nicht nur auf fast allen Exkursionen in der Gegend von Rabenstein, Rabeneck und Potzsteden, sondern wies mir auch die Plätze an, die noch einige Aussicht auf Ausbeute versprochen. Auch gab er mir Auskunft über alle früher von ihm untersuchten Fundstellen und die Art der die-

bei erbeiteten Objekte und überliess mir ausserdem mehrere wichtige Stücke für die paläontologische Sammlung — Unterkiefer von Höhlenlöwen und Höhlenbären, letztere verschiedene Altersstadien repräsentirend.

Nach den Erfahrungen, welche sich Herr Hösch durch seine langjährigen Forschungen erworben hat, sind Thierreste aus älterer Zeit ausschliesslich in Höhlen, Reste und Artefakte des neolithischen Menschen fast nur unter Felsvorsprüngen anzutreffen. Sichere Spuren des paläolithischen Menschen hat Hösch niemals beobachtet, Knochenknochen, sowie die Knochen von Nagern der Tundra- und Steppenfauna hat er nur zweimal, in der nach ihm benannten Hirschhöhle und in der Elisabethhöhle bei Rabenstein gefunden, wovon Nebring berichtet hat.

Spärliche Reste von jenen Nagern hat auch die Umgebung von Pattenstein geliefert — Tborloeb, Hasenloeb, Zwergloeb.

Es bestand somit von Anfang an geringe Aussicht, in Franken ein geblossenes Profil der Pleistocän- und neolithischen Schichten nachzuweisen, ähnlich jenem vom Schweizerbild bei Schaffhausen, umsomehr, als gerade die besten Fundplätze längst ausgebeutet sind.

Meine Untersuchungen waren also mehr Rekonstruktionen als eigentliche Ausgrabungen, da es je weniger darauf ankam, gross Ausbeuten zu machen, als darauf, möglichst viele Stellen auf das etwaige Vorhandensein eines wirklichen Profils zu erforschen. Ich beschränkte mich daher

jedesmal darauf, senkrecht zur anstehenden Felswand einen Graben zu ziehen und denselben bis auf den Felsgrund auszubehnen, der gewöhnlich in einer Tiefe von 50—80 cm erreicht wurde. Nur am Schwabenstein bei Neumühle und auf einer Felsterasse dicht oberhalb der Sophienhöhle kam der Felsgrund bereits in einer Tiefe von kaum 10 cm zum Vorschein.

Humus war hier überhaupt nicht vorhanden, sondern bloss feiner Dolomitsand, der aber wenigstens am Schwabenstein neolithische Reste — Topfscherben und Brandspuren — enthielt.

Mächtiger war die neolithische Schicht an zwei Plätzen zwischen der Sophien- und Höschhöhle. An dem einen Platz fand ich dicht am Felsgrund ein Regenbogen-Schüsselchen, bei Raheneck ausser zahlreichen Brandspuren, einigen aufgeschlagenen Knochen und Topfscherben einen Wetzstein, ein Fund, der insofern einiges Interesse verdient, als die Aechtheit derartiger Objekte von gewisser Seite angezweifelt wird, hier jedoch über das wirklich neolithische Alter dieses Stückes nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Auch am Dianafelsen bei Pegnitz beträgt die Mächtigkeit der neolithischen Schicht ungefähr $\frac{1}{2}$ Meter.

Spuren des paläolithischen Menschen waren ebensowenig zu finden wie die Renntierschicht oder eine wirklich fossile Mikrofassa. Denn auch die in den tiefsten Nischen des Dianafelsens vorkommenden Nager- und Bauhtierreste dürften wohl aus jüngerer Zeit stammen. Das Material sandte ich an Prof. A. Nehring zur genaueren Bestimmung.

Immerhin bestätigen meine Untersuchungen vollkommen die Angaben des Herrn Hösch, der wie erwähnt ebenfalls ausserhalb der Höhlen stets nur neolithische Reste angetroffen hat, die allerdings zuweilen sehr zahlreich waren und mehrere Lagen bildeten.

Lassen sich nun die Verhältnisse in Franken mit jenen am Schweizerbild in Einklang bringen?

Diese Frage glaube ich bejahen zu dürfen, denn wir haben sowohl hier als dort folgende Schichten:

Schweizerbild.

Humus
neolithische Schicht — Steppennager
obere Nagerschicht — Steppennager
paläolithische oder Renntierschicht
untere Nagerschicht, subarktisch und arktisch

Franken.

Humus
neolithische Schicht } meist vor den Höhlen
Steppennager }
Renntier } in den Höhlen
arktische Nager }

Allerdings ist in Franken nirgends ein geschlossenes Profil zu beobachten wie am Schweizerbild, die Schichten sind vielmehr lediglich aus dem Vorkommen gewisser charakteristischer Arten konstruirt. Selbst in den von Nehring und Hösch untersuchten Höhlen dürfte eine wirkliche Unterscheidung der drei letzten Horizonte nicht möglich gewesen sein. Immerhin sind wir doch einigermassen zu der Annahme berechtigt, dass auch in Franken die Reihenfolge dieser fünf verschiedenen Ablagerungen die nämliche war, wie am Schweizerbild.

Dass in Franken jene drei tiefsten Horizonte lediglich innerhalb der Höhlen zur Ablagerung gekommen sein sollten, ist wohl kaum anzunehmen, es spricht vielmehr alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass sie auch ausserhalb derselben an geschützten Stellen der Flussthäler vorhanden waren, später aber durch gewisse Ursachen wieder entfernt worden sind. Als Ursache hieron können wohl nur Hochfluthen in Betracht kommen.

Für die Annahme von früheren Hochfluthen im Gebiet des fränkischen Jura sprechen verschiedene Umstände, vor allem die äusserst geringe Humusdecke in den Thälern und die auffallende Seltenheit von eigentlichen Flussgeröllen, die hinwiederum in der fränkischen Ebene grosse Bedeutung erlangen und der Hauptsache nach aus dem weissen Jura stammen, wie das häufige Vorkommen von Ammoniten des weissen Jura in der nächsten Nähe von Nürnberg beweist — die geologische Sammlung besitzt eine ziemliche Menge von solchen erraticen Ammoniten. — Ausserdem lassen sich auch die Verhältnisse in der Sophienhöhle wohl kaum anders, als durch Hochfluthen erklären. Die Thierreste sind hier alle auf den Grund des zweiten Höhlenraumes beschränkt und überdies förmlich nach dem Volumen sortirt, wenigstens liegen oben auf dem allerdings ganz verwitterten Knochenhaufen die zahlreichen Schädel von Höhlenbären, grosse Hirschgeweibe und das angebliche Mammothbecken, während die kleineren und schlankeren Knochen jedenfalls durch die Zwischenräume geschlüpft sind und wohl in der Tiefe des Hofraums anzutreffen wären.

Wie leicht überhaupt im fränkischen Jura, wenigstens im Ailsbach-Püttlach-n. Wiesenthal Hochwasser entstehen, davon konnte ich mich persönlich während meines Aufenthaltes in Neumühle überzeugen. Ein nicht einmal continuirlicher, keineswegs besonders böffiger, eintägiger Landregen reichte vollkommen hin, den Ailsbach derartig anzuschwellen, dass er binnen einer halben Stunde das ganze Thal flussief unter Wasser setzte, nachdem die Niederschläge des

letzen Sommers die schweren Thonbuden im Quellgebiete dieses Baches vollkommen gesättigt hatten, so dass alles atmosphärische Wasser ohne weiteres ablaufen musste. Auch die Pättlach und Wiesent waren damals aus ihren Ufern getreten, am folgenden Tage aber, als ich diese Thäler besuchte, bereits wieder in ihr Bett zurückgekehrt.

Wenn nun schon in der Gegenwart so leicht Fluthen entstehen können, welche die Breite des ganzen Thales ausfüllen, wie viel gewaltiger müssen erst die Fluthen gewesen sein während der Eiszeit! Es liegt zwar der fränkische Jura ziemlich weit nördlich des ehemals vergletscherten Gebietes, aber die damaligen klimatischen Verhältnisse haben sich zweifellos auch hier geltend gemacht. Das kalte, feuchte Klima hatte überreiche Niederschläge zur Folge, die in den engen Thälern als tiefe, reisende Flüsse nach Westen ihren Ablauf suchten und hiebei alles frei liegende lockere Material, wie ältere Flussschotter, Humus, Löss, Thierknochen mit fortzuschleppen, beim Eindringen in Höhlen jedoch in tieferen und entlegeneren Räumen zusammen schwebmten.

Sofern nun jene drei tiefsten Schichten — die Steppensagerchieht, die Renithierschieht und die Schicht mit den subarktischen und arktischen Nagern — noch während der Eiszeit, oder doch wenigstens vor der letzten Vergletscherung entstanden sind, lässt sich ihre grosse Seltenheit in der Gegenwart sehr leicht durch die Annahme erklären, dass sie eben zum allergrössten Theil während der Periode der letzten Vergletscherung durch Hochfluthen wieder zerstört wurden. Es würde dann auch für Franken jene Chronologie zutreffen, welche Steinmann für die Ablagerungen an Schweizerhild aufgestellt hat. Sie steht allerdings in vollkommenem Widerspruch mit den Altersbestimmungen, welche Boule für diese Lokalität gegeben hat.

Die Chronologie an Schweizerhild ist nach dieses Autors folgende:

	Steinmann	Boule
Humus archaisch	postglacial	Waldfauna
obere Nagerschieht peltisch, oder Ren- thierschieht	letzte Eiszeit	Steppen- u. Lösszeit
untere Nagerschieht	letzte inter- glacialzeit	
Gestein	vorletzte Eiszeit	postglacial, weil be- reitensanderjüng-t. Moräne stammend.

Sollte sich nun die von Boule gegebene Chronologie als die richtige erweisen, so müssten wir uns für die Verhältnisse in Franken nach anderen Erklärungen umsehen, denn dafür, dass gewaltige

Hochfluthen am Ende der Steppenzeit oder bereits am Anfang der Zeit der Waldfauna eingetreten wären, fehlt uns bis jetzt jeglicher Beweis.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Die Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

feierte am Sonabend, den 17. November 1894, das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens durch eine Festsitzung Abends 7 Uhr im Hörsaal des k. Museums für Völkerkunde.

Tagessordnung: Festspreche des Ehren-Präsidenten und Varsitzenden Herrn Rudolf Virchow; Ansprache des Direktors des kgl. Museums für Völkerkunde Herrn Adolf Bastian; weitere Ansprachen.

An die Sitzung schloss sich eine zwanglose gesellige Zusammenkunft in dem Hotel zu den vier Jahreszeiten. Als Nachfeier fand am Sonntag, den 18. November 1894, Nachmittags 6 Uhr im Hotel Reichshof ein Festmahl mit Damen statt.

Ueber den Verlauf des schönen Festes cf. den untenstehenden Bericht.

Die Verstandschafft der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft war durch eine Deputation, bestehend aus dem z. Z. ersten Vorsitzenden Gehrnirath Professor Dr. Waldeyer-Berlin, und dem Generalsekretär Professor Dr. J. Raake-München, vertreten, von denen Ersterer die herzlichsten Wünsche für das Gedeihen der Berliner anthropologischen Gesellschaft darbrachte, für welche der Ehrenpräsident und Varsitzende der letzteren, Geheimrath Professor Dr. R. Virchow, sofort in warmen Worten den Dank aussprach.

In der Folge lief bei unserer Verstandschafft nach folgendes Dankschreiben ein:

Berlin, den 28. November 1894.

Der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte beehrt sich die unterzeichnete Gesellschaft für die freundliche Entsendung von Delegirten, welche uns Ihre herzlichen Glückwünsche zu dem Jubelfeste unseres 25jährigen Bestehens überbracht haben, den verbindlichsten Dank auszusprechen.

Mögen die freundschaftlichen Beziehungen, welche uns mit einander verknüpfen, auch in Zukunft ungeschwächt erhalten bleiben.

Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Radolf Virchow,
Varsitzender.

Max Bartala,
Schriftführer.

Weitere Jubiläumsfeiern.

Am 12. Februar l. Js. werden nun auch die Wiener und am 16. März die Münchener anthropologische Gesellschaft das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens durch Festsetzungen feiern, wozu die Deutsche anthropologische Gesellschaft, welche bei beiden Jubiläen durch Deputationen vertreten sein wird, hiemit schon vorläufig die besten Glückwünsche darbringt.

Feststellung der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

Am Berlin, 18. Nov. die „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ bezieht gestern in einer durch die Anwesenheit zahlreicher Capacitäten der Wissenschaft und des Geh. Regierungsraths Dr. Althoff als Vertreters der Staatsregierung, sowie vieler Delegirten von auswärtigen gelehrten Gesellschaften und Vereinen angesetzten Festsetzung ihren 25. Geburtstag. Der Ehrenpräsident der Gesellschaft, Geh. Regierungsrath Professor Dr. Rudolf Virchow, gab ein deutliches und fesselndes Bild von dem Gange und den wechselnden Aufgaben und Zielen der anthropologischen Wissenschaft während des verfloßenen Vierteljahrhunderts. Die Erfahrung, meinte der Redner, hat gezeigt, dass die Entdeckungen, deren Beginn für Deutschland durch äusseren Anlass gegeben wurde, nicht diffus geworden sind. Auf dem internationalen Kongress für prähistorische Archäologie und Anthropologie, der 1869 in Kopenhagen stattfand, woselbst ein reiches und wohlgeordnetes Fundmaterial diese Beobachtungen unterstützte, war die geologische Frage noch die beherrschende. Es waren schon starke Beweise für die Existenz des Menschen in diluvialer Zeit gefunden, allein keine Schädel oder Knochen dieser Menschen selbst, sondern nur Artefacte oder Manufacte stiegen aus den Lehms- und Lössschichten an Tageslicht, und diese Funde liessen kaum einen Zweifel, dass nicht geologische Prozesse ihnen ihre Form gegeben, sondern dass sie aus der Hand des Menschen hervorgegangen seien. Es galt nun, die Grundstoffe aufzustellen, nach denen nun solche Funde als Produkte menschlicher Thätigkeit mit Sicherheit feststellen konnte, und dies führte zur Frage nach den Formen, die die Kultur in die Thätigkeit des Menschen gebracht hatte, zur Frage nach dem Woher der Kultur, dem kulturellen Einfluss der Nationen auf einander, wofür zunächst die Graberstructur den ersten Anhalt bot. Es galt damals in Deutschland, die Formen der Graberstructur zu erforschen, daneben begannen Fragen nach dem Typus der Deutschen, ihrem Ursprunge, ihren ersten Wohnsitzen mitanzutreten, und der sich diesen wissenschaftlichen Untersuchungen anwendenden Forschung ward auf der Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck am 25. September 1869, später am 28. Oktober 1869 von Berlin aus durch Aufrufe zur Gründung von anthropologischen Gesellschaften in den einzelnen deutschen Landestheilen eine Stütze zu bereiten gesucht. Am 17. November 1869 trat dann unter Führung von Virchow, Reichert, Kiepert, Hartmann, v. Ledebur, Du Bois-Reymond, Ehrenberg, Bastian, Voss, Max Kaudt, Koner und Anderer, von denen mehrere gegenwärtig noch in Thätigkeit sind, die Berliner „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ ins Leben und hielt am 11. Dezember ihre erste Sitzung; ihr folgten dann zahlreiche, den-

selben Zielen zustrebende Gesellschaften, an die Spitze aller trat dann die „Deutsche Anthropologische Gesellschaft“. Der Umstand, dass die meisten Gründer der Berliner Gesellschaft tren beim Beginnenden ausblieben, diente ihr zur Befestigung nach innen wie nach aussen, und gerade durch diese Wirkung der Dauerhaftigkeit hat sie die Garantie für ihr solides wissenschaftliches Streben in nicht geringem Masse zu stärken vermocht. Vorrat für die Urgeschichte in den Vordergrund wissenschaftlicher Arbeit und daher wandte man sich eifrig der Höhlenforschung zu, die indessen nicht so ausgiebige Resultate in Deutschland, namentlich keine neuen Gesichtspunkte ergab, die nicht schon bei unsern Nachbarn, wo sich mehr Höhlen fanden, in Frankreich, Belgien, der Schweiz, Italien, England gefunden waren. Bei uns ward Alles nach Höhlen durchforscht, und was sich namentlich in der schwäbischen Alb, der Schweiz, bei Regensburg, bei Dessau, in We-tphalen, Thüringen, dem Harz fand, ist vollständig erforscht; möglich, dass man beim Bahnbau hier und da auf eine noch unbekannte Höhle stösst. Dagegen konnten wir uns der prähistorischen Graberforschung mit mehr Ausdauer zuwenden, die dann aber zu anderen Betrachtungen führte, als die den Menschen selbst anwendende Diluvial- und Höhlenforschung. Der Leichenbrand und die Zerlegung der Knochen, namentlich der Schädel nach dem Brande gestatten uns keine Rekonstruktion der prähistorischen Menschen in somatische Beziehung, desto mehr musste sich in der Graberforschung den aufgefundenen Produkten zuwenden, den Töpfern und ihren Formen, den Feigeln der Leichen aus Eisen oder Bronze, den Waffen, dem Schmucke, den Gegenständen des häuslichen und öffentlichen Lebens, eine Betrachtung, die auf die Frage nach der Kultur und ihren Anfängen hinwies, und zwar musste zuerst, nicht ohne dem Neid von Seiten anderer Wissenschaften, die dies nämliche Ziel sich aneignet hatten, zu begegnen, die territoriale Kulturgeschichte in Angriff genommen werden, wobei es grosse Gegensätze auszugleichen galt. Die Graber wurden allgemein damals den Kelten zugeschrieben, allein die Keltenfrage selbst, die damals die wissenschaftliche Welt beherrschte, ist im Laufe der Zeit viel zu sehr bei uns in den Hintergrund getreten. Bertrand und Reinach gelten heute als die besten Kenner keltischer Dinge. Die keltische Kultur, für deren wissenschaftliche Zurückdrängung bis nach Bohden viel mehr als die blosser Anfindung von Gegenständen man mehr als die blosser Anfindung von Gegenständen des Neuschätzer Sees, woselbst wohl eine Pfahlbau-Niederlassung und zugleich wohl ein temporäres Depot für zahlreiche auf Wanderungen lebende Stämme sich befunden haben mag, sind aus dem See Grunde zahlreiche Objekte durch schweizerische Forscher ans Licht gebracht und wissenschaftlich geordnet worden, die genau den in Gräbern aus gewissen galischen Plätzen gewonnenen Funden entsprechen, namentlich sind die in den Lausgräbern des alten Alesia gefundenen Waffen denen der La-Tène-Funde gleich, und ohgriech stets neue La-Tène-Funde gemacht werden (das Eisen dieser Funde ist meist stark oxydirt, nicht mehr im ursprünglichen Gebrauchszustand), also eine sehr weiterverbreitete La-Tène-Kultur wissenschaftlich festgestellt ist, so ist heute deshalb die Frage nach der Anlehnung keltischer Kultur über unsern Kontinent noch nicht mit Sicherheit zu beantworten; denn hier handelt es sich ja nicht um die

also Keltcn, sondern am ganz jungen, zur Zeit von Christi Geburt existierende Keltenstämme. Somit entsteht die Frage über die Wege der Kultur, ob Handel oder Uebertragung der Erfindungen wie der Technik und der Kunst auf andere Bevölkerungen hier bestimmend mitwirken. Hier stehen wir schon an der Grenze, wo Geschichte und Ethnologie sich gegenüber drängen. Die eigentliche Anthropologie beschäftigt sich mit dem anatomischen Studium des Menschen als archaisches Wesen, d. h. als eines im Besitz eines Zentrirerensystems befindlichen Geschöpfes, und da das Gehirn kein Gegenstand der uraltheoretischen Forschung sein kann, so tritt an dessen Stelle der Schädel, der ungefähr einen Maassstab für die Gehirnentwicklung bietet. Man muss bei vergleichender Betrachtung der aus verschiedenen Stämmen bestehenden Schädel die Variabilität des Schädels innerhalb derselben Gesellschaft scharf im Auge fassen, deren Rechenweg man auf Mischung und Kreuzung zurückgeführt hat, indessen ist dies wohl kaum als abschließendes Resultat für die Erscheinung zu betrachten, denn entgegen der Aufstellung Duvals (Paris), wonach die Kultur die Variation des Schädels fördert, fand Virchow selbst bei seinen zahlreichen Untersuchungen von Schädeln der asiatischen, polynesischen und afrikanischen Urvölkerung eine ungenau grosse Variation, grösser als bei civilisirten Völkern. Er kann den kleinen Schädel nicht absolut als Rückschlag in der Entwicklung ansehen. Der Forscher fährt ein sehr interessantes Sammler der kleinsten Schädel vor, wie sie sonst nirgends auf der Welt wohl existirt, und zeigt, während bei den Kulturvölkern das Schädelvolumen 1300—1700 ccm beträgt, eines Schädel von 950 ccm Inhalt, den kleinsten bisher bekannten, von den Schwarzen aus den Andamanen stammenden, ferner Schädel von den Nilgiris in Ostindien (910 ccm), aus Neu-Britannien, aus Neuholland (970 ccm), aus Nubien, aus Ostafrika von den Wälsche berührende Schädel, die kleiner sind, als die der Aca-Pygnen, endlich von den Negritos der Philippinen, von einem Lapppländer und einer Berlinerin. Eine grössere Wahrscheinlichkeit hat die Veränderung des Schädels in der Lebenszeit innerhalb desselben Types bei dem einzelnen Individuum für sich als die Annahme eines Rückschlags zum Atavismus, überhaupt bildet der Typus den Maassstab für die Methode anthropologischer Forschung, die im Gegensatz zur ethnologischen „Athenorie“, für die das „missing link“ bisher noch fehlt, in positiver Forschung einen inneren Fortschritt im Laufe der fünfundsiebenzig letzten Jahre gemacht hat. Ausserlich hat die Berliner Anthropologische Gesellschaft zur Gründung des „Museums für Völkerkunde“ beigetragen und erhofft die Schaffung eines deutschen Nationalmuseums für Völkergeschichte und Anthropologie in dem nächsten Menschenalter. Unter dem 14 im Laufe der 25 Jahre erkrankten Ehrenmitgliedern finden sich Namen wie Dom Pedro von Brasilien, Godefroy, Schmitt, Kuller, Lindenschmidt, Schaaffhausen n. A. — Darauf schilderte sich Dr. Rath Bastian in geistreichem Ueberblicke, wie die Ethnologie aus den Zeitbedürfnissen heraus entstand, um dem internationalen Verkehr, seit das Meer die Kontinente mit einander zu verbinden begann, seit in jenen Tagen der Entdeckerfahrten die geographische und astronomische Uermählung sich völlig und das Zeitalter der induktiven Forschung den dreissigjährigen Triumphzug der Naturwissenschaften vollenden liess. Die objektive Forschung in allen Naturwissenschaften bis zur Biologie und Psychologie hat

die metaphysische Atmosphäre gereinigt, die früher die Betrachtungen des Forschers umgab. Aus der Aneignung von Sinnesempfindungen hatte man schon mit Hilfe von Physiologie die sogenannte Psychophysik aufzubauen unternommen, doch hier musste ein temporärer Halt geboten werden, da die Psychologie selbst noch lange nicht genügend ausgebildet war. Objektives reelles Material in empirisch gereinigten Anschauungen muss der komparativen Induktionsmethode geboten, die Psychologie ganz als Naturwissenschaft erfasst werden. Aus dem alten *ἀρχαῖος γένος ἄνθρωπος* ist der Antos der Ueberlieferung des *ἀρχαῖος* zum *ἴδιος* gegeben, und es musste der Gesellschaftsdenken gemacht werden, an dem das Individuum Antheil hat. Das Material war ferner zu beschaffen, das den Gesellschaftsdenken in seinen mannigfachen Differenzierungen als „Völkergedanken“ erscheinen liess, und der internationale Verkehr bot bald ein kaleidoskopartiges Bild, in dem die Gestalten sich wie im lauten Karneval bewegten; viele erschienen, wenn man ihnen die Larve abnahm, als nicht Bekannte, andere erzeugten neue Gedanken. Seit dem Jahre 1870 kam die Arbeit auf dem Gebiete der Ethnologie in Deutschland in vollen Fluss, aus allen Kontinenten war ein chaotisch massenhaftes Material gesammelt, man suchte die ethnischen Originalitäten, bevor sie der internationale Verkehr zu zerstreuen drohte, zu sammeln und durch das sorgfältig dankte und reichlich in den mannigfachen Farben sich findende Material mittel der induktiven Forschung einen Leitungsfindungs zu führen, der, von den Elementargedanken aufwärts, graduell bis zur höchsten Kulturstufe führte. In der Lehre vom Menschen liegt die Bestimmung des Menschen, und man darf nicht den „Gott in der Geschichte“ zu suchen sich unterfangen, „ehe sich der Mensch im Bilde der Menschheit gefunden. Die menschlichen Elementargedanken in ihrer Ausdehnung über die Continente geben die Componenten, aus denen sich das Bild des Menschen *αὐτὸ ἕξοφ* zusammensetzt. Die Anthropologie hat deshalb in der Ethnologie ihren Ergänzung, und doch stehen wir heute erst, trotz des Vertrauens zu dem indirecten Wege als dem rechten, an der Schwelle der Eingangspforten ethnologischer Forschung, unsere Aufgabe wäre es, die ethnischen Originalitäten zu wahren, um nicht wertvolle Documente für die Erkenntnis der Menschengeschichte zu Grunde gehen zu lassen. Es sprachen sich für andere wissenschaftliche Corporationen, die zum Theil Dedicationen von Adressen und Werken an die Gesellschaft veranlasst hatten: Stadtrath Friedel im Namen des „Märkischen Provincialmuseums“, Prof. Schmalz für die Niederländische Gesellschaft für Anthropologie, Frhr. v. Andria für die Wiener, Prof. Ranke für die Münchener Anthropologischen Gesellschaft, Prof. Rüdinger für die Münchener Geographische Gesellschaft, die Professoren Jentsch und Feilerabend für die Niederösterreichische und Oberösterreichische Gesellschaft für Alterthamkunde, Prof. Waldeyer im Namen der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“, Prof. Lemcke (Stettin) im Namen der „Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthamkunde“, Frhr. v. Riechthofen für die Berliner „Gesellschaft für Erdkunde“, Dr. Bollé für die „Brandenburgische“, Dr. Mülden im Namen des „Vereins für Volkskunde“ und Andere, denen der Vorsitz stets dankend erwiderte. Mit der Verlesung der zahlreich aus Deutschland und dem Anlande von Seiten gelehrter Gesellschaften eingegangenen Begrüssungs- und Glückwunschsadressen endete die schöne Feier.

(M. Allg. Z.)

Menschenopfer ablassenden kulturrellen Haasopfer betont K. ausdrücklich mit den Worten: „als ein Substitut des Menschenopfers ist auch das Haasopfer anzusehen“ (Botschaften hienzu: Tyler (Malabar), Schmidt (Nugriebensland), Krause (Römer), Wilken (Mexiko); Analogien sind ferner die Ablässungen des vollen Thieropfers durch Thierhaare, Thierhaut, Aderlaasblut und „pino loco“ waren ja die Thieropfer oft nur Substitutionen für frühere Menschenopfer“ (Wilken). Wie das Abschneiden des Thierhaares ursprünglich nicht der eigentliche Opferakt war, so ist auch beim Menschen das Haasopfer nur eine Opferform, die aufgenommen wurde, als das blutige volle Menschenopfer aus Rücksicht auf die Ernährung der Sippe durch das Opfer eines besonders wertvollen Theiles des menschlichen Leibes ersetzt zu werden begann; die ganze Sippe opferte das Haar an die die Sippe versprechenden Knastgeistiger; die Haarachse wurde Sippenbesessenen und die formelle Haarschur erwirb Sippenrechte.

Die Ablässungsstufen des vollen Menschen- und Thieropfers sind eben so notwendig gewesen durch die natürlichen, seitigen Lebensbedingungen der Völker als durch den konservativen Sinn derselben; kein volles Opfer kann darum verschwinden, ohne Abkündigungsdienste zu hinterlassen, die mehr weniger prägnant sind je nach dem Zwecke des Opfers; die Bescherungsgebe kann selbst sogar wichtiger werden als der wirkliche Bescherungsakt (die Tonsur), der heute in oberbayerischen Waldkapellen bereits durch die Gabe einer Baumharthecce ex voto ersetzt wird.

Dr. M. Höfler.

Heinrich Riehl, Conservator. Die Bronzezeit in Bayern. Wien 1894. (Gross 4^o. 210 p. Text. 45 Tafeln mit ca. 450 Abbildungen.

Weder Gräber noch Wallgraben und prähistorische Wohnstätten besitzen nach des Verfassers Ansicht in der vergleichenden Archäologie jene hohe Bedeutung und sind eben so verlässliche Richtschnur als Depotfunde. Letztere nehmen demnach nicht nur den weitaus größten Raum in der Publikation ein, sie bilden auch fast massenhaft das Material, aus dem Riehl seine Schlüsse über die „Bronzezeit Böhmens“ zieht. Von seinem Standpunkte aus kann der Verfasser natürlich zu einer Anzahl von Resultaten (z. B. die Continuität von Entwicklungsetappen innerhalb der Periode) gar nicht kommen, die bei Erforschung von Gräbern, wo die Anlage der Gräber, die Bestattungsart etc. Anhaltspunkte geben, vielleicht nicht so schwer zu erhalten sind. Dagegen erhält der vergleichende Archäologie aus dem Studium von Riehl's Depotsünden auf's Neue eine Mahnung im Construieren von Systemen und Anwenden derselben auf den einzelnen Fall sehr vorsichtig zu sein. Denn so sind im Depotsund von Paschen, wo auch schon Eisen auftritt, Formen der Bronzesachen zu finden, welche in Bayern der älteren und jüngeren Bronzezeit wie auch der Hallstätterperiode angehören — aber am mehrere Jahrhunderte auseinanderliegen.

Riehl hat seine Depotfunde in vorzüglicher Weise dargestellt und ihre Verhältnisse nach fast allen Seiten hin klargelegt. Er theilt sie in Depote 1) reisender, 2) reisender Geisler 3) stehender Geisstätten. Ersteren enthalten vollkommene Stücke, jede Gattung in mehreren Exemplaren ungebraucht oder gebraucht; dabei eine Anzahl schon zerbrochener Artefakte vom Haarer gegen gute Stücke eingetauscht. In den

Depots fliegender Geisseriesen kommen schon den erwähnten Stücken noch Bronze-, Kupfer-, Zinn- und Bleistücke vor, mit Gussformen und Werkzeugen. Hier betrieh der Haasvorr nicht nur den Handel mit fertigen Stücken, sondern besorgte auch den Guss, Unguss, Graviren etc. von Bronzesachen.

Tritt in diesen Funden noch die Aufdeckung des dann gehörigen Schmelzofens in grösserer Anlage, so liegt eine ständige Gewusstätte vor, welche den Händler mit einem Sortiment versorgte und seine eingetauchten Gegenstände in Knuf nahm.

Die Bronzesachen finden sich meist (wie auch andersorts) in systematischer Ordnung in die Erde geschichtet, wobei auch das nehmliche Zerbrechen noch vollkommen neuer, gehauhaltigter Artefakte zu beobachten ist.

Eine hübsche Erklärung gibt Riehl für den Umstand, dass bei Depots auch einer sehr grossen Anzahl von gleichen Gegenständen diese in der äusseren Gestalt, Ornamentierung etc. übereinstimmen, bei genauer Prüfung aber fast immer Differenzen in den Dimensionen und im Gewicht ergeben. Diese Sachen sind nämlich nur höchst selten aus Stein- oder Bronzeformen gegossen, sondern aus Thon-, Sand- und Lehmformen, indem das schon fertige Stück dem erst zu gießenden resp. dessen Format als Modell diente. Dieser Vorgang war für reisende Geisler von besonderer Bedeutung, da er der Mühe des Transportes von Steinformen und der Gefahr ihrer Schädigung bei othem Gebrauch entbunden war.

In den Depots Böhmens tritt auch die Spiralfibel mit eingehängter Nadel auf, und bei den sonstigen Gegenständen gelten nicht für ganz Böhmen gleiche Formen, sondern gewisse Formen erfreuen sich in gewissen Bezirken einer besonderen Beliebtheit, während andere verwandtschaftliche Beziehungen auch Ungarn, Oesterreich, Bayern und Oberitalien haben, doch glaubt Riehl, Böhmen gravitäre eher nach Norden. Bernstein tritt nur in Gräbern auf, dagegen ist Gold sehr häufig und erweist in dem Depot von Krupá in Gestalt von ca. 5 m langem Draht, was die Annahme Riehl's, es sei ein Exportartikel des böhmischen Bronzevolkes gewesen, nicht ganz unwahrscheinlich erscheinen lässt. Wie often im übrigen Mitteleuropa weissen häufig jene offenen Ringe gefunden, deren verdünnte Enden aus Oesen umgeben sind und die als „Ringgeld“ angesprochen werden. Neben Bronze kommt auch Kupfer und Weissmetall getrennt vor. Die Ornamentierung geschieht durch Graviren und Punzen, oder gleich im Guss. Einige angeführten Bronzanalysen (Kupfer 91,7—84,3%) beweisen die gewissermassen individuelle Handhabung der Bronzelegung.

Im zweiten Theile seines Buches zieht Riehl cursorisch die Gräberfunde heran, 88 liegende Hocker und 160 Hügelgräber. Die ersten enthalten, wie schon der Name sagt, Leichenbestattungen und scheinen die älteren zu sein, während in den jüngeren Hügeln meist Leichenbrand auftritt. Das Verhältniss zwischen den Depots und den Gräbern ist noch nicht genügend geklärt.

Um ein wirkliches Bild der Bronzezeit zu bekommen, müssen die hochinteressantesten Darstellungen Riehl's noch ergänzt werden auch der Seite der Gräber und Wohnstätten hin. Doch ist die Publikation ein in sie geschlossenes Ganze und durch die geraden musterartige Betrachtung und Würdigung der bewussten Fundgattung eine wesentliche Bereicherung der prähistorischen Literatur. W. M. Schmidt.

Dr. J. H. Müller, Studienrath. † 1886. Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Hannover. Herausgegeben von J. Reimera. Hannover, Theodor Schulze, 1893. 386 p. Preis 49. 25 Tafeln mit 242 Abbildungen.

Der Name des Verfassers hat in der gelehrten Welt einen guten Klang; leider konnte er selbst die Publikation seines fast druckfertigen Manuscriptes nicht mehr erleben, dessen Erwerbung und Herausgabe wir der lebhaften Fürsorge des k. Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zu verdanken haben.

Das Werk bringt in einer Eintheilung des Landes nach Regierungsbezirken und Kreisen nacheinander die Steindenkmäler, Erdendenkmäler (Grabhügel), Reihengräber, Urneufriedhöfe, Ausgrabungen und Funde, so dass man aus der Steinzeit durch die prähistorische Metallzeit und die römische Epoche in die frühgermanische Periode geleitet wird. Den megalithischen Denkmälern ist wohl der größte Theil der Sorgfalt angewendet worden. Erfreulich ist auch die Aufnahme einer grossen Anzahl von Wällen und Schanzen in das Inventar, wobei freilich nicht immer Beweise für die prähistorische Entstehung dieser Erdwerke beizubringen waren. Von jedem Kreis sind heurückswertige Ortbezeichnungen zusammengestellt, die bei richtiger Erklärung viele Anhaltspunkte zur Aufhellung der Vorgeschichte liefern. Vieles ist Rückgegriffen genommen auf in der älteren Literatur verzeichnete, aber nicht mehr vorhandene Funde, von deren Charakter man sich bei der damals herrschenden Anschauung leider kein klares Bild machen kann. Ist die gemeinverständliche Weise, in der Dr. Müller „ohne gelehrtes Beiwerk“ die Früchte seines langjährigen Forschens und seines ausgedehnten Wissens nur anerkennenswerth bei einer Publikation, die bestimmt ist, in weiteren Kreisen die Kenntniss des heimischen Bodens zu vermehren, so haben sich seit dem Tode des verdienstvollen Verfassers doch gewisse Prinzipien der prähistorischen Forschung, denen er seinerzeit ablehnend gegenüberstand, als sichere und feststehende bewährt, dass der Herausgeber J. Reimera unbeschadet aller Pietät gegen den Verfasser Rücksicht auf dieselben hätte nehmen müssen. So fehlt beispielsweise jedwede Angabe einer prähistorischen Periode (Hülli-statt, La Tène), die zur Charakterisirung vieler (nicht abgebildeter) Funde höchst wünschenswerth wäre. Auch russischen Text und Abbildungen scheinen redaktionelle Verschiedenheiten vorzuliegen.

Doch können derlei Einzelheiten davon nicht abhalten, das mit eminentem Fleiss hergestellte Werk, das den an vor- und frühgeschichtlichen Alterthümern so reichen Boden Hannovers so genau schildert und welches ein weiteres Glied darstellt in jener Kette von Arbeiten, die einmal ein klares Gesamt-Kulturbild der Vorzeit Deutschlands bieten werden, voll und ganz zu würdigen, zumal die beigefügten Lichtdrucke die Brauchbarkeit des Buches um Vieles erhöhen.

W. M. Schmidt.

Adolph Bastian. Zur Mythologie und Psychologie der Nigritier in Guinea mit Bezugnahme auf socialistische Elementargedanken. 1894. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin.

Der hochverdiente Gelehrte macht in diesem Buche den interessanten Versuch, die Ziele und Thätigkeit der Sozialdemokratie und ihrer Führer an der Hand von Thatsachen zu beleuchten, die sich aus der Entwicklungsgeschichte der Menschheit aus dem Naturzustand (Wildstand) zur Kultur ergeben.

Wenn die Menschheit, sagt Bastian, in der „neuen Gesellschaft“ mit Kenntniss aller Gesetze bewusst und planmässig zu handeln bat, würde vorher eine unabweisliche Vorbedingung erfüllt sein müssen, dass nämlich die verheerliche „Menschheit“ der sie durchwaltenden Gesetze vorher sich bewusst zu werden hätte, solche „Kenntniss“ also zunächst sich anzuweigen die Gefälligkeit haben möchte, durch verheerig genügende Kenntnissnahme und gründliches Studium all der ethnisch aufgeöffneten Thatsachen, in den seit wenigen Decennien erst erkennbaren (aber, seitdem zugänglich, ihre Kenntniss pflichtgemäss verlangenden) Ausgängen, welche von dem Leben und Weben der „Menschheit“ aus allen Theilen des Erdenrandes zu reden beginnen.

Wer also sich berufen fühlt, hier als Reformator aufzutreten, der mache sich an diese Arbeit hier, den „Arbeitern“, deren Leben mit wohlmeinendster Absicht verbessert werden soll, nicht etwa Gift zu reichen, statt der Heilmittel, da ihnen ein zuträgliches nicht mag, wenn von sechundigter Hand adeseinstrirt —, sofern nicht jetzt bereit, doch späterhin (nach absoluter Schulung).

Die „Menschheit“ repräsentirt den Menschen, wie er in sämtlichen Variationen des Menschengeschlechtes die Erdoberfläche bewohnt (über fünf Kontinente hinweg). Kommen also der „Menschheit“ ihre eigenen Gesetze in Frage, um sie „bewusst“ (in der neuen Gesellschaft) zur Anwendung zu bringen, so würde einfachste Geseßförligkeit schon lehren, vorher zu erlernen, um was es sich eigentlich (und thatsächlich) handelt. Keine Ueberstärkung deshalb, besonders bei einer Angelegenheit, wie es schliesslich auf einen Umsturz hinauskommen hätte, oder solcher dach, beim Spielen mit dem Feuer, unversehens hineingerathen möchte. Geht er glücklich und geschickt, kopfüber hinweg (um wieder nur den Füssen zu stehen), dann mag in reiner (und gereinigter) Atmosphäre frisch fröhlich neues Aufathmen erfrischen, bleibe er indes in der Mitte stecken, dann wäre es schlimmer, als zuvor, weder Fisch noch Fleisch, zwischen Leben und Sterben, was des Lebens noch weniger werth sein dürfte, als das elendliche, das jetzt bedrückt (und je grösser das Risiko, das gelaufen wird, desto weniger darf es ausser Acht gelassen werden).

Ohnedem ist die Anforderung, vorher in der Schule zu lernen, ehe als Schullehrer zu reden, eine desto billigere, weil bei der Durchsichtigkeit der ethnischen Elementargedanken, die Hauptsache (anbetreff der leitenden Gesichtspunkte) schon in der Elementar- oder Klippeschule erdicht sein könnte, und wenn sich daraus das augenblicklich Bedürftigste entnehmen liesse (für dringende Noth), was das Bezirhen der Gymnasien und Universitäten den nachkommenden Generationen überlassen bleiben, zum Fortbau an der für die „Lehre vom Menschen“ emporsteigenden Tempelkathedrale, die offenkundig negekündigt steht in den Zeichen der Zeit.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 31. Januar 1895.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang, Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1895.

Die alle Artikel, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren, S. 8. 16 des Jahrgangs 1891.

Inhalt: II. Nachtrag zur II. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol. Von Prof. Dr. v. Wieser. Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina. Von C. Hörmann. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen. (Schluss.) — Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

II. Nachtrag

zur II. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck.

Professor Dr. von Wieser-Innsbruck:

Habe Versammlung! Es ist eine Gepflogenheit der beiden anthropologischen Gesellschaften, die hier zusammen liegen, dass auf ihren Kongressen die anthropologischen Verhältnisse des betreffenden Landes zum Gegenstand spezieller Erörterungen gemacht werden, eine löbliche Gepflogenheit, weil bei derartigen Besprechungen von vornherein ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist, insofern sie Gelegenheit zu freiem Meinungs-austausch bieten, der sich für beide Theile, die einzelnen Forscher wie die fremden Gäste, sehr reichlich und anregend zu gestalten verspricht. Nun habe ich es übernommen, diesem Kongress — nach den interessanten und belehrenden Ausführungen des Herrn Hofrath Dr. Toldt über die somatischen Verhältnisse der Tiroler — nach Einiges zu berichten über die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol, da ja unsere beiden Gesellschaften nicht blos Anthropologie im engeren Sinne betreiben, sich nicht auf die somatischen Erscheinungen beschränken, sondern gleichberechtigt in den Kreis ihrer Forschung ziehen, welche der Disziplin in innigem und untrennbarem Zusammenhang stehen.

Ich muss mir nun freilich vorbehalten, Detailsfragen über die geschichtlichen Funde von Tirol nicht hier, sondern im Ferdinandsdenkmal vor unsern Sammlungen zu besprechen, weil eben nur dort, mit den Fundgegenständen in der Hand, eine fruchtbare Diskussion sich entwickeln kann, und ich beschränke mich heute darauf, nur ganz allgemein in kurzen Zügen die geschichtlichen Verhältnisse Tirols zu charakteri-

siren und einige Gesichtspunkte herauszuheben, welche mir für die Beurtheilung der urgeschichtlichen Funde in Tirol massgebend erscheinen.

Ich habe da zunächst zu konstatiren, dass wir in der ganzen Provinz Funde aus der paläolithischen Zeit nicht mit Sicherheit haben nachweisen können, eine Thatsache, die übrigens nichts Ueberraschendes hat, denn es unterliegt gar keinem Zweifel, dass unsere Alpenländer noch lange Zeit verhältnissmässig hien, als das Vorland bereits bebaut war.

Dagegen können wir die Anwesenheit des Menschen in Tirol während der neolithischen Zeit mit der grössten Bestimmtheit konstatiren. Naturgemäss finden sich Spuren menschlicher Bewohner früher und reichlicher auf den sonnigen Südhängen der Alpen, als hier im südlichen Theile von Tirol. Schon seit Jahren ist eine ganze Reihe von Stationen im südlichen Tirol aufgedeckt, welche ausgesprochen der neolithischen Zeit angehören, so in der unmittelbaren Umgebung von Trient, bei Roveredo, auf dem Nonberg u. s. w. Erst in neuerer Zeit ist es dann gelungen, mehrere neolithische Stationen auch in Deutsch-Tirol nachzuweisen. Es ist ein hervorragendes Verdienst des heute bereits mehrfach citirten Herrn Dr. Tappeneier, eine der interessantesten Stationen dieser Art aufgedeckt zu haben: St. Hippolit bei Meran. Es ist das auch die erste Station, welche ich Dank dem liebenwürdigen Entgegenkommen des Herrn Dr. Tappeneier persönlich genau habe studiren können, und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass wir es hier mit einer dauernden Ansiedlung zu thun haben. Es ist dieser Platz auch nach der neolithischen Periode durch längere Zeit besiedelt geblieben. Im südlichen Tirol sind verschiedene Einzel-Funde aus der neolithischen Zeit bekannt geworden, aber es lässt sich nicht bestimmen, ob eigentliche Stationen vorhanden waren. Gerade in der nächsten Umgebung von Innsbruck finden sich allerlei Zeugen frühzeitiger Anwesenheit des Menschen, Artefakte, Topfscherben, bearbeitete Knochen etc., die

im Schotter eingebettet sind. Diese Artefakte stammen zum Theil gewiss aus der neolithischen Zeit, aber ihre Lagerung ist nicht die ursprüngliche, und wir sind vorderhand nicht berechtigt, von neolithischen Stationen im Norden Tirols zu sprechen. Ich erlaube mir noch zu bemerken, dass vor Kurzem auch Waffen aus Nephrit und Jadeit in Tirol gefunden wurden; so im Nonnberg und in der Station von St. Hippolit, an letzterer Stelle ein kleines, steinliches Beilchen, das ganz geeignet wäre, als Berloque an der Uhrkette getragen zu werden.

Ans der eigentlichen Bronzezeit besitzen wir schon ziemlich reichliches Material. Aber es handelt sich vorwiegend um Einzelfunde, in selteneren Fällen um Gräberfunde. Fast gar nicht kommen eigentliche Stationen vor, die sich ausschließlich auf die Bronzezeit erstrecken. Im Grossen und Ganzen muss man seit erstreken. Das die Bronzezeit verhältnissmässig schwach in Tirol vertreten ist, was um so mehr auffällt, als in dem westlichen Nachbarlande, der Schweiz, ja die Bronzezeit ausserordentlich hoch entwickelt war. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel durchaus kein zufälliger. Das gerade die verkehrsarmen Länder reich an Bronzeartefakten sind, die verkehrreichen dagegen viel ärmer. Tirol hat aber immer zu den verkehrreichen Ländern gehört. Immerhin lässt sich aus den Funden ein tieferes Eindringen der Menschen in das verwegene Thälchen noch während der Bronzezeit konstatiren.

Reich wird das Fundmaterial erst mit dem Beginn der Eisenzeit. Da haben wir nun sehr ergiebige Fundgruben in den Gräberfeldern. Gräberfelder aus der Hallstatt-Periode fanden sich in allen Theilen des Landes, im nördlichen Tirol ebenso wie im südlichen und südlichen. Diese Gräberfelder enthalten grösstentheils Brandgräber; aber diese zeigen nicht durchwegs dieselbe Facies, sondern weisen lokale und regionale Unterschiede auf. Gerade hier, in der Umgebung von Innsbruck, ist eine grosse Zahl solcher Urnenfriedhöfe aufgedeckt worden. Regelmässig sind die Gräber mit Steinen umstellt und mit Steinplatten bedeckt. Der Leichnam liegt in grossen Urnen beigesezt und nur unvollständig in Steinplatten versenkt. Die Beigaben sind sehr typisch: ein krug- oder napfförmiges Gefäss, Schmuckgegenstände, häusliche Gebrauchsgegenstände wie namentlich Messer, aber fast niemals Waffen, wurden den Toten mitgegeben; Bronzebesitz weitaus vor, nur ganz vereinzelt erscheint neben Bronze auch Eisen. Das ist der Typus unserer nordtiroler Urnenfriedhöfe. Im südlichen Tirol treffen wir auch Urnenfelder, am bekanntesten ist das von Pfaffen südlich von Bosen, das schon vor einigen Decennien angebeutet worden ist. Diese südtirolischen Brandgräber tragen einen wesentlich anderen Charakter, als die nordtirolischen und es sind andere Einflüsse, die wir hier im Süden des Landes konstatiren können. Im Gellichen Tirol, bei Welselach im Iseltal ist endlich vor Kurzem von Herrn Forstkommissär Scherthanner (der sich unter den Anwesenden befindet) ein sehr interessantes Brandgräberfeld aufgedeckt worden. Ich habe Gelegenheit gehabt, in unserer Festschrift diesen Fund näher zu beschreiben; er hat wieder eine ganz andere Phylogonie, als die früher erwähnten aus Nord- und Mitteltirol.

Die Urnenfriedhöfe finden sich hier in der Gegend von Innsbruck, überhaupt im Innthal, so habe ich zusammen, dass wir unbedingt daraus schliessen müssen,

dass in jener Zeit, die ja verhältnissmässig weit zurückliegt, bereits eine recht dichte Bevölkerung das Thal bewohnte. Wir haben eigentlich noch im Weichbild unserer Stadt einen Urnenfriedhof zu verzeichnen. Derselbe debute sich zu beiden Seiten der Höttingergasse aus und ist neuerdings in wiederholten Campaignen angebeutet worden. Wir finden weiter ganz analoge Urnenfelder in der Umgebung von Matrei, am Sonnenburger Hügel, bei Si-trans und bei Völs, also fünf in unmittelbarer Umgebung der Stadt. Das sind Urnenfelder mit einer sehr grossen Zahl von Gräbern, so dass die Besiedlung damals schon eine sehr intensive gewesen sein muss.

Auf die Hallstattkultur folgt dann auch bei uns diejenige, welche man nach der bekannten Schweizer Station als La Tène-Kultur zu bezeichnen pflegt, und die häufig auch einem bestimmten Volke, den Galliern angesprochen wird. Wir haben in Tirol aus dieser Periode meist nur Einzelfunde, nicht geschlossene Stationen. Es sind eben nur Ausnahmefälle, wie der Friedhof von Col de Stamm bei St. Ulrich in Gredos. Die La Tène-Kultur hat bei uns sehr lange andauert; ihre Fortgeltung hält sich noch tief in die römische Periode. Die Römer stützten sich auf das germanische und haben massgebenden Einfluss auf das gesamte kulturelle Leben genommen. Auf die Römer folgten die Germanen, die in allen Theilen des Landes anthropologisch bedeutsame Spuren zurückgelassen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch der südliche Theil des Landes ziemlich intensiv von Germanen besiedelt war; von den Goten und insbesondere den Langobarden, welche in Trient ein eigenes Herzogthum gründeten. Den grössten ethnographischen Einfluss hatten in Tirol unter den germanischen Stämmen die Baiwaren ausgeübt. Sie drangen bis in das Herz des Landes vor und verdrängten in den von ihnen besetzten Gebieten den Romanismus für immer.

Als ein allgemeines wichtiges Resultat der urchenichtlichen Beobachtungen in Tirol durch alle die genannten Zeiträume und Kulturphasen möchte ich hinstellen die Kontinuität der meisten Siedelungen. Ich habe Gelegenheit gehabt, an verschiedenen Punkten des Landes urchenichtliche Funde zu beobachten in ununterbrochener Folge von der neolithischen Zeit bis auf die germanische, ja bis ins Mittelalter hinein. In weiteren Kreisen trifft man gar nicht selten noch jetzt die Ansicht verbreitet, dass von Zeit zu Zeit grosse Katastrophen über ein Land hereinbrechen, welche eine vollständige Umwälzung der kulturellen und ethnographischen Verhältnisse zur Folge haben. Aber diese Katastrophen-Theorie ist auf urchenichtlichen Gebiete geradezu als abgethan zu betrachten wie in der Geologie. Der Begriff der „Anordnung“, welcher Ausdruck gerade durch den tirolischen Stylisten Fallmerayer in die Literatur eingeführt worden ist, existirt nicht zwischen den Völkern, sondern die Kultur- und Völkerschichten geben in einander über. Selbstverständlich werden auch gelegentlich vorhandene Spannungen plötzlich und tumultuarisch aufgelöst, ebensogut wie in der Geologie.

Nicht geringes wissenschaftliches Interesse verleihen den urchenichtlichen Funden in Tirol die ethnischen Beziehungen zu den Nachbargebieten. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass von Süden her

eine sehr intensive Beeinflussung erfolgt ist, und zwar schon in sehr früher Zeit. Von zahlreichen Stationen in Südtirol besitzen wir Artefakte aus der Übergangszeit der neolithischen in die Bronzezeit, die sich mit den Funden in den Terramaren der Poebene decken. Egentliche Terramaren haben bisher nicht mit Sicherheit in Tirol nachgewiesen werden können, so wenig als egentliche Pfahlbauten. Aber der halbmondförmige Beutel aus der Terramarenkultur, die „ansa lunata“ der italischen Prähistoriker kommt bei uns gar nicht selten vor. Auch sonst treffen wir uns gar nicht selten die Dekorationen der Terramarenkultur gegenseitig in den südtirolischen Stationen. In späterer Zeit wird der Einfluss der italischen Kultur noch deutlicher intensiver; in der Villanova- und der Certosa-Periode denartige Einflüsse von Süden her, von Italien, konnten vordringend nicht mit Bestimmtheit weiter nach Norden hinauf, etwa bis ins Inntal, nachgewiesen werden. Aber ich vermag auch andererseits nicht die Behauptung aufzustellen, dass hier eine solche Beeinflussung nicht stattgefunden hat. Es sind die vorhandenen Beobachtungen noch nicht ausreichend.

In neuerer Zeit haben sich auch ziemlich zahlreiche und interessante Analogien mit Funden in dem beschriebenen Krähnen, Krain und Istrien ergeben. Es ist in dieser Beziehung speziell darauf hinzuweisen, dass wir in Tirol eine ziemlich grosse Zahl feurig dekorierte Bronzegefässe besitzen, die unmittelbar verwandt sind mit denen aus den südostalpinen Gebieten bis zur Etsch. In neuerer Zeit pflegt man die ganze Reihe menschlicher Kultur einem bestimmten Volksstammes, nämlich den Illyrern. Vieles von diesen Bronzegefässen ist, wie sich aus der eigenartig provinziellen Differenzierung des Styles ergibt, im Lande nicht heimisch, und insbesondere sind dieselben auch für die Paläoethnologie von Tirol von grosser Bedeutung.

Es kommt dann noch eine andere Kulturbeziehung in Betracht, die der La Tène-Kultur. Es spricht manches dafür, dass diese nicht direkt von Westen, sondern eher von Südwesten in das Land eingedrungen ist, zwischen den urgeschichtlichen Verhältnissen der Schweiz und Tirols besteht ein ziemlich grosser Abstand. Andererseits ist, wie im nördlichen Vorlande ist sehr intimes Beziehungen zu einander stehen, wie z. B. die schnee Arbeit von Dr. Nave über die Bronzezeit in Bayern genügend dargethan hat.

Die Entwicklung der Kultur in Tirol ist ganz entschieden sehr massgebend beeinflusst worden durch die geographischen Verhältnisse, insbesondere durch die Position des Landes. Tirol nimmt und nahm immer eine eigentümliche Mittelstellung ein. Von der spanischen Halbinsel geht die Passage nach vor nördereuropäische Gebiete mitten durch Tirol und zwar längs einer von der Natur gegebenen Linie. Es führt hier ein nahezu meridional verlaufendes Doppellinie über den Hauptkamm der Alpen: das Etsch- und das Isarthal, einer- und das Silththal andererseits. Das ist eine Verkehrslinie, welche schon in den ältesten Zeiten frequentiert worden ist. Von Osten her ist das Land noch viel schwerer und bequemer zugänglich durch das Inntal. Und in der That haben diese beiden Linien, welche in früher Zeit schon sehr gemacht und sind auf ihrem die mannigfachen Kulturkreise herangekommen. Wenn wir das im Auge behalten, so darf es uns nicht wundern, dass die Beeinflussung von

Norden, Süden und Osten her eine sehr intensive gewesen ist.

Es sind dann noch gewisse Eigentümlichkeiten des Landes und seiner Bevölkerung für die Entwicklung dieser von Aussen überkommenen Kulturkreise massgebend geworden. Noch heute ist ein Charakterzug des Alpenbewohners und speziell des Tirolers der Konservatismus, und diese Eigentümlichkeit geht ganz entscheidend bis in die urgeschichtliche Zeit zurück. Wir können in der frühesten Zeit schon die Neigung beobachten, die Alten, einmal Gegebenes festzuhalten, die alten Typen zu bewahren, auch noch zu einer Zeit, wo sie andernorts längst als unmodern abgelegt worden waren. Es sind zwei verschiedene Tendenzen, die sich bei uns kreuzen: einerseits die günstige Verkehrslage, die ein drängendes, treibendes Motiv repräsentiert, andererseits dieses zähe Festhalten an dem, was einmal war und hergekommen ist. Daraus resultieren allerlei eigentümliche Erscheinungen. Dem drängenden Elemente sind die verschiedenartigen fremden Kulturkreise zuzuschreiben, die wir nebeneinander im Lande finden. Andererseits begreifen wir vielfach veraltete Formen, die uns in diesen Lagen und Positionen förmlich überraschen. In Pfaffen bei Bosen z. B. sind Gräber aufgedeckt worden mit etruskischen Hallstatt-Inventar von oberitalischem Charakter, und daneben haben sich ausgesprochene Terramaren-Typen erhalten. In den Gräberfeldern des Inntales begegnet uns ein Material, das der ausbeutende Urgeschichtsforscher unbedingt für die reine Bronzezeit in Anspruch nehmen würde. Es gibt aber eine ganze Reihe von Momenten, welche beweisen, dass diese Funde durchaus nicht so alt sind, als sie scheinen. Wir treffen da neben bronzezeitlichen Typen auch solche, welche unbedingt der jüngeren Hallstattperiode angehören. Besonders bezeichnend ist weiter die Zählzeit, mit welcher in ganz Tirol die La Tène-Formen festgehalten sind. Wir treffen Fibeln aus der späteren römischen Kaiserzeit, welche ein weniger geübtes Auge für La Tène-Fibeln halten würde. Erst bei genauerem Zusehen erkennt man, dass es römische Provincial-Fibeln sind.

Ich möchte zusammenfassend die Ansicht aussprechen, dass die urgeschichtlichen Funde in Tirol deswegen ein eigenartiges und allgemeines Interesse besitzen, weil wir uns in einem ausgesprochenen Grenzgebiete befinden. Im Herzen von Tirol sind drei Kulturkreise unmittelbar in Kontakt getreten, die für die prähistorische Entwicklung von der allgeringsten Wichtigkeit ist: italische Einflüsse von Süden, dann illyrische von Osten und gallische von Südwesten. Es ist unter diesen Umständen natürlich nicht immer ganz leicht, die einzelnen Fundgegenstände genau seitlich zu bestimmen. Aber es liegt darin eine Anforderung, die Sachen um so schärfer anzusehen. Das Studium der Grenzgebiete ist immer von ganz besonderem Reize. Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal gesagt: wie der moderne Reisende an der politischen Grenze verhalten werden kann, seine Legitimation vorzuweisen, so gelingt es dem Forscher in den Grenz- und Übergangsbereichen oft am leichtesten, den Dingen so recht auf den Grund zu schauen und ihre Eigenart und charakteristischen Merkmale richtig zu erkennen.

In diesem Sinne darf ich vielleicht hoffen, dass unsere bescheidene, äusserlich durchaus nicht imponierende Sammlung urgeschichtlicher Gegenstände für die Kongressbeteiligten nicht ganz ohne Interesse sein wird.

„Sastrišen“ bekannte, in der Festschrift der geachteten Versammlung von meinem tirolischen Namenstvetter des Lobliedspieles nicht bloss der Kinder, sondern selbst der Erwachsenen zählt, und heisst es dort Ke va, Carata oder nach Strada. Gospielit wird dasselbe auch auf dieselbe Weise und wird das Mittelstoch „Ketar“ (die Hürde), die Löcher der Mitspieler Kude (die Häuser), die „Sau“ aber „čer“ genannt.

Ausgesprochene Vorliebe hegt der Bosnier und Herzegover für gymnastische Spiele.

Bei den so beliebten Ausflügen auf's Land, den sogenannten Teferiči, bei Zusammenkünften an Feiertagen, bei Hochzeiten und sonstigen Familienfesten würde der Fremde, wenn er das Treiben des Volkes beobachtet, meinen, in eine längst vergangene Zeit versetzt zu sein, und geradezu darüber staunen, mit welcher Hingabe sich die herrische Jugend den verschiedenartigsten Muskelübungen hingibt. Sein Erstaunen würde sich aber noch steigern, wenn er bemerkt, dass sehr oft, verführt durch das Treiben Jüngerer Leute, sich aus dem Kreise der Zuschauer selbst ergreift bittige Männer in den Kreis der Spieler mischen, um der Jugend zu zeigen, dass nach wie noch erst zu sehende Rivulen im Spiele seien.

Eine der beliebtesten Kraftübungen ist das in der Art sehr stark kultivierte Diskoworfen. Bei uns in Bosnien und der Herzegovina vertritt die Stelle des Diskos allerdings nicht ein grösserer Stein (Kamen), eine Kanonenkugel (Dinjalje) oder eine eiserne Stange von etwa Meterlänge (Čunkija). Der Wurf erfolgt ohne Anlauf und beim Stein oder der Kugel wird mit der Hand oder der rechten Schulter gehalten, der ganze Körper in eine schaukelnde Bewegung versetzt und in Momente, wo der Diabol die gehörige Schwungkraft erhalten zu haben meint, durch Vorbeugen des Oberkörpers und nach vorne Strecken des Armes fortgeschleudert. Deshalb heisst das Spiel „Kamen a rama“ (Stein vom Arme). Beim Wurfspiel mit der Eisenstange darf derselben die Schwungkraft durch Armstreckungen gegeben werden.

In bester Reihe folgen nun Lauf- und Sprungübungen. Der Lauf wird entweder ohne Hilfsmittel oder aber mit Zuhilfenahme zweier, etwa 1 1/2 Meter langer fester Stöcke, die dem Läufer zum Fortschreiten dienen, ausgeführt. Die Läufer entleiden sich vollständig bis auf die Unterhose und stellen sich am Start in einer Reihe auf, um auf das Kommando des Spielers zum Ziele zu eilen. Distenzen von 1000—2000 Meter sind keine Seltenheit; als Preise dienen: ein Hund, gestickte Tücher u. dgl. — Die Sprungübungen sind wie überall zweifach, der Weit- und der Höhen sprung mit und ohne Anlauf. Höhen sprünge von 1 1/2 bis fast 2 Meter sind, natürlich mit Anlauf, in Bosnien keine Seltenheit und hatten einige hier anwesende Herren vor wenigen Tagen erst in Pod Romanja Gelegenheit, dieses Spiel zu beobachten.

Ein Sprungspiel, welches aus griechische Vasengemälden verfahren, ist das in Bosnien und der Herzegovina bei Volksfesten noch gegenwärtig gebräuchliche Sprung auf eine aufgehängte, frische Ziegenhaut. Die Haut abgesogen, gut aufgeblassene und hierauf luftdicht verbandene Ziegenhaut wird auf den Erdboden, nicht weit, niedergelegt und müssen die Springer, welche sich um die gewöhnlich sehr bescheidenen Siegespreise bewerben, trachten, die aufgehängte Haut durch Auf-

springen auf dieselbe mit der kräftig auszunetzenden Fesse zum Platzen zu bringen. So unterhaltend das Spiel für den Zuschauer ist, so hat es schon manchem, durch die elastische Kraft des Schlauchs weit weg geschleuderten Springer ein böses Andenken eingetragen.

Allgemein verbreitet ist auch der Ringkampf „hrranje“, wobei sich die Kämpfer nicht selten bis auf die Unterhose entkleiden. Als Regel gilt, dass die Kämpfer sich bloss an den Armen und um den Oberleib fassen dürfen. Kniestellen oder sonstige Finten sind verboten; der Kämpfer muss trachten, den Gegner muschelschneidend durch die Muskelkraft seines Armes an Boden zu strecken.

Wieder andere Spiele dienen zur Erprobung der Hebelkraft. „Dixanje Kabala“ (das Eisenerheben) besteht darin, dass zwei Männer, welche in hochender Stellung sich mit den Händen an den Zehen festhalten und sich den Rücken zueinander, von den ländlichen Athleten gleichzeitig bei ihren festgehenden Leibgürteln gepackt, in die Höhe gehoben und herumgeführt werden müssen. Ähnlich geschieht es beim Hürde (Sattelstaschen-Spiel), bei dem sich der ländliche Athlet auf Knien und Ellenbogen niederhockt und zwei der Mitspieler sich auf seinen Nacken und Rücken kräftig nieder setzen; nun muss er die Beiden derart emporheben, dass er sammt der Last auf Händen und Füssen ruht und sich nach vorwärts und rückwärts je einige Schritte bewegt.

Gewaltige Muskelkraft erfordert aber auch das sogenannte „Speerheben“ (Kopije dizati). Ein Bursche liegt an Rücken in starrer Haltung am Boden, der andere fast ihn an in gebeugter Stellung mit beiden Armen an den Unterschenkeln (über das Knie darf nicht greifen) und hebt den starren Körper — das Kopje, den Speer — empor, bis derselbe in die senkrechte Lage kommt.

Seltenere sind die vorgenannten sind in Bosnien und der Herzegovina equilibristische Spiele; mit sind nur zwei derselben bekannt geworden. Das eine, welches „Spiesdrehen“ (Razanj) genannt wird, ist eine Art an gespannten Seil ausgeführter Kniewelle, während das zweite eine mimische, derb komische Abschiedsszene des nach Mekka ziehenden Pilgers (Hadži) darstellt. Der Hadži steigt auf das in Mannshöhe straff gespannte Seil und hockt mit untergeschlagenen Füssen so erhalten, hält er in beiden Händen Stöcke, da er aber die Begrüssungen der Zuschauer in orientalische Weise mit der rechten Hand erwidern und mit der linken mimisch darstellen muss, dass er das Reispferd leicht, so geschieht es nur allzu oft, dass er das Gleichgewicht verliert und an Boden fällt, was natürlich die Zuschauer zum Lachen bringt.

Ein bei Jung und Alt sehr beliebter Wintersport ist das Piazalo-Spiel (Schlittensfahren), wobei die Spieler auf ganz kleinen Schlitten von kaum 60—80 Centimeter Länge die steil gebogene Bahn herunterrasen und zum Steuern sich lediglich der Füsse bedienen dürfen. Die beiden Schlittenschienen sind entweder abgerundet (gajtonli), zugespitzt (ligura) und mit scharfen Eisen beschlagen (čibuklije). In Sarajevo werden zu diesem Vergnügen, an dem sich sehr oft 50 und 60 jährige Männer theilnehmen sah, die steilsten Strassen oder Bergabhänge gewählt und die Rutschbahn durch feisigen Regiesen — wozu teilweise geführtes Wasser verwendet wird — recht glatt gemacht. Die echten Piazalo-Virtuosen lassen sich aber die glatte Bahn

nicht genügen, sondern es werden für sie durch aufgeworfene, fest gestampfte Schneebänke (die sogen. Skakala, Sprungsteine) in Abständen von 10–15 Mr. mehrere Hindernisse hergestelt, welche der kühne Schlittenfahrer in sauserer Fahrt durch geschicktes Emporschmelzen des Schlittens zu übersetzen hat.

Gesellige Versammlungen an langen Winterabenden, bei Muhammadanern zumeist zur Zeit des Fastenmonats Ramasan, sind dem Bosnier und Herzegovanz ein Bedürfnis, welches er nach alter Väter Sitte unter keinen Umständen unbefriedigt lassen will. Bei diesen Versammlungen (Sijelo, susanak, prelo = Spinnabend) finden sich Alt und Jung aus allen befreundeten Nachbarbüchern ein, bei den Muhammadanern natürlich bei Trennung der Geschlechter, und vertreibt man sich die Zeit bis in die späte Nacht mit Gesang und einer reich abwechselnden Serie ansiehbender, dabei stets dezentere Spiele, welche sich um so reizender darstellen, weil mancher Vorfall, der sich im Dorfe oder in der Nachbarschaft ereignete, in humorvoller Weise parodiert in das Spiel und den Begleitgesang mit verflochten werden. Niemand wird es einfallen, wegen solcher Scherze böse zu thun, denn heilig wird das Sprichwort gehalten, „dass Scherze im Spiele keine Beleidigung sind“.

Die Anfängling aller dieser Spiele würde zu weit führen und dürfte es genügen, bloss zu erwähnen, dass sie in zwei Gruppen zerfallen, von denen die eine Reizenspiels sind, wobei die Spieler im Kreise auf dem Boden oder den Minder sitzend nach dem Kommando des Spielleiters (Majstor) verschiedene pantomimische Szenen aus dem Leben durchführen, oder einen in der Mitte postirten Spieler von irgend welcher Verriechung zu befreien trachten, was die Gegenpartei zu vereiteln versucht. Jedes dieser Spiele hat seine festen Regeln, wobei aber Improvisationen gerne eingeschoben werden. Manche dieser Spiele begleiten Gesangs oder auch Reizentänze nach eigenem Rhythmus und Tanzschritt.

Die zweite, noch mannigfaltigere Gruppe bilden Versteckspiele, bei denen es gilt, auf mehr oder minder spannende Weise Gegenstände zu errathen. Eines der beliebtesten dieser Art heisst „prsten pod fozdanom“ oder „prsten pod kapom“ (Ring unter der Kaffeeschale oder Mütze) und wird in ähnlicher Weise ausgeführt, wie das Ringspiel, wobei zu errathen ist, bei welchem der Mitspieler sich der Ring befindet. —

Den Glanzpunkt jedes Festes, jeder geselligen Zusammenkunft bei verschiedenen familiären oder öffentlichen Anlässen bildet der nationale Reizentanz, das „Kolo“. Ohne ihn ist keine Festlichkeit denkbar. Wenn die Muhammadaner am Vorabend des Alidžun (mit dem St. Kilianstage identisch) in hellen Scharen die nächste Berggruppe besteigen, um dort den anbrechenden Morgen oder wie sie sagen „die Geburt der Sonne“ zu erwarten; wenn sie am Nachmittage des Alidžun in's Freie zum Teferic (Ausflug) wandern; wenn sich die Dorfbewohner bei einem Nachbar über dessen Einladung zur „Moha“ (freiwillige Arbeitsleistung) oder zum „Komsanjanje“ (Anlassen der gebrochenen Maiskolben) einfinden; wenn der orthodoxe Christ sein „Krasno ime“ (Fest des Hauptpatrons) feiert; wenn sich die christliche Bevölkerung beim Kirchweih oder sonst einem kirchlichen Feste, der Muhammadaner beim Taric (Grabstätte) eines heiligen Mannes versammelt; endlich wenn Hochzeiten oder sonstige Familienfeste statthaben, so hezeichnet der Kolotanz stets den Höhepunkt der Festesfreude.

Den Tanz begleiten entweder gesungene Melodien oder es dreht sich der Reigen nach dem Rhythmus volkstümlicher Instrumente: der Diple, Tamburica, cemanec, šargija, sviralica n. s. w.). Im Kolo tanzen nur Mädchen und Burschen, selten zu Paaren, sondern willkürlich im Reigen geordnet. Bei Muhammadanern tanzen die Mädchen getrennt im Zemko kolo (Weiberkolo) im abgeschlossenen Hofraum oder Garten.

Der „Koločovja“ (Reigenführer, Vortänzer) leitet den Tanz und Gesang; wird aber das Kolo mit instrumentaler Musikbegleitung exekutiert, so sind die Musikanten in der Regel in der Mitte des Reigens postirt. Wer erblickt hier nicht eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Horotanz der alten Griechen, wobei ich noch bemerken möchte, dass der Kolotanz bei den Bulgaren den Namen „Horo“ führt und dass eine Art Kolo in einigen Theilen Serbiens „Oro“, „Kraljevo oro“ (Reigen, Königreigen) genannt wird. —

Vicifach sind die Arten des Kolo, die Tanzschritte und das Tempo so vielseitig, dass es eines geschickten Musikologen und Tanzkünstlers bedürfte würde, um alle Motive dieses so beliebten Nationaltanzes in den verschiedenen Gebieten der südslavischen Völkerämte festzustellen. Zwei interessante Arten des Kolo konnte ich in Bosnien und der Herzegovina beobachten, die ich sonst in den von Südlavien bewohnten Ländern nicht vorfand. Die eine ist das dvostrunko kolo (Doppelsreigen), bei welchem in der Mitte des grossen Reigens ein kleinerer Kreis kräftiger Burschen (gewöhnlich vier bis sechs) tanzt, auf deren Schultern in aufrechter Stellung ebenso viele junge Männer stehen und Mähe haben, sich bei den lebhaftesten Bewegungen ihrer Träger im Gleichgewichte zu erhalten. Die andere interessante Koloart ist das junacko kolo (Heldenreigen), wo die nach Art der Quadrille in zwei Reihen aufgestellten Tänzer reihenweise in der Richtung zur Gegenseite zunächst einige Schritte im langsamen Tempo schreiten, um hierauf einen gewaltigen Sprung auszuführen.

Zum Schlusse möchte ich noch die nationalen Schauspiele erwähnen. Es ist dies eine Belustigung von so allgemeinem ethnographischen Basis, dass es für diesmal genügen dürfte, bloss das Vorhandensein volkstümlicher Possenspiele auch in Bosnien und der Herzegovina zu konstatiren. Das Sujet dieser Studie wird meist dem Leben entnommen und werden in mancher derselben mit beissender Satyre durch Wort und Gebärden althergebrachte Mißbräuche gezeisselt.

So erinnere ich mich einer solchen ländlichen Posse, die eine gelungene Parodie des alten Gerichtsverfahrens, bei welchem Bakšić (Gerchenk) und Knive (Bestechung) weit ausschlaggebender war, als das geschriebene Recht.

Ein anderes „Hadžija“ betitelt Volkschauspiel parodirt den Mekkapilger, welcher einst jahrelang auf der Pilgerreise zur Kaaba (Grab des Propheten) verweilt. Während seiner Abwesenheit gehen Hans und Hof zu Grund und Wind von den leichtsinnigen Schönen des Hadžija zum Schlusse auch sein Weib verhasst.

1) Diple ist die antike Strynx, tamburica ein kleines, mandolinartiges, mit vier gleich gestimmten Drahtsaiten versehenes Instrument; die šargija ist der tamburica ähnlich, doch grösser und in g-dur-Accord gestimmt; cemanec die Violine, sviralica die Hirtenflöte.

was den rückgekehrten Hadji dann treibt, von der heimlichen Schelle in die weite Welt zu flüchten. Die hauptsächlichste Wirtze erhalten diese mit vieler dörben Spagenden versetzten Posen durch den wirklich dorchschlagenden, nrwüchsigem Hamor der Danteller.

Auch Umsüge, die an bestimmten Tagen veranstaltet werden, konnten in Bosnien und der Herzegowina konstatiert werden, wobei es auffällt, dass sich diese bis zum heutigen Tage nur bei der mohammedanischen Bevölkerung erhalten haben. Ein solcher Umgang, „Trobilje“ genannt, wird am Vorabend des Georgstages ausgeführt. Die jungen Burschen aus allen Häusern des Dorfes versammeln sich an einem bestimmten Platze und bringt jede eine aus Weiden- oder Haselmas-Rinde gedrehte Flöte mit. Unter Leitung eines gewählten Führers zieht nun die Gesellschaft von Haus zu Haus, wobei zuerst das Haus eines Weibes, welche im Verdachte der Hexerei steht, angezucht wird. Dort angekommen, stoßen alle in ihre Flöten und spekulieren durch einige Zeit, um sodann sich der Reihe alle Dorfhäuser abzugeben und überall den gleichen Lärm zu machen. Dadurch soll den Anschlägen böser Geister und der Hexen vorgebeugt werden.

Ein anderer Umgang, Čaraiće (wörtlich übersetzt Beschwörer oder Otece (Seher) genannt, geht, nachdem sich die Theilnehmer versammelt haben, am Vorabend des Weihnachtsfestes von einem mohammedanischen Hause zum andern, angeführt von „Did“ (Djed, der Greis) und der „Cura“ (Mädchen), welche ein in Weiberkleidung gehüllter Bursche darstellt. Beim Hause angekommen, wird der Hausherr herausgeklopft und von ihm eine Gabe erbeten, indem ihm gleichzeitig Glück und Gottessegnen gewünscht wird. Lässt sich der Hausherr befehlen nicht zu erscheinen oder gibt er dem Čaraiće keine Gabe, so folgen arge Beschwörungen, die ebenso wie die Segenswünsche nach altbewährten, nachlässlichen Formeln von „Did“ gehalten werden.

Hiemit glaube ich, eine übersichtliche Darstellung der in Bosnien und der Herzegowina gebräuchlichen Volkspiele gegeben zu haben. Manche dürften wohl aus den Nachbarstämmen übernommen sein, die meisten werden aber in weiter Vergangenheit. Viele der letzteren scheinen von den Urbewohnern den slavischen Einwanderern überliefert worden zu sein und deuten namentlich die gymnastischen Kräftübungen auf die keltische Antike, — oder sind als slavischen Ursprungs, wie z. B. alle eigentlichen Festspiele, und namentlich der Kolotans, von dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen könnte, dass er in urslavischer Vergangenheit nicht ein bloßes Vergnügen war, sondern sámrte Bedeutung hatte. Wird ja doch dieser Tanz mit Vorliebe hauptsächlich an Festtagen ausgeführt, welche, wie St. George- und St. Eliasstag, mit den Festtagen slavischer Natur-Göttheiten übereinstimmen.

Ich kann meinen Vortrag nicht schliessen, ohne des nationalen Barden, des Gaslars zu gedenken, der bei jeder Festesfreude der bosnisch-herzogovinerischen Bevölkerung erscheint, um zu den monotonen Tönen eines einseitigen Instrumentes die Thaten des Kalin ban, des Königsohnes Marko, des mohammedanischen Nationalhelden Alija Gjerzeles und anderer Junaken zu besingen. Um ihn versammelt sich Alt und Jung, um durch viele Stunden seiner in formvollendeten stehenden Versen abgefassten Recitation andächtig

zu lauschen. Im Volksdichter finden wir aber auch den echten Volksdichter, der die wichtigsten Begebenheiten des Alltagslebens, die ihn zum Singen und Sagen inspiriren, in wohlgeordneten Versen mit spielender Leichtigkeit improvisirt, und wird es nicht deshalb nicht Wunder nehmen, wenn jener Repräsentant der bosnischen Gaslars, den wir von wenigen Tagen auf der für die Urgeschichtsforsehungen so wichtigen Glasinac-er Hochebene den dahin gekommenen Archäologen und Anthropologen vorstellen konnten, schon in kürzester Zeit die Thätigkeit des ersten wissenschaftlichen Kongresses in Bosnien-Herzegowina seiner Zuhörer zu den Klängen der Gula verkünden wird.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologisch-naturwissenschaftlicher Verein in Göttingen.

(Schluss.)

Hier trifft man bereits an einigen Stellen auf Bergdamaras, die eigenthümliche schwarze Ueberfärbung des Landes. Obschon reine Neger, haben sie doch die Sprache ihrer Unterdrücker, der Namaqua, angenommen. Sie sind, wenn sie sich erst an den Aufenthalt in der Nähe von Weissen gewöhnt haben, das beste Arbeitermaterial unserer Kolonie, besonders da sie sich auch durch Körperkraft vortheilhaft von den Hottentotten unterscheiden.

Je weiter der Reisende nach Osten vordringt, umso mehr zeigen sich zwischen dem Grass- Buschwerk und kleine Büsche, unterneht mit selbst-samen Alociformen und häufig unterbrochen von den grossen Hügelbauten der Termite. Jenseits des Thales von Otjimbingue wird das Grün der Büsche und Büsche so dicht, dass man zeitweise meint in einem dichten Walde zu reiten. Immer mehr zeigen sich geschlossene Bergzüge, bisweilen die Ränder gewaltiger Hochländer, und immer häufiger durchzieht man die dicht bewachsenen Thäler in den Swakop mündender Flüsse.

Hier in dem Gebiet zwischen Otjimbingue und Otjikaango hat man Gelegenheit, Vertreter der Hauptbevölkerung unseres Schutzgebietes, der Herero's oder der eigentlichen Damara's kennen zu lernen. Es ist ein wohlhabendes Hirtenvolk, stolz auf seine Stellung unter den übrigen Nationen und körperlich nahe verwandt mit den Matebele und Sana. Aber sie sind nicht despotisch regiert wie diese beiden Völker; vielmehr ist der Einfluss der Hauptlinge durch die Grossen ihres Stammes oft ziemlich beschränkt. Sie sind wirtschaftlich das wichtigste Element der Kolonie, da der Handel und die Möglichkeit grössere Viehweiden zu erwerben, wesentlich auf dem Rinderrichthum der Herero's beruht.

Durch das wasser- und holzreiche, an vielen Stellen wildromantische Hergethal des Otjizeerflusses erreicht man endlich in südlicher Richtung den Hauptort von Deutsch-Südwestafrika. Auf einer niedrigen Hügelkette erheben sich, schon von Weitem sichtbar, die thurme- und säulen-gekrönten Robingelbanten von Grou-Windhoek und dahinter die schroffen Wände und Gipfel des mächtigen Awageberges.

Die Bevölkerung der zentralen Militärstation Windhoek weist alle südafrikanischen Rassen auf. Zum ersten Male aber trifft man hier auf eine Anzahl von Reboboter Bastards. Es sind trotz grosser und mannigfacher Schwächen die Vertreter einer intelligenten und nicht nutzlichen Mischrasse, aus der bei strenger Zucht mit der Zeit etwas werden kann,

und die unserer Herrschaft während des noch immer im Gange befindlichen Krieges bei richtiger Verwendung noch gute Dienste zu leisten vermag. Auch sie sind gute Viehdücker und sie besitzen die besten Heerden im mittleren Schutzbelt.

Alle Eingebornen der Colonie mit Ausnahme einzelner kleinerer Stämme können mit der Zeit der Culturirung dienstbar gemacht werden. Dabei wird eine gerechte Behandlung gepart mit der nöthigen Strenge im einzelnen Falle im Stande sein, weitere Kriege zu vermeiden, vorausgesetzt, dass den Leuten rechtzeitig der Argwohn genommen wird, man hebsichtige ein kriegerisches Vorgehen gegen sie. Ein solches wird aber selbst zur Bestrafung solcher Excesse nicht nöthig sein, wenn die Eingeborenen sehen, dass die Strafe stets nur den Schuldigen trifft.*

Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Die Kjökkenmøddinger von Rutsau.

In der Mitte dieses Jahrhunderts wurde in Dänemark die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf eigenthümliche Aufschüttungen hingelenkt, welche, unweit der Meeresküste gelegen, aus Schalenresten von Muscheln, aus Knochen und anderen thierischen Überresten bestanden. Nichts lag näher, als anzunehmen, man habe es mit Ablagerungen aus dem Meere zu thun, die in Folge ständiger Hebung der Küste auf das trockene Land gewaschen seien. Bald aber wurde von anderer Seite die Meinung ausgesprochen, dass jene Massen künstlichen Ursprungs und vom Menschen einst in grauer Vorzeit ansammlungsgetragen seien. Begründerweise wuchs das allgemeine und wissenschaftliche Interesse an dieser Sache, und die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen hielt dieselbe für wichtig genug, um eine besondere Kommission zur Untersuchung jener Ablagerungen einzusetzen. Hierin gehörte auch der berühmte Zoologe Steenstrup, welcher später über das Ergebnis ausführlich berichtet hat. Es finden sich Schalenreste der Austern, Herzmuschel und Nirmuschel, ferner Knochen des Dorschens, Karpfens, Aals, der Gans, des Cormorant, verschiedener Mäuse, des Wildschweines, des Hirsches, Rebes, Hundes, Bären, Bibern u. a. m. Daneben lagen eingestreut Kohlenreste von Häuten und Scherben von Thongefäßen; Metallgeräte fehlten gänzlich. Die genaue Untersuchung der Röhrenknochen zeigte, dass viele derselben künstlich aufgeschlagen, andere unverkennbar von Rauthierern benagt waren. Hiervon war es unzweifelhaft, dass diese Schichten nur unter Zuthun des Menschen und zwar vor Beginn der Metallzeit im Stande gekommen sein konnten, und Steenstrup führte sie unter dem Namen Kjökkenmøddinger, d. i. in Dänemark die Bezeichnung der von Haus und Hof gehörigen Abfallhaufen, in die prähistorische Wissenschaft ein.

Obchon diese Entdeckung ein gewisses Aufsehen machte und weit über Dänemark hinaus das allgemeine Interesse anregte, gelang es erst 1874 dem Geologen G. Berendt bei seinen Kartirungsarbeiten in der Nähe von Tolkemit am frischen Haß ähnliche Ablagerungen, die ersten dieser Art in Deutschland, aufzufinden.

Um so interessanter ist es zu vernehmen, dass es nun, wiederum nach zwanzig Jahren, gelungen ist, zum zweiten Mal an der deutschen Küste der Ostsee, und zwar gleichfalls in unserer Provinz solche Kjökkenmøddinger aus der jüngeren Steinzeit nachzuweisen.

In der Sitzung der anthropologischen Sektion der Naturforschenden Gesellschaft am 12. Dezember legte der Direktor des Provinzialmuseums, Herr Professor Dr. Conwentz, eine reiche Kollektion von Thonscherben, Feuersteinschabern und verschiedenartigen Knochen, Geräthen und Schuppen vor, welche er aus den Kjökkenabfallhaufen von Rutsau bei Putzig im Tage gefordert hat.

Wie zumeist bei der Entdeckung derartiger Fundobjekte, spielte der Zufall auch hier eine grosse Rolle. Schüler hatten an dortigen Strandabwägungen Thonscherben gefunden und diese dem Ortslehrer Meyrowaki übergeben. Letzterer überanderte dem Provinzialmuseum die Stücke in der Meinung, dass es sich um Urnenreste aus zerstörten Gräbern handle und dass noch intakte Gräber anzufinden sein würden. Aus der Beschaffenheit der Scherben konnte man aber schliessen, dass keine Urnen, sondern Reste neolithischer Wirtschaftegeräthe vorlagen, und es erschien daher dringend erwünscht, eine Untersuchung an Ort und Stelle anzuführen.

Nachdem durch Herrn Landrath Dr. Albrecht die Erlaubniss zu Nachgrabungen vom Rittergutsbesitzer Herrn Legationsrath v. Below-Rutsau, s. Z. in Lisabon, eingeholt war, hat Vortragender mit Unterstützung des Herrn Landraths im Herbst dieses Jahres mit der Auflebung der Kulturreste begonnen, und es zeigte sich, dass man es mit allen Kjökkenmøddinger in Dänemark und in Tolkemit entprechen.

Etwas 1 Kilometer nördlich vom Schlosse Rutsau, einer Schöpfung Schinckels, dehnt sich am Absturz des hohen Strandes, dicht über der Linie des höchsten Wasserstandes, 50 Meter lang, diese Kulturschicht aus. Sie enthält bearbeitete Feuersteinsplittler, Reste von Fischen (Süsswasserfische) Scherben, Barock, Stichelung u. a., Kiefernaelcke und Haue von Wildschwein und zahlreiche Schindlerreste, aufgeschlagene Röhrenknochen des Rindes, ferner Holzkohle eines Lachhannes, etwas Bernstein und Hunderte von Thonscherben. Letztere bestehen aus einem mit Sand reich versetzten, schlecht gebranntem, unglasirtem Thon. Ausser vielen Bodentheilen sind zahlreiche, theilweise durchlochte Bandkeramik gefundene. Die Hauptmasse der Scherben zeigt die für die Steinzeit charakteristischen Finger-, Strich- und Schnurindrücke, oft in sehr sauberer Ausführung. Viele tragen auch bereits mehr oder minder entwickelte und vervollkommnete Henkel vom einfachen, rohen Knopfnack bis zum kräftig gebanten, denartig durchbohrten Knopf. Bezeichnend für diese Gefässe ist das Auftreten hufeisenförmiger Wälze, die eine besondere Form seitlicher Griffe darstellen. Die Gefässe sind keine Aschenurnen, sondern Töpfe, wie sie in der Wirtschaft gebrannt wurden. Ausser diesen sind, ganz wie in Tolkemit, auch wannenförmige, flache Gefässe gefunden, deren gesicherte Deutung noch nicht gelungen ist.

Diese Funde beweisen, dass zur jüngeren Steinzeit auch bei Rutsau eine feste Ansiedlung bestanden hat, deren Insassen der Fischerei und Jagd oblagen. Sie gewähren einen Einblick in das häusliche Leben der Urbewohner der Putziger Kämpfe und bilden daher eine sehr wesentliche Ergänzung zu den spärlichen Grabfundorten aus dieser frühen Kulturperiode, nicht bloss in Westpreussen. Es ist zu hoffen, dass noch weitere Funde dort gemacht werden, um so eher, als auch der Besitzer des Terrains der Erforschung dieser Ablagerung regen Interesse entgegenbringt.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Correspondent der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. S. 8. 16 des Jahrgangs 1891.

Inhalt: Ueber die neue paläthnologische Eintheilung der Steinzeit. Von Prof. Dr. v. Török. — Bertillonage. Von Dr. Buschan. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. — Literatur-Sprechungen.

Ueber die neue paläthnologische Eintheilung der Steinzeit.

Von Prof. Dr. A. von Török-Budapest.

Alle unsere Erfahrungen in der Natur beruhen auf Wahrnehmung der durch die Sinnesindrücke vermittelten Veränderungen und auf ihrer Association in unserem Bewusstsein. Wir können nur dasjenige zur Erfahrung bringen, was in unserem Denken eine zur Vergleichen geeignete Veränderung bedingt. Die Abfolge dieser Veränderungen nennen wir Zeit. Bei der Diskontinuität unseres Bewusstseins (Schlaf, Ohnmacht, Betäubung) einerseits und bei der Verschiedenheit in der Aufeinanderfolge, sowie bei der Causalität der zum Bewusstsein gelangten Veränderungen andererseits, muss auch der Zeitbegriff in uns sich mehrfach aufheben. — Der Begriff einer vollkommen kontinuierlichen Zeit ist ebenso eine weitere logische Deduktion, wie auch der Begriff des kauslogischen Problems über die Endlichkeit oder Unendlichkeit der absoluten Zeit eine transcendente Speculation ist.

Bei diesem mehrfachen Aufbau des Begriffes der Zeit kann auch sein Inhalt sich nur in dem Masse vermehren und enger ausschliessen werden, in welchem die Anzahl der wahrgenommenen und im Bewusstsein associirten Veränderungen sich vergrößert. Dass wie die psycho-physischen Untersuchungen dargestellt haben, ist zwar die Wahrnehmung von Veränderungen immer nur zwischen gewissen Grenzen möglich, deren gänzliche Lakune aber erst nach blindeste Wiederholungen von Wahrnehmungen, nämlich mittelst der dabei Hand in Hand gehenden präciser Endung erreicht wird; ferner, dass Anfangs nur die größeren Veränderungen und erst später, nämlich in Folge der präciserer Einbindung, auch die feineren Veränderungen wahrgenommen werden können.

Wenn wir die Geschichte der prähistorischen Disziplin studiren, so finden wir eine volle Bestätigung der soeben angeführten Gesichtspunkte. Der Gang des Fortschritts in den bisherigen prähistorischen For-

schungen liefert hierfür den strikten Beweis. Erstens beruhen alle unsere prähistorischen Kenntnisse auf der Wahrnehmung von „Veränderungen“ (Unterschiede) bei den auf uns überkommenen Reliquien des menschlichen Wesens (nämlich seiner Kunstzeugnisse) in Gemeinschaft mit den Veränderungen (Unterschiede) der umgebenen Natur (der geologischen und paläontologischen Produkte). — Zweitens wurden — eigentlich konstant — zuerst nur die grösseren Veränderungen in der prähistorischen Kultur wahrgenommen werden; folglich auch die ganze prähistorische Aera eben auf Grundlage dieser grösseren Veränderungen, zuerst nur in allgemeinere, d. h. grössere Zeitalterabschnitte (1. Stein-, 2. Bronze- und 3. Eisenzeitler) eingetheilt werden konnte. Erst bei den Wiederholungen der Funde lernte man die kleineren Veränderungen wahrnehmen, in Folge dessen man innerhalb der allgemeinen Zeitabschnitte auch kleinere Zeitabschnitte kennen lernte (a. B. innerhalb des Steinzeitalters: 1. die paläolithische Zeitperiode = die Zeitperiode der geschlagenen Steinwerkzeuge, und 2. die neolithische Zeitperiode = die der geschliffenen Steinwerkzeuge). Zuletzt kam erst die Unterscheidung der Epochen innerhalb dieser Zeitperioden (z. B. innerhalb der paläolithischen Zeitperiode die Unterscheidung der 1. Chelles'schen, 2. Mouster'schen, 3. Solutré'schen und 4. Magdalén'schen Epoche).

Wie wir also sehen, entspricht der Gang der Fortschritte bei den wissenschaftlichen Forschungen genau der physiologischen Gesetzmässigkeit unserer Denkfähigkeit; und wir können aus dieser Gesetzmässigkeit schon im Voraus sagen, dass alle weiteren Fortschritte sich auf die Wahrnehmung immer und immer feinerer Unterschiede d. h. Veränderungen in der prähistorischen Kultur beschränken werden, in Folge dessen die ganze prähistorische Aera für uns immer reichhaltiger und in ihren einzelnen Phasen immer enger anschliessender sich gestalten wird. Freilich aber ist die Möglichkeit des Fortschrittes im Wesentlichen von solchen Umständen (Zufälligkeiten) abhängig, die nicht in unserer Macht stehen.

II. Die Monstér-Magdalénische Übergangsphase.¹⁾

1. *Lokalitäten*. Solotré (Saône-et-Loire), Saint-Yrieix-d'Excideuil (Dordogne), Nemours (Seine-et-Marne), Neuchâtel (Somme), Arcy-sur-Cure (Yonne), Bédouze (Dordogne).

2. *Steinindustrie*. Abnahme der Breite und Zunahme der Länge der Silenzkliegen. Erscheinen (aber von kurzer Dauer) von steinernen Lanzenspitzen in Form des Lorbeerblättes, Kerb-Pfeilspitzen (pointes de fèches à auge) von Silenz. Verschwinden der Faustkeile (eop de poing).

3. *Anderweitige Industrie*. Beginn der Verwendung des Knochens zum Grundmaterial von Werkzeugen. Beginn der Gravirung und Skulptur. Kerb-Pfeilspitzen aus Knochen. Zahlreiche Feuerherde mit Küchenresten, namentlich in Solotré, mit außerordentlich vielen Knochen von Pferde.

4. *Wohnung und Aufenthalt*. Höhlen, Felddächer, Aufstich im Freien.

5. *Anderweitige Beobachtungen*. Übergangsphase. Mittlere, quaternäre Lager (obere Schichte). Klima milder und trockener. Vorherrschend des Mammoth mit wenigen und ungenutzten Stosszähnen, des Pferdes (Equus caballus). Verschwinden des Rhinocerotus. Die Solotré'sche Industrie, mit nur sehr wenigen Fund-Lokalitäten, weist nur sehr wenige Lokalitäten auf, wo sich der Monstér'schen Industrie eine Übergangsindustrie zwischen Solotré und La Madeleine anschliesst, wie a. B. in Arcy-sur-Cure (Yonne), in Neuchâtel (Somme). Die feinen und langen Solotré-Mammoth-Lanzenspitzen waren so zahlreich, dass man jetzt viel mehr serbische als ganze Exemplare findet; ihre Zerstückelung veranlasst ihr Aufgeben und ihre Ersetzung durch Lanzenspitzen von den widerstandsfähigeren Knochen. Auf diese Weise erfolgte der Übergang zur Magdalén'schen Epoche.

III. Die Magdalénische Epoche.

1. *Lokalitäten*. La Madeleine (Gemeinde Turac in Dordogne); das Thal der Vézère, Corrèze, Tardoire; das Becken der Seine, Rhône, Loire, Garonne, Dordogne, Charente, Adour, in Belgien und in der Schweiz.

2. *Steinindustrie*. Vorherrschend von geschliffenen schmalen und verflügelteten Steinkliegen (lames). Schmale Stichel sehr zahlreich. Hackenmesser (becs de perroquet), Gewexe und concave Kratzer (grattoirs), kleine (perçoirs), Sägen (scies). Zweifache Instrumente. Kleine Stampfsteine mit abgehaktem Rücken.

3. *Anderweitige Industrie*. Bedeutender Fortschritt in der Anwendung des Knochens zum Grundmaterial. Köcherne Lanzens- und Pfeilspitzen, Harpunen, Dolche, Nadeln, Popelnägel. Hogen, Näbner, Gravirungen, Skulpturen. Zahlreiche Feuerherde mit Küchenresten (Knochen von Ochsen, Pferde etc.).

4. *Wohnung und Aufenthalt*. Das Aufsuchen von Höhlen und Felddächern behufs der Wohnung. Aufenthalt im Freien seltener.

5. *Anderweitige Beobachtungen*. Obere, quaternäre Lager. Kaltes, trockenes Klima. (Rückkehr der

¹⁾ Wie wir wissen, hat Gabriel de Mortillet die Solotré'sche Epoche — als eine selbstständige — unterschieden; nach Salomon ist sie nur als eine Übergangsphase zu betrachten.

Kälte). Vorherrschend des Benthieres (*Cervus frandus*). Mammoth lebt noch, aber verschwindet dann. Die Madeleine'sche Industrie charakterisiert die ganze Epoche.

B. Neolithische Periode.

Die Magdalénische-Campigny'sche Übergangsphase.

1. *Lokalitäten*. Délemont (in der Schweiz); Long-Recher de Fontainebleau (Seine-et-Marne); Allouand, Châtillon, Rochedane (Doubs); Villardin-Bonygnot (Savoie); Manneville-sur-Risle (Eure), Yport (Seine-inférieure), Le-Mas-d'Azil (Ariège), Sordes (Landes); Kiechenabfälle (Kjøkkenmødding) von In Torche, in Falou (Crozon, Finisterre).

2. *Steinindustrie*. Die verflügelte Magdalénische Industrie, welcher die grossen Schweiß-Instrumente (*Mesors, tranchets*) sich beizugesellen beginnen. Die eine Station in Délemont (Schweiz) lieferte La Madeleine'sche Silenzformen mit Reithirnschnecken; die andere Station ähnliche Silenzformen mit einem Campigny'schen Messer, in Gesellschaft von Hirsch- und Reithirnschnecken.

3. *Anderweitige Industrie*. Durchbohrte Harpunen, Abnahme der Anwendung von Knochen, Feuerherde mit Küchenresten.

4. *Wohnung und Aufenthalt*. Höhlen, natürliche Zufluchtsorte, zahlreiche Wiederkehr des Aufenthaltes im Freien.

5. *Begräbnis*. Nach einigen Archologen hätte die Versorgung der Verstorbene während dieser Übergangsphase begonnen.

6. *Anderweitige Beobachtungen*. Übergang, Entwicklung eines mässigen Klimas. Beginn der jetzigen Fauna. Ansiedeln der Reithirne in Genf und in der übrigen Schweiz. Weiterleben des Steinbockes (bouquetin) und des Murmelbiers. Zusammenstreffen der paläolithischen und neolithischen Epoche. Die Madeleine'sche Industrie ist nicht gänzlich erloschen, geschwächt dämmerte sie noch fort; sie versorgte sich gegen — die allmählich milder gewordenen — Gegenden, vom südwestlichen gegen das nordöstliche Europa. Dies war der eine jenes Zuges, auf welchem die westlichen dolichocephalen Menschen mit den Brachycephalen und den orientalischen Dolichocephalen zusammenströmten und in Blutmischung traten; diese zunehmend genommene Kreuzung war vom grössten Einfluss auf den späteren Fortschritt, namentlich in Bezug auf die Glättung der Werkzeuge (*polissage*), die Domestikation, Kultur, Totenkultus, Begräbnis, Dolmenbauten, deren Beginn im westlichen Europa erfolgte.

C. Neolithische Periode.

IV. Campigny'sche Epoche.

1. *Lokalitäten*. Le Campigny (Gemeinde Bligny-sur-Beaune in Seine-inférieure), Cerisiers, Vindoures (Yonne); die Gegend von Oth (Aube et Yonne), de Feld Barbet und von Cateoy (Oise), die Basis der Grotte von Nermont (Yonne), Campignolles (Oise), Commercy (Meurthe-et-Moselle), die grosse Werkstätte von Vienne. In Belgien (Ghlin und Spiennes).

2. *Steinindustrie*. Fortsetzung und Abnahme des Verfahrens der Madeleine'schen Industrie. Ueberbleiben der Stichel. Starke Entwicklung der Fabrikation von Messern, von den dünnen Scherren (*coupoirs, Scheren, Falbeine*) genannt. Spitzhänen (*piers*). Grobe, unbestimmte Instrumente. Axte, Beilz behufs der Polirung verfertigt, sie selbst aber ohne Polirung gebraucht.

2. *Anderweitige Industrie.* Braunenlöcher zur Gewinnung des Silex. Grobe Töpfer, mathematisch der Anfang derselben. Domestikation (Anfangsstadium).

3. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, Grotten, Feldcher, Herdgruben in der Erde, Erdhütten.

3. *Begräbnis.* Kein Instrument der Campigny'schen Epoche wurde bisher in den neolithischen Begräbnisstätten aufgefunden, deren Beginn, wie es scheint, nicht weiter vor der Chassigny-Robenhausen'schen Epoche stattfand.

V. Chassigny-Robenhausen'sche Epoche.

1. *Lokalitäten.* Feld von Chassigny (Saône-et-Loire), Bagneres-de-Luchon (Haute-Garonne), Champigny (Seine), Lodinières (Seine-inf.), Semur (Côte d'Or), Torfmoore zum Theil, Vallon (Ardèche), Pompiannet et Sauve (Gard), Mireval (Hérault), Robenhausen (Schweiz).

2. *Steinindustrie.* Vervielfältigung der Anzahl von Werkzeugen. Verschiedenes Rohmaterial von Ort und Stelle oder von fremden Gegenden. Dolche. Große, unbewegliche Polirsteine (polissoirs). Gekerbte und hohlgemeiselte Sägen (scies à coches et gonges). Kegelförmige Bohrung und Säugur. Convexe und concave Kratzer. Bohrer. Aexte mit Handhabe aus Hirschgeweih. Todtschläger mit zentraler Durchbohrung. Entwicklung der Polirung, polirte Messer (selten). Projektile geschlagen zubereitet.

2. *Anderweitige Industrie.* Bankunst. Entwicklung der Schifffahrt. Fäden, Wirten. Angelhaken, Schwimmer für die Fischerei. Korblechterei. Spindel, Leinwandspinnerei und Weberei. Stoffe. Baumzucht. Ackerbau. Mühlesteine, Zermahlen der Körner, Broderbereitung. Entwicklung der Thierzucht. Verbesserte Topfgeschirre mit Henkeln und mit verschiedener Ornamentik. größeres Format der Vasen. Verpörrianting. Löffel aus Töpferzeug.

3. *Wohnung und Aufenthalt.* Höhlen, Grotten, Erdhütten, Flechtstämme, Grundpfähler, Pfahlbauten.

3. *Begräbnis.* Bestattung der Todten in natürlichen Höhlen, Grotten und auch in Erde. Gräberanstattung. Die bisher bekannten neolithischen Begräbnisse sind vor der Chassigny-Robenhausen'schen Epoche sowohl in Westeuropa, wie auch in Skandinavien ohne Beigaben von Totivobjekten. Die ersten megalithischen Monumente.

4. *Anderweitige Beobachtungen.* Gemäßigtes Klima. Jetztige Fauna. Die Zusammensetzung der Bezeugung: Chassigny-Robenhausen'sche Epoche stammt daher, weil es nöthig ist, hervorzuheben, dass die neolithische Zivilisation sich nicht nur auf den (viel weniger zahlreichen und mithin viel selteneren) Pfahlbauten, sondern auch auf den (viel zahlreicheren) Landwobnstätten entwickelte.

VI. Carnac'sche Epoche.

1. *Lokalitäten.* Carnac und Umgehung (Morbihan); alle Stationen mit megalithischen Monumenten, offenen Steingallerien, künstlichen Begräbnisstätten, wie z. B. in der Champagne und Provence; die Dolmenengrotten von Foenille (Bouches-du-Rhône); Collogues (Gard); Auvernier (Schweiz); Tourinnes (Belgien).

2. *Steinindustrie.* Artistische Form der Aexte von grossem und sehr kleinem Format. Durchbohrte Dillenäste, sehr fein ausgearbeitete Pfeil- und Lanzenspitzen, sowie Dolche, kleine Messer (Schneidwerkzeuge) zur Entleerung der Knochen und behufs Zubereitung der Pfeilboigen. Anwendung von glänzenden und pretiosen

Substanzen; Jadeit, Chloromelanit, rother Quarz, Steatit, Bernstein etc., bedeutende Entwicklung des Patzes, allgemeine Auewendung der Polirung, grosse Silexklängen.

2. *Anderweitige Industrie.* Bankunst: Memhire, Steinscheiben, Cromliche, vierkantige Stölen, Dolmen, gedeckte Gänge, Steinkisten, Hügelgräber, Gravirungen, Skulpturen. Beginn der Bildhauerei, Chirurgische Trepanationen. Vervollkommnung der Töpferi. Allgemeine Verbesserung der älteren Industrie.

3. *Wohnung und Aufenthalt.* Weitere Entwicklung und Verbesserung der früheren Wohnungen, Erdhütten, Pfähler, Pfahlbauten, die ersten Terraroren.

3. *Begräbnis.* Begräbnis in Dolmen, gedeckten Gängen, Steinkisten, künstlichen Grotten und auch in Erde. Totir-Belle, als zum Totenkultus gehörig, in ganzen Exemplaren oder in absichtlich gehobeneu Stücken. Symbolische Aexte und Symbolik der Zubereitung des Silex bei dem Begräbnis. Amulette von Schädelknochen. Ossuarien. Allgemeine Verbreitung des Totenkultus und der megalithischen Monumente. Nahrungsmittel in den Gräbern. Erste Verbrennungen der Leichen.

4. *Anderweitige Beobachtungen.* Gemäßigtes Klima. Jetztige Fauna. Erstes Auftreten der Broute in den Gräbern gegen das Ende des Steinzeitalters; die verschwindenden neolithischen Steinwerkzeuge vermischen sich mit Metallwerkzeugen. Uebergang zwischen der Stein- und Bronzezeit — Wenn die Dolmen durch die Brachycephalen oder Dolichocephalen des neolithischen Zeitalters eingeführt worden wären, so würde man dieselben gewiss schon aus der mesolithischen Zeit oder der Campigny'schen Epoche nachweisen können; aber die älteste Industrie, welche in den Dolmen aufgefunden wurde, stammt erst aus der Chassigny-Robenhausen'schen Epoche und die Dolmenbauten entwickelten sich hauptsächlich erst in der Carnac'schen Epoche.

Dies wäre also die Salmon'sche Eutheilung des ganzen Steinzeitalters, welche zum ersten Male den Nachweis einer stetigen, eng anschließenden Entwicklung der prähistorischen Kultur liefert; in Folge dessen wir über die einzelnen Fragen der Forschung fortan genauer orientirt werden können, als dies bisher möglich war. Wie wir sehen, stellt sich der wissenschaftliche Inhalt dieses Zeitabschnittes der Prähistorie nimmehr so reichlich dar, wie man dies noch vor einem Menschenalter nicht haben konnte. Wir werden Gelegenheit finden, uns auf diese neuere Epochenentheilung der Steinzeit noch zurückzukommen, wenn wir nämlich über die prähistorische Steinwerkzeuge-Kultur aus den Funden in Ungarn berichten werden; wir wollen diesmal nur die Aufmerksamkeit der Gelehrten überhaupt auf diese wichtige Neuierung der prähistorischen Forschung richten.

Bertillonage.

Von Dr. med. n. phil. G. Buschau in Stettin.

Bertillonage = identification anthropométrique ist der Name für ein anthropometrisches Verfahren, das von Alphonse Bertillon (daher nach diesem Erfinder so benannt) herrührt und den Zweck verfolgt, die Identität einer Person auf Grund anthropologischer Merkmale, die früher an ihr Exirt worden sind, nachzuweisen. In erster Linie ist diese Methode für kriminalistische Zwecke bestimmt, insofern es gilt,

durch sie die Persönlichkeit rückfälliger Verbrecher, die unter anderen Namen eingeleitet werden, festzustellen. Es ist aber klar, dass sich dieselbe auch für weitere Kreise nützlich erweisen muss, in sozialer, juristischer, forensisch-medizinischer etc. Hinsicht, sobald es sich darum handelt, Zweifel über die Identität einer Person mit einer anderen Person zu beseitigen. Natürlich ist hierbei Voraussetzung, dass ein jeder Bürger sein Signalement polizeilich fixieren lässt. So empfiehlt es sich, an Stelle der bisher üblichen allgemeinen Anträge auf Beglaubigungs-scheine, Urkunden, Reisepässe, Militärpapieren, Lebensversicherungsakten, Steckbriefen etc. das Bertillon'sche System in Anwendung zu bringen. Für medizinisch-forensische Zwecke wird das Verfahren sich praktisch bewähren beim Angreifen eines Unbekannten (entwischen Geisteskranken, vom Schläge Betroffenen, Bewusstlosen und Anderer mehr), beim Opfer eines Verbrechens, eines Selbstmörders, eines Verunglückten, beim Auffischen einer Leiche und Aehnlichem. Ganz besonders aber ist die Bertillonage zu verwerten in Fällen, wo man bei der Feststellung einer Persönlichkeit auf einzelne Gliedmassen oder eine charakteristische Rumpfform angewiesen ist, also bei Encephalomalaxien, Explosionen, Überschwemmungen, nach einem Gefecht etc.

Das Bertillon'sche Verfahren besteht in der Aufnahme bestimmter somatischer Merkmale, denen eine gewisse Konstanz für das ganze Leben zukommt. Am besten eignen sich hierzu die Knochen, und in Besonderen solche, die durch Suturen der metastatische Zwischenknochen mit einander in Verbindung stehen und übrigens der Messung leicht zugänglich sind, als die Röhren- und Schädelsknochen. Solche ganz zweifelhafte Masse sind für Bertillon: die Länge und Breite des Kopfes, die Länge des linken Fingers, des linken kleinen Fingers und des linken Vorderarmes. Weniger konstant, aber immer noch innerhalb sehr geringer Grenzen schwankend, sind weiter die Höhe des gesammten Körpers, die des Oberkörpers, die Armspannweite, sowie die Höhe und Breite des linken Ohres. Letztere möchte das letzte Merkmal ganz fallen lassen und dafür lieber die sogenannte Ohrhöhe (Projektion des Scheitels auf die äussere Ohröffnung) substituieren, da es leicht einer raffinierten Person gelingen kann, durch Druck und Zug seinem Ohr andere Grössenverhältnisse zu geben.

Die angeführten 11 (beziehungsweise 10) Masse sind vollständig zu einer exakten Identifikation. So klein ihre Anzahl auch erscheinen mag, so ermöglicht doch nach Miers' Berechnung die statliche Anzahl von 177,167 Kombinationen, Nimmt man anserdem hinzu, dass Bertillon noch 7 verschiedene Merkmale am Ange, die auf der Intensität und Pigmentation der Iris beruhen, mit verarbeitet, so steigt die Zahl der Möglichkeiten auf 1,240,000. Weiter werden die Beschaffenheit der Nase, der Farbe des Kopfes und des Bartes, sowie der Länge der Hände, etwaige Narben, Mutter- und Tättowirungen etc. bei dem Signalement zweier photographischer Aufnahmen (en face und en profil), sowie des Namens, Vornamens, Pseudonyms, des Alters etc. vervollständigt wird. Das Bertillon'sche System, wie wir es soeben geschildert haben, liefert absolut sichere und präzise Resultate, denn nach Untersuchungen seines Erfinders

Enden sich unter 100,000 Individuen kaum 10, die annähernd gleiche Maassnahmen aufweisen.

Das Instrumentarium zu den Messungen ist ein ziemlich einfaches; dasselbe besteht in einem Tasterzirkel, einem Stangen-(Höckerischen) Zirkel, einem höheren Winkelmass mit Millimeter-eintheilung (alle drei Messgeräte, um die Masse am Kopf, den Fingern und dem Arme zu nehmen), einem 50 cm hobes Holzsessel (zum Sitzen beim Messen der Sitzhöhe und zum Messen des Fusses), einem 1,19 m hohen Tische (zum Messen des Ellenbogens) und einer Wandabkleidung aus Holz (2,25 zu 2 m), die in dieser Richtung verschiebbar gelagert ist und einen in Nehmen der Körpergrösse), als auch in der horizontalen Millimeter-Papier unter Glaschutz aufweist für das Maass der Armspannweite. — Das Nehmen der Masse muss in einer bestimmten Reihenfolge geschehen, um möglichst an Zeit zu sparen. Ueber die Einzelheiten bei der Messung vgl. Bertillon, Identifikation, und Henschel, die Bertillonage. Die Aufnahme des Signalements an einer Person erfordert gegen 7 Minuten; davon kommen 2 Minuten für die Aufnahme der Personalien, 3 für die Untersuchung einzelner Merkmale am Körper und 2 für die Messungen. Ein von Anfosso zu diesem Zwecke konstruirtes Tachyanthropometer soll die Aufnahme des ganzen anthropometrischen Signalements in 2-3 Minuten ermöglichen. — Die Resultate werden sogleich auf Messkarten, am besten mittelst vereinbarter Abkürzungen (der Zeitersparnis wegen) aufgeschrieben, die Karten selbst, nach einem bestimmten Prinzip sortirt, in Kästchen und diese wieder in Fächer vertheilt. Bei dem Sortiren bedient sich Bertillon eines ingeniosen Verfahrens, das im Laufe der Jahre aus dem vorhandenen Material von selbst hervorgegangen ist und sich als recht praktisch erwiesen hat. Nehmen wir eine gegebene Anzahl von Messkarten an, so werden diese zunächst nach dem Geschlechte gesondert. Die Messkarten für das gleiche Geschlecht erfahren sodann eine Einteilung nach der Länge des Kopfes in lange, mittelgrosse und kleine Köpfe, eine weitere Einteilung nach der Breite desselben. Die Länge des linken Mittelfingers gibt weitere Untereibteilungen, die, wenn man dann noch weiter die Länge des Vorderarmes, des kleinen Fingers und so fort zum Einteilungsprinzip macht, sich noch an Zahl vererben lassen. Auf Grund dieser Vertheilung der Messkarten ist das Herausfinden einer Person, um ihre etwaige Identität mit einer früher gemessenen festzustellen, das Werk eines Augenblicks.

Einen weiteren Ausbau hat das anthropometrische Signalement durch den Bruder seines Erfinders, Georges Bertillon, erfahren. Die Untersuchungen dieses Autors, denen das von A. Bertillon angefertigte und paradoxe anthropométrique genannte Gesetz — der Coefficient, der dazu dient, um die Körpergrösse aus einem Körpertheil zu rekonstruieren, muss mit der Länge desselben variiren; handelt es sich z. B. am daraus die wahre Körpergrösse zu bekommen, die Länge der betreffenden Extremität mit einem niedrigeren Coefficienten multiplizieren, als wenn diese kurz ist — zu Grunde liegt, den Nachweis für die Möglichkeit erbracht, gegebenen Falls aus den Kleidungsstücken einer Person (Schuh, Hut, Beinkleider, Rock, Handschuh mit annähernder Sicherheit die betreffenden Knochenlängen zu berechnen.

Die Bertillonage hat trotz ihres kurzen Bestehens wegen ihres eminent grossen Nutzens bereits in verschiedenen Kulturstaaten, und zwar von staatswegen, Eingang gefunden. Frankreich und seine Kolonien sind vollständig in diesem Sinne organisiert; in Paris, Lyon, Marseille sind sich Zentralstellen und in verschiedenen anderen Städten Nebeninstanzen; das Bureau d'identification in Paris erhält von ständigen Messungen im Reich Mittelbeilagen. — In Russland (St. Petersburg) und einigen wichtigen Zentralstädten, Schweiz (Genf), Rumänien, ferner in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und in Argentinien sind solche Institute nach dem Pariser Muster in Tätigkeit; in gleicher Weise lassen sich Belgien und England die baldige Einführung des Systems angelegen sein. Was Deutschland betrifft, so hat als Erster Meiss die Strafanstalt Moabit bei Berlin mit demselben vertraut gemacht; ein Bericht über den Fortgang der Sache ist bisher auch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Die preussische Regierung verhält sich leider immer noch recht ablehnend gegen diese sich allenthalben bewährende Neuerung.

Die Kosten der Einrichtung eines Institutes für Identification anthropométrique belaufen sich nach der Berechnung Le Boyer's (für Genf) auf annähernd 250 Francs, die jährlichen Betriebskosten (inclusive zwei Beamte, die dieses Amt als Nebenberuf betreiben, 1000 Signalements mit doppelter Photographie) auf 1000—1200 Francs.

Die grosse Bedeutung der Bertillonage für das öffentliche Leben leuchtet ohne Weiteres ein. Einen Beweis für das gute Funktionieren des Systems liefern die von der Pariser Polizeibehörde herausgegebenen Berichte über den Fortgang des service d'identification. Es wurden gemessen im Jahre:

1892	275 Individuen, davon entlarvt als recidivierende Verbrechen	—	49
1893	5,386	—	241
1894	10,999	—	424
1895	14,965	—	434
1896	16,109	—	425
1897	19,150	—	525
1898	31,749	—	627
1899	41,515	—	622
1900	51,628	—	600
1901	56,704	—	600

Es ist klar, dass, sobald des Bertillon'sche Verfahren (natürlich in einbeitlicher Weise) sich internationalisiert haben wird, die eminent praktische Bedeutung desselben für das allgemeine Wohl noch deutlicher zu Tage treten muss.

Literatur: Das grundlegende Werk ist A. Bertillon, Instructions signalétiques: avec un album de 81 planches et un tableau chromatique des nuances de l'iris humain. Melen 1893. — Eine eingehende Darstellung der Methode hat Referent gegeben in Buschan, Identitätsfeststellungen an Verbrechern und ihr praktischer Werth für die Kriminalistik. Zentralbl. f. Nervenk. 1893, Heft 8. — Weiters Bearbeitungen des Themas: Anfosso und Romiti, De la possibilité de faire servir la méthode et les instructions de l'anthropologie criminelle etc. Deux congrès de l'anthropologie criminelle, Paris 1890. — A. Bertillon, Notice sur la formation du service d'identification de la prefecture de police etc. Paris 1890; La photographie judiciaire. Paris 1890. — G. Bertillon, De la reconstruction du signalement anthropométrique au moyen des vêtements. Paris-Lyon 1892; L'anthropologie judiciaire à Paris en 1889. Paris-Lyon 1890. — Le Royer, Notes sur l'identification anthropométrique. Revue pénal. soim. 1892, Nr. 6. — Pernot, De l'anthro-

pométrie au point de vue de l'identification du recidiviste. Lyon méd. 1885, pag. 288. — De Ryckere, Le signalement anthropométrique. Trois. congrès d'anthrop. crimin. à Bruxelles 1892.

Mitteilungen aus den Lokalvereinen.

Anthropologische Sektion der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Sitzung am 31. Oktober 1894.

Herr Helm trägt die Ergebnisse seiner chemischen Untersuchung alter Bronzemünzen vor.

Durch frühere Untersuchungen hat Vortragender festgestellt, dass mehrere in Westpreussen gefundene prähistorische Bronze-Gegenstände sich durch einen hohen Gehalt an Antimon auszeichnen. Bei der Herstellung dieser Bronzen hat hiernach offenbar eine absichtliche Beimengung von Antimon stattgefunden resp. es sind von vorneherein Roherze zur Verwendung gekommen, die reich an Antimon waren. Die Frage nach derartigen metallischen Beimengungen ist von hoher Bedeutung, da durch sie zugleich ein Aufschluss über die Herkunft der verwendeten Erze und der gewonnenen Bronzen selbst erhellt werden darf. Nach dieser Richtung sprach Vortragender in einem früheren Vortrage die Vermuthung aus, dass das Material, aus welchem die stark antimonhaltigen Bronzen Westpreussens angefertigt worden, aus Ungarn-Siebenbürgen stammen dürfte, wo Kupfererze wie auch Antimonerze in ergebiger Menge oft neben einander vorkommen.

Es ist immerhin auffallend, dass unter den prähistorischen Bronzesachen aus anderen Ländern verhältnissmässig nur wenige sich befinden, welche einen hohen Antimongehalt zeigen. Vielleicht ist in den anderen Fällen bei der Ansführung der bestiglichen Analysen der Antimongehalt nur übersehen, das Antimon etwa für Zinn gehalten worden.

Zur Beseitigung dieser Zweifel hat nun Herr Helm zahlreiche Kontrollanalysen an vorgeschichtlichen Münzen von Bronze und Kupfer aus verschiedenen Gegenden und weit auseinander liegenden Zeitabschnitten durchgeführt. In allen untersuchten Münzen erreichte die Menge des Antimons in der That niemals die Höhe von 1/2 Prozent. Eine so geringe Menge kann nur als unwesentliche Beimengung betrachtet werden, welche den Roherzen, namentlich den Kupfererzen, aus denen die Metall-Legierungen einst verfertigt wurden, aushaafte; weder konnten zufällig zur Anfertigung der Münzen stark antimonhaltige Erze benützt, noch absichtlich Zuschläge von Antimonerzen genommen sein.

Auffallend ist ferner der geringe Zinngehalt der Münzen im Gegensatz zu dem reichen Zinngehalt anderer gleichalteriger Bronze-Gegenstände; Zinn- und Bleilegierungen sind indessen gut vertreten.

Obgleich das Zink als Metall damals noch nicht bekannt war, so verstanden es die Alten doch, aus Kupfer durch geschickte Verwertung von Zinkerszen „gelb an färben“, d. h. Messing herzustellen. Diese Darstellung des Messings dauerte noch bis in das 16. Jahrhundert hinein; erst dann wurde die metallische Natur des Zinks erkannt und das Messing durch direktes Zusammenschmelzen von Kupfer und Zink dargestellt. Die Alten verstanden es gleichfalls, dem Kupfer durch Zusatz von Blei eine leuchtende Schmelzbarkeit und grössere Härte zu geben. Auch Antimon,

welches die Römer zur Kaiserzeit bereits kannten, hat zwar nicht zu Münzwecken, so doch zur Herstellung von Metallspiegeln Verwendung. Vortragender spricht die Hoffnung aus, dass der von ihm wieder meist gebrauchte Anregung zur chemischen Untersuchung der prähistorischen Bronzen auch von anderer Seite recht eifrig stattgegeben werden möge, damit, was schon Erwannt, die Frage nach der Herkunft der alten Bronzen auf dieser neuen Basis recht bald zu einer befriedigenden Lösung geführt werden könne.

Sitzung am 23. Januar 1896.

Der Vorsitzende Herr Dr. Oehlschläger widmet vor Eintritt in die Tagesordnung warm empfundene Worte der Erinnerung unserem Luadmannen, dem Landtagsabgeordneten Dr. v. Sakschin, welcher stets reges Antheil an den Arbeiten der Sektion nahm und Anregungen der auf seinem Gute zahlreich aufgefunden vorgeschichtlichen Gräber stets in lebhafter beherzender Weise förderte. Ferner gedenkt Redner noch zweier Männer der Alterthumsenschaft, die im verlassenen Jahre der Tod dahingerafft hat: des bekannten Numismatikers A. Meyer in Berlin, eines gebornen Danziger, und des Wiederbegründers der Saalburg bei Homburg, eines alten Ritterkastells, v. Kohansen, welcher zuletzt Direktor des Alterthums-Museums in Wiesbaden war und vielfach sehr eifrig mitwirkte bei den Arbeiten vorant. — Schliesslich legt Hr. Dr. Oehlschläger Photographien der bekannten, an prächtigen Leinwand gemalten reichen Insel Philae oberhalb Assuan vor, welche nicht nur das gesteigerte Interesse aller Aegyptologen und Freunde der grossartigen Nilflüsse in Anspruch nimmt. Vollige Verrichtung droht dieser landschaftlichen Perle Aegyptens, da die ägyptische Regierung die Anlage grossartiger Stauwerke unterhalb der Insel, dicht oberhalb des ersten Nikotaraktes, plant um das aufgestaute Wasser des Nils durch Kanäle aus unterhalb gelegenen Landschaften bequemer fließen zu können. Die völlige dauernde Ueberschwemmung der Insel und die Verichtung ihrer Baureste würden die natürlichen Folgen dieser Nennanlagen sein.

Hierauf spricht Herr Dr. Kumm zunächst über mehrere Funde von Gesichtornen. Der erste Fund stammt aus einem Steinsteingrabe von halbes Stück dieses Fundes ist eine Gesichtsurne mit der gewöhnlichen Darstellung der Gesichtstheile, Nase, Augen und Ohren. Rings um ihren Hals verlaufen ungefähr horizontal sieben flache Furchen, die nach bewahren Ringelbänder in vieler Hinsicht an die ähren Funden derselben vorgeschichtlichen Epoche in Westfalen kennt. Es kann daher auch die ebige Nachbildung eines solchen Schmuckes, der aus schwarzen angesehen werden. Eine zweite Gesichtsurne von derselben Fundstelle ist nur in ihrem oberem Theile erhalten; von besonderem Interesse ist auch einseitiggestutzte Darstellung eines Schmuckes, der aus verflochtenen Schnüren und je zwei von den Ohren herabhängenden Perlen besteht. Ein ganz ähnlicher Schmuck aus Bronzeketten und Bronzeblech ist früher in einer Urne in Rottmannsdorf gefunden und befindet sich jetzt im Provinzial-Museum. Zu demselben Funde gehört noch eine kleine Urne mit der Zeich-

nung senkrechter Strichgruppen auf dem oberen Theile des Büschels und eine grosse Urne mit ähnlicher Darstellung über einer einfachen Gürtelzeichnung, bei welcher beides in Folge mangelhafter Erhaltung die Gesichtstheile bis auf die Ohren fehlen, während sich darunter die Zeichnung einer Nasel mit Kopf findet und ein schöner mittelförmiger Stüppeldeckel mit radienartig verlaufenden Strichgruppen, die möglicherweise die Kopfhare andeuten sollen.

Ein zweiter wichtiger Fund wurde uns dem Terrain der bekannten Villa Hochwasser gemacht und durch den Besitzer, Herr Dittrich, dem Museum geschenkt. Leider war das betreffende Grab nebst Inhalt bereits der Neugier der Feldarbeiter zum Opfer gefallen, bevor der sachverständiger Seite eine Untersuchung hatte vorgenommen werden können, was um so mehr zu bedauern ist, als der Inhalt, wie sich aus den Trümmern ergab, besonders reich und interessant war. Ausser einer ziemlich vollständig erhaltenen Gesichtsurne ohne erwähnenswerthe Besonderheiten fanden sich in dem Grabhübel Stücke von vier anderen Gesichtsurnen, die von diesen Urnen konnte noch einigermaßen aus den Stücken zusammengefastet werden. Um ihren Hals war ein kräftiger eiserner Ring als Schmuck gelegt — ein sehr seltener Fall. Urnen mit umgelegten eisernen, resp. bronzenen Halsringen gehören in Westpreussen zu den grössten Selbheiten; bis dahin waren nur zwei solche mit Eisen und zwei mit Bronze-Halsring aus unserer Gegend mit Sicherheit bekannt. Die Ähnlichkeit der oben beschriebenen Zeichnungen mit an anderer Stelle gefundenen gleichalterigen Schmuckstücken, sowie das Vorkommen der Schmuckgegenstände selbst an einzelnen Urnen sprechen mit Bestimmtheit dafür, dass derartige primitive Zeichnungen nicht etwa der Phantasie des Darstellers entstammen, vielmehr als Nachbildungen der von den damaligen Bewohnern unseres Landes getragenen Objekte — zu meist der Schmuckstücken — zu betrachten sind. Unter auf Urnen nachzugehen für die Beurtheilung der vorgeschichtlichen Verhältnisse von Bedeutung.

Im Anschluss an diese typischen Gesichtornen demonstriert Herr Dr. Kumm noch einige Urnen, die zwar auch in den Kreis der Gesichtsurnen gehören, aber bald den einen oder anderen, bald mehrere charakteristische Gesichtstheile vermissen lassen. So zeigen manche Urnen, z. B. eine von Lübbin und eine andere von Stawiken, nur die Nase (Naseaurnen), von den anderen Gesichtstheilen fehlt auch die geringste Andeutung; wieder andere Urnen, so zwei von Espenkrug, besitzen nur die Augen in Gestalt von zwei unter dem Rande, nahe bei einander stehenden Durchbohrungen resp. Gräbchen. An einer Urne von Schwan im Kreise Berent, die im letzten Jahre durch Herrn Treichel-Hoch-Paleschken dem Museum überwiesen ist, finden sich sogar auf dem oberen Bauchtheile zwei augenähnliche Zeichnungen zwischen einem Strichornament, was an eine schon von früher her bekannte Urne von Deutsch-Brodten erinnert, die auch auf dem Bauch eine gewichtliche Darstellung zeigt. Endlich lassen zwei runde Durchbohrungen an der Seitenwand des Stüppeldeckels einer Urne von Basin, Kreis Carthaus, die Vermuthung aufkommen, dass auch in diesem Falle der Künstler ein Augenpaar hat andeuten wollen. Die Stellung derselben gerade auf dem Deckel der Urne spricht nicht direkt gegen diese Deutung, denn bei der bekannten Gesichtsurne von Liechtenhal befindet sich ja das ganz deutlich angelegte Gesicht

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. » S. 16 des Jahrgangs 1894.

Inhalt: Die Zerstörungen in dem Landesmuseum Rudolfinum in Laibach durch das Erdbeben in der Ostermontag-Nacht, 14.—15. April 1895. Von Prof. Alfons Möllner, Museal-Custos in Laibach. — Neue Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ in der Nordpfalz. Von Dr. C. Mehlis. — Literatur-Besprechung: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. Von Dr. Koganei.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXVI. allgemeinen Versammlung in Kassel.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat Kassel als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und den Herrn Dr. med. C. Meuse um Uebernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

8.—11. August d. Js. in Kassel

stattfindenden Versammlung ergebenst einzuladen.

Der Lokalgeschäftsführer für Kassel:
Dr. med. C. Meuse.

Der Generalsekretär:
Professor Dr. J. Ranke in München.

Wir erhalten die schmerzliche Trauerkunde, dass am 5. Mai l. Js. in Genf

CARL VOGT

gestorben ist. Die deutsche anthropologische Gesellschaft wird dem berühmten Forscher als einem ihrer thätigsten Mitbegründer stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Zerstörungen in dem Landesmuseum
Rudolfinum in Laibach durch das Erdbeben
in der Ostersonntag-Nacht,
14.—15. April 1895.

Von Prof. Alfons Müller, Museal-Custos in Laibach.

Mit besonderer Heftigkeit hat das Erdbeben das Landesmuseum Rudolfinum heimgesucht. Einzelne Gänge und das Stiegenhaus bieten das Bild unserer Gassen im kleinen. Wie letztere mit Ziegeltrümmern gefüllt waren, so diese Gänge mit Mörtel- und Stückmassen, welche sich von den Pfafonds lösten. Von den Kandelabern im Stiegenhause sind die Lampen herabgeworfen, eine der schuldhaltenden Figuren am Giebel ober dem Haupteingange hat den Kopf verloren, der vor dem Hause lag. Zur ebenen Erde, wo die Verwüstungen überall weniger fühlbar waren, sind naturgemäss Archiv und Bibliothek fast wenig betroffen, nur das über einer Thüre hängende Oelbild der „Mirja ožvljens“ stürzte hernab und fiel aus dem Rahmen. Aerger sieht es in der gegenüberliegenden mineralogisch-geologischen Abtheilung aus; hier wurden die Mineralien und Petrefacte von den Stellingen herabgeschüttelt, sammelten sich am Boden der Kästen oder durchschlugen, wie am Amonit, einige Erze u. dergl., keck und kühn die Glastafeln, um in den Saal frei hinauszukollern; fast kein Stein steht an seinem Platze! — Doch war's hier noch Aeolsharrensäuse! In gegen die heillosen Wirthschaft im ersten Stockwerke. Hier ist buchstäblich alles durcheinander gerüttelt. Die stattlichen Säle sind mit Mörteltrümmern buchstäblich besät, darunter mischen sich in der prähistorischen und römischen Abtheilung die Trümmer der von den Kästen herabgestürzten Urnen; grössere oder schwerere Stücke haben die schützenden Glastafeln durchgeschlagen und sind zu Boden gekollert; hier hat eine römische Urne ihren Stand verlassen und ist auf den Glasdeckel der Schaumünzensammlung gestürzt, wo sie die grosse Tafel zertrümmert hat, und die Goldstücke der alten Byzantiner mit Urnenscherben und Glassplittern friedlich zusammen liegen. Wo die Anstellungsstücke nicht ins Freie gelangen konnten, ist die Situation noch verwickelter, hier kollerten Urnen, Schalen, Gläser etc. wirt durch- und übereinander, oft in den sonderbarsten Situationen, oft ohne gebrochen zu sein. Da lehnen hauehige Urnen an den Glastafeln, dort ist eine grosse Urne bis über den Rand des Kastens, auf dem sie postiert war, vorgeückt, ohne herabzustürzen, obwohl die meisten ihrer Schwestern zertrümmert am Boden liegen. Doch wehe, wenn die Kästen rasch geöffnet würden, all das an die Tafeln gelehnte Zeug würde hinabstürzen und jäm-

merlich zerbrechen. Indessen können wir, so weit sich heute die Sachlage überschauen lässt, sagen, dass die besten römischen Glassachen, sowie überhaupt die werthvollen Sachen alle gerettet sind. Interessant war die Wirkung des Erdbebens auf die römische Bronzestatue vom Kasinogrunde — sie wurde geköpft, der vom Rumpfe gerissene Kopf wird aber von der durchgehenden Eisenstange, auf welcher die ganze Statue steckt, noch gehalten. In der kulturhistorischen Abtheilung sind die Filigran-Elfenbeinspinnrädchen und das gestickte Ei erhalten, obwohl letzteres von einem Glasseherben der zertrümmerten Tafel getroffen wurde. Fürchterlich hanste das Beben im Kasten für Glas- und keramische Stücke, hier wirkten, wie im ganzen Museum, zweierlei zerstörende Kräfte, einmal die Erdstösse mit ihren dislocirenden Wirkungen, dann aber der Sturz der Mörtelmassen von den Pfafonds; diese sind von Eisentraversen getragen. Von diesen Eisentraversen löste sich die Mörtelmasse der ganzen Länge nach und fiel aus einer Höhe von fast sieben Meter mit grosser Wucht auf die Glaskästen, welche sie durchschlug. Im keramischen Kasten sieht man diese zwei Wirkungen gar traurig geübt. Durch den Erdstoss darunter stehende Objekte, darunter zertrümmerten darunter stehende Objekte, darunter die grosse japanische Schüssel. Am anderen Ende durchschlag der Mörtel einer darüber hinwegziehenden Traversen den Glasdeckel des hohen Kastens und wirkte fast wie ein Schrapnell; in buntem, heute noch gar nicht überschbarem Gewirre liegen hier die Trümmer der Gefässe durch- und nebeneinander, wobei wieder auf der Glasstange ein papierdünnes Venetianer Becherglas zwar umgestürzt, aber unversehrt erhalten ist.

Eigenthümlich waren die Wirkungen des Stosses auf die auf Postamenten stehenden oder an die Wand gelehnten Stücke. Die Holzintarsien-Pfeiler vom Obergörsbacher Altare liegt breit hingestreckt, aus seinem Winkel im Soid-Zimmer hervor geworfen; dergleichen wollte im benachbarten Saale der an der gegenüber liegenden Wand gelehnte Mumiensargdeckel sich dem alten Altarpfeiler entgegenstürzen, wurde aber vom Kasten, der den Sarg birgt, und dem soliden alten Tische, auf dem die Eremitage steht, im Falle aufgehoben und stand weit vorgebeugt dazwischen. Die gegenüberstehende Gipsbüste Valvasors von Müller in Salzburg. In Ueberlebensgrösse, auf einem Holzpostamente aufgestellt, rührte sich nicht und überschneht die umherliegende Verwüstung, obwohl sie doch schwerer ist, als die beiden benachbarten, nach rückwärts an die Wand gelehnten Objekte aus Linden- und Sikomorenholz. Die schwere

Marmorbüste Deschmanns bingegen lag vom anverrückten Piedestal zwei Meter weit herabgestürzt am Boden, obwohl beide Büsten nach Süden gerichtet stehen. Es scheinen somit bei einem Wellenstosse auch gewisse todte Punkte vorhanden zu sein, welche die über ihnen liegenden Objekte unter sonst gleichartigen Verhältnissen — ich möchte sagen — ignoriren, wie hier die Büste Velrasers.

Die Fische und Amphibien bilden mit Spirituspräparaten und Skelettrümmern chaotische Massen. Die Conchilien haben sich stellenweise am Boden der Kästen von ihren Stellungen herab wieder so regeln vereint, als lägen sie am lieben heimathlichen Meeresstrande. Am besten haben die leichten, auf breiten Bretterunterlagen befestigten Vögel und Säugethiere die Katastrophe bestanden, obwohl es auch hier gar manche Blessuren zu finden geben wird. So sieht dieses so liebevoll gepflegte und geordnete vaterländische Institut heute fast einen Chaos ähnlich, dessen Entwirrung Monate beanspruchen wird, ungerechnet die totale Renovation des Pfafens, über deren banlichen Zustand erst eine fachmännische Kommission ihr Urtheil abzugeben haben wird, deren Zustand indess nicht unbedenklich zu sein scheint. Vorläufig ist es nöthig, das Stiegenhaus zu spreizen, im ganzen ersten Stockwerke Gerüste einzubauen, um die Pfafens zu repariren, und selbst oinige Querwäner werden abgetragen werden müssen, da sie furchtbar zerrissen sind. — En fin, die Sammlungen sind mit einigen blauen Flecken davongekommen, das Gebäude aber ist im argen Zustande. (Laisbacher Ztg., 18. April 1895. Nr. 88.)

Neue Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ in der Nordpfalz.)

Von Dr. C. Mehlis.

I.

Aus der Pfalz. Endo Oktober. Die Ausgrabungen auf dem römischen Strassenkastell, der „Heidenburg“ zu Kreimbach in der Pfalz, wurden seit Ostern 1894 fortgesetzt. Die Aufgabe dieser Campagna war, auf der Westseite der Umwallung nach der Existenz von Baracken zu forschen (vgl. Fig. 1). In 1 m Tiefe fand sich hier wiederum ein Barackenstein vor, der aber nicht 2,70 m, sondern nur 1,50 m von der Innenseite der noch vorhandenen Mörtelemaner entfernt war. Hier wurde auch ein grosser (1,30 m Länge) Quaderstein ausgegraben, der mit einer durch-

¹⁾ Vgl. „Corr.-Bl. der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, 1894, Nr. 1 und 4.

gehenden Rinne zur Aufnahme einer Holzwand versehen ist. Als drittes Architekturstück ist ein Sockelstein zu nennen, der von einer viereckigen Wandsäule herrührt. Die drei Stücke bestehen aus Sandstein. — Bemerkenswerth ist der Obertheil eines Cippus mit folgender Insehrift (gleichfalls Sandsteinmaterial):

1. O R I O
2. E V I R
3. A N

Die zweite Zeile enthält wahrscheinlich den Titel des Geschiedenen, dessen Name (—orius) in der ersten Zeile enthalten ist. Derselbe gehörte darnach als Sevir dem „ordo Augustalium“ an, der in einem Municipium oder Vicus in der Nähe der „Heidenburg“ zur Kaiserzeit bestanden hat. Prof. Zangemeister hält unsere Lesung für nicht unwahrscheinlich. — An kleineren Objekten war diese Campagna recht ergiebig. Von Münzen wurden etwa 40 Stück gefunden, darunter mehrere schöne Exemplare (Mittelbronze von Magnentius, Constantius II. u. A.) Von Waffen sind 2 Pfeilspitzen bemerkenswerth; mit plattem Grato und länglich-ovaler Klinge (Länge 8—10 cm). Die Aushente an Schmuckstücken für Frauen war wiederum auf der Westseite nicht unbedeutend. Wir nennen hier schmale Armbänder aus Bronze mit Linienornamenten, Ohrhinge aus Bronzedraht mit Perleneinlage, Haarnadeln aus Elfenbein-Bronze, eine mit einer als Knopf bedützten blauen Perle. Ausserdem verdienen Erwähnung Beschläge aus Bronze (für ein Kästchen), Bronzeanhänger, Thonwirtel, Bronzeknöpfe, ein cylindrischer Klingelgriff von Bronze mit eingelegetem Eisendraht, anssemdem Hacken, Ringe, Kleben, Nägel aus Eisen. — Die Aushente an Gefässresten war nicht nennenswerth. — Pforderknochen verdienen besondrer Erwähnung. — Die Ausgrabungen fanden, wie bisher, auf Kosten des historischen Vereines unter Leitung des Berichterstatters statt. Die Funde kamen in das Kreismuseum nach Speyer, soweit sie transportabel waren. — Die Beendigung der Grabungen ist für September in Aussicht genommen.

II.

Die Grabungen im Oktober 1894 hatten die weitere Untersuchung der Südseite zum Zwecke, wo bekanntlich im Herbste 1893 der grosse Massenfund römischer Geräthe gemacht wurde. Ostlich dieser Fundstelle und westlich des Osttores ist das Operationsgebiet gelegen. In Zwischenräumen von je 3 m stiess man hier in ca. 1 m Tiefe auf vier weitere Satzsteine für Baracken. Zwei der-

selben, Nachbarn, zeichnen sich durch die Größe des Balkenloches — 12 cm im Quadrate — aus; hier scheint ein Eingang gewesen zu sein (vgl. Fig. 2b—c; a Fundstelle des grossen Kollektivfundes vom September 1894; vgl. d. Bl. 1894 Nr. 4).

Am vierten Satzstein, nach Westen zu, also in der Richtung der Kollektivfundstelle, stiess man wiederum, wie damals, auf eine an der Längemauer im rechten Winkel abzweigende Quermauer (Fig. 2b). Dieselbe hat eine Länge von 2,55 m und eine Dicke von 1,20 m. Nach den vielen, hier gefundenen Mauerziegeln zu schliessen, bestand ihr Obertheil aus diesen, während Sandsteinplatten das Fundament bildeten. In diesem Cubiculum lag die Platte eines Schlosses mit Barreinschnitt, sowie ein 14 cm langer, 2—3,5 cm breiter Thürriegel mit Hacken und Einschlagnagel noch versehen. Das Schloss entspricht in seiner

einfachen Konstruktion dem bei Overbeek: „Pompeji“, 3. Aufl., Fig. 135 abgebildeten Thürschloesse. Schlüssel mannigfachster Form und Grösse fanden sich auf der „Heidenburg“ mehrfach.

Von Architekturresten, die man im Oktober 1894 ausgrub und zwar alle in einer Tiefe von 0,40—1,10 cm, sind folgende bemerkenswerth:

1. Das linke Eck eines Grabcuppus aus weissem Sandstein von 30 cm Breite, 20 cm Höhe, 15 cm Dicke.

Er enthält noch folgende Buchstaben:

F • F I L (= F • F I L)

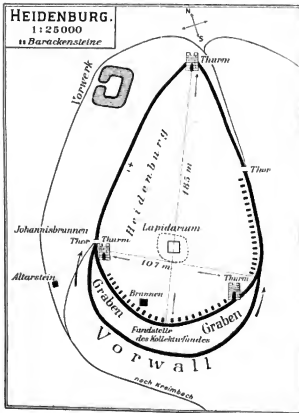
Darunter ist in Relief eine Schnfsehere von 30 cm Länge und 5 cm Breite sauber ausgehauen. Die Sehere hat, wie die anderen Rebeheeren, zwischen Feder und Klingen einen 4 cm im Durchmesser haltenden Ring.

2. Der Obertheil eines Grabdenkmals, bestehend in einer 30 cm hohen, 70 cm langen, 50 cm breiten Platte aus rüthlichem Sandstein. Die Platte bildet an der gut erhaltenen Schmalseite ein Kyma mit Plättchen; oben zur Linken ist eine der bekannten Masken im Relief dargestellt. Diese ist vollendelförmig, mit Bausbacken und einem in Zonen eingetheilten Haarzöpfe dargestellt.

Ein ganz ähnlicher Grabdeckel befindet sich im Lapidarium der „Heidenburg“; ein dritter ist vom Verf. auf der „Heideburg“ bei Waldschbach aufgefunden worden (vgl. „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, Taf. VI, Fig. 1). Der neu aufgefundenen Deckel hat auf seiner Unterseite und zwar in der Mitte eine quadratische (10 cm), 8 cm tiefe Höhlung, welche augenscheinlich zur Aufnahme einer Stütze gedient hat. Unterhalb dieser Platte war die Steinkiste mit der Ururne, oberhalb stand der Grabcuppus.

3. Das Fragment eines nach links anspringenden Rosses. Im Umriss sind auf der 65 cm langen und 40 cm breiten Platte aus grauem Sandstein noch erhalten die Vorderbeine, Banchlinie, ein linkes Hinterbein des Rosses.

4. Ein Fenstergerände aus Quarzit. Erhalten ist die linke



Langseite mit 34 cm im Lichten in 12 zu Stücke, sowie die Anfänge der beiden Breitseiten. Ein solches Fenstergewände mit 38 cm Langseite und 16 cm Stärke liegt in der Nähe des Lapidarium. Wobin diese Fensteröffnungen gingen, ist noch unbestimmt; wahrscheinlich jedoch in den Innenmauern der Römerburg.

An kleinen Fundstücken sind folgende bemerkenswerth:

1. Flachziegel (*tegulae hamatae*) mit parallelen Rinnen oder Tuffenreihen versehen, die den Zweck hatten, Manerspeise aufzunehmen und den Verband zu festigen. Rundziegel (*imbrices*) mit flacher Wölbung, Theile eines abgestumpften Kegelmantels.

2. Münzen: 25 Stück; meist Konstantiner, auch von Probus, Tetricus, Gratianus; alle aus Bronze.

3. Eisengeräthe: 2 Ähnen, 1 Feile, 3 Schlüsselschlösser mit Thürriegel (vgl. oben). 4 verschiedene Messer, ein Metallbohrer, ein Zirkel (vgl. „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, Tafel 5, Figur 8); viele Kloben, Nägel, Ringe u. s. w., 1 Perletranne, 1 Etagehalter von 33 cm Länge.

4. Schmucksachen etc.; sie bestehen meist aus Bronze. 1 Rollenfibel; mehrere Beschläge, eines derselben mit concentrischen Kreisen verziert; 3 Haarnadeln, glatt mit schwachem Kopf; mehrere Ohrringe aus Bronzeblech mit eingestanzten Punkten und Streifen verziert; 1 Nähnadel mit langem Ohr. Aus Glas: 1 Armreif, mehrere Perlen, ein Becher u. s. w.

5. An Werkzeugen ist noch 1 Spinnwirtel von 3 cm D. und 1,5 cm H. und ein durchbohrter Schleifstein von 9 cm zu erwähnen. Letzterer von Bollfors ist offenbar aus einem früheren Steinbohle hergestellt worden.

6. Gefässe: Diese sind zum Theil von rohen Formen, wie die auf der Westseite und die im Grabee nach Südost zu gefundenen, theils von besserer Bildung. Unter letzteren zeichnen sich die Terra-sigillata-Gefässe aus, welche Blumen, Rosetten, Thiere u. s. w. im Relief als Ornament tragen. Andere rothe Gefässe entbehren jeder Verzierung, wieder andere tragen mit Stempeln eingedruckte Reihen von schief gestellten Parallellinien, kleinere Bauten u. s. w. Letztere Verzierungsart entsprechen genau den Ornamenten, welche sich im Mittelrhein ein Jahrhundert später auf den merowingischen Grabgefässen vorfinden.

Einzelne Gefässe von der „Heidenburg“ sind denen von Ohrringheim, wo der Verfasser ein ausgedehntes Reihengraberfeld freigelegt hat, so frappant ähnlich, dass man den Unterschied nur an der Farbe erkennt; jene Gefässe haben rothe, diese schwarze Farbe.

Auch in dieser Beziehung werden die „Heidenburg“-Funde nicht verfehlen, Broche in bisherige, unrichtige Ansichten über die Entstehung der ältesten deutschen Kultur zu legen, ganz ähnlich, wie es der grosse Kollektivfund römischer Eisengeräthe gegenüber des bisher verkehrten Ansichten über den Ursprung der altdeutschen Geräteformen gethan hat. Die nachfolgende kompetente Aeusserung über letzteren bildet den Schluss unserer kurzen Darstellung:

Der Jahresbericht des römisch-germanischen Zentral-Museums zu Mainz („Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst“, 13. Jahrgang, Seite 306) meldet über den von Dr. Mehlis bei seinen Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ bei Kreimbach im Herbste des Jahres 1893 gemachten Massenfund römischer Geräthe folgendes: „Das reichste Wachsthum hat auch in diesem Jahre die römische Abtheilung mit 235 Nummern aufzuweisen. Der Eisenfund von der „Heidenburg“ bei Kreimbach in der bayerischen Pfalz, der über 100 verschiedene Werkzeuge, wie sie Schmiede und Metallarbeiter brauchen, aber auch andere Geräthe aus Eisen vereinigt, bildet den Mittelpunkt dieser Gruppe. Der Fund, welcher unter Umständen, die den Zweifel an römische Herkunft ausschliessen, zu Tage gefördert wurde, ist wohl der erste seiner Art in Deutschland und von grosser Wichtigkeit für die Kenntniss der Hilfsmittel des Handwerkes einer fernen Zeit. Er zeigt beim Vergleich seiner Bestandtheile mit den jetzigen Schlosser- und Schmiedegeräthen, dass die zweckdienliche Form der Werkzeuge sich ohne wesentliche Veränderung seit mehr als 1400 Jahren erhalten hat.“ — Die Konsequenzen aus seinem für die älteste deutsche Kulturgeschichte epochemachenden Funde hat der Entdecker bereits in einer kurzen Darstellung gezogen, welche im „Correspondenzblatte der deutschen Gesellschaft für Anthropologie“, sowie in der „Berliner philologischen Wochenchrift“ veröffentlicht worden ist.

Was analogo Fundreihen betrifft, so gehören nach ihrer Anlage und ihren Einzelstücken hieher die sogenannten Castellieri von Istrien, hochgelegene, prähistorische, burgähnlich gebaute Ortschaften, welche zahlreiche Funde von der neolithischen Zeit bis in die römische Periode herein liefern (vgl. „Zeitschrift der anthrop. Gesellschaft in Wien“, 1894, S. 1—29, mit zahlreichen Abbildungen). Einzelne Bronzeefunde aus diesen, die bisher wenig Analogien hatten, so z. B. die plattigen Ohrringe mit Strichornamenten, die Nähnadel mit langem Ohr, das Beschläge mit concentrischen Kreisen und Punkten entsprechen ge-

nau den dort aus Villanova am Quiceto abgebildeten Stücken Nr. 208, 211, 212, 213 (Ornament). Wenn diese istrischen Bronzen naeb der Beschreibung von Dr. M. Hörnes vorrömischen Ursprungs sind, so müssen die anliegenden Funde aus der „Heidenburg“ gleichfalls in eine vorrömische, d. h. wahrscheinlich in die La Tène-Periode gehören. Diese Beobachtungen, wornach schon vor der Römerzeit hier eben eine gallische Ansiedlung bestand, stimmen mit früher vom Verfasser gemachten Wahrnehmungen auf der „Heidenburg“ und auf anderen mittelrheinischen Verwallungen der Vorzeit vollständig überein.

I. Nachtrag zum Aufsatz über die „Heidenburg“.

Die mehrfach auf der „Heidenburg“ vorgefundenen Stücke von grösseren Grabmälern hatten schon häufig zur Frago veranlasst, wo befand sich die Gräberstrasse der Besatzung?

Zwar sind am Westfusse des Berges, am Ende der vom Johannisbrunnen zum Lauterthale führenden Seblucht, beim Bahnbau mehrere rüthliche Graburnen gefunden worden, allein für die Besatzung der Burg lag dieser Platz zu sehr ab.

Licht scheint nun in diese Sache dureh einen Endo November westlich der Burgunwallung gemachten Befund zu kommen.

Hier auf der zweitobersten Terrasse fand Herr L. A. Scheidt die Reste eines grösseren Grabmales auf, die ohne Zweifel zusammen gehören. Sie bestehen aus folgenden Stücken: 1. Reste eines Grabdeckels, mit dem Rundstabe verziert und mit einigen Reihen schwer leserlicher Buchstaben. 2. Kopf und rechter Flügel eines Genies oder Todteneros. Derselbe erscheint im Relief auf einer Unterfläche, die mit einer 3 cm breiten Leiste umzogen ist. Länge des Fragments = 25 cm, Höhe = 26 cm, Kopfhöhe = 15 cm (Figur 1).



Vgl. hiezu den nach Haartracht und Flügelform üblichen Eros in Baumeisters: „Denkm. d. kl. Alterth.“, Fig. 546. — 3. Relief vom Unterkörper einer Tänzerin; erhalten sind die krenzweise über einander gestellten Unterschenkel und die auf den Spitzen stehenden Füsse. Länge der Unterschenkel = 22 cm. Länge des ganzen, gleichfalls von einer Leiste umzogenen Architekturstückes = 60 cm, Höhe = 22—35 cm (Fig. 2). — Ähnliche Tän-



zerinnen kommen auf mittelrheinischen Grabdenkmälern des 2.—3. nachchristlichen Jahrhunderts vielfach vor. Vgl. eine auf der „Heidenburg“ bei Waldsüchbach gefundene Tänzerinnenfigur (Oberkörper) in „Bonner Jahrbücher“, Heft 77, Taf. VII, Fig. 2. Mit diesen Grabmälern bieten die von der „Heidenburg“ herrührenden überhaupt weitgehende Ähnlichkeiten. Einzelne Stücke, z. B. Grabdeckel mit Maskenköpfen in den Ecken sind zum Verwechseln ähnlich gearbeitet. Ohne Zweifel entspricht derselben Zeit derselbe Still —

Auch in der Nähe der „Heidenburg“, ihr gegenüber und zwar nach Westen zu, jenseits des Lauterthales wurden im Herbste des Jahres 1894 hieher gehörige Römerfunde gemacht. Ein kurzer Bericht folgt anbei aus unserer Feder und nach der vom Verfasser veranstalteten Lokaluntersuchung:

Aus der Pfalz, 11. Sept. Archäologischer Fund. In nordwestlicher Richtung von Rothsolberg fand ein Landwirth bei landwirthschaftlichen Arbeiten mehrere römische Skulpturen und zwar an einem Platze „Allenkirchen“ genannt, der schon seit geraumer Zeit durch Spuren von Lang- und Quermauern, durch Treppen, Gewölbe, Heizziegel, römische Münzen und andere Anzeichen römischer Abkunft die Aufmerksamkeit archäologischer Kreise auf sich gelenkt hat. Die Langmauer des hier gestandenen Gebäudes zieht sich auf etwa 100 m von Süden nach Norden und dort, wo sie am Ende eines alten Weges von einer etwa eben so langen Quermauer geschnitten wird, befindet sich der Fundplatz obiger Skulpturen. Diese bestehen:

1. in einer ursprünglich an einen Fels gelehnten

Figur eines mit der phrygischen Mütze bedeckten Hirtenkneben von ca. 70 cm Höhe. Nach allen Indizien haben wir in dieser Darstellung, von der das klassisch schöne Köpfchen als Einzelstück und das linke Bein, gelocht an den Felsboden, erhalten sind, die Darstellung des kleinasiatischen Gottes Attis oder Attya zu erblicken, dessen Kultus in Rheinlande durch Denkmäler aus dem 3. bis 4. Jahrhundert bezeugt ist. Ueber zwei aus dem Rheinlande bekannte Darstellungen des Attis, von denen die eine zu Rottenburg am Neckar, die andere bei Bonn sich vorfindet, vgl. B. J. 18, S. 224 u. 229, 19, S. 160 ff., 23, S. 49 bis 56 und Taf. I. 2. Beide Darstellungen des Attis gehören zu Grabdenkmälern (vgl. Fig. 3).



2. Ober- und Unterschenkel eines Reiters, der mit einlegiger (- Stiefel) bekleidet ist. Obzudiesem Stücke Nr. 3 und 4. Theile von einem männlichen Oberkörper gehören

oder nicht, muss eben festgestellt werden. Nr. 5 besteht in einem Rumpfe, der ein leicht gegürtetes Gewand trägt. Leider entbehrt der Rumpf des Kopfes, wie der Arme. Vielleicht Radera einer Diana? Nr. 6 und 7 sind 2 Gesimsstücke, von denen das grössere 90 cm Länge und 30 cm Höhe, das kleinere 35 cm Länge und 24 cm Höhe misst. Beide gehörten zu einem Grabdenkmal, vielleicht zu einem Sarcophag. Ob römische Architekturstücke zu einem Denkmal oder zu mehreren gehörten, lässt sich schwer bestimmen. Das von Bonn (B. J. 23, Taf. I. 2) abgebildete Grabmal mit vorstehendem Gesims bietet eine Analogie zu dem Rothschildberger Attis, zu welchem erst, since der obigen drei Gesimsstücke, wahrscheinlich das erste, gehören würde. Bei Nachgrabungen an dieser Stelle stiess man in 40 cm Tiefe auf ein drittes Gesimsstück von 57 cm Länge und 25 cm Höhe, welches wiederum aus dem ersten und zweiten Gesims verschiedenes Profil aufweist. Die reichste Gliederung — Platte, Hohlkehle, Platte, zwei Hohlkehlen — weist das erste Gesimsstück von 90 cm Länge auf. Ausserdem grub man hier aus eine 12 cm lange eiserne Lanzenspitze römischer Form, zahlreiche Backsteine, wie sie zu römischen Bauten verwendet werden, Marmorsteine u. s. w. Da das betreffende Grabdenkmal schon bestellt ist, so mussten weitere Grabungen auf das nächste Jahr verschoben werden. Das aber lässt sich jetzt schon sagen, dass in diesen Ueberresten einer grösseren römischen Ansiedlung doch massenhaft wertvolle Gegenstände zu finden sein wird und dass manche von diesen Gegenständen des letzten Hauch hellenistischer Kunst wiedergeben, der selbst den Skulpturen der spätrömischen Römerzeit in Rheinlande mit seiner Seele

warmes Leben eingeflösset hat. — Obige Fundstücke gelangten nach vollzogenem Ankauf in das Kreismuseum nach Speyer und bilden zu den in einer römischen Tempelanelage zu Dunsweiler (Kanton Waldrohr) vor 22 Jahren gefundenen Architekturstücken, über welche der Referent gleichfalls seinerzeit berichtet hat, ein werthvolles Pendant. (II. Nachtrag folgt später.)

Literatur-Besprechung.

Dr. Koganei. Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. Aus dem II. Bande der Mittheilungen der Medizin. Fakultät der kaiserlich-japanischen Universität zu Tokio. Tokio. Verlag der Universität. 1893—1894.

Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft zeigt sich der mächtig aufblühende Staat der Japaner den europäischen Staaten ebenbürtig; Koganei, Professor der Anatomie in Tokio, bietet uns mit seiner soeben vollständig erschienenen Monographie über die Aino einen höchst dankenswerthen Beitrag zur somatischen Anthropologie der Naturvölker. Auf zwei Reisen, die er im Auftrag der Universität in den Jahren 1888 und 1889 nach Yezo und den Kurilen unternahm, hatte er Gelegenheit, genügend osteologisches Material zu sammeln und Messungen und Beobachtungen am Lebenden vorzunehmen, um ein erschöpfendes Bild dieses anstrebenden Volkes geben zu können. Demgegenüber gliedert sich sein Werk in zwei Theile: der erste Theil enthält die „Untersuchungen am Skelet“. Waren bisher nach der Schätzung Tarenetsky's ca. 107 Schädel, und zwar fast nur von den reinen Sachalin-Aino bekannt, so erstreckt sich die Untersuchung Koganei's ausschliesslich auf die Aino von Yezo und den Kurilen. Er konnte dazu 165 Schädel (87 ♂, 64 ♀, 7 kindl., 7 fragl. Geschlechts), mit Ausnahme der kindlichen also 158, und 89 mehr oder weniger komplette Skelette (52 ♂, 31 ♀, 5 kindl., 1 fragl. G.) verwerten, die er zum allergrössten Theil selber aus Aino grabern gewann, welche sich durch die Eigenart ihres Baues vor denen der Japaner auszeichnen. Auffallend war es, dass im Innern der Schädelkapsel mitunter das Gehirn als breiige Masse erhalten keine mit Wurzeln zusammenhängende Weichtheile stark mit Wurzeln zusammenhängende und die Skelettknochen stark mit Wurzeln zusammenhängende waren. Sämmtliche gewonnenen Resultate werden jedesmal mit den Angaben Briss's über die Japaner und gelegentlich mit anderen Rassen verglichen. Die Hauptresultate sind in Kürze folgende: Die Schädel der Aino sind gross und von bedeutendem Gewicht, die Hauptnähte einfach, Nahtknochen selten. Einige Fälle von sphyllitischen Knochennarben und eine Folge von partiell intramembranärer rechteckseitiger Kieferspalte werden beobachtet. Der Hirschschädel ist gross, grösser als bei den Japanern, mesocephal, hypsicephal, der Breitenhöhenindex beträgt 98,7, die Capacität 1890, der Horizontalumfang 513,7. Eine persistente Strömung kommt in 1,9 Proz., ein Torus occipitalis in 6,9 Proz. aller Fälle vor. Die Condylen zeigen den nigritischen Typus (breite, schwach gewölbte, von der Basis wenig abgehobene Gelenkflächen). 14 von 163 Aino-schädeln (8,6 Proz.) haben am vorderen Rand des For. occ. einen zapfenförmigen Knochenversprung, bis 9 mm gross, welchen K. als Verknochnung des Lig. suspens. dentis epist. auffasst und wie eine zweite Eigenständigkeit, ein häufiges Vorkommen eines Condylus ter-

tius am vorderen Rande des For. occ. (9 nnter 163 = 5,5 Proz.), auf dieselbe Ursache, Verkürzung des Lig. sup. zurückführt. Ein Foramen Crivini fand sich 9 mal. Auffallend viel Schädel, 20 von 106, zeigten eine post-humane Resektion, fast immer am hinteren Rand des For. occ.; die Grösse der ganz unregelmässigen Defekte schwankt von wenigen Millimetern bis Thalergrösse; K. weist nach, dass diese Operation nicht von Ainos, sondern von Japanern an Aino-Leichen mit einem Messer ausgeführt worden sei, da bei den Japanern das menschliche Gehirn als ein Wundermittel gegen das horkische Lues gilt. Der Gesichtsschädel ist niedrig, der Prognathismus gering (82%), der alveolare (73%), während letzterer bei Japanern, wie überhaupt bei Mongolen bedeutend zu sein pflegt. Die Form der Augenhöhle ist hypsiconch, die Nase platyrrhin, die Nasenöffnung olivenblattförmig. Sehr häufig findet sich das getheilte Jochbein, dem ein besonderes Kapitel gewidmet ist; kommt allerdings kein einziger Fall von vollständiger Theilung vor, so findet sich doch der Rest dieser Naht als „hintere Ritze“ bei mehr als der Hälfte sämtlicher Schädel (52,8 Proz.) mehr als einer gewissen Prävalenz der linken Seite, während Japaner nur 16,5 Proz., darunter allerdings auch ganz getheilte, aufweisen, im Gegensatz zu Europäern schon eine hohe Zahl. Dass bei Peristens der Zahn des Kiefer kürzer, das Jochbein aber grösser wird, wird siffermässig dargezogen und auf das häufige Zusammenstreffen von persistirender Joch- und Stirnbeinnaht hingewiesen. Von der so eigenartigen und noch räthselhaften Form einer Dreitheilung des Zygoms. (Günther, Virehow) ist ein Exemplar vorhanden. — Der Gaumen ist leptostaphylis, der Torus palatinus findet sich häufig (30,5 Proz.). — Im Vergleich mit den Sachalin-lingen (30,5 Proz.) sind die Schädel der Yezo-Aino Taranteky's sind die Schädel der Yezo-Aino etwas breiter und höher infolge stärkerer Vermischung mit den Japanern; lassen sich nach bei beiden Aino-Stämmen wegen Berührung mit den Mongolen zwei Typen, ein rein ainoischer und ein mongoloider Typus mit Uebergangsformen nachweisen, so gehören die Aino doch nicht zu den Mongolen, sie bilden eine „Rasseninsel“, wie dies durch Vergleichung mit den Schädeln verschiedener mongolischer Völkerschaften noch genauer nachgewiesen wird.

Bei der Untersuchung der übrigen Skelettheile war eine starke Abweichung des Humerus und eine starke Platycnemie der Tibia besonders auffallend; ich konnte auch (Beitr. z. Anthr. u. U. Bayerns, 1894/95, II. III. u. IV.) siffermässig ein Zusammenfallen dieser beiden Bildungen nachweisen, welche demnach auf die gleiche Ursache zurückgeführt werden dürfen. Die auffallend hohe Zahl der Perforationen der Fossa olecrani, sowie die Angaben über die Hängigkeit des Trochanter III erweisen sich als ein **Roehenfehler**: K. rechnet auf Paare, ohne Rücksicht auf ein- oder beiderseitiges Vorkommen, während sämtliche anderen Autoren das Procentverhältnis auf die einzelnen Exemplare beziehen, wodurch dieses geringer wird; ein Vergleich dieser auf so verschiedenem Wege erhaltenen Zahlen ist natürlich nicht angängig. Japaner — Humeri 19 mal (15,1 Proz.), unter 126 von Aino 10 mal (7,9 Proz.), der Troch. III an 136 Aino-Oberarmknochen 85 mal (25,7 Proz.), was nicht über die bei anderen Rassen dafür bekannten Zahlen hinausgeht. Weitere Berichtigungen sind leider nicht möglich, da die näheren Angaben fehlen. Wünschenswerth wäre es gewesen, die Messungen bei einem

kompletten Skelete nicht an den Knochen der rechten Seite, sondern heider Seiten vorzunehmen, da entsprechende Extremitätenknochen ein- und desselben Skelets nicht unbedeutende Differenzen hinsichtlich der Dicke wie der Länge aufweisen.

Der zweite Theil enthält die „Untersuchungen am Lebenden“. Gemessen und inspicirt wurden 95 ♂ und 71 ♀. Die Haut ist bedeutend dick, derb, rauh und gespannt, auch bei ♀, ist braun in verschiedenen Abtönungen; der gelbliche Farbton der Mongolen fehlt. Tätowirung, nur bei ♀ üblich, wird an drei Stellen: Augenbrauen-Zwischenraum, Umgebung des Mundes, Vorderarm-Handrücken, in Gestalt breiter Streifen, nur in Schwarz, ausgeführt, das Material ist aus dem Birkenrinde. Das Haar, hochgradig, besonders als Backenbart, entwickelt, ist grob, straff oder wellig und durchweg schwarz. Senile Kahlköpfigkeit ist daher selten, häufig dagegen wird sie durch den stark grassirenden Favus verursacht. — Der Körper ist im grossen Ainos kräftig, derb-knorpig und geborn mittelstet; die Körpergrösse (nach Topinard) beträgt bei den Ainos zu den Russen kleinen Wachsen) beträgt bei ♂ 156,7, bei ♀ 147,1 cm. ♂ sind also etwas kleiner als Japaner (154 — 159 nach Buzin), während bei ♀ kaum Unterschiede vorhanden sind. Die Kieferweite ist durchgehende grösser als die Körpergrösse. Der Kopf des Lebenden zeigt einen etwas grösseren Index als der Schädel, was sich bei der Durchschnitts- wie bei der Gruppierung der Einzelzahlen bemerkbar macht. Der Gesichtsausdruck ist „gutmüthig, ehrlich, männlich, annehmlich, auch wohl intelligent“, Weiber sind eher schüchtern und finster. Die Form des Anges ist mehr europäisch als mongolisch, die Mongolenfalte findet sich nicht häufig, bei ♂ 12,8 Proz., bei ♀ 7,1 resp. 28,6 Proz. (vertic. Falte). Der Nasenrücken ist gerade, die Flügel angewinkelt, die Spitze abgestumpft; ♀ zeigen dagegen eine unschöne Form. Die Höhe der Nasenwurzel, nach Hilgendorf mit Papier gemessen, ist fast europäisch. Der Mund ist etwas gross, die Lippen mitteldick, nicht vortretend, nicht angewinkelt, die Zähne nicht schief, das Ohrläppchen gross und abgesetzt; der Hals kurz und dick. Die Schulterbreite ist etwas geringer, der Brustumfang dagegen beträchtlich grösser, als bei den Japanern. Hände und Füsse sind nicht gross, aber plump, die Wade stark entwickelt (♂ 334, ♀ 312 mm). Die längste Zehe ist die zweite. — Was nun die Herkunft der Aino anlangt, so erklärt sie K. wie v. Schrenck, „für ein durch mongolische Völkerschaften frühzeitig vom Festlande Asiens nach seinem insularen Ostrande verdrängtes, also paläoasiatisches Volk“, welches auch dort von den weiterdringenden Mongolen (Japanern) immer weiter von Süden nach Norden geschoben wurde, zur Zeit in ihnen aufgehen muss, da sich seine Zahl von Jahr zu Jahr (mindest 1892: 17 148 Indiv.) Die prähistorischen (steinzeitlichen) Gruben und Muschelhaufen, deren Knochenüberreste nicht von denen der jetzigen Aino abweichen, hält K. von den prähistorischen Ainos beruhend, während andere Autoren sie einem noch früheren Urvolk, das von den Ainos verdrängt wurde, zuschreiben wollen. Solche Gruben sind nichts anderes als die Reste ebemaliger Wohnstätten, wie man sie auch in Europa als Trichtergruben und Mordellen antrifft. Von Europäern und Mongolen gleich weit entfernt, bilden also die Aino wie ihr gegenwärtiger Wohnsitz eine Rasseninsel.

Lehmann-Nitsche.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Gewerbsrath der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1895.

Für alle Artikel, Recensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. S. 16 des Jahrgangs 1891.

Inhalt: Silber. Von Dr. Joh. W. Bruhier, Privatdocent. — Aus der Vorzeit des Hönethales. Von Dr. Emil Carthaus. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis in Dresden. Literatur-Besprechungen. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. —

Dieser Nummer liegt das Programm der XXVI. allgemeinen Versammlung in Cassel bei.

Silber.

Von Dr. Joh. W. Bruhier, Privatdocent für deutsche Philologie in Greifswald.

Johannes Schmidt hat in seiner Abhandlung über die Urheimath der Indogermanen S. 9 einiger zufälliger Anklänge in völlig unverwandten Sprachen gedacht. Ich füge dem noch hinzu die Paahlen: *Wocke*, dialectisch *ewr* und javan. *uku* der 30. Theil des Jahres' (Humboldt Kawisprache 1. 196); nhd. *sō* und japanisch *sō 'ita'*; got. *magus kauts* und jap. *mago 'Enkel'*; mhd. dial. *uffe 'auf'* und jap. *ufe 'auf'*; nhd. dial. *gwo 'Man'* und jap. *kuti* (gesprochen *kutō*), in Compositione *-guti* (gespr. *gūtō*) 'Mund' u. s. w. Ich schicke dies vorans, um nicht für einen Sprachvergleichler à la R. Falh gehalten zu werden, was ich zur Erklärung des bisher räthselhaften nordwesteuropäischen Wortes für Silber: Kirebenslav. *šrebro*, altpers. *sirablan* (acc.), *sirapis* (nom.), äth. *sidāras*, got. *silubr* erstlich das japanische heranziehe. Ich halte die genannten Formen für Compositionen des in lat. *ferrum* (**ferr-s-om*, engl. (kelt.?) *brass* (**bhar-s-om* (Brugmann Grundriss 1, 221; Noreen Urgerm. Lautlehre S. 17) vorliegenden, vielleicht ursprünglich unarischen Stammes **bhr* 'Metall' mit japan. *siro 'silber'* in *siro-gana* 'Silber', cig. 'weisses Metall'.¹⁾ *Siro* u. s. w. wäre also ein Compositum wie etwa *Grünspan*, spätmittelhd. *spangrün* 'viride lapideum' (Diefenbach Glossar. latein.-germ.

Sp. 622), eine Umarüstung oder Neuschöpfung, zu der das Fremdwort den einen, ein einheimisches den andern Bestandtheil beigab. Im japan. wird das *r* durch einen einzigen Schlag der Zangenspitze gegen die Vorderzähne gebildet. genau ebenso wie in vielen deutschen Dialecten intervocalisches *d* ausgesprochen wird, z. B. in *fero* 'Feder', *lerz* 'Leder' u. s. w. Ein solcher Laut konnte von dem einen als *r*, den andern als *l*, *d* den dritten als *d* gebürt und adoptirt werden, was den sonst sehr auffälligen Wechsel von *r*, *l*, *d* in den doch augenscheinlich identischen Formen *šrebro*, **sirabris*, *sidāras*, *silubr* aufs beste erklärt. Das kann natürlich nur stützen, nicht beweisen. Den Beweis für meine Hypothese sehe ich in der von der prähistorischen Wissenschaft erwiesenen Thatsache, dass in dem sog. Bronzezeitalter der Norden Europas mit dem östlichen Asien durch sibirische Vermittelung in Culturbeziehungen stand (Ranke, Der Mensch, 2, 544). Dass Germanen, Balten, Slaven den andern Arien mit altind. *rajatam*, avest. *eresatam*, gr. *ἄργυρος*, lat. *argentum*, ir. gael. *airgid* gegenüber stehen, passt vorzüglich zu der Annahme der Prähistoriker, dass die Metalle auf zwei verschiedenen Wegen nach Europa gelangt sind: ... Es sind also zwei verschiedene Culturströme, welche Europa die Metallkenntniss brachten, der eine in nordwest-

1) *Gana* 'Metall, Erz', in der Composition nigerirt statt *kana*, vgl. *kanagaŋa* 'Erzfluss' aus *kana* und *Kufa*.

lieher, der zweite für Südeuropa . . in südwestlicher Richtung fortschreitend . . . In den Pfahlbauten der Schweiz treffen wir schon auf sehr frühe Befassungen des Lebens vom Süden her. Die Uebereinstimmung der in den schweizerischen Pfahlbauten gefundenen Ueberreste der damaligen Culturpflanzen mit südlichen, namentlich mit afrikanischen Pflanzen ist so gross, dass ein so vorsichtiger Forscher wie Osenr Heer gerade sagte: „Das Volk der Pfahlbauten scheint in keiner nähern Beziehung zu den Völkern Osteuropas gestanden zu haben . . . Das beweist, dass die dem Volke der Pfahlbauten zugeführte Cultur zum Theile vom Mittelmeere und über dieses hinaus zum Theile von Aegypten stammte.“ Soweit Ranke a. a. O. S. 545. Ich citire so weitläufig, um den Gedanken anzuregen, ob diese Pfahlbauer nicht bereits schon Kelten gewesen, die erst viel später zu den Germanen in nähere Beziehung getreten sind. Die Urindogermanen mit den Pfahlbauern zu identifiziren geht nicht an, da die letzteren Fische assen, die den ersten gewiss nicht zur Nahrung dienten. Zwischen Kelten und Germanen klafft in dieser entlegenen Zeit gewiss eine schwer überbrückbare Spalte. Da nach meiner Ansicht die Germanen des Tacitus und noch mehr die Cäsars von der Culturstufe ganz bedeutend herabgesunken sein müssen, da ihre Vorfahren in Skandinavien zur Zeit der „schönen Bronzezeit“ inne geholt haben müssen, so ist die Annahme vielleicht berechtigt, dass die Germanen, als ihnen die skandinavische Heimath zu enge ward und sie auszogen, im continentalen Deutschland den culturhemmenden Urwald (*myrkvidr* ölandarkvill 1), wie ihn Caesar de bello gall. 6, 10 beschreibt, antrafen, durch den der ägyptisch-semitische Culturstrom nur tropfenweise durchsickern konnte, in dessen Schatten sie aber auch empowachsen konnten zu ihrer welthistorischen Bestimmung.

Wenn nun das *sira - sira - sidä - situ* - Japan. *sira* 'weiss' ist, so darf man natürlich nicht an das heutige Japan denken, sondern an die continental-asiatische Heimath des japanischen Volkes. Zu der Zeit, wo ihnen mit der Kenntniss des Silbers das Lehnrort *sira* zukam, müssen die arischen Nordeuropäer bereits differencirt gewesen sein, was ein Schleglicht auf die baltoslavische 'Urgemeinschaft' wirft. Die nordische Bronzezeit setzt man in die Zeit 1500 - 500 v. Chr. (Ranke a. a. O. S. 597). Es liegt nahe, weitgehende Hypothesen anzuschliessen — z. B. den germanischen Zwölfereyclus (vgl. J. Schmidt in der oben genannten Abhandlung) mit dem sino-japanischen in Verbindung zu bringen — doch versage ich es mir für dieses mal.

Aus der Vorzeit des Hönnethales.

Von Dr. Emil Carthaus.

Lehrreiche Urkunden aus fernem Jahrhunderten, vielseitig und zahlreich, sind uns in den traulen, von der Natur in Fels eingeschlossenen Archiven unseres Landes, den Höhlen, aufbewahrt, leider aber ist ein grosser Theil von unberufenen Händen verzettelt und verachtet worden, unbesucht und ungelesen, weil es namentlich im Halbdunkel der Höhlen, oder beim Schein der Bergmannslampe schon eines geübten Auges bedarf, um ihren Inhalt zu entziffern. Vornehmlich gilt das Gesagte für die Höhlen des Hönnethales, eines Seitenthales der Ruhr. Die Absicht, in diesen Höhlen für die Wissenschaft zu retten, was noch zu retten ist, hat mich am Ende des vergangenen Jahres ieder in jenes widromantische Thal geführt. Mit Unterstützung des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst, der die Bezahlung der bei den Ausgrübungen nöthigen Arbeiter mit einer Bereitwilligkeit übernahm, die allen Dank verdient, konnte ich hier manchen interessanten Fundutage fördern. Es würde zu weit führen, hier über die zuerst genannten Funde aus zwei kleineren Höhlen, der Haustatt-Höhle und der Höhle am „Grübbecker Berg“ Genaueres zu berichten; nur will ich erwähnen, dass die zuletzt genannte Höhle in eine Kammer endet, in welcher Leichname von Frauen und Kindern mit Grabbeigaben (Armingen und Ohrringen von Bronze mit Bernsteinperlen, Spinnwirteln u. s. w.) beigeiset worden sind.

Eine überaus wichtige und ergiebige Fundgrube von alten Kulturresten verdient aber weiten Kreisen bekannt zu werden, nämlich die Höhle im Klusensteine, etwa 10 km oberhalb Menden. Ich nenne diese in die imposante Felsmaße, auf der die Trümmer der alten Feste Klusenstein emporragen, eingeschlossene Höhle „Burg-Höhle“, zum Unterschiede von der Feldhof-Höhle, die im Volke unter dem Namen „Klusensteiner Höhle“ bekannt ist. Die bisher nur wenig bekannte Burg-Höhle ist eine geräumige, bis 10 m hohe Halle von 80 bis 40 qm Bodenfläche und schwer zugänglich. Der Boden bedeckte eine durchschattliche nicht einmal 80 cm mächtige tief schwarze Erdschicht. Die aus derselben gehobenen Fundgegenstände erzählen uns gar manches Interessante über das Leben und Treiben der einstigen Bewohner der Höhle. Die Menschen der Steinzeit gehörten bereits der Vergangenheit an; unsere Höhlenbewohner kannten schon das Eisen, ja sogar dessen Verarbeitung und Verhüttung. Auch der Ackerbau war diesen „alten Sauerländern“ bereits bekannt; denn ebenso wie in der benachbarten Karbof-Höhle (Kölnische Zig. Jahrb. 1891 Nr. 506) fanden sich auch in der Burg-Höhle nahe bei den Feuerstätten verthobene Reste von Weizen, Gerste, coltischen Zwerghobnen, Erbsen u. s. w., wie auch von einer brotartigen Masse, Roggen und Hafer, zwei Getreide-Arten, die unserer Gegend wohl nicht vor der Völkerwanderung zugeführt worden sind, fehlen noch. Fleischnahrung scheint besonders die Jergd geliefert zu haben, denn es wurde eine ausserordentlich grosse Menge fast ausnahmslos zerbrochener Knochen vom Wildschwein, von einer grossen Kinderart, vom Hirsch, Reh und andern jägdbaren Thieren gefunden, daneben aber auch Reste von Hausthieren. Der Fischfang hat ebenfalls einen Beitrag zu den Mahlzeiten unserer Höhlenbewohner geliefert, wie ein ausgegrabener Wirbel von einem stätlichen Hecht und eine Fischgall aus Bronze uns belehren. Während die Männer nun fleissig dem Weidwerke nachgingen, fährten die Frauen eusig die Spindel,

wora die zahlreich gefundenen, verschieden geformten Spinnwirtel sowie die Reste von Webgeräthschaften rühmendes Zeugnis ablegen. Dass aber auch diese Thiere erst schon grossen Werth auf Schmach legten, beweisen verschiedene ausgegrabene Ohr- und Armbänder von Bronze, grössere und kleinere Bernstein-Zürster wie auch Glasperlen. Auch auf Frisar hat man schon damals etwas gegeben im wilden Hünnele; denn der höchst gearbeitete, mit Funken und Arien versehene Aufsteckkamm aus Knochen hat doch wohl der Haar einer jener blondlockigen, blauglänzigen Höhlendamen geschmückt und ebenso auch verschiedene Haarnadeln aus Bronze. Die zutage gekommenen Gewandnadeln (Fibeln) aus Bronze sind von sogenannten La Tène-, Cortona- und römischen Provinzial-Typen lassen sich erkennen, dass unsere Burg-Höhle in einer zwischen Christi Geburt und dem Beginn des vierten Jahrhunderts n. Chr. liegenden Zeit besucht gewesen ist, und da werden die Bewohner wohl blauglänzige Germanen gewesen sein. Mit den damaligen Rheinländern müssen diese alten Bewohner des Hünnelethales schon in mehr oder minder fröhlichem Verkehr gestanden haben, wie ich besonders daraus ersehe, dass sie sich schon eines Handnagelsteines aus der Haupttracht-Lava von Niederwiesenthal bedient haben. Auch dürfte man wohl nicht fehlgehen, wenn man ein gefundenes plattenförmiges Stück Blei aus von dem im Rheinlande sesshaft gewesenen Römern herrührend ansieht, weil nicht unzweifelhaft ist, dass die derzeitigen Bewohner unserer Lösses sich bereits auf einen so schwierigen metallurgischen Prozess, wie es die Verhüttung des Bleies ist, verstanden. In der Verhüttung des Eisens aber waren unsere Höhlenbewohner nicht ohne Erfahrung, es hatten einen vorzüglichen Eisenhamm, wovon sich auch zwei Stufen in der Kulturschicht vorfanden, ganz in der Nähe. Bei der grossen Neigung des Eisens zum Zerbrechen kann man leider von sehr vielen ausgegrabenen Gegenständen aus Eisen nicht mehr sagen, was sie einst gedient haben. Namentlich häufig fanden sich Bruchstücke von grösseren oder kleineren Messerlingen und Waffen. Sodann wurden verschiedene mehr oder weniger beschädigte Speerspitzen ausgegraben, und besonders solche mit schmaler Spitze, in denen wir vielleicht die berühmte Form des Tacitus vor uns haben. Ferner kamen Pfeilspitzen und Hohlkugeln aus Eisen vor. Im übrigen ist es doch noch recht geräthlich "Uräter-Hausath", der in der Burg-Höhle vorkommt lag. Einen wichtigen Theil haben die aus ununterbrochen grosser Menge in Stücken zutage geföherten, roh gearbeiteten Thongefässe gebildet. Soweit sie zerstört sind, begegnen wir ganz denselben Töpfen, Strich- und Druckornamenten wie unter dem Funde der Karhof-Höhle, Hausath-Höhle u. s. w., wozu noch einige neue Arien von Verzierungen hinzutreten. Neben Meiseln, Pfeilen und Nähnadeln aus Bronze und Eisen konnten unsere Höhlenbewohner auch noch Pfeilen und Nadeln aus Knochen von derselben Form, wie sie schon die heimliche Kultur der Steinzeit hervorbrachte. Auch der Feuerstein zeigte noch seine Rolle in dem Haushalte der Bewohner der Burg-Höhle, doch verrathen die gefundenen kleinen Stücke nicht deutlich, wozu sie gedient haben.

Wie im Hünnelethal an der Grenze der alten Grafenschaft Mark und des ehemaligen Herzogthums Westfalen hat wohl zu der Zeit des Vordringens der Römer über das Rhein germanische Thakraft ausgeübte Metallurgiewerke geschaffen zur Abwehr eines von Westen her kommenden oder das Ruhrthal hinauf-

ziehenden Gegners. Die Bewohner der Höhlen des Hünnelethales sehen, das erkenne ich immer deutlicher, seit jenen zur Abwehr dienenden Wallanlagen in Verbindung und ebenso die stillen Bewohner der Hügelfrüher, die unter jeder Schicht zu liegen.

(Kölnische Zeitung, 21. April 1895.)

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis in Dresden, Section für prähistorische Forschungen.

Dritte Sitzung am 4. October 1894. Vorsitzender: Heintz W. Ushorne. — Anwesend 14 Mitglieder. — Lehrer H. Döring hält einen Vortrag über den Burgwall von Klein-Böhla bei Oschatz. Dr. J. Deichmüller weist auf ähnliche hügelartige Bauten im Marchfelde hin, die er bei Gelegenheit der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Wien 1889 besucht hat. Der Vorsitzende spricht hierauf über den Ursitz und die Vorgeschichte der Arier auf Grundlage von K. von Ihering's hinterlassenen Werke: Die Vorgeschichte der Indogermanen: die Frage nach Abstammung und Urheimath der Völker, die heute Europa bewohnen, hat schon von Alters her die Wissenschaft beschäftigt. Die Völker Europas gehören, mit Ausnahme einiger weniger Volksstämme, z. B. der Finnen, Lappen etc. einer grossen Volksfamilie an, die man mit verschiedenen Namen belegt hat: Indokelten, Indogermanen, Indoeuropäer, Arier. Der letzte Name scheint dem Vortragenden der empfehlenswerthere zu sein, da er weder in Bezug auf Urheimath, noch auf Nationalität präjudicirt. Die meisten Gelehrten bezeichnen Asien als Urheimath der Arier, doch ist dies noch keineswegs festgestellt. Man nimmt das südliche Russland, Penka Skandinavien, Montelius das südliche Europa als diese Heimath an. Einen gleichsam vermittelnden Standpunkt nimmt Ihering ein, indem er der Ansicht ist, die Arier stammten aus dem Hinduknack am Himalaya, hätten sich aber auf ihrer Wanderung nach dem Westen im südlichen Russland sehr lange Zeit aufgehalten und dieselbe gleichsam eine zweite Heimath gefunden. Von dort seien dann erst die verschiedenen arischen Stämme nach dem Westen gezogen, zuerst die Kelten, dann die Italiker und Griechen nach dem Süden und endlich die Germanen nach dem Norden Europas. Die Slaven seien im südlichen Russland, in der zweiten Heimath der Arier zurückgeblieben und hätten niemals eine richtige Wanderung angetreten, sondern sich erst viel später von Osten gegen Westen vorgeworhen, indem sie die von den Germanen auf ihrem westlichen Zuge verlassenen Landstriche nach und nach besiedelten. Auf Grundlage linguistischer Forschungen und verschiedener Geblüthe und Stämme, die er hauptsächlich dem römischen Reichthum entnimmt, bildet sich Ihering sein Urtheil über die Urheimath und den Culturgrad der Arier vor ihrem Auszuge aus Asien. Er kommt zu dem Ergebnisse, dass die Urheimath derselben in einem warmen Klima und in einer von hohen Gebirgen umgebenen Gegend gelegen haben müsse, woselbst sie, unbeeinträchtigt von der Kultur der umwohnenden Völkerstämme, ihre Sprache und ihre Kultur aus sich selbst heraus schufen. Ihering meint, diese Bedingungen seien in dem grossen Bergkessel am Südfusse des Himalaya, im sogenannten Hinduknack gegeben. Die Arier hätten in ihrer Urheimath weder den Gebrauch der Metalle, noch den

Ackerbau gekannt, sondern sich nur der Steinwerkzeuge bedient und sich als Hirten ernährt. Die Metalle und der Ackerbau hätten sie erst auf ihrer Wanderung gegen Westen kennen gelernt. — Dr. J. Reichmüller erstattet hierauf Bericht über die von ihm beworbene gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaften in Innsbruck im August 1894.

Vierte Sitzung am 15. Nov. 1894. Vorsitzender: Herr W. Osborn. — Anwesend 14 Mitglieder. — Der Vorsitzende hält einen längeren Vortrag über die jüngere Steinzeit in Böhmen mit Benützung der von Dr. Niederle veröffentlichten Untersuchungen über diese Periode in Böhmen: Darüber, ob es in Böhmen eine jüngere Steinzeit gegeben hat, stimmen die Ansichten der böhmischen Archäologen nicht überein. Prof. Smolik stellt dies in Abrede, nach Prof. Pič schließt sich dieser Ansicht im Wesentlichen an. Dr. Niederle hat es nun unternommen, in einem Aufsätze, der vor Kurzem in der tschechischen Zeitschrift „Český lid“ erschien, nachzuweisen, dass es in Böhmen, gerade so wie im übrigen Mitteleuropa, eine neolithische Zeit gegeben hat. Da die Anwesenheit des Menschen zur paläolithischen Zeit in Böhmen durch Funde nachgewiesen ist, sagt Niederle, muss man, wenn Smolik's Ansicht richtig wäre, annehmen, dass Böhmen von der paläolithischen Zeit bis zur Bronzezeit unbewohnt war. Abgesehen davon, dass dies höchst unwahrscheinlich ist, da doch alle umliegenden Länder zur neolithischen Zeit bewohnt waren, ist die Anwesenheit des Menschen in Böhmen während dieser Periode auch durch zahlreiche Funde, die ihrem Charakter nach unzweifelhaft neolithisch sind, erwiesen. Niederle zählt nun diese Funde auf und weist hauptsächlich aus den keramischen Erzeugnissen, die mit denselben aus gut bestimmten neolithischen Funden anderer Länder identisch sind, nach, dass auch diese böhmischen Funde aus derselben Epoche stammen. Für die Keramik der neolithischen Periode in Böhmen stellt Niederle drei Typen auf. Der erste wird vertreten durch dickwandige Gefäße mit rauher Oberfläche, meist mit dem Fingerornament am oberen Rande verziert, und rundliche Gefäße mit Panktorornament. Dem zweiten Typus gehören an dünnwandige Gefäße mit geglätteter Oberfläche, die inneweit ein Liniornament mit Kreiseinlage tragen (Monsheimer Typus). Zum dritten Typus rechnet er becher- und topfförmige Gefäße mit dem Wellenfahn-, Fischgräten- und Schraubenornament (Thüringer Typus). Auch die Gefäße mit halbmondförmigem Henkel (ansa lunata) setzt Niederle an das Ende der jüngeren Steinzeit und in die Übergangszeit zur Bronze (von den böhmischen Archäologen „sonettitzer Cultureperiode“ genannt). Nach Niederle ist es wahrscheinlich, dass das neolithische Volk von Norden her durch das Elbtal nach Böhmen eingewandert ist. Ethnologisch ist es also wohl identisch gewesen mit dem neolithischen Menschen in Sachsen, Thüringen und Norddeutschland. Er hält es für ein arisches Volk, ob aber die Trennung der Arier in verschiedene Stämme schon zu der Zeit stattgefunden hätte, und welcher Stamm der Arier in diesem Falle nach Böhmen einwanderte, das zu bestimmen ist nicht möglich. Dagegen nimmt Niederle keine neue Einwanderung nach Böhmen zur Bronzezeit an, sondern ist der Ansicht, dass die Bronzezeit sich daselbst aus der Steinzeit selbständig entwickelt hat. In anthropologischer Beziehung ist das neolithische Volk in Böhmen von hohem Wuchs, hellhäutig und blondhaarig gewesen, mit dolichocephalem Schädeltypus, analog dem Menschen aus der

jüngeren Steinzeit im übrigen Mitteleuropa, und deutlich unterschieden von dunkelhaarigen brachycephalen Steinzeitmenschen in Südeuropa (Ligurier, Iberer), sowie von denjenigen, denen Ueberreste in Dänemark und den französischen Dolmen gefunden worden sind. Hieran anschließend, weist der Vortragende hin auf einen von ihm in den Sitzungsberichten der Jahr 1879 beschriebenen Fund aus der jüngeren Steinzeit aus der prähistorischen Ansiedlung auf der „Zámka“ bei Bobnitz in der Nähe von Prag; daselbst wurden neben ca. 80 Stück Steinbeilen, meist Flinschellen, und einer Menge von Thierknochen gefunden: Kornquetscher, Wellstahlgewichte, Spinnwirtel, gebrannter Mauerbewurf und eine grosse Anzahl Gefässcherben, die theils die charakteristischen Ornamente der neolithischen Zeit, theils jüngere Muster, so z. B. das Wellenornament tragen. Auch halbmondförmige Gefässchenkel fehlen nicht. Ausserdem fand man daselbst einige wenige Gegenstände aus Metall: ein Flinschwert und eine kleine Pfeilspitze aus Kupfer und ein Bronzemeser. In einem Referate über den Bericht des Vortragenden, den Fund auf der Zámka betreffend, das in der Zeitschrift für Ethnologie 1880, S. 82, aus der Feder Virchow's erschien, wird bezweifelt, dass dieser Fund in die neolithische Zeit zu versetzen sei, da dieselben Metallgegenstände daselbst vorkommen, anderentheils das Wellenornament auf eine viel jüngere Zeitstellung hinweist. Dem Hohen Virchow's folgend, hat Vortragender die Ansiedlung auf der Zámka einer abermaligen Untersuchung unterworfen und glaubt, nun zu einem befriedigenden Resultate gelangt zu sein. Die Gegenstände auf der Zámka werden entweder auf der Oberfläche des Bodens oder in der losen Ackerkrume gefunden, oder aber mittels Grabung in 1–2 m Tiefe in cylinderförmigen Löchern, die mit schwarzer Erde, Asche, Kohlenresten und gebranntem Mauerbewurf angefüllt sind. In der Ackerkrume findet man neben Steinbeilen Gegenstände aller Art, Alles untereinander gemengt. Die Gefässcherben zeigen hier sowohl die älteren als die jüngeren Ornamente. In den Löchern oder Brandgruben dagegen kommen neben Steinbeilen, Wellstahlgewichten, Spinnwirteln und Thierknochen Gefässcherben vor, die ausserordentlich ältere, für die neolithische Zeit charakteristische Ornamente tragen, das Wellenornament ist darin nicht vertreten. Daraus geht hervor, dass die Brandgruben aus einer älteren Zeit stammen, als die Gefässcherben mit Wellenornament, dass man also eine zweimalige Besiedelung der Zámka annehmen muss, einmal zur neolithischen Zeit und dann zur Zeit des Wellenornamentes. Dass in der Ackerkrume auch Steinbeile und Gefässcherben mit älteren Ornamenten vorkommen, lässt sich leicht durch Brandklären, dass durch den Pflug der obere Theil der Brandgruben zerstört und über die Oberfläche des Ackers verschleppt worden ist. Wenn daher der Vortragende die Ansiedlung auf der Zámka in die neolithische Zeit setzt, so ist dies ebenso richtig, als wenn Virchow dieselbe eine späteren Zeit zuweist, sie war eben an beiden Zeiten bewohnt.

Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.

(Sitzung vom 4. Oktober 1894.)

Herr Kemke, Assistent des Provinzialmuseums, gab folgenden Bericht über Ausgrabungen in Scharnick bei Seeburg.

Herr Professor Dr. Lohmeyer und ich fuhren Anfang September auf Veranlassung des Hrn. Ökonomen

August Königsmann in Scharnick bei Seeburg, Kr. Havel, dorthin, um einige Hügelgräber zu untersuchen. Der erste Hügel lag ca. 7 Kilometer von Scharnick entfernt im Gemeindefelde, gleich links am Wege nach Kl. Bessau. Der äussere Rand des Hügels war nicht mehr zu erkennen; nach Aussage des Besitzers ist vor mehreren Jahren eine grosse Anzahl Steine von hier entnommen worden. Aus diesem Grunde war auch die Höhe des Hügels nicht genau festzustellen, sie dürfte auf etwa $2\frac{1}{2}$ m zu schätzen sein. Der Durchmesser betrug etwa 8 m von Süden nach Norden, 4 m von Westen nach Osten. Nach Abmessung der Oberfläche zeigte sich eine Menge grosserer Steine, die in zwei bis drei Schichten übereinander lagen. In der obersten Schicht fanden sich einige Scherke, sowie Holzkohlenstücke. Die Steinlage bot äquatorialer Theil: nördlich eine ziemlich rechtwinklige Gruppe, südlich davon ein zungenartig vorgeschobener Ausläufer. In der nördlichen Gruppe wurde nach Abmessung der Steine eine Grabstelle gefunden und freigelegt. Sie bildete ein Rechteck von 1,50 m Länge, 1 m Breite. Der Boden war mit dünnen violett-rothen Sandsteinsplatten ausgelegt. Auf dem westlichen Ende des Rechtecks standen mehrere Gefässe, zum Theil zerbrochen; nur eine Urne konnte fast unversehrt aufgenommen werden. Sie enthielt Brandknochen, aber keine Begeben; auf den Knochen lag das Bruchstück eines Beigefässes. Die Urnengruppe resp. das ganze Plaster, worauf dieselbe stand, war von allen Seiten mit Holzkohlen unspack. Die Steinreste war nicht vorhanden. In dem südwestlichen Ausläufer der Steinlage war in dem nördlich von der Grabstelle gelegenen Theile des Hügels wurde nichts gefunden, obwohl an mehreren Stellen, auch unter der Fundstelle, sichtlich in den Boden hineingegraben wurde. Ob jener Platz, wo die Urnen standen, zugleich die Brandstelle gewesen, ist zweifelhaft, da die Ausdehnung derselben nicht wohl so gering ist. Der eigentliche Brandplatz dürfte innerhalb des Hügels gelegen haben.

Die später im Provincialmuseum von Castellani Entschlüssung vorgenommenen Zusammenstellung der Scherke ergab folgendes Resultat: drei Urnen (zwei grössere, eine kleinere), zwei Beigefässe mit centricalem Loch, ein Fragment eines solchen, ein Beigefäss ohne jenes Loch, aber mit breitem Henkel, sowie eine Schale. Um in Ermanglung von Abbildungen diese Grabchamberien zu kinnern, gebe ich im folgenden die nach Tischler's Methode (vgl. dessen erste Abhandlung über Ostpreussische Grabhügel, Schriften der physikalisch. Gesellschaft, XXVII, 1886, S. 151—157) betrachtete Masse und Indices.

Für Leser, denen die citirte Arbeit Tischler's nicht zur Hand ist, sei bemerkt, was die in obiger Tabelle verwendeten Abkürzungen bedeuten: Do ist der Durchmesser des Bodens, Dr der Durchmesser der grössten Weite, Hr der Durchmesser des Halses, Hr die Höhe der grössten Weite, Hr die Gesamthöhe des Gefässes.

(H) der Höhenindex = Hr
hoch oder niedrig ist, (r) der Randindex = Dr
weit, ob das Gefäss einen engen oder weiten Hals hat, (b) der Bodenindex = Do
ob der Boden klein oder gross ist, (Hw) der Weitenhöhenindex = Hw, ob die grösste Weite des Gefässes hoch oder tief ist.

Wie die Tabelle zeigt, sind sämtliche Gefässe ohne Stehfläche, mit rundem Boden (Do = 0, (b) = 0!).

Zur Vervollständigung der Tabelle mögen noch folgende Angaben dienen: Der Durchmesser des centralen Loches an den Beigefässen No. 20611 und 20615 beträgt je 5 mm, die Henkelbreite bei No. 20616 in der Mitte 37, am oberen und unteren Ende ca. 30 mm. Bei den drei Urnen konnten einige Indices nur annähernd berechnet werden, weil die betreffenden Theile entweder defect oder die Gefässe nicht auf allen Seiten gleichmäßig ausgeführt waren. Bei No. 20614 ist Dr = Dr, d. h. der Durchmesser des Randes ist gleich der grössten Weite, d. h. mit Berücksichtigung der flachen Wölbung und der sich daraus ergebenden geringen Höhe des Gefässes, dass wir eine Schale vor uns haben.

Ornamentirt ist von allen Gefässen nur die oben erwähnte Schale. Sie ist am äusseren Rande mit einer Anzahl (oben 3, unten 8) paralleler horizontal umlaufender Linien bedeckt, die durch kurze, in bestimmten Abständen von einander stehende vertikale Linien verbunden werden; nur an einer Stelle wechselt das Ornament, indem an Stelle der vertikalen Linien eine Gruppe von alternirend schrägen Linien tritt. Sämmtliche Linien bestehen — wie Tischler bei Schilderung dieser Art von Verzierungen sagt — aus einer Anzahl scharf eingedrückter, meist rechteckiger Kerben, zwischen denen geradseitig begrenzte Stege stehen geblieben sind (zum Vergleich möge die bei Tischler, Grabhügel III (Schriften der physikal. ökonom. Gesellschaft XXXI, 1890) auf Tafel II No. 4 abgebildete Urne dienen).

Besonders beachtenswürdig sind in der oben geschilderten Gefässgruppe die beiden Beigefässe (No. 20611 und 20615) mit centricalem Loch — eine Erscheinung, die (soweit ich es ermitteln konnte) bisher nur bei Schalendeckeln beobachtet worden ist.

Katalog-Nr.	Do cm	Dr cm	Hw cm	Hr cm	(H) cm	(r) cm	(b) cm	(Hw) cm	Dicke mm
20611 Beigefäss m. central. Loch	0	14	12,7	4	8	57	90	0	50
20615 " " " "	0	17,5	16,5	4,2	8	45	93	0	52
20616 " " ohne Loch, aber mit breitem Henkel	0	12,8	11	3,5	8,5	69	89	0	41
20610 Urne	0	20	c. 14	c. 7	c. 18,5	c. 92	c. 70	0	e. 57
20612 " " " "	0	26,5	c. 23	9	25	94	c. 86	0	36
20613 " " " "	0	25,3	—	9	c. 22	c. 86	0	0	e. 40
20614 Schale	0	Dw	—	0	7,5	34	0	0	6
		= Dr =	21,6						

Der zweite Hügel, den wir öffneten, lag einige hundert Schritte nach Nordosten weiter in den Wald hinein, auf Pissauer Gebiet. Dieser Hügel, dessen Oberbau gleichfalls zerstört war, enthielt einige grosse Steinkiste von 5 m Länge und 0,50 resp. 0,80 m Breite, doch ohne Deckplatten. Die Kiste stand ziemlich genau von Süden nach Norden. Nach Süden schmolz sie etwas ab und wurde hier durch einen schmalen Stein geschlossen. Das Nordende der Kiste bestand in einer besonderen, ca. 1 □ m grossen Abtheilung, die von dem Mittelraum des Grabes durch eine grosse Platte getrennt war. Diese Abtheilung war mit kleineren Steinen vollgefüllt. Die Seitenwände der Kiste wurden von Steinblöcken gebildet, die ca. 1 m lang, 0,20 m breit, 0,50 m hoch dicht nebeneinander standen. Einer dieser Blöcke sah aus, als ob er künstlich zugehauen wäre. Auf der übrigen Fläche desselben (eine Beschreibung der Seitenwände ohne Abbildung unverständlich bleiben) lag ein zweiter Block von ähnlicher Gestalt, aber ohne Aufsatz. Von aussen waren kopfgrosse und kleinere Steine an die Kiste herangepackt, die vielleicht dazu bestimmt waren, dem Bau grössere Festigkeit zu geben; doch wäre auch der Fall denkbar, dass hier die Reste des ursprünglich über dem Grab aufgeschütteten Hügels vor uns lagen, da wir vor Auffindung der Kiste eine Menge Steine in dem noch vorhandenen Thiele des Hügels forträumen lassen mussten. Der Mittelraum der Steinkiste war mit dünnen, flachen, violett-rothen Sandsteinstücken ausgelegt, auf denen mehrere Gefässe standen, während in dem von diesem Raum abgetrennten nördlichen Theil nur etwas Asche gefunden wurde. Die Gefässe unbeschädigt herauszunehmen war nicht möglich; der lehmige Boden war so hart, dass nicht nur er, sondern auch die darin stehenden Gefässe mit der Hacke backenstäblich zerbrechen werden mussten. Die Urnen enthielten, wie während der Arbeit bemerkt werden konnte, nur Branknochen, keine Asche oder Kohle; Beigaben sind auch hier nicht gefunden worden. Bemerkenswerth erscheint der Umstand, dass sich die Kiste durch die ganze Länge des Hügels erstreckte, nicht wie es bei Gräbern dieser Art zuweilen vorkommt und wie es bei Beginn der Arbeit auch hier den Anschein hatte, nur bis zur Mitte des Hügels. Zu erwähnen ist ferner, dass einer der Blöcke, welche die Seitenwände der Kiste darstellten, aus dem gleichen violett-rothen Sandstein bestand wie die zur Pflasterung des Mittelraums benutzten Platten. Da dieser Block das Heranholen der zerhackten Gefässe wesentlich erschwerte, liesssen wir ihn zerbrechen; er spaltete hierbei in solche flachen Stücke, wie es die eben erwähnten waren. Die Herstellung der zur Unterlage für die Grabgefässe bestimmten Platten erklärt sich hiedurch in sehr einfacher Weise.

Obwohl dieses Grab eine grosse Menge Scherben geliefert hat, liess sich doch leider kein einziges vollständiges Gefäss daraus zusammensetzen. Ausser den Urnen (deren eine, nach den Bruchstücken zu urtheilen, flaschenförmige Gestalt hatte) sind auch Schalen vorhanden gewesen, von denen einige grössere Stücke erhalten sind. Eins dieser Fragmente zeigt das für Schalendeckel — ein solcher ist beispielsweise bei Tschiller, Ostpreussische Gräbhügel I. (Schriften der Physikal.-ökon. Gesellsch. Bd. XXVII 1886) auf Tafel II, No. 10 a abgebildet — charakteristische centrale Loch. Dass die Schale, von welcher dieses Bruchstück herrührt, ziemlich gross gewesen sein muss, lässt sich nicht nur aus dem Umstande folgern, dass

der Durchmesser des centralen Loches 15 mm beträgt, sondern auch aus der 7–8 mm starken Dicke des Fragments. Die Schale ist in genau derselben Strichmanner verziert, wie die weiter oben besprochene Schale aus dem ersten Hügel. Beide Gräber dürften somit (von andern Gründen deren Erörterung hier zu weit führen würde, abgesehen) derselben Zeit angehören.

Solche Gräbhügel anderer Provinz, wie die eben beschriebene d. h. solche, die eine grosse Steinkiste enthalten, werden von einigen ostpreussischen Forschern „Ganggräber“ genannt.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

G. Schwalbe und W. Pfützer in Strassburg i. E. Varietäten-Statistik und Anthropologie. Abdruck aus den Morphologischen Arbeiten, herausgegeben von Dr. G. Schwalbe, Bd. III, H. 3. Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die beiden Autoren bringen wieder sehr interessante Mittheilungen über ihre statistischen Untersuchungen zur Rassenanatomie der Deutschen, ohne welche ja doch eine Rassenanatomie fremder Völker nicht aufgebaut werden kann. Sie sind jetzt in der Lage, grosse und kleibende Differenzen in der Häufigkeit folgender anatomischer Varietäten zu constatiren:

Fehlen des M. pyramidalis: Strassburger Leichenmaterial: Bei Männern 14 Proc., bei Weibern 10 Proc. Maschusset-Leichenmaterial: Bei Männern 18 Proc., bei Weibern 27 Proc.

Fehlen des M. palmaris longus: Peteraburger Leichenmaterial: Bei Männern 11 Proc., bei Weibern 15 Proc. Strassburger Leichenmaterial: Bei Männern 19 Proc., bei Weibern 25 Proc.

Fehlen des M. psoas minor: Peteraburger Leichenmaterial: Bei Männern 45 Proc., bei Weibern 54 Proc. Strassburger Leichenmaterial: Bei Männern 57 Proc., bei Weibern 67 Proc. Maschusset Leichenmaterial: Bei Männern 55 Proc., bei Weibern 70 Proc. Englisches Leichenmaterial: Bei Männern 60 Proc., bei Weibern 72 Proc.

Theilungsform der A. carotis communis: Strassburger Leichenmaterial: kandelaberförmig ca. 20 Proc. Breslauer Leichenmaterial: kandelaberförmig ca. 60 Proc.

An diesen vier unbestreitbaren Beispielen haben S. und P. bewiesen, dass der von ihnen eingeschlagene Weg zum Ziele führt.

Hoffentlich hat dieser nun erbrachte Nachweis zur Folge, dass auch andernorts in derselben Weise vorgegangen wird. Wie leicht liess sich z. B. betreffs der Theilungsform der Aorta branchbares und werthvolles Material beibringen — S. und P. haben gezeigt, dass schon ca. 100 Fälle für die Constant genügen; und mit wie geringer Mühe liess sich z. B. auf den pathologischen Instituten, wenn bei den Sectionen die Theilungshöhe notirt würde, in kürzester Zeit ein sehr viel zahlreicheres Material zusammenbringen. J. R.

Alphons Bertillon, Chef du Service d'Identité judiciaire à la Préfecture de police à Paris. Das anthropometrische Signalement. 2. vermehrte Auflage mit einem Album. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. v. Sary, Professor

der gerichtlichen Medicin an der Universität
Basel. Bern-Leipzig. A. Siebert, 1895.

Das von uns in Nr. 6 des XXIV. Jahrganges (1893)
des Correspondenzblattes besprochene, verdienstvolle
Werk Bertillon's liegt nunmehr auch in deutscher
Übersetzung vor. Der Übersetzer hat es sich ange-
strengt wie ihnen, das Original möglichst wörtlich ge-
wiedergesprochen. Nur wo es der deutsche Ausdruck
erforderlich machte, ist die Übersetzung etwas freier
ausgefallen. Ausserdem hat der Text an einzelnen
Stellen, so namentlich in dem Abschnitt über gericht-
liche Photographie, einige, auf neueren Angaben Ber-
tillon's basirnde Abänderungen erfahren; der Inhalt
hat durch diese Änderungen nur zu Werth gewonnen.

Eine besondere Vorzug vor der französischen
Ausgabe möchten wir der deutschen noch nachrühmen.
Das sind die Forträt-Tafeln des Althums, die als eine
zahlreiche Meisterleistung deutscher Kunst bezeichnet
zu werden verdienen. Sie sind viel deutlicher und licht-
voller ausgefallen, als in der französischen Ausgabe.

Das Werk sei allen Interessenten am angelegent-
lichsten empfohlen.
Buschan-Slettin.

Konstantin Koenen, Assistent am Rheinischen
Provincialmuseum in Bonn. **Gefässkunde der
vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit
in den Rheinlanden.** Mit 500 Abbildungen.
Preis 6 Mark. Bonn, 1895. P. Hanstein's
Verlag.

Das älteste Erzeugnis der Handfertigkeit des Men-
schen ist höchst dem Knochen- und dem Steingeräth
die Thongefässe. Die vorliegende Gefässkunde ist fast
eine Völkerkunde der Rheinlande gleichbedeutend,
weil es das wesentlichste, mit dem Treiben des Men-
schen eng zusammenhängende Geräth behandelt, das
wenn seiner Zerbrechlichkeit auch weniger dem Im-
port ausgesetzt war, als andern Gegenständen täglichen
Gebrauch, bis in jene Zeiten zurück als die monumentale
aufeinander endlos langen Zeitalters, der an die geolo-
gische Entwicklungreihe anschliesst. Auch sind die
Merkmale der monumentalen Kunst oft nur als Ausdruck
der Genialität eines Einzelnen an betrachten, wöhin-
gegen die besprochenen Gefässe, welche Haus und Küche
bedarf, weiche täglich zu Hunderten angefertigt, zer-
brechen und wieder erneuert werden, Zeugnisse abgeben
von dem im Volke selbst schimmernden natürlichen
Gestaltungstrieb. Wo nur Menschen lebten, finden
sich auch derartige Gefässe oder deren Scherben,
gleich ob die Menschen dort waren in der Zeit, die
durch geschriebene Ueberlieferungen, Pergament-
urkunden und dergleichen mehr oder weniger bekannt
ist oder anders weiter zurück liegt. Deshalb bietet
die vorliegende Gefässkunde in allen Fällen sichere
Zeitanzeige zur Altersbestimmung, und ist das Alter
bestimmt, dann spricht sie in Verbindung mit dem
übrigen Thatbestande so sicher wie die Leitmuschel
bei der geologischen Schichtenfolge. Deshalb ist diese
Betrachtung auch eine überaus sichere und bequeme
Brücke zur Erforschung der Geschichte und Völker-
kunde jener Periode, aus der die schriftlichen Auf-
zeichnungen fehlen oder in der sie lückenhaft sind.

Die vorliegende Gefässkunde beschränkt sich zwar
auf die Gefässe der naturgemäss scharf begrenzten
bedeutendsten Landstriche unseres Rheingebietes, aber

man wird bald herausfinden, dass hier ein Marktstein
geschaffen wurde, der nach für das ansehnliche
Land, besonders auch für England und Frankreich hin
in die weit entlegenen Theile des römischen Welt-
reiches hinein aussehende Analogien bietet. Der
internationale Werth der vorliegenden Gefässkunde
dürfte wissenschaftlich zweifellos erscheinen.

Koenen entdeckte in der fränkischen Keramik
drei unerschöpfbare Erosionen, von denen er die beiden
jüngeren der bisher als Terra incognita betrachteten
karolingischen Zeit anspricht. Auch für die vorrömi-
schen Culturperioden der Rheinlande hat Koenen in
vorliegendem Werke ein klares Bild der Entwicklungs-
folge geschaffen und die sichere Grundlage scharf ge-
zeichnet.

Das vorliegende Werk ist mit logischer Schärfe
und Klarheit in möglicher Kürze und in schöner, er-
zählender Form geschrieben. Jede Zeile vertritt deut-
lich die Hand des alten Fachmannes, dem die eigene
Anschauung ein sicheres Fundament dient. So auch
nur, bei völliger Beherrschung des Stoffes, war es mög-
lich, eine Gefässkunde, wie die vorliegende, auf nur
11 Bogen Text und Illustrirt durch 21 Tafeln, mit
500 Abbildungen zu liefern und dieses treffliche Werk
zu schaffen, das für den Geschichts- und Altheraus-
forscher geradezu unentbehrlich, allen Sammlern von
Altherbüchern und Freunden des Altherthums willkommen
ist und besonders auch dem Erforscher und Freunde
kunstgewerblicher Arbeiten unermessliche Dienste leistet
wird. Nur durch die grosse Fähigkeit des Autors, in
Kürze zu behandeln und selbst zu zeichnen, war es
auch möglich, den Preis des Werkes so billig zu stellen.

Wir begrüssen das verdienstvolle Werk
auf das wärmste.
J. K.

Prof. Dr. Friedrich Ratzel. **Völkerkunde**. 2. Auf-
lage. Mit 1200 Abbildungen im Text, 6 Karten,
25 Holzschnitt- und 30 Farbendrucktafeln von
Rich. Behta, Dr. F. Etzold, Theod. Grätz,
Ernst Heya, Hans Kaufmann, Wilh. Kuhmert,
Gust. Mützel, Prof. Pechuel-Loesche, Rich.
Püttner, Prof. C. Schmidt, Cajetan Schweitzer,
Olof Winkler u. A. 2 Hälbdehnbände
zu je 16 Mark. Verlag des Bibliographischen
Instituts in Leipzig und Wien, 1891/95.

Nachdem das ausgezeichnete Werk nun in 2. Auf-
lage vollständig vorliegt, möchten wir alle Freunde der
Völkerkunde ganz speciell darauf hinweisen. Nie war
eine umfassende und zugleich eingehende Schilderung
aller Völker nothwendiger als in unserer Zeit des
Länder- und völkerverbindenden Verkehrs. Eine un-
widerstehliche Gewalt bewegt Einzeln und Massen,
dass sie sich immer mehr und mehr berühren als je vor-
her. Was sonst nur in langen Zwischenräumen stö-
weise aufeinander traf, lässt nun aneinanderbrochen seine
Unterwürdig aufeinander wirken. Kein einzelnes Volk
kann mehr vereinzelt bleiben, jedes arbeitet nach seinen
Gaben an den grossen Aufgaben mit, die der ganzen
Menschheit angetheilt sind. Die Mission, die coloniale
Anbreitung, der Welthandel setzen vor allem Völker-
kenntnis voraus; doch ist sie allen nothwendig, die
überhaupt ihre Zeit verstehen wollen, so nothwendig
wie die Menschenkenntnis denen, die nicht fremd in
der Gesellschaft der Menschen stehen mögen. Man
nennt es mit Recht einen der grossen Vorzüge unserer

Zeit, dass sie die Menschheit in ihrer ganzen Ausdehnung und in dem vollen Reichthum aller ihrer Abwandlungen erfassen vermag. Das ist aber zugleich die höchste Pflicht, und zwar eine Pflicht, die mit ihre nächste Pflicht, und zwar eine Pflicht, die mit ihrem Jahre wächst. Als vor 100 Jahren das Wort Menschheit durch Herder's begeisternde Schriften in der deutschen Literatur Mode geworden war, blieb sein Inhalt noch den Gelehrten anklar. Heute gibt es kein unbekanntes Volk mehr auf Erden, und das Dunkel des Lebens der entlegenen Völker, auch des inneren Lebens, hellt sich immer mehr auf. Schon ist das Gross erreicht, dass wir die zwei schwersten Irrthümer vermeiden können, denen in der Benützung der Menschheit noch unsere Väter angesetzt waren: Weder zerfällt uns die Menschheit in getrennte, auf Absonderung angelegte Glieder, noch erscheint sie uns als ein ein- und gleichförmig begabter Körper. Sie schieben in Menschenarten zu zerfallen, nun wird sie wieder ein Ganzes, und dabei erkennen wir doch klarer als je vorher die tiefbegründeten Eigenthümlichkeiten der Völker.

Ueber die Art, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes seine Aufgabe erfasst, hören wir ihn in der Einleitung sich folgendermassen aussprechen:

„Die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lernen, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewöhnt ist, nur die fortgeschrittensten Völker, die die höchste Cultur tragen, eingehend zu betrachten, so dass sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Weltgeschichte wirken, rülhlt der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Ausserdem muss hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht bloss oberflächlich zu nehmen, so, wie er sich im Schatten der alles überzenden Culturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwicklungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht bloss das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat. Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten. . . Die geographische Auffassung (Betrachtung der äusseren Umstände) und die geschichtliche Erwägung (Betrachtung der Entwicklung) werden also Hand in Hand gehen. Aus beider Vereinigung allein kann gerechte Würdigung erspiessen.“

„Durch die ganze Völkerbeurtheilung geht die unzweifelbarte Grundhatsache des Gefühls individueller Ueberhebung, dass man lieber ungünstig als günstig über seine Nebenmenschen denkt. Wir sollen weniger streben, gerecht zu sein, und dann mag die Völkerkunde uns verheissen, die, indem sie uns von Volk zu Volk, Stufe auf Stufe ab führt, den wichtigen Grundsatze einprägt, bei allen Beurtheilungen zu erwägen, dass alle, was von ihnen gedacht, gefühlt, gethan werden kann, einen wesentlich abgestuften Charakter

hat. Alles kann in verschiedenem Grade geschehen; nicht Klüfte, sondern Gradunterschiede trennen die Theile der Menschheit. Aufgabe der Völkerkunde ist daher nicht anerkt der Nachweis der Unterschiede, sondern der Nachweis der Uebergänge und des innigen Zusammenhanges; denn die Menschheit ist ein Ganzes, wenn auch von mannigfaltiger Bildung. Und wenn man auch nicht oft genug betonen kann, dass ein Volk aus Individuen besteht, die bei allen seinen Bethätigungen die Grundelemente sind und bleiben, so reicht doch die Uebereinstimmung dieser Individuen in der Anlage so weit, dass die von einem Menschen ausgehenden Gedanken ihres Wiederhaltes in anderen sicher sind, wenn sie bis zu ihnen ihren Weg finden können, so wie derselbe Same auf gleichem Boden gleiche Früchte trägt.“

Die „Völkerkunde“ schildert im ersten Bande nach einer allgemeinen Einleitung die Inselbewohner des Stillen Oceans und die Australier, die Malayen und die Madagassen, die Amerikaner und die Arktiker der Alten Welt. Dann geht sie zu den heilen, kleingewachsenen Stämmen Afrikas über und behandelt im zweiten Bande besonders eingehend die Neger. Den Uebergang zu den Culturkreisen der Alten Welt bilden die höherstehenden Völker Nord- und Nordostafrikas, an die sich die Nomaden West- und Centralasiens, die indisch-persischen und ostasiatischen Culturvölker anreihen. Den Beschluss machen die Kaukasier und ihre armenischen und kleinasiatischen Nachbarn und die Europäer.

In einzelnen in sich abgeschlossenen Darstellungen lernen wir die Völkergruppen Afrikas, Australiens, Amerikas, Asiens und Europas kennen, wir durchwandern ihre Wohngebiete, beobachten sie bei ihren Sitten und Gebräuchen, erkennen und verstehen ihre Ideen und ihre Kunsttriebe, dringen ein in ihre religiösen Vorstellungen und ihre politischen Verhältnisse und überschauen die Fülle der Beziehungen, die sie untereinander verbinden, zu einer gemeinsamen, den ganzen Erdball umspannenden Einheit. Mit besonderer Aufmerksamkeit ist in Text und Illustrationen das äussere Leben der Völker behandelt, dessen Zeugnisse in völkerkundlichen Sammlungen von Berlin, Wien, München, Dresden, Leipzig, Frankfurt, London und in verschiedenen Privat-sammlungen von unsern Künstlern gesammelt worden sind. Da zugleich mit dankenswerther Unterstützung zahlreicher Gelehrten die oft sehr zweifelhafte Zugehörigkeit dieser Gegenstände sorgsam festgestellt wurde, bildet besonders diese neue Anlage zugleich den vollständigsten und sichersten Führer durch jede ethnographische Sammlung.

Die berühmte Verlagsbuchhandlung hat weder Kosten noch Mühen gescheut, dem Werke ein seinem inneren Werthe entsprechendes Aeusseres zu geben und eins jener Hausbücher zu schaffen, die, für Generationen bestimmt und im besten Sinne belehrend und nützlich haltend, einen geistigen Schatz und eine Zierde jeder Bibliothek zu bilden geeignet sind.

Deutschland ist stolz auf dieses Werk.
J. H.

Die Vereindung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft; München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 7. Juni 1895.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.
Gewerbsschule der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1895.

Für alle Artikel, Referenzen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren, s. S. 16 des Jahrganges 1891.

Inhalt: Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachstum der Kinder von St. Louis. Von Franz Boas. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. (Schluss). — Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. — Kleine Mittheilungen: Classification palethologique du Prof. G. de Mortillet. — Die Alte Hausfaberei. Von G. Trimpe. — Die XXVI. allgemeine Versammlung in Cassel.

Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachstum der Kinder von St. Louis.*)

Von Franz Boas.

Dr. Porter's Untersuchungen über das Wachstum der Kinder in St. Louis beanspruchen besondere Beachtung, da der Verfasser eine Anzahl neuer Probleme stellt und neue Untersuchungsmethoden in Vorschlag bringt. Seine Folgerungen, wenn man sie richtig anerkennen kann, würden weitgehende Bedeutung haben. Aus diesem Grunde scheint es wünschenswerth, die Methoden des Verfassers, dessen Arbeit auf einem ausgedehnten Untersuchungsmaterial beruht, einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen.

Dr. Porter's Messungen beruhen wesentlich auf dem Schema, welches von Dr. H. P. Bowditch

bei seinen Untersuchungen in Boston benutzt wurde, sowie auf dem von dem Referenten in Worcester, Mass., benutzten Schema.

Hinzugefügt hat Herr Dr. Porter Messungen des Brustumfanges und der Handstärke. Es ist zu bedauern, dass Dr. Porter als Alter des Kindes das des nächstgelegenen Geburtstages bestimmte, während alle früheren Beobachter das Alter nach dem verflochtenen Geburtstage bestimmten. Es besteht daher ein Unterschied von einem halben Jahre zwischen der Periode, die in Dr. Porter's Untersuchungen dargestellt wird, und denen aller anderen Beobachter. Ein Vergleich wird hierdurch wesentlich erschwert.

Dr. Porter begründet seine Discussionen auf der Annahme, dass die Beobachtungsreihen, welche die Messungen von Kindern in irgend einem gegebenen Alter darstellen, durch eine Wahrscheinlichkeitscurve wiedergegeben werden können. Er erörtert diese Behauptung durch eine eingehende Discussion der Beobachtungen über Körpergröße von 8 Jahre alten Mädchen. Im Zusammenhange mit diesem Gegenstande discutirt er die Bedeutung der wahrscheinlichen Abweichung, des Mittelwerthes und des Durchschnittswerthes.

Obwohl er sowohl Mittel (d. h. den Werth oberhalb und unterhalb dessen die Hälfte aller Beobachtungen liegt) wie Durchschnitt benutzt, neigt er unzweifelhaft mehr der Benutzung des ersteren Werthes zu. Es ist nicht notwendig, eingehend zu erörtern, dass immer, wenn eine

* 1. The Physical Basis of Precocity and Dullness. (Transactions of the Academy of Science of St. Louis, Vol. VI, Nr. 7, March 23, 1893.)

2. The Relation between the Growth of Children and their Deviation from the Physical Type of their Sex and Age. (Ibid. Vol. VI, Nr. 10, November 14, 1893.)

3. Untersuchungen der Schulkinder in Bezug auf die physischen Grundlagen ihrer geistigen Entwicklung. (Verh. d. Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1892, pp. 227—254.)

4. The Growth of St. Louis Children. (Transactions of the Academy of Science of St. Louis; Vol. VI, Nr. 12, April 14, 1894, pp. 269—300; theilweise abgedruckt in Quarterly Publications of the American Statistical Association, N. S., Nr. 24, Vol. III, Dec. 1893, pp. 577—587.)

5. The Growth of St. Louis Children. (Ibid. Nr. 25, Vol. IV, March—June, 1894, pp. 28—34.)

Curve wirklich eine Wahrscheinlichkeitscurve darstellt, der Durchschnitt bessere Resultate gibt als der mittlere Werth, da er genauer bestimmt werden kann; noch die zweite Thatsache, dass die mittlere Abweichung beständigere Werthe gibt, als die wahrscheinliche Abweichung, denn beide Thatsachen haben keine grosse praktische Bedeutung, obwohl sie von theoretischen Gesichtspunkte im Auge behalten werden müssen.

Es sei für den Augenblick zugegeben, dass die beobachteten Curven Wahrscheinlichkeitscurven sind. Dann bleiben zwei Einwände gegen die von Dr. Porter bestimmten Werthe zu berücksichtigen. Nämlich erstens, dass die Verschiedenheit der Zahl der Individuen, welche für jedes Jahr zur Messung gelangt sind, nicht in Rücksicht gezogen ist. Diese Verschiedenheit bewirkt, dass das Durchschnittsalter aller Individuen, deren nächst gelegener Geburtstag z. B. der 6. war, etwas über 6 Jahre alt sind. Da nämlich die Zahl der beobachteten Kinder in diesem Alter mit zunehmendem Alter rasch wächst, werden mehr Kinder zwischen 6 Jahren und 6 1/2 Jahren stehen, als zwischen 5 1/2 und 6 Jahren; ebenso wie im 14. Jahre, in dem die Zahl der Gemessenen mit wachsendem Alter abnimmt, das Durchschnittsalter unter dem 14. Jahre liegt. Es muss daher eine Reduction gemacht werden, wenn man genau das dem 6. oder 14. Geburtstag entsprechende Alter erhalten will. Diese Reduction beträgt etwa 3 Proc. des Betrages des gemessenen Wachstums, während des ersten und letzten Beobachtungsjahres sogar mehr. Diese Thatsache beeinflusst die jährliche Wachstumsrate bis zum Betrage von einigen Millimetern, den Gewichtszuwachs bis 0.2 kg.

Zweitens nimmt Dr. Porter eine lineare Interpolation zur Bestimmung des Mittelwerthes vor, während der Charakter der Gesamtcuren in Betracht gezogen werden müsste. Die Bestimmung desjenigen Punktes einer Serie, unterhalb dessen die Hälfte der gesammten Serie gefunden wird, muss mit Berücksichtigung von wenigstens zwei festen Punkten an jeder Seite des Mittelwerthes geschehen. Dasselbe kann von der Bestimmung aller anderen percentilen Werthe gesagt werden, d. h. der Punkte, unterhalb deren 10, 20, 30 u. s. w. Procent der gesammten Serie gelegen sind. Die Berichtigungen, welche durch diese beiden Ursachen notwendig gemacht werden, sind nicht gross, doch beträchtlich genug, um alle Millimeter und 1/10 kg ungenau zu machen.

Ein wichtigerer Einwand gegen Dr. Porter's Behandlung seines Materials beruht auf der Thatsache, dass die beobachteten Curven keine Wahr-

scheinlichkeitscurven sind. Bei einer Betrachtung der Curve, welche die Körpergrösse von 8 Jahre alten Mädchen wiedergibt (Nr. 4, S. 286), sieht man, dass im ersten Theile der Tafel die Differenzen zwischen beobachtetem und theoretischem Werthe alle positiv sind, während im zweiten Theile der Tafel alle, mit einer Ausnahme, negativ sind. Betrachtet man die Curven für Körpergrösse, Gewicht, Knieferweite, Sitzhöhe und Brustumfang für Mädchen von 12—15 Jahren und für Knaben von 14—18 Jahren, so sieht man sofort, dass die oben erwähnte Asymmetrie noch viel deutlicher ausgeprägt ist. Dr. Porter selbst erwähnt ausführlich Dr. Bowditch's Bemerkungen über diese Asymmetrie (Nr. 4, S. 298) und macht auf die Unterschiede zwischen Mittel- und Durchschnittswert aufmerksam. Diese regelmässig wiederkehrenden Unterschiede und ihre gesetzmässige Vertheilung sind der beste Beweis, dass die untersuchten Curven keine Wahrscheinlichkeitscurven sind. Ist dies aber der Fall, so stellen weder der Mittel-, noch der Durchschnitts-, noch der häufigste Werth den Typus für das Alter dar, welches durch die Curve zur Darstellung gebracht wird. Dieser Typus kann nur durch eine eingehende Untersuchung der Asymmetrie bestimmt werden. — Ich habe bei einer früheren Gelegenheit (Science, Bd. 19, 6. und 20. Mni 1892) ausgesprochen, was ich für die Ursache dieser Asymmetrie halte, und ich werde auf diesen Gegenstand zurückkommen, nachdem noch eine der wichtigsten Schlussfolgerungen Dr. Porter's in Betracht gezogen ist.

Er schliesst aus den von ihm beobachteten Thatsachen, dass die Grundlage des Zurückbleibens der geistigen Entwicklung mangelhafte, körperliche Entwicklung ist und dass die Grundlage vorgeschrittener geistiger Entwicklung ungewöhnlich günstige Körperentwicklung ist. Seine Methode war, die Messungen aller Kinder eines gewissen Alters zu vergleichen, die verschiedene Schulclassen besuchten. Er fand, dass unter diesen die Kinder, welche niedere Classen besuchten, auch niedere Messungswerte aufwiesen. Er drückte dieses Resultat mit folgenden Worten aus (Nr. 1, S. 168): „Precocious children are heavier and dull children lighter than mean children of the same age. This establishes a basis of precocity and dullness.“ Und „Erfolgreiche Schüler sind im Durchschnitt auch körperlich den weniger erfolgreichen überlegen“ (Nr. 3, S. 350). Ich glaube, dass die Untersuchungsmethode nicht einwandfrei ist. Es würde in der That eine schwerwiegende Anklage gegen die Lehrer von St. Louis sein, wenn man behaupten wollte, dass sie gänzlich den Einfluss der körperlichen Entwicklung bei

der Versetzung der Schüler vernachlässigen sollten. Dieses mag allerdings auf sehr rohe Weise geschehen, aber es geschieht jedenfalls. Kränkelige Kinder, welche vielfach abwesend sind, werden länger in den unteren Classen bleiben. kräftige Kinder werden rascher vorwärts kommen. Mag dem nun sein, wie es will, die Thatsache bleibt bestehen, dass Kinder, welche körperlich kräftig sind, einen grösseren Betrag geistiger Arbeit leisten. Die deutsche Formulirung der beobachteten Thatsache erscheint ganz einwandfrei (Nr. 3, S. 350), doch könnte die englische Formulirung den Eindruck hervorrufen, dass die zurückgebliebenen Kinder dumm (dull) sind. Dieses ist sicher nicht der Fall. Eine Untersuchung, welche ich in Toronto über den gleichen Gegenstand, den Dr. Porter untersuchte, machen liess, erzielte das gerade entgegengesetzte Resultat. Die Daten wurden von Dr. G. M. West berechnet, welcher fand, dass diejenigen Kinder, welche vom Lehrer als intelligenter bezeichnet wurden, ungünstiger entwickelt waren, als diejenigen, welche vom Lehrer als dumm bezeichnet wurden.

Der Haupteinwand gegen diese Methoden besteht darauf, dass ja jedes Jahr eine neue Auswahl zurückgebliebener und vorangeschrittener Kinder respective guter und schlechter Schüler gemacht wird und dass daher die Wahrscheinlichkeit darüber spricht, dass jedes Jahr ganz andere Kinder in Classen zusammengesetzt werden. Wenn man die zurückgebliebene Classe 6jähriger Kinder von jedem Jahr verfolgen würde, so würde sich zeigen, dass sie sich immer mehr dem Mittel nähern. haben wir dasselbe Princip der Auswahl auf jedes Jahr angewendet, bilden wir dieselbe Art von Classen, welche naturgemäss auch in derselben Beziehung zu einander stehen werden. Man kann daher die von Porter für zurückgebliebene und für vorangeschrittene Schüler geltenden Zahlen durchaus nicht als ein physiologisches Wachsthumsgesetz gelten lassen, weil sie nicht das Wachsthum einer und derselben Individuengruppe darstellen, sondern da alljährlich neue Individuen ausgelesen sind, welche die gleiche Classe immer aufs neue bilden. Die Ziffern würden nur Geltung haben, wenn bewiesen werden könnte, dass Kinder, die anfänglich zurückgeblieben sind, auch immer gleichmässig zurückbleiben, und das ist sicher nicht der Fall.

Was also die gefolgerten Wachsthumsgesetze unzutreffend sind, bleibt nur die Thatsache zurück, dass Kinder gleichen Alters sich körperlich und geistig gleichmässig auf verschiedenen Entwicklungsstufen befinden. Einige werden in allen Beziehungen ihrem Alter voraus sein, Andere wer-

den zurückgeblieben sein. Dies ist aber dieselbe Annahme, welche ich in dem oben angeführten Aufsätze gemacht habe, als ich versuchte, die Asymmetrie der Wachsthumscurve zu erklären, und ich glaube, dass Dr. Porter's Beobachtungen ein ungemein starkes Argument zu Gunsten meiner Theorie sind. Ich muss dieselbe hier kurz wiederholen.

Betrachten wir Kinder gleichen Alters, so können wir sagen, dass nicht alle von ihnen auf gleicher Entwicklungsstufe stehen werden. Einige werden zurückgeblieben sein, andere werden vorausgeschritten sein. Daher wird die Messung vieler dieser Kinder nicht dem Typus ihres Alters entsprechen. Wir können sagen, dass der Unterschied zwischen ihrer Entwicklungsstufe und der typischen Entwicklungsstufe von zufälligen Ursachen abhängt, so dass ebenso viele vorausgeschritten wie zurückgeblieben sein werden, oder wir können sagen, dass obensiviel Kinder auf einer Entwicklungsstufe sind, welche ihrem wahren Alter plus einer gewissen Zeitlänge entspricht, als solche, die auf einer Entwicklungsstufe stehen, die ihrem wahren Alter minus einer gewissen Zeitlänge entspricht. Die Anzahl der Kinder, welche eine gewisse Abweichung in Bezug auf den Stand ihrer Entwicklung zeigen, wird nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit vertheilt sein, so dass im Mittel alle Kinder genau auf der Entwicklungsstufe stehen werden, die ihrem Alter entspricht.

Wenn nun in einem gegebenen Alter die Wachsthumsgeschwindigkeit rasch abnimmt, werden diejenigen Kinder, deren Wachsthum verzögert ist, mehr von dem typischen Messungswerte abweichen, als diejenigen, welche in der Entwicklung vorausgeschritten sind. Wenn die Zahl der Kinder über und unter der mittleren Altersstufe gleich ist, werden diejenigen mit verzögertem Wachsthum die Durchschnittemessung stärker beeinflussen als die mit beschleunigtem Wachsthum. Der Durchschnitt der Messungen aller Kinder des gleichen Alters wird daher niedriger sein als der typische Werth, wenn die Wachsthumrate abnimmt, er wird höher sein als der typische Werth, wenn die Wachsthumrate zunimmt.

Um dieses klarer zu machen, möchte ich ein ganz willkürlich gewähltes Beispiel geben. Angenommen es seien 1000 Mädchen von 15 Jahren gemessen worden. Ihrer Entwicklungsstufe nach werden diese variiren und es sei angenommen, dass die Zahlen der folgenden ersten Colonne die Altersvariation in Jahren darstelle, die zweite Colonne angebe, wie viele Individuen jeder Entwicklungsstufe entsprechen. Diese Ziffern sind

der obigen Theorie nach so gewählt, dass sie den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit folgen. Vor allem wird man sehen, dass gleich viel Individuen in ihrer Entwicklung voranzueilen, wie hintere bleiben. In der dritten Colonne sind die Wachstumsbeträge angegeben, welche das typische Kind in der Zeit zurücklegen würde, welche von dem mittleren Alter bis zu dem der individuellen Abweichung entsprechenden Alter verfliesst. So nehmen wir an, dass ein Kind von 13,6—15,0 Jahren 50 mm wachsen würde, und dass es von 15,0—16,4 Jahren nur 12 mm wachsen würde. Die Durchschnittsgrösse der Kinder berechnet sich dann, indem man die Anzahl der auf jeder Entwicklungsstufe stehenden mit diesen Wachstumsbeträgen multipliziert, so die Gesamtabweichung erhält und mit der Zahl der Fälle dividirt.

Entwicklungsstufe	Anzahl der Individuen	Abweichung & Körpergrösse für jede Entwicklungsstufe	Gesamtabweichung
13,6	1	-50	- 50
13,8	5	-38	- 190
14,0	15	-28	- 420
14,2	37	-20	- 740
14,4	74	-14	-1036
14,5	120	- 8	- 960
14,8	160	- 4	- 640
15,0	178	0	0
15,2	160	+ 4	+ 640
15,4	120	+ 8	+ 960
15,6	74	+10	+ 740
15,8	37	+12	+ 444
16,0	15	+12	+ 180
16,2	5	+12	+ 60
16,4	1	+12	+ 12
	Sa. 1000		Sa. - 1000

Man sieht hieraus, dass das Mittel für eine solche Reihe zu niedrig sein würde. Eine einfache Betrachtung zeigt, dass ebenso bei beschleunigtem Wachstum das Mittel aller Werthe zu hoch ausfallen würde.

Aus diesem Grunde haben die Durchschnittswerte und Mittelwerthe solcher Curven nicht die Bedeutung von typischen Werthen. Ich habe in dem genannten Aufsätze nachgewiesen, wie die Typen berechnet werden können, sowie dass sie bei der Körpergrösse bis zu 17 mm höher sind als der Durchschnittswert.

Diese Betrachtung beweist auch, dass die Wachstumscurve asymmetrisch sein muss. Betrachten wir beispielsweise den typischen Werth für die oben angenommene Verteilung und die Häufigkeit der Abweichungen. Dann sieht man, dass eine Abweichung von -14 mm ebenso häufig ist wie die von +10, die von -28 so häufig wie die von +12 mm, woraus die Asymmetrie der Verteilung sofort klar wird.

Diese Asymmetrie besteht in der That in der Wachstumsperiode, für welche die Theorie sie verlangt und die Uebereinstimmung zwischen Theorie und Beobachtung ist der beste Beweis dafür, dass Beschleunigung und Verzögerung des Wachstums allgemein sind und sich nicht auf irgend eine einzelne Messung beziehen.

Ferner ist die Zunahme der Variabilität bis zur Zeit, wo das Wachstum ahnimmt, und spätere Abnahme ganz in Uebereinstimmung mit dieser Theorie. Ich habe in dem genannten Aufsätze einen mathematischen Beweis für diese Erscheinung gegeben (Science Mai 1892). Dr. Porter macht auf die gleiche Erscheinung in seinem Aufsätze vom November 1893 aufmerksam, doch ist seine Formulierung nicht allgemein genug und er gibt keine Erklärung der Erscheinung, welche sich etwa wie folgt stellt: Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind nicht auf der Entwicklungsstufe ist, welche seinem wahren Alter entspricht, folgt den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Daher muss die mittlere Abweichung vom Typus mit wachsendem Alter zunehmen. Wenn zum Beispiel bei dem 4 Jahre alten Kinde ein halbes Jahr die mittlere Abweichung in der Entwicklung darstellt, werden eine gewisse Zahl Kinder auf dem Standpunkte stehen, welcher dem Alter von $3\frac{1}{2}$ resp. $4\frac{1}{2}$ Jahren entspricht. Dann dürfen wir annehmen, dass die mittlere Abweichung für 16 Jahre alte Kinder 1 Jahr beträgt. Denn da das Alter 4 mal so gross ist, als das erste Alter, wird die mittlere Abweichung $\sqrt{4} = 2$ mal so gross sein, als das der 4 Jahre alten Kinder. Daher werden ebensoviele Kinder auf einer Entwicklungsstufe von 15 resp. 17 Jahren stehen, als wie früher Kinder auf einer Entwicklungsstufe von $3\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ Jahren standen. Nun ist aber bei Mädchen das Wachstum von 15—17 Jahren kleiner als von $3\frac{1}{2}$ — $4\frac{1}{2}$ Jahren. Daher muss eine Abnahme der Variabilität zu der Zeit gefunden werden, wo die Wachstumsrate bedeutend ahnimmt. Andererseits nimmt der Unterschied zwischen den Individuen, welche als Erwachsene gross oder klein sein werden, mit zunehmendem Wachstum zu. Daher muss das Resultat dieser zwei einander entgegenwirkenden Ursachen ein Maximum der Variabilität vor der Pubertät hervorbringen. Dr. Porter's Formulierung dieses Phänomens (Nr. 2, S. 247), dass die physiologische Abweichung bei dem einzelnen Kinde in einer anthropometrischen Reihe von dem Typus der Serie in direkter Beziehung zu der Geschwindigkeit des Wachstums steht, stellt daher das Phänomen nicht richtig dar.

Die vorhergehenden Betrachtungen beweisen, dass die naturgemässe Annahme, dass einige Kin-

der sich langsamer entwickeln als andere, die beobachteten Thatsachen befriedigend erklären. Es war notwendig, dies im Einzelnen nachzuweisen, da die weiteren Folgerungen Dr. Porter's wesentlich von diesem Punkte abhängen. Diese Folgerungen beruhen auf der Annahme, dass im Mittel Kinder, die eine gewisse Abweichung vom Mittel zeigen, denselben Betrag der Abweichung vom Mittel in irgend einem späteren Alter zeigen werden. Beispielsweise soll der Durchschnittswert von 6 Jahren, der grösser ist als 75 Proc. aller andern Knaben des gleichen Alters, die gleiche Stelle im weiteren Wachstum belegen (Nr. 4, S. 293). Diese Annahme, welche ich bei einer früheren Gelegenheit (Scienc. 1892, S. 351) kritisiert habe, ist entschieden falsch und nicht allenfalls alle Schlussfolgerungen betreffs des Wachstums grosser oder kleiner Kinder. Wir besitzen eine Anzahl Thatsachen, welche auf das deutlichste beweisen, dass die Annahme falsch ist. Dr. Bowditch hat durch seine Statistik nachgewiesen, dass irische Kinder kleiner sind als australische Kinder. Wenn man nun die Stellung amerikanischer Kinder nach Galton's Methode in percentilen Graden der gesammten Bostoner Serie darstellt und ebenso mit das irischen Kinder verfährt, so zeigt sich sofort, dass beide mit zunehmendem Alter mehr und mehr von einander abweichen. Paglinai's Messungen italienischer Kinder und meine eigenen Messungen indianischer Kinder von Stämmen verschiedener Körpergrösse beweisen die genannte Thatsache noch deutlicher. Ich glaube, der Irrthum, welcher der Annahme zu Grunde liegt, dass im Mittel Kinder den gleichen percentilen Grad behalten, kann am besten auf folgende Weise dargethan werden. Wir kennen durch Beobachtung die Vertheilung der Messungen für gegebene Altersstufen. Wenn die Annahme gemacht wird, dass dieselben Kinder im Mittel auf denselben percentilen Grad bleiben, folgt ein gewisses, sehr complicirtes Wachstumsgesetz. Wir können diese Beweisführung auch umkehren und sagen, nur wenn man ein gewisses, sehr complicirtes Wachstumsgesetz annimmt, könnten dieselben Kinder in denselben percentilen Graden bleiben. Bei jedem andern Wachstumsgesetz würde die Stellung der Kinder sich von Jahr zu Jahr ändern. Nun hat dieses Gesetz aber durchaus keine innere Wahrscheinlichkeit für sich, es ist vielmehr als war vollständig unerwartet, als es zuerst ausgesprochen wurde. In der That befragen drei Factoren die Wachstumsgeschwindigkeit: erbliche Einflüsse, die vergangene Lebensgeschichte des Individuums und die mittleren Lebensbedingungen während der betreffenden Periode

und es ist durchaus unwahrscheinlich, dass diese Factoren in solcher Beziehung stehen sollten, dass sie eine allgemeine Unveränderlichkeit der percentilen Grade bedingten.

Da aber diese Thatsache widerlegt ist und da ferner die Ursachen der besprochenen Asymmetrien bei dieser Annahme ganz unverstänlich bleiben, während sie durch die vorerwähnte Theorie eine vollständige Erklärung finden, kann ich nicht anerkennen, dass Dr. Porter's Folgerungen betreffs des Wachstums grosser und kleiner Kinder begründet sind.

Dr. Porter macht ferner einen interessanten Vorschlag zur praktischen Anwendung von Messungen zur Bestimmung der Entwicklungstufe von Individuen (Nr. 4, S. 339--318). Sein Vorschlag ist Vertheilung von Gewicht, Brustumfang und anderen Maassen im Zusammenhang mit verschiedenen Körpergrössen zu bestimmen. Dann will er alle Kinder, die betrüchtlich von den zusammengehörigen Mittelgrössen abweichen, als abnormer Entwicklung verdächtig halten. Dr. Porter stimmt die engen Grenzen der wahrscheinlichen Abweichung als Grenzen normaler Variabilität an. Es mag zweifelhaft erscheinen, wo diese Grenzen gezogen werden sollten. Doch unterliegt es keinem Zweifel, dass die vorgeschlagene Methode besser ist, als die in den amerikanischen Turnschulen angewendete, bei der vorausgesetzt wird, dass jedes Individuum in allen seinen Maassen auf der gleichen percentilen Stufe stehen soll. Diese letztere Methode beruht auf einer ganz falschen Theorie der Körperproportionen. Dr. Porter's Methode ist ebenfalls besser, als die auf einzelnen Messungen beruhende, da sie abnorme Proportionen, nicht einfach abnorme Grösse zum Ausdruck bringt. Man muss aber bedenken, dass viele Maasse durchaus nicht in Abhängigkeit von der Körpergrösse stehen. Dies ist zum Beispiel der Fall mit Brustumfang, Handstärke und vielen Anderen. Ihre Beziehungen zur Körpergrösse werden daher kann bessere Resultate geben als die Untersuchung der einzelnen Messungen: Gewiss wird es vortheilhaft für die Schulhygiene sein, alle Kinder, deren Proportionen bedeutend vom Mittel abweichen, medicinisch untersuchen zu lassen, aber es wird nicht möglich sein, mit Hilfe der Messungen zu bestimmen, welche Individuen zurückgeblieben und welche vorausgeschritten sind, wie Dr. Porter vorsehlt. Die Abhängigkeit zweier Messungen von einander ist so gering, dass bei weitem die grössere Zahl der Fälle, welche für ein Jahr normal sind, im folgenden und vorhergehenden Jahre gleichfalls normal sind. Dies tritt auch auf das deutlichste durch

XXXVIII. 1881/82. S. 117—25. Fridorikenhain Kr. Orléansburg. (Ein Befund Virchow's über die beiden letztgenannten Gräberstätten in: Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1882. S. 309. Bd. XXXIX. 1882/83. S. 198. Kekitten Kr. Rössel. Bd. XLII. 1884/85. S. 24—29. Lokleben Kr. Heiligenbeil. S. 71—77. Kekitten Kr. Rössel. Bd. XLIV. 1887/88. S. 13—16. Dobben Kr. Angerburg.)

Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

(Sitzung vom 7. März 1894.)

Der Vorsitzende, Herr Dr. Oehlschläger legt eine Abhandlung von Lissauer über einige Broncefunde aus dem Kreise Konitz vor. — Herr Stadtrath Helm spricht über „die chemischen Bestandtheile westpreussischer prähistorischer Bronzen“. Vortragender hat zu diesem Zwecke eine Anzahl dieser Bronzen chemisch analysirt. Zweck dieser Untersuchung ist, über Herstellungsweise, Alter und Herkunft derselben Aufschluss zu erhalten. Besonders hervorzuheben wird bei diesen Untersuchungen der in mehreren dieser Bronceerfecte vorhandene Gehalt an Antimon. Ein bei Putzig gefundener Angelhaken zeichnet sich durch seine etwa 8 Proc. betragenden Zinkgehalt aus, er charakterisirt sich ferner durch seine sonstige Zusammensetzung und Form als ein dem ersten Jahrhunderts v. Chr. angehörender Fund. — Ein in Alt-Graha bei Berent gefundener Bronzeceper stammt aus der Hallstätter Epoche; er ist an einzelnen Stellen gedickt, und die an diesen Stellen aufgesetzene Masse ist zinn- und bleihaltiger als das Blech des Ceper selbst. — Ein auf dem Gräberfelde zu Rondeben bei Gusow gefundener Broncebügel zeichnet sich durch einen Gehalt an Wismuth aus (etwa 4 Proc.), eines Bestandtheil, welcher bis dahin noch in keiner prähistorischen Bronze gefunden wurde. Das Gräberfeld gehört nach Professor Agerer einer Zeit an, welche Jahreszweits vor Christi Geburt. — Dann ist ein bei Braus im Kreise Konitz gefundener Dolch bemerkenswert, weil er aus fast reinem Kupfer besteht. Der Dolch, von dreieckiger Form und in einem Stücke gegossen, gehört nach Moncoll zu der frühesten Bronzezeit an. Nach Lissauer ist er ebenso wie die anderen in Norden gefundenen als einseitige Nachbildung jener ursprünglich aus Italien eingeführten Dolche von dreieckiger Form anzusehen. — Ähnlich dem bei Braus gefundenen Dolch war ein bei Krüssow im Kreise Neudamm gefundener, ebenfalls eine Nachbildung der italischen Form; er enthält etwa 4 Proc. Zinn und 1,44 Proc. Antimon. — Ebenso aus Braus stammen diese noch mehrere Armspangen und ein Schafcolt. Bei ihrer chemischen Analyse fand Herr Helm nicht unbedeutende Antimongehalte. — Bemerkenswerth ist ferner auch die chemische Analyse von Metallbarren, einer Menge von 27 Kilogr., unter einem Steine verpackt, gefunden worden. Sie stammen aus zweifelhaft Metalleneisener Vorräte an Rohmaterial. Sie enthalten kein Zinn, dagegen u. a. 14,12 Proc. Blei, 3,40 Proc. Antimon, 3,62 Proc. Arsen und 1,41 Proc. Nickel.

Herr Helm geht nun näher auf den Ursprung des Antimons ein, welches er in den westpreussischen prähistorischen Bronzen fand. Von den von ihm analysirten 20 Bronzen enthalten sechs 1 bis 4 Proc.

Antimon, 2 noch $\frac{1}{2}$ bis 1 Proc.; in mehreren wurde ausserdem Arsen gefunden. Vergleicht man in dieser Beziehung die westpreussischen Bronzen mit denen, die in anderen Ländern gefunden worden, so fällt es auf, dass die ersteren viel reichhaltiger an Antimon sind, als die letzteren. Von 544 Broncegeräthen, deren chemische Bestandtheile von Hibra in seinem Buche über Kupferlegirungen anführt, waren es nur 9, welche mehr als 1 Proc. Antimon, und 5, welche $\frac{1}{2}$ bis 1 Proc. enthielten. (Schluss folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Ecole d'Anthropologie de Paris 1894—95.
Classification paléontologique du Prof. G. de Mortillet,
mise au niveau des découvertes actuelles.

Temps	Age	Périodes	Epoques				
Actuels	Historiques	du Fer	Mérovingienne	Wabeniennes (Wablen, Pas-de-Calais)			
			Romaine	Champdolienne (Champdolens, Seine-et-Oise)			
		du Bronze	Galatienne	Lugdunienne (Lyon, Rhône)	Beuraysienne (St. Beuvry, Nord)		
				Marienne (Département de la Marne)	Hallstattienne (Hallstatt, Haute Autriche)		
			Taurinienne	Larnaudienne (Larnaud, Jura)	Morigienne (Morges, Canton de Vaud, Suisse)		
				Néolithique	Kobenhavnienne (Kobenhavens, Danemark)	Campignyenne (Campigny, Seine-et-Marne)	
			du la Pierre		Tourraisiennes (La Touraine, Ille-et-Vilaine)	Magdalénienne (La Madeleine, Dordogne)	
					Paléolithique	Solutréenne (Solutré, Saône-et-Loire)	Montaigérienne (Le Montier, Dordogne)
						Éolithique	Achuléenne (St. Aubert, Sarthe)
				Puycoeurienne (Puy-Couray, Cantal)	Thénaysienne (Théay, Lot-et-Garonne)		

Die alte Hanfärberei.

Von G. Trippel.

Wie der Bauer der alten Zeit seine Kleiderstoffe sich selber fertigte, den Faden spann und das Weber-schiffchen schob, so hatte man auch früh schon begonnen, das für den Hausgebrauch bestimmte Leinen auch selber zu färben. Diese ursprüngliche Methode des Färbens hat sich in einzelnen Haushaltungen hier bis 1830 erhalten. Sie bestand in folgendem: Die zu färbenden Lakenstücke, Leinen oder Dull (Pilets), wurden in knielerlangen Enden zusammengefaltet, zwischen einer jeden Faltung schüttelte man eine Lauge, etwa 5 em dick, Grabenschlamm, wenn nun alle einzelne Faltungen mit solchem Darg ausgefüllt und die aufeinander gefalteten Schichten ein Hügelplateau gebildet hatten, wurde zu oberst Reisig oder ein flaches Brett gelegt, welches dann noch mit einem Feldstein beschwert wurde. In dieser Pressung verblieb nun das Zeug etwa 5 bis 8 Tage oder noch länger, es ward dann herausgenommen, reinewaschen und getrocknet und war zum Hausgebrauche fertig.

Diese Naturfarbe war nun freilich ein schmutziges Braun, reichte aber für jene dürftige geldarme Zeit vollständig aus. Man hatte sogar besondere Modergruben — Darggruben — deren Ränder mit Eichen, Erlen und Weidenstrüpp umrahmt, durch ihren jährlichen Blätterfall einen besonders satten Farbeschlamm lieferten und oft von mehreren Anwohnern gemeinschaftlich benützt wurden.

Diese ursprüngliche Färbung der Gewebe mag

schon beim ersten Auftreten der Cultur gebräuchlich gewesen sein. Mancher Bauer gab ihr sogar den Vorrang vor dem Farbestoff der Fremde, denn hier hatte er ja nicht zu fürchten, das die Gewebe durch die ätzende Eigenschaft der Farbstoffe Schaden litten. — Diese Färbung war nun freilich nicht ganz waschecht, mit der Zeit ging sie in Braun und gelbröthlichen Ton über, allein dies hatte beim Geschmack der Vorfahren keinen Anstoss, war es doch höchlich sitzig.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten sich nun auch die gewerbmässigen Färbereien ausgebildet, welche die selbsterfertigten Gewebe der Landleute, die diese zur Bekleidung brauchten, gegen geringen Lohn hin färbten. Diese Färbereien wurden sehr in Anspruch genommen, daher fast in jedem Dorfe 2 Färbereien waren, welche in ihren Bottichen das Leinen blau färbten. Buntdruck-Blaudruckel für die Frauen machten und nebenbei Diale verkauften. Alle Färbereien hatten mit ihrem Gewerbe ein gutes Auskommen, da sogar die Festkleider der Frauen Blaudruck und die der Männer ebenfalls hin Leinen oder Dull bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts allgemein getragen wurden.

Vermehrter Wohlstand trat nun langsam auf. Die Frauen selbstverständlich, baldigten mit Vorliebe der aufkommen Mode und so kamen zuerst die kleidamsten Uattnkleider in Aufnahme, der ausschliessliche Gebrauch von Leinen und Dullkleidern verschwand aus den Haushaltungen. Infolgedessen verschwanden auch die Blaufärbereien aus den Dörfern, ihre letzte Stunde hatte geschlagen.

XXVI. allgemeine Versammlung in Cassel

am 8.—11. August d. Js.

Ausflug nach Driburg den 6. und 7. August.

Infolge Anforderung des Freiherrn von Stolzenberg-Luttmersen beabsichtigt eine Anzahl der Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft unter Beteiligung der Herren Virchow, Waldeyer und Bartels vor der Zusammenkunft in Cassel am 6. und 7. August einen Ausflug nach Driburg, zur Untersuchung der dortigen Gräfte, sowie nach der nahe gelegenen Iburg zu machen. Jene, welche sich an diesem Ausflug beteiligen wollen, werden ersucht, sich behufs Wohnungsbestellung in Driburg bei Freiherrn von Stolzenberg, Adresse: Gut Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge, vorher anzumelden. Die Theilnehmer an dem Ausfluge werden rechtzeitig zur Versammlung in Cassel eintreffen. Von Berlin gestaltet sich der Ausflug in folgender Weise:

Abfahrt von Berlin: Dienstag, den 6. August, 8 Uhr 40 Morgens, Ankunft in Driburg 4 Uhr 29. Ueberrichten in Driburg. Den 7. August, Mittwoch Mittags 1 Uhr 17, Abfahrt von Driburg nach Cassel, Ankunft in Cassel 3 Uhr 30 Nachmittags.

Freiherr von Stolzenberg schreibt zu diesem Ansfage an Herrn Sanitätsrath Dr. M. Bartels-Berlin den 18. Juni 1895:

„Sehr verehrter Herr Doctor! Nachdem die schwarzen Schatten aus der römischen Periode sich fort und fort lichten, erweicht mir die Frage über die Gräfte von Driburg eine so hoch wichtige, das das Resultat dieser Untersuchung, einerlei was positivem oder negativem Standpunkte aus, zu einem wesentlichen Fortschritte führen wird. Die Ausgrabung würde meiner Ansicht nach mit 10 Arbeitern in 6 Stunden ausgeführt werden können. Da ich selbst bei den Gräften vor Jahren gearbeitet habe, ohne zu irgend weichen abschliessendem Resultate gekommen zu sein, so ist der Plan einer neuen Ausgrabung unter Beisein von Männern der Wissenschaft weniger schwierig. Nun ist die nahe gelegene Iburg ebenfalls ein hoch interessanter Forschungspunkt, da dieselbe, wenn nicht älter, jedenfalls in die Saechenzeit herein ragt, also haben wir Zeit, so können wir in dieser interessanten Untersuchung unsere Tagesarbeit schliessen. Abend und Vormittag am 6. und 7. August würde ja genügen. Ich reise dann am Tage vorher nach Driburg, um die Sache vorzubereiten.“

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 30. Juni 1895.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Ehrenmitglied der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1895.

Für alle Artikel, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftliche Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrganges 1894.

Inhalt: Zur Ortsnamen-Forschung. Von J. Schmidkottz. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Zur Ortsnamen-Forschung.

Von J. Schmidkottz, Lehrer in Würzburg.

Das Gebiet der Ortsnamenforschung wurde in den letzten drei Jahrzehnten ziemlich fleissig bearbeitet. Werke der mannigfaltigsten Art und des verschiedensten Werthes erhellten das Licht. Am fruchtbarsten war darin ohne Zweifel Deutschland. Es ist zwar den Menschen aller Himmelsstriche angeboren, nach der Bedeutung der Namen im Allgemeinen und ganz besonders nach der der Ortsnamen im Besondern zu fragen. Der Deutsche neigt jedoch durch Sprache, Erziehung und Lebensgewohnheit in hervorragender Weise zu Grübeln über die Bedeutung der Namen. Wir sind im Stande, diese Neigung durch viele Jahrhunderte zurückzuverfolgen. Die volkmässige Erklärung von Ortsnamen ist in früherer Zeit vielfach der Grund geworden zu so manchen Schauriges und Schnaken, zu vielen, theils mehr, theils weniger derben Spässen und Witzeleien, die schon tief im Mittelalter nachklingen. Es bedarf keiner besonderen Feststellung, dass diese Art der Namensdeutung keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen kann. Indess liefert sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der volkmässigen Umdeutung der Ortsnamen im weitesten Sinne des Wortes. Denn wenn man von Ortsnamen redet, so denkt der Hörer wohl zunächst nur an die Namen von Städten, Dörfern, Einzelhöfen. Allerdings hat sich bis in die neueste Zeit hinein die Ortsnamenforschung fast ausschliesslich mit der Erklärung dieser Wörter beschäftigt. Und doch

bilden die Namen bewohnter Stellen nur den kleineren Theil der Ortsnamen überhaupt. Die Hauptmasse der Ortsnamen in des Wortes weitester Bedeutung hat bis zur Stunde eine geradezu stiefmütterliche Behandlung von Seite der wissenschaftlichen Forschung erfahren. Bei jeder Gemeinde, jeder bewohnten Erstelle, ob gross oder klein, ob alt oder jung, findet sich eine Anzahl von Namen, die mit vollem Rechte auf den Titel Ortsnamen Anspruch machen dürfen. Es sind dies die Namen der Feld- und Waldorte, die gemeinhin unter der Bezeichnung Flurnamen bekannt sind. Dem eingeffrischten Stadtmenschen, der sich nur gelegentlich einmal und dann meist oberflächlich bei einem Ortsnamen nahfakt, wird dies nicht sein. Nicht so ist es bei dem gemeinen Manne, bei dem die Scholle bearbeitenden Bauern, beim Gutsbesitzer, Jäger, Forstmann; nicht so beim Officier, bei Verwaltungsbeamten und Richtern, nicht so bei dem Ortsnamenforscher. Sie alle wissen aus den vielfältigen Vorkommnissen des täglichen Lebens, wie eigen geartet, wie ausserordentlich zahlreich sich die Flurnamen über unser ganzes Land verbreiten. Um so mehr fällt es an, dass diese Namen von der Forschung bisher verhältnissmässig so wenig in Angriff genommen wurden. Wer jedoch die Verhältnisse genauer kennt, bei dem wird die Verwunderung über diese Erscheinung weniger gross sein. Es sind allerdings schon in den zwanziger und dreissiger Jahren in einzelnen Zeitschriften Aufsätze zu verzeichnen, die sich mit der Erklärung der Flurnamen beschäftigen haben. Dies sind aber nur ganz schüchtere

Anfänge, die zwar immerhin Werth hatten, bei alledem aber nicht im Stande waren, irgendwie bahnbrechend zu wirken. Erst in den letzten dreissig Jahren zeigte sich etwas mehr Leben auf diesem Felde der Forschung. In Nassau war es der Seminardirector J. Kehrlein, der mit Hilfe seiner Schüler die Flurnamen seines Landes sammelte. In Süddeutschland widmeten nacheinander Buchmeister, Birlinger, Buck, Mehli, Stehle, Chr. Mayer, Fuss u. A. diesem Theile der Wissenschaft ihre Aufmerksamkeit. Auch in Norddeutschland sind die Flurnamen in verschiedenen Zeitschriften, Schulprogrammen und kleineren, selbständigen Arbeiten zum Gegenstand gelehrter Abhandlungen gemacht worden. Während des letzten Jahrzehnts bringt uns jedes einzelne Jahr eine nicht unbedeutliche Zahl von literarischen Erscheinungen und Artikeln, die sich mit der Erklärung von Flurnamen in den verschiedensten Theilen Deutschlands befassen. So nützlich und verdienstvoll nun auch alle diese Versuche und Arbeiten sind, so fällt dabei doch ein wenig ermutigender Umstand überall in die Augen. In weitaus den meisten Fällen sind nämlich die Hauptergebnisse der Forschung beinahe ausschliesslich sprachlicher Natur. Für die Culturgeschichte, die Alterthumskunde, die Rechtsgeschichte fällt bisweilen ein ganz kärglicher, wemol gar kein Gewicht ab. Und doch dürften gerade diese Zweige der Wissenschaft eine besondere Förderung aus dem Studium der Flurnamen erhoffen. Von Jak. Grimm an wurde diese Erwartung schon viele Dutzend Mal ausgesprochen, aber noch immer nicht hat sie sich in irgendwie hervorragender Weise erfüllt. Nun ist es ja allerzeit so gewesen und wird auch so bleiben, dass bei der Erklärung von Namen zunächst nur mit Hilfe der Sprachwissenschaft ein Erfolg zu erhoffen ist. Denn erst durch die Auffindung der Bedeutung eines dunklen Namens oder einer Namensgruppe wird es möglich, auf die Umstände zurückzuschliessen, aus denen heraus der Name gegeben wurde. Gleichwohl darf nicht verkannt werden, dass es der heutigen Flurnamenforschung fast durchweg an den grossen Gesichtspunkten fehlt. Demzufolge kennzeichnet sich die Mehrzahl der Leistungen auf diesem Gebiet als Kleinrheit. Indessen muss anerkannt werden, dass gegenwärtig durch einige neuere Veröffentlichungen ein Zug geht, der den Anfang zu einem neuen und vollkommeneren Zustand bezeichnen dürfte. Es machen sich Merkmale geltend, die als das Anzeichen einer neuen Zeit für die Namenforschung begrüsst werden dürfen. Aber merkwürdig — und dies ist bezeichnend für den unfruchtbaren Standpunkt der his-

herigen Ortsnamenforschung — das Wesen dieses neuen Geistes entstammt nicht der Wissenschaft, aus der heraus man es vermuthen sollte. Nicht der Sprachwissenschaft gehört es an. Eine Nachbar- und Schwesterwissenschaft, die Alterthumskunde ist es, aus der die befruchtenden Anregungen kommen und von der ein helebender Hauch in die Ortsnamenforschung gedrungen ist. Das Verdienst hiefür gebührt dem Gymnasialrector F. Ohlenschläger in Speyer.¹⁾ Er hat vor nicht langer Zeit eine Schrift über die Flurnamen der Pfalz veröffentlicht. Das Werkchen zeichnet sich nicht sowohl durch seinen Umfang aus, als vielmehr durch die neuen Gesichtspunkte, die darin zur Geltung kommen. Es ist voll eines neuen, jugend- und thatkräftigen Geistes. Den Reiz der vollen Neuheit erhält die Schrift durch die Art der Forschung und die Gegenstand in Angriff genommen wird. Diese Eigenschaften bilden den Hauptunterschied zwischen der alten und der neuen Art der Flurnamenforschung. Ohlenschläger hat schon in einer vor 10 Jahren in der k. Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Festrede unter dem Titel „Sage und Forschung“ dieselben Grundsätze dargelegt, die er in seiner neuesten Schrift über die Pfälzer Flurnamen zur Geltung bringt, sozusagen dadurch in die That umgesetzt, dass er sie auf die Flurnamen dieses Kreises anwendet. In jenem Vortrage wies er auf die Bedeutung der Flurnamen für die hayerische Geschichte im Allgemeinen hin. Im gleichen Jahre veröffentlichte er in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie (philos. Abth., 4. Juli) eine Arbeit, „Erklärung des Namens Bihng“, eine kleine, aber gehaltreiche Studie, die sich durch die Anwendung des textkritischen Verfahrens auf die Namenforschung auszeichnet. Durch die Alterthumskunde ist Ohlenschläger auf die hohe Bedeutung der Flurnamen aufmerksam geworden. Versehen mit der Kenntnis der algermanischen Sprachen als einem der notwendigen Ausrüstungsgegenstände für die Erforschung der Flurnamen auf deutschem Boden hat er im vollen Bewusstsein des innigen Zusammenhanges, in dem die Flurnamen zum Leben irgend einer Zeit standen, als richtiger Alterthumsforscher es nicht verschmäht, auch die durch Grabungen aller Art gefundenen Zeugnisse einer vergangenen Zeit sich dienstbar zu machen. Seine tiefe Kenntnis gerade dieses Gebietes kam ihm dabei trefflich zu statten. Auch den geschichtlichen Spuren, die in einer grossen

1) Die Flurnamen der Rheinpfalz und ihre geschichtliche Bedeutung. Speyer, 1893.

Zahl von Flurnamen enthalten sind und die sich vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist er liehervoll und mit Sorgfalt nachgegangen. Allerdings ist es die Sage, welche in der Gegenwart diesen geschichtlichen Kern einschliesst und ihm oft eine so wunderliche, fabelhafte Gestalt verliehen hat, dass die Forscher bisher fast immer in Ubel saghrachter Hochfahrt an ihr mitleidig vorüber gegangen sind. Wer aber den tiefen Sinn aufzufassen versteht, der in solchen „Altwörtermähre“ steckt, dem kann auch die Sagenforschung zur Hilfswissenschaft für die Flurnamenforschung werden. Verzeitkunde, Flurnamen und Sagen bilden eine Art Dreieckigkeit; sie sind ein Haas, dessen Zanberhann durch eine gewisse, lösende Rnne gebrochen und dessen Besitz dadurch der Mitwelt gesichert werden kann. Aber wie alles Schutzgraboo, so ist auch dieses mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Das lösende Wort, es heisst: Vergleichung. Dies hat Geltung sowohl für die Flurnamen, als auch für die Alterthumskunde und für die Sagen. Vergleichung setzt immer eine Mehrzahl voraus. Die Vergleichung der Flurnamen verspricht aber nur Erfolg, wenn eine sehr grosse Anzahl von Namen aus den verschiedenen, wo möglich allen Gemeinden einer Gegend zusammengbracht werden kann. Ohlenschlager hat sich von diesem mühsamen Wege nicht abschrecken lassen. Er las die sämtlichen Flurpläne und Catasterkarten, sowie die forstwirtschaftlichen Karten der Pfalz durch und verzeichnete sich die Namen, welche ihm geschichtlich bedeutsam und „verdächtig“ erschienen. Durch dieses ganze Verfahren unterscheidet er sich auf verhältnissmässige Weise von seinen Vorgängern; denn eine solche beschwerliche Gründlichkeit ist nicht jedermanns Sache. Vor ihm sind allerdings auch schon andere Forscher auf die Wichtigkeit der Catasterpläne für die Flurnamenforschung aufmerksam geworden. Alleis sie haben sich einerseits durch die ungeheure Masse der Namen abschrecken und andererseits durch eine gewisse an vielen Orten bemerkbare Gleichertigkeit der Namen zur Laageweile verfahren lassen. So sagt z. B. schon 1881 W. Arnold in seinem bekannten Buche: „Aurteilungen und Wanderungen deutscher Stämme“ S. 289: „Von einer absolut vollständigen Sammlung der Flurnamen müsste abgesehen werden, weil sie selbst unter Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel die Kraft eines Einzelmann übersteigt ... Mit den blossen Namen der Feld- und Waldorte ist es aber noch nicht gethan, denn ohne eine nähere Beschreibung der Lage sind die Namen nicht zu erklären man müsste wieder auf weitere Hilfsmittel zurückgehen, vermuthlich

auch Auskunftspersonen zu Rathe ziehen, deren Angaben sorgfältig prüfen, mit einander und mit den Karten vergleichen u. s. w., das aber kann keinem Einzelnen zugemutet werden Gewiss ist, dass bei einer Benutzung der Steuerkataster und Flurkarten die angewandte Zeit und Mühe in keinem Verhältnis zum Mehrertrag stehen würde. Keinesfalls reichte meine Zeit und Kraft dazu aus; ja es ist fraglich, ob Grimm die Benutzung dieses Hilfsmittels vorgeschlagen hätte, wenn damals die grosse Niveaokarte bereits vorhanden gewesen wäre.“ Freilich übersteigt eine solche Arbeit die Kräfte eines Einzelnen, sobald es sich um einigermaßen grössere Landesteile handelt, und schon ein Kreis wie die Rheinpfalz ist sehr gross für die Arbeit eines einzigen. Umsonst verdienen der Muth und die Ausdauer Ohlenschlager's unsere Anerkennung, der mit denselben Mitteln gearbeitet hat, die einem Arnold als zu schwierig erschienen sind. Ohlenschlager tritt nun allerdings auch vielfach nicht so sicher mit seinen Ergebnissen vor die gelehrte Welt und doch haben sie in vielen Punkten eine ungleich höheren Werth für die Wissenschaft und die Geschichte, als dies bei Arnold der Fall ist. Denn Ohlenschlager hat die Mühe nicht gescheut, selbst hinauszugethen, um die ihm wichtig erscheinenden Stellen in Augenschein zu nehmen. Er hat genau abgesehen zwischen der mundartlichen Aussprache eines Flurnamens und der auf den Catasterblättern vorhandenen Schreibung, ein Punkt, den wir ihm hoch anrechnen. Auch hierin unterscheidet er sich wieder ganz bedeutend von seinen Vorgängern, die den Werth der Mundart für das Erschliessen der Bedeutung so manches dunklen Flurnamens meist nicht einmal ahnten. Diese haben nämlich ihre Schriften fast ausschliesslich an Schreitsätze zu Stande gebracht und haben vergessen oder nicht berücksichtigten wollen, dass die meisten Flurnamen noch der lebenden Sprache, allerdings der Mundart, angehören und dass sie von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden müssen. Auch den alten Formen der Namen, wie sie aus Sal-, Lager- und Urharrbüchern, Grenz- und Waldbeschreibungen und ähnlichen Urkunden uns überliefert sind, hat Ohlenschlager, soweit sie ihm zugänglich waren, die ihnen zukommende Beachtung geschenkt. An einer grossen Zahl von Beispielen hat er dann nachgewiesen, wie das Bestimmtere Heiden- (in Heidenbücker-, -baum-, -berg-, -brunn-, -huckel-, -burg-, -feld u. s. w.) sich an Fundstellen von allerlei Resten aus der Römerzeit knüpft. Ganze 170 solcher Ausdrücke hat er für die Pfalz zusammengerechnet. Weiterhin darf daraus geschlossen werden, dass auch

noch an anderen Stellen mit so gebildeten Namen Spuren von ehemaligen Bewohnern der Gegend vorhanden sind. Solche Punkte sind es auch, wo künftige Grabungen einsetzen lassen. Ähnlich ist es bei Zusammensetzungen in den Wörtern: Teufel- und Götzen- (in Teufelsaltar, -fels, -graben, -kanzel, -stuhl, -tisch u. s. w., in Götzenäcker, -hecke u. ä.). Für die Benennung: Steinerner Mann weist er an vielen Stellen ein Vornehmen von Römeraltären und römischen Bildhauern nach. Desgleichen lenkt er die Aufmerksamkeit auf die mit -stein gebildeten Ortsnamen, wie Kunkelstein, Colgenstein, Hünenstein und auf die mit Stein und einem bestimmenden Beiworte gebildeten, oft sehr merkwürdigen Flurnamen, denen meist nachweisbar in der älteren Zeit ein Stein, sei es als Zeichen der Markung, sei es zu anderen Zwecken, entsprechen habe. Höchst anziehend sind auch die Ausführungen über die mit Hünen- und Hünen- gebildeten Flurnamen (wie Hünen- und Hünengraben, Hünenbusch u. s. w.). Die Zusammensetzungen mit Toten-, Toten- und mit Brod- bezieht er auf alte Begräbnisstellen, ebenso auch die Namen wie Backofen, Hübeläcker, an denen sich Grabhügel befinden; desgleichen ergeht er sich über die Haus-, Ring-, Wart- und Spielberge. Bei seiner genaueren Kenntniss der Alterthümer gibt er uns neben den Fundstellen auch noch die Schriftquellen an. Was Ohlenschläger über den mehrfach in der Pfalz erscheinenden, merkwürdigen Ausdruck *Danhhans* mittheilt, ist auch für andere Forscher ausserhalb der Pfalz hochachtungswerth. Dass er über diesen noch unsicheren Punkt kein Urtheil fällt, dies zeugt für die Sorgfalt und Behutsamkeit seines Vorgehens. We es nothwendig ist, da lässt sich seine Forschung auch genügen, wenn sie nur Andeutungen geben oder nur Stoff und Anregung zu weiterer Forschung bieten kann. Die Züge von Verkehrswegen der vorgeschichtlichen, der alten und neueren Zeit finden in zahlreichen Pfälzer Ortsnamen ihren entsprechenden Niederschlag. Auf die Beziehung der Flurnamen zu Volkssagen ist bisher in der Namensforschung nirgends so eingehend Rücksicht genommen worden, wie bei Ohlenschläger. Seine Bemerkungen über die Volksüberlieferungen, über die Erzählungen, die sich auf Oertlichkeiten, Namen und Bräuche beziehen, über den Werth dieser Erzählungen für die Flurnamensforschung sind geradezu regelgebend. Sie sind das Beste, was bisher noch dieser Seite für dieses Forschungsgebiet geschrieben wurde. Und obwohl sie der Verfasser in der Hauptsache schon vor 10 Jahren in seiner *Festrede* angesprochen hat, so ist doch eine Wie-

derholung auch hento noch sehr nöthig und daher noch zeitgemäss. Die Darlegungen geben Zeugnis von dem Verständniss, das Ohlenschläger für seinen Gegenstand besitzt. Sie werden deshalb von allen zukünftigen Flurnamensforschern bis auf weiteres als mustergültig zu betrachten sein. Da sich unter den bayerischen Kreisen auf dem pfälzischen Boden vorrömische, römische und germanische Reste ganz besonders stark und in höchst merkwürdiger Weise durchdringen, so wüsten wir niemand, der von Haus aus mehr als Ohlenschläger zur Durchforschung der Pfälzer Flurnamen geeignet gewesen wäre. Durch seine Arbeit ist klar erwiesen, wie in diesem Gebiete der Forschung nur aus dem Zusammengreifen verschiedener Wissenschaften der volle Gewinn erwachsen kann, wie aber die Sprachwissenschaft allein nicht hinreicht, die ausserordentlich zahlreichen Räthsel zu lösen, die uns durch viele Flurnamen aufgegeben werden. Ohlenschläger sieht indess seine Arbeit noch lange nicht als beendigt an. Und es ist gut so. Nach den 13 Bezirksämtern der Pfalz und darin nach Kontonen geordnet gibt er für die einzelnen Gemeinden eine sehr grosse Zahl von Flurnamen an, über die er von Ortskundigen Aufschlüsse erhalten möchte, wie das Volk der Gemeinde und der Umgegend darüber urtheilt, wie es den Namen ausspricht, wie es sich ihn erklärt, was es sich dazu erzählt, welche Sagen und geschichtlichen Vorgänge sich daran knüpfen. Wir bezweifeln nun allerdings auf Grund eigener, wenig ermutigender Erfahrungen, ob auf diese in solcher Weise gegebenen und an diesem Orte gestellten Anfragen viele Antworten eingehen werden. Allein aus den aufgeworfenen Fragen erkennen wir abermals die kundige Hand des Forschers. Wir sind überzeugt, dass von den Fragen nur ein ganz kleiner Theil auf diesem Wege gelöst werden kann. Es ist hier vielmehr nothwendig, unbedingt nothwendig, dass der Forscher von Ort zu Ort, von Stelle zu Stelle zieht, sich die Gegend mit dem unverständenen Namen selbst besieht und mit den Landleuten, welche die Nation fortwährend noch gebrauchten, in unmittelbarem Verkehr tritt. Gewiss ist dies eine ausserordentlich schwierige, langweilige, Zeit raubende, ja geradezu entmutigende Aufgabe; trotzdem darf, wenn überhaupt vorläufig eine Lösung der Frage möglich ist, nur auf diesem Wege ein Erfolg erwartet werden. Da nun über die Wichtigkeit dieser Flurnamen für die Landesforschung gar kein Zweifel mehr bestehen kann, zur richtigen Erklärung dieser Namen, der Vorbedingung ihrer Brauchbarkeit, aber ein Verfahren eingeschlagen werden muss, das ein häufiges Reisen von Ort zu Ort erheischt, dom-

nach mit bedeutenden Kosten für den Forscher verkauft ist, die aus dem durch seine Arbeiten erzielten Erlös unmöglich gedeckt werden können, so ist es Pflicht des Staates, dass er des wohlverstandenen, eigensten Nutzens wegen einem solchen Forscher wenigstens freie Eisenbahnfahrt gewährt. Es ist das allermindeste, was von einem verehrten Staatswesen für die geschichtliche Durchforschung des eigenen Landes nach dieser Seite erwartet werden darf. Wenn viele Zehntausende von Mark für das Ausgraben der Teufelsnauer vom Staate bewilligt werden — wir sind uns entfernt davon, dies etwa zu tadeln — so ist es andererseits gewiss nicht zu viel verlangt, wenn man jemand, der für die Landesforschung grosse und persönliche Opfer der verschiedensten Art bringt und bringen muss, sobald er mit Aussicht auf Erfolg das Studium und die Erklärung unserer Flurnamen pflegen will, eine Erleichterung der Forschung dadurch zu Theil werden lässt, dass man ihm freie Eisenbahnfahrt gewährt. Es wäre nur zu wünschen, dass noch weit mehr Kräfte im Dienste einer Sache arbeiten möchten, die für die Geschichte des Vaterlandes von hoher Bedeutung ist.

Dass man übrigens von Seite der Vorzeitkünde die Dienste, welche die Flurnamen dieser Wissenschaft leisten, mehr und mehr zu schätzen versteht, das erhellt aus einer anderen Erscheinung der neuesten Zeit. Bei früher vorgenommenen Ausgrabungen und neuerdings besonders bei der Blosslegung des römischen Grenzwalltes und der dazu gehörigen Kastelle und Siedelungen hat sich wiederholt glänzend bestätigt, dass zwischen den Flurnamen und den weit über ein Jahrtausend zurückreichenden Thatsachen eine Beziehung vorhanden ist. Die Flurnamen geben durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch die einzige, wenn auch lange Zeit unverstandene sprachliche Kunde von Geschehnissen, deren Aufhellung heute die Aufmerksamkeit weiter Kreise in Anspruch nimmt. Auch noch nach einer anderen Richtung hin hat man sich kürzlich angefangen, auf die Bedeutung der Flurnamen mehr als bisher zu achten. Der zu Eisenach abgehaltenen Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine hat Sanitätsrath Dr. Florschütz aus Wiesbaden einen von ihm aufgestellten Fragebogen vorgelegt, der die genaue Ortsbestimmung und die Beschreibung aller vorgeschichtlichen Siedlungsstätten bezweckt. Der Fragebogen ist abgedruckt im Correspondenzblatt des Gesamtvereins vom December 1894, Bd. XXXII, Nr. 12. Auch hier ist die erfreuliche Wahrnehmung zu machen, dass in der zweiten Hauptfrage die gebührende Rücksicht genommen wird auf die heu-

tigen Namen der Stellen, wo in vorgeschichtlicher Zeit sich Weistätten befanden. Und zwar wird in richtiger Erkenntniss der Verhältnisse sowohl die schriftgemässe, als auch die mundartliche Form verlangt. Desgleichen erfahren die Volksagen und Ueberlieferungen, die sich an solche Stellen knüpfen, die entsprechende Beachtung. Wenn wir trotzdem diesem hochverdienstlichen Unternehmen, dem wir zu Nutz und Frommen der vorgeschichtlichen Erforschung Deutschlands die weitgehendste, werktätige Theilnahme wünschen, nicht mit der Hoffnung auf einen vollen Erfolg gegenüberstehen, so liegt dies in allerhand ungünstigen Umständen, die sich vielleicht mit der Zeit zum Theil beseitigen lassen. Im allergünstigsten Falle wird sich nämlich auf Grund des Fragebogens festlegen und zusammenstellen lassen, welche Plätze bis jetzt in den verschiedensten Gegenden des Landes bereits als vorgeschichtliche Weistätten angesehen werden. Aber selbst dieses Ziel dürfte vorerhand kaum ohne grosse Mühe erreicht werden. Dem Unternehmen fehlt neben anderem eines, was für einen Erfolg unbedingt nöthig ist, nämlich eine gewisse Unterstützung durch die Staatsbehörden. Wir denken dabei in erster Linie nicht an geldliche Beihilfe. Ein Beispiel wird klar machen, wie wir uns die Sache vorstellen. Der von Prof. Wenker herausgegebene Sprachatlas für die Mundarten des deutschen Reiches konnte in der Vollständigkeit, wie er nach seiner Vollendung vorliegen wird, nur dadurch zu Stande kommen, dass den Befragten von den Behörden die Beantwortung der Fragen hinausgegeben wurde. Wäre dies nicht geschehen, so würde in vielen Zehntausenden von Fällen eine Antwort gewiss nicht eingegangen sein. Wenn Dr. Florschütz oder der Gesamtverein es so weit brächten, dass ihrem Unternehmen auch diese Art staatlicher Förderung zu Theil würde, so wäre damit eine gewisse Gewähr für das Gelingen und für eine unter den jetzigen Umständen mögliche Vollständigkeit gegeben. Man verhehle sich keineswegs die nicht sehr schmeichelhafte Thatsache, dass die Entwicklung des geschichtlichen Sinnes der Gegenwart in Deutschland, wenn auch in einem erfreulichen und merkwürdigen Fortschritte zum Besseren, so doch noch immer nicht so weit gediehen ist (selbst nicht in Kreisen, wo man es füglich erwarten sollte), dass man überall eine rege Unterstützung des Unternehmens erwarten dürfte. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der von Hans aus für die Vollständigkeit der Arbeit vorhängnisvoll ist, ein Umstand, der zur Flurnamenforschung in enger Beziehung steht. Das Unternehmen kommt nämlich in gewissem Sinne zu

frühe. So seltsam dies auf den ersten Augenblick klingt, so ist es gleichwohl wahr. Denn ganz abgesehen davon, dass unsere Zeit, beziehungsweise die deutsche Menschheit noch nicht allenthalben die für eine solche Arbeit erforderliche Reife des geschichtlichen Sinnes aufweist, so steckt auch die Flurnamenforschung selbst, diesem Unternehmen gegenüber, noch viel zu sehr in den Kinderschuhen, als dass sie der Forschung nach den vorgeschichtlichen Weibstätten die ihr von Natur aus zukommenden Dienste leisten könnte. Dies Urtheil klingt für die Flurnamenforscher zwar sehr hart, aber es ist nicht ungerecht. Die wissenschaftliche Flurnamenforschung ist bis zum heutigen Tage von den einzelnen, verhältnissmässig wenigen Personen, die sich damit beschäftigen, immer nur auf eigene Faust, d. h. ganz und gar ohne Verbindung der Forscher unter sich betrieben worden. Ein einheitlicher Plan war dadurch von selbst ausgeschlossen. Was dem einen wichtig erschien, das wurde vom andern fast ganz vernachlässigt, und worauf dieser einen besonderen Nachdruck legte, das glaubte der andere oft ganz übergehen zu können. Bei so manchen Arbeiten fällt auch ein empfindlicher Mangel an geschichtlicher und culturgeschichtlicher Kritik in die Augen. Hat doch mehr als eine Kraft auf diesem Gebiete gearbeitet, ohne sich — wie aus den Arbeiten zu ersehen — vorher gründlich über den Gang der Entwicklung dieser Namen klar geworden zu sein. Wer heute die Flurnamen in wissenschaftlicher Weise, d. h. so durchforschen will, dass nicht allein die Sprach-, sondern auch die Cultur- und Rechtsgeschichte, die Vorzeitkunde und die Götterlehre, die Geographic, die allgemeine Geschichte und die Völkerkunde zu ihrem Rechte kommt, der muss, bevor er noch an seine eigentliche Aufgabe gehen kann, höchst mühevoller Vorarbeiten sich unterziehen. Vor allem muss er sich über ein räumlich nicht zu weit ausgedehntes Arbeitsfeld schlüssig machen. In der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister. Arbeiten, wie wir beispielsweise deren eine an Buks oberdeutschem Flurnamenbuch besitzen, das Namen aus ganz Süddeutschland bringt und erklären möchte, zehren einen grossen Theil der Kraft eines Forschers auf, ohne dass mit dem Ergebnis der Wissenschaft ein nennenswerther Dienst geleistet wäre. Sie sind vom Anfang an, in Folge ihres falschen Grundrisses und ihrer zu leichten Ausführung, windschiefe, unbewohnbare und daher unnütze Bauten, auf die kein weiteres Stockwerk aufgesetzt werden kann und die voraussichtlich nach kurzer Zeit in sich selbst zerfallen. Ein Gebiet, wie es sich z. B. Ohlenschlager ersehen hat,

ist an sich nicht zu gross. Es erfordert aber auf Jahre hinaus die Arbeit einer vollen Manneskraft. Zu den Vorarbeiten gehört dann, dass der Forscher sich an der Hand der Katasterpläne die Grenzen einer jeden Gemeinde seines Forschungsgebietes auf eine Karte im grossen Massstabe, etwa auf das Blatt einer Generalstabkarte übertrage, dass er ferner jede Flurbenennung — auch die sofort verständlichen — mit Hilfe von Ziffern sich anmerke. Durch diese in hohem Grade zeitraubende, aber für die Erkenntniss des Wesens und der Bedeutung der Flurnamen sehr wichtige Arbeit wird jeder Forscher von selbst auf einen grossen Unterschied aufmerksam gemacht werden, der zwischen den einzelnen Gemeinden in Bezug auf die Grösse des Gebietes und die Eigenartigkeit der Namen besteht. Aus der Fülle der Namen werlen sich gleicherweise gewisse, immer wiederkehrende Erscheinungen ergeben. So wird sich jedem Forscher die Wahrnehmung aufdrängen, dass bei kleineren Gemeinden die Zahl der unverstandenen Namen sehr gering ist, dass ferner bei grossen Gemeinden weitaus die Mehrzahl der unverstandenen Namen in der Nähe der Flurgrenze liegt. Selbst der Zug der Gemeindegrenze ist bedeutsam. Als Markungsgrenzen grosser Gemeinden finden sich sehr häufig Wasserläufe, Höhenkämme, ehemalige Sümpfe. Aus der Vergleichung der Namen der einzelnen Gemeinden unter sich wird der Forscher dann auch erkennen, dass eine Anzahl vielleicht heute nicht mehr verstandener Namen unter ähnlichen Verhältnissen sich in einer bedeutenden Zahl von Gemeinden zeigt. Es wird ihm weiterhin als auffallend erscheinen, dass gewisse dunkle Namen andere, in den verschiedensten Orten gleichlautende, öfters auch sinnverwandte Nennen um sich herum, gleichsam als Begleitung haben, so dass dadurch ganze Namensnester entstehen. Aus diesen und noch anderen Umständen wird er dann endlich zur Erkenntniss kommen, dass bestimmte Gemeinden verhältnissmässig jung, andere älter, wieder andere sehr alt sind. Vergleicht man ferner die Gebietsausdehnung der Gemeinden mit dem so gefundenen Alter, so ergibt sich, dass alle alten Gemeinden eine grosse Markung haben. Je jünger die Gemeinde ist, desto kleiner ist auch ihre Fläche, desto willkürlicher und gebrochener sind ihre Grenzen. Andererseits ergeben sich Anhaltspunkte, die uns berechtigen, zu sagen, dass eine Gemeinde schon vor der Einführung des Christenthums bestanden haben muss, während andere erst nach der Einführung desselben emporgekommen sind. Die vergleichende Flurnamenforschung setzt uns noch in den Stand, dass sich uns ein grosser, Theil

der vorchristlichen Weibestätten wie von selbst erschließt. Der Satz, dass gleiche Verhältnisse gleiche Namen entstehen liess, und dass umgekehrt gleiche Namen aus auf gleiche oder doch ähnliche Verhältnisse hindeuten, wird sich als richtig erweisen und sind aus mehr und mehr zum Führer werden.

Ein anderes Mittel zur Erkenntnis der alten Gemeindevorrichtungen bietet sich uns in dem Verfolge der Jagdgrenzen, noch mehr aber in der Lebensweise auf die Holz- und Weidrechte. Wo sie noch vorhanden oder wenigstens durch Urkunden für frühere Zeit festzustellen sind, da weisen sie in vielen Fällen auf das Vorhandensein ehemaliger Markwaldungen. Auch die Lage von Grabhügeln ist nicht ohne Wichtigkeit; denn echt germanische Hügelgräber, also solche der späteren Zeit, finden sich im südlichen und südwestlichen Deutschland auf den Gebieten, aus denen die Römer von den Germanen vertrieben wurden, immer theils in unmittelbarer Nähe, theils in nicht zu grosser Entfernung von der Markungsgrenze. Die Lage alter Strassen lassen sich ebenfalls aufzeigen und geben zu erkennen, dass in der Anlage der Dörfer in jener vorgeschichtlichen Zeit auch etwas gewisse Regeln und leitende Gesichtspunkte zum Ausdruck kamen. Selbst alte Besitzverhältnisse lassen sich innerhalb gewisser Schranken auffassen, besonders da, wo früherer Gemeindevorstand in Staatsbesitz übergegangen ist und umgeben ist. Bisweilen gelingt es auch, die Gerichtsstellen für alte Gemeinden oder Marken nachzuweisen. Für die Zunahme der Bevölkerung und die dadurch hervorgerufenen Neuordnungen gehen die Flurnamen allenthalben ausserordentlich zahlreiche Belege. Dergleichen lassen sich eine Menge von Dingen durch sie ermitteln, die mit den ältesten Heer- und Wehrverhältnissen unseres Volkes aus innigste zusammenhängen. Alte Warten, Wäppläke, Gemeindevorrichtungen und Gauhagen für Kriegszwecke; diese und noch manche andere Wohlfahrtsvorrichtungen der ältesten Zeit lassen sich nur auf dem Wege der vergleichenden Flurnamenforschung feststellen. Andererseits wird der Forscher auch die Beobachtung machen, dass die ältesten Gemeinden, herv. Markverhältnisse im Grunde ziemlich einfach in der Anlage und für grössere Gebiete von merkwürdiger Gleichförmigkeit waren.

Damit soll nur ganz oberflächlich angedeutet sein, welche Fälle von Erkenntnis für die Vorgeschichte unseres Landes noch in den Flurnamen beschlossen ist. Aber sie kann nur gewonnen werden auf dem Wege der Flurnamenvergleichung. Dazu ist jedoch die Arbeit vieler Forscher nöthig. Was hier vor Allem noth that, das ist die Aufstellung eines einheitlichen Planes. Aber auch der

beste Plan hat nur dann Aussicht, der Wissenschaft wirklich zu nützen, wenn die Angelegenheit von Seite des Staates sich wohlwollender Förderung erfreuen darf. Wie man jetzt daran ist, die einzelnen deutschen Länder geologisch allmählich bis ins einzelne zu durchforschen und in Karten die Ergebnisse festzulegen, so ist auch eine ähnliche Durchforschung der Masse der deutschen Flurnamen ein Bedürfniss. Der Lohn, den eine so geartete Forschung für die Kenntnis unseres Landes abwirft, überragt weit alle Aufwendungen, die bescheidener Weise im Laufe der Zeit etwa dafür nothwendig werden könnten.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen. Anthropologische Section der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

(Schluss.) Herr Helm führt die Analysen dieser 14 Bronzen an. Er nimmt hierbei allerdings die Möglichkeit an, dass bei der chemischen Analyse der letzteren die eine oder das Antimon übersehen oder für Zinn gehalten wurde; doch könne das nur vereinzelt vorkommen sein und nicht sonderlich in Betracht kommen. Herr Helm glaubt vielmehr, dass das Rohmaterial, die gegossen wurden, verhältnissmässig reicher an Antimon war, als das aus denen Bronzen in alter Zeit im allgemeinen gefertigt wurden. Es sei zu ermitteln, in welchen Ländern so hiesige Erze gefunden werden, und da käme zunächst ein Land in Betracht, wo sowohl Kupfererze, wie auch Antimon- und Arsenerze in ergiebiger Menge oft nebeneinander vorkommen; das ist Siebenbürgen-Ungarn, das ehemalige Dacien. Dort werden diese Erze auch heute noch vielfach bergmännisch gefördert und verarbeitet. Schon in alten Zeiten war der Erzreichtum dieser Länder wohl bekannt, so den Römern, welche dort mit Erfolg Bergbau treiben liessen. Herr Helm sieht diejenigen Orte auf, welche hier in Betracht kommen, und diejenigen Erze, welche als Grundlage zur Bereitung antimonhaltiger Bronze dienen konnten. Hiernach rechnet er vor allem die sogenannten Fahlerze, namentlich das Grugaltitzerz, welche sich schon äusserlich durch ihr metallisches Aussehen auszeichnen und zur Metallgewinnung gerader zu fordern. Die Fahlerze sind Verbindungen von Schwefelkupfer mit Schwefelantimon, Schwefelarsen und anderen Schwefelmetallen; sie enthalten 14 bis 42 Proc. Kupfer. Herr Helm glaubt, dass diese wohl als Grundlage zur Bereitung der antimonhaltigen Bronze Westpreussens gedient haben mögen und hält es für wahrscheinlich, dass das aus ihnen gefertigte durch Austausch gegen Bronze und andere Produkte bis zur Weichsel und von da zur Ostseeküste gekommen seien.

In Ungarn-Siebenbürgen selbst werden nach Mittheilung des Herrn Professor Hampel in Budapest Bernsteinperlen in Grabstätten aus dem vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. häufig gefunden; nicht ganz verlässlich sind die Funde von Bernsteinartefakten aus der Stein-, Kupfer- und Bronzezeit. Von vorgeschichtlichen Bronzefabrikaten, die in Ungarn und Siebenbürgen gefunden wurden, hatte Herr Josef Cozka, Custos am ungarischen Nationalmuseum, 16 chemische Analysen gemacht, davon waren zwei antimon-

haltig. So ist umgekehrt auch ein Zusammenhang dieser Länder mit der westpreussischen Ostseeküste, wenn auch nicht aus ältester Zeit, so doch aus alter Zeit nachweisbar. Herr Helm geht nun noch auf das Vorkommen von Antimon und Bernstein in den Ländern des Krokas n. a. ein, wobei er der darauf bezüglichen angesehnen Untersuchungen Virehows gedenkt, welche in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft aus dem Jahre 1881 bis 1890 beschrieben sind. Schliesslich führt er noch an, dass die mannigfaltige und lante Zusammensetzung mehrerer der hier behandelten westpreussischen vorgeschichtlichen Bronzen noch mehr auffällt, wenn man sie mit der einfachen Mischung, welche die eigentliche elastische Bronze zeigt, vergleicht. Auch die Bronzen anderer Länder zeigen zum Theil diese grosse Mannigfaltigkeit in ihrer Zusammensetzung. Aus diesem Grunde haben Chemiker, welche sich mit der Untersuchung von Bronzen beschäftigen, angenommen, dass Bronzen nicht immer durch einfaches Zusammenschmelzen der in ihnen gefundenen Metalle gewonnen wurden, sondern dass zu ihrer Herstellung Roherberze oder Mischungen von Rohberzen dienten, welche die in diesen Bronzen gefundenen Metalle in erheblicher Menge enthielten. Auch der Vortragende ist dieser Ansicht, die vielfach bekämpft wurde. Herr Helm ist überzeugt, dass man beispielsweise Bronzen, welche so zusammengesetzt sind, wie die angeführten Bronzen aus Patzig oder die Armspangen aus Bruns, leicht durch einfache hüttenmännische Verarbeitung aus einem der in Siebenbürgen vorkommenden Kupferfahlerze und Bleiglanz gewinnen kann. Herr Helm will für diesen Gegenstand in einem späteren Vortrage zurückkommen.

Hierauf spricht Herr Prof. Dr. Conwentz über den Burgwall am Melnosee. Am Einladend des Herrn v. Bieler war Vortragender am 9. Februar er. nach Melno im Kreise Graudenz gereist, um die dortige „Schanze“ zu besichtigen. Derselbe liegt 1,5 Kilometer nördlich östlich vom Schloss, am südwestlichen Ende des Melnosee, auf einer nach Norden vorspringenden kleinen Halbinsel. Zu dieser Anlage ist eine natürliche Erhebung von abgerundet viereckiger Grundfläche benützt, welche zur Zeit eine geringe künstliche Ansfüchtung erfahren hat, so dass die Gesamthöhe jetzt 4–5 Meter, an der Nordseite 6–6 Meter beträgt. Die Schanze ist an drei Seiten von Wasser umgeben, an der vierten Seite zieht sich eine Einenkung herum, die kaum 1 Meter über dem Niveau liegt und bei niedrigem Wasserstande theilweise vom Wasser bedeckt wird. Von Süden ist der Aufgang zur Schanze gewesen und oben liest sich eine längliche, starke, kesselartige Vertiefung erkennen. Durch die vom Vortragenden angestellten Nachgrabungen wurden nicht wenige brünlliche Thonscherben zu Tage gefördert, welche theils glatt, theils mit geraden parallelen Rippen und theils mit dem Wellenlinien-Ornament versehen sind. Hieraus ergibt sich, dass die Anlage am Melnosee einen Burgwall aus der unsrer historischen Zeit unmittelbar vorangehenden, slavischen Periode darstellt. Mit diesen Scherben zusammen kamen auch Bruchstücke thierischer Knochen und zahlreiche Reste verkohlten Eichenholzes vor, was darauf hindeutet, dass Eichenwälder auch noch in dortiger Gegend vor Ankauf des deutschen Ritterordens bestanden haben, während sie seitdem längst geschwunden sind. In dankenswerther Weise hat Herr v. Bieler gegen Ende der achtziger Jahre auf dem Burgwall wieder eine Pflanzung junger Eichen, Buchen, Fichten etc. ausgeführt, um ihn auf diese

Weise für die Zukunft festzulegen und gegen etwaiges Abtragen möglichst zu schützen. Ferner macht Herr Conwentz im Anschluss an seinen in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrag über bildliche Darstellungen an vorgeschichtlichen Gräbern eine Mittheilung über einen neuen Fund dieser Art. Nachdem auf dem Gelände zwischen Lindetaden und Kl. Wöllwitz im Kreise Flatow, nicht weit von der Bromberger Kreisgrenze, schon wiederholt Steinkistengräber blossgelegt und zerstört waren, reiste Vortragender zufolge einer von Herrn Lehrer Müller in Lindeboden telegraphisch erstatteten Anzeige, das Auffinden eines neuen Grabes betreffend, am 4. März d. J. dorthin. Bei seiner Ankunft war dasselbe allerdings schon der Neugier der Bevölkerung zum Opfer gefallen, jedoch gelang es, zwei weitere Steinkisten aufzufinden, deren eine leer war, während die andere einen besonders interessanten und wertvollen Inhalt aufwies. Derselbe bestand in einem schwarzen Henkelgefäss mittlerer Grösse ohne Knochenasche und in sechs gedeckelten Urnen, die gebrannte Knochen mit Bronzeresten enthielten. Drei dieser Gefässe sind einfach und von leimlicher Farbe, während die drei übrigen eine glänzend schwarze Färbung und ziemlich übereinstimmend reiche Verzierungen aufweisen. Sie haben eine schlanke Vasenform mit langem Hals und weit ausladendem Bauch, und messen einschliesslich des flachen Stöpseldeckels etwa 85 Ctm. Höhe. Auf dem oberen Theile des Bauches ist ein aus Blattweiz-ähnlichen Zeichnungen zusammengesetztes Ornament eingritzelt und mit weissem Kalk ausgieblich, so dass es sich von dem dunkeln Untergrund scharf abhebt. Zwei dieser schön geformten Urnen waren besser erhalten und konnten ziemlich unversehrt ausgehoben und hierher transportirt werden, während das dritte ähnliche Exemplar stark zersetzelt und überdies durch die Last der Steine eingedrückt war. Dies ist um so mehr zu bedauern, als es auf dem Bauche noch eine besondere figurliche Darstellung besass; gleichmässigerweise hat sich wenigstens diese Partie nahezu vollständig conserviren lassen. Das Bild zeigt einen mit zwei Pferden bespannten Wagen, auf dem ein Wagenlenker steht. Der Wagen ruht auf vier Scheiberrädern und ist auch im Uebrigen sehr einfach gebaut. Hinter demselben schreitet ein Pferd, dessen Ägel von einer über demselben gezeichneten Hand geführt wird, während die Figur des Reiters selbst fehlt. Dies ist im Allgemeinen die vierte Darstellung eines Wagens an Urnen aus Steinkistengräbern unserer Provinz und die erste, welche in die Sammlungen des Provinzial-Museums gelangt ist. Die Funde aus den vorgeschichtlichen Gräbern in Lindeboden, welche mit Unterstützung des Hrn. Lehrer Müller daselbst gemacht wurden, sind vom Besitzer der Feldmark, Hrn. Daniel Wiederhöft, kostenfrei dem Provinzial-Museum überlassen.

Herr Dr. Kumm legt zunächst drei unvollständig erhaltene Gesichtsnarren vor, welche aus einer Steinkiste auf dem Felde des Besitzers Tanmann in Kl. Bölkau stammen und durch Herrn Pfarrer Uebe in Löblau geborgen, vor Zerstörung bewahrt, und vor kurzem dem Provinzial-Museum geschenkt worden sind. Die Gesichtsnarbenbildung beschränkt sich auf die rohe Aufformung der Nase und die Darstellung der nicht genau orientirten Augen in Form einfacher, flacher, kreisrunder Einkürbisse. Bemerkenswerth ist einerseits die auffallende Uebereinstimmung in der Gesichtsdarstellung dieser drei Urnen unter einander, andererseits ihr Abweichen von allen bereits früher auf demselben Gräberfelde gefundenen Gesichtsnarren.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.
Gesamtschrift der Gesellschaft

XXVI. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1895.

Je ein Artikel, Bericht, Excursionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. S. 8. 16 des Jahrg. 1891.

Inhalt: Prähistorische Funde bei Höchst a/M. Von Dr. E. Sacher. — Das „Quirkela-Loch“ im Weitenstein bei Bannach. Von Karl Spiegel. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig. — Naturwissenschaftlicher Verein Greifswald. — Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe. — Gruppe Hamburg-Altom der deutschen anthropologischen Gesellschaft. — Erste thüringische Archäologensammlung in Erfurt. — Literatur-Besprechungen. — Einladung zur 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Lübeck. — Einladung zur österrömisches Ethnologischen Ausstellung in Prag.

Prähistorische Funde bei Höchst a/M.

Von Dr. E. Sacher, Höchst a/Main.

Bereits vor einigen Jahren wurden in der Umgegend von Höchst, namentlich im Gebiete der Leberke, vormals Meister, Lucius und Brüning, einige prähistorische Funde gemacht, von denen ich jetzt keine Kunde in die Öffentlichkeit gelangen ist, die aber immerhin wichtig genug sind, um an dieser Stelle über sie zu berichten; auf weitere prähistorische Fundstücke stieß ich im Herbst vergangenen Jahres bei Ausgrabungen, über deren sonstige Ergebnisse ich an anderer Stelle ausführliche Mittheilung machen werde.

Als die Farbwerke im Jahre 1885 eine Quinamer erbauten, wurde im Main in geringer Entfernung vom Ufer und etwa 1 m tief im Flussbette ein Bronceedol gefunden mit 49,5 cm langer und 9 cm im oberen Theile breiter Klinge; der durchbohrte Theil ist 8 cm breit, die Nietlöcher haben einen Durchmesser von 9 mm. Der Griff bildet eine gleiche Waffe, im Besitze der Familie Kläui in Frankfurt a/M., bildet Lindenschmit, Das römisch-germanische Central-Museum in hildesheimischen Darstellungen, Tafel 47, Nr. 23, ah. Die Form gehört der ältesten Bronzezeit an und wie sie im Wiesbadener Museum aufbewahrten Schwerter aus gleicher Zeit ist auch der mir vorliegende Dolch vorzüglich erhalten, zweischneidig und zeigt nur ganz unbedeutende Scharten, die indessen neueren Ursprungs sind und erst nach der Auffindung entstanden zu sein scheinen, da an den betreffen-

den Stellen die Patina abgesprungen ist. Parallel zu den Schneiden ist heiderseits eine doppelte Strichverzierung eingravirt. Ein eigenthümlicher Belag auf der einen Seite des Dolches wurde bei der ebemischen Untersuchung als echte Patina festgestellt. Die Waffe scheint nur als Paradestück gedient zu haben; denn bei der Schwere der Klinge (187 g) würde der mit 4 Nieten befestigte und wie man an einem schwachen Eindringung auf derselben erkennen kann, nur 19 mm auf die Klinge übergreifende Griff einen wirklichen Gebrauch im Kampfe unmöglich gemacht haben. Das Metall ist bei der Durchbohrung sehr dünn und Griff und Klinge würden an dieser Stelle auseinander gebrochen sein.

Der zweite Fund aus der Bronzezeit führt uns an die Westgrenze des Gebietes der Farbwerke und etwa 350 m vom Mainufer nördlich. Bei der Ausführung von Bohrvorarbeiten behufs Anlegung eines Brunnen bei dem Arbeiterlogirhaus Nr. 3 der Farbwerke im Jahre 1891 stießen die Arbeiter in der Tiefe von 80 cm auf ein vorgeschichtliches Hängelgrab, das durch den Feldbau eingeebnet war. In der Mitte stand eine grössere Urne, die leider zerschlagen wurde, und um dieselbe etwa je 50 cm von einander entfernt drei flache Schüsseln mit eingedelltem Boden; ein viertes scheint in der Urne gestanden zu haben, die, nach den Scherben zu urtheilen, mit einem Deckel geschlossen war. Nur zwei der flachen Schüsseln sind erhalten, und auch diese nur in beschädigtem Zustande, von den beiden andern

nur wenige Scherben. Das erste hat einen Durchmesser von 145 mm, eine leichte Weite von 130 mm und eine Höhe von 40 mm; die Abmessungen des zweiten sind in derselben Reihenfolge 135 mm, 100 mm, 32 mm. Die Urne enthielt ausser verbrannten Knochenresten und Asche: 1. Ein Broncemesser, prächtig patiniert, von 175 mm Gesamtlänge; die Klinge ist 143 mm lang und 13 mm breit. Der Griff scheint ursprünglich in einen Ring gependelt zu haben. 2. Eine Bronceadel von 150 mm Länge mit einem runden Knopf von 9 mm Durchmesser und 3 mm Stärke. 3. Die Trümmer einer Broncefibula, die nach der Reconstruction des Herrn Architekten Joh. Runk-München dieselbe Form gehabt zu haben scheint, wie die von Lindenschmit a. a. O. Tafel 35, Nr. 11 abgebildete Gewandadel. Weitere Angaben über die Fundamente konnte ich nicht mehr erhalten. Die Fundstelle (jetzt ein Brunnen) liegt dicht an der von Höchst nach Sindlingen führenden Chaussee, einer uralten Völkerstrasse, neben welcher, kurz bevor man das Dorf Sindlingen erreicht, im vergangenen Jahre beim Bau eines Hauses fränkische Reihengräber freigelegt wurden.

Gehörten diese Funde der Bronzezeit an, so wenden wir uns mit den folgenden der jüngeren Steinzeit zu.

Etwa 130 m stromaufwärts von der Fundstelle des an erster Stelle genannten Dolches wurde am Mainufer bei der Erbauung der neuen Pumpsation der Forwerke im Jahre 1889 ein Steinmeißel gefunden. Er lag etwa 4,5 m tief in einer Schicht von rothgelbem Kies mit Sand und hat eine Länge von 26 mm. Der Querschnitt ist halbkreisförmig und hat einen grössten Umfang von 140 mm. Die obere, flach geschliffene Seite hat eine mittlere Breite von 40 mm; am unteren Ende beträgt dieselbe 37 mm und am oberen Ende 27 mm. Die Farbe des Steins ist dunkelgrau.

Noch weiter stromaufwärts an das linke Ufer führt uns das folgende Fundstück, eine Hammeraxt, die beim Schleusenbau oberhalb Höchst im Jahre 1883 aus dem Main ansabgagert wurde. Sie ist 160 mm lang. Die cylindrische Durchbohrung ist ausserordentlich sauber angeführt, 19 mm weit, 33 mm lang und hat glänzend schwarze Wände, während die Oberfläche der Hammeraxt, wohl durch Abschleifen im Flusbett, mattschwarz ist. Die Breite der Schneide beträgt 35 mm, die des Querschnitts bei der Durchbohrung 54 mm.

Die nächste Fundstelle liegt der letzten gegenüber, am rechten Ufer des Mains. Das Gelände erhebt sich dort 26 m über dem Spiegel des Flusses.

Hier machte ich selbst den neuesten prähistorischen Fund bei Ausgrabungen, die ich im Frühjahr und Herbst vergangenen Jahres auf Veranlassung des Herrn Prof. Wolff-Frankfurt auf einem dem hiesigen Landrath Herrn Dr. Meister gehörenden Grundstück (im Ostausgang von Höchst und südlich der Strasse von Frankfurt—Höchst neben dem Kreishaus gelegen) vornehmen liess. Unter einer obern Erdschicht von 30 cm stiess ich auf eine Schicht schwarzer Erde, die sich sehrn von dem Lehmboden hob und bei durchschnittlich 50 cm Stärke einen Krum von 2 qm einnahm. Am nördlichen Rande derselben fanden sich in 45 cm Tiefe Feldsteine im Halbkreise geordnet vor. Diese Schicht war in allen ihren Theilen mit Scherben durchsetzt, die ich wohl an dem Material und den charakteristischen Verzierungen als prähistorisch erkannte, deren genauere zeitliche Bestimmung ich indessen einer brieflichen Mittheilung des Herrn Conservators Dr. Lindenschmit-Mainz verdanke, für die ich ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Ihm schliesse ich mich im wesentlichen im Folgenden an. Die Scherben, aus denen es nicht mehr möglich ist, ein vollständiges Gefäss zusammenzusetzen, stammen aus der neolithischen Zeit und sind besonders interessant, weil sie in hiesiger Gegend nicht eben häufig vorkommen. Zum Theil gehören sie der neolithischen Bandkeramik an. Diese Bandverzierung kommt an neolithischen Gefässen Mitteldeutschlands häufiger vor, als im Rheinland; sie wurde ausserdem an österreichischen Funden (Pfäbinn im Mondsee), ferner in Böhmen und Ungarn beobachtet. Das Mainzer Museum besitzt mehrere solche Gefässe aus Oberhessen, aus Nassau und Fragmente aus Rheinhesen und Sachsen-Akenburg.

Die Strichverzierungen, in den feuchten Thon eingeschritten oder eingeritzt, sind in der Regel mit einer weissen Masse, Kreide, gefüllt, doch hat sich nur bei einer Scherbe eine kleine Spur der Einlage erhalten.

An sonstigen Verzierungen zeigen die Scherben noch Punkte und längliche Tupfen, die eingestochen wurden; ferner segmentartige Eindrücke, wohl mit dem Fingernagel hergestellt; dann kleine horizontale Wülste, durch Einknifen mit Daumen und Zeigefinger in den feuchten Thon hervorgebracht; ausserdem längere, spitze oder wenig gewölbte Wülste, mit Strichen beiderseits oder länglichen Tupfen umsäumt. Schliesslich ist noch eine Scherbe mit mehrfachen, parallelen punktirten Linien als Verzierung vorhanden, ähnlich bei einem Gefäss bei Lindenschmit, Tafel 50, Nr. 34. Mehrere Scherben tragen Warzen, die wohl zum

Schmuck dienen, nicht als Heekol; dazu sind sie zu klein; in einem Falle ist die Warze durchbohrt. Die übrigen Scherben sind schmucklos.

Der Thos, aus welchem die Gefässe mit Bandverzierung hergestellt sind, ist meist fein geschlemmt; die übrigen Scherben ohne jene Verzierung haben eine rauhe Oberfläche und zeigen um Theil eines grossen Zusatzes von Quarzkörnern zu der Thonmasse.

Ausser den Scherben enthielt die schwarze Erdschicht nur noch eine kleine Zahl, zum Theil Brandspuren tragender Knochen und einige wenige Feuersteinspähe; letztere fanden sich nur an dieser Stelle, sonst nirgends auf dem durch zahlreiche Versuchgräben nach allen Richtungen durchsuchten Felde.

Am letzter Stelle mag der Vollständigkeit halber noch ein Fundstück erwähnt werden, das vor einigen Jahren in dem nahe bei höchst gelegenen Sossobino in einer Lehmgrube gefunden wurde. Es ist ein Trinkgefäss von 110 mm Höhe aus römischer Zeit. Nähere Angaben über die Fundstätte waren nicht mehr zu erlangen. Ein ganz ähnliches Gefäss bildet Lindenschmitt Tafel 50, Nr. 3 ab.

Ueberschauen wir noch einmal die Fundorte der vorgeführten Gegenstände, ausschliesslich des kurgenannten, so ergibt sich aus ihnen die sehr frühe Besiedelung des Gebietes unserer Stadt, dem masserendlich wichtige Lage weder der römischen, noch der mittelalterlichen Zeit eutig; aber erst der modernen Zeit und der modernen Industrie war es vorbehalten, die durch die natürliche Lage gegebenen Vortheile voll auszunutzen.

Von den im Vorstehenden behandelte Fundstätten sind der Steineissel, die Hammeraxt und das Trinkgefäss im Privatbesitz, die übrigen gehören der Sammlung des hiesigen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde an.

Das „Quarkel-Loch“ im Veitenstein bei Bannach.

Von Karl Spiegel, Lehrer in Birkenfeld bei Märktchenfeld.

Schon Lehmann wies in seiner Geschichte des Bannach-Graues¹⁾ auf den Veitenstein hin. Er kannte auch die Sage von den „Quarkeln“ oder Zwergen, die ihn bewohnt haben sollen, und glaubte in einigen alten Inschriften Namen zu erkennen. Walther erwähnt in seiner topischen Geographie von Bayern²⁾ den

Veitenstein ebenfalls und sagt, dass von ihm die Sage gehe, er sei vormalig bewohnt gewesen.

Mehr konnte ich über ihn nicht erlangen. Es scheint, dass dieser Punkt, der so viel Anziehendes für jeden Geschichtsfreund besitzt, der selbst für die Wissenschaft bemerkenswerth sein dürfte, in der Literatur fast unbekannt ist.

An Märchensauer gemäht es, wenn man im Frühling von Rinddorf durch den treibenden Wald heraufgehend oben den Veitenstein im dunklen Föhrengrün unvermuthet erblickt. Der stille Wald und die über uns am Berggang aufsteigenden steilen und granen Felswände verursachen einen solchen Eindruck, dass es nicht zu verwundern ist, wenn dieser Fels von jeher das Dichten und Sagen der benachbarten Dörfler so vielfach beschäftigt. Der Veitenstein stellt sich dar als ein riesiger, verwitterter Fels. Er bildet den westlichen Theil vom Rücken des grossen Lusberges, der waldumraucht zwischen den Dörfern Reckenloof und Lusbeg, Priegendorf und Gerach in der Hauptrichtung von O nach W sich hinzieht. Ausser nach Osten fällt der Veitenstein gegen die andern drei Himmelsgegenden senkrecht ab, gegen Westen etwa 12 m tief. Grosse, wohl schon längst abgeloste Felsstrümmen liegen ringsum zerstreut.

Wo die Felsmasse scheinbar aus dem Berginneren hertritt, zieht von Norden her nach Süden zu ein Spalt fast quer durch den ganzen Stein. Dieser Spalt ist an beiden Enden sichtlich gleich weit (3 m) und hat in der Mitte gegen innen zu einen metertiefen Absatz. Ueber diesen Spalt — für die Zukunft wollen wir ihn immer Kluft nennen — sprengte, so erzählt die Sage, vom Berge her St. Georg. Den Absprung seines Pferdes sieht man heute noch im Felsen „eingedrückt“. Vom erreichten äusseren Felstherie wagte er dann einen Sprung hinaus in die Tiefe und kam glücklich unten an. Sein Verfolger aber, der auf einem schwarzen Geisbock ritt, unternahm das gleiche Wageweis und blieb zererschelt unten liegen.

Nach seinem Daffürhalten ist das nur der Rest einer früheren und besseren Form der Sage. In dieser wird der Reiter nicht über die Kluft, sondern vom westlichsten Felsrande abgesprungen sein und der „Bock-Reiter“ auch. Und dass die Spuren gegen Westen gerichtet sind, wie die jetzt abgebrochenen Hufspuren an der Ruine Altenstein im Bannachgrunde (denn dort ich mir genau zeigen liess) bringt mich auf den Gedanken, dass im Reiter Fro und im Bocke der Sonnenhirsch aufgefasst werden kann³⁾, der, wie

¹⁾ Vgl. J. W. Wolf: Beiträge zur deutsch. Mythologie, I. Bd. 1852, S. 1056. Schöppner: Sagenbuch d. bayer. Lande, II. Bd. Nr. 779, wo der Herr von Wildenstein seinem liebsten Sohne ein Schloss an den Künigberg baut, es ganz mit Gold und Silber füllt und einen goldenen Hirsch über das Schlossher stellt. Wacker: Sagen d. mittl. Werra etc. II. Aufl. 1801, Nr. 262, wo auf dem „Kleinbüsk“ ein weisser Hirsch mit „nur selten glitzerndem Gewirb“ sich zeigte; Nr. 419 spricht von einem ausserordentlich starken Hirsche mit feuerigen Augen, Nr. 632 von einem weissen Reh am Hornberg. So gehören wahrscheinlich die vielen Sagen von den abspingenden Hirschen hierher; auch die Berg- und Felsen-Namen „Hirschenbrunn“ könnten durch die Sage erklärt werden (vgl. der H. ein steiler Bergkegel an der Kger, der H. zwischen Otermeisselestein und Tiefenbach b. Immentadt. Es wäre übrigens gut, wenn die Richtung aller Hufspuren und die der Absprünge resp. Abstürze festgestellt würden.

¹⁾ Im Archiv des histor. Vereins v. Unterfranken, VII. Bd., I. Hft.

²⁾ Topische Geogr. v. Bayern v. F. W. Walther, München 1844.

über die Berge im Westen, hier im Kleinen über die Felswand hinauszupresen. Die eigentliche Sage konnte nicht erhalten bleiben, da sich in den umliegenden Dörfern seit 1553 die Bevölkerung sehr veränderte, indem die Einwohner bis auf wenige theils vernichtet wurden, theils wegzogen. So siedelten sich nach dem dreissigjährigen Krieg in den verlassenem Dörfern viele fremde Soldaten und Leute aus dem Vogtlande an.)



Maassstab: 1:200.
0,5 cm 1 m.

Spiegel gu.

Die eingemeisselten Hufeisen-Spuren zeigen die mittelalterliche, breite Form und haben vornen „Griffe“. Der Künstler konnte also Hufeisen von Heispferden sehr schlecht. Das linke ist 13,5 cm lang und breit, das rechte 12 cm lang und 15 cm breit. Etwas rechts von ihnen (modell) meisselte jemand eine ähnliche Form ein, die in der Breite 12,7 cm und in der Länge 14,7 cm misst. Etwa 2 m nördlich davon, gleichfalls am Rand der Kluft, aber auf einem einzelnen grossen Felstheil, sind die merkwürdigen „Eindrücke“ von den Hufen des Geisblockes. Ihre Anordnung auf der Felsplatte gleicht der natürlichen Fährte eines Thieres. Sie sind sehr scharf eingemeisselt; bei der ersten und zweiten Stufe (vom Berge her) sind die innern Theile theilweise angesproren. Die Spitze ist scharf; die Stellen drängen sich sehr zusammen, sind fast parallel und unverhältnissmässig lang. Die Länge und Breite der einzelnen Stufen ist folgende: I. 8 und 3,5 cm, II. 7,5 und 3,8 cm, III. 9 und 4,2 cm, IV. 9,5 und 3,8 cm. Die Stellen haben einen Durchmesser von 1,5 cm — Ausserdem befinden sich hier am kassersten Rand noch

) Rotenhan von, Julius: Geschichte der Familie Rotenhan ältere Linie, 1866, 2 Bde. Nicht im Buchhandel.

Namen in lateinischer Druckchrift, bei denen die Buchstaben umgekehrt und doppelt gesetzt sind. Die Schrift ist sehr verwittert und ganz unbegreiflich, was ich gar zu mehrmals Mühe, sie zu entziffern, aber es Ergebnis verwirrt immer das andere.

Auf dem vorderen, resp. westlichen Theile des Felsens zeichnen wir eine ziemlich bedeutende Ansicht. Wir überblicken die Höhlen des Steigerwäldes und der Hasberge. Erstere schliessen für unser Auge ab mit dem Zabelstein. Durch eine Senkung der Hasberge schimmern die blassen Bilder der „schwarzen Berge“ bei Kissingen. Früher, als noch nicht bei Schweinfurt die Atmosphäre durch den Steinkohlen-Rauch getrübt war, soll man sogar den Würzburger Festungsberg gesehen haben. Dörfer nicht man wenig; nur im Gebiete der „heiligen Länder“ (nordwestl.) liegen noch weit, weit dranssen der Menschen Wohnungen hinter dem Grin der Wälder hervor. Wir schauen in eine Gegend, wo wenig reiche Leute sterben, in eine Gegend, wo Sorge, Mühe und Entbehrung die Leute selten glücklich sein lassen.

Kehren wir zur erwähnten Kluft zurück. Ueber den innern Theil derselben bis zu dem schon besprochenen Abtatz lag einmal ein Dach, und zwar bestand sich der Abtatz nicht unter seinem vorderen Ende. Zu beiden Seiten der Kluft sieht man nämlich ca. 6 einander gegenüberliegende Löcher eingehauen, die von innen nach aussen in allmählich hornartigen, einglassenen Stangen hätten dann die Unterlage des Daches gegeben, das man sich an Fichtenreih hergestellt denken kann. Ob nun dieses Dach gleichzeitig mit dem Zwergleinloch errichtet wurde, ist an Ort und Stelle kaum zu entscheiden. Doch darf man nach dem Angensein der Löcher annehmen, dass sie mehrere Jahrhunderte alt sind.

Hier in diesem innern Theil der Kluft fand ich an der östlichen Wand, verdeckt unter Moos und Flechten, das Wort nazara (mit „ über dem Schluss, also nazarens) und fortlaufend die Buchstaben Ihs, unter diesen ein Kreuz, an dem alle Balken durchschnitten sind. Der hohe Strich des h ist gleichfalls geschnitten, so dass auch er ein Kreuz bildet. Die Buchstaben sind in deutscher Druckchrift angeführt und vertragen eine geübte Hand.

Am südlichen oder innersten Ende der Kluft befindet sich, auf den Boden stehend, ein dreieckiger, kleiner, ensterner Spalt. Das ist der Einschluss in den nachher zu besprechenden Höhlenbau.

Wenn man von der Kluft aus mit der Wendung links am Fusse des Felsens bergab geht, kommt man zu einem merkwürdigen Loch, zum „Zwergleinloch“ (Zwergleinloch), wie es die Leute benennen. Auf der Generalabkarte ist es mit 116 m Meereshöhe verzeichnet. Es nicht sich von der westlichen Seite des Felsens aus in diesen hinein. Sein Ende kann man nicht absehen. Das Loch liegt 75 cm vom Boden aufwärts und ist eine künstlich hergestellte runde Röhre mit einer lichten Weite von 60 cm. Die obere Ränderung des Loches verläuft in eine eben so breite Rinne, die sich an der Aussenseite des Felsens rasch verflacht. Der hier ausgebaute Fels ist rings um das Loch eben gearbeitet, so dass ein schmaler Rand besteht, der ober der Öffnung rechtwinklig gebildet ist. Auf diesem Rand, der rechts neben an sind im ganzen fünf Kreuze eingemeisselt, von denen vier dem oben beschriebenen ähnlich sind. In der Röhre, unmittelbar am Eingang, wurde sicher einmal ein kräftiges Feuer geschürt, da auf eine kurze Strecke

der an sich gelbe Stein (grobkörn. Keuper-Sandstein) rot gefärbt ist. Die Röhre steigt nach innen etwas zu, ist ca. 3 m lang und gleichmäßig weit. Knochen kriechen auf Hirsden und Knieen mühselos durch dieselbe. Sie ist das, was im Alpengebiete „Schlarf“ genannt wird. Wohin fährt man die Höhle? Dabin werden wir kommen, wenn wir uns zurück in die Kluft begeben.

Wie bereits oben gesagt wurde, endet dieselbe (A) in eine kleine, nach oben spitzenförmig zulaufende Oeffnung (B). Durchkriechen wir sie in sitzender Stellung, so gelangen wir in eine schmale und hohe Felspalte, deren Hauptlicht rechtwinklig zur Kluft steht und zwar in der Weise, dass, wenn die Kluft der senkrechten Balken aufliegen würde, diese Spalte wie der Querhaken aufliegen würde. Diese Spalte bezeichnen die Leute als den „Guisstall“. Links vom Einschnupf (Gatl.) befindet sich ein Raum (C), der ausreichend einem Menschen sitzen und Stehen erlaubt. Am Felsen ober dem steilen Schuttberge befindet sich die Spur eines Baum schaffenden Spitzhacks bemerkbar. Entspalte, schließt das Tageslicht durch die Aussparung (D) des Zwerglochloches herein. Dasselbe ist weit oben, nur wir müssen am Felsen hin klettern, so zu erreichen. Auch hier sind zwei einfache Kreuze gezeichnet. Der Zauber und Teufelspuk dieser dem Volk nur durch die Sage erklärlichen Röhre war also tot wach.

Zu unsern Füssen ist eine dunkle Oeffnung; ein eingeklemmter Stein (K) daneben scheint mit Absicht eingesetzt und befestigt worden zu sein, um nicht auch ein leichter den Abstieg herwerkeltigen zu lassen. Dann braucht man ihn wirklich sehr notwendig. Zu beiden Seiten der Oeffnung sind Löcher eingesenkt. Eines ist rundlich, das andere läuft in einen Nischen, damit man ein Querholz leicht nach hin einbringen kann. Im Einschnupf (ed) zu dem Stein zwei solche „Querholzlöcher“ angebracht. Steigen in einem Loch bis an den Leitz. Nun werden die Leitz angeordnet, wenn das nicht schon vorher geschehen ist. Aber jetzt müssen wir uns setzen und unsere Felsen weiter rotschen. Nach einer Strecke von 3 m Länge (ef) erreichen wir einen Schacht (fg) dessen Zweck sehr merkwürdig ist, dass anfangs hier keine Spur nach einer Nische zu sehen ist, sondern nur ein Loch, das auf mehrere Monate erstreckte, gelang es endlich nach ein bis zwei Jahren, dass man endlich ein Licht durch den Schacht zu benutzen. Erst im Mai 1893 drang ein einmal demernd unter mir hindurch und ich konnte ein Licht durch den Schacht zu benutzen. Diesen Augenblick verpasste ich nicht. Ich musste erst eine Weile auf der schmalen Leiter ausruhen, ehe ich die nötige Kraft fand, mit meinem Fickel hinauf zu den andern zu steigen.

Klettern wir jetzt an einer Strickleiter den Schacht hinunter, so stellt sich anfanglich der Fels unseren Füßen, aber sehr bald so weiter. Wir befinden uns in einer sehr engen, aber selbst der Platz, an dem wir absteigen, ist recht weit. Zu unseren Seiten hermen wir uns in dem harten Gestein wieder zwei „Querholzlöcher“. Das erweckt die Vermuthung, das Sein oder

Strickleitern auch schon früher benützt wurden, um hinunter zu steigen. Nachdem wir gut 5 m an der schwanken hoch herauf mit Schutt und Bruchsteinen angefüllt ist, an dieser Stelle, wo wir die Leiter verließen, sehen wir der sich weiter in den Felsen hineinzieht. Doch belang. 1 m 90 cm breit und war 2 1/2 - 3 m hoch. Ans vor Am südöstlichen Ende (die ganze Höhle zieht von NW nach SO) zeigte sich unter einer Seiten Wand eine kleine Fortsetzung, die auf beiden Seiten Höhe von der Spitzhacks (in der Gegend: „Zweispitzen“) anfuhr. Am Boden stand zwischen dem Steinbrocken wenigstens handhoch eiskaltes Wasser. Dieser kleine Raum ist nun angeordnet. Die Wände sind an einzelnen Stellen sehr feucht. Sonst ist von diesem ersten grösseren Raume nichts Bemerkenswerthes zu berichten. Wenden wir uns nun zum andern Ende!

Ein Gang (2,50 m lang, am Boden genau 50 cm, in halber Höhe etwa 1 m breit und 1,40 - 1,75 m hoch) führt uns ziemlich steil abwärts in eine zweite Kammer, die unten 1,5 m breit, dann 5 m hoch und 3,40 m lang ist. Die Wände, die hier aus hartem Stein bestehen, an einer der Mitte zurück und vereinigen sich oben abwärts bis jetzt. In drei Seiten dieser Kammer sind sehr kleine Nischen eingeschoben, die oben gerundet, unten eben sind. Die kleinste und zugleich schönste ist 18 cm breit und 25 cm hoch. Wir benutzten sie zum Aufstellen unserer Leichter und dem Zwecke müssen sie früher auch gedient haben; denn sie sind nur etwa 10 cm tief. Am Fusse der rechten Wand (vom Eingange) bemerkten wir wieder ein schwarzes Loch. Auch das war Anfangs von einem grossen Steine verdeckt und durch den eingestürzten sandigen Letten unzugänglich. Es führt steil abwärts, ist 50 - 60 cm breit und hoch, rundlich und etwa 1 m lang.

Wir schoben uns auf dem Rücken liegend hindurch und können uns gleich wieder zur vollen Höhe aufrichten. Wir stehen abermals in einer Kammer, die noch zudem verhältnissmässig schön ist. Ein Knabe rief bei ihrem Anblicke aus: „Da ist's aber schön, da könnte man wohnen!“ Auch unsere Freude war beim ersten Anblicke eine grosse. Unser Herz schlug höher; kein Umwohner vermuthete. Nur diejenigen waren enttäuscht, die endlich hier den grossen Schatz vergeblich suchten, nachdem in den zwei Kammern vorher sich wir um uns. Die zwei Längswände zeigen wolte. — Sehen oben und vereinigen sich zu einem geraden Spitzbogen — einige Ritze und „Steinlöcher“ nicht in Ansehung der Spalten von Bohrarbeit. Der Fels ist allenthalben sehr weich. Links neben dem Einschnupf ist etwa 1 1/2 m vom Boden entfernt wieder eine kleine Nische an der Mündung des Einschnupfs (von aussen herein) sieht man sogar eine glatte Stelle, die von den Steinbrechern als Keilstein erkannt wurde. Man arbeitete also auch von innen an der Vergrößerung des Schlupfloches. Der eben gerundete Boden ist ca. 20 cm mit hoch und am Boden 0,90 m breit. Die Decke wird hier nach von ebenen Felsteinen gebildet. Gegen das andere Ende wird die Kammer enger und die

Höhe geht auf 1,5 m zurück. Die ganze Länge beträgt 2,85 m. Die zwei Längsseiten rücken immer näher zusammen und lassen zuletzt nur einen schmalen (ca. 40 cm breiten) Ramm frei, der hauptsächlich durch einen Felsenritz gebildet wird und in diesen auch ausläuft. Dieser Wackel enthält aber etwas sehr Merkwürdiges. Auf jeder Seite nämlich befinden sich etwa 70 cm vom Boden zwei kleine Löcher eingespart, die wahrscheinlich dazu waren, um zwei Querhölzer zu tragen, die in gleicher Höhe lagen. Was stand oder lag aber einst darauf? Diese Löcher bemerkte ich erst beim Abschiedsbesuch, den ich diesen Höhlen im Widmen wäre vielleicht noch, das an der linken Seitenwand dieser dritten Kammer mit Kohlenstrichen ein Kreuz ganz flüchtig hingzeichnet war. Eine brennende „Schleiss“ (Spun) wird das Mittel der Anführung gewesen sein. Dann war auch über dem Anfang des Ganges zur zweiten Kammer, also noch in der ersten Kammer, ein Kreuz eingehauen und geschnittenen Balken, wie wir ausen schon solche sahen.

Man kann dem allgemeinen Eindruck nach sagen, dass bei Anlage des Höhlenbaus den vorhandenen Felspalten nachgegeben und diese zweckdienlich erweitert und zugänglich gemacht wurden.

Ende der fünfziger Jahre wurde die erste Kammer noch einmal besucht, wenn auch unfreiwillig. Schon damals war der Schacht zugeworfen, brach aber nater den Tritten eines Burschen ein und der Erschrockene kam mit dem Gerölle in die Tiefe. Dieser, jetzt natürlich bejahrt, behauptet fest, er hätte damals einen steinernen Tisch in die Mitte gesehen und steinerne Banko an den Wänden; ja, er sagt sogar, die Decke sei eben gewesen, was bei dieser Steinart gar nicht möglich ist. Auf dem Tisch sei ein Bündel Schleissen gelegen, die unter den Händen in Moder zerfielen.

Seit diesem Besuch verschüttete sich der Schacht wieder oder wurde absichtlich zugeworfen. Als ich als der erste wieder den neu eröffneten Schacht hinaufstieg, konnte man vom Gang in die zweite Kammer noch nichts sehen. Endlich fand ich nach langem Suchen das eingemeißelte Kreuz. Ein Gefährte, Schmied Fey von Prigendorf, fasste es gleich als das auf, was es sein sollte, und arbeitete mit aller Kraft, hier Raum zu schaffen, so und fanden wir den Gang und endlich auch die dritte Kammer.

Um zu sehen, wie der Boden beschaffen sei, hatten zwei starke Männer noch einen halben Tag zu thun, so sehr war alles mit Schutt und Steinen bedeckt. Ohne den erwähnten Schmied wäre es mir nicht gelungen, im Veitenstein das Zweirgelnheim zu entdecken. Seine Bärenkraft überwand die schwierigsten Arbeiten; auch mich zog er einmal aus einer fatalen Situation. Ein Bursche von Heckenlof, der „Türner“ geheißen, leistete mir ebenfalls freiwillig grosse Dienste; anders sonst sehr kecke Burschen waren im Berg gar nicht zu gebrauchen.

Einen vornehmlichen Beurtheiler kann Folgendes über die Bedeutung der Höhle irren führen. Im Schutte unter dem Schacht, nicht unmittelbar auf dem geneigten Boden der Höhle, fanden wir viele Scherben von irdenen Geschir und Kohlen. Diese Fundstücke stammen nach andern Vergleichsgegenständen entweder aus dem sechzehnten Jahrhundert oder spätestens aus dem dreizehnten Jahrhundert. Wahrscheinlich kamen die Scherben dahin, als 1552 und 1553 der Markgraf Albrecht, von Bayreuth die Däfer

und Schlösser der Bischöfe von Bamberg und Würzburg niederbrannte. Für diese Ansicht kann ich Folgendes anführen. Bei der Ruine der 1552 endgültig zerstörten Burg Steinfenberg in der Nähe fand ich Scherben von der gleichen Art. Ferner stößt man im Hangrund von Prigendorf auf grosse Scherbenlager und auf die Reste von zerstörten Häfnereien. Diese ergaben, was Stoff, Form und Verzierung anbelangt, dieselben Scherben, wie man sie an der genannten Ruine und im Veitenstein fand. Bei den Resten der Häfnereien erhob man noch zudem die eisernen Spalten für Böden, die wegen ihrer Schwere nur auf einer Armbrust abgehoben werden konnten.

In Kriegnoth flüchteten Leute zu den bekannten Höhlen im Veitenstein und verborgen sich da tief unten vor den schonungslosen Soldaten. Sie machten aber die Kammern sicherlich nicht, sie benutzten sie bloss. Die sie fertigten, verfolgten einen andern Zweck, als sich zu schützen.

Auffällig ist es, dass in der Höhle eine so gute, wenn auch frische Luft herrscht. Es müssen Spalten oder Ritze mit der Aussenwelt eine Verbindung herstellen. So findet sich am westlichen Abhang des Felsens auf dem oberen Absatz ein röhrenförmiges Loch, das noch 1,5 m lang ist und schieb abwärts führt. Auf seinem jetzigen Boden liegen Eremalgen. Vielleicht könnte dies der Rest eines ehemaligen Luftschachts zur Höhle sein.

Mein hochverehrter Freund Schmidkontz in Würzburg und meine Wenigkeit sind nach mehrjährigen speziellen Studien auf eine Ansicht gekommen, die wir nur annehmen dürfen, auf den Zweck derartiger künstlicher Höhlenbauten ein erhebliches Licht wirft und ihre Bedeutung einfach und natürlich erklärt. Im nächsten Jahre werden wir hoffentlich eine gemeinsame Arbeit hierüber veröffentlichen können.

Nachbemerkung: Die Zeichnungen nahmen Kollege M. Gänder und ich gemeinschaftlich mit Kompass und Winkelmaß, den einzigen aus zur Verfügung gestandenen Hilfsmitteln, nur. Doch wurden sie gewissenhaft ausgeführt. Wir stellten auch mit Hilfe der Zeichnung an Ort und Stelle fest, dass vom Punkte i eine wagrechte Linie bis zu die Oberfläche des Abhangs 16 m misst.

Nachträgliche Anmerkung des Verf. Das Buch: „Balder u. d. weisse Hirsch“ v. Dr. Fr. Losch, Stuttgart 1892, brachte mich erst nach Abfassung vorliegender Aufsatzes zur Erkenntnis, dass die Erklärung der St. George-Sage zu berichtigen ist. Froh jüht hier nicht den Sonnenhirsch, da er überhaupt nichts mit ihm zu thun hat. Es scheinen vielmehr zwei Balderrungen am Veitenstein gehaftet zu haben: die eine aus früherer Zeit, in der noch durch die Thier-symbolik der Tagesgott Balder als Hirsch (die schmalen Hufspuren) erscheint, der in die Unterwelt, in das unterirdische Haus des Gottes — hier die Höhle im Felsen — um Abend hinabstirmt; die andere aus der Zeit der höheren Fernromantik, bei der Balder auf seinem weisen, goldmähnigen Rosse in die Unterwelt hinabreist. Die Lage der swierle Hufspuren würde also der letzteren Auffassung entsprechen, wie auch tatsächlich die schmalen Hufspuren ein höheres Alter als die Pferdehuf-Endrücke erkennen lassen. Auch liegen sie vor dem „Dache“, die letzteren aber über dem „Baube“.

Mittheilungen aus den Lokalvereinen.

Verles für Naturwissenschaft zu Braunschweig.

(Sitzung vom 16. November 1894.)

Prof. Dr. Wilh. Blasius berichtete sodann über die von ihm seit dem October 1892 in den neuen Theilen der Busmannshöhle vorgenommenen weiteren Ausgrabungen, hauptsächlich an dem sog. Knochenfeld, an welchem Ende September und Anfang October 1892 tief in den diluvialen Ablagerungen drei paläolithische menschliche Feuerstein-Geräthe gefunden waren, die nun als Pfeilspitze, Lanzenspitze und rundliches Messer (oder Schaber) bezeichnet konnte. Die Ausgrabungen sind im Mai und October 1893 und im Mai und August 1894, in jedem Jahre einige Wochen lang, fortgesetzt und haben wiederum eine Fülle von Material zur fossilen Knochen nicht nur des Höhlenmenschen (Homo spelaeus), sondern auch des Höhlenlöwen (Felis spelaea), Höhlenleopards (Felis antiqua), Höhlenwolves (Lepus spelaeus) und vieler anderer Thierformen zu Tage befördert, welches erst später geschildert werden kann. Während im Jahre 1893 keine neuen menschlichen Artefacte entdeckt wurden, waren die Ausgrabungen des Jahres 1894 in dieser Beziehung glücklich. Am 19. Mai d. J. wurde etwa $\frac{2}{3}$ m tief in die bis dahin unangerührte Ablagerung des Knochenfeldes eine Pfeilspitze aus Feuerstein von ungewöhnlich rhombischer Form gefunden, etwa 5 cm lang und an der breiten Grundfläche 3,2 cm breit, von beträchtlicher Dicke, die durchschnittlich etwa 1,3 cm beträgt. Derselbe Tag brachte noch aus der Tiefe von etwa 1 m zwei zusammengehörige Bruchstücke eines ziemlich dünnen und kleinen Feuerstein-schabers zu Tage, etwa 3,2 cm lang und 1,8 bis 1,9 cm breit. Dieser kleine Schaber muss schon zur Höhlenzeit durchgearbeitet sein, da die Bruchflächen deutliche Stümpfungsflächen zeigen. Am 3. August d. J. fand sich etwa $\frac{1}{2}$ m tief in denselben Ablagerungen, jedoch in einiger Entfernung von den ersten Funden, ein ziemlich dünner grösserer Hohl-schaber aus Feuerstein mit künstlich herangearbeiteten massiven Handstellen an den Seiten, 4,4 cm breit und 13 cm lang und am 7. des Mts. ein ziemlich dicker Feuerstein-schaber von ziemlich kreisförmiger Grundform bei 3,5 bis 3,9 cm Durchmesser. Sämmtliche bisher in der Busmannshöhle aufgefundenen und im Herzoglich-naturhistorischen Museum aufbewahrten sieben Feuerstein-geräthe (ein schon i. Oct. 1892 gefundenes achtes Bruchstück ist leider bei dem Verpacken der Fundstücke in der Höhle wieder verloren gegangen) sind, abgesehen von kleinen Flecken und feinen Auf-fügen von Verwitterungsprozessen, welche, wie sich an Bruch- und Schnittflächen erkennen lässt, die ganze Dicke der Geräthe durchdrungen haben. Wenngleich keines der bisher gefundenen Geräte dem anderen sehr unähnlich gleichet oder ähnelt, so ist doch Typus gehören, nämlich einem und demselben Typus angehören, nämlich demjenigen, nach welchem auch die paläolithischen Feuerstein-geräthe der diluvialen Menschen von Montier in Frankreich und von Taubach bei Weimar gearbeitet sind. Bei dem sehr weit 1892 die Funde von Röhland darboten, würde es sehr erwünscht sein, wenn die Ausgrabungen in den nächsten Jahren systematisch fortgesetzt werden könnten.

Naturwissenschaftlicher Verein Greifswald.

Sitzung vom 5. December 1894.

Der erste Vortragende, Herr Prof. Solger sprach über die sog. „Pilkkanäle“, die in Skelettheilen und ver-kalkten Schalen gewisser thierischer Formen bisher beobachtet worden waren. Mit dem Studium dieser mikro-skopischen Hohlräume beschäftigten sich im Mittel-dieses Jahrhunderts zuerst englische Gelehrte (Carpenter u. A.). Man war damals geneigt, sie für normale Bildungen zu halten, und stellte sie den Zahnkanälen an die Seite. Erst Wedl (1858) merkte, dass sie etwas Accessorisches seien, dass manne von ihnen zweifelhafte post-mortale Bildungen darstellen, die wenigstens bei den Mollusken auf die Aniedelung parasitischer Pflanzen (Algen) zurückzuführen seien. Seiner Deutung stimmte im Wesentlichen auch Kölliker (1859) zu; gleichzeitig wurde die Liste der thierischen Formen, die mehr oder minder gleichwertige Kanäle aufweisen, durch ihn bedeutend vermehrt. Ihm folgten Zahl fossiler Wirbelthiere (Schelmer, Zanier) im ver-kalkten Knorpel- und im Knochengewebe, die in die Rede stehenden Hohlräume feststellen. Roux constatirte überdies wesentlich denselben Befund bei Rhytna Stellari, der ausgestorbenen Seeohr der Berings-insele, und zwar an Skelettheilen, die ebenso, wie die von Vortragenden vorgezeigten Fragmente Fähr. von Nordenskjöld aus einer mehrere Fuss hohen Kies-schicht am Strande hatte ausgraben lassen. Roux trägt kein Bedenken, die Kanäle auf die Wucherung eines Pilzes (Mycelites osstragum) zurückzuführen, obwohl er an den fraglichen Stellen nur scheinbar pflanzliche Reste wahrgenommen hatte. Vortragender konnte nun an Material, das von Herrn Prof. Smit (Stockholm) in liberaler Weise ihm zur Untersuchung überlassen war, das massenhafte Vorkommen der von Roux beschriebenen Kanalbildungen, die offenbar post-mortale Natur sind, bestätigen. Sie erschienen an Schnittten durch das vorsichtig entkalkte Material in der That im Wesentlichen so, wie sie Roux schildert, nämlich als röhrenartige Hohlräume von geringem Kaliber als die Haverkanäle, von gewöhnlichem oder winklig geknicktem Verlaufe, die sich verästeln und deren Aeste manchmal blind endigen. An Dünnschiffen ergab sich jedoch mehr, als Roux gesehen hatte. Diese secundär in den Knochen eingetragenen Bündel feinsten Röhren (etwa von Durchmesser eines sog. Kalkkanälchens) repräsentirt, die gegen das intakte Knochengewebe hin durch eine gemeinsame rindliche Contour, Wandungsschicht* Roux als geschildert erscheinen. Diese Röhren sind stets leer, während in den Lavi-ungen der eigentlichen „Pilkkanäle“ wie in den Haver-kanälen vielfach Pflanzenreste nachgewiesen werden konnten. Diese Röhrenbündel sind die „Pilk-kanäle“ gebildet sicherlich zusammen und zwar stellen jene höchst wahrscheinlich eine Vorstufe von diesen dar. Wie letztere entstanden sind und weiterhin, durch welche Momente sie in die zweite Form übergeführt wurden, muss einstweilen fraglich bleiben. Möglich wäre immerhin, dass der zuletzt erwähnte Vorgang auf das Eindringen pflanzlicher Organismen zurück-zuführen sei. Uebrigens konnte Vortragender auch an einem prähistorischen Schädel, der erst im vorigen Sommer in der Gegend von Deumlin nahegraben worden war, und zwar in der sog. Tabula interna der Calotte Kanalbildungen mit Pflanzenresten nachweisen,

die ganz das Bild der „Pitzkanäle“ von Rhytina darboten. An menschlichem Material wurden sie wohl hier zum ersten Male gesehen.

Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe.

In der Sitzung vom 30. Nov. legte Hr. Dr. Wilsen seine Ansichten über „Ureuropäische Menschenrassen“ dar.

Über den anthropologischen Menschen, Schädelform, Farben, Körpergröße u. A. nimmt seiner Ansicht nach die erstere darum die hervorragende Stellung ein, weil sie nicht beeinflusst durch äussere Lebensbedingungen, Kulturhöhe, Klima, Wohnsitze u. dergl., seit den ältesten Zeiten sich nur durch Rassenmischung verändert hat. Unter allen Verhältnissen des Schädels sei das wichtigste das der Breite zur Länge, angedrückt durch den Index, d. h. die Verhältnisszahl der Breite in Procenten. Will man, was für viele Untersuchungen von grösster Wichtigkeit ist, den Index lebender Bevölkerungen mit demjenigen trockener Schädel vergleichen, so dürfe man nicht, wie bisher die Anthropologen gethan, den Unterschied an der Leiche zu Grunde legen, denn dieser gelte immer nur für den einzelnen Fall, sondern man müsse entweder die Umkehr der Köpfe in solche von Schädeln umgekehrt vorwählen, indem man je 1 cm, entsprechend der Dicke der Kopfschwarte und der Durchfeuchtung des lebenden Knoehens, zuzählt, bezw. abzieht und dann erst den Index berechnet. Nach der Gestalt des Schädels scheidet sich die gesammte Menschheit in zwei Hauptstämme, Langköpfe und Rundköpfe, zwischen denen selbstverständlich zahllose Mischrassen bestehen. Die Langköpfe haben ihren Verbreitungsmittelpunkt im Westen der alten Welt, Europa und Afrika, die Rundköpfe im Osten, in Asien. Die angeblich ältesten in unserem Welttheil gefundenen Schädel, diejenigen von Neanderthal, Olmo, Irina, Predmost, die aus der Mammothzeit stammen sollen, sind rassenreine Langköpfe, die, abgesehen von einigen Merkmalen ihres hohen Alters, denen der europäischen Kulturvölker so sehr gleichen, dass eine Blutsverwandtschaft nicht von der Hand zu weisen ist. Allein diese durch naturwissenschaftliche Forschung festgestellte Thatsache genügt schon, um den lange gehegten Wahn von der Einwanderung unserer Vorfahren aus Asien zu widerlegen. Von diesen alten europäischen Stämmen sind zahlreiche Bildwerke gefunden worden, die mit merkwürdiger Naturtreue theils Thiere, theils den Menschen selbst darstellen. Aus diesen ältesten Erzeugnissen der Kunst in unserem Welttheil, sowie aus den Grabfunden von Schweizersand bei Schaffhausen und Champ-Bianc am Genfersee scheint hervorzugehen, dass damals in Europa, wie noch heute in Afrika, neben einer hochgewachsenen eine buschmannähnliche Zwergrasse gelebt hat. Manches spricht für Prof. Kollmann's Ansicht, dass die Zwergrasse die Verfaßer der grossen Menschen gewesen. Auch die europäische Thierwelt hatte ursprünglich mit der afrikanischen vieles gemeinam; hier wie dort gab es Elefanten, Nashörner, Löwen, Hyänen, Antilopen, Affen. Erst die Eiszeit mit ihren gewaltigen Umrüstungen hat eine scharfe Trennung der beiden Faunen zur Folge gehabt. Nach den neuesten Anschauungen hat die Eiszeit ungefähr um's Jahr 100 000 vor unserer Zeitrechnung begonnen und ist nach verschiedenen Schwankungen, eisfreien Zwischenzeiten und Nachschüben ums Jahr 15 000 zu Ende gewesen. Diese Zeit der schwersten Noth, die bei der schärfsten Auslese im harten Da-

weiskampfe die äusserste Anspannung aller Kräfte erheischte, hat leiblich, durch die Farbenbleichung, und geistig, durch mächtige Entwicklung des Verstandes und Stählung der Willenskraft, aus dem europäischen Menschen das gemacht, was er heute ist, Herr der Welt. Das Wort Moritz Wagner's „die Eiszeit hat den Menschen gemacht“ schänken wir heute dahin ein: „sie hat den weissen Menschen gemacht“. In Amerika, wo ursprünglich, wie die Schädelreste von Calaveras, Rock Bluff, Norduro, Cordoba zeigen, den Ureuropäern sehr nahestehende Langköpfe gelebt hatten, wurde durch die Eiszeit im Norden offenbar alles Leben vernichtet und das öde Land erhielt neue Bewohner durch Einwanderung asiatischer Rundköpfe, die sich bis an die Südspitze des Welttheils ausbreiteten, im Süden noch da und dort vermischt mit Nachkommen der früheren Langköpfe. Nach der Eiszeit schritt die Culturentwicklung in Europa langsam, aber unauflöslich vor, und die Zeit bis auf unsere Tage wird ungefähr in folgender Weise durch die einzelnen Perioden, die von früheren Forschern viel zu kurz für die natürliche Entwicklung angenommen waren, ausgefüllt: Steinzeit 8000, Kupferzeit 2000, Bronzezeit 4000 und endlich Eisenzeit 3000 Jahre. Nach dem Schmelzen der zusammenhängenden Eiskeise von Mitteleuropa war hier zunächst ein Oedland entstanden, das erst wieder durch pflanzliche, thierische und menschliche Knochen erbelet werden musste. In der kältesten Zeit hatten die Menschen am Rande der grossen Gletscher fast ausschliesslich von grossen Rennthierherden gelebt und hielten sich mit diesen bei der allmählichen Erwärmung nach Norden zurückgezogen, wo ihnen, wie die sogenannten Kjötkinnöddinger, ungeheure Abfallhaufen, der dänischen und südschwedischen Küsten zeigen, der wichtige Fortschritt von der rohen Nahrung zu der verhältnissmässig weit in der Gestaltung vorgeschrittenen neuen Steinzeit gelang. Bald wurde in Nordeuropa für die mächtig anwachsende Bevölkerung der Raum so enge und es brangen schon in der Steinzeit jene welterschütternden, aber auch weltumgestaltenden Wanderungen, deren geschichtliche Nachklänge wir in der „Völkerwanderung“ und der Besiedelung neuer Welttheile, wie Nordamerika und Australien, erkennen. Denn jene Nordeuropäer sind das vielgesuchte Stammvolk der Arier oder „Indogermanen“. In Südeuropa war ein anderer Zweig der Ureuropäer zurückgeblieben, der, weniger durch die Eiszeit beeinflusst, von den Nordeuropäern sich besonders durch dunklere Haut, schwarze Haare und braune Augen unterschied, bei ziemlich gleicher Schädelform; aus dieser „Mittelmeerrasse“ sind als Götliche und westlichste Ausstrahlungen die samitischen und iberisch-berberischen Völker hervorgegangen. Zwischen Nord- und Südeuropäern aber hatten sich in der Zeit der Oede von Osten her asiatische Rundköpfe wie ein Keil eingeschoben; die meisten Rundköpfe in Mitteleuropa stammen wohl aus früher, vorgeschichtlicher Zeit, es haben aber, wie uns die Geschichte lehrt, auch noch spätere Nachschübe, Hunnen, Avarn, Magyaren, Türken, stattgefunden. Schon in den ältesten Pfahlbauten der Schweiz stiessen die Rundköpfe mit nördlichen Langköpfen, die auch in unserem Lande, z. B. auf dem Michaelsberg bei Untergrombach, sich angeeignet haben, zusammen, und die Schädelreste in Frankreich, die auch die von Collignon entworfene Karte der französischen Bevölkerung nach den Schädelformen zeigen auf's Deutlichste das Eindringen der Rundköpfe von Osten her. Die allmähliche Ersetzung der

Langköpfe in Mitteleuropa durch die Rundköpfe ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen und war eine der schwerigsten Fragen für die Anthropologie. Wir beantworten sie heute dahin, dass in dem Gemenge dieser beiden Rassen eine einseitige Vermischung durch ungleiche Anlese stattgefunden. Die Langköpfe, als Herrenvolk und eigentliche Kulturträger, standen bei allen Kämpfen mit eisernen und steinernen Waffen im Vorderstreifen, während die Rundköpfe, mehr an der Scholle klebend und für die Bedürfnisse des Augenblicks sorgend, zahlreichen Nachwuchsaufzügen konnten. So wurden der Einen immer weniger, der Anderen mehr. Die enturgewöhnliche Befestigung eines Volkes aber kann unforglich nach seinem Gehalt an Langköpfen geschätzt werden. Auf diese Weise fällt Licht auf manche sonst räthselhafte Vorgänge, auf das Werden und Vergehen der Völker. Die Anthropologie, wenn sie die Errungenschaften unseres naturwissenschaftlichen Jahrhunderts auf den Menschen anzuwenden versteht, hat wichtige Aufgaben und eine große Zukunft. Nicht nur ermöglicht sie ein richtiges Verständnis der Geschichte dadurch, dass sie deren natürliche Grundlagen aufdeckt und die Lücken der Ueberlieferung ausfüllt, sondern sie zeigt auch, indem sie die innersten Triebfedern des Volkslebens enthüllt, was wir thun können, wo der Hebel angesetzt werden muss zur Lösung der sozialen Frage. Weit entfernt, Umsturz oder Gleichmacheri zu verheissen, lehrt sie im Gegentheil auf's Eindringlichste die Naturwendigkeit der Sittengesetze und der Abstufung der menschlichen Gesellschaft. Der Vortrag wurde durch zahlreiche Abbildungen, sowie durch einige Schädel aus der Grossh. Altherbums-Sammlung, die der Herr Konservator gütigst zur Verfügung gestellt hatte, erläutert. An der Lehrauffahrt und eingehenden Besprechung theilten sich besonders die Herren Geh. Hofrath Wiener, Ammon, Dr. Doll und der Vortragende.

Gruppe Hamburg-Altona der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Sitzung am 8. October 1891.

Dr. Prochownik hält den angekündigten Vortrag: „Ueber den jetzigen Standpunkt der Menschekunde“.

Der Vortragende will zunächst die Anthropologie = Menschekunde als die sämtliche Disciplinen umfassende Wissenschaft, die sich mit der Entstehung und Entwicklung des Menschen als Individuum und als Gesamtheit befasst, geschildert wissen von der Aesthographie = Menschekunde. Letztere, den Menschen rein oder wenigstens vorwiegend körperlich betrachtet, bildet die Mutterabtheilung der ganzen Wissenschaft und wird deshalb noch oft irrtümlich die Anthropologie schlechthin bezeichnet. Zum Verständnis dieser Menschekunde in ihrem jetzigen Standpunkte muss man sich ihre Geschichte vergegenwärtigen, die der Vortragende in kurzen Zügen darstellt. Bis zu Linné mehr eine Art Prähistorie, wird sie mit diesem wissenschaftlich-actuell. Aus der Linné'schen Auffassung von Art und Varietät entwickelt sich der Streit zwischen Mono- und Polygenisten. Nur Scheinbar wurde dieser Streit durch Lamarck und Darwin beipflichtet. Wenn der Streit um die zwei Urarten begann bald wieder, und in dem Kampfe, ob beim Menschen mehr die Beharrlichkeit oder die Veränderlichkeit der Formcharaktere den An-

schlag giebt, stehen wir mitten drin. Nach Erörterung der Einwirkung des Darwinismus und Definirung der Transformation geht der Vortragende auf die beiden Hauptfragen der Jetztzeit ein: Transformistische Erbfolge = ein Urpaar oder eine Vornachseart, aus welcher durch die noch immer weiter wirkende Transformation die Menschheit sich entwickelte, oder Aterbfolge mit individueller Variation = mehrere Urpäare oder englische Vorfahren, die zu artilich verschiedenen Menschen führten, auf die der Transformismus individuell variiert aber nicht typisch unwandelnd wirkt. Weit entfernt von der Lösung liegen diese Probleme; um versuchsweise ein unbefangenes Urtheil geben zu können, stellt der Vortragende das bisher wirklich Sichergestellte gegenüber. Zunächst werden die Ergebnisse der Morphologie in den letzten zwei Jahrzehnten geschildert und in einer Reihe von Sätzen zusammengefasst. Wer sich lediglich auf die Ergebnisse der Morphologie in seinem Urtheil stützt, muss folgerichtig bei den bisherigen Resultaten eine Mischung der Menschen zu neuer Artbildung seit dem Diluvium bzw. sogar Tertiarzeit in Abrede stellen und leugnet entweder überhaupt die Einwirkung der Transformation oder bestreitet mindestens deren dauernde Wirkung auf die morphologischen Charaktere. Diesen — meist älteren — Forschern gegenüber vertritt eine andere Gruppe — meist jüngere — den extrem transformistischen Standpunkt (besonders in Frankreich) bis zur Geringschätzung und Hintansetzung der morphologischen Errungenschaften, indem auf geologischer Basis der verschiedenen Erpérioden den somatischen Eigenschaften die Präponderanz in der Entwicklung der Menschenarten zugeschrieben wird. Der Vortragende weist an einer Reihe von Beispielen die Einseitigkeit beider Anschauungen nach und geht dann zu derjenigen Gruppe über, welche er als die „besonnenen Transformisten“ bezeichnet. Dieselbe fusst auf der Morphologie, geht aber mit Eifer allen denjenigen Thatsachen nach, welche die Transformation erhärten, die sich auf morphologische Charaktere ebenso bezieht als auf somatische. Die sämtlichen Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete werden erläutert und in eine Reihe von Sätzen zusammengefasst. Das Resultat zeigt die jetzige Menschekunde als ein grosses Gemisch morphologischer und somatischer Charaktere, die an zwei Endpunkten deutliche und um Theil extreme Differenzen aufweist. Ob man dies Penetration oder Mischung nennen soll, bleibt noch unentschieden. Um eine Entscheidung zu versuchen, geht der Vortragende nun auf die Zoologie und Biologie über und schildert die jetzige Lage der Weissmann-Spencer'schen Streitfragen bis in ihre neuesten Phasen. Es werden dann die Beziehungen dieser Fragen zur Menschekunde erörtert und festgestellt, dass für diese vor Allen erst noch zu entscheiden ist, wie sich die vererbten und vererblichen Eigenschaften der elterlichen Zeugungsstoffe gegenseitig beeinflussen. Die bisher hiorin bekannt gewordenen That-sachen aus der experimentellen Entwicklungsgeschichte, Pathologie und Geburtshilfe werden skizzirt, die Ergebnisse der Völkerkunde dazu verglichen, auch auf die Teleologie und ihre Bedeutung hingewiesen und gefolgert, dass die bisherige Entwicklung des Menschen sich in Summa als ein transformistisches Selection-experiment gestalten lässt ausweist, selbst wenn der Einfluss des grossen Milieu geleugnet wird. Diesem Einfluss und der mit ihm verbundenen Frage von der Vererbung erworbenner

Eigenschaften wendet sich nun der Vortrag zu und fasst Alles, was geologisch, embryologisch, botanisch, medicinisch und ethnographisch pro und contra angeführt wird, zusammen. Der Vortragende weist nach, dass auch hier die Entscheidung zwar noch aussieht, die ganze Entwicklung der Wissenschaften aber aus mit einem größeren Beweismaterial in das Lager der allmählichen erblichen Assimilation erworbener Eigenschaften und somit einer langsamen, jedoch stetig wirkenden Transformation drängt.

Schließlich beanwortet der Vortragende die mehr concreten Fragen: Wie entstand der Mensch, wo entstand er, und wie entwickelte er sich nach Aussage der bisher wirklich festgestellten, und verweist in letzterem Punkte auf die einer kurzen, kritischen Beleuchtung unterzogene Schrift von R. Behla: „Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Instituts für Transformismus.“ (Kiel und Leipzig 1894.)

Sitzung am 4. Februar 1895.

Dr. Froehowich demonstriert eine Reihe von Gegenständen, besonders Neuerwerbungen aus dem ethnologischen Sammlungs, welche Beziehung zum Ahnenamt haben.

Ausgehend von einer Arbeit E. H. Giglioli's wird die Verbreitung verschiedener Bearbeitung von Menschenknochen, und von Schädeln insbesondere, durch die sämtlichen Erdtheile hindurch besprochen und eine Trennung der Cultuwecke von anderen durchzuführen versucht.

Von besonderem Interesse sind¹⁾ ein Schädel ohne Unterkiefer von den Andaman-Inseln (stammend aus der Sammlung des Gouverneurs E. H. Man und erworben von Prof. Giglioli). Derselbe gehörte einem jungen Krieger an und wurde von seiner Wittve in memoriam getragen (Stamm Nimmo, Nord-Andamans). Der in Zickzackornamenten mit 5/8 feiner Mischung von rother Erde und dem Thran der Halicore Dagoong bemalte Schädel trägt zwei Ziernäsuren. Dieselben gehen, aus baumwollartigem, geflochtenem Gewebe bestehend, von den beiden Jochbeinbogen aus. Die dünnere, kürzere Schnur ist quer über das Gesicht über die Nasenöffnung hinweg straff, und, mit Ansehung der Endknoten, mit Dentalium octogonum geschmückt. Von ihr gehen in dichten Abständen, eine Frasse bildend, zierliche Fäden nach unten ab; alle diese, ungefähr 15 cm lang, sind mit derselben Muschelart bekleidet, so, dass immer die dickeren Stücke nach oben, die dünneren nach unten an der Spitze des Fadens sich befinden. Die grössere, längere Schnur dient zum Tragen des Schädels (s. André, Parallelen, Abbildung auf S. 156). Sie ist auf eine Reihe feiner Holzstückchen von cylindrischer Form durch feine Schnürung befestigt und um diese herum ist eine Lehmpaste gegossen in cylindrischer Form, deren Hauptbestandtheil ebenfalls das erweichte 5/8 ist. Nach Giglioli treten an die Stelle dieser 5/8-Cylinder bei einzelnen dieser Schädel auch Stückchen von Höhlenknochen. (Nach den Angaben von Man u. A., die auch Ehlers jüngst bestätigt hat,²⁾ werden diese Schädel

von fast jedem Erwachsenen zum Andenken an verstorbene Familienglieder getragen; der vorliegende von der Wittve (Angabe von Man). (Zugleich wird ein ähnlich gesehmückter weiblicher Unterkiefer vorgelegt, den ein Wittve in memoriam seiner verstorbenen Frau trug. Man.)

Mehr reinen (feticistischen) Cultuwecken hat wohl ein anderer Schädel, dem andamanischen ähnlich, nur roher bemalter, von der Westküste Central-Afrikas ge- dient. Derselbe stammt von Campofose (Süd n. Br.) von einem M-Pangwe-Neger (M-Ponghoë der Fran- zosen), aus derjenigen Gegend, wo die deutschen und französischen Interessen sich berühren. Der Schädel gehörte einem älteren Manne an und trägt die Merkmale der Gaboon-Neger. Die für jene Gegend in seiner Form typische, stark weiss und roth bemalte Opfer- messer, welches von dem Schädel gemeinsam erworben wurde, legt der Vortragende unter gleichzeitiger Demonstration von Bildern solcher cultureller Hinrich- tungen aus einigen Reise werken vor.

Am interessantesten ist ein ebenfalls von Giglioli erworbener Schädel von Neu-Guinea, welcher aus der kleinen Zahl derjenigen stammt, welche D'Albertis durch einen günstigen Zufall (s. dessen Werk über Neu-Guinea p. 317, 384/85) gewann. Derselbe gehörte einem Individuum mittleren Alters an, das Gesicht ist mit einer dicken, schwarzen Paste bedeckt, in welche an Stelle der Augen und Nasenöffnung Kaurimuscheln eingesetzt sind. Die Paste ruht auf weicher, faseriger Holzunterlage und lässt das Jochbein stückweise polirt, auch der Unterkiefer ist frei, dünn, stellenweise polirt. Unter- und Oberkiefer sind so zusammengehalten, dass hinter den Unterkieferwinkeln ein koschisch zulaufendes Holzstück (wie eine Cigarre) quer liegt, am welches Kutang nach unten quer in breiten Streifen, durch die Mundhöhle lang in schmalen Streifen gezogen ist. Am Kinn treffen beide Kutangschürungen zusammen und laufen von da um ca. 2/3 m langes, gebogenes Rohr in kunstvoller Flechtung herum. Die ganze Anlage ist so fest, dass an der Handhabung bequem an- giebigste Schlenkerbewegungen mit dem Schädel gemacht werden können. Zur grösseren Sicherheit liegt noch ein Querholz von einem Warzenfortsatz zum andern, mit Kutangbast umwickelt, der in eine feingeböhrte, über das Schädeldach quer hinziehende dünne Kutang- schnur übergeht. Der Schädel ist mit Backen Strand- steinen halb gefüllt und macht die bei Verwendung als (Musik-)Instrument bei Tansen oder Cultangelegen- heiten zweifels (vgl. die Angaben der Diener D'Al- bertis's u. a. O.).

Auch aus Süd-America sind derartige, Ahnencult- zwecken gewidmete Schädel bekannt und wird ein dem Museum gehöriger vorgelegt. Derselbe entstammt einer Hunca bei Etau (Nord-Peru), ist sehr kurz, zeigt künstliche Deformation am Hinterhaupt. Die Augen- höhlen sind mit einer erhärteten Paste ausgefüllt. Inmitten der Paste, genau richtig gestellt, sind die Augen von Octopus (Ummanthropes gigas) eingefügt, während die strige, prominente Paste bis zum knochen-ernen Augenhöhlenrande wie eine Hindehaut weiss be- malzt ist.

Zum Schlusse wird eine Serie von Cultuwecken dienenden Knochen-(Tibia-)Flöten aus den verach- teten Gegenden Süd-Americas vergliehend de- monstrirt.

1) E. H. Giglioli, *Ossa umane portate come ricordi o per ornamento e usitate come utensili od armi.* Archivio per l'Antropologia e la Etnologia XVIII. 3.

2) An indischen Fürstenthümern, Bd. II.

Erste thüringische Archäologenversammlung in Erfurt.

Auf Einladung des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt versammelten sich am Sonntag, den 9. Juni, in der Ressource zu Erfurt, die Vertreter von zehn thüringischen Alterthumsvereinen, um über die Herausgabe einer archäologischen Fundkarte von Thüringen zu berathen. Vertreten waren 1. der Erfurter Verein durch seinen Vorsitzenden, Herrn Dr. med. Zachrischke, ferner Herrn Stadtrathivar Beyer, Gymnasialdirektor Dr. Thiele, Stadthanrath Kortum, Rittergutsherr Baddia, Pastor Oergel, Dr. med. Loth, 2. die historische Kommission für die Provinz Sachsen durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Brechtel (Quedlinburg, 3. und 4. der Verein für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde zu Jena und die Geographische Gesellschaft zu Jena durch Herrn Prof. Dr. Egel, 5. und 6. der Thüringisch-Sächsische Alterthumsverein zu Halle und der Verein für Erdkunde zu Halle durch Herrn Prof. Dr. Schmidt, 7. der Verein für Deutsche Geschichte und Alterthumskunde zu Sonderhausen durch Herrn Archivar Prof. Dr. Bärwinkel, 8. die Museums-Gesellschaft zu Arnstadt durch Herrn Dr. Böhring, 9. der Alterthumsverein zu Nordhausen durch Herrn Lehrer Meyer, 10. der Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde durch Herrn Konservator Prof. Dr. Höfer, 11. der Alterthumsverein zu Kahlis und Heda, 12. der Mansfelder Geschichtsverein zu Sangerhausen und 13. der Alterthumsverein zu Sangerhausen hatten ihr Fernbleiben entschuldigt, indem sie zugleich ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an dem beabsichtigten Werke ansprachen. Vorher Herr Dr. med. Zachrischke und Herr Stadtschreiber Dr. Beyer einstimmig zum Vorsitzenden bewählt. Die Frage, ob es zeitgemäss und wünschenswerth erschien, eine archäologische Fundkarte von Thüringen herauszugeben. Da der Mansfelder Verein an der Beschaffung ausreichender Materialien geirrt hatte, wurde zunächst festgestellt, dass zehn öffentliche Sammlungen eine Fülle von Material darbieten, nämlich 1. das Provinzialmuseum zu Halle, 2. das Museum zu Jena, 3. das Museum zu Weimar, 4. das Städt. Museum zu Erfurt, 5. das Naturalienkabinet zu Sonderhausen, 6. das Museum zu Arnstadt, 7. das Museum für Völkerkunde in Berlin, 8. die Alterthumsammlung zu Nordhausen, 9. die Alterthumsammlung zu Sangerhausen, 10. die Mansfelder Sammlung zu Eisenach, 11. die Fürstl. Stolb. Sammlung zu Weimar, 12. die Sammlung des Herrn Borrmann, des Herrn Dr. Köstel-Ochsenleben, 13. des Herrn Dr. med. Zachrischke-Erfurt, 14. des Herrn Dr. Loth-Erfurt, 15. des Herrn Herbst-Weimar und andere. So wurde denn einstimmig beschlossen, das Werk in Angriff zu nehmen und zwar wurden vier Jahre für die Vorarbeiten, Siebzehn des Bestandes der einzelnen und das Jahr 1900 für den Beginn der Veröffentlichungen in Aussicht genommen. Die Vertreter sämtlicher Vereine erklärten sich bereit, für ihren Bezirk das Werk nach allen Kräften zu fördern. Eine lebhaft debattirte Entschliessung sich über die geographische Begrenzung des Arbeitsfeldes. Schliesslich wurden vorläufig kleinere Aenderungen durch die zu

wählende geschäftsführende Kommission die Grenzen wie folgt festgestellt: Die Saale im Westen; Schleuse, Wipper, und Südrhain des Harzes, Obherberge und Oberes Eichsfeld im Norden (also ungefähr die Grenze des Regierungsbezirks Erfurt gegen die Provinz Hannover); die Werra im W und im S bis Wernshausen; von da am im Süden der Rennsteig. In zeitlicher Hinsicht wurde beschlossen, alle Alterthumsperioden mit der paläolithischen beginnend bis zur merovingischen und slavischen in den Allgemeinen in der Anordnung der Karten sich im Allgemeinen an die übliche Art und Weise der Zeichnung anzuschließen, wie sie von den Deutschen anthropologischen Gesellschaft eingeführt ist, mit der man überhaupt in Fühlung zu bleiben beabsichtigt. Für die Sammlung und Eintragung der Funde sollen die Meistlichblätter 1:25000, für die Veröffentlichung die Generalstabskarten 1:100000 dienen, wodurch zugleich bei dem bekanntesten Entgegenkommen des preuss. Generalstabs in wissenschaftlichen Dingen auf erhebliche Ersparnisse bei Herstellung der Karte gerechnet werden darf. Die Feststellung des Umfangs des erläuterten Textes wurde der zu wählenden Kommission anheimgegeben und ihr zugleich überlassen, das Werk mit Abbildungen der charakteristischen Fundformen sowie besonders merkwürdiger Fundstätten und Funde auszustatten, soweit das Werk dadurch nicht allzu erheblich vertheuert würde. Die mitwirkenden Vereine sollen schon jetzt möglichst Zeichnungen aller besonders merkwürdigen Dinge anfertigen, um diese dann je nach dem Zuflüssen der Mittel zu veröffentlichen. Die Kosten des Unternehmens wurden in Vorschlag auf Grund der Kosten der archäologischen Karte des Grossherzogthums Hessen auf rund 1600 M. festgesetzt, indem auf Honorar seitens der Mitarbeiter von vornherein verzichtet wird. Die Kopfsahl der beteiligten Vereine beträgt 2600 und übernehmen es die einzelnen Vertreter, ihren Vereinen die Einzahlung von 50 Pf. pro Kopf auf 4 Jahre, also im Einzelnen 12 1/2 Pf. pro Jahr anempfehlen zu wollen. Seitens der historischen Kommission der Provinz Sachsen wurden bestimmte Jahresbeiträge in Aussicht gestellt, ebenso bedeutende Erleichterungen seitens der Geographischen Gesellschaft in Jena, falls dieser der Verein bzw. Herausgeber der Karte zugleich als Bestandtheil ihrer Jahresveröffentlichungen überlassen werde. Zugleich übernahm es die geschäftsführende Kommission nach dem Eintreffen der Bereitwilligen der Vereine die Beihilfe aller beteiligten thüringischen Staatsregierungen nachzusuchen. Es wurde dabei erwähnt, dass das Werk weit über den Kreis der unmittelbar beteiligten Fachleute für die Landeskunde des ganzen deutschen Vaterlandes, ja für die Vorgeschiehte Europas überhaupt Bedeutung haben würde. — Den Vereinen, welche sich zu jenem verhältnissmässig geringen Opfer verstehen würden, sollen besondere Vorzugspreise für ihre Mitglieder bei Abnahme der Karte eingeräumt werden. In die geschäftsführende Kommission wurden zum Schluss gewählt Herr Dr. med. Zachrischke-Erfurt als Vorsitzender, Herr Prof. Dr. Schmidt-Halle und Herr Dr. Götsche-Berlin als Beisitzer mit dem Recht weiterer Kooptation und dieser überlassen, eventuell noch weitere Vereine zur Mitarbeit zu gewinnen; alljährlich soll im Verort Erfurt im Juni eine Vertreter-Versammlung der beteiligten Vereine und Kommissionen stattfinden, um über den Fortschritt des Unternehmens zu berichten und die weiteren Massregeln zu berathen. Mit einem herzlichen Dank des

Vorsitzenden für die arbeitsfreudige Zustimmung der einzelnen Vereine schloss die Sitzung um 1/2 Uhr, worauf die Theilnehmer ein einfaches aber vortreffliches Mahl bis zum Abgang der Abendzüge in den Röhmen der Ressource zusammenbielt.

Literatur-Besprechungen.

Dr. Max Bartels. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig. 1895.

Im Jahre 1885 hat Dr. Heinrich Ploss sein Werk: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ veröffentlicht. Schon nach wenig mehr als Jahresfrist wurde eine neue Auflage notwendig, welche, da Ploss inzwischen verstorben war, der berufsmäßige Vertreter der Disciplin Dr. Max Bartels in Berlin besorgte. Er haute die einzelnen bereits vorhandenen Capitel aus, stellte die vielfach in der Literatur der ganzen Welt zerstreuten Angaben über die anthropologischen Verhältnisse des Weibes zusammen und fügte zahlreiche eigene Beobachtungen über dieselben hinzu. Er steckte aber auch den Pinn des Werkes erheblich weiter als der ursprüngliche Verfasser; denn während dieser das Weib nur von dem Eintritt der Reife bis zu dem Abschlusse des Wochenbettes besprochen hatte, schilderte Bartels dasselbe in allen seinen Lebensphasen vom Mutterleibe an bis in das Greisenalter und sogar noch über den Tod hinaus. Die jetzt erscheinende vierte Auflage hat Bartels wieder einer gründlichen Umarbeitung und Vermehrung unterzogen. Die Anordnung des Stoffes ist so gewählt, dass sie einseitig den Aerzten, den Anthropologen und den Ethnologen das einschlägige Material in bequemer übersichtlicher Weise zusammenstellt, andererseits ist der Bearbeiter aber auch bemüht gewesen, für jeden ernst denkenden Gebildeten in deutlich verständlicher Sprache zu reden. Das Werk bietet ein hoch anziehendes, vielseitiges und erschöpfendes Bild vom Leben und Wesen des Weibes aller Rassen und aller Regionen unserer bewohnten Erde, wie es sich thatsächlich zu allen Zeiten und in allen Ländern vor den Augen des Natur- und Culturforschers darstellt. Das Buch hat sich seinen Platz im Stamme erworbt, Bartels hat es verstanden, das Werk zu einer Publication ersten Ranges zu erheben. Es erscheint in der neuen Auflage vollkommen als sein geistiges Eigenthum.

J. R.

Emil Schmidt (Leipzig). Reise nach Süd-Indien. Mit 39 Abbildungen im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1894. 8°. 314 S.

Wir denken vielen Lesern etliche Freunde zu machen mit dem Hinweis auf dieses vortreffliche und belehrende Werk. Unsere deutsche Literatur ist arm an Büchern über die südlichen Theile der grossen indischen Halbinsel, die es verdient besser bekannt zu sein. Die Natur der Malabar-küste gibt an Reichtum und Schönheit nichts der hochgepriesenen Südwest-küste Ceylons nach, und das Menschenleben hat dort in den fast noch ganz unabhängigen Eingeborenen-

Staaten seine specifisch indische Eigenart weit ungestörter bewahrt als in den von europäischem Wesen stark veränderten und durchdrungenen britischen Theilen des Landes. Der Verfasser hat die Natur Süd-Indiens, wie sie einm für das Grosse und Schöne empfindlichen Sinne erscheint, nicht weniger wie das Leben der Menschen und ihre Sitten zu schildern versucht, ohne dass er das Buch mit speciell Anthropologischem oder Ethnographischem belastet hätte.

J. R.

Dr. Havelock Ellis, Verbrechen und Verbrechen. Mit 7 Tafeln und Text-Illustrationen. Autorisirte, mehrfach verbesserte deutsche Ausgabe von Dr. Haas Kurella. Leipzig, G. H. Wiegand's Verlag, 1894. kl. 8°. 342 S.

Derselbe, Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der sekundären Geschlechtsunterschiede. Mit Illustrationen. Autorisirte deutsche Ausgabe von Hans Kurella. Leipzig, G. H. Wiegand's Verlag, 1894. kl. 8°. 408 S.

Ich möchte der Verlag-buchhandlung und dem vielfach verdienten Uebersetzer einen ganz besonderen Dank aussprechen dafür, dass sie das deutsche Publikum mit einem Autor bekannt gemacht haben, der es, ganz im Sinne der englischen Heroen der populär-verständlichen naturwissenschaftlichen Literatur Huxley und Tyndall, verstanden hat, die schwierigsten anthropologischen Fragen der Gegenwart, welche auch das grosse Publikum allerwärts bewegen, Criminal-Anthropologie und Frauenfrage, in wahrhaft sachlicher, klarer und schöner Form und Sprache zur Darstellung zu bringen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich es ausspreche: es existirt auf beiden Gebieten keine Publikation, welche mit so viel Literatur- und Sachkenntnis, so objectiv und getragen von dem Geiste der wissenschaftlichen Kritik, diese beiden Thematika behandelt. Mit steigendem Interesse, mit immer wachsender Spannung habe ich die Darlegungen des Verfassers gelesen, und ich konnte die Bücher nicht aus der Hand legen, ehe ich fertig damit war: eine Menge neuer Anregungen und Ideen war mein Gewinn. Es ist ja hier und da Manches nicht ganz im Sinne der deutschen kritischen Schule, aber auch die wenigen Fehler sind gestreichelt und trüben das Gesamtbild nicht. „Verbrechen und Verbrechen“ sollte ein Lehrbuch für den Juristen und Gesetzgeber werden, und keine für das Weib und Wehe ihres Geschlechts interessirte Dame sollte das Werk „Mann und Weib“ unbeachtet lassen, welches Nichts enthält, was ein Frauengemüth beleidigen könnte.

J. R.

Alfons Dollmann. Ueber einen Fall von Naevus pilosus. Mit Abbildung. Münchener medic. Inaug.-Dissertation. 1891. M. Ernst.

Herr Dollmann hat an einem vierjährigen Knaben einen ausgedehnten Naevus pilosus sehr eingehend beschrieben, welcher dem von H. Ranke, Archiv für Anthropol. 1883, XIV, S. 339 mit Tafel fast vollkommen entspricht, ebenso dem „Scheckigen Mädchen aus Böhmen“, welches R. Virchow, Zeitschr. f. Ethnol. 1890, Verhändl. S. 168 besprochen hat.

J. R.

J. Weisberg. Die Gehirnwindungen bei den Esten. Eine anatomisch-anthropologische Studie. Jurjew (Dorpat). Druck von C. Mathieson. 1894. Inaugural-Abhandlung der medic. Facultät.

Unter der Leitung von A. Rauber hat hier Herr Weisberg eine Arbeit geleistet, der wir gerne und aufrichtig Anerkennung schenken. Eine vorzüglichende Basalreihe des menschlichen Gehirns wird schon seit länger Zeit als dringendes desiderat der Wissenschaft empfunden. So lange nicht wenigstens bei einem geschlossenen Volksganzen eine genaue und ausreichende statistische Bearbeitung der anatomischen Verhältnisse des Gehirns existirt, ist ein ethnologisch-anthropologisches vergleichendes Studium der Gehirnentwicklung unmöglich. Zu den bekannten ausgezeichneten Arbeiten von v. Bischoff, Rüdiger, Waldeyer u. A. auf diesem Gebiete bringt nun die vorliegende Arbeit einen sehr erwünschten Beitrag. Die 9 untersuchten Gehirne gehörten Anatomie-Leichen an aus den arbeitenden Bevölkerungsgewichten, welche weder an Geistes-, noch an anderen Krankheiten des Nervensystems gelitten hatten.

Die 5 frisch bestimmten Hirngewichte, 4 männlich, 1 weiblich, betragen 1518, 1462, 1835 (♂), 1308, 1296 Gramm. Diese Estenhirne müssen als in jeder Beziehung gut gebildete Organe bezeichnet werden, in denen nicht nur der gewöhnliche Hirnbau in der typischen Weise sich wiederfindet, welche aber auch in Bezug auf die Anordnung ihrer Furchen und Windungen sehr abweichende Varianten des normalen Typus aufweisen, sogar gar nicht selten recht complicirte Verhältnisse. In dem allgemeinen Charakter der Furchen und Windungen ist die Neigung zu stark quersum Verlauf in den schrägen und zur Bildung von transigenen Aramotomen in den longitudinalen Windungen zwar sehr ausgesprochen, aber nicht in dem Masse, dass von typisch brachycephalen Gehirnen die Rede sein könnte. Der Verlauf und die Richtung derselben passt für Verhältnisse von mesocephalen zur Brachycephalie neigenden Schädeln (Längenbreitenindex 77,4—77,6). Die Neigung der Centralpalte wurde im Mittel zu 63° bestimmt. Als Besonderheiten, welche im Detail des Oberflächenbaues hervortreten, werden hervorgehoben 1. der häufige Befund einer Zerspaltung der Parietalfurchen in zwei bis vier Fragmente und einer geringen Breitenausdehnung der I. Temporalwindung; 2. die Constanz der vollständigen Abwärtswendung eines hogenförmigen, dem Stamm der Fossa Sylvii sich anschliessenden Gyrus praesylvius auf dem 3. Die Neigung der hinteren Centralwindung sich distalwärts complet abzuführen; 4. Eigenthümlichkeiten in der dorsalen Endigungsweise der Ponsa occipitalis; vollständiger Mangel des dorsalen Verlaufes in 3 Fällen; oberflächliche Vereinigung mit der Interparietalfurche in 1 Fall; 5. Die Tendenz, auf der unteren Hemisphäre ein distales Segment der IV. und V. Temporalwindung abzuscheiden. Möge der verdiente Director der Anatomie in Dorpat auf dem eingeschlagenen Wege zu arbeiten fortfahren und uns bald eine noch umfassendere Statistik liefern. J. R.

Georg Buschan, Dr. phil. et med. Vorgeschichtliche Botanik der Cultur- und Nutzpflanzen der alten Welt auf Grund prähistorischer Funde. J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Vernachlässigung zu der Entstehung der vorliegenden fleissigen und ergebnisreichen Studie gab eine im Jahre 1883 von der philosophischen Facultät der Kgl. Universität zu Breslau ausgeschriebene Preisarbeit über das Thema: „Ueber die Urvegetation und über die Culturpflanzen des gesammten Deutschland, ihre Einführung und Verbreitung in den verschiedenen geschichtlichen Perioden: in der antiken Zeit, zur Zeit der Völkerwanderung, im Mittelalter und bis auf unsere Tage“, an deren Lösung sich der Verfasser mit Erfolg betheiligte.

In dem von der Facultät abgegebenen Gutachten heisst es über den wissenschaftlichen Werth der Arbeit: „Der Verfasser hat seine Abhandlung weniger von botanischen als von kulturhistorischen Gesichtspunkten aus bearbeitet und in derselben den Versuch einer Culturgeschichte Deutschlands, insofern diese in dem Anbau gewisser Gewächse sich darstellt, zu geben versucht. Ganz besondere Anerkennung gebührt der Abhandlung darum, weil in ihr zum ersten Male eine bisher unbenutzte Fundgrube für die Culturgeschichte unserer Heimat in Bearbeitung gewonnen ist.“ Während des verflochtenen Decenniums fand Verh. reichlich Masse, diese „hisher unbenutzte Fundgrube“ auszureuben, es gelang ihm, eine immerhin bedeutende Sammlung prähistorischer Culturpflanzen — gegenwärtig beläuft sich dieselbe auf 150 Einzelfunde — im Laufe der Jahre zusammenzubringen, aus den Museen zu Berlin, Breslau, Dresden, Danzig, Guben, Halle, Hannover, Kiel, Königsberg, Schwerin, Stettin, Pest, Triest, Bologna, Modena, Parma, Reggio-Emilia, Rom, Vercors, Neuchâtel, Majand, Freivalde, Keszthely, Paris, Chambéry, Wien, Antwerpen, Brünn, Arpad u. A. m. Specell bei der botanischen Bestimmung zweifelhafter Funde hat der Verfasser Unterstützung von Seiten der Herren Professoren Dr. Kirczick-Bonn, Dr. Wittmack-Berlin und Dr. Ferd. Cohn-Breslau erfahren, von welcher letzterem zu Grunde liegt, befindet sich, soweit es nicht an das betreffende Museum wieder zurückgegangen ist, theilweis im Museum für Völkerkunde zu Berlin, im Pflanzenphysiologischen Institut zu Breslau und im Privatbesitz des Verfassers.

Wir empfehlen das nach vielen Richtungen dienstvolle Werk angelegentlich den Interessenten und der Kritik der Botaniker. J. R.

Alphonse Bertillon. Das anthropometrische Signalment. Zweite vermehrte Auflage mit einem Albm. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben von Dr. von Nary, Professor der gerichtlichen Medicin an der Universität Basel. Bern u. Leipzig. 1895. 8°.

Das Buch entspricht jetzt allen billigen Anforderungen, die Darstellung und die Abbildung der Methoden der Messungen und der besonderen Kenntnisse sind eingehend und ansehnlich, auch für die allgemeine Anthropologie von grosser Wichtigkeit. J. R.

Druckfehler: Auf Seite 115 dieser Zeitschrift (Correspondenz-Blatt 1894, Nr. 9) in der Abhandlung von R. Behr ober: „Die vorhistorischen Sculpturen denkmäler der Schweiz und speciell derjenigen des Kantons Wallis“, erste Spalte, Zeile 16 v. o. muss es heissen „Teudraya“ anstatt Teudraya.

Einladung zur 67. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Lübeck. 16. bis 21. September 1895.

Die 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien hat in ihrer Geschäfts-sitzung vom 26. September v. J. die diesjährige Versammlung in Lübeck abzuhalten und zu Geschäftsführern derselben die Unterzeichneten zu ernennen beschlossen. Wenn in jener Sitzung der Vertreter Lübecks es als eine schwierige Aufgabe für unsere Stadt bezeichnete, die Nachfolgerin Wiens zu werden, so durfte er zugleich die Versicherung hinzufügen, dass die Bevölkerung Lübecks die hohe Ehre, die Naturforscher-Versammlung bei sich aufzunehmen, dankbar zu würdigen wisse und ihren Interessen die bereitwilligste Unterstützung gewähren werde. Diese Versicherung kann auch heute nur wiederholt werden. Inzwischen haben wir uns — das Verzeichniss der angemeldeten Vorträge mag es beweisen — mit Erfolg an diejenigen Kreise gewandt, welche durch wissenschaftliche Darbietungen den Bestrebungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte die hauptsächlichste Stütze verleihen. So laden wir denn alle Naturforscher, Aerzte und Freunde der Naturwissenschaften zum Besuch der diesjährigen Versammlung freundlichst ein. Wenn auch nach den Statuten die Gesellschaft sich auf Naturforscher deutscher Zunge beschränkt, so ist doch die Betheiligung fremder Gelehrter nur willkommen.

Lübeck, im Juni 1895.

W. Brehmer, Dr., Senator.

Th. Eschenburg, pract. Arzt.

10. Abtheilung: Ethnologie und Anthropologie.

Einführender: Dr. phil. K. Freund, Oberlehrer an der Realschule.

Schriftführer: Dr. med. Dade, pract. Arzt.

Angemeldete Vorträge: 1. Oberlehrer P. Sartori in Durtmund: Die Sitte des Bauopfers.
2. Leo von Fruhenius in Dresden-Lusewitz: Maskenkunde im Allgemeinen und die Maske Afrikas und Oceaniens (mit Abtheilung 11, Geographic).

Einladung zur čechoslawischen Ethnologischen Ausstellung in Prag.

15. Mai bis 28. September.

Prag, den 2. Juli 1895.

Hochlöbliche deutsche Gesellschaft für Anthropologie!

Am 15. Mai 1895 wurde in Prag die böhmisch-ethnographische Ausstellung eröffnet. Nachdem dieselbe jetzt auch schon in ihren Details vollendet erscheint und im Ganzen, wie in ihren Einzelheiten allen, die sich um die Ethnographie Europa's und besonders der slavischen Völker interessieren, viel Sehenswerthes bietet, erlaubt sich das Präsidium der böhmisch-ethnographischen Ausstellung die hochlöbliche deutsche Gesellschaft für Anthropologie in München zum Besuche der Ausstellung höflichst einzuladen.

Jeder Besuch, einzeln oder corporativ, wird aufrichtig willkommen geheißen. Eine vorherige Anmeldung wäre erwünscht, um die bereitwilligst angebotene fachmännische Führung besorgen zu können.

In aller Hochachtung

J. A. Šubert,

Vice-Präsident der ethnographischen Ausstellung.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Thentinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 30. Juli 1895.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1895.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 10 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel

vom 7. bis 11. August 1895.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

I.

Tagesordnung der XXVI. allgemeinen Versammlung.

Dienstag den 6. August: Vorversammlung in Driburg, Ausgrabungen zur Feststellung der Arn Drat, Zusammenkunft im Bad.

Mittwoch den 7. August: Fortsetzung und Bechluss der Ausgrabungen in Driburg. Nachmittags Ankauf in Cassel. Dort von 10 Uhr Morgens an Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftszimmer (Lesesaal, Ständeplatz). Abends von 7 Uhr an gesellige Zusammenkunft im Lesesaal.

Donnerstag den 8. August: 8–10 Uhr: Besichtigung der Landesbibliothek, des Museum Fridericianum, des naturhistorischen und ethnographischen Museums. 10–2 Uhr: Festessen im Saale des Lesesaals. Nachmittags 5 Uhr: Festessen im grossen Stadtpark.

Freitag den 9. August: 8–10 Uhr: Besichtigung der Gemäldegalerie und des Museums mittelalterlicher und neuzeitlicher Kunstwerke. 10–2 Uhr: Zweite

Sitzung. Mittagessen nach Wahl. Nachmittags 1/2 4 Uhr Abfahrt nach Wilhelmshöhe; Besichtigung der Löwenburg und der Anlagen, Ka'ee am Fusse der Cascaden, Besteigung des Herkules und des Elfbuchenthurmes. Abendessen.

Samstag den 10. August: 8–10 Uhr: Besuch der Gewerhalle, der Martinskirche und des Marmorbades in der Carlau. 10–1 Uhr: Schlussitzung im Saale des Lesesaals. Mittagessen nach Wahl. Nachmittags 3^{1/2} Uhr Abfahrt nach Münsen; Besichtigung der Stadt und Umgegend. Abendessen auf Tirol. Gemeinschaftliche Rückfahrt nach Cassel.

Sonntag den 11. August: 8 Uhr Morgens: Abfahrt nach Geissenagen. Besteigung des Heiligenbergs. Erfrischungen. 12^{1/2} Uhr: Weiterfahrt nach Treysa. Mittagessen. 3 Uhr Nachmittags: Festzug der Schwärmer. Schwärmer Volksfest mit Tanz auf dem Festplatz. Erfrischungen daseibst. Abends 9 Uhr: Gemeinschaftliche Rückfahrt nach Cassel.

Verzeichniß der 130 Theilnehmenden.

- Albu, Dr., Berlin.
 Alsborg, Dr., Cassel.
 Alsborg, Dr., Bettenhausen.
 André, Carl, Cassel.
 André, Dr., Richard, mit Frä. Tochter, Braunschweig.
 Andrian, Dr., Baron v., Wieu, stellvertretender Vorsitzender der Gesellschaft.
 Bartels, Dr. Max, Berlin.
 Bartels, Paul, cand. med., Berlin.
 Bartsch, Dr., Cassel.
 Beckmann, Dr., Cassel.
 Berlit, J., Cassel.
 Belta, Dr., Berlin.
 Bode, Dr., Medizinalrath, Cassel.
 von Booth, Oberstlieutenant, Cassel.
 Böhlau, Dr., Cassel.
 Birchner, Dr. F., Assistent am anthrop. Institut, München.
 von Brackel, Freiherr, Cassel.
 Brenner, Dr., Cassel.
 Brenner, Stadtapotheker, Cassel.
 Buschau, G. Dr. med., Stettin.
 von Carnap, Prem.-Lieut., Afrikaforscher, Wiesbaden.
 Cordel, Schriftsteller, Berlin.
 Dormann, Dr., Cassel.
 Döring, Dr., Afrikaforscher, Togo.
 Ebert, Dr. med., Cassel.
 Endemann, Dr., Sanitätsrath, Cassel.
 Eschstruth, v., Fräulein, Cassel.
 Eysell, Dr., Cassel.
 Fietelmann, Hofgarteudirektor, Wilhelmshöhe.
 Fiorino, A., Cassel.
 Fischer, Dr., Direktor, Beruburg.
 Fischer, Dr., Cassel.
 Fischer, Rittergutsbesitzer, Freieuhagen.
 Fischer, Th., Buchdruckereibesitzer, Cassel.
 Fortsch, Dr., Major a. D., Halle a/S.
 Fraas, Dr. E., Professor, Stuttgart.
 Franke, Carl, Cassel.
 Fritsch, Geh. Rath, nebst Frau, Berlin.
 Fuchs.
 Germer, Dr. R.
 Gieske-Trippe, Besehrück.
 Giessler, Dr., Geh. Sanitätsrath, Cassel.
 Göts, Dr. G., Obermedizinal-Rath, Neustrelitz.
 Grabowsky, Dr., Ass. am Naturhistorischen Museum, Braunschweig.
 Grempler, Dr., Geheime Rath, Breslau.
 Habich, Ed., Cassel.
 Hartdegen, Dr., Cassel.
 Hauptmann, Dr. med., Cassel.
 Clairon d'Hausseville, Graf, Reggs-Präsident, Cassel.
 Hedde, Justizrath, Marne.
 Heilbrus, Dr. med., Cassel.
 Höfer, Professor, Wenigerode.
 Hapfeld, Geh. Justizrath, Cassel.
 Ichon, Consul, Wilhelmshöhe.
 Kahlbaum, C., Görlitz.
 Kahlbaum, Dr., Görlitz.
 Kahlbaum, S., Görlitz.
 Kayserling, Dr. C., Cassel.
 Katzenstein, Dr., Cassel.
 Kessler, Professor, Cassel.
 v. Kintzel, Dr., Cassel.
 Knackfuss, Professor, Cassel.
 Koch, Banquier, Cassel.
 Kossinna, Dr., Berlin.
 Köhler, Dr., Cassel.
 Kutsch, Karl, stud. phil., Frankfurt a/M.
- Kuthe, Oberstabsarzt a. D., Frankfurt a/M.
 Landgrebe, Oberregierungsrath, Cassel.
 Landgrebe, Rechtsanwalt, Cassel.
 Lange, Dr., Cassel.
 Lehmann-Nitsche, Dr. phil., München.
 Lehmann, Major, Göttingen.
 Less, A., Professor, Cassel.
 Löbe, Wilh., cand. med., Nürnberg.
 Lindner, Dr., Gen.-Arzt a. D., Cassel.
 Magdeburg, Excl., Ober-Präsident, Cassel.
 Mahrau, Regierungsrath, Cassel.
 Maliszewski, General-Major, Cassel.
 Marchand, Professor, Marburg.
 Menche, Dr. med., Cassel.
 Menze, Dr. med., Cassel, Geschäftsführer des Congresses.
 Micheli, v., Premier-Lieutenant, Cassel.
 Mies, Dr. med., Köln a/Rh.
 Moyer, Oberst, Cassel.
 Möhring, Dr., Cassel.
 Muff, Director, Cassel.
 Nache, Dr., Oberarzt, Hübenthalburg.
 Pfing, Fräulein.
 Pöten, Oberpräsidialrath, Cassel.
 Prochta, Apotheker, nebst Frau Gemahlin, Gardelegen.
 Ranke, J., Prof. Dr., Generalsekretär der Gesellschaft, München.
 Riedesel, Freiherr zu Eisenbach, Landes-Direktor.
 Ritter, Consul, Göttingen.
 Rochou, Wilhelm.
 Rockwitz, Dr., Cassel.
 Rödiger, F., Ingenieur, Biel.
 Roos, Premier-Lieutenant, Cassel.
 Sarrazin, Gastwirth, Cassel.
 Schaub, Dr., Oberkaufungen.
 Schaumböffel, Dr., Cassel.
 Scherb, C., Buchdruckereibesitzer, Cassel.
 Scheel, W., Juwelier, Cassel.
 Scheleur.
 Scholling, Lehrer, Heiden.
 Schläpke, Dr., Cassel.
 Schlemm, Fräulein Julie, Berlin.
 Schlosser, Dr.
 Schneider, Dr.
 Schotten, Dr., Cassel.
 Schöle, R. F., Fabrikant, Kirchheim Teck.
 v. Schwartzell, Landrath, Troya.
 v. Stockhausen, Cassel.
 Sokeland, Fabrikant, mit Frau Gemahlin, Berlin.
 Telge, Hofjuwelier, m. Fr. Gemahlin u. Frä. Tochter, Berlin.
 Traube, Felix, Reutier, Cassel.
 Treuenfeld, von, Premier-Lieutenant, Cassel.
 Uhlendorf, Fabrikant, Cassel.
 Uhlworm, Dr., Bibliothekar, Cassel.
 Virchow, Geheimerath, Prof. Dr., Ehrenpräsident der Gesellschaft, mit Fr. Gemahlin u. Frä. Tochter, Berlin.
 Voss, Direktor, Berlin.
 Waldeyer, Geheimerath Professor, Berlin, Vorsitzender der Gesellschaft.
 Wallach, Leop., Cassel.
 Wagner, Dr., Cassel.
 Weber, Dr., Cassel.
 Weissmann, J., Oberlehrer, Schatzmeister der Gesellschaft, mit Frä. Tochter, München.
 Westenberg, Oberbürgermeister, Cassel.
 v. Wild, Dr. med., Cassel.
 Wolf, W., Apotheker, Cassel.
 Zenz, D., A., Frankfurt a/M.
 Zuschlag, Professor, Cassel.

II.

Wissenschaftliche Verhandlungen der XXVI. allgemeinen Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: Prof. Waldeyer: Eröffnungsrede: Ueber die somatischen Unterschiede der beiden Geschlechter. — Begrüßungsgedanken: Oberpräsident Magdeburg, Oberbürgermeister Dr. Westerburg, Sanitätsrath Dr. Erdemann, Prof. Dr. Zusebtag, Dr. Böhm, Frhr. von Brackel, Dr. Menze. — Berichtervortrag: J. Rank: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalkonraths. Weissmann: Kasabericht des Schatzmeisters. J. Rank: Bericht der Rechnungscommission über das Vermögen der Gesellschaft. Wahl des Rechnungsamtschreibes. — Frhr. von Brackel: Begrüßung im Namen der mexikanischen geographisch-statistischen Gesellschaft. Derselbe: Ueber ein prähistorisches Strassensystem der mexikanischen Küste.

Der Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer, eröffnet die Versammlung mit den Worten:

Hochachtungsvolle Versammlung! Werthe Damen und Herren! Ich eröffne die Sitzungen der diesmaligen Tagung unserer deutschen anthropologischen Gesellschaft in der Stadt Cassel. Gestatten Sie, dass ich zuerst dem Bedauern Ausdruck geben darf, was nun wohl alle erfüllt, dass unser allverehrter Virchow, der wir in unserer Mitte an sehen hoffen und der sich trotz des in Berlin schon aufgetretenen Unwohlseins nicht hat abhalten lassen, hierher zu reisen, doch noch nicht in der Lage ist, hier zu erscheinen; wir haben aber die beste Hoffnung, ihn bald hier zu sehen.

Ich habe nun die Ehre, die Versammlung mit einer Rede einzuleiten zu dürfen, und habe für diese ein Thema gewählt, welches gegenwärtig viel besprochen und auf der Tagesordnung ist; es ist die anthropologische Stellung der Geschlechter an einander, wem die Frauenfrage in innigem Zusammenhang steht.

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer, Berlin: Ueber die somatischen Unterschiede der beiden Geschlechter.

Die unerschütterbar grosse Reihe der Lebewesen hindert nicht sich die merkwürdige und hochbedeutende Erscheinung ihrer Trennung in zwei Geschlechter, hochbedeutend, weil für die überaus grosse Mehrzahl der Pflanzen und Thiere die Erhaltung der Art an der Zusammenwirken der Geschlechter gebunden ist, notwendig, weil bei einer immerhin ansehnlichen Reihe von Thieren sowohl wie Pflanzen die Zweigeschlechtlichkeit, so weit wir bis jetzt wissen, für die Fortpflanzung nicht nothwendig ist und daher auch nicht in die Erscheinung tritt. In strengem Sinne ist dies allerdings nur der Fall bei den niedersten Pflanzen, den Nostokarten und Spaltpilzen, zu welchen die sonders so viel genannten Bacillen gehören, so wie bei den Verruculaceen (Rhizopoden) und der Mehrzahl der Geleissinfusorien (Flagellaten). Diese beiden Abtheilungen bilden die niedersten Thierformen. Jedes Einzelwesen sowohl der genannten niedersten Pflanzen wie Thiere hat zur den Formenwerth einer einzigen Zelle, die Fortpflanzung erfolgt hier wie bei denjenigen einzelligen Zellen, die in ihrer gesamtständig geordneten Zusammenfügung stämmliche höhere Pflanzen und Thiere, wie den Menschen bilden, durch einfache Theilung oder durch Knospung. Um so bedeutender muss nun aber die Zweigeschlechtlichkeit erscheinen,

wenn wir erfahren, dass sie auch schon bei einer sehr grossen Anzahl solcher einseitigen Pflanzen und Thiere — wir nennen diese einseitigen Formen Urpflanzen (Protophyten) und Urthiere (Protozoen) — auftritt, wie uns unter anderen die bahnbrechenden Untersuchungen von Pringsheim und de Barry für die Protophyten und von Maupas und Richard Hertwig für die Protozoen gelehrt haben.

Bei diesen niedersten Lebewesen, den Protophyten und Protozoen, liegt demnach die Sache so, dass ein Theil derselben — die Nostokarten, Spaltpilze, Rhizopoden und Flagellaten — soweit wir bis jetzt wissen, nur eine ungeschlechtliche Fortpflanzung aufweisen, während bei den übrigen neben der ungeschlechtlichen unter Umständen auch schon eine geschlechtliche beobachtet wird, so dass bereits die einfachsten Geschöpfe zum grossen Theile die Anfänge einer Doppelgeschlechtlichkeit zeigen. Weitere Beobachtungen werden vielleicht noch ergeben, dass eine geschlechtliche Fortpflanzung neben der ungeschlechtlichen auch noch bei denjenigen Wesen vorkommt, bei denen wir sie bis heute nicht kennen; dass würde die Doppelgeschlechtlichkeit also stämmlichen lebenden Wesen zugesprochen werden müssen.

Wie bekannt, zeigen alle höheren Pflanzen und Thiere die Doppelgeschlechtlichkeit in verschiedener Ausprägung: entweder kommt auch bei den höheren Arten neben der geschlechtlichen Vermehrung noch die ungeschlechtliche vor, und das ist im Pflanzenreiche weit verbreitet, oder wir haben ausschliesslich die geschlechtliche Fortpflanzung. Hierbei können wieder mehrere Grade der Ausbildung unterschieden werden. Häufig — und dies wiederum besonders bei Pflanzen — sind beiderlei geschlechtliche Eigenschaften in einem und demselben Individuum vereinigt, wir bezeichnen dies nach einer attriechischen Fabel als „Hermaphroditismus“. Bei Thieren endet sich diese vereinigte Form der Zweigeschlechtlichkeit zerstückweise bei einigen Abtheilungen der Würmer, Schnecken und Muscheln, a. B. bei der Auster; vereinigt kommt nie als Regel selbst noch bei niederen Wirbelthieren vor, so beim Seebarak (Serranus scriba); als Abweichung — aber sehr selten — auch bei höheren Wirbelthieren, jedoch bis zum Menschen hinauf.

Wenn bei verschiedenen Insekten und Krebsthieren noch ungeschlechtliche Fortpflanzung beobachtet wird, wie z. B. bei den Bienen, so lässt sich doch nachweisen, entweder, dass es sich um eine Rückbildung handelt, oder dass diese ungeschlechtliche Vermehrungsweise in die Dauer zur Erhaltung der Art nicht aus-

reicht, sondern von geschlechtlicher Fortpflanzung unterbrochen werden muss.

Wie wir wissen, sind nun aber bei vielen höheren Pflanzen und bei weitem den meisten höheren Thieren die Geschlechter auch nach Personen getrennt, so dass wir männliche und weibliche Individuen unterscheiden; hiermit ist die höchste Ausbildung der Zweigeschlechtlichkeit erreicht, deren stufenweise fortschreitende Entwicklung die eben gegebene kurze Auseinandersetzung genügt hat. Man kann sagen, dass die höhere Entwicklung einer bestimmten Art wesentlich mit durch die grössere Differenzierung der Geschlechter charakterisiert ist, denn wir machen die Erfahrung, dass die männlichen und weiblichen Geschlechtspersonen im allgemeinen sich um so mehr von einander unterscheiden, je weiter wir in der Tier- und Pflanzenwelt von den niederen zu den höheren Formen aufsteigen. Freilich gibt es auch scheinbare Ausnahmen, denn wir finden z. B. schon bei manchen Insekten sehr erhebliche Verschiedenheiten der Männchen und Weibchen, doch gleichen bei Rädertieren und andern, so dass man längere Zeit die beiden Geschlechtspersonen sogar für Individuen verschiedener Art gehalten hat. „S. heinrichi“ nannte ich jedoch diese Ausnahmen, weil sie einerseits, s. B. bei den Insekten, der Regel nicht widersprechen, denn diese sind meist sehr hoch entwickelte Geschöpfe, andererseits durch eine Rückbildung in Folge parasitischer Lebensweise eines der Geschlechter erklärt werden. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art bietet uns ein im Mittelmeere unter Steinen lebender Sternwurm, die sogenannte *Bonellia viridis*, deren sehr kleine und den Weibchen gänzlich unähnliche Männchen in dem vorderen Abschnitte des Darmrohrs der Weibchen — man könnte sagen in deren Speiseröhre — leben.

Angesichts des hier in aller Kürze Angeführten kann sich Niemand dem Eindruck entziehen, dass wir in der That, wie ich bereits Emphas hervorhebe, in der Differenzierung der Geschlechter eine hochbedeutende Einrichtung der Natur vor uns haben. Wenn wir aber fragen, worin die Bedeutung der Zweigeschlechtlichkeit liege, so vermögen wir darauf noch keine bestimmte Antwort zu geben, was eben die Hauptsache anlangt; denn wir sehen ja, dass die Fortpflanzung selbst hochorganisierter Lebewesen noch ohne Zweigeschlechtlichkeit möglich ist. Wenn wir also scharf angeben sollen, wie es gekommen sei, dass die Zweigeschlechtlichkeit mit der fortschreitenden und höheren Ausbildung der Lebewesen ausschliesslich an die Stelle der Eingeschlechtlichkeit oder vielmehr der Geschlechtslosigkeit trat, so sind wir dazu bis jetzt noch ausser Stande.

Mir ist sehr wohl bekannt, dass von vielen Seiten eine Beantwortung der Frage nach der Ursache der Geschlechterdifferenzierung versucht worden ist, so z. B. von Weismann¹⁾, der, ebenso wie Brooks²⁾ annimmt, die geschlechtliche Fortpflanzung sei das Mittel, dessen die Natur sich bediene, um Variationen in den Lebewesen hervorzubringen; ich vermag aber zur Zeit weder diese noch andere Lösungen als endgültige anzunehmen und erwähne, dass sich noch jüngst auch O.

Hertwig³⁾ gegen die anschießliche Berechtigung dieser Deutung ausgesprochen hat.

Wenn wir nun auch zur Zeit ausser Stande sind, die Bedeutung der Geschlechtlichkeit in ihrem vollen Wesen einzusehen, so ergeben sich doch eine Reihe von nicht unwichtigen Folgerungen für die Stellung der verschiedenen Geschlechter in der Natur, für ihre besonderen Aufgaben in der jeweiligen Gesellschaft, in der sie gehören, insbesondere für den Menschen, und innerhalb derselben es mir von Werth, gerade in unserer Zeit, in der die sozialen Aufgaben von Mann und Weib von so Vielen — Berufenen, wie Unberufenen — erörtert werden, die Geschlechterunterschiede, die doch die Grundlage für die Beurtheilung dieser Dinge bilden müssen, und zwar gerade hier, vor dem Form einer anthropologischen Gesellschaft, zu besprechen.

Die Geschlechtsmerkmale zerlegen wir seit John Hunter in primäre (hauptsächliche) und sekundäre (nebensächliche) oder wie wir sagen könnten: erster und zweiter Ordnung. Die Charaktere erster Ordnung sind diejenigen, welche sich direkt auf die Fortpflanzung der Art beziehen, die sekundären lassen sich zwar nur schwierig in knapper Form erklären, wir können aber sagen, es seien diejenigen Unterscheidungsmerkmale, welche, abgesehen von der eigentlichen Geschlechtsaufgabe, noch zwischen Mann und Weib bestehen, wie z. B. die durchschnittlich erheblichere Körpergrösse und die tiefere Stimme des Mannes und dergleichen. Nur von diesen soll hier gehandelt werden; denn sie bilden die Hauptunterlage für die weitere Betrachtung der sozialen Bedeutung der Geschlechterunterschiede. Auch sind sie den meisten Menschen weniger bekannt, während es unnötig sein dürfte, vor einem Kreise von Zuhörern oder Lesern, denen der Glaube an eine geistvollere Thätigkeit des bioideren Meisters Aebhar bei der Erhaltung und Ausbreitung des Menschengeschlechts verloren gegangen ist, von den primären Charakteren zu sprechen.

Havelock Ellis, welcher jüngst eine treffliche Zusammenstellung der Geschlechts-eigenenthümlichkeiten vor erster Ordnung gegeben hat⁴⁾, ist geneigt, noch eine weitere Zerlegung zuzulassen. Er macht darauf aufmerksam, dass ein grosser Theil der besonderen männlichen und weiblichen Eigenschaften zur Folge habe, das Interesse der Geschlechter für einander zu wecken; dahin gehören z. B. die äussere Formausbildung des männlichen und weiblichen Antlitzes, die Fülle des Kopfhaars beim Weibe, die des Bartes beim Manne, die Verschiedenheiten der Stimme u. d. Dinge mit andern Worten, die in ausgeprägter Weise schon äusserlich das eine Geschlecht vertragen, ziehen das andere an. Jedes Weib hat Gefallen an der männlichen Stimme des Mannes, während es von einer Weiberstimme beim Manne abgestossen wird, und so auch umgekehrt. Andere Unterschiede indessen lassen sich so ohne weiteres ihre Beziehungen zum Geschlechtsleben erkennen, da sie äusserlich nicht so hervortreten. Dahin rechnet Ellis die Verschiedenheiten im Hirnanbau, in der Zusammensetzung des Blutes u. a. Man könnte, meint er, diese Charaktere als tertiäre (dritter Ordnung) wiederum abtheilen. Aber — und auch Ellis verhehlt sich dies nicht — die Grenzen zwischen den sekundären und tertiären Merkmalen sind nicht scharf zu ziehen, abgesehen davon, dass die tertiären

¹⁾ Die Bedeutung der sexuellen Fortpflanzung für die Selectionstheorie. Jena, 1886.

²⁾ Amphimixis, oder die Vermischung der Individuen. Jena, 1891.

³⁾ The Law of Heredity, a study of the cause of variation and the origin of living organisms. Baltimore, 1883.

⁴⁾ Zeit- und Streifungen der Biologie. Jena, 1894.

⁵⁾ Havelock Ellis, Man and woman: a study of human secondary sexual characters. London, 1891, W. Scott.

Verschiedenheiten gewiss auch dazu beitragen, das Geschlechtliche hervorzuheben zu lassen, und sei es auch nur sehr in den sogenannten sexuellen Eigenschaften, und in der verschiedenen Art der Lebensansaugungen, z. B. in den Bewegungen und dergleichen. Und auch diese Verschiedenheiten wirken, wenn in ihrer Art bei dem betreffenden Geschlecht gut ausgebildet, anziehend für das andere. So scheint denn mir eine weitere Trennung nicht gut durchführbar und auch unnötig.

Einer der auffälligsten Unterschiede liegt in der Körpergröße. Dieser Unterschied beginnt schon mit der Geburt. Aus den Tabellen, welche H. Vierordt¹⁾ zusammengestellt hat, ergibt sich nach Messungen, welche an einer grossen Anzahl Neugeborener in den verschiedensten Staaten Europas (Süd- und Norddeutschland, Ungarn, Belgien, Russland) angestellt sind, dass die neugeborenen Knaben durchschnittlich um $\frac{1}{2}$ —1 cm länger sind. Derselbe Unterschied zeigt sich auch nach den Berichten des Ansehens für Körpermessungen der „British associations“ bei den Kindern in Schottland und England. Für die sogenannten Naturvölker fehlen uns leider noch brauchbare Berichte.

Der Unterschied bei dem Neugeborenen erscheint nicht erheblich, aber er stimmt mit der allgemeinen Erfahrung, dass der Unterschied in der Länge der Geschlechter um so geringer ausfällt, je geringer das Körpermaass überhaupt ist. So hat G. Fritsch dieselben Maasse bei den Männern und Weibern der Biscbleute, rund etwa 144 cm.

Einen nur geringen Unterschied zeigen die Akka in Centralafrika, wenn wir auch den wenigen vorhandenen Messungen uns äussern dürfen. Zu den Rassen mit kleiner Statur gehören auch die Amantien, obwohl sie die Beschulte und Akka schon beträchtlich übertreffen. Mondjiers²⁾ fand bei ihnen die Durchschnittslänge der erwachsenen Männer über 15 Jahre zu 1,580 m, die der Frauen von derselben Alterstufe zu 1,512 m; es besteht hier also ein Unterschied von 7,7 cm. Zahlreiche Messungen der höher entwickelten Rassen ergeben einen mittleren Unterschied in der Länge zwischen Mann und Weib von 10—12 cm, ich glaube nicht, dass man hier ein irgend ausserordentliches anderes Verhalten bei Natur- und Kulturvölkern zur statuirten können; denn bei den Naturvölkern Brasiliens, die aus K. von den Steinen zuerst kennen lernte³⁾, die noch in der Cultur der Steinzeit lebten, fand sich bei einer Durchschnittsgröße der Männer von 162 cm eine Differenz von 10,5 cm zu Gunsten der Weiber (Kolumbian-Indianer, S. 160/61 des von den Steinen'schen Werkes). Diese Differenz stimmt genau mit der überein, welche man nach dem von Topinard ermittelten Verhältnisszahlen für die Durchschnittsgröße von 162 cm erwarten sollte. Ich würde dies, weil man so oft den Versuch gemacht hat, uns gläubig machen zu wollen, ein grosser Theil der Unterschiede zwischen Mann und Weib, namentlich wenn diese zu Ungunsten des Weibes ausfallen, beruhe auf der fortgeschrittenen Cultur und auf der Berechnung, welche sich im Laufe der Zeit der Mann über das Weib angemasst habe. In dieser Beziehung

sind in allen andern, welche die Gesellschaftslehre berühren, ist die anthropologische Erforschung der Naturvölker so ausserordentlich werthvoll, um so mehr als dieselben im Zeitalter der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, zu denen sich, wie es scheint, bald auch die Luftschiffe gesellen dürften, wenn immer rascher sich entwickelnden Unterlegen verfallen und bald nichts mehr dergartiges zu studiren sich wird. Alle Culturstaten sollten es sich daher, wie ich beiläufig bemerke, angelegen sein lassen, durch Bereitstellung möglichst grosser Mittel die Erforschung der Naturvölker zu fördern!

In Verhältniss zur grösseren Körpergröße lassen auch die sonstigen Proportionen des männlichen Körpers grössere Ausmaasse wahrnehmen: Breite der Schultern, Länge und Umfang der Arme und Beine bis in deren einzelne Theile hinab, Umfang des Rumpfes, müssen hier genannt werden. Nur der Unterleib des Weibes ist durchschnittlich länger als der des Mannes und seine Hüften sind breiter; der Unterschied ist aber nicht bedeutend, etwa 1—2 cm; es ist dies jedoch, was für die bildende Kunst, ins Gewicht fällt, bei der kleineren Statur des Weibes sehr merkbar.

Dass das Körpergewicht der Männer durchschnittlich beträchtlicher ist, braucht nicht in Erinnerung gebracht zu werden; vielleicht dürften einige Ziffern jedoch interessiren. Für Mitteleuropa kann nach Vierordt's Tabellen, S. 7, ein Durchschnittsgewicht neugeborener Knaben von 5535 g, neugeborener Mädchen von 5290 g angenommen werden; die Zahlen stimmen ziemlich genau für die einzelnen Länder; der Unterschied beträgt also 153 g. Derselbe steigert sich bis zu 10 kg bei den Erwachsenen, indem man als Mittelgewicht des Weibes 55 kg, als das des Mannes 65 kg — es gilt dies nur für jugendliche Erwachsene, das höhere Mannes- und Weibesalter hat etwas grössere Zahlen — annehmen darf.

Wesentlich erscheint es aus, auf welche der einzelnen Körpergewebe die Hauptgewichtsantheile kommen. Dursy (Lehrbuch der Anatomie) fand für das frische (nicht getrocknete) Knochengewicht eines kräftigen 42jährigen, 172 cm grossen Mannes 9814 g, für das eines Weibes vom Durchschnittsmaasse 8866 g. E. Bischoff fand 11050 bzw. 8390 g bei einem kräftigen, gesunden Mann von 35 Jahren 69,6 kg Gewicht, 168 cm Körpergröße, und bei einer 22jährigen, gesunden, gut genährten, üppig gebauten Französin von 159 cm Körpergröße und 55,4 kg Gewicht. Bei einem 16jährigen Körper von 47 8/8" Par. Grösse land sieh 8496 g Skeletgewicht.

Bei dem Manne I betrug demnach das Skeletgewicht etwas über den sechsten Theil des Gesamtgewichts, bei dem Jüngling II etwas über den vierten und bei dem Weibe erst neben den siebenten Theil. Auf 100 Theile Körpermasse kommen bei I (35jähr. Mann) 15,9 Skelet, 41,8 Muskeln, bei III (16jähr. Jüngling) 15,6 Skelet, 44,2 Muskeln, bei II (22jähr. Weib) 15,1 Skelet, 55,8 Muskeln.

Bei dem Manne I hatte man auf 100 Theile Körpergewicht 19,2 Fett, bei dem Jüngling III 13,5 Fett, bei dem Weibe II 28,2 Fett! Theile⁴⁾ bestimmte

¹⁾ Vierordt H., Anatomische, physiologische und physikalische Daten und Tabellen zum Gebrauche für Mediziner, Jena, 1868, S. 2.

²⁾ Siehe bei Topinard: Anthropologie générale,

p. 432.

³⁾ K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin, 1894. Dietrich Reimer.

⁴⁾ Bischoff, E., Einige Gewichte- und Trockenbestimmungen der Organe des menschlichen Körpers. Zeitschrift für rationelle Medicin. III. Reihe, Bd. 20. 1868, 78. 76.

⁵⁾ Theile, F. W., Gewichtbestimmungen zur Entwicklung des Muskelsystems und des Skelettes

die Gesamtmusculatur und die Körpergröße, zum Theil auch das Gewicht, oder berechnete es, von 8 gesunden, kräftigen Männern und 4 eben solchen Weibern, von denen einige an Körpergröße den Männern fast gleich kamen. Es ergab sich, dass die Gesamtmusculatur des erwachsenen kräftigen Weibes noch nicht ein Drittel des Körpergewichts zu erreichen scheint, während sie beim erwachsenen kräftigen Manne durchschnittlich mehr als ein Drittel des Körpergewichts beträgt (l. c. S. 223). Bemerkenswerth ist, dass die Beinmuskeln beim Manne und Weibe den gleichen Procentsatz der Gesamtmusculatur haben, während die Armmuskeln entschieden beim Manne auch procentisch überwiegen, dagegen beim Weibe wieder — bonny soit qui mal y pense — die Zungenmuskulatur (S. 226). Wichtig erscheint mir die Thatsache, dass in den an und für sich seltenen Fällen von Zwillingen ungleichen Geschlechtes die Knaben meist stärker entwickelt sind, denn beide Kinder standen hier unter ganz gleichen Bedingungen. Theile erwarb einen Fall, bei dem beide Kinder gut entwickelt waren, der Knabe wog 3668 g bei 511 mm Länge, das Mädchen 2523.2 g bei 605 mm Höhe. — Die übrigen Organe, welche gleichfalls ihrer Masse nach von Bischoff bestimmt wurden, zeigen keine namhaften Unterschiede bei Mann und Weib; auf die des Gehirns komme ich später zurück.

Wenn diese Messungen und Wägungen auch erst in sehr geringer Zahl angeführt sind — und es begreift sich sehr leicht, warum — so stimmen sie so gut mit den sonstigen Körperbefunden an Mann und Weib überein, dass wir, glaube ich, so ziemlich dieselben Durchschnittsergebnisse erhalten würden auch bei einer größeren Reihe von Bestimmungen.

Wir dürfen daher wohl sagen, dass der männliche Körper mehr an einer Kraftmaschine sich entwickelt, als der des Weibes, indem insbesondere das Knochengerüst und die dasselbe bewegenden Muskeln sich ausbilden; die größere Anhäufung des Fettgewebes schafft die weichen, mehr gerundeten Formen des Weibes und muss dabei der Ausbildung und Kraftentwicklung der Musculatur mehr hinderlich als förderlich sein.

Damit ist nicht gesagt, dass das Weib sich träger Rube hingeben solle; die Musculatur, die es hat, soll es eben, wie der Mann, und es kann damit ansehnliche Leistungen erzielen, wie viele Beispiele von Akrobatischen beweisen. Ich bin aber sicher, keinem Widersprache zu begegnen, wenn ich sage: im Durchschnitt ist schon durch seine Körperanlage von der Geburt an der Mann zu einer bedeutenderen Kräftefaltung befähigt als das Weib. Insbesondere trifft dies den Kopf, Hals, die Brust und die obere Extremität.

Was die untere Extremität anlangt, so sind, wie wir sehen, die Geschlechter mehr gleich in ihrer Musculatur; doch besteht ein anderer Unterschied im Gunsten des Mannes und zwar in der durchweg größeren Länge des Oberschenkels bei geringstem Umfange, namentlich am Beckenende, und in der Stellung der Oberarmknochen zum Becken; sie sind wegen der größeren Beckenbreite des Weibes an ihren oberen Enden weiter von einander entfernt, als beim Manne; da sie sich aber im Knie bis zum Anschluss wieder nähern, so sind sie mehr schräg gestellt.

Dies Alles hat einen offensibaren Einfluss auf den Gang und macht sich insbesondere beim Laufschrift

geltend, in welchem der Mann dem Weibe überlegen ist. Beiläufig sei bemerkt, dass in diesem anatomischen Verhalten auch der Grund liegt, warum die Männertracht für das Weib unvortheilhaft erscheint, namentlich bei antretlicher Stellung. So kann man sagen, ist die mechanische Einrichtung des männlichen Körpers thatsächlich, was Kräftefaltung und Geschwindigkeit der Bewegung anlangt, dem weiblichen im Durchschnitt überlegen. Daran wird auch eine veränderte Erziehung des Weibes mit grösserer Betonung der körperlichen Übung niemals etwas ändern können. Im Durchschnitt wird der Mann bei gleicher körperlicher Übung der kräftigere und schnellere Theil bleiben.

Angesichts dieser unbestreitbaren Thatsache will es wenig besagen, wenn von einzelnen Beobachtern angegeben wird, dass bei gewissen Völkerstämmen das Weib ebenso stark, oder selbst noch stärker sei als der Mann. Bei Haavelock Ellis sind einzelne Beispiele angeführt (S. 4). Dass die Frauen mancher Negervölker schwere Lasten zu tragen vermögen, öfter sogar schwerere als die Männer, wie H. H. Johnston und Parkes von den Andombie-Weibern und anderen Kongo-Völkern berichten, erklärt sich leicht aus der Thatsache, dass sie von Jugend an hieran mehr gewöhnt sind, als die Männer. Würden diese sich ebenso anhaltend diesem Lastentragen unterziehen, wie die Weiber, so würden sie es im Durchschnitt sicher noch weiter bringen. Ein kleines Kind ist allerdings nicht schwerer Gegenstand; lasse man es aber längere Zeit von einem kräftigen Manne tragen, der daran nicht gewöhnt ist, so wird er davon weit mehr ermüden, als selbst die jungen, oft ganz hart gebantenen Kindermädchen, oder alte, schon sehrhohle Frauen, die man stundenlang die Kinder ohne sichtliche Ermüdung in den Armen halten und schleppen sieht.

Schellong, den Haavelock Ellis als Gewährsmann citirt, sagt, dass es ihm von der unter dem deutschen Protectorate lebenden Papua-Bevölkerung New-Guinea's gezeichnet hat, als seien die Weiber kräftiger als die Männer.

Ich will einige genauere Daten aus Schellong's Aufsatz¹⁾ wiedergeben. Bei den Jahim-Lenten fand er 1606 mm Körperlänge für die Männer, 1590 mm für die Frauen. Bei Besprechung der Pomu-Lente, von denen 10 Männer und 5 Frauen gemessen wurden, finden wir den betreffenden Anspruch, der im Zusammenhange lautet: „Die Individuen dieses Stammes sind meist klein und ungelad, öfters in dürftigen Ernährungsstände, mit dünnem Brustkorb, abfallenden Schultern, kurzen, dünnen Hals. Die Frauen erschienen mir kräftiger als die Männer.“ Weiterhin wird angegeben, dass im Mittel für die Männer eine Länge von 1543 mm, für die Frauen eine solche von 1498 mm gefunden wurde. Wir sehen, dass Schellong's Urtheil von ihm selbst nur als ein beiläufiges, subjectives ausgesprochen wird; vielleicht dürften eingehendere Untersuchungen an zahlreichen Individuen es ahnender.

Ferner wird angegeben, dass bei den Paeblos von Nord-Amerika, bei den Patagoniern, Afghanen, bei Arabern und Drusen die Frauen ebenso gross seien oder nahezu so gross als die Männer. Immerhin sind die Nachrichten, welche wir in dieser Beziehung von den genannten Völkern besitzen, noch nicht ausreichend in einem vollgültigen Urtheil. Einzelne Erfahrungen stimmen nicht so hat R.

beim Menschen. Nova acta Acad. Caes. Leopold. Bd. 46, Halle, 1884.

¹⁾ Zeitschrift f. Ethnologie, Berlin, 1891, S. 156 ff.

Virchow die zwei von Herrn Hagenbeck nach Europa gebrachten Patagonier gemessen und den Mann zu 1785 mm, die Frau zu 1586 mm gefunden¹⁾, welche Differenz beträchtlichen Unterschied bedeuten.

Es darf wohl zugegeben werden, dass im Allgemeinen der Unterschied in der Körpergrösse, Kraft und Gewandtheit sich bei den Völkern niedriger Cultur etwas auszeichnet; doch gibt es keineswegs so weit, dass das Weib dem Manne gleich würde, wie anderseits die hier verglichenen Beispiele zeigen. Ich habe daher Fr. Ratzel nicht zustimmen, wenn er in seiner „Völkerkunde“, Bd. I, S. 81 (Einleitung) sagt: „Wir finden, wenn wir die Culturstufen von den obersten zu hinabsteigen, das Weib auf den unteren dem Manne körperlich und gemüthlich ähnlicher werden. Könnte nicht die Macht oder vielmehr Kraftlosigkeit, um die es sich hier handelt, einst etwas anders gestanden haben? Es gibt so manche Anzeichen dafür, dass gerade auf den Stufen der Cultur, mit denen wir es hier zu beschäftigen haben, es in keiner Weise schwer fällt, dem Weibe eine herrschende Stellung zuzugewinnen. Wir erinnern an die einflussreichen, weiblichen Priesterinnen der Malayan, an die weiblichen Truppen in manchen Ländern und an die Hängigkeit weiblicher Herrscherinnen. In Dahomey, wo die weiblichen Hergestreiter stärker und weissenhäutiger als die männlichen sind und alle Berathungen nach ihren Wünschen entscheiden, können sie jedes Angehörig der Herrschaft an sich reissen und dann würde die lange dauernde Sklaverei in vollen Masse entgolten werden.“ So weit Ratzel. Die Frage liegt denn hier doch wirklich nahe, warum denn die Amazonen Sr. Majestät des Königs von Dahomey in den Jahrhunderten, die seit der Einrichtung der dortigen Zustände bis auf König Behanzin verlossen sind, nicht längst in Herrschaft an sich gerissen und sich aus der Sklaverei der Männer befreit haben? Es muss doch wohl nicht so leicht sein, wie Ratzel das annehmen scheint.

Ehrenstellungen der Frauen hier zur höchsten Würde in geistlichen wie weltlichen Bereich es bei allen Völkern gegeben und gibt es bis auf den heutigen Tag; aber sie tragen immer den Charakter von Ausnahmefällen. Es beweisen indessen, wie mir scheint, klar, dass an allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern die Sklavenei des Weibes nicht so gross und ausschliesslich gewesen ist, wie man sie hundertmal beliebt, sie beweisen aber auch, dass der Mann in Durchschnitt zu allen Zeiten und überall der Stärkere war, denn andernfalls hätten wir entweder das Umgekehrte oder zum mindesten gleiche Theilung gehabt. Ich betone ausdrücklich „zu allen Zeiten“, weil man von einigen Seiten angefangen hat, die Meinung zu verbreiten, in alten Zeiten habe eine grössere Gleichheit zwischen Mann und Weib bestanden. Ich bestreite dies unter Hinweis auf das Geogonie und führe hier noch an, dass man auch in den ältesten Gräbern die Waffenbeilagen immer nur in denjenigen findet, welche männliche Leichen enthalten — wenn man dies eben noch nachweisen kann.

Mag es gestattet sein, von den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Glieder, insbesondere denen der Extremitäten, hier noch einiges anzuführen, welches ein gewisses Interesse darbieten dürfte und weniger bekannt zu sein pflegt. — Auf die Unterschiede des Schädels werde ich im Zusammenhang mit denen des Gehirns näher eingehen. Hier sei in erster Linie

noch an die so wichtigen Unterschiede in der Form und Grösse des knöchernen Beckens erinnert, welche die vorhin schon kurz angedeutet wurden. Das Becken des Weibes ist geräumiger, namentlich im Breiten-durchmesser, es ist niedriger und zeigt eine grössere Öffnung des vorderen Knochensbogens. Diese Unterschiede machen sich bereits in gewissem Grade bei ausgebornen Kindern geltend, wie u. A. die Untersuchungen von Jürgens²⁾ und die meines Freundes Romiti in Pisa gelehrt haben.³⁾ Sie gehören jedoch schon in das Bereich der primären Geschlechtscharaktere.

Mit der Form des Beckens und einer etwas stärkeren Krümmung der (relativ) auch längeren Lendenwirbelsäule hängt es zusammen, dass die natürliche aufrechte Haltung des Weibes eine leicht vorwärts geneigte ist, in der, wie Havelock Ellis richtig sagt, so bald sie angewungen ist, ein eigener dem Weibe eigenthümlicher Reiz liegt. Wenig weiblich und daher nicht einnehmend erscheint eine straffe militärische Haltung beim Weibe, wie sie im Körperbau des Mannes begründet ist und ihm, falls angewungen und nicht übertrieben, so wohl ansteht.

Ausser den allgemein bekannten Unterschieden in der Grösse und Schmalheit von Hand und Fuss sei erwähnt, dass, wie Ecker⁴⁾ und Mantegazza⁵⁾ zeigten, bei den Frauenimmern länger der Zeigefinger länger ist als der Ringfinger — umgekehrt ist es beim Manne, der hierin den Neger und anthropoiden Affen ähnelt; dies gibt der Frauenhand eine schlankere, zartere Form. Der Daumen ist bei den Weibern gewöhnlich kürzer⁶⁾, desgleichen die grosse Zehe; verkürzt sind auch, wie Pittener⁷⁾ gezeigt hat, bei den Frauen meist die mittleren Knochen der Zehen, die sogenannten Mittelphalangen.

Es ist im Allgemeinen nicht schwer, bei der sogenannten kaukasischen Rasse die Schädel der Weiber von denen der Männer so unterscheiden. Für die deutschen Weiberschädel gibt insbesondere Ecker⁸⁾ als Merkmale an: die geringe Höhe, die Abflachung der Scheitelgegend, die mehr senkrecht gestellte Stirn und den in Folge dessen mehr winkligen Übergang zwischen Stirn und Scheitel einer- und zwischen Scheitel und Hinterhaupt andererseits. R. Virchow⁹⁾ führt an: die geringere Grösse und Capacität, die Gestaltung des Vorderkopfes (im Ecker'schen Sinne) und die grössere Zartheit der Knochen, wobei er betont, dass bei den sogenannten „wilden“ Stämmen grosse Vorsicht in der Beurtheilung der Schädel hinsichtlich der geschlechtlichen Zugehörigkeit nöthig sei. Ich meine in dieser Beziehung, dass es sich hier nicht so sehr um den Culturzustand der betreffenden Volkstämme handelt, als darum, ob dieselben an sich Schädel mit durchschnittlich grösser oder mit kleiner Capacität

¹⁾ Jürgens, Beiträge zur normalen und pathologischen Anatomie des menschlichen Beckens. Festschrift für Rudolf Virchow. 1891, Bd. I, S. 8.

²⁾ Romiti, (Gagl.), Atti della società Toscana di Sc. natur. Vol. VIII, 1892.

³⁾ Archiv für Anthropologie VII, S. 65.

⁴⁾ Della lunghezza relativa dell' indice. Archivio per l'Antropologia 1877, p. 22.

⁵⁾ Pittener, Beiträge zur Kenntniss des menschlichen Extremitäten-Skeletts — Anthropologische Beziehungen der Hand- und Fussmuskulatur. Morphologische Arbeiten, herausgegeben von Schwalbe I und II, 1890 — 1892.

⁶⁾ Archiv für Anthropologie I, S. 61.

⁷⁾ Zeitschrift für Ethnologie, 1889, 21. Bd., S. 883.

⁸⁾ Zeitschrift f. Ethnologie, Bd. 13, S. 377.

führen. Indem nämlich durchweg bei allen Völkern sich herausstellt, dass die Weiberschädel eine geringere Größe und Capacität haben, dies aber unter eine gewisse Grenze bei den gesunden Individuen nicht hinausgeht, so wird der Unterschied zwischen Mann und Weib um so geringer ausfallen, je geringer schon das Durchschnittsmass der Männer- oder der Weiberschädel des Volkstammes im Ganzen ist. Nach demselben Grundsatze erklärt sich wenigstens zum Theil auch die größere Aehnlichkeit in den übrigen somatischen Eigenschaften bei Mann und Weib gewisser Völker. Nun haben aber gerade die wilden, uncultivirten gelegenen Stämme öfters kleine Schädel und auch schwächere Körper im Ganzen.

Ich stelle hierbei nicht in Abrede, dass die Uebung und die Leibesweise bis zu einem gewissen Grade auch an der Vergrößerung von Unterschieden mitarbeiten kann; stets müssen aber bei der Beurtheilung dieser Dinge beide Factoren mit in Rechnung gebracht werden. Ich möchte dies insbesondere Haydock Ellis gegenüber betonen, wenn er bei Erwähnung des Umstandes, dass bei Negern, Brasilien, Hottentotten, Hinde und Australiern die Unterschiede zwischen Männer- und Weiberschädeln nicht so gross seien, wie etwa bei den Franzosen und Deutschen, folgert, dass der Unterschied mit der Civilisation zunehme; jedenfalls ist die Civilisation nicht allein dafür verantwortlich zu machen; die Unterschiede liegen in der Rasse begründet und treten nur so sehr hervor, je geräumiger die Schädel, je grösser also die Gehirne sind.

Vielleicht klingt es Manchem sehr verwegen, was ich bei dieser Gelegenheit sagen möchte — angesichts der Thatsache der hohen Civilisation der Hinde, die sie schon lange vor den Mitteleuropäern erreichten — dass ich nämlich meine nicht die Civilisation schaffte allmählich die grösseren Schädel und grösseren Gehirne, nein, weil diese mit jene Völkerstämme — wir wissen nicht aus welchem Grunde, denn die Ursachen der Rassen- und Stammes-Unterschiede sind uns noch ein völliges Räthsel — grössere Schädel und Gehirne besaßen, gelangten sie zu höherer Cultur. Diesem nun stehen scheinbar die Hinde mit ihrer hohen, aralten Cultur entgegen, da sie kleine Schädel und geringes Hirngewicht haben. Wollte man aber nicht vergessen, dass einmal die Hinde auch im Ganzen eine kleine Rasse sind, ihr Hirn also proportional zum Körper nicht tief steht, und das anderthalb nicht vergessen, dass denn doch bei aller Achtung vor der Hinde-Cultur, die mitteländische sich weit über sie erhoben hat und meines Erachtens ihr auch weiterhin überlegen bleiben wird, namentlich dann, wenn die Hinde einmal wieder von der abendländischen Herrschaft befreit und ganz auf eigene Füsse gestellt würden. Doch wir wollen der Besprechung dieser so hochinteressanten und wichtigen Fragen hier keinen so breiten Raum geben.

Die geringere Geräumigkeit der Schädelhöhle bei Weiberschädeln wird von allen Untersuchern für alle Völker, die bisher erforscht worden, bestätigt.

Ich gebe noch einige Zahlenbeispiele: Um gewisse Anhaltspunkte zu haben, unterscheidet R. Virchow die Menschen nach ihrer Schädelcapacität als: Kephalaen, wenn die Capacität über 1600 ccm beträgt, als Enycephalen bei einer Capacität von 1600 bis 1200, als Nannocephalen bei unter 1200 K.)

¹⁾ R. Virchow, *Crania americana*, S. 22. Berlin, 1892.

Vergleichen wir zunächst einige Naturvölker. Die Wedda's (Ceylon) sind im Ganzen kleine Leute mit kleinen Köpfen. Es wurde gefunden bei Männern im Mittel 1336 K., bei Weibern 1301 K.) — Flower (citirt bei Topinard, l. c. S. 614) fand Männer (7 Schädel Mittel = 1261 K., Weiber (2 Schädel) Mittel = 1092 K.

Ein anderes kleinköpfiges Urvolk sind die Goajiro in Venezuela; nach ihren Wohnstätten (Fahlabrosen) hat bekanntlich das Land von seinen ersten Entdeckern den Namen „Venezuela“, d. i. „Klein Venedig“, bekommen. H. Virchow¹⁾ fand die Capacität der Männer- oder Weiberschädel zu 1087 im Durchschnitt. Eine beträchtliche Capacität zeigen die Schädel der Fenerländer, bei denen Deniker²⁾ im Mittel 1641 K. bei Männern, 1557 bei Frauen nachwies.

Die von Topinard, l. c. S. 620, mitgetheilte Tabelle zeigt als Mittel von 547 europäischen Männer- oder Weiberschädeln K. = 1560, von 293 Weiberschädeln K. = 1375, also einen Unterschied von nahezu 200 ccm. 89 Afrikaner-Neger (♂) hatten eine mittlere K. von 1405, 82 Schädel von afrikanischen Negerweibern = 1250, Differenz etwa 150, 41 Männer- oder Weiberschädel der Steinzeit hatten K. = 1060, 28 Weiberschädel derselben Epoche = 1410, also dieselbe Differenz wie bei den Negern.

Einen Schluss ziehen zu wollen der Art, dass mit der höheren Civilisation der Unterschied zwischen der Schädelcapacität bei beiden Geschlechtern zugenommen habe, wäre sicherlich unstatthaft, da es sich wohl um reine Rassenunterschiede handelt. So ist auch der Schluss, den seiner Zeit Broca aus der Untersuchung der Schädelcapacität bei Parisern vom 12. Jahrhundert zog, als sei die Cultur ein Schädel vergrößernder Factor, noch nicht zulässig.³⁾

Dass der Weiberschädel durchschnittlich eine geringere Höhe habe, ist wohl zuerst von Welcker in Halle a/S. nachgewiesen worden.

Von andern den Schädel betreffenden Punkten sei noch erwähnt: der grössere Vorsprung der sogenannten Glabella, und der kühneren Brauenbögen beim Manne sowie die Grösse der Stirnhöhlen, dass die stärkeren Muskelmarken, während dagegen beim Weibe die Stirnhöcker und die Scheitelhöcker bedeutender sich wölben. Diese fünf letztgenannten Unterschiede betrachtet H. Ellis als die beständigsten.

Der Campanische sogenannte Kieferwinkel ist bei den Frauen aller Rassen durchschnittlich etwas kleiner als bei den betreffenden Männern. Bei den Kaukasiermännern beträgt er im Durchschnitt 155°, bei den Negern = 147° (beim Orang belief sich der Werth auf 109, beim Hunde auf 78). Unter „Prognathismus“ bezeichnet man ein stärkeres Vorspringen des Alveolarrandes der Kiefer. Mir scheint Topinard's Messung desselben die beste; nach den mitgetheilten Ziffern haben die Frauen einen höheren Prognathismus als die Männer. Besondere Schlüsse, etwa zu Ungunsten des Frauenschädels, lassen sich hiernach jedoch nicht ziehen. Den Unterkiefer der Frauen finde ich durchweg kleiner als den der Männer. Ueber die Zähne sind noch keine hinreichenden Ermittlungen

¹⁾ R. Virchow, l. c.

²⁾ Zeitschrift f. Ethnologie, 18. Bd., S. 692 ff.

³⁾ Mission scientifique du cap Horn p. 29.

⁴⁾ Vgl. Topinard, l. c. p. 625 ff.

⁵⁾ J. Topinard, l. c. S. 861, 865.

angestellt, doch scheinen (Schaaffhausen¹⁾ die mittleren oberen Schneidezähne bei Frauen durchschnittlich etwas breiter zu sein, als bei Männern; er hält dies auch dem Widersproh von Parreid²⁾ gegenüber aufrecht; die grössere Breite soll nicht nur eine relative — gegenüber den übrigen im Ganzen denkwürdigen Zähnen der Frau — sein, sondern auch absolute. Ich meine die Angaben Schaaffhausen's bestreiten zu können. Es liegt in diesen beiden oberen etwas grösseren, mittleren Schneidezähnen der Frau, wenn sonst das Gebisse normal entwickelt und gut gehalten ist, ein nicht abzuleugnender Schloßbeispiegel des weiblichen Gehirns. Bemerkenswert erscheint es — zwar liegen nur erst wenige Messungen vor — dass dieser Unterschied auch bei den Anthropoiden vorkommt. (Gorilla, Orang, Chimpanse.)

Es möge mit diesen Angaben über die Eigentümlichkeiten des Frauenshädels genug sein. Von besonderer Wichtigkeit unter ihnen ist wohl nur die geringere Kapazität der Schädelhöhle; diese steht im unmittelbaren Zusammenhange mit dem geringeren Hirnvolumen, und dem geringeren Hirngewicht, welches die Frauen haben.

Schon lange hat man an dem Gehirn des Menschen und der Thiere herangewogen und herangemessen, insbesondere seit Rudolf Wagner bekannt gab, dass das Gehirn geistig bedeutender Männer, sich in verhältnissmässig manchen Fällen durch ein hohes Gewicht auszeichnete. Manches interessante Ergebnis ist dabei gewonnen worden, indessen das, was man heute, als bestimmtes Verhältnis zwischen Hirnvolumen, Hirngewicht und geistiger Fähigkeit, ist, noch nicht herausgekommen. Immerhin möge ich bei dem vielen Faltschen und selbst Tenisonen, was hier samentlich bei den Vorübungen von Vorigen gewonnen und Unberufenen angegeben hat, einige bestimmte Daten geben, und mich darüber äussern, in wie weit man vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, aus diesen Daten Schlüsse zu ziehen berechtigt ist.

Zahlreiche Wägungen von Bischoff, Manonvriër, Topinard u. A. haben ergeben, dass man als das Durchschnitts-Hirngewicht der Männer von Mittelgröße setzen kann = 1372 g, als das Durchschnitts-gewicht der Weiberhirne = 1231 g, somit würde der Unterschied betragen: 141 g. Manonvriër: 1259 und 1225 g. Bei Neugeborenen ist der Unterschied geringer; er beträgt nach Mies³⁾ rund etwa 10 g (3093:3229) zu Gunsten der Knaben.

Nehmen wir die Hirngewichte geistig bedeutender Männer, so ist nicht in Abrede zu stellen, dass dieselben in auffallend vielen Fällen das Mittel erheblich überschreiten. John Marshall⁴⁾ theilt die Hirngewichte

wichte von 30 solcher Männer mit, von denen nicht weniger als 16 über das mittlere Hirngewicht hinausgehen; zum Theil befanden diese sich bei ihrem Tode schon in höherem Alter und bei Berücksichtigung des Umstandes, dass das Hirngewicht im Greisenalter abzunehmen pflegt, müssen einzelne Ziffern noch ein wenig höher angenommen werden, wenn man das mittlere Lebensalter zu Grunde legt. Ich bringe einige Zahlen, welche ich nach H. Welcker's Angaben⁵⁾ citire:

Es wog das Gehirn:

1. Cuvier's	= 1630	(63 Jahre)
2. Abercrombie's	= 1780	(64 „)
3. Thackeray's	= 1660	(60 „ ?)
4. Spurzheim's	= 1560	(66 „)
5. Dirichlet's	= 1520	(64 „)
6. Morny's	= 1520	(50 „)
7. Webster's	= 1520	(70 „)
8. Campbell's	= 1520	(80 „)
9. Fuchs's	= 1600	(52 „)
10. Chalmers	= 1500	(67 „)
11. Gans's	= 1430	(78 „)
12. Dupuytren's	= 1440	(68 „)
13. Wicwell's	= 1390	(71 „)
14. Hermann's	= 1260	(61 „)
15. Tiedemann's	= 1250	(90 „)
16. Hansmann's	= 1230	(77 „)

Aus anderen Quellen füge ich diesen Ziffern noch bei, die Gehirne von:

17. Turgenjew	= 2020 g
18. Goodsir	= 1629 „
19. Broca	= 1484 „)
20. Grote	= 1405 „ (75 Jahre) ⁶⁾
21. Gamhatta	= 1314 „)
22. von Helmholtz	= 1500 „ (73 Jahre) ⁷⁾

Cuvier ist der berühmte Naturforscher, Abercrombie, Spurzheim, Fuchs, Dupuytren waren bedeutende Aerzte und Kliniker; auch Broca gehört hierher, er eine Zeitlang als Chirurg wirkte später sich aber insbesondere mit der Anatomie des Gehirns und mit Anthropologie beschäftigte. Tiedemann und Goodsir waren bedeutende Anatomen. Thackeray ist der berühmte Schriftsteller, Dirichlet, Gans, und man muss auch von Helmholtz, der seine Laufbahn als Arzt begann und lange Zeit als Physiolog und Anatom thätig war, doch wohl hierher rechnen, gehören zu den bedeutendsten Forschern im

¹⁾ H. Welcker, der Schädel Dante's. Jahrbuch des Dante-Vereins I. S. 60.

²⁾ Nach Topinard: Anthropologie générale p. 563. Seite 545 bei demselben Autor wird Turgenjew's Gehirn zu 2012 g angegeben. Es handelt sich in einem der Fälle wohl um einen Druckfehler; die Differenz ist zu gering, um darauf Werth zu legen.

³⁾ Nach J. Marshall, l. c.

⁴⁾ Das geringe Gewicht von Gamhatta's Gehirn hat s. Z. viel von sich reden gemacht. Es wog nach vorheriger Härtung in Zinkchlorid 1160 g. Nach W. Krause: „Ueber Gehirngewichte (Internationale Monatschrift für Anat. und Physiologie V. 8. 156) muss unter Berücksichtigung des Gewichts-Verlustes, welchen Gehirne durch solche Härtung erleiden, das richtige Gewicht auf die obige Ziffer erhöht werden.

⁵⁾ Nach mündlicher Mittheilung von Professor Dr. Henver. Es fanden sich einige Blutergüsse im Gehirn; nach Abzug des Blutes bliesien für die Gehirnmassse etwa 1600 g in abgerundeter Ziffer.

¹⁾ Schaaffhausen, H. Ueber das menschliche Gehirn. Verh. d. naturhist. Vereins der Rheinlande Jahrg. 43.

²⁾ Parreid, Monatschrift für Zahnheilk. 1884, Mai, S. 191 und Correspondenzblatt der Anthropol. Gesellschaft, 1886, Nr. 4, S. 28.

³⁾ Mies, Tageblatt der Naturforscher-Versammlung zu Köln, 1858.

⁴⁾ The brain of the late George Grote. Journ. of anatomy and physiology vol. 27, 1893.

⁵⁾ On the relations between the weight of the brain and its parts and the stature and map of the body in man. Ebenda, vol. 20, 1892.

Gebiete der Mathematik und Physik, die je gelebt haben. Morny ist der bekannte Statistiker aus der Zeit Napoleons III., auch Dan. Webster, Gambetta und Campbell gehören hierher. Chalmers war als Prediger berühmt. Whewell war Philosoph, Herrmann Philolog, Hausmann Mineralog, Urologe Gemanns Philolog, Targenjew endlich mit seinem scheidlichforscher, Targenjew endlich mit seinem enormen Hirngewicht ist der berühmte russische Dichter und Novellist.

Müssen wir nun als das mittlere Hirngewicht von Männern Mitteleuropas 1372 g. setzen, so bleiben von diesen 22 nur vier außer diesem Mittel: Hermann, Hausmann, Tiedemann und Gambetta. Hausmann, den ich noch persönlich gekannt habe, war von hoher Statur; aber 77 Jahre war sein Gehirn alt, als es gewogen wurde; Tiedemann war von kleiner Statur und 80 Jahre alt, als er starb. Gambetta war nicht gross; er starb in dem kräftigsten Lebensalter. Fünfzehn der genannten Gehirne gehen mit 100 g nad z. Thl. noch mit weit mehr über das Mittelgewicht hinaus.

Nun finden wir auch bei Leuten gewöhnlichen Schlages und auch bei Geisteskranken mitunter sehr hohe Hirngewichte, die selbst das Targenjew's erreichen, ja darüber hinausgehen. Bisehoff, einer der frühesten Forscher auf diesem Gebiete, schliesst aus dem von ihm bearbeiteten Material: dass die mitgetheilten Ziffern der Hirngewichte mehr oder weniger beruhet und ausgescheideter Gelehrter keineswegs als Gegenbeweise gegen die Kongruenz von Hirngewicht und geistiger Befähigung und Leistung betrachtet werden können, da in der That die meisten derselben auch das Mittelgewicht überschreiten. Aber ebenso wenig können dieselben als directe und unmittelbare Beweise für die Uebereinstimmung der Masse des Gehirnes mit seiner psychischen Leistung angeführt werden.* So Bisehoff.

Ich glaube nun nicht, dass, wenn man etwa 22 Gehirne beliebig ausgewählter Menschen mittleren Lebensalters wägen und mit obiger Reihe vergleichen würde, man ähnliche hohe Zahlen in solcher Menge erhielte, auch nicht, wenn man öfters in verschiedenen Gegenden, Deutschlands, Englands oder Frankreichs dies thäte; ich neige mich also zu der Ansicht, dass wir uns einem hohen Hirngewicht — pathologische Verhältnisse ausgeschlossen — um eine mehr als gewöhnliche geistige Begabung des Trägers in Durchschnitt schliessen dürfen.

Demnach glaube ich ferner, dass weitere Untersuchungen in dieser Richtung grossen Werth haben, und dass wir nach bei der Frage nach der Differenz der Geschlechter das Hirngewicht berücksichtigen müssen.

Hierzu kommt noch etwas Anderes, gewissermassen Gegenständliches, die Thatsache nämlich, dass bei denjenigen Menschenrassen, welche in der Cultur-entwicklung hinter den sog. Mittelmeerländern zurückgeblieben sind, den Negern z. B., durchschnittlich nicht unbedeutend geringere Hirngewichte auch bei den Männern angetroffen werden. Topinaud theilt in einer Tabelle das Gewicht von 28 Negern mit, die aus Afrika stammten und von verschiedenen Beobachtern gewogen worden waren; das Mittel daraus ergibt sich zu 1218 g. Ich erhielt durch Dr. Stuedel, s. Z. Arzt bei der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, 12 Negerhirne, deren Gewichte Dr. Stuedel in frischem Zustande bestimmt hatte; das Mittel ist ungefähr dasselbe. Dagegen bestimmte Ira Russell das Mittel-

gewicht von 161 Negerhirnen aus Nordamerika zu 1381 g. Topinaud bemerkt hierzu mit Recht: „Singularité difference“, die wir vorder Hand nicht anführen können. Doch möchte ich auf eines hinzuweisen: die nordamerikanischen Neger leben schon seit Jahrhunderten im Verkehr mit den Weissen; ausgeachtet der bestehenden Abneigung die Neger als gleichschafflich gleichstehend anzusehen, hat es doch, wie die Thatsachen lehren, an zahlreichen Kreuzzügen nicht gefehlt. Ferner wissen wir, dass ein Mulatte, wenn er und seine Descendenz fortwäh auf wieder Negerblut aufnimmt, in wenigen Generationen wieder äusserlich vom Neger nicht mehr zu unterscheiden ist, wie umgekehrt, dem Kaukasier-Blut in ebenso kurzer Zeit der Neger verloren geht. Gewisse Merkmale bleiben aber doch und kommen sehr häufig noch nach Generationen unerwartet durch einen Rückschlag zu Tage, und so kann auch dem Neger durch einmalige weisse Kreuzung für lange Zeit in seiner Descendenz ein grösseres Hirngewicht eingepflanzt werden. Ich meine hier nicht, dass alle von Ira Russell gewogenen Negergehirne durch einen Tropfen weissen Erblutes gewichtiger gemacht worden seien, jedenfalls aber eine ansehnliche Zahl unter ihnen, und so könnte man das höhere Hirngewicht der amerikanischen Neger erklären. Interessant wäre es zu erfahren, ob die letzteren nun auch intelligenter geworden sind, als ihre schwarzen Vetter in Afrika, die noch unentwickelt geblieben sind. In Amerika spalt sich, wie wir hieraus sehen, unter unsern Augen ein grossartiges Volksexperiment ab; es wäre wünschenswert dies nach allen Seiten hin zu studiren. Es lohnte sich schon, dass gelehrte Gesellschaften oder begüterte Private, welche Interesse für die Anthropologie haben, ihre Mittel auch zu solchen Studien dienstbar machten!

Nicht nur die Neger allein haben, ungeachtet sie körperlich kräftig entwickelt sind, geringe Hirngewichte, sondern auch viele andere sogenannte Naturvölker. Bei andern Kulturvölkern als den Mitteländern treffen wir zum Theil conforme oder über dem unserigen, so haben die Chinesen, welche mit kräftiger Konstitution eine hohe Intelligenz verbinden, ein hohes Hirngewicht. C. P. P. (citirt bei Topinaud, s. 571) gewann von 11 Chinesenhirnen, und noch dazu von Kall's, ein Mittelgewicht von 1490 g, d. h. also ein höheres selbst als von Europäern. Dagegen ist das Hirngewicht der Hindu sehr gering; allerdings besitzen wir nur wenige Bestimmungen. Topinaud, l. c. theilt als das Mittel von 4 Wägungen 1171 g mit. Hier wolle man beachten, dass die Hindu zur intelligent aber auch von kleiner Statur und gracilem Körperbau sind.

Aus allen den vorliegenden Daten, von denen ich nur wenige mitgetheilt habe, dürfen wir aber wohl den Schluss ziehen, dass zwei Factoren das Hirngewicht beeinflussen: die Körpermasse und ein Rassenfactor, so möchte ich ihn nennen. Ferner dürfen wir unbedingt sagen, dass im Durchschnitt innerhalb derselben Rasse bei gleicher Intelligenz oder besser gesagt, Hirngewicht mit höherer Intelligenz, zusammenfällt. Daraus folgert ich ferner, dass die Hirngewichte-Bestimmungen bei Besprechung der geschlechtlichen Differenzen in Rechnung gebracht werden müssen und dass es deshalb wissenschaftlich ist noch viel umfassendere und genauere Bestimmungen des Hirngewichtes bei Männern und Frauen verschiedenen Lebensalters auszuführen.

So eben sagte ich, dass die Körpermasse bei dem Hirngewicht in Rechnung zu bringen sei. Wie sieht

es damit bei den Frauen und Männern der mittel-indischen Rasse?

Nimmt man das Verhältnis vom gesammten Körpergewicht zum Hirngewicht, so ergibt sich, insbesondere nach den Untersuchungen von Bischoff, dass ein kleiner Unterschied zu Gunsten der Frau besteht, d. h. relativ zum Gewicht ihres Körpers hat die Frau das schwerere Gehirn. Nach neueren Untersuchungen an Neugeborenen ist dies jedoch jüngst von Ries bestritten worden.

Ich will durchaus nicht sagen, dass solche Bestimmungen werthlos seien, aber bestimmte Rückschlüsse auf die geistige Bedeutung gestatten sie nicht. Das ergibt sich aus Folgendem: Es gibt im Körper eine Masse von Gewebe, das Knorpel-, Knochen- und Bindegewebe im Allgemeinen, insbesondere auch das Fettgewebe. Hat also z. B. Jemand viel Fett, so wird sich in Folge dessen sein Hirngewicht kaum steigern ungeleert bedingen insbesondere die Muskeln und die Sinnesorgane offenbar die Masse des Nervensystems. Sinesse Bestimmungen über das relative Hirngewicht können also dieser Verhältnissen Rechnung tragen. O. Sull¹⁾ hat in dieser Richtung einen Versuch gemacht, doch will ich hier nicht entscheiden, ob er glücklich angefallen ist. Im Allgemeinen sind die Sinne beim Manne schärfer, wie beim Weibe, mit Ausschluss des Geschmackssinnes — man nimmt gewöhnlich letzteres nicht an, aber die angestellten Prüfungen haben es ergeben, wie ich dem Werke von H. Ellis entnehmen — am schärfsten zu Gunsten des Mannes ist der Unterschied beim Geruchssinne. Wegen der größeren Hautoberfläche hat die Durchschneidung der Maus mehr Kinderliche von Seiten seiner Hautsinne und bedarf einer größeren Nervenmasse, auch noch von seiner größeren Muskulatur. Dies allein kann uns ein größeres absolutes Hirngewicht erklären. Man legt sich jedoch, ob es nicht für die Summe sogenannter geistiger Thätigkeit wichtiger ist, eine absolut größere Nervenmasse — man verzeihe den Ausdruck — zu besitzen, die viele kleine Werkzeuge in Thätigkeit setzt, und von vielen wieder angeregt wird, was das durchschnittlich beim Manne der Fall ist, als eine zwar relativ größere, aber absolut kleinere, wie es das Gehirn der Frau ist. Mir scheint es sehr bedenklich, wenn Marshall²⁾ diese Frage stellt. Sehr wichtig ist aus fernem ein Punkt, auf den W. Krause³⁾ hinweist, der aber noch gar nicht berücksichtigt ist, das ist der feinere Bau des Gehirns. Sicherlich kommt es doch in erster Linie auch auf die Zahl der Nervenfasern des Gehirns und auf ihre bessere Anordnung an. Darüber aber haben wir noch gar keine brauchbaren Angaben bezüglich des Verhaltens von Mann und Weib.

Was wir also jetzt von diesen Dingen wissen, sind nur die ersten Anfänge, Grund genug diese Studien weiter zu treiben!

Interessant ist die Thatsache, dass wie Rüdinger⁴⁾ und seine Schüler Passet⁵⁾ gezeigt haben, schon sehr auffällige Unterschiede bei Neugeborenen in der Formbildung und in der Entwicklung des Gehirns bei

Knaben und Mädchen bestehen, so dass man die Gehirne sofort, und sogar bei Zwillingen verschiedenen Geschlechts, von einander unterscheiden kann. Bei der Mehrzahl der männlichen Fötusgehirne waren die Stirnlappen etwas wichtiger, breiter und höher, im 7. bis 8. Monate crechienen die Windungen beim männlichen Individuum schon mehr ausgebildet, insbesondere beim Scheitellappen. Das männliche Gehirn gleichaltriger Föten übertrifft das weibliche sichtlich bedeutend an Länge, Breite und Höhe.

Mir scheinen diese Thatsachen, die ich an Rüdinger's Präparaten und an eigenen selbst verificirten konnte, sehr werthvoll (somal man nach den Angaben einer Autorität, wie Flechsig⁶⁾, dem Stirnlappen einen hohen Antheil an den sogenannten intellektuellen Functionen zuschreiben darf.

Ich übergebe hier, um nicht zu weitläufig zu werden, die bekannten Unterschiede in der Behaarung, in der Entwicklung der Schilddrüse, welche im Allgemeinen größer ist, und des Kehlkopf, des Herzens und der Lungen, welche im Allgemeinen erheblich kleiner beim Weibe sind, als beim Manne, um noch etwas bei der so auffälligen Thatsache, deren Bedeutung auch von Havelock Ellis anerkannt wird, zu verweilen, dass der Mann eine so grosse Menge rother Blutkörper mehr besitzt, als das Weib, und zwar nicht nur deshalb, weil er ein größeres Quantum Blut besitzt, sondern auch in einem gleichen Quantum.

In runden Ziffern ausgedrückt hat der Mann in einem Cubikmillimeter Blut 5000 000 rothe Blutkörperchen, das Weib nur 4500 000; das spezifische Gewicht des weiblichen Blutes ist geringer; die relative Blutmenge bei beiden Geschlechtern scheint gleich, doch müssen hier noch weitere Untersuchungen angestellt werden. Da die rothen Blutkörperchen den Körpergewebe den zum Leben notwendigen Sauerstoff zuführen, so leuchtet die Wichtigkeit dieses Geschlechtsunterschiedes ohne Weiteres ein.

Schlusswort.

Wir leben in einer Zeit, in der auf die Stellung des Weibes in der Gesellschaft von zwei Seiten her hochbedeutende Angriffe, die eine Aenderung derselben bezwecken, gemacht werden, von Seiten der Socialdemokratie, welche eine Verbesserung der Lage der Frauen ansieht durch völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne und auch von Seiten eines Theiles der Anhänger der bestehenden Gesellschaftsordnung, die ebenfalls gewiss in bestem Absicht dem Weibe einen größeren Wirkungs- und Erwerbseinkommen sowie rechtliche Gleichstellung eröffnen möchten. Beide Richtungen arbeiten hieher mit ohne sich sonst vielleicht unterstützen zu wollen, auf ein gleiches Ziel los.

Ich verkenne es nicht und habe es niemals verkannt, dass wir, wenn wir an dem Fortschreiten, an der Besserung der menschlichen Gesellschaft arbeiten wollen, auch der Frauen nicht vergessen dürfen; eines bedingt das andere! Man sieht dies heut zu Tage mehr als je ein und die Frage der sogenannten Frauenemancipation ist eine brennende geworden. Sie ist nicht gerade neu, und ich will nur erwähnen, dass bereits im vorigen Jahrhundert eine Engländerin, Mary Wolstonecraft (Rettung der Rechte des Weibes, aus dem Englischen mit Anmerkungen von Salzman, Schepfenhal, 1793/94) sich energisch

¹⁾ Flechsig, Rectoratsrede, Leipzig 1894.

¹⁾ Sull, O., Archiv für Psychiatrie. Bd. 23, S. 436.

²⁾ l. c.

³⁾ Krause, W., Internationale Monatschrift.

⁴⁾ Rüdinger, Beiträge zur Anthropologie Bayerns.

⁵⁾ Passet, Archiv für Anthropologie. B. 14, 1883.

⁶⁾ l. c.

für die Gleichstellung von Mann und Weib ausgesprochen hat.

Die Frage hat aber nicht nur ihre politische und sociale, sondern auch ihre hervorragend anthropologische Seite; freilich ist sie bisher auf den anthropologischen Versammlungen kaum erörtert worden. Indem ich sie hier vorlege, will ich daran erinnern, dass die Anthropologie auch Aufgaben hat, die tief in das staatliche und öffentliche Leben und in die Familie eingreifen.

Der alte berühmte Physiologe Burdach in Königsberg bespricht auch das Werk der Frau Wolstonecraft im Anschlusse an seine anthropologischen Erörterungen über den Unterschied der Geschlechter; er ist einer sogenannten *Fransens emancipation* nicht günstig; „daher war es ein Missgriff, sagt er, wenn Mary Wolstonecraft verlangte, dass das Weib ebenso wissenschaftlich und gymnastisch erzogen und zu gleichen Geschäften und Arbeiten zugelassen werden solle, wie der Mann“.

Wir sind etwas milder geworden in unserm Urtheile; aber auf Grund der vorstehend berichteten Thatsachen möchte ich doch eines wünschen: dass nämlich bei allen auf eine Abänderung in der Erziehung der Frau zielenden Einrichtungen sorgfältig die körperlichen und seelischen Unterschiede vom Manne in Erwägung gezogen werden mögen, was von den Emancipations-Vorkämpfern nicht immer geschieht, und dass wir diese Unterschiede noch viel eingehender studiren, als es bisher der Fall war. Die Natur hat sie sicherlich nicht bloss gegeben, damit das Weib dem Manne, der Mann dem Weibe gefalle; sie wollte damit mehr, sie wollte auch ein gut Stück Arbeitheilung. Verweisen wir dies nicht allen sehr! Suchen wir bei aller Sorge für das Wohl des Weibes, im Interesse der Erhaltung des Staates und des allgemeinen Volkswobles, auch dessen Eigenart zu schützen und zu erhalten, wie es R. Virchow schon vor dreißig Jahren in seiner trefflichen Schrift „über die Erziehung des Weibes für seinen Beruf“ so warm hervorgehoben hat.

Nicht Lesser kann ich schliessen, als mit den Schlussworten von Bartels in dessen ausgezeichnete Bearbeitung des Werkes von Floss: „Das Weib“.

Als die erste Bedingung einer fortschreitenden Kulturentwicklung müssten wir die Sesshaftigkeit der Völker erklären; als wichtigste Erfordernisse demnach kommt die Bildung der Familie hinzu. Aber auch die Familie als solche kann ihren civilisatorischen Einfluss nur dann ansiehen, sie vermag die Völker nur dann zu den hohen Stufen einer wahren Kultur hinauf zu leiten, wenn diejenige die richtige Achtung, Anerkennung und Würdigung erfährt, welche so recht eigentlich als die Trägerin der Cultur innerhalb der Familie bezeichnet zu werden verdient, das ist „das Weib“!

Wir haben nun die uns zugeordneten ehrenvollen Begrüßungen entgegen zu nehmen.

Seine Excellenz Herr Oberpräsident Magdeburg hat zuerst das Wort.

Seine Excellenz Oberpräsident Magdeburg:

Namens der Staatsregierung, meine Herren, erlaube ich mir, Sie herzlich zu begrüßen und hier in unserer Mitte willkommen zu heißen. Der eben vernommene Vortrag lässt ja erkennen, in wie bedeutender Weise Ihre Forschungen und Arbeiten zur Aufklärung, zum Verständnisse, und zur Geschichte der

Völkerbildung und Völkerentwicklung beitragen, und die Staatsregierung begleitet manngesetzt mit warmem Interesse und mit lebhafter Aufmerksamkeit Ihre Thätigkeit und Ihr Wirken auf diesem Gebiete. So gestatten Sie mir, dass ich als Vertreter der Staatsregierung heute hier dem Wunsche Ausdruck geben darf, dass auch die Verhandlungen und Arbeiten Ihrer diesjährigen Tagung reich gesegnet und erfolgreich sein mögen, und dass die Hoffnungen und Erwartungen, die Sie auf die XXVI Tagung der deutschen anthropologischen Gesellschaft gesetzt haben, in vollem Umfange sich bewahrheiten und verwirklichen. Dies der Gruss und der Wunsch, den ich am heutigen Tage als Vertreter der Staatsregierung Ihnen zum Ausdruck zu bringen habe.

Oberbürgermeister Herr Dr. Westerborg-Cassel:

Hochverehrte Festversammlung! Geehrte Damen und Herren! Namens der städtischen Behörden zu Cassel und Namens der ganzen Stadt Cassel heisse ich Sie herzlich hier bei uns willkommen. Wir sind dem verehrlichen Vorstand der anthropologischen Gesellschaft besonders dankbar dafür, dass er die Einladung des Stadtraths von Cassel, in einem der nächsten Jahre die Versammlung hier abzuhalten, in so liebenswürdiger Weise und so bald angenommen hat. Denn wir sind stolz darauf, eine so hochangehende und illustre Versammlung, an deren Spitze Koryphäen der deutschen Wissenschaft stehen, hier in unseren Mauern tagen zu sehen. Nicht nur die Bewohner der Hauptstadt, sondern die Bewohner des ganzen Hessen-Landes begleiten mit allgemeiner Ihren Verhandlungen und begleiten mit allgemeiner Theilnahme die wissenschaftlichen Forschungen, die Sie betreiben und denen auch am heutigen Tage Ihre Verhandlungen hier gelten. Der Stadt Cassel hat es zu besonderer Gemüthung gereicht, dass die Beiträge der Festschrift, welche die Stadt Cassel der anthropologischen Gesellschaft für die diesjährige Versammlung gewidmet hat, wesentlich von hiesigen Vertretern Ihrer Wissenschaft herrühren, und es freut uns auch weiter sehr und hat allgemeines Interesse hervorgern, dass wir nach der Tagesordnung einen Vortrag erwarten dürfen gerade über die Stellung Hessens zur Künologie. Wir wünschen und hoffen, dass es Ihnen auch, abgesehen von Ihren wissenschaftlichen Verhandlungen, hier in Cassel, in unserer Stadt mit Ihren Natur- und Kunstschätzen wohl gefallen möge, und dass die Ausflüge in die Umgebungen, in die schönen, grünen Gauen des hiesigen Landes, von denen ich hoffe, dass die Sonne sie mit freundlichen Strahlen bescheine, Ihnen auch die interessante Volktypen vorführen, sondern auch die Erinnerung zurücklassen möge an angenehme Tage, die Sie verliert haben, an die amnathige Gegend und den treuberrigen, echt deutschen Volkstamm. Seien Sie wenigstens unseres besten Willens und der freundlichsten Gesinnungen versichert, und seien Sie noch einmal aufs herzlichste alle hier in Cassel willkommen gebissen!

Herr Sanitätstath Dr. Eudemann-Cassel:

Hochansehnliche Versammlung! Meine Damen und Herren! Leider ist der erste Vorsitzende des Aerztevereins zu Cassel heute verhindert, hier zu erscheinen; es gereicht mir zur grossen Ehre, ihn hier zu vertreten und diese illustre Versammlung an begrüßen. Dass dem Aerzteverein unter den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen Cassels zugefallen ist, Sie zuerst

zu begrüssen, ist mir von unendlicher Bedeutung. Die medicinische Wissenschaft steht in engerer Verbindung mit der Anthropologie; die Zweige dieser Wissenschaften sind so eng ineinander verknüpft, dass eine gegenseitige Förderung nur von grossem Segen für beide sein kann. Ich kann hier das ausführliche Band, welches zwischen diesen Zweigen des Wissens verbunden ist, nicht näher begründen und ausführen, das würde den Rahmen einer Begrüssungsrede übersteigen, aber, meine Herren, ich habe hier klassische, lebende Zeugen: sehen Sie sich die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft an, namentlich die Mitglieder des Vorstandes, es sind Koriphilien der medicinischen Wissenschaft, vor denen wir als Aerzte die grösste Achtung haben, und so gleicher Zeit Koriphilien der Anthropologie. Leider vermissen wir heute bei dieser Begrüssung den allverehrten Herrn Geheimrath Dr. Virchow, der ja eine Leuchte über alle Lande in der Wissenschaft ist. Ich sage im Namen des Aerztevereins zu Cassel der XXVI. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft den herzlichsten Willkomm-Gruss. Wir wünschen Ihnen den besten Fortgang und Erfolg Ihrer Tagung, einen Erfolg, der auch wieder fruchtbringend auf die Medicin zurückwirken wird.

Herr Oberlehrer Prof. Dr. Zusehlag-Cassel:

Hochverehrte Festversammlung! Da der Vorstand des Vereines für naturwissenschaftliche Unterhaltung, Generalarzt Dr. Levi, im Augenblicke nicht hier anwesend ist, indem er sich seiner Gesundheit wegen in Bade befindet, ist mir der sehr ehrenvolle Auftrag geworden, hier die XXVI. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft aufs herzlichste und herzlichste zu begrüssen. Wenn man den Namen „anthropologische“ Gesellschaft in der weitesten und umfassendsten Bedeutung des Wortes nimmt, könnte man wohl die Behauptung wagen, dass es kaum einen bedeutenden wissenschaftlichen Verein gibt und geben kann, zu dem nicht die anthropologische Forschung in mehr oder weniger inniger Beziehung stünde; betrachtet man aber die Aufgaben, wie der anthropologische prähistorische Forschung, die Erforschung des Menschen, oder die geschichtlichen Berichte begreifen, oder betrachtet man sie auf die Kenntnisse der menschlichen Rassen, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, in den verschiedensten Erdtheilen, ihr Werden, Entstehen, Vergehen, Degeneriren, dazu darf ich wohl behaupten, dass kaum ein Verein, wenn nicht etwa der anthropologische Verein selbst, als der naturwissenschaftliche Verein betrachtet Sie bei den Forschungen es sehen wir in der Geognosie, Zoologie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Physiologie — ich will sie nicht die ja fortwährend von der anthropologischen Forschung herangezogen werden und herangezogen werden müssen, und die allerdings, indem sie herangezogen werden, gerade auch wieder durch die Berührung mit der Anthropologie so unendlich viel gewinnen und doch auch die Methode, welche die anthropologische Forschung befolgt, rein die naturwissenschaftlich-empirische Methode, durch die sie ja erst zu der jetzt ja wohl behaupten darf, im allgemeinen weit mehr als vor 50, 40 Jahren alle Schichten des Volkes,

selbst die allergeringsten Schichten interessiert. Es hängt das vielleicht mit dem grossen, nationalen Aufschwung unseres Volkes zusammen, es hängt damit zusammen, dass durch die Colonialfragen die Völker anderer Erdtheile, die uns auch durch unsere grossartig entwickelte Marine viel näher getreten sind, uns viel mehr interessieren, auch praktisch, als es früher der Fall war. Wir freilich, gerade unser Verein für Naturkunde, kommen, ich will es offen sagen, mit verhältnissmässig recht leeren Händen Ihnen entgegen. Es ist bei uns gerade die anthropologische Forschung sehr wenig gepflegt worden, indem noch das Wenigste, was wohl geschah, meistens der historische Verein für sich in Anspruch genommen hat. Aber um so freudiger begrüssen wir heute Ihr Tugent hier, und wir hoffen, dadurch entscheidende Anregung für die anthropologische Forschung zu erhalten. Möge der Samen, den Sie heute durch Ihr persönliches Erscheinen und Ihre anregenden Vorträge ausstreuen, reichliche Früchte bringen. Ich glaube, das wird Ihr schönster Lohn sein für alle Ihre Bemühungen und Bestrebungen.

Herr Dr. Böhlen-Cassel:

Hochansehnliche Versammlung! Ich habe die Ehre, die XXVI. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft im Namen des Vereines für historische Geschichte und Landeskunde willkommen zu heissen und ihr für Ihre Arbeiten allen Gelungen zu wünschen. Auf dem weiten Gebiete, das die Anthropologie bearbeitet, um Bausteine für den stolzen Ban der Geschichte des Menschen zu gewinnen, ist auch unser Verein an seinem Theile thätig. Prähistorische und ethnographische Forschungen sind gerne und eifrig betriebene Theile unserer Arbeitsgebiete. Freilich hat der Boden unserer heimatlichen Heimat — davon werden Sie sich heute überzeugt haben — bis jetzt wenig vortheilhafte Funde gespendet, desto reicher, ja fast unerschöpflich ist das Material, was zur Beobachtung unseres deutschen Volkes, seines Charakters, seiner Art, seiner Sitten, Sagen und Gebräuche hier zur Verfügung steht, und dieser Zweig der Wissenschaft steht hier und wird hier gepflegt auf klassischem Boden. In den oberen Räumen des Museum Fridericianum, das Sie heute gesehen haben, haben zu Anfang dieses Jahrhunderts die Gebrüder Grimm Jahre lang gearbeitet. Hier in Cassel haben sie, um nur das eine zu erwähnen, die deutschen Kinder- und Hausmärchen gesammelt, zu denen ihnen die Märchenfrau aus dem benachbarten Dörfle Niederwehren den Stoff antrug. Die Versammlung Ihrer Gesellschaft, hat, ich wiederhole es, für unseren Verein des höchsten Interesse. Wir schliessen uns dem Wunsche des Herrn Vorsitzenden an, dass Ihre Arbeiten von reichem Erfolge gekrönt sein mögen, und wünschen, dass auch wir darnach für unsere Arbeiten mannigfache Anregungen gewinnen möchten.

Herr Oberstlieutenant a. D. Freiherr von Brackel-Cassel:

Hochverehrte Versammlung! Hochgeehrte Damen und Herren! Da der erste Vorsitzende der Abtheilung Cassel der deutschen Colonialgesellschaft, Herr Rittergutsbesitzer von Loebbecke, abwesend und der zweite Vorsitzende, Herr Baunquier Heinrich Koch leider durch ganz dringende und unabsehbare Geschäfte heute hier zu erscheinen nicht in der Lage, ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, im Namen der deutschen Colonialgesellschaft und speciell im Namen der thätigkeitsreichen Abtheilung Cassel den herzlichsten Gruss und

das Willkommen der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu übermitteln, indem wir damit die Hoffnung aussprechen, dass Ihre wissenschaftliche Tätigkeit auch in der XXVI. Jahresversammlung als eine erprobliche sich erweisen und dass der leider kurz bemessene Aufenthalt im schönen Cassel sich für die Teilnehmer an derselben zu einem angenehmen gestalten möge. Wie sollte die deutsche Kolonialgesellschaft nicht mit freudigen, und bewegtem Herzen den Willkommengruß der deutschen anthropologischen Gesellschaft bieten, wenn diese durch ihre weltumfassenden Studien der Kolonialgesellschaft Fingerzeige bietet und hinweist auf jene Länder, auf jene Gegenden, in denen die expansive Kraft des Deutschthums zu wirklichen Resultaten zu führen wäre und die geeignet erscheinen deutsche Kolonisten aufzunehmen. Aber auch die Kolonialgesellschaft kann der anthropologischen Gesellschaft nicht geringere Dienste leisten, dadurch, dass die deutschen Söhne, aus fernem Landen, wie fleissige Ameisen, ihr hochwichtige Materialien und wahrheitsgemäße Berichte fortwährend herbeibringt. Auf diese wechselseitige Unterstützung und gegenseitig fördernde Kraftentwicklung begründet sich wie im menschlichen Leben überhaupt, die dauerhafte Freundschaft, welche beide Gesellschaften verbinden muss und verbindet; dass diese Verbindung immer kräftiger, immer inniger werde ist die Hoffnung, welche die Herren aller Mitglieder der deutschen Kolonialgesellschaft bewegt, und dass ihr Aufenthalt im schönen Cassel diese gegenseitigen Freundschaftsgefühle zu immer klarerem Ausdruck bringen möge, ist der Wunsch, den ich die Ehre habe im Namen der Abtheilung Cassel der hochverehrten deutschen anthropologischen Gesellschaft entgegenzubringen.

Herr Ortsgeschäftsführer Dr. Meuse:

Hochgeehrte Festversammlung! Meine Damen und Herren! Nach den vielen freundlichen und bereiten Ansprüchen, welche wir neben unermüdet haben, brauche ich wohl nichts Weiteres hinzuzufügen, um Ihnen zu beweisen, wie sehr wir uns freuen, Sie hier mit uns zu sehen. Von dem Augenblicke an, wo Sie mich mit dem Ehrenamte Ihres trefflichen Geschäftsführers betraut haben, habe ich täglich und stündlich empfunden, wie gross das Entgegenkommen aller Kreise der Bevölkerung für Ihre Bestrebungen ist. Wie könnte es auch anders sein! Die stolze Wissenschaft, deren Dienst wir diese Tage weihen, muss ja in jedes gebildeten Menschen Brust einige Saiten erklingen lassen. Die Anthropologie ist ja allumfassend, wie der menschliche Geist selbst, unbegrenzt ist ihr Gebiet, nennlich weittragend die Fragen, deren Lösung sie sich zur Aufgabe gestellt hat. Bald öffnet sie uns die Gräber längst vergangener Generationen, bald führt sie uns auf die schwankenden Brücken, welche Körper und Geist, Diesseits und Jenseits mit einander verbinden. In fernem Ländern aller Zonen vermag sie ein Wegweiser auf unbekanntem Pfaden zu sein und auf dem Boden der Heimat zeigt sie uns die Spuren, welche unsere Ahnen vor Jahrtausenden hinterliessen. Doch ich will das Loblied unserer Muse nicht weiter singen, es drängt mich eine Bitte an Sie zu richten, die Bitte um Nachsicht. Als die Kunde kam, dass die deutsche anthropologische Gesellschaft Cassel als ihren demnächstigen Versammlungsort erwählt hat, verhehlten wir uns nicht, dass die Mitglieder dieser hochverehrten Gesellschaft nicht bloss hochachtbare Gelehrte, sondern auch weiterfahrende Männer seien,

welche mancher Menschen Städte gesehen und Feste gefeiert haben, und der Gedanke, diese Herrschaften zu befriedigen, erfüllte manchen Mannes Herz mit Zagen. Tyrols schneebedeckte Alpen, welche Sie voriges Jahr in Ihren Schoss anfnahmen, können wir Ihnen hier nicht zeigen; wir führen Sie statt dessen auf den Heiligenberg und lassen Sie hinausschauen in das alte Chattenland mit seinen Burgen, Wällen und Städten, statt der Bergwasser der Brennerbahn werden Ihnen die Wälder des Habichtswaldes entgegenrauschen, statt der Weinlauben Merans zeigen wir Ihnen Münden, den Punkt, wo Fulda und Werra sich vereinigen, und an Stelle der Gestalten, welche Defregger mit seinem Pinsel verewigt hat, führen wir Ihnen ein ebenso zäh an seinen alten Trachten und Sitten festhaltenes Völkchen vor, die Bewohner der Schwalm. Möge Ihnen der bescheidene Rahmen nicht missfallen, in dem die diesmaligen Verhandlungen sich abspielen, mögen Sie Nachacht üben, wenn bei den Veranstaltungen Sie und da kleine Mängel sich herausstellen, dann wird selbst wenn der Himmel sich wieder verdunkeln sollte, solange Sie hier unsere Gäste sind, in unserem und Ihrem Herzen hoffentlich heller Sonnenschein sein.

Herr Johannes Ranker: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretars:

Dem Jubiläumsfeste der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lundbruck, welches wir in so unvergesslich schöner Weise gemeinschaftlich mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft bei unserem letztjährigen Congresse feierten, sind nun, durch wenige Monate von einander getrennt, die Gründungs-Jubiläen der drei grossen deutschsprachigen anthropologischen Gesellschaften: Berlin, Wien, München gefolgt. Noch klingen uns in den Ohren alle die guten Wünsche, welche der anthropologischen Forschung bei dem Eintritt in das zweite Vierteljahrhundert mitgegeben worden sind, mögen sie alle in reiche Erfüllung gehen. —

Es sei mir gestattet, heute auf einen kleinen Kreis von Studien aus dem Gebiete der speciellen oder systematischen Anthropologie näher einzugehen. Hier kam in unerwarteter Weise die Frage nach dem „Vorläufer des Menschen“ durch die interessanten Funde des Herrn Dr. Eugen Dubois, Militärarzt der niederländisch-indischen Armee: *Pithecanthropus erectus*, eine menschenähnliche Übergangsform aus Java. (P. Batavia, 1894, 39 S., II Taf., neuerdings nur Discussion und zwar nicht nur in Deutschland, in der gemessenen gebildeten Welt. Leider sind wir hier jetzt lediglich auf die ungenügenden photographischen Darstellungen der Fundobjekte angewiesen, nach welchen eine definitive Entscheidung noch nicht gegeben werden kann. Die Ansichten bei den Besprechungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft — W. Krause und Virchow v. Waldeyer, Linsch., Z. E. V. 1895, 78—88. — neigten sich mit allem wissenschaftlichen Vorbehalt zu der Meinung, dass Herr Dubois ein Schädelfragment und einen Backsahn eines grossen, ausgestorbenen anthropoiden Affen, mit relativ michtig entwickeltem Gehirn, gefunden habe, welches am meisten Ähnlichkeit mit den Languraffen, den Gibbon-, Hyllobates-Arten, zeigt, von welchen letzteren heut zu Tage nur relativ kleine Vertreter leben. Ob auch das Oberschenkelbein, welches Herr D. seinem *Pithecanthropus erectus* subeilt, diesem wirklich zugehört oder ein Menschen-Oberschenkel ist — über diese Frage kam in Berlin keine volle Einigung zu

Tage. Virchow wies auf die Ähnlichkeit der Abbildung des Knochens mit dem, freilich sehr viel kleineren, Oberknochen des Gibbon hin, Bau und Proportionen scheinen gut zu stimmen. Der neue große Anthropoid würde demnach wirklich, wie der Gorilla und Orangutan, annähernd von Menschengröße gewesen sein, und wir könnten auch annehmen, dass er eine gewöhnlich halbrechte, gelegentlich annähernd gestreckte Körperhaltung habe annehmen können, wie unsere jetzt lebenden kleinen Gibbon. Der Schädelbau der Gibbon könnte auch um so eher eine beträchtlichere Volumenzunahme des Gehirns gestatten, als der Schädel im erwachsenen Alter keineswegs das des Gorilla- und Orang- Schädel so verunstaltete Uebergrößen der Kno- und Beissmuskulatur auf das Schädeldach, mit der in seinem Gefolge auftretenden Entwicklung der hohen Knochentrümme, zeigt. Er behält sich im erwachsenen Alter die mehr kindliche, bei allen Affen menschlichen Formen bei. Noch ist Alles hypothetisch, bis wir die Präparate selbst oder wenigstens gute Gypsaussbildungen derselben werden untersuchen können. Nur das steht schon fest, dass bis jetzt der hypothetische, neue menschengröße Hylobates nicht mehr und nicht weniger, ebenso viel und ebenso wenig, als „Vorläufer des Menschen“ ungesprochen werden könnte, wie die jetzigen kleinen Hylobates-Arten oder die grossen Anthropoiden. Er war, wenn er wirklich existiert hat, ein Affe, — aber vergessen wir bei diesem Ausdruck nicht, dass wir uns auf die grössten Ueberwachungen in dieser Hinsicht gefasst machen müssen — vielleicht fällt der ganze Fund in Nichts zusammen, was von den verschiedensten Seiten weissagt wurde. Ein Forscher von der Bedeutung wie Sir William Turner (Vortrag in der Royal Society of Edinburgh, Feb. 4. 1866. Vol. XXX. [N. S. Vol. IX.] S. 424 ff.) hält die Hauptstelle für Menschenknochen.

Mit der Frage nach dem „Vorläufer des Menschen“, verknüpft nach dem Vorläufer im Sinne der ältesten Menschenform, beschäftigen sich auch die Untersuchungen über die Pygmalen in Afrika und Ostindien in Europa.

In letzterer Beziehung sind es die markwürdigen Funde von Herrn Dr. Nuesch an Schweizerland bei Schaffhausen, welche uns schon mehrfach beschäftigt haben. Herr Dr. N. hat dort eine Anzahl von Gräbern ausgeleert und sorgfältig deren (der jüngeren Steinzeit angehörigen) Inhalt gehoben, in welchen schon menschengrösse Erwachsene auch eine beträchtliche Anzahl von Kinderknochen sich befanden, aber neben diesen noch eine dritte Gruppe von Individuen von auffallender Kleinheit der Körperverhältnisse, zwergartige Gestalten, wie es scheint, von abnorm normaler Proportion. Herr Kollmann steht nicht an, diese als europäische Pygmalen zu bezeichnen und, entsprechend der für die afrikanischen und andern Zwergvölker viel verbreiteten Annahme, als europäische Urmasse — also als Vorläufer der grossgewachsenen europäischen Rassen, vielleicht deren Urväter, zu erklären. — Kollmann, Das Schweizerland in Schaffhausen und Pygmalen in Europa. Z. E. 1894. S. 189.

Herr R. Virchow hat mehrfach (Z. E. V. 1894. S. 426 und ebenda 505—510), zuletzt bei der Festsitzung zu dem Berliner Jubiläum unter Demonstration einer überwiegend reichen Sammlung nannocephaler, pygmalinischer Schädel und mehrerer dazu gehörender Skelette darauf hingewiesen, dass die Beweisführung für die Umringschließung und das hohe Alter der Pygmalen als Rasse noch keine zwingende sei. Erstens

lässt ein nannocephaler, kleiner Schädel noch keineswegs auf eine zwergartige Körpergestalt mit Sicherheit schliessen, zweitens finden sich derartig kleine Menschenformen ohne irgend eine „Rasse“ zu sein, als pathologische Produkte gestörten Wachstums zahlreich unter den europäischen Völkern, und auch die aussereuropäischen Zwerg- und Klein-Völker zeigen manche Hinweise darauf, dass sie zum Theil unter besonders ungünstigen Lebensverhältnissen verkommen sind, so sind, wie wir das genannt haben: menschliche Kümmerformen, welche ihre Besonderheiten mit gleichbleibenden äusseren Verhältnissen auf ihre Nachkommenschaft vererben.

Es ist erfreulich zu sehen, dass sich das Studium mit erneuter Energie wieder in dem eben angegedeuteten Sinne den äusseren Einwirkungen auf die Entwicklung der menschlichen Form in den verschiedenen Klimaten und Ländern zuwendet.

R. Virchow hat nochmals mit grösster Energie auf die Verkümmern, die körperliche und geistige Verschlechterung hingewiesen, welche unter ungünstigen äusseren Verhältnissen sehr weit getrennte Völker körperlich ähnlich machen können. Seine neuen Untersuchungen (R. Virchow, Schädel aus Süd-Amerika, insbesondere aus Argentinien und Bolivien. I. Schädel von Norquina, Süd-Argentinien. Z. E. V. 1894. 366, Taf. XII) beweisen, dass diese Schädel südamerikanischer Wilden, dem wildesten und schlechtest entwickelten Menschenschädel, der bisher aus Amerika, wohl aus der ganzen Welt, bekannt war (Virchow), dem Schädel eines Pah Ur, eines Angehörigen eines norisamerikanischen Stammes, sich auffallend ähnlich erwiesen. Namentlich betrifft das die schlechte Ausbildung des gesamten Hirnschädels, das Uebergrößen der oberen Schläfenlinie, welche (in einem directen Zusammenhang mit dem Ansatz der Fasern des Schläfenmuskels an der unteren Schläfenlinie steht), so nahe an die Mittellinie des Schädeldaches, an die Pfeilnaht, herantritt, dass nur ein ganz geringer Zwischenraum die beiden oberen Schläfenlinien trennt, und zwischen ihnen lebt sich das Schädeldach schwach leistenartig und dadurch an den Sigittal-Knochenkamm des Occipital oder des Oranqutan erstarrend, hervor. Auch die Gesichtslage zeigen in ihrer eigenthümlichen Robheit und Wüchtheit nicht die Ähnlichkeiten mit dem Pah Ur.

Um die Fragestellung für die Lösung des ältesten anthropologischen Problems: Die Einwirkung der äusseren Lebensbedingungen auf die Entwicklung der Menschenrassen in exacter Weise feststellen und überblicken zu können, fehlt noch immer vor allem eine genaue Erkenntnis, ein genaues Studium, der Veränderungen, welche ein Europäer, der plötzlich in die Tropen oder in arctische Regionen versetzt wird, erleidet. Hier muss mit allen Hilfsmitteln der modernen, ärztlich-physiologischen Untersuchungstechnik an Ort und Stelle selbst, in den Tropen und in den arctischen Gegenden, aber auch ebenso in verschiedenen örtlichen Höhenlagen etc. etc. gearbeitet, Eingeborne und Eingewanderte auf das sorgfältigste verglichen werden, und zwar Gesunde und Kranke, und erstere unter verschiedenen Lebensbedingungen, namentlich bei stärkerer, körperlicher Arbeit und Ruhe, stärkerer oder geringerer Belastung, und Erhaltung der Haut u. v. a.

Wir sehen in den letzten Jahren Studien in dieser Richtung auch in den deutschen Publikationen sich mehren. Eine Hauptquelle dafür ist Virchow's Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie;

hier finden wir in den letzten Bänden folgende bezügliche Veröffentlichungen:

Hermann Post-Königsberg i. Pr.: Ueber normale und pathologische Pigmentierung der Oberhaut. Band 185, 495.

Sergius Marc-Tiffis, Beiträge zur Pathogenese der Vitiligo und zur Histogenese der Hautpigmentierung. Bd. 1856, 21.

H. Neuhaus-Berlin, Untersuchungen über Körpertemperatur, Puls und Urinausscheidung auf einer Reise um die Erde. Bd. 134.

Dr. F. Plehn, Ueber die Pathologie Kamernas mit Rücksicht auf die bei den Kästengern vorkommenden Krankheiten. Bd. 139, 539.

Chr. Rasch-Görlich, Ueber das Klima und die Krankheiten im Königreich Siam. Bd. 140, 327.

Von dieser Gruppe von Untersuchungen in Virchow's Archiv sind für unsere anthropologische Fragestellung namentlich die von Herru Eijkmann wichtig, welche in dem pathologischen Institut in Batavia von ihm und seinen Schülern ausgeführt worden sind:

C. Eijkmann-Batavia, Ueber Stoffwechsel und Wärmeproduktion in den Tropen. Bd. 133.

Derselbe: Vergleichende Untersuchung über die physikalische Wärmeregulierung bei dem europäischen und malaisischen Tropenbewohner. Bd. 110, 125 und

A. van Scheer, Ueber tropische Malaria. Bd. 139, 80 (aus Eijkmann's Institut) und

O. Grijns-Weit-vreden-Java, Blutuntersuchungen in den Tropen. Bd. 139, 97. (Das spezifische Gewicht des Blutes ist nicht verändert, es b-trägt nach Hammerling und Girawits normal 1060,5 Plasma 1030; Grijns fand in den Tropen bei Europäern 1060,7 und 1030,6, also genau die gleichen Werte.)

Herr Eijkmann hat in der zitierten Abhandlung in recht sinnreicher Weise die Wärmeabgabe durch Strahlung und Leitung der Haut der „braunen“ Malaien und „weißen“ Europäer untersucht. Er untersuchte den Gang und die Beschaffenheit der Abkühlung zweier gleicher mit Wasser der gleichen Temperatur gefüllter Gefässe, welche er mit doppelter Hautsicht, d. h. je mit 2 Stücken Haut von Leichen umgeben hatte, entweder die weisse oder die braune unten oder umgekehrt. Es ergab sich, dass die Wärmeabgabe ganz gleich war, sobald der Pigmentreichtum der Haut keinen directen Einfluss auf die Wärmeabgabe der Haut ausübt. Bei Lebenden erscheint der Wärmeverlust durch Leitung und Strahlung bei dem Europäer durchgehende etwas geringer, als bei dem Malaien, doch scheint der Unterschied genügend erklärt durch den Umstand, dass ersterer in der Regel mehr schwitzt und demzufolge unter gleichen Bedingungen — wenn die Kleidung es zulässt — mehr Wärme durch Wasserverdunstung verliert als letzterer. Der Unterschied fällt daher weg, wenn die Unterschiede in der Wasserverdunstung aufgehoben werden. Es muss noch unentschieden bleiben, ob die gemessene Wärmeabgabe bei Europäern und Malaien unter gleichen Umständen und für eine gleiche Oberflächfläche auch gleich gross ist. Die Untersuchung beweist aber schon, dass ein grosserer Wärmeverlust durch Verdunstung bei den Europäern einer grosseren Wärmeabgabe durch Strahlung und Leitung bei den Malaien gegenübersteht. Aus den früheren Untersuchungen des Verfassers über Stoffwechsel und Wärmeproduktion bei Europäern und Malaien (V.'s Archiv, Bd. 133) kann man schliessen, dass unter gleichen Umständen und auf gleiche Körperoberfläche berechnet, die totale Wärmeabgabe beider Rassen ungefähr gleich sein

mass. Ob dieser Satz auch für andere Umstände, besonders für den Fall erhöhter Wärmezeugung in Folge anstrengender Muskelthätigkeit giltig ist, vermögen wir natürlich ohne nähere Untersuchung nicht zu entscheiden. Derselbe Vorbehalt ist nöthig, wenn E. auf Grund seiner Beobachtungen behauptet, dass die Körpertemperatur bei dem Tropenbewohner keine Erhöhung zeigt: Europäer 37,02°, Malaien 36,97°, der Europäer ist sonach etwa um 0,1° wärmer.

Die Bedeutung des Hauptpigmentes beruht nach E.'s Untersuchungen eher auf einer Einwirkung auf die Lichtstrahlen als auf die dunklen Wärmestrahlen. Schon ohne Thermometer war es leicht zu constatiren, dass die braune Leichenhaut sich im Sonnenschein mehr erwärmt hatte als die weisse, erstere fühlte sich merklich wärmer an als letztere. An zwei gleichen Thermometern wurden die Kugeln in der eben geschilderten Weise mit doppelter Hautsicht umgeben und dann in einem feuchten Raum der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, es ergab sich: weisse Haut ausser 47,5°, braune Haut ausser 50,1°! Die Lichtstrahlen werden von der braunen Haut in Wärme angewandelt, das Pigment hat ein grösseres Absorptionsvermögen für Licht. Die Einwirkung der Sonne auf die Haut besteht sonach nicht sowohl in der Wärme als in der Lichtwirkung und zwar vor allem in der Wirkung der chemischen Lichtstrahlen. Diese bringen die als Erythema solare bekannten Hautentzündungserscheinungen unter zunächst gesteigertem Blutfluss hervor — indem das Pigment diese Lichtwirkung abschwächt, schützt es die Haut vor Congestionen und krankhaft gesteigerter Wärmebildung (dunkle Haut daher kühl!?) [Ibis als Lichen tropicus, der rothe Hund, bekannte Krankheit der Haut fehlt bei Negeren.]

Die wichtigste und nun für's erste abschliessende Untersuchung über die Fragen der Ernährung und Wärmeproduktion in den Tropen ist die von C. von Voit, Ueber die Nahrung in verschiedenen Klimaten (Arch. f. Anthr. 1896. XIII. 467.) Die Hauptergebnisse sind:

Es zeigt sich bei den Bestimmungen der Kost kein irgend erheblicher Unterschied in der Quantität der einzelnen Nahrungsstoffe in gemässigten, kalten und heissen Klimaten. Die Menge des in der Nahrung der verschiedenen Völker und Individuen im Minimum notwendigen Eiweisses richtet sich im Wesentlichen nach der Masse der eiweisshaltigen Organe oder im Allgemeinen nach dem Gewicht des zu ernährenden Körpers. Die Temperatur der umgebenden Luft hat bei Gleichbleiben der Eigenwärme des Körpers keinen Einfluss auf die Eiweissersatzung. Ein and derselbe Mensch braucht im Minimum an den Polen und in den Tropen gleichviel Eiweiss, die kleinen Eskimos und Lappländer und die kleinen Japaner von einem Mittelgewicht von 50 kg, daher weniger als die grösseren Europäer mit einem Mittelgewicht von 70 kg. Dagegen richtet sich die Menge der stickstofffreien Stoffe, welche in der Nahrung nöthig sind, theils nach der Einwirkung der äusseren (niederen) Temperatur (chemische Regulirung v. Voit's), der Mensch versetzt in niedriger Temperatur, nüchtern, in der Ruhe und ohne Schutz durch schlechte Wärmeleiter höchstens (durch chemische W.-R.) um 56 Proc. mehr als bei gewöhnlicher Temperatur, durch Arbeit aber um 250 Proc.

Ist der Organismus möglichst ruhig, leistet er also im wesentlichen nur Herz- und Athembewegungen,

diese wird durch die geringe Arbeit nur wenig stickstoffreiche Substanzen neben Eiweiss zerstört. Dies geringe Quantum ist dann zumiest nicht ausreichend, um die vom Körper abgegebene Wärme zu decken, und es tritt dann bei niedriger Temperatur neben der physikalischen Regulierung die chemische ein, und es wird je nach der äusseren Temperatur bis zu einer gewissen Grenze um so viel mehr stickstofffreie Substanzen zerstört, als nöthig ist, die Körpertemperatur zu erhalten, d. h. in der Kälte mehr als in der Wärme.

Sobald aber noch weitere Arbeit, wie es gewöhnlich der Fall ist, geleistet wird, steigt durch dieselbe die Zersetzung der stickstoffreichen Substanzen und es muss bald mehr Wärme erzeugt als nöthig ist und man muss dafür sorgen, das Plus von Wärme abzugeben; hier hat daher die niedere Temperatur der äusseren Luft keinen Einfluss mehr auf die Zersetzung, es ist ein Ueberschuss von Wärme da durch die Arbeit und die Mehrzersetzung geschieht nur durch die Arbeit.

Man sieht hieraus, dass die Nahrungsstoffe zunächst eicht die Bedeutung haben, das für den Körper eben erforderliche Quantum von Wärme zu liefern; sie liefern zumiest einen Ueberschuss von Wärme und haben vielmehr direct die Aufgabe, den stofflichen Bestand des Körpers zu erhalten. Wenn also in der Kälte der nöthigste Mensch möglichst ruhig ist und bei leichter Kleidung für die physikalische Regulierung nicht genügt ist, dann wird wohl in kalten Klimaten etwas mehr stickstofffreie Substanzen zerstört werden als in den Tropen. Aber der Art sind doch die Verhältnisse gewöhnlich nicht. Zunächst tritt in der Kälte und in der Wärme die physikalische Regulierung ein. Ausser der unserem Willen nicht unterworfenen Regulierung der Wärmeabgabe durch die verschiedene Färbung der Biotgefässe der Haut mit Blut, verfügen wir über willkürliche Mittel: warme oder leichte Kleidung, Heizung oder umgekehrt Lüftungswegung, kalte Bäder etc. Das wichtigste ist aber der Einfluss der Arbeit. Arbeitet der Mensch in der Kälte, dann wird dadurch so viel Wärme erzeugt, dass eine chemische Regulierung nicht mehr nöthig ist und nur durch die Arbeit mehr durch die Kälte mehr Material zerstört wird. In den Tropen ist die mehr Wärme liefernde Arbeit viel beschwerlicher. Darum wird man in dem heissen Klima im Allgemeinen nicht so viel arbeiten können als im gemässigten oder kalten Klima, und dann im ersteren der Stoffverbrauch geringer sein wie in dem letzteren.

Bei dem gleichen Organismus findet also bei gleicher Arbeitsleistung die gleiche Zersetzung statt in der Kälte wie in der Wärme und nur dann wird in den Tropen weniger stickstofffreie Substanzen zerstört, ihr Bedarf in der Nahrung ein geringerer, wenn die Arbeit demselbst geringer ist, was freilich häufig der Fall sein wird. Die Kälte und Wärme bedingen nicht direct den verschiedenen Erfolg, sondern die Grösse der Arbeit ist das Bestimmende. Somit erscheint die wichtige Frage nach der Ernährung in den verschiedenen Klimaten im Princip aufgeklärt.

Eine sehr anerkennenswerthe zusammenfassende Arbeit über die wichtigsten Fragen der Tropenhygiene bringt das Buch von

Dr. Karl Dänhler, Grundzüge der Tropenhygiene. Mit 7 Originalabbildungen. 1896. München. Verlag von J. F. Lehmann. 68 —

Nach eine ganz andere Art von äusseren Einflüssen auf die Körperform der Menschen und seine Leistungen haben in der letzten Zeit sehr wichtige Aufschlüsse erfahren, es sind physikalische Umgestaltungen

des Bewegungsapparates durch theilweise Lähmungen des Körpers u. a. welche von Glück als Anpassung beim Menschen Z. E. V. 1893. S. 614 zusammengefasst worden sind. Gl. gibt die Literatur der Frage ebenda S. 622.

Neue Mittheilungen haben wir darüber erhalten von G. Joachimsthal, Ueber Anpassungsverhältnisse des Körpers bei Lähmungsständen der unteren Gliedmassen. Virchow's Archiv. 139. S. 497, mit 1 Tafel. (Tafel gibt das Bild des Handstandkünstlers.)

Der Verfasser stellt drei Fälle von Lähmung der Beine zusammen, wobei sich die Patienten mit Hilfe der oberen Extremitäten bewegen gelernt hatten. Trotz ausgedehnter Paralyse waren die Kranken im Stande, sehr geschickt sich vorwärts zu bewegen und zwar ausschliesslich unter Benützung der überaus kräftigen Arm- und Schultermuskulatur. Der eine, 29 Jahre alt, hatte sich zum Handstandkünstler, wie Fräulein Eugenie Petrescu, ausgebildet. Der Kranke ist in ausserordentlichem Masse im Stande, mit seinen Händen, und selbst auf einer Hand, den Oberkörper zu balanciren, zu gehen, und zwar aben gut vorwärts wie seitwärts und rückwärts, auf Stangen und Leitern u. s. w. einher zu klettern und endlich zu springen aus der Höhe von 6 Fuss. Der physiologische Vorgang des Springens wird exact beschrieben, der Sprung kommt in einer dem Sprung mit den Füssen vollkommen analogen Weise an Stande. J. erwähnt hierbei die Untersuchungen von Roux: Ueber Selbstregulation der morphologischen Skelettmuskeln. Zeitschrift für Naturwissenschaft. N. F. 14. Bd. 1893, welche den Beweis erbringen der Entstehung der funktionellen Struktur der Muskeln unter funktionellen Verhältnissen. Roux untersuchte das Verhalten der Muskellänge bei Alterationen der Excursionsgrösse der Gelenke und stellte fest, dass ebenso, wie bekannterweise die Dicke der Muskeln, so auch die Länge derselben sich nach dem Masse ihrer funktionellen Beanspruchung morphologisch regulirt.

Marey, (Recherches expérimentales sur la morphologie de muscles. Compt. rend. hebdomadaire de l'Académie des sciences. 1887. pag. 448.) verglich die Form des Gastrocnemius verschiedener Rassen. Der G. des Negers hat eine lange dünne Gestalt mit kurzer Sehne, der der weissen Rassen stellt eine kurze voluminöse Muskelmasse mit langer Sehne dar. Da nun der Neger trotz des Mangels der Wade* zum mindesten so eben so grossen Marschleistungen wie der Weisse befähigt ist, so müsste das was der Muskel an Kraft nicht besitzt, durch seine grössere Excursionsweite ersetzt werden: der G. des Negers greift an einem viel längeren Hebelarm an, da der hintere Fortsatz des Calcaneus hier weiter nach hinten hervortritt. Durch operative Verkürzung des Calcaneus bei Thieren (Ziegen, Kanarienvögel) konnte er experimentell die Länge der Sehne im Verhältnis zum Muskel, entsprechend den Verhältnissen beim Weissen, vergrössern, den Muskel verkürzen und erklären. Dazn:

Julius Wolff, das Gesetz der Transformation der Knochen. Berlin 1892. (Ueber die funktionelle Gestalt des Knochens.)

Th. Glück, die Bedeutung der funktionellen Anpassung für die Orthopädie. Berl. klin. Wochenschr. 1894. Nr. 6. S. 187. —

Zum Schluss sei es noch gestattet einen Blick auf die neuesten Untersuchungen über „Afrikanische

Negervölker* zu werfen. Von Untersuchungen fremder Rassen in Deutschland sind vor allem in diesem Jahre zu nennen:

R. Virchow über „Dinka“. Z. E. V. 1895. 148. 45 von Herrn Willy Meller von Alexandria nach Europa gebrachte Sudaneseische Schwarze, Männer, Weiber und Kinder. Der Mehrzahl nach gehören sie wohl zweifellos wirklich zu den Dinka, jener grossen Volksschaft, welche ihre Sitze am oberen, speciell am weissen Nil hat und die bekanntlich durch die Entdeckungsreisen des Herrn Schweinfurth nennendst allgemein bekannt geworden sind. Virchow findet nach seinen Untersuchungen keinen Grund bezüglich ihrer Herkunft Misstrauen gegen die Truppe zu hegen. Er hat ihre Anwesenheit in Berlin benützt, um eine Monographie über das somatische Verhalten dieser Nilneger auszuarbeiten. Sie sind dolichocephal. Nach Haar und Hautfarbe sind sie ausgezeichnete Nigriten, sie sind die Schwarzesten der Schwarzen, ihr Haar ist spiral gerolltes „Negerhaar“, aber wenn man sie deshalb mit sämtlichen Negervölkern zu einer einheitlichen Völkerguppe zusammenfassen möchte, so widerstreitet dem die Gesichtsbildung auf das Entschiedenste: die Nasenform ist mesorhin, nicht platyrhin, die Elevation der Nasenspitze beträchtlich, sie haben also keine Negernase, die Zähne stehen senkrecht orthograth, es fehlt ihnen der alveolare Neger-Prägnatismus, der die Lippen wulstlich wie „prognath“ vor, ihr Prägnatismus ist rein labial (labiale Prägnathie). In ihren Körperproportionen stimmen sie im Allgemeinen mit dem Nigritentypus: Rumpf relativ sehr kurz, Arme und namentlich die Beine lang, aber sie übertreffen den kurrumpfigen Typus noch in so fern als ihre Beine von ganz excessiver Länge sind; (Schweinfurth nannte sie daher Stumpf-Neger gleichsam Stumpf-Vögeln an Langbeinigkeit entsprechend). Mit diesen langen Beinen correspondirt ihre bedeutende Körpergrösse. Schweinfurth gibt ihnen als Mittelgrösse 1,74 m. Virchow fand nur einen Mann unter den 9 Erwachsenen von dieser Grösse 1,738 m, alle anderen waren grösser bis 1,867 m, Mittel 1,823 m. Von den 8 erwachsenen Weibern waren 2 von 1,544 und 1,553, alle anderen hatten mehr als 1,6 bis 1,72. Durchschnitt 1,632 m. Es ergibt das wenigstens für die Männer eine ungewöhnlich hohe Statur, etwa Aehnliches ist bei keinen der sonst uns vorgeführten Negergruppen beobachtet worden, scheint aber bei anderen nilotischen Stämmen in ähnlicher Weise der Fall (Literatur dafür 169—160. Abbildung S. 161). Die Hände sind lang, besonders die Finger. Schwimmhäute gering. Die Füsse gross und lang, hängiger der linke Fuss länger als der rechte. Virchow erinnert daran, dass dieser Unterschied durch den Gebrauch an einem (dem linken) Bein zu stehen bewirkt werden könnte, die Fusssohle wird dadurch länger und breiter und der innere Rand erscheint durch Hinausdrängen der Mittelfußknochen in der Mitte angebeuchtet, was dem rechten Fuss fehlt.

Aus dieser Gruppe der Untersuchungen muss noch erwähnt werden:

R. Virchow: Uebersicht über die an Negern des Adeli-Landes im Hinterland des Topogebietes ausgeführten Messungen. Z. E. V. 1894. 164.

Das sind im Allgemeinen „echte Neger“. Virchow studirte besonders die Veränderungen des spiralgerollten Negerhaares durch Kämmen und sorgfältige Haarpflege; die Spirallacken lösen sich all-

mählig auf, das Haar wird gestreckt und geht endlich in eine völlige Locke über. Vortreffliche Abbildungen über diese Veränderung der Haare. S. 184. S. 178. — Noch ist hervorzuheben ebenda:

R. Virchow: Eintheilung des Gesichtsindex. Aufstellung eines Mesoprosopentypus: 90 niedrigste Grenze der Leptoprosopie, unter 90 bis 75 Mesoprosopie, unter 75 chamasoprosopie.

Zu dieser Gruppe der Untersuchungen gehört noch die von

R. Virchow an einem Massaiknaben den Angehörigen eines dunkelhäutigen Stammes, welchen Stuhlmann zu den „Hamiten“ rechnet; sein Haar ist schwarz, etwas lose in wenig dichten Rollen, Nase relativ fein und mit starker Elevation der Spitze. Er zeigt Steatopygie. Nach Virchow zeigen auch unsere Neugeborenen etwas Ähnliches, dass es sich also bei den Afrikanern nicht um eine spezifische Eigenthümlichkeit handelt, sondern um ein Stielenbleiben und die weitere Ausbildung einer kindlichen Eigenschaft, die sich beim weiblichen Geschlecht noch weiter entwickelt. — Hier schliesse ich an ebenda: R. Virchow, Untersuchungen an einem neugeborenen Negerkind, („Diblonie-Neger“); die Haut war heller roth-grau, das Haar fein, nicht spiral gerollt.

Diese Ergebnisse, verglichen mit den von uns schon früher näher besprochenen der deutschen Reisenden, namentlich Stuhlmann und Baumanna, und den vielfachen Zusammenstellungen und Forschungen R. Virchow's, lassen sich und nach ein helleres Licht über den Völkervergleich Innoharras anfragen.

Mit dem Negestypus beschäftigen sich auch die Untersuchungen unseres hochverehrten Herrn Vorsitzenden:

W. Waldeyer: Ueber einige anthropologische bemerkenswerthe Befunde an Negergehirnen. Sitzungsberichte der Berliner Akad. d. Wiss. 13. Dec. 1891.

Es sind Untersuchungen an 12 (11) Negergehirnen über die Sylvische Furche, die Centrafurche, Parietocapitalfurche, Fissura clearearis, nebst dem unmittelbar von ihnen beeinflussten Windungsgebiet, und die auf der medianen Hämiphärenfläche vortretenden Lappen, mit vortrefflichen Abbildungen. Das Gehirngewicht war rel. klein: Minimum (760 g), 1005, Maximum 1275, Mittel 1148 (Mittel nach Topinard 1234) während das Gewicht für europäische Männer nach v. Bischoff 1362 g beträgt. Nach den Wägungen von 161 nordamerikanischen Negergehirnen, die während des Secessionskrieges von Santon Hund und Ira Russel ausgeführt wurden, ist das Mittel 1331. Was ist, so fragt Waldeyer, dafür der Grund, dass die Gehirne der amerikanischen Neger so viel schwerer sind? „Es eröffnet sich hier ein hochinteressantes und wichtiges anthropologisches Problem. Dem eingehende weitere Untersuchungen nicht fehlen sollten.“ —

Was ich hier dargelegt habe, ist nur ein ganz kleiner Bruchtheil der im verflossenen Jahre in Deutschland in den Kreisen, welche unserer Gesellschaft nahe stehen, geleisteten Gesamtarbeit auf dem Gebiete der Anthropologie, welche alle Zweige des vielumfassenden Studienkreises bereichert hat. Ich lege den Gesamtbericht darüber, welcher 305 Einzelpublikationen, eine auf jeden Tag des Jahres, umfasst, auf den Tisch des Hauses nieder, mit der Bitte, denselben, wie gewöhnlich, dem Bericht unserer Versammlung beigegeben zu dürfen.

1. Dieser erkrankte Schädel eines alten Weibes, dolichocephal, während der Pangerer-Schädel brachycephal. Beide von Herrn V. Stevens gesendet.

2. Virchow sagt 61, Wenn die Malayen unter des Solanga's von Artus von Siamischen unterscheiden, von denen die einen weißer, die andere brauner (trigono) Nasen besitzen, so ist leider der Son des Wortes trapez nicht genau fest zu stellen. Ist dieser krause Haarschnitt gestellt, so würde sich eine Verwandtschaft mit Negritus (Bemang) der Hallblut und mit Andamanesen ergeben. Ist es aber nur kraus und verflocht gewesen, wie das der schwebelichen Schwämme Kopf (Verhandl. 1883, 106 107, Tafel VI, Fig. 4), so würde das nicht hindern, auch diesen Leuten einen malayischen oder mongolischen Ursprung zuzuschreiben".
K. Virchow, Über Schädel aus Süd-Amerika, besonders aus Argentinien und Brasilien. Z. E.V. 1881, 248.

1. Schädel von Negritus, Süd-Argentinien.
Die Nasen sind equalis, groß und stark, die Apertur meist weit, das knochen Nasenbein meist normal, manchmal die Mutter, dagegen der Assas an der Stirn breiter, die Stirnmasse greift über in dem Nasenfortsatz des Stirnhorns an, der Rücken tritt im Gassen stark hervor, aquilin, im oberen Drittel stark ausgehöhlt, von da vorgewölbt und dann wieder abgedrückte „Spitze“. Nasenrinne entweder ganz oder an der Spitze symmetrisch, einige mit Ansatz zur Bildung pränasaler Furchen, splanter Frontalnasalen. La und Zige von Wälder - verstanden zu erlangen, wie sie diese Rasse annehmen 1. Die geringe Capacität des Schädels von II von 1 unter 100 cc, Mittel 151,7. 2. Die ungewöhnliche Höhe und Ausdehnung der Plana frontalis, insbesondere gegen die hintere und obere Abzweigung des Schädels. Die markierte (gerund) bildet dabei ein Mittel- mit Hinterkopf nur ein breiter Rand, welches durch Knochentuberkel von Zochenschen begrenzt ist. 3. Eine diffuse, stellenweise in stärkere Wucherung überhöhte Hyperostose übertrifft einen beträchtlichen Teil der Calvaria. 4. Die bewegliche Nasenhypphe Anstellung des Schädels hat vorgezogene der unteren Abzweigung der Nase, und die obere Abzweigung hat auf ein Hinterhaupt ungewöhnlich hoch-interpretale Knochentuberkel hervorstehend. 5. Das Gesicht hat durch stark-Verlängerung der Wangen- und Oberlippenlippen hoch-interpretale Platyrrhine und starke alveolare Prognathismus des Kieferausstrichen. 7. Zahlreiche Spuren transitorischer Entwicklung lassen auf ähnliche Gewaldbeschädigungen schließen. 10. Schädel zeigen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Schädel einer Frau 1. aus Nevada, Nordamerika. s. über S. 86. (Abbildungen verfertigt)

II Schädel aus Nord-Argentinien und Brasilien. S. 86. Nicht definiert, verschiedenes, frühere Beschreibung der Dolichocephal. Schädel weit dolicho - nur diese Struktur nicht a. in dem Hinterkopf mit Stirn abwärts b. brachycephal und mesocephal. An der Untersuchung und besonders die Beschreibungen und statistischen Zahlungen der individuellen Beschreibungen (Zusammenfassung) wichtig. Einsteiner der kassische Gebirgsgegend, Os Jere, Stamm, Proc front. Synostose der Nasenbein sehr wenig pathologische Erscheinungen mit Aussehen d. Zähne verglichen. Das Os Incae Land sich 2 mal unter 100 Schädeln = 12%, bei den Östlichen Amerikaner nach Aussehen zu 12%, bei den Peruaner Virchow 62%, nach Aussehen zu 12%.

R. Virchow, Das lewische Kind Otto Pahlitz. Z.E.V. 1881, 415.

R. Virchow, Kardiologie der Hahnse. Z.E.V. 1881, 54.
R. Virchow und E. Solzer, sogenannte Pflanzlein an alten Mannknochen. Z.E.V. 1891, 692. Der Knochen ist von einer Umhüll verengert, beständig länglich mit kleineren assistieren von letzter Canale durchgezogen, ganz so wie an W. Rung durch Falopias (Myodes ossificans) erzeugt an des Knochen der nachstehenden. Derliche Becken nachgemessen hat Virchow sah ähnliche Knochenentzündungen an Schädeln von Portorico.

R. Virchow's Archiv, Bd. 166, 1905, 47 ff. E. Huesterdt, Beitrag zur Genese des Scabies mit grünen Knochen auf die Hypostichische Lumbali bei 99.
R. Virchow's Archiv, B. E. Jacobson-Kopenhagen, Ein seltener Fall von metastatischer amyloidem fortgeschrittenen Riesenschwamm (nach Abtragung). 189, 103. 104. dass der Anamnese bei früher völlig normale Individuum etwa im Pubertätsalter erst später eine abnorme starke Entwicklung an seiner peripheren Körperpartie (Nase, Unterlippe, Unterarm, Oberarm, Hände, Füsse u. s. w.) eintritt, besteht in diesem Falle der fortwährende Vergrößerung von der Geburt, ein Riesenschwamm, fast; Theil des Kopfes, des Gesichts, der Gelenke, der Brusttasten umfassen Seite des Kopfes, Vergrößerung einer ganzen (rechten) Ober- und der ganzen (linken) Unterarmstrecke. Die obere Extremität, Vergrößerung beider. Der wahre Riesenschwamm (rechter) Art ist immer angeboren; die Herminie der Riesenschwammbeine der einzelnen Teile ist es meist peripherische. Theile der untere normal.

Waldayer, Ein vollständig erhaltenes Dayak-Schädel. Z.E.V. 1894, 303.

J. Weisberg, Die Gehirnvindungen bei des Esten, Jurjew (Dorpat) Mattiesen. 1894.

E. Zuckerkandl, Zur Craniologie der Nias-Inseln. Mit 1 Taf. Mitth. anst. Ges. Wiss. XXIV, 18 ff. XIV, 215.
A. Weisberg, Die Oberschädelreihen. Mitth. Wiener anst. Ges. XXIV, 18 ff. XIV, 215.
S. Weissinger, Über die Formen der Hand und des Fußes. Z.E. 1894, 321.

II Ethnologie.

I Ausseuropäische Völker und Allgemeines.

Th. Acheul, Über Mythologie und Cultus von Hawaii, Brauchschreibung. Vieweg und Sohn. 1894.

V. Andrae-Wehrburg, Über einige Resultate der modernen Ethnologie. Correspondenzblatt. 1891, 8.

Hartels, Fluss das Weib. U. v. a. bearbeitete und stark verarbeitete Auflage. Leipzig. Vieweg'sche Verl. 1905.

K. Barthel, Völkerbewegungen auf der Südhalbkugel des östlichen Kontinents. Mit einer Karte. Leipzig. 1891.

A. Bastian, Die amaranische Schöpfungs- und Weltgeschichte. Berlin. Felber. 1904.

Zur Mythologie und Psychologie der Negriten in Guinea, Berlin. Drei Reimer. 1894.

Controversen in der Ethnologie, II. Soziale Unterlagen für rechtliche Institutionen. Berlin. Weidmann'sche Buchhandl. 1891.

Controversen in der Ethnologie, III. Über Fetiche und Zauberkünste. Berlin. 1891.

Controversen in der Ethnologie, IV. Fragestellung der Finlänischen. Berlin. Weidmann'sche Buchh. 1891.

Die ethnologischen Notizen. Herausgabe von der Direktion des k. Museums für Völkerkunde. Berlin. I. u. II. H. H. 1905.

Grabschrift. Darstellung des indiduenischen Weltsystems. Mit Taf. Z. E. V. 1897, 277.

Arbeits- und Hagen. Z. E. V. 1899, 416.
E. Buzak, Sagen der Indianer an der Nordwest-Küste Amerikas. Z. E. V. 1901, 291.

Paul I. Bresson, Materialien zur Sprachkunde Brasiliens. Z. E. V. 1894, 113.

E. Brühl, Ethnologisches von Venezuela. Nordküste. Z. E. N. 1893, 32.

Dr. I. Brühl-Perle, Eine Veneralia. Z. E. V. 1893, 35.

E. Fraxmann, Das Glück von Chama. Zur Maya-Weltanschauung. Z. E. V. I. 212. 1890.

E. P. Bräuer, Ein Bilderlass mit Darstellung von Vampyrkriegen. Zeitschr. für die Ethnologie. 1891.

E. Solzer, Fildernormen. Gena der Maya-Schiffe. Ebroda. 578, 227.

Albert Grünwedel, Die Zaubermysterien der Orang Muten von Hoch-Vanhu-Stevens. II. 1. 1892, 71-100. Z. E. 1894, 111.

M. Hülsmann, Die Eingeborenen der Kapellen-Pflanze von Formosa. Mit 31 Text-Tabellen. Mitth. anst. Ges. Wiss. XXIV. 18 ff. XIV, 186.

W. Köppen, Die Deszendenz des Menschengeschlechtes. An der Naturh. Gl. 1891, 18. Jun 1893. Sehr anregende und interessante Zusammenstellung.

E. Krause, Ein egyptischer Leinwand. Z.E.V. 1893, 146.

L. Long, Die Heiligtümer, historische und experimentelle Untersuchungen. Berlin. 1894. G. R. E. (Siehe auch 1894 Virchow's Archiv wo die einzelnen Abhandlungen erschienen.) Sehr wichtig.

E. von Meißner, Die Deszendenz des Menschengeschlechtes. Z. E. V. 1894, 271.

F. v. Luchan, Ein Heiligtum aus dem Reiten von Sibabye Sibabye. Z. E. V. 1894, 411.

Zur Ethnographie der Moth. Insel. Der anthropologischen Gesellschaft in München zu einem 25jährigen Stiftungsfest gewidmet. Hagen. A. f. Ethnographie. VIII.

Mooss, Notizen der Indianer an der Nordwestküste Amerikas. Z. E. V. 1895, 185.

M. B. Meyer, R. Parkinsson. Album von Papua-Terra. Neu-Guinea und Kamaic-Archipel. Hagen. 610 Abb. auf 64 Taf. Dresden. Steingl. u. Meißner.

Die Phylaxien. II. Negriten. 10 Taf. n. 10 Holzschnitt. Dresden. Steingl. u. Meißner. 1893.

Hermann Meyer, Hagen und Pflanz in Central-Brasilien. Mit 1 Taf. Leipzig. Hildberg. Inst.

J. R. Mücks, Horde und Familie in ihrer ursprünglichen Entwicklung. Stuttgart. F. Enke. 1905.

Th. Frensch, Die Begräbnisstätten der Amerikaner und Nordamerikaner. Die Begräbnisstätten der Hochkulturen. 1893.

Schellbach, Kienfaser-Platten aus Guatemala (als Spiegel (Antiken-Spiegel) benutzt). Z. E. V. 1894, 323.

E. Schuchardt, Die vorgeschichtlichen Indianer Nordamerikas. Arch. f. A. N. H. I, 21 und Separatdruck Vieweg u. Sohn in Braunschweig. 1894, 95.

Reise nach Südindien. Leipzig. W. Engelmann. 1894, 95.

L. v. Schröder, Ueber die Entwicklung der Indologie in Europa und des Beziehungen zur allgemeinen Völkerkunde. *Mith. Ges. Wiss.* XXV. (N.F. XV.) 1.

E. Schartz, Das Aegaeu-Oriens und verwandte Probleme. *Abhand. philol.-hist. Classe u. sächsischen Ges. der Wiss. u. Schönl. d. B.* 10. 1892.

G. Schwabertsch, über seine Reisen in der Colonie Eritrea und Scheldelände in Kobotu. *Z. E. V.* 1894. 105.

Schwarz, Hochstiegengeographie der ersten Volksblumen der Stadt Ansbach und Friburg in Ansbach. *Z. E. V.* 1904. 461.

H. Stolpe, Ethnographische Untersuchungen in der Oranienburg der Naturforsch. 16. Teil. *Mith. u. Anthropol. Ges. Wiss.* XXII. 18. 1903. II. (Evolutions-Oriens und die oriental. Art. of orange project. *Transactions of the Rockefeller Literary and Scientific Society.*)

W. Velt, Beiträge zur Anthropologie der Stämme. *Arch. f. A.* XXIII. 97 f.

L. Wenzelberg, Ueber die zum mongolischen Rassen gehörenden Spinnweb- und Schatzspinnen. *Wiener anhr. Mittheil.* 1894. XXV.

2. Europäische Völker und Verwandtes.

a) Ausforschung.

Richard Andree, Braunschweig. Die Stämme des sächsischen Stammes im Braunschweigischen. *Z. E.* 1893. 53. Mit einer Tafel und Abbildungen im Text.

— Die Wendschlöcher im Wandel bei Varelde. *Gleibitz.* XLVI. 2.

J. Bär, Das Vorpommern. *Neues Jahrbuch. Vorpommern.* Heft 1. 1893. 45.

G. Bascardi, Die Haarforschung und ihre Ergebnisse in den Ostpreußen. *Mit. 100. Abh. Wiss. u. Hölder.* 1894.

Josef Egel, K. K. Regierungsoberamtsrat. Charakteristisch der Siedlungsverhältnisse. Mit Berücksichtigung der Freudenstadt. *Wiener. Lehmann und Wentzel.* 1893. 89. 61 S. 112. Tafeln.

K. Kraske, Die Harnkamen in der Oberlausitz. 2. Taf. *Neues Lausitz. Magaz.* LXX. 1. 1.

H. Lenz, Die slavischen Harnkamen der Umgegend Litvins. *Mit. XII. Teil. Zeitsch. d. V. f. L. G.* VII. 7. 1893.

O. Montelius, Zur ethnologischen Geschichte des Wohnhauses in Europa, speziell in Nordeuropa. *Mit. 44. Fig. Arch. f. A.* XXIII. 461.

Erbschiff, Die wappensprachliche Benennung. *Monatssch.* LXVIII. 461. 1893.

A. Treichel, Giebelverzierungen aus Westpreußen. *Z. E. V.* 1894. 106.

G. Trimp, Harnkamen, Rassen- und Buchstabenchrift. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. d. Harzgegend.* 1894. 8. 8. F. Zillner, Der Harnkamen im Siedlungsgebiet. *Mith. Ges. Solzberger Landsh.* XXXIII. 115. XXXIV. 1.

b) Namenforschung und Sprachliches.

M. Fastinger, Die Kirchenpatronen des M. Petrus und des hl. Marius in der Erbschiffen Mitten-Preußen und deren ethnographische Bedeutung. *Monatssch.* Mit. Ver. Oberbayern. 1894. 1. 2.

Gradi, Deutsche Volksausdrücke. Beiträge aus dem Erdkunde der Geschichte des Spiesch und Theaters. *Mith. Ver. Gesch. d. Deutschen in Hohen.* XXXIII. 171. 172. 316.

Ang. Hartmann, Deutsche Mundarten-Handschriften in Vögel. *Festschrift zum Hess. Sachse-Jubiläum.* 1. Nov. 1904. *München. Kauer.* 1894.

K. Kraske, Die slavischen Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. *Festschrift. Neues Lausitz. Magazin.* LXX. 47.

K. Kraske, Die Mundart des Kreises Guben II. *Niederlausitzer Mit.* III. 261.

K. Bach, Germanische Völkernamen. 2. deutsche Alterthumskunde. *Deutsche Literatur.* XXXIX. 31.

Neubauer, Ueber die germanischen Tausch- und Heiligennamen. *Mith. Ver. Gesch. d. Deutschen in Hohen.* XXXIII. 105.

A. Wenzelberg, Die Orts- und Flurnamen in der Umgegend von Ergsbach. *Münchener Beitr. z. Anthr.* XI. 1.

c) Volksmedizin, Baumkult und Verwandtes.

M. Bartels, Ueber Knechtelbehrungen. *Z. des Ver. f. Volksk.* 1894. 1.

— Die Verteilung des Steinbehrerglaubens. *Z. E. V.* 1894. 101.

— Alterthümliche Amulet-Orakel, aus dem 10. Jahrhundert. *Ebenda.* 1894.

Die Frit in Bogadlin, *Neues Gelnau.* *Ebenda.*

M. Heffer, Völkernamen beim St. Leonhards-Kult in Oberbayern. *H. Thal.* *Münchener Beitr. z. Anthr.* XI. 43.

— Die Jagd im Bode. *Volksmedizinische.* (Atlas und Epithesen zum Buchen.)

F. Grabowski, Die Orts- und Flurnamen auf dem Tausch in Erbes. *Gleibitz.* LXVIII. 1.

E. Lenz, Angehörige Harnkamen in Ostpreußen. *Z. E. V.* 1894. 47.

J. Sopp, Der Baumkult in Altpreußen und die mehrfachen Schutzgötter. *Monatssch. Mit. Ver. Oberbayern.* 1894. 12.

A. Treichel, Volksmedizinisches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreußen. *Alpina. Mon.* XXXL 102 f.

H. v. Wilschki, Die Lappennamen im magyrischen Volksleben. *Mith. anhr. Ges. Wiss.* XXV. (N.F. XV.) 12.

d) Allgemein.

R. Andree, Die Hiltelbille. *Z. Ver. Volksh.* V. Berlin. 1893.

Reckendorf, Festschrift. *Harz-Monatsheft.* 1894. Januar.

G. Bascardi, Mittheilungen und Anfragen zur bayerischen Volkskunde. *Herzogshofen im Auftrag des Vereins für bayerische Volkskunde aus München.* 1. Jahrgang. 1893.

K. Heffer, Ueber die Entstehung der Sage von unterirdischen Gung. *Bl. Mit. Jahrbuch. des Alterthumsforschenden Ver. in Hohenhausen.*

Harnkamen, Ueber Dolmetscherübersetzung aus völkermittelaltlichen Harnkamen. *Bayrischer Volksk.* 1894. 44.

— Neuburg a. D. und seine Umgebung. *München. K. Pohl.* 1893.

W. Heiss, Die geographische Verbreitung der Tauschblätter. *Mit. 2. Lichtdruck.* *Mith. anhr. Ges. Wiss.* XXIV. (N.F. XIV.) 211.

Haller, Pommersche Grenzgebiete. *Mith. Ges. Solzberger Landsh.* XXXIV. 100.

K. F. Kuladi, Die Harnkamen. *Wien.* A. Hölder. 1894.

G. Krauss, Ueber meine Kirchengebäude Oberbayern. 4. Abh. *Oberbay. Arch.* XXXVIII. 621.

Lehmann-Nitsche, Jetzige Verwendung von Köhnenhosen (Tüben) der Züge oder des Schals als Trankörben an Wasserflächen in Tirol. *Z. E. V.* 1891. 104.

E. Lenz, Spinn-Apparat und Nihilismus der Zonen. *Z. E. V.* 1894. 477.

J. Lenz, Nordbaltische Legenden. *Z. E. V.* 1894. 103.

W. v. Schleichberg, Volksmedizinische Mittheilungen. *Z. E. V.* 1894. 106.

— (Ethnographische) Steinalterthümer in Oberbayern. *Z. E. V.* 1894. 104.

W. Schwerts, Der Molaja-Warm im Egnatia. *Z. E. V.* 1893. 85.

W. Schwerts, Nachrichten prähistorischen Volkslebens im Harnk. Mit einem Anhang über eine Heusenfeld der Harnk. und die sog. Heusenfeld. *Wien.* O. Schönbach.

W. Schwerts, Ueber den Gegenstand. *Ver. Volksh.* 1894.

A. Treichel, Volkskult im Volksleben aus Westpreußen. *Danzig. Th. Heffing.* 1893.

— Kleine völkermittelaltliche Mittheilungen. *Ur-Quell. V. VI.*

— Erdfälle bei Korne. *Kr. Hermit. Danz. Z. Nr. 21231.*

— Beiträge zu Schalenverzierungen und Verwandtes. *Z. E. V.* 1894. 410.

— Zergliederungen aus Preußen. *Ur-Quell. V. 8. & 78. 910.*

— Die Schwedenachsen bei Zedlin. *Kr. Stelp. Pommern. Nachr. über deutsche Alterthumsk.* 1894. 12.

— Kartographie und Landkarte aus Westpreußen. *Ur-Quell. V. 107. 8.*

— Norddeutsche Stämme und Landschaften. *Z. f. hist. Ver. f. Marienwerder.* 1894. 132.

— Wall bei Gross-Pascha. *Kr. Pr.-Stargard. Nachr. über deutsche Alterthumsk.* 1894. 2.

— Beiträge zur germanischen Götterlehre. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. d. Harzgegend.* 1894. 8. 6.

— Die Harnkamen des Amts Borsdorf. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. d. Harzgegend.* 1894. 8. 11.

— Weisswasser, Ueber die siddrischen Ostpreußen. *Z. E. V.* 1894. 101.

— Die siddrischen Juden. *Mit. II. Fig. A. A.* XXXII. 347.

L. Wiesner, Der Frankentum. *Philo. Geseh. d. Geseh.* 1894. 103. 8.

F. Zillner, Der Harnkamen in Solzburgerben. *Mith. Ges. Solzberger Landsh.* XXXIV. 1.

— Die ethnologische Forschung in Hohenhausen. *Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthumsk. Hohenhausen.* XXVII. 1.

III. Urgeschichte.

1. Oberstein und Alterthum.

G. Eberhard, Die Cosmogonie von Kant. *Wien. Frick.* 1893.

J. Müller, Ueber Urgippen und Heimat des Ursteinen. *Stargard. Ferd. Eke.* 1894.

A. Nebrüg, Ueber Wirbelthier-Reste von Kluge. *Neues Jahrb. f. Min. Geol. Paläont.* 1893. 1.

— Die angehörliche Verwendung von Harz-Unterleibern aus Zerschlagen von Knochen. *Z. E. V.* 1894. 105. *Danz. K. Virchow.* 527.

— Ueber die siddrischen Menschenknochen aus dem Diluvium von Tausch bei Weimar. *Naturw. Wechschr.* 1893. X. 31. S. 269. Berlin.

Fritz Mülling, Ueber das Vorkommen von behaarten Frauenstein-Splinters in Unter-Floresen von Ober-Preußen. *Mit. Abh.* *Z. E. V.* 1894. 471.

Dann Virchow, Er erhebt an, dass die Feuersteinliche vielfache Eigenschaften darbieten, welche am leichtesten auf menschliche Einwirkung bezogen werden können, indem zeigt keine der Stücke eine bestimmte absichtlich bewirkte Form an, meinten sie der ausgedehnte Rand mehrerer Stücke bemerkenswerth. A. Voss glaubt ein einzige stückliche Schlegelmarken zu sehen.

M. Schlosser, Ueber Flintenarmchicken in Franken und die Verhältnisse zu den Ablagerungen am Schwabenthal bei Schaffhausen, Jahrb. f. Mineralogie, 1890. 210 = Correspondenz, 1890. 1.

O. Schüttenack, Diluvial-Funde von Tannob (Weimar), Z.E.V. 1894. 92.

A. Stoeckeburg, Les mammifères post-pléocènes de l'Est de la Russie. Bull. Soc. Impériale des naturalistes, 1894. 135.

C. Streckmann, Ueber die Jagd- und Hausgeräthe der Urbewohner Niedersachsens. Z. d. histor. Ver. f. Niedersachsen, 1900. Hannover.

A. v. Török, Der paläolithische Fund aus Miskolc und die Frage der diluvialen Menschen in Ungarn. Ethnol. Mith. aus Ungarn, 1890.

Török, Ueber die neue paläolithische Eintheilung der Steinzeit. Corr.-Bl. 2. 1890.

a) Funde im Löss.

K. v. Weisner, Der prähistorische Woboplatz und die Höhlenfunde bei der Löshöhe, südöstlich von Lobositz an der Elbe. Z.E. 1896. 48.

Klement Čermák (Čauale), Ueber die Fundamente der geschweiften Becher in Čauale (Böhmen) und das Alter der dortigen Jägerzeit. Lössschichten. Z. E. V. 1901. 466. Schlichtung. Auf Glimmerschiefer liegt zunächst Kies und Schotter, was Meter dick, mit Rhinoceros- und Mammoth-Knochen. — Auf diese folgt erst der Löss, dieser ist länger und enthält in der Mitte etwa Kohlen und zerlegliche Hirse- und Kestrelschnecken, der oberste Schicht des Löss ist bräunlicher gelblich, und enthält zahlreiche Objecte der beginnenden Bronzezeit. Diese Schicht ist daher nach dem Funde u. für älter, die unteren Schichten, die aber nicht scharf von der oberen abgetrennt sind, für diluvial.

b) Neolithische Periode.

Butmir-Epochen.

W. Kadišak, Die neolithische Stätten von Butmir bei Sarajewo in Bosnien. I. Plat. 20 Taf. 93 Abb. im Text. Fol. Wien. A. Bohlsche, 1900.

K. Virchow, Die Conferenzen zu Sarajewo. Z.E.V. 1903. 30. A. Voss, Siebenbürgische und Bosnische Funde (Tordoch und Bosnien). Z.E.V. 1905. 129.

J. Kruke, Die neolithische Stätten von Bosnien bei Sarajewo in Bosnien. M. Allg. Z. Hll. 19. 1903.

Götte, Neolithische Fragen (Butmir). Globus. LXVIII. 6. 94. 1903.

Steinbeile aus deutschen Fundorten mit Schäftungsritzen.

Dames, Bearbeiter Stein von Niederachawen von der Form der amerikanischen Temahawka. Dam Voss, Olschensee. Z.E.V. 1894. 830.

Armin M. Müller - Virchow, Ein Steinhammer (mit Abb.) von Typus des Hammers von Niedersachawen, ähnlich wie in America. Virchow brachte solche auch aus Frankreich mit, wobei sich dass mehrere einfinden. In Deutschland finden sie sich in der Umgegend von Bergzessen.

F. Reichmüller, Steinhammer mit Külle. Z.E.V. 1893. 135. A. Voss, Steinwerkzeuge mit Schäftungsritzen. Z.E.V. 1893. 137.

Allgemeines.

Grabowsky, Vorgeschichtliche Feuersteinzeuge aus der Umgegend von Frauschneg. Z.E.V. 1894. 571.

E. Krause, 1. Steinwerkzeuge aus dem Kreise Neuhaudcaulden. 2. Ueber die Steinwerkzeuge aus dem Kreise Neuhaudcaulden. 1894. 318.

Frl. M. Lehmann-Fillitz, Ueber den Thorhammer. Z.E.V. 1894. 318.

Frits Nittling, Vorkommen von (neolithischen) Werkzeugen der Steinperiode in Birna. Z.E.V. 1894. 308.

O. Schüttenack, Ueber das Vorkommen von Jagd- u. Ober-Baum. Z.E.V. 1894. 266.

V. K. von Weisner-Frag, Eine neolithische Anordnung der Uebergegensätze bei Lobositz an der Elbe. Z.E. 1899. 101.

Allgemeine prähistorische Archäologie.

Allgemeines.

Belts, Die Sammlung von Handlicher Alterthümer in Schweden. Nachr. über deutsche Alterthümer. 1893. 2.

Fundbesitzer des Schwabenthal umfassen die vorgeschichtliche, römische und merovingische Alterthümer hangen von weißerzeugen Anthropologischen Verein unter der Leitung von Prof. Dr. G. Hart in Stuttgart. 1890. I. Jahrg. II. Jahrg.

Karl Hagen, Helastische Hänggefäßfunde der Sammlung vorgeschichtliche Alterthümer in Hamburg. 4 Tafeln. 1900. Jahrb. d. Hamb. wissenschaftl. Anstalten.

M. Hörner, Zur prähistorischen Formeltheorie. I. Theil. Mit 23 Abbildungen. Abh. d. Prähist. Commission d. K. Akad. der Wissensch. 1893. 2.

M. Hörner, Urgeschichte der Menschheit. Mt. 48 Abbild. Sammlung Göschen. Stuttgart. 1895.

M. Neick, Vorschläge von Lagerungsanordnungen zum Schutze der vorgeschichtlichen Alterthümer. Wien. Central-Comm. für Kunst u. hist. Denkmale. 1904.

M. Hörner, Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. III. Bd. 16 Taf. 113 Abb. im Text. Lex. 95. Wien. C. Gerold's Sohn. 1903. Inhalt:

Archäologie. Fiala, Et. die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasinac im Jahre 1903. 2.

Fr. Fiala u. W. Kadišak, Die Nekropole von Jercine in Pritoka bei Bihač. 39.

— Der prähistorische Friedhof von Ripak bei Bihač. 218.

C. Traubekka, u. C. Patsch, Römische Funde im Laventhal. 1900. 227.

W. Kadišak, Die römische Anordnung von Majdan bei Vucar Vukaj. 285.

Fr. Fiala u. C. Patsch, Untersuchung römischer Fundorte in der Herzegovina. 337.

W. Kadišak, Archäologische Tagebuchblätter (Forts.) 284.

L. v. Thallwitz, Bruchstücke aus der Geschichte der nordwestlichen Balkanländer.

V. Jajic, Einige Worte über bosnische Schriftarten auf Grabsteinen. 336.

C. Traubekka, Die bosnische Grabdenkmäler des Mittelalters. 418.

C. Hörner, Epigraphische Denkmäler aus dem Mittelalter. 491.

C. Traubekka, Eine apokryphe Inschrift des Herzogs Stephan aus der Kirche zu Goradac. 509.

— Prähistorische Brunnen aus dem Bezirk Prozer. 310.

— Steinbeile-Tumuli in der Herzegovina. 312.

M. Hörner, Vordrucker Grabstein von Jercine. 316.

Fr. Fiala, Archäologische Notizen. 318.

C. Traubekka, Ausgrabung einer römischen Ruine in Vukar, Herzegovina. 327.

C. Patsch, Zwei römische Ziegelbrüche. 328.

C. Traubekka, Eine Abtragungsmasse. 328.

P. Hoffner, Ueber die Lage einiger in der Urkunde König Sigismund von Jahre 1426 erwähnte Ortschaften.

Volkskunde: L. Kostic, Sclavische Volkskundeausprüche primitiver Art. 333.

L. Gülich, Die Volksbehandlung der Tollwuth in Bosnien und der Herzegovina. 339.

S. E. Ugljan, Ethnographische Varia. 352.

St. K. David, Wie unser Volk denkt. 354.

J. Zevak, Erzählungen im Han und Anderen. 366.

C. Hörner, Ein alter Holzscher. 371.

F. Fiala, Fingerringe bekommen an dem Hasbros mess Dudenbüchlein. 372.

R. Lilak, Die Erzeugung lebendiger Feuers in Bosnien und der Herzegovina. 374.

L. Grčić Bjelokulic, Nichts von Teufel heile lassen! 374.

T. A. Bratič, Die Herzoegquelle und die Grlschburg. 376.

N. Baridic, Thalpinia in der Herzegovina.

P. Mirkošic, Das Grab des Aly Boy.

Einzel-Publikationen.

Beblin, Rausfeld bei Niewitz (Kr. Luckau). Z.E.V. 1894. 471.

Buchholz, Oesterreichische Gräberfelder von Gosau, Kreis Croden. Nachr. über deutsche Alterthümer. 1895. 1.

Kusse, Gräberfelder der Bronzezeit. I. Seefeldens, 2. Vögelung. Niederösterreich. Mith. III. 602.

Edrman, Einige vorgeschichtliche Funde aus Hohenzollern. Mith. Ver. f. Gesch. u. Alterthums. Hohenzollern. XXVII. 187.

J. Fink, Flachsgräber der Mittel-Lössen-Periode bei Manching. Mittheilungen von D. W. M. Schmidt und Prof. W. Kriess.

F. Doppelthal, Münch. Beitr. z. Arch., XI. 81.

K. Friedel, Ein neuer Hasenberufend an der Oder-Gegend. Z.E.V. 1898. 141.

A. Götte, Depotfund von Klein-Mantel, Kreis Königsberg (Neumark). Nachr. über deutsche Alterthümer. 1895. 1.

Grömpfer, Mittelalterliche Bronzefunden, Schönebeck. Vorst. in Bild u. Schrift. 1893. V. 187.

K. Göttemann, Die Hallstattgräber von Egshole, Kreis Colmar in Elsass. Nachr. über deutsche Alterthümer. 1895. 2.

J. Hampel, Skythische Denkmäler aus Ungarn. Ethnol. Mith. aus Ungarn. 1895. 1.

J. Hiltner, Die bevoölkerungs-almanische Gräberfelder in Zürich. III. Z.E.V. 1894. 329.

O. Helm, Chronik Untersuchungen westpreussischer vorgeschichtlicher Bronze- und Eisenfunde, insbesondere des Antennschalles des Rheins. Z. E.V. 1903, I, 37.

M. Hörner, Ausgrabungen auf dem Castellum von Villanov am Quers in Istrien. Mit 108 Text-Blatt. Mitt. anthrop. Ges. Wien. XXIV, (N.F. XIV) 183.

F. Jager, Prähistorischer Fund von Circespates. Z. E.V. 1903, III, 49.

G. Jech, Vorgeschichtliche Wälle und Wohnplätze in den kleinen Gebirgszügen des Herzogtums Sachsen-Meiningen und Coburg. Arch. f. A. XXIII, 77.

H. Jantsch-Göbel, Grabfelder aus dem West-Sterbarg. Kreis. Z. E.V. 1904, 473.

— Das Grabfeld bei Jantsch, Kr. Guben, Niederlausitz. Mon. III, 403.

E. Krause, Hegerfelder und Flachgräberfeld bei Löss, Kr. Zauch-Belzig. Nachr. über deutsche Altertumsk. 1903, 1.

H. Lohrer, Ueber alte Größelsteinen in Sibirien und der Mongolei. Mit. anth. Ges. Wien. XXV, (N.F. XV) 8.

Hr. Lehmann-Filbs, Die Tempelruine im städtischen Bland. Z. E.V. 1905, 81.

R. Lohmann-Nitsche, Ein Bronzedeufend von Vachdorf bei Bogen, Oberbayern. Münch. Beitr. z. Anthr. XI, 101.

L. Lissner, Vorgeschichtliche Grabhügel in der Eifel und im Hochwald. Mit 107 Text. Jahrbuch. Ges. sächsische Forschungen. 1904.

L. Lissner, Bildnisse und Symbole in den Pfeilhaften des Bronzezeitens. Mit 48 Abb. Arch. f. A. XXIII, 181.

Lissner, Das Grabfeld am Heidenberg bei Dahnendorf, Kreis Zauch-Belzig und Glockenformige Gräber insbesondere. Z. E.V. 1903, 97.

L. Mestorf, Die Hackelfelder im Museum vaterländischer Altertümer zu Kiel. Kieler Mitth. VIII, 1903.

— Ueber den Teuchter Sibirien. Z. E.V. 1904, 313.

O. Montelius, Fundet aus Schweden. Uebersetzt von Kasperl. Mit 19 Fig. Arch. f. A. XXIII, 453.

J. Neuber, Neue Forschungen der prähistorischen Forschung in Bayern. Frankf. Zeit. 1904, (N.F. XV) 8.

— Die Bronzzeit in Bayern. 1904, 404. München. Neueste Nachrichten.

R. Kutschera, Die germanischen Begräbnisstätten zwischen Burg und Wupper. Nachr. über deutsche Altertumskunde. 1903, 2.

— Zwei prähistorische Begräbnisstätten in der Eifel und an der Elbe. Z. E.V. 1905, 26.

E. K. Kähler und W. Reich, Archäologische Tätigkeit im Jahr 1903 in Preussens. Z. E.V. 1904, 218.

Dr. W. M. Schmidt, Spangenberg bei Krambach. Münch. Beitr. z. Anthr. XI, 103.

— Epigraphische Forschungen aus der Völkerwanderungsperiode. Mit 46 Abb. Münch. Beitr. z. Anthr. XI, 104.

— Einige neue Fundstellen in Bayern. Münch. Beitr. z. Anthr. XI, 109.

— Heben von Bronzebesen prähistorische Forschungen im Stäpfer. Münch. Beitr. z. Anthr. XI, 99.

Schwaner, Bronze-Drachentopf von Schwemmer-Pumern. Z. E.V. 1904, 465.

W. Sghies, Zwei Grabhügel bei Schleswig. Kieler Mitth. VIII, 1903.

— Skelettfunde Altertümerdenkmäler. Kieler Mitth. VIII, 1903.

Stephan, Urkunden aus der Umgegend von Fürstenwalde. Niederlausitz. Mitth. III, 267.

Stitzinger-Baumgarten, Alte Bronzen aus Hannover. Z. E.V. 1904, 379.

J. Szombathy, Prähistorische Erkennungsanstalt auch der Bohemia in Jahre 1903. Časopis. 1904.

— Neue kural veraltete Götterbilder aus Krain. Mit 1 Taf. u. 1 Text. Mit. anth. Ges. Wien. XXIV, (N.F. XIV) 177.

— Ein Tumbus bei Langenloos in Niederösterreich. Mit 21 Abbildungen. Mitth. d. Prähist. Commission d. k. Akad. der Wissensch. III, 1, 3.

A. Vatz, Altertümer der Umgegend von Lande, Kreis Westpreußen. Nachr. über deutsche Altertumsk. 1903, 1.

Fr. Weber, Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Münch. Beitr. z. Anthr. XI, 80, 297.

Zschirner, I. Gebrannte Wälle in Thüringen. 2. Der Wöllsch bei Hünneberg. Mitth. Ver. Gesch. u. Altertumsk. v. Edelz. XVI.

Slawische.

H. Jantsch, Germanen und Slawen in der vorgeschichtlichen Keramik des südlichen Deutschland. Globen. LXVIII, 1.

Niederer, Remerkungen zu einigen Charakteristiken der slawischen Gräber. Mit 20 Textillust. Mitth. anth. Ges. Wien. XXIV, (N.F. XIV) 184.

— Volkstümliche Rhythmen. Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung. Anz. die Österreichisch-ungarische Monarchie bei Wort und Bild. K. K. Hof- und Staatsdruckerei Wien, 1903.

Altägyptische.

L. Bröcher, Ithas, Mikari, eine vorgeschichte Insel des Griechischen Archipels. Mit Kurtz. Preussmann. Mitth. 1904, 256.

— Aegypten. Pauly Real-Encyclop. 1904, 1.

E. Glaser, Gemälde Altägyptens. Globen. Söhne Sax. 1894.

A. Güter, Neue Ausgrabungen in Hissarlik. Z. E.V. 1904.

M. Hörsner, Probleme der ägyptischen Kultur. Globen. LXVII, 3.

C. F. Lehmann, Ueber den gegenwärtigen Stand der metrologischen Forschung. Z. E.V. 1904, 104.

v. Luschka, Ausgrabungen von Sandakli. Z. E.V. 1901, 458.

— Zusammenfassender Vortrag mit Demonstrationen. — Altägyptische Maße. Z. E.V. 1903, 307.

Waldemar Wick, Ueber das Reich der Pharaonen. Z. E.V. 1904, 476.

Römische.

Dahlmann, Verfall und zerstörte Bronzebeschreibungen. Römische Helmfragmente. Verh. Nat. Ver. Oberpfalz und Regensburg. XXXVIII, 1904, 301.

L. DeWit, Architektonisches auf den Reliefs der Maren von Carnotum. Mit 1 Textillust. Mitth. anth. Ges. Wien. XXIV, (N.F. XIV) 231.

F. Heug, Vom römischen Grenzwall. Correspond. Bl. Gesamtver. d. deutschen Ges. u. Altromanismus. XXXIII, 4.

F. Heug, Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorchristlicher und römischer Zeit bei Amstette in Niederösterreich. Mitth. d. Prähist. Commission d. k. Akad. d. Wissensch. 1903, 1, 2.

S. Jeany, Bulleiche Uebersetzt von Brüggen. Mit 1 Taf. Jahrbuch. Vorpommerscher Museumsver. 1903, 3.

R. Köhne, Zum Verständnis der inkonzistenten römischen Grenzschotteln. Bonner Jahrb. XXVI, 1903.

K. Köster, Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und frühchristlichen Zeit in den Rheinlanden. Mit 90 Abb. Bonn. Handl.-s. Verst. 1905.

Landmann, Das Katrum Alsbach bei Arnburg. Mitth. Oberhessischer Geschichtsver. N.F. V, 151.

— Ueber Verhältnisse der römischen Reichsgrenze auf der Strecke zwischen Gröningen und Arnburg. Mitth. Oberhessischer Geschichtsver. N.F. V, 178.

C. Mahlis, Archäologische aus den Mittelrheinischen. Mit Abb. A. A. XXIII, 183.

— Studien zur älteren Geschichte der Rheinlande. XII. Abh. 1. Grabhügelfunde der Pfalz. 2. Ausgrabungen der Heidenburg. Leipzig. Ducker und Humblot, 1905.

H. Mehlhager, Ueber Spuren römischer Dachstuhlformen in Carnotum. Mit 6 Textill. Mitth. anth. Ges. Wien. XXIV, (N.F. XIV) 217.

E. Paritz, Zur Bestätigung Karls des Grossen. Zeitschrift. Aachener Geschichtsver. 1901, 61.

H. Schenker, Skelettfunde mit römischen Beigaben von Rezel bei Pöln (Pommern). Nachr. über deutsche Altertumsk. 1894, 8.

Schmann, Skelettfunde aus Luverstein von der römischen Fundstelle in Ober-Mais. Z. E.V. 1903, 31.

Römische Botanik.

Aecherson, Die vorgeschichtliche Hirse (war Panicum Italicum, Kolbenhirse) P. sanguinalis, Büttner scheint es seit dem 18. Jahrhundert von den Südländern her Eingang in Deutschland gefunden zu haben, wo sie jetzt nur noch am Kolbitz in geringer Menge vorkommt. Globen. LXVIII, 6, 99.

O. Bartsch, Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- und Nutzpflanzen des alten Welt auf Grund prähistorischer Funde. Heftian Kura's Verlag. 1905.

Hoff, Müll, Porz, Hopfe und geschichtliche Notizen über grüne Getreide. Z. E.V. 1904, 199.

E. Lemke, Aus der Vorzeit der Küche. Brennberg. 245.

L. Kresse, im Pöschel, Die Nöh- und Grünsprosspflanzen der vorgeschichtlichen Epoche. Globen. LXVIII, 5, 91.

Herr Oberlehrer J. Welsmann, Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters:

Noch klingen die unvergesslichen schönen Jubiläumstage Innsbrucks mit ihren vielfachen Anregungen und ihren seltenen Ehrungen in unserer Erinnerung nach, und schon wieder können wir zu unserer nicht geringen Überraschung und Freude bemerken, wie man sich auch hier im vielgepriesenen Casse! bemüht hat, uns unseren diesjährigen 26. Congress möglichst an-

zugehen und anvergnügen zu machen.

Einen seit Jahren schon gehegten Wunsch, unseren Congress auch einmal im schönen Hessenlande feiern zu können, sehen wir nun zu unserer grossen Freude erfüllt und Dank der uns gewordenen Einladung seitens der städtischen Behörden und Dank der Opferwilligkeit unseres sehr verehrten Geschäftsführers des Herrn Dr. Menze konnten wir hier einziehen und auch Cassel unter die namhafte Zahl deutscher Städte einreihen, die der deutschen anthropologischen Gesellschaft schon die freundlichste und ausgezeichnete Aufnahme gewährt haben.

Möge unsere Anwesenheit auch hier eine für die Anthropologie recht förderliche sein und sich die Zahl unserer Freunde und Gönner, deren wir uns in ganz Deutschland, ja weit über die deutschen Grenzen hinaus, zu erfreuen haben, wieder recht wesentlich vermehren; ein Wunsch, der ernster Beherzigung wohl werth sein dürfte.

Ist ja doch das Interesse für die anthropologische Forschung allenthalben vorhanden, und wie oft fehlt es nur an recht eifrigen und berufenen Persönlichkeiten, um die vielen der Sache Nabestehenden zu sammeln.

Ich wäre überglücklich, wenn auch im schönen Cassel der diesjährige Anthropologen-Congress in dieser Richtung viele Früchte tragen würde. Ich lege die Sache daher vertrauensvoll in die Hände unseres Herrn Geschäftsführers.

Waren auch die Anfänge der anthropologischen Gesellschaft vor 26 Jahren noch recht bescheiden, so können wir doch heute mit grosser Genugthuung auf die stetige Entwicklung unserer Gesellschaft nach allen Richtungen hin hinweisen, und auch ich hin in der Lage zu stehen, dass wir nicht ohne Segen gearbeitet haben.

Der zur Verteilung gekommene Kassenbericht kann Ihnen auch ein recht erfreuliches Bild über die finanzielle Seite unserer Vereinthätigkeit geben, liefert er doch den Beweis, dass viel Tröpflein einen Bach geben, der in richtige Bahnen geleitet und fachentsprechend verwandt wird, schliesslich viel Erfriessliches zu leisten vermag.

Fleiss und Sparsamkeit haben auch hier ein recht achtungswerthes Resultat erzielen lassen und den Verein in die Möglichkeit versetzt, für seine wissenschaftlichen Bestrebungen auch stets die nöthigen Mittel zu finden.

Wenn auch unsere Einnahmequellen keine stabilen und höchst bescheidene (3 Mark Jahresbeitrag) sind, so sind wir doch Dank unserer treuen Mitarbeiter immer in der Lage gewesen, nicht nur unsere Ausgaben zu decken, sondern auch einen kleinen Sparfennig für aussergewöhnliche Ausgaben zurück zu legen, Mittel, die einem wissenschaftlichen Vereine zur Verfügung stehen müssen.

Unsere diesjährige Rechnung schliesst, wie Sie sehen, mit einer Einnahme von 16789,73 \mathcal{M} (wozu aber noch ziemlich erhebliche Rückstände an kommen haben) und mit einer Ausgabe von 18061,16 \mathcal{M} ab, so dass wir trotz unseres sehr hohen Druckkosten-Postens, mit einem Kassarest von 728,56 \mathcal{M} abschliessen können, wie Sie dies auf der 2. Seite des Berichtes ersehen wollen.

Die einzelnen Ausgabenposten entsprechen vollständig dem bei der letzten Generalversammlung genehmigten Etat, und bedarf es wohl keiner weiteren Begründung derselben.

Ausserordentliche Einnahmen und Ausgaben kamen im abgelaufenen Rechnungsjahre nicht vor.

Die zur Zeit noch rückständigen Beiträge dürften bei der Gewissenhaftigkeit der betreffenden massgebenden Persönlichkeiten wohl in der nächsten Zeit schon eingehen.

Und so möge uns denn das nächste Jahr nicht nur unsere bisherigen Freunde erhalten, sondern auch noch deren auch recht viele zuführen.

Mit diesem für ihren Schatzmeister gewiss sehr berechtigten Wunsche, schliesst derselbe nun seinen Bericht und bittet um Ihre Decharge.

Kassenbericht pro 1894/95.

Einnahme.	
1. Kassenvorrath von voriger Rechnung . . .	1081 14 \mathcal{M}
2. An Zinsen gingen ein . . .	674 - -
3. An rückständige Beiträge des Vorjahres . . .	375 - -
4. An Jahresbeiträge von 1738 Mitgliedern 4,3 \mathcal{M}	4933 - -
5. Für besond. rs aussergewöhnliche Besuche aus Correspondenzblätter . . .	10 30 - -
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes . . .	114 14 - -
7. Beitrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Druck des Jahresberichtes . . .	800 - -
8. Rest aus dem Vorjahre 1893/94, wüßber bereits verfügt (siehe Ausgabe) . . .	10683 54 - -
Zusammen:	16789 73 \mathcal{M}

Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten . . .	995 76 \mathcal{M}
2. Druck des Correspondenzblattes . . .	3694 2 - -
3. Redaction des Correspondenzblattes . . .	300 - -
4. An Handen des Herrn Generalsekretärs . . .	900 - -
5. An Handen des Schatzmeisters . . .	391 - -
6. Für Körpermessungen (aus dem Dispositionsfonds) . . .	33 30 - -
7. Für Ausgaben erhielt Herr Dr. Mallin in Dürheim . . .	83 - -
8. Zu gleichem Zweck erhielt Herr Dr. Eiden in Göttingen . . .	50 - -
9. Die Fr. Liss'sche Buchhandlung erhielt . . .	15 - -
10. Für den stenographischen . . .	250 - -
11. Der Vereinsleiter erhielt . . .	88 33 - -
12. Dem Münchener Lokal-Verein zur Herausgabe seiner Zeitschrift „Beiträge“ . . .	300 - -
13. Dem Württemberger Verein zur Förderung seiner Vereinswerke . . .	200 - -
14. Für die präliminäre Expedition . . .	4043 48 - -
15. Für die statistischen Erhebungen . . .	7049 14 - -
16. Für den Reservofund . . .	500 - -
17. Haar in Cassel . . .	729 56 - -
Zusammen:	18061 16 \mathcal{M}

A. Kapital-Vermögen

Als „Eigener Bestand“ aus Einzahlung von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar:	
a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Q Nr. 18110 . . .	600 - -
b) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. K Nr. 21119 . . .	300 - -
c) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. R Nr. 22109 . . .	300 - -
d) 4% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank Ser. XXIII (1893) Lit. K Nr. 41279 . . .	100 - -
e) 4% Pfandbrief der Süddeutschen Bodenkreditbank Ser. XXIII (1892) Lit. L Nr. 41279 . . .	100 - -
f) 4% hessische kgl. preuss. Staatsanleihe Lit. F Nr. 18293 . . .	300 - -
Hiess das Dr. Voigtel'sche Legat mit 5000 \mathcal{M} und zwar:	
g) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40129 . . .	100 - -
h) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40129 . . .	500 - -
i) 4% Hypothekenzins-Anleihe der Hamburger Bank Ser. 67 Nr. 26126 Lit. C . . .	300 - -
j) 4% Hypothekenzins-Anleihe der Hamburger Bank Ser. 78 Nr. 26126 Lit. C . . .	500 - -
k) Reservofund . . .	2500 - -
Zusammen:	6600 - -

R. Bestand.	
a) Bar in Kassa	4 778 56 $\frac{1}{2}$
b) Horen die für die statistischen Erhebungen und die pösk. Karte bei Merck, Fink & Co. deponiert	11008 54
Zusammen:	4 1882 10 $\frac{1}{2}$
C. Verfügbare Summe für 1893/94.	
1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 3 Mk.	4 5100 -- $\frac{1}{2}$
2. Bar in Kassa	728 58
Zusammen:	4 5828 58 $\frac{1}{2}$

In der letzten Sitzung wurde von dem Herrn Schatzmeister der folgende Etat der Versammlung vorgelegt und derselbe einstimmig genehmigt.

Etat pro 1893/94.

Einnahme.	
1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 3 Mk.	4 5100 -- $\frac{1}{2}$
2. An rückständigen Beiträgen	300 --
3. An Zinsen	250 --
4. Bar in Kassa	728 58
Zusammen:	4 6628 58 $\frac{1}{2}$
Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten	4 1000 -- $\frac{1}{2}$
2. Druck des Correspondenz-Blattes	1700 --
3. Redaktes des Correspondenz-Blattes	1000 --
4. Zu Händen des Generalsekretärs	600 --
5. Zu Händen des Schatzmeisters	600 --
6. Für den Diogenisfond	150 --
7. Für Ausgaben	100 --
8. Für den Steuergroschen	500 --
9. Für die Herausgabe der „Münchener Beiträge“	300 --
10. Dem Württembergischen Verein	200 --
11. Für die prähistorische Karte	200 --
12. Für die statistischen Erhebungen	800 --
13. Für diverse kleinere Ausgaben	78 58
Zusammen:	4 6628 58 $\frac{1}{2}$

Generalsekretär Herr Prof. Dr. Johannes Ranke-München:

Zum Kassenbericht habe ich noch einiges zu berichten.

Der Generalsekretär verliest hierauf noch das folgende

Protokoll.

Lauf Beschluss der General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft vom 24. bis 28. August 1894 in Innsbruck wurde auf Antrag des Schatzmeisters Herr J. Weismann Herr F. Straub Buchdruckereibesitzer beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Generalsekretär Herr Dr. J. Ranke k. Universitäts-Professor, eine Prüfung des Kapitalvermögens (A) sowohl wie Prüfung des Bestandes (B) der deutschen anthropologischen Gesellschaft vorzunehmen und der nächstjährigen Generalversammlung in Cassel Bericht über den betreffenden Prüfungsbebefund zu erstatten.

Die Unterzeichneten haben am anterem Heutigen die fragliche Revision mit größter gewissenhaftigkeit vorgenommen, und können hiermit in erfreulicher Weise konstatieren, dass das „Kapitalvermögen“, wie solches vom Schatzmeister der anthropologischen Gesellschaft in der Innsbrucker Generalversammlung im Einzelnen vorgezogen wurde, und das in Nr. 11 u. 12 des Correspondenzblattes Seite 180 von 1894 gedruckt steht, sowie die angestellten Quittungen des Bankhauses Merck, Fink & Cie. hier über den Bestand für die statistischen Erhebungen intakt befunden worden ist.

Was aus den Detailangaben zu ersehen ist, sind fragliche Wertpapiere durchweg sichere 4% Schuldverschreibungen, und ist bei Anlegung der Buarschaften mit grosser Vorsicht seitens des Schatzmeisters Herrn Weismann vorgegangen worden, wodurch wohl an-

Der-Flatt & Deutsch. A. G.

nehmen ist, dass für die Gesellschaft keinerlei Verluste zu befürchten sein dürften.

München, den 3. August 1895.

Firmian Straub,

Buchdruckereibesitzer.

Professor Dr. J. Ranke,
Generalsekretär der deutschen anthrop. Gesellschaft.

Der Generalsekretär fortsetzend:

Ich glaube, dass wir auch in dieser Beziehung dem Herrn Schatzmeister den besonderen Dank für seine Bemühungen ansprechen können, und dass das im vorigen Jahre gewünschte hiennt zur vollen Befriedigung der Gesellschaft erledigt ist.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Es wird beantragt, in die Revision des Kassenberichts einzutreten, und ich schlage Ihnen vor, dass Herr Dr. André, Oberstabsarzt Ruhe und Ortsgeschäftsführer Dr. Henze zu Rechnungsrevisoren ernannt werden mögen, der Bericht wird dann in der letzten Sitzung von den Herren erstattet werden.

(Die Herren Kassa-Revisoren sprechen in der dritten Sitzung die Entlastung des Schatzmeisters mit lebhaftem Dank für dessen sorgfältige Kassaführung aus.)

Wissenschaftliche Vorträge.

Herr Oberstleutnant a. D. Freiherr von Brackel-Mexico:

I. Die geographisch-statistische Gesellschaft in Mexico. II. Ueber Route eines von Freiherrn von Brackel entdeckten Systems prähistorischer Konstrastassen an der Westküste von Mexico.

I. Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich heute mich veranlasst sehe in dieser hochgeschätzten Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft das Wort zu ergreifen, vor so vielen Männern der Wissenschaft, deren Haupt mit den immergrünen Lorbeerkränzen des Ruhms gekrönt ist, welche nicht nur Deutschland, sondern die ganze gebildete Welt ihnen gesendet hat, so kann ich dabei nicht g-wiss nicht auf meine geringen Verdienste stützen, der ich es versucht habe als Deutscher für die Ausbreitung eines besseren Erkennens deutschen Wissens, Willens und Könnens zu arbeiten, und als Mexikaner, die weiterverbreiteten und tief eingewurzeltten Vorurtheile bekämpfe, die über mein Adoptivvaterland in der öffentlichen Meinung herrschen.

Als eines der vierzig wirklichen Mitglieder der geographisch-statistischen Gesellschaft Mexikos, und dem Einzigen derselben welches in Deutschland weilte, bewegt mich nur zum Sprechen in dieser hochachtlichen Versammlung die Erfüllung der angenehmen und für mich ehrenvollen Pflicht der deutschen anthropologischen Gesellschaft bei ihrer 26. allgemeinen Jahresversammlung in dieser schönen Stadt, den brüderlichen Gruss und freundschaftlichen Handschlag der ältesten und hochangesehensten, wissenschaftlichen Gesellschaft Mexikos zu überbringen um dadurch engere und innigere Beziehungen durch den Austausch gegenseitiger wissenschaftlicher Arbeiten anzubahnen.

Die mexikanische geographisch-statistische Gesellschaft wurde schon in den ersten Jahren nach der Unabhängigkeitserklärung durch den Generalpräsidenten Guadalupe Victoria gegründet und hiekt deshalb, als dritthalbte aller geographischen Gesellschaften der Welt, auf eine fast 70jährige Thätigkeit zurück, die

zum grossen Theil in ihrem Boletín niedergelegt ist, von dem jährlich 12 Hefte erscheinen, und erlaube ich mir eines derselben der hochverehrlichen Versammlung zur Ansicht vorzulegen, sowie eine Photographie ihres officiellen Sitzungssaales.

Männer von der Bedeutung eines Aleman, Manuel Orozco y Berra, Peña y Peña, Sebastian Segura, Altamirano, Francisco Pimentel y Heras, Joaquin Garcin Jcazualceta und viele andere haben ihr im Laufe der Zeiten angehört und andere gehören ihr noch jetzt an, doch nenne ich nicht deren Namen von Lebenden, da deren Bescheidenheit mir wenig Dank für diese in sich gerechtfertigte Namhaftmachung eintragen würde.

Die von der Regierung des Landes gegebenen Statuten der Gesellschaft sind denen der Akademie der Wissenschaften in Paris sehr ähnlich; ihre Mitglieder theilen sich nach denselben in 40 wirkliche Mitglieder (*socios de número*), in Ehrenmitglieder (*socios honorarios*) und Correspondierende Mitglieder (*socios correspondientes*) deren Zahl unbeschränkt ist und die im Lande selbst wissenschaftliche Hilfsabtheilungen bilden; im Anlande zählen zu denselben hervorragende Männer auf allen Gebieten der Wissenschaft, unter denen auch die Deutschen eine nicht unbedeutende Anzahl aufweisen können.

Wenn auch die geographisch-statistischen Studien die Hauptbeschäftigung der Gesellschaft bilden, so umfasst dieselbe statutenmässig doch alle Gebiete der Wissenschaft und zählt nach unter ihren Mitgliedern einige bedeutende Altertumsforscher und Anthropologen, die sich mit Eifer und Vorliebe Studien betreiben die analog mit den Bestrebungen dieser hochgeschätzten Versammlung sind.

Die geographisch-statistische Gesellschaft Mexikos nimmt bei der Regierung in wissenschaftlichen Fragen und Entscheidungen die Stellung einer beratenden Körperschaft ein, und daher ist ihr ständiger erster Präsident der jetzmalige Minister der öffentlichen Arbeiten (*Secretario de Estado del ramo de Fomento*), welche Stellung schon seit einigen Jahren der Ingenieur Don Manuel Fernandez Leal einnimmt. Der Vicepräsident, der die Leitung der Geschäfte und der Verhandlungen in seiner Hand hat, wird von den Mitgliedern der Gesellschaft gewählt und ist zur Zeit der Rechtsanwalt Don Felix Romero, Präsident und Mitglied des höchsten Gerichtshofes der Nation.

Unsere Gesellschaft steht schon seit langen Jahren in wissenschaftlichem Verkehr, mit fast allen geographischen Gesellschaften der Welt und vielen der hervorragendsten wissenschaftlichen Akademien, Institute und Korporationen Europas, Nord- und Südamerikas, Australiens und Asiens, deren Aufzählung ich weder vollständig geben könnte und welche diese Versammlung nur erwidern würde, daher erwähne ich nur die geographischen Gesellschaften von London, Paris, Petersburg, New-York, Wien und Berlin, sowie die Akademie der Wissenschaften in Madrid, das Institut der deutschen Seewarte in Kiel und das Smithsonian in Washington.

Ich habe geglaubt es dürfte diese Versammlung interessieren einige kurze Notizen über unsere mexikanische geographische Gesellschaft zu hören um die Wege zu freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehr mit derselben anzubahnen und zwar in einem Lande, das für die anthropologischen Studien ein so weites und wichtiges Feld eröffnet.

II. Ich erlaube mir nun trotz der knapp bemessenen Zeit und der Unvollständigkeit meiner Notizen auf ein

Thema überzugehen, welches hoffentlich diese Versammlung von der Wahrheit meiner vorstehenden Behauptung überzeugen wird, da es einen wissenschaftlich fast ganz unerforschten Landtrich behandelt, wie es deren in ähnlicher Lage noch manche andere in Mexico bei seinen riesenhaften Ausdehnungen gibt.

Ich will dieser hochverehrten Versammlung von dem Distrikt von Coacalcan erzählen, der zum Staate von Michoacan, dem alten Königreiche der Tarascan gehört, einem der wichtigsten Volkstämme die Neu-Spanien einverleibt wurden, aus welchem letzteren die jetzige Republik Mexiko hervorgegangen ist.

Es ist leider ein grober Irrthum immer von der Republik Mexiko als dem Lande der Azteken zu sprechen, denn selbst nach dem Verluste ungefähr eines dritten Theils Neu-Spaniens, der durch den ungerichteten Krieg der Vereinigten Staaten im Friedensselbns von Guadalupe der jetzigen Republik entrienen wurde, ist es doch nur ein sehr kleiner Theil seines bestehenden Territoriums, der von dem kriegerischen und herrschtsüchtigen Volkstamm der Azteken beherrscht wurde, wenn dieser auch das mächtigste der indianischen Reiche jener Zeit darstellte dessen Fall die Unterwerfung der übrigen erleichterte.

Durch die Sprachforschungen des schon einmal genannten Don Francisco Pimentel y Heras ist es nachgewiesen, dass in der jetzigen Republik noch 57 verschiedene Sprachen, nicht Dialekte, auf ebenso-viele verschiedene Volkstämme hinweisen, von denen ich nur das Nahuatl oder Aztekische, das Zapotekische und die Mayasprache anführen will, die bis jetzt in weiten Länderstrichen gesprochen werden. Von der Wahrheit dieser Annahme können sich meine verehrten Zuhörer durch das Studium der vergleichenden Grammatik der mexikanischen Sprachen Pimentel's, oder durch das der übersichtlichen Stammtafel der mexikanischen Sprachen, unzers leider zu früh verstorbenen Landesmannes, des Herrn leodoro Epstein, überzeugen.

Der Staat von Michoacan ist ungefähr so gross wie die Provinzen von Hannover und Westfalen zusammengenommen wenn man dazu den Regierungsbezirk Hessen legt; derselbe dehnt sich von den Hochebenen aus bis hin zu den Küsten des Stillen Meeres, die sich an dieser Stelle von Nordwesten nach Südosten hinziehen.

An dieser Küste liegt der erwähnte Distrikt von Coacalcan; im Nordwesten trennt ihn vom Staate Colima der Rio del Naranjo, auch de Cohaguayana genannt; im Südwesten wird er vom Rio de las Balsas begrenzt, der sich aus dem Zusammenfluss de Rio de Mezcala und des Rio grande de Tepalcatepec bildet, welcher letztere den Distrikt im Nordosten von dem übrigen Territorium des Staates von Michoacan scheidet, nach sonstigen ein ziemlich reguläres Parallelagramm bildet dessen Länge ungefähr etwas mehr als 30 geographische Meilen ist und dessen Breite sich mindestens auf 15 bis 20 geographische Meilen erstreckt.

Da bei der ungeheuren Ausdehnung Mexikos, dessen Grösse der des ganzen Centralenropas gleichkommt, fehlen noch sehr viele genaue Messungen und daher sind auch die Karten des Landes noch sehr ungenau und besonders in abgelegenen Theilen verdienen dieselben sehr wenig Glauben und geben kaum ein annäherndes Bild derselben, so z. B. ist in demselben im Distrikt von Coacalcan die Sierra madre als ein einziger Gehirgszug dargestellt der dieselbe parallel mit der Küste laufend durchquert, während dieselbe in Wirk-

lichkeit aus drei parallel unter sich laufenden Gebirgszügen gebildet wird, die sich von Norden nach Süden erstrecken und deren mittlere von dem gewaltigen Cerro de la Palma real gekrönt wird, der ihm seinen Namen gibt.

In Herbst des Jahres 1878 habe ich zum ersten Male diesen merkwürdigen Distrikt bereist und einen grossen Theil des Jahres 1879 in demselben zugebracht, später denselben im Frühjahr 1882 noch einmal besucht; letztermale im Auftrage der Föderalregierung.

Meine erste Reise, von der ich hauptsächlich dieser hochverehrten Versammlung berichten will unternehm ich von Apalispán aus, dem berühmtesten Kopschmersort, der aber zu gleicher Zeit der geschichtlich berühmte Hauptort des Bischofthums von Michoacan ist, in welchem zur Zeit der Unabhängigkeitskriege der erste mexikanische Kongress tagte, der sich ein unvergessliches Denkmal durch die Abschaffung der Sklaverei in Neu-Spanien setzte.

Von diesem Ort aus beging ich mich nach Aguililla, jetzt zu Ehren des Kaisers Agustin I, Aguililla de Urbisá, genannt, und von dort über die Junta de la Roca, durch die Barranca de Marta, nach dem Cerro de la Palma real, wo von dort durch die Barranca seca, nach Coire, Pomaró und die Bai von Marata zu gelangen.

In Aguililla, einem kleinen Orte, auf reizender Hochebene am nördlichen Abhange der Serranía de la Palma real gelegen, musste ich einige Tage verweilen und um die Zeit anzureisend wurde sich kleine Gesellschaft gebildet, die sich mit der Aufgrabung von Ayacata beschäftigte. Ayacata nennt man nämlich die kleinen künstlich gefürmten Serpügel, welche die Grabstätten indianischer Könige und Heerführer bezeichnen. In der erwähnten Ayacata befanden sich aus dem Knochenbesten häufig vorkommende Waffen, eine Opferschale, die ein kleines Häufchen Goldstaub enthielt, welches sich unter die übrigen als das Wichtigste, eines Phallos von grünem Schenel, diese Urzeichen väterlicher Machtvollkommenheit und Gewalt den die Schöpferkraft verleiht, den schon die ägyptischen Könige als Zepter führten und dessen sich der indische Fürst unbedeutend als Zepter, Kommandostab und Waffe im Leben bedient hatte.

Dieser Phallos hat ungefähr eine Totallänge von 20 cm; der grade schön polirte Theil ein von 19 cm; an oberem Theil hat er 2 1/2 cm Durchmesser der sich nach unten hin auf 2 cm verjüngt. Der oberste Theil hat bei seiner Länge von 4 cm, einen Durchmesser von 1 1/2 bis 5 cm in seiner grössten Breite, und bildet zwei gefürmte Theile, von denen jeder ein ziemlich roh gearbeitetes Menschengesicht zeigt, von denen das eine ein männliches, das andere ein weibliches darzustellen scheint. Das Ganze bildet somit eine kleine Kugel, oder besser gesagt, einen Todtschläger, wohl geeignet mit einem Hiebe einen Schädel einzuschlagen.

Es ist dies der erste und einzige Phallos der je in Mexiko gefunden worden ist; die Wanderungen die dieser meine Zuhörer wohl weniger interessieren als die Notiz, dass derselbe sich seit dem Priesterjubiläum R. H. des Papstes Leo XIII. in dem vatikanischen Museen befindet und zwar eingeschlossen in ein Elmi von dem in Yaliquinde Guero de indio (Indianschank) genannt wird. Das Elmi ist reich mit Silber beschlagen, der Doppeltrug ein schwer silbernes Monogram, das die Buchstaben M. G. enthält, und an der untern Seite

des Elmis befindet sich ein gedruckter Karton mit der Beschreibung des Fundortes sowie mit meiner Namensunterschrift versehen.

Wenn ich diesen Fund eines ägyptischen Phallos an den Westküste von Mexiko, mit dem im Staate von Veracruz, also an der Ostküste, aufgefundenen gigantischen, sphärischen Negerkopf in Verbindung bringe, so wie auch mit der zum verwechseln grossen Ähnlichkeit der Mayaschen Skulpturen auf der Halbinsel Yucatan, kann ich mich nicht der Ueberzeugung entschlagen, dass die Erzählungen der griechischen und römischen Schriftsteller von der Atlantis sich nicht auf reine Fabeln begründeten, sondern dass den Aegyptern unbedeutend schon die Neue Welt im grünen Alterthum bekannt war.

Meine hochverehrten Zuhörer mögen mir nun gütigst erlauben, da ich nun einmal schon von Grabstätten und dem von mir gemachten interessanten Funde gesprochen habe, dass ich noch bei diesem Punkte verweile, da ich bei der erwähnten Reise eine sehr grosse Anzahl derselben aufgefunden habe.

Die Urwähler des Landes hatten nämlich die poetische Idee ihre Todten möglichst nahe dem Himmel und ihren Göttern zu begraben und deshalb tragen sie dieselben, gewiss oft unter den grössten Schwierigkeiten, an die Kämme und Ausläufer der höchsten Berge und dort findet man dieselben mit Leichtigkeit und in grosser Anzahl.

Wenn der betreffende Todte ein Fürst, ein Heerführer, ein hochverdienter Mann war, so häuften sie eine Ayacata über der Grabkammer auf, das heisst eine kleineren oder grösseren Hügel, besser gesagt eine Art von Pyramide. Wenn das Terrain sich an solcher Arbeit nicht eignete, so pflanzten sie einen Baum über die Grabstätte, der im Laufe der Jahrhunderte zuweilen ein Riesenstamm geworden ist, und umgaben denselben mit einem kreisförmigen Zaun hergestellt aus häufig 4 bis 6 Füsse langen, schmalen, unearbeiteten zuweilen oben zugespitzten Steinen. Um so ein Hauptgrab herum, werden dann später die weiteren Mitglieder der Familie begraben, aber kein Baum auf das neue Grab gepflanzt, wohl aber dasselbe immer wieder durch ein kreisförmiges Staket von Steinen besetzt, die aber je nach Rang niedriger und kleiner ausgewählt wurden, bis dieselben sich auf kleine Kreise von faustdicken Kiebeln beschränkten; eigensame habe ich bis zu 14 und 15 oder mehr solcher niedriger Gräber, die ein grösseres umgaben erzählt, aber die immer alle eine gemeinsame Grabstelle von gradlinigen Steinreihen eingeschlossen waren.

Auf dem Hauptgrabe der am Nordabhange auf die feisige Spitze des Cerro de la Palma real führt, nicht weit von dem Rancho, welcher der Familie des D. Gregorio Mendoza gehört, findet sich ein Lieblingsbegräbnisplatz der prähistorischen Bewohner jenes merkwürdigen Ländchens, denn er dehnt sich wohl über einen Kilometer lang dort oben unter der Felskuppel des gewaltigen Berges im Schatten hundertjähriger Fichten aus.

Keinen höheren Bergrücken habe ich dort gefunden auf dem ich nicht verschiedenen Ayacatas und Grabstellen begegnet bin; eine besonders grosse Ayacata erinnere ich mich im Anfange der Barranca seca gefunden zu haben, am westlichen Fusse des oben genannten Berges und nicht weit von den Resten einer ausgelehnten Ortschaft, die sich wohl eine Legua (6000 m) lang an den Ufern des Flusses, welches diese Schlucht bewässert, dehnt. Weiter unten habe ich dann in der Nähe eines kleinen Banergrutes

eine grosse Höhle besucht die wohl zur Begräbnisstätte dem niederen Volke gedient hat, denn sie war ganz angefüllt von menschlichen Knochenresten aus ältester Zeit.

Grosses Interesse für die anthropologischen Studien über die prähistorischen Bewohner, ihre Kultur und Lebensweise in diesem noch ganz jungfräulichen und unerforschten Distrikt, könnte durch die Erschliessung und Erforschung dieser Gräber der Wissenschaft geboten werden und diese Erschliessung berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, wenn das einzige Grab, welches erschlossen wurde, nichts Geringeres bot als einen mexikanischen Phallos; ein Fingerzeig uns dem fernen Westen, über den Ocean hinweg nach dem tausendjährigen Reich der Aegyptier, dem ältesten Kulturvolke des Ostens.

Nicht weniger interessant sind die prähistorischen Kunststrassen, die ich auf der schon genannten Reise in dem vorerwähnten Distrikt entdeckte, welche ein ganzes Strassensystem bilden, von denen ich drei kennen lernte, von zwei weiteren sichere Nachrichten besitzen, und deren wir man sagt noch mehrere andere existieren sollen, die sich aber alle auf einen Punkt zu concentriren scheinen, sei es die schon genannte Bai von Marasta, sei es auf die sagenhaften Goldminen, welche im Volkswunde Motines de oro genannt werden, deren Lage aber unbekannt ist.

Die Sohlen der tiefen Schluchten, mit ihren tausenden Gewässern, die bei den tropischen Regengüssen gewaltige Steinblöcke dahinwälzen, Wasserfälle bilden etc. etc. sind ganz ungangbar; die Indianer späterer Zeiten gingen daher meistens über die höchsten Berggipfel und die Spanier folgten deren Pfaden und so fand ich nun in diesem gebirgigen Distrikt zu meinem grössten Erstaunen Reste von Strassen, die ganz kunstgerecht an den mittleren Abhängen traut waren, wie sie in unserer Zeit nicht kunstgerechter angelegt sein könnten.

Die Strassenstrecken die ich betrieb, haben eine Breite von 6 bis 7 Fuss, sind mit unebnen grossen Steinblöcken belegt, die sehr geschickt ineinander gefügt sind, ungefähr wie die altrömischen Strassen die man im Albanergebirge und andern Gegenden Italiens findet. Es ist dieser Pflasterweg, wegen des Wasserabflusses eine sehr schwache Abdachung nach der Seite der Strasse gegeben, die nach dem Abhänge der Bergschlucht liegt. Die Böschungen an dem Abhänge in dem die Strasse eingeschritten, sind theilweise noch jetzt mit Steinen bekleidet um das Abrutschen derselben zu vermeiden.

Auf der Seite des Absturzes sind diese Strassen mit einer ein bis zwei Fuss hohen Erdmauer versehen, die jedoch meistens ohne Erdboden besteht, doch sind in derselben Abhänge für das sich ansammelnde Regenwasser auf ungefähr je 100 Schritt angelegt, die auf der Sohle mit Steinplatten belegt und an den Wänden durch in spitzem Winkel ineinander gelegte ebensolche Steinplatten verkleidet und eingewölbt sind.

Nach viel hundertjährigem Bestehen sind diese soliden Strassen nun noch sehr gut erhalten bis auf die Punkte wo Unverstand die Steinplatten weggerissen hat oder wo ein zwischen die Ritzen gefallenes Saamenkorn Wurzel faaste und zum mächtigen Baum herangewachsen mit eben diesen Wurzeln die Steinplatten auseinander sprengte.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weissmann, Schalmstrasse der Gesellschaft, München, Theatinerstrasse 26. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 1. October 1895.

Meilenweit kann man zuweilen auf gegenüberliegenden Bergabhängen die vollendet schöne Tracing der Strassen in ihrem alltäglichen Auf- und Absteigen verfolgen.

Die Brücken fehlen jetzt vollständig, sowohl über die Bergwässer als über die tief eingeschnittenen Schluchten, welche diese Strassen kreuzen und trotz genauerer Nachforschung an den Abhängen und auf der Sohle der Schluchten, sind von denselben absolut keine Spuren zu entdecken. Da jedoch die Tracing auf der gegenüberliegenden Seite fortführt, setze ich voraus dass der Übergang durch Hängebrücken aus den mächtigen Ranken tropischer Schlingpflanzen hergestellt wurde, wie dies-Üben bis zum heutigen Tage noch zuweilen von den Bergbewohnern verfertigt werden, und von denen ich die über 80 m lange, welche über den Rio del Narajo zwischen dem Rancho del Narajo und der Hacienda de Trojes führte, und dem Wege von Coacoman nach Colima, persönlich benutzt habe und die erst seit wenigen Jahren durch eine steinerner ersetzt ist.

Die dritte dieser Kunststrassen, die ich öfters benutzt habe, liegt in einem ziemlich breiten Thal und führt von Pomaro nach Coire, doch ist sie nur auf einer kurzen Strecke erhalten, hat dort aber fast das Ansehen einer unserer modernen Chausseen, mit schattenden Bäumen zu beiden Seiten gepflanzt und mit Gräben zum Abfluss des Wassers versehen.

Leider sind grosse Strecken dieser prähistorischen Kunststrassen im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden, aber eine genaue kartographische Aufnahme der Reste und der Gegend könnte jedenfalls die Organisation dieses Systems widerherstellen und Aufklärung darüber bringen ob dasselbe seinen Knotenpunkt in der Bai von Marasta hatte oder in den sagenhaften Motines de Oro; jedenfalls aber würde diese Arbeit ein glänzendes Zeugnis für die Kultur und Lebensweise jener längst in Vergessenheit gerathenen Urbewohner liefern.

Sollte vielleicht diese flüchtige Schilderung das Interesse der deutschen anthropologischen Gesellschaft für diesen wenig bekannten Distrikt Michoacan's erwecken können, um gemeinschaftlich mit der geographisch-statistischen Gesellschaft Mexiko's erstens und vollständigere Erforschungen in Ausübung zu bringen, so würde daraus das Hand sich bilden, welches Beide inniger in gemeinsamen Bestrebungen vereinte. Könnte dieses Ziel erreicht werden, so würde ich mich glücklich schätzen diesen Impuls gegeben zu haben, denn man muss wie die Menschen, so auch die Völker miteinander bekannt machen damit sie sich achten und schätzen lernen, und dann werden bald auch die Gefühle gegenseitiger Freundschaft und Liebe zum Durchbruch kommen.

Diese Wege anzutreten, diese Strömungen in Fluss zu bringen zum Heile der Völker und Nationen, wer könnte dazu mehr berufen sein, als die Männer des Geistes und der Wissenschaft, die ich hier nun mich versammelt sehe und dass sie sich diesen bewusst werden, das walte Gott!

Freiherr von Andrian-Wernburg, (welcher inzwischen den Vorsitz übernommen):

Ich erlaube mir, Herrn Oberlieutenant Freiherrn von Brackel den besten Dank für die interessanten Ausführungen anzusprechen.

(Schluss der I. Sitzung.)

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1895.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. S. 10 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel

vom 7. bis 11. August 1895.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

Zweite Sitzung.

Inhalt: Der Vorsitzende Waldeyer eröffnet die Sitzung. — Grabowsky: Ueber die grossen neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig. Dazu E. Fraas. — J. Ranke: Zur Anthropologie des Rückenmarks. Dazu Lehmann, Mies, J. Ranke. — Alsb. Berg, Vorstellung eines Microscopiums den Vorsitz. — Waldeyer: Welche Art der Anthropoiden steht in ihrem Bau dem Menschen am nächsten. Dazu J. Ranke, E. Fraas, G. Fritsch. — Kossinna: Ueber die vorhistorische Ausbeutung der Germanen. Dazu Kuhn. — Mies: Ueber die Form des Gesichtes. Dazu Zinn, Mies, Zinn, Waldeyer, Mies, Waldeyer. — G. Fritsch: Die graphischen Methoden zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer.
Bericht eröffnet die Sitzung um 10 Uhr 40 Minuten.

Herr Museums-Assistent F. Grabowsky-Braunschweig sprach „Ueber die grossen neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig“. Redner schilderte zunächst das aus den jüngsten diluvialen Ablagerungen, sogenannten Thalesanden, bestehende Terrain im Gebiet der Wahe und Schunter, in dem innerhalb der letzten drei Jahre die Fundstellen 1) von Querum, 2) an der Mittelriede, 3) am Wege zwischen Wenden und Biernode, 4) in den Dünen von Biernode, 5) am Obergelge bei Böhme und 6) am Sandberge östlich von Querum aufgefunden und ausgebeutet wurden.

Insgesamt sind auf diesen Stellen bis jetzt 3000 Stück bearbeitete Feuersteine (und viele Urzinschneiben) gefunden worden, in den Dünen von Biernode allein 2120 Stück, wo somit die grösste Werkstätte gewesen zu sein scheint. Denn dass man es mit Werkstätten zu thun hat, darauf weisen die zahlreichen Steinkern, Klopffeste, Abfälle, missglückte und fertige Geräte, im Feuer weich und rissig gewordene Feuersteinstücke u. s. w. hin. An der Hand von grossen Serien von Feuersteingeräten (ca. 1500 auf 30 Tafeln geordnet) als Messern, Hund- und Hohlbechern, Kratzern, Pfriemen, Steinkeilen und namentlich Speer- und Pfeilspitzen der verschiedensten Art, wiez Redner auf den grossen Formenreichtum hin, den der neolithische Mensch seinen primi-

liven Waffen und Geräthen zu geben wusste. Ganz besonders belangreich sind die genannten Fundstellen durch das Auftreten wenig kleiner sehr seltener secundär bearbeiteter Geräte und Waffen, namentlich von Pfeilspitzen, die unter dem Namen der „wergeschärften Pfeilspitzen“ bisher nur vereinzelt an wenigen Fundstellen beobachtet sind. Sie treten in drei leicht unterscheidbaren Typen auf, die Redner so der Hand verschleißbaren Typen auf, die Redner, der auf die weitestgehende geographische Verbreitung dieser nördlichen Pfeilspitzen hinweist, behält sich eine (Europa, Asien, Amerika) hinweist, behält sich eine monographische Bearbeitung über diesen Gegenstand für die nächste Zeit vor. Bemerkenswerth ist auch die grosse Uebereinstimmung in den Formen, welche die grosse Leisten-Geräthe mit den, namentlich von Braucht in der Lüneburger Heide, in der Nähe des Wilseder Berges, gefundenen zeigen (cf. Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, 1880, Nr. 162, Taf. I—XVI). Neuerdings vom Redner gemachte glückliche Funde bei Riseberg, nördlich von Königslutter, und ebenfalls, im städtischen Museum zu Braunschweig befindliche von Üby, im Hasenwinkel, lassen die Verbindung gerechtfertigt erscheinen, dass in nördlicher Zeit in dem ausgedehnten Gebiet der Thalsenke eine ziemlich dichte, wahrscheinlich einheitliche Bevölkerung angesiedelt war, deren südlichste Ausläufer bis vor den Thoren der tausendjährigen Brunnenstadt nachzuweisen sind.

Herr Professor Dr. E. Fraas-Stuttgart:

Ich glaube, man darf um so mehr die Ansicht des Herrn Dr. Grabowsky billigen, dass wir hier locale Werkstätten vor uns haben, da sich das Material, soweit wir es eben zu prüfen Gelegenheit hatte, durchgehend als ein einheitliches erkennen lässt; es sind die in jener Gegend häufigen Kiesel aus der Kreideformation, welche dort theils anstehend, theils in dem diluvialen Schotter sich finden.

In dieser ausschliesslichen Benützung von einheimischem Material liegt ein gewisser Gegensatz zu unseren norddeutschen Vorkommnissen, wo wir so viel fremdes Gestein zur Bearbeitung eingeführt sehen. Wir dürfen wohl hieraus den Schluss ziehen, dass unsere südlichsten und speciell die schwäbischen Funde aus dieser Periode von Völkern herühren, die weite Wanderungen gemacht und das Material mitgebracht haben, im Gegensatz zu dieser offenbar sehr lange ansässigen Bevölkerung, welche den eigenen Boden nach geeignetem Material durchsuchte.

Herr Professor Dr. Johannes Ranke:

Zur Anthropologie des Rückenmarkes.

Wir feiern in diesem Jahre die 25-jährigen Jubiläum der anthropologischen Gesellschaften in Deutschland, aber das Jahr 1895 ist gleichzeitig das Jahr des 100-jährigen Jubiläums der Begründung der Anthropologie als selbständige wissenschaftliche Disciplin in Deutschland. Im Jahre 1795 erschien Blumenbach's für die Anthropologie in jeder Hinsicht grundlegendes Werk: *De generis humani varietate nativa* oder wie er wohl selbst den Titel verdeutscht hat: „Ueber die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlecht“ in 3. Auflage; die Erstlings-Arbeit und Doctor-Dissertation des jungen Studenten war darin zum ersten Lehrbuch der Anthropologie umgearbeitet.

Wie viel von vier und der vortreffliche vergleichend Anatom Peter Camper an dem Anbau der ersten

Grundmanern der Anthropologie mitgearbeitet haben, möchte ich heute hier nicht erörtern, aber eines Mannes, eines Deutschen, Verdienste um unsere Wissenschaft möchte ich speciell hervorheben, es ist S. Th. Sömmering, dessen Name und Verdienst einen Glanz auf unsere schöne Congressstadt Cassel wirft. Während Blumenbach in Cassel hat und so gastfreundlich bewirthet. Hier in dem berühmten anatomischen Theater in Cassel hat er einen grossen Theil seiner anatomischen Studien gemacht, hier hat er auch das Material studirt, welches er zu seinen berühmten Werke verarbeitete: „Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers von Europäer“, von welchem ich Ihnen hier ein Original-Exemplar zeigen kann. Während Blumenbach in elegantem Lateinisch schrieb, ist Sömmering's Werk in einem Deutsch abgefasst, welches den Verfasser den Klassikern der deutschen Sprache anreicht, der wissenschaftliche Werth stempelt die Untersuchung zu einer anthropologischen Monographie ersten Ranges und unvergänglichen Werthes. S. hat die Gelegenheit benutzt, welche hier in Cassel zum Studium der Neger, durch eine ganze Colonie von Vertretern dieser Rasse gegeben war. Er beobachtete sie lebend, „zu Dutzenden nackt im Bade“ und konnte auch mehrere Sectionen an Getorbenen ausführen sowie die Skelette studiren, welche in der Sammlung des anthropologischen Theaters aufgestellt waren.

S. kommt zu dem Schlusse, dass die Neger volle Menschen sind, dass sie sich aber doch durch einige, wie wir jetzt sagen würden, aethropide Merkmale von dem Europäer unterscheiden, unter denen vor Allen die geringere relative Grösse des Gehirns hervorgehoben wird.

Am berühmtesten ist unter den Resultaten S.'s die Entdeckung geblieben, welche schon damals das grösste Aufsehen gemacht hat, dass die peripherischen Nervenstämme im Verhältnisse zum Gehirn feiner, weniger massig seien, als bei den Thieren, der Neger sollte relativ etwas größere Nerven haben als der Europäer. Schon in dem citirten Werke hatte S. Grund, dieses durch Beobachtung gefundene Resultat missverständliche Auslegung durch Naturgen Philosophen zu widerlegen. Während man das Resultat so deuten zu dürfen glaubte, dass durch die steigende Kultur die Nerven immer „feiner“ werden, weist er energisch darauf hin, dass die Nerven der Culturmenschen, an sich betrachtet, keineswegs sehr fein seien, oder feiner als die des Negers, sie sind nur „feiner“ relativ, d. h. im Verhältnisse zur Gehirngrösse.

Man hat das Ergobniss S.'s der alten Anschauung und Lehre von Aristoteles, dass der Mensch unter allen unwillkürlichen Wesen das grösste Gehirn habe, substituirt, da man das nach dem Bekanntheit der Grösse des Gehirns der Elephanten und des Wallfisches nicht mehr festhalten konnte und da man auch gefunden hatte, dass kleine Säugethiere (Matten) und namentlich das kleine Singvögel, noch relativ in Beziehung des Gehirngewichts zum Körpergewicht, dem Menschen gleichstehen oder ihn übertreffen; so sagt z. B. Blumenbach: der Mensch hat nicht das absolut grösste Gehirn, das letztere ist nur, nach S.'s Entdeckung, grösser im Verhältnisse zu der Dicke der Nervenstämme.

S.'s Untersuchungen dieses Verhältnisses des peripherischen Nervensystems im Vergleich mit dem Gehirngrossen wurden, so viel ich sehe, in der gleichen Weise nicht wiederholt. Es mag das z. Th. darin seinen Grund haben, dass die Dicken- oder Massenbestimmungen der Nervenstämme schwierig auszuführen sind

und wenig genaue Resultate ergeben. Bekanntlich ist man andere Methoden in Anwendung gezogen, oder diese sich in der letzteren Zeit namentlich die Bestimmungen Meynert's über die verschiedene Breite des Hirnschenkelflusses und der Hande, ein gewisses Ansehen erworben haben, ohne jedoch selbst wesentlich über den Werth schätzender Vergleichung hinaus zu gehen.

Scheu ich zunächst die Frage genauer zu präzisieren:

Der Mensch bedarf zu den animalen Vorrichtungen: Empfindung und Bewegung, wie zu den vegetativen: Ernährung und Reproduktion, ein der Größe und Masse seines Körpers und seiner Organe entsprechend wenig ausgeglichenes Nervensystem, welches dem gleichmächtiger und gleichmächtiger Thiere, z. B. dem des Gorilla, nicht nachsteht (s. Tab. 3). Der Mensch übertragt aber alle Thiere durch seine Gehirnfunktionen, das Gehirn ist dem entsprechend mächtiger entwickelt; bei dem Vergleich des Gehirns mit dem übrigen Nervensystem sollte daher erstere ausnahmslos ein entsprechendes Uebergewicht haben. Das ist die Frage.

Da es schwer ist, das peripherische Nervensystem, die Nervenstämme und Zweige, mit genügender Exactheit zu messen, habe ich neuerdings begonnen, Wägungen des Rückenmarks im Verhältnisse zu dem Gehirn anzustellen. Im Rückenmark haben wir ein Centrum rein thierischer Funktionen bei dem Menschen eben wie bei allen Wirbelthieren, durch das Rückenmark wird die Haupt-Innervation des ganzen Rumpfes bewegt soweit es einen niederen mechanischen Charakter trägt. Es muss sonach a priori angenommen werden, dass die Masse des Rückenmarks in einem, das mathematisch nachweisbaren Verhältnisse zu der Masse des Rumpfes und seiner Organe steht, es muss hier ein physikalisch-mathematisches Gesetz der Beziehung zwischen Körper und niederem Nervensystem bestehen, von welchem auch die menschliche Ausnahme machen kann, während er durch die überhöchste Entwicklung seines Gehirns aus der übrigen animalen Reihe heraustritt.

Um dieses Verhältniss exakt messend festzustellen, werde das Gehirn in der gewöhnlichen Weise, von dem Rückenmark getrennt, gewogen und zwar mit dem vergrößerten Mark, welches an der Spitze der Schreibfeder* quer vom Rückenmark abgetrennt wurde. Das Rückenmark wurde ohne Hände und nach Abtrennung aller Nervenwurzeln, selbstverständlich auch der Cauda equina, gewogen.

Wie das peripherische Nervensystem des Rumpfes, bedarf der Mensch, einfach als animaler Wesen zu unabhängig von seiner Gehirn-Ausbildung, auch denselben Sinnesorganen wie alle Wirbelthiere. Auch sie gehören zum peripherischen Nervensystem und sollen daher, wenn die Sömmering'sche Angabe zu Recht besteht im Verhältnisse zum Gehirn kleiner, weniger massig, sein als bei den Wirbelthieren. Um darüber eine Beobachtung zu machen, habe ich die Augen gewogen und ihr Gewicht mit dem des Gehirns verglichen.

Die erste Frage unserer Untersuchung stellt sich danach so:

a) ist das Rückenmark des Menschen im Verhältnisse zum Gehirn weniger massig, wiegt es relativ weniger ab das der Wirbelthiere.

b) sind die beiden Augen des Menschen im Verhältnisse zum Gehirn weniger massig, wiegen sie relativ weniger ab die der Wirbelthiere.

Bestimmungen über das Gewicht des Rückenmarks bei dem Menschen im Vergleich mit dessen übrigen Organen sind in der anatomischen Literatur nur wenig bekannt geworden. Herr W. Krause führt in seiner vortrefflichen Anatomie als Durchschnittswert für das Gewicht des Rückenmarks des erwachsenen europäischen Menschen ♂ und ♀ 81–88 Gramm, im Mittel also 86 Gramm an. Ausserdem theilt W. Krause die Einzelresultate der Organwägungen an vier Leichen, drei männlich, eine weiblich mit, bei welchen Körpergewicht und Gewicht von Gehirn und Rückenmark gleichseitig bestimmt sind; zwei davon von „Liebig“, zwei andere von Bischoff ausgeführt. Die absolute Werthe für das Rückenmark schwanken für 3 Männer zwischen 83, 61 und 63 Gramm, für das 22jährige Weib finden sich 96 Gramm angegeben. Also viel höher als das Mittelgewicht Krauses, nur der eine Mann mit 83 Gramm stimmt mit diesem überein. Hier liegen sonach verschiedene Methoden der Bestimmung des Rückenmarksgewichts vor. Da bei derartigen Untersuchungen aber Alles darauf ankommt, dass nur genau Gleiches verglichen wird, so war es nicht an umgehen, das Rückenmarksgewicht des Menschen ebenso wie das der Thiere durch neue Beobachtungen fest zu stellen.

Herr Büdinger gab mir Gelegenheit, an der nach seiner Weise conservirten Leiche eines 24jährigen Sträflings, der an Lungentuberkulose gestorben war, die betreffenden Organe zu wiegen. Das Körpergewicht der sehr abgemagerten Leiche betrug nur 49 Kilogramm, das Gewicht des Gehirns war 1377 Gramm, das des Rückenmarks, an der Spitze der Schreibfeder abgeschnitten und ganz frei von allen Nervenwurzeln und Cauda, und von den Händen — also ganz so, wie ich die Gewichtbestimmung bei den Thieren ausgeführt habe — betrug 28 Gramm. Diese Verhältnisse stimmen sehr gut mit dem in Herrn W. Krause's Gesamttabelle unter V (Bischoff) angeführten männlichen Leiche: Körpergewicht 69,7 kg, Gewicht des Gehirns 1370 g, des Rückenmarks 33 g, sodass wir hier die gleiche Bestimmungsmethode voraussetzen und die Werthe mit unseren verwenden dürfen.

Meine eigenen Wägungen stelle ich zunächst für erwachsene Individuen in umstehender Haupt-Tabelle zusammen, die Gewichte in Grammen. Das Resultat unserer Untersuchung entspricht genau unseren Voraussetzungen.

Während beim erwachsenen Menschen das Verhältniss des Gewichtes des Rückenmarks zu dem des Gehirns dieses = 100 gesetzt, etwa 2% beträgt, schwankt dieses Verhältniss bei den unterschieden Säugthieren von dem Minimum von 22,25 bei Menschenschäfer und 22,77 grosser Hund bis zu dem Maximum 47,08 bei der Kuh, 46,02 Kaninchen und 40,54 Pferd. Im Minimum ist danach das Rückenmark im Verhältnisse zum Gehirn noch 10 mal schwerer bei den Säugthieren als bei dem Menschen, im Maximum 20 mal. Ganz entsprechend ist das Verhältniss bei den Vögeln, 10 beim Sperling, 56 bei der Henne, beim Frosch 39 ♂ his 67 ♀; bei dem Schellfisch sind Gehirn und Rückenmark gleich schwer, das Verhältniss ist sonach 100 d. h. 60 mal mehr als bei dem Manne.

Fehlt uns für den Menschen noch genügendes Vergleichsmaterial, so mangelt dasselbe vollkommen für die Anthropiden.

Nehmen wir für den erwachsenen Gorilla, dessen Körpergröße und Masse unseren Männern wenigstens gleich ist, ein Maximalgewicht des Gehirns zu 800 g an und für das Rückenmark wie bei dem Manne (mit)

28 g., so berechnet sich das Rückenmarks-Verhältnis auf 5,6%—6%, das Rückenmark des Gorilla ist danach im Verhältnis zum Gehirn etwa 3 mal schwerer als das des erwachsenen Mannes, aber wahrscheinlich ist das Verhältnis für die Anthropoiden im Allgemeinen noch weit ungünstiger. Ich werde nachher noch auf weitere Bestimmungsversuche zurückkommen.

Zuerst müssen wir noch einen Blick auf das Verhältnis der Gewichte der Augen, der wichtigsten aller Sinnesorgane, zu dem Gehirn werfen. Auch hier bestätigt sich die alte Annahme Sömmerrings in volstem Masse.

Während die zwei Augen bei dem erwachsenen Manne etwa 1% des Gehirngewichts ausmachen, das Gehirn also ca. 100 mal schwerer ist als die zwei Augen, schwankt bei den untersuchten Säugethieren das Verhältnis von dem Minimum bei dem grossen Hunde

von 12%, bei der Kuh mit 16%, bis zu 18% bei dem Pferd; sehr auffallend sind die grossen Augen des Nagethiere. Minimum 15% bei der Ratte, 31% bei dem Siebenschläfer bis zu dem Maximum für alle untersuchten Säugethiere bei dem Kaninchens mit 60%; die Augen der von mir untersuchten Säugethiere sind sonach zwischen 12 mal und 60 mal schwerer als die des Mannes im Verhältnis zum Gehirn. Bei dem Siebenschläfer sind die beiden Augen sehr nahezu gleich schwer wie das Rückenmark, Differenz 1%, bei dem Kaninchens sind die beiden Augen um 14% schwerer als das Rückenmark.

Diese Zunahme der relativen (und absoluten) Gröszen der Augen im Verhältnis zu Gehirn und Rückenmark zeigt sich bei den wenigen bisher darauf untersuchten Vögeln noch wesentlich gesteigert. Bei dem Sperling sind die Augen fast halb so schwer wie das Gehirn, Verhältnis 48,77% und sie sind

Haupt-Tabelle I.
Organ-Wägungen bei erwachsenen Individuen

Menschen:	Gesamt-Körpergewicht	Gehirn	Rückenmark	Augen (jeweil.)	Gehirngewicht zu 100 Rückenmark	Augen
24jähriger Mann (mitl.)	49 000	1377	29	15,6 *)	2,01	1,13 %
(Mann, W. Krause V (Bischoff))	69 668	1320	33	16,5 *)	2,41	1,14 %
Säugethiere:						
Pferde ♂	290 000	187	239	108	40,34	18,60 %
Kuh	125 000	418	210	70	47,0%	15,74
				23	12	22,77
Hund grosse, gelbe Doge ♂	35 000	301	181	4,75	5,30	6,02
Kaninchens ♂	2 131	2,01	0,73	0,31	38,31	15,40
Ratte, weisses ♂	272,5	1,6405	0,375	0,35	25,23	21,34
Siebenschläfer (ausgewachsen *)	35,9					
Vögel:						
Henne	1 200	3,40	1,80	3,7	55,90	108,92
Sperling (Dr. F. Biersner)	26,7	0,884	0,082 (?)	0,395	100,00	48,77
Amphibien:						
Frosch ♂	31,0	0,084	0,083	0,045	39,30	201,80
Frosch ♀	45,0	0,096	0,0845	0,378	56,77	393,75
Fische:						
Schellfisch	1 000	1,70	1,70	20,5	100,00	1228,58

*) Nach W. Krause.

mehr als 4 mal schwerer als das Rückenmark; bei der Henne sind die beiden Augen schwerer als das Gehirn, Verhältnis 108,82% und etwa doppelt so schwer wie das Rückenmark.

Ganz extrem gestaltet sich diese Zunahme des Gewichtes der Augen im Verhältnis zu Gehirn und Rückenmark bei Frosch und Schellfisch. Bei dem Frosch sind die beiden Augen ca. 3—4 mal schwerer als das Gehirn, Verhältnis 291,9 und 393,75 und 7 bis 8 mal schwerer als das Rückenmark; bei dem Schellfisch sind die Augen mehr als 18 mal schwerer als das Gehirn und das gleich schwere Rückenmark.

Rechnen wir wieder für den Gorilla wie oben und nehmen seine Augen gleich schwer an wie die des Mannes, so ist das Verhältnis der Augengewichte 3,12%, sonach auch ca. 3 mal so schwer als bei dem Manne.

Wir haben damit einen neuen ausschlaggebenden Unterschied zwischen Mensch und Thier festgestellt:

Im Verhältnis zu seinem Gehirn hat der Mensch das leichteste Rückenmark und die leichtesten Augen oder umgekehrt: Im Verhältnis zu Rückenmark und Sinnes-Organen besitzt der Mensch unter allen Vertebraten das schwerste Gehirn. Hier existirt keine Ausnahme.

Bei der Vergleichung des Gehirngewichts mit dem Körpergewicht hatte sich, wie oben erwähnt, ergeben, dass der Mensch weder das absolut schwerste Gehirn besitzt — Elefant und Wallfisch haben schwerere Gehirne — noch dass er das zum Körpergewicht schwerste Gehirn habe, — zum Körpergewicht schwerste Säugethiere sind nach von mir in der von Exner zusammengestellten Tafel der relativen Gehirngewichte von Gehirn- zu Körpergewicht wie 1:35,16 ♀ und 1:36,88 ♂ (Deutsche) nach von Bischoff, erst an 10. resp. 12. Stelle auf die kleinen mittelasiatischen Singvögel (Verhältnis von Gehirn- zu Körpergewicht 1:12 bis 28) und einige kleine Säugethiere, namentlich Affen. Die Reihe derselben ist: Hapale pelliellata, Saimiri 24, Sai 25, Elster, Ratte (?), Uuti 28, Hylobates leuciscus 28—48; der Maulwurf mit 86 steht zwischen dem deutschen Weibe und dem deutschen Manne Bischoff's.

Bei unserer Vergleichung des Gehirngewichts mit dem Gewichte des Rückenmarks und der Augen (Sinnes-Organen) steht dagegen der Mensch, durch eine weite Kluft getrennt, über allen, auch den menschenähnlichsten, Thieren.

In dieser Beziehung haben die neuen Untersuchungen eine hohe Bedeutung.

Ich möchte aber noch auf eine Reihe secundärer Bemerkungen hinweisen, welche die Untersuchungen ergeben haben.

In der oben mitgetheilten Haupt-Tabelle habe ich bei den Säugethieren die Reihe nach dem Körpergewicht absteigend aufgestellt. Es ergibt sich, dass mit dem Körpergewicht bei diesen Thieren das Gewicht des Gehirns stetig abnimmt, ebenso das Gewicht von Rückenmark und Augen: zu dem schwereren Körper gehört das schwerere Gehirn, schwerere Rückenmark, schwerere Augen, umgekehrt zu dem leichteren Körper das leichtere Gehirn, leichtere Rückenmark, leichtere Augen. Der Siebenschläfer, als vielleicht noch nicht zum angewachsenen, bleibt weg. Die folgende Tabelle zeigt aber, dass das Verhältniss keineswegs einfaches ist.

Tabelle 2.

Verhältniss der Organgewichte zum Körpergewicht = 1000,00.

Zahlen in % = pro mille.

	Körpergewicht	Gehirn	Rückenmark	Augen
Mensch:				
Nähriger Mann (miki)	49000	29,10 %	0,571 %	1,338 %
Mann, W. Kränze, V. v. Haseloff	69665	19,86	0,473	0,353
Säugethiere:				
Pferd	260000	2,250	0,501	
Kuh	125000	3,550	1,50	0,400
Hund, gross gelbe Dogge	35000	2,985	0,66	0,343
Katze	2181	4,128	1,800	2,492
Ratte	272,6	7,581	2,801	1,191
Siebenschläfer	16,51	7,10	0,91	0,63
Vögel:				
Hans	1200	2,48	1,58	3,05
Sperling	56,7	33,11	2,03	14,19
Amphibien:				
Frosch ♀	81,0	2,710	1,60	7,80
Frosch ♂	65,0	2,133	1,20	8,60
Fische:				
Schellfisch	1000	1,30	1,70	30,50

Während nach der Haupttabelle I die absoluten Gewichte des Gehirns und Rückenmarks mit den absoluten Körpergewichten der Säugethiere wachsen, so ergibt die vorstehende Tabelle dagegen, dass je kleiner und leichter das Säugethier wird, um so schwerer wird

relativ zum Körpergewicht sowohl Gehirn als Rückenmark. Die Ratte, welche 1000 mal leichter ist als das Pferd (272,6 : 260000), hat im Verhältniss zum Körpergewicht ein mehr als drei mal so schweres Gehirn als das Pferd. Absolut wiegt das Gehirn der Ratte 2,01 g, das des Pferdes 587 g, also annähernd nur 300 mal soviel wie das der Ratte, während es, wenn ein einfaches Verhältniss zwischen Gehirngewicht und Körpergewicht existiren würde 1000 mal so viel wiegen müsste. Aehnlich ist das Verhältniss bei der Rückenmark, das der Ratte wiegt 0,73, das des Pferdes 238, es verhalten sich die Gewichte also auch sehr annähernd wie 1 : 300 während sie bei einem einfachen Verhältniss 1 : 1000 betragen müssten.

Wir sehen in der Haupttabelle die absoluten Rückenmarksgewichte, (wie auch die Gehirngewichte) viel langsamer abnehmen als die Körpergewichte. Wenn hier sonst ein mathematisch nachweisbares Verhältniss zwischen Körper- resp. Organmasse und Nerven- resp. Rückenmarks- und Gehirn-Masse existirt, kann dieses Verhältniss nicht in einer einfachen Proportionalität bestehen, sondern ist viel weniger direkt und einfach.

Ans einer so disparaten Reihe, wie die der hier betrachteten noch wenig zahlreichen Säugethiere, kann unter allen Umständen das Gesetz dieses Verhältnisses nur verthilt herabtreten. Es kann nur dann gelingen, einen schärferen Ausdruck für das Gesetz zu erhalten, wenn wir Individuen der gleichen Spezies von verschiedener Grösse und verschiedenem Körpergewicht mit einander vergleichen.

Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich zwei verschiedene Reihen von Untersuchungen angestellt:

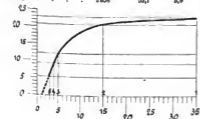
1. Untersuchung einer Anzahl möglichst verschieden grosser und schwerer erwachsener Hunde von annähernd gleichen Körperproportionen (Dachse und Windhunde ausgeschlossen).

2. Untersuchung junger und alter Individuen derselben Spezies, von verschiedenem Körpergewicht.

I. In der untenstehenden Tabelle 3 sowie in der Corve sind die Wägungen und die Proportionen erwachsener Hunde in der gleichen Weise verzeichnet wie in den beiden vorausgehenden Tabellen.

Tabelle 3. Gehirn- und Rückenmarks-Wägungen bei verschieden grossen erwachsenen Hunden.

	1. Absolute Gewichte in Grammen				2. Gehirngewicht = 100			3. Körpergewicht = 1000		
	Gesammt-Körpergew.	Gehirn	Rückenmark	Augen	Rückenmark	Augen	Gehirn	Rückenmark	Augen	
(Mann, miki)										
1. Gross gelbe Dogge	(49000)	(127,0)	(29,0)	(13,0)	(2,03)	(1,13)	(29,10)	(0,571)	(1,338)	
2. Bullterrier	33400	101,0	26,0	12,0	25,77 %	11,60 %	2,800 %	0,66 %	0,813 %	
3. Spitz	10750	50,0	21,0	11,0	22,30	11,28	4,00	1,333	0,700	
4. Pointer	4900	78,0	12,0	8,5	16,14	12,84	14,90	2,418	1,734	
5. Foxterrier	9750	70,0	8,4	7,2	15,43	10,79	14,41	2,508	1,991	
6. Belgier	2616	58,1	8,9	6,8	11,11	12,90	18,90	2,200	2,558	



Abgerundete Gewichte für die Curve:

1. 35 Kilo
2. 16 "
3. 5 "
4. 4 "
5. 8 "

(Näheres über diese Curve Seite 104.)

Bei der Untersuchung verschieden grosser und schwerer erwachsener Hunde tritt das an den Haupttabellen, wenn noch verhält, doch immerhin schon hervorleuchtende Gesetz eines Zusammenhangs der Körpermasse mit der Masse der Nervensubstanz deutlicher hervor: mit dem zunehmenden Körpergewicht nimmt bei erwachsenen Individuen der gleichen Spezies auch das absolute Gewicht der Nervenmasse: Gehirns, Rückenmark und Augen zu und zwar bei dem Uebergang von sehr kleinen Körpergewichten zu grösseren anfänglich relativ sehr rasch, dann immer langsamer, während zwischen Individuen von sehr verschiedenen aber absolut sehr hohen Gewichten des Körpers der Unterschied der Nervenmasse ein sehr kleiner ist. Es zeigt sich dieses Verhalten sowohl bei dem Gehirn als bei dem Rückenmark, bei letzterem aber, wie es scheint, viel konstanter.

Trägt man die fortschreitend zunehmenden Körpergewichte nach Kilogramm (abgerundet) als Abscisse, die fortschreitend zunehmenden Gewichte des Rückenmarks in Grammen auf diese als Ordinaten auf, so erhält man eine Curve (siehe Curve auf S. 103), welche anfänglich sehr rasch, dann langsamer ansteigt, im endlich wahrscheinlich mit der Abscisse annähernd parallel zu werden. Wir haben sonach wahrscheinlich einen Abschnitt einer Parabel (oder Ellipse) vor uns, welche mathematisch ausgerechnet werden kann. Das steile Ansteigen der Curve und ihre ganze Gestalt erinnert mich an die logarithmische Curve, in welcher sich nach dem psychophysischen Gesetz Fechner's das Verhältnis der Reiz-Intensität (Stärke) zur Empfindungs-Intensität (Stärke) darstellen lässt. Ich habe Herrn Professor Lindemann gebeten die Curveform auf diese Idee zu prüfen. Sicher wäre es interessant, wenn

wir in dem Verhältnis des Gewichts des centralen Nervensystems (zunächst des Rückenmarks) zum Körpergewicht das gleiche — oder ein ähnliches Gesetz — nachweisen könnten, wie dasjenige welches die Thätigkeit des Nervensystems in ihrem Verhältnis zur Aussenwelt beherrscht.

Dabei wird das Gewichtsverhältnis bei den kleinen Individuen d. h. mit abnehmenden Körpergewicht immer menschenähnlicher, das Gehirn wird relativ zum Rückenmark schwerer, das Rückenmark relativ zum Gehirn leichter, das Verhältnis sinkt von circa 23% bei dem grössten Hunde bis zu 11% bei dem kleinsten, bei dem Menschen ist das Verhältnis 2%.

Bemerkenswerth ist es, dass trotz der verschiedenen Gehirngrosse der Hunde die Augen im Verhältnis zum Gehirngewicht so gut wie absolut gleich schwer sind. Die Grösse und das absolute Gewicht der Augen ist bei den erwachsenen Hunden so nach einer gleichbleibenden Funktion des Gehirngewichts; die Augen nehmen fast genau in dem gleichen Verhältnis an absoluter Grösse ab mit abnehmendem Körpergewicht wie das Gehirn, die beiden Augen wiegen sehr annähernd $\frac{1}{2}$ so viel wie das Gehirn. Umgekehrt steigt selbstverständlich das relative Verhältnis des Augengewichts im Verhältnis zum Körpergewicht mit dem abnehmenden Körpergewicht ebenfalls sehr annähernd in dem gleichen Verhältnis wie das des Gehirns, die relativen Augengewichte sind etwa 10mal kleiner als die relativen Gehirngewichte.

II. In der untenstehenden Tabelle gebe ich schliesslich die Bestimmungen an wachsenden Körper derselben Spezies:

Tabelle 4.
Gehirn- und Rückenmarks-Wägungen bei verschiedenaltigen Individuen der gleichen Spezies.*

Kationen:	1. Absolute Gewichte in Grammen				2. Gehirngewicht = 100		3. Körpergewicht = 1000		4. Gehirngewicht = 1	
	Körpergewicht	Gehirn	Rückenmark	Augen	Rückenmark	Augen	Gehirn	Rückenmark	Augen	
1. erwachsene weisse ♂ Ratte	272.5	2,090	0,779	0,379	36.34	15,403	7,381	2,601	1,141	183,81
2. geschlechte 10 Wochen alt	119,0	1,515	0,397	0,223	25,58	14,057	12,81	3,270	1,994	79,01
3. " " 8 " " "	82,3	1,190	0,333	0,204	21,03	12,617	19,33	4,977	2,463	51,86
4. " " 4 " " "	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
5. " " 4 " " "	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6. " " 10 Tage alt	31,7	1,490	0,274	0,150	16,22	10,591	41,67	6,743	4,528	33,91
7. " " 4 " " "	7,25	6,5	0,949	0,670	9,27	10,522	81,48	2,700	8,81	16,28
8. " " 3 " " "	4,1	0,589	0,933	0,630	9,52	11,890	69,56	6,15	8,02	14,50
9. " " 3 " " "	3,1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kuh	175000	446	201	70	47,08	15,76	2,550	1,20	0,400	—
Kalb ♀	47500	245	45	58	18,86	11,42	6,390	1,90	—	—
Mensch:	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Mann (milit)	49000	1377	28	(15,4)	2,683	1,833	35,10	0,571	0,386	—
Neugeborenes ♂	2915	268	2,1	4,6	0,783	0,858	113,00	1,04	2,282	—
Frühgebart ♀	630	85	0,85	—	1,000	—	134,90	1,85	—	—

Auch die Untersuchungen über das Wachstum von Gehirn, Rückenmark und Augen mit dem Körperwachstum bei jugendlichen Individuen bis zum erwachsenen Alter — welche an Ratten, Kuh und Kalb, Mann, Neugeborenen und Frühgebart angestellt wurden, zeigen wieder, dass mit dem Körperwachstum d. h. mit dem zunehmenden Gesamt-körpergewicht, Gehirn, Rückenmark und Augen in ihren absoluten Gewichten zunehmen. Ebenso ergibt sich wieder umgekehrt, dass im Verhältnis zum Gehirngewicht das Rückenmarksgewicht mit

dem zunehmenden Gehirngewicht relativ zunimmt und zwar bei den Ratten um mehr als das dreifache (ca. 10—56). Aber auch die Augen nehmen bei den wachsenden Thieren mit dem wachsenden Gehirngewicht zu: das ausgewachsene Thier, hat grössere resp. schwerere Augen als das junge und neugeborene. Das gleiche gilt für den Menschen. Hier zeigt sich sonach ein wesentlicher Unterschied in den beiden letzten Tabellen, da bei den erwachsenen Hunden trotz ihrer verschiedenen Grösse das Verhältnis von Augen- zu Gehirngewicht gleich blieb.

Im Verhältnis zum Körpergewicht ergibt sich wieder, dass mit zunehmendem Körpergewicht das relative Gehirngewicht rasch abnimmt, — bei den Ratten um das ca. 10fache (68,66 bis 7,86) — ebenso das Rückenmark und die Augen, mit anderen Worten: die kleinsten resp. jüngsten Individuen (der Ratten) haben relativ extrem viel größere Gehirne (ca. 10fach), Rückenmark (ca. 5fach), und Augen (ca. 8fach). Die Bestimmungen zwischen Kuh und Kalb, Mann und Neugeborenen (mit Frühgebot) zeigen das gleiche Verhältnis.

Trotz der Ähnlichkeit der Verhältnisse einerseits zwischen verschiedenen schweren erwachsenen und andererseits zwischen jüngeren (leichteren) und älteren (schwereren) Individuen der gleichen Species zeigen die beiden Untersuchungsreihen doch in so fern eine bemerkenswerthe Verschiedenheit, als bei der individuellen Körperentwicklung das Wachsthum der Nervenapparate mit dem Gesamtkörperwachsthum tendenziell gleichen Schritt hält, so dass die Wachstumskurve des Rückenmarks, auf die Werthe der ansehender Körperchwere als Abscisse bezogen eine annähernd geradlinig ansteigende Linie bildet. Das Wachstumsgesetz der Nervenapparate (Gehirn, Rückenmark, Augen) ist sonach ein anderes, einfacheres als jenes des Gesets, welches die Massenentwicklung dieser Nervenapparate bei verschiedenen schweren erwachsenen Individuen (Rassen) der gleichen Thier-Species (Hunde) regelt: die kleineren Rassen verhalten sich in ihren ausgewachsenen Individuen, gegenüber den ausgewachsenen Thieren größerer Rasse, keineswegs so wie Jagd- an erwachsenem Alter — obwohl das relativ größere Gehirn und Rückenmark an jugendliche Verhältnisse maßen.

Nach diesem als Nebenwerb bei der Untersuchung der Hauptfrage sich ergebenden Beobachtungen so es gestattet noch einmal auf die Hauptfrage zurückzukommen.

Das Verhältnis des Gehirns zum Rückenmark ist bei dem Menschen in so fern ein anderes als bei allen Thieren, als das Rückenmark bei dem Menschen eine relativ zum Gehirn weit geringere Masse hat als bei allen Thieren.

Bei kleineren erwachsenen Thieren der gleichen Art (Bunde) sehen wir das Verhältnis — mit der relativen Zunahme des Gehirngewichts — etwas menschlicher werden; auch bei der individuellen Entwicklung sehen wir das gleiche, sogar (Katten) noch in etwas gesteigertem Masse, aber diese Menschähnlichkeit bleibt doch auf einer verhältnissmäßig niedrigen Stufe. Die 6 Tage alte Katze übertrifft den neugeborenen Menschen schon um mehr als das 10fache, den erwachsenen Mann um das 5fache das relative Rückenmarkgewicht im Verhältnis zum Gehirn. Wie sich die früheren Entwicklungsstadien von Mensch und Thier hierin verhalten, muss noch festgestellt werden.

Aus unseren Untersuchungen geht hervor, dass das Gewichtsverhältnis von Rückenmark und Sinnesorganen zum Gehirn ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Thier und Mensch abgibt.

Im Zusammenhang mit den Entdeckungen Semmering's über das Verhältnis der Nervenstämmen können wir nun aussprechen:

Der Mensch hat unter allen Vertebraten das grösste und schwerste Gehirn im Verhältnis zu dem übrigen Nervensystem.

Hierin steht der Mensch unbestreitbar an der Spitze der genannten Aristen Welt.

So lehrt die alte Lehre des Aristoteles in neuer Form sicher begründet wieder auf.

Herr Major Lehmann-Göttingen.

Ich darf mir wohl eine kurze Bemerkung historischer Natur erlauben. Herr Professor Dr. Ranke findet, dass im vorigen Jahrhundert so viele Beobachtungen an Schwarzen gemacht wurden und ist erstaunt, wobei die vielen Schwarzen kamen. Ich darf vielleicht annehmen, dass diese Kolonie von Schwarzen in Casuel eine militärische gewesen ist. Im vorigen Jahrhundert bestanden die sogenannten Muskhunden, Trommler, Pfeifer, aus Schwarzen, speciell bei dem hessischen und österreichischen Regimentern nach dem Muster der französischen. Es waren also jedenfalls Schwarze, die hier auch verheiratet gewesen sind.

Herr Dr. Mies-Köls:

Den schönen Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Hanke bin ich mit um so größerem Interesse gefolgt, als ich selbst vor einigen Jahren mich ziemlich viel mit Wägungen des Rückenmarks beschäftigt habe. Ueber die Ergebnisse derselben habe ich vor zwei Jahren auf der Naturforscherversammlung in Nürnberg einen Vortrag gehalten, und werde, wenn der Herr Vorsitzende es erlaubt, einige Sätze daraus wiederholen.

Ich habe Untersuchungen gemacht an 67 Kaninchen, 9 Katzen und einigen andern Thieren; von andern Forschern habe ich nur diejenigen Angaben verwertet, welche sich, wie die meinigen, auf das Rückenmark ohne Nervenwurzeln und Dura mater beziehen. Verhältnissmäßig zahlreiche und wichtige Beobachtungen habe ich in dem noch nicht veröffentlichten Manuscript von Treviranus gefunden, welches der Stadtbibliothek in Bremen bei Gelegenheit der dortigen Naturforscher-Versammlung (1850) mir bereitwillig zur Verfügung stellte. Was den Menschen betrifft, so habe ich das Rückenmarksgewicht von 21 ausgewachsenen Kindern und 13 Erwachsenen ansammeln lassen. Bei den Neugeborenen schwankte es zwischen 2 und 6 g und bei den Erwachsenen von 24—33 1/2 g. Als Durchschnittsgewicht des Rückenmarks vom Neugeborenen fand ich 3,42, vom Erwachsenen 27 g, also ungefähr achtmal so viel wie beim ansgangenen Kinde.

Ich möchte nur noch die Hauptsätze verlesen, die ich damals aufgestellt habe; es sind folgende:

„Im Verhältnis zu den bei der Geburt erlangten Gewicht hat das ausgewachsene Rückenmark des Menschen, des Hundes, der Katze und des Kaninchens viel mehr an Masse zugenommen als das Gehirn. Die Ursache hiervon ist, dass das Rückenmark sein Gewicht schneller vermehrt und sein Wachsthum später beendet. Dem entsprechend beginnt der Schwund des Rückenmarks in einem höheren Alter als der des Gehirns.“

„Wegen der ansehnlichen Gewichtszunahme des Gehirns und Rückenmarks kommt mit fortschreitendem Alter immer weniger Gehirn auf die gleiche Menge, a. B. 1 g Rückenmark“ (Verhandlungen der Naturforscher-Versammlung in Nürnberg, 1859, II, 2, S. 217). — So ist beim neugeborenen Kaninchen das Gehirn neunmal so schwer als das Rückenmark, beim ausgewachsenen Kaninchen aber wiegt es noch nicht einmal doppelt so viel. — „Da der Mensch ein schwereres Gehirn hat

als fast alle Thiere, in Bezug auf das Gewicht des Rückenmarkes aber hinter viele Thiere zurückbleibt, so hat er im Verhältnis zu seinem Rückenmark viel mehr Gehirn als die Thiere* (Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie, 1893, Novemberheft). Mit anderen Worten: Die Zahl, welche diese* (Gewichts-) Beziehungen zwischen den beiden Organen* (Gehirn und Rückenmark) ausdrückt, erhebt den Menschen weit über die genannten* Thiere* (Hund, Katze, Kaninchen).

Die Verhältniszahl zwischen dem Gewichte des Rückenmarks und des Körpers ändert sich während des Wachstums mit zunehmendem Alter. Bei jugendlichen Individuen, welche gleich alt sind, und bei Erwachsenen richtet sie sich hauptsächlich nach der Schwere des Körpers, deren Schwankungen das Gewicht des Rückenmarks nur in sehr geringem Grade mitmacht.*

Auf den gleichen Gewichtstheil Rückenmark kommt um so weniger Körperlänge, je älter der heranwachsende Mensch und das in der Entwicklung lagere Thier wird. Diese beständige Abnahme der Verhältniszahl zwischen der Körperlänge und dem Gewichte des Rückenmarks geht in den ersten Wochen sehr schnell, dann langsamer vor sich. Beim Kaninchen ist sie schon vom Ende des 3. Monats an unbedeutend* (Verhandlungen der Naturforscher-Versammlung zu Nürnberg, 1893, II, 2, S. 217).

Wenn ich zum Schluss noch einige Werte über den Geschlechtsunterschied beim Rückenmarksgewicht sagen darf, so möchte ich nur erwähnen, dass die rechtzeitig geborenen Knaben und die erwachsenen Männer im Verhältnis zu ihrem Hirngewicht ein leichteres Rückenmark besaßen, also besser gestellt waren als die ausgetragenen Mädchen und die erwachsenen Frauen, deren Hirn- und Rückenmarksgewichte ich zusammenstellte.

Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München.

Herr Dr. Mies hat ein unbestreitbares Verdienst, dass er die bisher unpublizierten Wägungen von Trövirn über das Rückenmark des Menschen zusammengestellt hat. Ich möchte nur nochmals bemerken, dass die Literaturangaben nicht so ohne Weiteres für den vorliegenden Zweck zu brauchen sind, da die Abtrennung des Gehirns vom Rückenmark und die Wägungen in verschiedener und theilweise sogar uncontrolirbarer Weise ausgeführt wurden. Um verwertbare Zahlen zu erhalten, muss man neue Wägungen an Rückenmark und Gehirn selbst machen; die alten Zahlenangaben sind exact nicht zu verwenden, obwohl sie zum Theil bis heute noch in der Literatur wiederholt werden. Die Wägungen, die Herr Dr. Mies selbst angestellt hat, sind sowohl von Werth, und ich hoffe, dass er sie fortsetzt, und möchte ich ihn bitten, in dieser wichtigen Frage genau nach der von mir befolgten Methode, namentlich bezüglich der Abtrennungsstelle des Gehirns vom Rückenmark, zu arbeiten, um wirklich vergleichbare Angaben zu erhalten.

Herr Dr. Alsborg-Cassel stellt der Versammlung Reinhold B. aus Cassel, einen 23jährigen jungen Mann mit mikrocephaler Schädelbildung vor. Der Kopf desselben ist sehr klein, die Stirn niedrig und abgeflacht. Die mit der mikrocephalen Form des Schädels Hand in Hand gehende mangelhafte Entwicklung gewisser Theile des Gehirns hat zur Folge gehabt, dass der junge Mensch in der Geistesentwicklung zurückgeblieben ist. Mit dem 3. Jahre hat er

seine ersten Sprachversuche gemacht und erst im 6. Lebensjahre gehen gelernt. Der Schulunterricht hatte bei ihm nur geringen Erfolg; jedoch vermag er zu lesen und nur wenig zu schreiben und auch die Anfangsgründe des Rechnens sind ihm allmählich beigebracht worden, so dass er sich jetzt durch Hinsetzen zu ernähren vermag. Die von Dr. Alsborg an dem Schädel des R. B. vorgenommenen Messungen haben folgende Zahlen ergeben:

Horizontalumfang des Schädels (gemessen von der Glabella bis zur Protuberantia occipitalis externa) = 43 cm.

Sagittalbogen (von der Nasenwurzel bis zum untersten, noch deutlich fühlbaren Theil des Hinterhaupt-) = 31 cm.

Frontalbogen (von Ohröffnung zur Ohröffnung aber den Scheitel gemessen) = 30 cm.

Gerader Durchmesser (von der Glabella bis zur Hinterhauptprotuberanz gemessen) = 15,3 cm.

Bitemporal-Durchmesser = 11,5 cm.

Biparietal-Durchmesser = 11,5 cm.

Biauricular-Durchmesser (von Ohröffnung zur Ohröffnung) = 9 cm.

Kinn-Scheitel-Durchmesser (Entfernung vom vordersten Theil des Kinns bis zum am weitesten nach oben und hinten vorspringenden Punkte des Scheitels) = 20,5 cm.

Höhe des Gesichtes = 9,5 cm.

Grösster Abstand der Jochbögen = 11,5 cm. Die Körpergröße des R. B. beträgt = 128,5 cm.

Bemerkenswerth ist noch bei R. B. die Verkürzung der kleinen Finger an beiden Händen (Oligodaktylia sinistris), das Vorhandensein eines Gannemwulstes (Torus palatinus), die zwischen den Zähnen sich findenden Lücken, das Vorspringen des Zahnrandes (Prognathismus) am Oberkiefer, sowie das Überhagen des Oberkieferzahnrandes über den Zahnrand des Unterkiefers.

Herr Dr. Mies-Köln:

Die hohe Versammlung erlaubt wohl, dass ich einige Bemerkungen über einen anderen Fall von Mikrocephalie mache.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, es ist nicht zulässig, in die Discussion einen anderen Fall zu ziehen, nur in Anknüpfung an diesen Fall darf gesprochen werden.

Herr Dr. Mies-Köln:

Dann erlaube ich mir, nur diese Photographie heranzureichen.

Der stellvertretende Vorsitzende Dr. Freiherr von Adrian-Werburg übernimmt den Vorsitz.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ueber den menschenähnlichen Affen.

Ich habe Veranlassung genommen, wegen der vor kurzem erschienenen und hier schon in dem Berichte des Herrn Generalsecretärs Dr. Ranke erwähnten merkwürdigen Funde des Pithecanthropus erectus auf Java einiges zusammenstellen über diejenigen Anthropoiden, welche wir kennen, und insbesondere mit Rücksicht auf die Frage, welche von diesen Anthropoiden dem Menschen am ähnlichsten sind. Wir kennen vier Gattungen von Anthropoiden Affen, den Gibbon, den kleinsten von ihnen, aber den an Arten reichsten, der im ostindischen Archipel lebt;

dass kennen wir von derher noch den Orang-Utan, und aus Afrika den Gorilla und den Schimpanse, letzteren auch, wie es scheint, in mehreren Abarten vorkommend. Vom Orang weiss man es auch noch nicht genau, ob zur eine Art besteht oder ob mehrere zusammen sind; Wahrscheinlich kommen mehrere Arten vor nach den neueren Untersuchungen von Selous in Kelangen, der mehrere Jahre in Borneo weilte, wo ja die Hauptheimath des Orang ist. Der Gorilla ist von allen diesen am wenigsten bekannt, er ist auch der unangenehmste. Er findet sich in Westafrika, südlich vom Aequator, u. a. auch im Hinterlande der dortigen deutschen Besitzungen. Dort kommt auch der Schimpanse vor, ebenso in den oberen Nilländern. Die Gibbonarten sind, wie gesagt, die lange obere Extremitäten aus und entfernen sich in ihrem Bau am meisten von dem Menschen. Der Gorilla und der Orang scheinen die grössten der letzten Zeit nach Europa gekommen; ein solch' erwachsenes Thier war in Leipzig; es starb unlängst und ist von Professor Pick dort genau untersucht worden. Leider ist die Untersuchung des Gehirns etwas kurz ausgefallen, so dass wir darüber wenig mehr wertvollen Beobachtungen Anlass gegeben haben. Die erwachsenen Männchen des Orang gekleidet sich aus durch einen ausserordentlich grossen durch zwei Vorsprünge an den Seiten des Gesichtes, da den Thieren ein ganz ungewöhnliches und fast erschreckendes Aussehen geben. Ich hatte Gelegenheit, im zoologischen Garten zu sehen, das leider schon verstorben ist; am Tage meiner Abreise hierher erhielt ich erst die Nachricht, so dass ich das Cadaver nicht mehr erwerben konnte. Wie ich höre, ist es ebenfalls häufig nach Europa versendet worden, so dass wir am nächsten von ihnen haben. Der Gorilla ist am spätesten von allen bekannt geworden. Er ist an erwachsenen Zustände 6 Fuss erreicht. Der Schimpanse, wie bei allen Exemplaren, scheint kleiner zu bleiben. Es ist übrigens sehr schwierig, bei diesen Thieren zu bestimmen, wann sie ausgewachsen sind, nach Europa gebracht werden und am besten bekannt. Ich kann nicht auf alle anatomischen Verhältnisse eingehen, es handelt sich insbesondere um das Gehirn, dass um den feineren Bau des Rückenmarks und einige Punkte aus der Anatomie des Schädels, von welchen ich sprechen möchte.

Was das Gehirn anbelangt, so habe ich von allen vier anthropoiden Affen eine ziemliche Anzahl an untersuchen Gelegenheit gehabt, und ich muss Menschen am nächsten steht. Dies scheint mir besonders wichtig, wenn man beurtheilen will, welcher von den anthropoiden Affen dem Menschen sich am nächsten nähert. Wenn nun auch der Gehirnbau des Schimpansen, namentlich in den Windungsverhältnissen, welche vielfach vorhanden, auf die ich hier nicht eingehen kann. — Am weitesten entfernt sich vom Menschenbau das des Gibbons. Interessant ist, dass diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit sich auch auf

den Schädelbau erstreckt. Hier ist besonders hervorzuheben, dass die Schädel der jüngeren Thiere, die ich und Andere zu unterschieden Gelegenheiten hatten, Kinderköpfe ähnlich sehen. Mit der weiteren Entwicklung, im höheren Alter ergibt sich ein wachsender Unterschied. Der Ansatz für die Kammskulptur, wren Kamm aus. Ausserdem zeigt sich in einem eozoen der Augenhöhlen ein erheblicher Unterschied. Sie sind weit mehr verschlossen und stärker umrandet und stehen höher, was namentlich dem kleineren Hirnschädel gegenüber auffällt. Aber auch hierin bewahrt der Schimpansen Schädel im Ganzen eine grössere Aehnlichkeit mit dem des Menschen. Dass dies auch an einzelnen Kleinigkeiten hervorzuheben kann, ist gewiss eine bemerkenswerthe Sache. Das lehrt u. A. die Untersuchung des harten Gaumens. In dem Theile, der unsere Mundhöhle von oben deckt, stellen sich bei den vier anthropoiden Affen sehr auffällige Verschiedenheiten heraus. Der Mensch hat an seinem harten Gaumen zwei kleine Höckerchen, zwischen welchen ein Blutgefäss hindurchläuft; diese beiden Höckerchen können sich im Bogen verbinden, so dass eine Art Ther über diesem Blutgefäss gebildet wird. Hinten, dem Schlunde zu, hat der harte Gaumen einen Stachel, Spina nasalis posterior. Nun ist es sehr interessant zu sehen, dass Gibbon, Orang und Gorilla dies nicht so zeigen. Der Gibbon hat eine eigenthümliche Form des harten Gaumens; er hat einen Querkamm, der zuweilen auch beim Menschen vorkommt, der aber beim Gibbon auffallend stark entwickelt ist. Der Gorilla hat dies nicht; auch die Untersuchungen von Killermann, die im Laboratorium von Professor J. Banks angestellt zu Stelle der Gibbon und Gorilla dies nicht so zeigen, haben das ergeben. Dagegen hat der Gorilla an Stelle der Spina gewöhnlich einen Einschnitt, der ab und zu auch beim Menschen vorkommt. Es ist möglich, dass dies beim Menschen eine pathologische Bildung ist, ich kann darüber noch nichts Genaueres aussagen; es müssen auch sehr eingehende Untersuchungen am sich entwickelnden Schädel gemacht werden. Sehr auffallend ist es, dass der Gorilla diesen Einschnitt so häufig hat; man kann nur schwer annehmen, dass es hier sich um etwas Pathologisches handle. Der Schimpanse zeigt an seinem Schädel genau die Bildung wie der Mensch, er hat den Stachel, die Höckerchen, sehr selten fehlt das einmal, so dass man daran schon fast erkennen kann, dass ein Schimpansen Schädel verliert. Der Orang steht in der Mitte, er zeigt diese Höckerchen zuweilen, zuweilen nicht.

Was das Rückenmark anbelangt, so haben wir (H. Virchow, Kallias und ich) im I. anatomischen Institute zu Berlin das Rückenmark fast aller Anthropoiden genau untersucht, eine Arbeit, die mehrere Jahre erforderte. Nach dem Vergleiche, den wir anstellen konnten, muss ich sagen, dass die Vertheilung der grauen und weissen Substanz in der Figur, welche der Querschnitt darbietet, eine Aehnlichkeit mit der des Menschen zeigt, und zwar am grössten beim Schimpanse; Gorilla, Orang und Gibbon entfernen sich etwas. Man kann an dem Querschnitt des Rückenmarks sofort erkennen, ob es einem Schimpanse, Gorilla oder Orang angehört. Zu dieser Aehnlichkeit gewisser körperlicher Bildungen des Schimpansen mit menschlichen kommt wohl noch das Verhalten, welches er in der Gefangenenschaft zeigt. Es scheint mir nach den verhältnissmässig wenigen persönlichen Beobachtungen, die ich machen konnte, als ob er der gelehrigste, leichtest zähmbar und unangenehmste von allen anthropoiden

Affen wäre, so dass ich wohl sagen möchte, — es ist dies auch von anderer Seite anerkannt worden — dass von allen bekannten lebenden Anthropoiden der Schimpanse dem Menschen am ähnlichsten ist. Die Kluft aber zwischen ihm und dem Menschen — Sie haben heute wieder ein Beispiel gehört — ist noch ungeheuer gross.

Diese Kluft schienen die Beobachtungen Eugen Dubois' in Java überbrücken zu wollen. Er fand auf Java in einem Flussbette, welches zu gewissen Jahreszeiten trocken liegt, in Kies und Sand — ich weis im Augenblicke nicht, welche Lage er vorfand — ein Schädelfragment, und zwar ein Schädeldach, und in einer Entfernung von 15 m davon einen Oberschenkelknochen. Das Schädeldach fiel auf durch seine Form und Grösse, und wird von Dubois, wie ich glaube, mit Recht als das Schädeldach eines anthropoiden Affen angesprochen; mir scheint es auch der Form einem Gibbon anzugehören — es muss indes ein wohl eine grosse, nicht mehr existierende Art gewesen sein. — Wir bekommen dies ja zu sehen; wie ich hier wird Dubois die Knochenreste, die er gefunden hat, im nächsten Monate nach Leiden mitbringen, wo der internationale zoologische Congress stattfinden soll, und wenn es irgend die Zeit mit erlaubt, werde ich nicht ermgangeln, den ausserordentlich interessanten Gegenstand in Augenschein zu nehmen. Der Zahn, der vorgefunden ist, entspricht meines Erachtens auch durchaus nicht dem Zahn eines Menschen; es kann der Zahn eines anthropoiden Affen recht wohl sein. Der Oberschenkelknochen ist jedoch meiner Meinung nicht als der eines Affen anzusehen, ich halte ihn — freilich kann ich mich zur Zeit nur auf die Abbildungen stützen — für einen Menschenknochen. Er hat einen pathologischen Knochenanwuchs an seinem oberen Theile. Dieser Anwuchs muss in Folge einer Verletzung zu einem langwierigen pathologischen Prozesse, vielleicht mit Eiterung und chronischer Entzündung geführt haben, und darauf ist das Bild, was wir jetzt an den Knochen sehen, zurückzuführen. Das konnte allerdings eben so gut einem Affen wie einem Menschen passiert sein, das ist kein Grund dagegen, wie ich ausdrücklich bemerken will. Aber die Form des Schenkelknochens stimmt in allen Stücken so genau mit der eines menschlichen Oberschenkelknochens überein, dass ich vorerhand nicht annehmen kann, es sei das ein Oberschenkelknochen gewesen, der zu dem in einer Entfernung von 15 m gefundenen Schädeldach gehört hat. Schädeldach und os femoris scheinen mir auch viel zu weit auseinander gelegen zu haben, als dass ich hier aus zwingenden Gründen eine Zusammengehörigkeit ohne Weiteres annehmen könnte. Professor W. Krause hat aus dem Vorrath seiner Knochenammlung in Berlin eine Reihe von Oberschenkeln zusammengezeichnet, die die einzelnen kleinen Abweichungen vom gewöhnlichen Verhalten des Menschen, welche Dubois an dem von ihm abgebildeten Oberschenkelknochen bemerkt hat, ebenfalls zeigen. So möchte ich bis auf Weiteres glauben, dass beide Fundobjecte nicht zusammengehören. Sie lagen 15 m auseinander, und das ist schon eine beträchtliche Entfernung; es lässt sich nicht absehen, warum nicht in dieses Flussbett an einer Stelle das Schädelfragment eines Affen und an einer anderen Stelle ein Stück eines menschlichen Leichnams gelangt sein sollte. Wären beide unmittelbar zusammen gefunden worden, so wäre allerdings viel grössere Wahrscheinlichkeit da. So muss ich heute noch die Ansicht aussprechen, dass zwar das gefundene Schädelfrag-

ment das eines Affen ist, der wahrscheinlich einer jetzt nicht mehr lebenden Art zugehört, sondern nur noch eine Familienverwandtschaft mit dem von den Gibbons hat, dass aber der Oberschenkelknochen nicht zu diesem Schädel gehört, dass er mir vielmehr ein menschlicher zu sein scheint. Ich glaube also, dass die Existenz eines *Pithecanthropus erectus* — Dubois will damit sagen, dass es sich um ein Mittelglied zwischen Mensch und Affe handelt, dass der Affe wegen der Form des Oberschenkels hat aufrecht gehen müssen — mit diesen beiden Funden noch nicht bewiesen ist. So ist meine Meinung über die Sache. Jedenfalls aber müssen wir noch weiter prüfen. Die Meisten, die die Angaben Dubois', so weit es bis jetzt möglich, geprüft haben, sind ebenfalls der Meinung, dass es sich nicht um zusammengehörige Gegenstände und einen neuen Affen in beiden Fundobjecten handle, sondern um einen Affen und einen Menschen.

Herr Professor Dr. Johannes Ranke-München:

Im Aussicht besteht, dass, was ich auch schon im Jahresbericht (S 84) als desiderat angesprochen habe, die Originalobjecte den competenten Forschern bald vorliegen werden, so will ich hier nur bemerken, dass die von Dubois gegebenen Abbildungen von dem Schädel des *Pithecanthropus* doch recht ungenügend sind. Die Photographie ist unrichtig aufgenommen; sie ist eingestellt auf den höchsten Punkt des Schädels, wodurch dessen seitliche Partien wesentlich verzerrt erscheinen müssen. Herr Dr. Hirkner hat einen Negerschädel der Sammlung des Münchener anthropologischen Instituts in der gleichen Aufstellung photographiren lassen, wodurch ein dem Dubois'schen recht ähnliches Bild entstanden ist. Es ist zwar die Vorwölbung der Augenbrauenbogen nicht ganz so stark, aber der Schädel erhielt doch auch ein so wunderlich thierähnliches Aussehen, dass man ihn ebenfalls für einen *Hylobates* halten könnte. Ich denke, wir stehen da vor einer unentschiedenen Frage. Ich möchte nicht einmal behaupten, dass wir es bei dem von Dubois gefundenen Schädelfragment wirklich mit einem Affenschädel zu thun haben, möglicherweise ist es doch, wie Turner glaubt, ein Menschenschädel. Ubrigens würde diese Unentschiedenheit, ob Mensch ob Affe, recht gut für das so vielgesuchte „Zwischenglied zwischen Mensch und Affe“ passen. Der Streit wird in Bälde nach der einen oder anderen Richtung entschieden werden.

Herr Professor Dr. E. Franz-Stuttgart:

Es möge mir gestattet sein als Paläontologe und Geologe ein Wort in dieser Frage mitzureden. Ich lege zunächst ein besondres Gewicht auf die Art und die Begleitungserscheinungen des Fundes selbst, über welche die Untersuchungen leider nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit gemacht wurden. Es ist von Dubois wohl angegeben, dass der Schädel und das Femur in einer Flussablagerung, bestehend aus abgeschwemmten vulkanischen Thuffen, gefunden worden sind. Auch findet sich im Vorwort die Angabe, dass eine ansehnliche Sammlung von anderen thierischen Resten gefunden wurde, deren Alter als jungpliocen oder ultipleistocen angeführt wird. Sehr beachtlich muss es aber erscheinen, dass bei der Wichtigkeit dieser Funde für die Bestimmung des Alters bis zur Stunde absolut nichts über dieselben bekannt geworden ist. Nicht angehöben ist es, dass wir auf Java ein analoges Verhältniss der *Dinvalfianna* zur Jetztzeit haben, wie in Europa. Bekannt ist ja, dass bei uns in der Periode, die der unserigen voranging, eine

mit größerer Fauna als heuteutage gelebt hat. Es ist bekannt, dass z. B. die Eänen der diluvialen Zeit bedeutend größer waren, als die jetzt lebenden, ebenso die Hyänen, Löwen, Rinder u. s., nicht zu erwähnen der gewaltigen Dickhäuter Mammoth und Rhinoceros. Nun ist aber interessant, dass dieses Verhältnis nicht bloss auf Europa beschränkt ist, sondern sich auch in anderen Continenten vorfindet. So ist es jedenfalls auch in Südamerika der Fall, wo man in der sogenannten Pampeaformation, einer mit diluvialen Ablagerung, grosse Mengen von Theriasten gefunden hat, die auf gewaltig grosse Thiere und zwar meist Edentaten hinweisen, woraus wir schliessen dürfen, dass dort zur Diluvialzeit eine Fauna lebte, gegen welche die heutige, ich möchte sagen, eine Miniaturausgabe darstellt. Auf Madagaskar haben die neuesten Untersuchungen so ganz ähnlichen Resultate geführt; dort fanden sich z. B. die interessantesten Halbaffen in der diluvialen Fauna von doppelter und dreifacher Grösse. Würden sich um auf Java dieselben Verhältnisse herzustellen, dann würde eine sehr hübsche Parallele entstehen, die aus noch den gewaltig grossen Hylobates, wenn wir uns dem Pithekanthropus anschauen wollen, in ganz entsetzlichen Lichte erscheinen liess. Wir müssten aber unsere europäischen, der amerikanischen und madagaskarischen Diluvial-Fauna, der Hylobates des Diluviums bedeutend grössere Dimensionen hätte als die jetzt lebenden, und sich vielleicht auch sonst noch bedeutendere Merkmale unterscheiden. In erster Linie aber halte ich für unbedingt notwendig, dass die Funde, namentlich mit dem Pithekanthropus gemacht wurden, vor allem ganz genau untersucht werden.

Herr Geheimrath Professor Dr. Fritsch-Berlin:

Ich möchte auch mit Rücksicht auf die Fundstätte doch noch daran erinnern, dass zunächst überhaupt gar nicht festgestellt ist, ob sei eine ältere Lagerstätte, es scheinen vielmehr Ansammlungen des Flusses zu sein, in denen die Funde gelegen haben; und weiter ist noch nicht in Erwägung gezogen, was auch ausserst wichtig erscheint, dass die Funde nicht gleichzeitig und gross an demselben Orte gemacht sind, sondern der einander folgenden, der Oertlichkeit nach ungefähr 15 m. Wenn ein Jahr dahingeregneten und der Fluss weiter geschwollen hat, so ist, glaube ich, dadurch die Identität der Fundstätte ausgeschlossen. Ich möchte ferner constatiren, dass ich mit dem übereinstimme, was Herr Geheimrath Waldayer in Bezug auf den Femur gesagt hat, nämlich dass er mit grösster Wahrscheinlichkeit ein menschlicher ist. Nur in Bezug auf den Zahn sind die Meinungen getheilt. Hr. Dr. Nehring¹⁾ in Berlin ist, soviel ich weiss, geneigt, auch den Zahn für einen menschlichen anzusprechen. Das was Grösseverhältnis des Schädeldaches anlangt, so ist der Unterschied mit den jetzt lebenden Hylobatesarten gar nicht so beträchtlich, wie es auch den Ausführungen scheinen möchte. Dabois hat sich in Bezug auf das Volumen ganz entschieden verrechnet, da er das Volumen nur approxi-

¹⁾ Nach neuerdings eingeholter Information über den Zahn des Pithekanthropus, er ist Herr Nehring (in Leipzig) der Meinung, dass der Zahn dem Menschen (H. sapiens) im üblichen Sinne zukommt, sondern dass er nicht wohl dem von Dabois angenommenen Pithekanthropus angehört haben kann. Herr Nehring denkt sich dabei diesen Pithekanthropus im Sinne Dabois' als tatsächliche Zwischenform.

mativ bestimmt und sich nicht die Mühe einer genaueren Ausmessung genommen hat; der Knochen war noch mit den Resten des Alluviums erfüllt, die er nicht entfernt hat, a. s. w. So schwebt, wie wir sagen, der ganze Fund noch in der Luft, und ich glaube auch, wir haben es zu thun mit dem Schädeldache eines Hylobates und mit einem menschlichen Oberschenkel, und möchte dies hier als meine wissenschaftliche Uebersetzung niederlegen.

([Nachträglicher Zusatz der Redaktion.]) Herr Geheimrath K. Virchow sagt über die Reste des Pithekanthropus nachdem er dieselben bei dem zoologischen Congress in Leipzig persönlich eingehend studirt hatte, zum Schluss eines Aufsatzes von dort in der „Nation“ Wochenschr. f. Politik, Volkswirtschaft und Litteratur Nr. 4, 26. Oktober 1895:

„Wenn ich somit das Schädeldach und die Zähne eines Affen vindicire und nur ihre Zugehörigkeit zu dem Oberschenkelknochen dahingestellt sein liesse, so muss ich auch anerkennen, dass dieser Affe von allen bekannten Anthropoiden der Gegenwart verschieden ist und nur mit dem Gilbon in eine gewisse Beziehung gebracht werden kann. Ob er eine neue Gattung (genus) darstellt und als Pithekanthropus geschildert werden darf, wird die Zukunft lehren. Das pleistocäne und pliocäne Gebiet von Indien und den Sundainseln wird vielleicht bald weitere Aufklärung bringen.“

Nach weit weniger kann ich anerkennen, dass in dem Pithekanthropus das Verdingungsglied vom Affen zum Menschen gefunden ist. Die Berechnungen des Herrn Dabois über die Grösse des Innenraumes des Schädeldaches sind offenbar irrig. Auf die Richtigkeit dieser Berechnungen aber würde es vornehmlich ankommen. Sollte das Oberschenkelbein mit dem Schädeldach zusammengehören, so würde sich daraus eine Missgestalt ergeben, welche sich von dem Menschen erheblich unterscheidet. Ein Schädel, der selbst nach der Berechnung des Herrn Dabois nur etwa 1000 ccm. Innenraum hätte, passt wenig an einer Körperhöhe von 1,7 m. Aber dieser Schädel hat noch immer einen so ausgemachten Affencharakter, dass keine Veranlassung vorliegt, dem Gehirn einen anderen Charakter beizulegen. Gewiss ist dieser Fund auf langer Zeit der am meisten bemerkenswerthe, ja überraschende, aber er löst das Räthsel der Descendenz noch nicht, auch wenn man jedes Stück desselben mit dem grössten Wohlwollen betrachtet.“]

Herr K. Bibliothekar Dr. Gustaf Kossinna-Berlin:
Ueber die vorgeschichtliche Anshreitung der Germanen in Deutschland.

Wenn ich das Versuch wage, die vaterländische Archäologie mit der Geschichte in Verbindung zu setzen und die durch die Arbeit unseres Jahrhunderts gesammelten reichen Funden aus heimischen Boden gleichsam ihren Eigenthümern zurückzugeben, so haben mich dazu nicht zum mindesten die Worte Rudolf Virchows veranlasst, die er bei Gelegenheit des Jubiläums der Berliner Gesellschaft für Anthropologie sprach: wir müssten uns der Keltenfrage, die in Archäologenkreisen ein Vierteljahrhundert gerührt habe, wieder energischer zuwenden. Die Rückseite der Keltenfrage ist für Deutschland die Germanenfrage. Wir fragen heute also allgemeiner: wo haben wir es mit Germanen, wo mit Nichtgermanen zu thun?

(Hedler verbreitet sich dann des längers über die Geschichte der Versuche, aus der Archäologie ethnographische Thatsachen zu gewinnen, wobei namentlich

Worsaae, Hildebrand, F. Keller, Montelius, Zinck, Fedel, Undset, Beltz, Virchow erwähnt werden; ferner über die Berechtigung und die Methode solcher Versuche, wobei namentlich gegen Eduard Meyer, daneben gegen Alex. Bertrand Stellung genommen wird. Eine entscheidende Abgabe erfahren dann die Versuche der Sprachvergleichler mit Hilfe von Worttafeln über eine indogermanische Alterthumskunde aufzubauen, namentlich die Forschungen von Otto Schrader, der daneben in ganz unzulänglicher Weise die vorgeschichtliche Archäologie zu Rathe zieht. Am allerwenigsten hat die Sprachvergleichung die indogermanische Urheimath zu ermitteln vermocht. Als Kulturhistoriker könne man das südöstliche Mitteleuropa, das mittlere Donaugebiet als Urheimath annehmen, von wo aus spätestens zu Anfang des 3. Jahrtausends Germanen ihre besondere Urheimath in Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Mecklenburg gewonnen hätten.

Redner schildert dann kurz die älteste historisch erreichbare Völkergruppierung der Germanen um 100 v. Chr., als sie im Westen etwa durch den Rhein, im Süden durch den Main und die von Thüringenwald an ostwärts streichenden Gebirgszüge, im Osten durch die Weichsel begrenzt wurden. Damals vertheilten sie sich über Süddeutschland und nach Böhmen und Mähren; um Chr. Geb. auch nach Nordböhmen und Mähren. Die Naumainer Spälateneperiode seien nördlich, nicht nördlich, wie Tischler wollte).

Demnach ist in Süddeutschland die jüngste Latenezeit germanisch, in Böhmen und Mähren erst der Beginn der römischen Zeit. Die Anfänge von Stradonic bleiben also zweifelhaft, ob keltisch oder germanisch. Westlich des unteren Rheins haben wir in Mittel- und Spät-Latenezeit eine gnluggermanische Mischkultur.

In Norddeutschland unterhalb des Gebirges, das für Undset Keltien- und Germanengrenze war, sollen nach Tischler nur Mittel- und Spät-Lateneformen erscheinen. Das wäre also für Germanen sehr charakteristisch; leider aber ist die These nicht richtig, denn in Hannover, Mark, Prov. v. Ngr. Sachsen, Schlesien kommt auch Frühlatene vor.

Zwischen Rhein und Leine, Werra, Thüringerwald babe ich germanische Besiedlung seit etwa 300 v. Chr. ermittelt; südwestlich der Linie Köln-Eisenach finden sich die keltischen Münzen. Der kleine Gleichberg bei Hombild erweist sich durch seine Skelettgräber, die gläsernen Armringe, die wunderschönen Ringasperlen, deren Grün und Blau mit Weiss und Gelb gemischt ist, und den roten Furchensehmelz als Eisengeräth als entschieden keltisch. Markomannen haben wohl diese Bojerburg zerstört.

Das einst ganz keltische Thüringen wurde, wie ich festgestellt habe, etwn bis zur Unstrut spätestens um 400 v. Chr., südlich davon frühestens um 300 v. Chr. germanisch; die Skelettgräber der Latenezeit bei Kamis gehören noch den Kelten an.

Dass auch im Ngr. Sachsen und in Schlesien nördlich des Gebirgsrandes einst Kelten gesessen haben müssen, zeigt der alte Name Fergunna (Erzgebirge), die lautgesetzliche Weiterbildung von keltisch Ferkunna, das später Erkonna (Hercynia) lautete, sowie der Name „Walchen“, eine germanische Weiterbildung des Namens der mährischen Völker (Volcae), eines keltischen Stammes. Beide Namen zeigen zugleich durch ihre Lautgestalt, das spätestens um 400 v. Chr. Germanen bereits am Gebirgsrande gesessen haben müssen. Aber noch zu Tacitus Zeiten kennen wir in

Oberschlesien den germanischen Stamm der Narvali, der einen keltischen Namen trägt.

Noch weiter östlich an der Weichselquellen müssen seit mindestens 300 v. Chr. germanische Bastarden gesessen haben, denn bereits um 200 v. Chr. erscheinen Ausläufer von ihnen an der antera Donau, sowie am schwarzen Meere. Bastarden waren die Vermittler skythischer Goldsachen, wie des Vatersfelders Goldfundes.

Sehen wir von den längr der Karpaten in Galizien wohnhaften Bastarden ab, so ist an Cäsar und Augustus Zeiten die Weichsel die Ostgrenze für Germanen und gleichzeitig für die Latene-Kultur. An der unteren Weichsel liegen rechts der Weichsel, aber unmittelbar am Ufer. Indes hat Tischler noch an drei Punkten und Willenberg schwache Latenereste entdeckt, doch nur als Nachbe-lattung aus Rande von Hügelgräbern, nicht in Urnenfeldern, wie überall bei den Germanen.

Zwischen Weichsel und Leine, sowie zwischen Ostsee und Hara, Unstrut, Erzgebirge und den schlesischen Gebirgen ist an Beginn der Latene-Periode germanischer Boden.

In Westpreussen haben wir nun genau dieselbe Ostgrenze wie für Latene, so für die vorangehende Periode der Gesichtsnarren, sogar mit denselben beiden Orten rechts der Weichsel (Gränden und Marienburg). Südlich reichen die Gesichtsturnen über Posen bis nach Schlesien; in Posen und Mittelschlesien haben wir gleichzeitig die bemalten Gefässe. Wir haben keinen Grund, in dieser letzten Periode der Bronzezeit hier einen Bevölkerungswechsel anzunehmen.

Doch um für die ganze Bronzezeit den richtigen Standpunkt zu gewinnen, müssen wir vor allem das sicher germanische, sog. nordische Bronzegebiet näher betrachten. Ich schliesse mich hier ganz an Montelius an, natürlich mit den für Norddeutschland nötigen Aenderungen, wie sie Beltz und Lissauer getroffen haben. Danach haben wir: 1. eine frühe (1600–1400 v. Chr.); 2. eine ältere (1400–1000); 3. eine jüngere (1000–600); 4. eine jüngste Bronzezeit (600–350) an unterscheiden.

In der frühen Bronzezeit haben wir im Norden fast gar keine eigenen Typen; nur der Schwerstab ist rein nordisch, erscheint in Norddeutschland und Schonen, genügt aber nicht zu einer sichern Umgrenzung eines eigenen Bronzegebietes.

Dagegen bietet die ältere nordische Bronzezeit eigene Typen in Rand- und Hohlketten, Schwertern, Messern, Hals- und Brustschmuck, Hals- und Armringen, Tinteln, Doppelknöpfen, Schmuckdosen. Die Ostlich debnt sich dies Bronzegebiet kaum über die Oder aus, westlich überschreitet es die Elbe nur an ihrer Mündung und erreicht dort die Weseründung. Die Südgrenze geht längs der Aller, den Havelseen und von Berlin nach Stettin.

Nach allen Seiten weiter reicht das jüngere nordische Bronzegebiet; westlich geht es an der Meeresküste bis etwa zur holländischen Grenze, östlich über die Oder bis etwa zum 34^{ten} Ostl. von Ferro und dann die Netze und Warte abwärts, von Kästrin nach Halle a. S. und über den Harz an die Aller, längs der Aller zur unteren Weser und Ems. Die Ost- und Westgrenze stimmt genau mit der Ost- und Westgrenze der Goldspiralen aus Doppeldraht, die in Norddeutschland nach Olshausen nur zwischen Aller und Pernste vorkommen. — Für die jüngste nordische Bronzezeit fehlt bei Montelius die Angabe ihres Gebietes.

Die Ausbreitung der spezifisch nordischen Bronzealter ist ungleich die Ausbreitung der Germanen. Ich wende mich nochmals gegen die Meinung, daß hier lediglich eine Kulturströmung vorliege, da die Bronze sich von Süden nach Norden und Osten verbreitet habe. Denn erstens breitet sich das nordische Bronzegebiet auch nach Westen und Süden aus und zweitens sind es zwischen Elbe und Weser oder gar zwischen Oder und Weichsel keine geographischen Hindernisse der Weiterverbreitung. Hier ist nur eine ethnographische Grenze denkbar.

Fürten wir das östlich der Germanengrenze liegende Gebiet links der Weichsel. In Westpreußen zeigt die ältere Bronzezeit eine sehr spärliche Hinterlassenschaft, das keinen einzigen eigenen Typus, keine Gusiforme. Es bestand dort also gar keine Bronzeindustrie, nur Einfuhr von Bronzen, hauptsächlich aus dem westlichen d. h. nordischen Bronzegebiet. Unverändert besteht dies Verhältnis auch in der jüngeren Bronzezeit. Ganz anders aber in der jüngsten Bronzezeit, für die wir früher bereits Germanen bis zur Weichsel festgestellt haben. Neben allgemein nordischen oder nordostdeutschen Typen (wie die Spiral- und Schwannenhalsdehn, die Schleifen- und Nierenringe) haben wir besondere westpreussische Lokaltypen: die Schieberpazetten, die achtkantigen Halsringe, die schildförmigen Ohrringe und die Bingselkrangen, die letzten beiden Typen auch an den durchsah lokalen Gesichtsarras nachgebildet.

Ganz ähnlich liegen die Dinge in Posen, dessen Süden archäologisch an Westpreußen gehört, während der Süden in Mittelschlesien. In Schlesien nun hat die germanische Bronzezeit nicht einen einzigen Lokaltypus. Die früher „schlesisch“ genannte Besenmadel ist allgermanisch ostdeutsch und kommt zudem in Ostpreußen häufiger vor, als irgend wo anders. Schlesien zeigt in seinem ganz winzigen Bronzebestand in der älteren Bronzezeit nordische, in der jüngeren vorwiegend Hallstatt-, auch ungarische Typen; alles ist Einfuhr. Erst die jüngste Bronzezeit zeigt nach hier größere Reichthum, sogar Gusiformen und Schmeltzstätten. Neben südlichen Import, wie ungarischen, Doppelspann-, Schlangenk- und Certosabälen sind aber nur die allgermanisch ostdeutschen Typen, wie Schwannenhals- und Spiralmadeln hier zu finden. Wir müssen also die ostdeutsche Bronzeindustrie, wie die germanische Bezeichnung in Schlesien noch später anzusetzen, als in Westpreußen, in den Beginn des 5. Jahrhunderts.

Die Besiedlung dieser ostdeutschen Lande westlich der Weichsel und um die obere Oder, deren Bewohner in historischer Zeit in einem Gegensatz zu den Westgermanen und in naher Verwandtschaft mit den Skandinaviern stehen, fand zweifellos von Südschweden und Ostdänemark aus statt. Das zeigen auch die Volknamen dieser Ostgermanen, die sich entweder in Mittel- oder in Südschweden oder Südnorwegen wiederfinden und auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückweisen. Zu diesen Namen gehören diejenigen der Waandalen, Warmer, Bergunden, Itanen, Goten. Auch der von den Slawen in seinem Ursprunge als unklarlich bezeichnete, weil aus dem Slawischen nicht so erklärende Name „Dassig“ scheint mit dieser nordischen Einwanderung zusammenzuhängen.

Vor der Einwanderung der Skandinavier sasssen zwischen Weichsel und Oder Slaven, wie aus Herodots Nachrichten über diese Gegenden hervorgeht. Auch der Name der Weichsel scheint nach allem, was wir wissen, slavischen Ursprungs zu sein. Zwischen 600

und 500 v. Chr. wurden diese Slaven, bei Herodot Nenroi, von Germanen verdrängt, die ihrerseits am Nordrande des Gebietes um 400 v. Chr. oder etwas früher auf von Westen her angelagelte Kelten stießen.

Ethnographisch schwer bestimmbar sind die Lausitzer Urnenfelder, die von Mittelschlesien bis an die mittlere Saale und über das südliche Brandenburg sich erstrecken. Die Bronze erscheint auch hier spät aber doch schon in der jüngeren Bronzezeit (seit etwa 1000 v. Chr.); freilich ziemlich ärmlich. Indessen es bestehen doch Verbindungen nach Süden (Böhmen und Mähren), bald auch nach Norden; zudem ist hier das Gebiet der glänzendsten Keramik von ganz Norddeuropa. So kann es sich wohl nur um Germanen oder Kelten handeln. Wo aber hier in der jüngeren und jüngsten Bronzezeit beide Nationen greuzten, ist fraglich.

Im Westen fehlt uns noch ein Gebiet zwischen der Leingrenze vom Beginn der Latene-Periode und der Allergrenze zum Ausgang der jüngeren Bronzezeit. Dies Stück muss also Erwerb der jüngsten Bronzezeit sein.

So sehen wir, wenn wir rückwärts gehen, wie das Gebiet der Germanen sich stetig verengt und nach Norden zurückzieht.

Die Kupferperiode bringt keine neuen Aufschlüsse. Wohl aber die Steinzeit, die von Montelius chronologisch eingetheilt, von Tischler in Bezug auf ihre lokale Anordnung näher bestimmt worden ist.

Tischler scheidet ein ostalthisches Steinzeitgebiet vom Ladogasee längs der Ostseeküste bis an die Oder, und ein westalthisches von der Oder beginnend in das Länder südlich, westlich und nördlich der Ostsee. Leitmotive für Tischler waren das sog. echte Schnarrins Ostalthicum vor, sowie in Thüringen, Böhmen, Schweiz, Frankreich, England, Holland, sollten aber im Westalthicum fehlen. Später aber zeigte sich, dass der Beber auch in Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein und Dänemark vorkommt. Auch die Verbreitung des Schnarrinsornaments ist zweifelhaft geworden. Tischler leugnete noch in seinen letzten Lebensjahren sein Vorkommen im Norden, obwohl Voss es in Dänemark kennen wollte und demgemäß nur Nordwestdeutschland westlich einer Linie Stettin — Dessau als das Gebiet freistehender Dolmen und des vorwiegenden Sichornaments aussonderte.

Unzweifelhaft beharrt aber hat sich Tischlers Eintheilung, wenn wir den Bernstein schmuck der Steinzeit betrachten; wobei wir im Westalthicum nicht die roheren Arbeiten der Moor- und Erdfunde, wie der ältesten Dolmen, sondern die kunstvolleren Stücke der jüngeren Ganggräber vergleichen. Diese haben neben zahlreichen mit dem Ostalthicum gemeinsamen Typen als Besonderheit durchbohrte Köpfe, hammerförmige und doppelaxtförmige Perlen; das Ostalthicum dagegen hat mehrfachbohrte Köpfe, besondere End- und Mittelhingestücke, sowie massenhafte Knöpfe mit $\sqrt{}$ oder auch im Westalthicum vor, aber nur sehr vereinzelt und bereits in der ältesten Bronzezeit.

Von hervorragender Bedeutung für die Scheidung von Ost- und Westalthicum sind endlich die Megalithgräber, deren älteste Gestalt die freistehenden Dolmen sind, denen die Ganggräber, endlich die grossen Steinkammern zunächst mit freier, später aber mit vom Erdbügel verdeckter Steindecke folgen. Ostlich der Oder zeigen sich diese Megalithgräber, wie eine Nachricht von Voss aus dem Jahre 1877 lehrt, nur noch unmittelbar an der Oder im Kreise

Kamoin. Obwohl man östlich der Oder dasselbe Geschiebmaterial zur Verfügung hatte, erscheinen dort keine westlichen Megalithgräber, sondern die ganz eigenartigen Formen der Triliten und der sogenannten cujavischen Gräber, die eine dreieckige Steinsetzung zeigen. Es ist klar, dass hier eine ethnographische Grenze vorliegt, zumal noch die älteste Bronzezeit an derselben Stelle der Oder, gleichfalls eine Volksgrenze aufweist. Nach Süden und Westen haben wir keine archäologisch erkennbare Volksgrenze. Da wir aber die Germanengrenze hier stetig zurückgehen sahen, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir ihre älteste Heimath in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland, den dänischen Inseln und Süd-Schweden erkennen. Dieser Urzustand der Verbreitung geht bis in den Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. hinauf. Sehen wir die Indier im Fendtschab von 1500 v. Chr. ihre Vedea Kultur aus derselben Zeit ränge auf die mykenische Kultur nicht etwa als Indogermanen sondern nur volle Indier und Griechen 1500 Jahre v. Chr. in ihren historischen Sätzen gewissermaßen literarisch bezogen, so haben wir nicht den geringsten Grund uns zu wundern, dass Germanen ein Jahrtausend vor dieser Zeit an der Ostsee wohnten.

Herr Oberstabsarzt Dr. Kuthe-Frankfurt a/M.:

Ich möchte den Herrn Vorredner ersuchen, die Naubeimer Funde, die damals unser so früh verstorbener Freund Tischler als galische angesprochen hnt, mit mir demnächst im Frankfurter Museum, wo sie sich jetzt befinden, zu betrachten. Es sind die sogenannten „chntischen“ Funde von G. Tiefenbach-Friedberg, — schön geglättete schwarze Thongefäße und lange Eisenschnur. Er wird sich mit mir überzeugen, dass das Urtheil Tischlers doch ganz berechtigt war. Ich glaube nicht, dass sich nübische Kultoreinflüsse bis nach Naubheim im Suchenlande Casars geltend gemacht haben. Bei dem singulären Auftreten dieser Gefäßearten erscheint es mir viel wahrscheinlicher, dass diese Naubeimer Gefäße, die ganz charakterische Latene-Gefäße sind, von einer galischen Invasion herrühren. Vielleicht finden wir in Frankfurt Gelegenheit, uns persönlich darüber auszusprechen.

Herr Dr. Mies-Köln:

Ueber die Form des Gesichtes.

Hochansehnliche Versammlung! Nur im Allgemeinen möchte ich heute mit Ihnen die Form des Gesichtes betrachten. Dasselbe hängt in erster Linie ab von der Ausdehnung der Höhe und der Breite sowie von dem Verhältnis dieser beiden Masse zu einander. Bis jetzt hat man meines Wissens noch nicht den Versuch gemacht, die genannten Erfordernisse in Gruppen zu theilen, welche durch genaue Zahlen begrenzt sind. Daher besteht es dem Ermenen eines jeden Anthropologen überlassen, ein Gesicht hoch oder niedrig, schmal oder breit zu nennen. Wenn Höhe und Breite in besonderem Grade klein oder gross sind, oder wenn ein Forscher, der Tausende von Schädeln der verschiedenen Rassen gemessen hat, von einem schmalen und hohen oder einem breiten und niedrigen Gesichte spricht, so dürften die in Bezug auf die allgemeine Gesichtsform gemachten Angaben der Wirklichkeit entsprechen. Handelt es sich aber um Gesichter, die nur in geringem Grade hoch oder niedrig bzw. schmal oder breit sind, so glaube ich, dass die

Bestimmung der Form um so weniger Werth hat, je kleiner die Erfahrung des Anthropologen ist, von welchem die Beschreibung stammt.

Etwas besser als die Grösse der Breite und Höhe des Gesichtes können wir die Bedeutung der Verhältnisszahl zwischen diesen Massen beurtheilen, da die Frankfurter Verständigung vom Jahre 1892 Eintheilungen der verschiedenen Gesichtstypen in je zwei Gruppen enthält. Dass dieselben aber nur vorläufig sind, geht aus einer Anmerkung hervor, in welcher eine Aenderung der Abgrenzung dieser Indizes in Ansehung gestellt wird. Der Erste, welcher in dieser wichtigen Angelegenheit mit einem Vorschlage, worauf ich nachzugehen werde, an die Öffentlichkeit trat, her näher eingehen werde, an die Öffentlichkeit trat, war Herr Geheimrath Virchow, welcher nach dem Berichte über die Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 10. Januar 1891 (Verhandlungen d. B. Anthr. Gesellsch. 1891, Seite 58) „schon früher bei mehreren Gelegenheiten betonte, dass, wenn nicht der Gesichtsindez überhanpt, so doch jedenfalls die jetzige Eintheilung desselben in ethnologischen Sinne ungenügend ist“. Wenn ich nicht irre, bezieht sich dieser vortreffliche Ausspruch unseres Altmeisters auf den Jochbreiten-Gesichtsindez. Derselbe wird ebenso wie die beiden anderen Gesichtsindeces nach Virchow und von Hölder in der Frankfurter Verständigung durch die gleiche Zahl 90 in zwei Gruppen geschieden. Für jeden der drei Gesichtsindeces ist aber eine besondere Eintheilung erforderlich, da wir für denselben Schädel eine andere Zahl erhalten, wenn wir das Verhältniss berechnen zwischen der Gesichtshöhe einerseits, der Jochbreite Kolliman's oder der Gesichtsbreite nach Virchow oder nach v. Hölder andererseits. Die drei letzten Masse sind eben bei jedem Schädel verschieden und ändern in der Formel $\frac{100 \times \text{Gesichtshöhe}}{\text{Gesichtsbreite}}$ mit dem Nenner nach den Quotienten, d. h. den Gesichtsindez.

Da der Unterkiefer vieler Schädel verloren gegangen oder verwechelt worden ist, so haben auch die Obergesichts-Indices eine grosse Bedeutung. Es ist daher von Werth, für dieselben ebenfalls eine richtige Eintheilung zu haben. Als solche scheint mir diejenige nicht ungenügend zu sein, welche die Frankfurter Verständigung ansieht, indem sie den Index 50 als Grenzzahl wählt. Denn es sind z. B. die von mir (Verhandl. d. Berl. Anthr. Gesellsch. 1894, S. 257—270) beschriebenen Havelberger Schädel in Bezug auf den Jochbreiten-Obergesichts-Index grösstentheils schmalgesichtig, dem Jochbreiten-Gesichtsindez gemäss aber sämtlich breitgesichtig, was auch mich veranlasste, in jener Arbeit auf die Notwendigkeit hinzuweisen, die Abgrenzung der verschiedenen Gesichts- und Obergesichts-Indices zu ändern.

Ohne Zweifel besteht also ein Bedürfniss nach einer natürlichen Eintheilung der Breite und Höhe des Gesichtes sowie der Verhältnisszahl zwischen diesen beiden Ausdehnungen. Um denselben abzuhelfen, ist mir eine grosse Arbeit erforderlich, an welcher ich mir vorgenommen habe, mich nach Kräften zu betheiligen. Zu diesem Zwecke habe ich zunächst diejenigen Jochbreiten, Gesichtshöhen und Jochbreiten-Gesichtsindeces zusammengestellt und einzeln untersucht, welche in den bisher angefertigten Schädelkatalogen Deutschlands¹⁾, ferner in den mir zur Verfügung stehenden

¹⁾ Bonn, Breslau, Darmstadt, Frankfurt, Königsberg, Leipzig, München, Heidelberg und Mannheim. Die von mir ausgeführten Messungen und Beschreibungen

Bladen der Zeitschrift für Ethnologie (21—27, Heft 2) und des Archivs für Anthropologie (I—VIII und XIV, Heft 1) sowie in den Arbeiten einiger deutscher und ausländischer Forscher²⁾ angegeben sind. In Folge dieses beziehen sich meine Eintheilungen auf eine ziemlich große Anzahl von Schädeln der verschiedensten Völker, unter welchen allerdings die deutschen Stämme zu zahlreichen vertreten sind.

Von den vier Gesichtsbreiten, welche die Frankfurter Verständigung aufgenommen hat (Gesichtsbreite nach Fircchow, obere und untere Gesichtsbreite nach von Hölder und Kollmann's Jochbreite), kommt die Jochbreite gegenwärtig wohl am meisten in Betracht. Mit diesem Namen bezeichnen wir den größten Abstand der vor den Ohröffnungen und unter des Schläfen liegenden Jochbögen von einander, ein Maas, welches leicht, schnell und genau sowohl am Schädel als auch beim Lebenden bestimmt werden kann und zwar am Besten mit dem Schieberzirkel. Die Jochbreite fand ich in den von mir durchgesehenen Schriften bei 2900 Schädeln erwachsener Personen verschieden. Hinunter waren (siehe die beigegebene Zusammenstellung) 702 weibliche, 1795 männliche und 403 in Bezug auf das Geschlecht nicht genau bestimmte Schädel. Die kleinste Jochbreite betrug 100, die grösste 155 mm. Broca (Instructions craniologiques, p. 165) gibt als konstante Werthe seiner langere biyngomatique, die der Jochbreite entspricht, 110 und 148 mm an, sagt aber nicht, an wie vielen von mehr als 2000 Schädeln aller Rassen, mittelst deren er die geringsten und größten Abmessungen von 19 Massen bestimmt hat, die Jochbreite gemessen werden konnte.

Die weiblichen, die männlichen und alle Schädel zusammen habe ich nun in je fünf Gruppen getheilt. Zunächst sondern ich zwei Abtheilungen ab, welche die kleinsten und grössten Werthe vereinigen und ungefähr 1 v. H. der Fälle umfassen. Die übrigen Schädel werden in drei annähernd gleiche Gruppen getheilt, wobei ich namentlich darauf sah, dass die beiden Abtheilungen, welche die mittlere umgrenzen, sich möglichst wenig in Bezug auf die Zahl der in sie einreihenden Schädel unterscheiden. Auf diese Weise entfielen die fünf Gruppen der schmalsten, der schmalen, der mittelbreiten, der breiten und der breitesten Gesichter. Die mehr als 2/3 mal so viel männliche wie weibliche Schädel zusammengestellt werden konnten, so brauchen wir uns darüber nicht zu wundern, dass sich ein Männer Schädel mit 100 und ein solcher mit 101 mm Jochbreite fand, während unter der verhältnissmässig kleinen Anzahl weiblicher Schädel so schmale Gesichter nicht vorkamen. Abgesehen von dieser Ausnahme, auf welche ich keinen Werth lege, beginnen und schliessen die

Gruppen bei den weiblichen Schädeln mit kleineren Zahlen als bei den männlichen. Auch die mittlere als die der männlichen Schädel (124,9 mm) ist kleiner wie die letztere gleich 100, so beträgt die erstere nur 94,38. Die Unterschiede zwischen den Mittelwerthen sowohl als auch in Bezug auf die Masszahlen, welche den männlichen und weiblichen Gruppen zugewiesen wurden, sind also so gross, dass es unzulässig sein dürfte, eine für beide Geschlechter gemeinsame Eintheilung der Jochbreite aufzustellen. Trotzdem habe ich auch sämtliche 2900 Jochbreiten in fünf Gruppen geschieden, welche eine grössere Aehnlichkeit mit den Abtheilungen der männlichen als mit denen der weiblichen Schädel haben, da erstere viel zahlreicher vertreten sind.

Mit den von mir für die weiblichen und männlichen Schädel gefundenen Grenzwerthen der einzelnen Gruppen möchte ich Sie um so weniger belästigen, als ich nur um vorläufige, keineswegs am endgültigen Zahlen handeln dürfte. Nur darauf erlaube ich mir aufmerksam zu machen, dass der wichtigsten mittleren Gruppe bei den weiblichen und männlichen Schädeln die Jochbreiten von fünf verschiedenen Grössen angeben. Versuchsweise habe ich noch eine Theilung der schmalen und breiten Gesichter demart vorgenommen, dass die der mittleren Abtheilung benachbarten Gruppen sich ebenfalls über fünf Grössen der Jochbreite erstrecken. Dieselben umfassen aber viel weniger Schädel, als die mittlere Abtheilung, mit welcher sie die gleiche Ausdehnung haben. So entstehen im Ganzen sieben Gruppen: die mittelbreiten Gesichter und diejenigen welche im höchsten, in mittlerem und geringerem Grade schmal oder breit sind.

Das zweite Maas, welches für die Benennung der Form des Gesichtes in Betracht kommt, ist die Gesichtshöhe. Der Frankfurter Verständigung gemäss bezeichnen wir damit die Entfernung „von der Mitte der Stirnnaehmit bis zur Mitte des unteren Randes des Unterkiefers“. Dieser Liniö entspricht beim Lebenden der Abstand der Nasenwurzel vom Kinn. Bei der Messung, welche mit Leichtigkeit angeführt werden kann, muss man darauf achten, dass die Zähne auf einander gesetzt werden. An sehr vielen Schädeln lässt sich dieses Maas nicht bestimmen, weil dieselben entweder keinen Unterkiefer haben oder einen solchen, der wahrscheinlich oder sicherlich zu dem betreffenden Schädel nicht gehört. Da ausserdem die Gesichtshöhen der Schädel ohne Zähne und mit geschraupften Kiefern nicht benutzt werden konnten, so war meine Ausbeute bei diesem Maasse eine viel geringere als bei der Jochbreite. Sie betrug nämlich nur 3081 Stück, wovon 878 weiblich, 1654 männlich und 149 ohne genaue Geschlechtsbestimmung waren. Es ist also besonders die Zahl der weiblichen Schädel entschieden zu gering, um aus einem genauem Ueberblick darüber zu gewähren, wie oft die einzelnen Grössen der Gesichtshöhe vorkommen. Dessen ungeachtet habe ich nach dem vorher angegebenen Grundsätze die von mir zusammengestellten Maaszahlen in fünf Gruppen getheilt und denselben folgende leicht verständliche Namen beigelegt: niedrigste, niedrige, mittelhohe, hohe und höchste Gesichter. In die mittlere Gruppe musste ich bei den weiblichen sowie den männlichen Schädeln leider sechs Grössen der Gesichtshöhe aufnehmen, hoffe aber, dass es gelingen wird, in einer Zusammenstellung, welche einige Tausend Schädel mehr enthält als die meininge, nur fünf Werthe dieser

¹⁾ In den beiden zuletzt genannten Städten aufbehaltenen Schädel werden namentlich erscheinen. Die Berliner Kataloge, von welchen der erste Gesichtshöhen, der zweite Jochbreiten enthält, und das Verzeichniss der Straubinger Schädel hatte ich bei der Zusammenstellung der Maasse leider nicht zur Hand.

²⁾ Holi, Ueber die in Voralzberg vorkommenden Schädelformen.

Moschis: Due scheletri di Melanesi; Sulla antropologia fisica del Trentino; Quattro decadi di crani moderni della Sicilia.

Raske, Beiträge zur phys. Anthropologie der Bayern.

v. Török, Ueber den Yésoer Ainoschädel, 2. Theil, Archiv f. Anthr. XXIII, S. 249—345.

Gruppe zusammen, ihr also dieselbe Ausdehnung zu geben, welche der englische Anthropologe Garson seinen praktischen, aber wohl nicht immer der Natur sich anpassenden Grundsatze gemäss für die Gruppen des Schädelindex verlangt. Bei der geringen nur zur Verfügung stehenden Zahl von Schädeln habe ich es auch nicht gewagt, die Abtheilung der niedrigen und hohen Gesichter in je zwei Gruppen zu theilen, nämlich in die Gesichter, welche in geringem und mittlerem Grade niedrig bzw. hoch sind.

Wie gross die Gesichtshöhen in den verschiedenen Abtheilungen sind, ersieht man aus der mittleren Zusammenstellung der beigegebenen Tafel. Diese zeigt uns auch, dass sämtliche weiblichen Gruppen mit kleineren Gesichtshöhen begannen und schliessen als die entsprechenden männlichen Gruppen. Die mittlere Gesichtshöhe ist bei den weiblichen Schädeln wiederum kleiner als bei den männlichen: 108,7 gegenüber 117,6 mm. Wird die letztere auf 100 verkleinert, so erhalten wir für die erstere 92,52. Der Unterschied der Mittelzahlen zu Ungunsten des weiblichen Schädelns ist also nicht nur an und für sich, sondern auch wenn er auf die gleich 100 gesetzten männlichen Durchschnittswerte bezogen wird, bei der Gesichtshöhe grösser als bei der Jochbreite.

Stellen wir die Mittelzahlen der Gesichtshöhe und Jochbreite mit den Durchschnittswerten der Höhe und Länge des Schädelns³⁾ zusammen und berechnen, wie gross die weiblichen Mittelzahlen wären, wenn die männlichen alle gleich 100 gesetzt würden.

Namen der Maasse	Mittelzahlen		Wenn männliches Mittel 100 beträgt das weibliche Mittel
	Männlich	Weiblich	
Gesichtshöhe . . .	117,5	108,7	92,52
Jochbreite . . .	121,7	124,3	91,39
Schädelhöhe . . .	131,4	129,1	98,31
Schädellänge . . .	180,8	174,0	96,19

so erkennen wir, dass diese Maasse bei den weiblichen Schädeln um so weniger hinter den männlichen zurückbleiben, je grösser ihre Ausdehnung ist. Ob dieses umgekehrte Verhältnis zwischen der Grösse der Maasse und dem durch das Geschlecht bedingten Unterschiede nicht nur bei den vorhin genannten vier, sondern auch bei anderen Schädelmassen besteht, oder ob im Vergleich zu den männlichen Schädeln das weibliche Gesicht verhältnissmässig noch weniger sich ausdehnt, als die weibliche Hirnkapsel, das ist eine Frage, welche wohl verdient, einmal besonders erörtert zu werden.

Von den drei Gesichtsindeces, welche in der Einleitung angeführt wurden, ist der Jochbreiten-Gesichtsindex weitaus der beliebteste. Derselbe bezeichnet das Verhältnis zwischen Jochbreite und Gesichtshöhe; er ist mit andern Worten diejenige Zahl, welche angibt, wie gross die Gesichtshöhe wäre, wenn die Jochbreite auf 100 verkleinert würde. Umgekehrt setzen die Franzosen⁴⁾ die Gesichtshöhe gleich 100.

³⁾ Die mittlere Höhe und Länge der Hirnkapsel sind meinem Ansatz: „Ueber die grösste Länge und ganze Höhe der Schädel und über das Verhältnis dieser beiden Maasse zu einander“, Tageblatt der 62. Naturforscher-Versammlung in Heidelberg S. 292—297, entnommen.

⁴⁾ Vgl. mit der folgenden Betrachtung Topinard, *Éléments d'anthropologie générale*, p. 917—920.

Obwohl dieses Maasse bei ihnen stets etwas grösser ausfällt als bei uns, weil sie das über der Nasenwurzel liegende Ophryon als oberes Ende nehmen, so ist es doch in der Regel noch kleiner als die Jochbreite, was zur Folge hat, dass der Indice facial meistens über 100 beträgt, während unser Jochbreiten-Gesichtsindex diese Zahl nur selten überschreitet. Auch die übrigen Indices der Frankfurter Verständigung werden gewöhnlich durch Zahlen unter 100 ausgedrückt, da die Urheber dieser Uebereinkunft stets das meistens grössere Maasse in den Nenner der Formel gesetzt haben, die bei jedem Index berechnet werden muss. Während wir dieses Standpunkt, welcher in der Frankfurter Verständigung vertreten ist, bei unserer Auffassung des Jochbreiten-Gesichtsindex einnehmen, können die Franzosen sagen, dass die wichtigen Beziehungen zwischen der Form des Gesichtes und der von oben betrachteten Hirnkapsel sie veranlassen haben, beim Indice facial ebenso wie beim Indice céphalique die Länge in den Nenner zu setzen und so als Schädeln-Gesichtsindeces diejenigen Zahlen zu betrachten, welche angeben, wie gross die Breite der Hirnkapsel sowohl als auch des Gesichtes wäre, wenn deren Längen auf 100 verkleinert würden. Unser Jochbreiten-Gesichtsindex lässt sich dagegen in Beziehung bringen zu dem Breiten-Höhenindex der Schädel, welcher sagt, wie hoch die Hirnkapsel wäre, wenn ihre Breite 100 betrüge. Ob mehr Anhaltspunkte dafür vorhanden sind, den Gesichtsindeces mit dem Längen-Breiten- oder mit dem Breiten-Höhen-Index des Schädelns zusammenzustellen, wird wohl untersucht werden müssen, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, welche Auffassung des Gesichtsindeces zweckmässiger und natürlicher ist, die deutsche oder französische. Dass wir vor diese Frage einmal gestellt werden, halte ich für wahrscheinlich, nachdem Herr Geheimrath Virchow, wie in der Einleitung erwähnt wurde, angedeutet hat, dass vielleicht der Gesichtsindeces überhaupt in ethnologischem Sinne ungenügend sei.

Was nun die Eintheilung des Jochbreiten-Gesichtsindex betrifft, so reicht nach der von Herrn Geheimrath Virchow schon lange vertretenen Ansicht die bisher übliche nicht aus.⁵⁾ Die Frankfurter Verständigung unterscheidet nämlich nur zwei Gruppen: niedere, Chamäprosope, Gesichtsschädel über 90,0 und hohe, Leptoprosope, Gesichtsschädel über 90,0. Zu der ersten Abtheilung gehören von 215 weiblichen Schädeln, mit welchen ich beim Jochbreiten-Gesichtsindex leider vorlieb nehmen musste, 161 oder 65,7 v. H. von 1022 männlichen Schädeln 572 oder 60,0 v. H. und von den zusammengefassten 1399 männlichen und weiblichen Schädeln 603 oder 67,4 v. H. Unterhalb der von der Frankfurter Verständigung gezogenen Grenze liegen also mehr Gesichter als oberhalb derselben. Wollte man die von mir zusammengestellten weiblichen bzw. männlichen Schädel in zwei gleiche Gruppen theilen, so würde die untere bis zu den Zahlen 87,7 bzw. 89,2 einschliesslich reichen. Auch die Mittel, 88,14 für die weiblichen, 89,18 für die männlichen Schädel lassen 90 als eine etwas zu hohe Zahl erscheinen, an die Chamäprosopen von den Leptoprosopen zu trennen. Allerdings ist der Unterschied zwischen der von der Frankfurter Verständigung angenommenen Grenzzahl und den für meine Zusammenstellung berechneten Halbirungswerten ziemlich klein, viel grösser aber wird derselbe voraussichtlich bei den anderen Gesichtsin-

⁵⁾ Ueber Mesoprosope s. Ranke: *Der Mensch* Bd. I II. Aufl. S. 898 1894 d. Redakt.

und Obergesichts-Indices sein. So beträgt, wie ich aus dem einige Tage nach meiner Rückkehr von der Anthropologen-Versammlung erhaltenen Heft der Zeitschrift für Ethnologie⁹⁾ ersehe, nach der Angabe des Herrn J. Scombaty das arithmetische Mittel für den Gesichtszindex nach Virchow von 216 Schädeln des Straßburger Katalogs 136,57 und für den Obergesichtsindex nach Virchow von 331 Schädeln desselben Verzeichnisses 74,44. In Folge dessen nennt dieser Forscher (vorläufig, bis mehr Material zusammengesetzt sein wird.) diejenigen Schädel, welche einen Gesichtszindex nach Virchow von 105,1–128,0 bzw. 128,0 oder einen Obergesichtsindex nach Virchow von 85,1–74,0 haben, Breitgesichter und belegt die Schädel, bei welchen dieser Gesichtszindex durch die Zahlen 128,1 bzw. 125,1–163,0 oder Virchow's Obergesichtsindex durch die Zahlen 74,1–93,0 ausgedrückt wird, mit dem Namen: Schmalgesichter. Auch an die Auscheidung einer Mittelgruppe von Mesoprophen hat Herr Scombaty gedacht. Derselben theilt er his auf Weiteres die Gesichtszindices (nach Virchow) 122,1–130,0 und die Obergesichtsindices (nach Virchow) 72,1–77,0 zu.

Die Frankfurter Verständigung dagegen kennt noch keine mittlere Abtheilung, in welcher gleichsam auf erstem Gehiet, diejenigen Schädel Platz finden, die durch ihren Gesichtszindex uns zeigen, dass sie entweder einer besonderen Rasse angehören oder aus der mehr oder weniger gleichmässigen Mischung entgegenetzelter Formen hervorgegangen sind. Auf diesen Mangel deutet Herr Geheimrath Virchow in dem Worte: „es fehlt offenbar ein mittleres Mesos.“ Aufgabe der nächsten Zeit sein muss.“ Auch Herr Henke hat 1892 auf der Anthropologen-Versammlung in Ulm (Corresp.-Bl. d. deutsch. Anthr. Gesellschaft 1892, S. 120) die Einschaltung einer Mittelgruppe zwischen die schmalen und breiten Obergesichter durch Herrn Prof. Sergi für recht zweckmässig erklärt. Bei dieser Gelegenheit theilt uns Herr Prof. Henke mit, dass die Frankfurter Verständigung sich „diese Statorierung einer Mittelgruppe“ „direkt vorbehält.“ Demgegenüber möchte ich doch darauf hinweisen, dass dies allgemeine Axiom: „Eine Aenderung in der Abgrenzung der verschiedenen Gesichts- resp. Obergesichts-Indices bleibt vorbehalten.“

Wäre ich nicht irrt, hat Herr Geh.-R. Virchow selbst im vorigen Jahre (Verh. d. Berl. Anthr. Ges. 1894, S. 178) vorgezuschlagen, die neue Mittelgruppe auf die Verhältnisse zwischen 75–90 auszuzeichnen. Derselbe unterscheidet also drei Abtheilungen: die Chamäprope bis 74,9, die Mesoprophen von 75,0–89,9 und die Leptoprophen, welche einen Gesichtszindex zwischen 90 und mehr haben. Die von mir gesammelten Jochbrücken-Gesichtsindices habe ich nun auf diese drei bezeichneten Tafel ausser der gefundenen Zahl der Vertreter noch angegeben, wie viel von Hundert der weiblichen, männlichen und aller Schädel jeder Gruppe zuzukommen. Obwohl mein Material noch viel zu gering ist, um die Eintheilung der menschlichen Gesichtszindices zu begründen, so glaube ich doch anzunehmen zu dürfen, dass Herr Geheimrath Virchow

der Mesoprope ein zu grosses Gebiet angewiesen hat auf Kosten namentlich der Chamäprope, welche nach ihm weniger als 1 v. H. der weiblichen sowohl als auch der männlichen und aller Schädel umfasst.

Bei der von mir versuchten Eintheilung der Gesichtszindices habe ich angenommen, dass die mittlere Gruppe ungefähr ein Drittel der Fälle umfassen, mit einer ganzen Zahl beginnen und bis zu einer solchen sich erstrecken soll. Letzteres gelang mir für die allein betrachteten weiblichen (86,1–89,9) und männlichen (87,0–91,9) Schädel, aber nicht für die beider Geschlechter zusammen, deren mittlere Gruppe ich auf die Zahlen 86,5–91,4 verlegen musste. Den in der internationalen Vereinigung über die Eintheilung der Schädelindices durchgeführten Grundsatz, die Abtheilung auf fünf Einheiten anzuwenden, konnte ich bei der mittleren Gruppe aller sowie der für sich betrachteten männlichen Schädel befolgen, nicht dagegen bei der mittleren Abtheilung der weiblichen. Letztere enthält nur vier Einheiten.

Von den übrigen Indizesiffern habe ich wiederum die kleinsten und grössten Werthe in zwei äusserste Gruppen zusammengefasst, von welchen jede nur etwa 1 v. H. der Fälle umfasst, aber trotz dieses geringen Inhaltes sich über viele Verhältniszahlen ausdehnen kann, so die unterste Abtheilung der männlichen Gesichtszindices, zu welcher nicht mehr als 11 Schädel gehören, über die Indizesiffern 64,0–75,0.

Vergleichen wir die so gebildeten fünf Gruppen der weiblichen mit denen der männlichen Gesichtszindices, so finden wir, dass jene mit kleineren Verhältniszahlen beginnen und schliessen als diese. Daraus machen allerdings die beiden ersten Abtheilungen mit ihren unteren Grenzen eine Ausnahme, die jedenfalls darauf beruht, dass die Zahl der weiblichen Schädel nicht nur an und für sich sehr gering ist, sondern auch nicht einmal den vierten Theil der männlichen beträgt. Die Weiter zeigen also, wie Herr Geheimrath Virchow (Verh. d. Berl. Anthr. Ges., 1891, S. 58) sich ausdrückt, mehr zur Chamä-, die Männer mehr zur Leptoprope. Dieser Unterschied der Geschlechter ist meines Erachtens so gross, dass für jedes derselben eine besondere Eintheilung des Gesichtszindex erforderlich ist.

Gestatten Sie mir zum Schluss noch einige Worte über die Benennung der verschiedenen Gruppen dieses Index. Wie Herr Prof. von Török (Archiv für Anthropologie, Bd. XXIII, S. 290) richtig bemerkt, erstere bezeichnet in weiteren Sinne einen Menschen mit einem niedrigeren, letzteres mit einem schmalen Gesicht. Ferner weist dieser Forscher darauf hin, dass zwar eigentlich „auf der Erde“ bedeute, und schlägt daher für die niedrigen Gesichter den Ausdruck tapinoprope vor. Meiner unmaassgeblichen Ansicht nach ist aber chamäprope noch deutlicher als leptoprope, worunter die Griechen ein dünnes, feines Gesicht verstanden haben. Statt dessen empfehle ich zur Bezeichnung eines schmalen Gesichtes das Wort stenoprope, wovon Aristoteles (Physiognomica 5) den Comparativ *stenoproponoteros* gebraucht. Diesen und den entgegengeetzten Ausdruck ptyloprope habe ich zwei Gruppen der Jochbrücke beigelegt. Das Wort chamäprope aber hielt ich trotz der von Herrn Prof. von Török gekünstelten Bedenken für die Bezeichnung einer Gruppe der Gesichtshöhe bei, nur wählte ich als Gegensatz den Ausdruck hypiprope.

Zur Benennung von Abtheilungen der Gesichtszindices halte ich weder die von Herrn Prof. Koll-

⁹⁾ J. Scombaty, Versuch der endgültigen Feststellung des Virchow'schen Gesichtszindex, Verh. d. Berl. Anthr. Ges., 1895, S. 268–278.
Gesz.-Blatt d. deutsch. A. G.

man eingeführten Wörter *chama-* und *leptoprosop-*, nach die von Herrn Prof. von Török vorgeschlagene Ausdrücke *tapio-* und *hypisoprosop-*, noch endlich die Bezeichnungen der Franzosen *dolicho-* und *brachyfacial* für geizig. Denn alle gehen sie nur an, wie gross die Ausdehnung des Gesichtes in einer Richtung ist, bestimmen aber nicht das von uns näher einem Gesichtssinn verstandene Verhältnis zwischen zwei Ausdehnungen, der Höhe und der Breite. Es gibt *Chama-*prosopen, die kein niedriges, *Leptoprosopen*, die kein hohes Gesicht haben. Im ersten Falle handelt es sich um grosse Gesichter, bei welchen die an und für sich nicht geringe Höhe weit hinter der mächtigen Breite zurückbleibt; im zweiten Falle haben wir es mit kleinen Gesichtern zu thun, deren Höhe, für sich betrachtet, gering, im Verhältnis zu der ungewöhnlich kleinen Breite aber gross ist. In Folge dessen können die bisherigen Ausdrücke leicht Verwirrung anrichten, was schon oft geschrieben ist.

Viel näher kommen wir der deutlichen Bezeichnung der gemeinten Begriffe, wenn wir, wie im göttlichen Leben, von Lenken mit rundem bzw. geradem und solchen mit länglichem Gesichte sprechen. Für Handgezeichnet gebracht *Aristoteles* (*Physiognomica* 8 und *Historia animalium* 16) den Ausdruck *επιγυμνοσώμενος*. Um den ausländischen Anthropologen begreiflich zu machen, was ich unter einem länglichen oder eiförmigen Gesichte verstehe, habe ich das Wort *Oödeprosop* gebildet. Diese Namen für die Hauptgruppe der Gesichtstypen haben viel Ähnlichkeit mit den anschaulichen Bezeichnungen, die Herr Prof. Bergi einer grossen Anzahl von Schädelformen beilegt hat. Wenn wir für die Mittelgruppe der Gesichtstypen die von Herrn Geheimrath Virchow eingeführte Bezeichnung *Mesoprosopie* beibehalten, so nenne wir für die mittlere Abtheilung der Jochbreiten und Gesichtshöhen andere Namen suchen. Ob sich diese die schwerfälligen Ausdrücke *Meo-*platy- und *Mesoprosop* eignen, lasse ich dahingestellt.

Wohl sehe ich ein, dass auch die Bezeichnungen *obryglo-* und *oödeprosop* für die Gruppen unseres Gesichtstypen, in welchem die Jochbreite gleich 100 gesetzt ist, nicht recht passen, da wir eigentlich bloss die Gesichter, welche ungefähr einen Index von 100 haben, runden nennen können und nur wenig wirklich längliche Gesichter bekommen, weil wir die Gesichtshöhe an der Nasenwurzel beginnen lassen, also die Stirn, welche der Laie immer zum Gesicht rechnet, gar nicht in Betracht ziehen. Noch mehr aber als die Namenbildung bedarf die von mir auf eine zu geringe Anzahl von Schädeln aufgebaute Eintheilung der Jochbreiten Gesichtstypen einer gründlichen Prüfung. Eine solche macht aber recht viel Arbeit, zumal, wenn gleichzeitig alle damit zusammenhängenden Fragen, wie tief und zur allgemeinen Zufriedenheit behandelt werden sollen. In Anbetracht dessen und weil es sehr wünschenswerth ist, dass auch für die Gesichtstypen eine internationale Verständigung erzielt wird, stelle ich daher hiermit den

Antrag:

Die deutsche anthropologische Gesellschaft wolle eine Commission wählen, um auf Grund einer geeigneten Anzahl von Beobachtungen an recht vielen Völkern eine Uebersicht über die Auffassung und Eintheilung der verschiedenen Gesichtstypen und Gesichtstypen an Schädeln und beim Lebenden sowie über die Benennung der einzelnen Gruppen dieser Typen herbeizuführen. Diese Com-

mission soll, wenn möglich schon bei der nächsten General-Versammlung, über ihre Thätigkeit Bericht erstatten.

Herr Dr. A. Zanz-Frankfurt a. M.:

Ich möchte die Aufmerksamkeit der Herren darauf lenken, dass es sehr im Interesse der Sache läge, wenn soviel als möglich Deutsche Worte angewendet würden; für das Verständnis der ausländischen Fachgenossen könnten ja die lateinischen und griechischen Bezeichnungen beigelegt werden. Dadurch würde manche der beregten Schwierigkeiten beseitigt und für dem Laien der Gegenstand zugänglicher gemacht. Bei dem wissenschaftlichen Verkehr unter den Fachmännern werden die fremden Bezeichnungen allerdings nicht ganz so entbehren sein; in den für weitere Kreise bestimmten Schriften aber bilden sie Erschwerungen, vor denen so mancher ausländische Ausdruck hegeget, deren Sinn er nicht zu deuten vermag. Was hinsichtlich und faulisch sind z. B. die Worte: Langschädel, Kurzschild, Langköpfe, Rundköpfe u. s. w. während das Verständnis der dafür gebrauchten fremden Ausdrücke bei einem grossen Theil der Leser und Hörer längeres Nachsicheln und Befragen erfordert.

Herr Dr. Mies-Köln:

Ich wollte darauf nur erwidern, dass ich immer deutsche Wörter gebrauche, wenn ich mich an Deutsche, Oesterreicher u. s. w. wende; so spreche ich von schmalen, mittelbreiten und breiten, ferner von niedrigen, mittelhohen und hohen Gesichtern. Ebenso habe ich beim Schädelindex die deutschen Benennungen: Langkopf, Rundkopf gewählt. Nur im internationalen Verkehr gebrauche ich fremde Ausdrücke. Diese aber dürfen wir nicht den lebenden Sprachen entziehen wegen der Eifersucht der Völker auf einander. Da man vom Volapök, dieser künftlichen Welt-sprache, immer weniger hört, so dürfte es wohl am besten sein, griechische Wörter zu nehmen für den internationalen Verkehr, besonders wenn sich unter denselben solche finden, welche, wie zwei der von mir vorgeschlagenen, von *Aristoteles* gebraucht worden sind.

Herr Dr. A. Zanz-Frankfurt a. M.:

Es ist wirklich manchmal peinlich für den Laien, der sich für die Sache interessiert und sich unterrichten will, wenn er auf diese Worte stösst, bei denen er sich nichts Rechtes zu denken weiss.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Auf den Antrag des Herrn Dr. Mies, betreffend die Eröffnung einer Commission zur Feststellung der Gesichtsmasse bemerke ich, dass wir uns wohl der Mitwirkung des Herrn R. Virchow, der zuerst die Sache angeregt hat, versichern müssen.

Es ist übrigens in den letzten Monaten in der Berliner anthropologischen Gesellschaft durch Herrn Szombathy-Wien die Sache schon zur Sprache gebracht worden.

Herr Dr. Mies-Köln:

Wenn in Berlin eine solche Commission errichtet wird so möchte ich die Bitte aussprechen, diejenigen Forscher, die sich in Bezug auf das Studium des Gesichtstypen Verdienste erworben haben, wie Kollmann, v. Hölder, v. Török u. s. w. zu kopulieren.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Darüber können wir jetzt nicht beschliessen; wir wollen sorgen, dass alles geschieht.

Extrasitzung nach der Mittags-Pause.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Es wird nunmehr der von Demonstrationen mittelst der Sciepticon begleitete Vortrag des Herrn Geheimrath Professor Dr. Fritsch über die Proportionen des menschlichen Körpers folgen.

Herr G. Fritsch:

Die graphischen Methoden zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers.¹⁾

Die Verhältnisse, auf eine einfache mechanische Weise die Hauptmaasse des menschlichen Körpers in ihrem Verhältnisse zu einander zu bestimmen, reichen bis in das graue Alterthum zurück. Schon die alten Aegypter hatten für die unabhängigen uglichen Darstellungen, welche sie an den Wänden ihrer östlichen Grabne und Grabstätten anbrachten, offenbar einen bestimmten, fest vorgeschriebenen Canoa, wie man aus vereinzelten, alten Werk-Stuten entlehnten Planda-drikt beweisen kann, wo Linien Constructionen zum Feststellen der noch unferigen menschlichen Körper auf dem Stein vorgeschrieben sind. Gemessene Angaben über das dabei beobachtete Princip sind nicht auf unsere Zeit gekommen.

Dies Gleiches gilt leider von einer Proportionslehre aus der Blüthezeit griechischer Kunst, die dem Bildhauer Polyklet ihren Ursprung verdankte. Selbst eine mehrere Hundert Jahre später zur Renaissance-Zeit durch den unvergleichlich geniale Maler Leonardo da Vinci entworfene Tafel zur Uebersicht der Proportionen des menschlichen Körpers scheint gänzlich verloren gegangen zu sein. Auf Leonardo da Vinci aber nuglich eine noch heute im Gebrauch befindliche Bemessung zurückgeführt, nemlich: „der Künstler muss seinen Cirkel im Auge haben“.

Gleichwohl liegt in diesen beiden, sich gegenseitig widersprechenden Thatsachen kein innerer Zwiespalt der Natur bei einem derart vielseitigen Manne, wie es Leonardo war, der nicht bloss Malerei, Bildhauerkunst und Musik trieb, sondern auch ein bedeutender Anatom und Ingenieur war. Als solcher hatte er gewisse Vernunftsansagen, exacte Maasse zu würdigen und selbst aufzustellen. So vereinigt Leonardo da Vinci's allumfassender Genius auch die beiden Anschauungsweisen, deren Abwanglung gegen einander den wesentlichen Inhalt der vorliegenden Zeilen ausmacht.

Polyklet's und Leonardo's Proportionslehren wären vielleicht nicht verloren gegangen, die späteren, uns erhaltene, nicht vielleicht so in Vergessenheit durch Nichtgebrauch gerathen, wenn nicht thatsachlich vom Alterthum bis auf den heutigen Tag den Künstlern doch „der Cirkel im Auge“ als das handlichere und leistungsfähigere Instrument erschienen wäre.

In der That, so lange das Schönheits-Ideal des alleinigen Leitsterns des bildenden Künstlers abgeht, ist er sonderbar in der Wahl derjenigen Verhaltmaasse, welche ihm sein Genies als dem zur Darstellung zu bringenden Ideal am nächsten kommende vorführt. Er strebt dagegen Realität und macht aus Stelle des Schonheitsbegriffes die Naturwahrheit zu seinem Leitstern, so muss er unweigerlich auch Naturkennner werden und muss sich mit anderen Naturkennern, die nicht Künstler sind, darüber auseinandersetzen, in wie

weit er sich ihnen berechtigt Weise anreihen darf. Die brutale Gewalt einer naturwissenschaftlichen Thatsache, auf strenge Beobachtung gegründet, ist nicht durch die ubergengungstreuere Behauptung des Bewerwissens bei Seite zu schieben, sondern verlangt Widerlegung durch andere, als besser beobachtete Thatsachen anerkennende Beweise.

Da genügt nun der subjective „Cirkel im Auge“ nicht mehr, sondern er muss in die Hand genommen werden, es muss Cirkel mit Maasstab vereint sein, nur auf naturwissenschaftlicher Grundlage die Beweise anzuführen, welche auch von den Naturkennern als unzweifelhaft anerkennend sind.

Der ausserordentliche Vortheil einer realen Grundlage die weitere Vergleichungen gestattet, beruht in der Möglichkeit, auf diesebe gestützt auch die ganz allgemein verbreiteten Abweichungen festzustellen und ein Urtheil über ihre Entstehungsweise zu bilden. Paley wird das Lamarek'sche Gesetz der Umwandlung organischer Formen durch Anpassung, welches nach allgemeiner Meinung auch für den Menschen gilt, unzweifelhaft einen neuen Triumph feiern, und wir werden erkennen, wie neben der Abstammung (Vererbung der Rassen-Eigenthulichkeiten) Lebensweise und Einfluss der Umgebung, sowie des Klima's einen mächtigen, umgestaltenden Einfluss auf die Erscheinung unserer Art ausgeuhlt haben.

Bisher haben die Untersuchungen einer realen Grundlage entweder ganz entbehrt, oder sie ist nur urig und ungenügend vorhanden gewesen, so dass man an der Hand weitergehender Vergleichungen höher hinaus kann, welche mangelhafte Kenntniss unserer Körperform noch bis auf den heutigen Tag herrscht.

Es muss also ein Maasstab geschaffen werden, der nunlich ist und genuende Zuverlässigkeit hat, um die Abweichungen daran zu messen; dass könnte er auch, wenn die erforderliche Bestimmtheit vorhanden ist, einen extremen Charakter tragen; geeigneter wird es nunlich sein, eine mittlere Form festzulegen, um welche herum die vorkommenden Verschiedenheiten schwanken. Man kann eine solche Form, nach Vorgang von C. Cuvier, den „normal-idealen“ Menschen nennen, d. h. eine Verwirklichung unseres Körpers, welche sich in den normalen Verhaltmaassen hält, gleichzeitig aber frei ist von den ganz allgemein verbreiteten, individuellen Mängeln und Unvollkommenheiten.

Ueberschauen wir die umfangreiche, uns erhaltene Literatur zu diesen Bestrebungen, so ergiebt sich bei allen Autoren Alteren Datums, dass der Schonheitsbegriff, wie derselbe nach ihrer Meinung auch in der menschlichen Gestalt zum Ausdruck gelangt, den alleinigen Gesichtspunkt in der Darstellung bildet. Würde man diese Erortering aus ihren Schriften herausheben, so helen sie sämtlich in sich zusammen. Nur bei einzelnen, wenigen Autoren der neueren Zeit finden sich naturwissenschaftliche Grundsätze als Ausgangspunkt, und die moderne Kunst, soweit sie dem Schonheitsbegriff eine dominierende Stellung nicht mehr einräumen will, hat sich solchen Grundsätzen an fügen. Die Naturwissenschaft aber, welche alsdann auch diese Erortering über den Menschen leiten muss, erkennt als ihren Leitstern nur die Gesetzmässigkeit an.

Der vernehmende Gedanke würde gefunden sein, wenn es gelänge, den Schonheitsbegriff mit der Gesetzmässigkeit in ein bestimmtes, allseitig bekanntes Verhaltmaass zu bringen. Dann seuigen sich in der Literatur auch bereits bemerkenswerthe Versuche, doch haben sie uns bisher wenig fordern können, weil ihre Urheber

¹⁾ Verkürzt Abdruck aus d. Verhandl. der Berl. anthrop. Ges. Sitzung vom 16. Februar 1895, S. 172 ff. wo die mittelst des Sciepticon demonstrierten Abbildungen und die Literaturliste nachzusehen.

stellung allgemeiner Verhältnisse, durch sorgfältige Einzelmessungen und danach entworfene Nütze beibringt, ohne jedoch einen inneren Zusammenhang der einzelnen Daten zu enthüllen und das Gegebene in eine greifbare, allgemein anwendbare Formel zusammenzufassen.

So blieben trotz dieser umfangreichen Arbeiten gewisse, hochwichtige Verhältnisse des menschlichen Körpers bis auf den heutigen Tag dunkel, z. B. das allgemeine Verhältnis der Gliedmaßenlängen zur Rumpflänge. Das beweisen z. B. zwei Darstellungsmethoden der Körperproportionen, von denen die eine ältere dem Engländer Hay ihren Ursprung verdankt während die zweite erst in den Sechziger Jahren durch Liharček entstanden ist und in Froriep's Anatomie für Künstler noch 1890 Aufnahme gefunden hat.

Die Darstellungsweise beider Systeme ähnelt sich äusserlich, obwohl sie im Princip, sowie im Einzelnen durchweg verschieden sind.

Hay verfuhr extrem speculativ, indem er von dem Gedanken ausging, dass die Schönheit nur der Harmonie beruhe, und er darauf hin eine Harmonie der Formen in Verbindung mit der Harmonie der Töne zu constrahieren versuchte. In ganz mechanischer Weise benutzte er die Zahlenwerthe der räumlichen Intervalle eines schwingenden Monochords, um sie als entsprechend eingetheilte Winkel, von einem Scheitel und einem Fixpunkte ausgehend, zur Construction seiner menschlichen Figur zu benutzen. Es ist zwecklos, sich darüber weiter zu verbreiten, nur darauf möchte ich aufmerksam machen, dass die Mitte der Figur sich nicht merkblich oberhalb des Sehansbogens befindet.

Vergleichen wir damit die recht moderne Construction der menschlichen Gestalt, welche Liharček vorschlägt so finden wir im Gegensatz dazu diese Hauptmaass des Körpers betrüblich unterhalb der Geutalregion und Froriep beglückwünscht Liharček geradezu, dass er die langen Beine endlich wieder in ihr Recht gesetzt hätte.

Die angegebenen Gliedmaßenlängen finden sich vielleicht bei einem Dinka-Neger; bei unseren Rassen sind sie durchaus ungewöhnlich, während Hay's Körpermitte sehr häufig in der Natur wiedergefunden werden dürfte. Auch andere Verhältnisse der Liharček'schen Construction bedauern ich nicht annehmen zu können: die Entfernung der beiden Oberschenkelknie für das männliche Becken zu gross; das Einwärtigen des rechten Oberarmkopfes entspricht einer Verrenkung unter das Schlüsselbein, aber nicht der Stellung bei horizontal ausgestrecktem Arm. Eine deutliche Annäherung des Oberarmkopfes an die Mittellinie kann nur unter gleichzeitiger Erhebung des distalen Schlüsselbeines und Drehung des Schulterblattes bei extremer Erhebung des Armes nach oben eintreten.

Bestätigt die oben angeführte Vergleichung unsere bis auf die heutige Zeit bestehende Unsicherheit in der Abmessung der Gliedmaßenlängen, so ergibt sich daraus von selbst, dass alle Systeme, welche diese unbekannte Grösse nicht von vornherein angeschaltet haben, an einem inneren Fehler leiden, der später nicht mehr herauszubringen ist und daher die gewonnenen Resultate entwerthet. Solcher Einwand muss also auch gegen Zeising's mit grosser Ueberzeugungsstärke verfochtene Eintheilung der menschlichen Gestalt nach den Regeln des goldenen Schnittes erhoben werden. Dabei wird ein Ganzes in zwei ungleiche Theile (Major und Minor) zerlegt, die

sich zu einander verhalten, wie das Ganze zum Grösseren oder in Zahlen etwa wie 8:5. Die weitere Eintheilung geschieht in der Weise, dass der zunächst erhaltene Major als Ganzes betrachtet wird, der Minor als Major abzutragen ist. Da die erste Eintheilung die Figur als Ganzes nimmt, vom Scheitel bis zur Sohle, so ist selbstverständlich das „x“ der Proportionslehre, die Beilänge, in jeder weiteren Eintheilung enthalten; exacte Maasse sind also in dieser Weise nicht zu gewinnen. Die Ueberestimmung der Hauptpunkte des Körpers mit Theilungen nach dem goldenen Schnitt, obgleich man nach Bedarf den Major oben oder unten abzutragen kann, pflegt daher auch nur eine missig vollkommene, ungenau zu sein, und wir stehen dem Schema rathlos gegenüber ohne jeden Anhalt, wo denn eigentlich die Abweichung liegt und welche Grösse ihr zu geben ist? Als wesentliches Resultat der ungenügenden Ueberestimmung bleibt nur die Ueberzeugung, dass bei der Eintheilung nach dem goldenen Schnitt die Einheit des Ganzen gewahrt wird, während die Verschiedenheit der beiden Theile für die geforderte Mannigfaltigkeit sorgt, daher befriedigt sie und genügt nach der verbreiteten Anschauung dem Schönheitbegriff. Wie auch Lumarck's Gesetze der Anpassung kann sich recht gut mit dem goldenen Schnitt aufstellen; denn das hierdurch gegebene Verhältnis ermöglicht noch eine gewisse Geschlossenheit der ganzen Bildung und darauf beruhende Kraft (die „Einheit“, während die Verschiedenheit der Theile mannigfache Beweglichkeit und Verwendung der Glieder vermittelt (die „Mannigfaltigkeit“). Ein überschlanker Rumpf, allzu lange Gliedmaßen lassen Schwäche erkennen, zu dicker Rumpf und kurze Glieder machen den Eindruck des Ungeschickten.

Wesentliche Fortschritte auch für anthropologische Zwecke können nur auf Grund der organischen Bildungsgesetze des Körpers selbst erreicht werden. Es ist davon auszugehen, dass im Embryo der Rumpf als erste Anlage des Individuums erscheint, die Gliedmaßen aber sich erst später entwickeln und schon im Mutterleib, durch die Raumverhältnisse gebunden, dem bereits angelegten Rumpf sich anzupassen haben.

Diese entwicklungsgeometrische Grundlage scharf ins Auge gefasst zu haben, ist das Verdienst zweier Männer: eines Naturforschers, C. Carus, und eines Künstlers, C. Schmidt. Ich constatire mit Vergnügen, dass der Maler darin vorgegangen ist (1849 gegen 1853) und ausserdem allein eine Erweiterung der Grundlage, ebenfalls nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen, gegeben hat.

C. Carus ging bei der Construction von dem Stamm als der ersten Anlage aus, benutzte aber nur die „freie Wirbelsäule“ (vom Hinterhauptloch bis zum Becken) als Grundmaass, welche er gemäss der natürlichen Eintheilung in Hale-, Brust- und Lenden-Wirbelsäule in drei Theile zerlegte. Die er „Moduli“ nannte (1 Modul beim erwachsenen Manne etwa = 18 cm). Mit diesem Maass verglich er die übrigen Proportionen des Körpers, z. B. die Gliedmaßenlängen, und es ergab sich, dass die Einheit auch in ihnen verhältnissmässig recht oft vorkommt, die Abhängigkeit ihrer Entwicklung vom Stamm selbst bestätigend.

Noch glücklicher aber und weitergehend war C. Schmidt in der Aufstellung seines viel zu wenig beachteten Systems. Offenbar liegt bei Carus, der von der frühesten Anlage des Embryo ausgehen will, eine gewisse Inconsequenz in dem Umstände, dass er

schliesslich nur die „freie Wirbeläule“ zu Grunde legt, während der vertebrale Kopfschnitt und ebenfalls vertebrale Beckenschnitt doch gleichfalls so frühe angestellt sind. Schmidt verfährt also folgerichtig, wenn er nicht drei, sondern vier, bezw. fünf Basalschnitte der Axe der Construction zu Grunde legt. Dadurch werden die Haupttheile des Rumpfes festgelegt, nämlich Scheitelhöhe bis Anfang der Halswirbeläule (unteres Ende der Nase beim Lebenden, gerade von vorn gesehen), Anfang der Brustwirbeläule (Schalterhöhe), Anfang der Lendenwirbeläule (untere Ende des Brustbogens), Anfang der Beckenrinne (Nabel), untere Ende der Wirbeläule (oberer Schambogenrand). Thatsächlich sind ja die Wirbelabschnitte, welche sich an Lebenden ausserdem nicht sehr exact feststellen lassen, nicht vollkommen gleichwerthig, auch entgegenes sie nicht durchaus den am Lebenden dafür einsetzenden Punkten (hier in Klammern beigefügt); dies liefert aber an der Brauchbarkeit des Systems nichts, insofern dadurch ein festes Gerüst gegeben ist, in welchem allgemeine oder individuelle Abweichungen bei der Vergleichung auf den ersten Blick kenntlich werden.

Eigenthümlicher Weise hat Schmidt der Vertheilung seines Proportionschlüssels dadurch unzulässiger Weise geschadet, dass er eine besondere, umständliche Construction eronnen hat, aus welcher die Einheit, das Viertel des Stammes, abgelesen werden sollte. Es ist am einfachsten und zweckmässigsten, sowohl wenn man eine vorhandene Figur auf ihre Verhältnisse vertheilen will, als wenn man eine Figur bestimmter Grösse construiren will, die Länge des Rumpfes (unteres Nasenende bis oberer Rand des Schambogens) festzustellen und dieses Maass in vier Theile zu theilen, von denen man dann den fünften Theil oben anträgt. Die Scheitelhöhe gleich von vornherein in die Theilung mit aufzunehmen, wäre ungeeignet, da gerade die Entzerrung der Schädelform bekanntlich ausserordentlichen Schwankungen unterliegt, die Einheit bei der Festheilung also einen höhern Grad von Unschärfe erhielt.

Wie hat zur Feststellung der Rumpfhöhen nur die Einheit von der Schalterhöhe links und rechts senkrecht zur Axe anzutragen, und dasselbe Maass am unteren Ende links und rechts zu je ein halb am die Hüftgelenkflächen zu markiren. Aufsteigend gezogene Linien durch den Nasenpunkt geben, vom Scheitel aus zum Quadrat ergänzt, die Gesichtsbreite; absteigende, durch den Nabelpunkt nach dem Schenkelpunkt der anderen Seite gezogen, geben durch den Punkt für die Brustwarze, deren Höhe gegenüber der Schulter durch eine vom Schalterpunkt zur anfänglichen Linie gezogene Parallele festgelegt wird.

C. Schmidt hatte ausserdem richtig erkannt, dass die Gliedmassen an erster Stelle als Werkzeuge zu betrachten seien, weshalb die Unterstützungspunkte der Beine, als welche sie am Körper wirken, die „Dreh- und Bewegungspunkte“ (Schmidt) für die Ausmessungen eine höhere Berücksichtigung verdienen.

Man sage nicht, dass diese Punkte am Lebenden nicht mit der genügenden Genauigkeit festgestellt werden könnten. Jeder, der überhaupt Messungen am Lebenden ausgeführt hat, weiss, welchen Schwierigkeiten es unterliegt, an exacten Zahlen zu kommen, gleichviel welches System man dabei verfolgt. Aussicht auf Erfolg hat die Arbeit nur dann, wenn man sich die Art und Weise des Verfahrens selbst genau vorreibt und consequent festhält; nicht-denn aber das Verfahren in einer auch für Andere

einleuchtenden Beschreibung kenntlich macht. Die Controle, in wie weit man dabei wirklich consequent verfahren ist, kann man sich durch wiederholte, von einander unabhängige Messungen leicht verschaffen, wie dies bekanntlich in Betreff der Schädelmessungen zwischen verschiedenen Forschern praktisch ins Werk gesetzt worden ist.

Besonders die Benennung in übersichtlicher Weise, mit correct zeichnendem Objectiv aufgenommenen Photographien erlaubt eine genügend sichere Beurtheilung der zu messenden Punkte, so zu brauchbaren Resultaten zu kommen; als brauchbar aber werden sie sich dadurch auszeichnen, dass die Proportionen in übersichtlicher Weise um die Form des vorläufig als „normal-ideal“ angenommenen Körpers schwanken. Selbst eine extreme Benennung des Systems würde die Brauchbarkeit nicht stören, so lange dieselbe nur sich selbst treu bleibt.

Der geniale Gedanke Schmidt's beruht in dem Umstande, dass in dem nach obigen Angaben entworfenen Gerüst des Rumpfes auch die Proportionsverhältnisse der Gliedmassen enthalten sind, gleichsam als wären sie denselben noch angedrückt, wie im Mutterleibe, wenn auch nicht in der natürlichen Haltung. Auch hier wieder ist zu bemerken, dass abgesehen von dieser embryologischen Beziehung, das Auftreten der Gliedmassenlängen in dem Rumpferüst als zufällig, die Übertragung in die Wirklichkeit als willkürlich bezeichnet werden könnte, und doch wäre der praktische Vortheil des Systems, eine Unterlage für weitere Vergleichungen zu schaffen, vollkommen erreicht.

Der Autor hat in Betreff der Gliederung den embryonalen Gesichtspunkt gar nicht betont, vielleicht leitete ihn dabei nur ein gewisser naturwissenschaftlicher Instinct; sehr merkwürdiger Weise ist er denselben aber sogar weiter gefolgt, als die Beobachtung rechtfertigt. Dies gilt speciell in Betreff der viel umkämpften Beinlängen, die Schmidt auch unrichtig auffasste. Nach seiner Angabe liest man die Grösse des Ober- und Unterschenkels aus dem Proportionschlüssel so ab, als hätte der Mensch, wie bei der normalen embryonalen Stellung, die Beine an den Leib gezogen; es ist nach ihm die Verbindung des Brustwarzenpunktes zum Schenkelpunkt derselben Seite für den Oberschenkel, — die Verbindung von demselben Punkte zum Schenkelpunkt der anderen Seite, also die längere, für den Unterschenkel zu nehmen.

Wenn man bedenkt, dass Schmidt dabei vom Schenkelkopf zur Mitte des Knies und in gleicher Weise von Mitte des Knies zum Fussgelenk misst, also thatsächlich die Ober- und Unterschenkelknochen in Rechnung stellt, so ist es anatomisch unter normalen Verhältnissen unmöglich, dass der Unterschenkel den Oberschenkel an Länge übersteift; wahrscheinlich kommt dies selbst unter ganz abweichend gebauten Rassen nicht vor, und es ist daher notwendig, die Längen für den Ober- und Unterschenkel am Schmidt'schen Schema zu vertauschen, um zu brauchbaren Werthen zu kommen.

In der That sind die Anatomen von dem Vorwurf nicht ganz frei zu sprechen, zu der in der Frage herrschenden Unklarheit das ihrige beigetragen zu haben, indem sie selbst bei den angedehnten Messungen, deren sorgfältige Anführung über allen Zweifel erhaben ist, durch unzutreffende Benennung ihrer Werthe zum Irrthum verleitet. So ist die vielfach,

z. B. auch vom Amerikaner Gonid benutzte sogenannte „freie Beinlänge“ (vom Spalt bis zur Fußsohle) ein sehr unglückliches Maass, wie jeder zugeben dürfte, dem die professionellen Maassschneidenden, die Schneider, die Bekleider bald zu kurz, bald zu lang machten. Noch verhängnisvoller wird die Sache hier, wenn man bei der weiteren Eintheilung von der Spalte bis zum Knie das Maass als „Oberschenkel“, vom Knie zur Sohle (also zwei Glieder, Unterschenkel und Fuss zusammenfassend) als „Unterschenkel“ bezeichnet. Gehen derartig unzutreffende Bezeichnungen, bezw. deren Zahlenwerthe in nadere vergleichende Tabellen über, so ist eine merkwürdige Verwirrung die unausbleibliche Folge. Möchte man doch im Allgemeinen nur solche Abmessungen mit den Bezeichnungen „Oberschenkel, Unterschenkel, Fuss“ belegen, welche möglichst gut der wirklichen Gliederung der Extremität entsprechen. Es ist ein entschieden Verdienst des Proportionschlüssels, dass er sich streng an die wirkliche Gliederung hält, selbst wenn man dieselbe weniger genau feststellen könnte, als es thatsächlich der Fall ist.

Ähnlich wie die untere Extremität, lehnt sich auch die obere an das Rumpfergist an. Hier ist aber der Vergleich mit einer normalen Haltung des Gliedes ausgeschlossen. Schulterpunkt zum Brustwarzenpunkt der anderen Seite gibt den Oberarm, Brustwarzenpunkt zum Nabelpunkt den Unterarm, Nabelpunkt zum Schenkelpunkt die Handlänge. Zufällig oder nicht, man wird finden, dass diese Maasse in der Natur ganz auffallend häufig auftreten, und man kann demnach schon jetzt als erwiesen annehmen, dass die Vorderextremität bei Weitem nicht in so hohem Maasse der speciellen Anpassung unterliegt, wie die hintere. Indem ich das in der angegebenen Weise modificirte System Schmidt's zur vortheil-freien Anwendung bei ungedehnten Vergleichungen be-sonders photographischer Aufnahmen empfehle, möchte ich noch einige Worte über die von mir gewählte Anwendung unter Bezugnahme auf einzelne Proben an dieser Stelle niederlegen.

Stellt man an einer Figur möglichst genau das Grundmaass (unterer Nasenrumpf zum oberem Rande des Scheitelbogens) fest und entwirft danach das Gerüst des Körpers in der angegebenen Weise, indem man die Linilührungen nur auf einer Seite wirklich anführt, so kann man die andere Seite nach den directen Messungen durch punktirte Linien anlegen und erhält so ein übersichtliches Bild von dem Soll- und Haben der Figuren, d. h. die theoretisch verlangten und die thatsächlich vorhandenen Proportionen. Zur Erleichterung der Vergleichung kann man auf der punktirten, gemessenen Seite die frei einlaufenden symmetrischen Punkte der theoretischen Construction durch isolirte Kreuze markiren.

Nimmt man als Probe für die Vergleichung z. B. die Antiochia-Statue eines griechischen Künstlers aus der Zeit Hadriana's, welche mir als die beste bisher bekannt gewordene Annäherung an den „normal-idealen“ Menschen erscheint, so zeigt sich eine geradezu überraschende Uebereinstimmung mit den Maassen des modificirten Proportionschlüssels. Etwas höher angelegte Schultern und daher auch etwas grösserer Abstand der hochgestell-

ten Brustwarzen, ein etwas tiefer (wie sehr häufig) Stand des Nabels und die Kleinheit der Hände sind die einzigen Concessionen, welche der Künstler an die Forderungen der Idealität gemacht hat. Dabei sind die Unterextremitäten, welche gewöhnlich als besonders lang bei den Antiken angegeben werden, noch um eine Wenigkeit kürzer, als es der Proportionschlüssel verlangt. Zur Feststellung der Uebereinstimmung kann man den schematisch nach der gemessenen Rumpflänge entworfenen Umriss der Körperhaltung genau nachzeichnen und durch Verkürzung beifüssige Dimensionen nach Schätzung ergänzen: da dieselben nicht den gleichen Werth der Genauigkeit wie die wirklich gemessenen beanspruchen können, so empfiehlt es sich, solche auch nur punktirte anzulegen.

Im vorliegenden Falle ist es im Wesentlichen nur die gesenkte Kopfhaltung, welche eine beträchtlichere Verkürzung veranlasst, im Uebrigen sind die Verhältnisse, unbeschadet der gracieösen Stellung nicht so stark verkürzt, dass die Maasse unsicher würden. Vergleicht man damit eine moderne, weibliche Figur, die Eva von Stück welche, abgesehen von dem ebenfalls verkürzten, rückwärts gebeugten Kopf, sehr mehrere Verhältnisse darstellt, so wird man geraden erstauet sein, zu sehen, bis zu welchem Grade sich die Abweichungen der Zeichnungen bei den Künstlern versteigen. Der übermässige lange, eingesenkte Brustkorb trägt verkümmerte Arme, welche herabgeengt wenig über den Rollbügel des Schenkels herabreichen würden trotz des rückwärts gebeugten Kopfes ist der Hals noch ungewöhnlich lang und erst der Oberkopf sinkt dann plötzlich, der Verkürzung folgend, ganz auffallend zurück. Dabei würde dem langen Rumpfe theoretisch eine Beinlänge entsprechen, welche von der Figur auch nicht annähernd erreicht wird, zumal die Füsse gleichzeitig unendlich klein gezeichnet sind. Nimmt man die Mitte des Körpers nach Lihariak's Construction, so fällt der ganze Kopf oben jenseits der präsumtiven Scheitelhöhe.

Bei dieser Gelegenheit ist auf einen kleinen Mangel des Schmidt'schen Proportionschlüssels hinzuweisen, den einzigen, welcher beim praktischen Gebrauch unangenehm auffällt, das ist die Unzulänglichkeit der Methode, durch die Construction selbst ein unverlässiges Maass der Füssenhöhe und Fussbreite zu gewinnen. Die von der Theorie verlangten Feststellungen sind durch Fehlerquellen stärker beeinflusst, als zulässig erscheint; hier wird man also durch anderweitige Messungen nachhelfen oder die Maasse nach Schätzung ergänzen müssen.

Es mangelt an dieser Stelle Raum und Zeit, um auch nur einen flüchtigen Ueberblick über die Ergebnisse darzulegen, welche die Vergleichungen von Rassefiguren nach dem Proportionschlüssel darbieten.

Zum Schluss möchte ich nur noch darauf hinweisen, dass nach Papier-Photographien für Messungswecke nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind und maass, wenn irgend möglich, die Messungen an der Platte selbst oder wenigstens an unaufgesetzten Copien auf Albinpapier, oder, noch besser, auf Colloidpapier ausführen muss.

(Den vortrefflich gelungenen Sclipticon-Demonstrationen folgte der lebhafteste Beifall.)

(Schluss der II. Sitzung.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theaterstrasse 26. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 19. November 1895.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVI. Jahrgang. Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1895.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. n. 8. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel

vom 7. bis 11. August 1895.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: Geschäftliches: Waldeyer, Ranke: Vorlagen von Büchern und Schriften. — Wahl des Orts für die nächstjährige allgemeine Versammlung. Dann Ranke, Waldeyer, Bartels, von Andrian, Waldeyer, André, Waldeyer. — Wahl der Ortsgeschäftsführung. Dann Ranke. — Wahl des Vorstandes. Dazu Waldeyer, Kuthe.
Wissenschaftliche Verhandlungen: Buschan. — Bergmann. Das Schwalmthal und seine Bewohner. — Waldeyer. — Virchow: Die Celtenfrage in Deutschland. — Weber, Demonstration des Phenendoscop. — Waldeyer, Schlussrede.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer.
Berlin eröffnet die Sitzung um 10¹/₄ Uhr mit
Vorlagen von Büchern und Schriften

Herr Dr. Buschan gedankt im Verein mit einer Reihe von deutschen und auswärtigen Mitarbeitern eine neue Zeitschrift für Anthropologie und Frühgeschichte herauszugeben die angekündigt wird als „Centralblatt für Anthropologie, Urgeschichte und verwandte Wissenschaften“, es sollen wesentlich kürzer und rascher die Mittheilungen, wie sie in den Centralblättern, wie wir sie fast für alle Wissenschaften jetzt haben, ähnlich und geben werden.

Generalsekretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke:
Vorlagen. (Fortsetzung.)

Es sind noch einige weitere Werke vorzulegen:
Zunächst bin ich von Seite der Münchener anthropologischen Gesellschaft beauftragt die neueste Publi-

kation derselben: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns Bd. XI 3. u. 4. Heft, als Festschrift zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens hier vorzulegen. Ausser dem Bericht über das Jubiläum und über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern von Herrn Fr. Weber enthält die Festnummer drei grössere Abhandlungen resp. Doctor-Dissertationen, Untersuchungen aus dem unter meiner Leitung stehenden Münchener anthropologischen Institute Mein verdienstvoller Assistent Herr Dr. Ferdinand Birkner hat seine Abhandlung geliefert: Zur Anthropologie der Hand mit besonderer Berücksichtigung der als Rassenmerkmal angegebenen Schwimmhäute mit 2 Tafeln, eine von der Münchener philosophischen Facultät II. Section gekrönte Preisaufgabe. Die betreffende Preisaufgabe war die erste, welche überhaupt von einer deutschen Universität in Anthropologie gestellt worden ist, und Dr. Birkner ist der erste Preis-

träger in Anthropologie auf einer deutschen Universität. Die Arbeit ist auch separat erschienen und Herr Dr. Birkenr hat mir dieses Exemplar gegeben, um es der Gesellschaft vorzulegen. Ueber den Inhalt der Schrift habe ich schon früher berichtet bei dem Congress in Hannover. — Die zweite Arbeit, von Herrn Dr. Adolf Stern, behandelt einen anthropologisch-psychologischen Gegenstand: Beiträge zur ethnographischen Untersuchung des Taubstümmen der Münchener Stadtbevölkerung. Hierzu waren umfangreiche statistische Aufnahmen nötig, die recht interessante Resultate ergeben haben. Es zeigt sich, dass in den verschiedenen Ständen, Alters und Geschlechtern sehr grosse Unterschiede in Bezug auf die Taubstümmen vorhanden sind, von welchen früher so gut wie nichts bekannt war. — Die dritte Arbeit ist von Herrn Dr. R. Lehmann-Nitsche: Untersuchungen über die langen Knochen der südbayerischen Reihengräberbevölkerung. Es fehlte bisher noch eine Statistik über den Bau der langen Knochen des Skeletts unseres Volkes vollkommen. Herr Dr. L. N. hat es unternommen, diese Lücke auszufüllen zunächst für die jüngste prähistorische Bevölkerung Bayerns, die der Völkerwanderungsperiode, von welcher die „Reihengräber“ reiches Knochenmaterial geliefert haben, welches im Münchener anthropologischen Institut sorgfältig gesammelt wird. Dieses sehr exact statistisch bearbeitete Material gibt uns zunächst wenigstens eine Uebersicht über diese wichtigen somatischen Verhältnisse freilich für eine recht kleine Gruppe, aber doch ist damit für weitere Forschungen auf diesem Gebiete eine exacte Basis gelegt und ein Vergleichsmaterial gewonnen. Das Werk ist auch dadurch für die weitere Forschung wichtig, weil es die gesammten Methoden der betreffenden Untersuchungen sehr genau durchgearbeitet und mannigfaltig vervollständigt, sowie die Gesammtliteratur über diesen Gegenstand bringt.

Ich habe ferner noch einige Werke mitgeteilt, welche ich auch der besonderen Aufmerksamkeit der Gesellschaft empfehlen möchte. Zuerst den dritten Band: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben von Bosnisch-herzegowinisches Landesmuseum in Sarajevo. Redigirt von Dr. Moriz Hörmayr, Mit 16 Tafeln und 1178 Abbildungen im Text. Wien 1895. Lex.-Octav. 666 Seiten, der mir vor einigen Tagen zugegangen ist und sehr viel neues und wichtiges wissenschaftliches Material aus diesem interessanten, für die Kultur erst durch Oesterreich-Ungarn seit kaum mehr als anderthalb Jahrzehnten neuerschlossenen Lande bringt. Ich habe den reichen Inhalt dieses Werkes schon in dem wissenschaftlichen Jahresberichte im Einzelnen erwähnt. Sie können daraus ersehen, wie viel in Sarajevo auf unsern Forschungsgebieten gearbeitet wird und wie vortreflich die Herren an dem Bosnisch-herzegowinisches Landesmuseum unsere Wissenschaften zu fördern verstehen.

Fast gleichzeitig, wenige Wochen früher, ist aus dem gleichen neuen Forschungs-Centrum eine andere grosse Prachtpublikation erschienen: über die merkwürdige neolithische Station in Butmir von Berghauptmann Radimsky. Das Werk zählt zu den grossartigsten und wichtigsten Publikationen, die wir überhaupt in der letzten Zeit bekommen haben. Auch dieses Werk liegt zur Einsicht auf. Das Nähere über Butmir siehe im Berichte des Innsbrucker Congresses.

Ich habe dann hier noch ein zwar kleines aber gewiss bedeutungsvolles Werkchen, welches mir auch

erst in den letzten Tagen zugegangen ist: Urgeschichte der Menschheit von Dr. M. Hórnés, mit 48 Abbildungen. Sammlung Götschen Nr. 42. In Leinwand 80 Pf. In Beziehung auf die, wie mir scheint, unnötigen theoretischen Betrachtungen über die Abstammung der Menschen hätte ich vielleicht manches anderes gewünscht, hier könnte eine Kritik einsetzen, aber sonst ist das Werkchen vortreflich und gibt jetzt jedermann die Möglichkeit, ein anschauliches und exactes Bild von den eigentlichen prähistorischen Perioden, soweit sie wissenschaftlich erforscht sind, zu gewinnen. was für einen Nichtfachmann bei der weiten Zerstreung der betr. Literatur sonst recht schwierig ist.

Zum Schluss noch einige Worte über die „Skala“, welche Director v. Lange-München, zunächst wohl aus dem praktischen Bedürfniss seiner eigenen Familie heraus, konstruirt hat, die ein allgemeines und auch anthropologisches Interesse besitzt. Es ist das eine auf Leinwand aufgenagte in Centimeter getheilte Papierskala zur lehrreichen und genauen Anzeihung der Körpergrössen der Familienglieder, wie man solche Messungen sonst wohl an den Thürpfosten zu machen pflegt. Die genaue Grössenfixirung wird durch ein sinnreiches zusammengelegtes Messdreieck sehr gut erreicht. Ich glaube, dass man E. v. Laage's Skala auch für andere Zwecke und speciell auch für anthropologische Körper-Messungen verwenden könnte, namentlich zur Messung der Körpergrössen der Kinder in den Schulen, aber sie würde auch auch für die Reise empfohlen und zwar deswegen, weil Leute von geringer oder gar keiner Bildung mit einem komplizirten Instrument sich ungern messen lassen, während sie an die Thüre oder den Papierstreifen gestellt, sich vielleicht weniger scheuen. Wenn man diese Skala aus wasserfändigem und abwaschbarem Papier herstellen könnte, würde sie daher, wie ich glaube, gerade auch für anthropologische Messungen auf Reisen ein ganz besonders brauchbares Ding sein. Herr v. Lange stellt sich vor, dass der Familienvater im Besitz einer solchen „Skala“ zu bestimmten Zeiten etwa am Weihnachts-, Neujahr die Grössen seiner Familienglieder, soweit sie noch wachsen, aufzeichnet, nächstes Jahr wieder, so dass auf diese Weise eine Statistik des Körperwachstums gewonnen wird. Das wirklich ingenieus konstruirte Winkelmaass ist, wie gesagt, ein einfaches und doch exact arbeitendes Instrument. Ich kann die „Skala“ dem Interesse der Hausväter, Lehrer, Anthropologen warm empfehlen. In dieser schönen Ausstattung ist der Preis 5 Mark, in etwas einfacher Ausstattung 3 Mark 50 Pf. Jedem Exemplar ist eine Gebrauchsanweisung beigegeben. Die Skala eignet sich vortreflich als Weihnachtsgeschenk — in Beziehung auf ihre Kinder und Familie haben jeder Vater und jede Mutter anthropologische Interessen. (Firma Fr. Ant. Prantl, München.)

Eben trifft noch eine Feestschrift ein, welche mir speciell von Professor Dr. Anton Herrmann aus Budapest angekündigt war: „Als Festguss an die XXVI allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel am 8—11. August 1895 von correspondierenden Mitgliedern der Münchener anthropologischen Gesellschaft Anton Herrmann. Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zugsenerkände.)“ Unter dem Protectorate und der Mitwirkung Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des Herrn Erzhertogs Josef redigirt und

herausgegeben von Professor Dr. Anton Herrmann.
Ich darf diesem vortheilhaften Volksforscher, den die Mätscherer anthropologische Gesellschaft aus Anerkennung seiner Verdienste letztlich zu ihrem correspondirenden Mitglied gemacht hat, den Dank aussprechen und gleichzeitig die Freude darüber, dass dieses Unternehmen einen so hochberühmten hohen Direktor gefunden hat. (Beifall.)

Die Berichterstattung des Rechnungsausschusses, Estimation des Schatzmeisters und Aufstellung des Etats für das Jahr 1895/96 siehe vorne S. 95.

Die Wahl des Ortes für die nächstjährige allgemeine Versammlung.

Generalsekretär Herr Professor Dr. Joh. Kaack-München:

Ich habe etwas sehr erfreuliches mitzutheilen. Wie ich in der vorigen Allgemeinen Versammlung die so außerordentlich freundliche Einladung nach Cusel, die jetzt die schönsten Früchte trägt, mittheilen konnte, dass ich die Versammlung für das kommende Jahr wieder eine in so warmer Weise erfolgte Einladung und zwar nach dem schönen Speyer vorliegen. (Beif.)

Da diese hochwillkommene Einladung vorliegt, ist auch von seiten der Vorstandschaft gar kein anderer Ort für unseren nächstjährigen Congress in Aussicht genommen worden als Speyer. Die bayerische Rheinpfalz ist ein Theil unseres Vaterlandes, wo wir noch nicht wagen und wohin wir schon immer gerne gegangen wären. Speyer selbst hat eine der schönsten und wichtigsten prähistorischen Sammlungen am Rhein, welche besonders für die Latènezeit und die Verbindung des Rheinflandes mit Italien in dieser Epoche, von herausragender Bedeutung ist. Es sind vorzügliche Mauer, welche in Speyer in unserer Wissenschaft und speziell an der Sammlung wirken, ich nenne zuerst das hochberühmte Kartographen der Prähistorie Bayerns Professor Ohlenschläger, den dortigen kgl. Gymnasialdirektor, und als zweiten ausgezeichneten Prähistoriker Herrn Dr. Hartz, der als Professor am dortigen Gymnasium wirkt und gleichzeitig Konservator des Museums ist. Ausserdem haben wir in der Pfalz unseren alten Freund Dr. C. Mehlis, dem die Wissenschaft viele wichtige Studien über die Vorgeschichte der Pfalz verdankt; er steht jetzt am Gymnasium in Neustadt a/S. und ist jedenfalls auch gerne bereit für die Zwecke unserer Versammlung mitzuwirken.

Gestatten Sie auch die beiden Schriftstücke zu verlesen, welche ich in der Angelegenheit bekommen habe:

Euer Hochwohlgeborenen!

Auf Ihre sehr geschätzte Zuschrift vom 27. v. Mts. beziehe ich mich, in der Anlage einen Auszug aus dem Protokollbuche des Stadtrathes der Stadt Speyer vom 15. I. Mts. zu übersenden.

Euer Hochwohlgeborenen mögen aus diesem Schriftstücke entnehmen, dass die deutsche anthropologische Gesellschaft in der Stadt Speyer herzlich willkommen sein wird, wenn sie im Jahre 1896 die 27. allgemeine Versammlung dasselbst abhalten wird.

Ebenso wird auch der historische Verein der Pfalz erfreut sein, die anthropologische Gesellschaft hier begrüßen zu können.

Speyer, den 17. Juli 1895.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung!
Euer Hochwohlgeborenen
ergebenster
von Auer, k. Regierungs-Präsident.

Auszug

aus dem Protokollbuche des Stadtrathes der Kreisstadt Speyer über die Sitzung vom 15. Juli 1895.
Betreff: Die 27. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1896.

Nach Kenntnissnahme von einer Zuschrift Seiner Excellenz des kgl. Regierungs-Präsidenten Herrn von Auer dahier vom 28. Juni da. Ja, beschliesst der Stadtrath, an die deutsche anthropologische Gesellschaft die dringende Einladung zu ergehen zu lassen, ihre 27. allgemeine Versammlung im Herbst 1896 in der Stadt Speyer abhalten zu wollen.

Der Stadtrath wird es sich zur hohen Ehre anrechnen, die Vertreter der deutschen Wissenschaft in der alten, an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Stadt Speyer willkommen zu heißen und ihnen als lieben Gästen den Aufenthalt hier auf das Angenehmste zu gestalten.
Speyer, den 17. Juli 1895.

Der Bürgermeisteramt:
Dr. Welts, kgl. Hofrath.

Ich denke, wir können diese Einladung nur mit größter Freude und Dank annehmen.
(Begeisterter Beifall.)

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Wir können dankbar sein, dass uns in dieser liebenswürdigen Form entgegengekommen wird; es verspricht uns das eine angenehme Tagung.

Herr Sanitätstath Dr. Bartels-Berlin:

Ich habe nicht das Wort erheben, um gegen Speyer zu sprechen, ich bin voll dafür, dass wir nach Speyer gehen. Der Gegenstand, den ich zur Sprache bringen will, kann aber nur an dieser Stelle der Tagesordnung erörtert werden, das ist, einem Wunsche Ausdruck zu geben, der einen Theil von uns schon lange erfüllt, das nämlich einer der nächsten Punkte zu unserer Versammlung in der Schweiz gewählt werde. Ich bitte, dass die Gesellschaft sich mit mir vereinigt, unserer Vorstandschaft den Wunsch und die Bitte auszusprechen, die Vorbereitungen so zu treffen, dass in einem der nächsten Jahre, vielleicht im übernächsten, nach Speyer, möglichst auf schweizerischem Gebiete eine Versammlung abgehalten wird, dass wir dort zusammenkommen, am die interessanten Museen und Punkte des schweizerischen Landes kennen zu lernen. Dann füge ich den zweiten Wunsch, dass Wege gefunden werden möchten, dass möglichst die Anthropologen der Schweiz und Oesterreich-Ungarns sich dort mit uns treffen möchten.

(Lebhafter Beifall.)

Herr Dr. Freiherr von Andrian-Werhag:

Zu den oben vernommenen Aeusserungen des Herrn Sanitätstathes Bartels erlaube ich mir, nur zu be-

merken, dass ich glaube, dass der Vorschlag, in der Schweiz zu tagen, in Oesterreich sehr viel Anklang finden wird. Wenn auch die Wiener anthropologische Gesellschaft sich nicht als Gesellschaft in einem solchen Kongress betheiligen wird, weil in unseren Statuten Kongress betheiligen ist, im Auslande Kongresse abzuhalten, so zweifle ich doch nicht, dass eine Anzahl hervorragender Vertreter unseres Fachs einem Kongresse in der Schweiz mit grosser Freude sich anschliessen wird.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Es würde dann Sache des Vorstandes sein, die nöthigen Schritte einzuleiten, wenn wir die Uebersetzung haben, dass die Versammlung dies billigt. Ich frage also an, ob wir in dieser Richtung die einleitenden Schritte thun sollen? Wenn sich Niemand hier dagegen ausspricht, nehme ich an, dass das auch die Ansicht der Versammlung ist. Dies ist der Fall.

Herr Andréé-Brannschweig:

Es ist eben bei mir angeregt worden, wenn wieder einmal unsere Versammlung nach Norden wandert, in der alten Welfenstadt Braunschweig zu tagen. Ich möchte also bitten, obgleich ich kein Mandat habe, — ich weiss aber, dass in naturwissenschaftlichen Kreisen unsere Gesellschaft sehr willkommen geheissen würde, — dass für eines der nächsten Jahre, nachdem wir in Speyer an der Schweiz waren, unsere Stadt berücksichtigt wird. Unsere Stadt bietet auf archäologischem Gebiete viel. Sie haben gestern vom Herrn Grahowsky gehört, dass aus der vorgeschichtlichen Zeit viele Funde und Sammlungen vorhanden sind, die auch viel Neues bieten. Die Sammlungen hergen reiche Schätze und an unserem Polytechnikum wirken eine Anzahl Professoren, jüngere und ältere Kräfte, die gerne zur Geschäftsleitung bereit sein würden.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich glaube, wir können die liebenswürdige Anregung des Herrn Andréé nur mit Freude begrüssen, wir wissen nun für längere Zeit, wohin wir unser Haupt legen können. Ich glaube, es wird Niemand sein, der nicht mit Freuden in die alte Welfenstadt ginge.

Es muss noch darüber abgestimmt werden, ob die Gesellschaft gewillt ist, im nächsten Jahre in Speyer zu tagen; die Zeit der Tagung bestimmt der Vorstand. Ich frage hiemit an, ob die Gesellschaft die Einladung, die Speyer in so freundlicher Weise an uns hat ergehen lassen, annehmen will? (Alle Theilnehmer erheben für Speyer die Hand.)

Ich konstatire, dass Speyer als Congress ort für 1896 einstimmig angenommen ist. Ich bitte den Herrn Generalsekretär, in der Antwort diese Einstimmigkeit speziell bemerken zu wollen.

Generalsekretär Herr Professor Dr. Job. Ranke-München:

Nach Bestimmung von Ort und Zeit für die nächste Generalversammlung haben wir auch noch über die Ortsgeschäftsführung in Speyer Beschluss zu fassen. Die beiden Männer, die ich vorhin genannt habe, Herr kgl. Gymnasial-Rektor Ohlenschläger und Herr Professor Dr. Harster werden gewiss gerne sich bereit finden, diese Mühe zu übernehmen; es wäre

aber vielleicht angezeigt, wenn wir den dortigen um unsere Wissenschaft in so hohem Masse verdienten historischen Verein in Speyer, dessen Vorstandschafft die beiden Herren angeben, bitten würden, die betreffende Geschäftsführung zu übernehmen. Wir sind dort in Speyer ganz auf den historischen Verein angewiesen, Präsident desselben ist Herr Regierungspräsident von Auer, dessen Brief ich eben vorgelesen habe. (Die Wahl erfolgt einstimmig unter lebhaftem Beifall.)

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Wir kommen zum letzten Theil des Geschäftlichen, zur Wahl des Vorstandes. Es sind nur die drei Vorsitzenden, der erste Vorsitzende und dessen beide Stellvertreter, neu zu wählen, die Wahl des Generalsekretärs und Schriftmeisters findet in diesem Jahre nicht statt.

Herr Regimentsarzt Dr. Kathe-Frankfurt a/M.:

Ich glaube mich ihres allseitigen Einverständnisses versichert halten zu können, wenn ich den Antrag auf akklamatorische Wiederwahl des bisherigen hochverordneten Vorstandes stelle, und zwar mit der Modifikation: Herrn Geheimrath Virchow als erster Vorsitzender, die Herren Freiherrn von Andrian und Geheimrath Waldeyer als stellvertretende Vorsitzende. (Die Wahl erfolgt einstimmig durch Akklamation.)

Fortsetzung der wissenschaftl. Verhandlungen.

Herr Dr. Buschan-Stettin:

Der gegenwärtige Staat der Criminalanthropologie. (Manuskript nicht eingelaufen.)

Herr k. Forstmeister H. Borgmann-Obernola:

Das Schwalmtal und seine Bewohner.

Es ist mir der ehrende Antrag geworden, hier vor dieser hochansehnlichen Versammlung einen kleinen Vortrag zu halten über das Schwalmtal und seine interessanten Bewohner. Klein, der Ausdehnung nach, wird dieser Vortrag sein müssen mit Rücksicht auf die mir zu Gebot stehende Zeit, — klein aber auch wird derselbe werden bezüglich seines Inhaltes.

Wenn ich mich auch mit Naturwissenschaft im Allgemeinen und eingehender mit einzelnen Zweigen derselben beschäftigen habe, so bin ich doch weder Anthropologe noch Ethnologe und dürfen Sie, meine Herren, deshalb von mir keine Beantwortung viel umstrittener Fragen erwarten, sondern lediglich eine auf eigene Beobachtung und Erfahrung sich gründende Schilderung jener durch die Eigenartigkeit seiner Bewohner so bevorzugten Landschaft.

Sollte es mir gelingen, diese Darstellung in ein Sie anheimelndes Gewand zu kleiden, insofern als dieselbe auf Neue in Ihnen gewisse Fragen in somatischer, psychischer und historischer Richtung wachzurufen im Stande wäre, so dürfte der Hauptzweck meines Vortrags erreicht sein. Sie würden alsdann den Ihnen zu Ehren veranstalteten Anlauf der Schwäbischen in Freya nicht nur als eine Sie unterhaltende Festlichkeit betrachten, sondern es würde Ihnen durch denselben die Aussicht in ein der weiteren anthropologischen Forschung würdiges Gebiet eröffnet werden.

Das Schwalmbüschchen entspringt bekanntlich am Vogelsberg und ergiesst sich, nachdem es verschiedenes

Seitenfläche, von denen aus speciell die Antreff, die Gremf, die Steins und die Grenzobach interessiren, anzufragen. In die Edder, diese in die Fulda, und geht mithin die Schwalm in das obere Flussgebiet der Weser.

Ueber Schwalm oder „Schwalmgrund“ gemeinhin versteht man jedoch nicht das ganze Schwalmthal, sondern nur denjenigen Theil desselben, der durch den Weisitz eines eigenartigen Volkstammes, oder sagen wir durch einen Theil eines solchen, durch die „Schwälm“ bezeichnet worden ist. Diese „Schwälm“ unterscheidet sich, wie ich veranschaulichen muss, von den angrenzenden Bewohnern so sehr in Bezug auf angelegene Sitten, ererbte Tracht, Körperbau u. s. w., dass sich deren, dessen Grenzen sich sehr leicht und sicher feststellen lassen.

Eine Linie Hattendorf, Holzburg, Willingshausen, Werra, Florahain, Rommershausen, Allendorf, Leimfeld, Spierthausen, Hauptschwenda, Christerode, Scherbach, Görnau, Ottrau—Hattendorf bezeichnet die Südgrenze dieses Gebietes, welches 40 Dörfer und die Städte Treysa, Ziegenhain und Nenkirchen in sich schließt.

Es bildet der Hauptsache nach ein längliches, schiefes Becken, das in der Mitte ziemlich eben, an den Seiten mäßig ansteigend nur nach Nordosten gegen die Knüllgebirge sich stärker erhebt und hier nach dem Weisitz, z. B. im Grempfthal, tiefer eingeschnitten verläuft.

Der tiefste Punkt liegt an dem nördlichen Ausgange bei Allendorf mit 550 Fuss Meereshöhe. Der von Treysa nach Ziegenhain aus in südöstlicher Richtung sich erstreckende flache Theil steigt auf etwa 3 Stunden von 670 Fuss nur bis 760 Fuss an; pro Stunde nur 30 Fuss, während die Grenzsdorfer Werra im Westen 730 Fuss, Hattung im Süden 900 Fuss und Hauptschwenda im Osten sogar 1569 Fuss erreicht.

Die längste Ausdehnung Frankenhain—Görnau beträgt ca. 20 Kilometer, die größte Breite Holzburg—Hauptschwenda ca. 12 Kilometer.

Das ganze Schwalmgebiet in der vorher angegebenen Begrenzung bedeckt katastermäßig eine Fläche von 118 qkm.

Der südliche und ein kleiner westlicher Theil gehört der Buntsandsteinformation an. Den Rest bildet die nördliche Spitze des von Willingshausen bis in die Gegend von Kassel sich ausdehnenden Tertiarbeckens. Während im Südosten drei kleinere aus der Ebene aufragende Basaltdurchbrüche den Schöneberg, den Hattberg und die Grenzobach bilden, zeigen sich nahe dem nördlichen Grenze grössere basaltische Massen und diese nach das Gebiet mit Hauptschwenda an den prominenten Knüllstock an.

In dem mittleren mehr ebenen Theil bedingen nördliche Dittelsandsteinablagerungen die grossen Fruchtbarkeit der Schwalmgegend, während die Bodengüte nach dem ansteigenden Beckenrande an mehr oder weniger abnimmt, und die Sandeimengung dementsprechend zunimmt. Wüderum sehr fruchtbar ist der Basaltboden, insofern nicht schon das nachtheilige Böhmenklima schädigend einwirkt.

In gewisser Uebereinstimmung mit der Anformung dieses Beckens befindet sich auch die Vertheilung von Wald und Wald. Während in dem ebenen und sanft ansteigenden Theil desselben der Wald fast gänzlich fehlt, ist dieses Becken an seinen den Rand umgebenden Höhen mit ausgedehnten herrlichen Waldungen umgeben, so dass einige der äusseren Dörfer noch in den-

selben vergedungen, von ihm umgeben erscheinen — die später noch zu besprechenden sog. „Beckendörfer“ (Waldhöfer).

An grösseren Seitenflächen nimmt die Schwalm die gleichfalls von Süden kommende Antreff bei Zella, die im Südosten am Rimberg entpringende Gremf bei Loshausen und die am Knüll entpringenden Steins und Grenzobach bei Steins und Ziegenhain auf.

Was nun die Bevölkerung dieser Landschaft im Allgemeinen angeht, so müssen wir die drei bereits oben erwähnten Städte, Treysa, Ziegenhain und Neukirchen mit zusammen 6450 Einwohner, und Neukirchen ganz anderen Verhältnissen wie das platte Land sich entwickelt haben, ausschliessen, und es verbleibt für die eigentliche Landbevölkerung der Schwalm 13378 Bewohner, oder rund 60 auf den qkm.

Einige zerstreute Edelwitze scheinen keinen ausschliessenden Einfluss auf die Landbevölkerung ausgeübt zu haben, es lassen sich wenigstens in deren Umgebung keine Unterschiede in der Entwicklung, oder sogar wir besser in der Erhaltung ihrer angestammten Besonderheiten erkennen.

Hermann von Pfister hat in seiner verdienstvollen Arbeit „Urtümliche Stammeskunde“ unter vorwiegiger Zugrundlegung der Sprache bezw. Mundart festgestellt, dass die Schwalm und ihre Bewohner an dem alten Oberlahgau oder Oberfürstenthum Marburg gehörig zu rechnen seien. Da er aber fast nur die Hundert seinen Untersuchungen zu Grunde gelegt und die körperliche Erscheinung, die Volkstracht, Sitten und Gebräuche fast gar nicht berücksichtigt, so fallen nach ihm die Orte Neukirchen, Hauptschwenda, Christerode, Asterode, Nassau, Kl. Repperhausen, Scherbach, Görnau, Ottrau und Immichenhain noch in den Fränkischen Hessengau der Grafschaft Maden (Niederhessen). Er giebt eine besondere Sprachprobe (S. 92) für diese als „Neukircher Gegend am Knülle“ bezeichneten Ortschaften, gesteht aber selbst zu, „dass die Sprache im Thale der Schwalm wenig abweichend vom Niederhessischen des Knülles“ sei.

Ziehen wir aber alle Besonderheiten der Schwalm zur Untersuchung heran, so finden wir eine andere und höchst natürliche Grenze, nämlich die Wasserscheide zwischen Schwalm und Fulda. Ganz scharf mit dieser Scheide trennt sich das Schwalmertum von der östlich derselben wohnenden Landbevölkerung, so dass bei letzterer, ungeachtet der geringen Entfernung von 4—5 Kilometer, auch nicht mehr eine Spur von Schwalmertum und Schwalmersitten zu finden ist. — Nur in den beiden Dörfern Weissenborn und Oberode, welche dicht an der Wasserscheide selbst liegen, lässt sich insofern ein Uebergang constatiren, als hier nur ein Theil der Bewohner, meist die weiblichen, der alten Schwalmertum treu geblieben sind.

Gerade dieses fast gänzlich Fehlen eines Uebergangs ist ungemein charakteristisch für die Besonderheit der Schwalm, und sollte ich meinen, dass der vorher bezeichneten Ortschaften nicht von der Schwalm (besw. dem Oberlahgau) getrennt werden dürfen.

Ebensowenig halte ich es für gerechtfertigt nach v. Pfister (S. 103 a. a. O.) eine „Sippe echter Schwalmertum“ auszuscheiden. Diese soll nur die 13 Dörfer Ober- und Niedergrenzobach, Steins, Loshausen, Zelle, Rielehausen, (Röllb), Schrecksbach, Salmethausen, Gungelshausen, Wasenberg, Leimbach, Hansbach und Acherode umfassen.

1) Cassel 1880 bei E. Hühn.

R. Schrödter in seiner Beschreibung der Schwalm²⁾ erweitert diese Sippe der echten Schwälmer, indem er die weiteren 5 Dörfer Merzbasen, Willingshausen, Kiebelsdorf, Rückershausen und Holsburg hinzurechnet und so seine „engere Schwalm“ in Gegensatz zu den übrigen, den sog. „Heckendorfern“ bringt.

Wenn auch die wohlhabenden Schwalmtdörfer der Thalebene selbst die höher und im Wald gelegenen ärmeren Dörfer etwas geringerschätzend als „Heckdörfer“ der „Härlreheprovanz“ (Heidelsprovinz) bezeichnen, so besteht anthropologisch zwischen jenen und diesen kein Unterschied; die einzige Verschiedenheit ist eben nur die grössere oder geringere Wohlhabenheit, welche einen gewissen Bannmehls verursacht. „Wessbar“ (Waisenbauer) im Gegensatz zu „Heckdörfer“. Der andererseits hierin begründete Neid und die Eifersucht finden in der v. Pfister'schen Erzählung des Streites in Neukirchen am Ostermarkt einen weissen Anrecht bestätigenden Ausdruck.

In der nun folgenden Schilderung der Schwalmbewohner halte ich mich absichtlich an meine im Frühjahr 1886 erschienene Darstellung,³⁾ weil diese von mir nach den mündlichen Mittheilungen eines Schwälmers in Seligertshausen — also in einem „Heckendorf“ — direkt in dessen Gegenwart niedergeschrieben ist. Vergleicht man diese mit der gänzlich unabhängig von meiner Arbeit entstandenen später im Jahr 1894 erschienenen Beschreibung der Schwalm von R. Schrödter, der in der „engeren Schwalm“ seine Studien gemacht hat und seine Schilderung speciell auf Röllshausen, ein „echtes“ Schwalmtdorf nach v. Pfister bezieht, so wird kein wesentlicher Unterschied aufzufinden sein.

Aber gerade darin, meine Herren, dass in dem ganzen Schwalmgebiete einmüthlich der Heckendorfer bezüglich der Tracht, Sitten und Gebräuche etc. etc. kein oder wenigstens kein wesentlicher Unterschied aufzufinden ist, selbst an der Grenze des Gebiets wunderbareweise keine vermittelnde Übergänge vorkommen, — gerade darin liegt die ausschliessende Eigenständigkeit und bewusste Zusammengehörigkeit des Schwälmer Staumes, welche so gross sind, dass bekanntlich manche Forscher auf den Gedanken kamen, die Schwälmer für fremde Einwanderer zu halten.⁴⁾

Nun gestatten Sie mir, meine Herren, dass ich in kurzen Zügen ein Bild des Schwalmbewohners entwerfe, dessen treue Wiedergabe Sie in Teysa hoffentlich bestätigen können.

Der Mann ist meist lager, sehr gross und überaus kräftig gebaut. Das schlichte, meist dunkle, oft sogar schwarze Haar wird von der älteren Generation häufig lang bis auf die Schulter herabfallend getragen. Helles, blonde Haare sind bei den Männern selten und rothe fast gänzlich ausgeschlossen. Den Bart lässt kein Schwälmer wachsen und ist namentlich der Schwabart streng verpönt. Seine Haltung ist eine hochaufgerichtete, stolze und würdige. Die Augen sind meist dunkelbraun, jedoch treten auch blaue häufiger auf, als das dunkle Haar vermuthen lässt. Häufig stark gekrümmte Nase.

Das Weib ist ebenfalls gross, aber meist voll und mit mehr blondem Haar, welches auf dem Wirbel zu

einem Knäuel gewunden unter einem ganz kleinen runden Käppchen („Bätzel“) getragen wird. Die Beine sind anfallend gerade gestellt, was sich bei der nur bis zum Knie reichenden Rocktracht leicht feststellen lässt, der Fuss ungemein klein. Haltung und Gang gracios.

Die Kinder, welchen die Nationaltracht besonders gut und allerliebst steht, namentlich die kleinen Mädchen haben meist hellblondes gelbes Haar. Später lärht sich bei den Jünglingen dieses meist dunkler, während es bei den Mädchen häufiger blond bleibt, so dass der Prozentsatz der Dunkelhaarigen bei den Männern sehr viel grösser ist als bei den Weibern.

Die Schwälmer Tracht ist eine ganz besonders eigenthümliche und je nach den verschiedenen Verrichtungen und dem Stande eine verschiedene.

Der junge Bursche trägt im Sommer wie im Winter eine grosse runde Otterpelzmütze mit grünem Sammetboden, welcher mit breiten Goldschienen besetzt und verziert ist. Diese eigenartige Kopfbedeckung erinnert an die mögliche Abstammung des Wortes Chatten (Chats=Katze, Katzenpelz; haet=Filzkappe). Ist der Schwälmer im „Staat“ („stolz“), so trägt er einen langen weissen Rock, ein feines Hemd mit gesticktem auch öfters ausgezacktem Kragen, weisseleins kurze Knieschonen mit schwarzen lang herunterschlingenden verzierten Hosensbändern, weisse bis an das Knie reichende Kamaschen und Schuhe mit grossen vierreihigen Metallschulzen. Für gewöhnlich tragen sie an Stelle des weissen Rockes einen sehr langen blauen Kittel mit gestickten Abschüssen und metallener Vorrichtung nebst Kette zum Zuschnachen am Halse, aber auch hierbei die weissen Knieschonen und Kamaschen. Ältere Männer tragen meist schwarze Pelzmützen und nie und da blaue Strümpfe oder Kamaschen bis ans Knie.

Bei besonders hohen Festlichkeiten, Hochzeiten etc. tritt an Stelle des Kittels ein kurzer blauer, vorne offener Wams, die „Aermeljacke“, welcher an den Ecken Taschenklappen u. s. w. mit feiner heller blauer Stickerei versehen und mit zahlreichen feig gearbeiteten Metallknöpfen geziert ist. Hierzu gehört eine rothe, ebenfalls mit vielen grossen Metallknöpfen besetzte Weste, die an den Seiten zugespitzte „Knöpfplum“ und halbhohle Reiterstiefel.

Zur Kirche geht der Schwälmer in einem langen blauen oder schwarzen Rocke, schwarzen Knieschonen und blauen Kamaschen und trägt hierzu einen dreieckigen Hut (Hofmüster) von kolossaler Dimension. Zum Abendmahl geht er ebenfalls im schwarzen Rock, nach omplangenen Abendmahl aber zieht er zum Besuch des zweiten Gottesdienstes sein feinstes Kleidungsstück, das „Kamisol“ an. Es ist dies ein langer blauer Rock von demselben Stoffe wie die Aermeljacke, nur noch reicher und feiner gestickt und mit den feinsten, häufig in durchbrochener Arbeit angefertigten, oft recht werthvollen Metallknöpfen reichlich besetzt.

Die Mädchen und Frauen tragen zu jeder Zeit mit Ausnahme der Trauer u. s. w. stets weisse Strümpfe, auch bei ihren Verrichtungen im Feld und Stall. Auf dem Kopfe sitzt das ganz kleine, bei den Mädchen rothe, bei den Frauen schwarze Käppchen, „Bätzel“. Der Deckel ist meist reich in Gold und Seide gestickt, der Rand bei den gefallenen Mädchen aber schwarz. Reich verziert sind auch die bei den Mädchen rothen, bei den Frauen schwarzen Strampfbänder. Die zahlreichen Böcke, von denen der obere nur die Breite des bunten in Farben wechselnden Besatzes eines jeden darunter folgenden kürzer ist, erreichen so eben die Kniee, welche durch ein unter dem nunteren Rock ziemlich lang her-

²⁾ Die Schwalm, historisch romantisch beschrieben v. R. Schrödter. Wanfried 1886.

³⁾ Borgmann, Bontzenziger für das Gebiet des Knüllclubs. Cassel 1886 I. Anst., 1899 II. Anst. bei E. Hüba.

⁴⁾ cf. v. Pfister a. a. O. p. 104.

vorhängendes feines breit gestümmtes Hemd verdeckt werden. Auf diese Weise ist es ermöglicht, die der Wohlhabenheit entsprechende Anzahl von Rössen zu haben, welche öfters die Zahl 10 erreicht und noch übersteigt.

Der Oberkörper ist mit einer blauen Botstjocke, „Mieder“, mit fein gestickten zurückgeschlagenen Aermeln bekleidet, über welche die ärmellose meist schwarz sammete Schnürbrust („Knöppding“) gezogen ist.

Je nach der Festlichkeit ist auch die Tracht der Mädchen und Weiber eine verschiedene. Der höchsten Staat wird bei der Hochzeit entfaltete und hierbei das mit Goldstickerei etc. überzogene in der Schnürbrust steckende „Bruststück“ zur Schon getragen, sowie die „Ertes“ angelegt. Letztere sind ebenfalls reich in Gold gestickte viereckige Stücke, welche auf jeder der weit stehenden Hüften befestigt sind. Die Mädchen tragen blane, die Weiber schwarze grosse Schürzen und femer weisse durchbrochene Strümpfe mit wirklich oft bewundernswürthen Mustern („Zwickeln“), sowie Schallenschuhe mit ganz kleinen, spitzen, aber hohen Absätzen („Klitzschuhe“).

Den höchsten Staat hierbei aber bildet der eigenenthümliche Kopputz („Schappel“). Es ist dies eine schwierig zu beschreibende, an Ueberladung von Goldfäden, Perlen, Blumchen, farbigen Bändern n. a. w. das zur Mögliche darstellende hohe Verzierung, welche wie eine Krone auf dem Kopf sitzt, von der die zahlreichen breiten farbigen Bänder über den Nacken fallen und auf dem Rücken eine Art Fächer bilden.

Un den Hals tragen sie die Perlschnur, „Kyllen“, häufig sehr werthvolle Erbsstücke, öfters aus Bernsteinstücken (†), welche die Grösse einer welchen Nuss erreichen und eckig abgeschliffen sind, zusammengereiht.

Bei weniger hohen Festlichkeiten, an bestimmten Tagen der Kirchen- und bei ihren Waldpartien, die sie öfters und gern unternehmen, tragen sie weisse Schürzen und Mieder mit kurzen zurückgeschlagenen, mit weissen Spitzen gezierten Aermeln.

Von besonderen Sitten und Gebräuchen stehen im Vordergrund „Handschlag“, „Weinkauf“, „Hochzeit“ und „Kammerwagen“. Der Handschlag, dem hier und da wohl das „Fenster“ vorangegangen sein mag, ist die Verlobung, bei welcher die Braut dem Bräutigam 1—2 verschiedene feine Hemden schenkt, wogegen die Braut ein Paar Schuhe erhält, welche am Hochzeitstage zum erstenmal getragen werden. Ansondem erhält dieselbe hienieden eine gewisse Summe Geld, welches aufbewahrt und nur im äussersten Nothfalle angetroffen wird. Auch ist es stellenweise Sitte, dass die Braut eben aus einem Stück Geld gearbeitetes breiten Fingerring erhält.

Nachdem über die Vermögensverhältnisse zwischen den Eltern die erforderlichen Verhandlungen getroffen sind, wird „Weinkauf“ gehalten, welchen die Braut besucht und an welchem Verwandte und Bekannte sich häufig thun.

Bei dem Gang in die Kirche zur Trauung geht die von zwei Burschen geführte Braut voraus, der Bräutigam von zwei Mädchen geführt, dahinter, dann die Eltern, Hochzeitsgäste und die Kinder. Bei dem Gang aus der Kirche nach der Trauung geht der Mann voraus, die junge Frau dahinter her. Beim Eintritt in das Hochzeitshaus trinkt einer der Hausknechte dem jungen Manne unter einem Glückwunsch an, dieser wiederum über sich hinweg. Geht das Glas hierbei in Stücke, so bedeutet dies Glück im Ehestand. (Sinn-

reiche Anspielung auf das Laster des übermässigen Branntweingenußes, welchem übrigens nur ausnahmsweise geföhrt wird.) Die Hochzeit dauert meist mehrere Tage.

Als hohe Nachfeier kommt nun nach einiger Zeit das Fahren des „Kammerwagens“. Die sämtlichen von der Frau einzubringenden Utensilien eines Haushauses, als Betten, Schränke, Kücheneinrichtung, der während der Jungfrauschaft eifrig gesammelte Flachs, Leinen u. a. w. werden auf einem oder zwei, mit 4—6 reich geschmückten Perlen besetzten Lederwagen von den Verwandten in die Wohnung des Ehepaars geföhrt. Voraus reiten mehrere Burschen im höchsten Staat, wohl auch auf dem Kopfe den mit Bändern verzierten Dreimaster. Ein jeder trägt ein, in einem Knopfloch eingeknüpftes lang herunter hängendes, buntes Taschentuch. Den Zug beschliesst ein Nachreiter im Kirchenanzug mit dunklem seidnem Tuch im Knopfloch, der den Glückwünsch hielenden Armen und Kindern Geldgeschenke vertheilt.

Ähnliches Pomp und Staat entwickeln die Schwälmer auf ihren Kirchweihen, sowohl im eigenen Dorf, als auch auf den gemeinsamen Kirchweihenfesten, an dritten Pfingstfesten an Neukirchen und später in Ziegenhain, wobei die Burschen mit ihren Mädchen „süssen Wein“ trinken und öfters ihre originellen Tanzweise aufföhren. Es ist mehr ein ruhiges Gehen und Trippeln als ein Tanzen nach modernem Begriff, und nur bei dem Nationaltanz „der Schwälmer“, der eine eigene ganz bestimmte, von Urzeiten ererbte Melodie hat, wird rasch und heftig aufzutreten und mit den Absätzen an einander geschlagen. Die Paare trennen sich hierbei zeitweise, um wieder zum Rundtanz abwärts zusammen zu kommen. Er wird jedoch in der Neuzeit immer weniger getanz, wie denn der andere alte Schwälmeranz, „der Stöbenprung“, ganz weggefallen ist.

Es wird ein überaus interessantes, farbenprächtiges Bild sein, meine Herren, welches in Treysa sich Ihnen darbietet und Sie werden es begreiflich finden, wie schon seit langen Jahren viele und berühmte Maler immer und immer wieder die Schwälmer aufsuchen, um Studien und Bilder dort an malen.

Zum Schlusse noch wenige Worte über die Lebensweise und den Charakter der Schwälmer.

Der Schwälmer ist äusserst genügsam und anspruchslos und samentlich sind auch die Frauen ungemein heissig und sparsam; im grossen Glauben brave, echt religiös gemüth, ruhige und wohlgenügte Leute. Sie halten eifrig an den althergebrachten Sitten und sind sich ihrer Sonderstellung mit einem gewissen Stolz bewusst. So kommt es äusserst selten vor, dass ein Schwälmer oder eine Schwälmerin sich anserhalb des Bezirks verheirathet und wohl noch seltener, dass ein Answärtiger in die Schwalm hineinheirathet.

Einen anserhalb der Schwalm verbreiteten Irrthum habe ich an den Schwälmeren zur Ehre noch an zutreiben — die falsche Ansicht über das Ammenwesen.

Bei dem kräftigen Baue und der Gesundheit dieser Bevölkerung ist es leicht erklärlich, dass Schwälmer Ammen sehr gesucht sind und hoch bezahlt werden. Da nun letztere auch in den grossen Städten ihre Nationaltracht nicht ablegen sind, hiernach sehr auffallen, so ist die Ansicht verbreitet, dass die Schwalm besonders viel Ammen hefere. Da nun aber anderwärts meist nur die Mütter nebelicher Kinder Ammendienste leisten, so wird für die Schwälmer Ammen dasselbe Verhältnis unterstellt. Dies aber mit Unrecht, denn die meisten dieser Schwälmerinnen sind Arme,

junge, verheirathete Frauen, die nicht nur einmal, sondern wiederholt des hohen Verdienstes halber hinausziehen, während ihr eigenes Kind von den Eltern künstlich ernährt und aufgezogen wird.

In den beiden Jahren 1898 und 1894, deren Statistik mir allein zu Gebote stand, wurden in den Städten des Kreises Ziegenhain mit zusammen 6455 Einwohnern 886 Kinder (2,69 pro Hundert und Jahr), auf dem Lande bei 29561 Bewohnern 1575 (3,08 pro Hundert und Jahr) Kinder geboren. Von diesen kommen 5,06% uneheliche auf die Landstädte, 5,82% auf das Land, während der durchschnittliche Prozentsatz der unehelichen Kinder für den Regierungsbezirk Cassel an den mir zu Gebote stehenden 6 Jahren 1876—1880 z. B. weit über 6% beträgt. Ich glaube nicht, dass genauere statistische Ermittlungen dieses Verhältnisses zu Ungunsten der Schwalm zu verchieben im Stande sind.

Meine Herren, wenn ich mich bemüht habe, zu beweisen, dass alle Bewohner des Schwalmgebiets 'echte' Schwälmer sind, und Ihnen die Ergründung deren Abstammung überlassen muss, so kann ich zum Schlusse noch hinzufügen, dass die Schwälmer auch ebenso echte bayrische Menschen sind, tüchtige Soldaten hieser und ebenso gute königstreue Deutsche sind, wie sie dergleichen gute Hessen waren.

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich höre eben, dass Herr Geheimrath Virchow anwesend ist und erscheinen wird; vielleicht wird er uns auch seinen angekündigten Vortrag halten. (Geheimrath Professor Dr. Virchow, welcher bis dahin durch Unwohlsein am Besuch der Sitzung gehindert war, betritt den Saal, von allseitigem Beifall begrüßt und beglückwünscht.) Herr Geheimrath Virchow wird seinen Vortrag wenigstens in Kürze halten; ich ertheile ihm das Wort.

Herr R. Virchow-Berlin:

Die Keltenfrage in Deutschland.

Herr Waldeyer ist, wie gewöhnlich, etwas milde im Ausdrucke. Ich wünschte wohl, den ungekürzten Vortrag halten zu können, aber, wie Sie hören, bin ich noch so heiser und so wenig sicher in meinem Respirationsapparat, dass ich einen Vortrag eigentlich nicht halten kann. Ich wollte bei dieser Gelegenheit nur eine Frage berühren, die Sie in etwas strengerer Weise in Angriff nehmen sollten, als dies, wie mir scheint, bisher der Fall gewesen ist. Das ist nämlich die Frage der Kelten, oder, wenn sie wollen, der Kelten.

Ich bin auf diese Frage von neuem gekommen, weil vor Kurzem eine neue Auffassung der historischen Vorgänge von ein Paar der besten Forscher in Paris ausgesprochen worden ist.

Alexander Bertrand, der berühmte Akademiker und Konservator des Musée de St. Germain, und sein Adjunkt Salomon Reinach haben eine besondere Schrift (Les Celtes dans les vallées du Po et du Danube) publiziert, in der sie den Versuch gemacht haben, diejenige Kultur, die wir in der letzten Zeit als die eigentliche Hallstattkultur in Anspruch genommen haben, bis weit nach Osten hin als celtisch nachzuweisen. Es hat das ja im ersten Augenblicke etwas sehr überraschendes und vielleicht für den nativistisch denkenden Menschen etwas empfindliches, dass nun auch unsere Hallstattkultur celtisch sein soll, aber ich kann nicht leugnen, dass, je mehr man sich in den Gedankengang der Autoren vertieft, umso mehr sich Gründe ergeben, welche in der That stark für ihre Auffassung sprechen. Dabei

muss ich jedoch zum Troste aller strengen Teutonen bemerken, dass der Begriff des Kelten in dieser neuen Auffassung sich wesentlich anders gestaltet, als er gewöhnlich im scholastischen Sinne aufgefasst wird. Herr Bertrand ist derjenige gewesen, der mit am ersten, obwohl nicht als allererster, auf den Unterschied hingewiesen hat, der schon bei Polybios existirt, in dem Werke dieses Schriftstellers tritt zuerst der Gegensatz zwischen Kelten und Galatern hervor. Er unterscheidet zwei verschiedene Völker, von denen das eine Kelten, das andere Galater, oder, wenn man will, Gallier genannt wurde. Die Herren Bertrand und Reinach haben nun eine umfassende Untersuchung angestellt, die bis in die Prähistorie hineinreicht und die sich mit der Frage beschäftigt, wann zuerst Kelten, oder, genauer gesagt, Galater am Rheinufer erschienen sind. Sie gehen dabei von der zureichenden Voraussetzung aus, die vielleicht nicht zuversichtlichen Voraussetzung sei, was die Kelten ganz so sicher ist, wie sie annehmen, dass die Kelten eingewandert seien und zwar von Osten her. Aber wenn man einmal diese Prämisse zulässt, so muss man auch zu der Frage kommen, wann die Kelten in Gallien angekommen sind, eine Frage, die, wie Sie wissen, unser Mühlenhoff vor nicht vielen Jahren mit erster Ausdauer verfolgt hat. Er rechnete heraus, dass ungefähr das sechste Jahrhundert vor Christus als die Zeit anzunehmen sei, wo die Kelten am atlantischen Ozean angelangt seien. Zu einer ähnlichen Rechnung kommen die beiden französischen Gelehrten nun auch, wobei freilich voransichtlich werden muss, dass die Zuverlässigkeit aller älteren Nachrichten gänzlich bezweifeln; irgend eine sichere Nachricht über den Zustand des inneren Frankreichs vor dem dritten Jahrhundert existire eigentlich nicht.

Erst nach dieser Zeit erscheinen einzelne Nachrichten, zuerst im Süden von der Küste her, dann im Rhonethal bis hinauf zu den Alpenseen, und so fortschreitend, aber lange nicht so weit, dass die alte Keltenfrage jemals mit dem modernen Begriff Frankreich auch nur entfernt zusammengefallen wäre.

Diese Trennung zwischen Kelten und Galatern setzen nun die Herren Bertrand und Reinach weit über die Grenzen von Frankreich südliche Obergerland, indem sie namentlich das ganze südliche Noricum, also die Schweiz, Tirol, das ganze alte Noricum, also die Illyrien damit in Verbindung bringen. So erhalten sie das überraschende Resultat, dass diejenigen Leute, welche als die Träger der celtischen Kultur anzusehen sind, nicht die Galater gewesen seien, welche nachher in Frankreich die Herrschaft erlangten, sondern im Gegentheil die sogenannten cisalpinischen Gallier, also eine den Galliera verwandte Bevölkerung, welche schon längere Zeit im Süden der Alpen wohnte, als der grosse Einbruch der westlichen Gallier und die Einnahme von Rom durch dieselben erfolgte. Also schon vor dieser Zeit habe ein cisalpinisches Gallien existirt. Die Bewohner desselben, also auch Kelten, seien aus dem Donaugebiet herüber gekommen. Die Urheimath derselben sei nicht etwa in Frankreich zu suchen, sondern da, wo gegenwärtig vorzugsweise Oestereich und ein Stück von Bayern gelegen ist. Mit vielem Detail zeigen sie, wie diese Bevölkerung nach und nach in relativ friedlicher Weise ihre Invasionen in Italien gemacht, sich daselbst angesiedelt und in breiter Weise eine Kolonisation hergestellt habe, die schon auf dem Platze war, als der Einbruch der westlichen Gallier erfolgte.

Diese Deutung würde vielleicht weniger Interesse für Deutschland haben, wenn die genannten Gelehrten

nicht den Nachweis zu führen suchten, dass die Cultur, welche diese verschiedenen Stämme hatten, eine identische war und dass die cisalpinischen Gallier im wesentlichen dasselbe trieben, dieselben Industrien hatten, dieselben Produkte hervorbrachten, dieselben Formen des Lebens entwickelten, auch dieselbe Form der Regierung und der staatlichen Eintheilung besaßen, wie die anderen Celten, nur dass sie nicht so kriegerisch waren, wie die westlichen Stämme.

Wenn man auf diese Weise den celtischen Kreis erweitert, so gelangt man einerseits bis nach Noricum herüber, also bis nach Oberösterreich, das Salzkammergut, die anstossenden Theile von Tirol, Steiermark, das Kärntenland, andererseits nach Süden in die grossen Gebiete, welche sich bis zu den Apenninen erstrecken, also das ganze nordöstliche Italien, was man heutzutage Lombardie und Emilia nennt, eigentlich die ganze Transpadana. Das alle kommt dann in eine nächste Verbindung. Wir in Norddeutschland sind dabei unmittelbar wenig betheilig, denn die voll ausgeprägte Cultur der Hallstattzeit ist bis zu uns kaum vorgezogen. Ihre letzten Ausläufer sind in mehr entwickelten Formen in Schwaben, Oberbayern und der Oberpfalz, an Tage getreten, aber im Grossen ist die Wege dieser Cultur nach Norden frühzeitig verlaufen. Wir in Norddeutschland haben davon noch gewisse Anklänge, aber Anklänge haben wir allerdings, und zwar ziemlich zahlreiche; man muss nur etwas nachsuchen. Da gibt es in Keramik und Metalltechnik sehr vielerlei Funde, die in dieses Gebiet herein schlagen, und auch zu fragen die Frage an, von woher sie gekommen sind.

Diese Frage ist es, die ich auch für Hessen anregen möchte. Ich wünsche, dass die Herren hier ihre prähistorischen Dinge auch einmal von der Seite der celtischen Angehörigkeit betrachten möchten. Gegenwärtig ist es gebräuchlich, die Gegenstände der älteren Eisenzeit sämtlich in der Art zu classificiren, dass sie entweder der Hallstatt-, oder der Latène-Periode zugehörig werden. Jedes Stück wird in sein Fach gebracht und damit erscheint die Sache erledigt. Das ist sehr schön und gegen früher ein grosser Fortschritt.

Nun sehen Sie sich aber die Sachen einmal von einer anderen Seite an und fragen Sie: könnten sie nicht auch anders betrachtet werden?

Für das Gelingen eines solchen Versuches hat mir von jeher eine Art von Symbol vor Augen gestanden, das ich zu meinem Erstaunen bei Ihnen in geringer allgemeiner Anerkennung finde, — ein Symbol, das zugleich eine Art von himmelischer Bedeutung einschliesst, ich meine die Regenbogenschüsselchen¹⁾.

Ob man jedem einzelnen Stück davon mit gleichem Verstand entgegenkommen darf, ist vielleicht zu bezweifeln, aber in der Hauptsache sind es leichte und sehr wichtige Objekte. Man findet meistens goldene, kleine, runde, ziemlich dicke Stücke, die auf der einen Seite ausgehöhlt, wie eingedrückt, auf der anderen flachbuckelartig sind. Sie tragen einen Stempel innen und aussen, der für das Laute unverständlich ist, indes die Gelehrten haben mit der Zeit vielerlei herangebracht. Es sind Nachbildungen von etruskischen Stempeln, namentlich griechischen, die in barbarische Formen übergeführt worden sind. Kein Mensch beweift im Augenblick, dass die Regenbogenschüsselchen celtische Münzen waren. Sie werden eben nur innerhalb desjenigen Gebietes gefunden, auf dem die celtische Herrschaft in voller Anerkennung

war. Man trifft sie in Frankreich, seltener in Süddeutschland, häufiger in Böhmen, wo bekanntermassen die letzte celtische Herrschaft unter Marbod war. Da gibt es einige alte Burgwälle, auf denen wiederholt Regenbogenschüsselchen gesammelt wurden. Diese böhmischen Plätze haben nebenbei noch den Vorzug, dass sie an Stellen vorkommen, wo nachher keinerlei spätere Cultur aufgesetzt worden ist; es ist alles so liegen geblieben, wie es war, als die Celten vertrieben wurden. Erst in neuer Zeit sind diese Stellen von der Prähistorikern in Angriff genommen worden. In der Zwischenzeit hat kein Mensch auf ihnen gewohnt, keiner hat sich darauf wieder eine Burg gebaut oder Wälle und Befestigungen angelegt; unsere Zeitgenossen trafen also nackte Ruinen, wie sie eben aus der alten Zeit hervorgegangen waren. Dabei ist dann natürlich auch die Frage gestellt worden: was gehört zu dieser Zeit? wozu muss man das rechnen? Nun, da hat man in Böhmen meistens Wisens sich nicht gedacht, diese Sachen in die Latèneperiode zu rechnen.

Diese böhmischen Funde führe ich besonders deshalb an, weil diejenigen, die mich für die Sache interessieren und die hessischen Berge etwas genauer durchforschen wollten, in Böhmen das Inventar kennen lernen können, was zu einer celtischen Ansiedlung gehört. Denn es ist äusserst wichtig, dass man für eine derartige Untersuchung ungefähr wenigstens vorbereitet ist; man muss wissen, was gehört in diese Zeit, was kann man dann rechnen. Da nun ihr Land eines von den wenigen Ländern in Deutschland ist, wo eine gewisse Zahl von solchen Münzfunden gemacht ist, (Befähigung dafür finden sich im hiesigen Museum), so, glaube ich, verlohnt sich die Sache. Ich habe leider nicht Zeit gehabt, mich eingehend mit dem Detail dieser Funde zu beschäftigen, und merkwürdiger Weise finden sie sich nirgends, soweit ich sehe, zusammengestellt. Ich habe heute einigen jüngeren Collegen gesprochen, der sich damit beschäftigt hat; er hat nur drei oder vier gute Fundplätze feststellen können, wo theils einzelne, theils in ganzen Haufen Regenbogenschüsselchen gefunden worden sind. Es werden sich wohl noch mehr sichere Stellen ermitteln lassen. Immerhin war es nicht bloss ein Zufall, dass das eine oder andere Stück gefunden wurde; mehrere Fundplätze sind schon da, wo ein kleiner Schatz beisammen war. Es kommt immer darauf an, dass man aufpasst. Die meisten Geldstücke sind immer in Gefahr, in den Schmelztiegel — vertheilt sie mir, ich bin kein Antiquar — des Juden zu wandern; wenigstens behauptet man immer, dass das der Fall sei. Die Münzen verschwinden meist, wie man erfährt, dass sie da waren; hinterher wird manches bekannt, kommt gelegentlich auch zum Vorschein, aber meist wird alles zerstreut. Wenn die gesammelte Bevölkerung sich etwas zusammenhält und aufmerksam wäre und diese in der That nachlässigsten Reliquien sammelte, so würde damit ein sehr grosser Fortschritt gemacht werden. Denn Münzen haben nebenbei, wie Sie wissen, den grossen Vorzug, dass sie zugleich ein Maass für die Zeit geben; man kann sie datiren, wenn es auch oft etwas schwer ist. Bei diesen celtischen Münzen ist man allmählich auch dahin gekommen, sie in eine chronologische Ordnung zu bringen. Auch in Hessen würde man so für eine Periode, für welche angeblich jeder zeitliche Anhalt fehlt, eine Art von Datum bekommen, von dem aus man weiter rechnen könnte. Denn wenn man herausfindet, wann hier Celten gewohnt haben, so würde sich ohne Weiteres ergeben, wann die Germanen, die doch etwas später gekommen sein müssen, hier einwanderten.

¹⁾ Nach einer alten Tradition findet man sie da, wo das Ende eines Regenbogens die Erde berührt hat.

Ich will zu diesen Betrachtungen noch einen kleinen Zusatz machen. Bei den Erhebungen über die Complexion der Schenkinder, die wir vor einer Reihe von Jahren von seiten dieser Gesellschaft veranstaltet haben, ob diese Complexion brünett oder blond oder gemiebt oder wie sonst ist, hat sich unter den allerlei Sonderbarkeiten, welche diese Erhebung zu Tage gefördert hat, nach die gezeigt, dass eine brünette Zone sich durch Hessen hindurch erstreckt, die ungefähr den Finnläufen nachgeht und schliesslich gegen die Weser ausläuft, mitten zwischen der viel mehr blonden Bevölkerung des gesammten Massivs, gegen welche sie einen auffallenden Gegensatz darstellt. Es sind sie einen philogischen Standpunkte aus, namentlich von Herrn Henning, aus den Ornamenten ähnliche Betrachtungen abgeleitet in Bezug auf die Herkunft der Ansiedler und es ist von ihm die Vermuthung ausgesprochen worden, dass gerade in der Richtung der Weser und ihrer Zuflüsse Reste ertlicher Bevölkerung zu sehen seien. Diese Betrachtungen sind vielleicht nicht ganz so entscheidend, wie Sie mir im Augenblick erscheinen, aber sie schliessen sich den Angaben anderer für Deutschland ansetzenden von anderen nahe an. Jedenfalls gibt es eine Reihe von Verhältnissen, welche es wünschenswerth erscheinen lassen, dass gerade hier in Hessen eingestuft wird.

Ich darf vielleicht Ihren Eifer noch etwas mehr anspornen durch die Betrachtung, dass dies die einzige Gegend von ganz Deutschland ist, in welcher derartige zu machen ist. Vereinzelte Funde in Thüringen bieten bis jetzt keinen Anlass zu Localforschungen. Wenn man nicht Böhmen für Deutschland ansetzen will, so muss man leider sagen, dass wir gar kein zweites Gebiet haben, welches sich mit dem hiesigen parallel stellen kann. Hier ist Rhodis, bei Malta. Hier müssen Sie ansetzen. Wo einmal Regenbogenhäufelchen gefunden sind, da werden Sie auch noch mehr finden können, und wenn Sie sich daran machten, auch sonstiges Grab- oder Wohnangehörigtes zu sammeln, so muss sich daraus mancherlei schliessen lassen.

Dabei muss ich besonders betonen, dass wir von dem Grabinventar aus der celtischen Periode beinahe gar nichts wissen; es ist so spärlich gesammelt worden, dass es äusserst notwendig erscheint, da einzugreifen und vorwärts zu arbeiten.

Als ein kleines Beispiel dafür, was durch eine aufmerksame Beobachtung gewonnen werden kann, möchte ich eine kleine Publikation vorlegen, die ich eben in den Abhandlungen der Berliner Akademie veröffentlicht habe:

Ueber kaukasische Bronzegürtel.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, im südlichen Kaukasus, namentlich im armenischen Hochland, Ausgrabungen ausführen zu lassen. Eines guten Tages wurden mir durch Herrn Belck, der die Ausgrabungen leitete, kleine Stücke von Bronze gesendet, kleine Blechstücke, auf denen allerlei Einritzungen zu sehen waren. Es liess sich un schwer erkennen, dass diese Stücke zu Bronzegürteln gehörten und dass die Einritzungen zusammenhängende Scenen darstellten, eine Zusammenordnung, wie wir sie sonst beinahe gar nicht aus dieser östlichen Welt kennen. Ich ersuchte sogleich Herrn Dr. Belck, jedes kleinste Stück zu sammeln, und es ist so möglich geworden, von einem dieser Gürtel beinahe den ganzen Zusammenhang herzustellen, bei anderen wenigstens gewisse Stücke, bei einzelnen freilich nur Fragmente. Diese Dinge haben ein doppeltes Interesse. Zunächst wegen der sibirischen Darstellungen. Da ist z. B. eine

lange Reihe laufender Hirsche, oder ein ganzes Gekümmel von wilden Thieren im Walde, die eben von Jäger überrascht werden, der mit seinen Händen eintritt, die sich selbst gegen die Angriffe der wilden Thiere verteidigen müssen; dass alle möglichen Thiere verteidigen müssen; dass alle möglichen Species von Thieren, die bis jetzt zum Theil gar nicht ausgezeichnet Tiger, dessen Schwanz mit Klappen kommen sein dürfte, dann wilde Esel, die Zwillinge gestalten haben, indem hinten auf dem Körper noch einmal ein Kopf sitzt, also Duppelesel, und andere dergleichen anderer Dinge. Noch viel ausgezeichneter ist vielleicht das Ornament, welches die Bordüre bildet; es ist von solcher Vollendung, dass es noch gegenwärtig in sibirischer Technik wenig erreicht wird, weil es eine so grosse Arbeit und unaufhörliche Sorgfalt des Arbeiters erfordert. Ganz besonders interessant ist das letzte Blatt meiner Abhandlung, auf dem ein paar einzelne Stücke abgebildet sind, deren Zeichnung mir erst nachträglich durch einen sehr fleissigen deutschen Lehrer in Schuscha, an der Grenze von Persien, zugegangen ist; es ist das merkwürdigste Stück, das bis jetzt vorgekommen ist. Sie sehen auf der einen Seite einen Mann, der zu Boden gesunken ist durch ein Unthier, auf der anderen Seite den wüthenden Ansturm einer ganzen Reihe phantastischer Thiere, welche gegen einander kämpfen. Ich will auf das Detail nicht weiter eingehen, wünschlich dasselbe vielerlei Interesse darbieten würde, und nur hervorheben, dass die Unterachtung der abgebildeten Thiere mich lange beschäftigt hat, weil nach meiner Meinung aus der Charakterisirung der Thiere geschlossen sind. Es sind darunter Thiere, die bis jetzt noch nicht untergebracht werden konnten, z. B. eine ganze Reihe von Thieren, die scheinbar auf die Weide gehen, und hinten wie ein Schwein, vorne wie ein Schaf aussehen; es ist schwierig, sie anzubringen. So sind viele andere auch noch da, aber immerhin müssen doch ganz bestimmte Thiere als Vorbilder gedient haben. Es ist namentlich auf dem ersten Blatte, das ich schon früher auf einem unserer Congressse vorgelegt habe, eine prachtvolle Reihe jagender Hirsche dargestellt, von denen jedesmal der jagender Hirsche dargestellt, von denen jedesmal der Schritte einer anderen Art angehört, als die beiden vorhergehenden; aber eine Art, die augenblicklich bei uns nicht bekannt ist und auch in unseren Museen nicht existirt. Es ist eine schwache Möglichkeit vorhanden, dass irgendwo im Altai oder in der Mandchurie eine ähnliche Species existirt, aber sie ist nicht sicher nachgewiesen.

Ich betrachte das Problem der Auffindung dieser Typen für die Erkennung des Ganges der Cultur für sehr erheblich. Im übrigen werden diejenigen von Ihnen, welche sich mit den Formen der Hüllstättperiode beschäftigt haben, bemerken, wie in dem Bandornament vielfeier Beziehungen zu erkennen sind, die sich in Hallstattsachen wiederfinden; ich behaupte aber, dass es bis jetzt noch keine Stelle gibt, wo Ornamente von der Vollendung und Ausdehnung zu Tage gekommen sind, wie es an dieser Stelle der Fall ist.

Es ist ja eine der ältesten Traditionen, sowohl der klassischen, wie der specifisch biblischen Geschichte, dass ungefähr in der Gegend, wo diese Sachen gefunden worden sind, ein alter Heerd der Erfahrung lag. Der Prophet Esaiel berichtet, wie die Händler aus Mosocb und Javan nach Tabal auf die Märkte von Tyrus kamen und da ihre Waaren zum Verkauf stellten. Die Griechen haben, wie das bei einer ganzen Reihe von Schriftstellern zu finden ist, — Plinius hat

das zusammengestellt, — immer daran festgehalten, dass an der Nordküste der schwarzen Meeres, und zwar in der Nordostecke, hingehend bis zu der Thaurstraße, die Hauptstätte der alten Erschließung gelegen habe. Dies würde ja einigermassen übereinstimmen mit dem, was wir jetzt vor uns sehen; ja, ungefähr westwärts könnte man auch die Zeit in Parallele bringen mit dem Propheten Eschiel. Es würde im östlichen Zeitalter noch nicht möglich ist für diese Stätte hier.

Die andere Frage, die ich in meiner Abhandlung etwas weitläufiger behandelt habe, war die, ob wir esuchen dürfen, dass ein verwandte Technik, welche sich über Vorderasien, Griechenland, Italien, Deutschland n. a. v. erstreckt und an den verschiedensten Stellen gerade auch wieder in den Bronzengürteln aus besondere Höhe erreicht hat, als eine direkte Fortsetzung dieser südökonomischen Kunst anzusehen können; es sind sehr erhebliche Differenzen, namentlich gerade in Bezug auf die dargestellte Tierwelt und auf die Zeichnung. Ich kann nicht sagen, dass ich bis jetzt hätte ermitteln können, dass von Kaukasus aus eine direkte Kulturbewegung gegen Westen und Norden hin sich verfolgen liesse, die als direkte Folge und Uebertragung der kaukasischen angesehen werden dürfte. Ebensovienig, sonderbarer Weise liegt, hat sich nach dieser Richtung hin eine Verbindung herangestellt; im Gegentheil fand ich die größte und schärfsten Gegensatz. Auch nicht die einzige Andeutung an die vielen Thiere, die auf den Gürteln dargestellt sind, findet sich in Babylonien; fast jedes Stück von da ist sofort charakterisiert durch packt und Pferde frisst; davon ist am Kaukasus kaum Spur vorhanden, nicht die leiseste Andeutung. Ebensovienig gibt es da geflügelte Säugethiere. Ich habe das eine der auf den Gürteln dargestellten Wesen „Greifenfuss“ genannt, aber nicht weil es Flügel hat, sondern weil es Kopf und Krallen eines Vogels, wie der Greif, Ähnlichkeit mit dem assyrischen Greifen, der ganz andere Voraussetzungen hat. Es ist also vorläufig ein soviel ein begrenztes Gebiet, dessen östliche Grenze etwa das alte Medien bilden möchte. Das letzte Stück, das in meiner Abhandlung abgehandelt ist, ist hart an der alten medien Grenze, des heutigen persischen Aderbidjan, gefunden, möglicherweise also eine Erinnerung an die altmedische Cultur.

Betrachten Sie diese ganz kleinen Fragmente. Dieser Gürtel kam in Form von lauter Schott an, es war ein der mittelaltigen Weise zusammengeknüpft werden musste, und doch ist es gelungen, den Zusammenhang herzustellen. Das wollte ich Ihnen als Beispiel anführen, wobei Geduld und Hartnäckigkeit führt. Es ist eine Arbeit allerdings von ein paar Jahren, es hat auch eine Menge Geld gekostet und noch mehr Zeit zu Hause, als es sich darum handelte, alles zusammenzusetzen.

Herr Dr. Weber-Cassel:

Demonstration des Phosphoroscop.

Vor einiger Zeit übersah mir Herr Fabrikant Anton Weillach Nachfolger zu Cassel hieselbst einen sehr das Interesse des klinischen Arztes, das allgemeine

Interesse aber nur insofern beansprucht, als er eine wesentliche Verbesserung einer sehr wichtigen Untersuchungsmethode an menschlichen Körper darstellt.

Der Apparat ist nach der Angabe der Italiener Prof. Eugenio Bazzi und Prof. Anselmo Bianchi hergestellt worden und hat den Zweck, Geräusche und Töne in menschlichen Körper im verstärkten Maasse dem Gehör zugänglich zu machen. Das leitende Princip dieses Apparates ist das, dass ein Körper von grosser Masse in Verbindung gesetzt wurde mit einer in Schwingung versetzten Membran; wurde diese Membran an die betreffende Körperstelle gebracht, so geriebt sie in Schwingungen, während der Körper selbst infolge seiner Masse entweder gar nicht oder nur in ganz geringem Maasse die Schwingungen darbot. Der Körper selbst war in der Mitte mit einer Hohlung versehen, so dass ein bestimmter Luftraum in Schwingungen geriebt, diese konnten durch ein doppeltes Gummrohr mit Ansatz direkt dem Gehörorgan zugänglich gemacht werden. Der Apparat besteht aus einem massiven Körper aus Metall oder Holz, inwendig mit Blei ausgefüllt, und einer empfindlichen Platte, auf welche eine zweite Platte vermittelte eines Bonjonnetsverchlusses aufgesetzt werden kann, falls man mittelst eines an derselben durch Schranke zu befestigenden Stäbchens einen eng begrenzten Bezirk untersuchen will. Der Apparat eignet sich zur Untersuchung sämtlicher Geräusche, die im Körper entstehen, die der Unterleibsorgane während der Gravidität, er gibt eine Aufschluss über die künstlich erzeugten Geräusche, welche wir hervorgerufen, um Grösse und Lage der Veränderung von Körperorganen oder von Flüssigkeiten in den wichtigen Körperhöhlen zu constatiren. Ich reihe von Erkrankungen besitzt und kann die Vorzüge des Apparates nur voll und ganz bestätigen. Er gibt in überraschend lauter Weise sämtliche Geräusche und Töne wieder, ja man kann sogar in vielen Fällen die Patienten durch die Kleider hindurch untersuchen, was ja in manchen Fällen, wo sich eine genaue Körperinspektion nicht ermöglichen lässt, von Wichtigkeit sein kann.

(Schluss der wissenschaftlichen Verhandlungen.)

Vorsitzender Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:
Schlussrede.

Nun darf ich mir, geehrte Herrschaften, noch ein paar Schlussbemerkungen erlauben. Ich gläubte, unsere Versammlung hier in Cassel schliesst sich ihrem Verlaufe nach und namentlich in dem, was uns von der Ortsgeschäftsführung und der freundlichen Gesinnung der Behörden und der Stadt geboten ist, in jeder Beziehung würdig den früheren an. Insbesondere müssen wir es als ein ganz unerwartetes Glück begrüssen, dass wir, was wohl den besten Schluss gegeben hat, die hohe Freude hatten, unsern allverehrten Virchow, um dessen Wohlbehinden wir besorgt waren, noch in unserer Mitte erscheinen zu sehen und das Wort ergreifen zu hören; (Beifall) ein guter Schluss und der Geschäftsführung hier abzustatten allen denjenigen, welche sich für uns interessieren und welche sich um das Zustandekommen des Kongresses bemüht haben, was hiermit herzlichst geschieht. Ich schliesse hiermit die 25. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

(Schluss der III. Sitzung.)

Verlauf der XXVI. allgemeinen Versammlung in Cassel.

1. Vorversammlung in Driburg.¹⁾

Die diesjährige Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft fing mit dem an, womit diese Versammlungen sonst zu enden pflegen, mit einer grösseren Ausgrabung. Gegenstand der Untersuchung war die sogenannte „Gräfe“ (Graben) bei Driburg, ein altes Bauwerk, das schon wiederholt in Angriff genommen ist, ohne dass es dahin gelangen wäre, seine eigentliche Natur zu ergründen. Die Gräfe liegt südlich des bekannten Baderortes, etwa eine halbe Wegstunde entfernt und ganz in der Nähe des ehemaligen Trappistenklosters. Hölzermann, der die Gräfe 1869 untersuchte, äusserte die Vermuthung, dass es sich um ein römisches Bauwerk und möglicher Weise um den Altar des Dronus handle. Diese Ansicht verleitete die Gräfe ein besonderes Interesse und gab dem Freiherrn v. Stolzenberg-Lattimer Anlass, vor einigen Jahren neue Untersuchungen anzustellen, die damals aber auch zu keinem abschliessenden Ergebnisse führten und nimmere von der Anthropologenversammlung wiederholt wurden.

Als Germanicus im Jahre 15 n. Chr. die Breiterer mit Krieg überzog und alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstete, erfuhr er, dass die Gebeine der in der Varusschlacht gefallenen Römer in dem nahen Teuloburger Walde noch unberührt ruhen würden. Es erfüllte ihn das Verlangen, den unglücklichen Kameraden eine würdige Ruhestätte zu bereiten. Nachdem er den Legaten Caecina mit dem Auftrage vorangeschickt hatte, Übergänge über die den Weg sperrenden Sumpfe zu schaffen und die Schluchten des Teuloburger Waldes aufzuklären, folgte er mit dem ganzen Heere auf das Schlachtfeld. Zunächst stiess er auf das Lager, anscheinlich noch vollständig ausgefüllt war, dann aber im Walde auf das zweite, in dem sich die durch den Kampf schon stark zusammengezogenen Legionen für die Nacht verschanzt hatten, und endlich kam er auf das freie Feld, wo man an den massenhaft umherliegenden bleichenden Gebeinen, zerbrochenen Waffen und Pferdegeschirren deutlich erkennen konnte, an welchen Punkten die Römer entschlossenen Widerstand geleistet und an welchen sie zerstreut niedergemacht waren. Einige aus der Schlacht entkommene Legionssoldaten zeigten, wo die Legaten gefallen waren, wo Varus sich in sein Schwert gestürzt hatte, und wo sich die Germanen der Legionssoldat bemächtigt hatten (Tacitus, Annal. I. 61). Germanicus veranstaltete zum eine Leichenfeier. Die Gebeine wurden gesammelt, auf einen Haufen geschichtet und mit Haasen bedeckt. Seinem Vater Dronus aber, der in derselben Gegend i. J. 9 v. Chr. vom Pferde gestürzt und in Folge der dabei erlittenen Zerwundung eines Oberschenkels gestorben war, errichtete er einen Altar. Kaum war das geschehen, als die Germanen wieder zum Angriffe schritten und den Feldherrn zum Rückzuge nach dem Rhein zwangen. Der kaum angelegte Grabhügel wurde zerstört und ebenso der Altar des Dronus. Im nächsten Jahre aber kam Germanicus zurück und stellte den Altar wieder her. Diesen Altar meinte Hölzermann.

¹⁾ Da der Generalsecretär abgehalten war, der Vorversammlung in Driburg persönlich beiwohnen, entsandnen wir das Folgende dem Bericht des Herrn C. Cordel, Vossische Zeitung, Berlin 9. Aug. 1895.

Die Gräfe ist ein sehr merkwürdiges Bauwerk. Sie besteht zunächst aus einer Citadelle, einem mit doppeltem Wall und Graben umschlossenen Kerwerke. Dies Werk ist quadratisch, mit abgerundeten Ecken; es enthält eine ebenso quadratische Mauer von reichlich 2 Mtr. Dicke und etwa 1 Mtr. Höhe, mit plintbenartigem Aeusseren und einer Seitenlänge von nahezu 14 Mtr. Die Oberfläche der Mauer, die einige Fms hoch mit Erde bedeckt war, sieht aus, als wäre die Mauer nicht höher gewesen und hätte etwa einen hölzernen Aufbau getragen. Die beiden Wälle, die das Kerwerk umgeben, sind gleichfalls quadratisch und an den Ecken abgerundet. Die Gräben je-dwals von einem Bache, dessen Bett jetzt an der Nordseite der ganzen Verschänkung liegt, durchflossen oder aber mit Hilfe eines Stauwerkes von diesem Bache aus überstaut gewesen. An der Südseite nun lehnt sich an diese Verschänkung noch eine zweite, die aber nur einen Aussenwall besitzt, und gleich gross dem äusseren Walle jener Citadelle, und auf dem zweiten Walle der letzteren fand man eine auf dem Brandstelle mit vielem gebranntem Thon, der noch die Abbrüche verbrannter Hölzer anweist. Die gestern behnte unter Leitung des Freiherrn v. Stolzenberg vorgenommene Grabungen ergaben nicht wesentlich neues; nur dass man unter der Thonschicht Kalk und Holzkohlen fand. Ob an der Stelle früher Kalk gebrannt ist, oder ob ein Bau aus Holz, Lehmwänden u. dgl. dort gestanden hat, oder einer Feuerbrand erlag, blieb zweifelhaft. Man glaubte auch an anderen Seiten der Citadelle wegen gehobene Werke wahrzunehmen, doch blieben diese Wahrnehmungen unsicher, und jedenfalls fand sich keine Spur eines römischen Gefässes oder sonstigen Gegenstandes römischer Abkunft. Da weitergehende Nachgrabungen der Feldfruchte halber nicht angängig waren, so wurde beschlossen, die Fortsetzung der Untersuchung bis nach der Ernte zu verschieben.

Schon Hölzermann (Lokaluntersuchungen, die Kriege der Römer mit Franken, sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthums-kunde Westfalens, Münster 1878) erwähnt ferner alter Strassen, die in unmittelbarer Nähe der Gräfe, sowie an anderen Stellen bei Driburg gefunden sind. Diese Strassen, die ein förmliches Plaster mit Wagen-spuren aufweisen, sind vermuthlich Römerstrassen gewesen. Aber auch die Kriege Karls des Grossen gegen die Sachsen haben hier gewüthet, wie denn überhaupt die Gegend überreich ist an Resten und Erinnerungen aus dem vorchristlichen Zeitalter. Oben auf der Burg, wo gleichfalls gegraben wurde und wo die Reste eines altdeutschen Burgwalles neben den Häusern einer stattlichen Burg auf der Bergnahe auftragen, soll, wie die Driburger glauben, die Irmselkette gesalben haben.

Die Besitzerin des Bades Driburg, Frau Gräfin v. Carmin-Sierstorff, erwies sich sehr gastfrei. Die Anthropologen wurden in den Logihäusern des Bades aufgenommen und zum Abschiede heute Vormittag mit einem glänzenden Frühstücke bedacht. Leider lief der Tag insofern nicht ohne Misklang ab, als im Virchow, der schon gestern nicht wie sonst auf dem Posten war, sich recht unwohl fühlte. Trotzdem liess er sich nicht halten und brach mit den übrigen mittags nach Cassel auf, wo er sich hoffentlich gründlich erholen wird.

Ueber die wissenschaftlichen Resultate berichtet Herr von Stolzenberg-Luttmersen:

Das vielgesuchte Schichtfeld im Teutoburger Wald ist endlich gefunden.

Die Gräfte von Driburg sind wiedererkannt nie der aus Draud, Altar des Drusus, und dient uns jetzt als Wegweiser zu dem Orte der vielgesuchten Hermannschicht. Die Gräfte von Driburg, dies wanderbare Werk, das tatsächlich ein Unikum auf deutschem Boden ist, wird in keiner Urkunde erwähnt, niemand hatte früher eine Abnung von seiner Existenz, da ein ausdrücklicher Dorddieckicht seine Wälle und Gräben seit Menschengezeiten überweherte. Zu Anfang seines Jahrhunderts kam der Landfleck in Besitz eines Driburger Bürgers, der mit Axt und Hacke die Dornen rodet, die Wälle abkümmt, die Gräben etwas ausfüllt, um dann das ganze Werk als Grasplatz zu benutzen. Der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der stammesgeschichtlichen Geschichte, der Hauptmann L. Holzermann, dem wir so viele Funde zu verdanken haben und der es so meisterhaft verstand, durch Schrift und Zeichenschrift seine Funde der Nachwelt zu erhalten, hatte auch die Gräfte als ein werthvolles, historisches Alterthum erkannt. Im Jahre 1868 stellte er seine ersten Untersuchungen an. Er erfuhr noch von dem damaligen Besitzer, dass derselbe in dem quadratischen Mittelwerke gelegentlich einer Einbohrung glänzende, rothe Geschirrscherben gefunden habe, und dass an der Aussenseite, dicht unter der Erde, das Mittelwerk von einer starken Grundmauer umgeben war. Die Ausgrabungen, die Holzermann veranstaltete, zeigten die Richtigkeit dieser Angaben. Die Hoffnung, beim Weitergraben wieder rothe Scherben (terra sigillata) zu finden, bestätigte sich nicht. Die gefundenen rothen Geschirrscherben waren aber längere von den Kindern des Besitzers verloren worden. Holzermann war inzwischen durch die Mittheilung über die Scherben zu der Ansicht gelangt, dass das Werk sehr wohl der Altar des Drusus sein könne, den Germanicus im Frühjahr 16 zu Ehren seines Vaters Drusus erbaut hatte. Holzermann hatte die Absicht, eine Untersuchung weiter zu führen, als der Krieg von 70 ausbrach und ihn in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger stellte, wo er den 6. August bei Werth des Heldentodes starb. Länger als 10 Jahre nach seinem Tode wurden seine Arbeiten herausgegeben von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Infolge dieser Veröffentlichung hielt es von Stolzenberg-Luttmersen für seine Pflicht als Forscher, die Aufklärung der von Holzermann angerathenen Frage weiter zu führen. Die Gräfte waren inzwischen durch die Separation in Besitz der Freifrau von Gram geb. Gräfin Sierstorff übergegangen. Derselbe kam der geplanten Forschung mit grosser Bereitwilligkeit entgegen und hatte zu diesem Zwecke die Untersuchung mehrere Paderborn'sche Localforscher eingeladen, derselben beizuwohnen. Die zweite Untersuchung des Kernwerkes bestätigte die Angaben Holzermann's. Ausser den schon früher gefundenen ausserordentlichen Geschirrscherben, welche von Süsserth gewackter Töpferhand auf der Drobacheile gefornit und mit Reiferzierungen versehen waren, wurde der Tons zwei kleiner Amphoren gefunden, die nur rothen Thon mit bedeutender Kuastfertigkeit auf der Drobacheile gefertigt waren. Weitere Nachgrabungen ergaben die aussergewöhnliche Thatsache, dass die mittlere, abgestumpfte Tyramide in mittelalterlichen Zeiten eines Holsturns getragen habe, dass dieser Holsturn

durch Brand zerstört war, und dass seine Vertheidiger mittelalterliche Holzgeschosse geführt hatten, da solche gefunden wurden. Ausserdem handelt es sich also um eine mittelalterliche Befestigung. Als man aber die Südwestecke des ersten sehr starken Wallen ausgegraben wurde, zeigte sich plötzlich eine Lage sogenannter Branderde, die ihrer Struktur nach vor der Vertretung mit Pflanzenresten gemengt gewesen war; unter der Thonerde fand man nach der Südseite hin gebrannte Wasserkalk. Da, wo die Branderde auf dem Knie ruhte, zeigte dieselbe Vergrünungen, in denen deutliche Reste von Aehren und Stroh nachgedrückt waren. Die anwesenden Localforscher waren jetzt absolut einig, dass hier eine mittelalterliche Glaschütte gefunden sei, da ganz dieselben Erscheinungen auf den verschiedenen Stellen des Teutoburger Waldes wahrgenommen sein sollten. Diese positive Sicherheit, mit der diese Behauptungen angesprochen wurden, veranlasste Herrn von Stolzenberg, bis zur Klärung dieser Frage die Nachgrabungen einzustellen, um so mehr, da die sämtlichen Localforscher der Meinung waren, dass ja der Ort, wo die Legionen erobert seien, hängt von ihnen an einer andern Stelle des Teutoburger Waldes gefunden sei.

Fast 10 Jahre sind seit dieser Untersuchung verfloßen; die amtlichen Behauptungen der Localforscher haben sich in der Zwischenzeit als absolut irrthümlich erwiesen, und dieser Umstand gab Veranlassung, im Mai dieses Jahres unsern Altmeister den Geheimrath Virchow zu bitten, nach der Versammlung der deutschen Anthropologen in Cassel von dort aus nach Driburg herüber zu kommen, um an einer gründlichen Untersuchung der Gräfte theilzunehmen, da bei der historischen Bedeutung der vorliegenden Frage die positive oder negative Entscheidung für unsere gesammte Forschung von der grössten Bedeutung war. Unser hochverehrter Altmeister, Geheimrath Rudolf Virchow, schrieb aus Innsbruck, dass er die Sache erwägen wolle mit den übrigen Herren der anthropologischen Gesellschaft. Diese Erwägungen führten dazu, dass der Theil der anthropologischen Gesellschaft, welcher sich für diese Ausgrabungen interessirte, am 6. August nachmittags nach Driburg kommen sollte, um dann am 7. August weiter nach Cassel zu reisen. Geheimrath Virchow, der Antragsteller Herr von Stolzenberg und der Correspondent Hauptmann von Bäre auf's neue Münster, waren schon am 5. August eingetroffen, um Voruntersuchungen anzustellen, die denn am Morgen des 6. August auf der nahe gelegenen Iburg fortgesetzt wurden, um festzustellen, ob die Iburg, die ihrer Form und Anlage nach wie in ihrer Lage zwischen dem Endpunkte der Lippterrasse und dem Westerteile als zwischengeliegendes Strassenstück angesehen werden könnte. Die stattgehabten Untersuchungen auf der Iburg lieferten Vermuthungen dafür, dass dieselbe in ihrer ersten Anlage von den Römern befestigt worden sei, sie zeigten aber auch den bestimmten Beweis, dass die Befestigungen der Iburg in der Zeit, wo die Iburg als Kloster und als Dynastenburg benannt worden war, wesentliche Veränderungen erlitten haben musste. Sie zeigten weiter, dass die auf 1600 Fuss hohen Kalkfelsen gelegene Befestigung ihren Wasserbedarf nur aus den eisensteinartigen angelegten, nach Süden und Westen hin in den Felsen gesprengten Burggräben erhalten haben konnte. Die Resultate der am 6. August nachmittags und am 7. August vormittags stattgehabten Ausgrabungen auf den Gräften, zu denen sich drei Delegirte des paderborn'schen historischen Vereines,

der Vorsitzende Pfarrer Dr. Martens, Graf von der Aaseburg-Goddelheim und Baurath Hiermann-Padorborn, eingeleitet hatten, zeigten folgendes Ergebnis: In der mittleren Erdpyramide wurde, soweit dieselbe nicht bereits früher ausgegraben, die Eisenreste eines Scraua-sax ähnlichen Messers, ein mittelalterlicher Hogenholz und ein schwaches, längeres, vierkantiges Geschoss mit Lanzenspitze gefunden. Ausserdem wurde eine Anzahl Geschirrerben, wie sie die übrigen Ausgrabungen ergeben hatten, aus dem Schutt ausgelesen. Einen Fuss unter der Bodenfläche wurde im ersten Südwall eine weitere Holzspitze ausgegraben. Die Erdbestandteile des Walles zeigten speziell dieselben Bestandteile des Mittelwerkes. Partikeln derselben Bestandteile Thonerde, die mit Bestimmtheit darauf schliessen liessen, dass vor dem Aufwurf von Wall und Mittelwerk auf der Bodenfläche ein mächtiges Feuer gebrannt haben musste, da man diese rothgebrannten Thontheile noch heute auf jeder Thonbodenfläche, auf der ein unvollendetes, bedeutendes Feuer gebrannt, vorfindet. In der Südostecke des Walles, auf der schon im Jahre 67 die gezeigten Brandreste von Thon und Kalk gefunden waren, und die damals irrtümlicherweise als Reste einer Glasblütte bezeichnet waren, wurden nun am 7. morgens weitere gründliche Ausgrabungen gemacht, um die Ausdehnung der hier concentrirten Brandtheile finden zu können. Es ergab sich nun, dass dieselbe vom Innenwinkel zum Ausswinkel des Walles in einer Länge von 8 m und in einer Breite von 2,5 m lief. Ausser der bereits beschriebenen Branderde und dem Wasserkalke zeigten sich in der Südostecke gelbliche, kristallinische Kalkbildungen, welche ansehnlich stark phosphorsäurehaltig waren. Die später stattgehabte chemische Untersuchung bestätigte einen sehr hohen Phosphorsäuregehalt dieser Masse. Auch die Branderde und der darunterliegende Wasserkalk enthielten erhebliche Spuren von Phosphorsäure. Unter diesen Kalkresten fanden sich bedeutende Holzkohlereste. Das Ganze ruhte auf einer betonartigen Schichtung von Stein und Thon. Tatsächlich war damit das Crematorium klargelegt, in welchem die Knochenreste der erschlagenen römischen Krieger verbrannt waren. Das Feuer bei der Verbrennung der Knochen musste ein sehr grosses und intensives gewesen sein, da die überlegende Branderdichte im Mittelfelde noch jetzt 75 cm hoch lag. Später wurde über der Brandstätte der Tumulus errichtet, im Frühjahr 16 von den Germanen zerstört vorfand. Dieses Crematorium war somit in den ersten Wall eingeschlossen, welcher den Altar des Drusus umgab, der tatsächlich von 2 Wällen und 2 Wassergräben, nicht wie Hölzermann meint, von 3 Wällen, eingeschlossen war. Der Tacitische Bericht sagt mit klaren Worten, dass Germanicus es nicht für rathsam gehalten habe, den Tumulus von neuem wieder herzustellen, dass er dahingegen zu Ehren seines Vaters Drusus einen Altar habe errichten lassen. Um diesen geweihten Erdrest vor Zerstörungen zu schützen, wurde der dicht an den Gräben vorbeifliessende kleine Bach durch die künstliche Anlage eines Stauwallen, von dem noch heute ein Stück vorhanden ist, in die Gräben der Gräber der Gräber hineingestaut, so dass dadurch der Altar des Drusus von doppelten tiefen Wassergräben umgeben war. Durch diesen künstlichen Wasserbefestigung ist der ara Drusi dem Schicksal der Zerstörung entgangen. Vermuthlich aber haben die Germanen den Zweck dieser Anlage überhaupt nicht erkannt. Wohingegen sie die Anlage des Tumulus,

der ihren eigenen religiösen Gebräuchen entsprach, sehr wohl verstanden haben.

Der quadratische Vorwall an der Südseite der Gräfte, der bei der Hölzermann'schen Untersuchung der vorfinden gewesen war, war zur Einbeziehung der Bodenfläche fast ganz verschwunden. Nur schwache Höhenprofile zeigen heute noch die Lage Stück des An der Südwestecke ist noch ein kurzes Stück des alten Walles vorhanden. Die Untersuchung der Grabensohle ergab, dass der Verteidigungsgraben etwa 6 Fuss tief gewesen war, und dass Wall und Graben in Form und Profil den Wällen anderer römischer Marschlager gleichkamen.

Dieser Lagerplatz entsprach der Grösse des Lager-raumes, den man für den Feldherrn und die prätorischen Cohorten auszuweisen pflegte. Das, was bisher fehlte, um hier Klarheit zu geben, war das Heerlager der Legionen, das im Anschluss an das Lager des Feldherrn und die danebenliegenden Gräfte gelegen haben musste. Bei genauer Besichtigung der Umgebung war es ohne weitere Schwierigkeiten festzustellen, dass der südliche Wall des Vorlagers sich gradlinig nach Osten fortgesetzt haben musste, da hier noch eine Erdenhöhung sich zeigte, die fast den abgekämmten Wällen gleichkam. In dieser Richtung hat noch bis vor ganz kurzer Zeit ein Hohlweg geführt, der erst bei der Erbauung des jetzt entlangführenden Feldweges angefüllt worden ist. Dieser führenden Feldweges angefüllt worden ist. Dieser Hohlweg ist zweifellos aus dem Wallgraben, der ein nicht unbedeutendes Gefälle besessen hatte, entstanden. Nach diesen Entdeckungen hatte der Hauptmann von Bärenfels den Hölzermann'schen Plan zur Hand genommen und hatte südlich von den Gräften einen Wallrisse verzeichnet haben, der jetzt aber bereits verschwunden war, der aber in östlicher Richtung bis über die jetzige Strasse von Dringberg nach Dringenberg hinaus zu verlaufen war. Östlich der Dringberger Strasse finden sich auf unskultivirter Ländereien noch einige Lagerwallreste, die von Süden nach Norden zeigen, wodurch die Reste des grossen Heerlagerzuges sich vollständig darstellen. Da nun hierdurch die Frage über den Lagerplatz der Legionen beseitigt erscheint, die Formen und die Arbeiten der Werke aber, wie auch Hölzermann schon hervorhebt, als römische Arbeiten erkennbar erscheinen, so dürfen wir in den Gräften den ara Drusi und das Crematorium der gefallenen Legionen wiedererkennen. Die Anlage der Gräfte steht weder mit Fischteichen noch mit Glasblüttenanlagen in Verbindung, noch darf man annehmen, dass das Kernwerk, der Altar, auf dem in mittelalterlichen Zeiten zur Bewachung des Dringberger Strassendalles ein Holzthurm errichtet gewesen sei, mit der ursprünglichen Anlage in irgend welcher Verbindung gestanden hätte, da die mittlere Erdpyramide nur für Verteidigungszwecke viel ist, dieser Baum aber für Verteidigungszwecke viel zu klein erscheint. Die mittelalterlichen Fundstücke, die mit Artefacten der Neuzeit gemischt sind, sind auf die Gräfte gekommen durch die Zufuhr von Strassen- und Hofdingen, womit dieselben seit einem Jahrhundert überfahren sind. Dass das feinständige, auf den Gräften und dem Lagerplatz gefundene Steingeschirre, nicht römischen Ursprungs sein soll, ist eine noch nicht erwiesene Behauptung. Ein kleines neben dem Crematorium gefundenes Gefäss, das theilweise zertrümmert ist, dessen Form sich aber noch erkennen lässt, erinnert ganz auffallend an römische Formen, wie wir das in gleicher Weise von den gefundenen kleinen Amphorengefässen behaupten dürfen. Stellen wir dies

Entdeckung die weiteren Funde der sich erweiternden Ebene bis auf dem Gebiete der germanisch-slavischen Geschichte regernd, um uns ihr Anhaltspunkte für den letzten Zug des Varus zu gewinnen, so lassen sich auch aus ihnen gewisse Anhaltspunkte und Spuren für diese Heerzug erkennen, die uns direkt nach Driburg zeigen.

Wir haben jetzt in der auf dem Nordabhang des Deiters gelegenen Heisterburg die unvollendete Anlage eines römischen Winterlagers erkannt. Diracus Winterlager lag hart an der Grenze des Obernkreisgebietes. Mit Vollendung desselben würde auch die chronische Freiheit ihr Ende erreicht haben. Wir dürfen also diese erste deutsche Eroberung mit der Anlage dieser Zwingburg in Verbindung bringen. Nördlich und südlich des zu erbauenden Lagers treffen wir in der Wirkeltung und dem Hünnebergssommerlager, in welchen die römischen Legionen lagerten, die dieses Werk schaffen sollten. Der Punkt, den Varus erreichen wollte, um die angebrochenen Unruhen niederzuwerfen, lag vermutlich an den Quellen der Ems im bructerischen Gebiete. Varus müßte also durch das Wesergeräde und die Flüsse des Tenoburger Waldes marschieren, um diese Gegend und die Lippeebene zu erreichen, auf welcher er sein Heer nach dem Rhein ins Winterlager führen konnte. Im Tenoburger Walde waren für ihn nur Flüsse von Horn und Driburg zu passieren. Er hatte die erstere Passage als die nächste Richtung gewählt, vermutlich auf das Annähen seiner vertriebenen Freunde, wo er in den Kämpfen die erste Niederlage von den Germanen erlitt, die ihn zwang, in östlicher Richtung nach den Flüssen von Driburg sich durchzuschlagen, auf welchem Marsche das römische Heer angegriffen wurde. Die Gräfte liegen unterhalb des Pferdekopfes im freien Felde. Germanicus, der 6 Jahre nach der Schlacht durch die Enghänge des Gebirges bei Horn drang, traf erst, nachdem er die Gebirgspässe durchzogen hatte, auf das noch besser erhaltene Lager, dann auf das noch unvollendete Nachlager und schließlich auf das Flats, wo die Reste der Legionen erschlagen waren. Wir können also dementsprechend mit Bestimmtheit annehmen, dass, da wir in den Gräften das Gerüstmaterial und den Altar des Drusus wiedergefunden, die Rückzugslinien von der Gegend der Externsteine aus nach Driburg geführt hat. Das römische Heer hat diese Marsch unter steten Kämpfen, wo wir uns der Teilnehmern Urkunde erschauen, in drei aufeinanderfolgenden Tagen gemacht, bis es am dritten Tage, seines Feldherrn heranbr, von der Reiterei verlassen, auch vom Kämpfen ermüdet, unterhalb des Pferdekopfes seinem Geschehe erlag. Die strategische Darlegung dieses Zuges und die weiteren Festpunkte, die uns zu den hier ausgesprochenen Annahmen berechtigen, werden demnächst auch vollendetem Studium in einer größeren Abhandlung veröffentlicht werden. Die Untersuchung der Gräfte hat dazu geführt, die fast zahllosen Hypothesen über die Lage des Varus'schen Schlachtfeldes zu beseitigen. Keine von diesen Hypothesen hat solche in Gottes Erdboden eingegrabenen Beweismittel aufzuweisen, wie die Gräfte von Driburg. Die Wälle des Germanicus haben 19 Jahrhunderte überdauert, und sie werden noch Jahrtausende als Wahrzeichen dienen, wann Menschenhand sie nicht zerstört. Das Standbild des Hermann mag auf der Grotteburg verbleiben, von dort schaut er in die Thäler des Thestahurger Waldes, wo das bis dahin unentdeckte gebaltene Römerheer die erste schwere Clade erlitt. Auf dem Altar des Drusus aber mag

sich eine Steinspyramide erheben, die den kommenden Jahrestausenden den Fleck zeigt, wo der germanische Geist dem allbeherrschenden Romantum für immer seine Grenzmarken setzte. Es darf hier erwähnt werden, dass die Ausgrabungen am 6. August, um 25. Jahrestage der Schlacht von Wörth, also nach am 25. jährigen Todestage des ersten Entdeckers stattfand. Hülsersmann zeichnete sich durch die Gründlichkeit seiner Forschungen aus. Ohne sein geistige Schaffen würden wir dies Ziel nicht erreicht haben. Es darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, dass wir es nur der persönlichen Initiative der Frau v. Uramm zu verdanken haben, dass die Gräfte nicht schon längst dem Erdboden gleich gemacht sind. Die gattliche Aufnahme, welche die Besitzerin des Bades Driburg dem Theil der anthropologischen Gesellschaft, welcher an der Ausgrabung theilnahm, hat zu Theil werden lassen, hat ein allgemeine Anerkennung gefunden. Bedauerlich war die Erkrankung des Geheimraths Virehow, der verhindert war, dem letzten erfolgreichen Tage der Ausgrabungen beizuwohnen. Gütig möge diesen grossen, für die Wahrfähigkeit stets eintretenden Forscher noch lange erhalten.

2. Versammlung in Cassel.

Geschildert von Herrn Dr. C. Mense Ortsgeschäftsführer des Congresses:

Noch trugen am 7. August 1895 zahlreiche Häuser Cassels den Flaggenschmuck, welchen sie zu Ehren der alten, die 25. jährige Wiederkehr ihrer Ruhmestage feiernden Krieger angelegt hatten, als schon neue hochgeehrte Gäste in die Stadt einzuhausen begannen. Den Männern des Schwertes folgten die Vertreter der alle Menschen einenden Wissenschaft, die deutschen Anthropologen, begleitet von einer lieblichen Schar von Frauen, Schwestern und Töchtern.

Den kriegerischen Festen hätte der Himmel Donner und Wettersturm in reichlichem Masse geboten, den Arbeiten der Forscher auf dem Gebiete der Menschen- und Völkerkunde zeigte er ein friedlicheres Gesicht; die dräuenden Wolken verzogen sich und zugleich die Sorgen des Kasseler geschäftsführenden Ausschusses. Als dann am Vorabend der Sitzungstage, Mittwoch den 7. August im Saale des Lesemanns alte Freunde, welche alle Hauptversammlungen der anthropologischen Gesellschaft besuchen, mochte sie im nordischen Münster oder im kaum dem Halmond entrissenen Serajewo finden, sich auch am Fuldastrande wieder begrüssen und im Kreise einheimischer gleichgesinnter Männer sich wohl zu fühlen begannen, da fehlte der froh bewegten Gesellschaft nur einer, aber der Trennstes der Treuen.

Virehow war zwar gekommen, um von Anfang an dem Congress beizuwohnen, er hatte aber der grossen Arbeitslast, welche ihm die bevorstehenden Tage obnein schon bringen mussten, freiwillig eine andere praktische Ausgrabungsarbeit in Driburg bei schlechtestem Wetter vorangeschickt. Nun war er leider gezwungen, gleich nach seiner Ankunft in Cassel von der beworgten Gattin und Tochter begleitet das Gasthofzimmer aufzusuchen.

Wohl Keiner war in der grossen Tafelrunde im Lesemanns der nicht mit seinem Nachbarn bange Fragen nach dem Befinden des grossen Gelehrten ausgetauscht hätte. Der gemüthlich im swanglonen Durch-einander den Becher schwingenden Gesellschaft bot der örtliche Geschäftsführer Dr. Mense den ersten

Gruss, welchem sich der Oberbürgermeister Westerbürg mit warmen Worten des Willkommen anschloss. Der Vorsitzende der anthropologischen Gesellschaft, Geheimrath Professor Waldeyer erwiderte in einer bereiten Entgegnung. Für den Casseler Ausschluss waren somit die Wochen der Vorbereitungen beendet und die Zeit der Ernte gekommen. Eine stattliche Zahl Casseler Herren hatte sich schon Monate vorher Dr. Menze zur Seite gestellt, vor allem Oberbürgermeister Westerbürg und seine Vertreter Sanitätsrath Dr. Endemann und Landesrath Dr. Knorz, den zu veranstaltenden Festlichkeiten wollten sich besonders Apotheker Wolff und der altliche Syndikus Assessor Brunner widmen, während die Stadtrathe Hansper Carl Andre und Felix Traube über die Finanzen wachten. Die Stadt hatte einen namhaften Betrag zur Beschaffung einer Festschrift bewilligt, deren Redaktion sich der Kustos Prof. Dr. Lenz, Bibliothekar Dr. Brunner und Museumsassistent Dr. Böhm angenommen hatten. Diese Festschrift wurde den Teilnehmern am Congresse bei der Anmeldung überreicht und enthielt vier Abhandlungen: „Ihans Staden und sein Reisebuch“ von J. Pastor; „Linguistische Beobachtungen von uterem und mittlerem Kongo“ von Dr. C. Menze; „Land und Leute aus der Schwalm“ von Dr. W. Ch. Lange; „Zur Ornamantik der Villanova Periode“ von Dr. Joh. Böhm.

So ausgerüstet konnte der Casseler Ausschuss am 8. August anreisen und mit ihm den ersten Sitztag, welcher durch den Besuch der Landesbibliothek, des Museum Friedrichsann, des naturhistorischen und ethnographischen Museums eingeleitet wurden, deren Schätze unter der Leitung der Direktoren, Bibliothekare und Assistenten besichtigt wurden. Regierungspräsident Graf Clairon d'Assonville empfing die Gäste am Eingange des Museums. Dann begann im grossen Saale des Lesezimmers die Festsitzung, welcher der Eröffnungsvortrag des Vorsitzenden Geheimrath Waldeyer, „Ueber die somatischen Unterschiede beider Geschlechter“, den Stempel der eingehenden Forschungsthatigkeit aufdrückte, welche in der anthropologischen Gesellschaft herrscht und, wie der wissenschaftliche Jahresbericht des Generalsekretärs Professor Ranke bewies, auch im letzten Jahre reiche Früchte getragen hat.

Der Freude, die Tagung der Anthropologen in Cassel zu sehen, gaben in der Festsetzung Ausdruck die Herren: Oberpräsident Excellenz Magdeburg namens der Staatsregierung, Oberbürgermeister Westerbürg namens der Stadt, Sanitätsrath Dr. Endemann namens des Ärztevereins, Professor Dr. Zuschlag im Auftrage des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung und des Vereins für Naturkunde, Museumsdirectorialassistent Dr. Böhm im Auftrage des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Oberlieutenant Freiherr O. E. von Brackel für die Antheilnahme Cassel der deutschen Kolonialgesellschaft und endlich Dr. Menze als örtlicher Geschäftsführer.

Nach der bis gegen 1/3 Uhr sich ausdehnenden Sitzung blieb der Abend der Erholung bei einem glänzenden Festmahle im grossen Stadtparksaale gewidmet, wobei in ersten und heiteren Trinksprüchen Freunde und Einheimische Worte der Freundschaft und Anerkennung tauschten, und die Spitzen der Behörden mit gefeierten Gelehrten die Gläser erklingen liessen. Das von Excellenz Magdeburg ausgesprochene Kaiserhoch machte den weiten Saal ertönen, bei der Rede von Apotheker Wolff auf die Damen jubelten alle Männerherzen auf. Brausend und hoffnungsfreudig

umschte sich die Verehrung für den aus Zimmer geseßelten Nestor der Anthropologen Luft, als Dr. Menze, den Trinkspruch von Andriana auf den Casseler Ausschuss beantwortend zum Hoch auf Virechow anforderte. Der anthropologischen Gesellschaft galten die Worte des Oberbürgermeisters Westerbürg, der Stadt Cassel drückte Geheimrath Waldeyer lebenswürdig seinen Dank aus. Professor Weismann überraschte die Damen in launiger Ansprache mit einer von Hofjuwelier Telgus Münsterband gefertigten Brosche in Fischform, der Nachbildung eines nralen Schildkröten. Der „alte Afrikaner“ Fritsch begrüsste die eben erst von der erfolgreichen Togo-Expedition heimgekehrten jungen Afrikaner Premierlieutenant von Cainap-Querrheim und Dr. Böring als Kollegen auf dem Gebiete der Durchforschung des dunklen Erdtheils. Die gehobene Stimmung der Versammlung liess sich nicht in den Rahmen des Festessens hineinzwängen, sondern trieb noch bis spät in die Nacht hinein im Bierhause tiprige Blüten.

Der Stolz Cassels, die herrliche Bildergalerie öffnete am zweiten Versammlungstage den Anthropologen ihre Thore. Geheimrath Rosenbluth, Professor Lenz und E. Ilmbich geleiteten die Gäste zu den Perlen der Sammlung. Dann ging es wieder an die Arbeit bis halb drei Uhr mit kurzer Mittagspause. Die Sitzung wurde durch die Vorträge der Herren Dr. Grabowsky, Professor Ranke, Professor Waldeyer, Dr. Kossina und Dr. Mies sowie durch grossartige Lichtbilder von Professor Fritsch in hervorragender Weise ausgefüllt.

Half vier Uhr Nachmittags entführte ein Sonderzug der Tramvahn die Congresstheilnehmer den Mauern der Stadt in den schattigen Habichtswald nach Wilhelmshöhe.

Ein kurzer Nachmittag reicht bei Weitem nicht aus alle Sehenswürdigkeiten dieses herrlichen Naturparks zu bewahren. Bewogen theilte sich die Gesellschaft in mehrere Gruppen, deren eine die Wanderung durch den Wald mit dem Besuch der Dr. Wiederkold'schen Kuranstalt unter gastfreier Führung des Besitzers verband, während andere dem Hofgarten-director Fintelmann folgend sich an den Schätzen der Gewächshäuser und Anlagen beim Schloss erfreuten. Am Fusse der Kaskaden, wo die vom Oktagon mit dem Herkules gekrönte Riesentreppe beginnt, versammelten sich die Wanderer wieder. Nur wenige von ihnen hatten ihre Majestät die Kaiserin erkannt, welche mit den im Waldesschatten sich tummelnden kaiserlichen Prinzen der mutteren Gesellschaft begegnet war. Manchen flotten Wanderer trieb es noch höher in die Berge, wo der Park zum Walde wird. Sie kletterten durch die prächtigen Forsten zum Herkules, zum Aussichtsthrm „elf Buchen“ oder zu den „Fuchsbüchern“, vorbei an gestürzten mit mächtigen Wurzelballen daliegenden Waldriesen, welche nicht, wie wohlwollende Bergsteiger meinen, vom Lokalgeschäftsführer ausgespart worden waren, um die Bodengestaltung des Anthropologen zu veranschaulichen, sondern einem Wirbelsturm im Frühjahr zum Opfer gefallen waren. Erst mit dem Sinken der Sonne setzte man sich mit wohl verdienem Appetit im Hotel Schombard zum gemeinsamen Mähle. Die Strassenbahn brachte die Congresstheilnehmer gegen 11 Uhr wieder nach Cassel, wo ein Trunk Bier bei Lambert noch durstige Kehlen netzte.

Die Morgenstunden des dritten Tages waren zum Besuch der Gewerhalle bestimmt, wo unter Anlicht des Stadtynidicus Brunner die Ergebnisse

heischen Kunstgewerbes in Angenschein genommen und verschiedenartige Proben maschineller Thätigkeit vorgeführt wurden, dann pilgerte die wiesbegerische Schar zur Kathedrale Casels, der ehrwürdigen Marienkirche. Gessen Pfarrer Wissmann durch die Grossen Contract zu Gotteshausen den Führer abgab. Gessen bildete die Stätte fröhlicher Frachtliebe und Schwelgerei, das Marmorbad in der Karlsau, womit die Reiben der an diesem Morgen besichtigten Schenkwürdigkeiten beschlossen worden. Nach einer kurzen Wanderung durch den Aespark begannen dann die Schlussauszüge, welche durch den Vortrag des Festmeisters Horgmann aus Ober-Aula auf das Fest vorbereitet. Professor Baake demonstrierte einen handlichen neu erfundenen Messapparat. Der Schatzmeister Oberlehrer Weismann erhielt Entlohnung für seine Kassenführung. Darauf wurde Speyer als Sitz der nächsten Hauptversammlung bestimmt und die Newwahl des Vorstandes vorgenommen, wobei Virchow als erster, von Andrian als zweiter und Waldeyer als stellvertretender Vorsitzender aus der Urs hervorgingen. Dr. Buschan hielt dann einen eingehenden Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Kriminalanthropologie. Die Sitzung gipfelte aber in der grossen freudigen Ueberraschung, dass Geheimrath Virchow mit seinen Damen im Saale erschien, wo jubelndem Begrüssungsrufen entgegen, und in aller Unerschlichkeit alsbald das Wort zu seiner angekündigten Besprechung der ethnologischen Frage in Hessen ergriff. Nach seiner Demonstration des Phönixschusses durch Dr. Weher schloss dann Geheimrath Waldeyer die letzte Sitzung.

Cassel liegt als heussiche Hauptstadt keineswegs zentral, es bildet mit seiner nächsten Umgebung eine vorgeschobene Zunge heussischen Landes, welche östlich nach westlich von niederdeutschem d. h. hannoverschem und westfälischem Gebiete umfasset wird.

So führte uns denn der Ausflug des dritten Tages bald an der lieblichen Fulda entlang aus dem Chattenlande in den Bereich der plattdeutsch redenden Niederachsen, nach Münden, unter dessen altergrauen Mauern Werra und Fulda zur Weser werden. Der alte Bürgermeister der alten Stadt, Regierungsrath Fenek konnte seine Strassen im schönsten Flugschmuck vorführen, eine Anzahl Mämlerer Herren stand den Stadtoberhaupten liebenswürdig beim Empfang der Anthropologen bei. Zu Fuss und Wagen durchquerte man die interessante Stadt, den Mannen Dr. Eisenharts weichen die ärztlichen Congressbeihilser an seinem Grabmale eine kollegialische Thräne. Wiederum theilte sich die Gesellschaft, die einen heiligen die hochragende Thilschance, die einen heilsichelnhorn, liessen den Blick über Berge, Wälder und mit Künstlerarme eingerichteten Villa Ebenlein einen Besuch ab, die anderen wandten sich dem etwas hegemer zu erreichenden Andree's-Berg zu und genossen bei Kaffee und Bier den reisenden Blick auf das im Thale schwebende Städtchen. Beim festlichen Mahle auf der Schlenke der Beriesamkeit öffneten sich manch' wohlgeleiteter Rede. Der letzte Zug erst machte dem gesellschaftlichen Abend ein Ende.

Leichter Regen rieselte hernieder, als der Tag des Schwäbmer Volksfest's der August anbrach. Trotzdem füllte sich der Sonderzug, den die Eisenbahnverwaltung

mit bequemem und sanfteren neuen Wagen ausgestattet hatte, rasch mit Fahrgästen. In Genugungen am Farschafte, Hengensberg hielt der Zug. Während einige Zugbegleiter, welche dem Wetter nicht trauten, nach dem nahegelegenen burgkrönnten Städtchen gingen, bogann die Hauptmasse der Auszügler sofort den Anstieg. Minuten hellte sich der Himmel auf, mit jedem Schritte began entrollte sich die Aussicht schöner. Als die Spitze des Berges erklimmen war, wurde den durch zahlreiche Casseler Einwohner verstärkten Anthropologen ein Rundblick an Theil, wie es sehr selten in so kristallheller Reinheit genossen werden kann. Ein einfacher Imbius auf der lustigen Höhe fund stürmischen Zuspruch, und als die Wogen des Durstes sich geglättet hatten, erklärte von der höchsten Kuppe Dr. med. Eilers aus Felsberg das grossartige Panorama. Wie eine lange bunte Schlange zog es dann wieder zu Thal, wo an Eöderstrande das Dampfross fahrend, vorbei an Hönberg, wo die römischen Coborten einst gelagert, erreichte der Zug Treysa. Dem Feste vorgeeignet. Oekonomise-Kommissar Klostermann und Maler Zimmermann, letzter Studien halber im Schwalmördörchen Willingshausen lebend, hatten schon im März der Anzuegung von Dr. Mezeze zugestimmt und Dorf für Dorf für die Theilnahme am Feste gewonnen. Bürgermeister Ludwig Dr. med. Zülch, Rechtsanwalt Backhaus, Buchhändler Zeiss und Rektor Höse liehen ihre Unterstützung, sodass, als der Tag gekommen war, die Fülle des Erfolges heimsich erdrückend wirkte. Es war ein Volksfest im wahren Sinne der Wortes geworden, dem man den künstlichen Ursprung nicht anmerkte. Von allen Richtungen brachten die Eisenbahnstige hunderte von Schulanstigen und in den beiden Hauptwirthshäusern musste Mancher, der Einkuhr und Labung suchte, abgewiesen werden, weil dieselben, so weit es im Gedrange durchführbar war, für die von Cassel kommenden Festgenossen belegt waren. Während in beiden Wirthshäusern gespeist wurde und Reden von Dr. Zülch und Rektor Höse, erwidert von Oberbaurath A. D. Kuthe und Prof. Ranke das Mahl würzten, stellte sich am Eingang des Städtchens von Zimmermanns Künstlerlesien geordnet der Festzug auf und setzte sich kurz nach Einlaufen des Mittagessens, mit welchem die Vertreter der königl. Regierung und Virchow mit seinen Damen nachkamen, in Bewegung. Von Voreitern in der alterthümlichen Tracht seiten dar. Der Frühling brachte den Brautwagen und den sogenannten Kammerwagen mit der Austener, der Sommer den Erntewagen, im Herbst zogen die Reservisten zur Kirmeze, der Winter zeigte die Thätigkeit der Holzfäller und den Gang zur Spinnstube. Hunderte, von Burchen, Mädchen und Kindern beleshen in ihren eigenartigen Trachten das hunte Bild.

Auf dem Festplatze, löste sich der Zug zu einem riesigen Trubel auf. Die Bnden der Wirthschaften, die Kuchenverkäufer, die Karosselle für die niedlichen kleinen Rothkappchen, alle fanden bedeutenden Zulauf. Auf zwei Tanzplätzen spielten die Musikbänden des Zuges zum Tause auf und bei der schmetternden Weise der Schwäbmer Tänze wirbelten die farbenprächtigen Paare, dass die vierzehn Rölcke der Mädchen sich auseinanderschleuhten wie die Lamellen eines wohl gekochten Schellfisches. Wer sich in den Strudel stürzte, wurde von ihm verschlungen; nur schwer

fand er seine Gefährten im Gewoge der Tausenden wieder. Als dann der Abend herniedersank drängten die Massen dem Bahnhof zu, wo die überfüllten Züge nach allen Punkten der Windrose davon keuchten, nur der Sonderzug der Anthropologen führte seine Insassen in behaglicher Besetzung nach Cassel. Das alte Treysa aber wird wohl nie wieder einen solchen

Tag erleben, wie das Schlußfest der XXVI. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

So endete dieser vortrefflich gelungene Congress. Noch einmal sprechen wir allen denen welche zu dem Gelingen mitgearbeitet den innigsten Dank aus.

Rechner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
v. Andrian	98, 106, 126	Fritsch	109, 118	Virehow	130
André	126	Grabowsky	99	Waldeyer 73, 95, 99, 106, 117, 118,	115,
Alsherg	106	Kosiama	109	123, 125, 126, 130, 133	133
Bartels	125	Kuthe	112, 126	Weber	93
Borghmann	126	Lehmann	105	Weismann	93
Böhm	83	Magleburg	82	Westerburg	82
v. Brackel	83, 95	Mense	81	Zans	117
Buechan	126	Mies	105, 106, 112, 117	Zuschlag	83
Endemann	82	Ranke 84, 95, 100, 106, 108, 123,			
Fraas	100, 108	125, 126			

Die dem Congress vorgelegten Werke und Schriften.

Begrüßungsschriften.

Festschrift der deutschen anthropologischen Gesellschaft zur XXVI. allgemeinen Versammlung zu Cassel gewidmet von der Residenzstadt Cassel. Inhalt: Julius Pistor: Hans Staden von Homberg und sein Reisbuch. Carl Mense: Linguistische Beobachtungen aus nördlichen und mittleren Kongo. Wilhelm Chr. Lange: Land und Leute auf der Schwalm. Johannes Böhm: Zur Ornamentik der Villanova-Periode. Cassel 1895. 4^o. 110 S.

Herrmann Professor Dr. Anton. Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Illustrierte Monatsschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Völkerkunde.) Unter dem Protectorate und der Mitwirkung Seiner kais. und königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef. IV. Bd. 2.-3. Heft. Als Festzug an die XXVI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Cassel am 8. bis 11. August 1895 vom correspondirenden Mitgliede der Münchener anthropolog. Gesellschaft Anton Herrmann. Budapest 1895. 6^o.

Virehow, Rudolf, Ueber die culturgeschichtliche Stellung des Kanakens, unter besonderer Berücksichtigung der ornamentirten Bronzegürtel aus transkankasischen Gräbern. Mit 4 Tafeln. Berlin 1895. 4^o. 66 S.

Durch den Generalsekretär vorgelegte Schriften.

Annalen des Vereins für nussauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 27. Band. Mit dem Bildnisse des Konservators A. v. Cobanzen, drei lithographirten Tafeln und 26 Textabbildungen. Wiesbaden 1895. 8^o. 276 S.

Iwanowski, Dr. Al. Die Mongolei. Ethnographische Skizze. Leipzig 1895. 6^o. 27 S.

Löffelholz von Colberg, Carl Fhr., k. u. k. Hauptmann a. D., Die Drehungen der Erdkruste in geologischen Zeiträumen. Ein neuer geologisch-astronomischer Lehrsatz. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. München 1895. 8^o. 248 S.

Nehring, Prof. Dr. A., Ueber fossile Menschennähe ans dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Aus Naturwissenschaftliche Wochenschrift. X. Bd. Nr. 31.

On the north-western tribes of Canada. British Association for the Advancement of Science. Tenth Report of the Committee, consisting of Dr. E. B. Tylor, Dr. G. M. Dawson, Mr. K. G. Halliburton, and Mr. H. Hale. — Fifth Report on the Indians of British Columbia. By Franz Boas. Ipswich 1895. 8^o. 71 S.

Druckfehler: Auf Seite 110 dieser Zeitschrift (Correspondenz-Blatt 1895, Nr. 10) in der Abhandlung von G. Kosiama über: „Die vorgeschichtliche Ansiedlung der Germanen in Deutschland“, erste Spalte, Zeile 28 v. o. muss es heißen: „gallich“ anstatt chattlich.

Die Verendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Thentinertrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten. Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 21. Dezember 1895.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXVII. Jahrgang

1896.

Redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München
Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1896.

Inhalt des XXVII. Jahrganges 1896.

	Seite
Nr. 1. Kranse, Rudolf †	1
Höfler, Dr. M., Zur Opfer-Anatomie	2
Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft	6
Kleine Mittheilung: Ueberzählige Brustdrüsen	8
Einladung zum III. Internationalen Congress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896 Georg H. Wigand's Verlag	8
Nr. 2. v. Platen-Venz, Fundstelle für Stein-Alterthümer in Fährhof auf Rügen	9
Höfler, Dr. M., Zur Opfer-Anatomie (Schluss)	12
Mehlis, Dr. C., Ausgrabungen auf der Heidenburg im Lanterthale i. J. 1895	14
Central-Comité zur Errichtung eines Denkmals für Hermann von Helmholtz	16
Beilage: I. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel: Schneehardt, Dr., Die Gräfte bei Driburg eine mittelalterliche Befestigung	17
Nr. 3. Schlösser, M., Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Volburg in der Oberpfalz	19
Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart	24
Literaturanzeigen	26
Nr. 4. Einladung zur XXVII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier	27
Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Schluss)	27
II. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel: Kossinna, Dr. G., Welchem Volke gehören die Naunheimer La Teufelnde?	30
v. Stoltzenberg-Littmersen, Nochmals die Gräfte von Driburg	32
Nr. 5. Bontscheff, St. Dolnes im südlichen Bulgarien	35
Mehlis, Dr. C., Die Ramenschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. H.	36
Weicker, Prof. Hermann, Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgenstrahlen am Lehen- den dargestellt	39
Literaturbesprechungen	39
Internationaler Congress für Medicin in Moskau 1897	42
Nr. 6. Kastchenko, Prof. Dr. N., Ein von Menschen verzehrtes Mammoth	43
Mehlis, Dr. C., Die Ramenschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. H. (Schluss)	44
Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft	48
Nr. 7. Schmid, Dr. W. M., Zum Donarkult in Bayern	51
Höfler, Hofrath Dr., Zur Tatzelwurm-Sage	52
Behla, Rector, Die Mondscheibe in der Volksphantasie	62
Koehler, Dr., Steine mit Fussspuren	55
Literaturbesprechung	58
Nachtrag zum Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier	58
Nr. 8. Reincke, P., Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochsenfart, Unterfranken	59
Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig	62
v. Tröltzsch, Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensees	66
Bericht der russischen anthropolog. Gesellschaft an der kaiserl. Universität zu St. Petersburg	67
Steinmetz, Georg, Ueber Hohlringe von Bronze	69
Literaturbesprechungen	71
Verschiebung des von der deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1907 geplanten Congresses in der Schweiz	73
Radinger, Nicotans †	74

Erste Sitzung.

Seite

Virehow, B., Eröffnungsgrede	75
Begrüßungsreden: Regierungspräsident v. Aner, Adjunkt Serr, Professor Dr. Harster,	84
Kreismedicinalrath Dr. Karsch	86
Oblenschläger, Gymnasialrctor, Die Pfalz in prähistorischer Zeit	90
Dann R. Virchow	90
Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	101
Dann R. Virchow	101
Weismann, Rechenschaftsbericht. Wahl des Rechnungsausschusses. Etat	103
Oblenschläger, Festschriften von Professor Dr. A. Herrmann in Budapest.	103

Zweite Sitzung.

Ranke legt das neue Werk von R. Andree, Braunschweiger Volkskunde vor	103
Virchow, Zeitdauer der Vorträge	104
Harster, Ueber römische Beziehungen der Pfalz zu Italien	104
Nr. 10. Dazu Mehlis, Virchow, Oblenschläger	107
von Andrian, Ferd. Freiherr, Ueber Wortaberglauben	109
Furtwängler, Das Monument von Adanklissi in der Dobrußina	127
Köhl, Ein neolithisches Gräberfeld bei Worms	127
Ranke, J., Steinseiffunde im Spessart	133
Dazu Wagner, Virchow	133
Virchow, Burgwall bei Burg im Spreewald	134
Seiler, Beziehungen des römischen Landes zum Vorgelände	135
Dazu Oblenschläger, Seiler	138
Mehlis, C. Ueber spätrömische Befestigungen im Haardtgebirge	139
Berichtigung	142
(Literaturbesprechung)	142

Dritte Sitzung.

Nr. 11 u. 12. Virchow, B., Sendung des Herrn Professor Dr. Anton Herrmann-Budapest und andere	143
Vorlagen	144
Hagen, B., Ueber die Papayas der Astralabe-Bay	144
Dazu R. Virchow	144
Ranke, J., Antrag Bumüller: Heranziehung der Missionare zu anthropologischen Untersuchungen	144
Dazu Bartels, Virchow	148
Geschäftlichen: Entlastung des Schutzmeisters. Neuwahl der Vorstandschaft. Wahl von	149
Lübeck zum Congressort pro 1897	149
Dazu Kuthe, Virchow, Ranke, Blasius, Virchow	151
Fortsetzung der wissenschaftlichen Verhandlungen: J. Ranke, Ueber den fossilen Menschen	156
Henner, Ueber einen prähistorischen Fund in Landau	157
Virchow, Ueber einige Punkte der Criminalanthropologie	162
Waldeyer, Ueber Candalalähänge des Menschen	162
Schlussreden: J. Ranke, Dank an Virchow	162
Virchow, Dankrede	163
Dann Oblenschläger	163
Virchow: Schluss der Versammlung	165
Tagesordnung der XXVII. allgemeinen Versammlung	164
Verzeichnis der ordentlichen Theilnehmer	164
Rednerliste	165
Der äussere Verlauf des Congresses	171
Dem Congress vorgelegte Werke und Schriften	171

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, S. 8. 18 des Jahrg. 1891.

Inhalt: Rudolf Krause †. — Zur Opfer-Anatomie. Von Dr. M. Höfler. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Münchener Anthropologische Gesellschaft. — Kleine Mittheilungen. — Einladung zum III. Internationalen Congress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1893. — Georg H. Wigand's Verlag: Bibliothek für Socialwissenschaft.

Rudolf Krause †.

Am 24. Juli starb zu Schwerin i. M. der hamburgische Arzt Dr. Friedrich Radolf Hermann Krause nach langem Siechthum. Seine sterbliche Hülle ward nach der Familiengruft auf dem St. Nicolaifriedhofe in Hamburg überführt und am 28. Juli unter dem Geleite zahlreicher Freunde und Verehrer beigesetzt.

Krause ward am 30. September 1834 zu Grätz in Posen geboren, als ältester Sohn des späteren Propstes zu St. Bernhardin in Breslau und nachher Hauptpastors zu St. Nicolai in Hamburg; Dr. theol. Cäsar Wilhelm Alexander Krause, eines Mannes von bedeutender Redegabe, tiefem Wissen und unerschütterlicher Festigkeit im Kampfe für seine Ueberzeugungen¹⁾.

Seine Schulbildung erhielt Krause in Breslau (Realschule) zum heil. Geist und Elisabeth-Gymnasium) und bezog dasselbst 1854 die Universität, der er bis auf ein paar in Halle verbrachte Semester trenn blieb. Nach Examen und Promotion (1858 Juli) und einem vorübergehenden Dienste als Compagniearzt im hanseatischen Contingente widmete er sich ophthalmologischen Studien unter Albr. v. Gräfe und liess sich gegen Ende 1860 in Hamburg als Arzt nieder. Dank seinem leutseligen Wesen und einer Reihe gelungener Augenoperationen kam er rasch vor-

wärts. Sein reger Sinn für alle Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Lebens hatte seine Bethülfigung und lebhafte Mitarbeit am wissenschaftlichen und Vereinsleben Hamburgs zur Folge. Wir finden ihn als Theaterarzt (1867), bei den Lazarethzügen (1870), in der Cholera-commission (1873), als Vorstandsmittglied im Verein für Kunst und Wissenschaft (1874). Jahrelang leitete er den Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung, sowie den Verein für öffentliche Gesundheitspflege; mit besonderem Eifer und Erfolg förderte er als Präses den Verein für Einführung der Feuerbestattung.

Im ärztlichen und im naturwissenschaftlichen Vereine war er ein helieltes und wegen seiner zündenden Redegabe, seines Humors und seiner reizvollen Gelegenheitslieder geschätztes Mitglied.

Seine hervorragendste Thätigkeit entfaltete Krause für die Anthropologie und für die Gruppe Hamburg-Altona der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Wir finden ihn bereits im ersten Verzeichniss der 1870 von Kirchenpaar, Wibel und Sehetelig in's Leben gerufenen Gruppe.

Neben seinen eigenen Arbeiten auf dem Gebiete der Schädelkunde förderte er in Gemeinschaft mit Prof. Rautenberg und Prof. Brinekman die prähistorische Forschung durch zahlreiche Ausgrabungen und Begründung einer hamburgischen Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer. Von 1877 an ist er als zweiter, von

¹⁾ Pictetroll hat Rudolf Krause selbst seinem Vater in einer kurzen, aber bereiten Biographie ein Denkmal gesetzt.

1879 ab als erster Geschäftsführer der Gruppe thätig; in diesem Jahre ward er zum Mitgliede der Leopoldina ernannt.

Seine craniologischen Einzelheiten, besonders die Südseevölker betreffend, fanden ihren Abschluss in dem mit J. D. E. Schmeltz herausgegebenen Kataloge des Museum Godefroy. Wenn auch leider diese Beschreibung einer hoehsinnigen, munificenter Kaufherrnfamilie verengt ward, so ist dieser Katalog doch ein Werk von dauerndem, festem, wissenschaftlichem Werthe für die Kenntniss der Südseevölker und zwar in erster Linie durch die laogjährige craniologische Forscherarbeit Krause's, deren Ergebnisse sich mit denen W. Flower's²⁾ völlig deckten. In der Einleitung giebt Krause seine Ansichten über die Wanderungen und Sehattirungen der Südseevölker kund, denen sich seitler zahlreiche Ethnologen angeschlossen haben. Zugleich stellt er sich fest auf die Seite derer, welche an der morphologischen Basis der Menschenkunde nicht wollen rütteln lassen.

Auf den Jahresversammlungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft vertrat Krause die heimische Gruppe feissig³⁾, öfters auch mit anregenden Vorträgen; als Abgesandter der Gruppe fungirte er bei der Virchowfeier am 19. November 1881.

Seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine geistvolle Betheiligung an den Debatten und sein frischer Humor sind von den Congressen her noch lebhaft in der Erinnerung vieler Theilnehmer. Eine Reihe von Jahren gehörte er der Commission zur Prüfung des Cassenberiechtes an.

Im Jahre 1885 verlor Krause seine einzige eben erblühende Tochter an acutem Diabetes und sah auch einen seiner Söhne von demselben Schicksale bedroht. Er hat diesen Schlag nie verwunden und als infolge geistiger Ueberanstrengung körperliche Beschwerden sich einstellten und zugleich durch die Zollanschlagsbauten ihm die schwere Aufgabe zufiel, seine ärztliche Thätigkeit in ein ganz anderes Stadtgebiet zu verlegen, erlahmte seine früher seinbar unversieglehe Spannkraft. Ganz allmählich Ingerte sich der Sehtatten geistiger Umnehtung über den thakräftigen Mann. 1891 siedelte er, bereits schwerkrank, nach Schwerin über; dort hat ihn seine Gattin mit heldenmüthiger Aufopferung und ohne ihn je das eigene Heim entbehren zu lassen, bis zur Erlösung gepflegt.

Ehre seinem Andenken!

²⁾ Journal. Anthrop. Inst. Bd. X.

³⁾ 1875, 76, 78, 79, 80, 82, 81, 84, 89

Arbeiten Krause's:

- De forma pelvis congenita* Inaugural-Dissertation. Breslau 1858.
- Die Kapitel über Strabismus und Charledealleiden in H. Schönburg's Ophthalmiatrik*. Braunschweig, Vieweg u Sohn. 5. Aufl. 1865. (Vergl. die Angaben des Herausgebers in der Vorrede.)
- Ueber macrocephole Schädel von den Neu-Hebriden.* Abhandlung des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung. Bd. IV. S. 109—136. Taf. VI, VII. (Strauss'sche nach Aothropologengongress 1879. (Straussburg i. E.) Correspondenzblatt 1879 S. 121 ff. Dasselbst auch)
- Demonstration eines Schädelmessapparates* construit vom Ingenieur Kämp in Hamburg.
- Der Mensch in vorhistorischer Zeit in Norddeutschland.* Vortrag im Verein für natw. Unterhaltung. Bd. V. Sitzungsbericht VIII. August 1880.
- Ueber das natürliche Verhältnis von Naturwissenschaft und Philosophie.* Vortrag 15. IV. 1881 im Verein f. n. U. Abhandlungen Bd. V. 18—29.
- Die Insel Rotumah und ihre Bewohner.* Abhandlung d. V. f. n. U. Bd. V. 149—153 ff.
- Craniometrische Studien.* Abhandlungen Bd. VI. 131—157 betr. Viti-Archipel und Neu-Britannien.
- Anthropologische-ethnographische Abtheilung des Museum Godefroy von J. D. E. Schmeltz und K. Krause.* Hamburg, L. Friederichsen. 1881. Bearbeitung der Schädel und Skelete der Südseeinsulaner von Krause.
- Kleinere Arbeiten, Berichte über Ausgrabungen, referierende Vorträge siehe die Gruppenberichte im Correspondenzblatt von 1873—1889 und die Berichte der Jahresversammlungen, an denen Krause theilnahm.

Dr. Prochownik-Hamburg.

Zur Opfer-Animalie.

Von Dr. M. Höfler.

I.

Die Zeugnisse der alten Schriftsteller (Tacitus' Germ. z. B.), die Gebräuche und Sitte des Volkes, seine Sagen und nicht zum Geringsten die Volksmedizin lassen keinen Zweifel mehr aufkommen an der Thatsache, dass die Germanen blutige Menschen- und Thieropfer hatten, die sie ihrem höchsten Gotte an bestimmten Tagen (Kultzeiten) darbrachten; solche Opfer verschwanden gewiss nicht spurlos; mit der Klärung der Religionsysteme trat bei denselben, wie bei allen Völkern, eine Tendenz zur Ablösung dieser Opferformen ein. Sesshaftnehung, Ackerbau und Viehzucht hatten schon längst die vollen blutigen Opfer eingeschränkt und die Menschenopfer durch das Thieropfer zum Theil ersetzt; mit der zunehmenden Werthschätzung des selbstgezüchteten Thieres aber wurde auch das Hausthier durch andere Thiere und pars pro toto durch stellvertretende Theile der letzteren diesbezüglich ersetzt, bis das Bild (aus Teig, Waechen oder Edelmetall etc.) und

zuletzt die Münze auch diese Opferform ablöste. Die Stufen dieses Ablösungs-Vorganges waren je nach dem wirtschaftlichen Bedürfnisse verschieden rasch; ein vom Verkehr abgesperrteres Volk hatte sicherlich noch zu Tacitus' Zeit noch primitivere Opferformen als ein gleichzeitig lebendes, aber wirtschaftlich verschieden gestelltes anderweitiges Volk; ein Aderlass zur Kultzeit an einem Pferde vorgewaschen ersetzte z. B. bei einem Volke bereits das Pferdeopfer, das a. d. e. r. gleichzeitig lebende Völker noch in vollem Umfange darbrachten. Selbst unter den zum Christenthum bekehrten germanischen Stämmen dauerte der Gebrauch, Kriegsgefangeue zu opfern, noch fort, da man in Fällen der Noth immer wieder zu den alterthümlichen, mit der ganzen Volksüberlieferung im Zusammenhang stehenden Opfermitteln, die schon den Altvorfahren sich bewährt hatten, zurückkehrte, allerdings in immer abgeblässelter und abgelösterer Form, so dass selbst die Kriegsgefangeuen, durch Waackketten symbolisirt, in christlichen Zeiten nur mehr der Kultstelle vorgestellt wurden, wie man beim Thiere bloss mehr die ausgerissenen Kopfhaare verbrannte; denn so lange diese Ablösung innerhalb der Kultzeit und am Kultorte sich vollzog, verlor selbst das dürftigste Opfer-Rudiment Nichts an seinem Werthe als Kultmittel. Ein Opfer ouo, das sich am längsten wohl in voller Form erhalten haben dürfte, war das Kindesopfer, dessen Existenz bei den Germanen (unter Hinweis auf Grimm D. M. I. 40; Jahn, D. Opfergebr. 1864) aus den Volkssagen sich erschliessen lässt und bei den Nordgermanen sogar geschichtlich bezeugt ist (Lippert, Kult.-Gesch. II. 34). Das Kindesopfer war vielleicht das letzte blutige Menschenopfer unserer Ahnen, für die das Leben eines solchen unter Umständen weniger Werth hatte, als das des Erwachsenen; erst die Capitularien Karl d. Gr. und die Gesetze der Westgoten setzten den Kindermord dem Menschenmorde gleich. Das Kindesopfer war aber auch vielleicht eines der ersten Opfer, das durch Stellvertretung (Thier, Kleid, Nachgebart, Haar, Gebäckfiguren etc.) zur Ablösung gekommen war; die ungetauften, heidnischen Kinder aber blieben noch lange, wenigstens in Volksglauben, ein Opfer der kinderraubenden Dämonen. Mit dem Kindesopfer vollzog sich das der Gottheit gebührende volle Opfer; so erklärt sich auch die Umwandlung der nicht getauften Kinder in Kobolde, Bilwize und Heimeben, die im Kinderzuge der Berchta-Stampa-Holda auftraten, und so erklären sich auch die Sonatags-, Freitag- und Mootags-Kinder, die die Berchta-Stampa in den Gorb-(Kinder-)Nächten oder in

anderen unglücklichen (weil heidaischen Kult-) Tagen als Rache für das versagte volle Opfer sich holte, nachdem sie sie vorher gekennzeichnet hatte; daher das Hineinwerfen von Kinderteigfiguren in die Glut des als persönlich gedachten Feuers (conf. Alp. V. Zeitch. 1881 S. 358); daher der Kindesverwürger und Kindlirasser als Fratzengestalten auf Brunnenensäulen (Buck, Schw. Volksabergl. 29; Gr. W. IV 1. 67; Kleinpaul, Gastron. Mährchen); daher der Buhenschenkel am Rhein als Kultgebäck, daher der Kindsfuss als Opfergabe in den heiligen Winternächten (Stralsund); daher der Blutschinken als kinderraubender, bluttrinkender Dämon in Tirol (conf. Paedomania = Divinatio in visceribus puerorum; weyssagung in adern der Kinder) (Zen. Vocab.); daher die Berchta, die den Kindern des Bauch aufschneidet mit dem Eisenmesser (Wuttke S. 131. 281. 26; Schmeller I 269) u. s. f.

Wenn derartige Volkssagen deutlich genug die Existenz des Kindesopfers bekundeten (conf. Wuttke § 440), so ist dies noch mehr gegeben durch die aus dem Kultopfer sich ergebenden Volksmittel: Das blutige Kultopfer, das vor Allem der unsichtbaren Gottheit gehörte, musste im Volksglauben zum unsichtbarmachenden Zauber mittel werden; daher soll auch heute noch bestehendem Volksglauben der Kindesfinger (pars pro toto) unsichtbar machen oder das Kindesherz (Wuttke § 184. 400) oder das Armesünderfett (Wuttke § 190. 400) oder die gräuerbenten Abschnitte aus Herz, Lunge, Leber oder Niere etc. So wurden die Rudimente des Mensch-, Kindes-, und Thieropfers volksmedizinische Mittel; es ist hier nur zu erinnern an das Blut der Hingegerichteten, an die Knochen dieser Sühnopfer, an die pulverisirten Kindesbeine, an die Totkackoeben, die „im Loh“ gefunden werden etc., an die abgeschnittene thierische Geaitalien (auch pars pro toto), die alle einen hohen volksmedizinischen Werth haben.

Die Ablösung der menschlichen blutigen Opfer vollzog sich durch das (volle und theilweise) Opfer des Haosthieres und saak zur Frosch-, Maulwurf-, Fisch- etc. Tötung, die als Heilmittel ihr Vorbild nur im Kultopfer der Hausthiero haben konnte, herab; selbst die Knochen, die beim späteren Kultessen abfielen, und im Tischebrot an die Obstbäume ausgeschüttet wurden, sind nur Ablösungen der Totkackoeben innerhalb der Thierhaut etc. Wie das volle Kultopfer die Gottheit versöhnen und die Dämonen ferne halten sollte, so übertrug sich dieser Volksglaube im Laufe der Generationen auch auf das Opfermesser, das als eisernes Messer, als geschliffenes Beil, als Sense

oder Siebel Dämonen vertreibt (Wuttke, § 19 S. 242—290. 292. 265. 267. 321. 66; Liebrecht z. V. K. 338), namentlich wenn es mit Blut oder Fett besetzt, mit 3 Kreuzen versehen und vererbt, nicht verschenkt ist. In der Volksmedizin erinnert jedes solche Mittel ganz deutlich an seine Abkunft vom vollen blutigen Kultopfer, und wir dürfen mit aller Bestimmtheit aus dem Rudimente auf das volle ursprüngliche Opfer zurückschließen. Wenn auf diese Beziehungen hier vorerst eingegangen wurde, so geschah es, um die im Verlaufe dieser Abhandlung vorkommenden diesbezüglichen Rückschlüsse als erlaubt hinzustellen.

II.

Dieser Ablösungsprozess war für die Volksmedizin gewiss ein an Erfahrungen und Enttäuschungen reicher Entwicklungsgang, der die Menschheit von den Banden des Dämonismus allmählich entfesselt hätte; aber der hartnäckige Volksglaube knüpfte immer wieder die Wirksamkeit solcher Mittel an den Kultort und an die Kultzeit an, womit die Einleitung zu einem rationalen Verfahren bei der Anwendung solcher empirischer Mittel ausgeschlossen wurde, weshalb letztere Mittel hies Volkskundliches, kulturgeschichtliches oder medizingeschichtliches Interesse bieten können, von der strengen Forwissenschaft aber als altes Gerümpel längst zur Seite gelegt wurden.

Wenn wir nun zu unserem eigentlichen Gebiete, zur Opfer-Anatomie übergehen, so möge noch gestattet sein an einige Volksgebräuche zu erinnern, welche mit dem alten Opferwesen zusammenhängen oder sich davon ableiten; z. B. die Wallfahrt zu schwarzen Heiligen-Bildern, die von Opfertraue geschwärtzt wurden; die Nothwendigkeit die Eingeweide aus fetten Theilen wegen des üblen Geruches, den sie beim Verbrennen oder Versengen verbreiteten, vorher mit Spezereien und woblriechenden Harzen (selbst importirter Myrrhen, s. Corresp.-Bl. f. A. 1882 S. 16), Birkenharz, Wachholderbeeren, Alah-Raute, Rauchkräutern („Weih-Sang“, Erlenboeren¹⁾ (= alahsaamo = Elsen) (conf. d. Verf., Baum- und Waldkult, S. 165) zu bestreuen, erweiterte sich immer mehr, so dass anderwärts und auch bei den Deutschen der Weibrauch das volle Brandopfer ganz ersetzte; der den heidnischen Alahsamen liefernde Wachholderbaum aber behielt den Namen: Feuerbaum (vergl. d. Verf., Baum- und Waldkult, S. 112 ff. 114), der den Toten heilig war. Noch heute setzt man

¹⁾ Im Walde des Lahnberges unweit der Hahnbrücke in Hessen wird (nach Kolbe, Hess. Volksmitten 71) immer noch auf dem alten Opfersteine das Boerenopfer dargebracht.

Fürstenherzen, getrennt von den übrigen Leichen-theilen, an solchen Kultorten mit schwarzen Heiligenbildern aus alter Ueberlieferung bei; noch heute führt man das Leibpfand des verstorbenen Fürsten unmittelbar hinter dessen Leicho zum Grabe, da es früher dem Fürsten mit in's Jenseits mitgegeben wurde. Noch lange weissagte man aus der verschiedenen Blattfalle der Vorder- und Hintertheile des Gänsebrusttheines, als eines Restes vom Kultessen. (Näheres Jahb, D. Opfergebr. S. 234), ebenso aus den in's Wasser abtropfenden Fetttheilen, aus den Tropfformen einer todbringenden Bleikugel, aus den mit einer Thierhaut unentwickelten Opferknochen, aus den neuerlei Speiseresten in einem zusammengewickelten Tischtuche (Wuttke § 78); heute noch isst man Schweinefleisch am Ostertage und trägt die Knochen auf's Feld zur Befruchtung; bis auf unsere Tage tragen die Bauern hölzerne Knochen 3mal um Äkäre auf „Böttbergen“ (Verf., Baum- und Waldkult, S. 26) oder Plotzarten, Plotzböfen (von abd. blōzan, ploutzan = opfern; Buek, Flarnamen), wie man solche alte Opferstätten nannte; noch heute hängen die Bauern die Pferde-Nachgebur, Stierhoden an Bäumen auf, wie auch St. Emmerins Genitalien auf Weisdorngebüsch aufgehängt wurden; noch heute gibt es Hundsfuß- und Saufuß-Holzungen nach diesem alten Brauche, die pars pro toto an Bäumen zur Befruchtung aufzuhängen, noch heute heissen die Berechtgadenner und Sehesier Eselsfresser, weil sie Ee! statt Pferde geopfert haben sollen; noch heute erinnern die kopfloßen Gespenster von Thieren und Menschen in der Volkssage an die alte Sitte, Opfer, namentlich von Kriegsgefangenen, durch Enthauptung darzubringen; noch heute schreiben an alten Kultstätten die Gehängten und manche Kopfände hat von solchen Stätten ihren Namen; bis auf die neuere Zeit erhielten die Spitaler an bestimmten Kulttagen den Kalbs- oder Schweinskopf als althergebrachtes, beliebtestes Opferstück und Kultessen; noch heute zieren Pferdeköpfe, Widderhörner, Hirschgeweihe, als Reste der Dämonen-vertreibenden Opfertheile, die Häusergiebel; statt des ganzen Leibes opferste man bei Anhäufung des Opfermaterials, nach Schlachten z. B., bloss den Theil; man warf Kinderfiguren oder Pferdeschädel in's Feuer (conf. Liebrecht z. V. K. 40). Der Eid auf des Ebers Haupt mit dem Mittelfinger (Metzgerfinger) „abgelegt“, war in früheren Zeiten noch kräftiger als der „gestreckte“ Eid (Meichelbeck. Hist. Frising. 1h 159). Noch heute heisst die Hexe „Stuckfleisch“ zur Erinnerung an den Opferbraten in den heidnischen Kultnächten; noch heute geben feurige gespenstige Schweine in Teufel-

gestalt an und die vorgeschichtlichen Funde an sog. „Lochen“-Steinen (conf. Corresp.-Blatt für Anthrop. 1882 S. 18) beweisen den Ueberfluss an Opferthieren, die auf einem Steinaltar geschlechtet und deren Fleischlose Knochen zu Knochenbauten (Knochengelgen) aufgehängt wurden, woran auch die Ossuarien in den Vorhallen alter Kapellen erinnern.

III.

Ans solchen Volksgebräuchen, Sagen und aus der Verwerthung der Eingeweide der Thiere und Menschen zu Heilzwecken kann nun auf die heidnische Opfer-Anatomic ein Schluss gezogen werden. Der eigentliche Opferleiter war ursprünglich der Familienvater, der „gute“ Hausvater, dessen Kosamen mit der Ausdehnung der Sippe und mit der Nothwendigkeit der Arbeitstheilung sich auf den *ploustrri* (nhd. *ploutzen* = opfern; Kluge³ 236), *hargari*, *parawri* (*harc*, *paro* = Opferstätte) als „Gode“ übertrag (welcher Namen in Godesberg, Goodweil, Godeswald [ehotiwalt, 11. Jahrhundert] Götting [goding] Oozloh etc. sich forterhielt). Der Gode als germanischer Opferpriester und Opfernetzger unterschied sich vom germanischen Arzte (Lächenäre, Lachonarra, Lächli, Laki, Laecka, Laecknari) durch seine Thätigkeit, wemgleich beide als Zauberer galten; der Lachner (Lachner) operirte mit den praktischen Kultmitteln, die ihm der Gode als Opferleiter lieferte; der Lachner hatte aber nicht hies Opfermittel, er hatte auch Pflanzen- und Bannmittel, Fettsche und Runcenzuber etc. Lachner und Gode konnten wohl in einer Person vereinigt sein; des Godes Aufgabe aber war vor Allem die Bereitung und Herstellung der Opfergaben an die Gottheit; er war als solcher nur an der Kultstätte thätig; er legte das mit Blumen bekränzte Opferthier auf den Opferstein oder auf das Rehhrett; war es eine Kuh, so musste diese vorerst ausgemolken sein; denn an seinem Opferrmesser durfte kein Tropfen Milch kleben bleiben; er erhielt das Kuhbleit, die vorher ausgemolkene Milch, (germ. *hius* = melken; Kluge³ 40), die als Ehret oder Kuhpriester (*lac novum*) noch später eine Abgasse an den christlichen Nachfolger des Gode, an den Uebernehmer des Blutzehnts, an den Besitzer des Widams, d. h. des geweihten Kultgrundes, überging. Der Gode führte das gerade Sechsmessmer, mit dem er den „Stich“ ins Herz oder in den Hals des Opferthieres machte — eine Praktik, die gelernt (ererb) sein musste —, nachdem er vorher seinen Mittelfinger („Metzgerfinger“) zum Schwur auf des Opfers Hnapt gelegt hatte; das Volk umstand ihn dabei haar-

häuptig in lautloser Stille. Die Methode des Blutaarschneidens (Edda; Jordan 341) spricht dafür, dass man dem Opfer die beiderseitigen Rippenknorpel-Verbindungen durchsehnitt und die vorderen Brustrippen flügel förmig umschlug, so dass das blutende Herz frei lag. Jede einzelne Erscheinung an dem lebenden oder todtten Opfer (Mensch oder Thier), die sich nun nach dem Todsstiche des Gode vor den Augen der andächtigt zuschauenden Volksmenge vollzog, hieß „ferch“, ein Wort, dessen vielfache Bedeutung nur durch den Opfertod seine Erklärung finden kann; denn es bedeutet:

1) Das herauszunehmende Herz, das noch klopf und pulsiert, Leben zeigt; 2) das herausgenommene Herz und alles, was dabei mit herausgenommene werden muss, z. B. das mit dem Herzen verwachsene Zwerehfell; 3) das Blut, welches aus dem angestochenen Herzen im Strahle oder Begen herausspringt; 4) arterielles, hellrothes, fließendes Blut überhaupt, dessen Ausfluss den Tod bringt oder bringen kann; 5) die Convulsionen und Zuckungen der Glieder, namentlich auch des Fippen und Zucken der Augenlider und Muskeln, wie sie beim Verblutungsstode sichtbar werden.

Allen diesen Vorgängen sah das Volk mit dem heiligen Ernste, den die Handlung gehot, zu, und so sehr prägte sich jede einzelne Erscheinung des Verblutungsstodes ein, dass his auf lange Zeit das „Fereh“ im Wortschatz des deutschen Volkes erhalten blieb. Auffällig ist nun, dass die Bezeichnung von „Blut“, „Herz“ und „Brust“ als solche nicht his auf indogermanische Zeiten zurückgehen, obwohl sie doch sicher schon in jenen Zeiten auch benannt wurden und das blutige Opfer nach ihmals schon ergoben sein musste; vielleicht tödtete man, mangels der operanatomischen Kenntnisse in Bezug auf die Lage des Herzens, durch den einsicheren Stich in's Genick, durch den Niekfang, und entleerte dann erst das Blut aus dem Herzen oder aus der Gussader (Jugularis, Carotis). — Blut (Herz) und Brust, die erst germanische Bezeichnungen sind [„die indogermanischen Sprachen haben kein gemeinsames Wort für Blut“ Kluge³ 47; „diese Bezeichnung für Blut ist den germanischen Stämmen eigenthümlich“ l. e. 56; Herz = gemeingermanisch, l. e. 166], diese Theile erhielten vermuthlich erst durch die verschiedene germanische Opfertechnik nach eine vom Indogermanischen abweichende Benennung. Aus der Verschiedenheit durch politische und culturale Sonderung, aus der sich vielleicht auch die Verschiedenheit der Opfertart abgeleitet haben mag, stammt dann wohl auch die Verschiedenheit der Worte, bzw. deren erst germanische Gemeinsamkeit ab. Die Benennung

des Blutes als etwas, was durch seine „blühend“ rothe, frische Farbe absticht, ergäbe sich gerade beim (germanischen) Herzstich (= Ferch), während beim Genickstiche (= Fang) das Herz sofort stille steht und dann bei seiner Eröffnung das Blut nicht mehr in rothglühenden Strahle oder Bogen, wenn auch noch im Gusse, ausfließen lässt.

IV.

Die weiteren anatomischen Kenntnisse des Volkes nun, die sich aus der Opfertechnik ergaben, sind allerdings und erklärlicher Weise sehr geringe; sie können nur aus dem althochdeutschen Sprachschatze erschlossen werden, da nur diese Periode darüber einige Beiträge liefert, die als von der Schulanatomie unbeeinflusst angenommen werden dürfen, (wobei daran zu erinnern ist, dass Galen (geb. 131 n. Chr.) nur Affen und Hunde secirte; Mondinus † 1326) die ersten menschlichen Leichen im Mittelalter öffnete und in Wien erst 1404 die erste öffentliche Section vorgenommen wurde). Die altd. anatomischen Bezeichnungen dürfen wohl als endogene, d. h. als von der einheimischen Anatomia culinaria und, da diese aus der Anatomia sacralis sich ableitet, aus letzterer abstammende Bezeichnungen gelten. In diesem Sprachschatze fällt vor Allem auf der Reichthum an Knochen-Bezeichnungen bei einem Volke, das sich doch vorwiegend mit Vegetabilien ernährte; der Knochen, oder besser das Bein, tritt dabei fast immer nur als culinaria-scher Gegensatz zum Brat (= Fleisch) und zu dem beim Schlitze knarrenden Knorpel (Knorpel) auf. Das leichter verbrennbare Fleisch (Brat) hatte seinen Gegensatz im harten, schwer verbrennbaren, aber gleichartigen Knochen (Bein); daher: Ruckhraten: Ruckhein, Diechhraten: Diechhein, Brusthraten: Brustbein, Kehlhraten: Kehlhein, Garhraten: Garhschale etc.

Der harte Knochen stand auch im culinaria-schen Gegensatz zum krosenden, knirschenden Knorpel, der beim Zerheissen einen verschiedenen Ton gab; die Anatomia culinaria (sacralis) unterschied besonders auch das Fleischlose, kahle Geheiß vom fleischbestzten, die mageren und fetten Theile, das Roet (Blut) und Faist (Fett), die befestigten und die zu Boden hängenden Theile („Fleisch“ und „Knochen“ sind erst spätere Worte in der Schlächtere; die Kaldonnen aber eine importirte Bezeichnung). Alle Eingeweide, welche hohle Röhrgänge vorstellten, hießen „Ader“ und wurden ausgekildert. Nichts kennzeichnet den Mangel an physiologisch-anatomischen Kenntnissen jener Zeitperiode mehr, als gerade dies Wort „Ader“, welches Blutgefäss, Darm, Eingeweide, sogar Nerve und Sehne bedeutete. Die Herannahme der Eingeweide

aus dem hohlen Leibe, das Ansädern, geschah sicherlich nur im Bausch, wie die zahlreichen Collectivworte und deren Vieldeutigkeit für Eingeweide nahelegen (z. B. Geschling, Geleer, Geric, Goppit, Gelling, Geleber, Gereh, Gekrüs, Gemasch, Geliso etc.); bei kleineren Thieren hat man das Herz wohl einfach herausgerissen; das Anslösen, die Lösung der Eingeweide-theile, war dem Gode bei grösseren Thieren nur mittels Messerschnitte möglich, wozu derselbe wohl noch lange Zeit das althergebrachte steinerne Opferrmesser (ostersah) benützte. Aus den losgelösten Theilen, der Lösung, wahrsagte derselbe; vielleicht gab die allgemeine Blutfülle und der Blutrhythmus der einzelnen Organe (weisse Leber, Milchleber, Brustheiröthe z. B.), die Lage derselben und vor Allem das Geräusch der bei der lautlosen Stille und dem blutigen Ernste der Handlung hörbar entleerten Gefässe [vergl. seranium = a) Erfahrung, Erforschung, b) Kaldanne, Kalkgekröse, Gekröse], dem Gode einen Anhaltspunkt, um seine Aussagen für die Zukunft verschieden formuliren zu können. Das „Ingeräusch“ beobachtete man noch später an der mit Knochenabfällen gefüllten Thierhaut; man wahrsagte so (mhd. lizen) aus dem Opfer (altord. hlaut) und des Tacitus Bericht sagt uns, dass die Germanen Wahrzeichen und Lose beachteten, wie nur irgend Jemand in der Welt. Sorgfältig wachte der Gode darüber, dass der der Gottheit gebührende Theil, die edlen Theile, kensch und zehbar waren, d. h. frei von Ungeziefen, zum Opferbrande zulässig. Die Thatsache von Eingeweide-Würmern (Ungeziefen) kann dem Gode nicht entgangen sein; der Gehirngewurm und der Schmarotzer machten das Eingeweide unzehbar (ahd. zühar = Opferrhier, das geopfert werden kann).

(Schluss folgt.)

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener Anthropologische Gesellschaft.

Sitzung vom 18. October 1895.

Prof. Dr. Eugen Oberhummer: Ueber die trojanisch-mykenische Culturperiode und die Anfänge des hellenischen Volkes.

Anknüpfend an den Vortrag von Prof. Dr. Furtwängler in der Festabstimmung vom 16. März wies Redner auf die veränderte Sachlage hin, welche durch die Ergebnisse der archäologischen Forschung für die Beurtheilung der ältesten Zustände Griechenlands geschaffen ist. Während die historische Kritik der Sagen-geschichte des sogen. heroischen Zeitalters ziemlich rathlos gegenüber stand, ist jetzt durch die Ausgrabungen ein fester Boden gegeben, von dem aus Geschichte und Völkerkunde vorsichtig weiter operiren können. Dies ist hauptsächlich das Verdienst Heinrich Schliemann's,

weicher aus zuerst die wichtigste Cultur der Vorzeit Griechenlands, die mykenische, erschlossen hat. Nur die Anschauung der gewaltigen Leistungen der mykenischen Baukunst an Ort und Stelle, und der reihen, von hohem technischen und künstlerischen Können zeugenden Funde aus den mykenischen Gräbern, wie sie im Museum zu Athen vereinigt sind, vermag eine sarsiebende Vorstellung von der Bedeutung dieser Cultur zu geben. Dieselbe war indessen keineswegs auf Mykene, Tiryns u. s. w. beschränkt, sondern erstreckte sich auf den griechischen Festland von Lokris und Messenien nach N bis Thessalien, auf den Inseln über das südliche Ägäische Meer hin und bis nach Cypern. Ein Mittelpunkt dieser Cultur war Boeotien mit Orchomenos und der noch wenig bekannte mykenische Burg auf der Insel Gla im Kopais-See. Von Einzelstücken hob Redner besonders die mit Jagdszenen in Gold eingeleiteten Dolche aus Mykene und die erst vor wenigen Jahren in einem Kuppelgrab bei Vaphio in Lakonien gefundenen Goldbecher, letztere wohl die höchst kunstvollsten aus mykenischer Zeit, hervor, von welchen jetzt das k. Antiquarium galmatensische Nachbildungen besitzt. Auf Troja übergelend, wies Heider auf den Widerspruch hin, welcher sich zu Schliemann's Zeit aus der weit primitiveren Culturstufe der trojanischen Funde gegenüber den mykenischen ergab, da doch Homer die Gleichzeitigkeit der heiden Städte voraussetzt. Dieser Widerspruch ist jetzt durch die neuesten Ausgrabungen Dörpfeld's gelöst, welcher das Vorhandensein einer „mykenischen“ Stadt in Troja nachgewiesen hat, wogegen der von Schliemann gefundene und von ihm für das homerische Troja gehaltenen Stadt ein noch weit höheres Alter ankommt. Nach neueren Berechnungen muss für diese ältere, „trojanische“ Culturepoche, welche sich auch anderwärts, besonders auf Cypern, vertreten findet, bis in das 8. vielleicht sogar in das 4. Jahrtausend v. Chr. zurückgegangen werden. Ein Baudegied zwischen der „trojanischen“ und der „mykenischen“ Periode bildet z. Th. die „Inselcultur“ des ägäischen Meeres. Besonders merkwürdig ist hier die vulkanische Gruppe von Thera oder Santorin, wo durch eine grasse, weit hioter aller geschichtlicher Aufzeichnung liegende Eruption eine Cultur verüchtelt worden ist, von der man erst in neuester Zeit beim Graben nach Santorin's Ueberreste fand. Diese „Inselcultur“ ist z. Th. älterthümlicher als die mykenische, aber auch den älteren Stufen der letzteren noch gleichzeitig. Die Zeitbestimmung der mykenischen Periode ist jetzt durch Funde datirter ägyptischer Gegenstände in mykenischen Gräbern und mykenischer Formen in Aegypten anstehend gesichert und erstreckt sich hiernach etwa vom 16. bis zum 12. Jahrhundert v. Chr. Dies stimmt sehr wohl zu den in neuerer Zeit allsehr unterschätzten Beschreibungen der Alten, wonach wir die Zerstörung Troja und den Untergang der mykenischen Herrlichkeit durch die dorische Wanderung in Griechenland etwa in das 12. Jahrhundert v. Chr. zu setzen hätten. Mit letzterer beginnt eine neue Periode, das griechische „Mittelalter“ (E. Meyer), in welcher eine völlige Verdrängung der Bevölkerung stattfindet und sich die Entwicklung der geschichtlichen Staatenwelt von Hellas vorbereitet. Die Bewohner des „mykenischen“ Griechenland sind z. Th. nach Kleinasien hinübergewandert, Erinnerung an die schimmernde Pracht der Vorzeit, an das goldreiche Mykene und sein mächtiges Herrschergeschlecht mit sich genommen haben. Aus diesen Ueberlieferungen, von die sich mehr und mehr der Duft des

Märchens webte, erwuchs unter Vermengung mit Zuständen und Ereignissen in der neuen Heimath, bei den Aiolischen und jonischen Griechen das homerische Epos, der literarische Niederschlag einer Jahrhundertlangen Entwicklung des nationalen Lebens. Dieser Zusammenhang der Aiolisch-jonischen Cultur mit der mykenischen Zeit, das Fortleben der alten Bevölkerung in einzelnen Landchaften, wie Arkadien und Attika, die frühzeitige Absonderung von Bestandtheilen derselben über den Archipel hin nach Cypern gewandert aus nicht, für die mykenische Zeit in Griechenland eine Bevölkerung moderner Rasse voraussetzen als für das geschichtliche Hellas. Diese Bevölkerung war aber noch kein „hellenisches Volk“. Letzteres ist, wie alle Culturvölker, erst ein Ergebnis des langsamen Zusammenwirkens einer Reihe von Factoren, wodurch sich die verschiedenen Stammes-Elemente zu einer Nation von scharf ausgeprägter Eigenart zusammenschlossen. Verkehrt und dem natürlichen Hergang widersprechend ist die herkömmliche Anschauung, als ob ein Urvolk sich in Völkergruppen, diese wieder in einzelne Völker und weiter in Stämme und Geschlechter „gepalten“ hätten. So weit wir die Entwicklung zurückverfolgen vermögen, ist eine Vielheit von Stämmen das Ursprüngliche, aus welcher erst im Laufe der Zeit die größeren Völkereinheiten hervorgegangen sind. So wanderten eine Anzahl von Stämmen, die nach Sprache und Lebensweise mehr oder weniger nah verwandt waren, nach und nach durch die Balkanländer in die griechische Halbinsel ein. Erst hier hat sich unter den ausserordentlich günstigen Bedingungen, welche die griechische Landesnatur der Culturentwicklung bot, unter den anregenden Berührungen mit den älteren Culturvölkern des Orients auf dem Wege des Seeverkehrs, und unter dem erziehenden Einfluss gemeinsamer Einrichtungen wie Amphiktyonien, Orakel, Festspiele, nicht zum wenigsten endlich durch die gemeinsame Abwehr der Persegefahr, das der homerischen Zeit noch fremde „hellenische“ Volksthum herausgebildet, das sich nun mehr und mehr als solches zu fühlen begann gegenüber den ursprünglichstammverwandten, aber in der Entwicklung zurückgebliebenen Stämmen Makedonien, Thracien, ja selbst Nordwestgriechenlands. Während nun in der älteren Zeit die Stammesgesetze innerhalb des Hellenenthums noch kräftig nachwirkten und selbst in der Literatur deutlich hervortreten, sind später auch diese vom Atricismus überwehelt worden, wie nämlich die italienische Nationalität von Toskana, die spanische von Kastilien aus ihre charakteristische Färbung erhielt. In der hellenistischen Zeit endlich tritt das griechische Volksthum in eine neue Phase, die alten Stammesunterschiede sind fast ausgeglichen, die nationale Eigenart verwischt, der Kreis hellenischer Sprache und Bildung durch Aufnahme neuer Elemente bis tief nach dem Balkangebiet und Kleinasien hinein mehr und mehr erweitert. Im Vergleich hiemit streifte Redner zum Schluss auch die Ausbreitung der römischen (latinischen) Nationalität über die sehr verschiedenartigen Völker Italiens, sowie die eigenartige Entwicklung des Römenthums in den afrikanischen, spanischen, gallischen Provinzen, endlich die allmähliche Herausbildung der gegenwärtigen europäischen Nationen. Dies genauer zu verfolgen ist eine Hauptaufgabe der historischen Völkerkunde.

Kleine Mittheilung.

Ueberzählige Brustdrüsen.

Hochgeehrter Herr Professor! Es mögen wohl an 80 000 Menschen, von mir auf der Brust untersucht worden sein und noch nie habe ich einen Menschen mit 4 Brustwarzen gesehen. Dies ereignete sich jüngst. Ein alter Mann von 60 Jahren hat an den gewöhnlichen Stellen 2 Brustwarzen, 15 cm tiefer aber beiderseits nochmals eine schön entwickelte Brustwarze. Es ist dies gewiss ein Fall von seltenem Atavismus und zeigt an, dass der Mensch seinen Urstammnamen unter jenen Thieren zu suchen hat, welche mehr als 3 Brustdrüsen besitzen. — Ich muss es Ihnen überlassen, welchen Werth Sie diesem Funde beilegen und ob derselbe wirklich eine grosse Rarität ist. Hochachtungsvoll!
W. Bayrerl, prakt. Arzt.

Aidenbach, 5. VI. 95.

Einladung zum III. Internationalen Congress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896.

I. Präsident: Prof. Dr. Stumpf, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Berlin W., Nürnbergerstrasse 14.

II. Präsident: Prof. Dr. Lipps, München, Georgenstrasse 18/1.

Generalsekretär: Dr. Frhr. von Schrenck-Notzing, prakt. Arzt, München, Max-Josephstrasse 2/1.

Die Eröffnung des Congresses findet statt Dienstag den 4. August 1896, Vormittag, in der grossen Aula der kgl. Universität.

Zur Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind eingeladen Gelehrte und gebildete Personen, welche für die Förderung der Psychologie und für die Pflege persönlicher Beziehungen unter den Psychologen und für die Pflege nationaler Interessen hegen.

Welche Mitglieder des Congresses genossen dieselben Rechte wie die einheimischen.

Bekannt Anmeldeung von Vorträgen und für die Theilnahme an dem Congress beliebe man sich an das Secretariat (München, Hoyera, Max-Josephstrasse 2, Parterre) zu wenden.

Für die Theilnahme an den Sitzungen des Congresses sind 15 Mark die festere Währung 9 Gulden) zu entrichten. Als Quittung erhält jedes Mitglied eine Theilnehmerkarte, welche berechtigt zum Zutritt zu den sämtlichen Sitzungen des Congresses, zum unentgeltlichen Besitze des Tagbuchs mit dem Mitgliederverzeichnis, sowie eines Exemplares des Congressberichts. Endlich gilt die Karte als Legitimation bei den so verschiedenen Festlichkeiten und den hierbei für die Congress-Theilnehmer stattfindenden Vergünstigungen.

Das Tagblatt, welches in 4 Nummern erscheint, dient zur Orientirung der Gäste. Dasselbe enthält Mittheilungen über den Wohnungs-Service, das Programm der Vorträge und geselligen Veranstaltungen, das Verzeichniss der Mitglieder und eine Uebersicht über die Münchener Säleswürdigkeiten.

Als Congress-Sprachen gelten Deutsch, französisch, englisch und italienisch.

Der Congress eröffnet seine Arbeiten in allgemeinen Sitzung an drei Sectionen-Sitzungen. Die Eintheilung der Sectionen richtet sich nach Massgabe der ergründeten Vorträge. Die Sitzungen finden statt in den Sälen der kgl. Universität.

Die Dauer der Vorträge in den Sectionen-Sitzungen ist auf 20 Minuten beschränkt. Mitglieder, welche an den Discussionen theilnehmen, sind in Interesse einer correcten Wiedergabe ihrer Ansichten, gebeten, kurze Annotirungen während oder nach den Dis-

ussionen einzuschreiben. Zu diesem Zweck stehen Formulare zur Verfügung.

An sämtliche Gelehrte, welche für den Congress Vorträge anmelden, ergoht das Ansuchen, den kurzen schriftlichen Auszug mit einer Inhaltsangabe des Vortrages in der Länge von 1-3 Druckseiten vor Beginn des Congresses an das Secretariat abzusenden, seitens vor Beginn des Congresses an das Secretariat abzusenden. Diese Auszüge werden gedruckt und bei Beginn des Congresses den Hörern vertheilt, damit bei der Vertheilung der Conspicua der Hörer vertheilt, damit bei der Vertheilung der Conspicua der Hörer vertheilt, damit bei der Vertheilung der Conspicua der Hörer vertheilt.

Ueber die einzelnen Theile des Arbeits-Programms ertheilen die Mitglieder des Local-Comité's, welche in der Eintheilung zugezogen sind, Auskunft. Ebenso wende man sich in Bezug auf Besichtigungen der wissenschaftlichen Institute und avante die Demonstrationen in denselben an die betreffenden Fachlehrer an dem Local-Comité.

Arbeits-Programme: I. Psychophysiologie. II. Psychologie des normalen Individuums. III. Psychopathologie. IV. Vergleichende Psychologie.

Georg H. Wigand's Verlag

2, Lindenstrasse in Leipzig.

Bibliothek für Socialwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf sociale Anthropologie und Pathologie. — In Gemeinschaft mit Dr. Havelock Ellis, Prof. Enrico Ferri, Prof. Cesare Lombroso, Prof. Gust. H. Schmidt, Prof. Giuseppe Sergi und Prof. Dr. Werner Sombart Herausgegeben von Dr. Hans Karella.

Die bisher vielfach zerstreute Arbeit ansaher Forscher auf diesem Gebiete soll in der vorliegenden Bibliothek einen Sammelplatz finden. Eine objective Beschreibung der Thatsachen setzt die sorgfältige Führung mit der gesammten Biologie voraus. Demnach werden verwandte Probleme der Demographie, Statistik, Wirtschafte- und Social-Politik, von sorgfältigen Fachlehrern behandelte, zugleich Gegenstände der Darstellung für die Bibliothek setzen. Die Rassen- und Social-Hygiene und die sexuellen Probleme mit Einschluss der Frauentrage werden ganz besonders berücksichtigt werden.

Beiträge

liegen bereits vor oder folgen in nächster Zeit von: Dr. Eduard David in Gießen, Dr. Havelock Ellis in Genua (Cornwall), Prof. Enrico Ferri in Rom, Dr. E. Fornasari in Pisa in Bologna, Prof. J. B. Haycraft in Cardiff, Dr. M. Katschinsky in Berlin, Dr. Hans J. Kurella in Breg, Dr. Emil Laurent in Paris, Dr. Gust. H. Schmidt in München, Dr. Smith in Harbach am Bodensee, Prof. Dr. J. Singer in Wien, Herbert Spencer in London. — Mitarbeiter: Prof. Dr. W. Forster in Berlin, Prof. Francis Galton in London, Dr. Ernst Haeckel in Berlin, Dr. Franz Galtner in London, Prof. Angelo Mosso in Turin, Prof. Dr. A. Meissner in Breslau, Prof. Max Nordau in Paris, Prof. Max Schippel in Berlin, Dr. Bruno Schönlank in Leipzig, Prof. Giuseppe Sergi in Rom, Prof. Scipio Sighele in Pisa, Prof. Dr. Werner Sombart in Breslau, Heine Starkenberg in Breslau, Sidney Webb in London.

Bis jetzt erschienene Bände:

1. Die Vererbung. Psychologische Untersuchung ihrer Gesetze, ethnische und sociale Konsequenzen von Th. Ribot, 10 Mk. broch., 11 Mk. 25 Pf. geb.
2. Natürliche Lusten und Hassensbewegung von John B. Haycraft, 5 Mk. broch., 6 Mk. 63 Pf. geb.
3. Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der sexuellen Geschlechtsunterschiede von Dr. Havelock Ellis, 7 Mk. broch., 8 Mk. 25 Pf. geb.
4. Verbrechen und Verbrechen von Dr. Havelock Ellis, 5 Mk. broch., 6 Mk. 25 Pf. geb.
5. Socialismus und moderne Wissenschaft von Enrico Ferri, 1 Mk. 50 Pf. broch., 2 Mk. 25 Pf. geb.

Die Verwendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 86. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 14. Januar 1896.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Gesamtschreiber der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 15 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Fundstelle für Stein-Alterthümer in Fährhof auf Rügen. Von v. Platen-Venz. — Zur Opfer-Anatomie. Von Dr. M. Höfler (Schluss). — Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ im Lanterthale i. J. 1895. Von Dr. C. Mehlis. — Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für Hermann von Helmholtz. — Beilage: Nachtrag zum Casseler Bericht.

Fundstelle für Stein-Alterthümer in Fährhof auf Rügen.

Von v. Platen-Venz.

Die Insel Rügen ist bekanntlich eine reiche Fundstätte vorgeschichtlicher Alterthümer, namentlich solcher der Steinzeit, welche sich dort in grösserer oder geringerer Zahl fast überall im Acker- oder Waldboden eingebettet finden. Neben diesen zerstreuten Funden sind abgesehen von gelegentlichen Entnahmen aus den noch in grösserer Menge, stellenweise sogar in Gruppen vorhandenen Tumuli (hier Hünen-Gräber genannt) liefern aber die auf Rügen vielfach vertretene Torfmoore fast regelmässig eine grössere Ausbeute an Alterthümern, und zwar aus Stein, Bronze und Knochen, welche letzteren sich hier in der Regel besonders gut conservirt haben. Eigenartig und besonders interessant ist jedoch das massenhafte Vorkommen der Stein-Alterthümer an einzelnen Localitäten der Insel, welche man nach Zahl, Art und Beschaffenheit der ersteren wohl mit Recht als Werkstätten bezeichnen kann. Einzelne derselben, wie diejenige an der Lietzower Fähre und in den Banzelwitzer Bergen sind den Forschern und Sammlern schon seit längerer Zeit bekannt und daher so stark ausgebeutet, dass gegenwärtig nicht mehr viel von Bedeutung daselbst zu finden sein dürfte. Anders, wie diejenige bei Putzartee — unweit Arnoos — und bei dem Dorfe Gramtitz — ebenfalls auf der Halbinsel Wittow — haben sich, zum Theil wohl in Folge ihrer Abgelegenheit, länger

der Beachtung entzogen und liefern noch gegenwärtig zahlreiche Fundstücke.

Diesen beiden letztgenannten reihet sich eine dritte bisher nicht bekannte Localität — ebenfalls auf Wittow — an, deren Entdeckung ich zwar nicht persönlich in Anspruch nehmen kann, deren Qualität als Werkstätte ich jedoch bei wiederholten Besuchen selbst constatiren konnte. Dieselbe liegt auf dem Gute eines meiner Verwandten, im Fährhof, auf dem südlichsten Theile der Halbinsel, und zwar abweichend von dem vorher angeführten auf verhältnissmässig niedrigem Terrain, welches sich im Durchschnitt nur wenig über den Meeresspiegel erhebt, wenngleich die etwa 1 bis 1 1/2 Hektar umfassende und ungefähr 200 Meter von der Küste entfernte Fundstelle eine geringe Erhöhung gegenüber dem umliegenden Gelände darstellt. Nachdem ich bereits in den beiden vorhergehenden Jahren von Fährhof durch einen Angestellten meines Verwandten eine grössere Anzahl von Stein-Alterthümern für meine Sammlung erhalten hatte, wurde ich im Frühling des verfloßenen Jahres 1895 bei weiteren Nachfragen von dem ersteren darauf aufmerksam gemacht, dass er diese Sachen, wenn auch nicht anschlusslich, doch in ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl an einer eng begrenzten Stelle, und zwar dort vorherzeichneten, gefunden habe. Bei den daraufhin meinerseits vorgenommenen wiederholten Untersuchungen dieser Localität fand ich die Angaben meines Gewährsmannes vollkommen bestätigt. Ob-

gleich die fragliche Fläche damals — es war im Juli — mit sehr üppig im Kraut stehenden Kartoffeln bepflanzt war, gelang es mir doch, in verhältnismässig sehr kurzer Zeit eine grössere Anzahl von Stein-Alterthümern der verschiedensten Art zwischen den Furchen zu finden und aufzuheben. Ein zweiter bald darauf erfolgter Besuch meinerseits ergab das gleiche Resultat. Weniger ergebnisreich war eine von mir im letzten Herbst nach Aherntung der Kartoffeln vorgenommene Untersuchung, aber lediglich deshalb, weil der Acker unmittelbar vorher frisch gepflügt und daher alles im Boden Vorhandene mit lockerer Erde bedeckt war. So viel jedoch ergaben meine Nachforschungen mit Sicherheit, dass diese Stelle mit demselben Recht wie die übrigen oben genannten als Werkstätte bezeichnet werden muss, und zwar als eine solche, welche wahrscheinlich während der ganzen Dauer der Steinzeit, der älteren wie der jüngeren, dem gleichen Zwecke gedient hat, für welchen dieselbe sich wegen des in nächster Nähe befindlichen, am Meeresstrande vorhandenen reichen Materials an Flintstücken — Feuerstein — besonders eignen mochte. Denn es sind unter den Fundstücken so ziemlich alle Kategorien von den ganz roh und plump gearbeiteten Instrumenten und Waffen der ältesten bis zu den grösster technischer Vollendung hergestellten Artefacten der jüngsten Steinzeit vertreten. Auf den ersten Blick fällt die grosse Menge der anliegenden Stein-splitter und -Abfälle ins Auge, neben welchen sich eine grössere Zahl angefangener und unvollendeter Werkzeuge und oft nur theilweise bearbeiteter Feuersteinstücke bemerklich macht, deren eigentliche Bestimmung aus ihrer gegenwärtigen Form noch nicht mit Sicherheit erhellt, und welche in der Regel auch nur die Aufmerksamkeit des Sachverständigen erregen. Auffallend ist, wie bei anderen Werkstätten, auch hier die grosse Anzahl von Bruchstücken, namentlich solcher Geräthe, welche der späteren Steinzeit angehören. Mögen dieselben auch oft bei der Arbeit in Folge schlechter und krüchiger Beschaffenheit des Steins zerbrochen oder zersprungen sein, so ist doch diese Ursache schwerlich als die allein wirkende anzusehen, denn sie erklärt beispielsweise das recht häufige Vorkommen von abgesprungenen Schneide-Enden geschliffener Keile keinesfalls. Im Einzelnen möchte ich von den in meine Hände gelangten Alterthümern zur Charakterisirung der Fundstelle nur die folgenden erwähnen:

1) Roh behauene Aexte der älteren Steinzeit.

Unter den 26 Exemplaren dieser Gattung, welche ich im Laufe von 3 Jahren von der Feld-

mark Fährhof erhalten habe, rühren auffälligerweise nur wenige, 5—6, von dem obigen Fundorte her, während die übrigen fast sämmtlich nach Angabe meines Gewährsmannes an einer anderen gleichfalls ziemlich eng begrenzten Localität des Gutsareals gefunden sind. Unter jenen wenigen befindet sich jedoch ein besonders eigenartiges und seltenes Exemplar von 26 cm Länge und 10 cm grösster Breite, welches ich als zweisäcige Axt (jedenfalls Waffe) bezeichnen möchte, da die Schneide an einem der Schmalenden vollständig fehlt, vielmehr das eine derselben stumpf ist, während das andere in eine Art von rohem Handgriff ausläuft. Die beiden Längsseiten sind dagegen, wenn auch mit groben Schlägen, doch ziemlich regelmässig scharf zugehauen. Das Stück gehört jedenfalls der ältesten Steinzeit an. Den vorigen nahestehend, aber doch von ihnen zu unterscheiden sind die kleinen, für die dänischen Kjökemøddings typischen Aexte (Eisäxte?), bei welchen die eine Breitseite eine einfache Spaltfläche bildet, während die andere in der Regel mit einigen groben Schlägen zurechtgehauen und die Schneide durch eine einzige horizontale oder trianguläre Abspaltung, wie bei den vorigen, hergestellt ist (cf. u. a. Madsen Steenalderen, Tab. 4, Fig. 1—3). Dieser Art besitze ich 6 in Fährhof gefundene, von welchen 3 von dieser Werkstätte.

2) Prismatische Messer.

Wie überall, auch hier am häufigsten vorkommend. Von 64 Stück, welche ich von der Fährhof Feldmark besitze, ist die überwiegende Mehrzahl auf obiger Werkstätte gefunden und unter ihnen sind die verschiedenen Formen, welche mein verehrter Gönner, der Conservator des Stralsunder Provinzial-Museums, Dr. Rud. Baier, in seiner Broschüre: „Die vorgeschichtlichen Alterthümer des Provinzial-Museums für Neu-Vorpommern und Rügen. Stralsund 1880.“ des Näheren beschreibt, sämmtlich mehrfach vertreten. Unter denselben befinden sich eine grössere Anzahl noch weiter sorgfältig bearbeiteter und durch die ihnen gegebene Form interessanter Exemplare, u. a. 3 halbmondförmige, auch mehrere mit Stiel- oder Schaft-Ansatz, sowie etliche, die durch einige feine Schläge zu Lanzen-, Speer- und Pfeil-Spitzen aptirt sind.

Besonders charakteristisch scheint mir das auffallend häufige Vorkommen der

3) Schaber

an der gedachten Fundstelle zu sein. 52 Stück innerhalb der letzten 2—3 Jahre gefundene stammen fast sämmtlich von derselben her, und eine grössere Anzahl dieser Fundstücke habe ich persönlich an Ort und Stelle aufgenommen. Darunter

sind die verschiedenartigsten Formen, wie gestielte und hölfelförmige, ovale und runde, dicke und klapprige, flache und ganz dünne vertreten, nach mehrere ganz eigneartige, wie ich sie in dieser Form weder im hiesigen Provinzial-Museum noch anderweitig gefunden habe. Ebenso verschiedenartig ist die Art der Bearbeitung, von einigen grösseren Schlägen, durch welche die rindlichen Abhiebe von Feuerstein-Keulen für ihren Zweck hergerichtet sind, bis zur schönsten und sorgfältigsten Dangelang, mittelst welcher diesen Instrumenten häufig eine sehr gefällige Form gegeben ist.

Man gebe daher wohl nicht fehl in der Annahme, dass die Schaber während der gemessenen Steinzeit von der ältesten bis zur jüngsten dort hergestellt und benutzt worden sind, zumal dieselben sich sehr wohl zum Abschuppen der Fische, welche der Urbewohner hier jedenfalls in weitem Umfange als Nahrungsmittel gedient haben, eignen dürften.

Neben den oben beschriebenen Formen möchte ich besonders auch auf das Vorkommen von Hohlsehern verweisen, deren ich gleichfalls mehrere sehr interessante Exemplare an dieser Stelle selbst gefunden habe.

4) Bohrer von Feuerstein,

wont im Ganzen zu den selteneren Funden zu rechnen, kommen auf qu. Werkstätte ebenfalls des Oeffteren vor. Ich habe von dort 12 Stück für meine Sammlung erhalten, welche sich meist durch sorgfältige Bearbeitung auszeichnen. Vielleicht sind sie bei Anfertigung von Fischerei-Geräthen und dergl. in grösserer Zahl gebraucht worden.

Die fernere detaillierte Aufzählung der einzelnen Fundobjecte würde hier zu weit führen; ich will nur kurz erwähnen, dass unter denselben sich manche seltenerer Stücke befinden, wie z. B. zwei Schleifsteine von besonderer Form, ein Näpfchenstein (Kiesel mit correspondirenden flachen Vertiefungen auf beiden Seiten), ein Hammer oder Axthammer von Gneiss von eigenartiger langgestreckter Form mit einem erst etwa $\frac{1}{4}$ durchgehobenen Schnitloch, etc. etc.

Unter den der späteren Steinzeit angehörigen Werkzeugen findet sich auffallend viel Bruch, und die vollkommen wohlerhaltenen Stücke — oft in grosser technischer Vervollendung gearbeitet — befinden sich dem gegenüber in der Minderzahl. Es ist das eine Erscheinung, welche sich bei allen Werkstätten wiederholen dürfte, da naturgemäss in Folge der grossen Sprödigkeit des Feuerstein-Materials oder zunächst nicht sichtbarer Fehler im Stein (Drusen, brüchige Stellen) Manches wohl

bei der Arbeit zerbrach oder missglückte und dann verworfen wurde. Sonderbar ist es, dass von geschliffenen Feuerstein-Beilen und Aexten fast nur die abgebrochenen Schneide-Enden sich finden, diese allerdings ziemlich häufig, während ganze Exemplare kaum vorkommen, wie dies bereits oben erwähnt ist.

Schliesslich möchte ich noch auf diejenigen Fundstücke von der Fährhüfer Werkstätte verweisen, welche meines Erachtens der Uebergangszeit von der älteren zur jüngeren Steinperiode angehören, indem dieselben nicht mehr die rohen unentwickelten Formen und manche charakteristische Merkmale der palaeolithischen Typen zeigen, sondern zwar eine grössere Geschicklichkeit und Routine in der Behandlung des Feuersteins verrathen, doch aber von der technischen Vollendung, der saueren Arbeit und den gefälligen Formen der jüngsten Steinzeit noch ziemlich weit entfernt sind. Dieser Zug tritt mit ziemlicher Deutlichkeit hervor bei einigen Beilen, deren Schneide ammentlich eine sorgfältigere Bearbeitung durch einzelne gleichmässige schwächere Schläge zeigt, besonders aber bei verschiedenen Lanzen-, Wurfspieß- und Pfeilspitzen. Die Lanzen z. B. sind zum Theil noch dem älteren mandelförmigen Typus angeschlossen, lassen aber in der Art der Arbeit doch einen zweifellosen Fortschritt erkennen, und haben meist neben eine zierlichere, weniger plumpe Gestalt.

Hiermit könnte ich meine kurze Beschreibung dieser Fundstätte schliessen, wenn ich es nicht für angezeigt hielte, noch auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche sich jetzt allerdings der localen Forschung ein ungelöstes Räthsel anzugeben scheint.

Bereits als ich die ersten Funde von der qu. Stelle erhielt, wurde meine Frage an den Finder, ob er dort nicht auch Urnen-Scherben entdeckt habe, abgelehnt verneint, dagegen von demselben bemerkt, dass ihm mehrere kleine Stellen im Ackerboden durch ihre scharf begrenzte dunklere Färbung aufgefallen seien, welche wohl als Brundstätten zu bezeichnen sein dürften. Dass dergleichen thatsächlich vorhanden sein würden, wurde mir bereits bei meinem ersten Besuche der qu. Localität dadurch bestätigt, dass ich in den Furchen zwischen den Kartoffelreihen eine grössere Anzahl etwa faustgrosser Steinbrocken von Gneiss, Gneiss, Sandstein etc. fund, welche sowohl durch ihre auffallend sehwarze Färbung als auch durch ihre mühe, brüchige Beschaffenheit die Einwirkung eines intensiven Feuers unverkennbar verrathen. Die geschwärzten Stellen im Boden waren natürlich wegen der sie bedeckenden Frucht damals

nicht wahrnehmbar, traten aber bei meiner letzten Anwesenheit im Spätherbst nach Aberntung der Fläche mit grösster Deutlichkeit hervor. Ich zählte deren etwa sechs, welche in unregelmässigen Abständen über eine Fläche von ungefähr 1 Hektar vertheilt waren. Um nun womöglich Ursprung und Bedeutung derselben zu ergründen, stellte ich im November 1895 mit einigen Mannschaften Nachgrabungen an den durch Brandsprünge markirten Punkten an, bei welchen sich Folgendes ergab:

1) In einer Tiefe von 50—60 cm unter der Oberfläche fand sich eine 15—20 cm starke mit geringen Ueberresten von Holzkohlen gemischte Aschenschicht, und auf deren Grund ein dichtes und festgefügttes Pflaster von faustgrossen und etwas grösseren, im Feuer geschwärzten und morschen Steinen der oben genannten Arten (Granit, Gneiss, Sandstein), aber kein Feuerstein. Das Ganze bildete ein Rechteck von etwa 2 Meter Länge bei 0,75—1 Meter Breite. Von Artefacten fand sich nur, und zwar zwischen den das Pflaster bildenden Steinbrocken, eine an einem Ende stark abgeplattete Granitkugel von ca. 6 cm Durchmesser, dagegen nichts von irgend welchen anderen Beigaben, namentlich auch keine Spur von irgend welchen Gefässscherben oder Knochen-Ueberresten.

2) Die übrigen gleichfalls aufgefundenen Brandstellen — etwa fünf — zeigten einen ziemlich übereinstimmenden Befund. Die gleichfalls vorhandene mit Erde und schwachen Kohlenresten gemischte Aschenschicht lag etwas flacher unter der Oberfläche, ca. 30—40 cm tief, und war von wechselnder Stärke, durchschnittlich etwa 12—15 cm. In derselben und auf ihrem Grund fanden sich ziemlich unregelmässig vertheilt und in losem Gefüge wieder je 10—12 Steinbrocken von gleicher Grösse und Art, wie unter 1 angegeben. Das Ganze zeigte mehr eine rundliche Figur und hatte an allen Stellen nur ca. 1 Meter Durchmesser. Irgend welche Knochenreste, Gefässcherben oder sonstige Artefacte fehlten vollständig und auch in der Umgebung dieser Brandstellen, in welcher ich mehrfaeh auf gut Glück nachgraben liess, waren keine Spuren davon zu entdecken.

Dies im Ganzen negative Resultat ist vielleicht um so überraschender, als die ganze Anlage der Brandstellen im Uebrigen fast bis ins Kleinste mit anderweit gemachten Funden und Wahrnehmungen übereinstimmt, nur eben mit dem Unterschiede, dass hier in Fährhof — abgesehen von der einen erwäbten Granitkugel — alle Beigaben und Reste, welche eine Aufklärung über den eigentlichen Zweck dieser Feuerstellen gewähren könnten, fehlten. Sebested bescreibt u. a. in seinem Werke „Fortidsminder og Oldsager etc.“ pag. 314, 316 u. f.

vollkommen analoge, nur zum Theil etwas umfangreichere Anlagen, welche er auf seiner Besichtigung Broholm in Dänemark entdeckte und als „trous avec traces de feu“ und „pavages avec traces de feu“ bezeichnet. Entsprechend einem noch heute in ein paar Dörfern des südöstlichen Jütland: Horne und Thorstrup gebräuchlichen sehr primitiven Verfahren zur Herstellung eigenthümlicher den vorgeschichtlichen Gefässen äusserlichlicher Topfwaaron (Jydepotter) nimmt er an, dass diese Feuerungs-Anlagen im Wesentlichen dem Zwecke des Troeknens und Brennens der Thongefässe an schwaelendem Feuer von Heide-Plaggen und dergl. dienten, und diese Annahme wird in der That gestützt durch das Vorkommen massenhafter Gefässcherben in und neben den von ihm beschriebenen „trous“ und „pavages“. Allerdings sind ebenda auch grössere Mengen von Knochenresten — meist von Hausthieren herrührend —, sowie Artefacte aus Stein, Bronze und Eisen gefunden worden, welche den Schluss nahe legen, dass jene Feuerstellen doch gelegentlich und wenigstens nebenbei auch anderen Zwecken — namentlich dem Kochen der Nahrungsmittel — gedient haben mögen.

Dass die Fährhofer Brandstellen als Unterlage für Scheiterhaufen zur Leichen-Verbrennung (vgl. Sehested, pag. 316: Emplacements de bûchers und Madsen Steenlæderen, pag. 19: Fund paa Oen Anholt) gedient haben sollten, ist schon wegen des geringen Umfangs derselben nicht anzunehmen.

Ihr Ursprung und ihre Bestimmung bleiben daher vorläufig dunkel, wenn nicht spätere Funde oder event. Nachgrabungen noch eine Aufklärung bringen.

Zur Opfer-Anatomie.

Von Dr. M. Höfler.

(Schluss.)

V.

Das Blut, das als das heiligste Material des Opferthieres galt, musste vollständig ausirneo aus der Brusthöhle, vermutlich in irgend ein schalenförmiges Gefäss, vielleicht auch in einen schon entleerten Magensaack oder in die Hirnschale des Opfers; die um das letztere Herumstehenden wurden mit dem Blute mittelst Erlon- oder Kranawittreibern, die in dasselbe eingetaucht waren, besprengt; das angesammelte Blut aber ward verbrannt als eine Göttergabe, der das Volk einen grossen Heilwerth zuscrieb, namentlich wenn man es frisch, warm trank, oder die leidenden Theile dareio tauchte; es scheint, dass immer so viel Opferblut nebebei abfloss, dass davon noch zu volkmedizinischen

Zwecken verwendet werden konnte, immer aber musste jeder Unfug mit demselben verabscheut werden sein. Bei der Gelegenheit des Ausrinnsens des Blutes und der Herausnahme des Herzens musste sich der Gode von dem Bestande eines Vorherzens (= Eingeweide, Fett vor dem Herzen; Herzbeutel) und der sogen. Herzhänder (Herzrük) überzeugen, mit welchen das Herz und die übrigen Brusteingeweide an der Brustwirbelsäule befestigt sind; dann wurde das Herz als eine Speise der Götter (daher das Herz als Opfergabe der hippokratischen Schule bereits bekannter war als die im Bassee herausgenommene übrigen Eingeweide) zu der übrigen Opfergabe gelegt, und das mit dem Rachen (abd. hrahho) zusammenhängende Eingeweide herausgenommen: Schlundröhre, Luftröhre mit Lunge und Zwerchfell (= Kra-, Kro-, Kronnieß). Dieses kraw ist ein Wort, welches bis vor Theilung der germanischen Stämme zurückgeht und aus der Operanatomie in die Küchenanatomie oder Metzgersprache überging; auch hier kennzeichnet das Wort den Mangel an physiologischen Kenntnissen jener Zeitperioden; es gibt nur das Collectiv der mit dem Rachen oder Krall-Organen anatomisch zusammenhängenden Opfertheile, wovon der leichtere Theil (german. lang = leicht sein; indogerm. lengh = leicht), die Länge, vom Gode zur Göttergabe gelegt wurde, die für das Brandopfer bestimmt war, daher die Godes-Lunge als heiliger Opfertheil, auch beim kindlichen Opfer; (die Godes-Lunge war ein so allgemeiner Begriff geworden, dass das Wort zum Beibwort ausgebildet und unter Vermeidung des erst später herausgefühlten Ankinnes an „Gott“ in Potzlinge umgewandelt wurde).

VI.

Herz und Lungen bildeten das Gehäng des Opferthieres, das vom Gerch der Bauchhöhle (Innadrüm, Ingtum) dreh das darzwischen liegende Zwerchfell oder Mittelfell getrennt ist. Das Innegeweide, das vermuthlich bei kleineren Thieren herausgerissen wurde, unterschied sich als Waidnast (Magen) oder nach seiner Größe oder Leere, nach seinem geringeren oder größeren Fettgehalte, nach seiner Beweglichkeit als Faistdarm oder Grossdarm, Kleindarm, Bodenstück etc. von fettreichen Gekröse (Inschlitt); das Ingeräusch hiess auch Gschling, Greh, Glee. Nach Ausweidung dieser Brust und Baucheingeweide blieb der noch gewissermassen mit Rippen durchflochtene Rumpfteil, die Krippe, zurück; auch die Nieren blieben beim Lendenfett zurück. Die leicht zersetzliche Leber aber musste bald vom Gode oder Hausvater für das Brandopfer herausgeholt werden;

auch sie ist aus „Potzleher“ (wie die Potzlinge) als Godes-Leber zu erschliessen. Da der Genuss einer Frauenleber nach heutigem Volksglauben unsäthbar mehen soll, so war sie sieher eine Göttheitspeise und gehörte zum „Greh“ [verbrannte Thierleber (und Thierlunge) ist heute noch ein Dämonen vertreibendes Mittel, wie das Schlachtmesser]. Der Gode aber musste vor der Opferung die bittere, gleichsam unreine Galle als einen giftigen Naturfehler herausnehmen, damit die Gallenbiantigkeit nicht die übrigen Kulspeisen verderb. Die Galle ist auch in der Volksmedizin nur äusserst selten zu finden und dann nur ein aus der Schulmedizin stammendes Mittel. Auffällig ist, dass das (latein.) jeur, das Augurium des Haruspex, das Divinations-Organ der (heidnisch-)römischen Eingeweideschauer, als solches Wort im fortlebenden (christlich-)Romanischen ganz verloren ging.

Ueherall in deutschen Landen ist der Donnerstag ein sogen. Fleischtg, an dem man Fleisch zu essen pflegt; durch ganz Oberbayern ist für die hürgerliche Küche der Donnerstag der Leherknüdeltag; der heidnische Kulttag (Donnerstag) war gewiss ein Tag der Schlachtung eines Opferthieres, an dem die Leber des Opferthieres (oder Schlachtthieres) dem opfernden Gode oder Hausvater zurückgegeben wurde; daher auch der Donnerstag den obligaten Leberknüdel in der Küche lieferte.

Die Milz ist das einzige Organ, dessen Namen von den alten germanischen Vorstellungen über die Physiologie der Verdauung sich ableitet, da die (germanische) Milz zu Malz etymologische Beziehung hat, d. h. die Milz sollte den Speisereiz mälzen, erwächen, schmelzen; sicherlich aber wurde aus der Lage der Milz gewissagt. (Wuttke, S. 117.)

Die Entfernung der Gonitallion war die eigentliche „Lösung“ (vergl. angl. helison = castratus, dem die Hoden abgelöst sind). Mit den mittelsten des Schrotmessers oder Brüteisens (angl. hret-iseren) abgelösten Genitalien (Groschroet) wurden die Theilnehmer am Kaitopfer herührt, die Theile selbst mit Vorliebe an Bäumen im Kultwalde aufgehangen.

Das Gehirn oder Brägen wurde nach Entfernung des Grund- oder Hinterhaupttheines aus der Schädelhöhle entleert; dass man das Gehirn der grösseren Schlaechthiere verzehrte, ist wohl wahrscheinlich. Das Katzegehirn (stellvertretend auch Wiesel- oder Eiehkätzchen-Gehirn) dagegen wurde sieher verzehrt, da der Volksglaube dem Verzehren des Katzegehirns die Liebestollheit oder Katzenkrankheit zuschreibt, jedenfalls wurde der entehrte Schädel, die Kopfpfanna (eranium) zum Trinkgefässe (für das Opferblut) [Abbild. a. Corresp.-Bl. f. Anthropol. 1882, No. 6, p. 1] und auch in spä-

teror Zeit als Schale für das in dreierlei Arten eingefüllte Opferkorn benützt. Nun wurde vom kopflosen Thierhumpel mittelst des krummen Schabmessers (= scalpellum) die Haut abgezogen. Bei kleinern Schlachtthieren und beim Familienopfer wurde der Büttling oder die Kuhhaut zum Wasserhalm benützt (= Wasserkalb); bei grösseren Thieren scheint man die Knochenabfälle und das nicht zum Götteropfer bestimmte Gehütt, das Aasebüttele, Ausgeworfene, in die Haut eingeschlagen und eigens verbrannt zu haben, wenn die Haut nicht dem Gode zufiel, der sie dann im Eichenloch vom Löher gerhen liess. Die abgezogene Bockshaut hatte besondere Zauberkraft, ebenso die Kuhhaut, die auch der Volkssage die Kleidung der Berchta war. Im Voigtlande wickelte man am Christ- oder Sylvesterabend neuerelei Speisereste vom Abendbrode in eine Ecke des Tischschabes und horchte dann daran (Jaha, D. Opfergehr. 288), ein Beweis, dass man auch aus der Opferthierhaut, die mit den Knochenabfällen und dem Gepütt gefüllt war, laste, d. h. Wahrsagung für die Zukunft sich erharte.

Unterlassen war durch das Nothfeuer der Opferhalbstoss angebrannt worden, auf welchen die Opfergarbe gelegt war, d. h. das vollständig gar gemachte Götteropfer (garva = ga-arva = fertig gemacht, kariw = victima). Die beste Gabe war die Garbschale am „heiligen“ oder Kreuzhebe, weil sie das fettreiche, bratige Fleisch an der Beckenschale enthielt (Haftschale, Mittelschale, Oberschale, Schweifschale); dies war der eigentliche Garbraten, der sich als tribata an den Zellenmönch oder Widdams-Inhaber, die geistlichen Herren (daher Herrenmaas genannt) immer mehr ausdehnte quoad magnitudinem, selbst bis zur Niero hinauf, ein Organ, das immer mit dem Lenden-Fleische gebraten wurde wie es scheint, d. h. vorher nicht eigens ausgelost wurde; die übrigen Fleischtheile (Brat) aber wurde wohl auf einem andern Halzstasse, getrennt vom Götteropfer, am Spiesse gebraten, dann stückweise (Stückfleisch, Schlagbraten) aufgehoben und an die Sippen-genossen als Opfertheilnehmer ausgelost, d. h. als Opfer-Losung in Empfang genommen; die abfallende Knochenhülle aber sorgfältig gesammelt, zu Knochenhüllen anhäuft und wohl nach lauge als heilkräftige und Glück weissagende (= sortissa) Gegenstände des Cultus betrachtet. Ueberhaupt scheint ein jeder Theilnehmer am Brandopfer für die Goethe etwas noch als Bescheidessen mitgenommen zu haben für die Angehörigen des Hauses (da auch den Opferresten die gleichen Zauberkräfte anzuweihen mussten nach dem Volksglauben), um dieselben dort in

allerhaad Näthea als kräftige Heilmittel zu gebrauchen, deren Heilwerth, wie die Volksmedizin lehrt, bis auf unsere Tage — allerdings in abgeklärter Form — sich erhalten hat.

Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ im Lauterthale i. J. 1895.¹⁾

Die Gräberstrasse (vgl. Jahrgang 1895 Nr. 4 S. 27—31).

Von Dr. C. Mohlis in Neustadt i. Pf.

Eine der wichtigsten Fragen bei der Untersuchung der römischen Kastelle auf dem linken Rheinufer ist die Frage nach der lokalen Praevalezenz der bei Erbauung der Wallmauer eingesetzten monumentalen Reste. Es sind dies wie an der Mosel so am Mittelrhein meist Fragmente von Grabdenkmälern, die ohne Zweifel in der Zeit der Herstellung der Kastellmauern pietätlos der „dira necessitas“ zum Opfer fielen.

Weder bei den Hettner'schen Grabungen an der Mosel (vgl. „die Neumagener Mauern“ Frankfurt a/M. 1881) noch bei denen auf der „Heidelburg“ bei Waldschiebich, auf der „Heidenburg“ bei Oberstaufenbach und Kreimbach konnte bisher diese Frage definitiv gelöst werden und zwar durch archäologische Beweismittel.

Diese Lösung ist nun durch die von Herrn Ludwig Scheidt und dem Unterzeichneten bei den Grabungen des Jahres 1895 gemachten Funde mit ziemlicher Sicherheit herbeigeführt worden.

An der Südwestseite der „Heidenburg“ befindet sich eine ziemlich ausgedehnte natürliche Terrasse, über welche in der Richtung Südost-Nordwest ein alter Verkehrsweg zur Nordostseite der „Heidenburg“ und zum dortgelegenen Hauptthore hinführt. — Auf dieser an mehrfachen Denkmälern bereits ergiebige vielleicht früher leicht umwallten Terrasse fand sich nun im Winter 1894 und Sommer 1895 eine ganze Reihe von theils vollständigen theils fragmentirten Grabdenkmälern. Die Fundorte derselben liegen so ziemlich in einer südöstlich bis nordwestlich sich hinziehende Reihe und zwar vorzugsweise an der linken d. h. südwestlichen Seite des eben erwähnten alten Weges (vgl. Zeichnung in d. V.'s „Studien“ XII. Abtheil. 1895, Taf. I oben und Zeichnung im Text). In meinen „Studien“ XII. Abth. war es mir nur möglich die wichtigeren Fundstücke anzudeuten, es folge hier bei der archäologischen Bedeutung der von Hettner, Zangemeister, Harter u. A. bereits „angeschnittene“ Frage aus dem von mir an Ort und

¹⁾ In d. V.'s Werk: „Bilder aus der Pfalz“ Neustadt 1896. 1. Suppl.-Heft, befindet sich eine hübsche Ansicht von Kreimbach und der „Heidenburg“.

Stelle aufgenommenen Inventar ein kurzer Anzug. Es fanden sich hier folgende Stücke nad zwar Nov. 1894 und Sommer 1895:

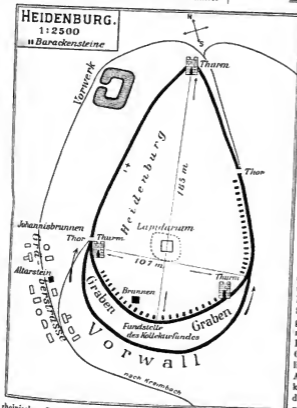
1) Reliefstein von 25:26 em Grösse, darstellend Kopf und linken Flügel eines Todteneros. Vgl. Baummeister: „Denkmäler des klass. Alterthums“ Fig. 546.²⁾ — 2) Reliefstein von 35:60 em Grösse, darstellend die gekreuzten Unterschenkel und Füsse einer Tänzerin, wie sie auf mittel-

Grösse mit folgenden 3 Zeilen, dem Reste der Dedikationsinschrift:

Z. 1: **VI IVSOVINI**
= Jusovini.

Z. 2: **C VIS: VIVOS: ET IV**
= civis? vivos. et.

Z. 3: **IE VXSORI: DEFVNC.**
= Juliae uxori defune (tae).



5—8) vier Steinkisten von circa 40:50:55 em Grösse und je 20 em Tiefe. Der innere, undichte Raum war bestimmt für Aufnahme der Aschengefässe und der Beigaben. Gerade diese sind wichtig für die Bestimmung des alten Weges als Gräberstrasse. Diese Steinkisten finden sich mit Beigaben des 1. bis 3. Jahrh. zahlreich in den römischen Friedhöfen der Pfalz, so in Eisenberg, Kindenheim, Einöllen u. a. O. An manchen Stellen wird die Steinkiste durch senkrecht gestellte Thonplatten oder einzelne Steinplatten ersetzt. — 9) Relief von einem Gräbdenkmal; dasselbe stellt im oberen Felde ein nach R. galopierendes Ross, im unteren einen Delphin dar. — 10) Rumpf einer Vollfigur eines Todteneros von 34 em Höhe. Diese nahezu klassisch gestaltete Figur zeichnet sich aus durch zwei Flügelstümpfe, ärmelloses Gewand mit Bändern um die Taille, Randfibel auf der Brust. Die Figur ist aus weissem Sandstein gearbeitet. — 11) Eckgesimstein von einem Gräbdenkmal von 35:68:80 em Grösse. Die Balkonenden treten aus dem Gesims plastisch hervor. Aehnliche Architekturstücke sind vom Aventicum in der Schweiz bekannt, ebenso von unserer „Heidenburg“.⁴⁾ — 12) Grabplatte von 25:48:70 em Grösse mit

schwach reliefirten Blattarhasken. Aehnlich ornamentirte Grabplatten bilden das Fundament des auf der Südwestseite heidnischen Eingangthurmes. 13) Halbsäule von 50 em Dicke und 47 em Höhe aus Quarzit. Auch diese scheint zu einem Grä-

²⁾ u. ³⁾ Vgl. Abbildung 1895, S. 30.

⁴⁾ Dasselbe Platte ist im Lapidarium der „Heidenburg“ von Verf. eingelassen worden.

male gehört zu haben. 14—16) Reste von Inschriftstümpfen, die zweifellos ebenfalls zu Grabmälern gehören:

Nr. 14: V F 33:18 cm

Nr. 15: V I V 22:11 cm

(= viv- (o oder oe).

16) Rest einer von einem Grabbau herrührenden männlichen Figur in Relief. Grösse 30:32 cm. Die Gestalt hält in der erhaltenden Rechten einen vollen Geldbeutel. Aehnliche Reliefs sind von römischen Grabbäusern von der Mosel und der Saône bekannt (vgl. Museen zu Trier, Luxemburg, Autun u. a. O.).

Kleinere Reliefs und minderwertige Architekturstücke, z. B. Gesimse mit einfachen Kyma, sind hier weggelassen. Doch gebören auch diese — fast ohne Ausnahme — zu grösseren Grabdenkmälern. —

Was die Fundtiefe der aufgefundenen Denkmäler anbelangt, so liegen sie theils oberflächlich, theils in einer bis zu einem Fuss ansteigender Humusschicht. Auch in dieser Beziehung spricht kein Umstand gegen die Annahme, dass diese Grabdenkmäler-Reste vielfach noch in situ liegen. Manche von ihnen, z. B. die zwei Todteners-Reliefs, das Relief mit Ross und Delphin, waren ja überhaupt zum Transport auf die Höhe des Kastelles nicht passend, weil zu klein, andere wieder, 84 cm lange, 58 cm hohe und breite Grabsteine mit der Inschrift des Jusevinus (Nr. 4), wegen ihres Gewichtes nicht geeignet, auf die steile Höhe hinauf geschleppt zu werden. — Diese Rücksicht — 1) Gewicht und Last der Grabsteine; 2) Höhe und Böschung der Kastelle — verbieten geradezu prinzipiell die bisher vielfach gemachte Annahme, diese disjecta membra monumentorum seien aus weiterer Ferne, in unserem Falle etwa vom jenseitigen Thale aus, vom Rothalberg¹⁾, hieher transportirt worden. Dies war faktisch, wie sich der Verf. beim Transporte kleinerer Architekturstücke bergab persönlich überzeugt hat, unmöglich. Die oben zur Verwendung kommenden Hausteine mussten aus nächster Hand, d. h. von der direct unten gelegenen Gräberstrasse bezogen worden sein. — Diese hatte zudem hier eine prächtige Lage. Ringsum nach West, Nord und Ost die grünen Höhen des Lauterthales, den Südost der weite Blick auf den sich abbrechenden Rand des Hart-

gebirges und seine Felskuppen: Drachenfels und Kalmst. Für die Bewohner des Römerkastelles ein idyllisch gelegenes Todtenfeld zu Füssen der schützenden Feste mit ihren hohen Zinnen und Thürmen!

Schliesslich haben wir hier nur dasselbe Verhältniss wie bei den Limes-Kastellen zwischen Lage des Kastelles und des Gräberfeldes. Genau korrespondirt die Lage des Gräberfeldes und der Gräberstrasse am Südfuss der bekannten Saalburg mit unserer „Heidenburg“. Nur dass dort die Gräberstrasse direct in die porta decumana eintritt, während hier der „alte Weg“ einen Umweg nach Nordosten von wegen der Steigung machen muss (vgl. v. Cohausen: „Der römische Grenzwall in Deutschland“ 1. Lieferung Taf. XIV. „Castel Saalburg“). —

Wie entstand, fragen wir zuletzt, unser Trümmerfeld am Südfuss des „Heidenburg“? Ohne Zweifel entnahm die fremde Soldateska der Diokletianischen Zeit, in welche etwa die Nenanlage der „Heidenburg“ fällt, hier unten ohne jede Rücksicht den Grabbauern an Hausteinen, was zum Transport nach oben tauglich schien; die anderen zu schweren und zu leichten Werkstücke liess man in Trümmern liegen, bis sie später z. Th. durch die Bauern der Umgehung als Baumaterial nach unten gelangten, z. Th. durch die Humusdecke der Jahrhunderte dem suchenden Auge entzogen wurden. Hier fanden die Reste die Forscher der Gegenwart. Aus den Denksteinen wird an Ort und Stelle ein zweites Lapidarium errichtet.

Central-Comité

zur

Errichtung eines Denkmals für Hermann von Helmholtz.

Berlin, im Januar 1896.

Bald nach dem am 8. September 1894 erfolgten Tode von Hermann von Helmholtz haben sich zur Errichtung eines Denkmals für den Verstorbenen Vertreter fast aller Kulturvölker, den verschiedensten Berufsarten und Ständen angehörig, vereinigt und einen Aufruf erlassen. Infolge dessen ist nun bisher zwar eine recht beträchtliche Summe eingegangen; sie reicht aber nicht aus zu einem der Bedeutung des grossen Todten würdigen Denkmals.

Wir dürfen daher nicht unterlassen die Theilnahme weiterer Kreise für unsere Bestrebungen in Anspruch zu nehmen und wenden uns dabei auch an die naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands, dem Hermann von Helmholtz bei nicht nur der Amant unserer Naturkenntnis als einem folgenreichen, fort in sich gegründeten System mächtig gefördert, sondern zugleich auch ein fast unerschöpfbares Fülle von sinnvollen neuen Thatsachen aus kennen gelehrt.

Wir geben uns der Hoffnung hin, dass ihr Vereln und seine Mitglieder gerne bereit sind, eine Initiative zu einem Denkmal für den grossen Gelehrten zu geben und, wenn möglich, auch die anderen Kreise ihrer Stadt zu Beiträgen anzuregen.

Hausnummern ertheilen wir direct an den unterzeichneten Schatzmeister.

Dr. R. Delbrück, Staatsminister, Vorsitzender.

Dr. Arthur König, Prof. a. d. Universität, Schriftführer, Berlin N.W., Pflanzengasse 1.

Handelsbank u. Co., Schatzmeister, Berlin W., Jägerstrasse 40/50.

¹⁾ Ueber die dortigen Funde, bes. den Attis vgl. Correspondenzblatt d. d. Gesellch. für Anthropologie 1895 Nr. 4 S. 30—31.

I. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel.

Vorversammlung in Driburg.

Die „Gräfte“ bei Driburg eine mittelalterliche Befestigung.

In dem Bericht über die XXVI. allgemeine Versammlung in Cassel legt Herr v. Stoltzenberg-Luttmersen seine Auffassung über die Ergebnisse der Ausgrabungen bei Driburg dar unter der Überschrift „Das vielgesuchte Schlachtfeld im Teutoburger Walde ist endlich gefunden“.

Herrvorige Mitglieder der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, welche bei der Ausgrabung zugegen waren, sind mit mir der Meinung, dass jene Auffassung gänzlich in die Irre geht und hier nicht wiederlegt bleiben darf. Es ist nicht das Geringste zu Tage gekommen, was auf einen römischen Ursprung der Gräfte schliessen lassen könnte; vielmehr vereinigen sich alle Fundamentale zu dem klaren Resultat, dass wir es mit einer mittelalterlichen Befestigung zu thun haben, wie solche in dieser Form in Westfalen und Rheinland jetzt schon in grösserer Zahl aufgefunden werden können.

Die Anlage der „Gräfte“ zeigt in der Mitte einen vierkantigen Hügel von etwa 11 m Durchmesser, um ihn herum doppelten Graben und Wall und zwar von innen nach aussen Graben—Wall—Graben—Wall, so dass in Aussen ein Wall liegt. Im Süden ist ein kleines Wallviereck vorgelegt und im Norden wird die ganze durch einen Längswall gedeckt.

Herr v. Stoltzenberg-Luttmersen hielt die Anlage ihrer regelmässigen Form wegen und weil die Bauern ihm erzählten, dass darin hunte Scherben gefunden seien, von denen er selbst aber nichts mehr zu sehen bekam, für römisch und sprach die Vermuthung aus, dass der mittelste Hügel vielleicht die ara Drusi berge. Herr v. Stoltzenberg hat dann 1888 in der „Gräfte“ gegraben und will demnach „die Trassen zweier kleiner Amphoren, die mit bedeutender Kunstfertigkeit auf der Drehscheibe gefertigt waren“ gefunden haben, im Uebrigen aber nur Mittelalterliches, so dass er im Umstube die Ausgrabung plötzlich abbrach. In den folgenden Jahren ist er dann aber in der Auflassung Holzermanns zurückgekehrt und hat dessen Vermuthung bei sich immer mehr zu einer festen Überzeugung ausgebildet. So lud er im August 1895 die deutsche anthropologische Gesellschaft ein zur feierlichen Ausgrabung des „Drususaltars“.

Den Befund dieser Ausgrabung haben wir, die wir an Ort und Stelle am meisten unsere Meinungen auszusprechen, in folgendem Protokoll niedergelegt.¹⁾

Ausgrabungs-Protokoll.

Am 6. und 7. August 1895 wurden durch den Freiherrn v. Stoltzenberg-Luttmersen im Beisein des

¹⁾ Herr Geh. Rath Virchow ersuchte uns, ihn von der Unterschrift zu entbinden, da er nur ganz kurze Zeit und damals sehr unwohl an der Ausgrabungsstelle verweilt habe. Herr Sanitäts-Rath Dr. Bartels hat durch unglückliche Verhältnisse dieselbe erst bei Dunkelwerden erreicht, als die Arbeit eben eingestellt wurde.

Vorsitzenden und vieler Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft an der „Gräfte“ bei Driburg Ausgrabungen gemacht, welche folgendes Ergebnis hatten.

In dem vierseitigen Kernwerk wurde an der Nordseite die Mauer freigelegt. Dieselbe war 2,10 m stark und hatte nach aussen hin einen Bankettvorsprung von 0,12 m. Das Mauerwerk reichte bis zu das Grundwasser hinein. Aussen vor dieser Mauer wurden Scherben gefunden von granochwarzer, klingelnd hart gebrannter und meist geriefelter Thonwaare, hinter der Mauer eine ziemlich platte eisene Pfeilspitze (mittelalterlicher Bolzen) und ein grösseres eisernes Messer, dazu drei grosse Nägel und ein Ebernahn.

Ferner wurde in der Südostecke des ersten Umfassungswalles ein Einschnitt von Westen nach Osten gemacht und bis an den gewachsenen Boden hinabgeführt. Hier fand sich eine Brandschicht von 8 m Länge und 2,45 m Breite. Im Westen, also nach dem Kern des Werkes zu, fand sich über dem gewachsenen Boden zunächst eine 0,20–0,30 m starke Schicht schwarzer Erde, hierüber eine harte, nämlich waggericht ausgeglichene Steinschicht 0,10–0,15 m stark, darüber eine Schicht gelochten, noch nicht abgedundenen Kalkes, ohne Beimengungen, etwa 0,50 m stark; über dieser Schicht lag rothe Branderde gegen 0,50 m stark. An manchen verbrannten Lehmklötzen sah man deutlich die Abdrücke von mehreren runden Holzern neben einander, sowie von Balken mit knöchigen Vorsprüngen, und öfter hatte sich an der Aussen Seite durch den Brand Glasur gebildet. Nach Osten hin lag unter der Brandschicht eine ungefähr 0,20 m starke Schicht Holzkohlen.

In dieser ganzen Brandschicht wurden grüne, gelblich-weiße und röthliche Thonscherben gefunden, alle hart gebrannt und zumest geriefelt. Es überwogen die grünen; bei den gelblich-weißen fanden sich noch Spuren von Glasur.

Gegenstände, die man etwa für römisch hätte halten können, kamen nirgend zu Tage.

Geh.-R. Prof. Dr. Waldsayer, a. Vorsitzender der deutschen Anthr. Ges. 3. Nov. 95.

Geh.-R. Dr. Grempler, Direktor am schles. Prov.-Museum zu Breslau.

Dr. Mertens, Director des Alterthumsvereins Paderborn. 14. Nov. 95.

Biermann, k. Banrath, Paderborn. 13. Nov. 95.
Dr. Schuchhardt, Direktor des Kestnermuseums in Hannover.

Dieser Befund zeigt ganz deutlich, dass wir es mit einer einheitlichen mittelalterlichen Befestigung zu thun haben. Herr v. Stoltzenberg selbst spricht von der „unzweifelhaften Thatsache, dass die mittlere abgestumpfte Pyramide in mittelalterlichen Zeiten einen Holzburg getragen habe, dass dieser Holzburg durch Brand zerstört war und dass seine Vertheidiger mittelalterliche Bolzensgeschosse geführt hatten, da solche gefunden wurden.“ Aber in der grossen Brandschicht in der Ecke des Umfassungswalles meint er, „ist das Crematorium klargelegt, in welchem die Knochenreste

der erschlagene römische Krieger verbrannt waren.* Und doch war nach diese Schicht bis unten hin mit mittelalterlichen Scherben durchsetzt und die Menge von Klößen verbrannten Lehm mit Balkenabdrücken darin machten es uns völlig klar, dass auch hier, wie in der Mitte, ein Holzbau gestanden habe, der verbrannt und zusammengefallen war. Die Art und Bestimmung dieses Holzbaues blieb zunächst noch zweifelhaft, bis die Bemerkung des Oberst v. Steinwehr-Hannover, dass nach der schmalen aber langen Erstreckung der Brandschicht (2½/3 m) wohl am ehesten eine Pforte, einen unter dem Walle durchführenden Gang zu denken sei, nach hier die Lösung brachte. Einen aus Steinen gewölbten Durchgang unter dem Walle habe ich in der dem 14. Jahrhundert angehörenden Erdbefestigung des Sassensteins im Kaufunger Wald gefunden und durch Ausgrabung freigelegt. (Atlas vorgesch. Befest. in Niedersachsen Heft IV S. 32.) Bei der Gräfte bestand die Konstruktion aus Holz und Lehm und wohl im Unterbau aus kleinen Steinen und Kalk. Der Annahme einer solchen Pforte entspricht auch die Beobachtung, die Herr v. Stolzenberg und mehrere von uns gemacht haben, dass über der Brandschicht sich 1-2 Fuss Wälle befanden. Vielleicht ist diese Unterführung auch nur ein Wasserdurchlass gewesen, der das Wasser, welches der vorbeifließende Bach lieferte, von dem äusseren in den inneren Graben führte.

Die Gräfte ist mit ihrer Gestalt und ihrem Ausgrabungsbefunde nun aber heute keineswegs mehr das Unicum, für das Hölzermann sie hielt und Herr v. Stolzenberg sie noch hält. Schon Hölzermann war aufgefallen, dass „die Hügel bei Gartrop“ die er auch angemessen mit „die Hügel bei Gartrop“ (Taf. XXI) eines sehr ähnlichen Grundrisses haben. Auch hier ist immer das Hauptstück ein viereckiger Hügel, umgeben von allerdings nur einfachem, aber sehr starkem Graben und Wall und mit einem kleinen nwallten Vorplatze ausgestattet. Diese Hügel hielt Hölzermann entsprechend seiner Auffassung von der „Gräfte“ für römische oder altgermanische Opferstätten. Ich habe ihrer zwei bei Gartrop ausgegraben und dazu noch die ähnliche aber mit vierfacher Umwallung versehene Befestigung bei Hünxe, die Hölzermann noch nicht kannte. In allen drei Fällen zeigten sich Spuren des aus Lehm und Holz konstruirten Thurmes und dazu eine Menge mittelalterlicher Scherben, sowie eiserne Bolzen und Nägel.

Eine wesentliche Bereicherung der Liste dieser Warten hat dann noch C. Koenen gebracht in dem letzten 96. Bande der Bonner Jahrbücher S. 359 ff. Drei Warten, bestehend aus stark unwallten viereckigen Hügeln mit viereckigen Vorplätzen, an einer alten Landwehr zwischen Ost- und Westlohringen gelegen, hat Koenen ausgegraben und jedesmal die Spuren des Thurmes und frühmittelalterliche Scherben und Geräte gefunden. Die Scherben hält Koenen für karolingisch und der Zug der Landwehr beschränkte nach seiner Darlegung die alte Grenze zwischen dem Gebiete Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen, so dass die Wehr mit den Warten zwischen 870 und 876 angelegt wäre.

Alle diese Warten: die Gräfte, die Hügel bei Gartrop, die Befestigung bei Hünxe und die lohringischen Hügel haben noch das mit einander gemein, dass jede an einem Bache angelegt ist, dessen Wasser in die Gräben der Befestigung hineingeleitet wurde, und noch das Zweite, dass bei ihnen immer ein äusserer der Wall liegt, während s. B. bei römischen Befesti-

gungen sich vor dem Wall immer noch ein Graben befindet.

Dass die Gräfte von Driburg somit zu dieser Art von mittelalterlichen Befestigungen gehört hat, steht ganz ausser Zweifel. Sie ist als solche wohl sicher von der nur ¼ Meile entfernten Iburg angelegt worden, um die Heerstrasse, die gegen Süden hind darauf in ein Defilé eintritt, zu bewachen.

Es fragt sich nun bloss noch, ob man die Berechtigung hat, eine schon frühere, vielleicht sogar römische Benutzung derselben Stelle anzunehmen, wie Herr v. Stolzenberg es thut. Diese Berechtigung kann natürlich nur gewonnen werden durch entsprechende Funde. Die viereckige Gestalt des Grundrisses, die ja auch bei den andern mittelalterlichen Warten wiederkehrt, beweist kein Römerthum, und die weiteren grossen Walllinien um die Gräfte herum, aus denen Herr v. Stolzenberg ein römisches Legionärs-lager konstruirt, sind durchaus anerkannt. Es wurde am Morgen des 7. August wohl dergleichen vermutet, aber als ich nachher mit Herrn Hauptmann v. Bärensfels s. B. die Linie ausgrub, die von der Südostecke des Vorplatzes gegen Osten sich fortzusetzen schien, stellte sich dieselbe sofort als die Weghecke eines, stellte sich entlang laufenden Fasnages heraus. Die Hölzermann'sche Aufnahme ist durchaus richtig und vollständig, und der hier verzeichnete im Norden angelegte Wall findet seine Analogie in mittelalterlichen Warten (Hünxe). An Einzelenden ist 1895 nichts zu Tage gekommen, was sich für römisch halten liesse. 1888 freilich will Herr v. Stolzenberg zwei Torsen von Amphoren oder, wie er an anderer Stelle stärker sagt, zwei Amphoren von auffallend römischer Form gefunden haben. Diejenigen, welche damals der Ausgrabung beigewohnt haben und besonders die Aufwahrerin der Fundstücke, Frau v. Cramm-Sierstorff, haben mir versichert, dass es sich nur um zwei kleine Bruchstücke von Gefässböden aus rothem Thon gehandelt habe, die Herr v. Stolzenberg für Terra sigillata nahm. Rother Thonware kommt natürlich mehrfach im Mittelalter häufig vor und wurde auch 1895 mehrfach wieder mitgefunden. Die in Rede stehenden kleinen Scherben haben mit den anderen Funden in Cigarrenkisten verpackt langere Zeit auf einem Hausboden in Driburg gestanden, bis der Dachstuhl abbrannte und sie vernichtete. So ist das Einzige, worauf Herr v. Stolzenberg seine römische Theorie noch mit einem Schein von Recht stützen könnte, leider für ewig verloren gegangen.

Da Herr v. Stolzenberg seine Ansicht in dem weiterbreiteten Correspondenzblatte für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit solcher Zuvoricht und gewissermassen unter der Aegide der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, von deren Mitgliedern eine Anzahl bei der Ausgrabung zugegen war, vortragen hat, so könnten ferner Strebende, falls kein Widerspruch erfolgt, die Sache für erledigt und im Sinne des Herrn v. Stolzenberg entschieden ansehen. Deshalb erschien es notwendig, der gegentheiligen Ueberzeugung sunstich schon hier auf denselben Stells Ausdruck zu geben. Ich darf aus demselben Stells erklären, dass die Herren Geheimerath Waldeyer und Geheimrath Grempler meine durchaus abweichende Ansicht völlig theilen.

Von einer Wiederentdeckung des varianischen Schlachtfeldes kann keine Rede sein. Die Gräfte bei Driburg ist in völlig einheitlicher Anlage und ohne irgend welche Spuren früherer Kultur eine mittelalterliche Befestigung. Dr. Schuehhardt.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. R. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz. Von M. Schlosser. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: Württembergischer Anthropologischer Verein in Stuttgart. — Literarische Anzeigen von G. Fischer's Verlag in Jena und Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz.

Von M. Schlosser.

Im vergangenen Herbst brachten die Tagesblätter die Nachricht, dass bei Velburg in der Oberpfalz eine neue Höhle entdeckt worden sei, welche, abgesehen von der Schönheit ihrer Tropfsteingebilde, auch deshalb grösseres Interesse verdient, weil sie zahlreiche Thierknochen und verschiedene Artefacte des prähistorischen Menschen enthält. Herr Geheimrath Prof. v. Zittel beauftragte mich diese Höhle zu untersuchen, eine Aufgabe, der ich mich um so lieber unterzog, als hier die Garantie gegeben war, jene Reste noch auf ihrer ursprünglichen Lagerstätte anzutreffen, während die fränkischen Höhlen fast sämmtlich schon zu einer Zeit ausgeheutet worden sind, wo man zu scharfer Unterscheidung der einzelnen Schichten noch nicht zu achten gewohnt war, weshalb auch ihr Inhalt für eine genauere Chronologie wenig geeignet erscheint.

Was nun die topographischen Verhältnisse der neuen Höhle betrifft, so befindet sie sich am Südschlage des nördlich von St. Coloman, $\frac{1}{2}$ Stunde von Velburg gelegenen Höhenzuges und streicht ungefähr in der Richtung von West nach Ost. Ihre Länge beträgt wenigstens 400—500 Meter, doch war ihr wirkliches östliches Ende zur Zeit meiner Anwesenheit noch nicht vollkommen sicher ermittelt. Die kleineren tiefer gelegenen Kammern zeichnen sich durch ihren Reichthum an herrlichen Tropfstein-Gebilden aus, dürften aber wohl zeit-

weilig zum Theil unter Wasser stehen. Die grösseren und höher gelegenen Kammern entbehren zwar jenes Schmuckes, sind aber für uns insofern wichtiger, als sie eine nicht unbedeutliche Anzahl von Thier- und Menschenresten geliefert haben. Der Boden dieser grösseren Kammer ist meist mit Gesteinsblöcken übersät, an der Decke zeigen sich Anfänge von Tropfsteinbildung in Gestalt kurzer wassererfüllter Röhren von Bleistiftstärke, auch sind die Knochen häufig mit einer mehr oder minder dicken Sinterkruste überzogen.

Anfangs war der Zutritt zu der Höhle nur durch einen einzigen Schacht ermöglicht, nachträglich aber stellte sich heraus, dass noch mehrere Eingänge vorhanden sein müssten und war man bei meiner Anwesenheit damit beschäftigt, den zweiten Eingang für die Besucher praktikabel zu machen. Er mündet in den grössten Raum der Höhle und ist auch insofern wichtig, als durch ihn ein grosser Theil der Thierknochen, sowie alle Reste und Artefacte des Menschen in die Höhle gelangt sind.

Der dritte Eingang befindet sich in nächster Nähe des zweiten, hat aber für uns keine Bedeutung, denn ausser Folstrümmern ist durch ihn sicher nichts weiter in die Höhle gelangt. Auch hat es fast den Anschein, als ob dieser Schlupf erst in späterer Zeit und zwar durch Menschenhand verrammelt worden wäre, um den die Höhle bewohnenden Füchsen und anderen Raubthieren den Ausgang zu verwehren. Der vierte Eingang ist nahe dem östlichen Ende der Höhle. Er wird

offenbar noch jetzt von Füchsen und Mardern benutzt, denn in seiner Nähe finden sich Knochen von frisch erbeuteten Thieren, darunter auch von Geflügel, Knochen und Kiefer von vorwiegend jungen Füchsen und überdies sogar frische Losung. Durch diesen Schlupf ist eine grössere Menge von Löss in die Höhle herabgefallen, in dem ich jedoch keine Thierreste entdecken konnte.

Was nun die Thierknochen selbst betrifft, so sind dieselben nicht bloss auf verschiedene Weise in die Höhle gelangt, sie gehören vielmehr sicher auch ganz verschiedenen Perioden an. Die ältesten sind selbstverständlich die Ueberreste des Höhlenhären. Sie fanden sich oberflächlich auf den Felsblöcken zwischen dem ersten und zweiten Eingang, nach glaube ich einen stark mit Tropfstein incrustirten Schälde hochachtet zu haben, dessen genaueren Platz ich jedoch nicht mehr anzugeben vermag. Es stammen diese Reste von Individuen, welche die Höhle selbst bewohnt haben und auch darin verendet sind. Ihre Zahl war indess ziemlich gering, denn bis jetzt wurden nur wenige Extremitätenknochen und Wirbel aufgefunden.

Die meisten Knochen stammen von Haus- thieren, vorwiegend von Schwein und Rind, seltener von Schaf und Pferd. Sie sind durch den erwähnten zweiten Eingang in die Höhle gelangt. Dem Erholungsstande nach hat es fast den Anschein, als ob auch sie zwei verschiedenen Perioden angehörten. Ein Theil stammt vermuthlich bereits aus der Zeit des prähistorischen Menschen, denn Artefacte desselben — Broncespirale und Bronzenadel — sowie zahlreiche Holzkohlen wurden zusammen mit solchen Thierknochen gefunden. Der grössere Theil aber dürfte wohl erst aus historischer Zeit stammen, und hat die Vermuthung Federl's, des Entdeckers der Höhle, dass etwa bei einer Seuche die gefallenen Thiere in die Höhle geworfen worden wären, in der That viel Wahrscheinlichkeit für sich. Dagegen glaube ich das Vorkommen der Thierknochen aus früherer Zeit, sowie das Vorkommen der Artefacte und Holzkohlen darauf zurückführen zu sollen, dass vor der Höhle eine prähistorische Station bestand, deren Abfall in Folge einer Senkung des Bodens in die Höhle gestürzt sind. Für eine solche Senkung spricht in der That der Umstand, dass in dem unmittel- bar aus diesem Eingange greuzenden Theile der Höhle, dem „Erhain“ — nach einem der ersten Erforscher der Höhle benannt — die mehr als fussdicken Stalaktiten fast sämtlich in gleicher Höhe abgehrochen, die ihnen entsprechenden Stalagmiten aber umgefallen und zum Theil durch Felsbrocken verdeckt sind. Ueberdies zeigen auch die Fels-

wünde, sowie der Höhlenhoden mehrfache Verwerfungen und ist aus diesen heiden Erscheinungen sogar der ungefähre Betrag — 2 Meter — zu ermitteln, um welchen sich der Boden gesenkt hat. Bei diesem Vorgang musste auch die ihrer Stütze beraubte, vor der Höhle befindliche Cultur- schicht in die Tiefe stürzen. Nächstlich wurden dann noch durch die in der Höhle angesammelten Tropfwässer die leichteren Knochen, insbesondere aber die Holzkohlen, nach den tieferen Theilen der Höhle verschwennt und hier in eine dicke, aber durchscheinende Tropfsteinkruste eingehallen.

Die Menschenknochen — Oberkiefer eines jugendlichen Individuums, Schädelsknochen und das angehrante Ohreende eines Humerus — habe ich Herrn Prof. J. Ranke zur näheren Untersuchung übergeben, doch scheinen diese Reste aus späterer Zeit zu stammen.

Dass die Höhle noch jetzt von Raubthieren bewohnt wird, und daher Knochen der von ihnen erbeuteten Thiere, sowie von Füchsen und Mardern, insbesondere von jungen Individuen namentlich in der Nähe des vierten Eingangs vorkommen, habe ich bereits erwähnt. Mehr Interesse verdienen die Knochen und Kiefer von zwei *Vespertilio*-Arten, da sie in einem lockeren Kalktuff eingestettet sind und daher eher für fossil gehalten werden könnten. Die Bildung dieses Tuffes dauert indess noch in der Gegenwart fort, wo auch die Höhle noch jetzt von Fledermäusen bewohnt wird, weshalb wir auch diesen Resten kein höheres Alter zuschreiben dürfen.

Wir haben somit in der „König Otto-Höhle“ sowohl Reste von Thieren, welche entweder früher — Höhlenbär — oder noch in der Gegenwart — Fledermäuse und Raubthiere — in der Höhle gelebt haben, als auch solche, welche bloss durch Zufall, zum Theil direct durch die Thätigkeit des Menschen, zum Theil durch Raubthiere in die Höhle gelangt sind, und zwar lassen sich nach dieso wieder auf verschiedene Zeiträume — prähistorische (Bronce-Periode) Zeit, Mittelalter (?), oder neuere Zeit, und Gegenwart — vertheilen; ganz ähnliche Verhältnisse zeigt die Charlottenhöhle bei Hürben in der Nähe von Giengen a. d. Brenz, über welche kürzlich Eherhard Fross¹⁾ berichtet hat.

Ich möchte noch darauf hinweisen, dass nur dem Boden unserer Höhle noch ausserordentlich Kalkgerölle vorkommen, — auch in der hochacharten Breitenwienener Höhle hat man solche hochachtet —. Ihre Herkunft ist völlig räthselhaft, denn in der

¹⁾ Jahres-Hefto des Verrioo für Natorkunde in Württemberg. 1894. S. LXII.

ganzen Gegend sind ähnliche Geröllschichten nirgends über Tag anzutreffen. Sind dieselben durch Fluthen in die Höhle verschwemmt worden oder kamen sie durch den Menschen in die vor der Höhle befindliche Culturetschicht und aus dieser dann erst später in die Höhle selbst?

Ausser der soeben besprochenen „König Otto“-Höhle und der schon früher durchforschten, durch ihres Reichthum an Höhlenhären-Resten ausgezeichneten Breitenwiener Höhle hat die Umgebung von Velburg noch eine ziemliche Anzahl grösserer und kleinerer Grotten aufzuweisen²⁾. Zwei grössere solcher, hier „Holloch“ genannten, Höhlen befinden sich nur 2 Kilometer von Velburg entfernt, bei St. Wolfgang. Die eine von ihnen enthält ziemlich viele Knochen; ich selbst fand im Vorraume frei auf dem Boden liegend einen Handwurzelknochen von Höhlenbär. Da jedoch beide Höhlen früher als Bierkeller gedient haben und ihr Boden deshalb an verschiedenen Stellen eingeebnet, bezw. aufgefüllt worden war, so erschien mir eine systematische Ausgrabung von vorneherein ziemlich überflüssig, da ich hier ja doch keine ungestörte Lagerung etwaiger Thier- und Menschenreste erwarten durfte. Inwiefern liess ich, um ganz sicher zu gehen, an den Seiten und in einem Nebengang der Vorhalle Gräben ziehen, die jedoch schon in ganz geringer Tiefe auf den Felsen trafen, ohne irgend welche Reste zu liefern. Um so mehr versprach ich mir von der Ausgrabung der zwischen den beiden genannten Höhlen befindlichen Felsnische und hatten hier meine Forschungen auch reichlichen Erfolg, insofern ich wirklich ein deutliches Profil verschiedener prähistorischer Schichten feststellen konnte, ähnlich jenem von Schweizersbild bei Schaffhausen, während in Franken eine derartige Schichtenfolge bis jetzt noch nicht zu beobachten war.

Mein Ergebniss an anthropologischen Funden steht nun allerdings weit hinter denen, welche an jener berühmten schweizerischen Localität gemacht wurden, zurück, dagegen kann sich meine Ausbeute der aus der tiefsten Schicht — der Nagerschicht stammenden Wirbeltier-Reste, sowohl was den Arten- als auch den Individuen-Reichthum betrifft, so ziemlich mit den Aufsammlungen von Dr. Nuesch am Schweizersbild messen.

Die Nische misst an der einen Längsseite 6, an der anderen 5,5 Meter, an der Rückwand 3,5,

²⁾ Bald nach meiner Abreise von Velburg wurde auch bei Krumpenwien, etwa 3 Kilometer von der König Otto-Höhle, eine sehr grosse Tropfsteinhöhle entdeckt, die jedoch bis jetzt keine organischen Ueberreste geliefert hat.

an ihrer Oeffnung 4 Meter; ihre Höhe beträgt mindestens 3 Meter und bot daher dem prähistorischen Menschen wenigstens zu vorübergehendem Aufenthalt genügend Raum. Für einen solchen Aufenthalt war sie bei ihrer vollkommen windstillen, sonnigen Lage wohl geeignet.

Da bei der vorgerückten Jahreszeit eine Unterbrechung der Ausgrabung zu befürchten stand, liess ich nacheinander Gräben ausheben in der Reihenfolge der römischen Ziffern — siehe die Skizze — um bei einer etwaigen Einstellung der Arbeiten noch für günstigere Zeit unberührte Stellen übrig zu lassen. Indess gestattete die Witterung eine vollständige Erforschung und Ausbeutung der Localität und zwar in der kurzen Zeit von vier Tagen.

Fig. 1.

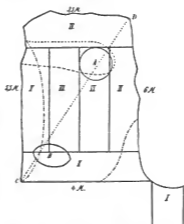
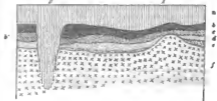


Fig. 2.



Die römischen Ziffern geben die Reihenfolge der Gräben an. A Feuersteine. B Leichenbrand. CD Richtung des Profils in Fig. 2.

----- Lage der Felsplatte.
 ----- Grenze der Nagerschicht.
 a Humus. b schwarze Schicht. c braune Schicht. d weisse Sand. e weisse Nagerschicht. f gelbe oder Hauptnagerschicht. g Felsbrocken und Sand. h Felshaut. i Felshaut.

Der erste Graben (I) wurde senkrecht zu der die Felsnische begrenzenden Wand gezogen. Er gab jedoch nur steriles Erdreich und bei 1.2 Meter Tiefe blossen Felsboden, hingegen liess bereits der zweite, die beiden Seiten der Nische verbindende Graben (II) ein deutliches Profil erkennen, nämlich:

0.5 Meter gewachsenen Boden mit Resten des Höhlenhären und Topfscherben,

0.5 Meter neolithische Schicht — 0.2 M. schwarze Erde mit Bronzeßibel und 0.3 M. braune Erde —,

0.1 Meter gelbe, lössartige Nagerschicht, darunter Felsen.

An der Rückwand der Höhle (Graben IV) reichte der gewachsene Boden ebenfalls bis 0.5 Meter hinab, dann folgte eine Schicht mit Kohlen und eine mit Steinen — zusammen 0.5 Meter, hierauf wiederum die Nagerschicht 0.1 Meter und zuletzt gelber Dolomit-Sand und Felsboden. An der einen Seite der Höhle (III) traf ich ebenfalls 0.5 Meter gewachsenen Boden, darunter die schwarze Schicht, auf welche vorne nur Steine und zersetzter Fels, weiter hinten aber die Nagerschicht in einer Mächtigkeit von 0.5 Meter folgte. Die andere Seite (V) liess keine deutliche Schichtung erkennen; nach 0.5 Meter Erde kam bereits zersetzter Felsen. Auch in der Mitte der Nische (VI und VII) hatte der gewachsene Boden eine Mächtigkeit von ca. 0.5 Meter. Darunter kam weisser Dolomit-Sand mit kleinen Felsbrocken von 0.1 — 0.3 Meter Mächtigkeit, dessen tiefere Lagen Nager- und Vogel-Reste enthielten, hierauf folgte die gelbe Nagerschicht zuletzt ohne Fossilien und am Schluss Felsen.

Zwischen IV, V, VI und VII zieht sich schon in geringer Tiefe eine Felsplatte hin, auf welcher die Nagerschicht hoch heraufreicht, allerdings in ihren oberen Lagen nicht als lössartiger Lehm, sondern als weisser Sand entwickelt. In diese greift bei A eine Partie Kohlen, angebrannter Knochenrümpfer von Wiederkäuern und angebrannten Steinen ziemlich tief herab; wir haben also aller Wahrscheinlichkeit nach eine Feuerstätte vor uns. Bei B war die schwarze Erde selbst bei 2 Meter Tiefe noch nicht zu Ende, und scheint hier ein Spalt in den Felsen hinabzuleiten, wenigstens konnten Schauffelteile bis an das Eisen hinabgesteckt werden. Die Erde war namentlich gegen die Tiefe zu stark mit Kohlentheilchen gemischt, nach Topfscherben fanden sich häufiger als in den übrigen Theilen der Felsnische, weshalb ich wohl die Vermuthung aussprechen darf, dass hier ein Leichenbrand bestattet worden sei.

Der gewachsene Boden heht sich zwar meistens ziemlich scharf von der darunter befindlichen braunen und schwarzen Lage ab, in Wirklichkeit dürfen wir

jedoch wohl auch diese oberste Lage noch theilweise den neolithischen Schichten zurechnen, wenigstens lassen sich die Topfscherben und Feinzerstärkafälle der tieferen Lagen absolut nicht von denen, die bereits nahe der Oberfläche vorkommen, unterscheiden. Auch scheinen die Bruchstücke der Röhrenknochen in den tieferen, sowie in den höheren Lagen von den gleichen Thierarten — namentlich von Boviden — herzuführen. Auch zwei Artefacte fanden sich in oder nahe der Humusschicht. Die verschiedene Färbung der neolithischen Schichten ist daher wohl eher durch die mehr oder weniger weit vorgeschrittene Zersetzung der Humussubstanzen als durch Annahme wirklich verschiedener Perioden zu erklären. Die schwarze Erde der tieferen neolithischen Lagen rührt augenscheinlich von heimgemengten Kohlentheilchen her. Die in dieser Weise zusammengefasst über der Nagerschicht vorhandenen neolithischen Schichten lieferten Reste von folgenden Thieren:

<i>Felis catus ferus</i> Linn.	Unterkiefer,
<i>Mustela martes</i> Linn.	2 Wirbel,
<i>Vulpes vulgaris</i> Linn.	Eckzahn,
3 Metatarsale,	
<i>Lupus vulgaris</i> Linn.	3 Metacarpalia, 1 Phalange,
<i>Ursus spelaeus</i> Blumh.	zahlreiche isolirte Zähne,
	Knochen von Hand und Fuss, 1 Wirbel,
<i>Hynaea erocuta</i> Zimmerm.	var. <i>spelaeus</i> ,
	4 Phalangen,
<i>Equus caballus</i> Linn.	2 Zähne,
<i>Sus scrofa ferus</i> Linn.	3 Unterkiefer, 1 Schädel-
	fragment, 2 Metacarpalia etc.,
<i>Sus scrofa domesticus</i> Linn.	1 Wirbel,
<i>Bos</i> (Bison?)	1 sehr grosse Phalange,
<i>Bos taurus</i> Linn.	4 isolirte Zähne, Phalangen,
<i>Cervus elaphus</i> Linn.	1 Zahn, 2 Carpalia, Phalangen,
<i>Rangifer tarandus</i> Linn.	2 Geweihfragmente,
	3 Phalangen,
<i>Lepus timidus</i> Linn.?	variabilis Pall? Scapula,
	Sternalknochen,
<i>Lagopus alpinus</i> Nilss.	Flügel- u. Fussknochen,
<i>Lagopus albus</i> Gmel.	Flügel- u. Fussknochen,
Vollständige Kiefer oder ganze Röhrenknochen von grösseren Thieren waren nicht vorhanden, die zahlreichen Knochenrümpfer zeigten weder Spuren von Bearbeitung noch von Benagang, nur eine einzige Fibula von Rind war zu einem Pfriemen verarbeitet.	

Von Mensch liegen 3 Metacarpalieu, Phalangen, 1 Humerusepiphyse und 1 Rückenwirbel vor, doch stammen dieselben ihrem Erhaltungszustande nach, insbesondere der Wirbel höchst wahrscheinlich aus späterer Zeit. Sie fanden sich auch ziemlich nahe an der Oberfläche. Feuersteine sind nicht sehr häufig; von einem bestimmten Typus derselben kann nicht gut die Rede sein, es handelt sich vielmehr wahrscheinlich um Ahfälle, nur zwei derselben könnten vielleicht als Schaber

gedient haben. Auch die Topfscheren gehen wenig Aufschluss über das genauere Alter der prähistorischen Schichten. Dagegen gehören die drei hieser erhaltenen Artefakte, eine Bronzenadel, der erwähnte knöcherne Pfeilröhrchen, sowie ein durchlocherter Wetzstein — wie er auch in Franken häufig vorkommt — sicher einer relativ späten Zeit an, denn sie lagen ziemlich nahe an der Oberfläche mit Ausnahme der Bronzenadel, die wohl auch nur durch Zufall weiter hinabgerathen war. Zu erwähnen wären noch als Spuren des Menschen einige Brocken von oktaedrischem Schwefelkies, der äusserlich zu Bolus verwittert war und daher als Farbe gedient haben wird, sowie die Holzkohlen, die oberhalb der Nagerschicht stellenweise geradezu einen vollständigen Horizont bilden. Leider reichen diese dürftigen Ueberreste nicht hin, um hier die Unterscheidung zwischen paläolithischer und neolithischer Zeit zu gestatten; auf die erstere könnten höchstens ein paar Silex, sowie die unterste Kohlenlage bezogen werden, vielleicht auch die (bei A gefundene) in die Nagerschicht hinreichende Feuerstätte. Dagegen wäre der (bei B vorhandene) Leichenbrand jedenfalls in die neolithische Periode zu rechnen.

Merkwürdiger Weise finden sich die Reste von Hältenhär, Ilyäne, Wolf und die wenigen Zähne von Pferd ganz nahe an der Oberfläche des gewachsenen Bodens, während sie doch ihrem heutigen Vorkommen nach sogar nur unterhalb der Nagerschicht zu erwarten wären. Ich zweifle jedoch nicht daran, dass diese Reste vom prähistorischen Menschen in den beiden benachbarten Höhlen aufgelesen und in unsere Nische verschleppt worden sind und zwar haben sie vernehmlich als Spielzeug oder Zierrath gedient, wozu sie ja wegen ihrer hübschen Farbe und ihrer mannigfaltigen und gefälligen Form recht gut geeignet waren. Die Reste von Renthier und Schachbuhn dagegen fanden sich nur in ziemlicher Tiefe und darf ihr Vorhandensein wohl als eine Andeutung der Periode von St. Madeleine, des Magdalénien oder der paläolithischen Zeit betrachtet werden.

Die weisse Sandschicht, welche in der Mitte der Nische unter den eigentlich prähistorischen Schichten folgt, an den Rändern aber höchstens durch lose Steine angedeutet wird, enthält wie die unter ihr befindliche gelbbraune Schicht, Reste von Nagern und Vögeln, jedoch in ziemlich geringer Anzahl. Ich konnte verschiedene *Arvicola*-Arten, sowie *Lagomys*, *Talpa*, *Sorex* und *Lagopus* darin nachweisen, von *Myodes* fand ich nur einen Humerus. Ob nun diese Art wirk-

lich noch dieser Schicht angehört oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Es bleibt daher auch eine offene Frage, ob wir es mit einem selbstständigen Horizont oder mit nur einer Faes der eigentlichen Nagerschicht zu thun haben, doch ist es nicht unmöglich, dass sie in der That die obere Nagerschicht vom Schweizerschild bei Schaffhausen vertritt. Um so gesicherter ist nun die Identität unserer „gelben Nagerschicht“ mit jener vom Schweizerschild, was aus der auffallenden Uebereinstimmung ihrer Faunen unzweifelhaft hervorgeht. Diese Uebereinstimmung erstreckt sich, wenn wir von dem Fehlen einiger seltener Arten absehen, sogar auf das Verhältniss der Individuenzahl bei den einzelnen Species, wie aus der kürzlich erschienenen Arbeit Nehring's: „Die kleineren Wirbelthiere vom Schweizerschild“²⁾ zu entnehmen ist. Ich konnte folgende Arten nachweisen:

- Talpa europaea* Linn. Maulwurf (selten),
- Sorex vulgaris* Linn. Spitzmaus (häufig),
- Vespertilio* „ „ „ Fledermause (selten),
- Plecotus auritus* Blas. „ „ „
- Mustela (Pogna) martes* Linn. Marder (selten),
- Foetorius erminea* K. u. Blas. Hermelin (ziemlich selten) [F. Krejci Woldf. p. p.]
- Foetorius vulgaris* K. u. Blas. Wiesel (ziemlich selten) [F. minutus Woldf.].
- Leucocyon lagopus* Linn. Eisfuchs (selten),
- Lepus* cfr. *variabilis* Pall. Schneehase (häufig),
- Lagomys pusillus fossilis* Desm. Pfeifhase (ziemlich selten),
- Sciurus vulgaris* Linn. Eichhörnchen (sehr selten),
- Mus* sp. Maus (selten),
- Myodes torquatus* Pall. Halsband-Lemming (sehr zahlreich);

Wühlmäuse, nämlich:

- Arvicola amphihius (terrestris)* Blas. (häufig),
 - „ *campestris* Blas. (häufig),
 - „ *arvalis* „ „ „
 - „ *agrestis* „ „ (sehr zahlreich),
 - „ *pregalis* „ „ „
 - „ *ratticeps* „ „ „
 - „ *nivalis* Mart. (häufig),
 - „ *glareola* Blas. (selten),
- Cervus elaphus* Linn. Edelhirsch oder *C. canadensis* var. *maral*, Ogilby? (sehr selten),
Sus scrofa ferna Linn. Wildschwein (sehr selten),
Turdus 2 sp.? Drossel (selten),
Fringillidae 2 sp.? Singvögel (selten),
Corvus monedula Linn. Dohle (selten),
Corvus (selten),
Tetrao tetrix Linn. Birkhuhn (sehr selten),
Perdis cinerea Linn. Heihuhn (sehr selten),
Lagopus alpinus Nilss. Alpenschachbuhn (sehr zahlreich).

²⁾ Denkschriften der Schweizer naturforschenden Gesellschaft. Bd. XXXV. 1896.

Lagopus albus Gmel. Moorschneehuhn (sehr zahlreich).
 Lacerta Eidechse (sehr selten).
 Rana Frosch (sehr).

Unter den Vögeln überwiegen bei Weitem die beiden Schneehuhn-Arten, unter den Säugthieren die Arvicoliden und der Halsband-Lemming, von welchem gegen 200 Unterkiefer vorliegen. Unter den Arvicoliden sind die häufigsten Arvicola gregalis und agrestis mit je 130 Unterkiefern, seltener sind schon ratticeps mit 55 und uivalis mit 44 Unterkiefern. Als verhältnismässig häufig wären auch noch Sorox vulgaris, Foctorius erminoa und vulgaris, sowie Lepus variabilis zu nennen. Die Schneehuhnreste verteilen sich auf mindestens 50 Individuen, doch waren deren noch viel mehr vorhanden. Indess unterliess ich es, dieselben sämtlich aufzulesen, da ich mein volles Augenmerk auf die Aufsammlung der doch unvergleichlich viel wichtigeren Nagethierkiefer verwenden musste.

Die Nagethierschicht bedeckt, wie obige Skizze zeigt, den Boden der Höhle zwar in ungleicher Tiefe, aber immer in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 0,1 Meter, hört aber unmittelbar am Ausgang, sowie an der einen Seitenwand der Nische vollständig auf. Eine befriedigende Erklärung für diese Thatsache vermag ich nicht zu geben. Wenn auch die lössartige Schicht, in welcher die Tierreste eingestettet sind, gleich dem Löss, von dem das vielfach angenommen wird, eine aeolische Bildung darstellen, die Tierreste selbst aber aus Raubvogelgewölben stammen sollten, wie Nehring anahnt, so lässt sich dies mit der scharfen räumlichen Begrenzung und der gleich bleibenden Mächtigkeit unserer Nagerschicht doch recht schwer in Einklang bringen. Hiugegen liessen sich beide Verhältnisse viel leichter durch Hochfluthen erklären. Dieselben hätten eben das vor der Nische befindliche Material fortgeführt, während das in derselben vorhandene in eine ziemlich gleichmässige dicke Schicht über die Vertiefungen des Höhlenbodens vertheilt wurde. Solche Hochfluthen müssten jedoch sehr bedeutende Dimensionen erreicht haben, denn die Thäler bei Velburg haben eine viel grössere Breite als jene in Franken. Indess liegt es mir ferne, mich entschieden für die eine oder andere dieser beiden Erklärungen auszusprechen zu wollen, doch würde ich zur Zeit auch keine besser befriedigende dritte Deutung anzugehen.

Es erübrigt mir noch, die Schichtfolge unserer Ablagerungen mit dem berühmten Profil vom Schweisersbild zu vergleichen:

Schweisersbild:
 Humusschicht,
 Graue Culturerschicht,
 Obere Breccien- oder Nagerschicht,
 Gelbe Culturerschicht,
 Untere Breccien- oder Nagerschicht.
 St. Wolfgang:
 Humusschicht,
 Schwarze und braune Schicht,
 Weisses Sand, obere Nagerschicht?
 Fehlt?
 Gelbe oder Hauptnagerschicht.

Die bisher erzielten Erfolge berechtigen zu der Erwartung, dass die bis vor Kurzem noch so vernachlässigte Umgebung von Velburg auch in Zukunft noch ein reiches Feld für prähistorische Forschung bieten dürfte.

Ich möchte nicht schliessen, ohne den lobenswürdigen Bürgern von Velburg für die freundliche Aufnahme und die vielfache Unterstützung, die mir von ihrer Seite zu Theil ward, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Hiemit verbinde ich den Wunsch, dass ihre auf die Erschliessung der so sehenswerthen Tropfsteinhöhlen gerichteten Bemühungen durch recht zahlreichen Besuch aus Nah und Fern belohnt werden möchten.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer Anthropol. Verein in Stuttgart.

Sitzung vom 16. November 1895.

A. Hediuger: Anthropologisches von der Balkanhalbinsel.

Wenn die Anthropologie sich gedeihlich und rascher als bis jetzt weiterentwickeln soll, müssen die vielen Specialforschungen, die den Zusammenhang mit der Wissenschaft im grossen Ganzen vermischen lassen, zurücktreten gegen Forschungen in grösserem Stil und von höherer Warte, zu der uns Geschichte und Geographie die Wegweiser bilden. Gewiss brauchen wir zunächst noch massenhaftes Material, ehe wir uns weitergehende Schlüsse erlauben dürfen. Allein es darf vor Allem der Zusammenhang mit anderen Naturwissenschaften nicht verloren gehen und es sollte mehr vergleichend gearbeitet werden, wozu es freilich noch gründlicher Durchforschung anderer Länder bedarf, in erster Linie centraler gelegener, von alter bis auf die neuere Zeit datirender Cultur-Mittelpunkte, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine weniger einseitige Entwicklung durchgemacht als unser West- und Mitteleuropa. Solch ein grossartiges Culturcentrum an der Grenze von Europa und Asien, inmitten der romanischen und griechischen Welt gelegen und daher das Durchgangsgebiet aller der riesigen Revolutionen, die viele Jahrhunderte lang unsern Erdtheil durchzogen, wie die Völkerwanderungen — solch ein Culturcentrum ist die Balkanhalbinsel in weiterer Sinne, d. h. die ganze Länderstrecke von Dalmatien bis Constantinopel. Soweit der Haasdar herrscht, ist ja keine Forschung denkbar, seit aber Oestreich sich der Vorderlande bemächtigt hat, wird dank dem Gouverneur, Reichsfinanzminister Kallay, und einigen vorzüglichen Beamten thätig daran gearbeitet, Licht in die merk-

wirdige Vergangenheit dieser Länder zu bringen, wenn auch bis zur vollständigen Begründung noch Jahrzehnte vergehen werden. Jedenfalls aber sind sämtliche Länder des Balkan im Zusammenhang zu betrachten, wie sie ja auch geichtlich und geologisch so viele Aehnlichkeit unter einander aufweisen. Istrien und ein kleiner Theil von Dalmatien können deshalb auch jetzt erst erfolgreicher systematischer Erforschung unterzogen werden, die zeigt, dass diese Provinzen untrennbar zusammengehören. Gestatten Sie mir nun in aller Kürze die geichtliche Vergangenheit derselben kurz zu betrachten.

Illyrische Völker: die Altväter der heutigen in ihre Urisiten sehr zusammengeflohenen und theilweis nach Griechenland und Italien ausgewanderten Albanesen oder Schkipetaren sind die ältesten geichtlich bezogenen Einwohner des Westens der Balkanhalbinsel. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. kamen in West-Bosnien und in der Krajina die Ardäer, ein Volkstamm, der aus einem schwergerichenen Adel und etwa 300 000 Arbeitern bestand. Südlich von ihnen, also etwa in der Herzegovina, wohnten die Antariaten. Von andern Illyrischen Stämmen, die hier sesshaft waren, wissen wir kaum mehr als den Namen. Dagegen sagt uns die grosse Zahl prähistorischer Grabbügel hier, sowie in den übrigen nördlichen Theilen der Balkanhalbinsel, dass unser Gebiet schon lange vor des ersten geichtlichen Nachrichten einer ziemlich dichten Bevölkerung, die sich besonders gerne in wogsaamen, fruchtbareren Gebieten zusammengeedrängt, Wohnung und Nahrung gab.

In die Cromlechs, d. h. die Hügelgräber, in der Herzegovina aus Steinen, in Bosnien aber zumeist aus Erde aufgeführt sind, erkennt man, dass schon in jener alten Zeit die Oberfläche der beiden Länder eine so verschiedene Bedeckung gehabt haben muss, wie noch heutzuutage. Nach den Funden, die in jenen Grabbügeln gemacht wurden, wos namentlich der Glanzac gekannt, in demn ganze Skelette und Brandgräber sich finden, wohl die älteste Niederlassung nach dem Pfahlbau bei Ripac unweit Bihać an der Westgrenze, wie auch Jeremia mit seinem grossartigen Urnenfeld (Hallstatt, jüngere La Tène-Periode), besaßen die ältesten Einwohner Bosniens und der Herzegovina eine scharf charakterisirte, bereits ziemlich hoch entwickelte Cultur, welche in Mitteleuropa wahrscheinlich durch Stämme illyrischer Nation verbreitet wurde. Beifügen müssen wir schon hier die Station Butmir hinter dem Schwefelbad Hohen, weil die dortigen, der jüngeren Steinzeit angehörigen Funde, sowohl der Form als dem Material nach, mit meinen Karstfunden, nahezu identisch, nur vielleicht noch etwas jüngeren Datums sind. Für Bosnien dürfen wir den Beginn jener Cultur an den Anfang des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung setzen, etwa unmittelbar vor und noch mit dem hominischen Zeitalter. Diese früheste bosnische Cultur ist schon deshalb so wichtig, weil sie den Annahmen unserer angerechneten Führer, wie Lindenschmidt, Penka, Tomasek u. A. eine neue Stütze gewährt, die Hermit der Arier sei an der unteren und mittleren Donau zu suchen, womit natürlich die bisherige Ansicht von der asiatischen Abstammung der Arier für die Zukunft unhaltbar gemacht ist. Auch Virchow ist jetzt dieser Meinung. Dafür spricht weiterhin die geographische Vertheilung der Art der Cultur, die überall dieselbe ist, und es beruhen ihre Lebensbedingungen zumeist auf einer für die Entwicklung überaus günstigen Vereinigung von Ackerbau und Viehwirth. Wir dürfen also jetzt unter den Ariern keine

Nomadenn mehr annehmen, als welche wir allenfalls die Repräsentanten der Älteren Steinzeit gelten lassen können.

Ueber die Ardäer, Antariaten und kleineren illyrischen Stämme, welche um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausend in unserem Gebiete vorkommen, wissen wir nicht, als dass sie vor dem Ansturm der Kelten, welche nach 400 v. Chr. die Herrschaft in Italien erwarben, Rom in seinem Grundfeste erschütterten, Hellas plündernd durchzogen, und in Kleinasien neue Reiche gründeten, geobugt zurückwichen. Es ist der Beginn jenes grossen geichtlichen Processes, der die illyrische Nation, eodenn einad der ausgebreitetsten Europas, immer mehr und mehr zurückdrängte, bis sie — nur noch eine verschwindend kleine Anzahl — unter dem Namen der Albanesen oder Schkipetaren im heutigen Armatiait sitzen blieb.

Schon vor der Keltenherrschaft besaßen die Illyrier eine hochentwickelte Bronze-Technik, die sich in Herstellung von Schmuckstücken, Gefässen und allerlei Geräthen sehr fruchtbar zeigte. Sie kannten zwar das Eisen, verwendeten es aber noch sparsam; um so mehr trat dasselbe unter der Keltenherrschaft, in den Vordergrund. — Auch in der Wahl ihrer Anstellungsplätze zeigten die ältesten Illyrier eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den frühesten Völkerstämmen Mitteleuropas. Wie bei diesen, so waren es 1) Flussiederungen, das Land zwischen zwei in einander mündenden Flussläufen oder 2) Hochebenen. In Bosnien selbst lassen sich Wohnungen im Wasser, eigentliche Pfahlbauten, nur an einer Stelle im Unlades bei Ripac unweit Bihać (kroatische Grenze) bis jetzt nachweisen, was bei den noch nicht abgeschlossenen Forschungen natürlich weitere nicht ausschliesst. Doch waren die Bodenverhältnisse hier viel günstiger für die Ansiedlung als z. B. bei unseren Pfahlbauten im schwäbischen Oberlande. Dafür spricht namentlich die Ansiedlung bei Butmir. Im Jahre 1894, als der archäologische Congress in Sarajevo tagte, wurde viel darüber disputirt, ob man nicht auch in Butmir eine Pfahlhausstation annehmen habe. Die grosse Thalerweiterung, eine riesige Mulde innerhalb der triassischen Berge¹⁾ mit einer Menge in sie einmündender Flussläufe, spricht nun freilich mit grosser Wahrscheinlichkeit für eine frühere Soehldung. Allein wos hätten denn die Bewohner der Butmirstation, die auf einer terrassenförmig ansteigenden Insel, etwa wie die Reichenau, in der Mitte des Sees lag, Pfahlbauten errichten sollen. Dies gab mir auch unabweisend der „Entdecker“ von Butmir, Bergbauhauptmann Radimsky, zu. Ungefragt kommt dieses Verdienst eigentlich Harnt Kellner zu, der auch die palaeontologisch so wichtige Fauna von Han Holog, Han Derwent und Halinici, die dem Muschelkalk von Hallstatt und Aaseo äquivalenten Ammoniten, gefunden hat. Radimsky, der es viel Antheil hatte an dem Gelingen des archäologischen Aufwags nach Bosnien und der Herzegovina, ist leider vor wenigen Wochen gestorben; doch steht zu hoffen, dass sein verdienter Schwiegersohn, der obgenannte Landesamiral Kellner, die Ausgrabungen fortsetzen wird.

Die Station Butmir, zur jüngeren Steinzeit gehörig und seit 2 Jahren bekannt, gehört zu den interessantesten, welche wir überhaupt kennen. An diese Phase der neolithischen Steinzeit wurde hier sammt-

¹⁾ Die Gebirge in Bosnien bestehen ausnahmslos aus isolirten Bergen, abweichend von den in den Alpen sonst herrschenden Kettengebirgen, darzwischen soltense, aber ausgedehnte, sehr wasserarme Hochweiden.

bar eine höhere Phase der Keramik angepflanzt, ohne das auch nur ein Stück von Metall dabei gefunden wurde. Die bisherigen Funde aus den verschiedensten Werkzeugen, Waffen und sonstigen Geräten aus Feuerstein und ähnlichem wie auch anderen Gestein umstehend, sowie die Thongefässe und Thonidole umfassen jetzt schon weit über 10000 Nummern im Landesmuseum von Bosanien und Herzegovina in Sarajevo. Diejenigen, welche Sie hier vor sich sehen, haben grosse Ähnlichkeit mit denen aus den Karsthöhlen, sowie vom Schweinsrücken²⁾, mit welchen besonders die Schaber grosse Uebereinstimmung zeigen. Es sind Feuersteingrosse, Messer, Schaber, Bohrer, Pfeil- oder Lanzenspitzen, Steinbeile. Das Material ist ebenso verschieden wie bei meinen früheren Ausgrabungen, fast kein reiner Silikat, sondern meist Kalksilikate und metamorphischer Feuerstein. Auch Jaspis kommt vor. Keine Spur von Bronze.

Am nächsten des Butmir-Fundes stehen die von Debelobrdo bis Sarajevo und Sobunar. Auch diese prähistorischen Niederlassungen erschlossen zahlreiche Artefakte aus Stein, Knochen, Thon, ähnlich den Karst-Funden nebenbei schon Bronzegeräte. — Noch muss ich einen Funde bei Jaice, der alten bosnischen Königstadt am Zusammenfluss des Vrbas und der Pliva, erwähnen thun, wo sich im Thale eine mehrere Centimeter hohe schwarze Culturenschicht, worin ein Feuersteingrosse und Topfgeräthe, erkennen lassen. Es hat den Anschein, als ob hier eine Höhle vorliege, die erst später mit Thale ausgefüllt worden sei. Doch werden erst künftige Ausgrabungen darüber vollständige Klarheit bringen.

Am reichsten sind die Funde aus der älteren Eisenzeit und der Hallstatt-Periode, welche im Gräberfeld von Glasinac³⁾, einem wirklichen Nekropolengebiet mit 20000 Tumuli am besten vertreten ist. Bis her beträgt die Ansehung gegen 10000 Nummern; meist Schmuckstücke aus Bronze, Silber, Bernstein, Email und Glasperlen, eiserne Waffen und sehr wenige Thongefässe, welche keine Spur von Anwendung der Topfschneide zeigen. Ausserdem Phalera (Zierschneiben) von der allerverschiedensten Form, die eine Art Specialität der Grabhügel von Glasinac bilden, Hals-, Arm- und Fingerringe, Messer, Pinnetten. Die Waffen und Werkzeuge sind dem Schmuckstücke gegenüber in auffälliger Minderzahl und durchweg aus Eisen. Diese Funde zeigen in technischer und stilistischer Hinsicht eine beträchtliche Verschiedenheit. Nur wenige Stücke vertreten die peinliche Sorgfalt in der Modellierung und Verzierung, die uns in den Arbeiten der reinen Bronzezeit überrascht und für Hallstatt, d. h. die eigentliche Hallstätter Periode charakteristisch ist, und deshalb fallen unsere Funde nicht streng genommen in diesen

¹⁾ Ich habe seiner Zeit nachgewiesen, dass das Material vom Schweinsrücken alles vom nahen Romanjatzung an dem Wege nach dem Glasinac, aber noch hier nahmen die Leute das Material von der nächsten Nähe, ohne dass man die nördliche Theorie des Handels mit den Artefakten vom Norden her, dessen Material (Feuerstein) sowohl anderes Ansehen, als andere Zusammensetzung und Entstehung haben, zu Hilfe nehmen müsste.

²⁾ Montelius versetzt Glasinac in die Zeit von 1700—500 v. Chr.

Formenkreis, sondern sie erweitern denselben nach einer Richtung, die als eine spätere Entwicklung und einer Art Verfall zu betrachten ist. Diese Stufe ist in dem bisher erforschten mittlereuropäischen Fundgebiete gar nicht vertreten. Jedemfalls haben wir es also mit einer späteren Stufe der Hallstatt-Periode an thun. (Hörnes.)

Als Seltenheiten ersten Ranges sind 1 wunderbar schön griechischer Broncehelm, 1 Paar bronzene Beischienen griechischer Ursprungs und prachtvolle Bronceschienen griechischer herbeitete Wagen mit 2 Vögeln, gefasst, darunter der berühmte Wagen mit viel Auf der beim Anthropologen-Congress in Wien so viel Aufsehen machte, Gürtel und Eisenabwerter zu nennen.

Die Hochebene von Glasinac (45 Kilometer südöstlich von Sarajevo) gelegen über welche eine Römer- und spätere Handels- und Karawanenstrasse nach der Drina führt, landschaftlich herrlich wie der ganze bis zu 1000 Meter Höhe ansteigende Weg mit prachtvollen, seiner Zeit gefürchteten Buchen- und Tannenwäldern, befindet sich inmitten eines ungemein weiten Bergkessels und stellt ein Plateau dar, das einst sehr dicht bevölkert gewesen sein muss, als die Wasserabflüsse günstiger waren. Mit seinen weiten grünen Flächen zur Viehzucht trefflich geeignet, und mit seinen wehrhaft steilen Abhängen bildet es eine Art natürlicher Festung des Landes, aus der früher die räuberischen Haudenken und später die berühmtesten Kämpfer für die Unabhängigkeit desselben hervorgegangen sind.

Jetzt befindet sich dort eine Defensivkaserne (Podomanja) mit einer combinirten Compagnie ungarischer Militärs, wo wir ausgebeimtet einquartiert waren. Inmitten dieses Plateaus bei Sokolac, einem doppelten Ringwall, wie eine Reihe solcher auf jener Hochebene existirt, liegen die Tumuli, die meist von sehr geringer Höhe und oft so flach sind, dass sie von ferne als weite, runde Flächen im fahrlässigen, stellenweise schwach verkarsteten Terrain erscheinen. Sie beschränken sich aber nicht auf jenes Plateau, sondern ziehen sich in dichten Gruppen durch Wald und Feld über Berg und Thal bis an alte serbische Landegrenze hin. Ofters liegen sie um alte serbische Anhöhen, die mit Steinwällen befestigt sind, herum, so dass ein Zusammenhang unverkennbar und durch Nachgrabungen als Thatsache erwiesen ist. — (Schluss folgt.)

Literatur-Anzeigen.

Ueber die Auslese in der Erdgeschichte enthalten am 30. Juni 1904 entsprechend den Bestimmungen der Paul Ritter'schen Stiftung für phylogenetische Zoologie. Von Dr. Johanna Walther Inhaber der Reichel-Proffessur für Zoologie und Paläontologie an der Universität Jena. Jena, G. Fischer, 1905. 8°. 38 S.

Th. Grieben's Verlag (L. Fernan) in Leipzig:

- Das Welt in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploa. Vierte ungarische und stark verbesserte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithogr. und herausgegebenen von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithogr. Tafeln (in 9 Fassungen enthaltend) und ca. 200 Holzschnitten im Text.
- Die Medicin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urschichte der Medicin von Dr. Max Bartels. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. Preis: broschirt 9 Mk., in Heftformband 11 Mk.
- Das Kind in Mensch und Wille der Völker. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploa. Zweite neu durchgesehene und stark verbesserte Auflage. 2. Ausgabe. 1 stark illustriertes und broschirt 12 Mk., in zwei abg. Cassinienwan-Schäden 15 Mk.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zur XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer Anthropologischer Verein in Stuttgart. — II. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel 1895: Welchem Volke gehören die Naumburger La-Tene-Funde? Von Dr. G. Kossinna in Berlin. — Nochmals die Gräfte von Driburg. Von v. Stolzenberg-Luttmerse.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat Speier als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und die Herren Gymnasialrektor Ohlenschläger und Professor Dr. Harster um Uebernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung im In- und Auslande zu der am

3.—6. August d. Js. in Speier

stattfindenden Versammlung ergebenst einzuladen.

Die Geschäftsführer für Speier:

Ohlenschläger. Harster.

Der Generalsekretär:

J. Ranke in München.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer Anthropol. Verein in Stuttgart.

Sitzung vom 16. November 1895.

A. Hadinger: Anthropologisches von der Balkanhalbinsel. (Schluss.)

Die Tumuli sind ausnahmslos aus grösseren und kleineren jurassischen und Kreidekalkstücken erbaut und heute ohne jede Bedeckung mit Graswuchs. Man stieß in ihnen vorwiegend ganze Skelette, doch sind auch in diesem Jahr viele Brandgräber gefunden worden. Die Leichensreste sind sehr nahe unter der Oberfläche. In dem ersten Tumulus, den wir öffnen liessen, waren die Skelette eines Erwachsenen, eines Kindes und eines

Hundes (Can. intermedi. Wolfhünd, der mit einem meiner vor 2 Jahren aus der Charlottenhöhle beschrieben, sowie dem Schädel von Roth am See im k. Naturalien-Cabinet in Stuttgart, die größte Aehnlichkeit hat. Stüder nennt diesen Hund: Jagdhund der Bronzezeit. Es ist ein Hund mittlerer Grösse, zwischen dem eigentlichen Torfhund und dem Bronzehund [Schäferhund der Bronzezeit nach Stüder] Can. familiar, matr. optim. Jeittelen, einem Schäferhund mit wolfsartigem Habitus, in der Mitte stehend). — Ausserdem fand sich die zweischleifige Hüftgabel, die unter dem Namen Glasins-Fibel bekannt ist. Ein zweiter 13 Meter langer und 9 Meter breiter Tumulus wurde zur Hälfte abgegraben, wobei man auf 3 Skelettgräber und 1 nachträglich beigezeichneten Brand stieß. Bei den Skeletten fand man je 1 Halsring (Torquis) und Spiralfibel bei den Hän-

tern, sowie eine Doppelspirale, alles aus Bronze. Beim Brande wrieten 4 Fingerringe, 1 silbernes Armband und 1 Armring aus Eisen gefunden. Auch hier war an Fingern des menschlichen Skeletts eines dem gleichen Hunde angehöriges.

Bei dem uns gegebenen Volkfeste sah ich einen merkwürdigen Haleschmuck bei mahomedanischen Mädchen, der aus Obsidian, Achat, rothen trinitischen, in Form von Pfeilspitzen aneinander gereihten Kalkstückchen bestand, und ein Amulet zur Abwehr von Krankheiten darstellt. Es zeigt, wie Keste aus der Steinzeit bis in die Gegenwart hereinragen können.

Die gewöhnliche Glasarm-Fibel ist eine Bogenfibel mit verdicktem Bügel und drei- oder viereckiger Fussplatte, oberhalb welcher noch zuweilen eine zweite Spiralwindung auftritt. Die plattenförmige Entwicklung des Nadelhalters ist eine Eigenthümlichkeit der Fibelformen der Balkanhalbinsel (auch Olympias) gegen über denjenigen Italiens, wo sich der Fibelstamm in rinnenförmig gestaltet. — Häufig erscheint, sowohl in Eisen als in Bronze, die Doppelspiral- oder Brillen-Fibel, welche auch in Hallstatt so zahlreich vertreten ist, sowie im Oberen Küstlande (Santa Lucia). Was das oben kurz erwähnte vogelförmige Wägelchen betrifft, so wird jetzt angenommen, dass es eine Art bräunliches Gerath war, das mit einem bildlichen Gerath auffallende Aehnlichkeit habe, und den Einfluss semitisch-orientalischer Cultur auf Südeuropa besage. Aehnliches, wenn auch viel Unbedeutenderes wurde in Schweden und in Tass (bayerisch-böhmische Grenze) gefunden.

Noch muss ich die zahlreichen dalmatischen Tumuli bei Zara und Salona erwähnen, die noch gar nicht erforscht sind und überhaupt die westliche Fortsetzung der in Bosnien-Herzegovina beobachteten, stark local gefärbten Hallstatt-Cultur erkennen lassen werden.

Eigenthümlich dieser Gegend sind die Idole, die schon in den Pfahlbauten bei Ripaz, sowie in Batmir gefunden werden. Für erstere sind noch charakteristisch viele Holzgeräthe, Gussformen für Broncehantelchen und Waffen; Knochen-, Eisen- und Bronze-Artefacte, über 100 ganze Thongefässe, Wechthelgewichte, Spinnwirteln, sowie eine ganze Sammlung von tieferen und Thierknochen, vor allem Rind und Schaf, wie auch Artefacte von denselben.

Die jüngere Hallstatt- und die Tene-Periode ist im Landes-Museum durch die reichhaltige Sammlung aus dem Gräberfelde von Jeserine in mehr als 1300 Nummern vertreten.⁴⁾ Besonders erwähnenswert sind die prachtvollen Broncefibeln, die Bernsteinbelege und über 200 wanderwille Thonurnen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einmal kurz auf die Spirale zurückkommen, und zwar deshalb, weil sie das erste und älteste Element jener rein geometrischen Verzierungweise ist, welche bei der Formgebung des Metalls in Anwendung gebracht wurde. Sie kommt theils in Gesellschaft von anderem Bronze- oder Kupfergeräthe, meist aber von zwei-felosen Zengen der noch nicht völlig abgeschlossenen Steinzeit vor. — So fand ich auch die Fibel im Karstlande, besonders der Brillenspirale, begegnen wir ebenso in Mykene und Troja, sowie in Aegypten, hier aber zu einer Zeit, welche dieses Land auf allen Gebieten von fremdtlichen Einflüssen über-

⁴⁾ Die Ausgrabungen an diesem Orte zeigten, dass ein allmählicher Uebergang der Hallstatt- in die Tene-Periode stattfand. (Gemeinsame Nekropole für Brand- und Skeletträber, oft beide in einem Tumulus.)

schwemmt zeigt. Vermuthlich waren es die Phönizier, welche diese Muster in Aegypten eingeführt haben, die ihnen aus dem metallreichen Kleinasien zokamen. Es wäre somit die Spirale dem Oriente vom Occidente eingeführt und nicht umgekehrt. Much hat dies scharfsinniger Weise bewiesen, und es ist namentlich das hohe Alter der Spirale in Europa, das Erweisen das derselben schon am Ende der Steinzeit, also über das Jahr 1600 v. Chr. hinaus, welches für jene Annahme massgebend ist.

Aber auch in der Frage über die europäische Heimath der Arier kann dieses merkwürdige Loed einen Beitrag geben. Die bisherige Behauptung, dass die vorgeschichtliche Bevölkerung Europas nomadischen und häufigen Wechsel ihrer Wohnsitze vorgenommen habe, wird durch die Forschungen in Bosnien unhaltbar. Uebrigens hat schon Ferd. Keller den Gedanken ausgesprochen, dass seit der jüngeren Steinzeit ein allgemeiner Wechsel der Bevölkerung eingetreten sei, er hat vielmehr die Ansicht, dass sie sich von da an und dieser zum Eisen von Stein zur Bronze und von dieser zum Eisen bis in die Zeit der Römerherrschaft erhalten habe. Hier, wo man alle Culturperioden von der ältesten bis auf die jüngste neben einander hat, lässt sich ganz positiv nachweisen, dass die allgemeinen Lebensbedingungen mit der Zeit keineswegs einer glänzlichen Umgestaltung unterworfen wurden, denn es bleiben während der ganzen Zeit von der ersten Besiedlung durch die Pfahlbauten und ihre Zeitgenossen bis zur Römerherrschaft die Grundlagen des Lebens die gleichen, nur herrscht die Grundlagen des Lebens, zu den treten zu den schon vorhandenen Hilfsmitteln, zu den alten Hausthieren, zu den Getreidearten und übrigen Culturpflanzen auch und nach neue Rassen von Rind, Schaf, Ziege, Hund). Als neues Thier kommt hinzu das wilde Pferd, das auch im Karst und Schweizerbild gefunden wird. In den Karstländern war seiner Zeit die wilde Kael allgemein, der noch heututage in Kleinasien vorkommt (Onager) und in den Karsthöhlen im Hindet. Das Pferd selbst dürfte von Frankreich portirt worden sein, da es auch im Schweizerbild das nachgewiesen ist. Es ist ziemlich kleiner als das asiatische. Durch Kreuzung von beiden entstand wohl unser jetziges Pferd.

Aus der Aenderung der Bestattungsweise kann durchaus nicht auf einen Wechsel der Bevölkerung geschlossen werden. Die Thatsache, dass man in der Periode der jüngeren Steinzeit im Allgemeinen an der Sitte des Begrabens des Leichnams sitzt, das späterhin in der Metallzeit das Verbrennen üblich, und dass schließlich wieder das Begraben herrschende Sitte wurde, ist ganz zweifellos, aber dieser Wechsel ist weder plötzlich noch allgemein gekommen, sondern wird allmählich in vielen andern Lebensverhältnissen eingetreten. Nein, hier, wie überall in der organischen Natur, waren Uebergänge und keine Spaltungen. — Wie man einzusehen nicht, dass die Botanische mit dem Metall sehr tief in die Steinzeit hineinreicht, so ist andererseits der Uebergang zum allgemeinen Gebrauche desselben in Formgebung und Technik nur ganz allmählich und im engsten Anschluss an die Formen dar-

⁵⁾ Ich möchte hier die wilden Ziegen erwähnen, die noch auf den Cycladen und Sporaden in geringer Anzahl vorhanden sind, und deren prachtvolle steinbockartige Hörner uns bei prähistorischen Funden imponiren. Einige brillante Exemplare sind im Landes-Museum zu sehen.

Steinzeit vor sich gegangen. Dies ist am deutlichsten beim Ältesten Metall, dem Kupfer, zu sehen, lässt sich aber auch bei der Bronze gut nachweisen, besonders bei der Entwicklung der Aexte aus Bronze von dem einfachen, dem Steinbeil nachgebildeten, bis zu den reichverzerrten Hohlkeilen. Was nun die Verhältnisse beim Übergang der Sitte des Begrabens zu der des Verbrennens betrifft, so sind sie in dem ganzen grossen Gebiete von den Alpen bis Skandinavien und bis zum skandinavischen Ozean, dass die Sitte des Verbrennens schon während der Steinzeit Eingang findet, wogegen die Sitte des Begrabens noch tief in die Bronzezeit hineinreicht, und oftmals Bronzebeigaben bei Skelettwesen sich finden, wie auf dem Glasinac.

Während anderseits auf der dänischen Insel Bornholm Steinwerkstätten bei Begräbnisstellen verkannter Knochen gefunden wurden, kommen anderseits die dort zu Tage geförderten 26 Bronze-Schwerter ausschließlich in den Grabhügeln mit unverbrannten Leichen vor⁹⁾ — Eine Berührung mit anderen Völkern, von denen sie die Bronze bearbeiten gelernt, ist selbstverständlich auszunehmen (Montelius).

Auch der zweite Wechsel der Bestattungsweise, die Beigabe vom Verbrennen zum Begraben kann nur langsam langsam vor sich gegangen sein (Jahrhunderte lange Dauer). Die gleichzeitige Uebung beider Bestattungsweisen an denselben Orte sehen wir nach dem Glasinac am lehrreichsten bei dem Gräberfeld von Hallstatt, in welchem zu derselben Zeit und von den sämtlichen Volksklassen beinahe ebenso viel verbrannte als unverbrannte Leichen beigelegt wurden; noch hier finden sich in den Skeletträndern nicht selten nicht Beigaben, insbesondere an Waffen. Wir haben indes Grund zur Annahme, dass hier Angehörige verschiedener Völker oder Rassen begraben wurden.

lassen Sie mich noch kurz gedenken der malerischen spanienfriedhöfe und der alten Gräberstätten mit den durch Reliefs oft reich verzierten Grabsteinen der Aetia. Das Volk selbst stand vor der türkischen Herrschaft noch auf recht niedriger Kulturstufe. Technisch und artistisch stehen diese spezialen böhmischen Arbeiten in nächster Verwandtschaft sowohl in den Kalksteinplatten der Burggräber von Mykene (pelagisch) als zu den aus gleichem Material geformten Reliefs der Certosa von Bologna (etrurisch), von dem pelagischen Zeitalter durch 3, von diesem etruskischen durch beinahe 2 Jahrtausende geschieden. — Auch die Begräbnisgräber auf dem Glasinac darf ich nicht vergessen. Es sind colossal, inschriftlose Grabsteine, höchstens mit Zeichen in Kreuz- oder Schwertform. Sie stammen aus dem 12.—14. Jahrhundert und gehören einer christlichen Secte an, die den Papst nicht anerkannte, den Gläubigen die meiste persönliche Freiheit gewährte, und das Land nach keiner Richtung hin von einer auswärtigen Gewalt abhängig machen wollte. Die verführerische Lehre fand grosse Anhänger, sie konnte aber auch als Nationalbekenntnis Boniens Schicksal, das türkische Säkavojuch, nicht abwenden, selbst wenn das alte Recept des Papstes: *Fense und Schwer!* nicht nachgeholfen hätte.

Wenn wir nun aus südlicher wenden, so können wir angesichts der dort erst begonnenen und in dem verhältnissmässig weit schwierigeren Forschungen noch nicht viel berichten, da es hier nicht wohl angeht, die allerdings interessanten dortigen mittelalterlichen Grabdenkmäler zu besprechen. Wir wollen deshalb, nach-

dem wir uns hinter Metkovic die genauesten Feldebungen an der Narenta betrachtet, vor denen kegelförmige Fruchtschaber sich befinden, so dass das Gestein vom weiten ansieht wie ein Indianerdorf, noch der Adrie einen kurzen Besuch abstaten, und vor Allem dem interessantesten Punkte der ganzen Küste, der gewöhnlich nur ganz oberflächlich behandelt wird, der alten Ansiedlung Salona. Wenn diese uralt zu Niederlassung auch nicht bis zur Prähistorie hinaufreicht, so sind doch aus der ältesten griechischen Zeit noch ebenswerthige Reste vorhanden, und neuerdings scheinen sogar etruskische Alterthümer dem Boden zu entspringen als cyklopische Mauern, so dass jedenfalls eine Reihe von Cultur-Perioden in diesen Ruinen vertreten ist. Die moderneren Ausgrabungen beschäftigen sich hauptsächlich mit christlichen Tempeln aus der Zeit vor bis nach Diocletian, die auf meist ausgearbeiteten Sarkophagen aufgebaut sind. Man unterscheidet:

- | | |
|--|--|
| 1. Heidnische Periode, | } Alle in Etagen
über einander
gebaut. |
| 2. Märtyrer-Periode, | |
| 3. christliche bis mittelalterliche Periode. | |

Als ich dort weilte, wurde ein Mooskboden mit herrlicher Ornamentik von römischer Arbeit, der dem Boden eines ganzen Tempels bildete, ganz unversehrt, nur mit einer offenbar durch ein Erdbeben bewirkten Knickung zu Tage gelegt. Die massenhaften, alle auf der oberen Seite eingeschlagenen Sarkophage sind mit Inschriften und alten Krenoforen versehen. Die interessantesten, und zum Theil solche, die den Friedhöfen entzogen, sind im Museum von Spalato angeordnet und zeigen ausserordentlich schöne Reliefs. Innerhalb der Sarkophage nicht bloss, sondern auf dem ganzen Untergrund von Salona werden solche Mengen von Bronzen (zum Theil sehr schöne Fibeln), Münzen, Ringe, Gemmen, Werkzeugen, ärztliche Instrumente, Thon- und Pastasergüsse etc. gefunden und im riesigen Preis, freilich auch sehr viele gefälschte — bis zur wirklichen Heiligtum — angeboten. Es bleibt noch unendlich viel auszugraben, aber auch heute schon lohnt es einen Besuch in jeder Beziehung, namentlich weil wir aus dieser frühchristlichen Zeit keine Reste mehr besitzen.

Der Kaiserpalast Diocletians in Spalato allein mit seiner Grundfläche von 35 000 Quadratmetern, innerhalb dessen heute noch gegen 4000 Menschen wohnen, ist eine archäologische Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Leider besteht das Museum aus 4 örtlich getrennten Abtheilungen und ist derzeit überfüllt, dass die Anschaulichkeit sehr darunter leidet. Es sind hier zahllose Funde aus allen Cultur-Epochen, von den Karstfelsen-Stein-Artefacten an, aufgeführt. Sehr schön namentlich ist die Gommensammlung, und nach Aquileja, das freilich so unerreicht ist und bleiben wird, wo wenig bekannt, zweifelslos die schönste.

Als ich in den sonnigen Septembertagen die Anthropologen-Fahrt, zuletzt allein mit Virchow und Much, Dalmatien abschloss, trübte auch nicht der leiseste Miston die Erinnerung an die herrliche Zeit, nur der Gedanke an den Fluch der Zerrissenheit und der Spaltung jener Slaven, die alle die gleiche Sprache sprechen (Serben, Kroaten, Montenegro, Dalmatiner, Bosnier, Herzegoviner). — Ich sage, der Gedanke an jenen Fluch, dem sie ein unglückliches Schicksal verdanken, führt uns unsere eigene Geschichte bis zum heutigen Tage mitatis mutandis vor Augen, und er könnte auch den Deutschen ein warnendes Mone Tekel sein, das in Flammenschrift auf allen Mauern und Ruinen jener Länder aus entgegenkehrt.

⁹⁾ Vgl. hierüber Mach: Die Kupferzeit in Europa. Jena 1893.

II. Nachtrag zum Bericht der allgemeinen Versammlung in Cassel.

Welchem Volke gehören die Nauheimer La Tène-funde?)

Von Dr. G. Kossinna in Berlin.

Discussion aus dem Vortrage des Herrn Dr. Kossinna in Nr. 11 des Correspondenzblattes bei der allgemeinen Versammlung zu Cassel 1895.

Ueber die Nauheimer Funde spricht Tischler am ausführlichsten in der schönen inhalt- und lehrreichen Abhandlung über seine Studien in den rheinischen Museen und in Frankreich (Schriften d. Phys.-Oekonom. Ges. zu Königsberg 25 (1884) Sitz.-Ber. 18 ff.). Er charakterisiert dort die Bronzezeit, die ältere und jüngere Hallstatt-, endlich die La Tènezeit ihrer Gegend und gibt für die Dreitheilung der letzten Periode in grosser Ausführlichkeit bereits die ausschlaggebenden Momente an, die den meisten Forschern nur aus dem ein Jahr später gehaltenen berühmten Karlsruher Vortrage bekannt sind, der allerdings präziser und lehrreicher, aber doch auch weit knapper gehalten ist. Die verschiedenen Formen der Schwerter, Fibeln, Schildbockel werden charakterisiert: für die jüngste La Tènezeit sind die Bibrach-Fibel und das Alesia-Schwert Leitmotive. Beide finden sich auch in Nauheim; verwandte Fibeln, sowie völlig identische Schwerter auch im übrigen Deutschland bis nach Pommern und Westpreussen hin, sowie in Skandinavien. Tischler sagt dann wörtlich (S. 82): „Nun können in dem Norddeutsch-Nordischen Gebiet zu Zeiten Cisars keine Gallier gewesen haben; es wohnen hier nur Germanen und auch zu Nauheim Chatten; keine Gallier.“ Und weiter: „Könnte man nun bei den Nauheimer Schwertern denken, dass dieselben erbenet sind, so fällt dieser Gedanke bei den übrigen Norddeutschen Stämmen, die mit Galliern nicht in direkte Berührung gekommen sind, ganz fort. Vielleicht sind sie auf dem Wege des Handels hingelangt. Die Aehnlichkeit der zwei Schwerter von Ronsden in Westpreussen und Nauheim ist so ausserordentlich gross.“ Dann lehnt Tischler diesen Gedanken aber für Schneckensachen, Fibeln, Gürtelbaken und a. m. wieder ab, da sich im Norden hierfür überall Localtypen finden.

1) Als ich Nr. 12 des „Correspondenzblattes“ vom Jahre 1895 erhielt, sah ich zu meinem nicht geringen Staunen auf S. 140 eine durch Herrn Oberstabsarzt Dr. Kuthe veranlasste „Druckfehlerbemerkung“, die eine durchaus richtig wiedergegebene Stelle meines Casseler Vortrags „über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland“ in einer Weise ändern wollte, gegen welche ich einen scharfen Protest einlegen musse. Es handelt sich um die bekannten Nauheimer Spätläufende im Frankfurter Museum. Tischler hatte das Nauheimer Grabfeld seiner Zeit chattisch genannt, ich dagegen sagte in Cassel, man müsse es vielmehr den Übern schreiben (vgl. S. 110). In der Discussion sprach Herr Oberstabsarzt Dr. Kuthe gegen meine (übrigens nur beiläufige) Anfechtung, dass die Nauheimer Grabfelder nicht seien, und verteidigte die Ansicht Tischlers, nach welcher die Funde „gallisch“ seien — ich habe nicht „gallisch“ sondern „chattisch“ verstanden. Das ist der Sachverhalt. Kossinna.

Wir verstanden diesem, wie sich aus der Discussion ergibt, doppelten oder dreifachen Missverständnis die folgenden noch wichtigen Mittheilungen über die La Tène-Gräber bei Nauheim, für welche wir Herrn Kossinna und Herrn Kuthe unseren besonderen Dank aussprechen haben.

D. Red.

Also kein Wort davon, dass die Nauheimer Sachen gallisch seien, vielmehr das gerade Gegenteil. Herr Kuthe hat demnach seinen verstorbenen Freund, der für mich leider nur der aus der Ferne durch sein gedrucktes Wort wirkende unvergeßliche Lehrer gewesen ist, nicht richtig in Schutz genommen, indem er ihm eine von jenem gerade verworfene Ansicht beilegt.

Eine Stütze seiner Behauptung findet Herr Kuthe darin, dass die Nauheimer Funde „ganz charakteristische“ La Tènesachen in Gefässen und Eisenwerkzeugen darbieten. Dieser Umstand würde aber nicht im Gegentheil für gallischen Besitz sprechen, da wie ja Tischler gerade an den Nauheimer Stücken gezeigt hat, ganz identische Schwerter in Westpreussen vorkommen. Diese La Tènearbeiten geben bekanntlich bis hoch nach Schweden hinauf. Was es mit dem „singulären Auftreten der Gefässtypen“ für eine Bewandnis hat, bleibt unklar, da Herr Kuthe nicht angibt, innerhalb welchen Umkreises jenes Auftreten singular zu nennen und wo es ganz und gar nicht. Tischler findet das Nauheimer Grabfeld in seinem reinen Inventar ganz verwandt mit anderen Brandgräberfeldern der weiteren Umgebung von Mainz. Gallische Zugehörigkeit ist damit durchaus noch nicht erwiesen. Denn eben von den Übern berichtet bekanntlich Cisar (B. G. 4, 3), dass sie sich wegen der Nuchbarschaft an gallische Lebensweise gewöhnt hätten. Ich habe mich bei meinem Besuche des Frankfurter Museums auf ein vergleichendes Studium der Gefässe aus Nauheim leider nicht einlassen können, und da auch eine Publikation derselben nicht existirt, liess sich auf das literarische Wege nicht nachholen, zumal auch Koenen's Gefässkunde in diesem, wie wohl in den meisten anderen Fällen, wo es sich nicht gerade um die römische Periode des Rheinlandes handelt, jede wirkliche Belehrung versagt.

Herr Kuthe erklärt diese angeblich gallischen Grabfelder durch eine „gallische Invasion“. Einen vorübergehenden Raubzug wird er nicht im Sinne haben, da ein Grabfeld mit dem Hansrate der verstorbenen Eindringlinge ein etwas merkwürdiger Rückstand eines solchen Raubzuges wäre. Also wohl einen dauernden Einbruch und eine Besetzung eines Gebietes mitten unter Germanen durch Gallier. Und dies zu einer Zeit, wo die Germanen, die mindestens seit 50 v. Chr. im Nassaaischen sitzen, auf allen Seiten über den Rhein nach Gallien vordringen und, wo insbesondere die an den Taunus wohnenden Übern mit den sie bedrängenden Mainwaben in schweren Feuden um ihren Grund und Boden kämpfen müssen. Man sieht: jene gallische Invasion ist eine Unmöglichkeit. Eher schon liess sich an einen Rückstand gallischer Bevölkerung aus der vorgermanischen Zeit des Landes denken, wie wir solche in Süddeutschland und in linksrheinischen Gebieten noch Jahrhunderte nach Abschluss der Völkerwanderung finden. Aber auch dieser Gedanke ist abzulehnen, da wir uns zu Nauheim weder auf entlegenen Hochflächen, noch in versteckten Gebirgsthälern, sondern in der fruchtbarsten Wetterau befinden.

Wir haben es also mit dem Nachlass der germanischen Bevölkerung des Landes zu thun, in dem ich Übern sehe. Tischler Chatten annahm, Herr Kuthe endlich Schwaben erkennt. „Nauheim im Sveblande“ sagt er aufs Bestimmteste. Ich gebe von vornherein zu, dass wir aus Cisar nicht mit Bestimmtheit ersehen können, wo die Mainwaben mit ihren rheinischen Westnachbarn, den Übern, gränzten. Allein

die Übier waren ein grosses Volk (civitas umpla atque ferax), sie können nämlich nur den schmalen Saum im Nordwesten des Taunus bis ins Zaberggebiet inne gehabt, sondern müssen nach südöstlich des Taunus gewesen haben, denn sie nehmen nach ihrer Ueberlieferung aufs linke Ufer, die gewiss nicht einmal der gezammte Stamm mitgemacht hat, den weiten Landstrich von Koblenz bis etwa nach Neuss ein. Auch der von Cäsar hervorgehobene Reichtum des Volkes verleiht, den Übiern nur die weniger ergiebigen Landstriche zwischen dem Taunus und Zaberggebiet inne liegen, von den Swaben begährte Wetterau aber vorstehen. Auch muss das Swabenland ziemlich weit zurück vom Rheine gelegen haben, da Cäsar bei seinen Rheinübergängen im Ubielande der Swabengrenze nicht achtung wird. So müssen die Übier ostwärts etwa bis an die fränkische Saale gereicht haben und wir können das um so unzweifelhafter behaupten, wenn wir sehen, dass nach der Ueberriedlung der Übier auf das linke Rheinufer im Jahre 57 v. Chr., als die Chatten das ubische Land besiedeln, diese letzteren sich ostwärts bis an die fränkische Saale ausdehnen. Dort haben sie wenigstens später ihre Grenze gegen die Hermunduren, die um den Beginn unserer Zeitrechnung, nachdem die Mainwäben nach Mähren abgezogen, die Sitz dieser Swaben einnahmen. Und nicht wenn Herr Kuhn noch das Land zwischen Saale und Kinzig für die Swaben fassen wollte, biese Naubium doch immer noch im Ubielande.

Somit wären nur noch zwei Möglichkeiten übrig: da Naheimer Funde gehören den Übiern oder ihren Nachfolgern, den Chatten. Die Entscheidung liegt hier nicht in der Zeitstellung der Funde. Es fragt sich, ob die Orker in die Zeit vor oder nach dem Jahre 77 v. Chr. fallen. In seinem Karlsruhe Vortrag vom Jahre 1885 (Corresp.-Blatt 16, 188) setzt Tischler die Naheimer Gräberfeld ganz unbestimmt in das „letzte Jahrhundert vor Christus“. Genaueres bietet er in der erwähnten Königsberger Abhandlung von 1884 (S. 20), wo er „das Naheimer Feld der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr. und den darauffolgenden Jahrzehnten“ zuschreibt. Der Hauptaccent liegt also auf der „Mitte des 1. Jahrhunderts“. Ich erwähne die bisherigen Fundstücke, die besonders jung zu sein scheinen. Von Münzen hat sich eine von Nemausus vorgefunden, welchen Ort Cäsar im Jahre 49 v. Chr. zu einem masselischen Dorfe zu einer latinischen Stadtgemeinde machte und zugleich mit Münzrecht legte (Mommson, Röm. Gesch. III* 535 Anm.). Eine andere prägnant barbarisch gallicische Münze trägt den römischen Ueberstempel I M P. Ferner begegnen in Naheim schon rund, totalusförmige Schildknäuel, sogar in überwiegender Masse gegenüber den gewöhnlichen Spät-Latino-Schildknäueln mit ihren an einen Kugelschnitt angehängten, trapezartig nach aussen sich verbreiternden Seitenflügeln (die Schildknäuel der Früh- und Mittel-Latonezeit zeigen dagegen beiseitlich an einen Cylindermantel angehängte parallele, kegelförmige Seitenflügel). Allein wenn sich in dem durch Cäsars Belagerung 52 v. Chr. zerstörten Aleia mitten unter rein gallicischen Sachen römische Erzeugnisse wie eine Löwenfüßel (Tischler S. 27), die auch in Bibracte unter La Tenezeiten erscheint, sowie jene möglicherweise römische Totalus-Schildknäuel fanden, so zeigt sich, dass, wie auch sonst bekannt, bereits vor Cäsars Zeit die römische Provinz einen ausgedehnten Handel mit Gallien unterhielt. Und so dürfen wir auch gewiss wieder jene erwähnten gallicischen Münzen aus dem 1. Jahrhundert vor Chr. noch die Totalus-Schildknäuel zu

Naheim irgendwie als beweisend dafür ansehen, dass ganze Gräberfelder erst im 4. oder einem der folgenden Jahrhunderte vor Chr. angelegt ist.

Man könnte nun vielleicht denken, dass hier ein ubisches Gräberfeld in der chattijschen Zeit wieder benützt worden ist, denn darüber kann ja kein Zweifel bestehen, dass im Alterthum die Stellen der Gräber an der Oberfläche genau kenntlich gemacht waren und ein Bevölkerungswechsel in dieser Richtung kein Hindernis bot. Aber wir wissen gar nicht, ob die Chatten so unmittelbar den Übiern auf dem Fusse folgten; noch weniger aber, ob gerade zu Naheim an der alten ubischen Siedlungstätte auch eine chattijsche Gräberfelder. Zudem trägt das Gräberfeld nach Tischler „einen ziemlich einheitlichen Charakter“. Endlich verlangt die Wahrscheinlichkeit ein in der Spät-Latonezeit abbrechendes Gräberfeld den Übiern zuzuschreiben, die am Schlosse dieser Periode die Gegend räumten, und nicht den Chatten, die vermutlich bis tief in die römische Zeit die Begräbnisstätte weiter benützt haben würden. Den Hauptnacdruck lege ich aber auf die „Mores Gallici“ der Übier; denn diesen entspricht, wohl nicht zufällig, die specifisch keltische Form der Spät-Latonezeit, die wohl in Frankreich, im Rheingebiet und bei den Bojern in Böhmen, niemals aber, soweit mir bekannt, in den reingermanischen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands vorkommt, wo nur verwandte, aber nicht identische Formen sich zeigen. Sollte Herr Kuhn mit seiner Bemerkung über die gallicische Form der Gefäss-Formen, so würde das ein Punkt mehr sein, der für meine Ansicht von dem ubischen Ursprung der Naheimer Funde spräche.

Betonen möchte ich zum Schluss noch, dass mindestens in demselben Masse, wie die Beantwortung dieser mehr nebensächlichen Naheimer Frage, auch jeder andere Punkt der neuen Aufstellungen meines Casellier Vortrages auf den eingehendsten Studien von Jahren, theilweise von Jahrzehnten beruht und nur auf Grund eben solcher Studien mit Erfolg gebracht werden könnte.

Herr Oberstaatsrat Dr. R. Th. Kuhn-Frankfurt a/M.: „Unser Streit dreht sich um ein entweder irrtümlich gebrauchtes oder missverständliches Wort!“

Nachträglich habe ich mich überzeugt, dass Tischler die betr. Naheimer Funde nach dem Vorgange von G. Dieffenbach-Friedberg allerdings als chattijsch und nicht als gallicisch angesprochen hat. Das ändert aber an der Sache nichts!

Die Priorität der gallicischen Hypothese gebührt Herrn Dr. A. Hammeran-Frankfurt a/M. (Zeitschr. für Ethnologie, Jahrgang XVIII, (22).

Seine Argumentation, die ich in irrthümlicher Weise Tischler zuschrieb, mag mir in der Sitzung vom 9. August v. J. vorgebracht und so meinen Irrthum veranlasst haben.

Ich habe also Hammeran's und nicht Tischler's Ansicht vertreten und ihn vollständig von Hammeran's Beweisführung für die gallicische Provenienz der Funde überzeugt. Ihre Herkunft mit einer gallicischen „Invasion“ zu erklären, war ein Momentversehen der improvisierten Erwiderung; ich hätte sie besser durch gallicischen Import, sei es im Frieden oder im Kriege erklärt. Ubisch können die Funde nur dann sein, wenn die Übier Gallic oder ein gallicisch-germanisches Mischvolk waren, was ja von verschiedenen Autoren nicht bestritten und auch von Herrn Kuhn durch die „Mores gallici“ der Übier nahe gelegt wird. Wir

würden also unter dieser Prämisse, nur auf verschiedenen Wegen, zu demselben Resultat kommen.

Als suezisch habe ich sie niemals angesprochen, ich habe nur behauptet, dass sich in E. „nische Culturrestnisse nicht bis nach Naheim im Südbenlande Cäsars geltend gemacht haben“. Und das halte ich auch jetzt noch aufrecht, trotzdem Herr Kossinna die Ostgrenze der Urier bis zur fränkischen Saale zurück-schiebt. An der Rhön aber, dieser „von der Natur errichteten Schutzmauer“, ihrer „äussersten Grenze“ (s. östlichen) erwarteten nach Cäsars Berichten die Sueben concentrirt „die Ankunft der Römer“. Dann muss ihr Land, wenn es der Achtung gebietenden Grösse, die man nach Cäsars sehr vorsichtigem Ver-muthen supponiren muss, räumlich entsprechen soll, westwärts doch weitgetrennt bis zur Lahn gerichtet haben. — Auf weitere Detailfragen will ich nicht eingehen.

Herr Dr. G. Kossinna:

Es handelt sich zunächst nicht um die etwaige fremde Herkunft der Naheimer Funde, sondern um den Volksstamm, der jene Sachen als Grabbeigaben niedergelegt hat: Tischler meinte, es wären Chatten gewesen, ich dagegen denke an die Urier und stütze diese geographisch notwendige Annahme durch An-deckung von Beziehungen zwischen den Naheimer Funden und dem hinsichtlich ältester Cultur-stand-punkt der Urier. Meine Ausführungen über die Ost-grenze der Urier muss ich durchaus aufrecht erhalten und weis mich dabei in Uebereinstimmung mit Rud. Much, der in seinem trefflichen Werke „Deutsche Stammtafel“ (Halle 1892 S. 26 ff.) zu ähnlichen Res-ultaten kommt. Herr Kuthe biegt zwar dabei, dass Naheim im Südbenland lag und nische Einfüsse dort nicht annehmen seien, macht aber trotzdem die von mir für übliches Bestattnen angeführten Momente für seine Ansicht geltend. Das geht aber deswegen nicht an, weil wir wissen, dass der gallische Kaufmann zwar fleissig zu den Uibern kam, bei den Sueben aber keine gern gesehene Person war und nur zur Abnahme der Kriegsheute, d. h. der Kriegsoklavien, zugelassen wurde.

Ob die Naheimer Kriegsgegenstände Import waren, ist eine zweite Frage. Tischler dachte ja bei den Schwertern an gallischen Import, ich selbst bei der sogenannten Naheimer Fibel. Für die Gesamtheit der Funde aber gallische Herkunft zu erweisen, dürfte schwer fallen. Die Urier aber zu Galliern zu machen, wie das A. Hammeran (Urgeschichte von Frankfurt am Main, Frankfurt, 1882, S. 9) mit komischer stich-haltigen Gründen versucht, muss gegenüber den ein-stimmigen Berichten der Alten vom Germanenthum der Urier, sowie den inschriftlichen Funden, die selbst in der neuen Heimath des Volkes nach jahrhundert-langer Durchsetzung desselben mit römisch-gallischem Blut und Wesen germanische Flexionsformen der Namen aufweisen (Sathiamina, Abima, Valvima neben römi-schen Sathiamabos, Abiabos, Vativabos), als eine Kühn-heit bezeichnet werden.

Zu Gunsten meiner die Naheimer Funde in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. hinaufzuden-ken Zeitbestimmung spricht noch der Umstand, dass nach einer Notiz von Hammeran (Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 18, 22, 1886) die vier auch von mir be-sprochenen gallertmischen Münzen nicht in dem (Gräberfelde, sondern in einer benachbarten Fundstätte zum Vorschein gekommen sind, also für uns ebensowenig in Betracht kommen, wie die von Schulz-Marienburg (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 12, 212 ff. 1880) bekannt gemachten „Funde aus der Gegend von

Naheim“, die sich damals auch in der G. Diefen-hach'schen Sammlung zu Friedberg befanden — da-runder ein Schwert anscheinend später, vielleicht mit-terer La Tenezeit, sowie drei schon römische Fibeln — da diese Fundstelle sichtlich weit nordwärts von Na-heim, sich als sagt sogar ausserhalb des römischen Limes, liegen soll.

Von einer Abhandlung Hammeran's, in der er die Naheimer Sachen als gallische erweist, worauf sich Herr Kuthe beruft, ist mir nichts bekannt geworden. (Wir schliessen damit diese Discussion. D. Red.)

Nochmals die Gräfte von Driburg.

Von v. Stoltzenberg-Luttmersen.

Wir halten es zum allgemeinen Verständniss dieser Frage für nothwendig, die kurze Taciteische Urkunde über den Altar des Druus hier vorauszuschicken.

Tacitus' Annalen II. Buch, Kapitel 7.

Doch der Cäsar befahl, während die Schiffe dorthin geschickt wurden, dem Legaten Silius mit auserwählter Mannschaft einen Einfall in das Chattenland zu machen; er selbst führte auf die Nachricht, dass das Castell am Flusse Lopia be-lagert würde, 6 Legionen dahin. Doch rückte Silius wegen plötzlicher Regenzeit weiter nicht aus, als dass er eine mässige Beute und die Gattin und Tochter des Chattenfürsten Arpus mit fort-schleppte, wie auch dem Cäsar die Belagerer keine Gelegenheit zu einer Schlacht gegeben, da sie auf das Gerücht seines Nahens auseinander gelaufen waren, doch hatten sie den Grabhügel, der kurz zuvor Varus' Legionen errichtet war, und den alten Altar zu Druus' Ehren zerstört. Den Altar stellte er wieder her, und in eigener Person hielt der Fürst mit den Legionen zu Ehren seines Vaters die Leichenparade; den Grabhügel zu erneuern schien nicht rüthlich. Auch das ganze Land zwischen dem Castell und dem Rhein ward nach neuer Grenzwall und Dämme gründlich befestigt.

In der Beilage zum Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft hat Herr Dr. Schuch-hardt die Gräfte von Driburg für eine mittelalterliche Befestigung erklärt. Die Ausgrabung in Driburg war durch den Unterzeichneten eiberufen. Geheimrath Virchow hatte seine Hinkunft zugesagt. Anser demselben war der Major und Corps-Adjutant v. Bären-feld aus Münster als Mithleiter der Ausgrabungen und als Protokollführer berufen worden. Nach Beendigung der dreitägigen Ausgrabung ist von dem Major von Bärenfeld mit mir ein gewissenhaftes Angrabungs-protokoll zusammengetragen. Der Inhalt dieses Proto-kolls ist in meinem Berichte, den die anthropologischen Blätter gebracht haben, der sich aber auch zugleich auf die Resultate meiner früheren Ausgrabungen und jahrelangen sorgfältigen Forschungen stützt, wieder-gegeben. Die klärenden Anfechtungen der letzten Aus-grabung zusammengestellt mit den damals ungeklärt gebliebenen Resultaten der früheren Ausgrabung haben die positiven Beweise dafür geliefert, dass die Gräfte der von Germanicus im Jahre 18 wiedererbante Altar des Druus sei. Diese Ansicht ist seit der Grabung vom 7. August durch weitere Forschungen, namentlich aber durch zahlreiche chemische Analysen ganz und voll bestätigt worden. Hölsermann fand die Altar-mauern des Kernwerkes. Hölsermann fand in den Gräften und in dem darvorliegenden Prätorium aus-gesprochene römische Formen, die mit Kunst und Fleiss

bergestellt waren. Hölzern ann erfuhr von dem Besizer, dass er bei einer Eingrabung des Kernwerkes, also des Altars, schon bemalte Scherben eines rothen Thongefasses gefunden habe, die er seinen Kindern als Spielwerk gegeben habe. Hölzern ann erkannte weiter, dass die Gräfte, soweit sein Studium und seine Forschung reichen, einer prähistorischen Alterthumsform als eines Uebersdabe sei. Die Summe dieser Erkenntnisse habe bei ihm den Glauben und die Vermuthung festgestellt, dass die Gräfte der Altar des Drusus sein könne. Als ich nun im Jahre 1868 die Gräfte persönlich in Augenschein nahm, war es ein Manwurf, der einzelne calcinirte Knochen splitter aus dem Crematorium ausgeworfen hatte. Dieser Umstand veranlasste mich zu zwei verschiedenen Grabungen im Jahre 1868. Ich verfuhr damals bei der Ausgrabung den Theil des Crematoriums, der die Knochenreste wirklich enthielt. Ich fand vielmehr Wasserkalk und das ausgedehnte Branderdreich, welches bei der ersten Ausgrabung erst so massenhafte Abdrückung von Farnkrautern erhielt, das der durch ganz Westfalen bekannte Alterthumsforscher Apotheker Haven aus Nieheim mit der Behauptung hervortrat, die Farnkraut-Branderde enthalte eine Menge von Kali, welches man früher zur Glasbereitung durch Verkohnung des Farnkrautes gewonnen habe. Auch der gefundene Wasserkalk liefere den Beweis, dass wir es hier mit einer mittelalterlichen Glasbereitungsanstalt zu thun hätten und dass die ganz gleichen Erscheinungen häufig am Tenthoburger Walde vorkämen. In dem Kernwerk, dem Altar, fand sich ganz in der Mitte der Ostmauer ein sorgfältig gemauertes Aeschenschild, der Aeschensreste und Bruchstücke verschiedener Thierknochen enthielt. Bei einem weiteren Aushubte in den oberhalb der Altarmauer vorhandenen Theil der Erdpyramide brachte die Ausgrabung zwei, von gleichartige, etwa 1½–20 em lange Untertheile von Amphorengefäßen aus rothem Thon. Ich glaubte damals in diesen Produkten der Keramik römische Machwerke erkennen zu dürfen. Ein jahrelanges vergebliches Nachsuchen nach gleichartigen Gefäßformen in einer ganzen Reihe von deutschen Massen, erhob diesen Glauben zur Gewissheit, da die Amphorenform nur in der romanisch-etruskischen Töpferkunst vorkommt. Nachdem es durch eine weitere Untersuchung festgestellt war, dass die Gräfte mit einer mittelalterlichen Glasbereitungsanlage absolut nichts zu thun habe, wurde in mir der Glaube an den römischen Ursprung darauf beseitigt, dass ich weitere Ausgrabungen dieses bisher unerklärten Erdwerkes in wissenschaftlichem Interesse für notwendig hielt.

Meine Ausgrabungen im Jahre 1868 sind daher nicht ergebnislos verlaufen, wie Herr Schuchardt dies verspricht. Die Ausgrabung am 5. August 1868 nachmittags, zu der sich auch Hr. Geheimrath Virchow einfind, lieferten das Resultat, dass der abgekämmte Vorwall, in dem wir das Pratorium des Heerlagers jetzt wiedererkannt haben, mit einem Vertheidigungswall umgeben war, dessen Profil den Wehrgräben der römischen Marschlager gleichkam. Es ward weiter festgestellt, dass die bereits beschriebenen Thonporzelleben, mit welchen die Erde des Kernwerkes durchsetzt ist, nur in der Südostecke des ersten Umfassungswalles, wo sich das Branderdreich befindet, gefunden wurde. Die Ausgrabungen am 6. nachmittags, welche eines Theils an der Südseite des Kernwerkes und anderer Seite in der schon im Jahre 1868 ausgehobenen Grube im 1. Umfassungswalle, wo sich die Branderdreich und der Wasserkalk gezeigt hatte, fortgesetzt wurden, ergaben thatsächlich, mit Aus-

nahme eines kleinen, sehr zierlichen Gefässes, welches am östlichen Ende der Branderde ausgegraben wurde, keinerlei andere Fundstücke, als die Hölzern ann'sche Ausgrabung vom Jahre 1868 und meine Ausgrabung von 1868 bereits gezeigt hatten. Das fragliche kleine Gefäß ist so dünnwandig und zeigt so unvollständigen römischen Form, dass wir dasselbe vorläufig bis zu einer weiteren Entscheidung als römisches Machwerk ansprechen dürfen.

Die Ausgrabungen am 7. morgens, in der Ostecke des ersten Umfassungswalles, da wo zuerst die grosse Branderdreich und dann auch der Aussenseite unregelmässig vorliegende Reste von Wasserkalk gefunden wurden, zeigt sich plötzlich die gelbliche, muschelige, kalkige Masse, welche jetzt nach vorbeschriebenen stättigen Analysen einen so hohen Grad von Phosphorsäure anweist, dass wir hier nur verbrannte Knochenmassen feststellen können. Unter diesem Knochenkalk befand sich noch ein kleiner Rest von Holzkohle, der nur noch etwa von 1½ Fuss Erde bedeckt war. Jetzt endlich konnte man das Räthsel als gelöst erkennen. Hier war der Rest des von den Germanen zerstörten Knochencrematoriums mit Sorgfalt in den Wall eingebettet. Hier wurde das Vorhandensein des Wasserkalkes leicht angeklagt, durch die Hitze des Crematoriums. Die Kalksteine, welche dort den ganzen Boden massenhaft durchsetzten, waren theilweise durchglüht und durch Aufnahme der Bodenleuchtigkeit später in Wasserkalk übergegangen. Neben diesen so bedeutungsvollen Funden wurde nun aber auch festgestellt, dass der auf dem Hölzern ann'schen Plan noch vorhandene, jetzt aber verschwundene, etwa 100 Schritt von der Gräfte gelegene Südwall sich in schrägger Linie bis zur Dringendorfer Chaussee hinaus verfolgen liess.

Die Richtung dieses Walles läuft absolut parallel dem nördlich von den Gräften liegenden Nordwalle des quadratischen Pratoriums, dessen Fortsetzung in geradliniger Richtung man in dem Gelände noch deutlich, parallel zu dem Südwall erkennen kann. Später hat Herr Dr. Seifert östlich der Dringendorfer Chaussee auf unentwirrteten Boden ein Stück des Umfassungswalles, das von Norden nach Süden zeigte, gefunden, und dieser Fund hat sich durch weitere Untersuchungen bestätigt. Es sind also nach allen vier Himmelsrichtungen Reste des grossen quadratisch angelegten Heerlagerwalles festgestellt, in dessen Nordostecke das gut erkennbare quadratische Pratorium liegt. Die Gräfte ist somit nach drei Seiten von dem Heerlagerwalle eingeschlossen gewesen. Die Wehrgräben an diesen Wallresten lassen sich aller Orten leicht nachweisen, es haben voransichtlich länger als ein Jahrtausend offenelegen, daher haben sich in der Grabensohle humusreiche Einlagerungen gebildet, welche bei sorgfältiger Abtöschung noch deutlich die Profile der ursprünglichen, jetzt ausgegrabenen Wehrgräben erkennen lassen. Dass Herr Dr. Schuchardt diese in fachen bewiesentlichen Thatsache nicht anerkennt, bedauere ich sehr.

In welcher Weise Herr Dr. Schuchardt sich mit dem Vorhandensein des Crematoriums abfinden sucht, müssen wir hier weiter untersuchen. Herr Schuchardt erbat über dem etwa 8 m langen und 2 m breiten Haecherzeugungscrematorium, in dem wir durch chemische und mikroskopische Untersuchungen die Aeschensreste von Wehrpflanzen festgestellt haben, einen Holsthurm mit Lehmwänden. Mast diesen abtrennen und dann in das schmale Crematorium hereinfallen. Nahe ist aber das Brandlager erst 2 m breit und etwa 8 m lang. Welche Formen dieser

Holzthurn gehabt haben soll, um sich der Länge nach in diesen Graben hereinlegen zu können, das erzählt Herr Dr. Schuchhardt nicht weiter; auch nicht, welche Umstände dann die Branderde in der Tiefe von 3-4 Fuss mit Erde zugedeckt haben, so dass jede Spur von dem Vorhandensein des Thurnes und seiner Grabenunterkellerung verschwunden ist. Er baut seinen Thurn auf eine hingeworfene Ansicht des von mir persönlich hochgeehrten Herrn Obersten v. Steinwehr an: dass sich dort eine Traverse in dem Walle befinden habe müsse, in der dann später Brandreste des Thurnes eingelagert seien. Wäre Herr v. Steinwehr meiner persönlichen Einladung nach Driburg gefolgt, hätte er nur einen Blick auf die Gräfte und die ursprünglichen Wasserverhältnisse der Gräben werden können, so würde der geehrte Herr seine, anderer Orten berechtigte, Ansicht in diesem speziellen Falle nie ausgesprochen haben, da die fragliche Traverse in Rücksicht auf die nachweisbare Wasser- und Wallhöhe in den Gräben höchstens für Biber und Fischotter, aber nicht für Menschen passirbar gewesen wären, da ja ohnehin diese Traverse aus einem Wassergraben in den anderen geführt hätte. Herr Dr. Schuchhardt bemerkt den in dem Crematorium gefundenen Kalk dazu, um diese Traverse mit Seitenmauern auszurüsten. Das Crematorium besitzt eine Pflasterung. Von Seitenmauern ist keine Spur vorhanden und damit wird natürlich kein die Unterkerlerung des angenommenen Thurnes absolut hinfällig. Die verbrannten Lebnalöthe des Herrn Dr. Schuchhardt sind nun aber, wie schon gemeldet, auf chemischen und mikroskopischem Wege längst als Aschenreste von Weibpflanzen festgestellt, in der sich keine einzige Holzkohle vorgefunden hat. Da Herr Dr. Schuchhardt keine Holzkohlen gefunden hat, so spricht er von Balkenabdrücken, sind die Balken dieses Thurnes verbrannt, so hätten naturgemäß auch Kohlenreste vorhanden sein müssen, diese hat aber Herr Schuchhardt auch nicht gefunden. Somit erscheinen mir seine vermeintlichen Balkenabdrücke bedeutungslos.

Herr Dr. Schuchhardt erwähnt die Auffindung der Knochenerde nicht. Er ist am Mittage des 7. auf der Ausgrabungstelle gewesen, es hat da ein grosser Haufen dieser gelben Knochenerde gelegen. Hätte er sich von der Knochenerde wie von der Branderde Proben zur chemischen Untersuchung erbeten, so würden seine Ansichten wohl anders geworden sein. Dann versucht Herr Schuchhardt auf dem Wege der Keramik, das Ganze trotz der gefundenen Umfassungswerke als nicht römisch hinstellen; indem er die gefundenen anseerordentlich dünnwandigen, geriefelten, hart gebrannten Thongefässchen, die übrigens nachweislich sehr kleinen Gefässen angehört haben müssen, für mittelalterlichen Ursprunges erklärt. Dieser Behauptung fehlt jedoch die Begründung. Die Legionen, mit denen Germanicus im Herbst 16 und im Frühjahr 16 auf dem Schlachtfelde erwieben, waren nicht in Italien, sondern in Gallien und Spanien ausgehoben. Nun aber wissen wir von Cäsar, dass die Gallier in gewerblichen Knestfertigkeiten anseerordentlich viel mehr leisteten, als wie die germanischen Stämme. In der Schmiedekunst waren sie soweit vorgeschritten, dass sie sogar Plattenpanzer anfertigten. Nachdem nun durch die Aufindung des Crematoriums, durch die Aufindung der Umfassungswälle, durch das Prätorium, wie durch das Vorhandensein der Altarmauern die römische Anlage der Gräfte festgestellt ist, so dürfen wir auch die Geschirrscherben als römisch-gallisch oder römisch-spanisch ansehen. Diese Geschir-

scherven finden sich nun aber nicht in allen übrigen Theilen der Wälle, sondern sie finden sich vorwiegend da, wo die Erde des Leichenhügels, kennlich als dem rothgebrannten Thonpartikeloben, in der Südwestecke der Wälle und des Allars zur Verworfung gekommen ist. Herr Dr. Schuchhardt erklärt selbst, dass die Geschirrscherbe sich nur zur Tiefe der Brandstätte finden. Nach römischer Sitte und dieser Sitte scheint auch die Gefässe anseergerichtet zu sein. Salbengefässe oder dergleichen Dinge hatte das römische Heer natürlich nicht mitgebracht. In die dem Tumulus beigewesenen Gefässe, von denen wir jetzt die Scherven finden, werden dabei aus Trink- oder Wassergefässen der Legionären bestanden haben, da bei dem Ausmarsche selbst der Feldherr nicht daran gedacht hat, das Variac Schichtfeld zu erreichen. Herr Dr. Schuchhardt hiebt den Beweis für seine Behauptung schuldig, dass die Gallier zur Römerzeit bei Anfertigung ihrer Thongefässe keine Drehscheibe gekannt hätten.

Herr Dr. Schuchhardt hat zur Stütze seiner Ansicht, dass die Gräfte nicht römischen Ursprunges sei, ein „Protokoll“ ins Leben gerufen, das von vier anderen Herren unterschrieben ist. Dieses Protokoll ist mir und dem Major v. Barrenfels, also den Leitern der ganzen Ausgrabung nicht vorgelegt worden. Es umfasst nur die Ausgrabung am 6. nachmittags. Dieses Protokoll enthält also weder die Vornuntersuchung von 5., noch die lichtgebende Enduntersuchung von 7.

Da nun am 6. die Ausgrabung, in Bezug auf neue Funde fast resultatlos verlief, so würde dieses Protokoll für die Gesamtresultate der Ausgrabungen auch dann nur einen geringen Werth haben, wenn alle darin behaupteten Thatsachen einen Anspruch auf Richtigkeit hätten. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Es wird darin gesagt, dass in der Südostecke des 1. Umfassungswalles ein Einschnitt gemacht wäre. Diese Ansicht ist insofern unrichtig, als ich die Arbeiter in der noch offen liegenden Grabungsstelle von 1888 angestellt habe, um die damals gemachte Ausgrabung, die sowohl in südöstlicher, wie in nordwestlicher Richtung den Wall noch nicht durchschnitten hat, nach beiden Richtungen hin zu Ende zu führen. In südöstlicher Richtung ist dieses Ziel erst am 7. erreicht. Die Ansicht, dass sich in der Richtung nach dem Kerwerke Wasserkalk gefunden hätte, ist unrichtig. Der Wasserkalk fand sich vielmehr auf der entgegengesetzten Seite da, wo die Branderde aufbröckelte, nicht in einem Lager, sondern sporadisch verteilt. Wo der Wasserkalk aufbröckelte, zeigte sich dann die phosphorane Knochenerde von 1-1½ m Breite und etwa 25 cm Höhe. Hinter und unter dieser Knochenerde fand sich dann noch eine schmale Holzkohlen-schicht, die in die Tiefe des Grabens herabreichte und war. Das Protokoll des Herrn Dr. Schuchhardt weiss von diesen anflückernden Funden nichts zu berichten.

Nicht unsonst hat die Ausgrabung am 6. August, am 25 jährigen Todestage des im Kampfe bei Würth gebliebenen ersten Enduckers der Gräfte, des Hauptmanns Ludwig Hölsermann stattgefunden. Was sein klarer Geist geahnt, das ist durch die Funde vom 7. mit unwiderleglicher Gewissheit festgestellt. Das Werk eines Germanicus hat 2 Jahrtausende überdauert.¹⁾

¹⁾ Da die Ansichten über die Zeitstellung der Gräfte von Driburg so weit auseinander gehen, scheint eine Fortsetzung der Discussion aussichtslos, wir erklären daher dieselbe für geschlossen. Die Redaction.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1896.

Die alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Dolmen im südlichen Bulgarien. Von St. Bontscheff. — Die Ruineninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart. Von Dr. C. Mehlis. — Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgenstrahlen am Lebenden dargestellt. Von Prof. H. Welcker. — Literatur-Besprechung. — Internationaler Congress für Medizin in Moskau 1897.

Dolmen im südlichen Bulgarien.

Von St. Bontscheff.

Im östlichen Theile des Bezirkes von Haskovo (Süd-Bulgarien), südlich von der Strasse Haskovo-Barnali, erhebt sich ein ungefähr 200 Quadratmeter grosses, von Bächen und Rinnen stark zerschnittenes Terrain, in welchem die verschiedensten Varietäten des Gneiss stark überwiegen. Die Gegend, durchschnittlich 270 m über dem Meere hoch, ist raub, unfruchtbar und kaum bewaldet. Einst ist sie von stattlichen Eichenwäldern bedeckt gewesen, von denen beutzutage aber nur noch kümmerliche Reste hier und da vorhanden sind. Von Culturpflanzen werden von den Bauern der benachbarten Dörfer fast ausschliesslich Roggen und Sussam (Sesams orientalis) gepflanzt.

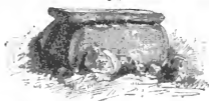
Gelegentlich meiner geologischen Excursionen, die ich im Sommer 1894 für die Kartirung dieser Gegend unternahm, stiess ich hieselbst auf Spuren der Thätigkeit und Anwesenheit des vorgeschichtlichen Menschen, welche ich kurz erwähnen möchte.

Es handelt sich um einige megalithische Gräber, von denen ich drei auffinden konnte. Sie liegen nicht in einer Gruppe beisammen, sondern finden sich nur vereinzelt.

Das erste (Fig. 1) entdeckte ich am Fusse des Sitri-Kaia (nicht Sitri-Tepe, wie auf der russischen Generalstabkarte steht), 500 m südwestlich vom Gipfel (347,4 m), dem Dörfchen Karanassulu gegenüber. Das Grab, von Nord

nach Süd orientirt, ist aus vier Gneissplatten errichtet, zwei parallelen bebaenen Längswänden,

Fig. 1.



einer Querwand (unbearbeitet) im Norden und der Deckplatte.

Der Deckstein hat eine Länge von 2,80, eine Breite von 1,77 und eine Dicke von 0,30 m. Die Höhe des Grabes beträgt über der Umgebung 1,12 m. An der Basis der Tragplatten sind grosse Steinhöcke unregelmässig angelegt, wohl als Stütze für die Wandsteine der Kammer. Das Grab (türk. Kapakla-Kaia = Deckelstein) dient heute den Schafbirten als Zufluchtstätte gegen Unwetter.

Die zweite megalithische Kammer (Fig. 2) findet sich 4,5 km westlich von der ersten, oberhalb des Dorfes Tremcali, rechts vom Wege Tremesli-Karanassulu. Sie ist gleichfalls nach Süden zu offen (ohne Wandstein) und ebenso gehaut wie die obige, nur hat sie ein wenig kleinere Dimensionen. Die Länge beträgt 2,10, die Breite

1,50 und die Höhe 1,20 m. Die Querwand im Norden ist stark corrodirt und fast zerfallen.

Fig. 2.



Das dritte Grab liegt am Ostabhange des höchsten Gipfels dieser Gegend, Huchla (379,8 m), ist leider aber zusammengestürzt und mit Busch bedeckt.

Ob auch andere Reste menschlicher Kultur aus prähistorischer Zeit in dieser Gegend vorhanden sind, lässt sich nicht entscheiden. Bis jetzt sind keine Ausgrabungen im Sinne einer systematischen Forschung gemacht worden. Ich vermüthe, dass es an solchen nicht fehlt.

Es ist nicht das erste Mal, dass im südlichen Bulgarien (dem ehemaligen Ost-Rumelien) Dolmen nachgewiesen wurden. Die Gebrüder Škorpil (Pametni iz Bulgarsko. Ot bratni Škorpilovi, I, 1, Trakia, Sofia 1888 — Denkmäler Bulgariens, von den Gebrüdern Škorpil, Bd. I, Hft. 1, Thrakien, mit 1 Tafel, 10 Figuren und einer Karte, Sofia 1888; eine kurze Besprechung auch in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XVIII, 1888, S. 285—288) veröffentlichten solche vom linken Maritza-Ufer, von der Šukar Planina und ihrer Umgebung (nördl. von Adrianopel), wo sie häufiger vorkommen scheinen als in dem Gebiete, welches ich zum Zweck geologischer Aufnahmen bereiste; nach Angabe der Gebrüder Škorpil finden sich die meisten bei Gerdeme. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte die bulgarische Gruppe der Dolmen nicht sonderlich gross sein, da von ähnlichen Resten der Vorzeit aus Serbien, Bosnien und Albanien noch nichts bekannt geworden ist.

Die Runenschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart.

Von Dr. C. Mehlis.

In der 11. Abtheilung seiner „Studien“, 1894, S. 7—8 hat der Verfasser kurz die sogenannte „Drachenhöhle“ geschildert, welche als Rieseu-

portikus die Südostwand des Drachenfels im Hartgebirge duretzt.

Derselbe hat eine Länge von 12 m, eine im Westen mit 5—6 m beginnende Breite, die sich gegen Osten bis auf 12 m steigert. Die Höhe beträgt in der Mitte 3 m. Bemerkenswerth ist der Zugang von oben. Er führt durch einen Felsengang von 80 cm Breite, 1,80—2 m Höhe, 3 bzw. 5 m Länge. Am Ende desselben ragt die obere Felschicht von rechts nach links herüber, sodass sich eine Art natürlicher Thürstein bildet. Unterhalb desselben ist an der linksseitigen Felswand unverkennbar ein Thüranschlag sauber so eingebauen, dass eine flache Cylinderrand von 14 cm Breite und 1,30 cm Länge vom Steinmetzen hergestellt ist. Dahinter ist eine 4 cm tiefe, 5 cm im Durchmesser haltende Klobenvertiefung sichtbar, während an der Thürführung links und rechts künstlich hergestellte Löcher für Anbringung von Sperrhölzern sichtbar werden. Auf dem Thorbogen nach nussen gekohrt steht die Inschrift: USNITER (vgl. Fig. VI) = U. Sniter; oben am Eingang „D“ = Drachenfels (vgl. Fig. VII).

Nach der genauen, von Verfassers öfters vorgenommenen Untersuchung kann es keinem Zweifel unterliegen, dass hier ein verschlossenes Thor aus Eichenholz von mindestens 1,80 m Höhe den Felsengang von der unten liegenden Höhle abgeschlossen hat.

Unterhalb der Sohle dieser Thüre beginnt jetzt eine ziemlich bequeme Steintreppe, die jedoch vor ca. 25 Jahren noch nicht vorhanden war, um in einer Tiefe von ca. 4 m die Sohle der Drachenhöhle zu erreichen.

Die Situation stimmt ziemlich genau mit der im „Lied von hürnen Seyfrid“ V. 86 und 99 für den „Trachenstein“ gegebenen Beschreibung überein. Auch hier muss der „Stein abgeschlossen werden“; die Höhle befindet sich dort mehrere Klafter unter der Erde.¹⁾

Auf den Portikus selbst stimmen Worte in „Beowulf“:

„Er sah der Riesen Werk,

Wie auf Ständer gestützt die seinernen Bogen
Im Innern das ewige Erdhaus hielten.“²⁾

Im Innern des Portikus liegen mehrere gewaltige Felsblöcke umher. So ziemlich in der Mitte liegt ein tischähnlicher Fels von unregelmässig viereckiger Form, dessen längste Seite 3 m, dessen kürzeste 2 m misst. Die Höhe be-

¹⁾ vgl. Ausgabe von Wolfgang Golther, Halle 1889, S. 28 u. 33.

²⁾ vgl. Ausgabe des Beowulf von Karl Simrock, S. 138.

trägt 0,70—0,80 m. Der vor ihm nach Westen zu liegende altarähnliche Block ist 1,30 m lang, 0,50—0,60 m breit und ca. 0,50 m hoch. Seine Oberfläche ist roh abgeputzt. Ueber ihm ist (vgl. Fig. II)

A I

in den Felsen eingehauen und zwar 10—12 cm hoch, scharf und sicher. A und I haben keine Apex, der 1. Balken von A läuft nahezu senkrecht, der 2. bildet mit dem 1. einen Winkel von 45°.

Bei dem Charakter eines Adyton, den die „Drachenhöhle“ bürgt, ist der Referent geneigt, in diesen beiden, sicherlich vormittelalterlichen, an ausgewählter Stelle befindlichen Buebstaben eine Widmung zu vermuthen.

Vielleicht ist Attini oder Attidi zu ergänzen, und diese Inschrift auf den hier zu Ende der Kaiserzeit ausgewählten Kult des phrygischen Hirtengottes Attis zu beziehen, dessen Verehrung in der Rheinlande ja mehrfach bezeugt ist.¹⁾

Auf der nächsten Seite gegen Osten stehen die Buchstaben INRI (letztes J nudentlich), das Monogramm Christi (vgl. Fig. III).

In der südöstlichen Ecke des Altarfels bemerkt man bei genauem Zusehen und bei günstiger Beleuchtung²⁾ eine dreizeilige Inschrift, die der Verfasser schon im Jahre 1888 entdeckt hat, aber jetzt erst herausgehen kann (vgl. Fig. I).

Die Zeilen sind nicht unter einander, sondern in rechten Winkel abgesetzt geschrieben.

Das Doppelzeichen ; vor Beginn der 2. Zeile deutet auf Schluss oder Anfang der ganzen Inschrift. Auch auf Goldbrakteaten mit Runenschrift kommt diese Interpunktion in gleicher Weise vor³⁾; ebenso auf spätrömischen Inschriften.

Die erste Zeile bilden jedenfalls, da sie dem in die Höhle Eintretenden entgegensteht, die von Verfasser mit 1. Zeile bezeichneten drei Zeichen. Ob dann die Fortsetzung die Zeile zur Linken oder zur Rechten bildete, hängt von der Frage ab, ob überhaupt Zeile 2 und Zeile 3 als gleichzeitig und gleichwertig zu betrachten sind.

Was die teuchische Seite der Herstellung dieser drei Zeilen mit ihren 14 Zeichen betrifft, so ist am sichersten Zeile 1 und Zeile 2 mit dem Meisel oder sonst einer scharfen Spitze einge-

hauen; Zeile 3 ist unsicherer eingehauen, da wohl die meist gegebenen Linien dem „Runenritzer“ Schwierigkeiten bereiten mochten.

Den Duktus in Zeile 2 könnte man fast elegant ausgeführt nennen.

Denselben Unterschied zeigt nach längerem Studium und nach Befragen einer Reihe von Autoritäten, wie Zaugemeister, Henning, Rieger, Golther, Ludw. Wimmer n. A. zeigt die Art der Zeichen. Zeile 1 und 2 gehören zusammen Zeile 3 bietet bestimmte paläographische Unterschiede.

Die drei Zeichen von Zeile 1 sind zur Noth als lateinische Majuskeln zu deuten, wenn auch die zwei Winkelhaken an Stelle des T-Querstriches, der oberen Winkelhaken bei I an Stelle des Apex, der winklig gebrochene Obertheil des R, sowie dessen kurzer, gerader Winkelstrich dagegen sprechen.

Unmöglich ist diese Deutung bei Zeile 2. Hier könnte nur der letzte Buebstabe zur Noth als D gelten, wogegen jedoch der Umstand ins Gewicht fällt, dass eine unterhalb des kleinen D ansetzende Abreibungsflechte für das ursprüngliche Vorhandensein eines Iasta Zeugniss ablegt, sodass hier ursprünglich kein D, sondern ein P-ähnliches Zeichen gestanden haben muss.

Ueber die Zeichen von Zeile 2 haben sich Professor Rieger (Schreiben vom 18. Juli 1888), sowie Professor Henning (Schreiben vom 29. Okt. 1889) also geäußert:

Das 1. Zeichen kann runisch oder lateinisch J sein, das 2. Zeichen ist runisch Th, das 3. Zeichen runisch W, das 4. runisch F, das 5. ist verletzt, das 6. lateinisch D. — Damals jedoch war das 5. Zeichen von dem Verfasser noch nicht richtig gelesen, und die Abreibungsflechte unterhalb dem letzten —D— noch nicht ins richtige Licht gestellt worden.

Das 5. Zeichen ist ein mit dem Winkelhaken wie das 2. Zeichen in Zeile 1 beginnendes runisches J, während das letzte wahrscheinlich ursprüngliches, wie oben vermuthet gleich dem 2. Zeichen gebildet war, d. h. ein runisches Th vorgestellt hat.

Ausserdem zwingt die Logik zum Schlusse, dass, wenn in derselben Inschrift 4 Zeichen demselben Alphabete entstammen, die zwei letzten kaum zu einen anderen gehören können.

Wir bezeichnen demnach sämtliche Zeichen von Zeile 2 als Runen und lesen, wie oben angegeben:

; I Th W (= V) F I Th(d) = Jthufith(d)

Durch das unabweisbare Resultat, wobei nur für den letzten Buchstaben Th oder D offen lassen, wird auch die Lesung von Zeile 1 präjudiziert.

¹⁾ vgl. Baumstier: Denkmäler des kl. Altert. S. 226, Correspondenzblatt der westdeutschen Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst 1894 Nr. 12, 140 mit Abbildung.

²⁾ Diese hatte der Verfasser bei der letzten Aufnahme im März 1895.

³⁾ Vgl. Wattenbach: Anleitung zur lat. Paläographie 4. Aufl. bes. S. 89.

⁴⁾ Vgl. Atlas for nordisk Oldkyndighed Taf. VI Fig. 99 und 102 (6. Jahrg.).

Da weder T noch J noch R der lateinischen Schreibweise entsprechen, so werden wir auch ihre Lesung in den Runenalphabeten zu suchen haben.

Wenn wir in T mit den abgerundeten Winkelhaken auch nicht die Runen Ear oder Tir des altenglischen Runenalphabets⁴⁾ erblicken wollen, so hieten Runenschriften, die etwa gleichzeitig mit den anserigen sind (vgl. unten), Beispiele von gebogenen Endstrichen des T. So zeigt das T auf dem Räfaster Steine, den Wimmer und Bugge ungefähr in die Zeit um 750 n. Chr. ansetzen, ähnlich abgerundete Beistriche wie unser T in Zeile 1.⁵⁾

Das J mit dem Winkelhaken anstatt des Apex entspricht dem 5. Zeichen in Zeile 1. Endlich das R mit dem winklich abgebrochenen Obertheil hat genau die runische Form.

Der Verfasser sieht sich darnach für berechtigt an, Zeile 1 als runisch Tir zu lesen.

(Schluss folgt.)

Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgen-Strahlen am Lehebuden dargestellt.

Gleich beider ersten Kunde von der wunderbaren Entdeckung Professor Röntgens wurde in mir der Wunsch roge, mittelst dieses Verfahrens ein Bild des menschlichen Kopfes zu erhalten, welches den Miteinandergang der Hautlinie und der Knochenlinie des Gesichtspröfils genau verzeichne. Es sind inzwischen von Physikern und Photographen Röntgenbilder von menschlichen Händen, von Kattomommen, von kleinen Thieren — Fischen, Fröschen — geliefert worden; dem gütigen Entgegenkommen meines Collegen Herrn Professor Dorn in dem trefflichen Photographen Herrn F. Müller in Halle verdanke ich die wohlgeungene Aufnahme meines Kopfes, welche das Gewächste gleich im ersten Versuche in sehr befriedigender Weise zeigt.

Bei der Aufnahme wurde die Glasröhre, welche die Röntgenstrahlen entsendet, auf die rechte Kopfseite, und zwar auf die Mitte der Nase, gerichtet: die Kassette war oberhalb der linken Schulter befestigt. Die Entfernung der Nasenmitte bis zur Platte betrug 7,5, von der Platte bis zur Röhre 41,5 cm. Für ruhige Haltung des Objectes sorgte ein Kopfhalter und — einige Geduld. Die Sitzung dauerte eine volle Stunde, während welcher 30 mal je eine Minute lang die Röntgenstrahlen wirkten und je eine Minute lang (um die Glasröhre wieder abzukühlen) die Leitung unterbrochen wurde. In die Aufnahmezeitung dachte ich einen Schattenriss meines Kopfes mitzugeben, in welchen ich im Jahre 1892 nach einer unten kurz erwähnerten Methode die Umrisslinie meines Schädels eingezeichnet hatte. Mit dieser Zeichnung deckte sich das mittelst der Röntgenstrahlen erhaltene Bild (nach Reduktion auf die Grösse des Schattenrisses) fast an allen Stellen mit überraschender Genauigkeit.

Der erste Abdruck der vom Photographen gelieferten Abzüge brachte allerdings einige Enttäuschung. Ein so

günstiges Object, wie die Hand, bei welcher die Knochen schon dunkel, die umgebenden Weichtheile als eine schön hellere, mit charakteristischen Abtastungen versehene Umsäumung kommen, ist der menschliche Kopf keineswegs. Infolge der sehr verschiedenen Dicke der durchdringenden Weichtheile erscheint deren Profilbild an verschiedenen Stellen in unerwartet gleichem, allerdings unverständlichen Nuancen: sehr dunkel an der Stirne, ganz licht am Stirn-Nasenwinkel und auf dem Nasenrücken, dunkel wiederum an den Lippen, und es muss, um den Gang der Hand- und Knochenlinie vollkommen zu verstehen, das Bild unter Erwägung der erwähnten Struc-turverhältnisse etwas näher studirt werden. Die Nasenlinie, in der Mittel-linie von hinlänglicher Dicke, werden ein vollkommenes von dunkles Profil; die Seitenflächen derselben wurden von den Strahlen so stark durchdrungen, dass das Bild hier so hell ist, als ob nur Haut vorhanden wäre. Unerwünscht, obwohl den Zweck des Bildes nicht beeinträchtigend, ist ein etwas naturaler der Nasenbeimitte bemerklicher Hautindruck — die Wirkung der lang getragenen Brille. Auch in der Mitte der Stirn findet sich eine kleine Einkerbung — nicht etwa die Stelle der Haargrenze, sondern der Rindruck eines Bradfadens, mittels dessen ich, um die penetrirenden X-Strahlen nicht eine Stunde lang auf meine Augen einwirken zu lassen, eine das rechte Auge deckende Bleiplatte befestigt hatte. Es lässt sich nicht erweisen, in wie mannigfachen Richtungen die Röntgenstrahlen Entdeckung neben den bereits schon jetzt erkannten in Wissenschaft und Technik noch von Bedeutung werden könne. Die Bedeutung, welche dieselbe speciell für mich besitzt und die meine Bildaufnahme veranlasste, beruht in folgendem. Im Jahre 1893 hatte ich, wesentlich gestützt auf meine Feststellung, dass die Dicke der Schädelknochen des denkenden Weichtheile an den verschiedenen Stellen des Kopfes in charakteristischer und gesetzmässiger Weise verschieden ist, nachgewiesen, dass die Totenmaske Schillers und der sogenannte „Schillerschädel“ nicht demselben Menschen zugehören können, indem bei der Vereinigung der Profillinien dieses Schädels und dieser Maske dem oberen Stirntheile des Schädels weit aus zu viel, der Brannengend zu wenig, dem Nasenrücken ein unmöglicher Ueberschuss, dem Kiemenprofil eine sehr viel zu geringe Menge von Weichtheilen zufallen würde. Während diese Unterschiede der Weichtheildicken des Schädels bis dahin so wenig Beachtung gefunden hatten, dass in topographisch-anatomischen, ja in kunstgeschichtlichen Abbildungen das Profil des Schädels, wenn es galt die betreffenden Weichtheile hianszufügen, einfach mit einer ungefähr parallel laufenden Linie umkleidet wurde, hatte ich bei einer grösseren Anzahl von Leichen durch senkrechte Einsenken eines schmalen, zweischneidigen Skalpells auf bestimmte, innerhalb des Gesichtspröfils verlaufende Knochenstellen die Dicks dieser Hautstellen genau gemessen und die mittlere Stärke für jede dieser Stellen berechnet. Mit Benutzung dieser bereits im Jahre 1893 in Fachschriften von mir veröffentlichten Maassbestimmungen konnte ich feststellen, dass nicht der sog. Bando Aliverti der Münchener Pinakothek, wie dies von Hermann Grimm und einem grossen Theil des Publikums angenommen wird, sondern das von Binde in extremer Weise abweichende, in der Officin befindliche Bild das Selbstporträt Raphaels ist; dass der mit grosser Wahrscheinlichkeit als der Schädel Raphaels angenommenen Schädel mit voller Sicherheit dieser ist und mehrere Andere.

Unter Benutzung dieser Methode der Dickenbestimmung der Weichtheile sind in jüngerer Zeit durch

⁴⁾ Vgl. Ludw. Wimmer: „Die Runenschrift“, S. 83—86.

⁵⁾ Vgl. L. Wimmer a. a. O. S. 230 u. 231 Anmerk.; über die Zeitstellung S. 304.

Herrn Professor Hie in Leipzig die Gebeine J. S. Bach's als diesem wirklich angehörig erkannt werden; es geschieht dies dadurch, dass es möglich war, eine Höhle anzuführen, welche einerseits die physiognomischen Charaktere der verschiedenen Bach-Bildnisse in sich vereinigte, während andererseits die Profilinie dieser Höhle die des Bach's an den betreffenden Messungstellen in der von Hie als normal angenommenen Entfernungen begleitete.

Hier nun ist eine Differenz zu Tage getreten, die mich sowohl zu neuen Bestimmungen mittels des Skalpell's, als zur Aufnahme eines lebenden Kopfes mittels Holzgestrahlen veranlasste.

Zur Bestimmung des Nasenprofils hatte ich bei meinen Leichen eines Einseitig, o, in der Nasenbeinmitte, eines zweiten, f, an der Nasenbein Spitze gemacht und als Mittelwerthe für beide Maasstellen 3,3 und 2,3 Millimeter erhalten, also ein Dünnerwerden der Weichtheile nach unten hin festgestellt, während mein Leipziger College für den Nasenrücken nur an einer Stelle (etwas unterhalb der Nasenmitte) die Weichtheilstärke gemessen hat und als Mittelwerth 3,29 erhielt.

Ihre meinen Veröffentlichungen, in welchen ich über die Zugehörigkeit eines Schädels zu einem gegebenen Bilde (Schüller, Kaat), oder über die Zugehörigkeit eines Bildes zu einem gegebenen Schödel geurtheilt habe (Harbel, Meckel) wurde das Dünnerwerden der Weichtheile am Unterende der Nasenbeine als eine sicherstellende Thatsache vorausgesetzt, und es würde die Glaubwürdigkeit meiner Angaben wesentlich erschüttert werden, wenn jenes Structurverhältniss sich nicht bestätigen sollte. Findet sich nun dieses Dünnerwerden der Weichtheile der knöchernen Nase nach unten hin in allen meinen Abbildungen, welche zusammengehörige Schödel- und Gesichtprofile darstellen, so zeigen in dem von Hie gegebenen Profilbilde des Bach-Schädels und der Bach-Höle J. S. Bach's Grabstätte, Gebeine und Leich, Leipzig 1896, Taf. VIII) die Weichtheile der Nasenbein Spitze dieselbe Dicke wie diejenigen der Nasenbeinmitte, ja, wie diejenigen der Stirnmitte. Es ist klar, dass, wenn bei der Fertigung der Höle, meinen Mittelmaassen gemäss, eine geringere Stärke der Weichtheile des unteren Endes des knöchernen Nasenrückens zu Grunde gelegt werden wäre, der Nasenbächer weniger stark hervorgetreten ein würde und der untere Theil der Nase erheblich weiter hätte zurückweichen müssen.

Es ist nicht meine Absicht, die Bachhöle, die unter allen Umständen ein überaus werthvolles, der Welt gemachtes Geschenk ist, zu kritisieren, sondern lediglich meine Angabe, sofern dieselben durch Angaben eines Nachfolgers in Frage gestellt werden, zu rechtfertigen. In diesem Sinne theile ich nachfolgende Mittelwerthe der Weichtheilenden mit (Millimeter):

	Stirn	Am Stirn-Nasenwinkel	Mitte der Nasenbeine	Spitze der Nasenbeine
1. nach meiner Skalpellbestimmungen von 1892	4,3	5,9	0,3	2,2
2. nach obenstehenden von 1896	4,7	5,6	0,3	2,3
3. nach dem Röntgenbilde	4,4	5,7	3,1	2,0
4. nach Hie	oben 4,08 unten 3,17	5,45	2,29	nicht gemessen

Die Ziffernreihe 1, 2 und 3 zeigen eine sehr befriedigende Uebereinstimmung. (Vor der Reduction auf

die Lebensgrösse lauteten die Ziffern der 3. Reihe: 6,9, — 7,8, — 4,5 und 2,7).

In seiner zweiten Schrift (S. 409) bemerkt Hie: „Auf die Abnahme der Hautdicke von oben nach abwärts am knöchernen Nasenrücken, welche bei allen 13 Bestimmungen Welcker's wiederholt, wie hatte ich bis jetzt nicht geachtet. Wenn sie sich bestätigt, so ist sie für die Profilzeichnung durchaus nicht unwesentlich anzusehen, denn gerade am Rande der knöchernen Nase macht 1 mm für die constructive Bestimmung der Nasenform sehr viel aus.“ Das eben war der Grund, aus welchem ich beiden für das Physiognomische wichtigsten Theile des Antlitzes, bei dessen Construction die von mir versuchte Bestimmungsmethode von Seiten des Knochengestirns anliehbarer Weise im Stiche gelassen wird, kein Stückchen maassgebendes Fundament preisgeben wollte, und ich habe insofern nichts weiter hinzuzufügen. Was aber die feinere Bestätigung meiner Angaben anlangt, so glaube ich, ohne damit meinen Befund am Röntgenbilde herabzusetzen, dass ein jeder, wenn er die eigene Strahlabstrahl- und abwärtsgehend die Haut der Nasenwurzel, des mittleren und unteren Nasenbuckens zwischen die Finger nimmt, an denselben Ergebnisse kommen wird.

Die Röntgenbilder sind in gewissem Sinne anticipirt worden durch Pander und d'Alton. Meines Wissens sind es diese Forscher, welche zuerst Profilbilder von Thieren gegeben haben, in welchen das dunkelschraffierte Skelett in den heller geblauten Umriss des Körperbildes eingeschrieben ist (Die Skelette der Pachydermen* u. s. f. Bonn 1921). Blickt man auf ein solches Bild, einmal eines kleineren Thieres, z. B. einer Fledermaus, so könnte man glauben, ein Röntgenphotographie ver sich zu haben, und der Vorderfuß der Robbe gleicht in Ton und Schattirung ganz den vielbewanderten Schattenbildern einer Menschenhand. Die von Pander und d'Alton gegebenen Tafeln haben ihrer Zeit Goethe's Interesse in hohem Grade in Anspruch genommen, und es drängt sich beim Anblick der Tafel I, welche den Umriss des Elephanten zeigt, bei welchem das spitz zulaufende Vorderende des Unterkiefers von einem fast gleichgestalteten Umriss der Weichtheile umkleidet ist, die Vermuthung auf, dass dieser Anblick Goethe zu dem weit vorgreifenden Ausspruch veranlasst habe: „Es ist nicht in der Haut, was nicht im Knochen ist.“

Halle, 24. März 1896.

Professor Hermann Welcker.

Literatur-Besprechung.

Th. Achelis. *Moderno Völkerrunde, deren Entwicklung und Aufgaben.* es. 500 S. Stuttgart, F. Encke, 1896.

Der Verfasser glaubt in der vorliegenden Untersuchung, zur Lösung eines ungenügend wichtigen Problems Etwas beitragen zu können. Wenn es in unserem empirischen Zeitalter als ausgemacht gelten kann, dass der Begriff und die Bedeutung einer Wissenschaft nicht speculativ gewonnen werden darf, sondern allein auf induktivem Wege, so scheint es gegenüber den vielen schiefen Auffassungen und Missverständnissen, welche gegenwärtig über das Wesen der Völkerrunde im Umlauf sind, in der That angebracht, eine derartige kritische Prüfung der Entwicklung der hies. Wissenschaft vorzubereiten. Man kann über den Umfang des zu diesem Behufe an sichtenen Materials verschiedener Meinung sein — und der Autor ist weit davon entfernt, anzun-

nehmen, dass überall his in das Detail hinein ein löckenloser Zusammenhang hergestellt sei —, aber principiell wird hoffentlich über diesen methodischen Gesichtspunkt kein Zweifel aufkommen. Die nage-meine Vielseitigkeit der Ideen, welche für die moderne Ethnologie massgebend sind, und die eben damit die engere und weiteren Beziehungen zu anderen, verwandten Wissenschaften bedingen, tritt so für den objectiven Betrachter unwiderlich in Tage. War in dieser Darstellung eine streng objective, historische Haltung eine unabwiesliche Pflicht, musste hier jede persönliche Abweichung und Kritik von vorne herein im Hintergrunde bleiben, so durfte es andererseits der Verfasser wohl wagen, in dem Entwurf der Grundsätze für den Bestand der heutigen Völkerkunde seine eigene Ansicht zum Ausdruck zu bringen. Das gilt, um nur einen wichtigen Punkt herauszugreifen, von dem wunderlichen Streit der psychologischen Perspective (des Bastian'schen Volkergedankens) mit einer detaillirt geographisch-ethnographischen Untersuchung. Man sollte eigentlich im Interesse des ungestörten Wachstums und Gedeihens unserer jungen Wissenschaft, die bis vor Kurzem noch öfter hart um ihre Existenz zu kämpfen hatte besitzen, dass hier, wie schon allmählich darauf hinzuweisen, so dürfte es andererseits der Ethnologie verschiedentlich angeführt, 1) eine doppelte, wohl mit einander vereinbare Auffassung des Problems. So wenig die Berechtigung des Volkergedankens für die letzte ausschlaggebende Erklärung des geistigen Wachstums der Menschheit und der sich in dieser Entwicklung bekundenden allgemeinen Gesetze zu bestreiten ist, so wenig kann für ein besonders weites Feld der ethnographischen Untersuchung, wo unverkennbar bestimmte topographische Bedingungen und Übertragungen stattgefunden haben, eine exacte Prüfung dieser fraglichen Wechselwirkung entbehrt werden. Auch darüber hofft der Verfasser, bei vorrättheilvoller Prüfung des Sachverhalts, auf freundliche Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn er seine Darstellung (ämterlich nicht in allen Partien) als eine gemeinverständliche beschaet, wenigstens in dem Sinne, dass Jeder, der dem Stoff eine warme Theilnahme entgegenbringt, auch vollauf die Möglichkeit eines befriedigenden Verständnisses besitzt, ohne über den angesprochenen Vorrath fachwissenschaftlicher Vorkenntnisse zu verfügen. Möge auch in dieser Beziehung der vorliegende Versuch dazu beitragen, das Interesse für die grossen Probleme der nun entdeckten Geschichte der Menschheit in weiten Kreisen zu fördern und zugleich die (öfter geüßigten) Vorurtheile, welche besonders von Seiten exacter Historiker gegen die Aufgabe der Völkerkunde — fast könnte man sagen — gefühllos gepflügt werden, zu beseitigen.

Wir begrüssen dieses wichtige Werk des verdienten Verfassers mit lebhafter Freude und empfehlen dasselbe den Fachgenossen und allen für die Völkerkunde interessirten Kreisen auf das Angelegentlichste. J. B.

A. Bastian. Zur Lehre vom Menschen in ethnischer Anthropologie. Zwei Abtheilungen. Berlin, Dietrich Reimer, 1895.

Um sich den revolutionär wirkenden Einfluss der modernen Ethnologie zu veranschaulichen, gibt es wohl

1) Zielsetz., so viel wir wissen, in den Controversen in der Ethnologie I, 63 ff.

kein besseres Mittel, als wenn man sich klar macht, dass von den Tagen des grossen Weisen Sokrates an, das von die Mitte unseres Jahrhunderts etwa hin stümtliche Versuche, das uralte Räthsel vom 'Wesen' des Menschen zu lösen, von einer wesentlich deductiven Basis ausgingen. Der Typus der Gattung des Homo sapiens war ohne Weiteres der Vertreter des specifi schen Culturschnittes, welcher dem betreffenden Bearbeiter am nächsten lag; hier ergab sich die positive Material für die weitere philosophische Bearbeitung. Es kam dann Jemandem niemals der Gedanke, dass die Voraussetzung unzureichend sei, und halb aneb die Schlussfolgerung mangelhaft sei, und doch liegt es auf der Hand, dass erst die allumfassende Umschau über die verschiedenen Stadien des menschlichen Wachstums auf Erden eine wirkliche verlässliche Anthropologie ermöglichen könne. Mit dieser Thatsache einer empirischen Erhaltung und Bewahrung des bislang nur deductiv behandelten Gegenstandes steht und fällt die Völkerkunde, und deshalb ist es wohl angebracht, wenn Bastian schon im Vorwort seines neuesten Werkes auf diesen Umstand nachdrücklich hinweist, wenn er sagt: Die Möglichkeit, das Menschheitsbild zu entrollen, datirt seit einem halben Jahrhundert erst, seitdem mit Begründung einer ethnologischen Fachdisciplin gedacht genommen worden ist, über das Genus Homo in allen seinen Vertretern zuverlänglich geistliches Documente zu beschaffen aus der Sphäre des geistigen Lebens, und die aus der Zerstreung versammelten Volkergedanken sichtlich nehem einander an ordnen, um die comparative-geneische Methode der Induction zur Verwendung zu bringen. Die Völkerkreise, um deren ethnische Repräsentanten es sich handelt, reäsentiren aus den Comstellationen geschichtliche Bewegung auf der Basis geographischer Umgebungsverhältnisse je nach dem geometereologischen Agentien, welche am Planeten Theils sich betätigen. Im Uebri gen ist ja dem Schema der Untersuchung so oft besprochen, dass es nur kurzer Andeutungen bedarf. In erster Linie steht überall die Darstellung der grossen elementaren Wachstums processen und allgemeinen Gesetze, welche das sociale Leben auf allen Gebieten des geistigen Schaffens beherrschen. Nach allen Anzeichen scheint auch dieser Forderung, die sich in der That völlig angeworzen für jede unbefangene ethnologische Aufassung ergibt, kein Widerspruch mehr entgegen zu stehen, nachdem die vergleichende Rechtswissenschaft dieses Programm mit völliger Evidenz verwirklichte Mythologie der Tag nicht mehr fern, wo aber alle ethnographischen und culturstorischen Schranken hinaus das Bild eines generellen Wachstums mythischer und religiöser Vorstellungen der Menschheit aus ercheint. Für jede tiefere Prüfung ist es ein Umstand von allerhöchster Bedeutung, dass wir schon jetzt auf Grund das weitreichenden ethnologischen Materials im Stande sind, die anscheinend originalsten und individuellsten Erzeugnisse eines subtilen metaphysischen Denkens entsprechenden Seiten und Ansätze bei den Naturvölkern nachzuweisen, in geistlich auch geradem detaillirte Parallelen. Die platonischen Urbilder alles Irdischen kennen die Wildstämmen ebenso in ihrem Innern, den Einteilern, wie gleichfalls die platonischen Präexistenz und Anamnesis z. B. den westafrikanischen Eweern vertraut ist. In dieser Beziehung wird einer späteren vergleichenden psychologischen Verarbeitung der bislang meist in beschränkter ontanthorischer Sphäre behandelten philosophischen Probleme eine

reiche Erde; auch hier hat erst die moderne Völkerkunde den Haan gebrochen und die einzig massgebende sozialpsychologische, d. h. eben schlechthin allgemein gültige Perspektive erschlossen.¹⁾ Das gilt natürlich vollends für die Rückführung der welthistorischen Culturen, mit denen wir unsere Welt-Geschichte eröffnen, auf die elementaren Factoren ihres Wachstums, nur freilich unter völligem Ausschluss der für die laudable historische Betrachtung unerschöpflichen Chronologia. Ägyptens monumentale Denkmäler, vertritt der Verfasser, schauen bereits aus einem Uralterthum herüber, als pharaonische Ordnungen begangen, mit den Abhären für-thlicher Dyastien (wie mythischer Kaiser in Chinas Culturkreis), während an die Mündungen babilonischer Flüsse masocherisch sonst noch sich anschewmet, was aus feuchiger Gestalt denn überströmt in mesochische. Wie den in Waldverstecken hausenden Gernaoen ihre culturalen Besohnungen gekommen sind, lässt unter Beleuchtung durch deutsche Tageslicht sich überblicken in den Geschichtsperioden, und was vorgezeichnet darüber hinaus beim ogewissen Schimmerschein eines Halblichtes verborgen blieb, liegt gegenwärtig für prähistorische Beschlüssen den Anthropologischen Gesellschaften vor in detaillirter schärferer Klirung in monographische Arbeitstheiligen. Auf peruanischer Sierra stehen die vom Nimbus ihres Umbüllten Inca-Kaiser in den Propyläen des Cultartempels, und änea gegenüber kommt nicht zur Geltung, was so lavasdy beim Einzug des Byamba in Kräutern und Gräser hervorgewachsen war, aus geologischen Felsentlichtungen (I, 189). Diesen Grundgesetzen der wachen Entwicklung, die eben ihrer allgemeinen Gültigkeit wegen sich überall betätigen, stehen prämiter die specifischen Abweichungen, welche für eine bestimmte Stufe charakteristisch sind, die geographischen Provinzen, wie sie Bastian nennt. Hier ist es die durch eine unendliche Reihe von Ursachen bedingte speciellen ethnischen Typen hervor, die sich festschärfer ausprägen, je mehr eine wirklich geschichtliche Entwicklung einsetzt. Diese Variationen des Völkergedankens führen uns in den eigentlichen Mittelpunkt des Lebens der Menschheit, wie sie sich stetig in eine Mannigfaltigkeit einzelner Stämme und ethnischer Bildungen. Ganz besonders, wie bemerkt, nimmt dieser Process eigenartige Formen an, wenn das ursprüngliche, unterschiedlose Niveau des Naturzustandes mehr und mehr verlassen wird. Das über behandelte Thema erörtert der Verfasser hier so: Aus dem bei Einseitigkeit des Menschengeschlechts gleichzeitigen Elementarunterlagen tritt ein organischer Wachstumsprocess empor, der den immanent eingestrieten Keimformen gemäss zur angestaltenden Gestaltung gelangt, unter den Färbungen des Milieus, nach den Einwirkungen geometereologischer Agentien in der topographischen Provinz sowie derjenigen Zustände, wie herbeiführt auf geographischen Gesichtspunkten, die sich dem Gremissen den Globus eingegraben sind (II, 4). Endlich den dritten Factor für eine einheitlich abgeschlossene ethnologische Weltanschauung bildet die psychologische Analyse des Materials, was Bastian unter dem logischen Rechnen versteht. Vom ersten Asektion ab, so lautet die weitere Erklärung, bedingte sich dem Denken als logischem Rechnen seine Grundoperationen des Addirens und Subtrahirens aus gegenseitiger Controlle, in Induction und Deduction,

¹⁾ Auch Bastian hat verschiedene solcher Parallelen zusammengestellt, s. B. Abtheilung II, S. 24 ff.

so dass die läufig vermehrten Complicationen durchsichtig sich vereinfachen beim Rückgriffe auf Hobbes' Satz vom Denken als Rechnen (I, 138). Die Haupt-sache dabei ist die völlige Entäußerung subjectiver Gefühle und Stimmungen, des Scheinens und Meinens, wie es wohl sonst bei Bastian heisst, so dass der Ethnologe, wie der unlängst verstorbene verdienstvolle vergleichende Rechtsforscher Post sich ausdrückt, mit dem kalten Auge des Anatomien lediglich dem inneren Causalsammenhang der Erscheinungen nachspürt. Ausserdem tritt gegenüber allen speculativen Uberschwänglichkeiten dadurch die heilsame Ernüchterung ein, dass jede metaphysische Dialektik von vorseherin abgelehnt wird, dass nur die kritisch geprüfte Erfahrung entscheidet und jedes Denken als ein Epiren mit relativen Werthen gilt. Dass auch diese Schrift sehr reich mit positivem Material versehen ist, bedarf für den, der des Altmeisters Werke kennt, keiner besonderen Erwähnung; es kann nur noch dankenswerth hervorgehoben werden, wenn an den Schluss auch längere Excerpts aus anderen werthvollen Monographien angefügt sind, so von dem Kenner der altmexikanischen Geschichte und Literatur Dr. Selzer: Die Welt-sonnen Mexikos und Artekische Todtenwage, ferner das Kupffert der Dava, indische Schöpfungsage, in welcher die dem polytheistischen Gott Maui so auffällig gleichende Figur des Gottes und Culturober-Menschozo hervortritt, und Anderes mehr. Die dem Text beigegebenen Illustrationen und Tafeln (meist kosmogonisch-mythologischen Inhaltes) sind noch mit besonderen Erklärungen versehen, die auch auf frühere Arbeiten Bezug nehmen. Th. Achelis.

W. Haacke. Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Ein Versuch zur Veröhnung zwischen Religion und Wissenschaft. Mit 62 Abbildungen. XXXI und 487 S. Jena 1895, Costenoble. Mk. 12.

Wenn Schelling seiner Zeit die Idee von der geistigen Einheit in der Natur vertrat, so behauptete er sicher Wahres, das leider durch die Phantasie der Romantiker völlig verzerrt wurde und dadurch Anspruch auf Beachtung verlor. Damit geriet aber auch zugleich die naturphilosophische Betrachtung überhaupt in Missethit, die Darwin durch die Uebertragung des Materialismus auf die Entwickelungslehre der Thiere wieder die Speculation auf dem Grunde des Empirismus erhob. Seitdem hat die Erkenntnis von der Fruchtbarkeit der Vereinigung beider Forschungsarten mehr und mehr Raum gewonnen und es ist anerkennenswerth, dass auch der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher durch biologische Schriften bereits bekannt ist, mit diesem das lauge gemiedene Gebiet betritt und die Ergebnisse seiner Studien für eine allgemeiner Betrachtung zu Nutzen sucht, in ungewisser, vielfach bestehender Uebereinstimmung mit anderen Forschern, wie Fechner, Wundt etc.

Von seinem Standpunkte aus, bei dem es sich um eine Weltanschauung handeln soll, forscht er nach einem Grundgesetz in der Gestaltung der Weltbestans, der anorganischen und organischen Gebilde. Da sich überall ein Aufsteigen vom Niederen zum Höheren geltend macht und sich alles nach bestimmten Gesetzen gestaltet, so erkennt er das stationäre Princip in dem vielbewegten Weltall im Gleichgewichtssystem oder im Streben nach Formenvervollkommnung, nach Einheitlicherwerden der Organismengenen, nach Er-

höhung der Gefügesteifigkeit. Je höher ein Körper in der Entwicklungsgeschichte steht, desto weniger erträgt er eine Störung des Gleichgewichts; je niedriger, desto grösser ist die Symmetrie seiner Formtheile und desto leichter eine Wende desselben. Zugleich prüft Haacke daraufhin die beiden Hauptentwicklungstheorien und verwirft die Präformation zu Gunsten der Epigeneselehre, insbesondere weist er dem die erstere vertretenden Darwinismus neben manchen Irrthümern Inconsequenz in der Vererbungslehre nach. Das Streben nach dem Gleichgewicht ist ihm gleichbedeutend mit dem Willen Missbehagen in Behagen zu verwandeln oder der Kraft, welche in den Uratomen bereits vorhanden ist, so dass in den organischen wie anorganischen Naturprocessen bis auf die letzten Stofftheilchen Einheit herrscht. Mit dieser Kraft (Zielstrebigkeit v. Haer's) geht nun die ganze Entwicklung der Wesen von den einfachsten bis zu den complicirtesten vor sich. So ist auch der Mensch aus niederen thierischen Vorfahren hervorgegangen, ohne dass die heutigen Formen denselben blutverwandt oder congruent sein brauchen; die vernünftliche Abneigung bis zu den einzelnen Lebewesen hinauf sucht Haacke weiter aufzuweisen (in die mögliche Urursubstanz des Menschen festzusetzen (in intersensanter Ausführung). Das allgemeine Streben nach Gleichgewicht in der besetzten Materie theilen auch die seelischen Vorgänge (die einzelnen Hirntheilchen suchen harmonische Lagerung), daher ist der Welt gleich „Wille“ und dieser soviel als „Empfindung“ (?). Es herrscht somit völlige Uebereinstimmung bei Thier und Mensch, nur bei diesem in höherer Vervollkommnung, was auch die Entstehung der menschlichen Ideale, die theilweise bei den Thieren sich angedeutet finden, bekundet. Allen Geschlechen aber nach dem Gesetze des Gleichgewichts und die Vertheilung der Materie nach Menge und Beschaffenheit im Weltall lässt einen bestimmten Zweck erkennen, nach welchem die Welt als Ganzes betrachtet werden muss, das auf ein göttliches Wesen schliessen lässt.

Was den Werth des Buches angeht, so kann Niemand darüber in Zweifel sein, dass es sich darin nur um einen Versuch handelt, und mehr will der Verfasser auch nicht bieten. So lässt er auch genügenden Spielraum zu Combinationen und verfährt nicht, wie leider das oft heute der Fall ist, durch kühne Behauptungen zu unrichtigen Anschauungen über Entwicklungslehre, er ist vielmehr fast immer massvoll in der Kritik und vorsichtig im Urtheil und sucht durch Vergleiche zu Thatsachen zu kommen (etwas zu durstig nach Resultaten zeigt er sich in der Frage nach den Menschenaffen). Der psychologische oder psycho-physikalische Theil weist allerdings einige Schwächen auf und fordert Widerspruch heraus, aber darunter leidet der Gesamtwert des Buches nicht. Dasselbe wird jedem, der sich darein vertieft, vielfache Anregung bringen. Die Schreibweise ist klar und fesselnd, die Abhandlungen sind trefflich.

Koedderitz.

Internationaler Congress für Medicin in Moskau 1897.

Im nächsten Jahre, 1897, wird vom 7. (19.) bis zum 14. (26.) August der XII. Internationale Congress für Medicin in Moskau stattfinden. Von Seiten des Congress-Comitées sind bereits Exemplare der Regeln versandt worden.

Der Vorstand der Section für Anatomie, Histologie

und Anthropologie hat ausserdem ein Schreiben (in russischer Sprache) versandt. In dem Schreiben wurde den Fachgenossen eine Anzahl von Fragen vorgelegt, über die auf dem Congress verhandelt werden soll.

Die betreffenden Fragen werden hier mitgetheilt, mit der Bitte, dass die Fachgenossen Kenntniss davon nehmen und so bald als möglich noch andere Fragen und Thematika stellen können, damit die Congressleiter sich zeitig an nicht-russische und russische Gelehrte wenden können, um sie zu einer Beantwortung der Fragen zu veranlassen.

Section für Anatomie.

1. Soll die lateinische anatomische Nomenclatur, die von der anatomischen Gesellschaft ausgearbeitet worden ist, zu einer internationalen gemacht werden?
2. In welcher Weise ist eine einheitliche Nomenclatur in der russischen anatomischen Literatur durchzuführen?
3. Ist die Polydactylie als eine Spaltbildung oder als Atavismus aufzufassen?
4. Die Homologie der oberen und unteren Extremität.

Section für Histologie.

1. Vergleichende Kritik der verschiedenen Theorien und Hypothesen über den Bau des Protoplasmas im Allgemeinen.
2. Die Bedeutung der Blastomeren bei der Segmentation der Eier. Postgenerativ. Die Entwicklung der Cuticular- und Zwischensubstanzen.
3. Die Bedeutung der Centrosomen, Spähnen und der Nebenkern in verschiedenen Zellen. Die Bedeutung der directen oder amitotischen Theilung.
4. Die gegenseitige Beziehung der Nervenfasern in den Nervencentren und Sinnesorganen.
5. Innervation der Drüsen.

Section für Anthropologie.

1. Was für Massregeln sind an ergreifen, um möglichst genaue Thatsachen über die anthropologischen Typen der russischen, wie der nicht-russischen Bevölkerung Russlands zu gewinnen?
2. Was sind die vorzüglichsten charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Mongolenstäbels und bei welchen Volkstämmen sind diese Eigenthümlichkeiten am häufigsten zu finden und am deutlichsten zu erkennen?
3. Inwieweit unterscheiden sich die Schädeltypen der gegenwärtigen Bevölkerung Mittel-Russlands von den Schädeltypen der Kurganbevölkerung? Wie ist die etwaige Veränderung der Typen zu erklären?
4. Die Schädeltypen des Prof. Sergi und ihre Bedeutung für die Classification der Schädelformen.
5. Die Anomalien des Skrelets und der äusseren Bedeckungen. Haben einige von ihnen die Bedeutung von Rassenmerkmalen oder können einige von ihnen als atavistische Bildungen gelten?

Gleichzeitig werden die Herren Fachgenossen gebeten, so bald als möglich die Thematika mittheilen zu wollen, über welche sie auf dem Congress in den Sectionssitzungen Vorträge halten oder Mittheilungen machen wollen.

Zur Entgegennahme jeglicher Mittheilung und zur Uebersmittlung an die Sectionsvorstände in Moskau ist bereit

Dr. H. Stieda, Geheimer Medicinalrath.
o. Professor der Anatomie an der Universität
zu Königsberg i. Pr.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Ehrenmitglied der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Excursions etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ein von Menschen verzehrtes Mammuth. Von Dr. N. Kartschenko. — Die Runenschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart. Von Dr. C. Mehlis (Schluss). — Mittheilungen aus den Localvereinen.

Dieser Nummer heft das Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier bei.

Ein von Menschen verzehrtes Mammuth.

Verstüßte Mittheilung von Dr. N. Kartschenko,
Prof. der Zoologie an der Universität Tomsk.

Vor einigen Tagen habe ich in der nächsten Umgebung von Tomsk ein Mammothskelet ausgegraben, an welchem sich deutlich nachweisen ließ, dass dieses Thier von Menschen, welche gleichzeitig mit ihm gelebt, aufgezehrt worden ist. Diese letztere Annahme wird bewiesen durch Anwesenheit neben den ganzen auch zerpaltenen, angebrannter und verkohlter Mammothknochen, vorzüglich erhaltener Holzkohle, angebrannter Holzstücke und endlich durch Anwesenheit an derselben Stelle zerplittener Feuersteine, während in der Umgebung des Fundortes des Skeletes, wie auch in den Erdschichten über und unter dieser Stelle nichts ähnliches aufzufinden war. Schliesslich ist auch die Art und Weise, wie die Knochen (welche sämmtlich demselben jungen Exemplare von Mammuth angehören) an der Fundstelle vertheilt waren, im höchsten Grade für Küchenabfälle charakteristisch. Sie lagen nämlich in voller Unordnung doch auf einem beschränkten Raume und in einer Ebene, welche durch Anwesenheit einer fast ununterbrochenen Holzkohlenschicht ausgezeichnet ist. Diejenigen Knochen, welche nicht so schwer und zugleich bequem abzugliedern sind zu benagen sind, wie z. B. Rippen, lagen unter den grossen und schweren Knochen und sind deshalb, vermuthlich, von dem Cadaver früher abgetrennt worden als die letzteren. Alle Wirbel lagen separat an verschiedenen Stellen des angegebenen Ortes, was zur Vermuthung berechtigt, dass die Wirbelsäule

absichtlich zergliedert wurde, um das Rückenmark ausbeuten zu können. Von den oben erwähnten Feuersteinsplintern sind mehrere in Form von Schabeisen roh bearbeitet und konnten deshalb leicht zum Abkratzen und Zerschneiden des Fleisches benutzt werden. Dieselben können somit als primitivste palaeolithische Steinwerkzeuge betrachtet werden. Sie sind sehr ähnlich denjenigen, welche im Sommethale in Frankreich aufgefunden wurden. Das Skelet ist nicht complet, weil ein Theil des Fundortes durch allmähliches Abfallen der Erdschichten in die am Rande der Fundstelle befindliche, durch Schneewasseranwaschung entstandene tiefe Schlucht zerstört worden ist. Doch fanden nur wenige Knochen. Das Skelet lag im Sandton in einer Tiefe von 3½ Meter unter der Erdoberfläche. Die ausführliche Beschreibung mit Zeichnungen und Photographien, welche ich bald der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg vorzulegen beabsichtige, wird hoffentlich zur Genüge beweisen, dass es sich hier nicht etwa um zufällig von irgendwoher hergetragene oder hergesehwehete Knochen handeln kann, sondern namentlich um das Skelet eines Mammuths, welches an demselben Orte verzehrt worden, wo es von mir aufgefunden ist.

Diese kurze Mittheilung vor Abschluss der Untersuchung zu machen bin ich deshalb genöthigt, weil einer von den Herren, welche zufällig als Gäste die Ausgrabungen besuchten, die Resultate derselben ohne mein Wissen und ohnedem in ungenauer Weise zu publiciren sich erlaubt hat.

Tomsk, 1^{te} Mai 1896.

Die Runeninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart.

Von Dr. C. Mehlis.

(Schluss.)

Größere Schwierigkeiten bietet die Lesung von Zeile 3. Schon die blosse mechanische Lesung erschweren die mannigfachen Linien secundärer, vielleicht zufälliger Bedeutung, welche manche Zeichen, so besonders Zeichen 3, umziehen. Die Lösung stellt die gleichen Schwierigkeiten entgegen. Weder an Runen noch an Hausmarken, wie Henning vermuthet hat, ist hier zu denken.

Licht brachte in diese räthselhafte Inschrift der 3. Buchstabe mit seinem nach oben ziehenden Schlusschwung. Wie aus Wattenbach⁵⁾ zu ersehen ist, schliesst sich als feste Nebenform immer neben (regelmässigem) S^a das S-Zeichen mit dem Schlusschwung in den Glossae Coloniaenses, bei Galus und in anderen nachchristlichen Handschriften als ein Buchstabe der alt-römischen Cursivschrift an.

Zangemeister bestätigt dies (Schreiben vom 6. April 1895) mit dem Beifügen, dass dies S der altrömischen Cursivschrift „sich auch noch später findet. Auf eine bestimmte Zeit lässt sich also aus diesem S kein Schluss ziehen.“ —

Da das Cursiv-S immer neben dem gewöhnlichen S nach Wattenbach vorkommt, lassen wir unbedenklich den subscribirten letzten Buchstaben als Schluss-S.

Der 1. und 2. Buchstabe ist ohne besondere Schwierigkeit als J und E zu erkennen.

Nach Wattenbach⁵⁾ hat das E der römischen Capitalschrift kurze Querstriche; oft scheint der unterste, wie hier, zu fehlen. Ob die nach links übergreifenden Querstriche der Kunst oder dem Zufall ihren Ursprung danken, lässt sich kaum entscheiden.

Die grösste Schwierigkeit bereitet das vorletzte Zeichen. Identisch mit dem vorausgehenden Cursiv-S ist dasselbe nicht; dagegen spricht der rechtwinklig abgesetzte Querstrich. Die meiste Aehnlichkeit hat dies 4. Zeichen mit einem im Winkel gestellten V = ∇ . In Anlehnung an Wattenbach,¹⁰⁾ nach dessen Ausführungen in und über der Zeile ein S-förmiges V in morowingischen Schriftstücken vorkommt, ist das Zeichen als ein mit Rücksicht auf das subscribirtes Schluss-S in Winkel gestelltes Cursiv-V zu erklären.

Die 3. Zeile erscheint dann als ein z. Th. in Cursivbuchstaben der spätrömischen bezw. der merowingischen Zeit geschriebenes

J E S V S. —

Mit dieser Interpretation füllt auch einiges Licht auf die Beurtheilung des Totalcharakters der räthselhaften Inschrift.

Wie schon oben bemerkt, ist in der Techoik zwischen Zeile 1 und 2 einerseits und andererseits zwischen Zeile 3 ein bemerkenswerther Unterschied, der auch jetzt in der Wahl des Alphabets siebbar wird.

Zeile 3 „Jesus“ ist wohl als ein Zusatz eines Geistlichen aus merowingisch-karolingischer Zeit anzusehen, der den heidnischen Charakter in Form und Inhalt von Zeile 1 und 2 „ontüben“ und paralyisiren sollte. Die ursprüngliche Inschrift, die hier stand, hiess nur:

1. Zeile: T I R.

2. Zeile: ; J Th W (V) F I Th (D).

Gehen wir von diesem Gesichtspunkte aus, so wird die Frage nach der Bedeutung dieser zwei zusammengehörigen Runenzeilen wohl weniger Schwierigkeiten machen, als man erwarten sollte, besonders wenn hierbei einige Prämissen berücksichtigt werden, zu welchen der Verfasser durch mehrfache Studien einschlägiger Runendenkmäler aus dem Westen und dem Norden Europa's gelangt ist.

Zuerst geht aus einer Unterredung mit Henning¹¹⁾ hervor, dass die zwei Zeilen weder dem westgermanischen Runenalphabet, noch einem westgermanischen Dialekte angehören können. Dem ersteren nicht, weil kein Zeichen für V vorhanden und weil, wenn das letzte Zeichen von Zeile 2 = D zu lesen ist, dasselbe vom westgermanischen Runen-D zu sehr abweicht.¹²⁾ Einem westgermanischen Dialekte nicht, weil das Schlos-R his auf die Zeiten der Völkerwanderung in allen diesen Dialekten verschwunden war.

Aber auch den nordischen¹³⁾ Runenalphabeten kann unsere Runeninschrift nicht angehören, weil hier ein bestimmtes Zeichen für Y vorhanden ist und Tir—Tyr geschrieben sein müsste.

Es hietet sich demnach nur noch ein Runenalphabet zur Erklärung dar — das angelsächsische-friesische.

In Betracht kommt hier das „Futhork“ des sogenannten Thomsessers, einer mit eingeleiteter Runenschrift bedeckten fränkischen Spatha, die

¹¹⁾ Unterredung vom Februar 1896 zu Dürkheim.
¹²⁾ Vgl. Henning: „Die deutschen Runendenkmäler“, S. 161.

¹³⁾ Vgl. L. Wimmer: „Die Runenschrift“, bes. S. 179—261.

⁵⁾ Vgl. Anleitung zur lat. Palaeographie, S. 58—59.

⁷⁾ Vgl. a. a. O. S. 47.

¹⁰⁾ Vgl. a. a. O. S. 62.

ins 8. Jahrhundert zu setzen sein wird.¹⁴⁾ Ferner mehrere Runenalphabete aus Handschriften des 9.—11. Jahrhunderts.

Besonders das erstere Alphabet, als das ältere, kommt hier in Betracht.

Es finden sich hier sämtliche Runen in gleicher Schreibweise wie in Zeile 1 und 2, auch Rune W ist noch vorhanden (Rune 8); dagegen ist ein eigenes Zeichen (Rune 2) für V bereits vorhanden wie im westgermanischen Runenalphabet,¹⁵⁾ während im Norden bis gegen 800 runisch V vertreten wird durch runisch W.¹⁶⁾

Hieraus geht für uns hervor, dass das Runenalphabet von Zeile 1 und 2 auf einer der angelsächsischen Runenstufe des 8. Jahrhunderts ziemlich nahe steht, jedoch von nordischen Einfüssen nicht frei ist.

Bezeichnend für unsere Inschrift ist ferner, dass Tir — nicht Tyr — als Name der Rune T in altenglischen Runenliede,¹⁷⁾ das wohl dem 9. Jahrhundert angehört, und als Doppelpinno der Rune Ear erscheint. Im jüngeren altenglischen Runenalphabet im Codex Salsbury 140 heisst der Name dieser Rune T bereits gekürzt Ti.

Die Übersetzung lautet nach W. Grimm folgendermaßen:

„Tir ist der Zeichen eines,
hält Treue wohl bei Edelingen,
ist immer auf der Fahrt
über der Nächte Wolken;
trägt nimmer.“

Tir bedeutet hier nach W. Grimm nicht domnia = Gott Tyr, sondern das nordische Kreuz, das Hammer Thors, der anträglich, unverletzlich nach, was er berührt, der als Blitz über Wolken schwebt.

Wichtig ist für unseren Zweck, dass nur bei Angelsachsen und Friesen diese Form Tir vorkommt und zwar ebenso als Name der Rune T bzw. Ear, als auch als Namensform des Gottes in der altgermanischen Dreieinigkeit: Tyr = Zio.

Letzteres geht auch aus den Belegen bei Jakob Grimm,¹⁸⁾ Karl Simrock,¹⁹⁾ Adolf Holzmänn,²⁰⁾ E. H. Meyer,²¹⁾ F. Kauffmann²²⁾ u. A. hervor.

¹⁴⁾ Vgl. a. O. S. 82—87.

¹⁵⁾ Vgl. Wimmer a. a. O. S. 83; W. Grimm: „Über deutsche Runen“, S. 163—171 u. Taf. V.

¹⁶⁾ Vgl. Wimmer a. a. O. S. 233—234. Selbstredend muss in Ith w f i th (d) das 3. Zeichen als U gesprochen worden sein.

¹⁷⁾ Vgl. Wimmer a. a. O. S. 83—85; W. Grimm a. a. O. S. 217—245, bes. S. 229—230, 242—243.

¹⁸⁾ Vgl. d. Grimm d. M. S. 165—166.

¹⁹⁾ K. Simrock d. M. S. 272—273.

²⁰⁾ A. Holzmänn d. M. S. 71—72.

²¹⁾ E. H. Meyer d. M. S. 221.

²²⁾ F. Kauffmann Mars Tingus S. 81—222.

Die angelsächsische Form Tir ergibt sich auch aus dem von H. Petersen vermutheten nordhumbrischen Kampflied:

„Tyr hoeb us, ye Tyr, yo Odin.“

Hier steht Tir (Tyr ist spätere Form) noch über und vor Odin als Gott des Kampfs und des Sieges. Als „Sieggott“ erscheint Tyr = Tir auch in den Dämsagen der Edda,²³⁾ wo es von ihm heisst:

„Er ist sehr kühn und mutig und herrscht über den Sieg im Krieg. Darum ist es gut, dass Kriegsmänner ihn nennen.“

Dass der angelsächsisch-friesische Sieggott Tir hier in Z. 1 gemeint ist, und nicht das von ihm abgeleitete Abstractum tir = gloria, splendor, auch nicht der Hammer Thors,²⁴⁾ geht für uns aus der Gegenüberstellung des höchsten christlichen Namens hervor.

Offenbar handelt es sich an unserer Stelle nicht um Symbole, sondern um die Schlagworte d. h. die Persönlichkeiten, welche Prinzipien, hier das Heidenthum und das Christenthum bedeuten.

Dies fordern Logik und Conoinität! —

Zeile 2. Ithufth(d) wird nach diesem gewonnenen Erklärungspunkt gleichfalls nicht allzuhartnäckig der Lösung widerstreben.

Eine grammatikalische Interpretation bietet grosse Schwierigkeiten, wie aus einem mit Professor Golther in München geführten Briefwechsel über diesen Gegenstand hervorgeht. Zunächst war an ein Verbum ithufan oder ithufjan zu denken, aus dem ithufth = ithufid als 3. Person Singul. zu nehmen wäre. Allein ein solches Verbum ist weder im Gothischen noch im Althochdeutschen vorhanden.

Auch an mhd. ūfen (aus ūfan) wurde gedacht; allein diese Form ist hda, Tir dagegen nds, sodass also auch diese Lösung unangänglich erschien, da das Verbum in diesem Falle apjan lauten müsste.

Am meisten Wahrscheinlichkeit besitzt für Professor Golther und den Verfasser die etymologische Lösung von Ithufth(d) als Eigennamen. Hier bieten sich auf Grund von Förstemann „altdeutsches Namenbuch“ I. Band, mehrere Analogien dar.²⁵⁾ Bei Schannat (corp. tradit. Fuldena) vom Jahre 804 Iduwin, daraus später Iduin; ferner aus dem Neer. Fuld. vom Jahre 923 Itoger. Nehmen wir — fith(d) als entartet aus — frid mit Förstemann²⁶⁾ an, so bieten sich ferner als analoge Nomina propria dar:

²³⁾ Edda nur Simrock S. 295.

²⁴⁾ Für richtiger halte ich das Schwert Tyrs: auch das von W. Grimm adierte nordische Gedicht über die Runennamen spricht dafür; vgl. a. O. S. 249.

²⁵⁾ Vgl. Förstemann a. O. S. 772.

²⁶⁾ Vgl. a. O. S. 406.

Ildred und Ildfrid. Der zweite Name gehört dem achten Jahrhundert an.

Darnach lautete die alte Form wahrscheinlich: Ithufrith (d) und bedeutete, wenn wir *alt. idja* = arheiten hier anzeichen, den, „der durch Arbeit Friede bringt“. Förstemann bemerkt auch, dass²⁷⁾ man in sächsischen (auch angelsächsischen) Namen immer —rith erwarten sollte, während —frid nur hochdeutsch ist.

So bestätigen sich die niederdeutschen Namensformen Tir und Ithufrith gegenseitig und unsere Lösung gewinnt an wissenschaftlichem Halt und ionerer Berechtigung. —

Zur syntaktischen Verbindung von Z. 1, Z. 2 und Z. 3 ist Folgendes zu bemerken:

Am ersten ist, wie häufig auf Runensteinen, an eine Widmung zu denken.

Unter den bei Hennig aufgezählten 8 bzw. 9 Runeninschriften der westlichen Gruppe sind 3 Widmungen = $\frac{1}{2}$ des Ganzen enthalten und zwar:

1. AWA - LEVRWINIE = Awa dem Leuhwini.
2. BIRINIO - ELK = Der Schenkin — Elk.
3. VYADA - MADAN = Wada dem Mado.

Unter den nordischen Runensteinen im Besonderen der jüngeren Periode sind viele Grabsteine, die den Toten von einem Verwandten oder Freunde gewidmet sind, in Dänemark und Schweden aufgefunden worden.²⁸⁾ Aber keiner dieser zwei Fälle ist hier vorhanden. Im ersten müsste Tir im Dativ stehen, also Tire lauten, im zweiten müsste ein Grab vorhanden sein, was nicht der Fall ist.

Es ist demnach an einen dritten Fall zu denken, den der Invocation, wenn man dem sächsischen Namen Ithufrith nicht jede Beziehung zu Tir bzw. zu Jesus absprechen d. h. den logischen und syntaktisch-grammatischen Zusammenhang zwischen Z. 1 (u. 3) und Z. 2 aufgehoben wissen will. Ithufrith ruft den Gott Tir, d. h. den Kampf- und Siegesgott einfach um Hilfe, um Erhöhung, um Unterstützung in einer wichtigen Sache an.

Die Lesung wäre darnach folgende:

O Tir, — dich ruft an — Ithufrith.

Der spätere Interpolator von Z. 2 setzte dem Heiligengotte als seinen höchsten Helfer den Christengott entgegen. —

Schliesslich noch einige Worte über Zeit und Nationale des Runenschreibers.

Schon aus dem Synkretismus von lateinischen und runischen Buchstaben, der gleichzeitigen Anrufung

von Tir und Christus fällt ein Licht auf die sonst dunkle Zeit der Veruhfassung. Ebenso lässt die Abschwächung von Ithufrith aus Ithufrith wenigstens den Schluss zu, dass die Inschrift nicht der älteren, germanischen Periode zuzuweisen ist. Andererseits bildet der Ersatz von runisch V durch runisch W, den Wimmer für den Norden mit dem Jahre 800 abgeschlossen erklärt,²⁹⁾ für unsere Frage einigermaßen einen terminus ad quem.

Man wird daher nicht irre gehen, wenn man die Entstehung unserer Runenschrift (Z. 1 und 2), sowie der römischen Cursivschrift (Z. 3) in die Karolingische Zeit bzw. ins 8. nachchristliche Jahrhundert setzt, und zwar ist der letztere Terminus als der Schlusstermin anzusehen. —

In unserer Untersuchung bildet den Schluss die Frage nach der Nationalität des Verfassers von Z. 1 und 2 unserer Inschrift!

Sobon oben haben wir gesehen, dass Tir als Göttername dem Stamme der Angelsachsen und Friesen zuzuweisen ist, ebenso haben wir Ithufrith als wahrscheinlich sächsischen Form gefunden.

Ferner hat sich als Zeit der Inschrift mit hoher Wahrscheinlichkeit das 8. Jahrhundert ergeben, eine Periode, in der nachweislich Friesen als Kaufleute und Handelsfaktoreneigentümer im Mittelrheinde ständigen Aufenthalt hatten.

Die Beweise folgen in Kürze.

In den Monumenta Germaniae historica³¹⁾ heisst es heim Jahre 886:

Optima pars Mogontiac civitatis, ubi
Frisiones habitabant, mensa Martio
inflagravit incendio.

Demnach brannte zu Mainz der schönste Stadtteil, wo die Friesen wohnten, im März des Jahres 886 ab. —

Im Urkundenbuch und im Chronikon der Stadt Worms von H. Boos sind 7 Stellen enthalten, welche auf den Zoll der nach Worms kommenden Kaufleute, Handwerker und Friesen hinweisen und ein eigenes Friesenquartier in Worms für das 9. Jahrhundert nachweisen. Wir führen hier nach einer gefälligen Mittheilung von Prof. Dr. Harster die zwei wichtigsten derselben an.

Urkunde I. Bd. 9,34. 829 11. Sept. Worms. Ludwig der Fromme und Lothar I. bestätigen der Kirche von Worms den Zoll von den nach Worms kommenden Kaufleuten, Handwerkern und Friesen
[. . . ut quantumque negotiatores vel artifices

²⁷⁾ Vgl. a. O. S. 422.

²⁸⁾ Vgl. Hennig a. O. S. 141.

²⁹⁾ Vgl. Wimmer S. 308—302, Sievers in Paul's Grundriss der germ. Philologie S. 242 § 8; Orkar Mnn-tillus: Die Keltar Schweden in vorgesch. Zeit S. 184 bis 196 mit Abbildungen.

³⁰⁾ Vgl. Wimmer a. O. 234. Dabei wird angenommen, dass die Runenentwicklung im Norden den gleichen Gang nahm wie an der deutschen Küste; vgl. Müllenhoff: Beowulf-Untersuchungen a. m. St. enge Beziehungen zwischen Angelsachsen und Nordgermanen!

³¹⁾ Vgl. Tom. I. p. 403 aus den Annales Fuldenens.

seu et Frisonae apud Vnangionem civitatem de-
venient etc.]

Dasselbe geschieht von König Otto I. am 14. Jan.
947. von Kaiser Otto II. am 1. Juli 973.
Chronikon 223.29. — Wormser Manerbauord-
nung vom Jahre 873.

De loco, qui dicitur Frisonen-Spira usque
ad Rhenum ipsi Frisonos restitanda mura-
la procurant.

Falk dicitur spira = Sperra = Pforte. Das
Frisonenquartier lag zwischen der Jadenpforte und
dem Rhein.

Außerdem kommt im Urkundenbuche 59,2—1141
eine platea Frisonum = Frisenstrasse vor,
49,20—1080 usque ad Frisonum spizam =
Mauerrecke der Frisen (s. Köster 102).

Demnach gab es in Worms nicht nur in Karo-
lingischer Zeit und später einen eigenen Zoll, den
die handelstreibenden Frisen der Kirche zahlen
mussten, sondern wie in Mainz ein eigenes Frisen-
quartier, eine Frisenstrasse, eine Frisen-
spitze.

Aber die frisischen Handelskolonien gingen
noch weiter im Süden. Zwischen Frankenthal und
Ludwigshafen liegt der Ort Frisenheim, der
schon in Karolingischen Urkunden als Frisen-
heim im Wormsergan erwähnt wird.³⁵⁾

Aus dem Gedichte des Nigellus³⁶⁾ ist für den
Elass folgende Stelle anzuführen:

Der Rhein spricht zum Wasgau Folgendes:
„Er (der Rhein) bringe Geld und Wohlstand
und tausche für die Eichenjuwelen ein. Er schmückte
die Einwohner mit schönen, farbigen Ge-
wändern.“

Juwelen und Gewänder tauschten den Einwohnern
des Elass zur Karolingerzeit gegen Getreide, Wein,
Holz die oben genannten Frisonen ein. Auch
Fies, Laken, Linnen sind nach G. Grupp nieder-
deutschen d. h. frisischen Ursprungs.

Barthold sagt deshalb in seiner „Geschichte der
deutschen Städte“ mit Recht von den Frisen: ³⁷⁾

„Als Verkäufer ihrer Waaren (Wollwaaren) zogen
sie früh den Rhein anwärts und ins Binnenland;
Frisonen als Kaufleute und Handwerker (Bau-
meister) sehen wir schon in Dagoberts L., der letzten
Merwinger und Pippins Tagen in Worms.“ Und
die Strassburger Gottesleude andererseits erhielten
schon 775 Zollfreiheit in Frisens Städten: Quento-
wich (T), Dorstadt und Sinis. — Die Vermittler

des Handels im Mittelrheinlande waren zur Karo-
lingerzeit diese- und gewerbetätigen Frisen. —

Diese Frisen waren aber zu gleicher Zeit starr-
sinnig tren ihrem väterlichen Götterdienste.³⁸⁾

Ostfriesland war bis 781 heidnisch und den
Franken nicht unterworfen. Erst 785 gelang es
Karl dem Grossen, das heidnische Ostfriesland zu
unterwerfen, und er vertheilte dessen Gane an die
Bischofe von Münster und Bremen.³⁹⁾ —

Auf dem Reichstage zu Paderborn 785 wurde
gesetzlich verlangt, dem Christengotte eben
solche, ja noch höhere Verehrung zu erweisen,
als den heidnischen Göttern. „Morte moriatur“ —
der Ueberreiter!⁴⁰⁾

Ans dieser Periode des Ueberganges vom ger-
manischen Gottesdienst zum gesetzlichen Christen-
dienst und zwar wahrscheinlich von der Hand eines
noch dem Heidenthum abhängenden Kaufmanns
Ithuth rührt unsere Runenschrift Zeile 1 und 2 her.

Ein gleichzeitiger Beaeher oder ein Freund
des Schreihers fügte zur Entsühnung den Namen:
Jesus bei. —

Dies Denkmal des Kriegsgottes Tir steht für das
8. Jahrhundert in Mitteldeutschland nicht allein da.

Im Jahre 1887 fand sich zu Gutenstein im
Fürstenthum Hohenzollern in einem Reihengrabe
eine silberne Schwertscheide. Auf dieser ist neben
Drachengehalten im Hauptfelde ein mit einem
Wolfskopfe geschmückter Krieger mit verstellter
linker Hand dargestellt, der ein grosses Schwert
(Spatha) in dieser Hand trägt. Eine ähnliche Dar-
stellung eines geharniseten Mannes mit Wolfskopf
und Schwert fand sich in Oeland.

Nauw erklärt diesen schwertragenden Krieger
nicht ohne gute Begründung als eine einheimische
Darstellung des Gottes Tir, den die Schwaben als
Ziuwari als ihren Hauptgott verehrten.⁴¹⁾ Diese
Spatha „gilt in der Merowingerzeit für das Symbol
des Kriegsgottes. Sie wird beim Gebete in Händen
gehalten und beim Eidschwur berührt.“ — So
Lindenschmit.⁴²⁾ —

Dies die wahrscheinlichste Lösung des Räthsel
in der „Drachenhöhle“.

Zum Schluß wird bemerkt, dass frisische
Ranen nicht allein stehen.

Ludw. Wimmer⁴³⁾ merkt zwei frisische Rannen-
schriften an. Die erste steht auf einer Goldmünze,

³⁵⁾ Barthold a. O. S. 67.

³⁶⁾ Vgl. Felix Dahn: Urgeschichte der germ.
roman. Völker, 4. B. S. 165—166.

³⁷⁾ Fr. Knauffmann: Deutsche Mythologie S. 14.
³⁸⁾ Mittheilungen der anthrop. Gesellschaft in Wien,
XIX, 5 S. 118—124.

³⁹⁾ Handbuch der deutschen Alterthumskunde I. T.
S. 219.

⁴⁰⁾ a. O. S. 67 Anmerk. 1.

³⁵⁾ Vgl. codex Laureham Nr. 1159: Donatio Di-
berti in Frisenheimer marca im Jahre 809; vgl.
Barbara: Rheinpfalz S. 618.

³⁶⁾ Vgl. G. Grupp: Kulturgeschichte des Mittel-
alters I. B. S. 211 — Monum. Germ. II, 617.

³⁷⁾ Vgl. a. O. I. Th. S. 68; senger Verkehr zwischen
England und Friesland a. O. S. 67.

die sich bei Harlingen in Friesland fand.⁴¹⁾ Auf dem Avers stellt sie eine barbarische Nachbildung des Kaisers Theodosius dar. Auf dem Revers ist ein Schiff (?) mit dem Fährmann dargestellt; links desselben sind 4 der Runenzeichen, die Ref. als Hada(s) liest. Die zweite Münze aus Silber mit Runenzeichen fand sich bei Utrecht.

Beide Runenschriften enthalten dreimal die altenglische A-Runa, Beweis für die innigen Beziehungen zwischen dem Lande der Angelsachsen und Friesen auch auf dem Gebiete der Runenschrift. —

Bewährt sich unsere Aufstellung von einer dritten friesischen Runenschrift aus der Karolingerzeit, gefunden im Mittelrheingebiet, so bildet diese einen weiteren Beweis von dem ausgedehnten Handel der Friesen in jener noch vielfach dunklen Kulturperiode, von dem Starrsinn, mit dem die Friesen ihrem Siegesgott Tir anbingen, und schliesslich von der Verehrung, die damals schon Drachenstein und Drachenhöhle bei diesem Volke genoss, das die Sagen von Beowulf, von Sigfrid und den Walsungen, von Gunther und den Nibelungen in Flins gebracht und nach dem Norden verhreit bat. —

Schliesslich ist noch zu bemerken, dass die Felsplatte vor dem Altarstein, d. h. östlich desselben, noch mehrere Inschriften trägt, die zum Theil Namen der Besueher enthalten.

Zwei derselben verdienen besondere Erwähnung (vgl. Fig. IV und V):

1. „Irrsaal“ hezw. „Irrsaal on“ in grossen lateinischen Majuskeln. Länge = 50 cm, Höhe 9 cm. Charakteristisch ist die Schleife zwischen den A-Haaren.

2. Davon 35 cm nach Süden gerückt steht in gleicher Höhe Inschrift Fig. V. Länge = 29 cm, Höhe = 7–9 cm.

Der Verfasser las diese Zahl früher = 1249 und zwar verführt durch einen Punkt rechts vom 2. Zahlzeichen.

Bei nochmaliger Prüfung stellte sich das 2. Zahlzeichen als 7, das 3. als 9 heraus, sodass mit Sicherheit „1709“ zu lesen ist.

Eine Vermuthung ist, dass während der Wirren des spanischen Erfolgkrieges vielleicht von Flüchtlingen „Irrsaal“ und „1709“ eingehanen ward. —

Die Höhle ist seit Anfang der 70er Jahre vom Drachenfelsklub, dem Verschönerungsverein für Dürkheim und Umgegend, durch eine steinerne Treppe und ein eisernes Geländer leicht zugänglich

⁴¹⁾ Vgl. Atlas for nordisk Oldkyndighed S. 8 Nr. 251; ein Goldbrakteat.

⁴²⁾ Vgl. Müllenhoff; Beowulf-Untersuchungen S. 104 bis 109; die ganze Schrift ist von Wichtigkeit für unsern Gegenstand.

gemacht, während früher nach Aussage des Herrn H. Chelius zu Dürkheim das Erreichen derselben mit Kletterpartien verbunden war. Wohl auf diese Weise erklärt sich die gute Erhaltung der besprochenen Inschriften.

Von letzteren ist die Runenschrift ein Unicum auf deutschem Boden, das voraussichtlich bald herausgemisselt und in ein pfälzisches Museum verbracht werden wird.

Inschriften von der „Drachenhöhle“.

Fig. I.



Fig. II.

AI INRI

Fig. III.

IRRSAAAL

Fig. IV.

· 1209 ·

Fig. V.

Fig. VI.

WNI TER

Fig. VII.

D

Nachdruck obiger Arbeit ist auch im Auszuge verboten. D. Verf.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung am 29. Mai 1896.

Professor Selonka hielt einen Vortrag Ueber die Sprache des menschlichen Antlitzes, welcher an anderem Orte ausführlich veröffentlicht werden soll.

Ein der Gesellschaft durch Prof. Lindemann vorgelegtes polyedrisches Bronzengewicht (aus Kleinasien, auf jeder der 6 Flächen das hebräische Wort zahab „Gold“, 2.84 gr schwer, wahrscheinlich $\frac{1}{16}$ Sekel der leichten Goldmine königl. Gewichte zu 427.5 gr) veranlasst Prof. Dr. Hommel, unter Anknüpfung an die Untersuchungen C. F. Lehmanns, nach denen Babylonien die Heimath aller metrologischen Systeme, auch des altgriechischen,

wäre, einige von bekannt gewordene altbabylonische Gewichtsteine zu beschreiben: ein Gewicht aus Hamatit, 85,5 gr schwer, Aufschritz 'sehn Sekel Goldstandard des 12. Jahrhunderts', aus Nippur, Zeit ca. 2400 v. Chr.; da das Goldmünze nur 50 (nicht 60) Sekel hat, so liegt hier eine solche von 427,5 gr vor, sich deckend also mit der von Lehmann publicierten Leichten Goldmünze königlicher Norm von 426,4 — 427,8 gr. Ein anderes Steingewicht ergibt sich als halbe Mine. Ein anderes König von Ur, König der vier Weltgegenden u. Ehren des Mondgottes festgesetzt; Inschrift in sumerischer Sprache, Zeit ca. 2600 v. Chr., Gewicht 248 gr, also 69,6 flite die ganze Mine. Das ist die leichte Gewichtsteine von Lehmann im Durchschnitt auf 491,2 g berechnet. Prof. Hommel machte auch darauf aufmerksam, dass das ägyptische sogenannte Loth, (welches 9,09 gr genau dem babylonischen Silbersekel = $\frac{1}{10}$ der leichten Silbermine gemisser Norm von 545,8 gr entspricht und dass das ägyptische bei einfach von der Aussprache kaddu des babylonischen Schriftzeichens für Sekel entlehnt ist, weiter dass das hebräische Hohlmas kor (arabisch kurr, griechisch kóros) 180 kab enthält, genau wie das babylonische Hohlmas gur 180 ka, woraus er den wichtigen Schluss zog, dass beides identische, in Babylon entstandene Masseszeichnungen sind. —

Prof. E. Kuhn verliest die folgende Mitteilung des Prof. A. v. Türk in Budapest, an den sich die Münchener anthropologische Gesellschaft mit dem Ersuchen um Beobachtung der dort „lebendig begrabenen“ zwei Fakire oder Yogi gewendet hatte:

Der die Yogie oder sog. Fakire in der Millenniums-Ausstellung zu Budapest.

Von Prof. Dr. Aurel von Türk.

Seit der Eröffnung der Millenniums-Ausstellung in Budapest werden in einer besonderen Abtheilung „Oubéris“ („Uralte Festung von Ofen“) zwei sog. Yogi aus Hindustan, Anhänger des Aryasamādh, der Secte des Religion-Neuerers Svāmi Dayānand Sarasvatī, abwechselnd je auf 8 oder 14 Tage vermittelst des Hypnotismus in einen lethargischen Schlaf versetzt. Sobald die Einschlüferung wie auch die Erweckung geschieht öffentlich vor dem Publikum, und ebenso wird auch der eingeschlüferte und in einem eleganten gläsernen Sarge liegende Yogi dem Publikum zur Schau ausgestellt.

Am 23. de. Mts. wurde der eine Yogi Namens Bhīman Prātāp (aus dem Pandschāb gebürtig, 24 Jahre alt) Abends um 7 Uhr aus seinem achtstündigen Schlaf erweckt, hingegen der andere Yogi Namens Gopāl Krišna (26 Jahre alt) am Pfingstsonntag Nachmittags um 3 Uhr eingeschlüfert.

Beide sind Aryas und gehören der zweiten Kaste, nämlich der der Kschatriyas an. Beide sind intelligente, ordentliche junge Leute, die das Dayānand-College in Lucknow absolvirten, sprechen und schreiben geläufig englisch und sprechen ausser ihrer speziellen Muttersprache noch andere indische Sprachen. — Beide Yogi weisen die älteren Eigenschaften der Aryas auf, sind von mittlerer Körpergröße, wohl proportionirtem Körperbau, dunkler (schwarz-bräuner) Hautfarbe, ihr (bei dem Einen) die pechschwarze Haare lockig (bei dem Andern) die pechschwarze gekräuselt. Das Entschärf-Fettgewebe sehr mässig, die Muskulatur gut entwickelt, Knochen mehr art. — Die jungen Leute nähren sich von Milch, Eiern, Reis, Gemüse, Obst

und anderer Pflanzennahrung, angeblich essen sie nie Fleischspeisen.

Beide erzählten mir, dass sie sich der Theologie (sodre wie sie sagten: der Theosophie) widmen und seit ihrem 17. Lebensjahre Yogi sind. Das Wort Yogi bedeutet die Vereinigung zwischen Dschātrāma und Paramātma, d. h. der individuellen Seele und der Allseele. Die ascetischen Lehungen, durch welche diese Vereinigung angeblich herbeigeführt wird, werden mit dem Namen Hathayoga bezeichnet. Dieselben sind dargestellt in dem Buche: „The Hathayoga Pradīpikā of Svāmīnārāyana Svāmī“ (Translated by Srinivāsa Iyāngār B. A. — Published with the original text and its commentary by Tokaram Tatya F. T. S. for the Bombay theosophical publication fund. 1893).

Nun will ich darüber berichten, was ich bei der Einschlüferung und bei der Erweckung gesehen habe. Gestern (24. Mai) kam die Reihe der Einschlüferung an Gopāl Krišna. — Bis zum Beginn der Einschlüferung war derselbe sehr munter, aufgeweckten Geistes, sehr gesprächig und bekundete ein lebhaftes Interesse für das anthropologische Stadium, das mich auch, ihm nach der Erweckung Alles zu erzählen, was mit ihm während seines Schlafes vorgehen sollte. — Er hat mich aber ausdrückliche, seines Körper erst nach zwanzig Minuten nach der Einschlüferung zu berühren. (Bei dieser Einschlüferung war auch Prof. Dr. Benedikt aus Wien zugegen.)

Nach einem kurzen (höchstens 3 Minuten dauernden) einseitigen Hornornheln eines sanftlichen Gebetes wurde Gopāl Krišna in den erwählten geräumigen (etwa 2 m langen, 1 m hohen und etwas mehr als 1 m breiten) gläsernen Sarg auf weicher Unterlage gelegt und mittelst einer dieben seitens Decke bis zum Kopfe eingeschüfert. — Sofort schloss er seine Augen zu und murmelte einige Minuten hindurch diejenigen Gebete nach, die der andere Yogi (Bhīman Prātāp) eintönig, aber mit von Zeit zu Zeit rhythmisch abgeändertem Timbre der Stimme hersagte. Nach etwa 3 Minuten verstummte der Mund Gopāls, während Bhīman seine monotonen Recitation noch fortsetzte. Es vergingen abermals etwa 3—4 Minuten, dann hörte Bhīman plötzlich mit seiner ausdauernden monotonen Recitation auf und hob das obere linke Augenlid seines Genossens empor; der andere Yogi war bereits nach innen und oben gerollt und dem Anschein nach unempfindlich. — Bhīman übertrich die Stirn und das Gesicht mit einem Tuche. Der Yogi ward als eingeschläfert erklärt. In der That lag Gopāl ganz ruhig in seinem Gläsern, ohne Bewegung, die Athmung war ebenfalls ganz ruhig und durch die Decke hindurch nur bei angeregter Aufmerksamkeit wahrnehmbar. — Nach Verlauf von zwanzig Minuten wurde das eine und andere obere Augenlid gehoben, der Augapfel betastet, der Herzschlag und der Puls befüht, sowie die Athmung durch Auflegung der Hand auf die Magengegend (Epigastria) untersucht. Die Körperwärme war normal 37° C, der Puls 80, Respiration 18, die Muskulatur erschläft, der Augapfel unempfindlich. Heute, also nach 24 Stunden fand ich Gopāl ganz ruhig, kaum bemerkbar athmend in seinem Gläsern liegend, die Gesichtsmuskeln schien mir etwas weick, eingefallen. — Körper-temperatur 36° C, Puls 76, Athmung 16. Der warme Körper liess sich unter der Decke weick anföhlen.

Bevor ich auf die Beschreibung dieses Schlafes übergehe, wollen wir zuerst sehen, wie die Erweckung

¹⁾ Auch deutsch von Hermann Walter, Münchener Diss. 1893.

aus einem solchen lethargischen Zustande vor sich geht. —

Samstag (23. Mai) Abends um 7 Uhr wurde der Glassarg mit den darin schlafenden Yogi Bhimsen Platz für den Publikum auf das Podium gestellt. Gopál stützte sich mit seinem zum Gebet gefalteten Händen an den Sarg und recitirte ganz laut, aber mit abwechselnder Stärke seiner Stimme in sanskritischer Sprache ein Gebet, was etwa 5 Minuten dauerte, dann

bestrich er mittelst eines Tuches die Stirn, Augen, Nase, Mund des noch immer ganz reglos daliegenden Bhimsen und öffnete die Augen, die noch ganz unempfindlich waren; das Athmen war noch immer ruhig und sehr oberflächlich. — Bhimsen fing abermals ganz laut zu recitiren an, was etwa 5 Minuten lang dauerte. Während dieser Zeit bemerkte man, dass die Respiration stärker und beschleunigter wurde. — Ein Geräusch der ein- und ausströmenden Luft war jedoch nicht vernehmbar. — Gopál, indem er plötzlich sehr laut und immer lauter recitirte, fasste nun den Kopf des schlafenden Bhimsen, schüttelte denselben ziemlich kräftig, wachte die Augen und öffnete gewaltsam den Mund — ohne sein sehr lautes Recitiren zu unterbrechen. Etwa nach 5 Minuten hörte man zuerst das Geräusch einer röhelnden Athmung und bald darauf einen krampfhaft und plötzlich hergestossenen, unartikulirten, dumpfen Laut, wie man dies bei schlaftrunkenen Menschen gelegentlich zu hören bekommt. — Gopál recitirte ohne Unterbrechung weiter, schüttelte wiederholt den Kopf und hob mit Hilfe eines Dieners den noch immer schlafenden Bhimsen empor, um den Körper in eine aufrecht sitzende Lage zu bringen. — Es wurde fortwährend die Brust, namentlich die Herzgegend kräftig belastet, gestreichelt, der Rücken geklopft, das Gesicht mit dem Tuche abgewischt. — In Folge dieser stärkeren Reize kam Bhimsen sehr rasch zum Bewusstsein und nach einigen krampfhaften Körperbewegungen rief er mit heiserer Stimme: „Milk“. Es wurde ihm nachsichender schluckweise Milch in den Mund eingeflossen; die Kopf- und Gesichtshaut bedeckte sich mässig mit Schweiss, die Augen blieben bereits offen, die tiefschlafartigen waren schroff verzogen, wie bei heftigem Unwohlsein. Nun fing auch der bereits erwachte Bhimsen mit schwacher heiserer Stimme zu recitiren an. — Nach einigen Minuten wurde er aus dem Sarge gehoben und auf einen Sessel gesetzt. — Es wurde ihm noch etwas Milch gereicht, sein Körper frottirt, sein leichter, luftiger Anzug in Ordnung gebracht, wonach er selbst aufstand und sich dem Publikum zeigte. Es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bis Alles zu Ende war. Eine Stunde darauf führen wir mit Bhimsen auf der Trambahn in die Stadt; der aufgeweckte Yogi war ganz munter und plauderte lebhaft, nur beklagte er sich über Müdigkeit. — Nach dem Erwachen wurde Bhimsen auf einer Fairbankwaage gewogen, wobei es sich herausstellte, dass er während des achtägigen Schlafes 6 Kilo an Körpergewicht verloren hatte.

Ueber den Verlauf dieses achtägigen Schlafes Bhimsens melden die irischen Bulletins Folgendes:
Tag der Einschläferung 16. Mai 1896, 7.45 Uhr Abends.
Körpergewicht = 64 Kilo, Körpertemp. = 37.6° C., Puls 74, Athmung = 18.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weissmann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 86. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 23. Juni 1896.

16. Mai 11 Uhr	— Min.	Abends.	Körpert. 87° C.	Puls 72.	Athm. 16
17.	4	55	Nachb.	36.9° C.	65, 14
18.	6	22	—	38.6° C.	72, 14
18.	10	25	Nachb.	38.4° C.	69, 10
18.	1	33	Abends.	38.9° C.	66, 11
20.	6	43	—	36.9° C.	63, 10
21.	9	45	—	36.9° C.	54, 11
22.	8	40	—	36.9° C.	90, 11
22.	11	10	Mittern.	36.9° C.	63, 12
23.	5	10	Nachb.	—	—

Körpergewicht nach der Erweckung = 58 Kilo.

Beifügung der soeben mitgetheilten Beobachtungen muss ich betonen, dass hier von einer streng wissenschaftlichen und kontrollirten Aufsicht nicht die Rede sein kann. Die Productionen geschehen im Interesse der Unternehmung und im Interesse des die Anstellung besuchenden grossen Publikums. Eine derartige Anstellung ist weder der geeignete Ort, noch der geeignete Zeitpunkt beifügung streng wissenschaftlicher Untersuchungen. —

Da die Yogi in freier Luft schlafen, kann es sich nur um einen verlängerten hypnotischen Zustand handeln. Dieser Zustand ist zwar ein kataleptischer (lethargischer), aber kein asphyktischer. Die Herzthätigkeit, sowie die Athmung ist in keinem Momente unterbrochen und, wie wir aus den Bulletins ersehen, weist weder die Anzahl der Herzschläge, noch die Anzahl der Athembewegungen eine grosse Verchiedenheit vom normalen Zustande während des Wachens auf. Das Ganze ist also nichts anderes, als eine durch lange Uebung erworbene Fähigkeit (selbst sein mag) sich in den hypnotischen Zustand zu versetzen und in dieser Hypnose längere Zeit ohne alle Folgen zu verharren. — Wie mit sowohl Gopál, als auch Bhimsen versichert, soll die Lebensdauer in Folge dieser zeitweilig wiederholten Einschläferungen sogar sich verlängern, was wohl kaum als eine sichere Thatsache anzusehen ist. Merkwürdig ist das rasche Einschlafen mit auffallender Anaesthetie des Augapfels; jedoch muss bemerkt werden, dass auch im vollkommen wachen Zustande die Berührung der Conjunctiva hinhilft auffallend weniger von diesen Menschen empfunden wird, als man erwarten sollte. Dass während des Schlafes sowohl Analgesie, als auch Anaesthetie vorhanden ist, war zu erwarten. Interessant war auch, dass unmittelbar vor dem Erwachen eine Flexibilitas cerea (die wäckerne Biegsamkeit) sowie ein Krampf in den drei oberen Fingern der etwas spinirten Hand auftrat. Unmittelbar vor dem Erwachen trat der abdominale Typus der Athembewegung auf, um erst später in den thoracischen Typus überzugehen. — Eine Cheyne-Stokes'sche Gruppierung der Athembewegungen war jedoch weder während des hypnotischen Schlafes, noch unmittelbar vor dem Erwachen zu beobachten, obgleich sowohl der Typus, als auch die Energie der Athembewegungen varirte. Nach der Erweckung war ein Pulsus celer vorhanden. Endlich muss es als auffallend bezeichnet werden, dass die Erholung nach dem Erwecken aus dem achtägigen Schlaf so rasch vor sich ging. Dass der Eingeschlaferte während der acht Tage hier und da momentan die Augen öffnete, sowie seine Hände etwas bewegte, wurde beobachtet. — Es wäre im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, dass die hypnotischen Productionen der Yogi einer streng wissenschaftlichen Controlen unterzogen würden, was bei anderen Gelegenheiten, als die jstige Millenniums-Ausstellung ist, gewiss viel leichter von den Unternehmern erlaubt würde.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalrath der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Mittheilungen etc. tragen die Wissenschaft. Verantwortlichkeit lediglich die Herren Autoren, a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Zum Donarkult in Bayern. Von Dr. W. M. Schmid. — Zur Tatzelwurm-Sage. Von Hofrath Dr. Höfler. — Die Mondschube in der Volkphantasie. Von Robert Hehla. — Steine mit Fas-spuren. Von Sanitätsrath Dr. Koehler. — Literatür-Besprechung. — Nachtrag zum Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier: Ausflug nach Worms.

Zum Donarkult in Bayern.

Von Dr. W. M. Schmid.

In allen individuellen Religionen entwickeln sich in gewöhnlichen Volk, dem die Kenntnis der heiligen Mythen unmöglich ist, gewisse religiöse Anschauungen und Bräuche, unabhängig von den Dogmen und oft in diesem Widerspruch zu denselben. Dem wird noch Verschiedenes beigegeben, wenn das Volk vorher schon eine solche oder eine mythenreiche nationale Religion besaß. Darum mussten auch bei der Einführung des Christenthums in Deutschland eine Anzahl katholischer Gebräuche direct die Erbschaft irgend eines heidnischen Gottes satzeten und in ihre Verehrung mischen sich immer noch Kultgebräuche, die eigentlich heidnischen Ursprungs sind.

Jede Votive aus Holz, Thon, Metall oder Wachs, welche in unseren süddeutschen Dorfkirchen dem hl. Leonhard, Koloman, Oswald etc. früher so zahlreich geopfert wurden, sind Ueberreste eines alten Kultes. Die Uebersetzung und Feststellung dieser Gebräuche ist für die Religionsgeschichte früherer Kulturperioden von besonderer Bedeutung, besonders für die der Südgermanen; denn für diese muss, da ihnen die nordischen Skaldenlieder fehlen, aus Sagen, Mythen und Kultgebräuchen die ursprüngliche Religion erst wieder reconstruirt werden. Nur gibt man bei diesen folkloristischen Untersuchungen meinen Erachtens häufig zu der altgermanischen Religion geestet wird. Freilich ist es nicht leicht, oft sogar unmöglich, die Entwicklung eines heute noch üblichen Kultgebräuches von alterthümlichem Aeuseren bis an ihrem Ursprung zurückzufolgen.

Auf meinen Wanderungen in Niederbayern habe ich nun ein Votiv angetroffen, das bisher nirgends beobachtet wurde und wegen der directen Beziehung des heute geübten Kultes zur altgermanischen Religion hochinteressant ist. Es ist ein kleiner Hammer aus Eisen, geschmiedet, meist unverziert. Neben-

stehend sind ein paar Exemplare abgebildet; Nr. 1: 14 cm lang; die Kerbormamente am oberen vierkantigen Schafttheil und der Oberseite des Körpers weisen auf das 18., vielleicht noch 17. Jahrhundert als Entstehungszeit des Stückes hin; eigenthümlich sind die zwei Diagonalkerben an den Flankenseiten des Hammerkörpers, durch die eine Veranschaulichung initirt zu sein scheint, etwa wie die eines Steinbeiles an den Stiel. Nr. 2: Unverziertes Stück, vollkommen neu, ohne jegliche Kerbformen, die Kanten noch ganz scharf, 9 cm lang.



Ich konnte den Gegenstand bis jetzt an 10 Orten des Donau-, Vils- und Hochthales nachweisen, wovon 2 gewöhnliche Pfarrkirchen, die andern 8 Wallfahrten sind. Bei den letzteren hat fast immer Maria, nur einmal Leonhard das Patronat. Ausserhalb des angegebenen Bezirkes, der sich übrigens auch sonst durch insigres Festhalten an mancher alten Sitte auszeichnet, konnte ich das Votiv nirgends finden. Ueber die Bedeutung desselben brachte ich, wieder bei den Geistlichen, noch bei den Bauern und deren Weibern etwas in Erfahrung. Die Beziehung zu den „Hammerleuten“ besonders den Steinsetzern schien zweifelhaft, da nur an einem Orte ein Steinbruch in der Nähe war und das Votiv eher die Nachbildung eines Schmiedehammers als die eines Werkzeuges zur Steinleerbe-

tung ist. In der weitberühmten Marienwallfahrt Sa-
merrey, Bezirksamt Vilshofen, fand ich das Hämmerchen
mit einem sog. Kopfreiser zusammen geopfert; darin
lag eine Hindeutung, dass das Eisenrohr gleich jenen
kleinen Geitztränken eine phallische Bedeutung habe.

Im Thormylhus nun zeigt sich, dass der Hammer
des Gottes zur Brautweib diese; Thym selbst ge-
bietet bei der Vermählung mit der vermeintlichen
Freya:

„Bringt nun den Hammer
Die Braut zu weihen,
Den Widlar legt
In des Mädchens Schoß,
„Ja Wars Namen
„Weihet unseren Bund.“

Und E. H. Meyer schreibt dem Hammer bei dieser
Zeremonie nicht rechtliche, sondern phallische Bedeu-
tung zu. Von den Germanen wurden kleine Hämmer-
chen auch gerne als Amulette getragen; ein solches
von Bronze ohne Stiel (vielleicht aus der Zeit der sog.
römischen Interpretation) besitzt das bayer. National-
Museum. Thor ist nun eigentlich der Hauptgott der
Nordgermanen und deckt sich nicht in jeder Beziehung
mit dem altpreußischen Donar; aber auch dieser ist
der Gott der Eise, wie die Runenschrift der Norden-
dorfer Fibel anzeigt.

Zwischen dem altgermanischen Kult und der heute
noch ablichen Opferung jenes Votives liegt aber ein
so grosser Zeitraum, dass Beide nicht so ohne weiteres
als zusammengehörig angesprochen werden dürfen.
Nun sind wir aber im vorliegenden Fall in der glück-
lichen Lage nach für das Mittelalter Belege für jenen
Kult beibringen zu können. Von befreundeter Seite
wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass in mittel-
alterlichen Marienliedern die übernatürliche Betrach-
tung der Gottesmutter populär erklärt werde mit einem
oberirdischen Hämmerwart. In dem Lied „Merkaplät
von nser frawen“ (Liederbuch der Klara Hätlerin
von 1471) lautet Vers 19 und 20:

„Der Schmid warf seinen Hammer
„Von oben ab zu tal.“

Eine noch deutlichere Stelle ist von Frauenlob in
einem Marienlied:

„Der mit von oberlando
„warf seinen hauer in mines schot.“

Zweifellos liegt darin ein Nachklang jenes Thor-
resp. Donarmythos und dessen Grundgedanke muss im
Volke noch wohl verstanden worden sein, wenn man
ihn zur Erklärung eines sonst unverständlichen über-
natürlichen Vorganges benutzen konnte.

Übrigens kommt aneb in kleinen lisenen Liedern
der Schweiz die Bezeichnung „Hammerstiel“ für das
signum virile vor und ziemlich weitverbreitet ist der
Ausdruck „maçela“ für coire, was auf den bekannten
Leonhardssagen! übersteht, der ebenfalls phallische
Bedeutung hat.

Eigenthümlich ist, dass der Kult von Donar nicht
ausschliesslich auf den hl. Leonhard übergegangen ist,
sondern sich an die Marienverehrung anschliesst; viel-
leicht sind die erwähnten mittelalterlichen Marien-
lieder die Ursache davon. Zu erforschen bleibt noch,
ob das Votiv etwa ausschliesslich von Frauen oder
ebenso von Männern (zur Heilung von Hernien etc.)
geopfert wird. Auffallend ist aber immerhin, dass die
Sitte auf einen so kleinen Raum in Bayern beschränkt
zu sein scheint; doch geben vielleicht diese Stellen
Veranlassung, dass der Brauch auch noch an anderen
Orten nachgewiesen wird.

Zur Tatzelwurm-Sage.

Von Hofrath Dr. Höfler-Tole.

Zu den interessanteren Gegenständen der patho-
logischen Volkspsychologie gehören die im Volke-
glauben noch lebendigen Fabelthiere; kein Menschen-
glaube hat noch je einen Lintwurm, keines des Tatzel-
wurms gesehen und doch weiss das Volk so
viel von ihnen zu erzählen. Was das Volk nicht mit
eigenen Augen gesehen und beobachtet hat, das malt
es sich eben in seiner Phantasie aus zu einem allen
Lehren der Wissenschaft widersprechenden Gebilde;
so wurden die angeheuren Schwärme geflügelter In-
sekten (Wärmer) zu einem einzigen, giftigen Schlangen-
wurme, dem riesenhaften, geflügelten, giftansaugen-
den Lintwurm, der als Furia infernalis von Linné so-
gar ins zoologische System aufgenommen worden war.
Liegt es doch nur zu sehr in des Menschen Natur, die
Summe langjähriger, wenn auch kleiner Naturkräfte
zu einer gewaltigen Riesenkatastrophe zu vereinigen.
Da wo nun im Gebirge die Sage vom Lintwurm fehlt,
tritt für ihn im Volksaberglauben der Tatzelwurm auf;
wie mannigfach nun sich das Volk der Berge dieses
Gethier ausmalt, das lehrt uns ganz vorzüglich die
Abhandlung von Josef Freiburger von Döbhoff (Salz-
burg) „Altes und Neues vom Tatzelwurm“ (Zeitschrift
f. österr. Volkskunde. 1895. I. 142), eine gründliche und
höchst lehrreiche Ergänzungsarbeit: „Die Drachensage
im Alpengebiete“ von v. Dalla Torre (Z. d. D.-Öst. Alpen-
Vereins, 1887).

Wo der Lintwurm in der Volkssage auftritt, ist
er die Personifikation einer Epidemie, doch häufiger
einer Epizootie (Milchbrand); es ist nicht unwahr-
scheinlich, dass auch der den Lintwurm vertretende Tatzel-
wurm eine solche Verkörperung ist, die sich das Volk
wieder und nach den gegebenen Vorbildern der jewei-
ligen Localität ausmalt. Wie der Lintwurm Greif,
Adler, Löwe, Wurm u. Warm-, Eidechsen-, Vipern-,
Bergwiesel, ja selbst Murrel-Gestalt, aneb als
Fischotter und Wildkatze aneb ihn das Volk; wie der
Lintwurm, so ist auch der Tatzelwurm ein ältlicher
Dämon; denn auch er beschädigt Mensch und Vieh
mit seinem giftigen Ahauche oder Bisse, er ver-
sucht wie der Alp den tödtlichen Herztick und saugt
nach Alhart Blut aus dem Menschen- und Thier-
leib; auch er hat ältliche Züge des Wohlwollens gegen den
Menschen; kurz er ist ein echter Alp-Dämon in Thier-
gestalt; letztere wechselt je nach dem individuellen
Eindrucke, den die menschliche kriechende Alpen-
thierwelt auf den dortigen Bewohner macht.

Die Mondscheibe in der Volksphantasie.

Von Robert Bekla.

Die Mondscheibe hat in der Phantasie der Völker
von uralter Zeit her eine grosse Rolle gespielt; der
Gestaltenwechsel, der Wechsel der Stellung, das zeit-
weise Verschwinden, die Verfestigungen etc. haben
die Naturforscher überall auf der Erde zum Nachdenken
angeregt. Während die Sonnenflecken, mit dem blossen
Auge nicht sichtbar, so abergläubischen Sagen keine
Veranlassung geben, so sind besonders die dem un-
bewaffneten Auge sichtbaren Flecken der Mondscheibe
Gegenstand der wunderbarsten Mythendbildungen ge-
wesen. Jahrtausende sind vergangen, ohne dass Fern-
rohr mit Sicherheit das Hell und Dunkel entschleierte
und Berge, Krater, Ringgebirge, Walloben, Rillen

etc. darin erkannt. Trotzdem leben noch immer diese altelassen Vorstellungen im Munde der Völker, besonders der Naturvölker. Für Man hat die Finnhagen in weiteren Ausblick verfolgt, ein Gleiches dürfen die verschiedenen Mondagen beanspruchen. Seit einer Reihe von Jahren habe ich mir darüber Notizen gemacht; im Folgenden mögen dieselben eine Zusammenstellung und Gruppierung an der bestimmten allgemeinen Gesichtspunkte erfahren.

In Deutschland, und auch sonst in Europa ist allgemein die Vorstellung von einem Mann im Monde. Die daran sich knüpfenden Mythen kann man dahin zusammenfassen, dass dieser Mann ein armer Unglücklicher ist, der sich irgend eines Verbrechens oder eines demüthigen Streiches schuldig gemacht hat. Bei mir in der Localität ist die Vorstellung gaug und gibbe von einem Manne, der als Strafe in den Mond verbannt ist, weil er am Sonntag Mist gebreitet hat. Auch von Schlenburg in seinen Spreewaldsagen erzählt ganz ähnlich: „Ein Mann breitete an einem Sonntag Mist aus. Da kam ein kleiner Mann zu ihm und sagte: Was thust du am Sonntag Mist auseinanderwerfen und fragte, wo er hin wolle, in die Sonne oder in den Mond. Der Mann besann sich und dachte, auf der Sonne wird es heiß sein und wollte lieber auf den Mond. Dann sind beide abgegangen. So ist er in den Mond gekommen und seit der Zeit hat der Mond das Gesicht. Da ist der Mann ganz deutlich zu sehen, an die Gabel gesteckt, wie er den Mist gebreitet hat.“ Die Art des Verbrechens variiert in den verschiedenen Gegenden sehr. In der Idee der Entheiligung kommt das Mord des Diebstahls. Im Havelland hat der Mann am heiligen Weihnachtsabend Holz gestohlen, in Lanenburg am Ostermontag Waldreife verübt, in Schleswig die Sage ihn Heben, im Schwarzwald Besenreiser, gilt es mannigfache Variationen der Sage. In der Jemstedter Gegend ist der Mann im Mond ein Holzschich. Ein Mann hatte einst Holz gestohlen. Der Diebstahl ward darauf bekannt, doch der Dieb leugnete hartnäckig und sprach: Habe ich das Holz gestohlen, so will ich bis zum ewigen Tage in dem Mond sitzen. Seit der Zeit sitzt er da im Mond mit seinem Holzstapel auf dem Rücken. — In der Landschaft Schwansen in Schleswig, wie auch in der Umgegend von Bornhöved in Holstein sammelte ein Mann am Sonntag im Mondchen dritte Heiser im Walde und trug sie auf dem Rücken heim. Unterwegs begegnete ihm der Herrgott und fragte ihn, ob er auch wüßte, wie das 3. Gebot hiesse. Wie er das nicht wusste, sagte Gott, das er bestraft werden müsse, doch könne er sich stellen, ob er lieber in dem Mond oder in der Sonne sitzen wolle. Spruch der Mann: Wenn ich durchaus bestraft werden muss, so will ich lieber in dem Monde sitzen, als in der Sonne verbrennen. Und so ist es erzählt. Der Mann im Monde ist ein Fischer, der am Sonntag gefischt hat und zur Strafe für diesen Frevel mit seinem Fischernetz im Mond sitzen muss. — In Lanenburg hat der Mann im Mond ein Holzstern und in Feld sammeln wollen. Da ist der Herrgott gekommen, hat ihn zu Hede gestellt und ihm mit seiner Gabel und den Dornen ohne Weiteres in den Mond verbannt. So finden wir dergleichen Sagen allenthalben local gefärbt.

Der Vorstellung vom stehenden Mondmann scheint eine altindische Sage zu Grunde gelegen zu haben, welche zu heidnischer Zeit auch vielfach in Deutschland und weiter hinaus verbreitet gewesen ist,

vom kinderstehlenden Mondmann. Dieselbe lautet: Mani (der Mond) nahm 2 Kinder, Bil und Hiki, von der Erde weg, als sie eben aus dem Brunnen Byggr Wasser schöpfen und den Eimer an der Stange auf Mani her, wie man noch heute von der Erde aus sehen kann! Auch noch heute erblickt man in Schweden in den Mondflecken zwei Leute, die einen grossen Eimer auf der Stange tragen. Nach irischem Volksglauben sitzen im Mond ebenfalls 2 Knaben, die auf einer Stange einen Eimer zwischen sich tragen. So hat sich in Nordeuropa diese Vorstellung theilweise in ihrer Ursprünglichkeit noch erhalten. Die Einführung des Christenthums brachte vielfache Modificationen. Der Gedanke des Diebstahls blieb. Denn während des Feiertage Waldreife überden Holzstiel liegt wahrscheinlich die biblische Geschichte zu Grunde aus Mos. IV, 32—36, wo von einem Manne erzählt wird, der am Sabbath Heide gelesen und die israelitische Gemeinde zu Tode steiniget. Die Kirche benutzte dergleichen Ideen zur Einschärfung der Heilighaltung des christlichen Feiertage.

In die Idee des Diebstahls verliert sich schliesslich ganz. In Westfalen wollte ein Mann am Sonntag das Feld umsehen, in Salzwedel spannte eine Frau am Sonntag, dafür wurde sie zur Strafe in den Mond ver-er-let etc. In der Gegend von Ruppin sieht man in den Mondflecken einen Schindler mit dem Hammer, welcher am Sonntag geschmidet hat etc. Auch andere biblische Vorstellungen haben sich allmählich an die Mondflecken geknüpft, so an Isak, der ein Bündel Holz selbst zu seiner Opferung trägt, so an Kain mit einem Bündel Dornen auf den Schultern, am Gott die geringste Gabe der Felder darzubringen. So sehen wir, wie aus dem Eimer der nordischen Sage allmählich Holz, ein Reisigbündel und Dornbusch etc. geworden ist. In England ist die Sage sehr verbreitet mit Dornbuschträger, der wegen Diebstahls nicht in den Himmel gelassen und in dem Mond geliebt ist. Shakespeare spricht mehrmals von dem Mann im Mond mit einem Dornbusch. — Wie die Vorstellungen von dem Mann im Monde den heimathlichen Verhältnissen angepasst sind, zeigt eine Sage aus Gräbblinden und anderen Gegenden der Schweiz. Der Mann einer Seinerin wurde von einer armen Frau nur etwas Milch gegeben. Da sie mit Schimpf und Schande zurückgewiesen wurde, verfluchte sie ihn an den kältesten Ort der Welt. Deshalb kam er in den Mond und dort sieht man ihn beim Vollmond noch immer, in seinem Eimer herumtrügend, sitzen.

Während in Europa die Vorstellung von einem Mann im Monde dominiert, trifft man in einem grossen Theil Asiens die Vorstellung von einem Hasen. Nach dem indischen Volksglauben trägt Chandras, der Gott des Mondes, einen Hasen (sam) und der Mond heisst darnach sam. Auch bei den Mongolen haben die Mondflecken die Gestalt eines Hasen. Der oberste Herrscher im Himmel, Bokdo dehagchamuni, hatte sich einst, wie Jacob Grimm erzählt, in einen Hasen verwandelt, bloss um einen verhängnissvollen Wandersmann als Speise zu dienen. Zu Ehren dieser tugendhaften Handlung setzte Chandras die Figur eines Hasen in den Mond. Unter den Bewohnern von Ceylon findet sich folgende Ueberlieferung: Während Buddha auf Erden walte, begegnete er im Walde einem Hasen, der sich ihm zur Nahrung anbot. Buddha machte Feuer, gleich hüpfte der Hase hinein. Nun bewies Buddha seine göttliche Kraft, riss das Thier aus den Flammen und

versetzt es in den Mond. Seitdem ist in dem Mond ein Hase zu sehen.

Die Vorstellung von Hasen trifft man merkwürdiger Weise auch bei den Hottentotten. Im Streite zweier Götter, des Mondes und der Ratte, wollte der Mond, dass die Menschen im Tode verschwinden und die Ratte gleich ihn wieder erscheinen sollten, wegegen die Ratte bestimmte, das der Mensch sterben sollte, wie die Ratte und so wurde es entschieden. Bei den Hottentotten liess der Mond durch seinen Boten, dem Hase, den Menschen sagen, dass sie gleich ihm vergehen und wiederkehren sollten. Der Hase richtete die Botschaft in dem entgegengegesetzten Sinne aus, der ihm wofür der Mond ihn mit einem Stabe wirft, der ihm die Oberlippe schält. Der Hase kratzte dem Mond aber die Flecken ins Gesicht. — Mit einigen Varietäten kommt diese Sage auch bei andern Südafrikanern vor, die Hasen lassen z. B. die Eidechse die rechte Botschaft bringen, während das Chamäleon bei der falschen Botschaft sie überholt und bei den Menschen früher ankommend Glauben findet. In veränderter Form zeigt sich die Vorstellung von Hasen auch bei den Buchmanianern: Die Mutter des jungen Hasen ist dem Mond todt. Der Mond sagt dem jungen Hasen, er möge nicht weinen, seine Mutter werde wiederkommen; jener weint aber fort und sagt, der Mond wolle ihm nur Küsschen, so entscheidenden Schlag etc. — Auf fallend ist im Vergleich zu dem Hasen im Monde die mexikanische Sage von einem Kaninchen im Monde. Es heisst darin: Die jetzige Sonne wird durch Erbeben zu Grunde gehen. Als in der Götterwelt die Frage auftrat, wer dann die Welt erschaffen solle, meldete sich der Mondgott und ein kleiner aus dem Mondgott. Ihn nach sprang Jaguar und Adler, weshalb letzterer noch schwarze versengtes Gefieder trägt. Unmittelbar erschien an die Sonne am Himmel. Aber sie bewegte sich nicht, und erst als die Götter sich selber zum Opfer darbrachten, gewann sie Leben. Zugleich mit der Sonne aber erschien der Mond, und am 2n hindern, dass beide nebeneinander leuchten, warfen die Götter dem Monde ein Kaninchen ins Gesicht, worauf er seinen Lauf verlegte. Deshalb zeigt der Mond das Bild eines Kaninchens.*

Auch finden sich Sagen, welche die Flecken des Mondes in Folge einer Schwärzung entstehen lassen. Die Chasias in Hochasien sagen dem Monde nach, er habe seine Schwiegermutter geliebt und diese als sittsame Matrone habe ihm Asche ins Gesicht geworfen. Nach einer grimaldischen Sage liebte der Mond seine Schwester und hebkoste sie in dunkler Nacht; sie schwärzte sich die Hände, um den Liebhaber zu erkennen, und fuhr ihm, als er wieder kam, ins Gesicht. — Bei den Buchmanianern heisst es: Als die Meerkatzen die Henschrecke übel behandelten, erzeugte diese Fin-ternisse; als er ihr aber zu dunkel wurde, warf sie ihren Schuh in den Himmel zum Befehle, dass er zum Monde wandern solle. Da der Schuh der Henschrecke den Staub des Buchmanianers trug, ist der Mond roth, und weil er bloss wie Leder, ist er kalt.

Männiglich sind auch die Gedanken, welche man an die Ab- und Zunahme der Monde geknüpft hat. Die Dakoten-Indianer glauben, dass der abnehmende Mond von kleinen Mäusen angeknabbert wird, die Polynesianer meinen, er würde von den Geistern der

Verstorbenen, von den als Sterne vom Himmel herabhängenden Seelen, verspeist. Bei den Hottentotten sagt man unter anderem, er leide an Kopfschmerzen, drücke die Hand an die Stirne und entsende dadurch letztere anseren Blicken. Bei den Buchmanianern heisst es: Der Mond erscheint nicht immer als ein Stück Leder, wie die Henschrecke sagt, sondern da die Sonne in ihrem Zorn mit dem Meiser (ihren Strahlen) Stück für Stück abschneidet, bis er littet, sie möge doch noch ein bisschen für seine Kinder übrig lassen; dieses bisschen wächst dann wieder, bis er Vollmond wird, um an demselben der Sonne herbeizutreten zu werden. — Bei den Ceramesen und Andamanesen glaubt man, dass der Mond zeitweilig einschlafe. Die Eskimos heissen sich ein, dass er auch den Strapazen seiner Reise zu ermüde und der hangrige Mond sich auf kurze Zeit zurückziehe, um in Ruhe essen zu können. Seine zur Sehenswürdigkeit Wohlbehalt beim Wiedererschienen zeige, mit wie gutem Appetit er gespeist hat etc. Die häufigen auftretenden Mondfinsternisse haben lebhaft die Phantasie der Völker beschäftigt. Vielfach findet man die Vorstellung, dass er von wilden Thieren, Wölfen, Hunden oder Drachen verfolgt werde. So meldet die nordische Sage, dass der Mond von gewaltigen Wölfen auf seiner Bahn verfolgt wird. Der Wolf, der dem Mond nachgeht, heisst Hati. In der Edda sind es 2 Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen; der eine, der die Sonne verfolgt, heisst Sköll, sie furchtet, dass er sie fassen möchte; der andere heisst Hati, der läuft vor ihr her und will den Mond packen. In Paraguay sagt man bei der Mondfinsternis, ein Hund habe ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen; ähnlichem Glauben begegnet man bei verschiedenen nordamerikanischen Indianerstämmen. Die Chipitos in Südamerika hielten sich ein, der Mond werde von Hunden verfolgt. Bei den Chinesen bedroht ein Drache den Mond Damit verhandelt ist die Vorstellung dass bei verschiedenen Völkern, dem bedrohten Monde dabei zu Hilfe zu kommen. Man vollführt einen schrecklichen Lärm während der Verfinsternis, schlägt mit Pauken und Kesseln, bläst auf Hörnern, lärm und schreit, um das Thier zu verschrecken. Mehrere Indianerstämme schiessen mit Hageln nach ihm. Die Chinesen, selbst heute noch, lassen allgemein Glockenschall ertönen unter allerhand Beschwörungsformeln. Merkwürdiger Weise prügeln manche Stämme während der Zeit der Verfinsternis ihre Hände wie z. B. die Peruaner. Selbst noch in der römischen Kaiserzeit finden sich Anklänge an die alte Sitte, dem Monde zu helfen. Wie aus Tacitus im ersten Buch der Annalen mittheilt, suchten gelegentlich einer Mondfinsternis die gegen Kaiser Tiberius empörten Soldaten, diese mit dem Klage von Hörnern und Trompeten zu besänftigen. Auch aus späteren Mittheilungen können wir entnehmen, dass man dem verfinsterten Mond mit Lärm und Geschrei beizuspringen suchte. Eligius, der Apostel der Fländern, klagt über diesen abergläubischen Gebrauch. Sogar noch im 7. Jahrhundert soll man in Irland bei Mondfinsternissen mit Küchenesseln, Pfannen und anderen Geräthbra Lärm gemacht haben.

Erwähnen-würden sich schliesslich noch einige besondere, von den bisherigen abweichende Volkserzählungen. Auf der Insel Sytt erzählen die Leute: Der Mann im Mond ist ein Riese, der zur Zeit der Fluth gebückt steht, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde gießt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, so

das sich das Wasser wieder verlaufen kann. — Unter den Negern Afrikas findet man die Vorstellung, dass im Mond jemand die Trommel schlägt. — Die Samoaner sehen in dem Mond eine Frau mit ihrem Kind und einem Schlägel; die Fran bearbeitet mit letzterem die Pflanzsaaten, aus denen die Insulaner ihre Kleider fertigen. Als sie dem Vollmonde aufgehen sah in Gestalt einer grossen Brodfrucht, hat sie ihn, bevor er stalt einer grossen Brodfrucht, hat sie ihn, bevor er kommen, damit ihr Kind ein Stück von ihm essen könnte; aber der Mond geriebt bei der Zumahlung, sich esse zu lassen, in solchen Zorn, dass er Mutter und Kind mit Hammer erschlag; sie sind bis auf den heutigen Tag in ihm zu sehen. — In der Phantasie der Großkinder sind unter anderem die Mondfleckchen Spuren der Finger salina, womit sie den schönen Rennthierpelz des Amnigs berührt. — In Neuseeland erzählt man: Als sich ein Mann Nechts beim Wassers schöpfen den Fass vertrat und den Mond auf sich zukommen sah, klagmerte er sich ängstlich an einen Bann, wurde aber mit demselben in den Mond gerissen. — Sehr originell und complicirt sind die Mondanschauungen unter den Naturvölkern Brasiliens, wie sie aus von Steinen schildert. Die Sonne ist ein grosser Ball von Federn des rothen Arara und der Tukue, dessen Gefieder gleichfalls prächtigen Orange und Roth darbietet. Der Mond ist ein Ball von den grossen Schwanzfedern des Webervogels, die der Bakuri im Ohr trägt. In der Regenzeit, wo die Tage lang sind, und die Sonne von einer Schnecke (Balimus), in der Trockenzeit, wo sie kurz sind, von einem Kolibri getragen. Während der Nächte ist der Dienst der Thiere angehöret; in der Regenzeit schleppt der Kolibri mit sich die Trockenheit die Schnecke den zugedeckten Sonnenball an den alten Ort zurück. Für die Phasen des Mondes geht der Bakuri vom Vollmond aus, wo wir den Fall sehen. Zuerst kommt eine Eidechse, die wir den Kopf entlang bemerken, um ihn mitzunehmen; am zweiten Tage ein gewöhnliches Gürteltier oder Tatu und dann ein Riesegürteltier, dessen dicker Körper die gelben Federn fast ganz verhüllt. Es ist zu bemerken, dass die Gürteltiere eine gewöhnliche Form haben, Nachthiere sind bei Mondschein geizig werden.

So sehr wir, wie mannigfach in den verschiedenen Erdtheilen und Gegenden die Mondsagen sind, tieflich lokal gefärbt nach der Eigenartlichkeit des Landes. Aber trotz der Verschiedenheiten lassen sich doch schon gewisse gemeinsame Grundvorstellungen herausfinden, wie die vom Mann und vom Hosen im Monde. Das, was hier geboten ist, kann selbstverständlich nur einen fragmentarischen Charakter an sich tragen, doch immerhin ein Grundstock sein, an den sich weiteres ankrystallisiren kann. Möge das Wenige zu ferneren Sammeln von Mondsagen anregen. Es ist nothwendig, dass allmählich immer mehr Material zusammengetragen wird. Bei den heutigen Aufschwung der Sagenforschung und der Ethnologie ist es möglich, dass nach und nach sich eine erschöpfender Sagenkate entwickelt. Dann werden sich, ähnlich wie bei den Fichtagen, besondere Sagenbezirke geographisch besser abgrenzen, die ursprünglichen Ideen mehr herauschälen und die Variationen richtiger verfolgen lassen — mit Hilfe der vergleichenden Methode. Der Mond war dem Urmenschen etwas besonders in die Augen Fallendes; mit Vorliebe hat die Sagenbildung an ihn gebietet; er nimmt in den religiösen Vorstellungen der Völker eine hohe Stellung ein. Es wäre denkbar, dass bei dem weiteren Verfolgen gewisser Grundvorstellungen uralte Beziehungen der Urassen und ihrer

einzigsten Zusammengehörigkeit aus dem Dunkel hervortreten. Bei dem Studium der Prähistorie darf man nicht einseitig verfahren; nicht die Ausgrabungsgegenstände allein sind im Stande einen Ausschlag zu geben; auch die Sitten und Gebräuche, die Fluorenthaltung, die Trachten, die Sprache etc. haben dabei mitzurunden zum nicht geringen Theil auch die Sagenkunde. Auf einen speciellen Zweig derselben, die Mondmythen, weiterhin die Aufmerksamkeits zu lenken, war dieser Zeilen Zweck.

Steine mit Fussspuren.

Von Smitlitarth Dr. Kochler-Posen

So wie bis jetzt noch eine bestimmte Erklärung für die in letzter Zeit wiederholt beschriebenen Nüpfensteinen fehlt, so ist auch über die Bedeutung der Fussspuren, die man auf Steinen hauptsächlich in den polnischen Ländern vorfindet, eine sichere Theorie nicht aufgestellt worden. Wenn ich auch Beweise für die Bestimmung dieser Steine nicht bringen kann, so mag dieser Beitrag zur Klärung der Frage nicht überflüssig erscheinen, zumal der deutsche Literatur Besprechungen dieser in den früheren polnischen Gebieten zahlreicher vorkommenden Sculpturen nicht eigen sind.

Eine grössere Abhandlung über Steine mit eingemeisselten Fussspuren schrieb Dydyński (Kurjer posn. 1833, Nr. 118). Von demselben Verfasser finden wir eine erweiterte Arbeit in den Krakauer archäologisch-numismatischen Mittheilungen (Wiadomości archeologiczno-numismatyczne, Krakau Nr. 1 u. 2, 1894. Vor Dydyński hatte sich auch schon Prayborowski (Wycieśki archeologiczne po prawym brzegu Wilki, Warschau 1874, S. 91) und Kotlarski (Archäologische Späne und Verhandlungen der estnischen Gesellschaft) mit diesem Gegenstande beschäftigt. Zwei kleine Notizen befinden sich noch im Preisgild bibliografico-archeologiczny, Warschau, I. Jahrg.). In den Krakauer archäologisch-numismatischen Mittheilungen Nr. 1 u. 2, S. 31, 1894 erschien endlich ein Referat über die Sitzung der Krakauer Akademie der Wissenschaften, nach dem Prof. Luszczykowski die Behauptung aufstellte, dass ein wesentlicher Theil der in Steinen eingemeisselten Fussspuren eine religiöse Sitte bezeichnete, welche nach dem schwedischen Kriege, also nach 1667, in Polen sehr verbreitet war und mit Muttergotteskapellen in Verbindung zu bringen ist. Diese Behauptung veranlasste mich an einer Abhandlung, die in den Jahrbüchern der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften (Roczniki Tow. Przyjaciół Nauk, Bd. XXI) erschien. Weitere Forschungen ergaben nemer, bis jetzt nicht publicirtes Material.

Dydyński hat folgende Orte mit Fussspurensteinen angegeben, die an dieser Stelle in Kürze mit den sie umrankenden Sagen wiederholt werden, bevor ich an den weniger bekannten oder noch nicht beschriebenen übergehe.

1. Wilkowoja bei Klecko, Pr. Posn. Ein Fuss. Der Heilige Adalbert predigte hier, auf diesem Steine stehend.

2. Kankowo bei Ostrolenka, Kgr. Polen. Auf einer Wiese ein Stein mit Fussspur. Mutter Gottes ruhte hier, die Fussspur rührt vom Fusse Christi her.

3. Sadowice, Gouvern. Piotkowo, auf einem Felde Godowo genannt. Eine durch einen Teufel eingetretene Fussspur.

4. Żukowo in Podlachien. Eine Fussspur. Mutter Gottes.

5. Hohenfuer in Ostpreussen bei Ziutowo. Ein Fass. Der Teufel.

6. Krakau. An der Marienkirche in Piasck. Eine Fassung mit eingemeisselter Aufschrift in polnischer Sprache: Fass der heiligen Hedwig.

7. Biskupice bei Klecko. Pr. Posen. Ein Fass ohne Sage.

8. In der Gegend von Deutsch-Krone. Koronowo, Ostpreussen. Ein Fass. Mutter Gottes.

9. Chelmo bei Pinne (Pniowy). Pr. Posen. Hier ist ein Stein eine Fassung, eine Hundepfote und ein Zeichen eines Stockes eingemeisselt. Christus ging vorher, stützte seinen Fuss und Stock auf dem Steine, der begleitende Hund legte auch seine Pfote hinauf.

10. Wlościejki bei Xion. Pr. Posen. Zwei Fassspuren. Mutter Gottes.

11. Kotlowo. Pr. Posen. Die eingemeisselten Spuren werden vom Volke als Krallen eines Teufels erklärt, der mit diesem Steine die anbestehende Kirche vernichten wollte. Auf das Krähen des Halmes musste er sich doch entfernen.

12. Culm (Chelmo). Ostpreussen. Ein Stein mit Fassung, der vor den Schweden fliehenden Mutter Gottes.

13. Dobrowo, der Geburtsort des hl. Bogumil in der Nähe von Kolo. Kgr. Poln. Zwei Fassspuren von diesem heiligen Erzbischof von Gnesen stammend.

Nach Dydyński liegt ein Stein (unter 8) mit Fassung in der Nähe von Deutsch-Krone. Meinen eingezogenen Erkundigungen nach soll der Stein sich auf den Fluren des Vorwerks Stopka (= Fischen), eine halbe Meile von Deutsch-Krone, befinden. Da diese Fassspuren im Polnischen stopki genannt werden, so kann man annehmen, dass der Name des Vorwerks von dem hier schon vorher existierenden Steine herührt.

Die Beschreibung des Steines in Wlościejki in der Abhandlung von Dydyński ist sehr kurz und doch ist dieser jetzt erhaltene Stein der einzige, in den zwei Fassspuren eingehauen sind, und erfordert auch schon deswegen eine genauere Berücksichtigung. Der Stein ist in die äussere Seitenwand der Kirche an der Eingangstür eingemauert, mit der Mauer eine Ebene bildend. Das sehr fromme Volk küsst vor dem Betreten des Gotteshauses die Fassspuren, die Spuren der Mutter Gottes. Die Tradition wagt, von wem und zu welchem Zwecke diese Sculptur gefertigt wurde, hat auf unsere Zeit nichts überbracht, die ältesten Leute behaupten nur, die Mutter Gottes hätte sich auf einer nahen Anhöhe offenbart, die Spuren ihrer Füße hinterlassend. Ihr zu Ehren wäre die Kirche erbaut und zum Andenken der Stein in der Wand eingemauert worden. Wann die Kirche erbaut wurde, ist nicht mehr zu eruiiren. Nach Lukasiewicz (Kocimly etc. II. 296) stand in Wlościejki schon im Jahre 1610 eine gemauerte Kirche. Das Dorf existierte gewiss im Jahre 1382, denn von dieser Zeit stammt eine von Dobrogod aus Wlościejki unterzeichnete Urkunde. (Zakrzewski: Cod. diplom. maj. Polon. Nr. 1804.)

An der Kirche ist in letzter Zeit an der Südseite eine Vorhalle angebaut, deren Tiefe 4 Meter beträgt. Unmittelbar an der Ecke, die durch die Seitenwand und die Kirchenmauer gebildet wird, in der Höhe von 110 cm, doch an der alten Kirchenmauer, ist der Stein eingemauert. Der ovale Stein misst in der Höhe 50 cm, die Breite von 10 zu 10 cm gemessen beträgt 33 cm, 38,5, 39 und 34 cm. Die Dicke des Steines lässt sich nicht genau angeben, beträgt etwa 50–60 cm.

Die Fassspuren sind flach eingehauen, stehen nebeneinander. Die rechte Hacke ist unförmlich und ange-schickt, der Zahn der Zeit hat seine verrostete Einwirkung hinterlassen. Die eingemeisselten Füße zeigen mehr die Gestalt von Sandalen, Schuhen, wobei an dem rechten ein Absatz angemessen zu sein scheint. Die Zehenden der Füße sind spitz, die Zehen selbst sind nicht angedeutet, wie in Wilkowja. Der rechte Fuss ist 26 cm lang, in der Gegend der Gelenke der Mittelfussknochen und ersten Glieder der Zehen 8,5 cm, am Oberfuss 6,2 cm breit. Der linke Fuss hat die Länge von 27,7 cm und ist an den Gelenken der Mittelfussknochen und Zehen 8 cm, am Oberfuss 6,5 cm breit.

Ueber den Stein in Dobrowo vermischen wir eine Notiz in der Biographie des hl. Bogumil, der, nachdem er die erzbischöfliche Würde niedergelegt, hier als Einsiedler an seinem Geburtsorte die letzten 10 Lebensjahre verlebte. (Damaiewicz: Vita S. Bogumili erschien zum erstenmal im Jahre 1661, zum zweitenmal 1714, worauf 1748 Sokolowki diese sehr erschöpfende Biographie ins Polnische übersetzte.) Damaiewicz (II. Ausg., 288 S.) erwähnt einen (14) Stein, der auf einem Kirchhofe, 8 Meilen von Krakau, sich befinden sollte. „Der Stein ist gross, schwarz, viereckig, wie ein hacher Tisch, 3 Ellen lang, auf dem sich die Spuren der Füße des hl. Andreas befinden.“ Der Ort selbst ist nicht angegeben und soll mit diesem Stein ein Vorgang vom Jahre 1569 in Zusammenhang stehen. In die Kirche, wo einst die Einsiedlerhütte des hl. Andreas stand, drängten sich während der Adalbertskehr hinein. Die in Lebensgefahr sich befindenden Andächtigen wandten sich in ihren Gebeten an den Patron, der auch mit seinem feurigen Stocke erschien und die Ungläubigen verjagte. Dieser Stein ist bis jetzt von keinem der angezogenen Autoren erwähnt worden. Damaiewicz schrieb dies Werk 4 Jahre nach der Vertreibung der Schweden aus Polen, verbindet aber nicht den Stein mit diesem Ereigniss, verlegt dagegen die Legende auf 100 Jahre zurück. Er ist wohl wahrscheinlich, dass der Stein schon lange vorher existierte und der Ueberfall der Ungläubigen nur die Veranlassung zur Entstehung der Sage abgab.

Einen Stein (15) mit Fassspur, den Dydyński nicht angibt, beschreibt Hockenbeck in der Zeitschrift der hist. Gesellsch. f. d. Pr. Posen, I. 1. S. 126. Bei Wongrowitz, Pr. Posen, am Wege linkerseits, der von der Brücke über den Fluss Welna nach Straszewo geht, liegt mitten im Acker ein Stein, dessen obere, ovale Seite an über der Erdoberfläche hervorragt. Auf diesem Steine ist eine runde Vertiefung von 8 cm Durchmesser und 3/2 cm Tiefe eingehauen. In einem Abstände von 13 1/2 cm befindet sich eine zweite Vertiefung, die 13 1/2 cm lang, 8 cm breit, und 2 cm tief ist. Diese viereckige Vertiefung erobert Hockenbeck jünger, da die Ränder noch scharf markirt sind, während die der runden schon stark abgenutzt sind. Die Sage erzählt, dass die angemessenen Vertiefungen die Spur der Füsse des hl. Adalbert seien, der von diesem Steine gepredigt hat.

Ein bis jetzt gar nicht beschriebener Stein mit Fassung (16) liegt auf den Fluren des Dorfes Chwaliszewo bei Xin. Pr. Posen. Der 2 Meter lange, 1 Meter breite und 60–70 cm starke Stein liegt auf einem früher stark feuchten Boden, ist in ganzer Länge geplattet und hat eine von beiden Seiten zusammen-gedrückte Birnform. Bei Grabungen, die zur Trockenlegung des Feldes vorgenommen waren, wurde er zu-geleckt und kam erst in den letzten Jahren wieder zum

Verschieb. Der Besitzer von Seulzewski, dem wir die Notizen verdanken, entdeckte eine anscheinend vertiefte, die einer Fassung gleicht. Auch an dieser Fassung vermessen wir die Andeutung der Zehen. Die des linken Fusses nachahmende Sculptur ist 29 cm lang, in der Gegend der Mittelfuss- bis Zehen-Gelenke 8 2/3 cm, am Ende 6 1/2 cm breit. Die Hacke misst an breiter Stelle 8 cm. Die ganze Fassung hat eine sehr gefällige Form. Eine Sage ist an diesen Stein nicht geknüpft. In der Entfernung von 8 Kilometer liegt ein der Propätee zu Erin angehörendes Vorwerk Ujazd, in Chwaliszewo selbst wurde eine vorhistorische Nekropole ausgegraben.

Nach einer mündlichen Mittheilung von Dr. Erzepki ist in der Nähe der Stadt O p p e l n (poln. Opole) in Schlesien (17) ein Stein mit einer Fassung, die auch der Sage nach dem hl. Adalbert zugeschrieben wird.

In Botejewice, Kr. Inowracław, Pr. Posen (18) mit Dr. Erzepki an der Grenze des Dorfes einen Stein mit nicht so entrindelten Sculpturen, der Ort selbst wird Ujazd genannt.

In dem seiner Zeit zu Lissa i/P. erscheinenden *Przyjaciel* Jada 1846, B. XIII, S. 22 befindet sich eine kleine Notiz von unbekanntem Berichtersteller, nach der in Pempowo, Kr. Krüben, Pr. Posen, sich ein Stein (19) mit Fassung befinden sollte. Die nach Gnesen pilgernde hl. Hedwig kam an den kleinen Fluss Dobrotin, den sie nicht überschreiten konnte. Sie fand schließlich eine Stelle, wo ein Stein im Wasser lag, auf dem aufstehend, erreichte sie das gegenüberliegende Ufer; auf dem Steine blieb eine Spur ihres Fußes. Die Sage soll die Veranlassung zur Erbauung einer Kirche in Pempowo abgegeben haben. Nähere Untersuchungen erwiesen, dass ein Stein mit Fassung nirgends jetzt zu finden ist, auch weiss jetzt Niemand, ob ein solcher je existirte.

Ein Stein mit eingehauener Rinne und einem Nüpfchen, der in der Nähe der Kirche von Strzelno, Pr. Posen, liegt, mag hier nur Erwähnung finden. Diese Rinne entstand nach der Sage durch ein Rad eines Wagens, auf dem der hl. Adalbert die Gegend bereste.

In der Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1864, S. 348, lesen wir eine Notiz von einem Steine mit Fassung in Dingholz bei Friesburg. Eine Frau, welche ihren zum Tode verurtheilten Mann retten wollte, sollte die Hälfte des Weges von Kapellen bis Friesburg abmessen, in Dingholz setzte sie sich nieder, hier ist auch die Hälfte des Weges.

In Karnitten, Ostpreussen (Zeitschr. f. Anthropologie etc., 1866, S. 612), ist nach Lemeke ein Hufeisenstein. Gleichzeitig berichtet Lemeke, dass in Bätzing Gott auf einen weichen Stein getreten sei und dort Spuren seiner Füsse hinterliesse. Dieser Stein wurde gegengest, unter ihm soll eine Urne mit Brandresten gefunden sein.

Hufeisensteine mit Aufschriften als Grenzmarken sollen nach Siebcke (Zeitschr. f. Anthropol. etc., Berlin 1890, S. 326) in Holstein, 17 an der Zahl, sich befinden. Hierbei bemerkt der Verfasser, dass nach einer Urkunde der König Dagobert im Jahre 1155 ein Hufeisen in einen Felsen als Grenzzeichen schlagen liess.

Reber gibt in seiner Abhandlung: Die vorhistorischen Denkmäler im Einflussthale (Archiv f. Anthropologie etc., 22. Bd., I. u. II. Heft 1892, S. 816) an, dass in Urinentz neben vielen erratischen Blöcken,

die mit Schalen versehen sind, auf einem Steine auch zwei Fassungspuren sich befinden. Sie stehen divergent, sind 30 cm lang, 9 cm unten, 17 cm oben breit und 8 cm tief, umgeben von Nüpfchen. Es ist dies der erste in der Schweiz mit Fassungspuren entdeckte Stein, an den sich die Sage knüpft, dass Hedwig hier ihre Kältes-Ceremonien begangen. Gleichzeitig bemerkt Heber, dass ein ähnlicher Stein in Conlaxville (Vogesen) sich befindet. Antwort zwei Sculpturen, die Füssen ähneln, sind noch Kreuze. Hufeisen und Schalen angebracht und scheint es dem Verfasser, dass letztere später eingemeisselt wurden.

In der Provinz Posen gibt es meines Wissens kein Stein mit eingemeisselten Hufeisen, doch sind so zahlreicher nach Osten an, besonders in Podlaccien, vertreten. Koltarzewski und Przyborowski (l. c.) haben einige zusammengestellt, ich übergehe sie jedoch und werde in einer anderen Arbeit auf dieselben zurückkommen.

Welche Bedeutung diesen in Steinen eingemeisselten Fassungspuren zukommt, ist bis jetzt eine ungelöste Frage. Eine Theorie hat, wie eingangs schon erwähnt, Luszczkiewicz aufgestellt, doch halten wir sie nicht für stichhaltig. Es wäre ein religiöser Gebrauch nach der Verjagung der Schweden, also nach 1657. Die einzige Sage, die über die Fassung in Culm sich erhalten hat, verbindet dieselbe mit Mutter Gottes, die vor den feindlich eindringenden Schweden floh. Doch entstehen die Sagen unter dem Volke, welches so gern, was sehr alt erscheint, mit dem Ausdruck „nach alten Schweden“ bezeichnet. Hier ist auch die Veranlassung zu suchen, warum die vorhistorischen Burgwälle Schweden genannt werden. Die Geschichte lehrt aber, dass den feindlich eindringenden Schweden die befestigten Städte ihre Thore öffneten und sie in Polen theilweise als Freunde empfingen. Sicher hätten die Schweden keinen Grund Burgwälle zu schütten. Da über den schwedischen Krieg in Polen vom 17. Jahrhundert so sehr viele Documente, so höchst zahlreiche Memoiren existiren, so kann man nicht annehmen, dass die Schreiber in denselben wenn auch nur eine Andeutung über eine solche Sitte nicht für würdig gehalten hätten. Im Gegentheil finden wir für die eingemeisselte Fassung bei Damalewicz, der kurz nach dem Schwedenkriege sein Werk schrieb, eine andere Erklärung. Gegen diese Theorie spricht auch noch der Umstand, dass Fassungspuren auch in Ländern vorkommen, in denen Schweden nie Krieg führten.

Koltarzewski, Grimm's Ansichten theilend, hält diese Fassungspuren für Reichs-Grenzsteine. Przyborowski erklärt sie für Grenzsteine der inneren Theilung des Landes, der Districte, Kreise. Wo man zu Pferde die Grenzen bezeichnete, o h j a s d, n j a z d (= Umfahren, Umreiten) meisselte man an gewissen Stellen ein Hufeisen in Steine; wo man dagegen an Fuss die Grenze festsetzte, o p o l e (= um das Feld, um die Mark) wurde zum Zeichen die Fassung im Steine eingehauen. Dydyński neigt an beiden Erklärungen, zumal die Grundidee gemeinschaftlich ist. Wir halten auch diese Erklärung bis jetzt als die wahrscheinlichste. Bodda sollte schon Fassungspuren auf Steinen hinterlassen haben. Der Römer stemmte seinen Fuss als Zeichen des in Besitz genommenen eroberten Landes. Auf den Minneten des Mittelalters sehen wir stets die Fassung des in den Himmel steigenden Christus. Welch grosse Analogie in den späteren Sagen. Die Römer stempelten Steine mit eingehauenen Hufeisen als Zeichen ihrer Limes. Wir wollen auch noch in Erinnerung bringen, dass sogar Karten in Steine ge-

hanen werden, wie wir sie heute noch in der Schweiz vorfinden und wie sie in Egypten schon vorher auch eingeführt waren.

Der Name Opole und Ujazd hat sich in polnischen Ländern erhalten und gibt es Städte wie Ibror dieser Namens. In den Urkunden des Posener Landes (Cod. dipl. maj. Polon., Posen 1877) finden wir sehr oft die Bezeichnung Opole, die aber schon im 12. Jahrhundert eine doppelte Bedeutung hat. Durch Opole bezeichnete man sowohl Theile des Landes, wie Districte, Kreise, Vicinia, aber auch gleichzeitig eine Abgabe: „A bove et vacca quod opoline dicitur.“ Von dieser Abgabe wurden manchmal ganze Kreise befreit, oft auch Theile derselben. Dass die Grenzen bestimmt wurden durch eine transilo, finden sich in den Urkunden mehrere Belege. Die Grenze wurde auch genau durch sichtbare Zeichen bestimmt, so heisst es, per acervo, lapides ubi vidimus und weiter cumulos facientes et arbores signantes (Cod. dip. maj. Polon. Nr. 27. 1867). Quocunque convinitas vulgariter opole transibit, sie debet perpetuo stare. (Terr. Posnan. 1400, S. 56.) Eine schriftliche Urkunde dafür, dass man als Grenzzeichen Fesselpaare oder Hufeisen in Steine gemeisselt hat, besteht nicht. Auffallend grosse Steine erfüllen jedoch den Urkunden gewiss diesen Zweck, wie auch grosse Nägel oder Blechstücke als Zeichen in den Baum geschlagen oder auf denselben gehängt wurden. Der oben angeleitete Stein von Buszewice wird noch heute njazd genannt, dass man aber solche Grenzsteine mit diesem Namen schon sehr früh belegte, borgt die Notiz in Herb. Stat. 227. Es heisst an betreffender Stelle, als Grenzmarken wurden anfallende Zeichen gesetzt, welche ujazd genannt werden.

Literatur-Besprechung.

G. Buschan, Dr. phil. et med. Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. I. Jahrg. 1896. Heft 1 und 2. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Das vorliegende von Dr. Buschan-Stettin herausgegebene Centralblatt hat sich den Zweck gestellt,

„möglichst schnell, kurz und objectiv über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf den in seinem Titel angeführten Gebieten auszugewiss zu berichten und gleichzeitig eine bibliographische Uebersicht zu geben. Es soll alle hauptsächlich liefererzwecken dienen. Ferner soll diese Berichterstattung sich nicht allein auf die Litteratur in deutscher Sprache beschränken, sondern sich auch auf die wichtigsten Erscheinungen der amerikanischen, homischen, czechischen, dänischen, englischen, finnischen, französischen, griechischen, holländischen, italienischen, norwegischen, polnischen, russischen, schwedischen, spanischen und ungarischen Litteratur erstrecken. Das Centralblatt erhält hierdurch einen internationalen Charakter.“

Nach den bisher erschienenen 2 Heften haben der Herr Herausgeber und die Mitarbeiter ihr Versprechen eingehalten. Der Inhalt gliedert sich in Originalarbeiten, kürzere Aufsätze allgemeineren Inhalts (bisher von Prof. G. Sergi in Rom zwei Arbeiten: „Der Ursprung und die Verbreitung des mittelasiatischen Stammes“ und „Die Nekropole von Novilara bei Pesaro und ihre Stellung in der Vorgeschichte Italiens“), und in Referate, die in 3 Gruppen, Anthropologie, Ethnologie und Rassenkunde, Urgeschichte, untergebracht werden. Die Referate sind kurz und gedrängt abgefasst und orientiren in aller Kürze über die wesentlichsten Punkte der besprochenen Werke. Zum Schluss kommen Versammlungs- und Vereinsberichte, sowie Mittheilungen aus der Tagesgeschichte; das zweite Heft bringt ausserdem eine vorzügliche bibliographische Uebersicht über die amerikanische Litteratur von Emil Schmidt in Leipzig.

Es ist zu hoffen, dass mit Vergrößerung der Abonnentenzahl eine Herabsetzung des Abonnementspreises (12 Mark jährlich) und vielleicht ein häufigeres Erscheinen der Hefte (6 oder 12 Hefte pro Jahr statt der bisherigen 4), ähnlich den medicinischen Centralblättern, zu erwarten steht, damit der Kreis, für den das Blatt bestimmt ist, sich noch schneller als bisher über den Inhalt der neu erschienenen Litteratur informieren kann.

Lehmann-Nitsche.

Nachtrag zum Programm der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier. Ausflug nach Worms.

Auf freundliche Einladung der Stadt Worms wurde als Zusatz zu dem Programm des Congresses in Speier ein Besuch in Worms beschlossen.

Programm für den Ausflug nach Worms am 6. und 7. August 1. Js.

Abends den 6. August Ankunft von Dürkheim. Zusammenkunft und Begrüssung der Gäste in den Wirtschaftsräumen des städtischen Spiel- und Geschäftshauses. Am 7. August, Vormittags 9 Uhr, Besichtigung der Sammlungen des Paulus-Museums. Vor dem Besuch des Museums soll eine Eröffnung epütrümischer Steinsarkophage des 4. Jahrhunderts vorgenommen werden. Darnach Frühstück im Festhause, dargereicht von der Stadt Worms.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 16. Juli 1896.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Hanke in München,
Correspondent der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. trägt die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herausgeber. • N. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochsenfurt, Unterfranken. Von P. Reinecke. — Mittheilungen aus den Localvereinen Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — Die topographische Aufnahme der Pfalzgrafen des Bodensees. Von v. Tröltzsch. — Bericht der russischen anthropologischen Gesellschaft an der kaiserl. Universität zu St. Petersburg. — Literar-Besprechung.

Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochsenfurt, Unterfranken.

Von P. Reinecke.

Im Jahre 1891 wurden beim Bau der Mainlandebahn bei Ochsenfurt (Bez. A. Ochsenfurt, Unterfranken) in einem Acker an der Strasse nach dem Main-auf-gelegenen Markthreit zwei vorgeschichtliche Gräber aufgefunden. Unmittelbar nördlich von der Markthreit Strasse wurde zur Gewinnung von Material für den Damm der Mainlandebahn eine Sandgrube angelegt, deren östlicher Rand hart an die in schwacher Krümmung von der Station Ochsenfurt am Main führende Trace liess. Bei den Ausschachtungen entdeckte man hiernächst unmittelbar neben der Bahnlinie zwei Skelettgräber, welche leider achtlos zerstört waren. Nachträglich konnten nur noch die beiden sehr verletzten Schädel, einige Hand- und Fussknochen, sowie ein Täfelchen aus einem braunröthlichen Gestein gerettet und der prähistorischen Staatensammlung in München überwiesen werden.

Die beiden Skelette fanden sich angeblich ausgedehnt, mit dem Kopf nach Osten, mit den Füssen gegen Westen, frei in der Erde, ohne Anzeichen einer Steinsetzung, etwa in 1 Meter Tiefe; sie waren ungefähr 5 Meter von einander gelegen. Dem einen Skelette war ein steinernes Plättchen beigegeben; nach der Aussage des Arbeiters, welcher diesen Gegenstand beobachtete, lag es über einem Knochen, so dass er ansah, es sei zum Schutz desselben aufgelegt. Jedoch konnte der betreffende Knochen nicht mehr näher bezeichnet werden. Vermuthlich wurde das Plättchen auf dem linken Vorderarm gefunden.

Das ziemlich stark convex-concav gekrümmte, etwa rechteckige Täfelchen (vgl. Abb.) ist aus einer chocoladefarbenen, feinkörnigen Masse hergestellt, welche aus getriebenem Thon bestehen will; eine genauere mineralogische Untersuchung steht jedoch noch aus. Es hat eine absolute Länge von 89 mm; seine Breite erreicht an dem einen Ende 46 mm, an dem andern, an welchem die eine Ecke ausgebrochen ist, beträgt sie mindestens 48 mm; die Mitte der Längsseite ist

schwach eingesogen, so dass die Breite hiervon nur 41 mm ausmacht. Die Dicke der Mitte beträgt 6 mm; nach dem Rande der Längsseite zu, welche zu ziemlich scharfen Kanten abgeschlossen sind, wird sie geringer. An den Ecken, innerhalb des an den Schmalseiten eingravirten linearen Ornamentes, sind Löcher darübergelassen, und zwar von der (convexen) Innenseite her, wo die Löcher trichterförmig erweitert sind. Eine Ecke des Plättchens war dem Träger dieses Gegenstandes gerade an der Durchbohrung abgebrochen; die Bruchfläche wurde polirt und geglättet, wobei ein Theil der eingravirten Linien abgeschlossen wurde, und etwas unterhalb ein neues Loch gebohrt. Die Art der Herstellung dieses Täfelchens, das Anschleifen, Glätten und Poliren der Flächen, die Ausführung des eingravirten und eingeschliffenen Ornamentes und der Durchbohrungen entsprechen ganz der Methode der Behandlung eines festen, natürl. Gesteinsmaterials; falls die genauere petrographische Untersuchung ergeben sollte, dass das Material wirklich nur gebrannter Thon, kein natürlicher Stein ist, so würde es sich hier um die Anzeichen einer Technik handeln, welche aus so alter Zeit hieher wohl kaum bekannt geworden ist.



1/2 der natürl. Grösse.

Der Zweck dieses Täfelchens, welches meines Wissens in Süddeutschland das erste seiner Art ist, kann nicht zweifelhaft sein. Ethnologische¹⁾, sowie prähistorische Belege liefern dem Nachweis, dass derartige mehr oder minder stark gekrümmte Platten dem linken Vorderarm oder der Hand als Schutz gegen das Zurückbleiben der Bogensehne diente, je nach der Art der Bogenhaltung als Schutzvorrichtung für die untere Radialgegend, oder für das Handgelenk oder den Mittelhandknochen des Daumens. Sie wären demnach in unseren Gräbern am linken Arm zu finden; leider sind jedoch

¹⁾ Zeitschr. f. Ethn. XXIII, 1891, Verb. p. 672 f.; Mittl. d. Anthr. Ges. in Wien, XXV, 1896, p. 64-65.

nur von wenigen dergleichen Platten genaue Fundumstände bekannt. Dagegen heisst es von einigen Vorderarm ausdrücklich, sie hätten am rechten Vorderarm gelegen; es lässt sich jedoch nicht entscheiden, ob in diesem Falle nur eine falsche Beobachtung zu Grunde liegt oder wir die Erklärung in der Linkshändigkeit des betreffenden Bogenschützen zu suchen haben.

Die Verbreitung dieser Armschienen, welche zum Theil aus Stein, dann aber auch aus Bein und gebranntem Thon hergestellt sind und in verschiedenen Formen erscheinen, bald langgestreckt und schmal, bald kurz, stärker oder schwächer gewölbt, mit sechs, vier oder nur zwei Durchbohrungen, ist in prähistorischen Gräbern und Fundstätten der westlichen Hälfte Europas eine relativ grosse; aus England, Schottland, Irland, den dänischen Inseln, aus Nordwestdeutschland, Frankreich und Spanien sind sie bekannt geworden und zwar immerhin in einer verhältnissmässig ganz ansehnlichen Anzahl. Eine Aufzählung der einzelnen Funde würde uns zu weit führen; wir verweisen deshalb auf den beigefügten literarischen Nachweis⁷⁾.

Die Zeitstellung dieser Schutzplatten ist einigermaßen genau bestimmbar. In Grossbritannien und in Dänemark kommen sie in neolithischen Skeletgräbern vor, in Spanien auf Anordnungsplätzen der jüngeren Steinzeit. In einem Ganggrabe von Helmas bei Assens auf Jütland fand man mit einem Inventar, welches für die

⁷⁾ Britische Inseln: Archaeologia, VIII (1787), p. 429. Pl. XXX; XXIV (1854), p. 251—258, Pl. XX; XLIII (1871), p. 426—430, mit Abb.; R. C. Hoare: Ancient Wiltshire, I, p. 44, 103, 182, Pl. II, XXI; Archaeological Journal, VI (1849), p. 319, 409, mit Abb.; Crania Britannica, Pl. XLII, 3; Wiltshire Archaeol. etc. Magazine, III, p. 185; X (1867), p. 103, 109, mit Abb. und Pl. VI; Catalogue of the Ashmolean Museum, p. 9; Proceedings of the Soc. of Antiquaries of London, II, Ser. V (1870—1873), p. 270—276, 288—289, mit Abb.; J. Evans: The ancient stone implements, weapons and ornaments of Great Britain, London 1872, p. 360 f., mit Abb. (französ. Ausgabe: Les âges de la pierre etc., Paris 1878, p. 420—426, mit Abb.); Greenwell: British Barrows, London 1877, p. 36 f., mit Abb. — Proceedings of the Soc. of Ant. of Scotland, II (1859), p. 429; VI (1868), p. 293, IX (1878), p. 567—568, mit Abb.; XI (1878), p. 586; D. Wilson: Prehistoric Annals of Scotland, II, Ed. (1863), I, p. 223, 224, mit Abb.; W. R. Wilde: Catalogue of the Antiquities in the Museum of the Roy. Irish Acad., Dublin 1867, p. 99, fig. 70. — Dänische Inseln und Norddeutschland: Annalen der Nordisk Oldkyddigked, 1840—1841, p. 164—166, mit Abb.; J. J. A. Worsaae: Nordiske Oldaager, 1859, fig. 85; Madsen: Afbildninger af Danske Oldaager, Steenalderen, 1868, Pl. XXV, 16; Aarbooger for Nord. Oldk., 1868, p. 99—100, mit Abb.; Jahrbücher d. Ver. f. Mecklenburgische Gesch. u. Alterthumsk., Bd. 44 (1879), p. 72—73; Ed. 45 (1880), p. 265; Zeitschr. f. Ethn., XII, 1880, Vorh. p. 23—24, mit Abb.; XIII, 1881, Verh. p. 47—48; XXIII, 1891, Verh. p. 673, Note 1 (Königlich bei Bernburg, Anhalt); — unpublishirt: eine Platte, mit vier Löchern, von Mechow, Mecklenburg-Strelitz (Museum in Nenstrelitz). —

Spanien, Frankreich: Transactions of the intern. Congress of Preh. Archaeology at Norwich, London 1869, Pl. VIII, 2; J. Evans, I. c. (französ. Ausgabe) p. 423; H. et L. Siret: Les premiers âges du métal dans le sud-est de l'Espagne, Anvers 1887, p. 27, 66, 115, Pl. III, XI, XXIV; Revue archéologique, III^e sér., tome II (1868), p. 6, mit Abb. —

ditte, durch die Ganggräber gekennzeichnete neolithische Periode Skandinaviens (nach Montelius) ganz charakteristisch ist, eine dergleiche Armschiene aus feinkörnigem rothen Stein⁸⁾; in Grösse, Form und Ornament steht letztere unter allen analogen Stücken, soweit sie wenigstens keine, unserem Exemplar aus Ochsenfurt am nächsten. Jedoch auch aus der ältesten Bronzezeit (Montelius' I. Periode des älteren Bronzealters, Tschiers Periode von Pile-Leubingen, n. s. w.) sind sie wenigstens aus britischen Barrows, nachgewiesen. Mehrfach entdeckte man sie in England in Steinzeiten unter feinen Grabhügeln, bei liggerenden Hoefken, neben runden, ganz flachen Bronzeblechen, Flächschellen, kleinen, ganz flachen Bronzeblechen, Gegenständen, wie sie anscheinlich dem ältesten Abschnitte des Bronzealters angehören. In Spanien fanden sie sich in der Nachbarschaft des grossen Gräberfeldes von El Algar, welches gleichfalls aus der ältesten Metalperiode stammt.

Bei dem Mangel an Beispielen ist es vor der Hand schwer zu entscheiden, wie wir die Gräber von Ochsenfurt zu datiren haben. Verschiedene Gründe, vor allem die grosse Verwandtschaft unserer Armschiene mit der aus dem Ganggrabe von Assens, lassen es berechtigt erscheinen, sie als neolithisch anzusprechen. Es wäre jedoch nach nicht ausgeschlossen, dass die Gräber noch in die früheste Bronzezeit reichen. Ueber die Bestattungsgewisse dieser Periode haben wir für das fränkische Gebiet die Funde noch nicht den geringsten Aufschluss gewährt. In den Grabhügeln Württemberg, Oberbayern, der Oberpfalz und des südwestlichen Böhmens ist gerade die älteste Phase des Bronzealters, derjenige Abschnitt, welcher eigentlich der Periode I von Montelius, dem Unäcker Typus der böhmischen Archäologen, n. s. w. entspricht, fast gar nicht vertreten, jedenfalls nur in so geringem Grade, dass wir nicht entscheiden können, ob für diese Periode anscheinlich die Beisetzung der Skelette in Grabhügeln stattgefunden hat oder etwa die Bestattung in grossen Flachgräberfeldern, wie wir sie aus Mähren, dem nördlichen Böhmen und der Provinz Sachsen fast ohne Ausnahme als typisch für diesen Zeitabschnitt kennen, in erster Linie in Brauch war. Es wäre also nicht unmöglich, dass die Ochsenfurter Flachgräber (zum solche, nicht etwa zum zerstörte Hügel handelt es sich hier) in näher Beziehung zu den frühbronzezeitlichen Heibergenerfeldern des nördlichen Böhmens und des Saalegebietes stehen. Da wir der Hand in diesem Falle eine genauere chronologische Bestimmung nicht durchzuführen ist, haben wir deshalb mit beiden Möglichkeiten zu rechnen, bis uns neue Funde den wahren Sachverhalt aufhellen.

Die bei Ochsenfurt gefundenen Schädel, welche wegen ihres hohen Alters und bei der äusserst geringen Anzahl prähistorischer Schädel aus dem Mangeln von grossem Werthe sind, verdienen im übrigen gleichfalls einige Bemerkungen. Sie sind beide leider ziemlich stark verletzt; bei dem einen fehlen zum grossen Theil die Gesichtsknochen, bei dem anderen die Schläfenregion und der Basilartheil. Die Capacität konnte in Folge dessen nicht bestimmt werden; es lässt sich jedoch den allgemeinen Grössenverhältnissen entnehmen, dass sie eine ganz beträchtliche war.

Der grössere, durch seine starken Wundungen und seine bedeutende Schwere auffallende Schädel (I) gehörte anscheinend einem Manne von mittlerem Alter an. Die Zähne sind ziemlich stark abgenutzt, doch sind die Kronen der hinteren Fläche der III. Molaren

⁸⁾ Aarbooger f. N. Oldk. 1868, p. 99—100, fig. 2.

noch erhalten. Alle Nähte sind offen und nur mäßig gesauert; innen sind jedoch die Nähte stellenweise vollständig verstrichen. Der rechte Schenkel der Lambda-naht enthält etwa 1.5 cm vom Lambda entfernt einen kleinen Wornischen Knochen. Die Form des Schädels ist lang, breit und hoch, hypsimecephal, oder eigentlich fast hypsiocephal; der Längenbreitenindex erreicht 75,7, während der Höhenindex 75,5 beträgt. Die größte Breite liegt etwas hinter der Tuberculae. Trotz einer geringsten Stirnbreite von 108 mm ist der Schädel phanoxoy. Der Horizontallumfang, 549 mm, ist ganz beträchtlich, nicht minder der Sagittalbogen von 393 mm Länge. An der Bildung der Sagittalcurve beteiligt sich das Stirnbein mit 35,5%, die Schläfenbeine mit 34,6% und die Hinterhauptschuppe mit 29,5%; die Entwicklung des Schädels als ist ausgesprochen mesocephal, da auch die Horizontallänge des Hinterhauptes nur 23,5% der Gesamtlänge beträgt. Die Stirn ist schräg gestellt, von mäßiger Höhe; der hintere Teil des Stirnbeins steigt in gleichmäßiger Krümmung an. Die höchste Wölbung der Scheitellcurve liegt etwas hinter der Coronalia. Von der Mitte der Pfeilnaht senkt sie sich ziemlich scheinbar, mit einer leichten, ganz flach sinuösen Einbuchtung am Lambda. Das Hinterhaupt ist mäßig ausgefüllt; die größte Verwölbung liegt in der Gegend der Protuberantia occip. ext.

Die Ränder der Augenhöhnen werden von grossen, in der Mitte zusammenstossenden Supraorbitalwülsten begleitet; die Glabella ist nur wenig vertieft, der Nasenfortsatz des Stirnbeins ist verhältnismässig nicht hoch und reicht nicht sehr tief herab; die Tubera frontalis sind reichlich hervor. Die Schläfen zeigen einfache Sinuotopie, wenigstens rechts (links ist die Schläfenregion zum Teil ausgefallen), indem vom vorderen Scheitelbeinwinkel her eine tiefe Rinne über den grossen Keilknorpel herabläuft. Die Schläfenfuge ist hoch, die Sutura squamosa verläuft stark gekrümmt im Bogen; hintere Temporalleiste kräftig ausgebildet. Die Plana temporalia sind von mässiger Dicke und reichen nicht über die kräftig hervorstehende Tubera parietalia hinauf; ihre obere Grenze ist nicht sehr scharf bezeichnet. Die Lineae semicirculares superiores sind an der Kranznaht immerhin 115 mm von einander entfernt. Der Lambdawinkel ist ziemlich hoch und spitz; Torus occipitalis, mit haken, breiter, zapfenartiger Protuberanz; zu beiden Seiten der schwach angedeuteten Crista perpendicularis weiche Gruben; Facies muscularis gross, mit energischer Muskulatur. Die Processus mastoidei gross und breit, mit tiefer schmaler Incisur. Pars lateralis kurz und breit, Sphenooecipitalfuge offen. Foramen magnum gross und langoval, Index 82,1%; die Gelenkhöcker sind gross und stark gewölbt. Ohröffnung länglich oval und ohne Protuberanz, die Gelenkgrube für den Unterkiefer weit und tief.

Das Gesicht ist breit und niedrig, offenbar chamoisproop; der Index lässt sich bei dem Fehlen der Jochbögen auch nicht schätzungsweise angeben; die geringste Stirnbreite mass bedeutend, 103 mm. Wangenbeine kräftig vorspringend, Fossa maxillaris sehr tief und weit zurücktretend, Naht offen. Die Orbita ist verhältnismässig breit und gedrückt, etwas schräg gestellt; Index chamoiscon, 78,9. Nasenwurzel ziemlich tief liegend; die Apertur der Nase zeigt die Form anthropina, mit vollständig scharfem Unterrande; Spina ossa sat. spinosa stark und spitz vor. Der Alveolarfortsatz des Oberkiefers kurz, sehr wenig prognath; die Zahncurve verläuft schwach parabolisch; Gaumen wenig tief, rauh.

Der Unterkiefer ist schwer, dick, sehr kräftig, Alveolarfortsatz lang und etwas vorgeschoben. Die Höhe der Mitte beträgt 30 mm, bis zum Zahnrande 39 mm. Zahncurve parabolisch, vorn fast gerade. Das Kinn springt weit vor, dreieckig; Spina mental. ist gross. Die Seitenbeine sind dick und stark, die Aeste ziemlich hoch und breit (38 mm), einigermassen steil angestellt, die Winkel ausgefüllt, etwas abgerundet, der hintere Rand vor dem Winkel eingelenkt. Die Processus coronoidei etwas höher als der Gelenkfortsatz; Incisur hoch gelegen und weit; die Gelenkfläche ziemlich gross und in transversaler Richtung breit. Die Winkel ungewöhnlich gross, 115 mm.

Der andere Schädel (II) ist etwas kleiner; er gehörte wohl gleichfalls einem Manne in mittlerem Alter an. Die Zähne sind durchweg stark abgenutzt. Die Kranznaht, mit Ausnahme ihres vorderen Theiles, ist offen und schwach gekrümmt. Eine stärkere Zackenbildung zeigt die hintere Hälfte der Sagittalis, jedoch ist sie schon im Verstrichen begriffen. In der Mitte der Pfeilnaht erhebt sich ein ungefähr fingerbreiter Torus. Die Lambda-naht ist doppelt, durch zahlreiche langgestreckte, schmale Schaltknochen.

In der Norma verticalis ist die Form ein längliches Oval. Der Längenbreitenindex ist ausgesprochen mesocephal, 77,9; die Höhe war wohl auch ganz beträchtlich, jedoch lässt sich eine genaue Zahl nicht mehr ermitteln. Die Stirn ist breit (min. Stirnbreite 100 mm), niedrig und nur wenig schräg gestellt. Der Nasenfortsatz ist breit und kurz, die Supraorbitalwülste springen stark vor, besonders kräftig am Nasenfortsatz, und stehen fast bis zur lateralen Kante hin; ihre Oberfläche ist sehr rauh. Die Glabella ist nur mässig vertieft; Tubera wenig auffallend. Mit dem hinteren Theil der Frontalis bildet die Stirn eine regelmässig ansteigende, ganz gewölbte Curve, welche etwa am Bregma ihren höchsten Punkt erreicht; bis zur Mitte der Pfeilnaht ist der Verlauf der Scheitellcurve mehr gestreckt, dann senkt sie sich ziemlich schnell und ist gegen den Lambdawinkel leicht eingedrückt. Die Oberschuppe des Hinterhauptes ist nur schwach gewölbt, etwas pyramidal ausgezogen; die größte Verwölbung liegt etwas oberhalb der Protuberanz. Der Lambdawinkel ist flach; eine eigentliche Protuberanz ist nicht vorhanden, an ihrer Stelle befindet sich eine dreieckige flauigkeit. Unterschuppe klein, mit kräftiger Muskelzeichnung; zu beiden Seiten der wohl entwickelten Crista perpendicularis ziemlich tiefe Gruben. Die Plana temporalia waren anscheinend gross, jedoch erreichen die Lineae semicirculares nicht die Scheitelhöcker, welche verstrichen sind. Die Aeste reichen ziemlich weit nach oben und hinten hinauf.

Die Grösse des Horizontallumfanges lässt sich nicht bestimmen, da die Schläfenbeine fehlen. Der Sagittallumfang beträgt 356 mm, davon entfallen auf das Stirnbein 35,1%, auf die Parietalia 35,1%, auf die Hinterhauptschuppe 29,5%.

Das Gesicht ist niedrig und breit, indeed offenbar chamoisproop. Die Augenhöhnen sind schräg gestellt und von ungefähr rechteckiger Form, sehr gedrückt, die Ränder hängen stark über, Index hyperchamoiscon, 70,7. Nasenwurzel sehr tief liegend. Die Nasenbeine sind lang, oben entsprechend der grossen Ausdehnung des Processus frontalis des Oberkiefers beträchtlich verschmälert; das linke Nasenbein ist etwas knieförmig verbreitert, so dass hier die Nasenbahn nach rechts verschoben ist. Apertur schief, nach links stehend, mit Andeutung einer Pramaalgrube; Nasenstachel gross und spitz; Index 63,1, platyrhin. Die Tuberculae ma-

larie tritt kräftig vor; Fossa canini sehr gross und tief, Foramen infraorbitale weit. Alveolarfortsatz des Oberkiefers mässig lang, nur sehr wenig prognath; der Gaumen ist flach, seine Oberfläche ziemlich rauh; die Zahnreihe verläuft stark hufeisenförmig; Index 93,1, brachycephalin.

Der Unterkiefer ist schwer und kräftig, die Mitte hoch, bis zum Alveolarrand 24 mm, Zahnrand etwas vorgebogen. Das Kinn ist kräftig, aber nur mässig vorschend, leicht dreieckig; Spina mentalis ist lang, spitz. Seitenhülle stark, der untere Rand aussen mit Hanngliedern besetzt. Die Aeste gross, breit und hoch, ganz steil angesetzt, so dass die Aze fast vertical steht; der Winkel kaum ausgelegt, mit deutlichem Absatz, etwas abgeschrägt. Processus coronoides sehr weit nach aussen, lateralwärts, ausgebogen; die Incisur nicht tief eingeschnitten, flach.

Es wurden zugleich mit den Schädeln noch einige Hand- und Fussknochen eingemäht, ein rechter Calcaneus, drei linke Metatarsalia (II, III, IV) und ein linker Metacarpale (II). Der Calcaneus zeichnet sich durch seine Schwere und sein grosses Volumen aus; er ist länger, breiter und höher als bei Skeletten mittlerer Grösse; doch sind die Gelenkflächen im Verhältnis zu seiner Grösse etwas kleiner, flacher, schwächer gewölbt, als man voraussetzen dürfte. Jedenfalls lässt dieses Stück immerhin auf eine ganz beträchtliche Körpergrösse schliessen.

Schädelmassen:		Schädel		I	II
Grösste Horizontallänge				193	182
Interorberrallänge				192	—
Grösste Breite				154	142
Augenlarbreite				126	—
Kleinste Stirnbreite				103	100
Gerade Höhe				148	—
Ohrhöhe				110	—
Länge der Schädelbasis				114	—
Hinterhauptlänge				45	—
Mentus audit. ext. bis Nasenwurzel				120	—
Länge der Pars basilaris				28	—
Breite der Schädelbasis				112	—
Länge des Foramen magn.				39	—
Breite				32?	—
Horizontallumfang				549	—
Sagittallumfang				393	356
Verticaler Querumfang				345	—
Gesichtshöhe				—	116
Obergesichtshöhe				—	71
Jochbreite				—	—
Gerader Abst. der Tubera malar. inf.				—	88
Gerader Abst. der Winkel des Unterkiefers				117	100?
Verticale Höhe der Orbita				30	29
Horizontale Breite der Orbita				38	41
Höhe der Nase				52?	49
Breite der Nase				28?	26
Länge des Gaumens				—	86
Breite des Gaumens (II. Mol.)				—	64
Indices:					
		Schädel		I	II
Längen-Breiten-Index				79,8	78,0
Längen-Höhen-Index				76,7	—
Augenhöhen-Index				78,9	70,7
Nasen-Index				63,6?	63,1
Gaumen-Index				—	93,1
Index des Foramen magnum				62,1	—

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung der anthropologischen Section am 18. März 1895.

Herr Stadtrath Helm: Ueber seine neueren chemischen Untersuchungen vorgeschichtlicher Thongefässe (Gräbern) und der in ihnen Ornamente eingelegeten weissen Substanz. Er hatte zunächst ermittelt, dass der Thon, aus welchem die Gefässe ermfertigt wurden, sich von dem in der Provinz heute vorkommenden im allgemeinen nicht unterscheidet. Sehr häufig ist er bei den aus der Erde entnommenen Urnen schwarz gefärbt und seine Oberfläche schon geläutert, namentlich besitzen die in den Steinkistengräbern gefundenen sogenannten Gesichtsurnen diese schwarze Färbung. Sie verwindet beim Ausglühen an der Luft, der Thon brennt sich unter Ausstossung von Dämpfen, welche nach verbrennenden Humussubstanzen riechen, hellbraun oder rothgelb. Herr Helm folgert aus diesem Umstande, dass dem Thone vor seiner Formung eine organische Substanz beigemischt wurde, wahrscheinlich Torf, und das fertige Gefäss dann einer schwachen Glühhitze ausgesetzt wurde. Fast alle aus Steinkistengräbern entnommenen Gräbern alle aus Ornamenten verschiedenster Art verfertigt, welche durch Einritzen in die frische Thonmasse hergestellt wurden. Die eingeritzten Ornamente sind sehr häufig mit einer weissen Substanz angefüllt, welche schön mit dem schwarzen Untergrunde contrastirt. Herr Helm hatte diese Substanz in vielen Fällen chemisch untersucht und fand in denselben vorwiegend phosphorsaure Kalkerde; kohlen saure Kalkerde wurde seltener gefunden, schwefelsaure Kalkerde niemals. Beimischen wurde Thonerde, Eisenoxyd, Quarzkörnern waren vorhanden, stammten jedoch ohne Zweifel aus der versierten Urne selbst oder waren zufällig die von Herrn Helm ist hervorgehoben, dass die Füllmasse aus den Ornamenten von nachstehend angeführten Gesichtsurnen, welche in Steinkistengräbern gefunden sind, vorwiegend aus phosphorsaurer Kalkerde bestand, wobei zu bemerken, dass kohlen saure Kalkerde darin nicht oder nur in sehr kleiner Menge gefunden wurde: 1. Urne von Zakrzewko im Kreise Flatow. Die darauf befindliche Zeichnung bestand aus einem Gürtelschnucke, zwei Jagdspieren und einem an einer Leine befindlichen Pferde. 2. Urne von Gr. Bolken bei Danzig. 3. Urne von Slesin im Kreise Bromberg. Die Urne trug als Ornament einen Brustschmuck mit herabhängenden Franzen. 4. Urne von Kehrwalde im Kreise Marienwerder. Die Urne ist mit verschiedenen Strich- und Punktzeichnungen verziert, im Hals und Brust derselben läuft ein zusammenhängendes Ornament, darunter eine Thierfigur.

Vorwiegend aus kohlen saurer Kalkerde ohne Beimischung von phosphorsaurer Kalkerde bestand die Substanz in den Ornamenten folgender Gesichtsurnen aus Steinkistengräbern: 1. von Lindenhamm im Kreise Flatow. Auf der Urne ist ein vierräderiger Wagen mit zwei vorgespannten Pferden und einer darauf stehenden Figur eingraviert. 2. von Oxhöft im Kreise Putzig. Auf der Urne befindet sich eine Reiterfigur.

Herr Helm erörterte dann die Frage, ob die gefundene phosphorsaurer Kalkerde schon ursprünglich als solche in den Ornamenten eingeleget, oder erst durch Wechselwirkung im Laufe der Zeit aus kohlen saurer Kalkerde entstanden sei. Es kann bei einer solchen Wechselwirkung an phosphorsäure gedacht werden, welche in der Bodenfeuchtigkeit enthalten ist

Seiner Meinung nach kann aber eine solche Einwirkung nicht stattfinden, weil die in der Bodenfeuchtigkeit enthaltenen Phosphorsäure ebenfalls an Kalkerde gebunden ist. Auch ändert der Umstand an der Sache nichts, dass die Träger dieser phosphorsäuren Kalkerde im Wasser die Erdboden Kohlenstaub oder Humusbestandteile sind. Dann könnte noch der Einwand gemacht werden, dass die Umwandlung der kohlenstoffsäuren Kalkerde in phosphorsäuren durch Substanzen (Speisen oder Getränke) bewirkt worden sei, welche einst in den Urnen aufbewahrt oder zubereitet wurden; solche Substanzen enthalten oft phosphorsäure Alkalien, und von ihnen wäre ein Austausch der Kohlenstoffsäure gegen Phosphorsäure zu erwarten. Herr Helm untersuchte deshalb den Theil der Urnen selbst und fand darin keine Phosphorsäure, welche in solchem Falle darin ebenfalls hätte enthalten sein müssen.

Dann erörterte Herr Helm die Frage, auf welche Weise die Füllmasse, welche aus phosphorsäurer Kalkerde bestand, einst hergestellt wurde. Es lag nahe, zu gebrannte und sermahlene Knochen zu denken; Herr Helm konnte keine andere Substanz ansinnig machen, welche Phosphorsäure und Kalkerde enthält, in Westpreußen vorkommt und zu diesem Zwecke geeignet haben könnte. Eine so dargestellte Knochenmasse lässt sich mit Wasser zu einem Brei verrühren und dann leicht mittels eines Holzstabchens in die Ornamente des Gefäßes eintragen. Eine lebhaftere Phantasie kann eine derartige Manipulation leicht zu einer ceremonyellen Handlung bei der Leichenbestattung ausschmücken, wenn angenommen wird, dass diese Bestattung der Urne mit der Knochenmasse des Verstorbenen vorgenommen wurde.

Zur weiteren Prüfung, ob die weisse Füllmasse wirklich aus Knochen hergestellt war, hatte Herr Helm noch einige vergleichende mikroskopische Untersuchungen der Füllmasse mit calcinirten und uncalcinirten Oranknochen aus einer hiesigen Düngersäckerei angestellt. Die durch das Mikroskop erhaltenen Bilder waren die gleichen. Es wurde hierdurch die Annahme bestätigt, dass die gefundene phosphorsäure Kalkerde ihren Ursprung von gebrannten und sermahlten Knochen herleitet. — Herr v. Hanstein legte eine Bronze-Speer Spitze vor, welche vor einiger Zeit von Soldaten bei Gelegenheit von Erdarbeiten auf dem grossen Exercitiplatz zusammen mit Thonsherben und Münzen gefunden ist. Die Münzen sind leider verloren gegangen. Es steht zu hoffen, dass Nachgrabungen an Ort und Stelle gute Aussicht auf eine grösseren Ausbeute bieten werden. — Herr Prof. Dr. Conwentz machte sogleich noch einige Mittheilungen über mehrere der oben erwähnten, von Herrn Helm chemisch untersuchten Gesichtsräucher, unter denen eine erst neuerdings dem Museum zugeführte hohlenfrüchtige *Orchis* von Zakrzewski im Kreise von Flatow von besonderem Interesse ist. Das Gesicht ist vortrefflich modellirt. Unter der schön geschwungenen Nase ist der Mund mit erhabenen Lippenrändern gefornet, die von deutlichen Augenbrauen überdeckt. Augen zeigen sogar die Pupille, besonders sorgfältig sind die Ohren dargestellt, deren Muschelform und innerer Relief recht getreu wiedergegeben ist. Ueberdies finden sich am Hals- und Bauchtheil mancherlei andere bildliche Darstellungen, z. B. an einer Seite die Zeichnung eines Armes mit Hand, darunter zwei vagegezeichnete geliebte Speere und ein an der Leine geführtes Thier. Unter den sehr zahlreichen Gesichtsräucher der hiesigen Sammlung ist diese eine der hervorragendsten. Ferner sprach Herr Conwentz über

die ersten in Westpreußen bekannt gewordenen früh- und vorgeschichtlichen Gabeln. Die Gabel gehört zu den Hausrathen, die in Europa erst verhältnissmässig spät in Gebrauch kamen. Es wird berichtet, dass, als im Jahre 996 in Venedig ein Sohn des Dogen Viter Orosola sich mit der byzantinischen Prinzessin Arzila, einer Schwester des orthodoxen Kaisers, vermählte, dieselbe einer zwotköpfigen Gabel nach eines goldenen Löffels beim Mahle sich bedient hätte. Der Löffel war für die Venetianer nichts Neues, wohl aber die Gabel, und die venetianischen Damen beiläufig die der Byzantinerin gleich zu thun. Es fühlte aber nicht an Spättern, die den Gebrauch der Gabel als einen höchstlichen aus dem byzantinischen Ueberseerthum erklärten, und es vergingen Jahrhunderte, ehe das Gerath von dort seinen Weg in das übrige Italien fand. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde das Essen mit Gabeln in Florenz und in anderen italienischen Städten Brauch. In Frankreich wird die Gabel zuerst 1579 erwähnt, jedoch kam sie allgemein erst 1650 in Aufnahme. Wann sie sich in Deutschland eingebürgert hat, ist nicht bekannt.

Umbständlich von der Einführung dieser modernen Gabel spricht bei uns im Oden schon ehedem in früh- und vorgeschichtlicher Zeit ein gabelartiges Hausrath Verwendung gefunden zu haben. Darauf weisen wenigstens Funde hin, welche wiederholt im Boden der Stadt Danzig (Grosse Beckergasse, Olivaer Thor) und in einem Burgwall in Wansdorf bei Mewe gemacht worden sind. In beiden Fällen handelt es sich um kleine Knochen von bereits durch die Natur gezeichneter Gabelform. Eins dieser Stücke war auch in Verbindung mit einem roh gearbeiteten Knochenstück gefunden worden. Wie sich mittlerweile herausgestellt hat, gehören diese Knochen dem Skelett des Störers, und zwar als obere Deckknochen dem basalen Theile seiner Schwanzflosse an. Die Deutung obiger Objecte als Gabeln findet darin eine Unterstützung, dass in den Kulturresten des Burgwalls bei Mewe von dem Besitzer des Bodens, Herrn Fiehlhorn, zugleich mit diesen kleinen Knochengabeln, Nachbildungen derselben in Eisen und auch eisernen Messer gefunden sind. Unter diesen Umständen ist anzunehmen, dass sich der Gebrauch der Gabel bei uns bis in die vorgeschichtliche Zeit, d. h. vor Ankunft des deutschen Volkes, zurückdatiren lässt. Schliesslich legte Herr Conwentz noch einen Steinhammer vor, welcher $\frac{1}{2}$ Meter tief im Erdreich der Schlossermeier Albrecht'schen Grundstücks auf Neugarten II. in Danzig gefunden und von Herrn Banmeister Otto dem Museum übergeben ist.

Sitzung der anthropologischen Section am 14. Nov. 1896.

Herr Prof. Conwentz: Ueber neuerdings aufgefundenen Skelettgräber aus der arabisch-nordischen und aus frühroer Zeit. Am Lorenzberg bei Kalden meist Cultus finden sich Culturrreste aus verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden, nämlich aus der Steinzeit, der Hallstattzeit, hauptsächlich aber aus der arabisch-nordischen Zeit. Vor länger als 20 Jahren schon wurden dort slavische Reihengräber durch Fröhling, Helm und Lissaner planmässig aufgedeckt. Als ehrenträgliche Beigaben fand man sogenannte Schläfen- oder Hakenringe von Bronze und Silber. Später haben sich an diesen Ausgrabungen auch andere Herren (Kreikowsky, Rendant Fröhlich, Buchändler Knaebly, Fabrikdirector Schabert) theilgeiligt; neuerdings bringt der Rittergutsbesitzer Herr v. Haken in Kalden diesen Funden ein hervorragendes Interesse entgegen und hat kürzlich eine reiche Sammlung von Hakenringen, Bronzebeschlägen,

Hals, wie sie von der gleichen Grösse bisher in Westpreussen nicht gefunden worden ist. Der Inhalt der gut erhaltenen Urne bestand aus Sand, Knochenresten, einem leeren Fingerling mit Umknollen und einem geschlitzten Ohrhinge. Hügel V. von nur wenig geringeren Dimensionen, zeigte genau denselben inneren Aufbau wie Hügel IV. Ausser mehreren kleineren Urnen wurde im SW. Quadranten ca. 1 Meter unter der Oberfläche eine stattliche, leider zerdrückte Urne von ausserordentlich grossen Dimensionen und der gleichen Form wie in Hügel IV. von Steins sorgfältig amstellt, gefunden. Die Mündung war mit einem schweren, platten Verschluss; auf diesem stand frei ein doppelgehörtes, kleines Ceremonialgefäss. Die Urne enthielt ausser den Bräutchen einen kantigen Fingerling. Mitten in der festen Steinpackung des inneren Kernes des Hügels stand ferner wohl verwahrt ein mittelgrosser Henkeltopf ohne jegliche Reste des Leichenbrandes, auf seinem Boden, von kieselsteinernen Sand überschüttet, ein kleiner niedriger Napf, darin ein Stückchen Holzkohle. Ueberdeckt war der Topf zunächst von einem grossen Urnescherben, dieser wieder von dem losgesprengten Bruchteil einer grossen Urne. Nicht weit davon lag auf dem Bodenplaster des Hügels ein anderer grosser Scherben aus der Halspartie einer Urne. Dieser wie jene beiden anderen Scherben konnten später zu einer Urne zusammgefügt werden. Nach den dort vorgefundenen Bronzen so arbeiten, in welchen diese Gräber mit Hügelgräbern von Klutchen im Kreise Neustadt über einstimmig, gehören die untersuchten Hügelgräber von Gaspow der alten Bronzezeit Westpreussens, d. h. den Zeitalterschnitt um das Jahr 1000 v. Chr., an.

Stanz der anthropologischen Section am 11. Dec. 1895.

Der Vorsitzende der Alterthums-Gesellschaft in Elbing, Herr Prof. Dr. Dorr: Ueber die prähistorischen Ortsteilefelder auf dem Silberberge bei Lensen und bei Serpien im Kreise Elbing, im Herbst 1892 wurde auf dem sogenannten Silberberge bei Lensen im Kreise Elbing, auf dem Besitzthum des Herrn Hofmeisters Kuhn, eine bronzene „Armbrustprossenfibel“ gefunden, deren Aufindung eine planmässige Durchsuhung des Terrains veranlasste. Das Ergebnis dieser Angrabung, zunächst vom Jahre 1892, welche Vortrager seit jener Zeit bis in diesen Sommer hinein liess, war folgendes: In ca. 55 Centimeter Tiefe unter dem Rava kam man auf eine 0,10—0,20 Meter dicke Brandschicht mit den Begräbnisstellen. Im Ganzen konnten 1892 12 intacte Gräber geöffnet werden, die in Höhen, je zwei benachbarte 0,80—1,50 Meter von einander entfernt, lagen. Die Gräber zeigten einen anderen Bau als die bis dahin aufgefundenen prähistorischen Gräber der Umgegend Elbing. Auf der Brandschicht lagen nämlich kesselförmige oder elliptische Plaster aus Kopfsteinen, darunter die Brandschicht selbst, darin gebrannte menschliche Knochen, entweder sehr zertrütert oder in Häufchen, und spärliche Beigaben aus Bronze, Eisen und Thon. In einzelnen Grabstätten hatte man unter dem Plaster an der einen oder anderen Stelle ein kesselförmiges Loch (Brandgrub) zugehauen, in welches die Brandmasse geschüttet war. Die Beigaben bestanden der Hauptsache nach in bronzenen Gewandnadeln (Armbrustprossenfibeln), zwei oder eine in einem Grabe, aus bronzenen oder eisernen Kieselsteinen, ferner aus Fragmenten von bronzernen nach den Enden stark verdickten Armringen, Messern und mehreren Beigefässen aus Thon ohne Aschen- oder Knocheninhalt. Die Gefässe wichen in der Form von den bisher bei uns gefundenen römischen Urnen ab.

In der unmittelbar unter der Rasendecke befindlichen, über der genannten Brandschicht gelegenen Cultureerschicht fanden sich Scherben der älteren Burgwallzeit (vor 9. bis 10. Jahrhundert) mit den bekanntesten charakteristischen Verzierungen. Neben dem einen Steinplaster fanden sich die Ueberreste einer Pferdebestattung, Schädelfragmente und eine eiserne Trenne; hauptsächlich waren vor der planmässigen Inaugriffnahme des Graberfeldes von Sandfüllung zahlreiche Pferdegräbermassen aufgedeckt worden. Im Herbst 1893 wurde die Untersuchung mit Unterstützung des Gemeindevorstehers Herrn v. Treyer fortgesetzt, so dass namentlich die Grabstätten freigelegt werden konnten, aus denen wiederum viele für die Zeitbestimmung der Gräber wertvolle Gewandnadeln (Fibeln) von untereinander abweichender Form, Grösse und Verzierung gewonnen werden konnten. Besonders interessant sind die Artefacte einer primitiven einheimischen Bronceindustrie, welche die römischen Armbrustprossenfibeln in roher und einfacher Weise aus dünnem Bronceblech nachgemacht hat, und einfache Armringe aus dünnem, torfdrühten Broncedraht herstellte. Unter jedem Männergrabe befand sich das Grab des nicht verbrannten Pferdes, an einigen Pferdeköpfe befanden sich die Broncebeschläge des Zaumes mit Resten des Zaumes selbst, welche zeigen, dass letzterer nicht aus Leder, sondern aus Hanf gefertigt war. Das hervorstechendste Stück ist der reichs Broncebeschlag eines Gürtels, der aus einer Anzahl rechteckiger Stücke mit durchbrochener Arbeit besteht. Lederreste des Gürtels sind zahlreich erhalten. Sehr merkwürdig war in dem einen Grabe, das sich in nichts von der Construction der übrigen unterschied, der Fund einer Scheibenfibel ältester Form, die mit dem Fragment eines breiten, bronzenen Armringes von ganz unbekannter Form zusammenlag. Dass dieses Grab mit den übrigen gleichartig ist, unterliegt keinem Zweifel. Die vereinsamte Hakenfibel kann mithin nur ein lange Zeit verehrtes Stück sein. Auf den Armbrustprossenfibeln und auf einer zerbrochenen Scheibenfibel tritt ferner bereits das dreieckige Wolfsahnornament auf, das mithin schon vor der arabisch-nordischen Epoche Verwendung fand. Bemerkenswerth ist auch die häufige Mitgabe roher Bernstein und einzelner Bernsteinperlen, wie auch einer Emailperle. Während der letzten Angrabung, die das Feld erschöpfte, im Juli 1895, wurden vom Vortragenden noch 24 Gräber aufgedeckt, mehrere ohne alle Beigaben, nur die Brandschicht enthaltend. Der Charakter der Beigaben veränderte sich nach dem Norden des Feldes allmählich; die Armbrustprossenfibeln hörten auf. Dagegen erschienen scheibenförmige Fibeln, kreisrund, zwei in einem Grabe, mit Deckeln in der Mitte; eine andere in einem Männergrabe, bei welcher auf einer unteren Scheibe eine zweite, aus gepresstem Bronceblech aufgelegt ist, ohne Nieten, so dass es fraglich bleibt, ob eine Lötung oder anderweitige Befestigung durch ein Ferment vorliegt. Zwei einseitige, eiserner Schwerter, von denen je eins in einem Männergrabe gefunden wurde, sind dadurch bemerkenswert, dass an und bei ihnen auch Ueberreste der Schwerte sich befanden, welche die Construction der letzteren klar erkennen lassen. (Kisener Einfassungen an den Rädern, darzwischen Leder oder Holz, darauf Platten aus gepresstem Bronceblech.) Dazu kommen eiserner Agraffen und ein halbkreisförmiger, eiserner Beschlag. Die Benutzung des ganzen Gräberfeldes wird nach dem Vortragenden auf die Zeit von etwa 450—550 v. Chr. zu veranschlagen sein. Der Friedhof mag bei 1861 Quadratmeter Fläche deinst etwa 150

Gräber umfasst haben, von denen ziemlich die Hälfte schon vorzeitig zerstört wurde. Zur Beantwortung der Frage, welches Volk die Gräber angelegt habe, theilt Votr. Folgendes mit: Die Gotengeschichte des Jordanes lässt keinen Zweifel darüber, dass in Altpreussen im 4., 5. und 6. Jahrhundert Esten gewohnt haben, wahrscheinlich die Verfahren der späteren Pruzen. Ihrer Cultur bezogen wir in diesen Gräbtältern. Da die aufgefundenen Armbrustprossenfibeln nur in Altpreussen, östlich der Weichsel bis nach Ostpreussen hinein vorkommen, so ist es höchst wahrscheinlich, dass diese ein heimisches Product der Metallindustrie der Esten sind — Votr. schlägt den Namen Estenfibeln vor —, ebenso wie die übrigen auf dem Gräberfelde gefundenen Metallarbeiten. Die Ornamente ist eigenthümlich, von der römischen durchaus abweichend. In Ostpreussen verbinden sich mit dieser einheimischen Cultur die Artefacte der germanischen Völkerwanderungszeit, die grosköpfigen Fibeln (von Heydeck in Dammern, Kr. Warzenburg, gefunden) und zusammen mit diesen die Scheibenfibeln — Schmuckgegenstände, die in Skandinavien, in ganz Deutschland, in Ungarn und Russland zu Tage getreten sind und in ihren phantastischen, verschlungenen Arabeskenformen schon von Lindenschmit als eine originale germanische Kunstform erkannt worden sind. Diese Gegenstände sind nach Ostpreussen wohl auf dem Handelswege aus Skandinavien gekommen; und einige Scheibenfibeln hat auch der Silberberg bei Lenzen gebracht, jedoch ist kein Stück der erwähnten grosköpfigen Fibeln bis in die Elbinger Gegend gelangt. Interessant war der Zusammenhang des von Votr. gleichfalls im Juli d. J. untersuchten prähistorischen Gräberfeldes bei Serpien, Kreis Elbing, mit dem obigen auf dem Silberberge. Votr. deckte dort 20 Gräbstellen auf, ähnlich gebaut, wie die auf dem Silberberge, doch mit küsserzt spirälichen Beigäben, nur Fragmenten von eisernen Messern und Schmalen, Thonscherben, Bernsteinstückchen und einer ungehecht gearbeiteten Bernsteinperle. Das Gräberfeld scheint erheblich jünger zu sein als das auf dem Silberberg und in eine Zeit zu fallen, als die Cultur in unserer Gegend im tiefen Verfall war, wo man sich nur noch einige ganz nothwendige Eisengeräthe fertigte, vielleicht die Zeit Ende des 6. und das 7. Jahrhundert nach Christi. — Zur Illustration des Vorgegangenen diente eine kleine Ausstellung der wichtigsten der Original-Fundobjekte von beiden Gräberfeldern. — Herr Dr. Uehlschläger schliesst an den Vortrag eine kurze Mittheilung aus dem Reisebericht des dem 9. Jahrhundert angehörenden dänischen Seefahrers Wolfsta u über Land und Leute des anteren Weichselgebietes, also über das Land, aus dem die demonstrirten Funde stammen.

Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensees.

Von v. Tröltzsch.

Keiner von den in vorgeschichtlicher Zeit in unser Land eingewanderten Volkstämme bietet so grosses wissenschaftliches Interesse, als die Bewohner der Pfahlbauten des Bodensees. Dank der jahrelangen, mühevollen Bestrebungen verdienter Männer kennen wir am schwäbischen Meere 60 solcher Ansiedlungen und besitzen in unseren Museen viele Tausend von Pfahlbauarbeiten aller Art aus Stein, Bronze u. s. w. Trotzdem aber besteht in unserem Wissen noch eine empfindliche Lücke, da wir (ein paar Stationen ausgenommen) kei-

ner Aufzeichnungen von den baulichen Ueberresten dieser Pfahlbauten besitzen. Es ist daher im Interesse unserer Landesgenossen dringend geboten, dass der längst gehegte Wunsch einer genauen topographischen Aufnahme der Baureste aller Bodensee-Ansiedlungen in bald zur Ausführung komme. Ohne uns mit Einzelfragen zu befassen, erlauben wir uns, in Kürze unsere Ansichten über die Ausführung dieses Unternehmens mitzutheilen. Da dasselbe vor Allen grösstmögliche Genauigkeit erfordert, ist auch die Annahme eines möglichst kurzen Massstabes nöthig, der erlaubt, dass auch die kleinsten Theile von Baaresten in die Pläne eingetragen werden können und z. B. die Pfähle mindestens im Durchmesser von $\frac{1}{2}$ m erscheinen. Es ist demnach auch erforderlich, dass jede Pfahlstation auf einem besonderen Blatte eingezeichnet wird. Von den Ufern sind die Linien beim höchsten und niedersten Wasserstand anzugeben und von da aus die genaue Entfernung und Lage der Station. Um, soweit es die noch vorhandenen Ueberreste erlauben, ein möglichst richtiges Bild von der Form und Grösse jeder Station zu erhalten, ist namentlich die genaue Angabe der innersten Pfähle von Werth. Es wäre ferner zu achten auf etwaige Abschnitte in den Pfahlröhren und auf die Stellen einstiger Vollhöfen, die sich vielleicht jetzt noch durch weitere, zu angestrengte Grabung der Pfähle bemerklich machen. Auch Reste von Verbindung- und Landungsstegen sind anzugeben. Einzuzichnen wären ferner die Lage aller andern Baureste, wie Querbalken, Grundschwelle, Theile von Estrich, von den Seitenwänden, von der Bedachung, von etwa aufgefundenen Thüren, Fensterläden u. s. w. (wo man sie in Robenhäusern und Schiffs in der Schweiz fand). Von allen solchen Ueberresten wären ausserdem, so lange sie noch feucht sind und ihre ursprüngliche Form und Grösse besitzen, genaue Zeichnungen mit Querschnitten in einem Massstab zu entwerfen, der jedoch Theil deutlich erscheinen lässt. Sodann wären solche Ueberbleibsel ungesäumt zu conserviren und im Rosgarten-Museum in Constanz, als dem Centralpunkt der Pfahlbauausgrabungen am Bodensee aufzubewahren. Auch von besonders behauenen Pfählen wären Zeichnungen anzufertigen. Bei Pfahlbauten, die auf sog. Steinbergen errichtet sind, wäre von letzteren der Umfang und die Höhe und womöglich auch ein Querschnitt anzufertigen. Im Interesse der Pfahlbauordnung ist ferner die Angabe aller am Ufer und an gewissen Stellen im Wasser vorkommenden Firnamen, wie z. B. der Firname „Burg“ an der Stelle der Pfahlbauten bei Hagnau oder von Sagen, wie z. B. der einer versunkenen Stadt an der Stelle des berühmten Pfahlbaus im Steinhauer Ried bei Schussenried. Auch volkthümliche Bezeichnungen jeder Art, die etwa in der Umgebung einer Pfahlbaustation gebräuchlich sind, wären an der betreffenden Stelle in den Anfnahmsblättern zu notiren. Betreffs der Reihenfolge der Aufnahme der Pfahlbauten dürfte es sich empfehlen, vor Allen diejenigen zu vermessen und einzuzichnen, deren Pfähle in oder ausser dem Wasser sichtbar sind, da dieselben fortwährend allen möglichen Zerstörungsgarten ausgesetzt sind. Eine weitere, im folgenden Jahre an lösende Aufgabe wäre, mittels Baggerung die Stellen der verschlammten etc. und daher nicht sichtbaren Pfahlbauten zu erforschen, deren Vorhandensein durch eine Menge von den Wellen an das Ufer geschwemmter Pfahlbaugegenstände constatirt ist, wie z. B. bei Immenstadt und Massell. In gleicher Weise wäre später in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch diese oder jene Untiefe im See, z. B. der Schussenberger Berg bei Lindau i. B., Ueberreste von Pfahlbauten enthält. Bekanntlich entdeckte man solche an 3 bei

Zürich gelegenen Tiefen mit einer grossen Menge von Geräthen, besonders solcher von Bronze. Auch sämtliche Inseln, gross und klein, sowie Halbinseln wären abzusuchen, da dieselben erfahrungsgemäss oft zur Anlage von Pfahlbauansiedlungen dienen. Es möge ferner erwähnt werden, dass in mehreren Meeren in der Umgehung des Bodensees auf deutschem, wie schweizerischem Gebiete viele Bronzegegenstände gefunden wurden, von denen manche auf das Vorhandensein von Pfahlbauten hindeuten dürften. Auch diese Fundstätten verdienen Berücksichtigung, weil sie in enger Beziehung zu den Bodenseepfahlbauten stehen.

Noch sei erwähnt, dass die Ausführung des Unternehmens in keine besseren Hände gelegt werden kann, als in die des Bodenseevereins; dessen rühriger und verdienstvoller Vorstand wird in Verbindung mit den vielen im Pfahlbauwesen reich erfahrenen Vereinsmitgliedern diese Aufgabe bald auf erfolgreiche Bahnen gelenkt haben. Den betr. Vereinsmitgliedern, welche die Aufnahme der einzelnen Uferlinien übernehmen würden, könnete erforderlichenfalls Geometer zugeheilt werden, doch dürften dieselben nicht selbständig verfahren, sondern hätten genau den Weisungen des die Aufnahme leitenden Vereinsmitglieds zu folgen. Selbstverständlich ist, dass die wichtigeren Ergebnisse dieser Aufnahmen später in gedrängter Weise im Vereinsorgan veröffentlicht werden. Der Verf. dieser Einossung ist sich wohl bewusst, in Vorstehendem eine Aufgabe gestellt zu haben, die Mühe, Zeit und besonders finanzielle Mittel beansprucht; die beiden ersteren aber werden sich vermindern, wenn, wie schon erwähnt, die Aufgabe auf ein paar Jahre verteilt wird. Auch die finanzielle Frage dürfte keinen Schwierigkeiten begegnen, wenn der Verein auf kurze Zeit seine literarische Thätigkeit einigermaßen beschränkt und die dadurch freizumachende Geldsumme für die Pfahlbauaufnahme verwendet. Auch darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass die hohen Regierungen der Bodenseeuferstaaten in wohlwollender Weise die nöthige Beihilfe gewähren werden, gilt das Unternehmen ja doch der wichtigen Aufgabe der Erforschung desjenigen Volkstammes, der das werthvollste Gut in unser Land gebracht hat — die Anfänge menschlicher Cultur. Möge das Unternehmen, begünstigt vom hervorstrahlenden ungewöhnlichen Winterneuen Wasserstande des See, sich noch in diesem Winter seines Anfangs erfreuen dürfen.

Bericht der russischen anthropologischen Gesellschaft an der kaiserl. Universität zu St. Petersburg.

Unter den zahlreichen Referaten, welche in den Jahren 1895 u. 1894 in der neuentstandenen russischen anthropologischen Gesellschaft an der Universität zu St. Petersburg gehalten wurden, dürften folgende besonders Interesse beanspruchen:

Professor Ed. Petri sprach am 28. October 1895. Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage von Vortreibertypus. Der Inhalt ist im Kurzen folgender: Die Lehre von Vortreibertypus ist durchaus nicht aus ihrer Anfangsperiode in den wohlhabendsten Epochen würters und selbst Aristoteles, Avicenna, Le-Fort u. A. sind Vorgänger Lombroso's gewesen, was man mit Unrecht für den Begriffs der ersten Lehre hält. Die Abhandlung des Aristoteles über die Physiognomie ist Haupt für sich selbst erklärt, aber schon Niklaus, ein Schriftsteller des XVII. Jahrhunderts, stützt in seiner Schrift nicht weniger als 120 Schriftsteller, welche über die Physiognomie geschrieben hatten. Der Referent unterzieht hauptsächlich die von anthropologen seit der Lehre der Criminalanthropologie. Bei der Untersuchung der Lehre Lombroso's constatirt Prof. Petri die Uebereinstimmung aller Kritiker darin, dass die Mehr oder weniger den Hauptgeden der Lehre desselben, dass das Verbrechensalter gesetzlich ist, von Französischen Gelehrten-Anhänger der Arsenbreitheit des Menschengebietes

Maachen nach effectuellen und wenig gleichwertigen Anzeichen, und falsche Ansetzung nach gewöhnlicher Thatsachen bei der Untersuchung des Verbrechens im Thierreich, an z. B. das Herauslocken der Fohlen ausser der Mutter verhält sich mit dem Kindermord und Kinderschlag. Die Kritik über sämtliche Proben gegen die Anlage, dass nicht entworfenen Volkstribunen und Kindern das Verbrechen eyes sei, ebenso wie gegen die Vererbung der Epilepsie und Verbrechen mit dem Verbrecher. Als einen wesentlichen Fehler der Lehre Lombroso's bezeichnet Professor Petri, dass er bei seiner Anhänger vertrieben mehr als einen nahelebende Gruppen von Abirachern verzeihen, damit sie stung von einander zu scheiden. Im Zusammenhang damit ist die kleine oder schwache Nomenclatur, welche beim Gebrauch von solchen Ausdrücken wie der Atavismus charakteristisch zu Tage tritt.

Der Verbrechertypus, den Lombroso als charakteristisch aufstellt, stützt sich nur bei 40 Proc. aller Verbrecher; eine charakteristische Verbrechertypusgruppe trifft man bei 20 Proc. Die Wahl des Materials ist bei der Behauptung der Criminalanthropologie, ebenso wie die Bearbeitung desselben, vollständig ungenügend. Der Referent stellt an Schwaben sieben Vertrieben folgende Thesen auf: 1) Der Streit zwischen den nächsten Anhängern Lombroso's und der neuen Schule der Criminalanthropologie fördert unzufällig das Studium des Verbrechertypus. 2) Zur Zeit macht sich das Bestreben geltend, aus dem allgemeinen Verbrechertypus einzelne Typen — Untertypen nach der Genetik und Profession auszuscheiden; die Begriffe „mental insanity“, Epilepsie und Verbrechertypus abzugrenzen und genau zu bestimmen; 3) die Bedeutung der Degeneration bei der Bearbeitung dieser Erhebungen zu erklären; 4) die Wichtigkeit des Einflusses der Gesellschaft bei der Entstehung des Verbrechens zu erklären sich klar zu machen, und 5) das Bestehen, die Nomenclatur zu verbessern und zu befestigen. Dr. med. W. O. Gerasimow konstruirt sechs verschiedene Definationen des Schicksals an zwei Bekannten. Der erste, ein Funn am dem Gouvernement St. Petersburg, Kreis Peterhof, 21 Jahre alt, Landbesitzer mit Väter, der zweite, ein Arbeiter, im Alter, aus dem Gouvernement Samara.

Darbywin. Lempionen.

Wache	174	160
Carveria heri	10	33%
• sagittata	33%	26
• macronota	25	20%
• front. maxima	25	20%
• front. min.	18	14
Diam. antero-post. insae	12	10
• m. l.	170	—
• macronota	130	100
• macronota m.	130	100
• Albidio fronte	4	5
Gesichtswinkel (nach Jeopard)	77	61
Genusproportion des Kopfes	23	24
Proportion des Gehirns	20	22
• m.	10,5	10
• Vorderohrlänge	5,5	12
Index	80,5	77,7.

In der Sitzung vom 21. Januar 1894 sprach Dr. A. Korotkewsky über den Typus und die Name in der gegenwärtigen Anthropologie. Der Vortragende weist darauf hin, dass der 21. Jährige Vortrag des „Systems antrope“, Linné, ein Anhänger der Einheit der Menschengebietes, vier naturwissenschaftlich getrennte Gruppen Americe, Europe, asiatica und Afr aufstellte. Der zweite „Vater der Anthropologie“, Blumenbach, suchte ein Monogenismus, verankert in seinem Buch „De generis humani distinctioe nativae“ bei der Aufzählung der bekannten fünf Rassen, die Artenheit der Menschengebietes nachzuweisen. Cuvier, welcher die Menschen in weiss, schwarz und gelbe Rassen theilte, folgte der Bibel, und suchte Friedrich in seinem Werke „De hominum varietatibus“ verlorb die Einheit des Menschengebietes und vertrat die Vermischungstheorie der Menschenstämme in Hinsicht der Varietäten der modernen Zoologen und Botaniker. Die Versuche der Classification der Menschheit durch Bory de Saint-Vincent, Viray, Desmoulins, welche auf der Unähnlichkeit der Rassen aus dem ältesten Zeitalter aufgebaut war, führten zur Entwicklung der Lehre von der Artenheit des Menschengebietes. Doch blieb die Idee von der Artenheit des Menschengebietes in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die herrschende und erhielt 1850 noch seine Veränderung durch die Lehre Darwin's und veränderte sich durch die Schriften von K. Hirsch. Die natürliche Schöpfungslehre nach „Anthropogenismus“ 1870 beständige Darwin in seinem Buche „Abstammung der Menschen“ den Lehre und sprach die Möglichkeit aus, dass der Hirt zwischen den verschiedenen und Polgenen bald ein Ende finden würde. Die deutschen Anthropologen — Virchow, Kellmann, Haeckel, Huxley — betrachteten allerdings diese Frage als entscheidend, doch die französischen Anthropologen und bis jetzt noch in zwei Lager getheilt. Als Vertreter des Monogenismus in Frankreich muss G. Cuvier genannt werden, welcher die Einheit der Menschengebietes anerkannte, indem er, wie es aber und derselben Art gehalten, betrachtete, wobei durch die Begleitung des Monogenismus die verschiedenen Varietäten empfanden und aufgeführt von Französischen Gelehrten-Anhänger der Artenheit des Menschengebietes

schränken, da der andere zur Zeit auf einer Anstellung in Nürnberg sich befindet.

Die Ringe sind grösser als die Traunkircher: der äussere Durchmesser = 16, der innere im Lichten = 8,5 cm, so dass auf den Dchm. des Ringwulstes selbst etwa 3,8 cm kommen. Das Gewicht des einen beträgt 432 g, des anderen ca. 460 g. Auch sie zeigen die 4 Eisenrostflecke an den entsprechenden Stellen; auch ihr Schmutz besteht in 4 Reihen Würfelungen; die Vergilberung durch Leinwandfäden fehlt. Nur ist Folgendes auffallend. Die 3 inneren Reihen von 28, 33, 39 Würfelungen zeigen 3 stark vertiefte, konzentrische Kreise mit ein 2 mm im Durchmesser haltendes Grübchen. Die 4. Reihe dagegen, die sich nur ganz wenig oberhalb der Peripherie des Hohlringes befindet, zählt 41, ursprünglich wohl ebenso gebildete Würfelungen, die jedoch im Gegensatz zu den hohen, schmal und scharf ausgeprägten Rändern der 3 inneren Kreise niedrig, breit, verflacht, fast verschwommen erscheinen, als seien sie durch irgend welchen langjährigen Gebrauch abgewetzt. Das Grübchen ist beinahe zum vertieften Punkt geworden, manche Augen sind nur noch schwach sichtbar. Zu bemerken ist noch eine, auch von Dr. Much besprochene Unregelmässigkeit der Ornamentierung: im 3. und im 4. Umlauf blieb noch ein Raum übrig, der für ein dreifaches Auge nicht mehr ganz anreichte; deshalb wurden in diesen Platz je 2 über einander stehende Augen mit einem Ring angebracht. Wir zählen demnach die Summe von 141 grossen und 4 kleinen = 145 Würfelungen.

Die untere Seite der Ringe trägt kein Ornament, zeigt aber an beiden Ringen je 2 einander gegenüberliegende Löcher von unregelmässiger Ovalform 10:8 mm, an den Rändern mit etwas rüber Verzierung in strahlenförmigen, möglichst gleichmässigen Einkerlungen. Ersichtlich wurden diese Löcher eingeschlagen, um den Thinkern an dem Innern zu entfernen, was bei einiger Geduld mit einem Dorn oder Draht von Metall leicht geschehen konnte. Die hebseligste Unregelmässigkeit der Kerbung weist ein zufälliges Aufbrechen des ziemlich starken Metallgusses (1—1,5 mm) ab, lässt vielmehr die Absicht erkennen, die Öffnung mit einer Art Verzierung zu versehen. Die Entfernung des schweren Inhaltes sollte den Ring, der, wie erwähnt, auch jetzt noch ein stattliches Gewicht hat, um eine bedeutende, nützliche Last erleichtern. Darin liegt wohl ein Fingerzeig für irgend welche Verwendung des Hohlringes, womit wieder die unverkennbare Aemüthung des äusseren Ornamentkranzes überstimmen dürfte.

Nun gewinnen aber beide Langenförmige Ringe ein ganz besonderes Interesse dadurch, dass beide verziert waren und ausgebessert worden sind, der eine in geringerer, der andere in auffallender Masse. Die Beschreibung des letzteren kann hier genügen.

An einer Stelle der Peripherie ist ein 11 cm langer, 3 cm breiter Streifen erneuert und zwar zweimal erneuert in der Art, dass in das ursprüngliche Metall ein neues Stück, dann wieder in dieses ein zweites Stück eingesetzt worden ist. Auf den ersten Blick unterscheiden sich diese Ergänzungen von dem Original in der Farbe. Diese ist sonst überall das durch die grüne Patina durchschimmernde Goldbraun der Bronze; die Ergänzungen dagegen zeigen ein dickes, andurchscheinendes Blaugrün. Es ist, als hätten die Metalle verschiedene Legierungen gehabt, so dass auch die Oxydation sich verschieden gestaltete.

Dieser in der Farbe also scharf abgegrenzte Streifen ist mit dem ursprünglichen Metall besonders auf der unteren Seite sehr innig verbunden; an anderen Stellen

aber zeigt sich ein ganz feiner Spalt zwischen beiden Theilen. Rings um den Rand der Reparatur gewahrt man auf dem originalen Ring zahlreiche, 1—3 mm lange, spitzlaufende Einkerlungen, vertiefte Anschnitte aus der Oberfläche, und in diese greifen, von dem eingesetzten Metall ausgehend, ebenso gestaltete blaugrüne Zünglein ein. Manche davon sind ab- oder ganz unsichtbar geworden. Wie weit sich die erste Reparatur erstreckte, ist nicht mehr wahrnehmbar; denn nach einer Strecke von 2 cm in der Mitte, 3 cm an beiden Rändern, greift ein spitzwinkliges Metallstück mit den nämlichen Zünglein in ähnliche Kerbungen der ersten Reparatur ein in der Länge von 9, resp. 8 cm. Der obere und untere Rand der beiden Reparaturen verläuft in gleicher Linie. Der Vorgang selbst ist wohl in der Weise zu erklären, dass, nachdem die Kerben an der ausserordentlich Stelle eingeschritten waren, auf das erhaltene Metall, das vielleicht noch die harte Unterlage des Thinkerns hatte, ein zweites, ebenfalls glühendes Stück aufgelegt und durch Hämmern, Ziehen, Streichen nach Möglichkeit mit dem ursprünglichen Metall verbunden wurde, wobei sich die angeschnittenen Kerben mit dem angelegten Metall füllten und somit eine Verbindung herstellten. Natürlich musste dann eine nachträgliche Polirung und Gravirung erfolgen. Diese ist deutlich wahrnehmbar. Mehrere Würfelungen der 3. Reihe sind mit ihrem äusseren Ring in die Buchstaben gekommen; 2 davon ertheilen Kerbungen und die blaugrüne Fällung derselben ragt in den äusseren Umgang des Würfelunges hinein. Da ist die Kontur dieses Ringes über das Zünglein hinweggeführt, die Gravirung des neuen Metalles also an das schon vorhandene Ornament ungeschossen. Ferner geht die Quernaht sowohl der 1. als der 2. Reparatur je über ein Auge des ursprünglichen Gusses, resp. des zuerst eingesetzten Stückes; beidemals ist in das vorhandene Stück die Kerbung eingeschritten oder eingefüllt, das neue Metall liegt sein Zünglein darüber und die Hand des Graveurs sorg dann die 3 Ringe des betreffenden Würfelunges, nicht so ganz gleich. Denn bei dem ersten Auge scheint das Instrument ausgeglitten zu sein und verursacht einen tiefen Schnitt in das ursprüngliche Metall, 4 mm lang, in der Richtung der Tangente; bei der 2. Reparatur gelang die Rundung nicht so schön wie sonst. Auch eines der erwählten kleinen Augen mit 1 Ring, welches zwischen der 3. und 4. Reihe liegt, wurde von der Reparaturlinie durchschnitten; es zeigt ebenfalls ein zur Hälfte angebrochene Zünglein des neuen und darunter die Kerbe des alten Metalles, und die neue Hälfte des Ringes ist in der Gravirung etwas zu breit gerathen. Diese kleinen Unregelmässigkeiten wird aber nur das suchende Auge bemerken; im ganzen ist die Sorgfalt und Genauigkeit zu bewundern, mit der die Ornamentierung wiederhergestellt ist. In ihnen liegt zugleich m. E. ein Beweis für die nachträgliche Gravirung mit der Hand; das Einschlagen der Muster mit einer Pinse in die ergänzten Theile diese Ornamente viel unsicherer erscheinen und hätte der Bestand des immerhin etwas defekten Ringes leicht gefährdet.

Auch die Würfelungen der zwei eingesetzten Stücke erscheinen abgehoben, besonders die der ersten Reparatur, so dass man unwillkürlich auf die Vermuthung eines längeren Gebrauches des Ringes auch nach der Wiederherstellung kommt. Diese Vermuthung wird ja nacheinander von der zweimal vorgenommenen Ausbesserung unterstützt, denn sichtlich lag dem Verfertiger

oder Besitzer an der Integrität seines Ringes. Und die grosse Sorgfalt, die sich in der Ausbesserung und nachträglichen Ausschmückung des Gegenstandes zeigt, spricht für die Werthschätzung, die man von solchen Hohlringen gegelt haben muss. Ob die Ausbesserung sofort nach dem Guss notwendig wurde oder später erfolgte, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich zu letzterer Annahme neige, da die 6 1/2 Würfelangen der 2. Reparatur den Eindruck besserer Erhaltung, also geringerer Abwetzung machen.

Vielleicht tragen die hier niedergelegten Beobachtungen bei zur Lösung oder wenigstens zur näheren Beleuchtung der Frage nach der Bestimmung der rüth-schalen Hohlringe. Dr. Mnch, der die Anregung zu unserem Bericht gegeben, möchte „an Weisgaben denken, die für die Ausstattung des Grabes oder anderer Cultusdienen“. Der Verfasser vermag sich dieser an sich ansprechenden Vermuthung auf Grund seiner Wahrnehmungen nicht anzuschliessen, stimmt aber mit dem Kenner der prähistorischen Metallzeit in dem Urtheil überein, dass „die hier geschilderten Hohlringe ein bedeuendes Zeugnis abgeben von der stannenswerthen Kunstfertigkeit der metallurgischen Betriebsamkeit einer langotvergangenen Kultur“.

Literatur-Besprechung.

Dr. Karl Ranke, Muskel- und Nerven-Variationen der dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus der Primaten. Archiv für Anthropologie. Bd. XXIV. 1896. S. 117—144 mit 2 Tafeln.

Der Trochanter tertius vom entwicklungs-geschichtlichen Standpunkte eine typisch menschliche Excessbildung.

Von Dr. R. Lehmann-Nitsche.

Die ganze Frage vom Trochanter tertius¹⁾ hatte eine wesentliche Vertiefung erfahren, als von Terök²⁾ ihn nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit der übrigen Insertionsfläche des grossen Gesämsmuskels betrachtete und so 3 einfache und, die Combinations-

formen mitgerechnet, insgesamt 7 Typen mit allen Uebergängen von einem zum andern aufstellen konnte, in welche sich die verschiedenen Insertionsarten unterbringen liessen. Durch seine wie auch durch spätere Untersuchungen³⁾ zeigte sich nämlich, dass er allein äusserst selten, viel häufiger in einer der Combinationsformen vorkomme und dass es nicht angebracht sei, ihn aus dem Zusammenhange herauszureissen zu betrachten, da er nichts anderes ist als eine mehr oder minder starke Anschwellung, in welche die einfache Insertionsrauhigkeit des M. gluteus maximus proximalwärts mitunter ausläuft und die als einen Trochanter tertius unpassend oft dem Belieben des Einzelnen überlassen bleibt.

Die Ursachen der Variabilität der Insertionsstelle, welche ihre markantesten Formen im Trochanter III und der Fossa hypotrochanterica aufweist, waren damit freilich noch lange nicht aufgeklärt. Abgesehen von den wenigen, welche darin, speziell im Trochanter tertius, atavistische Ueberbleiben sahen, die sich durch Vererbung erhalten hätten, wurde die Verschiedenheit der Ansatzstelle auf Muskelwirkung, verschieden je nach den Gewohnheiten und Accommodationsweisen der einzelnen Völker⁴⁾ zurückgeführt, und nachdem erst jüngst wieder auf die Gestalt des Knochens als den Ausdruck seiner mechanischen Function hingewiesen,⁵⁾ liegt es nahe, die Bildung solcher Varietäten ausschliesslich als Muskelwirkung, als „functionelle Accommodation“⁶⁾ zu erklären, ngleich die ansehnend ausgesprochensten Wirkungen der Muscular, Fossa hypotrochanterica und Trochanter tertius, sich auch recht häufig an kleinen schicklichen, männlichen wie weiblichen Knochen vorfinden.

Mit Freuden begrüsset werden muss daher diese Arbeit, welche geeignet erscheint, Aufklärung in diese Fragen zu bringen. Dr. Karl Ranke, Assistent am anatomischen Institut der Universität München, gegenwärtig auf Reisen in Brasilien, studierte an Präparaten des Menschen und 14 niederer und anthropoider Affen die dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus, also den Nervus gluteus superior, inferior und peroneus sowie die von ihnen versorgten Muskeln.⁷⁾ Von besonderem anthropologischen Interesse ist nun derjenige Abschnitt, welcher sich mit dem N. gluteus inferior und dem von ihm versorgten M. gluteus maximus befasst. Wie Verf. im ganzen Verlauf seiner Untersuchungen zeigt (bes. des Näheren sei auf seine Arbeit hingewiesen), stehen Muskel und der ihn versorgende Nerv in innigstem entwicklungs-geschichtlichen Zusammenhang; „erst die Kenntnis des versorgenden Nerven giebt die Vollständigkeit des formalen Bildes eines Muskels.“ Dabei besitzt aber eine selbständige Variationsfähigkeit nur der Muskel, dem Nerven kommt solche nicht zu, „er verankert seine Form lediglich den Differenzierungen und Wanderungen der versorgten Muskeln und der Zusammenfassung durch die umgebenden Gewebe“. Der Nerv spielt also bei einer Wanderung eine durchaus passive Rolle, während der Muskel activ daran beteiligt

¹⁾ Lehmann-Nitsche, Beitr. z. Anthr. u. Urg. Bayerns, Bd. XI, 1895, S. 230, 245.

²⁾ Virchow, Corresp.-Bl. d. d. A. G. 1884, S. 128.

³⁾ H. H. Hirsch, Die mech. Bestand. der Schienbeinform. Berlin 1895.

⁴⁾ Martin, l. c. (Arch. f. Anthr.).

⁵⁾ Dr. Karl Ranke, Muskel- u. Nervenvariationen der dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus der Primaten. Arch. f. Anthr., Bd. XXIV, 1896, Heft 1 u. 2, S. 117—144.

¹⁾ Literaturnotizen bei Costa, Il terzo trochantere, la fossa ipotrochanterica etc. Arch. per l'antrop. et anat. XX. Vol., Fasc. 3, 1890, S. 269—306. S. anserdem (dort nicht angegeben) Waldayer, Correspondenzbl. d. d. Anthr. Ges. 1879, No. 11, S. 152. Fürst, Arch. f. Anthropologie 1881, XIII. Bd., S. 321. Albrecht, Correspondenzbl. d. d. Anthr. Ges. 1884, No. 10, S. 99, 100. von Terök, Albrecht, ebenda S. 122, 123. Martin, Arch. f. Anthr. 1894, XXII. Bd., S. 195. Vierteljahrsschrift der naturforsch. Ges. in Zürich, 37. Jahrg., Heft 3—4, 1892, S. A. S. 10. Koganei, Beitrag zur phys. Anthr. der Aino, Tokio 1893, S. 107. Arch. f. Anthr. 1894, XXII. Bd., S. 391. Treves, Journ. of anat. and phys., Vol. XXI, 1887, P. u. F. Sarasin, Ergebn. naturw. Forsch. auf Ceylon, III. Bd., Die Wedda auf Ceylon etc. Wiesbaden 1892 bis 1893, S. 239. Schmidt, Anthr. Methoden, Leipzig 1888, S. 208. Ranke, Der Mensch, 2. Aufl., I. Bd., S. 442. Virchow, Verh. d. Berl. Anthr. Ges. 1882, S. 481; 1884, S. 396; 1896, S. 145. Waldayer, ebenda 1896, S. 156. Virchow, Altproj. Gräb. u. Behd. Berl. 1882, S. 96, 46, 47, 96, 97, 107, 113, 116, 120, 123.

²⁾ Anat. Anzeiger, 1. Jahrg. 1886, S. 169 ff.

ist, natürlich abhängig vom Skelet, aber doch mit einem gewissen Spielraum.

Soleh eine Wanderung proximalwärts zeigt nun auch, wie R. nachweist der *M. gluteus maximus* in der Reihe von den niederen Affen bis zu den Anthropoiden und dem Menschen.

Was zunächst seinen Ursprung am Beckengürtel anlangt, so sind daran beteiligt: bei sämtlichen Affen gleichmäßig die Fascia glutea und lumbothoracica; in verschiedener Zahl die Caudalwirbel: bei *Hylobates* und *Cebus apella* nur der vorderste, bei zwei *Cynopithecina* die zwei vordersten, bei *Callithrix* die drei vordersten Caudalwirbel, bei *Gorilla*, *Chimpanse* und Orang sämtliche Steißbeinwirbel; das Ligamentum tuberososacrum außerdem bei *Gorilla*, *Chimpanse* und *Hylobates*. Beim Menschen zeigt das Ursprungsgebiet ziemliche Verschiedenheiten: Fascia lumbothoracica sowie die Caudalwirbel dienen nur gelegentlich zum Ursprung, constant nur Ligamentum sacrotuberosum, der das Foramen ischiadicum begrenzende Seitenrand des Kreuzbeins und die Area glutea maximi ossis ilii, also weiter proximalwärts hinab gelegene Gebiete.

Dem entsprechend zeigt nun auch der Muskel bei seinem Ansate am Oberschenkel die Tendenz proximalwärts heraufzurücken, allerdings hier anscheinend nicht so ausgesprochen wie an seinem Ursprungsgebiet und nicht so offensichtlich, dass die Verhältnisse dadurch complicierter werden, dass die Fascia lata gewöhnlich mit in die Insertion hineingezogen und in verschiedener Weise daran beteiligt ist. Es setzt nämlich bei Lemur der Muskel ohne jegliche Zusammenhang mit der Fascie an heimische die ganze Femoralrinne an; bei den *Cynopithecina* fast ausschließlich an die Fascie. Bei *Cebus*, *Callithrix*, *Gorilla* und *Chimpanse* (wo übrigens wie bei Orang und *Hylobates* R. auf die Beteiligung der Fascie nicht näher eingeht) reicht sein Ansatz bis zum Condylus externus herab, nachdem er sich im unteren Drittel des Femur früher oder später in einen Sehnenzug verwandelt. Bei *Hylobates* nimmt er die obere Hälfte des Femur ein und beim Orang nähert er sich sehr den menschlichen Verhältnissen, wo bekanntlich der obere Theil der Endsehne in die Fascia lata auflieft, ihr unterer Theil ganz proximal an der Tuberositas glutealis angreift.

Die Wanderung der distalen Muskelportion am Femur correspondirt also nicht genau mit der der proximalen Portion am Becken, so dass man in der Reihe der Affen zum Menschen keine strenge Stufenleiter aufstellen kann. Nur allgemein kann man von den niederen zu den höheren diese Wanderung constatiren. Dies scheint vielleicht mit der verschiedenen Beteiligung der Fascia lata an der Insertion in Zusammenhang zu stehen. Ob und inwieweit dabei die Abspaltung einer besonderen Muskelportion am distalen Ende bei *Hylobates*, den Anthropoiden und dem Menschen, welche sich dann allmählich dem langem Bicepskopfe als kurzer Kopf anlagert (was R. zuerst nachgewiesen, da überdies dieser kurze Kopf vom *N. gluteus inferior* wie der *M. gluteus maximus* innerviert wird) — mit in Frage zu ziehen ist, muss vorläufig dahingestellt bleiben.

Die Masse des Muskels nimmt allmählich, entsprechend der Vergrößerung seines Ursprungsgebietes, zu, sodass er beim Menschen zum stärksten Gesäßmuskel geworden, was bei den Affen der *gluteus medius* ist.

Dem entsprechend wird auch der ihn versorgende *N. gluteus inferior* allmählich stärker, der übrigens durch seine rückläufige Bewegung nach seinem Austritt aus dem Foramen ischiadicum majus einen weiteren deutlichen Beweis für die Wanderung seines Muskels, an der er passiv theilgenommen, liefert.

R. ist bei seinen Untersuchungen auf die Varietäten am Ansatzgebiete am Femur nicht eingegangen. Und doch scheinen diese aus dadurch der Deutung aber verlickt: Der *gluteus maximus* wird in seinem Bestreben, proximalwärts zu wandern, seine Insertionsfläche am Femur möglichst weit proximal zu verlegen suchen; durch seine Volumenzunahme wird aber zugleich eine Vergrößerung derselben notwendig werden. Beide Factoren werden also in Combination miteinander und in Einklang mit den mechanischen Principien die Insertionsfläche beeinflussen.

Die Ursachen dieser Wanderung und Volumenzunahme scheinen hauptsächlich in einer Veränderung der Beanspruchung des Muskels gegeben zu sein; bei den niederen Affen mehr Schwanzschenkelmangel (Ranke) dient er weiterhin dazu, den Oberschenkel im Hüftgelenk zu drehen, um beim Menschen an dem den Kumpf auf dem Beine zu fixieren, was beim aufrechten Gange desselben zur Nothwendigkeit geworden ist. Die veränderte Beanspruchung wird sich also auch an der Insertionsfläche nachweisen lassen; beispielsweise würde sich speziell die Vergrößerung am proximalen Ende der Tuberositas glutealis (Trochanter III) mechanisch dadurch erklären lassen, dass die Wirkung des Zuges, der am Oberschenkel an einer longitudinalen Linie angreift, proximal am stärksten ist. So kommt also secundär eine Bildung zu Stande, die primär als Homologum bei niederen Säugethieren vorhanden ist.

Wir stehen daher nicht so zu erklären, dass die Ursachen, welche beim Menschen zum aufrechten Gange geführt haben, auch die Wanderung und Volumenzunahme des betreffenden Muskels, entsprechend seiner veränderten Beanspruchung seiner Insertion am Femur bewirkt haben und letztere so als typisch menschliche Excessbildungen ohne Schwierigkeit zu erklären, wie es J. Ranke hloss auf Grund der schon lange bekannten Volumenzunahme längst gethan.

Hugo Hieronymus Hirsch, Die mechanische Bedeutung der Schienbeinform. Mit besonderer Berücksichtigung der Platycnemie. Ein Beitrag zur Begründung des Gesetzes der functionellen Knochengestalt. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rudolf Virchow. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1895. 128 S. mit 24 Fig. u. 3 Taf.

Trotzdem schon 1870 Julius Wolff in seiner berühmten Abhandlung: „Ueber die innere Architectur der Knochen“ den Satz aufgestellt hatte, dass überall die Knochen einen ihrer mechanischen Beanspruchung entsprechenden architectonischen Aufbau besitzen, beruhen doch betr. der äusseren Knochengestalt immer noch unklare, verschwommene Ansichten, da dieser Satz eben direct zunächst nur für die Spongiosa bewiesen war. Eine Analyse der Compacta fehlte bisher. Diesem Postulate ist H. nachgegangen. Er weist zunächst die Ansicht zurück, dass der Druck anliegender Weichtheile auf die Form des Knochen von Einfluss sei — als ob etwa ein Zerschneiden der Knochen stattfindet — und wählt zur Darlegung, dass

lediglich die functionelle mechanische Beanspruchung in Betracht komme, sie allein die feinere Ausbildung des Knochens bewirke, nachdem die Vererbung „gleichsam in groben Zügen von vornherein die Umrisse des Skelettes festgelegt“, die Tibia. Er weist mathematisch nach, in welcher Weise sie in den drei wesentlichsten Körperstellungen mechanisch in Anspruch genommen wird und zeigt, dass die Momente, welche für sie charakteristisch sind, nämlich der rechtwinklig-dreieckige Querschnitt im distalen Theil und die proximalwärts zu Gunsten des Tiefendurchmessers erfolgende Umfangzunahme, nur den Ausdruck dieser ihrer mechanischen Beanspruchung (Biegebungsbeanspruchung lateral resp. sagittalwärts) darstellen. Aus der Anshildung dieser beiden Momente, spec. des letzteren, des wesentlicheren, da die Biegebungsbeanspruchung sagittalwärts die weitaus grössere ist, kann man also auf den Gebrauch der betr. Extremität und umgekehrt deren Leistungsfähigkeit einen Schluss ziehen. Tibien aus, welche das Hauptcharacteristicum, den proximalwärts wachsenden Tiefen-Breiten-Index (wozu dann noch in Ergänzung eine grössere Stärke der vorderen und hinteren Querschnittswandung an der Gresse von oberem und mittlerem Diaphyendrittel sich gesellt) in erhöhtem Grade aufweisen, sind „platycnem“. Die Ursache der Platycnemie liegt also nach Verf. ausschliesslich in gesteigerter Thätigkeit der unteren Extremität und die höchsten Grade, wie sie nur bei Natur-

völkern vorkommen, sind auf eine excessive Inanspruchnahme derselben, auf die wilden Tänze dieser Völker zurückzuführen.

An dem Beispiel der Tibia hat Verf. in klarer, systematischer Weise nachgewiesen, dass die Gestalt eines Knochens im Wesentlichen durch seine Function bedingt werde, wie dies nach dem Gesetze der Organprojection von vornherein zu erwarten war (Kapp, Philosophie der Technik). Dies ist der eigentliche Kern der ganzen Arbeit. Nur sieht Verf., verleiht von seinen mathematischen theoretischen Entwicklungen, in der Function den einzigen Factor und hält damit die ganze Sache für abgeschlossen, bestreitet, dass die Vererbung mehr bedinge als die „Anlage in groben Zügen“ und erwähnt andere Factoren, die von Einfluss sein könnten, überhaupt nicht. Ob diese nicht aber doch noch als secundärs, wenn auch nach so geringe Momente nach bei der „feineren Ausbildung“ mit in Betracht zu ziehen sind, ist immer noch zu erwägen, muss aber vorläufig dahingestellt bleiben. Hier gerade wird die eigentliche osteometrische Untersuchung einzusetzen haben, um auf der von der mathematischen Analyse erst angedeuteten Bahn weiterzuforschen und das Dunkel, das um die Geheimnisse von Wachstum und der Entwicklung des Organismus lagert, aufzuhellen!

Lehmann-Nitsche.

Verschiebung des von der deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz.

Basel und Bern am 28. Juli 1896.

Hochgeehrter Herr!

Die Direction des Landesmuseums in Zürich hat sich geweigert, die Sammlungen im Jahr 1897 von der deutschen anthropologischen Gesellschaft besichtigen zu lassen, weil die Aufstellung bis dahin noch nicht vollendet sein wird.

Der Vorschlag einer Separatanstaltung aus der Stein-, Bronze- und La Tène-Periode wurde nicht angenommen. Ueberdies haben die antiquarische und die ethnographische Gesellschaft in Zürich den Zutritt zu ihren Sammlungen bei Gelegenheit des Congresses im Jahr 1897 abgelehnt.

Dadurch sind ausserordentliche Schwierigkeiten entstanden. Sie haben das Comité veranlasst, den Congress und die Rundreise der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu verschieben.

Unter solchen Umständen wird aneuh die Herausgabe der Festschrift, welche die anthropologischen, ethnographischen und nrgeschichtlichen Sammlungen der Schweiz aufführen sollte, zur Zeit überflüssig.

Wir bedauern dies auf's tiefste, sehen uns jedoch ausser Stande, die Schwierigkeiten zu überwinden und die bereits begonnene Schrift zu vollenden.

Wir müssen also leider die Ausführung dieses wichtigen literarischen Unternehmens unterlassen, was wir Ihnen hiermit ergehenst mittheilen.

Zugleich sprechen wir Ihnen den verbindlichsten Dank aus für die Unterstützung, die Sie der Herausgabe der Festschrift in so ausserordentlichem Grade zu theil werden liessen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Prof. Dr. Kollmann. Prof. Dr. Studer.

Der Redakteur der Festschrift:

Leo Frobenius.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft, München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 28. Juli 1896.

Wir erhalten soeben die erschütternde Trauerkunde:

TODES-ANZEIGE.

Verwandte, Freunde und Bekannte setzen wir hiedurch in Kenntniss von dem am Dienstag den 25. ds. Morgens 2 Uhr nach kurzem, aber schwerem Leiden in Tützing erfolgten Tode unseres lichen Gatten, Vaters, Schwiegervaters und Grossvaters

HERRN

DR. NICOLAUS RÜDINGER

o. ö. Professor an der Universität,

k. Conservator der anatomischen Anstalt, e. Mitglied der k. h. Akademie der Wissenschaften, Inhaber des Verdienstordens v. h. Michael III. Kl., Ritter des bayer. Militär-Verdienstordens I. Kl., Inhaber der Kriegsdankmünze für 1870/71, Ritter des eisernen Kreuzes II. Kl. a. w. B.

München, den 25. August 1896.

DIE TRAUERNDEN HINTERBLIEBENEN.

Die Beerdigung findet statt Donnerstag den 27. ds. Mts. Nachmittags 5 Uhr auf dem südlichen Friedhofe, der Gottesdienst Freitag den 28. ds. Mts. Vormittags 9 Uhr in der alt-katholischen Kirche, Kaulbachstr. 47.

Der Hintritt erfolgte ganz unerwartet. Erst am Morgen des Sterbetages selbst brachten die Münchener Neuesten Nachrichten die Notiz:

Erkrankung. Wie wir mit lebhaftem Bedauern vernehmen, ist der berühmte Anatom, Universitätsprofessor Dr. Nikolaus Rüdinger, in Tützing, wo er zum Sommeraufenthalt weilte, an einer Blinddarmentzündung bedenklich erkrankt. Die Aerzte befürchten das Schlimmste.

Die nächste Nummer brachte die Todesnachricht.

Für die deutsche Anthropologie bedeutet das Abscheiden Rüdinger's den Verlust eines ihrer ersten und glücklichsten wissenschaftlichen Vorkämpfer, die Münchener anthropologische Gesellschaft verliert an ihm ihren langjährigen hochverdienten Vorsitzenden.

Wir Freunde weinen an dem Grabe eines Unersetzlichen.

J. Ranko.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, S. 8. 18 des Jahrg. 1896.

Bericht über die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier vom 3. bis 7. August 1896 mit Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

I.

Wissenschaftliche Verhandlungen der XXVII. allgemeinen Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: R. Virchow, Eröffnungsrede. — Begrüßungsreden: Regierungspräsident von Auer, Adjunkt Serr, Professor Dr. Harter, Kreismedicinalrath Dr. Karsch, Gymnasialrektor Ohlenschläger, dann R. Virchow. — J. Ranke: Wissenschaftlicher Jahresbericht. Dann R. Virchow. — Weismann: Rechnungsbericht. Wahl des Rechnungsausschusses. Etat. — Ohlenschläger, Festschriften von Professor Dr. A. Herrmann in Budapest.

Der Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. Rudolf Virchow, eröffnet die Versammlung mit den Worten:

Hochverehrte Anwesende! Herr Präsident!

Wir kommen, wie gewöhnlich, mit einer reichen Ansammlung an neuen Erfahrungen, wenn wir einen Rückblick werfen auf das vergangene Jahr. Wenn wir dagegen anschauen auf das, was die nächste Zeit bringen wird, so gerathen wir in Verwirrung; denn die Masse desjenigen, was an die Anthropologie heranströmt, die Mannichfaltigkeit

der Gegenstände und Interessen, welche sich um uns sammeln, ist so gross, dass es auch uns etwas schwer wird, uns zurecht zu finden und für Alles einen gemeinsamen Boden zu finden. Die Ungeheuerlichkeit der Menschen überfügelt fast immer unsere Leistungen. Jeder will die endliche Lösung der Probleme sehen, mit denen wir beschäftigt sind, jeder will hineinschauen in unsere Arbeit und schon vorweg vnrathen, was werden wird. Dabei rücken die Frager gewöhnlich an die höchsten Probleme der Menschheit heran, und dazu will jeder in jedem

Angenblick eine Antwort haben. Seit langer Zeit, kann ich wohl sagen, ist nicht so sehr auf unserem Gebiete gekämpft worden, wie gerade im letzten Jahre. Wenn wir dann in die kommende Periode hinausschicken, so ergibt sich sofort, dass wir in einer grösseren Verwirrung seit langer Zeit nicht gewesen sind; es bedarf daher nicht bloss erster Arbeit, sondern auch einer sehr grossen Kaltblütigkeit, um inmitten so vieler Ansprüche und sich kreuzender Meinungen einen festen Kurs einzuhalten.

Ich werde darauf am Schluss meiner einleitenden Rede zurückkommen. Zunächst möchte ich hervorheben, dass wir uns gerade hier in Speyer an einem derjenigen deutschen Orte befinden, welche schon durch die römische Geschichte in den Vordergrund der Betrachtung gerückt sind und welche während des ganzen Mittelalters die Aufmerksamkeit der germanischen Welt auf sich gezogen haben. Der Umstand, dass wir hier tagen, wo in einer gewissen Periode des Mittelalters die wichtigsten Entscheidungen fielen, könnte uns verführen, uns, obwohl gewissermassen Fremde, einzumischen in Ihre heimischen Fragen. Da will ich gleich bemerken, wir kommen hier in Bezug auf die Geschichte von Speyer als Lernbegierige, nicht als solche, die lehren wollen. Sie haben so viel gesammelt im Laufe der letzten Jahre, dass selbst für diejenigen, die früher Ihre Schätze gekannt haben, ein überraschender neuer Reichthum hervortritt; wir bitten daher, dass sie das Füllhorn Ihres Wissens und den reichen Ueberschuss Ihrer Erfahrungen vor uns anschütten wollen. Namentlich diejenigen unter uns, deren Forschungsgebiet mehr auf der rechten Rheinseite gelegen ist, sind höchst begierig, das aufzunehmen; wir sind das um so mehr, als ja der Westen von Deutschland durch seine alten römischen Beziehungen in so vielfacher Weise verwickelt worden ist in die allgemeine Weltgeschichte, dass wir in dem Masse, als die Grenze zwischen Römischem und Deutschem festgestellt wird, unsern thätigen Beschäftigungen müssen mit diesen Aufgaben. Die deutsche Gesellschaft war zu allen Zeiten sehr interessiert, die Fragen des Limes zu studiren und sie auch einem grösseren Interessenkreise zu erschliessen; wir sind aber froh, dass eine höhere Gewalt uns diese Arbeit abgenommen, dass das Deutsche Reich eine der guten Seiten seiner Thätigkeit ausgedehnt hat auf ein Problem, welches Einzelne nicht lösen konnten. Ueber die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung will ich heute nicht sprechen, das wird vielleicht von anderer Seite berührt werden. Ich will nur der Freude Ausdruck geben, dass wir nun, nach einer vierjährigen Arbeit, an der so viele bedeutende Männer theilgehabt gewesen sind, einen Zusammenhang sich erschliessen

sehen, der viel grösser und bedeutungsvoller ist, als selbst die Urheber dieses Planes ahnten. Was auf dem Gebiet der Limesforschung geschaffen werden soll und geschaffen werden kann, das wird sich ja wahrscheinlich im Laufe der nächsten Jahre unter der Mitwirkung der gegenwärtig lebenden Generation vollziehen. Man wird dann einigermassen genau wissen, wo das eigentliche Römerreich aufhörte und wo das unabhängige, oder, wie man jetzt sagt, das freie Germanien anfing.

Nun, dieses freie Germanien ist recht eigentlich unser Thema. Sonderbarer Weise haben sich auch die Geschichtsschreiber Deutschlands mit einer gewissen Vorliebe gerade diesem Studium zugewendet, ich kann nicht sagen, immer mit grossem Glück. Im Gegentheil, das, was die eigentlichen Geschichtsschreiber über diese Periode zu sagen wissen, kann man zuweilen als eine Fülle von Missverständnissen bezeichnen; es reicht auch nicht entfernt an die Wirklichkeit heran. Es ist gelungen im Laufe des letzten Decenniums, gerade während der Zeit, wo die deutsche anthropologische Gesellschaft an der Arbeit war, wo wir von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt gezogen sind, um nicht bloss neue Mitarbeiter zu suchen, sondern auch neues Verständnis zu wecken, — ich sage, seit dieser Zeit ist es allmählich gelungen, eine ernsthaftere Sondernng der verschiedenen Gesichtspunkte anzubahnen und die sogenannte germanische Arzuzit in eine Reihe von chronologischen Gliedern zu zerlegen, die sich nicht mehr anknüpfen lassen an bestimmte historische Namen. Hier zeigt sich, auf welcher Seite Unbefangenheit und Scharfsinn zu suchen sind, aber auch, wie durch fehlerhafte Behandlung Missverständnisse und Irrthümer hervorgerufen werden. Fehler in der Methode ziehen unweigerlich Fehler in der Schlussfolgerung nach sich. Darunter leidet vorzugsweise die Prähistorie. In der That gibt es wahrscheinlich in der ganzen Entwicklung derselben kein anderes Hinderniss, als ein paar grosse logische Fehler; diese beiden will ich heute versuchen, Ihnen darzulegen.

Der eine grosse Fehler ist der, dass man in die nichthistorische Zeit Namen und Anschauungen der historischen Zeit zu übertragen sich bemüht. Es ist ja niemandem zu verdenken, dass er seine Ahnenreihe in gerader Folge auf dem Boden, auf dem er eben lebt, rückwärts zu construiren sucht; jeder will so zuversichtlich, wie der Indianer in Nordwest-America, seinen Wappenstein vor seinem Hause aufrichten, an dem er die ganze Reihe seiner Vorfahren aufzeichnet, bis auf den Urraben oder den Urwaldfisch, aus dem seine Familie hervorgegangen ist. So haut auch bei uns jeder fort, und noch sehen wir erstaunt, wie das ganze gelehrte Alter-

thum und selbst Naturforscher kein Bedenken tragen, das Germanische anzudeuten bis zu den letzten Consequenzen, welche sie erdenken können. Ich will das nicht als einen Vorwurf hinstellen; im Gegentheil, ich finde, dass es sehr natürlich, sehr menschlich ist, dass man seinen Wappenstein anhaft und sich daran seine Herkunft vergegenwärtigt durch alle Perioden. Statt der Perioden, welche die Rothhaut sich construiert, können wir uns an das halten, was die weisse Haut sagt: sie geht die Latènezeit durch, dann weiter rückwärts die Hallstattzeit, sie kommt dann zu der Bronzezeit, zuletzt in die Steinzeit, aber immer bleibt für sie der Germane im Vordergrunde. Um ein Beispiel zu wählen, — ich will gar nicht aggressiv sein. — wir haben einen der verdientesten und ältesten Schädelforscher in Stuttgart, der das grosse Verdienst gehabt hat, die württembergischen Gräber, soweit sie irgend zugänglich sind, alle zu durchforschen und die Resultate zusammenzufassen; in der neuesten Zusammenfassung, in der er die gesammte Gräberzeit übersichtlich dargestellt hat, kommt er zu dem Resultate, dass schon in der Steinzeit Germanen da waren. Diese Auffassung lässt sich in doppelter Weise discutiren: Sind das alles wirklich Gräber mit den Ueberresten germanischer Leute, oder sind das bloss Wappensteinle, die man sich aufrichtet und die nur so lange Geltung haben, als man sie nicht umstösst. Ich habe im Augenblick den Eindruck, dass letzteres der Fall ist. Der germanische Schädel ist ein sehr schwieriges Problem, an dem man seine Kunst vorsehen kann. Aber wenn man den typischen Germanenschädel suchen will, so muss man erst feststellen, welche Germanen man denn zu Grunde legt; denn nicht alles, was Germanisch heisst und was sich nach seinem Geschichtsregister darauf zurückführen lässt, ist durch eine gemeinsame Schädelform ausgezeichnet.

Da kommen wir an das andere grosse Problem, welches Mainz zum Mittelpunkt hat, und welches vorzugsweise durch Lindenschmit und Ecker in den Vordergrund gerückt worden ist: dass man die Schädel aus einer bestimmten Art von Reihengräbern nimmt, denjenigen nämlich, welche der Invasion der fränkischen und zum Theil auch schon der alemannischen Stämme angehörten. Es lässt sich nicht leugnen, dass in diesen Gräbern eine gewisse gleichmässige Schädelform hervortritt, nicht so absolut gleichförmig, wie man sie dargestellt hat, aber immerhin ein gewisser constanter Typus.

Wir dürfen jedoch auch daran erinnern, dass gerade hier, in den linksrheinischen Landen, erst nachdem die Römer durch die eindringenden Germanen niedergeworfen waren, diese ihre Reihengräber hier anlegen konnten, und dass erst von diesem

Augenblicke an der sogenannte Germanenschädel erscheint. Wenn man nun fragt: wo ist der hergekommen, so müsste er weiter rückwärts verfolgt werden können bis in diejenigen Gegenden, die nach den ältesten Berichten der römischen Geschichtsschreiber, die uns erhalten sind, von Germanen besetzt waren, und zwar gerade von solchen Stämmen, von denen wir wissen, dass sie später westwärts drangen. Denn nicht alle die Gräber, die wir weiter östlich und nördlich finden, lassen sich an Stämme beziehen, die schliesslich über den Rhein gewandert sind. Sie wissen ja, es hat sich schon frühzeitig in dem Wirbel der Bewegung, welche jene alte Bevölkerung ergriff, eine doppelte Richtung entwickelt, indem die einen gegen den Rhein, die anderen gegen die Donau drangen. Wir sind nicht in der Lage, mit voller Sicherheit zu bestimmen, wo die einzelnen Stämme geblieben sind. Wir z. B. in unserer jetzigen Mark Brandenburg können mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, dass nach historischer Ueberlieferung in jener frühen Periode in unserem Lande, in dem südlichen Theile der Mark ein mächtiger Stamm sass, die Semnonen. Es ist das doppelt interessant, weil die Semnonen damals als der herrschende und entscheidende deutsche Stamm galten. Sie sind angewandert, darüber ist nicht der geringste Zweifel, aber wo sie geblieben sind, das weiss kein Mensch. Nach den einen sind sie westwärts gezogen, auch über den Rhein, sind schliesslich bis nach Spanien gekommen und haben da einen Theil der altgermanischen Bevölkerung gebildet, welche sich namentlich im nördlichen Spanien ansiedelte; nach anderen seien sie südlich gezogen, über die Donau, und unter den verschiedenen Stämmen zu stehen, welche über die Balkanhalbinsel sich zerstreuten. Aber im Westen, wie im Süden, verlieren sich die Sparen der Semnonen; ihr Name ist und bleibt verschollen. Es ist mehr als schwer, zu ermitteln, wie das zugegangen ist. Daher fehlen uns auch die Anhaltspunkte für das Urtheil, welche Stämme es waren, aus denen der sogenannte typische germanische Schädel hervorgegangen ist. Wir finden aneh im Osten Gräberfelder, die als Reihengräber bezeichnet werden müssen der Disposition der Gräber, der Ordnung der Bestattungen nach, und es war gewiss sehr verführerisch, als man nun an diese nördlichen und östlichen deutschen Reihengräber kam und auch da wieder Schädel fand, welche recht gut dem „typischen germanischen Schädel“ entsprachen, diese Gräber für germanisch zu erklären. Ich kann als Beweis für die Unbefangenheit eines solchen Anspruchs anführen, dass zwei hier anwesende Personen, sehr eifrige Schädelforscher,

in diese, wenn ich so sagen soll, Falle hinein-gerathen sind. Der eine war mein verehrter Freund Lissauer, der beste Kenner der Schädel der Weichselgegend; der andere war ich selber. (Heiterkeit!) Ich habe in der Mark Brandenburg denselben Fehler gemacht, den Lissauer an der Weichsel gemacht hat. Wir fanden den „äbsten“ germanischen Schädel in Reihengräbern, alles passte und nichts war leichter, als zu sagen: hier war die Wiege der germanischen Stämme des Rheinlandes, sie sind von hier ausgerückt; die alten Burgundionen wohnten ja zwischen Oder und Weichsel in der Netzegegend, und nichts ist mehr selbstverständlich, als dass sie, wenn sie von da auszogen und sich über den Rhein stürzten und das Königreich Burgund begründeten, ihre Schädel mitgebracht und die Eigenschaften derselben auf ihre Nachkommen vererbt haben. Unglücklicherweise hat sich aber herausgestellt, dass in den östlichen Reihengräbern allerlei andere Dinge waren, als die Reste der Menschen, vom Standpunkte mancher Forscher noch werthvollere, nämlich archäologische Dinge, sogenannte Beigaben, Metalle, Geräthe aus Thon, und wer weiss, was sonst. Daraus ergab sich leider ein darabgehender Unterschied. Diese östlichen Reihengräberfelder erwiesen sich zum grössten Theil als solche, von denen man gegenwärtig ziemlich allgemein überzeugt ist, dass sie slavischen Ursprungs sind, dass sie den alten slavischen Einwanderern zugehören, d. h. also, dass sie aus derjenigen Periode stammen, wo die alten Semnonen und Burgundionen u. s. w. ausgewandert waren, wo nach guten Zeugnissen das Land eine Zeit lang leer gestanden hatte und wo in dieses leere Land slavische Stämme eingerückt waren, ein Vorgang, der im Gressen und Ganzen nicht viel vor dem sechsten Jahrhundert unserer gegenwärtigen Zeitrechnung begonnen haben kann, ungefähr also in derselben Zeit, als das Vorrücken der fränkischen und alemannischen Stämme von Norden her längs des Rheins bis nach Frankreich und die Schweiz bis begann. Nun kann man es ja an sich einem Historiker nicht verargen, wenn er sagt: auf diesen Wegen finden wir überall Reihengräber, in denen finden wir durchweg „germanische“ Schädel, ergo müssen an allen diesen Stellen Spuren der Wege sein, auf denen die Auswanderung sich vollzogen hat. Aber was sollen wir daraus machen, wenn der Archäologe kommt und sagt: in den einen Gräbern befinden sich Beigaben ganz anderer Natur, als in den anderen; wir können eine scharfe Grenze zwischen beiden ziehen, und diese Grenze fällt thatsächlich zusammen mit derjenigen Grenze, welche die slavischen Einwanderungen in Deutschland in ihrer

westlichen Ausbreitung erreicht haben. Wir wissen ja sehr genau, wie weit die Slaven vorgedrungen, wie weit sie selbst noch über die Elbe herüber vorgedrungen sind, im Norden nach Hannover, noch viel weiter in der Saalegegend, gegen Thüringen, dann in der Richtung von Böhmen aus über die später fränkischen Provinzen bis Nordbayern und bis gegen die nördlichen württembergischen Bezirke. Bis dahin treffen wir ja noch Ausläufer der slavischen Invasion. Aber über diese Grenze hinaus treffen wir nicht mehr die entscheidenden archäologischen Beigaben.

Unter diesen gibt es, wie vielen von Ihnen bekannt sein wird, ein Object, die berühmten Schläfenringe, d. h. besondere Hängeringe, die man am Haar befestigte, und diese finden wir wieder an den Schädeln der Skelette. Freilich disputirt man jetzt sehr gelehrt darüber, ob irgend ein anderes Ding nicht auch ein Schläfenring gewesen sei, obwohl es eigentlich keiner ist, und es gibt in der That vielerlei ähnliche Sachen; wenn jemand sich darauf verwirft, Uebergänge zu finden zwischen den verschiedenen Arten von Ringen, so kann er zuletzt alle in eine einzige Reihe bringen. Ring ist ein so allgemeiner Begriff, dass man, wenn man eine Abhandlung über Ringe oder über „den Ring“ schreiben will, vielleicht alle die verschiedenen Ringe zusammenbringen kann. Da kann man den slavischen, den germanischen, den römischen Ring alle mit einem Namen belegen; dann hat man Einheit, aber Einheit der Verwirrung. Es ist absolute Verwirrung in einer scheinbar einheitlichen Erscheinung, d. h. im Chaos. Ich darf sagen, gerade so, wie auch Lissauer und wie verschiedene andere neuere Forscher unserer Gegenden, habe ich Schläfenringe zu Hunderten geprüft, und ich besitze doch auch einige Kenntnisse von den auswärtigen Sammlungen und Resultaten; ich kann versichern, dass mir auf dem fraglichen Gebiete der Schläfenring ein so sicheres Kriterium ist, dass über die bezeichnete Grenze hinaus weder von Westen her der germanische, noch von Osten her der slavische Typus eines Skeletgräberfeldes festzustellen ist.

Ich führe dieses Beispiel nur an, weil es in so hohem Maasse charakteristisch ist. Es ist nicht zum erstenmal, dass ich es thue, aber es kann gegenüber den Neblausfolgerungen, die man jetzt macht, nicht oft genug gesehen, um darzutun, dass selbst ein so scheinbar geordneter Sobolus, wie der von den Reihengräbern und den dolichocephalen Schädeln derselben auf die allgemeine Bedeutung dieser Gräber und dieser Schädel nicht zulässig ist. Der Fehler, den wir gemacht hatten in Bezug auf die slavischen Reihengräber, wird

im Augenblick angedehnt auf die Gesamtheit aller Gräber, welche einigermassen wie Reihengräber erschienen. Das ist es gerade, was mich aufs tiefste ergriffen hat, als ich vor kurzer Zeit die Abhandlung des Herrn von Hölder las, — ich fühle diesen an, weil er der bedeutendste ist unter denjenigen, welche das thun, — es thun viele andere auch, und ich will gern anerkennen, dass die Verführung gross genug ist, gerade so gross, wie seinerzeit die Verführung gross genug war, selbst slavische Gräberfelder für germanische zu halten.

Ich darf wohl hier für das grössere Publikum, das anwesend ist, die Bemerkung einschalten, dass vor der Periode, von der ich jetzt gesprochen habe, da, wo die Reihengräber entstanden, sowohl im Westen als im Osten, es eine längere Zeit gab, wo die Leichen verbrannt wurden. Die Leichenverbrennung hat wahrscheinlich in den verschiedenen Gegenden ungleich lange gedauert, sie ist wahrscheinlich im Westen etwas kürzer gewesen, als im Osten wo sie sehr lange gedauert hat. Daher fehlen uns fast im ganzen mittleren und östlichen Deutschland sämtliche, in ihrer Besonderheit bestimmbar Reste des Menschen aus einer Reihe von Jahrhunderten, wenn nicht vielleicht aus mehr als einem Jahrtausend. Die Knochen sind nicht bloss gänzlich verbrannt, sondern auch noch zerschlagen, um in Urnen hineingesteckt zu werden, so dass aus ihnen noch niemals ein Schädel oder ein ganzer Skelettheil hat rekonstruirt werden können; ja, es müsste sehr sonderbar zugehen, wenn das noch einmal sich ereignen sollte. Ob also in oder vor dieser Periode da Germanen waren, welche die Knochen verbrannt haben, oder Stämme einer anderen Rasse, das kann man wenigstens aus den Knochen nicht ersehen. Man könnte höchstens andere Kriterien beibringen. Was mich betrifft, so muss ich leider sagen, dass ich nie überzeugt worden bin, dass aller Leichenbrand germanisch sei, aber ich erkenne an, dass es für gewisse Gegenden sehr wahrscheinlich ist, dass auch die älteren Germanen die Knochen verbrannt haben. Ich folgere das aus dem Umstande, dass es bis jetzt noch sehr wenig gelungen ist, selbst für die Zeit um Christi Gehört herum, also für die Zeit, wo die Römer ihre Fährten nach Deutschland hereinzuziehen, bestimmbar Schädel in genügender Menge zu finden. Hier ist eine grosse Lücke. Darüber will ich nicht weiter verhandeln; ob einer von Ihnen sich vorstellen will, dass die Männer des Leichenbrandes Germanen waren oder nicht, das will ich jedem überlassen. Das ist meiner Meinung nach gar kein Gegenstand anthropologischen Streites.

Wieder vor dieser Zeit des Leichenbrandes war eine Zeit, über die wir, ebenfalls von anthropologischen Standpunkte aus, wenig Genaueres sagen können. Wir wissen nicht, wie viel Jahre vergangen sind bis zu Christi Geburt, seitdem diese alte Zeit in voller, lebendiger Thätigkeit war. Man rechnet heutzutage sehr verschiedenes; die einen kommen ins zweite, die anderen ins dritte Jahrtausend vor Christus. Darauf kommt es hier im Augenblick nicht anzuviel an; soviel aber steht fest, dass aus dieser Zeit absolut keine Nachricht, keine gewisse Ueberlieferung, nicht einmal eine sichere Sage existirt. Wenn Sie wollen, berichtet die Argonautensage von der allerältesten Verbindung, von welcher noch eine Kunde erhalten ist. Einmal ist die Möglichkeit gedacht worden, dass griechische Seefahrer verschlagen und schliesslich in ein nördliches Land gelangt sind, aber eine wirkliche Nachricht davon ist nicht vorhanden. Da kommen aber mit einem Mal wieder Gräberfelder, auch Reihengräber. Lassen Sie sich warnen, nicht jedes Reihengräberfeld sofort als ein fränkisches zu betrachten. Diese alten Reihengräber erstrecken sich über ein sehr weites Gebiet, man kennt seine Ausdehnung bis jetzt noch nicht genau, aber es gibt alte Reihengräber in Frankreich, in Deutschland, sie erstrecken sich weit nach Osten. Eines der schönsten ist im südlichen Ungarn, das berühmte Gräberfeld von Lengyel, wo die ausgezeichnetsten Grabbeigaben gefunden sind.

Nun, diese Periode fällt in die letzte Zeit des polirten Steins, die man die neue Steinzeit, die neolithische Zeit genannt hat; sie geht nie und da noch ein wenig herüber in die erste metallische Zeit, bezüglich deren man jetzt wider streitet, ob sie eine reine Kupferzeit gewesen ist, oder ob gleich eine Bronzezeit gefolgt ist, — jedenfalls eine Zeit, wo noch kein Eisen im Gebrauch war, auch nicht einmal zu Zierzwecken, sondern wo das Eisen noch schlummerte unter der Masse von sonstigen Naturprodukten, aus denen es noch nicht zu technischen Zwecken gesondert war. In dieser Zeit erscheinen mit einem Male auch dolichocephale Schädel; wir finden Skelette in guter vollständiger Bestattung, ja es gibt zuweilen viel besser erhaltene neolithische Skelette, als die Skelette aus der merovingischen Zeit es sind. Diese alten Neolithiker waren so ausgezeichnet dolichocephal, dass sie den schönsten Dolichocephalen Westdeutschlands parallel gestellt werden können.

Sie werden ja hier alle wissen, welche grossen Gräberfelder aus der jüngeren Steinzeit die anstossende Provinz Rheinessen bewahrt hat; da sind die wundervollsten Schädel dieser Art gesammelt worden. Da wir in der nächsten Zeit

nach Worms kommen, so werden wir wohl Gelegenheit haben, das eingehend zu sehen. Denn bei Worms ist ein sehr schönes neolithisches Feld. Wenn einer von Ihnen einmal die Funde von Lengyel studiren sollte, so wird er finden, dass die dortigen Schädel zweifellos die Parallele aushalten. Anthropologisch betrachtet stehen sie dem Wormsern sehr nahe. Auf Details kann ich hier nicht eingehen; ich kann nur erzählen, dass wir einmal von Budapest aus in grösserer Zahl nach Lengyel gefahren sind. Ich habe später durch die Güte der Herren Graf Apponyi und Wosinski die sämtlichen Schädel, die man dort gefunden hat, zur Untersuchung gehabt, und ich habe erklären können, dass es unzweifelhaft arische Schädel sind. Ihrem Typus nach weisen sie auf eine Grundlage, die man auch germanisch nennen könnte, wenn man diese Liebhaber hat, nur dass es bis jetzt etwas schwer ist, Südungarn in neolithischer Zeit mit einer altgermanischen Bevölkerung zu besetzen. Das widerstreitet allem, was die Historiker sonst zu lehren pflegen, denn bei ihnen kommen sämtliche Ostgermanen von Norden her: sie bewegten sich die Oder und Weichsel aufwärts, überstiegen das Gebirge und ergossen sich schliesslich über Ungarn. Ein grosser Abschnitt der Völkerwanderungen — die Wanderungen der Gothen, der Vandalen und einer Reihe von anderen Völkern, die ursprünglich in den Odergeegenden sassen, — hat sich in nördlicher Richtung vollzogen, und nun sollte man sich eine Zeit vorstellen, in der umgekehrt Südungarn schon von germanischen Stämmen bewohnt war, und diese seien dann nach Norden ausgezogen und hätten schliesslich Deutschlands Nordgebiete bevölkert. Ich weiss ja nicht, wie weit zukünftige Forschungen meine Auffassung unterstützen oder widerlegen werden; das aber glaube ich sagen zu dürfen, dass in diesem Angehlick es ebenso verweige ist, jedes dolichocephale Reibenfeld germanisch zu nennen, wie es verweigen würde, wenn wir umgekehrt bestreiten wollten, dass in gewisse Gegenden, wie z. B. hier am Rhein, nicht jedes Gräberfeld der merovingischen Zeit als germanisch gelten darf. Zu einer solchen Deutung gehört eine vernünftige geographische und chroнологische Betrachtung; die topographische und die historische Anthropologie muss sich verbinden mit der saatomischen, aber weder die eine, noch die andere ist meiner Meinung nach berechtigt, der anderen Gewalt anzutun. Es gibt gar kein so positives Merkmal des germanischen Schädels, dass man ohne weiteres von jedem Schädel sagen könnte, er sei ein germanischer oder er sei es nicht. Wenn man das aber nicht kann, so ist es auch unberechtigt zu sagen, wenn man ein

ganzes Gräberfeld mit dolichocephalen Schädeln findet, es sei der Schädel wegen germanisch.

Stellen sie sich vor, wohin es führen würde, wenn diese Methode der Benrtheilung in der Zoologie herrschend würde. Wenn ein Paläontologe oder ein Zoologe ein neues Thier bestimmen will, so genügt es nicht, dass er eine beliebige Reihe äusserer Merkmale zusammennimmt, nun daraus einen Generaltypus zu schaffen. Er muss den Specialtypus finden, er darf nicht eher zufrieden sein, als bis er nicht allein das Geaus, sondern auch die Species bestimmt hat. Gelingt es ihm nicht, constante Species-Merkmale zu ermitteln, findet er allerlei Variationen, so darf er nicht aus jeder Variation eine neue Species machen; er muss sich begnügen, so lange der Species-Charakter nicht wissenschaftlich anerkannt ist, das Objekt als eine blosse Variation zu behandeln. Das ist die Situation, in der auch wir uns befinden. Wir sind auch gar nicht in der Lage, die Graze der Variationen, welche der einzelne menschliche Stamm aus sich hervorbringt, sicher zu bestimmen und diese Variationen auf die ursprüngliche Stammeseigenthümlichkeit zurückzuführen, so dass wir daraus eine zuverlässige Abgrenzung der Stämme ableiten könnten. Diese Schwierigkeit erstreckt sich sehr weit zurück bis auf alte Zeiten. So hat sich neuerlich wiederholt die Aufmerksamkeit den jüdischen Schädeln zugewendet, von denen sehr verschiedene Arten gefunden worden sind. Wenn irgend jemand zeigen könnte, dass es einen jüdischen Schädeltypus gibt, so würde er eine grosse Befriedigung unter den Anthropologen erregen; wir alle würden von ihm lernen können. Bis jetzt aber hat es noch nicht einen wissenschaftlichen Mana gegeben, der in zuverlässiger Weise den jüdischen, oder — sagen wir statt jüdisch — den hebräischen Schädel definit hat. Man besitzt im Augehlick noch keine ausreichenden Kriterien dafür. So kann ich auch nur sagen: ich bedaure, dass ich den geehrten Anwesenden nicht verrathen kann, ob ihre Vorfahren in der neolithischen Periode das Schwabenland bewohnt haben. Freilich ist das neolithische Schwabenland nahezu eine terra incognita. Ob es neolithische Schwaben in nennenswerther Anzahl gegeben hat, das ist kaum Gegenstand objectiver anthropologischer Discussion; man kann ebensowenig beweisen, dass sie nicht da waren, wie andere beweisen können, dass sie da waren. Wir kommen hier also auf den Punkt, wo die Naturforscher, wie Liebig seiner Zeit sehr gut auseinandergesetzt hat, sagen müssen: Das wissen wir nicht. Die Archäologen pflegen etwas weiter zu gehen: sie sagen nicht, das wissen wir nicht, sondern sie sagen, das wissen wir gegenwärtig

nicht. Mein Freund Dubois-Reymond würde vielleicht umgekehrt sagen: ignoramus. Aber er meinte diess nicht allgemein. Der Naturforscher darf die freudige Zuversicht nicht verlieren, dass man einmal weiter kommen wird, aber er darf auch keine Zweifel über die Grenzen des thatsächlichen Wissens ankommen lassen.

Zur Illustration dessen möchte ich des Kurzen einen Fall-erörtern, derans während des letzten Jahres aushaltend beschäftigt hat; ich meine die Frage des Pithekanthropus. Das ist das Geschöpf, das sich noch vor den neolithischen Menschen einschleichen möchte, und ich will Ihnen, verehrte Anwesende, nicht verschweigen, dass Gefahr vorhanden ist, es könnte an Stelle dieses Geschöpfes, dieses fraglichen Affen oder dieser „Übergangsform vom Affen zum Menschen“ vielleicht bald der Urgermane treten. Wir sind nämlich schon auf dem nächsten Wege dazu. Einer unserer gelehrtesten Collegen, Monsieur Honzé in Brüssel, hat so eben eine grosse Abhandlung publicirt in welcher er einen Schritt weiter gegangen ist, als der Entdecker des Pithekanthropus, Herr Dubois in Java, und geradezu behauptet, der Pithekanthropus sei nicht eine Übergangsform zum Menschen, wie Dubois angenommen hat, sondern selber ein Mensch, homo primigenius. So hat er vorgeschlagen ihn zu nennen. Er hat diesen Vorschlag basirt auf die Vergleichung des Schädelknochen des Pithekanthropus mit belgischen Schädeln der Steinzeit, der neolithischen Periode. Der berühmte Schädel von Spy bildet den Hauptvergleichungspunkt für den Pithekanthropus. Herr Huczé sucht den Nachweis zu führen, dass beide gleich beschaffen seien, dass somit der Schädel des Pithekanthropus und der Schädel von Spy in dieselbe Kategorie gehören. So kommt er natürlich zu der These, dass auch Belgien solche uralteste Bewohner gehabt hat, und von da gelangt er schliesslich zu dem unvermeidlichen Neanderthaler Schädel. Dieser aber kann als Landsmann von uns gelten, da er in Westdeutschland seine Ruhestätte gefunden hat. Ich darf also wohl sagen, dass die Gefahr sehr nahe gerückt ist, dass das gesammte vlämische und vielleicht auch das wallonische Belgien für die Urgermanen anerkannt wird. Dann erst würden wir einmal Ruhe finden vor diesen Enthusiasten. Bei dieser Saebloge ist es doch wohl von einigem Interesse, dass Sie nicht unvorbereitet vor diesem neuen Dogma gestellt werden, und ich werde mir erlauben, Ihnen noch ein paar meiner Gesichtspunkte zu entwickeln, mit dem Anbegehren, wie weit sie davon Gebrauch machen wollen.

Die Sache verhält sich so. Herr Eugen Dubois, ein geborener Holländer, stand schon zur Zeit, als er studirte, unter dem Einfluss der sogenannten

Descendenzlehre, aber er sagte sich, wenn ein Vorfahre des Menschen anzufinden sein sollte, so sei die Aussicht, dass es in Europa geschehen werde, sehr gering. Man werde also irgendwo anders suchen müssen, und da gerade um jene Zeit höchst wichtige paläontologische Funde am Himalaya gemacht waren, in den berühmten Siwalik Hills, so erwachte in ihm die Hoffnung, dass Ostasien der geeignete Horizont sein dürfte, in dem man auf älteste Reste stossen müsse. Er liess sich daher als Militärarzt nach Niederländisch-Indien schicken, und bekam eine Anstellung auf Java. In der That fand er hier, in einer bis dahin nicht genauer durchforschten Provinz, was er wünschte. Fast in der Mitte der grossen Insel ist ein Terrain, welches geologisch sehr schwierig ist, weil dort vulkanische Produkte in grosser Mächtigkeit mit sedimentären Ablagerungen gemischt sind. Noeh jetzt ist es nicht gelungen, mit Sicherheit festzustellen, in welche Periode diese Schichten gehören, aber allgemein ist man sehr geneigt, sie in die sogenannte Tertiärzeit zu setzen. Nun herrscht unter den Anthropologen in Europa bis auf den heutigen Tag die Meinung vor, die äusserste Grenze des Menschen in dieser Welt in die Diluvialzeit zu setzen, also in die Zeit, welche der Gegenwart unmittelbar vorhergegangen ist und welche einen grossen Theil der älteren Oberflähe hat entstehen lassen. Die Tertiärzeit geht darüber weit hinaus, ihre Schichten liegen unter den diluvialen, und bisher war es nicht gelungen, obwohl man sich sehr darum bemüht hatte, sichere Reste des Menschen aus dieser Periode zu entdecken. Nun, das, was Herr Dubois aus Java mitgebracht hat, sind grossentheils Thierreste, welche der Tertiärzeit, wenn auch der jüngsten Schichte derselben, angehören. Die Paläontologen streiten noch ein wenig darüber, ob es Pliocän oder Miocän war; das ist jedoch eine Nebenfrage. Jedenfalls reichen die Funde sehr weit zurück auf ein chronologisches Gebiet, das bis jetzt noch ganz ausserhalb der Urgeschichte des Menschen zu liegen schien. Durch eine solche Ablagerungsschicht hat nun ein Fluss ein tiefes Bett mit steilen Abhängen gerissen und an diesen Abhängen sind allerlei tiefer liegende Schichten zu Tage getreten, in denen zahlreiche Knochen von Thieren dieser Tertiärperiode stocken, vielerlei Arten durch einander. Dazwischen wurden auch einzelne Knochen gefunden die in manchen Beziehungen menschlichen, in anderen denen von Affen ähnlich sahen. Herr Dubois sammelte sie. Auf Grund von vier Stücken, — den einzigen dieser Art, die er fand, — schlug er, unter der Voraussetzung, dass sie einem einzigen Individuum zugehört haben, vor,

dieses Individuum mit dem Namen Pithekanthropus (Affemensch) zu belegen und dasselbe als eine Uebergangsform zwischen Affen und Menschen und zwar dem höchsten Affen und dem Menschen anzukerkennen.

Was die Details dieser Funde anbetrifft, so knüpfen sich daran die schwierigsten Fragen. Die vier Stücke waren ein Schädeldach (der oberste Theil des Schädels), zwei Zähne und ein Obersehenkel. Sie wurden in einer tiefen Schicht des Absturzes um das Flussbett, und zwar zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Jahren angr, und in verschiedenen Entfernungen von einander, bis 15 m entfernt von einander aufgefunden. Man konnte also mancherlei Zweifel darüber hegen, ob sie überhaupt zusammengehörten. Das aber will ich hier nicht weiter entwickeln, da es nach meiner Auffassung von untergeordneter Bedeutung ist. Ich möchte nur klar machen, worin die Hauptschwierigkeit dieser Frage beruht. Je nachdem man diese vier Stücke zusammenbringt oder gesondert betrachtet, wird freilich das Urtheil über jedes einzelne Stück sehr modificirt. Das ist eine Präsümption, die lastend wirkt auf den Gang der ganzen weiteren Untersuchung. Wir haben seiner Zeit in der Berliner anthropologischen Gesellschaft eine ganze Reihe von Sitzungen¹⁾ diesen Dingen gewidmet, Herr Duhois ist in Person zu uns gekommen, und wir haben eine ganze Sitzung²⁾ nur über diesen Gegenstand behandelt, ohne dass wir zu einer vollkommenen Verständigung gekommen sind. Nun war die principale These, die Herr Duhois aufgestellt und für die er Nachweise zu liefern gesucht hat, die, dass die vier Stücke, namentlich wenn man annimmt, dass sie zusammengehören, dem Menschen sehr nahe kommen und durchaus vergleichbar sind mit menschlichen Ueberresten. Aber er hat auf der anderen Seite zu zeigen gesucht, dass wesentliche Merkmale vorhanden sind, wodurch sie nicht bloss vom Menschen, sondern auch von sämtlichen bekannten Thieren, also namentlich von sämtlichen anthropoiden Affen, unterschieden werden können. Daraus deducirt er dann: also war das Geschöpf weder ein Mensch, noch ein Affe, sondern eine Uebergangsform, eine ganz neue Form.

Meine persönliche Stellung war und ist eine andere in Bezug auf die logische Ordnung der Thatfachen; vielleicht ist sie früher nicht scharf genug bezeichnet worden. Ich möchte darum heute ganz besonders betonen, dass es sich nicht um

eine Frage der Forschung, sondern vielmehr um eine Frage der Logik handelt. Schliesslich habe ich ausgeführt, dass wenn nachgewiesen wird, es ist kein Mensch, wir vorläufig die Frage ganz offen lassen können, ob es eine Uebergangsform ist oder nicht. Denn woher kommt die Uebergangsform? Sie kommt von einem Thier, welches sich metamorphosiren soll. Aber so lange es nicht metamorphosirt ist, so lange man es nicht als Mensch anerkennt, muss man es als Thier betrachten. Dies scheint mir einfach eine Frage der Logik zu sein.

Was nun die Stellung im zoologischen System anbetrifft, die man ihm geben muss, so fragt es sich zunächst: ist es kein Affe? Da die anthropoiden Affen in ihrer Organisation dem Menschen am nächsten stehen, so habe ich kein Bedenken gehabt, zu sagen: es ist ein Affe, aber ein sehr hoch stehender Affe, ein anthropoider, menschenähnlicher Affe. Ich habe dann gefunden, — und darin stimme ich mit Herrn Duhois überein, — dass unter den bekannten lebenden anthropoiden Affen einer ist, der in der That in vielen Dingen mit dem Pithecanthropus übereinkommt; das ist der Gibbon oder, wie er zoologisch genannt wird, der Hyloides. Von dieser Gattung existirt eine grosse Zahl von Arten, die gerade in Java und den Nachbargebirgen stark verbreitet sind. Aber, in Betreff des Gibbon beginnt wieder eine gewisse Differenz unter den Anthropologen und Zoologen über seine Stellung unter den menschenähnlichen Affen. Souderbarer Weise ist bei diesen Streitigkeiten immer die Grösse in den Vordergrund gerückt worden. Das erklärt sich durch den Gang der fortschreitenden Erhebung. Man ist erst allmählich in der Kenntniss der menschenähnlichen Affen bis zum Orang-Utan einer-, dem Gorilla andererseits gekommen; beide sind die grössten Anthropoiden. Ich kann nicht leugnen, dass sie soweit verschieden von den gewöhnlichen Affen sich darstellen, dass man glauben könnte, sie seien dem Menschen die nächsten. Indes muss ich doch sagen: wer in der riesenmässigen Entwicklung des Pithecanthropus eine höhere Menschenähnlichkeit erblicken kann, der muss doch darauf verwiesen werden, dass gerade der Orang-Utan und der Gorilla gelehrt haben, dass, je riesenmässiger sie sich entwickeln, sie umso mehr vom Menschen sich entfernen. Wir wissen schon lange Zeit, dass die grösste Aehnlichkeit mit dem Menschen nicht bei den grossen ausgewachsenen Exemplaren besteht, sondern gerade bei den kleinen; die jungen Orang-Utans und Gorillas sind dem Menschen sehr viel ähnlicher, als ihre mehr entwickelten Formen. Darum habe ich vor vielen Jahren

¹⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. Januar, 27. April, 16. Juni, 13. October, 16. November, 21. December 1896.

²⁾ Ebenda selbst S. 722, 14. December 1896.

die These aufgestellt, dass, je mehr der Affe sich entwickelt, er um so mehr sich vom Menschen entfernt, mag er auch in seinen Grundlagen mit ihm sehr nahe verwandt sein. Je weiter der Affe kommt, um so thierischer wird er. Er fängt nicht als ein Thier an, welches nachher zu menschenähnlicher Form und Eigenthümlichkeit sich entwickelt, sondern im Gegenheil, sein Typus ist ursprünglich sehr menschenähnlich und wird später immer thierischer, entfernt sich immer mehr von dem, was wir Mensch heissen. Daher ist es für mich kein Einwand, wenn man mir sagt: Hylotates, so kleine Affen, haben gar keine nahe Beziehungen zu so grossen Wesen, wie der Mensch. Dieser Einwand bedünmert mich nicht. So gut, wie aus einem kleinen Gorilla ein grosser werden kann, so kann meiner Meinung nach aus einer kleinen Art von Gibbons, wenn sie sich überhaupt weiter entwickeln können, eine grosse, riesige Art werden. Ich habe doreh meinen sehr geübten Zeichner eine genaue, ganz speziell kontrollirte geometrische Zeichnung neben lassen vom Gibbonschädel, habe dann diese vergrössern lassen soweit, dass sie in der linearen Grundlage mit dem Schädel des Pithekanthropus übereinstimmt, nach dem habe ich beide ineinanderziehen lassen.¹⁾ Es hat sich eine so grosse Uebereinstimmung ergeben, dass damals wenigstens alle Anwesenden sie anerkannten. Auch Zweifler sagten: ja, es muss doch dieselbe Thierart sein. Seitdem hat einer meiner Kollegen, Professor Wilhelm Krause, ein sehr geübter und erfahrener Anatom, sich über die Gibbonskelette hergemacht und ist genau zu demselben Resultate gekommen.²⁾ Ich kann daher nicht umhin, zu erklären, dass für mich der Pithekanthropus ein dem gegenwärtigen Gibbon ausserordentlich nahe verwandtes Wesen gewesen ist, und ich finde, in mir wenigstens, keine Schwierigkeit, mir vorzustellen, dass neben den kleinen Gibbons der Gegenwart es einen riesigen Gibbon der Vergangenheit gegeben hat, wie das in der Paläontologie so oft vorkommt. Ich erinnere nur daran, dass es neben kleinen Pferden, die nicht viel grösser waren, wie die Hottotperfo unserer Kinder, grosse riesige Pferde gegeben hat, aus denen in der Gegenwart doch immer wieder kleine Rassen hervorgehen. Also Grösse und Kleinheit dürfen unmöglich als Unterscheidungsmerkmale gelten. Man muss sich so andere Dinge halten.

Der Gegenstand wird Ihnen, wie ich denke, interessanter werden, allerdings mehr in Bezug auf die Details, durch die Publikationen, die in

¹⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1895, S. 745, Fig. 1.

²⁾ Verhandlungen 1896, Juni.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

grosser Menge vorliegen; ich will auf diese hingewiesen haben und nur noch einmal betonen, dass in den Reihen dorer, welche den menschlichen Charakter dieser javanischen Roste betont haben, die Kühnheit immer grösser geworden ist, bis kürzlich Herr Houzé zu dem homo primigenius Javanensis konstruirte. Damit ist das Mögliche geleistet worden; weiter wird keiner mehr kommen können; damit ist die Streitfrage der Enthusiasten ganz klar ausgedrückt worden. Es wird jetzt nur darauf ankommen, was das öffentliche Gericht der Gelehrten darüber urtheilen wird. Ich will niemand von Ihnen zumuthen, das, was ich gesagt habe, als eine endgültige Ansicht anzusehen; ich möchte bei dieser Gelegenheit nur noch einmal darauf hinweisen, dass die zoologische Frage gar nicht auf dem Wege der sogenannten wissenschaftlichen Untersuchung erledigt werden kann, sondern dass sie wesentlich in das Gebiet der logisch-philosophischen Erwägung gehört. Man muss sich darüber klar werden, ob man jemandem, der Unterschiede zwischen den javanischen Knochen und den menschlichen Knochen findet, zumuthen darf, dass er das javanische Individuum doch als einen Menschen betrachten soll, bloss weil gelegentlich eine gewisse Einzelercheinung zu Tage getreten ist, welche mit einem einzelnen der javanischen Knochen übereinstimmt.

Unter den zwei Zähnen, die da gefunden worden, ist einer, der eine weit auseinanderstehende Wurzel hatte, soweit, dass man nicht recht begreift, wie sie in einem menschlichen Kiefer hätte Platz finden können. Der Kiefer ist nicht gefunden worden, davon weiss man nichts, man weiss nur, dass einen solchen Riesen Zahn kann ein Mensch hat. Jetzt hat Herr Houzé mich langer anstrengender Arbeit entdeckt, dass es einen solchen Zahn vom Menschen gibt; einen hat er aufgefunden, mit Hilfe aller seiner Freunde, das will ich nicht in Abrede stellen. Es kann sein, dass er recht hat; ich habe den Zahn nicht gesehen. Ich will keinen Zweifel ausdrücken; ich muss aber sagen, wenn es erst nach tausend Anstrengungen möglich ist einen solchen Zahn zu finden, so folgt daraus noch nicht, dass dieser Zahn einem Wesen gleicher Art angehört haben muss, wie das Wesen, welches die javanischen Zähne getragen hat. Da kommen wir ja immer in die sonderbarsten Situationen hinein.

Ich habe vor Kurzem in unserer Akademie einen kleinen Vortrag über Anlage und Variationen beim Menschen gehalten und darin Fragen erörtert, welche grundlegend sein dürften für die allgemeine Betrachtung, für die Beantwortung aller solcher Abstammungsfragen, Fragen,

die, wie gesagt, rein philosophischer Natur sind und nur von diesem Gesichtspunkt aus beurtheilt werden können. Es kommt bei derartigen Erörterungen schliesslich heraus, dass wir singuläre Fälle, Einzelfälle nicht als Grundlage für die Aufstellung einer Regel auswählen dürfen, sondern dass wir die Regel konstruieren müssen aus der Summe der hauptsächlichsten Erfahrungen, die wir sammeln, und dass wir Ausnahmen, die uns vorkommen, zunächst untersuchen müssen, ob sie nicht in das Gebiet der Varianten gehören. Nun werden Sie begreifen, wie bedenklich es ist, ein allgemeines Urtheil auszusprechen, wenn man nur zwei Fälle hat. Herr Houzé nimmt einen Zahn von Java, der dem Pithekanthropus angehört haben soll, und einen, glaube ich, aus Australien; diese zwei stellt er zusammen und schliesst daraus, dass der Pithekanthropus der Urmensch war. Das ist das ganze Material, auf Grund dessen er die sehr schwierige Frage entscheiden will. Diese Methode ist nicht ganz neu im Gebiete der Paläontologie, wo ich sagen muss, Die Paläontologen haben es mir früher schon übel genommen, dass ich darauf hingewiesen habe, dass es eine ungenügende Methode ist, aus einem einzigen Knochen eine entscheidende Schlussfolgerung zu ziehen, und definitiv darüber abzurtheilen, was für eine Species oder für ein Genus es gewesen ist. Dieselbe Schwierigkeit, die sich vielfach herausgestellt hat, stellt sich gerade beim Pithekanthropus in die vorletzte Reihe der Betrachtung. Es kommen singuläre Fälle vor, wie es seiner Zeit mit dem Neanderthaler Schädel der Fall gewesen ist. Wer sich dann berufen fühlt, auf Grund eines einzigen, vielleicht nicht einmal vollständigen Stückes ein definitives Urtheil über das ganze Geschöpf, ja sogar endgültige Erklärungen über die höchsten Probleme, welche die Geschichte der Menschheit überhaupt betreffen, abzugeben, der ist gewiss ein sehr tapferer und entschlossener Mann, aber ob er ebenso klug, wie entschlossen ist, das muss erst die Zukunft lehren. Ignoramus, brauchen wir nicht von vornherein zu sagen, aber vorläufig können wir nichts weiter schliessen. Wir müssen weiter suchen, und wenn in Java oder in anderen Gegenden sorgfältig geforscht wird, so werden sicherlich mehr Knochen zu Tage treten, und es wird vielleicht einmal ein Geschlecht geben, welches das Schlussurtheil füllen kann. Vorläufig sind meiner Meinung nach die Grenzpunkte der gesammten wissenschaftlichen Betrachtung über den Menschen so zu bezeichnen, dass wir da, wo ein Geschöpf nicht mehr als ein rein menschliches anerkannt werden muss, auch offen ansprechen; hier ist die Grenze für den Menschen, — und dass wir uns nicht beunruhigen

lassen durch die Erfahrung, dass in einem Nachbargebiet Variationen der Form entstehen, welche Aehnlichkeit mit menschlichen haben. So lange man ein singuläres Phänomen vor sich hat, so lange wird es auch als solches behandelt werden müssen.

Ich habe noch einmal, verehrte Anwesende, die Grundsätze vertheidigen wollen, welche ich in dieser Gesellschaft von jeher vertreten habe und welche, wie ich mit Stolz sagen kann, auch bei vielen Mitgliedern der Gesellschaft kräftige und erfolgreiche Unterstützung gefunden haben. Ich weiss nicht, wie oft es mir noch gestattet sein wird, ähnliche Warnungen auszusprechen und eine ähnliche Darlegung der Grundsätze zu versuchen. Es soll mir sehr erwünscht sein, wenn aus dieser Versammlung hier und da ein Samenkorn für spätere Fälle herübergenommen wird und wir auch künftig wegen unserer Mässigung und Zurückhaltung in Fragen so complicirter Art als Musterknaben aufgestellt werden können. (Lebhafter Beifall.)

Begrüßungsrede.

Seine Exzellenz der Herr Regierungspräsident von Auer:

Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zu grosser Befriedigung, dass es mir vergönnt ist, Sie, meine verehrten Herren, im Namen der bayerischen Staatsregierung willkommen heissen zu dürfen. Der Herr Kultusminister, in dessen Ressort zunächst Ihre wissenschaftlichen Bestrebungen fallen, ist zu seinem lebhaften Bedauern abgehalten, Sie persönlich begrüssen zu können, der gleichzeitig in München tagende internationale Kongress für Psychologie hält ihn dort fest. Er hat mich beauftragt, seine besten Wünsche und Grüsse an Sie zu vermitteln. Gestatten Sie mir, meine Herren, dass ich Sie auch im Namen der Pfalz und im Namen der Pfälzer bestens willkommen heisse, im Namen der Pfalz, auf deren Geschichtsblättern so viele denkwürdige Ereignisse verzeichnet sind, im Namen der Pfälzer, die Sie mit offenen Armen empfangen. Mögen Ihre diesjährigen Verhandlungen ebenso bereichernd für die Wissenschaft wirken wie die vorhergegangenen und mögen Sie dann den Rückblick auf ihren glänzigen Erfolg mit einer freundlichen Erinnerung an die in der Pfalz verlebten Tage begleiten.

Herr Adjunkt Serr:

Hochgeehrte Versammlung! In Vertretung unseres Herrn Bürgermeisters, welcher zu seinem Bedauern einen Kurort aufsuchen musste, ist mir die hohe Ehre zu Theil geworden, Sie im Namen der Stadt Speier begrüssen und herzlich willkommen heissen zu dürfen. Als aus im verfloessenen

Jahre von Cassel die Mittheilung geworden war, dass der dort tagende anthropologische Kongress unsere Einladung angenommen habe, konnten wir neben der Freude hierüber uns eines ängstlichen Gefühls nicht erwehren, ob uns aneb gelingen werde, den hervorragenden Männern der Wissenschaft ein denseselben würdige Gastfreundschaft bieten zu können; dazu kommt noch, dass die Ufer des Rheines hier sowohl der anmuthigen Schönheit als der sagenhaften Romantik der Ufer des Mittelrheines entbehren. Das aber kann ich Sie, meine Herren, versichern, dass das heutige Speier, welches auf eine mehr als zwanzigtausendjährige kulturhistorische Vergangenheit zurückblickt, in dessen eigener Geschichte sich die Zeiten höchsten Glanzes, aber auch tiefsten Verfalls des alten deutschen Reiches spiegeln, sich ein warmes Interesse für alle idealen Bestrebungen bewahrt hat, und dass wir stolz darauf sind, von einer Gesellschaft wie der deutschen anthropologischen zum Versammlungsort gewählt worden zu sein. Bei Besichtigung unserer Sammlungen werden Sie finden, dass man hier seit langer Zeit bestrbt ist, Ihre Forschungen nach Kräften zu fördern und dass hier Männer wirken, welche mit Lust und Hingebung Ihrer Wissenschaft dienen. Wir aber danken Ihnen, dass Sie hierher gekommen sind und dass Sie uns Theil nehmen lassen an den Früchten Ihrer Thätigkeit. Ich habe nur noch den allgemeinen Wunsch Ausdruck zu verleihen, dass es Ihnen hier in Speier gefallen möge und dass Sie freundliche Erinnerungen an die hier verlebten Tage bewahren und in Ihre Heimath mitnehmen mögen. Nochmals herzlich willkommen hier am Rhein!

Herr Professor Dr. Harstür:

Hochansehnliche Festversammlung! Hnegebürte Damen und Herren! Vom Ausschuss des historischen Vereins der Pfalz ist mir die ehrenvolle Aufgabe zu Theil geworden, die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft auch in seinem Namen zu begrüssen und auf pfälzischem Boden herzlich willkommen zu heissen. Seit dem deutschen Naturforscher- und Aerztetag im Jahre 1861 und seit der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine im Jahre 1874 hat meines Wissens unsere Pfalz nicht die Ehre gehabt eine wissenschaftliche Korporation vom Range der deutschen anthropologischen Gesellschaft in ihren Grenzen tagen zu sehen. Fragen wir aber, was unserer Provinz und unserer Stadt diese hohe Anzeichnung verschafft habe, so dürfen wir wohl ohne Selbstüberhebung annehmen, dass

nicht in letzter Linie die anthropologische Bedeutung unserer Gegend es gewesen sei, wie sie in den Schätzen unseres pfälzischen historischen Museums sich darstellt. Zwar steht die prähistorische Abtheilung unserer Sammlung gleich der fränkisch-alamannischen an Umfang und Bedeutung hinter der römischen zurück, aber gleichwohl geben wir uns der Hoffnung hin, dass eine Anzahl hervorragender Funde wie der Dürkheimer Dreifuss, der grosse Rodenbacher Grabhügel, die Hasselbacher Bronzeväter, der goldene Hut von Schifferstadt, die Böhrler goldenen Armspangen und andere dieser illustren Versammlung Anregung bieten werde, durch Vergleichung der in Rede stehenden Erzeugnisse einer hochentwickelten, und darum vermuthlich fremdländischen Industrie mit den zweifellos einheimischen Fundgegenständen und durch Horanziehung der anderwärts sich darbietenden Analogien die Fragen nach Herkunft, Zeitstellung und Wander-schicksal jener Zeugen längst entschwendener Kulturperioden und damit auch die allgemeinen Probleme, die mit derartigen Untersuchungen untrennbar verbunden sind, ihrer Lösung entgegen zu führen. Ist es doch die Aufgabe derjenigen Wissenschaft, deren namhafteste Vertreter wir hier versammelt sehen, die vorgezeichnete Entwicklung der menschlichen Civilisation auf der ganzen Erdoberfläche und ihren Stand in jedem Lande und zu jeder Zeit durch rastlos vergleichendes Studium der zahlreichen stummen Urkunden, welche Zufall oder der Spaten des Alterthumsforschers ans Tageslicht fördert, zu verfolgen und festzustellen und den mannigfach verschlungenen Pfaden nachzugeben, auf denen in der Urzeit unseres Geschlechtes der Austausch menschlicher Erfindungen und ihrer Erzeugnisse von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse sich vollzog. Mögen denn auch die dem pfälzischen Boden entstammenden Funde zur Erkenntniss der Wahrheit in den die erleuchteten Geister unserer Zeit beschäftigenden Fragen nach Ursprung und Zusammenhang aller menschlichen Kultur beitragen, mögen überhaupt die Arbeiten dieser Vereinigung ausgezeichnete Gelehrter vom reichsten Erfolge begleitet sein, und möge auch der XXVII. Kongress der deutschen anthropologischen Gesellschaft wie seine Vorgänger ein Markstein werden in der Geschichte derjenigen Wissenschaft, die im höchsten und umfassendsten Sinne als Krone aller Wissenschaften betrachtet werden kann, weil sie eben alle anderen in sich schliesst, der Anthropologie als des Wissens vom Menschen.

Herr Kreismedicinalrath Dr. Karsch:

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie, dass ich Sie kurz begrüsse auch im Namen des Vereins

pfälzischer Aerzte. Ich sage ausdrücklich der pfälzischen Aerzte, denn nicht bloss die Stadt Speier auch die Pfalz sieht, wie bereits von anderer Seite bemerkt, in Ihnen ihre Gäste. Die Beziehungen zwischen uns Aerzten und der anthropologischen Gesellschaft sind ja gar mannigfache; unsere Studien, unsere beiderseitigen Ziele und wissenschaftlichen Bestrebungen begegnen sich nach den verschiedensten Richtungen. Feiern wir doch schon in Ihrem Herrn Vorsitzenden zugleich unseren allverehrten Lehrer und Meister. Die Aerzte der Pfalz sind nun allerdings in den relativ kleinen Verhältnissen, ohne eigentliche wissenschaftliche Institute, durchweg mehr der praktischen Richtung zugehan. Unsere Prähistoriker werden Ihnen voraussichtlich mehr zu bieten imstande sein. Immerhin werden auch wir die Anregungen, wie sie so vielseitig aus Ihren Verhandlungen und Beratungen hervorzugehen pflegen, dankbar entgegennehmen und Sie bei Ihren Arbeiten und Untersuchungen auf pfälzischem Boden nach Kräften unterstützen. Seien Sie uns herzlich willkommen!

Herr Gymnasialrektor Ohlenschläger:

Die Pfalz in prähistorischer Zeit.

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie mir, Sie mit dem Boden, auf welchem die diesjährige Versammlung stattfindet, sowie mit dessen Beziehungen zu den anthropologischen Forschungen in Kürze bekannt zu machen.

Zwischen Mittel- und Westeuropa liegt ein bedeutender Berg- und Höhenzug, der sich vom ligurischen Meere an in ständig abnehmender Höhe bis in die Nähe von Bonn erstreckt und auf dieser ganzen langen Strecke nur zwei Stellen besitzt, die als Völkerthore bezeichnet werden können, nämlich die Burgthore zwischeu Vogesen und Schweizerjura, die das Rhein- und Rhonethal verbindet und weiter rheinabwärts die Stelle, wo wir uns jetzt befinden, die hayerische Pfalz, durch deren von Ost nach West führende Thäler schon in den frühesten Zeiten Völker und Heere von Deutschland nach Frankreich und umgekehrt den Weg gefunden haben. Das Völkerthor der Pfalz ist um so wichtiger, weil demselben gegenüber zwei Flüsse münden, deren Lauf den Wanderer weithin nach Osten führen konnte, der Main, dessen Ufer früher häufig als Kriegstrasse benutzt wurden und der Neckar, der in seinem oberen Laufe der völkerleitenden Donau sehr nahe kommt und zum Uebergang ans dem Neckarthal ins Donauthal geradezu verlockt. Es ist daher auch nicht auffallend, dass die hayerische Pfalz der Reihe nach alle die Völ-

ker gesehen hat, welche auf der Wanderung von Osten her die fruchtbaren Gefilde des jetzigen Frankreich besuchten und besiedelten. Welchem Völkerstamm die Menschen angehörten, die zuerst auf ihrem Zuge nach Westen unsere heimathlichen Boden betraten, und welchen Namen diese führten, lässt sich annähernd jetzt noch nicht bestimmen, denn selbst der iberische Stamm, der noch vor den Kelten das westliche Europa bevölkerte (Zeus), die Deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 263), gehört in eine Zeit, welche im Verhältniss zur Gesamtheit menschlicher Besiedelung ziemlich jung genannt werden muss.

Die Wanderung der Kelten liegt noch ausserhalb des Anfangs der Denkmäler europäischer Geschichte. Näher und deutlicher ist die zweite Wanderung aus dem grossen Weststamm Mitteleuropas in der entgegengesetzten Richtung über die Alpen. Noch Herodot weiss keine Kelten an der inneren Seite der Alpen z. B. in der Ebene des Po. Aber schon 50 Jahre später (390 v. Chr.) gerathen sie mit den Römern in gefährliche Kämpfe. Noch später liessen sich die Vangiones, Triboci und Nemetes in dem Lande innerhalb der Vogesen nieder, deren germanische Abkunft von Plinius (4, 17) und Tacitus (Germ. 28) zuverlässlich behauptet wird. Diese von Stammlande getrennten Besitze können sie aber nicht seit uralter Zeit in Besitz gehabt, sondern erst genommen und unter den Kelten, die früher dort wohnten, sich niedergelassen haben, denn alle Namen ihrer Stämme, ja ihre Volksnamen selbst sind keltisch, z. B. Noviomagus, Borbetomagus, Nemetes.

Aber sie müssen auch schon vor Cäsar und vor Ariovist eingewandert sein. Cäsar fand sie unter den deutschen Kriegsvölkern Ariovists sich gegenüber. Nach Ariovists Niederlage zogen sich dessen Völker über den Rhein zurück, aber Triboci und Nemetes nennt Cäsar (4, 10; 6, 25) noch am Westufer des Rheines ansässig. Der westliche Theil der Pfalz gehörte wohl schon zum Gebiete der Mediomatrici, deren östliche Grenze die Vogesenkette war. Nur Cäsar führt sie als dem Rhein benachbart auf, kaum jedoch als Anwohner desselben, sondern etwa als Sebattherren der kleineren dort wohnenden Völker (Zeus S. 217). Im Jahre 58 vor Chr. fiel das Land in Folge der Besiegung des Ariovist durch Cäsar unter die römische Herrschaft und blieb, wenn auch seit 280 öfter von den Germanen bedroht, im römischen Besitz bis zum Jahre 406, wo in der Neujahrsnacht Vandalen, Suevoen und Alanen den Rhein bei Mainz überschritten, Mainz einnahmen, Worms nach langer Belagerung zerstörten und der röm-

sehen Herrschaft ein unrühmliches Ende bereiteten. Alle genannten Völker haben in unserem Lande Spuren zurückgelassen, Spuren, die freilich noch lange nicht alle gefunden, oder gefunden und nach Zeit und Herkunft noch nicht alle erkannt und bestimmt sind.

Nach allem, was wir aus den Ueberlieferungen erfahren, war das pfälzliche Laad schon frühzeitig dicht bewohnt und fleissig bebaut, denn schon die Römer fanden eine Anzahl keltischer Städte vor; durch diese immer eingreifendere und ausgedehntere Ananützung aber sind wenigstens in den waldfreien Gegenden, wo jedes kleine Stückchen Land zum Feldbau verwendet wird, alle Reste über dem Boden mit Ausnahme weniger Strassenstrecken und einer Schanze längst zerstört, Münzen, Gefässe und kleinere Gegenstände, die in der obersten Erdschicht lagen, meist schon längst ausgegraben und verschleudert und von dem Vorhandensein der Maauern zeugend häufig nur noch die durch Form und Stoff kenntliche Bruchstücke alter Ziegel, die im Felde oder an dessen Rande sich befinden. Wo Weinberge angelegt wurden, ist bis in die Tiefe von sieben 2 Meter alle Erde mehrfach umgewühlt und wenn die Fundstücke nicht völlig beseitigt wurden, doch deren Zusammenhang gestört.

Ein grosses Hinderniss für archäologische Untersuchung bietet auch die geringe Zeitspanne, welche zwischen Ernte und Wiederanbau liegt, oft die einzige Zeit, in welcher die Besitzer eine Ausgrabung zulassen, und ferner die grosse Zerstückelung des Bodenbesitzes; denn maachmal lässt sich eine Spur nicht weiterverfolgen, weil der angrenzende Acker einen andern Besitzer hat und dieser auf keine Weise die Erlaubnis zur Durchgrabung seines Ackers hergibt; daher kommt es, dass zusammenhängende, grössere Ausgrabungen nur in geringer Zahl gemacht worden sind. Der Sinn für die Vorgeschichte ist in all den Gegenden, welche oft durch Krieg gelitten haben, sehr zurückgefrängt, die Ueberlieferungen wurden zerrissen, die Noth der Zeiten zwang die Leute, ihre Augen zunächst der Gegenwart und der Erhaltung und Vermehrung des materiellen Besitzes zuzuwenden. Mit der zunehmenden Sicherheit, mit dem wachsenden Wohlstand wird auch die Neigung zurückkehren, den abgerissenen Faden der Vergangenheit wieder aufzusuchen und anzuknüpfen, die Ueberreste der Vorzeit zu pflegen und zu erhalten und ihnen ihre Sagen abzulesen.

Geographisch und archäologisch zerfällt die Pfalz in 3 Theile, die von Nord nach Süd dem Rheine parallel sich hinziehen, nämlich die Ebene

links des Rheines, die Vorderpfalz mit ihrem reichen Rebenlande, daran westlich anschliessend den fast unbewohnten waldbedeckten Bergzug der Vogesen bis zur Queich, im Anschluss daran die Haardt und den Donnersberg und endlich westlich von diesem waldigen Bergland die Westpfalz, die zwar keine sonnigen Weinberge aufzuweisen hat, aber in ihren freundlichen Thälern und fruchtbaren Höhen viel landschaftlich anziehende und geschichtlich wichtige Plätze enthält. In dem mittleren waldbewachsenen Berglande sind wenig Funde gemacht worden, doch finden sich längs des ganzen Ostrandes der Haardt eine Anzahl von Ringwällen und Befestigungen am Treutelskopf, Orenfels, Königsberg, Martenberg, Kemmorsberg, deren bedeutendste und schönste die Heidenmauer bei Dürkheim wir am nächsten Donnerstag eingehend besichtigen werden. Die Vorder- und Hinterpfalz werden sich an Zahl der Fundstellen und Bedeutung der Funde wohl die Waage halten.

Ans den frühesten Zeiten sind zu erwähnen die Steinwaffen (Donnerkeile) und Werkzeuge, die vereinzelt ziemlich gleichmässig vertheilt beim Feldbau gefunden werden; sie sind vielfach noch im Einzelbesitz, werden zu allerlei volksmedizinischen Zwecken verwendet und sind dann nicht leicht zu erwerben, doch findet sich hier im Museum und in der Dürkheimer Sammlung jetzt schon eine stattliche Anzahl solcher Steingeräthe, die fast alle aus Gerüststücken harter Flugschiebe, Gneis, Diorit, Grünstein hergestellt sind; Feuersteingeräthe, die meist geringe Ausmaasse haben und ein geübteres Fingerringe voraussetzen, sind nur wenige vorhanden.

Gesamtfunde aus dieser frühen Zeit sind mir bis jetzt aus der Pfalz nur zwei bekannt, ein sitzendes Skelet, dem zwei Gefässe und ein Steinkeil beigegeben waren, ausgegraben beim Bau des Bahnhofes zu Kirchheim a. Eck im Mai 1881, das von Dr. Mehlis mit den ältesten Schwweizer Pfahlbauten für gleichzeitig gehalten wird (s. Studien V. der Grabfund aus der Steinzeit von Kirchheim a. Eck S. 48), und dann ein erst im Sommer 1896 zu Landau in der Zwölfmorgenkaserne gemachter Fund einer Anzahl von Werkzeugen aus Hirsch- und Rehknochen und Geweißen nebst einer Anzahl grauschwarzer ranher Gefässcherben. Funde aus der Bronzezeit sind in ziemlich grosser Anzahl vorhanden, namentlich als Einzelfunde, Palstäbe, Ketten, Schwerter, Dolehe, Messer, Ringe; auch über zahlreiche Broncefunde aus Grabhügeln liegen Berichte und Mittheilungen vor, viele aber so knapp und unvollständig, dass ohne Besichtigung der Funde, die nur zum kleinen Theil in die öffentlichen Sammlungen gekommen sind, ein

Urtheil über die Gegenstände nur sehr vorsichtig gefällt werden kann.

Für die Erzeugung von Bronzegeräthen hier zu Lande liefern die am Dürkheimer Feuerberg gefundene Gussform aus Spektrein für ein messerartiges Gerath nebst Gussstiel einen vollständigen Beweis (Mehlis, Studien II, S. 48), der durch die früher in der Nähe — zwischen Meckenheim und Gimmeldingen — gefundenen Gussformen für Dolchklingen, Pfeilspitzen, Ringe und runde Plättchen, die man noch als Erzeugnisse einheimischen Betriebes bezweifelte, wesentlich unterstützt wird; ein dritter angehlich (Mehlis, Studien III, S. 45) bei Friedelsheim gemachte Fund von Gussformen gehört zu den eben genannten und ist nur durch einen Irrthum dem Fundorte Friedelsheim zugezählt worden. Neben dieser vielleicht wenig ausgedehnten einheimischen Broncefabrikation sehen wir ebenso unwiderlegliche Zeugen einer umfangreichen Einfuhr köstlicher Metallgegenstände aus Italien, von denen ich nur die goldenen Ringe von Böhl, Rodenhach und Dürkheim, von denen die ersten durch ihre Schwere, die letzteren durch ihre herrliche Arbeit sich auszeichnen, den vielbesprochenen goldenen Hat von Schifferstadt, eine Anzahl etruskischer Gefässe, vor allem aber den Hauptschmuck unseres Museums, den prächtigen Dreifuss, neuere, der auf dem Heidenfeld zu Dürkheim im Oktober 1864 aufgefunden wurde.

Mit viel weniger Fundstücken ist die Hallstattzeit in der bayerischen Pfalz vertreten; ich erinnere mich nicht, auch nur ein einziges Waffenstück aus jener Zeit auf pfälzischem Boden gesehen zu haben, obwohl am rechten Rheinflusse die Funde der Hallstattzeit den Latèneufunden an Zahl meist überlegen sind. Die schönverzierten hiesigen Thongefässe der Hallstattzeit, die im nördlichen Baden und im nördlichen Württemberg schon nicht mehr gefunden werden (s. Antr. Corr.-Bl. 1885, S. 75), sind auch in der Pfalz nicht vorhanden und ich kann mich nicht erinnern, auch nur ein Bruchstück eines solchen farbig verzierten Thongefässes aus einem pfälzischen Fundort gesehen zu haben. Das Dürkheimer Museum hat Funde aus einem Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit. Bei den Resten einer verbrannten Leiche lagen 2 Armbrustföbeln, eine gerale Nadel mit verdrücktem Kopf und das Stück einer grauschwarzen hauchigen Urne.

Weder in dem Verzeichniss der Ortsnamen und Funde zur prähistorischen Karte der Pfalz (Mehlis, Studien VIII, 1885) noch in dem Vorwort dazu (S. 8) ist eine Erwähnung dieser archäologischen Periode gethan. Dagegen finden wir daselbst eine grosse Anzahl von Funden der Latènezeit verzeichnet,

sowohl aus Flachgräber als aus Hügelgräber und einzelne Fundstücke, zum Theil von grosser Schönheit und ungewöhnlicher Kunstfertigkeit zeugend, sind in die Sammlungen gekommen; ich erwähne als besonders hervorragend den prachtvollen, merkwürdigen Halsring von Leimersheim und einen Fund von 7 schönverzierten Ringen, die im Jahre 1893 am Hals, Ober- und Unterarm, sowie an den Füssen eines leider völlig vermoderten Skeletes in der Nähe von Hoehdorf etwa 1 m tief im Boden gefunden wurden. Gegenüber der grossen Anzahl von Schmuckgegenständen ist die geringe Zahl der Waffen auffallend; bemerkenswerth ist hier nur eine ungewöhnlich grosse, 96 cm lange Schwertscheide aus Bronze, angehlich bei Erweiterungsarbeiten des Hafens von Ludwigshafen in gewachsenem Boden gefunden. Reichhaltig nach Zahl und Gestalt sind auch die Gefässe der Latènezeit der Speierer Sammlung, die hierin freilich nennendings vom Paulus-Museum in Worms überdügelt worden ist. Am zahlreichsten sind die Funde aus der römischen Zeit, sowohl hinsichtlich der Menge der Fundorte als nach der Zahl der Fundstücke. Ueber dem Boden steht in der Pfalz wohl keine Mauer mehr, im Boden aber fanden und finden sich noch vielfach Mauer- und Gebäudereste, Strassen, Grabstellen, Altäre, Inschriften, Gefässe, Schmuckgegenstände, Geräthe aller Art, so dass auch schon daraus das grosse Uebergewicht sich erkennen lässt, welches die gewaltige römische Herrschaft der früheren Bevölkerung gegenüber besass.

Ein Blick auf die Menge römischer Gefässe aus dem einzigen Rheinabern genügt, um zu zeigen, mit welcher Thatkraft und in welchem Umfang sich römische Handwerkhätigkeit in der Provinz entwickelte, eine Menge Fundstücke von Erweiler, Schwarzenacker, Geinsheim, Rheinabern u. a. heweisen, dass durch schön ausgestattete Wohnungen, Wasserleitungen, Tempel, durch schön gearbeitete Gefässe aus Bronze und Thon, sowie durch reichen kostbaren Schmuck die verwöhnten Kinder des Südens sich auch hier den Aufenthalt angenehm machen konnten.

Nach den Römern besetzten Germanen vollständig die jetzt pfälzischen Lande: Germanen fränkischen Stammes in der Vorderpfalz, alemannischen Stammes im Weststriebe, während die am 413 (Erhard S. 84) in die linksrheinische Pfalz eingewanderten Burgunder, deren glanzvolle Anwesenheit am Rhein im Nibelungenlied für alle Zeiten verherrlicht ist, schon um 436 grossentheils diese schöne Gegend verliessen, um im Süden des Elsass neue Wohnsitze einzunehmen. Es sind vorwiegend Reste aus Gräberfeldern, welche in reicher Ausstattung mit trefflich gearbeiteten schwe-

ren und furchtbaren Waffen, mit eigenartigem Schmelz in tauschirtem Eisen, Gold- und Silberflügel nser Ange erfreuen und die kräftigen kriegstüchtigen Schaaren unseren Vorfahren vor unsern geistigen Augen erscheinen lassen. Solche Gräberfelder sind wahrscheinlich bei jeder alten Ansiedlung vorhanden, sind auch bei einer ziemlichen Anzahl gelegentlich der Bau- und Feldarbeiten in grosser Anzahl gefunden, aber nur in wenigen Plätzen wissenschaftlich brauchbar untersucht. Von letzteren erwähne ich in der Westpfalz die Gräber von Obrigheim und Dirmstein, in der Westpfalz Gersheim.

Werfen wir einen Blick auf die Bemühungen um die früheste Landgeschichte und auf die Männer, denen wir die ersten Anregungen antiquarischer Forschungen zu verdanken haben, so muss ich als ersten hier erwähnen den zweibrückischen Mathematiker und Bibliothekar Tilemann Stettin, der in seiner handschriftlichen Beschreibung der Aemter Zweibrücken und Kirkel im Jahre 1564 gewissenhaft und mit Verständnis auch alle Stellen aufzeichnet, wo römische oder sonst antiquarische Reste zu Tage gekommen waren oder vermuthet wurden. — Ausser einigen auf die Pfalz Bezug nehmenden Stellen in Schoepflins *Alsatia illustrata* tom. I, 1751, sind zunächst einige Schriften des Correctors am Speierer Reichsstädtischen Gymnasium Georg Litzel zu nennen, nämlich die Beschreibung eines steinernen Sarges, worin eine edle Römerin gefunden worden, (Speier 1749) und Beschreibung der römischen Todtentöpfe und anderer beidnischen Leichengefässe, welche bei Speier ausgegraben wurden (1749), worin mit grosser Sorgfalt die Funde zusammengestellt und besprochen sind. Etwas später suchten die Gelehrten der Mannheimer Akademie in den *Acta academiæ Theodori Palatinae* 1766 bis 1794, 7 Bände, die historischen Ueberreste durch Beschreibung bekannt zu machen und in die älteste Geschichte und Topographie einiges Licht und Sicherheit zu bringen. Das viertgenannte Werk von Widder, *Geographische Beschreibung der Pfalz*, 4. Band 1786—88, können wir übergehen, weil es keine selbständige Nachricht über pfälzische Alterthümer bringt. Während der Revolutionszeit und der darauf sich schliessenden Kriegsjahre trat die Theilnahme für die Ueberreste früherer Zeit gegenüber dem Drange der Gegenwart ganz zurück, aber unmittelbar nach Herstellung des Friedens sahen wir den späteren Präsidenten der Pfalz Joseph von Stichauer eifrig bemüht, alle vorhandenen Denkmäler der Pfalz zu verzeichnen, Berichte über Nachgrabungen in Gebäuderesten und Gräbhügeln zu veranlassen, die Fundstücke zu sammeln und

in dem Intelligenzblatt des k. bayr. Rheinkreises zur öffentlichen Kenntniss zu bringen.

Ich habe schon an anderer Stelle der segensreichen Thätigkeit dieses Mannes gedacht, der nicht bloss in der Pfalz sondern auch in Mittel- franken und Oberbayern zahlreiche Zeugnisse seines umfassenden wissenschaftlichen und zugleich äusserst brauchbaren Vorgehens zur Erhaltung der Alterthümer und zur Förderung unserer Urgeschichte zurückgelassen hat. Speier hat ihm die Aufträge seines Landes zu verdanken und die Gründung des historischen Vereins, zu welchem König Ludwig I. durch Cabinetbefehl aus Vill-Colombella vom 29. Mai 1827 den Ausstoss gegeben hatte. In Folge eines Auftrags, den Präsident v. Stichauer am 8. Oktober 1830 erliess, traten in diesem Jahre etwa 40 Männer zur Pflege der Geschichte zusammen, die politische Bewegung der Jahre 1831 und 32 liess aber den Keim nicht zur Entwicklung kommen und erst im Jahre 1839 gelang es wieder, eine grössere Anzahl Männer für den genannten Zweck zu gewinnen. Die beiden jetzt sehr selten gewordenen Berichte über das Wirken dieses Vereins zeigen fröhliches Streben und verständige Arbeit, die von Professor Zeuss veröffentlichte *Traditiones Wissemburgenses* und seine Abhandlung über die freie Reichstadt Speier vor ihrer Zerstörung örtlich geschildert 1843, können immer noch als Vorbilder gelten, ebenso wie sein im Jahre 1837 erschienenes Werk, *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme* heute noch unübertroffen ist. Nur wenige Jahre dauerte das Wirken des Vereins. Der Sturm des Jahres 1848 störte das stille Warten der geschichtlichen Muse und nur einzelne Männer, wie Lehmann, Remling, Heintz verhinderten, dass die Landgeschichte völlig unbesetzt blieb und erst im Jahre 1869 machte sich wieder das Bedürfniss zu gemeinschaftlicher Thätigkeit derart geltend, dass an eine Neugründung des Vereins gedacht werden konnte, und seit jener Zeit bis heute wurde eifrig weitergearbeitet an Förderung der pfälzischen Geschichte, so dass wir heute in der Lage sind, der hochverehrten 27. Versammlung deutscher Anthropologen den 20. Jahrgang der Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz als Festgabe bieten zu können.

Besondere Verdienste um die Funde aus prähistorischer und römischer Zeit haben sich hierbei erworben Herr Dr. Mehlis durch seine zahlreichen Untersuchungen und die Gründung und Förderung der Sammlung des Dürkheimer Alterthumsvereins, sowie durch seine Studien zur ältesten Geschichte des Rheinlandes und die prähistorische Karte der Pfalz. Um die Speierer Sammlung machten sich

besonders verdient die Conservatoren Heidenreich und Mayerhofer, namentlich aber mein verehrter Kollege Dr. Harster, der seit 14 Jahren mit grosser Aufopferung die Ordnung und Aufstellung des Speierer Museums nicht bloss geleitet, sondern meist selbst vollzogen hat und dessen kundige Hand wir leider von jetzt ab entbehren müssen. Wichtige Beiträge besonders zur Erforschung der Westpfalz hat auch Herr Hofrath Dr. Hagen, den wir heute wieder als den Unseren begrüssen können, vor seiner Abreise nach Sumatra geliefert. Der ganze Boden der Stadt selbst, in deren gastlichen Räumen wir uns heute befinden, ist durchsetzt mit den Ueberresten der früheren Geschlechter bis in die früheste Zeit zurück, doch nimmt, wie in den fruchtbarsten Stellen der ganzen Pfalz, das Römische den grössten Raum ein, und tausend gewaltige Erinnerungen an die Recken der Nibelungensage sowie an die Herrlichkeit des alten Kaiserreichs knüpfen sich an den Ort und Namen der Stadt Speier. Das Antlitz der heutigen Stadt verräth wenig mehr von jenen herrlichen Tagen, nur Dom und Altpörtel schämen noch als stamme Zeugen sagnumbüllter Ereignisse bis in unsere Zeit herein, die ganze übrige Stadt wurde im Jahre 1689 von den Mordhänden König Ludwig XIV. in einen Trümmerhaufen verwandelt die Einwohner ins Elend getrieben und fast zehn Jahre lang durfte Niemand auch nur eine Hütte auf den Trümmern errichten. Erst nach dem Frieden von Ryswick 1697 durften die unglücklichen Bewohner wieder zurückkehren, aber die alte Herrlichkeit war dahin und die wiederholten Kriege bis zum Anfang dieses Jahrhunderts liessen auch einen äusseren Wohlstand nicht wieder ankommen, so dass die Stadt im Anfang dieses Jahrhunderts nur 3000 Einwohner zählte. Erst unter der bayerischen Regierung begann sie sich allmählich wieder zu heben, aber noch sind die Folgen jener unheilvollen Zerstörung nicht verschunden und manche der geehrten Besucher, die sich ein ideales Bild von der alten Kaiserstadt gemacht hatten, werden sich beim Durchwandern der Strassen des heutigen Speier getäuscht finden. Eines aber konnten all diese Schicksalsschläge nicht zerstören, die altgewohnte Gastlichkeit und Herzlichkeit, womit dem Gaste alles gehoten wird, was man zu bieten vermag. Durch dieses freundliche Entgegenkommen war es der Localgeschäftsführung möglich gemacht, in einfacher aber herzlichster Weise der 27. Versammlung der deutschen Anthropologen die Stätte zu bereiten.

Im Namen des Localausschusses und aller derjenigen, welche uns bei den Vorbereitungen behilflich waren, heisse ich sie daher herzlich will-

kommen an dieser Stelle und schliesse mit dem Wunsche, dass die Arbeiten der gegenwärtigen Versammlung der Wissenschaft zum Segen gereichen und der Aufenthalt in dieser Stadt bei den Theilnehmern eine angenehme Erinnerung hinterlassen möge.

Der Vorsitzende:

Meine verehrten Anwesenden! Sie gestatten, dass ich zunächst Namens des Vorstandes all den Herren, die uns hier begrüsst haben, unsern herzlichsten Dank ausspreche, vor Allen Seiner Excellenz dem Herrn Präsidenten, der in so ehrenvoller Weise die Theilnahme der Staatsregierung uns angesprochen hat, dann besonders dem Vertreter der Stadt, von der ich persönlich seit langer Zeit weiss, wie sehr sie Fremden gegenüber das Gastrecht in angenehmer Weise ausüben versteht. Ich hoffe, dass wir etwas dazu beitragen werden, diese Tage auch für die Bürger von Speier angenehm zu gestalten.

(Paus.)

Der Vorsitzende:

Die Sitzung ist wieder eröffnet. Es ist ein Telegramm eingegangen von Herrn Karl Kühne und Frau aus Berlin, die herzliche Grüsse senden. Alle diejenigen, welche wissen, dass Herr Kühne, unser alter und bewährter Freund und Helfer, eine ziemlich schwere Erkrankung erlitten hatte, werden mit mir erfreut sein, zu hören, dass es ihm wieder besser geht.

Herr Johannes Ranke: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs:*

Vor wenig Wochen (26. Juni) haben wir den Jubiläums-Geburtstag Bastian's feierlich begangen und dem bahnbrechenden Forscher, dem theuren allverehrten Freunde unsere innigsten Wünsche in die Ferne nachgesendet, wohin er vor den geplanten Feiern für seinen Ehrentag entflohen ist; möge ein gütiges Geschick über dem Haupte unseres lieben Meisters und Führers walten und ihn wohlhalten und in alter Frische zu uns zurückführen. Möge er noch lange die jetzt so hoffnungreich reifenden Früchte seiner heissen Lebensarbeit selbst geniessen, sich an der Ernte der von ihm bereiteten Saat erfreuen und hegeistern. Sein unvergängliches Verdienst ist es nicht zum geringsten Theil, dass uns die Materialien zusammengetragen sind, durch Sammlungen auf dem ganzen Erdkreise, bis in seine verlorbenen Winkel hinein, auf welchen eine wahre Ethnologie aufgebaut werden kann, welche in seinem Sinne nichts Anderes ist als eine allgemeine Menschheits-Psychologie als Summe der Elementargedanken

der ganzen Menschheit. Bastian ist es, welcher wie kein anderer die geistige Einheit des gesamten Menschengeschlechtes erkannt und immer wie neuem auf dieses Hauptergebniss der ethnologischen Forschung hingewiesen hat. Nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Ethnologie, deren Haupt-Säule und Begründer Bastian ist, wisse und fühlen wir uns eins mit der gesamten Menschheit auch mit jenen armen Naturkindern, für welche es einst päpstlicher Dekrete bedurfte, um ihnen die Rechte wahrer Menschen einzuräumen. Ihr Gedankengang ist dem *universa congesit* und in den Elementargedanken „des Wildstammes schlummern bereits alle die Keimanlagen zu dem, was in der Geschichte der Kultur sich Hebräer und Herrliches entfaltet hat“. Wie die Nord-Staates der amerikanischen Union einst im heissen Kampf mit dem Stahl die Freiheit und die politische Gleichberechtigung des „Mannes schwarzer Haut“ erstritten haben, so hat Bastian im 30jährigen Krieg, wie er selbst seine Mühen genannt hat, die volle Menschenwürde für Alle, auch für die verachteten und verwahrlosten „Wilden“ erkämpft, welche man einst für halbe Thiere halten zu dürfen glaubte.

Vor seinem letzten Abschied hat Bastian wieder zu uns zu dem scheidenden Jahrhundert gesprochen:

A. Bastian, *Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Mensche*. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1895. Abtheilung I u. II.

Derselbe, *Ethnologisches Notizblatt*. Herausgegeben von der Direction des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Heft 2, Jahrg. I. Verlag von A. Haack, Berlin 1895. Heft 3, 1896.

Derselbe, *Buddhistische Schriften aus Siam*. Z. E. V. 1895. 440.

Derselbe, *Die Denkschöpfung umgebender Welt aus kosmogonischen Vorstellungen in Cultur und Uncultur*. Mit schematischen Abrissen und 4 Tafeln. Berlin. F. Dümmler's Verlagshandlung. 1896.

Wir lauschen der bekannten Stimme des Lehrers mit alter Freude und haben viel von ihm zu lernen und in uns zu verarbeiten, bis er wiederkommt und neue nengewonnene Schätze des Wissens und des Verständnisses mitbringt. Inzwischen wollen wir treu seines Wortes gedenken:

„Klar und wahr! sei der Wahlspruch derer, die es ernst zu nehmen gedenken, in erster Zeit. Strenge gilt es hier die Gewissensfragen zu prüfen, nach bestem Wissen und Wollen, ob alles ehrlich und echt.“

In der „Denkschöpfung der umgebenden Welt“ geht Bastian von der in früheren Werken niedergelegten Entdeckung aus, dass im Buddhismus,

Corr. Blatt 4. Oostsch. A. 6.

„dieser alten und weit verbreiteten Religions-Philosophie Spuren von so ziemlich all' dem anzutreffbar wären, was bei den Völkern der Erde in der Weite metaphysischer Hypothesen der Meditation sich aufgedrängt hat (jemals oder irgendwo), und dass bei genauerem Zusehen all' diese auf hohen Kothurnen einerschreitenden Denkgebilde sich leichtlich rückföhrbar erweisen auf eine enge begrenzte Zahl von Elementargedanken“.

„Die Elementargedanken treten uns unter den Differenzirungen ihrer geographischen Provinzen entgegen, im nationalen Costüm der Völkergedanken; und so erscheinen sie im Festschnuck „*toto orlo*“ oftmals von einander verschieden. Sie tanzen anders, sie sagen anders, sie gestikuliren und peroriren jeder nach seiner Weise. Aber wenn man ihnen die hunte, aus topischen Bedingungen (mit historischem Einschlag der „*astrorum affectiones*“) gewebte Maske abzieht, dann steht er da, der monotone stereotypische Elementargedanke, nackt, kahl und hlos, und ärmlich-schwach meistens genug, sodass es fast zum Lachen wäre, wenn hier nicht hochheilige Interessen und gewichtige Schicksalsfragen involvirliegen, die ihre Beachtung fordern, für zweckdienliche Lenkung auf labyrinthischen Räthselpfaden der Cultur (längs des in primärer Einfachheit eingeschlagenen Leitungsfadens).“

Freunde, Schüler und Verehrer Bastian's haben als:

„Festschrift für Adolf Bastian zu seinem 70. Geburtstage 26. Jani 1896. Berlin 1896. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) gr. 8^o. 630 und XIV Tafeln“

ein Prachtwerk erscheinen lassen, dessen äussere einfach-vorachme Ausstattung der verdienstvollen Verlagsbuchhandlung zu erneuten Ehren gereicht.

Der unvergänglich werthvolle Inhalt umfasst so ziemlich das ganze Gebiet der moderner Ethnologie und zeigt uns die Fülle der Beziehungen zu allen Gebieten des Denkens und Lebens. Es sind 32 Autoren mit Originalaufsätzen in dem Werke vertreten. Ich bitte dieselben einzeln und samentlich hier nennen zu dürfen:

R. Virchow, *Rassenbildung und Erblichkeit*.
H. Steinthal, *Dialekt, Sprache, Volk, Staat*.

Rass. J. Ranke, *Vergleichung des Rasseninhalts der Rückgrat- und Schädelhöhle als Beitrag zur vergleichenden Psychologie*.

Hans Meyer, *Ueber die Urbewohner der canarischen Inseln*.

K. Schmidt, *Die Rassenverwandtschaft der Völkerrämme Südindiens und Ceylons*.

W. Schwartz, *Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturreligion*.

Müller-Brock, *Die Holschnittereien im Tempel Matsunomori in Nagasaki*.

W. Joest. Eine Holzfigur von der Loangoküste und ein Anito-Bild aus Lason.

F. von Linscham. Das Wurfholz in Neuholland und Ozeanien.

M. Buchner. Zur Mythik der Bantu.

K. Wenke. Die Eidechse als Ornament in Afrika.

K. Th. Preuss. Menschenopfer und Selbsterstümmelung in Amerika.

M. Bartels. Ueber Schädelmarken aus Neu-Britannien, besonders über eine mit einer Kopfverletzung.

K. von den Steinen. Prähistorische Zeichen und Ornamente.

F. S. Krauss. Vidilijje Ahmo's Brautfahrt.

A. Goetze. Ueber neolithischen Handel.

E. Kuhn. Die Sprache der Singpho oder Ka-khyen.

A. Weber. Ein indischer Zambersproch.

A. Voas. Der grosse Silberkessel von Gundestrup in Jütland, ein mithräisches Denkmal im Norden.

E. P. Dieseldorff. Wer waren die Tolteken?

E. Selser. Die Ruinen auf dem Onie-niola.

F. Hoas. Die Entwicklung der Geheimbünde der Kwakwilt-Indianer.

W. Grube. Taoistischer Schöpfungsmythos.

A. Grünwedel. Ein Kapitel der Ta-sche-ung.

F. Hirtb. Die Insel Hainan nach Chao Ju-kua.

F. W. K. Müller. Jikkaku senin, eine mittelalterliche japanische Oper.

Tb. Achelis. Der Maui-Mythos.

J. Kollmann. Flöten und Pfeifen aus Altamerika.

O. Frankfurter. Die Emancipation der Sklaven in Siam.

F. Heger. Die Zukunft der ethnographischen Museen.

E. Grossa. Ueber den ethnologischen Unterricht. P. Ehrenreich. Ein Beitrag zur Charakteristik der botokudischen Sprache.

Das Werk liefert eine Uebersicht ziemlich aus allen Spezialgebieten des weiten Feldes der Ethnologie, in welchen in diesem Augenblicke activ gearbeitet wird. Nichts ist für den Mitstrehenden und den Jünger einer Wissenschaft belehrender und anregender, als, wie es hier geschieht, in die Arbeitsräume der eifrigst thätigen Forscher geführt zu werden, an ihren Arbeitstischen, um ihnen bei ihrer Arbeit zuzusehen und ihre Arbeitsmethoden zu lernen.

Kaum eine der gegenwärtig brennenden Fragen der Ethnologie geht hier leer aus.

Virchow's Abhandlung, Ueber Rassenbildung und Erbliehkeit, beschäftigt sich mit den allgemeinsten Grundlagen der gesammten ethnologischen Betrachtung und es erscheint wohl an der Zeit, immer wieder von Neuem die Festigkeit der Basis zu prüfen und zu verstärken, auf welcher das Gebäude aufgeführt wird. Es sei gestattet hier etwas eingehender zu verharren.

Virchow geht von dem Begriff der „Rasse“ aus, ein Begriff, welcher immer etwas Unbestimmtes an sich gehabt hat, und in der neuesten Zeit im höchsten Masse unsicher geworden ist. „Seitdem die Politik die Frage der Nationalitäten aufgeführt hat, ist auch der Nativismus bei den

Menschen gewachsen. Jede, noch noch so kleine Nationalität will eine besondere Rasse darstellen, oder wo die Mischung klar zu Tage liegt, doch eine genaue Feststellung der verschiedenen Rassen haben, aus denen sie sich zusammensetzt.“ „Die Bildung nationaler Rassen ist an sich genügend durchsichtig. Das Mittel zu ihrer Bildung liegt eben in der Mischung.“ „Aber die Mischung gibt keine constanten Resultate“, „denn die Erbliehkeit ist in der Regel eine partielle“. „Von Eltern, die verschiedenen Rassen angehören, empfängt das eine Kind Eigenschaften des Vaters, das andere Eigenschaften der Mutter, das dritte Eigenschaften von beiden. Gerade die am meisten hervortretenden Eigenschaften, Haar-, Haut- und Augen-Farbe, finden sich in derselben Familie, auch da wo kein berechtigter Grund zur Annahme illegitimer Einflüsse besteht, in der buntesten Abwechslung. Blaue Augen und schwarzes Haar, braune Iris und blondes Haar, brünette Haut und helles Haar kommen oft genug neben einander ja in demselben Individuum vor. Freilich gibt es auch bis in die Gewebe hinein Mischungen der Farbe. Manches Individuum hat weder blaue noch braune Iris; das sind die grauen, grünen und gelben Augen. Wir dürfen sie, wie die kastanienbraunen Haare, die weder blond noch schwarz sind, in der Regel als ein Zeichen der Mischung ansehen. Viele andere, ja man kann fast sagen, die meisten Theile des Körpers lassen ähnliche Differenzen erkennen. Es möge hier nur an Schädel- und Gesichtsbildung erinnert werden.“ Virchow weist dann weiter darauf hin, „wie aus Mischzuständen jene einheitliche Erscheinung hervorgeht, die uns in zahlreichen nationalen Typen entgegentritt. Es liegt ja auf der Hand, dass bei immer fortgesetzter Mischung derselben, an sich verschiedenartigen Typen mit der Zeit ein herrschender Mischtypus entstehen muss.“ „So gestaltet sich allmählich ein neuer Nationaltypus“, in welchem der an Individuenzahl geringste der ursprünglichen Typen sehr bald verschwindet, „und zwar um so schneller je geringer ihre Zahl war.“ „Wo sind die Naehkommen all der deutschen Stämme zu suchen, welche in der Zeit der Völkerwanderung mit Frau und Kind in die Fremde gezogen sind. Man muss sie suchen, um ihre Spur zu finden.“ „Diese Art der Betrachtung hat ihren sicheren Grund in der erfahrungsmässig feststehenden und von jeder allgemein zugestandenen Thatsache der Vererhung.“ „Aber ihre Anwendung auf specielle Fälle setzt jedesmal voraus, dass man die Componenten kennt, aus denen die Mischverbindungen entstanden sind. In der Verfolgung dieser Componenten kommt man consequent auf die origi-

nären Typen. Wie viel solcher Typen dürfen wir zulassen, wenn es sich nicht mehr um moderne oder um historische, wenn es sich um prähistorische Typen handelt. Oder gar, wenn man die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes annimmt, wie soll man es erklären, auf welche Weise und durch welche Einflüsse die originären Rassestypen entstanden sind?"

Das ist die exakte Fragestellung. — Nach eingehender Darstellung der gesamten Vererbungsfragen und Erörterung der Vererbungstheorien, wobei sich die wichtigsten Ansätze auf Akklimatisation, auf das Verhältnis von Pathologie zur Physiologie, auf die Differenzen der Geschlechter, sowie auf die ganze Anzahl der realen Rassen-differenzen und ihrer Bedeutung event. Entstehung ergeben, gelangt Virchow zu dem Schlusse: „Wie wir also das Problem der Rassenbildung beim Menschen naturwissenschaftlich d. h. empirisch angehen mögen, so bleibt dasselbe doch immer noch ungeklärt. Theoretisch kann nach meiner Meinung kein Zweifel darüber bestehen, dass Rassen nichts anderes sind, als erbliche Variationen. Was wir über die Entstehung solcher Variationen wissen, ist daher auch anwendbar auf die Entstehung der Rassen. Da aber die vererbten Variationen aus-schließlich auf die Einwirkung äusserer Ursachen, sei es solcher ausserhalb des Körpers, sei es solcher ausserhalb der betroffenen, wenngleich im Körper enthaltenen Theile, bezogen werden müssen, so werden wir auch die Rassen aus der Einwirkung äusserer Ursachen ableiten und sie als erworbene Abweichungen von dem ursprünglichen Typus definieren dürfen. Damit tritt der Einfluss der Umgebung sofort in sein Recht ein, aber wohl-gemerkt, nicht in ein ausschliessliches Recht. Denn neben der Umgebung (dem Milieu) ist eine Anzahl von mechanischen, chemischen und anderen Einflüssen wirksam, die mit der Umgebung an sich, d. h. der Örtlichkeit gar nichts zu thun haben.“

Von einer etwas anderen Seite aus betrachtete Virchow das Problem der individuellen Besonderheiten in der Abhandlung:

R. Virchow, Anlage und Variation. Sitzungsb. d. Berl. Akad. d. W. 30. April 1896. XXIII. 515. Er schliesst: „Variation, Metaplasie und Heterotopie sind die Mittel zur Erzeugung der Anlagen.“

Für jeden, der selbst mitten in der Arbeit zwischen diesen grundlegenden Problemen steht, ist Virchow's ruhige kritische Betrachtung, welche sich durch Autoritätsglauben kein Zugeständnis abringen lässt, von wohltuendster Wirkung. Es ist für Alle gut, zu sehen, dass es Männer gibt, die keinen kranken Rassen haben.

Hierzu möchte ich direkt die neuesten Publi-

cationen des früheren Präsidenten unserer Gesellschaft, Karl von Zittel reihen. Er hat in seiner Rede: K. von Zittel: Ontogenie, Phylogenie und Systematik (bei der Geologenversammlung in Lausanne, Separatdruck) mit fester Hand in diese schwierige und heftig umstrittene Materie gegriffen und es ausgesprochen:

„Die Wissenschaft strebt in erster Linie nach Wahrheit. Je deutlicher wir uns bewusst bleiben, auf welche gezeichnete Basis unsere wissenschaftlichen Theorien ruhen, desto emsiger werden wir uns bemühen, sie durch neue Beobachtungen und Thatsachen zu verstärken.“

Seine grossen nun vollendeten Werke: von Zittel, Handbuch der Paläozoologie B. I bis IV, und Grundzüge der Paläontologie in einem Band, beide bei R. Oldenb.-München, sind auch für die Paläanthropologie, wie sie Virchow in jener erst erwähnten Abhandlung genannt hat, grundlegend und gestatten zum ersten Mal einen exacten Einblick in die betreffenden Verhältnisse.

Ich kann nach der Eröffnungserede des Herrn Virchow darauf verzichten, auf jene Frage der Paläanthropologie:

Pithecanthropus erectus Du Bois, näher einzugehen, welche im vorigen Jahre die Wissenschaft so viel beschäftigte und auch durch den Vortrag unseres Herrn Vorsitzenden Waldeyer in Cassel unserer Gesellschaft eingehend vorgelegt worden ist; sie hat seitdem eine Reihe entscheidender Beleuchtungen erfahren. Im December 1895 kam Herr Du Bois selbst nach Berlin, demonstrirte dort persönlich seine Fundobjecte und begründete seine Ansichten in einer vortrefflich durchgearbeiteten Rede. Später hat Herr Du Bois im „Anatomischen Anzeiger“ eine zusammenfassende Darstellung seiner Ergebnisse und Folgerungen gegeben. Daran reihen sich dann eine Anzahl sehr wichtiger Mittheilungen:

Vorjährige Literatur v. Bericht 1896. Cassel.

R. Martin, zur Pithecanthropus-Frage: *Glossa* LXVII. 215. 1895, und Separatdruck aus ? 19 S. Zürich 1896 (hält die Knochen alle für menschliche).

R. Virchow, Pithecanthropus erectus, mit Tafel VI und VII. Z. E. V. 1896. Gegen Turner und Rnd. Martin wird der „äffische“ Charakter des Fossils erhärtet. Besonders wichtig ist die starke Neigung des Planum nuchale, die quere Knickung in der Gegend des Torus occipitalis, die nicht menschlich, sondern specifisch „äffisch“ ist. Der Orbitaltheil des Schädels setzt sich von dem Cerebralthelle wie ein selbständiges Gebilde ab, welches dem eigentlichen Gehirnschädel vorgelegt ist. Bei dem Australier hat die Stirn, und zwar in ihrem cerebralen Anteil, eine beträchtliche Breite und die Schläfengegend ist gefaltet, während bei den Affen der Gehirnschädel sich auch vorne verjüngt und die Verbreiterung der Stirn allein dem Orbitaltheil zu-

fällt. — Nähere Beschreibung der Esotose (Abbildung) am Oberchenkelbein.

R. Virchow, *Pithecanthropus erectus* Dubois. Z.E.V. 1895. 336. Dam Nehrung. W. Krause.

R. Virchow, *Pithecanthropus erectus* Dubois. Z.E.V. 1895. 649.

R. Virchow, Esotosen und Hyperostosen von Extremitätenknochen des Menschen im Hinblick auf den *Pithecanthropus*. Hiern Tafel IX. Z.E.V. 1895. Die Esotosen des *Pithecanthropus* stammt nicht von einem Senkungsabdruck sondern scheint aus einer congenitalen Anlage hervorgegangen.

A. Nehrung, Ein *Pithecanthropus* ähnlicher Menschenschädel aus den Sambauis von Santos in Brasilien mit 3 Abbildungen. Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1895. X. 649.

A. Nehrung, Vergleichung der Fragmente des *Pithecanthropus erectus* Dubois mit einem Schädel aus einem Sambauis von Santos in Brasilien. Z.E.V. 1895. 710. Auch Knochenwucherungen bei Thieren. 720.

Résumé: *Pithecanthropus erectus* Dubois. Historisch-politische Blätter. CXVII. 561. 1896.

R. Virchow, Knochen von Höhlenbären mit krankhaften Veränderungen. (Höhlengicht.) Z.E.V. 1895. 706. Abbildung. Zum Unterschied von Arthritis deformans des Menschen (Gicht) sind bei den Bären nicht die Gelenke, sondern die 1. Phalangen-Fußgelenke ergriffen.

Eugen Dubois, *Pithecanthropus erectus*, betrachtet als eine wirkliche Übergangsform und als Stammform des Menschen. Z.E.V. 1895. 723. Hauptdarstellung. Geologisch und vergleichend anatomisch. Abbildung der Muskelansätze am Os femoris vom Gibbon und Menschen 735.

Darin:

J. Köllmann, Basel. 740.

R. Virchow, Einzeichnung des *Pithecanthropus erectus* Schädelknochens in eine gleiche große Abbildung des Gibbonknochens, um die volle Uebereinstimmung beider zu beweisen. 745.

O. Jäckel. 747.

Engen Dubois, *Pithecanthropus erectus*, eine Stammform des Menschen, mit 10 Abbildungen. Anatomischer Anzeiger. XII. 1896. Nr. 1. 1-22. Auf S. 14 findet sich hier die vollkommene Literatur mit 19 Autoren. S. 15. Die Abbildung des „reconstruirten“ Schädels, ein voller Affenschädel. Die Messungszahlen sind gegen den Berliner Vorigen vergrößert. „Die Gibbonähnlichkeit wird damit noch wieder größer.“ Der Sulcus transversus liegt „bedeutend höher, als bei (Dubois) früher annahm.“ das Gros-brain ist also entsprechend beträchtlich kleiner als es früher geschätzt wurde.

O. C. Marsh, On the *Pithecanthropus erectus* from the Tertiary of Java. American Journal of Science Vol. I. June 1896. Marsh kommt S. 482 zu dem Schluss:

„1. Die Reste des *Pithecanthropus*, die man bis jetzt kennt, sind von plicodänum (jungtertiärem) Alter und die Wirbeltierfama, in deren Gesellschaft man sie gefunden, gehört zu der der Siwalik Hills von Indien.

„2. Die verschiedenen Stücke (specimens) des *Pithecanthropus* gehören offenbar zu einem Individuum.

„3. Dieses Individuum war nicht menschlich (human), repräsentierte aber eine Zwischenform zwischen Mensch und höheren Affen (higher apes).

„Alle diese Reste sind sicher menschenähnlich (anthropoid) und wenn einige von ihnen menschlich (human) sind, so erstreckt sich das Alter des Menschen zurück

in das Tertiär, und seine Verwandtschaft (affinities) mit den höheren Affen wird also näher, als man bisher vorausgesetzt hat. Eines ist gewiss: die Entdeckung des *Pithecanthropus* ist ein Ereignis von hoher (first) Wichtigkeit für die wissenschaftliche Welt.“

Honrad, Homo primigenius Javanensis, s. Bulletin de la Société d'Anthropologie, de Bruxelles.

L. Manouvrier, Discussion du *Pithecanthropus erectus* comme précurseur présumé de l'homme. Bull. de la société d'Anthropologie de Paris. Tome VI. Serie IV. Fasc. 1. — Discussion. Ebenda Fasc. 2.

L. Manouvrier, Deuxième étude sur le *Pithecanthropus erectus* comme précurseur présumé de l'homme. Bull. de la société d'Anthropologie de Paris. Tome VI. Serie IV. 1895. Fasc. 5 n. 6.

David Hephburn, The Trilium Femur (*Pithecanthropus erectus*). Contrasted with the femora of various Savage and civilized Races. Journal of Anatomy and Physiology Vol. XXXI. N. S. Vol. XI. 17 Seiten. (H. hält den Oberschenkel für menschlich.)

Das wichtigste Ergebnis ist, dass Herr Virchow die exacteste Uebereinstimmung des von Dubois gefundenen Schädelknochens mit dem eines anthropoiden Affen, des *Hylobates*, constatieren konnte. Virchow gab eine entscheidende Abbildung, beide Schädel, resp. Fragment und Schädel, ineinander gezeichnet und beide auf gleiche Grössenverhältnisse gebracht. Herr Dubois selbst hat sich diesem Ergebnis nicht entzogen und seine Abbildung, in welcher er das Fehlende zu dem Schädelknochenfragment zu ergänzen versucht, entspricht bis ins Einzelne der Zeichnung Virchow's, sie ist nur plumper und noch „uffälliger“ als diese. Ich denke, die Angelegenheit ist, bis weitere Funde gemacht sein werden, mit dem Raum abgeschlossen, welches Virchow über die Angelegenheit in der schon erwähnten Abhandlung „Rassenbildung und Erblichkeit“ (S. 5) gegeben hat:

Virchow erinnert in dieser Abhandlung daran, „dass die Wissenschaft noch immer nicht so weit vorgedrückt ist, um einen einheitlichen Urtypus für den Menschen aufstellen“ (d. h. diesen Urtypus genau beschreiben) zu können. „Die unbezweifelte Sehnsucht, einen solchen zu finden, hat das Suchen nach dem Vormenschen (*Proanthropus*) im Sinne der Darwinisten populär gemacht. Deun wenn ein solcher Vormensch gefunden wäre, so würde sich wenigstens eine gewisse Zahl von Merkmalen ermitteln lassen, welche von ihm auf den wirklichen Menschen übergegangen sind. Bekanntlich (fährt V. fort) hat diese Sehnsucht in jüngster Zeit eine Art von Stütze gewonnen in der von Herrn Eugen Dubois in Java gemachten Entdeckung einiger fossiler Knochen, als deren ursprünglichen Träger er eine „menschenähnliche Übergangsform“, den *Pithecanthropus*, betrachtet. Ich (Virchow) habe demgegenüber geltend gemacht, dass auch wenn man alle Vordersätze des Herrn Du-

hois zulässt, das fragliche Wesen doch nach dem Sprachgebrauch und wissenschaftlicher Regel als ein Affe, also als ein Thier, wegleich ein anthropoides, zu deuten sei. Anthropoide Thiere möge dem Menschen nach so ähnlich sein, sie bleiben eben Thiere, sowenig pithecoide Menschen Affen sind. Das hindert nicht, dass ein entschlossener Darwinist die einen von den andern ableitet, die einen durch Fortentwicklung auf erblicher Grundlage, die andern durch Rückbildung auf statistischer, also schliesslich auch wieder auf erblicher Grundlage. Der Pithecanthropus ist in beiden Richtungen zu verwerthen. Schou jetzt hat es nicht an Gelehrten gefehlt, welche pithecoide Menschenschädel für die Anerkennung des Pithecanthropus als Urnaha des Menschen und anthropoide Affen als die directes Vorfahren unserer Geschlechts in Anspruch genommen haben. Was ich (V.) betonen möchte, ist das, dass weder der Pithecanthropus noch irgend ein anderer anthropoider Affe uns die typischen Merkmale des Vornmenschen erkennen lässt.*

Der Verlauf der Pithecanthropus-Frage hat ons wieder einen Beweis dafür gebreht, dass die a.v.v. römatische Periode der unter Führung des Darwinismus beobachteten speculativen Naturphilosophie schon vorübergegangen ist, die Zeit des frisch-fröhlichen Draufgehens mit klingendem Spiel und fliegende Fahnen, das urtheillose Publicum freudigen, stauenden Blicks hinterher. Der ausgezeichnete † Naturforscher

Thomas H. Huxley: Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien, gehalten in dem Museum für praktische Geologie in London. Uebersetzt von Carl Vogt. II. Auflage, bearbeitet von Fritz Braem, Privatdocent der Zoologie an der Universität Breslau. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, F. Vieweg's Sohn, 1896. 8°. 144

hat in dem eben citirten Werke im Jahre 1863 in dem Gefühl der ersten freudigen Begisterung für Darwin's epochemachendes Werk: Die Entstehung der Arten etc., die neue Lehre einem Publicum von Laien, hauptsächlich Arbeitern, in wunderbar klarer und eindringlicher Weise dargestellt. Man folgt ihm mit ungetheiltem Interesse und freut sich, dass der grosse Gelehrte sei, frei von dem ihm durch die exact wissenschaftliche Behandlung in den meisten seiner sonstigen Publicationen auferlegten Zwang der Kritik, frisch von der Leber weg seine persönliche Meinungen vorträgt. Er sagt selbst S. 34: „Männer der Wissenschaft, gleich jungen Füllen auf einer frischen Weide, sind geneigt, sich auf einem neuen

Felde der Forschung zu erlustigen und in kurzen Galopp durchzugehen, ohne sich um Hecken und Gräben im Mindesten zu bekümmern; sie sind geneigt, die thatsächliche Grenze ihrer Forschungen aus den Augen zu verlieren und die ausserordentliche Uovollständigkeit dessen, was wirklich bekannt ist, zu vergessen.“

Carl Vogt hatte, als das Buch erschien, alles Aufstellungen im Wesentlichen beigestimmt, sie giengen ihm z. Th. nur nicht weit genug. Aber die Zeiten haben sich inzwischen geändert, die 30 Jahre exacter Forschung haben ernüchternd gewirkt und so kommt es, dass der neue Herausgeber sich nun für wissenschaftlich verpöblich hält, den kritischen Standpunkt gegen den der begeisterten naturphilosophischen Divination zur Geltung zu bringen. Er hat das in vortrefflichen Anmerkungen gethan, welche das Buch wieder vollkommen auf den modernen Standpunkt erheben. Es sei gestattet zum Schluss einiges aus diesen Anmerkungen hier zu citiren:

S. 12: „Wenn auch die im Thierkörper sich abspielenden chemischen und physikalischen Vorgänge mit den sonst beobachteten Vorgängen dieser Art übereinstimmen, so ist es doch bisher nicht gelungen, das Leben selbst auf chemisch-physikalische Vorgänge zurückzuführen oder daraus herzuleiten. Es ist daher eine blosse Hypothese, wenn Huxley behauptet, dass die Kräfte der unorganischen Welt zur Lebenskraft in demselben Verhältnis stehen, wie etwa die Wärme zur Elektrizität oder die Elektrizität zum Magnetismus. Es ist zu beachten, dass die Umsetzung unorganischer Kräfte in Lebenskraft immer nur durch einen lebendigen Organismus vermittelt wird, dass also stets eine unbekannte Gröäse dabei ins Spiel tritt, die wir auf chemisch-physikalischem Wege nicht zu erklären vermögen. Andererseits sind die von lebenden Wesen ausgeübten Kräfte mit den in der unorganischen Welt existirenden nur so weit identisch oder durch sie messbar, als sie selbst chemischer oder physikalischer Natur sind; während die Kräfte geistiger Art schlechterdings auf die Welt des Lebens beschränkt sind und zwar durch die Vermittlung lebender Wesen mechanisch wirksam werden können, nicht aber durch ein bestimmtes mechanisches Aequivalent in ihrer Wirksamkeit abgeschätzt und gemessen werden können.“

S. 13: „Ob und in welcher Weise die in der organischen Welt wirksamen geistigen Kräfte (Empfinden, Bewusstsein, Leben) selbst auf einer besonderen Combination von Kräften der unorganischen Welt beruhen, ist absolut unbekannt.“

Das ist der modernste Standpunkt der Wissenschaft. Die kritische Methode siegt. —

Ueber Zwerggrassen.

Unter den Einzel-Publicationen sind vor allem die neuen Ergebnisse über Zwerggrassen von hervorragender Bedeutung.

In der oben citirten Discussion mit Dubois hat J. Kollmann seine mehrfach von uns schon dargestellten Ansichten über die Zwerghaftigkeit der Ur-rassen überhauptlich wiederholt.

R. Virchow. Die Zwerggrassen von Marocco und Spanien. Z.E.V. 1895. 525. (Nach Schriften des Herrn Haliburton.)

Die kleinen Leute leben am Südalhang des grossen Atlas und werden wie ihr Land Akka genannt, der gleiche Name wie der von Schweinfurths Zwerggrasse am oberen Nil. Harris und Cunningham Graham sahen 14 Zwerge in Amuzis, einer Stadt am Fusse des Atlas auf dem Wege nach Mogador in dem „heiligen Fluss“ nackt baden. „Die Frauen haben die Grösse eines kleinen Mädchens, hässliche Männer die eines kleinen Büben“, 4'6" - 4'2" oder nicht höher als 4'. Ihre Hautfarbe ist röthlich oder mahagonifarbig, die Haare „crisp and curly“, „shod woolly“, „gleich dem der Neger“ sie sind breit und muskulös. Haliburton und Sayce fanden mehrfache Beziehungen dieser Zwerge mit altägyptischen Ueberlieferungen.

Eine neue Zwerggrasse hat nun Virchow in den Jakoon's in Malacca angefinden, nach den Skelett- und Schädelmessungen sowie Messungen des hochverdienten Reisenden der Virchow-Stiftung Mr. Hroff Vaughan Stevens. Taf. V. X. XVIII. 1896. Vortreffliche Abbildung der Oberschenkel von Zwergen und dem Euphrat (mit Trichotans tertius). „Diese glatthäutigen (meso- bis brachycephalen) Zwerge im fernsten Osten sind doch etwas recht Besonderes.“ „Eine gewisse Neigung zur zwerghaften Verhältnisse ist (also) über das ganze Gebiet der eingeborenen Stämme des südlichen Malacca verbreitet,“ und in sich dieselbe auch auf die Negrito Stämme erstreckt, so ist es leicht begrifflich, dass manche Anthropologen alle Stämme von Malacca in eine gleiche Stellung zu bringen geneigt gewesen sind. Nach Virchow machen aber der Haarwuchs und die kranziologischen Verhältnisse eine scharfe Trennung. Virchow sagt S. 155 so: „Es könnte ein oberflächlicher Forscher sehr leicht auf den Gedanken kommen, aus Kurumbas, Andamanesen, Weddas, Semangs und selbst Jokoons eine einzige Rasse zu bilden. Hat man doch selbst die Negritos der Philippinen in dieser Kreis einbezogen. Ich habe mich einer solchen, mindestens sehr vorfälligen Zusammenfassung stets widersetzt, sowohl aus kranziologischen Gründen, als ganz besonders wegen der durchgreifenden Verschiedenheit des Haarwuchses. Nach wie vor halte ich daran fest, dass das spiralförmige Wollhaar ein positives Unterscheidungsmerkmal bildet. Auf Grund dieses Merkmals gestehe ich zu, dass die Andamanesen, die Semangs, die Negritos der Philippinen und manche zersprengte Reste der gleichen Zone einander genähert werden müssen, aber ich behaupte um so bestimmter, dass die Weddas, die Tamilen, die Jokoons und deren nächste Nachbarn d. h. die wollhaarigen oder selbst strahlhaarigen Stämme zu trennen sind. Ich besitze ein Prachtexemplar von langem Familienhaar von Ceylon, das mit dem Haarproben der Jokoons und Blandas die Concentren ausmacht. Will man Parallelen aufsuchen, so liegt es viel näher, wie ich (V.) wiederholt angeführt habe, das Weddahaar mit dem australischen zusammen-

zustellen, und dann gelangt man schliesslich auch zu der so oft discutirten Verwandtschaft der Australier mit den indischen Tamilen.“ Hier aber erhebt sich ein neues Hindernis: die Verschiedenheit der Schädelformen.“ Weddas, Tamilen, Australier sind ausgemacht dolichocephal oder neigen wenigstens zur Dolichocephalie hin, während die Andamanesen und die Negritos der Philippinen ebenso ausgesprochen brachycephal sind. Dahin gehören, so viel sich übersehen lässt, auch die Semang und Sakoi von Malacca.“ Wie steht es nun mit den Jokoons und ihren wollhaarigen Nachbarn? Nach den neuesten zusammenfassenden Messungsergebnissen fand Virchow: 5 dolichocephale, 31 mesocephale und 13 brachycephale, die Schädel zeigen sonach der Mehrzahl nach Mesocephalie mit Hineinziehung zur Brachycephalie. „Damit entfernt sich auch die Bevölkerung Malaccas immer weiter von den afrikanischen Schwarzen und nähert sich den asiatischen Stämmen der gelben Rasse.“

(S. 154.) „Weit grössere Abweichung als die Schädelform, ergibt die Capacität des Schädels. Alle die genannten kleinen Stämme haben naturgemäss auch kleine Schädel. Die Zahl der Naocephalen unter ihnen ist eine sehr beträchtliche, gleichviel ob wir die straffen oder die welligen oder die spiralförmigen Haare in Betracht ziehen. Ich habe bei Gelegenheit der Jubelfeier unserer Gesellschaft (1894. 506) eine kleine Uebersicht über unsere naocephalen Schädel gegeben, um zu zeigen, dass es natürlich ist, sämtliche Zwergenschädel einer Rasse zuzuschreiben oder überhaupt aus der Naocephalie ein Rassen- oder auch nur Stammesmerkmal zu machen. Ich will daher hier nur die Capacität der in meine Hände gelangten Malaccaschädel zusammenstellen:“

Jokoon Nr. 1	♂	1632 ccm
"	• 2	♂ 1190 "
"	• 3	♂ 1230 "
Seling (Mergul)	♂	1375 "
Sinnoi (Blandas)	♂	1350 "
Panggang (Semang)	♀	1370 "

Gerade der letzte Schädel, der einem Stamm angehört, den man sich gewöhnt hatte, als einen der niedrigst stehenden, wenn nicht gar den allerniedrigsten unter den Menschenstämmen zu betrachten, übertrifft an Rauminhalt alle übrigen der Jakoons; dies aus wenigsten verdächtig erscheinen, haben 338 herw. 190 und 140 cem weniger Capacität. Aber keiner von ihnen erreicht das niedrige Mass der Andamanesen oder der Kurumbas oder selbst das der Weddas, denn Sir W. Flower hat einen Weddaschädel zu 960 cem bestimmt und ich berechnete aus 20 Weddaschädela eine mittlere Capacität von 1211 cem (1396 für Männer und 1201 für Weiber).“

Virchow spricht zum Schluss Herrn Stevens den Dank der Wissenschaft in lebhaften Worten aus: „Ist es ihm doch gelungen, eine Fülle von Licht über die so falsch beurtheilte Bevölkerung des fast unzugänglichen Innern zu verbreiten, namentlich die Fädel zu widerlegen, als sei hier der letzte Rest der pithekoïden Urmenschen zu finden. Sein Name wird aus der Reihe der kühnsten Forschungsvreisenden unseres Jahrhunderts nicht verschwinden.“

F. von Luschan, Pygmäen in Spanien. Z.E.V. 1895. 524.

Liste der neuen Publicationen
aus den Kreisen der deutschen anthropol. Gesellschaft
(welch solche noch nicht im Verzeichnisse erwähnt).

I. Anthropologie.

A. Somatische Anthropologie.

1. Allgemeines.

- Aradt R., *Weis und Weiss bei Thier und Mensch und das biologische Grundgesetz.* Sep.-Abdr. aus Berliner Klin. Wochenschrift 1905.
— Biologische Studien; II. Artung und Estarung. Greifswald 1905.
Bartels M. und Ploeg H., *Das Weis in der Natur- und Volkskunde.* 4. Aufl. Leipzig 1905.
Waller, *Anatomie und Kampf um Dassein.* Karlsruhe Zeitang 1904, Nr. 34.

2. Körpermessungen.

- Beetz Fr., *Zur Anthropologie der nordamerikanischen Indianer.* Z.E.V. 1905, 364. *Vertrauliche umfassende Untersuchung über die Eingeborenen Nordamerikas.*
Glick L., *Beiträge zur physischen Anthropologie der Spanolen.* Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bonten und der Hercegovina. IV, 267.
Juchacz, *Beitrag zur Lehre von des Gewichtes der menschlichen Organe.* Münster-Wertheimerische Wochenschrift 1904, II. Jahrgang, 561.
Jussaw S. I. Alexi., *Moskau.* Zur Anthropologie der Mongolen. Arch. f. A. 1905, XXIV, 85.
Kagan J., *Tokio.* Japan. Kurze Mittheilung über Untersuchungen an lebenden Asien. Arch. f. A. 1905, XXIV, 1.
Stuhlmann und Simon, *Anthropologische Aufnahmen aus West-Afrika.* Z.E.V. 1905, 426. *Sechs reiche Zahlenreihen.*
Virchow, *Verfahren einer Gesellschaft von Danawara.* Z.E.V. 1905, 873.
— *Angere und Harfarte der Schüler in Agram.* Z.E.V. 1905, 754. *10 Proc. papillöse Haare und Anger. eigentl. blonde Haafe.*
Weissenberg S., *Elina-ethnogr.* Die albanische Juden. (Die anthropologische Studie) Mit Abbildungen. Arch. f. A. 1905, XXIII, II. Schluss, 431.

3. Schädel.

- Beitz H., *Über die Sichtbarkeit der oberen Nasenmuschel (Cochla ethmoidalis media) im schichtoptischen Nervenbild.* Sonderdruck aus der Monatschrift für Grenzgebiete.
Beetz Fr., *Die Beziehungen des Lungenbrusteinzelnes zum Lungenbrusteinzelnen am Schädel.* Z.E.V. 1905, 314.
Jäger-Virchow, *Je ein Schädel von Madras und von Java mit ein Katak-Schädel von Teba auf Sumatra.* Z.E.V. 1905, 823.
Krause W., *Schädelreste unter der Marktblaube von Gindar.* Z.E.V. 1905, 746. *18. Dec. 1905 angebracht, was daraus geworden?*
Leach F. von, *Über ein Schädelstammung von der Casuarine Inseln.* Separatdruck.
Miss J., *Die Schädel in der grossherzoglichen anatomischen Anstalt in Heidelberg.* Arch. f. A. XI Band. Die anthropolog. Sammlungen Deutschlands. Feunochowig 1904.
Virchow, *Slawische Schädel von der sog. Neunauge in Nottelnd bei Potsdam.* Z.E.V. 1905, 836.
— *Ein im West der Leiche (Fingerring) gefundener Schädel.* Z.E.V. 1905, 424.
— *Schädel aus dem Grabfries des Glaisac-Bosonen.* Eine anthropologische Excursion nach Bosonien, der Hercegovina und Dalmatien. Z.E.V. 1905, 827.
— *Schädel des Krivobucki Linnarus aus Bosonien.* Z.E.V. 1905, 753.
Weinberg K., *Über einige Schädel aus älteren Linsen-, Linsen- und Leuzbergern.* Sonderdruck aus den Sitzungsber. der Gal. Jena. Gesellschaft 1904.
Weinberg H., *Das Profil des menschlichen Schädels mit Kinngegend am Lebenden dargestellt.* Corp.-Bl. d. d. u. G. 1904, 30.
Wörth A. von, *Über einige charakteristische Unterschiede zwischen Mensch- und Thier-Schädel.* Centralbl. f. Anth. 1905, 2.
Zograf N. von Sibirien, *Über sibirische Schädel aus dem Kermel von Moskau.* Arch. f. A. XXIV, 1818, 41.

4. Zähne.

- Nehrling A., *Über fœtale Menschenzähne aus dem Dilevium von Tschub bei Weimar.* Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1905, X, 270.
— *Über eine femora Menschenzähne aus dem Dilevium von Tschub bei Weimar.* Z.E.V. 1905, 306.
— *Ein diluviales Kindersäbe von Predmost in Mähren unter dem Dilevium auf drei schon früher beschriebenen Kindersäben aus dem Dilevium von Tschub bei Weimar.* Z.E.V. 1905, 475.
— *Über eine menschliche Molare aus dem Dilevium von Tschub bei Weimar.* Z.E.V. 1905, 573.

- Virchow, *Kindersäbe von Tschub.* Z.E.V. 1905, 306.
— *Halber menschlicher Oberkiefer mit Milchzähne aus einer Höhle von Nahreina.* Z.E.V. 1905, 360.
Körte C. und Bartels O., *Über die Zahnentwicklung des Rindes.* Abdruck aus dem morphologischen Anzeiger.
Körte C., *Ueber eine vorrätigen prämaxilläre und einer vierten Zahnröhre beim Menschen.* Sep.-Abdruck aus der Central-Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde.
— *Über die Zahnentwicklung in den Volkskochen.* Sep.-Abdruck aus der Central-Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde.
— *Die Zahnreihe in den Schalen.* Sonderdruck aus der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 1905, 2.

5. Skelet.

- Bebla-Lothian, *Funde von Menschenknochen im Schlieber Bergw.* Z.E.V. 1905, 794.
H. Holder, *Die Skeletreste aus dem Boden der alten Kirche in Burgfelsen, O.A. Salangen.* Fundberichte aus Schwaben. Zeitschrift 1905, III, 49.
— *Neuere Skeletreste aus vorrätigen Grabstätten.* Fundberichte aus Schwaben. Zeitschrift 1905, III, 51.
Lehmann-Nitsche R., *Die Körperreste der südöstlichen Reichsgräberbestattung.* Prähistor. Blätter 1905, VII, 72.
Westhoff F., *Der prähistorische Menschenfund auf dem Neckerberge.* Sep.-Abdruck aus dem XXIII. Jahresbericht der Westfälischen Prov.-Veres für Wissenschaft und Kunst. 1905.
Kleinwächter, *Forschungen auf Sionas.* Z.E.V. 1905, 205, 260.
10 Skelete von Leichen importierter Falscher, melanosische und mikrososische.

6. Fossilien.

- Berliner Paul, *Farbig-plastische Nachbildungen von plattenschnitten Thieren, sowie von verschiedenen horizontalen Querschnitten derselben.* Z.E.V. 1905, 574. *Abbildungen 278. Gute Uebersicht über das Vorkommen von Plattenschnitten bei Fisch u. 274. Ueber Vorkommen und Wesen der Plattenschnitten. Plattenschnitte nur dann ausgebildet, wenn die harte Fische eine mediane Rinne entwickelt hat. Die HIN. Saisale in kalifornische Fische die Pl. bei den Weddells des forerte Springen und Tönen der Schale geschäftet. Linea papillosa, Ansatz des Musc. Pupillaris und Eingrenzung der M. Scollaris.*
- Hirach Hugo Hieronymus, *Die mechanische Bedeutung der Schindelschleife.* Mit besonderer Berücksichtigung der Plattenschnitte. Ein Beitrag zur Begründung des Gesetzes der funktionellen Korrespondenz. Mit einem Verwort von Prof. Dr. Rudolf Virchow. Mit 24 in den Text gedruckten Figuren und 5 lithographischen Tafeln. X und 131 S. 94. Berlin, Julius Springer, 1905.
Virchow, *Anthropologische Funde aus der Diluvialhöhle.* Z.E.V. 1905, 693. *4 Individuen, darunter ein Kiese, physischenische Tibia u. s. getrenntes Mastoideum osseum.*

7. Entwicklungs-geschichte und Methodologie.

- Ehlers, *Ein fœtales osteoplastiche Kind.* Z.E.V. 1905, 476. (Photographie) Mit 2 Figuren zeigte sich Pubes-Haarbusch, dagegen Mammae nicht.
Friedel E., *Sechsjährige Menschen aus dem Sandwälder.* Z.E.V. 1905, 265.
Fromm E., *Aschen, Der Haarmensch Ramo-Sana.* Z.E.V. 1905, 76.
Gross V., *Ein Kind mit erectus Oberextremitäten.* Z.E.V. 1905, 295.
— *Multiple Synostose von Zebra.* Z.E.V. 1905, 668. *Abbildung.*
Heusinger Louis, *Menschliche Missbildungen: Egen Berry mit angreifer vergrößerter Nase, Hypoplasie der Füsse und die verkrüppelte Alice Vance.* Z.E.V. 1905, 419. *Diese Virchow: Die Al. u. m. ist dem oben erwähnten B. gefolgte Negativem mit Leukopathia. S. nach Z.E.V. 1902, 507 mit einem andern Fall von Leukopathia. Bei Ach. Ein breiter fächerförmiger Haarmensch entsetzt sich bei ihm sowie bei diesen 3 Leuten von der Nase über die Mitte des Kopfes, entsprechend der von Munkin nicht bedruckte Gegen der Heunacke, welche sonst vortragener der Höhe der Alage ist. Die grossere Vasculatur dieser Gegend erhöht wohl die sonderbare Localisation.*
Meyer, *Das segmentäre Hirnweib und ein Knabe mit defectem rechten Arm.* Z.E.V. 1905, 412. *Ein Kn. B.W. sind die beiden Extremitäten verhärtet, der Zustand ist erblich, ihre Mutter soll ebenso gebaut sein.*

8. Medicin und Pathologie.

- W. Dauchmann, *Beobachtung bei dem Mangel.* Z.E.V. 80.
Bartels, *Menschlicher Fœtus mit dem stückender Protoplasten aus dem Grabfries von Weisch in Kran. Z.E.V. 1904, 81. S. Wierm Mittheilungen XXV, 177.*
- Di. Kuma und Boche-Gebäude der Bauweds in Nord-Tranwal. Cerebralen beim Eintritt der Menstruation, ebenda.
Feldmann Gustav, *Über Weisswahnmanien des Kindes.* Göttinger Preussische. Jena, G. Fischer, 1904, 96. *Abdruck aus "Beiträge zur pathologischen Anatomie und zur allgem. Pathologie" von E. Ziegler, Nr. 112, 113.*
Lehmann-Nitsche R., *Über prähistorische Knochenverhände.* Nationalanztng Nr. 101, 1904.

- Seler E.A., Ueber das Ursprung des Sybillis. Z.E.V. 1895. 440. S. bringt literarische Nachweise über das frühe und heilige Aufstehen der S. in America.
- Das Virchow's. Was die Auffindung von prähistorischen Knochen in America, welche sybillische Verhältnisse darlegen, haben sollen, berichtet, so kann ich hier nur wiederholen, dass sie niemals ein solches Knochen vorgekommen ist." 454.
- Staudinger, Afrikanische Medizin. I. Langheld's Bericht über die Enttöpfung einer Pflanzung mit Wüstenpflanzen aus dem Z.E.V. 1896 81.
- Virchow-Ahnemann S. in New-York. Verkommen von Aestiva in prähistorischer Zeit in Amerika. Z.E.V. 1895. 303. 362.

B. Zoologie.

- Landolt H., Die Riesengammaten von Seppurata. Sep.-Abdruck aus dem XXIII. Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. 1893.
- Nehring A., Eine Nachbildung des Gewebes von Mercurius Ruffi Nhrig. aus den alpidischen Ablagerungen von Klagen bei Cöln. Z.E.V. 1893. 455.
- Kraus Karl, Muskel- und Nervenstruktur der dorsalen Elemente des Pizos urbildes der Primates. Arch. f. A. 1906.
- Virchow, Thei. K. von-Drang-Idios. Z.E.V. 1895. 469. Von Herrn E. Finkert-Leipzig importirt, darunter ein 30-jähriges Mädchen mit grossen Hirschkörnern.
- Alles Hirschkorn aus dem Hoden Berlin. Z.E.V. 1895. 463.

26. Botanik.

- Baumann A., In Moore und die Moorwelt in Bayern. 9. u. 2. Fests. 1895. 188. Sonderabdruck aus der forstlich-wissenschaftlichen Zeitschrift.
- Chamberlain Alex. J., Worcester, Mass., Beitrag zur Pflanzenkunde der Natur in Amerika. Z.E.V. 1893. 451. Ausführliches Pflanzenverzeichnis von den Indianern aus dem Lande der Kinnikinnick von Mac-Donnisch bestimmt.
- Teichb. V. d. G. Die Fiedel 1918. Gabler Kreis. Z.E.V. 1895. 2. Name von Feldeln, Nopis arvensis, verholzte Sammelkapseln in Urseidenfäden.
- A. Weisbach, Die Fiedel, Zählz. Eine zoologische Beschreibung überhalb Klein-Cereus aus der Fiedel. Z.E.V. 1913. 675. Ein Topf mit mehreren Tieren (Gastride gefüllt). Emmer, Tritium decurrens, darunter einige Körner Weizen, gute Abb. 696.

B. Psychologie, Criminallithologie u. S.

- Alsbarg M., Mann und Weib. Franfurter Zeitung 1893. Nr. 174.
- Das Genie im Lichte der anthropologischen Forschung. Frankfurt-Zeitung 1905. Nr. 313.
- Brensditt M., Die Seelenkunde des Menschen als reine Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1903.

- Breschke G., Der gegenwärtige Standpunkt der Criminallithologie. Sonderabdruck aus Nord und Süd. 1894.
- Die Frauen und das medizinische Studium. Sonder-Abdr. aus dem „Arztlichen Vereinblatt für Deutschland“. 1896. Nr. 211.
- Costa K., Ueber Pathologie und Therapie der Sprachstörungen. Wien 1894.

- Mays G. von, Geträubnisse und Verbrechen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1893. Beilage-Nummer 33.

- Nacke P., Die Menstruation und ihr Einfluss bei chronischen Psychosen. Sonder-Abdruck aus dem Archiv für Psychiatrie. Bd. 28. 1902. 4. Zur Frage der „Mental Insanity“. Sep.-Abdr. aus „Neurologische Centralblatt“. 1899.

- Pohl J., Ueber die Wirkung seelischer Erregungen des Menschen auf seine Karyoten. Abhandlung der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher 64. Bd. 81.

- Kampff C., Ueber die Entstehung von Overtönen. Sep.-Abdruck aus den Annalen der Physik und Chemie. 1904. Bd. 37.
- Török A. von, Ueber die Yoga oder sog. Fakire in der Milienmannsstellung zu Budapest. Corr.-Bl. d. d. Ges. 1904. 49.

II. Ethnologie.

1. Lehrbücher.

- Achulla Th., Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. 9. 1896. Ferd. Eckh. Stuttgart. Das vorerwähnte Buch des verstorbenen Verfassers will man erschöpfendes Einblick in die Geschichte der Völkerkunde eröffnen, um daraus ihrer Aufgabe begrifflich zu nähern: eine empirische Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins zu geben.
- Hellwald F. von, Die Erde und ihre Völker, 4. Auflage bearbeitet von Dr. W. Uhle. Deutsche Verlagsanstalt Union Stuttgart.

2. Assamereripische Völker.

- Andree Kich., Amerikanische Phallanderstellungen. Z.E.V. 1895. 675.
- Boss Fr., Die Entwicklung der Mythologie der Indianer der nordpazifischen Küste Amerikas. Z.E.V. 1896. 497. Sehr

wichtige inhaltliche Uebersicht über die Sagen der verschiedenen Nationen und Götter.

- Brockel O. E. von, Melike und seine kolonialen Verhältnisse. Casseler Tagblatt und Anzeiger Nr. 194-196. 1895. Z.E.V. 1895. 149.

- Probenius Leo V., Ein Motiv des Goldraubes. Z.E.V. 1895. 425.

- Joost W., Japanische Usterlieder aus Papier. Z.E.V. 1895. 465.

- Kellmann J., Pflanz und Pflanzen aus Alt-Mexiko in der ethnographischen Sammlung der Universität Basel. Mittheilungen aus der ethnographischen Sammlung. Usterlied. I. 43.

- Levachoff F. von, Zur Ethnographie der Miaty-Land. Leiden 1895. 107ers. Arch. f. Ethnogr.

- Meiste C., Linguistische Beobachtungen aus antiken und mittleren Kongo. Festschrift der deutschen anthropologischen Gesellschaft zur XXVI. allgemeinen Versammlung so Cassel gewidmet von der Redaktion. Cassel. 1895. 19.

- Meyer H., Muschelbühnen (Cassak) und Urstrand bei Laguna (Brasilien). Sonder-Abdruck aus Globus Bd. LXIX.

- Neumann O., Meine Reisen in Central- und Ostafrika. Geographische Anstalt. 1896. 28.

- Neumann O., Meine Reisen in Central- und Ostafrika. Geographische Anstalt. 1896. 28.

- Ottowitsch P., Grabbe W., Ueber die Musikinstrumente der Kavalieren. Z.E.V. 1895. 418. Abbildungen.

- Pelle W., Land, Leute und Lebensgewohnheiten auf Sonatra. Geographische Rundschau 1895.

- Philipp R. A., Sonntag, Ein peruanisches Theophas von Trujillo mit einer Abbildung des Gottes des Windes. Z.E.V. 1892. 394.

- Riedl J. G. F., Vermuthliche Poppe-Typen auf Sorang (Ceram) und fern. Gegen K. Martini; nach Virchow gebildet die Bewohner von Ceram auch nach in ethnologisches Malaien.

- Sartori P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

- Schedel P., Die Site der Namensänderung. Sonder-Abdruck aus Nord und Süd. 1895. 28.

4. Europäische Völker- und Völkerkunde.

- Barthele M., Zwei hemelkorn-wort Arten des Thuringen in Bienen und der Heringskorn. Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin vom 16. October 1893.

- Haldhäuser aus Berlin. Aus den Verhandlungen der Berliner naturf. Gesellschaft. Sitzung vom 18. October 1895.

- Birkel K., Drei aus endrücke Sitze in der Niederlande. Niederlande mittheilungen 1895. I. 221.

- Bryhl J., Die Site der Namensänderung. Mittheilungen und Uebersicht aus bayrischen Volkskunde. I. Jgk. Nr. 4. 1895.

- Ehrstreich P., Reise durch die iberische Halbinsel. Z.E.V. 1896. 40.

- Friedl E., Ueber den Donnerberg oder Heas-born. Sep.-Abdruck aus „Brandenburg“. Monatsblatt der „Gesellschaft für Heimatkunde“. 1896.

- Herdbeck W., Volksaberglaube und Volkstümlichkeiten. S. 13-47 in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde der Hasegasse. 1896.

- Hausen Adolf, Die vor der Volkskunde in Böhmen. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Dialecten in Böhmen. XXXIV. 181.

- Häfler M., Der Wechselball. Beitrag aus der Volkskunde. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1896. Sep.

- Kobell W., Die Ethnographie Europas. Bericht über die Sechsmontags ethnographische Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1895. 18.

- Kühnel P., Die slavischen Orts- und Flurnamen der Oberlausitz. (Fortsetzung) Neues Lausitzisches Magazin. 1895. LXXI. 241.

Laugel W. Chr., Land und Leute an der Schwalm. Festw. der deutschen Anthropol. Gesellschaft für XXVI, allgemeinen Versammlung in Cassel, erdkennt von der Kridenstadt Cassel. 1892. 20.

Lilje E., Volkstümliche und volkstümlicher Cultus in Bosnien und der Herzegovina. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. 1896. IV, 401.

Lehmann-Filbs Marg., Eine altindische Thingstätte. Z.E.V. 1895. 429.

Mikkola J., Beziehungen zwischen dem westnordischen und dem slawischen Sprachstamm.

O. E. Swah über Mandatforschung in der Schule. Mittheilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde. I. Jahrgang. Nr. 8. 1895.

Schmidt Val., Geschichte von der Strittschär deutschen Sprachlied in Böhmen, Mittheilung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. X. 300.

Schmidkonst J., Der Dachsbaum. Mittheilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde. I. Jahrgang. Nr. 2.

Schulz F., Der erste Jungling (Volksage). Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. 1895. IX, 97.

— Der spökende Schläfer (Volksage). Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. 1895. IX, 97.

Schwartz W., Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Kogewurm in Norddeutschland nach ihrem landschaftlichen Gruppenzuge. Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 1894.

Siehe E., Abkch von Bedeutung der Ornamente des Catalaer Krems. Niederösterreichische Mittheilungen 1895. IV, 211.

Treichel A., Volkthümliches aus der Flanzgewerk besonders für Westpreußen. Sep.-Abdruck aus der allgemeinen Monatschrift. XXXII.

— Knechtel im Ermalnde. Sep.-Abdr. aus „Am Dr-Quell“. VI, 12.

Wirkungen des Madrotes 1894.

— Inselthümliches Gehöck in Westpreußen. Z.E.V. 1893. 478.

— Inselthümliches an Holzkörnen. 481.

Trakulka C., Die Thürweng bei den Katholiken Bosnien und der Herzegovina. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. IV, 493.

— Die ägyptische Basen (Volkskade). Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. 1896. IV, 579.

Virchow, Heroldensaal der Glasian-Hochschule in alter Zeit. Z.E.V. 1893. 384.

Hausforschung.

Eibl J., Charakteristik der Salzburger Basenröhmer. Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XXV, 80.

Meitzen August, Das nordische und das algerische Haus. Sep.-Abdr. aus: Meitzen A., Wanderungen, Ahaun und Agrarrecht der Völkcr Europas südlich der Alpen. Abth. I. Siedlung und Agrarrecht der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. 2 Hefte. 1. Heft. 16 Bögen mit 50 Abbildungen. I. Band. Anlagen von 41 Bögen mit 178 Abbildungen und einem Atlas in gleichem Format mit 125 Karten und Zeichnungen.

Schleicherberg Willibald von, Reita. Ein Basenhaus im Büchelberger Ländchen. Mit 10 Abbildungen. Mittheil. der sächs. Ges. in Wien. XXVI, 1596.

III. Urgeschichte.

1. Allgemeines.

Schwarz P., Das Alter der Menschengeschichte. Freiburg im Breisgau. 1894.

Waltjer J., Über die Anlage in der Erdgeschichte. 1900.

2. Mittheilungen und Mittheilungsbücher.

Fraser E., Die Hohlenhöhlen auf dem Heberg bei Spaldingon. Fundberichte aus Schwaben. III, 18. 1898.

Friedel R., Ueber den Non-Plutzer Schieferfund aus des sogenannten Menschens. Sep.-Abdr. aus den Monatsblatt der „Landesburgia“ vom September 1895.

Hefinger A., Resultate geologischer Untersuchungen prähistorischer Artefakte in der Schwabengau. Sep.-Abdr. aus dem Deutschesche der Schw. Naturf. Ges. XXXV.

Kartzeles N., Ein von Menschen verarbeitete Mammoth. Cor.-Bl. d. d. G. 1894. 31.

Kirkella F., Ver und während der Diluvialzeit im Rhein-Mittel-Rhein. Bericht über die Besonderegeologie anstehende Geologie in Frankfurt. H. 1893. 17.

Müller M. O., Vermischtes fossiles Menschengehen. Z.E.V. 1894. 528.

Meyer K., Zwei kretöse Fossilien des Karates in Steiermarken. Lateral. Sonder-Abdr. aus „Globe“. LXIX. 1893. 628.

Schlosser M., Hohlenstudien und Ausgrabungen bei Volberg in der Oberpfalz. Cor.-Bl. d. d. G. 1894. 14.

Cor.-Blatt d. deutsch. A. 6.

— Eine zweite Trichterhöhle bei Volberg. Münch. Neueste Nachrichten. Nr. 47. 1893.

Schwarz J., Die Steinzeit. Cor.-Bl. des Philisteriums der kath. bayerischen Studentenvereine „Kathol.“ 1892. 13.

Regelmann C., Ueber Vergleichendes und Bergförmigen am südlichen Schwarzwalde. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. 1893. 185.

Virchow-Makowsky Brian, Aus Mammothknochen geschaltene Idole aus Bräna. Z.E.V. 1890. 700. Abbildung.

3. Neolithische Periode.

a. Allgemeines.

Reichmann C., Ein Fundstück der oberen Steinzeit. Mittheilungen des Anthrop. Vereines in Schleswig-Holstein. 1. Heft. I. 1896.

Rachels, Vorgeschiehtliche Ueberrast auf der Nordspitze von Bornholm. Z.E.V. 1894. 698. Science-Wechsungen. Felsenzeichnungen.

Kirmis M., Die erste Jadedit-Art in Schleswig-Holstein. Mittheilungen des Anthrop. Vereines in Schleswig-Holstein. 3. Heft. 8. 1894.

Kell, Worma. Ein neolithisches Grabfeld bei Worma. Z.E.V. 1894. 1. Abbildung.

— Ein neolithisches Grabfeld bei Worma. Z.E.V. 1893. 760.

— Das neolithische Grabfeld in Worma. Kölnische Zeitung. Nr. 150. 1894.

Lozier L., Knochentafel der Pfahlbau-Funde am Bodensee 1893. Fundberichte aus Schwaben. Zeitschrift 1893. III, 29.

Platz, Vasa, Fundstücke für Siro-Alterthümer in Fläking auf Rügen. Cor.-Bl. der deutschen Gesellschaft f. Anthrop., Ethnogr. u. Urgesch. XXVII, 1894.

Schömann H., Doppelfund von Steinplättchen aus der Umgegend des Randenthal (Pommern) mit Z.E.V. 1895. 303. Fast 50 Meter lange durchbohrene Pfeile.

Selzer K., Amerikanische Steinbeile mit Schälungen. Z.E.V. 1893. 131. Abbildungen.

Virchow, Verkommen von Schwach und südliches Meeresschale in neolithischen Gräbern. Z.E.V. 1893. 791.

Virchow und Martin-Stockheim, Geschliffene ägyptische Feuersteine.

Virchow, Feuerstein-Industrie in Albanien. Z.E.V. 1895. 718.

— Pulverte Steinbeil vom Kloster Seben in Tirol. Z.E.V. 1893. 324.

Voss A., Jadedit-Hell aus Flensburg. Z.E.V. 1893. 704.

Voss A. und Schmidt-Göbel, Steinzeit-Fund auf der Feldmark Metzdorf, Kr. Westphal. Taf. VIII, Z.E.V. 1893. 607.

Weissner-Prag und Schrötter-Zürich, Eine neolithische Anstellung oberhalb Klau-Caronak a. d. Elbe. Z.E.V. 1896. 653. Ein Topf mit mehreren Löchern Getreide gefüllt; Emmer, Triticum durum, darunter einige Körner Weizen, gute Abbildung 698. Dazu ein Bericht des Herrn Prof. Dr. Schrötter-Zürich.

— Weissner-Prag, Einiges über Steinbeile mit Kellen in Böhmen. Z.E.V. 1895. 478. Dazu Zeichnungen-Erfort 693.

— Weissner-Prag, Neolithische Schneckenschalen und Anstöße aus Böhmen. Z.E.V. 1895. 322. Zahn-Nachschmager e. a.

b. Berichten.

Neeltig F., Das Verkommen von Hiram (ägyptische Herakles) und dessen Verarbeitung. Sonder-Abdr. aus „Globe“. LXIX.

Virchow K., Bearbeiter Basen aus Glasian (Bosnien). Z.E.V. 1890. 424. Helm, Unterweg des Herakles, so ist bestimmt wahrer Herakles, welcher nicht in Bosnien vorkommt, vielleicht von der Ost- oder Nordost-Küste. Dazu Olshausen, Verkommen von Basen in Russland nach Waibel (200) in der Nähe von Kew.

c. Weitere Einlage in Thunfisch-Ornamente.

Jäger F., Ein prähistorischer Fund von Cimpoescu. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft. Anzeiger. Sitzung vom 20. Januar 1905.

Virchow K., Prähistorisches Thunfisch von Cimpoescu bei Madrid, dass Olshausen oder weiss Einlage in den Ornamenten desselben. Z.E.V. 1901. Gyps oder Achat.

Olshausen, Die weiss Füllmasse in Euristoren prähistorischer Thunfische. Z.E.V. 1893. 482. Nach O's Untersuchung ist dies weiss Knäufchen des Adernschiffes.

Olshausen, kohlensaures Kalk, kristallines Kalk und erdig, a. Th. vielleicht Kreide; dann schwefelhafter Kalk (Spitz, Spalten, Argonne; Phosphor; sehr weißlich); gelblicher Kalk-Glimmer und noch Härte; das gleiche, welches bei Bronzen vielfach als Zierornate verfertigt Ornamente dient, bei einem Scherben aus Amant und einem andern aus dem Regierung-Bereich Potsdam.

Dazu Virchow, er hat die Interpretation der Thunfische aus der ersten Stadt von Hissariß kristallines kohlensaures Kalk gefunden; er heißt ihn für paläolithischen Marmor. 3. Alter. Gölber und Schödel H.

Ötzer A., Mit weissner Mass angelegter Scherben von Adersleben. Z.E.V. 1895. 435. Das spanische Thunfisch, welches

nach Voss dem fast durch ganz Europa sporadisch verbreiteten „bronzetypen Typus“ angehört, besitzt gewisse Inkonsistenzen der tiefen Umgründung. Die Tafelglasvasen, welche sich reichlich oberhalb der Fläche der Gefäßwandung erhoben. Nach Virchow von Oberfläche handeln so sich in Märgströmung aus nachträglichem Aufhassen durch Aufgucken des eisernen Kalks, des weissen Phosphors, des weissen Glases (eisenhaltiger Kalk). Der von Götzke vorgetragene Aushülsen, welcher die gleiche „Aufgucken“ der weissen Phosphors, gebildet der Hand-Keramik, und zwar dem nördlichen Löss-Gravelle derselben, deren schillerndes Pulver bis jetzt enthält, für Thüringens jüngster Altertum der ostdeutschen Periode.

4. Prähistorische Metallperioden.

a. Allgemeines.

Helm O. Chemische Untersuchung einiger Metall-Legierungen aus der altsächsischen Fundstätte von Tordoch in Nienburg. Z. E. V. 1905. 419. Teilweise viel Antimon enthaltend.

Helm O. Chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Metall-Legierungen aus Siebenbürgen und Westpreußen. Z. E. V. 1905. 385. Tabellarische Zusammenstellung 367.

b. Untersuchungen.

Altmeister Karl, Archäologische Untersuchungen in Braunschw. Z. E. V. 1905. 358.

Hells, Wendsche Wobegruben in Mecklenburg. Z. E. V. 1905. 10.

Reis A. Grabhügel der Hallstatt-Periode bei Ziesingen. Jahrbuch der hist. Ver. in Württemberg. 1905. 371. 25. Jährbericht des hist. Ver. in Württemberg im Jahre 1904. Prähistorische Beilage 1905.

Röhlski J., Zur Ornamentik der Villanova-Periode. Fortschritt der deut. Arch. u. Ver. in Wien. Nr. XXVI. allgemeinen Vereinigung in Cassel, gewidmet von der Kreisverwaltung Cassel 1905. 99.

Rüttcher H., Neue vorgeschichtliche Funde von Zaukel und Dabau. Niederösterreich. Mittheilungen. 1905. IV. 143.

Röntgen G. B., Dolmen im südlichen Holstein. Corr.-Bl. d. d. G. 1905. 160.

Sauer Herm., Mäthle-Fundstätte im Alterthümer. Z. E. V. 1905. 443. Runderlei, Grabhügel von Wühlersdorf, doppelbekannte Ergr., Abbild. 527.

Carlhaus K., Die Wallgräber des Saarländes. Rheinisch-Westfälischer Zeitsch. Nr. 347. 1905.

Treyer J., Die „Hügel“ bei Hedden. Verhandlungen der hist. Ver. in Württemberg. 1905. XXXVII. 208.

Palste K. und Badar R., Die keltischen Hüden in Graubünden. Oberösterreich. Archiv für vaterländische Geschichte. XXXIX. 251.

Volk E., Schackelfeld auf der Marinikirche, Thüringen. Z. E. V. 1905. 327. Uder Uster.

Platz E., Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasberg im Jahre 1903. Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bismarck und der Herzogentum 1904.

— Die prähistorische Anstellung auf dem Deibelhof bei Saragyn. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bismarck und der Herzogentum 1904. IV. 38.

— Über einige Wallburgen im nordwestlichen Bismarck. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bismarck und der Herzogentum 1904. IV. 35.

Götze A., 1) Geschlossen von Sulin. Kreis Neustadt, Westpreußen. 2) Hügelgräber bei Sedlitz. Kreis West-Prignitz. Z. E. V. 1905. 74.

Hahn E., Über den heiligen Wagen. Z. E. V. 1905. 312.

Heringer, Anthropologische von der Vulkan-Halbinsel. Corr.-Bl. d. d. G. 1905. 24.

Haynes Moris, Untersuchungen über die Hallstätter Kultur. Kreis A. F. A. 1905. XXIII. 191.

— Ein Wert über prähistorische Archäologie. Sonder-Abdruck 400 „Glossen“, LXVIII.

— Über eine Fabel aus Meckl. mit Milk. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bismarck und der Herzogentum. IV. 393.

Jentsch H., Das Gräberfeld bei Sandersdorf im Kreise Guben und die Sage Germanen von der Siebenbürgen. 1905.

Jentsch, Vorgeschichtliche Funde aus dem Gubener Kreise. Z. E. V. 1905. 2. 1) Gubener mit Ornamenten der Steinzeit. 2) Kupferhülle an einem Urmessing. 3) Funde aus der jüngeren La-Tène-Zeit.

Kemke H., Das Messerschwert von Aitamp. Sep.-Abdruck aus den Sitzungsberichten des Physikalisch-Ekonomischen Gesellschaft zu Königsberg. F. Pr. XXXVI. Jahrg.

Kochler-Popp, Zur Beurteilung der Bildwerke aus altsächsischer Zeit. A. F. A. 1905. XXIV. 145.

Körner C., Drauzendorf H. und Hottner F., Zur rheinischen Gräberkunde. Rheinische Geschichtsbilder. 1905. II. Jahrgang. 122.

reiches Bayern. I. Abschitt. Urgeschichte und Kriegerhöflichkeit bis zum Antritt der Bajuwaren. Mit 1 Karte. München 1893. Z. E. V. 177.

Koehnle G., Welche Völker gehören die Naabmaler La-Täne-Funda? Corr.-Bl. d. d. G. 1905. 95.

Ludels H., Eine altsächsische Kulturstätte bei Büdingen, Sep.-Abdruck aus dem XXIII. Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. Münster I. V. 1905.

Lewcowski, Vorgeschichtliche Funde im Kreise Wanggründe im Jahre 1904. Zeitschrift des Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. 1905. X. 127.

Lehmann-Filfus Marg., 1) Jüdische Gräber aus der Vorzeit. 2) Zwei slawische Handschellen. Z. E. V. 1904. 39. E. Lehmann-Nitsche, Ein Kupferböll von Cajanen. Z. E. V. 1905. 369.

Lissauer, Baumrinne von Gießen. Z. E. V. 1905. 678.

Malin C., Die Knochenschicht in der Ursteinhöhle bei Dürkheim a. d. Rh. Corr.-Bl. d. d. G. 1905. 36.

Manstsch, Die Bronzezeit in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. XXVII. 14. 1906.

Mostof J., Fund archaischer Münzen. Mittheilungen des anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein. 9. Heft. 1904.

— Bezugsverhältnisse mit Ägäischen Darstellungen. Mittheilungen des anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein. 9. Heft. 1904. (Münche).

Manstsch, Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. XXVII. 14. 1906.

Pistor J., Hans Braden von Hamburg und sein Knochenschicht der deutschen Anthropol. Gesellschaft zur XXVI. all-gemeinen Versammlung zu Cassel. 1905.

Popp K., Wallgräber, Burgwälle und Schanzen in Oberbayern. Oberbayerns Archiv für vaterländische Geschichte. XXXIX. 101.

Reber R., Gewirb, Vorhistorische Sculpturen. Denkmäler im Cassino Wall, Schweiz. III. Bericht. Arch. A. 1905. XXV. 67.

Reber R., Die rhythischen Altsteinalter im mittleren Europa. I. u. II. Erg. 1906. 1.

Reber R., Ausgrabungen in Partekochen. Monatschrift des historischen Vereins von Oberbayern. IV. 105.

Reber R., Über neue Grabhügel bei Neuses, Oa. Mergentheim. Fundberichte aus Schwaben. Zeitschrift des 8. Jahresberichts der Räte an der Univ. des schwäbischen Kreis in Heilbronn. 1905. VI. 129.

Reber R., Ein Knochenschicht aus der Völkerwanderungszeit. Mittheilungen der anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein. 9. Heft. 14.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Über eine Ursteinhöhle bei Horet. Aus den Verhandlungen der hist. Ver. in Württemberg. 1905. 208.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

Reber R., Die Knochenschicht in der Höheburg im Lauterthale im Jahre 1905. Corr.-Bl. d. d. G. 32.

- Ritterling E. Kömische Mäusen aus Wiesbaden und Umgegend im Alterthums-Museum Wiesbaden. Annalen des Vereins für vaterländische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. XXVIII. 186. Wiesbaden.
- Quilling E. Zwei Gemäuselände römischer Mäusen aus Heidenheim. Eberlin. 516.
- Schuster J. Beschreibung der Römertrassen von Augsburg nach Tullheim und Wörthheim. Zeitschrift des Hist. Vereins für Schwaben und Neuburg. 1894. XXI. 163.
- Beschreibung der Römertrassen von Augsburg nach Kronbach. Zeitschrift des Hist. Vereins für Schwaben und Neuburg. 1893. XXII. 119.
- Sitt G. Aus dem Stuttgarter Lapidarium. Fundberichte aus Schwaben. III. 1894.
- Sklar H. E. Über die Wieser beschrifteten Münzen. Z. E. V. 1885. 467. Des Alam-Gemmen ähnliche röhre Zeichnung.
- Welf G. Tafel- und Ziegelstempel der Brücken und verwandten Zeit aus dem unteren Maingebirge. Annalen des Vereins für vaterländische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 1905. XXVII. 59.
- W. F. Die Ausgrabungen in Pfalz. Sammelblatt des Hist. Vereins Eichstätt. 1894. IX. 21.

Nachträge.

- E. Fründel. Pflanzengeographisches aus Padua. Naturwiss. Wochenchrift. Berlin. Bd. XI. 1904. Nr. 8.
- A. Götz. Thüringer Wallburgen. Z. E. V. 1904. 113.
- Eine Feuertempelstätte. Z. E. V. 1904. 118.
- J. Hantsch. Neueste Studien über die Kupferzeit. Z. E. 1898. 36-41.
- F. W. Lanckau. Das Hühenkreuz in Afrika. Z. E. V. 1904. 135.
- Defekte des Oxytempus an künstlich deformierten Schädeln von Farnesen. Hess. Taf. III. Z. E. V. 1894. 68.
- I. 8 trepanierte Schädel von Trensire. 3 Schädel mit Narben in der Nagna-Gegend.
- Prof. Marchand. Die Marburg in Hessen. Ueber einen neuen Fall von Microcephalie hohen Grades. Mittheilg. d. Ges. d. Nat. Wissensch. Naturwissenschaften zu Marburg. Nr. 2. Juni 1904. 43.
- Martin K. Ziele und Methoden einer Rassenkunde der Schweiz. Separatdruck aus dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde. Bd. I. Hft. I. S. 10. 16. Zürich 1904.
- F. Sack. Hühneraug. Westermanns Monatshefte der Moral. Neurolog. Centralblatt 1904. Nr. 15.
- C. K. Die, Der Einfluss der Hohenbeschaffenheit auf den Bau der menschlichen Zähne. Separatdruck.
- K. Sittel. Die Anschauungsmethoden in der Alterthumsforschung. Götting 1904.
- S. B. Die „Bismarckdenkmal“ Alma Julia Wisnack. Beilage zur Neuen bayerischen Landeszeitung. Würzburg 1904. Nr. 150.

Der Vorsitzende:

Meine verehrten Anwesenden! Ich glaube, dass ich im Namen der Gesellschaft dem Herrn Generalsecretär ganz besonderen Dank aussprechen darf. Ich will hinzufügen, dass ich mich verpflichtet fühle, auch in meinem Namen zu danken, da er meiner so freundlich gedacht hat. Er hat nun seit Jahren daran gewöhnt, dass wir nicht notwendigerweise Alles im Original lesen müssen, da wir ein ganz zuverlässiges und correctes Urtheil in seinen Berichten bekommen. Für viele Mitglieder ist es an sich unmöglich, die Originale zu lesen, weil sie ihnen überhaupt gar nicht vor Augen kommen; zudem leben manche von ihnen in einer Welt, die sich mit anderen Dingen beschäftigt, als mit dem, was wir treiben, und sie erhalten nur gelegentlich Kenntnis davon. Das wird wesentlich durch den Herrn Generalsecretär vermittelt; die vielen Mitglieder, die in Deutschland zerstreut leben, empfangen wesentlich durch ihn Mittheilung von dem, was geschieht. Ich hoffe, dass er noch recht lange diese Thätigkeit fortsetzen wird. Er verdient eine mehr hervorragende

Position, als er sie im Augenblick äusserlich einnimmt; denn das darf ich wohl hervorheben, dass der Generalsecretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft ungefähr gerade soviel Werth hat, wie seiner Zeit der Generalsecretär der Pariser Gesellschaft, der verstorbene Broca, der eigentlich die Gesellschaft war. Auch unser Generalsecretär hat uns in Händen, er macht unsere Geschichte, und wir sind nur die getreuen Acteure, die zur Erscheinung bringen, was er geplant hat. Auf alle Fälle danken wir ihm herzlich für die ansehnlich treue, durchaus wissenschaftliche Methode, mit der er seine Jahresberichte fortgeführt hat. (Beifall.)

Wir haben nunmehr unsern anderen werthen Beamten, den Herrn Schatzmeister zu hören, der uns über die wunderbaren Resultate seiner Thätigkeit (Heiterkeit) Bericht erstatten wird.

Herr Oberlehrer J. Weismann, Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters:

Hochzuverehrende Versammlung! Mit nicht geringerer Freude trete auch ich vor Sie, um Ihnen hier im alterwürdigen Speier über den finanziellen Theil unserer Gesellschaft den 27. Jahresbericht in Kürze zu erstatten.

Auch ich hin mit Ihnen der überaus freundlichen Einladung, die uns voriges Jahr von hier aus von so hoher Seite geworden ist, mit dem alten Rufe: „Auf nach Speier“ um so lieber gefolgt, als es seit Jahren schon allgemeiner Wunsch gewesen ist, unsern Anthropolingentag auch einmal in der schönen Pfalz, in dem geschichtlich so reichen Speier zu halten. Ist Speier auch keine Weltstadt geworden, so ist es doch eine der reichsten Städte Deutschlands an hochbedeutsamen, unvergesslichen geschichtlichen Erinnerungen einer grossen Zeit, und die Anthropologen haben nach allen Richtungen hin hier in der schönen Pfalz ein grosses und fruchtbares Feld für ihre verschiedenen Forschungsaufgaben.

Und nicht nur das alte Speier ist seiner ehrenvollen Tradition durch die verschiedensten oft so belagerten werthen Wechselfälle geschichtlicher Entwicklung treu geblieben, nein, auch die ganze liebliche, so reich gesegnete Pfalz, dieser Garten Deutschlands, steht nach allen Richtungen hin nicht nur auf der Höhe der Zeit, sondern dürfte in mancher Beziehung als musterartig bezeichnet werden.

Einer so geistig gehobenen Bevölkerung kann es daher auch nicht an dem nöthigen Interesse für die Bestrebungen der Anthropologie fehlen, und diese so sehr berechtigte Voraussetzung hat

die deutschen Anthropologen auch heuer in die Pfalz geführt, um dem dortigen Boden für ihre Sache neue Nahrung in anregender Weise zuzuführen, fest hoffend, es werde sich der Kreis um die verdienstvollen Forscher, die unsere Sache bisher als unermüdete Pioniere hierorts so erfolgreich vertreten haben, erheblich erweitern, damit die grossen anthropologischen Schätze, die unsere schöne Pfalz noch birgt, mehr und mehr gehoben werden.

Mit diesem lebhaften Wunsche lade ich Sie ein, an der Hand des zur Vertheilung gelangten Kassaberichtes demselben etwas näher zu treten.

Erfreulich ist es für mich, Ihnen sagen zu können, dass wir uns auch im verflossenen Jahre tapfer gehalten und unsern bisherigen Stand an Mitgliedern behauptet haben. Es ist dies um so anerkennenswerth, als gar viele unserer Mitglieder lediglich des Interesses an der Sache wegen uns treu bleiben, wenn sie auch isolirt von grösseren wohl organisirten Localvereinen, wie wir deren viele haben, leben und von dort her keinerlei Anregung haben können. — Immerhin aber muss ich alljährlich wieder mit der dringenden Bitte vor Sie treten, es möge doch ein jeder von uns nicht ermüden, für die Anthropologie nach besten Kräften zu wirken. Gilt es doch nicht nur, die entstehenden Lücken, die uns der unerhittliche Sensesmann und andere nicht zu vermeidende Verhältnisse schlagen, wieder auszufüllen, sondern auch neue Mitarbeiter uns zuzuführen, damit die Deutsche Anthropologische Gesellschaft ihren hohen Ruf als wissenschaftliche Gesellschaft auch ferner bewahre und die verdienstvollen Gründer derselben sich noch viele Jahre ihrer vor 27 Jahren gelegten Saat erfreuen mögen. — Den treuen Freunden, die wir leider nicht mehr in unserer Mitte sehen, darf ich wohl in Ihrem Namen ein freundliches dankbares Gedanken in die stille Gruft nachrufen! Die Kassaverhältnisse gestalten sich in Einnahmen und Ausgaben, wie schon gesagt, recht befriedigend.

Wir traten mit einem Kassarest von 728,56 \mathcal{M} in das abgelaufene Rechnungsjahr ein; hatten an Zinsen 560 \mathcal{M} , an rückständigen Beiträgen 672 \mathcal{M} , an Jahresbeiträgen von 1657 Mitgliedern à 3 \mathcal{M} , an 4971 \mathcal{M} , an abgegebenen Berichten 2,50 \mathcal{M} , von Herrn Vieweg 152,88 \mathcal{M} und als Nachtrag vom Wiener Verein zu den Druckkosten des Correspondenzblattes 300 \mathcal{M} , sodass den um 500 \mathcal{M} vermehrten Rest aus dem Vorjahre zu 11593,54 \mathcal{M} = 18980,48 \mathcal{M} .

Unter den Ausgabeposten erscheinen die Druckkosten für das Correspondenzblatt Dank dem sparsamen Sinne unseres Herrn Generalsecretärs dies

Jahr bedeutend geringer, als in den Vorjahren, was auf den günstigen Gesamtabchluss von grossem Einflusse war.

Wir konnten unseren Etatsverpflichtungen vollständig gerecht werden, konnten den Reserverfond erheblich bedenken und sind mit einem Kassarest von 1372,14 \mathcal{M} in das neue Rechnungsjahr 1896/97 eingetreten.

Herzlichen Dank daher allen den opferfreudigen treuen Mitarbeitern auf diesem Gebiete mit der Bitte, uns auch ferner in gleicher Weise zur Seite stehen zu wollen.

Bitte nun den Rechnungsausschuss zu ernennen und die Rechnung prüft zu lassen.

Kassabericht pro 1895/96.

Einnahme

1. Kassavortrag von voriger Rechnung	1.478 54 \mathcal{M}
2. An Zinsen eingien aus	560 —
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres	672 —
4. An Jahresbeiträgen von 1657 Mitgliedern à 3 \mathcal{M}	4971 —
5. Für besond. u. ausserordentliche Berichte und Correspondenzblätter	2 50
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes	152 88
7. Beitrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Drucke des Imschreiber Jahresberichtes	300 —
8. Rest aus dem Vorjahre 1894/95, welcher bereits verfügt (siehe Ausgabe)	11593 54
Zusammen:	18980 48 \mathcal{M}

Ausgabe

1. Verwaltungskosten	997 80 \mathcal{M}
2. Druck des Correspondenzblattes	5000 30
3. Redaktionen des Correspondenzblattes	800 —
4. Zu Händen des Schatzmeisters	300 —
5. Zu Händen des Schatzmeisters	300 —
6. Für Körpermessungen (aus dem Dispositionen fond)	145 —
7. Für Ausgrabungen in der Pfalz erhielt Herr Dr. Möllig	115 —
8. Für Ausgrabungen bei Driburg worden verausgabt	20 40
9. Die Fr. Lina'sche Buchhandlung erhielt pro 1893 und 1894	30 —
10. Für den Steuergrophan	315 —
11. Der Verordnungsrichter erhielt	65 —
12. Zu Himmelsbach Riffert & Co. Konstanztadt	5 00
13. Für eine Akten-Stollage wurde verausgabt	25 —
14. Für Steuergrogramme, Neujahrsgeleider für die Briefträger	20 —
15. Dem Münchener Lokal-Verein zur Herausgabe seiner Vereinszeitschrift „Beiträge“	300 —
16. Dem Würtemberger Verein zur Förderung seiner Vereinszeitschrift	300 —
17. Für die prähistorische Karte	4245 40
18. Für die statistisches Erhebungen	600 —
19. Für den Reserverfond	1372 14
20. Barz in Kass.	1872 14
Zusammen:	18980 48 \mathcal{M}

A. Kapital-Vermögen

Als „Pionier Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar

a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Q Nr. 1846	100 — \mathcal{M}
b) 2 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Da Nr. 5786	200 —
c) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. R Nr. 22197	200 —
d) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. W Nr. 33335	200 —
e) 4 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. X Nr. 33687	100 —
f) 4% konsolidirte kgl. preuss. Staatsanleihe L. F. Nr. 182296	200 —

Hierzu das Dr. Voigtel'sche Legat mit 1000 M und zwar:

a) 47 ^{tes} Plaubrief des Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40129	M 500 — 5
b) 47 ^{tes} Plaubrief des Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40128	" 500 — —
c) 17 ^{tes} Plaubrief des Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 49723	" 500 — —
d) 17 ^{tes} Plaubrief des Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 49680	" 500 — —
l) Reiseverlohn	" 2000 — —
Zusammen:	M 6000 — 5

B. Bestand.

a) Beaz in Kassa	M 1872 14 5
b) Biese die für die statistischen Erhebungen und die präk. Karte bei Merck, Fink & Co. deposited	" 11000 54 "
Zusammen:	M 12872 68 5

C. Verfügbare Summe für 1894/95.

1. Jahresbeitrag von 1700 Mitgliedern à 3 M	M 5100 — 5
2. Beaz in Kassa	" 1872 14 5
Zusammen:	M 6472 14 5

Der in der 8. Sitzung angenommene Etat lautet:

Etat pro 1894/95.

1. Jahresbeitrag von 1700 Mitgliedern à 3 M	M 5100 — 5
2. An Rückständigen Beiträgen	" 300 — —
3. An Zinsen	" 500 — —
4. Beaz in Kassa	" 1872 14 5
Summa:	M 7372 14 5

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten	M 1000 — 5
2. Druck des Correspondenz-Blattes	" 2500 — —
3. Reliquien des Correspondenz-Blattes	" 200 — —
4. An Handen des Generalsekretärs	" 800 — —
5. An Handen des Schatzmeisters	" 200 — —
6. Für den Dispositionsfond des Generalsekretärs	" 100 — —
7. Für Ausgabungen in Schwaben	" 100 — —
8. Für Ausgabungen in der Pfalz	" 150 — —
9. Für den Sterographen	" 300 — —
10. Für die Herausgabe der „Münchener Beiträge“	" 800 — —
11. Dem Wirtensbergischen Verein	" 300 — —
12. Für die prähistorische Karte	" 300 — —
13. Für die statistischen Erhebungen	" 300 — —
14. Für diverse unvorhergesehene Ausgäbe	" 823 14 "
Summa:	M 7272 14 5

Der Vorsitzende:

Wir haben die Aufgabe, drei Mitglieder als Revisoren zu ernennen. Die Herren werden untereinander freundlich verkehren und ohne Parteilichkeit fungieren. Genannt sind Herr Professor Dr. Harster, Herr Oberstaatsrath Dr. Kathe und Herr Hauptmann Seyler aus München. Sied die Herren herbei, die Pflichten zu übernehmen, die damit verbunden sind? Es scheint der Fall zu sein, da sie nicht dagegen protestieren. Nun werden die drei Herren ersucht, sich mit Herrn Weissmann in Verbindung zu setzen, um übermergen Bericht zu erstatten.

Herr Local-Geschäftsführer Gymnasial-Beoeter Olshenslager:

Von der Redaction der ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn erhalte ich hier einen Brief, worin mir eine Anzahl Exemplare der ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn angezeigt wird, bezüglich deren ich ersucht werde, sie an diejenigen Mitglieder abzugeben, die sich für die Sache interessieren, und zwar gegen Unterschrift, damit von der Redaction nicht mehr an dieselben Mitglieder Sachen verschickt zu werden brauchen. Die Sendung ist noch nicht eingetroffen, ich werde mir gestatten, sobald sie hier angelangt ist, eine neue Mittheilung zu machen, und bitte dann die Herren, welche die Sache entgegennehmen wollen, gültig durch Unterschrift zu bezeugen, dass sie erhalten haben.

(Schluss der I. Sitzung.)

Zweite Sitzung.

Inhalt: Ranke legt das neue Werk von R. Andree, Braunschweiger Volkskunde vor. — Virchow: Zeitdauer der Vorträge. — Harster: Ueber römische Besiehungen der Pfalz zu Italien. Dazu: Mehlis, Virchow. Olshenslager. — Ferd. Freiherr von Audrian: Ueber Wortberglauben. — Furtwängler: Das Monument von Adonklina in der Dobruzscha. (Kundban Kaiser Trojans mit Troplie nach den dakischen Kriegen). — Kohl: Ein neolithisches Gräberfeld bei Werma. Dazu J. Ranke: v. Haxthausens Neolithische Funde im Spessart; Wagner, Virchow: Burgwall bei Burg im Spreewald. — Seyler: Beziehungen des römischen Limes zum Vorgelände. Dazu Olshenslager, Seiler, Mehlis.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung um 10 1/4 Uhr.

Der Generalsekretär Herr Prof. Dr. J. Ranke legt das unerschriebene Werk:

Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn, 1896. Mit 6 farbigen Tafeln und 80 Abbildungen, Plänen und Karten. 8°. S. XIV. 385 mit folgende Werten vor:

Von Seite der Verlagsbehandlung Vieweg & Sohn in Braunschweig wurde mir gestern ein

Exemplar eines so eben erschienenen Buches zugewendet, auf welches ich mit besondrer Freude die Versammlung aufmerksam machen möchte. Es ist ein Werk unseres hochverehrten Freundes Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde. Es ist dies wieder eine ebenso stilistisch vollendete und allgemein interessante wie wissenschaftlich in höchstem Maasse treue und erschöpfende Arbeit, wie wir sie von Andree zu bekommen gewohnt sind. Die berühmte Verlagshandlung hat das Buch in schönster Weise angesetzt, so dass man es schon von vorn herein mit Vergnügen

in die Hand nimmt. Niemand wird es aber ohne das Gefühl angenehmer und gründlicher Belehrung aus der Hand legen. Andree hat hier die verschiedenen Zweige der Volkskunde in sehr eingehender Weise und systematisch geordnet vorgeführt. Jeder, der sich für die Volkskunde unseres Vaterlandes interessiert, jeder, welcher hier Studien machen will oder nur allgemeine Belehrung sucht, wird in dem prächtigen Bueh seine Rechnung finden. Es sei gestattet wenigstens Einiges aus dem reichen Inhalt anzuführen: Das Werk beginnt mit einer topographischen Skizze des Gebietes, dann folgt zunächst Vorgeschichtliches, dann die Darstellung der deutschen Stämme, welche vor Alters auf dem Boden hausten und im bald kriegerischen bald friedlichem Weltkampfe sich bewegten: Cherusker, Langobarden, Sachsen, Thüringer, Franken. Hieran reist sich eine Schilderung der anthropologischen Verhältnisse der Bevölkerung, Farbe der Haare, Haut und Augen; dann Sprachliches, die Oker als Dialektgrenze, Einwirkung der Reformation auf die niederdeutsche Sprache u. A. In eingehender Weise sind die Orts- und Flurnamen behandelt, dann die Siedelungen und Bevölkerungsschichten, Dörfer und Häuser, das ganze Leben der Bauern, Spinnstube, Haus- und Feldgeräthe, Kleidung und Schmuck; Geburt, Hochzeit, Tod; das Jahr und die Feste; Geisteswelt und mythische Erscheinungen; Aberglauben, Wetterregeln, Volksmedizin; Volksdichtung. Zum Schluss: die Spuren der Wenden. — Ich darf das Buch Ihrem warmen Interesse empfehlen, es liegt zur Einsicht auf dem Tische des Hauses.

Der Vorsitzende:

Wir kommen zu unserer Wissenschaftlichen Tagesordnung.

Ich will daran erinnern, um nicht nachher etwa der Parteilichkeit beschuldigt zu werden, dass nach unseren Bestimmungen dem Vortragenden nur 20 Minuten zur Verfügung gestellt sind, und dass ich als Vorsitzender die Verpflichtung habe, auf die Einhaltung dieser 20 Minuten zu sehen.

Herr Prof. Dr. Harster:

Ueber vorrömische Beziehungen der Pfalz mit Italien.

In meiner Begrüßungsrede habe ich mir erlaubt, auf die anthropologische Bedeutung unserer Gegenden, wie sie sich in den prähistorischen Funden unseres Museums darstellt, hinzuweisen und die Frage aufs Neue zur Prüfung zu empfehlen, auf welchen Wegen eine Anzahl dem pfälzischen Boden entstammender Objekte, über deren fremdländischen Ursprung kaum ein Zweifel sein kann, zu uns an den Mittelrhein gelangte.

Die Zeit lebt noch in Aller Erinnerung, als besonders skandinavische und englische Forscher den antechthonen Charakter der ja allerdings in diesen Ländern besonders glänzend entwickelten Bronzezeitkultur behaupteten und die unglengbaren Analogien in anderen Gegenden mit dem Hinweis auf die allgemeine Verwandtschaft aller zur indogermantischen Rasse gehörigen Völker zu erklären versuchten, während eine andere archaische Schule, die ihren beredtesten Vertreter in L. Lindenschmit fand, nahezu alle diesseits der Alpen gefundenen Erzarbeiten für etruskischen Import erklärte und nur die allerrohesten, als stümperhafte Nachahmungen sich charakterisierenden Erzeugnisse für einheimisches Fabrikat gelten liess. Die Wissenschaft, wie sie sich inzwischen weiter entwickelt hat, gibt, soviel ich sehe, keiner der beiden extremen Auffassungen unbedingt Recht: sie glaubt nicht, dass der menschliche Geist überall von selbst auf die nämlichen Erfindungen nicht bloss, sondern auch auf die nämlichen Formen und Verzierungsweisen bei Herstellung von Waffen, Werkzeugen, Geräthen, Schmuckgegenständen gekommen sei, ebensowenig aber, dass die etruskischen Fabriken im Stande gewesen seien, den Bedarf aller nördlich der Alpen wohnenden Völker nicht bloss an Prachtgeräthen, sondern auch an Gegenständen des täglichen Gebrauchs zu decken. Vielmehr ist die Wissenschaft unserer Tage, je weiter sich ihr Beobachtungsgebiet ausgedehnt hat und je massenhafter ihr aus allen Welttheilen, aus Sibirien, wie aus Neu Guinea, aus dem Innern Afrikas, wie aus Mexiko und Peru fortwährend neues Material zuströmt, um so fester überzeugt worden von der Einheit des ganzen Menschengeschlechtes und von dem Zusammenhange aller menschlichen Cultur-entwicklung, in der jeder an einem Punkte gemachte Fortschritt nur ein Glied einer unendlichen Kette bildet, jede Einzelerfindung zur Ursache vieler neuer Erfindungen wird, die früher oder später allen zu nützen bestimmt sind. Nach dieser echt wissenschaftlichen Auffassung, die sich ebenso fernhält von Ueberschätzung, wie von Geringschätzung des eigenen Volkstumes, gehört es zu den Aufgaben der prähistorischen Forschung, den Handelswegen nachzuspüren, welche die entferntesten und auf den verschiedensten Stufen der Geistesentwicklung stehenden Völker in Zeiten miteinander verbunden, aus denen wir nur selten klassische Zeugnisse wie das bekannte des Diodor und Strabo über den Transport des Zinns von den britischen Inseln quer durch Gallien nach der Rhonemündung besitzen. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass der von Osten nach Westen gerichtete Zug der europaischen Völkerbewegung, den wir in historischer

Zeit wahrnehmen und als die Ursache der heftigen ethnographischen Schichtungsverhältnisse unseres Erdtheiles kennen, bereits in der Urzeit sich wirksam erwies, und dass die ersten menschlichen Bewohner des Rheinthaales aus dem fernen Osten, die Donau anwärts ziehend, in unsere Gegenden gelangten. Jede folgende Welle dieser Jahrtausende hindurch aus Innerasien nach Europa sich ergießenden Völkerfluth brachte aus dem Orient, wo besonders in Mesopotamien schon in frühester Zeit eine, wie durch riesige Baeksteinbauten, so durch geschickte Metallbearbeitung ausgezeichnete Cultur sich entwickelt hatte, neue Kenntnisse, neue Künste und Fertigkeiten mit und trug zu dem manchmal mit überraschender Schnelligkeit sich vollziehenden Uebergängen von der Stein- zur Bronze-, von der Bronze- zur Eisenzeit und innerhalb jedes dieser Zeitalter von einer Stufe zur andern bei. Aber neben diesen wohl vorwiegend kriegerischen Veränderungen der damaligen Karte Europas gingen bereits frühzeitig Handelsverbindungen einher, vermöge deren, wenn auch nicht, wie früher angenommen wurde, die prachtvollen Steinbeile aus Nephrit und Jadeit von Centralasien aus in die Pfahlbauten der Schweizer Seen, so doch emailirte Glasperlen aus dem Nillande in die nordischen Gräber gelangten, wie andererseits Bernsteinperlen von der baltischen Küste in die der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. angehörigen Königsgrüfte von Mykenä, die Schliemann aufgedeckt hat. Für diese Handelsbeziehungen, die ursprünglich wohl weniger auf dem Wege directen Verkehrs als des Weitergebens von Hand zu Hand sich entwickelten, kamen vor Allem die Küsten von Kleinasien und Syrien, deren Hüfen die Stapelplätze für die Erzeugnisse der umliegenden Culturländer zwischen Euphrat und Tigris bildeten, in Betracht, in zweiter Linie Aegypten, während als Durchgangsgebiet für diesen ost-westlich gerichteten Handel besonders Ungarn eine wichtige Stellung einnahm. Auch die Rheingegenden wurden zweifellos von dieser Strömung noch berührt, aber sehr bald schon begegnete derselben hier eine andere, die, von Süden nach Norden verlaufend, durch das Rheinthal den skandinavischen Norden mit den Mittelmeerländern verband. Ihren Ausgang hatte diese Verkehrsströmung, die im Vergleich mit jener anderen wohl als die jüngere zu betrachten ist, der Hauptsache auch in denselben Gegenden, nämlich in den Ländern um das östliche Becken des Mittelmeeres, unter denen ungefähr seit Beginn des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung besonders Griechenland hervortritt. Andererseits wissen wir, dass in Oberitalien Etrusker und Illyrier, dank ihren theils

aus dem Morgenlande mitgebrachten Kenntnissen, theils neu von dort empfangenen Anregungen etwa seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert einen erstaunlichen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hatten, und würden auch ohne das Zeugnis der Funde vermuthen, dass diese technisch so hoch entwickelte Cultur einen weitreichenden Einfluss auf die den Alpen zunächst wohnenden nördlichen Völker ausgeübt habe.

Diese Zeugnisse liegen aber gerade aus den mittelhessischen Landschaften in grosser Zahl vor, und zu den beweiskräftigsten gehören neben den Funden von Weiskirchheu an der Saar, Schwarzenbach im Birkenfeldischen, Waldalgesheim in der preussischen Rheinprovinz, Armsheim in Rheinhessen und dem berühmten Grabfund von Klein-Aspergle bei Ludwigshurg besonders unsere „etruskischen“ Funde, wie wir sie zusammenfassend bezeichnen wollen, die auch Lindenschmit in seiner Polemik als Hauptbeweismaterial verwendet hat. Es lässt sich ja auch füglich nicht bezweifeln, dass beispielsweise der Dürkheimer Dreifuss etruskische Fabrikat sei, da in der Nekropole von Vulei über ein Dutzend vollständiger Exemplare ausgegraben worden sind, von denen einige fast Zug um Zug dem unserigen entsprechen, und ebenso leuchtet auf den ersten Blick die fremdländische Herkunft ein bei dem mit jenem Prachtstück zusammengefundenen goldenen Stirnreif und dem gleichfalls goldenen Armring, bei der zum Rodenbacher Funde gehörigen grossen Broncefeldflasche, den flachen Bronzebecken, der Schnabelkanne mit palmettengeschmücktem Henkelansatz, dem bemalten anteritalischen Thonbecher, dem an assyrische Vorbilder erinnernden goldenen Armreif u. s. w. Auch der Verfertiger der Bronzeräder von Haasloch oder des goldenen Hutes von Schifferstadt, der, obwohl beinahe vor unseren Thoren gefunden, doch — leider, dürfen wir von loesepatriotischen Standpunkte aus sagen — seinen Weg in das bayerische Nationalmuseum in München gefunden hat, wird eher am Euphrat oder Tigris als am Rheine gewohnt haben.

Wie aber kamen diese fremdartigen Gebilde an den deutschen Strom, der dieses Prädikat allerdings damals noch nicht verdiente? Hoernes in seiner epochemachenden Urgeschichte des Menschen S. 643 denkt an die weitansgreifenden und siegreichen Heerzüge der Kelten, die Gräber, die sie erbrachen, die Heiligthümer, welche sie plünderten, den Tribut, welchen ihnen sarchtame Könige gezwungen oder „freiwillig“ darbrachten. Aber auf Stübeke wie eben den goldenen Hut von Schifferstadt, der auf Bronceketten ruhend gefunden wurde, oder auf den Dürkheimer Dreifuss, der,

wie Helbig versichert, dem 5. Jahrhundert v. Chr. angehört — den in einem Taunus bei Châtillon (Dept. Côte-d'Or) angegrabenen archaischen Dreifuss mit Broncekeßel, womit das bekannte am Henkel mit Greifenprotomen geschmückte lüneburgische Broncegefäß zu vergleichen ist, setzt Usdat in das 6., wenn nicht in den Ausgang des 7. Jahrhunderts — trafe doch die von Hoernes geäußerte Vermuthung keinenfalls zu, und nicht für wahrscheinlicher wird man es halten, dass der thöcnerne Kantharos des Rodenhacher Fundes als Beutestück gallischer Schaaren aus Unteritalien in den Westrich gekommen sei. Ich glaube, dass so hochalterthümliche und dabei zum Theil so greenbliche Gegenstände nur vermöge eines wohlorganisirten Handelsverkehrs auf so weite Entfernungen über Meere und Länder gelangen konnten; denn darin würden wir wohl fehlgehen, wenn wir alle diese fremdländischen Erzeugnisse ausschliesslich auf etruskischen Ursprung zurückführen wollten, während aller Wahrscheinlichkeit nach manches auf phönizischer bezw. karthagischer Einfuhr beruht.

Dass für die Handelsbeziehungen unserer Gegenden wie des ganzen nordwestlichen Europas mit Griechenland und den weiter östlich gelegenen Ländern die alte phökäische Pflanzstadt Massalia die Eingangspforte gebildet hat, von wo die Waaren das Thal der Rhone und Saone aufwärts gingen und, etwa der Richtung des heute Rhein und Rhone verbindenden Kanals folgend, den Oberrhein erreichten, ist nie bezweifelt worden, ebensowenig, dass auch ein Theil des italischen und speciell des etruskischen Importes auf diesem Wege zu uns gelangt ist. Daneben hat man aber von jeher auch eine ausgiebige Benützung der Alpenstrassen bereits in vorgeschichtlicher Zeit, namentlich der über den grossen St. Bernhard nach der Westschweiz und dem Rheintal wie der über die Bündner Pässe nach der Ostschweiz und dem Bodensee führenden angenommen, während in neuerer Zeit v. Duhn diesem Verkehr bis zur römischen Kaiserzeit nur eine beschränkte locale, keine gewissermassen internationale Bedeutung zugestehen will. Nach dieser Anschauung, die überhaupt den italischen und besonders den etruskischen Einfluss auf die vorgeschichtliche Entwicklung der Länder diesseits der Alpen ziemlich gering veranschlagt, wären auch die zweifellos etruskischen Funde rheinischer Grabhügel nicht auf dem directen Weg über die Alpen sondern als Rückfracht massaliotischer Schiffe, die den etruskischen Broncewerkstätten das britische Zinn zuführten, zu uns gelangt. Ohne selbstverständlich die Bedeutung der alten

von der Rhone zum Rhein führenden Handelsstrasse im mindesten anzweifeln zu wollen, glaube ich doch, dass der Zusammenhang der Kultur-entwicklung am Nord- und am Südfuss der Alpen nach Anweis der Funde in den Schweizer Pfahlbauten wie in den Terramararen der Poebene, in dem Graberfeld von Hallstatt wie in den vorzeitlichen Begräbnisstätten der Romagna ein so enger gewesen ist, und dass für so viele Typen schweizerischer und süddeutscher Funde die Vorbilder oder doch Seitenstücke in italischen Fundgegenständen vorliegen, dass, um diese Übereinstimmung zu erklären, der indirecte Verkehr über Massalia nicht ausreicht, vielmehr eine uralte directe Verbindung über die, wie v. Duhn selbst gesteht, von jeher gangbaren und begangenen Alpenpässe angenommen werden muss. Allerdings hat dieser urzeitliche Verkehr weniger sichtbare Spuren als der ausser Vergleich intensivere der römischen Kaiserzeit oder des Mittelalters auf den von ihm benutzten Strassen zurückgelassen: wir erkennen seine Leitmotive nicht bloss in Funden wie dem berühmten Bronzerelief von Grächwyl im Kanton Bern, das noch dem 6. Jahrhundert v. Chr. angehört, nicht bloss in den Kannen, Cisten, Dreifüssen u. s. w. aus den Gräbern der Hallstattperiode, sondern auch in gewissen nördlich der Alpen wiederkehrenden italischen Formen von Schwertern und besonders von Fibeln wie der sog. Schlangenfibel, welche Tischler für eine italische Erfindung erklärt, die aber nördlich der Alpen zahlreiche Modifikationen erfahren habe. Nach Höernes ist sie in Oberitalien, dann von Bonnicen aus durch ganz Mitteleuropa bis nach Frankreich verbreitet, und zwar kommt der Typus schon in den Gräbern der dem 9. oder 10. vorchristlichen Jahrhundert angehörigen Villanovagruppe vor.

Doch welche Strassen auch der vorweltliche Handel bevorzugt haben mag, ob die bequemerem aber auf Umwegen ihr Ziel erreichenden Wasserstrassen, oder die kürzeren, aber beswerlicheren Gehirgstrassen: jedenfalls beweisen Funde wie die unsrigen in Verbindung mit ähnlichen an anderen Orten zum Vorschein gekommenen den engen Zusammenhang, der schon um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr., d. h. zu einer Zeit, in der nach der landläufigen Ansicht unsere Gegenden, wenn überhaupt schon bewohnt, noch von der Nacht tiefster Barbarei bedeckt waren, zwischen ihnen und den unter orientalischem Einfluss bereits auf eine hohe Kulturstufe gelangten Mittelmeerländern, namentlich der uns zunächst gelegenen apenninischen Halbinsel bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

October 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. n. 5. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen
anthropologischen Gesellschaft in Speier

vom 3. bis 7. August 1896.

mit Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

(II. Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Dr. C. Mehlis-Neustadt a. H.:

Herr Prof. Dahn von Heidelberg bat in einer, wenn ich mich recht erinnere, vor zwei Jahren erschienenen Publikation in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“ zu der vom Herrn Vorredner besprochenen Frage besonders auf den Dürkheimer Dreifuss Rücksicht genommen, und ich habe mir ebenfalls erlaubt, zu dieser Frage Stellung zu nehmen (vgl. „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ XII. Abt.), wie bereits der Herr Vorredner Ihnen mitgetheilt bat. Wenn ein solches seltenes Stück wie der Dürkheimer Dreifuss nur als Rückfracht der Massilioten zu betrachten wäre, so wäre es doch sehr seltsam, dass zur ein solcher Dreifuss zu uns an den Rhein gelangt ist, und zwar ein Stück, das meines Wissens nur ein geneses Pendant bat. Schon aus diesem Grunde glaube ich, dass die Ansicht Dahns zurückzuweisen ist. Allein, hohe Versamm-

lung, es sind noch andere Gründe hervorzuheben. Es gibt eine Reihe von Momenten, welche uns an einen sehr langen, ausgedehnten Landverkehr zwischen den Gipfeln der Alpen und dem Rheinlande zu denken erlauben. Das ist vor allem die grosse Aehnlichkeit, welche einzelne mittelbronzenische, bezw. pfälzische Bronzefunde mit den Pfahlbauenden der westlichen Schweiz besitzen. Ich erlaube mir, in dieser Beziehung besonders auf die im biesigen Museum befindlichen Bronzehügelufunde von Eppstein zu verweisen, welche eine auffallende Uebereinstimmung mit den Bronzezeitfunden der Westschweiz (Bieler See, Genfer See) besitzen. Es kann diese genaue Uebereinstimmung der Formen nicht zufällig sein, und es liegt der Rückschluss sehr nahe, dass gerade so wie in der Bronzezeit und vielleicht schon in der Steinzeit der Landverkehr von den Höhen der Schweizer Gehirge bis zu uns herab ins Mittelrheinland von jeher entwickelt war, so derselbe

sich fortgesetzt hat bis in die etruskische Zeit und weiter hinauf in die römische, ebenso durchs Mittelalter bis herab in unsere Zeit, herab bis zur Durchbohrung der Alpen im Gottthardtunnel. Eine gewisse „Opportunität“ in der Beibehaltung der Handelswege lässt sich ebenso sicher nachweisen wie bei der Beibehaltung der Befestigungsweisen. Ich glaube, schon aus diesem Gesichtspunkte kann man die Ansicht des Herrn Dr. Harster bekräftigen finden, dass jedenfalls der Landhandel an erster Stelle zu sehen ist, und dass der weitere Bahnen einschlingende Seehandel erst in zweiter Linie zu berücksichtigen sein wird.

Herr R. Virchow:

Es würde allerdings sehr wünschenswerth sein, wenn die Untersuchungen, um die es sich hier handelt, zunächst sich nicht auf die Wege bezügen, die werden sich nachher schon finden, sondern auf die Feststellung der Objecte, und zwar nach den beiden Richtungen hin: einmal müsste man feststellen die Form, das andermaal die Mischung, die Zusammensetzung. In Bezug auf die letztere ist im Ganzen sehr wenig gethan worden; ich darf bei dieser Gelegenheit vielleicht darauf hinweisen, dass fast alle Versuche, die in neuerer Zeit an verschiedenen Orten gemacht worden sind, um auf chemischem Wege die Mischung der Objecte zu ermitteln, zu sehr erfolgreichen Resultaten geführt haben, viel mehr, als man ursprünglich erwarten konnte. Dazu gehört aber, dass die Museumsvorstände sich entschlossen, gelegentlich einmal ein werthvolles Object zu opfern. Mögen sie bedenken, dass die genaue Kenntniss einer Sache mehr werth ist, als der blosser Besitz eines Stückes, was man vielleicht schon als ein fragmentirtes aus der Erde herausgenommen hat. Eine solche Kenntniss wäre auch für die Frage der Kunstformen ausserordentlich wichtig, da wenigstens für diejenigen, die sich mehr mit dem Studium dieser Dinge beschäftigen, auch solche Formen, die vielleicht nicht gerade auf der Höhe der Kunstbildung stehen, die aber eine besondere Eigentümlichkeit haben, von grossem Werthe sind. Ich will an eine Gefässform erinnern, die hier gerade in anagezeichneter Weise vertreten ist, ich meine die viel besprochene Schnabelkanne. Sie ist ja an sich kein Kunstwerk ersten Ranges; aber es ist nicht zu glauben, dass beliebige Leute an verschiedenen Orten darauf verfallen sein sollten, gerade diese Schnabelkanne zu erfinden, und es gibt zu denken, dass sie immer wieder in Bronze, also in werthvollem Material hergestellt worden ist und dass man dieselbe Schnabelkanne bis in den hohen Norden, bis nach Ostdeutschland verfolgen

kann; das sind Thatsachen, die den Import über allen Zweifel sicher stellen. Dass man an vielen Orten solche Gefässe aus Thon gemacht hätte, könnte ich mir vorstellen, aber dass man sie ohne bestimmte Tradition aus Bronze gemacht und immer genau in denselben Formen denselben Guss hergestellt haben sollte, das halte ich für eine Unmöglichkeit. Wenn man für eine gewisse Art solcher Geräthe die südlichen Vorbilder findet, so hat das natürlich grossen Werth. Wir haben aber leider nicht einmal so vollständige Abbildungen dieser Sachen, wie es wünschenswerth wäre. ☞

Da heute gerade Herr Bürgermeister Nessel aus Hagenau wieder unter uns sich befindet, so möchte ich daran erinern, dass die Beschreibung seiner schönen Sammlung immer noch nicht erschienen ist. Gerade in seiner Sammlung befindet sich eine Reihe von Objecten, die meiner Meinung nach für die deutsche Archäologie von der höchsten Bedeutung sind. In dieser Beziehung habe ich schon wiederholt hingewiesen auf einen Bronze-gürtel, auf welchem kleine menschliche Figuren eingepresst sind, die genau übereinstimmen mit Mustern, die auf Thongefässen von Bologna sich befinden. Die Herren hier scheinen Rücksicht darauf zu nehmen, dass von Osten, insbesondere von alten Noricum her, eine grössere Zahl entscheidender Einflüsse ausgegangen sei. Ich selber habe mir viele Mühe gegeben, für gewisse Perioden solche Einflüsse nachzuweisen, aber es scheint mir, dass je mehr Funde in Steiermark, Krain und den Nachbargebieten gemacht werden, umso mehr Merkmale einer einheimischen Kunstübung hervortreten. Wenn wir uns also nicht entschliessen wollen, sämtliche norischen Kunstgegenstände als importirte zu behandeln, so werden wir die Möglichkeit zulassen müssen, dass ohne Uebersteigerung der Alpen aus den ostalpinen Gegenden wichtige Culturzweige bis zu uns eingedrungen sind. Ich wollte das nur kurz erwähnen, um Sie zu bitten, die Probleme etwas schärfer zu stellen, und die Untersuchung der Objecte, die in unmittelbare Beziehung zu einander gesetzt werden können, in mehr objectiver Weise durchzuführen.

Herr Gymnasialrektor Ohlenschläger:

Ich kann mich nur ganz den Worten des ebenhörtten Herrn Vorredners anschliessen. Es werden diese Bestrebungen aber nur dann fruchtbringend und durchgreifend sein, wenn wir, wo möglich, von allen Sammlungen, den deutschen sowohl als denen der Nachbarländer, ganz genaue Fundverzeichnisse haben. Ich selbst habe mich bemüht, für ganz Bayern, auch für die Pfalz ein derartiges Fundverzeichniss herzustellen. Das grosse Hindernis

niss dabei ist, dass die Verzeichnisse der einzelnen Sammlungen unvollständig sind und dass deren Publikation in der Regel eine Geldsumme erfordert, welcher die Mittel der einzelnen Vereine meist nicht gewachsen sind. Es müssten den Einzelbeschreibungen gute, zuverlässige Abbildungen beigegeben werden, und nach Fertigstellung dieses Familienbuchs sorgfältige Register angefügt werden, in denen der Forscher über jede Erscheinung Rath erholen kann z. B. über das Vorkommen von Dolmen, Armringen u. s. w. und ebenso ein genaues Verzeichniss der Fundorte, der Fundart und der Stoffe u. s. w. dieser Gegenstände, dass man imstande ist, auf Grund der dem Verzeichniss beigegebenen Abbildungen Form, Gestalt, unter Umständen auch die Zusammensetzung genau zu erkennen. Wenn es möglich wäre, nur unsere deutschen Sammlungen wenigstens einmal so durchzuarbeiten, so hätten die Deutschen einen gerade so grossen Vorsprung vor den Nachbarn, wie es bei dem Corpus inscriptionum der Fall war, das für die römische Geschichte so unendlich wichtig wurde.

Herr Ferd. Freiherr von Andriau:

Ueber Wortaberglauben.

Die Erforschung des Seelenlebens der menschlichen Collectivgruppen beruht in erster Linie auf der Beobachtung und kritischen Beschreibung aller Aeusserungen und Thätigkeiten der einzelnen Völker. Eine notwendige Erweiterung der wissenschaftlichen Betrachtung liegt in der Vergleichung und Anbahnung der genetischen Verhältnisse der beobachteten Thatsachen und ihrer Wechselbeziehungen. Diese Arbeit fällt der Ethnologie zu, der jüngsten Erfahrungswissenschaft, deren fruchtbarer Einfluss bereits selbst auch in Disciplinen offenkundig wird, welche die ethnologische Beleuchtungsweise früher abgelehnt hatten. Das Orbeiniss dieses raschen Erfolges liegt weniger in der noch sehr unvollkommenen Methode, als in dem thatsächlich neueroberten Gebiete der Ethnologie, welches, um mit Post zu reden, den allgemeinen menschlichen Bestand, das psychische Gemeingut des Genus homo sapiens umfasst. Das Bedürfniss, die höheren ethnischen Differenzirungen befriedigend zu beurtheilen, drängt jene Disciplinen unanfechtbar zur entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung. Wie aber das Verständniss der höheren Thierwelt aus einer intensiven Beobachtung der niederen Formen hervorgegangen ist, bildet jede tiefere Einsicht in den geistigen Besitz hoher Culturstufen abhängig von dem Erfassen der universellen Gedankenwelt niederer Ordnung. Einen der schlagendsten Belege hiefür liefert

der bisher unter dem Begriff „Aberglauben“ zusammengefasst Complex von Meinungen und Handlungen. Er ist als krankhafter Auswuchs des menschlichen Intellekts aufgefasst worden, oder als Degeneration höherer Vorstellungen, als eine Art Gegenglaube, der neben den höheren Culturerscheinungen einbergeht. Ein wichtiger Fortschritt knüpft sich an Tylor's Deutung desselben als Ueberlebel aus primitiven Geisteszuständen. Allein alle diese Definitionen treffen im besten Falle nur Theilgebiete des Aberglaubens. Zur erschöpfenden Beurtheilung desselben reicht auch Tylor's Definition nicht aus. Die ethnologische Gedankenstatistik beleuchtet eine bei fast unbegrenzter formaler Abänderungsfähigkeit inhaltliche Gleichwerthigkeit dieser Vorstellungen in Zeit und Raum. Man muss daher im Animismus einen integrierenden Bestandtheil des menschlichen Seelenlebens, eine psychische Grundanlage erblicken, welche rein empirisch aufgefunden worden ist.

Erst in der allerneuesten Zeit ist die Psychologie, in schrittweiser Annäherung an die naturwissenschaftliche Betrachtung, diesen Dingen näher getreten. Prof. Jerusalem hat den Urtheilsact vom psychologisch-genetischen Standpunkt aus untersucht. Nach seiner Auffassung wird durch die Urtheilsfunction der Vorstellungsinhalt derart geformt, dass derselbe als ein Ding erscheint, welches aus sich selbst heraus eine bestimmte Thätigkeit entfaltet. Wir können ursprünglich gar nicht anders denken und urtheilen, als anthropomorphisch. Wenn auf primitiven Geistesstufen Form und Inhalt der Urtheile zusammengeworfen werden, beruht offenbar jede höhere Geistesentwicklung auf der Sprengung jener durch Urtheilsform und Sprache dem Urtheilsvermögen auferlegten Fesseln, was bekanntlich niemals ganz gelingt. Benennt man mit Prof. Mach¹⁾ die primitivsten Erkenntnissacte als instinctive Kenntniss, so wird man sicherlich den Animismus, welcher jede Causalität auf die Thätigkeit von Seelengeistern zurückführt, in dieselben einreihen müssen. Kein Ethnologe wird sich besitzen, den Anspruch des berühmten Physikers zu unterschreiben, dass gerade diese ersten Erkenntnissacte die stärkste Grundlage des wissenschaftlichen Denkens gebildet haben.

Unsre Aufgabe wird darin bestehen, der psychologischen Forschung, welche von diesem vielversprechenden Anlaufe ausgehend, einen langen Weg zur Verfolgung des Seelenlebens in seinen unzähligen Abzweigungen zurückzulegen hätte, durch Sammlung und Sichtung des Materials vor-

¹⁾ Mach, D. ökon. Natur der phys. Forsch. Popul. wiss. Vorles. 207.

zuarbeiten. Andererseits dürfen wir erwarten, dass die Vortheile einer Vergleichung von lebenskräftigen und unverwundlichen Vorstellungen, welche in reichster Fülle greifbar vorliegen, nicht länger unbenutzt hiehlen werden, wenn es sich darum handelt, die Anregungen der Aussenwelt auf die menschliche Geistesentwicklung etwas schärfer zu beurtheilen, was ja bekanntlich von verschiedenster Seite gegenwärtig versucht wird.³⁾

Nach primitiver Anschauung ist der durch Willensimpulse bewegte menschliche Körper eine besetzte Kraftquelle, an deren Wirkungen alle Körperteile ihren Antheil haben. Blut, Speichel, Knochen, Haare, Nägel, alle Handtheile u. s. w. spielen daher eine hervorragende Rolle im Zauberwesen aller Völker und zwar nicht bloss in ihrer Verbindung mit dem Gesamtorganismus, sondern auch als abgetrennte Theile während des Lebens und nach dem Tode. Noch grössere Kraft schreibt man gewissen Ausstrahlungen individueller Gemüthszustände zu, wie dem „bösen Blick“, dem ein segnender heilsamer und reinigender Blick gegenübersteht.⁴⁾ Gleiche Wirkungen übt das „Beschreiben“, das „Segnen“ aus. Zwischen den Wirkungen des Auges und der menschlichen Stimme wird kein grosser Unterschied gemacht. So kann, nach der Ansicht der Wotjaken, Albanesen, Bosniaken, Spaniolen, ein Kind beschrien (herufen) werden, wenn man dasselbe mit feindlichem Auge, ja sogar wenn man es unabsichtlich betrachtet.⁵⁾

Dies führt uns zu dem kräftigsten und überall angewendeten Mittel, durch welches die Persönlichkeit Macht gegenüber der Aussenwelt auszuüben sucht, zum gesprochenen Wort. Die Zauberei heisst auch schlechtweg „Ansprecherin“ (Grimm). Der Erfolg steht im geraden Verhältnisse zur Energie des Ansprechens, welche nicht selten durch Uebung und Errogungsmittel gesteigert wird. Dazu tritt aber ein weiteres wichtiges Moment. Das einmal ausgesprochene Wort behält seine Wirksamkeit für spätere Fälle bei. Es gibt Glück und Unglück bringende Worte. Besonders kräftig wirken sie bei einer Anordnung in bestimmten Rhythmen, Gleichklängen, gebundenen Formen. Von solchen Worten, sie mögen gesungen oder geflüstert werden, werden ganz reale Wirkungen in physischem und psychischem Sinne erwartet. Nach

³⁾ Vgl. die vielen Schriften von Max Müller. Treffender formulirt diese Probleme Bruchmann in den Psych. Stud. zur Sprachgesch. 22.

⁴⁾ Oldenberg, *Rel. d. Veda* 502.

⁵⁾ Ursprung IV, 91. Pisko, *Gebr. b. d. Geburt u. Behandl. d. Nengeborenen b. d. Albanesen*. *Mitth. Anthr. Ges. Wien*, XXVI, 146. Den bösen Blick kann man weglegen, ibid.

dem Mimāṅsā Aphorism des Jaimini I, 1. 18—23 gehört der „Klang“ zu den ewigen Dingen. er bestand vom Beginn (der Dinge) (Monier Williams *Relig. Thought in India*. Part. I, 197).

Die Angekoks der Einwohner von Angmagalik vergleichen ihre magischen Formeln mit luftgefüllten Därmen; sie werden durch Verkauf von einer Generation an die andere übertragen. Doch wird betont, dass sie besonders bei der ersten Verwendung wirken, sich dagegen allmählich abschwächen; man soll sie daher nur in äusserster Noth oder bei deren Uebergabe an andere gebrauchen.⁶⁾

Bekanntlich ist die ganze altnordische Dichtung von dem Glauben an die magische Wirkung der Lieder durchtränkt.⁷⁾ Der mittelhochdeutsche Dichter Freidank singt:

krät, steine und wort
diu hänt an kreften grözen hort.⁸⁾

Man kann mit dem Wort einen Mann durch eine Schlange bethören lassen, einem Schwert die Fähigkeit zu verletzen, einem glühenden Eisen seine versengende Wirkung abnehmen; man kann durch das Wort einen Baum ohne Werkzeuge fällen, oder einen Berg aufschliessen. Das wissen aber auch z. B. die Zulus und Polynesier. Nur öffnet sich bei den Ersteren der Fels nicht auf das Wort von Kindern, wohl aber auf das der Schwaben.⁹⁾ Noch ansführlicher wird über die Kraft der Sprüche gehandelt in den älteren Quellen, den Sprüchen Hara (Hóramó) 145—162 im Grógladr 5—16. Weitere Parallelen bieten die Zaubersprüche des Atharvaveda,¹⁰⁾ jene der Finnen, Thebaner, der europäischen Völker. Man kann sogar ein Hemd anmurmeln, bis es sich aufrichtet, herumspringt und sich wieder legt. Daraus wird die Krankheit des Besitzers beurtheilt.¹¹⁾ Nach allgemeiner Vorstellung kann man mit dem blossen Wort Jemanden „verwünschen“ (verfluchen), verhexen,¹²⁾ und zwar nicht bloss mit bösen, sondern auch mit schmeichelnden Worten, welche von missgünstiger Gesinnung begleitet sind. Die

⁶⁾ G. Holm, *Ethnologisk Skizze af Angmagalikkerne* Resumé X, 875.

⁷⁾ Paul Grond's *germ. Philologia* I, 6, 1196 f.

⁸⁾ Freidank, *Ed. Sandrov* 111, 6.

⁹⁾ Freidank 67. Grimm, *D. Myth.* III, 863 ff. Callaway, *Narsery tales of Zulu 140* (Rock of hat Untanjambili). Vgl. den Fenerymythos auf Samoa.

¹⁰⁾ Turner, *Nineteen years in Polynesia*, 252 f.

¹¹⁾ Kuhn's *Zeitschr. f. vergl. Sprachf.* XIII, 49 ff.

¹²⁾ Eitn. medic. maulaffe 269 bei Grimm, *D. Myth.* III, 864.

¹³⁾ Vgl. Zingerte, *Sitten d. Tiroler Volks* 69 oder Lusa, *Sitten u. Gebr. d. hent. Aegypter*. II, 66.

Folgen dieser Einwirkungen bestehen in einer angestauten Menge von Widrigkeiten. Die Macht des menschlichen Worts erstreckt sich aber bekanntlich auch auf Thiere und Pflanzen.¹²⁾

Der Ausgangspunkt für die dem Wortüberleben zu Grunde liegenden Vorstellungen liegt offenbar in der suggestiven Gewalt, welche das Wort als unmittelbarer Ausfluss menschlichen Willens auf andere Wesen ausübt. Man sucht die Geister durch befehlende, hitzende, schmeichelnde, hüthende Formeln zu beeinflussen. Die in den Zauberformeln häufig enthaltene Erzählung eines Vorgangs, den man herbeizuführen wünscht, soll als „Berufung“, als Anregung wirken für den dabei hilflosen Geist, oder als Abwehr von gegnerischen bösen Mächten. Die Bedeutung eines Wortes kann somit zur Signatur werden für die in demselben verborgenen spezifischen Kräfte, welche in dessen Beziehungen zur Geisterwelt wurzeln. Solche Worte müssen dann vermieden werden. So verwenden die Hamuleu zur Bezeichnung des Siedens der Milch nicht das sonst übliche Wort kypyt, sondern bojit. Man vermeidet das erstere Wort, weil es auch „zanken“ bedeutet, und dessen Verwendung ein gegenseitiges Hassen der Kühe herbeiführen würde.¹³⁾

In den meisten Fällen kommt es dagegen gar nicht auf den Sinn der Zauberworte an. Den Zauberrern der Bewohner von Angmagsalik ist die Bedeutung der einzelnen Worte ihrer Formeln unbekannt.¹⁴⁾ Die Sprache der von den Schamanen der Chorokees verwendeten Zauberformeln ist voll von archaischen und figürlichen Wendungen, von welchen die meisten dem Volke, ja selbst dem Schamanen unverständlich sind.¹⁵⁾ Manche indische Aborigener halten die ihnen unverständlichen Sanskritgebete für weit wirksamer als ihre eigenen.¹⁶⁾ In Tibet werden Formeln aus dem Mahājāna und der Tantraliteratur in corruptem und unverständlichem Sanskrit verwendet.¹⁷⁾ Auch die chinesischen Buddhisten haben die Sanskritworte bloss mit chinesischen Zeichen transcribirt. Sie motiviren dies damit, dass die Worte Geheimnisse sind, welche nur die Buddhas kennen, dass die Geheimnisse über die Kraft des Gedankens hinausgehen, und das Abhängen geheimer Worte ver-

steekte Wohlthaten eröffnet.¹⁸⁾ Die Zauberer (Angekoks) der Eskimo brachten Wind hervor durch Worte und Gebarden. Die Worte hatten keine Bedeutung und waren nicht an ein vermittelndes Wesen gerichtet, sondern unmittelbar auf den Naturgegenstand, auf welchen es seine Macht ausüben wollte.¹⁹⁾ Die barbarischen Zauberworte der Aegypter galten als um so wirksamer, je unmöglicher es war, ihnen einen verünftigen Sinn zu unterlegen.²⁰⁾ Auf denselben Vorstellungen von der Macht des „Klanges“ beruht der Gebrauch sinnloser Wortzusammenstellungen bei unseren Bevölkerungen.

In dem „Abergläubischen Narren“, von Johann Albert Conlin heisst es unter Anderm: Hat einer eine Krankheit, da befragt man ihn mit fremden Worten, als wenn er mit lauter Teufeln besessen wäre; da murmelt man allerhand abergläubische und unbekannte Wörter heraus; da heisst es Oribas, Grübes, Muffti, Muffti, Casti, Galti, Lesti, Kirbes in Candi. Da macht man ein Kreuz über das andere über ihn, da prablet und prümlet man ihm in die Ohren, da heräuchert man ihm mit Kräutern und Pulver, dass er vor Rauch aussieht wie ein Stück geräuchertes Fleisch im Schornstein.²¹⁾

Kommt es aneb nicht auf den Sinn der Zauberformeln an, so wird desto grösseres Gewicht auf die peinlichste Genauigkeit gelegt, mit der dieselben hergesagt werden müssen. Nach lapplischem Volksglauben bringt das Auslassen eines Wortes den Tod des Schamanen.²²⁾ Unterdrückung oder falsche Aussprache einer Silbe aus den kräftigsten Mantras wirkt das einer andern Person zuge dachte Unheil auf den Beschwörer zurück.²³⁾

Weitere Ausbildungstufen des Wortzaubers bildet das Zaubern mit dem geschriebenen Wort, mit einzelnen Silben und Buchstaben. Die indischen Saktas²⁴⁾ besitzen, so wie die Buddhisten in Tibet, Sammlungen von Bijas (vijas), mystischen Buchstaben und Silben, welche als die „Essenz“ oder als „Keim“ von wunderthätigen Mantras gelten.²⁵⁾ Die Kenntniss dieser Bijas sichert dem Ein-

¹²⁾ Haupten du Bose, Dragon Image and Demon. 249 f.

¹³⁾ Castron, Kleinere Schriften. 234.

¹⁴⁾ Tiols, Gesch. d. Rel. l. Alterth. D. Aug. 98.

¹⁵⁾ Bringer, Aus Schwaben. I. 578.

¹⁶⁾ Mikhalinwaki, J. Anthr. Inst. Lond. XXIV, 146, nach H. Kabugin.

¹⁷⁾ Manier Williams, Relig. Thought in India. 197–202.

¹⁸⁾ Menier Williams, Relig. Thought in India. 197–199.

¹⁹⁾ Waddell, Buddhism in Tibet, 461 auch Cap. XVII.

¹²⁾ Grimm, D. Myth. III, 371, 373, 1038. Zingerle, Sitten d. Tiroler Volke 96, 97. Newell, I. Am. Folk. V, 23. Jules Bois, Satanisme 590 n. s. w.

¹³⁾ B. Kaindi, N. Beitr. z. Ethn. u. Volksk. d. Hamuleu, Globus LXIX, 71.

¹⁴⁾ G. Holm, l. c. 375.

¹⁵⁾ Mooney, VII. An. Rep. Bur. Ethn. 1891, 343.

¹⁶⁾ Buchanan, J. fr. Madras through Mysore l. 322.

¹⁷⁾ Waddell, Buddhism in Tibet. 400.

geweihten den Beistand der Saktis bei jedem denkbaren Bestreben. Sehr complicirte Formen des Buchstabenzaubers werden durch die Araber verbreitet. Die ägyptischen Zaßreib sind Tafeln, welche in einzelnen Feldern einen Buchstaben oder Zahlen nach sehr verschiedenen Systemen angeordnet enthalten und zur Beantwortung von Fragen benützt werden.²⁵⁾ Diese Formen sind mit den Arabern auch nach Ostafrika und Madagascar gewandert. Den Runen wurde auch magische Kraft zugeschrieben. So kam durch eine Baumwurzel, auf welche eine Hexe Ranu geritzt hatte, der isländische Held Grettir ums Leben.²⁵⁾ Im skandinavischen Sigurdralma heisst es: Zweigrunen sollst du kennen, wo du willst Arzt sein und verstoben Wunden zu schauen, auf die Borke soll man sie schneiden.²⁶⁾ Bekanntlich ist diese Form des Aberglaubens auch in der deutschen Volksmedizin sehr verbreitet. In Steiermark hat man die Zahnwehzetteln, Papierstreifen mit Buchstaben in drei Reihen. Die Buchstaben werden mit der gewöhnlich vom Patienten gebrauchten Gabel der Reihe nach durchstochen, bei jedem wird dessen Name genannt. Hierauf werden die Zettel verbrannt. Auch die schwäbischen Buchstabenamulette gehören hierher.²⁷⁾

Der feste Glaube an die reale übernatürliche Macht des Worts wird durch die Thatsache beleuchtet, dass in Tibet die mit den Zaubersprüchen versehenen Papierstreife sehr oft gegessen werden. Sie heissen edible letters (za-yig).²⁸⁾ Das Festmessen, die Freischützenkunst, bezweckt, dass der Mensch mit keinem Gewehr verletzt werden kann. Man nennt sie Passauer Kunst, weil im Jahre 1611 der Scharfrichter von Passau dem grössten Theile der dort unter Erzherzog Mathias versammelten Soldaten diese Kunst mittheilte. Er gab ihnen papirne Zettel mit Charakteren und Wörtern: Arios, Beji, Glaji, Atpke, nalat, nasala, cri lupic bezeichnet, zu verschlucken.²⁹⁾ Bei den Mountain Whites (einer aus Engländern und Deutschen bestehenden sehr abgeschlossenen Bevölkerung) der Albanien wird eine Abschrift der Sator-Arepo-Formel verschluckt oder in einem Aufguss genommen gegen den Biss eines tollen Hundes oder gegen Fieber.³⁰⁾ Auch Korsprüche werden nach La ne genossen.

Eine noch mystische Verwendung dieser

²⁵⁾ Lane, Sitten u. Gebr. im heut. Aegypt. II, 79 f.
²⁶⁾ Gíat Grettisnaga C. 91 ff. bei Gering, Edda S. 107 Anm. 4.

²⁷⁾ Grimm, Lieder d. alt. Edda I, 215.

²⁸⁾ Fossel, Volksmed. a. Steierm. 112. Dr. Gräber in Birlinger, Aus Schwaben. II, 397.

²⁹⁾ Waddell, Buddhism of Tibet. 401.

³⁰⁾ Birlinger, Aus Schwaben. I, 484.

³¹⁾ J. Hampden Porter J. Amer. Folk. VII, 113.

Schriftzeichen erhellt aus folgendem buddhistischen Recept gegen die Folgen des bösen Blicks: Man schreibt mit chinesischer Tinte auf ein Stück Holz die betreffenden Buchstaben, überfirnist dieselben mit Myrobalanen und Saffran und lässt jeden 29. Tag das beschriebene Holz in einem Spiegel reflectiren. Während der Reflexion wird die Spiegelfläche mit Bier gewaschen, dieses Bier aufgefangen und in neun Schlucken getrunken.³²⁾

Auf den höhern religiösen Entwicklungstufen setzt sich das Bewusstsein der potentiellen Parität der Seelen und der Seelengeister in Demuth und Unterwerfung unter den Willen einer übermächtigen Gottheit nm. An die Stelle des Zauberspruchs tritt das Gebet. Im Brahmanismus der Vedenzzeit und des indischen Mittelalters schimmert allerdings immer die Auffassung durch, dass durch Aese und genaue Beobachtung der Riten Macht ausgeübt werden könne gegenüber den Göttern. Oldenberg hat schlagend auseinandergesetzt, wie Zaubergebräuche mit Gebeten im indischen Ritual verknüpft waren, so dass man dem Opfer stets eine zauberische Wirkung zum Verleihen Anderer geben konnte.³³⁾ Doch scheint erst in den späteren Phasen der höheren Religionen jene Rückbildung des religiösen Bewusstseins aufzutreten, in Folge deren der ethische Inhalt der religiösen Literaturen und Riten von einer animistischen Hypostasirung derselben verdrängt wird. Die heiligen Texte werden weniger wegen ihres Inhalts als wegen der von ihnen angeblich ausgehenden Machtwirkungen verehrt. Im Einzelnen mag dieser Vorgang zu allen Zeiten stattfinden, er bildet eine Theilerscheinung der unansrotbaren animistischen Strömung, welche alle Culturenergebnisse zur Vermehrung des oeculistischen Inventars heranzieht. Massgebend für die Beurtheilung der auf- oder absteigenden Bewegung bleibt der Umstand, ob diese Überwucherungen derart mächtig werden, dass sie die officiellen Culte zu durchdringen und dadurch herabzusetzen vermögen.

Für unsern Zweck genügt es, auf die von Sayce herorgehobene stetig zunehmende Verwendung von magischen Formeln der alten Epochen in den späteren Psalmen der Chaldäer³⁴⁾ sowie auf die den Brahmanismus wie den Buddhismus gleichmäÙig beeinflussende Wirkung der Tantraperiodo hinzuweisen. Die spätere Scholastik des nördlichen (Maháyána) wie des südlichen Buddhismus, das System des Yoga, giftelt nach Kern's lichtvoller Darstellung³⁵⁾ in der Anschauung, dass

³²⁾ Waddell, Buddhism of Tibet. 401.

³³⁾ Oldenberg, Relig. des Veda. 476 ff.

³⁴⁾ Sayce, Lectures. 854.

³⁵⁾ Kern, Buddhismus I, 470—516.

das dhyaña (Meditation) zum máhiti (höherer Concentration, Andacht) sich steigere und je nach der dann erreichten Stufe dem Yogin die Kraft verleih, Wunder zu thun. Dazu bedarf es gewisser geistlicher Übungen, unter welchen der bei den südlichen Buddhisten gelübte Gebrauch der kosmischen Zirkel von Korn ausführlich beschrieben wurde. Diese letztgenannten Übungen schlossen ein die Anführung aller Namen der Elemente durch den Meditirenden.

Die meisten canonischen Bücher des Máháyána enthalten als Unterabtheilung eine Reihe von Dháránis oder als Talisman dienende Formeln, von denen es aneb besondere Sammlungen gibt. Diese Sprüche bestehen aus Vocativen weiblicher Worte, unter denen man Namen von Sváhá, der Gattin Agni's, und der mit ihr identifizierten Daksháyani, Durgá, erkennen kann. Es sind Anrufungen der als verschiedene „Mütter“ aufgefassten Elementarkräfte, die als ebensoviele Unterabtheilungen der Einen Mutter, der Natur, aufgefasst werden können. Kera bemerkt hiezu: Oh man nun diese Worte, die von verschiedenen Geschlechte sein können, im Nominativ hinarum, oder die Namen der Elementarkräfte, welche als solche weiblich sind, im Vocativ anspricht, macht keinen wesentlichen Unterschied aus; in beiden Fällen wird der Aufzählung von bestimmten Worten die Kraft zugeschrieben, dem Menschen ungewöhnliche Kraft zu verleihen.

Überall in Indien hört man nach Monier Williams: „Das ganze Universum ist den Göttern unterthan; die Götter geborhen den Mantras; die Mantras den Brahmanen; daher sind die Brahmanen unsere Götter.“ Kein Zauberer hat nach demselben Beobachter jemals gleiche Machtansprüche gestellt, als die Mantraástri.⁸⁰⁾ Das ausgezeichnete Werk von Waddell enthält reichhaltiges Material für die Beurtheilung gleicher Erscheinungen im tibetanischen Buddhismus.

Das geachtetste aller Zauberermittel ist dem Auser der Koran. Man trug ihn früher ganz allgemein als Amulett über der linken Schulter, begabte sich aber auch mit diesen Capiteln oder einigen Stellen derselben. Dieselben wurden auf Papierstreifen geschrieben, in der Mütze getragen.⁸¹⁾ Ueber das Istikharah, wobei der Koran als Orakel benutzt wird, vergleiche Lane.⁸²⁾ Die Perser heutzutage zahlreiche Talismane, welche Stellen aus dem Koran, Ansprüche von Heiligen u. s. w. enthalten. Die Kunst, solche Talismane unter den

nöthigen astrologischen Cautelen anzufertigen, wird in eigenen Büchern behandelt. Chardin sah keinen Perser, der kein Amulett trug; viele waren ganz damit behangen, ebenso die Thiere.⁸³⁾

Aneb bei minder entwickelten Völkern, wie bei den Cherokees ist jeder Doctor ein Priester, jede ärztliche Behandlung ein religiöser von Gebet begleiteter Act.⁸⁴⁾

Ich füge noch einige Parallelen hinzu aus dem christlichen Wortaberglauben.

Die Psalmen und die Evangelien schützen gegen Fieber, Pest, gegen die Würmer, Ratten und Schlangen, sowie gegen alle möglichen Leibesbeschwerden. Mit Hilfe der Apokalypse hat man das Wetter in der Gewalt, lenkt Blitze ab, vertreibt die Wolken, vertreibt Regen und Hagel.⁸⁵⁾

Wer die Worte des Evangeliums Johannes in kleinen Buchstaben geschrieben oder das Agnus Dei am Körper trägt, dem that das Ungewitter nichts, er ist vor jeder Krankheit, Anfechtung, Bezauberung geschützt.⁸⁶⁾

Im Vinstag vertrieben den Wolf die Hirten durch Abbetung des Evangeliums Johannes: „Im Anfang war das Wort.“⁸⁷⁾

Um sich kugelfest und unsichtbar beim Wildern zu machen, beten die Wildschützen dreimal das „Vater unser“, jedoch umgekehrt, d. h. von rückwärts nach vorwärts: Amen! Uebel dem von uns erlöse n. s. w.⁸⁸⁾

Ein umgekehrt gesprochenes Gebet ist ein Zügeständnis an den Teufel, ein richtig gesprochenes Gebet flieht Gott, den Gegner des Teufels an.⁸⁹⁾ Die weitverbreitete Popularität der Sator-Areopora-formel gründet sich darauf, dass sie von vorne und von rückwärts gelesen gleichlautet und daher zum bequemsten Gebrauche bei allen möglichen Zwecken dient.

Geistliche können durch Gebet und Segen das Hexenwetter vertreiben.⁹⁰⁾ Ein Misserfolg gilt als Beweis für deren Unfähigkeit, wogegen nach Sepp Beschwerde bei der Behörde erhoben wird.

Gegen eine Geschwulst wird auch das „Vater unser“ in folgender Weise gebetet: Vater unser † Vater unser † Vater unser † der du bist † der du bist † der du bist † im Himmel † im Himmel † im Himmel.⁹¹⁾

⁸⁰⁾ Chardin, Voyages IV, 439 ff.

⁸¹⁾ James Monney, J. Am. Folk. III, 49.

⁸²⁾ Lane, Sitten n. Gehr. d. hant. Aegypt. II, 63 ff.

⁸³⁾ Biringer, Aus Schwaben I, 398 f. nach Zeilmann, Wunderspiegel. 1621, 698.

⁸⁴⁾ J. v. Zingorio, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volks. 98.

⁸⁵⁾ Höfler, Volksmedizin u. Oberbayern. 35.

⁸⁶⁾ v. Zingorio, Sitten des Tiroler Volks. 61.

⁸⁷⁾ Höfler, Volksmedizin u. Oberbayern. 35.

⁸⁰⁾ Monier Williams, Relig. Thought in India. 202.

⁸¹⁾ Lane, Sitten n. Gehr. d. hant. Aegypt. II, 63 ff.

⁸²⁾ Lane, l. c. II, 60 f.

Nach deutschem Volkglauben müssen die „Wärmer“, die Krankheitsreger, „todtgehölet“ werden. Eine Frau erzählte Kuhn, dass sie sich dem Todtbeten eines Fingerwurms (Panarium) unterzogen habe, dass es sehr schmerzhaft gewesen sei, und endlich ein wirklicher Wurm aus der Wunde hervorgekrochen sei.⁴⁷⁾

II.

Die eigenthümlichsten Formen des Wortaherglaubens knüpfen sich an die Namen von Personen und als besetzt geltenden Objecte. Die erste Kategorie hat, wie das Werk von Pott beweist, verhältnissmäßig früh die Sprachforschung beschäftigt. Doch sind die dabei in Betrachtung kommenden psychologischen Grundlagen erst durch die ethnologische Vergleichung einigermaßen aufgeschlossen worden. Die Arbeiten von Taylor (1870), besonders aber jene von Richard Andree (1876), haben hier grundlegend gewirkt. Durch neue Beobachtungen und die wachsende Antheilnahme von Sprachforschern verschiedener Richtungen ist das Material bedeutend vermehrt und damit die Möglichkeit eröffnet worden, die Ursachen und Zusammenhänge dieser Erscheinungen erschöpfender zu beurtheilen. Insbesondere sei hier auf die ausgezeichnete Arbeit von Kristoffer Nyrop Navnets magt (Mündr Afhandlinger Kjöbenhavn 1887) hingewiesen.

Die sociale Bedeutung der Zueilung eines Personennamens erhellet schon daraus, dass die alten Franken ihre Kinder zwar sehr bald nach der Geburt benannten, dass sie dieselben jedoch bis dahin dem Fötus gleichsetzten, welcher in der *lex salica* „pecus“ genannt wird.⁴⁸⁾ Stumme Kinder erhielten bei den alten Germanen keinen Namen; erlangten sie später die Sprache, so erhielten sie denselben.⁴⁹⁾

Lichtenstein's Behauptung, dass die Buschmänner keine Personennamen kennen, ist durch die Forschungen von Dr. Bleek u. A. widerlegt.⁵⁰⁾ Dagegen versichern mehrere Reisende, dass die Frauen in Korea keine Eigennamen besitzen. Man benennt sie manchmal nach dem Namen der Provinz, in welcher sie geboren worden, oder als „Haus des N. N.“⁵¹⁾

⁴⁷⁾ A. Kuhn, *Ind. u. germ. Segensprüche*. Zeitschrift f. vergl. Sprachforsch. XIII, 136.

⁴⁸⁾ Pott, *Personennamen*. 16. Nach Ploss, *Kind 148* (Namen des Gewährmannes fehlt) werden neugeborene Kinder der Polynesier vor der Taufe *Koth* (*merda*) des Familiengotts genannt.

⁴⁹⁾ Weinhold, *Altsordisches Leben*. 264.

⁵⁰⁾ Lichtenstein, *Reise im südl. Afrika II*, 82. Lloyd, *Short account of farther Bushman material* 26.

⁵¹⁾ Héguemay nach Dr. Meyners d'Estrey, *Oest. Monatschr. f. d. Orient* XXII, 43.

Die bei der Namegebung massgebenden Gesichtspunkte haben bereits Rich. Andree und noch ausführlicher Ploss in seinem ausgearbeiteten Buche „Das Kind“ behandelt. Sie weisen die grössten Contraste auf. Wir erblicken in diesen zahllosen Variationen die schlagendsten Aeusserungen der Völkergedanken. So benennen, um nur Einea zu erwähnen, viele Völker ihre Kinder nach Umständen bei der Geburt oder nach verstorbenen Verwandten. (Tlinkit,⁵²⁾ Sioux,⁵³⁾ Missisaguis,⁵⁴⁾ Tshi, Völker der Goldküste,⁵⁵⁾ östliche Ewe-Völker der Sklavenküste,⁵⁶⁾ Neu-Guinea,⁵⁷⁾ Eranier,⁵⁸⁾ Lappen.⁵⁹⁾

Dagegen ist dies bei den Völkern der indischen Archipels nur ausnahmsweise der Fall. So werden auf Java, wenn die Grosseltern noch leben, die Kinder nach diesen benannt, im entgegengesetzten Falle nicht.⁶⁰⁾ Bei den westlichen Ewe-Völkern wird das Kind nach den Wochentagen genannt.⁶¹⁾ Die Namegebung wird bei den Ainos durch das stricte Verbot, Jemanden nach einem Abgestorbenen zu benennen, zu einer sehr schwierigen Pflicht.⁶²⁾

Ähnliche Gegensätze finden sich innerhalb der am nächsten verwandten Volksguppen. In Nord- und Westnorwegen herrscht noch heute die Opaldelse (Namegebung) nach Verstorbenen. Die Geschwister werden regelmässig nach verstorbenen Kindern benannt. Träumt eine schwangere Frau von einem Verstorbenen, so sucht dieser letztere einen Namensvetter und es muss das Kind nach ihm getauft werden.⁶³⁾ Nach lebenden Eltern zu benennen, beschleunigt den Tod des Getauften. In dem grössten Theil von Nord- und Süddeutschland herrscht dagegen der Glaube, dass Kinder nicht die Vornamen von bereits verstorbenen Familiengliedern, besonders nicht von Geschwistern erhalten dürfen, sonst haben sie Unglück im Leben oder werden von Verstorbenen bald nachgeholt.⁶⁴⁾

⁵²⁾ Krause, *Tlinkit-Indianer*. 217. Holmberg, *Ethnogr. Skizzen* 39.

⁵³⁾ Owen Dorsey, *Study of Sioux-Cults*. Ann. Rep. Bur. Ethnol. XI, 371.

⁵⁴⁾ Chamberlain, *J. Amer. Folk.* I, 150 f.

⁵⁵⁾ Ellis, *Tshi-speaking peoples*. 232 ff.

⁵⁶⁾ Ellis, *Ewe-speaking peoples*. 164.

⁵⁷⁾ Bastian, *Exp. Loango-Küste* I, 163 f.

⁵⁸⁾ Jnati, *Eran. Namenbuch*. Einl. V.

⁵⁹⁾ Nyrop, *Navnets magt*. 111.

⁶⁰⁾ Wilkens, *Vergleichende Volkenkunde v. Niederland-Indie*. 212.

⁶¹⁾ Ellis, *Ewe-speaking peoples*. 154.

⁶²⁾ Jours, *Amer. Folk.* VII, 37 f.

⁶³⁾ G. Storm, *Arkiv f. nord. Fil.* IX, 217 citirt von Jiriczek, *Mitth. Ver. f. Schles. Volksk.* I, 34. Nyrop, *l. c.* 197.

⁶⁴⁾ Dr. Haas, *Kind i Gnanb. u. Branch d. Pom. mern. Urquell* VI, 66. *Starlunga Saga* IV, cap. 4.

Auf den Andamanen legt ein Weib, wenn sie ein Kind verlor, dessen Namen, sowie sie sich wiederum guter Hoffnung fühlt, dem Fötus bei, in der Erwartung, dass das versterbende Kind wiedergeboren werde. Ist der Neugeborene desselben Geschlechts wie der Verstorbene, so wird dies ohne Weiteres als vollzogen angesehen; im entgegengesetzten Falle heisst es, dass der Verstorbene unter dem *râu* (*neus laeffera*) in *châ-itân* (*Hades*) ist.⁶⁵⁾

Eine einigermaßen erschöpfende Darstellung der einschlägigen Gesichtspunkte und der daraus hervorgehenden Gebräuche bei der Namensgebung würde das Mass dieser Arbeit um ein Wesentliches überschreiten. Je hunter deren Mannigfaltigkeit, desto universeller ist die Ansehbarkeit, dass der Name ein wesentlicher und charakteristischer Bestandteil des Individuums sei. Die gesamten Nordamerikaner betrachten nach Meene ihre Namen nicht als blosse Aufschrift, sondern als integrierenden Bestandtheil der Person, wie die Augen, die Zähne. Sie glauben, dass ihnen ein Schaden durch eine heimtückische Behandlung ihres Namens geschehe, wie durch eine ihnen zugefügte Wunde.⁶⁶⁾ Derselbe Auffassung finden wir bei den Ewe-Völkern und den Südafrikanern, wie Ellis und Callaway gezeigt haben. Ganz besonders deutlich drücken sich hierüber die Einwohner von Angmagalik (Ostküste von Grönland) aus. Sie sagen, der Mensch bestehe aus drei Theilen: dem Körper, der Seele und dem Namen (*sikata*).⁶⁷⁾ Der letztere gelangt in das Kind, wenn man es nach dessen Gebirt am den Mund mit Wasser reibt und dabei die Namen der Verstorbenen nennt, nach welchen das Kind genannt werden soll. Wenn ein Mensch stirbt, bleibt der *sikata* beim Leichnam im Wasser oder in der Erde, wo er eben begraben ist, bis ein Kind nach ihm benannt wird. Er geht dann in das Kind ein und setzt dort seine Existenz fort.⁶⁸⁾

Eine derartig klare Formulierung der animistischen Auffassung des Namens kommt allerdings verhältnissmässig selten vor. Die Beobachtung des Volkslebens drängt jedoch zu der Schlussfolgerung, dass dem primitiven Intellekt überhaupt die Unterscheidung zwischen dem Namen und der damit bezeichneten Person oder Sache sehr schwer fällt.⁶⁹⁾

Maerer, Bekabr. d. Norw. II, 413 citirt von Jirick I. e. Nach Dr. Fr. S. Krauss herrscht der dem deutschen entgegengesetzte Brauch bei den polnischen Juden.

⁶⁵⁾ Mac, Aborig. Inhab. of Andaman Isl. Journ. Anthr. Inst. XII, 166.

⁶⁶⁾ Meene, VII. Ann. Rep. Bur. Ethn. 391 ff.

⁶⁷⁾ G. Helm, I. e. 372-74.

⁶⁸⁾ Folle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 21 ff.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Sogar in der indischen Mimänsâ-Philosophie ist *nâman* das Ween, *gûna* das Aeendia. So erhält das Wort *nâman* geradezu die Bedeutung von Person.⁷⁰⁾ Der Name wird ungefähr dem Sebatton gleichgestellt, welcher bekanntlich häufig mit der Seele identifizirt wird. Einen weiteren Vergleichungspunkt liefert die primitive Auffassung von der bildlichen Darstellung einer Person oder Sache. Sie wird bekanntlich bei vielen Völkern perborroesirt, weil sie einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen der Darstellung und dem dargestellten Object voraussetzen, welcher zu einer weit verbreiteten Zauberform Anlass gibt. Die Ainos sagen noch jetzt von Einem der sich abbilden lässt; der Mann nähert sich seiner Form (*Form = Seele*). Dies bedeutet, dass er bald ein Geist werden wird.⁷¹⁾ Nach arabischer Anschauung steht an der höchsten Stelle des Paradieses der Lebensbaum (*Sidrah* oder *Behajarat al-mutakâ* Baum der äussersten Grenze). Er besitzt so viel Blätter als Menschen auf Erden leben, deren Namen auf den Blättern geschrieben stehen. Wenn ein Blatt abfällt, so stirbt der das betreffende Namen tragende Mensch.⁷²⁾ Die Parsen beseligen die dreitägige Gedächtnisfeier eines Verstorbenen mit einem Gebet an *Sraoscha*, worin ihm der Name des Verstorbenen angezeigt und dieser seinem Schutze empfohlen wird.⁷³⁾ Diese wenigen Beispiele genügen zum Nachweise, dass Name und Seele, Seele und Namen auf den verschiedensten Culturstufen als in einem mystischen Verhältnisse stehend aufgefasst wurden.

Der Name ist somit einerseits etwas Individuelles, welches das Einzelwesen aus der Menge heraushebt und dessen Selbstbewusstsein mächtigen Ausdruck verleiht. Diese den Namen anhaftende Eigenthümlichkeit kann aber an Jedermann übertragen werden; sie soll gleichsam als Schutzgeist des jeweiligen Besitzers wirken. Der Name wird zur directen Kraftquelle für die damit behafteten Personen und Dinge, kann aber auch ohne jedes materielle Substrat Leistungen ausführen. Die Japaner glauben an die Schutzkraft des Manbeerbaumes gegen Gewitter; deß wird sehen das Anrufen des Wortes *Kuwabara* (Manbeerfeld) während eines Gewitters als Schutz.⁷⁴⁾ Im Gegensatz zu dem Gebräuche sinnloser Zauberformeln

⁶⁹⁾ Justi, Iranisches Namenbuch. Einl. VI.

⁷⁰⁾ Bachelor, Hems of Aina folklore J. Amer. Folk. VII, 43. Vgl. Oldenberg, Rel. des Veda. 484, 506 ff.

⁷¹⁾ Lane, Aegypter D. Usbers. III, 96 cit. Justi, I. e. VI.

⁷²⁾ Justi, Iran. Namensgebung. Einl. IV. ~~WV~~ ff.

⁷³⁾ Ehmann, Deutsche Ges. f. Natur- u. Völkerr. in Ostasien, cit. in Oest. Monatschr. f. d. Orient XXII, 60.

wird die Bedeutung des Namens manchmal maassgebend für die von dessen Träger ausgehenden Wirkungen. So wischt die Pflanze Apamirga alles Uebel ab, weil ihr Name „Abwischung“ bedeutet. Ameisen beseitigt man mit dem Holze Bädhaka (Beseitiger). Den Krankheitsdämon vertreibt Würfelpiel, weil der Spieler „Hunderttöter“ heisst.⁷⁴⁾

Die Lappen glauben, dass mit dem Namen auch die Zauberkraft des früheren Trägers sich vererbe.⁷⁵⁾ Einer der feierlichsten Riten der heilnischen Lappen war die Taufe d. h. das Bad (lyango).⁷⁶⁾ Ungetaufte Kinder sind ein Spielball der Dämonen.⁷⁷⁾ In Mähren pflegt man das Kind nach dem Heiligen des Gehrntages zu taufen, zumal wenn der betreffende Heilige als kräftiger Heiliger gilt (Joseph, Martin).⁷⁸⁾ Die Eranier suchten, nach Justi l. c. V. durch die Beilegung eines religiösen Namens, wie itarepita (vom heiligen Feuer behütet) die Einfüsse böser Geister abzuwehren. Derselbe Gesichtspunkt veranlasst die Benennung nach den Himmelszeichen des Tages (Mexianer), nach den Sternbildern oder Gestirnen (Inder)⁷⁹⁾ ja sogar nach der Entscheidung von Orakeln, wofür Andree und Ploss Beispiele anführen. Auch in den letztgenannten Fällen handelt es sich darum, einen möglichst „wirksamen“ Namen zu finden. Die Benennung nach Gegenständen der Natur kann den Trägern Eigenschaften verleihen, welche denen der Naturkörper entsprechen. In Erfurt durfte nach altem Gesetz kein Besitzer des Namens Petrus in den Stadtrath aufgenommen werden, weil man die so Benannten für besonders unheugsam und hartnäckig hielt.⁸⁰⁾

Aus der früher entwickelten Anschauung, dass der Name in demselben Verhältnis zum Individuum steht, wie jeder Körpertheil, ergibt sich, dass die Personennamen Zauber mittel im activen und passiven Sinne sind. Vor Allem kann man über Jemanden Macht ausüben, wenn man dessen Name weiss. Diese Einwirkungen können sowohl im feindlichen wie im freundlichen Sinne erfolgen. Auch hier können nur Schlagworte gegeben werden, zu denen jeder Forscher zahlreiche Parallelen liefern wird.

Zu den freundlichen Einwirkungen müssen wir die Manipulationen der Volksmedizin zählen, unter welchen das „Abbeten“ bekanntlich eine so grosse Rolle spielt. Die „weisen Frauen“, welche dies

besorgen, verlangen vor Allem Angabe von Namen, Alter und Geschlecht nebst einer heiligen Anscheidung der Person; dagegen ist die persönliche Anwesenheit des Kranken nicht unthwendig. Die Wirkung des „Besprechens“ wirkt auf den Namen, somit auf den entfernten Namensträger. Französische Schläfer verstehen es, die Flechten (dartsives) von Personen zu curiren, welche auf hundert Meilen Entfernung leben. Sie bedürfen vor der Angabe des Namens und des Alters der betroffenen Person.⁸¹⁾ Man vergleiche damit den „Segen gegen Angenweh“ aus dem Ennsthale, ferner den in Steiermark in zahlreichen gedruckten Exemplaren verbreiteten „Fraishrief“ bei Fossel, eine Formel bei Geburtsblutungen bei Höfler⁸²⁾ u. a. w. Einen esthnischen Spruch gegen Zahnschmerz mit dem Namen des Leidenden erwähnen Kreuzwald und Neuss (Myth. u. mag. Lieder der Esthen 85).

An der Grenze zwischen freundlichen und feindlichen Einwirkungen steht der Liebeszauber. Die nachfolgenden Beispiele sind hehrend für die Combinationen von verschiedenen Formen des Wortzaubers, welche zur Erreichung des erstrebten Zieles führen sollen. Sie sind von Herrn Biringger einer alten Handschrift entnommen worden:

Item nim Junckfrancn wax, mach ein Bild darans; per 3 Sonntag nocheinander ee die Sun aufget, tauff das von einem fliessenden Wasser; gib ih den Namen, wie sie heist; so dn gehen willst; schreib dem Bild die Character auf die Brust vorn auf das Herz ff † b † 0 † 2 † d; alsdann setz es nach Feuer, wohl heisser dem Bild geschieht je heftiger sie du dir eilt und bleibst mit ans.⁸³⁾

Item nimm ein Ey, das am Samstag gelegt ist worden, so der man (Mond) in derselbigen Nacht new ist wortten; schreib diese Wort darauf, wie folget † esa † his † masmo † caldi † male † am † e †; darnach leg es ins Feuer, sprich also: ich beschwöre dich N. bei der Kraft und Macht, die auf diesem Ei geschrieben ist, das dir so heiss werde nach mir als dem Ey in diesem Feuer, dass du keine Rah haben magst bis du zu mir komst und meinen Willen vollbringst.⁸⁴⁾

Der Magneteisenstein ist das Eisen. Um ihn als Liebeszauber zu gebrauchen muss er am Freitag, dem grossen Tag der Hexen (Witche who are happy on Friday), getauft werden. Auch muss man ihn jeden Freitag zu trinken geben resp. ihn für

⁷⁴⁾ Oldenberg, Rel. des Veda. 516.

⁷⁵⁾ Jiricek l. c. 34 nach Nyrop.

⁷⁶⁾ Mikhailowsky, J. A. Inst. Lond. XXIV, 148 nach Klemm Cultg. III, 77 f.

⁷⁷⁾ Ploss, Kind 164. Nyrop l. c. 194.

⁷⁸⁾ Jiricek, M. Ver. Schles. Volkst. I, 30.

⁷⁹⁾ Indo-arische Philol. III, 47.

⁸⁰⁾ Nyrop, 201 nach Köhler Germania XIX, 427.

⁸¹⁾ Jules Bois, Le Satanisme. 360.

⁸²⁾ Fossel, l. c. 76 ff. 94. Höfler, Volksmedizin Oberb. 33.

⁸³⁾ Biringger, Aus Schwaben I, 462.

⁸⁴⁾ Biringger, Aus Schwaben I, 462.

$\frac{1}{2}$ Stunde ins Wasser legen. Ist dies geseheben, so legt man eine Locke des Mädchens darauf, welches man liebt, spricht dabei den Namen derselben aus, worauf sie unwiderstehlich zu den Zambenden hingezogen wird.⁸⁵⁾

Von hohem ethnologischem Interesse ist eine Formel der Cherokees für den gleichen Zweck. Wir verdanken dieselbe James Mooney.⁸⁶⁾

Yá! Há! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan. Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Deinen Körper ich nehme ihn, ich esse ihn. Yá! Há! Jetzt sind unsere Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan. Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Ich nehme, ich esse dein Fleisch. Yá!

Yá! Há! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan! Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Ich nehme, ich esse deinen Speichel. Ich! Yá!

Yá! Há! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen. Du bist vom Hirschelan. Dein Name ist Ayásta. Ich bin vom Wolfelan. Ich nehme, ich esse dein Herz. Yá!

Höre! Há! Jetzt sind die Seelen zusammengekommen, um niemals mehr zu scheiden. Ihr habt es gesagt, du Alter da oben; du schwarze Spinne, du bist heruntergekommen von der Höhe; du hast dein Gewebe hier unten niedergelegt. Sie ist vom Hirschelan, ihr Name ist Ayásta. Ihre Seele hast du in dein Gewebe eingehüllt. Hier, wo sich das Volk der sieben Clane im Kommen und Gehen bewegt hat, hier war niemals das Gefühl von Einsamkeit.

Höre! Há! Doch jetzt habt ihr sie mit Einsamkeit bedeckt. Ihre Augen sind vergangen. Ihre Augen haben sich an Einen geheftet. Wohin kann ihre Seele noch entweichen! Lasst sie traurig sein, wenn sie dahin geht und zwar nicht bloss für eine Nacht allein. Lasst sie zum ziellosen Wanderer werden, dessen Spur Niemand folgen kann. O schwarze Spinne, halte ihre Seele fest in deinem Gewebe, dass sie durch keine Masehe desselben entfliehen kann. Was ist der Name der Seele? Die zwei Seelen sind zusammengekommen. Sie ist mein!

Höre! Há! Auch du hast es gehört, o du alte Röhre (Feuer), deine Enkeln sind zu den Kanten deines Körpers gekommen (haben ihre Hände über dem Feuer erwärmt). Du hältst sie jetzt fest und lässt sie nicht mehr los. O Alter Einziger, wir sind eins geworden. Das Weib hat

seine Seele in unsere Hände gelegt. Wir werden sie niemals mehr fahren lassen! Yá!

Die ersten vier Absätze werden wahrscheinlich, nach der Analogie mit andern dieser Formeln zu schliessen, in vier aufeinanderfolgenden Nächten heimlich, wenn die Frau schläft, flüsternd gesungen, wobei der Mann seinen Speichel an ihrer Brust reibt.

An dieser Stelle möge auch ein Liebesorakel Platz finden, welches eine sehr thätige amerikanische Volksforscherin gesammelt hat:

Man benennt die Füsse des Betts vor dem Niederlegen nach unverheiratheten Bekannten. Derjenige Bettfuss auf den zuerst beim Erwachen der Blick fällt, stellt die Person vor, welche man heirathen wird.⁸⁷⁾

Dass die Zaubersformel, mit der man Jemanden verwünscht und verflucht, durch die Nennung des Namens der Person besonders wirksam wird, erhellt aus der häufigen Anwendung desselben bei diesem Anlass.⁸⁸⁾ Nach Mooney spielt in den Zaubersformeln der Cherokees, besonders in jenen, welche sich auf Liebe und Zerstörung des Lebens beziehen, der Name, gegen den der Zauber gerichtet ist, eine grosse Rolle.

In der nachfolgenden Cherokee-Formel wird die verderbliche Wirkung dem Vergraben des Speichels und der Nennung des Namens zugeschrieben. Sie lautet wie folgt:⁸⁹⁾

Höre! Ich bin gekommen, um über deine Seele zu schreiten. Du bist vom Wolfelan. Dein Name ist A'jánsini. Deinen Speichel habe ich unter der Erde zur Ruhe gebracht. Deine Seele habe ich unter der Erde zur Ruhe gebracht. Ich bin gekommen, um dich mit dem schwarzen Kleide zu bedecken. Ich bin gekommen, dich mit den schwarzen Platten zu bedecken, damit du niemals wieder zum Vorschein kommst. Gegen den schwarzen Sarg des Hochlands der dunkeln Region soll sich dein Schritt heuchen. So soll es für dich sein. Der Thon des Hochlands ist gekommen, dich zu bedecken (?) Sofort hat sich der schwarze Thon hier gelagert zur Ruhe bei den schwarzen Häusern in dem dunkeln Land (?). Mit dem schwarzen Sarg und den schwarzen Platten bin ich gekommen, dich zu bedecken. Jetzt ist deine Seele vergangen. Sie ist blau geworden. Wenn die Dunkelheit kommt, wird deine Seele kleiner werden und dahinschwinden, um niemals wieder zu erscheinen! Höre!

⁸⁵⁾ Banks, Superst. of the Big Grande, J. Am. Folk. IV, 154.

⁸⁶⁾ Indische Verwünschungsformeln. Oldenberg, Rel. d. Veda. 519.

⁸⁷⁾ Mooney, Sacred formulas of the Cherokees. VII. Ann. Rep. Bur. Ethn. 391—95.

⁸⁵⁾ Banks, Superst. of the Big Grande, J. Am. Folk. VII, 150 f.

⁸⁶⁾ James Mooney, Sacred formulas of the Cherokees. VII. Ann. Rep. Bur. Ethn. 1891, 398.

Der Zanberer geht in der Dunkelheit dem verurtheilten Mann nach und sucht, von dessen Speichel etwas zu erbischen. Dies gibt ihm die Macht über den betreffenden Menschen, sei es um ihn zur Liebe zu zwingen, oder Krankheiten in ihm entstehen zu lassen.

Diesen mit Thon gemischten Speichel thut er in das Rohr einer wilden Pastinake, einer giftigen vielfach zum Zauber verwendeten Pflanze. Dazu legt er sieben Erdwürmer hinein. Am Fusse eines vom Blitze getroffenen Stammes gräbt er ein Loch, legt in den Grund eine gelbe (statt der schwarzen) Steinplatte, darauf das Rohr mit 7 gelben Kiesel, füllt es zu und zündet ein Feuer an. Während der Ceremonie müssen der Schamane und sein Gehilfe fasten.

Da soll das Opfer blau und krank werden, wenn es nicht einen noch mächtigeren Schamanen zu Hilfe ruft. In letzterem Falle muss der angreifende Schamane neue Beschwörungen mit Perlen beginnen. Die Perleneceomonie wird an fließendem Wasser ausgeführt. Es beginnt nun ein Wettkampf zwischen den Schamanen beider Parteien. Beide dürfen nur einmal im Tage essen und bis zur Erreichung eines Resultates absolut nicht schlafen. Das Schliessen der Augen nur für wenige Augenblicke vernichtet die Früchte aller früheren Anstrengungen, und liefert den Unterliegenden der Gewalt des Wachsameren aus.

Adalbert Kubn gibt ein Recept, um einen Stecken zu schneiden, mit dem man einen Abwesenden prügeln kann. Mit einem solchen Stecken schlägt man auf einen Kettel, nennt dabei den Namen desjenigen, dem diese Aufmerksamkeit zugebracht ist, worauf dieser, wenn auch noch so weit entfernt, die volle Wucht der Schläge empfindet.⁹⁰⁾ Nach Anders⁹¹⁾ genügt es allerdings schon, wenn man mit einem am Charfreitag vor Sonnenaufgang geschneittenen Haselstock ein Kleidungsstück klopft und dabei an den Abwesenden denkt.

In der Edda wird es als Glaube des Alterthums bezeichnet, dass ein Sterbender Macht über einen Menschen habe, wenn er dessen Namen wisse, weshalb Sigurd seinen Namen dem sterbenden Fáfnir verschweiget.⁹²⁾

Das Todtnennen kommt in den nordischen Sagen öfters vor. Hördr, der sich zum Kampfe in Thiergestalt verwandelt, verbietet, ihn mit dem Namen anzurufen, sonst müsse er sterben. Ueber

Trolle (Unbolde) erlangt man Gewalt, wenn man ihre Namen weiss; dann müssen sie sterben.⁹³⁾

Ein ägyptisches Mittel, den Wirkungen des bösen Blicks zu begegnen, besteht darin, dass man mit einer Nadel in ein Papier sticht, und dabei sagt: dies ist das Auge des und des, des Neidischen, und hierauf das Papier verbrennt.⁹⁴⁾

Die Macht des Wortes, besonders aber der Namen, erstreckt sich nach allgemeinen Volksglauben besonders auf die Seelen der Lebenden und der Abgestorbenen, auf die Geister. Wenn gewisse Menschen sie rufen, sind sie bereit zu erscheinen, und ihm zu dienen. Die Bedingung hiezu ist die Kenntniss ihrer Namen.

Ein gutes Beispiel für die Beeinflussung der Seelen ist von de Groot beschriebene Sitte die Seele von Sterbenden oder kürzlich Verstorbenen unter Nennung des Namens zurückzurufen. Sie ist in China als uralte anerkannt, und auf das genaueste geregelt, wie die von de Groot gebrachten Auszüge aus dem Li-ki (Cap. 30, 53, 56, 57) und aus dem J-li (Cap. 26) beweisen. Als Rufer fungirt ein Beamter niederen Ranges, der die Staatskleider des Verstorbenen umhängt, um die Seele zur Aufsuchung ihrer alten Behausung anzulocken. Auch nach Schlaftodes wurden die Seelen des Gefallenen zurückgerufen. In Chu-Lä bediente man sich zu diesem Zwecke der Pfeile, welche die Todten bei sich trugen, ein Gebrauch der von der Schlacht bei Shing-king (637 oder 639 v. Chr.) zwischen den Armeen von Chu und Lu hergeleitet wird, bei dem die Zahl der Todten und Verwundeten so gross war, dass die siegreichen Chu-Leute wegen Mangels an Gewändern dieses Ausrüstungsmittel ergriffen, um die Seelen zurückzubringen. Dieser Ritus galt für Jedermann. Nach de Groot hängt damit die Todtenklage (Death-bowl) zusammen. Sie wurde wohl früher von Verwandten ausgeführt, während dies jetzt heraufsmässige „Heller“ übernommen haben.

Bei den Römern bestand der Brauch, dass die nächsten Verwandten eines Sterbenden seinen Körper umarmten, Augen und Mund schlossen und dann laut seinen Namen riefen. Man nannte dies Conclamatio.

Derselbe war in der Picardie noch 1743 im Gebrauche.

Dieselbe Sitte ist nachgewiesen bei den Yokai-a-Indianern Californiens, den Karibben, den Choctaws von Karolina, den Irländern, in Schottland⁹⁵⁾ und Aegypten.⁹⁶⁾

⁹⁰⁾ A. Kubn, Sagen, Gebräuche u. s. w. aus Westfalen. II, 192.

⁹¹⁾ Meier, Schwäbische Sagen. I, 215.

⁹²⁾ Belege bei Jiricek Z. mittelalt. Volksk. Z. f. d. Phil. XXVI, 5, 7, und Mitth. Ver. f. Schles. Volkskunde. I, 82.

⁹³⁾ Lane, Sitt. d. heut. Aeg. II, 68.

⁹⁴⁾ De Groot, Relig. Syst. of China. I, 244 f. wo auch die einschlägige Literatur angeführt ist.

⁹⁵⁾ Lane, Sitt. d. heut. Aeg. III, 147.

Von dem hier ausgeführten Gesichtspunkte aus wird auch das indige Wechselverhältnis, in welchem nach animistischer Auffassung der Mensch mit der Geisterwelt steht, gut beleuchtet. Kristoffer Nyrop gibt eine Menge von Thatsachen aus dem Folklore verschiedener, besonders der nordisch-germanischen Völker, aus welchen hervorgeht, dass aus der Kenntnis des Namens eine Beeinflussung der Geisterwelt durch den Menschen sowie das umgekehrte Verhältnis abgeleitet wird. Wohlthätige und freundliche Geister müssen oft verschwinden, sowie man ihre Namen nennt oder sie Anders mittheilt. Der Mensch geht dadurch der übernatürlichen Hilfsmittel derselben verlustig.¹⁰²⁾ Weerwolf, Mähre, Wassermann verlieren dadurch ihre überirdische Macht, sogar ihre Existenz.¹⁰³⁾ In einer jüdischen Tradition theilt die Lilith, welche den neugeborenen Kindern das Blut aussaugt, dem Elias selbst ihre Namen mit und fügt hinzu, dass sie an den Orten, wo dieselben aufgeschrieben stehen, keine Macht habe. Ahlgrer dieser Sage finden sich in rumänischer, russischer und altorientlicher Form.¹⁰⁴⁾ Bekanntlich werden böse Geister, welche dem Menschen zur Ausführung von grossen Werken geloffen haben, dadurch um ihres Lohn gebracht, dass man im letzten Augenblick durch irgend einen Zufall ihren Namen erfährt und ihn anspricht, worauf sie verschwinden müssen.¹⁰⁵⁾ Dass dies auch auf die Krankheitsdämonen angewendet wird, beweist ein höchst origineller Brauch aus Aarhus.¹⁰⁶⁾ Die Beschwörungspraxis der meisten Völker zeigt uns aber auch, dass man durch Nennung des Namens die Geister zu werththätiger Hilfe heranzurufen kann. Man muss nur den in jedem einzelnen Falle dazu befähigten Geist zu benennen wissen.¹⁰⁷⁾ Bei den schamanistischen Heilungen der Nordamerikaner handelt es sich vor Allem darum, dass der Schamane erfahre, welcher böse Geist den Kranken heimgesucht hat. Die huratischen Schamanen finden dies durch das angehrantete Schulterblatt eines Schafes. Andere schliessen aus der Natur der Krankheit auf den Urheber (Cherokees). Ist der betreffende Geist ermittelt, so erfolgt die Beschwörung desselben, so erfolgt die Beschwörung desselben. Die Leitmotive derselben können sehr verschieden sein. So heiligen die Aerzte der Cherokees damit, dass sie ihre Verachtung vor dessen Macht aussprechen. Ist der Krankheitsdämon eine Klapperschlange, so

geben sie vor, dass er nur ein Kaninchen sei. Dann lässt der Schamane aber die Macht seines Wortes spielen, indem auf sein Geheim mächtige starke Geister und Götter herbeieilen, um den Kranken zu befreien.¹⁰⁸⁾

Die Wahrsage (el-Kibáhne) wird von Zauberern ausgeübt, welche sich der Dienste des Sheytan durch Namensanrufungen, durch Verhöhnung von Weihrauch u. s. w. versichern. Der Teufel antwortet sie dann über verborgene Dinge.¹⁰⁹⁾

Andererseits führt Nyrop nach B. Schmidt und Wottke Thatsachen aus dem deutschen und griechischen Volksaberglauben an, welche bezeugen, dass den Geistern (Vampyren und Maren) erhöhte Macht über den Menschen durch Kenntniss deren Namen zuwächst.¹⁰⁴⁾

III.

Gegenüber diesen zahllosen Gefahren, welche nach animistischer Auffassung den Menschen durch den Missbrauch seines Namens von Seiten seiner indischen und überirdischen Feinde bedrohen, sind im Verlaufe der Socialentwicklung Schutzvorrichtungen in der Form von Gebräuchen erwachsen, deren Beobachtung von den Collectivgruppen ängstlich gebüht wird. Dieselben sollen kurze Erörterung finden.

Feridun lässt seine Söhne ohne Namen aufwachsen, aus Zärtlichkeit und nach der Sitte; ebenso macht es Sarw, König von Yemem mit seinen drei Töchtern. Dies hat seinen Grund darin nach der Meinung von F. Justi, dass den Kindern, solange sie noch nicht als Individuen ausgesondert sind, keine Gefahr aus Nachstellungen entspringt, denn die Beschreieung (áwáz) und die Aftererde (gufú gú) kann sich nur an Namen heften. Erst nachdem Feridun die Gemüthsart seiner Söhne erforscht hat, gibt er ihnen darauf bezügliche Namen.¹⁰⁹⁾

Die nordamerikanischen Indianer suchten ihre Namen, besonders jene der Kinder, zu verbergen. Der beim erstmaligen Betreten des Kriegspfadcs erfolgende Namenwechsel wird durch einen alten Mann den Bergen, Felsen und Thieren mitgetheilt. Berühmte Führer derselben, Powhatan und Pacahostas haben ihre wirklichen Namen niemals den Weisscn verrathen; ihre Pseudonyme sind dadurch zu definitiver Geltung gelangt.¹⁰⁴⁾ Sie wehren sich

¹⁰²⁾ Meensy, Cherokee theory and practice of Medicine. J. Am. F. III, 49.

¹⁰³⁾ Lane, Arabian Society in the middle age. 85.

¹⁰⁴⁾ Nyrop, I. c. 182.

¹⁰⁵⁾ F. Justi, Kran. Nomencl. Einl. IV nach Fiedus.

¹⁰⁶⁾ Mooney, VII. Ana. Rep. Bur. Ethn. 1891, 543. Tyler, Researches 142 f. nach Scheelecraft I. c. II, 66. Dorsey, Amcr. Antiqu. V. 272.

¹⁰²⁾ Nyrop, Navens magt. 161—171.

¹⁰³⁾ Jiricek, I. c. 82.

¹⁰⁴⁾ Nyrop, I. c. 174 ff.

¹⁰⁵⁾ Nyrop, I. c. 177.

¹⁰⁶⁾ Nyrop, I. c. 183. Ethnische Krankheitsab-

schwörungen durch Namen. Kurwald und Neuss, I. c. 85.

¹⁰⁷⁾ Ussner, Götternamen. 335 f.

oft gegen die Ansprache der Namen vor Anwesenden.¹⁰⁷⁾ Die Einwohner von Vandiemensland dulden aber auch nicht das Aussprechen von Namen naher Angehöriger selbst in ihrer Abwesenheit,¹⁰⁸⁾ wogegen die meisten Völker nichts einwenden.¹⁰⁹⁾

Bei den Esthen wird das Kind in den ersten Jahren nicht mit seinem Namen genannt, sondern nur titi oder laps (Kind). Bei der Taufe raunte man den Namen nur ins Ohr.¹¹⁰⁾

Die Nengriechen, auch mehrere Völker germanischen Stammes, halten es für gefährlich, den Namen des Kindes vor der Taufe zu verkünden. Auch in der Rheinpfalz darf man das Kind bis zur Taufe nicht mit seinem Namen benennen. Man nennt bis dahin die Knaben „Pfannenstielehen“, die Mädchen „Bohnenblütchen.“¹¹¹⁾

Bei den Nordamerikanern, sämtlichen Malayen ohne Ausnahme (Wilken), bei den Papuas, einigen Stämmen Centralafriecas besteht ein strenges Verbot, Jemandem um seinen Namen zu fragen. Geschiedt dies doch und vermag der Gefragte aus besonderen Gründen die Frage nicht zu überhören, so bittet er einen Freund, dies zu thun. Der letztere spricht dann den Namen aus. Leider besitzen wir nur sehr mangelhafte Angaben über diese Sitte bei anderen Völkern.

Reid's Erklärung hierfür erscheint gekünstelt, passt auch nur allenfalls auf nordamerikanisch-indianische Verhältnisse.¹¹²⁾ Ich vermute vielmehr, dass dem Aussprechen des eigenen Namens eine ähnliche Wirkung auf die Anwesenden, besonders auf den Fragenden beigelegt wird, wie etwa der „böse Blick“. Der so angesprochene Name wirkt als eine Art Beschreung. Sticss hält darauf dem Frager ein Unfall zu, so konnte dies auf Rechnung dieses Zaubers gesetzt und von dessen Urheber Genugthuung verlangt werden. Diese Gefahr fällt natürlich weg, sowie jemand anderer den Namen ausspricht.

Die Inder geben den Kindern zwei Namen, einen für den gewöhnlichen Gebrauch und einen geheimen Namen, den nur Vater und Mutter kennen. Das guhyam nāma ist eine alte, auch im Rigveda, sowie in den Brāhmanas genannte Sitte.

¹⁰⁷⁾ Tylor, l. c. 143.

¹⁰⁸⁾ Backhouse, Australia. 93.

¹⁰⁹⁾ Cameron, Across Africa II, 61.

¹¹⁰⁾ Wiedemann, Aus d. inn. n. äuss. Leben d. Esthen. 472

¹¹¹⁾ Ploss, D. Kind I, 161.

¹¹²⁾ J. Ambr. Ins. Lond. III, 107 citirt bei Andree, l. c. 179: It is held, that the name is in some way prophetic either of the man's station in this life or his future life, and was not assumed until this condition was known, which took place at manhood . . .

Sie bezweckt, seinen Körper vor Zauber zu schützen, da Zauber erst durch Verbindung mit dem Namen wirksam wird. Derselbe wird gleich nach der Geburt erteilt; der Gebrauchsname im Einverständnis mit dem Brahmanen am 10. Tag (auch nach 100 Nächten oder einem Jahr). Nach einigen Sutren soll der Geheimname ein Nakshatrasname sein, andere schreiben dessen Ableitung von einer Gottheit oder vom Geschlechte vor. Auch scheint es, dass, nach der Ansicht Einiger, die Geheimhaltung nur bis zur Einführung des jungen Mannes beim Lehrer nötig war.¹¹³⁾

Nach schriftlicher Mittheilung des Hr. Prof. Bühler nennt jeder Inder auf Befragen seinen Gebrauchsname. Dagegen dürfen Frauen, Schüler und Niedrigere gegen Dritte denselben nicht gebrauchen; sie müssen, falls eine Nennung nicht umgangen werden kann, den Geschlechtsnamen gebrauchen. Beim respectvollen Grusse an einen Höherstehenden aus der Name genannt werden. Den geheimen Namen nennt der Inder nicht.

Damit sind jedoch die Vorsichtsregeln nie der Namengebung nicht erschöpft, wie die nachfolgende schriftliche Mittheilung des vorgenannten berühmten Kenners indischer Verhältnisse bezeugt. Sie lautet wie folgt: Wird ein indisches Kind unter einem Verlobten bringenden Nakshatra geboren, so erhält es den Namen desselben oder einen damit zusammengesetzten Namen. Dies ist eine fast gewöhnliche Regel und es gibt viele Tausende mit dem Namen Mula-candra, vulgo Mulcand, deren Namen mit dem des absolut vererblichen Gestirns Mula verbunden ist. Ein historisches Beispiel für die Anwendung dieser Regel findet sich in dem Namen des ersten Cauluk-Königs von Gujrat Mularāja (10. Jahrh.), der, wie die Tradition sagt, so genannt wurde, weil er unter dem Gestirne Mula geboren war.

Einen speciellen Fall theilte Dr. Bühler der vor ungefähr 10 Jahren verstorbene Professor der Mathematik im Deccancollege Kero Lakshman (Vatersname) Chattr (Familiennamen) mit. Auf Dr. Bühler's Frage, wie er zu dem curious Namen Kero, wörtlich „Stroh, Haar, etwas kleines oder unbedeutendes“ komme, erzählte er ihm Folgendes: Meinen Eltern wurden mehrere schwächliche winzige Kinder geboren, die alle in den ersten Lebensjahren starben. Auch ich soll bei meiner Geburt

¹¹³⁾ Nach Bühler, Indo-arische Philol. III, 2, § 15. Ich verdanke Hinweis auf diese Sitte der Mittheilung des betr. Correcturlogens der niemals ermüdenden Gefälligkeit des Herrn Dr. Bühler. Aus einem bei dem Congresse in Speier gehaltenen Vortrag des Dr. Hagen erbellt, dass auch die Papuas auf Neu-Guinea den Kindern zwei Namen geben.

klein und schwächlich gewesen sein. Als meine Grossmutter mich zuerst sah, rief sie: Das ist wieder so ein „rubbiib little fellow“, so ein Kero. Darauf nannte man mich, um die ühnen Folgen meiner Kleinheit und Schmächtigkeit abzuwenden, wie wir in solchen Fällen thun, Kero. Sie sehen fügte er hinzu, ich bin auch gut durchkommen.

Die Beobachtung hat diese Verhältnisse erst gestreift; die meisten Beschreibungen lassen uns bei solchen Fragen im Stich. Gleichwohl sind Analogien zu den bei den Indern nachgewiesenen Vorstellungen bei den Kamtschadalen, von Bastian in Siam und Kambodja, von Ploss in Schlesien aufgefunden worden.¹¹⁴⁾ In Tonking gibt man den Kindern schreckliche Namen, um die Dämonen zu schrecken (Tyler l. c. 127). Dr. Bartels theilt mir mit, dass in einer norddeutschen Adelsfamilie v. K. der Erstgeborene stets den Namen „Asebe“ trägt, und dass damit das Aufhören der früher in dieser Familie herrschenden Kindersterblichkeit in Verbindung gesetzt wird. Aus demselben Grunde führen die männlichen Mitglieder einer bekannten Münchener Familie Vornamen, welche stets mit E anfangen (Prof. J. Ranke). Die Japaner gaben früher, um das Gedeihen der Kinder zu sichern, den weiblichen Kindern Knabenamen und umgekehrt.¹¹⁵⁾ Weitere Analogien bei Bulgaren, Corsicanern, Semiten erwähnt Nyrop l. c. 199. Stuhlmann und Emin Pascha haben festgestellt, dass es bei den meisten Völkern Centralafriens bestimmte Namen gibt, um Unglück abzuwenden. Die Wawisa am Südende des Albertsees gebrauchen hiefür Baruka und Kanissa.¹¹⁶⁾ Bei den A-lur in Wadelai gebrauchen als Schutzmittel gegen den bösen Blick oder wenn ein Ehepaar hintereinander mehrere Kinder verloren hat, die Namen Djelloha und Erima; die Sndanesen Kon und Kanna.¹¹⁷⁾ Die Bedeutung von Djelloha und Erima — versetzt, erläutert vollständig die deren Gebrauch begründenden Vorstellungen. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die festen Normen unterliegenden Benennungen für Zwillinge, welche in Centralafrika allgemein als Glück bringend betrachtet werden. Nach Ellis (Land of Fetich 47) heissen Zwillinge in Dahomey stets Ho-ho, nach einer gleichnamigen speißeischen Schutzgottheit für Zwillinge; an der Goldküste gebraucht man für dieselben den Namen Attah. Ergiebigen Stoff für Detailforschungen bieten wohl auch die europäische Völker, welche ja auch der-

artige Glücksnamen (Adam, Eva u. s. w.) kennen.¹¹⁸⁾

Ein weiteres Schutzmittel bilden die Namensänderungen. Die Motive derselben sind allerdings sehr mannigfaltig. In den meisten Fällen erhellen wir darin das Bestreben, das Selbstbewusstsein, das Machtgefühl des Individuums zum äussern Ausdruck zu bringen und dadurch dessen reelle Macht zu steigern. In diese Kategorie fallen die Namensänderungen der nordamerikanischen Seemannen,¹¹⁹⁾ der Krieger nach glücklichen Schlachten,¹²⁰⁾ der einzelnen Individuen in ihren verschiedenen Lebensaltern,¹²¹⁾ der Eltern nach ihren Kindern.¹²²⁾ Bei den westlichen Ewe-Völkern, welche die Kinder anfänglich bis zum Wochentage benennen, wird nach Ellis (l. c. 154) dieser Name später gegen nyi-see = strong names vertauscht. Den meisten Namensänderungen müssen gewisse schwierige Leistungen vorausgehen, wodurch die Berechtigung dazu erworben wird. Bei den Tudas nimmt Jeder, der einen Mord begangen, einen neuen Namen an (Nachtigall, Sahara und Sudan I, 451). Assyrische Usurpatoren nahmen zur Bekräftigung ihrer Stellung die Namen von früheren legitimen Herrschern an (Sayce, Lectures 303). Bemerkenswerth erscheint der Zug, dass bei den Ahts, welche anscheinend regellos den Namen ändern, der aufgegeben Name niemals mehr erwähnt werden darf. Junge Leute, welche dies gelegentlich ausser Acht lassen, werden geoholten.¹²³⁾

Dient in diesen Fällen die Namensänderung gewissermassen zur Offensive, so tritt in andern Fällen der defensive Charakter derselben um so deutlicher hervor. Andree hat bereits einige Fälle von Namensänderungen angeführt, welche in Krankheitsfällen den Zweck verfolgen, den Krankheitsdämon zu hintergehen und gewissermassen eine neue Persönlichkeit an die Stelle der von Dämonen gequälten zu setzen. Als Ergänzung seiner Angaben seien die Lappen angeführt, welche jedesmal, wenn ein Kind krank wurde, dessen Namen durch eine neue Taufe veränderten. Es gab früher erwachsene Lappen, welche drei- oder viermal getauft waren.¹²⁴⁾ Ferd. Jasti bringt Belege dafür, dass die Eranier dem Kranken einen anderen Namen geben, um ihn zu einer andern Persö-

¹¹⁴⁾ Ploss, Kind I, 157. Wnttke, D. Volkobergl. 197. Jirioek, Seelengl. n. Namengebung. M. V. f. schles. Völk. I, 30.

¹¹⁵⁾ J. Bourke, IX. Ann. Rep. Bur. Ethn. 461 f. ¹¹⁶⁾ Andree, l. c. 173 f. Masters U. d. Patagonien. D. Ausg. 190.

¹¹⁷⁾ Sproat, Scenes and life studies of Savagelife. 261 f.

¹¹⁸⁾ Mikbnilovsky, J. A. Inst. Lond. XXI V, 148.

¹¹⁴⁾ Citirt bei Andree, l. c. 177.

¹¹⁵⁾ Ebnan, Oest. Monatschr. f. d. Orient XXII, 60.

¹¹⁶⁾ Stuhlmann, Mit Emin Pascha. 392.

¹¹⁷⁾ Emin Pascha in Stuhlmann, l. c. 503.

lichkeit zu machen.¹²³) Ähnliches wird von den Ruthenen berichtet. Die Juden glauben, dass das Schicksal einer Person durch Änderung seines Namens verändert werden könne.¹²⁴)

Mr. Sarat Chandra Mitra hat die abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche studirt, welche sich an den Tiger knüpfen. Derselbe genießt göttliche Verehrung von Seiten der Kisans, Gonds, Santal, Khom, Ormoos, Canareseu, Mundaha, Katodi, Kakhyaes, Chettias u. s. w. Die Garos in Assam und SO.-Indien glauben, dass, wenn ein Mann durch einen Tiger getödtet wurde, er einem seiner Verwandten im Traum erscheint und denselben bittet, ihren Namen zu ändern. Die Eltern und Brüder des Getödteten nehmen sofort neue Namen an, um zu verhindern, dass sie ebenfalls angegriffen werden.¹²⁵)

Die Sitte, dass Freunde und Verwandte der Verstorbenen ihre alten Namen gegen neue eintauschen, hat Dobrizhofer bei den Ahiponern sehr ausgebildet vorgefunden. Wegen des Hinscheidens eines kleinen Kindes wechselten oft ganze Familien ihre Namen. In der neuen Colonie S. Karols starb einst die Gattin des vornehmsten Caciquen an den Pocken. Vorher hieß er Revachigi, nachher Oahari. Seiner Mutter, seinem Bruder und Gefangenen, dergleichen den Brüdern der Verstorbenen wurden unter grossem Gepränge neue Namen beigelegt.¹²⁶) Diese Sitte deckt sich ihrem Zwecke auch vollständig mit derjenigen der Garos. Bezeichnend ist auch, dass die Erfindung der neuen Namen den „alten Ceremonienmeisterinnen“, wie Dobrizhofer die Zauberinnen nennt, zufällt. Nach demselben Gewährsmann fügt sich auch der stolzeste Ahiponer deren Willkür in dieser Richtung, ebenso wie die entferntesten Horden.

Eine der verbreitetsten Sitten primitiver Völker ist das Verbot, den Namen eines Verstorbenen zu nennen. Die Bedeutung desselben ist nach den früheren Erörterungen völlig klar. Die Nennung des Namens wird als Berufung aufgefasst, der die Erscheinung der Seele des Abgestorbenen folgen müsste. Dieses Verbot ist nun eine der vielen Massregeln, welche Natur- und Kulturvölker anwenden, um dies zu verhindern. Es sei nur beispielsweise auf die Todtengebräuche der Samoeden verwiesen, welche diese Absicht klar durchleuchten lassen und auch das fragliche Verbot aufweisen.¹²⁷)

¹²³) Justi, Er. Nameng. Einl. V.

¹²⁴) Taylor, Researches 128 nach Eisenmenger I, 489.

¹²⁵) Nach einem von Prof. Bühler mir freundlichst mitgetheilten Ausschnitt der Bombay Gazette Summary vom 12. Juni 1896.

¹²⁶) Dobrizhofer, Gesch. d. Ahiponer II, 861 f.

¹²⁷) Arthur Montefiore Samoyads on the Great Tundra J. Anthr. 19st. XXIV, 406.

Für die Buschmannkinder gilt dasselbe besonders zur Nachtzeit (Lloyd, Short Acc. of Bushman Mater. 26).

Diese Furcht vor den Seelen der Abgeschiedenen ist so stark, dass ein vorsätzliches Aussprechen deren Namen bei den Nordamerikanern auch dem Zeugniss von Rodger Williams, einem der ersten Ansiedler Neu-Englands, bestraft wurde und sogar zu Kriegen Veranlassung gegeben hat. (Waltz, Anthr. Nato. III, 162.)

Man beschränkt sich jedoch nicht darauf, den Namen des Verstorbenen nicht mehr zu nennen. Das Bestreben jeden Gleichklang mit demselben und damit jede unabsichtliche Berufung zu vermeiden bewirkt die Abänderung des Namens von Objecten, nach denen der Verstorbene etwa genannt war. Zu den hiefür von Andree gebrachten Belegen verweise ich auf G. Holms treffende Schilderung der Bewohner von Ostgrönland.¹²⁸) Wichtig ist ferner die Aussage einer chinesischen Quelle¹²⁹) über die einschlägigen Vorschriften im alten China, welche bisher unrichtig gedeutet wurden:

„Man nimmt den Namen nicht von den Reichen, nicht von den Obrigkeiten, nicht von den Bergen und Flüssen, nicht von Schmerzen und Krankheiten, nicht von den Haubitzen, nicht von Geräthschaften und Kostbarkeiten.“

„Der Sohn eines Landesfürsten darf nicht den Namen seines Landes erhalten, nicht den Namen der demselben eigenthümlichen Obrigkeiten, noch seiner Berge und Flüsse. Der Name darf ferner keine Schmerzen und Krankheiten bezeichnen, weil hierdurch eine böse Vorbedeutung entsteht.“

„Die Bewohner von Tschou dienten durch den Namen den Geistern. Den Namen (der Abgestorbenen) wird man für immer vermeiden.“

„Unter der Dynastie Jin und noch früher gab es keine Vorschriften hinsichtlich des Namens der Verstorbenen. Die Menschen der Dynastie Tschou verehrten zuerst die Geister, indem sie den Namen der Vorfahren vermieden. Wenn einmal der Name vermieden worden, so darf man denselben niemals wieder aussprechen.“

„Nennt man also nach dem Reiche, so vernichtet man dessen Namen.“

Gibt man dem Sohne des Fürsten den Namen seines Reiches, so darf derselbe nach seinem Tode nicht mehr ausgesprochen werden, und man vernichtet somit den Namen des Reiches.

„Nach den Obrigkeiten, so vernichtet man das Amt.“

¹²⁸) G. Holm l. c.

¹²⁹) Pfizmaier, Die Zeiten der Fürsten Hoan, Tschang und Min von La. p. 12. (Sitzb. d. k. Ak. d. Wiss. Wien 1855).

Nennt man nach einer Obrigkeit, so muss der Name des Amtes für immer vermieden werden.
„Nach den Bergen und Flüssen, so vernichtet man den Vorsteher.“

Nennt man nach Bergen und Flüssen, so muss man den Namen derselben verändern, und man vernichtet den Namen desjenigen der dem Opfer dieser Berge und Flüsse vorsteht.

„Neh den Hausthieren, so vernichtet man das Opfer.“

Nennt man nach den Hausthieren, so darf man diese Thiere nicht mehr zum Opfer verwenden.
„Nach Geräthschaften und Kostbarkeiten, so vernichtet man die Gebräue.“

„Nennt man nach Geräthschaften und Kostbarkeiten, so darf man diese Gegenstände nicht mehr zu den gottesdienstlichen Gebräuchen verwenden.“

G. Holm vermuthet übrigens, dass bei den Einwohnern von Angmagalik die alten Namen wieder auftauchen, wenn das Gedächtniss an den Verstorbenen verwischt ist. Angesichts der nachfolgenden von Gatchet berichteten Thatsache wird man nicht umhin können, die Richtigkeit dieser Auffassung anzuerkennen.

Die Aborigines des Willamette-Thales in Oregon (nähere Beziehung fehlt) hatten das durch Strafen geschützte Verbot, dass der Name eines Verstorbenen während 10—15 Jahren nicht ausgesprochen werden dürfte. Nach Ablauf dieser Zeit durfte man es thun, weil das Fleisch von den Knochen weggesult und damit dessen Seele verschwunden war, so dass sie nicht mehr zurückkehren konnte. Gatchet schliesst daraus mit Recht, dass dieses Volk nicht, wie die meisten Nordamerikaner die Knochen als Sitz der Seele betrachtet.¹²⁰⁾ Dieselbe Vorstellung von dem Verschwinden der Seele mag der Fütterung der Bildnisse der Todten während drei Jahren bei den Samojeden zu Grunde liegen; nach Ablauf dieses Zeitraumes wird das Bildniss verbrannt.¹²¹⁾

Analogien aus dem europäischen Volksglauben bieten das Nichtnennen des Namens des abgestorbenen Gatten auf den Shetlandinseln,¹²²⁾ ferner das Verbot den Namen eines Todten dreimal hintereinander zu rufen, weil er sonst erscheinen müsste.¹²³⁾

Die ethnologisch interessante Frage nach der Umbildung dieser Vorstellungen in einen geregelten Ahnencult kann hier nicht weiter verfolgt werden. Unzweifelhaft bildet die Furcht vor den Seelengeistern die eigentliche Grundlage des letzteren. Ein

Beispiel für die Combination von Ahnenerhebung mit dem Verbot deren Namen zu nennen liefern nach Tylor die Australier.¹²⁴⁾ Dasselbe muss aber offenbar auch bei den alten Chinesen vorhanden gewesen sein. Die Verfolgung dieser Entwicklungen bei den einzelnen Volksgruppen ist sehr schwierig. Wie misslich es ist, dabei schematisch zu verfahren, mag aus Folgendem ersicht werden. Die Nordamerikaner entbehren im Allgemeinen durchaus nicht, wie dies schon J. G. Müller und Andree gezeigt haben, die auf die Furcht vor den Seelengeistern begründeten Einrichtungen, und doch versichert ein bewährter Kenner Owen Dorsay, dass die Omaha, Kansa, Osage dormalen keinen Ahnencult haben, von den Abgestorbenen ungeschert sprechen, die Ueberlebenden nach ihnen benennen u. s. w.¹²⁵⁾ Dies scheint sich jedoch nur auf die höheren Formen des Ahnencults und auf die Gegenwart zu beziehen, denn ältere Quellen bezeugen ausdrücklich, dass die Sioux sich um die Seelen der Vorfahren fürchten und dieselben um verschiedene Dinge bitten. Die von den Dakota's verchren behaltene Steine hiessen früher ihre Grosseltern.¹²⁶⁾ Der Sachverhalt bedarf somit noch einer näheren Untersuchung.

An das Verbot die Namen der Verstorbenen zu nennen schliessen sich noch zahlreiche andere Nennungsverbote an, deren allgemeine Erklärung von den hier erörterten Gesichtspunkten aus durchaus keiner Schwierigkeit unterliegt. Die Deutung mancher Einzelheiten bedingt allerdings öfters eine genaue Kenntniss der „Völkergedanken“ aus denen sie herausgestaltet worden sind. Das von Nyrop gesammelte einschlägige folkloristische Material ergänzt in erwünschtester Weise die Beobachtungen an den Naturvölkern. Möge in Deutschland Wuttkes' grosse Leistung weitergeführt werden.

Im dänischen Volksglauben dürfen oder sollten besonders die schädlichen Thiere nicht herufen resp. bei ihren eigentlichen Namen benannt werden. Dieses Verbot gilt ganz allgemein oder für gewisse Zeiten des Jahres, besonders für die Zeit von Weihnachten bis Lichtmess (2. Febr.). Das letztere hängt damit zusammen, dass in dem angegebenen Zeitraume die Geister besonders viel herumschwärmen. Solche Thiere sind: Bär, Wolf, Feldmaus, Ratte, Hermelin, Wiesel, Maus, Floh, Laus, Habicht, Krähe. Für die Namen dieser Thiere wurden und werden noch zum Theil Ue-

¹²⁰⁾ Tylor, *Researches* 141 nach Lang *Queensland* 367, 367.

¹²¹⁾ Owen Dorsay, *Study on Siowan Cults* Ann. Rep. Bur. Ethn. XI, 891.

¹²²⁾ Schoolcraft, *Ind. Tribes* II, 195; III, 237. Tylor, *Anth. d. Cult.* II, 111, 366.

¹²⁰⁾ Gatchet, *J. Amer. Folk.* I, 238.

¹²¹⁾ Herb. Spencer nach Bastian *Princ. Soc. D.* Aug. I, 377.

¹²²⁾ Andree, *l. c.* 183.

¹²³⁾ Wuttkc, *l. c.* § 116. Nyrop, 136.

Corr.-Blatt d. Deutsch. A. G.

schreibungen gebracht. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt während der Weihnachtswoche auf der Insel Seeland sogar ein Proliger der „Mans“ hieß, einen anderen Namen.¹²⁷⁾

Die Nennung des Namens setzt aber, wie erörtert wurde, auch anderseits dessen Träger den Angriffen der Dämonen aus. Deswegen nennt man in Dänemark an den Abenden vor Weihnachten, Neujahr, Dreikönig, die Hausthiere, sogar die Hunde und Katzen niemals bei ihren gewöhnlichen Namen.¹²⁸⁾

Um den Krankheitsdämon nicht zu berufen und dadurch zu reizen, bezeichnet man in Schweden die inneren Krankheiten, Schlagfluss u. s. w. mit Umschreibungen.¹²⁹⁾ In Deutschland wird die Seuche als „Gevatterin“ angedeutet.¹³⁰⁾ In der Auvergne darf man die Worte rage, enragé¹³¹⁾ nicht gebrauchen. Die Rumänen umschreiben stehts die Epilepsie.¹³²⁾ Bei den Neu-Griechen findet man Umschreibungen für die Pest, bei den Arabern für die Syphilis,¹³³⁾ bei den Dayak für die Pocken (Tylor, Researches 145 nach St. John).

Der Hase spielt eine hervorragende Rolle in der Mythologie mancher Völker. Für die Algonkin ist er in der Gestalt des Manibozho zum Hauptgott geworden. Bei den Juden, Chinesen, Lappen, Hottentoten, Grönländern, Somali, Schi'a's (Palgrave) Namaqua's, Romanen, Germanen, Bretonen, Britten ist es verboten oder verboten gewesen, dessen Fleisch zu essen. Geschah dies dennoch, so wurden dabei besondere Ceremonien beobachtet. An der N.O.-Küste von Schottland, im Westen von Irland und England darf dessen Name weder zu Lande noch zu Meer ausgesprochen werden. Er hat die Gabe gewisse Dinge vorherzuverkünden u. s. w.¹³⁴⁾

Wie man in Sicilien nach meiner Beobachtung sehr ungern den Namen brigante ausspricht, denselben durch allerlei Umschreibungen besonders auch durch galantuomo ersetzt, soll man nicht den Teufel rufen, noch die Bezeichnung Hexen gebrauchen. Ein gleiches Verbot erstreckt sich aber auch auf die Benennung Priester und Kirche. Kein schottischer oder norwegischer Fischer spricht diese Worte auf offener See aus. Desgleichen die nor-

mannischen Seceleute, welche letztere auch die Nennung von Katze perhorresciren.¹³⁵⁾

Man darf aber in Schweden und Dänemark bei gewissen Verrichtungen gewisse Worte nicht aussprechen, wie z. B. beim Kochen von Schweinewürsten „Wurst“, beim Bierbrauen „Wasser“, beim Schlachten „Blut“; sonst „verschreit“ man das Product; es geräth nicht.¹³⁶⁾

Man soll aber auch das Wort „Mühle“ besonders „Windmühle“ nicht aussprechen, wenn man nicht Unglück haben will.¹³⁷⁾ Dies scheint wohl auf eine Berufung des Windgeistes zu deuten.

Ob mit diesen Verboten auch jene inhaltlich zusammenhängen, welche sich auf das Aussprechen des Namens unter Verwandten beziehen, wie Post neuerdings¹³⁸⁾ vermuthet hat, muss vorläufig wohl dahingestellt bleiben. Wie vielfältig dieses Thema in der ethnographischen Literatur erörtert erscheint, fehlt es doch bisher an einer systematischen Ergänzung und Verwerthung der einzelnen Beobachtungen. Ein Ueberblick über Entwicklung und Bedeutung der Einrichtungen, welche den Verkehr unter Verwandten betreffen, wird überdies auf das stärkste beeinflusst von der wissenschaftlichen Beurtheilung der Ehemformen, welche trotz vielfacher Bemühungen noch immer vielen Controversen unterliegt. Die Forscher auf diesen Gebieten werden jedoch jedenfalls mit gewissen Formen des Wortaberglaubens und wenigstens mit der Möglichkeit zu rechnen haben, ob man nicht auf diesem Wege versucht hat, böse Einflüsse von der Nachkommenschaft abzuhalten.

IV.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, jene Formen des Wortaberglaubens in Betrachtung zu ziehen, welche sich an den Namen Gottes knüpfen. Wir haben gesehen, dass nach primitiver Vorstellung überall die Berufung der Dämonen mit ihrem Namen als kräftigstes Mittel gilt, um sich deren Hilfe zu sichern. Wenngleich die höheren Stufen der Gottesverehrung auf einer anderen psychologischen Auffassung beruhen, so stirbt die primitive Anschauung doch niemals ganz aus. Das beste Beispiel hierfür bietet die chaldäische Religion. Bei den Chaldäern wie bei den alten Aegyptern waren nach Sayce die geheimen Namen der Götter nicht bloss besonders heilig, sondern auch besonders wirksam. Viele dieser Namen stammten aus ältester Zeit; ihr eigentlicher Sinn

¹²⁷⁾ Nyrop, 122—127. Ueber die Parallelen in Deutschland. Nyrop, 136 nach Wuttke, D. Volksglaube 2. Heft, 168, 168, 416, 675, 754.

¹²⁸⁾ Nyrop, I, 128.

¹²⁹⁾ Nyrop, I, c. 129.

¹³⁰⁾ Grimm, D. Myth. II, 2, 1106. Nyrop, 177.

¹³¹⁾ Nyrop nach Holland 188.

¹³²⁾ Nyrop, 139.

¹³³⁾ Nyrop, 140.

¹³⁴⁾ Charles Billson, The Easter Hare, Folklore III, 441 ff.

¹³⁵⁾ Nyrop 137 ff. Vgl. Dr. Höfler, Teufelnamen, Urquell V, 215.

¹³⁶⁾ Nyrop 124.

¹³⁷⁾ Nyrop 124.

¹³⁸⁾ Auch Tylor, I, c. passim.

war längst vergessen. Das Aussprechen dieser Namen unter geeigneten Ceremonien (Knüpfen von Knoten) galt Aacadera wie Somits als ein Zauber, dem selbst die Götter nicht zu widerstehen vermochten. Dieser Zauber selbst wird als Göttin personifiziert (Ass. Mamit, acc. Sahha). Aus dem Wortlaut der alten Hymnen schliesst Sayce, dass man sich der Gunst der Gottheiten nur erfreute, wenn man deren Namen wusste. War dies nicht der Fall, so pflegte man sich zu entschuldigen. Der Schöpfer Ea hat fünfzig Namen für alle die ihm zugeschriebenen Functionen.¹⁴⁷⁾ Dagegen eitert Sayce einen magischen Text aus Eridu (W. A. J. IV, 15)¹⁴⁸⁾ an den Feuer Gott gerichtet, aus dem hervorzugehen scheint, dass den sieben hüsen Göttern weder ein fester Wohnort eingeräumt wurde, noch Namen. Als Ausdruck des Abscheues müssen wir die Wendung auffassen: „Die empfindenden Götter kennen sie nicht. Ihr Name existirt nicht im Himmel noch auf der Erde.“

Als Folgeerscheinung dieser Vorstellungen muss wohl die Geheimhaltung des Namens aufgefasst werden, dessen Kenntnis nur dem Eingeweihten zugänglich war, so dass zu jedem wirksamen Gebet deren Hilfe in Anspruch genommen werden musste, auch jeder Missbrauch möglichst hinterhalten wurde. Die Vorstellung, dass der Feind durch Kenntnis des Namens der Schutzgottheit vor dem Gemeinwesen Schaden zufügen könne, veranlasste dessen Geheimhaltung unter Androhung der Todesstrafe.

Von dem babylonischen Cultureentrum aus ist, wie es scheint, diese Form des Wortaberglaubens in alle benachbarten, sowie in die Zeit nach späteren Culturvölker eingedrungen. So hat Osiris hundert Namen. Bezüglich der Eranier bemerkt F. Justi:¹⁴⁹⁾

„Nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter führten anser dieser allgemeinen Benennung Namen, die ihnen nach einem augenblicklichen oder dauernden Eingreifen in das menschliche Leben oder den Lauf der Welt beigelegt worden. So heisst Abura Mazlah „der zu Befugende“ u. s. w. Gewiss Wesen, Mithra und die anderen Yazata (Ized), die Namen Tisriya und Wanaat, das heilige Feuer, haben das Beiwort axšiš-nāman „mit ausgesprochenem Namen“, „dessen Namen angerufen wird“, und die betreffenden Genien legen Gewicht darauf, dass ihre Namen beim Opfer angesprochen werden, denn erst beim Aussprechen ihrer Namen kann die Gottheit erscheinen; auch das Opfer yassa hat dieses Bei-

wort, welches dann bedeutet, dass bei dem eigens für die betreffende Gottheit dargebrachten Opfer ihr Name ausgesprochen wird.“

Die frommen Perser trugen (naseh Chardin l. e.) noch vor kurzer Zeit einen oder mehrere Talismane stets bei sich, welche aus Stellen des Koran mit den ālm'atzmā (den grossen Namen Gottes) bestanden. Nach ihrer Ansicht offenbare Gott, wenn er einen Propheten mit der Gabe Wunder zu wirken, ausstatten wolle, einfach einen seiner grossen Namen, welcher dann nur ausgesprochen zu werden brauche, um das Gewünschte zu vollbringen.

Herr Prof. Bühler machte mich auf einige Stellen des Rigveda aufmerksam, in welchen die geheimen Namen der Götter erwähnt werden. So im R. V. 5. 510: „O Waldesherr (der personifizierte vergöttlichte Opferfah) trag dort die Opferspeisen hin, wo du die geheimen Namen der Götter weisst.“ R. V. IX, 95, 2: „Der Gott (Soma) offenbart auf der Operatrea dem Sänger die geheimen Namen der Götter.“ Nach Satapathabrāhmana II, 1. 2. 11 ist Arjua ein geheimer Name Indras,¹⁵⁰⁾ Sothe geheime Namen gibt es nicht bloss für die Götter, sondern auch für die Opferspeisen, sowie für die beim Opfer oder Zauber gebrachten Dinge. So von der Opferbutter R. V. IX, 58, 1.

Ob den Namengebieten der Inder (nāmāntra) magische Kraft zugeschrieben wird, mag ich nicht zu entscheiden. Es sind Nennungen des Namens einer Gottheit, von einem Heilrufe an dieselbe begleitet. Bei der Feier von Krishnas Geburtstag findet eine spezielle Verehrung der einzelnen Glieder Krishnas (angapājā) statt, bei einem jeden derselben wird er mit einem anderen Namen angerufen.¹⁵¹⁾

Bei den orphischen Mysterien¹⁵²⁾ wurden die Namen der dabei verehrten Götter nicht ausgesprochen, sondern durch Umschreibungen ersetzt. (Persephone hiess die Hagna, die Reine; die Kabinen und Dioskuren hiessen in Samothrake nach Messonien „die grossen Götter“ u. s. w.) In Eleusis durfte der Name des Hierophanten von keinem Mysteren, nicht einmal von den Namensträgern selbst, ausgesprochen oder aufgeschrieben werden. Maass nimmt dieselbe Sitte für die orphischen Thiasoi in Anspruch.

Die 99 Namen Allahs, sowie die 99 Eigenschaften des Propheten galten den Aegyptern als starke Zauber mittel, welche gegen Krankheiten,

¹⁴⁷⁾ Sayce, B. of the East XII, 265.

¹⁴⁸⁾ Weber, Ueber die Krishnajanāhātami. Abh. Berl. Ac. 1867, 245. 255.

¹⁴⁹⁾ Maass, Orphicus. 69 f.

¹⁴⁷⁾ Sayce, Lectures 202—301.

¹⁴⁸⁾ Sayce, l. c. 469.

¹⁴⁹⁾ Justi, Iran. Namenbuch. Einl. V f.

Schwäche, bösen Blick, Zauberei, Feuerbrunst, Einsturz, Angst, Kummer, Schrecken schützen. Ausser den Namen schützen aber auch die Namen der armseligen Habseligkeiten, welche der Prophet bei seinem Tode zurückgelassen hatte. Die Anwendung solcher Mittel verschaffen auch Gesundheit, Liebe, Freundschaft, Nahrung u. s. w.¹⁵⁵⁾

Kein Mensch hat jemals eine so absolute Gewalt über die Geister ausgeübt (nach der arabischen Volkanauffassung) als Suleiman Ibn Dáúd (Salomon der Sohn von David). Er konnte dies mit Hilfe eines überaus kräftigen, vom Himmel ihm zugesendeten Talismans. Dies war ein zur Hälfte aus Erz, zur andern Hälfte aus Eisen gefertigter Siegelring, auf dem der „grosse Name Gottes“ eingegrüvt war. Mit dem Erz siegelte er seine Befehle an die „guten“ Jinn, mit dem Eisen (dem den Jinn verhassten Metall), jene an die „bösen“ Jinn (die Teufel). Ueber die beiden Kategorien, die Winde, Vögel, wilde Thiere, hatte er vollständige Gewalt. Mit Hilfe desselben baute er den Tempel von Jerusalem.

Sein Vater (Asaf, der Sohn von Barkhiya) verrietete Wander, weckte sogar Tode zum Leben durch Aussprechen „des grossen Naoicns“.¹⁵⁶⁾

Die Moosims in Aegypten unterscheiden zwei Arten von Magic, Er-Ruháni, die geistige Magic, und Es-Simíja, die natürliche oder trügliche Magic. Er-Ruháni ist zweierlei: siwi (hohe, rahmáni, auf den Erbarmenten sich beziehend), und sufi (schejtáni, satanische), die niedere Magic. Die hohe Magic gründet sich auf die Wirksamkeit Gottes, seine Engel und guten Geister und auf andere von Gesetz gebilligte Mysterien. Sie kaon nur von frommen Menschen erlangt und geübt werden, welche entweder durch Tradition oder aus Büchern die Namen jener übermenschlich wirkenden Wesen und die Ausrufungen, durch welche man der Gewährung seiner Wünsche sicher ist, lernen. Die Kunst, Zaubermittel zu guten Zwecken zu schreiben, gehört zu dieser Magic, zur Astrologie, zur Koode der Geheimnisse der Zahlen. Das höchste, was man darin erreichen kann, ist die Kenntniss des Ism el-Azom. Dies ist der „höchste Name“ Gottes, den Niemand kennt, als die Propheten und Gesandte Gottes. Wer diesen kennt, kann durch das blosses Ansprechen desselben Tode zum Leben erwecke, das Lebendige tödten, sich selbst überall hin versetzen, wohin es ihm beliebt, und jedes andere Wunder verrichten. Manche meinen, dass er besonders ausgezeichnete Welis bekannt sei.¹⁵⁷⁾

¹⁵⁵⁾ Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter II, 63—66.

¹⁵⁶⁾ Lane, Arabian Soc. in the middle Ages. 40.

¹⁵⁷⁾ Lane, Sitten d. heut. Aegypter II, 85.

Die niedere Magic hängt von der Wirksamkeit des Teufels und anderer böser Geister ab; sie wird nur zu bösen Zwecken und von bösen Menschen angewandt.¹⁵⁸⁾

Der Name Gottes ist dem Araber das wirksamste Schutzmittel gegen den bösen Blick, ebenso wie der Nmo des Propheten.

Wenn Jemand irgend etwas auf unpassende Art bewundert, so weist ihn der Araber mit den Worten zurecht: „Segne den Propheten“, und wenn der Andre darauf antwortet: „O Gott, sei ihm günstig“, so fürchtet nmo keine üblen Folgen. Wenn jemand ausruft „wie schön“, oder einen ähulichen Ausdruck gebraucht, so bittet man ihn, so sagen: Má scháa-lhá (Was Gott will, das geschehe). Wenn man ein fremdes Kiod auf den Arm bewundernd nimmt, man sagen: Im Namen Gottes des Allbarmerzigen, des Erbarmer und Má scháa-lhá.¹⁵⁹⁾

Dieselben Vorstellungen findet man in unzähligen Variationen in der kabbalistischen Literatur Europa's. Ich verweise auf die Verzeichnisse der 73 Namen, welche Jesus Christus und jener, welche der Jungfrau Maria beigelegt werden, bei Nyrop. Wer sich Reuehschaft geben will, in welchem Umfange die Zauberpraxis mit den „drei höchsten Namen“ geübt wird, möge ein heiliches Buch über deutschen Volksaberglauben durchblättern, wozu ich besonders „Binger, Aus Schwabe“ empfehle. Man findet daselbst Recepte für alle möglichen Bedürfnisse, für die Heilung von Krankheiten und Verletzungen, für die Verstellung des Schusses eines Feindes, für das Butterrühre, sogar um Glück beim Kegelspiel zu haben. Es sind meistens sinnlose Wortebiminationen in Verbindung mit der Schlussformel: Im Namen Gottes n. s. w. Ueber eine systematische Behandlung von Geisteskranken durch „Worte“ d. h. durch die (sonst geheimgehaltene) Namen Gottes bei den Esthen vgl. Kreuzwald und Nenas Myth. u. mag. Lieder der Esthen 84. Eine sehr ähnliche Rolle spielen aber auch die Namen der Heiligen, für deren Anrufung manchmal bloss die äussere Aehnlichkeit ihres Namens mit der Bezeichnung des zu bekämpfenden Übels den Anschlag gibt. So gilt in Byzern St. Valentin als Specialist für alle „hinfallende“ Krankheiten. Ihre Namen und die Anfangsbuchstaben dienen dazu, um die Häuser vor Eintritt der Hexen, die Kinder vor den Einwirkungen böser Dämonen während der Nacht zu schützen. Sie vertreten die Stelle von Amuletten oder sind die wirksamst gedachten Theile derselben.

¹⁵⁸⁾ Lane, l. c. II, 66.

Nur beiläufig, weil nusserhalb des Rubens dieser Arbeit fallend, sei erwähnt, dass es eine weitverbreitete Sitte gibt, welche aus Ehrfurcht verbietet, den Namen Götter sowie grosser Persönlichkeiten zu nennen. Sie tritt bei primitiven wie bei hochentwickelten Völkern, bei den letzteren oft relativ spät auf. So im späteren Judentum nach einer ganzen Reihe von Uebergangsbestimmungen das Verbot den Namen Jehova zu nennen, wo für Adonai (Herr) gebraucht wird.¹²¹ Auch wird der Name des Confucius (Kien) nicht mehr gesprochen und geschrieben; wo derselbe in einer Schrift vorkommt, liest man (statt Kien) Mo; selbst wo er in seiner ursprünglichen Bedeutung als „Hügel“ erscheint, wird das chinesische Zeichen hierfür etwas abgeändert. Selbst in den Wörterbüchern wird es gemieden, während das grosse Wörterbuch den Kaiser Khung-hi ihn noch ohne weiters anführt.¹²² Als die fünf Götter, denen Buddha seine Lehre von der Erlösung zuerst predigte, ihn mit seinem Namen anredete, sprach Gotama zu den fünf Mönchen: Ihr Mönche redet den „Vollendeten“ nicht mit seinem Namen an.¹²³ Die Kaffernfrauen bezogen ihre Ehrfurcht dem Könige dadurch, dass sie seinen Namen niemals aussprechen, wie er lautet. Sie müssen sogar die Silben desselben in andern Worten meiden.¹²⁴ In dieselbe Kategorie fallen auch andere von Andree und Tylor angeführte Beispiele für das Verbot, den Namen Lebender zu nennen, welches auch Veränderungen in der Benennung von gleichnamigen Objecten nach sich ziehen kann.¹²⁵ Die Deutung dieser Thatsachen ist auf das bestmögliche begründet. Wir erblicken in denselben eine neue Mahnung zur Vorsicht in der Verwerthung von ethnographischen Parallelen, deren Beweiskraft nur im innigsten Anschluss an die genetische Betrachtung unangefochten bleibt.

Herr Prof. Dr. Furtwängler-München:

Das Monument von Adamklissi und die ältesten Darstellungen von Germanen.

Der Vortragende entwickelte die von ihm seitdem in einem September 1896 erschienenen Buche „Intermezzo, kunstgeschichtliche Studien“, Leipzig, Giesecke u. Devrient, S. 51—92 ausführlicher dargelegte These, dass das bisher auf Trajan und seine Dnckerkriege bezogene Tropaeum zu Adam-

klissi in der Dobrudscha vielmehr den Feldzug des M. Licinius Crassus gegen die deutschen Bastarner und die Thraker und Geten verberliche, dessen Datum 29/28 vor Chr. fällt. Die Bildwerke seien somit die älteste zusammenhängende sichere Darstellung des Kampfes eines deutschen Volksstammes gegen die Römer. Der Vortragende verweilte besonders bei der anthropologischen Bedeutung dieses Resultats. Der germanische Typus der Bastarner ist, wenn auch roh, doch sehr treu wiedergegeben. Ebenso treue Bilder erhalten wir hier, dem Vortragenden zufolge, zum ersten Male von den Geten und den Thrakern.

Herr Dr. Kühl-Worms:

Ein neolithisches Graberfeld bei Worms.

(Mit Demonstrationen, zahlreichen Photographien, spec. Originalaufnahmen der Gräber. Auszug aus der Wormser Zeitung 1896. 217. 1. u. 2. Blatt.)

Gräber jener fernen Frühzeit, einer Periode, in welcher der Mensch noch nicht mit den Metallen bekannt war, und seine Werkzeuge, Waffen und Schmuckgegenstände nur aus Stein, Horn, Knochen, Holz und Muscheln zu verfertigen verstand, kamen bisher nur sehr selten und dann gewöhnlich einzeln, fast gar nicht in grösseren Gruppen vereinigt vor. Nur ein Mal ereignete es sich, dass in Deutschland ein ganzes Graberfeld dieser Periode aufgedeckt wurde, in welchem die Toten, wie auf unserem Grabfelde, in regelmässigen Reihen bestattet gefunden wurden.

Es war dieses Grabfeld auch in unserer Provinz, in nächster Nähe von Worms, am Hinkelstein bei Monsheim gelegen und wurde um die Mitte der sechziger Jahre bei Gelegenheit des Umrodens von Ackerfeld zu einem Weinberg aufgefunden. Man hat bisher dieses Graberfeld als typisch für die Zeit, seine Funde geradezu als epochemachend angesehen und es in der Litteratur „Das berühmte Grabfeld vom Hinkelstein“ genannt. Und doch sind bei der Auffindung beinahe alle Gräber zerstört worden, so dass eine darüber erschienene Arbeit von Lindenschmit nur allgemeine, sich auf die Aussagen der Arbeiter stützende Angaben machen konnte.

Um so erfreulicher musste es sein, dass es uns vergünnt gewesen war, ein Grabfeld derselben Periode zu entdecken, von welchem bis jetzt eine grössere Zahl unversehrter Gräber genau untersucht werden konnte.

Sämtliche Gräber liegen dicht bei einander und sind deswegen, sowie wegen ihrer ganz gleichartigen Ausstattung als einer Zeit angeblich zu betrachten. Wir erhalten daher durch sie ein ganz bestimmtes Bild des Culturzustandes einer gewissen

¹²⁰) Hirsgräber u. Kauler, Kirchenlexikon VI, 1274.

¹²¹) Drosak, Confucius u. s. Lehre 282.

¹²²) Oldenberg, Buddha 127.

¹²³) Kropf, Xosa-Kaffern 150 f.

¹²⁴) Andree, l. c. 180 f. Tylor, l. c. 144, 147.

Druckfehler: S. 114 in 49. Die statt: der Polymorphen — auf Salmos, in 49) statt: Wüllens — Wüllens.

Periode des Steinzeitalters, soweit wir solches aus Gräbern überhaupt zu erlangen im Stande sind, und da die Erforschung sich bereits auf die Zahl von 69 Bestattungen erstrecken konnte, erhalten wir ein Bild, wie es anschaulicher bis jetzt noch nicht gewonnen worden ist.

Das erste dieser Gräber kam vor zwei Jahren bei der Anlage einer Kalkgrube an der nordwestlichen Grenze des Filterplattenwerkes von Bittel & Cie. zufällig zum Vorschein. Einzelne Stöcke der darin vorgefundenen Gefäße wurden uns durch einen Bauaufseher überbracht, aus dessen ziemlich bestimmt lautenden Aussagen wir entnehmen konnten, dass es sich um ein Grab und nicht um einen zufälligen Scherbenfund handelte. Die Scherben trugen alle die charakteristische Verzierung der neolithischen Zeit. Es lag nun die Möglichkeit vor, dass sich an dieses einzelne Grab, wie beim Grabfeld vom Hinkelstein, ein größeres Graberfeld anschloss, es konnte dagegen auch das gefundene Grab eine verzettelte Bestattung gebildet haben. Eine bald darauf vorgenommene Untersuchung im Hofe der Fabrik, ostwärts des aufgefundenen Grabes, ergab keine weiteren Anhaltspunkte. Trotzdem gehen wir die Hoffnung nicht auf, nach der Seite des freien Feldes hin, nach Westen zu, bessere Erfolge zu erzielen und unsere Bemühung wurde glänzend belohnt, denn bald reichte sich hier Grab an Grab.

Das Grabfeld ist nördlich der Stadt Worms, nur 200 Meter westlich des Rheines gelegen. Die Örtlichkeit ist geologisch interessant. Während bei der Stadt und südwärts derselben das Hochufer weit vom Strom zurücktritt, dehnt sich auf ihrer Nordseite von der Liebfrauenkirche bis zum Pfaffenwinkel hin eine Bodenwelle aus, welche dicht bis an den Rhein herantritt, um ein selbst bei den stärksten Ueberfluthungen hoebwasserfreies Gelände zu bilden, welches aus diesem Grunde in neuerer Zeit von der Industrie, nach Schaffung von Hafenanlagen und Eisenbahnanlagen seitens der Stadt, mit Vorliebe zur Errichtung von Fabrikanlagen benützt wird.

Diese Erhöhung wird gebildet durch das diluviale Gesechiebe des Pfimmthales, welches seine Mächtigkeit dem im Hintergrunde des Thales quer vorgelagerten Donnersberg, dem höchsten Berge der Pfalz, verdankt, dessen Gletseher jedenfalls am längsten bestanden haben werden. Hier an dieser Stelle trifft auch der rote Kies des Donnersberges mit dem Rheinkies unmittelbar zusammen, an keiner anderen Stelle wird derselbe so weit östlich angetroffen.

Diese günstige Lage nun ermöglichte es dem Steinzeitmenschen, dicht am Strome zu wohnen

und seine Todten zu bestatten, und diese Stelle muss auch in der Folgezeit eine bevorzugte geblieben sein, da sowohl aus der Bronzeperiode wie auch aus der jüngsten La Tène-Zeit innerhalb der letzten zwei Jahre hier Gräberfunde zum Vorschein gekommen sind.

Das Grabfeld erstreckt sich von der nordwestlichen Grenze des Filterplattenwerkes aus über drei benachbarte, nach Norden gelegene Aecker hinweg. Die Gräber liegen alle genau in der Richtung von Südosten nach Nordwesten, so dass das Antlitz der Todten nach Nordwesten zu gerichtet ist.

Nur ein einziges, das Grab 28, verhielt sich anders, es war direct von Osten nach Westen orientirt. Sie liegen alle ziemlich dicht bei einander, manche nur einen Abstand von 1—2 Meter zwischen sich lassend. Es sind einfache Erdgruben, Furehengräber, ohne jede Steinsetzung, auch ist die Annahme, es könnten ehemals grössere Hügelbanten sich über diesen Grabstätten gewölbt haben, aus der Lage der einzelnen Gräber zu einander und ihrer Gesamtanordnung vollständig ausgeschlossen. Kein sichtbares Zeichen, wie beim Grabfeld vom Hinkelstein, liess vermuthen, dass hier einer der ältesten Friedhöfe des Rheinlandes sich finden würde. Auch eine vor Jahren an dieser Stelle betriebene Sandgrube, welcher sicher verschiedene Gräber zum Opfer gefallen waren, brachte hiervon keine Kunde.

Die Gräber sind durchweg Skelettgräber, ihre Tiefe schwankt zwischen 1,50 m und 0,30 m. Der Kopf der Bestatteten war mit Ausnahme von vier Gräbern stets nach rechts geneigt, drei Mal war derselbe gerade gelagert und ein Mal nach links geneigt. Sämtliche Skelette lagen mit einer Ausnahme ausgestreckt im Grabe, die Füße waren manchmal etwas erhöht gelagert und die Arme meist längs der beiden Seiten des Körpers ausgestreckt. Oefter kam es vor, dass bald der eine, bald der andere Arm, dann wieder beide Arme mit dem Becken gekreuzt waren. Mehrmals lag der eine oder andere Arm auf der Brust und ein Mal erhoben das Kinn auf die rechte Hand gestützt. Ebenso kam es vor, dass die Unterschenkel gekreuzt waren.

Die Skelette waren noch leidlich gut erhalten, so dass 12 Schädel ziemlich unversehrt erhoben werden konnten und auch viele andere Skeletteile.

(Demonstration von Photographien einer Anzahl Gräber, welche unmittelbar nach der Aufdeckung photographisch aufgenommen werden konnten.)

Was nun die Zeitstellung unseres Graberfeldes anbelangt, so hat gerade die Altersbestimmung derartiger Gräber schon merkwürdige Wandlungen

erfahren. Während man in der ersten Zeit der Entdeckung dieser neolithischen Gräber bemüht gewesen war, ihr Alter möglichst weit hinaufzurücken, hat Lindenschmit in der Zeitbestimmung des Hinkelsteingrabfeldes gerade den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen, er setzte die Gräber in das 5. vorchristliche Jahrhundert und wäre geneigt, wie er sagte, ihnen noch eine spätere Zeitstellung zuzugestehen. (1) Wenn man aber bedenkt, dass beinahe das ganze erste Jahrtausend v. Chr., mindestens bis zum 8. Jahrhundert, von der La Tène- und Hallstattperiode eingenommen wird, so bleibt für die sicher zeitlich sehr angedehnte Bronzeperiode viel zu wenig Raum übrig, abgesehen von dem sich zwischen Steinzeit und Bronzeperiode einschleibenden Kupferzeitalter, welches wohl auch mehrere Jahrhunderte umfasst haben dürfte.

Aus dieser Periode des Kupfers erscheint aber von Jahr zu Jahr mehr Fuede und lassen erkennen, dass nicht nur ihr Zeitraum kein sehr beschränkter gewesen sein kann, sondern dass auch zwischen ihr und der vollen Bronzezeit eine Uebergangsperiode bestanden haben muss, in welcher durch immer grösseren Zusatz von Zinn erst allmählich die sogenannte „klassische Mischung“ der reinen Bronzezeit erreicht wurde.

Auch bei uns in Rheinbessen, wo bisher noch gar keine Kupfergegenstände bekannt geworden sind, mit Ausnahme eines in Rheine bei Mainz gefundenen kleinen Meissels, mehren sich die Funde von solchen, wie wir weiter sehen werden. Sie wären wahrscheinlich schon zahlreicher sein, wenn man früher schon die chemische Analyse angewandt hätte.

Durch diese Funde nun wird die vormetallische Zeit immer weiter hinaufgerückt und wir kommen mit der Zeitbestimmung unseres Grabfeldes umzugehen in das dritte Jahrtausend v. Chr., vielleicht sogar in den Beginn desselben.

Betrachten wir zunächst die in unseren Gräbern erscheinenden Beigäben, so fallen vor Allem wegen ihrer grossen Anzahl und meist geschmackvollen Verzierungswise die Gefässe ins Auge. Einige Gräber sind sehr reich damit ausgestattet, und zwar Männer- wie Frauengräber in gleicher Weise, manchmal fanden sich 6—8 in einem Grabe. 18 Gräber enthielten dagegen gar keine Gefässe, in anderen wieder fanden sich nur Bruchstücke von solchen vor und in den meisten wurden neben erhaltenen Gefässen zahlreiche Scherben verschiedenartiger Gefässe gefunden. Es konnte hier mit Sicherheit ein wahrscheinlich riteller Gebrauch bei der Bestattung constatirt werden, der meines Wissens sonst noch nicht, wenigstens nicht mit

solcher Bestimmtheit festgestellt wurde, der nämlich, dass bei der Bestattung einzelne der gebrauchten Gefässe absichtlich zerbrochen und deren Scherben den Toten mit ins Grab gegeben wurden.

Sämtliche Gefässe sind ohne Drehscheibe gefertigt, verhältnissmässig gut gebrannt, und zerfallen in zwei Gruppen: in roh geformte, unverzierte und in gefälliger geformte, dünnwandige, mitunter sehr schön verzierte Gefässe. Manche von ihnen sind mit Röthel oder Eisenocker roth gefärbt. Alle, mit Ausnahme eines bestimmten, noch näher zu bezeichnenden Typus haben keinen Standring, sie sind unten rund, haben einen sogenannten kesselförmigen Boden, so dass sie wahrscheinlich beim Gebrauch in Sand, auf Thorring oder ein Geflecht gestellt werden mussten.¹⁾ Mit Flüssigkeit gefüllt blieben sie jedoch auch ohne diese Vorrichtung im Gleichgewicht. Bei keinem Gefäss kommt der Henkel vor, es treten nur seitliche Ansätze, Warzen auf, welche ein besseres Anfassen des Gefässes ermöglichen und ein Entgleiten aus den Händen verhüten sollen. Diese warzenförmigen Auswüchse sind bei den verzierten Gefässen klein und dann ebenfalls mit Ornamenten bedeckt. Die grösseren, roher geformten Gefässe haben dickere, mehr oder weniger weit vorstehende Ansätze, welche oft auch durchbohrt sind. Diese Durchbohrungen erscheinen manchmal ganz klein, so dass nur ein dünner Faden hindurch gezogen werden konnte. Meist sind es flaschenförmige oder becherartige Gefässe, welche diese Durchbohrung zeigen, so dass sich annehmen lässt, sie seien auf der Wanderung als Feldflaschen getragen worden.

Man kann bei diesen Gefässen die Entstehung des Gefässhenkels unschwer erkennen: wie zuerst der durchbohrte Ansatz auftritt, dann die Durchbohrung erfolgt, welche bei zunehmender Stärke des Ansatzes immer grösser wird und so allmählich den Gefässhenkel erzeugen muss.

Bei den grösseren Gefässen, welche offenbar als Kochtöpfe benützt wurden, sieht man oft noch die Spuren der Fenerung an der geschwärtzten Aussenfläche der Gefässe. Kein Gefäss trägt einen Ausguss. Zwei Mal dagegen konnte nachgewiesen werden, dass Gefässwandungen in der Nähe des Randes mit einer Durchbohrung versehen waren. Ob diese zum Ausgiessen der Flüssig-

¹⁾ Lindenschmit (a. a. O.) sagt, dass ein Gefäss einen flachen Boden gehabt habe. Dies ist jedoch nicht richtig, denn wie ich mich überzeugt habe, ist der angebliche Boden nur dadurch entstanden, dass das ungebraunte, unten runde Gefäss in feuchtem Zustande unvorsichtig aufgesetzt und dadurch etwas flach gedrückt wurde.

keht absichtlich angebracht worden war, ist jedoch nicht ersichtlich.

Es wurde oben gesagt, dass mit Ausnahme eines bestimmten Typus, alle Gefässe mit runden Böden versehen wären. Dieser Gefässtypus ist meines Wissens bis jetzt noch nicht in neolithischen Gräbern beobachtet worden. Er kam auf unserem Grabfelde in vier verschiedenen Exemplaren vor;²⁾ es sind dies grosse, schön verzierte Trinkbecher, eine Gefässform, welche von jetzt ab in allen späteren prähistorischen Perioden erscheint, wenn auch wenig oder gar nicht verziert. Bemerkenswerth und interessant ist die Gestaltung des Fusses. Da hier zum ersten Male in der Keramik der Gefässfuss auftritt, so sollte man annehmen, derselbe müsse eine gewisse unbeholfene und primitive Form besitzen, statt dessen tritt er aber gleich in ziemlich vollendeter Gestalt auf. Es ist an den runden Bodentheil des Bechers ein hoher Standring angesetzt, dessen Wandlung nach innen zu geneigt ist. In Folge dessen steht der Becher verhältnissmässig fest auf seinem Fusse. Immer ist der Fuss des Bechers mit denselben Ornamenten bedeckt, wie sie die Wandung des Bechers trägt. Das Exemplar besitzt keinen Fuss mehr, derselbe hat offenbar schon zur Zeit der Bestattung gefehlt. Diese Becher wurden nur in dem am reichsten ausgestatteten Gräbern unseres Friedhofes gefunden und waren jedenfalls ein werthvoller Besitz. Den Fuss eines eben solchen Bechers habe ich auch unter den Gefässscherben des Grabfeldes vom Hinkelstein gefunden; ein Beweis mehr für die Gleichzeitigkeit der dortigen Funde mit den nserigen.

Eine weitere Gefässform unseres Grabfeldes ist ebenfalls früher noch nicht beobachtet worden. Es ist dies eine mehr oder weniger tiefe Schüssel mit rundem Boden. Das Eigenthümliche dieser Schüsselform ist das Auftreten von verschiedenen Ausbuchtungen am Rande. Derselbe ist an 4 bis 5 Stellen weiter nach oben ausgezogen, so dass die Schüssel dadurch ein eigenthümlich eckiges Aussehen erhält. Die Ausbuchtungen des Randes haben offenbar den Zweck, ein bequemerer Halten und Tragen des Gefässes zu ermöglichen. Diese Schüsselform ist immer dickwandig und stets unverziert.

Was nun die Ornamente unserer Gefässe anbetrifft, so bestehen dieselben aus einem System von Linien und Punkten. Es kommen nur gerade oder wenig gebogene Linien vor, niemals findet

²⁾ Wie aus Scherben, welche noch der Zusammenstellung harren, hervorgeht, ist noch ein fünfter Becher vorhanden.

sich der Kreis, die Spirale, die Wellenlinie oder der Mäander. Die Punktverzierungen sind in derselben Weise angeordnet, wie die Linienverzierung. Das am häufigsten vorkommende Motiv ist das schraffierte Dreieck. Es bildet dieses Dreieck das in den späteren Perioden so häufig vorkommende sogenannte „Wolfzahnornament“, welches sowohl auf Gefässen, als auch vielfach auf Bronzen erscheint. Dasselbe ist meines Wissens bisher noch nicht als ein Ornament der rein neolithischen Zeit angeführt worden.³⁾ Es findet sich häufig in doppelter Anordnung, in der Weise, dass um die Mitte des Gefässes ein Band von Strichen oder Punkten läuft, auf welches dann von oben und unten die Dreiecke mit ihren Basen aufgesetzt sind. Auf diese Weise sind namentlich die grossen vorhin erwähnten Trinkbecher verziert. Ein anderes Mal ist die zwischen zwei Reihen von Dreiecken gelegerte Linie weggeblieben und es entsteht dadurch ein rautenförmiges Ornament. Die Linien dieser Dreiecke verlaufen mnehnmal etwas geschweift. Wieder ein anderes Mal sind die Dreiecke so angeordnet, dass eine sternförmige Figur entsteht. Wenn zu beiden Seiten einer oder mehrerer senkrecht verlaufender gerader Linien je ein schraffirtes Dreieck gelagert ist, dessen Linien etwas geschweift sind, so erscheint eine baumhähnliche Figur, welche auch Lindenschmit schon erwähnt hat. Eine andere Verzierungsart, die auch auf dem Dreieck basiert, ist das Zickzackornament, welches einfach oder in mehrfacher Anordnung erscheint. Nur bei zwei Gefässen kam es bis jetzt vor, dass durch rechtwinklig sich kreuzende Linien quadratische Figuren entstanden.

Die Verzierungen sind entweder tief in den Thon eingeritzt, bezw. eingedrückt und dann gewöhnlich mit weisser Paste ausgestrichen, welche nach neueren Untersuchungen von Dr. Olshausen aus kohlenurem Kalk besteht, oder sie sind leicht eingeritzt bezw. eingedrückt und entbehren dann der weissen Füllmasse. Aber auch Stempel oder Stanzen wurden schon benützt, wie wir das schon an der um ein Gefäss gelegten Borte von eingestanzten Halbmonden erkennen können.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Gegenstände, welche sich in zwei Gräbern fanden, Instrumente zur Bearbeitung, Glättung und Verzierung der Gefässe gewesen waren. Es sind aus Thierzähnen hergestellte Schaber, welche an dem einen Ende mit einer Spitze versehen sind, mit welcher die

³⁾ Koenen in seiner „Gefässkunde“ erwähnt davon nichts, wie er auch die Ornamente dieser interessantesten Gruppe der „Hinkelstein-Gefässe“ gar nicht speciell behandelt hat.

eingeringelten Verzierungen sehr gut hergestellt werden konnten.

In den Gefässen wurden noch vielfach Reste der Mahlzeit, bestehend in Thierknochen, gefunden, welche noch ihrer näheren Bestimmung barren. Manchmal wurden auch solche Thierknochen in der blossen Erde, umben dem Skelett liegend angetroffen. Dieselben waren ehemals offenbar in einem Holzgefäss beigeisetz worden.

Dass die Bereitung dieser Speisen bei der Bestattung neben dem aufgeworfenen Grabe erfolgte, konnte aus einer Beobachtung geschlossen werden, welche mehrmals gemacht wurde. Es zeigte sich nämlich, dass von den im Grabe ausgestreuten Seerben eines Gefässes einige durch Feuer ganz geschwärzt waren, während die anderen, sich unmittelbar daran anbliesenden, ihre ursprüngliche hellrothe Farbe behielten hatten. Es kann das nur daher gekommen sein, dass einige der Stücke des abtheilich zerbrochenen Gefässes in das Feuer gefallen waren, die dann später den übrigen ins Grub nachfolgten. Manche Gefässe waren direct auf ihre Oeffnung gestellt, viele wurden auch in einander liegend gefunden.

In den Gräbern wurden 35 grössere Steingeräthe gefunden. Dieselben bestehen anscheinend, wie auch die Steingeräthe des Hinkelsteingrabfeldes, aus Kieselchiefer, Diorit, Basalt und Syenit. Unter ihnen kommen nur drei verschiedene Formen vor: 1) Die durchbohrte Axt, 2) Der lange Meissel von „schuhleistenförmiger“ Gestalt, das charakteristische Werkzeug unserer Gräber, und 3) das kleine, flache, undrehbohrte Beil. Sämmtliche Geräthe müssen, wie schon Lindenschmit betont hat, als Werkzeuge gedient haben, weil die Schneide bei allen auf der einen Seite gewölbt und auf der anderen flach erscheint. Der untere, flache Theil der Schneide ist sowohl durch den Gebrauch abgenutzt und geglättet, wie auch beim Schärfen der Schneide abgeschliffen worden. Diese Bearbeitung, die bei allen ganz gleichartig ist, hätte aber für eine Waffe keinen ersichtlichen Zweck, es muss vielmehr angenommen werden, dass dieses Geräthe zur Bearbeitung von Holz gedient habe, wobei wahrscheinlich der lange Meissel ähnlich wie ein Hobel benutzt wurde.

Die durchbohrten Aexte und die langen Meissel kommen nur in Männergräbern vor. In den besser ausgestatteten werden gewöhnlich drei solcher Steingeräthe, eine Axt, ein langer Meissel und eines der grösseren Flachbeile gefunden. Von der letzteren Gattung kam einige Mal auch je ein Exemplar in einem Frauengrabe vor, jedoch nur ein solches der kleinsten Form.

Die kleineren Steingeräthe bestehen dazw-

weg aus Feuerstein und kamen auf unserem Grabfelde im Gegensatz zu dem vom Hinkelstein in grosser Zahl vor. Bald sind es lange Späbne mit ausserordentlich scharfem Rand, welche in einen Holzgriff gesteckt scharf schneidende Messer abgeben mussten, bald sind es kleine Messerehen und Sehaber bis herab zu den kleinsten meiselförmigen Instrumenteben, welche letztere ebenfalls in Holz gefasst sein mussten. Größere Feuersteinstücke, gewöhnlich nuclei genannt, kamen nicht vor, die unregelmässig gestalteten Stücke, welche keine bestimmte Bearbeitung erkennen lassen, halte ich vielmehr für Steine zum Feuererschlagen, wozu auch die runden Feuersteinknollen und weissen und blauen Baekiesel gedient haben müssen. Dieser Feuerstein kommt nach Lepsius nicht in unseren Gegenden vor. Er muss demnach durch den Handel entweder aus Frankreich oder Norddeutschland importirt worden sein.

Die Feuersteimeser und Sehaber kamen sowohl in Männer- wie in Frauengräbern vor, in den reich ausgestatteten Männergräbern manchmal in sechs bis acht Exemplaren, in den Frauengräbern jedoch in geringerer Zahl, ebenso erscheinen die Feuersteinknollen seltener in den Frauengräbern.

Auffallend ist es, dass auch unter diesen Feuersteingeräthen keine gefunden wurden, welche als Waffen zu deuten wären. Schon Lindenschmit erwähnt, dass auf dem Hinkelsteingrabfelde keine Pfeilspitzen gefunden worden wären. Aber auch in unseren 69 genau untersuchten Gräbern fand sich kein einziges Stück, welches die Form eines Pfeiles besäße.

In einigen Gräbern kamen auch Instrumente zum Schleifen der grossen Steingeräthe vor. So ist der in einem reich ausgestatteten Männergrabe gefundene Stein ein Schleifstein. (Er besteht nach Lepsius aus rothem lüttigem Sandstein aus dem Odenwald.) Ebenso fanden sich 4 kleinere Schleifsteine aus rothem Sandstein (Buntsandstein aus dem Odenwald). Lindenschmit nannte einen solchen „ein eigenhändliches Werkzeug, welches sonst noch nicht aufgefunden worden ist“. Es findet sich nur in Männergräbern und immer in zwei gleichen, aufeinanderpassenden Theilen. Da, wo die beiden Theile aufeinander liegen, trägt jeder eine ihn der Länge nach durchziehende Rille, welche, welche nur, wie auch Lindenschmit meint, zum Schleifen von kleinen Geräthen aus Knochen oder Horn gedient haben kann. Diese Schleif- oder Wetzsteine wurden nie einzeln, sondern immer paarweise auf einandergelegt gefunden, so dass anzunehmen ist, sie wären zusammen in einem Futteral getragen worden.

Dass unsere Bewohner der Rheingewinn auch schon Ackerbau getrieben haben, davon sind die zahlreich gefundenen Getreidemöhlen Zeugen. Manche davon sind durch den Gebrauch schon bedeutend abgenutzt. Sie sind zusammengesetzt aus dem grösseren Bodenstein und dem kleineren Läufer oder Kornquetscher. Die meisten bestehen aus weislichem, einige aber auch aus rothem Sandstein.⁴⁾ Die Basaltlava, welche schon in der Bronzezeit vielfach zu Mühlesteinen verwandt wurde, ist unseren Steinzeitmenschen noch nicht bekannt gewesen. Diese Mühlen finden sich nur in Frauengräbern, in keinem Männergrabe konnte bisher eine solche nachgewiesen werden.

Was nun die in unseren Gräbern gefundenen Schmucksachen anbelangt, so bestehen auch sie nur aus Stein, Knochen, Muscheln, Thierzähnen und Fossilien. Ein Anhänger aus Syenit fand sich in Grab 48. Um den Hals vieler Frauen- und auch mehrerer Männerkettele wurden Halsketten gefunden, welche aus durchbohrten Muschelstückchen bestehen. Entweder sind es grössere oder kleinere aus dem Kern der fossilen Muschel geschnittene herloquenförmige Stücke, welche noch lebhaften Perlmuttermglanz besitzen, oder es sind durchbohrte, einige Millimeter dicke Scheiben, welche kreisrund aus der Wandung der Muschel herausgeschnitten sind.⁵⁾ Dies geschah jedenfalls auch mit Hilfe eines Drillbohrers, wie er ähnlich zum Durchbohren der Aexte gedient hat. Berloquen und Scheiben finden sich auch oft zusammen an einer Kette bei Männern wie bei Frauen, und es konnte nicht constatirt werden, dass, wie Lindenschmit behauptet, die beiden verschiedenen Arten auch stets verschiedenen Gräbern angehört hätten. Gewöhnlich sind die herloquenförmigen Stücke in den Männergräbern etwas stärker als die in den Frauengräbern gefundenen. Einmal wurde noch ein aus 14 Stücken der letzteren Art aufgereihtes Armband am linken Arme eines Frauenskelettes gefunden. Manchmal fanden sich in den Halsketten noch grössere durchbohrte Muschelstücke und Thierzähne eingereiht, oder es fanden sich einzelne solcher Stücke am Handgelenk. Einmal fanden sich am Hals eines Mannes herloquenförmige Anhänger aus Thierzähnen (wahrscheinlich vom Hund). Aber noch andere Fossilien

⁴⁾ Es ist nach Lepsius entweder tertiärer Sandstein (mittel oligocäner Meeresand vom Essigkamm bei Heppenheim an der Bergstrasse oder Buntsandstein von der Starckenburg, vielleicht auch vom Neckar oberhalb Heidelberg).

⁵⁾ Nach Lepsius Paron Sandbergeri Desh. eine grosse fossile Muschel aus dem Tertiär des Mainzer Beckens (Umgegend von Alzey).

wurden zum Schmuck benutzt, so wie schon erwähnt, die Gehäuse einer fossilen Schneckenart, welche aus den Meeressanden der Umgebung von Alzey herkommen.⁶⁾ Diese Schnecke ist in den Gräbern am Hinkelstein nicht beobachtet worden. Entweder waren sie zu einem Armbande gefasst oder auf die Kleidung aufgenäht gewesen. Auch mehrere recente Muschelarten⁷⁾ wurden benutzt. So kam es mehrmals vor, dass ein weibliches Skelett eine solche undurchbohrte Muschel in der Hand hielt.

Andere Schmuckstücke sind Ringe aus Stein, welche um den Ober- und Vorderarm getragen wurden. Sie wurden aus Serpentin in der Dicke von einigen Millimetern herausgeschnitten und sind gewöhnlich 1,5 cm breit. Diese Gesteinsart kommt jedoch in unseren Gegenden anstehend gar nicht vor. Andere, schmälere Ringe sind aus versteinerten (fossilem) Hirschgeweih gearbeitet. Diese Ringe kommen nur in Frauengräbern vor. So war ein Skelett (Grab 45) am linken Oberarm mit drei Ringen aus Hauen und am rechten Oberarm mit drei aus granem Serpentin geschmückt.

Im Ganzen kamen 22 solcher Steinringe vor: 10 vom Oberarm, 9 vom Vorderarm und die zuletzt erwähnten 3 Ringe. Derartige Ringe sind bisher noch nicht bekannt geworden. Ähnliche, aber schwerere und viel dickere Ringe aus einer Art weislichen Marmors und flechte Ringe aus Elchgeweih wurden in Steinzeitgräbern bei Rössen in Thüringen gefunden, welche im Museum für Völkerkunde in Berlin aufbewahrt werden.

Andere Gegenstände, welche zum Schmuck dienten, sind die schon erwähnten Stücke von rothem und gelbem Eisenocker. Sie wurden sowohl in Männer- wie in Frauengräbern gefunden. Offenbar dienten sie, wie auch Röhrl, welche Substanz einmal in einem ausgetretenen Stücke (Nr. 11) gefunden wurde, zum Färben oder Tätowiren der Haut, wie auch wahrscheinlich zur Färbung verschiedener Gegenstände von Holz, Leder u. s. w. Dass einzelne Gefässe damit gefärbt worden waren, haben wir schon erwähnt.

Nach Allen, was wir so aus der Lebensweise dieser ehemaligen Bewohner unserer Rheingewinn schliessen dürfen, standen sie auf einer noch sehr niedrigen Culturstufe, einer Culturstufe, welche kaum diejenige unserer heutigen Eskimo oder Feuerländer erreicht haben wird.

⁶⁾ *Cerithium plicatum* und *Cerithium Lamsroki*, fossile Schnecken aus dem Tertiär des Mainzer Beckens.

⁷⁾ Die gewöhnliche Auster aus dem Mittelmeer oder der Nordsee und die Flusmuschel, *Unio pictorum* L. aus dem Rhein oder Main.

Herr J. Ranke:

Steinzeit-Funde im Spessart.

In der letzten Zeit sind ähnliche Funde auch in Bayern und zwar im Spessart gemacht worden von einem ausgezeichneten Forscher und Sammler, Herrn von Haxthausen in Sommerau im Spessart. Namentlich in der Nähe von Eigelshach hat Herr von Haxthausen eine grosse Anzahl neolithischer Reste entdeckt. Besonders wichtig sind kleine trichterförmige Gruben, in denen sich gebrannte Thonkolben fanden nebst einigen Thierknochen und vielen Scherben. Die Mehrzahl der Scherben entspricht in hohem Masse dem, was wir von Herrn Dr. Köhl gehört haben, nicht bloss in der Form, sondern in der ganzen Ornamentirung. Ein gewisser Unterschied ist aber insofern vorhanden, als unter den Eigelshacher Scherben viele vorkommen, die nicht bloss gebogene Linien, sondern wirklich spiralförmige Formen aufweisen; ebenso wurden Henkela dort zahlreich gefunden, nicht nur solche kleine Ansätze, die wie Warzen aussehen, welche man nicht bloss senkrecht sondern auch horizontal durchbohrt angetroffen hat, sondern es fanden sich auch zahlreiche grosse und weite Henkel. Aus den Gruben wurden relativ wenig Steingeräthe erhoben, Metall fehlte gänzlich. In den erwähnten Thonkolben, die alle im Feuer gebrannt sind, sind auch viele organische Reste enthalten, welche zum Theil von Getreide herzuführen scheinen. Was diese Gruben waren, lässt sich noch nicht mit voller Bestimmtheit sagen. Sicher waren es keine Gräber. Sie sind jetzt schon in einer Zahl von circa 100 aufgefunden, und ich glaube, dass sie möglicherweise nicht so wohl als Basis einer Wohnnag gedient haben möchten, sondern als Koch- oder Herdgruben. In nächster Nähe sind Gräber der Steinzeit bisher noch nicht aufgefunden, was um so auffälliger ist, da im Spessart ein grosser Reichthum an steinzeitlicher Kultur sich entbült. Ich habe, durch Herrn von Haxthausen gesammelt, in der letzten Zeit aus Einzelstunden 266 Steinbeile aus dieser Gegend erhalten, so dass die Gegend sicher in der neolithischen Periode schon dicht bewohnt gewesen sein muss. In der weiteren Umgebung sind früher steinzeitliche Gräber gefunden worden, aus denen recht interessante Reste in der städtischen Sammlung in Aschaffenburg aufbewahrt werden.

Herr Geheimrath Wagner-Karlruhe:

Das Vorgetragene veranlasst mich zu einer kurzen Mittheilung. Man stiess nämlich in Baden, ganz in der Nähe, auf der andern Seite des Rheins

bei Unter-Grombach A. Bruchsal auf der Höhe des gegen das Rheinthal steil abfallenden St. Michaelsbergs vor einigen Jahren auf ziemlich ausgedehnte neolithische Reste, welche damals durch Prof. Schumacher im Auftrag des Karlsruher Alterthumsvereins untersucht wurden. Die Funde deckten sich vielfach mit den von dem Herrn Vordrucker beschriebenen. In diesem Jahre sind die Grabungen durch Herrn Ingenieur Bonnet aus Karlsruhe wieder aufgenommen worden und zwar mit grossem Erfolg; die gemachten Funde sind aber noch nicht genügend studirt, um über sie jetzt schon befriedigenden Bericht geben zu können.

Am Anfang war man geneigt, die Fundstätte für ein neolithisches Gräberfeld zu halten, weil man u. A. auch auf menschliche Knochenreste gestossen war. Nunmehr hat sich gezeigt, dass man es mit Reihen von grossen Gruben zu thun hat, in welchen sich wahrscheinlich Wohnstätten, wohl mit einem Herd in der Mitte und einem Abflusssloch, in dem Kohlen und sehr viele Thonscherben sich fanden, erhoben haben. Man käme so auf die Anschauung eines neolithischen Dorfes, und wenn menschliche Skelettreste mit zu Tage traten, so waren entweder auch Gräber auf demselben Terrain, oder ist vielleicht der Gedanke berechtigt, dass auch Analogie afrikanischer und anderer Volkstämme in den Hütten selbst Begräbnisse stattgefunden haben.

In den Gruben fand sich eine ausserordentliche Menge von Thonscherben, aus denen sehr grosse und kleinere Töpfe zusammengesetzt werden konnten. Diese erscheinen ziemlich roh, oder mit Reihen von Fingereindrücken, sehr selten auch mit Strichverzierungen geschmückt. Beachtenswerth war aus, dass unter den Thongefässen auch Becher in Tulpenform vorkamen, genau wie sie aus den Pfahlbauten des Bodensees bekannt sind; in der That scheint sich der Typus der Funde vom St. Michaelsberg ziemlich genau mit dem der Bodensee-Pfahlbau-funde zu verhalten.

Noch ein bemerkenswerther Fund ist, analog dem was Herr Dr. Köhl vorzeigen konnte, der von Muschelschalen, und zwar von einer Flussmuschel, dem *Unio sinuatus* L., welcher nach Mittheilung von Prof. von Martens in Berlin jetzt nicht mehr im Rheingebiet, sondern nur noch in dem der Somme und einiger anderer französischer Flüsse vorkommt. Wir fanden dieselbe Muschel auch bei Ladenburg in römischen Trümmerstätten, zu deren Blüthezeit sie also auch im Rheina- und Neckarthal gelebt haben muss. Das Rheinthal muss demnach am Fuss des Michaelsbergs wohl noch sumpfig gewesen sein, und die neolithischen Bewohner seien

Gipfels mögen sich der Muschelthiere als Nahrung und vielleicht ihrer Schalen als Werkzeuge bedient haben.

Herr R. Virehow:

Nur noch einen kleinen Zusatz zu der Bemerkung des Herrn Vordreders. Die Gewohnheit, die Toten in ihren Hütten zu bestatten, schliesst ein, dass die Hütten nachher verlassen, nicht mehr weiter bewohnt, sondern geschlossen werden und so verbleiben bis zu einem gewissen Termin, wo die Knochen wieder ausgegraben und in anderer Weise verwendet werden. Es ist das keine definitive Bestattung, sondern nur ein temporärer Akt.

Im übrigen wird es sich ja bald herausstellen, wie es sich mit der Verbreitung der jüngeren Steinzeit in Deutschland verhält. Wir haben im Norden grosse neolithische Felder, die über ganz Thüringen und bis nach der Altmark sich erstrecken. Ich glaube, dass wir allmählich zu einer vollkommenen Continuität dieser Funde kommen werden. Wissen wir doch, dass derartige Dinge auch an der Weichsel in den grossen megalithischen Gräbern vorkommen.

Herr R. Virehow:

Der Schlossberg von Burg im Spreewald.

Ich will hier eine Mittheilung einhalten. Es ist mir eben erst Kenntnis geworden von einem hervorragenden Feldzuge, der sich gegen eines der ehrwürdigsten Monumente der märkischen Archäologie richtet: gegen unseren berühmten Schlossberg von Burg. Diejenigen Mitglieder, die im Jahre 1880 unsere Spreewaldfahrt mitgemacht haben, werden sich dieses Schlossberges, von dem damals Herr von Sehleburg und ich eine gedrängte Beschreibung vorlegten, lebhaft erinnern. Er ist der Mittelpunkt aller Fahrten, welche Touristen im Auge haben, wenn sie in den Spreewald ziehen. An diesen Berg knüpfen sich die alten Erinnerungen des Wendenvolkes an; denn auf ihm solle der Wendenkönig gewohnt haben und noch jetzt nachts seine Züge unternehmen. Archäologische Untersuchungen des Berges haben zu verschiedenen Zeiten stattgefunden, anfänglich natürlich, wie immer, als eine Art von Rannhan; bei der Gelegenheit scheinen jedoch recht werthvolle Sachen gefunden zu sein. Von Schriftstellern aus dem Anfang dieses Jahrhunderts werden bemerkenswerthe Funde mitgetheilt, die wahrscheinlich in oberflächlichen Schichten lagen. Nenerlich ist nichts Grösseres mehr gefunden worden. Edelmetalle kommen nicht mehr zu Tage, dagegen Thonscherben und Thierknochen in grosser Zahl. Trotzdem hatte sich die Meinung festgesetzt, es sei das die eigentliche Wendenburg dieser Gegend

gewesen, von wo aus der mächtige König seine Herrschaft ausgeübt habe. Sie liegt an der Stelle, wo die sandige Uferlandschaft sich streckenweit in das moorige Gebiet des Spreewaldes hineinzieht. Da war eine grosse künstliche Aufschüttung gemacht, aber Grabungen ergaben, dass allerdings ein gewisser natürlicher Kern vorhanden gewesen sein muss, der aus Lehm, Erde, Sand gebildet war. Auf diesen war eine grosse Schicht von Culturerde aufgetragen. Es stellte sich ferner heraus, dass die Auftragung verschiedenen Zeiten angehörte und dass in etwas tieferer Lage ein Wechsel der Keramik bemerkbar wurde, und zwar derselbe Wechsel, den wir auch in den Gräbern der Nachbarschaft sehen: die tieferen Schichten des Hügels entsprachen ungefähr dem, was die vorherrschende Zahl der Brandgräber unserer Gegend ergibt, deren Urnen unsere nordischen Museen füllen. Man hat sich neuerlich gewöhnt, diese Gräber und Urnen germanisch zu nennen aus dem Grunde, weil sie nicht slavisch sind. Es ist das eine etwas willkürliche Bezeichnung, aber wenn man nicht gar zu streng ist, kann man sie passiren lassen. Jedenfalls besteht kein Zweifel darüber, dass der Burgwall in seinen oberen Schichten eine slavische und nicht etwa eine moderne Befestigung ist, dass er aber in seinen tieferen Schichten eine alte Ansiedlung darstellt, die, wie weiss, wie weit zurückreichen muss. Es knüpfen sich begreiflicher Weise Sagen daran, denn es ist der grosse Stolz des ganzen Spreewaldgebietes, diesen Berg zu besitzen. Aber es ist auch ein allgemeiner Stolz, dass Norddeutschland überhaupt einen so gut erhaltenen, grossen Burgwall hat.

In diesem Augenblicke nun ist Gefahr vorhanden, wie ich aus einer Zeitung ersehe, dass der Berg, wenn nicht ganz, so doch in solcher Ausdehnung zerstört werden wird, dass er seine Bedeutung verlieren muss. Es ist beabsichtigt, mitten durch den Berg hindurch eine Kleinspurbahn zu bauen. Gewiss ist es von Werth, die umliegenden Gegenden, die durch den breiten sumpfigen Niederungsgrund des Spreewaldes von einander getrennt sind, in nähere Verbindung unter einander zu bringen, und da sich gerade an dieser Stelle eine relativ enge Partie des Sumpfbodens befindet, so würde zweifellos unser Burgwall sehr wesentlich dazu dienen können, das Material für eine Aufschüttung des Bahnkörpers herzugeben, auf der eine kleinspurige Bahn durch den Spreewald durchgeführt werden könnte. Aber die Zerstörung würde hier eine ähnelnde Wirkung haben, wie man sie in Aegypten beabsichtigt, wo nenerlich die Regierung ein grosses Stauhassin des Nils bauen und die Insel Philae unter Wasser bringen will, um von da

ans die Bewässerung Aegyptens zu reguliren. Bei Philo ist es glücklicherweise dem einmüthigen Proteste des gesammten gelehrten Europas gelungen, die schon beschlossene Arbeit zu unterbrechen. Freilich weiss man im Augenblick nicht, was aus der Sache werden wird, aber vorläufig scheint doch die Gefahr besetzt, dass die ganze Insel unter Wasser gesetzt werden wird.

So wird es vielleicht auch noch möglich sein, die benachbarten Kreise, welche die kleinspurige Bahn gerade durch den Schlossberg legen wollen, zu bestimmen, dass sie zum Aufbau des Bahnkörpers den Sand verwenden, der an beiden Ufern des Spreewaldmoors aufgesammelt ist. Ich fühle mich verpflichtet, meine schwache Stimme zu verbinden mit dem, was in der Presse geäußert worden ist, und auch hier Protest dagegen zu erheben, dass dieses grosse Werk, diese uralte Fortification, zerstört werde. Wir selbst haben uns die grösste Entsagung auferlegt, um wenigstens die äussere Gestalt dieses gewaltigen Monuments so viel als möglich zu erhalten. Aber man hat in Norddeutschland schon eine ganze Reihe der bedeutendsten alten Monumente zu rein praktischen Zwecken vernichtet. So ist einer der grössten Hügel, der in der Provinz Sachsen, in der Richtung gegen Thüringen hin, gelegen war, der berühmte Bornhök, so stark angegriffen worden, dass von ihm, der noch zu unserer Zeit mitten aus der Ebene wie eine grosse Pyramide hervorragte, nur noch kleine Reste existiren. So habe ich erst neulich zufälligerweise gesehen, dass der grosse Bergwall von Koschütz bei Dresden, ein grosser Brandwall, der die wunderbarsten Schlackensammlungen ermöglichte, so weit zerstört ist, dass ich selber, der ich ihn vor 8 oder 9 Jahren noch vollständig fand, kaum noch seine Stelle wieder aufinden konnte.

Das sind Fälle, die uns ermahnen müssen, genau auf solche Vorgänge zu achten. Ich kann nicht sagen, solche alte Werke seien unentbehrlich, aber sie sind unersetzlich; selbst die Erinnerung und das Gedächtniss der Menschen sind nicht dauerhaft genug, um die Kenntniss daran zu erhalten. Zum Mindesten sollte dahin gewirkt werden, dass alle öffentlichen Instanzen, Staat, Gemeinde, Kreis- und Provinzvorstände, sich der Aufgabe bewusst bleiben, derartige Monumente erhalten zu wissen, falls es nicht absolut nothwendig ist, sie dem öffentlichen Wohle zu opfern. Vielleicht wird es etwas helfen, wenn hier noch einmal ein Protest laut wird. Es werden sich vielleicht auch andere Wege zum Einspruch finden. Indess schien es mir umso mehr oportun, das hier zu thun, als bei einer früheren Anwesenheit es mir einmal gelungen ist,

die Zerstörung der alten Hoidenhäuser auf der Harz unweit Deidesheim zu hindern, wo ich gerade dazn kam, als die Bauern angefangen hatten, die Steine abzuschleppen. Ich konnte es durch eine Depesche an den Regierungspräsidenten der Pfalz verhindern, der sofort einschritt. Vielleicht kann auch der Spreewaldherg von hier aus gerettet werden. Sie können etwas beitragen durch Ihre Zustimmung, dass dem Proteste eine gewisse Stärke verliehen werde. (Lebhafte Zustimmung.)

Wir wollen es dem Vorstände überlassen, wie und wo er Kenntniss von diesem Proteste zu geben für angezeigt hält.

Herr Hauptmann Seyler:

Beziehung des rätischen Limes zum Vorgelände.

Die vielfachen, bisweilen recht willkürlich scheinenden Ecken, welche der rätische Limes in seinem Verlaufe macht, haben zu den mannigfaltigsten Mutmassungen Anlass gegeben; ist ja doch der Zweck der sogenannten Teufelsmauer, sowie ihre eigentliche Bedeutung, selbst jetzt, nachdem die Commission für die Limesforschung so hochbedeutsame Ergebnisse erzielt hat, noch vielfach räthselhaft und in Dunkel gehüllt. Die Auffindung der Blockwände weist mit Bestimmtheit darauf hin, dass die Mauer selbst erst verhältnissmässig spät aufgeführt wurde. Im Grunde lag dieser Umstand auch vorher nicht so sehr fern, doch konnten darauf hindeutende Andeutungen nicht anders als mit Vorsicht geäußert werden, da triftige Gründe ausser den auf der Taktik der ersten römischen Kaiserzeit beruhenden nicht vorhanden waren. Auch weitere Schlüsse lässt die Entdeckung der Blockwände noch zu. Mehrere Reihen hinter einander werden nicht gleichmässig am Limes anzutreffen sein. Eine solche zweite Palisadenreihe, wie sie z. B. bei Gunzenhausen festgestellt wurde, lässt vielleicht darauf schliessen, dass hier ein Durchbruchversuch der Germanen stattgefunden hat. An solchen Stellen wurden dann wohl von ihnen die Pfähle auf weite Stroeken hin verkrant, theils um dies sie beengende Hinderniss wegzuräumen, theils aus blinder Zerstörungswuth, theils aber auch aus taktischen Gründen, um sich für alle Fälle den ungehinderten Rückzug zu sichern. Gegenüber diesen Motiven musste in den Römern allmählich der Wunsch sich regen, die Zerstörung des Limes den Germanen thunlichst zu erschweren. Das Gefühl gänzlicher Ohnmacht gegenüber dem stets heftiger werdenden Anstürmen der Germanen gegen die Grenzen liess dann wohl endlich den abenteuerlichen Plan der gewaltigen Mauer zur Ausführung gelangen. Ihrem Zwecke hat sie wohl

nur kurze Zeit und in recht unvollkommener Weise gegliedert. Die deutschen Scharen standen den römischen Heeren der späteren Kaiserzeit an Kriegstüchtigkeit kaum viel nach; zwar verabscheuten sie Schutzaffen, aber Rache für die Gefallenen, Hunger und Beutelust trieben stets frische Massen an die Grenze.

Pfahlwände und Grenzmauer halten im Princip ein und dieselbe Richtung ein. Es ist nun aus Cäsars Nachrichten über seine Kriege und aus den Mittheilungen späterer Geschichtsschreiber bekannt, in welel hohem Grade das Beobachtungswesen bei den Römern ausgebildet war; so liegt die Annahme nahe, dass die erstmalige Anlage des rätischen Limes gänzlich hierauf beruht und die Höhenkarte scheint dies zu bestätigen. Von Westen beginnend tritt diese Erscheinung nicht mit der wünschenswerthen Bestimmtheit zu Tage. Das Gewirr der Höhen im Schwarzwalde und in den Ellwanger Bergen bietet grosse Schwierigkeiten. Dies aber tritt deutlich hervor, dass der Limes dem Laufe der Lein folgt; er macht sogar die Biegung dieses Flässchen bei Heuchlingen mit und zieht dann hinter den dominirenden Höhen bei Faulherrhof (505)¹⁾ und Himmingsweiler (486) weg. Das Hinabsteigen des Limes in das Thal der Roms bei Iggingen geschieht vermutlich deswegen, weil die Höhen bei Braunkofen (491) und Schafhölde (483) auf angemessene Entfernung ihm vorliegen sollen. Der Höhepunkt Neunstadt mag bestimmend gewesen sein für das eigenartige Tracé bei Schwabsberg; die Grenzmauer bleibt parallel dem dort in den Jagst mündenden Bache und hat so Uebersichtspunkt und Annäherungshinderniss vor sich.

Bestimmter treten die erwähnten Beziehungen an der Wörnitz auf. Bei Mönchsroth hat der Limes die Richtung Nordost und wendet sich nach deren Ueberschreitung gegen Nord-Nord-Ost. Dies geschieht einestheils um den Hesselberg hinter sich zu haben, andertheils um die Höhe (511) bei Bernhardswend als Uebersichtspunkt auszunützen. Die langgestreckte Kuppe des Hesselberges würde vor der Grenzmauer mehr schaden als nützen; dominirende Höhen, die wenig in die Augen fallen, sagen dem kriegserfahrenen Römer für die in Rede stehenden Zwecke mehr zu.

Bei Düren macht die Grenzmauer ein scharfes Eck und läuft nun gegen Ost-Nord-Ost. Die bestimmende Höhe (530) bei Schlierberg liegt hier drei Kilometer vor dem Limes, eine Entfernung, die nur selten erreicht wird. Zwischen den beiden zuletzt erwähnten Punkten, doch näher dem ersten

derselben liegt im Thale der Sulzach, die von Norden in die Wörnitz mündet, das Dorf Kemnathen, auf welches ich deswegen aufmerksam mache, weil sich dieser Ortsname vor dem Limes öfters findet und zwar stets so, dass die Ortschaft in Beziehung zu dem nächstliegenden Uebersichtspunkt zu stehen scheint.

Von Düren bis Gunzenhausen zieht die Grenzmauer parallel der Wieseth und dem aus ihrem südlichen Thalrand aufsteigenden Höhenzuge. Der weithin das Vorterrain überragende Punkt (524) liegt einen halben Kilometer südlich von Arberg; am südlichen Fuss dieser Höhe findet sich wieder ein Ort Kemnathen.

Der folgende Abschnitt zwischen der Altmühl bei Gunzenhausen und der schwäbischen Rezat hat jene Vortheile der hehrerreichenden Punkte nicht in wünschenswerthen Masse; hier wechseln in einem ersten fünf Kilometer breiten Streifen weite Hochflächen mit engen Thälern und Einschnitten; den zweiten vier Kilometer breiten Streifen bildet das in west-südlicher Richtung ziehende Brambraeththal; dies entsprach noch am meisten den Forderungen römischer Kriegskunst und den aus dem südlichen Hange dieses Thaies sich erhebenden Höhenzug benützten die Römer zur Aufführung ihrer Grenzmauer. Die Ungunst des Vorgebietes verlangte, dass die Mauer nahe an dem Cam dieses Höhenzuges heran- und theilweise sogar über diesen hinausgerückt wurde. Die Uebersichtspunkte bilden also hier zum Theil die Limesthürme selbst.

Am rechten Ufer der schwäbischen Rezat liegt drei Kilometer vor dem Limes wieder ein Weiler Kemnathen, wenige hundert Schritte hinter einem Hange, von dem aus die Thalsohle der Strecke Pleinfeld-Georgensgemünd eingesehen ist.

Hier nun wendet sich die Grenzmauer von der bisherigen Ost-Süd-Ost-Richtung in scharfem Winkel zu Süd-Ost und zeigt diomsal bestimmter als an den anderen Stellen des rätischen Limes, dass es den Römern hier darum zu thun war, zwei Höhen (619) bei Kaltenbueh und (620) bei Indernbuch, sowie das tiefeingesechnittene Thal der Anlauer parallel vor ihrer Blockwand zu haben. Dieses Bestreben tritt weiter mit Bestimmtheit darin zu Tage, dass der Limes sich der Biegung der Anlauer bei Tütting in einem scharfen Ecke westlich von Petersbuch anschliesst und nunmehr wieder wie vorher gegen Ost-Süd-Ost zieht.

Kurz vor Ueberschreitung des Altmühlthales bei Kipfenberg wendet sich der Limes wiederum gegen Süd-Ost, um sich hinter die beiden Uebersichtspunkte (540) bei Boeh, von dem nur wenige Kilometer zur Seite im Thale der Altmühl sich wieder ein Dorf Kemnathen findet, und (540) bei

¹⁾ Die Höhen sind nach der Karte des Deutschen Reiches* angegeben, also nach Normal-Null in Metern.

Bitz auf angemessene Entfernung und in annähernd parallele Richtung zu setzen. Im weiteren Verlaufe hat sie noch einige, wenn auch minder ausgezeichnete Höhenpunkte vor ihrer Front, so bei Wegmannsdorf und Berghausen; verkehrte Sicherheit gewährt der parallel vorliegende Theil des Schambachtales. Die steil abfallenden Ränder des Altmühlbales bieten am östlichen Ende des Limes trotz ihrer grossen Entfernung um so mehr hinreichende Sicherung, als auch die tief eingeschnittenen Thäler der nördlichen Nebenflüsse, z. B. der beiden Lauer, der Bewegung bedeutende Hindernisse entgegenstellen.

Dies die Andeutungen der Höhenkarte! Sie beweisen wohl, dass die fraglichen Beziehungen tatsächlich gehen sind, d. b. dass die Limesrichtung durch die vorliegenden Höhen und Flussläufer bestimmt wird; aber zwei Fragen knüpfen sich an jene Hinweise der Karte, nämlich erstens, in welchem Grade bestätigen die wirklichen Verhältnisse das, was die Karte andeutet, und zweitens, welche Bedeutung hatten die Uebersichtspunkte.

Eine an Ort und Stelle vorgenommene Prüfung der erwähnten Uebersichtspunkte zwischen der Würnitz und dem Schambach ergab in der That, dass dieselben das Vorgelände weithin beherrschen, mit alleiniger Ausnahme der Strecke zwischen der Altmühl bei Gunzenhausen und der schwäbischen Rezat, wo die Fernsicht auf durchschnittlich vier Kilometer beschränkt ist. In ersterer Hinsicht zeichnet sich die Höhe südlich von Arberg, sowie die bei Schlierberg ganz besonders aus und zwar ist hier die Fernsicht gleich ausgedehnt nach vorn und nach rückwärts; demzufolge läuft hier der Limes drei Kilometer von diesen Höhen entfernt in der Niederung. Was die Strecke zwischen der schwäbischen Rezat und der Altmühl bei Kipfenberg betrifft, so verbinden sich die Punkte 619 und 620 bei Kaltenbuch und Inderubach zu einem Höhenzug, der sich hinter der Anlauer als Terrainlinie fortsetzt; diesem folgt die Grenzmauer als „Pfahlhecke“ in einer Entfernung von mindestens 700 Meter gegen Süden, so dass demnach die Thürme weit unter dem Kamm der Höhe standen. Einen genaueren Einblick in diese Verhältnisse gewährt die Strecke Burgsalach-Raitenbuch, wo der Ortsverbindungsweg auf der Höhe entlang führt; hier hat man ca. einen Kilometer südlich die Pfahlhecke, dagegen nördlich das Thal der Anlauer und eine weite Fläche bis zu 10 Kilometer Ausdehnung zur Seite. Oestlich von Kipfenberg zieht der Limes ebenso nahe hinter den Höhen (540) bei Buch und Bitz hin; die bastionartig vorspringende Ecke bei Schamhaupten

und Sandersdorf, die das Schambachthal zweimal überquert, erklärt sich ungezwungen daraus, dass die Höhen von Wegmannsdorf und Berghausen dem Limes gleichfalls wie eine bastionsartige Umströmung vorliegen. Die Halbringlinie dieses vorspringenden Limessekes trifft auf den Höhepunkt (500) bei Thams, der nach allen Seiten eine grossartige Fernsicht bietet. Dieser Punkt, die Höhe hinter Altmanntal, die Höhe der Sobanze von Schwabstetten und jener von Imbach stehen unter einander in Augenverbindung, so dass also auf der ganzen Strecke und weiterhin bis über die Donau Signale gewechselt werden können.

Hiebei fällt ein wesentlicher Umstand noch in die Augen und beim Abwägen der Beziehungen ins Gewicht; diese Uebersichtspunkte nämlich und auch die Thäler werden an und für sich gegenüber dem Limes zu deckenden Punkten; sie schützen also den Angreifer und gestatten ihm, die Limesposten ständig zu beobachten. Man darf deshalb nicht voraussetzen, dass die Römer ohne anderweitige Absichten ihren Limes gerade nahe hinter diesen dem Angreifer günstigen Objecten vorübergeführt haben werden, sondern muss annehmen, dass sie deren Ausnützung von Anbeginn in Aussicht genommen, also geeignete Vorkehrungen getroffen haben, um von den dominirenden Punkten aus das Vorgelände und von günstigen Stellen aus die Thäler zu überwachen, sowie Signale nach dem Limes zu geben.

Diese vorgeschobenen Punkte fanden ihre Sicherheit, so paradox dies für jeden lauten mag, der an Verhältnissen der Gegenwart klebt, in ihrer Isolirtheit und der geringen Zahl der Besatzung.

Innerhalb diesem Rahmen hat die Auffassung der Erdsehnen hinter dem Limes als Feldwägen keine Stelle. Dergleichen Namen aus Verhältnissen, die der Jetztzeit angehören, werden auf solche ganz anders geartete Sachlagen nur unter Schädigung des Gesamtbildes übertragen. Diese Sehnen verdanken ihre Entstehung zum Theil einer ganz bestimmten momentanen Gefehlslage, zum Theil dem Verkehr. Im ersteren Falle haben sie gewöhnlich Castralforn, im zweiten Falle sind sie in Gruppen vereinigt, deren Entfernung annähernd einen Tagmarsch (30 Kilometer) beträgt.

Bei Beantwortung der zweiten Frage kann es sich wohl nicht darum handeln, auf diejenige Meinung näher einzugehen, welche diesen Punkten nur in dem Sinne von Richtpunkten eine Geltung einräumen möchte; dazu lagen sie doch zu nahe vor der Limesfront und bargen in sich die Gefahren, von denen bereits gesprochen wurde. Andererseits muss dagegen zugestanden werden, dass das Fundmaterial, welches die aufgestellte Hypo-

these sicherzustellen und zu erweitern vermöchte, bis jetzt ein recht spärliches ist. Nördlich von Schamhaupten finden sich die Namen Kästelhof und Kästelberg; die Ortsnamen Kemnathen lassen sich wohl dahin deuten, dass dort die Familienwohnungen der Colonisten waren, die an den nächstgelegenen Uebersichtspunkten Wache zu halten und Signale zu geben hatten. Bei Ellingen hat Herr Lehrer Veeh von Weiboldshausen für einen solchen Uebersichtspunkt den Namen Burgstall gefunden. Weitere Merkmale zur Unterstützung der aufgestellten Hypothese werden sich ergeben, wenn sich das Augenmerk der Forscher diesen Punkten zuwenden wird. Doch ist die Ausbeute dort keinesfalls eine vielversprechende und die Untersuchungen sind mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, wie sich aus folgender Schlussfolgerung ergibt.

Die ersten Anlagen werden wie die älteren Limesburgen von Holz aufgeführt und mit einem Graben umgeben gewesen sein; von ihnen hat sich kaum eine Spur irgendwo erhalten, da sie gänzlich isolirt standen.

Als die Römer sich auf die passive Defensive in Folge der immer heftiger werdenden Angriffe der Germanen beschränkt sahen, mussten die Besatzungen jener Signalthürme auf vermehrte Sicherheit bedacht gewesen sein; so entstanden wohl Bauten, ähnelnd den Wachthäusern am rheinischen Limes.

Wie dann die Römer sich hinter die Donau zurückziehen mussten und in den Ländern zwischen Limes und Donau kaum noch nominelle Herrscher waren, mussten jene Besatzungen, insofern sie der Besitz von Ländereien an diesen Orten festhielt, ihre Behausungen als sichere Zufluchtsorte anbauen; selbstverständlich ist, dass sie dieselben auch geschmackvoll und behaglich einrichteten. Auf diese Weise mögen die Bauten entstanden sein, die beim Burgenbau in ihren Resten als Vorbilder und Unterbau dienen und die man heutigen Tages nur mit Widerstreben den Römern zuschreibt.

Herr Gymnasialrector Ohlenschläger:

Dor Vortrag war mir umso mehr interessant, weil ich ja selbst jahrelang mich mit dem Limes, dessen Verlauf, Beschaffenheit, ebenso mit den dem Limes benachbarten Sebanzen eingehend beschäftigt habe. Es war in den früheren Veröffentlichungen namentlich auf Grund von Buchner's Forschungen angenommen worden, dass der rätische Limes in zwei geraden Linien, von der Donau bis Gunzenhausen und von da wieder in einer vollständig geraden Linie bis zur württembergischen Grenze gehe. Auf Grund dieser irrigen An-

gabe, die Buchner auch in seiner Karte vertreten hat und die von da aus in die erste Auflage der Generalstabkarte überging, wurden alle möglichen Vermuthungen über die Anlage gemacht. Später stellte sich heraus, dass, im Gegensatz zum germanischen Limes, der von der grossen Biegung bei Lorch bis zum Main in fast schnurgerader Linie geführt ist, der rätische Limes Biegungen erleidet. Ich bemerkte — ich hatte damals den Limes mehrmals begangen —, dass dessen Linie auf die hervorragenden und allgemein sichtbaren Höhen verlief, so dass der Hesselberg, der Burgstall bei Gunzenhausen, dann die Stelle der Hübberger Linde, die höchst wahrscheinlich seit Jahrhunderten mit grossen gewaltigen Häumen geschmückt war, als Richtpunkte gedient hatten, dass dann die Sebanzen hinter dem Lauf der Aulauter und hinter dem Unterlauf der Altmühl dienen mussten, um als Grenzlinien der Römer gegen die Germanen zu erscheinen. Ich bin leider durch einen Unfall, der mir während der letzten Reise auf den Limes zugestossen ist, nicht mehr im Stande gewesen, auszuführen, was ich wollte, nämlich auch die benachbarten Höhepunkte zu besuchen und von dort aus einen Überblick zu gewinnen; denn es sind nicht nur hinter, sondern auch vor dem Limes eine Reihe von Stellen, die ganz entschieden von den Römern besetzt sind. Es ist ferner eine Frage, die noch nicht gelöst ist, wenigstens meiner Meinung nach, und vielleicht nur durch sorgsame Nachgrabungen gelöst werden kann, ob die Befestigungen, die wir da vor uns haben, alle gleichzeitig sind. Man kann sagen, diese Annahme ist unwahrscheinlich, es wird eher darüber zu discutiren sein, ob die vorliegenden gleichzeitig sind und in welchem Zeitverhältnis sie zu den hintenliegenden Sebanzen stehen. Ich glaube, ganz bestimmte Anhaltspunkte gefunden zu haben, dass dies Sebanzensystem, das ziemlich weit vor den Limes vorgeschoben ist, keine Friedensbefestigung war, sondern dazu diente, um einen zweimaligen Vorstoss der Römer nach Norden zu decken, der vielleicht im 3. Jahrhundert unter Caracalla gemacht worden ist. Gerade die Punkte, die Herr Hauptmann erwähnt hat, befinden sich ausserhalb des Limes, einer ganz in der Nähe von Megmannsdorf und zwei bei Lollenfeld, je einer bei Thalmsäding, bei Waltenhofen und bei Hnag. Ich habe dann versucht, auch die Bestimmung der rückwärts liegenden Befestigungen verständlich zu machen und habe gerade da selbst zum Ausdruck gebracht, dass es mir vorkomme, als wenu die Aufstellung der Truppen am Limes eine dreifache wäre, nämlich ähnlich unseren Vorposten, dann als Feldwachen (grössere Wachmannschaften) und schliesslich als Hauptmasse im Lager, und ich muss sagen,

ich kann heute von dem Vergleich nicht abkommen (allerdings sind es nicht vorübergehende Feldwachen gewesen, sondern ständige Detachements, die sich da befanden). Die Thürme am Limes aber sind so klein, dass da kaum ständige Besatzungen ihren Platz gehabt haben können, sondern dass ich mir da einen Wechsel der Besatzung vorstelle, wenn nicht wie bei uns, alle Tage, so doch in kurzen Zeiträumen, 8—14 Tagen, so dass für ansehnliche Wohnräume nicht gesorgt zu werden brauchte, sondern die Leute sich beschränken konnten. Ich hatte auch damals den Versuch gemacht, zu erklären, warum die grösseren Lager so weit von der Grenzlinie weg waren, dass einige Forscher im Hinblick auf die gerade Linie von Loreh zum Maine behaupteten, an rätischen Limes befänden sich keine Lager; wenn man aber das ganze Terrain betrachtet, so wird man finden, dass die römischen Lager, wie das auch notwendig war, dahin gelegt worden waren, wo die römischen Truppen in Folge der möglichen Weegeanlangen eine möglichst ausgedehnte Verwendung finden konnten. Der geehrte Herr Vorredner wird mir bestätigen, dass die Wanderungen nah am Limes selbst für grössere Truppenmassen in den grössten Verzögerungen und allen möglichen Hindernissen verbunden waren. Man legte also grössere Truppenabteilungen an diejenigen Stellen, wo der Uebergang leicht war, wo sie bei etwaigen Einfällen von aussen möglichst weit und rasch verwendet werden konnten. Daher kam es, dass die Lager nicht ganz dicht am Limes angelegt wurden, sondern durch Zwischenlieder, die ich eben als Feldwachen bezeichnen wollte, mit dem Limes verbunden waren, so dass Meldungen durch diese Zwischenlieder dem Gros vermittelt werden konnten und von den Lagern des Gros aus durch Vorstösse die Grenze geschützt war. Ein zweiter Grund mag wohl darin liegen, dass die Römer es eventuell mit zwei Fronten zu thun hatten, so dass sie ihre Leute anfänglich ebenso wohl gegen die Donauseite hin verwenden wollten, wie gegen den Limes, damit sie, wenn den Fluss herabziehend ein Angriff erfolgen sollte, entgrenzeten oder ihre Truppen auf den Fluss bringen und rasch donauabwärts fahren konnten. Ich bin zu der Anschauung deswegen gekommen, weil die Verbindung den Uebergang bei Eining mit den römischen Lagern bei Passau und bei Straubing derart hergestellt ist, dass die Passauer Garnison eventuell um zwei Tagemärsche, die Straubinger Garnison um einen Tagemarsch früher zu der Mannschaft bei Eining stossen konnte, als wenn sie auf der grossen seither bekannten Strasse längs der Donau gezogen wären, und was das ausmacht, ob ein Truppenkörper bei so weit ver-

theilten Truppen einen Tag früher oder später bei der Armee sich einfindet, wird namentlich der Herr Vorredner mir ganz gut nachdenken können. Ich bedaure nur, dass ich die Punkte von aussen her nicht alle besuchen konnte, bin aber ganz damit einverstanden, was der Herr Hauptmann Seyler erwähnt hat, dass diese Punkte bei Beurtheilung des Werthes der Anlage des Limes die grösste Beachtung verdienen.

Herr Hauptmann Seyler:

Ich wollte bloss bemerken, dass meine Anschauung dahingeht, dass diese Stellungen vor dem Limes durch Signale mit dem Lager verbunden gewesen sind, so dass es an den Limesthürmen selbst gar nicht notwendig war, Signale zu gehen. Die Thürme sind in der Regel nur am nach seitwärts das Land zu alarmiren, benützt gewesen und dazu braucht man nur an Ort und Stelle ein paar Mann, die vielleicht von den Colonisten selbst abgestellt worden sind.

Herr Dr. C. Mehls:

Ueber spätromische Befestigungen im Haardtgebirge.

Hochgeehrte Versammlung! Gestatten Sie mir zum Schlusse des heutigen Tages, dass ich Sie von den Befestigungen an der Donau zurückführe an unseren Rhein und zwar speciell auf die Höhen des Hartgebirges, die von der Südpfalz an, von Bergzabern bis an den weithinragenden Donnersberg, im Westen von den Ufern der Saar bis an den Rand des von Norden nach Süden ziehenden Hartgebirges eine ganze Reihe von ungefähr 30 Befestigungen enthalten und bergen.

Die Geschichte dieser Befestigungen, hochgeehrte Versammlung, datirt dreihaus nicht von heute, sondern schon aus dem 16. Jahrhundert. Der Geometer Tielmann Stella erwähnt in seiner Beschreibung der Aemter Zweibrücken und Kinkel von 1564 eine Reihe von hieher gehörigen, zusammengestürzten Bauten an den Höhen des Hartgebirges als „Heidenburgen“. Ein Zweibrückener Forstmann Vellmann, der am das Jahr 1600 das Amt Waldsüchbach, den sogenannten Westrich, beschrieben hat, erwähnt die Heideisburg bei Waldsüchbach im Schwarzhaebthal; dieselbe hat, wie Sie dem Besuche des hiesigen Museums entnommen haben werden, eine ganze Reihe römischer Denkmäler gesendet, bezw. wurden sie vom n. W. ausgegraben. Ministerialrath Heintz in seiner werthvollen Schrift „Die Pfalz unter den Römern“ bezeichnet schon früher aus Gründen, die in nächster Verbindung, wie schon der Herr Vorredner erwähnte, mit dem römischen Strassensystem auf dem linken Ufer

des Rheins stehen, dieselbe als römisch; er spricht dies jedoch nur als Vermuthung aus, da bis zum Ende der 60 er bezw. Anfang der 70 er Jahre das, was hier alleis eine Entscheidung treffen kann, der Spaten noch nicht in Anwendung gekommen ist. Es ist ein grosses Verdienst unserer Gesellschaft, dass seit 1874 die Anregung gegeben wurde, diesen und anderen Befestigungsanlagen mit dem Spaten auf den Leib zu rücken, und eine Reihe von Veröffentlichungen über die Heidenburg bei Oberstaufenbach, die Heidenburg bei Kreimbach und andere haben ebenfalls den Beweis geliefert, dass unter den prähistorischen Befestigungen auf den Höhen des Hartgebirges eine ganze Reihe von solchen waren, die ohne Zweifel zu Römerzeiten und zwar zu ganz bestimmten militärischen Zwecken besetzt wurden sind. Die Untersuchungen auf diesem Gebiete, hochgeehrte Versammlung, sind allerdings noch nicht abgeschlossen; denn der Zeitraum von etwa 20 Jahren ist für ein abschliessendes Urtheil noch zu kurz bemessen und auch die rein private Thätigkeit ist viel zu beschränkt, als dass durch dieses verhältnissmässig kurze Studium das Licht der Geschichte über diese prähistorischen Denkmäler in der Weise hätte ausgegossen werden können, dass wir jetzt vor ganz vollendeten Thatsachen hätten stehen können. Erst dieser Tage ist es mir geglückt, eine Befestigung, ebenfalls im Westrich und zwar in unmittelbarer Nähe der bekannten Station Biherrmühle gelegen, die bisher als römisch und als Römerkastell gegolten hat, zu entlarven, indem die Befestigung nur zum Theil der Römerzeit angehört, während der Haupttheil (der Bergfried) in die frühromanische Zeit, d. b. ungefähr in das Ende des 12. Jahrhunderts fällt. Sie ersehen aus dieser einzigen Thatsache, welche Schwierigkeiten es bietet, den Charakter irgend einer Befestigung und zwar einer Befestigung unserer Pfalz, die einen so reich gedügten historischen Boden besitzt, festzusetzen, ohne dass der Spaten ein Wort mispricht. Immerhin lassen sich aus der zwanzigjährigen Thätigkeit auf diesem Gebiete gewisse Thatsachen kurz hier bezeichnen und ich erlaube mir, speciell auf diese Resultate mich zu beziehen und Einzelforschungen hier beiseite zu lassen.

Diese Befestigungen lassen sich, kurz gesagt, in zwei grosse Klassen einteilen, die sich schon äusserlich unterscheiden durch das verhältnissmässig grosse bezw. verhältnissmässig kleine Terrain, das sie mit ihrem Mauerzug einschliessen. Um einen Massstab für die Grössenverhältnisse dieser Befestigungen zu erhalten, weise ich darauf hin, dass die Ihnen allen bekannte Heidenmauer auf dem Odilienberge einen Umfang von 10 500 Metern

besitzt, ich weise auf die Befestigungen der Pfalz hin und erlaube mir, die grösseren hier anzudeuten. Die Befestigung am Donnerberg hat ohne ihre Nebenwälle und Seitenwälle einen Umfang von 6000 m; die Ringmauer hat einen Durchmesser von 900 m. Die Höhe der Umwallung steigt bis 11,50 m und die ganze umschlossene Fläche beträgt nicht weniger als 102 Hektar. Was die Funde betrifft, so erlaube ich mir ganz speciell, einer Anregung des Herrn Geheimraths Virchow folgend, auf den Fund eines Regenbogenschüsselfehens hier zu exemplifizieren, welcher innerhalb der Donnerbergumwallung gemacht worden ist. Dieses Regenbogenschüsselfehen — es kam in Privathände zu Dannenfels — hat auf der einen geprägten Seite das Bild eines Reihers oder Kranichs und wird von dem bekannten Forscher R. Forrer in Strassburg in das III.—IV. Jahrhundert v. Chr. gesetzt. Ferner wurden hier zwei Stücke gallischer Silbermünzen aufgefunden und drittens eine grössere Anzahl Münzen des Kaisers Magnentius, der um die Mitte des IV. Jahrhunderts den Gegenseiter gespielt hat. Ausserdem Mahlsteine, sowie keramische Funde, die ebenfalls ohne Zweifel ins IV. Jahrhundert gehören. Sodann sehen wir kleine Befestigungen im Hauptwall, die also innerhalb dieser grossen Encinte sich befinden. Ich weise nur auf den obersten in der neueren Zeit erforschten versackten Wall hin und auf den in der Mitte der Hauptbefestigung befindlichen kleineren Wall, ohne Zweifel eine römische Schanze, im IV. Jahrhundert wenn nicht erbaut, so doch besetzt. Wir hätten also für den Donnerberg mindestens eine doppelte Epoche wenn nicht der Erbauung, so doch sicherlich der Hauptbenützung dieses grassartigen Ringwalles, von denen die eine in die Haupt-Latène-Periode, die Mitte des III. Jahrhunderts v. Chr., die andere ungefähr 600 Jahre später, in die Regierungszeit der Konstantiner fällt.

An diese Befestigung schliesst sich nicht nur im Umriss, sondern auch in ihren Funden diejenige an, welche der Gesellschaft nächstens bei ihrem Besuche bekannt wird, nämlich die „Heidenmauer“ bei Bürkheim. Der Umriss hat mit der römischen Bauweise in keiner Weise etwas zu thun; er hat eine berzförmige Spitze, die Südspitze, während er nach Norden einen weitgedehnten Kreis bildet, und hat im Westen und Nordosten einen Ausbau, der ebenfalls nur in ganz geringem Masse an römische Constructioes gemahnt. Die Heidenmauer bei Bürkheim bietet gerade das, was man bei den Befestigungen an der Mosel und Elifel als Characteristischem der spätrömischen Zeit hingestellt bezw. erwiesen hat, nicht, nämlich die Erbauung von Voll- oder Halbhürnen. Der Längsdurch-

messer beträgt 735 m, der Breitendurchmesser 600 m, der Umfang ca. 2 Kilometer, die Fläche 28 Hectar. Auf der von Natur schwächsten Seite ist die Umwallung doppelt und von besonderer Stärke. Beide Befestigungen gehören zur ersten Klasse, den grösseren Einschlässen.

Die zweite Klasse der kleineren Befestigungen habe ich hier durch eine Skizze wiedergegeben. Schon äusserlich ist diese Art elliptischer bzw. dreieckiger Verschanzungen eine ganz andere, indem die Fläche höchstens 1—3 ha beträgt. Bei der Heidenmauer von Kreimbach, deren Grundriss ich hier wiedergegeben habe, beträgt die Fläche 1,5 ha, die Länge von Norden nach Süden 185 m, die grösste Breite 107 m, der Umfang 419 m. Sie sehen, in welchem Gegensatz die kleineren Befestigungen schon durch die Fläche stehen zu den grösseren. Aber auch die Verteidigungsregeln, die wir hier finden, sind ganz andere und offenbar an römisches Vorbild gemahnend. Von den schützenden Thürmen batte ich das Glück, zwei aufzufinden. Diese Thürme sind quadratisch, haben eine Seitenlänge von 5—6 m Länge. Die Fundamente sind construiert aus Gmblatten des zweiten, höchstens dritten Jahrhunderts; diese sind offenbar genommen von einem grösseren Befestigungsplatz, der sich, wie aus einer Befestigung, der Heidenburg bei Waldsüchbach, hervorgehen dürfte, wohl am Fusse des Kastells gefunden hat. Die Lage dieser zweiten Klasse von Befestigungen ist ganz bezeichnend. Die erste Klasse dieser grossen Einschlässe sucht grosse Hochflächen an, wo man vor dem Feinde schon durch die Lage in der Höhe geschützt ist. Die Kastelle der zweiten Form dagegen sind auf Berggipfen angebracht, die manchmal in sehr geringer Höhe über dem Niveau der anliegenden Flusstäler emporragen. Speziell der Heidenburg bei Kreimbach beträgt diese Höhe über dem Niveau der Lauter 200 m; sie ist auch die höchste. Dagegen bei der Heidenmauer bei Waldsüchbach ist die Höhe bedeutend geringer und ebenso bei anderen. Bei diesen Befestigungen, die an Thalungen liegen, bieten die Wasserläufe einen natürlichen Schutz gegen gewaltsame Anstürme. Was die Form dieser kleineren Kastelle betrifft, so ist Ihnen ja bekannt, dass nach den Angaben römischer Militärschriftsteller, besonders des Vitruvius die regelmässige Form das Viereck ist, dessen Länge zur Breite ungefähr im Verhältnis von 3:4 steht. Allein bei den Militärschriftstellern der späteren Zeit, Vegetius und Ammianus Marcellinus, war diese normale klassische Kastellform nur noch als Desiderat vorhanden. An mehreren Stellen lässt der praktische Vegetius die unregelmässige Form der Kastelle ausdrück-

lich zu. Ammianus Marcellinus, der den Kaiser Valentinian I. auf seinem Feldzuge an den Rhein 368—375 als Militärattaché begleitet hat, gibt folgende Beschreibung von den spätromischen Befestigungen unseres Rheinlandes (XXVIII, 2):

„In Verfolgung grosser und nützlicher Pläne befestigte Valentinian den ganzen Rhein, indem er Lager und Kastelle höher hinaufbaute (extollens altius), desgleichen eine zusammenhängende Reihe von Thürmen an besonders geeigneten Stellen, errichtete, soweit sich die Provinzen Gallien in ihrer Längsrichtung erstrecken.“ Allerdings sind die Ansichten der Herren Philologen über den tatsächlichen Ausdruck des Ammianus etwas geteilt, indem der bekannte Forscher Jakob Schneider und andere diese Stelle so auslegen, wie ich ihr erlaubt habe zu übersetzen, wonach Valentinian Lager und Kastell höher hinaufbaute. Das wäre zu verstehen von der Lage des Kastells überhaupt; längs des Rheins hat er die Kastelle jetzt hinaufgebaut auf die Höhen des Hartgebirges. Andere Erklärer nehmen hier castra an im Sinne von moenia castrorum, wonach nicht die Lage der Kastelle sich geändert hätte, sondern die Höhe der Mauern. Es sei ja jedem Interpreten überlassen, diese Stelle so zu deuten, wie er will, allein ein ausführliches Gespräch mit dem auf dem Gebiete der Spätinitiativ sehr erfahrenen Herrn Kollegen Dr. Scheps zu Speyer hat mir in den letzten Tagen den Beweis geliefert, dass die Auslegung des Professor Schneider, wonach die Kastelle höher hinaufgebaut und nicht mit höheren Mauern versehen wurden, was den Text betrifft, jedenfalls eine philologisch mögliche ist. Ich bemerke noch weiter, dass diese spätromischen Befestigungen in der Form von Strassenkastellen, wie sie das Kastell bei Oberstaufenbach bietet, nicht nur längs des Hartgebirges aufgefunden worden sind, sondern bereits vor 50 Jahren von Jakob Schneider in den Vogesen nachgewiesen worden sind. Ebenso hat Hofrath Kanitz bei den Untersuchungen in Serbien, worüber er im Auftrag der Wiener Akademie ein grösseres Werk mit Plänen und Zeichnungen herausgegeben hat, dieselben Befestigungen wie im Hartgebirge in Serbien und Bulgarien nachgewiesen und bezieht sich auf die angeführten Stellen des Ammianus Marcellinus, des Vegetius und Hyginus.

Ich komme zum Schlusse meiner kurzen Beschreibung, wobei ich noch einmal erwähne, dass die Frage durchaus nicht abgeschlossen, sondern gewissermassen noch im Rollen begriffen ist. Fragen wir, wie es gekommen ist, dass die klassische Form der römischen Kastelle, die wir am Limes beobachten, aufgegeben worden ist zu Gun-

sten einer ganz neuen Gestaltung, auf dem linken Rheinufer, auf den Höhen unseres Gebirges, der Hart und der Vogesen, wie auf dem rechten Donauufer, so kann die Antwort sehr verschieden sein. Herr Rector Ohlensohlager hat bereits ebenfalls zu der Frage Stellung genommen in der „Westdeutschen Zeitschrift“ 1892, S. 14 und äussert sich darüber folgendermassen:

„Ganz verschieden von den bekannten Stadeln lagern in Zweck und Anlage ist eine Art römischer Befestigung. Sie entbehren des regelmässigen geometrischen Grundplanes, sind in ihrer Ummauerungslinie dem Boden angepasst und besitzen eine unregelmässig runde oder vieleckige Gestalt. Es wurde auch die Lage auf minder zugänglichen Höhen nicht mehr gemieden.“

Eduard Meyer in seiner Schrift: „Die wirtschaftliche Entwicklung des Alterthums“ (Jena 1895), constatirt eine Barbarisirung, um es anders auszudrücken, eine Entnationalisirung des römischen Heeres für die Konstantinische Zeit, d. h. die Zeit, in der die „Heidenburgen“ am Rhein und an der Donau besonders henützt wurden.

War aber das Heer nicht mehr national, so ist es kein Wunder, dass auch die Befestigungen entnationalisirt, d. h. nach alter barbarischer Form, in vorrömischer Art und Weise wieder gestaltet wurden. Wie das Heer, so die Wehr!

Wenn diese Ansicht richtig wäre, so allerdings noch im Einzelnen zu untersuchen wäre, so hätten wir einen einfachen Process: Die Armeen der Römer wurden barbarisirt, auf dem Throne der alten Cäsaren sassen Germanen, Gallier und Spanier, und ebenso wurde auch die Befestigungsart der Römer vollständig oder wenigstens zum Theil ins barbarische Element zurückführt. Die vorgerückte Zeit erlaubt mir nicht, im Einzelnen diese wichtige Frage hier zu behandeln, ich erlaube mir nur, die Theilnehmer der Versammlung auf den Tag in Dürkheim zu verweisen, wo wir auf der einen Seite eines der grossen Monumente der prähistorischen Zeit, die Heidenmauer, mit spätrömischer Anpassung, auf der andern Seite die Limburg, ein in spätrömischer Zeit henütztes Kastell, antreffen werden.

(Schluss der II. Sitzung.)

Berichtigung im Anschluss an den Vortrag von Herrn Dr. Köhl (vgl. dessen Schrift: „Neue prähistorische Funde aus Worms“, S. 20). Der Verfasser dieser Zeilen hat sich in keiner Weise für den Kirchheimer Grabfund der Zeitsetzung von L. Lindenschmit für das Menschheimer Grabfeld angegeschlossen. In seiner Schrift: „Der Grabfund am der Steinzeit von Kirchheim a/d. Eck“, S. 48 setzt er ausdrücklich den Grabfund von Kirchheim in chronologische Parallele mit dem ältesten Pfahlbauten der Schweiz und Oberösterreichs. — S. 50 setzt er den Kirchheimer ungefähr in die Zeit von Cheops und Koderu, d. h. vor den Beginn des 1. Jahrtausends vor Christus; S. 49 „zweite Hälfte des 1. Jahrtausends vor Christus“ ist demnach nur ein unachtsamer Druckfehler für „des 2. Jahrtausends“ dessen Berichtigung sich nach S. 50 von selbst versteht und hier ausdrücklich constatirt wird.
Dr. C. Mehlis.

Wir möchten die Fachgenossen auf ein neu erschienenes Werk ersten Ranges aufmerksam machen:

Richard Semon, Professor in Jena: Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. — Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molken. Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann 1896.

Das Buch ist gewidmet: Herrn Professor Ernst Häckel, dem Begründer phylogenetischer Forschung, und Herrn Dr. C. Paul von Ritter, dem hochherzigen Förderer dieser Wissenschaft.

Als der Verfasser im Jahr 1891 eine längere Reise nach Australien antrat, war die eigentliche Aufgabe das Studium der wunderbaren australischen Fauna, der eielegenden Säugethiere, der Beutethiere und der Lungenfische, deneben ergaben sich aber zahlreiche Einzelbeobachtungen an Thieren und Pflanzen, Studien über Land und Leute, Eindrücke die die Landschaft der australischen Buschwälder, der Koralleninseln der Torrenstrasse und v. A. hervorriefen, welche das Werk, dessen Darstellung überall eine geistvolle und in hohem Masse anregende ist, auch für die speciell anthropologisch-ethnologischen Kreise interessant und beherkend machen.
J. R.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 18. December 1896.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVII. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. December 1896.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. » S. 18 des Jahrg. 1896.

Bericht über die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier

vom 3. bis 7. August 1896.

mit Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: R. Virchow: Sendung des Herrn Professor Dr. Anton Herrmann-Budapest und andere Vorlagen. — B. Hagen: Ueber die Papagei der Astrolabe-Bay. Dazu R. Virchow. — J. Ranke: Antrag Bumüller: Heranziehung der Missionare zu anthropologischen Untersuchungen. Dazu Bartels, Virchow. — Geschäftliches: Entlastung des Schatzmeisters. Neuwahl der Vorstandschaft. Wahl von Lübeck zum Congressort pro 1897. Dazu Virchow, Kuthe, Ranke, Blasius, Virchow. — Fortsetzung der wissenschaftlichen Verhandlungen: J. Ranke: Ueber den fossilen Menschen. — Henner: Ueber einen prähistorischen Fund in London. — Virchow: Ueber einige Punkte der Criminalanthropologie. — Waldeyer: Ueber Caudalanhänge des Menschen. — J. Ranke: Dank an Virchow. — Virchow: Dankrede. Dazu Ohlenschläger. — Virchow: Schluss der Versammlung.

Der Vorsitzende:

Die Sitzung ist eröffnet.

Ich habe zunächst eine sehr angenehme und liebenswürdige Sendung aus Budapest vorzulegen, welche wir von Herrn Professor Dr. Anton Herrmann erhalten haben. Herr Herrmann, der von jeher mit grosser Freundlichkeit die Beziehungen mit Deutschland gepflogen hat und pflegt, hat zwei Drucksaaken übersendet, die speciell der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier als Fest-gewand gewidmet sind. Das erste ist ein neues Heft

der „ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“, wovon schon vier Bände erschienen sind. Nannmehr liegt ein sehr reich ausgestatteter neuer Band hier vor, der eingehend die ethnographische Gestaltung der Bevölkerung Ungarns behandelt. Diese Hefte erscheinen unter dem Protectorat und der persönlichen Mitwirkung des Erzherzogs Joseph. Derselbe ist auch Protector aller der besonderen Bestrebungen, denen das zweite Werk gewidmet ist, nämlich: „Ergebnisse der in Ungarn 1893 durchgeführten Zigeuner-

conseription*. Ungarn ist das Land, welches die meisten Zigeuner beherbergt. Es ist jedenfalls ein sehr interessantes Opus, ich kann leider nichts weiter darüber sagen, da es uns eben erst zugegangen ist, aber ich darf es Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen. Es wird dafür gesorgt werden, dass ein ausführlicheres Referat darüber erstattet wird.

Von Seiten der Redaction ist noch eine besondern Einladung hiergekommen an die Volksforscher, wie man sie in dem modernen Jargon nennen sollte; die möchten sich zum Besuch der Millenniumsausstellung nach Budapest begeben und die ungemein wichtige Ausstellung für Landeskunde ansehen. Es wird den Fachgenossen dabei angeboten, für ein- oder zweiwöchentlichen Aufenthalt, abwechselnd für je 4 bis 6 Personen, in den Redactionsräumen der genannten Zeitung freie Wohnung und zugleich Unterstützung für alle Dinge zu finden, namentlich für Studienausflüge. Sollte sich aus unserer Mitte eine solche Zahl finden, so würde ich bitten, dass die Herrn sich direct an Herrn Herrmann wenden; die Adresse ist genau angegeben. Ich danke Herrn Herrmann für die so freundliche Theilnahme.

Weiter habe ich anzuzeigen, dass eine specielle Einladung hiergekommen ist für die Herren, welche an der nächsten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte theilnehmen wollen, die in Frankfurt a/M. vom 21. bis 26. September dieses Jahres stattfinden wird. Wir erhalten zugleich die Mittheilung, dass eine Section Nr. X für Ethnologie, Anthropologie und Geographie dort in Aussicht genommen ist. Mittwoch den 23. September ist die Eröffnung dieser Section.

Solann hat die Verlagshandlung die bisher erschienenen Hefte von Herrn Dr. Basehan neu begründeten Centralblattes für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hieher geschickt. Wer sich dafür interessirt, wolle von den hier aufliegenden Publicationen Einsicht nehmen. Es handelt sich wesentlich darum, dass die Herren Kenntniss nehmen von dieser Unternehmung und wenn möglich, dieselbe auch durch Abonnement unterstützen.

Ich gebe zunächst das Wort Herrn Hofrath Dr. Hagen. Sie wissen, dass Herr Hagen während einer Reihe von Jahren im äussersten Osten thätig gewesen ist, ausgedehnte philologische Studien in verschiedenen Bezirken, namentlich in der östlichen Inselwelt ausgeführt hat. Er ist seit einiger Zeit zurückgekehrt in seine pfälzische Heimath, um seine stark angegriffene Gesundheit wieder zu stärken und all die verschiedenen Dinge, die er mitgebracht hat, wieder los zu werden, um sodann

auf eine neue weitere Expedition auszugehen. Ich begrüsse ihn und sage ihm herzlichsten Dank für sein Erscheinen.

Herr Hofrath Dr. B. Hagen:
Ueber die Papuas der Astrolabe-Bay.
(Manuscript nicht eingelaufen.)

Der Vorsitzende:

Der lebhafteste Beifall der verehrten Anwesenden zeigt, dass sie den Ausführungen des Herrn Redners alle Bedeutung beilegen, die er beanspruchen kann. Es ist ja in der letzten Zeit in hohem Masse beklagenswerth hervorgetreten, dass uns alles fehlt an Vorbereitungen für die Colonien. Wir wollen Colonien machen, aber nicht die Vorbereitungen treffen, welche nothwendig sind, die Colonien mit demjenigen Menschenmaterial zu versehen, das dieselben in geeigneter Weise verwalten könnte und aus ihnen auch wissenschaftlichen Nutzen zu ziehen vermöchte. Möge der Vortrag dazu beitragen, dass auf diesem Gebiete Wandel geschaffen wird.

Herr J. Ranke:

Antrag Bumüller:

Heranziehung der Missionäre zu anthropologisch-ethnologischen Untersuchungen in den Colonien.

Es freut mich sehr, dass ich jetzt aus dem Munde der beiden Herren Vorredner schon eine Art Antwort bekommen habe auf den Antrag, den ich der hochverehrten Gesellschaft mit Herrn Kaplan Bumüller in Neuburg an der Donau vorzulegen habe. Dieser hat in einem mir gerieselten Brief seiner Meinung Ausdruck gegeben, dass die deutschen Missionäre gewiss sehr geeignet sein würden, sich mit anthropologischen Studien näher zu befassen und dass sie auch derartige Studien sehr gerne unternehmen würden, wenn ihnen nur die notwendige Aufweisung dazu gegeben werden könnte. Wenn ich den Herrn Bumüller recht verstanden habe, so meint er zunächst somatisch-anthropologische Untersuchungen. Ich darf vielleicht darauf hinweisen, dass ich in letzter Zeit zwei derartige kurzgefasste Aufweisungen für somatisch-anthropologische Untersuchungen im In- und Ausland publicirt habe, die man vielleicht auch für die Belegungen der Herren Missionäre gelegentlich verwenden könnte.

Das eine sind die Anleitungen zu „somatisch-anthropologischen Beobachtungen“, welche ich in dem Gesamtwerk: „Anleitung zur deutschen Land- und Volkskunde“ publicirt habe. Ich habe mir damals vorgestellt, dass vielleicht ein praktischer Arzt oder ein Geistlicher Untersuchungen in seiner Heimathgemeinde, in der

er lebt, vornehmen würde, und habe dazu die Anleitung gegeben. Im vorigen Jahre habe ich in Gemeinschaft mit meinem Sohne Dr. Karl Ranke, der sich gegenwärtig in Brasilien mit Herrn Dr. Hermann Meyer auf einer wissenschaftlichen Reise befindet, auch noch eine Ansbearbeitung gemacht, um möglichst gleichartige anthropologische Aufnahmen zu ermöglichen. Aueh Herr Dr. Ferd. Birkner

hat bei der Aufstellung dieses Schemas mitgewirkt. Wir haben im Wesentlichen die anthropologischen Aufnahmen, wie sie von Herrn Geheimrath Virchow ausgearbeitet worden sind, erweitert und sie für einige andere bisher weniger berücksichtigte Theile des Körpers und für einige andere Fragen noch weiter ausgeführt. Das Schema ist auf zwei Seiten gedruckt in folgender Weise:

1. Seite. №

Tag und Ort der anthropologischen Aufnahme:

Name: Sprache:
 Geschlecht: ♂ ♀ Alter: Geburtsort:
 Stamm: Stamm der Eltern:
 Beschäftigung: Ernährungsanzustand: mager, mittel, fett
 Statur: kurbelzig, untersetzt, schlank, langbein.; schwächl., kräftig, athletisch; Zwerg, Riese.
 Haut: Farbe nach Radde. Stirn: Wangen: Brust: Oberarm:
 Hand: Handfläche: Fingernoble: ; nackte: bekleidete
 Stellen: Lippen: Warzenhof: ; Coniunctiva: Nägel:
 Farbe der Narben: dunkler, heller als die Haut. Krankhafte Hautverfärbung.
 Tätowirung:
 Bemalnung:
 Auge: hellblau, dunkelblau, grau, granbrunn, hellbrunn, brunn, dunkelbrunn, schwarz.
 Lidspalte: horizontal aufwärts, abwärts; weit offen, eng. Glotzauge, Hohlauge.
 Mongolenfalte: stark, schwach, fehlend. Ausdruck.
 Kopfhaut: blond, hellbraun, braun, dunkelbr., schwarz, roth, melirt, grau, weiss, albinotisch;
 Kopsaar: straff, schlicht, wellig, lockig, kraus, spiral-gerollt; stark, schwach, fehlend.
 Frisur:
 Augenbrauen: vereinigt, buschig, reichlich, spärlich, fehlend. Farbe
 Bart: reichlich, spärlich, fehlend; Schnurr.: Kinn- Backenbart: heller, dunkler als
 Kopfsaare; straff, schlicht, wellig-lockig, kraus, spiral-gerollt.
 Körperhaut: glatt, schwach stark behaart. Aehsel-, Schaamhaare: reichlich, spärlich, fehlend.
 Kopf: lang, kurz; schmal, breit; hoch, niedrig; künstlich missstaltet .
 Gesicht: hoch, niedrig; schmal, breit; oval, rund; flach, profilirt. Wangen: rund, flach, hohl.
 Stirn: niedrig, hoch; gerade, schräg; voll; Wölste. — Wangenbeine: vortretend, angelegt.
 Nase: gross, mittel, klein, schlecht entwickelt. Wursel: breit, schmal; hoch, niedrig; eingedr.
 Rücken: breit, schmal; hoch, niedrig; gerade, convex, concav, abgedacht.
 Spitze: schmal, breit, flach, überhängend; Elevation: gross, mässig, gering, sehr gering.
 Löcher: senkrecht, schief, horizontal; spaltförm., ründlich; von vorne ansichtb., sichtbar.
 Scheidewand: durchbohrt: Pföcke, Ringe
 Flügel: angelegt, ausgewölbt; durchbohrt: Pföcke, Ringe
 Lippen: vortretend, voll, mässig, zart; geschwungen; durchbohrt: Pföcke, Ringe
 Kinn: angebogen; stark, mässig, schwach, nicht vorspringend; spitz, eckig, rund; Grübchen.
 Zähne: Stellung der Schneidezähne: senkrecht, schwach, stark prognath; prognathisch.
 Aussehen: opak, durchscheinend: mässig, fein. Leisten: sehr gut, mittel, schlecht.
 Feilung: , Färbung: , Löcken (künstliche)
 Ohr: gross, mittel, klein; abstechend, angelegt; rund, lang; stark, schwach gewölbt, flach.
 Lappchen: gross, klein; frei, sitzend, fehlend; gespalten, durchbohrt: Pföcke, Ringe
 Leister: normal umgeschlagen; theilw. ganz aufgerollt (Spitzohr); Darwin's Knötchen.
 Brust: flach, gewölbt; breit, schmal; ohne, mit Taille. Hals: lang, kurz, Blähhals.
 Brüste: gross, mässig, klein; stehend, hängend; halbkugelig, flach, sitzenförmig, hirsenförmig.
 Warze: gross, klein, eingedrückt. Warzenhof: vortretend, flach; gross, klein.
 Bauch: stark, mässig vorgewölbt, flach, eingesogen. Nacken: stark, gewölbt, mittel, flach.
 Gesäss: Stenopygie; stark, mässig gewölbt. Waden: stark, mässig, schwach; kurz, lang.
 Hände: lang, kurz; schmal, breit; fein, grob. Schwimmbhlot: stark, mässig. Länger 2. 4. Finger.
 Nägel: lang, kurz; schmal, breit; gewölbt, flach.
 Füsse: lang, kurz; schmal, breit; Sohle: gewölbt, flach; Rist: hoch, mittel, niedrig.
 Ferse: lang, kurz. Längste Zehe 1. 2. Künstliche Missstaltung .

2. Seite. Körpergewicht: Kilogr. Zugkraft: Kilogr.
 Puls in der Minute: Atmung in der Minute:
 Temperatur der Achselhöhle: Sehschärfe: Farbensinn:

I. Kopf. Alle Maße in Millimeter.

Grösste Länge (horizont.): Grösste Breite: Ohrhöhe:
 Gesichtshöhe A (Haarstrand): B (Nasenwurzel): Stirnbreite (kleinste):
 Mittelgesicht (Nasenwurzel Mund): Entfern. d. Obrohrs v. d. Nasenwurzel:
 Gesichtsbreite a (Jochbogen): b (Wagenbeinhöcker): c (Kieferwinkel):
 Distanz der inneren Augenwinkel: der äusseren Augenwinkel:
 Nase, Höhe: Breite: Länge: Elevation:
 Mund, Länge: Ohr, Höhe: Horizontalumfang:

II. Körper. Alle Maße in Millimeter.

Ganze Höhe (horizont.): Armlänge: Kafterwolle:
 Höhe im Stehen: 7. Halswirbel: 5. Lendenwirbel: Schulter:
 Ellenbogen: Handgelenk: Mittelfinger:
 Nabel: Crista iliom: Symphysis pubis (ob. Rand):
 Perinaeum: Trochanter: Patella: Kniehöck:
 Höhe im Sitzen (horizont.): Scheitel (über dem Sitz): Crista iliom:
 Schulterbreite: Conjugata externa (V. Lendenw.-Symphyse):
 Beckenbreite A (Crista iliom): B (Spinae iliom ant. sup.):
 Brustumfang: Bauchumfang: Beckenumfang:
 Grösster Umfang des Oberschenkels: der Wade:
 Hand: Länge (Mittelfinger): Breite (Ansatz der 4 Finger):
 Mittelfingerlänge, äussere: innere: erstes Glied:
 Fuss: Länge: Breite: Nisthöhe:
 Sonstige Besonderheiten: Kleidung, Genitalien. Umrisszeichnungen von Hand und Fuss etc.

Der Angabe der notwendigen anthropologischen Aufnahmen, von welchen die wichtigsten durch fetten Druck hervorgehoben sind, werden dann auch noch in gedrängten Anleitungen die Methoden der einzelnen Aufnahmen, ebenfalls auf 2 Seiten, hinzugefügt in folgender Weise:

1. Seite. Messelrmaass. Kerkutanzmaass resp. R. Virchow's Reine-Anthrometer, oder senkrecht gestellter Doppelmeterstab mit Drehschraubstock u. k. u. K; Virchow's grosser Schiebeskal u. S; mein kleiner Schiebeskal u. kS; Tasterzirkel u. T. der grosse Tasterzirkel von Baudouin u. Bd; gewöhnlicher Zirkel u. Z. (so des Spitzes abstumpft; mein Holmaass u. H; Bandmaass u. B. Die Stellung des Kopfes beim Zeichnen und Photographiren sowie bei den alten namhaft gemachten Messungen muss in der deutschen Horizontalis sein u. horizontal. d. horisont. d. h. mit etwas gegen die Brust gedrückten Kinn, so dass der obere Rand der Öffnung und der untere Rand der Augenhöhle gleich hoch stehen.

I. Kopf.

Grösste Länge: horisont. vom Stirnasenwulst, dicht über die Nasenwurzel, bis zum äussersten Vorsprung des Hinterhauptes (S). — Grösste Breite: über dem Ohr (S).
 Ohrhöhe: horisont. senkrechte Höhe des Kopfes vom oberen Knäuel des äusseren Gehörganges senkrecht bis zum Scheitel (S) (weit bei des Körpers massen zu nehmen).
 Stirnbreite, kleinste: geringster Abstand der Schlüssellinien am Stirnbein, dicht über der Wölbung des Jochbinnenfortsatzes des Stirnbeins, etwa 2 Cent. über den äusseren Augenwinkel (S oder T).
 Gesichtshöhe: B von der Nasenwurzel bis zum unteren Kintrand (T). A vom Haarstrand bis zum unteren Kintrand.
 Mittelgesichtshöhe: von der Nasenwurzel bis zur Mundspalte (T).
 Gesichtsbreite: a Jochbreite, von der am meisten vortragenden Stelle des einen Jochbogens, vor dem Ohre bis zur gegenüberliegenden (S oder T).
 b) obere Gesichtsbreite, von dem äusseren vorderen Rand (Höcker) des einen Wagenbeins (Wagenbeinhöcker) bis zu demselben Punkte des anderen (T).
 c) äussere Ohrsichtsbreite, von einem Usterrandhöcker zum anderen (T).
 Distanz der inneren Augenwinkel (obere Nasenbreite): von einem inneren Augenwinkel zum anderen (T, kS).
 Distanz der äusseren Augenwinkel: analog (T, kS oder Z, welcher vielfach für kS verwechselt).
 Nase, Höhe: von der Nasenwurzel bis zum Ansatz der Nasenscheidewand so der Oberlippe (T, kS).
 Länge des Nasenrückens von der Wölbung bis zur Spitze (T, kS).
 Breite (äussere Nasenbreite): grösste Breite der Nasenspitze auf der Wölbung der Nasenridge (T, kS).
 Elevation der Nase: vom Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe horizontal bis zur Nasenspitze (T oder Nasenhöhe).
 Mund: Länge der Mundspalte (T, kS).
 Elevation der Nase: vom Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe horizontal bis zum Usterrand des Lippchens (T, kS).
 Horizontalumfang des Kopfes, gemessen über die am meisten hervorragende Stelle am Hinterhaupt und den tiefhängenden Theil der Stirn-Glabella (B).

II. Körper.

Ganze Höhe: aufrechte Höhe vom Scheitel bis zur Sohle. Der Zusammenstoß ist nützlich in Haltung; Kopf ist der deutliche Horizontalität. Der Zusammenstoß ist in nützlich in Haltung; Kopf ist der deutliche Horizontalität. Der Zusammenstoß ist in nützlich in Haltung; Kopf ist der deutliche Horizontalität.

Klafterweite: bei gerade möglichst weit ausgestreckt Armen von der Spitze der Mittelfinger der einen Hand bis zu der der anderen (mit Doppelunterarm).

Armlänge: gerade Länge des rechten Arm, gemessen von der Schulterhöhe bis zur Spitze des Mittelfingers an dem gerade ausgestreckten Arm (Metiermaß).

Höhe im Sitzen: alle folgenden 14 Messungen mit H. Kinn. — 1. Halswirbel. Der Deformität springt bei etwas vorgezogenem Kopfe vor. (R oder H = Holmanas, bei letzteren unter dem Namen der Entfernung springt bei dem kürzeren Arm mit den 7. Halswirbel und misst mit dem längeren Arm die Entfernung senkrecht bis zum Scheitel); 2. Lendenwirbel. Die Entfernung springt bei vorgezogenem Kopfe vor. (Schüler; an letzteren Rad der Schulterhöhe. — Am klügeren Arm: Ellenbogen; Mitte; — Handgelenk; — Höhe der Mitte der Handfläche — Mittelfinger; Spitze deselben. — Nabel. — Crista ilium, höchster äußerlicher Rand des Beckens. — Symphysis pubis, oberer Rand. — Perineum, Schritzhöhe. — Trochanter. — Patella, Mitte. — Malleolus astragalus, Mitte.

Sitzhöhe: Höhe des Scheitels über dem Sitz, Kreuz an dem Messstab ohne Drücken angelegt, Rücken senkrecht, Kopf in der Horizontalität des V. Lendenwirbels, alle Arme gerade ausgestreckt oder die Hände auf dem Kopf ruhen lassen; 2. Höhe der Crista ilium über dem Sitz (R oder Meterstab mit Dreieck u. s.).

Schulterbreite: Abstand der Brustwarzen von einander (B oder Bd).
Beckenbreite: A. größte Breite, weiteste Entfernung der Säueren Leisten der Darmbeinhaken von einander (Bd). B. Entfernung der Spinae ili acutae, sofer an deren Aussenseite zu messen (Pd). C. Conjugata externa, vom Processus spinosus des V. Lendenwirbels bis zum oberem Rand der Symphysis pubis (Hd).

Trochanterbreite: Trochanter bei gehobenem Bein leicht so führen (Bd).
Brustumfang: dicht oberhalb der Brustwarzen. Der Arm gerade ausgestreckt oder die Hände auf dem Kopf ruhen lassen; 2. Tiefe Inspiration und Expiration. (B)

Beckenumfang: Ueber den Dorsalfortsatz des V. Lendenwirbels, über die Cristae der Darmbeine, über die vordere obere Darmbeinhaken und den Haken geschlossen (B).
Band: Länge: gemessen bei gestreckter Stellung darüber über des Handrückens vom Handgelenk, Mitte des inneren Handgelenks, bis zur Spitze des Mittelfingers der einen Hand.

Breite: Ansatz der 5 Finger mit Ausschluß des Daumens (S, H).
Mittelfinger: a) äußere Länge: der Finger wird gestreckt, im Mittelfingerdrittel aussehend senkrecht abgemessen, gemessen von der Höhe der Wulbung des Mittelfingerdrittel bis zur Spitze (S, A, S). b) innere Länge: von der proximalen Gelenkfläche des Mittelfingerdrittel bis zur Spitze (S, A, S). c) Länge des Mittelfingerdrittel bis zur Wulbung des ersten Fingerdrittel bis zur Spitze (S, A, S).
Handgelenksbreite: bis zur Wulbung des ersten Fingerdrittel bis zur Spitze (S, A, S).

Fuss: Länge: größte vom hinteren Ferseerand bis zur Spitze der längsten Zehe, 1. oder 2. (H).
Breite: im Ansatz der 5 Zehen (H).
Handgelenk: größte (H).
Grösster Umfang des Oberarmes: horizontal und der W. (H).

Indizes: 1) Am der grössten Länge (L) und grössten Breite (B) des Kopfes resp. Scheitels wird der Schädelindex (a) (Hagen-Rosenfeldt) berechnet nach der Formel: $L:B = 100:L$. Indizes-Stufen: Dolichocephalie, Kerauphale von 80) und darüber.

2) Ebenso berechnet man den Höhenindex (a) (Länge-Höhenindex) aus Länge (L) und Ohrhöhe (H): $L:H = 100:H$. Indizes-Stufen: Chamaecephalie, Flachköpfe, unter und bis 70; Mittelform, Orthocephalie von 70,1–75; Hypsicephalie, Hochköpfe von 75) und darüber.

3) Gesichtswinkel (a) berechnet mit Jochbreite (J) und Gesichtshöhe (N = Nasenwurzel-Kinnrand), Formel: $J:N = 100:N$. Stufen: Indizes 90 und darüber Leptoprosopie, Schmalgesichter, unter 90–75 Mesoprosopie, Mittelform, unter 75 Chamaeprosopie, Breitgesichter.

4) Nasen-Index (a) berechnet aus Nasen-Höhe (NH) und (unterer) Nasenbreite (NB). Formel: $NH:NB = 100:NB$. Stufen: Leptorhinie, Schmalnasen, unter und bis 47,4; Mesorhinie, Mittelform von 47,1–51; Platyrhinie, Breitenasen von 51,1–58,5; Hyperplatyrhinie von 58,1–100) und darüber.

Biologische Untersuchungen:

Puls in der Mäute. — Respiration in der Mäute. — Temperatur in der Achselhöhle. — Körpergewicht. Bei jeder der Expeditionen wird an jeder guten Deutlichkeit, wie sie in jedem grösseren Waagen-Kaufhaus sich findet, das Körpergewicht jedes Mitglied der Expedition genau bestimmt.

Während der Expedition dient zu den Wägungen die geprüfte Kettenscheiderwaage, deren Anzeiger bei einem Gewicht von 10–100 Kilogrammen auf fünf Kilogramm genau sind; bei der kleineren Skala ist die Genauigkeit ca. 100 Gramm bei einem Gewicht von 1–20 Kilogramm.

Für Körpergewichtsmessungen wird der grosse Klotzschalenwaage verwandt, über einem entsprechenden Aufsatze, wenn sich nicht ein starker Eisenkasten gewendet einstrahlen lässt, dass die Waage mit ihrem grossen Ring eingeklärt. An ihrem grossen Haken wird ein festgeknoteter Doppelreiß angehängt, genügend lang, dass sich der Zwängend gut in seine Schiefe setzen kann. Die Punkte zwischen dem Zehner an der Skala entsprechen 2 Kilogramm, danach kann man 1 Kilogramm noch schätzen.

Die Waage mit Anzeiger die Wägungen befreit sein. — Für kleinere Gewichte kann man die Waage mit dem kleinen Ring für halbes (oder einhundert), das so Wiegende hängt man von einem Haken.

Zugkraft an Martins-Dynamometer (Lodenkraft): Ein starker Haken wird passend in „Fussboden“ befestigt, das Dynamometer an dem einen Schmalende eingehängt, an dem anderen ist ein starker festgeknoteter doppelter Strich von etwa 30 Centimeter Länge befestigt, durch dessen Schlinge wird ein fester etwa 20 Centimeter langer Stück ganz gestrichelt. Dieses beide Enden der so Messende mit dem Haken ergreift, er hat das Dynamometer dabei zwischen dem etwas gespreizten Fingern, steht etwas im Kreuz gebückt und sucht sich aus, unter starkem Zug mit den Händen, gleichzeitig aufzurichten. Der Zeiger des Dynamometers bleibt dabei stehen. Die Messung geschieht über den ausgetriebenen Zug in Kilogramm an.

Schuldrück, Prüfung nach M. Barzard, internationale Schuldrück. Methode auf den Tabellen angegeben. Kann ein Individuum weder lernen noch ablesen, so gelangt vielleicht die Probe mit Weiberg's Diagonalschem Farbensystem (Berlin bei Sydenh). Man trägt eine der farbigen Erbschenbecken in die Normal-Entfernung und lässt dann auf die entsprechende Farbe von Weiß- oder Topfchen, die man zum Vergleich in der Hand hält, drinnen.

Farbenzinn, Farbenscheiben-Prüfung nach Helmholtz. Dazu notwendig: ein gemischtes Sortiment verschieden gefärbter Weißtadel und 3 Wahlbüdel an W. H.

1) Hellgelb-W. H.: Wer dazu, ausser grün, helle Nuancen von gelb, grün, orange, grau, schmutzigt, ist unbestimmt farbenblind.

2) hellpurpur-W. H.: wer dazu, ausser purpur, Rosa und violett legt, ist rotblind; wer auch grau und grün, ist farbenblind.

3) Scharlach-W. H.: wer dazu, ausser roth, dunkle Nuancen von braun und grün legt, ist exquisit rotblind; wer helle Nuancen von roth und grün, ist exquisit grünblind.

Die die Schemata enthaltenden Blätter habe ich, auf dünnes, aber festes Papier gedruckt, zusammenbinden lassen, und zwar bilden 150 Stück Aufnahmen ein Heft, welches als Umschlag einen Halbbogen mit den „Methoden“ erhält. Diese Anordnung könnte sich möglicherweise als praktisch erweisen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich aber gleich bemerken, dass Aufnahmen, welche Missionäre machen können, sich wohl weniger auf Körpermessungen beziehen können, näher liegen gewiss die eigentlich ethnologischen Fragen. Herr Hofrath Hagen hat gewiss richtig hervorgehoben, dass es besonders darauf ankomme, das Geistesleben dieser Völker näher zu studiren. Dazu wären wohl jene Herren besonders geeignet.

Den Antrag des Herrn Kaplan Bumiller möchte ich der Gesellschaft warm empfehlen und bitten, dass von seiten der Gesellschaft eine Commission zusammengesetzt werde, die diese Frage näher studirt und event. Anleitungen für die Missionäre ausarbeitet. Herr Bumiller, welcher in der heutigen Sitzung hier anwesend ist, hat mir gesagt, dass er schon mit einer Reihe von Herren persönlich Rücksprache genommen und dass er auch schon von vielen Seiten eine freudige Zustimmung zu diesem seinem Gedanken erhalten habe. Es wird von diesen Seiten nur auf eine Schwierigkeit hingewiesen, nämlich die, dass, da ein Theil der Missionäre französischer Zunge ist, es wohl gut sein würde, diese Ausarbeitungen theils in deutscher, theils in französischer Sprache herauszugeben. Ich stelle daher im Namen des Herrn Kaplan Bumiller den Antrag, dass eine derartige Commission gewählt werden möchte.

Herr Sanitätsrath Dr. Bartels:

Meine Damen und Herrn! Zu dem Antrag Bumiller möchte ich erwähnen, dass ich seit vielen Jahren bemüht gewesen bin, die Herren von der Berliner Mission für unsere anthropologischen Dinge zu interessieren, und ich kann nur mit grösstem Danke aussprechen und möchte dies hier öffentlich thun, dass die Herren sich grosse Mühe gegeben haben, unserem Wunsche zu entsprechen. Ich habe eine Fülle der interessantesten Fragen von den Missionären beantwortet bekommen. Wir können nun aber nicht so weit gehen, dass wir jede der Fragen in ein allgemeines Schema hineinpressen. Die Missionäre, die unter den grössten Schwierigkeiten und Strapazen arbeiten, die ihr Haus und ihre Kirche bauen müssen, die die Landessprache lernen müssen, die im Lande umherreisen müssen, um hier und da Gottesdienst zu halten, haben vollauf zu thun vom

Morgen bis zum Abend und können sich nicht überlegen, was mit dieser oder jener Frage des allgemeinen Fragebogens gemeint ist. Wir werden ihnen immer noch eine Reihe ganz specieller Fragen überreichen müssen und diese Fragen werden für jeden einzelnen Fall ausgearbeitet werden müssen. So habe ich es gemacht und so habe ich die Antworten bekommen. Ich bin aber sehr dafür, dass dies verallgemeinert wird, denn bis jetzt war es nur die Berliner Mission, die hierin thätig war. Ich möchte gleich erwähnen, dass in Berlin zwei Missionsgesellschaften bestehen, von der einen haben wir noch wenig Nachrichten bekommen. Es wird zwar gut sein, einen allgemeinen Fragebogen ausarbeiten, aber wir müssen noch specielle Fragen für die einzelnen Gebiete zugehen. Ich möchte erwähnen, dass ich auf den allgemeinen Fragebogen, den ich auch ausgeschiedet habe — es ist derjenige, welchen die anthropologische Gesellschaft bei Gelegenheit der Expedition von S. M. S. Gazelle ausgearbeitet hatte — keine Antwort bekommen habe, weil die Herren anthropologisch nicht geschult sind, auch nicht aus Gelehrtenkreisen hervorgehen, sondern aus den einfacheren Volksschichten und sie wissen nicht, was sie antworten sollen, wenn man ihnen nicht Wort für Wort die Fragen vorschreibt, auf die sie Antwort geben sollen. Ich möchte dies zur Erwägung gehen, dass neben diesen allgemeinen Fragebögen specielle Fragebögen notwendig sind, wenn sie überhaupt Nutzen und Erfolg haben sollen.

Der Vorsitzende:

Gegen den Vorschlag hat sich niemand ausgesprochen. Ich darf annehmen, wenn sich niemand dagegen meldet, dass die Anwesenden ihm einstimmig heitreten, was ich constatire.

Es scheint mir das Einfachste, wenn Sie den Vorstand beauftragen, diese Sache in die Hand zu nehmen, damit er unter Zuziehung von geeigneten Sachverständigen einen Entwurf ausarbeite, sie würde dann doch das nächste Mal wieder vorgelegt werden, um über das Resultat Beschluss zu fassen. Ein Widerspruch erfolgt nicht, mein Vorschlag ist angenommen.

Nun möchte ich noch Herrn Hofrath Hagen freundlich Dank sagen, und ich hoffe, dass er durch seine Gesundheit nicht mehr lange gehindert wird, seine Thätigkeit erfolgreich wieder aufzunehmen.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Ich wollte nur an den Herrn Hofrath Dr. Hagen eine Frage wegen dieser Cigarrengeschichte richten. Ist wirklich die Cigarre von Tabakblättern oder

vielleicht nur nach der Cigarrenform aus anderem Material gearbeitet? Handelt es sich um Cigarren aus Tabakblättern, dann kann dieser Brauch wohl nur späteren Datums sein.

Herr Hofrath Dr. Hagen:

Der Tabak würde lange vor der Ankunft der Europäer gebaut; er ist nicht mit den Europäern hingekommen.

Geschäftliches.

Berichterstattung des Rechnungsausschusses durch

Herrn Oberabserat Dr. Katho Frankfurt a/M.:

Die von Ihnen gewählte Commission hat sich der Aufgabe unterzogen, die Rechnungslegung nach den hier vorliegenden Belegen zu prüfen. Jede einzelne Position ist sorgfältig nach den vorhandenen Belegen geprüft und wir haben gefunden, dass alles ordnungsmäßig geordnet ist. Wir haben zu den einzelnen Positionen hier weiter keine Bemerkungen zu machen. Sie haben sie ja vor sich im gedruckten Cassenbericht, die einzelnen Positionen brauche ich nicht weiter durchzugehen, wie gesagt, sind sie von uns nach den Belegen genau geprüft und in Ordnung befunden. Ueber das Capitalvermögen, haben wir hier keinen Bericht zu erstatten, es ist im vorigen Jahresbericht nach den vorjährigen Beschlüssen in Cassel geordnet und dort in Ordnung befunden worden. Zu den übrigen Positionen habe ich hier noch keine Bemerkung zu machen, die Bestandessumme ist in Richtigkeit nachgewiesen. Wir haben hier jetzt nichts weiter zu thun, als den Antrag zu stellen, unserm hochverehrten Herrn Schatzmeister Entlastung zu gewähren.

Der Vorsitzende

beauftragt Entlastung mit dem Wunsch, dass in den künftigen Rechnungsstellungen die durchlaufenden Posten von den jährlich neu erscheinenden getrennt und die Uebersicht über die jährlichen Einnahmen und Ausgaben dadurch erleichtert werden möchten, was der Herr Schatzmeister smagt.

Der Vorsitzende fährt dann fort:

Ich habe noch die Aufgabe, dem Herrn Schatzmeister in officieller Weise Dank zu sagen für die gross und immer gleiche Treue, die er anwendet, um uns in gutem Fahrwasser zu erhalten; möge seine Gesundheit und seine Arbeitskraft vorhinem, um auch in Zukunft den Mitgliedern eine solche Stütze zu gewähren. Hieranf folgt die Genehmigung des neuen Etats pro 1897, welcher schon oben S. 103 mitgetheilt wurde.

Wahl des Ortes für die allgemeine Versammlung im Jahre 1897.

Der Generalsecretär Herr Prof. Dr. J. Hagen:

Es liegt eine sehr freundliche Einladung nach Lübeck vor. Viele Mitglieder unserer Gesellschaft haben schon seit längerer Zeit den Wunsch gehabt, nach Lübeck zu gehen, wo noch kein vollständiger Congress abgehalten worden ist. Nicht nur als Stadt, sondern nicht weniger durch seine reichen und schönen, jetzt neu aufgestellten Sammlungen bietet Lübeck für uns hohes Interesse. Die Vorstandhaft wurde durch diese Einladung sehr erfreut. Das Einladungstelegramm lautet: Dem Senat ist der Wunsch der anthropologischen Gesellschaft sehr willkommen. Eebenbürg. Diese Einladung kommt von Herrn Senator Eschenburg, der sich, wie er in einem inzwischen eingetroffenen Briefe mittheilt, mit dem Senat

schon in Verbindung gesetzt hat, so dass diese Telegramm also als eine ganz officielle Einladung gelten kann. Er theilt dann hier noch weiter mit, dass sich auch die Herren Senatoren Dr. Brehm und Dr. Velling für die Sache interessieren und dass sie zur Unterstützung der allgemeinen Versammlung in Lübeck gerne bereit sein werden.

Ich habe nun bisher noch nicht die Möglichkeit gehabt, anzufragen, wer von den Herren als Localgeschäftsführer dort aufgestellt werden soll. Es wären da eine Reihe von Namen zu nennen. Die Einladung nach Lübeck, die ich Ihnen eben vorgelesen habe, ist vermittelt worden durch meinen in Lübeck lebenden Bruder Friedrich Ranke, Senior und Hauptpastor an der Marienkirche in Lübeck. Es würde sich vielleicht empfehlen, wenn die Gesellschaft auf den Vorschlag, Lübeck als nächsten Congressort zu wählen, eingeht, meinen Bruder mit der Einrichtung der Geschäftsführung dort zu betrauen. Er ist mit den genannten Herren Senatoren in nahen Beziehungen und ich glaube, dass er der Geeignetest sein würde, die Geschäfte zunächst einmal in die Hand zu nehmen, um dort die definitive Geschäftsführung zu bilden.

Mein Antrag geht also dahin, dass die Gesellschaft Lübeck als Ort der nächsten allgemeinen Versammlung wählen möchte und dass mein Bruder Friedrich Ranke in Lübeck gebeten wird, die Geschäftsführung in Lübeck zu organisiren.

Prof. Dr. Wilh. Blasius-Braunschweig:

Hochachtungsvolle Versammlung! Die Worte, die ich mir vorgenommen hatte, an die geehrte Versammlung zu richten, beziehen sich allerdings nicht ganz genau und direct auf den Gegenstand, den wir gegenwärtig verhandeln, aber doch indirect, insofern nämlich die Wahl des Ortes für die Versammlung im Jahre 1898 vielleicht in Frage kommen könnte bei der Entscheidung auch über den nächstjährigen Versammlungsort. Es ist schon seit langem in Braunschweig der Wunsch, dass die deutsche anthropologische Gesellschaft nach einmal in dem Orte tagen möchte, in welchem das vornehmste Organ der Gesellschaft, das Archiv für Anthropologie, erscheint. Richard Andree und ich — Andree lässt der Versammlung seinen verbindlichsten Gruss entbieten und bedauert sehr, nicht anwesend sein zu können —, wir haben uns nun bereits verschiedene Kreise in Braunschweig speziell für eine demnächst dort stattfindende Anthropologen-Versammlung zu interessieren und so — wie ich heute hier in Vertretung von drei Vereinen, welche mit der Anthropologie und Vorgesichte gewisse Beziehungen pflegen, und von 36 Personen, die den Kreisen angehören, welche überhaupt bei anthropologischen und archaischethischen Studien in Betracht kommen. Ich habe eine genaue Liste der einladenden Vereine und Personen bereits dem Vorstande überreicht und will daraus Einiges mit zusammenfassend entnehmen: Die drei Vereine, welche wünschen, dass die Versammlung möglichst im Jahre 1898 in Braunschweig tagen möchte, sind 1) der Iratische Kreisverein, 2) der Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde und 3) der Verein für Naturwissenschaft. Die 36 in Betracht kommenden Personen, von denen ich oben hier feststellen kann, dass sie den regen Wunsch haben, dass die Versammlung möglichst 1898 in Braunschweig tagen möchte, vertreten, wie ich schon sagte, die interessiren Kreise. Es sind das: Der Präsident (v. Heinemann aus Wolfbüttele) und der Vicepräsident (Bo de) des Harz-Vereins für Geschichte und

Alterthumskunde, der Vorsitzende (v. Heinsmann), der stellvertretende Vorsitzende (Haberlin) und der Schriftführer (Zimmermann aus Wolfenbüttel) des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde, der Vorsitzende des Krätlichen Kreisvereins (Roth), der Vorsitzende und Vorstandsmittglieder des Vereins für Naturwissenschaft (Grabowsky, Bernhard, R. u. W. Blasius, Kloos), der Rector (Lödike) und stellvertretende Rector (Körner), sowie die betreffenden Fachdocenten (Kloos, R. u. W. Blasius, Vierkandt) der herzoglichen technischen Hochschule, der Präsident (Baumgarten) und der für Ausgrabungen besonders interessirte Banath (Brückmann) der obersten Baubehörde des Landes, der Oberbürgermeister (Pockels) und zwei Magistratsmitglieder und Stadträte (Götze und A. Haake) der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, die Directoren, die Vorstände und die betr. Abtheilungsvertreter sämmtlicher in Betracht kommenden Museen der Stadt und des Landes Braunschweig, nämlich des herzoglichen Museums (Riegel, P. J. Meier und Scherer), des städtischen Museums (Hänselmann, Wegener und Rich. Andre) und des naturhistorischen Museums (W. Blasius und Grabowsky), der Professor an dem herzoglichen Krankenhaus (Benzke), die Verwaltungsbekanntmachung für das Archiv für Anthropologie, den „Globus“ und viele anthropologische Werke; Friedrich Vieweg und Sohn (Tepelmann) und zahlreiche andere Fachgelehrte und Sammler (Berkhan, C. Haake, Jungesbluth, v. Koch, Noack, K. Bamm, Saul von Glentorf, Vassel aus Beierstedt und Voges aus Wolfenbüttel).

Ich kann versprechen, dass Braunschweig sich bemühen wird, der Versammlung eine warme Stätte zu bereiten und ihr zu ersprießlichen Verbindungen behilflich zu sein. Es existiren ganz in der Nähe von Braunschweig auch einige vorhistorische Denkmäler, welche von Interesse sind und die besucht werden könnten, beispielsweise zwei megalithische Steindenkmäler, die sog. Löbsteinsteine bei Helmstedt, ein Tumulus bei Erxleben am Elm, und wenn Sie die Excursionen weiter ausdehnen wollen, würde z. B. eine Besichtigung der Rübeldener Höhlen, in deren Diluvial-Ablagerungen neuerdings paläolithische Funde gemacht sind, in Betracht kommen können. Es ist, wie ich gestehen muss, auch ein etwas selbststichtiger Gedanke zu Grunde liegend; wir hoffen nämlich, dass wenn die Versammlung in Braunschweig tagt, Anregung gegeben wird, die anthropologischen Interessen und Studien in unserem Lande zu verstärken und besonders zu concentriren. Das ist ein Wunsch, den alle Braunschweiger haben, dass eine möglichste Concentration der verschiedenen anthropologischen Bestrebungen stattfinden möchte, und so hoffen wir, dass wenn die Gesellschaft für 1898 Braunschweig als Versammlungsort wählen wird, dies für uns und die anthropologische Forschung in Braunschweig von grossem Nutzen sein wird. So spreche ich den dringenden Wunsch aus, die hohe Versammlung möchte beschließen oder, wenn formell heute das noch nicht möglich ist, wenigstens in Aussicht nehmen, 1898 in Braunschweig zu tagen. Für 1897 können wir nicht einladen, weil wir für das nächste Jahr schon die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte eingeladen haben und gegründete Hoffnung haben dürfen, diese 1897 in Braunschweig begrüssen zu können, und weil es sich nicht empfiehlt, zwei grössere Versammlungen in einem Jahre zu verschiedenen Zeiten an demselben Orte abzuhalten. Ich bitte deshalb dringendst und herzlichst für 1898.

Der Vorsitzende:

Es ist selbstverständlich, dass wir heute nicht darüber beschliessen können. Es ist jede Generalversammlung statutenmässig berufen, den nächsten Ort festzustellen; weitergehende Vorschläge müssen dem nächstjährigen Congress vorbehalten bleiben. Indes werden Sie alle mit Interesse Kenntniss genommen haben von der schönen Aussicht, welche Herr Blasius eröffnet hat. Wir sind ja immer sehr erfreut, wenn wir auf ein practisches Entgegenkommen rechnen dürfen; es hat sich hier in Speier gezeigt, wie wohlthätig es ist, wenn ein lebhaftes Zusammenwirken der Gäste und der Wirthe stattfindet.

Somit wird weiter kein Vorschlag gemacht? Es liegt der Vorschlag vor, den der Herr Generalsecretär entwickelt hat, Lüneburg für das nächste Jahr zum Congressort zu bestimmen. Ich frage, ob irgend ein Widerspruch dagegen geäussert wird. Es ist nicht der Fall, er ist also angenommen. (Lebhaftes Zustimmung der Versammlung.)

Ebenso darf ich annehmen, dass Sie dem Vorschlage zustimmen, dass Herr Senior Friedrich Ranke crachtet wird, die Localgeschäftsführung zu organisiren. Der Herr Generalsecretär wird die Gefälligkeit haben, dies in Ordnung zu bringen.

Dann sollten wir eigentlich auch noch über die Zeit beschliessen, es ist aber schon Praxis geworden, dies dem Vorstand zu überlassen. Im Allgemeinen ist ja immer diese Zeit des August das ausserhalb worden, die Versammlung zusammenzubringen. Wenn keine besonderen Anträge gestellt werden sollten, darf ich wohl annehmen, dass auch für das nächste Jahr dem Vorstand die Ermächtigung ertheilt wird? Das ist der Fall.

Neuwahl des Vorstandes.

Der Vorsitzende:

Nun kommen wir zum letzten Gegenstand, der Neuwahl des Vorstandes. Das ist diesmal etwas umfassender, weil auch Generalsecretär und Sebatmeister am Ablauf ihrer Wahlperioden stehen. Beide werden jedesmal auf drei Jahre gewählt, während die übrigen Vorstandsmittglieder nur auf ein Jahr gewählt werden. Es wird zweckmässig sein, mit der Wahl der mehr beständigen Elemente zu beginnen und dann zur Wahl der übrigen überzugehen. Sind Sie einverstanden, dass wir zunächst Generalsecretär und Sebatmeister wählen und dann erst die Mitglieder des Vorstands im engeren Sinn? Das ist der Fall. Der Vorstand hat das Recht, Ihnen einen Vorschlag zu machen; wir können sehr kurz sein. Wir bitten Sie, die bewährten Kräfte, die bisher so lange und so erfolgreich gewirkt haben, wieder zu bestätigen, Herrn J. Ranke und Herrn Weismann. (Beifall.)

Durch Ihre Acclamation haben die beiden Herren ihre neue Mission empfangen. Beide Herren nehmen mit Dank an.

Nun kommen wir zur Wahl der drei übrigen Vorstandsmittglieder.

Herr Oberabsarzt Dr. Knthe:

Ich glaube, mich Ihres allseitigen Einverständnisses versichert halten zu dürfen, wenn ich den Antrag auf acclamatorische Wiederwahl unseres hochverehrten Vorstandes einbringe und zwar mit der Modification: Freiherr von Andrian-Werburg als 1. Vorsitzender, die Herren Geheimrath Virchow und Waldeyer als stellvertretende Vorsitzende. (Lebhaftes Zustimmung.)

Der Vorsitzende:

Wird sonst noch ein anderer Vorschlag gemacht? Das ist nicht der Fall. Dann können wir Herrn Baron von Andrian unsere Gratulation darbringen.

Freiherr von Andrian-Werburg:

Ich erlaube mir, zu erklären, dass ich die auf mich gefallene Wahl zum I. Vorsitzenden als eine grosse mir widerfahrts Ehre ansehe und dieselbe unter dem Ausdruck meines wärmsten Dankes annehme. Ich werde bemüht sein, das Vertrauen der Gesellschaft zu rechtfertigen. (Bravo!)

Fortsetzung der wissenschaftl. Verhandlungen.

Herr Prof. Dr. J. Ranke:

Der fossile Mensch und die Menschenrassen.

Die Paläontologie des Menschen (die Paläanthropologie) kann nur im Zusammenhang mit der gesamten Paläontologie (speziell mit der Paläozoologie) betrachtet werden. Das neue gressartige Werk: C. von Zittel, Paläozoologie, Band I—IV. und Derselbe: Grundzüge der Paläontologie, welches zum ersten Mal die Gesamtheit der paläontologischen Verhältnisse der Erde in gleichmässiger Darstellung vor uns entrollt, erlaubt es auch, auch des Menschen in dieses Bild einzufügen.

Seit einem Menschenalter ist es wissenschaftlich festgestellt, dass der Mensch in Europa zuerst in der Diluvialperiode aufgetreten ist. Erst seit dieser Zeit kann überhaupt von einer Paläontologie des Menschen die Rede sein.

Die heutigen fanatischen Verhältnisse Europas sind relativ jung; in der Diluvialepoche fand die Umwandlung der europäischen Thierwelt statt, auf welcher das jetzige Bild beruht.

Seit der Entdeckung der Eiszeit und jener wärmeren Zwischenperioden, der Interglacialzeiten, zwischen zwei Kälteperioden, von welchen die letzte die wärmeren klimatischen Verhältnisse der jetzt herrschende Periode, der Alluvialzeit, überging, hat sich die bis dahin unverständliche Mischung der diluvialen Fauna aus wärmeliebenden und kältelebenden Thieren in einfacher Weise erklärt.

In den ältesten Schichten des Diluvium, in den vorzeitlichen oder präglacialen Schichten, finden sich die Reste eines reichen Pflanzenwachses, welche ein gemässigttes Klima verlangen, ungefähr dem gleich, in welchem wir heute leben. Unsere wilden Waldhölzer: Fichten, Föhren, Lärchen, Eiben, auch Eichen, Ahorn, Birken, Haselauss u. a. wuchsen schon damals. Die Vegetation muthet uns keineswegs fremd an. Das Gleiche gilt auch von der präglacialen Thierwelt. Wir finden die Reste der Mehrzahl der jetzt in Mittel- und Nord-Europa ursprünglich einheimischen wilden Thiere: Pferd, Hirsch, Reh, Wildschwein, Biber, mit einer Anzahl kleinerer Nager und Insectenfresser, von

Rauhthieren: Wolf, Fuchs, Luchs und Bärenarten, von denen eine seit jener Zeit ausgestorbene Art, der Höhlenhär, die grössten jetzt lebenden Bärentypen, Eishär und Grislhär, an Grösse übertraf. Zwei grosse Rinderarten: Bison und Urfüchse sind diesem Bilde ungezungen ein. Dagegen erscheinen vollkommen fremdartig die riesigen Formen der Elephanten, Nashörner, Flusspferde, der gewaltige Riesenhirsch nach die grossen Rauhthiere: Hyäne und Löwe.

Die Gründe für die Veränderung dieser Fauna liegen nun klar: wir sehen, wie lediglich durch das Absinken der Jahrestemperatur, in Folge einer dadurch verursachten dauernden Verschlechterung des Klimas, sich die Pflanzen- und Thierwelt neuen Lebensverhältnissen anpasste, diesen weichen oder erliegen musste.

Es ist durch die geologische Forschung festgestellt, dass durch Absinken der Jahrestemperatur eine Kältepoche, eine Eiszeit, über Europa, Nordasien und Nordamerika herabzackte, welche weite Länderstrecken unter einer Eiskecke begrub, von deren Verhalten uns theils die Gletschergebiete unserer höchsten Gebirge, theils das nördliche Grünland mit seinem unter Inlandsis verhältnissmässig ein freies Bild geben.

Die nächste Folge dieses klimatischen Schwungs war jene wesentliche Veränderung der Flora und Fauna. Thierformen, welche der Verschlechterung des Klimas nicht gewachsen waren, welche ihm weder standhalten, noch sich ihm anpassen konnten, wurden zuerst in südlichere Breiten, in unvereiste Landstrecken, zurückgedrängt, zum Theil vernichtet. Vernichtet wurde die eine der diluvialen Elephantenarten, Elephas antiquus, die Flusspferde und einige andere weniger populäre Thierformen (Elasmotherium, Trogontherium, Mchirodus); andere Thiere, wie Löwe, Hyäne u. a. zogen sich in südlichere, von der Vereisung nicht betroffene, von ihren Wirkungen entferntere Gegenden zurück.

Dagegen erfolgte nun eine Einwanderung von kältelebenden Thieren, welche wir heute noch als Bewohner des hohen Nordens oder der eisigen Regionen des Hochgebirgs oder der rauhen asiatischen Steppen kennen. Das wolhaarige Mammuth, das wolhaarige Rhinoceros, welche schon den ältesten Diluvialschichten Mittel-Europas angehören, waren geeignet, der Klimaverschlechterung Trotz zu bieten, die Paläontologie weist als auf die Urstätte dieser gewaltigen Thiere in das Innere Asiens, namentlich auf die rauhe Hochebene hin, wo sie sich im Ertragen des Klimas stählen konnten, soweit, dass ihnen im Verlauf der Eiszeit die halbe Welt zugänglich wurde. Die neuen kälte-

liebenden Einwanderer mischten sich mit der älteren Diluvialfauna; vor Allem zieht das Reuthier ein und weidet in grossen Rudeln an der Grenze der Gletscher, mit ihm der Mosehuosehe, dann Lemming, Halsbandlemming, Schneemaus, Vielfuss, Hermelin, Eisfuchs, Steinbock, Gemse, Murmelthier, Alphease.

Besonders wichtig für unsere Hauptfrage ist der mächtige Vorstoss centralasiatischer Thiere nach Europa: „wie in einer Völkerwanderung“, sagt von Zittel, drangen directe Einwanderer aus den asiatischen Steppen nach Westen vor: Wildesel, Saiga-Antilope, Bobae, Stachelschwein, Ziesel, Pferdespringer, Pfeifhase, Moschusapitzmann u. a.

Die Eiszeit war auch in jenen beschränkten Gebieten, in welchen sie die moderne Geologie anerkennt und in denen sie überhaupt Spuren zurückgelassen hat, kein einheitliches klimatisches Phänomen. Es ist vollkommen sichergestellt, dass auf eine erste Periode eiszeitlich niedriger Jahrestemperatur, unter deren Einwirkung die Eismassen mit ihrem Moräneneschat in Mittel-Europa vom Norden und gleichzeitig von der Alpenkette her, so weit vorrückten, dass z. B. in Deutschland Eisströmen nur ein relativ schmaler Landstreifen frei und für höhere Lebewesen bewohnbar blieb, — wenigstens eine, gewiss nicht kurz dauernde Periode eines wärmeren Klimas folgte. Die mittlere Jahrestemperatur hatte zugenommen, um so viel, dass die Eismassen abschmolzen und sich weit nach Norden und in die Hochthäler der Alpen zurückziehen mussten. In dieser wärmeren, sogenannten Zwischenzeit, Interglacialperiode, drängten die Diluvialthiere weit nach dem Norden vor. Auch die ältere Diluvialfauna, soweit sie noch nicht ausgestorben war, rückte z. Th. wieder in ihre alten Standplätze ein, sodass die interglacial Fauna Mittel-Europas der vorzeitlichen, präglacialen, wieder sehr ähnlich erscheint.

Mitton in diesem Wogen und Drängen der Thierwelt tritt auch der Mensch in Europa auf die Bühne.

Woher kam er?

Er findet sich unter den diluvialen Thierformen, deren Einwanderung während des Diluviums aus Central-Asien zweifellos sichergestellt ist. Der Gedanke liegt daher nahe, dass er mit jener asiatischen Völkerwanderung der Diluvialthiere nach dem Westen vorgezogen ist. Ursitze des diluvialen Menschengeschlechts würden danach in Centralasien zu suchen sein.

v. Zittel hat in seiner Paläozoologie die Fundplätze des Diluvialmenschen zusammengestellt, welche als exact festgestellt betrachtet werden können.

Ich will sie hier nicht im Einzelnen aufzählen. In Europa sind sie bis jetzt am zahlreichsten nachgewiesen; sie sind signallirt vom nördlichen, mittleren und südlichen Frankreich, vom südlichen England, vom mittleren Deutschland (Taubach bei Jena, Thiede bei Brannschweig), Niederösterreich, Mähren, Ungarn, Italien, Griechenland, Spanien und Portugal; im europäischen Russland sind mehrere gut beobachtete Fundstellen zu verzeichnen, namentlich wichtig sind die in neuester Zeit in Sibirien gemachten Funde, welche beweisen, dass dort der Mensch in der Diluvialepoche, in der paläolithischen Periode, gelebt hat, dasselbe gilt von der Gegend hinter dem Baikal-See, namentlich Nechtschinsk. Auch in Süd-Indien im Nerubuddhathale sind Menschenspuren (paläolithische Werkzeuge) im geschichteten Diluvium mit ausgestorbenen Landsäugethieren gefunden worden. Ausserdem ist der fossile Mensch in diluvialen Schichten Nordafrias und in Nord- und Süd-America aufgefunden.

Alle diese Schichten, in welchen sich die Menschenspuren (bekanntlich vorwiegend Manufacte) gefunden haben, gehören dem letzten Diluvium an, nach v. Zittel gilt das auch für die berühmten Funde, welche Ameghino und Santiago Roth in der Pampasformation von Argentinien und Uruguay gemacht haben. Hier sind mehrfach aufgespaltene, bearbeitete und angebrannte Röhrenknochen und Kiefer von Hirsch, Glyptodon, Mastodon und Toxodon mit Feuersteinwerkzeugen von paläolithischem Gepräge gefunden worden. Die hier gleichzeitig mit dem Menschen auftretenden Thierformen sind von den aus dem Diluvium der alten Welt bekannten in so hohem Grade abweichend, dass erst v. Zittel ihre richtige Stellung in der Erdgeschichte fixiren konnte. Unter den Thieren fallen namentlich die genannten riesigen Vertreter heute nur noch in kleinen Arten in Südamerica vorkommender Edentaten auf: Glyptodontia, Dasypoda, Gravigrada (Riesenfaulthier). Es unterliegt nach den Darstellungen von Zittel's keinem Zweifel, dass die Pampas-Formation und mit ihr die ersten Menschenspuren Südamericas der Diluvialepoche zuzurechnen sind.

Auf diesem weiten Gebiete: Asien, Europa, Nordafria, Nord- und Südamerica finden wir während des Diluviums den Menschen schon verbreitet. Für Europa ist es ja von vornherein wahrscheinlich gewesen, dass der Mensch mit den centralasiatischen Diluvialthieren nach Westen aus Asien vorgezogen sei, aber wie verhält sich der Mensch in Nordafria und America zu dem europäo-asiatischen Urmenschen?

Die diluvialen Faunen von Nord- und Süd-

meria sind sehr weit von einander getrennt und auch die Faunen Asiens und Nordafriens und Nordamericas zeigen gewichtige Differenzen — sollte der Mensch in all diesen gewaltigen Ländergebieten dennoch sein?

Die Paläontologie bietet uns für die bejahende Antwort dieser Frage ein ganz überraschend sicheres Material.

In älteren geologischen Epochen waren Europa, Asien, Africa und Nordamerica zu dem grössten zusammengehörigen thiergeographischen Reiche: Arctogaea, vereinigt gewesen. Aber schon während der Tertiärzeit war dieser Zusammenhang zerrissen, sodass sich mehrere thiergeographische Provinzen bildeten. Die Lockerng des Zusammenhanges erfolgte am frühesten mit Nordamerica, sodass schon in den beiden letzten Abtheilungen der Tertiärzeit, in der Miocän- und Pliocän-Epoche, die neue und die alte Welt sich als selbständige thiergeographische Provinzen gegenüberstehen. Da ist es nun für unsere Frage von der allergrössten Bedeutung, dass Nordamerica während der Diluvialzeit wieder einige nordische Einwanderer aus der alten Welt, nach v. Zittel: „wahrscheinlich über Nordasien“ erhielt, unter denen das Mammuth am wichtigsten erscheint. Während der Diluvialepoche existirte sonach wenigstens zeitweilig (bis gegen das Ende der Interglacialzeit) eine Verbindung zwischen Asien und Nordamerica, gangbar genug, um dem Mammuth und einigen Genossen die Wanderung von dem einen Continent in den anderen zu gestatten. Das Mammuth trifft in jener Periode als Colonist aus der alten Welt in der neuen Welt ein. Es hat sich namentlich in Britisch America, Alaska, Canada, Kentucky weit verbreitet gefunden.

Mit dem Mammuth sehen wir den Menschen in Europa vergesellschaftet, mit dem Mammuth finden wir seine Spuren in Nordasien, mit dem Mammuth wird er sonach auch nach Nordamerica von Asien aus hinübergewandert sein, wir finden die Mammuth- und die Menschenreste in den gleichen paläontologischen Schichten. Soviel bis heute bekannt, traf das Mammuth früher in Europa als am Nordsaume Asiens ein, von wo aus dann erst Mammuth und Mensch nach Nordamerica übersetzten. Es scheint das in der Interglacialzeit stattgefunden zu haben, damals hat das Mammuth seine grösste Verbreitung gefunden, damals hat es die Alpen überstiegen und gelangte andererseits in Nordasien an den Raud der noch von der ersten Eiszeit (bis heute) erhaltenen „Steinmassen“ des Inlandsees (vdn Toll). Damals drang das Mammuth auch in Europa bis nach dem Norden vor, es wurde mit Ausnahme des grössten Theiles von

Skandinavien und Finnland, Gohicte, welohe während der Interglacialzeit von Eis bedeckt blieben, in den diluvialen Schichten von ganz Europa, von Nordasien bis zum Baikalsee und dem Caspischen Meere verbreitet gefunden, aber auch in Nordafrica finden sich seine Reste, zum Beweise, dass von Asien aus nicht nur Europa und Nordamerica für das Mammuth für Wanderungen offen standen, sondern auch Nordafrica; auch dort sehen wir in seiner Begleitung den Diluvialmensehen auftreten.

Die paläontologischen Forschungen bewoisen nun aber weiter, dass in derselben Periode auch Südamerica von Nordamerica aus nicht nur offen stand, sondern auch tatsächlich vom Norden her Einwanderer erhielt.

Neben den specifisch südamerikanischen Thierformen erscheinen im südamerikanischen Diluvium, speeiel in der Pampas-Formation zahlreiche „südamerikanische Einwanderer“. Am Schlusse der Tertiärzeit wuchsen die bis dahin vollkommen getrennten Hälften Americas, die nördliche und die südliche, zusammen zu einem Welttheil und nun begannen die charakteristisch von einander verschiedenen Faunen Nord- und Süd-Americas sich durcheinander zu schieben, die südamerikanischen Autochthonen, z. B. auch Glyptodon, begannen nach dem Norden zu wandern und andererseits benützten nordamerikanische Typen wie Pferd, Hirsch, Tapir, Mastodon, Fels, Huo u. a. die neueröffnete Bahn, um ihr Verbreitungsgebiet zu vergrössern. Die nördlichen Thierformen nehmen sich höchst auffallend unter der vorher vollkommen von Nordamerica abgeschlossenen Thierwelt Süd-Americas an, welohe bis dahin ausser durch jene gigantischen Elefanten noch durch Beutethiere und platyrrhine Affen u. a. charakterisirt war. Auch eines der grossen elephanartigen Thiere Nord-Americas gelangte nach Südamerica: das Mastodon. Mit diesen nördlichen Einwanderern trat nun auch, als ein entschieden nördischer Typus, der Mensch nach Südamerica über, dessen erste sichere Spuren dort, wie gesagt, in der Pampas-Formation gefunden worden sind. Dort lebten die von Nordamerica eingewanderten Thiere und mit ihnen der Mensch mit dem gigantischen Glyptodon zusammen; bei Arceifos lag ein Menschenskelett unter einem Glyptodopanzern und Santiago Roth vermuthete, dass der Diluvialmenseh in Südamerica die Panzer dieses Riesengürtelthieros gelegentlich als Wohnung benützt habe.

Aber zweifellos ist die körperliche Bildung des südamerikanischen fossilen Menschen im Haupttypus ganz der Bildung des nordamerikanischen und europäo-asiatischen entsprechend. Auch v. Zittel erkennt das an, er sagt darüber: „Sämmtliche

Menschen-(Knochen-)Reste von verlässigem Alter aus dem Diluvium von Europa stimmen, wie alle in Höhlen gefundenen Schädel, nach Größe, Form und Capacität mit dem *Homo sapiens* überein und sind durchaus wohlgebildet und die fossilen Schädel aus der Pampas-Formation erinnern an die heutigen südamerikanischen Indianer.²

Der Kulturzustand des fossilen Menschen ist ebenfalls, wo wir ihn treffen, derselbe, welcher aus zuerst von dem europäischen Diluvialmenschen gelehrt wurde: Mangel jeglicher Hausthiere; Werkzeuge und Waffen der aus Europa bekannten Typen aus Stein; Bearbeitung der Knochen; Feuer zum Kochen benutzt; animale Nahrung und ihr entsprechend besondere Vorliebe für Fett resp. Knochenmark. Die älteste paläontologische Schichte der Menschheit geht im Wesentlichen gleichartig über Nordasien, Europa, Nordafrika und America. Diese weiten Länder strecken bildeten während (eines Abschnittes) des Diluviums ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet für den Menschen, ebens wie für die centralasiatische Diluvialfauna, vor Allem das Mammuth.

Es ist also der Diluvialmensch, welcher heute noch diese Länder bewohnt, in den schon während des Diluviums ausgebildeten secundären Rassen, welche einen gemeinsamen Ursprung, eine Primärrasse nicht verleugnen können; daraus erklärt sich ungezwungen auch der nahe Zusammenhang der körperlichen Bildung der amerikanischen mit der grossen asiatischen (mongoloiden) Menschenrasse.

Das Bild, welches heute die Vertheilung der Rassen und Stämme auf dem Verbreitungsgebiet des Diluvialmenschen darthet, ist freilich wesentlich verändert und im Einzelnen bedingt durch ältere und neuere Völkerwanderungen, welche die wichtigsten Verschiebungen verursacht haben.

Ich erinnere an die Völkerwanderungen im Mittelmeergebiet, durch welche den in die abendländische Geschichte, in die Geschichte der klassischen Welt, zuerst eintretenden Völkern ihre Wohnsitze angewiesen wurden; an das Vordringen der Arier, der Indo-Europäer, nach Indien und Ceylon und die umliegenden Inseln, während die Malaien auf die nach ihnen benannte Halbinsel und von da auf die weiten Inselketten der Südsee vordringen in ihrer Ausläufer vielleicht nach Australien, gewiss nach Madagascar gelangend; und daran reiht sich noch die grossartige Völkerverschiebung, welche von Nordasien aus zur definitiven Besiedelung der arktischen Zone führte. Alles das, wie die gewaltigen Völkerverschiebungen innerhalb des Continents, sind Vorgänge, welche spät in der nachdiluvialen Periode erfolgten und noch heute

fortgehen. Sie haben, wie gesagt, das Bild im Einzelnen versehoben und angestaltet, aber doch im Wesentlichen nicht geändert. Noch heute haupten die Nachkommen des Diluvialmenschen die alten paläontologisch festgestellten Ursitze, greifen nun aber überall über dieselben hinaus.

Der gemeinsame Ursprung der Europäer, Asiaten, Nordafrikaner und Amerikaner spricht sich in ihrer überall den gleichen Haupttypus zeigenden Bildung aus, nach welcher ich nicht anstehe, alle diese Völker zu einer gemeinsamen Primärrasse, zu vereinigen. Charakteristisch wird diese erste Urrasse vor Allem:

durch eine beträchtliche Grössenentwicklung des Gehirns, verbunden mit einer absolut beträchtlichen Hirnschädelbreite,

durch relativ mächtig entwickelten Hirnschädel im Vergleich mit dem relativ gering entwickelten Gesichtschädel namentlich im Verhältnis zu den Kauwerkzeugen, kleine Zähne, der dritte Molar vielfach verkümmert. Starke Knickung der Schädelbasis.

Rumpf relativ lang und breit, Arme und Beine relativ kürzer. Skelet meist grobknochig.

Grundfarbe der Haut gelb, einerseits in bellgelb (= weiss), andererseits in braun bis schwarz übergehend.

Haare, grob bis mässig fein, schlicht bis wellig lockig auf dem Querschnitt breitoval bis annähernd kreisrund.

Die Farbe der Haare und Augen wechselnd, überwiegend dunkelbraun bis schwarz, aber im ganzen Verbreitungsgebiet der Rasse finden sich blonde Haare und belle bis blaue Augen mehr oder weniger zahlreich.

Im Hinblick auf die relativ mächtige Entwicklung des Gehirns und des Hirnschädels bezeichne ich diese Urrasse als Eucephalen und Eri-cephalen, Grosshirnige, Weitschädel; im Hinblick auf die Hautfarbe als gelbe Urrasse, im Hinblick auf die Haare als grobhaarige. —

Im Gegensatz gegen die im Diluvium vereinigt gewesenen Ländergebiete, welche wir als das Verbreitungsgebiet der ebengeschichteten einheitlichen diluvialen Urrasse erkennen, werden die ausserhalb jener Grenzen liegenden Theile der Erde: ein Theil von Südasiens, Australien mit vielen Inseln der Südsee, dem Mittel- und Südafrikan von Menschen bewohnt, welche sich von jener grosshirnigen Urrasse typisch unterscheiden und unter sich so viel Gemeinsames haben, dass wir auch sie von einer gemeinsamen Urrasse ableiten dürfen.

Diese zweite Urrasse der Menschheit wird charakteristisch:

durch eine geringere Grössenentwicklung des

Gehirns, verbunden mit einer geringeren absoluten Schädelbreite,

durch relativ mächtig entwickelten Gesichtsschädel im Vergleich mit dem relativ geringer entwickelten Gehirnschädel, namentlich sind die Kanwenzange voluminös, Zähne gross, der dritte Molar meist nicht verkümmert. Geringere Knickung der Schädelbasis.

Rumpf relativ kurz und schmal, Arme und Beine relativ länger.

Grundfarbe der Haut dunkelbraun, einerseits in gelbbraun bis gelb, andererseits in tiefeswarz übergehend.

Haare fein, wellig lockig bis weiter oder eng spiral gerollt, im Querschnitt schmaloval bis handförmig.

Die Farbe der Haare und Augen fast ausschliesslich dunkelbraun bis schwarz, im ganzen Verbreitungsgebiet fehlen oder finden sich hellere Augen- und Haarfarben nur ganz vereinzelt (z. B. bei Schweinfurth's Akkavergern).

Im Hinblick auf die relativ geringere Entwicklung des Gehirns und des Hirnschädels bezeichne ich diese Urrasse als *Stenencephale*, *Stenoccephale*, *Kleinhirnige* oder *Engschädel*, im Hinblick auf die Haare und auf die Hautfarbe als *feinhaarige*, *schwarze Urrasse*, welche ihrerseits, wie die gelbe Urrasse verschiedene Secundärrassen ausgebildet hat, (auf welche ich hier nicht eingehe).—

Ueber die Herkunft dieser zweiten Urrasse der Menschheit sind wir bisher durch paläontologische Ergebnisse noch nicht genügend unterrichtet, im ganzen hientigen Verbreitungsgebiet des Menschen „schwarzer Haut“ ist, wie es scheint, der fossile Mensch noch nicht entdeckt. In Australien stehen nur Mensch und Huud (Dingo), der sonst so ganz altherkömmlichen und fremdartigen Säugethierwelt, welche an jene Südamerica's erinnert, als jüngere Formen in ihrem Herkommen noch unerklärt gegenüber. Das Verständniss der schwarzen Menschenrasse wird dadurch erschwert, dass überall da, wo die gelbe Urrasse mit ihnen zusammenstösst, sich zahlreiche Mischformen gebildet haben.

Ehe die paläontologische Forschung näheren Aufschluss erteilt hat, kann über die Urstätte der schwarzen Urrasse keine Entscheidung getroffen werden. Manches scheint dafür zu sprechen, dass wir auch für diese zweite Menschenform die Urstätte in Asien zu suchen haben. Immer weiter dehnt die neueste ethnologische Forschung Virchow's die Menschen schwarzer Haut in Südasiens aus, und vielfach treten an dort Mischformen entgegen. Aber ganz ähnliche Mischformen finden sich auch und nicht weniger typisch entwickelt in Africa.

Nehmen wir an, dass die Urstätte heider Ur-

rasen in Asien gewesen seien, so können beide aus einer einzigen Urrasse hervorgegangen sein, welche sich erst während des Diluviums in die beiden Hauptformen differencirt hat. Der uns aus Europa und dem übrigen Verbreitungsgebiet bekannte Diluvialmensch wurde nach Norden, Osten und Westen gedrängt, ein zweiter Stamm hielt sich dagegen im Süden Asiens und verbreitete sich von da weiter auf Wegen, welche wir noch nicht verfolgen können.

Ist das der Fall, so sollte wohl unser zweiter Haupttypus, der schwarze Mensch, der hypothetischen einheitlichen Urrasse der Menschheit näher stehen, und das ist gewiss, dass er im Sinne der Paläontologie manche primitive Züge aufzuweisen scheint. Die paläontologisch jüngeren Thierformen zeichnen sich von den älteren durch eine bedeutendere Gehirnentwicklung aus, sowie vielfach durch Reduktion des Gehirnses. Zu den primitiven Merkmalen der Schwarzen würden sonach gehören vor Allem die geringere Grösse des Gehirns, die mächtiger entwickelten Kaurogane verbunden mit alveolarer Prognathie, die grossen Zähne, der häufigere Mangel einer Reduktion des dritten Molaren und die geringere Knickung der Schädelbasis, durch welche der Schwarze sich auszeichnet. Nach den Erfahrungen an den Hauptthierassen gehört dagegen die schwarze Hautfarbe nicht zu den primitiven Merkmalen.

Wir haben sonach im Schwarzen vielleicht eine Menschenform vor uns, welche sich als weniger von der Urform differencirt erweist. Würde es gelingen den tertiären Menschen aufzufinden, welchen die Paläontologie bis jetzt noch nicht kennt, so würde er vielleicht manche Züge aufweisen, welche jetzt den schwarzen Menschen charakterisiren.

Die Paläontologie bringt Material bei, aus welchem sich wie wir sehen die Wahrscheinlichkeit ergibt, dass der Diluvialmensch früher nach Europa als nach dem Norden Asiens und nach America gelangt ist. Der Europäer wäre danach eine ältere Form der ersten Urrasse. Dem würde entsprechen, dass gerade der Enropäer, der „Weisse“, welcher sich sonst so extrem von dem „Schwarzen“ differencirt zeigt, doch einige Züge aufweist, welche ihn diesem mehr annähern, als das bei dem Asiaten und Americaner der Fall ist. Ein so ausgezeichneter Kenner wie Huxley ging so weit, die „Brünetten“ geradezu als das Resultat einer Mischung zwischen „Blonden“ und „Australoiden“, letztere Hauptvertreter unserer zweiten oder schwarzen Primärrasse, anzuspreehen. Diese Annäherung zeigt sich in den feineren zur Lockenbildung und Kräuselung neigenden Kopfhaaren; in den Körperproportionen, namentlich in dem etwas

kürzeren Rumpf und den etwas längeren Armen und Beinen; auch in gewissem Sinne in der Schädelbildung, welche vielfach, wenn auch nicht absolut, doch relativ submale, dolichocephale Formen aufweist; die bei vielen Dolichocephalen stark entwickelten Augenbrauenbogen, die stielartige Stirn, die relativ häufig auftretende Schiefkränigkeit, die Pränasalgruben sind ebenfalls als solche Annäherungen zu bezeichnen, dazu kommt noch bei den „Brünetten“ der feinere, weniger grobe Skeletbau.

Wenn Blumenbach glaubte, die „Weissen“ für die eigentliche Urform des Menschengeschlechts, für die „ursprüngliche Rasse“ halten zu müssen, so beweist das oben Gesagte wenigstens so viel, dass sich der „Weisse“ wirklich in wichtigen Bildungen Züge der Urform der Menschheit in höherer Masse bewahrt hat.

Herr Heurer:

Mittheilungen über den Landauer Fund aus neolithischer Zeit.

Schon vorgestern, dann wieder gestern ist von der jüngst in Landau zum Vorschein gekommenen Fundstätte aus der neolithischen Zeit Erwähnung gethan worden und da ich selbst den Fund vor drohendem Untergang gerettet und ihn genau besichtigt habe, so möchte ich doch nicht unterlassen, darüber einige kurze Mittheilungen hier bekannt zu geben. Als ich vor sechs Wochen hier die Nachricht erhielt, dass schon in Landau in einem Kasernhofe beim Eingraben von Turngeräthen ein „Grah“ aufgedeckt worden sei, worin als Beigaben Knochenwerkzeuge und Seherhen von Töpfen enthalten waren, hegah ich mich sogleich an Ort und Stelle und bewirkte, dass durch Befehl der höchsten Militärbehörde der Fund, der sich theils in Hänklen eines militärischen Büchsenmachers, theils in Hänklen von Unterofficiereu befand, wieder hergebracht wurde.

Einzelnes mag trotzdem wohl zu Verlust gegangen sein, namentlich ein hearbeitetes Stückchen Feuerstein, das ein Feldweibel an sich genommen hatte und es dann seinem Jungen überliess. Dieser erklärte später, als ich dringliche Nachforschungen veranlasste, dass er den Feuerstein verloren habe; genug, das Stück kam nicht mehr zum Vorschein und auch die übrigen Gegenstände wären ohne rasches Eingreifen wohl bald verschwunden gewesen; waren es ja doch nur alte Knochen und zerbrochene Hüfen, keine Gold- und Silberschätze, die das alte Grah geliefert hatte.

Ich habe die ganze Aushente aus dem neolithischen Grah, die noch zum Vorschein kam, genau besichtigt, auch einige Stücke mit nach Speier gebracht, um sie Herrn Rector Ohlenschläger vor-

zuzeigen. Es waren Sobabwerkzeuge aus Hirschhorn, Stechwerkzeuge aus den zugospitzten Enden des Hirschgeweihs, Messer aus dem zugeschliflenen Röhrenknochen des Rehes u. s. w. Die Urnen waren aus schwärzlichem Thon, mit den bekannten Fingereindrücken und theilweise auch mit eingeritzten Linien als Verzierung; unter den noch ganz erhaltenen Gefässen fanden sich kleine, die in Becherform mit dickem Boden und fast senkrechten Seitenwänden gefertigt waren, alle aber waren plump, offenbar aus freier Hand, nicht auf der Drehscheibe hergestellt und am offenen Feuer gebrannt, also nicht glazirt. Ein relativ wohlhaltenes kleines Gefäss, etwa zwanzig Centimeter hoch, ein geschweiften Becher mit rundem Boden, deren Vorkommen gestern Herr Geheimrath Wagner erwähnt hat. Dieses Gefäss hat einen unten abgerundeten Boden, sodass es also nicht gestollt werden kann. Es ist aussen und innen glatt, ohne jede Verzierung. Auch eine Muschel, anscheinend von einer Art, wie sie heute in unseren Gewässern nicht mehr vorkommt, fand sich unter den aus dem Grah gehobenen Gegenständen. Die menschlichen Knochen harrten noch der Untersuchung. Sie bestehen nur in faustgrossen völlig verkalkten Brocken. Natürlich wurde das zufällig gefundene Grah nicht mit der Sorgfalt aufgedeckt wie es wünschenswerth gewesen wäre. Bei den Gegenständen fanden sich auch Knochen und Zähne vom Reh.

Ich habe den Fund in der Stuttgarter Antiquitätenzeitung näher beschrieben, der Artikel machte dann von da aus die Runde durch die pfälzischen Zeitungen. Die Funde werden nun in München, wohin sie eingeschickt wurden, einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen werden.

Das wichtigste an diesem Fund vom Kasernhofe von Landau scheint mir zu sein, dass man den nämlichen Schluss zu ziehen vermag, den Herr Dr. Köhl von Worms seiner gestrigen Darlegung noch mit so grossem Erfolg uns praktisch übersetzt hat, den nämlich, dass wo ein Grah war, deren mehrere sein müssen, und dass, wo ein Gräberfeld ist, auch die Reste einer Ansiedlung nicht fern sein können. Es würde sich meiner Ansicht jetzt vor Allem darum handeln, wenn möglich in der Nachbarschaft des Fundortes weitere Nachforschungen anzustellen. Weithinunterbrachte man, glaube ich, nicht zu graben, denn der Fund wurde in einer Tiefe von nur einem halben Meter gehoben; dies kommt aber wohl nur daher, weil das vorher wellige Gelände zur Schaffung des Kasernhofes durch Abtragung eingeebnet worden ist. Ich möchte damit die Anregung gegeben haben, dass vielleicht einzelne Herren dieser hohen Versammlung die Angelegenheit ins Auge fassen und sie

dann mit wissenschaftlich geübten Händen anpacken. —

Da ich nun doch einmal das Wort habe, möchte ich auf die Sammlung von etwa 160 prähistorischen Gegenständen aufmerksam machen, die aus dem Gräberfeld von Stradonitz bei Prag stammen. Es sind meist Gegenstände aus der Latènezeit, z. Th. also auch solche aus früheren Culturepochen. Ich habe die Sammlung aus Anlass des Anthropologencongresses hier im Museum zur Ausstellung gebracht. Es befinden sich dabei grosse Selteneiten, namentlich schön verzierte Steinringe, Schmeksteine, Knochenwerkzeuge von prächtiger Form und Wohlerhaltenheit, verzierte Gegenstände aus Bernstein, auch ein goldenes Regenbogenschüsselchen von ungewöhnlicher Grösse, Broncezierate, Perlen u. s. w.

Ich bin zu dieser Bemerkung veranlasst, weil mir eben heute ein Herr, der Director der vorgeschichtlichen Abtheilung des Prager Museums, im Augenblick seiner Abreise nach Strassburg sagte, dass er den Stradonitzer Fund leider im Museum übersehen habe. Er gehe dem Geheimniss von Stradonitz schon seit Jahren nach, ohne es mit Bestimmtheit ergründen zu können. Jedes andere Material wäre ihm daher sehr erwünscht gewesen.

Der Vorsitzende Herr R. Virchow:

Es ist sehr interessant, dass wir das erfahren, denn die Stradonitzer Sachen gehören zu denjenigen, welche in alle Welt zerstreut sind. So habe ich in der grossen Sammlung von Char derartige Stücke gefunden, wo kein Mensch Sachen von Stradonitz vermuthet.*)

Herr R. Virchow:

Ueber Criminalanthropologie.

Ich habe ein recht heikles Thema angemeldet, aber ich werde in Rücksicht auf die Zeit meine Besprechung desselben auf das Aeusserste einschränken.

Es handelt sich in der Criminalanthropologie um Fragen, welche in einem grossen Verein kaum discutirt werden können. Sie gehören eigentlich in die kleinsten Vereine von Specialsachverständigen hinein. Wir haben uns deshalb seit Decennien gehütet, auf dieses Gebiet überzugehen, weil dasselbe uns wenig geeignet erschien, Gegenstand einer öffentlichen Discussion zu werden, in die jedermann das Recht hat sich einzumengen. Wir wollten das niemand verwehren, aber doch auch nicht die Thür öffnen, um jedem Speculanten

Zugang zu unseren Erörterungen zu gewähren. Aber die Zeiten haben sich geändert und gegenwärtig ist es wohl zweckmässig, von unserem Standpunkt aus den aufgeworfenen Fragen näher zu treten. Ich muss dabei bemerken, dass die Anthropologie einen Anspruch darauf hat, beide Seiten der Criminalanthropologie, sowohl die somatische, wie die rein psychologische, oder, wenn Sie es anders nennen wollen, die anatomische so gut, wie die physiologische, zum Gegenstand ihrer Erörterung zu machen. Indes, wir sind immer mehr Anatomen gewesen als Physiologen, und wir sind ein klein wenig berechtigt, wenn wir die anatomische Seite mehr in den Vordergrund rücken, wie sie denn auch durch den Urheber der ganzen Bewegung, Lombroso, von Anfang an in den Vordergrund gestellt worden ist. Seine Lehre haart ja im Wesentlichen auf anatomischen Voraussetzungen, während, was er später hinzugehen hat, die physiognomische Gestaltung des Menschen, mehr als Ausstattung, denn als grundlegende Betrachtung anzusehen ist.

Immerhin möchte ich etwas sprechen von Standpunkte eines etwas kühleren Naturforschers aus, als Lombroso es ist. Er ist eben Italiener, lebendig wie ein solcher, feurigem Temperaments, sehr beweglichen Herzens von jeher, — ich kenne ihn seit vielen Jahren persönlich, habe auch von seinen Studien unter seiner eigenen Leitung Kenntnis nehmen können. So darf ich sagen: Es ist in ihm ein grosses Uebermass von Speculation, weit über das gekrüchelnde Maass der Construction von Schlussfolgerungen hinaus, vorhanden. Er war von Anfang an fertig mit Fragen, die wir kaum noch in Angriff zu nehmen wagten. Seitdem ist seine Lehre wie eine Offenbarung in alle Welt hinausgegangen. Trotzdem hat der bayerische Cultusminister, wie ich sehe, die Gelegenheit wahrgenommen, die Mitglieder des gerade jetzt in der Hauptstadt Bayerns tagenden psychologischen Congresses auf einen wichtigen Punkt hinzuweisen, der nicht ohne Interesse für die menschliche Gesellschaft ist, auf die Verantwortlichkeit des verbrecherischen Individuums für seine Thätigkeit. Diese Frage berührt Lombroso nur nebenher. Für ihn ist das Nebensache, wenn sich auch eine ganze Welt gegen ihn zum Kampfe oder zur Vertheidigung stellt; er ist zufrieden, wenn nur umstanden wird, dass die anatomische Grundlage das Denken und Handeln des Menschen bestimmt, der Mensch also nichts weiter ist, als das Product der Vorgänge, welche sich in dem gegebenen anatomischen Material abwickeln, oder, wie man jetzt sagt, „abspielen“. Hentzutage spielt sich ja alles ab.

*) Herr Heuser theilte nachträglich mit, dass die betreffenden Fundstücke Eigenthum eines Herrn in Prag sind, welcher dieselben nur zeitweilig speciell für den Congress nach Speier gesendet hatte. D. Red.

Schon hier möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Grundlage aller solcher Untersuchungen eigentlich die Frage bilden sollte, welches ist das statistische Material, das diesen Betrachtungen zu Grunde liegt? Lombroso versichert uns ohne weiteres, dass unter den Verbrechern, welche von der Gerechtigkeit ergriffen worden, beiläufig 40% seien, welche von Natur zum Verbrechen gewissermassen verpflichtet sind die also, am ihrer Natur gerecht zu werden, ein Verbrechen begehen müssen. Nur von den anderen 60% lässt er es zweifelhaft, ob sie mehr durch zufällige Umstände, durch Fehler der Erziehung oder durch sonstige äussere Einwirkungen in diese Lage gekommen seien. Die 40% aber müssen das Böse thun, gerade so wie der Tiger fressen muss und den nächsten Menschen frisst, den er trifft, wie der Wolf das Schaf ergreift, das ihn hegegnet, und wenn er kein Schaf trifft, auch den Menschen. Das entspricht ihrer Natur. Man schiesst sie todt oder man wehrt sich gegen sie, jedoch ohne die Absicht sie zu bessern, auch ohne die Hoffnung, dass es jemals gelingen werde, ans ihnen etwas Gutes oder gar Wohlthätiges zu erzielen. Genau so benutzte Taine den „geborenen Verbrecher“.

Nun muss ich sofort bemerken: so oft ich mich bemüht habe, mir ein Urtheil über die Criminalanthropologie zu bilden, bin ich immer auf eine unüberwindliche Schwierigkeit gestossen. Ist denn in der That die Frage, ob das Verbrechen die notwendige Folge einer natürlichen Anlage der organischen Theile ist, dadurch zu lösen, dass man nur diejenigen Verbrecher prüft, die gerade gefangen worden. Sie kennen das alte Sprichwort, das die Deutschen haben: „Die Nürnberger hängen niemand, sie fangen ihn denn zuvor.“ Dieses Sprichwort gilt auch in der Frage der Verbrecheranatomie. Die Anatomie beginnt erst auf dem Boden, welcher geschaffen worden ist durch den Umstand, dass der Verbrecher ertappt wurde; wenn er nicht gefangen worden ist, so kann man auch seinem Schädel nichts anhaben. Aber umgekehrt, mit den anderen Menschen, die herumlaufen und die vielleicht auch recht sonderbare Schädel haben, fängt man überhaupt nichts an, man lässt sie gehen, sie sind unschuldig, sie sind nicht angeklagt, vielleicht nicht einmal im Verdacht bei den Polizisten. Wenn sich unter diesen nicht gerade ein Polizeilieutenant befindet, der ein grosser Physiognomiker und Physiologe ist, so kommen die gewöhnlichen Menschen für die Criminalanthropologie gar nicht in Betracht. Ich glaube nicht, dass die Methode, welche man befolgt, über diese principale Schwierigkeit hinwegführt. Die Frage

ist einfach die: Kann man in der That aus der Summe von Schädeln und Gehirnen, welche man von wirklich angeklagten und verurtheilten Verbrechern besitzt, die ganze Criminalanthropologie construiren? In dieser Beziehung will ich eine sehr sonderbare Erfahrung anführen, die ohne alles Präjudiz entstanden ist, einfach auf Grund der Empirie, an Schädeln, die aus fremden Ländern gekommen sind. Wenn man eine Collection von Schädeln zusammennimmt, die irgend woher kommen, und man sie durchmustert, so passiert es sehr häufig, dass an den Schädeln und Knochen der sogenannten Naturvölker, bei denen einer weitverbreiteten Voraussetzung gemäss die denkbar günstigsten Zustände existiren müssten, ungewöhnlich viele Anomalien gefunden werden. Einer der unbefangenen Beobachter, Sir William Turner, Professor der Anatomie in Elinburg, der die Knochen von der Challenger-Expedition bearbeitet hat, hat das ausgeführt. Ich selbst habe zu wiederholten Malen in meinen Berichten über eigene Untersuchungen betont, dass mir noch nie bei einer Musterung einheimischer Schädel so viele Anomalien entgegengetreten seien, wie bei der vergleichenden Betrachtung wilder Völker. Es handelt sich dabei freilich meist um relativ kleine Zahlen. So weit sind wir mit unseren Sammlungen überhaupt nicht, dass wir nach Tausenden rechnen könnten. Trotzdem ergibt sich eine ganz auffällige Häufigkeit von Anomalien bei den Wilden und gerade die Entwicklung mancher dieser Anomalien zeigt uns, dass sie zurückzuführen sind auf Zustände älterer Generationen, auf natiivistische Verhältnisse, die sich wieder geltend gemacht haben.

Betrachten wir z. B. den viel discutirten Sebläfenfortsatz, wo eine besondere Fortsetzung des Schläfenbeins oberhalb des Flügelfortsatzes vom Keilbein zum Stirnbein geht. Dieser Fortsatz ist besonders häufig bei Affen, aber er kommt gelegentlich auch bei Menschen vor. Bei manchen Arten von Affen erscheint er zahlreicher, als bei anderen. Ebenso gibt es menschliche Stämme, wo er häufig, andere, — und das ist die grosse Mehrzahl, — wo er äusserst selten ist. Man kann daher den Sebläfenfortsatz in der That als ein thierisches und speciell affenartiges (pithekoides) Merkmal bezeichnen.

Eine ähnliche Statistik lässt sich für den berühmten Inkaknochen aufstellen, wo eine Quer-naht am Hinterkopf von der einen Seite nach der andern herübergeht und die sonst einfache Hinterhauptscuppe in einen oberen und einen unteren Knochen zerlegt wird. Ich sehe hier zufällig einen Schädel stehen mit einer merkwürdigen Erscheinung. Wenn man ihn von oben her betrach-

tet, wird man sehen, dass über das Hinterhaupt eine tiefe Furche zieht. An dieser Furchenstelle liegt gelegentlich die erwähnte Quernaht, durch welche der ganze obere Theil der Schuppe abgetrennt wird, so dass er einen besonderen Knochen bildet. Ein solcher Knochen findet sich am häufigsten an den Schädeln alter Peruaner; Tschudi, der dies zuerst beschrieben hat, glaubte, jeder solcher Schädel stamme von einem Inka und nannte daher den abgetrennten Schnpenteil „Inkaknochen“. Ich habe den Nachweis geführt, dass verschiedene Volkstämme dieses Bein in ungewöhnlicher Häufigkeit haben, während es sonst äusserst selten ist. Hier (Demonstration) ist ein halbes Inkabein, eine ziemlich seltene Erscheinung. Ich habe eine Zusammenstellung dieser Rarität gemacht; man kennt nur 4–6 Exemplare davon. Im Gegensatz zu dem Schläfenfortsatz findet sich der Inkaknochen bei keinem Affen.

Das sind Zustände, an denen Sie sich ungefähr ein Bild machen können, was Lombroso zum Gegenstand seiner Betrachtungen wählt. Er sucht nach ungewöhnlichen Zuständen, und benutzt sie, wenn er sie findet, um daran zu erörtern, dass diese Zustände an der verbrecherischen Disposition des Inhabers schuld seien. Kein Anthropologe hat bis jetzt den Versuch gemacht, ehe er nicht grosse Summen von parallelen Schädeln mit einander verglichen hatte, aus einzelnen Exemplaren einen Schluss zu ziehen auf die Natur der Individuen oder des ganzen Stammes. Glücklicherweise war es bis jetzt noch immer versiedelt worden, solche Beurtheilungen in die Praxis der Gerichtshöfe einzuführen. Aber es ist eine bekannte Sache, dass seit Anfang dieses Jahrhunderts in der Anatomie eine grosse Neigung steckt, mit gewissen Zuständen des Schädels einige analoge oder wenigstens entsprechende Veränderungen des Gehirns in Zusammenhang zu bringen. Darauf basirt ja die berühmte geworden und viel fortgepflanzte Lehre Gall's, die bis in die neuere Zeit immer wieder hervorgeholt ist. Es gibt immer wieder Adepten, die glauben, mit der Gall'schen Lehre etwas Weises erreichen zu können. Lombroso macht genau dasselbe, was Gall machte, nur suchte dieser normale Eigenschaften des Gehirns zu ermitteln aus äusseren Merkmalen des Schädels, während Lombroso sich auf die verbrecherischen beschränkt. Er lässt alles andere beiseite. Er nimmt nur den Verbrecher. Wenn er da eine Vertiefung oder eine Erhöhung am Schädel findet, so erklärt er, dass da auch ein Defect oder eine ungewöhnliche Entwicklung am Gehirn sein müsse, — dasselbe was auch Gall that. Ich muss es offen aussprechen, dass von Gall bis auf Lombroso

gar kein Fortschritt in der Methode zu erkennen ist; Lombroso übt genau dieselbe Methode, die bei Gall sich als fehlerhaft erwiesen hat und von der Decennien hindurch kein Mensch mehr gesprochen hatte. Bei Lombroso ist es noch nicht ebenso gegangen, ich fürchte aber, dass es ähnlich sein wird. Die Schwierigkeit, ihm beizukommen, liegt in einer ganzen Menge von Verhältnissen; darum ist es auch schwer, ihn festzuhalten. Er hat immer eine Ausflucht.

Er spricht z. B. von Dieben. Die sind natürlich bei ihm Verbrecher. Aber es gibt grosse und kleine Diebe. Hier verschiebt sich die Frage. Der kleine Dieb wird gewöhnlich nicht ergriffen und daher auch nicht bestraft. Der grosse Dieb wird gelegentlich ergriffen, freilich nicht immer. Lombroso wählt mit Vorliebe aus der grossen Zahl der Diebe die wenigen heraus, welche bei dem ersten grossen Diebstahl, den sie begehen, gefasst werden; alle anderen lässt er weg. Es ist aber oft reiner Zufall, ob jemand einen grossen oder einen kleinen Diebstahl begeht. Das kommt besonders daher, ob die Gelegenheit günstig ist oder nicht. Wer ein kleiner Dieb ist, der kann auch ein grosser sein. Aber wenn man die Menschen verantwortlich macht für ihre Handlungen, so kann man nicht umhin, ihre Verantwortlichkeit verschieden zu beurtheilen, je nachdem es ein grosser oder ein kleiner Diebstahl war. Wenn jemand in einen Garten geht, der ihm nicht gehört und von den Früchten nimmt, die ihm nicht gehören, oder wenn er auf einem Spaziergange im Vorübergehen ein Blatt abreisst und dabei gefasst wird, dann muss der Fall in die Statistik über Diebstähle eingetragen werden; ob er aber ein besonders veranlagtes Gehirn oder einen abweichenden Schädel hat und ob darnach seine Verantwortlichkeit zu messen ist, das erfordert eine weitgehende Ausdehnung des Systems. Ich will gar nicht die Verantwortlichkeit der Diebe bestreiten, aber ich muss anerkennen, dass es milder zu beurtheilen ist, ob jemand einen kleinen Diebstahl begeht, oder einen solchen, der grosse Vorbereitungen und consequentes verbrecherisches Sinnen erfordert. Aber wo ist hier die Grenze für die Statistik? Das ist eine sehr schwierige Frage wegen der Mannichfaltigkeit der Fälle. Darüber wage ich eigentlich nichts zu sagen, und das ist der Grund gewesen, weshalb ich persönlich mich nicht eingehend mit dieser Sache habe beschäftigen wollen. Ich sagte mir, es ist ein reines Hazardspiel, was man da treibt; es kommt darauf an, was der Zufall bringt.

Eines Tages bekam ich den Besuch eines ungarischen Collegen, der Arzt in einer grossen Strafkolonie, einem Zuchthause, war. Er setzte mir

seine Theorie des Verbrecherschädels aneinander und schickte mir neebher eine Zeit lang beinahe alle Vierteljahre einen Haufen von Verbrecherschädeln zur Untersuchung zu, damit ich selbst sagen könne, was daran fehlerhaft sei. Diese Schädels waren aber ethnologisch schlecht bestimmt; sie kamen aus Ungarn, wo nebeneinander ganz verschiedene Rassen wohnen, neben Magyarern und Slaven Deutsche und Rumänen (Walachen). Leute aus allen diesen Stämmen kommen gelegentlich miteinander in dasselbe Zuchthaus; sie da auseinanderzuondern, dazu gehört besondere Aufmerksamkeit und ein genau bestimmtes Material. Ich habe in dieser Beziehung einige Praxis. Auf meinen früheren Reisen, wo ich speciell auf Anthropologie ausging, sah ich mich öfters geübtigt, mich an die Verbrecher zu halten, weil es unmöglich war, die Bevölkerung so zu beeinflussen, dass ich eine grössere Anzahl von Personen unter das Messinstrument bekam. So habe ich in Finland und in Livland meinen Weg neeb den Zuchthäusern und Kasernen, genommen, um in den Centralanstalten, wo Leute aus dem ganzen Lande zusammengebracht werden, die ethnologischen Typen der einzelnen Stämme zu suchen. Lombroso wirft dagegen ein, das seien gar keine ethnologischen Typen, sondern criminalistische. In der That war es meist Verbrecher, verurtheilte Verbrecher. Auch sie müssen studirt und untersucht werden. Wenn sich dabei aber herausstellt, dass auf ethnologischem Boden charakteristische Merkmale gewonnen werden, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, die Untersuchung genau auf dieselbe Weise wieder vorzunehmen. Aber umgebrt muss ich aneb sagen, eine criminalistische Untersuchung, welche nicht bis auf die Abstammungen zurückgeht, nicht die Abstammung in den Vordergrund der Betrachtung stellt, ist meiner Meinung nach absolut unbrauchbar. Wenn z. B. jemand untersucht, ob der Vordertheil des Kopfes der Verbrecher grösser oder kleiner ist, als normal, so wissen wir, dass verschiedene Rassen dieselbe Differenz darbieten, wie sie jetzt bei den Verbrechern betont wird.

Es gibt aber, wie ich besonders betonen möchte, bei allen diesen Untersuchungen eine andere Frage. Das ist dieselbe Frage, die auch anthropologisch von höchstem Interesse ist, nämlich: wo beginnt eigentlich das Kriterium für die verbrecherische Natur des Individuums? Wenn jemand bei uns einen anderen todtschlägt, so ist er sicher, schon im Voraus als schlechter Kerl behandelt zu werden, der gestraft, gebessert, eingesperrt, oder gar getödtet werden muss. Es ist das zweifello eine falsche Prämisse. Unser Gesetz lässt mildernde Umstände zu; es fragt, in welchem Zustande war der

Verbrecher zur Zeit, wo er das Verbrechen beging? Aber im Grunde bleibt er doch strafbar. In der alten Criminalistik waren Verbrecher auch strafbar, aber bekanntlich waren fast alle Verbrechen mit einer Geldstrafe abzufinden. Wenn man jetzt hinauskommt in Gegenden, wo Naturvölker wohnen, so sieht man, dass da das Urtheil sehr wesentlich verschieden ausfällt nach den verschiedenen Ortsverhältnissen, nach Herkommen und Sitte.

Soweit meine Beobachtungen reichen, handelt es sich bei der Mehrzahl dieser Urtheile in erster Linie darum, wie das einzelne Volk das menschliche Leben schätzt, welchen Werth es überhaupt dem menschlichen Leben beimisst. Wir sind gewohnt, unsere Schätzung des menschlichen Lebens recht gross zu nehmen, und wenn einmal jemand aufsteht, der diese Schätzung nicht anerkennt, so entstehen die grössten Schwierigkeiten. So geschieht es jetzt mit der Duellfrage, in deren Beurtheilung die Menschen weit auseinandergehen. Diejenigen, die keinen grossen Werth auf das eigene Leben legen, legen auch keinen grossen Werth auf das Leben Anderer; sie haben also einen anderen Ausgangspunkt für ihr Urtheil, wie diejenigen, die das Leben für ein Gut halten, das zu verteidigen und zu erhalten ist. Dasselbe gilt auch für den Selbstmord. Der eine urtheilt anders über den Werth des Lebens, als der andere, und es ist sehr schwer, einen gemeinsamen moralischen Gesichtspunkt zu finden, von dem aus wir alle Selbstmörder beurtheilen können. Oder sollen wir annehmen, dass alle denselben Sparrn im Kopfe haben oder dass jeder Selbstmörder einen eigenen Sparrn oder ein Selbstmordorgan besitzt, wenn wir mit Gall, oder einen Selbstmorddefect, wenn wir mit Lombroso reden? Die Antwort wird sehr verschieden ausfallen. Bei den alten Römern war es anständig, dass jeder gesessene Feldherr sich in sein Schwert stürzte; in der neueren Zeit ist das meines Wissens höchstens ausnahmsweise vorgekommen. Wir beurtheilen deshalb wieder die alten Römer besser, noch die neueren Generale schlechter, weil die einen gethan haben, was die anderen nicht thun. Die moderne Anschauung ist wesentlich abhängig von der allgemeinen Meinung, von der Gesamtschätzung, und zuletzt immer auf die Frage zurückzuführen, wie hoch man das menschliche Leben schätzt.

Auch für die Todesstrafe gilt das. Die einen schätzen das Leben so sehr, dass sie sich nicht für berechtigt halten, einem anderen, auch wenn er ein Mörder ist, dasselbe zu nehmen; andere halten das Leben für etwas so Gemeines, dass sie glauben, man dürfe Menschen töten, wie Fliegen, die uns

belästigen, oder wie Mücken, die uns stechen. Mit den Verbrechern verhält es sich gewissermassen, wie mit Geisteskranken. In den Augen mancher Leute sind ja alle Verbrecher Geistesranke und man müsse sie als solche behandeln. Auch für die Geisteskrankheit gibt es kein absolutes Kriterium. Wo fängt die Geisteskrankheit an? Wenn jemand seine Umgebung recht ernsthaft prüft, so findet er leicht Menschen in der Gesellschaft, sogar zahlreiche Individuen, von denen man sagt, eigentlich gehören sie ins Irrenhaus. Derartige Personen treffen wir in allen Stellungen des Lebens, bis zu den Höchsten herauf, auch an den Höfen der Könige und unter den Spitzen der Ministerien. Es ist ihnen auch sehr schwer heizukommen, denn es findet sich nicht immer eine geeignete Einrichtung, um auch nur eine Untersuchung zu veranstalten. Bei Verbrechern weiss man oft nicht, ob sie Geistesranke oder Verbrecher sind. Haben sie jemand getötet, weil sie geisteskrank waren oder weil sie unmoralische Triebe in sich verspürten? Das ist die schwierige Streitfrage.

All dieses habe ich nur kurz vorführen wollen. Es hat mich immer sehr erschreckt, wenn jemand aufsteht und behauptet, es gäbe eine Anthropologie des Verbrechens. Darüber ist sehr viel geschrieben worden. Ich möchte jedoch Ihre Aufmerksamkeit auf die kleine Schrift eines unserer russischen Kollegen lenken, die vor kurzem erschienen ist und die mit besonderem Fleisse die anatomischen Vorfagen behandelt; ich meine die Schrift des Professors der Anatomie in Moskau, Sernoff, mit dem Titel: „Die Lehre Lombroso's und ihre anatomische Grundlage im Lichte moderner Forschung“ (Übersetz von Weinberg, Leipzig 1896). Sernoff hat sich grosse Mühe gegeben, nicht bloss an Schädeln, sondern auch an Gehirnen von unzweifelhaften Verbrechern die verschiedenen aufgeworfenen Fragen durchzuarbeiten. Bei einigen hat sich herausgestellt, dass in der That bei Verbrechern Defekte im Sinne Lombroso's vorhanden waren; bei einigen anderen trat irgend eine andere Erscheinung hervor, die Lombroso erwähnt, aber in der Haupt Sache waren es doch nur Fehler. Von diesen, immerhin schwachen Zugeständnissen abgesehen, ist die Arbeit Sernoffs eine absolute Verurtheilung der Lehre Lombroso's. Es hat sich gezeigt, dass alle Aufstellungen, die Lombroso gemacht hat, leichtsinnig gemacht waren, nicht genügend geprüft und falsch angelegt, und dass sie daher zu falschen Resultaten führen mussten. Ich will auf die Details nicht eingehen. Ich selbst habe in meiner langen anthropologischen Thätigkeit zahlreiche Untersuchungen über pathologische Vorkom-

nisse an Schädeln angestellt, und kann daher mein eigenes ablehnendes Urtheil durch den Hinweis auf eine grosse Erfahrung stützen.

Nur einen Punkt, den ich allerdings zum Ueberdruß oft erörtert habe, möchte ich bei dieser Gelegenheit noch einmal hervorheben, nämlich die Erfahrung, dass eine bestimmte Veränderung an der Oberfläche des Schädels, eine im Leben oder erst am blossgelegten Schädel erkennbare Veränderung keineswegs mit einer entsprechenden Veränderung desjenigen Theils des Gehirns korrespondiren muss, der genau unter dieser Stelle liegt. Gall ging davon aus, dass, wo aussen eine Erhöhung ist, auch innen ein Höcker, ein Vorsprung, eine partielle Vergrösserung des Gehirns sein müsse, und ebenso, wenn aussen eine Vertiefung liegt, auch innen eine Vertiefung anzunehmen sei. Das war ein cardinaler Fehler. Es ist nicht richtig, dass jedesmal Inneres und Aeusseres sich so entsprechen, dass gewisse Massen das Aeusserer nur als ein Abdruck des Inneren erscheint. Das aber war die Prämisse von Gall. Er stellte sich vor, das Gehirn bilde sich seinen Schädel, und weil es das thue, müsse jeder Besonderheit der inneren Einrichtung auch das Aeusserer entsprechen.

Ein fernerer Punkt ist der, dass wenn im Laufe der Entwicklung irgend eine Einwirkung auf den Schädel stattfindet, wodurch die Ausbildung desselben in einzelnen Theilen verkehrt oder vergrössert oder in falsche Richtung gelenkt wird, das Gehirn keineswegs genöthigt ist, diesen Einwirkungen nachzugeben. Dass der Schädel einen Einfluss auf die Gestalt des darunter liegenden Gehirns ausübt, und dass das Gehirn, wenn der Schädel sich nicht vollkommen ausbildet, das auch nicht thun kann, werden wir wohl zugestehen müssen. Auch das ist richtig, dass, wenn aussen am Schädel ein Defekt ist, auch innen ein Defekt am Gehirn sein muss, falls nicht auf andere Weise ein Ausgleich erfolgt. Darauf beruht es, dass nicht immer genau an demselben Punkte des Gehirns, wie an dem Schädel, der Defekt sein muss. Das Gehirn kann sich innerhalb des Schädels verziehen, es können Theile, die mehr nach vorne liegen, weiter nach hinten rücken, Theile, die mehr nach rechts liegen, nach links verschoben werden. Das ganze Gehirn kann sich nach einer gewissen Richtung herüberschieben, so dass es im Innern des Schädels schräg steht. Dann werden die korrespondirenden Punkte des Gehirns nicht unter dem Knochendefekt liegen. Das ist meiner Meinung nach der schwerste Einwand gegen Gall, der, wie ich glaube, immer hindern wird, dass man aus einer bloss äusserlichen Untersuchung ganz bestimmte Konsequenzen auf das Innere ziehen kann. Diese

Verschiebungen, welche im Innern des Schädels stattfinden, sind eine Art der Kompensation; es entsteht dadurch ein Ausgleich, der im Sinne des Psychiatriker oder des Kriminalisten als eine Art von Heilung gelten kann, denn dadurch werden die gefährdeten Theile in Sicherheit gebracht und es werden Theile brauchbar, die sonst nicht brauchbar sein würden. Solche Heilungs- und Ausgleichsvorgänge können in verschiedener Richtung stattfinden.

Ich kann daher aus ganzer Ueberzeugung mich dem anschließen, was Sernoff, Dehierre und andere eifrige Forscher von rein empirischem Standpunkt aus gegen Lombroso gesagt haben. Aber die wissenschaftliche Gesamtmeynung gilt noch viel mehr, als was ein einzelner ermitteln kann, und diese geht dahin, dass die allgemeinen Grundlagen, auf denen Lombroso seine Lehre aufgebaut hat, fehlerhaft, mangelhaft, unzulässig waren. Wenn jetzt, wie ich anerkenne, mit Recht in den Vordergrund des psychologischen Congresses die Frage von der menschlichen Verantwortlichkeit gerückt worden ist, so werden Sie leicht begreifen, dass mit dieser Frage ganz andere Betrachtungen ungeknüpft sind, als die Frage, wie weit irgend eine Anomalie des Schädels eine Anomalie des Gehirns darunter bewähren kann. Denn es ist noch nicht bewiesen, dass ein anomaler Schädel die Verantwortlichkeit des Menschen aufheben darf. Aus einer anomalen Einrichtung des Gehirns kann ein Zwangsverhältniss für den Menschen hervorgehen. Alle Psychologen haben seit Dezenien Kenntniss von sogenannten Zwangsbewegungen, Zwangsvorstellungen und anderen Zwangsvorgängen an dem menschlichen Nervensystem. Man hat diese Vorgänge sehr genau verfolgt. Kein Arzt zweifelt daran, dass es Verhältnisse gibt, wo ein Individuum durch Zustände des Gehirns gegen seinen Willen und gegen seine Absicht gezwungen werden kann, dieses oder jenes zu thun oder nicht zu thun. Trotzdem lässt sich aus den Zwangserscheinungen nicht ohne weiteres die Frage der Verantwortlichkeit construiren. Die Verantwortlichkeit ist ein sehr complexes Phänomen. Es darf namentlich nicht so verstanden werden, dass jedesmal, wenn eine Störung gewisser Functionen auftritt, durch diese Störung auch ein Zwangsverhältniss hergestellt ist. Eine gewisse Verrückung erzeugt Lähmung, Schwächung, aber nicht umgekehrt Thätigkeit, Handlung.

Darauf will ich mich heute beschränken. Ich wüschte nur, dass dieser Congress nicht vorübergehe, ohne dass wenigstens gegen die Grundlage der Lehre Lombroso's Widerspruch erhoben werden ist. Ich kann von meinem Standpunkt aus

nur sagen, dass ich diese, von manchen als tiefste Weisheit empfundene Lehre als reine Karrikatur der Wissenschaft empfunden habe und auch noch jetzt empfinde, und dass ich mit einer gewissen Beschämung wahrnehme, wie gross die Zahl sonst ganz ernsthafter und befähigter Männer ist, die in dieses Fahrwasser sich haben hineinziehen lassen. —

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer:

Die Caudalanhänge des Menschen.

(s. Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. W. physik.-math. Cl. 1896. XXXIV. S. 775 ff.)

Schlussreden.

Der Generalsecretär Herr Prof. Dr. J. Ranke:

Wir dürfen nicht auseinandergehen, ohne Herrn Geheimrath Virchow für die Leitung unseres diesjährigen Congresses und namentlich für den Vortrag, den wir heute von ihm gehört haben, unseren ganz speciellen Dank auszusprechen. Ich ersuche die Versammlung, durch einen Akt förmlicher Bestätigung es auszusprechen, dass wir alle seiner Meinung sind und dass wir Herrn Geheimrath Virchow für den Ausdruck dieser Meinung besten Dank wissen. Ich bitte Sie, zu diesem Zwecke sich von Ihren Sitzen zu erheben. (Geschicht.)

Herr R. Virchow:

Ich danke.

Ich habe meinerseits die Pflicht die Dankbarkeit zu erfüllen gegen alle die, die uns hier so glänzend empfangen haben. Seit langer Zeit sind wir nicht mit so gastfreundlicher Stimmung und so wohlwollenden Herzen aufgenommen worden, wie hier. Wir haben recht viel Gutes erfahren in unserem anthropologischen Leben, ich kann nicht sagen, dass wir irgendwo kühl oder gar unfreundlich empfangen worden wären, aber ein so herzlicher, fast familienhafter Empfang, wie wir ihn hier gefunden haben seitens aller Schichten der Bevölkerung, von den höchsten Spitzen bis zu den kleinen Leuten herunter, ist uns kaum irgendwo geworden. Dafür will ich im Namen meiner Kollegen ganz besonderen Dank aussprechen. Ich glaube, wir haben uns alle wohl und heimlich bei Ihnen gefühlt, und wir scheiden mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber, dass die Stunden des Zusammenseins so kurz gewesen sind.

Wir haben Seiner Exzellenz dem Herrn Regierungspräsidenten von Auer schon bei einer anderen Gelegenheit ausgedrückt, wie sehr wir die so wohlwollende Art seines Empfanges zu schätzen wussten. Ich wiederhole es hier.

Ich persönlich bin etwas präoccupirt, wenn ich über den Empfang durch den Herrn Adjunkten Herr sprechen soll; ich war so ergriffen durch seinen netlichen, mehr als ehrenvollen, Empfang, dass ich heute noch darunter leide. Indess kann ich nicht umhin, im Namen des Congresses zu bezugen, dass er als Vertreter der Stadt, als Vertreter seines erkrankten Kollegen, dessen Abwesenheit wir schmerzlich empfunden haben, sich uns gegenüber äusserst entgegenkommend gezeigt und uns Ueberraschungen bereitet hat, wie sie uns fremd gewesen sind. Eine Beluechtung, wie die vom gestrigen Abend, haben wir, glaube ich, alle noch nicht erlebt.

Dann muss ich besonders hervorheben unsere sogenannten Beamten, die Geschäftsführer, die sich freiwillig in unseren Dienst gestellt haben. Der Vollkommenheit ihrer Pflichterfüllung und ihrer, uns so sehr verbindenden Freundlichkeit werden wir stets gedenk bleiben. Möge es dieser Stadt, auch wenn nun Herr Dr. Harster scheidet, nie fehlen an solchen Helfern!

Wenn die officiellen Festlichkeiten auf ein geringeres Mass beschränkt geblieben sind, so entsprach

das ganz unseren Wünschen, denn die Festlichkeiten sind bei den Congressen oft ein Hinderniss der Arbeit. Vielleicht wird auch für Speier eine Zeit kommen, wo die Einrichtungen für Festlichkeiten zahlreicher sind, als jetzt, wo wir mehr auf die eigene Kraft angewiesen waren. Wir werden uns aber der Bevölkerung stets mit neuem Danke erinnern, und wir bitten, auch Ihrerseits die Erinnerung an uns nicht zu früh zu verlieren.

Herr Localgeschäftsführer Gymnasial-Rektor Ohlenschläger:

Ich glaube, im Namen des ganzen Localausschusses zu sprechen, wenn ich dem Herrn Geheimrath Virchow wärmsten Dank für seine anerkennenden und liebenswürdigen Worte anspreche, mit denen er unserer hesehiedenen Thätigkeit gedacht hat.

Herr R. Virchow:

Ich schliesse zunächst die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

(Schluss der III. Sitzung.)

II.

Verlauf der XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier mit den Ausflügen nach Dürkheim und Worms.

Tagesordnung der Versammlung.

Sonntag den 2. August. — Von Morgens 10 bis Abends 7 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftszimmer (im Bahnhof). Ueberreichung der Festschrift. Abends 7 Uhr: Begrüssung der Gäste. Zwangloses Zusammesein im neuen Saal der Sonne.

Montag den 3. August. — Von 8 Uhr ab: Anmeldungen im Geschäftszimmer (im Bahnhof). Ueberreichung der Festschrift. — Von 10–2 Uhr: Eröffnungssitzung im Stadtsaal. Nachmittags 2–5 Uhr: Besichtigung des Domes unter Führung des Herrn Domkapitular geistlichen Rath Dr. Zimmers, dann des Judenbades. — Abends 5 Uhr: Festessen im Stadtsaal; nach demselben Zusammesein auf dem Storchekeller.

Dienstag den 4. August. — Vormittags 9–10 Uhr: Besichtigung des Museums. Von 10–2 Uhr: Zweite Sitzung. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen; hierauf Ausflug nach Schwetzingen. Dombeluechtung.

Mittwoch den 5. August. — Vormittags 9–10 Uhr: Besuch des Museums. Von 10–2 Uhr: Schlussitzung. Abends 8 Uhr: Kellerfest im Schwarzschen Keller.

Donnerstag den 6. August. — Ausflug nach Dürkheim. Besuch der Heidesmauer, sowie des Museums und der Pollicbia. Frühstück, gegeben von der Stadt Dürkheim, mit Musik in der Kolonnade. Nachmittags Fahrt nach der herrlich gelegenen Limburg, hierauf gemeinsames Mittagessen in den „Vier Jahreszeiten“. Abfahrt nach Worms.

Freitag den 7. August. — Tag in Worms. Morgens Besichtigung des Doms und der übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt; um 9 Uhr Versammlung im „Festhaus“, Begrüssung der Gäste, Ueberreichung der Festschrift. Sodann Ausgrabungen von römischen Gräbern. Besichtigung des Paulus-Museums, Frühstück im Festhaus gegeben von der Stadt Worms.

Die Vorstandschaft:

Virchow, von Andria, Waldeyer, Ranke, Welsmann.

Die Geschäftsführer: Ohlenschläger, Harster.

Verzeichniss der ordentlichen Theilnehmer.

- von Auer, Excellenz, k. Regierungspräsident, Speier.
 Alsberg, Dr., Sanitätsrath, Cassel.
 von Andrian-Werburg, Freiherr, Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft und stellvertretender Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Wien.
 Antz, Dr., pract. Arzt, Speier.
 Bär, Bauamtsassessor, Speier.
 Bartels, Dr. Max, Sanitätsrath, Berlin.
 Bartels, Paul, Cand. med., Berlin.
 Birkner, Dr., Assistent am anthrop. Institut, München.
 Blasius, Dr. Wilhelm, Professor, Braunschweig.
 Bothof, Regierungs-Förstassessor, Speier.
 Bamiller, Caplan, Neuburg a. D.
 Büchelberger, Stadtbaumeister, Speier.
 Cammerer, k. Regierungsrath, Speier.
 Cordel, O., Schriftsteller, Berlin.
 Diernfellner, Dr., Apotheker, Speier.
 Dürmayer, Inspector der Lehrerbildungsanstalt, Speier.
 Eoslinger, Forstrath, Speier.
 Feil, Kreisamrath, Speier.
 Fliedner, Dr. med., Berlin.
 Forthuber, k. Notar, Speier.
 Fortwängler, Dr., Universitätsprofessor, München.
 Geyer, Banrath, Speier.
 Gieske Trimpse, Berensbrück.
 Göts, Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
 Groot, Karl, Buchhändler, Heidelberg.
 Grossmann, Dr., Sanitätsrath, mit Frau, Berlin.
 Glaeschröder, Dr., Kreisarchiv-Secretär, Speier.
 Grünwald, Dr., Gymnasiallehrer, Speier.
 Hafsa, Oberpostmeister, Speier.
 Hagen, Dr., Hofrath, Frankfurt a. M.
 Hana, Forstrath, Speier.
 Harster, Dr., Gymnasialrector, Localgeschäftsführer des Congresses, Speier.
 Hartz, Dr. A., pract. Arzt, Landau.
 Hauser, Wilh., Rentner, Speier.
 Hauser, Oekonomieirath, Speier.
 Hedinger, Dr., Medicinalrath, Stuttgart.
 Hopf, Dr., Pflöchingen.
 von Hörmann, Dr., k. Bezirksarzt, Speier.
 Karsch, Dr. med., k. Kreismedicinalrath, Speier.
 Kaufmann, Dr., k. Hofrath, mit Frau, Dürkheim.
 Kennel, Gymnasialprofessor, Speier.
 Kissel Ernst, k. Oberamtsrichter, Speier.
 Kirmeyer Frans, Fabrikant, Speier.
 Köhl, Dr., mit Frau, Worms.
 Kraus, K. A., Lehrer, Speier.
 Krapp, J., Regierungsrath, Speier.
 Krümer, Gg., Hospitaleinnehmer, Speier.
 Kutho, Dr., Oberstabsarzt, Frankfurt a. M.
 Lehman-Nitsche, Dr. phil., München.
 Lichtenberger, Gg., Reichsbankier, Speier.
 Lichtenberger, Philipp, Landtagsabgeordneter, Speier.
 Lindenschmit, Dr., Conservator am römisch-german. Centralmuseum, Mainz.
 Lissauer, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
 Mehlis, Dr. C., Gymnasiallehrer, Neustadt a. H.
 Mielke, Schriftsteller, Berlin.
 Nessel, Bürgermeister, Ibagenan i. E.
 Netsch, Julius, Apotheker, Speier.
 Ohlenschläger, Gymnasialrector, Localgeschäftsführer des Congresses, Speier.
 Olsbansen, Dr. Otto, Berlin.
 Pfeiffer, Verwalter, Speier.
 Pic, Dr. Jos. L., Professor, Berlin.
 Ranke, Dr. J., Universitätsprofessor, Generalsecretär, München.
 Reiss, Albert, mit Frau, Bruchsal.
 Scharfigger, Weinbändler, Heidelberg.
 Schellink, Lehrer, Meidten.
 Scheuss, Dr., Gymnasialprofessor, Speier.
 Schlemm, Julie, Berlin.
 Schmitt, Dr., k. Rector, Edenkoben.
 Schoenlank, William, Generalconsul, Berlin.
 Schreiber, Dr., Localschulinspector, Kaiserslautern.
 Schunmann, Dr., Locknitz (Pommern).
 Serr, Philipp, I. Adjunct und Bankdirector, Speier.
 Stelzenmüller, Lehrer, Speier.
 Stempel, Städteinnehmer, Speier.
 von Stengel, Freiherr, München.
 Seyler, Hauptmann, mit Frau, München.
 Soekeland, H., Fabrikant, Hurlin.
 Teich, Dr., pract. Arzt, Duttweiler.
 Teufel, Stenograph, München.
 Treichel, Rittergutsbesitzer, mit Tochter, Hochpaleschen.
 Virchow, Dr., Geheimrath, Professor, Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, mit Frau und Tochter, Berlin.
 Virchow, Dr. Hans, Universitätsprofessor, Berlin.
 Wagner, Dr. E., Geheimrath, Generalconservator der badischen Alterthümer, Karlsruhe.
 Wagner, Ludwig, Consistorialrath, Speier.
 Waldeyer, Dr., Geheimrath, Professor, stellvertretender Vorsitzender der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Berlin.
 Weismann, Joh., Oberlehrer, Schatzmeister der deutschen anthropologischen Gesellschaft, mit Tochter, München.
 Weltz, Heinrich, Brauereidirector, Speier.
 Zimmera, Dr., Domkapitular, Speier.
 Zunn, David Adolf, Frankfurt a. M.

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
v. Andrian	109, 151	Karsch	85	Seyler	155, 159
v. Auer	81	Köhl	127	Virchow 75, 90, 105, 104, 108, 134,	
Bartels	148	Kutho	149, 150	148, 148, 150, 157, 162, 163	
Blasius	149	Mehlis	107, 139	Wagner	153
Fortwängler	127	Ohlenschläger	86, 103, 108, 138, 163	Waldeyer	148, 162
Hagen	144, 149	Ranke	90, 109, 133, 144, 149, 151,	Weismann	101
Harster	85, 104		162		
Heuser	155	Serr	84		

Der äussere Verlauf des Congresses.

Bei dem Rückblick auf den Verlauf unseres in wissenschaftlicher Beziehung so erfreuliche Resultate bietenden Congresses, drängt es uns, noch einmal den herzlichsten Dank auszusprechen Allen denen, welche der deutschen anthropologischen Gesellschaft diese in so unvergleichlicher Weise lehrreichen und erfreulichen Tage bewirkt hat. Alles hat gewollteifert, für den Congress und seine Besucher thätig zu sein und die kurzen Tage des Zusammenseins in der schönen Pfalz so reich als möglich zu gestalten. Es liegt ein eigenthümlicher poetischer Zauber über dem fröhlichen Land und seinen Bewohnern, dem sich Niemand entziehen konnte. Wir reichen Allen noch einmal die Hand und sprechen es aus: wir fühlten uns glücklich in Ihrer Mitte.

Eine hochverehrte Gestalt ist es, in welcher sich uns die bayerische Pfalz verkörpert zeigt: der höchste Vertreter der bayerischen Staatsregierung, der k. Regierungspräsident Excellenz von Auer. Ihm haben wir, wie Allen, nochmals zu danken. War er es doch, der die mit solcher Begeisterung bei dem Congress in Kasel aufgenommenen Einladung nach Speyer vermittelt hatte, seine rege Theilnahme hat, von vorneherein alle Wege gebahnt und den wissenschaftlichen Erfolg der Versammlung garantiert. Sein Interesse, seine Theilnahme an den Sitzungen und den sonstigen wissenschaftlichen und geistlichen Veranstaltungen des Congresses waren für diesen von ganz besonderer Bedeutung und Werth; er hat in der Eröffnungssitzung im Namen der Pfalz und der Pfälzer ausgesprochen, dass sie uns mit offenen Armen empfangen. Das fühlten wir.

Indem wir dem Herrn Regierungspräsidenten den Dank darbringen, thun wir das damit gleichzeitig der gesammten bayerischen Staatsregierung in deren Namen Excellenz von Auer den Congress begrüsste. Special hat er die Grösse und Wänsche des Herrn Kultusministers übermitleit, der zu seinem lebhaften Bedauern abgehalten sei, den Congress persönlich zu begrüssen, der gleichseitig in München tagende internationale Congress für Psychologie halte ihn fern. Diese bedauerliche Collision der beiden in Bayern stattfindenden Congresses liess sich leider nicht vermeiden, auschlaggebend waren locale Verhältnisse in Speyer, welche nicht zu ändern waren, wie schon am 5. Mai 1896 in den neuesten Zeitungen Bayerns, z. B. den Münchener gelehrten Nachrichten mitgetheilt werden mochte.

Dann sind es die städtischen Behörden von Speyer und die wissenschaftlichen Vereine, vor allem der historische Verein der Pfalz an der Spitze, die beiden Herren Rectoren Ohlenschläger und Harster, denen wir besonders zu Dank verpflichtet sind. Haben sie es doch verstanden, die ganze Bevölkerung zur herzlichsten Theilnahme herbeizuziehen, und das war es, was dem Congress in Speyer seine besondere Signatur gegeben hat: wir haben Allen und Jedem zu danken.

Aber in nicht geringerem Masse gebührt der Dank den städtischen Behörden von Dürkheim und Worms, den dortigen wissenschaftlichen Vereinen, den vielen Freunden unserer Bestrebungen und der gesammten Bevölkerung der beiden schönen Städte, die uns so herzlich aufgenommen und den Abschied so schwer gemacht haben. —

Der äussere Verlauf des Congresses war folgender: Von zwei Städten der dem Jahre-Congress der deutschen anthropologischen Gesellschaft auf das freundlichste für das Jahr 1896 eingeladen werden, es waren die beiden alten Kaiserresidenzen Worms und Speyer. Die Entscheidung, die voriges Jahr in Kasel getroffen wurde, war schwer und musste sich schliesslich an den äusseren Umstand halten, dass die Einladung von Speyer früher eingegangen war. Um aber Worms zu zeigen, wie sehr man seine Gastlichkeit zu würdigen wisse, erkor man es zum Ziele eines Ausfluges, der den Congress beschliessen sollte.

Die Stadt Speyer hat das Mögliche gethan, den Anthropologen einen angenehmen Empfang zu bereiten. Die Bürgerschaft hatte eine grosse Zahl von Privatwohnungen für den Fall eintretenden Wohnungsmangels zur Verfügung gestellt. Der historische Verein der Pfalz überreichte eine Festschrift, die in ihrem gediegenen Inhalte und ihrer schönen Ausstattung den Congresstheilnehmern ein besonders werthvolles Andenken an Speyer bleiben wird.

Der Tag der Zusammenkunft der Congresstheilnehmer war Sonntag den 2. August. Schon am Sonntagabend hatte die Stadt begonnen, zum Empfange ihrer Gäste sich zu schmücken. Bunter Flaggenschmuck winkte allenthalben von den Häusern und vom Bahnhofe durch das Altpörtel bis hinauf zum Dome zog sich eine Allee von Fahnen und Fahnenfarben. Die Begrüssung der Gäste in dem schönen Lokal der „Sonne“ hat sofort den warmen herzlichen Ton getroffen, der den Verlauf des ganzen Congresses charakterisirte. Herr Rector Ohlenschläger machte die Honnors. Von Speyer waren u. a. anwesend die Herren: Regierungspräsident Excellenz von Auer, Bezirksamtmanu Graf von Luxburg, Regierungsdirector von Wand, verschiedene Regierungs- und sonstige Beamten, Professoren des k. humanistischen Gymnasiums, Officiere, die Mitglieder des Localcomité und viele andere.

Die Versammlungen des Congresses fanden im Stadtsaale statt, einem sehr schön, architektonisch reich ausgestatteten und zur Feier der Tage auch sonst prächtig geschmückten Raume.

Montag, den 3. August. Zur Eröffnung der Sitzung hatte sich eine zahlreiche Theilnehmerschaft im Stadtsaale und auf der Galerie, darunter die Spitzen der städtischen und stiftlichen Behörde, der Garnison und der Bürgerschaft sowie ein reicher Damenerbesand gefunden. Die Bühne des Stadtsaales prangte in schmucken Kleide aus danktem Grün. Aus Palmen und blühenden Oleandern ragten im Hintergrunde die Hüten Seiner Königl. Hoheit des Prinzregenten Luipold und Seiner Majestät des Kaisers hervor und im Vordergrund hatten an geschmackvoll drapirtem Tische die Vorstande der Gesellschaft sowie die Geschäftsführer des Congresses, die Herren Gymnasialrectoren Ohlenschläger und Dr. Harster Platz genommen.

Nach Schluss der Eröffnungssitzung wurde der Dom besichtigt.

Es bot einen hohen unergesslichen Genuss, das herrliche, von König Ludwig I. so wundervoll restaurirte Bauwerk unter Leitung des in Gesehichte und Kunst wohl erfahrenen Domkapitulars Herrn Dr. Zimmermann in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, zu lernen, wie es früher war, wie es mit der Zeit geworden, und welche Streitfragen über die Architektur im ein-

zelen noch bestehen. Daran schloß sich der Besuch des Jndenbades, eines aus dem Mittelalter stammenden, in seiner Art in Deutschland fast einzigen Bauwerks, welches bis 1834 benützt wurde. In seiner ganzen äusseren und inneren Anlage ist der merkwürdige Bau noch vollkommen erhalten.

Um 6 Uhr versammelte sich die Gesellschaft unter zahlreicher Theilnahme von Damen und Herren aus Speier zu einem Festessen im Stadtsaal, der inzwischen zu einem prächtigen Speisesaal umgewandelt war. Die Pionierkapelle eröffnete ihr ausgesuchtes Programm der Tafelmusik mit dem Marsche „Fröhlich im Plais“. Der Verlauf dieses herrlichen Verbindungs-festes der Gesellschaft mit der Stadt war ein so eigenartiger, dass es getraut sei, bei demselben hier etwas eingehender zu verweilen.

Nach dem ersten Gang erhob sich Dr. Freiherr von Andrian-Werburg, der Präsident der Wiener- und der I. stellvertretende Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, zu folgendem Fest-sprache:

„Ich ent-spreche einer in unserer Mitte stets hochgehaltenen Pflicht, indem ich Sie, hochverehrte An-wesende, einlade, bei unserer heutigen festlichen Zu-sammenkunft, vor Allem der erlauchten Herrscher in ehrfurchtvolster Huldigung zu gedenken, unter deren unabhingiger Förderung das wissenschaftliche Leben in Deutschland zu so hoher Höhe gelangt ist. Seine Majestät der Kaiser Wilhelm II. bietet durch kräftige Wahrung der Weltstellung Deutschlands im friedlichen Wettbewerbe aller Nationen jenen Thätig-keiten den sichersten Rückhalt, welche früher lediglich auf sich selbst angewiesen waren, welche aber zugleich eine Vorbedingung bilden für eine gesunde Weiterentwicklung unserer Wissenschaft. Seiner im-pulsiven Unterstützung deutscher Thätigkeit in allen Welttheilen wird ein nicht unbedeutender Antheil zu-geschrieben werden müssen, wenn, wie wir Alle hoffen, Deutschland in dieser Weiterentwicklung eine führende Rolle spielen wird.“

„Wir verehren in Seiner königlichen Hoheit dem Prinzregenten Luitpold von Bayern den Repräsen-tanten eines uralten erlauchten Herrscher-geschlechtes, in welchem die zielbewusste Pflege von Kunst und Wissenschaft eine edle seit Generationen feststehende Tradition bildet. Sie wissen Alle, dass Seine kö-nigliche Hoheit mit bewundernswerther Objektivität und einbringendem Verständnisse aller künstlerischen und wissenschaftlichen Strömungen der Jetztzeit folgt, und dieselben zum Wohle seines Volkes zu verwerten bestrebt ist. Wir schenken Seiner königlichen Hoheit besonderen Dank für das lebhafteste Interesse, welches derselbe bei allen Anlässen der Anthropologie gegen-über betätigt. Das kräftige Gedeihen der unter dem Protektorate des Prinzregenten stehenden Münchener Anthropologischen Gesellschaft ist ein weithin sicht-bares Wahrzeichen seiner warmen Theilnahme.“

Eingedenk dessen bitte ich Sie, hochgeehrte An-wesende, das Glas zu erheben und mit mir in dem Rufe sich zu vereinigen: Seine Majestät der Kaiser Wilhelm II., und Seine königliche Hoheit Prinz-regent Luitpold von Bayern, sie leben hoch, hoch, hoch!“

Nach einer Weile ergriff Seine Exzellenz der Herr Regierungspräsident v. Auer das Wort zu fol-gendem Toaste:

„Es wird ah und zu behauptet, dass die Pfälzer lauter denken, als es bei anderen Volkstämmen thlich

sei. Bis zu einem gewissen Grade ist es richtig. Die Pfälzer haben eben das Herz auf der Zunge, sie lieben, ein wahres Wort zu hören und ebenso auch zu sprechen. Es liegt nahe, wenn die Pfälzer bei solchen Eigen-schaften allen Bestrebungen zugehen sind, welche sich die freie Forschung zur Aufgabe gemacht haben und welche darauf abzielen, Unbekanntes und Unbestimmtes aus dem Dunkel aus helle Tageslicht zu bringen. So tragen denn natürlich die Pfälzer auch der Anthropo-logischen Gesellschaft ihre volle Sympathie entgegen, sie wissen, welche grossen Errungenschaften auf dem Gebiete der Forschung sie schon gemacht hat, sie wissen, in welchem hohem Grade die Wissenschaft durch Ihre Bemühungen bereichert wird. Auf das Wohl und Gedeihen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft erhebe ich das Glas und laude Sie ein, sich mit mir in dem Rufe zu vereinigen: Die Deutsche anthropologische Gesellschaft lebe hoch!“

Hieran schloß sich eine Oration für den I. Ver-sitzenden des Congresses, Herrn R. Virchow, deren Herlichkeit und patriotische Wärme die Herzen aller Theilnehmer auf das Lebhafteste ergriffen hat, es gebietet das zu den wichtigsten Momenten des Congresses.

Nach einem Toaste auf Herrn Virchow durch Herrn Dr. David, der Schüler des Gefeierten in Wür-zburg gewesen, erhob sich der Stellvertreter des er-krankten Herrn Bürgermeisters Herr erst Adjunkt Serr und sprach zu Herrn Virchow gowendend:

„In einer kleinen Stadt haften im Gegensatz zu grossen Städten Erinnerungen länger, als dies sonst der Fall zu sein pflegt. Wir älteren Bewohner von Speier erinnern uns noch mit Vergnügen eines in weiter Ferne zurückliegenden Festes, ähnlich wie das heutige; ich meine die 36. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte im Jahre 1861 – vor 35 Jahren. Was aber unseren Erinnerungen eine besondere Weihe verleiht, das ist die Freude darüber, dass der Vorsitzende des anthropologischen Congresses, Herr Geheimrath Dr. Virchow, schon damals in unserer Mitte weilte. Zu jener Zeit stand das zweite französische Kaiserreich auf dem Gipfel seiner Macht; ermutigt durch die Erfolge in Italien und im Bewusstsein unserer tradi-tionellen Uneinigkeit und Zersplittertheit verlangte das französische Volk immer lauter das linke Rheinufer als seine natürliche Grenze, welches als solche schon Julius Cäsar besetzt hat. Lange Erwartungen erfüllte die Bewohner der Pfalz. Da erschienen in unserer Mitte die grössten wissenschaftlichen Celebritäten aus der Nähe und aus weiter Ferne und mit denselben Herr Geheimrath Dr. Virchow, welcher in der Dreifaltigkeitskirche erklärte, sie seien auf das linke Rheinufer gekommen, nicht allein um von dem deutschen Zeugnisse abzulegen, sondern auch um darzutun, dass in den gelehrten Kreisen wie im Volke die Ueberzeugung lebendig sei, dass ein so schönes und echtes Glied dem Vaterlande nicht verloren gehen dürfe und dass in Zeiten der Gefahr die streitbaren Arme nicht fehlen werden, welche deutschen Geist zu edler That erregen.“

„Das waren die Worte, die Herr Geheimrath Vir-chow damals wie in prophetischem Geiste in der Drei-faltigkeitskirche sprach. Mächtigen Widerhall fanden diese Worte und wie im Fluge hatte sich der geehrte Herr die Sympathie seiner Mitbürger errungen, denn deutsch wie der Strom, dessen Wellen an der Stadt vorüberauschen, deutsch sind die Herzen der Pfälzer immer gewesen. Damals konnte niemand

ahnen, das wir schon so nahe am Ziele unserer Wünsche waren; sind es doch am heutigen Tage gerade 26 Jahre, das Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preussen seinen Sitzesatz von hier aus angetreten hat; unter seiner Führung standen zum ersten Male vereint die süddeutschen Stämme mit den Brüdern im Norden. Und wenn wir fragen, wenn haben wir jene beispiellosen Erfolge zu verdanken, so müssen wir uns sagen; neben der Führung von oben, neben der Tapferkeit unserer Truppen war es die deutsche Wissenschaft. Und das haben unsere Gegner auch gefunden. Kein Geringerer als Ernst Renan erklärte im französischen Institut; die deutsche Wissenschaft gewann Sedan, der deutsche Nationalgeist ist das Erzeugnis der deutschen Universität und das deutsche Vaterland ist das Erzeugnis jener Geistes. Wenn das Ausland zu dieser Erkenntnis erst nach schweren Niederlagen gelangt ist — in uns löbte dieselbe längst; mit Stolz sieht das deutsche Volk auf seine Wissenschaft und wo die Träger derselben einkehren, ist Festtag, wie bei uns in Speier heute im Herzen. Um ihnen, verehrter Herr Geheimrath, ein sichtbares Zeichen unserer Verehrung zu geben, und zur Erinnerung an die früher hier verlebten Tage, überreichte ich Ihnen im Namen der Stadt Speier diese Blansen, gebunden mit dem Farben der Stadt. Möge es Ihnen vergnügt sein, noch viele Jahre an der Spitze deutscher Wissenschaft zu glänzen! Meine geehrten Festgenossen aber bitte ich, Ihre Gläser zu ergreifen und mit mir zu rufen: Die deutsche Wissenschaft, die Träger derselben und mit ihnen Herr Geheimrath Dr. Virchow — sie leben hoch!

Hierauf erhob sich sichtlich erfreut Herr Virchow: „Meine verehrten Festgenossen!“

„Es ist ein besonderer Vorzug des Alters, das man im Alter manches erreicht, was ohne dies unerreicht gewesen sein würde. Ich bin weit entfernt davon, den Umstand, das ich heute wieder hier stehen kann, und zwar an der Spitze einer so bedeutenden Versammlung, als persönlichen Verdienst in Anspruch zu nehmen, aber ich will doch nicht leugnen, dass es mich aufs Tiefste rührt, an dieser Stätte gerade eine solche Wärme der Empfindungen vorzufinden, wie ich mir nicht vorgestellt habe, dass sie nach so langer Zeit, über die so viele Willen der politischen und der wissenschaftlichen Bewegung dahingegangen sind, noch existiren könnten. Es war in der That eine kritische Periode, als ich im Jahre 1861 hier war. Die Naturforscherversammlung hatte im Jahre vorher in Königsberg, unmittelbar an den Grenzen des Vaterlandes, statt. Damals waren Ost- und Westpreussen noch nicht deutsch, wenigstens nicht offiziell deutsch, noch waren sie keine Provinzen des deutschen Bundes, und doch hatte die Naturforscher-Versammlung in Königsberg die deutsche Fahne entfaltet über dem Sitz des Präsidenten. Unter den Empfindungen von damals war es in der That die erste Empfindung, der ich Ausdruck geben wollte, als ich den Antrag stellte, auf das linke Rheinufer nach Speier zu gehen, das dies Alles deutsch sein müsse, und dass von der russischen Grenze bis zu der französischen nur ein Volk und ein Sina existiren dürfe.“

Herr Virchow erinnerte im weiteren Verlauf der Rede an die verstorbenen und die lebenden Freunde und an die imigen Hände, welche ihn persönlich an die Pfalz knüpfen, und schloss mit den Worten:

„Ich will hoffen, dass meine Beziehungen so dauernd bleiben werden, dass sie bis zu dem Augenblicke bestehen, wo für mich überhaupt keine Beziehungen zu Menschen mehr bestehen können. Ihnen wünsche

ich aber, das Sie das Erbkheil, welches Ihre Väter Ihnen hinterlassen haben, in treuem Herzen, in voller Gesundheit und mit frischen Kräften genießen möchten. Die Pfalz war immer ein gesegnetes Land; sie hat es verstanden, ihren Wohlstand zu wahren unter dem Theil recht schwierigen Verhältnissen; sie ist unversehrt hervorgegangen aus allen und jeden Prüfungen und entwickelt sich in diesem Angeblick in kräftigster Weise. So kann ich denn einmal wieder in diesem Lande meinen festen Fuß, wie schon so oft, erschallen lassen: Fröhliche Pfalz, Gott erhalte! Sie lebe hoch!“ —

Dienstag, den 3. August: Die ersten Stunden des Vormittags wurden der Besichtigung des Museums gewidmet, dessen reiche und mannigfaltige Schätze Gelegenheit zu eingehenden und vielseitigen Studien gaben. Zu den bemerkenswertheiten Gegenständen gehören nach der vorläufigen Darstellung des Herrn Rector Dr. Harter in der erwähnten Festschrift die zahlreichen, der römischen Zeit entstammenden Gefässe oder Gefässchen aus jeonack- oder knallrothen, wachsigartig glänzenden Thonmasse, die unter der Bezeichnung Terra sigillata bekannt ist. „Hans Dragendorff hat neuerdings in den Bonner Jahrbüchern XVII, 18—156 gezeigt, dass die Terra sigillata-Industrie, wie sie in Gallien und den Rheinländern etwa zwischen 70 und 250 n. Chr. blühte, die unmittelbare Fortsetzung der namhaftlich von Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts in Arretium und etwas später in Pateoli in Schwung gekommenen Fabrication ist, die überaus wieder an die Technik der dem dritten und dem Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. angehörenden, überall aus dem Gebiete griechischer Cultur, von Italien bis Südspanien zu findenden „megalischen“ Vasen anknüpft, die Vorbilder für ihre Hohldecorationen aber nicht nur aus Griechenland und Kleinasien, sondern auch aus Alexandria bezog. Die gallischen und germanischen Töpfer waren übrigens durchaus keine slavischen Nachbarn ihrer italischen Berufsgenossen, sondern empfingen theils ihre Muster aus derselben Quelle wie diese, nämlich über Massilia aus den alten Kulturländern um das geliche Becken des Mittelmeeres, theils hatten sie an dem Pomeranische prähistorische Thonbildneres, wie es schon vor der römischen Eroberung des Landes, besonders in Gallia Narbonensis selbsthin entwickelt war, einen nicht zu verachtenden Eigenbeitrag, endlich aber fehlte es diesen an Orten, die durch ihre Thonlager dazu einladen, in ganzen Kolonien angesehener Handwerker nicht an Unternehmungsgewiss und kaufmännischem Geschick, um schon bald nicht nur die römischen Provinzen dieses der Alpen unter Verdünnung des italischen Importes mit ihren Krzeugnissen zu versehen, sondern wie die in Pompeii gefundenen Gefässe mit Stempeln gallischer Töpfer beweisen, schon vor 79 n. Chr. sogar nach Unteritalien zu exportiren. Die Tragweite dieses Resultates ist, wie Dragendorff sagt, leicht zu erfassen; es wirft ein helles Licht auf die immer wachsende Bedeutung der Provinzen im wirtschaftlichen Leben des Römischen Reichs, und liefert zugleich einen neuen Beweis für die in so wunderbar kurzer Zeit vollkommene Romanisirung gerade der nördlich der Alpen gelegenen Gebiete, die den Römern so lange als der Inbegriff alles Schrecklichen und Furchtbareren erschienen waren.“ Das Corpus inscriptionum wird im XIII. Bd. ein Verzeichniss der Töpfernamen aus jener Terra sigillata-Industrie bringen, ein Verzeichniss, das naturgemäss beständiger Ergänzung und Erläuterung an Grund Geschiebe Einzeluntersuchungen bedürfen wird, schon weil das

Stücken der ersten Sammlung sind besonders die zahlreichen Maltheine erwähnenswerth. Die Sammlung der Pellicia gibt in guter Aufstellung eine Uebersicht über die gesammte Prähistorie der Dürkheimer Gegend, von der reich und nach in sehr merkwürdigen, keramischen Exemplaren vertretenen jüngeren Steinzeit durch alle späteren prähistorischen Epochen und von der Römervzeit bis ins Mittelalter herein. Die Gesellschaft besichtigte die Mineralien wie die Sammlungen unter der vortrefflichen Leitung ihres althergebrachten Mitgliedes, dem die Prähistorie der Pfalz so viel verdankt, Herrn Dr. C. Mohlis. Es war nur seine Stimme des Dankes über die gewordene Reiche Belehrung.

Vom Museum bezug sich die Gesellschaft zu dem mit vollemstet glücklicher Kunst ausgestatteten Kurpark. Die Stadt hatte die Güte schon beim Aufsteige zur Heidenmauer im Waldesgrün dem Bergungen mit einem Imbisse und erfrischendem Tranke freundlich überrascht, hier am Karthause zeigte sie sich im vollen Glanze pfälzischer Gastlichkeit. Den Festgros sprach

Herr Bürgermeister Barth-Dürkheim:

Hochgeehrte Gäste! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Sie, meine Damen und Herren, als Bürgermeister und Vertreter der Stadt Dürkheim herzlich willkommen zu heißen. Aus allen Ecken des deutschen Vaterlandes haben Sie sich zur XXVII. Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Speier anammegewunden und wollen nun heute nach Abschluss ihrer wissenschaftlichen Verhandlungen Dürkheim einen Besuch abstaten. Empfangen Sie hierfür meinen besten Dank. Auch Dürkheims Umgebung darf sich eines klassischen Bodens rühmen: Der sagenumwobene Frankenschloß, die Heidenmauer zeigen Zeugnisse germanischer Vorzeit und die benachbarte Limburg und die Hartenberg ragen noch heute als gewaltige Reste mittelalterlicher Bauten hervor und erlassen den Geist. Aber nicht nur der Geist, auch ihr leibliches Theil kommt in unserer Stadt zu seinem Rechte. Sie sehen in unserer Gemerkung den Weinstock als die herrliche Kulturpflanze, unser Boden bringt einen köstlichen Tröpfen hervor, der nicht nur Mund und Magen labt, sondern auch das Herz erfreut, und ich hoffe, dass es Ihnen in dem gastlichen Dürkheim mit seiner milden Luft und seiner schönen Lage und feurigen Weinen recht wohl gefällt und dass die Stunden, die Sie heute in unseren Mauern verleben, nach recht lange in ungemehrer Erinnerung bleiben. Seien Sie uns, sage ich noch einmal, herzlich willkommen.

Dem seltsamen Frähschoppen folgte eine prächtige Wagenfahrt zur frei auf waldigen Berge gelegenen Limburg, eine der schönsten und schön-gelegenen Klöstermauern des Mittelalters, ein Anstieg, welcher die allgemeine Bewunderung und Freude hervorrief. Die begeisterten Bewohner der Stadt und Umgegend hatten ihre prächtigen Carossen an diesem Ausfluge zur Verfügung gestellt. Am Abend vereinigte ein Festmahl nochmals die Gesellschaft mit ihren Pfälzer Freunden zu einem herzlichem Zusammensein. Von den zahlreichen Tonsten sei nur jener gedacht, welchen Herr Hofrath Besirkaart Dr. Kaufmann, einer der Schüler Virchow's aus dessen Würzburger Periode, auf seinen Lehrer und Freund sprach.

Herr Hofrath Dr. Kaufmann:

Hochgeehrte Festversammlung! Bereits 36 Jahre sind verlossen, seitdem die deutschen Naturforscher in Speier tagten, zu welcher Zeit Herr Geheimrath Virchow

mit seiner hochverehrten Familie in Dürkheim mehrere Wochen weilte. Bei seinem Abschiedsfest, das ihm Können vielen Freunden und Bekannten in diesen Können bereitet wurde, hatte ich die Ehre, den Toast auf Professor Virchow auszubringen; die Gesichtspunkte, die mir damals vorschwebend waren, waren die der medicinischen Gelehrsamkeit des Herrn Geheimrath Virchow. Ich feierte ihn als Begründer der naturwissenschaftlichen Methode der Medicin, und nicht mit Unrecht; denn auf deren Basis hat die Medicin wesentliche Fortschritte gemacht. Geheimrath Virchow stand stets auf der Wacht, und was es sich darum handelte, wissenschaftliche Fragen von principieller Bedeutung zu entscheiden, war er immer der Erste, der den Ausschlag gab, und das mit Recht. Ich erinnere Sie, hochverehrte Versammlung, an die Naturforscherversammlung in München, wo es heiss herging; es handelte sich damals um die Descendenzlehre, welche Haeckel schon in die Schule eingeführt wissen wollte. Nicht mit Unrecht warnte unser hochgeehrter Vorsitzender vor diesem Vorgehen, die Zeit bewies, dass er Recht hatte. Bezüglich der Descendenzlehre sind wir jetzt in ein ruhiges Bett eingeleitet, wie denn auch Herr Geheimrath Virchow, als er in der Montagsversammlung den Dubois'schen Fall demonstrierte, nicht geneigt war, diesem als zum Herweise der Descendenzlehre geeignet zu betrachten. Er steht auf dem Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung mit Ausschluß der Subjektivität und Speculation, und das mit Recht. Ich erinnere Sie an den alten Satz, *vita brevis, ars longa*. Ich will diese Epigone damit beschleunigen, gestatten Sie mir, dass ich ferner an Koch's Taberkulose Injektionen erinnere; ich brauche nicht näher darauf einzugehen. Herr Geheimrath Virchow war es, der diese Methode an der Leiche einer unehelichen Prüfung unterzog und uns vor weiteren unehelichen Folgen einer Methode behörte, die leider noch an wenig angewendet war und um manchen Schaden brachte. Herr Geheimrath Virchow hat, anstatt sein Arbeitsgebiet einzuschränken, wie es der normale Verlauf des Menschenlebens mit sich bringt, dasselbe in verschiedener Weise ausgedehnt. Ich erinnere Sie, die Vertreter der Anthropologie, nur an die anthropologische Disciplin; er schenke keine Mühe, die Wissenschaft der Anthropologie zu fördern, und seine Baschheit in der medicinischen Forschung finden wir auch wieder hier in die hier angewandt sind, an nahe treten zu wollen. Virchow's Geist ist exact, der Geist der exacten Forschung. Er dehnte seine Untersuchungen aus auf die Ausgrabungen von Troja, um die Schliemann'schen Forschungen für die Anthropologie nutzbar zu machen, und vor zwei Jahren waren wir Zeugen, wie Virchow von Boissac mit Inanspruchnahme, um dort mit anderen hervorragenden Vertretern der Anthropologie seine Thätigkeit fortzusetzen. Wenn Herr Geheimrath Virchow als medicinischer Forscher, als Vertreter der medicinischen Wissenschaft Deutschlands gefeiert wird, so glaube ich, können wir das in demselben Sinne auch für die Anthropologie thun. Mögen daher dem gefeierten Gelehrten noch viele Jahre wissenschaftlichen Forschens beschieden sein, das ist wohl unserer aller Wunsch. In diesem Sinne erlaube ich mir die Verehrung einzuladen, auf den Forscher, den hochansehnlichen Gelehrten Virchow ein Hoch auszubringen. Er lebe hoch!

Ausflug nach Worms.

Nach am Nachmittag dieses reichen Tages wurde die anderthalbstündige Fahrt nach Worms ange-

treten, an welcher sich auch noch ein Theil der Freunde aus Speyer und Dürkheim betheiligte.

Für den Abend war in Worms eine gesellige Zusammenkunft geplant, welcher sich auch noch eine Anzahl muthiger Männer, nach all den Leistungen des Dürkheimer-Tages, gewachsen erarbeitete.

Freitag den 9. August. Der Tag in Worms. Der Morgen war der Besichtigung des ehrwürdigen et innerungsreichen Domes und der Stadt gewidmet. Gegen 9 Uhr ließ sich, in einer Anzahl von etwa 60 Personen, die Gesellschaft in dem Garten des „Festhauses“ zusammen, herzlich begrüßt von den Spitzen der städtischen Behörde und den zahlreichen einheimischen Freunden der Anthropologie, an denen Worms besonders reich ist, an ihrer Spitze Herr Dr. med. Köhl, dessen wichtiger Vortrag in Speier über die von ihm gemachte Entdeckung und exact wissenschaftlich durchgeführte Ausbeutung eines Skelett-Gräberfeldes der jüngeren Steinzeit mit erstaunlich reichen Funden, unter denen sich auch einige gut erhaltene Schädel und Skelettstücken befanden, auf den belehrenden Werth des Besuchs von Worms und seines Paulus-Museums vorbereitet hatte. Herr Major v. Heyl und Herr Dr. Köhl hatten anlässlich des Besuchs der Anthropologen eine mit zahlreichen in Lichtdruck wiedergegebenen Original-Abbildungen geschmückte und noch sonst vortrefflich ausgestattete Festschrift veröffentlicht: „Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung“, welche jedem Theilnehmer, als eine Erinnerungsgabe dieses Tages von bleibendem Werth, überreicht wurde. Von Seiten der Stadt waren die Herren Oberbürgermeister Kächler, Bezugsalt Hoffmann, sowie eine Anzahl Stadtverordneter und einige Aerzte, darunter der um die Anthropologie reichverdiente Hr. Bezugsalt Hagen zur Stelle. Die Staatsbehörde war vertreten durch Hrn. Regierungsrath v. Hosenberg k. Auch die Spitzen der Militärbehörden, die Herren Oberstlieutenant Stießer und Major v. Botschwing, hatten sich eingefunden. Der stolze Bau des Festhauses erregte schon von aussen die lebhafteste Anerkennung, die aber noch bedeutend gesteigert wurde, als man einen Rundgang durch die innern Räume des Hauses machte, die meisten grossen Säle mit einem Worms um solches Etablissement benedicen. Um 10 Uhr machte sich die Gesellschaft auf den Weg, um einer Oeffnung von römischen Grabstätten in Maria Münster in der Nähe der Heyl'schen Fabrik, ziemlich entfernt von dem Centrum der Stadt, beizuwohnen. Es waren hier aufgedeckt drei früh-römische Urnen-Bestattungen, mit verbrannten Knochen, alles in Urnen oder in blosser Erde gelegen, dabei eine Anzahl Krüge, Napfe, Schalen; ferner zwei spät-römische Skelett-Bestattungen, bei denen ein Glas mit Thiermilch, sowie ein Krug mit Weich gefunden wurden. Eine lilaöche Urne mit Verzierungen wurde ebenfalls aufgefunden. Das Ganze war von dem Anger der Alterthumsvereins kunstgerecht aufgedeckt, so dass alle Gegenstände in belehrender Weise in der ursprünglichen Lage besichtigt werden konnten. Auch auf einem Bauplatz der Stadt selbst war man beim Grundgraben auf römische Gräber gestossen, deren Aufdeckung und Ausbeutung ein Theil der Anthropologen mit lebhaftem Interesse bewohnten. Von dem Reichthum an historischen und prähistorischen Alterthümern, an welchen der Boden von Worms und seine Umgegend so reich ist, wie irgend einer der heraufentenen Fundplätze am Rhein, gab das berühmte Paulus-Museum, welches eingehend studirt wurde, Zeugnis. Die hier, namentlich durch das Verdienst des Herrn Dr. Köhl,

vortrefflich aufgestellten und geraden massenweise vertretenen, vielfach durch besondere Schönheit und Erhaltung ausgezeichnete Alterthümer aus den französischen, römischen und vorrömischen, speziell prähistorischen, Zeiten, erregten die ungetheilte Bewunderung der Kremer. Selbstverständlich zogen die neuen steinzeitlichen Funde des Herrn Dr. Köhl das Hauptinteresse auf sich, aber lange verweilten die Anthropologen auch unter den anderen Schätzen und Muechen war es kaum möglich sich zu trennen. Alterthümlich und an Reichthum nirgendwo übertraffen ist die keramische Sammlung aus der römischen und fränkischen Periode. Aber auch aus den alten prähistorischen Epochen ist sehr viel zu sehen, was sich schon erwahten neolithischen Funden seien noch der reinen Bronzezeit einige prachtvolle Gräberfunde der reinen Bronzezeit und Hallstattperiode, frühchristliche Alterthümer, neben zahlreichen werthvollen Gegenständen der fränkisch-merovingischen Periode, die prachtvollen Gräberfunde von Flouheim in Rheinbessen, aus dem älteren Abschnitt der Völkerwanderungszeit, welche für Deutschland in ihrer Reichhaltigkeit mit ihren schönen Schwertern mit Goldgrün und Granat-Einlagen a. a. einz. in ihrer Art sind und sich den Funden aus dem Grabe des Thibereich und des sogenannten Theoderichgrabes von Pönan ebenbürtig an die Seite stellen können.

Hochbeachtlich war die Gesellschaft um 1 Uhr gewidmeten Stunden erobert, die einen vortrefflichen kalten Buffet in mustergründer Weise aufgestellt war. An kleinen mit den ausgezeichneten Weinen des Wormser Gauses, darunter die „unvergleichliche“ Liebfranzmisch besetzten Tischen hat sich dann die Gesellschaft zum letztenmal für diesen Congress in geselliger Vereinigung zusammengelassen; es war ein frohes schönes Ende des frohen schönen Zusammenkommens während des Congresses. Herr Oberbürgermeister Kächler erhob sich und dankte den Anthropologen für die Ehre des Besuchs, der die Stadt mit Freude erfüllt habe. Mit Stolz hätte die Einheimischen erfüllt, dass man den Werth des hiesigen Bodens erkannt habe. Aus einer grossen Vergessenheit könne man Ersatz für Manches finden, worin die Gegenwart zurückbliebe. — Dr. Weckerling gibt dem Bedauern Ausdruck, dass der Vorsitzende des Alterthumsvereins, Herr Major v. Heyl, durch plötzliches Unwohlsein verhindert worden, hierher zu kommen. Alles, was die Gäste heute im Paulus-Museum gesehen hätten, sei der Initiative des Herrn Major zu verdanken. — Geheimrath Virchow bezeichnet die Einladung seitens der Stadt Worms als eine so liebenswürdige, dass man ihr nicht hätte widerstehen können. Seit Anfang der über Jahre keine Redner die Gegend und könne also beurtheilen, was in Worms alles gesehen sei für die Anthropologie, für Fragen, die der ganzen Menschheit zu Gute kämen. Es sei ein grosses Glück, dass die Wissenschaft in Worms in der Person des Herrn Dr. Köhl einen Vertreter gefunden, der nicht allein mit Scharfsinn, sondern auch mit selbster Ausdauer auf dem Posten geblieben sei. Worms könne den Stolz haben, nicht allein Schätze in seinem Boden zu besitzen, sondern sie auch in richtiger Zeit geborgen zu haben. Damit bilde die Stadt ein gleiches Vorbild für viele andere Gegenden. Im Namen der Anthropologischen Gesellschaft rufe er den Wormsern ein „Glück auf“ zu. — Herr Dr. Köhl dankt für die merkennenden Worte, doch möchte er das Verdienst der Thätigkeit nicht an sich allein, sondern auch auf den Collegen Dr. Weckerling und die ganze Bürgerschaft ausdehnen. — Prof. Ranke toastet auf

beiden hochverdienten Geschäftsführer der Gesellschaft die Herren Retoren Ohlenschläger und Harster, welchen die köstlichen Tage des Congresses zu verdanken seien. — Prof. Dr. Weckerling toastet auf die Herren Virchow und Ranke, Gymnasialdirektor Ohlenschläger, einer der Geschäftsführer, widmete den Damen ein Hoch, die ein so wichtiger Factor für den Verlauf des Festes gewesen seien. — Professor Saldan spricht von dem Bürgersinn der Stadt Worms, hervorgegangen aus einer grossen Vergangenheit, der sich wiederholt in schwerer Zeit bewährt habe. Glücklicherweise sei ein so schweres Schicksal, wie es Worms ehemals betroffen, jetzt unter Kaiser und Reich nicht mehr möglich. — Das Essen verlief unter Mit-

hilfe der vortrefflichen Leistungen der Küche und der „grossartigen“ Wormser Weine in animirtester Stimmung. Dieser Stimmung gab Herr Oberlehrer Weismann-München Ausdruck, indem er die „unvergleichliche“ Liebfräunlich feierte.

Und nach Hochtrinken und Abschiednahmen, Eine Stunde später war die Gesellschaft, die während der Congressstage wieder wie eine grosse Familie zusammengehalten hatte, in alle vier Winde zerstreut. Ein Theil ging noch nach Mainz, in dem dortigen römisch-germanischen Museum den Mann unseres Lindenschmitt nahe zu sein.

„Auf Wiedersehen in Lübeck!“

Die der XXVII. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften für die XXVII. allgemeine Versammlung:

1. Festschrift zur Begrüssung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zum Anlass ihres im August 1896 zu Speier abgehaltenen XXVII. Congresses dargestellt vom historischen Verein der Pfalz. Speier, Druck der H. Glöckner'schen Buchdruckerei. 8°. 258 S. und 7 zum Theil farbige Tafeln.

Inhaltsverzeichnis:

- I. Die Terra-sigillata-Gefässe des Speier Museums. Von Professor Dr. Wilhelm Harster in Speier. S. 1—152.
- II. Ein hinterpfälzischer Festkalender. Beitrag zur pfälzischen Volkskunde. Von Dr. Lucas Grünwald, kgl. Gymnasiallehrer in Speier. S. 153—251.
- III. Archäologische Funde aus der Pfalz. Von Dr. Christian Mehlis, kgl. Gymnasiallehrer in Neustadt a/H. S. 252—258.

Zur localen Orientirung erhielt jeder Theilnehmer:

2. Speier und die Pfalz. Städtebilder. Von W. Oertel und R. Adams. Verlag von J. Laurenci. Zürich. 8°. 8. 65.

3. Dr. Karsch, Die Bevölkerung der Pfalz in den Jahren 1891/94, Beitrag zur Medicinalstatistik. Sonderabdruck aus dem Vereinsblatt der pfälzischen Aerzte. Jahrg. XII. 7. Frankfurt.

4. Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung. Zusammengefaßt und beschrieben von Dr. med. C. Koehl. Den Theilnehmern an der XXVII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Speier bei Gelegenheit des Besuchs der Stadt Worms und ihres Paulismuseums am 7. August 1896, überreicht vom Vorsitzenden des Wormser Alterthumsvereins Herr Major à la suite Max von Heyl. 8°. S. 61. Mit 20 photolithographischen Tafeln.

Inhalt:

- I. Ein Grabfeld der jüngeren Steinzeit auf der Rheingewann bei Worms. Mit Tafel 1—15. S. 3—45.
- II. Fund dreier sogenannter edlen Steinbeile. Mit Tafel 17. S. 47—48.
- III. Eine durchbohrte Hammeraxt aus Knochen vom Rheingewann. Mit Tafel 18. S. 48—49.
- IV. Funde sogenannter neolithischer schnurversierter Becher. Mit Tafel 19. S. 49—52.
- V. Funde von Knopfergeräthen aus der Umgebung von Worms. S. Tafel 19. S. 53—58.

VI. Bronzeschatzfund vom Rheingewann. Mit Tafel 20. S. 58—61.

4. Der deutschen anthropologischen Gesellschaft zur XXVII. allgemeinen Versammlung in Speier am 3.—6. August 1896. Als Festprogramm von Anton Herrmann in Budapest, corresp. Mitglied der anthropologischen Gesellschaften in Berlin, Wien und München, Redacteur und Herausgeber der „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“ in Budapest:

a) Ungarische statistische Mittheilungen. Neue Folge. Band IX.

Ergebnisse der in Ungarn am 31. Januar 1893 durchgeführten Zigeuner-Conscription. Mit 5 graphischen Beilagen. Im Auftrage des kgl. ungarischen Handelsministers verfaßt und herausgegeben durch das kgl. ung. Statistische Bureau. Budapest 1895. Buchdruckerei der Actiengesellschaft Adlraam.

Ungarisch und Deutsch. Fol. S. V. 99 u. 81 und zahlreichen graphischen Beilagen resp. 90 Karten.

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort. S. V.

I. Allgemeiner Bericht:

1. Die Zählungsmethode. S. 3.
2. Gesamtzahl der Zigeuner. S. 12.
3. Allgemeine Verhältnisse der Zigeuner. S. 24.
4. Wohnungsverhältnisse. S. 31.
5. Altersverhältnisse. S. 39.
6. Familienverhältnisse. S. 43.
7. Conformationelle Verhältnisse. S. 51.
8. Sprachkenntnisse und Nationalitätsverhältnisse. S. 58.
9. Bildungsgrad. S. 65.
10. Beschäftigung. S. 72.

II. Tabellarische Ausweise.

III. Graphische Beilagen.

b) Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Illustrierte Monatschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischer Beziehung stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protectorat und der Mitwirkung Seiner Kais. und Königl. Hoheit des Herrn Erzhersogs Joseph, redigirt und herausgegeben von Prof. Anton Herrmann. V. Band. 1896. 1.—3. Heft mit 166 Illustrationen auf XXXIV Tafeln. Budapest 1896. 8°. S. 72. Preis des V. Bandes (1896) 10 fl. Redaction und Administration: Budapest I, Szent-György-utca 2.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXVIII. Jahrgang

1897.

Redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsekretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1897.



Inhalt des XXVIII. Jahrganges 1897.

	Seite
Nr. 1. Pichler, Fritz, Römische Bergstrassen in den Ostalpen	1
Hertzog, Dr. Ang., Donarkult, Lindwurm, Monescheibe und Fussspuren	2
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft	3
Literaturbesprechungen	5
Verschiebung des von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz	6
Deutsches Reichs-Comité für den XII. internat. med. Congress in Moskau	8
Nr. 2. Weber, Franz, Zur Frage der keltischen Wohnsitze im jetzigen Deutschland	9
Pichler, Fritz, Römische Bergstrassen in den Ostalpen (Fortsetzung)	10
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Münchener anthropologische Gesellschaft	15
Literaturbesprechungen	15
Nr. 3. Gatmann, K., Ueber prähistorische Armschutzplatten	17
Pichler, Fritz, Römische Bergstrassen in den Ostalpen (Schluss)	19
Ein Arzt für Pará (Brasilien) gemcht	24
Nr. 4. Zichy, Graf Theodor, Ueber die Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Rasse von Hirschen	25
Schlösser, M., Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayrischen Jura	26
Literaturbesprechungen	32
Nr. 5. Einladung zur XXVIII. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck	33
Schwandt, W., Ueber einen hervorragenden Bronze-Depotfund aus der jüngeren Hallstattperiode	34
Schlösser, M., Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayrischen Jura (Schluss)	36
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Westfälische Gruppe der Deutschen anthropologischen Gesellschaft	39
Literaturbesprechungen	39
Wankel, Dr. med. Heinrich †	40
Nr. 6. Mittheilungen aus den Localvereinen:	
I. Gruppe Hamburg-Altona	41
II. Der historische Verein der Oberpfalz und von Regensburg	45
69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig 20.—25. September 1897	48
Nr. 7. Tappeiner, Dr., Der europäische Mensch ist ein in Europa autochthoner Arier	49
Weber, F., Germanische Heibengräber in Oberbayern	50
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
I. Naturforschende Gesellschaft in Danzig	52
II. Aus Andernach	56
Anruf zur Errichtung eines Denkmals für Johannes Müller	56
Nr. 8. Fuschs, W., Erinnerungen an H. Schaaffhausen	57
Koehl, Dr., Neue Ausgrabungen bei Worms	59
Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensees	63
Literaturbesprechungen	64

	Seite
Tagesordnung der XXVIII. allgemeinen Versammlung	65
Vorzeichnis der 226 Theilnehmer	66
Erste Sitzung.	
Virchow, R., Eröffnungsrede	67
Begrüßungsreden: Bürgermeister Dr. Brehmer, Professor Dr. Hoffmann, Dr. Kachen- burg, Dr. Lenz, R. Virchow	75
Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	77
Weismann, J., Rechenschaftsbericht. Wahl des Rechnungsausschusses. Etat	91
Freund Dr. Zur Einführung in die Lübeckische Prähistorie	93
Splith, Dr., Ueber das Danewerk	95
Virchow, R., Ueber den Burgwall bei Burg im Spreewald	98
Virchow, R., Vorlagen	100
Walcker, Dr. Hermann, Professor †	100
Palnsky de Lubócs et Cséfalva, Francoia, inspecteur général des musées et bibliothèques en Hongrie †	100
Redactionsbemerkung	100
Zweite Sitzung.	
Nr. 10. von Andrian, Freiherr, Eröffnung	101
Köhl, Dr., Angrabungen bei Wurns	101
Krönke, O., Ueber eine chemische Veränderung an vorgeschichtlichen Bronzen	108
Grempler, Dr., Ein neuer Bronzefund	110
Waldeyer, Dr., Anthropologische Mittheilungen	112
Ranke, Dr. Karl E., Einige Beobachtungen über die Sechshärfie bei südamerikanischen Indianern	113
Pruchownick, Dr. L., Die Beckenform der Anthropoiden	119
Dazu Fritsch, Dr.	123
Hildebrand, H., Die Alterthümer der Insel Oeland	123
Montelius, Dr. Oscar, Hausnamen und Gesichtsnamen	125
Dazu Voss, Aisberg, Virchow, Montelius, Virchow	124
Montelius, Dr. Oscar, Zur Chronologie der älteren nordischen Bronzezeit	126
Dritte Sitzung.	
Nr. 11 u. 12. von Andrian, Freiherr, Die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primi- tiver Völker	127
Ranke, Dr. J., Ueber die individuellen Varietäten im Schädelbau des Menschen	139
Dazu Virchow, Ranke	146
Virchow, R., Ueber die Steinzeit in Nord-Europa	147
Lenz, Dr., Bemerkungen über die Anthropoiden des Lübecker Museums	152
Dazu Virchow	152
Brinkmann, Bronzen aus Benin	153
Birkner, Dr., Das Schädelwachsthum der beiden amerikanischen Mikrocephalen (sog. Asteken)	158
Hagen, Dr. E., Die Ornamentik der Masty-Insulaner	155
Hagen, Dr. E., Neolithische Funde von Heckathen bei Bergedurf	157
Hahn, Dr., Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen	158
Geschäftliches: 1. Rechnungsnachweis und Entlastung des Schatzmeisters	164
Dazu Wagner	164
2. Wahl des Ortes und der Zeit für die XXIX. allgemeine Versammlung:	164
Dazu von Andrian, Ranke, von Andrian, Ranke	164
3. Neuwahl der Vorstandschaft:	165
Dazu Grussmann, Dr.	165
Vorlagen des Generalsecretärs: 1. Zum Antrag Bamüller	165
2. von Zmigroński, Ueber die Statika	166
3. von Tröltzsch, Die prähistorischen Wandtafeln	169
von Andrian, Schlussrede	169
Rednerliste	169
Der äussere Verlauf des Congresses	170
Begrüßungen des Congresses	173
Die Ausflüge nach Schwerin und Kiel	174
Die dem Congress vorgelegten Bücher und Schriften	177

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Ehrenmitglied der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. u. R. 16 des Jahrg. 1894

Inhalt: Römische Bergstrassen in den Ostalpen. Von Fritz Pichler Professor der Universität Graz. — Donarkull, Lindwurm, Mondscheibe, und Passspuren. Von Dr. Aug. Hertzog. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Literaturbesprechungen. — Versicherung des von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz. — Deutsches Reichs-Comité für den XII. internationalen medicinischen Congress in Moskau.

Römische Bergstrassen in den Ostalpen.

Von Fritz Pichler, Professor an der Universität Graz.

An Hochstrassen mit Alpenpässen hat der Geograph Castorius in seiner Reichskarte aus der Zeit um das Jahr 365 n. Chr. — ausser den Pfaden über Apenninen, Pyrenäen, Taurus — neun verzeichnet; davon gehen drei aus Italien nach Frankreich (in alpe cotta, graia, maritima), drei nach der Schweiz (in summo penino, eunu auren und die Como-Strasse), drei in die östreichischen Ostalpen. Von diesen ist eigentlich nur die südlichste beibehalten als in alpe Julia, nämlich jene über den Birnbaumerwald aus Aquileia nach Emona, der Reichskarte Tafel V, Abschnitt 5. Die beiden anderen Strassen sind jene von Aquileia nach Virunum (Zelfeld) mit den nördlichen Zweigen Ivavum und Oritia (Salzburg, Wels, Telfen IV 5 bis V 2); endlich jene über den Brenner von Matreium nach Vipitenum (Matrei, Sterzing, Tafel IV 2, 3). Diese letztgenannte Strasse von Augusta Vindelicorum nach Verona gewinnt aber eine modernste Ausgestaltung durch den geplanten Schienenweg München-Engadin-Mailand; schon ist München-Oborntarn-Partenkirche gebaut, zu folgen hat die Fortsetzung ins, Einmündung in Arlbergbahn, Austritt bei Landeck, Innthal, Engadin, Pass Maloja, Val Bregaglia. Entgegen der Brennerlinie — mit München-Mailand 602 Kilometer, 15 Stunden — betrüge die neueste Ostalpenstrasse 440 Kilometer, 10 Stunden.

Als römische Bergstrassen in den Ostalpen — zwischen Bodensee und Plattensee — wollen wir jene benennen, welche Städte verbinden, die über

Meer nicht bloss bis zu ein-, zweihundert Meter gelegen sind (Wien 170), sondern die auch fünf- und sechshundert Meter überschreiten (Innsbruck 570, Lienz 676). Wir wollen Strassenlinien etwa von 700 m Meerhöhe an als Bergstrassen in Betracht ziehen, vorausgesetzt, dass sie in bestimmt kurzer Steigung auf Hohepunkte zielen, wie die nachfolgenden: Berg Semmering 878 (von 980 bis 1013) m, Birnbaumerwald in Krain 887 m, Gailberg in Kärnten 970, Wurzen an Grenze Kärnten-Krain 1071, Iselsberg bei Lienz 1111, Radtättertauern 1138, Rotenmannertauern 1150, Predel 1162, Kanker-Seeberg-Sattel, Kärnten-Krain 1218, Plöcken, Kärnten-Italien 1360, Brenner 1362, Loibl 1370, Ampezzo-Gemärk, Greuze Tirol-Italien 1522, Kreuzberg, davon östlich, 1632, sodann Körttauern 2114, Felbertauern zwischen Lienz-Mittersill 2540 m.

Der Schnupplatz für unsere Uebersicht ist begrenzt: im Osten durch das Gebiet von Brigetio (Oszöny bei Komorn) oben, Poetovio (Pettau) unten, im Westen Brigantium (Bregenz) oben, Tridentum (Trient) unten; jedoch sind des innern Zusammenhanges halber die Grenzen näher zu bezeichnen. Dass die Donaulinie, soweit sie im Norden hinreicht, bis an Passau in Betracht kommt, versteht sich von selbst; im Süd sind wenigstens die Zielstädte Aquileia und Tergeste mitgenannt. Im Ost ist eigentlich bei Carnuntum (Petronell), Aquae (Baden), Solva (Loiblitz) und Celein (Cilli) schon Berglands Ende, doch ist theilweise drüber hinausgegangen mit Abtheilung vor Andantonia und Aqua

viva. Im West gehört Brigantium zwar zur Linie Augusta Vindelicorum (Augsburg) mit Novae, Cambodunum, Vemania bis Clunia, Caria, Como; doch ward der Anfang herbeigezogen, unten aber die Weiter-Erweiterung inbetriff von Tridentum und Aquileia nicht verfolgt.¹⁾

Wohl alle die genannten Uebergänge sind zu Römerzeiten beschriftet worden, ja aus Gemeindemitteln erhalten bis in die spätesten Zeiten und zum Theile mit noch ersichtlichem Aufwande von Stoff und Kraft. Aber nicht alle sind staatlich in Gebrauch gesetzt, für Heereszwecke mit Gedenk- und Messzeihen versehen worden. Dahin gehören u. a. die Korn- und Felbertauern.²⁾ Bei den letzteren reichen die Fündlinge von Aguntum nordwärts noch bis Welzelach.

Wenn wir von Ost nach West her, von den pannonischen Niederungen gegen die norisch-rätische Hochwelt schreiten, so unterscheiden wir vier Gliederungen in den antiken Verkehrsrichtungen, welche sich zunächst nördlich der Drainlinie darbieten; nicht ganz nacheinander erweist sich diese Abgrenzung für die ebensoviel südlichen Züge. Acht bis neun Vororte erscheinen im Strassennetze als Knotenpunkte, wie sie theils auf Meilenäulen, theils in Reisebüchern durch vier Jahrhunderte genannt werden. Die Abstände dieser Vororte von einander reichen von mindestens 40 bis höchstens 185 millia passuum, unter welchem Maximum die Donaulinie zu verstehen ist, länger als jeder Hohebergsweg. Wir geben im Nachfolgenden eine Uebersicht dieser Abstände:

Carnuntum nach Arrabo 55 millia passuum. Carnuntum
— Brigetio 70; — Boiodunum 185; — Ovilava 150;
— Savaria 75; — Scarbantia 40; — Solva 150.
Celeia—Emona 45,50; — Poetovio 40; — Solva 60; — Viru-
num 70.
Emona—Aquileia 70; — Virunum 50.
Juvavum—Ovilava 60; — Teurnia 90; — Veldidena 115.
Ovilabis—Carnuntum 150; — Teurnia 140—170; — Viru-
num 130.
Sabatum—Teurnia 80; — Veldidena 52.
Teurnia—Aquileia 110—120; — Aguntum 40; — Viru-
num 60.
Tridentum—Veldidena 100.
Virunum—Aquileia 120; — Carnuntum 190; — Emona
50; — Juvavum 125—150; Ovilabis 125

¹⁾ Ludwig Kavenstein, Karte der Ostalpen, Bl. II bis VI, Geogr. Anstalt Frankfurt a. M. 1885—86. Corp. inser. lat. V 1872, 1877 Italia; E. Pais, Suppl. add. ad vol. V, Rom 1888.

²⁾ Vgl. meine Abhandlung „Der Korntauern und sein Heidenweg“ im Correspondenzblatt f. Anthropologie etc. 1883, 8. Der Verfasser hat den Brenner, den Felbertauern begangen 1851, den Korntauern 1882, den Radstättler 1895. Ueber Höhenstrecken s. Caristhia 1895, 162; 1896, 50.

Mommsen, Alpes Poeninae in Ephem. 1881, IV, S. 516.

Diese Zahlen sind im Allgemeinen nur Mindestmaasse und sie werden genauer berechnet durch die Meilenäulen wie Reisebücher; nur erscheinen ersteren nirgends in voller Reihe erhalten und sind aus den letzteren doch die einzelnen Wirkrichtungen, ob sie nun kürzer oder verlängert, keineswegs in allem Detail zu entnehmen. Es soll nun versucht werden, bei einer Ueberschau der vier Hauptstrassennetze, auf deren Gemeindegeweir wir aus Unkenntniß nicht eingehen können, zunächst die grösseren bewohnten Orte alphabetisch anzugeben, nach antikem und neuem Namen, diesen aber die Meilenstein-Fundorte anzureihen, lediglich in alphabetischer Ahfolge behufs leichterer Auffindung. Man erfährt dabei die Kaiser, welche dem Strassenbaue aufgeholfen haben, die Jahre der Errichtung, den Zielort, woher, wohin die Litrae geht, die Schrittzahl und schliesslich die Literatur für den einzelnen Vorort. Wir durchwandern zuerst die obere Partie, nüber der Donau.

Nördlich des Draufusses:

1. **Semmerling.** Gebiet der antiken Orte zwischen Carnuntum und Solva, als: Aequinoctium (Fischamend), Aquae (Baden), Arlape, Aralatum (Erlaf, Pöchlarn), Arrabo (Raab), Astura (Klosterneuburg), Bassiacae (Sombathely), Blaboricacum (wohl Lauracum), Brigetio (Ozöny), Carnuntum (Petronell), Cellium, Clivum (St. Pölten, Wieserwald), Comagene (Tolln), Elogium (Acheiten bei Ips, Mauer, Obing, Sprengberg-Lorch), Fafiana (Mauer, Obing, Pöchlarn), Gerulata (Troosvar, Karlsburg), Lauracum (Lorch, Ebn), Fluxum ad (Ung. Altenburg), Locae felix (Ferschnitz-Purwart? Urbach), Mostrisnao (Zala Ber), Murasella (Patrievci), Namara (Malk), Pirum tortum (Schönbühl vor Traismaur), Pons Isis (Ips?), Salla (Zala-Lövb), Savaria (Steinamanger), Scarbantia (Wedenburg), Solva, Savina solvensis (Leibnitz), Stainico (Hochstrass), Trigasamm (Traismaur), Vindobona (Wien), Villa Gal (an Donau zu Vindobona, Carnuntum, Fischamend) und Ulma (Banovce?, Neustadtlersee).

(Fortsetzung folgt.)

Donarkult, Lindwurm, Mondscheibe und Fussspuren.

Von Dr. Aug. Hertzog, Spitaldirector in Colmar.

Die höchst interessanten Artikel über obgenannte Gegenstände in No. 7 des Correspondenzblattes veranlassen mich, kurz auch einige diess-herzüglichen Mittheilungen aus dem engeren Gebiete meines Heimathlandes, der Gemaische Gebirgs- weiler und Umgebung (Oberelsass, Kreis Gebweiler) zu machen. An dieser Stelle, wo so Vieles über diesen Gegenstand gesammelt wird, dürfte es auch willkommen sein, das zu erfahren, was sich in elsassischen Volksaberglauben oder in elsassischen Sagen darüber erhalten hat. Was ich hier mittheile, wird den Beweis erbringen, dass sich hier zu Lande gar viele Ueberreste der ursprüng-

lichen Religion aller germanischen Stämme erhalten haben. Aus einer alten Chronik von Gebweiler kaen ich die Erzählung des Erscheinens eines fürchterlichen Drachens anzuführen, worin sehr deutlich zu Tage tritt, dass dieser Wurm nur die Verkörperung einer Pestilenz ist, welche dazumal noch einer starken Uoberschwemmung die Gegend heimsuchte. Auch fehlt in meiner Heimath die bekannte Erklärung des „Mann im Monde“ nicht, und in der Nähe einer vielbesuchten Muttergotteswallfahrt, des Schauenberg's, trifft der Tourist einen sogenannten Teufelstein an, in welchem heute noch die Spuren der Teufelklanen zu sehen sind.

Was nun den Donarkult anbelangt, so eriniere ich mich aus meinen Kinderjahren oft von älteren Leuten und von gleichalterigen Kameraden die Meinung gehört zu haben, dass, wenn es beim Gewitter einschlägt, ein Hammer vom Himmel falle. Das „Donneräxtle“ nannte man diesen Hammer. Wo man solche auf dem Felde fand, nahm man sie sorgfältig mit nach Hause, wo diese dann das Hans vor Brand und Blitz beschützen sollten. Solche Donneräxtle habe ich später als prähistorische Steinäxte in den Sammlungen unseres Landes wiedererkannt.

Untern Jahr 1304 schreibt die Gebweiler Dominikanerchronik wörtlich: „Es geschoche in dem Belchenthal so hinder Muerbach ligt, ein grosser Wulchenbruch, dahero ein ungestimmtes Wetter uudd ein erschreckliches Wasserwerckh entstandten, auf welchem Wasser ein grausamer Trach hernndtergeschwommen. Zu Muerbach ware das Wasser so gross und ungestimm, das es etliche Heuser in dem selbigen Thal hinweg fihrt, samt die einte Seithen von unser lieben Frauen Khürch zu Muerbach. Da nun das Wasser an Sanctae Catharinae Weyer kam, da truckht das Wasser den Weyer hinweg, undt war das Wasser so stark, das es die aussere Ringmawren alhier zu Gebweiler, die hei dem Brockenorth ist, seh hinwegstess. Es that auch sehr grossen Schaden in gantzer Gägne herum, an Matten, Aekkeren, Gärten undt Heuseren; was es nur antraff miest alles forth. Do nun das Wasser vergieng, da war der graussame Wurm zwischen Iesenheim und Mernheim auff das Landt khommen, welcher grossen Schaden thete an Menschen undt Vieh.“ Mit vieler Arbeit und Müh ward er endlich erschlagen.

Der Mann im Monde ist auch in meiner Heimath, ein armer Mensch, der am heiligen Weihnachtsabend in den Wald Holz lesen gegangen war, und dafür nach seinem Tode in die Mondscheibe gebannt wurde.

Mit dem Schauenberger Teufelsfelscn verhält

es sich der Sage nach folgendermassen: Als die Maurer das Marienkirchlein erbauten, arbeiteten sie am Fortwälzen eines grossen Steines, den sie zum Bau verwenden wollten. Doch sie konnten die schwere Masse nicht rühren. Da kam ein Fremder und frag sie, was sie damit anfangen wollten: eine Kirche bauen, antworteten die Männer. So Ihr mir versprechet neben der Kirche ein Wirthshaus zu bauen, will ich Euch den Stein hinaufbringen an Ort und Stelle. Die Männer versprochen, denn sie dachten nicht an die Möglichkeit. Doch der fremde Mann hob den Steinkoloss wie einen Federholl und gieng mit demselben dem Bauplatze zu. Da erkannten die Männer, dass es der Teufel war, und es reute sie ihr Versprechen; sie bekreuzten sich und verweigerten das gegebene Wort einzulösen. Mit dem Teufel ist aber nicht gut spielen; dieser geht auf die Spitze des Berges und rollt von da oben den Stein auf das Kirchlein hinab; der Stein aber ward durch die Mutter Gottes abgewiesen, und fiel ungefähr 200 Meter weiter unten zur Ruhe, wo er heute noch, am Wege von Schauenberg nach Pfaffenheim rechter Hand zu sehen ist. Daran sieht man aber die Eindrücke der Klauen des Satans. Diese Eindrücke sind Höhlungen des Steines, in die ein naiver Steinmetz sogar die Fingerspuren hineingemeisselt hat; noch naiver aber ist der Umstand, dass diese zwei Löcher zwei Hohlhände und keine greifenden Klauen darstellen. Der Stein selbst ist ein etwa 2 Kubikmeter grosser Felsen, der unzweifelhaft in früherer Zeit vom Berge herabgerollt ist; eine fromme Sage musste später den gläubigen Leuten diese Erscheinung erklären. Was bedeuten nun die zwei darin angebrachten Höhlungen? Ein topographisches Zeichen sind sie nicht; jedenfalls stimmen sie nicht mit den heutigen Niederlassungen der Umgegend. Die zwei Höhlungen sind an der nördlichen Steinfäche angebracht; es dürfte dies aber schwerlich von einiger Bedeutung sein. War der Stein ehemals vielleicht als Grenzstein benützt? Dies dürfte noch eher der Fall gewesen sein, für heute ist der Felsen aber kein Grenzzeichen mehr. Ich halte es auch nicht für ausgeschlossen, dass die erwähnten Höhlungen von Natur schon im Steine vorhanden waren, da der alte naive Steinbauer die Fingerspuren des Teufels drauf oder vielmehr darin anbrachte.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Sitzung vom 30. October 1896. — 1) Der Vorsitzende Prof. Dr. Johannes Ranke eröffnet die Sitzung in dem mit der Bäte das † Herrn Prof. Rüdinger ge-

schmückten Saale des Kunstgewerbevereins mit der Begrüßung der zahlreich erschienenen Mitglieder. Hierauf widmete er Herrn Professor Dr. N. Rüdinger folgenden warmen Nachruf. Meine erste Aufgabe ist es, eines schmerzlichen Verlustes zu gedenken, welchen unsere Gesellschaft vor wenig Wochen erlitten hat. Prof. Rüdinger, lange Jahr unser erster Vorsitzender, ist nicht mehr unter uns. Ich glaube, es hätte unsere Gesellschaft kein schmerzlicheres Verhängnis treffen können. Ich war ganz costernirt durch diesen unerwarteten Todesfall. Wie Ihnen allen kam auch mir die Nachricht durch die Zeitungen zu Gesichte und zwar nicht die Nachricht von seiner Erkrankung, sondern von dem eingetretenen Tode. Niemand hätte erwartet, daß dieser jugendfreudige Mensch so rasch aus unserer Mitte gerissen werde. Ich habe am Grabe des theuren, unvergesslichen Freundes und Genossen einen Kranz niedergelegt in ihrer Aller Namen. Ich danke Sie werden es billigen. Erinnerung Sie sich nicht mir an jene Zeit, die jetzt kaum mehr als ein Jahr hinter uns liegt, in die Zeit unseres 25-jährigen Jubiläums. Mit welcher Frische und lebhaftem Interesse hat damals unser jetzt vermisster Freund an allem theilgenommen, was unsere Gesellschaft bewegte. Er gehörte mit zu den Gründern der Gesellschaft, er hat von Anfang an durch seine vortrefflichen Eigenschaften und seine lebhaftes Theilnahme die Gesellschaft gehalten und unterstützt, und wo einmal eine Lücke entstanden war, ist er gewiss eingegriffen, um mit seinen vortrefflichen Vorträgen die Gesellschaft zu beleben. Er war in Wahrheit somatischer Anthropologe. Das war seine eigentliche Thätigkeit, das war sein eigentliches Fach, trotzdem er Anatom war. In dem vortrefflichen Nachruf, den ihm Prof. Rückert gewidmet, ist das ausgesprochen, ich stimme ihm vollkommen bei. Er war unter der Leitung seines und unseres Lehrers Bischoff auf die somatische Anthropologie hingewiesen worden. Er hat schon vor der Gründung der Gesellschaft in deren Sinn gearbeitet. Er hat seine immense Arbeitskraft wesentlich auf dem Gebiete der somatischen Anthropologie verworthe. Damals sind seine ersten kranziologischen Untersuchungen entstanden über die Veränderungen des Schädels durch die künstliche Deformation bei Amerikanern und die Veränderungen des Gehirns, die dadurch entstehen. Er war so glücklich, als der erste von allen Forschern, das Gehirn eines solchen deformirten Schädels untersuchen zu können; Seinen weiteren Untersuchungen über das Gehirn haben wir die schöne Arbeit über die Verschiedenheit des Gehirns bei den verschiedenen Geschlechtern. Zuerst hat er bei Zwillingen verschiedenen Geschlechtes die Verschiedenheit nachgewiesen. Dann gelang es ihm an allen Gehirnen, die ihm in der Anatomie zu Gebote standen, die verschiedenen Ausbildungen der Furchen, welche die beiden Geschlechter charakterisirt, darzuthun. Er ist dann fortgeschritten zur Untersuchung der Gehirne besonders berühmter Männer, namentlich zur Untersuchung des Sprechcentrums am Gehirn. Er hat die Untersuchungsmethoden zu einer Virtuosität ausgebildet, wie sie vor ihm Niemand besitzen hat und vielleicht gegenwärtig Niemand, mit Ausnahme Flechsig's in Leipzig, besitzt. Ich habe mit Befriedigung gelesen, dass Flechsig in seiner berühten Rede beim Psychologengongress noch wenig Tage vor Rüdinger's Tode anerkannt und ausgesprochen hat, dass Rüdinger auf denselben Bahnen fortgeschritten sei, auf denen er wandte. Aber es sind nicht bloss die wissenschaftlichen Leistungen, welche uns an seine Person knüpfen, es waren seine persön-

lichen Eigenschaften, welche ihn allen Personen lieb und theuer machten. Es mag da oder dort einen Anstoß gegeben haben, aber trotzdem mußte man ihn gut sein und ihn lieben. Ich habe meine Ansprache am Grabe geschlossen mit den Worten, die ich hier angesichts der Büste des Verstorbenen wiederholen möchte: Theurer Freund, wir haben Dich geliebt und geehrt, wir werden Dich lieben und ehren.

Ich bitte Sie zur Anerkennung für den hingeschiedenen Freund sich von den Sitzen zu erheben. (Geschlecht.)

2) Professor Dr. Eugen Oberhammer: Ueber Griechen, Türken und Armenien. — Anknüpfend an den im Vorjahre gehaltenen Vortrag über die mykenische Epoche und die Anfänge des hellenischen Volkes besprach Redner die Fortentwicklung der griechischen Nationalität in der Zeit des sogenannten Hellenismus, welcher eine bedeutende räumliche Ausbreitung dertellen unter Verschiebung des geistigen Schwerpunktes von Athen nach Alexandria, zugleich neuer auch die Ausgiebung der alten Stammesuntersehiede und eine Verflachung des Nationalcharakters mit sich brachte. In der Kaiserzeit war der ganze Osten des römischen Reiches theils hellenistirt, theils unter dem Einfluss griechischer Bildung. Auf der Balkanhalbinsel bildeten die illyrischen Stämme (die Vorfahren der heutigen Albanesen), dass der Balkan die Grenze des Vordringens griechischer Sprache und Sitten. Im Norden der Halbinsel und an der unteren Donau herrschte römischer Einfluss, wie besonders die Romanisirung der in den hentigen Rumänen fortlebenden Dakier zeigt. Aber auch in Thrakien und Kleinasien war das Griechenthum noch nicht vollständig durchgedrungen. Ersteres war, wie Makedonien, von indogermanischen, den Griechen verwandten, aber in der Entwicklung zurückgebliebenen Stämmen bewohnt, die erst nach und nach dem Griechenthum gewonnen wurden, nuerst in Makedonien, wo die Hellenisirung schon im 4. Jahrhundert v. Chr. begann, später und langsamer in Thrakien, wo wir noch im 8. Jahrhundert n. Chr. Resten der alten Volksschaft begegnen. Das Kleinasien, mit Ausnahme der den Thrakern verwandten Phryger (und Bithyner) und der von Westen her eingewanderten Griechen von einer eigenartigen Bevölkerung bewohnt war, die weder als indogermanisch noch als semitisch zu bezeichnen ist und vielleicht auch mit dem ältesten Bevölkerungsgelicht von Südennpa und Nordsyrien zusammenhängt, wird jetzt aus sprachlichen, historischen und anthropologischen Gründen ziemlich allgemein angenommen. Nur langsam haben sich diese Völker, die zum Theil wie die Lytiker und Karer, aus Bekantheit ihrer Sprache in eigenthümlicher, jedoch dem Griechischen entlehnter Schrift hinterlassen haben, die griechische Sprache angenommen, deren Ausbreitung in der späteren Kaiserzeit nicht zum wenigsten das Christenthum Vorschub leistete. Erst unter der byzantinischen Herrschaft kann Kleinasien als vollständig gräcisirt gelten. Das Griechenthum war inzwischen in eine neue Phase seiner Entwicklung, die des Ikonismus übergetreten, welche neben der durch die christliche Religion bedingten Umgestaltung des Volksebens bereits die Ansichten einer Umbildung der Sprache trug. Bis in die vorchristliche Zeit zurück reichen die ersten Spuren der dem Ikonismus entsprechenden Veränderung der Aussprache, und schon im 4. Jahrhundert begegnen wir rhythmischen Kirchensiedlern, welche nur auf Accent und Silbensahl beruhend,

1) Vgl. Correspond.-Bl. 1896 S. 6 f.

die Abnahme des Gefühles für die Quantität erkennen lassen; die antiken Vermessungen wurden von nun an nur noch als todte Form gepflegt. Während nun in den Provinzen, besonders in Thrakien und Kleinasien, das Griechenthum gleichseitig Fortschritte machte und auch im Hof und Staatsleben die römische Ueberlieferung nach und nach verdrängte (Einführung der griechischen Commandosprache und Münzlegenden im 7. Jahrhundert, Ersatz des Corpus juris durch die Basiliken im 9. Jahrhundert n. s. w.), fand auf der Balkanhalbinsel eine wesentliche Verchiebung der ethnographischen Verhältnisse durch die Einwanderung der Slaven und Bulgaren statt. Letztere hatten sich seit 679 endgiltig in ihren jetzigen Wohnsitzen niedergelassen, dabei aber ihre (nämlich) türkische Nationalität eingebüßt und waren in den Slaven aufgegangen. Diese hatten nicht nur (seit 620) den Nordwesten der Halbinsel in Besitz genommen, sondern waren auch in wiederholten Zügen (vom 6. bis zum 8. Jahrhundert) bis zur Südspitze Griechenslands vorgedrungen, wo sie allmählich im Griechenthum aufgingen. Meyers's Hypothese von einer gänzlichem Ausrottung der festländischen Griechen durch die Slaven ist ebenso unhaltbar wie die in Griechenland mit Vorliebe festgehaltene Ansicht von der Reinheit der griechischen Rasse. In den Beimischungen fremder Elemente, welche das griechische Volk stets zu absorbiren verstanden hat (wie gegenwärtig die seit dem 13. Jahrhundert in Griechenland eingewanderten Albanesen) liegt kein Makel, da alle Culturvölker (so auch die Deutschen, Italiener n. s. w.) durch Mischung entstanden sind.

Zu den Türken übergehend besprach Redner die Stellung der türkischen Völkergruppe innerhalb der uraltaischen Sprachfamilie und der mongolischen Rasse, sowie ihre Verbreitung über Asien und Europa, ferner die neuentdeckten ältesten Sprachdenkmäler der Türkvölker vom Jenissei und Orchon und die Entwicklung des Osttürkischen (Tschagataischen) zu einer Literatursprache. Mit dem byzantinischen Reich trafen die Türken zuerst durch die Gesandtschaft Zensarcho's (569 n. Chr.) in Berührung, aber politisch und ethnographisch wurde sie für dasselbe, von der vereinselten Einwanderung türkischer Stämme seit dem 9. Jahrhundert (Vardarioten, Koniariden) abgesehen, erst bedeutungsvoll durch die Niederlassung der Seldschuken in Kleinasien (seit 1075) und die Begründung des Sultanats von Ikonion; aus diesem ging um 1300 Osman's Reich hervor, dessen weitere Entwicklung bekannt ist. Die Sprache der osmanischen Türken hat auf dem Wege durch Persien und in Folge der Annahme des Islam eine starke Beimischung von persischen und arabischen Elementen erhalten, die jedoch nur in der gehobenen Sprache und in der Literatur zur Anwendung kommen.

Der gemeine Mann kennt und versteht diese fremden Bestandtheile nicht und bedient sich eines ziemlich rein türkischen Idioms. Weit weniger als die Sprache hat die Rasse ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Die verhältnismässig kleine Schaar echter Türken, welche der Fahne Osmans folgte, hat sich durch Aufnahme fremder Volkselemente und die fortwährenden Kreuzungen der Rasse von weiblicher Seite, welche durch die Haremwirtschaft besonders begünstigt wurden, in den späteren Generationen so vermischet, dass der mongolische Typus sich so wenig wie bei den Magyaren erhalten oder doch seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten verloren hat, während die in Bulgarien wohnenden und seit dem russisch-türkischen Kriege auch in Kleinasien eingewanderten Tataren dieselben in ausgezeichneter Weise zeigen. Immerhin wird man

auch bei den „Türken“ viel Individuen finden, welche schon dem Typus nach als solche erkennbar sind, ohne dass derselbe ausgesprochen mongoloide Züge aufweist; aber eine scharfe Begrenzung des Begriffs „Türken“ ist heute im osmanischen Reiche überhaupt kaum möglich, da Russen, Sprache und Religion sich fortwährend kreuzen. Die sogenannten Türken Bosniens und Kretas sind Slaven beziehungsweise Griechen, welche den Islam angenommen haben (ähnlich die bulgarischen Pomaken), wogegen in Kleinasien ein Theil der Bevölkerung sich zur griechischen Religion bekennt, ohne einer anderen als der türkischen Sprache mächtig zu sein, zu deren Niederschrift aber das griechische Alphabet dienen muss (so z. B. in Tokati); sie sind aber weder griechischer noch türkischer, sondern kleinasiatischer Rasse, und dasselbe gilt von anderen Bewohnern Kleinasien, welche mit der türkischen Sprache auch den Islam angenommen haben, wie die Nachkommen der alten Lykier. Die grosse Masse der Bevölkerung Kleinasien ist eben, wie die neueren Forschungen immer klarer erkennen lassen, seit Jahrtausenden dieselbe geblieben, und der Islam wie das Türkenthum bezeichnen für einen grossen Theil derselben ebenso gut nur eine Phase der innersen Entwicklung wie das Eindringen des Hellenismus bezw. Ithomaismus und die Annahme des Christenthums. Dass daneben auch echte Türkvölker, wie Jürken, Turkmänen und Andere, in Kleinasien vorhanden sind, ist nicht zu leugnen; aber diese meist nomadisch lebenden Stämme fallen gegenüber der weit zahlreicheren ansässigen Bevölkerung, die man „Türken“ nennt, weil sie jetzt türkisch sprechen und sich zum Islam bekennen, wenig ins Gewicht.

Die Sprache der Armenier, welche viele iranische Elemente enthält und deshalb von Lagarde n. A. der eranischen Gruppe zugewiesen wurde, ist jetzt durch Hübschmann als ein selbständiges Glied der indogermanischen Sprachfamilie erwiesen; aber sie war nicht das Idiom der ältesten Bevölkerung, wie wir sie aus assyrischen Keilschriften des 9. und 8. Jahrhunderts und nenerdings aus einheimischen Keilschriften (vom Wasee) kennen. Diese gehörte vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach derselben Rasse an, die wir in Kleinasien voraussetzen müssen, der vielleicht auch die Kankarer, Hethiter, Susier zugewiesen werden müssen (Hommeri's altrodische Völker) und auf deren Rechnung auch v. Luschans auch der sogenannte semitische Typus der Juden zu setzen ist. Die Eigenart dieser Rasse hat alle fremden Beimischungen und alle Sprachwandlungen überdauert, und ist heute noch in Kleinasien und Armenien vorherrschend.

Die Ausführungen des Redners wurden durch eine Anzahl photographischer Typen unterstützt, welche grösstentheils Herr Dr. E. Nannmann (meist nach eigenen Aufnahmen in Kleinasien) zur Verfügung gestellt hatte.

Literatur-Besprechungen.

Sigmund Riezler. Geschichte der Hexenproceffe in Bayern. Im Lichte der allgemeinen Entwicklung dargestellt. Stuttgart 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wenn sich das vorliegende Werk zunächst auch nur auf die Gebietstheile des alten Herzog- und späteren Kurfürstenthums Bayern beschränkt, so sind doch die besprochenen allgemeinen Verhältnisse — Ursprung, Ursache und Entwicklung des Hexenzlaubens — wie

der Verlauf und das Ende dieser Erscheinung für ganz Deutschland maßgebend und typisch, so dass das gründlich und nur auf ungetrübten Quellen fusende Buch seinen Leserkreis in der ganzen gebildeten Welt zu weiten berechtigt ist. Insbesondere ist es die anthropologisch-ethnologische und die psychologische Seite dieser Erscheinung, welche die Leser gewohnter Zeitschrift vor allem interessieren wird. Tritt doch hier die allererste Thatfache in den Vordergrund, dass die Denkweise eines ganzen Volkes und des Zeitalters durch angebliche Einwirkung aus den gesunden und natürlichen Bahnen gelenkt werden kann.

Der Verfasser bekämpft mit Recht die Meinung, dass der Hexenglaube des christlichen Mittelalters lediglich die Fortwirkung und Weiterentwicklung der schon in heidnischer Zeit vorhandenen Wurzeln desselben in Deutschland sei. Die Gestalten der Zauberer, der Unholde und Hexen (hagazussa = Feld- und Flurschädlinge) sind allerdings schon in dem vorchristlichen germanischen Altertum anzutreffen. Während dort die Thätigkeit der Zauberer nicht notwendig eine schädliche sein muss, ist die der Hexen und Unholde (er-stere meist weiblich, letztere männlich gedacht) stets eine dem Menschen und seiner Habe und Arbeit verderbliche. Erstere sind wie Weissager, weise Frauen etc. mit besonderen Kenntnissen ausgerüstete Menschen, letztere dagegen übernatürliche mit übermenschlichen Kräften begabte Wesen, Personifikationen schädlicher Naturgewalten, die als Schwarz-Elben, Trüden, Maren, Alpe, Schratel etc. ihr Unwesen treiben. In dem christlich-mittelalterlichen Hexenglauben dagegen treten nun Vorstellungen auf, die entschieden nicht aus dem heidnisch-germanischen Volksglauben stammen. So vor allem die Hexenritze durch die Lüfte, die Versammlungen der Hexen, der mit dem Teufel geschlossene Bund, die Teufelsbubelei, das Wirken der Teufel durch den Menschen und das der Menschen durch Teufel und Aerialisches. Diese Züge sind erst durch kirchliche Elemente theils aus antik-heidnischen, theils aus früh-christlichen Reminiscenzen und Legenden hinzugekommen.

Die alte Kirche nun verhielt sich ganz ablehnend gegen den Hexenglauben. Nur die Möglichkeit der Zauberei wurde angegeben und dagegen mit Kirchenstrafen eingeschritten, wodurch auch in die weltliche Gesetzgebung Strafbestimmungen dagegen hinein kamen. Der Hexenglaube selbst wurde als Aberglaube unter Strafe gestellt. Dadurch verblassten die Erinnerungen aus heidnischer Zeit von Generation zu Generation mehr, neue Wahnbildungen konnten in gemeingefährlicher Weise nicht fortwuchern und die Sache war am Anfang des 15. Jahrhunderts mehr und mehr im Erlöschen.

Da traten die Verfolgungen der Waldmänner und damit die Inquisition auf, in erster Reihe die Domini-

kauer, die als wirksamste Waffe gegen die Ketzer auch die Beschuldigung der Zauberei und Hexerei anwendeten. Sie belehnten die im Erlöschen begriffenen Ueberreste heidnischen Volksglaubens wieder, verwoben sie mit neuem Aberglauben, erfanden dazu Wahnbilder menschlicher Phantasie und suggerierten den in ein System gebrachten Hexenglauben dem Volke in Lehre und Predigt. Dadurch, dass man so Ketzeri und Hexerei mit einander verwebte, konnte die Kirche sich auch des Prozessverfahrens und Strafmass gegen die Angeeschuldigten bemächtigen, wobei die Folter als Erpressungsmittel von Geständnissen verwendet wurde, die nun neuerdings als Heilmittel benutzt wurden. Dass nicht der dem heidnisch-germanischen Volksglauben inhärente Dämonenglaube die Ursache und der Kern des neuen Hexenglaubens ist, geht schon aus der Internationalität des letzteren hervor. Eine solche internationale Beeinflussung konnte aber im Mittelalter nur die Kirche mit Erfolg ausüben.

Der gesunde Sinn des Volkes und des Weltkluges aber nicht gleich willig und widerstandlos auf die ihm angebotene Wahnidee ein. Es bedurfte einer über 200jährigen Thätigkeit der Inquisitoren und Mönche, bis dem Volke der neue Hexenglaube vollständig, dann aber in einem Grade suggeriert war, dass selbst die Reformatoren des 16. Jahrhunderts in demselben völlig befangen blieben. Insbesondere wirkte hierbei war das Eingreifen des Papstes Innocenz VIII. und seines Nachfolgers und die kirchliche Lehre, dass der Nichtglaube an Hexerei selbst schon Ketzeri und als solche zu bestrafen sei. Nachdem so der Hexenglaube dem Laienvolk vollständig in Fleisch und Blut übergegangen war, gab die Kirche vorsichtigerweise das Strafamt gegen die Hexen an die weltliche Justiz ab, um das Odium der Blutgerichte auf diese hüberzuwälzen. Wie der Kampf gegen die gesunde Vernunft des Volkes in Predigt und Literatur, an der sich fast nur Kleriker beteiligten, geführt wurde, bis er seinen Gipfel im verächtlichen „malum maleficarum“ erzielte, „den verächtlichsten und zugleich läppischsten, dem Weltkluger“, zu wech ungläubigen Verirrungen der menschliche Geist gelangte und so welcher Höhe die Verfolgungs-processen im 16. und 17. Jahrhundert anschwollen, bis erst nach Mitte des 18. die Scheiterhaufen zu brennen aufhörten, das mag man mit Grauen und Entsetzen in dem vorzähligen, Schritt für Schritt den Quellen folgenden Buche selbst nachlesen.

Dem gelehrten Verfasser kann man nur auf das Lebhafteste danken, dass er in völliger Unparteilichkeit sich der schweren Mühe unterzogen hat, in diese finsternen Klüfte der Geschichte des menschlichen Geistes rücksichtslos mit der Fackel der Wahrheit hineinzuleuchten. F. W.

Verchiebung des von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für 1897 geplanten Congresses in der Schweiz.

Nr. II. (Nr. 1 s. 1896, S. 73 dieses Blattes.)

In der Augustnummer des letztvergangenen Jahres mussten wir noch knapp vor Eröffnung des Congresses in Speier (3. August 1896) den Mitgliedern die vollkommen unerwartete Mittheilung machen von dem Scheitern unseres bishergehenden Planes, im Jahre 1897 die Jahres-Versammlung als Wander-Congress durch die Schweiz abzuhalten. Wir thaten das durch Abdruck eines Briefes unserer beiden literarisch-bewusstseinsten und Vertrauensmänner, der Herren Professoren Kollmann und Stüder. Nach dem Wortlaut dieses Briefes hatten wir anzunehmen, dass in unverständlich schroffer Weise von Seite der in Frage kommenden wissenschaftlichen Kreise in Zürich die Betheiligung an dem Congress abgelehnt und dadurch letzterer unmöglich geworden sei. Zu unserer freudigen Überraschung hat es sich nun aber ergeben, dass nur in Folge einer Kette von heiderseitigen beklagenswerthen Missverständnissen zwischen den in Frage kommenden wissenschaftlichen

Kreisen in Zürich und unseren Herren Vertrauensmännern diese Auffassung entstehen konnte und mit Freude dürfen wir heute constatiren, dass die ablehnende Haltung von Zürich in keiner Weise eine Spitze gegen unsere Gesellschaft zeigt, sondern lediglich aus localen, für 1897 nicht an ändernden Verhältnissen entspringen musste.

Anser jenen von uns abgedruckten Brief der Herren Kollmann und Studer wurden später in der Angelegenheit noch drei offene Briefe gedruckt, zwei von den betreffenden Kreisen in Zürich (Nr. 1. d. i. September 1896, Nr. 2. d. 8. November 1896) und einer von den obgenannten Herren (d. d. 6. October 1896).

Für unsere Gesellschaft ist ein näheres Eingehen auf die in diesen Schriftstücken hervortretenden Differenzen an dieser Stelle nicht angezeigt, da allen Hauptinteressenten die genannten Schriftstücke direct zugänglich sind. Wir freuen uns aber, an diesem Orte constatiren zu können, dass die uns so schmerzlich berührenden Differenzen unserer Schweizer Collegen jetzt als ausgeglichen betrachtet werden dürfen. Zum Beleg dafür bringen wir im Folgenden zunächst den Wortlaut der für uns wichtigsten Stellen aus dem letzten Zürcher Rundschreiben, welches unterzeichnet haben:

Die Direction des Schweizerischen Landesmuseums
Der Vorstand der antiquarischen Gesellschaft
Der Vorstand der ethnographischen Gesellschaft.

Zürich, den 8. November 1896. — Die erste Mittheilung davon, dass im Jahre 1897 in Zürich ein Anthropologen-Congress stattfinden solle, erfolgte im Jahre vom 10. April 1896 durch den Brief des Herrn Prof. Kollmann an die Direction des Schweizerischen Landesmuseums. Darin wurde erklärt, der Congress werde in unser Zürich noch mehrere andere Städte der Schweiz berühren und für den Aufenthalt in unserer Stadt bereits ein vorläufiges Programm entworfen. Herr Angot, Director des Landesmuseums, antwortete am 14. April, dass Zürich dem Congress gerne aufzunehmen würde; er habe nur ein Bedenken, dass nämlich der Eröffnungstermin des Landesmuseums möglicherweise auf den Herbst 1897 angesetzt werden müsse, und dass letztere nun zu gleicher Zeit nicht auch noch ein Congress empfangen. Sobald die Landesmuseums-Commission über den Zeitpunkt der Eröffnung Beschlüsse gefasst habe, werde dieselbe mitgetheilt.

Am 22. Mai 1896 machte die Direction des Landesmuseums Herrn Frobenius (welcher als Bevollmächtigter der Herren Professoren Kollmann und Studer nach Zürich gekommen war) bei dessen Verlassenschaft in Zürich die Mittheilung, dass in Folge vorübergehender Schwächen des Landesmuseums jedenfalls vor dem Herbst 1897 eröffnet werden könne und dass für die mit denselben verbundenen Kreise noch die Unmöglichkeit vorliege, im August oder September 1897 den Anthropologencongress zu empfangen, resp. bei demselben eine leitende Rolle zu spielen. Ein definitiver Beschluss über den Zeitpunkt der Eröffnung werde in der nächsten Sitzung der Landesmuseums-Commission gefasst werden. Herr Frobenius von der genannten Direction dachte ausdrücklich gesagt, und zwar mit der Bitte um Mittheilung an Herrn Prof. Kollmann, dass demjenigen Mitgliede der deutschen und österreichischen Anthropologerversammlung, die zum Congress durch Zürich reisen, das Landesmuseum, soweit es ihm statthalt sei, gerne gastlich werden würde, wie man auch jetzt schon Fremden Gasthäuser und Pensionshäuser derartigen Charakters vorzuziehen.

Wir wolle gleich hier bemerken, dass nicht bloss von Seiten des Landesmuseums, sondern auch von verschiedenen Mitgliedern der österreichischen Versammlung Herrn Frobenius mehrfach erklärt wurde, dass 1896 oder 1899 die Anthropologie in Zürich willkommen wären, wie man auch jetzt schon Fremden Gasthäuser und Pensionshäuser derartigen Charakters vorzuziehen.

Am 22. Mai 1896 lud ein von E. J. J. de la Roche Director der Herren Kollmann und Studer an einer Versammlung in Olten (zum Zweck der Vorbereitung) ein:

Die Landesmuseums-Commission hatte Sitzung am 12. und 13. Juni 1896. Am folgenden Tage schrieb Herr Angot an Herrn Prof. Kollmann, dass die Erläuterung des Museums auf den Herbst 1897 festgesetzt worden sei und also ohne Abhaltung eines Congresses in Zürich auf diesen Zeitpunkt alle Verhältnisse gemacht werden müssten.

Herr de Zosensamuel in Olten abgehalten wurde, versammelten sich in Sachen des Vorstandes der antiquarischen und ethnographischen Gesellschaft in Zürich. Der Präsident der ersten, Herr Prof. C. Meyer v. Knonau, hatte am 2. Juni das zweite Circular vom 6. Juni und damit überhaupt die erste Mittheilung, dass die Anthropologencongress in der Schweiz geplant sei, erhalten. Er antwortete am 8. Juni auf dasselbe, indem er die Beschlüsse der Oltenener Versammlung ad referendum in Aussicht stellte. Am 18. Juni legte er die Angelegenheit dem Vorstande der Gesellschaft vor, welcher beschloss, den Inhalt zu erklären, dass man im Herbst 1897 den Congress nicht officiell empfangen könne, da die Einweihung des Landesmuseums zu jener Zeit alle interessirten Kreise vollständig in Anspruch nehmen würde. Dieser Beschluss wurde durch die Commission der Gesellschaft sofort Herrn Prof. Kollmann mitgetheilt und der Zürcher Delegirte in Olten berichtete darüber nachher.

Anfangs Juni erhielt sich der Präsident der ethnographischen Gesellschaft in Zürich Kenntniss von dem in Aussicht genommenen Anthropologencongress, und Herr Prof. C. Keller legte die Sache ebenfalls dem ganzen Vorstande vor. Der Beschluss desselben vom 16. Juni 1896 ist nachstehend wörtlich mitgetheilt und werde in Olten ebenfalls erwähnt. Er beweist, dass dem Gesellschaft nicht bloss herbei war, ihre Bemerkungen zu sagen, sondern sogar für die Feinschrift eines Führer durch dasselbe offerirte.

Am 20. Juni 1896 sah die Gesellschaft in Olten die Beschlüsse des Congresses der Gesellschaft der Schweizerischen Landesmuseums: „Es ist selbstverständlich, dass wir die Gesellschaft mit Vergnügen in Zürich empfangen werden.“

Um den Standpunkt unserer Gesellschaft in der Angelegenheit klarzulegen, habe ich mit vorausgehender Billigung unserer gesammten Vorstandschafft ein Schreiben an die obgenannten Unterzeichner der beiden Zürcher Rundschreiben geschickt, welches mit Weglassung zweier für die Klärung dieser Angelegenheit unwesentlicher Schlusssätze folgendermassen lautet:

München, den 29. November 1896,
abgegeben d. d. 11. Dec. 1896.

An die Unterzeichner der Zürcher Circulars vom 8. November 1896.
Euer Hochwohlgeboren!

In Besantwortung eines in Ihrem Astrage an mich geschriebenen Briefes des Herrn Dr. Heizerl vom 14. November 1. J. möchte ich zunächst mein bestes Bedauern darüber aussprechen, dass der so lange schon begabte Lieblingsschwabener Gesellschaft, welche gütigst die Einladung des österreichischen Collegen in der Schweiz zu lassen, dort zu so grossen Schwierigkeiten geführt hat.

Ueber Wunsch war und ist kein anderer, als in der Schweiz die wichtigsten prähistorischen Sammlungen der Welt zu studiren und mit dem dort wirkenden berühmten Gelehrten unserer Faches noch längere, persönliche Fühlung zu gewinnen.

Die Commission zu diesem Rundschreiben rügte wir hier noch die Worte von Seite der Direction des Schweizerischen Landesmuseums: „Es ist selbstverständlich, dass wir die Gesellschaft mit Vergnügen in Zürich empfangen werden.“

Unsere Vorstandschafft hat Herrn Professor Dr. Kollmann, unseren langjährigen, früheren Generalsecretär, gebeten vorläufig die einladenden Circulars zu bezeugen, d. h. vor Allen die Einladungen an unsere Gesellschaft von Seite der uns so wichtigen Städte der Schweiz zu vermitteln.

Die Einladungen mussten aber vor dem August 1896 perfect sein, da am 5. August bei dem Congress in Spiez stattgefunden die definitive Wahl des Congressortes für 1897 stattfanden hatte.

Wenn ich daher, wie wir es sicher hoffen, die Einladungen von Seiten der drei Städte der Schweiz erlegt, so konnte nach unserer Meinung erst nach der möglichen Wahl des Congressortes die definitive Anstellung einer Localcomité für die einzelnen einladenden Städte die definitive Vorbereitung für den Congress zu treffen gehabt haben würde.

Das was wir so lange die Einladungen nicht erlegt waren, war Alles ganz practisch, auch das von den Herren Kollmann und Studer lediglich zur vorläufigen Orientierung entworfenen Programms.

Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, dass es nach ein Missverständnis war, wenn Sie in Ihrem Circular vom 1. September sagen: „Die Einladung zu diesem Congress erfolgte, ohne dass wir in Zürich etwas von der ganzen Sache wussten.“

Eine Einladung war in keiner Weise erfolgt, wir hatten nur am eine Missdeutung Auftretes Ihres Allgemeinens und Sieder waren bestritt, um diese Einladung zu vermitteln.

Es scheint mir, dass gerade dieses fundamentale Missverständnis auf dem weiteren Verlauf der Verhandlungen ausschlaggebend gewesen ist.

Andererseits haben die Herren Kollmann und Sieder Ihre ablehnende Antwort für unbefriedigend gehalten, als ein Brief von Ihnen gesehnt war. An diesem Missverständnis mag ja das von Ihnen geschickliche Auftreten Ihres Allgemeinens in Zürich und die mündliche Auftragsbeziehung zu diesem Schuld gewesen sein.

Es erheben mir nach auf beiden Seiten fundamentale Missverständnisse vorliegen, welche die gegenseitige Erringung ausreißend erklären, und ich dürfte, dass auf der Basis der Anerkennung von gegenseitigen Missverständnissen eine vollkommenste Verständigung der Parteien möglich ist.

Ich wäre glücklich, wenn ich zur Angleichung der doch nur sehr abstrakten Gegensätze etwas beitragen könnte.

Aus dem Lieder nicht offiziellen Briefe des Herrn Dr. Heissler erlaube ich mir Folgendes mit Freuden:

1. dass der ärztliche Dienst mit dem Herrn Professor Kollmann und Sieder vorbei ist und

2. dass wir in Zürich immer bereit sind, einen Congress von Autoritäten auf dem anthropologisch-ethnologischen Gebiete bei uns aufzunehmen.

In Ihrem gestrigen Circular steht ebenfalls: „Es ist selbstverständlich, dass wir die Gesellschaft mit Vergnügen in Zürich empfangen werden.“

Euer Hochwohlgehoren

stets ergebener

Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Wir schliessen damit unerseits diese Discussion für dieses Blatt in der bestimmten Hoffnung, dass die für 1897 notwendig gewesen Verchiebung des Wandereongresses der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Gemeinschaft mit den österreichischen Collegen mit Besuch der vielbewunderten Museen der ganzen Schweiz nicht eine definitive ist.

München, 28. Januar 1897.

J. Ranke, Generalsecretär.

Deutsches Reichs-Comité für den XII. internat. med. Congress in Moskau.

Dr. Virchow, Geh. Med.-Rath, Prof., Vorsitzender. — Dr. Bartels, Sanitätstath, Schatzmeister. — Dr. Posner, Prof., Schriftführer. — Dr. Eulenburg, Prof., Stellvert. Schriftführer. — Dr. Auh, Ober-Med.-Rath, Vorsitzender des deutschen Ärztevereinsbundes, München. — Dr. v. Bergmann, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. v. Cöler, Winkl. Geh. Ober-Med.-Rath, General-Stabsarzt der Armee, Prof. — Dr. Ewald, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Franke, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Gerhardt, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. König, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Lent, Geh. Sanitätstath, Vorsitzender des Ausschusses der preussischen Ärztekammern, Köln. — Dr. v. Leyden, Geh. Med.-Rath, Prof. — Dr. Martin, Prof. — Dr. Pistor, Geh. Ober-Med.-Rath. — Dr. Waldgayer, Geh. Med.-Rath, Prof.

Nachdem unter dem 12. August unseres Vorsitzenden die officielle Mittheilung zugegangen ist, dass die russischen Consula autorisirt worden sind, die Pässe aller christlichen oder israelitischen Aerzte, die sich 1897 zu dem internationalen Congress nach Moskau begeben wollen, zu visiren, können wir unsere Thätigkeit in vollem Umfange beginnen. Wir fordern daher namentlich zur Bildung von Landes-, Provinzial- und sonstigen Local-Comités auf und bitten Sie, in Ihrem Bereiche dazu mitzuwirken und die deutschen Collegen zu zahlreicher Theilnahme aufzufordern, damit Deutschland auf dem Congress in würdiger Weise vertreten sei.

Wir bemerken dabei, dass jeder Theilnehmer an dem Congress, wie auch sonst jeder Reisende, einen Pass haben muss, der von dem russischen Consul seines Landes, bezw. Ortes visirt ist. Das Visum wird ertheilt werden, wenn die betreffenden Herren Collegen vorher ihren Beitritt zu dem Congress bei uns angemeldet und den auf 20 M. festgestellten Beitrag eingezahlt haben. Sie werden sodann von uns mit einer Legitimationskarte versehen werden.

Anschreiben an das Deutsche Reichs-Comité sind an unseren ersten Schriftführer, Professor Dr. Posner (SW, Anhalterstrasse No. 7), Geldsendungen an unseren Schatzmeister, Sanitätstath Dr. Bartels (W, Am Karlsruhn No. 12/13) zu richten. Letztere werden in einem eingeschriebenen Briefe unter Beilagen der Visitenkarte ertheilt, da nach früheren Erfahrungen die Namen und Adressen der Absender auf Postanweisungen nicht immer mit Sicherheit festzustellen gewesen sind.

Der 7. Abschnitt des „Reglement“ lautet:

7. Les travaux du Congrès se répartissent entre les sections suivantes: I. Anatomie (Anthropologie, Anatomie normale, Embryologie et Histologie normale); II. Physiologie (y compris la chimie médicale); III. Pathologie générale et Anatomie pathologique; IV. Thérapeutique générale (y compris la hydrothérapie, la éliminotherapie etc.); V. Pharmacologie; VI. Pharmacognosie et Pharmacie; VII. Maladies internes; VIII. Pédiatrie; IX. Maladies nerveuses et mentales; X. Dermatologie et maladies vénériennes; XI. Chirurgie; XII. A. Odontologie; X. Médecine militaire; XI. Ophtalmologie; XII. A. Otiologie; XIII. Laryngologie et Rhinologie; XIII. Accouchement et Gynécologie; XIV. Hygiène (y compris la statistique sanitaire, la médecine sociale, l'épidémiologie, l'épizootologie et la science sanitaire technique); XV. Médecine légale.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind nach etwaigen Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 30. Januar 1896.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Correspondent der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. S. 16 des Jahrg. 1894.

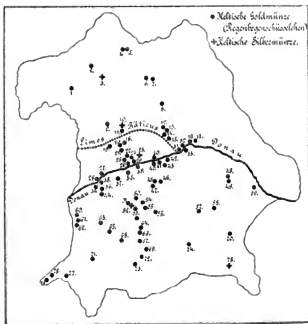
Inhalt: Zur Frage der keltischen Wohnsitze im jetzigen Deutschland. Von Franz Weber, Oberamtsrichter a. D. nebst einer Karte. — Römische Bergstraßen in den Oatalpen. Von Fritz Pichler, Professor der Universität in Graz. (Fortsetzung.) — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Literaturbesprechungen.

Zur Frage der keltischen Wohnsitze im jetzigen Deutschland.

Mit einer unter Benützung des „Handbuchs zur Geologie- und Ortskunde des Königreiche Bayern von K. Kötterer“ entworfenen Uebersichtskarte der Fundorte keltischer Gold- und Silbermünzen im rechtsrheinischen Bayern von Franz Weber, Oberamtsrichter a. D.

Im rechtsrheinischen Bayern wurden bis 1896 73 Fundorte von sogenannten Regenbogen-schüsselchen, 5 von anderen keltischen Silbermünzen bekannt. Hiervon treffen auf Kreis Schwaben 27, Oberbayern 24, Mittelfranken 8, Oberpfalz 6, Niederbayern 6, Unterfranken 5, Oberfranken 2. Mit Ausnahme der oberbayerischen Fundorte Gagers und Irching ergaben die übrigen nur einzelne Stücke; an jenen beiden aber wurden ganze Schatzfunde erhoben, und zwar an ersterem Orte zwischen 1400 und 1500, an letzterem bei 1000 Stücke der fraglichen Goldmünzen.

Ein Blick auf das beigegebene Karten lässt sofort eine scharfe Gränze der Vertheilung der Fundorte wahrnehmen, nämlich den Limes räticus und östlich von dessen Beginn den Lauf der Donau, eine Gränze, die mit der des späteren Römerreiches zusammenfällt. Die 8 nördlich davon gemachten Funde können gegenüber den 70 südlich oder



in nächster Nähe nördlich des Limes und der Donau constatirten mit ihren beiden Massenfinden nur als vereinzelte und weitverstreute in Betracht kommen, während diese, auf geschlossenem Gebiete und nahe beisammen erlitten, einen längeren Zeitraum voraussetzen, während dessen ein Volk, das sich dieses Verkehrsmittels bediente, hier sesshaft war. Jede einzelnen Stücke jenseits dieses geschlossenen Wohngebietes können auf friedlichem oder kriegerischem Wege über die Grenzen der Massenverbreitung dieser Münzsorten gekommen sein.

Nach allgemein herrschender Ansicht gehören die fraglichen Münzen der La Tène-Periode an, ja sie bilden gleichsam ein Leitmotiv für dieselbe, und werden, wo sie in Masse auftreten, als Hinterlassenschaft eines keltischen Volkstammes angesehen. Die Verteilung der Fundorte lässt demnach im rechtsrheinischen Bayern die Gebietsverteilung zwischen keltischen und germanischen Bewohnern während der Umlaufzeit dieser Münzen, also der La Tène-Periode, erkennen. Sie dient zugleich als weiterer Beweis für die immer noch von Zeit zu Zeit bestrittene Anwesenheit einer Bevölkerung keltischen Stammes im jetzigen südlichen Bayern vor der römischen Occupation, eine Thatsache, die ja auch durch andre Gründe längst sichergestellt ist. Ferner scheint durch sie auch der Nachweis gegeben, dass die Römer bei Feststellung ihrer Reichsgränzen sich hier an schon vorhandene alte Völkergrenzen gehalten haben.

Ein im Allgemeinen ähnliches Resultat würde voraussichtlich eine Uebersichtskarte der Hoebäcker im rechtsrheinischen Bayern ergeben, so dass auch die Gründe für die neuerlich insbesondere von H. v. Ranke in seiner mustergiltigen Monographie über die Hoebäcker ausgesprochene Annahme sich verdichten, dass die Anlage dieser Aecker und der Betrieb dieser eigenthümlichen Art des Ackerbaus durch eine keltische Bevölkerung während der La Tène-Zeit erfolgte. Dieser Betrieb hat sich auch während der römischen Zeit durch die eingewandene Provinzialbevölkerung forterhalten. Die in neuester Zeit von Meitzen in seinem grossen Werke und schon früher von Hartwig Peetz ausgesprochene Meinung, dass die Hoebäcker von den Römern zum Zwecke der Sicherstellung der Verpflegung ihrer Heere in Rätien und Norikum angelegt wurden, wird mit Rücksicht auf das Verbreitungsgebiet dieser Acker Spuren in Bayern nicht haltbar sein.

Vielleicht würde auch eine Uebersichtskarte der merkwürdigen Erdkammern im rechtsrheinischen Bayern, welche bisher zeitlich zu fixiren nicht gelang, Anhaltspunkte für deren ethnologische und zeitliche Zugehörigkeit ergeben. Viel spricht dafür,

dass auch diese Erscheinungen mit der La Tène-Periode und einer keltischen Bevölkerung zusammenhängen. Der Anlage solcher Karten muss aber eine einheitliche Untersuchung dieser Ueberreste vorhergehen, da die hierüber im Laufe der Zeit gesammelten Materialien naturgemäss leichter als die nicht zu verkennenden Münzen technisch und zeitlich verschiedenartigen Erscheinungen angehören können.

Fundorte.

1. Würzburg,	39. Neuhg a/D.,
2. Arnshausen,	40. Auhöfe,
3. Rimbach,	41. Irching,
4. Königshofen,	42. Manching,
5. Iphhausen,	43. Rockolding,
6. Irngendorf,	44. Freihalden,
7. Muggendorf,	45. Schropfenhausen,
8. Happing,	46. Dieboldshofen,
9. Petersdorf-Forst,	47. Pentenhausen,
10. Allmannsdorf,	48. Mattenhofen,
11. Pleinfeld,	49. Wallersdorf,
12. Barggriesbach,	50. Miederling,
13. Berching,	51. Hirrlöbigen,
14. Beilinges,	52. Batsenhofen,
15. Paulshofen,	53. Lechhausen,
16. Regensburg—Barg- weining,	54. Untzell,
17. Schwabweis,	55. Paar,
18. Weissenhg a/S.,	57. Wasentegenbach,
19. Gotsheim,	58. Amping,
20. Störzelbach,	59. Vilschhofen,
21. Heidenheim—Krot- tenmühle,	60. Tiefenbach,
22. Flotzheim,	61. Oberroth,
23. Hütting,	62. Bergelieten,
24. Graubach,	63. Bromen,
25. Obere Reismühle,	64. Mering,
26. Donnswörth,	65. Lamerdingen,
27. Billingen,	68. Grunrothshofen,
28. Laningen,	67. Türkenfeld,
29. Lechsend,	68. Underdieszen,
30. Kaeching,	69. Dissen,
31. Arzberg,	70. Waging,
32. Kelheim,	71. Kempton,
33. Abbach,	72. Polling,
34. Dürrenlingen,	73. Baiersreit,
35. Aisingen,	74. Valle,
36. Gundremmingen,	75. Rübichters,
37. Binswang,	76. Rückenbach,
38. Drusheim,	77. Simmerberg,
	78. Karlestein.

Römische Bergstrassen in den Ostalpen.

Von Fritz Pichler, Professor an der Universität Graz.
(Fortsetzung.)

Meilenstein-Fundorte:

Almas, von Kaiser Gordianus, Jahr 242, Ziel Brigetio, mille passuum VI, Litteratnr 910 vor 4625; 11383.²⁾

²⁾ Die Nummern über 10000 bedeuten das Suppl. an c. l. III B vgl. III 1, S. 576, S. 1847, 1796, 1799, 1723; über 4000 das c. l. III 1 n. 2; vgl. S. 574, 635—639 f.; über 900 Ephemeris, IV 1981, S. 123, 144, 149, 150; Aep. die archäologisch-epigraphischen Mittheilungen d. Wien. Univ. Castrorum Weltkarte, Ausgabe Konrad Miller, Ravensburg 1868.

- André bei Klosterneuburg, siehe dieses.
- Cair ... Kr? Brigiole XXXI, 11858, Philippus, Otacilia Aquinum 245—46, XXXII, 4631, Maximian 298 bis 308, 1288 XXXII 4632, Val. Maximian 392? — 4633, Philippus, 244, Br.-Aq. XXXIII 4634.
- Dorog, Maximinus, Maximos 237, 286, Brig.-Aq. XXXIII 4630, Philippus, Otacilia, XXVI, 11856; Philippus 11837.
- Eberdörf, Kaiser Caracanta-Vindobonani, XII 4640, Gran, Maximian 293—311, Brig.-Aquinum 4628.
- Gran-Caer, Maximian 235—236, Maximus, Brig.-Aquinum, XXXII 11839.
- Inzerdörf, Pina 143; S. Severus 198—211; Decius 249, Valerian 260, mit Gallienus, Vind.-Scarbantiam IV, 4649, 50, 51, 52, 53.
- Klein-Schwechat, Pius 143; S. Severus 198 (Proculus), Karonto-Vindob., XXI, 4641, 42, 43, 44, 45, 46; Maximian 235—38; Gordian 238, XXI; Decius 249, XXI; Valerian 260, XXI.
- Komarom, S. Severus, Caracalla Geta 201, Brig.-Arrabona, leg. Fab. Clio III, 4638.
- Krammünster, Pius? 141, Vindob.-Boiodurum XV, 11846 ad 5755, vgl. Engelhardtsaell.
- Oedenburg, Dudderswald, S. Sever., Caracalla Geta 201, Scarbus, mehr Caracanta = Scarbantiam 4654.
- Oestry, Caracalla 211—217, Brigitione Aquinum X, 4628; Otacilia, Philippus 347, Brigitione Aquinum X, 11826; Gordianus 236—241, Brigitione Aquinum X, 11827; Philippus, Otacilia 217, auch Tacitus 276—76, 11828; Philippus 241—42, 11829 = 909; Treb. Gallus Vih. Ar. Gallus 251—254, II, 11830; Sev. Alexander 222—235; Gallus 251—254, II, 11831.
- Pietzing, Kr? Cetium XXVI, Aep. 1894, S. 152.
- Pils-Caaba, Caracalla? 211—217, 4637; Maximian 235—38, Brigite, Aquinum XXXIII, 11810.
- Pils-Saanto, Sev. Alexander 222—235, Aq. Brigitionum X, 4635 = 10657; Macrinus, Diadomenian 217 bis 218, Aq. Brigiton. (Brig. Arrabonem III) 4636 = 10658.
- Páspöky bei Gran, Sev. Alexander 222—235, Brigiton. Aq. XVI, 11835 = 443.
- Raab, Caracalla 212, Brigite. Arrab. XXX, 11843 = 4639.
- Schwechat s. Klein-Schwechat.
- Stätt bei Neumarkt, Philippus, Otacilia 217, Brigitione Aquinum XI, 11831 = 4626; ebenso 4627.
- Dj-Snoy, Maximinus, Maximus 235—38, Brigim. V, 11841; Arrabonam 911; ebenso 11812.
- Grün, Sev. Alexander 224—235, Aq. Brigitionem, 6471 = 10656.
- Vith, Gordianus 238—244, Aq.-Brigim. V, 11832.
- Vöckers, Fl. Val. Severus 805—307, V.N. Maximian 292—311, Aq. Brigitionem VI, 10656.
- Vösendorf, Philippus 244—49, V.-Scarbantiam 4648.
- Wien, Gumpendorferstrasse, Treb. Gallus, Vih. Ar. Gallus 251—254, Vindobona-Scarbantiam 11844; Rena segg. Valeriana 258—260, V.-Scarbantiam 4617 (4666).
2. Klotzmann-Taurn. a) Gebiet der Orte zwischen Ovilis und Virunum, als Ad pontem (Enzersdorf, Färth, St. Georgen bei Judenberg, Unzmarkt), Boiodurum (Passau-Innsstadt), Candalicae (Eindörf,

⁴⁾ Sitak. Ab. W. Bd. 60, S. 408, dann 436, 586, 690—91 und Karten. Der modernen Ortsnamen laut Nomen und Kohn fügen wir die stinjet nachgeprüft laut Kenner als * bel. Im Ubrigen begünstigt sich noch immer unentschieden mit mehreren Ortsnamen, deren Träger nicht allzuweit von einander liegen.

Friesach, Hüttenberg, Judendorf), Elogium (Achleiten), Erolatia (Dornbach, Klaus, St. Pankraz, WGarsten), Eoc... (lechl), Gabronagus (Lietzen (Engelhardtsaell)), Lauriacum (Lorch), Lontia (Lins), Maritiana (Eberding, Marsekirchen), Maticanum (Althofen, *Altenmarkt, Treibach, Uszdorf), Monats (Enzerdorf, *Mantendorf, Koyela (Kindörf, Neumarkt, Scheifing, Teuffenbach), Ovilis (Ovilis, Ovilis (Wels), Sabantina (*Hebentauern, Treiten, Stizias, Sturte (Loretz, *Rotebaum), Sorontium (*Hebentauern, Treiten), Tartarona (Hobentauern, *Mödelbrunn), Tutatio (Kirchdorf, *Klaus, Ramsau, Petenbach), Vataniana (Krom-münster, Voidsdorf, *Pettenbach), Visclao (Mödelbrunn, *Sauerbrunn bei Polz, Zeiring), Vocarium (Werfen).

Meilenstein-Fundorte:

- Brannen-Pechlarn, Kaiser Constantinus? 306—337, Vind. Boiodurum, 11845 = 5754.
- Engelhardtsaell, Caracalla? 211—217, Vind. Boiodurum? XV? 5755.
- Erlatteten, Kaiser? Juvav ad pontem Aeni, mindestens X, 5749.
- St. Georgen bei Neumarkt, Constantinus 306—337, Virunum, XXXII (nicht XXVII), 5731.
- Hansdorf, Sept. Severus, Caracalla 195—213, Juvav-Lauriacum XI, 5746.
- Klein-Menleib, Dec. Trajanus? 219—51, an V, 5953.
- Klosterneuburg, Dec. Trajanus 249—51, Vindob. Boiodurum V—X, 5752, 53.
- Krumfelden, Philippus 244, Virunum, XV, 5730.
- Mösendorf, Sept. Severus, Caracalla, Geta 193—217, Juvav Laur. XXXI, 5746.
- Sehtenan, Sept. Severus, Caracalla, Geta? 193—217, Juv. Pontem Aeni, 5750 S. 4, 5751.
- Silbreeck vgl. Treibach.
- Sorheim-Laufen, Maximianus Daza 806—313, Juvav ad pontem Aeni, XII, 5748.
- Treibach, Treb. Gallus 251—53, Virunum, XV? 5929.
- Vöckersbruck, Sept. Severus? 193—211, (Leg. Proculus?), Juv. Laur. 5747.
- Wels, Maximia, Maximian 236 (Ovilis) D. Cc. 1890 S. 1 (Abbildung), Kenner in Sitzb. d. v. Ak. W. 91, 558.
- Wien (Valens, Valentinian?), Vindob. Boiodur. 11845 ad 5754.
- Zelfeld, Tib. Claudius 41—54, Virunum I, 5709; Licinius 307—523, Virunum 1? 5710.
- Zwischenwassera, Macrinus, Diadomenian 217—218, Virunum XV, 5728.

3. Radhütter-Taurn. Gebiet der Orte zwischen

Juvavum und Tennum, als: Aeni pons (s. Pfaffen), Agnatum (Linz), Alpe in (Radhütter-Taurn?), Anis (Altenmarkt, Badstätt?), Ariobrigs, Artobrigs (Töisendorf), Badinim (Chieming, Seebuck), Bellandurum (Friesach, Gradl?), Velden, Ocellum (Kochel), Immurum (Murau), Juvavum, Juvavum (Salzburg), Licicium? (Frankenmarkt), Pons Aeni (Leonhard-Langen-Pfützen), Tarnatum (Neumarkt), Tarnaticum (Murau?), Tergolae (Lambach, Schwanzmatt, Vöckersbruck Buchheim), Tenna (Lrnfeld, St. Peter im Holz), Vocarium (Dorf Werfen).

Meilenstein-Fundorte:

- Ahornerlahs oberhalb Tweng im Tauarachtal, Philippus 244—49, Tenna, XLI, 5718.
- Bratthaus-Brücke an den Wachwiesen, Philippus, Tenna 5719; Sept. Sev., Coalla 201—211, XLII, 5720 (Mn. Salsk.).
- Chieming, Constantianus 806—337, XXXII, 11844.

- eanitz bei Holz, Diocletian, Maximian, Constantius, Max. 284—305, Teurnia Juvavum 5718.
- Georgsbichel** bei Grossbachrain-Jadorf, Constantian, Crispus, Constantius II, 323—26, Juvava XIII, 5726, 11836.
- St. Gertraud** bei Mantendorf, Sept. Severus, Caella, Geta 201—211, Teurn. XLV, Legat M. Juvantius Sursus Proculus 5716, Mitth. salzb. X, 10, XXI, 92.
- Golling**, Gordianus 238—244, (CXV17) 5724.
- Gnadens-Alpe** des Radkühlertauern. Meilenstein.
- Gnaden**, Sept. Severus (Caella?) 198—211 (417 mp.), Legat Fabius, ref. 1676, Kleinmayrn, Juvav. S. 54, 863, Kärntner, S. 679, 74, 162, Kärnt. Kunst-Topogr. S. 75.
- Hättan**, St. Leonhard zwischen Radstatt-Werfen, Sept. Severus Caella, Juvav Geta 201—211. Legat M. J. S. Proc. (aber XXXV) 5723, 11837?
- Jadorf** bei Kuchberg (5726), XIV, vgl. Georgsbichel.
- Johannesfall** bei Marke 90.5, Aug. T. ? 9 Zeilen, Juvavum 5721 = 11836, 11837, 11858 ad 5726.
- Mirabel**, Sept. Severus 193—211, Juvav 11840, 982.
- Millettat**, Macrin, Diadumenus 217—218, Teurnia Argoutum 11833.
- Mühlbader-An**, unklar-erlich: 2 mit 6 Zeilen zu 1—4 Buchstaben, 1 mit 1 ET, 5716.
- Oberdrauberg**, Diocletian, Maximian, Constantian (Maximian), Argoutum VIII, 998 ad 0526, 11834, ähnlich 6528.
- Oberalben**, Constantian, Crispus, Constantian II, 306 bis 337 und 340, Juvava VIII, 5726, 11839.
- Radstätter-Tauern**, vgl. Abornelabn, Breitlahn, Sankt Gertraud, Johannesfall, Tweng.
- Drischbühlhal**, Kar. ? 9 Zeilen zu 1—4 Bst.
- Gnadenalm**, Meilenstein.
- Hohlewand**, Meilenstein.
- Pass an der Waacht**, Sept. Severus, Caella 201—211, Teurnia XLII, 5720.
- Tauernhöh**, Sept. Severus, Caella 201—211, Teurnia LIV, 5722.
- Untertauern**, Meilenstein.
- Salzburg**, Sept. Severus, Caella, Geta 201—211, Juvav. 5727, durch Leg. ? Sabinus.
- Schöndorf**, Sept. Severus, Caracalla, Geta 201—11, 5746, Juvav. Lauriac, 11842 ad 5747.
- Taferneralm**, Sept. Severus, Caella 201—211, Teurn. IXXX, 5714; ausserdem ebenda zwei, deren einer mit viel Schrift.
- Tweng**, Baa; Sept. Severus, Caella, Geta 201—211, Teurn. XL, 5717, durch Legat M. Juvant. Surs. Proculus. ³⁾

4. **Brenner**. Gebiet der Orte zwischen Augusta Vindelicorum und Tridentum, als: Albanian (Allbach), Augusta (Augsburg), Brigantium (Bregenz), Damasia (Aurburg-Oberdorf), Drusi pons (Plunm), Eudidaea (Egna, Neumarkt), Littavian (Innichen), Matreia (Matrei), Parthanum (Partenkirchen), Pons Aeni (Phönzen), Searbia (Scharnitz), Sabatum (Brouneck), Sublavio (Söben-Klausen), Tridentum (Trient), Veldidena (Wilten-Innsbruck), Viplanum (Storzing). Anschlüsse stüdwärts gegen Bellunum, Laebates.

Meilenstein-Fundorte:
Ambras-Unterschöberg, Ker. Sept. Severus, Caella, Geta 201—211, Aug. Matreium CXVII oder CVX,

³⁾ C. i. l. III 2. S. 622, 667, 672, 677, 694—97. Suppl. III 3, S. 1847. Mitth. d. Central-C. 1891, S. CXII. Kärntner Lungau S. 61, 162, 680. Mitth. d. Ges. f. salzb. Lkdde. XXI, 1881, S. 90—97.

CXV, 5982, CXVI (wohl 115 bis 117 mp); Julianus 365—363 ab Aug. 6984.

Gratsch-Innichen, Gordianus 238—244, Argoutum XXXV oder XXXII (II), 31 oder 82, nicht 33; 5706, 11831 = 989.

Innichen, Philippus II, 244—249, Argoutum 5705.

Luogloch bei Steinach, Maximianus 236, Matimes, ab Aug. CXXX, 5985.

Olang-Gassau, Sept. Severus 193—211, XLVI oder LXI (51 oder 61), 5707.

Schöburg, Sept. Severus, Caracalla 195—215, Aug. Matreum 6980, Tra. Decius 250, Brig. Veldidenum CXII, 5989.

Sonnenberg bei Innsbruck. Wilten. Julianus 365—63 ab Aug. XC richtig LXXX, 5983.

Sonnsburg-Lorenzen, Macrinus, Diadumenian 217 bis 218, Argoutum LVI, 5708.

Wilten-Sterzing, Sept. Severus, Caella, Geta 201—211, Aug. Matreium CX, 5991.

Ziort, Tra. Decius, Herennian, 250, Brigantium IIC oder CII Veldidenum XCIII, 5988. ⁹⁾

Südlich des Draufusses:

1. **Steiner-Alpen** mit Pecher und Kanker, Anhang Pettauer-Feld. Gebiet der Orte zwischen Coleia und Emoua, als: Acarvo (Pösendorf), Atrane (Trojana, Sankt Oswald), Coleia (Vbi), Colatio (Windischgraz), Cracium (Kärbsdorf-Bartholmäd), Emoua (Laibach-Brunndorf), Fornoles ad (sw. Aq. XI und Castral, Juenna (Gloabnitz-Jaunstein), Latobici (Treffen), Lotodoe (Kronberg bei Gili), Medias ad (Fraun), Nonum ad (Friedenthal, Bistra-Barke), Noviodunum (Deroovo), Ptoletorio (Peltan), Pras- auch Protorium, s. Latobici, Palloria (Paltana), Publicanos ad (Podpetach), Quartodecimo (Manusberg), Ragando (Stauden), Savum ad (Gamling, Tschernutech), Vicissum ad (sw. Postorio Scarbantia an Kadersberg), Upellias (Weitenstein), Undecimum ad (sw. Aquileia und Fornoles).

Meilenstein-Fundorte:

- Abreech** bei Mokritz, Sept. Severus 201, Emoua-Noviodunum-Siccia (LXXI), 4625.
- St. Johann** im Draufeld, Hadrianus 126—139, Cel. Postov. 5741.
- Kreuzer**, Sept. Severus, Caella, Geta 201—211, Virorum 5712, Legat M. Juvantius Sursus Proculus.
- Kärbsdorf** s. Matschkover.
- Laibach**, Pius c. 141, Em. Noviodun. XLIV, 908 ad 4616.
- Lindeck**, Macrinus, Diadumenian 217—18, Cel. Postov. 11841, 992 ad 5737 (Aurelio).
- Neunitz**, Traianus 101—2, Helrian. 132; Pius 140—44: S. Sev., Caella 200—214; Macrin., Diadumenian 217—218; Coleia-Postovionem, alle VI, von 9 Fundstellen fünf mit VI, 5732—5736. Hieran Ferk. Verl. Mittheilungen über röm. Strassenwesen in Ustuck, Mitth. d. b. V. f. Struck, Bd. 41.
- Pösendorf** bei Sittich, vom Posthaus östlich 15 Min. Pius 141? Em. Noviodun., XLIII (XXXVIII), 11822 = 4616; schriftlose Müllner Emoua S. 265, 95.
- Rans**, S. Severus, Caella, Geta 201, Emoua Noviodunum Siccia 4624 = 11821.
- Reichenburg**, r. Savaeur, Koritnik-Feld, Sev. Maximian. C. J. Verus 236, Coleia - Emouan XXXV, 11816. Galerius, Constantian 292—306—311, Cel.-Emouan, ebenso? 11817, Constantian, Maximian 292—311, ebenso, 11818.

⁹⁾ C. i. l. II 2, S. 785, viae Raetiae, 693, III 2, S. 785, 1042, Suppl. III 8, S. 1853.

Schischka, bei Laibach, Diocletian, V. Maximian, Constantius, Gal. Maxm. 284—306—308—311, Emona-Coleina V. 4618.

Smola, Flav. Jul. Constantius 325—361, Col. 5739. Valentinian, Valera, Gratianus 364—78—83, a mari via a Coleia, 5746.

Stranitzan, Maximianus 235—238, Col. XI, 5741; Maximin, Maximus 235—238, Col. XI, 5742.

Stranitzan-Kreuzberg, bei Golobitz, Pius 140—144, Col. XII, 5743.

Ton, M. Arelina, Verus 161—169, Virun. VIII, 5711. **Weissenstein**, Traian. 98—99, Col. VIII, 5738.

Wiher bei Gurkfeld, Pius 141, Emona-Nevidunum III, 4618.

2. **Loibl**. Gebiet der Orte zwischen Virunum und Emona. 7)

Meilenstein-Fundort:

Zoldfeld-Heerzogstuhl (siehe oben). Ti. Claudius 41—54, Virunum I, 5709, Licinius 307—323, Vir. 5710.

3. **Predfiel** mit **Pontebia**, **Pföcken**, **Wurzen**. 8) Gebiet der Orte zwischen Virunum, Teurnia und Aquileia, als: Aquileia, Bellone zwischen Flitsch und Karfreit, **Forum Julium** (Cividale), **Julium carniacum** (Zoglio), **Larix** (Saifnitz), **Londum** (Mantzen, Garinal), **Salsoca** (Schaloch bei Krumpendorf), **Süstantium** (Villach), **Stanzes ad Arosolatini?** Canala, Tolmein), **Tasinometum** (Kranzhofen-Seebach), **Teurnia** (St. Peter i. H.), **Tricostium** ad (Trugesimo).

Meilenstein-Fundorte:

Krumpendorf, Sept. Severus, Cailla 195—214, Virun. XV, 5704.

Saifnitz, S. Severus, Cailla, Geta? um 201, Virunum, 5705.

4. **Birbaumwald**. 9) Gebiet der Orte zwischen Emona, Aquileia, Tergeste, als: Alpe in (Birbaumwald, Kalce), Aquileia, Castra (Herdenschaf), Emona (Laibach), **Fons Timavi**, **Timavo**, **Frigidae Savinae** (Herdenschaf, Wippach), **Forumus** (zw. XI und Castra), **Longaticum** (Loitach, Kaltenfeld), **Metallum** (Möttling), **Naportina** (Oberlaibach), **Nevidunum** (Dernovo), **Novum** ad (Frendental, Bistra-Bevke), **Pirum ad summus Alpes** (BBWald), **Pons Souti** (Sonobrücke), **Tergeste** (Triest), **Udecium** ad (sw. Aquileia u. Forumus).

Meilenstein-Fundorte:

Arch, Pius 140? Nevidunum, 11326.

St. Gertraud vgl. Hrnacka.

Gurkfeld am Wiher, Severus 201, Em. Nevid. 11320 ad 4621; Severus 201, Em. Nevid. Leg. Fah. Cilo, 4622.

Hrnacka bei Wippach-Loitach, vgl. St. Gertraud, (Rom) Constantio? 306—387, Emonam Tergeste 4613 = 579 = 11313.

Loitach, BBWald, Traian. 98—117, Em. Tergeste 4614.

Matschkovaz s. oben Krumpendorf, Severus (Geta), 201, Emona Nevid. Cilo leg. ähnlich 4622.

Podlog-Gurkfeld, Hadr. M. Aur. Sev. El., nicht nach Cailla, Em. Nevid. 4619 = 11324.

Pösendorf Sittich s. oben, Pius, Jahr 141, Emonam Nevidunum XXXIII(II) nicht 43; 4616 = 11322.

7) C. i. l. III 2, S. 623, 627, 645; viae 694, S. 1043. Suppl. III 3, S. 1848, 1738. Ephem. II 908; IV, 136 140.

8) C. i. l. III 2, S. 589; viae 692. Kärnt. Kunst-Topographie S. 311.

9) C. i. l. Pannon. Suppl. III 3, S. 1794, 95. Eph. IV 157. Emona-Nevidunum LXIV bei Castorius c. i. l. III 1, S. 498.

Suseber-Podrobl, Valentinian, Valens 364—392, 11314. **Teurnia am Hart**, (Grossdorf bei Gurkfeld), Marcus Aug., Verus 161, Emona Nevidunum 11319 ad 4620.

Trilock (Oera?), Julliana Fl. Cl. 355—363, Tergeste Emonam 11315 = 540.

Nach dieser allgemeinen Übersicht wollen wir dem mittleren der Strassenzüge nordwärts besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Von allen Alpenstrassen in Ostgebiete ist diejenige, welche aus Teurnia nach Juravum führt, in ihrem mittleren Theile (nämlich im salzburgischen Lungau) ganz eigenartig wichtig durch die noch gegenwärtig möglichst an Ort und Stelle erhaltenen und an öffentlicher Strasse der Reihe nach ersichtlichen römischen Meilenäulen.¹⁰⁾ Von der Südgrenze her, über Mar und bis an Enns, sind von 16 je bekannt gewordenen noch derzeit 8 aufgerichtet. Der Alpenwanderer kann ihrer in 5 bis 6 1/2 Stunden nach der Weglänge unter 40 Kilometern ansichtig werden. Dieselben stehen zwischen Mauterndorf und Untertauern (Lungau, Pongau) an beiden Ausläufern des Radstätter-Teurns, und zwar in nächster Nähe des „entriehen Wegs“ in der Mühlthalerau 2, oberhalb Tweng vor Abornerlaha 1, oberhalb der Wacht und Passbrücke vor der Breitlaha 1, jenseits der Tauererbüh beim Johannesfall, bei der Gnadaalm, bei der Hohlwand und beim ersten Wegmacherhause von Untertauern je einer. Was die übrigen Strassenäulen betrifft, so kennt man von Leinitzgraben bei Sanet Margarethen 3 (davon 1 im Museum zu Salzburg), von St. Gertraud oberhalb Mauterndorf 1 (angeblich von der Tauererbüh hinabgebracht, jetzt Salzburg, Museum), von Tweng 2 (1 Salzburg), 2 fehlen endlich an Nordabhänge von und nach dem obersten Stein. Diese Denkmäler sind gemeißelt aus weissem Kalk, dolomitischem Kalk, gelblich-weiß, hrehend knapp südlich vor dem Schaidberger-Haus, am Neubühel, am Mühlbühel, an graugrünlichem Glimmerschiefer, Kalkschiefer, hoch 66 bis 124, 136, über 165, dick 33 bis 36, 50 em.

Man hat solche zuletzt aufgestellt gehabt im durchschnittlichen Abstände von je einer halben Stunde Gebste, etwa 6 auf 3 Stunden. Nach der Auffindung, fast durchweg von der Neustrasse abgelegen, unter Erde und Rasendecke, umfing man den einen und anderen mit einem Einschuss von dünnem geschichteten Kalkstein- oder Schieferplatten (an der Wacht, erster und zweiter jenseits, oder einem Nischen-Alfrund (Abornerlaha).

¹⁰⁾ Kürwinger Lungau 1853, S. 59—63, 72—74, 81 bis 83, 89—91, 103—104, 106—9, 113—14, 146, 151—52, 165—69, 185, 372, 488, 514, 546, 600, 623, 627—29, bez. 649 f., 661—67, 677—680.

Diese Denkzeichen sind, seit 1827, 1832, 1855, 1856 geborgen, von der alten Strasse weg an die neue gebracht worden, vorausgesetzt an die wöglichst nächste Stelle; immerhin aber einmal von oben herab an die 500 Schritte (von der Höhe oberhalb des Wegmacherhauses, über der Hohlwand, im Foisenswald), von unten herauf (Johannesfall-Steig, Wachtbrücke, unterhalb Ahorneralm vom Fischteich herauf), sodass für die MP-Messung nur der vorsichtigste Gebrauch zu machen, doch wohl innerhalb eines mille passuum.

Wenn der Standpunkt für die Stadt Teurnia mit bester Wahrscheinlichkeit auf Pfarrdorf St. Peter im Holz gestellt werden kann, knapp nördlich oberhalb des Drauflasses, an den Kirebhöhen und an den Niederungen nächst Bach und Neustrasse,¹¹⁾ so hat die Weglinie gegen Juvavum zunächst das Lieser-Thal anzulaufen. Bei Ausfindung der antiken Strasse uns haltend an jetzt bestehende Ortschaften und alte Fundstellen, können wir versuchen, für die antiken Meilensteine die richtigen Standorte zu bezeichnen, welche von einander über den Kilometer abstehen müssen (genauer 1,48 km, gleich 0,199 geographische Meilen). Die Strasse zieht in der Richtung gegen Roibach, Karlsdorf unter Raufen (hier stand, können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, der Meilenstein I), Litzdorf, Lieserhofen II, beständig am rechten Ufer des Flusscs, den Abhängen des Hühner- und Altersbergcs, über den Hinterwegbach III, unterhalb Zelsach IV, später Pirk, Aillach V, Raichenbach, auch unterhalb Zlatang, Neuschütz nach Trebesing VI, Radl am Ausgangc des weitcinschneidenden Radlgrabens VII, Aich nach Gmünd VIII, Abstand unter 15 km von Teurnia, an 12, die Steigung beträgt 138 m. Fundstelle des Grabsteines (4729 = 11486) wohl hier. Weiterhin streift die Strasse Kreuzschlach IX, Oberbach, Drehthalbrücke, erreicht Eisentratten XII, Leoben XIII (Felschrift 4728 verteilt), linkes Ufer, unterhalb Sonnberg, Draufdorf, Pelsnitz, zieht nach Krensbuckea XIV, gegenüber dem Krensbcrge bei Parbach, Steinwand, rechtes Ufer, gegen St. Nikolaus XV. Es folgt Rauchenkatsch XVI, ostseits von Burgstaller, linkes Ufer, hinnan den Plesenberg (Plesch) mit dem Martinskirehlein, alsdann Schlapf und Ried XVII, Bruck XVIII, Bachgraben, etwa XIX. Hier ist die Steigung aus Teurnia schon 495 m geworden. Eine alte Ueberbrückung auf das rechte westseitige Ufer dürfte unterhalb Atzenberger zwischen Bruck und Krangl hingeleitet haben. Hier eine Wegspaltung zwischen

Alt und Neu. Die Neustrasse mit dem Ziele Katschberg, St. Michael im Langau, zieht sich über Krangl, Rennweg (Abstand von Gmünd 17, von Spital an Drau 32 km) gegen St. Georgen, Mühlbach, zwischen Gries und Adenberg, ersteigt gegenüber Saraberg, westseits vom Bachgefälle, dann gegenüber Lerehbübel und Pareibner zwischen den beiden Kulmen des Tschaneck (2011 m) und Aineck (2208 m), näher Geiseneck und Sanboden, den Katschberg. Der moderne Strassenübergang ist hier bei 1641 m, also 1047 m etwa über Drauböhe; der Abstand von Salzburg aber 33 $\frac{1}{2}$ Meilen, 127,8 Kilometer.¹²⁾ von naben Maunterdorf nur 13 $\frac{1}{2}$ km. Kurz zu sagen, schneidet der Weg den Klausgraben, zwischen Bärenkogel, Hoferberg, Lerehkogel von Feichten bin, wendet sich dann ostwärts nach Strannach, um oberhalb dieses den Hauptarm und die Adern des Murflusses zu überschreiten und St. Michael (Ara, Relief) zu gewinnen. Thaltiefe 573 unter der Katschberghöhe, Abstand von Rennweg 15 km, von Gmünd 32 km, von Spital 47 km. Endlich folgt eine östliche Richtung über Litzdorf, St. Martin (3 Relief-Steindenkmale), Stiftbauer, Staig (bei Moosham, Strassenreste, Bau, Münzen, Geräte von Bronze, Eisen). Von den auf den Marken des Katschbergcs in Sicht auftauchenden Höhen des Speierecks schiebt sich eine Landspitze in Abhängen vor, gegenüber dem Bundschuh-Thal, welche unterhalb St. Martin und Staig gewissermassen das Endstück bildet vom Zelderhaus-Thal und dem Taurach-Thal. Hier verlassen wir die Neustrasse und sehen zu, wie die alte über die Gebirgshöhen ins breitere Flussthal überbergckommen.

Zu diesem Zwecke müssen wir zurück ins Lieser-Thal bis vor das kleine Spaiercck, ungefähr gegen den Meilenstein XIX bei Bruck. Will man nicht schon von timünd, der geraden Luftlinie folgend, die strassentechnisch abzulehrende Richtung Malta, Traxbütten, Elend, Arlscharte, Grossarl (parallel Gästner) oder die Linie zwischen Hafnerspitz und Ankogl, Grossarthal, östlich von St. Johann im Pongau, dann Werfen-Golling, Hallein einschlagen, so wird man, auch den Verfolg der oberen Lieserlinie aufgebend, um nicht ins Roggülden zu gerathen und in den Schödergraben, wird man noch unterhalb Rennweg einen Höhenübergang ins Obermuthal, einen nordöstlichen, zu suchen haben. Zwar kommt man auch gleich ausserhalb Rauchenkatsch nach dem Pletschbergbach auf das Hoeffeld und über den Atzenberger zum Lausnitzsee; aber der Glanggraben lagert sich da ein, die Uebergänge wohl beschwerlicher ma-

¹¹⁾ Antiken-Funde von St. Peter im Holz, Larnfeld u. s. w. s. Kunst-Topographie von Kärnten 1899 S. 10, 123, 166, 274, 336, S. CVI, Mitth. d. C.-Commiss. f. K. n. h. D. 1899, Carinthia 1896 S. 96—97.

¹²⁾ Von Klagenfurt 114 km; Spital-Katschberg 37,2 km.

ehend. Hier wird der Römer seine Strasse nicht gebahnt haben. Der Zweck wäre: eine breitere Thalsole zu erreichen, näher der Einmündung eines weiter zurückgreifenden Nordthales mit gutem Uebergang ins Ennsgebiet, endlich zweien rauhen Hauptstöcken auszuweichen, wie Techanek und Aineck. Thatsächlich entspricht solchen Absichten der Pfad über die Lauenitzhöhe 1790 m? oder die Schöngelitzhöhe 1810 m (auch Scheinigeleitz); allerdings, sie scheinen an die 170 m höher, als der Katschberg-Uebergang. Der erste leitet oberhalb Bruck XIX hinauf gegen den Sempel (his XXII) an den Osthängen des Aineck hinauf gegen den Schögelberg, nach Margarethen (2 Terracottabüsten), um von da über Beyerdorf nach Staig zu gelangen. Der zweite führt, auch vom Sempel XXII her, mehr ostwärts rechts vom Ksarboden, unter der höheren Schöngelitzen hinaus ins Bundesheuhthal, um entweder, den Abhang umfassend, in St. Margarethen einzukehren, oder aber, gegen Pichlberg, dann Pichlers, Pichldorf gewendet, die Mar zu überschreiten gegenüber Moosham. Bei Staig kämen diese beiden Linien wieder zusammen.

(Schluss folgt.)

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

In den Sitzungen im Jahre 1896 wurden folgende größere Vorträge gehalten:

I. Freitag den 24. Januar 1896: 1. Herr Conservator Professor Dr. Max Buchner, Ueber Anatomie und Aesthetik bei den Japanern. 2. Herr Professor Dr. Grütz, Ueber die von Röntgen entdeckten X-Strahlen, mit Experimenten.

II. Donnerstag den 30. Februar: Gemeinschaftliche Sitzung mit der Geographischen und Colonial-Gesellschaft: Herr Oskar Neumann, Ueber seine Reisen in Ost- und Central-Africa.

III. Freitag den 21. Februar 1896: Herr Geheimrath Professor Dr. W. v. Christ, Ueber die geschlechtlichen Verhältnisse im Alterthum bei Griechen und Römern.

IV. Freitag den 13. März 1896: Herr Professor Dr. Furtwängler, Die Völker des ägäischen Meeres in der mykenischen Epoche. Mit Demonstrationen von Lichtbildern.

V. Freitag den 26. April 1896: 1. Herr Professor Dr. S. Günther, Ueber den gegenwärtigen Stand unseres Wissens über die Eskimorasse. 2. Herr Professor Dr. E. Kuhn, Ueber Fäkir.

VI. Freitag den 29. Mai 1896: 1. Herr Professor Dr. E. Selenk, Die Sprache des menschlichen Angassita. 2. Herr Professor Dr. E. Kuhn, Ueber die Fäkir bei der Milleniums-Anstellung in Budapest.

VII. Freitag den 30. October 1896: Herr Professor Dr. Oberhammer, Türken, Griechen und Armenier.

VIII. Freitag den 27. November 1896: Herr Professor Dr. Furtwängler, Die Sprache des germanischen Darstellung auf der Marc-Ansel-Säule in Rom. Mit Demonstrationen von Lichtbildern.

IX. Freitag den 11. December 1896: Herr Professor Dr. F. Lindemann, Ueber Polyeder-Modells aus antiker und prähistorischer Zeit, ein Beitrag zur prähistorischen Culturgeschichte.

Literatur-Besprechungen.

Friedrich v. Hellwald, Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch. 4. Auflage. Bearbeitet von Dr. W. Ule. Union. Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nachdem es Friedrich v. Hellwald nicht mehr gegönnt war, sein Werk in vierter Auflage herauszugeben, hat es Dr. W. Ule, dessen Name als Geograph einen guten Klang hat, unternommen, dasselbe im Sinne des Verfassers neu in die Welt zu senden. Er hat es, wie schon die bis jetzt erschienenen Lieferungen es zeigen, verstanden, unter möglichster Wahrung des Textes die neuesten wissenschaftlichen Erfolge auf dem Gebiete der Geographie zu verwerthen. Das Buch ist nach der Absicht von Hellwald nicht für Gelehrte geschrieben, es wendet sich vielmehr an das grosse, für geographische Fragen sich interessirende Publikum und beruht aus der Fülle geographisch-ethnographischer Einzeluntersuchungen bloss jene hervorzuheben, welche zu wissen jenseitigen Gebildeten unerlässlich sind. Um den reichen Stoff in einem Bande zu bewältigen, hat der Verlag die Beschreibung einzelner wichtiger Orte und Gegenden, insbesondere im Anschluss an berühmte Reisende, mit kleineren Lettern gedruckt, so dass es möglich war, gegen die erste Auflage Stoff und Illustrationen wesentlich zu vermehren. Wie früher soll auch in dieser Auflage das Hauptgewicht auf die Darstellung der einzelnen Länder und ihrer Physiognomie gelegt, aber auch ihre Bewohner in Lebensart und Sitte geschildert werden, um das Ganze zu einem lebensvollen Gemälde zu gestalten. Die übrigen ethnographischen und besonders die anthropologischen Einzelheiten, welche in der seither von demselben Verfasser herausgegebenen „Naturgeschichte des Menschen“ eine umfassende Behandlung gefunden haben, bleiben dagegen, um sonst unabweisliche Wiederholungen zu vermeiden, dorthin verwiesen. — Was die deutsche Verlagsgesellschaft Union in der Anknüpfung versprochen hat, hat sie gehalten, insbesondere hat sie wieder Mühe noch Kosten gescheut, das Buch durch illustrativen Schmuck zu beleben.

F. H.

Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen. Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Der Zug der Zeit geht schonungslos über alte Sitten und Volksgewohnheiten hinweg; mit jedem neuen Abschnitt verschwindet einer der altherwürdigen Reste aus der Vergangenheit. Einrichtungen und Ueberlieferungen, alterthümliche Bräute und Volkstrachten müssen dem modernen Zeitgeist weichen und damit entweicht nach und nach jeder charakteristische Anhalt, jeder typische Zug der Vergangenheit. Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüssen, dass es der als Ethnolog in so hohem Ansehen stehende Verfasser aus Liebe zu seiner engeren Heimath unternommen hat, eine Braunschweiger Volkskunde zu schreiben. Und sein Verdienst ist um so grösser, als bis dahin die Literatur des Landes Braunschweig nichts Aehnliches bot, und

als ferner dieses Buch nun eben noch, so zu sagen, vor Thorschluss in die Lücke tritt. Denn während anderer Orten die volkkundliche Forschung schon lange in Angriff genommen und mehr oder weniger weit gefördert worden war, lagen hier nur erst wenige Arbeiten solcher Art vor, und noch keine, die den Gegenstand so vielseitig und in dem Masse erschöpfend behandelte, wie diese. Hobe Zeit aber war es in der That, einmal der Aufgabe näher zu treten. Tiefgreifende geistige und wirtschaftliche Umwälzungen haben seit Mitte des Jahrhunderts in allen deutschen Gauen und nicht zum Wenigsten in unserem Braunschweiger Lande die alten volkkundlichen Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Ueberlieferungen tödtlich an den Wurzeln getroffen. Unberechenbar viel dieses alten Naturreiches ist schon abgestorben und lebt nur etwa noch in der Erinnerung von Greisen, die auch nirgends zu Grabe wanden. Ein Rest, der abseits von Zeittrieben sich Dasein noch fristet, ist rasch und unrettbar im Schwund begriffen; ein Menschenalter noch unserer jetzigen beschleunigten Läufe, und diese letzten Ueberbleibsel werden auch in „pangermanische Harmonie“ aufgegeben und dann höchstens noch Sagen von ihnen vorfinden sein.

Das ist, wie man zugeben muss, ein natürlicher Vorgang, ein geschichtliches Fatum. Wenn ihm aber die unentwegt Modernen ohne Harm und ohne Nachgedanken zuschauen, so geht Ansehen, die auch sehr wohl wissen, dass für den Toll kein Kraut gewachsen ist, die Frucht des Verdunkeln eines armen, wollefigen Volkthum durch zu Herzen, und es wenigstens in trennen und sicherm Gedanken zu bewahren, ersuchen ihnen ebenso sehr als eine Forderung der Wissenschaft wie als Gebot der Pietät. So hat Richard Andree nun zu lauchen unternommen, was davon in unserm Bereiche noch besteht, und was von den ablebenden Genossen der letzten Vergangenheit noch aufzuforschen ist.

Mit Gelehrtenfleiss allein war es dabei natürlich nicht gethan. Wer auf diesem Felde craten will, muss selber sehen und hören, muss mit dem Volk gehen, sich seinen Gedankenkreisen anpassen, in seiner Sprache mit ihm reden, sein Vertrauen gewinnen, damit es ohne Hinterhalt ihm auch offenbare, was es heimlich bei sich hegt, meist aber vor Jedem, der nicht Sinesisches ist, schamhaft verlegt. Diese zwei unmittlbarsten aller Quellen, Antopie und Verhör der Nachkundigen, hat sich Richard Andree angeeignet zu erschöpfen verstanden: aus ihnen ist der grösste und werthvollste Theil seines Buches geschöpft, die ganze reiche Fülle des Neuen, das S. 104—360 von Dörfern und Häusern, von dem Bauer und seinem Geinde, von der Spinnweb, von dem Gerath in Hof und Hans, von Kleidung und Schmuck, von Geburt, Hochzeit und Tod, vom Jahr und von den Festen, von Geistern und mythischen Gestalten, von Aberglauben, Wetterregeln, Volksmedien und Volksdichtung erzählt wird.

Ueberflüssig, zu sagen, dass in diesen Abschnitten und mehr noch in den übrigen englich auch herangezogen ist, was die Literatur, und, soweit immer möglich, was ungedruckte Urkunden und Akten zur Sache

ergeben. Vorwiegend auf solcher Gelehrsamkeit beruhen die einleitenden topographischen, anthropologischen, sprachlichen, vor- und frühgeschichtlichen Mittheilungen, die dann folgenden Capitel von den Orts-, Flor- und Forstnamen, endlich auch das von den Siedelungen und der Bevölkerungsdichtigkeit, das Finanzrath Dr. Zimmermann, der Vorstand des statistischen Bureau, beigezant. Die verzeichneten Flor- und Forstnamen sind aus den fünf- hundert handschriftlichen Foliohänden der herzoglichen Kammer zusammengetragen, worin die bei Gelegenheit der Landesvermessung von Jahre 1745 angefertigten Beschreibungen der einzelnen Gutschafden des Herzogthums vereinigt worden sind. Die schwere und langwierige Mühsal der Uebersetzung dieses ungeheuren Materials lobnt durch mancherlei sprachlichen Ertrag und durch Aufschlüsse über die ursprüngliche Naturbeschaffenheit unseres Landes, seine Fauna und Flora, die alte Form der Felder, deren Anmaass und Bestellung, über Rechtsverhältnisse und noch andere culturgeschichtliche Fragen.

Einen sprachlichen Gewinn liefert ferner die Feststellung der Nanten aller einzelnen Theile des Hauses, des Geräthes, der Kleidung, des Schmuckes n. s. w., die zum grossen Theil in weiteren Kreisen noch unbekannt waren, noch in keines der vorhandenen niederdeutschen Idiotiken eingetribt sind. Von anderen wichtigen Ergebnissen sei hier nur noch vermerkt, dass eine Umgrenzung des Gebotes der mit „leben“ und „hötel“ zusammengesetzten Ortsnamen, der verschiedenen Hausquarten und der wendischen Ansiedlungen, welchen letzteren das Schlusscapitel gewidmet ist. Zu willkommener Veranschaulichung dient die beträchtliche Zahl der so trefflich angeführten wie wohlgezeichneten Trachtenbilder, Gerath- und Schmuckabbildungen, Dorfpläne, Grundrisse, Durchschnitte und Ansichten alter thüringischer und sächsischer Häuser.

Geographische räumliche Verhältnisse liessen es dem Verfasser geloben erscheinen, sich auf das Kerzstück des Herzogthums, die Kreise Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel zu beschränken, mit Einschluss der tiefherreichenden Kreise des hannoverschen Amts Gifhorn, jedoch mit Ausschluss der Exclaven Thedinghausen, Kalverde und Harzburg, die ebenso wie die entlegenen Districte an der Weser und um Südbarz in ganz anderen natürlichen und volkkundlichen Zusammenhängen stehen.

Ein reiches, mit ausserordentlicher Mühe und Sorgfalt zusammengetragenes Material ist hier in ansehnlicher Weise bearbeitet. Aus jedem Abschnitt erweist man, wie der Verfasser mit Lust und Liebe sich seiner Aufgabe gewidmet und keine Mühe gescheut hat, um möglichst alle Erreichbare auf den einzelnen Gebieten zu sammeln und es dann gesichtet und geordnet seinen Landsleuten darzubieten.

Das mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen, Plänen und Karten geschmückte und vornehm ausgestattete Werk sollte in keiner guten Hansbibliothek des Landes fehlen, für Jung und Alt hat die „Braunschweiger Volkskunde“ ein hervorragendes und dauerndes Interesse.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Sebatmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 19. Februar 1897.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, a. R. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ueber prähistorische Armschutzplatten: 1. Eine Armschiene aus vorgeschichtlicher Zeit, gefunden bei Urachenheim, Kreis Colmar. Von K. Gutmann, Hauptlehrer in Egisheim. 2. Nochmals zu den Armschutzplatten. Von F. Reinecke. — Römische Bergstraßen in den Ostalpen. Von Fritz Fichler, Professor der Universität in Graz. (Schluss.)

Ueber prähistorische Armschutzplatten.

I. Eine Armschiene aus vorgeschichtlicher Zeit, gefunden bei Urachenheim, Kreis Colmar, Elsass. Von K. Gutmann, Hauptlehrer in Egisheim.

Der Aufsatz: „Ein vorgeschichtlicher Grabfund von Ochesfurt, Unterfranken“, von F. Reinecke in Nr. 5 des Correspondenzblattes für den Monat August 1896 giebt mir Veranlassung, über einen analogen Fund, der im Elsass gemacht wurde, zu berichten.

Im Jahre 1887 stießen Arbeiter bei Anlage eines Beigartens im Dorfe Urachenheim, Kreis Colmar, auf ein Grab. Dasselbe lieferte nichts, was die besondere Aufmerksamkeit der Arbeiter anregte, als ein Steinplättchen, ähnlich demjenigen, das Herr F. Reinecke in Nr. 8 dieser Zeitschrift beschrieben hat. Der Eigentümer des Grundstückes nahm das Tafelchen an sich, überlies es nachher seinen Kindern zum Spielen, wobei dasselbe in zwei Stücke brach und dann bei Seite gelegt wurde. Erst am 2. November 1893 erhielt ich Nachricht von dem Funde, erkundigte mich alsbald bei dem Eigentümer und erhielt die beiden Fragmente ausgehändigt.

Ueber das Grab selbst konnte ich nur erfahren, dass es ein Skelettgrab (Flachgrab) war, das sich etwa 30–40 cm unter der Oberfläche befand, und dass ausser dem Steinplättchen keine Beigaben bemerkt wurden. Da man dem Skelett keine Beachtung schenkte, wäre das Nachsehen meinerseits vergänglich gewesen, da die Knochen innerhalb der verfloßenen 6 Jahre gewiss ganz zerfallen wären.

Die beiden Stücke der Armschiene konnten sauber zusammengesetzt werden und so erscheint sie wieder als Ganzes, nur an einer Ecke fehlen kaum merkliche Theilchen. Sie besteht aus Grauwackeschiefer und hat daher ein bisulich-bis schwärzlichgrünes Aussehen. Infolge des langen Liegens in kiesiger Erde ist die Oberseite theilweise mit einer sehr fest haftenden, kräftigen Kruste bedeckt. Die Länge misst 102 mm; die Breite erreicht an beiden Enden 48 mm und in der Mitte, wo die tiefste Ausbuchtung der Längsseiten sich

befindet, nur 40 mm. Die Stärke beträgt an den rechtwinklig geschnittenen Kurzsaiten 3–4 mm und an den fast durchgehends abgerundeten Kanten der Längsseiten 2 mm.

Die 4 in den Ecken angebrachten Löcher sind mit einem kesselförmigen Bohrer, der eine stumpfe, beinahe halbkugelige Spitze hatte, hergestellt worden. Die Bohrung ist eine doppelte, nämlich zur Hälfte von der inneren, zur Hälfte von der äusseren Seite her. Die Löcher sehen deshalb von beiden Seiten trichterförmig aus, und beträgt der Durchmesser an den Oberflächen 5–6 mm, in der Mitte der Plattenstärke dagegen bloss 2–3 mm. Die Bohrung wurde nicht senkrecht, sondern jeweils schräg ausgeführt, jedenfalls um das Abprengen einer Ecke zu verhüten, wie dies vielleicht bei der von Herrn F. Reinecke beschriebenen Schiene geschehen ist.

Die Armschiene ist auf der convexen Aussenseite geschliffen, aber nicht polirt und auch nicht mit einem Ornament versehen, auf der concaven Innenseite dagegen rau; es zeigen sich da deutlich von der Ausbuchtung herrührende, durch die ganze Länge des Steinplättchens gehende kleine Furchen und Striche. Die Schnittlinie an den beiden Kurzsaiten und auch an einer nicht gerundeten Stelle einer Längsseite haben das Aussehen, als hätte man in ihrer Herstellung eine Säge verwendet, was wahrscheinlich von der Abschleifung auf einem grobkörnigen Sandsteine herrührt.

Die Wölbung ist nicht eine gleichmässige. An dem einen Ende ist sie etwas flacher, an dem anderen mehr erhoben. Denkt man sich dieselbe als Segment, so beträgt der grösste Abstand zwischen Sehne und Kreisbogen einmal 3,5 mm, das anderemal 6 mm. Das Ende mit der stärksten Wölbung ist an der Innenseite nach oben etwas angeschärft, während das flachere Ende an der Innenseite gerade verläuft. Ausserdem ist das ganze Plättchen etwas gedreht, daher rath es, auf den Tisch gelegt, nur auf 3 Ecken, indem die vierte höher steht. Mir scheint, dass diese Unregelmässigkeiten nichts Zufälliges sind, sondern ihres ganz bestimmten Grund darin haben, dass sich der harte Stein dem Vorderarm besser, natürlicher anschmiegt.

Die Zeitstellung betreffend, glaube ich annehmen zu dürfen, dass die beschriebene Armschiene der neolithischen Periode angehört. Es sprechen dafür mehrere Umstände. Die concave Seite ist zwar außer geschlossen, aber nicht polirt, was bei den jüngeren Steilen der Fall gewesen zu sein scheint. Die concave Seite ist hier ausgekratzt und zwar vermittelt eines scharfen Steines, etwa mit der spitzen Kante eines Feuersteins. Hatte man zur Aebföhlung ein metallenes Instrument benutzt, so würden die entstandenen Risse und Furche mehr breit und überhanpt diese Arbeit eine regelmässige sein. Das Hauptgewicht lege ich auf die Art der Bohrung der Löcher. Letztere sind, wie schon früher gesagt, mit einem stumpfen Bohrer angefertigt worden. Ein Metallbohrer konnte dies nicht sein; ausserdem hätte ein solcher horizontal liegende, parallele Riefen aufzuweisen. Die Arbeit kann also nur vermittelt eines Keilbohrers und Sand, oder vermittelt eines Feuersteinbohrers angeführt worden sein. Ich glaube letzteres Instrument als das zutreffende bezeichnen zu müssen, da alle 4 Löcher in der gleichen Tiefe die gleichen Riefen aufzuweisen, von denen 2 etwas breitere besonders charakteristisch sind, indem sie zeigen, dass der Bohrer an zwei Stellen etwas stärkere Kräfte hatte, was nur bei einem Steinbohrer der Fall sein konnte. Für die neolithische Zeit spricht noch der Umstand, dass sich weitere Belegungen im Grabe nicht vorfinden, besonders dürften Bronzegegenstände von den Arbeitern benutzt worden sein, wenn solche dagewesen wären. Auch die Bestattungsweise ist nicht gegen meine Annahme, finden sich doch die Neolithen hier in Egeheim (etwa 3 Stunden von Urachenheim entfernt) ebenfalls in gestreckter Lage in wenig tiefen Flachgräbern liegend. Vielleicht gibt es, später einen analogen Fund zu machen, der unauflösbare Thatsachen zur Zeitbestimmung liefert. Da Herr P. Reinecke glaubt annehmen zu dürfen, dass die Ueberfuhrer Armschiene die einzige in Süddeutschland ist, freut es mich feststellen zu können, dass unnehm wenigstens 2 Stück für dieses Gebiet nachgewiesen und publicirt sind, von denen das Urachenheimer das zuerst gefundene wäre.

2. Noehmanns zu den Armschutzplatten, Von P. Reinecke.

Im Anschluss an meine Nachweise über die Verbreitung der prähistorischen Armschienen aus Stein, gebranntem Thon und Knochen, welche als Schutz gegen das Zurückschneiden der Bogensehne dienen (Corresp.-Blatt d. Deutsch. Anthropolog. Ges., XXVII, 1896, No. 8), bin ich in der Lage, folgende für die Kenntnis der Verbreitung dieser charakteristischen vorgeschichtlichen Objecte in Europa wichtige Nachrichten zu machen.

Aus Süddeutschland käme die im vorangehenden Aufsatz publicirte Schiene mit vier Löchern aus einem Skelettblase unbestimmten Alters von Urachenheim, Kreis Colmar, Elsass, dazu. Hier wie bei dem Gegenstück aus Oehsenfurt ist es unmöglich, für eine exacte Datirung irgend einen positiven Anhalt zu gewinnen.

In der Schweiz fand man ein Exemplar im Pfahlbau von St. Blaise, Neuchâtel See (R. Munro The Lake-Dwellings of Europe, London 1890, p. 41, fig. 19), das vielleicht aus dem frühesten Bronzealter stammt.

In Oberitalien wurden sie in ziemlicher Anzahl, solche mit zweifacher wie mit vierfacher Durchbohrung, nachgewiesen, und zwar aus Pfahlbauten wie aus Fest-

landsiedlungen; einige sind bereits veröffentlicht (Munro, l. c., p. 196, fig. 3; p. 225, fig. 31, p. 257, fig. 34, 35; Bullettino di Paleontologia Italiana, Ser. II, Tom. IX, 1893, p. 166), andere, so eine vom Pfahlbau bei Vho, Provinz Cremona, und drei aus dem Gebiet des Gardasesee, im Museo preistorico in Rom befindlich, sind noch unpublicirt. Ich verdanke diese letztere Angabe meinem Freunde Qu. Quaglioni in Rom.

Dazu knou ich aus Südtirol aus dem Museum in Trient ein bisher unpublicirtes Fragment einer derartigen, nur ganz schwach gekrümmten Platte aus grauem thonhaltigen Stein, mit vierfacher Durchbohrung und drei als Verzierung an der einen Schmalseite eingebohrten Grübchen, antihren; gefunden wurde es in der „Stazione litica di dos Trento“ 1890. Es dürfte wohl der neolithischen Periode zuzuweisen sein, allerdings lässt sich die betreffende Phase der neolithischen Zeit nicht bestimmen, da die keramischen Producte von Dos Trento keinen Anhalt dafür gewähren und die Steinbeile aus dieser Anstellungstätte der bisher noch nicht näher zu färenden Kategorie der langgestreckt dreieckigen Aexte mit ovalem Querschnitt angehören.

Aus Sardinien würde ein Täfelchen mit zwei Löchern bekannt, welches in der natürlichen Grotte von S. Bartolomeo bei Cap. Elia, nordöstl. Cagliari, ausgegraben wurde (Madrignani pour l'histoire etc. de l'homme, vol. XV, 1880, pl. III, 6; Bullettino di Paleont. Ital., 1893, p. 166).

Ferner halte ich ein Knochtäfelchen, welches man auf dem Debelo Hrdlo bei Sarajevo in Bosnien fand, für eine derartige Armschutzplatte (Glasnik zemaljskog muzeja u Bomi i Hercegovini, VIII, 1896, p. 98, fig. 3); sein Alter lässt sich aus den Funden selbst kaum mit Sicherheit ermitteln, wahrscheinlich dürfte es noch in die neolithische Zeit reichen. Ob ein anderes Beintäfelchen vom Debelo Hrdlo (Glasnik etc. VII, 1895, p. 186, No. 2) sich hier vielleicht anreihen liess, wage ich nicht zu entscheiden. Ein dem letzteren ganz gleiches Stück notirte ich übrigens im städtischen Museum zu Koenig; es stammt aus Esseg, Unterstadt. Hingegen gehört eine weisliche, ebene, langgestreckte, nicht genau rechteckige, zweimal durchbohrte Steintafel desselben Museums, welche gleichfalls in Slavonien, und zwar in Notin (Syrmien) gefunden wurde, ganz sicher zu der Kategorie der Armschienen.

Geben wir weiter nach Südosten, so haben wir das Vorkommen einer derartigen Platte von Stein aus den prähistorischen Schichten der Akropolis zu Athen zu erwähnen, welche jetzt im Akropolismuseum aufbewahrt wird (Mittheilung von Qu. Quaglioni).

Andere unpublicirte Exemplare kann ich, aus wieder nach Mitteleuropa zurückkehren, aus Mähren nachweisen. Von Hodejitz (unweit Austerlitz) besitzt das Franzensmuseum in Brinn eine fast ganz nicht gewölbte, bache, langgestreckte rechteckige Tafel aus grauem thonhaltigen Steine mit vier Löchern; sie wurde neben Flintspatzen und Scherben eines bronzröthlichen neolithischen Glockenbeckers, welcher mit dem charakteristischen Zonenornament verziert war, bei einem zerstörten Skelett gefunden. Hier endlich haben wir einmal einen positiven Anhalt für die genauere Altersbestimmung, welche, wie wir früher schon klargelegt haben, zwischen dem verschiedenen Phasen der jüngeren Steinzeit und dem ältesten Abschnitt des Bronzealters schwanken kann.

Im Museum des patriotischen Vereines in Olmütz sah ich zwei derartige Platten, eine etwas unregelmässig

viereckige, kurze, schwach gewölbte, mit zwei Durchbohrungen und zwei zur Verzierung angebrachten Gröbchen auf der einen Schmalseite und mit einem Loche in der Mitte des anderen Schmalseite, einzeln bei Namiet (nördlich Olmütz) aufgefunden, und eine andere längliche, ähnlich der von Hodejitz, welche man bei Klobanek unweit Brünn mit Skelettreten und einem Schiefelstein ausgrub. Diese beiden Exemplare sind gleichfalls aus einem grauen thonhaltigen Gestein hergestellt.

In den Museen Galiciens, Ungarns und Rumänien konnte ich keine derartigen Täfeln entdecken.

Fassen wir nun nochmals zusammen, was wir über die Verbreitung und das Alter dieser prähistorischen Armschutzplatten feststellen konnten. Ihr Vorkommen ist für die britischen Inseln, Frankreich, die iberische Halbinsel, Sardinien, Oberitalien, Südrußland, Bannanien, Bosnien, Griechenland, ferner für Dänemark, Nord- und Süddeutschland und Mähren gesichert. Zeitlich wären sie in die neolithische Periode, sowie den Beginn des Bronzealters zu setzen; für eine genauere Classification gewähren uns nur einige Funde Aufschluss, und zwar zeigen diese, das denartige Schutttafeln in der Periode der nordischen Ganggräber, in der durch die Gluckenbecher charakterisirten Phase der jüngeren Steinzeit wie in der ältesten Stufe des Bronzealters in Gebrauch waren. Da diese einzelnen prähistorischen Abschnitte durchaus nicht coincidiren, ist eben damit der beste Beweis erbracht, dass im prähistorischen Europa diese Armschienen langandauernde Verwendung fanden und dass wir in jedem einzelnen neuen Falle ihre Zeitbestimmung, soweit es möglich ist, kritisch zu prüfen haben. Nähere positive Angaben lassen sich vorläufig in unbestimmbareren Fällen schlechterdings nicht machen.

Es dürften neben diesen Tafeln in den genannten Zeiträumen auch noch andere Vorrichtungen zum Schutze des Armes gegen den Rückprall der Bogenschüsse benützt worden sein, jedoch werden wir hierüber nichts genaueres mehr in Erfahrung bringen können. Die jüngeren Abschnitte des Bronzealters bedienten sich wahrscheinlich ganz anderer Schutzvorrichtungen, die Culturvölker Vorderasiens kannten solche, und bei den primitiven Völkern der Jetztzeit finden wir sie in der mannigfaltigsten Form und Gestalt in Gebrauch.

Römische Bergstrassen in den Ostalpen.

Von Fritz Piehler, Professor an der Universität Graz.
(Schluss.)

Zu diesen beiden Wegversuchen ladet ein der Wassergang, der gleich oberhalb Bruck ostseitlich sich anfhängt; hinter der Atzenbergeralm aber gehen die Wasser schon ins Bundesbuch hinaus. Diesseits möchte der Anstieg nach XIX sein: oberhalb Aschbach zum Lansnitzer, herwärts östlich zum oberen und zum unteren Frankenberg XXI, alsdann von der Atzenbergeralm (Bronze-Kelt) zur Postmeisteralm, näher Rennweg XXII (Entfernung ähnlich Sempel). Während das Baugeriean aufwärts gegen den Moehner weist, näher unter der Schöngelitzenhöh, unter der Lansnitzhöh aber (von welcher gegen die Mur höchstens 6 km gleich e. 4 mp. sein können) gar drei Bachadern aus-

brechen, welche drei lange vor dem Schlägberg nächst Fingerlos (vor Kossbachwald) vereinigt werden, Schliessrichtung gegen Triegen (Bäulen-Sockel aus schaidberger Stein), Margarethen (Relief), Unter-Bayerdorf, so gilt hier, seit Pf. Winkelhofer's Begehung vom Jahr 1832 folgende Strassenrichtung: Ausserhalb Postmeisteralm der Kronlands-Markstein am Grenzzaun und die Zeigerlärche (über XXV u. XXVI hinaus), dann Einsattelungs-Sumpf, Fingerlosalm, Taferneralm,¹²⁾ Leinitzgraben-Zann X, Taferner-Anger, Leinitzbach-Ursprung, Maisoder Fichtenwald, Pflögernalm XV und Moosheimeralm; folgt Obere Gronn (Greinwald, eine Steinsäule in St. Margarethen) XX, Grahenhöb, Kohlplatz, dann der Wiesplatz unweit der Blahrenste, geheissen „die geschnittene Baumtratte“. Hier soll die Zahl LXXX passen, also 28 mp. Weiter geht die Strasse zu Kramer bei Reifenstein, Schmalzer, Schmalzerbrunn, zu der Parrer-Etze, zur Tafernermahd und kommt dann zum Anfang des Grasbergs vom Thal auf, geheissen Groatn (auch geschrieben Greinwald). Wir sind an des Leinitzgrabens Ostseite, bei der rothen Wand, gegenüber dem Schlägberg, dann dem Sägehaidler. Es geht nach dem Genschenke hin aus, ostseits von St. Margarethen (wir zählen etwa XXVIII bis XXXIX), bei Piehlerberg (Fundstelle zweier Thonhüsten), Piehler, Piseheldorf (über XXXIX), knapp südlich von der Mur am Berghange giengte es durch das Moos (alte Leitungen verfallen?) oberhalb Volderdorf quer drehts Thal. Schloss Moosham bleibt bei XXXI rechts, ostseitlich in der Höhe, die Strasse leitet nach dem Mitter- und Hallerberg hin, dreht den Sehindergaben gegen Staig, unter dem Staigberg saeh Neussens, mit Tschitzehaus ostwärts, am XXXII. Herwärts vom Gehöft Petal gilt die Richtung auf Begöriach XXXIII. Hinter St. Wolfgang bei Mauterdorf XXXIV (Grahstein 4735) schlägt die Strasse vom Anfang her die Richtung auf die Westseite des Tanrach-Thales ein, in directem Gegensatz zur modernen Kunststrasse schon gegenüber St. Gertraud XXXV, und scheint sich noch am Hügel-einchnitt beim Drahtung-Hammer auf einen frühzeitigen Anstieg nicht einzulassen. So folgt Dnsler, Ederhner XXXVI, die Taurach-Spaltung, die Mühlhaleran, das Waldkrenz, sodann Pauerhauer XXXVIII und Tenk. Noch stehen die Ansitze des Rader-, des Stoff- und Rieplhauer vor Dorf

¹²⁾ Kürsinger S. 683. Kärntische Kunst-Topographie 18 u. S. 328. Der Name Taferner erscheint in Langau mehrfach, an Lasach in Margarethen, in Maria-Pfarr, in St. Michael, am Frititz, an Steindorf, Tauerberg (Lorenz 1637), zwischen Thomathalwald und Fegendorferwald. Man liest das von taberna der manus abzuleiten; die Etze, das Etzel, Weidelplatz, vergl. Schmeller, bayer. WBuch I 180.

Tweng. Hier haben wir das steinschriftlich bestätigte XL erreicht.

Noch hält sich die alte Strasse immer westseitlich, am rechten Taurach-Ufer, am weitesten abgelenkt ausserhalb des Dorfes Tweng unterhalb der Abornelahn XII, vielleicht jedoch hier des vorsichtigen Anstieges halber schon einmal die Taurach überbrückend. Aber unter dem Theanfall und unter der Hohen Brücke scheint sie wieder auf dem rechten Ufer, vom Lantschfeld-Becken heraufkommend, die starke Aufstufung erklimmen zu haben, welche jetzt bezeichnet wird durch die Hohe Brücke 1371 m und den Markstein. Passwacht (Weihstein 5719, Silbermünzen). Die kurze steile Strecke am Ostafer (Zug in der Tiefe unter dem Brückenbogen) ist nicht recht klar. Es folgt die Stelle unter den Wachtwänden im Breitlabgraben XLII, gegenüber den westseitlichen Mitterecker- und Breitlabner-Hütten, die ostseitliche Kampfhitte, die Bachüberschreitung oberhalb des zweiten Wasserfalls, der altergiebige Steinbruch Schaidberg 1625 m, Petersbühl, Kirehbühl, Tauernehöhe und Freithof (Fundstelle für Münzen, Skelett, Schwert, Sigillaten). Hier auf der Jobbhöhe 1738 m, mit lehrer Umschau und weiter Fernsicht aus dem Kuppenrund bis zu 1900 und 2547 m, schliesst das Stadtgebiet von Taurina, es endet die Zählung aus Taurina und es gilt nordwärts jene aus Juvavum, mindestens 55 mp., Höhe über Sasset Michael 670 m, über Radstatt 813 m.

Die diesseitige Ache entspringt oberhalb Wieseneck (Tauerwirt) 1649 m und ihr zuerst zur Rechten halten sich neue und alte Strasse. Die letztere geht durch die wiesenecker Gräule, Kirehbühl, schneidet für mehrere Bogengänge die neue Strasse mehrmal, lässt den Johannesfall zur Linken, es folgt Trischbühl und mit straffer Wendung zum Nordlaufe Scheikwand, Gnadenalm-Boden, rechtes Ufer, der Weg meidet Hohlwand und Kessel, Richtung auf Poissenwald und erreicht die Grenze an Brenterwald mit Gnadenbrunnen. Es folgt die Strecke über der Hohlwand, den Absenkern von Saufendspitz, Seckerspitz, dahinter die Abzweigung durch den unteren Poissenwald. Jetzt folgt Koppewald und -wand, Kesselwand und -fall (Poschacher), Kreuzbühl, Kesselbach-Brücke, weisse Lahn, Zederhauser-Umkehr, Kniebeiss-Schanze und -halt, tiefer Wegmacherhalt. Von der Tauernehöhe herab mögen die 8 Steine LV bis XLVIII gestanden haben. Wir sind in Untertauern (Weihstein 5524) zwischen Strims- und Geisteskogel an reichlichem Baugesäde beiderseits. Die Strecke gegen Juvavum dürfte von hier über 44, an 50 mp. betragen haben. Es folgt zunächst Höggen, welches etwa mit XLIII

bezeichnet werden kann, Sonneck mit XLIII, dar-nach Radstatt.¹⁴⁾

Radstatt (XLII. Br.-Münzen) liegt am Südhang des Schwemmerges, südlich der Enns am Ausbruch des Zauchen- und Flachtauhales, hindertend auf den Zielort Altenmarkt, Anieus; abstehend von der Tauernehöhe 16 mp. Eben dürfte mit XXXVII zu bezeichnen sein. Die Strasse trifft Hättau, Meilenstein an 32 mp. (5723) Kreuzberg an Salzaeb. Werfen, Dorf XXVII (Kelt, Pfeilspitze Br., Grabstein 5529), Werfen Markt XXV (Fibel Br. „Schrack“, Grabst. 5528), Pasa Luegg XVIII (Helm. Pickel, Palstab, Bruchstücke, Meilenstein S. Severus, fehlt), alsdann Golling XVI (Münze, Philippus, Meilenstein 5724 mit e. 16 mp.), Kuchl XV (Lanzenspitze), das alte Ceuclum, Georgenberg (Bau), Jndorf XIII (Münze Justinian; am Bachraui der Meilenstein mit 13 mp. 5725). Welt jenseits XII wäre anzusetzen Vigaun (Br.-Münzen), Hallein XI (Bau, Säulenschaft, Münzen, Br. und Silber, Thon; Skelette mit Armingen Br., Halsband mit Glasperlen), Oberalm IX (drei Meilensteine, einer 5726) mit 9 mp., gehören in diese Gegend. Puch VIII (Br. Glocke, Meilenstein mit Schriftspuren), Niederalm VII (Br.-Kelte Sargdeckel, 5555), Elbothen V (Br.-Kelt, Marmorbruch, Hellbrunn (Schädelknochen, Arming, Bügelhafte, Marmorstatue), Glas III (Bau, Mosaik, Marmor-schalen, Knochen, Bronzen, Hufeisen, Münzen v. Hadrian), Aigen (Weihstein 5654), Parsch II (Kelte Br., Steinhammer, Münzen), Loig (Bau, Mosaik), Neuhans (Grabstein 5539), Grigl (Bau, Mosaik, Denar), endlich Salzburg (Steinschriften 33 bis Jahr 1881). Die nordöstliche Seitenstrasse mit den Fundorten Hendlorf XI (Meilenstein 5745), Steindorf-Neumarkt XV (Bügelhaften Br., Skelett, Fibel), Strasswalehen (Br. Kette, Meilenstein verschwunden) verfolgen wir nicht weiter.¹⁵⁾

Wichtige Bestimmungsmittel für die Länge, daher die Erstreckungsweise, der Radstätter-Tauer-nastrasse sind der Meilenstein des Apianus 5722 und jener der Taferneralm 5714.

Die Säule des Apianus bringt die höchste Zahl dieser ganzen Strecke LIII. Sie ist aber erstens nicht nach dem Standorte benannt, allerdings sagen die ersten Nachrichten „vom Joch des Berges Tauerne“; zweitens der Stein existiert nicht mehr zur Vergleichung der Zahl. Mit dem L dürfte es keine Schwierigkeit haben, aber Zahlzeichen ausser demselben möchten nur subtractiv zu nehmen sein. Nämlich falls die Meilensteine Tweng, Aborn-

¹⁴⁾ Man rechnet bis Salzburg 69 km, Untertauern 15 km auf Poststrasse, Tweng 45 km, Mauterndorf 56 km. Mitth. salzb. 1881, 8. 80—89.

¹⁵⁾ Mitth. salzb. XXI, 1881, 8. 80—97.

lahn, Passbrücke vor Breitlahn mit XI, XLI, XLII die Fundstelle möglichst nahe bezeichnen, so ist es nicht wahrscheinlich mehr als 4 mp. (3,92 km) zu zählen von etwa der Breitlahnbrücke bis auf die Tauerhöhe (4—5 km). Auf diese Weise scheint IIIIL die richtige Zahl. Von Teurnia bis zur Gebietsgrenze von Juvavum wären auf diesem Wege 46 mp., das heisst wenigstens 68 km. In Wirklichkeit begangen, möchte sich der Pfad nur auf etwa 60 heransstellen, davon 33 entfielen bis zur Lanuvit-Schöngelitzhöb, 25 bis 27 von dort an die Tauerhöb. Das wären diesseits 22 mp. jenseits mindestens 18, Samma 40 mp.; damit stünden wir aber erst in oder bei Tweng, falls Zahl und Fundort stimmen. Nun geht zunächst hervor: nicht auf der Lanuvit-Schöngelitzhöb selber kann der Stein mit IIIXX gestanden haben,¹⁶⁾ aber auch nicht ohne Weiteres an der (keineswegs gleich volle 6 mp. abtshenden) „geschnittenen Baumtratten“ unterhalb und nördlich der Taferneralm, sondern noch merklich näher bei St. Margarethen nuten im Murthale, damit die 28 mp. erfüllt werden; es scheint, noch knapp vor der Mur. Der oben auf den „Baumtratten“ gefundene, und ein zweiter Meilenstein dazu, sind nach der Seethalerischen Handschrift (im Salzburger Museum) ohne Buchstaben, d. h. jetzt mehr entzifferbare. So wie das bekannte Architekturstück, möchte auch die Meilensäule 5714 nahe bei Margarethen selbst gestanden haben. Damit bleiben noch immer 2 Meilensteine für Taferneralm, richtig Baumtratten.

Nun kommt dazu: man hat den ad eedem S. Gertrudis benannten Stein (5715), wechselt mit 5722 durch Fiekerl) reklamiren wollen, des Apian und Lazius, Aretin Angaben vernehmend, für den Birnbamerwald, Linie Emona-Aquileia, Capelle St. Gertrudis.¹⁷⁾ Während doch sonst die Bezeichnung in alpe für allgemein gilt, wie in monte, in summo, so ist durch Castorius in alpe Julia sonderbeutlich beigelegt, wo im Hierosolymitanum steht ad pirum summas alpes. Indes möchte dort die Zahl so wenig passen, als A-T.

Wir besitzen, abgesehen von den theoretischen Berechnungen, einen guten Wahrscheinlichkeits-Maasstab an den Funden für ein mille passum in dem Meilenstein bei Wels, sowie in der Herzogstuhl-Meilenäule bei Virunum (5709); vermuthlich ist sie dort am Originalstand gefun-

den und vermuthlich zeigt sie eben I. Ihr Maasstab stimmt auch angewendet so gut als möglich für die Meilenäule von Ton VIII (5711), auch für jene zu Krumfelden, Treibach XV, nur dass die Orte auseinanderliegen, was immerhin eine Strassen-Auseinanderliegen, was immerhin eine Strassen-Auseinanderliegen mit jüngerer Kürzung bedeuten kann. Für Krumpendorf XV (5704) muss eine Irrung vorliegen, weil ja doch selbst mit Umwegen XI genügt; vielleicht kam das Stück von Tosenling (bei Tasinemetum) herunter. Für die höheren Thaleinstiege, nun gar für die Joehpässe, langt allerdings der Maasstab chartographisch nicht aus, er verlangt seine Zugabe, besonders bei unterbaulich nicht streng ersichtlichen Wegrichtungen. Indes haben wir wieder Flaehlands-Maasstäbe in den Zielpunkten von Salzburg südwärts gegen die Tauer, so in Georgbühel bei Jadorf, Oberalben; ähnlich, gemischtbergig, in den Denkmalen von Nennitz bei Gili. Nun ist es sehr zu beklagen, dass von Teurnia aus nicht ein einziger Meilenstein weder im Flaehland bei Drau und Lieser, noch im Anstieg bis zum Grenzberg gefunden ist (dean Freunitz zählt mehr zur Linie Teurnia-Aguonatum), um den Maasstab für locale Zwecke zu bestätigen.

Auf den Grenzhöhen fangen alsdann wenigstens die Substruktionen¹⁸⁾ an, ersichtlich und verfolgbar zu sein; man hat sie, wo sie nicht allzu verwachsen waren, als Einschnitte in die Berglehnen erkannt, in einer Breite von 3 bis 4, seltener 5 Wiener Klaftern (5,58 bis 9,5 m, ähnlich bei Bösendorf 6—7 m, Müller, Emona 25). Strassenspannen bei Moosham sind bezeichnend für einen äusserst östlichen Auszug; nicht durchs Thomaethal östlich weiter fort ist der Hauptzug gegangen, sondern in der bezeichneten Weise durch das flache Wies- und Hügelland bis gegen Neusesa. Vermuthlich wird auch in den Aeckern die Pfugschar schon auf den Macadam der Römer gestossen sein; vor dem halben Meter Tiefe wird auch manehorts das Kieselager nicht gefehlt haben. Noch unterhalb des Weilers, gegenüber dem westseitlichen Hollerberg, wiew die alte Strasse abwestwend westwärts ah, nach Begöriab hinan, bog auch um den Hügel vor St. Wolfgang bei Bacher herum, liess ebenda Mauterdorf mitammt St. Gertrud ganz östlich und trat auf diese Weise, den Bach überschreitend, ins Taurach-Thal ein. Am nächsten kommt sie dem rechten Ufer der Taurach beim alten Hammerwerk, zieht sich aber fortlaufend drüber an die Ostabhänge vor Zallinwand, Schöneck, Kompenspitze, Seekareek und Moerkarspitze; zwischen Ederbauer- und Mühlthalerau, wo Tau-

¹⁶⁾ Ueber den Strassenzug vgl. 5714 = 11834; Juv. 63; Kürsinger Langan 660; Notizbl. Ak. W. IX 9; Arch. f. Kärnt. IV 72, VI 110; Polatschek, Römer-Studien II 47; Carinthia 1819, 16; 1896, 11, 41.

¹⁷⁾ Vgl. A. Möllner, Emona S. 124, Terrain von Hraica. Auch Summo lacu ana Comer-See, summo Pennino am St. Bernhard, summo Pyrenaeo bei Belle-gurd und Snerport.

¹⁸⁾ Kürsinger Langan S. 103, 104, 109, 146, 152. Mittl. anzb. X 1—14.

rach und Neustrasse einen merklichen Bogen nach Ost machen, hält die alte Strasse die Parallelelinie mit dem inselbildenden unteren Gerinn der Taurach ein, um oberhalb des Raderbauer, zwischen Stoff und Kiepl (wie man glaubt), das rechte Ufer mit dem linken zu vertauschen. Allein eine Klamme bei Lagler nordaufwärts¹⁹⁾ abgerechnet, macht das rechte Ufer bis zur Brücke bei Tweng selber keine Schwierigkeit (Bauroste bei Laglerbauer), auch erscheint daselbst der Boden des Wiesfeldes hart geglättet.

So eigentlich kann der Strassenlauf am Westufer bis in den Tobel des Lantsefeld-Baches gereicht haben, wonach allerdings der Anstieg zu den Wachtwänden ein recht plötzlicher und steiler geworden, erhebliche Schlingen erfordern. Indem oben im Hoehthal, wo gleich nächst der „Hohen Brücke“ der zweite Wasserfall vor Schaidberg ins Auge fällt, neue Strasse und alte nicht viel Nannes haben voneinander abzuweichen (die Taurach bleibt fortwährend westwärts oberhalb des Lahnbüchels), so kehren wir jetzt zum Eingange zurück. Es ist ersichtlich, bei Mauterndorf kann nur ein Meilenstein unter XXXVI gelten. Also gehört das Denkmal von St. Gertraud (5715) mit seinen 43 mp. höher hinauf, wahrscheinlich nach Schaidberg (es sei denn, es entspreche mehr dem tieferen Grünschiefer, als dem weissen Schaidberger Kalkstein); das nächste und höchste nennen wir später. Das Denkmal ist vor Jahr 1619 beruntergebracht worden (vor 1819 im salzburger Museum). Die nächstfolgenden zwei Säulen der Mühlthalerau haben wahrscheinlich XXXVII gezeigt; sie sind über das Wasser herübergebracht worden und stehen jetzt gleich neben der Neustrasse westlich in schönem Grün (Bild bei Kürsinger, Tafel zu S. 80 Nr. 1 u. 2.). Es standen etwa zwei vor ihnen von Mauterndorf herauf, zwei nach ihnen vor Tweng. Nächst den Säulen vor Tweng — 1 im salzburger Museum, gefunden 1759 in den westseitlichen Feldern, wohl jenseits der Taurach, 1 jetzt vertragen, wahrscheinlich ebendaher, ohne (lesbare) Schrift, von dem unteren Wirthshause (Post) abstehend, in welcher Richtung?) 81 Schritte. (wieder-)gefunden 1845 nächst Waschküche und Kegelstatt (am Westrande der Strasse) — folgt gegenwärtig jene vor der Abornerlabn, Ostrand der Strasse. Blocknische, aus der Tiefe von jenseit des Wassers heraufgebracht. Es folgt jene jenseits der „Hohen Brücke“, die letzte diesseits vorfindige (Kürsinger Nr. 3). Was dernal hier hart an der Strasse, Ostrand, Abfall gegen die Taurach, also an deren rechten, dem Westufer aufgestellt ist, eingefangen

¹⁹⁾ Kürsinger S. 108, Taberna.

in ein trogförmiges Postament,²⁰⁾ ist die Meilensäule des Philippus, ohne mp., grauer Thonschiefer.

Die Meilensäule, am Breitlahnbüchel gestanden zu Kürsinger's Zeiten,²¹⁾ S. Severus und Caracalla, 42 mp., schaidberger Kalkstein, ist im 1830 gefunden, nicht in diesem Hoehthal selbst, sondern unter den Wachtwänden, Ausläufern des Mitterecks, jenseits der Taurach, Sonseite westlich, wo der Römerweg noch sichtbar. Gefolgt sind in alten Zeiten die Säule von Schaidberg mit 45 mp. (5715), schliesslich auf der Taneraböhe der Stein des Apinuss mit 46 mp. (5722, ohne Nennung des in Thal und Berg vielbetheätigten Legaten Proculus).

Das Bundeshoch-Thal im Lungau, zwischen Sanct Michael und Ramingstein, genauer zwischen Leisnitzgraben und Thomathal, scheint seine Wegebedeutung zu besitzen höchstens als Zugang zu der Schöngelitzer- und Lausnitzhöhe, nicht aber als sei die alte Verbindungsrichtung aus dem Hauptthale südwärts gefolgt dem Weissbach oder dem Feldbach, wonach man auf Hoehkreuz von fast 2200 m in die Innerkrems oder vollends auf den Königstuhl und in das Noekgebiet mit über 2300 m käme. Der Palast der Blütigenalm weist eben nur auf vereinzelte Erzgruben dieser Gegend. Aber das Bundeshochthal²²⁾ mit Gauschwisen, Ueberlingalm u. dgl. zeigt sich eben recht offen und zugänglich aus Nord vom Thomathal aus, welches durch die Mur in einem grossen, nordwärts gekehrten Bogen umgangen wird zwischen Pisebeldorf und Adamgützl; es weist auch in seiner anfänglichen Richtung vielmehr ins Lieserthal hinaus und greift durch seine Anstiege fast unter den Lausnitzsee zurück. Die römischen Fundstellen von Mauterndorf (Mouate oder Immurium) ostwärts, Maria-Pfarr (Grabstein 4733), Tamsweg (Gravium oder Tamsicum), Ramingstein (Bronzen, Nero-Aureus) weisen auf die weitergestreckte Verbindungsstrasse längs der Mur im Salzburgerischen und Obersteirischen in die Gebirge von Inmurium (Mraun). Auch ist sicher irgendwo, weit vor der Abzweigung, welche Castorius bei seiner Noreia südwärts anzeichnet, eine Seitenstrasse ins kärntische Grkthal gegangen, durch die Reichensau bis Himmelberg-Feldkirchen hinaus, Anselmus Stadt St. Veit, Zolfeld. Wollte man vermuthungsweise die Linie andeuten, so wäre sie von Tamsweg aus und zwar

²⁰⁾ 6719, Kürsinger Tafel zu S. 81, 82, Nr. 2 (samt Nr. 3), gefunden um 1833 nächst der Achnerlabn, jetzt Abornerlabn, am Rader-Kitzel, vielleicht noch am diesseitigen Abhang der „Leiten“.

²¹⁾ 6720, Tafel zu S. 73, 74, 78, Nr. 5, jetzt im salzburger Museum, zuvor in Radstatt gewesen. Mitth. salzb., XXI, S. 69, 95.

²²⁾ Kürsinger L. 649, bes. 664, 674. Mitth. salzb. 1861, 92, 95.

hart an der nordöstlichen und östlichen Grenze des teurnenser Stadtgebietes, welches etwas über Tamsweg und den Predlitzgraben hinausgereicht haben mag, folgendermassen: Bis gegenüber Lasaberg 1 Kilometer, längs Kuschingbach, Adamgrüel 4, Ramingsstein 2.5, Kendebruck 3, Predlitz 3, längs Turrabach, Grabenwert in Predlitzgraben 4, unter Würfingen bis Himmshauer 4, Miniggraben-Ausgang, Turrabach 4, zwischen Eischüt und Nessgraben zum Turraebsee 5 (Uebergang 1763 m), längs Seebach nach Reichenau 4, Ebene 2.5, Vorwald 3, Widweg 2, nach St. Margarethen 3 (Grabstein 11552), nach Maitratten 4, Gnesau 2, Himmelsberg 5.5, Feldkirchen, Summe über 57 km. Berganstieg 832 bis 1116 m. Hier wären schon wenigstens 38 millia passuum gegeben bis zur Ausbruchsstelle, von wo bis Virunum wohl noch an die 21 mp, km = 32, laufen.

Eine zweite Strasse ins kärntische Gebiet ist nicht ganz abzusehen; sie wäre bestimmt, ins Metnitzthal²²⁾ von Murau aus zu leiten, Schloss Zolfeld. Die Richtung südlich der Mur an den Abhängen der Frauenalm gegen den Lasnitzbach, Brücke vor Einnündung des Grattingerbaches 4.5 km, Lasnitz 1.5, über den Priwaldbach 1, zwischen Zanitzberg und den beiden Kuhlpeul hindurch zum Priwaldkrenz 3.5 (Uebergang 1260 m), in den Rossbachgraben nach Ingolthal 3.5, längs des Rossbaches nach dem Metnitzfluss 3, unterhalb Grades (Meilenstein vgl. 4622) nach Zinitzen 3, St. Salvador 3, unterhalb Barbarabad nach Friesach 3, Mieheldorf 3, Treibach, Zolfeld. Von Mur bis Metnitz 17 km, Berganstieg 460 bis 520 m. Bis zur Ausbruchsstelle etwa 31 km, an 20 mp. Es könnte kein Hinderniss haben, dass in Grades, ohne dass es der Namensähnlichkeit wegen Graricum gewesen (nach Anderen Belandrum), eine Meilenäule gestanden hätte, wie sie nach Koch-Sternfeld durch Knahl und Steiner angegeben ist,²⁴⁾ ähnlich e. i. l. VII 1, S. 573, Nr. 4622, Kaiser S. Severus, Jahr 201, durch Legat Fabius Cilo, nur mit A. Virano mp. etwa XXX oder XXIX in der Lücke des gurkfelder Steines.

Wir verfügen in den österreichischen Ostalpen bis in den oberungarischen Bereich hinein über eine Anzahl von 150 Meilenäulen,²⁵⁾ rund gerechnet, insofern erhaltene und verlorene, les-

und unlesbar, gebietsangrenzende zusammengefasst sind. Diese reichen der Zeiterstreckung nach vom Jahr 41—54 bis 367—383, also längstens durch 342 Jahre; der älteste Meilenstein stammt von Kaiser Claudius (Zolfeld), der jüngste von Gratianus (Smole), beide in Noricum. Im Ganzen sind es 36 bestimmte Kaisernamen, die da auftreten, 2 aus dem I. Jahrhundert, 4 aus dem II., 16 aus dem III., 14 aus dem IV.; es kann die höchste Steigerung des Strassenbaues durch die Alpenprovinzen im III. Jahrhundertgedacht werden. Am öftesten begegnen im umselriehenen Gebiete, allerdings einigermassen mitgezählt das beginnende ungarische Flachland, die Namen des Septimius Severus (32 mal); es ist also aus der Zeit 193—211 am allermeisten erhalten geblieben, mehr in Noricum, als in pannonischen Berggegenden. Diesen kommt zunächst Caracalla (30), es ist aber schon Geta nicht immer mitgezählt (an 12). Danach sinkt das Vorkommen gleich unter die Halbscheide. Wir haben Philippus (auf 12 Säulen), Pius und Maximin, Maximian (9); auf je 6 Säulen erscheinen Macrinus, Diadumenianus, Decius, Constantin; auf 5 Maximus¹⁾, Constantius, 4 M. Aurel, Severus Alexander, Julianus; 3 Trajan, Verus, Treb. Gallus, Valerian, Diocletian, Daza, Constantius II, Valentinian und Valens; mit 2 Hadrian, Crispus. Af. Gallus; endlich mit 1 ausser Claudius und Gratianus als recht seltene Herennius, Gallienus, Tacitus, Fl. V. Severus, Licinius. Einige Kaiser sind unbestimmt und vermehren vielleicht die bekannten Zahlen.

Nach den alten Standorten verteilt, scheinen die Denkmäler nördlich der Drau in doppelter Anzahl erhalten gegenüber denjenigen südwärts. Man zählt annähernd richtig von den rundweg 100 Fundorten oben 76, unten 28 und zwar scheinen die beiden Partien Senmering mit Carnuntum-Solva, sowie Radstättler-Tauern mit Juvavum-Tearnia am stärksten bestellt (24 und 23 Fundorte). Ebenso hält sich auch die Anzahl der Denkmäler selbst (52 und 30); aber zwischen diese Höchststände schiebt sich hinein das Gebiet südlich der Drau (29 Fundlinge). In diesen Bereiche liegt auch eine Fundstelle, unvergleichlich gegen alle anderen; denn in Neunitz bei Cilli ergab sich die Grösstzahl der Meilenäulen auf Einem Standplatze. Es sind deren

²²⁾ Vgl. die oberste, nördlichste Linie gegen Mieheldorf-Kromfelden hinaus mit den Stellen Fladnitz (Strassenspur), Moding-Graben, Prekova (Strassenspur und Schriftstein 5028), Lieding, Gurk in „Carinthia“ 1896.

²³⁾ Archiv f. Kärnten IV 62.

²⁴⁾ Ueber das ortsbliche Gestein fehlen die meisten Nachrichten. Im Gebiete von Emona herrscht der graue Kalk von Greben oder Trillick, der Lichtgrau, dann der grobkörnige Kalk von Mokric oder Brunkik,

um Virunum der Krystallinkalk von Seeburg und Portschach, um Ovilava die Nagelbän n. s. w. Die Maassbestände sind auch sehr verschieden, zumal Körnungen oben und unten erfolgten. Das robuste Wandervolk bediente sich der Strasse und verwürstete die unver-tandenen Zeichen. Das Erhaltene scheint zu reichen von Dicke 20 cm, Höhe 1.50, 1.92 bis D 65 cm, H. 2.92 m, grösste in Nitzing, St. Georgen; ausladende Form mit keltischer Basis, Weis.

nicht weniger als 9 aus dem Zeitraum 101 bis 218 n. Chr. Sonst haben wir in dem angedeuteten Gebiete 7 zu Oszöny, 6 zu Kleiuschwechat, 5 in Csiv und Inzersdorf, 3 in Reichenburg, Stranitzen, 2 Taferneralm, 2 in Ahornerlahn, Dorog, Ambras, Gras, Gurkfeld, Mühlthalerau?, Pilis-Csabs, Pilis-Szanto, Pösendorf?, Schischka, Schönberg, Smole, Ujszöny, Wien, Zolfeld. Die ältesten, des I. Jahrhunderts, fanden sich vor in Zolfeld (Claudius), sowie zu Loitsch, Neanzitz, Weitenstein (Traian); die jüngsten zu Smole (Valentinian, Valens, Gratian), Wien und Senober (Valentinian, Valens). Was nun den üblichen Formelschluss²⁵⁾ betrifft, der vielfach gleich dem Anbeginns gelitten hat, nämlich die Zahlzeichen für die millia passuum, so reicht derselbe mit mehreren Belegen von I bis XXXIII (vgl. III Inzersdorf, VIII Oberalm, IXXXX Taferneralm), sodass, mit Ausschluss aber der Westpartie, als höchste Abstandsahlen gelten XL Tweng, XLI Ahornerlahn, XLII Breitlahnbrücke, XLIII Pösendorf?, XLIIII Laibach, Pösendorf, XLV St. Gertrud, LIIII Radstetter-Tauernbö (zweifelhaft). Aber im Brennergebiet stehen die weitaus höchsten Zahlen, die weite Verstreung grösserer Wohnorte erhaltend, nämlich 130 mp bei Lurgloch am Brenner, 117—115 Ambras, 112 Schönberg, 110 Wilten, 102 oder 98 Zielr, 90 Sonnenberg, 61 oder 46 Olang-Gossen, 56 Sonnenburg.

Die obersten Strassenbauleiter zu nennen, die Legaten der Provinzen, scheint nur in zwei Jahrzehnten Mode gewesen zu sein; so haben sich bekannt erhalten Q. Fabius Cilo unter Sept. Severus 193 bis 211 (Gurkfeld, Kürbsdorf), M. Juventius Sursus Proculus unter demselben, der meistgenannte (St. Gertraud, Hüttau, Kleinschwechat, Kreuzen, Tweng, Vöcklahbruck?), endlich Sabinus unter S. Severus, Caracalla, Geta 201—211 (Salzburg). Die Zielorte anzugeben, ist nicht das Gewöhnliche; in sehr vielen Fällen verstehen sie sich nur von selbst. So erscheint, um von Aquileia abzugehen, Aquincum in den Formen AQ zu allermeist, dann als AQ, AQV, AQVINC, doch auch AB aQ und BQ; Aquonum als AG; Boiodurum als BOIODVRV, wohl BOIODVRI; Brigantium nicht und Bregetio mit den allermeisten Formen als BRIG, FIG, BRG, k, als BRIG, ABIG,

²⁵⁾ Gegen die Formel vorschlägt am meisten der Meilenstein zwischen Bran und Sava 1067II = 3705 = 746. zu Mitrovitz, von Constantine, Jahr 324, Beginn mit MPV, Schluss mit millia passua CCCXLV.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weissmann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 27. Februar 1897.

oder nur AB, B, B, endlich BREG, BR(i)GETI, hrEGETione; Carnuntum als K. KARn; Celeia als CELEIA (mit a mari via 5740); Jovavum als IV, IVV, IVVA, IVVAO, einmal wohl in IVNF? (11684); Nevidonnum als NOVIDVY, nEVIDVYN, nevidVNI; Poetovio als POET; Tournia als T. als N; in 5718, ursprünglich wohl N? vor MP; Vindobona als VIND. AIND; Virunum als V?, meist VIR, einmal VIRVNI.

In gleicher oder ähnlicher Weise, wie die Ostalpen, haben die Römer auch die sonstigen montes excelsi²⁷⁾ ihres Reiches mit Überbergungen und Strassen bedacht. Von diesen sind durch den Namen Alpes ausgezeichnet und durch hochschriftliche Literatur, einige auch durch steinschriftliche, namhaft gemacht: Die Alpes

Apennini (Cassiodor, var. lib. 8, 81), die *Attractionae* (nur 3 Steinschriften, c. l. l. IX 5367, 5439, Ep. 5, 599), *Bastarnicae* (Karpathen, Castoris 8, 7), *Carniose* (Plin. n. h. 3, 25, 147), *Centronicae* (Plin. n. h. 11, 42, 241 vgl. 8, 1, 135), *Cottiae* (Strabon 4, 6, 6, S. 204, vgl. Dion. Cass. 60, 24), *Dalmaticae* (Plin. n. h. 11, 42, 240), *Graiae* (Nepos Hann. 3, 4; Liv. 5, 34, 6; 21, 38, 7; Plin. n. h. 8, 17, 123; 20, 134; Petronius satyr. 7 Strab. 1, 6, 12; Cicero ad famul. 10, 23; 11, 23; Tacit. h. 2, 66), *Juliae* (Inschrift 871, ins. 159 = 1110, vgl. Livius 5, 34, 8, Tacit. hist. 5, 8), *Lepontiae* (Caes. bell. gall. 4, 10, vgl. Strab. 4, 66, 204; Plin. n. h. 5, 20, 184), *Maritimae* (Tac. anal. 15, 32; hist. 2, 12; 3, 42; Plin. n. h. 8, 39, 140; 14, 3, 41; 21, 15, 114; Dion. Cass. 64, 24 u. a.), *Noricae* (Plin. n. h. 3, 25, 147, vgl. Florus 3, 3, 18; 4, 12, 4), *Numidicae* (Meilenstein Hippo-Calamia Ep. 7, 645; Cagnat liest *vallae*), *Pannonicae* (Tacit. hist. 2, 96; 3, 1; vgl. Servius ad Aeneid. 10, 13, Strab. 4, 6, 7, S. 205), *Penninae, poeninae* (Liv. 21, 38, 9), *Fyrenaeae* (Sil. Italic. 2, 333; Sidosius carn. 5, 554, vgl. 9, 43), *Raeticae* (Tacit. hist. 1, 70; German. 1), *Tridentinae* und die *Venetiae* (Ammian. Marcellin. 31, 16, 7).

Von diesen sind Carnioae, Juliae, Noricae, Pannonicae, Raeticae, Tridentinae und Venetae in in unsere Untersuchungen einbezogen, die Bastarnicae nicht eben erreicht worden.

²⁷⁾ Vgl. Pauly Real-Encycl., 1837, Alpes I 377—381, 1848, V. Milliarum. Ruggiero Dizionario epigrafico, Roma 1886, I, S. 424—434. Berger, über Meilensteine im Programm der lousienstädter Gewerbeschule zu Berlin 1883.

Gesucht für Park (Brasilien)

ein junger Mediziner Dr. med. als Chef der ethnograph. Abteilung des dortigen Museums. Gehalt 600 Milreis per Monat; freie Hiareise. Nähere Auskunft erteilt Dr. Paul Ehrenreich, Berlin, Bendlerstrasse 35.

Dr. A. Gutwiler,
Basel, Weiberweg 22.

(Es ist zu beachten, dass Park nicht frei vom gelben Fieber ist. J. R.)

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Schriftführer der Gesellschaft.

XXVIII Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. bezüglich die Herren Autoren. a. S. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ueber die Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Rasse von Hirschen. Von Graf Theodor Zichy. — Ausgrabungen und Höhenstudien im Gebiet des oberbairischen und bayerischen Jura. Von M. Schloßgr. — Literaturbesprechungen.

Ueber die Wiederentwicklung einer scheinbar verkümmerten Rasse von Hirschen.

Von Graf Theodor Zichy.¹⁾

Seit einigen Jahren habe ich Gelegenheit in einem Forste nächst der kleinen Stadt Gács in Ungarn (etwa 12 Meilen nordöstlich von Budapest) auf starke Hirsche zu pürschen.

Die zur Strecke gebrachten Exemplare wiegen ausgeweidet und ohne Geweihe 170—190 Kilo. Einige Geweihe, die ich hier vorzeigen die Ehre habe, sind nahezu 6 Kilo schwer. Es wurden aber auch schon bessere Hirsche geschossen, namentlich einer im September v. Js., dessen Geweih über 7 1/2 Kilo wog.

Und diese Kapitalhirsche stammen erwiesenermaßen von schwachen Thiergartenhirschen ab.

Vor 30 Jahren war in der Gegend von Gács weit und breit kein Hirsch zu sehen. Die sehr ausgedehnten Waldungen, welche ein Gebiet von etwa 3 Quadratmeilen bedecken, bilden gleichsam eine Insel in der ungarischen Ebene. Ein Herüberwechseln von Hirschen aus den Karpathen ist schon wegen der grossen Entfernung undenkbar. Der Ursprung unserer Hirsche ist vielmehr folgender:

Im Jahre 1864 liess der Besitzer von Gács Graf Fergács einen Wald von 1200 Morgen einzäunen und machte daraus einen Thiergarten.

Er bevölkerte ihn mit 12 Stück Rothwild, die er aus dem Thiergarten des Fürsten Fürstenberg in Launa und jenem des Grafen Kinsky in Chlumetz (Böhmen) kommen liess.

¹⁾ Vortrag in der Sitzung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 26. Februar 1897.

Trotz günstiger Vorbedingungen und reichlicher Nahrung vermehrte sich das Wild im neuen Thiergarten nur langsam.

Im Jahre 1868 waren 21, im Jahre 1871 46 Stück vorhanden. Im Jahre 1874 erreichte der Wildstand mit 76 Stück sein Maximum.

Im selben Jahre brachen während des strengen Winters 48 Stück Wild aus dem Thiergarten aus und vertheilten sich in der Gegend. Das sind die Eltern und Grosseltern unserer Hirsche von heute.

Einige Jahre später wurde der Thiergarten aufgelassen, so dass es gegenwärtig in den Forsten um Gács nur mehr freie Hirsche gibt.

Die Schusslisten des ehemaligen Thiergartens geben uns über die dort erlegten Hirsche folgende Daten:

Geschossen wurden:

1867 ein 12er Hirsch, Gewicht 120 k ausgeweidet	
1869 „ 12er „ „ 90 k „	
1870 „ 10er „ „ 97 k „	
1870 „ 12er „ „ 116 k „	
1870 „ 6er „ „ 115 k „	

Von da an wurden die Hirsche schwächer.

Im Jahre 1872 wurden drei 8er mit 65, 54 und 63 Kilo und ein 6er mit 80 Kilo erlegt. Im Jahre 1874 ein 6er mit 102 Kilo.

Wir sehen also, dass die Thiergartenhirsche verhältnissmässig schwach waren, viele von ihnen erreichten kaum die Hälfte des Gewichtes ihrer im Freien aufgewachsenen Enkel.

In der Geweihbildung ist ebenfalls ein wesentlicher Unterschied zu verzeichnen, die im

Schlosse zu Gács aufbewahrten Geweihe der Thiergartenhirsche erreichen kaum ein Gewicht von 4—4½ Kilo.

Ich habe mich auch bei den Forstverwaltungen in Lanna und Chlumetz nach den dortigen Hirschen erkundigt, die, wie gesagt, mit den unsern eines Stammes sind.

In Lanna erreichen die besten Hirsche ein Gewicht von 130 Kilo, die Geweihe 4½—5 Kilo. In Chlumetz kamen ab und zu auch stärkere Exemplare vor, was hauptsächlich der häufigen Auffrischung des Blutes zugeschrieben wird. Aber auch diese Hirsche sind bedeutend schwächer als die unsern in Gács.

Wir sehen also, dass schwache, scheinbar verkümmerte Individuen starke und gut entwickelte Nachkommen haben.

Der Fall steht übrigens nicht ganz vereinzelt da. Ihre besten Hirsche in Bayern finden sich im Allgäu. Sie stammen von Rothwild ab, das vor etwa 50 Jahren aus dem Thiergarten bei München dahin gebracht worden ist.

Nun frage ich mich, dürfen wir nach den vorgeführten Thatsachen urtheilen und sagen, dass wir es hier mit einer verkümmerten Rasse zu thun haben, die sich wieder entwickelt hat, wieder gross und stark wurde?

Das möchte ich denn doch nicht behaupten. Ich bin vielmehr der Ansicht, dass die Thiergartenhirsche nicht als eine verkümmerte Rasse zu betrachten sind. Sie sind eben nur Individuen, die ausnahmslos in Folge ungünstiger Verhältnisse zur Zeit ihres Wachstumes in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind. Sie wären wohl alle gross und stark geworden, wären sie in ihrer Jugend nicht in ihrer freien Bewegung gehemmt gewesen, hätten sie die entsprechende Nahrung gehabt.

Die Hirsche in ganz Mitteleuropa sind heute bedeutend schwächer als vor 100 Jahren, das ersehen wir aus den alten Schusslisten, aus den noch vorhandenen Geweihen, aus den alten Abhängungen.

Der Hirsch kann heute nicht mehr so gedeihen wie früher, die Waldungen werden kleiner, der junge Wald, die Felder werden gegen den Wildschaden nach Theilbarkeit geschützt. Unter solchen Umständen findet der Hirsch nur knapp so viel Nahrung, als er zum Leben braucht. In seiner freien Bewegung eingeengt, nur dürrig ernährt, erlangt er nicht mehr seine volle Entwicklung.

Die Rasse selbst kann ich nicht als eine degenerierte ansehen. Eine kurze Spanne Zeit von 100 bis 200 Jahren wäre dazu nicht genügend gewesen.

Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayrischen Jura.

Von M. Schlosser in München.

Die von mir vor mehreren Jahren begonnene Untersuchung der bayrischen Höhlen wurde auch im letzten Herbst fortgesetzt, und erstreckten sich meine Forschungen auf das Gebiet zwischen Neuhurg a. D. und dem Altmühlthal bei Dollnstein, auf die Umgehung von Velburg und auf das Schwarzalberthal in der Oberpfalz zwischen Luphurg und Deuerling.

Ich begann bei Neuhurg a. D., in dessen Nähe bei Mauern sich mehrere grosse Höhlen befinden, die wie fast alle bayrischen Höhlen im Frankendolomit sich gebildet haben. Diese Höhlen versprechen insofern besonderes Interesse, als hier ähnliche topographische Verhältnisse gegeben sind wie im Ries bei Nördlingen, wo die Ofnet-Höhle hekanntlich sehr bedeutende Mengen fossiler Thierreste, vor Allem von Hyänen und Pferden geliefert hat. Da nun bei Mauern ebenso wie an der Ofnet bei Nördlingen die Jurahöhen steil gegen eine weite Ebene — hier gegen den Riesessel, dort gegen die Donnaueneine abfallen, so war es an sich nicht unwahrscheinlich, dass auch an der Donau ehemals eine ähnliche Thierwelt gelebt und wohl auch mehr oder weniger zahlreiche Reste hinterlassen hätte.

Leider hat sich diese Erwartung nicht bestätigt, denn die Ausgrabungen lieferten nur wenige dürrige Reste — Topfscherben aus neolithischer Zeit. Schon bei kaum ½ Meter stieß ich überall auf den Felsboden. Wir müssen uns demnach die Frage vorlegen, waren diese Höhlen im älteren Pleistocän überhaupt von Thieren, eventuell auch von Menschen bewohnt oder nicht?

Der örtlichen Lage — Südexposition, Nähe von Wasser und der Grösse der Höhlen — nach möchte ich diese Frage am liebsten bejahen, das Fehlen von Resten aus älterer Zeit wäre alsdann durch die Annahme zu erklären, dass sie eben später durch Hochfluthen weggesehwemmt worden seien. Diese Annahme wird auch durch die Beschaffenheit der Höhlen gestützt, denn ihr Boden erscheint nach aussen geneigt, in welchem Falle ich bisher noch niemals Reste der altpleistocänen Thierwelt angetroffen habe. Schon in Franken, in der Rabenstein, Pottensteiner und Pegnitzer Gegend habe ich bemerkt, dass der Boden aller Höhlen und Felshöhlen, welche pleistocäne Reste geliefert haben, sich nach einwärts senkt, wodurch ihre Wegschwemmung durch die späteren Hochfluthen verhindert wurde. Immerhin waren die Nachforschungen in den Höhlen von Mauern keineswegs überflüssig.

denn es würde sich, sofern auch hier das Fehlen älterer Thierreste in der angegebenen Weise zu erklären wäre, die bereits in Franken gewonnene Erfahrung bestätigen und eine Verallgemeinerung für das ganze Gebiet des bayrisch-fränkischen Jura erlauben.

Indess kommt hier doch vielleicht eine anderweitige Erklärung zur Geltung. Das Juraplateau, an dessen Südgehänge diese Höhlen liegen, biegt hier rechtwinklig um und hat sich die Donau in den Kalken zwischen Neuburg und Stepperg ein tiefes Bett gegraben. Bevor dies geschah, müssen jedoch die hier vereinigten Gewässer des Lech und der Donau einen See gebildet haben, dessen Spiegel am Juragehänge beträchtlich hoch hinaufreichte und möglicherweise die Höhlen selbst noch unter Wasser setzte, so dass sie überhaupt nicht von Landthieren betreten werden konnten. Ueber diese Frage erhalten wir nun durch die Untersuchungen von Winter¹⁾ einige nähere Aufschlüsse. Er stimmt an, dass der Durchbruch der Donau zwischen Stepperg und Neuburg erst während der Pleistocän erfolgt sei. Früher haben diese Wassermassen ihren Abfluss durch das jetzige Trockenthal zwischen Mauern, Wellheim und Dellnstein und von hier durch das Altmühlthal genommen und nicht etwa südlich vom Juraplateau in der Gegend des Donauuoozes, und zwar muss dieses Flusssystem sogar noch wenigstens während der älteren Pleistocänzeit existirt haben, denn sowohl im Wellheimer Thal als auch im Altmühlthal — bei Arnsberg in der Nähe von Eichstätt findet man Ablagerungen alpiner Gerölle. Der Lech muss schon damals seine jetzige Richtung eingeschlagen haben, denn das Fehlen der präglacialen Nagelfluh, östlich der Linie Augsburg-Pöttmes-Neuburg a. D. erscheint bedingt durch einen in dieser Richtung verlaufenden Höhenrücken. Da aber der Lech in dieser Nagelfluh sein Bett gegraben hat, die Nagelfluh selbst aber altpleistocänes Alter hat, und die erwähnten alpinen Gerölle ebenfalls mindestens der älteren Pleistocän-Periode angehören, so wird es überaus wahrscheinlich, dass jenes Trockenthal von Wellheim auch noch während eines grossen Theils der Pleistocänzeit als Flussbett gedient haben, der Durchbruch durch den Jura zwischen Stepperg und Neuburg hingegen erst sehr spät erfolgt sein dürfte. Ehe dies jedoch geschah, haben vermuthlich wiederholt be-

deutende Wasseranstauungen stattgefunden. Der höchste Punkt in der Sohle des jetzigen Trockenthales von Wellheim liegt 409 Meter, die Höhlen von Mauern etwa 420—430 Meter, es genügt also schon eine Anstauung um 10—20 Meter, um letztere für Landthiere vollständig abzusperrten. Wenn wir bedenken, zu wech beträchtlichen Höhen die Gewässer im Frankenjura gestiegen sein müssen, um in die oft sehr hoch gelegenen Höhlen einzudringen und das daselbst angehäufte Material theils wegführen, theils in tiefere Höhlenräume hinausspülen zu können, die Art und Weise der Abtragung der dortigen Knochenmassen aber eine andere Erklärung überhaupt nicht zulässt, so wird uns auch eine solche Anstauung der Donau-Gewässer und die hierdurch veranlasste Abschliessung der Höhlen von Mauern ziemlich plausibel erscheinen. Wir hätten es also hier mit dem gewiss sehr seltenen Fall zu thun, dass an sich überaus günstig gelegene Höhlen zur Pleistocänzeit weder für Thiere noch für den Menschen hewohnbar gewesen wären.

In der Velburger Gegend untersuchte ich: die Lutzmannsteiner, die Breitenwiener, beide ziemlich nahe bei einander befindlich, etwa 7—10 Kilometer von Velburg, die Kittenseer Höhle, etwa 6 Kilometer ebenfalls nördlich von dieser Stadt, ferner die im Herbst 1895 entdeckten Höhlen von St. Coloman — König Otto-Höhle — und Krumpenwien — Gaiberghöhle — und endlich mehrere kleinere Höhlen im Velburger Schlossberg und bei St. Wolfgang, sowie die Höhle im Herz Jesu-Berg, westlich von Velburg.

Ueber die Verhältnisse in der König Otto-Höhle habe ich schon letztes Jahr berichtet. Es erübrigt daher nur, von den wichtigsten inzwischen gemachten Funden zu sprechen.

Meine frühere Angabe, dass die menschlichen Artefacte ganz verschiedenen Perioden angehören, kann ich auch jetzt durchaus aufrecht erhalten, denn ausser verschiedenen Bronzegeräthen kamen auch ein Plüthenlauf und eine zu einem Dolch oder Pflriem verarbeitete menschliche Ulna, sowie ein durchloechtes Geweihestück zum Vorschein, also ein jüngste Vergangenheit einerseits und mindestens neolithische Zeit andererseits. Die Heustierreste stammen wohl ebenfalls zumeist aus sehr junger Zeit und rühren vermuthlich von gefallenen Thieren her, die während einer Seuche in die Höhle geworfen wurden. Höhlenbärenreste haben sich seit Eröffnung der Höhle nur wenige gefunden und ist es sogar nicht unmöglich, dass die bis jetzt vorliegenden Knochen nur einem einzigen Individuum angehört haben.

¹⁾ Der Lech, seine Entstehung, sein Lauf und die Ausbildung seines Thales. XXXII. Bericht des naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben und Neuburg 1896, p. 636. Leider erschien diese so wichtige Abhandlung erst, nachdem ich meine letztjährigen Untersuchungen beendet hatte.

Die Verhältnisse in der Gaisberghöhle sind denen in der oben erwähnten König Otto-Höhle ungemein ähnlich. Auch diese Höhle zeichnet sich durch schöne Tropfsteinbildungen aus, die Thierreste gehören ebenfalls unseren Hauptthierarten an und stammen ebenfalls aus der jüngsten Vergangenheit. Reste vom Höhlenbären sind noch seltener als in der Colomaner Höhle. Von menschlichen Artefacten ist mir überhaupt nichts gezeigt worden.

Die Lutzmannsteiner Höhle ist anscheinend ausser in jüngerer historischer Zeit vom Menschen nur sehr selten betreten worden, was sich aus ihrer versteckten Lage sehr wohl erklären lässt. Die einzigen Spuren für frühere Anwesenheit des Menschen bestanden in einigen rohen Topfscherben, die jedenfalls aus neolithischer Zeit stammen. Sie lagen unmittelbar auf der Kalkinterdecke, die den Boden der ganzen Höhle überzieht und ziemlich viele Knochen vom Höhlenbär einschliesst — ich sah unter Anderem auch einen mit diesem Sinter überzogenen Schädel dieses Bären. Schichten aus jüngerer Zeit fehlen hier vollständig. Höhlenerde wäre erst unter der Sinterdecke anzutreffen. Da somit von einer Schichtenfolge keine Rede sein konnte, so verzichtete ich auf eine eigentliche Ausgrabung. Eine solche würde voraussichtlich nur Reste vom Höhlenbär, vielleicht auch der einen oder anderen alpeleocänen Thierart liefern, wäre aber mit ziemlichem Kosten und beträchtlichem Zeitaufwand verbunden.

Die Breitenwienener Höhle war schon vor etwa 20 Jahren Gegenstand ausgedehnter paläontologischer und prähistorischer Untersuchungen, nichts destoweniger sind aber noch mehrere unberührte Stellen vorhanden, was die ersten Forschungen ergeben haben, war diese Höhle von zahlreichen Höhlenbären bewohnt — andere Thierarten sind allerdings meines Wissens nicht nachgewiesen worden. Es erklärt sich dies auch sehr leicht dadurch, dass letztere sich wohl gehütet haben werden, einen solchen Bärenhorst zu betreten. Bei der hohen Lage der Höhle war es jedoch auch den Bären nicht wohl möglich, grössere Beutestücke einzuschleppen, daher das Fehlen oder doch die Seltenheit anderer, bestimmbarer Säugethierreste. Auf die Anwesenheit zahlreicher Bären muss auch die merkwürdige Glätte der Höhlenwände zurückgeführt werden, denn sie reicht nur so hoch hinauf, als sich ein Bär erheben konnte und ist besonders in einem sehr engen Gange zu beobachten, durch welchen sich die Thiere nur mit einiger Mühe hindurechzwängen konnten. Diese Erscheinung, die ohne Zweifel auf das Reiben und Anstreifen der Höhlenbären zurückzuführen ist, wurde auch anderwärts bereits mehrfach beobachtet und richtig gedeutet, so von O. Fraas in württem-

bergischen Höhlen und von F. Kraus¹⁾ im Schottloch am Kufstein im Dachsteingebirge. Sie wäre wohl auch wenigstens in der einen oder anderen französischen oder norddeutschen Bärenhöhle anzutreffen. Die bereits erwähnte, von zwei Volburgern — Gebrüder Spitzauer — unternommene Ausgrabung der Breitenwienener Höhle hat beträchtliche Mengen vom Höhlenbär geliefert, welches Material in der paläontologischen Sammlung des Staates aufbewahrt wird. Nichts destoweniger wären wohl auch noch jetzt ziemlich viele derartige Reste zu holen, da die genannten Forscher, denen ich durchaus volles Sachverständnis zuerkennen muss, noch mehrere Stellen unberührt gelassen haben. Viel weniger befriedigend sind hingegen die Grabungen nach prähistorischen Objecten, welche von Seite des Regensburger historischen Vereines vorgenommen wurden, denn es wurde hierbei nicht selbst die erste Regel, nämlich den Boden bis auf den Grund auszuheben, nicht erfüllt und kann daher dieses Unternehmen überhaupt nicht als Forschung, sondern lediglich als Schatzgräberei bezeichnet werden, und überdies hat man es nicht einmal der Mühe werth gefunden, die zahllosen Topfscherben mitzunehmen, aus denen sich bestimmt bei einiger Sorgfalt noch eine Anzahl Urnen hätte zusammensetzen lassen. Die schwarze Erde, in welcher solche Urnen vorkommen, befindet sich in der ersten Halle und zwar vom Eingang aus an der rechten Seite. Unter ihr folgt direct der Felsboden. Die Bärenreste stammen, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, zum Theil aus der zweiten Halle. In der hinteren, nur durch einen engen Schlupf erreichbaren Kämmerchen sollen organische Überreste vollständig fehlen, doch enthalten diese Räume sehr viel Höhlenerde. Der Boden der ersten Halle senkt sich stark nach einwärts, wodurch natürlich eine Verschwemmung der Bärenreste verhindert worden wäre, sofern hier in der Volburger Gegend die Gewässer während der letzten Glacialperiode überhaupt sehr beträchtliche Niveaus erreicht haben sollten, was aber wenigstens für die hochgelegene Breitenwienener Höhle so ziemlich ausgeschlossen erscheint.

Die Microfauna war hier durch einige Vogelknochen — Tarsometatarsus von *Turdus* und einige Nager-Kiefer *Cricetus frumentarius* Pall. und *Arvicola campestris* Blas. angedeutet. Ich fand dieselben frei herumliegend. Der Hamsterkiefer sowie die Turdidenknochen scheinen ihrer Erhaltung nach ein ziemlich hohes Alter zu besitzen.

Die Kittensteiner Höhle liegt in dem Gipfelteufel einer der höchsten Erhebungen der Vol-

¹⁾ Höhlenkunde. Wien 1894, p. 225.

burger Gegend. Typischer Höhlenlehm fehlt so gut wie vollständig — höchstens bis zu 10 cm mächtig — und tritt fast überall der Felsboden zu Tage. An mehreren Stellen bemerkte ich Holz- asche und Kohlen bis zu 5 cm mächtig unter dem gewachsenen Boden, auch fand sich ein viereckiges Stück Feuerstein — jedenfalls nur ein Ahsfall — woraus man wenigstens auf vorübergehenden Besuch seitens des neolithischen Menschen schließen könnte. Reste kleinerer Thiere sind nicht selten. Ich konnte nachweisen:

Sorex vulgaris Linn.
Myoxus glis Blas.
Mus sylvaticus Blas.
Arvicola campestris Blas.
Arvicola glareolus Blas.
 Vogelknochen.

Dem Ernährungszustande nach stammen diese Reste insgesamt aus jüngerer Zeit, auch sind die meisten der angeführten Arten Vertreter der gegenwärtigen Microfauna, während sie in der diluvialen entweder gänzlich fehlen, wie *Myoxus* und *Mus sylvaticus*, oder doch sehr selten sind wie *A. glareolus* und *campestris*. Gleichwohl bieten diese Reste immerhin einiges Interesse, denn auch sie sind auf die gleiche Weise an ihre jetzige Lagerstätte gelangt, wie die Reste der eigentlich diluvialen Microfauna. Die Thiere wurden nämlich durch Eulen eingeschleppt und hier vorzehrt, die unverdaulichen grösseren Knochen, vor allem die Unterkiefer wieder ausgebrochen. Für diese von Nahrung angegebene Deutung, dass wir es mit Rauhvogelgewölven zu thun haben, spricht nicht allein der Umstand, dass nur die mürbsten Knochen erhalten geblieben sind, nämlich Röhrenknochen und insbesondere die Unterkiefer, während die feineren — Rippen sowie die leichtzerbrechlichen Schädelknochen — vollständig fehlen, sondern noch mehr die Verteilung dieser Reste, die hier immer klumpenweise beisammenliegen, was sich sogar auch bei ähnl. diluvialen Resten in der noch zu besprechenden Höhle im Velburger Schlossberg ziemlich deutlich beobachten liess. Wenn aber eine Höhle oder Felsnische von Eulen bewohnt sein soll, muss sie ihnen auch Vorsprünge und Schlupfwinkel bieten, auf welchen sich diese Vögel niedersetzen und ungestört nisten können. Auf dieses Moment wird man wohl in Zukunft achten müssen und wird daher eine recente oder fossile Microfauna nur dort zu erwarten sein, wo diese Vorbedingung gegeben ist, wie hier in der Kittenseer Höhle, und in den Felsnischen von St. Wolfgang und dem Velburger Schlossberg.

Die Höhlen von St. Wolfgang habe ich he-

mits im vorigen Bericht besprochen. Ich möchte hier nur bemerken, dass seit meinen Untersuchungen dieselbe wiederholt Nachgrabungen veranstaltet worden sind. Von den bisher ertheuten Resten verdienen indes nur ein Kiefer von *Leuning*, ein Knochen von *Riesenhirsch* und ein Zahn von *Hyaena spelaea* besondere Erwähnung. Eine wirkliche Schichtenfolge konnte nirgends constatirt werden, vielmehr scheinen alte und neuere Reste, wie dies in den Höhlen gewöhnlich der Fall ist, hart durch einander gemischt zu sein, und gilt dies insbesondere für die hier beobachtete Microfauna. An einer Felswand wurden mehrere Urnen ausgewühlt, eine systematische Angrabung bis auf den Höhlenboden hat jedoch nirgends stattgefunden. Für die Wissenschaft dürfte jedoch darnun kein Schaden entstehen, da ein Profil doch ohnehin nicht vorhanden ist und die Thier- und Menschreste überdies recht spärlich sind, so dass auch bei sorgfältigeren Ausgrabungen nur wenige bessere und wichtigere Stücke zu erwarten wären. Nicht uninteressant scheint es mir zu sein, dass in nächster Nähe der von mir untersuchten Felsnische, aber in geringerer Höhe des Bergs eine vollkommen leere Höhle sich befindet. Ihr Boden ist stark nach nassen geneigt und hätten wir also hier treffende Beispiele dafür, wie sehr die Fossilführung der Höhlen abhängig ist von der Beschaffenheit des Höhlenbodens. Neigung dorthin nach einwärts verspricht mehr oder weniger reichliche Aushute, hingegen ist Neigung nach auswärts entweder vorhanden mit völliger Enthüllung des Felsbodens oder doch nur mit Auflagerung einer wenig mächtigen neolithischen Schicht.

Die Höhle am Herz Jesu Berg — westlich von Velburg — zeigt ebenfalls nur den blossen Felsboden. Das Fehlen von Höhlenlehm dürfte hier jedoch nicht so fast auf die Wegspülung durch Hochfluthen, als vielmehr darauf zurückzuführen sein, dass der Höhleninhalt nur die anstehenden Felder geschafft wurde. Eine Auspflügelung ist bei der ziemlich hohen Lage dieser Höhle und der schwachen Neigung ihres Bodens wenig wahrscheinlich. Ich erwähne diesen Fall, um zu zeigen, von welchen Zufälligkeiten das Vorhandensein von Höhleninhalt abhängig sein kann.

Der Velburger Schlossberg enthält ausser der am Schlusse zu besprechenden Nische eine ziemlich geräumige Höhle, die jetzt als Bierkeller dient. Der hinterste Höhlenraum wies jedoch eine noch völlig unberührte Stelle auf und fand ich in dem etwn 1 Meter mächtigen Höhlenlehm folgenden, siesher fossile Thierreste:

Ursus spelaeus. Incisiv, nebst Humerus und Pelvis eines sehr jungen Individuums.
Canis lupus. Incisiv und Canin.
Vulpes lagopus? Canin und Metatarsale.
Lepus variabilis. Molar und Una.
Cervus megarcos. Tibia.
 Rangifer tarandus. Metatarsus und Phalange.
Lagopus alpinus. Schnabel, Uterkieförgelenk, Metacarpus und Flügelbalgung.

Auf die Anwesenheit des Menschen lässt ein pfriemenartiges Artefact, aus einem Röhrenknochen von Rind oder Hirsch gefertigt, schliessen, doch gehört dasselbe wohl sieher der neolithischen Zeit an und ist offenbar erst später und nur zufällig in die Höhlenerde gelangt. Auch die erwähnten Reste stammen gewiss aus verschiedenen Perioden, nämlich Eisfuchs, Schneehase, Ren und Schneehuhn aus dem jüngeren, Höhlenbär, Wolf und Riesenhirsch aus dem älteren Pleistocänen. Ihre Vermischung ist durch die Fluthen, welche vor der neolithischen Periode stattgefunden haben, erfolgt.

Auf der Höhlenerde fand ich frei herumliegend Knochen und Kiefer von:

Rhinolophus sp.
Sorex vulgaris Linn.
Eliomys nitela Schreb.
Arvicola campestris Blas.
Mus sylvaticus Blas.
Cricetus femantarius Pall.
 Turdiden.
 Fringilliden.
Bubo sp.
Hana sp.

Eine ähnliche Fauna traf ich auch in einer Felspalte neben dem Keller. Ausser den bereits genannten Arten wäre noch *Talpa europaea* und *Pleocotus auritus* namhaft zu machen. Für das jugendliche Alter dieser Reste spricht schon deren Erhaltungszustand, ausserdem aber auch die Zusammensetzung dieser Fauna, insbesondere die Anwesenheit von *Mus sylvaticus* und *Eliomys nitela* sowie die Häufigkeit der Fledermaus- und Batrachierreste. In ächt pleistocänen Ablagerungen spielen diese Arten meiner Erfahrung nach stets nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Dass die Velhurger Gegend in prähistorischer Beziehung eines der dankbarsten Gebiete Bayerns ist, geht wohl daraus am besten hervor, dass es mir hier snermals gelang, eine Schichtenfolge von neolithischen und pleistocänen Ablagerungen zu beobachten und zwar in einer Felsnische im Velhurger Schlossberg, kaum 1 Kilometer von der im vorhergehenden Jahre ausgehauenen Höhle von St. Wolfgang entfernt.

Allerdings ist diese zuletzt durchforschte Nische beträchtlich kleiner als jene von St. Wolfgang und daher auch die Ausbeute entsprechend ge-

ringer, allein dies wird aufgewogen durch den Umstand, dass hier eine noch ältere Periode als bei St. Wolfgang wenigstens angedeutet erscheint, nämlich das ältere Pleistocänen auf normaler Lagerstätte, denn die allerdings dürftigen Reste von Höhlenbär, Riesenhirsch und Mammuth liegen hier unter der Nagerschicht.



Profil

- I Erde
 II graue Schicht
 III Löss mit Microfauna
 IV Löss mit wenig Knochen
 V Felsen
 * Lage der Urnen



Grundris

- I Steine
 II Urnen
 III Grenze der Nagerschicht
 IV Grenze der grauen Schicht

Was die räumliche Ausdehnung betrifft, so hat diese Nische eine Breite von 3 und eine Länge von 2 Metern. Vor der Ausgrabung betrug die grösste Höhe nicht viel mehr als 1, nach der Ausgrabung im Maximum 2 $\frac{1}{2}$ Meter. Das Profil ist von oben nach unten:

- 1) gewachsener Boden circa 30 cm.
- 2) graue Schicht circa 15 cm.
- 3) dünne Lössschicht mit Microfauna,
- 4) Löss-ähnlicher Lehm mit sehr wenig Knochen bis 50 cm,
- 5) Dolomitsand und Felsboden.

Der Felsboden reicht an der Rückwand der Nische etwas höher herauf, als in der Mitte. Der gewachsene Boden enthält eine Bronzensichel, Topfscherben und einen Pfriemen aus einer Schweinschula. Wie bei St. Wolfgang scheint er auch hier diesen Artefacten nach wenigstens mit seinen tieferen Lagen noch der neolithischen Zeit anzugehören und die directe Fortsetzung der grauen Schicht zu repräsentieren. Letztere beginnt erst in einer Entfernung von 1 Meter vom Eingang und wird gegen die Wand zu meist etwas schwächer. Sie enthält nur wenige, überdies unbestimmbare Knochenfragmente; Artefacte fehlten vollständig. Der gelbe Lehm hat an der Wand und gegen die Öffnung zu eine Mächtigkeit von etwa 30 cm, in der Mitte aber ist er 50 cm mächtig. An der linken Seite reicht er nur circa 15 cm tief hinein. Nur die oberste Lage enthält grössere Mengen Knochen, doch sind die Knochen aus tieferen

Lagen mehr fossilisirt und meist schwarz gefärbt. An den grösseren Stücken, wie an dem Unterkiefer des Schneehasen, bemerkt man helle wurmförmige Streifen, die durch Berührung mit Pflanzenwurzeln und eine hierdurch bewirkte oberflächliche Verwitterung entstanden sind.

Ungefähr in der Mitte und nahe der rechten Seitenwand, vom Eingang aus betrachtet, senkt sich die graue Schicht sehr tief in den Lehm herab und fand ich hier zwei ansehnlich ziemlich vollständige kleinere Henkelknochen nebst Scherben von einem oder zwei weiteren Exemplaren. Diese Urnen waren halbkreisförmig von grösseren Steinen umgeben. Wir haben es hier jedenfalls mit Spuren des neolithischen Menschen zu thun und zwar mit besetztem Leichenbrand, denn für eine eigentliche Wohnstätte wäre die Nische wohl doch zu klein gewesen.

Die Microfauna setzt sich aus folgenden Arten zusammen:

- Plectodus auritus* Blas? 2 Humerus, 4 Radius, 1 Metacarpale.
Talpa europaea Linn. Scapula, Humerus, Radius, 2 Ulna, Femur, 2 Tibia; Sacrum.
Putorius Kreyjci Woldf.³⁾ Unterkiefer, Radius, Fibula.
Putorius vulgaris Keys. Unterkiefer, Humerus.
Lepus variabilis Fall. Unterkiefer, 5 Incisivi, 5 Humerus, 6 Radius, 5 Ulna, pl. Metacarpalia, 2 Pelvis, 6 Femur, 2 Tibia, 2 Astragalus, 2 Calcaneum, pl. Metatarsalia, 5 Phalangen. Weitens die meisten dieser Reste von jungen Individuen.
Lagomys pusillus Deem. Unterkiefer, Ulna.
Myodes torquatus, 2 Oberkiefer, 70 Unterkiefer, 1 Scapula, pl. Humerus, Radius, Ulna, Pelvis, Femur, Tibia.
Arvicola arvalis Blas. 12 Unterkiefer.
 „ *agrestis* Blas. 5 Gaumenstücke, 10 Unterkiefer.
 „ *gregalis* Deem. 2 Gaumenstücke, 17 Unterkiefer.
 „ *ratticeps* Blas. 5 Unterkiefer.
 „ *nivalis* Mart. 1 Schädel, 4 Unterkiefer.
 „ *glareolus* Blas. 7 Unterkiefer.
 div. Species. Zahlreiche Extremitätenknochen.
Arvicola amphibius Blas. 2 Schädelfragmente, 12 Unterkiefer, 3 Humerus, 1 Ulna, 1 Radius, 3 Pelvis, 5 Femur, 2 Tibia.
Cricetus framentarius Fall. 1 Unterkiefer, Humerus, Ulna, Radius, Pelvis, 2 Femur, 5 Tibia.

³⁾ Es wäre nicht uninteressant diese von Nehring allerdings nicht anerkannte Art mit *Putorius hibernicus* Thomas, *Annals and magazine of Natural History* 1896 p. 374, der in der Gegenwart Irland bewohnt und als selbständige Art gilt, zu vergleichen. Die Angabe, dass dieses Thier hinsichtlich seiner Dimensionen zwischen Hermelin und Wiesel steht, würde ganz gut für die Identität mit *Putorius Kreyjci* sprechen und büts sich diese fossile Art also in der Gegenwart noch in Irland erhalten.

Mus sp. 14 Unterkiefer, 2 Pelvis, pl. Humerus, Femur, Tibia.

? *Sitomys utiela* Schreb. sp. 3 Femur.

Falco Spherber. Tarsometatarsus.
Picus medius fossilis Nehr. Dentale, 2 Tarsometatarsus.

Turdide 8 sp. Coracoide, 2 Humerus, 3 Ulna, Metacarpus, 3 Tarsometatarsus.
 Fringillidae div. sp. Coracoide, Humerus, Ulna, Metacarpus, Tibia, Tarsometatarsus.

Corvus monedula Linn. Ulna.

Corvidae div. sp.? Ulna.

Lagopus alpinus Nilss. Coracoide, 4 Ulna.

Tetrao tetrrix Linn. Metacarpus.

Bufo sp. Humerus, Antibrachium, Ilium, Femur, Tibia, Tarsus.

Diese Liste unterscheidet sich von jener der bei St. Wolfgang ausgegrabenen Wirbelthiere in mehrfacher Beziehung. Abgesehen davon, dass hier mehrere der dort beobachteten, namentlich grösseren Arten fehlen, während wiederum einige dort fehlende hier vertreten sind, muss die Seltenheit der Schneehühnerreste einerseits, und die relative Häufigkeit der Reste von *Mus* sp. andererseits, ganz besonders anfallen. Was zunächst diese *Mus* betrifft, so ist sie hier bedeutend häufiger als in der Felanische von St. Wolfgang, wo ich nur 4 Kiefer fand, während ich hier deren 14 auflesen konnte, sie ist also hier im Verhältnis ebenso häufig wie die nirgends seltene *Arvicola arvalis*. Sie lässt sich mit keiner der einheimischen Mausarten identificiren und dürfte es sich möglicherweise um eine bis jetzt noch unbeschriebene wahrcheinlich asiatische Art handeln, da auch Nehring, der sie unter dem Material vom Schweizers-Bild constatirt hat, sie mit keiner bekannten Art zu identificiren vermochte. An *Cricetus phaeus*, der ja zuweilen fossil in Mitteleuropa vorkommt, ist auch nicht zu denken, denn der Kiefer ist ein typischer *Mus*- und nicht etwa ein Hamsterkiefer. Die Seltenheit der bei St. Wolfgang so überaus zahlreichen Schneehahnknochen ist wohl bedingt durch die geringe Ansedhnung und vor Allem die geringe Höhe dieser Felanische, weshalb sie vernuthlich von einer andern und zwar kleineren Enlenart bewohnt war, welcher die Erhebung und der Transport von Schneehühnern zu schwierig war. Damit wäre es wohl auch zu erklären, weshalb die Knochen des Schneehasen zum grössten Theil nur von ganz jugendlichen Individuen herrühren.

Als das wichtigste Resultat dieser Ausgrabung muss ich jedoch die wenn auch spärlichen Funde von Höhlenbär — ein unterer *M₂* —, Riesenhirsch — eine Klane — und Mammuth — Trümmer von Extremitätenknochen und der Dorfnorsatz eines Rückenwirbels — bezeichnen.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Dr. Jakob Nüesch in Schaffhausen: Das Schweizerbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit, Mit Beiträgen von Pfarrer A. Bächtold in Schaffhausen, Dr. J. Früh in Zürich, Dr. A. Gutzwiler in Basel, Medicinalrath Dr. A. Hedinger in Stuttgart, Professor Dr. J. Kollmann in Basel, Professor J. Meister in Schaffhausen, Professor Dr. A. Nehring in Berlin, Professor Dr. A. Penck in Wien, Dr. O. Schütensack in Heidelberg, Professor Dr. Th. Studer in Bern. Mit 1 Karte 25 Tafeln und 8 Figuren im Text. Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Nouveaux mémoires de la société helvétique des sciences naturelles. Band XXXV. Auf Kosten der Gesellschaft und mit Subvention des Bundes gedruckt von Zürcher & Furrer in Zürich 1896.

Wir haben die Freude eine grossartige Publikation ersten Ranges in würdiger Ausstattung den Fachgenossen anzubringen. Die prähistorische Wissenschaft der Schweiz, welche soviel für die Kunde über den vorgeschichtlichen Menschen geleistet hat, hat sich hier ein neues bleibendes Denkmal gesetzt. Wir haken im Namen der Wissenschaft allen Mitarbeiterinnen und nicht zum wenigsten der schweizerischen Bundesregierung den Dank darzubringen. Herr Dr. Jakob Nüesch hat sich durch dieses Werk in die vorerste Reihe der berühmten prähistorischen Forscher der Schweiz gestellt. Das Werk enthält ausser der Abhandlung des Herrn Dr. Nüesch über die Kette der Niederlassung, die Grabungen, die Schichten und ihre Einschüsse, sowie über das relative und absolute Alter der ganzen Niederlassung und der einzelnen Ablagerungen noch 8 naturhistorische und 2 kulturgeschichtliche Beiträge von schweizerischen und deutschen Spezialforschern. — Dank der ausserordentlich sorgfältigen und systematischen Ausgrabungen und dem Zusammenwirken der sämtlichen Beteiligten war es möglich:

- a) die Aufeinanderfolge einer Tundra-, Steppen- und Wald fauna in einer Vollständigkeit (110 Arten) zu constatiren, wie eine solche von keinem andern Ort aus der Pleistocänzeit bis jetzt bekannt ist;
- b) alle diese Faunen — auch die Steppen fauna — als postglacial und damit postglaciale Klimaschwankungen zu erweisen;
- c) die Gleichzeitigkeit der Existenz des paläolithischen Menschen mit den beiden älteren dieser postglacialen Faunen festzustellen;
- d) aus der neolithischen Zeit zum ersten Mal auf dem Lande eine ansehnliche Begräbnisstätte (27 Individuen) von den Wald bewohnenden Neolithikern — einer etwas älteren Bevölkerung als die eigentlichen Pfälzbauer der schweizerischen Seen —, sowie
- e) eine bisher in Europa aus der neolithischen Zeit noch nicht bekannte, menschliche Rasse von kleinem Wuchs (Pygmäen) nachzuweisen;

f) eine klare Aufeinanderfolge der Schichten am Schweizerbild zu erkennen, welche ermöglichte, auch über das absolute Alter, nicht bloss über das relative, der ganzen Niederlassung und der einzelnen Horizonte ansehnliche Zahlenwerthe anzugeben;

g) in den übereinanderliegenden Schichten eine Folge der verschiedenen Kulturepochen von der ältesten Steinzeit bis zur Gegenwart und die Dauer der einzelnen Epochen zu constatiren und zwar dauerte — wenn die neolithische Zeit 4000 Jahre hinter sich liegt — die paläolithische Zeit mit der Tundra- und Steppen fauna circa 8000 Jahre; die Zwischenzeit zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit, bis die Steppen fauna verschwand, und der eingeengten Wald fauna Platz gemacht, circa 8000 — 12000 Jahre; die Pfälzbauerzeit bzw. ganze neolithische Periode circa 4000 Jahre und die historische Bronze- und Eisenzeit circa 4000 Jahre, die am Schw. so überaus schön entwickelten, zum grossen Theil aus Breccie, dem verwitterten Material des Juralesen bestehenden Ablagerungen nebst den fremden Einschüssen bilden den Chronometer, der diese Zeitrechnung erlaubt. — Sollten weniger als 4000 Jahre seit der neolithischen Zeit verfloßen sein, so reduziren sich die obengenannten Zahlen für die einzelnen Epochen entsprechend; wenn sie auch kein Anspruch auf absolute Sicherheit machen können, so ist es doch interessant zu ersehen, dass seit dem erstmaligen Auftreten des Menschen am Schweizerbild, bzw. seit der letzten Eiszeit nicht hunderttausende von Jahren verfloßen sind, wie bisher angenommen, sondern eine weit bescheidene Zahl als wahrscheinlichstes Mass angegeben werden kann und dass zwischen der ältesten und der jüngeren Steinzeit ein bisher nicht geahnter, mächtiger Zeitraum liegt!

Das Werk füllt eine Lücke in der Geschichte der Schweiz aus; Joh. von Müller hat die Schweizer geschichte in historischen Zeiten beschrieben; Ferd. Keller in Zürich hat durch seine Berichte über die Pfälzbauten die neolithische und erste Metallzeit desselben Landes enthüllt und das vorliegende Werk versucht ein Bild der Schweiz und Mitteleuropas in der paläolithischen Zeit zu entrollen.

J. R.

Dr. A. Prinzinger d. Ä., Ehrenmitglied der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Zur Namen- und Volkskunde der Alpen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Bayern-Osterrheins. Mit 2 Tafeln. München. Theodor Ackermann, k. Hof-Buchhändler. 1890. 8°. 71 Seiten.

Der Unterzeichnete ist in den letzten Tagen auf das kleine, ganz vortreffliche Werk des verdienstvollen Forschers wieder aufmerksam geworden. Bei erneuter Durchsicht erscheint es angezeigt, die interessanten Kreise wiederholt speciell auf diese Fundgrube für die wichtigsten ethnologischen Fragen Süddeutschlands hinzuweisen. Was alles darin zu finden ist, ergibt schon der Inhalt: 1. Grundsatz der Namenforschung mit Belegen in urkundlichen und volkstümlichen Namen. 2. Bergnamen. 3. Vorbewohner: Römer (romänische Namen); Bayern, Volksprache, Hausbau, Götterdienst, Wirtschaft; Spätromer (Walchen). Das Werk ist eine der reifen Früchte der Studien eines Mannes, welcher sein ganzes Leben der Forschung über die Geschichte seines Vaterlandes in der erfolgreichsten Weise gewidmet hat.

J. R.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 8. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zur XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck. — Ueber einen hervorragenden Bronze-Depotfund aus der jüngeren Hallstattperiode bei Grandsen. Von W. Schwandt. — Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpfälzischen und bayerischen Jura. Von M. Schlosser. (Schluss.) — Mittheilungen aus den Lokalvereinen. — Literaturbesprechungen. — Dr. med. Heinrich Wankel f.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck
mit Ausflügen nach Schwerin und Kiel.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat Lübeck als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und Herr Senator Dr. Eschenburg hat die Leitung der lokalen Geschäftsführung übernommen.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

3.—5. August d. Js. in Lübeck

stattfindenden Versammlung, sowie zu den Ausflügen nach Schwerin am 6. und nach Kiel am 7. August ergebenst einzuladen.

Der Vorsitzende des Ortsausschusses für Lübeck:
Senator Dr. Eschenburg.

Der Generalsekretär:
Professor Dr. J. Ranke in München.

Ueber einen hervorragenden Bronze-Depotfund aus der jüngeren Hallstattperiode,

der vor Kurzem im Kreise Graudenz (Westpreussen) aufgedeckt ist, berichtet Herr Prof. Dr. Conwentz im jüngst erschienenen XVII. Amliehen Bericht des Westpreussischen Provinzial-Museums in Danzig (auf S. 38 ff.) Die Fundstelle ist 1,5 km südwest-

weisen; so dass es sich allem Anschein nach nicht um einen Grab-, sondern um einen Depotfund handelt. Der Fund bestand aus einem grossen gehenkelten Gefäss von getriebener Bronze und drei gegossenen Trinkhörnern, von denen eins gleich zu Anfang dem Besitzer des Grundstücks abhanden gekommen ist. Die andern drei Objecte, gleich ausgezeichnet durch die Schönheit der Formen und die kunstvolle Arbeit, wie durch die Seltenheit ihres Vorkommens, gelangten in den Besitz des Westpreussischen Provinzial-Museums.



Bronzefäss von Prenzlwitz. $\frac{1}{4}$ der nat. Grösse.



Oberer Theil des Bronzefässes von Prenzlwitz. $\frac{1}{4}$ der nat. Grösse.

lich vom Dorfe Prenzlwitz, am rechten Ufer der Ossa, und annähernd 15 m über dem Spiegel derselben gelegen. Die Fundstücke lagen hier dicht bei einander, ganz flach unter Tage, und ohne von Steinen umgeben zu sein; auch Knochen- und Aschenreste liessen sich in der Nähe nicht nach-

ziehen sich dann eine Buckelreihe, eine horizontale Doppellinie, und wieder eine Buckelreihe hin, bis eine einfache Linie den Bauch nach oben abschliesst. Am Halse selbst erheben sich aus vier Reihen kleiner Buckel heraus mit langem, gewundenem Hals vier Paare von Vogelkopf-Ornamenten, die ähnliche Con-

Das Bronzegefäss (siehe Abbildung) ist 33 cm hoch und besteht aus drei durch zahlreiche Nieten zusammengehaltenen Theilen: 1) Fuss (5 cm hoch), 2) Haupttheil des Bauchs (17 cm hoch) bis zur Stelle seiner grössten Weite (116 cm im Umfang), und 3) Obertheil des Bauchs mit Hals (2 + 9 cm hoch). Um den unteren Bauchtheil ziehen sich in etwa $\frac{2}{3}$ seiner Höhe drei schmale wulstartige Doppelreihen, zwischen denen zwei Reihen getriebener Buckel liegen. An diesen Ornamentgürtel, nach dem Fuss des Gefässes zu, schliessen sich vier aus kleinen gepunzten Buckeln bestehende Halbkreisgruppen an, zwischen denen je eine abwechselnd nach rechts und links gewendete, stilisirte ganze Vogelfigur die Lücke füllt. Der Umriss dieser Vogelfigur ist aus sehr kleinen gepunzten Buckeln zusammengesetzt, während von der Mitte des Kopfes, etwa in der Gegend des Auges, bis zum Ansatz des Schwanzes rückgratartig sich eine Reihe etwas grösserer gepunzter Buckel hinzieht. Am unteren Rande des obersten Bauchtheils verläuft um das Gefäss herum eine Reihe grosser Buckel, welche durch die aus stielrandem, an den Enden plattgehämmertem Draht bestehenden heiden Henkel unterbrochen wird. Weiter nach dem Halse zu

turon zeigen, wie die Vordertheile der ganzen Vogelbilder am unteren Baueitheil. Zwischen diesen acht Vogelköpfen ist je ein ganz grosser Buckel mit zwei ihn umgebenden Ringwülsten herausgetrieben. Darüber schliesst dann eine Reihe horizontal verlaufender Buckel die Ornamentierung dicht unter dem oberen Rand des Halses ab. Der äusserste Theil des umgebogenen Randes ist um einen etwa 1,5 mm starken Eisendraht gelegt. — Das Gefäss ist, wenige Beschädigungen abgerechnet, gut erhalten; eine Analyse der Bronze dreh Herr Stadtrath Helm ergab 74,42 % Kupfer, 15,91 % Zinn und Spuren von Antimon, Eisen und Nickel; Silber, Blei, Arsen und Zink fehlten gänzlich; es liegt also eine reine, sogenannte klassische Bronze vor.

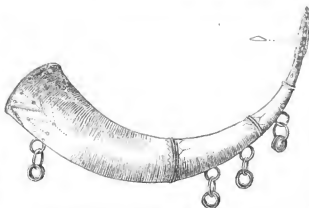
Das grössere, leicht gewundene Trinkhorn (s. Abbildung) gleicht in Grösse und Form

preussischen Steinkistengräber vorkommen. An der äusseren Krümmung des Horns sind vier Ringe angehängt, in denen je ein Ring frei hängt, der seinerseits wieder jedesmal drei freie Ringe neben einander trägt. Die lanzettförmig verbreiterte Spitze des Horns ist 8,6 cm lang, auf der Aussenseite flach, an der Innenseite mit hervortretender Mittelrippe versehen, und, wie die Abbildung zeigt, reich ornamentirt; ihr Rand ist schwach gezähnt. — Dies Horn ist noch ganz fest und vorzüglich konservirt.

Das kleinere Horn ist weniger gut erhalten; an der (abgehorbenen) Spitze ist das Innere mit einer festen Masse erfüllt, die vielleicht von dem nicht vollständig entfernten Gusskern berührt, über den das Ganze gegossen ist. Sie besteht nach Herrn Helm aus feinem kantigem Quarzsand, der mit Eisenoxyd und einer kohlgau



Aussenseite
des Spitzentheils des
kleinen
Bronze-Trinkhorns
von Frensdorff,
1/2 der nat. Grösse.



Grosses Bronze-Trinkhorn von Frensdorff. ca. 1/2 der nat. Grösse.



Innenseite
des Spitzentheils des
grossen
Bronze-Trinkhorns
von Frensdorff,
1/2 der nat. Grösse.

den auch decorativ vielfach verwendeten ungarischen Rinderhörner; es verengt sich von der 10,3 cm im Durchmesser haltenden Mündung an allmählich und gleichmässig gegen das Ende hin, das in ein lanzettförmiges Gebilde ausläuft. Das Gefäss ist, an der Aussenseite gemessen, 64 cm lang; die gerade Entfernung von der Spitze bis zur Innenseite der Mündung beträgt 37 cm. Durch Punkte oder Kerbschnitt verzierte Ringwülste theilen die Oberfläche in vier ungleich grosse, durch mehr oder minder complicirte Ornamente geschmückte Abtheile. Das auf dem Mündungstheil befindliche Ornament erinnert besonders an gewisse Verzierungen, wie sie nicht selten auf Urnen der west-

Substanz überzogen, auch mit wenig Thonerde und Kalkerde vermischt ist. Dies Horn ist einfach bogenförmig gekrümmt, nicht (wie das vorige) gewunden; die Oberfläcbe weist keine Zeilebnung auf und wird nur durch drei Gruppen von je 3 glatte Ringwülsten, deren eine die Mündung aussen umsäumt, in drei Abschnitte getheilt. Gleichmässig nahe der Mündung und in einem Abstand von 4 cm neben einander sind in der Längsrichtung des Horns 2 Bronzeringe angehängt, deren einer wieder 3 lose, abgeplattete Bronzeringe trägt (bei dem andern sind sie wohl abhanden gekommen). Bemerkenswert ist übrigens eine ziemlich primitive Ausbesserung des seiner Zeit

beschädigten Mündungstheils, durch Guss. — Dies Horn ist, von der Innenseite der Mündung in gerader Linie bis zur ädriten Spitze ca. 23 cm, auf dem Rücken gemessen, ca. 30 cm lang, sein Durchmesser an der Mündung beträgt 7,3 cm. Die Bronzemischung unterscheidet sich wesentlich von der des Henkelgefäßes durch einen ziemlich hohen Gehalt von Antimon (2,4%) und das Vorhandensein kleinerer Mengen von Blei und Silber. Einen ähnlichen Antimongehalt hat Helm bei Bronzen aus Siebenbürgen-Ungarn früher festgestellt. Der zur Ausbesserung eingegossene Theil enthält weniger Zinn und nur sehr wenig Antimon.

Bronzegefäße mit Vogelkopf-Ornament sind in Deutschland aus Usia in Posen, ferner aus einem Moor bei Granitz in Mecklenburg und von Rossin, Kr. Anolam, bekannt; aus dem Auslande von Siem in Jütland, aus dem Torfmoor bei Lavingsgård, Amt Odense, und aus dem Torf von Bjersjöholm in Schonen. Der prächtige Schild aus dem Moor bei Naekhäll in Halland zeigt im Ornament ganze Vogelfiguren, wie das hier beschriebene Bronzegefäß, aber im Einzelnen Abweichungen in der Zeichnung derselben. Ein ähnlicher Schild wurde auch in Dänemark gefunden. Derartige Funde gehören immerhin zu den grössten Seltenheiten; das Henkelgefäß von Prenzlauitz ist insofern völlig neu, als es (bei durchaus einheitlichem Charakter der Form, Technik und Verzierung) zwei Reihen verschiedener Vogelornamente übereinander trägt. — Es scheint aus Italien herzustammen, wo man in Etrurien und z. B. in Corneto unweit Rom ganz ähnliche Stücke trifft. Im Einklang damit steht auch das Ergebnis der chemischen Analyse. Zeitlich gehört das Gefäß, wie die übrigen Hallstätter Funde in Westpreussen, etwa in die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christi Geburt.

Die Trinkhörner vertreten, soweit bekannt ist, einen durchaus neuen Typus. Man hat wohl in Schweden, Dänemark und Irland wiederholt Bronzehörner gefunden; allein diese waren anders geformt wie die von Prenzlauitz, und an der Spitze geöffnet: es waren Blasinstrumente für den Krieg oder für religiöse Ceremonien. Die sonst bekannten Trinkhörner sind aus einem Ochsenhorn gefertigt und meist nur mit Bronzebeschlägen versehen; auch entstammen sie einer späteren Zeit.

Im Ganzen umfasst der Depotfund von der Ossa zweierlei hervorragende Erzeugnisse einer hoch entwickelten Cultur und bringt von Neuem den Beweis für einen lebhaften Handelsverkehr aus dem Süden bis in die Gegend jenseits der Weichsel, vor mehr als zwei Jahrtausenden.

W. Schwandt.

Ausgrabungen und Höhlenstudien im Gebiet des oberpäläolithischen und bayrischen Jura.

Von M. Schlosser in Mählen.

(Schluss.)

Diese Reste lagen direct auf dem Felaboden und waren förmlich zwischen die Vorsprünge des Felsens eingekittet. Ihre Ablagerung muss sicherlich vor jener der Microfauna erfolgt sein, da ja doch sonst wenigstens die ziemlich langen Mammuthknochen noch etwas in die Nagerschicht hineingetragen würden. Es machte mir ganz den Eindruck, als ob diese Reste gewaltsam zwischen die Felszacken hineingepresst worden wären und erkläre ich mir die ganze Ausfüllung der Felsnische folgenderweise:

Die erwähnten altpleistocänen Reste lagen ursprünglich vor der Nische, und wurden wohl schon vor der Periode, aus welcher die Nagerschicht stammt, durch Pluthea eingeschwenkt und darüber der tiefere nahezu fossilfreie Löss abgesetzt. Später wurde die Höhle von Euleu bewohnt, durch welche die Microfauna eingeschleppt wurde. Die ziemlich regelmässige Vertheilung wurde durch Hochfluthen hewerkstelligt, welche der neolithischen Periode vorausgingen. In dieser letzten Periode endlich wurde die Felsnische wohl mehrmals vom Menschen als Begräbnisstätte benutzt.

Am Schlusse meiner letztjährigen Untersuchungen unternahm ich noch eine Begehung des Schwarzlaherthales zwischen Luppurg und Deuring, die jedoch erfolglos blieb. Es ist dieses Thal auf dieser Strecke zwar in Frankendolomit, jenem Gestein, in welchem fast sämtliche hayerisch-fränkischen Höhlen liegen, eingeschritten, doch konnte ich auf dieser ganzen Strecke nur zwei kleinere Höhlen auffinden östlich vom Marktflecken Laher. Beide Höhlen waren vollständig leer und enthielten nicht einmal Spuren des neolithischen Menschen. Ich halte es jedoch für ziemlich wahrscheinlich, dass die Zahl der Höhlen in diesem Thale früher eine grössere war, als heutzutage, wenigstens traf ich sowohl oberhalb als auch unterhalb Beratzhausen einen Bergsturz, der wohl auf den Zusammenbruch von Höhlen zurückgeführt werden muss.

Meine bisherigen Untersuchungen im Gebiete des hayerisch-fränkischen Jura berechtigten mich zu folgenden Schlüssen:

1. Die Existenz des eigentlich palaeolithischen Menschen, dessen Steinwerkzeuge nach den Fundorten in Frankreich eingetheilt werden in die Typen von St. Acheul, Solutré und Moustier, ist in diesem Gebiete überhaupt noch nicht nachgewiesen, man müsste denn etwa den schon lange

bekannteren versinterten Schädel aus der Gailenreuther Höhle auf den palaeolithischen Menschen zurückführen.

2. Auch der im südlichen Frankreich so häufige, sowie bei Schussenried in Württemberg und am Schweizerbild bei Schaffhausen nachgewiesene Mensch der Magdalénien-Renntierperiode ist hier jetzt keineswegs mit Sicherheit festgestellt. Man kennt zwar Renntierreste aus den verschiedensten Theilen von Bayern und Franken, doch fanden sie sich niemals zusammen mit unzweifelhaften Spuren des Menschen, wenigstens nicht in solcher Lagerung, dass man auf die wirkliche Gleichzeitigkeit von Mensch und Ren schließen dürfte.

3. Häufig hingegen sind die Ueberreste des Menschen aus neolithischer Zeit. Man trifft sie fast in jedem Theil des Inragsgebietes, wo der Frankendolomit Höhlen oder doch Felsnischen darbietet und zwar scheinen diese letzteren vorwiegend als Begräbnisstätten, die ersteren aber als Wohnräume gedient zu haben. Dieser Mensch verstand bereits die Anfertigung von mannigfachen Geräthen und Werkzeugen aus Knochen und Hirschhorn, sowie die Herstellung von irdenen Geschirren. Er hat bereits Hausthiere gehalten und jedenfalls in kleineren Verbänden gelebt und stand somit auf einer relativ hohen Culturstufe.

Wenn wir diese Verhältnisse mit jenen in Frankreich vergleichen, so müssen wir gestehen, dass unser Gebiet doch recht arm ist an prähistorischen Dokumenten, in Frankreich hingegen ist es geglückt, nicht hlos die verschiedenen Culturtypen der palaeolithischen Zeit und des Magdalénien sowie die den Menschen in jeder dieser Perioden begleitende Thierwelt an zahlreichen Orten nachzuweisen, sondern nach den Untersuchungen von Piette⁴⁾ scheint es sogar festzustehen, dass sich die verschiedenen Culturstadien an Ort und Stelle aneinander entwickelt haben, ohne dass man mehrmalige Einwanderung neuer Stämme annehmen müsste. Erst der neolithische Mensch scheint aus der Ferne gekommen zu sein. Wir müssen daher entweder annehmen, dass der palaeolithische Mensch und der Mensch der Renntierperiode unser Gebiet gar nicht gekannt haben, sei es dass sie es auf ihren Wanderungen überhaupt nicht berührten, sei es, dass ihnen der Eintritt durch Hochfluthen verwehrt war, oder aber, dass sie sich zwar vorübergehend hier aufgehalten haben, ihre Spuren jedoch wieder vollständig verwischt worden sind.

⁴⁾ Hiatus et lacuna. Vestiges de la période de transition dans la grotte de Mas d'Azil. Bulletin de la société d'Anthropologie de Paris 1895. p. 225—267.

Eine so zahlreiche und ununterbrochene Besiedelung wie in Frankreich hat jedoch bei uns während der palaeolithischen Zeit und der Renntierperiode auf keinen Fall stattgefunden, denn eine solche hätte doch gewiss einige Spuren hinterlassen.

Was die fanatischen Verhältnisse betrifft, so besitzen wir eine reiche Welt diluviale Fauna, in der Velburger Gegend typische Bärenhöhlen — Breitenwies und Lutzmanna Stein — bei Nördlingen — Ofnet — eine ächte Hyänenhöhle, in der fränkischen Schwab hingegen hat anscheinend fast überall eine Vermischung der verschiedenen diluvialen Thierreste stattgefunden, ebenso auch in den tiefer gelegenen Höhlen bei Velburg und kann diese Mischung nur durch Eindringen von grösseren Wassermassen in die Höhlen erfolgt sein.

Die diluviale Microfauna, charakteristisch durch arctische und asiatische Nager, ist viel jünger als die Fauna mit Höhlenbär und Hyäne, fällt aber wohl zum Theil mit der Renntierperiode zusammen. Auch das Mammoth scheint bei uns meistentheils der älteren Pleistocänenfauna⁵⁾ anzugehören, während es in anderen Gebieten, z. B. Mähren, möglicherweise mit jener Nagerfauna zusammengelehrt hat.

Die Reste dieser Microfauna sind in grösserer Menge nur in kleineren Höhlen und Felsnischen anzutreffen. Diese kleinen Thiere wurden, wie Nehring mit Recht vermuthet, durch Enlen eingeschleppt und können daher solche Reste nur an Stellen erwartet werden, welche den Eulen einen geeigneten Aufenhalt — Sitz- und Nistplätze — geboten haben. Auch die Ueberreste dieser Microfauna haben sich nur dort erhalten, wo sie vor Wegschwemmung gesichert waren. Wir müssen daher annehmen, dass auch nach der Periode dieser „arctischen und Steppenfauna“ wieder ein feuchteres Klima geherrscht hat, doch ist es zweifelhaft, ob die damaligen Hochfluthen das gesammte jetzt in Höhlen befindliche Material an ihre jetzige Lagerstätte gebracht haben, oder ob dies mit den Resten der altpleistocänen Fauna nicht doch schon früher, nämlich vor der Periode der arctischen und Steppenfauna geschehen ist. Die letztere Möglichkeit hat wohl grössere Wahrscheinlichkeit für sich, doch müssen auch die Fluthen, welche die Verschwemmung der Steppengereste verursacht haben, sehr bedeutend gewesen sein, denn sonst wäre es nicht möglich, dass z. B. die Lemmingreste in der grossen Höhle von St. Wolfgang

⁵⁾ wobei natürlich die altpleistocänen Fauna mit *Elephas antiquus* und *Rhinoceros Mercki* — Taubach etc. — ausser Betracht bleibt.

mit den Ueberresten von Höhlenbär und Hyäne vermisch und die zahlreiche Microfauna der Hösehöhle bei Rakenstein in diese so hochgelegene Höhle hineingespült werden konnte.

Jedenfalls lässt sich die Erscheinung, dass sowohl die Reste der älteren Pleistocänen, als auch jene der späteren Steppenfauna niemals vor den Höhlen, sondern stets nur in diesen angetroffen werden, nicht anders als durch die Annahme von Hochflüthen erklären und wenn wir uns fragen, wann haben diese Fluthen stattgefunden, so muss die Antwort natürlich lauten, dies kann nur während ganz besonders niederschlagsreichen Perioden geschehen sein.

Ueber die Ursachen, welche diese Fluthen veranlasst haben, geben uns jedoch die geologischen Verhältnisse im Gebiet der bayerisch-fränkischen Jura keinen Aufschluss, wohl aber das südlich angrenzende Gebiet der bayerisch-schwäbischen Hochebene und der nördlichen Kalk- und Centralalpen. Hier finden wir bekanntlich Ablagerungen, welche nur als ehemalige Gletschermoränen gedeutet werden können, mithin also auf ein kaltes niederschlagsreiches Klima schliessen lassen und zwar lassen sich diese Moränen selbst wieder in ältere und jüngere abtheilen, woraus wiederum auch auf eine Wiederholung ähnlicher klimatischen Verhältnisse geschlossen werden darf. Dass aber das kalte feuchte Klima lediglich auf das Gebiet der Alpen und des Voralpenlandes beschränkt gewesen sein sollte, hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, wir sind vielmehr durchaus zu der Annahme berechtigt, dass die klimatischen Verhältnisse auch das Gebiet des bayerisch-fränkischen Jura in Mitteleuropa gezogen haben, wenn sie auch hier nicht wirkliche Gesteinsablagerungen, sondern nur Hochflüthen verursachen konnten. Die meisten Geologen nehmen eine dreimalige Vergletscherung der Alpen und ihres Vorlandes an, doch ist die erste derselben nach den Untersuchungen v. Ammon's²⁾ in der bayerisch-schwäbischen Hochebene nicht mehr nachweisbar. Wir können sie daher, da ihre Annahme ohnehin auch für die Erklärung der Verhältnisse in Franken nicht unbedingt nöthig erscheint, gänzlich ausser Betracht lassen, hingegen ergeben sich zwischen den sogenannten Interglacialperioden und den beiden letzten Eiszeiten einerseits und den Pleistocänen Fanen und der Zeit ihrer zunehmigen Lagerung andererseits folgende Beziehungen:

Bayerisch-fränkischer Jura.	Alpen und Voralpenland.
Humus	Postglaciale Bildungen
Nordliche Zeit	PGlacialperiode
Verwurmung der arctischen } und Steppenager-Reste }	letzte Eiszeit
Periode der Nagerfauna }	letzte Interglacialzeit
Manch der Eiszeitperiode }	
Verwurmung der Mörse } Pleistocänenfauna }	vorletzte Eiszeit
Anwesenheit arctischer Thiere } (Bär, Vielfresser }	
Periode des Höhlenbär, Höhlen- } löwe, Höhlenhyäne, Palaeo- } lith. Mensch des Soltdörfen, } Montaurien }	vorletzte Interglacialzeit

Natürlich soll hiemit keineswegs gesagt sein, dass während der Vergletscherung der niedrigeren Theile der Alpen und des Alpenvorlandes der Frankenjura überhaupt nicht von Thieren bewohnt gewesen wäre, vielmehr lebten hier Mammuth und Rhinoceros tichorhinus, die wohl schon Zeitgenossen des Höhlenbären waren, auch noch während der vorletzten Eiszeit zusammen mit Ren, und ebenso sicher ist es, dass wenigstens die arctischen Nager schon mit dem Ren nach Mitteleuropa gelangt sind, sowie dass auch ein grosser Theil der Microfauna noch während der letzten Eiszeit gelebt hat. Es soll obiges Schema vielmehr hauptsächlich zur Darstellung bringen, während welcher Perioden die Reste der älteren und jüngeren Pleistocänenfauna zu ihre jetzigen Lagerstätten gelangt sind.

Nehring³⁾ ist zwar der Ansicht, dass die Steppenfauna in der zweiten (letzten) Interglacialzeit nach Mitteleuropa vorgedrungen und nicht allein auch noch während der dritten (letzten) Eiszeit, sondern sogar noch bis in die Postglacialzeit existirt hätte. Ich bin hierüber anderer Meinung. Fürs Erste gestattet die zweifellohe Gleichzeitigkeit von Lemming, also arctisches Thier, und Pfeifhase, welcher als ein Hauptrepräsentant der Steppenfauna gilt, wohl doch nicht, von einer eigentlichen Steppenfauna zu sprechen, es scheinen vielmehr während der letzten Interglacialzeit, in Mitteleuropa in Bezug auf Klima und Vegetation, Verhältnisse geherrscht zu haben, für welche wir in der Gegenwart überhaupt kein völlig zutreffendes Analogon haben. Fürs Zweite aber ist es ganz undenkbar, dass diese jetzt bei uns fehlenden Thiere noch in der Postglacialzeit existirt hätten, denn dieselben hätten in diesem Falle doch hier und dort auch noch in jüngeren Schichten Reste hinterlassen müssen. In Wirklichkeit sind aber ihre Reste, wie auch Nehring gerade in dem citirten Aufsatz sehr stark betont, stets an ein ganz bestimmtes Niveau geknüpft. Es haben also

²⁾ Die Gegend von München, geologisch geschildert. Festschrift der geographischen Gesellschaft in München. München 1894 (p. 126. Sep.)

³⁾ Einige Notizen über die pleistocäne Fauna von Türrits in Böhmen. Neues Jahrbuch für Mineralogie etc. 1894 II. Bd. p. 13.

wahrscheinlich diese Thiere zwar noch in der letzten Eiszeit existirt, die jetzige Lagerung solcher Reste aber muss als das Endresultat der Hochfluthen betrachtet werden, welche während der letzten Eiszeit stattfanden.

Der Umstand, dass die pleistocene Microfauna stets an ein bestimmtes Niveau gebunden ist, dieses aber durch die Untersuchungen im bayerisch-fränkischen Jura ziemlich genau fixirt erscheint, legt den Schluss sehr nahe, dass die hier gewonnene Chronologie auch auf andere Gebiete angewandt werden dürfe; vor allem auf die berühmte Lokalität Schweizersbild bei Schaffhausen. Schon vor zwei Jahren habe ich an dieser Stelle⁹⁾ die Vermuthung ausgesprochen, dass die Chronologie, welche Steinmann⁹⁾ für die dortigen Ablagerungen aufgestellt hat, wohl doch den Vorzug verdiene vor jener, welche Bonie¹⁰⁾ für dieselben gegeben hatte. Diese Vermuthung kann ich nunmehr nach meinen jetzigen Erfahrungen in eine positive Behauptung umwandeln, nur würde hierbei sogar die Steinmann'sche Chronologie noch eine ziemliche Correctur erfahren, insofern die obere Nagerschiebt mit der paläolithischen oder Rennthierschiebt und der unteren Nagerschiebt zusammen die letzte Interglacialzeit repräsentiren müsste. Ich trage auch kein Bedenken, eine solche Vereinigung vorzunehmen, denn erstens ist die Fauna der oberen Nagerschiebt von jener der unteren, wie die von Nebring¹¹⁾ gegebene Zusammenstellung zeigt, keineswegs fundamental verschieden und zweitens lässt sich bei Velburg überhaupt keine so strenge vertikale Scheidung der Arten vornehmen, denn gerade die am Schweizersbild in tieferer Lage so häufigen Arvicola und Myodes gehen bei uns in die höheren heran, und werden daher beide Schichten zeitlich nicht allzuweit aneinanderliegen, wenn auch eine gewisse Altersdifferenz keineswegs geläugnet werden soll. Die etwaige Vermischung der Faunen bei Velburg gegenüber der noch bestehenden Trennung am Schweizersbild würde sich sehr leicht dadurch erklären lassen,

dass eben Schichten dort, wo sie eine grössere räumliche Ausdehnung besitzen, natürlich auch lieber in ungestörter Lagerung verbleiben können, als an einem räumlich so beschränkten Platz, wie es unsere Felsnischen sind, deren spärlicher Inhalt ja schon in kurzer Zeit durch eindringende Fluthen eine vollständige Durchwühlung erfahren konnte.

Zum Schluss möchte ich noch bemerken, dass ich die Chronologie, welche M. Boule für die Ablagerungen am Schweizersbild aufgestellt hat, auch ausserdem für wenig berechtigt halte. Seine Begründung, dass dieselben auf Geröllen der jüngsten Moränen lägen, dürfte schon deshalb starken Zweifeln begegnen, weil die Altersbestimmung von verwaschenem Moränenmaterial mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist und daher nur zu leicht zu Irrthümern führen kann, was wohl auch in dem vorliegenden Falle geschehen sein dürfte.

Wenn ich auch diesmal wieder auf diese berühmte Lokalität zu sprechen kam, so that ich es deshalb, weil wir die dortigen Verhältnisse wegen des Reichthums an menselichen und thierischen Ueberresten und der klaren ungestörten Profile auch stets den prähistorischen Untersuchungen in Bayern zu Grunde legen müssen.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Westfälische Gruppe der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Der Verein hat am 12. November seinen Geschäftsführer, den Herrn Privatdocenten Dr. Fr. Westhoff, durch den Tod verloren.

Am 4. December fand daher eine ausserordentliche Generalversammlung im Krameramthause statt, in welcher für das Jahr 1897 folgende Herren in den Vorstand gewählt wurden: Herr Prof. Dr. H. Landeis als Geschäftsführer, Herr Zoologe H. Becker als dessen Stellvertreter, Herr Prof. Busch in Arnberg, Herr Prof. Dr. Weerth in Detmold und Herr Dr. von der Marek in Hamm. Die Geschäftsführer traten ihr Amt sofort an. Aus den ferneren Beschlüssen der Versammlung ist hervorzuheben, dass der Geschäftsführer den Auftrag erhielt, den in den Statuten vorgesehene Anschluss an den Westf. Provincial-Verein für Wissenschaft und Kunst herbeizuführen.

Prof. Dr. H. Landeis,

Geschäftsführer der Westf. Gruppe der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Literatur-Besprechungen.

Dr. Alfred Götte. Die Vorgeschichte der Neumark. Nach den Funden dargestellt. Mit 126 Abbildungen. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). Würzburg 1897. 8°. 63 S.

Auf wenig Seiten bringt H. Dr. Götte hier eine wichtige und für die allgemeine Benrthilung der Epo-

⁹⁾ Ueber die prähistorischen Schichten in Franken. Correspondenzblatt der deutsch. Gesellsch. für Anthr., Ethn. und Urgeschichte. München 1895. p. 1-3.

¹⁰⁾ Das Alter der paläolithischen Station von Schweizersbild bei Schaffhausen und die Gliederung des jüngeren Pleistocenes. Berichte der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. Bd. IX. Heft 2. p. 117.

¹¹⁾ La Station quaternaire du Schweizersbild près de Schaffhouse et les fouilles de Dr. Nöesch. Nouvelles Archives des Missions scientifiques et littéraires. 1895.

¹²⁾ Die kleineren Wirbelthiere vom Schweizersbild bei Schaffhausen. Denkschriften der Schweiz. naturf. Gesellsch. Bd. XXXV. 1895. p. 8. 9.

chen reiches Vergleichsmaterial bietende Untersuchung, deren Werth durch die zahlreichen Abbildungen noch besonders erhöht wird. Die Publikation beansprucht nicht bloss für den engen landschaftlichen Kreis der Neumark als übersichtliches Lehrmaterial ihren Werth, auch der Fachmann wird in ihr manches finden. Es ist ja schon von allgemeinem Interesse, wenn wir hier das wichtigere prähistorische Material eines Districtes zum ersten Male übersichtlich zusammengefasst wird. Einige Partien sind ganz neu, so der Abschnitt über den „Görtsertypus“, der hier zum ersten Male in der Literatur erscheint.

J. R.

Hans Lutsch, Ausschuss-Mitglied des Verbandes der Deutschen Architekten-Vereine zur Veröffentlichung einer Entwicklungs-Geschichte des Bauernhauses. Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-

Ungarn und in der Schweiz. W. Ernst & Sohn. Berlin 1897. 89. 58 S.

Bei dem hohen Interesse, welches jetzt überall in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz dem Typus des einheimischen Bauernhauses entgegengebracht wird, kommt diese Publikation einem wahren, vielfach gefühlten Bedürfniss entgegen. Der verdienstvolle Verfasser stellt mit grösster Sorgfalt die Titel von 310 Publikationen über das Bauernhaus zusammen, von 266 Verfassern und Berichterstellern. Unter den Namen der letztern treten am häufigsten Baucazari, Henning, Meitzen und namentlich Virchow auf. Es wird nicht eine Beschreibung der verschiedenen Haustypen gegeben, sondern eine Zusammenstellung der Literatur über die hauptsächlichsten Forschungsgebiete: das friesische Gebiet, Niedersachsen, Jütische Halbinsel, Ostelbien, Mitteldeutschland, Süddeutschland, Schweiz, Oesterreich-Ungarn. J. R.

Wir erhalten folgende schmerzliche Trauerkunde:

Von tiefem Schmerz erfüllt geben wir Allen unseren Mitgliedern und Freunden Nachricht, dass der Herr über Leben und Tod zu sich berufen hat den Mitbegründer, Kustos und Ehrenmitglied unseres Vereins, den Nestor der Archäologie und Anthropologie

Herrn Dr. med. Heinrich Wankel.

Bergsteiger in Blanks, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, k. k. Conservator der Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmale in Wien, Correspondirendes Mitglied der königlich böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag und der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Ehrenmitglied der archäologischen Gesellschaft Veslo in Caslau, Ehrenmitglied der kaiserlich anthropologischen Gesellschaft in Moskau und lebenslängliches Mitglied der Alterthumsfreunde bei der Universität in Moskau, Ehrenmitglied der anthropologischen Gesellschaft in München und der anthropologischen Gesellschaft in Washington, Correspondirendes Mitglied der anthropologischen Gesellschaft in Berlin und der Naturforscher in Odessa, Ehrenbürger in Blanks und Gründungs- und wirkliches Mitglied verschiedener Vereine etc.

Uner um Vaterland und Wissenschaft hochverdientes Mitglied starb nach schwerem, langen Leiden, versehen mit den heiligen Sterbsacramenten den 5. April 1897 um 4 Uhr Morgens im 76. Jahre seines Alters.

Olmütz, den 6. April 1897.

Ausschuss des patriotischen Musealvereins.

In Dr. H. Wankel ist ein hochverdientes Mitglied unserer Gesellschaft, welches von Anfang an mitgekämpft und mitgeforscht hat, hingeshieden. Sein Andenken wird in hohen Ehren bleiben.

Die Verendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 12. Mai 1897.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Gesamtschrift der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang, Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. v. S. 15 des Jahrg. 1897.

Inhalt: Mittheilungen aus den Localvereinen: I. Hamburg, II. Regensburg. — 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig vom 20.—25. September 1897.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck bei.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

I. Gruppe Hamburg-Altooa.

Vorträge in den Jahren 1895 und 1896.

In der Sitzung vom 3. April 1895 spricht Herr Professor Dr. W. Koepfen über die Dreigliederung des Menschengeschlechts.¹⁾ Gegenüber der mit dem fortschreitenden Detailstudium immer zunehmenden Betonung der Unterschiede zwischen den verschiedenen Abtheilungen des Menschengeschlechts hält es der Vortragende für zeitgemäss, einmal die Aehnlichkeiten zu betonen. Hierbei legt er nur das Angehörne, Ererbte zu Grunde und lässt das Erworbene ausser Betracht. Die 3 am weitesten differenzirten Varietäten, der Nordwest-Europäer, der echte Mongole und der Sudaneger, bieten jede einen Complex von Eigenschaften, die sich bei den übrigen Menschenrasse in mannigfacher Durchkreuzung, Verknüpfung und Abschwächung wiederfinden, ohne (mit wenigen Ausnahmen) bei diesen eine wesentliche Bereicherung oder Steigerung zu erfahren. Es ist daher möglich, alle Rassen durch ihre mehr oder weniger grosse Uebereinstimmung mit einer von diesen dreien in Bezug auf die einzelnen Körpermerkmale zu charakterisiren. Der Vortragende hat dies mit 14 Merkmalen für 45 verschiedene Völkergruppen ausgeführt und erläutert seine Methode durch eine Reihe von Beispielen. Zehn der Merkmale beziehen sich auf Haut und Haar in Anlehnung an

Gerland's Darstellung in Berghaus' physikal. Atlas Blatt 61; die vier übrigen Merkmale betreffen Gesicht- und Schädelform. Durch Anszählung der mit einem der 3 extremen Typen übereinstimmenden Züge hat Vortragender in einer zweiten Tabelle die Statistik dieser Züge durchgeführt, wodurch er für jede der 45 Gruppen 3 ziffermässige Indices ihres Europäerthums, Mongolen thums und Negerthums erhält. Diese sind dann durch eine Karte nach Schwellenwerthen dargestellt. Neben den 3 grossen Abtheilungen des Menschengeschlechts, in denen die Charaktere je eines der 3 Grundtypen überwiegen, ergibt sich so eine vierte, intermediäre oder neutrale Abtheilung, in welcher sich die Charaktere die Wage halten. Als Europäeriden hätten zu gelten die Hindu, Dravida, Tarkestaner; als Mongoloiden die Aino, Amerikaner und Malayen; als Negroiden die Nordafrikaner, Araber, Polynesiier und Australier. Der Grund für diese vermittelnde Stellung kann bald in ursprünglichem Mangel an Differenzirung, bald in nachträglicher Vermischung liegen, was Vortragender an einigen Beispielen zu erläutern sucht. Dass der angenommenen Typen grade 3 sind, hat natürlich an darin seinen Grund, dass diese Zahl die kleinste durchführbare ist und eine Vermehrung der Grundtypen den Werth dieses Systemversuches abschwächen würde.

In der Sitzung vom 8. Mai 1895 hielt Herr Direktor Bolan einen Vortrag über die Dickä-Neger unter Vorführung von Männern, Frauen

¹⁾ S. Globus 1896 Bd. 68 Nr. 1.

und Kindern ans der zur Zeit im Zoologischen Garten ausgestellten Truppe und unter Vorzeigung von Waffen und Geräthschaften aus der Heimath dieses Völkerstammes. Die Dinka, zu denen gegen eine Million Seelen zählen, gehören zu den interessantesten Negervölkern. Ihre Wohnsitze liegen in südlicher Nachbarschaft der Sebülak in einem 3000—4000 Quadratmeilen messenden Gebiete zwischen dem Bahr el Ahfad und Bahr el Gbatal. Sie sind hoch gewachsen von 1,74 m mittlerer Höhe und von schlankem, schmüchtigem Körper. Schultern und Backenknochen stehen hervor, die Nasenwurzel ist breit, die Oberlippe ist kurz und die Unterlippe vorgeschoben, weshalb das Gesicht prognath erscheint. Das Haar ist dicht und kurz. Bartwuchs und Augenbrauen sind wenig entwickelt. Die Hautfarbe ist dunkel mit einem entschiedenen Stich ins Rothe, und selbst die Hornhaut der Augen zeigt starke Pigmentirung wie auch die Lippen bis auf die innere Schleimhaut; die Nägel sind bei Manchen verhältnissmässig bell. In der Heimath gehen die Dinka so gut wie unbekleidet, weshalb sich ihnen auch wenig Gelegenheit zum Tragen von Schmuck bietet. Die Männer umgeben das Kopfhaar mit einem Kranz von Riederhaaren, die Frauen zieren es mit Strausfedern. Ein anderer Schmuck besteht in Ringen um Arm und Beine und bei den Weibern in Perlechnüren aller Art um den Hals. Auch Kaurimuscheln finden bei der Ausschmückung des Körpers Verwendung. Der Eintritt in das Mannesalter wird durch die Ceremonie des Zahnabnehmens, die sich auch sonst in Afrika findet, gefeiert und durch die Berechtigung ausgezeichnet, auf der Stirn 10 bis 12 oder mehr starknarbige Einschnitte in radialer Anordnung nach der Nase hin zu tragen. Gleiche Einschnitte werden in manchen Fällen auch auf den Armen und um den Körper angebracht. Die Dinka sind ein friedliches Hirtenvolk, das in halbkugelförmigen Hütten wohnt, hergestellt aus einem Holzgerüst und einer Bekleidung mit Matten. Auf den weiten Grasfluren der Heimath, die nur wie und da von Wald und Busch durchbrochen sind, werden besonders Zehrerder geweidet. Diese Thiere, denen die Dinka eine grosse Freundschaft zuwenden, sind — vielerleibt aus Mangel an Salz — stark degenerirt. Das Fleisch wird nur dann gegessen, wenn es von erbeneteten Rindern bernährt; die Dinka benutzen nur die Milch, aus der sie Butter, aber keinen Käse bereiten. Auch kurzhaarige Sebaf und Ziegen mit Hängeobren werden gehalten. Die Hauptnahrung der Dinka besteht aus dem Mehl von zwei Hirsearten und dem einer Palme; daneben wird das Fleisch von Sebafen, Ziegen, Wild-

katzen und Hasen gegessen. Schweinfurth rühmt die Koechkunst der Dinka, die sich bei der Zubereitung der Speisen, wie auch sonst durch grosse Reinlichkeit auszeichnen. Von Arbeiten des Gewerbes und Hauswesens ist wenig zu berichten; bemerkenswerth sind Thongefässe in verschiedenen Grössen und Formen und Flechtarbeiten. Die Waffen sind recht einfach; Pfeil und Bogen sind unbekannt; die Lanze läuft in eine breite Spitze aus, der Sebild ist nur ein Stück einer Büffelbunt, in der Längsrichtung mit einem Stoek zur Verstärkung, Stöcke und Keulen sind aus Ebenholz oder aus dem Holze des Hegelgannes gearbeitet. Religiöse Vorstellungen scheinen wenig entwickelt zu sein; man berichtet von Schlangenerehrung und Regenmacheri. Eigenthümlich sind die Wechselgesänge der Männer, von den Frauen mit Trillern begleitet. Die Sprache der Dinka ist, nach der Probe zu urtheilen, welebe die Leute gaben, wenig articulirt und reich an Gaumen- und Kehlaute.

Am 6. November 1895 sprach Herr Prof. Dr. Brinckmann über einen im Besitze des Museums für Kunst und Gewerbe befindlichen Fund goldener Schmuckstücke der Bronzezeit aus der Umgegend von Schneidemühl im Regierungsbezirk Bromberg. Die vorgeführten Stücke sind ein Arming aus schwerem, rüthlichem Golde, ornamentirt n. A. mit Buckeln und darangelegten Spiralen, ein an den Enden aufgespaltener Reif aus liebterem Golde, ein aufgebohenes Armband aus weislichem Golde und 4 Spiralinge aus dickem Golddraht. Bei dem zuerst genannten Gegenstande fällt noch besonders auf, dass die Buckeln die „Augen“ der Spiralen bilden, während sie überall da, wo man sie sonst antrifft, davon getrennt auftreten, und die Augen der Spiralen in der Fläche gehalten sind. Die Ornamente, sowohl die Spiralen wie die gezähnelten Ränder, sind nicht, wie es sonst wohl der Fall ist, gravirt, sondern gemeisselt, was man an gewissen Unregelmäßigkeiten, besonders an den hier und da verdoppelten Linien und den nicht geometrisch genau verlaufenden Curven der Spirale erkennen kann.

Die Schneidemühler Fundstücke bildeten ein kleines „Depot“ und waren wahrscheinlich als eine Weibgabe niedergelegt. Sie gehören der Blüthezeit der Bronzeperiode, etwa dem 9.—6. Jahrh. v. Chr. an. Nachdem der Vortragende noch auf den Unterschied zwischen geometrischen und solchen Ornamenten, die als stilisirte Nachbildungen von Naturformen anzufassen sind, hingewiesen und Abbildungen von verwandten Gegenständen vorgeführt hatte, erörterte er die Beziehungen der

knastgewerbliche Museen zu den prähistorischen Sammlungen, und legte die Gründe dar, warum er den Scheideitüher Goldfund trotz seines ausgeprochen prähistorischen Charakters für das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe erworben habe.

Sodann hielt Herr Dr. K. Hagen seinen durch Vorlage zahlreicher ethnographischer Gegenstände und Photographien illustrierten Vortrag über seine nach Bosnien und der Herzegowina unternommene Reise.

Nach einer geschichtlichen Einleitung, welche das allmähliche Eindringen der Slawen, das Aufkommen und die Bedeutung des Bogumilismus, die Eroberung durch die Türken und ihren Einfluss auf das geistige Leben und endlich die Besitzergreifung des Landes von Seiten Oesterreichs im Jahre 1878 eingehend schilderte, ging der Vortragende auf den wirtschaftlichen Werth des Landes ein und die Verbesserungen, welche der Forstwirtschaft, Industrie und Landwirtschaft unter der österreichischen Regierung zu Theil geworden sind. Die Bevölkerung bietet trotz der einheitlichen Abstammung ein überaus buntes Bild, einen Spiegel seiner buntbewegten Vergangenheit. Das Volk wird durch drei schroff gegen einander sich absperrnde Confessionen getrennt. Dazu kommen die Spaniolen, strenggläubige im 15. Jahrhundert aus Spanien eingewanderte Juden und endlich die Zigeuner. Alle die verschiedenen Volkselemente haben nach Landtheilen, Confessionen, Berufsarten ihre eigenen Costüme, von denen die hauptsächlichsten an der Hand von Photographien und Originalstücken vorgeführt wurden. Der bei den Katholiken geübten Tätowirung wurde ebenfalls gedacht. Der Vortragende gab sodann ein Bild von der Hauptstadt Sarajevo, die besonders wegen der eigenthümlichen Mischung des urwüchsigen Oricutes mit dem allermodernsten Occident ein so merkwürdiges Gepräge aufweist. Die einzelnen Schenswürdigkeiten der Stadt, namentlich des Museums mit seinen reichen Costümsammlungen, seinen lebenswahren, wundervoll ausgeführten Figuren, die Begova Dzamia, das Kunstgewerbliche Regimentsatelier, die Tabakfabrik und die Tacharschia, der hochinteressante Bazar wurden nach der Reihe besprochen. Daran schloss sich die Schilderung der von Sarajevo aus unternommenen Ausflüge, zunächst nach Ilidze mit seinen schon von den Römern benutzten Bädern, wovon auch viele Alterthümer zeugen, und dem in der Nähe gelegenen Butmir, woselbst durch die grossartige Funde erwiesen ist, dass Bosnien schon zur neolithischen Zeit bewohnt war und zwar von einer Bevölkerung, die nach den Motiven der Gefässdecoration und gewissen kleinen Thonidolen

einen Zusammenhang mit dem Südostsee gehabt haben muss. Ein anderer mehrtägiger Ausflug nach dem Nekropolengebiet am Glasinae gab Gelegenheit, den Ausgrabungen beizuwohnen und die sorgfältige Ausbeutung der reichen Gräber mit Freude zu constatiren. Neben der Prähistorie bot sich auch der Genuss, das Volk in seinem Leben und Treiben, seinen harmlosen Spielen kennen zu lernen. Der letzte Ausflug galt der alten Königsstadt Jaice, deren Burgruinen, Katakomben etc. geschildert wurden, wie auch der berühmte Piravall. Ein zu Schiff über die Piravale nach Jezero ausgeführter Abstecher erneuerte die Bekanntschaft mit dem noch wenig beeinflussten Volksleben. Redner schildert den berühmten Kolo, den Reigentanz, das Sprüngen auf dem Dudelsack etc.

Zum Schluss wurde die Hoffnung ausgesprochen, dass das herrliche Occupationsgebiet dauernd für Oesterreich verbleiben möge, das so viel segensreiche Arbeit und Geld in das Land gesteckt hat, um seinen Wohlstand zu heben.

In der Sitzung vom 8. Januar 1896 giebt Herr Dr. Prochowick einen kurzen Rückblick über die Thätigkeit der Gruppe Hamburg-Altona in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens. Einleitend gedenkt Vortr. der früheren Bestrebungen auf den einschlagenden Gebieten in Hamburg und den angrenzenden Gebieten. Dieselben gehen ziemlich weit zurück, bis in die Zeit, wo einzelne Gelehrte die Denkmäler des Alterthums zu sammeln und zu schützen versuchten, gegenüber dem Aberglauben und der Habgucht des Volkes. Die erste Beschreibung schleswig-holsteinischer Gräberfunde und eine Topographie bezw. archäologische Würdigung der Danewirke befindet sich bei Paulus Cypraeus,¹⁾ Anales episcop. Slesvicens. 1560; ihm folgt mit Inhaltsangabe von Steindenkmälern und Grabbügeln die Dankwerth'sche Landesbeschreibung 1652. Vom Ende des 17. bis Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelt sich überall ein reger Eifer für archäologische Studien, der für das nördliche Deutschland und Schleswig-Holstein insbesondere durch die Trias: Major, Arukiel und Rode hervorragend charakterisirt ist. Ersterer, ein hervorragender Mediziner, verdient geradezu als Prä-Darwinist in seinen Aaschanungen bezeichnet zu werden und seine Wanderungshypothese der Arier von Mittelasien über die Uralgebiete nach dem höchsten Norden und von da, nach allmählicher Umwandlung ihrer Eigenschaften, von Norden herab, hat ganz modernen Anklang. Arukiel

¹⁾ Die sämtlichen älteren Originalwerke werden vorgelegt und demonstriert.

und Rode als Geistliche liefern mehr beschreibendes, aber vorzügliches Material zur Prähistorie. Nach diesem schönen Anfang folgt ein längerer Stillstand; nur in Dänemark wird fleissig fortgesammelt und gearbeitet und eine Reihe von guten Schriften verdankt ihre Entstehung und Förderung der Zugehörigkeit der einrischen Halbinsel zu dem kleinen, aber national festgefügteten Staate.¹⁾ Bereits 1807 tritt in Dänemark eine königl. Commission zur Erhaltung der Alterthümer in Thätigkeit und deren von 1812 ab erscheinende antiquarische Annalen bringen werthvolle Aufschlüsse aus den Herzogthümern; weitere Arbeiten enthalten die schleswig-holsteinischen Provinzialberichte (1817—20). In Hamburg waren immer einzelne, wenige Gelehrte an vorgeschichtlichen und ethnographischen Studien interessiert, ohne mit grösseren Arbeiten besonders hervorzutreten. Die erste Anregung für physische Anthropologie geht bis auf den Subphysicus Schlegel, der ca. 1650 im Maria-Magdalenenkloster das erste anatomische Theater in's Leben rief, zurück. Aber erst im 4. und 5. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts werden die Bestrebungen reger durch die Begründung der anatomisch-chirurgischen Lehranstalt einerseits, durch das erwachende Vereinsleben andererseits. In den Berichten des Naturwissenschaftlichen Vereins, der Geographischen Gesellschaft und insbesondere des Vereins für Hamburgische Geschichte finden wir von 1840—70 viele Vorträge, welche der Anthropologie und Urgeschichte gewidmet sind. Das Bedürfniss nach einer Concentration lag demnach genügend vor, so dass F. Wibel jr., der zur Begründung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte im Frühjahr 1870 mitgewirkt hatte, im Verein mit Kirchenpauer und Sehetelig schon im ersten Jahre eine Gruppe Hamburg-Altona mit mehr als 90 Mitgliedern in's Leben rufen konnte. Der Vortragende giebt dann eine kurze Uebersicht über die hauptsächlichsten Vorträge unter der successiven Führung von F. Wibel, E. Rautenberg, R. Kranse und H. Strehel, sowie über die von Seiten der Gruppe vorgenommenen Angrabungen in den Nachbargebieten und auch fernerliegenden hamburgischen Basis-Enclaven. Nach kurzer Skizze der äusseren Schicksale der Gruppe wird die Hoffnung ausgesprochen, dass die seit 1885 bestehende Arbeitsvereinigung mit dem Naturwissenschaftlichen Verein weiterhin zur Hebung der anthropologischen Interessen beitragen werde.

Ueber den feineren Bau der Hirnrinde und vergleichende Messungen derselben hielt

¹⁾ Schöning, Langbek, Cammerer, Gleiss.

Herr Dr. Th. Kaes in Friedrichsberg in der gemeinschaftlichen Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg und der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Gruppe Hamburg-Altona, am 22. Januar einen Vortrag. Die allgemeine Formenbeschreibung des Gehirns war zu Anfang dieses Jahrhunderts nahezu vollendet; aber über die feinere Structur des Centralnervenganges und über dessen Funktionen blieb man noch lange Zeit in Unkenntniss, sodass Fontani's vor 170 Jahren bezüglich des Gehirnes gesprochene Worte: *Obscura textura, obscuriores morbi, functiones obscurissimae* auch in unserer Zeit eine gewisse Berechtigung haben. Dass das bewusste Denken als eine Leistung des Gehirns anzufassen ist, scheint schon die alten Inder, Aegypter und Griechen (Athene dem Haupte des Zeus entsprungen) geahnt zu haben. Erst Descartes stellte den Satz auf, dass das Einzige in der Welt, von dem man sichere Kenntniss besitzt, die subjective physische Empfindung sei: *cogito, ergo sum*. Heutzutage zweifelt kein Psychologe mehr daran, dass der Ort, bis zu dem die Empfindungen der Sinnesorgane vordringen, an dem sich die Vorstellungen als Erinnerungsbilder deponiren und von dem die Befehle ausgehen, die durch die Nervenstränge und den motorischen Apparat in Handlungen umgesetzt werden, in der Hirnrinde zu suchen sei. In den 30er Jahren unseres Jahrhunderts that Ehrenberg dar, dass die Grosshirnrinde aus zahlreichen kleinsten „Röhrchen“ zusammengesetzt sei; später beschrieb Remak die Ganglienzellen näher, während Hannover den Zusammenhang mit den Nervenfasern nachwies, woran sich dann Willing's grundlegende Methode der Anfertigung von Serienabchnitten anschloss. Mit der Gerlach'schen Karminfärbung begana die Vervollkommnung der histologischen Technik, die namentlich der jüngsten Zeit eine Reihe von hochwichtigen Problemen lösen half. Um die Zeit der ersten Untersuchungen des Gehirns entwickelte sich zugleich das Bestreben, das Gewicht des gesammten Gehirns in allen seinen Beziehungen zu Geschlecht, Alter, Rasse, Körpergewicht, Körpergrösse und Intelligenz zu untersuchen. Schon Aristoteles lehrte, dass der Mensch von allen animalischen Wesen das grösste Gehirn habe. Wägungen, die von Bischoff anstellte, ergaben, dass in Bezug auf das relative Hirngewicht der Mensch hinter den Singvögeln und einigen kleinen Säugethiere, namentlich Affen, zurückbleibt. Auch liess sich die Ansicht nicht halten, dass das relative Hirngewicht und die Intelligenz der Thiere im geraden Verhältniss steht, wenn auch zutrifft, dass kleinere Thiere derselben Wirbelthierklasse relativ schwerer Gehirne haben

als grössere (Singsvögel und Strauss; kleine Affen und Elephant). — Bei Neugeborenen ist das Gehirn der Knaben (330 g) im Durchschnitt schwerer als bei Mädchen (284 g). Nach Robert Boyd ergibt sich ein rasches Anwachsen des mittleren Gewichts bis zum 7. Lebensjahre; langsamer zunehmend erreicht das Gehirn allmählich gegen Ende des 20. Lebensjahres bei beiden Geschlechtern die höchsten Gewichtszahlen (1376 bzw. 1246); vom 20. bis 50. Jahre bleibt das Gewicht nahezu stationär, dann tritt ein langsames Absinken des Gehirngewichtes ein, dessen Mittel im hohen Alter 1285 bzw. 1130 g beträgt. Le Bon wies darauf hin, dass man bei Beurteilung der weiblichen Intelligenz nicht das Gehirngewicht allein, sondern dieses in seinem Verhältnis zu Körpergewicht und Natur zu beachten habe. Nach Huschke übertreffen die Engländer und Deutschen die Franzosen an Hirngewicht bedeutend, während nach Davis die germanischen und slavischen Völker ein grösseres mittleres Hirngewicht als die romanischen besitzen; dagegen stehen nach Weisbach die Deutschböhmerländer der Czechen und Magyaren nach. Auch die Schädelkapazität wurde berechnet und daraus das Gewicht des Gehirns bestimmt und hierbei immer bei den Frauen ein geringeres Mittelgewicht als bei den Männern gefunden. Viel discutirt wurde der Einfluss der Intelligenz auf das Gehirngewicht. Von Rudolf Wagner und Donaldson sind die Gewichte von Gehirnen hervorragender Künstler und Gelehrter zusammengestellt worden. Aber Schwalbe machte darauf aufmerksam, dass das Gesamtgewicht des Gehirns allein einen nur sehr unvollständigen Ausdruck für den Grad der Intelligenz abgeben könne; es müsse vielmehr vor allem die Grösse der Oberfläche des Grosshirns und die Zahl der Ganglienzellen in Betracht gezogen werden. — Die ersten und bisher einzigen Versuche, die Oberfläche des Gehirns zu messen, rühren von R. Wagner und dessen Sohn her; sie bestanden im wesentlichen in der Bedeckung der freien Oberfläche der Windungen mit Blättchen von Goldscham. In Bezug auf die feinere Structur der Ganglienzellen verdanken wir den unermüdeten Arbeiten Nissl's werthvolle Aufschlüsse, die in dem Ergebnisse gipfeln, dass der Begriff Nervenzelle ein Sammelbegriff ist, der viele Formen von Nervenzellen umfasst, die alle morphologisch zu charakterisieren sind. Die Zahl und den Entwicklungsgrad der Ganglienzellen sowohl bei normalen Menschen als Idioten demonstirte Herr Dr. Kaas an Schnittzeichnungen, die auf genauesten Zählungen und Messungen von Hammarberg in Upsala beruhen. — Die Entdeckung der Weigert'schen Markscheidenfärbung setzte den Forscher in

den Stand, die innere Grenze zwischen Rinde und Mark beim Gehirn genau festzustellen und die Breite der ganzen Rinde sowie deren einzelnen Schichten unter dem Mikroskope mit Hilfe eines Mikrometers bis auf Bruchtheile von Millimetern zu bestimmen. Herr Dr. Kaas hat in den letzten Jahren 10 Gehirne gemessen, er legte die Tabelle vor, welche die wichtigsten Durchschnitzzahlen aus diesen Messungen enthält. Aus diesem Zahlenmaterial war zu ersehen, dass man im Stande ist, das Wachstum der Hirnrinde im Ganzen und in ihren Theilen vom Neugeborenen an bis ins höchste Greisecalter ganz genau zu verfolgen. In der vergleichenden Messung der Hirnrinde findet sich eine unerlässliche Ergänzung zu den erwähnten Hirngewichtvergleichen. Zudem gestattet schon das Gerippe der Messung von 10 Gehirnen, sichere Gesetze abzuleiten, nach denen die Entwicklung der Hirnrinde stattfinden muss. Aber der Hauptwerth der angegebenen Methode dürfte darin bestehen, dass sie ermöglicht, normale Hirnrinden mit pathologischen derselben Altersstufe zu vergleichen. An einem Schema nach Studien von Kindergehirnen erläuterte der Vortragende das weitere, wie sich die Nervenfasern successiv mit einer Markhülle umgeben. — Gefärbte Schnitte des Gehirnes eines 5—6 monat. Foetus zeigen an Stelle der Hirnrinde eine gleichmässig weisse Fläche, gegen die allmählich vom Hemisphärenmarke her Radiäusstrahlungen vordringen, während in den Windungsthälern die Meyert'schen Bogenfasern henebbare Rindenbezirke unter sich verbinden und zwischen Rinde und Mark eine feste Grenze schaffen. Der Vortragende bilderte im einzelnen die primären und secundären Schichtenbildungen, die sich an den Rindenpartien von der Kindheit bis ins höhere Alter verfolgen lassen; an schematischen Darstellungen konnte sie graphisch demonstirirt werden, so dass man den genauesten Einblick in die Art der allmählichen Markumhüllung und Ingebrauchnahme der Nervenfasern gewinnt. Zum Beweise hierfür diente eine Reihe von Zeichnungen. Bezüglich der Art der Dicken- und Breitenzunahme der Hirnrinde gelang es Herrn Dr. Kaas, einen Unterschied zwischen dem Deutschen und einem Hindu und Chinesen zu constatiren. Das wichtigste Ergebnis dieser Untersuchungen dürfte die Erbringung des Nachweises sein, dass die Markumhüllung der Summe aller in der Hirnrinde vorhandenen Nervenfasern mit dem 38. Lebensjahre noch nicht abgeschlossen ist, sondern dass sie vermuthlich erst Ende der Vierziger oder Anfang der Fünfziger eintritt. — Die Theorie, dass die Acheneylinder der Nervenfasern direct und continuirlich in die Ganglienzellen einmünden, hat eine anatomische Stütze nicht gefunden. Nach Edinger stellt

sich der histologische Aufbau des Nervensystems etwa folgendermassen dar. Die Ganglienzellen entsenden gemeinhin zweierlei Fortsätze, den Stammfortsatz und die dickeren, sich immer verzweigenden Dendriten, die entwicklungsgeschichtlich etwas später auftreten. Der Stammfortsatz endet, wie es scheint, immer in einer Verästelung. Es lassen sich nun zweierlei Zellen unterscheiden, solche, bei denen der Fortsatz so kurz ist, dass jene Verästelung dicht an der Zelle liegt, und solche mit langhin verlaufendem Fortsatz. Dieser geht auf seinem breiten viele Centimeter langen Wege reichlichere oder spätere Seitenäste ab. Auch diese enden, wie der Fortsatz selbst mit feiner Aufspaltung. Ganglienzelle, Achsencylinder, Aufspaltung bezeichnet man als Neuron. Aus zahlreichen übereinander gebauten Neuronen ist wahrscheinlich das ganze Nervensystem aufgebaut. Wie von Kupfer kürzlich erwähnte, besitzen schon die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse der fraglichen Studien die höchste Bedeutung für den Physiologen und Psychologen. Die Hauptarbeit der Zukunft wird der scharf beobachtende und psychologisch gebildete Arzt, namentlich der Psychiater zu leisten haben, und an seine Thätigkeit wird sich die anatomische Arbeit anschliessen.

In der Sitzung vom 4. März 96 spricht L. Prochowick über die Phylogenie des Beckens und die Beckenformen der Anthropoiden. Vortr. ist nach langjährigen Beckenstudien zu der Ueberzeugung gelangt, dass für Rassenmerkmale oder Typendarstellung das Becken sich weit weniger eignet als der Schädel und dass wegen der grossen Labilität aller Verhältnisse am Becken und ihrer vom Vortr. immer wieder befundenen sehr grossen Abhängigkeit von der Entwicklung des einzelnen Individuum nur ganz geringe sichere Ergebnisse zu erwarten sind. Weit mehr Ausichten bieten sich nach der stammgeschichtlichen Richtung und nach der Seite der Mechanik hin für die Geburtsknade. Der Vortr. führt die Entwicklung des Beckens von den niedersten Wirbelthieren bis zu den Primaten, theils an der Hand von Tafeln, welche Herr Geh. Rath Kehler in Heidelberg frendl. zur Verfügung gestellt hat, theils an zahlreichen Präparaten des Naturhistorischen Museums vor, und sucht von Stufe zu Stufe den Einfluss der Lebensbedingungen auf die wichtigsten Bildungscharaktere des Beckens nachzuweisen. Besonders gilt dies für die Affen aller Art, auch die Anthropoiden, und scheinbare Abweichungen lassen beim Skeletvergleich jedesmal entweder auf dieses oder auf Sexualeharaktere sich zurückführen. Betrachtet man den allmählichen

Aufbau der höher organisierten Affen, so könnte man allenfalls Affenrassen unterscheiden; beim Menschen sind alle Typenmerkmale hingegen so gering und so von der Entwicklung der zugehörigen Skelette abhängig, dass fast nichts Verwerthbares gewonnen wird. Sicher ferner ist auch an den Becken der niederen Menschentypen aller Continente nicht ein einziges pithekoides Merkmal festzustellen, und die Abstände gerade zu den Becken der bisher bekannten grossen Anthropoiden sind weit tiefer und grösser, als der Ansehen lehr.

Herr Dr. Hagen demonstirte sodann einige Neuerwerbungen des Museums für Völkerkunde, und zwar zunächst eine schöne, aus einer alten französischen Sammlung stammende Tanzmaske von Neukaledonien. Sie zeigt die Eigenenthümlichkeiten der Papua-Physiognomie in karikirter, gewissermassen selbstironisirender Weise: die hakig gebogene, breitflügelige Nase, die riesige Perrücke. Die Maske besteht aus 3 Theilen: dem aus schwarz gefärbtem Holze geschnitzten Gesichte, der aus natürlichem Kopfhare angefertigten, auf einem Rotanggeflecht befestigten Perrücke und einem Netze aus Cocofaserschürren mit eingeflochtenen Hühnerfedern, das den Körper des Tänzers verhüllen soll. — Hiernach wurden sehr schöne Steingeräthe aus unserer Gegend vorgelegt, darunter eine sehr seltene Doppelaxt mit spitzovalem Loch und ein prachtvoll gearbeiteter, mit leistenförmigen Reliefs verzierter Steinhammer, der zweifellos den Prunkwaffen zuzurechnen ist, und zwar solchen, die nach dem Mnter gegossener Bronzehammer gefertigt sind. Weiter wurde ein grosses Bronzeschwert, das mit einem ornamentirten Schaft und den Resten einer eigenthümlichen Fibula zusammen bei Dornode, Kr. Bremervörde, gefunden wurde, vorgelegt, und einige Typen der ungarischen Bronzezeit, worunter eine Doppelaxt aus Kupfer als besonders bemerkenswerth bezeichnet wurde. Einige neu erworbene Celte gaben Anlass zu Mittheilungen über die allmähliche Entwicklung der Form dieses Geräthes. Schliesslich wies der Vortragende noch eine grosse Hacke aus einem Risenhirschgeweih vor, die gelegentlich die Anlage der Wasserleitung für die Stadt Altona bei Blankenese 6 m tief im Moor gefunden wurde.

Am 6. Mai 1896 spricht Dr. M. Klusmann (Hamburg) über die Sarkophage, welche in der ältesten Umgebung von Saïda, dem alten Sidon, von Hamdy Bey, dem Direktor des Kaiserl. Ottomanischen Museums, ausgegraben wurden, jetzt den grössten Kunstschatz im „Neuen Museum“ von Constantinopel bilden und Anthropologen wie Archäologen noch lange beschäftigen werden. Vor-

tragender hat die Sarkophag im Frühjahr 1896 studirt und theilt unter Vorführung von Skioptikonbildern kurz Folgendes mit.

Die Phöniker haben nie eine eigene nationale Kunst besessen, sondern in ihren künstlerischen Anschauungen und Werken sich rein receptiv zuerst an die beiden benachbarten Staaten, Assyrien und Aegypten, dann an die griechische Kunst angeschlossen. Die Erforschung des Landes nach Kunstschätzen wird dadurch erschwert, dass die Phöniker nicht, wie Griechen und Römer, vor den Hauptthoren ihrer Städte Gräberstrassen, sondern in der weiteren Umgegend in der Tiefe Grabkammern anlegten. Die Auffindung des Sarkophags des Königs Eschmunazar (1855), der in's Louvre kam, veranlasste die Expedition nach Syrien unter Leitung von Ruzan. Sie brachte jedoch trotz 4½ jähriger, eifriger Arbeit nur geringe Resultate. Ein Zufall führte 1897, als ein Bauer auf seinem Grundstücke nach Steinen grub, zur Aufdeckung der Nekropole von Saida; Hamdy Bey schützte die Fundstelle, hob mit grosser Umsicht durch Anlegung eines Tunnels die Kunstschätze und liess in der von ihm begründeten Kunstschule mit den sorgfältig gesammelten Marmorspättern dasjenige an den Relieffiguren und Ornamentstücken wiederherstellen, was schon im Altertum Grabräuber abgeschlagen hatten.

Die Sidonische Nekropole wehlt nur in Zahl und Grösse der Kammern, nicht in der Hauptanlage von den sonstigen landesüblichen Grabstätten ab. Um einen 13 m tiefen und 4 m im Geviert messenden Sebacht sind 7 Grabkammern in verschiedener Tiefe und ungleichen Zeiten angelegt. Sie hargen einst die Leichen der Sidonischen Königsfamilie in einander folgenden Generationen. Man kann nicht an die Grabstätte eines Sidonischen Kaufmannsgeschlechtes denken, welches die kunstvollen Beigaben durch Handel oder Raub erworben hätte, weil auch nach der Plünderung durch Schatzgräber noch eine sehr ansehnliche Zahl von goldenen Stirnbändern, Goldknöpfen und anderen Wertbeigaben vorhanden ist, mehr aber noch wegen des Kunstcharakters der Sarkophag, welche eine fortlaufende Reihe der Kunstentwicklung aufweisen. Dazu kommt noch, dass ausser dieser nicht unangestastet gebliebenen, umfangreichen Grabstätte Hamdy Bey eine weitere kleinere, 5 m höher gelegene aufdeckte. Dieselbe enthielt, unter einem gewaltigen Monolithen geschnitten, das unerreichte Grab des Königs Tabnit, des Vaters von Eschmunazar. Mit der Beisetzung dieses war die ganze Anlage begonnen worden. Das bewiesen die archaischen Beigabenformen, die Befestigung der Leiche auf einem Sykorenhrette, der aus Aegypten

erworbene anthropoide Sarkophag aus Amphibolit, dentlicher als die zeitlich immer noch nicht genau bestimmte Inschrift auf dem Sarkophag. Das untere, grosse Hypogaeum enthielt fast nur sogenannte Theken, mehr oder minder schmucklose Steinkisten mit giebelartigem Deckel. Das älteste, an die Zeit des Imports aus Aegypten sich anschliessende Exenplar hat sogar noch im Innern die anthropoide Höhlung bewahrt. Hingegen ragen 4 Sarkophag, die Hauptstücke des ganzen Fundes durch die überraschende Schönheit ihrer Formen und die theilweise noch blendende Farbenpracht hervor. Man darf wohl annehmen, dass sie die Leichen der Familienhäupter entbalten, die schmucklosen Theken diejenigen der Frauen und Kinder. Der Satrapensarkophag ist, nach seinem äusseren Schmuck, der geringen Tiefe des Reliefschmuckes und der Figurenanordnung zu schliessen, der älteste. Zeitlich steht ihm am nächsten der sogenannte lykische Sarkophag. Dessen äusserer Aufbau gleicht völlig der in Lykien herrschenden Grabdenkmälerform: ein hoher, vierseitiger Sarkagast, gekrönt mit spitzbogenförmigem Deckel und hervortretenden Kraggen. Sein Reliefschmuck ist ein freies „Excerpt“ attischer Kunst aus dem Parthenon- und Theseionfriese, sowie den Parthenonmetop- und attischen Grabreliefs, also kurz ein formvollendetes Werk einer attisch beeinflussten, griechischen Kunstschule, welche — etwa zur Zeit des Peloponnesischen Krieges — in Lykien thätig war. Der Sarkophag der Klagefrauen zeigt die Form eines ionischen Tempels; zwischen dessen Säulen lehnen vor einer niedrigen Balustrade 18 Frauen in griechischer Gewandung, deren Trauer in Haltung und Gesichtsausdruck meisterhaft wiedergegeben ist. Die Giebelfelder stellen Frauen und Männer in barbarischer Tracht, die Langfelder den Leichenzug des Grabherren, der Sockelfries Jagdszenen dar. Im Innern fand Hamdy Bey noch die Knochenreste von 7 Jagdhunden, wie sie auf dem Sockelfries dargestellt sind. Damit ist die Vermuthung Stanislas's, dass wir hier den Sarkophag des der Jagd und den Haremstuden gleich ergebenen Königs Straton I. († 361) vor uns haben, anzeigbar. Zeitlich der späteste, aber auch das Prachtstück der ganzen Reihe ist der sogenannte Alexandersarkophag, wie man ihn fälschlich in der ersten Freude und, geblendet durch die königliche Pracht des Kunstwerks, nannte. (Alexander der Grosse ist in Alexandria beerdigt worden.) Er entstammt der Schule Lysipps'. Wer aber der eigentliche Verfertiger war und wer darin getbott ist, steht noch nicht fest. Wahrscheinlich Alexander's Jugendfreund und Kampfgenosse, Laomedon von Mytilene. Er bildet in den Reliefs des Sarkophag-

kustens und des Giebels inhaltlich und künstlerisch die Hauptperson. Neben ihm ist auch Alexander selbst dargestellt in der kraftvollen Figur der sog. Alexanderschleibt und in der Löwenjagd. Auch in der vielumstrittenen Frage über die Bemalung antiker Kunstwerke hat die Wissenschaft an diesem Faude reiche, aber noch nicht ausreichende Belehrung erhalten. Der Vortragende meint, dass eine genaue Prüfung der Marmoroberfläche auf die Farbeureste, besonders am Sarge der Klagefrauere noch wichtige Aufschlüsse über die einstige Bemalung der ionischen Tempel bringen müsse.

11. Der historische Verein der Oberpfalz und von Regensburg.

Die Redaction erhielt folgendes Schreiben:
Regensburg, den 3. Juni 1897.
Euer Hochwohlgehoren! In Nr. 4 des Correspondenzblattes der deutschen Gesellschaft für

Anthropologie vom April l. Js. wird ein abfälliges Urtheil über angebliche Grabungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg in der Breitenwiener Höhle bei Velburg ausgesprochen. Demgegenüber sei hier festgestellt, dass der historische Verein am fraglichen Orte niemals Grabungen vornehmen liess. „Schatzgräberien“ fanden und finden leider durch Unberufene fortwährend in der Oberpfalz statt, namentlich auch in der Umgegend von Velburg. In manchen Fällen ist es dem historischen Verein gelungen, die ausgegraben „Schätze“ nachträglich um theures Geld zu erwerben, in der Regel werden aber die Fundgegenstände nach auswärts, namentlich nach Berlin, verschleppt. Es wäre sehr erwünscht, wenn diesem Treiben Einhalt gethan werden könnte.

In vorzüglichster Hochachtung
verharre

Dr. C. Will.

69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig 20. – 25. September 1897.

Die Zeit für die 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig ist, nachdem der Vorstand der Gesellschaft seine Zustimmung dazu erteilt hat, endgültig auf die Tage vom 20. – 25. September 1897 mit einer Vorversammlung am 19. September festgesetzt.

Es werden 35 wissenschaftliche Abtheilungen gebildet werden (gegenüber 30 Abtheilungen in Frankfurt a/M. 1896). Die drei neuen Abtheilungen sind:

1. Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie, die in Frankfurt mit Geographie vereinigt war und ausmehrer wieder abgetrennt wird.
2. Abtheilung für Geodäsie und Kartographie, die zuletzt in Wien 1894 bestanden hat und
3. Abtheilung für wissenschaftliche Photographie, die ganz neu gebildet wird und wohl, als durchaus zeitgemäß, zur ständigen Einrichtung werden dürfte.

Die Nahrungsmittel-Untersuchung, die zuletzt mit der Hygiene verbunden war, wird in der Abtheilung für Agrar- und Chemie berücksichtigt werden.

Für Mittwoch, den 22. September wird vorläufig eine gemeinsame Sitzung der naturwissenschaftlichen Abtheilungen unter Beteiligung eines Theiles der medicinischen geplant.

Hochgeehrter Herr! Die unterzeichneten Mitglieder des Vorstandes der Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie beehren sich, die Herren Fachgenossen zu der vom 20. – 25. September hier stattfindenden Jahresversammlung ergebenst einzuladen.

Wir bitten, Vorträge und Demonstrationen spätestens bis Mitte Mai bei einem der Unterzeichneten anmelden zu wollen, da des allgemeinen Einladungen, welche von dem Geschäftsführer Anfangs Juli zur Versammlung gebracht werden, bereits ein vorläufiges Programm der Versammlung beigegeben werden soll.

Für Mittwoch, den 22. September, ist von Seiten der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe des wissenschaftlichen Ansehens eine gemeinsame Sitzung aller sich mit der Photographie wissenschaftlich beschäftigenden oder dieselbe als Hilfsmittel der Forschung benutzenden naturwissenschaftlichen und medicinischen Abtheilungen in Aussicht genommen, für die Herr Prof. H. W. Vngel in Charlottenburg den einleitenden Vortrag über den heutigen Stand der wissenschaftlichen Photographie zugesagt hat. An denselben sollen sich Berichte über die von anderen Seiten gemachten Erfahrungen anschliessen; auch soll eine Ausstellung wissenschaftlicher Photographien damit verbunden werden, deren Organisation Herr Prof. Max Müller hieselbst übernommen hat. Die Anmeldung von Mittheilungen für diese Sitzung und von auszustellenden Photographien erbiten wir gleichfalls spätestens bis Mitte Mai.

Zugleich eruchen wir, uns etwaige Wünsche in Betreff weiterer gemeinsamer Sitzungen mit einzelnen anderen Abtheilungen kundgeben und Berathungsgegenstände für diese Sitzungen nennen zu wollen.

Der Einführer:
Dr. phil. Richard Andre, Fallersleibthorpromenade 13, 1

Der Schriftführer:
Museums-Assist. Fr. Grabowsky, Gaussplatz 5, p

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft, München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 14. Juni 1897.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Gesamtwortführer der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Der europäische Mensch ist ein in Europa autochthoner Arier. Von Dr. Tappiner. — Germanische Reibengrüber in Oberbayern. Von F. Weber. — Mittheilungen aus den Lokalvereinen: I. Anthropologische Sektion Daxig, II. Aus Andernach. — Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Johannes Müller.

Der europäische Mensch ist ein in Europa autochthoner Arier.

Von Dr. Tappiner-Meran.

(Brief an Prof. Dr. J. Ranke 10. Mai 1893.)

In Correspondenzblatt für Anthropologie Nr. 11 und 12 vom Jahre 1896 fand ich Ihren wissenschaftlichen Aufsatz über Palaeanthropologie „Der fossile Mensch und die Menschenrassen“, welchen Herr Professor auf Grundlage der beiden neuen Werke von Zittel, wie ich glaubte, zusammengestellt hatten. — Dieser Bericht hat mich so lebhaft interessirt, dass ich mir sofort durch die Buchhandlung Poetzlberger die Grundzüge der Palaeontologie und die Palaeozoologie B. IV von Professor Zittel kommen liess, um die Originalwerke selbst zu lesen. Ich fand aber in Beiden wohl viel Interessantes über das Diluvium und seine Fauna, aber eine ausführliche Abhandlung über den fossilen Menschen und die Menschenrassen konnte ich nicht auffinden.

Erst Ihr Brief belehrte mich, dass diese Abhandlung Ihr eigenes selbständiges Werk ist!

Meine Bewunderung Ihrer so geistvollen Arbeit stieg dadurch nur umso mehr, da ich daraus folgern musste, dass die Palaeanthropologie durch Ihre weiteren Forschungen noch viele wichtigen Entdeckungen und Aufklärungen zu erwarten hat.

Der bedeutende Fund von menschlichen Manufakten mit den Resten von drei ausgestorbenen Elephantenarten in geschichteten diluvialen Kies- und Sandlagern bei Tilloux, Dep. Charente in Südfrank-

reich, scheint Ihrem Spürsinn doch entgangen zu sein, obgleich schon im Juli 1895 sofort auf die nach Paris gesendete Anzeige davon Albert Gondry vom Institut de France den Palaeontologen Marcelin Boule antlich nach Tilloux sandte zur wissenschaftlichen Untersuchung des Fundes. — In der Tiefe von 3 bis 4 m der alten Flussschwemmung der Charente wurden menschliche Artefacte in Gesellschaft der Reste dreier ausgestorbener Elephantenarten mit Nashorn, Flusspferd, Edelhirsch und Bison prisens gefunden. Die Feuerstein-Werkzeuge waren schön mit Typus Chelles. Die Annahme einer zufälligen Zusammenschwemmung war völlig ausgeschlossen. Die zwei Elephantenstoszhähne lagen nebeneinander und waren fast 3 m lang, zwischen denselben lagen zwei obere Backenzähne, wodurch die Art als Eleph. meridionalis Nesti bestimmt wurde, der bereits dem Oberplioцен angehört. Er ist der Vorgänger des Eleph. antiquus. Unter den Stoszhähnen lag ein Feuerstein-Schaber. Das Thier war also an diesem Orte erlegt und zerlegt worden. Vom Eleph. antiquus wurden in denselben Schichten zahlreiche Backenzähne gefunden, ebenso die Reste von Mammuth, aber in viel geringerer Zahl als die Reste von Eleph. antiquus. Diese Niederlassung der Elephantenjäger bei Tilloux muss daher sehr lange gedauert haben. —

Ich fand den diluvialen Fund von Tilloux in Tögl. Rundschau Nr. 16 — 17. Januar 1896 (Carus Sterne) und nahm ihn in meinem Buche (Der Europ. Mensch und die Tiroler) in der Geschichte der diluvialen Schädel auf.

Für mich war der Fund von Tilloux sehr wichtig, weil ich in ihm den Beweis für die

Anwesenheit des europäischen Menschen in Mittel-Europa schon in der frühesten Diluvialzeit (praeglacial) mit dem Elephas meridionalis und in der Interglacialzeit mit dem Eleph. antiquus und in der viel späteren letzten Glacialzeit mit dem Mammuth fand.

Daraus konnte ich mit Sicherheit folgern, dass der europäische Mensch schon in der Ploocenezeit sich aus dem einheitlichen Urmenschen-Schädel zu den drei anatomischen Schädeltypen von Europa entwickelt haben muss, mit welchen er in der letzten Diluvialzeit hauptsächlich in Mitteleuropa aufgefunden wurde. —

Ich zweifle daher nicht, dass man den tertiären Menschen bald in Europa finden wird.

Diese diluvialen ersten europäischen Menschen müssen Arier gewesen sein, weil sich aus ihnen im Laufe der Jahrtausende die arische Rasse mit der vierzweigigen arischen Sprachfamilie herausgebildet hat. —

Die arische Sprache ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Sprachforscher unter den Hunderten von Sprachen der andern farbigen Rassen die vollkommenste und edelste, daher muss auch das arische Hirn den grössten Umfang und den feinsten Bau gehabt haben, da die Sprache das Produkt des Hirns ist. Das ist auch die Grundursache der wunderbaren Thatsache, dass die arische Rasse von der ersten Steinkultur an durch alle prähistorischen und historischen Kulturperioden bis zur Gegenwart der Hauptträger der Kultur geblieben ist und auch in der Zukunft bleiben wird. —

Ich muss daher, hochverehrter Freund, meine in dem Buche „Der Europ. Mensch und Tiroler“ ausgesprochene Ansicht, dass der europäische Mensch ein in Europa autochthoner Arier ist, festhalten und kann die Ansicht von der Einwanderung der Mongolen aus Central- und Nordasien mit dem Mammuth und den andern Kälte liebenden Thieren nach Europa in der letzten Eiszeit nicht theilen.¹⁾ —

Ich hoffe, dass Herr Professor den Fund von Tilloux mit meiner darauf gegründeten Ansicht in Ihr Correspondenzblatt gelegentlich gütig aufnehmen werden.

Zugleich erlaube ich mir, Ihnen das neu erschienene Buch „Inzucht und Vermischung beim Menschen“ von Dr. Albert Reibmayr, Kurarzt in Mern, Leipzig und Wien, Franz. Deuticke 1897, sehr zum Lesen zu empfehlen. Mir hat es sehr gut gefallen, da es zum ersten Male die Inzucht und die Vermischung als mächtige Faktoren der Kultur-Entwicklung der Menschheit wissenschaftlich behandelt.

¹⁾ Eine Annahme, der auch ich seit lange und oft entgegen getreten bin.

J. R.

Germanische Reibengräber in Oberbayern.

Von F. Weber-München.

Nach dem Ergebnisse der Ortsnamenforschung gehören die Patronymica auf ing zu den ältesten Gruppen von Ortsnamen in Oberbayern. Der hochverdiente Geschichtsschreiber Bayerns, Siegmund Riezler, hat aus ihnen gefolgert, dass die einerseits noch die dorfwaise Siedelung nach Geschlechterverhältnissen erkennen lassen, andererseits, da sie hauptsächlich in den zum Getreidebau geeignetsten Gebieten vorkommen, dass das bayerische Volk zur Zeit der Anlage dieser Siedelungen ein ackerbaureicheres war.

Wenn wir eine Karte von Oberbayern zur Hand nehmen, sehen wir in der That, dass die Hauptgruppe der Ortsnamen auf ing im mittleren Gebiete Oberbayerns, das auch jetzt noch das getreidereichste ist, liegen, das gegen die Donau, wo noch heute Wald und Moos ausgedehnte Strecken Landes einnehmen, sowie im Vorgebirge, in welchem die Wiesenkultur vorherrschend ist, nur noch vereinzelte Ausstrahlungen vorkommen, und dass im Gebirge selbst diese Namen fast ganz verschwinden. Auch aus der römischen Periode finden sich die meisten Ueberreste im mittleren Theile Oberbayerns, während sie in den nördlichen Bezirkeäntern, Aichach, Schrohenhausen, Pfaffenhofen, sowie im gebirgigen Süden abseits der Heerstrassen, weit spärlicher zu Tage treten.

Mit Recht haben daher schon aus den Ergebnissen der Ortsnamenforschung sowohl Riezler als der auf diesem Gebiete rühmlichst gekannte A. Wessinger, dem wir die Erklärung der Ortsnamen des Bezirksamtes Miesbach verdanken, gefolgert, dass die zu Beginn des 6. Jahrhunderts einwandernden Bajuwaren zunächst die getreidereichen und noch aus römischer Zeit kultivirten Ebenen besetzten, und erst allmählich, im Laufe des 7.—12. Jahrhunderts, in die zum Getreidebau nicht mehr geeigneten gebirgigen Theile vordrangen.

Eine wesentliche Bestätigung finden nun diese Annahmen in den, soweit ich sehe, hiefür noch nicht verwerteten Ergebnissen der neueren archäologischen Forschung. Von den bis jetzt bekannten 130 Orten, an welchen Reibengräber der heidnisch-germanischen Zeit oder wenigstens sichere Spuren von solchen in Oberbayern gefunden wurden, gehören nicht weniger als 56 der Gruppe der Patronymica auf ing an, also fast die Hälfte, obwohl diese Ortsnamen höchstens $\frac{1}{5}$ der Gesamtzahl betragen.

Die fraglichen Reibengräber gehören unbestritten der heidnisch-germanischen Periode an und zwar einer sensiblen Bevölkerung, nicht etwa vorübergehend dort anwesenden Stämmen. Als solche sens-

hafte Bevölkerung können aber nur die um 500 n. Ch. eingewanderten Bajuwaren angenommen werden. Die Bekehrung derselben erfolgte nicht vor 700 und vollzog sich langsam in den ersten Dezennien des 8. Jahrhunderts, so dass jene Gräber nur in die Zeit von etwa 520—750 fallen können. Erst mit der Anlage der Kirchen, deren älteste urkundlich meist im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts nachgewiesen sind, und die kaum viel früher existirt haben werden, beginnt die Beerdigung in und bei den Kirchen, die Sepulkr haben. In der That stößt man bei den genau untersuchten Reihengräbern gegen das Ende auf zusammenhängende Begräbnisse ohne Beigaben, welche man, wie es scheint nicht ohne Grund, bekehrten Volkangehörigen zuschreibt, die in der Uebergangszeit beerdigt wurden, in der man die alten Friedhöfe aus Pietät oder sonstigen Gründen noch nicht verlassen wollte. Die nach heidnischer Sitte ausgestatteten Gräber können demnach nur den Bajuwaren der älteren Zeit angehören und ist die bis in die jüngste Zeit üblich gewesene Bezeichnung „fränkisch-alamanische Reihengräber“ für die in Oberbayern gefundenen wenigstens ethnologisch nicht herobrigt. Höchstens an den westlichen Grenzen können alamanische Friedhöfe eingeschleppt sein, obwohl auch hierfür nach den bisherigen Ergebnissen wenig Anhaltspunkte gegeben sind. Den reich ausgestatteten Gräbern von Nordendorf, Langweid, Schwabmünchen entsprechen die auf gegenüberliegendem bayerischem Gebiet aufgedeckten von Laimering, Wissertsbansen, Rederzhansen weder nach Beschaffenheit der Funde, noch Größe und Ausstattung.

Auch die an den übrigen, nicht zu den Patronymica auf ing gehörigen Orten Oberbayerns gefundenen Reihengräber gehören nach ihrem Inventar der gleichen Zeit und dem nämlichen Volke an und befinden sich ebenfalls meist im Getreidegebiet und an nachweisbar alten Orten, so z. B. in Epfach, Widdersberg, Pöhl, Marnau, Mauerkirchen, Orten mit römischen Funden; in Altheil, Leutstetten, alten Kultstätten; in Aseheim, Freimann, Ficat, Reichenhall, der wichtigen Salzstätte. Abgesehen von letzterem Ort vorsehwinden die Reihengräber sowohl gegen die Donau als im Gebirge.

Durch das vorwiegende Vorkommen der heidnisch-germanischen Reihengräber an den Ortsnamen auf ing ist somit das hohe in die früheste Zeit hinaufreichende Alter der letzteren, die dorfwaise Siedelung bei der Einwanderung und der Charakter der Bevölkerung als Ackerbauern erwiesen. Ebenso geht daraus die Zugehörigkeit der an diesen Orten in Friedhöfen Bestatteten zum bajuwarischen Stamme hervor und besitzen wir sonach in den Funden dieser Grabstätten ein zuverlässiges und zeitlich bestimm-

bares Material zur Kulturgeschichte der Bajuwaren in der vorchristlichen Zeit. Denn die Namen auf ing besagen an sich schon die nach Geschlechterverbänden dorfwaise erfolgte Siedelung, die Größe der Friedhöfe setzt ebenfalls die Bevölkerung eines Dorfes, nicht eines Einzelhofes voraus und die Lage und örtliche Vertheilung weist auf Ansiedler, die in erster Linie Getreideboden aufsuchten. Diese vorwiegende Eigenschaft derselben wird, nebenbei bemerkt, auch durch die Hausthiere bestätigt, welche die Bajuwaren der ältesten Zeit hielten: das Ross, Schwein, Hahn und Henne und Taube; erst später mit der Ansiedlung ins Gebirge kam die Rinderzucht in größerem Masse ab wie das Halten von Schaf- und Ziegenweiden hinzu.

Die Reihengräber liegen stets in der Nähe des Orts an sanften Höhenrücken oder im Ackergebiet, an abgeholsen oder zu Haide oder Wiese gewordenen Waldflächen. Damit stimmt überein, was wir allerdings erst aus späterer christlicher Zeit von den Begräbnisstätten der Heiden überhaupt überliefert erhalten. Wie Karl der Grosse in dem Capitulare Paderbrunnense von 785 den Sachsen befahl, die Leichen der christlichen Volksgenossen an die Kirchhöfe, nicht in die (in Feld und Wald befindlichen) Hügel der Heiden zu verbringen, so lesen wir in der Chronik des Cosmas zum Jahre 1092, dass Herzog Bracizlaus den Böhmen die Bestattung der Todten „in Wäldern und Feldern“ verbot, in der Chronik des Ekkehard von Aura zum Jahre 1125, dass die Pommern die gestorbenen Christen nicht unter die Heiden begraben sollten „in den Wäldern oder auf den Feldern“, sondern auf Kirchhöfen. Ebenso hatten die Bajuwaren ihre Begräbnisstätten in heidnischer Zeit in Wald und Feld angelegt. Wahrscheinlich waren diese umzäunt, jedoch mit vergänglichem Material, da man Spuren einer Umfriedung von Stein noch nirgends gefunden hat, und die einzelnen, gewölbten Gräber gekennzeichnet. Denn in der oben erwähnten Chronik des Ekkehard lesen wir bei gleichem Anlass: „sie sollten nicht Hölzer an die Gräber der gestorbenen Christen setzen, wie die Heiden“.

In diesen „Hölzern“ die noch heutzutage in Bayern üblichen Todtenbretter zu vermuthen, möchte man so begründeter sein, als auch diese noch jetzt nicht in das Grab mitgegeben und zwar auch nicht am Grabe selbst — das verboten die christliche Priester als heidnischen Brauch — wohl aber an Wegen und Stögen, an Bännen und Kreuzen aufgestellt werden. Man hat allerdings in der bekannten Stello dor leges Baiuvariorum Tit. XIX. c. 8 entnehmen wollen, dass das Todtenbrett den Verstorbene Gräber mit ins Grab gegeben wurde. Allein abgesehen davon, ob das dort gemeinte

Holz mit dem noch heute üblichen Totenbrett identisch ist, ist der Text der Stelle verdorben und unsicher und man könnte geneigt sein, in dem „lignum desaper positum“ das ans Grab gesetzte Holz des Ekkehard von Aura zu vermuten, obwohl der Zusammenhang der oben angeführten Worte mit der ganzen allerdings verdorbenen Textstelle nicht hierfür zu sprechen scheint.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

I. Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

In der Sitzung der Anthropologischen Section vom 10. Februar liegt zunächst Herr Dr. Oehlschläger Einiges von den neuesten literarischen Eingängen vor. Herr Stadtrath Helm spricht alsdann über vorgeschichtliche Bronzen im Zusammenhang mit ihrem Alter, ihrer Herkunft und chemischen Zusammensetzung. Er theilt zunächst die chemischen Analysen einer Anzahl Bronzen mit, welche bei Elbing gefunden sind. Ihre Zusammensetzung ist ähnlich der von vorgeschichtlichen Bronzen, welche der Vortragende früher dem Provinzialmuseum entnommen und analysirt hat. Zwei der Elbinger Bronzen, ein Hohlblech und eine Lanzenspitze, enthalten rund 5 und 3 Proc. Antimon, ersterer kaum 1 Proc. Zinn, letztere etwa 18 Proc. Eine Schale, welche zuerst sich ebenfalls durch seinen Antimongehalt auszeichnet, enthält dann noch 1 Proc. Nickel. In einer Bronzespirale wurde nur wenig Zinn (3 1/2 Proc.) gefunden. Blei ist in allen vorerwähnten Bronzen in nicht unbedeutender Menge enthalten, durchschnittlich 2 Proc. Eine Armbrustspitzenfibel, welche nach Herrn Professor Dorr in Elbing von den etwa im 6. Jahrhundert nach Chr. vom Elbing ansässigen Goten her stammt, enthält neben Zinn noch je 1 Prozent Zink und Nickel.

Herr Helm legt einen besonderen Werth auf den bei einigen der vorgenannten vorgeschichtlichen Bronzen gefundenen Gehalt an Antimon. Gleiche und ähnliche analytische Resultate erhielt er schon früher bei der chemischen Untersuchung vorgeschichtlicher Bronzen aus anderen Kreisen Westpreussens; auch sie zeichneten sich sam Theil aus durch einen höheren Antimongehalt, als Bronzen anderer Länder, mit Ausnahme solcher aus Siebenbürgen-Ungarn. Dort sind Bronzen entdeckt, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung überhaupt die größte Aehnlichkeit mit den in Westpreussen gefundenen haben.

Herr Helm weist speciell auf seine zahlreichen Untersuchungen siebenbürgischer vorgeschichtlicher Bronzen und auf die von Herrn Professor Hampel in Badspes angegebenen chemischen Analysen ungarischer Bronzen hin. Er schliesst aus den angeführten Umständen, dass sehr wahrscheinlich einst zwischen diesen Ländern und der Küste Westpreussens ein Handelsverkehr stattgefunden habe. Desser Verkehr, welcher von der Ostseeküste aus den goldigen Bernstein gegen die im alten Dacien gewonnenen Metalle oder die aus diesen Metallen gefertigten Gebrauchsgegenstände austauschte, vollzog sich wahrscheinlich damals von Volk zu Volk auf der noch heute bestehenden Handelsstrasse der Weichsel und von dieser südlich weiter durch Dacien bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres. Er schliesst ferner aus der Zusammensetzung der analysirten Bronzen, welche anwer Antimon noch verschiedene andere Metalle oft in hohem Zusammenhalt enthalten, dass diese alten Bronzen nicht immer unmittelbar aus den sie zusammensetzenden reinen Metallen zusammengeschmolzen wurden, sondern

dass Kupfererze je nach der Erfindung des Fabrikanten mit Zuschlägen von anderen Erzen, welche Antimon, Blei, Arsen u. a. enthalten, zusammen verarbeitet wurden. Eine Metallmischung zu erhalten, welche die hebräischigsten Vorräthe gegenüber dem reinen Kupfer besitzt. Oft enthalten Kupfererze schon im natürlichen Zustande diese metallischen Beimengungen, so n. a. die in Ungarn sehr verbreiteten sogenannten Fahlerze.

Schon vor sechs Jahren bei Anwesenheit der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Danzig sprach der Vortragende die Ansicht aus, dass es vielleicht gerade die ältesten Bronzen vom Ende der Kupferzeit seien, welche auf diese Weise hergestellt wurden, dass wahrscheinlich in dieser Zeit mit allen möglichen Erzen und Zuschätzen zu Kupfererzen experimentirt wurde, um die leichter schmelzbare, härtere und goldig glänzende Bronze zu erhalten.

Auch Professor Hampel, ein competent Forscher auf prähistorischem Gebiete, sagt in seinen neueren Studien über die Kupferzeit 1896, dass, wenn die gemachten Bronzenuntersuchungen sich noch weiter bestätigen, die Annahme nicht mehr außerweisen sei, dass der Kupferinnischung eine Kupferantimonmischung vorangegangen, welche zugleich die Bronzecultur vorbereitete. In Ländern, wie Ungarn, wo das Antimon bereits in den Kupfererzen erscheint, musste man häufig die Beobachtung machen, dass demselben Antimon die Rolle des Erzmischungsmittels eigentlich beifällt. Der fernere Schritt von dieser Beobachtung zu zielbewussten Anwendung konnte dann nicht ausbleiben. Hampel bespricht ein in Ungarn gefundenes Bronzeschwert, welches aus Kupfer mit Antimon gemischt besteht und kein Zinn enthält, und sagt, dass der Befund von Antimon in gewissen vorgeschichtlichen Bronzen von nicht unerschütterlicher Bedeutung sei für die Frage, wie die erste Bronze entstanden und in welchen Ländern selbste stattgefunden.

Herr Helm geht dann auf die Frage ein, wo einst die Wiege der Bronzecultur stand; er trägt in Kürze die von einander weit abweichenden Ansichten namhafter Forscher, wie Nielsson, Wornae, Hoernes, Montelius, Müller und Wisser vor. Sehr allgemein werde angenommen, dass die Wiege der Bronzecultur einst in Mesopotamien und weiter nördlich in Mesopotamien, dass der Bronzezeit eine Kupferzeit vorausgegangen sei. Als Erfinder der Bronze werden die Phönizier, Assyrer, Chaldäer und andere asiatische Völker und die Skandinavier genannt. Am wahrscheinlichsten sei die von Hoernes entwickelte Ansicht, dass ein iranischer Stamm, die Akkader (Bergebewohner, aus Hochbactrien herabkommend, im untern Euphratthal feste Wohnsitze aufsuchten und die älteste Cultur Vorderasiens begründeten, auch die Bronze zuerst herstellten. Herr Helm gedankt hier der neuesten Forschungen de Morgans und Berthelots, die alten Bergwerke des Sinaigebirges betreffend. Diese sind wohl die ältesten, welche die Geschichte kennt. Aus ihnen stammen verschiedene Gegenstände aus reinem Kupfer, so ein Scepter der Königin Pepsit (VI. Dynastie), manchen ein durch Bemischung von Arsen gehärteter Spitzhammer, ein Grabtichel, welcher ausser Kupfer Zinn enthält, und eine Nadel, welche neben Kupfer Antimon und Arsen enthält. Von Vorderasien hat sich nach Hoernes die Bronzecultur auf verschiedenen Wegen weiter verbreitet, einmal nach Westsibirien, dann wahrscheinlich auf zwei Wegen nach Europa, durch die Karpathen in die Gegend nach dem Mittelmeere und durch die Südostküste des Schwarzen Meeres in das nördere Donaugebiet. Unsere norddeutsche Bronzecultur ist wohl der Haupteache nach von dem pontisch-danubischen Kulturströme befruchtet worden; hierher kam sie etwa um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christi.

Der Vortragende kommt dann wieder auf seine chemischen Untersuchungen vorgeschichtlicher Bronzen zurück und führt n. a. an, dass in Ländern, in denen keine Metalle bergmännisch gewonnen werden, wie in Norddeutschland, Dänemark und im nordwestlichen Russland, die chemische Analyse der dort gefundenen Bronzen stets von grossem Werthe sein wird, da sie über den Bezug und das Herkommen der Metalle, aus denen sie gefertigt wurden, über ihre Fabrikation und andere Dinge treffende Aufschlüsse geben können. Hierbei wird namentlich auch auf die die Bronze begleitenden Metalle ein besonderer Werth zu legen sein, vor allem auf die darin enthaltenen Mengen von Antimon, Blei, Arsen. Es werden bei diesen Untersuchungen namentlich die älteren Formen der Bronzen zu berücksichtigen sein, deren Bestandtheile noch rein erhalten blieben, während die jüngeren durch Umschmelzung und Beimischungen schon manchen Veränderungen erfahren haben mögen. Die bis dahin bekannt gewordenen chemischen Analysen seien jedoch nicht genügend, um nach dieser Richtung hin feste Stützpunkte zu gewähren; seine eigenen chemischen Untersuchungen erstreckten sich nur auf enge Gebiete. Dieselben müssten noch von Andern fortgesetzt werden. Er sei dazu überzeugt, dass diese Untersuchungen von grosser Bedeutung sein werden, wie für die Feststellung der Entstehung der Bronzen und die Kenntniss der dazu verwendeten Materialien, so auch für die Vorgeschichte der Völker im Allgemeinen, ihre Verbreitung und Wanderungen, ihre Handelsbeziehungen und Culturentwicklung.

Einen zweiten wichtigen Punkt der Tagesordnung bildet die Demonstration eines wertvollen Bronzefundes durch Herrn Prof. Dr. Coenraets. Es handelt sich um ein grosses unarmirtes Gefäss und zwei Trinkhörner, welche ohne Zusammenhang mit einer Grabstätte, frei in Acker stehend, als sogenannte Depottfund in diesem Sommer rechts von der Weichsel entdeckt wurden. Das durch seine elegante Form ausgezeichnete, aus Bronze getriebene Gefäss ist besonders noch durch die Darstellung von Vogelkopfnasen und einer zweiten Reihe von ganzen Vogelfüssen am Hals und Bauch gekennzeichnet. Die Hörner sind gegossen. Das eine derselben von schöner Form ist vollständig erlitten und zeigt mehrfachen Zierrath durch ungleichmässig vertheiltes Bronzeflagung. Die Spitzen endigen lansettenähnlich.

Gefässe von ähnlicher Form und Ausschmückung wie das obige sind aus dem Norden und aus verschiedenen Theilen Deutschlands bekannt; wie diese weist noch das beschriebene auf altitalische Vorkommnisse hin. Die chemische Untersuchung der Bronzemasse bestätigt die Annahme, dass ein Importartikel italischen Ursprunges vorliegt.

Was die Hörner betrifft, so hat sich herausgestellt, dass Aehnliches aus der Präliterzeit Deutschlands und anderer Länder überhaupt nicht bekannt geworden ist. Die berühmten Bronzeförner mancher Massen sind sämtlich Blasinstrumente. Hier handelt es sich um richtige Trinkhörner. Der Antimongehalt ihrer Bronzemasse trennt sie in Bezug auf ihren Ursprung von dem Gefässe, welches mit ihnen zugleich gefunden wurde.

Alle drei Stücke stellen forta die schönsten Schätze eines neuere Provinzialmuseums vor, die Triebwerke werden als geistige Ueberreste ihrer Art bei allen Fachgenossen das grösste Interesse erregen. — Die genaue Beschreibung und bildliche Wiedergabe der drei Stücke wird namentlich in dem Verwaltungsbericht des Provinzialmuseums veröffentlicht werden.

Sitzung vom 4. November. Die Moorbrücke im Sorgethal, ein Denkmal aus Preussens Vorzeit — Seit einiger Zeit gingen wiederholt durch unsere Tagesblätter kurze Notizen über die Aufdeckung eines grossartigen vorgeschichtlichen Fundes bei Baumgarth im Sorgethal, südlich vom Drausensee. Man erfährt, dass es der Verwaltung des hiesigen Provinzial-Museums gelingen sei, ein Denkmal der Vorzeit von gewaltiger Ausdehnung in Form einer mehr als 1 Kilometer langen Brücke, 1-2 Meter unter der Moordecke, nachzuweisen. Nähere Angaben fehlten. Es wurde daher mit Freuden begrüsst, dass der Direktor des Provinzial-Museums, Herr Professor Dr. Coenraets, eingehend über den interessanten Fund berichtete, zugleich unter Vorlegung zahlreicher photographischer Aufnahmen. Der Sitzungsausschuss vermachte die Menge der Herbeigegebenen kann so fassen.

Die Torfmoore im Allgemeinen, wie im Besonderen diejenigen unserer Heimathprovinz sind von jeder ergebigen Fundstätten für naturhistorisch und prähistorisch interessante Objecte aller Art gewesen. — leicht erklärlich, dass einmal die Entdeckung der heutigen Torfmoore aus einstmaligen Wasserläufen vergegenwärtigt. Die Seen und die daraus hervorgehenden Moore werden das grosse, sich immer fester zusammenschliessende Gerüst für zahlreiche Lebewesen, pflanzlichen und thierischen Ursprungs, welche dort ihr Dasein fristeten und in sie hinein versankten, sowie auch für menschliche Artefacte der verschiedensten Art. Die in unseren Mooren gefundenen Blätter, Früchte und Stämme ausser den gewöhnlichen, die Skelette des grossen Säugers, wie des Ur, Wisent und Eich, ferner die Reste der Schildkröte u. a., liefern nur werthvolle Beiträge zur Kenntniss der Flora und Fauna der Vorzeit. Andererseits geben die einzelnen Knochen und Steinwerkzeuge, die Depottfunde von Bronze, die Einkünfte und das vorjährige Segelboot aus Baumgarth uns Kunde von dem wohl entwickelten Culturleben unserer Vorfahren.

Zu allen diesen Funden kommt am der entschieden interessantesten, durch Grösse und allgemeine Bedeutung gleich ausgezeichnete, in Form jenes das Thal der Sorge durchquerenden, jetzt vertorften Brückenweges der Vorzeit.

Im Allgemeinen kennt man Hohlwege nur Ueberbrückung unzugänglicher Moore fast aus aller Herren Länder. Schon in Nevtons Chronik steht eine Nachricht über den Bau eines Holzweges nach Nowgorod zu Anfang des 11. Jahrhunderts; auch heute noch sind in Russland wie in der Schweiz und in den Gebirgsgegenden Deutschlands, auch der Seefeldern der Glazial-Handgebirge ähnliche Anlagen vorhanden. Früher existirte es ebenso in der Ebene, wie z. B. die noch in den vierziger Jahren benutzte „hölzerne straat“ von Oldenburg durch das Moor nach Moorhausen. Auch Strassenöffnungen in manchen Städten weisen darauf hin, wie der „Bohlenweg“ in Braunschweig; und bei Gelegenheit von Kanalisations- und anderen Erdarbeiten hat man in manchen Städten unter dem Strassenpflaster (Berlin, Stralauerstrasse; Elbing, Fleischerstrasse) alte Hohlwege aufgefunden, die offenbar das gedient haben, einstmals unzugänglichen Boden passierbar zu machen. Es ist zu erwarten, dass auch in manchen Stadttheilen Danzigs (Dämme, Bargestrasse, Knüttelgasse) der Boden Aehnliches noch umgibt.

Alle bisher erwähnten Anlagen sind indessen mehr oder minder einfacher Art, sog. Knüttelpfade. Dagegen handelt es sich im Sorgethal um eine ordnungsmässig zusammengesetzte, festgelegte Moorbrücke, wie

man ähnliche bisher nur in den Mooren an der holländisch-deutschen Grenze, im Gebiet der Ems und Weser, sowie einmal in Schleswig-Holstein aufgefunden hat.

Der Aufbau der Moorbrücke bei Baumgarth gestaltet sich im allgemeinen folgendermaßen:

Direct dem Moorboden sind in der Längsrichtung der Brücke runde Stammstücke von Laubbölzern aufgelegt, wobei die Randbölzer durch zwei Reihen genügt stehender, in den Boden hineingetriebener düssener Pfähle in ihrer Lage fixirt sind. Darüber folgt Faszinienwerk in einer Lage überhöhter, sodann wieder Faszinien und eine Schicht Langbölzer, darüber endlich der eigentliche Belag. Es ist anzunehmen, dass man diesen mit Torf oder Erde beworfen hatte, um ihn gang- und fahrbar zu machen; sonst würde sich auch die so geringe Abnutzung des Holzes schwerlich erklären lassen. Im einzelnen finden sich vielfach Abweichungen von diesem allgemeinen Schema, je nach den örtlichen Verhältnissen. So ist der Bau an beiden Enden der Brücke, dort wo sie noch auf trockenem Untergrunde ruht, einfacher, nur aus zwei Holalagen; in der Mitte dagegen wieder complicirter, bis aus sechs Lagen zusammengefügt. Der Belag besteht meist aus 2,5 bis 3 m langen Kloben oder bohlmännigen Spaltstücken, die an den Enden vierseitige Löcher aufweisen, durch welche kleine Pfähle gesteckt sind. Die Zahl, Anordnung und Stärke der Pfähle im allgemeinen ist durchaus ungleich, je nach den je wesentlichen Bedürfnissen. Die ganze Bearbeitung des Holzes hat in primitiver Weise mittelst einer Axt stattgefunden; nirgends kann man die Anwendung der Säge und des Bohrers erkennen. Sonstige Einzelheiten können hier nicht besprochen werden.

Die Länge der Brücke ist auf 1280 m gemessen. Um diese Ausdehnung zu veranschaulichen, erwähnt Vortragender, dass die Dirschau Weishealbrücke 786 und die Gradenzauer 1092 m lang ist; hingegen erreicht die Weishealbrücke bei Fond 1325 m und somit die größte Länge der Brücken in Deutschland überhaupt.

Der Verlauf der Brücke geht nämlich gerade von West nach Ost; nur in der Mitte bildet ihre Längsachse eine geringe Krümmung, welche vielleicht darauf hinweist, dass man den Bau an beiden Enden angeschlossen hat und dass man an der Stelle des Knickes zusammengestossen ist.

Das Baumaterial besteht fast durchweg aus Eichenholz, nur stellenweise ist es Kiefer-, Birke-, auch Weisbuchenholz. Die Faszinien sind Eichen-, Birke- und Haezelruten, die Pfähle Eichen und Erle. Hiervon ergibt sich die Zusammensetzung des damaligen Waldes, die ganz unseren sonstigen Erfahrungen über die Baumarten dortiger Gegenden entspricht.

Im ganzen sind rund 1600 Festmeter Eichenholz zur Verwendung gekommen, welche gegenwärtig einen Werth von ca. 40000 M. repräsentiren. Eine Waldfläche von ca. 66 1/2 preuss. Morgen das erforderliche Holz hergegeben haben könnte.

In Betreff der Lage der Brücke ist hervorzuheben, dass letztere von Anfang an stellenweise auf festem Untergrunde, stellenweise auf schwankenden Klümpen, wie sie noch heute thalabwärts am Drausen vorkommen, ruhte. Nirgends führte die Brücke etwa über ein größeres fließendes Wasser, denn sonst hätte man auf einen Pfahlrost als festen Unterbau für die oberen Theile stehen müssen. Die Brücke durchquert das Sorgenthal dort an der ersten Stelle und führt vom Abbau Reimer-Baumgarth durch die Wiesen des Besitzers Tornier, durch das heutige Sorgenbath nach Ostpreussen auf die Wiesen des Besitzers Günther in Heiligen-

walde; in der Nähe erhebt sich ein alter preussischer Burgberg.

Von Heigaben sind auf und unter der Brücke nur Schlägel aus Eichenholz, gespaltene Röhrenknochen, eine Steinkugel (vielleicht Gletscher- oder Handkornmühle) und Thonscherben nach Art der Burgwallscherbekunde gefunden; doggen nirgends Metallgegenstände, wesshalb die Benutzung der eisernen Axt mit Sicherheit anzunehmen ist. Ausserdem kamen noch Knochen von Pferd, Kind und Reh, sowie Muschelchalen, Bernsteinstücke und Haselnuß aus Vorscheln. Hiernach ist der Bau der Brücke in die Burgwallzeit bis hin zu setzen, d. h. an das Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt. Sie bezeichnet ein hervorragendes Denkmal der Baukunst und Strategie der alten Pruzen, von denen wir auch sonst wissen, dass sie derartige Holzwege durch Sümpfe nach ihren Burgen hin anlegten. (Balga.) Die im westlichen Deutschland vorhandenen Moorbrücken, sofern sie etwas anders construirte sind, werden den Römern zugeschrieben.

Der Vortragende macht sodann Mittheilungen über die Geschichte der Aufindung der Moorbrücke und über den Plan der Untersuchung, welche seit vier Wochen im Gange ist. Er hebt auch das Interesse hervor, welches der Landrath des Kreises Stuhm, Herr v. Schmalzing, und die Ortsbeigeordneten dem Funde entgegengebracht, und spricht besonders Herrn Kreisrath v. Lützow für seine miltelwellige, eifrige Mitwirkung Worte des Dankes und der Anerkennung aus. Während der Aufdeckungsarbeiten waren die Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft und andere Kreise zur Besichtigung eingeladen, und viele Herren aus unserer Provinz, sowie aus den angrenzenden Theilen Ostpreussens sind an Ort und Stelle gewesen, um den Bau und die Anordnung der ganzen Anlage kennen zu lernen; auch der Oberpräsident der Provinz Westpreussen, Herr v. Gossler, hat durch einen Besuch im Gelände seine lebhafteste Theilnahme bekundet. Die Brücke ist an allen freigelegten Stellen gemessen, und ausserdem sind Ansichten und Profile gezeichnet. Ferner haben photographische Aufnahmen stattgefunden, und sind Vorkehrungen getroffen, um einige Theile in verjüngtem Mausstabe modelliren zu können. Eine kurze Strecke der Brücke ist sorgfältig auseinandergemommen und wird hierher geschafft werden, um im Milchkanthurn, welcher jetzt von dem Provinzial-Museum in Benutzung genommen ist, wieder aufgebaut zu werden. Nachdem die Erdarbeiten beendet und die zahlreichen Gruben wieder zugeschüttet sind, sollen ein oder zwei Stangen errichtet werden, die auch in Zukunft das Vorhandensein und den Verlauf dieses denkwürdigen Bauwerkes der Vorzeit dauernd fixiren.

Schließlich erwähnt der Vortragende, dass in den letzten Tagen die Spurr einer anderen Brücke aufgefunden ist, welche in demselben Thale eine halbe Meile weiter oberhalb in den Wiesen des Herrn subalternen Thiel liegt; auch die Untersuchung dieser zweiten Brücke ist im Gange.

In der Juni-Sitzung der anthropologischen Section theilte zunächst Herr Dr. Oehlschläger mit, dass am 1. August d. Js. seit der Begründung der Section durch den jetzt in Berlin wohnenden Sanitätsrath Herrn Dr. Feiler der Tagsitzung geplant, worüber Näheres später mitgetheilt werden wird.

Hierauf sprach Herr Oberlehrer Dr. Lakowitz (Adr. Danzig Brohank 8) über die Hügelgräber von Stenditz (Kreis Carthaus), welche Vortragender im Sommer

1896 für das hiesige Provinzialmuseum untersucht hat. Unter den vorgeschichtlichen Denkmälern Westpreussens und der angrenzenden Provinzen bilden die Hügelgräber der Bronzezeit eine bemerkenswerthe Erscheinung. Sie stellen festgestigte Aufschüttungen von erratischen Blöcken und Erdreich dar und markiren Grabstätten in ähnlicher Weise, wie es heute die Gräbhügel auf unseren Friedhöfen thun. Indessen unterscheiden sie sich von letzteren sehr wesentlich durch ihre Form und oft recht bedeutenden Dimensionen — manche derselben enthalten allein 60 und mehr Cubikmeter Steine —; ausserdem meist blossen sie statt der Leichen stets nur die in Urnen beigesezten Reste des Leichenbrandes nebst den bronzenen Beigaben.

So zahlreich diese alten Gräber nun auch in unserem Gebiete, besonders auf der Höhe, sind, so ist unsere Kenntnis über jene Culturperiode, welcher sie entstammen, doch nur gering, da die Aufschliessung der Gräber wegen des damit verbundenen bedeutenden Aufwandes an Zeit und Geld nur sehr langsam fortschreitet. Die Anbeute an Artefacten in ihnen ist zudem nicht gross. Diese Gräber sind älter als die bekannten Steinzeitgräber und gehören hauptsächlich der älteren Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. an.

Unter den recht zahlreichen Hügelgräbern von Stendnitz wurden diesmal zwei auf dem Acker des Gasthofes und Seebauers Herr Bangs gelegene aufgedeckt, die Aufdeckung eines dritten auf dem Acker des Besitzers Herrn Kraft konnte nur begunnen werden. Ergiebig war nur Hügel II, (Feldmark Bunge). Zwei Meter hoch, ruhte dieser Hügel auf einer kreisrunden Basis von 13 Meter Durchmesser. Die ganze Grundfläche war, wie bei allen untersuchten Hügelgräbern jener Gegend, mit einem mehr oder minder dichten Bodenpflaster gleichmässig belegt, dessen Peripherie aus einem fest geschlosseneren Ring grösserer Feldsteine bestand. An diesem Ring lehnte sich, noch innen aufsteigend, eine kreisförmige, dichte Steinpackung in einer Breite von über 2 Meter an. Diese so gebildete Ringmauer stellt zusammen mit dem Bodenpflaster gewissermassen das Fundament des Hügels vor, fest genug, um dem ganzen Bauwerk für durch drei Jahrhunderte die ursprüngliche Urnenform zu erhalten. Nach innen wird die ordnunglose Steinsetzung lockerer, stellenweise sind grosse Haune nur mit Erde ausgefüllt. Gefunden wurde während der behutsamen Abtragung des Hügels mehrere Urnen von Vasen-, Terrinen- und Doppelpfanneform und ein flacher Napf locker, oder auch sorgfältig dicht von Steinen umstellt. Zwischen den Scherben dieser Gefässe lagen die Reste des Leichenbrandes und Holzkohlestücken; von Bronzen ein knaiges Armband mit Endknoten, ein mit Strichzeichnungen verzierter, an den Enden sich verjüngender Armring aus dickem runden Bronzeblech und ein aus dünnem Draht schraubenförmig gewandener Fingerring. Auffallend ist, dass die Urnen wie Bronzen eben desselben Gräbhügels durchaus verschiedenen Typen angehören. Obgleich die ganze Anlage des Hügels eine einheitliche gewesen ist, kann man nach der Mannigfaltigkeit der Formen der Urnen und Beigaben wohl vermuten, dass er längere Zeit hindurch zu Beisetzungen gedient hat und daher vielleicht eine Art Erbsengräbnißplatz aus jener Zeit darstellt. Bemerkenswerth war noch das Vorhandensein einer Ansammlung von grösseren und kleineren Holzkohlestücken dicht unter dem Bodenpflaster, nicht weit vom Rande des Hügels entfernt — offenbar eine alte Brandstelle. Die Holzkohlestücke gehören der Kiefer und Eiche an, denselben Bäumen, die auch heutzutage in jener Gegend vorherrschen.

Herr Custos Dr. Kumm legte sodann eine Anzahl

manerer bemerkenswerther Funde aus Steinzeitgräbern unserer Gegend vor. Zunächst eine Gesichtsterrine aus der Umgegend von Danzig, welche Darstellungen der Nase und Augen sowie dreimal durchlochte Ohren aufweist. Auf dem oberen Bauchtheil dieser Urne befindet sich die Zeichnung eines Görtelschmucks, aus drei ringumlaufenden Zickzacklinien gebildet, und auf der Vorderseite, unterhalb des Gesichts, verläuft von der Görtelzeichnung noch eine Anzahl Zickzacklinien nach unten, so dass ein schrägsitzendes Bild entsteht. Ferner zwei Gesichtsterrinen aus dem benachbarten Kreise Lauenburg, die durch die freundliche Vermittelung des Herrn Oberlehrer Dr. Schmidt dort unserem Museum zugeführt sind, und zwar eine grosse Gesichtsterrine mit Nase, Augen, Augenbrauenleisten und dreimal durchbohrten Ohren aus Stollentin (Geschenk des Herrn Lehrers Knusserow in Kyrow) und eine kleinere aber schön geformte Gesichtsterrine, die die Nachbildung der Nase mit zwei Nasenlöchern, der Augen mit Augenbrauenleisten und andurchbohrte Ohren, so wie vorne auf dem oberen Bauchtheil die eingritzte Zeichnung von zwei grossköpfigen Nadeln trägt, und aus Gros-Borkow stammt (Geschenk des Herrn Rittergutsbesitzer v. Tesmar dort). — Aus demselben Gebiet stammt eine Urne ohne Gesicht, die auf dem oberen Bauchtheil die Darstellung eines complicirten Görtelschmucks aufweist, an dem besonders vier plattlich ausgebreitete Anhänger auffallen (Geschenk des Herrn Ziegelhebers Rückwart in Kamelow). Ähnliche aber vertieft dargestellte Verzierungen finden sich zusammen mit anderem Ornament auf dem Bauchtheil einer mittelgrossen terrinenförmigen Urne von Komornau, Kreis Schwetz, die durch Herrn Lehrer Behrend in Althaus dem Museum überliefert ist. Auch zahlreiche Urnen aus Steinkisten in Klein-Cyritz, Kreis Kalm, zeigen interessante Verzierungen in erhabener Arbeit, die von dem meist ebenfalls verzierten Halbbauchrande abwärts liegen und so Hängezierathen aus Metall nachzuahmen scheinen. So finden sich Nachbildungen von an Obren hängenden torquirt und einfachen Ringen, von runden Scheiben und Doppelscheiben u. a. m. Oft kann man dabei im Zweifel sein, ob man es mit der Darstellung von Hängezierathen oder von Henkeln zu thun hat. — Unter den in Klein-Cyritz neuerdings ausgegrabenen Urnen befindet sich auch ein grosses terrinenförmiges, auf vier kurzen Füssen stehendes Exemplar. Solche Urnen mit Füssen gehören bei uns an den grössten Selbheiten und das Museum besass aus Steinkisten unserer Provinz bisher nur drei, von denen zwei (von Kintchen und Zdrada) gleichfalls vier, die dritte (von Bekau) dagegen drei Füsse zeigen; ausserdem besitzt die hiesige Sammlung eines kleinen Napf mit drei Füssen (von Gogolew) und drei unvollständig erhaltenen Urnen Unterformen mit Füssen (von Liechbau und Malikan). — Endlich legt Herr Dr. Kumm noch eine grosse Bronze-Nadel, sowie andere bemerkenswerthe Bronze-Sachen und einen eigenartig durchbohrten flachen Urnendeckel aus Steinkisten in Abban Persenna, Kr. Berent vor (Geschenke des Herrn Hofbesizers Aschenord), die durch freundliche Vermittelung des Herrn Rittergutsbesizers v. Treichel in Hoch-Paleschken dem Museum zugegangen sind.

In der sich an den Vortrag schliessenden Discussion wies Herr Landesbauminpector Heise noch ganz besonders auf die grosse Ähnlichkeit hin, die manche der vorgeführten Urnenornamente mit Nachbildungen der Henkel von Metallgefässen haben, so dass die Annahme berechtigt erscheint, dem Verfertiger der Urnen haben Modelle aus Metall als Vorlagen gedient.

II. Aus Andernach.

Gräberfunde zu Andernach.

Das so mairlich am Rheine gelegene alte Andernach hat seit jeber die öffentlichen und privaten Sammlungen mit vielen werthvollen Alterthümern bereichert. Es ist zu bedauern, dass nicht mehr von den Funden aus römischer und fränkischer Zeit in dem Städtchen selber zurückbleibe, das sonst bereits in Besitz des schönsten Alterthumsreichthums befinden könnte.

Dies scheint nun nennendians anders werden zu wollen. Wenigstens sind in jüngerer Zeit auf einem angedehnten Begräbnisfelde aus fränkisch-karolingischer Zeit sorgfältige Nachgrabungen unter Leitung des bekannten Archäologen Coenstantin Könen im Auftrage der Stadt vorgenommen worden, und die hierbei zu Tage gekommenen Alterthümer werden im Besitz der Stadt bleiben und den Grundstock einer vorwiegend bald sich vermehrenden städtischen Alterthums-Sammlung bilden.

Dieser Grundstock ist recht ansehnlich. Von den vielen aufgedeckten Gräbern enthielten zwar die meisten weiter nichts als Skelette, die meist in Steinsärgen lagen, etwa 20 aber hatten mehr oder weniger bemerkenswerthe Beigaben, insbesondere eine Reihe von Franzengravern. In letzteren fanden sich schöne Perlenchnüre, einzelne davon annehmend prachtvoll, eine grosse goldene mit Perlen besetzte Broche, Armspannen, Nadeln, mehrere Reliquien-Kapseln mit Verzierungen, verzierte Bronzeplatten an kunstvollen Ketten als Brustschmuck für Frauen, endlich Glasflaschen und Glasbecher, sowie thönerne Gefässe, meist gut erhalten, und besonders letztere für die Geschichte der karolingischen Keramik von nicht geringer Bedeutung. Vereinzelt fand sich ein werthvoller goldener Ring mit Gemme und Perlenbesatz.

In den Männergräbern fanden sich kurze und lange

Schwerter, Dolche, Gurtschnallen und dergleichen. Auch Kindergräber zeigten Hoibgaben. Es sind im Ganzen mehrere hunderte Gräber aufgedeckt worden; das ganze Feld ist von Herrn Könen sorgfältig aufgenommen, um in einer eingehenden Publication, voranschicklich in den Jahrbüchern des Bonner Vereins für Alterthumsfreunde, demnächst beschrieben zu werden.

Besondere Interesse beanspruchen noch eine Anzahl Inschriftsteine, die sich bei diesen Ausgrabungen gefunden haben. Es sind karolingische Grabsteine mit zum Theil sehr deutlicher Aufschrift. Der eine derselben, ein Name Anshovart, Ermeleens, Anstrahlus u. s. A. Herr Professor Klein in Bonn hat die Veröffentlichung in die Hand genommen, die für die Epigraphik und Paläographie eine ansehnliche Bereicherung bedeuten wird.

Es haben sich vereinzelt auch Brandspuren in Gräbern gezeigt und an mehreren Stellen des Kirchhofes Brandstätten, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit Gräbern standen. Auch Gebäude-Reste von nicht erheblichem Umfang wurden auf dem Leichenfelde festgestellt, die jedoch wahrscheinlich später erst auf dem nicht mehr benutzten Kirchhofe errichtet waren.

Das Gräberfeld hat des Interesses so viel ergeben, dass man auf die bevorstehenden ausführlichen Veröffentlichungen mit Recht sehr gespannt sein darf. Die Funde selber werden demnächst in Andernach selbst zur Besichtigung ausgestellt sein. Wie verneht, soll ein Theil des prächtigen alten Stadthamms am Nord-Ende der Stadt zur Aufnahme der städtischen Alterthums-Sammlung in nächster Zeit hergerichtet werden. Die städtische Verwaltung würde sich dadurch ein grosses Verdienst wie um die Förderung des Städtchens selber, so auch der Alterthamskunde erwerben.

„Kölnische Volkstzt.“ 1897 Nr. 21.

Aufzug zur Errichtung eines Denkmals für Johannes Müller.

Von der Genialität, dem Scharfsinn und der Vielseitigkeit Johannes Müllers gehen seine vom Geiste streng wissenschaftlicher Forschung durchdrungenen, vielfach bahnbrechenden Arbeiten, namentlich jenes monumentale Werk „Handbuch der Physiologie des Menschen“ bereites Zeugnis. Sie erklären aber auch den mächtigen Einfluss des gewaltigen Heros auf seine Mitarbeiter und Schüler, die er für die exakte Naturforschung zu begeistern und zur Nacheiferung zu entflammen wusste.

Mit der von ihm begründeten physikalisch-chemischen Schule physiologischer Forschung beginnt eine glänzende Epoche in der Geschichte der Naturwissenschaft. Wenn in unserem Zeitalter die Kenntnis der Lebensvorgänge im thierischen Organismus eine bedeutende Erweiterung erfahren und in Folge dessen die Heilkunde unter Verwerthung der physiologischen Errungenschaften einen grossartigen Aufschwung genommen hat, wird man rückhaltlos anerkennen müssen, dass Johannes Müller durch sein Schaffen wesentlich dazu beigetragen hat. Dafür ist die Nachwelt ihm zu ewigem Dank verpflichtet.

Es hat daher auch der von den Aerzten Rheinlands angeregte Plan, das Andenken an Johannes Müller durch Errichtung eines Denkmals zu ehren, in weitesten Kreisen grossen Beifall und Zustimmung gefunden.

Der unterzeichnete Ausschuss hat es nun unternommen, jenes Werk der Pietät zur Ausführung zu bringen. Als geeigneten Ort zur Aufstellung ist die Geburtsstadt Müllers, Coblenz, als Standort der Jesuitenplätze daselbst gewählt. Nur wenige Schritte von ihm entfernt, befindet sich das bescheidene, aber wohl erhaltene Haus, in dem Johannes Müller geboren. Der Platz ist begrenzt nach einer Seite von dem Bauhause, dem früheren Gymnasialgebäude, welches Müller am Universitätsstudium vorgebildet wurde. An weibvoller Stätte errichtet, wird das Denkmal, welches die unsere Erscheinung des geistvollen Forschers lebendig zur Darstellung bringen soll, ohne Zweifel einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer machen.

Es wird sodann beabsichtigt, die Fertigstellung des Denkmals der Art zu beschleunigen, dass seine Enthüllung spätestens zur nahe bevorstehenden Feier des hundertjährigen Geburtsfestes Müllers stattfinden kann. Wir fordern hiermit alle Verehrer des genialen Meisters, Aerzte, Naturforscher, Freunde der Naturwissenschaft und vor Allem die noch ansehnliche Gasse ehemaliger Schüler derselben an, dass sie seiner Ehrung geplante Werk nach Kräften zu unterstützen, Beiträge zu leisten unterstützen, vorgebildet wurde. An zu verlässen. Das Bauhause Leopold Seligmann, Coblenz, wird Geldbeiträge in Empfang nehmen.

Coblenz, im März 1897.

Der Central-Ausschuss zur Errichtung eines Johannes Müller-Denkmal.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 10. Juli 1897.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Erinnerungen an H. Schaaffhausen. Die Schaaffhausen-Sammlung. Von W. Fusbahn. — Neue Ausgrabungen bei Worms. Von Dr. Koehl. — Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensee — Literaturbesprechungen: Sophus Müller, Nordische Alterthamkunde. — Paul Ehrenreich, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens.

Erinnerungen an H. Schaaffhausen.

Die Schaaffhausen-Sammlung.

Von W. Fusbahn in Bonn.

Kurz vor seinem am 26. Januar 1893 erfolgten Tode berichtete Geheimrath Professor Schaaffhausen noch in einem Briefe an den ihm befreundeten Forscher auf gleichem Gebiete, den Professor Ranke in München, den Generalsecretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, über seine Lehrthätigkeit in der Anthropologie an der Bonner Universität. Er schrieb: „Ich illustrierte meine Vorträge fast in jeder Stunde durch Gegenstände meiner Privat-Sammlung, selten durch solche der Universitäts-Sammlungen und durch Bildwerke der Universitäts-Bibliothek. Die von mir schon vor vielen Jahren beantragte Gründung eines anthropologischen Museums wurde abgelehnt.“

Heute ist sein Herzenswunsch zum Theil in Erfüllung gegangen. Die Erben Schaaffhausens haben die reichen wissenschaftlichen Schätze, welche der uner müdliche Forscher in seinem Leben gesammelt, sowie seine nicht minder werthvolle anthropologische und historische Bibliothek dem Provinzial-Museum in Bonn als Geschenk überwiesen. Diese Sammlung bildet ausmehr den Grundstock zu einem anthropologischen Museum, das einer Universität gleich unserer Bonner nicht fehlen sollte.

Nachdem die Schaaffhausen-Sammlung in einem besonderen Raume des Erbschlosses nach der verdienstvollen Anordnung des Directors, Herrn Pro-

fessor Klein, eine sorgfältige und übersichtliche Aufstellung gefunden, ist dieselbe jetzt der Besichtigung des Publikums freigegeben worden. Für den Fachkundigen wird er eine Fülle der Anregung und Gelegenheit zum Studium bieten; er wird aber auch in den weiten Schichten Interesse erregen, welche Sinn für die Kunde unseres Landes in vorgeschichtlicher Zeit haben und über den Ursprung und das früheste Dasein des Menschen sich unterrichten wollen.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit der vom Eingang links aufgestellten Schädel Sammlung, welche für Anthropologie, der „Wissenschaft vom Menschen“, ein ungemein reiches Studienmaterial darbietet. Ueber 150 Menschenschädel und zahlreiche Abgüsse von solchen haben hier ihre systematisch geordnete Aufstellung gefunden. Deutliche und ins Auge fallende Bezeichnungen erleichtern in anerkennenswerther Weise die Uebersicht.

Im ersten Glasschrank sind unten Schädel der verschiedenen heute lebenden Völkerrassen aufgestellt; darüber, nach dem jetzigen Standpunkt der Kraniaologie geordnet, die Schädel aus vorgeschichtlicher Zeit. Zuerst ist hier die Diluvialzeit — die Periode der Eiszeit und der grossen Fluthen — vertreten. Es ist der Abschnitt der niedrigsten menschlichen Culturstufe, in welcher der Neanderthaler-Mensch zugleich mit dem Mammuth, dem Rhinoceros, dem Flusspferd und dem Höhleubär im Rheinthale lebte. — Der Originalschädel und Knochen dieses homo neanderthalensis, wüthet wir in einem früheren Museumsbericht

Mittbeilung machten, befindet sich in der prähistorischen Sammlung in den oberen Räumen des Museums. Diesen seltenen wissenschaftlichen Schatz zu besitzen, ist ebenfalls der Fürsorge des Professors Schaaffhause zu verdanken. — Es folgen nun die Schädel der Aluvialschichten, der nachfluthlichen Anschwemmungen. Zuerst die Mesolithischen Steingeräthen früher Zeit gefunden wurden. Dann folgen Brachycephalen — Breitschädel — aus Flussanschwellungen und Hügelgräbern entboren, nebst geschliffenen Steingeräthen späterer Zeit. Zahlreich sind die darüber aufgestellten Germanen-, Römer- und Frankenschädel, aus Gräbern unserer rheinischen Heimath stammend. Es ist der Typus unserer Ahnen in weit rückreichender Zeit.

Im zweiten Glasschrank befinden sich, neben sogenannten pathologischen Schädeln, die Schädelabgüsse berühmter Männer, als Kant, Schiller, L. van Beethoven, Robert Schumann, die Todtenmasken von Schiller, Beethoven, der Bonner Professoren E. M. Arndt, Welcker u. s. v. Es folgen nun die für das Studium so werthvollen Gipsabgüsse der Gebirne berühmter und gelehrter Männer, wie des Mathematikers Gauss, ferner von Angehörigen fremder Völkerstämme, sodann solche von Microcephalen, endlich von Affen, als Gorilla und Chimpanse. Zum Studium der Entwicklungslehre liegen hier Schädel und Gipsabgüsse von Skelettheilen der Anthropomorphen, der menschenähnlichen Affen.

Wenden wir uns nun der zur rechten Seite des Eingangs aufgestellten Sammlung von Gegenständen zu, die alle in im Stande sind, uns Aufschluss über die Urgeschichte unserer Heimath zu geben. Sie illustriren das Wort: „Wo Menschen schweigen, müssen Steine reden.“ Es sind alles Funde, die der Schooß der Erde und der Höhlen bargen, und die uns Kunde geben von den Zuständen tiefster menschlicher Culturstufe.

Im ersten Pultschrank sehen wir Gegenstände der diluvialen Fauna, Reste des Rhinoceros der Hyäne, den Stoßzahn des Flusspferdes, den Backenzahn des Mammuth. Es sind alles Funde aus unserer Heimath. — Wir müssen weit zurückblicken, in eine anendlich entfernte Vergangenheit, um die ersten Spuren des Menschen anzutreffen. Zur chronologischen Beurtheilung spielen zehntausend Jahre mehr oder weniger keine Rolle. Die „Ära von Moustier“ zeigt uns den Menschen als Verfertiger erster roher Steingeräthe.

Es folgen dann die Funde aus der auf dem alten diluvialen Rheinufer, dem Martinsberg zu Andernach, entdeckten frühen Niederlassung. Sie sind um so bedeutungsvoller, als sie davon Kunde geben, dass der Mensch Zeuge der gross-

artigen Natur-Ereignisse, der letzten Ausbrüche der Vulkane am Rheinufer war. Als Urkunden dieser Zeit wurden unter der Decke der vulkanischen Asehenschicht entboren: Steingeräthe und die Kerne, die zu deren Herstellung gedient, Speisereis und zur Markgewinnung zerschlagnen Thierknochen. Bezeichnend sind die Reste von Benthier, Seebuehne und Polarfuchs. Besonders häufig kommen hier die Knochen und Hufe vom Pferd vor. Geschnittene Knochengeräthe charakterisiren aus die Funde als Typen der in der Völkerkunde bekannten „Periode von la Madeleine“.

Nach Westfalen führen uns dann die Höhlenfunde von Balve und Letmuthe. Aus dem Grabfeld von Uelde liegt u. A. ein bemerkenswerther Fund, ein aus 31 durchbohrten Wolfs- und Bärenzähnen gebildeter Halschmuck, vor.

Der neolithischen Periode, der jüngeren Steinzeit, in welcher schon ein milderes, dem heutigen ähnliches Klima herrschte und die Entwicklung des Menschen soweit vorgeschritten war, dass er seine Werkzeuge glatt schliß und polirte, sowie rohe Thongeräthe verfertigte, entstammen die Funde des Graberfeldes von Nieder-Ingelheim. Für den Forscher sind ein beiliegender Schädel und mit eigenartigen Verzierungen versehene Gefäßreste wohl beachtenswerth.

Eine weitere Stufe der fortgeschrittenen menschlichen Culturentwicklung zeigt die Gefässcherben der Höhle zu Steeten s. d. Labu und zahlreiche aus den Mardellen (Gruben), einer Niederlassung am Urmitzer Rheinufer unfern Coblenz. — Eine bemerkenswerthe Sammlung von durchbohrten und geschliffenen Steinbeilen und Hammerköpfe ist nach den Fundorten in den oberen Schränken eingeordnet, denen sich Funde aus den Kjekkenmündigen der dänischen Inseln, den Sebutthausen aus der dortigen Steinzeit, sowie aus den Pfahlbauten der Schweizer Seen anreihen. Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, seien schliesslich die vorhandenen Stein- und Bronzegeräthe ausländischer Völker erwähnt.

Es dürfte sich aus Gründen der Pietät wohl ziemen, der Beschreibung der werthvollen Sammlung eine kurze, biographische Skizze zur Würdigung des Schöpfers derselben anzuschliessen. Wir wollen darin dem trefflichen Lebensbild folgen, welches Professor Hanke 1893 in den Bonner Jahrbüchern gegeben.

In Coblenz am 19. Juli 1816 geboren, bezog Hermann Schaaffhausen, 18 Jahre alt, die Bonner Hochschule, auf welcher er drei Jahre den Studien oblag; zwei Jahre weilte er dann auf der Berliner Universität. In sein Tagebuch schrieb er damals: „Ich habe mich dem Studium der Medicin gewidmet. Es ist diejenige Wissenschaft, welche in den vielseitigsten Beziehungen und im innigsten Zusammen-

hänge mit der Philosophie steht und als Naturforschung mit dem Leben stets befreundet bleibt, dessen wunderbare Gestaltungen sie zu enthüllen hat nach ewigen Gesetzen; zugleich ist ihr Beruf eine Tugend.*

Am 29. October 1844 habilitirte sich Schaffhausen an der Bonner Universität für Physiologie. Im Beginn seiner akademischen Laufbahn las er über spezielle Physiologie, allgemeine Pathologie, Therapie und mikroskopische Anatomie. Seit dem Jahre 1845 kommen schon dazu Collegien über das Gesamtgebiet der Anthropologie und Urgeschichte des Menschen.

Schaffhausen war ein geborener Lehrer. Sein ausgezeichnetes Rednertalent, durch stete Uebung geschult, seine eigene warme Begeisterung für den Gegenstand, der reiche Hintergrund philosophischen, historischen und ästhetischen Wissens, der auch seinen naturkundlichen Darstellungen eine spezifische Färbung verlieh — Alles das musste die Schüler anziehen und fesseln. Eine grosse Menge Zuhörer aller Facultäten sammelte sich um sein Katheder, und seine Vorlesungen über Anthropologie, und namentlich jene über Urgeschichte, gehörten zu den besuchtesten der Bonner Universität. Die durchschnittliche Zahl der Hörer in der Anthropologie betrug 70 bis 80 im Semester. Seit 1870, in Semestern abwechselnd, wurde mit der Anthropologie Urgeschichte des Menschen gelesen vor durchschnittlich 80 bis 120 Hörern.

Neben der Thätigkeit Schaffhausens als Lehrer und Forscher war seine schriftstellerische Arbeit eine äusserst fruchtbringende, welche seinen Namen auf dem ihm eignen Gebiet weit in die Welt hinaus trug. Sie umfasst 356 Einzelpublicationen. Sein Standpunkt als gelehrter Forscher und Mensch mag durch die eigenen Worte charakterisirt werden, die er zwei Jahre vor seinem Tode in einer Fest-Veranstaltung zu Bonn sprach: „Nur die Culturgeschichte ist die wahre Geschichte der Menschheit. In der politischen Geschichte entscheiden die Zerstörungswaffen, in der Culturgeschichte ist es die stille friedliche Arbeit des Denkers, welche unserem Gebiet neue Welten eröffnet und zu Entdeckungen führt, die das ganze Leben des Menschen umgestalten. Die grossen Welttriebe, welche die Menschheit der Eroberer gegründet, sind zusammengesetzt, die Errungenschaften der Cultur aber gingen niemals verloren. Die neuen Völker traten die Erbschaft der alten an, und was unter dem Schnitt der Rainen begraben liegt, das bringt unsere Wissenschaft wieder an den Tag. . . . Die Entwicklung der Menschheit zeigt uns, wie wir allmählich das Thier im Menschen gehändigt wurde durch die Cultur. So gewiss diese den Cannibalismus, das Menschen-

opfer und die Vielweiberei unter den gesitteten Völkern heutzutage bat, so sieher wird sie auch dem Zweikampf und dem Kriege ein Ende machen. Der Zweikampf ist in seinem Ursprung nichts anderes als ein Aberglaube, der in seiner ältesten Form noch mit dem Cannibalismus verbunden war, denn der Sieger verzehrte seinen niedergeschlagenen Feind, um seine Tapferkeit sich anzueignen.“

Von der Arbeitsföndigkeit Schaffhausens geben neben der oben geschilderten Sammlung und der fruchtreichen schriftstellerischen Production ferner Zeugnisse: seine vieljährige Thätigkeit als Vorsitzender des rheinischen Alterthumsvereins und anderer gelehrter und gemeinnütziger Gesellschaften, sowie sein langjähriges Präsidium der katholischen Remigius-Kirchengemeinde etc. Dass aber die geistig so rege Rheinprovinz, die in der Pflege der Anthropologie und Urgeschichte gegen andere Provinzen und Länder zurückstand, jetzt einen gleich ehrenvollen Rang beanspruchen kann, das ist vor Allem das Verdienst Schaffhausens. Möge die von ihm begründete Sammlung nun auch den Anstoss zur Weiterentwicklung eines der Universität Bonn würdigen Museums für Anthropologie und Urgeschichte geben.

(General-Anz. f. Bonn u. Umg.)

Neue Ausgrabungen bei Worms.

Von Dr. Koehl.

1. Worms, den 6. Januar 1897.

Nachdem die Ausgrabung römischer Gräber „im Schild“, welche seit Sommer v. J. Frhr. v. Heyl zu Herrnsheim zu Gunsten des Pflanzensociums vornehmen liess, mit ganz geringen Unterbrechungen bis Anfang dieser Woche andauert hat und binnen dieser Zeit nicht weniger als 295 unversarrte Gräber aufgedeckt und untersucht worden sind, haben Nachforschungen, welche wir dieser Tage im Südwesten der Stadt angestellt haben, ein weiteres, anscheinend ebenso grosses römisches Gräberfeld an der vom Niederrhein über Mainz und Strassburg nach dem Oberrhein ziehenden römischen Heerstrasse sich befindet und noch lange nicht völlig untersucht ist, erstreckt sich das neuentdeckte Gräberfeld längs der auf dem linken Ufer des Elbaches über Horbheim, Hoppenheim und Ofstein, also nach Westen ziehenden Römerstrasse. Auch diese Strasse ist in ihrem ganzen Verlauf von der Mitte der Stadt an bis zur äussersten Grenze deselben am „Eisengarten“ genau bekannt und in vielen Querschnitten blossgelegt worden. Derselbe verläuft über die vorhin genannte Ortschaften nach der nächstgrösseren römischen Station Eisenberg in der Pfalz hin, um von hier über das Gehirg nach Kaiserslautern und in die Westpfalz zu ziehen. Eine im Süden der Stadt neu angelegte Strasse wurde deshalb „Eisenbergstrasse“ genannt. An der erstgenannten Strasse wurden im frühen Mittelalter, als die Römerstrassen noch die alleinigen Verkehrswege bildeten, das Kloster Mariamünster und das längst verschwundene „Guttsbusch“ erbant, an

der nach Eisenberg liegenden Straße das Kloster Kirchengarten. (In ganz Südwestdeutschland kann man aus dem Vorkommen der beiden Flurnamen „Gullent“ und „Kirchengarten“ mit Sicherheit auf das Vorhandensein einer Römerstraße schließen.) Mit letzterer Straße zusammen verläuft noch eine dritte Römerstraße die Stadt, welche sich in der Nähe des neu entdeckten Grabfeldes von ihr trennt, am sofort westwärts zu ziehen. Dieselbe, jetzt noch „Bochstrasse“ genannt, zieht in gerader Linie auf der Höhe hin, an dem hohen Krems“ bei Pfedersheim vorbei nach Hohen-Säßen und an der Stelle vorüber, wo seiner Zeit die im Mainzer und Bonner Museum befindlichen, berühmten, durchbrochenen und geschliffenen Gläser gefunden worden sind. Dieser Straße zu Ehren wurde die neu angelegte, die Eisenberg-Straße rechts in leicht schneidende Straße auch „Bochstrasse“ genannt. Das jetzt angefangene Grabfeld liegt in seiner ganzen Ausdehnung ebenfalls auf v. Heyl'schem Fabrikgebiete und wird dasselbe, ebenso wie das erstgenannte Grabfeld, Herr Baron v. Heyl für das Panlousmuseum untersuchen lassen. Es ist dies bis jetzt die fünfte in einem grossen Halbkreise um die Stadt gelegenen römischen Nekropolen, an welche sich meist noch grössere fränkische Gräber anschliessen. Mit der Explorirung dieses neuen Grabfeldes ist sofort begonnen worden. Es fanden sich bereits 6 Steinsarkophage und 6 Bestattungen in Holzsärgen mit ihren charakteristischen Beigaben. Näheres hierüber wird demnächst berichtet werden. — Nachtrag. Ein heute Morgen entdeckter Sarkophag enthielt ein in Gyps gegossenes Skelet, welches von einem Männen der Konstantinischen Zeit in der Hand hielt. Neben dem Sarg standen folgende Gegenstände: 1 grosse Schüssel aus rother (Sigillata) Erde mit Fabrikmarke, 1 Thonbecher, 2 grössere und 3 kleinere Teller; dabei fand sich ein noch näher zu bestimmendes Thiergerippe.

II. Den 25. Februar 1897.

Die Ausgrabungen römischer Gräber, welche Herr Baron v. Heyl auf dem neuentdeckten Grabfeld „am Bollwerk“ in der Nähe des Kirchengartens vornehmen liess, haben in der kurzen Zeit von 14 Tagen schon zu sehr bemerkenswerthen Ergebnissen geführt. Es wurden bis jetzt auf verhältnissmässig engem Raume schon zusammen 10 unverehrte Gräber aufgedeckt und wenn, was sehr wahrscheinlich ist, die Gräber sich längs der Römerstrasse bis zur ehemaligen Grenze der Römerstadt erstrecken, so dürfte ihre Anzahl auf viele Hunderte zu homessen sein. Die Gräber liegen hier viel tiefer als auf dem Grabfelde am Schildweg, weil das beschriebene Gelände das Grabfeld überhöht, und dadurch im Laufe der Jahrhunderte sich viel Erde über den Gräbern angelagert hat. Es sind deshalb auch die Arbeiten schwieriger und zeitrauender als auf dem erstwähnten Grabfelde, die Beigaben aber meist viel besser erhalten. Es kommt dies daher, weil die Gräber in Löss eingeschritten sind und diese leichte Bodensart der Erhaltung der Gegenstände weit günstiger ist, als der schwere Ackerboden und der nasse Untergrund des Grabfeldes am Schildweg. Andertheils aber hat hier wieder der hohe Stand des Grundwassers conservirend auf das Holz der Särge eingewirkt, sodass es uns möglich gewesen ist, grosse Theile derselben, bestehend in schweren Eichen- und Tannenhölzchen, dem Boden des Grabfeldes des Holz vollständig verschwunden ist; nur die grossen Nägel, welche in jedem Grabe erscheinen, geben von dem ehemaligen Vorhandensein der Särge

Kunde. Häufig finden sich ferner Sarkophage, welche aus einem einzigen grossen Steine herausgehauen und mit grossen schweren Deckeln aus Stein verschlossen sind. Das Gewicht eines dieser Sarkophage mit Deckel beträgt durchschnittlich 20 Centner. Der Stein ist Pfläzer Sandstein und es müssen diese Särge einst auf den aus dem Westen nach Worms führenden Römerstrassen aus der Grünstädter Gegend herangebracht worden sein. Jedenfalls bestanden dort förmliche Sargfabriken, denn die Zahl der römischen Steinsärge, welche hier schon gefunden wurde, ist geradezu unerschöpflich. So wurden allein bei den Erdarbeiten am Schildweg vor 12 Jahren und durch meine Ausgrabungen im Sommer nicht weniger als 95 solcher Steinsärge angetroffen. Von ihnen zeigten sich aber nur 6 völlig unverehrt, alle übrigen waren ihres Inhaltes beraubt und enthielten meist nicht einmal mehr Reste der Skelette. Es geschah diese Beraubung jedenfalls nicht sehr lange nach der Bestattung, zu einer Zeit, als man lange noch Kenntnisse der Bestattung der Gräbten und des Leichens von früherer Römer hergen. Auf dem neu entdeckten Grabfelde wurden bisher schon 8 solcher Steinsarkophage angetroffen, von ihnen erwies sich jedoch nur 2 unverehrt. Den Inhalt des ersten haben wir bereits in unserer vorigen Note geschildert. Der zweite enthielt wieder ein in Gyps gegossenes gläserliches Skelet, bei welchem 3 sehr schön gearbeitete Gläser von seltener Form sich fanden. Aussern lag noch ein Kreuz aus reinen Becher aus Thon, aus denen jedenfalls bei der Bestattung der übliche Leichentrunk gependet worden war. Ein daneben in einem Holzarge bestattetes männliches Skelet, welches ebenfalls, wie die meisten derartigen Bestattungen, mit Gyps umgeben war, hatte zu Häupten eine schöne, doppeltgehöhlte in Glasfäse stehende und an Füssen eine Glasschale. In der Hand hielt der Todte eine kleine Münze des Kaisers Constantin. Ein anderes Grab enthielt einen jener für Worms charakteristischen Gesichtskrüge, von welchen wir mit Bestimmtheit nachweisen konnten, dass sie hier gefertigt worden sind. Am Samstag den 20. wurden durch einen Hiraben 3 Skelete blossgelegt, welche wahrscheinlich eine Familienbestattung gebildet hatten. Zuerst erschien das Skelet eines sehr kräftigen, im Alter zwischen 40 und 50 Jahren Mannes, dann zu Häupten dessen das der Frau, deren Hals mit einer aus blauen und grünen Glasperlen bestehenden Schnur geschmückt war. Neben Todten waren Becher und Krüge beigegeben. Die Füsse nach dem Kopf der Mutter gekehrt, waren der Körper des Kindes, eines Mädchens von etwa 6 Jahren, welches am rechten Arm ein Bronsarmband trug. Spielsachen aus Thon, kleine Krüge und Näpfe waren dem kleinen Lieblich von lieben Händen mitgegeben worden. Hierbei mag erwähnt werden, dass bei der Ausgrabung auf dem Grabfelde am Schildweg ein noch reicher mit Spielsachen ausgestattetes Kindergrab am Vorschein kam. Das Kind, ein Mädchen von etwa 10 Jahren, hatte neuer verchiedenen schönem Gläsern, welche seine vornehme Herkunft vermuthen lassen, einen ganzen Satz kleiner, unserm Brummkreisel ähnlicher Spielsachen mitbekommen, dabei noch aus blauem und grünem Glase gefertigte Spielmännchen, fernere einen kleinen, eine Ente vorstellenden Vogel aus Thon und zwei niedliche Schellen aus Glas in der Grösse unserer Uhlgräber. Ein eigenartlicher, zu wehmüthigen Betrachtungen harnochfordernder Zufall fiel es, dass diese mit Geschenken der Liebe so reich bestattete Kindergrab gerade am heiligen Abend, wenige Stunden bevor die Weihnachtslocken das Fest einleiteten und der Freudenjongl unser Kinder er-

hüte, erschlossen wurde und so nach anderthalbtausend Jahren zum ersten Male wieder das Licht des Tages die Geschenke beschien, die liebe Hände der kleinen Entschlafenen vielleicht ebenfalls an einem Weihnachtsfeste gespendet hatten, denn nicht zu bezweifeln ist es, dass die meisten der hier im 4.—5. Jahrhundert Bestatteten schon Christen gewesen sind. Noch ein zweites Kindergrab wurde am Samstag eröffnet, dessen in Folge gebotener kleiner Körper nur eine zierliche Glaspihle mitkochen hatte. Grösse eisener Nägel waren das Einzige, was von dem jedenfalls schmucklosen Sarge übrig geblieben war. Daneben fand sich das Grab einer Frau, vielleicht der Mutter des Kindes. In ihm wurden ausserhalb des Sarges stehend nicht weniger als 9 zum Theil sehr zierliche Gefässe gefunden, darunter ein Napf aus Sigillaterde und ein Trinkbecher aus Thon mit der aus weissen Buchstaben aufgemalten Inschrift „viranus“, lässt nur lehren“ (und föhlich sein). Ferner ein zierliches Glaschen, wohl zur Aufbewahrung einer wohlriechenden Flüssigkeit dienend, ein Armband aus Bronze, eine eiförmige Hölse aus demselben Metalle und ein kleines eisernes Messer. Ein Trinkbecher mit ähnlicher Aufschrift, wie der oben erwähnte, jedoch von noch gefälliger Form, wurde neulich aus einem der Gräber am Schildweg erhoben. Dort lautet die Worte: „viva et bibes“ „mögst du leben und trinken“, welche von einem zierlichen Rankenwerke umgeben sind. Am Halse des Bechers ist eine Jagdszene dargestellt: ein Hund säugt ein Laues eines Hasen verfolgend. Sämtliche Verzierungen sind durch Einritzungen in den weichen Thon hergestellt. Ähnliche Trinkbecher wurden schon früher mehrfach hier gefunden, wie sie oberhalb aus dem Rhein häufig erscheinen. Wir ersehen daraus, dass auch die Wormser des 4. Jahrhunderts ihre rheinische Abstammung nicht verleugnen konnten, indem das Trinken und Lebelassen sie bis an das Grab und darüber hinaus beschäftigt zu haben scheint, welche Stimmung wohl nicht und Unrecht auf das gute heimische Gewächs zurückzuführen sein dürfte. Die damaligen Christen waren eben noch nicht von der später grassirenden frommen Askese angekränkt, so dass sie der leicht antiker Anschauung entspringenden Lebenslust und Trinkfreudigkeit entbehren zu können vermeinten. Ueber die äussere Zeitstellung der Gräber wollen wir später sprechen, so manentlich auch über die ziemlich reichlich zwischen den Skelettrüben erscheinenden Brandbestattungen, welche jedenfalls die letzten Leichenverbrennungen der römischen Zeit darstellen. Durch die Aufdeckung und systematische Untersuchung einer so bedeutenden römischer Gräberfelder, durch welche wieder ein gutes Stück Wormser Geschichte aus dem Boden gegraben wird, wird sich Freiherr v. Heyl zu Herrnsheim den Dank der gesamten archäologischen und anthropologischen Wissenschaft erwerben, wie er sich durch die Herausgabe der in so vortrefflicher Weise von berufener Hand in Wort und Bild geschilderten Geschichte von Worms bereits den Dank der historischen Wissenschaften gesichert hat.

III. Den 9. April 1897.

Die Ausgrabungen römischer Gräber, welche Freiherr v. Heyl zu Herrnsheim zu Gunsten des Paulusmuseums auf seinem Gebiete vornehmen lässt und über die wir schon wiederholt an dieser Stelle berichtet haben, werden im Ende nächster Woche vorläufig ihren Abschluss erreichen; es besteht jedoch die Absicht, dieselben im Spätsommer wieder in Angriff zu nehmen, denn noch harren grosse Theile bei-

der Grabfelder der Untersuchung. Mit den Ausgrabungen wurde Ende Juli vorigen Jahres begonnen und es wurden mit Ausnahme weniger kalter Tage während des Winters bis jetzt ununterbrochen fortgesetzt. Es sind drei Leute, zwei Arbeiter und ein Vorarbeiter, fortwährend dabei beschäftigt gewesen. Die Anzahl der bis jetzt untersuchten Gräber beläuft sich auf 600. Davon entfallen auf das südliche Grabfeld (Marramontes-Schildweg) 349, darunter 48 zerstörte Gräber; auf das norddeckte Grabfeld 41, darunter 23 zerstörte. Die meisten Gräber liegen auf verhältnissmässig engem Raume ganz dicht neben und aneinander und es ist wahrscheinlich die Anzahl der noch zu untersuchenden Gräber auf viele Hunderte zu bemessen. Unter den bis jetzt dort aufgedeckten Grabstätten herrschen bei Weitem die Skeletbestattungen in Holzsärgen vor; Steinarkophage wurden 21 angetroffen, darunter jedoch nur 4 mit ganz unversehrt Inhalt. Brandgräber erschienen auf diesem Theile des Grabfeldes nur ganz vereinzelt, da derselbe hauptsächlich die Bestattungen des 3. und 4. Jahrhunderts aufgenommen hat, so welcher hatte. Die absichtliche und systematische Herausnahme der Steinarkophage, über welche wir früher schon gesprochen haben, kommt, wie auf den übrigen römischen Grabfeldern von Worms, so auch auf unserem neuentdeckten am Bollwerk vor, jedoch ist bis jetzt das Verhältniss der unversehrten zu den ausserhalbigen Stein-särgen ein günstiges zu nennen. Die Grabräuber, welche nicht lange nach der Bestattung die Habe der Toten stürten, um sich der ihnen beigegebenen Glasgefässe zu bemächtigen, welche zur damaligen Zeit auch kostbare Hahnen bildeten und jedenfalls sehr geschätzt waren, liessen doch manchmal einander die rehen Todten pietätvoll ins Grab gelegten Beigaben unberührt, sei es, dass sie dieselben in der Eile, mit der sie die Beiräumung vornehmen mussten, übersehen, sei es, dass sie solche des Mitnehmens nicht für werth erachteten. Ueber kommt es vor, dass in diesen Stein-särgen wohl selten Glas, dagegen häufig noch Mänteln, Gewandstücke und andere kleinere Gegenstände des täglichen Gebrauchs gefunden werden. So wurden einem der letzten beraubten Steinärge, dem eines Mädchens, ein höchst merkwürdiger, in seiner Art ganz einziger Fund erhoben, den jedenfalls die Grabräuber nicht entgehen liessen, der aber trotz seiner ansehnlichen Werthlosigkeit für uns von grosser kulturhistorischer Bedeutung ist. Es ist dies der Fund von vier verschiedenartig bemalter Eier, offenbar Oesterer, welche der kleinen Entschlafenen vielleicht die letzte Freude an Krben bereitet hatten und deshalb ihr nach ins kalte Bett des Todes folgen sollten. Die Kleine, vielleicht im die Osterfest des Jahres 320 nach Chr. verstorben — eine dabei gefundene Münze des Kaisers Constantin lässt uns diesen Zeitraum etwa annehmen — hat sich möglicherweise noch der üblichen Osterspiele und der damit verbundenen Gebräuche des Osterfestes, des Ostermärchens, des Oesterreisens und der Osterkuchen erlassen dürfen, um alsbald nach dem schönen, das Wiedererwachen der Natur nach tödlich-helmen Winterchlaf feiernden Frühlingstage selbst eine Kunde des unerhittlichen Todes zu werden. Dass das Osterfest, die Feier des Wiedererwachens der Natur, welches das Ei symbolisch andrücken sollte, eine rein germanische, also heidnische Feier gewesen ist und mit der christlichen gar Nichts gemein hat, ist bekannt und wird von unseren Germanisten, wie Grimm und Anderen besetzt. Ja es war sogar die christliche

Kirche, jedenfalls sehr gegen ihren Willen, gezwungen, die heidnische Osterfeier mit ihren ähnlichen heidnischen Gebräuchen nicht allein zu umdösen, sondern sogar der christlichen Anschauung anzupassen, und auf diese Weise blichen die rein germanisch-heidnischen Gebräuche bis auf den heutigen Tag erhalten. Ja selbst der Name „Ostern“, von der Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, der germanischen Frühlingsgöttin herührend, vermochte nicht dem christlichen Passahfest, wie es in allen Ländern, selbst den nordgermanischen, Sprachen besteht, den Platz einzuräumen. So innig war das Frühlings- oder „Osternfest“ der Germanen mit dem Denken und dem Leben des Volkes verbunden. Wir dürfen denn auch in den beiden in unserem Steinarge gefundenen bemalten Eiern einen direkten Zusammenhang erblicken mit den germanischen Ostergebräuchen und es wird durch sie der Beweis erbracht, dass das noch jetzt übliche Färben der Oster Eier ebenso einem germanisch-heidnischen Gebrauch entammt, wie die ganze Osterfeier überhaupt. Die beiden gefundenen Eier, von welchen das eine zum größten Theil, das andere nur in kleinen Bruchstücken erhalten geblieben ist, sind Gänseeier. Sie sind in der Nähe der beiden Spitzen mit breiten, das ganze Ei umziehenden schwarzen Streifen bemalt, dann schlossen sich nach der Mitte zu braunertheilige Streifen; die Zwischenräume erschienen alsdann mit rothen, blauen und grünen Aufschlägen ausgefüllt. Einige Stellen zeigen auch eine Vermischung verschiedener Farben, welches Verfahren noch jetzt häufig angewendet wird. Derartig gefärbte Oster Eier nennt man in der Malz z. B. „gelätschelte“. Ungefärbte Hühner Eier werden zwar ziemlich häufig unter den Leibern beigegebenen Speisen angetroffen — ein dieser Tage gefunden, nicht brennbar Steinzeug enthält auch ein ungefülltes Hühner, das jedoch durch die zufällig eingedrungene Erde ganz verdrückt war — diese Eier sind dann aber nur als beigegebene Speisen zu betrachten, wie ja beinahe in jedem Grabe solche angetroffen zu werden pflegen. Sehr häufig finden sich Geflügelknochen und zwar meist solche von der Gans, dann werden auch schon vielfach andere Geflügelknochen, sowie Knochen vom Hahn und selbst Fischgräten in den Gefäßen gefunden. Oft sind den Leibern Münzen beigegeben worden, häufig mehrere Stücke zusammen, wie es scheint, in einem Beutelchen, welches dann der Tote in der Hand hält. So wurden neulich in einem Grabe 8, in anderen 5, 4 und 3 Münzen zusammen angetroffen. In einem der letzten Steinarge fanden sich 4 Münzen des Kaisers Constantin, 3 kleinere zusammen in einem Holzkästchen, die vierte größere in der rechten Hand des Toten. Manchmal finden sich durch das Oxyd der Bronze an Münzen, Armabändern, und anderen Gegenständen Reste der Kleidung erhalten, bestehend in gröberen und feineren Leinwandgeweben. Sämmtliche Münzen der Skelettgräber umfassen, soweit wir das bis jetzt zu beurtheilen vermögen, etwa den Zeitraum von 288—330 v. Chr. Die in den Brandgräbern gefundenen Münzen sind natürlich viel älter und reichen bis in das erste Jahrhundert v. Chr. zurück. Von Gegenständen des täglichen Gebrauchs, welche bis jetzt wohl noch nicht in römischen Gräbern beobachtet wurden, sind Reste von Spinnertöpfen zu erwähnen. Einmal fand sich der aus Bronze bestehende sogen. „Knoepf“ eines solchen, der aber nur eine zylindrische Hölse darstellte, die innen noch mit Holz gefüllt ist. Ein anderes Mal wurde die konisch geformte „Zwinke“ eines solchen Stockes gefunden, in welcher unten noch der eiserne Nagel steckt, welcher die rasche Abmattung verhindern sollte. Dabei konnte durch die

in der Erde erhaltenen Helsen Spuren die Länge des Stockes auf genau 80 cm bestimmt werden. Die alten Linsen und romanisirten Germanen des dritten und vierten Jahrhunderts sind uns durch diese Funde gewissermaßen im Geiste auf unsern im ersten Grün des Frühlings prägenden Fluren mit Spinnertöpfen einherwandeln und die Kinder sich mit Osternierochsen vergnügen. Es würde den Rahmen einer kurzen Mittheilung bei Weitem überschreiten, wenn noch der vielen anderen Funde Erwähnung geschehen sollte. Die Zahl der aufgefundenen Thongefäße beläuft sich auf viele Hunderte und aus Glasern, darunter solche von den spätesten und seltensten Formen, wurden allein weit über 1000 erhoeben. Aehnlich das soeben geschilderten merkwürdigen Fundstücken, wird uns, dessen sind wir gewiss, das neuentdeckte Grabmal am Bollwerk, in der Folge noch manche Ueberraschung bringen. Wir sehen deshalb von Herrn Baron v. Heyl geplantes weiteren Untersuchungen mit begreiflicher Spannung entgegen und begrüssen sie schon jetzt mit einem herzlich gemeinten „Glückauf!“

IV. Den 15. April 1897.

Entdeckung eines neuen Grabfeldes der Steinzeit. Dem Wormser Alterthumsverein ist neuerdings wieder eine wichtige Entdeckung theilhaft. Nachdem erst vor Jahresfrist das Steinzeitgrabmal auf der Rheingewann von Worms ausgehoben worden war, gelang es ihm jetzt in der weiteren Umgehung von Worms wiederum ein solches Grabfeld aufzufinden. Es ist bei Wachenheim auf dem südlichen Abhange des Pfirmitthalles gelegen und in gerader Linie nur eine halbe Stunde von dem berühmten Grabfelde vom Hinkelsteine entfernt. Ein Beweis für die dicke Besiedlung dieses fruchtbareren Thales schon vor beinahe fünftausend Jahren. Vor mehreren Monaten war in unmittelbarer Nähe dieses Wachenheimer Grabfeldes ein Fund aus der jüngeren Eisenzeit (der sogenannten La Tène-Periode) gemacht worden. Es fand sich ein Grab mit den verrotteten Gebeinen eines kriegstüchtigen Kriegers. Beigegeben waren denselben außer trefflichen ein grosses Schwert in eiserner Scheide, die Schwertkoppel aus verzierten eisernen Kettengliedern bestehend, eine zierliche, schiffblattförmige Lanze, ein grosser handförmiger Schildbockel aus Eisen und eine schöne Gewandnadel aus Bronze. Nähere Untersuchungen der Stelle führten nun zur Entdeckung des Steinzeitgrabfeldes, bei welchem sich Hr. Gutbesitzer Heinrich Stauffer in Wachenheim, welcher Besitzer des Grundstückes ist, die grössten Verdienste erworben hat. Eine vorläufige Untersuchung des Grabfeldes durch den Verein hatte das Ergebnis, dass alsbald eine Bestattung in hockender Lage, ein sog. „liegender Hocker“ aufgefunden wurde. Es war das 1,60 m in der Länge rasche Körperreste gelagert war und dessen Hände unter das Kinn gestemmt waren. Als Beigaben hatte der Alte zwei Feuersteinmesser mitbekommen. Ein dabei liegender Thierknochen, wie es scheint vom Schaf, beweist, dass man ihn mit Nahrung versehen hatte für die lange Reise nach den unbekanntem Gesilden des Jenseits. Messer und Thierknochen lagen dicht beisammen auf dem Becken und befanden sich oftmals wahrscheinlich in einer Tasche. Weitere Untersuchungen dieses uralten Grabfeldes werden demnächst erfolgen und die Ergebnisse seiner Zeit bekannt gegeben werden. (Wormser Zeitung.)

Die topographische Aufnahme der Pfahlbauten des Bodensees.

(—sch.) Keiner von den in vorgeschichtlicher Zeit in unser Land eingewanderten Volkstämmen bietet so grosses wissenschaftliches Interesse, als die Bewohner der Pfahlbauten des Bodensees. Dank der jahrelangen, wir am schätzlichsten verdienten Männer kennen wir am schätzlichsten Meeres 60 solcher Ansiedlungen und besitzen in unseren Museen viele Tausend von Pfahlbaugeräthen aller Art aus Stein, Bronze u. s. w. empfindliche Lücke, da wir (ein paar Stationen ungenügend) keinerlei Aufzeichnungen von den holländischen Überresten dieser Pfahlbauten besitzen. Es ist daher im Interesse unserer Landeskenne dringend geboten, dass der längst gehegte Wunsch einer genauen topographischen Aufnahme der Baureste aller Bodenseesee mit Einschlüssen in Hülle zur Ausführung komme. Ohne Kurzes unsere Ansichten zu befragen, erlauben wir uns, in Kurzem unsere Ansichten über die Ausführung dieses Unternehmens mitzutheilen.

Da dasselbe vor Allem größtmögliche Genauigkeit erfordert, ist auch die Annahme eines möglichst grossen Massstabs nöthig, der erlaubt, dass nicht in die kleinste Theile von Bauwerken noch d. s. B. die Pfähle mit einem Durchmesser von $\frac{1}{2}$ m erscheinen. Es ist deshalb auch erforderlich, dass jede einzelne Pfahlbaustation auf einem besonderen Blatt eingezeichnet wird. Von den Ufern und den Linien beim höchsten und niedrigsten Wasserstand anzugeben und von da aus die genaue Entfernung und Lage der Station. Um, soweit es die noch vorhandene Ueberreste erlauben, ein möglichst richtiges Bild von der Form und Grösse jeder Station zu erhalten, ist namentlich die genaue Angulo der äussersten Pfähle von Werth. Es wäre ferner zu achten auf etwaige Abstände der Wohnhäuser, die sich vielleicht jetzt noch durch weitere Leere, seltener Gruppierung der Pfähle bemerklich machen. Auch Reste von Verbindungswegen und Landwegstegen sind anzugeben. Einzelnheiten wären ferner die Lage aller andern Baureste, wie Ueberbleibsel Grundschwelle, Theile von Estrich, von den Seiten Thürnen, Fensterläden u. s. w. (wie man sie in Höhenbauten und Schafställe in der Schweiz findet). Von allen solchen Ueberresten wären ausserdem, so lange sie noch frisch sind und ihre ursprüngliche Form und Grösse besitzen, genaue Zeichnungen mit Querschnitten in einem Massstab zu entwerfen, der jeden Theil deutlich erscheinen lässt. Sodann wären solche Ueberbleibsel angezeichnet, als dem Centralpunkt der Pfahlbausammlungen am Bodensee aufzubewahren. Auch von besonders bemerkenswerten Pfählen wären Zeichnungen anzufertigen.

Bei Pfahlbauten, die auf sog. Steinbergen errichtet sind, wäre von letzteren der Umfang und die Höhe und wo möglich auch ein Querschnitt anzufertigen. Im Interesse der Pfahlbauforschung ist ferner die Angabe aller am Ufer und an gewissen Stellen im Wasser vorkommenden Flurnamen, wie z. B. der Flurname „Burg“ an der Stelle der Pfahlbauten bei Hagnau oder von Sagru, wie z. B. der einer verunkunnten Stadt an der Stelle des berühmten Pfahlbaues in Steinbanser Ried bei Schnersried. Auch volksthümliche Bezeichnungen

jeder Art, die etwa in der Umgehung einer Pfahlbaustation geträuchelt sind, wären an der betreffenden Stelle in den Aufnahmehältern zu notiren.

Betreffs der Reihenfolge der Aufnahmen der Pfahlbauten dürfte es sich empfehlen, vor allem diejenigen zu unserer dem Wasser sichtbar sind, da dieselben fort sind. Eine weitere, im folgenden Jahre zu lösende Aufgabe wäre, mittels Baggerung die Stellen der versunkenen etc. und daher nicht sichtbaren Pfahlbauten zu erforschen, deren Vorhandensein durch eine Menge von den Wellen an das Ufer geschwemmter Pfahlbaugegenstände constatirt ist, wie z. B. bei Innenstaad und Manzell.

In gleicher Weise wäre später in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch diese oder jene Uferlinie im Ueberreste von Pfahlbauten enthält. Bekanntlich erstreckt man solche auf 3 bei Zürich gelegenen, sondern solcher von Bronze, von Geräthen, halgross und klein, sowie Halbinseln wären abzurufen, da dieselben erfahrungsgemäss oft zur Anlage von Pfahlbausiedlungen dienten. Es möge ferner erwähnt die Bodensees auf die Stellen der versunkenen Gebiete viele Bronzegegenstände gefunden worden, von denen manche auf das Vorhandensein von Pfahlbauten hinweisen dürften. Auch diese Fundstätten verdienen Berücksichtigung, weil sie in enger Beziehung zu den Bodenseepfahlbauten stehen.

Noch sei bemerkt, dass die Ausführung des Unternehmens in keine besseren Hände gelegt werden kann, als in die des Bodenseevereins; dessen rühriger und verdienter Vorstand wird in Verbindung mit den vielen im Pfahlbauwesen reich erfahrenen Vereinsmitgliedern diese Aufgabe bald auf erfolgreiche Bahnen gelenkt haben. Den betreffenden Vereinsmitgliedern, welche die Aufnahme der einzelnen Uferlinien übernehmen würden, könnten erforderlichenfalls Geometer zugebilligt werden, doch dürften dieselben nicht selbständig verfahren, sondern hätten genau den Woiungen das die Aufnahmehelfenden Vereinsmitglieder zu folgen. Selbstverständlich ist, dass die wichtigsten Ergebnisse dieser Aufnahme später in gediegener Weise im Vereinsorgan veröffentlicht werden. Der Verf. dieser Einleitung ist sich wohl bewusst, in Vorstehendem eine Aufgabe gestellt zu haben, die Mühe, Zeit und besondere finanzielle Mittel beansprucht; die beiden letzteren aber werden sich vermehren, wenn, wie schon erwähnt, die Ausführung der Aufgabe auf ein paar Jahre vertheilt wird. Auch die finanzielle Frage dürfte keinen Schwierigkeiten begegnen, wenn der Verein auf kurze Zeit seine literarische Thätigkeit einigermaßen beschränkt und die dadurch freierwerdende Geldsumme für die Pfahlbauaufnahme verwendet. Auch darf wohl mit Sicherheit der Bodenseeverein in wohlwollender Weise die nöthige Befehle gewähren werden, gilt das Unternehmen je doch der wichtigen Aufgabe der Erforschung desjenigen Volkstammes, der das wertvollste Gut in Cultur. Möge das Unternehmen, begünstigt von bevorstehenden ungewöhnlich niedrigen Wasserständen des Sees, sich noch in diesem Winter seines Anfangs erfreuen dürfen.

(Schwäbischer Merkur.)

Literatur-Besprechungen.

Dr. Nophus Müller, Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen: **Kordische Alterthumskunde**, nach Funden und Denkmalern aus Dänemark und Schleswig gemeinlich dargestellt. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Dr. Otto Luitpold Jiriczek, Privatdozent der Germanischen Philologie an der Universität Breslau. Verlag von Karl J. Trübner in Breslau.

Die nordisch-germanische Alterthumskunde ist gewöhnlicher und doch überschrieblicher und zusammenfassender Darstellung von dem Hans Nophus Müller, einer Autorität von europäischem Ruf an diesem Gebiete, darf ein wissenschaftliches Ereigniss ersten Ranges genannt werden. Durch dieses Werk wird es auch den Verehrer des Alterthums ermöglicht, die germanische Geschichte der nordisch-archeologischen Forschungen kennen zu lernen und zugleich Einblick zu gewinnen in die Wege und Methoden, die zu diesen Resultaten geführt haben. Dank den reichen Denkmalern und Funden, welche die westlichen Inseln und Theile der vormaligen Altgermanen-Kulturzone erkennen lassen, ist die germanische Alterthumskunde in Dänemark als nationale Archäologie gepflegt worden. Aber Kreise der gebildeten Deutschen sind direkt wissenschaftliches Interesse nicht an, weil auch die Denkmäler deutscher Gebiete (Schleswig) weit nach dem ersten Auszuge des Verfassers die Urzeitliche des Nordens in den grossen Zügen genau darstellte, als die Geschichte des übrigen Europa nördlich der Alpen, namentlich des Mittelalters und der Neuzeit Deutschlands, wo dieselben Denkmäler gefunden wurden. Das vorliegende Werk hat zugleich eine universell-anthropologische Bedeutung, weil von dem westlichen Norden von Perspektiven nach fernem südöstlich-asiatischen Kontinenten gebietet eröffnet werden und weil die gründlichen Kenntnisse des Verfassers auf dem Gebiete der vergleichenden Alterthumsforschung es ihm ermöglichen, die Zusammenhänge der stammesgenössigen Kulturgeschichte der Menschheit nachzuweisen. So ist das Werk nicht nur der Archäologie, sondern auch der vergleichenden Ethnologie in der vorgeschichtlichen Archäologie. Es ist ferner die ausführliche Arbeit des Verfassers, ein Buch für den Laie ebenso wie für den Fachmann zu schreiben. Namentlich den Jüngern und Meistern der Germanistik und der deutschen Geschichte in Nichtdeutsche und in Wissenschaft wird das Werk willkommen und namentlich das, was ein sicheres Führer in die Urzeit nordgermanischen Lebens, das sich theils mit dem germanischen deckt, theils es erweitert, und dessen Kenntnisse für das Verstehen des deutschen Alterthums nützlich ist.

Die deutsche Ausgabe des Werkes ist vom Verfasser für die Bedürfnisse der deutschen Leser genau durchgesehen und namentlich die so wichtige deutsche Terminologie von ihm selbst festgesetzt worden. Der einmündigen archaischen Werke besonders wichtigen Illustrationen sollte das Gegenstand ist volle Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Die nachstehende Inhaltsübersicht des Werkes zeigt, dass es sich nicht um rein archaische Beschreibung, sondern um eine zusammenfassende Schilderung der Kultur und des gesammten Lebens der nordgermanischen Urzeit.

I. Steinzeit. 1. W.-Abtheilung der ältesten Steinzeit. 2. Altsteinzeit aus der Zeit der Megalithen. 3. Zeitverhältnisse in der älteren Steinzeit. 4. Die Friesen zwischen der Zeit der Megalithen und der Steinzeit. 5. Die ältere Steinzeit. 6. Die Steinzeitgräber und Hügelbetten. 7. Das Innere der Steinzeitgräber, Begräbnisortskörper und Begräbnisgegenstände. 8. Die Hügelbetten Gräber der Steinzeit. 9. Das Innere der Steinzeitgräber, eine historische Übersicht. 10. Altsteinzeit aus der jüngeren Steinzeit. 11. Kunst und Religion. 12. Die Steinzeit der Steinzeit, eine historische Übersicht. 13. Die Herstellungstechnik der Geräte und Waffen. 14. Wohnplätze, Lebensweise und Bevölkerung. — Literaturverzeichnis.

II. Bronzezeit. 1. Das Stadium der Bronzezeit, sein Beginn und seine Entwicklung. — Die ältere Bronzezeit: 2. Älteste Formen von Steinzeitgräbern, Waffen und Schmuckgegenständen. 3. Teilweise Beschaffenheit der Bronzezeit. 4. Die ältere Bronzezeit. 5. Die Steinzeitgräber, Feld- und Moorfelder. 6. Die älteste Ornamentik im Norden und die Urzeit. 7. Die älteste Bronzezeit in Europa. 8. Beginn der Bronzezeit, eine historische Übersicht. 9. Die Bronzezeit. 10. Die Gräbergräber der älteren Bronzezeit. 11. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 12. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 13. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 14. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 15. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 16. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 17. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 18. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 19. Die Gräbergräber der Bronzezeit. 20. Die Gräbergräber der Bronzezeit.

Die Veränderung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 3. August 1897.

Verbreitung und Bedeutung des Brauchens. — Die jüngere Bronzezeit: 1. Eintheilung, Zeitbestimmung und Funde. 2. Formen und Anordnungen der Gräber. 3. Feld- und Moorfelder etc. (Dolmen- und Opfersteine, Prachtsteine, Werkzeuge u. s. w.). 4. Soziale und Kulturstände, Handwerk und Ackerbau, Handel, Kunst und Religion. — Literaturverzeichnis.

III. Eisenzeit. 1. Beginn der Eisenzeit in Europa. 2. Vorzeitliche Zeit; eine fremde Gruppe. 3. Vorzeitliche Zeit; zwei einheimische Gruppen. 4. Römische Zeit. 5. Römische Zeit und Industrie. 6. Gräber und Funde der römischen Zeit. — Literaturverzeichnis.

IV. Zeit der Völkerwanderung.

V. Vikingereise.

Das Werk erscheint in 40 in ca. 15 Lieferungen zum Preise von je 1 Mark; bis Juli 1897 sind 8 Lieferungen erschienen.

Wir heissen uns, Anthropologen und Ethnologen von einer für unsere Völkervereinigung in ganz besonderem Masse wichtigen neuen Publikation Kunde zu geben:

Dr. Paul Ehrenreich-Berlin: **Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens vornehmlich der Staaten Mato Grosso, Goyaz und Amazonas (Paraná-Gebiet)**. Nach eigenen Aufnahmen und Beobachtungen in den Jahren 1887 und 1889. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn 1897.

Kudolf Vieweg hochgewidmet.

Folio. 168 Seiten Text, XXX Tafeln nach Photographien in Lichtdruck, 9 lithographischen Tafeln und 96 Abbildungen im Text.

Ehrenreich bietet uns hier die reife Frucht seiner Beobachtungen und langjährigen Studien auf einem vor ihm so gut wie vollkommen unbekanntem Gebiete der somatisch-anthropologischen Forschung. Nach den kurzen Mittheilungen, welche in Karl von den Steinen's klassischen ethnographischen Werke über die beiden ersten Schöpfungsexpeditionen aus den Beobachtungen Ehrenreich's an lebenden Vertretern der Urölker Central-Brasiliens bekannt geworden war, dürfen wir mit gerechter Spannung der Veröffentlichung des gesammten Beobachtung-Materials und der vergleichend-anthropologischen Verarbeitung desselben entgegen sehen.

Mit Freuden sehen wir in dem nun vor uns liegenden Pracht-Werke die gehegten Hoffnungen erfüllt und überflotten. Das Werk ist die Grundlage einer wahrhaft exacten somatischen Anthropologie des centralen Süd-Amerika's. Hier hat nun das Studium die erste brauchbare Material zur vergleichenden Rassenkunde aus diesem bis dahin vollkommen dunkeln und unbekannten Fleck der Weltkarte erhalten. Es ist sehr beachtenswerth, dass Ehrenreich bei seinen Indianern nähere Beziehungen zu den somatischen Verhältnissen der europäischen Rasse als zu den Mongoloïden constatirt, zum Beweis, wie innig die körperliche Verwandtschaft der Völker Europa's, Asien's und Amerika's ist.

Wir wünschen dem Verfasser wie der alterthümlichen Verlagsfirma gleichmüthig Glück zu diesem Erfolg.

J. R.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. N. 16 des Jahrg. 1897.

Bericht über die XXVIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck

vom 3. bis 7. August 1897

mit **Ausflügen nach Schwerin und Kiel.**

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

I.

Tagesordnung der XXVIII. allgemeinen Versammlung.

Montag den 2. August. — Von Morgens 10 bis Abends 7 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Hause der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit (Königsstrasse Nr. 5). Abends 7 Uhr: Begrüßung der Gäste und zwangloses Zusammensein darselbst.

Dienstag den 3. August. — Von 8 Uhr ab: Anmeldungen im Hause der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit. Von 10—2 Uhr: Eröffnungssitzung darselbst. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen darselbst. Nachmittags 4 1/2 Uhr: Fahrt mit der Eisenbahn nach Alt-Lübeck, von da mit dem Dampfschiff nach Israelsdorf. Abends 7 Uhr: Waldfest in der Forsthalle.

Mittwoch den 4. August. — Vormittags 8—10 Uhr: Besichtigung des Museums und des Doma. Von 10—2 Uhr: Zweite Sitzung. Von Nachmittags 2 Uhr an: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt: Heiliggeist-Spital, Haus der Schiffergesellschaft, Rathhaus, Marienkirche mit Kirchenkonsernt. Abends 5 Uhr: Festessen im Rathweinkeller.

Donnerstag den 5. August. — Vormittags bis 9 Uhr: Besuch des Museums. Von 9—1 Uhr: Schlosssitzung. Nachmittags 1 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen. Nachmittags 2 Uhr: Ausflug nach Waldhusen und

Pöppendorf; Imbiss im Wald. Besichtigung des Hönensgrabens und des Ringwall's. Bahnfahrt nach Travemünde. Fahrt in See. Gemeinnütziges Mahlzelt. Ständchen der Kurkapelle mit Illumination und Fackelzug. Abends Rückfahrt nach Lübeck mit bengalischer Beleuchtung der Stationen.

Freitag den 6. August. — Ausflug nach Schwerin. Vormittags 10 Uhr: Begrüßung im Museum darselbst. Besichtigung der Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer. Ueberreichung der Festschrift. Besichtigung des Grossherzoglichen Schlosses und Gartens. Gemeinschaftliches Mittagessen. Nachmittags 3 Uhr: Dampfschiffahrt auf dem grossen Schweriner See nach der Fähre. Ausflug in den Wald und zum Pinnow See. Gemeinschaftliches Abendessen. Rückfahrt nach Lübeck.

Sonntag den 7. August. — Ausflug nach Kiel. Von 10—1 Uhr: Besichtigung des Museums vaterländischer Alterthümer und anderer Museen; das Thaulow-Museum, das ethnologische, mineralogische, anatomische und zoologische Museum waren in diesen Stunden den Theilnehmern an der Versammlung geöffnet. Nachmittags 1 1/2 Uhr: Frühstück im Seeparten auf Einladung der Stadt Kiel. Nachmittags Fahrt in den Kaiser Wilhelm-Kanal bis zur Hochbrücke sowie eine Fahrt in See.

Verzeichniß der 226 Theilnehmer (142 Herren und 84 Damen).

Wo der Wohnort nicht angegeben, ist derselbe Lübeck.

- Adler, Dr. Arzt, mit Frau und Schwägerinnen.
 Alsborg, Dr. Moritz, Arzt, Casseel.
 Ambrosian, Sane, c. ph., Stockholm.
 v. Andrian-Werburg, Wien, I. Vorsitzender der Gesellschaft.
 Baetcke, Dr. phil., Oberlehrer, mit Frau und Töchtern.
 Baier, Dr. Rudolf, Stadtbibliothekar, Stralsund.
 Bartels, Dr. M., Sanitätstath, mit Frau und Tochter, Berlin.
 Bartels, Dr. Paul, Arzt, Berlin.
 Behrens, Heinr., Privatmann.
 Belts, Dr. phil., Conservator, mit Frau, Schwern s/M.
 Berlin, Dr. R., Professor, Rostock.
 Birkner, Dr. phil. F., Assistent am anthropol. Institut München.
 Brebner, Dr. jur. A., Rechtsanwalt, mit Frau und Töchtern.
 Brühner, Dr. W., Bürgermeister, m. Frau.
 Brückmann, Dr. Justus, Director am Museum, Hamburg.
 Brückmann, Dr. Arzt, Neustadt i/H.
 Brunnemann, Justirath, mit Frau, Stettin.
 Buchholz, Dr. jur., Particulier.
 Buschan, Dr. med., Arzt, Stettin.
 Cohn, S., Bankier.
 Cordel, Oskar, Schriftsteller, mit Frau, Berlin.
 Cordel, Robert, Schriftsteller, mit Frau, Berlin.
 Corning, Privatdocent, Basel.
 Curtius, Dr. phil., Professor, Oberlehrer, mit Frau und Tochter.
 Eidam, Dr., Bezirksarzt, Gussenhausen (Bayern).
 Eisenbahnseitung.
 Eschenberg, Dr. G., Senator, Vorsitzender des Oratoriumsvereins, mit Frau und Tochter.
 Eschenberg, Herm., Senator.
 Eschenberg, Dr., Professor, Oberlehrer.
 Eschenburg, Dr. Th., Arzt, mit Frau.
 Facklam, Dr. Arzt, mit Schwester.
 Fehling, Dr. Ferd., Senator, mit Frau und Tochter.
 Fierabend, Ludwig, Director, Görlitz.
 Freund, Dr., Oberlehrer, mit Frau.
 Fritsch, Dr., Geh.-Rath, Prof., Berlin.
 Funk, Fräulein.
 Guedertz, H. sen., Schiffsmakler, mit Nichte, Berlin.
 General-Anzeiger.
 Gieske-Trimpe, W., mit Frau, Bersenbrück.
 Goerke, Franz, Berlin.
 Götz, Dr. G., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
 Grempler, Dr. W., Geh. Sanitätstath, Breslau.
 Grossmann, Dr., Sanitätstath, mit Frau, Berlin.
 Gummann, Dr., Arzt, Schlotup.
 Hach, Dr. jur. Th., Conservator des Museums Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte, mit Frau.
 Hagen, Dr. phil., Assistent am Museum, mit Frau, Hamburg.
 Hahn, Dr. phil., mit Schwester, Berlin.
 Hedinger, Dr., Med.-Rath, Stuttgart.
 Heger, Franz, Mus.-Vorsieber, Wien.
 Hennings, Dr. Arzt, mit Frau.
 Heycke, W. H., Kaufmann, m. Tochter.
 Hildebrand, Dr. phil., Reobanantiquar, Stockholm.
 Jaenisch, Stadtrath a. D., mit Nichte.
 Joël, Dr. Arzt, mit Frau.
 Karota, Dr. Arzt.
 Klantsch, Dr. Hermann, Professor, Heidelberg.
 Klug, Dr. jur., Senator.
 Koehl, Dr. med., Arzt, m. Frau, Worms.
 Köll, Lehrer, Eutin.
 Kölnische Zeitung.
 Korn, mit Frau.
 Krimpe, Leineweber, Haßfrag.
 Krüken, Dr. phil., Kiel.
 Krenkamp, A., Rechtsanwalt, m. Frau.
 Lehmann, Major a. D., Göttingen.
 Lehmann, Senator, Marburg.
 Lenz, Dr. H., Conservator des naturalist. Museums, Remschulelehrer, mit Frau und Töchter.
 Levin, Dr. phil. Moritz, Berlin.
 Lissauer, Dr. med., Sanitätstath, Berlin.
 Lübeckische Anzeigen.
 Lübeckische Blätter.
 Lühke, Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
 Meier, Fräulein, Director des Museums, Kiel.
 Meyer, Dr. A. G., Professor, Berlin.
 Möller, Johs., Lehrer.
 Montelius, Dr. Oskar, Prof., Stockholm.
 Müller, Dr. J., Prof., Oberlehr., m. Frau.
 Neilling, Dr., Christiansfeld.
 Nöring, Dr. med. A., Augenarzt, mit Frau.
 Nordheim, Kaufmann, Hamburg.
 Oberländer, Dr. Arzt, Dresden.
 Pabst, Dr. jur.
 Paoli, Dr., Arzt, mit Schwägerin.
 Petersen, Hauptpastor.
 Pfaff, H., Apotheker.
 Poll, stud. med., Berlin.
 Proehne, Apotheker, mit Frau, Gardelogen.
 Prochownik, Dr. L., Arzt, mit Frau, Hamburg.
 Putjatin, Fürst, St. Petersburg.
 Ranke, F., Senior, Hauptpastor, mit Frau und Schwägerin.
 Ranke, Dr. J., Professor, Generalsecretär der Gesellschaft, mit Frau und Tochter, München.
 Ranke, Dr. Karl, Arzt, München.
 Ray, Director, mit Frau.
 Riedl, Dr., Physikr., mit Frau.
 Rose, Dr. med., A., Arzt.
 Rumpf, Dr., Prof., mit Frau, Hamburg.
 Sartori, Aug., Professor.
 Schaper, Dr. phil., Oberlehrer, m. Frau.
 Scharf, Konseil.
 Schartziger, H., Weinhandler, Heidelberg.
 Schaumann, Bandirector.
 Schreidemann, Dr. H., Arzt, Nürnberg.
 Schlemm, Julie, Berlin.
 Schmidt, Zahnarzt.
 Schmidt, Max, Buchdruckereibesitzer, mit Frau.
 Schuur, Dr. G., Arzt, Pasewalk.
 Schoetzack, Dr. Otto, Privatgelehrer, Heidelberg.
 Schultz, G. A., Consol.
 Schumann, Dr. Arzt, mit Frau, Locknitz b. Stettin.
 v. Schreiber, S., Particulier, mit Frau und Tochter.
 Schweer, W., Ingenieur, mit Frau.
 Seger, Dr., Custos am Museum, Breslau.
 Simon, Dr. med., Arzt, mit Frau, St. Petersburg.
 Sökeland, H., Fabrikant, Berlin.
 Spleth, Dr. phil., Custos a. Mus., Kiel.
 Stamper, Journalist, Berlin.
 von den Steinen, W., Kunstmaler, Gr. Lichtenfelde.
 Stoffer, Fr., Arzt.
 Strauß, W., Buchdruckereibesitzer, München.
 Tegtmeyer, Pastor.
 Teige, Paul, Hofjwelier, mit Frau und Tochter, Berlin.
 Tesdorpf, Ernesto, Kaufmann.
 Teuff, Engen, Parlamentarstenograph, München.
 Textor, Regier.-m. Banrath, mit Frau.
 Thiede, Dr. Arzt, mit Frau.
 Timano, Dr., Divisionsarzt, Stettin.
 Unna, Dr., Arzt, Hamburg.
 Vera, Privatmann, m. Frau u. Tochter.
 Virechow, Dr. Rud., Geh.-Rath, Prof., Ehrenvorsitzender der Gesellschaft, nebst Frau und Tochter, Berlin.
 Voigt, Privatmann, mit Tochter.
 Voos, Dr., Director, Berlin.
 Wachsmuth, Director, mit Frau.
 Wagner, Adolf, Berlin.
 Waldeyer, Geh.-Rath, Prof., stellvert. Vorsitzender d. Gesellschaft, Berlin.
 Weismann, Geh. Oberlehrer, Schatzmeister der Gesellschaft, mit Tochter, München.
 Werner, G., Kaufmann, mit Frau und Töchtern.
 Werner, Thierarzt, ans Berlin, s. Z. Lübeck.
 Wibling, Dr. C., Gymnasialdirector, Oestereind.
 Wichmann, Dr. Arzt, mit Nichte.
 Zechlin, Konr., Apothekenbesitzer, Salswedel.
 Zetsche, Lehrer.
 Zoux, D. A., Bankier, mit Tochter, Frankfurt a/M.

II.

Wissenschaftliche Verhandlungen der XXVIII. allgemeinen Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: R. Virchow: Eröffnungsrede. — Begrüßungsreden: Begrüßung Namens des Senates durch Seine Magnificenz Herrs Bürgermeister Dr. Brehmer. — Begrüßung durch den Vertreter des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde Herrs Professor Dr. Hoffmann. — Begrüßung durch den Vertreter des ärztlichen Vereins Herrs Dr. med. Eschenburg. — Begrüßung durch den Vertreter des naturwissenschaftlichen Vereins Herrs Dr. phil. Lenz. — Begrüßung durch den Vorsitzenden des Ortsausschusses Herrs Senator Dr. Eschenburg. — Dank des Vorsitzenden. — Berichte: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs Herrs Prof. Dr. Banke. — Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters Herrs Oberlehrer J. Weismann und Wahl des Rechnungsausschusses. Entlastung. Etat pro 1898. — Wissenschaftliche Vorträge: Dr. Freund, Zur Einführung in die Vorgeschichte Lubecks. — Dr. Splieth: Ueber das Dannewerk. Daan Virchow. — R. Virchow: Ueber den Burgwall von Burg im Spreewald.

Der Ehrenvorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow eröffnet in Vertretung des durch Ueberschwemmungen bei Alt-Aussee am rechtzeitigen Eintreffen verhinderten Vorsitzenden Freiherrn Dr. F. von Andrian-Werburg die Versammlung mit folgenden Worten:

Die Sitzung ist eröffnet.

Hochverehrte Anwesende! Ich muss leider damit beginnen, mich Ihnen als stellvertretenden Vorsitzenden vorzustellen; unser eigentlicher Vorsitzender ist durch die grossen Elementarereignisse, die Oesterreich, namentlich die Alpenländer, betroffen haben, geradezu abgeschnitten worden. Er hat mir telegraphisch den Vorsitz übertragen und mich gebeten, ihn bei Ihnen zu entschuldigen. Wir schmen innigsten Antheil an den schweren, in der That erschütternden Ereignissen, welche sich im Hochgebirge zutragen haben und welche wahrscheinlich noch schlimmere Konsequenzen nach sich ziehen werden, als wir sie bisher aus den Berichten haben entnehmen können. Jedenfalls werde ich mich bemühen, nach besten Kräften die Geschäfte der Gesellschaft zu führen. In diesem Sinne habe ich zunächst etwas zum Ersatz der Rede zu Ihnen, welche der Herr Vorsitzende sich vorgenommen hatte, hier zu halten; da er sein Manuscript nicht geschickt hat, können wir ihn nach keiner Richtung hin ersetzen. Ich werde mir daher erlauben, das, was ich in den letzten Tagen aus meiner Erinnerung gesammelt habe, zu einem kleinen Bilde zusammenzufassen.

Von 1869 an, wo unsere Gesellschaft gegründet wurde, hat sich jetzt hat sich eine so grosse Veränderung in dem Gange unserer Wissenschaft und der Forschungen, welchen wir zugewandt sind,getragen, dass es eine schöne Aufgabe sein würde, das im Einzelnen darzulegen. Dazu reicht jedoch unsere Zeit nicht aus.

Ich will nur hervorheben, dass unsere deutsche Gesellschaft innerhalb des grossen Rahmens der anthropologischen Bestrebungen eine Aufgabe mit Ausdauer und, wie ich glaube, auch mit Erfolg im Auge behalten hat, die auch anderswo mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist: das ist die nationale Aufgabe. Wir haben es für unsere erste und wesentlichste Pflicht erachtet, die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf die heimischen Besitzthümer zu richten und ihre Theilnahme wachzurufen für die Erforschung und Erhaltung unserer vaterländischen Schätze.

Als wir begannen, verbielt es sich in den Kreisen der Anthropologen eigentlich umgekehrt: da war die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Allgemeine gerichtet; man hatte allerlei himmelstürmische Gedanken, indem man glaubte, man könne, was Jahrtausende bis dahin zu erreichen nicht im stande gewesen waren, die Frage lösen nach der Abstammung des Menschen überhaupt, über sein Verhältnis zur Säugethierwelt, speciell zu den Affen; man vernuthete die Existenz ganz besonderer prähistorischer Rassen, welche sich den Thieren näherten; man studirte die ältesten Vorgänge in der Entwicklung der europäischen Völker, besonders das, was durch die Pfahlbauforschung ins Licht gerückt war, — dies, in Verbindung mit den rein paläontologischen Untersuchungen über die Reithier- und Mammuthzeit, erfüllte die Geister vollständig. Ich darf nur erinnern an die internationalen Congresses für prähistorische Archäologie und Anthropologie, welche in jener Zeit stattfanden. Auch wir sind nicht müde geworden, auf diese Fragen zurückzukommen, aber es hat sich mehr und mehr das Bedürfniss herausgestellt, diejenigen Fragen aufzunehmen, zu denen wir als Deutsche speciell berufen sind, im Gegensatz zu denjenigen, mit denen fremde Forscher sich beschäftigen müssen.

Auch in dieser Beziehung hat sich eine grosse Veränderung vollzogen. Als wir auf den Plan

traten, beschäftigte man sich in Deutschland überall vorzugsweise mit historischen Forschungen. Unser Erscheinen brachte daher eine etwas erlärnte Stimmung bei den Historikern hervor, weil sie glaubten, dass wir einen Einbruch in ihr Gebiet beabsichtigten. Das ist inzwischen etwas geklärt; jetzt liegt die Sache vielleicht so, dass die Historiker älter Eingriffe in Gebiete machen, die gar nicht historisch, sondern prähistorisch sind. — Indessen, wir sind nicht so empfindlich, wie die reinen Historiker, die eine Zeit lang es uns verdenken wollten, dass wir uns mit Untersuchungen beschäftigten, die in die Geschichte hinübergriffen. Hier ein Grenzgebiet festzustellen, ist an sich eine Unmöglichkeit. Darüber ist schon so oft in den allgemeinen Sitzungen dieser Gesellschaft gesprochen worden, dass ich darauf nicht mehr einzugehen brauche; ich will nur noch einmal bemerken, dass wir Prähistoriker die Grenze da sehen, wo Urkunden in geschriebener Form nicht mehr vorliegen. Die blosse Tradition, wie sie in Sagen, Märcen und anderer oft sehr vieldeutiger Erzählungen sich darbietet, können wir als eine historische nicht anerkennen; sie hat ja historische Wurzeln, aber in der Regel sind diese nicht direct erkennbar. Wir verlangen, dass das, was historisch sein will, auch als solches erkennbar sei, dass es kennbare Formen habe und den Nachweis seiner geschichtlichen Natur liefern könne.

Da wir jedech nicht bloss Prähistoriker, sondern auch Anthropologen sind und da wir nicht bloss mit dem Menschen uns beschäftigten, der begraben ist, und noch weniger bloss mit dem Menschen, der vor Jahrtausenden begraben ist, sondern auch mit den gegenwärtigen Menschen, so können wir allerdings stark in das Historische hinein; wir beschäftigen uns gelegentlich mit ganz lebendiger Geschichte, mit der Geschichte der Gegenwart. Das haben wir gezeigt, indem wir unsere Untersuchungen in grossem Umfange auf die physischen Eigentümlichkeiten des gegenwärtigen Geschlechtes ausgedehnt haben. Untersuchung, die noch lange nicht zu Ende geführt sind, von denen wir aber sagen können, dass sie ausserordentliche Fortschritte gemacht haben.

Diese kleine Auseinandersetzung dürfte genügen, um zu erklären, weshalb wir uns nicht als berufen hinstellen, das, was wirklich in geschriebenen Urkunden vorliegt, zum Special-Gegenstand unserer Erörterung zu machen. Wenn wir es gelegentlich heranziehen, so verziehtet wir doch vollkommen darauf, das das ausgemacht historische Gebiet irgend einen Einbruch machen zu wollen. Immerhin darf ich sagen, dass es nicht immer leicht ist, die Grenze zu finden, wo das eine oder andere Ge-

biet anfängt. Vielleicht gestatten Sie mir, das an dem nächstliegenden Beispiele zu erläutern, demjenigen, welches den Boden und die Umgehung betrifft, auf dem wir uns heute befinden.

Ich brauche nicht erst hervorzuheben, dass jede derartige Untersuchung die Aufgabe haben muss, wenigstens die Zeit zu bestimmen, in welche ein Ding gehört. Von dem Augenblicke an, wo wir seine chronologische Stellung erkennen, beginnt das wirkliche Verständnis. Die Sache liegt freilich sehr verschieden, je nachdem wir ein bestimmtes Jahr oder wenigstens eine kurze Periode angeben oder höchstens grosse Zeitschnitte bezeichnen können. Sie wissen ja, dass man in der Paläontologie und Geologie auch Zeitschnitte hat, aber die Geologen können nicht einmal sagen, ob ein solcher Zeitschnitt tausend, zehntausend, vielleicht hunderttausend Jahre betragen hat; je nachdem jemand eine kleinere oder grössere Phantasie besitzt, ist es ihm freigestellt, die Periode zu verkürzen oder ins Ungemessene auszudehnen. Eine positive Zeitrechnung hat man gelegentlich in der Urgeschichte versucht; sie hat sich aber jedesmal als ein vergebliches Unternehmen erwiesen und ist immer wieder aufgegeben worden. So ist eine Zeit lang, als die Pfahlbauten in der Schweiz aufgefunden wurden, das Wachstum der Torfmoore erörtert worden, ob man nicht aus der Höhe und Dicke der Torfschichten einen bestimmten Massstab gewinnen könnte für die Feststellung der zu ihrer Bildung erforderlich gewesen Zeit und für die Periode, wann etwa Gegenstände, die in der Tiefe des Moores gefunden werden, dahin gekommen sind. Im Augenblicke, glaube ich, giebt es niemand, der sich mit dieser Frage beschäftigt. Man hat sich allmählich überzeugt, dass der Torf keine feste Substanz ist, welche die Gegenstände an ihrer Oberfläche festhält, sondern dass vielmehr die auf der Oberfläche liegenden Gegenstände im Laufe der Jahrhunderte ihren Ort verändern, so dass man, wenn sie lebendig wären, von einer Wanderung sprechen würde. Sie wandern von einer höheren in eine tiefere Schicht, bis sie auf dem Urboden anlangen. Der von Sand beginnt und nichts mehr zu durchdringen ist. Dieses Wandern der Fundstücke und ihr Ueberwachen durch neuere Schichten ist ausserordentlich interessant.

Wir haben heute den Vorzug und die in der That nicht wenig genug ausdruckende Freude, den hervorragenden schwedischen Forscher unter uns zu sehen, welcher die berühmte Fundstelle südlich von Stockholm prüfte, wo man glaubte, dass ein prähistorisches Hans van Torfe überwuchert sei, und wo sich ergab, dass an diesem Hause nichts Prähistorisches sei. So kann man

im Allgemeinen sagen, dass nicht viel mit dieser Art der chronologischen Zeitrechnung zu machen ist.

Dagegen gibt es ein Verhältnis, welches bequemer liegt, und welches uns Deutsche speciell berührt; das ist die Frage, wie lange waren Slaven in diesem Lande? oder, — da die Slaven hier Wenden genannt werden, wie sie auch vielfach anderswo heissen, — sind Wenden von Anfang an dagewesen oder sind sie erst später eingewandert? Ich darf wohl sagen, dass der brandende Herd für die Slavenfrage im Augenblicke Böhmen ist. Unsere eschische Nachbarn, mit denen wir Anthropologen jetzt in ganz angenehmen wissenschaftlichen Verhältnissen stehen, haben die Frage neuerlich in wesentlich gemildertem Sinne aufgenommen. Nach ihrer Ansicht sind die Slaven vor mehr oder weniger langer Zeit in Mitteleuropa aufgetreten. Dabei bestehen freilich individuelle Verschiedenheiten in der Auffassung; der eine nimmt diesen Zeitpunkt etwas früher an, der andere später, aber alle sind darin einverstanden, dass die Slaven einmal eine sehr grosse Ausdehnung hatten. Namentlich ist es sehr schwer, die Angehörigen der moderneren slavischen Völker und Staaten von dem Gedanken abzubringen, dass mindestens bis zur Elbe und noch darüber hinaus das ganze Land von altersher slavisch gewesen sei. Nun gehört aber eine bestimmte Chronologie in Bezug auf die Besitzergreifung zu den Cardinalfragen nicht bloss der Prähistorie, sondern auch der Historie von Deutschland. Wenn man das nicht herausbringen kann, so verliert man einen grossen Theil der wichtigsten Gesichtspunkte.

Da ist nun zunächst hervorzuheben, dass der Versuch, die Existenz der Slaven in unseren Gegenden aus alten prähistorischen Gräbern nach der physischen Beschaffenheit der menschlichen Reste zu bestimmen, his jetzt nicht geglückt ist. Man hat eine Zeit lang geglaubt, man könne ganz einfach, wenn man einen Schädel fand, an demselben erkennen, ob das ein germanischer oder ein slavischer Schädel sei. Es scheint mir, dass es immer noch einige Heisssporne gibt, welche diesen Gedanken festhalten, gerade wie es immer noch Leute gibt, die von jedem Scherben glauben sagen zu können, ob er ein germanischer sei oder nicht. Was die Schädel anbelangt, so muss ich leider sagen, dass alle Versuche in dieser Beziehung bis jetzt geseheitert sind und zwar wesentlich aus einem Grande, der ganz historisch ist. Wenn wir nämlich die jetzigen lebenden Slaven unter den Massstab nehmen, so ergibt sich, dass sie keine Congnenz im Schädelbau besitzen, dass man daher aus den jetzigen Slaven keinen slavischen Schädeltypus berechnen kann. Die Polen lassen sich nun

einmal mit den Slovaken nicht unter einen Hut bringen; wenn man ihnen einen aufsetzen wollte, so würden sich Carriaturen ergeben: der eine ist zu kurz, der andere zu lang, der eine zu breit, der andere zu schmal, und wenn man auf die Gesichter kommt, so ergeben sich erst recht grosse Schwierigkeiten: die Augenhöhlen sind verschieden, die Nasen sind verschieden, die Wangenbeine sind verschieden, genug, die Sache läuft soweit auseinander, dass wir uns im Augenblick nicht anders zu helfen wissen, als dass wir mehrere grosse Gruppen unterscheiden. Da gibt es zunächst Verschiedenheiten der Süd-, Nord- und Westslaven, sodann noch kleinere Unterschiede innerhalb der einzelnen Gruppen. Aber wir können nicht überall genau sagen, welches die Grenzen für diese einzelnen Formen sind. Wo die heutigen Südslaven anfangen, weiss man im Allgemeinen, aber im striktesten Sinne des Wortes kann man das nicht feststellen. Daher muss man sich nicht wundern, dass, wenn z. B. hier zu Lande Gräber eröffnet werden und an den Anthropologen die Frage gestellt wird: ist das ein slavisches oder ein germanisches Grab, er, ehrlich gesagt, nie in der Lage ist, an dem Schädel oder dem Skelet das zu beurttheilen. Die Unterschiede bei den verschiedenen Schädeln und Skeletten, die da herauskommen, sind eben so gross, wie bei den lebenden Slaven.

Ich darf daran erinnern, dass es mit den Deutschen nicht anders ist. Ich habe erst neulich wieder eine sehr gelehrte Abhandlung bekommen über den germanischen Typus. Es handelt sich darin wieder um die Frage: was ist ein germanischer Typus? Man kann dieselbe schon beantwortet und einen gewissen Schädel einen germanischen nennen, aber man kann nicht immer wissen, was mit dieser Bezeichnung gemeint wird. Wenn man z. B. alte Gräber am Rhein eröffnet und darin „typisch germanische Schädel“ antrifft, so sagt man mit Zuversicht, es sind fränkische oder merovingische Schädel. Je weiter man aber nach Deutschland herein kommt, um so schwieriger wird die Sache. Die Frankenvölker waren bekanntlich ein Völkerbund, der erst am Rheine sich formirt hat, es gab keine Franken im Innern von Deutschland. Wollte man ihr Vorkommen dasebst aus den Gräberschädeln construiren, so würden Stamm- und Bundesnamen herauskommen für Gebiete, welche während einer längeren Zeit vollständig slavisches Gebiet waren. Diesseits (östlich) der Elbe war während mehrerer Jahrhunderte nahezu helfhaft die Majorität slavisch. Man beschäftigt sich freilich immer noch damit, den Nachweis zu führen, dass Reste von germanischer Bevölkerung zurückgeblieben seien, als die Einwanderung der Slaven

geschah. Es ist das ähnlich, wie wenn z. B. heutigen Tages die Japaner sich in Hawaii ansiedeln wollen; es ist kein Zweifel, dass sie allmählich die Eingebornen unterdrücken würden, so dass schliesslich nur einige Kanaken übrig blieben. So hat man sich auch vorgestellt, dass germanische Reste geblieben seien, als die Slaven einzogen. Das ist sichtlich eine sehr interessante Frage; namentlich wenn man auf das Gebiet der Sage und der Märchen übergeht, so erlangt sie einen nicht unbeträchtlichen Werth. Leider ist das ein sehr schwieriges Gebiet. Jedenfalls will ich betonen, dass wir noch immer im Grossen und Ganzen ohne irgend einen Zweifel annehmen dürfen, dass einmal das nstelsische Gebiet gänzlich slavisch war. Die Lausitz, die spätere Mark Brandenburg, Mecklenburg, der südöstliche Theil von Halstein, Pommern, Schlesien, Westpreussen dieseits der Weichsel (Pomerellen), waren unzweifelhaft slavische Gebiete. Nun, in diesen slavischen Gebieten finden wir gelegentlich Gräber mit Schädeln, welche denjenigen Typus zeigen, den man uns jetzt als den eigentl. germanischen anpreist und der schon durch Ecker in die Literatur eingeführt worden ist: verhältnissmässig lang gestreckte, nicht allzu hohe, mässig breite Schädel mit schöner Bildung des Gesichts, wie sie vorzugsweise in den sogenannten merovingischen Gräbern gefunden werden. Alle solche Schädel auch aus unseren Gegenden bekannt wurden, haben wir alle geglaubt, es seien merovingische oder wenigstens germanische Gräber. Auch als man solche Gräber in Hannover fand, nannte man sie merovingische, ebenso einzelne aus der Gegend von Möncheberg in der Mark Brandenburg. Man ging weiter und fand auch im Netze- und Warthegebiet solche Gräber. Seitdem hat man sich sehr viel Mühe gegeben, in unseren Landen Gräber mit Bestattungsleichen zu finden, man hat auch sehr viele gefunden, aber nicht ein einziges, welches etwa hervorragend den Typus der Südslaven ergeben hätte, wie wir ihn gegenwärtig constatiren können. Sowie man ein Bestattungsgrab im Lausitzgebiet findet, haben wir immer die Voraussetzung, dass es wohl ein slavisches gewesen sei; denn wir haben Grund, dnrchweg anzunehmen, dass von der Völkerwanderung die Leichen verbrannt wurden. Die älteren Gräber sind lauter Brandgräber, die leider nichts ergeben in Bezug auf Osteologie u. s. w. Wir müssen uns da befassen, aber es ist doch immerhin ein Grenzpunkt bezeichnet. Hier und da ist es gelungen, ein Grab aufzufinden, welches slavischen Charakter in den Beigaben hatte und doch ein Brandgrab war. Es sind das jedoch ganz vereinzelte Fälle; als Regel darf immerhin angenom-

men werden, dass, wo ein Brandgrab sich ergibt, wir Veranlassung haben, es als ein vorwiegend slavisches zu betrachten. Wenn unsere Entbeisanten, die Pangermanisten, dahin kommen, jedes dieser Gräber als ein altgermanisches anzuerkennen, so ist das sehr gleichgültig. Effect hat diese Behauptung nicht, nachweisen kann man nicht, dass das Grab germanisch ist. Wie die Germanen gebeissen haben, welche die alten Brandgräber hergestellt haben, weiss man nicht. Alan das ist verläufig eine negligible Sache, die uns wissenschaftlich nicht ernstlich beschäftigen kann.

Von grossem Interesse ist es aber, auch abgesehen von den Gräbern, genau festzustellen, was positiv slavisch ist, und da haben wir die ersten Anhaltspunkte gewonnen in den Topfseberben. Das ist der erste Ansatz, den man zu einer Bestimmung gemacht hat. Dieser erste Ansatz wurde durch eine sehr glückliche Combination hervorragender deutscher und dänischer Forscher hergeführt, in der die Herren von Quast, Lisch und Warsaa zusammenwirkten. Diese Commission wendete sich in sehr geschickter Anlehnung an historische Ueberlieferung nach Rügen. Von dieser Insel besitzen wir genaue Aufzeichnungen, welche bis auf das Jahr angeben, wie gewisse heilige Tempel und Burgstätten von den dänischen Königen zerstört wurden, so insbesondere Arkona, welches im Jahre 1168 erobert wurde. Diese Plätze sind seit jener Zeit nicht wieder bebaut worden. Der Hügel, welcher die alte berühmte Tempelstätte von Arkona getragen hat, lag noch bis in unsere Tage nebenutzt da, es war nie wieder darauf gebaut, nicht einmal der Acker regelmässig bearbeitet worden. Trotzdem war wenig Alterthümliches darauf zu finden, mit Ausnahme von Thonscherben. Wenn es nicht gerade Topfseberben waren, welche Hirten, Schäfer, die da herangezogen waren, verloren hatten, so konnte man, mit Sicherheit annehmen, dass sie aus der Zeit vor der Zerstörung des Tempels herstammten. So gewan man einen bestimmten historischen Anhaltspunkt. Ähnliches hat sich auch an anderen Orten (Garz, Julin u. s. w.) ergeben. Sie werden nach heute Näheres über die biesigen Verhältnisse, namentlich über das 1138 zerstörte Alt-Lübeck, aus dem Verträge des Herrn Dr. K. F. von erfahren; ich will nur darauf aufmerksam machen, dass in der uns gewidmeten Festschrift Scherben von Alt-Lübeck auf Tafel XIII und XIV, ein ganzer Knechtsp auf Taf. XII Fig. 5 abgebildet sind. Das sind die typischen keramischen Formen aus der wendischen Zeit. Aehnliche haben wir wiedergefunden dnrch das ganze Gebiet, welches nachweislich einst slavisch war. Wir treffen sie in jedem Burgwall, der von Slaven errichtet ist, und

wir halten uns für berechtigt, ihn um der Scherben willen einen slavischen zu nennen, wenn wir gleich keine speciellen historischen Anhaltspunkte für eine solche Annahme besitzen. Von der Mehrzahl unserer Burgwälle wissen wir historisch gar nichts; wir wissen nicht, wann sie vernichtet worden sind, wann Leuta darauf gewohnt haben, wir haben fast nur die Topfüberreste. Aber diese haben das Besondere, dass sie nicht, wie viele Töpfe, die man in Gräbern findet, für den Spezialzweck der Bestattung hergestellt sind, sondern dass sie das gewöhnliche Hausgeschirr der einstigen Bewohner repräsentiren. Es sind Bruchstücke von Töpfen, welche die Leute im Hause gebrauchten, Koch- und Essgeschirre, Spielzeug n. A. Sie führen uns also direct in das innere häusliche Leben; wir können nicht zweifeln, dass hier eine Ansiedelung gewesen ist, dass hier Leute gewohnt, hier ihre häusliche Beschäftigungen getrieben haben.

Ich persönlich habe eine Reihe von Untersuchungen an Burgwällen durch das ganze Gebiet zwischen Elbe und Weichsel angestellt, freilich nicht an allen Wällen, aber doch an einer grossen Zahl derselben; es hat sich dabei herausgestellt, dass dieses selbe Geschirr mit geringen localen Varianten sich auf dem ganzen Gebiete vorfindet, immer wieder dieselben Grundformen und die gleichen oder verwandten Ornamente, so dass man hängt bei einem einzigen Scherben, den man aufnimmt, sofort sagen kann, das muss ein altslavischer Scherben sein. Deshalb dürfte es für unsere Collegen aus Süd- und Westdeutschland nicht geringem Interesse sein, dass sie auf einem Platze, wie es Alt-Lübeck ist, dessen Zerstörungsjahr man genau kennt, sich durch eigene Anschauung eine Meinung bilden.

Ich würde nicht in der Lage sein, diese Erörterung überall durchzuführen, weil das Gebiet dieser Keramik und der gleichzeitigen Fundgegenstände sehr weit angreift. Die Unsicherheit, welche dadurch entsteht, hängt zum Theil damit zusammen, dass es bis jetzt noch nicht möglich ist, eine besondere Frage, die auch für Lübeck von hervorragendem Interesse ist und die gerade den Beginn der historischen Zeit betrifft, soweit zu klären, dass wir darüber ein endgültiges Urtheil aussprechen dürfen.

Zur Zeit nämlich, als die Deutschen wiederum in diese Länder zurücktraten, bei der Regermausierung, als die Deutschen in dem Lande zwischen Elbe und Weichsel sich von Neuem ansiedelten, da trafen sie hier schon einen organisirten Seeverkehr an. Die ersten historischen Nachrichten, welche über diesen Seeverkehr vorhanden sind und welche uns Verbindungen zwischen den Küsten-

ländern des baltischen Meeres erkennen lassen, beziehen sich auf ein paar Orte. Da ist verzugsweise zu nennen das alte Julin, das zweifellos an der östlichen Odermündung gelegen hat. Es existiren besondere Sagen in der alten isländischen Tradition, in denen die Geschichte der militärischen Colonie der Jomsburg besprochen ist. Ich selbst habe am östlichen Anflusse des Haffs, an der Dievenow, in nächster Nähe der jetzigen Stadt Wellin eine grosse Pfahlansiedlung ungeweihten, deren Topfgeräth den slavischen Burgwalltypus trägt, und deren Lage den Traditionen entspricht, welche die ersten deutschen Geschichtsschreiber, die hieher kamen, hinterlassen haben. Von hier aus begann die Christianisirung Pommerns durch Otte, den

„Apostel der Pommern“, Bischof von Bamberg. Wir besitzen aus dieser Zeit (der ersten Hälfte des 12. Jahrh.) ausgiebige Reisebeschreibungen und Schilderungen der Ortsverhältnisse, so dass über die Sache kein Zweifel bestehen kann. Otto wurde in Julin von der Brücke, über welche er fährte, heruntergeworfen, er fiel in einen Bumpf, wurde daraus gerettet — kurz, alle Details sind verzeichnet. Die alten Chronisten dieser Zeit, Adam von Bremen und nach ihm Helmold berichten, wie an diesem Platze sich Leute der verschiedensten Nationalitäten begegneten, sogar Graeci. Das waren Leute vom Schwarzen Meere und von Byzanz, nicht die alten Aebäer, sondern Spätgriechen, die Träger jener wahrhaltigen Cultur, die sich im Pontusgebiete so lange erhalten hat. Also dahin ging der Verkehr. Aber wir wissen auch, dass hieher von allen Seiten Seefahrer kamen. So ist uns der Bericht eines angelsächsischen Emissärs aus dem 9. Jahrhundert erhalten, der von seinem Könige in die Ostsee geschickt wurde um das Land zu exploriren. Damals gab es schon einen Verkehr, wie wir jetzt sagen würden, zwischen Schleswig und Westpreussen. Dort lag Hedaby an der Ostküste, hier Truso am östlichen Arme der Weichsel in der Nähe des heiligen Elbing. Dazu kamen noch zwei schwedische Plätze, Wisby auf der Insel Gotland und Birka, der berühmte Platz am Mälarsee, den wir aus der schwedischen Christianisirungsgeschichte kennen. Bis dahin gingen auch die nachweisbaren Handelsstrassen. Wir haben also ein Verkehrsgebiet, dessen Ausdehnung durch vier Punkte — Julin, Truso, Birka und Hedaby bezeichnet wird; Wisby kann ich übergehen, weil es in der Mitte liegt. Das war das Seegebiet, um das es sich in jener frühen Zeit gehandelt hat. Auf ihm entwickelte sich ein Verkehr, der im wesentlichen mit dem Binnenhandel Deutschlands nichts oder wenig zu thun hatte, wenigstens soweit wir erkennen können.

Für den Binnenhandel haben wir nur ein paar Anhaltspunkte, welche auf weitergehende Beziehungen nach Süden hindeuten. Unter diesen ist vorzugsweise eine hervorgetreten, welche charakteristisch ist durch alterthümliche Funde, und zwar durch solche, welche nicht so häufig sind, wie die Topfscherben des Burgwalltypus. Die alten Leute haben nicht so viel davon verloren, aber sie haben an zahlreichen Stellen derartige Dinge vergraben. Wir kommen da auf sogenannte Depotfunde. Von Besorgnis vor feindlicher Beraubung getrieben vergrub man seine Schätze in die Erde. In der Zeit, von der ich hier spreche, war es wesentlich Silber. Es ist das das erstmal, dass überhaupt in der Vorgeschichte unserer nördlichen Cultur Silber in grossem Maasse in den Vordergrund tritt. Einzelne Silbersachen sind schon früher in nördliche Hände gekommen, namentlich in der römischen Kaiserzeit, aber die grossen Silberfunde stammen fast alle aus dieser späteren slavischen Zeit, die zeitlich recht gut datirt werden kann, sicherlich nicht vor dem 9. Jahrhundert. Sie reicht ungefähr bis in das 12. und 13. Jahrhundert hinein. Um 1000 bis 1100, also kurz nach Karl dem Grossen, sind die meisten Schätze vergraben worden. Ein grosser Theil dieser Silberfunde besteht aus Schmucksachen, aber mit diesen wurden zahlreich Silbermünzen niedergelegt, und zwar Münzen aller der verschiedenen Länder, die für den damaligen Handel in Betracht kamen, nicht bloss der nächsten. Da geht es Wendenpfennige, die im Laudo geprägt wurden, aber auch deutsche Münzen bis nach Strassburg u. s. w. hinab, angelsächsische, vorzugsweise aber kufische und arabische. Diese führen uns zurück bis in die Länder, welche südlich und westlich vom kaspischen Meere liegen, Merw, Samarkand, Buchara, Kiwah, lauter „arabische“ Bezirke, die ihre Verbindung nach dem Norden über das kaspische Meer und die Wolga suchen mussten. Und da ist in der That der Nachweis gelungen, dass damals der Handel bis nach Julin reichte, wie jetzt noch nach Nishnij Nowgorod. Auf diesem Wege traf er zunächst finnische Völker. Aber wir können ihn verfolgen bis weiterhin zu der Südküste des holländischen Meeres und ebenso bis zur Elbe. Die Elbe bildet, wie ich früher nachgewiesen habe, eine scharfe Grenze: jenseits, im Westen von der Elbe, kommen keine solchen Depotfunde mehr vor. Das ist nur dadurch begrifflich, dass damals schon das neue deutsche Reich unter fränkischer Vormacht so weit erstarkt war, dass an der Elbe die Zollgrenze war. Der Hauptzollplatz war Bardowick.

Aber dieses Silber wurde nicht bloss auf dem Landwege vertrieben. Die neueren Depotfunde

haben gelehrt, dass es auch nach Dänemark, ja vereinzelt bis zur Westküste Englands gelangt ist. Sehr zahlreich sind Silberdepots auf den schwedischen Inseln und in Schweden selbst, in dessen Südprowinzen eine Fülle der schönsten Schmucksachen gefunden ist.

Erst in neuerer Zeit sind wir etwas mehr bekannt geworden mit Silberfunden, die in Böhmen und den Nachbarländern gemacht wurden. Von allen diesen Funden ist es wahrscheinlich, dass sie durch den slavischen Handel vermittelt wurden, wengleich weder das Material dazu, noch die Fabrikate als slavische Produkte angesehen werden dürfen. Nur ein Artikel befindet sich darunter, der, wie es scheint, in die slavische Technik direct übergegangen ist. Das sind die viel besprochenen Schläfenringe, — eigenthümlich geformte, offene Ringe mit einem stumpfen und einem aufgerollten Ende, die an einem Lederband am Kopf getragen wurden. Silberne und dann meist kleinere Ringe dieser Art kommen in den Depotfunden nicht selten vor, aber sie finden sich auch häufig am Kopfe von Gräberleichen, und dann aus unedelm Metall, Kupfer, Zinn, Blei u. s. w. Man hat sich jetzt daran gewöhnt, diese Gräber als slavische anzuerkennen, da Schläfenringe nur in solchen Ländern angetroffen werden, die einst von Slaven bewohnt waren.

Diese Erfahrungen lassen erkennen, dass zur Zeit Karls des Grossen ein reich entwickelter Handelsverkehr existirte, der sowohl die verschiedenen holländischen Länder unter einander verband, als auch über die Grenzen hinausging, insbesondere längs der Wolga bis in den Orient angriff.

Bei diesem Handelsverkehr ist noch ein weiteres, für das hier zu besprechende Verhältnis hervorragend wichtiges Element zu erwähnen, das auch von den Schriftstellern der neueren Zeit mehr gewürdigt worden ist, das ist der Heringshandel. Noch zur Zeit des niten Chronisten Helmsold kamen die Heringe vom Eismeer bis in unsere Gewässer herab und erschienen in grossen Zügen in der Ostsee, einerseits bei Bornholm, anderseits bei Rügen; namentlich um Rügen herum fand ein sehr reicher und vielgesuchter Heringsfang statt. Da der Hering schon frühzeitig ein beliebtes Nahrungsmittel im ganzen Hinterlande geworden ist, so war das ein Hauptmotiv für die Verkehrsrichtung nach dem Inlande. Zweifellos ist Lübeck ein besonderer Mittelpunkt dieses Handels gewesen, und wenn es späterhin Haupt der Hansa wurde, so ist meiner Meinung nach kein Zweifel darüber, dass dieser alte Heringsverkehr die erste Grundlage dafür gewesen ist. Damals erschienen, wie Helmsold erzählt, von allen Seiten Schiffe und über-

felsen die Heringszüge. Aber die Heringe brachten es auf die Länge nicht mehr zu Stande, die ihnen zugefügten Verluste zu decken, und endlich fanden sie, dass die Ostsee ein für sie feindseliges Land sei und wendeten sich anderen Gegenden zu. Heutzutage erscheinen in der Ostsee nur noch kleinere und seltene Schwärme; schon seit einigen Jahrhunderten haben sich die grossen Züge verloren. Jetzt muss man, wenn man Heringe fangen will, nach der grossen Sandbank fahren, die zwischen Grossbritannien und Skandinavien liegt, da wo jetzt Kämpfe zwischen deutschen und englischen Fischern stattfinden und deutsche Kriegsschiffe stationirt werden müssen, um den Heringsfang zu überwachen; oder man muss weiter hinauf nach dem Norden an die norwegische Küste gehen, wo seit langer Zeit der Heringsfang stattfindet. Dass aber in unserm Meere schon in der Vorzeit die Grundlagen eines grossen Verkehrs zur See gelegt worden sind und dass dadurch Beziehungen zu allen Küstenvölkern entstehen mussten, auch gewisse Rechtsformen für die Handelsstaaten in Gebrauch kamen, das ist wohl selbstverständlich.

Aber es fehlt uns noch der Anfang dieser Beziehungen.

Ich gehe wiederum von Karl dem Grossen und seinen nächsten Nachfolgern aus. Als die Elbgränze überschritten war und die Deutschen immer weiter nach Osten und Norden vorrückten, hat der Landhandel sein Ende gefunden. Es fanden sich aber Leute, die Courage genug hatten, um in einem gehrechten Boote zu sitzen und auf die nicht allzeit ungefähliche Ostsee hinauszu fahren. Das war auch schon vor ihnen geschehen. Wann das begonnen hat, ist sehr dankel. Wir haben nur eine Angabe, die sich für die Aufstellung eines Grenztermins gewissermassen verwerthen lässt, nämlich eine skandinavische Angabe, dass im 9. Jahrhundert Koren aus Kurland nach Schweden herübergekommen seien. Diese ersten Einfälle der Corei, wie sie in den alten Urkunden heissen, fanden erst ziemlich spät statt, ungefähr in der Periode, von der ich eben gesprochen habe. Andeutungen früherer Verkehrsbeziehungen habe ich nur ermitteln können auf dem höchst interessantesten und leider von Deutschland aus sehr wenig besuchten archäologischen Congress in Riga im vorigen Jahre, wo der gesammte Reichthum der Ostseeprovinzen an Alterthümern zusammengebracht war, von der Westgränze bis zum Ladogasee. Es waren darunter nur 4—5 Stück Bronzen, die als „alte Brunzen“ anerkannt werden konnten, im Gegensatz zu der neueren Zinkbronze; aber von diesen paar Stücken sind einige zweifellos skandinavischen Ursprungs, namentlich von der Insel

Oesel, welche für die baltischen Provinzen dieselbe Rolle spielte, wie Gottland für das südliche Schweden. Aber Zeichen eines irgendwie nennenswerthen Verkehrs, die nachweisen, dass in älterer Zeit eine regere Beziehung mit Skandinavien bestanden hat, sind nicht vorhanden. Die Finnen, welche später hier wohnten, Livn und Esten u. s. w. scheinen erst spät eingewandert zu sein. Jedemfalls weiss man von einem Seeverkehr derselben in alter Zeit nichts; so lange, als man sie kennt, waren es friedliche Einwohner, die, wie es scheint, ausser mit Ackerbau sich höchstens mit Küstenschiffang beschäftigten.

Der einzige Punkt, der für prähistorische Zeiten einen Anhalt gewährt, ist die Insel Rügen. Wer jemals auf Rügen war, der wird auch die mächtigen Kieselknollen gesehen haben, die in langen Reihen in der dortigen Kreide liegen; aus ihnen wurden die endlosen Quantitäten von Feuerstein geräthen hergestellt, von denen die Museen in Stralsund und Berlin so reiche Serien besitzen. In Rügen war offenbar der Mittelpunkt unserer norddeutschen Steinzeit; da wurden die Steingeräthe hergestellt und später herausgebracht auf das Festland. Der Annahme, dass Rügen auch für diesen Verkehr ein Handelsplatz gewesen sei, steht meines Erachtens nichts entgegen. Aber niemand kann sagen, zu welcher Zeit das geschah. Es war aber in der Steinzeit, und von dieser unterscheidet man wiederum eine jüngere (neolithische) und eine ältere (paläolithische) Periode. Jahreszahlen gibt es hier nicht. Der Verkehr gehörte offenbar vorzugsweise der neolithischen Periode an.

Ich wollte an diesen Beispielen nur darthun, wie schwer es ist, auf sichere chronologische Bestimmungen zu kommen, welche genügend sind, um entsprechend dem, was man aus der Geschichte in Bezug auf die alten Völkerbeziehungen weiss, sich ein Urtheil zu bilden. —

Wollen Sie mir noch gestatten, einen Punkt zu berühren, der von besonderem Interesse ist. In betreff der historischen Beziehungen unserer Voreltern nach auswärts sind wir viel mehr angewiesen anzunehmen, dass die Bewegung der Völker gegen den Rhein gegangen ist. Wie heutzutage noch der Deutsche mehr nach dem Rheine reist, als etwa an die Donauumflūdungen, so stellt man sich leicht vor, sei es immer gewesen. Das lässt sich einigermaßen selbst für das Ende der alten Zeit feststellen, denn als Caesar den Oberrhein erreichte und die herkumt Schlacht gegen Ariovist auf den Feldern des Elsass schlug, hatte er vor sich vorzugsweise Völker, die sich Sueven nannten. Nun, der Name Suevi (Schwabn) findet sich in alten germanischen Lande nicht gerade deutlich

präcisirt. Aber die besten Philologen haben geglaubt, eine nahe Beziehung zwischen den Suevi der Geschichte und demjenigen Volke zu finden, welches zur Zeit des Tacitus das Land zwischen Elbe und Oder einnahm, den Semnonen. Aber diese verschwinden sehr früh, was weiss nicht, wo sie geblieben sind. Es ist also nicht unmöglich, dass die Slaven, als die Auswanderung der Sueven gegen den Rhein stattfand, in deren Sitze an der Elbe einrückten. Da entsteht die Frage: waren die Semnonen so vollständig ausgewandert, dass die Slaven ein leeres Land fanden? oder waren Bruchtheile von ihnen zurückgeblieben? Das Land muss damals sehr leer gewesen sein. Wir kennen ein Ereigniss, auf das ich hinweisen wollte, das ist die Auswanderung der Langobarden.

Von diesen wissen wir genau, dass sie die nächsten Nachbarn der Semnonen gegen Nordwesten waren, sie sassén in den nordöstlichen Kreisen der jetzigen Provinz Hannover. Da treffen wir später die karolingischen Grenzbezirke, deren Zollplatz Bardowiek war, der vicus Bardorum. Von den Langobarden rückte eines guten Tages, wie ihr Geschichtschreiber Paulus Diaconus berichtet, ein grosser Theil aus, ein anderer hlieb am linken Elbeufer sitzen. Einige scheinen dann an den Rhein gegangen zu sein, andere zogen nach der Donau. Die Beschreibung, welche Paulus Diaconus über diesen Zug, der über zwei Jahrhunderte dauerte, hinterlassen hat, erwähnt alle möglichen Völker, mit denen sie in Berührung kamen, aber es ist nicht gelungen, mit Sicherheit den Weg festzustellen. Erst an der Donau begegnen wir ihnen wieder. Da stiessen sie auf einen anderen deutschen Stamm, der vor ihnen aus den Ostseeländern ausgezogen war, auf die Rugier. Diese schlugen und vernichteten sie, dann gingen sie weiter nach Pannonien und kamen endlich dahin, wo sie zuletzt sitzen blieben, nach der Nordostecke Oberitaliens, die wir heute Friaul nennen. Ich will dabei erwähnen, dass die heutigen Friauler so voll von dieser Erinnerung sind, dass sie im Jahre 1899 ein grosses Fest für ihren Historiker Paulus Diaconus begehen wollen, zu dem mir schon eine Einladung zugegangen ist. Wir haben in der That ein grosses Interesse daran, dieses Ereigniss mitzufeiern. Diejenigen von uns, welche etwa im September 1899 in Italien sich befinden sollten, möchte ich darauf hinweisen, dass sie dort wahrscheinlich sympathisch empfangen und dass ihnen dort die besten Monumente der langobardischen Zeit vorgeführt werden. Nun, an dem Auszuge der Langobarden haben wir ein sehr deutliches Indicium für den südlichen Weg. Auch die Rugier hatten sich an der Donau festgesetzt,

hier stiessen die Langobarden mit ihnen zusammen. Nun gibt es nur einen passibaren Weg dahin, den Weg, auf dem man von den Oderquellen aus nach der March kommt. Auf der einen Seite sind die Karpathen, auf der anderen die Sudeten, dazwischen liegt ein mässig breites Passagiegebiet, nicht sehr hoch, wo man mit einiger Bequemlichkeit hinübergelangen kann. Ich bin überzeugt, dass die Langobarden diesen Weg genommen haben, dass sie an der Oder hinaufgingen und an der March hinabstiegen. Aber erst hier sind sie historisch nachweisbar. Sie besetzten schliesslich Pannonien, haben dort eine kurze Zeit gesessen, und endlich überstiegen sie die julischen Alpen. Dort stiegen sie im Jahre 568 direct nach Oberitalien hinab, da, wo das Pothal seine grosse Anshreitung nach Osten hat. Da eroberten sie zunächst eine Citadelle, das alte Forum Julii. Als das gesehen war, verbreiteten sie sich in dem schönen Lande, das nach ihnen die Lombarde genannt wird.

An anderen Stellen würde sich der Durchzug der Langobarden unter grossen Schwierigkeiten vollzogen haben. Aber noch viel schwieriger würde ihr Durchbruch durch die ostelischen Gebiete gewesen sein, wenn diese nicht leer gewesen wären. Nehmen wir an, die Langobarden hätten die inzwischen an die Stelle der Semnonen eingerückten Slaven durchzuziehen müssen, die würden zweifellos den Durchzug zu verhindern versucht haben. Es war im Beginn der Wanderung gewiss nicht ein sehr grosses Heer. Hatte doch noch zwei Jahrhunderte später ihr König Alboin es für nöthig erachtet, Hilfstruppen aus der Heimath anzuwerben. Er hatte 20000 Mann Sachsen bei sich, als er in Italien einrückte. Wäre das ganze Gebiet, welches die Langobarden zu durchziehen hatten, besetzt gewesen, so hätten die eingewanderten slavischen Stämme gewiss starken Widerstand geleistet. Von einem solchen wissen wir nichts. Es ist das einer der Gründe, aus denen ich schliesse, dass damals eine Periode war, wo das einst semnonische Land leer war. Ich will nicht weiter auf diese Streitfrage eingehen, es gibt noch andere Thatsachen, welche für die Leerheit des Landes angeführt werden können. Ich meinerseits glaube an die vollständige Auswanderung der früheren Bevölkerung aus dem ostelischen Gebiete. Darin sehe ich die Erklärung der Thatsache, dass bald nachher, wahrscheinlich schon im 6. Jahrhunderte, in dem ganzen Gebiete eine slavische Bevölkerung erscheint, die nachher erst wieder durch die Rückwanderung der Deutschen, namentlich der Niederelbender, zurückgedrängt worden ist.

Daher wird man auch heute auf diesem ganzen

Gebiete immer auf ein Gemisch von germanischen und slawischen Stämmen stossen. Es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob in einem oder dem anderen Gebiete rein slavische Ueberreste oder rein germanische erhalten sind; man wird in der Regel gemischte Zustände antreffen. Diese aber auseinanderzusetzen, gehört zu den Aufgaben, die man in diesem Angelegenheit noch keinem Anthropologen stellen darf. Ein erfahrener Anthropologe kann gewisse Anhalte finden, aber selten wird er zu einem bestimmten Urtheil kommen. Sie werden daher begreifen, dass wir nur mit einer gewissen Zughaltigkeit uns eine Ueberzeugung zu bilden versuchen. Wir werden, was ich auch Ihnen gegenüber als einen Vorzug der modernen Anthropologie bezeichnen kann, bloss Hypothesen möglichst ferne halten und uns bemühen, der thatsächlichen Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen und nur sie als Wissenschaft anzusehen. —

Damit will ich diese Betrachtung schliessen. Ich erkläre annehmend die XXVIII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft für eröffnet.

Wir haben die Ehre, unter uns zu sehen Vertreter verschiedener höherer und höchster Instanzen, die uns die Freundlichkeit erweisen wollen, uns zu beglücken.

Zunächst hat das Wort der Herr Bürgermeister von Lübeck.

Begrüßungsreden.

Herr Bürgermeister Dr. Brehmer-Lübeck:

Hochverehrter Herr Präsident! Hochgeehrte Damen und Herren! Schon einmal, im Jahre 1878 haben die Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft auf ihrer Rückkehr von der Kieler Versammlung Einkehr in unsere Stadt gehalten. Obgleich die Zeit, die sie damals unter uns weilten, nur kurz bemessen war, so haben wir doch, als wir ihnen unsere noch kleinen Sammlungen zeigten, und als wir sie aus den Mauern unserer Stadt in unsere bewaldete Umgebung zu den dort aus ältester Zeit stammenden Culturstätten geleiteten, die von uns dankend anerkannte Gelegenheit erhalten, von Ihnen eine Fülle von Belehrung und Anregung zu empfangen. In Erinnerung an die Beziehungen, in die wir in jenen schönen Tagen vielfach zu Ihnen getreten sind, haben wir, als bekannt wurde, dass die anthropologische Gesellschaft in diesem Jahre hier in Lübeck ihre Versammlung abhalten wolle, diese Nachricht mit grösster Freude begrüsst, denn wir hoffen, Ihnen den Beweis liefern zu können, dass wir die letzten 20 Jahre hier nicht

müßig haben verstreichen lassen, sondern dass wir eifrig fortzuschreiten uns aufs allernächste bemüht haben. In der Vorgängerin unserer Stadt, in Alt-Lübeck, dessen sparsame Ueberreste Sie noch heute besichtigen werden, haben wir versucht, durch umfangreiche Ausgrabungen nicht nur die Lage jener alten, weit bekannten Hinkelsteine, sondern auch die Kulturzustände ihrer Einwohner näher zu ergründen. So oft sich die Kunde verbreitete, es sei in der Umgebung unserer Stadt bei der Ackerbestellung oder bei der Ausführung von Bauten eine alte Stätte germanischen oder slawischen Alterthums entdeckt, haben wir uns bestrebt, nicht nur den Fund zu sichern, sondern auch nach den von Ihnen vorgeschriebenen oder gehilligten Anordnungen ihn wissenschaftlich festzulegen. Durch Rath- und Bürgerbeschluss haben wir erst vor kurzem das Amt eines Conservators geschaffen, dem nicht nur die Aufsicht über die Bauten, welche seit alten Zeiten unsere Stadt schmücken, sondern auch die Fürsorge für die uns vorgeschichtlicher Zeit stammenden Bauwerke übertragen worden ist. Wir haben ein grosses Museum gebaut, dessen Sammlungen, namentlich die prähistorische und ethnographische, schon jetzt eine Fülle von Schätzen enthalten, um die grössere Museen oftmals beneiden. Wenn das Museum seine Pforten öffnet, strömt in grossen Scharen unsere Bevölkerung herbei, nicht nur um Neues zu schauen und sich zu erfreuen an dem, was ihre Söhne, die weit über die Erde zerstreut sind, in Bezugung ihrer treuen Liebe zur Vaterstadt gesehelt haben, sondern vor allem um nähere Kenntniss zu gewinnen von den Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten ihrer eigenen Vorfahren und der Bewohner fremder Länder. Wir sind uns aber wohl bewusst, dass wir bei alle dem, was wir bisher geschaffen, nur Keime gelegt haben, die erst zur reifen Frucht entwickelt werden müssen, und dass wir uns Eigem dies kaum beschaffen können; da blicken wir denn vertrauensvoll auf Sie, hochgeehrte Herren, und die von Ihnen gegründete und geleitete Gesellschaft, hoffend, dass Sie durch Ihre gehaltvollen Vorträge und die wissenschaftlich bedeutenden Aufsätze, die Sie in Ihren Zeitschriften veröffentlichten, auch uns helfend und fördernd zur Seite treten werden. Wir wissen, dass die heutige Versammlung uns von neuem mit Ihnen in eine von uns hochgeschätzte Verbindung bringen wird, und dass wir hierdurch, wie vor 20 Jahren, eine reiche Fülle von Belehrungen und Anregungen von Ihnen erhalten werden. Und so gestatten Sie mir denn, geehrte Damen und Herren, dass ich Sie bei Ihrer Anwesenheit in unserer Stadt im Namen des Senates und der Bürgergesellschaft auf das herzlichste begrüsst.

Herr Professor Dr. Hoffmann-Lübeck:

Hochgeehrte Herren! Wohl jede Stadt, in welcher Ihr Verein zusammentritt, hat einen Geschichts- und Alterthumsverein aufzuweisen, bei dessen Mitgliedern Sie ein Verständniß für die Bestrebungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft voraussetzen dürfen. Der hiesige Verein hat schon vor Jahrzehnten die Alterthümer besonders in Betracht gezogen und sich mit Ausgrabungen beschäftigt, aber unter seinen jetzigen Mitgliedern sind nur noch wenige mit den Ergebnissen dieser Thätigkeit so vertraut, dass sie eigene weitere Forschungen daran zu knüpfen geneigt sind. Diese Wenigen begrüßen mit besonderer Freude die Versammlung der Gelehrten aus ganz Deutschland und den nordischen Ländern, welche gewohnt sind, in grossem Zusammenhange die vorgeschichtlichen Zeiten zu betrachten, und schon vielfach unerwartetes Licht über räthselhafte Erscheinungen verbreitet haben. Die anderen Mitglieder unseres Vereins aber, welche mehr das geschichtliche Interesse ins Auge fassen und damit innerhalb der durch Schriftwerke uns bekannten Jahrhunderte verweilen, werden die Gelegenheit, den prähistorischen Studien sich durch persönlichen Verkehr näher zu stellen, auch mit Freude benutzen. Denn diese Studien sind gerichtet auf die Anfänge der Kultur und auf das, was vor der Entwicklung staatlichen Lebens mit seiner Verfeinerung liegt, und wie sollte nicht aus dieser frühen Zeit etwas wie Morgenduft und Waldeswind uns anwehen, etwas, was auch vorzüglich geeignet ist, den engeren Blick der auf die Einzeldinge gerichteten örtlichen Geschichtsforschung zu erweitern.

Sie Enden, meine Herren, hier in der Handelsstadt zwar nicht viele Fachgenossen, aber diejenige Hochschätzung wissenschaftlicher Bestrebungen, welche aus freier, nicht berufsmässiger Beschäftigung mit solchen Dingen zu entstehen pflegt, wenn es an Museen und geeigneten Einrichtungen nicht fehlt. Die Gesellschaft, in deren Hause wir hier versammelt sind, hat in der langen Zeit ihres Bestehens, seit über hundert Jahren, es zur festen Ueberlieferung bei sich angebildet, das Gemeinnützige nicht nur in dem praktisch Nützlichen zu erblicken, sondern ebenso in den Wissenschaften, welche den Menschen über den engen Kreis des täglichen Lebens hinaus heben. Alle Wissenschaft aber ist zum Zwecke ihrer Verbreitung angewiesen auf das theilnehmende Verständniß der Gebildeten. Verständniß, soweit unsere Kräfte reichen, und jedenfalls Theilnahme, die mehr ist als blosser Neugier, bringen wir Ihnen entgegen, indem wir die

Versammlung der Anthropologen hier freundlich willkommen heissen und Ihren Arbeiten bestes Gedeihen wünschen.

Herr Dr. Eschenburg-Lübeck:

Geehrte Herren! Lassen Sie mich diesen Worten eine herzliche Begrüssung namens des hiesigen ärztlichen Vereins hinzufügen. Dass der Verein der Aerzte Ihnen und Ihren Arbeiten ein lebhaftes Interesse zuwendet, brauche ich kaum zu betonen; denn wer hätte mehr mit menschlichen Dingen sich zu beschäftigen als der Arzt, und es ist gewiss kein Zufall, dass anthropologische und ärztliche Bestrebungen in einer Hand vereinigt gerade in Ihrer Gesellschaft so ausgezeichnete Vertreter fanden. Wenn auch wir Aerzte naturgemäss mehr einer praktischen Beschäftigung zugewandt sind, werden sie doch, wie ich hoffe, gelegentlich der diesjährigen Versammlung sich überzeugen, wie sehr wir Ihre Anwesenheit in unserem Kreise zu schätzen wissen.

Herr Dr. Lenz-Lübeck:

Hochgeehrte Versammlung! Auch der naturwissenschaftliche Verein, als dessen Vertreter ich hier zu Ihnen zu sprechen habe, möchte es nicht unterlassen, die deutsche anthropologische Gesellschaft zu begrüßen. Bestehen doch zwischen den Naturwissenschaften und der Anthropologie die innigsten und mannigfaltigsten Beziehungen. Zum Zwecke erfolgreicher Thätigkeit auf gleicher Grundlage erhebt, bildet die Anthropologie, dem werden den Kulturmenschen in seinen mannigfachen Beziehungen nachgehend, eine der hervorragendsten unter den vielen auslaufenden Spitzen der Naturwissenschaften. Das Entferntsein von den intensiven Pflögstätten der Wissenschaften empfinden gerade die Mitglieder unseres Vereins, seien es Aerzte, Apotheker oder Lehrer der Naturwissenschaften ganz besonders, da unsere Wissenschaft wesentlich auf directer Beobachtung und immer wieder Beobachtung beruht und stets genöhigt wird, hier die sichere Basis zu suchen. Um so freudiger begrüsst der naturwissenschaftliche Verein zu Lübeck jede Gelegenheit, welche hervorragende Vertreter jeglichen Zweiges der Naturwissenschaften in grösserer Zahl in unsere Mauern führt. Was wir selber bieten können, ist sehr wenig, aber was wir Ihnen entgegen bringen, ist ein offenes Herz und frische, frühhle Lernbegierde. So heisse ich namens des naturwissenschaftlichen Vereins zu Lübeck die Vertreter der deutschen anthropologischen Gesellschaft herzlich willkommen.

Herr Senator Dr. Eschenburg-Lübeck:

Nach den stattgehabten Begrüßungen und Ansprachen werden Sie mir als Vertreter des Ortsausschusses nur ein ganz kurzes Wort verstaten wollen. Ich erlaube mir, Ihnen als Willkommgruss die Festschrift darzubringen, die zu Ehren dieser Versammlung angearbeitet worden ist, und hitte Sie, dieselbe freudlichst entgegenzunehmen zu wollen. Erblicken Sie darin einen Beweis, wie dankbar in unserer Stadt die grosse Ehre gewürdigt wird, dass Sie Lübeck zum Sitz Ihrer Versammlung erwählt haben. Im Uebrigen wiederhole ich, was ich schon gestern im kleineren Kreise ausgesprochen die Ehre hatte, dass der Ortsausschuss, soweit es in seinen Kräften steht, alles heizustrage bestrebt sein wird, um Ihre Verhandlungen zu fördern und Ihnen den Aufenthalt in Lübeck zu einem behaglichen zu machen.

Herr R. Virchow:

Ich darf vielleicht dem Herrn Vorsitzenden des Ortsausschusses gegenüber constatiren, dass wir darüber doppelt erfreut sind; wir sind so in der Lage, die Besorgnisse zu zerstreuen, welche so oft in weiteren Kreisen hegebt wird, als ob überhaupt derartige Versammlungen zwecklos seien und eigentlich aufgegeben werden könnten. Wir haben immer den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen und es immer für eine Aufgabe gehalten, die zu erfüllen ist, wieder neuen Zündstoff in die Gemüther zu bringen und immer wieder neuen Halt zu suchen für die Versuche, die wir machen, und ich darf namens der Gesellschaft aussprechen, dass der Ortsausschuss in glänzender Weise die Nichtigkeit dieses Einwands dargelegt hat und ein so vortreffliches Buch erzielt hat. Wenn er weiter nichts erzielt hätte als dieses Buch, so würde das schon ein grosser und dauernder Gewinn sein.

Herr Johannes Ranke: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs:*

I. Ethnologie.

Im vorigen Jahre, bei unserem schönen Congress in Speier, haben wir eine Nachfeier des 70. Geburtstags unseres hochverehrten Freundes und Meisters: Adolf Bastian begangen. Es entspricht so ganz dem Charakter des Schöpfers des Museums für Völkerkunde in Berlin, des grossartigsten wissenschaftlichen Codex der Ethnologie dass er selbst der Feier entflohen ist — er war verschwunden, Niemand wusste genau wohin. Dann trafen, zuerst indirecte, später directe Nachrichten ein und nun hat er an uns Alle, — die seinen Geburtstag mit Liebe und Bewunderung begangen haben, — ein Zeichen seiner Dankbar-

keit und Freude gesendet, auch wieder so ganz nach der Art unseres Meisters: ein Buch, von ihm auf seiner jetzigen Reise geschrieven und in Batavia gedruckt:

A. Bastian: *Lose Blätter aus Indien I. Batavia.* Albrecht und Co. 1897. 8°. 171 u. XIV S.

Bastian hat sich wieder in den Jungrünnen des Völkerstudiums getaucht, und bietet uns nun hier ein Geschenk seines jugendfrischen Geistes. Inhalt: Ein indonesisches Sebfängersied. Aus Java, Bali und Lombok. Die Balier. Er sagt:

„Dass für systematische Begründung ethnologischer Studien der indonesische Archipel das aussichtsreichste Arbeitsfeld zu bilden hat, bestätigt sich mehr und mehr, seit mittelst der unter den colonialen Beamten regsam erwackten Thätigkeit alljährlich die Bereicherungen sich mehren, welche den Museen und der Literatur zugeführt werden, im Anschluss an die mit dem Stempel der Originalität geprägten Schätze, welche aus vorigem Jahrhundert schon, in den Publikationen der Batavischen Genootschap angefastapelt liegen.“

„Beim Ueberblick über die Weltkarte des Globus zeigt sich auf keinem Theil desselben eine derartige bunte Fülle der Vergleichungsmöglichkeiten, wie in der Inselwelt des indischen Archipels. Auf zahllos insularen Centren differenzirt sich der ethnische Elementargedanke in den Variationen seines Völkergedankens, nach den Bedingungen wandelnder Umgehungen, und zwar in den geographischen Provinzen sowohl, wie längs der logisch vorgezeichneten Geschichtsbahnen; und dass für die letzteren besonders die Sundainseln ausschlaggebend sind, liegt vor Augen. Bali, das „aufgeschlagene Buch“ bildet das wichtigste Alterthumsstück im Archipel.“ (S. 1 und 2.)

Möge der Meister reich mit Schätzen beladen zurückkehren, möge es uns vergönnt sein, unserem Bastian wieder die Hand zu drücken und ihn froh zu begrüßen.

Inzwischen wird rüstig weiter gearbeitet von einer jüngeren Generation in den von dem Meister eröffneten Bahnen.

Nur einige wenige der neuen Publicationen auf diesem Gebiete möchte ich namentlich aufführen: Dr. jur. Karl Friedrichs, Rechtsanwalt in Kiel, *Universales Obligationsrecht.* Berlin. Carl Heymanns Verlag. 1896. 8°. 220 S.

Das für die Völkerpsychologie sehr wichtige Werk bietet eine Zusammenfassung derjenigen Rechtsätze, welche für das Obligationsrecht auf dem Erdhalm gemeinsam gelten, „nicht im Sinne des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie, welche sich bemühen, ihre unabhängig von der Wirklichkeit gewonnenen allgemeinen Ideen der Wirklich-

keit anzufordern, auch nicht in jenem Sinne, welcher das sittlich Wünschenswerthe verwirklichen möchte, und daher genügt ist, es aus dem Wirklichen überall heraus zu lesen, sondern als Abstraction aus den bekannten Rechtsnormen der verschiedenen Völker, ebenso wie die meisten Sätze des gemeinen deutschen Privatrechts entwickelt sind durch Abstraction aus den bestehenden Rechtsätzen der einzelnen deutschen Rechtsgebiete*.

Jacob Rohinson. Psychologie der Naturvölker. Ethnographische Parallelen. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedlieb. 89. 176 S.

behandelt wichtige Themen in recht ansprechender Weise: Die Entdeckung der Seele. Seelenmehrfachheit. Gestalt der Seele. Leben nach dem Tode, u. a.

Ernst Grosse. Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg i. B. und Leipzig 1896. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8°. 245 S.

Ich stehe nicht an, dieses kleine Buch für eine besonders wichtige ethnologische Publication der letzten Jahre zu erklären. Ohne zu polemisieren, führt das Buch jene vorläufigen Theoretiker einer construirten, Entwicklungsgeschichte der Familie* ad absurdum und erweist die ganze Hohlheit dieser künstlichen Constructions. Noch ist die Zeit nicht gekommen, noch reichen die wissenschaftlich gesicherten Grundlagen keineswegs aus, eine allgemeine Entwicklungsgeschichte der Familie auf wissenschaftlicher Basis zu schreiben. Grosse will nur einen Beitrag zu den Vorarbeiten zu dem grossen Werke liefern. Aber, indem er die Beziehungen der Familie zu einem einzigen Faktor der Kultur, zu der Wirtschaft, unterseht, ergeben sich Resultate, welche weit abweichend von den herrschenden Theoremen. Wir haben hier festen Boden unter uns. Grosse findet, dass ganz im Gegensatz gegen die mehr oder weniger künstlich construirten Entwicklungs-Phantasien der Familie: „Jedem Typus der Wirtschaft ein besonderer Typus der Familie entspricht“, deren Unterschiede sehr bedeutend und sehr deutlich sind.

„Die engste Form der Verwandtschaftsorganisation, die Sonderfamilie, besteht unter allen Kulturformen. Ueberall, soweit unsere Erfahrung reicht, bilden Eltern und Kinder eine geschlossene, von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft anerkannte Lebensgemeinschaft. Die Begründung und die Erhaltung der Sonderfamilie wird in der That nicht durch besondere wirtschaftliche, sondern vielmehr durch allgemein natürliche Motive bedingt. Indessen die Sonderfamilie ist darum dem Einflusse der wirtschaftlichen Zustände keineswegs ganz entzogen. Derselbe wirkt zunächst auf die Form

der Ehe. Denn wenn auch noch manche andere Faktoren über die Herrschaft der Monogynie oder der Polygynie entscheiden, es ist unverkennbar, dass die Neigung zur Polygynie besonders dort mächtig ist, wo das männliche Geschlecht ausser seiner natürlichen auch die wirtschaftliche Ueberlegenheit besitzt; während dort, wo das Weib dem Manne wirtschaftlich selbständiger gegenübersteht, eine Tendenz zur Monogynie hervortritt. Vor allem aber wird das Rechts- und Machtverhältnis zwischen den Gatten vornehmlich durch ihre wirtschaftliche Stellung bestimmt. Wo die Hauptproduction in der Hand des Mannes liegt, wie bei den Jägern und den Viehzüchtern, dort liegt auch aller Besitz und alles Recht in seiner Hand; das Weib ist seine besitz- und rechtlose Sklavin. Bei den „niederen Ackerbauern“ dagegen hat die weibliche Wirtschaft eine mindestens ebenso grosse Bedeutung für die Erhaltung der Gesellschaft als die männliche; und hier tritt die Frau in der Regel nicht als die Sklavin, sondern als die Genossin, zuweilen sogar als die Herrin des Mannes auf. Endlich bestimmt das wirtschaftliche Machtverhältnis der Gatten ihre Rechte über die Kinder. Die Frau verfügt über die Kinder nur dort, wo sie die wirtschaftlich Stärkere, die Erwerbende und Besitzende ist. In allen anderen Fällen gehören die Kinder dem Manne, selbst dann, wenn sie angeschlossen der Verwandtschaft der Mutter zugerechnet werden.*

Wir können hier nicht den nicht weniger wichtigen, und neue Grundlagen legenden Angaben über das Verhältnis der Grossfamilie und Sippe zur Wirtschaft folgen, der Autor kommt zu dem Schlusse, „dass in jeder Culturform diejenige Form der Familienorganisation herrscht, welche den wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angemessen ist“.

Volkskunde.

Unter den Fragen zur europäischen, speciell mitteleuropäischen Ethnographie nehmen wie natürlich noch immer das Hauptinteresse in Anspruch die Untersuchungen und Sammlungen der sprachlichen Aeusserungen der Volkseele in den Publicationen zur Volkskunde:

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Herausgegeben von Karl Weinhold. VII. Jahrgang. 1897. Berlin. A. Asher und Co.

Der Urquell. Eine Monatschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrieb S. Krauss. Neue Folge. Bd. I. 1897. Wien. G. Kramer, Hamburg.

Wir finden vor allem Sammlungen von Märcchen, Sagen, Aberglauben, Volkslieder, Räthsel u. a. bei

Weinhold, auch Mittheilungen: „Zum altsächsischen Bauwesen“, doch haben die Fragen des Hausbaus, welche vor Jahren vornehmlich durch R. Virchow und R. Henning in unserer Gesellschaft angeregt worden sind, auch bei uns besonders eingehende Bearbeitung gefunden. Die wichtigste Literatur ist niedergelegt in der Zeitschrift für Ethnologie, in den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ebenso reich sind die einschlägigen Publicationen in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Hier finden wir als grössere Abhandlungen:

Willbald v. Schultenbarg-Berlin, ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. XXVI. 1896. S. 61 und

Gustav Banasari-Linz a. D., Forschungen und Studien über das Haus. XXVI. 1896. S. 93.

Von Joseph Eigl-Salzburg erschien schon 1895 die zusammenfassende Publication: Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. XXXV. 1895. S. 81.

Im laufenden Jahre ist nun eine für die Gewinnung einer Uebersicht über das weit zerstreute literarische Material wichtige, für den Specialforscher unentbehrliche Schrift erschienen, auf welche wir hier alle Interessenten besonders aufmerksam machen möchten:

Hans Lutsch, Ausschussmitglied des Verbands der deutschen Architekten-Vereine zur Veröffentlichung einer Entwicklungs-Geschichte des Bauernhauses: Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Berlin 1897. Verlag von Wilhelm Ernst und Sohn. 8°. S. 58. — Auch die architektonischen Einzelheiten sowie vor allem die musterartigen Abbildungen sind neben den Aufsätzen hervorgehoben. Die Vorarbeit erweckt schöne Hoffnungen für die zu erwartenden eigenen Leistungen der Architekten-Vereine.

Eine zweite für die Ethnographie Mitteleuropas gewiss nicht weniger wichtige Frage: Ueber Flur-Eintheilung und Flur-Verfassung hat in letzter Zeit wieder die verdiente Theilnahme gefunden. Auch sie ist zunächst in der anthropologischen Gesellschaft in Berlin und dann in München bearbeitet worden:

August Meitzen hat dann sein grosses Werk publicirt: „Ueber Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven“. 3 Bände, mit 1 Band Atlas. Berlin 1895. Wilhelm Hertz.

Nun erhalten wir von

Dr. Karl von Inama-Sternegg-Wien eine vortreffliche Abhandlung über:

Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich. Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. 1896. S. 147.

Somatische Anthropologie.

Auch zur physischen Anthropologie und Ethnographie haben wir eine Reihe wichtiger Publicationen erhalten. Ich nenne hier:

Emil Schmidt, Die Rassenverwandschaft der Völkerstämme Südlindiens und Ceylons. Berlin 1896. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 8°.

Dr. W. Sommer, Drei Grönländerschädel. Mit 1 Tafel. Bibliotheca Zoologica. Original-Abhandlungen aus dem Gesamt-Gebiete der Zoologie. Herausgegeben von Dr. R. Leuckart in Leipzig und Dr. Carl Chun in Breslau. Darin: Zoologische Ergebnisse der von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin unter Leitung Dr. von Drygalski's angestellten Grönländexpedition nach Dr. Vanhöffen's Sammlungen bearbeitet. VII. Stuttgart. Verlag von Erwin Nägele 1897. S. 84.

R. Virchow, Die Bevölkerung der Philippinen. Sitzungsber. der Berliner Akademie d. W. Physik.-math. Classe. 1897. 18. März. S. 279.

Virchow gibt hier den Ariadnefaden zur Orientirung in dem Labyrinth der hellen und schwarzen Stämme der Südsee. Letztere zerlegt er in drei „Rassen“: australische, neuguineische und philippinische Schwarze; bei ersteren constatirt er die Differenzen gegen die „Malayen“, an welche sie gewöhnlich angegliedert werden, indem er wiederholt constatirt, dass eine breite Zone welliger und lockiger Haarformen sich zwischen die japanischen und malayischen einschleibt, eine Zone, die im Norden an die Wedda, im Süden an die Australier anzuschliessen scheint.

Auch von anderen Ländern und Völkern erhielten wir durch R. Virchow Kunde: von den Hova und Bata auf Madagaskar; von den Einwohnern von Mangai und von besonderer Wichtigkeit: Untersuchungen über Zwerge und Zwergvölker, speciell der Pyrenäen und Amerikas. (Die andern hierher gehörigen Publicationen Virchow's und die literar. Nachweise der vorstehenden s. hinten.)

Ein in der letzten Zeit wenig bebautes Gebiet erschliessen Virchow's Untersuchungen über Einbalsamirung und Mumien im Anschluss an das lebensvolle Portrait und den mamificirten Kopf der Aline, welche Herr von Kaufmann für die Wissenschaft gewonnen hat; Untersuchungen, an denen sich Schweinfurth und vor allem E. Salkowski betheilig haben (s. hinten).

Schliesslich sei noch die neueste grosse, lange

mit Spannung erwartete Publication des Prachtwerkes erwähnt:

Dr. Paul Ehrenreich, Berlin, Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens vornehmlich der Staaten Metto Grosso, Goyaz und Amazonas (Purus Gebiet). Nach eigenen Aufnahmen und Beobachtungen in den Jahren 1887 bis 1889. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1897. Folio. 168 S. XXX Tafeln Photographien und 9 Lithographien und 96 Abbildungen im Text.

Wir erhalten hier zum ersten Male reiche, reich mit vortrefflichen Abbildungen illustrierte exacte anthropologische Anschlüsse über die Urbewohner Central-Südamerikas, welche bis zu der Zeit ganz unberührt von der Cultur und rel. ungemischt verharret waren. Es ist für den Gang der Rassenstudien, und für die Geringfügigkeit der sematischen Differenzen der Menschenrassen charakteristisch, dass Ehrenreich, ähnlich wie die Sarasin für die Wedda, die nächsten anthropologischen Rassenanschlüsse der betr. Indianer an die europäische Rasse erkennt. Wir können dem Autor und der Verlagsabhandlung zu diesem Werke nur herzlich Glück wünschen. —

Das letztvergangene Jahr hat uns eine Anzahl wichtiger Mittheilungen zu der Frage der Capacitäts-Bestimmung der Schädel gebracht:

Ich nenne die verdienstvolle Arbeit von Paul Bartels, Eine neue Methode der Capacitäts-Bestimmung des Schädels. Z. E. V. 1896. 236.

Herr M. Pell hat in der Abhandlung: Ein neuer Apparat zur Bestimmung der Schädel-Capacität. Z. E. V. 1896. 615. Dazu Virchow, Waldeyer, W. Krause.

einen alten, lange vergeblich zu realisiren versuchten Gedanken selbstständig aufgegriffen und in technisch vortrefflicher Weise realisirte: durch Einführen einer dünnen Kautschukblase in den zu calibrirenden Schädel und Anfüllen der Blase unter stärkerem Druck mit Wasser, den Inhalt direct zu bestimmen. Der Apparat ist sionreich construirte und arbeitet nach den in meinem Institut angestellten Controlversuchen, wenn man sich einmal genügend eingüßt hat, recht exact. Die erste Kautschukblase ist dabei nach einigen 30 Bestimmungen zerspringen. Die Exactheit kann etwa mit der Schret-Methode Virchow's und meiner Hirse-Methode wetteifern. Immerhin sind die letzteren Methoden ohne mechanische Apparate ausführbar und dadurch im Allgemeinen leichter zu verwenden.

Urgeschichte.

Die prähistorischen Untersuchungen dieses Jahres erhalten ihre Signatur durch das immer stärker hervortretende Bestreben, die bisher gewonnenen Untersuchungsergebnisse auf lokal begrenzten Gebiete zu zusammenfassender Darstellung zu bringen.

Das grossartigste Werk auf diesem Gebiete ist die deutsche Ausgabe von

Sophus Müller, Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmalern aus Dänemark und Schleswig. Strassburg. Verlag von Karl J. Trübner 1896/97.

Ein unvergängliches Grundwerk für die gesammte Prähistorie ebenso wie für die Anfänge der klassischen Archäologie.

Für andere Gebiete reihen sich an:

Dr. Alfred Götze, Die Vorgeschichte der Neumark. Nach den Funden dargestellt. Mit 126 Abbildungen. A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch) Würzburg, 1897. 8°. 63 S.

Hugo Schumann, Die Kultur Pemmers in vorgeschichtlicher Zeit. Mit fünf Tafeln. Berlin, 1897. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Kochstrasse 68—71. 8°. 106 S.

Dr. Jentzsch, Prähistorische Sammlung der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg in Pr. Schriften der physik.-ökonom. Ges. Königsberg. 37. Bd. 1896. S. 115. 4 Tafeln. (Neue Zugänge.)

G. Heierli und W. Oechli, Urgeschichte des Wallis. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XXIV. S. 101—180. 4°. Mit 1 prähistorischen Karte und 9 Tafeln.

Schätze urgeschichtlicher Forschung bieten: J. Mesterf, Kieler Mittheilungen, Heft V und VI, und

Dieselhe, 41. Bericht des Schleswig-Holstein'schen Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel.

Rudolf Baier, Thongefässe der Steinzeit auf der Insel Rügen. Z. E. V. 1896. 350.

Der grossartigste und wichtigste Einzelfund auf dem Gebiet der Prähistorie des letzten Jahres ist unstreitig

Dr. W. Grempler, Der Bronzefund von Lenzenendorf, Kreis Namalau. Schlesiens-Verzeis in Bild und Schrift. Bd. VII, S. 195—205. Breslau. Druck von R. Nischkowsky.

über welchen Herr Geheimrath Grempler selbst der Gesellschaft hier berichtet wird.

Paläolithische Periode.

In der Geschichte unserer Wissenschaft wird das letzte Jahr 1896/97 vor allem in Erinnerung bleiben durch seine Beziehungen zu der ältesten Vorgeschichte des europäischen Menschen in der Periode der diluvialen Steinzeit.

Leider haben wir zwei der verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiete verloren:

Zuerst unseren treuen Freund und Genossen, welcher, wie kaum ein Anderer, von Anfang an mitarbeitete, getragen vom Glück des Forschers und echter Begeisterung:

Heinrich Wankel, der ein Jahrzehnt lang bei keinem unserer Congresses gefehlt hat.

Vor wenig Wochen hat uns nun auch die Kunde von dem Abscheiden eines aus der Zahl der Begründer unserer Wissenschaft, eines unserer ersten Verkämpfer und Helden ereilt:

J. Japetus S. Steenstrup ist am 20. Juni im Alter von 84 Jahren in den Armen seiner Kinder gestorben „nach kurzer Krankheit“.

Während Wankel aus langem Leiden und Siechthum vom Tode erlöst worden ist, hat Steenstrup trotz seiner 84 Jahre das Alter nicht gekannt. Seine letzte Sendung an mich, überliefert mit der gewohnten schönen und festen Handschrift, ist vom 16. Mai dieses Jahres:

Japetus Steenstrup, Til Forsaaelsen af Nordens „Guldbrakteat Faenomen“ og dets Betydning for Nord-Europas Kulturhistorie. Mit 4 Tafeln. Kopenhagen. 1897. 8°. 78 S.

Es sind wenig Jahre verflossen, seit der 80-Jährige die weite und beschwerliche Reise von Kopenhagen nach den Fundstellen des Diluvial-Menschen mit dem Mammoth und Rhinoceros in Mähren anführte, um die damals von Wankel gemachten berühmten Funde im Löss, namentlich in Predmost, unter der Leitung des Entdeckers persönlich zu studieren.

Dieser Besuch der mährischen Lösslager durch den berühmten nordischen Gelehrten und die von ihm dort an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücke waren es, welche seitdem die Diskussion über die wissenschaftliche Stellung jener Funde wesentlich beeinflussten.

Es war ein Act der wohlverdienten Pietät gegen unseren Wankel, dass die Wiener anthropologische Gesellschaft zu einem Besuch der mährischen Fundstellen des Diluvial-Menschen einlud, zum 27., 28. und 29. Mai und zwar nach Brünn, wo durch die Untersuchungen einer so alleinig anerkanntesten Autorität auf dem Gebiete der Geologie und Paläontologie wie Prof. Dr. Alexander Makowsky die Entscheidung wichtiger Fragen vorbereitet war. Der Besuch gestaltete sich zu

einer Art von Congress, an welchem unser zahlreichen Mitgliedern der Wiener anthropologischen Gesellschaft auch die berühmtesten mährischen Forscher und von Dentschen: R. Virehow, Grempler, Hedinger, E. Schmidt und ihr Generalsecretär theilnahmen, und bei welcher die Staats- und städtische Behörden, sowie das Technikum durch ihre höchsten Vertreter in der zuvorkommendsten und ehrensten Weise die Honors machte.

Ich constatire mit Freude, dass Niemand die von Makowsky aufgefundenen Spuren menschlicher Einwirkung auf die noch frischen Knochen der Diluvialthiere nach gründlicher Einsichtnahme bezweifeln konnte. Vor allem sind das Knochen von Rhinoceros, aber auch von Ur-Stier, Pferd, Renthier u. s. Jeder musste überrascht sein von der Grossartigkeit der berghohen Lösslager, welche für Ziegelstein abgebaut werden und so in ihrer ganzen Höhen- und Breiten-Erweiterung in glatten Flächen aufgeschlossen sind. In den tiefsten Schichten finden sich grosse oft linienartig begrenzte Kohleschichten und Asche und die betreffenden Knochen.

A. Makowsky's Publicationen über diese Lössfunde sind:

Alexander Makowsky, Der Löss in Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Tieren und Menschen. Mit 7 Tafeln. Separatdr. aus dem XXVI. Bande der Verhandlungen des naturforschenden Vereins in Brünn. Brünn 1888. Verlag des Vereins. 8°. 39. Band, 7 Tafeln.

Derselbe, Ueber den Menschen der Lössperiode von Brünn. Mittheilungen der anthropolog. Ges. in Wien. XX. 1890. Sitzungsberichte, S. 53. Mit Discussion: Maska, Weisbach, Szombathy.

Derselbe, Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Mit Funden aus der Mammothzeit. Separatdruck aus Band XXII der Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. 1892. S. 75. Mit 3 Tafeln.

Derselbe, Das Rhinoceros der Diluvialzeit Mährens als Jagdthier des paläolithischen Menschen. Separatdr. aus Band XXVII der Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. 1897. Mit 1 Tafel.

Herr Professor Makowsky hatte die beweiskräftigsten Fundstücke in dem Lokale der paläontologischen Sammlung der Technischen Hochschule in mustergerigter Weise ausgestellt. Hier waren auch die wichtigsten Menschen-Schädel und -Skelettknochen aus dem Löss zu sehen und auch Herr Prof. Maska, welcher nach Wankel einige Zeit in Predmost gesammelt hat, hatte die wichtigsten Fundstücke, namentlich auch Menschen-Schädel und -Skelettknochen, zur Ausstellung gebracht. Der letzte Tag der Versammlung galt einem Ausflug in die landschaftlich überraschend

schönen Thäler der Mährischen Schweiz, einst das ergiebigste Arbeitsgebiet Wankel's, wo jetzt Herr Kriz arbeitet. Derselbe hat nun auch Predmost ziemlich vollständig ausgebeutet, von woher er in dankenswerther Weise nach Slup besonders wichtige Stücke zur Ansicht mitgebracht hatte. Der prächtige Frühlingstag in der waldreichen Gehirgsgegend, die Reize und die Schönheit der Abgründe in den grossartigen Sluper-Höhlen, die frühele Wagenfahrt nach Blansko durch das bald zur Felschlucht sich verengende bald wieder lieblich sich erweiternde frische Waldthal mit seinen steil abfallenden hohen Kalkwänden, der Anstieg zum grossartig schauerlichen Dolinen-Schlund der „Schwiegmutter“, tief unten der hier nur auf eine kurze Strecke sichtbare sonst unterirdisch laufende Fluss, welche eine halbe Stunde thalwärts unter der Felsenmauer wieder hervortritt und von hier an den Weg mit seinem frischen Rauschen begleitet — „der Fremde Wort und Sag und Sang“ sind unvergessliche Eindrücke, für welche wir Theilnehmer allen Veranstaltern, aber zuerst der Wiener anthropologischen Gesellschaft zu hohem Danke verpflichtet sind.

Herr Kriz hatte in dankenswerther Weise in der Sluper-Höhle Schachte durch den Schotter bis auf den Felsboden abtaufen lassen, welche ein recht anschauliches Bild wenigstens von der mächtigen Dicke dieser Schichten gewährten; in einer anderen Höhle, der Kulna, hatte er graben lassen, um den Besuchern Knochen und Steinwerkzeuge, roh geschlagene Feuersteinplättler, wie sie aus der Erde kommen, zu demonstriren.

So einstimmig das zustimmende Urtheil war in Betreff der Annahme einer im noch frischen Zustande erfolgten Bearbeitung der diluvialen Lössknochen durch Menschenhand, so traten im Einzelnen doch noch manche Zweifel hervor und namentlich bezüglich der Menschenknochen selbst konnte eine sichere Meinung über ihr diluviales Alter noch nicht gewonnen werden.

Es ist gar kein Zweifel, dass die Menschenknochen im Wesentlichen aus Gräbern im Löss stammen, und zwar zum Theil aus seinen tiefsten Schichten. Aber die Art der Beigaben: zum Theil Thongeschirre, die Dentalien-Ketten, die „Knöpfe“ scheinen im Wesentlichen auf die jüngere alluviale Steinzeit hinzudeuten. Vielleicht sind die Gräber, höhlenartig, in die Lösswände eingegraben worden, (wie man heute überall Keller-Gruben in ihnen anlegt), und die Grabhöhlen dann theils wieder zugesehüttet, theils durch die im Löss stets eintretenden inneren Verschiebungen wieder verschlossen worden. Immerhin sprechen die wunderbaren grossen „Zierknöpfe“ aus Mammuthbackenzahn, das

„Idol aus Mammuthstosszahn“ unweigerlich dafür, dass der Mensch, welcher diese Zähne bearbeitete, dieselben in wenigstens annähernd „frischem“ Zustande überkommen hatte. Wir rühen damit mit diesen Gräbern gewiss in eine sehr frühe Periode der Neolithzeit hinauf, die Reste gehören zweifellos zu den ältesten bis jetzt sicher beglaubigten Menschenresten Europas: es sind gut ausgebildete lechte Menschenschädel mit geräumigem Hirnschädel.

Auch an anderen Stellen hat die Lehre vom Diluvial-Menschen wichtige Fortschritte gemacht.

Schon vor mehreren Jahren waren in der Umgebung von Berlin Spuren des Diluvial-Menschen signalisirt worden.

Dr. Paul Gustav Krause-Marburg i. H., Ueber Spuren menschlicher Thätigkeit aus interglacialen Ablagerungen in der Gegend von Eberswalde. Archiv für Anthropologie. XXII. 1893/94. S. 47.

Herr Krause hatte unter Anderem namentlich einen kleinen, mit deutlicher Schlagmarke versehenen Feuerstein-Menschen gefunden, dessen Bearbeitung durch Menschenhand ich auf Wunsch des Herrn Krause persönlich constatirt habe.

Nun hat Herr Professor Dames in den interglacialen Kiesablagerungen von Rixdorf bei Berlin das Schulterblatt eines Pferdes gefunden, welches Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand aufweist. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1896. I. S. 224, s. dazu

Paul Gustav Krause, Zur Frage nach dem Alter der Eberswalder Kieslager. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1897. I. S. 192.

Bisher waren die ältesten Menschenspuren in der norddeutschen Tiefebene, wie in Mähren, im Löss nachgewiesen. Durch diese Funde rückt der Diluvialmensch in jene warme Interglacialperiode hinauf, aus welcher wir die bestbeglaubigten Funde bisher aus Taubach bei Jens besitzen.

(Auch aus der Umgehung von Leipzig lag mir schon vor Monaten aus den dortigen diluvialen Schichten ein prachtvolles Steinwerkzeug aus Feuerstein geschlagen vor, wie ein solch schönes und grosses Stück bisher in Deutschland noch niemals aus sicher diluvialer Fundstätte erhoben wurde. Ich hoffe, dass wir bald einen ausführlichen Bericht über diesen wichtigen Fund erhalten.)

Zum Schluss sei noch die lang erwünschte Vollendung des Werkes erwähnt:

Dr. Jakob Neesoh-Schaffhausen, Das Schweizerbild eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit. Mit Beiträgen von Pfarrer C. A. Bächtold, Präsident des historisch-antiquarischen Vereins in Schaffhausen (Die Herkunft des Namens

Schweizerbild); Dr. J. Früh, Privatdozent am Polytechnikum in Zürich (Ueber die Kohlenreste aus dem Schweizerbild); Dr. A. Gutzwiller in Basel (Die erdsteine Gesteine der prähistorischen Niederlassung zum Schweizerbild und das Alter dieser Niederlassung); Medicinalrath Dr. A. Heding-er-Stuttgart (Resultate geologischer Untersuchungen prähistorischer Artefacte des Schweizerbildes); Professor Dr. J. Kollmann-Basel (Der Mensch); Professor J. Meister-Schaffhausen (Mechanische und chemische Untersuchungen von Bodenproben aus der prähistorischen Niederlassung); Professor Dr. A. Nehring-Berlin (Die kleineren Wirbelthiere vom Schweizerbild); Professor Dr. A. Penck-Wien (Die Glacialbildungen um Schaffhausen und ihre Beziehungen zu den prähistorischen Stationen des Schweizerbildes und von Thayngen); Dr. O. Schötenack-Heidelberg (Die geschliffenen Steinwerkzeuge aus der neolithischen Schicht vom Schweizerbild); Professor Dr. Th. Studer-Bern (Die Tierreste aus den pleistocänen Ablagerungen des Schweizerbildes bei Schaffhausen).

Es gibt bisher keine Stelle wo mit solcher scharfer Trennung der Schichten und ohne Vermischung der Fundobjecte die Reste der Besiedelung eines und desselben Platzes von der Eiszeit bis zu den jüngeren Perioden der neolithischen Epoche möglich war und auch ausgeführt worden ist, wie hier am Schweizerbild bei Schaffhausen. Die Fundstelle wird typisch bleiben für die hier vertretenen so besonders wichtigen Abschnitte der Urgeschichte der europäischen Menschheit. Dieses Resultat ist zunächst Herrn Dr. J. Nüesch, welcher die Ausgrabungen so sorgfältig leitete, und dann seinen Mitarbeitern, den ersten Autoritäten auf den von ihnen behandelten Specialgebieten, zu danken.

So befestigt sich unsere Kenntnis von der Diluvialperiode der Menschheit mehr und mehr. Mit gesteigertem Vertrauen sehen wir auch auf die bisher freilich immer noch recht vereinzelt Anzeichen seiner Anwesenheit in der Zwischen-Eiszeit-Epoche über welche gesicherte Funde bis jetzt nirgends hinausreichen. —

Es ist besonders wichtig, dass nun auch in Amerika mit der vollen Exactheit und strengen Selbstkritik der europäischen Methoden an der Paläontologie des amerikanischen Menschen gearbeitet wird. Ich freue mich, hier an dieser Stelle einem Manne den Dank der deutschen wissenschaftlichen Kreise auszusprechen zu können, welchen seine methodischen und, wo es sein muss, vor der Publication der strengen Wahrheit auch des Niederfolgs nicht zurückerschreckenden Darstellung seiner aufopferungsvollen Forschungen verdienet, ich meine den

Geologen und Anthropologen Henry C. Merceer, Curator des prähistorischen Museums der Universität in Philadelphia. Es sei gestattet, hier die einschlägigen Werke dieses Forschers zu nennen:

Henry C. Merceer, Curator of the Museum of American and Prehistoric Archaeology at the University of Pennsylvania: The Hill-Caves of Yucatan, A Search for evidence of Man's Antiquity in the caverns of Central America being an account of the Corwith Expedition of the Department of Archaeology and Palaeontology of the University of Pennsylvania. With seventyfour illustrations. Philadelphia. J. B. Lippincott Company. 1896. 8°. S. 183.

In den wunderlichen Höhlen mit ihrer reichen unterirdischen Flora fehlten alle Anzeichen einer älteren Bewohnung. Merceer schliesst aus den Untersuchungen 1) dass keine älteren Bewohner den Erbauern der Ruinen-Städte in Yucatan vorgegangen sind, 2) dass die Menschen, welche ihre Reste in die Höhlen zurückgelassen haben, zu einer geologisch-rezenten Periode in das Land gelangt sind, 3) dass diese Menschen im Wesentlichen die Vorfahren der heutigen Maya-Indianer, ihre Cultur nicht in Yucatan entwickelt haben, sondern dieselbe mitgebracht haben von anderswo her.

Henry C. Merceer, The Antiquity of Man in the Delaware Valley. I. Introduction. II. An ancient argillite quarry and blade workshop on the Delaware river. Reprinted from Publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston. Ginn & Comp. The Athenaeum Press 1897. 8°. S. 85. Mit 30 Tafeln im Text.

Das Werk ist geradezu spannend zu lesen. In der Einleitung erzählt Herr Merceer zuerst, wie ihm an dem diluvialen Alter vieler in amerikanischen Sammlungen als diluvial bestimmter Steingeräthe Zweifel entstanden sind, indem er mit Sicherheit constatiren konnte, dass wenigstens eine Anzahl derselben rel. moderne indianischen Ursprungs sei. Er reist nun nach Europa, um die berühmtesten Fundplätze diluvialer Steingeräthe in Frankreich, Belgien und Spanien zu besuchen und zu studiren. Es gelingt ihm an Ort und Stelle bei Abville und bei San Isidro, Madrid (Caveña Sacerdotal) aus answeltlhaft ungestörten diluvialen Schichten mit eigener Hand gute Exemplare diluvialer Steininstrumente herauszunehmen. Er kauft an den Hauptfundstellen zahlreiche Steingeräthe und diluviale Knochen von Arbeitern und Händlern und constatirt, dass die Mehrzahl der in europäischen Sammlungen befindlichen Stücke auf dieselbe Weise durch Kauf gewonnen worden sind, ohne wahre wissenschaftliche Begleitung. Nach Amerika zurückgekehrt, constatirt er, dass die als

diluvial angenommenen Steingeräthe des Dolawarethales in allen Fundstellen nichts anderes sind als Abfälle der Steinbearbeitung rel., geologisch gesprochen, moderner Indianer, von denen der Boden namentlich in der Nähe ihrer alten Wohnstätten, aber auch in den alten Steingruben, in welchen sie einst das Steinmaterial zur Bearbeitung gewonnen haben, ganz durchsetzt und manchmal wie besenhottet ist. Soviel ich sehe, hat Herr Merceer persönlich sich noch nicht von dem Vorkommen diluvialer Menschenspuren in Amerika durch Autopsie überzeugen können.

Er hat noch weiter publicirt:

Henry C. Merceer, A preliminary account of the re-exploration in 1894 and 1895 of the „Bone Hole“ new known as Irwin's Cave, as Port Kennedy, Montgomery County, Pennsylvania. Reprinted from the Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia, October 29 th, 1895. S. 443 und

Derselbe, Jasper and Stolzmit Quarried by Indians in the logandotte Cave, Crawford County, Indiana. Read before the American Philosophical Society, November 16. 1895. Reprinted, December 13. 1895, from Proceedings of the American Philosophical Society, Vol. XXXIV. S. 396.

Mich hat oft die kritische Anerkennung des diluvialen Alters eines „Steingeräthes“ lediglich aus der mehr oder weniger rohen Form desselben in unangenehmes Erstaunen versetzt — die alte und neue Welt sind hierin ziemlich gleichmässig schuldig zu erkennen, vielleicht hat man sich in Deutschland am meisten vor diesem Fehler gehütet.

Man sollte ganz allgemein als Grundsatz anerkennen, dass nur das, was von einem vollkommen Sachverständigen aus ungestörten diluvialen Schichten mit eigener Hand gehoben wurde, als beweiskräftig für den diluvialen Menschen angesehen werden dürfe.

Die Frage des Eiszeit-Menschen ist — wie ich mit Herrn Merceer sagen möchte — heute noch vor allem eine Frage nach der Correctheit der Beobachtung der betreffenden Forscher.

Liste der neuen Publicationen

aus den Kreisen der deutschen anthrop. Gesellschaft (soweit solche noch nicht im Vorstehenden erwähnt).

Anthropologie.

A. Somatische Anthropologie.

1. Allgemeine.

Tappiner, Dr. F., Bemerkungen über Huxleys: „Ursachen der Erscheinungen der organischen Natur“ nach Darwins: „Die Entstehung der Arten.“ Meran. Februar 1897.

— Der europäische Mensch und die Tiroler. Meran. December 1896.

Martin, Ziele und Methode einer Rassenkunde der Schweiz. — Separatabdruck aus dem schweizerischen Archiv f. Volkskunde. Band I. Heft 1. Zürich 1896.

2. Somatische Untersuchungen.

Fremde Rassen.

Döring, Anthropologisches von der deutschen Togo-Expedition. Z. E. V. 1896. 505 mit vielen Messungen und ausserordentlich reichem Material über Tattooirung, mit Abbildungen.

Maass, Drei Australier. Z. E. V. 1896. 528. Je 1 mesor. brachy. dolichocephal.

Reinecke Fr., Anthropologische Aufnahmen und Untersuchungen, — ausgeführt auf den Samoa-Inseln 1894—1896. Z. E. V. 1896. 101. cf. auch Z. E. V. 1896. 226.

R. Virchow v. Bässler, Die Eingeborenen von Manguia und ihre Todtenhöhlen. Z. E. V. 1896. 535.

— Reise im östlichen Polynesien. Z. E. V. 1896. 463.

Virchow R., Die Schädel von Hova und Bara aus Madagaskar. Z. E. V. 1896. 411.

Zwerg- und Zwergvölker.

Fritsch G., Akka-Mädchen. Z. E. V. 1896. 544.

Maass, Birmanische Zwerg- mit einem Salzburger Riesen. Z. E. V. 1896. 524. Vortreffliche Photographie, welche die Grössenverhältnisse exact zeigt. 527.

Nehring A., Ueber das Vorkommen von Zwergen neben grossen Leuten in demselben Volk. Z. E. V. 1897. 91.

R. Virchow u. R. G. Halibarton, des letzteren Abhandlung: Ueber Zwerggrassen. Z. E. V. 1897. 95.

— — Zwergstämme in Süd- und Nord-Amerika. Z. E. V. 1896. 470.

R. Virchow u. Julius Meisila, Photographien eines Zwerges und einiger Cretins. Z. E. V. 1896. 256.

R. Virchow u. Mac Ritchie, Frage der Zwergtypen in den Pyrenäen.

Physiologie.

Hitzig E. u. Ed., Die Kostordnung der psychischen und Nervenlinker der Universität Halle-Wittenberg. Jena 1897. Verlag von Gustav Fischer.

Mies Jos. Dr., Einwirkung der von einem Homöopathen bei Facialislahmung angewandten Röntgenstrahlen auf Haut und Haar. Sonderabdruck aus der deutschen medicina. Wochenschrift. 1897. Nr. 26.

Zenker W., Der thermische Aufbau der Klimate aus den Warmwirkungen der Sonnenstrahlen und des Erdinnern. Nova Acta. Acad. Caes. Leop. Carol. 87. Bd. Halle 1896. S. 1—262. Mit Tafel I—V.

Schädel und Skelet.

a) Capacitäts-Bestimmung des Schädels, Methode.

Bartels Paul, Eine neue Methode der Capacitäts-Bestimmung des Schädels. Z. E. V. 1896. 256.

Kranze W., Ueber Schädelcapacität. Z. E. V. 1896. 514.

Poll H., Ein neuer Apparat zur Bestimmung der Schädel-Capacität. Z. E. V. 1896. 615. Dass Virchow 619, Waldeyer 620.

b) Allgemeine.

Weissenberg S., Elisabethgrad, Russland. Ueber die verschiedenen Gesichtsmasse und Gesichtslinien, ihre Einteilung und Branchbarkeit. Z. E. 1897. 41. Dass R. Virchow 58.

v. Kreckert, Deformirter Schädel von Stawropol, Kaukasien. Z. E. V. 1896. 592.

v. Heyden A., Grabfund in der Fideskirche zu Schlettstadt. Z. E.V. 1897. 112. In Mémoires (zufällig) abgeforderte Theile eines schönen weiblichen Körpers, Kopf und Körper bis unter die Brüste.

r Hölder, Skelettfunde aus römischen Gräbern, Fundberichte aus Schwaben. IV. 1896. 39.

Nachtrag zu dem im Jahrgang 1895 veröffentlichten Skelettfunden aus dem Boden der alten Kirche in Burgfelden. O. A. Balingen; ebenda S. 64.

Jürgensson Joh., Die Graberschädel der Dominicane zu Jarjew (Dorpat) mit neuen Untersuchungen über den Torus palatinus. Eine craniologische Studie. Jarjew 1896.

Köhler, Ein Schädel von Wegierskie bei Schroda. Z. E.V. 1896. 191.

Martin Dr. Rudolf, Altpaläolithische Schädel. — Separatdruck aus der Vierteljahrschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich. XLI. Jahrgang. 1896. Jubelband. — Zürich 1896. 2 Tafeln.

Nehring A., Ein nasoccephaler Menschenschädel aus der Becken bei Magdeburg. Z. E.V. 1896. 406.

Ranke Joh., Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau. Ein Beitrag zur Geschichte der Schädeltypen in Bayern. Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie d. Wissenschaften. 1897. Heft I. S. 1-92.

Steinbach, Schädel von der Insel Nauru (Pleusant Island). Z. E.V. 1896. 545.

r. Török Ansel, Prof. Dr., Ueber den Yncoser Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Bela-Szöcsevi und über den Suchaliner Ainoschädel des königlichen zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Ein Beitrag zur Reform der Craniologie. Tafel III u. IV. Archiv f. Anthropologie 1896.

Virchow R., Colossale Foramina parietalia am menschlichen Schädel. Z. E.V. 1896. 593.

— Schädel mit Cariesocrosis der Sagittalgegend. Z. E.V. 1896. 327. Durch Anwendung von Brechweinstein-Salbe (Ungt. Tartari stibii) bei Geisteskranken auf die Scheitelgegend kamen tiefgreifende Zerstörungen, selbst bis zur Verformung, zu Stande.

— Schädel der Hakwiri, Kamerun. Z. E.V. 1897. 154.

Weinberg Rich., Dr. med., Ueber einige Schädel aus älteren Löss-Letten- und Estengrübchen. (Vorläufige Mittheilung.) Sonderdruck aus den Sitzungsberichten der Gel. Estn. Gesellschaft 1896. Dorpat 1896.

Oberkast-Gebilde, Haare und Nägel.

Günther (Berlin), Die Elemente der inneren Wurzelhaube und der Haarknopf des Säugethierhaares. Abdruck aus: Verhandlungen der Anatomischen Gesellschaft in Berlin vom 19.-22. April 1896.

Una P. G., Ueber das Haar als Rassenmerkmal und über das Negerhaar insbesondere. Sonderdruck aus: Deutsche Medicinal-Zeitung 1896. Nr. 82 u. 83.

Vignener Dr. Jos., Ein Beitrag zur Morphologie des Nagels. Abdruck aus den Morphol. Arbeiten. VI. Bd. 8. Heft. Jena. (Inaugural-Dissertation.)

Entwicklungsgehehrts und Niesbildungen.

Bartels Max; Ploss Dr. H., Das Weib in der Natur- und Völkerverkunde. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1896. Lieferung I mit 14.

Müller F. W. K., Anmerkungen zu Bartels-Ploss: Das Weib (4. Aufl.) Z. E.V. 1897. 68.

Bartels Max, Die Koss- und Boscha-Gehährche der Bawenda in Nord-Transaal. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 26. Januar 1896.

— Lactatio serotima in Jara. — Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 16. Februar 1896.

Die Spät-Lactation. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. April 1896.

Andree R., Lactation unblegeter Ziegen. Z. E.V. 1896. 584.

Behla, Nicht-Vererbbarkeit von Stummelschwänzen bei Thieren. Z. E.V. 1896. 648.

Behla Dr. Robert, Sanitätsrath, Ueber Nichtvererbbarkeit von Stummelschwänzen bei Thieren. — Separatdruck aus der Naturwissenschaft. Wochenchrift. Bd. XI. Nr. 41.

Brandt Dr. Alex., Ueber die sogenannten Hundemenschen, bzw. über Hypertrichosis universalis. — Sonderdruck aus dem „Biologischen Centralblatt“, Band XVII. Nr. 5, 1. März 1897.

— Ueber den Bart der Mannweiber (Virgines). Sonderdruck aus dem „Biologischen Centralblatt“, Band XVII. Nr. 6. 15. März 1897.

Gastan L., Kaabe mit Hypertrichosis. Z. E.V. 1896. 335.

Maas, Die drei getrigerten Grazien im Berliner Panopticon, Nagermädchen.

Papendick u. Ehlers P., Frühreifes Kind aus Dalheim. Ostpr. Z. E.V. 1896. 262.

Placcenk, Der lesende Wundenkne Otto Pöhler. Z. E.V. 1896. 478. Dazu Virchow 476.

Schulze Fedor, Der Stammbaum der Familie Martens in Niederländisch-Ostindien. Z. E. 1896. 257.

Roux W., Ueber die Bedeutung „geringer“ Verschiedenheiten der relativen Größe der Fortpflanzungszellen für den Charakter des Fortpflanzungschemas nebst Erörterungen über die nächsten Ursachen der Anordnung und Gestalt der ersten Fortpflanzungszellen (Archiv für Entwicklungsmechanik 1896. Band IV. Seite 1).

— Naturwissenschaftliche Rundschau. XII. Jahrgang. Nr. 2. — 9. Januar 1897.

Virchow R. u. Lesser, Hypertrichosis universalis bei einem noch nicht ganz 6jährigen Mädchen, mit 8 Abbildungen. Z. E.V. 1896. 225.

Zoologie.

Holsins H., De Aap-Mensch op het congres te Leiden — Ooredrukt mit de Studien op Godsdienstig, Wetenschappelijk en Letterkundig gebied. XXVIII. Jaarg. Dl. XLVI. Utrecht 1896.

— Darwiniana. — Ooredrukt mit de Studien op Godsdienstig, Wetenschappelijk en Letterkundig gebied. XXIX. Jaarg. Dl. XLVII. Utrecht 1897.

Baumüller Joh., Zur Pithecanthropus erectus-Frage. Beilage zur Angehörigen Postzeitung. 1897. Nr. 14.

Krause W., Reconstruction des Schädels von Pithecanthropus erectus Dubois. Z. E.V. 1896. 362.

Mies, Ueber die sogenannten Zwischenformen zwischen Thier und Mensch: die Microcephalen und den Pithecanthropus erectus Dubois. — Sonderdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Arzt. Vereine in Rheinland und Westphalen.

Treichel A., Zoologische Notizen IX. — Sonderdruck aus dem Bericht über die 19. Wanderversammlung des westpreussischen botanisch-zoologischen Vereines zu Karlsruhe. — Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. 1896.

Botanik.

Treichel A., Mittheilungen über Verschwinden oder Seltenwerden einiger Pflanzen. — Sonderdruck

aus: Jahresbericht des preuss. botan. Vereins 1895/96 pag. 20—23.

— Botanische Notizen XII. Sonderabdruck aus dem Bericht über die 19. Wanderversammlung des westpreuss. botanisch-zoologischen Vereins zu Karlsruhe. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. 1896.

Psychologie.

Bälz, Hesseheit, religiöse Ekstase und Verwandtes in Japan. Mittheilungen d. deutsch. Gesellsch. f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. 59. Heft. 1897. Tokio-Berlin. A. Asher n. Co.

Bartels M. n. Stevens H. Vaughan, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen der Orang Utan. Malacca. Z. E. V. 1896. 276.

Bausch G., Dr. phil. et med., Das Signalement anthropometrischer Wiedererkennungsfähiger Verbrecher. — Separatdruck aus Heft I „Archiv für Strafrecht“ 1896.

Cordell Oskar, Die Schachmeisterschaft der Welt. II. Beilage zu Nr. 38 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

Eisler Dr. Rudolf, Abnormitäten des Bewusstseins. Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens Nr. 104. 1896. Berlin SW. 46, Hedeemannstr. Nr. 9.

Flechsig P., Ueber die Associationscentren des menschlichen Gehirns. III. Intern. Congr. f. Psychologie. München. Lehmann 1897. S. 49.

Grünau Dr. R., Sanitätsrath, Die ersten 40 Jahre (vom 1. April 1855 bis 31. März 1895) der westpreuss. Provinzial-Irren-Anstalt zu Schwetz. — Danzig 1897.

Kaes Th., Ueber den Markkerngehalt der Hirnrinde bei einem zweijährigen microcephalischen Mädchen und bei einem fünfjährigen macrocephalischen weiblichen Zwerg. III. Intern. Congress für Psychologie, München. Lehmann 1897. S. 195.

Näcke Dr. P., Oberstaatsrath, Weitere zum Capitel der Moral insanity. Separatdruck aus „Neurologisches Centralblatt“ 1896. Nr. 15. Leipzig Veit u. Co.

— Geisteskrankheiten in Gefängnissen. „Die Zukunft“ Nr. 18. Berlin 1897. Friedrichstr. 21.

— Ueber Criminalpsychologie. Ans Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. Sonderabdruck Band XVII. Heft 1. Berlin SW. 48 Wilhelmstr. 119/120.

— Der 4. internationale Congress für Criminal-Anthropologie in Genf. 24.—29. August 1896. Ans Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. Sonderabdruck. Band XVII. Heft 2. Berlin SW. 48. Wilhelmstr. 119/120.

— Der 4. internationale Congress für Criminal-Anthropologie in Genf. 24.—29. August 1896. Separatdruck aus „Neurologisches Centralblatt“ 1896. Nr. 18. Leipzig Veit u. Comp. — Bericht über den 4. internationalen Congress für Criminal-Anthropologie in Genf. Ende August 1896. Ans Zeitschrift für Criminal-Anthropologie, Gefängnis-Wissenschaft und Prostitutionswesen. Berlin W. 8. Charlottenstr. 50/51. Band I, Heft 1. 1897.

— Lombroso und die Criminal-Anthropologie von heute. Ans Zeitschrift für Criminal-Anthropologie etc. Band I, Heft 1. 1897. Berlin W. 8.

Ranke J., Vergleichung des Ranninbältes der Röhren- und Schädelsöhle. Als Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Snell Dr. Otto, Alkohol und Bergsteigen. Mässigkeitsblätter. Mittheilung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. März 1897. Nr. 3.

Sommer W., Allenberg, Nervöse Veranlagung und Schädelformität. Separatdruck aus der Zeitschrift für Psychiatrie etc. Bd. 53. Berlin. Druck und Verlag Gg. Reimer.

B. Ethnologie.

Aehelis Dr. Th., Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverändlich dargestellt. Ferdinand Enks, Stuttgart 1896. 89. VIII u. 457 S.

Andree R., Phallus-Darstellung in Yucatan. Z. E. V. 1896. 467.

Andrian Ferd. Frhr. v., Ueber Wortaberglauben. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt d. deutsch. anthrop. Gesellschaft. Nr. 10. 1896. (Bericht der 27. allgemeinen Versammlung in Speier) München 1896.

Baessler A., Neuseeländische Alterthümer. Z. E. V. 1897. 112.

Bartels Max u. Weesmann R., Reife-Unsitten bei den Bawenda in Nord-Transvaal. Z. E. V. 1896. 363.

Bartels Max u. Beuster C., Schienen-Verbindungen für Knochenbrüche bei den Wawenda in Nord-Transvaal. Z. E. V. 1896. 365.

Bartels Max u. Stevens Holf Vaughan, Mittheilungen aus dem Franciscanum der Orang Blendas, der transg. Djakon (Jakoon) und der Orang Laut. Z. E. V. 1896. 163.

Bartels M., Zwei Zauberberührer der Bawenda in Transvaal. Z. E. V. 15. Februar 1896.

— Tagebuch-Notiz des H. Missionar Schloemann aus Malokong Nord-Transvaal über: Felsenzeichnungen der Buschmänner bei Passomp Nord-Transvaal, einer Kultstätte der jetzt dort ansässigen Masale. Z. E. V. 21. März 1896. 230.

— Die Hungersnoth in Nord-Transvaal. Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellschaft vom 16. Januar 1897.

— Die Hungersnoth in Nord-Transvaal. Z. E. V. 1897. 52.

Brandstetter Henrad, Prof. Dr., Die Gründung von Wadjo (Tampun Tikadong). Eine historische Sage aus Südwest-Celebes (aus Deutsche übertrug). Aus Malain-Polynesische Forschungen. Lusern 1896.

Buchner Dr. Max, Völkerkunde, aus „Die Umschau“. 1. Jahrg. Nr. 1. 2. Januar 1897.

Cartellieri Alex., Evolution und Geschichte. Sonderabdruck aus dem neuen Jahrbüchern. Bd. 67. Heft 2. Berlin 1897.

Cernak Klimens, Phallus von dem Hradek in Caslau. Z. E. V. 330.

Ehrenreich Paul, Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens. Vokabulare von Purus-Stämmen. Z. E. V. 1897. 59.

Forke, Die chinesische Armbrust. Z. E. V. 1896. 272.

Heyer Franz, Die Zukunft der ethnographischen Museen. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896.

A. Houtum-Schindler, Perische Alterthümer. Z. E. V. 1896. 229.

Joest W., Fünf persianische Alterthümer. Z. E. V. 1896. 565.

Jagor F., Steingeräthe der Abade. Z. E. V. 1897. 95.

Klimens z. Stevens H. Vaughan, Geschichte der Djakon (Bemar-Bemar). Z. E. V. 1896. 301.

Krause Ed., Lappische Geräthe. Z. E. V. 1897. 115. Ehenda 34.

Lauffer B., Indisches Recept zur Herstellung von Räucherwerk. Z. E. V. 1896. 394.

v. Lusehan F., Ceremonial-Masken aus Britisch-Neu-Guinea. Z. E. V. 1896. 222.

— Dreissig Gypsasken von Ostafrikanern. Z. E. V. 1896. 222.

— Beitrag zur Kenntnis des Tättowirens in Samoa. Z. E. V. 1896. Mit 4 Abbildungstafeln im Text. Sehr wichtig.

Mans, Vorführung eines tunesischen Harems. Z. E. V. 1896. 237.

Martin Dr. L., Hofrath, Kolloidpflüger an der Nordküste Sumatra.

Merenaky, Die australische Mission auf den Bismarck-Inseln. Z. E. V. 1897. 53. Dann Virchow 54. Mönsterberg O., Die ältesten japanischen Hütungen in Europa. Z. E. V. 1896. 468.

Niederle L., Ueber den Ursprung der Slaven. Sonderabdruck aus Bd. LXXI Nr. 24 des „Globus“.

Nölling Fritz, Die Pagoden von Pagan in Oberbirma. Z. E. V. 1896. 226. Mit vielen Abbildungen.

Oberhummer R., Kom. Ins. Durch Syrien und Kleinasien 1896. Vortrag gehalten auf dem 12. deutschen Geographentag zu Jena, in der geographischen Gesellschaft und in der Alpen-Verein-Section zu München am 21., 29. April und 5. Mai 1897.

Oppert Gustav, Ueber die Tota und Kota in den Nilgür oder den Nilus Bergen. Z. E. 1896. 215.

Preuss Dr. K. Th., Die Totenkugel im alten Amerika. Vom Standpunkt der Völkerpsychologie. Sonderabdruck aus Band LXX Nr. 22 und 23 des „Globus“.

Schedel Joseph, Phallus-Cultus in Japan. Yokohama 1896.

Schmeltz J. D. E., Zur Ethnographie der Malayen. Separatdruck aus Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. IX. 1896.

Schweinfurth G., Felinschriften der Banto am Sambesi. Z. E. V. 1896. 534. Dann Virchow 535.

Seler Eduard, Noch einmal das Gefäss von Chama. Quelenaccount und Kukulcan. Z. E. 1896. 222.

Ständinger P., Africänische Stücke. Steinärte, Steingeräte. Z. E. V. 1896. 285.

— Todtenbestattung beider Hanasa. Z. E. V. 1896. 402.

— Carneol., hew. Achalperlen aus Mossi (Moschi). Z. E. V. 1897. 96.

— Das Zinnvorkommen im tropischen Afrika und eine gewisse Zinnindustrie der Eingeborenen, ebenda 97.

Vierkaud Dr. A., Die Calturformen und ihre geographische Verbreitung. Sonderabdruck aus der geographischen Zeitschrift III. Jahrg. 1897. Leipzig.

Virchow R., Bastian-Feier. Z. E. V. 1896. 386. Ausführliche Darstellung mit Lebensrißes B. v. a. a. Ebenda. 537.

— Kopfputz eines Berg-Kriegers. Z. E. V. 1896. 600.

Ujfalvy de Charles, Les Aryens au nord et au sud de l'Indon-Koch. I vol en 8° de XV et 486 pages avec une carte ethnographique de l'Asie centrale. — Paris 1896.

Europäische Völker- und Volkskunde.

Ackermann B., Zur Volk-kunde des Calauer Kreises. Niederlausitzer Mittheilungen. IV. 1896. S. 812.

Arnold Hugo, Fahrten im blau-weißen Schwabenland. Der Sammler, Belletristische Beilage zur Angerburger Abendzeitung. 1896. Nr. 139, 140 und 141.

— Ein Jubiläum der bayrischen Schwaben. Der Sammler, Belletristische Beilage zur Angerburger Abendzeitung. 1896. Nr. 152, 153, 155, 156. 1897. Nr. 1.

Bartels Max u. Mrazovic Milena, Zur bosnischen Volk-kunde. Z. E. V. 1896. 279.

— Hausgewerbliche Gegenstände aus Bosnien. Z. E. V. 1897. 98. Dann Jacobsthal E. 104 und von Laschan F. 110.

Behla Dr., Die Mondcheibe in der Volkphantasie. Sonderabdruck aus Bd. LXX Nr. 9 des „Globus.“ — Die Spreewaldhochzeit, ein episches Gedicht. Lübbenan 1896.

Boyl J., Wie das Volk den Frühling begrüßt. Aus Mittheilungen und Umfragen zur laye. Volk-kunde. 1897. Nr. 1. Druck und Verlag: Wirth'sche Buchdruckerei Angsburg.

Bruinier Dr. J. W., Die Heimat der Germanen. Aus „Die Umschau“ Frankfurt a/M. 1897. Nr. 1 S. 14.

— Pfläzischer Bauerkalender. Bericht „Der Urquell“, Bd. 1. Heft 6. Hamburg 1897. Seite 103.

— Die Heimat der Germanen. Aus „Die Umschau“ 1. Jahrg. Nr. 1. 2. Jahrg. 1897. S. 14.

Brenner S., Altdeutsche Opferplätze und Barganlagen. Alma Julia. Wissenschaftliche Beilage zur Neuen bayer. Landeszeitung. Würzburg 1896. Nr. 170.

Ehrenreich Paul, Stiergefechte in Spanien und Portugal. Z. E. V. 1896. 429. Dann Waldayer 437. Olshausen 437.

Friedel Ernst, Ueber die Christmette und den Christbaum in Berlin und der Provinz Brandenburg. Kin Vortrag. Brandenburg. Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. Berlin. 9. Dez. 1896.

— Nachtrag. 3. dem Vortrag Der Christbaum und die Christmette. Monatsblatt der Brandenburg vom 6. Januar 1897.

— Ueber die Verkehrblinden-Sage. Monatsblatt der Brandenburg vom 13. Januar 1897.

— Nachträge zu den Verkehr-Bäumen. Separatdruck aus Brandenburg. Monatsblatt, Novemberheft 1896.

Gröner K., Zu dem Kapitel der Niederlausitzer Volk-heilkunde. Niederlausitzer Mittheilungen. IV. 1896. S. 292.

Götze A., Das Spinnen mit Spindel und Wirtel. Z. E. V. 1896. 473.

Gröner H., Sagen und Gebräuche der Grafschaft Mansfeld. Mansfelder Blätter. Mittheil. d. Ver. f. Gesch. u. Alterth. d. Grafschaft Mansfeld. V. 1891. Einleiten. S. 168—175. VI. 1892. S. 192—207.

Hahn Ed., Demeter und Baubo, Versuch einer Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues. Lebeck. Hartmann A., Alte Gerichte und Freistätten in Bayern. Monatschrift des histor. Ver. v. Oberbayern. VI. 1897.

Hiltmann H., Die Messer-dorfer Recepte. (Volksmedizin) Neues Lausitzisches Magazin. 72. Bd II. Heft. Gorlitz 1896. S. 316.

Jeusch J. A., Tuffel und Kurl. Z. E. V. 1896. 587.

Krause Ed., Ausmalung der Hande eines hanoverschen Bauernhauses. Z. E. V. 1896. 589.

— Modernes Steingeräth aus der Provinz Hannover. Ebenda 590.

— Der versteigerte Mann von Columbia, South Carolina. Ebenda 595.

Sagen, welche an vorgeschichtliche Grüer anknüpfen und über anderen Aberglauben. Z. E. V. 1897. 117, 119, 120. Dann v. Schierstädt 121.

Lehmann-Nitsche Dr. B., Moderne Erdhöhlenbewohner im nordöstl. Deutschland (Kujavien). Aus Vossische Zeitung Nr. 401. 1896.

Leukow E., Getränk aus Wachholderbeeren in Ostpreussen. Z. E. V. 1896. 540.

— Knochen- und Horngeräthe in Ostpreussen. Ebenda 540.

Niederlausitzer Dialektproben. Niederlausitzer Mittheilungen IV. 1896. S. 316.

— Flurnamen: Bechtes. Ebenda S. 427.

— Todtengeld. Ebenda S. 427.

Pirkmayer Fried., Wetterknoten. S. 262. Hochzeitaladung S. 132. Mith. d. Ges. f. Salzburger Landeskunde. XXXVI. 1896.

Pommer J., Ueber das Alpirische Volkslied und wie man es findet. Zeitschr. des deutsch. und österr. Alpenvereins. XXII. 1896. S. 89.

Ratzel F., Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegung. Zeitschr. d. deutsch. u. österr. Alpenvereins. XXII. 1896. S. 62.

Schmid W., Der Leonhardscult und Aebnliches. Monatschrift d. hist. Ver. v. Oberbayern. V. 1896. 61.

— Moderne Schicksalene. Oberbayerisches Archiv 49. Bd. 1896. S. 587.

v. Schulenburg W., Märkische Kränerei aus dem Kreise Teltow. Brandenburger. Berlin. V. 1896. 137.

— Die Dreifelderwirtschaft der Bauern von Wittstock und der landwirtschaftliche Bericht des Tacitus. Ebenda. 214.

— Die Göttin Harks im Kreise Teltow in ihren letzten Spuren. Ebenda. 233.

— Kleine Mittheilungen zur Volkskunde. Ebenda. 243.

— Backwerk am Niederbrin, der Palmstock und der Salomonsknoten. Z. E. V. 1896. 840.

— Wetterstark mit Steinbeilen und der Gott Perkonos. Z. E. V. 1896. 362.

— Volkskundliche Mittheilungen aus der Mark. Z. E. V. 1896. S. 187.

— Beiträge zur Volkskunde. Z. E. V. 1896. 264.

Schwartz Wilhelm., Eine Gewitteranschauung Jens Faals mit allerhand mythischen Analogien. Aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Heft 1. 1897. Berlin.

— Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturreligion. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896.

— Volksbüchliches aus Lanterberg im Harz. Z. E. 1896. 143.

Skökeland H., Eine Reise nach dem Spreewald. Z. E. V. 1896. 291.

— Das Spinnen mit Spindel und Wirtel. Z. E. V. 1897. 95. Dass W. Schwartz.

Treichel A., Hochzeit in der Cassebei.

— Die Kopee oder Grobe bei Loccha Kreis Neustadt. — Giebelverzierungen und Anders aus Westpreussen.

— Doppelwall von Beudargau, Kreis Karthaus. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 20. Juni 1896.

— Schlossberg von Melken Kreis Karthaus (nebst Anhängen). Z. E. V. 1897. 56.

— Tapfensteine bei Melken, sowie im Allgemeinen über Steine mit Pussperren. Ebenda. 68. 129.

— Von der Pfliechen- oder Ballfuss. Separatdruck aus der Altpreussischen Monatschrift. Bd. XXXIV. Heft 1 und 2.

— St. Andreas als Heirathsstifter. Eine Umfrage. Separatdruck aus „Der Urquell“ Bd. VI. Seite 69 bis 80. 1897.

— Das zerbrochene Ringlein. Separatdruck aus der Volkszeitung Nr. 894. Berlin, 22. August 1896.

— Interessante Himmelserscheinungen. Separatdruck aus Nr. 22. 362 der Danzig. Zeitung.

— Anterignoz von Schnupfbak als Hausindustrie in der Cassebei. Sonderabdruck aus dem Bericht über die 19. Wanderversammlung des westpreussischen botanisch-zoologischen Vereins an Karthaus. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. 1896.

— Einrichtung des Gebeimgemaches. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 16. April 1896. 16. Mai 1896. 16. Januar 1897.

— Sogenannte Wikingerschiffe. Verhandlungen der Berliner anthropolog. Gesellschaft. 16. Mai 1896.

Wolf K., Hauskräutche im Berggrafenname. Zeitschrift d. deutsch. u. österr. Alpenvereins. XXII. 1896. S. 182.

C. Urgeschichte.

1. Allgemeines.

Behla, Lanziter Altorthörner. Z. E. V. 1896. 406.

Heierli J., Die archaischen Funde des Kantons Schaffhausen in ihrer Beziehung zur Urgeschichte der Schweiz. Vortrag. Druck von H. H. Sauerländer u. Comp. in Aarau.

Heierli J. u. Oechsli W., Urgeschichte des Wallis. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft (der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer) in Zürich. Bd. XXIV. Heft 3. Zürich 1896.

Virchow R. u. Helm O., Die weisse Substanz in den Ornamenten vorgeschichtlicher Thongefässe Westpreussens. Z. E. V. 1897. 35.

Helm Otto, Ueber die chemischen Bestandtheile einiger vorgeschichtlicher Thongefässe Westpreussens und der in ihren Ornamenten befindlichen weissen Substanz. Sonderabdruck aus den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. N. F. Bd. IX. Heft 2. Danzig 1896.

— Chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Bronzen. Z. E. V. 1897. 123.

Hornes Moritz Dr., Zur prähistorischen Formenlehre. II. Theil. Aus Mittheilungen der prähist. Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. I. Bd. Nr. 4. 1897. Separatdruck. Wien 1897.

Jentsch Alfr., Prähistorische Sammlung der physik.-ökon. Gesellschaft zu Königsberg in Pr. mit Text und vortrefflichen Abbildungen auf Tafel I-IV. Schriften d. physik.-ökon. Gesellschaft in Königsberg in Pr. XXXVII. 1896. S. 115-124.

Matiogka Dr. H., Anthropophagie in der prähist. Ansiedlung bei Knovize und in der prähist. Zeit überhaupt. (Aus Památky archeol. XVI übersezt.) Separatdruck aus Bd. XXVI (der N. F. Bd. XVI) der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien 1896.

Nr. 114, Denkmalschutz. Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichte- und Alterthumsvereine Nr. 12. 1896.

Skökeland H., Nene Aaseengramen von Sickingen. Z. E. V. 1896. 288.

Sommer Dr. med. Wilhelm, Der Bernstein. Sonderabdruck aus Nr. 189-192 des kgl. „Dresdner Journal“ von 1896.

Virchow R., Die anthropologischen und archaischen Congresse des Spätsommers 1896. Ausführliche Berichte: Speier, Riga, Budapest, Stein am Rhein (Kloster-Ausstellung). Z. E. V. 1896. 476. Das Barteis M. ebenda S. 567. Lissauer 407.

Virchow R. u. de Marchesetti, Nekropole in S. Cassiano bei Triest. Z. E. V. 1896. 634.

2. Diluvium und Höhlenforschung.

Koenen C., Ueber die Art der Niederlage und die Zeitfolge der postdiluvialen vulkanischen Auswürfmassen bei Andernach. Separatdruck aus den Sitzungsberichten der niederrhein. Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn.

Schlösser Dr. M., Ueber die Pleistocänen Schichten in Franken und ihr Verhältnis zu den Ablagerungen am Schreinerhübel bei Schaffhausen. Separatdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc. 1895. Band I.

— Ueber die prähistorischen Schichten in Franken. Separatdruck aus dem Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 1. 1895.

— Hüftenstudien und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz. Separatdruck aus dem Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 3. 1896.

Aus Amerika.

McGuire Dr. J., The non existence of paleolithic culture. The American Naturalist. 1894 May. 446.

Mercer H. C., Professor W. Boyd Dawkins on Paleolithic Man in Europe. The American Naturalist. 1894. May 1894. 448.

— Trenton and some gravel specimens compared with ancient quarry refuse in America and Europe. The American Naturalist. 1893 November. 962.

— Progress of field work in the Department of American and Prehistoric Archaeology of the University of Pennsylvania. Reprinted from the American Naturalist. 1. July 1894.

— Progress of field work. Department of American and Prehistoric Archaeology of the University of Pennsylvania. 6. January 1894.

— Cave Explorations in the eastern United States. Department of American and Prehistoric Archaeology of the University of Pennsylvania. Aldie, Doylestown 4. July 1894.

— The Discovery of aboriginal Remains of a Rockshelter in the Delaware Valley known as the Indian House. Reprinted from Publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston 1897.

— An exploration of aboriginal Shell Heaps. Revealing Traces of cannibalism on York River, Maine. Reprinted from Publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston 1897.

— An exploration of Durham cave in 1893. Reprinted from publications of the University of Pennsylvania. Vol. VI. Boston 1897.

Newton E. T., Schädel und Knochen des Menschen aus der paläolithischen Kiesterrasse von Galley-Hill, Mass. Z. E. V. (Geological Journal of the Geological Society 1896, Vol. LI, S. 505.) Naturwissenschaftliche Rundschau Nr. 1. Braunschweig. 4. Januar 1896.

3. Neolithische Periode.

Bajer Rudolf, Thongefässe aus der Steinzeit auf der Insel Rügen. Z. E. V. 1896. 350. Sehr wichtig. Mit 20 Figuren im Text.

Cernak K. K., Zusammengeklebtes Gefäß aus der Steinzeit von Drobovic. Z. E. V. 1896. 331.

Köhler, Feuerstein-Schlagslätten im Posenschen. Z. E. V. 1896. 316.

Oleshausen, Steinzeitliche Feuerzeuge. Z. E. V. 1896. 334.

Pontjazin Paul Fürst, Chirurgische Steininstrumente. 3 Tafeln. Extrait des Bulletins de la Société Anthropologique de l'Académie de Médecine de St. Pétersbourg.

Wagner E., Böhl in Baden. Alterthumsfunde. Anstellung der jüngeren Steinzeit. Correspondenzblatt der D. Ver. Z. 1896. S. 146.

v. Weisacir R., Prag, Neue Funde auf der Lösegruppe südöstlich von Lobowitz a. d. Elbe (Reisereise Correspondenzblatt d. deutsch. A. G.

Ziegelei). Z. E. V. 1897. 42. Steinzeitliche Ansiedelung mit Brandgräbern. Urnegrab.

Prähistorische Metallperioden.

Anger, Eine neu aufgefundene Bronze-Urne von Topolno, Kreis Schwetz. Z. E. V. 1897. 36.

Baier Rudolf, Die Goldgefäße von Langendorf. Z. E. 1896. 92.

Barfels M., Thonscherben aus Borsnica. Z. E. V. 1896. 219.

— Altos und Nemes von Mitterberg. Z. E. V. 1896. 292. Dazu A. Voss 297, Pirchel 564.

Busse H., Einige märkische Grabfelder und ein Burgwall. Z. E. V. 1897. 54.

— Hügelgrab bei Wamsitz, Nieder-Barnim. Z. E. V. 1896. 296.

Finla Franz, Separatdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina IV. Bd. 1896. — 1) Die prähistorische Ansiedelung auf dem Debito Brdo bei Sarajewo. 2) Die Ergebnisse der Untersuchung prähistorischer Grabhügel auf dem Glasovac im Jahre 1894. 3) Ueber einige Wallburgen im nordwestlichen Bosnien. 4) Kleine Mittheilungen. Wien 1896.

Förster R., Der Depotfund von Bonnaville, Strassburg i. E. 1896.

Halm M., Der Schalenstein von Oening. Monatschrift d. hist. Ver. v. Oberbayern. V. 1896. 32.

Hampel Jos., Neue Studien über die Kupferzeit. Z. E. 1896. 57.

Hensel, Urnenfund von Solten. Zeitschr. d. hist. Ges. f. d. Prov. Posen. XII. 1. S. 92.

Jenisch H., Vordavische Wohnreste bei Aterwasch, Kr. Guben. Niederlausitzer Mittheil. IV. 1896. S. 235.

— Aus dem Graberfeld bei Gross-Teplitz, Kreis Sorau. Ebenda S. 241.

— Handwall bei Trebitz, Kr. Lübben. Ebenda S. 219.

— Dreifaches Tiefass und Topf mit Durchbohrungsverzerrungen, sowie gleichzeitige Funde von ebenselber. Ebenda S. 361.

Lehmann-Nitsche, Ein Depotfund von vordavischer Urnen-Friedhof von Königbrunn, Cujavien. Z. E. V. 1897. 171.

Mayer A., Ein Schalenstein von Marwang. Monatschrift d. hist. Ver. v. Oberbayern. V. 1896. 31.

Oleshausen u. Virchow, Fertige Tafeln zur Erkennung der Sammelweise der Bevölkerung. Z. E. V. 1896. 478.

Prasek J. V., Begräbnishügel bei Dobrichow, Nordböhmen. Z. E. V. 1896. 541.

Röhler Emil, Schuchsa (Transkaukasien). Eine archaische Excursion nach Dschemil, Transkaukasien. Z. E. V. 1896. 160.

— Fortsetzung des Berichtes. Ebenda 170.

v. Trötschel, Ein Depotfund von Bronzesheln bei Dödingen. O. A. Ebingen a. D. Fundberichte aus Schwaben. IV. 1896. S. 31.

Schöble L., Hügelgräber bei Kiecklingen. Jahrbuch d. hist. Ver. Dillingen. IX. 1896. S. 235.

v. Schulenburg W., Bericht über vorgeschichtliche Funde in Schloten, der Mark und Pommern. Z. E. V. 1896. 190.

Virchow R., Vermeintliches Vorkommen von prähistorischem Zinkgras in Siebenbürgen. Z. E. V. 1896. 338.

— Elmenziger Brandwall von Kocscht bei Dresden. Z. E. V. 1896. 363.

— Angetriebene Schlackeneinstücke von der Insel Föhr. Z. E. V. 1896. 407.

— Frage der partiellen Zerstörung des Schlossberges bei Burg a. d. Spree. Z. E. V. 1897. 34. 122.

Virchow-Brocht, Ausgrabungen auf der Moor-
schau bei Quedlinburg. Z. E. V. 1897. 140. (Vir-
chow) 146.

Virchow-Höfer, Neue Ausgrabungen bei Göl-
lopi, Transkaukasien. Z. E. V. 1896. 398.

Weber Franz, Zur Vor- und Frühgeschichte des
Lehrtauns, Nachrichten und Ergänzungen. Zeitschrift d.
H. Ver. f. Schwaben u. Neuburg. XXIII. Bericht für
1893—1896. Augsburg 1896.

Weeren, Analyse einer knajvischen Kupferart
und Bearbeitung der Kupfererze. Z. E. V. 1896. 380.
Danz Olshausen 385, 384 und G. Schweinfurt 383.
Staudiner 384.

Wernick F., Der Strampitzer Eisenfund, Nieder-
lausitzer Mitteilungen. IV. 1896. S. 521.

— Vorgeschichtliche Wohnstätten in Riek bei
Strampitz. Ebenda. S. 550.

D. Frühgeschichtliches.

Ägyptisches.

a. Einbalsamierung.

Virchow R., Kopf der Aline und verschiedene
Schädel aus dem Fayum. Z. E. V. 1896. 192. Mit Por-
trait der Aline und vergleichender Abbildung des Schäd-
els und lebenden Gesichts. Dazu v. Kaufmann, Dis-
kussion, und Waldeyer. Ebenda. 219.

Virchow-Schweinfurt, Neue Forschungen in
Aegypten und die Einbalsamierung von Köpfen im Aller-
thum. Z. E. V. 1897. 131.

Saikowski E., Chemische Untersuchung der Mumien-
binden und der Masse aus der Mundhöhle. Z. E. V.
1896. 214.

— Untersuchung der harigen Masse aus dem
Ägyptischen Schädel und des Inhaltes eines Schädels
aus Fern. Z. E. V. 1897. 32.

— Weitere Untersuchungen von aus der Schäd-
elhöhle von Mumienköpfen entleerten Massen. Z. E. V.
1897. 136.

Ebers G., Die Körpertheile und ihre Namen im
Altägyptischen. I. Theil des Kopfes. Sitzungsber. d.
k. b. Akad. d. Wiss. München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 112.
Heilig Wolf, Ein Ägyptisches Grabmilde und
die mykenische Frage. Sitzungsber. d. k. b. Akad. d.
Wiss. München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 448. 659.

Martin J. R., Geschliffene ägyptische Steinwerk-
zeuge und Bronzen. Z. E. V. 1896. 191.

Classisches

a. Metrologisches u. ä.

Lehmann C. F., Metrologische Nova. Z. E. V. 1896.
485. In dem Relationsverhältnis von Gold zu Silber
bei den Babyloniern $13\frac{1}{2} : 1 = 40 : 3 = 260 : 27$ liegt
das Verhältnis der Tagezahl des sexagesimalen Rund-
jahres 360 (= Sonne) in der des periodischen Mon-
des 27 (= Mond) vor. Dazu 572.

— Eine ägyptische Darstellung der Massage. Mit
Abbildung. Z. E. V. 1896. 565 im Berliner Museum.

— Eine neue Ausgabe der auf römischen Gebiet ge-
fundenen chaldäischen Keilschriften. Z. E. V. 1896. 609.
W. Beick und C. F. Lehmann, Chaldäische For-
schungen. Fortsetzung. Z. E. V. 1896. 309.

Lindemann F., Zur Geschichte der Polyeder und
der Zahlreihen. Aus den Sitzungsber. d. math.-physik.
Cl. d. k. bayr. Akad. d. W. Bd. XXVI. 1896. Heft 4.
München 1897.

b. Adamklissi.

Benadorf O., Adamklissi. Aus den archäologisch-
epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich-Ungarn.
Jahrgang XIX. Heft 2. Wien 1896.

— Ephesus. Sonderdruck aus dem Anzeiger der
kais. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1897. Nr. V—VI. Sitzung
der phil.-hist. Cl. vom 17. Februar.

Furtwängler A., Adamklissi. Sitzungsber. d. k. b.
Akad. d. Wiss. München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 247.

— Adamklissi. — Zur Athena Lemnia, archäologische
Studie. Aus den Sitzungsber. d. phil.-philol. u. d. hist.
Cl. d. k. b. Akad. d. Wiss. 1897. Heft 2. München 1897.

c. Antike Cultur.

Bartels M., Ein antiker Mutterkranz. Verband-
lungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom
16. Januar 1897.

v. Helber, Das Verhältnis des mykenischen zum
dorischen Dactyl. Sitzungsber. d. k. b. Akad. d. Wiss.
München. Hist.-phil. Cl. 1897. S. 142.

Schoetensack Otto, Vor- und Frühgeschichtliches
aus dem italienischen Süden und Tans. Z. E. 1897. 1.

d. Germanisches n. Slavisches.

Böheim Wendelin, Meister der Waffenschmied-
kunst vom XIV.—XVIII. Jahrhundert. Ein Beitrag zur
Geschichte der Kunst und des Kunsthandwerks. Berlin.
S. 14.

Faistle K. u. Baader R., Die künstlichen Höhlen bei
Groszinszenmoos. Oberbayerisches Archiv. 49. Bd.
1896. S. 321.

Kirschmann Jos. u. Hartauer J. M., Das ala-
mannische Gräberfeld bei Schretzheim. A) Ausgrabungen
im Mai 1896. Jahrbuch d. hist. V. Dillingen IX. 1896.
S. 189. B) im August und September 1896. S. 192.

Mit Tafel III n. IV Abbildung der Funde. Masse der
Schädel aus diesem Gräberfeld von J. Raabe. S. 230.

Köhler-Poenen, Fundorte von Schläfenringen in
der Provinz Posen. Z. E. V. 1896. 246.

Köhler u. Schwarz W., Fundorte von Schläfen-
ringen in der Provinz Posen. Z. E. V. 1896. 538.

Rantert, Germanische Funde in Düsseldorf aus
„Rheinische Geschichtblätter“. Bonn 1. Juni 1894. Nr. 2.
Reinecke P., Slavische Schläfenringe in Dalmatien.
Z. E. V. 1896. 469.

— Skythische Alterthümer. Z. E. V. 1896. 251.

— Skythische Alterthümer in der Bukowina.
Czernowitz 1896.

Schumacher K., Germanische Waffen aus vor-
merovingischer Zeit. Correspond. Bl. d. Westd. Z. 1896. S. 66.

Treichel A., Sogenannte Wikingerschiffe. Z. E. V.
1896. 332.

Römisches.

Arnold Hugo, Das römische Heer im bayerischen
Rittien. Separatdruck aus dem „Allgäu. Geschichts-
freund“. 1896. S. 20. Kempten.

Bürger, Neuer römischer Fund in Langenau.
Fundbericht aus Schwaben IV. 1896. S. 53.

Jentsch H., Niederlausitzer Funde aus provinsial-
römischer und älterer Zeit. Z. E. V. 1896. 241.

— Feuerstahl mit Feuerstein nebst anderen pro-
vinsial-römischen Funden aus den heiden Ob-
bayerischen Kreisen. Ebenda. S. 357.

Lissauer, Grabfund der römischen Zeit von Raben,
Kreis Belsig. Z. E. V. 1896. 408.

Mayer A., Eine römische Niederlassung bei Erlstädt.
Monatsschrift d. hist. V. von Oberbayern V. 1896. 4.
Naegeli E., Römische Niederlassungen in Wirt-
tenberg. Fundberichte aus Schwaben IV. 1896. S. 50.

Nestlé W., Fände antiker Mäusen im Königreich Württemberg. Fundberichte aus Schwaben IV. 1896. 66.
 Popp K., Wallburgen, Ringwälle und Schanzen in Oberbayern, Herren-Chiosse und Langensberggraben. Der Sprecher Thurm am Ratzinger Berg. Das Römer-Castell bei Grünwald. Oberbayerisches Archiv. 49. Bd. 1896. S. 161.

— Linearer Verlauf und Bauart der alten Straßenwege im Hinterland des rätischen Limes mit Nutzenwendungen für die Anlage der Römerstraßen überhaupt. Westd. Zeitschr. XVI. 1897. S. 119.

Scheller Mag., Die Ausgrabungen bei Faimgingen. Jahrb. d. hist. V. Dillingen. IX. 1896. S. 173. Mit Tafel V, VI, VII.

Schweinfurth-Virchow, Vornenesische Altertümer in Ägypten. Z. E. V. 1897. 27. Dass Virchow 81.

Seyler E., Ueber den römischen Ursprung der Burgen. Monatschrift d. hist. V. von Oberbayern V. 1896. 105.

Soldan, Ergebnisse der Limesforschung 1895 mit besonderer Berücksichtigung der Odenwaldlinie. Mittheilungen des oberbayerischen Geschichtsvereins. N. F. VI. 1896. Gießen. S. 197.

v. Stoltenberg, Die Gräfte bei Driberg. Westfalen. Z. E. V. 1896. 600. Dass W. Krause 613, Virchow 614.

Tappeler Dr. Fr., Zum Schluss der Majafage. Meran. Jänner 1897.

Wolff Georg, Römische Straßen in der Wetterau. Westd. Zeitschr. XVI. 1897. S. 1.

Nachtrag.

Bartels M., Die XXVII. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Speyer, Dürkheim und Worms vom 3. bis 7. August 1896.

Dr. B., Mensch und Thier. Bayerischer Courier und Münchener Fremdenblatt. 1897. Nr. 152—171 und 185.
 Götz A., Bronzedeckel und Ohrringen aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Hügelgräber mit Steinpackungen bei Kieselwitz, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Urne mit Münzen und Ohrringen von Weisenhöhe, Kreis Wirzitz, Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Brandgräber der Völkerwanderungszeit von Messdorf, Kreis Osterburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Neue Funde von der Feuerstein-Werkstätte bei Guckler-Holländer, Kreis Friedeberg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Halbfertige Steinhammer von der Bromsdorfer Mühle, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Otterfallen von Gross-Lichterfelde, Kreis Teltow. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Funde von Steingeräthen auf Rügen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Ein Thongefäß der Völkerwanderungszeit aus der Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Merovingische Emailperlen aus der Mark Brandenburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Die trojanischen Silberbarren der Schliemann-Sammlung. Sonderabdruck aus Bd. LXXI Nr. 14 des Globus.

Helm O., Eine Forschungsreise vom Waberhafen in das Innere der Gasellen-Halbinsel (Neapomern). Aus: Kölnische Volkszeitung 1897 Nr. 26.

Hoyer H. Dr. med., Beitrag zur Anthropologie der Naue. Abdruck aus Schwalbe, morphologische Arbeiten. IV. Bd. 2. Heft.

Schmidt Emil (Leipzig), Ceylon. Berlin, Scholl o. Grund 8^o. Achten Tausend.

— Das System der anthropologischen Disziplinen. Sonderabdruck aus Central-Blatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. J. U. Kern's Verlag, Breslau.

— Die Rassenverwandtschaft der Völker-Stämme Südindiens und Ceylons. Sonderabdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896.

— Die vorgeschichtlichen Forschungen des Bureau of Ethnology zu Washington. Sonderabdruck aus Bd. LXVIII. Nr. 214 des Globus.

— Jahresbericht (1894/95) über die amerikanische Litteratur der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Separatdruck aus Heft 2 des Centralblattes für Anthropologie 1896.

Pfister W., Ein Beitrag zur Kenntnis des secundären Geschlechtsverwachens beim Menschen. Abdruck aus Schwalbe, morphologische Arbeiten. 7. Bd., 2. Heft. Strassburg J. E. 1896.

Breul Ludolf, Ueber die Vertheilung des Hauptgipfels bei verschiedenen Menschenrassen. Abdruck aus Schwalbe, morphologische Arbeiten. VI. Bd., 3. Heft.

Weinberg B. Dr. med., Das Gehirn der Letten. Vergleichend anatomisch bearbeitet. Aus dem anatom. Institut der kaiserl. Universität Dorpat. Cassel 1896.

Druckfehler: S. 61, Spalte 1, Zeile 22 von oben zu lesen: IV. Bd., Spalte 2, Zeile 13 von unten zu lesen: IX. u. X.

Herr Oberlehrer J. Weismann, *Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters:*

Es war im Jahre 1878, also vor 19 Jahren, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft mit dem Congress in Kiel auch einen 2tägigen Ausflug nach dem alterthwürdigen und geschichtlich so überreichen Lübeck verband, dessen schöne Erinnerungen sich durch unser diesjähriges Erscheinen in der alten Hannastadt wieder auf Lebhafte erneuern.

Leider sind inzwischen von den damaligen hochbegeisterten Theilnehmern — es waren deren 158 — nicht wenige heimgegangen, die wir in diesen Tagen um so schmerzlicher vermissen, als gerade viele von ihnen zu den Gründern unserer Gesellschaft gehörten und für unsere Bestrebungen äusserst schwer zu ersetzen sind.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in die Einzelheiten jenes unvergessenen IX. Congresses der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Kiel des Näheren einzugehen; es dürfte genügen, daran zu erinnern, welch reiches anthropologisches Studienmaterial der damaligen aus Nah und Fern so zahlreich herbeigeströmten Versamm-

lung seitens der Städte Hamburg, Lübeck und Kiel hier in Lübeck besonders auf dem Gebiete der Prähistorie und Archäologie geboten wurde. Die Reichhaltigkeit der im deutschen Norden so einzig dastehenden Museen, die nicht nur einen höchst wünschenswerthen Einblick in das eigenartige prähistorische Leben des germanischen Nordens, sondern überhaupt in das Gesamtgebiet der anthropologischen Forschung gewähren, sind noch in aller Erinnerung, und die hier erhaltenen Eindrücke wirken seitdem nachhaltig fort; ihnen verdanken wir speziell so manches höchst schätzbare Resultat weiterer Forschung.

So wurde durch die Versammlungen im deutschen Norden der wissenschaftliche Gesichtskreis der Theilnehmer ganz wesentlich erweitert und einer fruchtbringenden gemeinsamen Thätigkeit und dem annehmerischen Bewusstsein inniger Zusammengehörigkeit der einzelnen Mitarbeiter Bahn gebrochen und zur activen Theilnahme an den Bestrebungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft sehr wesentlich beigetragen.

Auch von dem diesjährigen Congress in hiesiger Stadt, deren gastliche Aufnahme wir zum zweitenmal zu erfahren das Glück haben, dürfen wir uns auch wohl das Beste erwarten, und — ich erlaube mir dies nicht nur als sehr wünschenswerth, sondern auch recht herzlich hoffend anzusprechen — nämlich die Gründung eines recht jugendfrischen, eifrig wirkenden anthropologischen Vereins. Eine Stadt, die solche anthropologische Schätze birgt, sollte auch einen selbständigen anthropologischen Verein haben, durch welchen deren Bevölkerung in die betreffenden Reichthümer eingeführt wird.

Die Chronik einer so vergangenheitsreichen Stadt, wie es unser Lübeck ist, gewinnt gewiss doppelte Bedeutung und liebreiches Interesse, wenn die vielen prähistorischen Schätze einer grossen Vergangenheit durch fortgesetzte Belehrung und Pflege in Erinnerung erhalten werden. —

Und nun erlaube ich mir noch die Aufmerksamkeit der hohen Generalversammlung auf den Cassenbericht des Schatzmeisters für das abgelaufene Vereinsjahr 1896/97 zu lenken und bitte sich an der Hand des zur Vertheilung gelangten Cassenberichts über unsere wirtschaftliche Thätigkeit informiren zu wollen.

Wir haben eine Gesamt-Einnahme von 7402,12 M., die sich aus den angegebenen Einzelposten zusammensetzt. Besondere Zuwendungen kamen leider nicht vor.

An Ausgaben finden Sie vorgetragen im Ganzen 6728,99 M., so dass uns ein Cassenrest von 673,99 M. verbleibt.

Die beiden Fonds für die prähistorische Karte und die statistischen Erhebungen wurden wieder entsprechend vermehrt, ersterer um 200 und letzterer um 300 M., so dass der Kartenfond nunmehr 4445,40 M. und der Fond für die statistischen Erhebungen 7648,14 M., also beide Fonds zusammen 12093,54 M. betragen, welche Summe auf der Rückseite unter „Bestand“ vorgetragen und ausgewiesen ist.

Wenn ich zum Schlusse noch allen getreuen Mitarbeitern an dem heseidenden Rechnungswesen unserer Gesellschaft den herzlichsten und innigsten Dank sage, so verbinde ich damit auch die immer wieder recht dringende Bitte, es möchten doch nicht nur die Herren Vorstände und Geschäftsführer der Localvereine und Gruppen, sondern auch jedes einzelne Mitglied unserer Gesellschaft für stete und angiebige Mehrung des Vereins fortgesetzt wirken. Bedarf es ja doch meistens nur einer entsprechend warmen Anregung in Freundeskreisen.

Und nun bitte ich um die Ernennung des Rechnungsausschusses zur Prüfung der Rechnung und um Ihre Decharge.

Cassenbericht pro 1896/97.

Einnahme.

1. Cassenvorrath von voriger Rechnung	• • •	1272 14	♠
2. An Zinsen eingelaufen	• • •	560 —	
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres	• • •	329 —	
4. An Jahresbeiträgen von 1020 Mitgliedern à 4 M.	• • •	4080 —	
5. Für besonders ausgegebene Herrlein und Correspondenzblätter	• • •	10 10	
6. Beitrag des Herrn Vierzig & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes	• • •	152 86	
Zusammen:	• • •	7402 12	♠

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten	• • •	924 70	♠
2. Druck des Correspondenzblattes	• • •	1987 —	
3. Redaction des Correspondenzblattes	• • •	320 —	
4. Zu Handen des Herrn Grenzschutzverwalters	• • •	600 —	
5. Zu Handen des Schatzmeisters	• • •	390 —	
6. Aus dem Dispositionsfond des Generalsekretärs:			
a) für Körpermassungen	• • •	40 10	
b) für Ausgrabungen in Schwaben	• • •	100 —	
7. Für Anzettelungen in der Pfalz	• • •	145 —	
8. Für Vorkaufe in Berlin	• • •	12 —	
9. Für den Vorkauf in Berlin	• • •	504 25	
10. Für den Steuergahnen	• • •	220 75	
11. Für Porto und Druckschriften	• • •	—	
12. Dem Münchener Lokal-Verein zur Herausgabe seiner Vereinschrift „Beiträge“	• • •	300 —	
13. Dem Württembergischen Verein zur Förderung seiner Vereinszeitschrift	• • •	300 —	
14. Für die prähistorische Karte	• • •	50 —	
15. Für denselben Zweck	• • •	300 —	
16. Für die statistischen Erhebungen	• • •	675 99	
17. Baar in Cassa	• • •	220 75	
Zusammen:	• • •	7402 12	♠

A. Capital-Vermögen

Als „Eiserner Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar:

a) 4/5 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Q Nr. 1844	• • •	600 —	
b) 3/5 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Dd Nr. 9232	• • •	300 —	
c) 1/5 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. K Nr. 22129	• • •	300 —	
d) 3/5 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. W Nr. 32855	• • •	300 —	

a) 30/4 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. X Nr. 29067	100	—	—
f) 4/8 Cassidire bei preuss. Staatsanleihe Lit. F. Nr. 182250	200	—	—
Hiervon das Dr. Voigtel'sche Legat mit 3000 A und zwar:			
g) 4/8 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40129	500	—	—
h) 4/8 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40128	500	—	—
i) 3/16 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 40129	300	—	—
j) 3/16 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 40080	500	—	—
k) Kassenfond	750	—	—
Zusammen:	6800	—	—
B. Bestand.			
l) Baar in Cassa	473	30	—
m) Hiervon für die statistischen Erhebungen und die preuss. Kurse bei Merck, Fink & Co. deposited	12098	64	—
Zusammen:	12571	33	—

Die Entlastung des Herrschatzmeisters und der neue Etat.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden für den Rechnungsausschuss vorgeschlagen die Herren: Lenz, Sökeland und Wagner. Der Letztere berichtete für den Ausschuss in der III. Sitzung und beauftragte mit den anerkennendsten Worten für den Herrn Schatzmeister die Entlastung, welche die Versammlung genehmigte. Der Herr Schatzmeister legte sodann für das Geschäftsjahr 1897 bis 1898 folgenden von der Gesellschaft genehmigten Etat vor:

Etat pro 1897/98.		Einnahmen.	
1. Jahresbeiträge von 1200 Mitgliedern à 5 M.	6000	—	—
2. An rückständigen Beiträgen	150	—	—
3. An Zinsen	500	—	—
4. Baar in Cassa	623	99	—
Summe:	6423	99	—
Ausgabe.		Einnahmen.	
1. Verwaltungskosten	1000	—	—
2. Druck des Correspondenz-Blattes	2500	—	—
3. Redaktion des Correspondenz-Blattes	300	—	—
4. Zu Händen des Generalsekretärs	400	—	—
5. Zu Händen des Schatzmeisters	300	—	—
6. Für den Dispositionsfond des Generalsekretärs	150	—	—
7. Für Ausgaben in Danerwerb	300	—	—
8. Für den Statographen	250	—	—
9. Für die Herausgabe der Mittheilungen „Beiträge“	500	—	—
10. Dem Württembergischen Verein	300	—	—
11. Für die prähistorische Karte	200	—	—
12. Für die statistischen Erhebungen	800	—	—
13. Für diverse unvorhergesehene Ausgaben	122	99	—
Summe:	6423	99	—

Wissenschaftliche Vorträge.

Herr Dr. Freund:

Zur Einführung in die Lüneburger Prähistorie.

Hochgeehrte Versammlung!

Gestatten Sie mir, dass ich Sie kurz mit den Resultaten der prähistorischen Forschung unseres Lüneburger Gebietes bekannt mache, und erlaube Sie mir dabei einige Worte über die Anordnung der prähistorischen Abtheilung unseres Museums, für welche ich Ihnen vorzusagen verantwortlich bin.

Ursprünglich war diese Abtheilung nach den Staatsgebieten geordnet, so dass Sie auch jetzt noch die Funde von Lüneburg, vom Fürstenthum Lüneburg, Schleswig-Holstein, Lauburg und Mecklenburg in gesonderte Koje und Schränke finden. Ich hoffe aber darin ihren Beifall zu finden, dass ich diejenigen Fundstücke, welche nachweislich zusammengehören, zusammengestellt habe, so dass oamentlich gemischte Funde deutlich hervortreten.

Mag man immer auf die Unzerstörbarkeit des Steines gegenüber den Metallen hinweisen, so wird doch die grosse Zahl der Steingeräte uns zu der Annahme nöthigen, dass die Älteste in unserem Gebiet nachweisbare Cultur, die der Steinzeit, sich über einen langen Zeitraum erstreckt haben muss.

Die einzelnen Geräte und die in unserem Gebiete aufgedeckten Hünengräber dieser Periode habe ich Ihnen in der Festschrift geschildert, nur einige allgemeinere Bemerkungen möchte ich noch hinzufügen. Die Beweistücke für die Ältere Steinzeit, wie sie von den bolsteinischen Forschern in Neustadt, Kiel u. s. w. nachgewiesen ist, fehlen uns fast ganz in der Sammlung. Nur wenige Stücke von geologischen Funden vom Stolper Huk schliessen sich den Neustädter Funden an und schreiben zu fordern, dass die Forschungen dort fortgesetzt werden sollten. Ferner möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf unsere Moorfunde ans der Trave (Taf. II der Festschrift) richten, welche aus 7 m Tiefe hervorgeholt sind. Hier liegen eine Anzahl bearbeiteter Hirschborngeräte zusammen mit dem oberen Theile eines Schädels von bos primigenius vor. Vielleicht darf man diesen Fund jener ältesten Steinzeit zuweisen, obgleich hier Flintsteinwerkzeuge von den Arbeitern, welche die Geräte hervorgeholt haben, nicht beobachtet oder gesammelt sind.

Wenn die Funde in so frühe Zeit zurückreichen, so war die Oberflächebeschaffenheit unseres Landes damals wesentlich anders. Es ist hier überall zu beobachten, dass die Hünengräber und auch noch die Kegegräber der späteren Bronzezeit sich auf den Höhenlagen befinden. (Erat die späteren Urnenfriedhöfe liegen zuweilen tiefer und in der Nähe des Wassers.) Entweder war also in der Steinzeit die Wasserhöhe und Menge eine grössere als jetzt, oder unser Gebiet befand sich noch in der Hehnung. Dann aber bot das Travethal noch weiter aufwärts stets das Bild, welches wir nur bei Hochwasser sehen, das Bild einer weit eingeseichtenen Meeresbucht. An ihrem rechten Ufer lag hier eine steil abfallende, aus drei Hügelgruppen gebildete Halbinsel, welche im Osten noch von dem breiten Wakenitzthale umgeben und nur im Nor-

den durch einen schmalen Landstreifen landfest war. Gewiss war Graf Adolf II. von Schanenburg, der Gründer Lübecks (1143), nicht der Erste, welcher die vortreflich gesicherte Lage dieser Hügelkette erkannte.

Eine zweite ähnliche tief eingeschnittene Bucht besaß die Ostsee vordem neben der Travemündung im Hemmeldorfer See, der einstmals noch nicht durch Abschwemmung des Brothener Ufers nach dem Niendorfer und Timmendorfer Strande hin vom Meere getrennt war.

Bei der Betrachtung der kunstvoll aus hartem Material geschlagenen Steinbeile, Meißel, Dolche, Messer und Hammerköpfe der jüngeren Steinzeit werden wir uns dem Eindrucke nicht entziehen können, dass die Bevölkerung, welche sich diese zweckmäßigen Geräthe so geschickt aus heimischem Material zu schaffen verstand, wenn nicht cultivirt in unserem Sinne, so doch in hohem Grade culturfähig war. Das Hünengrab von Blankensee hat uns einige Skelette und das Schädeldach eines darin Bestatteten aufbewahrt, die anderen beiden Hünengräber unseres Gebietes Flintsteingeräthe und Gefäßreste und eine Hammeraxt. Dass diese grossen Langbetten etwa mehrfach zu aufeinanderfolgenden Bestattungen gebraucht sind, lässt sich selbst aus dem grossen Bestande von Funden des Waldhusener Hünengrabes nicht mutmassen, weil die Fundstücke in Stoff und Arbeit zu gleichartig sind. Jedenfalls war nicht jedem gewöhnlichen Sterblichen jener Zeit die Bestattung in solch kunstvollem Bau beschieden, sonst müsste das Zahlenverhältniss der Flintgeräthe zu dem der Hünengräber ein anderes sein.

Auf die Steinzeit folgte das Bronzezeitalter.

Wenn wir es nicht längst wüssten, könnte uns die Aufdeckung von drei Steinkisten mit Bronzesachen oben auf dem Waldhusener Hünengrab über diese Zeitfolge belehren. Für das Verhältniss der beiden Culturen und ihrer Träger zu einander sind mehrere Punkte von principieller Bedeutung. Einmal zeigt sich, wie ich auch in der Festschrift betont habe, ein allmählicher Uebergang von der Begräbnisform des Hünengrabes zum Kegelgrabe der Bronzezeit, ferner sind, wieder aus dem Hünengrave bei Waldhusen, saehe Flintsteinbeile entnommen, welche in ihrer Form genau mit dem Bronzebeile übereinstimmen, so dass man glauben könnte, dass der Flintsteinschläger den Bronzebeil als Vorbild gehabt hat. Dagegen ist darüber kein Zweifel, dass die Bronzezeit, weil ihr hier das Rohmaterial fehlte, importirt ist. Für die Frage, ob etwa auch das Volk der Bronzezeit hierher eingewandert ist, sind einige aus Flintsteingeräthen und Bronze gemischte Funde aus

Holstein, welche unser Museum zufällig besitzt, von freilich nicht sehr erheblicher Bedeutung. Die Kenntniss der Bronzezeit selbst ist bekanntlich darum so gering, weil sie als Bestattungsform den Leichenbrand über. Deshalb hat auch unsere kleine Thonfigur, welche im Anfange dieses Jahrhunderts in Waldhusen ausgegraben ist, einige Beachtung gefunden.

Der ältesten Periode der nordischen Bronzezeit gehören aus unserem engeren Gebiete nur wenige Funde an, namentlich fehlen die älteren Formen des Coltes. Was wir davon in unserer Sammlung haben, stammt aus der holsteinischen Nachbarschaft und aus Fehmarn. Auch die Ornamentik der übrigen nordischen Bronzen scheidet mehr auf den Ausgang der nordischen Bronzezeit hinzuweisen, so dass man zu der Annahme kommen kann, dass bei uns die Bronzezeit erst in dem jüngeren Abschnitt des nordischen Bronzealters die allgemein herrschende wurde.

Für die Bronzezeit unseres Gebietes sind deutlich drei Reviere zu unterscheiden, das von Altsfelde und Behlendorf, das Ritzerauer und das Waldhusener. Das erste ist wohl das älteste, es hat fast ausschliesslich Bronzen aus der nordischen Bronzezeit ergeben, daher stammt auch der einzige Schaftstiel des Lübeckischen Gebietes.

Das Ritzerauer (dessen Erforschung durch Gross besonders durch die IX. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft gefördert ist, aber noch weiterer Untersuchung werth ist), reicht, wie einige Eisensfunde zeigen, mindestens bis in den Anfang der La Tène-Zeit. Das Waldhusener endlich umfasst eine lange Zeitspanne, vom Ende der älteren Periode des nordischen Bronzealters durch die Hallstattperiode wahrscheinlich noch bis in den Anfang der römischen Provinzialzeit, also fast ein Jahrtausend. Dem entspricht auch die auf Grund der Haug'schen Fundberichte in der Festschrift geschilderte Entwicklung der Bestattungsformen im Waldhusener Revier.

Zu Ihrer Orientirung erinnere ich Sie noch im Einzelnen daran, dass der nordischen Bronzezeit der Bechelsdorfer Fund mit seiner merkwürdigen Tasse und die grossen Bronzebeile aus dem Lanenburgischen angehören, der Hallstattperiode die bekannte Ciste von Pandorf und ein schönes Schwert von Siems mit doppeltsechelförmigem Ortband, an dessen Wehrgehkn-Beschlägen sich übrigens jetzt eine Eisenaput herausgestellt hat, ferner der wegen der Hängegefässe bemerkenswerthe Moorfund von Mönkhof.

Wenn wir nun unsere vorgesehlichen Funde in chronologischer Reihenfolge weiter durchmustern,

so zeigt sich für die ersten Jahrhunderte unserer christlichen Zeitrechnung eine auffallende Lücke. Abgesehen von dem grossen Sammelfunde vom Pörsner Urnenfriedhofe, der ja unserem engeren Gebiete gar nicht zuzurechnen ist, sind nur wenige Urnenfriedhöfe der La Tène-Zeit aufgedeckt und bekannt, nämlich nur der ältere von Neu-Rappendorf, der von Moising und der kleine Fund von Schattin, der jetzt zuerst Ihrem sachverständigen Urtheile unterbreitet wird. (Taf. XII der Festschrift.) Selbst unter Berücksichtigung des Umstandes, dass diese Urnenfriedhöfe, weil sie Flachgräber enthielten, der Zerstörung durch den Pflug des Landmannes leichter verfielen, als die Hünen- und Kegelgräber, die gewiss auch durch den Aberglauben geschützt wurden, kommt man zu der Annahme, dass die Bevölkerung in der La Tène-Periode an Zahl und Wohlstand abgenommen hatte, wie es ja für die Zeit der Völkerwanderung begründet ist. Schon Professor Handelmann hat darauf hingewiesen, dass die Stelle in Helmolds Slavenchronik, lib. I cap. XII, worin Helmold die Reste ehemaliger Ansiedlungen in Holstein ans eigener Anschauung schildert, auf diese germanische Auswanderung bezogen werden muss. So wird unser Gebiet in der Mitte des ersten Jahrtausend n. Chr. zum Einzage für die aus Osteu eindringenden Slaven vorbereitet. Auf der Grenze dieses Zeitabschnittes stehen die Grabfunde Han g's aus der Eisenzeit von Pöppendorf an der Kücknitzer Scheide und der leider nur mangelhaft beobachtete Fund von Skeletgräbern bei Rönnaun, den ich der slavischen Zeit zuzurechnen geneigt bin.

Die Geschichte dieser slavischen Periode, welche durch etwa 5 Jahrhunderte bis zum Jahre 1138 reicht und in unserem Gebiete die prähistorischen Zeiten mit den historischen verknüpft, ist für uns verbunden mit dem Rundwall von Alt-Lübeck. Dadurch, dass die Zerstörung desselben die Trümmer einer absterbenden Cultur begrub, war die Möglichkeit gegeben, aus ihren Resten und Sehernen das Bild jener slavischen Welt wieder vor uns erstehen zu lassen.

Eigentlich Neues können wir Ihnen freilich aus Alt-Lübeck nicht bieten, weil seit 1882 keine Ausgrabungen mehr ausgeführt sind. Ich kann aber die Bemerkung hier nicht unterdrücken, dass Sie heute Nachmittag auf dem Ringwall von Alt-Lübeck etwas enttäuscht sein werden, dass dieser kleine Hügel einst vor 800 Jahren eine slavische Königsburg gewesen sein soll.

Unzweifelhaft wird Ihnen der Ringwall von Pöppendorf, den Sie auch demnächst sehen sollen, durch seine Grösse und namentlich durch seine Höhe beim ersten Anblick mehr imponiren. Aber

von ihm wissen wir in prähistorischer Beziehung recht wenig, selbst die Scharbestände, die uns sonst leiten könnten, geben kein einheitliches Bild, denn neben slavischen liegen auch ältere vor, dazu ist eine gründliche Durchforschung noch nicht gesehen, auch wenig aussichtsvoll.

Auf die letzte prähistorische slavische Cultur ist seitdem eine mehr als 750jährige Zeit germanischer Kraftentfaltung gefolgt, aber ein slavischer Rest ist uns fast unausschliesslich geblieben. Die Namen unserer Gewässer und Waldreviere, der Dörfer und unserer Stadt, sie sind slavisch geblieben. Wohl hat die deutsche Zunge mancher dieser Worte bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt, aber andere sind deutlich geblieben: noch zieht mitten durch unser Gebiet der Grassfluss, die Trave, ihr silbernes Band bis zum Priwall, dem Quervergelagerten, noch nagt die Welle der Ostsee am Ufer von Brothen (broda) und noch grüsst sie die deutsche Stadt auf dem Hügel Buko mit dem slavischen Namen des alten Ringwall, sei es, dass, wie ich unter Anleitung des Herrn Dr. Fr. Strauss nachgewiesen zu haben glaube, ihr Name bescheidenlich „Fischerboden“ bedeutet, oder die „Freude vieler Leute“, wie ein etwas poetischer angeregter früherer Forscher meint.

Herr Dr. Spilleth-Kiel:

Ueber das Danewerk.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat seit ihrem Bestehen den vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen, vor allem dem limes romanus ihr Interesse in wirksamer Weise zugewendet, so dass es mir vergönnt sein mag, Ihre Aufmerksamkeit auf einen Grenzwall in den schleswig-holsteinischen Landen zu richten, der, wenn auch weniger grossartig und bedeutsam als der Limes, so doch in mehr als einer Beziehung zu ihm in Vergleich gestellt werden kann und ein allgemeineres Interesse und die Fürsorge der dazu Berufenen verdient. Es ist das der frühesten Geschichte unseres Landes angehörende berühmte Danewerk, die alte Vertheidigungslinie Dänemarks gegen das Sachsenvolk. Wie der römische Limes von seinen Erbauern als Völkerscheide, als Wehr gegen feindlichen Angriff, als Ausfallthor und Stützlinie bei einem Vorstoss gedacht und ausgeführt, zieht sich das Danewerk in einer Länge von $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Ostsee zur Westsee quer über unsere Halbinsel, noch heute nach tausendjährigem Bestehen imposant in seinen Resten, die abgesehen von dem Limes in Deutschland ihres Gleichen nicht haben. Es sei hier eingeschaltet, dass die Sachsen Grenze, der limes saxonius, die von Karl dem Grossen in Holstein von der Elbe bis an die Ostsee gegen

die Wenden festgesetzte Scheide, die man bisher als ein ähnliches Werk anzusehen sich gewöhnt hatte, nach den Untersuchungen von Dr. Bangert lediglich eine politische Grenze, nicht ein fortlaufendes Verteidigungs- und Sperrwerk wie das Danewerk gewesen ist.

Unter der Bezeichnung Danewerk ist von den Gelehrten wie im Volkumunde nicht immer dasselbe verstanden, indem ansser dem Hauptwerk auch Nebenlinien und jüngere Befestigungen dazu gerechnet wurden. Als eigentliches Danewerk ist von je her der in dem Seen- und Sumpfbiet südwestlich von der Stadt Schleswig beginnende Erdwall mit Graben angesehen, der quer über den Landrücken läuft und in der Nähe des Ortes Hollingstedt in den sumpfigen Wiesen daselbst sich verliert. Dieser Wall sperrt in der That den nördlich davon gelegenen Theil des Herzogthums Schleswig ab. Ausser diesem Hauptwerk kommen noch in Betracht der sog. Margarethenwall oder Reesendam, der vom ehemaligen Danewerker See bis an das Haddebyer Noor reicht, und der vom Selker Noor nach Klein-Rheide reichende Kograbn.

Das Danewerk entstand, nachdem die verschiedenen klein selbständigen Gebiete des Dänenreichs in einer Hand vereinigt waren, als eine Volkewer gegen den Süden. Der fränkische Geschichtschreiber Einhard berichtet, dass der König Götrik im Jahre 808 mit seinem ganzen Heere nach Sliatorp (Schleswig) kam, die Erbauung eines Grenzwalles anordnete und die Arbeit unter seine Heerführer vertheilte. Der Wall sollte von dem Meerbusen der Ostsee bis an die Westsee reichen und nur ein Thor für Wagen und Reiter haben. Auf einen Irrthum Einhards, der den Wall an das nördliche Ufer der Eider verlegt, brauche ich nicht einzugehen. Im übrigen ist die Lage des Werks richtig angegeben in seiner Ausdehnung von der Schlei, wenn auch nicht bis an die Westsee selbst, so doch bis an die damals unpassirbaren Niederungen und Sümpfe der Treene, die bei Ueberschwemmungen wohl als eine Bucht der Westsee erscheinen konnten. Für diesen ältesten Theil des Danewerks, den Wall des Königs Götrik, sind nun zwei Linien in Anspruch genommen. Prof. Handelmann sah in dem Hauptwall, also der Strecke von Danewerker See nach Westen diese erste Anlage. Er macht für seine Ansicht u. a. geltend, „dass ein so kriegerischer König, wenn er einen Grenzwall gegen seinen mächtigen Nachbarn zu bauen beschloss, mit scharfem Blick die kürzeste vertheidigungsfähigste Linie wählte“. Und diese finden wir in der That in dem genannten Wall, der den mittleren Landrücken sperrt und an beiden Enden an damals unwegsame Gegenden

sich anlehnt, im Westen an Sümpfe, Moore und Wiesen und im Osten an dicke Wälder, die von zahlreichen Seen und Sümpfen durchzogen waren. Der Grenzwall brauchte also erst am Danewerker See zu beginnen, vielleicht mit einer kurzen Verlängerung nach Osten, um ein Umgehen der Stellung zu verhindern. Bel dem Dorfe Klein-Danewerk kreuzte er die alte von Süden nach Norden ziehende Heer- und Handelsstrasse des Landes, den „Oebseweg“. Hier also befand sich der einzige Durchlass, das Wiglesdor, wie es mit einem alten Namen genannt wurde, oder das Kalgat. Dann lief der Wall über die Heide, bis er ueben den Niederungen der Rheider Au durch die natürlichen Terrainhindernisse eubehrlieh wurde.

Dr. Sophus Müller in Kopenhagen, der in seiner vor kurzem erschienenen Alterthumskunde „Vor Oldtid“ eingehend mit dem Danewerk sich beschäftigt, ist anderer Meinung. Er sieht die südliche gelegene Linie, den Kograbn, als das Werk Götriks an und schreibt diesem auch die Osterwall zu, ein von der Schlei bis an die Eckernförder Bucht reichendes nunmehr zerstörtes, aus Wall und Graben bestehendes Werk. Beweise für die Richtigkeit dieser oder jener Auffassung lassen sich bei jetzt nicht bringen, doch scheinen die von Handelmann angeführten Gründe für seine Ansicht zu sprechen, der ausserdem militärische Sachverständige beigetreten sind, die in dem Kograbn eine Vorlinie oder Landwehr erblicken, „welehe nicht auf einen ordentlichen Krieg berechnet war, sondern nur gegen plötzliche Ueberfälle schützen und insbesondere das Wegtreiben der weidenden Viehherden verhindern sollte“.

Mit grosser Bestimmtheit bezeichnet Dr. Müller die nördliche Vertheidigungslinie, also das eigentliche Danewerk, als den von Thyra Danebod, der Gemahlin Gorms des Alten, erbauten Theil und befindet sich damit abermals im Widerspruch mit Handelmann, der den „kurzen und sagenhaften“ Mittheilungen aus dem XII. Jahrhundert von der Theilnahme Thyras an dem Ausbau des Danewerks wenig Werth beilegen möchte. Gewiss dagegen ist, dass der mittlere Theil des Walles von dem dänischen König Waldemar I., gestorben 1182, mit einer unmittelbar vor dem Erdwall erbauten Mauer aus Ziegelsteinen verstärkt und befestigt wurde, eine That, die den Zeitgenossen wichtig genug erschien, um sie auf einer Bleitafel aufzuzeichnen, die man in dem Grabe des Königs zu Ringstedt gefunden hat. — Das von dem Danewerker See bis fast an das Haddebyer Noor reichende Danewerk ist eine jüngere Anlage. Ausser den genannten Erdwällen, die durch einen davorliegenden Graben verstärkt sind, sind zwei burgartige

Anlagen im Zuge des Danerwerks zu nennen, es sind die sogenannte Thyrburg am Danerker See, ein mit Wall und Graben umgebenes rechteckiges Plateau, und der balkkreisförmige Wall der Oldeehng am Haddehger Noor. Ob die erstgenannte Anlage auf die Königin Thyra zurückzuführen ist, oder ob eine aus dem Schleswiger Gelehrtenkreise des XVI. Jahrhunderts hervorgegangene Sagenbildung diesen Namen herborgerufen hat, ist ungewiss. Prof. Handelmann spricht sich sehr bestimmt für die letzte Auffassung aus. Auf die Oldeehng komme ich später zurück.

Aus diesen Erdwerken setzt sich das altdänische Vertheidigungswerk zusammen. Fragen wir, ob es seinen Zweck erfüllt hat, so ist zunächst gewiss, dass ein so starkes Verkehrshinderniss eine wirksame Schranke zwischen den Anwohnern im Norden und Süden bilden musste, zumal solange das Wiglesdor oder Osterklegat die einzige Durchfahrt blieb, was bis in das XVI. Jahrhundert der Fall war.

Anders steht es mit dem militärischen Nutzen des Danerwerks. Fünf Jahre nach dem Tode Götriks, im Jahre 815, überschritt ein fränkisches Heer die Eider und drang sieben Tagemärsche weit nach Norden vor, ohne Widerstand zu finden. Auch König Heinrich I. scheint auf seinem siegreichen Zuge im Jahre 934 keinen nennenswerthen Widerstand am Dänenwall gefunden zu haben. Im Jahre 975 fand Otto II. das Thor von wohlgerüsteten Feinden besetzt, doch erzwang er den Durchzug. Ebenso konnte das Danerwerk im Jahre 1043 dem Einfall der Wenden nicht wehren. Nur ein einziger Fall ist uns aus der Geschichte bekannt, dass die alte Landeswehr ihren Zweck erfüllt hat. Es war im Jahre 1131, als der dänische Königssohn Magnus sich dem Kaiser Lothar am Kätgat entgegenstellte und ihn zwang, hier Halt zu machen. 25 Jahre später zog Heinrich der Löwe ungehindert durch das von den Dänen preisgegebene Thor. Das Daerwerk hat somit seine Aufgabe, die Grenze im Kriegsfall zu sperren, nur ausnahmsweise erfüllt.

Die geschichtlichen Thatsachen leben im Gedächtniss der Umwohner nicht fort. Dagegen hat die Sage vielfach mit dem alten Wall sich beschäftigt, den sie als Margarethenwall bezeichnet, als Werk der Schwarzgen Grethe, einer bekannten Gestalt unserer schleswig-holsteinischen Volkssage, die in ihr Züge der Unionkönigin Margarethe und der Margarethe Sambiria vereinigt. Der schwarzen Grethe gebührt der Wall, und sowohl in der Nacht wie am hellen Tage um Mittag hat man ihre hohe schwarze Gestalt auf weissem, feuersehnaubenden Ross die Walkrone entlang sprenghen sehen. An-

dere Sagen berichten von Schätzen und Waffen, die Landleute in Gewülben des Walles und der Waldemarsmaer erblieken, später aber nicht wiederfinden konnten, u. dgl. m.

Was nun die Erhaltung des Danerwerks betrifft, so ist es erstlich, dass die tausend Jahre, die seit der ersten Anlage des Walles verstrichen sind, nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind. Das vorzügliche Steinmaterial der Waldemarsmaer wurde zum Bau von Banernhäusern, Ställen und Backöfen scheinungslos geplündert, sogar zum Bau des Schlosses Gottorp sollen dort Steine gebolt sein. Die Erde wurde zur Verbesserung von Wegen und Ländereien abgefahren, und an manchen Stellen geht der Pflug über den niedergelegten Wall. So ist die westliche Hälfte des Kograhns völlig verschwunden. Von der östlichen Fortsetzung des Hauptwalles und von der Thyrburg sind nur noch Spuren vorhanden, und das Hauptwerk selbst ist vielfach angegriffen und durchbrochen.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die hegonnene rücksichtslose Zerstörung aufzuhalten. Ein fürstlich Gottorpisches Mandat vom Jahre 1708 verbot bei Strafe von 10 Thalern das Ausbrechen von Steinen aus der alten Mauer und befahl die Schonung des Walles, doch ohne Erfolg. Wirklicher erwies sich die Sieberstellung einer fast 2 km langen Strecke am Wester-Kätgat, das am besten erhaltenen Stückes, das auf Veranlassung der Seblaw-Holst.-Lauenb. Alterthumsgesellschaft durch König Christian VIII. von den Kurlurger Bauern eingetastet wurde. Leider reibt der damals erworbene Antheil nur bis zur Krone des Walles, da die nördlich angrenzenden Besitzer ihren Theil nicht abtreten wollten. Ferner ist der besterhaltene Abschnitt des Margarethenwalls als Eigenthum einer Sehnigemeinde vor jeder Beschädigung geschützt. Der von Dr. Müller neuerdings erhobene Vorwurf, das Danerwerk sei gänzlich gedankenloser Zerstörung preisgegeben, ist somit nicht gerechtfertigt, aber wahr ist es, dass zum Schutze des ehrwürdigen Werkes mehr gesehen kann und geschehen muss.

Es ist noch einer interessant von Dr. Müller angeregten Frage zu gedenken, die auf die bereits erwähnte Oldenburg, den halbkreisförmigen Erdwall am Haddehger Noor, sich bezieht. Die Oldenburg steht mit dem eigentlichen Danerwerk in keiner Verbindung, sondern sie ist erst später durch den Margarethenwall in die Vertheidigungslinie hineingezogen. Dr. Müller fragt sich, warum die Erbauer des nördlichen Walles diesen nicht auf jenen festen Platz stützten, sondern ihn eine halbe Meile weiter nach Norden verlegten. Entweder, meint er, war die Oldeehng noch nicht

vorhanden, oder sie war in feindlichem Besitz. Müller macht dann auf die bedeutende Grösse des von dem Wall umschlossenen Gebiets aufmerksam, das nicht weniger als 28 ha beträgt, und sagt, der Platz ist für eine Burg zu gross, aber er passt für eine Stadt. Und als ausgezeichnetes Beispiel einer gleichzeitigen und gleichartigen Anlage nennt er die im 10. Jahrhundert berühmte Handelstadt Birka im Mälaren, wo ein halbkreisförmiger Wall einen Raum von freilich nur 8 ha umfasst, der wie die Oldenburg an eine Bucht stösst, die mit dem Meere in Verbindung steht; und wie neben der schwedischen Stadt eine Burg als Citadelle und letzter Zufluchtsort lag, so findet sich neben der Oldenburg auf der steilen Höhe oberhalb der Haldehyer Kirche eine Umwallung, die „Markgrafenburg“, die nach Müllers Auffassung die Burgstätte darstellt. Die Geschichte, so führt der dänische Gelehrte weiter aus, kennt weder Existenz noch Namen von Stadt und Burg. Sie schweigt auffallender Weise von einem so grossen und stark befestigten Platz, der zu dem Danewerk und der Stadt Schleswig, von denen sie berichtet, in einer gewissen Beziehung stehen musste. Was die Geschichte indess verschweigt, scheint durch das archäologische Material sich aufzuklären. In einem Abstände von rund 1000 m von dem Walle der Oldenburg haben vier Runensteine gestanden, die zum Andenken an Männer gesetzt waren, die dort gewohnt und geherrscht haben oder im Kampfe gefallen sind. Zwei Steine sind errichtet von der Königin Asfrid, der Tochter Odinkars, zum Gedächtniss ihres und Gnapas Sohnes, des Königs Sigtrygg, des Sprossen eines schwedischen Herrscherhauses, das im 10. Jahrhundert an der inneren Schlei sass. Den dritten Stein errichtete Turif, ein Gefolgsmann des Königs Sven, zum Gedächtniss des Schiffsführers Erich, der fiel, „als Helden sasssen um Hedehy.“ d. h. als sie den Ort belagerten. Der vierte, der noch heute an seinem ursprünglichen Orte steht, wurde von dem König Sven selbst dem Andenken Skardes gesetzt, der „bei Hedehy starb“. Fielen die Tapferen Svens bei der Belagerung und Eroberung Hedehys, so ist es erklärlich, dass ihre Grabmäler vor den Wällen der Stadt sich erhoben, und somit hätten wir in der Oldenburg die Stadt zu suchen, von der die Runensteine reden und die von den Schweden gegen Sven verteidigt wurde. Hierzu stimmt auch vortrefflich die von Freiherrn Dr. von Liliencron ausgesprochene Ansicht, das Denkmal der schwedischen Dynastie habe den weit in die Lande schauenden „Königshügel“ gekrönt, von dem die Runensteine der Asfrid später herabgerissen und verschleppt wurden. Die Stadt Hedehy

wurde zerstört und ihre Bewohner vielleicht, nach Müller, nach dem benachbarten Schleswig übergeführt, wodurch dann der auffallende Doppelnamen für diesen Ort, Hedehy und Schleswig, sich erklären liess.

Dr. Müllers scharfsinnige Combination verdient alle Beachtung. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass schon Hieronymus Cypräus, ein schleswiger Gelehrter des 16. Jahrhunderts, die Vermuthung ausspricht, es habe in der Oldenburg am Noor eine Stadt gelegen, auf dem hohen Hügel aber die dazu gehörige Burg. Hat wirklich der Wall der Oldenburg das alte Hedehy umschlossen, so können die Spuren einer Ansiedlung, die gegen hundert Jahre bestanden hat, nicht vergangen sein, und es ist eine nicht abzuweisende Aufgabe, diesen Spuren nachzugehen.

Dürfen wir bei unseren Bemühungen um die Erhaltung und Erforschung des Danewerks auf die Fürsprache und Unterstützung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft rechnen, so glauben wir des Erfolgs sicher zu sein.

Der Vorsitzende Herr R. Virchow:

Ich möchte Herrn Dr. Splieth danken, dass er diesen Gegenstand, der seit so langen Zeiten ein Streitpunkt gewesen ist, soweit geführt hat, dass wir hoffen dürfen, er werde in kurzer Zeit seine Erledigung finden. (Für das Danewerk sind in den Etat pro 1897/98 200 M. eingesetzt, s. S. 93 1. Spalte.)

Herr R. Virchow:

Ueber den Burgwall bei Burg im Spreewald.

Wir haben im Augenblick nichts Dringliches mehr, gestatten Sie, dass ich diese Pause benütze, um die vorläufige Beendigung einer Angelegenheit mitzutheilen, welche auf dem vorigen Congress in Speyer eingeleitet worden ist. Während wir dort sasssen, erhielten wir die Nachricht, dass einer unserer ältesten Burgwälle in der Niederlausitz, der berühmte Schlossberg von Burg, durch eine Localbahn zerstört werden sollte. Der Vorstand hat damals im Auftrag der Speyerer Versammlung einen Protest gegen dieses Verfahren bei den betreffenden Instanzen eingeleitet. Wir sind in allen Instanzen auf ein sehr freundliches Entgegenkommen getroffen, nur erklärte schliesslich der Bauunternehmer und die ihn beauftragende Gesellschaft, dass sie absolut nicht vorwärts könnten, wenn sie nicht über den Burgwall ihre Eisenbahn legen könnten. Es haben dann längere Verhandlungen stattgefunden, unter denen auch ich selbst zu leiden hatte, da ich von den Herren Ministern des Unterrichts und des Handels beauftragt war,

die Angelegenheit zum Theil an Ort und Stelle zu erörtern. Ich kann nun mittheilen, dass endlich der Frieden zu stande gekommen ist, freilich unter harten Bedingungen. Es ist unmöglich gewesen, einen Platz zu finden, wo das Spreethal enger wäre, und wo eine Annäherung der beiderseitigen Ufer stattfände; es blieb also nichts übrig, als die Linie im allgemeinen zu acceptiren und nur zu suchen, wie man am billigsten loskommen könne, so dass vom Schlossberg am wenigsten zu opfern wäre. Ich habe mich im Laufe der Zeit überzeugt, dass das nur zu erzielen sei, wenn man die Linie mitten durch den Schlossberg führte und nicht von den Seiten her abzutragen anfinge. In der Mitte liegt eine niedrigere Stelle, die etwas gelitten hat durch Ackerbau, die aber wahrscheinlich von Anfang an nicht so hoch war, wie die Periphorie. Wir haben nun mit der Gesellschaft einen Vertrag zu stande gebracht, der auch ratifizirt worden ist von den Ministern, wonach der Gesellschaft gestattet worden ist, mitten durch den Wall hindurch ihre Bahn zu legen, dagegen von ihr die Verpflichtung übernommen worden ist, die ganze Peripherie zu bebauen, so dass den kommenden Geschlechtern die äussere Erscheinung des Walles erhalten bleibt. Es sind natürlich Vorsichtsmaassregeln getroffen worden, dass alle Funde, die bei der Gelegenheit gemacht werden, gesammelt werden; es ist eine besondere Aufsicht zugestanden worden, so dass wir hoffen dürfen, dass, falls in dieser Beziehung noch etwas verborgen liegen sollte, dies unzweifelhaft erhalten wird, während wir unsererseits so weit entgegengekommen sind, dass die Bewohner der Gegend die geplante Verkehrseinrichtung erhalten und die Gesellschaft in bester Weise ihre Einrichtungen treffen kann. Ich bedauere sehr, dass wir nicht in der Lage gewesen sind, die vollständige Integrität des ältesten und berühmtesten Bauwerkes unserer Gegend zu sichern, aber ich glaube, dass im allgemeinen der Wunsch der vorjährigen Versammlung erfüllt worden ist, und dass wir sowohl den Staatsministern wie auch der Gesellschaft einen gewissen Dank schuldig sind dafür, dass sie, soweit sich irgend hat thun lassen, auf unsere Wünsche eingegangen sind. Für die Alterthumswissenschaft wird ja vielleicht insofern etwas gewonnen werden, als durch die Erbauung der Eisenbahn der Besuch dieser Gegend erleichtert werden wird. Bei der Berliner Versammlung ist der Spreewald allgemein besperrt worden, es worden viele Reisende nachfolgen; dadurch wird die Erinnerung an die alten Sennonen, denen wir den Wall zuschreiben, frisch im Gedächtnisse der Menschen erhalten bleiben.

Die Redaction erhielt nachträglich (14. October l. Js.) folgende weitere Mittheilungen über die Fundergebnisse im Burgwall bei Burg:

Ein Ereigniss, das nicht nur die Archäologen der Niederlausitz, sondern auch weiterer Kreise ans Lebhafteste interessiert, ist die Durchgrabung des Burger Schlossbergs, der deshalb auch für diese Zeit unter sorgfältige Beobachtung gestellt ist: der Zutritt zu der Durchschmittstelle ist nur auf besondere Erlaubnissebeine des Bauunternehmers hin gestattet, deren wenige (im Ganzen bis jetzt 8) angestellt worden sind. Das bisherige Ergebnis der Grabung entspricht den Funden in den doppelschichtigen Randwällen der Niederlausitz, unter denen der Burger Schlossberg und das heilige Land bei Niemitzsch die bekanntesten sind; zu ihnen tritt in der Provinz Sachsen der Schliebener Rundwall. In allen Lagen der kreisförmigen Schüttung kommen zahlreiche Steine, Scherben, Knochen und Kohlen zu Tage; in der oberen Schicht verrathen die Scherben durch die an ihnen erkennbare Form der Töpfe und die Verzierung (namentlich der Wellenlinie) slavische Herkunft, in der unteren vorwiegend, für unsere Gegend also germanische Provenienz. Die obere Schicht ist im Schlossberge schon seit Jahrzehnten stark abgetragen; die jetzt gewonnenen Funde tragen daher überwiegend germanischen Charakter. Es fanden sich in der inneren Abdehung des Walles an der südwestlichen Durchschmittstelle ansgedehnte Brandherde, bei denen sich fragt, welchem Vorgange sie ihre Entstehung verdanken, ob umfänglichen Opfern oder einem Haushrande. Die grosse Menge von Scherben würde beide Deutungen zulassen; da aber auch von Haugeräthen (Websteinen) viele Reste vorgekommen sind, neigt man der letzteren Deutung zu, zumal die Funde im heiligen Lande nur diese zugelassen haben. Die Gefässbruchstücke gehörten zu terrinenförmigen Töpfen, Krügen, Schüsseln und Schälchen; die Verzierungen sind Furchen, Kehlstreifen und in Dreiecken gruppirte Striche oder concentrisch geordnete Bogenlinien, auch Wülste unter dem Rande mit Finger- oder Nagelindrücken. Viele Scherben sind durch starken Brand bimetallartig geworden. — Unter der äusseren Böschung der Wallschüttung wurden einige Leichenbesten ausgegraben, wie dies beim Baalshelbel bei Starzeddel und beim Sablather Schlossberg gleichfalls vorgekommen ist; eins der Burger Gefässe barg Kindergebeine. Diese Begräbnisse müssen zu einer Zeit erfolgt sein, wo die Bewohner des Randwalls ihn, wahrscheinlich wegeu Wassergefahr oder feindlicher Umlagerung, nicht verlassen konnten. (Kürzlich ist eine Metall-

scheibe mit Goldplatte zu Tage gekommen.) — Die ausgegrabenen Gegenstände sind wohl vollständig aufgezählt, da den Ausgrabungen nach einander als Vertreter des Königl. Museums zu Berlin Dr. Götze, als Vorstandsmitglieder der Niederlausitzer Gesellschaft Prof. Jentsch, Director Weinek und Sanitätsrath Behla wohnten. Die Funde sind Eigenthum des Lübhener Kreises, der die Eisenbahnlinie baut. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Ergebnisse wird durch das Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin erfolgen, seitens dessen die Ueberwachung der Ausgrabungen ununterbrochen gehandhabt wird.

Der Vorsitzende Herr R. Virchow :

Vorlagen.

Von unserem sehr eifrigen auswärtigen Mitgliede Professor Herrmann aus Budapest ist der V. Band der Ethnographischen Mittheilungen aus Ungarn eingelangt; er hat 40 Exemplare zur Verfügung gestellt für diejenigen Mitglieder, welche davon Gebrauch machen wollen. Es ist eine Liste aufgelegt zur Einzeichnung für diejenigen, die ein Exemplar in Anspruch nehmen wollen.

(Schluss der I. Sitzung.)

Hermann Welcker ist von uns geschieden!

Tieferschüttet bringen wir den Fachgenossen diese schmerzliche Kunde von dem ganz unerwarteten Hinscheiden eines der berühmtesten und gefeiertsten deutschen Anthropologen, welcher seit dem Wiedererwachen unserer Wissenschaft in der Mitte unseres Jahrhunderts bis in die letzten Tage in der vorersten Reihe mitgekämpft hat für die Begründung und den Ausbau der modernen Anthropologie. Seine Werke, Reihe um Reihe, haben für die Begründung und den Ausbau der modernen Anthropologie, die sich ein unvergängliches Denkmal seines Forschergeistes; in dem Herzen aller Derer, die das Glück hatten mit ihm in persönlichen Beziehungen zu stehen, wird sein Bild, das eines echten deutschen idealen Gelehrten, niemals verlassen. Die Trauerkunde lautet:

Heute früh 1/8 Uhr entschlief sanft nach kurzem Krankenlager in Winterstein in Thüringen mein theurer Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Grossvater, der Geheime Medicinalrath

Professor Dr. Hermann Welcker

im 76. Lebensjahre.

Halle a. S. und Königsberg i. Pr., den 11. September 1897.

Bertha Welcker, geb. von Klipstein. Ludwig Welcker, Gerichtsassessor. Maria Rodewald, geb. Welcker.
Dr. Wilhelm Rodewald und ein Enkelkind.

Die Beerdigung findet am Mittwoch, den 13. September, 12 Uhr Mittags von der Kapelle des Neumarktkirchhofes aus statt.

Einen nicht weniger schmerzlichen Verlust hat fast an dem gleichen Tage die Ungarische anthropologisch-prähistorische Wissenschaft, und mit ihr die prähistorische Archäologie der ganzen Welt erlitten, durch den Verlust eines ihrer bewunderten und verdienstvollsten Vertreter Franz von Pulszky. Er wird in der Geschichte unserer Wissenschaft vor allem fortleben als der Schöpfer der prähistorischen Sammlung des ungarischen Nationalmuseums, welche unter seiner genialen Leitung zum Centrum für die prähistorische Archäologie nicht nur Ungarns, sondern des ganzen abentheuerlichen Europa geworden ist und ihren Einfluss für das Verständnis der prähistorischen Epochen weit über die Grenzen unseres Welttheils erstreckt. Die Trauerkunde lautet:

Monsieur Auguste Pulszky au nom de toute la famille a l'honneur de vous faire part de la perte douloureuse qu'ils viennent d'éprouver en la personne de

François Pulszky de Lubócz et Cséfalva

Inspecteur général des musées et bibliothèques en Hongrie

décédé le 9 Septembre 1897, en sa demeure au Musée National Hongrois à l'âge de 63 ans.

Zu Nr. 7 des Correspondenzblattes

bemerkt Herr Hopmann a. D. H. Arnold: „In meiner Besprechung: Die Organisation der Münchener Gegend von Hgm. Riesler „Jahrbuch“ Nr. 104. 1897. 20. Dec. sind die Sachverhalte bei München nach massenhaft ausgehört mit Rücksicht auf patrimoniale Ortsnamen auf -ing. Ferner habe ich denselben Gedanken in meinem letzten Vortrag „Celturgeschichtliches vom Kreis der Anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen. Es freut mich, dass der Autor zu denselben Ergebnissen gelangt, welche die Priorität meines ich mir doch wahre.“ Der Autor jenes Artikels in Nr. 7 bemerkt bloss, dass ihm bis jetzt leider beide Mittheilungen des Herrn A. vollständig unbekannt geblieben waren.“ Die Red.

Die Veränderung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft; München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 25. Oktober 1897.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Notizen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 9. 18 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXVIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck vom 3. bis 7. August 1897 mit Ausflügen nach Schwerin und Kiel.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Zweite Sitzung.

Inhalt: Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg: Eröffnung. — Köhl: Ausgrabungen bei Worms. — O. Kröhnke: Ueber eine chemische Veränderung an vorgeschichtlichen Bronzen. — Grempler: Ein neuer Bronsefund. — Waldeyer: Anthropologische Mittheilungen. — Karl E. Ranke: Einige Beobachtungen über die Schädelröhre bei südamerikanischen Indianern. — Prochownik: Ueber die Beckenfernen der Anthropoiden. — Hans G. Fritsch: — H. Hildebrand: Die Alterthümer der Insel Oeland. — Montelius: Die Hausrinnen und die Gesichtsmasken. — Frau von S. Virehow, Alsborg.

Freiherr von Andrian-Werburg übernimmt den Vorsitz:

Nachdem mir die Ehre zugefallen ist, das Präsidium zu übernehmen, erlaube ich mir, die Versammlung herzlichst zu begrüßen.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Ausgrabungen bei Worms.

Hochansehnliche Versammlung! Bevor ich dazu schreite, Ihnen über Ausgrabungen auf römischen Grabfeldern in Worms zu berichten, möchte ich Ihnen im Anschluss an meinen vorjährigen Vortrag in Speier über die Aufdeckung eines neolithischen Grabfeldes noch nachträglich einen Fund demonstrieren, der später bei der Reinigung der

dort gefundenen Gegenstände zu Tage kam. Es ist dies ein ganzer Satz kleiner Steingeräthe, welche sich in einem der Gefässe eines Frauengrabes fanden, das Rüstzeug einer neolithischen Dame. Es befanden sich unter den Gegenständen, die ich hier herumreiche, kleine Polirsteine, welche wahrscheinlich zum Glätten der Gefässe gebraucht worden sind, sowie Steine, die offenbar zur Leder- und Holzbearbeitung gedient haben. Es sind sämmtlich kleine Flussgeschiebe, die man wegen ihrer handlichen Form für besonders geeignet hielt zur Bearbeitung der genannten Materialien und zum Gebrauche zngeschliffen hatte. Es fanden sich sämmtliche 11 Stücke in einem Gefässe bei einander liegend. Es dürfte dieser Fund wohl ziemlich sin-

galtig sein, denn so viel ich weiss, sind derartig kleine Geräthe bis jetzt in Gräbern noch nicht gefunden worden. Ein weiterer seltener Steinzeitfund ist dieser Naeloa, welchen ich hier zur Besichtigung herumreiche. Sie sehen, wie von ihm etwa ein Dutzend grösserer und kleinerer Messer und Schaber durch Schlagen abgesprengt worden sind. Ein solch charakteristisches Exemplar bekommt man selten zu Gesicht und ich wollte deshalb nicht verfehlen, es Ihnen vorzuzeigen. Es stammt aus einer Wohngrube der Steinzeit.

Ich gehe nun dazu über, Ihnen über die Ausgrabungen der römischen Gräfelder von Worms zu berichten. Die Theilnehmer am vorjährigen Anthropologeneongress in Speyer, welche den Anflug am letzten Tage nach Worms mitgemacht haben, werden sich erinnern, dass dort zur Feier dieses Besuches eine Ausgrabung auf einem der römischen Gräfelder im Süden der Stadt veranstaltet worden war und 6 bis 8 Gräber aufgedeckt waren, welche ich die Ehre hatte, Ihnen zu demonstrieren. Sie sahen damals Gräber, welche in grossen hanehigen Urnen die verbrannten Gebeine der Verstorbenen enthielten; zusammen mit grösseren und kleineren Krügen, Tellern, Näpfen und anderem Hausrath. Dann sahen Sie wieder andere Gräber, in welchen, verschiednen orientirt, die Skelete anscheinend im hiesigen Boden lagen. Beigegehen waren diesen Toten Glasschalen, Münzen, Teller, Näpfe und ebenfalls Krüge. Ich durfte Ihnen damals erklären, dass die Gräber ersterer Art Brandgräber aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus gewesen sind, und die der letztgenannten Bestattungsart Skeletgräber aus dem dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren. Die Ausgrabung geschah auf einem Grundstücke, das mitten auf dem grossen südlichen Römerfriedhof von Worms gelegen ist. Es war mir schon lange bekannt, dass dort noch massenhaft Gräber zu finden wären, wir hatten aber immer die Exploration derselben auf eine gelogener Zeit angesetzt; wir hatten dieselben gewissermassen als unseren eisernen Bestand an Römergräbern zurückgestellt, weil der nördliche und westliche Römerfriedhof zum grössten Theile schon untersucht und auch durch die Behauung im Laufe der letzten Jahrhunderte theilweise zerstört worden war, von einem weiteren Friedhofe im Südwesten der Stadt aber, der eine sehr grosse Ausdehnung besitzt und noch vollständig unverehrt ist, uns damals noch nichts bekannt gewesen war. Nun konnte es keine bessere Gelegenheit geben, als beim Besuche der Deutschen anthropologischen Gesellschaft den noch übrigen Theil des Friedhofes anzuschneiden. Daran anschliessend hat nun Frei-

herr Heyl zu Herrnsheim, der Besitzer des Geländes, uns nicht nur erlaubt, die weitere Untersuchung des Gräfeldes vorzunehmen, sondern derselbe liess auch die ganze Ausgrabung, sowohl auf dem zuerst genannten südlichen, wie auf dem nennendeckten südwestlichen Gräfelde, welche vom Juli vorigen Jahres bis Ostern dieses Jahres andauert hat, auf seine Kosten vornehmen. Bei der zu Ehren des Anthropologeneongresses veranstalteten Ausgrabung kamen gerade durch die Tücke des Zufalls keine besonders hervorragenden Funde zu Tage und es war leider den Anthropologen versagt, sich von der Reichhaltigkeit der auf diesem Theil des Friedhofes gelegenen Gräber zu überzeugen. Aber schon am folgenden Tage wurde ein sehr schöner charakteristischer Fund aus dem ersten Jahrhundert, einem Brandgrabe entstammend, gemacht. Es kam da ein Grab zum Vorschein, welches ausser der Aachenurne von hellröthlichem Thone, sog. heiligerer Waare, noch einen ganzen Satz Sigillatgefässe, 10 Teller, Näpfe und Schüsseln enthielt, dazu eine Lampe und verschiedene andere Gegenstände.

Wenn ich nun dazu übergehe, Ihnen eine knrze Beschreibung der Ausgrabungen und der dabei gemachten Funde zu geben, so muss ich eigentlich wegen dieses Unterfangens um Entschuldigung bitten, da gewissermassen römische Gräber in den eigentlichen Rahmen der Prähistorie nach unserer bisherigen Anschauung nicht hinein gehören. Sie gestatten mir es aber doch zu thun, weil einestheils die damals anwesenden Anthropologen wohl ein Interesse daran nehmen werden über den weiteren Verlauf der Ausgrabung berichten zu hören, und weil andertheils gerade die frührömischen Gräber wegen ihrer Beziehung zur la Tène-Periode sehr viel des Interessanten bieten und uns Aufklärung geben können über den Uebergang von der vorrömischen zur römischen Zeit. Aneh die nachrömische Zeit, die fränkische Periode, kommt hier noch in Betracht, mit welcher ebenfalls viele Berührungspunkte vorhanden sind, aber hauptsächlich sind es jene mit der la Tène-Zeit, welche uns in erster Linie interessieren. Wir haben in Worms gerade aus der ersten Kaiserzeit viele Gofasypen gefunden, die in die la Tène-Periode zurückreichen. Früher glaubte man, dass in dieser Entwicklung der Keramik ein scharfer Wendepunkt bestände, dass die la Tèneperiode schroff geendet und ebenso die römische ganz unvornittel begonnen habe, aber jetzt wissen wir durch die neueren Forschungen, dass eine Masse Typen aus der la Tène-Zeit in die römische Zeit sich fortsetzen. Unser Freund und Colloge Tischler hat auch für die Fibel diesen Nachweis

geliefert, indem er schon in seiner Publication über die Fibel constatirt hat, dass die frühromische Provinzialfibel eine unmittelbare Umbildung der späten I-Töne-Fibel darstellt. Ausserdem muss ich noch als besonders wichtig die Töpferstempel erwähnen, die den Namen des Töpfers zu enthalten pflegen, wie auf den aus Italien importirten terra sigillata-Gefässen. Es erscheinen nämlich auch auf den frühromischen Thongefässen eine Menge gallischer Namen, ja die Mehrzahl aller dieser Stempel ist gallischen Ursprungs. Man ersieht also daraus, dass die gallischen Töpfer ruhig weiter gearbeitet haben nach römischen Mustern. Dieser Uebergang zu studieren wird gerade in den Grabfeldern am Rhein und der Donau Gelegenheit gegeben, und so dürfte die Beschreibung der letzten Ausgrabungen in Worms nennentlich für Sie im Norden deshalb von Interesse sein, weil Sie ja hier viele römische Gegenstände finden, welche wohl provinzial-römischer Provenienz sind und entweder vom Rhein oder der Donau hierher importirt worden, von besonderem Interesse aber noch wegen des grossen Materials, welches dort im Laufe des Jahres zum Vorschein kam. Wir haben in der Ausgrabungszeit vom Juli vorigen Jahres bis Ostern dieses Jahres nicht weniger als 518 Gräber aufgedeckt, davon waren 440 rülig unverehrt und die übrigen zum Theil nur wenig beschädigt. Noch harter aber viele Hunderte, wahrscheinlich mehr wie Tausend Gräber der Ausgrabung.

Vorerst muss ich Ihnen nun über die Lage der Grabfelder zur Römerstadt und über letztere selbst Eiuiges mittheilen. Zu diesem Zweck habe ich hier eine Karte und einen Plan von Worms aufgestellt und lasse auch solche circuliren, worin ich die von mir constatirten römischen Strassen von Worms eingetragen habe. Sie ersuchen um diesen Plan von Worms, dass die Stadt von einer Menge von Strassen, welche ich roth und blau eingezeichnet habe, durchzogen wird. Sie können über 30 derartiger Strassenzüge bemerken. Die schwarze Linie deutet dagegen die Grenze der Römerstadt an, bis zu der noch Reste römischer Gebäude gefunden zu werden pflegen. Es war mir möglich, bei den umfangreichen Kanalisations- und Wasserleitungsarbeiten in den letzten Jahren diese Strassen alle ganz genau festzustellen; sie sind von mir alle selbst vermessen und eingezeichnet worden. Es gelang mir auch, von sämtlichen Strassen genaue Querschnitte zu erhalten, und es zeigte sich ferner bei diesen Untersuchungen, dass wir Strassen aus ganz verschiedenen Bauperioden unterscheiden können, solche der ältesten Römerzeit, dann wieder Strassen der mittleren und der spätrömischen Periode. Die letzteren sind zum

Unterschiede von den anderen blau eingezeichnet. Die Römerstrassen der beiden ersten Perioden sind aus einem Material hergestellt, welches in der Umgegend von Worms auch heute noch hauptsächlich Verwendung findet. Es ist dies das diluviale Geschiebe des Donnersberges, des höchsten Berges der Pfalz, der sogenannte rothe Donnersberger Kies, welcher von dort bis zu dem Rheine hin sich findet und der von den ehemaligen Gletschermoränen des Donnersberges her stammt. Aus diesem Material sind nun die genannten Strassen erhalt. Sie bilden Dämme von $1\frac{1}{2}$ —2 m Mächtigkeit, welche aus verschiedenen Lagen Kies, welche fest auf einander gestampft und gewalzt worden sind, bestehen. Die frühromischen Strassen kennzeichnen sich dadurch, dass im Inneren des Strassenkörpers nur Münzen aus der ersten Kaiserzeit, besonders des Augustus, gefunden werden und dass unter dem Strassenkörper keine irgend- wie bedeutende Kulturschichte sich findet. Die Strassen der mittleren Kaiserzeit kennzeichnen sich dadurch, dass nur Münzen der mittleren Kaiserzeit im Inneren des Strassenkörpers sich finden und schon eine bedeutendere römische Kulturschichte darunter liegt, so namentlich schon Gebäudereste, verschüttete Bräuen u. s. w. darunter gefunden werden. Die Strassen der spätesten Kaiserzeit haben dagegen einen ganz anderen Bau, sie sind nicht aus Donnersberger Kies, sondern aus Fluss- und Bachgeschieben hergestellt; sie liegen sehr hoch, es finden sich nur Münzen und Scherben der spätesten Zeit darin und sie ziehen alle schon über ältere Strassen und Gebäudereste hinweg. Der ganze Situationsplan von Worms hat sich, wie Sie erkennen können, im Laufe von beinahe 2000 Jahren kaum geändert, auf diesen römischen Strassenzügen sind, wie Sie sehen, meist die moderneu gelagert. Derartige Strassenuntersuchungen sind meines Wissens noch in keiner andern Römerstadt in Deutschland vorgenommen worden und sie sind in Zukunft, wenn die Kanalisation vollendet, wohl auch nicht mehr anzuholen. Jenseits der römischen Stadtgrenze sehen Sie alsbald die Grabfelder beginnen; es bedeuten die grünen Felder die römischen und die gelben die fränkischen Friedhöfe. Zunächst interessieren uns nur die erstere. Der nördliche Römerfriedhof ist sehr gross, er reicht weit nach Norden bis gegen die Liebfrauenkirche hin und auf ihm liegt auch ein Theil der Weinberge, welche die weltbekannte Liebfrauenmilch erzeugen, die Sie voriges Jahr gekostet haben. Dieser Friedhof war schon im Mittelalter bekannt und seit dieser Zeit sind auch schon viele Funde auf ihm gemacht worden, die meisten jedoch wieder verloren gegangen. Von ihm kann nicht viel mehr

vorhanden sein. Ebenso ist der westliche Friedhof zum grössten Theile durch den Bahnbau in den 40er Jahren und durch die Bebauung zerstört worden, aber noch immer kommen hier und da Gräber zum Vorschein. Der südliche Friedhof ist der, den Sie im vorigen Jahre gesehen haben. Damit ist der Ring der Nekropolen um die Stadt geschlossen, welche in einem grossen Halbkreis umgeben, denn östlich der Stadt nach dem Rheine zu verbot die tiefe Lage des Geländes die Anlage von Grabfeldern. Nun gelang es mir aber im Laufe des Winters, noch einen weiteren Friedhof im Südwesten der Stadt anzufinden. Nach den Strassenuntersuchungen in der Stadt war mir bekannt, dass eine ziemlich bedeutende Römerstrasse südwestlich die Stadt verlässt in der Richtung auf Kaiserslautern zu, deshalb vermuthete ich auch, dass dort römische Gräber zu finden sein würden, und ich hatte mich in meiner Vermuthung nicht getäuscht; gleich dicht neben der Strasse, da, wo sie die Stadt verlässt, fanden wir Grub an Grab. So haben wir im Laufe des Winters dort schon über 100 Gräber aufgedeckt, und höchst wahrscheinlich wird dieses Grabfeld eines der bedeutendsten sein und viele Hunderte von Gräbern umfassen.

Ich erlaube mir nun, Ihnen eine kurze Beschreibung der einzelnen Arten der römischen Bestattungen, sowohl der früh-, wie der spätrömischen, so wie wir sie gefunden haben, zu geben, und beschränke mich hauptsächlich darauf, da ja unmöglich Alles im Einzelnen aufgeführt werden kann, die Verschiedenheiten mit anderen derartigen Funden hervorzuheben. Es ist ja darüber auch schon unendlich viel geschrieben und gesprochen worden, so dass ich nur das Wesentliche herauszugreifen brauche. Zur näheren Orientirung habe ich hier eine Anzahl Photographien aufgehängt und habe auch hier noch eine Anzahl zur Vertheilung aufgelegt, welche ich oirculiren zu lassen hitte. Sie werden Ihnen besser, als ich es mit Worten vermag, die Verhältnisse veranschaulichen können. Wie Sie sehen, finden sich viele Brand- und Skeletgräber in situ photographirt, dann bemerken Sie von den gefundenen Gegenständen, sowohl Thongefässen wie Gläsern, bestimmte Typen zusammengestellt und chronologisch geordnet, und Sie sehen ferner die besonders bemerkenswerthen Fundstücke einzeln aufgenommen.

Wie Sie alle wissen und wie ich Ihnen im vorigen Jahre demonstrieren durfte, herrschte in den ersten zwei Jahrhunderten der Römerherrschaft der Leichenbrand vor. Dass nun die Leichen vor der Bestattung direct auf dem Grabfelde verbrannt wurden, davon konnte ich mich im Laufe

dieser Ausgrabungen mehrmals überzeugen. Es fanden sich nämlich verschiedene Verbrennungspätze, sogenannte Ustrinen, Gruben in der gewöhnlichen Tiefe und Länge eines Grabes, in welchen der Boden und die Wände, so hoch letztere noch vorhanden waren, eine Verglasung erlitten hatten. Auf dem Boden fanden sich noch grössere und kleinere Kieselsteine, auf welche das Holz zu liegen kam und die offenbar dazu dienten, durch besseren Zutritt von Luft eine vollständigere Verbrennung zu erzielen. Dabei lagen manchmal noch einzelne Knochen, Asche, Nägel u. s. w. Auf dem Holzstosse wurde nämlich in einem Sarge, der von Nägeln zusammengehalten war, die Leiche verbrannt, und so findet man zwischen den eingeinirteten Knochen gewöhnlich noch die langen Nägel dieser Särge vor. Die gebrannten und zerhackten Knochen wurden dann gesammelt und im Grab beigelegt. Unter ihnen findet man dann weiter die Beigaben, welche mit dem Toten verbrannt worden waren; leider ist so durch den Leichenbrand Manches vollständig zerstört, und namentlich der Schmelz der Emailletheile meist ganz angeschmolzen worden. Dabei finden sich öfter Messer, welche gewöhnlich einen knöchernen Griff haben. Derselbe erscheint dann ebenfalls, wie die Knochen, calcinirt. Dieselbe Erscheinung finden wir bei anderen Geräthen aus Knochen oder Horn, wie Salbenbüchsen, kleinen Dosen u. s. w. Bei der Verbrennung ist jedenfalls viel Weihrauch oder wohlriechendes Harz verbrannt worden, denn es finden sich beinahe in jedem Grab grössere oder kleinere Stücke dieses Harzes vor, die entweder dem Feuer entgangen sind oder nachträglich beigegeben wurden. Ganz dieselbe Erscheinung finden wir in den Spät-la Tene-Gräbern und es ist dieser Gebrauch ebenfalls aus der vorrömischen Zeit mit herübergenommen worden. Die verbrannten Gebeine fanden dann meist Aufnahme in einer Aschenurne, welche einen ganz bestimmten Typus zeigt. Hinzu kamen dann noch verschiedene Gegenstände, die vielleicht bei der Toilette der Leiche zuletzt gebrannt wurden, wie Kämme, Haarnadeln, Salbenbüchsen, manchmal ein Striegel, der zur Hautpflege diente, u. s. w. Bei Kindern wurden Spielaschen, Puppen und kleine Thiere aus Thon, Pfeifen, kleine Kinderrasseln und andere Gegenstände hinzugegeben. Um diese Urne wurden dann die Beigefässe gestellt, von welchen sich manchmal 6—10 in einem Grab vorfinden. Ein Typus ist da besonders bemerkenswerth, der meist in ärmeren Gräbern erscheint, die sogenannten Thränenkrüge, gewöhnlich ziemlich rohe und einfache Formen, von welchen man früher geglaubt hat, sie dienten

in der That dazu, die Thränen der Leidtragenden bei der Bestattung anzunehmen. Das ist aber sieher nicht der Fall gewesen; sie haben jedenfalls denselben Zwecke gedient, wie die grossen Krüge auch, von denen man manebmal ganz mächtige Exemplare findet. Einmal fand ich zwei solcher Krüge, von denen jeder über 40 Liter Wasser fasste. Von ihnen kann also kaum angenommen werden, dass sie zur Aufbewahrung der Thränen gedient hätten (Heiterkeit). Sie haben jedenfalls Wein oder andere Flüssigkeiten enthalten, die bei der Bestattung zur Opferung oder als Weibgaben dargebracht wurden. Ferner finden sich ziemlich viele Gläser bei diesen Brandbestattungen, meist ganz bestimmte Typen, manebmal aber auch einzelne ganz hervorragende Stücke, wie Sie sich bei der Betrachtung der Photographien von früh-römischen Gläsern überzeugen können. Im Ganzen sind bei der letzten Ausgrabung etwa 100 solcher Gläser gefunden worden. Bei diesen Leichenbrandgräbern fanden sich aber auch viele zerschozene Gläser, meist kleinere Formen, die offenbar als Salbenbehälter oder kleine Parfümgläschen der Leiche auf den Sebeiterhaufen folgten und so mit verschmolzen sind. Sehr selten fehlt die Lampe, die offenbar während der Aufbahrung der Leiche gebrannt hat und mit ins Grab gegeben wurde. Speisereste in den Gefässen findet man, im Gegensatz zu den spätrömischen Gräbern, ziemlich selten; man hat demnach wohl weniger consistente Speisen mitgegeben. Eine Wegezebrung war auch für den verbrannten Leichnam nicht angebracht. Münzen erscheinen in diesen Gräbern ziemlich zahlreich und sind eine sehr wichtige Beigabe zur Constatirung der Zeit der Bestattung. Nicht alle Brandgräber sind gleich ausgestattet, ihre Verschiedenheit beruht in den Vermögensverhältnissen. Meist sind die Gebeine in hölzernen Kisten bestattet, so, dass die Aschenurne mit sämmtlichen Beigaben in einer solchen Kiste im Boden beigezsetzt wurde. Man findet gewöhnlich die Holzspuren und Nägel dieser Kisten noch im Boden. Es kommen aber auch Kisten aus zusammengestellten Ziegelsteinen vor, welche Ziegelsteine entweder im Viereck oder dachförmig angeordnet sind. Dann findet man Aschenkisten aus Stein, bei welchen entweder diese Kiste den Behälter für die Aschenurne bildet, oder in der Kiste selbst die calcinirten Knochen liegen und dann anssen herum die Gefässe gestellt sind. Bei Aermern hat gewöhnlich eine einfache Vertiefung des Bodens die Knochen aufgenommen, um welche herum alsdann die Beigaben gestellt wurden. Dieses Verfahren kommt bei uns in der la Tène-Zeit ganz ausnahmslos vor. Manebmal bilden diese Aschen-

behälter auch Kacheln aus Ton, welche die Römer zur Heizung der Wohnräume benützten. In diesem Falle sind dann jedenfalls Holzdeckel oben und unten eingelegt worden, zwischen welchen die Asche sich befand, manebmal ist auch einfach ein grosser Weinkrugseherben benützt worden zur Aufbewahrung der Gebeine. Die Verbrännung der Leichen dauerte nun während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, und als eines der jüngsten derartigen Gräber glaube ich ein von mir gefundenes Grab beziehen zu dürfen, das einer beigegebenen Münze nach ungefähr um das Jahr 200 nach Christus zu setzen ist. Nach dieser Zeit folgt die Bestattung der Leichen in Särgen, bei welcher die ganze Leiche unverbrannt beigezsetzt wurde. Die älteste derartige Bestattung glaube ich diesen Winter in einem Kindergrabe gefunden zu haben, das Münzen von Gordianus III. und Philippus Arabs enthielt, bei dem also die Beizetzung ungefähr um 250 erfolgt sein muss. Es waren Münzen, die offenbar erst sehr kurze Zeit im Kurs waren, da sie eine ganz scharfe Prägung zeigten, so dass man deshalb ziemlich genau die Zeit der Beizetzung bestimmen kann. Es haben aber jedenfalls längere Zeit hindurch Asche- und Skeletbestattungen neben einander bestanden. Dies können Sie auch aus einer der Photographien schliessen, auf welcher Sie dicht am Kopfe eines Skeletgrabes in gleicher Tiefe ein Brandgrab bemerken. Aber zwischen die Brandgräber der ersten Zeit sind die Skeletgräber der späteren Zeit auch einfach eingelassen worden, wobei man nicht einmal sehr pietätvoll verfahren zu haben scheint, denn meist sind die Brandgräber, die dabei getroffen wurden, zerstört. Manebmal findet man, dass bei dem Ausheben der Grube gerade die Hälfte eines Brandgrabes zum Opfer fiel, während die andere Hälfte erhalten blieb. Einige Male konnte aber auch constatirt werden, dass der Inhalt eines Brandgrabes mit besonderer Vorsicht erhoben und dicht neben das Skeletgrab wiederum beigezsetzt worden war. Die beiden Arten von Bestattungen sind also nicht räumlich von einander geschieden und auf die Zeit der Beizetzung lassen einzig und allein die beigegebenen Münzen einen sicheren Schluss zu. In den ersten Jahrhunderten wurden längs der Rösselstrasse die Brandgräber deponirt und auf dasselbe Feld in den späteren Jahrhunderten die Skeletbestattungen gebettet, ohne Rücksicht auf die schon vorhandenen Gräber. Diese Skeletbestattungen fanden nun sämmtlich in Särgen statt, und zwar sind das entweder Holzsärgen oder Steinarkophage; selten findet man aus grossen Ziegelsteinen viereckig oder dachförmig zusammengestellten Särgen. Die Särgen der Ar-

meren Leute sind einfache, grosse Kisten aus Tannenholz, die gewöhnlich viel grösser sind als die Leiche, so dass am Fassende die Beigefässe deponirt worden konnten, die reicheren Leute hatten ebensolche Särge, aber aus Eichenholz gefertigt. Die Holzart kann noch immer leicht an der Färbung des Holzes erkannt werden, welches an den grossen eisernen Nägeln befestigt, durch welche die Särge zusammengehalten werden. Uns gelang es aber auch, ganze Särge und grosse Reste von solchen dem Boden zu entnehmen, wo sie durch das hochstehende Grundwasser erhalten worden waren. Vornehmere Bestattungen wurden dann in Steinsärgen beigesetzt. Es sind das grosse Monolithen, welche mit Deckel etwa 20 Zentner schwer sind. Aber hierin giebt sich auch eine eierbare Verschiedenheit je nach den Vermögensverhältnissen kund. Man findet ganz einfache, roh behauene Särge, dann solche von sorgfältigerer Bearbeitung, sowohl im Innern, wie aussen und oben au Deckel. Manchmal sind innen schön cannellirte oder gewundene Säulchen in drei vier Ecken braunangerbeitet oder der Deckel hat zwei Giebel in der Mitte und Akroterien an den vier Ecken. Bei auch reicheren Bestattungen findet sich ein Bleisarg im Innern des Steinsarges. Die Orientirung der Bestattungen ist ganz unregelmässig, meist jedoch sehen die Toten nach Süden oder Südosten hin. Zweimal konnten bei den Ausgrabungen in diesem Winter unter den römischen Gräbern Skelete von liegenden Hockern nachgewiesen werden, wahrscheinlich germanische Bestattungen zur römischen Zeit; kein Holzarg umschloss diese Skelete, keine Beigaben hatten sie mitbekommen, sie waren aber mitten unter den römischen Bestattungen gelegen.

Nun tritt um diese Zeit der Einführung der Skeletbestattungen eine Eigenthümlichkeit auf, welche bisher noch nicht genügend erklärt worden war, die nämlich, dass die Skelete bei der Bestattung mit einer weissen Substanz eingehüllt wurden. Diese Masse umgibt das ganze Skelet vollkommen, nur das Gesicht bleibt davon freil. Unter dem Kopfe dagegen findet sich gewöhnlich eine besonders dicke Lage, wie ein Kissen, ein Polster ansiehend, auf welchem der Kopf ruht. Manchmal lassen sich grosse Stücke dieser Substanz aufheben, welche dann Abdrücke ganzer Gliedmassen oder einzelner Gewandtheile darhieten. So fanden wir in einem Steinsarge den Abdruck vom Rumpf eines Kindes. Man hat dann nur nöthig, Gyps einzugüssen, um die ursprüngliche Form wieder zu erhalten. Man glaubte nun bis hin, diese weisse Masse wäre abgelöseter und wieder festgewordener Kalk. Man stellte sich die

Sache so vor, dass man annahm, in Folge weiterer Ausbreitung des Christenthums wäre die Brandbestattung verboten worden und man hätte deshalb vorgezogen, gewissermassen auf chemische Weise die Leiche zu verbrennen, indem man sie mit abgelösetem Kalk überhüttet hätte, um auf diese Weise eine langsamere wirkende Verrottung herbeizuführen. Nun wollte mir das nicht recht einleuchten, dass diese Masse wirklich Kalk sein sollte, denn Kalk hätte sicherlich nicht diese feste Hülle abgegeben. Kalk hätte auch keinen Abdruck der Gewänder erzeugen und diese erhalten können, hätte vielmehr solche sofort zerstört. Dann fand ich oft, dass die Masse in Form eines Kissens unter dem Kopf des Toten schon bei der Bestattung, ehe noch der Kopf darauf zu liegen kam, erhärtet gewesen sein muss, weil sonst der Kopf einen Eindruck hätte hinterlassen müssen. Da nun alle diese Momente den Gebrauch von Kalk ausschliessen, so liess ich die fragile Substanz chemisch untersuchen, und es stellte sich heraus, dass sie aus reinem Gyps besteht. Ist es aber Gyps, dann konnte es sich auch nicht um eine Verbrennung, müsste sich vielmehr um eine Conservirung der Leichen handeln. Man hatte, um dies zu ermöglichen, die Leichen durch den Gyps gewissermassen luftdicht abgeschlossen; dass man das Gesicht freiließ, hatte wahrscheinlich seinen Grund in religiösen Anschauungen. Vielleicht that man es, um der Seele das Verlassen des Körpers, durch den Mund natürlich, nicht zu erschweren, vielleicht auch aus dem Grunde, damit der Verstorbene die Passantentöne beim jüngsten Gerichte nicht überhören sollte und beim Aufruf seines Namens gleich Antwort geben könnte. Die grössten Reste dieser Gypsmassen findet man in den Särgen aus Blei und Stein, weil als die Feuchtigkeit nicht so leicht eindringen konnte; in den Holzsärgen jedoch, besonders im feuchten Boden, sind die Gypsmassen grösstentheils verschwunden. Der Gyps muss nun bei den Bestattungen in grossen Massen verbraucht worden sein, bei einer einzelnen manchmal über einen Zentner. Da aus Gyps in unserer Gegend nicht vorkommt — das nächste Vorkommen ist meines Wissens im Bliesthale in der Pfalz — so müssen wohl, um das Material in genügender Menge zur Hand zu haben, in römischer Zeit grosse Gypsniederlagen in Worms bestanden haben. Dasselbe Verhältniss trifft nun auch hinsichtlich der Steinsärge zu. Dieselben bestehn durchweg aus Pfälzer Sandstein, wie er in der Gegend von Grästadt noch jetzt gebrochen wird und aus welchem Material auch der Wormser Dom erbaut worden ist. Diese Särge müssen nun aus den gewaltigen Steinblöcken schon im Steinbruche selbst hergerichtet und auf

den aus der Grünstädter Gegend nach Worms führenden Römerstrassen dahin verbracht worden sein. Demgemäss müssen auch grosse Sargniederlagen in Worms bestanden haben. Die Anzahl der hier gefundenen Steinsärge ist auch geradezu Legion. So wurden bei einer einzigen Angrabung auf dem südlichen Grabfelde im Jahre 1885 nicht weniger als 95 Steinsärge angetroffen, nicht zu sprechen von den vielen Hunderten, die früher schon angetroffen worden sind. Der Modus der Bestattung nun muss, je nachdem ein Holz- oder ein Steinsarg dazu verwendet worden war, ein anderer gewesen sein. Die Holzsärge wurden in ziemlich enge Gruhen, die kaum die Breite und Länge des Sarges überstiegen, gerade wie noch jetzt, bestattet und wahrscheinlich auch mit Stricken in dieselben hineingelassen. Jedenfalls war dann die Leiche schon im Trauerhause in den Sarg verbracht worden. Bei den Steinsärgen dagegen muss anders verfahren worden sein. Die Steinsärge in die Gruhen hinabzubringen, hat jedenfalls bei den technischen Hilfsmitteln der damaligen Zeit erhebliche Schwierigkeiten gehabt, und so sieht man denn, dass die Grube viel grösser angelegt und ein Weg, ein Planum inclinatum, hergestellt wurde, auf dem der 20 Zentner schwere Steinsarg langsam hineingelassen werden konnte. Hierauf kann dann erst die eigentliche Bestattung des Körpers, das Ueberdecken desselben mit Gyps, das Mitgeben von Beigaben u. s. w. stattgefunden haben. Man sieht deshalb auch, dass unten am Sarge gewöhnlich noch ein kleiner Raum ausgespart wurde, so dass zwei Leute dort stehen und die nöthigen Verriethungen versehen konnten. Das Planum inclinatum geht natürlich immer nach der Römerstrasse hin, auf welcher der Sarg angefahren wurde, und so brauchen wir nur, wenn wir irgendwo einen römischen Steinsarg finden, das Planum zu constatiren, um zu wissen, wo die Römerstrasse zu finden sein muss. Was nun die Beigaben dieser spätrömischen Skeletgräber anbetrifft, so bestehen dieselben hauptsächlich in Gläsern und Gefässen. Gläser wurden diesen Bestattungen, namentlich denen in Steinsärgen, mit Vorliebe beigegeben, oft 2, 3 und 5 Stücke, darunter manchmal sehr wertvolle Exemplare. Im Ganzen wurden weit über hundert solcher spätrömische Gläser gefunden. Die Giastechnik muss gerade im 3. und 4. Jahrhundert in besonderer Blüthe gestanden haben, so dass Kunstwerke der Giasthätigkeit nicht allzu Seltenes sind. So fanden wir ausser grossen cyllinderförmigen Flaschen eine Flasche mit engem Halse, in deren Innern noch eine kleine Flasche eingeschmolzen ist, eine Flasche mit doppeltem menschlichen Gesichte, ein Gläschen in Form eines

kleinen Schweines, Milchflorigläser u. s. w. Derartige Gläser müssen damals auch einen grossen Werth repräsentirt und einen kostbaren Beizt gebildet haben; daraus erklärt sich auch die Beraubung dieser Gräber, welche wir leider so oft zu constatiren in der Lage sind. So haben wir bei der schon genannten Ausgrabung vom Jahre 1885 von den 95 Steinsarkophagen nur 5 unverehrt angetroffen, alle andern waren beraubt, dagegen waren sämtliche Bestattungen in Holzsärgen unverehrt geblieben. Gerade die Gläser mussten die Grabräuber angezogen haben, denn sonst finden sich unter den Beigaben selten Gegenstände, die ihre Eier besonders erregen konnten. Dieselben müssen offenbar ganz systematisch zu Werk gegangen sein, indem sie sich darauf verlegten, nur diese Steinsärge auszuräumen, während sie die übrigen Bestattungen verachten, wahrscheinlich weil sie in ersteren reichere Beute anzutreffen hofften, und weil sie diese Särge leichter finden konnten. Und sie konnten sie leicht finden, weil die Steinsärge zur Verenkung einer viel grösseren Orube im Boden bedurften, als die Holzsärge und sich dadurch nach langer Zeit noch an der Oberfläche kennzeichneten. Der Deckel wurde dann von den Grabräubern aufgedeckt oder eingeschlagen, die Gläser wurden herausgenommen, die Gebeine durchwühlt und der Sarg in diesem Zustande liegen gelassen. Ueber die Frage nach der Zeit der Beraubung haben wir uns vielfach unterhalten, meiner Meinung nach ist es jedoch keine Frage, dass zur spätrömischen Zeit selbst die Beraubung erfolgt ist, denn zu der Zeit, wo die Nachfrage nach Gläsern am lebhaftesten war, da war auch das Angebot am stärksten, und jedenfalls hat der hohe Preis die Grabräuber gereizt. Ich konnte diese Frage näher prüfen bei einer Ausgrabung auf dem Theil des grossen südlichen Friedhofs, welcher am weitesten nach Osten zu liegt und demnach die jüngsten Bestattungen enthalten musste. Von den dort gefundenen Steinsärgen war nun merkwürdiger Weise kein einziger herab, sogar ein sehr reiches Grab, welches einen Steinsarg mit darin liegendem Bleisarg enthielt, war unberührt geblieben, aus dem einfachen Grund nämlich, weil die Grabräuber wussten, dass dort Nichts mehr zu holen war, indem diese spätesten Bestattungen an der Grenze des Friedhofes offenbar unter dem schon stärkeren Einflusse des Christenthums, keine Beigaben mitbekommen hatten.

Was nun die Gefässe dieser Gräber anbetrifft, von welchen wir viele Hundert erhoben haben, so sehen Sie, wie Sie sich bei Betrachtung der Photographien überzeugen können, gerade wie bei den Gläsern, sehr verschiedene Typen, eine grosse

Anzahl Krugformen, Teller, Schüsseln und Näpfe, die verschiedensten Gefässe aus terra sigillata, häufig Trinkgefässe mit Inschriften, und besonders eine Specialität der Wormser römischen Töpferien, sogen. Gesichtskrüge, Krüge von verschiedener Grösse, die am Ansgange eine weibliche Gesichtsmaske tragen. Von diesen Masken konnte ich bisher etwa 7—8 verschiedene Typen nachweisen. Eine Form aus Thon, in der die Masken ausgepresst wurden, fand ich vor einigen Jahren in einer römischen Töpferlei. Häufig sind diese Krüge verschiedenfarbig bemalt. Unter den Photographien sehen Sie ein Blatt, worauf nur Wormser Gesichtskrüge der verschiedensten Grössen zur Darstellung gelangt sind.

Sämmtliche Gefässe waren zum Mitgeben von Speise und Trank verwandt worden und in vielen derselben werden noch Speisereste gefunden, die bekanntlich bei den frühromischen Gräbern selten sind. Meist sind es Geflügelknochen, die hier gefunden werden und von ihnen sind die der Gans am häufigsten, dann werden aber auch Knochen vom Rind und Schaf angetroffen. Sehr oft wurden auch Hühner- und Gänseleier als Speise mitgegeben, aber nur einmal fand ich in dem Steinsarg eines Kindes Reste von zwei bemalten Gänseleiern. Dieselben waren mit schwarzen und rothen Ringen umzogen, dazwischen zeigten sich grüne, blaue und rothe Tupfen. Höchstwahrscheinlich waren das Ostereier, mit welchen das Kind nach germanischem Brauche beschenkt worden war. Die Gefässe mit den Speisen wurden nicht immer innerhalb des Sarges niedergelegt. Häufig findet sich, dass, wenn dem Sarge Gefässe und Gläser beigegeben wurden, ausserhalb des Sarges noch Gefässe angetroffen werden, welche dann gewöhnlich in einer besonderen kleinen Holzkiste niedergelegt sind. Meist kommt dies Verfahren bei reicheren Bestattungen in Steinsärgen vor. Anstatt der Kiste sind die Gefässe auch manehmal in einer in den Löss gearbeiteten Nische über dem Sarge beigegeben.

Von den übrigen Beigaben sind besonders die Schmuck Sachen zu erwähnen, Armringe von Bronze und Gagat, Fingerringe, Halakotten von blauen, grünen und schwarzen Glasperlen und ferner Gewandnadeln, doch sind letztere verhältnissmässig selten. Mit der Einführung der Skeletbestattung pflegt die Fibel nur noch selten als Beigabe zu erscheinen. Auf einer der Photographien sehen Sie die goldene Schmuckplatte einer Scheibenfibel dargestellt, welche wegen ihrer Arbeit besonders beachtenswerth ist. Es ist darauf ein stiller Adler dargestellt. Die ganze Arbeit verräth schon entscheidenden germanischen Geschmack und Technik. Von

besonderen Beigaben sind noch die Beschläge von Spazierstöcken zu erwähnen, welche zwei Mal angetroffen wurden. Der Stock war etwa 80 cm lang, was man noch genau an der Holzspur erkennen konnte. Erhalten ist von ihnen der cylindrisch geformte Griff und die Zwinge aus Bronze. In letzterer steckt noch der eiserne Nagel, der die Abnutzung verhüten sollte. Münzen wurden sehr viele gefunden, manehmal 6—8 Stück an der Hand des Toten, so dass es aussah, als hätte er dieselben in einem Beutelchen gehabt. Die jüngsten der bisher gefundenen Münzen sind von Constantin. Insehriftensteine sind auf dem neuentdeckten Grabfelde bis jetzt noch nicht gefunden worden, auf dem südlichen Grabfelde aber schon des Oesteren. Dort wurden auch schon ein Meilenstein und verschiedene Sculpturen von Grabdenkmälern entdeckt, ferner Steine, welche zur Bekrönung der Stadtmauer oder des Castrums gedient hatten, sogenannte Zinnensteine, die dann später auf dem Grabfelde als Fundamente für Grabdenkmäler benutzt wurden. Von Grabbeigaben erwähne ich zum Schluss noch Spielsachen in Kindergräbern. Mehrmals fand ich Spiele ähnlich unseren Brummkreiseln, dabei lagen noch die Spielmarken aus Horn, Knochen, Glas und Email. Medicinisch interessant sind viele Funde von gebildeten Knochenbrüchen, sowohl der Arm- wie der Bein Knochen. Es lässt sich nicht verkennen, dass bei deren Heilung Kunstheile mitgewirkt hat. So sehen Sie auf einer der Photographien eine Reihe solcher Knochenbrüche zur Darstellung gebracht.

Das sind im Grossen und Ganzen die Beobachtungen, welche ich bei den Ausgrabungen im letzten Jahre machen konnte und die ich der geehrten Versammlung mitzutheilen nicht verfehlen wollte. (Beifall.)

Herr Dr. O. Krühke-Kiel:

Ueber eine chemische Veränderung an vorgeschichtlichen Bronzen.

Unter den vorgesehichtlichen Bronzen befindet sich eine grosse Zahl, welche schon äusserlich durch ihre Farbe eine auffällige Verschiedenheit von den meisten andern Bronzen darhietet. Es fehlt das metallische Aussehen oder die Patina, die auf Metall schliessen liesse; die Bronze ist weiss, grau oder gelblichweiss. Virchow¹⁾ hat bereits darauf hingewiesen, dass für derartige weisse und graue Bronzen die Bezeichnung Weissmetall aufgekomen ist, welche maneh arabisch-keine Schriftsteller gebrauchen, obwohl dann kein he-

¹⁾ Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1883 S. 545.

stimmter wissenschaftlicher oder technischer Sinn verbunden ist. Man findet sogar, dass sich der Name Weissmetall gelegentlich auch auf Zinkbronzen, also auf jüngere Fabrikate bezieht.

Von diesen aus sog. Weissmetall bestehenden Bronzen ist eine grössere Anzahl chemisch analysirt. Es hat sich gezeigt, dass die weisse bzw. graue Farbe einerseits bedingt ist durch eine grössere Beimengung anderer Metalle, welche in den gewöhnlichen Bronzen sich nicht oder nur in geringer Menge vorfinden, nämlich Antimon, Arsen, Blei und Zink. Andererseits zeichnen sich die sog. weissen und grauen Bronzen durch einen aussergewöhnlich hohen Zinngehalt aus.

Diese letzteren sind meistens weniger widerstandsfähig, sehr oft brüchig und bröckelig, so dass aus diesem Umstande sich schon vermuthen liess, dass hier vielleicht ein Verlust an Kupfer stattgefunden hat. (Olsbansen¹⁾ hat früher schon die Beobachtung gemacht, dass sehr dünne Bronzestücke beim Liegen in der Erde einen Theil ihres Kupfergehaltes verlieren können, dass diese Bronzen dann, weil durch und durch oxydirt, schmutzgrünlich aussehen; aber er ist der Ansicht, dass dickere Bronzegegenstände nicht alles Kupfer verlieren, wenigstens nicht jede Spur von Grünfärbung einbüssen können. Das kann in der That doch der Fall sein, wie es sich bei meinen chemischen Untersuchungen an vorgesehrieblichen Bronzen Schleswig-Holsteins herausgestellt hat. Den Beweis für diese Thatsache gab mir das unter den Ausgrabungen des Prof. Pansch befindliche Schwert von Norby²⁾, welches mir von Frau Director J. Mestorf in dankenswerther Weise für die chemische Analyse zur Verfügung gestellt wurde.

Die näheren Fundumstände sind nach J. Mestorf folgende:

Die Leibe lag zwischen Holzbohlen, die nun zerfallen sind; an Beigaben fanden sich verschiedene Bronzen, worunter ein Schwert; dann viele kleine mit Metallresten übersäte Holzstücke, wohl von einem Gefäss beruhrend, Kleidspuren und ein seltsames graues grobkörniges Pulver, welches auf einem Gewebefetzen lag und zwar an einer Stelle mehr auch der Schwerts Spitze zu, dicht neben der Klinge; unmittelbar mit diesem Pulver zusammen fanden sich, darauf oder darin, Reste eines kleinen Bronzeobjectes (Pinette?) und daneben ein Probirsteinchen mit Meisselschärfe an einem Ende und einfachem Loeb zum Drehrziehen einer

Sebnar am andern; dann unter dem Zeug grössere Stücke der grauen Masse und die Enden der Pinette, wahrscheinlich nur in Folge Herabgleitens von dem Fetzen beim Ausräumen des Grabes.

Fräulein Mestorf machte mich besonders aufmerksam auf die äusserere Verschiedenheit der Schwerts Spitze von dem oberen Theile der Schwertklinge. Letzterer besitzt eine dicke grüne Patina mit braunen Flecken, während die Schwerts Spitze nicht im Geringsten an Bronze, gesehweige denn an das Vorhandensein von Kupfer erinnern kann. Fräulein Mestorf sprach schon die Ansicht aus, dass das Kupfer aus irgend einer Ursache aus der Bronze ganz oder zum grössten Theile verloren gegangen sein müsse, da die Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit der einzelnen Schwerttheile nicht zu bestreiten ist und es auch keinem Zweifel unterliegen kann, dass der Gegenstand aus einem Stück Gussen ist; auch ein Gussfehler ist ausgeschlossen.

Die chemische Analyse des Schwertes ergab nun folgende merkwürdige Resultate:

Ich bestimmte zunächst in zwei verschiedenen Stücken des Schwertes das spezifische Gewicht. Das eine Stück, welches der Schwerts Spitze entnommen war, zeigte ein spezifisches Gewicht von 7,2262, während das andere, welches dem oberen Theile der Klinge entstammte, ein solches von 4,0349 ergab. Die erste Probe stellte zerrieben ein graues Pulver dar, in welchem kein metallisches Zinn mehr nachzuweisen war. Bei der Behandlung mit Salpetersäure hinterliess es einen Rückstand von 78,85 %₁₀₀. Die Zinnbestimmung in der Bronze ergab 74,36 %₁₀₀ Zinnoxid, auf Zinnsäure berechnet 85,79 %₁₀₀.

Die zweite Probe von dem oberen Theile der Schwertklinge stellte zerrieben ein dunkelbraunes Pulver dar, sie enthielt neben Zinnsäure noch metallisches Zinn und ergab einen in Salpetersäure unlöslichen Rückstand von 32,13 %₁₀₀.

Die Zinnbestimmung in dieser Probe lässt sich nicht mit der oben angeführten vergleichen, da die Probe neben metallischem Zinn Zinnsäure enthielt. Nur der Vollständigkeit halber führe ich sie hier an. 0,3120 gr Substanz ergaben 0,0760 gr Zinnoxid, auf Zinn berechnet = 21,27 %₁₀₀.

Ein noch auffälligeres Verhältniss zeigen vier an verschiedenen Proben aus verschiedenen Theilen der Schwertklinge ausgeführte Kupferbestimmungen. Dieselben ergaben ein Abnehmen des Kupfergehaltes nach der Schwerts Spitze zu, wie folgt:

1. 63,79 %₁₀₀
2. 57,95 %₁₀₀
3. 45,91 %₁₀₀
4. 8,56 %₁₀₀

15

¹⁾ Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. Sitzung vom 30. Jan. 1883 S. 39.

²⁾ Die Abbildung und Beschreibung dieses Schwertes sind aus den Mittheilungen des Anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein, 8. Heft, Kiel 1890, S. 17 zu sehen.

Oerr.-Blatt d. deutsch. A. G.

17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100

In allen Proben wurden Eisen und Thonerde ermittelt. Die Prüfung auf Phosphorsäure fiel negativ aus.

Frägt man sich aus, wie es möglich sein konnte, dass das Kupfer bis zu einem so geringen Procentst (von vielleicht 90% auf 8,56%) verschwinden konnte, so kann man annehmen, dass starke kohlenstoffhaltige Wasser über das Schwert gespült und das entstehende basisch-kohlensaure Kupfer, welches immer in Wasser etwas löslich ist, mit fortgenommen haben; auch lässt sich vermuten, dass die Humussäuren das Kupfer aufgelöst haben. Mehr oder minder müsste diese Erscheinung dann überall bei Bronzen auftreten, welche in der Erde gefunden sind. Viel eher möchte ich, da ich einen ähnlichen Kupferverlust hauptsächlich bei den Bronzen feststellen konnte, welche aus Gräbern stammen (z. B. zwei Celte aus der Kieler Sammlung Nr. 6125 und 6997), annehmen, dass das bei der Verwesung der Leiche entstehende Ammoniak das Kupfer allmählich auflöst und das Zinn zu Zinnsäure umgewandelt hat und zwar naturgemäss an den dünneren Theilen des Schwertes, also nach der Spitze zu, mehr. Gewissermassen an Stelle des ausscheidenden Kupfers traten Wasserstoff (1 Mol.) und Sauerstoff (3 O), wodurch die Bronze noch compact geblieben ist. Allerdings ist sie brüchelig und locker genug, hat aber doch trotz des grossen Kupferverlustes völlig ihre Formen bewahrt.

Wenn das Kupfer bis zu dem Grade wie bei dem vorliegenden Schwerte (8%) verloren gehen konnte, so lässt sich annehmen, dass dasselbe bei einem länger andauernden Verwesungsprocess oder bei Bronzegegenständen von geringer Dicke ganz oder bis zu einem Minimalgehalt verschwinden kann, wie es bei dem auf einem Gewehrfetzen neben dem Schwert liegenden grauen Pulver thatsächlich der Fall ist. Dasselbe wurde von Wibel und Olshausen⁴⁾ als Zinnsäure erkannt; daneben wurden Kupfer und Sparen anderer Elemente nachgewiesen. Wibel hatte die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass man es hier mit einem Umwandlungsproducte der Bronze zu thun habe, indem er liess diese Annahme fallen, weil es kaum verständlich sei, wie etwa 90% Kupfer und 10% Zinn bei der Oxydation einer Bronze fast alles Kupferoxyd (nach Wibels Bestimmung bis auf 4,54%) hätte entfernt werden können und dabei ein so compactes Zinnoxid zurücklassen könne. Ferner hatte er in der Masse metallisches Zinn nachweisen können, wodurch nach seiner Ansicht

jeder Gedanke an zersetzte Bronze (oder vielleicht auch an natürliches kupferhaltiges Zinnoxid) ausgeschlossen sei. Er erklärt schliesslich mit Olshausen die graue Masse für ein Oxydationsproduct von unreinem Zinn. Indess nach den Resultaten der chemischen Analyse an dem Schwert von Norby und nach dem bereits Gesagten lässt sich die Möglichkeit, ich möchte sogar sagen, die Wahrscheinlichkeit, nicht abhengen, dass wir bei diesem Pulver nicht ein ursprüngliches Zinnoxid vor uns haben, sondern dass die Masse ebenfalls ein Umwandlungsproduct von Bronze ist.

Derselbe Vorgang wird sich bei allen Bronzegegenständen mehr oder minder abgespielt haben, die aus Gräbern stammen und die während des Verwesungsprocesses direct neben oder auf der Leiche gelegen haben. Das bei der Verwesung der Leichen entstehende Ammoniak vermag also das Kupfer in den Bronzen mit der Zeit ganz oder bis auf einen Minimalgehalt zu entfernen, wobei sich das Zinn in Zinnsäure verwandelt. Die Bronzeobjecte werden weiss oder grau, braunen aber ihre Formen trotz des Verlustes an Kupfer nicht einzubüssen.

Herr Geh. Sanitätsrath Dr. Grompler-Breslau:
Ein neuer Bronzefund.

Hochansehnliche Versammlung! Fürchten Sie nicht, dass ich Ihre Geduld auf die Folter spannen werde, ich spreche über ein Thema, wo Controversen kaum möglich sein können. Wir lebten jetzt in der Zeit des Sportes der Wettrennen, was das Lieblingsthier aus der ältesten Zeit, was der Mensch besass, die Hauptrolle spielt und schon im recht grauen Alterthume gespielt hat, wofür ich Ihnen nachher im Detail einen Beweis vorführen werde. Lassen Sie mich kurz erzählen, wie unser Museum in den Besitz dieses Fundes gekommen ist.

Es war im Spätherbst des verflossenen Jahres, als der Ackersmann Domgala in Lorzendorf im Kreis Namslau, Oberschlesien, sein Feld für die Wintersaat bestellte, da brachte die Pflugschar mit einem Male Urnenscherben und gebrannte Knochenreste zu Tage. Als ein pietätvoller Mann gedachte er dieselben dort wieder zu bergen, wo er sie ausgeackert hatte, grub zu diesem Zwecke in die Tiefe und gelangte hierbei auf einen ganz merkwürdigen Funde: drei gerippte Bronzeleisten mit ohren beweglichen Henkeln, zwei gleich grosse und eine kleinere. Ferner 2 Pferdegeschosse, 2 kunstvoll gearbeitete Schmuckketten, 44 sternförmige Riemenbeschläge, 6 andere verschiedenartig gestaltete Beschläge und Behangstücke, und 3 grosse hohle Ringe von Bronzeblech. Die Ciste habe ich wegen der Zerbrechlichkeit nicht mitgebracht,

⁴⁾ Olshausen, Chem. Beobachtungen an vorgeschichtlichen Gegenständen, Verhandlungen der Berliner anthropol. Ges. 1884, S. 527—530.

Sie haben dergl. schon in den verschiedenen Museen gesehen; ich lege ein Bronzegebiss, eine Bronzeschmuckkette, ein Exemplar von den sternförmigen Riemenbeschlägen und den Behangstücken zur Ansicht vor.

Der Baner Domgala gab auf mein Befragen ausdrücklich an, dass die Bronzegegenstände unterhalb der Grabreste neben einander gelegen haben, woraus hervorgeht, dass wir es mit einem Schatz oder Depotfunde zu thun haben.

Beschreibung:

1. Die Pferdegebisse bestehen aus einem 2gliedrigen Mittelstück und 2 Seitenknobeln (Stangen oder Wirbeln). Das aus einem Gass hergestellte Mittelstück wird gebildet durch 2 in einander gehängte, nach der Mitte zu anschwellende, 7,4 cm lange und 0,9 cm dicke Stangen von rundem Querschnitt, die an beiden Enden ringförmig gestaltet sind. Die 9 cm langen Knobel sind hufeisenförmig gebogen, in der Mitte vierkantig, an den verjüngten Enden rund und durch einen Doppelknopf abgeschlossen.

An der Biegungstelle der beiden Schenkel sind dieselben zu halbkreisförmigen Oesen erweitert. Eine 3. grössere Oese wird durch einen ringförmig zusammengehobenen 0,5 cm dicken Draht gebildet, dessen zusammengeschmiedete Enden in der Mitte der Knobel eingezapft und auf der andern Seite durch einen kugelförmigen Knopf abgeschlossen ist. Die letztgenannten Oesen dienen zur Aufnahme des Mittelstückes, der Trense, während die vier anderen Knobelösen, sowie 2 in die Endignissen des Mittelstückes (Trense) eingehängte, zusammengelöthete Ringe offenbar für die Befestigung der Zügel, beziehungsweise des ganzen Gebisses am Zaumzeug bestimmt waren. Das Mundstück (Trense) misst von einem Ende zum andern 15 cm, ist auffallend klein. Beide Gebisse sind von tadelloser Erhaltung, zeigen keine Spur von Abnutzung.

2. Pferdeschmuckkette: Dieselbe ist in sich geschlossen und besteht aus 16 Gliedern. Die Glieder bestehen aus 3 gegossenen 5,8 cm langen, 0,45 cm breiten und 0,3 cm dicken Parallelstäben von linsenförmigem Querschnitt, die sich an den Enden zu 3 kantigen Ringen erweitern. In der Mitte und an den Enden sind sie mit kleinen runden Knöpfchen verziert. Als Verbindungsglieder dienen quadratische 1,9 cm lange, gegossene Rahmen von rundem Querschnitt, welche gleichfalls an den Ecken und an den Seiten mit Knöpfchen verziert sind. Die Verbindung ist in der Weise hergestellt, dass zuerst die Rahmen an 2 gegenüber liegenden Seiten der Länge nach durchbohrt, dann in der Mitte durchschnitten, die stab-

förmigen Glieder auf die getrennten Theile aufgeschoben und letztere mittelst dünner, durch die Längsbohrung hindurch gesteckter und an den Enden verbüheter Stifte wieder vereinigt sind.

Die Glieder der so hergestellten Kette sind gegossen, die Kette ist 102 cm lang.

3. Die zweite Kette besteht ebenfalls aus 16 Gliedern, ist von derselben Länge und auf dieselbe Weise hergestellt.

4. Von den 39 Stück sternförmigen Riemenbeschlägen lege 1 Exemplar vor. Sie sehen eine 0,15 cm dicke Scheibe von 3,2 cm Durchmesser und mit 12 abgerundeten Zacken verziert. In der Mitte der oberen Seite befindet sich ein runder Knopf, auf der andern Seite eine mit der Scheibe zusammengewachsene handförmige Oese. In einer der Oesen war noch ein Stückchen Leder erhalten.

5. Drei grosse Hohlringe von Bronzeblech, deren Zweck nicht erkennbar ist. Za Halsringen sind dieselben zu gross.

Die Herkunft und Zeitstellung der Fundobjecte betreffend erlaube mir zuerst die Cisten zu besprechen.

Die gerippten Bronzocisten galten bisher als Erzeugnisse etruskischer Industrie. Dr. Carlo Marbesetti hat auf dem Congress in Innsbruck 1894 die Cisten mit beweglichen oberen Henkeln von den mit fixen seitlichen anterschieden und auf Grund des statistischen Materials festzustellen gesucht, dass für die ersten neben dem Produktionscentrum von Bologna noch ein zweites oberitalisches im Lande der Venetier angenommen werden müsse. (Correspondenzblatt d. Deutsch. Gesellschaft für Anthropologie, München, XXII. Jahrg., Nr. 9, S. 103.)

Die gerippten Cisten scheinen ursprünglich sacralen Zwecken gedient zu haben. In den Nekropolen von Marzobotto und der Certosa bei Bologna fanden sie sich gefüllt mit verbrannten Knochen und Asche von Toten. Auch in Etrurien sind sie vielfach in Grabkammern gefunden worden, meist gefüllt mit weiblichen Schmuckgegenständen. Ebenso enthielten die aus Gräbern meistens der Alpen stammenden Exemplare meist verbrannte Knochenreste.

Aus Schatz- oder Depotfunden stammen ausser den anrigen noch die von Kurd in Ungarn, sowie die von Kinzewo und Primentdorf in Posen. (Virehow, Verhandl. der Berl. Zeitschrift Bd. 6, 1874, S. 141. Posener arch. Mittb. Posen 1890, S. 19, Taf. IV, Fig. 1. Bericht von L. von Jajdzewski.)

Unsere Pferdegebisse finden ihre Analoga in den Gebissen von Ronzano und Ramonte, sowie in dem aus der Pfahlmaustation Möhringen am

Bielserse stammenden. (Gozzadini, Congrès intern. d'archéol. Stockholm, S. 354, Abbild. S. 573. Victor Gross, Les Protohellènes, Berlin 1883, S. 82, Pl. XXIV, Nr. 15.) §^o

Für die Zeitbestimmung ist es wichtig, dass mit dem Gebiss von Romano und dem von Mühringen zugleich ein Antennenschwert aufgedeckt worden ist. Diese Schwertform ist charakteristisch für die Uebergangszeit von der Bronze zur Hallstattperiode, also das 7.—6. Jahrh. v. Chr.

Ketten wie die von Lorzdorf scheinen sehr selten zu sein. In der Nekropole von Vetulonia Prov. Grosseto. Region Toscana sind Gefässe vorgekommen, an deren Deckeln als Handhabe Ketten angebracht sind, welche ähnlich den unsrigen sind. (Isidoro Falchi, Vetulonia e la sua necropoli antichissima, Firenze 1891, Tav. X, 12 u. XV, 24.)

Einer etwas jüngeren Kulturstufe, nämlich der eigentlichen Hallstattkultur gehören die Bronzezeiten an. Derselben Zeit müssen auch die ornamentirten Hohlringe zugeschrieben werden, deren Typus an manchen Orten sogar bis in die Tèneperiode hineinreicht. Solche chronologische Differenzen bei Gegenständen eines und desselben Fundes haben gerade bei Depotfunden nichts Befremdliches. Sie erklären sich, ebenso wie die Verschiedenheit der Ursprungsländer aus der Art und Weise, wie sie durch Händler zusammengebracht und bis in die fernsten Gegenden geführt worden sind. Auf diese Weise können auch bis zu uns Producte italischer Industrie gelangt sein.

Weitere Details anlassend, sowie in Betreff genauer Literaturangaben verweise auf meine Publication: „Der Bronzefund von Lorzdorf“ in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bd. VII, Heft 2, Breslau 1897.

Herr Geheimrath Prof. Dr. Waldeyer-Berlin:
Anthropologische Mittheilungen.

Ich habe Herrn Dr. Boll gebeten, seinen Apparat mit hieher zu bringen; er wird aufgestellt werden und diejenigen, welche sich für diese Sache interessieren, werden Gelegenheit haben, den Apparat kennen zu lernen. Ich komme hier auf die Angelegenheit zurück, weil ich der Meinung bin, dass mit diesem Apparate die vielen, zum Theil unzulänglichen Methoden, die wir haben, um den Fassungsraum eines Schädels zu bestimmen, endlich wohl zu einem gedeihlichen Abschluss geführt worden sind. Das Boll'sche Messverfahren zeichnet sich aus, einmal durch eine grössere Genauigkeit, als man sie bisher zu erreichen vermochte, zweitens durch eine grosse Bequemlichkeit. Herr Dr. Boll wird die Güte haben, wenn unsere Vor-

träge zu Endo sind, seinen Apparat zu zeigen und zu erläutern. Ich gestatte mir im historischen Interesse der Sache noch eine Bemerkung: Das Princip, eine leicht ausdehnbare Gummibläse in den Schädel einzuführen, um damit den Raum desselben zu bestimmen, ist bereits von Benedikt in Wien vor einiger Zeit angewendet worden; der Benedikt'sche Apparat ist zwar zuverlässig, dem Boll'schen gegenüber aber sehr complioirt. Dr. Boll ist ohne Kenntniss des Benedikt'schen Verfahrens, welches, so viel ich weiss, kaum zur praktischen Verwendung gelangt ist, aus eigener Ueberlegung auf seinen Apparat gekommen.

Nun für mich noch eine Bitte: Es wird der Versammlung bekannt sein, dass ich mich seit längerer Zeit mit der anthropologischen Gehirnforschung beschäftige. Ich bin der Ansicht, dass eine genaue anthropologische Erforschung des Gehirns noch grössere Wichtigkeit besitzt, als die der Schädel, und dass es höchste Zeit ist, dass wir damit beginnen. Es liegt mir namentlich daran, die Gehirne Neugeborener beider Geschlechter zu erhalten, indem ich der Sache näher nachzugehen wünsche, die unser leider verstorbener Freund Rüdinger in einer sehr beachtenswerthen Mittheilung gebracht hat, der Thatsache nämlich, dass sich schon bei neugeborenen Kindern, und auch noch vor der Geburt Unterschiede in dem Gehirne bei beiden Geschlechtern finden, die sehr auffallend sind. Namentlich ist es wichtig, Gehirne von Zwillingen ungleichen Geschlechtes, die also unter ganz denselben Bedingungen entwickelt worden sind, zu studiren. Dafür liegen erst wenige Fälle vor, und Rüdinger hat auch für diese gezeigt, dass die Gehirne ungleich waren, so dass man an ihnen sehen konnte, welches dem männlichen und welches dem weiblichen Zwillinge angehört hatte. Allein die Beschaffung solchen Materials ist begreiflicherweise ausserordentlich schwierig. Ich habe schon Schritte dieserhalb gethan und werde weitere thun; ich halte es aber auch für ersprießlich, bei jedem Anthropologengongresse eine Bitte an die Theilnehmer, insbesondere an die Herren Aerzte, zu richten, dass, wenn ihnen derartige Fälle, die zur anatomischen Untersuchung gelangen können, vorkommen sollten, sie mir Mittheilung machen möchten. Ich erbitte mich natürlich gern selbst, die betreffenden Untersuchungen anzustellen, wenn nur das Material in meine Hände kommt. Gern bin ich auch bereit, alle etwaigen Unkosten zu tragen. Sollte eine Versendung nicht möglich sein, so würde ich bitten, vorkommenden Falles die Gehirne sorgfältig dem Schädel zu entnehmen und sie auf Watte in 5 proc. Formollösung zu lagern, bis sie

genügend hart sind. Dann werden sie in Watte, welche mit 60—70 proc. Alkohol durchtränkt ist, gut eingewickelt und kommen so zur Versendung.

Herr Dr. Karl E. Ranke:

Einige Beobachtungen über die Sehschärfe bei südamerikanischen Indianern.

Wir haben uns daran gewöhnt, mit der Vorstellung des im Urwald und auf der Prairie jagenden Indianers die eines ungewöhnlich, ja fast übernatürlich scharfen Auges zu verbinden. Das Falgenauge des Indianers oder kurzweg das Indianerauge ist eine vielbenutzte sprichwörtliche Bezeichnung für ein Auge von hervorragender Sehschärfe geworden. In der That sind die darüber eustrengenden Gerüchte über die fünf- bis zehn-, ja sogar bis fünfzigfache Sehschärfe des Indianers ganz dazu angethan, das Indianerauge dem des Europäers so weit überlegen scheinen zu lassen, dass uns ein Vergleich in einen hoffnungslosen Abgrund der Urdiehe für die Cultur hervorgehenden Entartung schauen lässt.

Als ich mich im Herbst 1895 der Expedition Herrn Dr. Meyers nach Centralbrasilien angeschlossen hatte, auf der wir hoffen durften, noch ganz von der Cultur unberührte Indianer anzutreffen, versah ich mich, ausser mit dem gewöhnlichen anthropologischen Handwerkszeug, mit allen mir zugänglichen Apparaten zur Prüfung der Sehschärfe. Ich hatte mich mit den bekannten Snellen'schen Tafeln, mit den Burchard'schen internationalen Schreihen und mit dem Wolffberg'schen diagnostischen Farbennapparat ausgerüstet, die alle auf der langen und gefahrvollen Reise auf dem Rücken des Mantlthieres und im Rindencann, dank der Vortrefflichkeit der eisernen Instrumentenkoffer Herrn Dr. Meyers vollständig unversehrt geblieben sind. So konnte ich in den Indianerdörfern des Schingu die Prüfung der Sehschärfe mit eben denselben Hilfsmitteln vornehmen, mit denen sie in irgend einem der ophthalmologischen Institute der Heimath hätte vorgenommen werden müssen.

Wir trafen die ersten Indianer am Parantatinga, einem in seinem weiteren Verlaufe noch unbekanntem Nebenflusse des Tapajoz. Es waren Bakairi, sogenannte Indios mansoa, zahme Indianer. Das heisst, sie hatten sich der Cultur schon insofern etwas zugänglich erwiesen, als sie sich ohne wesentliche Widerrede taufen lassen und mit den benachbarten Fazenden freundschaftliche Beziehungen anhielten. Obwohl einer oder der andere von ihnen im Tauschhandel schon ein schlechtes Vorderlader-Gewehr erstanden hat, so jagen sie doch noch fast ausschliesslich mit Bogen

und Pfeil, da ihnen Pulver und Blei von den brasilianischen Nachbarn, die selbst knapp damit bestellt sind, nur ungern überlassen wird. Auch zeigen sie ihre ursprüngliche und leider nur zu berechtigte Furcht vor den Weissens noch in hehem Grade, und in dieser Beziehung war seit Steinens Reisen eher eine Verschlimmerung, als eine Verbesserung eingetreten. Das mag wohl zum grossen Theil seinen Grund in der Zuwanderung wilder Bakairi vom Kulisehu haben. Sie hatten erst vor einigen Jahren die Stelle ihres Aldeaments gewechselt und bis zu unserer Ankunft vor den nwohnenden Brasilianern geheim gehalten. Doch gelang uns mit Hilfe der in Rio grande angeworbenen Leute, Söhnen deutscher Colonisten daselbst, die Aufindung ihres Dorfes, nach einigen Tagen Suchens ohne besondere Schwierigkeit. Dort warb Herr Dr. Meyer fünf Indianer an, die uns auf der Reise zu ihren Brüdern am Schingu als Wegweiser und als Sachverständige im Canthau und in der Lenkung des Canns zur Seite stehen sollten. Ich will hier gleich bemerken, dass von diesen fünf Bakairi nur einer, der schon durch von den Steinens Reisen rühmlichst bekannts Antonio, aus dem zahmen Dorfe am Parantatinga stammte. Die vier anderen waren aus den, erst von den Steinens entdeckten und seither nicht mehr besuchten Bakairidörfern des Kulisehu auf einem äusserst beschwerlichen, für sie etwa vierzehntägigen Marsche herübergekommen.

Mit diesen fünf Bakairi haben wir die ganze weitere Reise zusammen gemacht und so Gelegenheit gehabt, sie genau kennen zu lernen. Der erste Eindruck, den ich von ihrem Sehen gewann, war wirklich der einer hervorragenden Sehschärfe. Es machte in der That einen befremdlichen Eindruck, diese Leute auf der Jagd und beim Fischfang zu beobachten. Sehen auf der ersten gemeinsamen Fahrt auf dem Parantatinga hatte ich Gelegenheit, ihnen dabei zuzusehen, wie sie in den Stromschnellen dieses Flusses sich mit dem Pfeil eine Anzahl Fische erjagten. Das ist eine ganz hervorragende Schützenleistung, sowohl wegen der Schnelligkeit der Bewegung und der Unantastlichkeit, mit der man den Fisch nur wie einen Schatten am Can vorbeihuschen sieht, als ganz besonders wegen der dazu nöthigen richtigen Schätzung der Strahlenbrechung im Wasser, die uns den Fisch an anderer Stelle erscheinen lässt, als er sich befindet. Auch in der Naturbeobachtung im Allgemeinen waren sie uns überlegen, Nichts entging ihnen. Es kam alle Augenblicke vor, dass sie uns vergeblich auf ein in den Aesten eines nahen Baumes verstecktes Thier, etwa einen Affen oder einen Auerhahn, aufmerksam zu machen suchten.

Immer wieder wurden wir durch ihr „Ari, Ari“ „dort, dort“, aus unserer beschaulichen Ruhe aufgeschreckt und dann durch ihre lebenswüridigsten Geberden dazu eingeladen, das Thier für sie zu schiessen. Sie begriffen kaum, dass wir immer wieder von dem in Frage stehenden Thier überhaupt nichts gesehen hatten. Ich habe sie damals aus demselben Boot, in dem ich mich befand, in einen Busch schiessen sehen, an dem wir ganz dicht vorbeifahren, und war nicht im Stande gewesen, auch nur das geringste Lebendige darin zu entdecken. Erst als der 2 m lange Rohrpfel mit der Beute auf die unteren Aeste des Busches herabfiel, erkannte ich, dass der Indianer einen Sinimbu geschossen hatte, eine Leguanart, die sich ihrer charakteristischen Färbung wegen nur sehr schwer von der gleichfarbigen Umgebung unterscheiden lässt. Auch waren sie unter anderem noch auf mehrere 100 m im Stande, anzugeben, ob ein von ihnen entdecktes Reh ein Bock oder eine Geisse sei. Am auffallendsten aber ist dem Neuling im Sertão, dem dürren brasilianischen Camp, die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie einer Spur folgen, als ob sie eine gebahnte Strasse unter den Füssen hätten, während wir ratlos auf den Boden starren und auf dem steinigen Terrain, selbst wenn wir uns ganz zum Boden herabbeugten, vergeblich eine auch nur einigermaßen deutliche Spur zu erkennen suchten. Ich muss gestehen, dass ich von diesen Leistungen überrascht war, und der Gelegenheit, ihre Schärfe genau festzustellen, gespannt entgegen sah.

Diese Prüfungsstiege auf eigenartige Schwierigkeiten. Ganz abgesehen davon, dass ich ja ihre Sprache nicht verstand, hatte ich es nicht nur mit Alphabeten zu thun, sondern auch mit Leuten, die nicht im Stande waren, die Tipfel der Burchardt'schen Sehproben richtig zu zählen. Selbst in der Nähe und mit Zuhilfenahme der Finger kostete es stets grosse Anstrengungen, und das Resultat war unsicher. Dann hatten wir mit der Furcht der Indianer vor diesen gefährlich aussehenden Unternehmungen der Weissen zu kämpfen, deren Zweck sie nicht einsahen und denen sie ein grosses Misstrauen entgegenbrachten. Dieses letzte Hindernis, die Furcht vor meinen Zaubertabellen, war allerdings nie besonders schwer zu überwinden. Ein paar Glasperlen, die ich verheissungsvoll meiner Hosentase entnahm, die wie der Fortunatussackel niemals leer zu werden schien, und mit der Versicherung wieder einsteckte, jeder, der mit mir ginge, werde einige derselben erhalten, überwand alle Bedenken in kurzer Zeit. Schwieriger war die Frage, welche meiner Tabellen zur Prüfung verwendet werden sollte. Dass mit

den Burchardt'schen Tipfelproben nichts auszurichten war, habe ich schon erwähnt. So setzte ich mich denn eines Nachmittags, an einem Ruhetage, mit der Snellen'schen Tafel für Analphabeten zu unseren Indianern. Nachdem ihr Interesse durch Glasperlen geweckt war, begriffen sie zu meiner grossen Freude rasch, was ich von ihnen verlangte, und waren in kurzer Zeit im Stande, mir die ganze Tafel in und ausser der Reihe in Geberden richtig vorzudemonstriren. Ich habe die Prüfung stets in gleicher Weise vorgenommen. Zum Verständniss muss ich hier vorausschieben, dass die Snellen'sche Tafel mit Figuren bedruckt ist, die man am kürzesten als Quadrate mit einer offenen Seite bezeichnen kann. Zunächst demonstrirte ich selbst die Tafel vor, indem ich stets die offene Seite der Quadrate durch eine Handbewegung nach dieser Seite hin bezeichnete. Ein Quadrat nach dem andern wurde auf diese Weise vorgenommen, und die Indianer, die selbst in der Geberdensprache die Unständigkeit lieben, verfolgten meine Bewegungen mit Interesse bis zur letzten, kleinsten Zeile. Schon beim zweiten Mal waren sie leicht dazu zu bewegen, meine Geberden nachzumachen, und nach kurzer Zeit waren sie im Stande, mir die offene Seite des Quadrats, auf das ich wies, durch die Handbewegung richtig anzugeben. Diese Methode, bei der keiner die Sprache des andern zu verstehen braucht, hat sich dann auch für die wilden Indianerstämme des Schingu brauchbar erwiesen, und ich kann sie jedermann empfehlen, der ähnliche Untersuchungen vornehmen will.

Noch schwieriger war die Bestimmung der Entfernung, in der die Wolffberg'schen Farbenpunkte noch richtig unterschieden werden konnten. Dazu bedurfte ich nothwendig der Farbworte; aber zu meinem grossen Erstaunen mussten Farbaamen erst erfunden werden. Das hat auch von den Steinen beobachtet. Als ich einem Trumai, also einem Angehörigen eines noch vollständig von der Cultur unberührten Stammes, der weder Eisen, noch Hantiere, noch Kleiduog kannte, das rothe Wolffberg'sche Farbenquadrat vorhielt, nannte er mir zwar bereitwillig ein Wort: „atela“, das ich aber schon unter der Bedeutung „Sonne“ kannte. In gleicher Weise bezeichnete er dann das gelbe Farbenquadrat mit dem Worte: „atelpae“. Mond. Dieser Vergleich mag ihm, gerade in den Tagen, in denen wir uns bei ihnen befanden, besonders nahe gelegen haben, da an den Nebelmorgen der beginnenden Regenzeit die aufgehende Sonne wirklich mit meinem rothen Flanell sehr grosse Aehnlichkeit besass. Steinen sagt von derselben Zeit in sehr zutreffender Weise: „Die Sonne ging löschpapierfarben auf.“ Für

meine Beobachtungen wäre das allerdings gleichgültig gewesen, wenn er sich nur dazu hätte entschliessen können, roth stets mit „atela“, gelb stets mit „atelpac“ zu bezeichnen. Aber der Trumai schien einen besonderen Stolz darin gesetzt zu haben, mir immer wieder neue Namen zu nennen. Als ich ihm roth zum zweiten Male verhielt, nannte er es mit einem Nn-Aruakwort: „keri“, das bei den Bakairi wieder in der Bedeutung „Senne“ gebraucht wird, und dann gelb mit dem zugehörigen Wort „came“, „Mend“. Beim dritten Male nannte er mir für roth „liti“. Das war mir damals noch vollständig unbekannt und so hatte ich damit den Faden verloren. Auffallender Weise lernte ich es später als ein Nahuquawert wieder in der Bedeutung „Sonus“ kennen. Da es mir damals nur darum zu thun war, eine constante Bezeichnung für roth und gelb zu erhalten, wusste ich einzuschreiten. Ich erklärte sehr energisch, es heisse liti, und ich selbst nannte es auch liti, und alle meine rothen Punkte hiessen liti, und von seinen anderen Namen wollte ich keinen mehr hören. So brachte ich ihn allmählich dazu, roth stets mit dem Nahuquawert liti für Senne, gelb mit dem Bakairiwert came, Mendi, zu bezeichnen. Selbstverständlich musste ich seinem Verständnis immer wieder mit Glasperlen nachhelfen, sonst wäre mir diese Vergewaltigung seines Sprachgebrauchs misslungen. Nun erst war es möglich, die Entfernung zu bestimmen, in der er roth und gelb noch richtig unterscheiden konnte.

Auf diese Weise habe ich die Sehschärfe bei drei unserer Bakairi und späterhin bei zwei Trumai aufs Genauere bestimmt. Weitere Untersuchungen sind mir leider durch meine Verletzung unmöglich geworden. Das ist allerdings nur eine sehr geringe Zahl von Beobachtungen, aber ich glaube, ihr Resultat mittheilen zu dürfen, weil es sich meiner Meinung nach um einwandfreie Bestimmungen handelt und ihr Resultat mir in mancher Beziehung bemerkenswerth erschien.

Das Resultat war ein überraschendes. Derselbe Indianer, der den Mutum im diebstehenden Blättergewirr mit Leichtigkeit im Auge behielt, der im Wasser jeden Fisch und im Camp jedes Reb zuerst erbliekt, der im Stande war, einer mir völlig unsichtbaren Spur nachzugehen, als ob er auf einer gebauten Strasse dahinschlendere, — dieser Indianer hatte keine höhere Sehschärfe, als ich selbst nach der Correctur meiner Kurzsichtigkeit zu bemasse, und jeder unserer Riogrändener Deutschen konnte in dieser Beziehung mit ihm wetteifern. Anfangs war ich deprimirt und glaubte an einen Fehler in der Methode; aber Wiederholungen ergaben das Gleiche. Ich habe Sehschärfe von $\frac{1}{10}$

bei einem etwa 50jährigen Manne, von 14, 15, 18 und 20 Zehnteln bei jüngeren Leuten beobachtet. Das sind immerhin gute Sehschärfen, aber keine Grade, die nicht noch ziemlich häufig bei unseren Rekruten vorkämen und bei unseren Banerkindern gebären selbst auch etwas grössere Sehschärfen keineswegs zu den grössten Seitenheiten. Nun zweifele ich durchaus nicht, dass man bei ausgedehnteren Untersuchungen einen oder den andern Indianer finden kann, der eine etwas höhere Sehschärfe besitzt, etwa die bei uns beobachteten Grade von $2\frac{1}{10}$ —3. Aber ich bin durch dieses Resultat handgreiflich davon überzeugt worden, dass derselbe Indianer, dessen Leistungen im Schach mein Staunen erregt hatten, in der eigentlichen Sehschärfe mir nicht überlegen war. Diese Bestimmungen mit der Snellen'schen Tafel habe ich bei denselben Leuten wiederholt vorgenommen, und ich glaube nicht, dass einer derselben eine irgendwie erheblich höhere Sehschärfe besitzt. Wenn einmal die Grenze der Sehschärfe erreicht war, so musste ich stets ihr „iwaki, ips, iwaki — zu weit, nicht mehr, zu weit“ hören, und dann verlangten sie ungestüm die versprochenen Perlen und gaben mir deutlich zu erkennen, dass ihnen mein Verlangen auf noch grössere Entfernung die kleinen Quadrate zu entfernen, durchaus unbillig erschien. „Kurapa — du bist ein schlechter Kerl“, meinten sie lachend, wenn ich ihnen den wohlverdienten Lohn nicht schon bei den ersten Zeilen hatte anzahlen wollen. Die Controle mit den Welfberg'schen Farbenpunkten ergab gut mit diesen Beobachtungen übereinstimmende Resultate. Ich selbst mit einer Sehschärfe von nahezu $\frac{39}{10}$ konnte die kleinsten, dem Welfberg'schen Apparat beigegebenen Farbenpunkte noch auf 20 m unterscheiden. Nur der eine Indianer, der $\frac{39}{10}$ las, das mir schon schwer fiel, uoch vollkommen geländig las, konnte sie auf eine noch grössere Entfernung unterscheiden, auf 27 m. Das ist ein Werth der seiner, der meinigen überlegenen Sehschärfe, und seiner grösseren natürlichen Übung in dieser Sparte der Sehprüfung gut entspricht. An dieser Controle war mir hauptächlich deswegen gelegen, weil bei ihr der Indianer meiner Meinung nach nicht erst einer Übung bedarf, deren Mangel bei der Fremdartigkeit der Figuren der Snellen'schen Tafeln vielleicht das Resultat ein wenig beeinträchtigt haben könnte. Auf diesen Punkt will ich später noch einmal zurückkommen.

Was ist es aber dann, was den Unterschied im Sehen des Indianers und des Kulturmenschen veranlasst, der doch zweifelsehne vorhanden ist? Ich habe mich viel mit diesem Problem beschäftigt und auf der langen Expedition, während der wir

uns sieben Monate immer im Freien befanden und das Leben der Indianer in allen Kleinigkeiten mit durchzumachen hatten, nach und nach manchen Aufschluss darüber erlitten.

Zunächst verlieren einzelne Leistungen, und zwar gerade die auffallendsten, das Wunderbare. Ich habe erzählt, dass die Indianer noch auf sehr grosse Entfernung das Geschlecht eines Rehes unterscheiden konnten. Ein kleines Jagdabenteuer belehrte mich über das Wie. Ich war einmal kurz vor Sonnenuntergang vom Poso weggegangen und erblickte bald in ziemlich grosser Entfernung ein Campreh, das jedoch meiner auch schon ansichtig geworden war. Da ich bei dem offenen Terrain keine Aussichten mehr zu haben glaubte, näher an das Thier heranzukommen und doch gerne den Versuch gemacht hätte, den satten Braten für den Abend zu gewinnen, versuchte ich einen Kugelschuss. Nach dem Schuss ging das Thier flüchtig, aber ich sah zu meinem Erstaunen, dass es einen ungleichen Galoppssprung hatte, der fast wie hinken aussah, und mit dem einen Vorderlauf merkwürdig schlenkernde Bewegungen ausführte. Zunächst glaubte ich, das Thier sei am Vorderlauf verletzt, bekam es aber nicht mehr zu Gesicht. Als ich nach einiger Zeit zum Lagerplatz zurückkam, erzählte ich den Leuten, die meinen Schuss gehört hatten, die Geschichte: Ich habe durch einen Kugelschuss auf etwa 100 m ein Reh an einem Vorderlauf verletzt. Der erfahrene Carlos, der älteste der Riograndenser Deutschen und unser Faktotum in jeder Beziehung, lachte, als er diese Geschichte hörte und sagte: „Den habn's g'fehit, Herr Docter, das war ein Boek, die springen allweil a so.“ Einige Wochen später passirte genau dieselbe Geschichte Herrn Dr. Meyer, und ich habe mich davon überzeugt, dass man an dieser Gewohnheit des brasilianischen Boeks, die mir an unserem Reh unbekannt ist, das Geschlecht des Thieres schon auf grosse Entfernung unterscheiden kann.

Ein andermal folgten wir wieder einer Spur, von der ich mit dem besten Willen nur hie und da einen leichten Fussabdruck an einer günstigen Stelle oder einen geknickten Zweig, nicht aber die Spur im Zusammenhang wahrnehmen konnte. Und doch schritten unsere Indianer so schnell vor uns dahin, dass wir Mühe hatten ihnen zu folgen, und schienen sich nie auch nur eine Secunde lang über die Richtung der Spur im Unklaren zu sein. Wieder lachte Carlos, als ich ihm mein Leid klagte: „Sie müssen nicht so nah vor sich hin auf den Boden sehen, Herr Docter! Die Spur sieht man bloss, wenn man so in einer bestimmten Entfernung vor sich hin sieht.“ Und wirklich sah ich

dann, nach einigen Versuchen, in einer Entfernung von höchstens 15—20 m vom Auge, ein Stück einer Sehlängelinie, die sich durch das niedere trockene Gras hinzog. Also auch für das anfangs so wunderbar scheinende Spurefinden bedarf der Indianer keiner höheren Sehschärfe, sondern es ist ein einfacher Vortheil, bei dessen Kenntniss auch das Europäerauge die Spur sehen kann, und man begreife lernt, dass die unaufhörliche Uebung den Indianer in den Stand setzt, solche Spuren mit der grössten Sicherheit nachzugehen.

So lernte ich selbst das Sehen besser. Wenn in den späteren Monaten die Indianer miteinander tuschelten, so hatte ich meistens das in Frage stehende Thier schon gesehen oder sah es wenigstens sofort, wenn die Indianer die Richtung andeuteten. Kurz und gut, die Leistungen der Indianer Augen verloren das Wunderbare und ich glaube, dass der Unterschied im Sehen des Indianers und des Culturmenschen, vor allem des Städters, sich genugsam aus der Uebung des Sehens erklärt, die das Leben des Indianers notwendig mit sich bringt.

Diese Uebung erstreckt sich zunächst auf den Schatz selbst. Das konnten wir wieder an uns selbst beobachten. Etwas nach einem Vierteljahr unseres Wander- und Jägerlebens habe ich in mein Tagebuch notirt: „Es fällt mir auf, wenn ich vor mir den weiten Fluss hinanbehe, dass ich die einzelnen Punkte viel genauer erfasse, als früher.“ Jedes Object, gleichgültig wo ich hinsah, sah ich sofort scharf und mit allen seinen Einzelheiten, ohne eines längeren Hinsiehens zu bedürfen. Das kann ich mir nur aus einer grösseren Uebung der Accommodation erklären, der eben sehr viel weitere Grenzen gesteckt sind, als wir zu glauben pflegen. Ich habe gelernt, dass man das Auge auf 50, ja auf 100, auf 500 m und selbst noch auf Entfernungen von 10 und 20 km verschieden einstellen muss, dass also das Auge für jede endliche Entfernung einer gewissen Anstrengung der Accommodation bedarf.

Dass es eine solche Accommodation auf sehr grosse Entfernungen auch geben muss, beweist folgender Umstand, den jeder an sich selbst prüfen kann. Wenn wir im allgemeinen mit Nabarbeit beschäftigten Europäer uns bemühen, in grosser Entfernung eine Aufschrift an einem Hause oder etwas dergleichen zu entziffern, so werden wir lange und angestrengt hinsehen und immer nur von Zeit zu Zeit einen oder den anderen Buchstaben der Schrift klar zu erkennen vermögen. In den Zwischenzeiten verschwimmt das Bild. Das beweist, wir sind nicht im Stande mit der Accommodation die Entfernung sofort richtig zu erfassen,

und eben so wenig, die einmal gefundene dauernd festzuhalten. Selbst wenn wir sie halb zufällig für einen Augenblick erfasst hatten, so accomodiren wir doch bald wieder davor, vielleicht auch einmal dahinter, und das Bild, das einen Moment lang klar war, wird wieder unklar. Ja unsere Unfähigkeit im Sehen für grosse Entfernungen ist so gross, dass wir bei langem Hinsehen zuletzt immer weniger und weniger zu erkennen vermögen, so dass wir den Versuch unterbrechen müssen. Wenn wir dann, ohne das Auge willkürlich anzustrengen, etwas umhergesehen haben und dann plötzlich wieder unseren Blick auf die Schrift lenken, so gelingt es meistens sie für einen Augenblick scharf zu sehen. Diese geringe Übung in der Accommodation erklärt, warum der Städter, der in seinem Zimmer die Accommodation tagaus tagein nur für Entfernungen von 25 cm bis zu höchstens 6—8 m zu benutzen pflegt, erst durch Übung in grossen Entfernungen die Zeilen zu entziffern lernt, die seiner Schärfe in der Nähe entsprechen. Da der Indianer diese Übung schon im höchsten Grade besitzt, so scheint mir auch für meine Beobachtungen der Einwand von geringerer Bedeutung, dass die Indianer bei sehr häufigen Wiederholungen der Prüfung wohl noch erheblich höhere Schärfe entwickelt hätten. Der Indianer bedarf dieser Übung nicht mehr, und so haben spätere Versuche keine wesentliche Verbesserung gebracht. Durch diese Übung in der Accommodation, die auch wir Europäer uns in immer höherem Grade erwerben, wird ein sehr viel schnelleres Erfassen der einzelnen Objekte und damit ein sehr viel umfassenderes Sehen der Umgebung ermöglicht. Das erklärt schon einen grossen Theil der Ueberlegenheit des Indianer-ages.

Die grössere Beherrschung der Accommodation bringt noch einen weiteren Vortheil mit sich. Im dichten Urwald ist die Jagdbeute meist mehr oder weniger durch das Blätter- und Astgewirr des Verdergrundes verdeckt. Sie wissen, dass der Accommodationsakt merkwürdigerweise im Grossen und Ganzen unwillkürlich zu verlaufen pflegt. Auf das hervorstechendste Objekt in der Blickrichtung der Fovea centralis wird die Accommodation unwillkürlich angepasst. Das erklärt sich wohl so, dass das Bedürfnis, gerade hier scharf zu sehen, im Verlauf der Kinderjahre die Einstellung auf gerade dieses Objekt zu einem unausbleiblichen Akt der Gewohnheit gemacht hat. Mit Bewusstsein richten wir also nur den Blick auf einen bestimmten Gegenstand, die Accommodation auf denselben ist unserer Willkür entzogen. Wenn die Indianer mir in den ersten Expeditionsmonaten

einen Baum wiesen, der einen Auerhahn oder etwas dergleichen enthalten sollte, so sah ich eben, was sich unmittelbar dem Auge darbot — das ansehnend und übergroßartige Gewirr von Blättern, Ästen und Schlingpflanzen an seiner Aussenseite. Aber bald lernte ich das Oberflächenbild vernachlässigen und ähnlich, wie man aus einem vergitterten Fenster hinaus auf die Landschaft sieht, mein Auge auf weit dahinter liegende Gegenstände einzustellen. Damit rückt die Accommodation gewissermassen in den Bereich des Willkürlichen.

So hat der Indianer unser gemeinsames Instrument, das menschliche Auge, zu seinen Zwecken ganz besonders gut zu benutzen gelernt und da seine Aufmerksamkeit durch das Bewusstsein der unaufhörlichen Lebensgefahr, in der er sich befindet, und der Nothwendigkeit, sein Leben vom Ertrag der Jagd zu fristen, in ansehnlicher Spannung erhalten wird, so ist es leicht verständlich, dass die Feinheit seiner Naturbeobachtung einen für uns geradezu wunderbaren Grad erreicht. Zur Schulung der Accommodation tritt die Schulung der Aufmerksamkeit im Allgemeinen. Das erklärt die von jeher von uns Weissen angestammte Orientierungsgabe des Indianers in weggelassenem Terrain und die Fähigkeit einen Weg, den er einmal gegangen, noch nach Jahren wiederzufinden, beides Eigensehaften, die mit seiner weitgehenden Benutzung des Gesichtesinnes aufs engste zusammenhängen. Uns immer in Gedanken versenkten Europäern, die wir stundenlang dahin schlendern können, ohne uns der Umgehung voll bewusst zu werden, erscheint er damit fast wie durch einen eigenen Instinkt geleitet. Schon von den Steinen hat darauf hingewiesen, dass dieser „Instinkt“ auf sehr sicherem Wissen beruht. In den ersten Tagen unserer Reise im Sertão bravo, d. h. im vollständig unbewohnten Gebiet jenseit des Parantinga, entstand eine Meinungsverschiedenheit zwischen Herrn Dr. Meyer, der den Platz nach den Claus'schen und Vogel'schen Itineraren sicher festgestellt zu haben glaubte, und Antonio. Ersterer wollte direct südlich marschiren, Antonio aber sagte man müsse nach Westen gehen. Am nächsten Morgen machte Antonio eine Reconnoissirungstour, von der er mit der Nachricht zurückkehrte, er habe einen Platz gesehen, wo er vor 9 Jahren mit Dr. Carlos, dem jetzigen Professor von den Steinen, ein Reh geschossen habe. Um das würdigen zu können muss man die dortige Gegend gesehen haben, eine Terranille nach der anderen und eine gleich der anderen aufs genaueste, immer mit den gleichen, in der Sonnenhitze verkrüppelten Bäumen bestanden, so dass man versucht ist, sie mit Gegenden wie das berühmte Steinorne Meer

zu vergleichen. Charakteristisch für Antonio war, dass er zu dieser Meldung hinzufügte, wenn wir wollten, könnten wir ja nach Süden marschieren, aber er ginge dann nicht mit.

Man sieht hieraus, wie die ununterbrochene Aufmerksamkeit und das Bewusstsein der Wichtigkeit, die die äusseren Umstände für die Indianer haben, auch das Gedächtniss schulen und wie der geistige Besitz des Indianers zu einem sehr grossen Theile aus solchen topographischen Erinnerungsbildern bestehen muss. Es lässt sich verstehen, dass das ganze Denken des Indianers von dieser genauen Naturbeobachtung in hohem Grade in Anspruch genommen ist. Die ununterbrochene Benutzung seiner Sinne muss also auch eine Rückwirkung auf sein psychisches Leben haben. Hier gewinnen wir noch einmal einen Einblick in den Unterschied des Scheus beim Indianer und beim Kulturmenschen, wobei diesmal die Bilanz sehr zu Gunsten des Letzteren ausfällt.

Ich glaube darüber wieder Beobachtungen an meiner eigenen Person auführen zu dürfen. Mit mir selbst ging im Verlaufe der Reise eine Veränderung vor sich, die sich mir nach und nach sehr bemerklich machte. Ich war, als gebildeter Europäer, gewohnt, mich mit Genuss der Betrachtung landschaftlicher Schönheit hinzugehen. Als sich die Reise immer weiter in die Länge zog und damit die Heimkehr in immer weitere Ferne rückte, hätte ich viel darum gegeben, wenn ich mich mit der alten Genussfähigkeit an der Schönheit der landschaftlichen Bilder und Beleuchtungen hätte erbauen können. Oft setzte ich mich an solchen Tagen abends an das Ufer des Flusses, um in stiller Betrachtung die Schönheit und Grossartigkeit der tropischen Natur auf mich wirken zu lassen. Aber es kam zu keiner Betrachtung der Natur im Grossen und Ganzen mehr. Ich hatte es vollkommen verlernt, ein Landschaftsbild im Ganzen anzufassen; wo ich auch hinsah, überall beschäftigte mich sofort die Einzelheiten, überall sah ich etwas, das der genauesten Fixirung werth erschien und das unwillkürlich die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Diese Versuche, die einer gewissen Komik nicht entbehrten, endeten stets mit dem gleichen Resultat. Ich machte alle möglichen Einzelbeobachtungen, aber zu einem geistigen Beschaue des Ganzen kam es nicht und die Sammlung und damit die ersehnte erhebende Wirkung blieb aus.

Auf Grund dieser Beobachtung glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich dem Indianer die Fähigkeit eines Naturgenusses in unserem Sinne abspreche. Ihn werden in noch höherem Masse, als das bei uns der Fall war, die Einzelheiten

beschäftigen, und er wird sich überall bemühen, mit der Accommodation die ganze Umgebung aufzulösen und das Ungleicheartige vom Gleichartigen abzuseheiden.

Damit hängt aufs Engste eine zweite Beschränkung meines Seelenlebens zusammen, die wieder in der ununterbrochenen Beschäftigung der Aufmerksamkeit ihren Ursprung hat. Selbst wenn wir tagelang, in der gleichförmigsten Umgebung, Windung für Windung unseres korkzieherartig gewordenen Flusses durchfuhren, liess ich doch nie unter Langerweile. Immer gab es etwas zu sehen oder zu hören; man war sich bewusst, dass die Uebersehen eines noch so geringfügigen Umstandes über Sattwerden oder Hungern, eventuell über Leben und Tod entscheidend sein konnte. Mit diesem Fehlen der Langweile verlor sich auch das Nachdenken über die mehr theoretischen Probleme des Lebens, auf das wir uns den Naturvölkern gegenüber so viel zu gute thau. Auch diese Beobachtung glaube ich mit Fug und Recht auf die Indianer übertragen zu dürfen und ich glaube, dass gerade die fortwährende Beschäftigung mit der äusseren Umgebung, die es unseren Indianern erst ermöglichte, der Natur ihre nothwendigsten Existenzbedingungen abzuringen, überall in der Welt die Jägervölker daran verhindert hat, grosse Fortschritte in der Kultur zu machen. Nur wo der Mensch sich, zunächst durch Haustiere und Kulturpflanzen, von der Natur unabhängiger zu machen verstand, ist ein Fortschritt möglich gewesen. So ist der Indianer durch die äusseren Umstände seines Lebens geradezu gezwungen, ein Kind des Augenblicks zu sein. Man kann für seine Lebensführung und seinen geistigen Besitz erst von diesem Standpunkt aus das richtige Verständnis gewinnen und würde ihm Unrecht thun, wenn man sein Leben aus den uns geläufigen ethischen Forderungen messen wollte, die den Maseestunden von Jahrtausenden ihre Entstehung verdanken.

Wenn wir das Resultat zusammenfassen, so kann es in gewissem Sinne ein tröstliches genannt werden. Ich glaube, Ihnen wahrscheinlich gemacht zu haben, dass die hervorragenden Leistungen des Indianerorgans sich ungezwungen in anderer Weise, als durch Annahme einer sehr hohen Sehschärfe erklären lassen, was durch die genaue Prüfung auch bestätigt worden ist. Es war schon deswegen wahrscheinlich, dass die Sehschärfe des Indianers nicht über die bei uns beobachteten Grade von $2\frac{1}{2}$ —3 hinausgehen würde, weil mit diesen schon die anatomische Grenze der Sehschärfe erreicht ist. Die bei uns beobachtete Schwinke von 60—90 Sekunden entsprechen dem Abstand

der einzelnen empfindenden Elemente der Netzhaut, speciell der Fovea centralis. Hätte ich die hohen Grade von Sehschärfe beim Indianer gefunden, die vielfach für ihn angegeben worden sind, so hätten wir annehmen müssen, dass die Netzhaut derselben aus einem sehr viel feineren Mosaik von Stäbchen und Zapfen bestünde. Dann wäre die Ueberlegenheit des Indianerorganes in einer feineren Struktur desselben begründet gewesen, der gegenüber wir unser Auge als ein entartetes hätten ansprechen müssen.

Wenn wir uns fragen, wie die unrichtigen Angaben über die hohe Sehschärfe der Indianer haben entstehen können, so finden wir stets den gleichen Grund. Der Reisende, der von den Leistungen der Indianer überrascht war, hat aus einer oder der anderen der auffallendsten, die ihm mit Zahlen fassbar erschien, die Sehschärfe zu berechnen versucht. Wie leicht man hiebei irren kann, das mag ja die Prämissen nur selten kennt, das heisst da man nur selten im Stande sein wird anzugeben, was den Indianer zum Erkennen des betreffenden Gegenstandes veranlasst hat, möge ein Beispiel erläutern. Hätte ich zu berechnen versucht, wie gross der Schinkel ist, unter dem unser Antonio noch das Reihgeweiß von den Ohren des Rehs zu unterscheiden vermochte, so hätte ich mit Leichtigkeit eine mindestens zehnfache Sehschärfe berechnen können. Jetzt weis ich, dass er das Gehörn eben so wenig gesehen hat, wie ich, und dass er den Bock an einem anderen secundären Geschlechtscharakter erkannt hat, von dessen Existenz mir a priori nichts bekannt sein konnte.

Zum Schluss möchte ich noch auf einen anderen Gesichtspunkt aufmerksam machen. Der Neugeborene ist normalerweise hyperop, eine Eigenschaft, die sich bei uns, falls der Gang der Entwicklung ein normaler ist, ab und nach verliert. Aus den Untersuchungen Cohns wissen wir, dass sich diese Hyperopie bei der Landbevölkerung ausnahmslos bis in die Schuljahre erhält. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass die Fähigkeit des Indianers, auf sehr grosse Entfernungen noch zu accommodiren, durch den gleichen Umstand unterstützt wird. Dann haben wir in der Kurzsichtigkeit der gebildeten Stände, wenn sie ihre Sehschärfe nicht berührt hat, keine Degeneration, sondern nur einen Anpassungsvorgang zu erblicken, der sein Analogon in der Kurzsichtigkeit der in Zimmer und Stall gehaltenen Hausthiere findet. Der Kurzsichtige ist auf dem Wege der normalen postembryonalen Entwicklung des menschlichen Auges nur einen Schritt weiter gegangen als der Emmetrop, von seiner Beschäftigung im Zimmer und am Schreistisch mit einer geringeren Anstrengung der Accom-

modation nachgeben zu können. Ich kann mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, dass die Analogie der Kurzsichtigkeit des Menschen mit der der Hausthiere mir dafür zu sprechen scheint, dass die so viel beschuidigte Naharbeit in der Schule mit Lesen und Schreiben, doch nur einen, wenn auch grossen Theil der Ursachen unserer Kurzsichtigkeit darstellt. Sie wird sich leider nicht vermeiden lassen. Dagegen muss sich der nahezu ununterbrochene Aufenthalt der Kinder im Zimmer, wie er in Städten leider nur zu oft vorkommt, beschränken lassen, selbst wenn es auf Kosten der Schulstunden sein müsste. Dadurch wird die Thätigkeit des Auges eine weniger einseitige werden, und vielleicht wird man damit verhindern können, dass der gefürchtete Anpassungsvorgang an die eine Seite der Thätigkeit des Auges eine zu hohen Grad erreicht.

Herr Dr. J. Prochowick-Hamburg.

Die Beckenformen der Anthropoiden.

Es herrscht in den letzten Jahren eine grosse Stille über anthropologische Beckenstudien; die Litteratur bietet nur kleinere Anfätze und das Schweigen der von unserer Gesellschaft eingesetzten Commission ist berechtigt. Die Schwierigkeit der Untersuchungen und die verhältnissmässige Undankbarkeit solcher Arbeiten erklären dies genügend.

Wie man im Beginn unserer jetzigen anthropologischen Aera an den Schädelformen Rassenmerkmale suchte und aus ihnen Rassentypen aufstellen bemüht war, verfährt man auch bei den Studien am Becken. Allein die grössere Anhäufung von Material und ältere Herquellen kritisch erörterten bald die Grösse der Fehlerquelle. Ich behapte dreist: Mit dem gesammten zur Zeit in den europäischen Museen aufgehäuften Materiale lässt sich eine Rassenbeckenkunde noch nicht herstellen; die bisherigen Schlüsse aus Arbeiten darüber, bei aller Anerkennung für deren oft achtunggebietenden Fleiss, halten scharfer Kritik nicht Stand!

Die Einschaltung des Beckengürtels am unteren Rumpfe macht denselben in der Zeit zwischen Geburt und Vollendung des Wachstums zu einem der labilsten und am meisten beeinflussbaren am Skelete. Die rein individuellen Schwankungen sind beim 4füssigen Säugthier zwar weitaus geringer als beim Menschen, aber selbst bei den Quadrupeden können sie dem aufmerksamen Vergleichler nicht entgehen. Sieher beruht dies nicht auf der Zubereitung der Skelete. Natürlich haben grosse Individuen gleicher Art grosse, kleine Individuen kleine Becken; aber schon bei der Beschaffenheit der Knochen — zart und derb —, mehr noch bei der Neigung zu Horizont und Wirbelsäule, so-

wie bei den Raumverhältnissen ist die individuelle Variation bei den Quadrupeden bereits eine grosse, und aufsteigend bis zum Menschen eine immer beträchtlichere.

Diese Hochgradigkeit der individuellen Variation erschwert Studien im Rassensinne so stark, dass z. B. jegliche Schlüsse auf ein Becken ohne die Prüfung des zugehörigen Gesamtskelets nicht gelten können. Das Suchen nach Rassenmerkmalen an jugendlichen Individuen oder gar an Embryonen ist aussichtslos. Nun lag schliesslich nahe, durch vergleichende Untersuchung von Schädel und Becken rassentypische Gesichtspunkte zu finden. Zuerst schien hierbei an einem auf bestimmte Gebiete beschränkten Materiale z. B. an der von mir untersuchten immerhin recht umfangreichen Gedeffroy'schen Südsammlung — eine feste Stütze in Aussicht; leider fiel sie bei Erweiterung der Arbeit auf die reichen Sammlungen der europäischen Hauptstädte bald zusammen. Nun wäre es aber ganz verkehrt, die bisherige Arbeit über Bord zu werfen; die Fälle des vorhandenen, mit grossem Fleisse zusammengetragenen Materials kann sich nach Ausschaltung unrichtiger Prämissen oder Schlüsse doch noch als recht wertvoll erweisen. Man muss nur verläufig einmal auf eine Rassenanthropologie am Becken verzichten und deren Aufbau bis nach Erledigung der Grundpfeiler verschieben. Damit geschieht nichts anderes, als was abseiten der cranialen Anthropologie auch geschehen ist und zum Theile noch geschieht. Die Vorarbeit muss nach zwei Richtungen fortschreiten. Erstens muss die noch recht lückenhafte und umstrittene Phylogenie des Beckens vervollkommen werden. Es liegt darüber, in der zool. Litteratur aller Culturvölker verstreut, ein reichliches Material vor, aber es fehlt eine geordnete und die recht abweichende Anschauungen klärende Arbeit eines Fachmannes. In der kurzen Form eines Vortrages (Naturhist. med. Verein Heidelberg. V. Bd.) hat zuletzt F. A. Kehler in dankenswerther Weise die Hauptergebnisse zusammengestellt.

Aus der Stammesgeschichte wird sich zunächst alles Arttypische für den Menschen feststellen lassen.

Zweitens kann an reichem Materiale bestimmter geographischer Gebiete oder morphologisch abgegrenzter Gruppen die individuelle Variation, d. h. Verhalten zum Gesamtskelete und Sexualeigenschaften genau studirt und präcisirt werden. Was dann an Abweichungen vom Arttypus und den letzt-erwähnten Charakteren übrig bleibt, — und es bleiben in der That solche übrig! — erhebt sich am Becken den Anspruch auf Rassenunter-

schied zwischen den einzelnen Zweigen des genus homo.

Einige kurze Sätze als Ergebnis der Phylogenie müssen zu weiterem Verständnis hier eingefügt werden.

1. Durch die ganze Wirbelthierreihe hindurch steht die Entwicklung des Beckengürtels in so ausgesprochenem Zusammenhang mit dem Gesamtskelet des zugehörigen Individuum, dass zu einem erfolgreichen Studium stets beide verbunden sein müssen.

2. Die individuelle Variation beruht in höherem Grade auf Sexualeigenschaften, in geringerem auf Eigenthümlichkeiten — meist Wachsthumsschwankungen — des Gesamtskeletes.

3. Die Abhängigkeit von den Lebensbedingungen lässt sich genau durch die Phylogenie verfolgen, selbst in pathologischer Richtung. (Atavismen, Verkümmrungen.)

4. Es bestehen bis zu den Primaten hinauf keine nachweislichen Beziehungen zwischen dem vollendet entwickelten Schädel und Beckengürtel.

Die weitere Klärung der Phylogenie ist in erster Linie Sache des Zoologen. Wer als Anthropologie der für diesen näherliegenden zweiten Aufgabstellung sich zuwendet, bleibt naturgemäss bei den Affen zuerst stehen. Da aber der Abstand zwischen den niederen Affenarten und den sogenannten Anthropoiden ein recht beträchtlicher ist, mindestens gleichgross als der zwischen letzteren und dem Menschen, so kann der Anthropologie sich zum Verstudium für Rassenfragen auf das morphologisch ziemlich scharf umgrenzte Gebiet der menschenähnlichen Affenarten beschränken.

Im Sinne der bisherigen Erörterungen, d. h. gestützt auf das phylogenetische Studium habe ich versucht, die Becken der Anthropoiden auf ihre Sondereigenschaften zu prüfen und mit dem menschlichen zu vergleichen. Dabei ist zunächst auf grössere Messungsgreifen und mathematische Darstellungen absichtlich verzichtet worden, weil für das geringe Material wenig Erfolg zu erwarten ist und weil damit bei den menschlichen Rassenfragen mancher Verwirrung herbeigeführt worden ist. Eine kurze, rein morphologische Vergleichung der Einzelknochen und des Gesamtbeckens, gestützt auf Skeleldemonstration bzw. auf möglichst gute Abbildungen, genügen vollauf zum Verständnis und zur Verständigung. (Wegen der Herstellung der Abbildungen, sowie betr. der Tabellen, welche die Einzelheiten der verschiedenen Anthropoiden-Becken enthalten, muss auf die Originalarbeit verwiesen werden. Den bisherigen Studien liegen lediglich die Anthropoidenskelete von Berlin, Hamburg, Lübeck zu Grunde.)

Als Ausgangspunkt hat im Interesse der Kürze das menschliche Becken gedient. Streng wissenschaftlich hätte als Grundobject das niedere Affenbecken dienen sollen; dies wäre aber wegen von vieler Wiederholungen und geringerer Verständlichkeit für einen rein anthropologischen Zweck unpraktisch gewesen. Die folgenden Sätze bilden die Quintessenz einer grösseren, diesem Gegenstande gewidmeten, demnächst anderweit erscheinenden Arbeit.

I. Hauptverschiedenheiten zwischen Menschen und Säugethierbecken:

Schmalheit des Hüftbeins, theilweises oder gänzliches Fehlen von dessen abdominalem Theile. Länge — mitunter sehr beträchtlich (Herbivoren) — des Rückentheiles des Ileum bei grosser Schmalheit. Je sprunghafter ein Thier, um so mehr Ueberwiegen des dorsalen Hüftbeinstückes. Schmalheit und Verlängerung des Sitzbeins, keine oder geringe Gesäßfläche. (Ausnahme: Affen.)

Verlängerung der Schamfuge, besonders nach hinten; Halbcanalbildung der unteren Beckenwand; enge Beckeneingänge, weite Ausgänge; Fehlen des grossen Beckens.

II. Hauptverschiedenheiten zum Affenbecken. Aufsteigend von den Lorix zu den Makis und von diesen zu den höheren Affenarten differenzirt sich das Becken deutlicher.

Hüftbeine schmal, platt, lang, steil, stehen seitlich zur Wirbelsäule, mit ihr fast in einer Ebene liegend. Darmbeinflächen platt, sehen gerade nach vorn und hinten. Hüftbeinhals sehr lang. Ränder schwach geschweift. Letzte Lendenwirbel eingesenkt zwischen die stark aufsteigenden Hüftbeine.

Bei allen Arten starke, breite, flächenhaft ausgebreitete, mehr weniger nach aussen und hinten umgerollte Sitzböcker, die oft his zur Verbindung des Sitz- und Schambeines reichen.

Lange, breite Schamfugen, Knochenstücke derselben sehr wechselnd.

Stetes Ueberwiegen aller geraden Drehmesser über schräge und quere; Wegfall des grossen Beckens, relative Höhe bezw. Länge des kleinen; Zurücktreten der StützWirbelbildung — kein Promontorium! —

Länge, Schmalheit des Kreuzbeins, fehlende Höhlung vorn, Convexität hinten, geringe Betheiligung der Sacralwirbel am Iliosacralgelenke.

Schwanzwirbelbildung mit Kreuzbein als Basalstück.

Gesammthecken nur in geringem Masse Stammstütze.

III. Die Beckenformen der Anthropoiden nehmen eine deutliche Mittelstellung zwischen Affen- und Menschenbecken ein.

Um dies klar zu beweisen, muss man die sämmtlichen Skelete — auch die menschlichen — nicht in derjenigen Stellung vergleichen, die sie gewöhnlich in den Museen innehaben, sondern erstens in diejenigen Neigungsverhältnisse zum Horizont bringen, die von ihnen bekannt sind, und zweitens sie auch vergleichen, wenn sie in eine dem Vierfüssergänge zukommende Position übergeführt worden sind. Es zeigt sich dann: 1) dass die Mittelstellung der Anthropoiden nicht durch eine einheitlich fortschreitende Umwidlung erreicht worden ist¹⁾, sowie 2) dass sie von beiden Enden — niedere Affenarten und Mensch — gleich weit entfernt sind.

Verharren wir für unseren Zweck beim Verhalten zum Menschen, so muss man, so wenig dies für den ersten Anblick richtig erscheint, doch am Ende genauer Studien R. Hartmann völlig Recht geben, wenn er den Beckengürtel der Anthropoiden für den am wenigsten menschenähnlichen Abschnitt des Skeletes erklärt.

Jede Anthropoidenart zeigt an einem oder mehreren Punkten des Beckens eine angesprochene Menschenähnlichkeit; jede Art aber an andern Stellen des Beckens, gleichzeitig natürlich mit starker Entfernung vom Bane niederer Affenarten an den betr. Punkten; jede Art fällt jedoch an anderen Beckenstücken weit nach den niederen Arten zurück; insbesondere erinnert bei keiner Art der Gesammthabitus des Beckens ans menschliche.

Beim Gorilla besteht am meisten die allerdings bei ihm allein vorkommende Umhiegung der breiten Hüftbeinfeln nach vorn, mit ausgebildeter Darmbeingrube. Jedoch reichen diese beiden Charaktere nicht entfernt ans menschliche Becken heran, selbst da nicht, wo notorisch die Darmbeinlängel verhältnissmässig flach, wenig nach vorn umgebogen und wenig geböhlt sind, wie bei den Nordaustralier. (Man. Godeffroy.) Das ganze übrige Gorillabecken tritt dreh Massigkeit, Länge, Kreuzbeinlagerung so sehr his zu den grossen Herbivoren zurück, dass in allen übrigen Punkten ausser dem berührten einen der Abstand vom Menschen viel grösser ist als beim Schimpanse und Orang.

Am Schimpanse würde — unter Wegnahme der weit vom Menschen entfernten Hüftbeinergestaltung — aus der Form des Beckeneingangs und der Kleinbeckenhöhle, sowie aus dem dorsalen Hüftbeinansatz eine Menschenähn-

¹⁾ Man vergl. darüber die Tabellen.

lichkeit herzuweisen sein. Geburtshülftich geseht kann sngar bei dieser Art ein Gebärmehanismus in Schädelstellung für möglich erachtet werden.

Es ergibt sich hieraus für das Schimpansebecken, was von anderen Forschern, in erster Linie unseren beiden Varsitzern, für Schädel und Hirn festgestellt worden ist, dass nämlich am ehesten von dieser Anthropoidenart weitere zum Menschen überleitende Formen ausgegangen sein dürfen.

Freilich führen Gestalt der Hüftbeinlflgel, Sitzbeine, absolute und relative Maasverhältnisse auch für den Schimpanse auf tiefer stehende Affenarten zurück.

Das Becken des Orang-Utan nähert sich dem menschlichen durch Kammschweifung der Crista ilei mit Bildung einer *Curvatura sigmoidea*, durch eine ausgesprochene *Ineisura iliaca posterior* mit — sonst meist fehlender — *Spin. il. post. inf.* Ausserdem ist das ganze Becken etwas kleiner und niedriger als beim Gorilla, bei einzelnen Exemplaren besteht eine schwache Umbugung der Hüftbeinlflgel nach vorn und öfter sind die sonst überall sehr schwach angedeuteten *Spinus ischii* schärfer ausgeprägt. Der übrige Charakter ist stark affenartig.

Bei den *Hylobates*arten (*Gibbons*) ist lediglich das Kreuzbein, und zwar nur für sich allein betrachtet, auffallend menschenähnlich in Höhe, Breite, Höhlung, *Curvatur*. Jedoch ist schon am Einzelknochen anffällig, dass er meist aus 4 oder 6, nicht aus 5 Stücken besteht. Eingefügt in den Beckengürtel tritt durch das starke Ueberragen der schmalen, langen Hüftbeine sofort der menschenähnliche Eindruck zurück. Das übrige Becken weist, wie schon Huxley bemerkt, von allen Anthropomorphen am meisten eine „beträchtliche Degradation“ auf.

Bei der Betrachtung des Gesamtbeckens der Anthropoiden fällt jede Menschenähnlichkeit.

Dasselbe trägt einen vorwiegenden Längencharakter. Länge und mit ihr Höhe überwiegen in allen Richtungen die Breite. (Genau umgekehrt beim Menschen!)

Am Hüftbein überragen stets Kamm und Dorsalkheil das Kreuzbein beträchtlich, unter Parallelagerung des letzteren zur Lendenwirbelsäule. Die Tubera der Sitzbeine sind stets nach hinten, aussen umgerollt mit langen nvoiden oder ellipsoiden Flächen; der Oberkörper der Thiere sitzt nicht gerade auf dem Becken, sondern haftet in vornübergebeugter Haltung (mit relativ geringer Gesässmuskulatur) gegen die Unterflähe. (Beim richtigen Sitzen wird immer die untere Extremität mit als Rampfstütze benutzt!) *Spinus ischii* und

damit zugleich *Ineisura ischiadica* minnr fehlen meistens; die *Ineis. ischiad. major* ist sehr gross, entbehrt der Rundung und Schweifung.

Der Bau der Pfannenwand, hinten stärker als oben, erweist den stärkeren Druck gegen die Hinterflähe beim Gange.

Die Schambeine sind durchweg derkknichtig, die Symphysen lang und breit. Die Hüftlöcher klein, die Schamhngewinkel entweder zu wenig oder überstumpf.

Der Beckeneingang, meist ovoid und oft, auch bei ♀, mit der Elliptizität nach hinten, mitunter elliptisch, ist langgezogen, nur beim Schimpanse etwas mehr rundlich und qner breiter. Der Beckeneanal ist in Länge, Richtung und Axe völlig von Menschen verschieden; nach vorn ist die Begrenzung länger, nach hinten durch Umrollen der Tubera und Fehlen der *Spinus ischii* länger und geräumiger. Das Becken ist daher im geburtshülftichen Sinne, auch bei den Weibchen, vorwiegend oben eng, unten weit. (Trichterbecken!)

Sehr bemerkenswerth sind die Unterschiede betr. den sogen. Stützswirbel (*Vertebra fulcralis* im Sinne von Holl und Welcker) und *Praemnatrrium*. Der Zahl nach ist bis auf den Orang immer der 25. Wirbel der *fulcrata*, allein er ist weit weniger deutlich ausgebildet, verschwindet durch das Einsinken des Kreuzbeins zwischen die überragenden dorsalen Hüftbeintheile. Durch dasselbe Verhalten verändert sich das Neigungverhältnis zur Lendenwirbelsäule; diese hat beim Anthropoiden stets eine dorsale, beim Menschen eine ventrale (hrdtische) Krümmung und so verschwindet der einen Dreiviertelkreis bildende als *Praemnatrrium* bezeichnete Grenzvorsprung zwischen Kreuz-Lendenwirbelsäule beim Anthropoiden völlig.

Die Meinung Hartmann's, dass die unteren Kreuzwirbel bezw. das ganze Kreuzbein als Basalknochen eines Schwanzes — Schwanzwurzelknochen — erscheine, kann ich nicht theilen. So weit auch das Kreuzbein noch vom menschlichen abstekt, so steht es doch auch immer diesem durch zunehmende Breite, bessere und festere Gelenkverbindung mit dem Hüftbein, etwas angedeutete *Curvatur*, Verschwinden der Schwanzwirbel, Verbreiterung der oberen Partien näher, als dem der geschwänzten Affen.

Endlich sind die Sexualdifferenzen bei allen Anthropomorphen am Gesamtbecken auffallend geringer, als beim Menschen. An den einzelnen Knochenstücken sind sie etwas prägnanter; es kann bei einem Anthropoidenbecken leicht unmöglich sein, sicher das Geschlecht zu

bestimmen; beim Menschen, auch bei den niederen Rassenformen, gehört dies zu den Seltenheiten.

Alle die vorerwähnten im Vergleich zum Menschenbecken negativen Merkmale ins positive übersetzt, ergeben die Artcharaktere des menschlichen Beckens. (Vgl. darüber die ausführliche Bearbeitung.) Hat man diese genau festgestellt, und prüft man die Beckenformen der verschiedensten Menschenrassen, soweit sie in den grösseren Museen der europäischen Bildungszentren vorhanden sind, auf pithekoide Zeichen, so erhält man weder für die einzelnen Knochen, noch für den Beckengürtel den geringsten Anhalt; dies gilt auch für die ältesten vorhandenen Becken und für die bisher als niederste angesehenen Rassenformen. Ebensovienig sind aristatische Verkümmernngen bekannt. Minderzahl von Kreuzwirbeln, Mehr- oder Minderzahl von Steiswirbeln, schwache, selbst minimale Anbildung der Spinae ischii, Mangel der Spina. ant. inf. kommen zwar zur Beobachtung, aber stets nur bei einzelnen Individuen, nie bei Gruppen, und gleich vertheilt über alle Erdtheile. Ueber Erblichkeit solcher Einzelabweichungen ist nichts bekannt, sie machen stets nur den Eindruck einer zufälligen Hemmungsbildung.

Der für Jeden klarliegende Schluss, dass von den jetzt bekannten Anthropoiden noch ein weiter Weg zum Menschen auch für den Beckengürtel, vielleicht beschränkt noch, besonders stark für den Beckengürtel besteht, soll aber keine Spitze gegen die Descendenztheorie haben.

Phylogenetische Studien führen auch den nächsten Untersucher mit einer unerhittlich zwingenden Logik auf die Evolutionstheorie. Die Anthropoiden stehen auch betreffs des Beckens zweifellos uns am nächsten und unter ihnen ist auch für den Beckengürtel der Schimpanse dasjenige Herrthier, das am ehesten zu den weiteren Uebergangsformen zum *Homo primigenius* in Beziehung steht. Allein zwischen beiden ist noch ein grosses Stück Zwischenstammesgeschichte unausgefüllt. Die bisherigen fossilen Reste haben leider für das Becken noch nicht das geringste Untersuchungsmaterial gebracht; hoffen wir auf die Zukunft!

Herr Geheimrath Professor Dr. Fritsch-Berlin.

Der Herr Vorredner hat angeführt, dass bei den Anthropoiden der generelle Unterschied, die Abweichungen zwischen dem männlichen und weiblichen Becken, gering sei. Dies behauptete ich für die wilden Völkerstämme, und habe es speciell für die südafrikanischen Völkerstämme, wie ich glaube, bewiesen. Ich würde mich noch heute anheischig machen, unter Benützung photographischer Abbil-

dungen der einen oder andern Beckenansicht die Fachleute in Verlegenheit zu setzen, ob es sich um ein männliches oder weibliches Becken handelt. Sie sind gewöhnlich, wie man zu sagen pflegt, darauf reingefallen, und konnten die Unterscheidung nicht treffen. Dasselbe gilt von den Rassebecken der Südde.

Herr H. Hildebrand-Stockholm:

Die Alterthümer der Insel Oeland.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr Professor Dr. Oscar Montellus-Stockholm:

Hausurnen und Gesichturnen.

Hausurnen sind schon längst aus Norddeutschland (Elbgegend) und Dänemark bekannt gewesen. In Südschweden sind auch zwei Hausurnen gefunden worden; die eine zeigt eine primitive Bemalung. Einige Hausurnen — offenbar die älteren — haben die Form einer Hütte mit Thür; oft sieht man auch an der Spitze des Daches eine runde Rauchöffnung. Die jüngeren Urnen haben entweder nicht die Form einer Hütte, oder die Thür ist nur angedeutet. In den jüngsten Gefässen dieser Gruppe, welche die Hütenform vollständig verloren haben, ist nicht mehr als die Thüröffnung erhalten; sie sind auch „Thürurnen“ benannt worden. In Mittelitalien (Etrurien und Latium) hat man ebenfalls Hausurnen entdeckt, und es scheint mir klar, dass die nordischen Thongefässe dieser Art durch einen italienischen Einfluss entstanden sind; d. h. die Idee ist aus Italien hierher gekommen, die nordischen Hausurnen selbst sind aber hier verfertigt worden, weil sie in den Details von den italienischen bedeutend abweichen. Die meisten italienischen Hausurnen gehören dem 12. und dem 11. Jahrhundert v. Chr. an. Die ältesten nordischen Hausurnen stammen aus dem 11. oder dem 10. Jahrh.; die jüngsten „Thürurnen“ sind mehrere Jahrhunderte später.

Gesichturnen kommen im nördlichen Deutschland vor, in der Weichselgegend. Westlich davon sind sie sehr selten; in der Elbgegend kommen nur einige vor, welche eine eigenthümliche Combination mit den „Thürurnen“ zeigen. Im östlichen Mittelmeergebiet und in Etrurien findet man auch Gesichturnen, und ich bin überzeugt, dass die nordischen Gesichturnen in derselben Weise wie die Hausurnen südliehen Ursprungs sind. Die Funde beweisen, dass die deutschen Gesichturnen einer späteren Zeit als die deutschen Hausurnen angehören. Diese stammen aus der Bronzezeit, jene aus der ältesten Eisenzeit, aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr.

Um die Verschiedenheit in der Verbreitung der beiden Formen zu erklären, müssen wir uns erinnern, dass der Bernsteinhandel in der älteren Zeit dem Elbeweg nach Jütland folgte; in der späteren ging der Hauptexport des Bernsteins von der Gegend an den Weichselmündungen aus. Das Fehlen der Hausurnen in dem Weichselgebiet und die grosse Seltenheit der Gesichtsurnen in dem Elbegebiet sind in meinen Augen Beweise dafür, dass in der älteren Gesichtsurnen-Periode, folglich um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr., der Bernsteinexport aus Preussen von grösserer Bedeutung als derjenige aus Jütland wurde.

Herr Director Dr. Voss-Berlin:

Ich möchte mir nur einige ergänzende Bemerkungen erlauben zu dem Vortrage des Herrn Professors Dr. Montelius. Was die bemalte Hausurne betrifft, so ist das von ihm angeführte nicht das einzige Exemplar, es ist noch eine solche bei Aken a. d. Elbe gefunden worden, welche aber bis jetzt nicht publicirt ist. Sie wurde dem Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin angeboten, aber man forderte einen so enormen Preis, dass es unmöglich war, sie zu erwerben. Sie ist gelblich-roth, weiss bemalt, indem ein breiter weisser Streifen sie horizontal in ihrem ganzen Umfange umzieht. An den Ecken der Thüre sind einige Schrägstriche spaltenartig gestellt, auch ist die Thüre mit Schrägstrichen bemalt. Sie ist aber stark restaurirt und es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, was Originalbemalung war und was restaurirt ist. Mit ihr wurde eine zierliche bronzene Becherrnadel, wie sie in den süddeutschen Hügelgräbern häufig vorkommen, und wie das Berliner Museum auch eine aus dem Grabfelde von Freiwalde in der Lausitz besitzt, gefunden. Eine etwas mangelhafte Nachbildung in Thon, von einem Dessauer Töpfer angefertigt, befindet sich im Museum zu Berlin.

Das erste der hier in Abbildung vorgeführten Stücke soll wohl die bekannte „Ascherlebener“ Urne sein, welche sich im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befindet. Zu dieser Abbildung möchte ich bemerken, dass sich im Dache nicht eine Rauchöffnung befindet, sondern nur eine Bruchstelle, welche vielleicht von der Auffindung herrührt. Von den „Thürurnen“, wie sie von Herrn Geheimrath Viborch sehr bezeichnend genannt worden sind, mit Einstiegöffnung und kuppelförmigem Dach, ist ein Exemplar bei Seddium in der Priegnitz gefunden worden, zusammen mit einem Anteusenschwert und anderen Bronzen, welche sich im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin befinden. Die Urne ist leider zerschlagen worden, aber ich habe ihre Form drehend Nachfrage bei den

Findern feststellen können. Es sind auch noch die beiden Stifte, mit denen die Thüre geschlossen wurde, erhalten, aber von der Thüre selbst nichts mehr. Zu der Ascherlebener Urne besitzt das Kgl. Museum noch einige Analogie, auch aus der Ascherlebener Gegend und dem Anhaltinischen. Eine der folgenden hier ausgestellten Abbildungen soll wohl die von mir in den Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellschaft 1877, S. 451 ff. und Taf. XX, p. 8 daselbst abgebildete Urne von Tukom sein. Ich möchte derselben kein so hohes Alter beimessen, wie Herr Montelius dies thut, sondern sie für erheblich jünger halten. Nach meiner Meinung gehört sie zu den jüngeren Formen, denn die mitgefundenen eisernen Nadeln zeigen eine ausgesprochene la Tène-Form. Es gibt allerdings auch noch Gesichtsurnen aus älterer Zeit, z. B. die von Kl. Katz, von denen das eine Exemplar die Nachahmung eines Bronzehalschmuckes der jüngeren Bronzezeit in eingeritzter Zeichnung zeigt.

Die folgende Abbildung stellt wohl eine der bei Eilsdorf gefundenen Urnen dar, welche sich im Besitz des Herrn Gutsherrn Vahsel in Bielefeld b. Jerxheim befinden.¹⁾ Sie sind von mir in den Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellschaft besprochen und später auch von Herrn Voges in den „Fundnachrichten“ publicirt worden. Bemerkenswerth ist, dass auch in dem Grabfelde von Eilsdorf ein Exemplar der oben erwähnten bronzenen Becherrnadeln gefunden worden ist. Es liegt hier offenbar eine Combination der Hausurne, einer Thürurne, mit einer Gesichtsurne vor. Bei der Gesichtsurne ist der hutförmige Deckel, wober die Gefässmündung schliesst, abzunehmen, während bei dieser der Hut fest sitzt und der Gefässkörper statt einer oberen Oeffnung eine thürähnliche Oeffnung an der vorderen Seite hat. Ich habe bei der Beschreibung dieser Urnen auch schon hervorgehoben, dass vielleicht schon an der einen der Kleinkatzer Gesichtsurnen durch eine viereckige eingeritzte Figur, welche ich ursprünglich für eine Tasche oder eine Schürze hielt, eine Thür angedeutet sein könnte, was nach Herrn Lissauer's Mittheilung auch Manuhard schon ausgesprochen hatte. Jedenfalls gewinnt jetzt an Wahrscheinlichkeit, dass mit dieser viereckigen Zeichnung, die ich dahin vielfach eine andere Deutung erfahren hatte, eine Thüre angedeutet sein kann. Nur möchte ich die Pommerellischen Gesichtsurnen mit denen von Eilsdorf nicht so direct in Verbindung bringen, denn es ist wohl

¹⁾ Herr Vahsel hat inzwischen die grosse Güte gehabt, das eine der drei gefundenen Exemplare dem Kgl. Museum zu Berlin als Geschenk zu verehren.

immer ein weiter bis jetzt leerer Raum zwischen deren Fundgebieten, zwischen Schivelbein in Hinterpommern und Halberstadt.

Zu diesen beiden Typen von nordischen Gesichtsurnen tritt noch als dritter jener der Steinzeit, welcher aber ganz anders charakterisirt ist, indem bei den erwähnten beiden Typen das Gesicht vollständig ausgebildet ist, während es bei den Steinzeitgefäßen nur angedeutet ist, in der Weise, dass der Henkel zur Darstellung der Nase benutzt ist und zu beiden Seiten desselben nur die Augen gezeichnet sind. Man ersieht dies besonders deutlich an einer im Kgl. Museum zu Berlin befindlichen Urne aus Dithmarschen, welche einem wohlgebildeten Henkel zeigt, zu dessen beiden Seiten die Augen deutlich dargestellt sind. Es liegt hier also eine ganz andere Idee der Darstellung zu Grunde, welche von der Steinzeit her sich bis in spätere Zeit verfolgen lässt, denn die erwähnte Urne aus Dithmarschen gehört der Bronzezeit an. Vielleicht sind auch einige Ornamente an Urnen der römischen Kaiserzeit auf diese Darstellung zu beziehen. Ich glaube, dass wir auf Grund dieser Unterscheidung berechtigt sind, einen östlichen und einen westlichen Typus von Gesichtsurnen anzunehmen. Zu ersteren würden die Urnen aus Pommern und Nachbarschaft, zu den letzteren die von Dänemark, Schleswig-Holstein und der Elbegegend gehören.

Die combinirten Gesichtsthürnen würden vielleicht einen besonderen Typus darstellen.

Zu den Urnen vom Eilsdorfer Typus würde vielleicht auch noch eine in der Sammlung von Gross-Kühnau bei Dessau befindliche Thürne zu rechnen sein, auf welche Fri. Meistorf aufmerksam gemacht hat, welche auf der Spitze ebenfalls eine Art Knauf trägt, durch den vielleicht auch ein Hut angedeutet werden soll. Ebenso gehören dann auch die Urnen von Polleben, Kr. Mansfeld, im Provinzial-Museum zu Halle hieber.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass sich in der hiesigen Sammlung eine merkwürdige Urne befindet, deren Untertheil einfach topfförmig gebildet ist mit zwei Henkeln. Auf diesem Untertheil, fest mit ihm verbunden, sitzt ein kunscher Obertheil mit ziemlich enger Oeffnung oben. Das Gefäß ist bei Pöttrich in der Nähe von Lübeck gefunden. Ein ganz ähnliches befindet sich in der Gymnasial-sammlung zu Neuruppin, nur ist dessen oberer Theil mit senkrechten Linien bedeckt und scheint vielleicht ein rundes hüttenartiges Strohdach andeuten zu sollen. Doch ist dies zunächst nur eine Vermuthung. Möglicherweise war es auch nur ein

Rauhfass. Die Entscheidung darüber werden wir der Zukunft überlassen müssen.

Herr Dr. Alsborg-Cassel:

Ich glaube, es lässt sich sogar ein directer Beweis beibringen dafür, dass der Bernsteinhandel des Ostseegbietes weit älter ist, als Herr Prof. Montelius anzunehmen geneigt ist. Der Assyriologe J. Oppert in Paris hat unter den Keilschriften eine gefunden, die er folgendermassen deutet: In den nordische Meeren fischeten die Unterhändler des Königs, womit Assurnasirapal gemeint sein soll, der im 9. Jahrh. v. Chr. gelebt hat, — eine Substanz, die wie Safran aussieht. Damit wäre, wenn diese Uebersetzung aus den Keilschriften richtig ist, was allerdings von anderen Assyriologen bestritten worden ist, die Existenz des östlichen Bernsteinhandels im 9. Jahrh. v. Chr. zweifellos dargethan.

Herr R. Virchow:

Ich glaube, dass Herr Montelius dem alten Bernsteinhandel zu enge Grenzen gezogen hat. Die Bernsteinartefakte des Karischen Hafes, welche noch zur Steinzeit gehören, sind vollkommene Beweise für die Existenz lokalen Alterthums. Aber auch in den neolithischen Gräbern ist der Bernstein weit verbreitet, wenigstens in den östlichen. Es mag sein, dass ein östlicher und ein westlicher Weg für den Bernsteinhandel bestanden hat, aber es ist mir höchst zweifelhaft, ob der westliche der ältere gewesen ist. Man darf nicht übersehen, dass die Küste von Jütland so arm an Bernstein ist, dass man mit gleichem Rechte die pommerische Küste als Ausgangspunkt betrachten könnte. Gegenüber der ostpreussischen Küste stehen alle anderen weit zurück; sie dürfte daher immer noch im Vordergrund der Betrachtung stehen.

Es ist richtig: als ich das erste Mal in kausischen Gräbern Bernstein traf, habe ich begrifflicherweise die Notiz von Oppert verfolgt. In den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft findet sich das Nähere. J. Oppert, durch allerlei dunkle Ausdrücke auf einer Obelisk-Inschrift verführt, hatte geglaubt, Tiglath Pileser habe sich mit dem Nordstern beschäftigt und die erste Polarexpedition organisirt, um speziell Bernstein fischen zu lassen. Es stellte sich aber heraus, dass seine Expedition nach den Gebirgen Syriens und Assyriens gerichtet war, und dass die Inschrift Jagdzüge des Königs selbst hesprach, während von Bernstein gar nicht die Rede war. Die Lesung Opperts haben auch andere Assyriologen nicht gebilligt. Daher ist mit dieser Notiz nicht viel sunzulegen.

1) Verhandl. 1886, S. 66, 507, 572.

Herr Montelius:

Es ist wirklich so, wie Herr Director Vos sagt. Wir haben in diesen bemalten Hausurnen zwei Momente des südlichen Einflusses: die Hausform und die Bemalung; beide sind offenbar aus dem Süden gekommen. Dieses Zusammentreffen scheint mir höchst interessant zu sein. Was die Gesichtsurne mit den Nadeln betrifft, so haben wir jetzt zur näheren Besprechung keine Zeit, ich will nur darauf aufmerksam machen, dass diese Nadeln nicht mit la Tène-Zeitsachen zusammen gefunden worden sind.

Betreffs der Frage, ob Tigtel-Pileas für die Fixirung des Alters des Bernsteinhandels in Betracht kommt, möchte ich bemerken, dass wir ja schon aus der Mitte des 2. Jahrtausends die Bernsteinfunde Schliemann's aus den Königgräbera Mykenä haben, für die auch die chemische Analyse vorhanden ist. Ich habe nur die Hauptwege des Bernsteinhandels besprochen und ich bin fest überzeugt, dass Preussen in der ältesten Zeit nicht von solcher Bedeutung für diesen Handel war, wie Jütland. Die Gründe für diese Anschauung sind ja sehr gut bekannt. Aus der älteren Bronzezeit hat man in Preussen so wenig Bronzesachen gefunden, dass Dänemark für jedes Stück, was Preussen geliefert hat, mehr als 100 Stück aufweisen kann. Das scheint mir ein Beweis zu sein, dass in jener Zeit der westliche Bernsteinhandel von grösserer Bedeutung war, als der östliche. Dagegen ist es kein Beweis, dass der östliche damals nicht schon existirte; Bernstein konnte aus Jütland und Preussen kommen, und die chemische Untersuchung kann nichts sagen, da der dänische und preussische Bernstein dieselbe chemische Zusammensetzung haben. Uebrigens darf ich sagen, dass ich selber in dieser Sache sehr vorsichtig gewesen bin.

Herr R. Virchow:

Schliesslich will ich constataren, dass wir uns jetzt sehr genähert haben; wir stritten nur um die Bezeichnung „älterer und neuerer Bernsteinhandel“ und welches der Haupthandel war. Was Herr Montelius jetzt sagt, dagegen ist nichts einzuwenden. Ich habe nur behaupten wollen, dass es schon einen sehr alten Bernsteinhandel gegeben hat und dass dieser vielleicht älter war im Osten als im Westen.

Herr Professor Dr. Oscar Nottelius-Stoekholm:
Zur Chronologie der älteren nordischen
Bronzezeit.

Schon im Jahre 1885 habe ich die Bronzezeit
Skandinaviens und Norddeutschlands in 6 Perioden

eingetheilt. Die drei ersten Perioden, welche der älteren Bronzezeit entsprechen, wurden in Dänemark und Norddeutschland verschiedener Weise angefochten. In Dänemark fand man, dass die zweite und dritte Periode richtig waren; die erste Periode wollte man aber nicht anerkennen. In Norddeutschland sagte man, dass die erste Periode separat aufgestellt werden muss; die zweite und dritte Periode konnte man dagegen dort nicht unterscheiden. Da Dänemark und Norddeutschland zwei aneinander grenzende Theile von einem und denselben prähistorischen System; nur sind die Funde aus der ersten Periode in Dänemark, wie aus der zweiten und dritten Periode in Norddeutschland, nicht so zahlreich, dass die Frage schon beim ersten Blick auf das eigene Land klar liegt.

Innerhalb der dritten wie der zweiten Periode bin ich jetzt im Stande, eine ältere und eine jüngere Abtheilung zu unterscheiden. In der ersten Periode kann ich sogar weiter gehen: da haben wir 1) die Zeit des reinen Kupfers, 2) diejenige der zinnarmen Bronze und 3) diejenige der echten Bronze (mit ca. 10% Zinn). Dass diese letzte Abtheilung der ersten Periode eine sehr lange Zeit umfassen muss, ist klar, weil damals die für die nordische Region charakteristischen Typen, welche wir im Anfange der zweiten Periode vorfinden, hier entwickelt wurden.

Für die absolute Chronologie ist es massgebend, dass in der zweiten Periode die ältesten Fibeln auftreten, welche nach den italienisch-griechischen Peschiera-Fibeln gebildet worden sind und nicht viel später als diese sein können. Da die Peschiera-Fibeln in Funden aus dem 15. Jahrh. v. Chr. vorkommen, vielleicht noch etwas älter sind, aber nicht lange Zeit im Süden gelebt haben, müssen die ältesten nordischen Fibeln dem 14. Jahrh. gehören, falls sie nicht noch früher entstanden.

In dem zweiten Theile der ersten nordischen Periode kommen einige aus Italien importirte „triangulare“ Bronzedolche mit Bronze Griff vor, welche dem zweiten Theile der ersten italienischen Bronzeperiode, und folglich dem 19. Jahrh. v. Chr. gehören.

Als Resultate meiner Untersuchungen habe ich gefunden, dass die Bronze schon im Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. hier im Norden bekannt war. Das erste Kupfer kam wahrscheinlich schon vor dem Ende des 3. Jahrtausends nach dem Norden.

(Schluss der 11. Sitzung.)

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXVIII Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1897.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, a. N. 18 des Jahrg. 1897.

Bericht über die XXVIII. allgemeine Versammlung der deutschen
anthropologischen Gesellschaft in Lübeck
vom 3. bis 7. August 1897
mit Ausflügen nach Schwerin und Kiel.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: v. Andrian: Die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker. — J. Ranke: Ueber individuelle Variation der Schädelbildung. Dazu Virchow, J. Ranke. — R. Virchow: Zur deutschen Steinzeit. — Lenz: Bemerkungen über die Anthropoiden des Lübecker Museums. Dazu Virchow. — Brückmann: Bronzen aus Benin. — Birkner: Ueber die sogenannten Antiken. — Hagen: a) Beiträge zur Ethnographie der Maty-Inseln. b) Der Fuhlbütteler Urnenfriedhof. — Hahn: Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen. — Geschäftliche: Bestimmung des Orts und der Zeit für die XXIX. Versammlung. Newahl des Vorstandes. — Schlusssrede des Vorsitzenden von Andrian. — Rednerliste. — Vorlagen. — Aeusserer Verlauf des Congresses.

Herr Freiherr von Andrian-Werburg:
Die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker.

I.

Die Mythen sind nicht mehr, wie früher, das Schmerzenskind der Forschung, seitdem man gelernt hat, dieselben von psychologischen Gesichtspunkten aus vergleichend zu studieren. Wir sehen in ihnen nicht mehr Metaphern, Symbole, Producte sprachlicher Verwirrung, sondern ganz reelle und wüthlich zu nehmende Aeusserungen einer in dem menschlichen Empfindungsleben begründeten An-

schaungsweise. Wenn auch dieselbe selbst auf den höchsten Geistesstufen vorkommt, treffen wir sie in vollster Ursprünglichkeit und fast überwältigendem Formenreichtum bei den minder entwickelten Völkern, deren Socialleben sie vollständig herrscht. Man darf jedoch in den Mythen nicht bloss das Spiel einer zügellosen Einbildungskraft erblicken. Sie enthalten auch die ersten Anklänge des Menschengesistes zur Befriedigung des biologisch zu begründenden Causalbedürfnisses,¹⁾ welches auch bei den wildesten Völkern stets mächtig ent-

¹⁾ Jerusalem, Urtheilsfunction 21, 177 f.

wickelt ist. Der primitive Mensch kennt ursprünglich keine Causalität der Natur, er kennt nur handelnde Wesen, welche ihm ähnlich sind. Die Erklärung aller natürlichen Verhältnisse kann somit nur durch Erzählungen erfolgen, welche den beobachteten Thatbestand als Resultat von Willküracten lebender Wesen deuten.²⁾ Diese Personen sind entweder Menschen oder Naturobjecte jeder Art, welche durch keinerlei Schranken von den Menschen getrennt sind. Viele Völker glauben, dass sie von Thieren abstammen und nach dem Tode wieder Thiere werden. Die Menschen können aber auch aus Bäumen oder Schilf entstehen und in solche wieder verwandelt werden. Die Bewohner der Nordwestküste Americas erzählen nach Boas: Lange Zeit vorher waren ein Fels und ein Hollunderbaum in der Nähe des Nassflusses in Begriffe Menschen zu gebären. Die Kinder des Hollunderbaumes erschienen früher, deswegen ist der Mensch sterblich. Wären die Kinder des Felsens früher geboren worden, so wäre er unsterblich geworden. Vom Felsen stammen immerhin die Nägel an Hand und Fuss.³⁾ Die Aricaras, ein Pawnee Stamm, sagen, dass die ersten Menschen aus Stein waren.⁴⁾ Eine schlagende Parallele zum Deukalionmythus findet sich bei den Haida;⁵⁾ Anklänge desselben treten auch in der Sändfuthsage der Dayak von Sarawak auf.⁶⁾

Die primitiven kosmologischen Vorstellungen beruhen auf einfacher Uebertragung der aus innerer und äusserer Erfahrung entsprungenen Urtheile über die irdische Welt auf den Kosmos. Die relativ bedeutende Gleichförmigkeit dieser Uebertragungen beleuchtet immerhin eine gewisse Gesetzmässigkeit des primitiven Associationsspiels der Vorstellungen, dessen Wirkungen sich während der ganzen spätem Geistesentwicklung hinrückig baupten.

Betrachten wir z. B. die Verse 126 ff. von Hesiods Theogonie, welche lauten:

„Gäa erzeugte darauf, ganz gleich ihr selber,
am ersten
dort den gestirnten Himmel, damit er sie gänzlich
umhülle,
Und such wäre der Seligen stets ein sicherer
Wohnplatz.“

²⁾ Vgl. v. d. Steinen, Zweite Schingsuap. 350.

³⁾ Boas, Fourth Rep. Comit. NW. Tribes Canada Brit. Assoc. Adv. Scienc. 1889, 7. Deans, J. Am. Folk. IV, 34 bringt dieselbe Sage von den Tsimbians, doch ist Caugh (der Kabe) der Vater.

⁴⁾ Grinnell, Pawnee Myth. J. Am. Folk. VI, 122—26.

⁵⁾ Feest, Amer. Antiqu. 1895, 141 f. nach Bancroft Nat. Hist. III, 95.

⁶⁾ Ling Roth, Natives of Sarawak 300 nach Wm. Chalmers.

Himmel und Erde sind hier nicht bloss als lebende Wesen aufgefasst — was in den meisten primitiven Mythologien unter den verschiedensten Formen wiederkehrt — es wird auch die materielle Gleichheit dieser Theile des Kosmos behauptet. Unter Zugrundelegung des irdischen Massstabes hat sich hieraus die so allgemein verbreitete Vorstellung entwickelt, dass die obere Begrenzung des Himmelsraums durch eine feste Masse gebildet wird, welche entweder unmittelbar auf der Erde aufliegt, oder durch Säulen oder Personen getragen wird. Die erste Auffassung finden wir bei den Pawnees und Blackfeet, welche sich das Verhältnis zwischen Himmel und Erde jenem analog vorstellen, welches zwischen den Wänden und dem Dache ihrer Hütten besteht.⁷⁾ Die Cherokees, Omahas, Poonkas, Passamaquoddi, Pueblos u. s. w. nehmen ein steinernes Himmelsgewölbe an, welches sich fortwährend in auf- und absteigender Bewegung befindet; jeden Morgen tritt die Sonne durch die dadurch an der Verbindungsstelle entstehende östliche, sie verschwindet des Abends durch die westliche Oeffnung.⁸⁾ Bei den Eskimos der Hudsons Bay findet sich dieselbe Meinung.⁹⁾ Auch die Bakatrisagen setzen einen festen Himmel voraus. Dieselbe Vorstellung finden wir bei den Bantu-Völkern. Die Amazulu sehen im Himmel einen Felsen, der die Erde umgibt. Sie unterscheiden einen männlichen und einen weiblichen Himmel (Callaway, Rel. Syst. of Amazulu 392). Die Zulus verehren aber auch neben dem Schöpfer Unkulunkulu einen „Träger der Welt“ (Itougo), dessen Function mit dem Stützen des Hausdachs oder mit dem Stengel des Korns verglichen wurde.¹⁰⁾ Die Kanga und Loango haben eine Tradition von der Vertilgung des Menschengeschlechts durch Einsturz des steinernen Himmels.¹¹⁾ Hale erzählt nach Threkeld eine darauf hinweisende Sage der Macquariestämme Australiens.¹²⁾ Auch die Ainos betrachten den dritten Himmel, den Aufenthaltsort des Schöpfers und der wichtigsten Engel als durch eine starke Metallhülle eingeschlossen. Man gelangt in denselben durch eine breite Eisengasse; der Schöpfer wohnt in einem steinernen Hause.¹³⁾ Für die Polynesier ist die unten folgende Sage von Ku und Maui beweiskräftig genug.

Die alten Aegypter sprachen von einem Metall des Himmels (Benipit), welches durch vier Stützen

⁷⁾ Grinnell, Pawnee Myth. J. Am. F. VI, 122 ff.
⁸⁾ James Mooney, Myths of the Cherokee. J. Am. F. I, 105. Fewkes J. Am. F. III, IV, 186 f.

⁹⁾ Turner, XI, Ann. Rep. Bur. Ethn. 266.

¹⁰⁾ Callaway, Oekolonien 94.

¹¹⁾ Oldendorp, Gesch. Miss. St. Thomas I, 309.

¹²⁾ Waitz, Aothr. Natur. VI, 795.

¹³⁾ Dutschellor, Items of Ainu Folk. J. Am. F. VII, 28.

getragen wurde. Sie werden genau so dargestellt wie die hölzernen Stützen des primitiven ägyptischen Hauses.¹⁴⁾ Die Vorstellung vom ehernen Himmel findet sich ferner bei den Hohlräern (Buch Job XXXVII, 12), bei den Eranern (Spiegel), bei den Griechen; bei den letzteren ist Atlas dessen Träger. Die spätere griechische Wissenschaft hat dafür den *caelum vitreum*. Empedocles lässt den Himmel aus gefrorener Luft bestehen. Kepler war anfänglich dieser Meinung zugethan, hat sie jedoch später aufgegeben. Al. v. Humboldt fand die Lehre vom Krystallhimmel noch in einigen Klöstern Südeuropas. Die Meteoriten galten den Mönchen als Stücke desselben.¹⁵⁾ Im Rigveda findet sich (vgl. Wallis, *Cosmology of Rigveda*) der Aufbau des kosmischen Hauses in allen Einzelheiten nach der Analogie eines irdischen Hausbaues geschildert. Schon in der Bezeichnung des Himmels als des „Dachs“ (Gewölbes) der Welt liegt die Vorstellung von der materiellen Gleichartigkeit der beiden „Welt-schalen“, die bekanntlich in der höhern babylonischen Kosmologie und in deren Ausläufern auf das sorgfältigste ausgeführt erscheint.

Hieraus ergibt sich die weitere Annahme von einem enigen weit innigerem Zusammenhang von Erde und Himmel. Die Zuvers. meinen, dass der Himmel überhaupt nicht sehr weit von der Erde entfernt sei. Deswegen betrachtete ihr König Uthaka sich auch als Herrn des Himmels und liess Regenaberr tödten, weil sie sich in seine Vorrechte einmischten.¹⁶⁾ Im Akwapimlande (Aschanti) hieß es, man habe früher, wenn man Fische brannte, nur mit einem Stocke an den Niakupoß (das hohe Dorf des Himmelsgottes Nianne) geklopft, worauf es dann förmlich Fische regnete.¹⁷⁾ Nach dem Volksglauben der Dayak lag der Himmel (langit) anfangs dicht über der Erde.¹⁸⁾ Die Bakfris erzählen, dass man früher bequem vom Himmel auf die Erde und umgekehrt gehen konnte.¹⁹⁾ Aneb in der Theogonie der Japaner findet sich, wie in den Commentaren, die Voraussetzung, dass Himmel und Erde einst enge verbunden waren.²⁰⁾ Taylor hat bereits auf die Existenz einer darauf bezüglichen Sage in China hingewiesen.²¹⁾

Leider ist das Material an ausführlicheren Trennungssagen nicht sehr reichlich, obgleich dieselben wohl überall vorhanden waren, wo deren Grund-

lage bestand. Als erstes Beispiel möge eine Erzählung der Neger von Akwapimlande folgen:

„Einst stieß ein Weib Fufa (eine Lieblings-speise der Neger aus Pisanngfrüchten). Sie hatte nicht Raum genug für ihren Stüssel und hat Nankupoß dreimal, etwas hinaufzurücken, was er anach that, bis sie ihn Halt machen ließe, was er anach er jedoch nicht mehr, wenn man ihn ruft. Auch sind die Fische sehr rar.“²²⁾

Nach der Tradition der Dajak hat ein Weib, die Tochter des ersten Menschen Tanaocompta, den Himmel in die Höhe gehoben und durch Stützen befestigt.²³⁾

Die Samoer sagen, dass in älteren Zeiten die Pfeilwurzel (arrow-root) und andere Pflanzen den Himmel ein wenig in die Höhe trieben. Aber die Köpfe der Menschen stießen immer noch am Himmel an. Da kam ein Mann und bot sich an, den Himmel hinauf zu stoßen, wenn man ihm Wasser gäbe, was dann ausgeführt wurde. Andere schrieben dieses Geschäft dem Tititi zu; die Hohlräume in einem Felsen gelten als dessen Pussuren.²⁴⁾

Rev. Mr. Gill gibt folgende Sage aus Mangaia: Ru, der früher in Avaiki, dem Schattenthale gewohnt hatte, kam auf die Erde und versuchte aus Mitleid mit den daselbst kümmerlich lebenden Menschen, den Himmel mittelst starker Holztäbe zu heben. Sein Sohn Mäui (der polynesiache Culturgott) verspottet ihn wegen dieser unholhoffenen Versuche. Bei dem sich darüber entspinrenden Wettkampfe stieß Mäui seinen alten Vater sammt dem Himmelsgewölbe in die jetzige Höhe. Ru hatte sich in den Sternen verfangen und blieb oben hängen; seine Knochen fielen auf die Insel Mangaia. Der daselbst vorkommende Bimstein gilt als Knochen des Ru. Eine andere Variante lässt Mäui und Ru zusammen das Werk verrichten und nach dessen Vollbringung das zackig ausgestaltete Firmament mit einer grossen Steinaxt mühsamst eben und glätten.²⁵⁾

Weit poetischer ausgeführt ist die neuseeländische allbekannte Sage von der gewaltsamen Trennung von Rangī (Himmel) und Papatāia (Erde) durch ihre Kinder.²⁶⁾

¹⁴⁾ Dr. Barth, *Volksagen im Akwapimlande*. Fernm. Mitt. 1859, 465 ff.

¹⁵⁾ Ling. Roth, *Natives of Sarawak* nach Bischof Mc. Dougal, *Trans. Ethn. Soc.* 1853.

¹⁶⁾ Turner, *Nineteen years in Polynesia* 245 f.

¹⁷⁾ Gill, *Myths and Songs of the South Pacific* 56 ff. 71.

¹⁸⁾ Diese Sage ist oft publicirt; in neuester Zeit in Kate Mc Cook Clark *Maori Tales* 13 ff. Diese Redaction der Sage enthält viele interessante und gewiss primitive Züge, jedoch nicht jensei von der Durchschneidung der Fesseln, welche bisher Rangī und Papa zusammengehalten hatten“. Ebensovornig ist dies bei Bastians' Fassung der Fall (heilige Sage

¹⁴⁾ Maspero, *Et. Myth. Arch. Egypte* I, 159.

¹⁵⁾ Humboldt, *Kosmos* III, 106, Anm. 35, 35.

¹⁶⁾ Callaway, *Nursery tales of the Zulu* 162.

¹⁷⁾ Dr. Barth, *Fernm. Mitt.* 1859, 465 ff.

¹⁸⁾ Grabowsky, *Int. Arch. Ethn.* V, 119.

¹⁹⁾ Von den Steinen, *Zweite Schinguexp.* 376.

²⁰⁾ Fjellman, nach dem Kami-jo-no makino asiki (Schiffsknochen der Hölzer der Göttergeschlechter).

²¹⁾ Taylor, *Anfänge der Cultur*, D. Ausg. I, 320.

Die Nordamerikaner scheinen dieses Thema weniger entwickelt zu haben. Doch erzählt ein Mythos der Navajos, dass die vier Grenzberge der jetzigen Welt früher sehr enge beisammen standen, so dass die Leute durch die Sonne fast verbrannt wurden. Sie mussten an vier auf einander folgenden Tagen die vier Winde anrufen (es scheint, dass sie ursprünglich auch als Menschen gedacht wurden, später als Schwäne), damit jeder successive seinen Berg wegrückte, bis eine erträgliche Temperatur hergestellt wurde.³¹⁾ Diese Sage steht in offener Beziehung zu dem Mythenkreise des Culturheros der Mayas in Yucatan, Itzamna, dessen Geschichte mit den Bauwerken von Itzamal verknüpft ist. Er ist das Haupt der vier Bacabs, der Windgötter und Weltstützen, welche den Himmel als ungeheurer Pfeiler tragen.³²⁾ Die Irokesen gebrauchen nur bei dem Feste des „weissen Hundes“ die Bezeichnung Ta-en-yab-wah-ke — Träger des Himmels, zur Ehrung des grossen Geistes.³³⁾

Bei den Aegyptern ist Shu der Gott, welcher mit Gewalt die enge verintete Erd- und Himmelsgehöhen (Shu oder Sihu, Nu oder Nut) trennt, indem er den Himmel emporhebt. Er wird als ein Mann dargestellt, welcher auf der Erde stehend mit seinen beiden Armen das Firmament emporhält. Thiele bemerkt noch hiezu, dass die spätere Identification desselben mit dem Gotte des Windes sicherlich früher nicht bestand.³⁴⁾

In den Hymnen des Rigveda wird verschiedene Male auf das Trennen und Auseinanderhalten von Himmel und Erde angespielt und hier ebenfalls als das Werk der tapfersten Götter hingestellt. I, 67, 3 ist es Agni, X, 89, 4 Indra. IX, 101, 15 Sowa, III, 31, 12 andere Götter.³⁵⁾

Selbst die gelehrte Kosmologie der Babylonier, die Mutterkosmologie, nach E. H. Meyer, der biblischen und der platonischen Kosmogonien,³⁶⁾ hat den primitiven Zug der gewaltsamen Trennung von Himmel und Erde in dem Durchschneiden des chaotischen Urwesens (der Thiamat) durch Morduk noch beibehalten.³⁷⁾ Nach der Bibel schuf oder

des Polynesier 29 f. l. Somit fällt wohl jeder Grund fort, eine Abstammung der polynesischen von der babylonischen Sage anzunehmen, wiewohl letztere ganz anders aufgebaut ist.

³¹⁾ Matthews, A part of the Navajos Myth. Amer. Antiqu. V, 207—14.

³²⁾ Peet, Culture Heroes. Am. Ant. XVI, 143—49.

³³⁾ Beachamp, Iroquois notes. J. Am. F. V, 223 ff.

³⁴⁾ Thiele, Gesch. Relig. in Alterth. Ausg. I, 336 f.

³⁵⁾ Vgl. Max Müller, Ind. i. s. weitgesch. Bed.

D. Ausg. 132 ff.

³⁶⁾ E. H. Meyer, Eddische Kosmologie 113.

³⁷⁾ Jensen, Kosmologie d. Babylonier 299. E. H. Meyer, l. c. 33.

vielmehr schnitt (barä) Gott im Anfang Himmel und Erde (E. H. Meyer)³⁸⁾.

Herr Nikolaus Politis³⁹⁾ hat den Nachweis erbracht, dass diese Vorstellung auch in der griechischen Litteratur vertreten ist. Vor allem kommt ein Fragment aus der *Μεταγέννησις ἢ οὐροῦ* in Betracht, welches Diodor überliefert hat. Eine Bestätigung dieser klaren Angabe erliefert H. Politis in einem von Nikander dem Kolophonier überlieferten Mythos, wovon der Helikon in seiner Freude über den Gesang der Mäusen bis zum Himmel anwuchs, bis ihn auf Befehl des Poseidon Pegasus hemmte, indem er mit seinem Hufe dessen Gipfel schlug. Der Ansicht, dass der Mythos vom Atlas mit Nothwendigkeit zur Voraussetzung einer einstigen Trennung von Himmel und Erde führt, wird wohl Jedermann beipflichten. Auch wird man seine auf diesen Vorstellungen aufgebaute Deutung des gewissermassen herichtigten Mythos von der Verstümmelung des Urans durch Kronos als gelungen betrachten müssen. Besonders Dank verdient der Nachweis von Volkstraditionen über das frühere Verhältnis von Erde und Himmel, welche der Verfasser im Peloponnes, in Attika und Cypern gesammelt hat (l. c. 4 f.).

Ueber die Befestigung der Erde verdanken wir Fr. Boss einen hübschen Mythos der Thinkit: Alle Thiere hatten nach einander vergebens versucht, die ewig auf- und absteigende Welt zur Ruhe zu bringen. Endlich versuchte es ein weiblicher Geist (yik), indem sie sich mit Fett beschmierte und unter die Erde kroch. Als dieselbe sich abwärts bewegte, klebte sie an dem Bauche des Geistes fest, und wird seitdem festgehalten. Da hekam der Geist den Namen Ilarikaneco (die alte Frau unter uns). Mitunter besucht sie der Rabe Yétl und zieht an ihr, dann gibt es Erdbeben.⁴⁰⁾ Die Huronen sagen, dass die Erde von einer Schildkröte getragen wird.⁴¹⁾ Nach der Ansicht der Waganda (Uganda) ruht die Erde auf einem grossen Felsen im Nyansa. Der Gott des Sees erzeugt Erdbeben, wenn er schnell geht.⁴²⁾ Die Wanyamvösi sind der Meinung, dass die Erde als Scherbe auf einem Berge Lugulu ruht und auf einer Seite (Norden?) von dem Riesen Nyamtitwa festgehalten werde. Die Frau dieses Riesen (Fanyahólo) halte den Himmel und die Sonne. Wenn der Mann einmal zu seiner Frau wolle und un-

³⁸⁾ E. H. Meyer, l. c. 30.

³⁹⁾ Πολιτικός, Δημιουργία κοσμογονικῆς μυθῶν 1894, 19 bis 40.

⁴⁰⁾ Fr. Boss, Ind. Sag. 319 f. Dasselbe Anschauung bei den Tschimshiu, Boss l. c. 375.

⁴¹⁾ Horatio Hale, Huron Folk. J. Am. F. I, 180—83.

⁴²⁾ Stahlmann, Mit Emin 148 f.

ruhig werde, so bohe die Erde. Die Sansibar-Neger lassen die Erde auf dem Horn eines grossen Ochsen ruhen. Wenn dieser auf einer Seite müde ist und die Erde mit dem andern Horn unterstützt, entsteht Erdbeben. Diese letztere Ansicht hält mit Recht Stuhlmann für Importwaare von den Arabern.³⁵⁾ Dies gilt auch von der Darstellung der Suaheli, nach welcher im Meero ein Fische ist (Chewa), auf dem ein Stein liegt. Auf dem Steine steht ein grosses Rind mit siebentausend Hörnern und vierzigtausend Beine. Auf den Hörnern ist die Erde befestigt. Sein Ein- und Ausathmen verursacht Fluth und Ebbe.³⁶⁾ In den Hymnen des Rig halten die Erde fest Savitar und Brihaspati, Vishnu hat dieselbe von allen Seiten mit Pföckeu befestigt.³⁷⁾

Das ausgedehnte Gebiet der primitiven Astro-
nomie kann hier nur andeutungsweise gestreift
werden. Bekanntlich widmen selbst sehr rohe
Völker intensive Aufmerksamkeit dem gestirnten
Himmel, wobei naturgemäss Sonne und Mond die
erste Rolle spielen. Sonne und Mond sind Personen
männlichen oder weiblichen Geschlechts, sie
werden von Personen (Thieren) getragen, oder sind
von männlichen oder (weiblichen)³⁸⁾ Personen be-
wob, welche als deren Besitzer gelten. Die Mein-
ungen hierüber weichen selbst bei benachbarten
Stämmen vielfach ab. So gilt der Mond bei den
meisten Stämmen von Victoria als Mann, der einst
ein sehr böser Zauberer war. Die Lente der En-
counter-Bay fassen ihn als sehr coquette Frau auf,
ebenso wie die (weiblich gedachte) Sonne, welche
sich des Nachts mit den Seelen der Abgestorbenen
zu schaffen macht.³⁹⁾ Die Regelmässigkeit des
Laufs von Sonne und Mond muss nach einem Na-
vajomythus durch den täglichen Tod eines Navajo
und eines Angehörigen der mit ihnen verwandten
Stämme erklaert werden.⁴⁰⁾ Andere Mythen erklären
diese kosmischen Vorgänge aus dem Verhältnisse
von Sonne und Mond als Mann und Frau oder als
Bruder und Schwester, wobei erlaubte oder ver-
botene geschlechtliche Beziehungen eine grosse Rolle
spielen.⁴¹⁾ Die Piuta (Indianer Californiens) sagen,

³⁵⁾ Stuhlmann l. c. 94.

³⁶⁾ Frömm, Lieder und Gesch. der Suaheli 26 f.
nach Böttner.

³⁷⁾ Wallis, Cosmol. Rigveda 21.

³⁸⁾ Die Literatur über den „Mann im Monde“ als
allgemein bekannt vorausgesetzt, verweise ich bezüg-
lich der „Frau im Monde, welche niemals stirbt“ auf
Dorsey, Siouan Cults (Mandan); Metosh Clark, Maori
Tales 116; Gill, Myths and Songs of the S. Pacific 45.

³⁹⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 332.

⁴⁰⁾ Matthews, Amer. Antiqu. V, 207—14.

⁴¹⁾ Grimmeil, Blackfoot, Sun and Moon Myth,
J. Am. F. VI, 44 ff.; bezüglich der Eskimo's Crantz,
Gesch. v. Grönland I, 212.

die Sonne, der Vater, wolle stets seine Kinder, die
Sterne auffressen. Seine Frau, der Mond, sucht sie
zu verbergen und flieht vor ihm.⁴²⁾ Die Polynesier
lassen die Sonne durch den geschickten Maui
mittels einer Seblinge einfangen, tüchtig durch-
prügeln, an die Erde und an den Mond anbinden,
sodass durch ihr langsames Gehen die Tage länger
werden.⁴³⁾ Noch gegenwärtig befehlen Eingeborne
von Südastralien gelegentlich der Sonne, stille zu
stehen, bis sie ein gewisses Ziel erreicht haben.⁴⁴⁾
Die Mondphasen werden einer Krankheit des Mon-
des,⁴⁵⁾ einem Sterben und Wiederaufleben des-
selben,⁴⁶⁾ einer Ermüdung durch die steten Ver-
folgungen der Sonne zugeschrieben.⁴⁷⁾ Sehr origi-
nell erklären dieselben die Bakairi durch die
Grässe, Gestalt und Ausstattung der verschiedenen
Thiere, welche den Mond tragen (v. d. Steinen,
Zweite Schinguexp. 258). Ein alter Eingeborne
von Neu-Britannien erzählte Mr. Powell, der Mond
führe die Geister der Abgestorbenen zur Sternen-
welt und von dort zu zeitweiligem Besuche zurück
auf die Erde. Um Vollmond stürben die meisten
Menschen, da sei die Wanderung der Geister von
und nach der Erde am stärksten.⁴⁸⁾ Während einer
Sonnenfinsterniss besucht der Mond seine Frau, die
Sonne (Tinkiti).⁴⁹⁾ Mondesfinsternisse werden ganz
allgemein, wie bekannt, als Veringselben des Mon-
des durch einen Dämon in Thiergestalt gedeutet.

Sonne und Mond sind jedoch nicht immer Per-
soneu, sondern manchmal auch Gegenstände. Die
Namasqua bielten die Sonne für klaren Speck, den
die Leute, die auf Schiffen fahren, durch Zauber-
kraft anlocken, und nachdem sie ein Stück abge-
schnitten, durch einen Fastritt wegstoßen.⁵⁰⁾ Den
Bakairis sind Sonne und Mond Federnhülle.⁵¹⁾
Nach der Tradition der Nyassavölker wurde die
Sonne von zwei Jägern in einer Höhle versteckt
gefunden. Der Mond war ein Feuer, welches ein
grosser Mann in einem Topfe aufbewahrte. Die
Kinder des Besitzers hoben den Deckel trotz des

⁴²⁾ Me Cosh Lang, Myth. Ritual, Religion I, 130.
Dieselbe Auffassung erwähnt Tylor, Prim. Cult. I, 356
von den Mentira der malaischen Neuholländer.

⁴³⁾ Me Cosh Clark l. c. 44—46. Gill l. c. 70.

⁴⁴⁾ Smyth, Abor. Vict. II, 334.

⁴⁵⁾ Waits, Anthr. Naturv. II, 342, auch Rhein.
Mus. 1852, 480 (Namsqua).

⁴⁶⁾ Hottentoten, Waits, Anthr. II, 342, einige
Australier, Smyth, Abor. Vict. I, 481, auch die Khonds
(Merensky).

⁴⁷⁾ Döbus, Kaferrind 190 (Kaffern).

⁴⁸⁾ Powell, U. d. Canibalen Neuholländens. D.
v. Schröter 150.

⁴⁹⁾ Boas, Ind. Sagen 320.

⁵⁰⁾ Waits, Anthr. Naturv. II, 342.

⁵¹⁾ v. d. Steinen, Zweite Schinguexp. 257.

strengen Verhotes ihres Vaters.⁵⁶⁾ Nach den Aboriginen von Hayti stammen Sonne und Mond aus einer Höhle.⁵⁷⁾ Der irdische Ursprung dieser Körper wird übrigens auch bei der Personifizierung von Sonne und Mond behauptet. So sagen die Omahas, dass die Sonne einst auf der Erde wohnte, und daselbst vom Hasen gefangen wurde.⁵⁸⁾ Der Sonnengott der Klamath soll früher auf der Erde gewohnt haben.

Die Sterne gelten manchmal als Kinder der Sonne und des Mondes,⁵⁹⁾ am häufigsten jedoch als Urhahnen der jetzigen Geschlechter oder als Wohnort derselben, wobei meistens deren Verwandlung in Thiere vor ihrer Versetzung in den Himmel vorausgesetzt wird. Diese Ahnen leben jedoch unter denselben Bedingungen, wie ihre Nachkommen auf Erden; die primitive Auffassung erhellt somit am Sternenhimmel die ihr bekannte Thierwelt, die irdische Naturumgebung und die ihr geläufigen Gebrauchsgegenstände. Nach der Ansicht der Buschmänner singen die Sterne; sie wissen, wenn ein Buschmann sterben wird (Lloyd, Short Acc. 8). In der Milchstrasse erblicken die Bewohner der Ex-counterby eine Reihe von Hütten, Aschenhaufen⁶⁰⁾ u. s. w., die Wallun an den Zuflüssen des Darling eine schön bewaldete Landschaft.⁶¹⁾ Die Bakairi einen Trommelbaum,⁶²⁾ die Buschmänner Asche, welche ein mit seiner Mutter streitendes Mädchen in die Luft geworfen hat,⁶³⁾ die Maori einen Fisch (Clark l. c. 184). In näheren Details über die Deutungen der einzelnen Sterne und Sternbilder kann hier nicht eingegangen werden, wie interessant es auch wäre, dieselben zu verfolgen. Tritt doch auf diesem Gebiete der Zusammenhang der animistischen Vorstellungen durch alle Culturstufen hindurch bis zur wissenschaftlichen Astrologie besonders übersichtlich hervor. Selbst bei vorgeschrittener Beobachtung wird die Bezeichnung der Gestirne in etwas vergeistigter Form festgehalten, für welche letztere schon minder entwickelte Völker Analogien darbieten.

Höchst unsehler sind die primitiven Vorstellungen über das gegenseitige Verhältnis von Tag und Nacht. Ein Dakota sagte Dorsey, dass die Indianer nicht wissen, wer das Licht macht; sie

glauben, dass es kein Mensch ist, sondern ein mächtiges Wesen, nämlich die Sonne. Um sicher zu gehen, verlohren sie sowohl die Sonne als auch den Tag und nennen beide „Wakan“ (Macht). Auch die Nacht benennen sie so, weil es da viele Geister und sonstige schreckliche Dinge gibt.⁶⁴⁾ Nun spricht aber auch Hesiod in der Theogonie 756 von der verderblichen Nacht mit ihren Kindern Schlaf und Tod, welche im obern Tartarus wohnt. Höchst einfach haben sich die Bewohner der Banksinseln die Sache zurechtgelegt. Anfänglich war es immer Tag, bis der Culturhero Quat von dem auf Yava im Torresarchipel, nach Anders am Fusse des Firmaments, residirenden Nachtgeiste I Kong „Nacht“ für ein Schwein kaufte. Dieser lehrte ihm zu schlafen und die Morgendämmerung durch Durchschneiden der Nacht mit einem Stück rothen Obsidian hervorbringen. Er gab ihm auch einen Haba und andere Vögel mit, welche die richtige Zeit für diese Manipulation angeben konnten.⁶⁵⁾ Nach brasilianischem Mythos war die Nacht ursprünglich, als noch alle Dinge sprachen, im Besitze der grossen Cochrachlange.⁶⁶⁾

Als Seitenstück dazu erwähne ich die Shushwap-Sage, welche erzählt, wie einst, als es sehr kalt war, die Thiere auszogen, um den Mann zu bringen, der die Kälte machte. Sie gelangten bis zum Gletscher, auf dem das kältebringende Hans stand. Alle Thiere erfroren, nur der Fuchs erzeugte Feuer mit seinem Schwanze und schmolz das Eis. (Boas, Ind. Sagen 5).

Die Meinungen über die Natur und Entstehung des Windes bewegen sich hauptsächlich in folgenden Richtungen. Die Australier leiten die Stürme und Wirbelwinde von Elstern ab. Die Zahl derselben war einst so gross, dass die Sonne durch dieselben verfinstert wurde. Hinter ihrem Zuge folgten Wind, donnerartiges Getöse und eine Menge von luftgefüllten Säcken, welche in der Luft mit schrecklichem Getöse platzten. Die Deyeri suchen manchmal den Wirbelwind mit dem Bumerang zu tödten, was jedoch meistens schlecht abläuft.⁶⁷⁾ Die Nutka erzählen (Boas l. c. 100), dass, als die Winde einst lange den Eintritt der Ebbe verhindert hatten, die Kyäimimit (Vögel und andere Thiere) beschlossen die Winde zu tödten. Dies gelang nach vielen Versuchen. Nur der Westwind wurde verschont gegen das Versprechen, künftig gutes Wetter und täglich zweimal Ebbe und Fluth zu machen, damit man die Muscheln graben könne. Die Algonkins sagen, dass die Vögel immer den Wind

⁵⁶⁾ Macdonald, East centr. Afr. Cust. J. Anthr. Inst. XXII, 117.

⁵⁷⁾ Ling Roth, Abor. Hispanista. J. Anthr. Inst. XVI, 264 f.

⁵⁸⁾ Dorsey, Nanibosha in Sionan Myth. J. Am. F. V, 293 ff.

⁵⁹⁾ Zu den früher angegebenen Quellen Dorsey, Sionan Cults 506.

⁶⁰⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 429 f.

⁶¹⁾ Rev. Ridley in Smyth, Abor. Vict. II, 296.

⁶²⁾ v. d. Steinen l. c. 360.

⁶³⁾ Lloyd, Short Acc. 8, 25.

⁶⁴⁾ Dorsey l. c. 467.

⁶⁵⁾ Codrington Melanesians 158 ff.

⁶⁶⁾ Santa-Anna Nory Folk. Brasilien 55 ff.

⁶⁷⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 452, 457.

erzeugen und die Wolkenbrüche, dass die Wolken die Bewegung ihrer Flügel sind (Brinton, Myth. New World 125). Unter den Blackfeet-Indianern leiten Maehde den Ursprung des Windes von einem grossen Hirsche ab, der im Gehirge wohnt. Nach andern lebt grosses Rindvieh in den Gebirgen, welches laut brüllt und dadurch Wind erzeugt. Eine dritte Meinung leitet den Wind aus dem Flügelchlage eines grossen Vogels ab.⁶⁹⁾ Nach Shooleraft (Algie Res. I. 96) betrachten jedoch viele Indianer Nordamerica's die Winde auch als frühere Menschen und Brüder. Nach der Ansicht der Buschmänner war der Wind früher ein Mensch, ist nun ein Vogel und lebt im Gebirge. Manche wollen ihn gesehen haben. Das Schreien des Windes bedeutet Unglück; es verkündet den Raubthieren, wo die Menschen sind, und erleichtert den Thieren sich an dieselben heranzuschleichen.⁶⁹⁾ Als Malcolm Sproat den Ahts von seinem Vaterlande erzählte, fragten sie ihn, ob etwa der Mann dort lebe, welcher die Winde aus seinem Munde herausblase. Sproat berichtet auch, dass die Ahts die Winde nicht nach ihren Richtungen, sondern besonders nach dem Grade ihrer Stärke unterscheiden und benennen.⁷⁰⁾ In breiterer Ausführung sagen dasselbe die Eskimos der Hudsonsbay. An jeder Ecke der Erde wohnt ein ungeheurer unsichtbarer Windgeist, dessen Kopf um vieles grösser ist als der übrige Körper. Wenn er atmet, bläst der Wind. Einige derselben atmen heftige Stürme aus, andere sanfte Brisen. Die männlichen Geister wohnen im Norden, Nordwesten, Nordosten und Westen. An den übrigen Punkten befinden sich die weiblichen Geister. Jeder Hauptgeist hat eine Menge ihm untergeordneter Geister.⁷¹⁾ Nach der Mythologie der Navajos steht an jedem Cardinalpunkt ein weisser Schwan, ein Windgeist (Brinton). Auch die Donnervögel (Wakinyan der Dacotas, Dorsey I. c. 411) spielen da herein. Die zahlreichen Einzelheiten betriffs der vier Weltgegenden beherrschenden Windgötter in den amerikanischen Mythologien können hier nicht weiter verfolgt werden.

Der Regen ist dem Buschmann eine Person, er hat Kinder und nimmt verschiedene Thiergestalten an. Ihm gehören gewisse Thiere, Schlangen, Schildkröten, Henschrecken, ebenso ein kleiner Vogel Kaerri-nan. Wird er zornig, nimmt er Menschendreh einen Wirbelwind mit. Damit dies nicht geschieht, dürfen junge Männer und Mädchen keine

Schildkröten essen. Man darf keine Steine auf Henschrecken werfen. Der Regen ärgert sich auch, wenn ein Mädchen gegen ihren Willen angesprochen wird, wenn die Kinder den Eltern nicht folgen u. s. w. Ist der Regen zornig, so reden ihn alte Männer heugütig an.⁷²⁾ Der durch F. Boas mitgetheilte, Cikla Myth* der Chinookindianer liefert einen eigentümlichen Beleg hiezu aus Nordamerica. Die zwei jungen Männer (Cikla), die Söhne des Holzhähers, kommen zu einer Person, welche immer was-waü machte. „Was machst du da?“ „Ich schiesse den Regen. Bleibe hier.“ Sie nahmen seiü Hans (dasselbe hatte kein Dach, weil er sich des Regens durch Schiessen erwöhrt. Boas), warfen es weg, und machten ihm ein gutes Haus. Sie sagten: „Wohne daselbst; künftig werden die Leute nicht mehr nach dem Regen schiessen.“⁷³⁾ Am Nyassa sagen die Leute, wenn es hagelt: der Regen der Leute am Condahsee hat die Kräfte den ersten Regen gesendet. (Smyth I. c. I. 461.) Bezüglich des Regenvogels Bugudugadahn im Volksglauben der Nangaburahrats verweise ich auf Mrs. Parker, „Australian Legendary tales 90—93“.

Nach der Ansicht der Khonds in Ostafrika entstehen Gewitter, wenn sich die Wolken diesesitz des Himmelsgewölbes zanken und streiten. Der Donner ist die grollende Stimme der Kämpfer. Ihre Waffen sind die Blitze.⁷⁴⁾ Der Papua bedroht bei bevorstehendem Gewitter das Gewölk (Bastian, Papua 25). Die Dieyeri Südaustraliens machen, wenn es donnert, stossende Handbewegungen in der Richtung des Donners.⁷⁵⁾ Die Nanaquas betrachten hingegen den Blitz selbst als Person. Der Missionär Moffat⁷⁶⁾ hat es gesehen, wie sie bei Gewittern vergiftete Pfeile gegen die Blitze abschiessen, während sich die Buschmänner mit dem Entgegenwerfen von alten Schuhen begnügen. Die Einwohner von Sawai haben einst den „Donner“, der in ein Hans eingeschlagen hatte, gefangen und mit Feuerhänden so lange zugezerrt, bis er versprach, sie in Zukunft zu verschonen, worauf er in einem Schutzgott ihrer Felder umgewandelt wurde.⁷⁶⁾ Die Bantus glauben, dass mit jedem Blitzstrahl ein rother Vogel herunterkomme, dessen sich ihre Zauberer bemächtigen und tödten, um ihre Körper sowie ihre Blitzstäbe mit dessen Fett für den Kampf gegen die Himmelsmächte zu stärken.⁷⁷⁾ Nach Macdonald

⁶⁹⁾ J. Maclean, Blackfeet Myth. J. Amer. Folk. VI. 165 f.

⁷⁰⁾ Lloyd, Short acc. of furth. Bushman mater. 20.

⁷¹⁾ Sproat, Scenes and Stud. of Savage Life 267 f.

⁷²⁾ Lucius Turner, Ethnol. of the Ungava District. XI. Ann. Rep. Bur. Ethn. 267.

⁷³⁾ Lloyd, Short acc. of further Bushman Mat. 9, 21.

⁷⁴⁾ Fr. Boas, Chinook Texts 20.

⁷⁵⁾ Merensky, Deutsche Arb. a. Nyassa 107 f.

⁷⁶⁾ Merensky I. c.

⁷⁷⁾ Smyth, Abor. Viet. I. 475.

⁷⁸⁾ Moffat, Mission. Labour 256—8.

⁷⁹⁾ Turner, Samoa 85 f.

⁸⁰⁾ Callaway, Rel. Syst. Amasulu 110.

haben mächtige Zauberer Exemplare des Blitzvogels als Hausgenossen und behaupten, Luftfahrten mittelst dieses „Donnerwagens“ auszuführen. Der Blitzvogel ist der Urheber der Blitze. Die Zauberer gehen ihm abführende Mittel ein, da die Blitze als dessen Excrement gelten. Der herühmte Zauberer Massellinie liess einst um Entschuldigung bitten, weil ein von ihm auf diese Weise erzeugter Blitz eine dem Missionär Rev. Edwards gehörige Kuh getödtet hatte.⁸⁰⁾ Auch die Ewe-Völker lassen den Blitz von einem Vogel geschleudert werden.⁸¹⁾ Die nordamerikanischen Indianer verehren den Donnervogel, dessen Augen die Blitze schleudern. Diese Vorstellung findet sich aber auch bekanntlich bei den Ariern, Semiten, Finnen, Polynesiern. Eine nicht minder verbreitete Ansicht hält Donner und Blitz für eine Kundgebung der Ahnengeister, (Wanika, Tebu, Basutos). Von amerikanischen Völkern seien hierfür erwähnt die Tsalatlteken, Columbusindianer, Chiquitos, Cariben; von den Australiern die Narrinyeri.⁸²⁾ Nach der Ansicht der Susannimig besaßen im Anfang die Geister (Verstorbener) das Feuer, welches ihnen dann vom Mink geraubt wurde.⁸³⁾

Angesichts der regen Pflege, welche die germanische Mythologie sich gegenwärtig erfreut, erscheint es kaum nöthig, hier Parallelen aus diesem Gebiete zu bringen. Bietet doch schon Grimms Mythologie allein eine ergiebige Fundgrube von primitiven kosmologischen Vorstellungen der Germanen und der andern Indogermanen, welche durch die späteren folkloristischen Erhebungen auch bedeutend erweitert wurde. Allerdings scheinen bei den Germanen gewisse Vorstellungen, wie z. B. über die Trennung von Himmel und Erde, zu fehlen. Desto zahlreicher sind die Analogien entwickelt, welche die animistische Deutung der Elemente sowie der kosmischen Elementarerscheinungen ergibt. Auch die Vorstellungen über die Sterne als Wohnorte von Seelen der Abgestorbenen finden sich im europäischen Folklore.

II.

Die primitivsten Kosmogonien herab aus durchaus auf denselben Leitmotiven, wie die Kosmologien. Ein charakteristischer Zug derselben besteht darin, dass die Welt von einem oder mehreren Menschen, von Thieren oder von personificirten Naturkörpern „gemacht“ wurde. Besonders in letzterem Falle wird, wie in Hesiods Theogonie,

das „Machen“ als geschlechtliche Zeugung aufgefasst. Es gilt eigentlich als nichts Besonderes; werden doch ganz ähnliche Leistungen von den Zauberern erwartet. Auf den untersten Stufen des Denkens kennt man weder einen einheitlichen Schöpfungsplan, noch eine bestimmte Reihenfolge in der Entstehung der grossen und kleinen Weltbestandtheile. Sehr oft sagen die Legenden, dass das Werk nicht auf den ersten Wurf gelangen ist. Nach der Sage der Quiché hatte die Sonne anfänglich keine rechte Kraft, während umgekehrt die Shushwap erzählen, die Sonne sei früher so heiss gewesen, worauf die Vögel beschlossen, eine neue Sonne zu machen. Der Coyot meldete sich zum Sonnengeschäfte. Er war ihnen jedoch zu geschwätzig und so ward Taatskasp (ein Klettervogel mit rothen Flügeln und Schwanz) die Sonne. (Boas l. e. 5). Besonders häufig missrieth anfänglich der Mensch. Die Khandä glauben fest, dass gewisse von ihnen namentlich beehelzte Menschen Löwen schaffen und sie anderen Leuten auf den Hals schicken können.⁸⁴⁾ Den einzigen Unterschied zwischen Mensch und Thier erblickte ein Namaqua in dem Umstande, dass der Mensch die Thiere gesehaffen habe (Moffat). Auf Moffat's Frage, wer die See gemacht habe, antwortete ein Namaqua mit folgender Legende: Ein Mädchen machte das Meer, als sie zur Reife gekommen, mehrere Kinder auf einmal erhielt. Sie trennte damals die süssen von den salzigen Wassern. Als ihre Kinder einmal ihrem Befehle, Süsswasser zu holen, nicht folgen wollten, wurde die Mutter zornig und vermischte das süsse mit dem bittern Wasser, so dass Niemand dasselbe mehr trinken konnte. Auf die Frage, wer den Himmel gemacht habe, antwortete derselbe Namaqua, er wisse nicht, welcher Mensch denselben gemacht habe.⁸⁵⁾ Der Baschmann Quing erzählte Mr. Orpen von dem mächtigen Cagu (Mantis), der Alles gemacht hat, und von seinem Weibe Coti. Er wusste nicht, woher sie gekommen sind, und meinte: „vielleicht mit dem Manne der die Sonne gebracht hat.“⁸⁶⁾ Einige Aborigines von Victoria behaupten, die Sonne und die übrigen Himmelskörper seien von Angehörigen der früheren Menschenrasse geschaffen. Sie heissen Nurall's und hatten die Gestalt der Krähe und des Adlers; beide sind jetzt Sterne. Der Schöpfer, welchen die Küstenstämme Wa-wu-rong und Bu-nu-rong Band-jel nennen, wird von ihnen als der erste Mensch betrachtet. Auch Pupperimbul, der das Ei des Emu

⁸⁰⁾ J. Macdonald, Banto-Customs and legends Folklore III, 345.

⁸¹⁾ Schlegel, Schlüssel z. Ewe-Sprache XV.

⁸²⁾ Die Litteratur in meiner Arbeit über „Wetterzamberei“, Mitth. d. Anthropol. Ges. Wien XXIV, 11 f. Sex.

⁸³⁾ Boas, Ind. Sag. 54.

⁸⁴⁾ Merensky, Deutsche Arbeit am Nyasen 119.

⁸⁵⁾ Moffat, Mission, Lab. and Scenes in South. Afr. 122—27.

⁸⁶⁾ A. Lang, Myth. Ritnal and Religiou nach Casp Monthly Mag. 1874.

in den Weltraum warf, woraus die Sonne wurde, gehört in die gleiche Kategorie. Die Nuralis, aus denen bei den Murray natives ein Gott Nutelle geworden ist, haben auch den Mondlauf geregelt und dem Mond mit beschwörenden Worten befohlen, zu sterben. Einige Dieryie sagen, dass der gute Geist Mura-Mura dem Monde befohlen habe, die Schöpfung vorzunehmen.⁸⁷⁾ Die Navajos sagen, dass das erste Menschenpaar die Sterne aus Glimmerstückchen gemacht haben, welche der Coyote gegen Himmel blies; sie haben die Jahreszeiten und den Mondlauf eingerichtet; der Coyote schmolz den Schnee, der früher trocken war und gegessen wurde, und lieferte dadurch Wasser.⁸⁸⁾ Bei den Tenanai-Indianern⁸⁹⁾ (Atapasken in Alaska) heisst es, dass der Mensch und alle Thiere von dem Adler und dem Holzhäher gemeinschaftlich geschaffen wurden. Nach der Tradition der Omahas sind der wilde Reis und eine Varietät des Prärie-grasses von den Wakiyan herrorgebracht worden.⁹⁰⁾ In den Mythologien der Nordwestküste tritt der Rabe als Weltbildner auf. Eine bedeutende Rolle spielt der Coyote (Prairiewolf) in zahlreichen amerikanischen Schöpfungsgeschichten. Bei den Konias und den Timbehs nimmt der Hund dessen Stelle ein,⁹¹⁾ entweder allein oder in Gesellschaft eines Vogels. Nach den Tacelies in British Columbia ist die Mosechussatte der wichtigste Factor bei dem Schöpfungswerke.⁹²⁾ Der Bär hat nach Ansicht der Indianer von Wshington die Fälle des Palouze River geschaffen.⁹³⁾ Die Dayks von Sakarran sagen, der anfänglich allein in Einsamkeit existierende Rajah Gantaleah, ein Geist, der hören, sprechen, sehen konnte, aber keine Bewegungsorgane besass, habe durch einen Willensact die Schöpfung einem männlichen und weiblichen Vogel übertragen.⁹⁴⁾ Nene dem Mythos der Apache haben die Windgötter, Sonne und Mond zusammen die Schöpfung vorgenommen.⁹⁵⁾ Die Menschen sind durch Beschinen von Steinen durch die Sonne entstanden; doch hat auch das Wasser auf diese Weise einen Menschen erzeugt. Die Neger der Guineaküste glaubten noch im vorigen Jahrhunderte, dass der Mensch von einer sehr grossen Spinne

(Ananse) geschaffen wurde.⁹⁶⁾ Doch scheint aus der durch ganz Africa verbreiteten Sage über den Ursprung des Todes hervorzugehen, dass der Mond, den die Südafrikaner, wie die Australier, für sehr listig ansehen, bei der Schöpfung nach Ansicht der Südafrikaner mitgewirkt habe.

Eine nähere Discussion der von Bastian behandelten Schöpfungsmythen, sowie der damit in enger Verbindung stehenden Fluthsagen, über welche wir Dr. R. Andréé eine vorläufige Orientierung verdanken, liegt ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit. Es sei nur darauf hingewiesen, dass die meisten primären Mythen zwischen dem ursprünglichen Schöpfer und dem Wiederhersteller der Welt keinen Unterschied machen, und dass in Folge dessen, wie schon Brinton (Myths of the New World 239) bezüglich der Amerikaner bemerkt, auch in letzterem Falle die wichtigste Thätigkeit von Thieren ausgeht, welche jedoch, wie niemals aus den Augen gelassen werden darf, verwandelte Menschen oder Ahnen von Menschen sind.

Da die überaus unklar gedachte Schöpfung meistens auf Verwandlung einzelner Naturhjelte beruht, kann man, mit Boas, die Schöpfer und Culturheroen der primitiven Völker auch als „Verwandler“ bezeichnen. Eine feste Grenze zwischen diesen Begriffen gibt es wohl nicht. Der Volksglaube legt nun diesen Gestalten Züge von List und Bosheit bei, die zuweilen, aber nicht immer, wie Boas (l. c. 334) gezeigt hat, mit denen des Eulenspiegels verbunden sind. Ein charakteristisches Beispiel hierfür liefern die durch Boas wesentlich aufgeklärten Raben- und Minksgen der Nordwestküste. Derselben Züge finden wir in den Traditionen der Algonkins über ihren Culturheroen Nanibozhu (den grossen Haesen). Er heisst bei den Creeks Wissakketajak, bei den Chipeways Manahozhu (Miehabo), bei den Blackfeet Napioju, bei den Indianern von Neu-England Wetneka.⁹⁷⁾ Dorsey hat gezeigt, dass der Algonkische Nanibozhu sich bei der ganzen Siouxfamilie wiederfindet, sich jedoch bei den einzelnen Stämmen derselben differenzirt hat. Die von Nanibozhu vollführten Thaten verrichtet bei den Omahas, Ponka, Kansas, Osaga, Kwapa, Iowa, Oto, Missouri, das Kaninehen, das mit seiner Grossmutter, der Erdfrau, der Mutter aller Indianer, zusammenwohnt. Aber auch der verschlagene Concentrent des Kaninechens, Iktinike (Iktu der Dacotahs) macht viele Thaten des Kaninechens nach. Aber sind die Abentener des Ha-xi-go (Omaha) und des Ha-xi-ka (Teiwere) identisch mit denen des Nnni-

⁸⁷⁾ Smyth, Aborig. Victor. I, 421—434.

⁸⁸⁾ Matthews, A part of the Navajo's Myth. Am. Antiqu. V, 207—14.

⁸⁹⁾ J. Am. Folk. III, 66 f.

⁹⁰⁾ Dorsey, l. c. 441.

⁹¹⁾ Bancroft, Nat. Rac. Pacific States III, 106.

⁹²⁾ Bancroft l. c. 98.

⁹³⁾ Bancroft l. c. 94.

⁹⁴⁾ Ling. Notb. Natives of Sarawak 299 f. nach Rev. Horsburgh, Sketches of Borneo.

⁹⁵⁾ Bourke, Notes on Apache Myth. J. Am. Folk. III, 209—12.

⁹⁶⁾ Curt-Blatt & deutch. A. G.

⁹⁷⁾ Bozman, Voyage en Guinée 149, 150.

⁹⁸⁾ Brinton, The Hero-God of the Algonkins as a cheat and liar. Essays of an Americanist 180 f.

bozhu.⁹⁸) Chamberlain hält auch den Gott der Maliseet (Neu-Braunschweig), der Miemac, sowie den Gott der Haronen für nahe verwandt mit Nanibozhu.⁹⁹) Die gemeinsame Marke dieser Culturheroen ist aber, dass sie als „Lügner und Betrüger“ gelten, was, wie Brinton auf Grund verlässlicher Gewährsmännerauführt,¹⁰⁰) zum Theil schon in ihren Namen (Nanibozhu = the Cheat, Gluskap = the Liar, Wisakketjak = the deceiver) ausgedrückt ist. Bezeichnend ist der Beiname Wanacä oder Spötter, den Ikto bisweilen führt.¹⁰¹) Brinton ist für die Annahme, dass man es hier mit Degenerationsformen höherer Vorstellungen zu thun habe, den Beweis schuldig geblieben.¹⁰²) Diese Annahme, ein Ausläufer der gegenwärtig im Aussterben begriffenen linguistischen Mythologie, kann gegenüber einer umfassenderen Vergleichung und Berücksichtigung der psychologischen Grundelemente dieser Vorstellungen nicht aufrecht erhalten werden. Züge von Lannenhaftigkeit, List und Rachsneht finden wir auch, wie das von Smyth gesammelte Material zeigt, bei einigen der australischen „Schöpfer“, wie z. B. beim ersten Menschen Pandjel, oder, wie bereits erwähnt, beim Monde, welcher übrigens bei den meisten Völkern (für die Germanen vgl. Grimm, D. Myth. II, 600) weit grösseren Einfluss auf abergläubische Vorstellungen aufweist, als die Sonne. Hat sich doch Moffat sehr verwundert, dass die Nomsquas ihrem Schöpfer Tsau'kuap, der aber meistens als Mensch galt, weder Liebe noch Ehrfurcht zollten. Die Kaffern nennen ihn Thiko = „der, welcher Schmerz bringt“, Dies wurde damit gerechtfertigt, dass er ja den Tod bringe, welcher schmerzhaft genug ist. (Moffat, Mission. Jah. 256 f.)

Eine dem Nanibozhu verwandte mythologische Gestalt der Melanesier hat Codrington beschrieben. Quat, der Schöpfer der Menschen, der Schweine und der Nahrung, spielte vor der Ankunft der Europäer die erste Rolle im Volksglauben der Eingebornen der Banksinseln. Codrington will ihn nicht recht ernst nehmen; er räumt ihm keinen göttlichen Rang ein. Jedenfalls weiss Quat durch seine Geschicklichkeit und Sohlauheit sich stets den Erfolg zu sichern und seine Feinde, besonders seine Brüder für ihre bösen Anschläge gegen ihn empfindlich zu züchtigen. Quats Verschwinden und die stets genährte Hoffnung auf dessen Rückkehr erinnern ebenfalls an die americanischen Culturheroen.¹⁰³)

Ueber die Aequivalente der an Quat geknüpften Vorstellungen auf der Sta. Cruz Gruppe und den Neuen Hebriden sei auf Codrington's Werk verwiesen.¹⁰⁴) Weit bösartiger wird der polyneische Culturheros, Mäni der dritte, geschildert. Er begnügt sich z. B. nicht damit, seinem Grossvater Tangarua das Feuer wegzunehmen, er tötet ihn auch noch auf hinterlistige Weise, was er, zu seinen Eltern zurückgekehrt, sorgsam verschweigt. Erst auf die Kunde, dass seine Eltern Tangarua besuchen wollen, kommt ihnen Maui zuvor und raft den Grossvater wieder ins Leben zurück.¹⁰⁵)

Diese sonderbare Auffassung der Schöpfungs-thätigkeit wird einigermaßen verständlich, wenn man herbeisichtigt, dass das primitive Causalbedürfniss ursprünglich nicht nach den Endursachen der Dinge fragt, sondern sich damit begnügt, das Machtverhältniss des Menschen über die Naturumgebung von einem rein persönlichen Standpunkte aus zu erklären. Die Frage nach dem Ursprung eines Dinges wird durch die Geschichte einer Verwandlung oder einer Besitzergreifung daseiben durch den Menschen beantwortet. Befindet sich doch eigentlich ursprünglich die ganze Welt im rechtmässigen oder unrechtmässigen Besitze von Personen, denen das für den Menschen Nöthige erst durch List oder Gewalt abgerungen werden muss. So erzählen die Blackfeet, ihr Culturheros Napion habe den Sommer einem Menschenpaar durch das Prairiehuhn stehlen lassen. Dieses Paar hatte Sommer und Winter in Säcke aufbewahrt.¹⁰⁶) Die Tlinkit sagten, der Wolf (Kanuk) sei ursprünglich im Besitze des Süsswassers gewesen, welches ihm vom Raben (Yelch) listigerweise gestohlen wurde.¹⁰⁷) Der Wolf soll aber auch nach den Sagen der Kwakiutl, der Tlatlasik-oala, Ebho und Flinh besessen haben. Der Mink (Tieselagjila = die Sonne machend, weil er die Sonne trägt) besiegte ihn im Kampfe und machte mit dessen Schwanz, durch Auf- und Herunterlassen desselben (nach einer Variante durch Trocknen desselben) Ebbe und Fluth.¹⁰⁸) Der Mythos, wie der Rabe mit höchster List die Himmelslichter von einem mächtigen Häuptling stahl, der dieselben in drei Kisten verschlossen hatte, ist in mehreren Varianten bei den Tlinkit, Ssnaimnq u. s. w. bekannt.¹⁰⁹) In dieselbe Kategorie gehören die bekannten Mythen von dem Verschlingen des Wassers durch den Frosch (Kröte). Sie sind

⁹⁸) Dorsey, J. Amer. Folk. V, 293 ff.

⁹⁹) Chamberlain, J. Amer. Folk. IV, 193.

¹⁰⁰) Brinton l. c. 130 f.

¹⁰¹) Dorsey, Siouan Cults. XI. Ann. Rep. Bur. Ethn. 472.

¹⁰²) Brinton, Myths of New World 1896, 194.

¹⁰³) Codrington, Melanesians 156—167.

¹⁰⁴) Codrington 167.

¹⁰⁵) Gill l. c. 67—69.

¹⁰⁶) Maclean, Blackfoot Myths. J. Amer. F. V, 163 f.

¹⁰⁷) Krause, Tlinkit cap. 10 nach Lütke und Winiaminow.

¹⁰⁸) Boas, Indian. Sag. d. NW-Küste 168, 175 f.

¹⁰⁹) Krause l. c. 261; Boas, Am. Anthr. II, 328.

bei Indianern von Nordamerika, bei den Australiern, den Eingebornen der Andamanen bekannt; die schlagende Aehnlichkeit derselben mit dem Vrythynus kann nicht in Abrede gestellt werden.¹¹⁰⁾ An der Nordwestküste Amerikas bis zu den westlichen Eskimos von Port Clarence wird erzählt, dass einst Sonne und Mond von Jemandem weggenommen, von beherzten Männern zurückgeholt wurden.¹¹¹⁾ Hr. v. d. Steinen führt auf das anschaulichste aus, wie der Culturheros der Bakafri den verschiedenen Thieren als Besitzer der Naturprodukte zu Leibe gegangen ist.¹¹²⁾ Endlich sei noch eines rathenisehen Mythos gedacht, welcher ausführt, wie Elias über Zereden von Gott dem schlafenden Teufel Donner und Blitz gestohlen hat.¹¹³⁾

Von diesen Gesichtspunkten aus sollen die weitverbreiteten Mythen über die Gewinnung des Feuers einer nähern Betrachtung unterzogen werden.

Für dieselben bestanden verschiedene Ausgangspunkte, je nachdem das Feuer vom Himmel, von der Unterwelt oder von irdischen Gegenständen abgeleitet wurde. Wir finden den erstgenannten Gesichtspunkt bei sehr niedrig stehenden Völkern. Die Lente vom Lake Condah (Australien) lassen einen Mann an einer Schnur, welche an einem in die Wolken geschleuderten Speer befestigt ist, in den Himmel hinaufklettern und das Feuer von der Sonne herabholen.¹¹⁴⁾ Nach den Boorong am Tyrrisee hat die männliche Krähe, welche jetzt der Stern Canopus ist, dies vollbracht.¹¹⁵⁾ Die Tasmanier sagten, zwei schwarze Männer, welche jetzt die Sterne Castor und Pollux sind, hütten aus den Wolken tretend das Feuer von der Spitze eines Berges aus unter die Bevölkerung geworfen.¹¹⁶⁾ In dem durch Bastian übermittelten Schöpfungsbericht von Alt-Kalahar beredet die Freundin des ersten auf die Erde gesetzten Menschenpaars, dass es gegen das Gehot Atasi's die Erde bearbeite und sich selbst Nahrung erzeuge, während es früher immer dreimal des Tags zum Essen in dem Himmel erscheinen musete. Sie liefert ihnen Werkzeuge und bringt (heimlich) Feuer vom Himmel.¹¹⁷⁾ Ob der feuerbringende Vogel Leo, den Bastian in leider nicht weiter belegter Notiz¹¹⁸⁾ als Ternate, den Marquesas und Hawai er-

wähnt, hieher gehört, kann ich dormalen nicht entscheiden. Ein Medicinmann der Kwakwilt erzählte, dass ein grosser Häuptling das Feuer vom Himmel geholt, dasselbe jedoch für sich behalten habe.

Der polyneisiche Sagenkreis leitet das Feuer aus der Unterwelt ab. Mäni (auf Samoa Tikii) erzwingt durch List den Eingang in die Unterwelt, zwingt durch Gewalt seinen Grossvater den Feuer-gott (auf Samoa Mafui, den Erdbebergott) ihm die Erzeugung des Feuers zu lehren. Auf der Savageinsel erzählt man, Maui habe seinem Vater das Feuer gestohlen und den rothen Busch am Eingange der Unterwelt angezündet, ehe der Vater ihn einholen konnte. Der bekannte Maorimythus von Maui dem Feuerbringer weicht nur in Einzelheiten von der Samoasage ab.¹¹⁹⁾

Die Brong (Australien) erzählen, das Feuer habe dem Wasserbuhn (Bandicoot) gehört. Auf dessen hartnäckige Weigerung etwas davon abzulassen, hätten die Taube und der Geier ihm dasselbe entrisen, und damit eine grasswuchserne Fläche angezündet.¹²⁰⁾ Nach den Aboriginern der Encounterbay wurde das Feuer bei einem Feste dem Besitzer mit Gewalt entrisen.¹²¹⁾ Die Aboriginer von Gippsland dagegen behaupten, dass zwei den Schwarzen feindselige Weiber dasselbe hessenen. Ein Mann suchte ihre Freundschaft und entwendete es ihnen. Er ist jetzt ein kleiner Vogel, der einen rothen Fleck über dem Schwanz hat.¹²²⁾ Die Aboriginer vom Yarraflusse sagen, dass die Krähe das Feuer von einem Weibe gestohlen habe.¹²³⁾

Mit besonderer Vorliebe haben die nordamerikanischen Völker den Mythos vom Stehlen des Feuers angebildet. Die Tlinkit¹²⁴⁾ und Haidah¹²⁵⁾ erzählen, dass der Rabe (in einigen Varianten der vom Raben entsendete Hirsch) das Feuer der Schneeeule entwendet habe, welche dasselbe auf einer Insel im Ocean verborgen hielt. Auch die Ahta betrachten den Hirsch als Feuerbringer, substituiren jedoch bisweilen für diese Rolle ihren Welterschöpfer Quawtsak.¹²⁶⁾ Nach Boas entwendet der Hirsch das Feuer bei den Catlo'tig, Tsatlosik-oala, Aniky'anoq, Heiltsak.¹²⁷⁾ Bei den Kwakilt verriethet dies die Krähe, welche dafür vom erstärnten

¹¹⁰⁾ Lang, Myth. Ritual and Religion I, 40 ff.

¹¹¹⁾ Boas, Notes on the Eskimo of Port Clarence J. Am. F. VII, 205.

¹¹²⁾ v. d. Steinen l. c. 254 ff.

¹¹³⁾ Kaindl, Ruthen. Volks. a. d. Bukovina. Am Urspell I, N. F. 1890, 16.

¹¹⁴⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 462.

¹¹⁵⁾ Smyth, l. c. 460.

¹¹⁶⁾ Smyth, l. c. I, 461.

¹¹⁷⁾ Bastian, Geogr. n. ethn. Bild. 191—96.

¹¹⁸⁾ Bastian, Motukken 80.

¹¹⁹⁾ Gill, Myths and Songs 67—70; Turner, Samoa 209—11; Kate Mc Cosh Clark, Maori Tales 53 ff.

¹²⁰⁾ Smyth, Abor. Vict. I, 509.

¹²¹⁾ Smyth, l. c. I, 460.

¹²²⁾ Smyth, l. c. I, 454.

¹²³⁾ Smyth, l. c. I, 454.

¹²⁴⁾ Krause, Tlinkit nach Wenianinow.

¹²⁵⁾ Peat, Am. Antiqu. 1895, 141 f.; Bancroft, Nat. Rac. III, 96.

¹²⁶⁾ Sproat, Scenes and studies 176.

¹²⁷⁾ Boas, Ind. Sageo 80, 197, 214, 241.

Besitzer ausgeräuchert wird; sie war früher weise. Später wurde die Krähe immer schlimmer; sie verübte eine Menge böser Streiche.¹²⁸⁾ Eine andere Version hat Boas bei den Kwakwäni und Snanaimuq gefunden. Der Mink erwirbt das Feuer, indem er das Kind des dasselbe bewachenden Häuptlings stiehlt; für die Wiedergabe des Kindes wird der Feuerhörer ausgeliefert (Boas l. c. 54, 158). Am unteren Fraserflusse erzählt man, der Nerz habe das Feuer von den Gespenstern erworben, indem er deren Häuptling den Kopf abschnitt; die Grossmutter des Nerzes stellt ihn gegen Auslieferung des Feuerhörers zurück (Boas l. c. 43).

Nach den Algonkins hat Manahush „das grosse Kaninchen“ den Tabak von einem Riesen, das Feuer von einem alten Mann gestohlen, der auf einer Insel inmitten eines grossen Sees wohnte.¹²⁹⁾

Die Apachen erzählen, der Coyote habe dem Eichhörnchen das Feuer weggenommen.¹³⁰⁾ Nach dem Mythos der Karok haben der Coyote, der Bär, das Eichhörnchen, der Frosch das Feuer zwei alten Hexen weggenommen.¹³¹⁾ Die Navajos nennen hierfür den Coyot, das Eichhörnchen, die Fledermaus.¹³²⁾

Einzig in ihrer Art steht die in völkerpsychologischer Richtung gewiss höchst merkwürdige Erzählung der Nez Percés da. Sie schildert ausführlich, wie der Biber das Feuer den Fiechten gestohlen hat. Sie hatten hi dahin das Geheimniss des Feuers ängstlich gehütet, so dass die Thierofrien mussten.¹³³⁾

Endlich sei noch erwähnt, dass nach den Bakairi Keri und Kame, nachdem sie bereits die Sonne von dem Königsgeier geholt hatten, das Feuer auf Befehl ihrer Tante Ewaki dem Kampffuchs wegnahmen.¹³⁴⁾

Angesichts der Spärlichkeit des africanischen Materials ist eine Tradition aus den Ländern im Westen des Albert-Sees um so werthvoller. Sie knüpft an die Pygmäen an, deren frühere Verbreitung im Innern Africas eines der wichtigsten Probleme der Africa-Forschung bildet. Einige von Callaway gesammelte Traditionen der Zulus heuzen, dass diese kleinen Stämme wegen ihrer bössartigen Natur und der listigen Verwerthung ihrer Kleinheit sehr gefürchtet waren.¹³⁵⁾ Die

Legend, welche die Zwerge verdrängt haben, behaupten, die letzteren hätten ihnen das Feuer gestohlen, und dasselbe auch andern Stämmen mitgetheilt.¹³⁶⁾

An das durch die Naturvölker gelieferte Material können die Vorstellungen der Inder, Griechen und Babylonier über den Ursprung des Feuers ungewonnen angereicht werden. Betreffs der Babylonier möge die Darstellung von Sayce hierfür als Beweis gelten:

„Der göttliche Sturmvogel (als Geier gedacht und von den semitischen Babyloniern mit Zu, dem stürmischen Wind, identificirt) war als Lugal-banda, als „lustiger König“ bekannt; er war die Schutzgottheit der Stadt Marad bei Siparra. Er brachte das Blitzfeuer von dem Himmel herab zu den Menschen, lehrte denselben die Kenntniss des Feuers und die Wahrsagekunst aus den Blitzen. Wie Prometheus war er von den Göttern verstorben. Er hatte ihre Schätze gestohlen und ihre geheime Weisheit, hatte sie der Welt mitgetheilt. Wie in Griechenland nahm man auch in Babylonien an, dass er dafür büssen musste. Denn diese Errungenschaften waren nicht freies Geschenk der Götter; sie sind ihnen durch Arglist entzissen worden; die Menschen durften sie behalten, doch wurde der Wohlthäter hierfür bestraft.“¹³⁷⁾

Die vedischen Dichter erzählen uns, dass das Feuer zuerst in der Gestalt des Blitzes vom Himmel zu ihnen kam, aber wieder verschwand, und dann von Mátariçvan, einem bis zu einem gewissen Grade dem Prometheus ähnlichen Wesen, zurückgebracht und der sichern Hut des Stammes der Bhrgus (Phlegyas) anvertraut wurde.¹³⁸⁾

Aeusserst charakteristisch ist die Tradition über den Charakter des Prometheus. Hesiod erwähnt dessen Namen niemals ohne Befügung des Prädicats „schlau und listigen Sinnes“. Dieses Prädicat wird glänzend gerechtfertigt durch den Betrag, den er beim Opfer Zeus gegenüber versuchte, worauf Zeus ihm, schwer zürnend, zuruft: „Trauter, du hast auch nicht dein listiges Treiben ver-

¹²⁸⁾ Stuhlmann, Mit Emin Pascha 464 f.

¹²⁹⁾ Sayce, Lectures on the origin and growth of the Religions 294. Die Verfolgung eines etwaigen Zusammenhangs zwischen dem ägyptischen Himmelsträger und dem gleichnamigen Feuerbringer der Babylonier wäre gewiss von hohem ethnologischem Interesse!

¹³⁰⁾ Nach Max Müller, Ind. i. s. weltgesch. Bedeut. Uebers. Capeller 152. Dass Muir, Sanskr. T. IV, 152. Auch in Australien (Gippsland) gibt es verschiedene Varianten einer Sage, dass den Schwarzen das Feuer wieder weggenommen wurde, weil sie nach reichlichem Fischfang keine Fische für Bowkan, ihrem wohlthätigen Geist, herbeibringen wollten. Doch stahl dasselbe wiederum Binba Moit (der Finko mit dem feuerartigen Schwanz). Smyth, Abor. Vict. I, 478 f.

¹²⁸⁾ Gardner Teall, Am. Antiqu. XII, 140 f.

¹²⁹⁾ Hofman, Myth. of Menomoni. Am. Anthropol. III, 243 ff.

¹³⁰⁾ Bonrks, J. Am. F. 209 ff.

¹³¹⁾ Chamberlain, J. Am. F. IX, 48.

¹³²⁾ Powers, J. Am. F. III, 88.

¹³³⁾ R. L. Packard, Myth. and Relig. of the Nez Percés. J. Am. Folk. IV, 827 ff.

¹³⁴⁾ v. d. Steinen l. c. 877.

¹³⁵⁾ Callaway, Nursery Tales of the Zulu 352–58.

gessen!¹⁴⁰ Die Strafe für diese List besteht in der Entziehung des Feuers, welches dann Prometheus stiehlt und in einem Rohre davonbringt. Dass dieses halb göttliche Wesen, wie A. Kuhn (Herakl. des Feuers 9—36 ff.) ansührt, ursprünglich als Vogel gedacht wurde, stellt den engen Zusammenhang des griechischen, wie des babylonischen Mythos mit der primitiven Vorstellungsschichte vollends fest.

Die vorliegende Uebersicht gibt wohl eine genügende Orientirung über die grosse Mannigfaltigkeit von Ausgestaltungen, denen ein allgemein menschliches Motiv bei den verschiedenen Völkern unterliegen kann. Der Zusammenhang dieses Grundmotivs mit den primitivsten kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen tritt bei dem damaligen Stande der Ethnographie bereits deutlich hervor, wie unvollständig auch das verfügbare Material noch sein mag. Es scheint mir sonach kein Grund zu bestehen, aus welchem die autochthone Entstehung der Haupttypen dieser Feuermythen principiell zu bezweifeln wäre. Dies gilt ja auch von den primitiven Kosmogonien, wie ähnlich sie auch unter einander sein mögen. Das selbständige Ringen der primitiven Phantasie zur Enthüllung des Geheimnisses nach dem Ursprung des Feuers tritt übrigens schon aus den zahlreichen und wesentlich abweichenden Varianten hervor, welche z. B. die Australier aufweisen. Andersseits bleibt allerdings unbestritten, dass der zunächst von der Plastik unseres Erdkörpers abhängige Völkerverkehr eine ausgleichende Wirkung in dem Wettbewerbe der einzelnen Varianten ausüben muss. Hieraus entspringt jene nähere oder entferntere Verwandtschaft, welche vielfach die Mythen eines Continents oder einzelner Theile desselben verbindet. Die Discussion der für jene Differenzirungen massgebenden Momente bleibt so lange unfruchtbar, als die gemeinsame psychologische Grundschichte nur unvollkommen bekannt ist. Während die amerikanischen Ethnographen in lebhaftem Wettstreit täglich neue völkerpsychologische Horizonte erschliessen, ist unsere Kenntniss des Geisteslebens der afrikanischen Völker nahezu stationär geblieben. Die in den Bibliotheken von Auckland und Capetown niedergelegten ethnographischen Schätze, welche Sir George Grey, Dr. Bleek, L. C. Lloyd u. A. gesammelt haben, sind leider dormalen nuzureichend verworren und nahezu unzugänglich. Möge die englische Initiative, welcher unsere Wissenschaft so viel verdankt, bald diese Lücke ausfüllen, und die Thätigkeit der europäischen Nationen auf afrikanischem Boden auch einer systematischen Erforschung der Traditionen der Africaner zu Gute kommen.

Mit dem Nachweise, dass einige der von Hesiod

verarbeiteten Ideen, entgegen der Annahme von E. H. Meyer,¹³⁹ auf primitiven und allgemeinmenschlichen Volksvorstellungen beruhen, ist allerdings nur theilweise der Aufgabe entsprochen, welche Herman Usener in seinen „Götternamen“ mit vollster Berechtigung der Ethnologie stellt. Der vorliegende Beitrag möge die bahnbrechende Darstellung des griechischen primitiven Seelenglaubens von Rhode ergänzen, deren Richtigkeit durch die gegen dieselbe gerichteten Einwände nicht ernstlich in Frage gestellt wurde. Der Masstab, welchen, nach Usener, die Vorstellungen culturloser Völker für die Beurtheilung der griechischen Mythologie liefern, scheint jedoch viel weiter zu reichen. Dies beweist nicht bloss die gesammte niedere Mythologie der Griechen mit ihren Localculten der Naturgenien, den Riesensagen u. s. w., welche derselben Quelle entstammen wie die primitive Kosmologie. Wir müssen wahrscheinlich auch gewisse griechische Vorstellungen über das Todtenreich in dieselbe primitive Kategorie verweisen. Man kennt bereits wichtige von den Naturvölkern stammende Parallelen zur Idee von Styx,¹⁴⁰ zu den Mythen der Persephone,¹⁴¹ von Orpheus und Euridice, welche letztere die Maori (Clark l. c.) sowie die nordamerikanischen Indianer geliefert haben.¹⁴² Die Bedeutung dieser Parallelen kann nur durch eingehende Untersuchungen festgestellt werden, deren schwierigste Vorbedingung immer die Materialbeschaffung bleibt. Der zukünftigen Lösung dieses Problems soll nicht vorgegriffen werden. Jedenfalls scheint jedoch die fortschreitende Vergleichung der ethnischen Aeusserungen zu ergeben, dass der Einfluss der allgemeinmenschlichen Grundanlage auf die Erzeugung von psychologisch, ja sogar bis auf einen gewissen Grad der äusseren Form nach gleichartigen Sitteen, Meinungen, Traditionen an entlegenen Punkten der Erde viel mächtiger ist, als die literarische Schule der Mythenforschung bisher zuzugeneigene ist, und dass der vielfach perborrescirte „Casualismus“ in der Zukunft noch eine grössere Bedeutung erlangen wird.

Herr Dr. J. Ranke:

Ueber die individuellen Variationen im Schädelbau des Menschen.

I.

Die Untersuchungen Blinmenhah's haben schon ergeben, dass alle die Schädelformen der

¹³⁹) E. H. Meyer, Eddische Kosmogonia 12.

¹⁴⁰) Boas, Chinook Texts 167—71.

¹⁴¹) Boas, J. Am. F. VI, 89 f. P. C. Maier, Theog. d. Japan. 38—47.

¹⁴²) Boas, Ind. Sag. 42. Grinnell, Blackfoot lodge tales 127 ff.

gesamten Menschheit, soweit er sie zu überblicken vermochte, eine in sich geschlossene Reihe bilden, in welcher die extremen Endglieder durch allmähliche Uebergänge lückenlos miteinander verbunden werden.

Die Forschungen des letzten halben Jahrhunderts, welche sich nun in der That auf Beobachtungen über den gesamten Erdkreis und seine entferntesten Winkel herufen können, haben dieses Resultat des Begründers der deutschen Anthropologie nur noch mehr befestigt und im Einzelnen angebahnt.

Im Sinne der modernen Entwicklungslehre haben wir es sonach mit einer einheitlichen Entwicklungsreihe zu thun und es bleibt nur fraglich, wo wir den Ausgangspunkt für diese Entwicklung anzunehmen haben.

Nach Blumenhach bildet die Gesamtreihe der Schädelformen der Menschheit nicht eine gerade Linie von einer Grundform zu den abgeleiteten Formen fortschreitend, sondern einen Ring, welcher von einer Mittelform ausgehend wieder zu dieser sich zusammenschließt. Als diese Mittelform erscheint Blumenhach der Schädel des Haupttheils der Bewohner Europas, welche er mit den nächstverwandten Asiaten und Afrikanern unter dem Namen der Kaukasier zusammengefasst hatte.

Auch die neue Kraniologie ist doch eigentlich nicht weiter gekommen in der Beurtheilung des Wesens der Zusammenhänge der Formen.

Die wesentliche Schwierigkeit liegt in der individuellen Entwicklung der Schädelform.

Es sind beim Menschen, wie bei den Schädelthieren im Allgemeinen zwei Hauptfaktoren, welche die Ausgestaltung des Schädels bedingen. Sehen wir von den Hörner- und Geweih-tragenden Säugethieren ab, bei welchen für das Tragen der zum Theil enormen Gewichte dieser Schädelaufätze besondere mechanische Momente herücksichtigt werden müssen, so sehen wir die Schädelform auf der einen Seite bedingt durch die absolute und vor allem die relative (im Verhältnis zum Kleinhirn, Rückenmark und übrigen Nervensystem) Grössenentwicklung des Grosshirns, andererseits durch die Grössenausbildung der vegetativen Organe des Kopfes, der Kau- und Athmwerkzeuge, aber auch der Sinnesorgane, Augen, Nase, welche in diesem Sinne auch als Unterstützungsorgane der vegetativen Sphäre der Körperthätigkeit besonders wichtig sind.

Der Unterschied in der Kopfbildung zwischen Mensch und Thier beruht darin, dass bei dem Menschen der Einfluss des Grosshirns auf die Kopfbildung den Einfluss der vegetativen Organe, einschliesslich der Sinnesorgane, weit überwiegt, wäh-

rend bei den Thieren, auch den menschenähnlichen, die vegetativen Organe die Form hauptsächlich bedingen, wobei der gestaltende Einfluss des Grosshirns mehr und mehr zurücktritt und verschwinden kann.

Etwas Ähnliches sehen wir doch auch bei den Menschenrassen. Bei den Europäerschädeln, von Blumenhach's kankasischer Rasse, ist der Grosshirntheil des Schädels extrem ausgebildet, während der vegetative Schädelabschnitt, welchen wir kurz aber freilich nicht exact als Gesichtschädel bezeichnen können, eine relativ minimale Grössenentwicklung zeigt. Bei einem typischen Australier oder Papuaschädel wird dieses Verhältnis der beiden Componenten des Schädelkranes insofern in gewissem Sinne thierähnlicher, als im Verhältnis zum Gesichtschädel der Grosshirnschädel nachweisbar kleiner wird und eine stärkere Formbeeinflussung durch die vegetativen Kopfgorgane erfährt: die Schläfenmuskeln, welche dem Kaugeschäfte vorstehen, rücken weiter am Hirnschädel in die Höhe und nehmen mehr von dessen äusserer Fläche ein, die mit den Athmorganen zusammenhängenden Stirnhöhlen drängen durch die mächtigere Aushildung der sie einschliessenden Stirnwülste die Untorstirne nach vorn und wölben diese wie ein vorspringendes Dach über die Nasenwurzel und Augenhöhlen und drängen damit die mittlere Stirneontour nach vorne soweit vor, dass die Stirn im Ganzen schief nach hinten aufsteigt und dadurch fliehend wird.

Nach der landläufigen Anlegung der Entwicklungslehre, welche von einer „Menschwerdung“, d. h. von einem Menschlichwerden des Thierschädels spricht, würde die Reihe der menschlichen Schädelformen bei denen der Australier und Papuas beginnen müssen, bei welchen der Einfluss der vegetativen Organe am stärksten hervortritt; — über das Ende der Reihe könnte man zweifelhaft sein, da die am besten ausgebildeten Mongolenschädel die besten Europäerschädel an Grösse des Hirnsraums nicht nur erreichen, sondern sogar oft noch übertreffen. Die genetische Entwicklung des Menschenschädels ginge demnach von jenen Schwarzen zum Europäer- oder Mongolenschädel.

Aber die Beantwortung der Frage liegt doch nicht so einfach.

Die moderne Entwicklungslehre hat einen alten Satz der vergleichenden Anatomie herübergenommen und durch zahlreiche neue Beobachtungen gestützt oder vielmehr in Wahrheit erst wirklich begründet, den Satz, welcher lehrt, dass die Stufenfolge der individuellen Entwicklung jedes animalen Einzelwesens in den Hauptzügen in aufsteigender Reihe nicht nur die niederen und höheren Formen der nächstverwandten Thiere, sondern in gewissem

Sinne der gesammten Thierwelt repräsentirt. Nach der Sprache der Entwickelungslehre wiederholt die Geschichte der Körperentwicklung des Individuums — vereinfacht und abgekürzt — die Geschichte der Entwicklung des Stammes und der gesammten Thierwelt.

In diesem Sinne erscheint es nun entscheidend, dass bei dem Menschen — und bei allen höheren Wirbelthieren — die Stufenfolge der individuellen Entwicklung zunächst ein Stadium erreicht, welches sich durch eine extreme Beeinflussung der Schädelform durch das Gehirn, im Vergleich mit den voll ausgebildeten Formen der Erwachsenen, charakterisirt, während dagegen die vegetativen Organe in hohem Masse zurücktreten. Das Verhältnis beider Schädelabschnitte entspricht in der Mitte des menschlichen Fruchtlebens vor der Geburt in hohem Masse dem bei erwachsenen jugendlichen Europäern. Diese Form des Schädels ist es, von welcher die weitere Ausbildung ausgeht; sie müssen wir daher nach den Gesetzen der modernen Entwickelungslehre als die Ur- und Stammform des Menschengeschlechtes bezeichnen, von welcher jene Typen mit stärker ausgebildeten vegetativen Organen am Schädel sich als abgeleitete, fortentwickelte Formen unterscheiden.

Ganz das Gleiche gilt auch für die gesammten (höheren) Wirbelthiere. Speciell der Schädel der Säugethiere erreicht bei seiner individuellen Ausbildung zuerst eine der menschlichen ganz entsprechende Form, welche das typisch menschliche Übergewicht des Gehirns über die vegetativen Organe zeigt. Von dieser Menschenform ausgehend entwickelt sich die Thierform des Schädels. Der Gang ist sonach umgekehrt so, wie ihn die landläufige Entwickelungslehre postuliren zu müssen meint; nicht vom Niedrigeren zum Höheren aufsteigend, sondern absteigend vom Höheren zum Niedrigeren. Die höchste Form der Schädelbildung, die menschliche, ist der gemeinschaftliche Ausgangspunkt für die Schädelentwicklung der gesammten Säugethierreihe.

Ich beabsichtige hier keineswegs gegen die moderne Entwickelungslehre zu polemisiren, im Gegentheil: ich möchte darauf hinweisen, dass in der individuellen Entwicklung der Schädelform bei jedem Menschen sich in allen wesentlichen Grundzügen die Gesammtreihe der Schädelformen ergiebt, welche uns als Rassenformen bei den Erwachsenen entgegen treten. In diesem Sinne, bezüglich des Schädels, könnte man in der Sprache der Entwickelungslehre die Entwickelungsgeschichte des Individuums einen kurzen Abriss der Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit nennen.

Aber wie gesagt, der Ausgangspunkt ist nicht die niedere Thierform, sondern die Form des extrem-menschlichen Typus.

Meine älteren Untersuchungen haben den Einfluss gelehrt, welchen das Gehirn auf die Schädelbasis in einem hohen, während des individuellen Lebens mehrfach auf- und abwärtschwankenden Grade ausübt.¹⁾ Dadurch ergaben sich schon wichtige Anklänge der individuellen Entwicklung auf die ethnischen Differenzen der Schädelgestalt.

Selt Camper und Retzius hat man das gerade, annähernd senkrechte Gesichtsprofil (Profilinie), die Orthognathie, wobei die Schneidezähne senkrecht übereinander stehen, als die höhere menschliche Form betrachtet, dagegen ein schiefes nach vorwärts Neigen des Gesichtsprofils (der Profilinie), die Prognathie, die Schiefzähigkeit, verursacht durch Vorsehoben des Oberkiefers im Ganzen, als einen Bundesgenossen der Barbarei und Wildheit betrachtet und in der That sind die Europäer- (Kaukasier)-Schädel der überwiegenden Mehrzahl nach orthognath, die Schädel der Australier, Papua, Neger dagegen meist oder wenigstens vielfach prognath. Dieser Unterschied im Schädelbau ist so auffallend und so leicht zu constatiren, dass Retzius, im Anschluss an Camper, die Haupttypen der Menschheit in prognathe = niedrige und in orthognathe = höhere Formen trennte.

Nach meinen Untersuchungen ist aber jeder Menschenschädel auf einer frühen Stufe der Entwicklung vor der Geburt ausgesprochen prognath. Von diesem normalen prognathen Stadium aus geht der Schädel bei der individuellen Entwicklung zunächst zu den geringeren und dann zu den hohen und höchsten Graden der Orthognathie über; der Neugeborene ist dann extrem orthognath. Mit der steigenden Ausbildung des Gebirns und der gesammten Kauwerkzeuge nimmt die Orthognathie jedoch wieder ab und eine nicht ganz unbedeutliche Anzahl der europäischen Schädel wird im Verlauf des individuellen Lebens wieder thatsächlich prognath. Auf dem Wege der individuellen Entwicklung ist für den Europäerschädel die Prognathie der Ausgang und das Endziel. An diesem Resultate ändert es nichts, wenn auch viele Schädel auf diesem Wege der Anbildung auf einer früheren Stufe stehen bleiben und das Endziel nicht erreichen.

Die Ursache dieser verschiedenen Stellung des Oberkiefers im individuellen Leben konnte ich in

¹⁾ Ueber einige gesetzmässige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn und Gesichtschädel. Mit 80 Tafeln. München. F. Bassermann 1892. — Bericht über die Anthrop. Versammlung in Innsbruck 1894. Ueber die aufrechte Körperhaltung etc. S. 184.

dem wechselnden Grade der Abknickung der Schädelbasis in der Spherobasilarfuge nachweisen. Bei extremer Knickung, wie sie unter der übermächtigen Einwirkung des Gehirns als wichtigste menschliche Eigenschaft des Schädelbaues eintritt, wird für den Oberkiefer der Platz unter der Schädelbasis thatsächlich beengt und er wird mechanisch vorgesehoben, und mit ihm das Gesichtsprofil (die Gesichtslinie). Dieses Vorsehoben muss um so eher erfolgen, je grösser relativ der Oberkiefer selbst ist. Die Prognathie in Folge der Abknickung in der Spherobasilarfuge ist sonach eine extrem menschliche Bildung, abhängig von der absoluten und relativen Grössenentwicklung des Gehirns.

Ich will hier nicht den ganzen Gang dieser Untersuchungen wieder vorführen. Es genügt gezeigt zu haben, dass diese besonders wichtigen ethnischen und Rassencharaktere des Schädelbaues des Menschen: Orthognathie und Prognathie, Durchgang- und Endstufen jeder individuellen Entwicklung sind.

Die Höhe des Obergesichts, die Höhe der Nase, die Configuration der Augenhöhlen — also sehr auffallende Rassenmerkmale — schwanken mit der zunehmenden Prognathie und Orthognathie, ebenfalls bei jedem Einzel-Individuum auf- und abwärts. Dabei ergibt sich, dass mit der mit dem Alter wieder zunehmenden (relativen) Prognathie bei jedem Menschen, die Mittelgesichtsöhe geringer, die Nase breiter und kürzer, die Augenhöhlen niedriger (und breiter) werden d. h. Formen zustreben, welche für jene oft genannten Vertreter der schwarzen sogenannten niederen Rassen typisch sind.

II.

In meinen Untersuchungen über den „Schädelgrund“¹⁾, in welchen diese Resultate schon dargelegt worden sind, habe ich mein Augenmerk vor allem auf das Gehirn als den für den Menschen wichtigsten Faktor der individuellen und rassenhaften Schädelentwicklung gerichtet.

Seit jener Zeit habe ich nun auch den zweiten Hauptfaktor für die individuelle und rassenhafte Ausbildung der Schädelform beim Menschen einer eingehenderen Forschung unterziehen können; die fortschreitende Ausbildung des vegetativen Abschnittes des Schädels und ihren Einfluss auf die Gestaltung des Gesichts- und Hirnschädels.

Ich wurde dazu veranlasst durch das Studium von Selenca's grosser Sammlung von Orangutan-Schädeln beider Geschlechter und jeden Alters. Hierbei tritt die individuelle Entwicklung des Schä-

dels, aber namentlich die Beeinflussung der Schädelgestalt durch die vegetative Sphäre des Schädels mit einer überraschenden Klarheit zu Tage. Mit steigendem Alter wird dieser Einfluss immer mächtiger, während der des Gehirns, welcher anfänglich noch annähernd menschliche Verhältnisse erzeugt, immer mehr zurücktritt.

Wie für den Einfluss des Grosshirns der Schädel des Menschen die gesetzlichen, mechanischen Normen relativ unverdeckt, erkennen lässt, so ist der mechanische umgestaltende Einfluss der vegetativen Theile, der Kau- und Athemwerkzeuge am Schädel, bei dem Schädel der menschenähnlichen Affen relativ unverdeckt durch die Beeinflussung des Grosshirns in seinem gesetzmässigen Verhalten erkennbar. Ueber die Beobachtungen an den Affenschädeln wird an anderem Ort ausführlich berichtet werden. Hier möchte ich nur das in Kürze beibringen, was ich — naehdem mein Auge nun einmal geschärft war — an dem Menschen Schädel über die Beeinflussung der Schädelgestalt durch die vegetative Sphäre gelernt habe.

Vor allem wichtig ist das fortschreitende Wachstum der Schädelbasis sowohl in die Breite als auch mehr in die Länge. Dadurch erfolgt eine ganz charakteristische Umgestaltung auch der Hirnschädelgestalt.

Während des Fruchtlebens ist die Hirn-Schädel-form bei unserem Volke (Althayern) entschieden mehr gerundet und höher als bei den Neugeborenen und den Erwachsenen. Aber auch bei den Neugeborenen ist die Kurzköpfigkeit (Brachycephalie) und Hochköpfigkeit (Hypsicephalie) immer noch grösser als bei den Erwachsenen beiderlei Geschlechts. Nach der Geburt erfolgt zunächst ein sehr gesteigertes Gehirnwachstum, während der Gesichtsschädel anfänglich relativ zurückbleibt. Dabei gewinnt der Hirnschädel zunächst wieder an relativer Breite und Höhe und geht in diesem Sinne wieder auf frühere Entwicklungsstufen vor der Geburt zurück. Erst nach diesem Rückschritt nimmt dann der Hirnschädel den regelmässigen Gang wieder auf, welcher bei unserem Volke zu einer relativen Verminderung der Schädelbreite und Schädelhöhe führt. Der Entwicklungsgang des Schädels geht von frühkindlichen bis zum erwachsenen Alter von Kurz- und Hochköpfigkeit in der Richtung gegen Lang- und Flachköpfigkeit, von Brachy- und Hypsicephalie gegen Dolicho- und Chamaecephalie.

Wenn ich nicht irre, lässt sich der gleiche Gang der Schädelumgestaltung auch bei typisch lang- und flachköpfigen Völkern und Stämmen nachweisen. Die Kinderschädel, welche ich aus unseren „Reisen-herabern der Völkerwanderungszeit“, die ausgo-

¹⁾ s. Anmerkung S. 141.

sprochen langköpfigen Stämmen angehören, sowie jene, welche ich aus der Steinzeit Nord-Bayerns, aus welcher mir bis jetzt nur relativ langköpfige Schädel Erwachsener bekannt sind, habe untersuchen können, sind zum Theil brachy- und mesocephal, im Ganzen aber weniger dolichocephal, weniger lang und schmal als die Schädel der Erwachsenen. Ein neugeborenes Negerkind reiner Rasse, dessen Mutter mesocephal war, fand ich brachycephal.

Bei dieser individuellen Veränderung der Schädelform spielt das Verhältniss der Schädelbasis zum Dach des Hirnschädels eine ausschlaggebende Rolle.

Die Schädelbasis ist anfänglich in den beiden Flächendimensionen klein, die Schädelskapsel wölbt daher ihr Dach überall weit über die Schädelbasis hinaus. Indem dann die letztere, mit der gesteigerten Entwicklung des Gesichtskelletes breiter und in noch höherem Grade länger wird, verändert sich bei jedem Schädel individuell dieses Verhältniss von Basis zur Kapsel.

Während bei den Schädeln der Ungeborenen und Neugeborenen, aber auch noch bei jungen Kindern unseres Volkes die grösste Schädelbreite zwischen den stark hervorspringenden Scheitelheinhöckern liegt, rückt sie mit der gesteigerten Breitenentwicklung der Schädelbasis mehr und mehr nach abwärts gegen die Schädelbasis zu. Damit erfolgt eine charakteristische Veränderung der Contour der Hinterhauptsansicht, resp. der grössten mittleren Breitencontour des Hirnschädels. Während bei dem jugendlichen Menschen der mächtige Hirnschädel die kleine Schädelbasis abseitig blasenartig (bombenartig) überwölbt, so dass die Contour der Hinterhauptsansicht im Wesentlichen ein unten durch die Fläche der Schädelbasis abgestütztes Oval darstellt, werden durch die relative und absolute Verbreiterung der Schädelbasis die Passpunkte des Schädelsgewölbes nach auswärts geschoben. Die Rundung der Seiten geht dadurch in ihrem unteren Abschnitt in einen mehr und mehr geradlinigen Verlauf über, die Seitenwände des Hirnschädels werden immer flacher — und da dann auch die obere Wölbung dachförmig wird, wird die Contour der Hinterhauptsansicht mehr und mehr dem Querdurchschnitt eines Hauses ähnlich, als Endziel dieser Bildung für den Menschen. Es ist das die berühmte fünfseitige Gestalt der Hinterhauptsansicht, welche C. E. von Baer und H. Welcker für die Schädeltypen der Menschheit als ganz besonders wichtig angesehen haben. In hester Ausbildung zeigen diese Hausform viele Australiernd Papuschädel.

Die dachförmige Gestaltung der Schädelwölbung

ist eine typisch-menschliche Bildungsform; sie hängt mit den Scheitelbeinhöckern und speciell mit der Ausbildung des Hauptkaumuskels, des Schläfenmuskels, M. temporalis, zusammen, die Knickungsstelle gegen die Seitenwände entspricht meist der unteren halbkreisförmigen Schläfenlinie, an welcher der Schläfenmuskel entspringt. Bei den grossen menschenähnlichen Affen schreitet der gleiche Vorgang, welcher bei dem Menschen zur Hausform führt, noch weiter fort bis zur Bildung einer nach unten noch breiteren, nach oben fast spitz zugehenden Zellform des Hinterhaupt-Querschnitts.

Ein ganz ähnlicher Vorgang, wie der eben für die Querriechung geschilderte, spielt sich auch in der Längsrichtung des Hirnschädels zwischen der wachsenden Schädelbasis und dem Schädelsgewölbe ab, welches sich anfänglich an der Stirnseite ebenfalls blasenartig (bombenförmig) über die kleine (kurze) Schädelbasis vorwölbt. Der hervorragende Punkt der Stirn liegt bei Früchten, Neugeborenen und jungen Kindern hoch oben an der Stirn, zwischen den stark hervortretenden Stirnhöckern (wie die Scheitelbeinhöcker die ehemaligen Verknöcherungscentren). Vergrössert sich im Laufe der individuellen Ausbildung die Schädelbasis, so rücken durch das Vorwärtsschieben der Schädelbasis die Passpunkte des Stirngewölbes nach vorwärts, die mittlere sagittale Contourlinie wird dadurch zuerst (ganz entsprechend wie bei dem Hinterhauptsquergewölbe) gerade, sie steigt mehr und mehr senkrecht an, die Stirnfläche wird wandartig flach und erhält endlich als Endziel der menschlichen Stirnform eine ausgesprochene Neigung nach hinten, sie wird fliehend.

Dazu kommt noch die zunehmende Ausbildung der Stirnhöhlen (Nebenhöhlen der Athmungsorgane). Mit der steigenden allgemeinen Körperentwicklung wird durch die wachsenden Stirnhöhlen, die Unterstirn, die Glabella mit den Augenbrauenhaken, immer stärker hervorgeschoben. In Folge der Summe dieser im regelmässigen Gang der Ausgestaltung des Schädels erfolgenden Umbildung der gesammten Stirn rückt wie an den Seitenwandungen des Schädels der hervorragendste Punkt der Stirn nach abwärts, er gelangt zuletzt auf die Vorwölbung der Unterstirn durch die Stirnhöhlen, ganz weg von dem das Gehirn direct deckenden Abschnitt des Stirnhirns.

Ganz ähnlich wie an der Stirn gestalten sich die Verhältnisse am Hinterhaupt, der Unterschied besteht im Wesentlichen nur darin, dass hier durch die grosse Zahl der Verknöcherungscentren und die steigende Ausbildung der Nackenmuskulatur und des elastischen Nackenbandes etc. noch eine Anzahl anderer Momente in Wirksamkeit treten.

Die Stufen der Formbildung, welche als wichtige ethnische Charakteristika angegehen werden, treten bei dieser unserer Betrachtung sonach als Stufen der individuellen Entwicklung jedes einzelnen Menschen entgegen. Aber nicht jedes Individuum erreicht die gleiche Stufe, die Schädel der Erwachsenen zeigen individuell noch die ganze Reihe der Uebergänge. Das was uns bei dem Erwachsenen als individuelle und rassenhafte Verschiedenheit entgegentritt, ist nichts anderes als ein Stehenbleiben oder ein weiteres Fortschreiten auf der Bahn der Ausgestaltung, welche das Wachthumsgesetz für jeden Menschenschädel verlangt. Die individuellen und rassenhaften Schädelunterschiede bilden miteinander eine zusammenhängende Reihe von der extrem-menschlichen Form des Jugendalters bis zu den typischen Schädeln der Australier und Papuas, welche wir als die extrem-männliche Form des Menschenschädels bezeichnen dürfen.

Man hat seit alter Zeit den Kauwerkzeugen, vor allem dem Schläfenmuskel, eine Einwirkung auf die Schädelform zuschreiben wollen. Durch die Wirkung des Schläfenmuskels sollte eine Abflachung und Zusammendrückung des Hirnschädels erfolgen, und damit eine Neigung zur Sehmal- und Langköpfigkeit, zur Dolichocephalie.

Ihnen kann von einer solchen Einwirkung tatsächlich wenig oder nichts bemerkt werden, immerhin sind die Wirkungen des Schläfenmuskels und der gesamten Kauwerkzeuge auf die Ausgestaltung der Schädelform enorm.

Mit der Vergrößerung des ganzen Oberkiefers tritt bei stärkerer typischer menschlicher Abknickung der Schädelbasis in der Sphenosillarfuge bald ein Platzmangel an der Schädelbasis ein, ganz jenem Verhältnisse während der mittleren Perioden des Fruchtlebens entsprechend. Der Oberkiefer wird dadurch prognath vorgeschoben — schon bei Winkelknickungen, welche bei kleinerem Oberkiefer noch Orthognathie zulassen. Mit der stärkeren Grösse der Zähne (Schneidezähne) erfolgt dann meist auch prognathes Vorschieben des Zahnrandbogens (alveolare Prognathie).

Aber die grösste Wirkung bringt der Schläfenmuskel selbst hervor. Derselbe vergrössert sich während des individuellen Lebens beträchtlich; er wird nicht nur dicker und im Ganzen massiger, er schiebt seine Ursprungsstellen weiter am Hirnschädel hinauf und seitlich sowohl nach vorn als rückwärts vor. Die untere halbkreisförmige Schläfenlinie, der Ursprungsrand des Schläfenmuskels, streicht bei Neugeborenen noch tief unter den

Seitelheinhöckern hin, sie rückt dann hinauf, erreicht die Seitelheinhöcker und steigt sogar mehr oder weniger über dieselben hinauf. Im letzteren Fall sind die Seitelheinhöcker abgeflacht, sie verstreichen gänzlich. Auf die „Schädelbreite“ hat das aber, wie oben angedeutet, gewöhnlich keinen Einfluss, da der breiteste Theil der Schädelkapsel dann bereits tief nach abwärts gegen die Schädelbasis zu gerückt ist.

Noch höher steigt die obere halbkreisförmige Schläfenlinie, die Ansatzstelle der Fascie des Schläfenmuskels, aufwärts und kann auch bei Schädeln unseres Volkes der Sagittalnah so nahe rücken, dass, über den Scheitel gemessen, der Abstand beider oberen Schläfenlinien nur wenige Centimeter oder noch weniger beträgt und die Sagittalgegend kiel- oder gratähnlich aufgehoben erscheint. Es ist das eine Schädeleigenenthümlichkeit, welche man als ganz besonders „niedrig“ bei den Schädeln der niedersten Rassen gefunden hat, die bei unserer Betrachtung aber als das Endziel jeder normalen individuellen Schädelentwicklung des Menschen erscheint.

Nicht weniger wichtig ist die Einwirkung des wachsenden Schläfenmuskels auf die vorderen Partien der Schläfengegend, auf den äusseren Augenhöhlenrand, das Jochbein und den Jochbogen.

Unter der formgestaltenden Einwirkung des in seinen vorderen Partien mächtiger ausstrahlenden Schläfenmuskels erfolgt eine stufenweise fortschreitende Verengerung des Hirnschädels in der Schläfengegend, eine immer tiefer werdende Einziehung der Schläfengrube, und ein Hinaufrücken der Schläfengrube über den oberen Augenhöhlenrand. Durch das letzterwähnte Verhältnisse entsteht eine von beiden Seiten her erfolgende Einziehung der Unterstirn an dem Orte der „kleinsten Stirnbreite“. An dem erwachsenen Menschenschädel dringen hier in wechselndem Grade die Schläfengruben hinter den oberen äusseren Augenhöhlenrand, den Jochfortsatz des Stirnbeins, vor. Das Gesichtsskelett mit den Augenhöhlen trennt sich dadurch bis zu einem gewissen, individuell und rassenhaft verschiedenen Grade vom Hirnschädel. Bei dem Menschen ist dieser Entwicklungsgang gleichsam nur angedeutet; wohin er führen kann, sieht man bei dem Vergleich der jüngsten mit ausgewachsenen Schädeln bei allen Anthropoiden, am erschreckendsten beim Gorilla, bei welchem die Schläfengruben soweit hinter die oberen Augenhöhlenränder eindringen, dass dadurch das Gesichtsskelett vom Hirnschädel vollkommen abgerückt wird.

Bei gesunden jungen Menschenschädeln sind die Schläfenflächen convex vorgewölbt; mit dem

zunehmenden Alter verflachen sie sich und vergrössern sich nach oben. Der vordere Anfangstheil der anteren halbzirkelförmigen Schläfenlinie, *Linea semicircularis inferior*, rückt weiter am Stirnbein emper, prägt sich an diesem euergischer, kantentartig aus, und über den Schoitel gemessen verkleinert sich die Entfernung dieser Linien.

Mit dieser Vertiefung und Erhöhung des vorderen Abschnitts der Schläfengrube tritt nun auch eine Stellungsveränderung zunächst der Ansenrandfläche der Augenhöhlen ein, namentlich soweit das Jochbein (Stirnfortsatz des Jochbeins) an der Randbildung theilhaftig ist.

Bei jungen Menschenschädeln ist diese äussere Randfläche der Augenhöhle scharf nach hinten gewendet, die Augenhöhle wird someth hier von einer scharfen Kante begrenzt. Mit der stärkeren Ausbildung des Schläfenmuskels wird mechanisch der hintere Rand des Stirnfortsatzes des Jochbeins mehr weniger oder geradezu horizontal nach verwärts gerückt, sodass nun die äussere Augenhöhlenbegrenzung nicht mehr durch die innere Kante, sondern durch die ganze Fläche des Jochbeinfortsatzes gebildet wird. Auch der Jochbeinkörper verändert seine Stellung; er ist anfänglich, wie beim Stirnfortsatz, scharf nach hinten gewendet. Nun rückt er, unter dem mechanischen Druck des Schläfenmuskels, ebenfalls mit seinem hinteren Rand und mit seiner ganzen Fläche nach vorwärts; er kann nahezu oder ganz horizontal gestellt werden, sodass man in der *Norma frontalis* den ganzen Jochbeinkörper überblickt.

Auch der ganze Jochbogen macht eine entsprechende Veränderung seiner Stellung unter dem gleichen Einfluss durch; er ist bei jüngsten Schädeln ebenfalls scharf nach hinten gebogen und in extremem Grad angelegt. Mit der Vorwärtshiegung des Jochbeins wird er mit nach vorwärts gewendet und unter der mächtigeren Ausbildung des Schläfenmuskels wölbt er sich dabei auch in der Mitte stärker convex aus.

Damit erscheinen hervorragend wichtige rassenhafte und individuelle Variationen des Hirnschädels aber auch des Gesichtschädels in die Reihe des normalen Entwicklungsganges jedes einzelnen Menschenschädels eingerückt:

Prognathie und Orthognathie, Länge und Breite des Hirnschädels, Länge und Breite des Gesichtschädels, die verschiedenen Formen der Contour der *Norma occipitalis*, die Stirnformen, die Formen der Nasenöffnung, der Augenhöhlen, die Stellung des Jochbeins und damit die Frage der profilierten Gesichtsform u. a. Auch das Verhältnis vom Volumen des Gesichtschädels zum Volumen des Gehirns

schädels ändert sich im individuellen Leben jedes Einzelnen, wobei das relativ grössere Gesicht der entwickeltere Zustand ist.

Ich will hier nicht näher auf diese Fragen eingehen; es genügt gezeigt zu haben, dass ein grosser Theil der individuellen Variationen — soweit sie im Bereich des „Normalen“ liegen — sich als Entwicklungsstufen in der normalen Reihe der Ausgestaltungsveränderungen jedes Menschenschädels darstellen. Indem der eine Schädel auf einer früheren Entwicklungsstufe stehen bleibt, der andere dem von der Entwicklungstendenz angestrebten Ziele sich mehr annähert, treten jene Differenzen hervor, welche aber nichts Zufälliges haben, sondern einem allgemeinen Bildungsgesetze entsprechen.

Der Gang, welcher von den Schädeln einer Rasse von der frühesten Kindheit bis zum erwachsenen Alter eingehalten wird, repräsentirt nicht nur alle individuellen Variationen innerhalb unserer Rasse, sondern auch alle als wichtigste Rassenmerkmale angegebenen Schädelmodifikationen der gesamten Menschheit.

Auch die Unterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechtes im Schädelbau gehören in dieselbe Reihe hinein: Der weibliche Schädel conservirt im erwachsenen Zustand im Ganzen und im Einzelnen eine dem Jugendzustande nähere Bildung als der männliche Schädel, der letztere nähert sich im allgemeinen häufiger und in höherem Grade dem (von dem ethnischen Typus) angestrebten Endziele an. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es männliche Schädel von weiblichem und umgekehrt weibliche Schädel von männlichem Typus gibt. Es gilt letzteres in noch viel weiterem Sinne, als man bisher sehen anzunehmen geneigt war.

In der geschlossenen ethnischen Gruppe der Bayern, an welchen ich vorzugsweise meine Untersuchungen gemacht habe, erscheinen die Prognathen und Hyperorthognathen geradezu rassenhaft von einander verschieden: Die niedrigeren Gesichter, die kürzeren, meist mit Pränasalgruben ausgestatteten Nasen, die eckigen, gedrückt erscheinenden niedrigen Augenhöhlen bei den Prognathen; bei den Hyperorthognathen die relativ längeren schmaleren Gesichter, die längeren feineren Nasen, die mehr gerundeten weiten Augenhöhleingänge, die angelegten Jochbeine und Jochbogen, die mehr vorgewölbte Stirne, die hohlenförmige Ueberwölbung der Schädelbasis durch das Schädeldgewölbe. Und doch ist die letztere nur die weibliche Form, erstere die männliche

Form einer in sich geschlossenen relativ kleinen ethnischen Gruppe und wir haben die mechanischen gesetzmässigen Ursachen aufweisen können, welche diese „individuellen“ Unterschiede bedingen.

Ganz Aehnliches gilt für die Rassendifferenzen am Schädel.

Wie bei unseren Hausthieren, so verorben sich auch bei dem Menschen einmal befestigte Typen-Unterschiede im Schädelbau sehr zäh. Aber hier wie dort gilt die Beobachtung, dass vor allem die Anlage zu einer bestimmten Form sich verehrt, und dass es, bis zu einem gewissen Grad, von den individuellen Einflüssen auf den Einzelnen abhängt, in wie weit typisch sich die Rassenform ausbilden wird. Freilich wird aus dem jungen Pudel kein Bulldogg, aus dem jungen Neger kein Mungule, aber die erbliehen Grenzen, welche zwischen den befestigten Rassentypen hestehen, werden durch die individuelle Variation überbrückt und verbunden zu einer einzigen in sich geschlossenen durch die feinsten und unmerklichsten Uehergänge verknüpften Formengruppe.

Dabei zeigt die individuelle Variationsbreite innerhalb unseres Volkes Aehnlichkeiten mit sehr verschiedenen gut definierten menschlichen Schädeltypen. Es zeigen sich in ihr Tendenzen zu scheinbar entgegengesetzten Formgestaltungen des Hirn- und Gesichtsschädels: Das gleiche Individuum tendirt in dem normalen Gang seiner Entwicklung zu einer Zeit nach der Seite der extremen Kurzköpfigkeit, in einer folgenden Epoche verschmälert und verlängert sich der Hirnschädel in der Richtung ausgesprochener Langköpfigkeit. Der Oberkiefer wechselt von prognath zu orthognath Stellung und von dieser zur ersteren zurück; das Gesicht von der breiten und kurzen zur schmalen und langen Form und von dieser wieder zu breiteren und namentlich flacheren Formen, von kleinerem zu grösserem Vulum und wieder zurück; die Form der Schädelnuten, der Stirne, des Hinterhauptes, der Augenhöhlen, der Nase, des Unterkiefers, die Kniekung der Schädelbasis, alles wechselt im individuellen Leben, und wir müssen es anerkennen, dass in jedem Schädel die Anlagen und Möglichkeiten ruhen, sehr verschiedene Formen auszubilden, welche dem Kreise der bekannten typischen Schädelformen der Rassen der Menschheit mehr oder weniger entsprechen.

Danaeh ist die Annahme bereehigt und begründet, dass die verschiedenen typischen Formen des Menschengeschlechtes, speziell ihre ethnisch verschiedenen Schädelformen, eioast aus der individuellen Variatinn einer gemeinschaftlichen Stammform hervorgegangen sind.

Herr Rud. Virchow:

Ich will nur ein paar Worte sagen. Das Thema ist ja so weit, dass wir gar nicht im Staode sind, es weiter durchzusprechen; dazu würde beinahe ein eigener Kongress gehören. Ich wollte nur einen Punkt herühren: die Frage von der Entwicklung der Ansätze der Schläfenmuskeln und der davon abhängigen Gestaltung des Gehirns. Ich war vor einiger Zeit veranlasst, diesen Punkt zu erörtern, weil mir nach und nach eine Reihe von ganz ungewöhnlichen Schädeln varkam, deren obere Schläfenlinien his unmittelbar an die Sagittalnaht heranrückten, so dass auch beim Menschen eine Crista sagittalis vorkommen kann. Auch ich hatte früher die Vorstellung, dass unter solchen Umständen die Schädelform sich wesentlich verändern müsste und dass namentlich die seitliche Zusammenrückung eine Verlängerung des Schädels herheführen würde. Das hat sich unglücklicherweise nicht nachweisen lassen; im Gegentheil, je mehr Schädel zusammenkamen, welche wegen dieser Crista den Eindruck der grössten Wildheit machten, — ich glaubte darin die Repräsentation der höchsten Bestialität gefunden zu haben, — um so mehr hat sich herausgestellt, dass andere Individuen derselben Rasse dieselbe Schädelform hatten und dass ein erkennbarer Einfluss auf die Gestaltung der Schädelform daraus nicht hervorgegangen ist. Ich bin daher allmählich fast ganz davon zurückgekommen, dem Ansatz der Schläfenmuskeln irgendwelche Bedeutung für die Gestaltung beizulegen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass bei den anthropoiden Affen, wo die grossen Kanakenkämme sich bilden, durch dieselben der Blick unwillkürlich von der eigentlichen Schädelform abgelenkt wird; wenn man den Schädel von allem Anssenwerk entblösst, so ergibt sich in der Regel etwas anderes, als man ueh der Gesamterscheinung erschlossen hatte. Während er mit der Crista lang erscheint, wird er nach Entfernung derselben immer mehr kugelig, so dass zuletzt eine brachycephale Form übrig bleibt, selbst bei einem Schädel, der ausgemacht dolichocephal erschien. Es ist das ein Punkt, über den ich mich mit Bischoff in den letzten Jahren vor seinem Tode verständigt habe. Man muss die physiognomische und die mathematische Erscheinung auseinanderhalten.

Herr Prof. Dr. Joh. Ranke-München.

Ich glaube, dass ich es aneh ganz deutlich ausgesprochen habe, dass ich vollkommen mit Herrn Geheimrath Virchow übereinstimme, dass der Kaumuskel auf die Länge und Breite des Schädels keine Einwirkung ausüht; ich habe wenigstens so gut wie gar keine Einwirkung nachweisen können.

Herr Rud. Virchow:

Ueber die Steinzeit in Nord-Europa.

Die geehrten Damen und Herren müssen entschuldigen, wenn ich Sie unterbreche. Das Thema ist allerdings etwas abliegend; da Sie aber einmal hier sind, darf ich wohl annehmen, dass Sie auch die Absicht haben, sich etwas wenigstens damit zu beschäftigen. Ich habe das Thema gewählt, da sich neue Schwierigkeiten erhoben haben in der Behandlung der Frage von der Eiszeit. Jeder Mensch, der einmal irgend einen Stein in die Hand nimmt, der eine besondere Form hat und der den Eindruck macht, als ob ihn früher schon einmal ein Mensch in der Hand gehabt und bearbeitet hätte, glaubt sofort, sich vor einem Gegenstand der Steinzeit zu befinden. So dehnt sich die Steinzeit soweit aus, dass wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht mehr mitkommen können. Wie es immer geht, die Phantasie ist grösser, als die Wirklichkeit, und so breitet sich das phantastische Gemälde ins Unendliche aus.

Als wir im Jahre 1869 die Gesellschaft gründeten und sie durch den Aufruf von Innsbruck ins Leben gerufen wurde, stand die Frage von der Eiszeit im Vordergrund, und daran schloss sich unmittelbar die Steinzeit an. Wenn Sie die Debatten dieser ersten Jahre lesen, so werden Sie sehen, dass sie sich fast alle auf diesem selben Gebiete bewegen. Erst langsam ist man dahin gekommen, in diesem Gebiete Gliederungen eintreten zu lassen. Man hat die ältere und die neuere Steinzeit, die der geschlagenen und die der geschliffenen Steine von einander getrennt und anfangs geglaubt, gewisse Garantien zu haben, damit auszukommen. Das war ein Irrthum. Und doch scheint es mir, dass man noch immer etwas zu schematisch verfährt und dass man die Grundthesen zu sehr ausdehnt auf das Ganze, sie als Grundlage für die allgemeine Betrachtung nimmt. Dabei sind, wie ich für alle diejenigen hervorheben will, die neu an die Sache herantraten, zwei Hauptschwierigkeiten, zwei Hauptfehlerquellen. Die eine Fehlerquelle schafft die Natur selbst, indem eine so grosse Zahl von natürlichen Veränderungen an parallelen Steinarten entstehen, dass wir, wenn wir diese Steine unterscheiden sollen, immer wieder in der Gefahr schweben, ganz natürlich entstandene Formen für künstliche zu halten. Ich kann nicht behaupten, dass wir an der Grenze der Kunst angelangt sind, diese beiden Kategorien von einander zu trennen. Es wird immer eine gewisse Neigung den einen dahin führen, dass er viele Dinge für künstliche hält, die der andere von seinem Standpunkte aus als natürliche betrachtet. Ich will gar nicht auf die Vorstellungen eingehen, welche manche, etwas excentrisch ange-

legte Personen haben, die eben jede sanderbare Form für etwas eigenthümliches halten, jeden Zufall sofort zu einer Art von Absicht verkehren, aber ich kann nicht leugnen, dass wenn man jedesmal die Frage stellt, wohin gehört das Stück? es sehr schwierig wird, sie zu beantworten. Das neueste Beispiel bietet die ägyptische Forschung der letzten Jahre, die allmählich über die Grenzen des eigentlichen Niltalles hinausdrückt und in die Wüste übergreift, so dass eine Reihe von Punkten, die man bis dahin als gleichgiltig und ausgeschlossen für die Betrachtung der Existenz des alten Menschen in Aegypten ansah, hervorragendes Interesse gewannen hat. Da tritt die Lehre von einer neuen Rasse, welche schon vor der ältesten Dynastie existirte, also schon in das fünfte Jahrtausend vor Christus fallen würde, in den Vordergrund und wird Gegenstand eingehender Erörterung; wir stehen vor einer ganz neuen Frage der Steinzeit. Soweit wollte ich heute eigentlich nicht gehen; ich erlaube mir nur, auf dieses Beispiel hinzuweisen. Die ganze Wüste ist bestreut mit Feuersteinsplittern aller möglichen Formen und aller möglichen Gestalten. Da ist die Frage nicht zu umgehen: was ist da künstlich und was natürlich? Die Splitter liegen bis ganz nahe an die behaute Fläche; man braucht nur über den grossen Salzsee des Fayum herüberzugehen, so kommt man gleich auf der anderen Seite in ein Gebiet, wo man an jeder Stelle haufenweise diese Splitter aufnehmen kann. Die Vornahmen gehen natürlich an diesen Splittern leicht vorüber, sie lassen sich liegen, bis einmal einer kommt, der sich damit beschäftigt. Ich selbst habe sie ernsthaft untersucht; ich nahm jedes Stück in die Hand, betrachtete es und fand allerlei Merkmale, welche andeuteten, dass manches doch wohl ein künstlich bearbeitetes sein könne. Ich betone das besonders, weil wir auch in unserem Land eine grosse Zahl von Fundstellen haben, bei denen dieselbe Frage sich aufwirft. Bei uns in Norddeutschland sind es vorzugsweise allerlei Sandhüben und Dünen, welche, wenn wir da nachsuchen, alles Mögliche darbieten. Wenn wir nun z. B. an die Küste von Rügen gehen, so die Feuersteine noch im Kreidegebirge eingeschlossen sind, so stossen wir auch da schon auf allerlei Splitter, die wir für künstlich erzeugt halten könnten, wenn wir nicht an Ort und Stelle in der anstehenden Kreide ganz ähnliche fänden, die noch im Zusammenhange mit anderen Bruchstücken sind, und wenn wir nicht die Stellen erkennen würden, wo die Brüche durch die Steinknollen hindurchgehen. Erst das Vorhandensein von Schlagmarken bezugt, dass gewisse Bruchstücke künstlich entstanden sind. Das ist einer der besondern Punkte, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit lenken wollte.

Der zweite Punkt betrifft die Frage der natürlichen Lagerung. Das Urtheil über einen grossen Theil der Dinge, welche die Steinzeit betreffen, ist in erster Linie abhängig davon, wo sich die Sachen gefunden haben. Denn dasselbe Stück, das sich in einer Lage findet, wo es zweifellos seit Jahrtausenden unberührt gelegen hat, muss einen ganz andern Werth haben, wie ein Stück, das dicht unter der Oberfläche oder an der Oberfläche selbst liegt. Die Bestimmung des Ortes, die genaue Feststellung der Umstände des Fundes ist es, was leider in der Mehrzahl unserer Sammlungen zu wenig berücksichtigt wird, obwohl es eigentlich die Hauptsache ist.

In dieser Beziehung möchte ich einen cardinalen Punkt hervorheben: das ist die Frage nach dem Herkommen der sogenannten geschliffenen oder polirten Steinsachen. Nichts erscheint an sich evident, als die Entstehung der polirten und geschliffenen Steinwaffen. Es ist sicher, dass sie, mögen sie aus Feuerstein, Granit, Sandstein oder irgend einer Art von Schiefer bestehen, von Menschen bearbeitet sein müssen. Sie haben gestern die schönen polirten Sachen gesehen, die Herr Dr. Kaebl aus dem Untergrunde der Stadt Worms entnommen hat. Wir sehen die Politur aufs schönste an Steinen, die offenbar aus dem Rheinsand aufgenommen waren und deren Oberfläche etwas zugegeschliffen ist, wahrscheinlich um zur Fabrication, zum Glätten von Töpfen verwendet zu werden. Es sind Stücke, wie sie mir aus Kleinasien seit langer Zeit bekannt sind und wie sie namentlich in Hisarlik in ganz ausgezeichneten Exemplaren gefunden wurden. Dass das Menschenarbeit ist, wird wohl von niemandem bezweifelt. Wenn man ganz grosse Stücke findet, deren Oberfläche durch das Abschleifen eine bestimmte Form bekommen hat, die Beilform z. B., und wenn ausserdem noch ein Loeb hineingeht, ist, welches deutlich die Bahrfurchen erkennen lässt, so ist man versucht, zu sagen, das war ein Steinmetz, vor dem wir den Hut abnehmen müssen. Ich bin damit einverstanden, aber worin ich warnen möchte, das ist der weitere Schluss, dass dieser Steinmetz in der Steinzeit gelebt haben muss, und dass ein solcher Fund den Beweis liefert, dass Alles, was mit demselben zusammenhängt, auch der Steinzeit angehört hat. Eine erste Kritik muss dieser Versuchung Stand halten; sie muss immer fragen, unter welchen Umständen das Stück gefunden ist; welches sind die Beweise, dass an dieser Stelle Steinwaffen am Platze sind?

Ich bin in der Lage, für Deutschland an ein Verhältnis erinnern zu können, welches sehr charakteristisch ist; das ist das Einmauern von ge-

schliffenen Steinwaffen in Hausmauern, in Fundamente, hier und da in die eigentlichen Wände, und zwar in die Wände von Baublocksteinen, die mit der Steinozeit nichts zu thun hatten. So hat sich für eine ganze Reihe von geschliffenen Steingeräthen der Nachweis erhalten, dass man sie in Verbindung mit modernen Arbeiten gefunden hat. Aber von vielen anderen Stücken hat sich ein solcher Nachweis nicht gefunden, und darunter befindet sich ein Verhältnis, auf das ich besonders die Aufmerksamkeit lenken möchte; das ist das Vorkommen derartiger Geräte in alten Grabruinen, und zwar meistens bei Leichenbrand. Die Urnen sind voll von verbrannten und zerschlagenen Knochen und darauf liegen schliesslich polirte und durchbohrte Hämmer oder Steinäxte. Ich habe eine Reihe solcher Beispiele zuerst in der Lausitz gesammelt; ähnliche sind in Ostpreussen in neuerer Zeit mehrfach bekannt geworden, und die Zahl der Beispiele ist so gross geworden, dass gar kein Zweifel aufkommen kann, dass diese Urnen nicht in die Steinzeit gehören. Glücklicherweise sind wir allmählich dahin gekommen, dass wir die Classification der Töpfe etwas genauer machen können. Seitdem machen wir auch die Classification der sonstigen Gebirgen nicht mehr davon abhängig, ob dabei ein polirter Stein existierte, sondern wir beurtheilen jedes Stück nach seinen eigenen, objectiven Merkmalen. So behaupte ich, dass es in der That derartige Steingeräthe gibt, welche in einer viel späteren Zeit, z. B. in einer Zeit, wo schon Eisen und Bronze verarbeitet wurden, speciell in der Hallstattzeit, niedergelegt worden sind. Ich habe erst neulich die Sache wieder diskutiert, weil ich bei meinem vorjährigen Besuche in Riga im dortigen Museum wiederum auf Stücke stiess, über welche ich schon früher gesprochen hatte, — Stücke, welche in der erwähnten Combination getroffen wurden.¹⁾ Nun ist es merkwürdig, dass selbst der vorzügliche Katalog, der bei dieser Gelegenheit über die Alterthümer der Ostseeprovinzen geliefert worden ist, für die Steinzeit fast nichts weiter beizubringen hatte, als solche polirte Aexle; das Andere ist ganz minimal, wie gewissenhaft auch dieses Verzeichniss aufgestellt worden ist. Der Verfasser Prof. Hausmann hat schliesslich zugestanden, dass solche Geräte bis in die Eisenzeit hinein gefunden werden; er hat aber nicht behauptet, dass ein einziges dieser Stücke mit Sicherheit der Steinzeit zuzurechnen ist, da man nicht weiss, ob sie einer Technik angehören, die in die Steinzeit zu setzen ist.

¹⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1896, S. 485 (vgl. 1877, S. 891).

Also es handelt sich im Wesentlichen darn, wie weit einzelne Stücke verwerthet werden dürfen für die chronologische Feststellung einer bestimmten Region, eines bestimmten Fundes, oder einer genau festgestellten topographischen Gruppe. In dieser Beziehung müsste man meiner Meinung nach äusserst vorichtig sein; selbst ganze Gruppen geschlagener oder selbst polirter Steine entscheiden nichts. Wir haben in unseren zweifellos slavischen Burgwällen gar nicht selten Feuersteine und Splitter getroffen, die genau so aussehen, wie wenn sie der paläolithischen Zeit angehörten. In der Regel fehlt freilich die specielle Form, welche den Gebrauchszweck anzeigt. Gelegentlich findet man Pfeilspitzen, es sind aber Pfeilspitzen, wie sie von den Slaven selber noch gebraucht worden sind, denn wir haben historische Nachrichten, dass steinerne Pfeilspitzen von den Wenden verwendet worden sind. Man muss also sehr genau unterscheiden und sich nicht mit einer oberflächlichen Constaturung begnügen.

Die ältesten Fundstellen, wo man auf Reste der eigentlichen Thätigkeit des Menschen stiess, traf man in Dänemark, namentlich in Seeland und auf den benachbarten Inseln. Das waren die sogen. „Kjökkenmöddinger“, Küchenabfallhaufen, förmliche Berge, die fast nur Ueberreste menschlicher Nahrung, Muschelschalen, Thierknochen u. s. w. und verschiedene Arten von steinernen Werkzeugen enthielten. Als das festgestellt war durch die vorzüglichen Arbeiten unserer dänischen Freunde Worsaae und Steenstrup, suchte in der ganzen Welt jeder nach Küchenabfällen. Es war nicht sehr schwer, solche zu finden. Es gibt nicht ein einziges Dorf, wo man nicht Küchenabfälle antreffen kann; auf jedem grösseren Gutshofe liegen Haufen von Abfällen, und wenn sie länger liegen bleiben, kann man sie für sehr alt halten. Eine Mehrzahl solcher Küchenabfallhaufen hat einen Platz in der Literatur erhalten. Das hat sich erst allmählich vermindert. Heutzutage wird bei uns fast gar nichts mehr berichtet von neuen Kjökkenmöddingern, selbst wenn solche gefunden werden. Ich weiss durch Dr. Voss und unsere verehrte Freundin Fräulein Director Mestorf, dass an der Küste von Schleswig-Holstein solche Plätze aufgedeckt worden sind, die in der That recht alt sind, wenigstens bis in die Zeit des polirten Steines zurückreichen. Freilich kennt man bis jetzt nur einzelne unverständliche Plätze.

Aber es gibt ein anderes neolithisches Gebiet, welches höchst interessant ist. Dasselbe liegt ziemlich weit ab im nordöstlichen Russland. Es erstreckt sich vom südlichen und westlichen Ufer des Ladogasees weit nach Südwesten ins Land hin-

ein, noch ein wenig über den Meridian von Moskau hinaus, in die Gouvernements Jaroslaw und Wladimir. Ich wurde erst aufmerksam auf diese Funde, nachdem ich in Livland gewesen war; hier, etwas östlich von Riga, liegt ein grösserer Landsee, der Burtneck-See. Am Ausfluss desselben war ein grosser Abfall-Haufen gefunden worden, der den Namen Rinnekalks führt. Ueber seine Bedeutung war vor ein paar Decennien ein heftiger Streit entbrannt zwischen den damals anerkannten Archäologen der haltischen Provinzen, Professor Grewingk in Dorpat und meinem verstorbenen Freunde dem Grafen Sievers. Von diesem wurde ich zur Hilfe gerufen und ich konnte constatiren, dass man es hier mit einer Anlage aus der Zeit des geschliffenen Steines oder gar der paläolithischen Zeit zu thun habe. Ich hielt dafür, dass die Anlage recht nahe an die neolithische Zeit heranreihen müsse; bei späterer genauer Prüfung fand ich jedoch, dass nichts darin ist, was in die ausgemachte neolithische Zeit zu setzen sei.

Mehrere Jahre später kam ich nach Petersburg und fand dort in der geologischen Sammlung die ersten Scherben, welche am Südufer des Ladogasees bei Ausgrabung einer grossen Ansiedelung durch Herrn Inostranzoff zum Vorschein gekommen waren. Ich habe schon früher ausgeführt, dass darin Scherben derselben Art vorkommen, die ich in dem Rinnehügel festgestellt hatte. Dann habe ich solche Scherben weiter im Umkreise verfolgt bis herunter in das Herz des heutigen Russlands. Ob sie noch weiter vorkommen, kann ich genau nicht sagen; jedenfalls geht das Gebiet nicht weit darüber hinaus nach Westen, etwa nach Kurland und Ostpreussen.

Der Rinnehügel ist ganz aus Unionenschalen aufgebaut; aus diesen hat man durch Zerquetschen eine Art von Pulver gemacht und dieses in Thon eingeknetet und daraus Gefässe geformt. So hat dieser Thon ein eigenthümlich glitzerndes, höchst charakteristisches Aussehen bekommen. In diesen Thon hat man stempelartige Eindrücke eingepresst in allen möglichen Formen und Richtungen, aber nach einem ganz bestimmten Typus, der sich nicht über dieses Gebiet hinaus verfolgen lässt. Diesen „Burtneck- oder Rinnekalks-Typus“ kann man über eine grosse Zone antreffen, die fast halb so gross wie Deutschland sein mag, aber nicht weiter. So wenig, wie man die dänischen Kjökkenmöddinger nach Deutschland übertragen darf, kann man die Rinnekalks-Funde übertragen; sie gehören der russischen Steinzeit an, und zwar einer sehr weit zurückliegenden Periode derselben. Dafür weiss ich in ganz Deutschland keine vollkommene Parallele, höchstens ähnliche Sachen, aber nichts, was

so prägnant und deutlich wäre, dass es nach den russischen Mustern benannt werden könnte.

Nun ist es sehr charakteristisch, dass man gerade in den benachbarten Gouvernements, schon in Jaroslaw, je mehr man nach Westen kommt, Gräber findet, aber nicht Gräber mit Beigaben von diesem Typus; die kennt man nicht, man hat meines Wissens dort bis jetzt noch kein Grab gefunden, das den dänischen Kjekkenmøddingern oder dem Rinnekals-Typus angehört. Wenn im Rinnekals Skelette gefunden würden, so hat sie herausgestellt, dass man nachträglich in dem schon bestehenden Haufen begraben hat, aber Leichen späterer Zeit. Es existiren aber ein paar Schädel in den Moskauer und Petersburger Museen, die, wie es scheint, dahin gehören; sie hieten jedoch nichts dar, was als charakteristisch für eine Periode bezeichnet werden könnte. Dann kommt eine Periode der Gräber, denen keine Köbenabfallhaufen parallel stehen, und in diesen Gräbern, auch in den russischen, erscheint zum erstenmal der besondere Typus, den wir weit hin verbreitet finden über den ganzen Westen Europa's und den wir als den eigentlich neolithischen bezeichnen dürfen, also ein Typus der neueren, jüngeren Steinzeit. In der That erscheint in diesen Gräbern der polirte Stein in sehr ausgezeichneten Formen. Wir kennen jetzt durch ganz Deutschland derartige Funde, und nachdem gar Kurzem eine unserer ältesten und berühmtesten Städte, das alte Worms, gewissermassen als eine Hauptstadt der Neolithiker nachgewiesen ist, wird wohl noch weiteres nachfolgen. Die Ornamente dieser späteren Zeit sind an verschiedenen Orten gut vertreten. Auch hier im Museum liegen vortreffliche Exemplare davon. Sie tragen ganz tief eingeritzte oder eingedrückte Ornamente, die von dem oberflächlichen sogenannten Schnurornament, das meiner Meinung nach einer etwas jüngeren Zeit angehört, sich unterscheiden; es sind tiefe, schiefe Linien, im Winkel neben einander gestellt und geometrisch, figürlich geordnet. Von eigentlichen Darstellungen, thierischen oder pflanzlichen, ist bei diesen Thengefässen noch nicht die Rede; das kommt allerdings sehr bald. Das ist die Periode der alten neolithischen Gräber, und sie ist um so schwieriger zu verfolgen, als eine grosse Zahl dieser Gräber äusserlich nicht genügend bezeichnet ist, um ohne Weiteres diagnostiziert zu werden.

In dieser Beziehung sind zweierlei Kategorien zu unterscheiden: eine Kategorie, welche in das Gebiet der megalithischen, grossmächtigen Steinsetzungen gehört, und eine zweite, die gar nichts davon hat, wo die Oberfläche des Grabes so glatt und eben ist, dass kein Mensch etwas davon merken würde. So geschieht es, dass man heute bei Anlage von

Ziegelteufen, wenn man den Ziegelthon gräbt, ganz unerwartet in der Tiefe auf neolithische Gräber kommt. Wir haben in unserer Nähe eines der ausgezeichnetsten neolith. Grabfelder, was speciell Gelegenheit gegeben hat zur Vergleichung der menschlichen Ueberreste; dasselbe liegt bei Tangermünde an der Elbe, wo ganz in der Nähe der Stadt ein Ziegelteufplatz ausgebeutet wird und eine Mehrzahl solcher Gräber ausgefunden worden ist, die ein sehr werthvolles Material an Beigaben geliefert haben. Wir kennen ähnliche Gräber in Thüringen in grösserer Zahl an verschiedenen Stellen. Die Gefässe sind häufig in Becherform mit ungleich eingepressten Punktlinien und quadratförmigen Figuren, bedeutende, sehr schöne Stücke, wie sie sich ebenso in England, in den Niederlanden und in Frankreich wiederfinden. Das ist eine weite Kultur, deren Grenzen man bis jetzt nicht mit Sicherheit überschauen kann; das ist auch diejenige Kultur, bei der uns zuerst der Gedanke entgegentritt, wie weit damals schon Verbindungen zwischen den alten Stämmen vorhanden waren. Es gibt einzelne Anhaltspunkte für solche weitgehenden Verbindungen. Ich will ein Beispiel noch einmal erwähnen, das ich schon früher besprochen habe: Es gibt in der Nähe von Krakau Höhlen, welche in diese Periode gehören; der Graf Zawiska hat sie explorirt. Bei dieser Gelegenheit wurden kleine Geräthe aus polirten Knochen gefunden, welche mit feinen Ornamenten bedeckt waren; man nennt sie kurzweg Falzhelme. Was die Leute gefalzt haben, weiss man freilich nicht; Papierfühlen gab es damals nicht, andere maschinelle Anlagen wahrscheinlich auch nicht, aber die Stücke sehen aus, wie Falzhelme; vielleicht dienten sie zum Glätten des Theils. Die erwähnte Fundstelle liegt im oberen Weichselgebiet, dicht an den Karpathen. Späterhin wurde eine Ausgrabung gemacht in der alten Landschaft Cujavien an der mittleren Weichsel. Dann gab es eine dritte Fundstelle bei Schaffhausen, wo man in einer Höhle im Freudenthal auch ein solches Gerath ausgefunden hat. Diese drei Stellen liegen so weit auseinander, dass es auch heutzutage nicht ganz leicht ist, von der einen zur anderen zu kommen, aber in der neolithischen Zeit kann man sich vorstellen, dass ein starker Entschluss dazu gehörte, eine so weite Wanderung zu unternehmen. Das ist ein etwas drastisches Beispiel; aber die Topfkeramik würde uns nicht schon ausreichen, um eine solche Verbindung zu beweisen und mit Nothwendigkeit zu der Annahme zu drängen, dass damals grosse Wanderungen und wahrnehmlich auch weite Handelsbeziehungen existirten. Aber dies waren wesentlich Landverbindungen; in maritimer Richtung haben diese Sachen

viel weniger Einfluss gehabt. Das ist ein Gebiet, das sich durch ganz Mitteleuropa fertzicht und, wie es scheint, eine grosse, welthistorische Periode repräsentirt.

Zwischen den beiden besprochenen Verhältnissen, also zwischen den Kjöckenmüddingern und den eigentlich neolithischen Ansiedelungen, liegt die bedenkliche Periode, welche vorzugsweise durch die sogenannten Lössfunde charakterisirt ist. Lössfunde sind Funde, die man in anstehendem Terrain gemacht hat, und zwar in solchen, von dem man annimmt, dass es niemals herdrückt worden war, seitdem es entstanden ist. Was den Löss betrifft, so hat man früher immer geglaubt, es sei ein angeschwemmtes Terrain; augenblicklich herrscht ziemlich allgemein die Ansicht, dass es ursprünglich Staub war, der vom Winde geweht wurde und in langen Zeiträumen bis zu Bergen sich angehäuft hat. Eine solche Bergmasse habe ich neulich in der Nähe von Brünn in Augenschein genommen, wo eine der besten Fundstellen dafür existirt und wo namentlich die verwallten Thiere, Mammuth, Rhinoceros, Pelearthiere, z. B. Marmelthiere u. dgl. sich noch in ihren Ueberresten befinden. Diese Lössfunde erstrecken sich nun aber sehr weit, und ich will mit einigem Stolze bemerken, dass auch die Hauptstadt des deutschen Reiches sich eines solchen Gebietes erfreut. An unserem Berliner Kreuzberg und auf dem sich daran anschliessenden Rixdorfer Territorium ist eine der besten Fundstellen für Rhinoceros und Mammuth. In Brünn ist es Herrn Makewky gelungen, den Nachweis zu führen, dass diese Thiere schon vom Menschen gejagt worden sind. Man spricht heutzutage von Mammuthjägern und von Rhinocerosjägern der Verzeit. Von diesen hat man bis jetzt weder Küebenhäufungen in grösserem Umfange, noch wahlhaltene Gräber gefunden, aber man trifft allerdings im Löss in gewissen Schichten Ueberreste ihrer Herdstellen, Feuerstellen, die allerlei enthalten, was auf den Menschen zu beziehen ist. Ich möchte das hier gerade erwähnen, da bis jetzt, glaube ich, im eigentlichen Deutschland der Löss schlecht behandelt worden ist. Ziegelstein gibt es ja zahllose, aber in Brünn sind in dem Ziegelthun wunderbare Mammuth- und Rhinocerosfunde gemacht, die einen unschätzbaren Werth haben. Ich bin überzeugt, dass, wenn Sie alle auf Ihren Spaziergängen und Streifen durch das Vaterland mehr beobachten würden, sicherlich mehr solche Sachen gefunden werden würden. Es müsste aber genau festgestellt werden durch authentische Personen, wie die Sachen liegen, und es müsste darauf geachtet werden, dass der andere Fehler vermieden wird, der noch betonten muss und an dem eine unserer herrorragendsten Autoritäten,

Schoaffhansen, mit schuld war. Dieser war in Beziehung auf die natürliche Lagerung der Funde etwas leichtberzig und immer geneigt, zu acceptiren, was man ihm brachte.

Dahin gehört auch der berühmte Neanderthaler Schädel. Dieser ist schon jetzt so mythologisch geworden, dass man ihn wirklich als einen Höhlenschädel betrachtet, obwohl gar keine Höhle dort nachgewiesen ist. Wenn man ihn als einen Schädel der Lössperiode nimmt, so wäre das eine Möglichkeit. Der Schädel und die dazu gehörigen Kneehen wurden gefunden am Fusse eines abgesteigten Berges, an welchem eine hohe Fläche vorhanden war, deren Material zu wirtschaftlichen Zwecken verwendet wurden war. Da war weder eine Höhle, noch ist mit Sicherheit konstatiert worden, dass ein Grab da war. Ich muss aber anerkennen, dass das sehr wahrscheinlich ist, denn in den höheren Lagen fanden sich verschiedene dafür sprechende Stellen und man hat späterhin auch Gräber dasselbst gefunden; auch haben sich an der Oberfläche Gegenstände aus der Zeit des polirten Steins ergeben. Kein Mensch hat aber den Neanderthaler Schädel in situ gesehen, die Stelle, wo er gelegen hat; man fand ihn eines Tages, als eine Masse von Erde heruntergestürzt war. Da lag er unter Trümmern unten am Boden, und obwohl ich auch nicht zweifle, dass er mit der Erde herunter gekommen war, so muss ich doch sagen: wo und wie er gelegen hat, ist nicht festgestellt. Wenn man die Eigentümlichkeiten unseres Lössgebietes kennt, so weiss man, dass nicht lange Zeit dazu gehört, um Einschlüsse, welche man in den Löss macht, wieder verschwinden zu lassen; sie füllen sich wieder aus, schmelzen mit der Naehbarerde zusammen und naehher ist es nicht mehr möglich, etwas von der Lage zu sehen. Ich habe ein solches Lössfeld in dem alten Hedderheim bei Frankfurt a. M. genauer untersucht, wo zweifellos merowingische Leichen im Löss lagen, ohne dass es möglich war, eine Verbindung noch zwischen (oben) zu sehen, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, dass es begrabene Personen waren und obwohl unter den Skeletten gewöhnlich eine schwarze Linie lag, die von einem vermoderten Brette herührte war. Aber eine Grube war nicht zu konstatairen. Das ist eine sehr missliche Sache. Ich kann daher nicht umhin, den Neanderthaler Schädel in Bezug auf seine ursprüngliche Lage als verdächtig anzusehen, und ich kann nicht anerkennen, dass er benutzt werden darf als Typus des damaligen Menschen. Lössfunde sind bis jetzt ganz vorzugsweise in mehr südlichen Gegenden gemacht, geradeso wie auch die Höhlenfunde begrifflicherweise nur existiren, wo natürliche Höhlen in

grösserer Zahl vorhanden sind. Das Gebiet der Lössfunde erstreckt sich von der Gegend der Weichselquelle über den ganzen mitteldeutschen Gebirgszug bis in das Belgische, wo die berühmten Höhlen des Lesethales gelegen sind; ferner von Thüringen ans herunter nach den so gut untersuchten württembergischen Höhlen auf der Alh und bis zu die alte Renhirstation von Schussenried, weiter in das Schweizerische hinein bis Genf und herüber nach Frankreich, wo wir das grosse Höhlengebiet der Dordogne antreffen, ebenso zu den italienischen Höhlen, die längs des Meeres sich erstrecken und in zahlreichen Wiederholungen vorkommen, endlich nach Spanien bis Gibraltar, wo sehr schöne Höhlenfunde gemacht sind. Es ist ein sehr ausgedehntes Gebiet, an welches auch noch die englischen Höhlen sich anschliessen, in denen sehr schöne Saken zu Tage gekommen sind. Wir in Norddeutschland müssen uns mit den Lössfunden begrünen oder die eigentlichen neolithischen Gräber aufsuchen. Das sind die heiden Probleme, welche auch die deutsche anthropologische Gesellschaft im Auge behalten muss und von denen aus es sich verlohnen wird, weiter zu gehen. Dagegen warne ich dringend vor einer phantastischen Erweiterung des Gebietes der Kjökkenmøddinger, bei denen sehr böse Täuschungen vorkommen können, und davor, Funde, welche in einer Grube, oder nach einem Absturze gemacht sind, mit hineinzuziehen.

Ich darf vielleicht noch nachträglich eine Tafel von der hiesigen Sammlung herumgeben, wo Sie neolithische Formen abgebildet sehen. Darunter sind namentlich Gefässe aus dem grossen „Hünen-grabe“ von Waldhusen (Festschrift Taf. IV. Fig. 5, vgl. Fig. 4) und ein Gefäss von Hohenwestedt in Schleswig-Holstein (Fig. 13, vgl. Fig. 9 und 10) bemerkenswerth.

Herr Dr. Lenz-Lübeck:

Bemerkung über die Anthropoiden des Löhecker Museums.

Ich habe mich zum Worte gemeldet, um ein paar Bemerkungen zu machen über unsere Anthropoiden. Viele Herren aus der geehrten Versammlung haben sie gestern und heute selbst angesehen, und konnte ich bei dieser Gelegenheit auf besondere Eigenthümlichkeiten hinweisen; es bleibt mir deshalb jetzt kaum etwas zu sagen übrig. Sie wissen, unsere Anthropoidensammlung stammt bereits aus dem Anfang der sechziger Jahre, sie ist verschiedentlich bearbeitet worden, von Bischoff, Dr. Lissauer, und noch gestern hat Herr Geheimrath Waldeyer die sämtlichen Schädel einer genaueren Besichtigung unterzogen. In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe von Orang-Utan-

Schädeln hinzugekommen. Genaueres finden Sie in dem betreffenden Theil unserer Festschrift. Ich möchte jedoch auf zwei Punkte hinweisen. Der eine ist eine Berichtigung. Durch Verkettung einer Reihe eigenthümlicher Umstände ist der mit 201 bezeichnete Schädel einem jungen Gorilla zugeschrieben; es ist kein Gorilla-, sondern ein Schimpansen Schädel. Ein zweiter, ebenfalls in der Festschrift abgebildeter Orang-Utan-Schädel Nr. 358 zeigt eine ganz eigenthümliche starke Aufreitung der Schädelkapsel, so dass bei diesem ganz jungen Thiere die ungeheure Capacität von 535 ccm herauskommt, während wir bei einem erwachsenen, sehr alten Schädel 460, einmal allerdings auch 520 ccm haben. Die grösste Länge beträgt 114 cm, die grösste Breite 109 cm, so dass ein Längen-Breitenindex von 95,62 herauskommt. Der Schädel ist also extrem brachycephal. Die Knochenwände sind kaum dünner, als normal. Wenn wir es hier auch wohl mit einer pathologischen Erscheinung zu thun haben, vielleicht mit einem Wasserkopf, obgleich mir das nicht ganz sicher zu sein scheint, so handelt es sich um eine so eigenthümliche Erscheinung, dass ich den Schädel der Versammlung vorlegen und zugleich die Bitte daran knüpfen möchte, denselben gelegentlich einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. In der Festschrift ist dieser Orangschädel auf Taf. I, Fig. 4—6 in $\frac{1}{2}$ natürlicher Grösse dargestellt. Erwähnen möchte ich noch, dass der Processus frontalis auf beiden Seiten in einer Breite von 9 mm vorhanden ist. Das sind die Bemerkungen, die ich machen wollte.

Herr R. Virehow:

Ich habe gestern schon den merkwürdigen Schädel eines jungen männlichen Orang Utan, der eine Capacität von 535 ccm besitzt (Festschrift, Die Anthropoiden von H. Lenz S. 13, Nr. 358, Taf. I, Fig. 4—6), betraachtet und möchte meine Meinung dahin aussprechen, dass es sich um einen zweifellosen Wasserkopf handelt. Er ist durch seine Vergrösserung menschenähnlicher geworden, als es sonst der Fall ist. Eine eigenthümliche Veränderung hat dabei stattgefunden, jedoch nur an der Oberfläche, sowohl am Parietale, wie am Frontale; dasselbst liegen Stellen, die im Centrum vertieft sind, während rings herum ein etwas hervorragender Rand läuft. Gegen die eine Seite ist das mehr der Fall als gegen die andere und dem entsprechend ist auch der Schädel selbst schief. Wenn man ihn gegen das Licht betrachtet, sieht man überall durchscheinende Stellen; ich halte es daher für gänzlich sicher, dass es sich um einen Wasserkopf handelt. Es fehlt ein Stück von der Apo-

physis basilaris, aber es scheint, dass das Hinterhaupt sehr lang gewesen ist. Im übrigen verhält der Schädel sich, wie es auch bei menschlichen Wasserköpfen der Fall ist: diese wachsen aneb noch weiter, aber dabei wird das Gesicht im Verhältnis immer kleiner und der Kopf immer grösser. Jedenfalls ist es ein sehr interessanter Fall.

Herr Brinkmann:

Bronzen aus Benin.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr Dr. Birkner-Müneben:

Das Schädelwachstum der beiden amerikanischen Mikrocephalen (sog. Azteken) Maximo und Bartola.

Als im Oktober vorigen Jahres die beiden sog. Azteken in Müneben beim Oktoberfeste gezeigt wurden, reifte in mir der Gedanke, den Wachstum der Schädel derselben näher zu verfolgen.

Im nächsten Heft des Archivs wird ein Aufsatz über diese beiden interessanten Geschöpfe erscheinen, heute sei es mir nur gestattet, einige Worte über dieselben zu sprechen.

Die ersten Messungen, die mir zugänglich waren stammen aus dem Anfang der fünfziger Jahre und zwar von Warren aus dem Jahre 1851, von Owen aus dem Jahre 1853 und von Leubuscher aus dem Jahre 1856. Nach den Untersuchungen von Rob. Reid im Jahre 1854 über die Zahnentwicklung waren die bleibenden Zähne bereits teilweise vorhanden. Es sind also beide in diesen Jahren dem Alter nach der *Infantia secunda*, der 2. Kindheit zuzurechnen, sie waren anfang der fünfziger Jahre zwischen 6 und 16 Jahren und zwar die Bartola etwas jünger als Maxime. Das Mittel aus diesen drei Messungen dürfte dem Entwicklungsstadium der *Infantia II* nahe kommen.

Aus den späteren Jahren benützte ich die Messungen von Tepinard im Jahre 1875, von Virchow 1891 und die im vorigen Jahre im Münchener anthrop. Institut genommenen Maasse. Da wir annehmen dürfen, dass die beiden Azteken im Jahre 1875 bereits vollständig erwachsen waren, entspricht wohl das Mittel aus den drei letzten Messungen dem Entwicklungszustand im erwachsenen Alter.

Ich wählte nur drei Hauptmaasse und die Länge, die Breite und den Horizontalumfang.

Die grösste Länge war bei Maxime während der *Infantia II* 105, im erwachsenen Alter 122 mm, bei Bartola während der *Infantia II* 109, im erwachsenen Alter 120 mm.

Die grösste Breite betrug bei Maximo während

der *Infantia II* 96, im erwachsenen Alter 104, bei Bartola 97 bzw. 101 mm.

Der horizontale Umfang war bei Maximo während der *Infantia II* 328, im erwachsenen Alter 385, bei Bartola 332 bzw. 386.

Daraus berechnet sich für Maxime von der *Infantia II* bis zum erwachsenen Alter eine Zunahme der Schädelhöhe von 17 mm = 16,2%, der Schädelbreite von 8 mm = 8,3%, des Horizontalumfangs von 57 mm = 17,37%.

Bei Bartola nahm in derselben Zeit die Schädelhöhe um 11 mm = 10%, die Schädelbreite um 4 mm = 4,1%, der Horizontalumfang um 54 mm = 16,26% zu.

Eine ähnliche Zunahme ergibt sich aus den Angaben Vogts über die Schädel 3 mikrocephaler Knaben von 5, 10 und 15 Jahren und 7 erwachsenen Mikrocephalen. Aus seiner Tabelle finde ich von den Knaben zu den Erwachsenen eine Zunahme der Länge von 110 auf 133 mm = 23 mm oder 20,9%, der Breite von 96 auf 108 mm = 12 mm oder 12,50%, des Horizontalumfangs von 345 auf 383 mm = 48 mm oder 13,9%.

Die Uebereinstimmung der Resultate beider Untersuchungen spricht dafür, dass die bei den Azteken nach den vorliegenden Messungen berechnete Zunahme im allgemeinen den thatsächlichen Verhältnissen entspricht, so sehr auch die einzelnen Mittelmaasse anfechtbar sein mögen.

Um einen Vergleichsmaassstab zu gewinnen, stellte ich aus Schasffhausens „Anthropologische Sammlungen Deutschlands“ die Schädelmaasse der Kinder Schädel zusammen. Ich bin mir wohl bewusst, dass die Ziffern im einzelnen ziemlich anfechtbar sind. Sind ja Kinder Schädel aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands unter einer Haube gebracht und auch die Anzahl der gemessenen Schädel ist sehr gering, mit Ausnahme von 77 Neugeborenen, für den Zeitraum vom 2.—17. Lebensjahre im ganzen nur 97 Schädel. Immerhin glaube ich aber, dass sich im allgemeinen der Gang der Entwicklung doch erkennen lässt.

Die Entwicklungsstufen die ich gewählt habe entsprechen der Zahnentwicklung. Zur ersten Stufe gehören die Kinder, bei welchen das Milchgebiss noch nicht ganz entwickelt ist (Kinder des 1. und 2. Jahres); zur zweiten Stufe gehören die Kinder mit vollständigem Milchgebiss, die Zeit in der der erste bleibende Melar gerade am durchbrechen ist noch mit inbegriffen. (Kinder vom 3. bis ca. 7. Jahre.) Der dritten Stufe gehören die Kinder an bei denen das Milchgebiss allmählich durch das bleibende ersetzt wird, bis in jenes Alter, in dem die zwei ersten Melaren bereits ausgebildet sind (Kinder vom 8. bis circa 17. Jahre). Wann

der dritte Melar der Weisheitszahn bereits vorhanden ist, so gehört die betreffende Person in die dritte Entwicklungstufe des erwachsenen Alters.

Die Mittelzahlen aus der Periode vom 3. bis 7. Jahre entsprechen ungefähr den Massen im 5. Jahre, die Mittelzahlen aus der Periode vom 8. bis 17. Jahre entsprechen den Massen vom 12. Jahre.

Die Mittelzahl (Schädellänge 179, Schädelbreite 145 mm) für die Schädelmasse im erwachsenen Alter habe ich berechnet aus den von Professor J. Ranke gemessenen, hauptsächlich dem brachycephalen Typus angehörige 1300 Schädeln aus Bayern und Tyrol und den von Geh.-R. Kapffer gemessenen 283 dem mesocephalen Typus angehörigen ostpreussischen Schädeln. Der mittlere Horizontallumfang — 523 mm ist berechnet aus 99 brachycephalen Schädeln von Chamünster und 99 mesocephalen Schädeln vom Kloster Ebrach, gemessen von Professor J. Ranke.

C. Vogt hat in seiner Abhandlung „Ueber die Mikrocephalen oder Affenmenschen“ den Satz aufgestellt, „dass die Schädeldkapsel des Neugeborenen im ersten Jahre um ebensoviel zunimmt, als später während des ganzen Lebens“, und stützt sich dabei auf die von Herrn Geheimrath v. Welcker in seinem Buche „Untersuchungen über Wachstum und Bau des Schädels“ mitgetheilten Messungen.

Zunahme des Schädels

Von der Geburt	Länge		Breite		Horizontallumfang	
	in mm	in %	in mm	in %	in mm	in %
[77 Kinder] aus	[106]	[=100]	[88]	[=100]	[301]	[=100]
2 Jahre	104	22,22	29	22,56	100	31,54
[16 Kinder]		jährlich		= 16,29		= 15,37
		= 11,31				
5 Jahre	105	25,37	10	12,04	36	11,98
[23 K. v. 8.—12. J.]		j.=6,79		j.=4,35		j.=4,—
12 Jahre	114	19,98	7	7,86	61	8,78
[46 K. v. 8.—17. J.]		j.=1,53		j.=1,12		j.=1,29
22 Jahre	116,18	16,18	8	9,09	37	11,87
[Erwachsene]		j.=1,02		j.=0,90		j.=1,17

Zunahme des Schädels in mm

von der Infantia II bis zum erwachsenen Alter bei

Normalen			Mikrocephalen nach Vogt			Azteken		
Länge	Breite	Horizontallumfang	Länge	Breite	Horizontallumfang	Länge	Breite	Horizontallumfang
11	8	37	23	12	48	14	8	56

Was den Horizontallumfang betrifft, zeigt dies auch obige von mir zusammengestellte Tabelle. Der Horizontallumfang nimmt, das Mittelmaass bei den Neugeborenen = 100 genommen, bis zum 2. Jahre um 31,54% (100 mm) zu, vom 2. Jahre bis zum erwachsenen Alter um 33,43% (106 mm). Das

Gleiche gilt auch für die Breite 32,58% (29 mm) und 29,88% (27 mm), während die Länge vom 2. Jahre bis zum erwachsenen Alter noch um das Doppelte zunimmt gegen die Zunahme von der Geburt bis zum 2. Jahre — 43,51% (47 mm) gegen 22,22% (24 mm). Vogt gibt nach Welcker's Maassnhelle von der Geburt bis zu 1 Jahr 32 mm, von 1 Jahre bis zu 20 Jahren 31 mm an.

Die Zunahme der einzelnen Masse ist in den verschiedenen Perioden eine verschiedene. Von der Geburt bis zum 2. Jahre nimmt die Länge jährlich um 11,11%, die Breite um 16,29%, der Horizontallumfang um 15,77% zu, vom 2. bis 5. Jahre beträgt die jährliche Zunahme der Länge nur mehr 6,79%, der Breite 4,35%, des Horizontallumfangs 4%. In den heissen folgenden Altersperioden sinkt sie noch mehr, die Länge weist nur mehr eine Zunahme von 1,85% für die Zeit vom 5. bis 12. Jahre, von 1,02 für die Zeit vom 12. bis 22. Jahre, die Breite eine solche von 1,12 bezw. 0,89%, der Horizontallumfang eine solche von 1,39 bezw. 1,17% auf.

Wir können das Wachstumsgesetz des Schädels hinsichtlich der Länge, Breite und des Horizontallumfangs zusammenfassen in den Satz:

Das Wachstum des Schädels ist während der ersten zwei Jahre nach der Geburt am intensivsten und nimmt dann verhältnissmässig rasch ab.

Das zweite Resultat meiner Zusammenstellung, auf das ich hier kurz hinweisen möchte, betrifft den Vergleich zwischen dem Schädelwachstum bei den Azteken mit dem bei den Normalen.

Wie bereits erwähnt, standen mir nur die Masse von der späteren Kindheit und dem erwachsenen Alter zur Verfügung. Während dieser Zeit betrug die Zunahme der Länge im Mittel 14 mm, der Breite 6 mm, des Horizontallumfangs 56 mm. Bei den normalen Schädeln betrug sie für die Länge 11 mm, für die Breite 8 mm, für den Horizontallumfang 37 mm.

Dieser Vergleich zeigt, dass das Wachstum des Schädels der Azteken in dieser Zeit nicht hinter dem normalen Wachstum zurückbleibt, es ist verhältnissmässig sogar grösser.

Jene Ursache, welche das Zurückbleiben des Schädelwachstums der Azteken bedingte, ist also nicht mehr wirksam, sie muss vor der späteren Kindheit liegen und dürfte wohl ähnlich wie bei anderen Mikrocephalen in einer vorübergehenden Krankheit während der Fötalleben zu suchen sein.

Herr Dr. K. Hagen-Hamburg:

Die Ornamentik der Matty-Insulaner.

(Mit Demonstrationen und zahlreichen, vom Vortragenden angefertigten Tafeln.)

Herrn Prof. von Luseban gebührt das Verdienst, in einer im Jahre 1895 im Internat. Archiv für Ethnographie erschienenen vorzüglichen Arbeit die Aufmerksamkeit der Ethnographen auf eine hochinteressante Insel gelenkt zu haben, von der sich bis dahin ausser dem Namen, der sich schon auf der Karte der Publication über das Museum Godeffroy, noch zwar fettgedruckt findet, nichts bekannt war. L. bespricht eine Sammlung von 38 Nummern, die das Berliner Museum für Völkerkunde Herrn Kernbach verdankt, dem Leiter einer Expedition zur Ausrüstung von Arbeitern für die Neu-Guinea-Compagnie. Neben der Beschreibung der einzelnen Gegenstände (von denen der Vortragende die Haupttypen in wenigen Worten hervorhebt und durch Objecte des Hamburger Museums ansehnlich macht) giebt Luseban zugleich einige übersichtliche Bemerkungen über das leider nur Wenige, was im Allgemeinen über die Insel Matty bekannt geworden ist. Es sei mir erlaubt, in Kurzem des Verständnisses wegen das Wichtigste hiervon anzuführen.

Die Insel Matty liegt etwa 150 km nördlich von Deutsch-Neu-Guinea, wurde 1767 von Carteret entdeckt, aber erst wieder 1893 von Dallmann angelaufen. Es ist eine niedrige, nur 20 qkm grosse, mit Kokospalmen bestandene, von Strandriffen umgebene Koralleninsel. Das Hauptinteresse bieten die Einwohner, die im Gegensatz zu den umwohnenden Melanesiern hell gefärbt sind, geschlitzte, an den Chinesentypus erinnernde Augen, eine schmale Nase und langes, sechsbüchtes, schwarzes Haar haben. Sie gehen unbekleidet, tragen aber eigenthümliche Hüte aus Pandanusblatt, theils durch eine erdige Masse braun gefärbt, die in ihrer Form (nach Meinung des Vortragenden) an solche aus dem Osten des Malayischen Archipels erinnern, z. B. Timor. Auf Grund des Materiales kam Luseban zu folgenden Ergebnissen:

1. Die Bevölkerung der Matty-Insel ist nicht malanesisch.

2. Die Waffen und Geräte der Matty-Insulaner sind durchaus eigenartig; unter den 38 Stücken der Berliner Sammlung ist (von einem belanglosen Schnurstück abgesehen) nicht ein einziges, das mit Sieberheit an einen aus bekannten Culturkreis angeschlossen werden könnte. Auch die Aebulicheit einzelner Stücke mit modernen mikronesischen ist nur eine oberflächliche und äusserliche.

3. Es ist wahrscheinlich, dass die Bevölkerung

seit vielen Generationen keinerlei Verkehr mit der Aussenwelt gehabt hat (Eisen und Tabak fehlen).

4. Nach Analogie mit anderen ozeanischen Verhältnissen ist es wahrscheinlich, dass mindestens 10 Generationen, wahrscheinlich aber viel grössere Zeiträume nötig waren, um einen derart hohen Grad von Isolirtheit des Cultur-Charakters zu zeichnen.

5. Bei dem bisherigen Stande unserer Kenntnisse ist es unthunlich, den Matty-Insulanern eine bestimmte Stellung im ethnographischen System anzuweisen; es ist aber wahrscheinlich, dass sie nicht Ahkümmlinge, sondern Brüder von Mikronesiern sind.

Angeregt durch die Arbeit von Luseban hat sodann Edge-Partington (im Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain and Ireland vol. 25) eine alte Sammlung von Matty aus der Christy Collection in London veröffentlicht, darunter einige neue Typen. Herr Hofrath Meyer in Dresden konnte sodann einige Waffen des Museums in Dresden als von Matty stammend erkennen und beschreiben. Am Ende des Jahres 1896 gelangte endlich eine überaus reiche Sammlung von den Inseln Matty, Durour und der Niginigogruppe (durch Herrn Thiel von der Jaluit-Gesellschaft) nach Hamburg, die von einem „trader“ zusammengebracht war, der gewiss herufen gewesen wäre, manche Erläuterungen zu geben, wenn er nicht (wahrscheinlich von seinen eigenen Leuten) ermordet worden wäre.

Von dieser Sammlung, die von Parkinson ebenfalls im Intern. Archiv (Bd. 26 p. 195), aber nur sehr wenig eingehend beschrieben worden ist, ist der wissenschaftlich bedeutendste Theil in Hamburg verblieben. Die Sammlung enthält als neu riesige, bis zu 7 m lange, glatte Speere, Hand- und Stangennetze, grosse, eigentümlich gebaute Boote (s. u.), lange Fischspeere mit 4—7, aus dem Holz selber herausgearbeiteten, seblanken Spitzen, grosse hölzerne Messer, in der Form sicher solchen aus dem Malayischen Archipel nachgebildet etc. Durch die Sammlung wird ferner wohl zweifellos erwiesen, dass die drei oben genannten Inselgruppen ethnographisch zusammengehören. Nach Mikluho-Maclay wird die Niginigogruppe ebenfalls von mikronesierähnlichen Leuten bewohnt.

Da es aus verschiedenen Gründen leider nicht möglich war, die ganze, umfangreiche Sammlung zu transportieren, so möchte ich mich darauf beschränken, die noch garnicht behandelte Ornamentik Ihnen vorzuführen und Ihnen die wesentlichsten Resultate meiner demnächst erscheinenden Arbeit über dieselbe schon jetzt vorzulegen.

Das Hamburger Museum für Völkerkunde be-

sitz ein überaus reiches Material ornamentierter, namentlich figural verzierter Stücke, von denen eine grössere Zahl ihnen heute vorliege zu können ich durch das Entgegenkommen meiner vorgesetzten Behörde in der glücklichen Lage bin, was ich auch gewissermassen als eine Pflicht auffasse, umso mehr, als die Matty-Frage eine so sehr hrenende geworden ist und für die Ethnographie der Südsee momentan im Vordergrund des Interesses steht. Es schien mir namentlich von Wichtigkeit zu sein zu untersuchen, ob die Ornamentik im Stande sei, die Frage des Ursprunges der Matty-Cultur zu lösen oder doch wenigstens in Etwas zu erhellen und zur Lösung beizutragen.

Ich glaube nun in der That, sehr innige Beziehungen der Matty-Ornamentik zu derjenigen Mikronesiens, namentlich der Carolinen nachweisen zu können. So will ich mich dem meinem eigentlichen Thema zuwenden.

Die Ornamente sind sämtlich den aus ebenem, elastischem Holz von belgeller bis dunkelbrauner Farbe angefertigten Stücken leicht aufgebracht, wahrscheinlich mittels ätzender Pflanzensäfte. Bei den Keulen und Speeren lässt sich eine zonenweise Anordnung der Ornamente constatieren.

Die Brandtattoo kommt auch sonst in diesen Gebieten vor, aber nicht in der Weise wie auf Matty. Wo Brandtmalerei vorkommt, wie z. B. auf den Anachoreten, Admiralitäts-Inseln, Neu-Britannien etc., lässt sich die Ornamentik wieder garnicht zum Vergleiche heranziehen; auch handelt es sich dort um wirklich, meist vertieft eingetragene Ornamente auf ausserdem anderem Materiale (Bambus und Kürbisfrüchte).

Was die auf Matty zur Darstellung gelangenden Vorwürfe betrifft, so überwiegen, wie auch anderswo bei weitem die der Tierwelt entnommenen Motive, und zwar sind es natürlich die am meisten in die Augen fallenden und für die Eingeborenen wichtigsten.

Ganz besonders interessant sind vorweg die Darstellungen der menschlichen Gestalt. Leider sind sie in keiner Weise für die Anthropologie zu verwerten, da sie nur die rohen Umrisse geben und als Silhouetten keinerlei Detail erkennen lassen. Der Kopf ist einfach scheibenförmig, das Haar nicht dargestellt, auf die Zahl der Finger ist keine besondere Rücksicht genommen etc. Am meisten erinnern sie an die grossen, rohen Holzgötzen von Nukor (Carolinen). Dennoch wagt sie die primitive Kunst der Eingeborenen an Geneseeen. So finden wir zweifelslos Tänze dargestellt. Auf äusserste überraschen muss uns aber die Darstellung eines europäischen Segelschiffes, auf dem sich die Cabinen, das Steuerrad, die Strickleitern

am Mast, das Steuer etc. erkennen lassen, dem ausserdem einige Sobbifo der Eingeborenen entgegengefahren mit, wie es scheint, Kokosnüsse zum Verkauf anbietenden Eingeborenen. Die Boote, von denen das Hamburger Museum 2 Originale besitzt, sind schlank, aus einem riesigen Stamme ausgehöhlt, weiss angestrichene Fahrzeuge, die durch die eigentümlichen, eingefalteten Aufsätze am Stern und Bug sofort auffallen und in ihrer Form schlanken Schwertböden oder Haihäuschen gleichen, deren Schwanzflossen wohl zweifellos das Modell zu den Aufsätzen gegeben haben. Vorn und hinten laufen die Schiffe schlack und spitz aus und erinnern bierdurch an die langen Sporne der classischen Kriegsschiffe.

Von Säugetieren habe ich nur eine Darstellung gefunden. Es handelt sich wahrscheinlich um irgend einen kleinen Beutler (Cuscus oder dgl.), den ein Eingeborener beim Schwanz in der Hand hält.

Als Vögel dente ich die kreuzförmigen Figuren, die in grosser Anzahl manche Objekte bedecken. Wenn aus der Storchfigur das Hakerkreuz hervorgegangen ist, aus der Lahnfigur die Triaskele, wie v. d. Steinen nachzuweisen versucht hat, wenn an anderen Stellen der Südsee die Menschenfigur zur K-gestalt zusammenschrumpt, so erscheint es mir nicht unmöglich, dass die Kreuze wirklich Vögel darstellen sollten, zumal ich glaube, an den einzelnen Kreuzfiguren die Uebergänge von der noch ziemlich naturalistischen bis zur völlig stilisierten Figur verfolgen zu können. Auch wir zeichnen ja eine weit entfernte Vogelschaar als ein Conglomerat V-förmiger Figuren.

Die Reptilien sind vertreten durch die Darstellung der Eidechse und der Schildkröte. Die Schildkröte lässt sich an dem spitz auslaufenden Rückenpanzer unschwer als Karettschildkröte erkennen (Chelone oder Thalassochelys). Als Material zu den Werkzeugen und gewiss auch als Speise besitzt sie natürlich eine hohe Bedeutung für die Eingeborenen.

Den breitesten Raum in der Ornamentik nehmen zweifelsohne die Fische ein, wie das bei Inselbewohnern ja sehr nabeliegend und begreiflich ist, und gerade diese Darstellungen bieten zugleich das grösste Interesse. Gerade an der Hand dieser Fischdarstellungen glaube ich berechtigt zu sein, die Ornamentik der Matty-Insulaner an die der Carolinen anschliessen zu dürfen.

Unter den Fischdarstellungen sehen wir zunächst vollkommen naturalistische. Häufig ist die Darstellung des Hornbeutes (Belone sp.), der in vielen Arten im Indischen und Pacificischen Ocean vorkommt, kenntlich an der grossen Rücken- und

Afterflosse am äussersten Körperende, sowie an dem in einen langen Schnabel ausgezogenen Zwischenkieferknochen. Gut charakterisiert ist auch der Schwertfische (Xiphias oder Histiophorus), der meist dargestellt ist, wie er kleinere Arigengossen mit seiner in einen schwertförmigen Fortsatz ausgezogenen oberen Kinnlade durchbohrt. Misstrauische könnten fast glauben, dass die Tafel „Schwertfisch“ in Brehms Tierleben als Vorlage gedient habe. Sehr interessant war für mich die Entdeckung einer Schwertfischdarstellung auf einem Dachbalken von Ruk. Andere Fische sind zu wenig charakteristisch, als dass man sie mit Sicherheit als eine bestimmte Art ansprechen könnte. Doch weit interessanter als die naturnatürlichen Fische sind die geometrisch stilisierten. Bekanntlich hat von den Steinen nachgewiesen, dass bei gewissen Stämmen Central-Brasiliens für uns rein geometrische Figuren wie Raute und Dreieck dort noch concrete Bedeutung haben, und zwar heudet die Raute in verschiedener Ausführung ganz bestimmte Fischarten. Bei den Matty-Insulnern können wir uns die einzelnen Stadien der fortschreitenden Stillirung genau verfolgen, häufig auf demselben Objekte. Es begegnen uns neben der vollen Silhouette des Fisches mit sämtlichen Flossen solche, die im Innern nur das Skelett (wie das bekannte Fischgrätenmuster der Prachistoriker) zeigen, gewissermassen also Röntgenabbildungen. Schliesslich verschwinden die Flossen, und es bleibt schliesslich nur die einem Blatte mit Rippen gleichende Rhombenfigur übrig, die man ohne die Uebergangsstadien sicher falsch deuten würde. Diese letztere Figur finden wir nun in mannigfacher ornamentaler Weiterbildung angewandt und zwar in derselben Weise, wie auf den Dachbalken von Ruk (Carolinern), deren mehrere das Hamburger Museum bewahrt. Eine weitere Parallele bilden die Panzer aus Kokosfaser von den Kingsmill-Inseln, auf denen sich auch die Verkümmerng der Fischgestalt zum Rhombus nachweisen lässt. Im Einzelnen bietet dieses Kapitel noch viel des Interessanten. (So besitzt das Hamburger Museum eine Kalkkalebasse von Matty, deren Darstellungen eine geradezu verblüffende Parallele zu einem Federkürbis der Bakalri¹⁾ bieten, wie an einer Tafel vom Vortragenden gezeigt wurde.) Angehaken finden sich vielfach und zwar nur auf den mit Fischen decorierten Stücken. Auch solche mit gefangenen Fischen kommen vor.

Unter den wenigen dem Pflanzenreich entnommenen Motiven begegnet uns zunächst mehrfach

¹⁾ K. von den Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens p. 271.

die Kokospalme, die wichtigste Pflanze für die Einwohner. An den Fruchtständen ist sie sogleich zu erkennen. Es finden sich ferner gurifandartige Verzierungen an Kenen, darunter gut erkennbar die Rotangpalme mit ihren Kletterstacheln. Auf einer Eisschüssel findet sich die wohlgetroffene Zeichnung eines geflochtenen, trapezförmigen Korbes, wie sie die Insulaner an einem Holzbaken über der Schulter tragen. Hiermit ist die Reihe der Ornamente keineswegs erschöpft. Es finden sich auch rein geometrische Ornamente (wenigstens für uns), so Kreise, Punkte, Spalten, Sterne, auch tintenlecksähnliche Figuren. Als Resultate der Untersuchungen möchte ich aussprechen, dass die Inseln Matty, Dnrour und die Ninigo (l'Echi-quir)-Gruppe auf Grund des jetzt vorliegenden Materials zu einem engeren ethnographischen Gebiet zusammengehören, das anthropologisch, ethnographisch und in der Ornamentik die meisten Uebereinstimmungen mit Mikronesien zeigt, das höchstwahrscheinlich auch von dort aus, also von Norden und Nordosten her besiedelt worden ist. Einer derartigen Besiedelung sind auch die Meeresströmungen günstig, wie A. B. Meyer hervorgehoben hat. Je weiter wir nach Matty vorschreiten, desto mehr Eigenartiges hegegnen uns. Auf der anderen Seite hegegnen uns malayische Einflüsse, die nun in Matty am ausgeprägtesten sind. So dürfte sich am ungezwungensten das eigenartige Bild, das Matty uns bietet, erklären.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass die Matty-Frage womöglich eine noch hrennendere geworden ist, und wünsche von ganzem Herzen, dass, ehe es zu spät ist, ein Mann wie v. d. Steinen diesen Gebieten erstehen möge, der mit gleicher Liebe und mit gleichem Geschick die Ornamentik an Ort und Stelle studirt. Man kann als sicher voraussagen, dass dieses Feld noch manche dankbare Aufgabe und Ueberraschung bieten wird.

Vor allen Dingen müsste auch die Sprache zu diesem Behufe genau studirt werden, von der bisher leider gar nichts bekannt ist. Die Namen der Geräte werden voraussichtlich auch zur Ermittlung ihres Ursprungs beitragen. Vielleicht werden dann auch für die Ornamentik ähnliche Ergebnisse zu Tage treten, wie bei den auf derselben Culturstufe stehenden Bewohnern Central-Brasiliens.

Herr Dr. K. Hagen-Hamburg.

Neolithische Funde von Heckkathen bei Bergedorf.

Zwar hatte ich im Programm einen Vortrag über den Urnenfriedhof von Fuhsbüttel angekündigt, doch merkte ich bald, dass es besser sei, an der Hand der vielen Fundstücke, deren Verpack-

ung und Transport mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre, eine Beschreibung dieses wichtigen Fundortes zu geben.

Als Ersatz möchte ich Ihnen die Ergebnisse einer von mir in den Jahren 1895 und 96 durchgeführten Ausgrabung vorführen, die in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Die hier angestellten Fundstücke stammen aus der unmittelbaren Nähe Bergedorfs, haben also gewissermaßen auch für Lübeck Interesse, da Bergedorf von 1420—1867 von Hamburg und Lübeck gemeinsam verwaltet wurde.¹⁾

Bergedorf liegt am Abfalle der Geest, die hier bis zu 50 m über der Marsch sich erhebt. Die Ausgrabungen entstammen einem am Ende der Geest bei Heckkathen gelegenen, unter Dünensand begrabenen Urnenfriedhof mit zahlreichen Gefässen der neolithischen Zeit. Die Gefässe zeigen die bekannte Becherform, haben weder Henkel noch irgendwelche Ansätze und sind hewz. mit Schnurfurchen, Schnurornamenten in Fischgrätenmuster, eingeschnittenem Sparrnmuster, Zickzacklinien, aus eingestochenen quadratischen Grübchen bestehend, verziert. Das Hauptinteresse liegt aber darin, dass sie alle gebrannte Gebeine enthalten, auf denen sich schwache, aber deutliche Spuren von Bronze nachweisen lassen. In einem Gefäss lag ferner ein Hammer aus Diorit, in Diminutivform (8:3; 2,2 cm). Frei im Boden fand sich ferner zwischen den verzierten Gefässen ein aufgerolltes, dünnes, 2 cm breites Bronzeband, das mit 3 aus eingeschlagenen Punkten hergestellten Linien verziert ist. Wir glauben hiernach zu der Annahme berechtigt zu sein, dass sich die neolithische Keramik, wenigstens in diesem Falle, in unserer Gegend noch bis in den Anfang der Bronzezeit erhalten hat.

Herr Dr. Mahn:

Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen.

Wenn ich über die Frage: „Wie setzt sich der Bestand der Kulturpflanzen zusammen?“ spreche, so muss ich von Anfang an davon absehen, Ihnen mehr zu bieten als eine Reihe möglichst interessanter Probleme und Andeutungen, da ja das Thema eines der umfassendsten und weitreichendsten der gesamten Wissenschaft ist. Naturgemäss aber muss mir gerade in diesem Kreise der Sachverständigen in Urgeschichte und Ethnologie daran liegen

¹⁾ 1420 verbunden sich Hamburg und Lübeck, um den Hanzbügen ein Ende zu machen, die unter Begünstigung der Herzöge von Sachsen von den festen Schlössern Bergedorf und Riepenburg aus unternommen wurden. Die Herzöge von Sachsen mussten im selben Jahre Bergedorf an die siegreichen Hansestädte abtreten.

den Menschen, seine Beweggründe und sein Verfahren bei der Zucht der Kulturpflanzen in den Vordergrund zu ziehen.

Als ich vor einigen Jahren, wie vielleicht einer oder der andere weiss, mehr in jugendlicher Unverzagttheit wie in reifer Ueberlegung daran ging, die geographische Verbreitung der Hausthiere zu behandeln, sah ich bald oder glaubte doch zu sehen, dass das Problem denn doch etwas tiefer angefasst werden müsse, als bis dahin geschehen war. Meine Untersuchungen schlossen denn auch mit dem Resultat ab, dass ich das Axiom von der notwendigen Folge der drei Stände „Jäger, Hirten, Ackerbauer,“ wie hervorragende Autoritäten zugehen, endgültig heseitigte. Schon damals hatte ich auch in weitgehende Untersuchungen über einzelne Kulturpflanzen, vor allem die Getreidearten, eintreten müssen; so glaubte ich schon 1894 dem Hirse eine besondere, ehemals sehr wichtige Rolle abseits der anderen Getreidearten zusprechen zu müssen.

Hausthiere hatte ich nur etwa 36 aufzählen können, Pflanzen werden, das wissen wir alle, dagegen sehr viele, sieher viele hunderte gezogen. So ist es ohne weiteres klar, dass Pflanzen sich viel leichter für den Menschen züchten lassen, denn eigentlich sollte man ja jede Pflanze als Kulturpflanze bezeichnen, die irgendwo kultivirt wird. Aber Sie sehen sofort, dass dann das Gebiet für eine übersichtliche Auffassung und Betrachtung viel zu gross wird. Vielleicht alle unsere einheimischen Phanerogamen werden, soweit nicht besonders Schwierigkeiten vorliegen, zu irgend einer Zeit einmal in einem botanischen Garten gezogen worden sein; auch namentlich schon in älterer Zeit, als man eigentlich von jeder Pflanze arzneilichen Nutzen erhoffte. Alle diese Pflanzen sowie die allermeisten Arzneipflanzen, die nicht irgendwelche wirthschaftliche Bedeutung haben, muss ich naturgemäss fortlassen. Ebenso müssen die allermeisten Pflanzen fortbleiben, welche die Gärtner in ihren Warmhäusern und Gärten ziehen. Sind doch nach einer Notiz Professor Cohn's in Breslau 20,000 Species der Orchideen in Kultur (oder doch wohl in irgend einer Zeit in europäischen Warmhäusern in Kultur gewesen). Ich glaube aber nicht, dass es sich rechtfertigen lässt, wie das De Candolle gethan hat, alle Zierpflanzen, selbst Rose, Lilie u. s. w. fortzulassen. Ich glaube, diese Pflanzen sind so wichtig und so interessant, dass es gerechtfertigt ist, sie in eine allgemeine Behandlung der Kulturpflanzen aufzunehmen.

Auch wenn man etwa nach solchen Grundsätzen verfährt, ist die Zahl der Kulturpflanzen immer noch ungeheuer gross und daher ist es einigermassen schwer, zu einem übersichtlichen

System der Eintheilung zu kommen. Empfiehlt sich auch für die systematische Behandlung die Anlehnung an ein botanisches System, so ist das doch für eine allgemein gehaltene Erörterung nicht passend, denn wenn uns z. B. die Leguminosen ausser Futterpflanzen von höchstem Werth wesentlich ihre Schoten und Samen liefern, so erzeugen andere Gruppen in ihren verschiedenen Repräsentanten sehr verschiedene Dinge. So liefern die nächsten Verwandten des Lorbeer zwar hauptsächlich Gewürze wie eben der Lorbeer selbst, der echte Zimthaus, die Cassia u. s. w. Ein anderer Verwandter aber liefert in Cochinchina Waech; der hauptsächlichste Lieferant des Kamphers gehört hierher und endlich ist die Abagate, Persen gratissima Gärtin, einer der geschätztesten tropischen Fruchtbäume ein naher Verwandter dieser Pflanzen.

Für unsere Verhältnisse bietet nun die allgemeine Behandlung der Kulturpflanzen kaum eine Schwierigkeit, weil bei uns die Verhältnisse so sehr einfach liegen. Wir haben neben Zier- und Arzneipflanzen, Getreide, Gemüse und Obst. Ja bei uns lässt sich das Obst noch wieder sehr einfach weiter theilen in Baumobst und in Beerenobst, das die Sträucher liefern, zu denen dann unser Wein zu rechnen wäre. Baumobst selbst lässt sich dann für unsere Zwecke vollkommen genögend in Steinobst (Kirschen und Pflaumen) Kernobst (Äpfel und Birnen) und Schaleobst (die Nüsse) gliedern.

Aber anderswo liegen die Verhältnisse völlig anders; schon Pfirsich und Mandel stehen sich sehr nahe und doch gehört die Mandel zum Schaleobst, der Pfirsich zum Kernobst. Ferner giebt es wohl bei uns kein Gemüse, das von Bäumen und Strüchern gewonnen würde, wenn man nicht etwas gewaltsam die unreifen Stachelbeeren hierher rechnen will; in den Tropen aber giebt es derartige Gemüse in Menge. Das gigantischste aller Gemüse ist doch wohl der Palmkohl, das Herz des Baumes, wie er von vielen, darunter auch von den kultivirten Palmen gewonnen wird. Ebenso giebt es der weitverbreitetsten tropischen Gemüse, die Papaya, einem kleinen Baum, an dem die Früchte, die benutzt werden, als kleine Kürbisse hängen, und die Banane theilt sich so sehr zwischen Obst und Gemüse, dass man sie wohl nothgedrungen in beiden Kategorien auführen muss. Für uns bedeutet auch die Aufzählung Getreide, Gemüse, Obst schon eine Art Rangstellung, da die beiden anderen Kategorien, Gemüse und Obst, an das Getreide in der Wichtigkeit für unsere Wirtschaftsverhältnisse auch nicht entfernt heranreichen. Anderswo aber verhält sich das ganz anders. Wenn Sie bei uns von einem Aussichtsputz auf Land

seebau, so sehen Sie grosse, weite Gefilde mit Getreideäckern bedeckt, zwischen denen die andern Kulturen zumeist nur wenig Platz wegnehmen. Wenn jetzt eine Knelde, die Kartoffel, auch bei uns sich manchmal eindringt, so ist das eine Entlebung aus andern Kulturen und eine Aenderung von kaum 100 Jahren Dauer. Anderswo aber, so schon in Italien, sehen Sie in manchen besseren Gegenden ein kleines Feld mit Gemüse und Obstbecken ans andere stossen, und im tropischen Waldgebiete verschwindet, wo nicht das Gebiet so dicht besiedelt ist, dass das Land gartenartigen Charakter annimmt, wie in Südchina, die Wirtschaft des Menschen unter den Obstbäumen, die sich mit dem ununterbrochenen Walde mischen, fast ganz; so nach Hackel's schönen Schilderungen auf Ceylon. Das sind eben auch völlig und ganz verschiedene Wirtschaftsformen. Ich habe sie deshalb getrennt und unsere Form, in der das Getreide auch nach den Aenderungen der letzten 100 Jahre so sehr überwiegt, den Ackerbau, die untergeordnete Form, die jetzt meist tropisch ist, einst aber auch bei uns die älteste Wirtschaft war, den Hackbau genannt. Im benthigen Hackbau aber überwiegen Knollen, die ihres Stärkegehalts halber angebaut werden, ganz gewaltig und selbst im Gartenbau, der höchsten der von mir aufgestellten Wirtschaftsformen, spielen sie und daneben Gemüse und Obst die grösste Rolle; das für uns so wichtige eropische Getreide tritt hier ganz zurück, während Mais und Sorghum oder Durra ihre Rolle behaupten.

Wenn wir nun für die hier gebotene kurze Behandlung eine Eintheilung suchen, so wird es am einfachsten sein, zunächst einmal nebst dem Material zu geben, das wir von den Pflanzen nehmen; hauptsächlich handelt es sich hier ja um die menschliche Nahrung.

1) Zu den wichtigsten Bestandtheilen gehört das Eiweiss, das besonders in Samen verbreitet und zumal in den Samen der Leguminosen einen hohen Prozentsatz einnimmt. Neben bieraus gebt hervor, dass diese Leguminosen, die gerade jetzt in der Volksnahrung leider sehr zurückgetreten sind, diese Verneblässigung durchaus nicht verdienen, dass im Gegentheil gerade sie berufen sein werden, bei der dringend notwendigen Verbesserung derselben eine Hauptrolle zu spielen.

2) Ein ferneres Hauptprodukt unserer Kulturpflanzen ist Stärke. Sie gewinnen wir bis dahin ausschliesslich aus den Getreidegrünern und zwar zumeist in der Form des gebackenen Brotes. Erst seit etwa 100 Jahren hat ein aus einer fremden Kultur entlehntes Gewächs, die Kartoffel, eine Stärke bei uns eingeführt, die aus einer Knolle gewen-

nen wird. Anderswo aber, z. B. in den Tropen, aber auch auf den klimatisch so wenig begünstigten Hochebenen Perus und Boliviens spielt die Stärke der Knollen bei weitem die Hauptrolle. In den Tropen finden wir endlich auch den Sago, ein allbekanntes Beispiel für Stärkelieferanten, die das Mark ihrer Stämme hergeben müssen.

3) Viel verbreitet ist zumal in den Bildungsstätten der Pflanzen der Zucker. Allbekannt ist die eigenthümliche Verbindung, in der er mit den Frucht säuren in unserem Obst auftritt. Unreifes Obst ist sauer, reifes süß. Vielfach wird aber der Zucker aus dem Saft der Pflanzen in Bäumen gewonnen; so der Palmzucker aus vielen Palmen. Bis vor kurzem war das Zuckerrohr der Hauptlieferant allen Zuckers, der ja mehr und mehr zurerät Luxus, dann Bedürfnis fast aller Nationen des Erdhalls geworden war. Jetzt ist ihm unter besonderen handelspolitischen Umständen in der Zuckerrübe ein Konkurrent erwachsen. Manche Wurzelstöcke enthalten in dem aufgespeicherten Zellsafte auch Zucker, so unsere gewöhnliche Möhre oder Mohrrübe und so auch unsere Bete, von der die sogenannte Zuckerrübe eine Varietät ist. Auf den Saft dieser, schon seit Römerzeit als minderwertiges Gemüse und gute Futterpflanze kultivirten Pflanze hat unsere Landwirtschaft seit etwa 50 Jahren eine auf die Dauer nach dem Urtheile der besten Kenner unhaltbare Konkurrenz mit dem Rohrzucker der Tropen eingeleitet.

4) Endlich verwenden wir viele Pflanzen, um Fett daraus zu gewinnen, welches manche Samen reichlich enthalten. So benutzen wir bekanntlich noch heute mitunter die Bucheckern unserer Wälder, ferner den Leinsamen, Mohn, Raps und Rüben. Eine wichtige Oelpflanze ist eine ursprünglich amerikanische Pflanze geworden, die Erdnuss, die jetzt Afrika uns liefert. Auch eine Getreidespecies, der Mais, enthält in den Samen fettes Oel. Daneben kommt, wenn auch seltener, im Fleische der Frucht Oel vor, so bei zwei Hauptlieferanten, bei dem Oelbaum der Mittelmeerländer und bei der Oelpalme West-Afrika's. Viel seltener ist das Oel, welches an sich in der Pflanzenwelt sehr weit verbreitet ist, in anderen Organen so gehäuft, dass der Mensch es benutzen kann, wie in den Knollen des Cypergrasses. —

Ganz ungemein gross und wichtig ist nun aber die Rolle, die diejenigen Pflanzen in der menschlichen Wirtschaft spielen, die wir als Gemüse zu bezeichnen pflegen, und dabei ist es doch nicht leicht zu sagen, womit sie uns eigentlich nähren. Ihr Hauptbestandtheil, die Cellulose, ist es jedenfalls nicht. Ganz wesentlich sind allerdings für unsere Nahrung die Salze, die sie, wenn auch nur in ge-

ringer Menge, enthalten, daneben wirkt überhaupt ein Znschuss von Gemüsen auf die Nahrung förderlich. Es ist daher um so mehr zu bedauern, dass auch sie in der Ernährung unseres Volkes eine viel zu geringe Rolle spielen. — Wir in Europa entnehmen unser Gemüse wesentlich den Kräutern und zwar von Stengeln, Blättern und Wurzelstöcken. Nur Gurken und Kürbisse sind bei uns Vertreter der Gemüsefrüchte. Anderswo brant man aber auch die Blumen, viele Früchte und selbst Blätter von Bäumen und Sträuchern in grossem Masse. Von den stärkeliefernden Knollen und ihrer Verwendung im tropischen Hackbau habe ich schon gesprochen; ich will hier noch einmal betonen, wie merkwürdig sich unser westasiatisch-europäischer Civilisationskreis von den anderen dadurch unterscheidet, dass wir wohl Wurzelstöcke unter unserem Gemüse haben wie Möhren, Beten, Rüben, Sellerie u. s. w., dass aber keine einzige eigentliche Knolle ursprünglich bei uns kultivirt wurde, obgleich auch wir wilde stärkeführende Knollen haben, wie z. B. die von *Lathyrus tuberosus*, die auch schon lange bekannt waren und benutzt wurden, so z. B. im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Sachsen.

Eine besonders eigenthümliche und stellenweise hochwichtige Stellung in der Volksnahrung haben die Zwiebeln der Alliaceen errungen. Sie, die für uns die Hauptvertreter der genießbaren Zwiebeln geworden sind, sind noch heute an manchen Stellen, so in Russland, im Orient, wie sie es in früherer Zeit schon in Aegypten gewesen, geradezu ein Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung.

Vom Gemüse verlangen wir, dass es schmackhaft ist, und wenn es das nicht ist, setzen wir vielfach andere gewürzhafte Kräuter zu. Unsere Würzkräuter wie Petersilie, Dill, Fenchel, dann Thymian, Majoran u. s. w. nehmen ja in unseren Gemüsegärten einen breiten Platz ein. Auffallend ist dabei, dass ein sehr grosser Theil dieser Pflanzen aus dem sommertrocknen und an gewürzhaften Pflanzen so sehr reichen Mittelmeergebiet stammt.

Die Würzkräuter leiten uns allmählich zu den reinen Gewürzen über, die entweder scharf sind wie Senf, Meerrettich und Pfeffer oder bitter wie Lorbeer und andere, oder endlich einfach gewürzig wie Gewürznelken, Muskat, Zimmt, Vanille und andere. Für unsere Kultur beziehend ist es dabei, dass wir alle diese Gewürze dem Pflanzenreich entnehmen, dem Mineralreich gehört nur das Salz an, freilich das wichtigste Gewürz unter allen. Auf thierische Gewürze wie Ambr und Moschus verzichten wir ganz; sie kennen wir nur als Genüsse des Orients, so z. B. ans Tausend und

eine Nocht! Sehen diese eigentlichen Gewürze sind alle, was die alten Aerzte beiss nannten; sie führen uns zu den Reizmitteln über, auf die der Mensch zwar eigentlich nirgends ganz verzichtet, die er aber vielfach nicht eigens kultivirt. Wir hatten von Alters her eigentlich nur den Wein und das Bier, die mit der Zeit den Henigtrank, der vielleicht älter war, verdrängt hatten. Aber mit der Auslehnung unseres Gesichtskreises durch die grossen Entdeckungen lernten wir eine Reihe von Reizmitteln fremder Völker kennen, von denen sich eine Anzahl wie es scheint dauernd eingebürgert haben, wie Kaffee, Kakao, Thee, vor allem aber der Tabak. Sie alle spielen für uns jetzt eine grosse Rolle, da sie als Produkte der Tropen im Austausch durch unseren Weltmarkt die freilich sehr unzulänglichen Gegenwerthe für unsere Produkte, wie Eisen und Manufakturwaren, darstellen. Diese zum Theil durchaus nicht unbedenklichen Reizmittel stellen den Uebergang zu den eigentlichen Giften dar, worauf ich nachher noch zurückzukommen habe. Die technischen wie die Arzneipflanzen, von denen ich ja schon gesprochen habe, möchte ich hier bei der gebotenen Kürze übergehen.

Wenn sich so ungefähr der Bestand der Kulturpflanzen zusammensetzt, so sehen Sie schon, dass die Frage nicht einfach sein wird: Wie kam der Mensch dazu, diese Pflanzen zu züchten? Es ist natürlich, dass er die allermeisten Kulturpflanzen aus den Nutzpflanzen genommen haben wird; dass der Fortschritt darin bestand, die sonst schon mit grösserer oder geringerer Regelmässigkeit benutzten Pflanzen nun direkt zu seinem Nutzen anzubauen. Aber da fällt uns gleich auf, dass auch wir Kaltarmenschen, die doch auf einer so hohen Stufe zu stehen glauben, Nutzpflanzen von bedeutendem Werth haben, die regelmässig benutzt werden, ebne dass sie doch niemals angebaut werden sind. Unsere Beerenzucht ist kein unbedeutender Theil der Gärtnerei und doch zweifle ich sehr, ob Stachelbeeren, Johannisbeeren und die Himbeeren unserer Gärten jemals die Wichtigkeit erreicht, die Heidelbeeren, Preiselbeeren und die Waldhimbeeren für grosse Gebiete Deutschlands besitzen, wenigstens führt Lenné's nach Drechsler's Berechnung an, dass die Beerenutzung im Königreich Hannover (also vor 1866) per Jahr 145,000 Thaler eintrug. Selbst hier beim Obst, wo doch der Genuss der Früchte uns wenigstens selbstverständlich dünkt, liegen schwere Räthsel vor. Das Alterthum hat unser Beerenobst nicht gezogen, wenigstens nicht nach dem, was wir davon wissen, wenn wir nicht den Wein bierbeeren wollen. Und ist es nicht eine sehr seltsame Erscheinung, dass alle unsere

wichtigen auch dem Alterthum bekannten Obstarten, Äpfel und Birnen, Pflaumen und Kirschen einen höchst merkwürdigen Modus der Fortpflanzung zeigen, der beweist, dass hier Verhältnisse bestanden, oder, was auch nicht unmöglich ist, Anschauungen verwalteten, die einer rein natürlichen Angliederung an die Verhältnisse der Natur, d. h. der Zucht durch den Samen, völlig fern standen?

Alle unsere Obstbäume werden nicht, wie es die Mutter Natur macht, aus Samen gezogen, sie werden vielmehr ausnahmslos durch Pfropfen und andere unnatürliche Verfahren fortgepflanzt und dabei oft sogar noch auf einem ursprünglich ganz anders gearteten Stamm, die sogenannte Unterlage, veredelt, wie wir sagen. Die gewöhnlichen Gärtner, die ohne tieferes Eindringen nur nach der „Erfahrung“ geben, glauben auch zu wissen, das ginge gar nicht anders. Aber trotzdem steht fest, dass eine grosse Anzahl zum Theil der besten Sorten unseres Obstes aus Sämlingen gezogen sind. Herr Prof. Schweinfurtb hatte auch die Güte, mir mitzutheilen, dass in Aegypten im Gegensatz zu Italien die Orangen vielfach aus Samen gezogen werden, ohne dass die Frucht dadurch gelitten hätte. Ebenso sind in Südbrasilien und in Paraguay ganze Haine wilder Orangen aus Samen aufgewachsen, die durchaus nicht an der Güte verlieren haben. Aber wie gesagt, bei uns hält man dies für ausgeschlossen. Bei uns und in unserm ganzen Kulturkreis werden die besseren Obstsorten gepfropft und nur so glaubt man die Güte der Rasse zu erhalten, sonst fürchtet man Rückschläge. Vielfach sind ja auch unsere Wildlinge, Heilzäpfel und Holzbirnen, so bitter und geschmacklos, dass man sich kaum erklären kann, wie aus ihnen durch die Zucht die veredelten Früchte hervorgehen konnten. Noch etwas eigenthümlicher und schwieriger zu erklären, stellt sich die Kultur der Olive. Sehr weit verbreitet im ganzen Bereich der zäbmen Olive ist die strachige, dergige, wilde Varietät, der sog. Oleaster. Nach Prof. Schweinfurtb's gütiger Mittheilung trägt diese wilde Form äusserst selten einmal Früchte. Also hätte man hier einen Obstbaum gezogen, der zunächst überhaupt kaum Aussicht auf eine Frucht gewährte.

Stehen wir hier so vor einem Rätsel, über dessen Kluft sich schwerlich je eine siebere Brücke schwingt, so führt uns eine andere siebebar ganz siebere und aussichtsreiche Bahn, wenigstens nach meinen bisherigen Erfahrungen, kaum eine Spanne weiter. Alle Völker der Erde glauben an die Möglichkeit der Fortdauer der Existenz des Menschen nach dem Tode. Die Pflege des Gedächtnisses des Todten, die Ceremonien, die vorgenommen werden müssen, um die Lebende vor einer Erzürnung des-

selben zu schützen, bilden einen der wichtigsten Theile des Völkergedankens. Fast überall versorgt man den Todten auf einige Zeit mit Speisen. Diese Speisen sind natürlich oft dieselben, die den Stamm sonst nähren, und unter ihnen befinden sich natürlich oft auch Knollen und Samen solcher Pflanzen, die kultivirt werden. Beide besitzen nun doch die Kraft, anszuschlagen oder zu keimen, wenn sie nicht etwa gerade geknackt sind, und da solche Knollen und Samen auch von unkultivirten Pflanzen gesammelt werden, glaubte ich hier einen Weg gefunden zu haben, der die Urmenscheit leicht und ohne Umschweife zur Kultur der Nutzpflanzen geführt hätte. Ich mus gestehen, der Gedanke schien so einfach und plausibel, dass ich mich lange mit ihm getragen habe und mit Eifer nach dieser Richtung hin suchte, nichts destoweniger ohne jeden Erfolg! Die einzige Spur, die ich gefunden habe, ist die, dass an die Mysterien des Ackerbaues, von denen ja die bekanntesten die eleniasischen waren, die Sicherheit einer Fortdauer der Seele angeknüpft zu sein scheint und dass auch wir am Grabe eines geliebten Kindes von dem Samenkerne zu sprechen pflegen, welches hier vernekt wird, um drüben aufzugehen.

Nicht leichter wird die Aufgabe den Anfängen der Kultur der Pflanzen nachzugehen noch durch einen ferneren Umstand. Sehen wir uns unter den Kulturpflanzen weiter um, so sehen wir bald, dass wenn nicht, wie bei vielen der wichtigsten derselben, z. B. bei dem Getreide, die Stammpflanzen ganz unbekannt sind, Pflanzen in Verdacht, möchte ich sagen, stehen, deren Geniessbarkeit uns nicht über allen Zweifel erhaben ist. Sind die Stammpflanzen unserer Obstarten, wie Hainzappel und Halbirne, kaum geniessbar, so ist z. B. der Mohn eine wichtige Kulturpflanze von sehr hohem Alter, und doch dabei eine ausgesprochene Giftpflanze; neben dem Lattich (unserem Salat) steht als muthmasslicher Stamm *Lactuca scariola* L., den der treffliche alte *Leunis* als Giftpflanze mit 3 Kreuzen (†) versieht. Die Stammpflanze unserer Kartoffel ist wässerig und daneben bitter, und gelegentlich hat selbst unsere Kartoffel, so einmal in Greifswald, durch einen enormen Solaninengehalt bewiesen, dass sie nicht nursonst zu derselben Familie gehört, aus der so viele Giftpflanzen stammen. Dies selbe Grundthema finden wir naderwo in andern Variationen wieder, nirgends so ausgesprochen wie im Waldgebiete Süd-Amerika's. Hier war bei der Entdeckung der Maniok, eine ausgesprochene Giftpflanze, die Hauptnahrungspflanze, deren Gift die Indianer sehr wohl kannten, aber durch einen eigentümlichen umständlichen Prozess zu entfernen wussten.

Sehen wir uns von diesem Gesichtspunkt aus unter den Stämmen um, die vielfach von pflanzlicher Nahrung leben, ohne doch Kulturpflanzen zu haben, so hieten uns die Einwohner Australiens besonders bemerkenswerthe Erscheinungen. Einmal sehen wir hier einen Schritt zur Gewinnung von Kulturpflanzen auf einer ganz ungemein niedrigen Kulturstufe, so etwa, wie ich sie bei der ersten Entstehung meines Haekhaues vorausgesetzt habe. Die Eingeborenen Westaustraliens benutzten in erheblichem Umfange die Wurzel einer *Dioscorea*, also einer Geschlechtsverwandten der zu so hoher Bedeutung gekommenen Yamswurzel. Sie gruben die Pflanzen aus den Sumpflöchern aus, benutzten den Wurzelstock und setzten die abgesechnittenen Köpfe in die Löcher wieder ein. Hier ist die Vurstufe der Kultur einer Nutzpflanze direct beobachtet, was sonst dergleichen noch gar nicht vorhanden ist. Bei den Australiern finden wir daneben, was wir stellenweise auch sonst beobachten können, eine für den Beobachter äusserst schwer zu verstehende, ich möchte fast sagen raffinirte Behandlung ihrer Nutzpflanzen. So werden die Zamiafrüchte, um sie überhaupt geniessbar zu machen, erst gefalut, dann geräuchert, dann getossen, dann gehackten und was dergleichen mehr ist. Ferner finden wir hier bei diesen anscheinend so rohen Völkern eine so heuchnetische Art sich berauschende Getränke zu verschaffen, wie sonst kaum irgendwo. Sie benutzen nicht nur wie viele andere Völker bis zu uns hinauf den Honig der Biene, sondern stellen sich direct aus hinreichenden Blüten ein zuerst süßes, später vergäherndes Getränk her. Endlich finden wir hier auch noch ein Beispiel dafür, wie ein viel niedriger stehendes Volk von einem höherstehenden neue Kulturanregungen annimmt. Die Australier gingen an einer Stelle nach unserm Beispiel zur Pflanzenkultur über; sie nahmen nun aber nicht etwa unsern Ackerbau, nicht etwa unsern Haushiere, nicht etwa unsere Gemüse und unsere Anbaumethoden an. Nein, sie zogen ein Kraut, welches bei uns als Blattgemüse kaum noch benutzt wird, den Partalak, der wie in vielen andern neubesiedelten Gegenden, so auch in Australien, als Uakraut erschien, um seines Samens willen, den wir nicht benutzen, und sie zogen ihn in einer von allem, was sie bei uns direct sahen, weit abweichenden Art auf kleinen Dämmchen.

Wenn wir uns nun überhaupt fragen, wie steht es mit der botanischen Kenntniss unserer Vorfahren in der Kultur, so steht es oft mit unserm Wissen darüber recht schlimm. Unsere literarischen Quellen fliessen trübe und spärlich und andere bessere Dokumente fehlen fast ganz. Unsere

Erdbeere ist doch gewiss eine auffallende Erscheinung, deren Bekanntschaft sich lohnt. Sie findet sich auf den italienischen und griechischen Gebirgen, aber nur eine ganz gelegentliche Hinweisung z. B. Ovids beweist, dass sie das Alterthum unter fast denselben Namen kannte, wie die spätere Zeit. Die duftende wohlschmeckende Frucht wird kaum einmal erwähnt. Es erscheint uns doch fast nadenkbar, dass die Hirtenknaben, die ihre Schafe und Ziegen auf diesen kahlen Gebirgen weideten, an dieser auffallenden Erscheinung achtlos vorübergegangen sein sollen! Anders steht es vielleicht mit Johannis- und Stachelbeeren. Aber wo sollen wir Gewissheit suchen? Scheinbar tauchen diese erst nach dem Mittelalter auf und doch wachsen in vielen Wäldern unserer nördlichen Tiefebene weit nach Norden Stachelbeeren wild, während an sumpfigen Stellen auch die schwarze Johannisbeere vorhanden ist und sich durch nichts als Nennführung verräth. Trotzdem erscheint es mir unzweifelhaft nicht räthlich, weil jetzt die echte Kastanie am Mittelmeer vorhanden ist und stellenweise selbst grosse Wälder bildet, anzunehmen, diese Pflanze hätte die Früchte geliefert, die das Alterthum als essbare Eicheln und als älteste Nahrung der Mittelmeerbewohner bezeichnete. Die erste Schale aus einer Terramare dagegen würde mich allerdings überzeugen.

Immerhin kennen auch heutzutage manche Leute unseres Volks, die durch ihren Beruf als selbstgelehrte Thierärzte und Kräuterkenner damit zu thun haben, viele Pflanzen mit ihren wirklichen oder mit eingebildeten Eigenschaften. Anderswo ist dies noch mehr ausgebildet. Unsere heutigen Griechen verzehren, da sie fast keinerlei Gartenkultur haben, eine grosse Menge ihrer wildwachsenden Pflanzen. Eine lange Liste davon gibt Heldreich in seinem „Nutzpflanzen Griechenlands“.

Aber als Gemüse brauchen diese Leute auch, wie die Rumänen, die jungen Sprossen des Schierlings und wie die Rumänen essen auch die Iränder die jungen Blätter des Mohns als Gemüse. Es wäre dabei durchaus falsch anzunehmen, diese Leute könnten diese Pflanzen nicht als Gifte. Ganz im Gegentheil! Es wirft auf die Art der botanischen Kenntnisse unserer Altvordern ein sehr eigenenthümliches Licht, dass, soviel ich weiss, auch keine einzige richtige Giftpflanze bei dem ungeheueren Aufschwunge der Wissenschaften bei uns hienzu gefunden wurde, die nicht schon seit lange bekannt gewesen wäre. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dass, so wenig dies zu den vielfach noch herrschenden Vorstellungen von der unverfälschten Sittenreinheit und Biederkeit der alten Zeit passt, doch anzunehmen ist, unsere Vor-

fahren hätten diese eingehenden Kenntnisse keineswegs nur den wissenschaftlichen Interessen wegen gehabt. Es gibt auch heute noch Beispiele genug, z. B. in Ungarn, wo in Verhältnissen, die uns zurückgeblieben erscheinen, von der Kenntniss der vorhandenen Gifte ein recht weitgehender Gebrauch gemacht wird.

Wenn ich nun auch noch das Wann der Zucht der Kulturpflanzen erläutern darf, so ist dabei eins zu beachten. Das neue Material, welches aus Aegypten zu liefern beginnt, bestätigt in sehr schöner Weise meine Anschauung von einem ungeheuer weit zurückreichenden Alter der Pflanzenkultur innerhalb unserer Civilisation.

Nun reagieren die Kulturpflanzen, die ja vielfach auch unter Bedingungen gezogen wurden, die von denen der freien Natur abweichen, ebenso wie die Hausthiere in mannigfaltiger Art auf diese neuen Bedingungen. Ich will auf dies schöne und vielversprechende Gebiet hier sonst noch nicht eingehen, aber ich will eine Erscheinung heranziehen, die aus eine Vorstellung von der Zeitdauer der Zucht bei uns und anderswo geben kann. Unsere Kulturpflanzen werden, wie ich oben erwähnt habe, zum grossen Theile, so unser Obst, durch Stecklinge u. s. w., also auf ungeschlechtlichem Wege fortgepflanzt. Sie reagieren darauf zum Theil dadurch, dass sie wie z. B. viele Sorten unserer Kartoffel nicht mehr blühen oder wie unser Wein, unsere Birnen u. s. w. nur selten fruchtbare oder gar keine Samen tragen. Nun, diese Erscheinung ist auch anderswo weit verbreitet. Das Zuckerrohr blüht fast niemals, die Banane trägt eigentlich nie Kerne, es gibt kernlose Datteln und so verhalten sich noch viele andere Pflanzen. Zu ihnen gehört aber auch eine Palme, die 60—70 Fuss hoch um die Hütten der Wilden am Amazonas gezogen wird. Diese anscheinend rohen und zurückgebliebenen Wilden haben ihre Guineilima speciosa Gaertn. auf eine Kulturhöhe gebracht, auf die wir noch nicht einmal unsere Kirsche zu heben vermöchten!

Das Wo? der Regionen betreffend, in denen die wichtigsten Kulturpflanzen gewonnen wurden, so kann ich mich natürlich nur auf die kürzesten Andeutungen beschränken.

Von den einzelnen Regionen hat Nordamerika nur wenig geliefert; wenn nicht der Mais dem Grenzgebiet zwischen Nord- und Südamerika entstammt, fallen ihm nur die Sonnenblumen Helianthus tuberosus und annuus zu, zumal Mexico, in dem der Kakao zu Hause ist, nicht zu Nord-, sondern zu Südamerika gerechnet werden muss.

Südamerika hat bei weitem die wichtigsten Pflanzen der neuen Welt geliefert. Ich nenne davon hier Mais, Maniok, Tomaten, Kartoffeln, die

Bohnen aus dem Geschlechte Phaseolus, den Kakao, Tabak, die Arachiden und die Batate von Convolvulus batatas.

Afrika entstammt unbestritten von wichtigeren Kulturpflanzen der Kaffee, der freilich in Arabien zuerst kultivirt wurde, und die wichtige Darra nebst einigen aederen Getreidearten.

Indien lieferte uns viel Gewürz, den Pfeffer z. B. und den Zimmt, und viel tropisches Obst, vielleicht auch die Banane, die Dioscorea (des Yam) und die Cocoseuss.

Indonesien theilt einen grossen Theil der Kulturpflanzen Indiens, während es manche Gewürze, so die Gewürznelke und die Muskatnuss, für sich allein hat.

Polynesien theilt zum Theil die Pflanzen des eng verbundenen Kulturkreises, der vom tropischen Afrika über die Inselwelt Indiens bis zur fernen Osterinsel und bis Neu-Seeland reicht, aber der Reichthum nimmt von West nach Ost ab, so dass Neu-Seeland nur wenig Kulturpflanzen behält.

Australien ist die einzige Region der Welt, in der niemals vor den Entdeckungen irgend eine Pflanze wirklich kultivirt wurde.

Süchinas, das mit Indochina eng verbunden ist, theilt einen grossen Theil der indischen Pflanzen, bekommt aber seinen eigeeen Zug durch die Kultur des Reises und durch den Thee.

Westasien und Europa charakterisiren sich im Gegensatz zur übrigen Welt durch den Getreidebau als Hauptfaktor des wirtschaftlichen Lebens. Ich brauche hier nicht aufzuzählen, was wir an Kulturpflanzen haben, ich möchte nur auf eines hinweisen, was uns fehlt.

Indien und Aegypten haben wenigstens eine kultivirte Wasserpflanze, den Lotos; auch unsere Seerosen haben geniessbare Wurzeln, sie wurden wenigstens in Finnland genessen, trotzdem haben wir sie kaum je benutzt. Süchinas mit seinem riesigen Kanalnetz und den zahlreichen Stauseen und Sammelbecken, die freilich hauptsächlich der Reiskultur dienen, hat aber ausser den verschiedenen Lotosarten noch eine kultivirte Wasserrose, eine nahe Verwandte der unserigen, die bei uns wohl benutzt, aber nie kultivirt ist, und ebenso noch eine Sagittaria, eine nahe Verwandte unseres Pfeilkrauts, dessen Knollen gleichfalls niemals benutzt worden sind, in Kultur genommen. Wir haben eben die Bewässerung und was damit zusammenhängt nur ganz mangelhaft ausgebildet und so ein sehr wichtiges Gebiet noch gar nicht in Angriff genommen.

Geschäftliches.

1. Rechnungsabschluss und Entlastung des Schatzmeisters.

Herr Professor Wagner-Berlin beantragt im Namen der Rechnungsabschluss Entlastung des Schatzmeisters mit folgenden Worten:

Der Herr Schatzmeister hat uns unsere Revisionsarbeit ausserordentlich leicht gemacht; mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit hat er uns über die einzelnen Positionen der Einnahmen und Ausgaben die genügenden Auskünfte gegeben, er hat uns ferner an den Ausgaben in musterhafter Ordnung die Belege vorgelegt, alle sachlich und arithmetisch in Ordnung. Das Kapitalvermögen und die Baarcassa hat er in seiner persönlichen Obhut, und die 12093,54 Mk., welche für statistische Erhebungen der prähistorischen Karte rekrutirt sind, liegen beim Bankhause Merz, Fink & Cie. in München als Depot, er hat uns darüber die Depothriefe vorgelegt. Es ist also in Bezug auf diese Rechnung gar nichts zu erinnern, es geht alles in bester Ordnung. Ich möchte deshalb die Entlastung beantragen.

Die Entlastung wurde ertheilt und sodann der vom Herrn Schatzmeister vorgelegte Etat pro 1898 bewilligt (s. oben S. 93).

2. Wahl des Ortes und der Zeit für die XXIX. allgemeine Versammlung.

Vorsitzender Frhr. v. Andrian-Werburg:

Wir schreiten nun zur Bestimmung von Ort und Zeit der XXIX. Versammlung. Ich bitte den Herrn Generalsekretär, das Wort zu nehmen.

Generalsekretär J. Ranke:

Im vorigen Jahre war Professor Dr. Wilhelm Blasius aus Braunschweig in Speyer und hat uns eine sehr warme, von einer grossen Anzahl von Gönnern unserer Sache unterstützte Einladung für das Jahr 1898 nach Braunschweig übermittelt. Ich möchte der Gesellschaft im Hinblick auf jene freundliche Einladung als Ort des nächstjährigen Congresses Braunschweig vorschlagen.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch noch die erfreuliche Mittheilung zu machen, dass mir in der letzten Zeit auch eine sehr warme Einladung von Lindau zugegangen ist, und zwar vom Magistrat der Stadt. Es geht daraus hervor, dass wir dort sehr willkommen sein werden. Diese Einladung ist nicht auf ein bestimmtes Jahr beschränkt, sondern wir sind eingeladen, dort in einem der nächsten Jahre zu tagen. Ich denke, dass dafür das Jahr 1899 in Aussicht zu nehmen wäre. Ich möchte hier meiner Freude über die Einladung nach Lindau Ausdruck geben, welcher die Gesellschaft gewiss sehr gerne Folge leisten wird. (Bravo.)

Gegenstand der heutigen Abstimmung ist nur der Ort der nächstjährigen Versammlung (1898) und ich beantrage, Braunschweig zu wählen und Herrn Professor Dr. Wilhelm Blasius zu bitten, die Lokalgeschäftsführung übernehmen zu wollen. (Freudige Zustimmung der Versammlung.)

Vorsitzender Frhr. v. Andrian-Werburg:

Der Antrag ist angenommen. Für das nächste Jahr sind Braunschweig als Ort der Versammlung und Herr Prof. Dr. Wilh. Blasius als Lokalgeschäftsführer gewählt. (Andauernd Beifall.)

Generalsekretär J. Ranke:

Ich werde Herrn Prof. Dr. Blasius sofort telegraphisch von dieser Wahl in Kenntniss setzen.

3. Neuwahl der Vorstandschaft.

Herr Sanitätsrath Dr. Grossmann-Berlin:
Ich glaube, Ihre allseitige Zustimmung zu finden, wenn ich Ihnen den Vorschlag unterbreite, den bisherigen Vorstand per Acclamation wieder zu wählen, und zwar in der Reihenfolge: Herr Geheimerath Virchow, Waldeyer, Frhr. v. Andrian. (Bravo. — Der Antrag wird einstimmig angenommen.)

Vorlagen des Generalsekretärs.

1) Zum Antrag Bnmüllers:

Herr Bnmüller hat seit dem Congress in Speyer seine Bemühungen, die Missionsanstalten für einen Plan, die Missionäre zu anthropologisch-ethnologischen Untersuchungen heranzubilden, weiter verfolgt. Gleichseitig hat er in neuen Mission-berichten servitutes, gelegentliche, anthropolog.-ethnologische Mittheilungen auszuweisen und fragt an, ob er diese letztere Arbeit fortsetzen solle und ob vielleicht derartige Notizen in einem unserer Organe Veröffentlichung finden können. Meiner Meinung nach würde sich für diese Veröffentlichung vor allem die Zeitschrift für Ethnologie eignen. Herr Geheimerath Virchow ist bereit, Zusendungen solcher Notizen entgegen zu nehmen und das Passende daraus in der Zeitschrift für Ethnologie zu veröffentlichen. Ich erlaube mir, den letzten Brief, den ich von Herr Bnmüller erhalten habe, hier mitzutheilen:

Neuburg a/D., den 5. März 1897.

Verehrtester Herr Professor!

Ich übersende Ihnen oben einige Notizen aus früheren Missionsberichten. Vielleicht ist das eine oder andere Brauchbare dabei.

Nachträglich habe ich noch Nachricht erhalten von dem Missionsbasare der in Kamerun wirkenden Missionäre. Ich erhielt zustimmende Antwort und die Nachricht, dass der Anruf nach Kamerun abgegangen. Ferner Nachricht von Herrn Spillmann welcher der Sache sympathisch gegenübersteht und seine Unterstützung verspricht. Er schreibt allerdings, dass die Missionäre seines Ordens kaum mehr unter eigentlich wilden Völkern thätig sind und dass hier höchstens die Sioux-Indianer in Dakota und die Hindu in Vorder-Indien in Betracht kommen. Auch meint er, dass die Indianer Nord-Amerikas durch die Arbeiten der Smithsonian Inst. ethnographisch vielleicht schon erschöpfend behandelt seien. Doch ist er gerne bereit, Fragebogen an die Missionen von Dakota und Vorder-Indien befristet zu senden.

Es wäre wohl das Beste, wenn von Ethnologen der Gesellschaft für die einzelnen bisher in Frage kommenden Gebiete theils allgemeinen gehaltenen theils die bisherigen ethnologischen Nachrichten ergänzende Fragebogen abgefasst und in nicht allzu langer Zeit an die Missionäre binangegeben würden.

Eigentlich anthropologische Beobachtungen und Messungen können im allgemeinen von den bereits in der Mission arbeitenden Missionären nicht erwartet und können nur dann erhofft werden, wenn man den jungen, sich in den Missionsbasaren heranzubildenden Missionären, bevor sie Deutschland verlassen, Messinstrumente zur Verfügung stellt und sie in den Gebrauch derselben und in die wichtigsten hier in Betracht kommenden anthropologischen Fragen praktisch, sei es persönlich oder durch geeignete gedruckte oder schriftliche Anleitungen, einführt. Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihrer Hochwohlgeborenen ergebenster

Job. Bnmüller, Kaplan in Neuburg a/D.

2) Der Generalsekretär legt, nach vorausgehender spezieller Genehmigung der Versammlung, die folgende Abhandlung des abwesenden Autors vor:

Herr Michael Zolbrodski:

Ueber die Saonetika.

Schon seit mehreren Jahren haben sich einige Gelehrte mit dem Symbol der Saonetika beschäftigt. — Ich erlaube mir heute die hochverehrte Versammlung auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches ich im Einverständnis mit dem Autor bei dem Prädium deponirt habe. Dieser Autor ist der schon vielfach bekannte Curator der Anthropologischen Abtheilung im Nationalmuseum zu Washington in den Vereinigten Staaten. Er ist daselbst Universitätsprofessor der prähistorischen Anthropologie — Herr Thomas Wilson.

Um dieses Werk in kurzen Worten zu charakterisiren, muss man erklären, dass bis zum heutigen Tage keine derartige Arbeit erschienen ist, die in geographischer Beziehung auf einer so breiten Grundlage die betreffende Frage behandelt hätte, als es bei Wilson der Fall ist. — Sie umfasst das gesammte Europa von Irland bis Kaukasus, von Italien bis Schweden, dann Vorderasien, Sibirien und Ostasien mit Japan, letztere Nordamerika, demnach den ganzen mittleren Gürtel der nördlichen Hemisphäre unserer Erde. Dabei werden noch nördlich, wie südlich über die Grenzen erwaunter Gürtels mehrere Aeußere gemacht. — Schon deshalb hat dieses Werk einen grossen Werth. Es trägt den Titel: *The Saonetika the earliest known Symbol, and its migrations; with observations on the migration of certain industries in prehistoric times.* Es gehört zu den Publicationen der Smithsonian Institution. Dieses Werk umfasst 252 grosse Octavseiten Text in öftmaligem sehr kleinen Druck, mit 374 vortheilhaften Bildern in Text und 25 photographischen Tafeln. 35 Seiten widmet der Verfasser einer Zusammenstellung aller bis zur Jetztzeit ausgesprochenen Meinungen über die Saonetika, weit-her 87 Seiten behandeln die Verbreitung der Saonetika in der Alten Welt, nachfolgende 100 Seiten sind der Neuen Welt zuerkannt und die letzten 16 Seiten geben eine Zusammenstellung der Literatur. Ausserdem noch andere Einsichten erblicken den Werth des Werkes. Mögen wir uns jetzt damit beschäftigen. Die umfassendsten Abhandlungen über die Saonetika haben Ludwig Müller in Kopenhagen und P. Greg in England geschrieben, doch beide haben vorwiegend nur von der archäologischen Saonetika Europa's gesprochen. Die kleine Abhandlung Herr Graf Goblet d'Alviella (Universitätsprofessor in Brüssel) hat schon mehr die aussereuropäische Exemplare in Betracht gezogen. Dann folgte meine Tafel, die ich in Paris 1889 ausgestellt hatte und welche in einer unbedeutenden Abkürzung mit der betreffenden Abhandlung im *Archiv für Anthropologie* Band XIX erschienen ist. — Es möge mir hier nicht übel genommen werden, wenn ich selbst meine Arbeit beurtheilen werde, aber ohne dem Könnte ich Wilson's Schrift nicht besprechen. In meiner ersten Behandlung der Saonetika habe ich nur in drei Punkten einen Schritt nach vorwärts gemacht. Ich habe Schliemann's Ausgrabungen als Basis des Studiums genommen, alsdann habe ich die Beziehung der Saonetika zu dem Christenthum kräftiger hervorgehoben, seitdem habe ich die Existenz dieses Symbols in der Neuseeland in der Ukraine, Mähren und Bretagne zur Kenntniss gebracht. Dabei bin ich ganz entschieden gegen diejenigen Archäologen aufgetreten, die der Saonetika nur eine ornamentale, nicht

aber eine symbolische Bedeutung zusprechen wollten. Auf dem Pariser Anthropologengongress fand diese meine Behauptung einen recht lebhaften Protest. Es ist hier kein Platz zu erörtern, wo der Grund ist, dass man dem Suastika-Charakter so nachgestanden hat. Der Grund ist weder archäologischer noch wissenschaftlicher, deshalb es öfters zum Abbruch geführt hat. Auf dem Pariser Gongress hegerrte ich meinem Opponenten und stelle ihn zur Rede. „Nein! Nein! mein Herr! — ruft er — in Troja war es ein religiöses Symbol — ja! aber sonst ist es nur ein Ornament!“ — „Bitte, mein Herr! — unterbrach ich ihn plötzlich — und in den Katakomben?“ — „Ja! in den Katakomben — Sie meinen in christlichen? — Nun wissen sie . . . il est évident un symbol . . .“ — Es versteht sich von selbst, dass ich ihn schon nicht weiter gefragt habe, da, so viel ich weiss, gibt es in dem archaischen Wörterbuche kein Wort: *redevener*. Entweder war etwas seit jeher, dann heißt es bis heute, oder es war früher und ist jetzt schon nie mehr da. Seit dieser Zeit hat es sich recht viel geändert. Schon ein Jahr nach dem Pariser Gongress rechnet Goblet d'Alviella in seinem Werke *Migration des Symboles* fast unnumwunden die Suastika — nicht nur in Troja — schon zu den religiösen Symbolen. Ein Jahr später wurde in dem Internationalen Archiv für Ethnographie in Leiden mein Artikel über die religiöse Bedeutung Suastika's veröffentlicht. Verschiedene Erwähnungen über meine Arbeit traten in französischen und deutschen Schriften nicht gegen meine Überzeugung auf . . . und nun jetzt erscheint die Arbeit Wilson's, die für den symbolischen Charakter Suastika's so viele und so sprechende Beweise vorführt, dass man sich kann einbilden könnte, dass sich jemand die Idee ausgedacht haben würde, da Wilson diese Beweise von Völkern bringt, die jetzt noch leben. Warum sollte die Suastika nun anders gedeutet werden und ihr ein anderer Sinn beigelegt sein, als ebenso, wie sie bei jenen Völkern gedeutet wird, bei denen sie noch im täglichen Gebrauche und in Verehrung ist? — Wie sie eben bei ihnen gedeutet wird, dass gibt uns das Werk Wilson's folgende Angaben:

In Ostindien bei der Jainsecte und auch bei den Braminen bedeutet sie eine Benediction und eine gute Prophezeiung. (S. 775, 802.) Immer heißt sie in einer religiösen Beziehung zu der Sonne (784, 791). Bei den Jainas ist Suastika in ebenso grossem Gebrauche, wie das Kreuz bei den Katholiken, denn die Jainas machen dieses Zeichen auch beim Eintritt in den Tempel (S. 805). Die bekannte Art des Sitzens mit gekreuzten Beinen und Armen heisst bei ihnen die Suastikapostur (S. 882). Hier sei auch erwähnt, dass eine solche sitzende Figur man in Amerika im Tennessee gefunden hat (S. 880). — In China und Japan ist Suastika mit der Sonne identisch (S. 800), auch sind die Häuser mit ihr besetzt. Bemerket sei auch, dass sogar ein Kaiser im VIII. Jahrhundert v. Chr. Suastika als Ornament zu gebrauchen verboten hat. In Tibet rechnet man Suastika zu dem heiligen Symbolen Buddha's. Bei den Kansas Indianern Nordamerica's wird Suastika von denjenigen getragen, die sich zum Sonnenanbete bekennen (S. 895), ebenso ist es im Gebrauche bei Navajos in New-Mexiko und bei den Pimas in Arizona (901). In Brasilien bedecken die Frauen der Indianer ihre Schamtheile mit einem Triangel aus Terracotta, auf welchem Suastika gezeichnet ist, ähnlich jenem Triangel mit Suastika, welchen wir bei dem Venusidol in Troja sehen (904). — Nun also, Dank dem Herrn Wilson, wissen wir, dass

in einigen Gegenden der Erde die Suastika noch bis heute in wirklichem Gebrauche vorhanden ist. In meiner ersten Abhandlung habe ich, sozusagen, nur zwei halblebendige Suastika vergeführt — obzwar im Volksgebräuche noch, aber doch schon ohne Bewusstsein der eigentlichen Bedeutung derselben, sogar oft ohne besondere Benennung. Seit dieser Zeit ist es mir geglückt, noch einige in Europa zu entdecken — aber keine so lebendig, wie diejenigen in Indien, China und bei den Indianern, von welchen oben aus Wilson spricht. Im ersten Augenblicke befremdet es uns, was es auch Wilson bemerkt (S. 981), dass die Suastika in Indien besonders bei einer abgeschlossenen Secte und dann nur bei den nicht arischen Völkern lebendig sich erhalten hat. Es ist erklärlich, dass die Suastika dort, wo sie als ein heimeisches Produkt angesehen war, leichter behandelt und schliesslich in Ornament umgewandelt, ja sogar vergessen wurde. Wo aber die ethnischen oder religiösen Emigranten dieses Symbol mitgebracht haben, dort haben sie es auch mit Pietät gewahrt und aufbewahrt. Solche Vorkommnisse können wir in vielen anderen Fällen, wie in vielen Epochen aufweisen. So sind z. B. die Israeliten, aus der Verbannung rückkehrend, viel efrigerer Jehoriten gewesen, als sie früher in ihrer Heimat waren. Die hebraische Götterlehre hat ihren Anhang in den Kolonien gefunden. Die ältesten Ueberlieferungen der Germanen wären nicht in Deutschland selbst, sondern in Skandinavien und Island zu suchen; auch sind die efrigsten Quacker nicht in England, sondern in Amerika zu finden. Polnische Verbannte nach Sibirien, obwohl sie zuvor Dialect gesprochen haben, kommen nach mehreren Jahren nach der Heimath zurück, rein literarisch sprechend. Dieselbe Erscheinung nehmen wir auch in der Geschichte der Suastika wahr. Wo ist sie noch am Leben verblieben? Auf den äussersten ethnischen und culturellen Punkten. So in Indien bei der Secte Jainas, die von sich selbst sagen, dass sie sogar älter als der Bramanismus sind, die aber von den Bramanen und Buddhisten als eine gottlose Secte behandelt sind. Dann in China und Japan, wo sie ganz gewiss von den Buddhisten, und in Amerika, wo sie sehr wahrscheinlich auch von den Hindu-Emigranten (noch vorbuddhistischen) eingeführt ist. — Wilson's Buch gibt darüber die besten Belege (892). Nehmen wir nun Europa näher in Betracht. Wo finden wir die Suastika, wenn nur in einem nicht mehr verstandenen Symbol oder gar nur im Ornament? In der Ukraine auf den Ostseern, wie als Hauszeichen mit Symbolcharakter und in den Stickerien als Ornament. In Mähren auf den Ostseern. Am Rhein und Mosel finden wir selbige mit Symbolcharakter als Hauszeichen und Feuerz. In Oeverza und Island ebenfalls als Symbol. Nirgends aber habe ich die Suastika in Europa so lebendig gefunden, als in einem abgeschlossenen Winkel Italiens. Wenn wir von Neapel nach Pompeji per Eisenbahn gehen und die Station Torre del Greco hinter uns haben, so sehen wir rechts dicht am Seeufer 20—30 armeisige Fischerhütten, von denen fast jede mit dem suastikalischen Kreis oder ebensolchem Kreis bezeichnet ist. Mit einem Marinesoldaten zufällig reisend und denselben bei der Deutung dieser Zeichen befragend, entgegnete er mir, dass es die Schtarmkreise gegen die Seevärme sind, und wirklich findet man sie vorwiegend auf der Nordseite der Hütten. (Es wäre dies mit der Site in Bengalen zu vergleichen, von welcher Wilson spricht, S. 803.) Ausserdem findet man diese Zeichen überall, wo ein Schiff oder ein Fischerboot am Felsen zersehelt, oder auch einem Ort gegenüber, wo ein Boot zu Grunde gieng. Mit dieser Erzäh-

lung konnte ich abermals auf das Werk Wilson's zu sprechen und hier derselben im den Vorwurf machen, dass er sich fast ausschließlich nur mit der Snaestika beschäftigt hat. Bei meinen weiteren (nach der Pariser Ausstellung) verfolgten Studien wurde ich gerade gezwungen, so der Ueberzeugung zu kommen, dass Snaestika nur ein Hauptsymbol einer ganzen grossen Gruppe ist. Alle diese Symbole gehören einer monotheistischen Urreligion an, bei welcher Sonne und Feuer die Hauptsymbole waren, d. h. die Quelle der himmlischen und irdischen Wärme. Ich habe mich schon genauer im *Archiv International für Ethnographie* — Leyden 1891 — darüber ausgesprochen und es ist gerade meine Zukunftsarbeit, zu welcher ich noch das Material sammle. Jetzt sei es mir erlaubt, nur zu constatiren, dass alle diese Symbole, die ich mit einem Worte Snaestika bezeichne, eine grosse Gruppe für sich bilden. Davon kann man leicht eine Ueberzeugung erlangen, wenn man die Numismatik (angefangen von den Lydiern bis zu den Skandinaven im XIII. Jahrhundert nach Chr.) systematisch durchgeht. In Kleinasien und Griechenland sind die Münzen mit diesen Symbolen ganz bedeckt. In Rom war es anfänglich der Fall, dann wiederum erst zur Zeit der barbarischen Kaiser, in der byzantinischen Numismatik war es ebenso abhängig von den herrschenden Elementen in der oder jener Epoche. Wenn die klassischen vorherrschten, dann war die Münze ein Bildträger des damaligen Herrschers, es war ein kleines Kunstwerk — herrschten die barbarischen vor, so tauchten die oben erwähnten Symbole auf. Iberische und gallische Münzen sind mit diesen Symbolen übersät, dergleichen die merovingischen und carolingischen. Bei den ottomanischen nahm schon das Kaiserbildnis das Uebergewicht und Ende des XI. Jahrh. stark diese Snaestika-Symbolik in der deutschen Numismatik vollständig ab. In der polnischen Numismatik verblieb sie noch bis Ende des XII. Jahrh. und in der skandinavischen bis ins XIII. Jahrh. hinein, dann aber starb diese Symbolik im öffentlichen Gebrauch in Europa fast gänzlich ab. Sie blieb in den religiösen Schriften, besonders in den Bibeln — in Italien, Deutschland, Frankreich — und dauerte mehr oder weniger noch im XIII. Jahrhundert. Erst im XIV. Jahrhundert trat das künstlerische Element in den Vordergrund und die Symbolik stirbt ab. In der Heraldik — verständlicherweise besonders in den ältesten Adelsgeschlechtern verblieb sie noch bis heute.⁴⁾ Mir, als einem Europäer, konnte die Geschichte unserer heimischen Numismatik nicht entgehen, weshalb es mir auch umöglich war, ausschließlich bei der Snaestika zu verbleiben. Meine Tafel, welche ich für die Chicago-Ausstellung vorbereitet habe und welche ich der dortigen Folklore-Gesellschaft geschenkt habe, (die aber leider noch nicht veröffentlicht ist) trägt noch nicht mehr den Titel: *Histoire de Snaestika* allein, sondern hat noch die Zugabe — *de la roue solaire et des autres symbolas correlative*. —

⁴⁾ *Catalogue-Greek coins in London 16 vol.* — *Babelon et Cohen: Monnaies romaines 8 vol.* — *Sabatier: Description générale d. m. byzantine 2 vol.* — *Friedländer: Die Münzen der Vandalen und Ostgothen.* — *Lorich: Numismatiqua Caltiberæ.* — *Leleval: 1) Numismatique gauloise, 2) Respiration de type gaulois, 3) Numismatique du moyen-âge.* — *Dannenberg: Die deutschen Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit.* — *Stronczyński: Polnische Numismatik.* — *Mansfeld: Danske Mynter.* — *Siebmacher: Grosses und allgemeines Wappenbuch.* — *Niesiecki: Polnisches Wappenbuch.*

Selbige Tafel ist 10 Meter lang, einen Meter breit und umfasst ungefähr 1500 Figuren, die ich aus meiner Sammlung, welche über 3000 Zeichnungen enthält, ausgewählt habe. Von dieser Tafel spricht eben Wilson in seinem Werke (S. 792). Er hat sie in Chicago gesehen, wollte selbige dann für sich nach Washington zum näheren Studium mitnehmen, doch die Chicagoer Gesellschaft wollte sie ihm nicht ausleihen. Infolgedessen hat Wilson auch nicht bemerkt, von welcher grossen Bedeutung für unsere Frage die Geschichte der europäischen Numismatik ist, und hat nur die griechische wie kleinasiatische berücksichtigt. Ausserdem er, als Amerikaner, hatte andererseits ein so grosses und wichtiges Material zu verarbeiten gehabt, dass es kein Wunder wäre, wenn ihm die europäischen Angelegenheit etwas ferner gestanden ist. Jeder soll das Seine bearbeiten, dann wird es möglich, eine gemeinsame Rechnung zu machen, wovon ich hochgeehrter Versammlung hier einige Fragmente vorlegen will. Hier auch sei es mir erlaubt, noch eine Berichtigung Wilson's Werkes anzuschliessen, die obwohl einer persönlichen Natur ist, doch auch viel Objectives in sich enthält. Wilson führt an, dass meine Tafel zwei Bindungen eingetheilt ist: prähistorische und christliche. Er hat nicht bemerkt, dass meine Tafel in prähistorische und historische Epoche getheilt ist — vornehmlich infolge dessen, dass die Inschriften nur ganz oben standen und in einigen Unterabtheilungen habe ich sogar keine Grenzlinie gezogen, z. B. in Skandinavien. Von links nach rechts, gegen die Mitte der Reihe, gehen die prähistorischen Funde und von rechts die historischen, die in der Mitte der Reihe sich vorfindenden Gegenstände aber habe ich den lokalen Forschern zur Definition überlassen, welches Object zu der oder jener Epoche gehört. Was das Christenthum anbelangt, so habe ich genau in der Mitte der Tafel einen Platz (über einen Quadratmeter gross) mit dicker, doppelter, schwarzer Linie eingerahmt, woselbst ich alles zusammengestellt habe, was die Snaestika in Beziehung an dem Christenthum charakterisirt und zwar ohne Rücksicht auf die Chronologie, noch auf Völkeruntertheile. In derselben Reihe stehen die Inschriften, die Darstellungen Gottes oder Mutter Maria u. s. w. aus verschiedenen Epochen und Völkern. Seit dieser Zeit habe ich noch mehrere heilige Bildnisse aus den religiösen Handschriften — reichend bis in's XIII. Jahrhundert — in Italien und Deutschland gesammelt, und die ganze Summe besetzt sehr deutlich, dass die Snaestika Symbol von dem Christenthum für seine eigene angenommen worden ist. Ich habe hier deswegen etwas länger über meine Tafel und über die Bedeutung der numismatischen Symbolik gesprochen und zwar unter direkter Adresse an Herrn Wilson, um ihn darauf aufmerksam zu machen. Wenn er noch einmal sein archäologisches Material sichten wird und alles, was auf Sonne und Feuer Beziehung hat, zusammenstellen wird, so werden wir ganz sicher wieder ein Werk bekommen, das uns viele neue und höchst wünschenswerthe Perspektiven, so wie es bei dem vorliegenden Werke der Fall ist, eröffnen wird. Es sei mir erlaubt auf Grund Wilson's Werkes zwei Zusammenstellungen hier vorzuführen. In China haben wir Snaestika in dem Netze der Spinne und in Amerika haben wir die Spinne wieder in Snaestika selbst stylisirt. (Tafel 4, Fig. 275 bis 278.) Wir finden auch die Gegenstände, welche sichtlich den hinduistischen Charakter tragen, nämlich die Figuren in der snaestikalischen Postur (Taf. 10). Was ist dies? Was ist dies? Wir wissen, dass die Malayen ein seeführendes Volk waren, aber wie weit und in welcher

Menge sie auf drei Köhnen gelangt sind, das wissen wir nicht, sie haben leider keine Annalen hinterlassen, und das Archivwesen war ihnen auch unbekannt. Wir wissen nur, dass sie Südmänner Asiens, ähnlich Nordmännern Europas waren, und wir wissen auch mit Sicherheit, dass die letzten bis nach Amerika gekommen sind. So komme ich zur zweiten Zusammenstellung der sunstikalen Formen. Die Form der geflochtenen oder eingeschittenen Sun-tika finden wir ausschließlich in folgenden Gegenden und Orten: Auf der Kirche vom XII. Jahrhundert in Inneschlaw bei Posen, von welcher gesagt wird, sie sei von einem Dänca gebaut worden. (Mittelbildung des dortigen Pfarrers Anton Lasbitz.) In ähnlicher Form sehen wir sie auf dem Dome in Aarhus in Danien (Möller Ludwig: Det saakaldte Hagekors. Kjöbenhavn 1877, S. 94). Die beiden Formen finden wir auf den Runen-Steinen in Schweden und zwar mehrmals. (Dybek Richard: Sverikes Runenurkunder. Stockholm 1860, Fig. 48, 52, 121, 146, 190; Stephens George: The Old-Northern Runic Monuments, 734, 752, 791.) Und nun sehen wir dieselbe Form bei den Urinwohnern Amerikas in Fains Island in Tennessee. Jetzt gehen wir an die Form der geflochtenen Sunstika und Kreuz. Wir finden es in Schottland (Sculptured Stones of Scotland LXXIX und noch einige ähnliche) und in Amerika in Mississippi, Tennessee o. s. w. nur etwas mehr entwickelt (Wilson: The Sunstika, Fig. 263, 264, 265, 266). Eine andere Form finden wir auf der Kirche Gjørding in Danien, dann auf den Runensteinen in Schottland (Möller Ludwig, op. cit. S. 94. Sculptured stones vol. II pl. VI, VII, XXVI 1, CXIII 6—7 CXXVII) und dann in Amerika in Tennessee und in Nicaragua sehr unbedeutend verändert. (Wilson: The Sunstika, Fig. 238 und 260.) Aus diesen Zusammenstellungen ziehe ich noch keine definitiven Schlüsse, aber ich konnte nicht umhin, sie Ihnen hochgeehrte Versammlung, vorzulegen. Sie geben doch, so scheint es mir, ein leichtes Licht über die Völkerwanderungsfrage, das wir ja ohnehin von derselben nicht früher wissen, als 1000 Jahre vor Christus, weiter aber wissen wir fast nichts. Z. B. eine ägyptische Inschrift besagt, dass im XIV. Jahrhundert v. Chr. die grossen Staatsbildungen, irgendwo in Italien, eine grosse Flotte gegen Aegypten schickten. Und doch 700 Jahre später betrachten wir die italienische Halbinsel. Wo sind diese Seemächte? Was ist mit diesen Völkern geschehen? Sind sie ausgestorben? Sind sie weitergezogen? Dann wo und wann? Wer kann uns darauf antworten? Nun ein zweites Beispiel. In Paris im Trocadero-Museum liegt ein prachtvoller Obsidianmesser, ein schönes Industrie-Produkt der neolithischen Epoche. Dasselbe wurde in Yukatan gefunden, doch dabei zu erwähnen ist, dass ein solcher Obsidian sich nur im mittleren China vorfindet. Wer hat dieses Messer in der neolithischen Epoche nach Yukatan gebracht? Gewiss niemand anderer als die Südmänner Asiens, die Malayen. — Aber wann? Auf was für Fahrzeugen? — Und noch ein Beispiel. Bei den Asteken war bekanntlich ein grausamer religiöser Gebrauch eigen. Die Priester führten an einem Frühlingstage einen Knaben vor dem Sonnenaufgange auf einen Hügel in der Absicht, denselben gerade im Augenblicke des Sonnenaufganges die Brust zu zerreißen und sein zitterndes Herz herauszureissen, um es noch warm und heiss der Sonne zu opfern. Dieselbe Sitte herrscht bis heute bei den Buriaten in den Kirgisiensteppen vor, nur dass das Opfer kein Mensch mehr, sondern ein Pferd ist. Ist nun diese Sitte von den Buriaten zu den Asteken oder umgekehrt gekommen? Haben die Buriaten diese astekische Sitte gemildert oder

haben die Asteken die buriatische verwildert? Die Culturgeschichte kennt beide Verwandlungen recht wohl, aber wann es war und wie es dazu kam? Kurz und gut, wir, die Menschen, wissen wohl, dass wir gewandert sind in grossen Horden, wie auch in den langsam sich bewegenden Colonien, aber wann? Woher? Das wissen wir noch nicht. In der Frage kann nur das Eine behilflich sein, eine gemeinsame Arbeit der Männer der verschiedenen Erdtheile. Mit voller Freude also müssen wir solche Arbeiten begrüssen, wie diese Wilson's, in welcher er neben der Zusammenstellung der europäischen Studien auch seine eigene amerikanische in eine Parallele gestellt hat. Es muss dann unbedingt zum Vergleich, zum Austausch der Fragen und Antworten kommen. Es sei mir nun gestattet, eine Frage an Wilson zu richten? Merkt er keinen Unterschied in dem Charakter der archaischen Funde des Westens und des Ostens von Amerika? Sind nicht jene näher einem asiatischen und diese dem europäischen Character? Nach den Zeichnungen ist es schwer zu urtheilen, da man ausserdem noch die Umgebung kennen muss, in welcher solche Funde vorkommen. Deshalb können derartige Definitionen von Amerikanern selbst am besten durchgeführt werden und dann erst die Resultate werden von den Europäern aufgenommen und angepasst sein können. Je mehr also eine solche Entgegenarbeit der Gelehrten der Hemisphären sich vereint, desto schneller, intensiver und sicherer wird in anthropologischen und archaischen Fragen Anfüllung und Bestimmtheit treten, besonders in den vorgeschichtlichen Verbindungen der Alten und der Neuen Welt. Zu solcher Anfüllung aber werden wir erst dann kommen, wenn wir einen grossen europäischen-amerikanischen und amerikanisch-asiatischen archaischen Materialfund haben werden. Und eine solche gemeinsame Arbeitsleistung ist in so wichtigen Fragen besonders zu empfehlen, wie es eben die Sunstika-Frage ist, von welcher Wilson ganz richtig sagt, dass man ohne sie weder Migration, noch Religion, noch Culturfrage behandeln könne, und in der Sunstikafrage ist Wilson's Werk in der archaischen Hinsicht von eben solcher Wichtigkeit, wie in der philosophischen die Schriften von John C. Nesfield unter dem Titel The primitive philo-
sophy of fire (Calcutta Review, vol. 78) und von D. moutier Gustave: Le sunstika et la roue solaire dans les symboles et dans les caractères chinois. (Revue d'Ethnographie 1885—49 vol. page 819.)

B) Die prähistorischen Wandtafeln.

In den letzten Tagen vor dem Congress habe ich noch ans Oberstaniem im Allgäu von dem hochverdienten Kartographen und treuen Mitarbeiter der Gesellschaft, Herrn K. v. Major o. D. E. v. Tröltzsch, folgende Zuschrift betrefte der prähistorischen Wandtafeln erhalten. Ich theile den Brief mit, indem ich der Hoffnung Ausdruck gebe, dass der von Herrn v. Tröltzsch ausgesprochene Wunsch sehr bald überall in den deutschen Landen in Erfüllung gehen werde.

Oberstaufen im Allgäu, 31. Juli 1897.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Erlauben Sie mir gefälligst eine Bitte resp. Anfrage. Entsprechend dem Beschlusse des gemeinschaftlichen deutschen und österreichischen anthropologischen Congresses in Wien, hat vor ein paar Jahren das K. K. österreichische Ministerium für Kulturen und Unterricht eine Wandtafel der vor- und frühgeschichtlichen Denkmale aus Oesterreich-Ungarn in sehr gelungener Weise

nach dem von mir seinerzeit dem genannten Congresse vorgelegten Systems anfertigen und in den Schulen (und Rathhäusern?) der ganzen Monarchie verbreiten lassen.

Warum erfolgte die Einführung ähnlicher Wandtafeln mit den entsprechenden provinziellen Typen nicht auch in den einzelnen deutschen Staaten? Soviel mir bekannt, wurden in denselben bis jetzt nur Probeentwürfe gemacht. Auch die Kostenfrage soll noch Hindernisse bieten. Dieselbe ist aber sehr einfach zu lösen, wenn man, wie es in Württemberg geschah, den fertigen farbigen Entwurf einer geeigneten Buchhandlung in Verlag übergibt, welche die Anfertigung der Lithographie etc. des Drucks, den Verkauf, die Verpackung und Versendung der Subscriptionlisten und der Wandtafeln übernimmt. Die Versendung der Wandtafeln geschah, soviel mir bekannt ist, partiellweise an die Schulinspektoren, welche dieselben bei Gelegenheit von Conferenzen an die einzelnen Schulen gegen Einzahlung des Betrags übergaben. In dieser Art wickelte sich das ganze Geschäft rasch, einfach und wohlfeil ab. Bekanntlich betrug in Württemberg der Abonnementspreis eines auf Leinwand aufgetragenen mit Holzstäben und Aufhängösen versehenen Exemplars nur eine Mark.

Es versteht sich von selbst, dass die Aufforderung an die Schulen zur Anschaffung der Wandtafeln, deren Zweck und Benützung beim Unterricht zwar in einem besonderen Erlasse der betreffenden Kultusministerien vorzugeben hätte.

Ich erlaube mir diese Mittheilungen im Interesse unserer gemeinschaftlichen, vorgeschichtlichen Forschungen zu machen, um so mehr, da sich der Werth dieser Wandtafeln sowohl in unserem Lande, wie in Oesterreich wiederholt erwiesen hat, so z. B. erst vor kurzem bei Entdeckung eines werthvollen Fundes in Vorarlberg, welcher entsprechend den Anweisungen auf der Wandtafel an das Landesmuseum in Bregenz abgeliefert wurde.

Da Sie, hochgeehrtester Herr Professor, stets beson-

ders warmes Interesse für die Sache bekundeten, so wird es Ihnen gewiss bei dem diesjährigen Anthropologencongresse gelingen, dahin zu wirken, dass derartige Wandtafeln aus auch baldigst in den übrigen deutschen Staaten zur Einführung gelangen.

Mit meinem Befinden geht es allmählich besser; jedoch muss ich mich immer noch schonen, so z. B. auch bei Bearbeitung einer grösseren von mir begonnenen vorgeschichtlichen Arbeit.

Ich bitte, mich den Herren des Congresses, dem ich besten Erfolg wünsche, angelegentlich zu empfehlen und zugleich versichert an sein der alten freundschaftlichen Gesinnungen Ihr

hochachtungsvoll ergebener

E. von Tröltzsch, k. w. Major a. D.

Vorsitzender Frhr. v. Andrian-Werburg:

Unser Programm ist nunmehr erschöpft.

Es erübrigt mir nun, den wärmsten Dank auszusprechen Sr. Magnificenz dem Herrn Bürgermeister Dr. Brehmer, dem Hohen Senat der Stadt Lübeck, Herrn Senator Dr. Eschenburg, Herrn Dr. Paull, Dr. Hoffmann, Dr. Lenz und vielen anderen. Der freundliche und herzliche Empfang, der uns hier zu Theil geworden ist, die allgemeine Theilnahme an unseren Bestrebungen werden in unseren Herzen stets unvergänglich eingegraben sein; sie berechtigen uns zu der Hoffnung, dass infolge unseres Congresses zahlreiche neue Freunde der Anthropologie aus allen Kreisen der Lübecker Bürgerschaft zuwachsen werden.

Ich erkläre hiemit den XXVIII Congress der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft für geschlossen. (Schluss der Verhandlungen.)

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
Alberg	125	Hagen	155, 157	Hanke K.	113
v. Andrian	101, 127, 164, 169	Hübner	158	Splith	95
Birkner	153	Hildebrand	123	Virchow 67, 77, 98, 100, 125, 126,	
Brehmer	75	Hoffmann	76	146, 147, 152	
Brinkmann	153	Köhl	101	Voss	124
Erbenberg	76, 77	Kröbcke	108	Wagner	161
Freund	93	Lenz	76, 152	Waldeyer	112
Fritsch	123	Montelius	123, 126	Weismann	91
Grempler	110	Prochowick	119		
Grossmann	165	Hanke J.	77, 139, 146, 164, 165		

Der äussere Verlauf des Congresses.

Lübeck, das ehrwürdige Haupt des Hansahundes, das auf eine glanzvolle Geschichte zurückblicken kann, wie wenige Städte, hatte vom 3. bis 8. August dem XXVIII. Congress der deutschen anthropologischen Gesellschaft seine gastlichen Mauern geöffnet.

Vor fast zwei Jahrzehnten war von Seite der Gesellschaft gelegentlich ihrer IX. Versammlung von Kiel aus Lübeck ein Besuch abgestattet worden; das damals Gesahete und Erlebte hatte bei allen Theilnehmern frohe Erinnerungen hinterlassen. Nicht wenige von den damaligen Gästen hatten sich auch in diesem Jahre zu dem Besuche der Stadt gerüstet, auf welche Deutschland mit besonderem Stolz, mit besonderer Verehrung und Liebe blickt. —

Die Congress-Teilnehmer versammelten sich im Laufe des 2. August (Montag). Die Stadt war zum Empfang der Gäste festlich beflaggt. Ganz besonders reichem Flugenschmuck zeigten das Rathaus und die alten ehrwürdigen Holstentürme, von denen hunderte von Fahnen im hellen Sonnenschein flatterten.

Die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit in Lübeck, das hochverdiente Centralorgan auch für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Stadt, hatte ihre Gesellschaftsräume nebst dem Garten der Versammlung für ihre Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt und ihre Mitglieder, Herren und Damen, hatten es sich angelegen sein lassen, durch zahlreiche Betheiligung an den Versammlungen, Festlichkeiten und Ausflügen zu erkennen zu geben, wie lebhaft unter der Bevölkerung Lübecks Verständnis und Hochachtung sind für die deutsche Wissenschaft und deutsches Alterthum.

Den ganzen Tag über herrschte in den schönen und vornehmen aber dabei doch so werns gemüthlichen Räumen des Vereinsgebäudes die lebhafteste Thätigkeit für den Empfang der Theilnehmer. Die Herren des Ortsausschusses waren anwesend und begrüssten die ankommenden Gäste. Von 7 Uhr Abends an sammelte sich die Gesellschaft mit ihren freundlichen Wirthen in dem prächtigen Garten zu den Empfangsfestlichkeiten. Hier hatte die Stadtkapelle Platz genommen, welche nach einem künstlerisch vortrefflich gewählten Programme ihre Weisen erklingen liess. Der Abend war wern und erquickend. Die duftenden Rosenbette unter hochstimmigen Bäumen in den Terrassen des Gartens erregten die allgemeinste Freude und Bewunderung. Auf der schönen nach dem Garten herabführenden Treppe, welche selbst reich mit Blumen und südlichen Blattpflanzen geschmückt war, waren die Herren des Ortsausschusses: der Vorsitzende Herr Senator Dr. Eschenburg, die Herren Dr. Paull, Dr. Kuhlenskamp, Dr. Freund, Herr S. von Schneider u. A., unermüthlich thätig, in der herzlichsten Weise die ankommenden Gäste zu empfangen. Nachdem sich die Gesellschaft vereinigt hatte und auch Herr Bürgermeister Dr. Brehmer, ein hervorragender Kenner der Geschichte Lübecks, erschienen war, gab ein Trompetensignal das Zeichen für die Begrüssungsgede des Vorsitzenden des Ortsausschusses, Herrn Senator Dr. Eschenburg:

Die Stadt Lübeck rüdet sich zu einem doppelten Fest. Zum Begehen der Feier der 28. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft und zum 9. Turnfest des deutschen Turnkreises Norden. Zur ersten Versammlung ist bereits eine stattliche Zahl von Theilnehmern eingetroffen. Die Theilnehmer an der zweiten erwarten ihr Ende der Woche. Eine Zeit lang schien es, als ob beide Feste zusammen

gefeiert werden sollten. Die deutsche anthropologische Gesellschaft hatte den Beginn ihrer Versammlung auf den 9. August festgesetzt. Die Turner bestanden darauf, ihre Handlungen an demselben Tage vorzunehmen. Es drohte ein bedauerlicher Wettstreit, bei dem es zweifelhaft war, wer aus demselben als der Stärkere hervorgehen sollte. Doch die Weisheit des Vorstandes der deutschen anthropologischen Gesellschaft entschied den Streit, nach dem altbewährten Grundsatz: Der Klügere giebt nach! Der Anthropologe, welcher sonst die Spnr der Menschheit eifrig sucht und verfolgt, wich diesem Mal den Menschen, denn bei einem Turnfest pflegt, wie wir in Lübeck sagen, „die Menschheit“ zu gross zu sein. So können wir denn unser Fest in behaglicher Ruhe und Sammlung feiern, welche erstere, wissenschaftliche Arbeit erfordert. Ihnen aber meine Herren Vertreter der anthropologischen Wissenschaft, welche von Fern und Nah gekommen sind am lebendigem Gedankenaustausch neue Anregung zu geben und zu empfangen und Ihnen meine Damen, welche den schönsten Schmuck unseres Festes bilden, rufe ich ein freundliches Willkommen zu. Möge der Wahlspruch an unserem alten Holstenthor „Concordia omni foris pas“ ein günstiges Vorzeichen sein für den gütlichen Fortgang unserer Verhandlungen. Das foris pas braucht ja die anthropologische Gesellschaft wie jede wissenschaftliche Vereinigung vor Allen zu ihrer Arbeit, denn diesseits ist eine Arbeit des Friedens. Aber auch das Concordia domi werden Sie hoffentlich in Lübeck nicht vermissen. Ein kleines Gemeinwesen kann nur bestehen bei einmüthigen Zusammenwirken aller Kräfte und wir haben stets einmüthig gehandelt, wenn es sich um unsere Stadt handelt. Sie werden uns auch einmüthig finden in dem Bestreben, Ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ich bringe der Versammlung den herzlichsten Willkommengruss und bitte Sie, ein Glas zu leeren auf den glücklichen Verlauf der 28. Versammlung der anthropologischen Gesellschaft.“

Die herzlichsten und humorvollen Worte des Herrn Redners haben den richtigen Punkt getroffen; die gemüthliche Stimmung, das herzliche Einvernehmen zwischen den Gästen und ihren heilenswürdigen Wirthen, welche während des ganzen Congressverlaufes so wahrhaft wohlthunend wirkten, waren damit innigert.

Die Gesellschaft erging sich in den lanchigen Gängen des Gartens unter den frohen Klängen der Musik oder sass in lauter Mischung der Gäste und Wirthe an Tischen zusammen, an denen es die ausgezeichnete Pflege des Oekonomie Herrn Rath schon an diesem Empfangabend wie während des ganzen Congressverlaufes auch an leiblichen Genüssen nicht fehlen liess.

Inzwischen hatte eine reiche Lichtfülle und zahllose schaukelnde bunte Lampionen den Garten prächtig erleuchtet. Unter fröhlichem Gespräch zwischen den alten und neuen Freunden flogen die Stunden dahin: die richtige Stimmung war gewonnen, die Arbeit konnte von ihr getragen und begünstigt morgen ihren Anfang nehmen. —

Die Morgenstunden des ersten Congressstages (Dienstag, 3. August) waren programmmissig noch der Anmeldung der Theilnehmer gewidmet. Von 10—2 Uhr fand die Eröffnungssitzung statt, in welcher der Vorsitzende des Ortsausschusses Herr Senator Dr. Eschenburg die vortreffliche wissenschaftlich hochbedeutende Festschrift überreichte, mit welcher Lübeck die Ver-

sammlung beschenkt hat, als wissenschaftlich bleibendes Denkmal des Anthropologen-Congresses in Lübeck.

Nach gemeinsamen Mittagessen im Vereinsbanne, welches sich durch die Theilnahme zahlreicher Herren und Damen aus Lübeck recht festlich gestaltet hatte, fand Nachmittags 4 1/2 Uhr wieder unter zahlreicher Beteiligung von Damen und Herren aus Lübeck die Abfahrt nach Alt-Lübeck statt, dessen Besuch auf speciellen Wunsch des Herrn Geheimrath H. Virchow in das Programm aufgenommen worden war. Alt-Lübeck heissen die Reste eines alten wendischen Markt- und Handelsplatzes aus der Zeit König Gotschalks (1043 bis 1060) an der Einmündung der Schwartau in die Trave. Die Reste, im wesentlichen aus einem Burgwall mit den Grundmauern einer Kirche bestehend, findet man im Riesenflusse bei dem Flecken Schwartau. Der Wall ist noch mit einem Vornalle versehen und war durch einen Graben mit der Trave verbunden. Alt-Lübeck ist wiederholt zerstört und neu erbaut worden; seine Blüthezeit fällt in den Anfang des 12. Jahrhunderts. Aber sie war von kurzer Dauer; schon 1138 zerstörten die Rugier die Stadt und zwar so gründlich, dass sie nicht wieder erstanden ist. Eine kurze Eisenbahnfahrt und Spaziergang brachte die Congress-Teilnehmer nach dem Burgwall, dessen Berichtigung von entsprechenden Erläuterungen der Herren Dr. Freund und des Herrn Bürgermeisters Dr. Brehmer begleitet wurde. Mittels Dampfers ging es dann auf der Trave nach Israeldorf, wo ein zwangloses Zusammensein in der Festhalle wünschenswerthe Erholung bot. Concert und bengalische Beleuchtung des Waldes trugen dazu bei, den Aufenthalt in der reizvoll unter hohen Buchen versteckten Festhalle zu verschönern, und namentlich die so den verschiedensten Stellen des Waldes abgeernteten Rothföhren wirkten ungemein prächtig. Die elektrische Straßenbahn — in Lübeck kennt man längst keine Pferdebahnen mehr — brachte schließlich die Festtheilnehmer wieder zur Stadt zurück.

Mittwoch, den 4. August. Fröh von 8—10 Uhr wurde der Dom und das Museum besichtigt. Der alte von Heinrich dem Löwen 1173 begonnene, später vielfach ergänzte und erweiterte Dom mit seinen reichen architektonischen, bildhauerischen und malerischen Schätzen erregte die lebhafteste Interesse, nicht weniger das neue, im Stile des Domus über dessen altem Kreuzgange errichtete Museum, eine Zierde Lübecks, das den Neid mancher Hauptstadt herauszufordern vermag. Die Führung im Dom hatte Herr Auditor Schumann übernommen, im Museum die Vorstände der einzelnen Abtheilungen, in der prähistorischen Abtheilung die Herren Dr. Bach und Dr. Freund, in der Abtheilung für Völkerkunde Herr Dr. Karata, in der zoologischen Abtheilung Herr Dr. Lens. Die Festschrift ist für alle Besucher des Museums die beste und wertvollste Erinnerung, sie enthält einen geschichtlichen Ueberblick über Forschungen zur vorgeschichtlichen Alterthumskunde in Lübeck von Dr. jur. Theodor Bach, ferner: Die prähistorische Abtheilung des Museums zu Lübeck* (mit 16 Tafeln) von Dr. K. Freund, „Das Museum für Völkerkunde an Lübeck“ (mit 23 Tafeln) von Dr. R. Karata, „Die Anthropoiden des Museums zu Lübeck“ von Dr. H. Lens und „Einige Bemerkungen zu den Lübecker Anthropoiden-„ncken“ (mit 6 Tafeln) von Dr. L. Froehowick-Hamburg. Besonderes Interesse fanden ausser den prähistorischen und völkerkundlichen Sammlungen, die ganz einsige Sammlung von Anthropoiden der zoologischen Abtheilung; namentlich an Reichthum in Gorilla-Skulpturen und Schädeln kommt keine Sammlung in Deutschland der in Lübeck gleich.

Von 10—12 Uhr folgte die zweite wissenschaftliche Sitzung; von 2 Uhr an die Besichtigung weiterer Sehenswürdigkeiten der Stadt unter Führung der Herren Auditor Schumann und Senior F. Raake; es wurde besichtigt: das Heiliggeist-Spital, das Haus der Schwurgerichtsgesellschaft, Rathhaus und Marienkirche. Der Rundgang begann bei dem ganz nahe dem Versammlungs-saale gelegenen Hospitale mit seiner eigenartigen Kojen-einrichtung. Im Schifferhause wie in der berühmten „Kriegsstube“ des Rathhauses waren es die bewundernswürdigen Holzschnitzereien an die eingehendsten Arbeiten der besten Renaissance, welche die vollste Bewunderung erregten; im Rathhaus erweckte nicht weniger Interesse der Audiensaal des Senates, vor dessen Schranken einst Gustav Vasa die Hilfe der Stadt angerufen hatte. Aber das Ergreifendste bleibt doch die Gesamtarchitektur des herrlichen Baues, der sich in seiner ersten Pracht würdig neben der Marienkirche erhebt, einem der mächtigsten und wirkungsvollsten Bauten der norddeutschen Gothik, ein wahres Museum werthvoller Kunstwerke. Herr Senior F. Raake, der Haupt-Pastor der Marienkirche, hatte die Führung übernommen. Da die Zeit aber schon knapp wurde, musste die eingehendere Besichtigung auf den folgenden Morgen vor der dritten Sitzung verschoben werden. Um 4 Uhr fand in den weithellen Räumen der Kirche ein Kirchenconcert, Orgel und gemischter Chor, unter Leitung des Herrn Lichtwark statt, dessen interessantes Programm ganz vorzüglich durchgeführt wurde.

Eine Stunde später vereinigte sich die Gesellschaft mit den Lübecker Freunden zu einem Festmahle im altherkömmlichen Rathswinkel. Die Bethätigung war eine so starke, dass kein Platz mehr in der Festhalle des Rathhauses freibleib. Der I. Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg brachte des Trinkspruch auf den Kaiser aus. Der Vorsitzende des Ortsausschusses Herr Senator Dr. Eschenburg brachte einen Toast auf die deutsche anthropologische Gesellschaft mit folgender Rede:

„Meine hochgeehrten Damen und Herren!

Im nächsten Monat werden fünfzig Jahre verflossen sein, seit eine der denkwürdigsten Versammlungen, die unsere Stadt je in ihrem Maasern gesehen hat, in Lübeck tagte, die Germanisten-Versammlung. Auf unserer Stadtbibliothek wird ein Buch bewahrt, in dem die Theilnehmer an jener Versammlung ihre Namen eingetragen und ihnen zum Theil länger oder kürzere Ansprache hinzugefügt haben. In diesen Ansprüchen finden die Wünsche, die Hoffnungen und Befürchtungen, die damals die Seele des Volkes bewegten, einen lebendigen Ausdruck. „Das deutsche Recht“, so schreibt der Professor Fein aus Jena, einer unserer hervorragendsten Romanisten, „geht einer vielerprechenden, bedeutungsreichen Zukunft entgegen, wenn alle deutschen Juristen mit Eust und Treue Hand an dieses deutsche Werk legen. Aber Eins thut Noth, wenn das Werk gelingen soll. Diese Eins, was uns Deutschen von jeder Noth that, dessen Mangel uns so viele Noth verursacht hat, aber hoffentlich in Zukunft nicht mehr verursachen wird, heisst: Eintracht.“ Wie schwer es hielt, diese Eintracht herzustellen, lehrten bereits die Ereignisse der nächsten Zeit. In nebelhafter Ferne schien die Zukunft zu verschwinden, in der sich das prophetische Wort erfüllen sollte, welches Jacob Grimm in das Buch schrieb: „Hansa ist das älteste deutsche Wort für schwarz und gesellschaft, es muss noch einmal eine stärkere deutsche Hansa, als die alte war, sich auf dem meere schaaeren.“ Die Erfüllung des Wortes ist inzwischen eingetreten. Was der Versammlung deutscher

Männer, die vor 50 Jahren hier tagte, nur in traumhafter Gestalt vorschwebte, ist Wirklichkeit geworden, wir haben ein deutsches Gesetzbuch, eine deutsche Flotte, ein deutsches Reich. Noch einen dritten Ausdruck aus dem Buche möchte ich hroten anführen, wo wir abermals eine deutsche Gesellschaft in diesen Räumen willkommen heißen. Sie verfolgt so wenig wie die Germanisten-Versammlung von 1847 politische Zwecke, aber ihr ganzes Thun ruht wie das jener auf nationaler Grundlage. So gilt auch hier das Wort, das der Sohn unserer Stadt, Emanuel Geibel, in das Germanistenalbum eintrug:

Für Alles, was Du bist und kannst, gebührt
Nächst Gott der erste Dank dem Vaterland.
Vergies es nie und was Du immer thust,
Gedenke, dass es seiner würdig sei.
Am stillen Herd, im Staut, in Wort und Lied,
In Lieb und Zorn, in jeglichem Gedanken
Sei deutsch, bis Du dereinst dem Heimathboden
Mit Deinem Staud die letzte Schuld bezahlist.

Meine Damen und Herren! Die deutsche anthropologische Gesellschaft hat in mancher Beziehung einen internationalen Charakter, aber der Grund ihres Wesens ist deutsch, die starken Wurzeln ihrer Kraft ruhen im Vaterlande. Deutscher Fleis, deutsche Gründlichkeit, nicht zum mindesten deutsche Heimathsiebe sind die Tiefwurzeln ihrer umfassenden Wirksamkeit. Möge sie noch lange blühen und gedeihen zur Ehre des Vaterlandes, zum Ruhm des deutschen Namens! Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, mit mir ihre Gläser zu erheben und sie zu leeren auf das Wohl der deutschen anthropologischen Gesellschaft und der ausgezeichneten Männer, die an ihrer Spitze stehen. Sie leben hoch!

Sodann brachte Herr Geheimrath R. Virchow einen Toast auf Lübeck, auf die Herren des Senates und die Männer der Bürgerschaft. Vor allem hob er hervor, wie Grosses hier von Seite der Stadt und ihrer Bürger durch das Zustandebringen eines so reichen Museums geleistet worden sei, in dessen Schätzen, wie so Manche andere, so auch er schon viel studirt habe und noch weiter zu studiren hoffe. Als Wunsch sprach er aus, dass auch für die im Hinblick auf die Vorgeschiehte so überaus wertvolle prähistorische Sammlung, welche jetzt im Erdgeschoss antergebracht steht, ebenso bald und das eingehendste Studium der Alt-sachen fördernde Räume in dem herrlichen neuen Museum gefunden werden möchten, wie für dessen übrige Hauptabtheilungen. Hier in Lübeck sei alles Handwerkzeug vereinigt, hier sei ein in sich geschlossenes kleines Reich so arbeitssamer und strebsamer Personen zusammen, die sich durch nichts in ihrer Arbeit zurückhalten lassen würden. Er hoffe auf das Wachsen des Museums und auf immer neue wissenschaftliche Erfolge des Gemeinnses.

Gleich darauf erhob sich Herr Bürgermeister Dr. Brehmer. Er sprach von den Beziehungen, die Lübeck mit anserdeutschen Ländern so unterhalten stets bemüht gewesen sei, und aus seiner Rede klang eine herzliche Dankbarkeit gegen die vielen Söhne Lübecks, die in treuer Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt absichtlich oder zufällig erworben, oft recht werthvolle Gegenstände in sehr grosser Zahl anseren Museen zum Geschenke gemacht haben. Der Toast klang aus in ein Hoch auf die Freunde aus den nordischen Ländern, die an dem Congress theilnahmen.

Das Hoch auf die Damen brachte Herr v. Schreiber in snerlichen Versen aus.

Mit Freude und Stolz hat Lübeck begrüsst
Die Versammlung der Anthropologen.
Wenn auch klein nur die Zahl der Erschienenen ist,
Sie wird nicht gezählt, doch gewogen,
Denn sie führte zu uns die Blüthe und Kraft,
Die Meister der deutschen Wissenschaft.

Mit vielen Bedenken erwoogen wir:
Was können den Gästen wir zeigen?
Nicht Schädel, noch Urnen, nicht Dolmen, Menhir
Nennst leider ja Lübeck sein eigen,
Für den Archäologen ist hier zu Land
Kein Kjökkenmödding, kein Pfahlhau zur Hand.

So galt's denn, sich auf die historische Zeit,
Auf das Mittelalter beschränken,
Auf unsere Kirchen im gothischen Kleid
Das Auge der Kenner zu lenken.
Auch fordert wohl ihr Interesse heraus
Manch' charakteristisches Bürgerhaus.

Zum Rathhaus führen die Gäste wir dann
Mit seinen klassischen Räumen,
Wo uns umfängt der Geschichte Bann,
Von den Zeiten der Hansa zu träumen.
Als der ganze Norden zu Pflaßen lag
Dem allgewaltigen Städtetag.

Doch nicht menschliche Gräber und Banten allein,
Beschäftigen den Anthropologen.
Um des Menschen gesammtes Wesen und Sein
Ist der Kreis seiner Forschung gezogen.
So studirt er auch fleissig — an Seele und Leib
Die Krone der Schöpfung — das deutsche Weib.

Er misst die Schädel, ob kurz oder lang,
Die Grösse, den Wuchs der Figuren,
Verfolgt der arischen Völker Gang,
Der Rassen verschlungene Spuren.
Doch schnellig macht mit dem Messen er Halt,
Erscheint ihm des Weibes lebend'ge Gestalt.

Eine wichtige Frage von jeher es war,
Kann nicht zur Entscheidung gelangen:
Ist blond oder schwarz das germanische Haar,
Das schon die Römer besangen?
Doch umrahmt es in Fülle ein lieblich Gesicht,
Bekümmert den Forscher die Farbe nicht.

Das Studium der Augen gewissenhaft
Die Anthropologen betreiben;
Bald blaun, bald braun die Vorherrschaft
In deutschen Gauen zuschreiben.
Doch funkelt im Glase der perleude Wein,
So schau'n sie noch tiefer in beide hinein.

Aber Schönheit der Augen, des Haars, der Gestalt
Kann uns doch erst völlig genügen,
Wenn Herzensreinheit und sanfter Gehalt
An's Aeu's're harmonisch sich schmiegen.
Wenn tiefes Gemüth mit Anmuth sich paart,
Das ist deutscher Frauen reigne Art.

Sie wollen nicht glänzen im Treiben der Welt,
Wie die Frauen der Slaven und Kelten,
Auf höheres Ziel ihr Sinn ist gestellt:
Als tüchtige Hausfrau zu gelten.
Die prägende Rose zeraubert aus wohl,
Das Weibchen ist deutscher Frauen Symbol.

Sie wissen, des Alltags nüchternes Sein
Mit poetischem Dult zu umweben,
Des Mannes trennte Gefährtin zu sein
Bei all' seinem Schaffen und Streben.
Das ist's, was deutsche Männer entückt,
Im tiefsten Herzen so hoch begückt.

Fürwahr, des Lebens köstlicher Stern
 Ist uns allen die Liebe der Frauen,
 Ob den Gärten er weit in der Heimath fern,
 Wir ihn hier an der Tafel erschauen,
 'Vrum Anthropologen sowohl wie Lai'n,
 Unten Damen lasset dies Glas uns weih'n.

Herr Reichsanwalt Hildebrand aus Stockholm brachte sein Hoch der Stadt Lübeck, mit welcher Schweden stets einen regen Handels- und freundschaftlichen Verkehr unterhalten habe; wenn Lübeck sonst für Schweden auch nichts gethan hätte, so müßten die Schweden ihm doch ewig dankbar dafür sein, dass es Gustav Wass, der 1571 dem dänischen Gefängnis entflohen, freundlich aufgenommen und ihm Schutz gewährte. — Von weiteren Reden seien noch die humorvollen Ansprachen der Herren Sanitätsrath Dr. Max Bartels und Senior F. Ranka und der Spezialdank erwähnt, welchen Herr Geheimrath Dr. Grempler dem allverehrten Bürgermeister Herrn Dr. Brehmer, dem derzeitigen Haupt der freien Stadt und dem bewährten Forscher in deren Geschichte und Vorgeschichte, darbrachte.

Den würdigen Schluss des reichen Tages bildete ein fröhliches Beisammensein in dem alterthümlichen gemüthlichen Kneipensale der Schiffergesellschaft mit ihren verschiedenartigen, lauschigen Sitzplätzen und der originellen Umgebung, den alten von der Decke herabhängenden Schiffsmodeln und den in ihrer naive Form klassischen Wandgemälden.

Für Donnerstag, den 5. August, hatte das Programm vor der Sitzung den wiederholten Besuch des Museums vorgesehen. In der ersten Morgenfrühe versammelte sich auch noch ein Theil der Gesellschaft in den weithellen Hallen der Marienkirche unter Führung des Herrn Senior F. Ranka. Die Schluss Sitzung des Congresses endete 20 Min. vor der programmmäßig festgesetzten Stunde 1 Uhr.

Nach einem raschen aber vortrefflichen Mittagssmahle führte schon kurz nach 2 Uhr ein Extrazug der Lübeck-Büchener Eisenbahn etwa 150 Festtheilnehmer nach Station Waldhusen, von wo man bei dem prächtigen Wetter, welches der Versammlung von Anfang bis Ende treu blieb, durch die herrlichen Tannen- und Buchengänge nach dem Höhengrabe marschirte, jenem berühmten, grossartigen Bauwerke der Vorzeit, an welchem Herr Dr. Prendt einen kurzen erklärenden Vortrag hielt. Der Rückweg zur Station führte unter der Leitung des Herrn Senior F. Ranka nach dem mächtigen, in seiner ganzen Ansehung vortrefflich erhaltenen Ringwall bei Pöppendorf, auf dessen mit Jungholz bestandener Höhe ein Durchbau hergestellt war, von welchem aus die Stelle Büchung und der mächtige Absturz der alten Befestigung überblickt werden konnte.

Schon auf dem Wege zum Höhengrabe ward den Wandernden eine ganz reizende Überraschung zu Theil. In einer Waldlichtung, dicht vor dem prächtigen Föhrenweg, standen Bänke und gedeckte Tische, in fernem davon lagerten auf kühlen Blättergründe vermischt, bei der sommerlichen Wärme doppelt einladende Bierfässer und dicht daneben war eine improvisirte Kaffeestube errichtet. Als man sich mit Vergnügen unter dem galischen Blätterdache niedergelassen hatte, traten zwischen den lichten Buchenstämmen Gestalten hervor: nichts Unerwartetes, nichts Antikes, nichts Aussergewöhnliches, wie Herr Dr. Paull, der unerwähnte Vorstand des Festausschusses, in einem längeren humorvollen Gedichte hervorbrach. Es missen aus Lübeck's Gegenwart, das, was den Anthropologen interessiren

könne, antreten: Es erschienen in der landesüblichen Tracht eine reizende Gärtnerin mit gefülltem Blumenkorb, ein zierliches Haringfranchen aus Schlutup, zwei allerliebteste Dienstmädchen mit den charakteristischen Häubchen und drei stramme Träger vom Lübecker Hafen im Sonntagstaat mit hohen Stiefeln, weissen Strümpfen, nageisernen Cylindern und brauner Joppe. Die sieben Vorgesetzten wurden von der Versammlung mit freundlicher Acclamation empfangen, worauf Herr Dr. Paull am Schlusse seines Gedichtes sie aufzuforderte, die Gäste nun auch mit Kaffee und Bier zu bedienen. Das geschah dann auch mit Grazie und Vergnügen und zur Freude der Gäste über diese so gelungene Freilichtausstellung Lübecker Volkstrachten, von Damen und Herren aus der besten Lübeckischen Gesellschaft zu Ehren des Festes dargestellt.

Von Pöppendorf ging der Zug nach dem schönen Travemünde. Hier hatte sich auch ein Lokal-Festsaalchen gebildet, an dessen Spitze die Herren Doktoren Paepz und Zippel die Ankommenden begrüßten. Zu der „Fahrt in See“ mit dem Dampfer der Handelskammer „Trava“ hatte sich nach der Hitze des Mittags ein frischer Nordostwind erhoben, welcher das Meer bewegte und die Scene in angelegentlichster Weise belebte. Alles freute sich an dem herrlichen Panorama, welches von der See aus die Mecklenburgische Küste, das Lübeckische Gestade, die Küsten von Oldenburg und Schleswig-Holstein darboten. Ein animirt verlaufendes Essen im Kurhause folgte, bei welchem der Stadt Travemünde in kürzesten Worten gedacht wurde und den Lübecker Fremden nochmals der in so überreichem Maaße verdiente Dank ausgesprochen werden konnte. Es war Nacht geworden, die begann auf dem Parterre vor dem Kurhause Fenerwerk und bengalische Beleuchtung. Die Karkapelle bildete, frohe Weisen spielend, die Spitze des Zuges der Heimkehrer, welcher sich durch die schönen Alleen zum Bahnhof begab; Knaben mit Lampen marschirten zu beiden Seiten in langen Fackelreihen neben dem Zug; die hohen Wölkchen der prächtigen Buchenalle waren durch grüne und rothe bengalische Feuer erleuchtet und die reich mit Flammen und Lichtern geschmückten Häuser Travemündes trugen das Ihre dazu bei, das farbhige Bild zu seinem überaus reichen zu gestalten. Als sich der Extrazug um 10^{1/2} Uhr in Bewegung setzte, spielte die Karkapelle zu Ehren des I. Vorsitzenden, Herrn von Andrian-Werburg, die österreichische Nationalhymne. Auf der ganzen nächtlichen Fahrt bis nach Lübeck, in Waldhusen, Schlutup, Israeldorf, Waldhalle, auf allen Stationen blinkten helle bengalische Feuer auf, als würdige Grasse der Lübecker Freunde.

Begrüßungen des Congresses.

Wir dürfen den Bericht über unseren Congress in Lübeck nicht schließen, ohne der freundlichen Grüsse Erwähnung zu thun, welche von fernem Freunden demselben gesendet worden sind. An erster Stelle müssen wir hier eines der treuesten Besucher der Congresses, unseres themeren hochverehrten Freundes Herrn C. Kunze, gedenken, welchem es in diesem Jahre seine Gesundheitsverhältnisse hoffentlich ermöglichen werden zu sein. Aber wir dürfen hoffen, ihm bei unserer nächsten Versammlung die Hand drücken zu können. Auch Seine Hoheit Prinz Paul Pentajine hat seinem lebhaften Bedauern Ausdruck gegeben, den Congress nicht persönlich besuchen zu können, welchem er trotzdem als answärtiger Theilnehmer beigetreten ist. Weitere Grüsse kamen von Fräulein Sophia von Torma

aus Broos (Siehenbürgen) und von Hrn. Dr. Lehmann-Nitsche, welcher seit dem letzten Jahre Chef der Section für Anthropologie am Museum in La Plata geworden ist.

Wir danken allen den verehrten answärtigen Freunden für ihr freundliches Gedenken.

Als Dank für die Annahme in Travemünde sendete der Vorstand der anthropologischen Gesellschaft an den Gemeindevorstand von Travemünde das folgende Telegramm: Die Vorstandschaft der anthropologischen Gesellschaft fühlt sich geduldet, Ihnen und der Stadt Ihre warmsten Dank auszusprechen und wünscht Ihnen anflühendens Badorte weiteres bestes Gedeihen.

An demselben Tage (6. August) war von Braunschweig die Annahme der Wahl zum Congressort pro 1899 eingelaufen. Ebenso erklärte Herr Professor W. Blasius, der die Einladung seinerseits nach Speier persönlich überbracht hatte, sich bereit, die locale Geschäftsführung des Congresses zu übernehmen.

Die Ausflüge nach Schwerin und Kiel.

Der Congress in Lübeck hat, wie kaum ein voraussehender, Gelegenheit zu eingehenden Studien besonders wichtiger prähistorischer Museen geboten. Wir haben die Bedeutung der in lebhaftem Aufschwung begriffenen prähistorischen Sammlung in Lübeck schon rühmend hervorgehoben. Ausserdem besuchte aber der Congress officiell auch die beiden berühmtesten Museen des norddeutschen Küstenlandes in Schwerin und Kiel. Von Schwerin und Kiel ist, wie wir mit freudiger Anerkennung hervorheben dürfen, der Aufschwung der deutschen Prähistorie ausgegangen.

Ausflug nach Schwerin, den 6. August 1897.

Wir erhalten von hochgeehrter Hand über den Verlauf des Ausfluges folgende Mittheilung:

Mit Sonderzug trafen heute Morgen (6. August) gleich nach 10 Uhr 105 Personen, Damen und Herren, welche an der 28. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Lübeck theilgenommen hatten, hier ein. Dieselben wurden auf dem Bahnhof begrüßt von dem Museumdirector Professor Hofrath Dr. Schlie, Regierungsrath Dr. Schröder, Oberlehrer Conservator Dr. Belz, Kreisphysikus Dr. Wilhelm und Sanitätsoberarzt Dr. Oldenbarg und zum Grossherzoglichen Museum geleitet. In der prähistorischen Abtheilung war die Büste des Altvaters mit Begründung der grossherzoglichen Sammlungen und der jüngsten des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Geh. Archivrath Dr. Lisch, mit einem Lorbeerkrans geschmückt, aufgestellt. Professor Dr. Schlie wies die nachstehende Ansprache:

„Iudem ich Sie, hochgeehrte Damen und Herren, in meiner Eigenschaft als Museumdirector begrüesse und hier willkommen heisse, theile ich zuerst mit, dass Se. Hoheit der Herzog-Regent mich beauftragt haben, Ihnen Seinen Gruss zu überbringen und zugleich das Bedauern auszusprechen, dass es ihm nicht vergönnt ist, an der heutigen Versammlung theilzunehmen.“

Im Besonderen hat Er mich beauftragt, dem Herrn Präsidenten des Anthropologen-Vereins, Herrn Geh.-Rath Virchow, an dieser Stelle Seinen Gruss auszurichten.

Einen eigentlichen zweiten Auftrag habe ich nicht, und doch ist es mir, als ob ich ihn hätte. Es ist mir, als hätte ich ihn von einem Verstorbenen, von den

Manen des Mannes, den Sie hier im Bilde vor sich sehen und neben dem ich stehe.

Sie alle wissen, welche grossen Verdienste der Geh. Archivrath Lisch sich um die Alterthumswissenschaft erworben hat, wie er sein ganzes lautes Leben hindurch mit Unermüdblichkeit, mit grösster Lust und Liebe und auch mit dem grössten Erfolge gearbeitet hat.

Die schöne Sammlung, die Sie hier vor sich sehen, ist im Wesentlichen sein Werk. Aus kleinen Anfängen hat er sie zu der Bedeutung emporgehoben, die sie heute besitzt und die sie mit in die vorderste Reihe der europäischen Sammlungen stellt. Und die Gründe liegen, die er für die Betrachtung und Forschung aufgestellt hat, mögen sie im Einzelnen nie und da bekämpft, nie und da modificirt sein, sie gelten im Wesentlichen auch heute noch. Doch will ich das hier nicht weiter ausmalen. Es genügt, mit diesen wenigen Worten darauf hingewiesen zu haben, und es ist uns eine besondere Freude, dass es sich so gefügt hat, dass einer der Söhne von Lisch, unser verehrter Herr Polizeisenator Lisch, an diesem Ehrentage seines unvergesslichen Vaters — denn Ihr Besuch, meine Herren, macht diesen Tag zu einem Ehrentage für ihn — hat theilnehmen können.

Gestatten Sie nun, dass ich Herrn Dr. Belz, dem Conservator dieser Sammlung, das Wort gebe, um Ihnen eine Schrift zu überreichen, die er zu ihrer Bewillkommung im Namen des Vereines für Meckl. Geschichte und Alterthumskunde verfasst hat, und um Ihnen nachher die Funde aus jüngerer und jüngerer Zeit vorzuführen, die wissenschaftlich wichtig geworden sind.“

Anwesend war auch die Custodia Fräulein Amalia Buchheim, welche seit 61 Jahren Aufseherin der Sammlungen gewesen und viele der anwesenden Gelehrten seit langen Jahren kannte und von ihnen auf das freundschaftlichste begrüßt wurde. Von den Gästen wurden die Sammlungen eingehend in Augenschein genommen und zwar in der prähistorischen Abtheilung unter Führung des Dr. Belz, welcher jede gewünschte Auskunft gab. Die von ihm verfasste Festschrift „Steinzeitliche Funde in Mecklenburg“ wurde unter die Anwesenden theilteilt. Die Abhandlung umfasst 88 Seiten und enthält eine Reihe von Abbildungen.

Von 12 Uhr ab fand eine Besichtigung des Grossherzoglichen Schlosses und Schlossgartens statt, welcher in dem grossen, blauen Schweriner See gelegen durch seine mannigfaltige und doch harmonisch wirkende Zusammenfügung verschiedener Stilarten einen ganz besonderen Reiz enthält. An den Thürmen, Zinnen, Galerien und weit ausladenden Vorbauten, die zum Theil in prächtige Gärten nach Versailler Geschmack hineinragen, findet man Anklänge an die Alhambra, an die schönsten Beispiele der Früh- und Spät-Gothik. Andere Theile des Schlosses repräsentiren die italienische Renaissance andere die Barock und Rococo.

An dem gemeinschaftlichen Mittagessen im Hotel Paris beteiligten sich etwa 120 Personen. Der Saal war sehr hübsch decorirt und das Essen verlief in animirter Weise. Nach dem Essen folgte ein schöner Ausflug mit Dampfer über den grossen Schweriner See nach der Fähr- und von da unter Führung des Herrn Hofrath Dr. Schlie ein äusserst gediegener Spaziergang durch die noch sommerlich dichten Buchenhallen nach dem wegen seiner schönen Lage berühmten Pinnow See.

Nach am selben Abend führte ein Sonderzug die Gesellschaft zum letzten Male nach Lübeck zurück.

Der Ausflug nach Kiel.

Wir erhielten von sehr geehrter Hand (K. Z.) folgenden Bericht:

Kiel, den 8. August 1897.

Der Lübecker Zug fuhrte uns Morgens 10 Uhr 7 Minuten reichlich 50 Gäste, Damen und Herren, zu. Die Mehrzahl der Gäste leitete ihre Schritte sofort ins Museum vaterländischer Alterthümer; Andere benutzten die Gelegenheit, sogleich nach der Ankunft am Bahnhof dem Thaulow-Museum einen Besuch abzustatten. Assistent Dr. Haupt übernahm die Führung; die Kunstwerke in ihren übersichtlichen Zusammenstellungen fanden Bewunderung und Beifall zugleich. Die übrigen Museen, nämlich das ethnologische (in der Dänischen Strasse), das zoologische, mineralogische und anatomische waren in den Stunden von 10 bis 1 Uhr den Theilnehmern an der Versammlung gleichfalls geöffnet. Die Hauptaussehenskraft entfaltete jedoch das Museum vaterländischer Alterthümer, dessen Objekte das eigentliche Arbeitsfeld unserer Anthropologen bildet; hier war der Sammelplatz der Gäste und der hiesigen Mitglieder des anthropologischen Vereins. Die Mitglieder des Ortscomité waren durch eine blau-weiße-rothe Schleife gekennzeichnet. Am Eingange des Museums wurden die Besucher von Fr. J. Mestorf, Director des Museums, in liebenswürdigster Weise empfangen. Ein geschlossener Rundgang durch das Museum war natürlich nicht von Nothen, da in diesem Falle Kennenrungen auf den Schritten ruhten. Die Besichtigung erfolgte in zwangloser Weise durch kleinere Gruppen. Director und Custos Dr. Splieth liessen es hier und da an Erklärungen und Hinweisen nicht fehlen. Die reichhaltige Sammlung aus der älteren und jüngeren Steinzeit nahm das Hauptinteresse in Anspruch; kaum ein anderes Museum in Deutschland hat aus diesen Perioden so viel Material aufzuweisen. Eingehend erörtert wurden die „Kjökkenmøddinger“ aus alten Ansiedelungen am Kieler Hafen und bei Süderhallig an der Gjønner Bucht, die Hainnsätze mit ihren Geweberesten, die grossen Schalen- oder Napfsteine, der berühmte Sigtryggestein, welchen Asfrid, die Tochter Odinsgar's, ihrem Sohne als Denkmal setzte, und dann vor Allem das grosse Boot mit der im Nydamer Moore gefundenen Kriegsbeute. Der Museumsverwaltung wurden wiederholt Worte der Anerkennung für die eigenartige, höchst instructive und geschmackvolle Anstellung der Museumsschätze genoll. Viel Aufsehen erregte die „Taufskulptur“, welche in dem Archivzimmer des Museums aufgestellt war. Dasselbe hat eine Höhe von 2,37 m und wurde vor etwa drei Monaten in Japan, 250 Stunden von Nagasaki, gelegentlich eines Chausseebaues in einer Höhle neben anderen Knochenresten gefunden. Herr Brandmüller in Dassel (Hannover) hatte das Heingerüst mit vieler Mühe erworben und unter grossen Schwierigkeiten aus Japan herübergeholt; die Japaner dalden eben nicht die Fortschaffung von Skeletten aus ihren Begräbnissstätten, obwohl es sich in diesem Falle nur schiener um ein menschliches Skelett handelte. In Wahrheit haben wir nämlich ein aus Thierknochen mit vielem Geschick zusammengestelltes menschliches Skelett vor uns. Der Kopf trägt zwei kurze Hörner und erinnert ganz und gar an die übliche bildliche Darstellungsweise eines Teufels. Die Zusammenstellung des Kopfes aus thierischen Knochen verräth grosses Geschick; der Unterkiefer ist offenbar ein Beckenknochen. Die Zähne greifen keilförmig ineinander; es sind mit der Krone in den Kiefer eingefügte Pferde-

sähne und verleihen dem Ganzen ein wildes, geradezu gespensterhaftes Aussehen. Die Knochen der Extremitäten sind äusserst künstlich zusammengefügt; der Ursprung derselben, besonders der des grossen Beckenknochen, ist sehr schwer zu bestimmen. Vermuthlich war das ganze Skelett mit der umgestalteten Haut eines Pansen überkleidet; einzelne Reste sind noch am Kopfe und auf dem Brustkorb deutlich erkennbar. Bei dem Skelett wurde gleichzeitig ein Dokument gefunden, das ebenfalls angelegt war. Die Schriftzüge weisen sehr veraltete, heute nicht mehr gebräuchliche Constructionen auf, so dass man auf ein hohes Alter des Skeletts schliessen kann. Um so auffälliger ist es, dass die ganze Zusammenstellung von grosser anatomischer Kenntniss zeugt. Merkwürdig ist dann freilich der Umstand, dass Hände und Füsse nur mit drei bekrallten Fingern resp. Zehen versehen sind, vielleicht nicht ohne besondere Absicht. Trotz des hohen Alters haben sich die Knochen vorzüglich erhalten; selbst das Bindemittel, bestehend aus einer Art von Mörtel, ist deutlich erkennbar. Jedenfalls muss das Skelett sehr trocken gelegen haben. Ueber die Bedeutung dieses Skeletts lassen sich zur Zeit nur Vermuthungen aussprechen. Der Inhalt des Dokuments ist nicht ohne Belang; die von einem der deutschen Sprache kundigen Japaner gemachte Uebersetzung lautet im modernen Stil etwa so: „An den Dorfweihen Herrn Masatoma zu?“ (der Ort ist unbekannt, weil das Dokument hier und da Schiden aufweist).

—?— 12. September ?

Schriftlich beehren wir uns hiermit anzuzeigen, dass ein Gespenst in diesem Bergfuss Nachts erschien und Felder und Aecker zerstörte und Menschen angriff. Als das Gespenst gestern in dem . . . ? Thal erschien, haben wir dasselbe sofort erschlagen, so dass die Leute des Dorfes nunmehr beruhigt sein können. Wir beabsichtigen nun, am 16. d. M. dasselbe zu begraben und bitten Sie daher, Leute dieses Dorfes anzuschliessen.

Hochachtungsvoll

Kumanoja.

Mitotomo.

Hidenoja.

?

Der Inhalt dieses Schreibens lässt vermuthen, dass die in Rede stehende Teufelsgestalt dem Volke nach einem grossen Nationalunglück (Pest, Miswachs und dergl.) gezeigt wurde, gleichsam als Beweis dafür, dass der böse Geist getödtet sei; so konnten sich die aufgereagten Gemüther beruhigen. Es bleibt der Wissenschaft vorbehalten, nach der Bedeutung und dem Alter dieses Schreckbildes näher zu forschen.

Um 1 1/2 Uhr vereinigten sich die Herrschaften im „Seegarten“ zum gemeinsamen Frühstück, das den Theilnehmern von der Stadt Kiel gespendet wurde. Das reichhaltige Mahl, bestehend in kalter Küche mit warmer Vorlage, mundete vortreflich; das drohende Dampfverbot zu zerstören drohte, vermochte die Stimmung bei Tisch nicht zu unterdrücken. Oberbürgermeister Fusa eröffnete die Reihe der Tischreden durch eine mit Humor gewürzte Ansprache, in welcher er etwa Folgendes ausführte: „Hochgeehrte Damen und Herren! Ich habe Ihnen im Namen des Magistrats und der städtischen Collegien herzlich den Dank dahin auszusprechen, dass Sie so recht vernehmlich haben, nach den Tagen erster Arbeit hier in Kiel zu erscheinen, unserer Einladung Folge zu leisten und einige Stunden

bei uns und mit uns so verliehen. Ein anderes Ding ist es freilich, wenn ein Congress in eine Stadt kommt, wohin derselbe den Schwerpunkt seiner Arbeit verlegt, wie diesmal in Lübeck. Denn diese hat nicht nur die Freude, Ihre Bestrebungen kennen und schätzen zu lernen, sondern sie wird auch eingeweiht in das, was ihr Herz bewegt. Hoffentlich ist es für Sie nicht ganz fruchtlos gewesen, dass Sie heute nach unserem Norden, nach der cimbrischen Halbinsel gekommen sind. Ihre Wissenschaft bewegt sich zwischen den Grenzen der Geschichte und Naturgeschichte. Hier an den alten Grenzmarken eröffnete sich von jeher ein reiches Feld Ihrer Forschung. Geschichte und Vorgeschichte greifen eng ineinander. Nicht allein, dass vor Zeiten von der cimbrischen Halbinsel her der erste Anprall gegen das Römische erfolgte, sondern Sie stehen zugleich auf dem Boden alter Heldenlieder und Sagen, Perioden, welche mit der Forschung der Anthropologen auf's engste verknüpft sind. Einer aus Ihrer Mitte hat Ihnen vor wenigen Tagen die alte Grenzlinie zwischen Nord-eibingen und Südjutland vorgeführt. Sie stehen hier heute auf altem deutschen Boden. Die Jugend unserer geologischen Entwicklung bietet Ihnen der Anregungen viel. In anthropologischer Beziehung sind wir hier zu Lande mancher freien deutschen Stadt weit voraus, wenn ich Sie daran erinners, dass die Leitung unseres Landesmuseums einer Dame anvertraut ist. Mit welchem Erfolge Fräulein J. Meestorf das Panier hochgehoben hat, ist Ihnen ja allen allzu bekannt. Ihre Sympathien, welche Sie für die Dame hegen, bestätigen das Gesagte. Sie sind heute nicht zu uns gekommen, um Wissenschaften zu treiben; die Arbeit liegt hinter Ihnen. Möchte dieselbe mit reichem Erfolge gekrönt sein. Von Stadt wegen ist Ihnen hier ein kleines „Kjökkenmödding“ bereitet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, dass die Ausgrabungen dessen, was vor Ihnen steht, mit grosser Zuverlässigkeit stattgefunden haben. Ich bitte Sie, dem Gebotenen kritig anzuspreehen, damit Sie für spätere Forscher nichts übrig lassen. Indem ich Ihnen und Ihrer Forschung Namens unserer Stadt Kiel nochmala die herzlichsten Sympathien besende, hege ich den Wunsch, dass die Stadt Kiel später einmal Ihren Congress in seinen Mauern begrüssen darf. Vieles ist nach bei uns noch der Forschung werth. Von Herzen wünsche ich Ihnen als Anthropos und Glied der anthropologischen Gesellschaft Gottes Segen und Gut Heil. Ich trinke auf das Wohl der deutschen anthropologischen Gesellschaft! Die Versammlung stimmte begeistert in das dargebrachte Hoch ein. In seiner Erwidrerungsrede sprach der erste Vorsitzende der deutschen anthropologischen Gesellschaft, Freiherr v. Andrian, die Hoffnung aus, dass die Würdigung der Anthropologie doch endlich zum Durchbruch gelange. Sodann dankt er für die freundliche Aufnahme; als Süddeutscher habe ihn die Gastlichkeit und Biederkeit der Nordländer äusserst sympathisch berührt, um so mehr, als man ihm vor etwa 30 Jahren noch gesagt habe, dass die Nordländer kalt und zurückhaltend seien. Er trinke auf das Wohl der schönen Stadt Kiel und seines trefflichen Herrn Oberbürgermeisters. Mittlerweile hatte

sich das Gewitter entladen; die Worte des Geheimraths Virchow-Berlin wurden von Blitzen und Donnerschlägen begleitet. Er führte etwa Folgendes aus: „Ueberall, wohin wir mit unserem Congress kommen, stossen wir auf andere Vorstellungen, auf gewisse Eigenheiten; das zeigt sich besonders bei der Beschäftigung der Museen. Diese werden an den verschiedensten Orten von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt. Oft hält es recht schwer, die für die Anordnung massgebenden Gesichtspunkte zu erkennen. Welche Vorträge eine Sammlung bietet, wenn eine Dame an der Spitze steht, lehrt uns das Kieler Museum. Die Männer verfallen gar leicht in eine gewisse Einseitigkeit nach der Art ihres Charakters oder je nachdem, wie sie aufgewachsen sind, was ters oder je nachdem, wie sie aufgezogen sind, was sie gelernt, getrieben haben, an der Frau nicht der Fall; sie gern vorüber. Dies ist bei der Frau nicht der Fall; in die Dinge kommt ein gewisses Gleichmass; selbst das unscheinbarste im Kieler Museum ist als eine musterhafte zu bezeichnen; selbst die Fremden sind sehr bald über die einzelnen Perioden orientirt. Vor uns liegt ein einheitliches Gebiet. Die Anthropologie ist glücklicherweise noch nicht dahin gekommen, eine Scheidung in Sectionen vorzunehmen, wie es auf anderen Wissenschaftsgebieten üblich ist. Wohl ist eine derartige Scheidung möglich; möge sie davor bewahrt bleiben. Die cimbrische Halbinsel bietet für die anthropologische Forschung ein reiches Feld. Nirgends ist die Steinzeit zu einer solchen Entwicklung gelangt wie hier. Dieser Umstand getheilt Ansicht geführt, dass die Indogermanen nicht, wie bisher allgemein angenommen worden ist, von Indien zu uns gekommen sind, sondern dass die Ausbreitung in umgekehrter Richtung erfolgte. Die Funde aus der Steinzeit zeigen mehr und mehr, wie fest organisirt und relativ vollkommen die alten Völker gewesen sind.“ Zum Schluss versprach der Redner, dass sich der Vorstand der freundlichen Einladung der Stadt Kiel erinnern werde. Er toastete auf die Damen und Herren des Museums.

Das Unwetter hatte bald ausgetobt; dasjenige Ufer erstrahlte in dem Glänze der Regenbogenfarben — ein sehr schönes Schauspiel. Bald zerriß der grosse Wolkenleiter, und als die Gesellschaft mit dem Dampfer „Johann Schweißel“ in See stach, erglänzte die Föhrde im schönsten Sonnenglanze. Es war eine herrliche Fahrt! Unsere Gäste waren des Lobes voll und zählten die Stunden zu den schönsten, welche sie im Laufe der Woche durchlebt hatten. Die Fahrt ging durch die Holtzener Schlenze bis nach der Hochbrücke. In „Margarethenhal“ wurde der Kaffee eingenommen. Man verabchiedete sich von denen, die mit dem Zuge über Kiel am Abend der Heimath austreiben wollten. Die Mehrzahl der Gäste fuhr weiter, hinaus in die See. Bei Bülk wurde Keht gemacht. Vollfreudig landete die Gesellschaft kurz nach 7 Uhr vor dem „Seegarten“, wo man sich zum zwanglosen Beisammeln vereinigte, bis die Stunde des Abschiedes nabte. „Glückliche Fahrt!“ und „Auf Wiedersehen in Kiel!“ war die Lösung.

So endete dieser schöne Congress!

Nochmals Dank allen denen, die zu seinem Gelingen beigetragen.

Die dem Congress vorgelegten Bücher und Schriften.

I. Festschriften.

Festschrift zur XXVIII. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Lübeck, Aug. 1897. 8°.

Inhalt: I. Dr. jur. Theodor Hach: Geschichtlicher Ueberblick über Forschungen zur vorgeschichtlichen Alterthumskunde in Lübeck.

II. Dr. K. Freund: Die prähistorische Abtheilung des Museums zu Lübeck (mit 15 Tafeln).

III. Dr. H. Karutz: Das Museum für Völkerkunde zu Lübeck (mit 23 Tafeln).

IV. Dr. H. Leuz: Die Anthropoiden des Museums zu Lübeck und Dr. L. Prochownick, Hamburg: Einige Bemerkungen zu den Lübecker Anthropoidenbecken (mit 5 Tafeln).

Führer durch das Museum in Lübeck. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 8° 66 S.

Neuer Führer durch Lübeck mit besonderer Berücksichtigung seiner Bau- und Kunstdenkmäler, herausgegeben nach den Bearbeitungen von Baudirector A. Schwinnig, Regierungsbaumeister Max Grube, Dr. Th. Hach, Architect Th. Sartori. Lübeck 1896. 8° 40 S.

Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Illustrierte Monatschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder (gleichlich Organ für die allgemeine Zigeunerkunde), redigirt und herausgegeben von Prof. Dr. Anton Harrmann.

V. Band 1896. 5.—10. Heft. (Mit einer Kartenkarte, einer Musikbeilage und 100 Abbildungen auf XII Tafeln.) Endapert 1897. 4° 296 S.

Begrüßungsschrift der 28. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, gewidmet bei ihrem Auszuge nach Schwerin am 6. August 1897 von dem Vereine für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Schwerin 1897. 8° 88 S.

Bericht, einundvierzigster, des Schleswig-Holstein'schen Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel, herausgegeben von J. Meistorf. Kiel 1897. 8° 34 S.

Dr. W. Brechmer: Ueber die Lage von Alt-Lübeck. Lübeck 1886. 8° 16 S.

II. Andere dem Congress vorgelegte Bücher und Schriften.

Bartels Paul: Ueber Geschlechtsunterschiede am Schädel. Berlin 1897. 8° 106 S.

Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Organ der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben und begründet von W. v. Gümbel, J. Kollmann, F. Ohlenschläger, J. Ranke, N. Rüdiger, C. v. Zittel, redigirt von J. Ranke. XII. Band. 1. und 2. Heft. Mit 7 Tafeln und 2 Abbildungen im Text. München 1897. 4° 84 S.

Dr. Just. Brinckmann: Die Sammlung japanischer Schwertsäbren im Museum für Kunstgewerbe zu Hamburg. Hamburg 1893. 4° 20 S.

Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben von Dr. phil. et med. G. Buschan. Breslau 1897. 8° 32 S.

Hagen, Museum für Völkerkunde (einschliesslich Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer). 4° 16 S.

Jahresbericht des naturhistorischen Museums in Lübeck für das Jahr 1896. Lübeck 1897. 8° 16 S.

Otto Kröhne: Chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins. Inaugural-Dissertation. Kiel 1897. 8° 72 S.

Dr. H. Leuz: Das naturhistorische Museum in Lübeck. Eine Skizze seiner Entwicklung und seines gegenwärtigen Zustandes. Lübeck 1897. 4° 329—348 S.

Dr. H. Leuz: Geschichte des naturhistorischen Museums zu Lübeck. Lübeck 1899. 4° 24 S.

Job. Ranke: Frühmittelalterliche Schädel und Gebisse aus Lindau. Ein Beitrag zur Geschichte der Schädeltypen in Bayern. München 1897. 8° 92 S.

Thomas Wilson: the Swastika, the earliest known symbol, and its migrations, with observations on the migration of certain industries in prehistoric times. Washington 1896.

III. Zweiter Nachtrag zur Liste der neuen Publikationen.

Allgemeines:

Dr. E. A. B.: Mensch und Thier. Bayer. Karier und Münchener Fremdenblatt 1897 Nr. 152, 171 und 185. — Die 27. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Speier, Dürkheim und Worms vom 3. bis 7. August 1896.

— Exposition internationale de Bruxelles en 1897. Section des Sciences (Section 6 bis) — Bruxelles imprimerie Polissais et Casterick 37 rue des Ursulines. 1896.

Emil Schmidt: Das System der anthropologischen Disciplinen. Sonderabdruck aus Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. J. U. Kerns Verlag, Breslau.

Dr. Remigius Stöckle: Karl Ernst v. Baer und seine Weltanschauung. Regensburg. Nationale Verlagsanstalt 1897.

Anatomic, Physiologie, Psychologie etc.:

Dr. Gustav Hildeke: Zwei phylo-ophische Essays. I. Zur Genese der menschlichen Affecte. II. Gedanken über Ethik. Lenzberg 1897

Dr. Franz Daffner: Das Wachsthum des Menschen. Anthropologische Studie. Leipzig 1897.

Dr. Karutz: Studien über die Form des Ohres. Separatdruck aus Zeitschrift für Ohrenheilkunde. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

J. H. F. Kohlbrunne: Bjudragen tot de Natuurlijke geschiedenis van Menschen en Dieren.

— I. Schwanzbildung und Steissdrüse des Menschen und das Gesetz der Rückschlagvererbung. Batavia 1897.

— Muskeln und periphere Nerven der Primaten mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anomalien. Eine vergleichend anatomische und anthrop. Untersuchung. Amsterdam, August 1897.

Ridolfo Livì: Dello Sviluppo del Corpo. In Rapporto colla professione e colla condizione sociale. Roma 1897.

Dr. Marehand: Mikrocephalie und Mikroencephalie, abnorme Kleinheit des Kopfes und abnorme Kleinheit des Gehirns bei nicht zergangenen Körper. Separatdruck aus der Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Verlag Urban-Schwarszenberg Wien I. Maximilianstr. 4.

Dr. Marchand: Makrocephalie. Separatdruck aus der Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Wien I, Maximilianstr. 4.

C. Meuse: Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene unter besonderer Berücksichtigung der Pathologie und Therapie. I. Band, 1. Heft. Basel 1897.

Rudolf Müller: Naturwissenschaftliche Seelenforschung. Leipzig.

M. Bartels: Dr. H. Floss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studie, Lieferung 16 und 17. Leipzig 1897.

C. Struckmann: Ueber die im Schlamm des Dinersee in der Provinz Hannover aufgefundenen subfossilen Reste von Säugethieren, Sonderabdruck aus dem 44.—46. Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover. Hannover 1897.

S. Weissenberg in Elisabethgrad, Russland: Ueber die verschiedenen Gesichtsmaasse und Gesichtsausdrücke, ihre Eintheilung und Brauchbarkeit. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.

Prähistorie:

H. Conwentz: Die Moorbrücken im Thal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Ein Beitrag zur Kenntniss der Naturgeschichte und Vorgeschichte des Landes. Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen, herausgegeben von der Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzialmuseen. Heft X. Danzig 1897.

Dr. A. Götz: Hälbfertige Steinhämmer von der Bremserdorfer Mühle, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Otterfellen von Gross-Lichterfelde, Kreis Teltow. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Die trojanischen Silberbarren der Schliemann-Sammlung. Ein Beitrag zur Urgeschichte des Geldes. Sonderabdruck aus Band LXXI, Nr. 14 der „Glohes“.

— Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 17. Oktober 1896.

— Bronzeopfelfunde bei Riederhof, Kreis Radegast, Anhalt. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Hügelfrüher mit Steinpackungen bei Kieselwitz, Kreis Guben. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Urne mit Mütsendeckel und Ohrringen von Weissenhöhe, Kreis Wirsa, Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1896. Heft 5.

— Brandgräber der Völkerwanderungszeit von Messdorf, Kreis Osterburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Funde von Steingeräten aus Rügen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Ein Thongefäss der Völkerwanderungszeit aus der Provinz Posen. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Merovingische Emailperlen aus der Mark Brandenburg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

— Neue Funde von der Fenersteinwerkstätte bei Gmünder-Holländer, Kreis Friedberg. Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1897. Heft 1.

Otto Helms: Chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Bronzen. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 20. III. 1897.

Dr. Köhler, Sanitätärath, Posen: Gefäßigte Lanzenspitzen. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 15. Mai 1897.

Prof. Dr. H. Landois: Menschen- und Thierknochenfunde auf dem Domplatze zu Münster i. W. im Februar 1897. Eine ethnologische Studie. Separatdruck aus dem 25. Jahresbericht des Westfälischen Prov. Vereins für Wissenschaft und Kunst. Münster i. W. 1897.

Sophus Müller: Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. 9. und 10. Lieferung. Strassburg 1897.

Emil Schmidt: Die vorgeschichtlichen Forschungen des Bureau of Ethnology zu Washington. Sonderabdruck aus Band LXVIII Nr. 24 des „Glohes“.

— von Schulenburg Willihald: Alterthümer aus dem Kreise Teltow. „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in Berlin. VI. Jahrgang Nr. 4, Juli 1897. Berlin 1897.

Ethnologie:

Eine Forschungsreise vom Weberhafen in das Innere der Gazellen-Halbinsel (Neu-Pommern). Monatsbeilage der „Kölnischen Volkszeitung“ Nr. 491 und 509. 1897.

Gustav Kossinna: Die ethnologische Stellung der Ostgermanen. In Indogerm. Forsch. Bd. VII. S. 276—312. Strassburg. K. J. Trübner 1897.

W. Krause: Australien. Aus der internationalen Monatschrift für Anatomie und Physiologie 1897, Band XIV, Heft 10.

K. Th. Preuss: Künstlerische Darstellung aus Kaiser-Wilhelms-Land in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 29. März 1897.

A. A. Veltzko: Madagaskar, das Land und seine Bewohner. Aus Bericht der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1897.

Völkerkunde:

A. Dachler: Das Banerhans in Niederösterreich und sein Ursprung. Wien 1897.

F. Ebmann: Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache. Supplement der Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasien. Tokyo 1897.

Dr. Friedr. Hirth: Ueber die einheimischen Quellen zur Geschichte der chinesischen Malerei von den ältesten Zeiten bis zum 14. Jahrhundert. München-Leipzig, September 1897. XI. Internationaler orientalistischer Congress. Paris, September 1897.

Arthur Riche: Astrologische Völkernamen der Aachener Staatsbibliothek. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. 19. Band. Aachen 1897.

Wilhelm Schwartz: Der Schimmelreiter und die weisse Frau. Ein Stück deutscher Mythologie. Aus der Zeitschrift des Vereins für Völkerkunde. Heft 9 1897.

— Die altrigischen Schlangengötterthee. Ein Beispiel der Anlehnung altheidnischen Volksglaubens an die Natur. Neuer Abdruck der Programmabhandlung des Friedr.-Werder'schen Gymnasiums zu Berlin 1858. Berlin 1897.

F. Scherdtfeiger: Die Heimath der Romanen (Indogermanen). II. Antinea. 1896.

H. A. Treichel: Pommern und Mecklenburg. Von der Fielen- oder Beltfel.

— Mexiko, Kreis Carthaus. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 20. März 1897.

— Uekiel. Sonderabdruck aus den Blättern für Pommersche Völkerkunde v. J. G. V. 10.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXIX. Jahrgang

1898.

Redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München

Generalsecretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1898.

Inhalt des XXIX. Jahrganges 1898.

		Seite
Nr. 1.	Weber, F., Zur Frage der Verbreitung und des Alters der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern	1
	Birkner, Dr. F., The Anthropological Society of Australasia. Die Unterschiede zwischen Australier und Melanesier und die ethnische Zusammensetzung der letzteren	5
	Literaturbesprechungen	6
	v. Fraas, Dr. Oscar †	8
Nr. 2.	Fraas, Dr. Eberhard, Anthropologisches aus dem Lande der Pharaonen	9
	Makowsky, Alex., Neuer Fund aus dem Löss von Brünn	12
	Mehlis, Dr. C., Die Urvölkerung des Rheinlales	12
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig	13
	Alterthumsverein in Worms	14
	Literaturbesprechungen	15
	Kleine Mittheilungen	15
	Neuvième Congrès international d'Hygiène et de Démographie dont la célébration aura lieu à Madrid du 10 au 17 Avril 1898	16
Nr. 3.	Schlosser, Max, Höhlenstudien im fränkischen Jura, in der Oberpfalz und im Ries	17
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	22
	Literaturbesprechungen	24
Nr. 4.	Mehlis, Dr. C., Archäologisches aus der Pfalz	25
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	27
	Literaturbesprechungen	32
	Kleine Mittheilungen	32
Nr. 5.	Einladung zur XXIX. allgemeinen Versammlung in Brannschweig	33
	Hartmann, Fr., Mittheilung über einen interessanten Fund in Schleswig-Holstein	34
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	34
	Literaturbesprechungen	40
Nr. 6.	Zieby, Graf Theodor, Familientypus und Familienähnlichkeiten	41
	Literaturbesprechungen	44
	Kleine Mittheilungen	48
	v. Gümbel, Dr. C. Wilhelm Ritter †	48
Nr. 7.	Quilling, Dr. F., Merovingisches Gräberfeld in Sindlingen bei Höchst am Main	49
	Zieby, Graf Theodor, Familientypus und Familienähnlichkeiten (Schluss)	51
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Gruppe Hamburg-Altona	54
	Literaturbesprechung	56
Nr. 8.	Mehlis, Dr. C., Flintsteinlager aus der Vorderpfalz	57
	Mehlis, Dr. C., Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Krimbach in der Pfalz	58
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Gruppe Hamburg-Altona	59
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig	63
	Kleine Mittheilungen	66

Nr. 9. Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung in Brannschweig.

	Seite
Tagesordnung der XXIX. allgemeinen Versammlung	67
Verzeichniss der Teilnehmer	68 u. 194
Erste Sitzung.	
Virchow, R., Eröffnungsrede	69
Begrüßungsreden: Professor Dr. Wilhelm Blasius, Oberbürgermeister Dr. Pockels, Professor Schöttler, Dr. Hartmann, Professor Dr. Richard Meyer, R. Virchow	79
Nr. 10. Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	85
Dazu Virchow	91
Weismann, J., Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters	100
Zweite Sitzung.	
Ranke, J., Vorlagen von neuen anthropologischen Werken des F. Vieweg'schen Verlags	102
Virchow, R., Ausgrabungen bei Tolkenitz	104
Telge, Funde aus dem Gebiete der unteren Donau	105
Dazu Virchow	105
Blasius, Dr. W., Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Brannschweigischen Landes	106
Blasius, Dr. W., Die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland a/H.	109
Much, Dr. R., Zur Stammeskunde der Altsachsen	113
Nr. 11. Much, Dr. R., Zur Stammeskunde der Altsachsen (Schluss)	115
Kollmann, Dr. J., Ueber die Beziehungen der Vererbung zur Bildung der Menschenrassen	116
Dazu Virchow	121
Boas, Dr., Mittheilungen aus Amerika	121
Ranke, Dr. Karl E., Beobachtungen über Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung bei Indianern Central-Brasilens	123
Löhmann, H., Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling (Elm)	134
Vogel, Th., Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling im Elm	140
Dritte Sitzung.	
Nr. 12. Geschäftliches: 1. Entlastung des Schatzmeisters und Etat für 1899. Dazu Virchow	143
2. Wahl des Ortes für die XXX. Versammlung. Dazu Ranke, Hedinger, Virchow, Ranke, Virchow, v. Andrian-Werburg	143
3. Wahl des Local-Geschäftsführers für Lindau. Dazu Ranke	144
4. Bestimmung über den Zeitpunkt des Congresses. Dazu Ranke, Heger, Virchow	144
5. Neuwahl des Vorstandes. Dazu Virchow, Hedinger, Waldeyer, Virchow	145
Fortsetzung der Vorträge: Virchow, R., Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreussen	145
Köhl, Dr., Ueber steinzeitliche Gräberfelder bei Worms	146
Dazu Virchow	157
Grahowsky, F., Neue neolithische Fundstellen im Herzogthum Brannschweig	157
Grahowsky-Telge, Ueber einige im Thale der Lippe (Unterlauf) bei Wesel entdeckte neolithische Fundstellen	158
Waldeyer, Dr., Ueber angeborene Verschiedenheiten am menschlichen Gehirn	160
Ranke, J., Demonstration eines Menschen- und Orangutan-Schädels mit Scheitelbeinsäht, sowie eines Instruments zur Gaumenmessung	160
Virchow, R., Bearbeitete Rhinocerosknochen aus dem Brannschweiger Diluvium	160
Dazu Makowsky, Virchow	161
Fritsch, Dr. G., Ueber die Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Kopfnahres	161
Much, Dr. M., Ueber einen Friedhof aus der Lombardzeit	164
Rzehak, A., Ueber einen merkwürdigen Goldringfund	166
von Andrian, Elementar- und Völkergedanke, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Ethnologie	166
Teich, Dr., Die Entdeckung der Zinninsel (der Cassiteriden) an Hand von Avienus' Ora maritima	179
Mies, Dr. J., Ueber die grösste Breite des menschlichen Hirnschädels	179
Birkner, Dr. F., Einiges über Zwergwuchs	168
Schlussreden: Virchow, Blasius, Virchow	192
Rednerliste	192
Nachtrag zur Teilnehmerliste	194
Vorlagen	194
Aeusserer Verlauf des Congresses	197

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
General-secrätär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. 4. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Zur Frage der Verbreitung und des Alters der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern. Von F. Weber-München. — The Anthropological Society of Australasia. Die Unterschiede zwischen Australier und Melanesier und die ethnische Zusammensetzung der letzteren. — Literatur-Besprechungen. — Kleine Mittheilung.

Zur Frage der Verbreitung und des Alters der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern.

Von F. Weber-München.

Der Versuch einer Uebersichtskarte der Verbreitung der Hochäcker im rechtsrheinischen Bayern nach der Statistik von 1897 kann bei kleinem Masstabe selbstverständlich nur die grössere oder geringere Ausbreitung der Reste derselben in den einzelnen Kreisen und Bezirksämtern, nicht aber jeden Ort ersichtlich machen, an dem Hochäcker vorkommen. Bei dieser Uebersicht fällt zunächst in die Augen, dass im westlichen Theil Bayerns der Limes, im östlichen die Donau eine ziemlich scharfe Grenze bilden, da nördlich hiervon nur noch sporadisch Hochäckerspurten vorkommen.

So bleibt der östlich der römischen Reichsgrenze liegende Theil Unterfrankens, ferner ganz Oberfranken und der nördlich vom Limes gelegene Theil Mittelfrankens fast ganz frei von Hochäckerresten, nur in der Oberpfalz kommt anfallenderweise eine Gruppe von solchen um Weiden (nach Feststellung von Herrn Landgerichtspräsident Vierling), eine zweifelhafte bei Eschenbach und eine im Thal der schwarzen Laub vor. Dagegen

treten sofort westlich des Limes und Mains in Unterfranken, zwischen Limes und Donau in Schwaben



und Mittelfranken und südlich der Donau in Niederbayern, also innerhalb der römischen Reichsgrenze,

zahlreichere Spuren von Hochäckern an, verdichten sich im östlichen Schwaben am Lech und im östlichen Oberbayern jenseits des Inns und sind am zahlreichsten vorhanden im mittleren Oberbayern. Selbstverständlich setzt deren Vorkommen zum Getreidebau geeignete Bodenverhältnisse voraus, so dass sowohl der gebirgige Theil Schwabens und Oberbayerns wie die versumpften Donau Niederungen und der, wie es scheint, auch in römischer Zeit stark bewaldete gebirgige nördliche Theil Ober- und Niederbayerns frei von Hochäckerspuren sind. Dass in Niederbayern südlich der Donau trotz des bekannten vorzüglichen Getreidebodens weniger Reste vorhanden sind als auf dem ungünstigeren Boden Oberbayerns, mag eben mit der zu allen Zeiten intensiveren Ausnutzung dieses Getreidelandes zusammenhängen, die hier die Spuren älteren Ackerbaus verweht, welche sich dort in Wäldern und auf Haiden erhalten haben, nachdem diese Bodenstrecken seit dem Verfall des römischen Reichs nicht mehr zum Getreidebau verwendet wurden.

In Schwaben und Oberbayern erstrecken sich die Hochäckerspuren noch auf das Voralpengebiet in den Bezirksämtern Oberdorf, Schongau, Weilheim, Tölz, Miesbach, Rosenheim und Traunstein. Am häufigsten und am besten erhalten sind sie in den Bezirksämtern München I und II, Weilheim, Bruck, Landsberg und Rosenheim im ehemaligen rätischen Theil Bayerns; etwas geringer in den zum norischen Gebiet gehörigen Aemtern Traunstein und Luufen; ohne Spuren sind im Flachland die Bezirke von Aichach, Ingolstadt, Pfaffenhofen, Schrobenhausen in Oberbayern, Günzburg, Mindelheim, Wertingen, Zusmarshausen, Neulm in Schwaben, Mallersdorf, Passau, Pfarrkirchen in Niederbayern.

Aus dieser Vertheilung der Hochäckerspuren lässt sich nach dem derzeitigen Stande der Statistik ein Zusammenhang des Vorkommens dieses Ackerbaus mit der Bevölkerung des durch die Funde von keltischen Goldmünzen der la Tène-Periode markirten Gebietes, welches sich wieder mit der römischen Grenzzone deckt, nicht verkennen. Diese Bevölkerung keltischen Stammes existirte unter der römischen Herrschaft fort und betrieb ihren Ackerbau in der hergebrachten Weise im römischen Reich weiter. Denn da nachgewiesenermaßen die Hochäckerkultur weder römische noch germanische Art der Bodenbebauung ist, so kann sie nur einer vorrömischen Bevölkerung des Gebietes angehören und zwar derjenigen, welche zur Zeit der römischen Eroberung des Landes vorhanden war, weil sie in römischer Zeit noch fortdauerte. Von dieser Bevölkerung aber steht fest, dass sie erst seit der la Tène-Periode das südliche Bayern bewohnte und

dass sie mit der Bevölkerung, welche in früherer Zeit — in der Hallstatt- und Bronzeperiode — hier sass, nicht identisch ist.

Wären die Hochäcker dieser früheren Bevölkerung zuzuschreiben, so bliebe es höchst auffallend, dass nicht ebenso zahlreiche Spuren dieses Ackerbaues im nördlichen Bayern vorkommen, wo nach den Fundergebnissen ebenso zahlreiche Hallstatt- und Bronzezeit-Bevölkerung sass, wie im südlichen Bayern. In der la Tène-Zeit und während der römischen Periode aber waren erweislich im nördlichen Theil unseres Landes schon Germanen sesshaft, und es fehlen alle Anzeichen, dass hier eine keltische Bevölkerung um diese Zeit vorhanden war.

Gerade der Umstand, dass sich so viele und gut erhaltene Spuren von Hochäckern in Südbayern erhalten haben, beweist deren jüngerer Alter und Fortbewirtschaftung in der Römerzeit. Denn würde in der la Tène-Zeit und in der römischen Periode hier eine andere Art Ackerbau getrieben worden sein, so wären die Spuren des früheren Hochackerbaus sicherlich zerstört worden, weil man im Grossen und Ganzen doch immer denselben Boden benutzen musste. Erst durch die Verminderung der Bevölkerung während der sogenannten Völkerwanderung blieb der weniger gute Boden brach liegen und wurde zu Wald oder Haide.

Auf anderem Wege kommt Heinrich v. Ranke in seiner vorzüglichen und eingehenden Abhandlung „Ueber Hochäcker“ zu gleichem Resultate. Er fand aus dem Verhältniss der Römerstrassen und Villen zu den Hochäckern, dass diese noch in römischer Zeit in Gebrauch gewesen und angelegt wurden.

Es wäre zur weiteren Aufhellung dieser interessanten und wichtigen Frage höchst wünschenswerth, auch aus den angrenzenden Gebieten von Oberösterreich, Württemberg, Baden und Hessen Kartenskizzen über die Verbreitung der Hochäcker in diesen Ländern zu besitzen, da bei ihnen zum Theil ähnliche Bevölkerungsverhältnisse obwalten wie in Bayern.

Verzeichniss der Orte mit Hochäckern

nach K. Kötter's Handb. der Gebiets- und Ortskunde des Königreiches Bayern.

I. Oberbayern.

Bezirksamt Altötting.	Emmering
Altötting	Eting
Baumgarten	Gegepoint
Halsbach	Gröselpollach
Burghausen.	Hattenhofen
	Hörbach
	Josenswang
	Maisach
Bruck	Mammendorf
Biburg	Mauern

Nannhofen
 Oebing
 Pfaffenhofen
 Ramershofen
 Roggenstein
 Schöngesing
 Usterking
 Unterschweinsbach
 Wildenroth.

Dachau.

Dachau?
 Schwabhausen.
 Ebersberg.
 Angelbroching
 Anzing
 Bretzen
 Ebersberger Forst
 Glom
 Grafing
 Grub
 Hohenlinden
 Neufahrn
 Obersdorf
 Ottersberg
 Pliensing
 Poing
 Tegernau
 Vaterstetten
 Weissenfeld.

Erding.

Erding
 Dörfen
 Eitling
 Frauenberg
 Hohenpolding
 Lohkirchen
 Neukirchen
 Wartenberg
 Zusterf.

Freising.

Eching
 Freising
 Mietsching
 Neufahrn.

Friedberg.

Eurauberg?
 Heimath?
 Hohenburg?
 Stierhof?
 Kissing zwischen und Men-
 ning.

Landsberg.

Eutrachting
 Hofstetten
 Hurlach
 Igling
 Ising
 Kaufering
 Landsberg
 Leupoldfeld
 Liebenberg
 Ludenhausen
 Oberbeuren
 Obergilling
 Pöising
 Rieden

Spötting
 Tasing
 Talhofen
 Ummendorf
 Ummenhausen
 Unterhansen
 Unterchondorf zwischen
 und Greifenberg
 Utting.

Lanfen.

Kiechham
 Holzhausen
 Oberleisendorf
 Straas
 Teisendorf
 Waging
 Wimmern.
 Miesbach.

Aufham
 Föching
 Grosshartpenning
 Grub
 Hahskirchen
 Jegging
 Irachenberg
 Kleinhartpenning
 Mitterdarching
 Oberdarching
 Raggersdorf
 Sollach
 Thalham
 Unterdarching
 Wendling.

Mühdorf.

Empling
 Neumarkt a/M.

München I.

Allerh
 Aschheim
 Aubing
 Daglfing
 Deisenhofen
 Dornisemanning
 Dornach
 Feldmoching
 Forstenrieder Park
 Freimann
 Fröttmanning
 Garching
 Geiselgasteig
 Grosshesselohe
 Grünwald
 Haar zwischen und Zorn-
 eding
 Harlaching
 Heiliggeist-Wald (Forst
 Kasten)
 Höhenkirchener Forst
 Hofolding
 Ismaning
 Lansenbaar
 Laufarn
 Leihof
 Lenterschwaige
 Milbertshofen
 Müschenfeld
 München-Stadt

Neuberberg
 Nymphenburg
 Oberaching
 Obermenzing
 Oberschleissheim
 Obersending
 Ottendichl
 Otterlohe
 Peiss
 Perlach
 Planegg
 Pullach
 Ramersdorf
 Riem
 Riesenfeld
 Sauschütt
 Schwabing
 Sendling
 Strassruderling
 Taufkirchen
 Unterlberg
 Unteraching
 Warnberg
 Wörnbrunn.

München II.

Ammerland
 Andechs
 Ascherling
 Ascholding
 Ballnkam
 Bernrieder Park
 Bibersee
 Dietramzell
 Feldafing
 Friedling
 Ganting
 Gelling
 Harmating
 St. Heinrich
 Höhenrain
 Hohen-schäftlarn
 Jauberg
 Königsdorf
 Maching
 Mising
 Oberhieb zwischen und
 Jettenshausen
 Perching
 Raasch
 Ried
 Sauerlach
 Söcking
 Steinlach
 Steinebach
 Straaslach
 Thalham
 Unterbrunn
 Wolfrauhausen zwischen
 und Münsing.

Rosenheim.

Adlfort
 Aibling
 Berbling
 Bernau
 Burg
 Endorf
 Fürstätt
 Greimbarting

Grinling
 Hafendorf
 Hartmannsberg
 Henfeld
 Kleinhelfendorf
 Lauterbach
 Leonhardspfeuszen
 Mauerkirchen
 Rosenheim
 Stock
 Stock
 Straas
 Trautendorf
 Tantenhausen
 Urmetshausen
 Unterstandhausen
 Urschalling
 Vachendorf
 Weihenlinden
 Westendorf
 Wildenwart.

Schongau.

Altenstadt
 Baiersoien
 Birkland
 Burggen
 Eufach
 Hohenfurt
 Kiensau
 Reichling
 Schachmried
 Schwabmiedhofen
 Schwabsoien
 Tannenberg.

Schrobenhausen.

Hohenwart?

Tölz.

Au
 Attenlohe
 Habichsau
 Hechenberg
 Reigersbeuern
 Tölz.

Traunstein.

Fembach
 Grassau
 Herrenchiemsee
 Holzhausen
 Rothham
 Seebuck
 Seon
 Sossau
 Trostberg
 Tucherling
 Traunstein, Haidforst
 Trachtlaching, i. d. Weesen
 Uebersee
 Waldhausen
 Weidach
 Weisbam.

Wasserburg.

Burggrais
 Isen
 Kronacker
 Reichertsheim
 Wasserburg

Weilheim.
 St. Andrä
 Egling
 Halbach
 Hofheim
 Hagling
 Leibersberg
 Ludwigried
 Mittersichen
 Obereßling
 Oderding
 Pahl
 Rieden
 Riegsee
 Seebansen
 Seeshaupt
 Spatzhausen
 Stallach
 Tanting
 Ußing
 Untereßling
 Untereßling
 Unterschöning
 Wallersberg
 Weilheim
 Wilzhofen.

II. Niederbayern.

Dingolfing.
 Daibersdorf
 Dingolfing
 Lengthal
 Niederviehbach.
 Eggeufelden.
 Dummeldorf
 Edenebach zwischen und
 Ganzhofen
 Eggenfelden an der Straße
 nach Falkenberg u. Wur-
 mannsauwick
 Gern zwischen u. Schachten
 Heissprechtling zwischen u.
 Fichelsberg
 Kaivimm
 Kematen zwischen u. Maria-
 kirchen
 Kudlhah zwischen u. Dum-
 meldorf
 Taufkirchen
 Wolfsberg.

Griesbach.

Birnbach
 Rothalmünster
 Starzenöd.

Kelheim.

Kelheim an der Altmühl-
 mündung
 Randeck
 Schwaighausen an der Nab-
 mündung.

Landau a/l.
 Christlöd
 Landau a/l.
 Weibern
 Wildthurn.
 Landshut.
 Achdorf
 Appersdorf
 Landshut
 St. Michel
 Salsdorf.

Rothenburg.
 Maiburg.

Straubing.
 Reiseing
 Schwimmbach
 Straubing.

Vilsbiburg.
 Wörnstorf.

Vilshofen.
 Göttersdorf
 Soldenau.

III. Schwaben und Neuburg.

Augsburg.

Augsburg in nordwestlicher
 Richtung
 Gersthofen
 Strassberg.

Dillingen.
 Zöchingen.

Donauwörth.
 Manera zwischen u. Mög-
 gingen.

Illertissen.
 Illerichen
 Oberschöneck.

Kaufheuren.
 Ach zwischen n. dem Lech
 Beckstetten
 Denklingen
 Gerathhof
 Grosskirsigkofen
 Hohenwart
 Ingensried
 Kaufbeuren, östlich
 Kettlerschwang
 Kleinkemnat
 Leeder
 Mauerstetten
 Obergermaring
 Schwäbischhofen
 Seestall
 Unterdiessen zwischen u.
 dem Lech
 Untergermaring.

Krumbach.
 Attenhausen.

Memmingen.
 Ottoheuren.

Neuburg a/D.
 Neuburg a/D.?

Nördlingen.
 Munningen.

Oberdorf.
 Altdorf
 Auerberg
 Bertoldshofen zwischen n.
 Burgen

Bidingen
 Eisenhofen
 Echt
 Geisenried
 Kohlhanden
 Krem
 Oberdorf zwischen u. Ram-
 bogen
 Rieder
 Settele zwischen u. Echt
 Thalhofen.

IV. Oberpfalz und Regensburg.

Amberg.
 Oberammericht?

Beilngrie.
 Beilngries
 Bethbrunn
 Prunn.

Eschenbach.
 Kirchenthumbach?
 Nennirkendorf?

Neumarkt.
 Neumarkt.

Neustadt a/W.
 Bechtelried
 Etzenricht -- Mastler
 Wald?
 Letzau
 Schirmitz.

Farsberg.
 Brunn
 Lengsfeld
 Velburg.

Vohenstrauß.
 Pleistein.
 Vohenstrauß a. d. Straße
 nach Weiden.

V. Mittelfranken.

Dinkelsbühl.
 Dambach
 Hesselberg.

Gunzenhausen.
 Gräfensteinberg
 Hahnenkamm.

Hilpoltstein.
 Altdorf am Donau-Main-
 kanal
 Hilpoltstein
 Thalmassing.

Nürnberg.
 Rasch? am Donau-Main-
 kanal.

Weissenburg a/S.
 Bergen
 Dettenheim
 Dietfurt
 Ellingen
 Ettenstadt
 Geyern
 Haag bei Treuchtlingen
 zwischen hier u. Neu-
 fang-Rehlingen.

Neuland
 Osterdorf
 Reut unter Neuhaus
 Roxfeld
 Schambach
 Thalmannsfeld.

VI. Oberfranken.

—
 VII. Unterfranken.
 Alsenau.
 Rückersbach.

Achaffenburg.
 Heimbuchenthal
 Johannesberg.

Miltenberg.
 Heppdichl
 Mainbullaun
 Rödenau
 Schippach.

Obernburg.
 Dorau
 Eichelsbach
 Eschau zwischen u. Elsa-
 val
 Kleinwallstadt
 Mochenhart
 Mönchberg
 Neuhof
 Röllbach
 Rosbach
 Schwabchenberg
 Schweierhof
 Sommerau
 Streit
 Sulzbach a/W.
 Volkershrunna.

The Anthropological Society of Australasia.

Von Dr. F. Birkner.

Die Unterschiede zwischen Australier und Melanesier und die ethnische Zusammensetzung der letzteren.

Es ist höchst erfreulich, dass sich in Australien eine anthropologische Gesellschaft gebildet hat, die, wie ihr Organ „The Australian Anthropological Journal“ zeigt, tüchtig an der Arbeit ist, um die Bevölkerung der Inselgruppen des Stillen Ozeans sowie das Verhältnis der schwarzen Australier zu derselben an Ort und Stelle zu studieren.

Es dürfte vielleicht auch weitere Kreise interessieren, welche Ansicht sich die Forscher in Australien von den verwickelten Mischungsverhältnissen der Bevölkerung auf jedem interessanten Gebiete gebildet haben. In der Mainnummer des Jahrgangs 1897 ihres Journals schreiben sie Seite 121 in „Differences between Australians and Melanesians, as the ethnical composition of these latter“ nach einer kurzen Schilderung der verschiedenen bisherigen Ansichten: „Eine genauere Untersuchung über die Anatomie dieser Inselbewohner und eine Rückschau unter den Schriften der frühesten Reisenden und Geschichtschreiber von Java, Neu-Guinea, von den Fidischinseln, den Philippinen, den Salomonsinseln, den Neuhebriden etc. wird alle unparteiischen Forscher überzeugen, dass die Einwanderung und Besitzergreifung dieser Inseln in folgender Reihenfolge vor sich ging: Die erste Bevölkerung bestand aus schwarzen Zwergen oder Negritos. Sie kamen als Jäger und Fischer in der paläolithischen Zeit. Sie gingen von den Küsten des indischen Ozeans von Platz zu Platz, von Insel zu Insel, als viele der jetzigen Inseln noch verbunden waren durch Land, jägend und fischend und Vegetabilien sammelnd, während sie sich ostwärts fortbewegten. Sie waren das erste Volk, welches diese Inseln betrat. Dann lange hernach folgten die Papua von Iodien und den asiatischen Inseln gegen die östlichen Inseln als paläolithische Jäger und Fischer, und wo immer sie die früheren Bewohner (die Negritos) trafen, töteten und assen sie die Männer und behielten die Weiber und durch diese Kreuzung entstanden die gemischte Völker der Papua-Negritos. Diese drangen weiter vor und nahmen alle östlichen Inseln in Besitz einschließlich Australiens, Tasmaniens, Melanesiens und der Inseln des Stillen Ozeans und blieben da ungestört von neuen Einfällen während Tausenden von Jahren. Aber im Laufe der Zeit kamen in der neolithischen Periode Zweige der Dravida aus Indien (gedrängt von den Eindringlingen aus Nordwest) nach den asiatischen Inseln und durchquerten Australasien und Mikronesico, wie auch Melanesien, einige drangen sogar vollkommen bis nach Neu-Guinea und Australien

vor, erreichten jedoch Tasmanien nicht. Sie waren nur Jäger, keine Ackerbauer und hatten als Haustiere nur den Hund, brachten aber von Indien mit sich ihre Gesetze, Sitten und die Technik in der Verfertigung von Werkzeugen, Waffen, Kleidern, Bändern, Geweben etc. Sie töteten die Männer, behielten die Weiber der Papua-Negritos, wo sie Sieger waren, wodurch sie der Mischrasse der Papua-Negritos-Dravida den Ursprung gaben. Aber diese letzten Einwanderer, die Dravida, erreichten nicht alle Inseln in gleichem Masse, sie kamen nur zu einigen Inseln in genügender Anzahl, um die Herrschaft an sich zu reissen, wie z. B. in einigen der Neuhebriden, Neukaledonien und anderen Plätzen. Wo immer sie zur Herrschaft gelangten, hinterliessen sie für künftige Zeiten ihre Waffen, den Speer, den schmalen Schild, den Wurfstock und den Boomerang, der eingerichtet ist, in der Luft sich zu wenden und zurückzukehren, manchmal ihre Jagdhunde und andere neolithische Erfindungen, weit überlegen denjenigen des paläolithischen Zeitalters und den Waffen der Negritos und Papuas.

Hierauf finden wir zunächst in verhältnismässig neuerer Zeit jene ganz gemischten Völker von hellerer Färbung, bekannt unter dem Namen Polynesiern. Zusammengesetzt aus verschiedenen Rassen lehrten sie durch mehrere Jahrhunderte hindurch auf den Molukken. Von hier begannen sie ihre Wanderung nach Osten. Einige gingen nach den Salomonsinseln, andere nach Neu-Guinea, andere nach Tonga, Samoa, den Gesellschaftsinseln und anderen Gruppen des grossen Ozean. Viele von ihnen machten sich ansässig unter den Schwarzen von Melanesien, lehrten sie ihre Künste, ihre Kultur und ihre Sprache. Waren sie in genügender Anzahl, so trieben sie die schwarzen Völker in das Innere der Inseln zurück, behielten die Küstendistrikte für sich und ihre gemischten Nachkommen von den schwarzen Weibern, welche sie gerannt hatten. Diesen gekreuzten Abkömmlingen lehrten sie die Art und Weise, Landbau für Nahrung und Kleidnog zu betreiben, und diese Kinder mischten die Sprache ihrer Mutter mit der des Vaters. Durch die Vermischung der Eltern entstanden die gemischten Völker, jetzt bekannt als Melanesier, von welchen manche auf Neu-Guinea, den Salomonsinseln, Fidischinseln und anderen Plätzen, als sie zum ersten Male von Europäern gesehen wurden, viele Künste, Landbau und merkwürdige Gebräuche hatten, wenn sie auch, wie auf den Fidischinseln, gemischt waren mit Cannibalismus und anderen Ueberbleibseln ältester Wildheit. Von den letzteren, den polynesischen Einwanderern, lernten die Melanesier Matten flechten, Häuser bauen, Töpfe formen, den Boden bebauen,

die Erblichkeit der Häuptlingswürde, ihre Dörfer befestigen und Tempel bauen, sowie den Ahnencult. Alle diese Dinge werden in den verschiedenen Theilen von Melanesien gefunden. Die Ursache des grossen und bemerkenswerthen Unterschiedes zwischen den schwarzen Australiern und Melanesiern ist darin begründet, dass nur unter den letzteren die Mischung mit den heller gefärbten Polynesiern stattgefunden hatte, indem letztere niemals zahlreich genug nach Australien gekommen sind, um über die Schwarzen Einfluss zu gewinnen oder Aenderungen durch ihre Vermischung und ihre Lehren hervorzubringen.

Ein anderes ethnisches Element, welches bei den Melanesiern, speciell auf einen Theil der Salomonsinseln, Nord-Neu-Guinea und einigen von den Schwarzen bewohnten Inselgruppen gefunden worden ist, kam von den Philippinen, den Carolinen und der Reddengruppe, wohin sie erst vor kurzem von Indo-China und Japan gekommen sind. Diese brachten mit sich die Kunst der Töpferei, den Gebrauch von Bogen und Pfeil, den Canoesbau aus Brettern, die mit Stricken zusammengefügt sind, ebenso den Hausbau auf Pfählen bald auf dem Lande, bald im Wasser. Einzelne Wörter ihrer ein-silbigen Sprache sind auch übergegangen in die melanesische Sprache.

Mit Ausnahme der wenigen Melanesier, welche wohl in Nordaustralien eingedrungen sind, hat die Isolirung der australischen Schwarzen so lange fortbestanden, dass keine der polynesischen oder mikronesischen Gesichtstypen unter den Ureinwohnern von Australien gefunden werden, während die Melanesier die Eigenschaften der hellere gefärbten Völker in sich aufgenommen haben, lange nachdem sie ihren Verkehr und ihre Mischung mit den Bewohnern von Australiern aufgehört haben.

Auf einigen der melanesischen Inseln mögen noch Familien von Negriten und Papuas zu finden sein, die sich so isolirt gehalten haben, dass sie noch ihre typische reine Gesichtsform besitzen und sofort als solche reine Typen erkannt werden. Aber bei der Mehrzahl der Melanesier wurde die Kreuzung solange zwischen den genannten Völkern und Rassen fortgesetzt, dass sie ein durch und durch gemischter Typus wurden, und nur die Krianiometrie und Anthropometrie entwirrt dem wissenschaftlichen Forscher die verschiedenen Kreuzungen bestimmter Rassen, welche die Melanesier zusammensetzen, wie auch die verschiedenen Sitten, Gebräuche, Geräthe, Hausbau und andere Dinge diese Resultate der somatischen Untersuchungen bestätigen.⁴

In diesen Zeilen geben die Anthropologen in Australien ein Resumé ihrer Untersuchungen. Es

wäre zu wünschen, dass sie die dargelegten Ansichten im Einzelnen begründen würden. Einen Anfang haben sie bereits gemacht z. B. durch die Abhandlung „What the Australian blacks learned in, and brought from, India“ (The Australian Anthrop. Journal 1897, S. 121), worauf ich später gelegentlich zurückkommen werde.

Literatur-Besprechungen.

Dr. Franz Daffner. Das Wachstum des Menschen. Eine anthropologische Studie. Leipzig. W. Engelmann 1897. 8°. 129 Seiten.

Die Mass- und Gewichtszahlen, sowie die morphologischen Verhältnisse von Embryo und Fetus bilden die Einleitung; beim ausgetragenen Kind finden sich nicht nur die äusseren Massverhältnisse, sondern auch die Gewichtsverhältnisse der inneren Organe, verglichen mit jenen bei Erwachsenen, auf Grund eigener Beobachtungen angeführt. Bei den Zähnen sind Zahnwechsel und Zahndurchbruch sowie Grössenverhältnisse der Zähne nach eigenen Beobachtungen und verglichen mit denen der Anthropoiden angegehen; bei der Pubertät ist namentlich auch die Haarentwicklung, das Becken und der Kehlkopf berücksichtigt. Der Abschnitt über Hirngewicht und Geisteskraft enthält eine genauere Feststellung des absoluten Hirngewichtes, das von Bischoff offenbar allgemein etwas zu niedrig angenommen wurde; der Zusammenhang der Leistungsfähigkeit beider Factoren wird im Sinne Bischoffs noch weiter ausgeführt und werden sehr interessante Briefanstöße des letzteren mitgeteilt. Die Kopfmassenzahlen auf Grund genauer eigener Untersuchungen beim männlichen und weiblichen Neugeborenen verglichen mit den ebenfalls selbst beobachteten Massen beim männlichen und weiblichen Erwachsenen angeführt und wird hier insbesondere eines Masses noch ausführlich gedacht und dessen absolute Grösse beim Neugeborenen sowohl wie beim Erwachsenen festgestellt, der Stirnbreite. Ueberall sind hier wie in der ganzen Arbeit bei allen Tabellen die so notwendigen Maxima und Minima ausführlich angegeben. Die Entwicklung der Körpergrösse und des Kopfumfanges ist vom Neugeborenen bis zum 11. Lebensjahre nach eigenen Erfahrungen für beide Geschlechter angegeben. Zum erstenmal ist in dem Abschnitt Wachstumsschwünge das regelmässige jährliche Wachstum vom 11.—20. Lebensjahre auf Grund der Beobachtung am Lebenden dargelegt und ist daraus der Zusammenhang des grösseren Wachstums mit der wärmeren Jahreszeit und die grösste Zunahme vom 14. ans 16. Lebensjahre zu ersehen. Das Grössenverhältnis zwischen Ober- und Unterkörper ist ebenfalls nach eigenen Messungen dargestellt. Die Entwicklung der Grösse, des Gewichtes, des Kopf- und Brustumfanges vom 13.—22. Jahr wird nach eigenen Messungen und Wägungen angegeben und folgt darauf die Angabe und der Vergleich dieser Masse beim Neugeborenen. Dann kommen die Brustumfänge und Diekendurchmesser der Brust, die Brustwarzenentfernung und der Halsumfang beim Neugeborenen, und hierauf zum Vergleiche die beständige Masse beim Erwachsenen, alles Originaluntersuchungen. Nun schliesst sich an eine specielle anthropologische Betrachtung und Messung der Hand beim Erwachsenen, wozu dann verglichen wird die Hand des Neugeborenen, und es folgt wieder beim Erwachsenen sowohl wie beim Neu-

geborenen die vergleichende Darstellung der Längen der einzelnen Finger und damit eine Klärung der absoluten und relativen Größenverhältnisse derselben. Es folgen noch entsprechende Fussmaße für die Neugeborenen und Erwachsene. Den Schluss bildet, wieder auf Grund eigener Beobachtung, eine übersichtliche Darstellung des Verhältnisses der Farbe der Haare zu der der Augen, ausgegliedert nach dem Geschlechte. Mit alleiniger Ausnahme der Tabelle der intrasterinen Kindesentwicklung sind sämtliche Tabellen auf Grund eigener Untersuchungen gemacht, also Originalarbeiten; sie sehen meistens ganz klein aus, aber sie haben ohne Zweifel alle sehr viel Mühe gemacht. Der wissenschaftliche Standpunkt ist der der Darwin'schen Entwicklungslehre. Im ganzen sind es über 4000 Lebens- und an welchen die Stadien dieses ausgezeichneten und den Fachgenossen bestens zu empfehlenden Werkes gemacht sind. J. R.

Otto Schell. Bergische Sagen, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von O. S., mit 5 Lichtdruckbildern. Elberfeld 1897. Baedeker'sche Buchhandlung.

Wer von den Lesern dieser Zeilen jemals an einer sagenumwobenen Stätte weilt, kennt den Reiz dieses Blickes in die Vergangenheit. Mit kritischer Sorgfalt prüft er dann jede in der Literatur neu erscheinende Sage über solche Oertlichkeiten, ob Volksmund und Schrift übereinstimmen. Die bloße literarische Wiedergabe solcher Volkssagen ohne den Reiz des örtlichen Eindruckes, und mag sie selbst mit den schönsten Lichtbildern ausgestattet sein, setzt nun immerhin eine für solche allgemein menschliche Sagenart vorgebildete Empfänglichkeit voraus; hat man sich aber einmal diese mit aller Liebe zur Sache angeeignet, dann geht eine neue Welt auf: das Verständnis für jene Entwicklungsstadien menschlichen Geistes, die die früheren Perioden des Menschengehirns durchwandeln mussten wenn sie auch dem Wie und Warum ihnen sonst unerkklärlicher Erscheinungen in der Welt der Geschöpfe fragen. Wer einmal gesehen hat, wie das märchenaussehende Kind jedes Wort von der Lippe der erzählenden Mutter abliest, der kann es begreifen, welchen nachhaltigen Eindruck diese Form der Ueberlieferung auf das kindliche Gemüth macht; noch bis in seine alten Tage erinnert er sich jedes Schlagwortes in der Erzählung einer Sage, eines Märchens, das Jahrhunderte, Jahrtausende alt sein kann. Jeder Sage liegt irgend ein Kern zu Grunde; zumeist ist sie die Erklärung der vergangenen Generationen für irgend eine dem früheren Erkenntnisgrade verhillte geliebte Tatsache. Diese tralten Vorstellungen über den Einfluss der umgebenden Aussenwelt auf das Leben des Einzelnen, der Sippe, des ganzen Volkes, über Entstehen und Vergehen, über Ursache und Wirkung in der Schöpfung sind der ursprüngliche wissenschaftliche Kern. Dieser Diamant des Wahrheits an dem Wüste verwirrender Phantasiegebilde oder aus dem Jahrhunderte lang gewobenen Netzwerke der Sage heraus zu entwickeln, ist eine äusserst schwierige Aufgabe, zu deren allmählicher Lösung der Verfasser eingangs angezeigten Sagenbuches einen äusserst verdienstvollen Beitrag geliefert hat, der uns so werthvoller ist, als er grösstentheils ganz originell aus dem Volkemunde, also unmittelbar, ohne poetische oder subjective Färbung genommen und direct vom Busse der Ueberlieferung als eine goldwerthe Frucht gepflückt wurde. Je anthropologischer eine

solche Sammelarbeit aufgefasst wird, je mehr der Mensch als solcher, als naturwissenschaftliches Object dabei berücksichtigt wird, und je so werthvoller wird die darauf verwandte Mühe sein. Möchte sich doch immer mehr naturwissenschaftlich gebildete Sammler mit dieser die Wahrheit und damit die Wissenschaft fördernden Aufgabe abgeben! Man wende hier nicht ein, dass solche Sammelarbeiten nur im Bauernvolke auf dem platten Lande möglich sei. Schnell sammeln in einer der industriereichsten Gegenden Deutschlands, in des Gensels des alten Herzogthums Berg, am der Ruhr, Düssel, Ilter, Wapper, Döhn, Sulz, Sieb, am Rheine, am Dellbacher, Angerbache, Strundebache, im Bröthalt und Siebenschelz. Die Frucht seines voll von Liebe zur Volkskunde befristeten Sammelers sind nicht weniger als 1017 Sagen des bergischen Volkes, davon 600 direct aus dem Volkemunde. Diese reiche Anzahl allein beweist, was wahrer Eifer leisten kann. Vielseitig, wie das menschliche Leben überhaupt, ist auch der stoffliche Inhalt dieser Sagen, nicht wenige derselben sind geradezu höchst interessant; besonders lebendig sind die Sagen vom einäugigen Jäger, vom glühenden Cornelius, vom einäugigen Feuerman, der alljährlich seinen Schritt näher kommt, die Personifizierung des wärmegedehnten Himmelsstrahles, von dessen Bestande Fruchtbarkit abhängt, die immer mehr zunimmt durch bessere Bodencultur. Die Sonne, deren höchster Stand ebenso gefeiert wurde wie die Zeit der Tag- und Nachtgleichheit, vertritt die Nacht- und Dunkelzeiten, die den Menschen krank machen. Der Johannessonne führte man die von elbischen Dämonen geplagten Epileptiker im Reigen- und St. Johannestanz entgegen; im Bergischen ist der glühende Cornelius der Volkssage die Personifizierung der Sonnenwärme, des Allheilmittels. Im Flämischen ist daher St. Cornelius-Siechthum = St. Johann-Übel = Epilepsie.

Die Nachtämonen, die den nächtlichen Alptraum als Laut- oder Unlusttraum erzeugen, treten einerseits als drückende Nachtmur, auflockender Wehrwolf, als reitendes Ross etc., andererseits als verlockende Elfen, als bahlende Hexe, als Buhlenfabel etc. auf. Das Product der elbischen Minne im Alptraum, der Wechselbalg, den die Elben einlegen, ist reich vertreten in der Sage des bergischen Volkes, auch die Strafe der Elben für versagtes Cult-Opfer in den Schwärzweiden der elbischen Gester hat vielfach dem Sagenstoffe zur Grundlage gedient. Die Gestalten dieser Elben wechseln wie anderwärts schrankenlos; vom Mäusen hin zum grauhaarigen Ungeheuer, vom Schmetterling bis zum Störche, von der Kröte bis zum Drachen; auch die Erinnerung an die segenspendenden Pferde-Opfer hat sich erhalten, ebenso die an Vehm-Linden und sonstige heilige Hämme. Namentlich spielt auch die Volksetymologie bei Ortsnamen eine sagenbildende Rolle, wie auch manche geschichtliche Thatsache. Wir müssen aber verzichten, auch nur einen kleinen Theil des verdienstvollen Schell'schen Buches hier zu erwähnen, der Leser wird sich selbst von der Ueberfülle des Stoffes überzeugen. Damit sei es auch von der Verlagsbuchhandlung gut ausgestattete Buch allen Freunden der Volkskunde, den Anthropologen vor allem, bestens empfohlen. Hat doch der weitausblickende Redacteur des Urquell, der eifrige Sammler der volkskundlich höchst lehrreichen Gaselenieder, Dr. F. S. Krans, demselben ein geistvoll geschriebenes Vorwort gewidmet: „Es ist ein bedeutender Beitrag zur deutschen und zur allgemeinen Volkskunde.“ Höfler.

Felix von Luschan, Beiträge zur Völkerrunde der deutschen Schutzgebiete. Erweiterte Sonderausgabe aus dem „antientlichen Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung“ in Treptow 1896. Mit 48 Tafeln und 46 Textabbildungen. Berlin. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1897.

Solange wir die fernen Völker nur aus den Schilderungen von Reisenden kannten, deren Phantasie theilweise stark entwickelt war, konnten verschiedene Märchen selbst in wissenschaftlichen Kreisen festen Fuss fassen. Erst dadurch, dass Vertreter jener von der Kultur noch unbeeinträchtigt, sogenannten wilden Völker hier in Europa mit allen Mitteln unserer Messungstechnik untersucht werden konnten, sind jene Irrthümer verschwunden. Die neuesten Untersuchungen dieser Art publicirt ein um die verschiedenen Zweige der Anthropologie hochverdienter Forscher Professor Dr. Felix von Luschan in dem vorliegenden Werke. Die Sonderausgabe ist gegen die erste Ausgabe um 8 Lichtdruck-Tafeln (XLI—XLVIII), mehrere Textabbildungen und eine Reihe von einzelnen Abhandlungen vermehrt worden, wie über die Verzierungen an Hausen-Töben, Masken aus Ober-Guinea, Sawahl-Matten, Kopfpanke aus Neu-Guinea, Durchbohrung von Tridacna-Scheiben, Schnitzwerke aus Neu-Itland und Masken von den Kaus-Inseln. Der Verfasser behandelt in bekannter Geliegenheit zuerst die physische Anthropologie von Togoleten, Kamerunern, Südwest-Afrikanern, von Sawahl, Masai und Neuhannern. Im zweiten Theil werden ethnographische Mittheilungen gemacht. Sowohl die Textabbildungen als auch die Tafeln sind in ihrer Ausführung musterhaft und ist dem Verleger besonders zu danken, dass er keine Mühe gescheut hat, um den Bericht über die Kolonialausstellung 1896 in ein würdiges Gewand zu kleiden. Wenn man weiss, welch grossen wissenschaftlichen Werth ethnographische Sammlungen besitzen, so ist es um so mehr zu bedauern, dass der Verfasser sich gezwungen sieht, gegen den Missbrauch energisch zu protestiren, dass wissenschaftlich werthvolle ethnographische Sammlungen, wie die der Herren Jantsen und Thormählen, Köllmann und Kurt von Hagen, zur blossen Decoration der „Kolonial-Halle“ degradirtd und damit dem Verderben ausgesetzt wurden. Möchten doch alle berufenen Kreise dahin wirken, dass unsere Mitmenschen aus fernen Landen nicht zu Speculations-objekten missbraucht werden.

J. H.

C. H. Stratz, Die Frauen auf Java. Eine gynäkologische Studie. 8°. 134 Seiten mit 41 Abbildungen im Texte. Stuttgart. F. Enke 1897.

Etwas mehr als 6 Jahre war es Stratz gegönnt, als erster Gynäkologe auf dem tropischen Boden von Java thätig zu sein. Den Grundsätzen seines Meisters C. Schroeder getreu, war er bestrebt, der Wissenschaft in erster Linie zu dienen, ein Struben, das unter der glühenden Sonne der Tropen ohne jegliche Verbeugung zur Ausübung der modernen Technik besonders erschwert wurde.

In dem vorliegenden Werke gibt Stratz einen kurzen Ueberblick seiner indischen Thätigkeit. Einige bereits in indischen und holländischen weniger verbreiteten Zeitschriften erschienene Veröffentlichungen sind der Vollständigkeit halber mit eingefügt.

Das anthropologisch Wichtige erscheint in ausführlicher Darstellung im Archiv für Anthropologie.

Nach einem Ueberblick über die Bevölkerung von Java und speciell über die Frauen von Java mit besonderer Berücksichtigung des Beckens bespricht Stratz die Vertheilung der gynäkologischen Krankheiten unter den europäischen und eingeborenen Frauen, kommt dann auf die Geburtshilfe bei beiden zu sprechen. Er widerlegt für die Javanerinnen die Ansicht, dass sie, wie alle Naturvölker besonders rasch, leicht und schmerzlos gebären. Die ziemlich häufiger abnormalen Kindeslagen und Beckenanomalien haben meist den Tod von Mutter und Kind zur Folge. In weiteren Abschnitten behandelt Stratz die Gynäkologie auf Java, sie lag bis in neuester Zeit in des Händen der „Duknas“, der „weisen Frauen“. Stratz war der erste Specialist auf gynäkologischem Gebiete.

In den Abschnitten IX—XVI werden die gynäkologischen Behandlungsmethoden und das Vorkommen einzelner Krankheiten erschildert. Stratz spricht zuerst von den plastischen Operationen von Perineum und Vagina, sodann der Reihe nach von der Retroflexio uteri, den Myomen, den Ovarialtumoren, der extraperitonealen Schwangerschaft, dem Carcinom der Genitalien, den Bildungsanomalien und den Krankheiten der Adnexe.

Stratz hat in dem vorliegenden Werke einen wichtigen Beitrag zu unseren Kenntnissen von den Naturvölkern geliefert, der nicht nur praktischen Werth für die medizinische Behandlung der Naturvölker hat, sondern auch von anthropol. Standpunkte aus neue Einblicke in das Leben der Naturvölker gestattet. B.

Unsere Gesellschaft hat der, freilich schon seit Jahren erwartete, aber darnach nicht weniger unerstickt schwere Verlust getroffen, der berühmte Geologe, der Entdecker des Diluvialmenschen in Schwaben, unser **Oscar v. Fraas**, dem die anthropologische Gesellschaft und die anthropologische Forschung Deutschlands gleichviel verdankt, ist nicht mehr. Die Trauerbotschaft lautet:

Heute Vormittag 10 Uhr entschlief sanft nach kurzem Leiden im 74. Lebensjahre unser lieber Gatte und Vater

Dr. Oscar v. Fraas

Director a. D. am kgl. Naturalien-Cabinet zu Stuttgart, Ritter hoher Orden,

wovon wir Verwandten, Freunden und Bekannten mit der Bitte um stille Theilnahme Nachricht geben. Stuttgart, 22. November 1897.

Die trauernden Hinterbliebenen:

die Gattin: Anna geb. Teurer, die Kinder: Professor Dr. Eberhard Fraas, Kaufmann Viktor Fraas, Landgerichtsrath Maria Gmelin geb. Fraas, Fanny, Hedwig, Gertrud, Sani.*

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gemeinschäft der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Anthropologisches aus dem Lande der Pharaonen. Von Prof. Dr. Eberhard Fraas. — Neuer Fund aus dem Löss von Brunn. Von Prof. Alex. Makowsky. — Die Ueberölkerung des Rheintales. Von Dr. Mehlig. — Mittheilungen an den Localvereinen: 1. Mainz; 2. Danzig. — Literaturbesprechungen. — Kleine Mittheilungen. — Neuvième Congrès international d'Hygiène et de Démographie, dont la célébration aura lieu à Madrid du 10 au 17 Avril 1898.

Anthropologisches aus dem Lande der Pharaonen¹⁾.

Von Professor Dr. Eberhard Fraas.

Pyramiden und die Sphinx sind die Wahrzeichen von Aegypten und die gewaltigen Denkmäler einer längst verschollenen, uns fremd gewordenen Kultur beherrschen den Geist und Gedankengang jedes Besuchers im Wanderlande an den Ufern des Nils. Vielleicht kam weniger als die alten Aegypter zu der Pharaonenzeit werden auch wir im ersten Augenblick ergriffen von der geheimnisvollen Majestät der mächtig anstrengenden, mit nur halb verständlichen Bilderschriften bedeckten Pylonen, welche in die Heiligthümer der Gottheiten führen, wo uns Angesichts der riesenhaften Königshüsten, der Obelisken und der in ihrer Einfachheit so mächtig wirkenden Säulenballen unwillkürlich ein Gefühl andächtigen Grauens überkommt. Freilich ist es ein anderes Gefühl, das uns befangen hält, als dasjenige, mit welchem einst hunderttausende andächtiger Pilger sich ihrem von den Priestern in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Heiligthum naheten, denn nur die Räckerinnerungen an die alte Glanzzeit dieses Landes und Bewunderung für die grossartigen Leistungen in jener Zeit beherzehen uns; bald gewinnt der profane Forschungsdrang die Oberhand und mit dem Gefühle einiger Befriedigung orientiren wir uns an der Hand unseres trefflichen Mentors Bädcker über die Maassverhältnisse, Erbauer und Bedeutung etc. des betreffenden Baues, und der ganze

zuanberhafte Nimbus des Ortes ist in der Regel beim Verlassen verfliegen. Ramses II., Setbos I., Amenophis IV. und Thutmosis sind einem bald ebenso geläufig wie die alten Götter Isis und Osiris, Horus, Hathor u. s. m. und 1000 Jahre vor Christi Geburt ist das Mindeste, was uns noch imponiren kann. Glücklicherweise kommen aber auch ruhigere Tage, an welchen wir uns wieder sammeln und die heftigsten Fülle der Eindrücke geistig sichten und verarbeiten können, um so schliesslich ein mehr oder weniger klares Bild von der Entwicklungsgeschichte dieses herrlichen Landtriebtes zu bekommen. Die erstaunliche Fülle der Denkmäler, Kunstwerke, bildliche Darstellungen und vor allem der Inschriften, welche in Aegypten gefanden und durchgearbeitet sind, gewähren einen tiefen Blick in das innere und äussere Leben dieses Volkes, das wir schon 2200 Jahre v. Chr. in einer wahren Glanzperiode der Technik und Darstellungsweise finden, von welcher die wunderbar schönen Sehnenkassen aus der Ziegelpyramide von Dasehür, die bente noch jedem Goldschmied Ebre machen würden, den besten Beweis liefern. Fast noch erstannlicher aber, als dieser Fund de Morgan's vom Jahre 1894 sind die neuesten Ausgrabungen, welche ein ganz neues Licht auf die älteste, bisher im dunkeln Grau sich verhüllende Periode der ersten Dynastien des ägyptischen Reiches (etwa 3000 v. Chr.) werfen. Die von fabelhaftem Erfolgbegleiteten Ausgrabungen von Flinders Petrie bei Taub, von Amélineau in der Umgebung von Abydos und die von de Morgan bei Negada haben Sobätze zu Tage gefördert, welche die kühnsten Hoffnungen der Aegyptologen

¹⁾ Vortrag, gehalten in der Sitzung des württembergischen Vereins in Stuttgart den 6. Januar 1898.

übertreffen. Hunderte und aber Hunderte prächtig gearbeiteter Steinkrüge, Vasen aus Marmor, Figuren aus Bergkristall, Porphyrt und Granit, Scheiben und Thierfiguren aus feinkörnigen, grünen Granwackenschiefern und zahllose Feuersteinwerkzeuge sind die Belegstücke aus einer Zeit, welche nach den bis jetzt entzifferten Schriftzeichen in die I. Dynastie unter dem sagenhaften König Menes fällt und etwa 5000 Jahre (3000 v. Chr.) zurückliegen dürfte. Wohl finden sich schon Spuren von Metallen, aber zugleich ist diese Zeit als die höchste Entwicklung der jüngeren Steinzeit zu bezeichnen, mit einer Vollendung der Technik in der Bearbeitung des Gesteinsmaterials, wie sie in keinem anderen Lande der Welt erreicht wurde. Aegypten nahm damals schon, wenn wir von den grossen asiatischen Reichen absehen, ohne Zweifel den ersten Rang unter den Culturstaaten am Mittelmeer ein. Ebenso sicher ist es auch, dass dieser grossartigen Entwicklung der neolithischen Zeit in Aegypten eine paläolithische oder ältere Steinzeit voranging, deren Belegstücke uns in zahllosen zweifellos bearbeiteten Feuersteinlamellen und Abfallstücken, sogen. Nuclei, aus der Wüste östlich und westlich vom Niltal vorliegen und von welchen auch ich eine grössere Anzahl in der Wüste, östlich vom Nil, zu sammeln Gelegenheit fand. Wohl sind diese Artefacte von den Sprengstücken zu unterscheiden, welche infolge der raschen Temperaturunterschiede von Nacht und Tag an den spröden Feuersteinen abspringen und nicht selten auf weite Strecken den Boden bedecken. Damit haben wir nun die ältere Urzeit Aegyptens, die Prädynastische oder wie man sich dort ausdrückt die prädynastische Zeit dieses Landes erreicht und mit ihr gehen uns jegliche Anhaltspunkte über die Bewohner und über Zeitbestimmungen verloren; an Stelle der historischen Forschung muss hier die rein anthropologische und die geologische treten, um noch zu versuchen, einige Streiflichter in dieses Dunkel der Urzeit menschlicher Behausung zu werfen.

Die nächstliegende Frage ist diejenige über die Bewohner des Landes. Wir lernen ihren Charakter schon zur Genüge mit dem ersten Tritt auf afrikanischem Boden am Hafen von Alexandrien kennen, wo uns ein Gemimmel der verschiedenartigsten Völkertypen in Empfang nimmt, wie sie sich wohl an keinem andern Platze mehr zusammengewürfelt finden. Ganz abgesehen von den Vertretern fast aller europäischen Völker und einem Gemenge asiatischer Typen, vor allem der Türken, Levantiner, Syrier, Juden, Inder und Perser, umdrängen uns hier fremdartige, echt afrikanische Gestalten, deren Eigenart und gegenseitige Verschiedenheit wir bald kennen lernen. Unter diesen

fehlen unser Interesse am meisten die eigentlichen Beherrscher und Bewohner des Landes. In den Bazaren und auf den Strassen der Städte lernen wir die Arahern, die Beherrscher Aegyptens im Mittelalter bis zur Türkenherrschaft, kennen, ruhige überaus anständige und hilfsbereite Männer, die in kurzer Zeit unsere Sympathie gewinnen. Neben den Arahern begegnen uns besonders in den Städten Oberägyptens die Kopten, Bekenner der christlichen Religion und directe Nachkommen der alten Aegypten, zierliche schlanke Gestalten mit schmalen Gesichtern und von heller Hautfarbe, meist schon durch ihre dunklen Turbane und Kleider von den Arahern unterschieden, deren Vorliebe für hunte malerische Farben sich in den Kleidern wie in den Bauten ausspricht. Fallen uns schon unter den Kopten manche Gestalten auf, die uns unwillkürlich an die Abhildungen in den altägyptischen Heiligthümern erinnern, so ist dies noch mehr unter der Landbevölkerung der Fellachen der Fall. In den ruhigen schönen Linien des Gesichtes und den melanoholischen „mandelförmig geschnittenen“ dunklen Augen mit dicht gestellten Wimpern der Fellachenmädchen erkennen wir leicht die Vorbilder der altägyptischen Göttinnen, und der Fellache in seiner Thätigkeit auf dem Felde erinnert uns so sehr an die Altägypter, als wir auch heute noch seine Geräthe und deren Handhabung vielfach genau in derselben Weise wiederfinden, wie sie vor Jahrtausenden im Gebrauch waren. Seltsam und eigenartig berühren uns in dem Gemimmel arbeitender oder lebhaft feilschender Leute die stolzen Söhne der Wüste, die Beduinen, die ein dürftiges Nomadenleben dem Trubel der Stadt vorziehen und sich erhaben fühlen über Arbeit und Handel. Jedem imponiren diese dunkel bronzefarhigen, hageren und schneigen Gestalten von tadellosem Ebenmass der Glieder mit ihren edlen Gesichtszügen, die förmlich der Wüste angepasst erscheinen. In Aegypten haben wir es, abgesehen von den aus Arabien und Syrien eingewanderten Beduinenstämmen, welche Unterägypten bewohnen, mit 2 Hauptstämmen, den Abahde und Bischarin, zu thun, beide der afrikanisch-hamitischen Völkerfamilie der Bega angehörig, aber unter sich sowohl in ihren Wüstengebieten wie in Sitten und Gebräuchen scharf unterschieden. Schweinfurth, wohl einer der besten Kenner Aegyptens, sieht diese nomadisirenden Wüstenbewohner des als Ebaib bezeichneten Landes zwischen Nil und Rothem Meer als die Ueberreste einer alten hamitischen Urbevölkerung Aegyptens an, die von dem grossen Völkerherde Südarabiens über Abessinien und Nubien nach den reichen Jagdgründen des Niltalles vordrang und deren Spuren uns in den Steinwerkzeugen aus paläolithischer und

neolithischer Zeit in der arabischen und lybischen Wüste erhalten sind. Bedrängt und unterworfen von neuen Eindringlingen, die mit den Errangenschaften einer höheren Cultur aus den Enphratidländern herzogen, die uns später als Aegypter bekannt werden, mussten die Beduinen sich auch den unzugänglichen Wüsten und Gebirgen seitlich vom Nilthal zurückziehen, konnten sich dafür aber dort unberührt von den Umwälzungen der Reiche, aber auch abgeschlossen von der Cultur bis in die Jetztzeit durch so viele Jahrtausende hindurch erhalten. Noch finden wir bei den Abahde-Beduinea steinerne Küchengeräthe im Gebrauch, gleichsam als atavistische Rückerrinerung an jene prähistorischen Zeiten, und auch bei den Biseharin spielen die Pfeifen und Gefässe aus Talkschiefer eine grosse Rolle.

Dass dieses Urvolk nicht auf das Nilthal beschränkt war, das beweist auf das schlagendste die fabelhafte Entwicklung der Strontzeuik in der neolithischen Zeit; eine solche Trechik entwickelt sich niemals in einem Lande, in dem es nur Thon und Nilschlamm oder an den Geländen nur weiche Kalksteine und Sande giebt, sie kann nur in einem echten Gebirgsland erwerben werden, wo der geologische Untergrund das Material an die Hand hat. Hier setzt nun der Geologe mit seinen Forschungen ein, und es ist mir eine grosse Genugthuung, auf meinem geologischen Streifzug durch das Gebirgsland zwischen Nil und Rothem Meer gar mancher von den Gesteinsarten in ihrem Lager beobachtet zu haben, welche in den ersten Dynastien eine vielfache technische Verwendung gefunden haben. Ich habe bei meinen Untersuchungen auch noch den weiteren Gesichtspunkt in Betracht gezogen, wie denn überhaupt der Aufstehalt und die Entwicklung grösserer Völkertämme in den Wüstengebieten denkbar ist, in welchen heutzutage kaum noch die wenigen Beduinea mit ihren ärmlichen Ziegen und Schafherden ein dürftiges Dasein fristen, in welchen jedenfalls ein 40-jähriger Aufenthalt des Volkes Israel, auch auf den damaligen Stand und die damalige Genügsamkeit reducirt, schlechterdings unmöglich wäre. Es setzt unbedingt ein anderes feuchteres Klima voraus, Quellen und Wasser mussten einst in den heute wasserlosen Gegenden vorhanden gewesen sein, denn nicht anders können wir uns die öden und fast vegetationslosen Wüstenländer als Weidgründe für den Viehbestand grösserer Völkertämme denken. So einleuchtend diese Schlussfolgerung ist, so schwierig ist es, directe Beweise dafür beizubringen, doch glaube ich immerhin, dass einige Beobachtungen aus dem Wüstengebiete zwischen Keubh und Kesser ganz entschieden dafür sprechen. Erstens sind dies die

mächtigen und wehlausgebildeten Uferterrassen an den Ausmündungen der Thäler aus dem Gebirge, welche so vollkommen an unsere oberachwäbischen Terrassenbildungen erinnern, dass es schwer fällt, für sie nur momentane Hochwasserkatastrophen, wie sie allerdings in diesen Gegenden vorkommen, anzunehmen. Die wohlgerundeten Kiesel und der Mangel an grobem Material sprechen vielmehr für einen ruhigen Transport in flussreichen Wasser. Noch schlagendere Beweise liefern die Ablagerungen von Kalksteinen, die sich in den jetzt vollständig trockenen Schluchten des Hammamat finden und Mächtigkeiten bis 5 m erreichen; es sind dies unzweifelhafte Quellablätze, wie wir sie bei Cannstatt oder in unseren Albthälern zu finden gewohnt sind und welche nur von anhaltenden Quellen gebildet werden können. Dass diese Kalkriffe geologisch sehr jung sind, geht aus ihrer Lagerung hervor, denn sie überdecken noch die alluvialen Kiese und Scherben des Thales.

Nach lässt sich ein weiteres gewichtiges Argument anführen, dies sind die Kerallentriffe an der Küste des Rothem Meeres. Dicht an der Küste haben diese unerwundlichen Baumeister im Meere, jene kleinen Kerallenthiere, einen bunten Gürtel aus Millionen und Abermillionen von Kalkstücke angelegt, welche in ihrer Gesamtheit ein Saumriff darstellen, das als eine der Schiffahrt gefährliche Barriere der Küste vorgelagert ist. Nur an wenigen Punkten ist das Riff unterbrochen, zugleich eine geschützte Hafeneinfahrt bildend. Diese Lücken liegen stets an der Ausmündung von Thälern, und es stimmt dies mit den Beobachtungen überein, dass nichts den Korallenhierchen mehr zuwider ist, als ein wenn auch noch so geringer Gehalt an Süswasser. Nun wissen wir, dass im Alterthum eine Menge guter Hafen an der afrikanischen Küste Schutz boten, welche heute entweder ganz verschunden oder nur schwer gegen das Wuchern des Korallenriffes zu schützen und freizuhalten sind. Diese Erscheinung bringe ich mit dem Mangel an Süswasserabfluss aus den Thälern in Verbindung und halte sie für einen Beweis, dass früher das Laad wasserreicher war, als heutzutage. Nehmen wir einmal an, dass auch ein Theil der heutzutage Wüste früher bewohnbar war, dass ist der Schlüssels gegeben zur Lösung der Frage, auf welchem Boden jene herrliche neolithische Cultur der ersten Dynastie ihren Ursprung genommen hat und woher die grossen Pharaonen jene ungezählten Heerschaaren bezogen, für deren Ernährung das Nilthal allein unmöglich ausreichen konnte, dann werden auch die zahlreichen Niederlassungen aus alter Zeit, die Steinbruch- und Bergwerksarbeiten erklärbar, deren Trümmer uns inmitten der wasser-

losen Gehirge als ein vollständiges Räthsel erscheinen müssen. Auf die Ursachen dieser klimatischen Veränderung näher einzugehen, würde zu weit führen, und diese Frage ist zur Zeit auch nicht zu beantworten, so wenig als wir wissen, woher die Eiszeiten in Europa ihren Ursprung genommen haben; aber auf die Analogie zwischen derartigen klimatischen Schwankungen in Europa und Afrika mag doch hingewiesen sein, und nicht undenkbar ist die von Lepsius aufgestellte Hypothese, dass den Eiszeiten Europas ein gemäßigtes und regenreiches Klima in den heute sonndurchglühten südlichen Zonen entsprach, und dass nur in solchen klimatischen Verhältnissen die Existenzbedingungen für die Entwicklung eines Culturvolks gegeben waren.

Reicher Beifall wurde dem Redner für seine das allgemeine Interesse beanspruchenden Ausführungen zu Theil. In der längeren Erörterung, die sich an den Vortrag anschloss, erläuterte Medicinalrath Dr. Hedinger seine eigenen Aufsammlungen an Feuersteinen aus Aegypten und wies auf die grosse Bedeutung der de Morgan'schen Untersuchungen über die Steinzeit in Aegypten hin. Prof. Dr. Klunzinger, der bekanntlich selbst 8 Jahre in Kosseir unter den Arabern und Beduinen zugebracht hat, theilte gleichfalls aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und dort gemachten Beobachtungen Verschiedenes zur Ergänzung des Vortrages mit.

Neuer Fund aus dem Löss von Brünn.

Von Professor Alex Makowsky.

Professor Alex Makowsky berichtet über einen Anfangs November 1897 im Löss von Brünn (in Mähren) aufgedeckten prähistorischen Fund, welcher ein neuerlicher Beweis der Gleichzeitigkeit des Menschen mit der diluvialen Thierwelt bildet.

Am Südostabhange des „Rothen Berges“ bei Brünn, woselbst seit vielen Jahren grosse Ziegeleien im Betriebe und viele Reste diluvialer Thiere, selbst einige menschliche Skelettreste konstatiert worden sind, (Siehe Makowsky, Löss von Brünn 1888, Verh. des nat. Ver. in B.) wurde schon vor etwa 10 Jahren eine 7 m mächtige Lösslage abgetragen, deren Unterlage noch 4 m mächtig erst heuer in Verwendung kam.

Bei dieser Gelegenheit fanden sich in einer Tiefe von 3 m (also ursprünglich 10 m tief) auf einer etwas concaven Fläche eine grosse Zahl von elfenbeinernen, dicht mit Mangandendriten überzogenen Knochen diluvialer Thiere, die, von festen Mergelkrusten eingehüllt, zu Folge der Wasserdurchlässigkeit der nun schwächer gewordenen Lössdecke so frühzeitig und morsch geworden waren, dass nur wenige Knochen unzerbrochen herausgelöst werden konnten.

Die sorgfältig vorgenommene Untersuchung der thierischen Reste an Ort und Stelle ergab einige Fusswurzel- und Armknochen eines jungen Mammut, einen Unterkieferast und gleichfalls Fusswurzeln und Extremitäten von *Rhinoceros tichorhinus* (gleichfalls ein junges Thier), sodann viele Skelettheile von *Bison priscus* und *Equus fossilis*. Winkelkörper und Rippen dieser Thiere fehlten gänzlich. Bemerkenswerth ist die Thatsache, dass die Knochen hart und lose durch einander lagen, so z. B. neben dem Kiefer des *Rhinoceros* die Fusswurzeln von *Bison* und *Equus*, dass ferner kleine Holzkohlenstücke, welche den Löss dunkler gefärbt, heigemischt waren.

In Folge der grossen Zerbrechlichkeit der Knochen konnten weder Schlagmarken noch überhaupt aufgeschlagene Knochen beobachtet werden; auch Steinwerkzeuge fanden sich nicht vor.

Dessen ungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, dass diese kunterbunt nebeneinander geworfenen thierischen Skelettheile die Reste einer Malzeit des Menschen in der Diluvialperiode sind, dass wir also neuerdings eine in dieser Lokalität schon früher beobachtete Lagerstätte des diluvialen Menschen vor Augen haben.

Die wichtigsten Belege dieses Fundes sind den diesbezüglichen Sammlungen des mineralogischen Museums der technischen Hochschule in Brünn einverleibt worden.

Die Urbevölkerung des Rheinthal's.

Von Dr. C. Mehlis.

Namen und Art der Urbevölkerung des Rheinthal's war bisher unter den Gelehrten streitig. Die annoch ungelöste Frage scheint nun in eine neue Phase einzutreten, und besonders unser Mittelrheinland ist dabei theilhaftig. An der Hand der im letzten Jahrzehnt zwischen Neustadt a. H. und Worms gemachten neolithischen Grabfunde, und zwar mit besonderem Bezug auf das Wormser Grabfeld hat Dr. Mehlis in der letzten Nummer des „Correspondenzblattes der deutschen Gesehichts- und Alterthumsvereine“ (Nr. 9 n. 10, 1897) darauf hingewiesen, dass als die ältesten Ansiedler im Rheinthalde Stämme der Ligurer anzunehmen seien, die von der Rhone und Saône aus durch die burgundische Pforte das Rheinthal besiedelt hätten. Genannter Forscher machte nun im October und November letzten Jahres eine Studienreise nach Italien, um dort aus dem Studium der prähistorischen Gräber Ober- und Mittelitaliens Stützen für seine Ansicht zu gewinnen. Er war überrascht, in Rom im Museum Kircherianum die ausgesprochenen Seitenstücke zu den mittelrheinischen Gräbern der neolithischen Zeit zu finden. Beide Serien, die eine vom Ufer

der Riviera, die andere vom Rande des Hartgebirges, gleichen sich ebenso sehr in der Gestalt der Schädel (Dolichocephalen), in der Grösse der Körper, in der Lage der Skelette (Hocker), wie in der Art und der Beschaffenheit der Beigaben, dem Ornament der Gefässe, der Form der Steingeräte, der Mahlsteine, der Farbenbeigaben u. s. w.

Während sich die ligurischen Funde über ganz Oberitalien erstrecken, lassen sie sich im Rheingebiet bisher hauptsächlich auf der linken Thalseite von Bessel hin Mainz verfolgen und treten weiter nördlich im Rheingau bei Wiesbaden und an der Lahn bei Steeten noch auf. Der Director des anthropologischen Instituts zu Rom, Professor Sergi, hat sich bereits der Ansicht von Dr. Mehlis angeschlossen. Die Ligurereiswanderung im Rheinthale wird indem nicht nur durch geographische, anthropologische und archäologische Erwägungen bewiesen, sondern auch durch linguistische Nachweise gestützt, welche die letzte Arbeit Professor Wilhelm Deoeko's, erschienen im 10. Jahrgange des „Jahrbuches für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens“, im einzelnen bringt. Der wissenschaftliche Nachweis wird in einer im Laufe des Sommers im „Archiv für Anthropologie“ erschienenen Specialarbeit geführt werden.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung vom 8. December 1897. Professor Dr. Conwents: Die Elbe in der Vorseit der skandinavischen Länder. — Herr Prof. Dr. Conwents sprach über das obige Thema auf Grund eigener Beobachtungen, welche er jüngst während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes im Norden anstellen Gelegenheit hatte.

Die uns umgebende Thier- und Pflanzenwelt ist einem steten Wechsel unterworfen. Ehedem waren andere Gewächse, andere Thiere vorhanden, als gegenwärtig; einige wandern aus, andere kommen neu hinzu, und manche sterben ganz aus. Dieser Process geht sehr langsam vor sich und ist daher unmittelbar nicht wahrnehmbar. Nur wenige Beispiele für das allmähliche Aussterben liefert die Fauna höherer Thiere. Neben Auerche, Wisent und Elch ist es besonders der Biber, der nach dieser Richtung unser Interesse in Anspruch nimmt. Einmal war er weit verbreitet, wie sich aus einer Reihe von verschiedenartigen Umständen ergibt. Es finden sich z. B. in Mooren, selbst in nördlichen Gegenden, nicht selten Knochen der Art und auch charakteristisch benagte Hölzer. Ferner sind Ortsbezeichnungen häufig, die mit dem ehemaligen Vorkommen der Thierart in Zusammenhang stehen, z. B. Biberach, Biberbruch, Biberwald, Bohrowo und viele andere. Ein kleiner Mündungsarm der Nogat, unweit Elbing, heisst noch heute Biberzug, und ein Nebenfluss der Weichsel in Russland (mit dem polnischen Namen für Biber) Bohr. In Riga gab es ursprünglich eine Beerstrasse, woraus allmählich erst eine „Weberstrasse“ entstanden ist, und die Stadt Hörnstrand im mittleren Schweden führt von Alters her in ihrem Wappen einen

Biber. Jetzt ist das Thier in Schweden, sowie im nördlichen Russland, ausgestorben; in Norddeutschland hat gegen Magdeburg hin.

Ein anderes Beispiel einer immer mehr zurückgehenden Art bietet die Fünserelst in der Elbe (Taxus baccata L.), welche einst in unseren Wäldern dichtes Unterholz bildete, jetzt zu den seltensten Holzarten überhaupt gehört. Ueber das Schwinden der Elbe in Deutschland, speziell im Weichselgebiet, hat der Vortragende auf Grund eigener Untersuchungen schon vor sechs Jahren eingehend berichtet und die Ergebnisse in einer Abhandlung zur Landeskunde der Provinz Westpreussen veröffentlicht. Seitdem hat er diesen interessanten Baum stetig im Auge behalten und umfangreiche Beobachtungen über dessen Vorkommen und Verbreitung in der Gegenwart und Vergangenheit, in Deutschland und im Auslande, besonders in den Ländern des Nord- und Ostseegebietes, angestellt. Er hat sich gezeigt, dass die Elbe auch in Skandinavien früher eine weitere Verbreitung und grössere Bedeutung als jetzt gehabt hat. An dieser Stelle sollen jedoch nicht die botanischen Resultate, die sich dabei neu ergeben haben, sondern die allgemeinen Untersuchungen mitgeteilt werden, soweit sie Folklore und Prähistorie betreffen.

Schon im Runenschrifttum kommt ein Zeichen (*yr*) vor, welches als „Elbe“ und zugleich als „Bogen“ gedeutet wird. In der heutigen Sprache heisst der Stamm *id*, *idegran* (*gran* = Fichte) oder auch *barling* (Nadel-Linde). Durch besonders Entgegenkommen des Herrn Reichsarchivar Odlin er wurde es dem Vortragenden ermöglicht, im schwedischen Reichsarchiv die handschriftlichen Verzeichnisse der Orte- und Flurnamen einzusehen; da stellte sich heraus, dass eine recht grosse Zahl derselben mit *id* zusammengesetzt ist (*Idö*, *Idökir*, *Idöland*, *Idöskult*, *Idömyr* etc.). Der Vortragende hat einige dieser Localitäten besucht und gefunden, dass dort noch jetzt Elben vorkommen, aber an den meisten sind sie gänzlich geschwunden. Er bemerkt heiläufig, dass es auch einen Fischnamen *id* giebt (*Idms Melanotus*), und dass einzelne Ortsbezeichnungen, wie *Idöje* und *Idöbäck*, auch wohl von diesem herrühren mögen.

Ein wichtiger Beweis dafür, dass die Elbe früher häufiger dort war, ist weiter die Thatsache, dass Arterefecte von Ebenen, wie die Untersuchungen des Vortragenden ergeben haben, verhältnissmässig häufig in Grabstätten und an anderen Fundorten der Vorseit in den nördlichen Ländern auftraten. Im allgemeinen kann man die Wahrnehmung machen, dass prähistorische Sammlungen keine so grosse Beachtung von naturhistorischer Seite erfahren, und doch wären in vielen Fällen gewiss interessante Resultate für beide Theile zu erwarten. In richtiger Beurtheilung dessen ist man jetzt im Nationalmuseum in Kopenhagen damit vorgezogen, einen Special-Naturhistoriker als Assistenten anzustellen. Herr Conwents bedauerte seinen Aufenthalt in Skandinavien auch dazu, um in den bekannten grossen Museen in Stockholm, Christiania, Kopenhagen u. a. die höheren Gefässe und Geräthe einer näheren Betrachtung zu unterziehen, und er hat eine erhebliche Zahl derselben mikroscopisch prüfen können. Im Nationalmuseum zu Stockholm fand sich ein jetzt auseinandergelassenes eimerartiges Gefäss aus Ebenholz, und in Lund gab es deren zwei; ausserdem übrigens ein drittes aus dem römischen Zeitalter von Fichteholz. Letzteres ist nicht von geringerem Interesse, zumal diese Baumart erst später dorthin einwanderte, doch findet sie sich auch schon in den bronse-

zeitlichen Felsenbildern der Bohuslän dargestellt. In Christiania waren aus 23 Funden 18 verschiedene Gefässe von Eibenholz gefertigt; dieselben gehören der jüngeren römischen, der Völkerwanderungs- und der Völkerzeit an. Unter den anderen bestand eins aus der jüngeren römischen Epoche wiederum aus Fichtenholz (gran). Von den sehr reichen Vorräthen des Museums in Kopenhagen wählte der Vortragende 26 verschiedene Holzgegenstände aus, und die mikroskopische Untersuchung derselben ergab, dass sie durchweg der Eibe angehören. Es sind kleinere und grössere Eimer (bis 28 Centimeter hoch), ein Messerlein und mehrere Bogen. Die heutzigen Fundorte vertheilen sich auf Jütland, Seeland, Fünen und Bornholm. Der Zeitablauf nach geben die dänischen Stücke vom 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. bis in das 9. Jahrhundert n. Chr., d. h. sie erstrecken sich etwa über einen Zeitraum von 1600 Jahren. Auch das Museum in Kiel enthält eine Anzahl Bogen aus eben demselben Holze (die angehörigen Pfeile sind dagegen aus Kieferholz gearbeitet). Im Ganzen hat der Vortragende in den skandinavischen Ländern 61 verschiedene vorgeschichtliche Holzgeräthe untersucht, und davon bestanden fünfzig aus Eibenholz. Dies Ergebnis ist sehr bemerkenswerth, einmal die Objekte, nach dem übereinstimmenden Urtheil der nordischen Archäologen, nicht etwa von Süden importirt, sondern durchweg einheimischen Ursprungs sind; es ist überraschend besonders für Dänemark, wo heute die Baumart urwächtig nur an einer einzigen Localität (Vejlefjord) bekannt ist.

Aus all diesen Factoren kann man wohl folgern, dass die Eibe ehemals, wie in Deutschland, so auch in Skandinavien eine grössere Verbreitung und kräftigere Entwicklung gehabt hat. Der Mensch hat durch viele Jahrhunderte dem vorzüglichsten Holze nachgehakt und auf diese Weise dort, wie auch anderswo, zum Rückgang der langsam wachsenden Art erheblich mitgewirkt. Subfossile Reste sind bereits von Herrn G. Andersson an der Insel Björkö in Bohuslän aufgefunden, und es steht zu erwarten, dass bei der immer mehr um sich greifenden wissenschaftlichen Durchforschung und praktischen Ausnutzung der Moore im Norden weitere Spuren der Holzart, vielleicht auch Stäbchen und Stammstücke, dort werden aufgefunden werden.

Schon früher waren hier und da, besonders auf dem Continente, z. B. in Ungarn, Sachsen und Schlesien, prähistorische Holzgefässe von hotanischer Seite untersucht worden; es hatte z. B. Herr Geheimrath Ferdinand Cohn das Vorhandensein zweier Eibeneimer in dem bekannten Gräberfelde von Sackras bei Breslau festgestellt. Aber die bisherigen Funde sind ganz vereinzelt und stehen ihrer Zahl nach in gar keinem Verhältnisse zu dem eben geschilderten Auftreten in den nordischen Ländern. Ueberdies haben sie auch gar wenig Beachtung gefunden, wie sich z. B. aus dem Umstand ergibt, dass in einem vor zwei Jahren erschienenen Handbuch der vorgeschichtlichen Botanik von Taxon überhaupt nicht die Rede ist. Der wissenschaftliche Nachweis eines so häufigen Vorkommens der Holzart unter den skandinavischen vorgeschichtlichen Funden ist nun, wennschon man wohl nie und da, vornehmlich in Norwegen, vermisst hätte, dass Eibenholz vorliegen könnte. Uebrigens hat Herr Cohn wenigstens auch in den Sammlungen des kgl. Museums für Völkerkunde in Berlin und im Provinzialmuseum in Hannover einige prähistorische Taxon-Artefakte aufgefunden.

Der Vortragende stattete Allen, die im Anlande durch freundliche Bereitstellung des wertvollen Materials seine Untersuchungen freundlichst gefördert haben,

hauptsächlich den Directoren der grossen nordischen Museen, Herrn Professor Montelius in Stockholm, Herrn Professor Rygh in Christiania, Herrn Professor Sophus Müller in Kopenhagen, sowie auch Fräulein Mestorf in Kiel, seinen warmsten Dank ab. Gleichsam spricht er den Wunsch aus, dass noch mehr Sammlungen in den genannten und in anderen Ländern auf Taxon-Objekte durchgesehen, und dass die Ergebnisse ihm mitgetheilt werden möchten; er erklärt sich auch gern bereit, die mikroskopische Prüfung auszuführen, sofern ihm kleine Splitterchen eingesandt werden. Schliesslich empfiehlt er nicht allein vorgeschichtliche, sondern auch frühgeschichtliche Sammlungen darauf hin genauer zu untersuchen, da anzunehmen ist, dass sich auch in diesen mancherlei Objekte von Eibenholz vorfinden werden. L.

Alterthumsverein in Worms.

Worms, 15. August 1896.

Die Angrabungen auf dem römischen Gräberfeld im Maria-Münster (am Schildweg), welche Freiherr Heyl zu Herrnsheim in der zuvorkommendsten und freigebigsten Weise für den Alterthumsverein vornehmen lässt, werden heute auf einige Wochen geschlossen werden, bis die Kartoffel- und Ribbenenerreife vorüber ist, alsdann wird Herr v. Heyl das ganze, ihm gebührige, östlich des Schildweges liegende Gelände nach und nach systematisch untersuchen lassen. Die Untersuchung dieses Geländes und die Anfechtung der Gräber liegt in den Händen des seit Jahren für den Alterthumsverein thätigen und ausserordentlich thätigen Herrn Blum von Bernersheim, jetzt in Worms wohnend. Die Ausgrabungen, welche neulich die hier anwesenden Anthropologen auf das höchste interessiren, ergaben leider damals nur geringe Aeusserung. Es waren im Ganzen drei frühromische Brand- und zwei spätere Skeletgräber aufgedeckt worden, dieselben waren jedoch nur mit wenig hervorragenden Beigaben ausgestattet. Kaum hatten dagegen die Anthropologen der Angrabung den Rücken gekehrt, da fanden sich — Schicksals Tücke — die reicher ausgestatteten Gräber in grosser Zahl. Es kamen Gräber mit feinen Sigillatgefässen, unserem Porzellan entsprechend, zu Tage, ausserdem Gläser und verschiedene Schmuckstücke. In einem Kindergrabe fand sich eine aus Thon gebrannte Puppe, welche dem kleinen Liebhaber von Mutterhand mit in das Grab gegeben worden war und die jetzt wieder ihre Auferstehung feiern sollte. Dann wurde ein Brandgrab aufgedeckt, welches als Aschenurne ein grosses Gefäss aus (rother) Sigillaterde enthielt und weiter 9 aus demselben Material gefertigte Teller, Schalen und Nipps, alle mit dem Stempel der Fabrikanten versehen, ausserdem ein Lämpchen mit einer erotischen Darstellung. Freiherr v. Heyl wird sich durch die sachgemässe Ausgrabung, welche später, der Wichtigkeit der Gräber entsprechend, veröffentlicht werden muss, den Dank der anthropologischen und archaischen Wissenschaft erwerben.

Worms, 10. October 1897.

Zur Feier der Anwesenheit des Herrn Geheimraths Virchow mit Familie, sowie seines Schwigersohns Professor Henning aus Straussburg wurde gestern Nachmittag die Eröffnung eines römischen Steinarkophages auf dem Gräberfeld am Bollwerk vorgenommen. Während des vorher stattgefundenen Mittagmahles begrüsste Herr Major Freiherr v. Heyl als Vorstand des Alterthumsvereins den Herrn Geheimrath Virchow als den Altmeister deutscher Wissenschaft und exacter Forsch-

nung, sowie als den langjährigen Freund unseres Paulismuseums und spricht in herzlichen Worten den Dank aus für das lebhafteste Interesse, welches der Herr Geheimrath von jeher den Würmer Forschungen entgegengebracht und das er durch seine heutige Anwesenheit am 16. Gelehrtag des Museums wiederum auf's Neue bekräftigt habe. Herr Geheimrath Virchow dankte herzlich für den bereiteten Empfang und betonte, dass ihm immer die intensive und methodische Forschung in Worms auf das angenehmste berührt habe, und wünscht den ferneren Bestrebungen des Vereins, sowie dem Gedenken des Paulismuseums alles Glück. Bei der Eröffnung der Sackpflanze fand man ein in Gyps gebettetes weibliches Skelet, welches als Bräutigam eine grosse, schön profilirte Glasflasche mit siederlich geflochtenem Henkel, eine Glasphiole von seltener Form, sowie einen grossen, bauchigen, doppelgehöckelten Krug aus Sigillaterde mitbekommen hatte. Eine im Innern des Sarges das Skelett umwuchernde Schlingpflanze wurde von Geheimrath Virchow zur näheren Bestimmung mitgenommen. Anlässlich des Besuchs von Virchow hatten sich noch mehrere auswärtige Herren aus Mainz, Heidelberg und Dürkheim, darunter Director Lindenschmit mit vom römisch-germanischen Museum in Mainz, hier eingefunden.

Literatur-Besprechungen.

Neue Publicationen über Röntgen'sche Strahlen.

Dr. L. Graetz, Ueber die Fortschritte in der Erkenntniss und Anwendung der Röntgen'schen Strahlen. Münchener Med. Wochenschrift Nr. 21 u. 22. 1896. München. Lehmann. 8°. 19 Seiten.

Dr. L. Graetz, Ueber die Fortschritte in der Erkenntniss und Anwendung der Röntgen'schen Strahlen. Münchener Med. Wochenschrift Nr. 16 u. 17. 1897. München. Lehmann. 8°. 18 Seiten.

Dr. Oskar Büttner u. Dr. Kurt Müller, Technik und Verwerthung der Röntgen'schen Strahlen im Dienste der Praxis und Wissenschaft. Enzyklopedie der Photographie. Heft 28. Halle a. S. W. Knapp. 1897. 8°. 146 Seiten mit 29 Abbildungen und 5 Tafeln.

Der berühmte Elektriker Prof. Dr. L. Graetz faast die Anwendungen der für Praxis und Wissenschaft so hochwichtigen Entdeckung des Würzburger Professors Röntgen folgendermassen zusammen: „Es ist bereits oben erwähnt, dass es schon seit der Mitte des vorigen Jahres gelungen ist, von sämtlichen Theilen des Knochengerüsts des Menschen photographische Aufnahmen zu machen. Am leichtesten und raschesten erhält man Photographien der Knochen der Hand, des Unterarms, des Oberarms, dann des Unterschenkel, Femur, Kniees, Oberschenkel, dann der Wirbelsäule, des Kopfes, des Beckens. Letztere sind, wie erwähnt, am schwierigsten. Auf dem Fluorescenzschirm sieht man gut die Wirbelsäule mit den Rippen, man sieht den Knopf, an welchem die Höhlen deutlich erkennbar sind, man sieht aber nichts, wenigstens so viel ich weiss, von den Knochen des Beckens. Die inneren Weichtheile treten auf der Photographie und zum Theil auch auf dem Fluorescenzschirm theilweise deutlich hervor. Die Lungen sind sehr hell und durchsichtig.

Tuberculoseherde machen sich in ihnen durch grössere Absorption als dunkle Stellen kenntlich. Das Herz erscheint in der Photographie dunkel, es lässt sich deutlich am Schirm sehen und seine Bewegung genau verfolgen. Ebenso die auf- und abgehende Bewegung des Zwerchfells. Der Magen wird in seinen Umrissen sichtbar, wenn er mit Luft gefüllt ist, sei es auch durch künstliche Auftreibung, oder durch Füllung mit einer Brannemischung. Die Därme sind sichtbar. Ueber die Beobachtung von Weichtheilen gibt Manticure passende Anordnungen. Fremdkörper, namentlich metallische, lassen sich im Allgemeinen leicht schon am Fluorescenzschirm erkennen. Ein Knopf im Lärm wurde von Lodge, eine Kugel im Gehirn von Brissaud und Londe photographirt. Die Photographie oder Inspection des Verlaufs der Adern an Leichen hat mehr ein didaktisches Interesse. Sie werden sichtbar, wenn man sie mit Gipsröhre oder mit Bismutpulver, das in einer alkoholischen Wachlösung suspendirt ist, injicirt.“

B

Josef Müller, Ueber Ursprung und Heimat des Urmenschen. Stuttgart. F. Enke. 1894.

Müller will die Ideen Moriz Wagners über Ursprung und Heimat des Urmenschen, die im dritten Abschnitt der Abhandlungen „Neue Beiträge zur Stirnfrage des Darwinismus“ niedergelegt sind, einem grösseren Leserkreis vorlegen.

Wagners Hypothese verlegt die Heimat des Menschen nach dem Norden der alten Welt, Europa und Nordasien, und nimmt als Zeitpunkt für den Beginn seiner Evolution aus einer thierischen Form den Anfang der Diluvialperiode an, in dem er gerade der hereinbrechenden Eiszeit die entscheidende Bedeutung für die Einleitung des Vorganges beimisst.

Während Wagner seine Theorie von Ursprünge des Menschengeschlechts nur in flüchtiger und skizzenhafter Darstellung publicirt und dieselbe nur als ein gutes Beispiel zur Demonstration seiner Separationstheorie angesehen hat, sucht Müller derselben eine eminente, selbständige Bedeutung heilelegen und zu zeigen, wie durch die Erschwerung der Lebensbedingungen in der Eiszeit der Vorläufer des Menschen (ein Anthropode) allmählig zur Fleischnahrung übergegangen ist, die Bäume verlassen hat, wie er gelernt hat Werkzeuge zu gebrauchen und andere Thiere zu erjagen, und wie er endlich zum aufrechten Gang gelangte. Selbst einen begeisterten Anhänger der Lehre von der Entwicklung des Menschen aus einem Thiere ist, dürfte es schwer fallen, die ganze Übergangsperiode auf den Zeitraum einer einzigen relativ kurzen erdgeschichtlichen Periode, auf die Dauer der Eiszeit, zu beschränken.

B

Kleine Mittheilungen.

In Stettin constituirte sich am 22. October v. Ja. eine „Gesellschaft für Völkcr- und Erdkunde“, die nach kaum dreiwöchentlichem Bestehen bereits auf über 100 Mitglieder zurückblicken kann. Zweck derselben ist, das Interesse für diese beiden Disciplinen im weitesten Sinne, also einschliesslich der Anthropologie und Prähistorie, unter der Stettiner Bevölkerung anzuregen und zu fördern. Sie gänzt dieses erreichen zu können einmal durch Veranstaltung von Vorträgen und Demonstrationen sowohl wissenschaftlichen, als auch populären Inhaltes, sodann durch Schaffung einer Centralisationsstelle für anthropologische und ethnographische Gegenstände, die in geist-

neten Räumern der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und später als ethnographische Unterabteilung einem von der Stadt geplanten Museum für Kunst und Wissenschaft voraussichtlich einverleibt werden sollen.

Zum I. Vorsitzenden wurde Dr. Buschan, zum Stellvertreter Hauptmann a. D. Henry, zu Schriftführern Dr. Ifland und Professor Dr. Walter, zum Kassenvorführer Kaufmann Schaper erwählt. — Zusendungen werden an Dr. Buschan, Stettin, Friedrich Karlstrasse 7 erbeten.

Statistik der deutschen Schul- und Universitäts-Schriften pro 1895/96.

Bei der Zentralstatistik für Dissertationen und Programme von Guntar Fork in Leipzig sind im Wintersemester 1895/96 sowie im Sommersemester 1896 42729 im gleichen Zeitraume an deutschen Universitäten bzw. höheren Lehranstalten etc. neu erschienenen Schriften, (Inauguraldissertationen, Habilitationsschriften, Gelegenheitschriften, Programmabhandlungen etc.) sinngemäß worden. Die Titel derselben sind im VII. Jahrgang des, unter Mitwirkung mehrerer Universitätsbibliotheken von oben genannter Centralstatistik herausgegebenen Bibliographischen Monatsheftes über neu erscheinende Schul- und Universitätschriften verzeichnet. Auf die einzelnen Wissenschaften vertheilt sind die 42729 Schriften folgendermaßen:

Abhandlungen	296
Classische Philologie und Alterthumswissenschaften	218
Neuere Philologie (Moderne Sprachen und Literaturgeschichte)	78
Orientalische und allgemeine Sprachwissenschaft	38
Theologie	51
Philosophie	281
Pädagogik	323
Geschichte und Hilfswissenschaften	167
Geographie	18
Rechts- und Staatswissenschaften	340
Medizin	1404
Beschreibende Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Geologie, Mineralogie etc.)	184
Exakte Wissenschaften (Mathematik, Physik, Astronomie, Meteorologie etc.)	199
Chemie	366
Geldw. Künste	2
Music	3
Land- und Forstwirtschaft	22
Verschiedenes (Bibliothekswesen, Heden etc.)	71

Wünschenswerthes Verfahren bei Separatdrucken.

Die British Association, Burlington House London W., gab im Juli 1896 folgendes Circular heraus.

Ich bin beauftragt vom Comité der British Association on Zoological Bibliography, Ihre Aufmerksamkeit auf folgende Mittheilung zu lenken:

Es ist die allgemeine Ansicht wissenschaftlicher Arbeiter, mit welcher das Comité lebhaft übereinstimmt: 1) dass jeder Theil einer fortlaufenden Publikation auf dem letzten Druckbogen das Datum der wirklichen Herausgabe bezeichnen möchte, so genau dies angegeben werden kann; 2) dass Separat-Abdrücke der Autoren mit der Original-Paginierung herausgegeben werden und die Zahlen der Tafeln auf jeder Seite und Tafel genau und mit Bezug auf den ursprünglichen Platz in der Publikation angegeben werden sollen; 3) dass Separat-Abdrücke der Autoren nicht unter der Hand vertheilt werden sollen, ehe das Blatt in regelmäßiger Weise erschienen ist.

Das Comité bemerkt, dass diese Gebreuche durchaus nicht allgemein sind, beständige werden Klagen laut, dass einer oder der andere nicht beobachtet wird. Sollte sich die Publikation oder Gesellschaft, mit welcher Sie in Verbindung stehen, bisher noch nicht nach diesen Wünschen richten, erlaubt sich das Comité zu fragen, ob dies für die Zukunft nicht doch möglich gemacht werden könne. Sollten Sie dagegen irgend welche anspruchsvollere Gründe gegen die Annahme dieser Vorschläge haben, so würde das Comité sehr dankbar sein, wenn Sie dasselbe gültig von Ihren Beweggründen in Kenntnis setzen wollten, um in Zukunft sich danach richten können.

Elwäige Bemerkungen und Anträge mögen an das Comité unter der Adresse: Natural History Museum, Cromwell Road London S.W. gerichtet werden. Gea. F. A. Bather, Secretary of the British Association Committee on Zoological Bibliography and Publication.

Neuvième Congrès international d'Hygiène et de Démographie dont la célébration aura lieu à Madrid du 10 au 17 Avril 1898, sous le patronage de S. M. le Roi Alfonso XIII et de S. M. la Reine Régente.

CIRCULAIRE

Monsieur, Dans le séance de clôture du VIII Congrès, célébré à Budapest (1894), la ville de Madrid fut désignée comme lieu de réunion du Congrès suivant. Le Gouvernement de S. M. se propose de remplir dignement l'engagement alors contracté. Le Patrocinat Royal lui donne son auguste protection; et le bon vouloir, dont se trouvent animés vos Gouvernements en Espagne de l'industrieuse étude de l'Hygiène et de la Démographie, au assure le succès. Les travaux de propagande et d'organisation, à la charge d'un Comité général présidé par Son Excellence M. le Ministre de l'Intérieur, sont très avancés. Les Programmes et Règlement du Congrès et de l'Exposition et annexé, déjà imprimés en quatre langues, commencent à circuler et se distribuent partout; la liste des délégués et externes acceptés ou expansives, est en préparation; les dispositions nécessaires à effectuer dans le Palais de l'Industrie et des Arts, cédé par le Ministre de Fomento (Agriculture, Commerce et Travaux publics) comme local, ont dû être prises, la célébration du IX Congrès International d'Hygiène et de Démographie se fera également à l'étranger; on prévoit, en fin, la présence en Espagne de grand nombre de personnalités étrangères, distinguées dans les sciences, et tout porte à croire que la réussite de la réunion de IX Congrès International d'Hygiène et de Démographie ne restera pas en dessous des succès précédents.

Le Congrès et l'Exposition auront lieu du 10 au 17 Avril de l'année prochaine 1898.
Veuillez s'en permettre M.
Vous priez de contribuer à lui donner gais de cause, tout en daignant accepter sa invitation.
en nom de Comité général de Propagande et d'Organisation de
Madrid 10 Juin 1897.

Le Secrétaire général, Dr. Amalio Gimeno.

Wir haben dazu folgenden Brief erhalten:

Madrid, im December 1897. Geachteter Herr! Ich habe die Ehre, Ihnen anbei Programm und Statuten des IX. Internationalen Congresses für Hygiene und Demographie, sowie Programm und Statuten der demselben angeschlossenem Ausstellung zur genehmigen Einsicht zu übersenden. Es soll mich sehr freuen, wenn Sie die Güte hätten, dieses Erzeugnis in Ihrer geschätzten Blatte zu publiziren, wofür ich voraus besten Dank. Mit Verlangen laufe ich die ein, am im April u. J. mit Ihrem Besuche zu besorgen und voranzutreiben. Ich vermag Ihnen kein genaueres Datum zu geben, bitte um gef. Antwort und Empfehlung.

Hochachtungsvoll Dr. Amalio Gimeno, Generalsekretär.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion I. Februar 1898.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Höhlenstudien im fränkischen Jura, in der Oberpfalz und im Ries. Von Max Schlosser. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Literaturbesprechungen.

Höhlenstudien im fränkischen Jura, in der Oberpfalz und im Ries.

Von Max Schlosser.

Meine im vergangenen Herbst fortgesetzten Untersuchungen der bayerischen Höhlen waren diesmal weniger auf eigentliche Ausgrabungen als vielmehr darauf gerichtet, die von mir bisher noch nicht betretenen Theile unseres Höhlengobietes aus eigener Anschauung kennen zu lernen, um zu erfahren, an welchen Plätzen etwa spätere Ausgrabungen noch einige Aussicht auf Erfolg versprechen dürften. Zu diesem Zwecke unternahm ich die Begehung der Gegend um Eichstätt, Kallmünz im Naabthale, Saizbach, Pommelsbrunn bei Herbruck und Nördlingen im Ries. Ich besuchte auf diesen Touren weitans die meisten der auf der v. Gumbel'schen Karte notirten Höhlen, natürlich mit Ausschluß jener in der fränkischen Schweiz und der Velhnger Gegend, die ich schon von früher her kannte. Leider war das Resultat meiner Untersuchung im ganzen ein negatives, insofern ich erkannte, dass nur an wenigen Plätzen eine wirkliche Ausgrabung sich verlohnen dürfte. Der vorliegende Bericht kann daher nur wenige Daten von einiger Wichtigkeit liefern, ich muss mich vielmehr mit der allerdings ziemlich trockenen Anzählung meiner Beobachtungen begnügen, die in erster Linie die Beschaffenheit der einzelnen Höhlen — ob dolinenartige Spaltenhöhle, also Höhlen von vertikaler — oder saal- oder kammerartige Höhle, also Höhle von horizontaler Richtung

— berücksichtigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass erstere für die Ermittlung einer Schichtenfolge überhaupt nicht in Betracht kommen können, da in solchen Höhlen in Folge von Rutschungen noch fortwährend Vermischung ihres etwaigen Inhaltes stattfinden muss. Uebordies sind solche Höhlen ohnehin in den meisten Fällen vollständig leer. Günstiger sind dagegen die Verhältnisse in den Kammerhöhlen, welche sich vorwiegend in horizontaler Richtung ausdehnen. Sofern hier der Boden nicht nach auswärts, sondern nach einwärts geneigt und ausserdem mit einer mehr oder weniger mächtigen Lage von Höhlenerde bedeckt ist, darf man wenigstens auf Funde von menschlichen Artefacten und Knochen von Thieren und Menschen hoffen, wenn auch eine wirklich deutliche Schichtenfolge nur in den kleinsten dieser Höhlen in den Felsnischen erwartet werden kann.

Was nun zunächst die Eichstätt'er Gegend betrifft, so bietet gerade das Altmühlthal, obwohl es auf eine beträchtliche Strecke im Frankendolomit eingesehnt ist, doch anfallend wenige Stellen, die man als Felsnischen bezeichnen könnte. Ich kenne nur zwei derselben an dem südlichen Hange unmittelbar hinter Eichstätt selbst, habe sie jedoch nicht näher untersucht. Dagegen fehlen wirkliche Höhlen in diesem Flussthale vollständig. Nur im Spindeltbale zwischen Konstein und Tagmersheim und im Wellholmer Thale, beide südlich vom Altmühlthale, sind auf den bewaldeten Höhen am Fusse von bürgähnlichen Felsen einige grössere Fel-

nischen vorhanden, die eine südwestlich von Wellheim, die andere westlich von Konstanz. Der Boden dieser Nischen ist jedoch lediglich mit herabgefallenen Steinbrocken bedeckt, eine nähere Untersuchung wäre daher von vorneherein aussichtslos. Das ehemals von einem Einsiedler bewohnte Uebeloch der v. Gümhel'schen Höhlenkarte konnte ich trotz mehrmaligem Suchen nicht ermitteln. Das Pumperloch bei Monheim sowie die Höhlen bei Münzheim, von deren Existenz ich leider erst nach meiner Rückkehr durch Herrn Prof. J. Ranke Kunde erhielt, habe ich nicht besucht, hoffe jedoch deren Erforschung noch nachträglich vornehmen zu können, obwohl ich mir auch von ihnen nicht allzuviel verspreche.

Etwas bessere Resultate erzielte ich bei Feldmühle, im Schutterthale, südlich von Eichstätt, wenigstens geben die dortigen Verhältnisse doch einige Anhaltspunkte für die Erklärung der Höhlenbildung. Hier finden wir nämlich nahe der Thalsoble, im Kränzelstein zwei kleinere Höhlenkammern ganz ähnlich gewissen Höhlen in der Umgehung von Velburg und der fränkischen Schweiz. Auch hat der Felsen selbst jene gerundete, klotzige Gestalt, wie in den genannten Gebieten, während die höher gelegenen Dolomitpartien in ihrer Configuration vollkommen mit jenen im Altmühlthale übereinstimmen und wie diese fast senkrecht abfallende Steilwände und eckige Thürme bilden. Sofern in diesem höheren Dolomitniveau überhaupt Höhlen vorhanden sind, treffen wir stets nur in die Tiefe ziehende Spalten, — aber niemals Kammerhöhlen. Ich glaube dieses verschiedenartige Verhalten des höheren und des tieferen Dolomit auf ihren abweichenden petrographischen Character zurückführen zu dürfen. Letzterer Dolomit besitzt nämlich ein sehr gleichmässiges, krystallinisch körniges Gefüge und bildet daher bei der Verwitterung gerundete, klotzige Massen, deren zahlreiche Hohlräume bei weiterer Verwitterung sich in horizontaler Richtung ausdehnen und so zur Entstehung von Kammerähnlichen Höhlen führen. Decke und Boden dieser Höhlen haben im Ganzen parallele und zwar horizontale Lage. Nur an den Rändern zeigt die Decke eine mehr gewölbte Form. Ich konnte wiederholt in der Rahansteiner Gegend — besonders in der Ludwigshöhle, aber auch bei Velburg und ebenso hier bei Feldmühle beobachten, dass die Erosion stets von ganz engen Spalten in der Decke ihren Ausgang nimmt und von hier aus concentrisch fortschreitet.

Ganz anders verhält sich nun der höhere Dolomit. Er hat ein viel dichteres Gefüge und spaltet sehr leicht in kleine eckige Stüchken, und zwar erfolgt die Spaltung in zwei zu einander senkrechten

Ebenen. Bei der Verwitterung dieses Dolomites entstehen daher natürlich keine gerundeten Massen, sondern steile Felswände und scharfleckige Thürme, etwaige Hohlräume aber müssen zu steilen in die Tiefe ziehenden Spalten werden, die sich nach und nach zu Dolincentrictern erweitern. Diesen Character haben nun auch wie ich zeigen werde die auf dem Jura-plateau gelegenen Höhlen des südlichen bayerischen Höhlengebietes. Diese zweifache Gliederung des Frankendolomites in einen höheren und einen tieferen wird überdies auch durch die Art der Fossilführung bestätigt. Dertiefere ist characterisirt durch *Terebratula bisuffareinata* und *Rhynchonella lacunosa*, der höhere durch *Terebratula insignis* und *Rhynchonella Astieriana* nebst *Nerineen* und Korallen. Wenn auch Fossilien nicht gerade häufig sind so fehlen sie doch nirgends vollständig, und enthält gerade bei Feldmühle der höhere Dolomit sehr zahlreiche *Nerineen* und Korallen. In dem unteren habe ich zwar keine Fossilien beobachtet, jedoch kann bei seinem ganz abweichenden petrographischen Character und den ganz klaren stratigraphischen Verhältnissen ohnehin kein Zweifel darüber bestehen, dass wir es hier mit dem tieferen Dolomitniveau, dem eigentlichen „Höhledolomit“ zu thun haben. Ich werde überdies in dieser Annahme noch dadurch bestärkt, dass die kaum sechs Kilometer entfernten Höhlen von Mauern, die ich im Herbst 1896 untersucht habe ebenfalls durch denselben Character der Höhlen in der fränkischen Schweiz und der Umgehung von Velburg aufweisen und auch in dem petrographisch gleichen Dolomit liegen, letzterer aber ausserdem bei Mauern ziemlich häufig *Terebratula bisuffareinata* und *Rhynchonella lacunosa* enthält.

Die beiden Höhlen im Kränzelstein wurden vor etwa 10 Jahren von Herrn Baron v. Tucher in Feldmühle näher untersucht. Die kleinere war allerdings vollkommen steril, die grössere dagegen lieferte sowohl Artenfunde aus verschiedenen Perioden als auch Knochen von Wirbelthieren. Ich bestimmte¹⁾ die mir vorgelegten Reste als Mammoth-Femurbruchstücke, Höhlenhär, Zähne und Knochen, Pferd Knochen und Zähne, relativ zahlreich und anscheinend z. Th. wenigstens vom Wildpferd herrührend, mithin ebenso wie Mammoth und Höhlenhär unzweifelhaft diluvial. Auch die Reste von Wolf, Fuchs und Wildschwein dürften ein relativ hohes Alter heissen haben. Hingegen stammen die vorliegenden Reste von Schaf, Rind, Edelhirsch und Hase höchstens aus neolithischer Zeit. Die Microfauna, Frosch, Kröte, Maus, Sieben-

¹⁾ Correspondenzblatt der deutschen anthropolog. Gesellsch. 1898 p. 10.

schläfer, Wasserratte und Hähler, hat gleichfalls kein sehr hohes Alter. Sie dürfte etwa der Waldperiode, die ungefähr der neolithischen Zeit entspricht angehören, und ist mithin auch nicht mehr ächt pleistocen.

Die übrigen Höhlen der Eichstättler Gegend befinden sich theils auf dem Juraplatau — Holloch bei Oberhochstatt in der Nähe von Weissenburg, Holloch im Raitenbacher Forst, Arngrub bei Atzenzell in der Nähe von Kipfenberg, theils im Anlauterthale bei Titting. Die ersteren sind nichts weiter als Dolinentrichter von zum Theil sehr beträchtlicher Tiefe. Thierreste kennt man nur aus der Arngrub und zwar sind es Knochen und Kiefer von Hausthieren aus allerjüngster Zeit. Die Frntmüllerhöhle von Alldorf bei Titting ist ein enger Gang, der sich zu einer Kammer erweitert. Was dieser Höhle, die übrigens auf der schon erwähnten Höhlenkarte nicht verzeichnet ist, einiges Interesse verleiht, ist der Umstand, dass sie nicht im Dolomit, sondern in den unter diesem befindlichen geschichteten Kalken des weissen Jura entstanden ist, ebenso wie das Fuchshoh bei Titting, das übrigens nur eine ganz kleine Nische unter einer überhängenden Platte ist und daher aus dem Verzeichnisse der fränkischen Höhlen gestrichen werden sollte.

Die oben erwähnte Unterscheidung eines höheren und eines tieferen Dolomit dürfte vielleicht auch noch für die Umgebung von Kallmünz im Naathale zutreffen, wenigstens vermute ich, dass das „Osterloch im Schwaighauser Forst, eine sehr tiefe, nur mittelst Leitern zugängliche Spaltenhöhle noch in diesem oberen Dolomit sich befindet. Die übrigen Höhlen, die in dieser Gegend insgesamt als „Osterloch“ bezeichnet werden — im benachbarten Velburger Revier heissen sie Holloch — sind mit Ausnahme des Osterlochs von Rohrbach — das ebenfalls eine in die Tiefe ziehende Spalte darstellt — kleine Felsnischen. Eine derselben befindet sich im Schlossberg von Kallmünz, eine zweite etwa $\frac{1}{2}$ Kilometer westlich von Kallmünz am rechten Ufer der Vils, zwei weitere näher gegen Rohrbach. Die beiden ersteren enthalten etwas Höhlenlehm, aber ohne Knochen oder Artefacte. Zwei kleinere und eine grössere Felsnische befinden sich im Thale des Forellenhaches bei der Blechmühle östlich von Hoffenfeld. Ihre Lage, sehr nahe dem Wasserspiegel erklärt hier sehr leicht das vollständige Fehlen von Höhlenerde, denn es bedurfte nur eines Steigens des Wassers um etwa 4—6 m, um den Inhalt dieser Nischen fortzuspülen.

Ziemlich reich an Höhlen, hier ebenfalls „Osterloch“ genannt, ist die Umgebung von Sulzbach. Eine der bedeutendsten befindet sich in der Hains-

burg bei Hilschwang. Es ist eine mit mässiger Neigung in die Tiefe ziehende Tropfsteinhöhle. Das auf der v. Gumbel'schen Höhlenkarte verzeichnete Osterloch im Sternstein dicht bei Sulzbach existirt scheinbar nur in der Sage, sein Eingang wurde bisher stets vergeblich gesucht. Bei Niederrieth finden sich im Walde mehrere grössere Felsnischen und in der Nähe des Bahnkörpers bei Trondorf ein früher als Bierkeller dienendes Osterloch. Es ist eine in die Tiefe gehende Spalte mit schwachen Tropfsteinbildungen, der jedoch eine mehrere Meter breite und hohe Nische vorgelagert ist.

Einen ganz ähnlichen Charakter hat auch das Helmloch bei Heuchling, nordöstlich von Pommelsbrunn, nur fehlt hier die Halle am Eingang, dafür erweitert sich aber der Spalt nach etwa 50 m zu einer ziemlich grossen Kammer. Höhlenlehm fehlt in beiden Höhlen. Das Winterloch bei Kirehenreinbach und das Osterloch bei Lockenrieth sind tiefe Spaltenhöhlen. Die erstere enthält oft im Sommer noch Schnee, die letztere Knochen von Hausthieren. Sie ist vermutlich mit dem „Pamperlloch bei Schönberg“ der Höhlenkarte identisch, aber unter diesem Namen in der Gegend durchaus unbekannt. Grösseres Interesse verdient die ausgedehnte Appelhöhle bei Steinbach, nördlich von Neukirchen. Sie ist wegen ihrer hübschen Tropfsteinbildungen für Besucher zugänglich gemacht. Im oberen Theile fanden sich früher viele Schädel und Menschenknochen, die Herr Prof. J. Ranke untersucht hat, im tiefsten Theile im Höhlenhelme eingebettet zahlreiche Reste des Höhlenbären. Bei der Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit musste ich jedoch von einer Durchforschung dieser Höhle Abstand nehmen.

Das Tafelloch bei Vilscek der v. Gumbel'schen Höhlenkarte muss jedenfalls auf einer irrigen Angabe beruhen, da Niemand in Vilscek davon Kenntnis hat, nur überdies der Dolomit gar nicht so weit nördlich hinaufreicht. Möglicherweise handelt es sich um einen alten Schacht oder Stollen.

Leider war es mir aus verschiedenen Gründen, namentlich wegen der Ungunst der Witterung nicht möglich, das sehr weit abseits gelegene Windloch bei Kauzheim in Augensehein zu nehmen, doch glaube ich schon aus dem Namen Windloch darauf schliessen zu dürfen, dass wir es nur mit dieser Spaltenhöhle zu thun und daher in prähistorischer Beziehung recht wenig hiervon zu erwarten haben.

Der Grund, weshalb die Sulzbacher Gegend trotz ihres nicht unbeträchtlichen Reichthums an Höhlen so wenig Aushente verspricht, liegt vermuthlich darin, dass die Höhlen vorwiegend den Charakter von Spaltenhöhlen besitzen und daher für thierische und menschliche Bewohner wenig geeignet erscheinen.

Auch die Nischen sind hier für Wohnzwecke nicht recht passend, da sie zu wenig seitlichen Schutz gewähren, was sich ohne weiteres aus der Art und Weise ihrer Entstehung erklärt. Sie haben sich nämlich nicht durch langsame, von der Decke her fortschreitende Erosion, sondern vielmehr augenscheinlich durch Zerbröckelung der seitlichen Felswand gebildet, wodurch eben kein windgeschützter Hohlraum, sondern nur ein überhängendes Felsendach entsteht. Eine eigentliche Wegschwemmung von Thier- und Menschenresten ist für dieses hochgelegene, jetzt so wasserarme Plateau, das überdies nur am Rand ein paar Wasserläufe besitzt, nicht sehr wahrscheinlich, wir dürfen eher annehmen, dass die dortigen Höhlen und Nischen überhaupt wenig bewohnt waren. Nur die Appelhöhle macht hiervon eine Ausnahme, sie diente wie oben erwähnt in früherer Zeit dem Höhlenhären als Wohnort und später dem neolithischen Menschen als Begräbnisstätte.

Bei meinen ersten Höhlenforschungen besuchte ich auch eine grosse Hallenartige Höhle bei Ruppelstegen, vermuthlich das Windloch der von Gümhel'schen Höhlenkarte, nahm jedoch von einer Ausgrabung Abstand, da es mir an Zeit fehlte, die hierzu nöthige Erlaubniss der Forstbehörde einzuholen. Diese Höhle wurde inzwischen von naturhistorischen Verein in Nürnberg durchforscht, jedoch trotz langer und kostspieliger Grabungen nur mit äusserst geringem Erfolge. Die ganze Ausbeute bestand trotz der riesigen Mengen von Höhlenlehm nur in sehr dürftigen Resten von Höhlenhär und einer fragmentären Beckenhälfte von Mammuth.

Prächtige Höhlenbildung finden wir im Hohenfels bei Happarg in der Nähe von Hershbruck. Wir sehen hier eine weite, ziemlich hohe Halle, vor welcher die Felsen zu breiten Thoren und schlanken Thürmen verwittert sind, und erinnert die ganze Configuration einigermaßen an die Vorhalle der berühmten Sophienhöhle bei Rhenstein. Der Höhlenlehm war hier wohl ziemlich mächtig, wenigstens scheint der Boden an den Rändern fast zwei Meter höher gewesen zu sein als jetzt, doch bestand der obere Theil aus einer mächtigen Brecciaschicht. Der Höhlenlehm ist auffallend sandig und vermthe ich daher, dass die Ansehnte an Resten älterer Thiere keine bedeutende gewesen sein dürfte, wenn auch wie ich in Erfahrung brachte, Knochen und Zähne des Höhlenhären bei der Ausgrabung zum Vorschein gekommen sind. Dagegen war eine Microfauna ganz sicher nicht vorhanden, denn ich konnte in der ausgeworfenen Erde auch nicht einen einzigen Knochen eines kleinen Thieres entdecken, was mich übrigens auch nicht in Erstaunen setzt, denn die Höhle eignet sich nicht zum Wohnorte von Enlen, auf deren Thätigkeit die Anhäufung der Reste der

Microfauna in den allermeisten Fällen zurückgeführt werden muss. Dagegen war die Höhle sicher vom neolithischen Menschen wenigstens vorübergehend bewohnt, wie ein von mir gefundener Topfscherben und einige allerdings unbestimmbare Knochenfragmente von ziemlich frischer Erhaltung beweisen. Es ist mir nicht bekannt, wer seinerzeit die Ausgrabung dieser Höhle unternommen hat und wohin die hiebei erheuteten Objekte gekommen sind.

Einen ganz abweichenden Charakter besitzen die beiden Höhlen im Himmelfreich, südwestlich von Nördlingen. Gleich den meisten Höhlen im benachbarten Württemberg liegen auch sie nicht in Frankendolomit, sondern im plumpen Felsenkalk. Sie haben einen ziemlich schmalen, niedrigen Eingang und erweitern sich dann in einer Halle, die jedoch im Vergleich zu den bedeutenderen Höhlen der fränkischen Schweiz und der Velburger Gegend nur mässige Ausdehnung und geringe Höhe besitzt. Die grössere der beiden Höhlen, die Ofnet hat ein paar seitliche Kammern, die kleinere nur eine ganz kleine Nebenkammer, etwa von der doppelten Grösse der zweiten, von mir bei Velburg ausgehnten Höhle. Die Höhlenerde ist in beiden Höhlen ziemlich mächtig. Die der Ofnet ist wenigstens zum Theil durch eine im hintersten Raume befindliche Spalte herabgekommen, wie der hier vorhandene Erdkegel vermuten lässt. Dass jedoch auch die Thierreste sämmtlich diesen Weg genommen haben sollten, ist überaus unwahrscheinlich und lässt sich jetzt, nachdem die Höhle eine zweimalige Ausgrabung erfahren hat, auch nicht mehr feststellen. Es ist dies einer der wenigen Fälle in hayerischen Höhlen, wo Höhlenausfüllungsmaterial durch eine Spalte von dem über Tag befindlichen Plateau her eingekommen ist. Dass freilich in grossen Höhlen, wie z. B. in der Sophienhöhle, Thierreste und Höhlenerde aus einem höheren in einen tiefer gelegenen Höhlenraum binabgeschwemmt worden sind, dürfte öfters der Fall gewesen sein. Wesentlich anders liegen dagegen die Verhältnisse nach den Untersuchungen von Fraipont und Tison (Explorations scientifiques des cavernes de la vallée de la Méhaigne 1896. Ref. von M. Boule in l'Anthropologie 1897 p. 700) in Belgien, denn hier stammt der Höhleninhalt in den allermeisten Fällen von dem über Tage gelegenen Plateau.

Die erste Untersuchung der Ofnet wurde von Prof. O. Fraas in Stuttgart unternommen, jedoch offenbar nicht vollkommen erschöpft, denn der vor der Höhle befindliche Anshn enthält selbst jetzt noch viele Thierreste und Fenstersteine, so dass eine nochmalige Durchsuehung keineswegs ergebnisslos wäre. Ich musste jedoch aus mehrfachen Gründen hiervon Abstand nehmen. Die zweite Ausgrabung

erfolgte vor ein paar Jahren von Seite des naturhistorischen Vereins für Schwaben und Neuburg und erstreckte sich auf eine bis dahin noch unberührte Nebenkammer. Das erbeutete Material befindet sich im Maximilianmuseum in Augsburg und besteht der Hauptsache nach aus Zähnen von Pferd, Mammoth, Rhinoceros, Riesenbär, Höhlenhyäne und Höhlenbär, unter denen jedoch die vom Pferd bei weitem vorwiegen. Ganze Kiefer und Knochen sind überaus spärlich. Auch vom Menschen liegen einige Knochen und Zähne vor. Die Feuersteine sind zwar sehr zahlreich, aber durchwegs ziemlich klein und von sehr indifferentem Typus. Die eigentliche Microfauna scheint, wenigstens ihrem Erhaltungszustande nach meist aus jüngerer Zeit zu stammen und vorwiegend aus Insectivoren und Fleckermäusen zu bestehen, Lemmingreste fehlen gänzlich, denn solche müssten doch bei der von mir vorgenommenen, wenn auch nur sehr oberflächlichen Untersuchung des Höhleneinwurfs zum Vorschein gekommen sein. Hingegen fand ich einen Metacarpus-knochen von Lepus, dessen tiefbraune Färbung wohl auf ein höheres Alter schliessen lässt.

Wesentlich verschieden von diesen Höhlen im Himmelreich ist die etwa eine Stunde hiervon entfernte Höhle *Steinhöhle*. Sie liegt nicht wie jene an dem felsigen Abhange eines ausgedehnten Plateau's, sondern in einer Felsenburg mitten im Walde. Auch in ihrem Baue unterscheidet sie sich wesentlich von jenen, denn sie stellt eine lange, ziemlich hohe, mässig geneigte Halle dar, an die sich hinten noch eine sehr kleine Kammer anschliesst. Der Boden ist mit einer ziemlich mächtigen Schicht herabgefallener Steinbrocken bedeckt, die Höhlenlehmschicht ist dagegen sehr dünn, mithin für Ausgrabungen sehr wenig versprechend. Die in der Nähe befindliche „Höhle im Thalberg“ der bayerischen Höhlenkarte konnte ich trotz längerem Suchen nicht antreffen. Aus der Ähnlichkeit des Terrains glaube ich jedoch schliessen zu dürfen, dass sie auch eine ähnliche Beschaffenheit aufweisen dürfte wie die Höhle des Hohlenstein.

Nordöstlich von Oettingen verzeichnet die Höhlenkarte ein „Weiss- oder Waldmeisterloch bei Ursheim“. Es ist wie alle in der Döckinger Forst befindlichen „Pumperlöcher“ der dortigen Bevölkerung nur ein mit Wasser gefüllter senkrechter Spalt und keine wirkliche Höhle.

Für etwaige Fortsetzung der Untersuchung blieben demnach nur mehr übrig die Höhlen bei Mörsheim, die beiden Höhlen des Hesselbergs, das Pumperloch bei Weilheim, nordwestlich von Monheim, das Windloch bei Kauernheim und die Höhlen bei Plech und Auerbach, doch glaube ich nach meinen Erfahrungen in benachbarten Revieren

mir von allen diesen nicht viel versprechen zu dürfen. Nennenswerthe Ausbeute haben von allen Theilen des bayerischen Höhlengebietes lediglich die fränkische Schweiz und die Veilburger Gegend — abgesehen von der Räuberhöhle bei Eitershausen und der Ofnet bei Nördlingen — ergeben und liegt der Grund hierfür wohl darin, dass nur hier grosse, wohlbeleuchtete Höhlen in nennenswerther Zahl vorhanden sind und noch dazu, was jedenfalls das Wichtigste ist, meist gruppenweise beisammen liegen.

Bezüglich der bayerischen Höhlenkarte möchte ich hier noch einige Bemerkungen anfügen: Wie alle Karten, so hat natürlich auch sie nur für den Zeitpunkt ihres Erscheinens Anspruch auf grössere Genauigkeit. Alle späteren Vorkommnisse, im vorliegenden Falle also die Entdeckung neuer Höhlen, können unmöglich auf ihr berücksichtigt sein. Nun wurden aber in der That in der Zwischenzeit verschiedene neue Höhlen aufgefunden z. B. bei Veilburg und im Wendelstein. Ausserdem ist die Karte wenigstens für das Alpengebiet ohnehin noch nicht vollkommen, indem hier kleinere Höhlen, wie sie die Karte im fränkischen Gebiete sehr häufig noch berücksichtigt, jedenfalls in viel grösserer Zahl existiren, als man bisher glaubte. Ich selbst kenne zwei solche, die eine in der Nähe der Eckalm bei Rent im Winkel, die andere aber dem österreichischen Zollhaus in Zill bei Berchtesgaden. Der Hauptmangel der Karte besteht jedoch darin, dass alle Höhlen, gleichviel ob gross oder klein, mit dem nämlichen Zeichen markirt sind. Besonders misslich ist es, dass sogar mehrfach höchst problematische Dinge, die überhaupt nicht als Höhlen angesprochen werden können, nach dieser Markirung den berühmtesten Höhlen völlig gleichwerthig erscheinen. Es soll hiermit dem Autor keineswegs irgend ein Vorwurf gemacht werden, denn die Eintragung von solch problematischen Dingen basirt offenbar nicht auf seinen eigenen Beobachtungen, sondern auf Mittheilungen von Laien, deren Mitwirkung freilich bei einem solchen Unternehmen nicht völlig entbehrt werden kann. Sollte daher später einmal eine Neuauflage der bayerischen Höhlenkarte wünschenswerth erscheinen, so dürfte es sich vor Allem empfehlen, nicht alle Höhlen mit dem nämlichen Zeichen einzutragen, sondern vielmehr für die verschiedenen Typen der Höhlen auch verschiedene Signaturen in Anwendung zu bringen, z. B. für die grossen meist horizontalen Kammerhöhlen \curvearrowright , für die in die Tiefe ziehenden Spaltenhöhlen \triangleright , für blosses Felsenchen — Halbhöhlen Ω . Sehr werthvoll wäre natürlich auch die Angabe, ob und wo Thier- oder Menschenreste gefunden worden sind, was ebenfalls leicht durch einfache Zeichen ersichtlich gemacht werden könnte.

Selbstverständlich könnte die Mitwirkung besonderer Vertrauensmänner, die im Höhlengebiete selbst ihren Wohnsitz haben, nicht wohl entbehrt werden, besonders schätzenswerth wäre namentlich die Betheiligung der kgl. Forstbehörden. Ihre Mitwirkung hätte dabei vor Allem in der Ausfüllung hinauszu-gehender Fragebogen zu bestehen, die nicht bloss auf das etwaige Vorkommen, sondern auch auf die Beschaffenheit der Höhle gerichtet sein müsten, und zugleich mit dem Ansuchen zu verbinden wären, die Lage der Höhlen auf dem betreffenden Blatt der bayerischen Generallandskarte einzutragen. Mit Hilfe der auf solche Weise gewonnenen Grundlage wäre es leicht, eine Höhlenkarte zu schaffen, die in ihrer Art der anerkannt vortreflichen Obelenschlager'schen prähistorischen Karte von Bayern ebenbürtig wäre.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

(Sitzung vom 28. Januar 1896.)

Die Bevölkerung Kleinasien's.

Von Dr. Heinrich Zimmerer.

Ueber den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniss der Völkergeschichte Kleinasien's Rechenschaft zu geben, übersteigt die Kräfte eines Einzelnen. Er muss die Arbeiten vieler Forscher zu Hilfe nehmen. Vollends über ein Land von der Ausdehnung Frankreichs und der Bevölkerungsziffer Bayerns (547,000 qkm und 6 Millionen Einwohner) ethnologischen Bericht im Laufe einer Stunde zu erstatten, wird mir schwerer als meine eigenen Erfahrungen mit den Bewohnern in diesen Ländern zu erzählen. Wir sind nicht zu anthropologischen Zwecken gereist, haben deshalb auch keine Messungen angestellt. Unser Zug von Damaskus durch die syrische Wüste in der Hitze des August und September 1896 glich mehr einer Flucht als einer Reise, die Märsche wurden meist bei Nacht unter unglücklichen Strapazen ausgeführt. Als wir jenseits des Taurus nach Kappadokien in unser Arbeitsgebiet an dem mittleren Halys gelangt waren, da verlangte die topographische und archäologische Arbeit während der vier Monate Zeit und Kraft, das Sammeln von Pflanzen und Steinen, Münzen und Inschriften, die Erforschung der Höhlen nahm uns ganz in Anspruch. Sollten wir es wagen, zur grösseren Anschaulichkeit des folgenden, fast verwirrenden Materials eine ethnologische Karte des Gebietes zu entwerfen, so sind wir ganz auf uns selbst angewiesen. Es gibt noch keine ethnographische Karte von Anatolien. Nehmen wir also z. B. die *tabula antiqua Asiae minoris* von Heinrich Kiepert oder noch besser seinen *Handriss von Kleinasien* (Berlin 1883 Dietrich Reimer) zur Unterlage und zum Ausgangspunkt. Letzterer ist noch besser zu diesem Zweck, weil er weiter nach Osten und Westen ausgreift. So denken wir uns das ganze Gebiet vom Euphrat und Tigris bis nach Hellas mit grüner Farbe überzogen, mit der wir die Urbewölkerung bezeichnen wollen. Das wären im Osten die Aludorier und Summerier, in Kleinasien die Paphlagonier und Kappadokier, Alt-Armenier im Norden, die Kilikier (Hethiter), Lykoner, Pisidier, Lykier, Karier und Lydier im Süden und Westen, in Hellas deutet die Farbe auf die Pelasger und Leleger (Mykenier).

Als zweite Grund- und theilweise schon Deckfarbe

denken wir uns die gelbe Fläche für die Semiten im Osten und Süden, Babylonier und Assyrier, Araber, Phönizier, später die Araber; da, wo die Urbewölkerung dawischen sich noch kompakt vorfinden erweist, greifen wir an dem Hilfsmittel der „Strichelung“ mit gelber Farbe (z. B. in Cilicien und Nordsyrien). Die lebhafteste rothe Farbe wählen wir für den indogermanischen Stamm, im Westen die Hellenen, die von Norden über die Balkanhalbinsel kamen und sich über die Aegäis und Vorderkleinasien in festen Massen verbreiteten; der thrakisch-phrygische Keil schließt sich (gleichfalls roth, vielleicht in helleren Tönen) über den Hellespont nach Bithynien und Phrygien, „gestrichelt“ durch Kappadokien, nord- und südwärts nach Armenien bis in den Kaukasus und Kilikien, hier bezeugt er einerseits semitischen (babylonisch-assyrischen), wie andererseits iranischen (medisch-persischen), in gelb bzw. rüthlich gehaltenen Völkermischungen; die rothe Farbe verwenden wir noch in Linien und Strichen für die Züge der griechischen Kultur, beispielsweise Xenophons und Alexanders des Grossen, des hl. Paulus, später auch der christlichen Kreuzfahrer, ihre Städtegründungen werden wie die byzantinischen roth unterstrichen oder eingekreicht, natürlich so, dass sie sich vom Grundton abheben. Mit den verschiedenen Schattirungen des Braun geben wir den letzten Völkergang wieder den turanischen, zu dem wir schon seine Vorläufer, die Einfälle der Kimmerier und Skythen, rechnen können; doch dürfen wir diesem Volksbruch der Seldschukken, Mongolen, Türken und Tataren nicht erlauben, als Flächenkoroll aufzutreten, damit er uns nicht das frühere Bild verzerre, wohl aber zeigen wir seine am weitesten einschneidende Bedeutung in der Nomenklatur seiner Topographie und Verwaltung, mit den Grenzen der Vilajets, Sandchaks und vielleicht sogar Kasas in brauner Linienführung. Wir sind dann auch ethnologisch berechtigt, als wir annehmen, dass der ganze türkisch-tatarische Stamm zum grossen Theile in der Ur- und Vorbevölkerung semitisch angefangen ist, wenn er ihm auch seine Sprache angezwungen hat.

Ueber die Bevölkerung Kleinasien's ist im Zusammenhang von anthropologisch-ethnographischer Seite noch nichts geleistet worden. Wir müssen abwarten, bis der Berufene auf diesem Gebiete, Felix von Luschan, sein grosses Werk über diesen schwierigen Gegenstand abgeschlossen und veröffentlicht hat.

Ueber diese Völker brücke gewisse Asien und Europa und den Verkehr auf ihr genaue Angaben geben zu wollen, wäre dem Versuche gleich, die Passanten einer Brücke vom goldenen Horn aus den Fussspuren auf ihr zu erkennen und festzustellen.

Diese Spuren geben uns für die ethnologisch-historische Betrachtung die Gräberfunde mit den wenigen Schädeln und Geräthen, die Denkmäler der Kunst, die Inschriften aller Sprachen und Zeiten von den Hieroglyphen und Keilschriften, den räthselvollen Zeichen der Hethiter angefangen bis auf die griechisch-römische, arabischen und türkischen, byzantinisch-christlichen unserer Zeiten herab. Die Schriftsteller, die Bibel und Homer, Herodot und Xenophon, Strabo und die spätere Historiker und Geographen sind der leitende Faden durch dieses Labyrinth von Widersprüchen und Problemen.

Auf Grund dieser Hilfsmittel zur Wahrheit und Klarheit vorzudringen, daran haben die berufensten Forscher dieser Frage fast verweilt.

v. Luschans bekannt in dem Vorwort zu seinem grossen Reisewerk über Lykien, Milyas und die Kibyris, dass der Versuch schon von ihm gemacht worden sei, für dieses Werk die verschiedenen Angaben, welche sich bei den alten und neuen Autoren über die Völker

Kleinasiens finden, zusammenzustellen, auf ihren Werth zu prüfen und mit dem tatsächlichen Befund zu vergleichen; doch zog er diesen Versuch zurück, weil er selber eingesehen habe, dass eine solche Arbeit doch eher einem Philologen, als einem Anatomen zustehe, wenn es auch klar sei, dass nur ein genaues Studium der somatischen Verhältnisse sei demaleist nutzbringend werde, zu einer sicheren Erkenntnis der Völkerverhältnisse Kleinasiens zu gelangen. Denn ohne ein solches würde Georg Rosen Recht erhalten, welcher es den Zeiten der gelehrten philologischen Arbeiten zu lesen sei, dass nämlich zu den leider keine Lösung mehr verweisenden Problemen dasjenige der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens gehöre. Diesen Ausspruch wiederholt wörtlich Edmond Meyer für den Artikel „Kleinasiens“ in Ersch und Gruber's Encyclopädie. Die Ethnographie des alten Kleinasiens liest nach ihm noch sehr im Argen und hat wenig gereicherte Resultate aufzuweisen. Die Untersuchungen von Meyers (Phönizier) und Lassen's (ZDM. X) entbehren völlig einer kritisch gesicherten Grundlage. Die Sucht, überall Semiten zu finden, habe die klare Erkenntnis sehr getrübt. Sehr dankenswerth sei die kurze Zusammenstellung von Kiepert in seinem Lehrbuch der alten Geographie (vgl. Berl. Ak. Ber. 1861. 1. 114 ff.), wengleich er ihm fast nirgends bestimmen könne. Von grosser Wichtigkeit für die Abgrenzung der Völkergrenzen sei eine Zusammenstellung der in den einzelnen Distrikten herrschenden uns in schriftlich bekannten Eigennamen. Ganz unzweifelhaft sei es dagegen, den Umstand, dass unter den Persern im östlichen Kleinasien die offizielle Sprache aramäisch war, für die Ethnographie zu verwenden. Vorweg hat in der Diskussion zu dem grundlegenden Vortrag Lusehans über die anthropologische Stellung der Juden im 1892 in der Allgem. Versammlung der D. anthrop. Gesellschaft zu Ulm, auf dessen vorzugsweise den syrisch-kleinasiatischen Schädelmessungen entnommenen Schlüsse mit der Einmüthigkeit gewonnen worden, dass wir allmählich sehr vorsichtig geworden sind in der Benützung der Schädel als alleiniger Merkmale ethnischer Verhältnisse.

Und im gleichen Jahre hat Tomasehek seinem Vortrage in der Wiener anthrop. Gesellschaft über die Urbevölkerung Kleinasiens die Aufforderung vorangeschickt, durch Bekämpfung seiner Meinungen über einzelne Fragepunkte „eine Art Klärung“ zu Stande kommen zu lassen.

H. Vambéry betont im Uebermessen den linguistischen Standpunkt (Das Thürkvolk. Lpz. 1865).

„In seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen ist Anatolien uns fremd geblieben als die entferntesten Gegenden des Tbienschan und des Jasartbeckens.“

„Was dem Studium der Völkerkunde bisher am meisten Abbruch gethan hat, ist die nicht genügende Vorbereitung der ethnographischen Reisenden, und namentlich ihre nicht hinlängliche Sprachkenntnis. Ethnographische und praktische Philologie sind unzertrennlich. Dem Geographen, Naturforscher und Archäologen genügt wohl ein gutes Anzue, der Ethnograph aber kann nur mit Ohr und Zunge forschen, und Ethnographen, welche fremde Länder in Begleitung eines Dolmetschers durchziehen, thäten wohl besser, ganz zu lassen zu bleiben.“ Diesem Vorwurf wären wir nicht ausgesetzt gewesen, da wir Dank unserer sprachlichen Vorbereitung mit unseren arabischen und türkischen Dienern in ihrer Landessprache verkehren konnten und des Griechischen mächtig waren.

Edmond Meyer's oben citirter Aufsatz auf die Linguisten und Epigraphiker war nicht wirksam geblieben.

Paul Kretschmer hat in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache (1896) für die Untersuchungen der kleinasiatischen Verwandtschaftsverhältnisse den kranlogischen Beweis von vorseherin abgelehnt und auch die religionsgeschichtlichen Argumente zurückgewiesen. So bleibe ihm nur die Sprachübertrag, welche, trotzdem auch sie dem Wandel und der Uebertragung unterliege, dennoch die verhältnissmässig zuverlässigste Führerin in ethnologischen Fragen sei. Während des Meiner Kraftaufhohe, ständen wir eher an der Grenze unseres Wissens. Er geht dabei mit seinen Vorläufern in dieser Forschung streng in's Gericht. Paul Bötticher konnte in seinem Arica (1851) den Satz aufstellen, dass die meisten kleinasiatischen Stämme arische Sprachen redeten, ausser den Lykern, Phrygern und Mysern; wir müssen heute urtheilen, dass das genaue Gegenheil dieser Ansicht der Wahrheit beiderseits näher käme.

Christian Lassen (1856) theilt die Bevölkerung Kleinasiens in zwei Gruppen: eine semitische und eine indogermanische. Auch hier war der Wunsch Vater des Gedankens; man hoffte damit, die pseudobethnischen Inscriften zu entziffern.

Duncker folgte im wesentlichen der Theorie von Lassen und glaubte mit Meyers die semitische Abstammung der Kilikier, Karer und Lyder auch durch religionsgeschichtliche Argumente sicher erwiesen. Später wurde man gegen die Semiten etwas zurückhaltender. Bötticher-Lagarde theilte Kappadokier, Karer, Lyder, Mysen vielmehr der indogermanischen Völkerfamilie zu, ihm folgte Edmond Meyer. Für die Karer suchte die eingehender Georg Meyer nachzuweisen, für die Lykier Friedrich Müller, Mor. Schmidt, Savelberg, Deecke u. a. Thatsächlich aber wurde für keines der kleinasiatischen Völker ausser den Phrygern und Bitbyern der Beweis indogermanischer Herkunft erbracht.

Heinrich Kiepert schloss aus den mit den konsonantischen Affixen -nd und -sa gebildeten Ortsnamen auf eine der arischen und semitischen Einwanderungen vorausgegangene Bevölkerung, welche möglicherweise mit den kassaischen und subkassaischen Stämmen zu einer Gruppe zusammengehöre. Gatsubind und Tharsamer (Pergamos 1898) setzt eine kleinasiatische Grundbevölkerung voraus, welche in geschichtlicher Zeit fast überall verschwand und sei, aber in den Ortsnamen die Zeugnisse ihres Lebens zurückgelassen habe; ausserdem nimmt er von Osten eingedrungene semitische (speziell assyrische) Volkelemente an. Weniger komplizirt ist die Theorie von Tomasehek, welcher ein auch über Helias verbreitetes kleinasiatisches Aborigenervolk konstatiert, das er in zwei Schichten, eine leligische, wie er sie nennt, und eine mehr binneuländische karische er sie zerlegt. Viel weiter als alle bisher genannten Forscher gehen Pauli (Eine vorgriechische Inscriften von Lemnos 1886 und 1894) und Hommel (Archiv für Anthrop. 1890). Pauli verknüpft mit einer pelagischen Urbevölkerung die Etrusker, Bakten, Ligurier und Räter; im Osten reist er seiner pelagischen Völkerfamilie, Hommel folgend, die kassaischen Stämme an und möchte am liebsten auch die Alarodier, Elamiten oder Susier und Kossier hinzurechnen, wenn schon er zugibt, nur Möglichkeiten aufgesetzt zu haben. Pauli, Hommel und Tomasehek berufen sich für ihre Hypothesen auch auf ein anthropologisches Moment d. h. auf den Nachweis des F. v. Lusehans entnommen (und nach meiner Ansicht erbracht) hat, dass die älteste Bevölkerung Kleinasiens bei Armenien stammlichlich

einer distincten Rasse angehört, welche er als armenoid oder protoarmenisch (Vinchow will gleich armenisch) bezeichnet, weil sie die für den heutigen armenischen Typus charakteristischen Züge, anfallend kurzen und hohen Schädel, dunkle Haare und Augen, gebogene Nase habe. Eine ähnliche Hypothese wie Pauli vertritt seit einigen Jahren Salomon Reinach (Paris 1891); auch er nimmt eine von Kilikien und Kappadokien bis Etrurien reichende „pelasgisch-bethitische“ Völkerfamilie an, sucht jedoch ihre Urheimath nicht in Asien, sondern in Europa, von wo sie ungefähr im 20. Jahrh. wie die Phryger und Armenier in Kleinasien eingewandert sein sollen. Kretschmer verweist von kurzer Hand diese Lösungsversuche ins Reich der Phantasie; doch gibt er den rechten Weg ihres Ergebnisses zu, dass wir es in Kleinasien, von den Phrygern abgesehen, weder mit indogermanischen noch mit semitischen Stämmen zu thun haben, sondern mit einem „Volksthum sui generis“, und erbringt alsdann den Beweis, dass alle kleinasiatischen Stämme anser den eingewanderten indogermanischen Stämmen untereinander verwandt sind. Ich könnte mich mit den Resultaten dieses bedeutenden Forschers einverstanden erklären, wenn ich es mit seiner Methode sein könnte. Denn alle diese Sprachen kennen wir nur in sehr geringem Umfange; nur von der lykischen und karischen, angeblich auch von der lykischen, besitzen wir inschriftliche Denkmäler, die pseudobethitischen Inschriften, welche Jensen entziffert zu haben glaubt, lässt Kretschmer bei Seite, von allen übrigen Idiomen Kleinasiens kennen wir, ausser Glossen, nur Eigennamen, diese aber, Dank den griechischen Inschriften, in so grosser Zahl, dass Kretschmer auf ihnen sein ganzes System aufbauen zu dürfen glaubt. Kretschmer nennt seinen Weg selbst einen mühevollen und langwierigen. Ich glaube, er hätte sich denselben mindestens sicherer gestalten können, wenn er sich die somatische Anthropologie zum Stab genommen hätte. Damit kommen wir zur Fixirung unseres grundsätzlichen Standpunktes. (Fortsetzung folgt.)

Literatur-Besprechungen.

L. Rütimeyer, Gesammelte kleinere Schriften allgemeinen Inhaltes aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, nebst einer autobiographischen Skizze. Herausgegeben von H. G. Stehlin. 2. Bd. Basel 1898. Georg & Cie.

Das Werk enthält eine Anzahl von L. Rütimeyers Vorträgen allgemeinen Inhaltes sowie von seinen Reisebeschreibungen. (Ueber Form und Geschichte des Wirbelthierskelettes; Ueber die historische Methode in der Paläontologie; Ueber die Aufgaben der Naturgeschichte; Ueber die Herkunft unserer Tierwelt; Die Grenzen der Tierwelt; Die Veränderungen der Tierwelt in der Schweiz seit Anwesenheit des Menschen; Ueber die Art des Fortschrittes in den organischen Geschöpfen. Vom Meer bis nach den Alpen; Die Bevölkerung der Alpen;

Ein Blick auf die Gletscher-Studien in der Schweiz. Die Bretagne. Nekrologe von L. Agassiz, Ch. Darwin, Peter Merian und Bernhard Studer.) Eingeleitet wird die Sammlung durch eine in den Papieren des Verstorbenen aufgefundene äusserst interessante Autobiographie.

L. Rütimeyer einer der Mitbegründer des Archives für Anthropologie und dessen langjähriger thätiger Mitarbeiter bedarf beim anthropologischen Publikum keiner empfehlenden Einführung. Die Eigenschaften, die diesen kraftvollen Forscher ausgezeichnet haben, grosser Umfang des Wissens, Tiefe und Originalität der Gedanken, hohe ideale Auffassung von den Aufgaben der Naturforschung und schwungvolle Sprache machen seine Aufsätze zu einer ebenso fesselnden als geistig anregenden Lectüre, und so wird auch die vorliegende Sammlung dazu beitragen, den Sinn für tieferes Naturstudium in weiteren Kreisen zu erwecken und zu fördern. H.

M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Mit 203 Abbildungen im Texte, 1 Farben- und 35 doppelseitigen Tafeln. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1898. A. Holzhausen. 169. XXII. 709 Seiten.

Herr Dr. Hoernes Privatdozent an der Universität in Wien, dem die prähistorische Forschung so vieles verdankt, — sein Buch: „Die Urgeschichte des Menschen“ ist ja in Aller Händen, — hat soeben ein neues grosses Werk veröffentlicht, auf welches wir die Fachgenossen sofort seiner Wichtigkeit entsprechend aufmerksam gemacht haben möchten. Wir behalten uns eine ausführliche Besprechung für später vor. Hier sei aber erwähnt, dass das neue Werk für alle eingehendere vorgeschichtliche Forschungen und namentlich für eine Vergleichung der vorhistorischen mit den protohistorischen Perioden unentbehrlich sein wird. Die Abbildungen im Text und der Atlas von 96 Doppeltafeln sind vortrefflich; ebenso die ganze Anstaltung, für welche wir der Verlagsbehandlung A. Holzhausen speziellen Dank aussprechen möchten. Für die wissenschaftliche Stellung des Werkes dürfen wir wohl die folgenden Worte des Autors als charakteristisch hervorheben: „Mit Hilfe der prähistorischen Zeugnisse kann man noch tiefer in den Schoos der Zeiten hinab sehen, als die ethnographischen Zeugnisse gestatten. Aber in der Tiefe entdeckt man nur weitere Tiefen, die kein Licht erblickt. Der wirkliche Anfang ist in Dunkel gehüllt. Es kostet geringe Mühe, dahin zu versetzen, was uns primitiv scheint. Allein dieses Primitive geht durch alle Zeiten hindurch, und daneben findet sich, von den ältesten bekannten Zeiten an, local sporadisch Anderes, das unserem Verständnisse nicht so bereitwillig entgegenkommt.“ R.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft; München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 22. Februar 1898.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

General-Redakteur der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Archäologisches aus der Pfalz. Von Dr. C. Mahlis. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft: Dr. Zimmmerer, die Bevölkerung Kleinasiens (Fortssetzung). — Literaturbesprechungen. — Kleine Mittheilungen.

Archäologisches aus der Pfalz.

Von Dr. C. Mahlis.

I. Schalenstein aus der Verderpfalz.

Bei einer Renovation der prot. Kirche zu Weissenheim a/S. i. d. Pfalz, gelegen zwischen Dürkheim und Frankenthal, hat sich im vergangenen Sommer links vom Portal ein seltsamer Stein eingemauert gefunden. Es ist ein Quader aus weissem Sandstein, der 50 cm hoch, 30 cm breit und 45 cm tief ist. Auf der oberen Seite befinden sich vier ganz erhaltene und zwei bei einer früheren Verletzung des Steines ausgebrochene Näpfchen. Sie sind kreisrund mit einem Durchmesser von 7 cm, die Wände sind vertikal gleichförmig eingebogen und ebenfalls 7 cm tief. — Der Thurm, von dem dieser Schalenstein stammt, geht seiner Bauweise nach ins 13. Jahrhundert zurück, und der Stein wurde wohl damals schon in das Mauerwerk der Kirche eingefügt. — Die aus dem Kanton Wallis bekannt gewordenen Schalensteine sind meist in Granit und Gneis eingetieft und haben ovalen Querschnitt (vgl. „Archiv für Anthropologie“, 20., 21. und 24. Band), während der Weissenheimer Schalenstein einen rechtwinkligen Querschnitt aufweist. — Nach allen Analogieen haben wir im Weissenheimer Schalenstein, vielleicht nach Mustern zu Neapel einen Gemäss-Stein, wahrscheinlicher aber einen aus der Vorzeit (römisch?) stammenden Opferstein, in dem man, wie am Männelstein an der Odilienberger Heidenmauer jetzt noch geschieht (vgl. Scheffel: Reishelder S. 393), Opfer von Früchten und Blumen darbrachte. — Der interessante Stein gelangte als Geschenk des Presbyterinms in das Kantonalmuseum zu Dürkheim a/Hart.

II. Römischer Meierhof auf dem Weilberg.

Die Bewohner von Ungstein sprechen schon seit langen Jahren von der „Weilburg“ auf dem Weilberg, der zwischen dem weinberühmten Ortschaften Ungstein und Kallstadt als scheidender Bergrücken in der Mitte liegt. Im Jahre 1894 fanden sich hier (vgl. Beilage der „Allgem. Zeitung“ vom Febr. 1894) auf dem „Kobner“ zwei römische Sarkophage mit z. Th. selten schönen römischen Glasgefäßen, die der konstantinischen Zeit angehören. Jetzt scheint sich auf dem Weilberg auch die Villa rustica gefunden zu haben, deren Bewohner in den Sarkophagen gebettet ruhten. Etwa 300 m östlich vom Fundort der Steinsgrube sitzes Weingutbesitzer Ph. Zumstein beim Roden im Februar 1897 auf römisches Mauerwerk, auf zahlreiche Ziegelstücke, Gefässe, Mörtel, Thierknochen, Brandspuren u. s. w., kurz auf Anzeichen, welche auf das Vorhandensein einer römischen Ansiedlung schliessen lassen.

Die bisher gefundenen Fundamente bilden eine von West nach Ost ziehende Ausenmauer von 12 m Länge und 0,50 m Breite. Die Höhe des Fundamentes, welches aus wohlversetzten und mit Mörtelwurf versehenen regulären Sandsteineinheiten besteht, misst im Durchschnitt 70—73 cm. An diese Längsmauer schliesst sich im rechten Winkel nach Süden laufend, eine zweite Ausenmauer an, die bisher auf eine Länge von 7 m freigelegt ist. Von dieser zweiten Mauer zweigen nach Innen zwei Quermauern ab, die erste nach 1,60 m (Korridorbreite?), die zweite nach 3,85 m. Die Zwischenwände haben 0,57 m und 0,75 m Stärke. Ueber dem Fundament liegt eine 20 cm hohe Betonschicht,

welche den Estrich dieser Wohnräume gebildet hat. Westlich von diesem Wohnhaus, dessen Fläche mindestens 100 qm betrug, fand sich, gleichfalls in 70 cm Tiefe, ein grösseres Viereck, das mit 0,20 m starken Sandsteinplatten und ausserdem mit einzelnen Thonplättchen bedeckt war. Mehrere dieser Steinplatten sind mit 26 cm breiten und 3 cm tiefen Einschnitten und in der Mitte mit einer Längsrinne versehen. Nach dem Miste der vom Neckar bekannten römischen Meierhöfe (vgl. „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ 1896, S. 3 und Anmerk. 3) waren diese Schwellensteine zur Aufnahme von Brettern bestimmt. Auch zwei vier-eckige Platten (eine misst 1,20 m Länge auf 0,80 m Breite, 20 cm Dicke) sind mit Rinnen und Vertiefungen versehen, welche zur Aufnahme von Thüren bestimmt waren. Im letztgefundenen Raume ist wohl das „Impluvium“ oder der Hof des römischen Villengebäudes zu sehen. Weitere Aufgrabungen werden hierüber noch Licht geben. — Von anderen Funden seien noch angemerkt: zwei Kleinbronzen aus der konstantinischen Zeit, schwarze glasierte Thonteller und ein Terra-sigillata-Becher mit dem Stempel A·ATA (Bruch). Zu letzterem Stempel vergleiche man den Stempel im Kreismuseum zu Speyer: ATTA·FIL, AT, ATTIANVS, ATTILLVS, ATTO. — Die Funde gelangten in das Dürkheimer Kantonalmuseum.

III. Neolithischer Fund von Gross-Niedesheim.

Die pfälzische Gemeinde Gross-Niedesheim liegt an der Nordostgrenze der Pfalz und zwar zwischen Eckbach und Eis, 5 Kilometer südwestlich von Worms und ca. 4 Kilometer östlich vom Roxheimer Altrhein.

Die Gegend ist fruchtbar und ziemlich flach und gehört zum Diluvialgebiete des nahen Rheinstromes.

Im November 1893¹⁾ fand Oekonom E. Müller von Gross-Niedesheim in der nördlich von diesem Orte liegenden Gemeinde „Klein-Niedesheim“, „Weg links“, in einer Tiefe von 70—80 cm eine Reihe von Knochen und Artefacten, die von Osten nach Westen lagen. Herr E. Müller hielt die Fundstelle für ein Grab.

Nikolaus Henrich zu Weissenheim a. S., Ausschussmitglied des Dürkheimer Alterthumsvereins, dagegen, in dessen Hände die Funde als Geschenke von E. Müller gelangten, hielt die Fundstelle für eine der in der Wormser Gegend zahlreich vorkommenden Trichtergruben bzw. prähistorischen Wohnstätten.

¹⁾ Mittheilung von Herrn E. Müller vom 17. Februar 1897.

Die Funde selbst bestehen in folgenden Gegenständen:

A. Artefacte:

1. Der vordere Theil eines geschliffenen Steinheiles bzw. einer Bodenhacke aus einem schwarzen, feinkörnigen Material, das wohl wie bei dem Kirchheimer Grabfund²⁾ aus Diabasporphyr vom Büdhang des Hunsrück's besteht. Erhalten ist das 5,5 bis 6,3 cm lange Stück der Schneide; die Breite des Werkzeuges beträgt von der oberen zur unteren, 0,12 cm breiten Kantenfäche 7,2 cm. Von der sanft zum äusseren Rande geneigten Schneide sind noch z. Th. 3,5 cm erhalten. Die Schneidbreite beträgt bei der Kirchheimer Bodenhacke 4,5 cm, so dass die Gross-Niedesheimer um 2,7 cm breiter ist. Die vordere Schneide ist fast vollständig zerstört, nur die Seitenkanten sind grösstentheils erhalten und zwar oben und unten auf je 5 cm Länge.

2. Von Gefässstücken fanden sich drei verschiedene Arten vor.

a) Von schwarzen Gefässen sind 5 Stücke erhalten. Diese zeigen feingeschlemmten Thon ohne gröbere Bestandtheile auf. Die Wandungstärke schwankt von 0,3—0,5 cm. Alle 5 Stücke sind ornamentirt. Zwei derselben sind mit eingegrabenen, in spitzem Winkel nach oben sich treffenden Dreiecken verziert, zwischen denen halbmondförmige leibte Grübchen untereinander und nebeneinander in den Thon eingestochen sind. Nach mehrfachen Spuren nahmen Linien und Grübchen eine weisse Thonpaste auf.

Ein Scherben zeigt einen warzenartigen, undurchbohrten Ansatz, der 1 cm Höhe und 2,5 cm Längsdurchmesser besitzt. Ornament und Warze entspricht den neolithischen Gefässen von Kirchheim, Monsheim und Worms.³⁾ Ein zweites Ornamentensystem zeigen 5 andere Fragmente auf. Es besteht aus in einem System aus mehreren, nahezu im rechten Winkel sich treffenden, also Dreiecke bildenden, eingegrabenen Linien, welchen aber die Grübchen fehlen. Besonders diese letztere Ornamentik ist auf dem neolithischen Grabfelde von Worms vertreten.

b) Ein weiterer, 5 Bruchstücke zählender Gefässtypus wird vertreten durch zartgelbe Stücke, welche 0,4—0,7 cm starke Wandungen besitzen. Auch hier ist der Thon fein geschlemmt und frei von grösseren Quarskörnern. Auch hier scheint das Material dem bodenbildenden Rheinlös entnommen zu sein. Alle 5 Stücke zeigen Ornamente auf. Dieselben bestehen (bei 4 Stücken) in parallelen Linien; an deren Ende und zwischen denselben sind kleine,

²⁾ Vgl. Mehlich: Der Grabfund von Kirchheim a/Eck 1881, S. 19 und Taf. 2, Fig. 1.

³⁾ Vgl. K. Köhl: Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung, Taf. VII und VIII.

längliche Grübchen angebracht, die nach siebtharen Resten mit weisser Paste ausgefüllt waren.

Bei einem Scherben bilden diese Grübchen zwei Reihen, welche heide in ihrer Verlängerung das Liniensystem schneiden. Am Ende der oberen Linie bilden 5 Grübchen ein Kreuz. Ein anderer zeigt einen 1,80 cm hohen Ansatz in Gestalt eines abgestumpften Kegels auf; über demselben je zwei Fingernageleindrücke; zwei derselben sind senkrecht, zwei horizontal gestellt.

Letzteres Ornament leitet hinüber zum dritten Typus e). Er ist gleichfalls durch ein halbes Dutzend verzierter und zwei unverzierter Bruchstücke vertreten. Die Wandungen sind hier 0,8—1,2 cm stark. Die Farbe ist gelbgrau. Als Ornament erscheinen Nageleindrücke und ovale (1—1,5 cm) Grübchen. Keine dieser Vertiefungen trägt Pasten. Ferner erscheinen hier starke, knollige Ansätze und ein durchbohrter Hinkel. Auch die Bildung dieser Gefässe entspricht der Kirchheimer, Mnsheimer und Wormser neolithischen Keramik.

Von weiteren Arten sind zu nennen:

3. Zwei Endbruchstücke von Getreidemöhlen und zwar von den Bodensteinen.

Das erste hat 19 cm Länge auf 14 cm Breite und 2,5—3,5 cm Dicke. Der Mitteltheil ist ausgehöhlt. Das Material ist ein weissegelber, feinkörniger, glimmerhaltiger Sandstein.

Das zweite Bruchstück hat 13 cm Länge, 9,5 cm Breite und eine von 2 cm (tiefste Stelle) bis 6,5 cm (Rand) ansteigende Dicke. Das Material besteht aus rothem, mit grösseren Quarzkörnern gemischtem Buntsandstein.⁴⁾

Ein drittes Fragment von 8 cm Länge, 10 cm Breite und 2—3 cm Dicke gehört zu einem Läufer. Material ein schwarzgraues Eruptivgestein mit Glimmergehalt (Melaphyr oder Basalt?).

4. Hieber gehören noch zwei Stücke: ein flaches, 6 cm langes, 5 cm breites Stück von Hämatit, der wohl zum Rothfärben der Gefässe und der Haut gedient hat, und ein 3 cm langes, 1,5 cm breites Stück eines rüthen, von weissen Quarzadern durchzogenen Chmelsteins. Nach der Rundung auf einer Seite hat dies Stück vielleicht als Amulett gedient, wie vier Syenit-Anhänger von Worms.⁵⁾

B. Knochen.

Diese bestehen aus 5 kleinen z. Th. aufgeschlagenen Rippenstücken und zwei grösseren, 14 und 13 cm Röhrenknochenenden. Keines dieser Stücke gehört dem homin sapiens an. Ueber die zwei starken Röhrenknochen, welche wie die übrigen Kno-

chen an der Zunge kleben und die charakteristische Eigenschaft hohen Alters in ihrer Verwitterung aufzeigen, äussert sich Bezirkskriegerarzt Louis in Neustadt a/Hart folgendermassen: „Ob die beiden Knochenstücke von einem Pferde oder einem Rinde herrühren, lässt sich, da dieselben sehr defect sind, nicht genau bestimmen. Das eine Stück scheint das untere Ende von einem Oberschenkelbein und das andere das obere Ende des grossen Unterschenkelbeins zu sein.“

Der Schluss ist folgender: Wir haben im Gross-Niederheimer Fund nach dem Steinheil und den Resten der Thongefässe dieselbe Periode repräsentirt, wie sie die neolithischen Gräber von Mnsheim, Kirchheim a/Eck und besonders Worms aufweisen. In der Ornamentik weist der Typus b) (Striebe mit Grübchen) eine Specialität auf. Der Fund gehört wahrscheinlich einer neolithischen Wohnstätte an, in der das lädrite Beil, die zerbrochenen Gefässe, sowie die benutzten Thierknochen und die Mahlsteine als Rudera liegen blieben, entsprechend den Pfahlbau- und Terramaten-Funden in der Schweiz und in Oberitalien.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Müschener anthropologische Gesellschaft.

(Sitzung vom 28. Januar 1898.)

Die Bevölkerung Kleinasiens.

Von Dr. Heinrich Zimmerer.

(Fortsetzung.)

1. Wenn sich auch ursprünglich Volk und Sprache wohl überall deckten, sagt Hummel und dies ist auch unser Standpunkt, so hat dieses Verhältnis im Laufe der Jahrtausende durch Wanderungen und Sprachübertragungen, beziehungsweise auch Sprachmischungen, mannigfache Veränderungen erfahren.

2. Wie uns ferner die Anthropologie (im Gegensatz zur Linguistik) lehrt, nur von einer indogermanischen Sprachfamilie, nicht aber von einer arabischen Basse zu sprechen, so müssen wir uns auch damit vertraut machen, dass, wie viele andere, so auch die semitische Familie gleichfalls nur ein linguistischer, keineswegs aber als ein anatomischer Begriff aufzufassen sei. So Luschan.

3. Und als drittes Beispiel füge ich hinzu:

Alle die Osmanen und turkatarischen Völker auf anatolischem Boden sind keineswegs Türken, weil sie türkisch sprechen, und alle die islamitischen Stämme sind deshalb nicht Araber, weil sie den Islam bekennen und keine andere Sprache verstehen, als die des Koran.

So müssen die antiochischen (asiacensis) Stämme, welche nach Kretschmer's sprachlich gelingener Beweisen denselben Lautwandel von *nt* und *nd* aufweisen, also die Lyder, Karer, Lytkier, Psuider, Kilikier sich wohl als sprachverwandt, doch nicht als Blutsverwandte und Volksgeossen mit Nothwendigkeit ergeben. Wie oft haben wir es in der Geschichte erlebt, dass ein Eroberer-volk den Unterjochten seine Sprache aufgezogen oder umgekehrt abgelernt hat? Ich gebe allerdings zu, dass

⁴⁾ Ueber das Material vgl. R. Lepsius bei Köhl a. O. Seite 37, Anmerk.

⁵⁾ Vgl. Köhl a. O., S. 87 und Taf. VI Nr. 2.

die von Kretschmer so glücklich wie scharfsinnig nachgewiesenen Übereinstimmungen, wie Differenzen in den Personennamen, Laillamen, Ortsnamen zwingende Beweise geben, denn diese Namen lassen sich nicht so leicht aufzwingen oder verwischen, aber sie müssen, wo irgend möglich, in Einklang gebracht werden mit so manchen Merkmalen der Verwandtschaft und historisch belegten Beziehungen. So können wir den für die Sprachverwandtschaft erbrachten Beweis der Einteilung der nicht indogermanischen Völker Kleinasien in zwei Gruppen, eine westliche: Karer, Lyder und Myser und eine östliche: Lykier, Pisider, Isaurier, Lykaonier, Kilikier und Kappadokier, zwischen welche sich keilförmig die Phryger und Bithyner geschoben haben, als ethnologisch bewiesen noch nicht anerkennen.

Es ergibt sich eben daraus die prinzipielle Forderung, dass zu einem ethnologisch zwingenden Beweis 3 Bedingungen gehören: 1) die sonstige Gleichung aus dem lebenden oder toten Material, zu dem wir auch die Kanstdenkmäler rechnen, 2) die sprachliche Kongruenz, die nicht nur aus den Inschriften, sondern auch der historischen Sprachvergleichung mit ihren Rückschlüssen besteht, 3) endlich der historische Thatbestand, der uns auch kultur- und literarhistorisch den Schleier von den Beziehungen der Völkergruppen, ihrem Eintreten in die Geschichte, ihren Wanderungen und Wandlungen lüftet und aufzeigt.

Somit haben wir uns die Bahn frei gemacht für unsere eigene Darstellung: Wir haben Kleinasien eine Völkerbrücke genannt; sie ist dies aber nicht nur von Ost nach West, sondern auch West nach Ost, sondern auch Nord nach Süd, und noch mehr umgekehrt. Dies musste geographisch auf der Karte gezeigt werden und die Wechselbeziehungen Aegyptens und Mesopotamiens dieser Länder mit Europa über Kaukasus, Pontus und Agäis und umgekehrt, die so oft ihren Weg über und durch Kleinasien genommen haben, von Mykenä Zeiten, den Althalyonien und Assyriens angefangen, bis herauf auf Griechen und Römer, Araber, Parther und Seldschuken, Türken und Mongolen.

I.

Die vormykenische oder prähistorische Schicht der uralten Ansiedlung auf und über dem Felsen von Troja (Hisarlik) geht zurück in das Jahr 5000—2500 vor Christus. Die mykenische Schicht oder das Homerische Pergamos in das Jahr 1500—1000, schon im Zeitalter Homers 900 v. Chr. beginnt die Hälbe jener Kultur an den Küsten und auf den Inseln Vorderkleinasien, die für Hellas das Vorbild geworden. Ich muss es mir versagen, das auszuführen, was in dieser Gesellschaft bei fetlicher Gelegenheit schon von berufener Seite, von Herrn Professor Furtwängler, über diese Kultur vorgetragen wurde. Ueber die trojanisch-mykenische Kulturperiode und die Anfänge des hellenischen Volkes hat auch in der M. Anthropol. Gesellschaft 1895 Professor Dr. Eugen Ueberschuer gehandelt (Correspondenzblatt 1896 I).

Den Ausgangspunkt für die gesammte mykenische Konstruktiv haben wir, sagt Milchhöfer (Die Anfänge der Kunst in Griechenland 1883), in Kleinasien zu suchen.

Damit stimmt in gewissem Sinne der neueste Untersucher der phrygischen Felsenddenkmäler, Franz von Reber, überein (Abhandl. d. h. Ak. d. W. 1897). Eine gemeinsame mesopotamische Urheimath hatten die Löwenstellungen (und ? Mythen) Phrygiens und Griechenlands allerdings. Allein die Motive wurden von verschiedenen wenn auch benachbarten Seiten und in

verschiedener Weise vermittelt. Für das älteste Phrygien war Nordsyrien (Sendeschirli) das Meliam, welches auch an anderen Punkten, zum Theil Arlantsch geographisch anmittelbar benachbart, seine Sporen hinterließ, für das älteste Griechenland der phönizische Seehandel. Nach Phrygien schob sich nordrydische (hethitische) Monumentalarbeit, im Norden über den Haly (Boghaski, Etyk), im Süden über den Taurus vor. Da zwischen nordrydisch-mesopotamischer und phönizisch-mesopotamischer Kunst sowie Aehnlichkeit bestehen musste, als einerseits die gemeinsame Abstammung und andererseits die Nachbarschaft Nord- und Südasiens bedingt, so ist auch eine gewisse Aehnlichkeit von Arlantsch in Phrygien und dem Löwenbrelief von Mykenä namentlich im Motiv nicht zu verwundern. Die den Armeniern nächstverwandten Phryger bilden nicht bloss die älteste arische Bevölkerung in Kleinasien, sondern auch des kleinasiatischen Ariertums überhaupt. Milchhöfer hebt auch den Einfluss assyrischer Kunst auf mykenische hervor, wie Reber sie für sein Mittelglied, die hethitische, ausnahmslos geübt ist.

Nicht schwer zusammenzureimen kann ich es, wenn Milchhöfer Ulrich Köhler's Versuch, den Ursprung der Grabanlagen von Mykenä und Spata für „karisch“ zu erklären, sagt, den Ursprung der ältesten mykenischen Kunstindustrie ausserichtlich in Kreta, wo die kretischen Daktylen*) bestimmt als Phrygier bezeichnet werden, als dem in jeder Beziehung geeigneten Vereinigungspunkte pelagischer, phrygischer u. orientalischer Elemente sucht (der kretische Ida trug den gleichen Namen wie der phrygische) und die Sage von den mykenischen Banten durch lykische Kyklopen sagt, indem er die mykenische Holzkonstruktion in lykischen Steinbauten wiederkennt. Wenn er schliesslich auch den Simulacrum der *Protophormion* Lyder zurückweist, so dürfen wir wohl auch auf die Lyder Pelops und Tantalos hinweisen, auf den Zug des Herakles zur Omphale nach Lydien und auf die Verwandtschaft von Kultur und Kunst der verwandten Stämme. Später erst, durch die Einfälle der Skythen (Saken) und Kimmerier werden die Beziehungen der Nordvölker an Kleinasien kund, die aber schon durch die Aehnlichkeit der inneren Ausstattung wie äusseren Form der skythischen Grabhögel der Krim (Kurgans) mit iranischen und kleinasiatischen tumuli sich erweisen. Auf die Aehnlichkeit der etruskischen Tracht, der Schnalsschuhe, die Kopfbedeckung des tutulus, der Musikinstrumente, Flöte und Trompete und Musik überhaupt mit kleinasiatischen Kanstdenkmälern und ihren Darstellungen kann hier nicht näher eingegangen werden.

II.

Das älteste Denkmal der Schrift über die Völker des Orients ist ausser den assyrischen und ägyptischen Monumenten die Bibel.

Die biblische Völkertafel (1. Moses 10) spiegelt jedoch die ethnographischen Verhältnisse nur ziemlich unklar wider, man darf auch in ihr in erster Linie nicht eine streng ethnologische oder linguistische Anordnung suchen, sondern weit mehr eine bloss geographische. Es empfiehlt sich, sagt Max Müller in seinem Buche über Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern (Lpt. 1893), auf alle Hypothesen von Nichtermiten in Palästina zu verzichten und den Gesichtspunkt der biblischen

*) Vgl. Hyde Clarke, on the Proto-Ethnic condition of Asia Minor, the Khalubes (Chalybes), Idae Dactyl etc. and their relations with the mythology of Jous, in The Journal of the Ethnological Society of London, April 1869.

Völkertafel, welche einige syrische Stämme an den Höhen Hama zählt, als einen politischen ansieht. Die Bibel nennt aber nördl. den Höhen Kanaan auch die Hethiter, dasjenige Volk, welches die älteste Geschichte Kleinasiens ganz besondere Beachtung und Bedeutung gewonnen hat. Es sei vor allem hier bemerkt, dass aus den ägyptischen Bildern sich bei sämtlichen Stämmen Syriens nur der reine semitische Volkstypus nachweisen lässt, mit Ausnahme der Hethiter. Die Hethiter nennt Max Müller (s. a. O.) das jetzige Modevölkertafelischer Historiker. Als man sie vor einigen Jahren entdeckte und den Zusammenhang der Hethiter H-tä = Hattü und der Denkmäler mit den zuerst „hamathisch“ genannten Hieroglyphen bemerkte, bemächtigte man sich dieses Fundes mit Eifer und jetzt spielen sie dieselbe Rolle für Vorderasien, welche einst in Europa die berühmten „Kelten“, dass die „Pflanzbanern“ hatten, d. h. sie wurden Löcherhauer für die altertümliche Geschichte, verwendbar bei allem Unerklärlichen. Bald in diesem, bald in jenem Theile Syriens liest man sie wohnen, meist nördlich in Palästina (nach Gen. 23) oder bei Kades, im ersten Falle als hamitische Kanaaniter, im zweiten natürlich als Aramäer, d. h. undefinirbare Semiten. Jetzt ist es allerdings mehr Mode, sie noch undefinirbar als „Turaniar“ oder Alarodier zu bezeichnen. Da solche Unbefähigkeit lassen sich gut zu „Urbewohnern“ eignen, hat man sogar die These versucht, die Hethiter seien die Vorgänger der Semiten, die Urbewölkerung Syriens, deren Reste sich noch in historischer Zeit da oder dort nachweisen liessen.

Der Spott ist billig und scheint mir unerdient, leh verweide dies aus den eigenen Worten Müllers nachzuweisen. Die im Friedensvertrage mit Ramses II. aufgezählten 41 Städte erinnern besonders an kappadokische Bildungen von Ortsnamen z. B. -sena, -sene; keine ausserhalb Ostkappadokiens gelegenen Plätze lassen sich darunter nachweisen, wohl aber ein paar dieser Landschafts Hümp, Harpa, am Antikoma.

Ein Name der ägyptischen Städteliste von Naharin endigt auf anda, gehört also an den charakteristischen kleinasiatischen Ortsnamen auf andos, anda, andie, welche von Pontos bis nach Kilikien reichen. Ob auch die altarmenischen Städtennamen auf an(n) damit zusammenhängen, wissen wir noch nicht. Einestweilen lässt sich, meint Max Müller, über die ethnographische Stellung der Hethiter nichts sagen, als dass sie anscheinend demselben Stamm angehörten, wie die alten Kiliker, aber von der westlichen Küstenbevölkerung zu trennen sind. Ihre Verwandten mögen im Osten zu suchen sein. Damit gibt uns Müller selbst den Schlüssel in die Hand. Wie schon Winkler vermuthete, benutzten die Hethiter auch die Keilschrift oder ahmten die Schwächen derselben in ihrer eigenen Schrift nach. Bis nach 1600 v. Chr. sassan die Hethiter noch in Kappadokien. Sie drangen südlich niemals hinaus über das obere Orontesthal, das Amoritenland. Die Gleichheit des Volkes, welches Skulpturen mit seiner sonderbaren Hieroglyphenschrift in Kleinasiens und Syrien hinterlassen hat, wird durch viele Berührungspunkte z. B. die Eigennamen bestätigt. Vor allem aber stimmen die Bilder der Aegypter durchwegs mit den nationalen Skulpturen der Hethiter. Die Heta sind stets so scharf wie möglich von allen Semiten getrennt. Am charakteristischsten ist ihre regelmäßige Bartlosigkeit und die Haartracht. Das Haar ist viel länger als das der Semiten, es steht nicht in runden Massen vom Kopf ab, sondern fällt in langen Strähnen bis über das Schenkeltratt. Bogen, Schilde, Amazonenschilde und Stiefel (σάβρα) gleichen denen der Kanaanvölker. Müll-

ler möchte hier die Frage anregen, ob sich nicht die ganze Amazonensage als Kunstmythus aus alten Bildern der rosenberühmten, unbärtigen und frauenhaft gekleideten Hethiter in Pontos und Kappadokien entwickelte. Die Phalanx des Fussvolkes bestand meist aus Fremden. Die Macht des Heeres beruht auf den Wagen. Ueber die Religion der Hethiter sind wir aus dem Friedensvertrage Ramses' II. unterrichtet. Derselbe lässt 1000 Götter von den männlichen Göttern und von den Götterweibern der Landes Hta den Frieden hüten und nennt ausser der Sonne Aretna, dem Suth, dem Himmelsherrn, noch ein ganzes Pantheon von Göttern. Wer denkt hier nicht an die kappadokische Götterwelt, wie sie uns Strabo (12) und nach ihm Ramsay geschildert haben? Der ethnographische Typus ist ein merkwürdiger und auf den ägyptischen Denkmälern ganz vereinzelt dastehender: längliche, bald gekrümmte Nase, zurückgehende Stirn, massive Backenknochen, kurzes, rundes Doppelkinn (bei Findern Petrie), die Hautfarbe ist sehr hell, hellroth oder fast rosenroth, auch rothgelb, anscheinend weisser als die der semitischen Syrer. Die Kappadoker heissen ja bei den Griechen Λαυδοίον, die weissen Syrer. Das glattrauerte Gesicht ist auf ägyptischen Denkmälern allen Kleinasiaten gemeinsam.

Wenn ferner noch ein Zweifel sein sollte, das Kefio Kilikien ist, so betrachte man die kilikischen Skulpturen (bei Perrot Chyprie 3,819) an denen wir die Tracht der Kefioleute wiederfinden.

Alle Bewohner des östlichen Kleinasiens nannten sich Hethiter, genauer die im Norden Ghattaeer, semitische Aussprache H-tä, H-tä (Xirtat), die im Süden Khettsaeer. Da der südlichen Aussprache des gh gewöhnlich ein fremdes k entgegensteht, besonders im Griechischen, so sehen wir nach einer schönen Gleichung Müller's in dem der Hethiter-Heimath Kappadokien, Kappataka, in deren Landschaft Katakion, in dem Kyru genannten Westkilikien und in dem Namen der Kyprer demselben Stamm.

Wenn es nun Lachban gelingen ist, sowohl in den Skulpturen von Sendehirli, wie in den lebenden und toten Resten alter Stämme Kleinasiens, einen Typus der Urbewölkerung zu entdecken, freilich mit dunklerer Hautfarbe als die ägyptischen Farbenbilder und mit schlichtem Haar, kurz übereinstimmend mit den armenischen Stämmen, oder wie Lachban es nannte, proto-kappadokisch oder armenoid, so sind wir auf demselben Wege wie Max Müller, der uns noch ein gutes Stück begleitet. Für die Sprache liess sich aus den Lehnwörtern in den ägyptischen Texten noch mehrere gewinnen; was von dem als asiatische Entlehnungen Bezeichneten wirklich semitisch ist, wird wohl meist auf die Hethiter zurückgehen. Die Namen Tiragananna (Leibtrier) Tiragattana (Oberster der Fremdvölker von Nakhun) und Tiragan sind besonders bemerkenswerth, da sie den sprachlichen oder doch kulturellen Zusammenhang der Hethiter mit mehreren anderen Völkern beweisen, nicht nur mit den Kilikern, sondern auch mit armenischen Stämmen (von Nair).

Max Müller gibt an: Bekanntlich wohnte in vorindogermanischer Zeit einmal eine einheitliche (alarodische?) Bevölkerung durch ganz Kleinasiens und Armenien bis an den Kankasus, wo sie vielleicht noch Spuren hinterlassen hat; es drängt sich die Frage auf, ob auch die Hethiter zu diesem Stamme gehörten. Die Spuren hethitischer Denkmäler reichen bis an die äusserste Grenze Kleinasiens und Max Müller nennt die Gelehrten phantastische, welche daraus die Existenz eines gewaltigen vom Hellespont bis nach Mesopota-

mieu sich erstreckenden Reiches und Volkes geschlossen haben.

Für Südbabylonien haben uns die in Tello gemachten Funde auch Himmel eine Reihe von hildlichen Darstellungen theils auf Reliefs, theils abgebrochene Köpfe von Statuen, aus der Zeit von ca. 4000—3000 v. Chr. kennen lernen, welche nur zwei verschiedene Typen aufweisen; der eine ist charakterisirt durch einen mehr runden, der aber meist glatt rasierten, stets aber bartlosen Knopf, mit leise vorstehenden Backenknochen, er ist der sumerisch-aladorische Typus, der andere ist mehr längschädelig, mit starkem schwarzem Haupthaar und lang herüberreichendem Kinnbart, er ist der semitische, babylonisch-assyrische Typus. Wir können keinen Augenblick zweifeln, welcher von beiden für unsere Hethiter paßt.

Es unterliegt jetzt wohl kaum einem Zweifel, schliesst Luschan seine Ausführungen in dem oft citirten Vortrage über die Juden, dass Hommel's Alarodier und meine Armeoïden sich völlig decken und dass sie ebenso mit den Palagern zusammengebracht werden müssen, deren Sondernennung H. Kiefert schon voreinem Menschenalter erkannt hat.^{*)} Seine Ausgang zu diesem Schluss nahm Luschan von der Unterangabe des Volkes der Tachdat-ehi (Brettchneider), die er zunächst in ihrer absichtlich isolirten und etwas verachteten Stellung, in ihrem Scheinmohamedismus und in ihren eigenartigen Sitten schilderte. Sodann wurde ihre Herkunft und Verwandtschaft wesentlich anthropologisch und an reichem Material (60000 Messungen und 3000 meist männlichen Photographien) untersucht, auch ein, wie es scheint, altlykischer Schädel herangezogen. Die niedrigen Längschädel Adaläs und der Ostküste Lykiens ergaben sich als Nachkommen der Semiten, zum Theil als Griechen, das hypsibrykcephale Element der alten und jetzigen Bevölkerung Vorderasien aber stimmt genau mit armenischen Volkstämme, derphysisch-homogen ist und zwar schon seit langen Jahrhunderten.

An den Lichtbildern, die ich der Güte des Herrn Professor v. Luschan verdanke, liest sich die anfallende Verwandtschaft und Uebereinstimmung der Schädeltypen für die Urbevölkerung zeigen. Von zwei Schädeln aus Adaläs ist der kurze ganz typisch für die vorsemitische Urbevölkerung, die vor der semitischen Einwanderung in Syrien, deren Heros Epouymos Abraham ist, ganz Vorderasien innehatte; der lange Schädel ist typisch für die echten Semiten. An Schädeln von Lykien, Tachdatschi, Awarabir, Armeniern mit übertrieben bethitischen Nase und deformirten, d. h. oben zusammengepressten Köpfen, (wie es heute noch die Jürkenweiber mit ihren Kindern machen), sah man deutlich den hypsibrykcephalen Typus. Die knietliche Deformation des Kinderschädels durch die Mütter besahe ich auf die Sucht, dem stammfremden Uterjochte die Constitution des herrschenden Volkes aufzuprägen. Wie lang übrigens solche Bräuche an dem Alterthum sich fortplanzen, konnte man im Bilde bei einer Prostituirten von Damaskus an der höchst typischen Bemalung der Brautengründe und Verlängerung der Lidspalte durch Kohl (vgl. Ab-Kohl) erkennen, wie sie schon seit Jahrtausenden in Aegypten und Vorderasien üblich ist.

Diesen ganzen Sachverhalt hatte, was Luschan entgangen ist, schon mit grossem Scharfsinn Ludwig Ross vermuthet (Kleinasien und Deutschland 1850). Auf Armenien hatte auch Gg. Hirschfeld nach Deukaläern

^{*)} Vgl. auch Clarke Hyde, „on the inhabitants of Asia Minor previous to the time of the Greeks“, in the Transactions of the Ethnol. Soc. of London, March, 1865.

in seinen „Paphlag. Felsengräbern“ 1885 und „Den Felsenreliefs in Kleinasien und die Hittiter“ 1887 hingewiesen.

Als um 1120 Tiglatpileser I. von Assyrien seine Angriffe gegen Syrien richtete, existirt das grosse Chetareich nicht mehr. Die Cheta, assyrisch Chatti, von Karkamis bilden einen der kleineren Staaten Nordyriens. Jenseits Entferrungsversuche der hethitischen oder cilicischen Inschriften können wir hier nicht weiter verfolgen, doch auch er kam zu dem Schluss, dass die Hethiter die Urarmenier waren, die dann später durch ihre unhe, fortwährende Berührung mit semitischen Völkern stark mit semitischen Typus versetzt wurden, und in der That sind die späteren dem achten Jahrhundert angehörigen, sehr fortgeschrittenen, grossartigen Skulpturen von Sen d a c h i r i l i bereits mit altsemitischem Inschriften vergesellschaftet.

Damit wäre für uns die bethitische Frage zu einem gewissen Abschluss gebracht, wenn wir von den Neuerungen von Schweiger-Lerchenfeld vorgebrachten Einwänden in der Or. Mon. Schr. f. d. Orient (1890) absehen wollen, die sich besonders gegen Hummel, Sayce und Haldy richteten. Ehe wir, wie naturgemäss, zu den Armeniern übergehen, wollen wir noch der Volksplitter gedenken, die sich in die grosse feste Masse der Urbevölkerung eindrängten oder von ihr abwichen. So grossmächtig und gewaltig die Eroberer und vielleicht auch die kulturellen Einwirkungen der sich untereinander ablösenden Reiche der semitischen Babylonier und Assyrier, der arischen Meder und Perser in Vorderasien waren, die sich in Kleinasien vortragend auf die Grenzland Armenien und Kappadokien weisen auf die Grenzland Armenien und Kappadokien weisen, so einschneidend und unahntlich waren sie niemals, ethnologisch gesprochen, wie die Gränznäher, die der Eroberungsgang Alexander's des Grossen im Gefolge hatte und der wir deshalb noch ein eigenes Kapitel widmen müssen.

Semitische Zunge herrscht sich aus jeder Zeit bis in die der persischen Herrschaft als Verwaltungsprache erhalten zu haben, da die Legenden der persischen Satrapenlinien ganz Vorderasiens aramäisch abgefasst sind.

Will man für diese Einflüsse Babylonier und Assyriens, wie Mediens und Persiens in Kleinasien eine Grenze setzen, so kann es nur der Halys und die centrale Wüste sein. Neumann ist sogar so weit gegangen, auch dem Vorgange von Ramses, den Halys als die Grenze der orientalischen Reichthümer anzusetzen. In der römischen Zeit wurde dann die Grenze für die griechisch-römische Kultur bis an den Euphrat verlegt, wo das unbesiegte Volk der Parther 250 vor bis 220 n. Chr. unter den Arsaciden, den Damm gegen Hellenismus und das Römerthum, unter den arabischen Khalifen und den Abbasiden (750—1258) den Damm gegen das Byzantinische und Christenthum bildete, ein Damm, den die Seltschucken, 1058 unter Toghril beg, 1300 die Osmanen unter Osman I. und die Mongolen 1402 unter Timurleuk siegreich durchbrachen. Kaum jemals im Verlaufe ihrer mehrtausendjährigen Geschichte erscheint die Halbinsel an sich zu einer Staatseinheit verbunden, immer nur als ein Theil grösserer, zugleich seemächtiger Reiche, wie des persischen, makedonischen, römischen, osmanischen.

Somit zerfiel sie in einen Gegensatz des Ostens und Westens, hier das lydische und pergamenische Reich, dort das medische, seleukidische, pontische. Ueber die politischen und ethnographischen Veränderungen Vorderasien geben die kleinen historischen Karten in Spraner-Siegism Atlas vortreffliche Auskunft, be-

sonders Karte 2. Die ethnographische Uebersicht der Länder der alten Welt mit der tabula Peutingeriana, 3. Aegypten, 6. Oseranien zwischen Euphrat und Indus, 8. Das Persische Reich, 9. Das Reich Alexanders des Grossen, 10. Sechs Karten zur Geschichte Persiens und Vorderasiens in der Diadochen- und Partherzeit, 26. Das römische Reich unter Augustus, 27. Unter Trajan u. s. w. — Die ethnographischen Karten Kleinasasiens Nr. 11. In der Persezeit, 12. Zur Geschichte unter Krösus, 13. Unter den Römern, sind noch nicht erschienen und konnte ich auch durch wiederholte schriftliche Anfragen bei dem Herrn Herausgeber keine Auskunft bzw. Antwort über ihr Ersehen erhalten.

Die Beziehungen Aegyptens und der Pharaonen zu Kleinasien sind umgekehrt in Dunkel gehüllt. Die geheimnisvollen „Enden des Meeres“ waren den Verfassern der ägyptischen Inschriften so unbekannt, wie das dunkelste Afrika. Verhältnismässig gut bestimmbar sind noch die Namen, welche Ramses III. als Genossen der Hethiter anführt, Verbündete oder Soldatruppen, 8000 Holden von dem Fürsten, in dessen man die Lykier, Dardaner und Mysier hat erkennen wollen. Die Philister, welche etwa 100 Jahre nach Ramses III die Eroberung der Küste Palästinas unternahmen, nimmt Max Müller nach seiner Notiz bei Justin 18, 3, 5 vom rex Ascalonorum als Bewölger aus dem südwestlichen Kleinasien und den ägäischen Inseln. Ein ethnographisches Räthsel bieten uns die Kolcher, die nach Herodots wunderlicher Angabe (II 104) dunkelhäutig und kraushaarig waren wie die Aegypter. Ins hellere Licht der Geschichte begehren wir uns mit den Einfällen der Skythen und Kimmerier.

III.

Mit Eduard Meyer bringt Hommel die Einfälle der (sarmatischen) Kimmerier, Skythen oder Saker in Beziehung zur Erhebung der Meder, ja zur Einführung der Itrasser und Hethiter in die Weltgeschichte.^{*)} Nach dem Einfall der Meder in Assyrien 625, wie vordem bei dem Einfall der Kimmerier unter Assarhaddon, erfolgten die Einfälle der sakiischen Skythen in Vorderasien (ihren Führer Madaya nennt Hommel eine Personifikation des Meders Madai). Jahre lang sollen sie nach Herodot Asien verwüthet und bis nach Assolen vorgedrungen sein und ebenso überschwebten sie Kleinasien, wovon sich noch der Widerball 556 v. Chr. in dem von Hesekiel, Kap. 38, entworfenen Zukunftsbilde findet. Die feindlichen Barbarenhorden vertriehen sich wieder, nachdem sie besonders im Nord (Armenien) und im Osten Kleinasiens (in Kappadokien) alles über den Haufen geworfen und zum Theil hier sitzen geblieben sein werden. Ueber die den skythischen Kurganen ähnlichen Grabbügel in Kleinasien haben wir schon gesprochen.

IV.

Als das wichtigste Volk Kleinasiens muss uns aber politisch das Volk der Armenier erscheinen. Die einschlägigen Ereignisse der letzten Jahre haben es in den Vordergrund unserer Theilnahme gedrängt und eine Sinnhaftigkeit in Litteratur hervorgerufen, die noch nicht abgelaufen ist. Wird sie aber dies sein, so muss das, was sich daraus gortzeit, wie einst die Arche Noas, des armenischen Nationalheiligen, am Berge Ararat, dem Centrum Hoch-Armeniens, stehen bleiben. Armenien, zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen

Meere und zwischen dem Taurus und Kaukasus gelegen, muss nach meiner Ansicht ethnologisch und geographisch zu Kleinasien gerechnet werden. Ueber die älteste Geschichte des Landes ist uns zuverlässige Kunde einmal durch die assyrischen Berichte, sodann durch die einheimischen Keilschriften theilhaftig geworden, deren Entzifferung freilich erst verübt wird. Die Assyrer geben dem Lande den Namen Uruartu, dem entspricht das biblische (2) Kca. 89, 37; Jer. 51, 37; Jes. 37, 38) Ararat, der einheimische Name dagegen ist nach seinem Hauptgotte Chaldiä, (bei den Griechen daher die Chaldiä fälschlich Χαλδοί im Pontus) Chaldäni. Diese ältesten Bewohner Armeniens sind von den späteren auf das schärfste durch die Sprache geschieden. Dieselbe ist gleich dem Sarmatischen und der einheimischen Sprache Sogdian ein Idiom, das nach seinem Bau Verwandtschaft oder Analogie zu den aral-altaischen Sprachen aufweist. Ursprünglich wohl östlich vom Wasse aneiszig drangen die Uralaltäer oder Chalde später nach Süden und Westen vor. Eine hochbegabte thatkräftige Herocherrasse hat hier ein Grossreich gegründet und nicht ohne Glück den Kivalitätstemp mit Assyrien angenommen. Hauptstadt desselben wurde die Gartenstadt Van-Tuipa mit ihrer nüberwüldlichen Citadelle. Der dortige Tempel des Nationalgotte Chaldiä war das Centrum der ganz theokratisch organisierten Heiche.

Der gewaltige Vorstoss indogermanischer Stämme, welcher mit dem Kimmeriereinbruch seinen Anfang nimmt, hat im 6. Jahrhundert nach Armenien mit einer völlig neuen indogermanischen Bevölkerungsschicht überflüthet. Die Perer wie die Griechen gebrachten für dieselben den Namen Armenier, Armina, während das Volk selbst diesen Namen nicht kennt. Professor Hommel denkt an die Vertauschung des alarodischen Idioms mit einem arischen, wobei das alarodische Suffiz si, angehängt an das alte Aram, als solches nicht gefüllt wurde. Die Armenier nennen sich Hayk, Plural von Hay, und ebenso der Hayastan das Land und leiten sich von einem mythischen Stammvater Hayk ab. Zugewandert sind sie nach Geizer möglicherweise aus Cilicien, nach Kretschmer und Hommel aus Thrakien und Phrygien. Denn nach den scharfsinnigen Ausführungen von Jensen hat es grosse Wahrscheinlichkeit für sich, sagt Geizer,^{*)} dass die Sprache der sog. hithitischen Hieroglyphen das Altarmenische sei.

Damit stimmt überein, dass ihre Wohnsitze nach Herodot im Westen, in Kleinarmenien und dem Quellgebiet des Euphrat und Tigris, sich befinden, während im Osten, im Araxesthal, die Alarodier sitzen, die wir wohl richtig mit den Urartürern identifiziren. Jedenfalls bewas aber die neneingewanderte indogermanische Erobererrasse so viel Assimilirkraft, dass sie im Laufe der folgenden Jahrhunderte die alte nationalfremde Urbewölkerung gänzlich in sich aufgesogen hat. Die früher von Lagarde u. a. angenommene enge Verwandtschaft der indogermanischen Armenier mit den Itrassern ist jetzt als vollkommen irrig aufgegeben. Alles iranische Sprachgut bei den Armeniern ist in historischer Zeit einklinkt.

Dagegen sind die zur Zeit erbittertesten Feinde des unglücklichen Volkes, ihre Peiniger und Herren, die Karden, die selbst der osmanischen Regierung nur schwach gehorchen, ein iranisches Volk, das mit den Persern, Afghänen, Beludschern dieselbe Familie

^{*)} Vgl. Hommels Vortrag über Hethiter und Skythen in der M. Anthropol. Gesellschaft. Febr. 1898.

^{*)} Artikel „Armenien“ in Herzog-Haack's Realencyclopädie.

bildet; desto größer freilich ist ihre anthropologische Differenz: Dubonnet konstatirt an der beschränkten Zahl von Kurden Schädeln, die er messen konnte, eine ausgeprochene Breitköpfigkeit, Ernest Chantre fand den brachycephalen Typus mit dem Index 81,4 vorherrschend, wiewohl der mesocephale Typus ebenfalls vertreten ist; von Laschas dagegen nennt die Kurden Kleinasien, an denen er seine Beobachtungen vornahm, gute Langschädel, ihre Haar- und Augenfarbe meinet Kasanienbrun, unter den persischen Kurden bemerkte Dr. Polak anfüllig viele Blonde von förmlich germanischem Aussehen. Ich erkläre mir diese Differenzen, wie bei den Osmanen, aus der Vielweiberei und dem Frauenranke der mohamedanischen Kurden mit so begründeter starker Blutmischung. Oestlich vom Tigris bis weit in die anwegramen Distrikte des Zagrosgebirges hausten diese wilden kriegerischen Stämme, die Kosser des Alterthums, die heutigen Kurden, deren Vorfahren, die Karduchen, aus Xenophon beschrieben hat. Ablehnen muss ich die Etymologie Naumanns von dem türkischen Worte Kurd, Wald. Was die Queri der awyrischen Keltinschriften anbetrifft, so hält sie Prof. Tomassch nach freundlicher brieflicher Mittheilung mit Schröder für Kurden, unter der schwierigen Voraussetzung, dass sie ursprünglich ein alarodisch-kossisches Aboriginervolk mit eigener Sprache gewesen waren, doch seit der altpersischen Herrschaft einen iranischen Dialekt angenommen haben. (Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Redigirt von Dr. Michael Haberlandt. Wien und Prag. F. Temsky.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahresschrift, herausgegeben von Karl von Reinhardtstätter. Regensburg. W. Wauderling.

In diesen beiden Zeitschriften ist vieles Interessante, das dem Anthropologen und Prähistoriker bei seinen Forschungen wichtige Fingerzeige bietet und wertentliche Dienste leistet.

Die Zeitschrift für österreichische Volkskunde ist Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. Sie erscheint in Monatsheften von ca. 2 Druckbogen und enthält Abbildungen und kleine Mittheilungen aus dem Gebiete der Volkskunde. Ausserdem wird Bericht erstattet über Untersuchungen, Ausstellungen, Bücher u. s. w. aus demselben Gebiete.

Heft 5 und 6 des III. Jahrgangs 1897 enthält folgende Abhandlungen: Dr. Fritz Fickler: Berge, Bibel und Pflücker in den österreichischen Alpen; Prof. P. Passler: Aus dem Oferegenen Thal; Dr. H. Schukowitz: Mythen und Sagen des Marchfeldes III; Dr. Wilhelm Hein: Hexennuchspiel.

Die Forschungen zur Geschichte Bayerns erscheinen zum ersten Male unter diesem Titel, und als Vierteljahresschrift, im Jahre 1897. Die vorausgehenden 5 Bände sind bekannt als „Forschungen zur bayerischen Kultur- und Literaturgeschichte“, die in der Form von Jahresbänden herausgegeben wurden. Möge es den Unternehmern gelingen, ihre Absicht, mit der Zeit ein Zentral-

organ für bayerische Geschichtsforschung zu schaffen, die auch die Aenderung der Titel, und der Erhebungsweise veranlassen, in die That auszusetzen und so beizutragen, dass die Kenntnisse der politischen, kulturellen, künstlerischen literarischen Entwicklung der gesammten bayerischen Provinzen in möglichst weite Kreise dringen. Schon die bisherigen Mitarbeiter hürten dafür, das nur Gediegene geboten wird. B.

Oscar Schultze, Dr. med., a. o. Professor der Anatomie an der Universität Würzburg: Grundriss der Entwickelungsgeschichte des Menschen und der Säugthiere. Für Studierende und Aerzte. Bearbeitet unter Zugrundelegung der 2. Auflage des Grundrisses der Entwickelungsgeschichte von A. Kolliker. 468 Seiten. Mit 391 Abbildungen im Text und 6 Tafeln. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann 1897.

Die Epochen des Fortschrittes der Lehre von der Entwickelungsgeschichte des Menschen werden durch Erscheinen der Lehrbücher A. Kollikers und ihrer sich folgenden Auflagen bezeichnet. Der Meister, der von Anfang an mitforschete, dem persönlich die grösste Summe des fest gewonnenen wissenschaftlichen Materials zu verdanken ist, steht aber den Partisen, in deren Kampf er sich nur mischt, am von dem umfassenden Standpunkt seines Wissens aus über die schon ein festes Urtheil zulassenden Streitpunkte zu entscheiden.

Ein volles Jahrzehnt war hingegangen seit dem Erscheinen der letzten Auflage des „Grundrisses der Entwickelungsgeschichte“, ein Decennium reger Arbeit, reich an realen und hypothetischen Früchten für die Erweiterung unseres Gesichtskreises. Den Abschluss hat diese Periode nun wieder durch das Antrittreten der 3. Auflage des Kolliker'schen Grundrisses erhalten, nicht von A. Kolliker persönlich herausgegeben, aber von einem seiner verdienstvollsten Mitarbeiter, der unter Benützung der höchst werthvollen eigenen aber auch aller neuesten Erfahrungen des Meisters, unter dessen Augen und in dessen Sinn und Geist, das Werk von Grund aus neu bearbeitet hat. Die moderne Anthropologie kann ebensowenig wie ohne vergleichende Anatomie, ohne Entwickelungsgeschichte vorwärts schreiten. Das Werk von Oscar Schultze ist seiner ganzen Anlage nach ein Buch zum Studium nicht nur für spezielle Fachleute, für Embryologen, sondern für jeden biologisch Gebildeten.

J. Ranke.

Kleine Mittheilungen.

Wir freuen uns, mittheilen zu können, dass Herr Dr. med. et phil. B. Lehmann-Nitsche, seit vorigem Jahre Sectionschef für Anthropologie am Museo de la Plata, Argentinien, als Nachfolger von Ten Kate, für seine im Münchener anthropologischen Institute gearbeitete Dissertation zur Erlangung des Doctorgrades in der philosophischen (naturwissenschaftlichen) Facultät, betitelt: „Ueber die langen Knochen der südamerikanischen Reihengraberbevölkerung“ (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. XI, 1894) den Prix Godard von der Société d'Anthropologie de Paris, bestehend in einer Medaille und 250 Fr., erhalten hat.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zur XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig. — Mittheilung über einen interessanten Fund in Schleswig-Holstein. Von Fr. Hartmann. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Münchener anthropologische Gesellschaft; Dr. Zimmerer, die Bevölkerung Kleinasiens (Schluss). — Hethiter und Skythen. Von Prof. Dr. F. Hommel. — Literaturbesprechungen.

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat Braunschweig als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und den mitunterzeichneten Professor Dr. W. Blasius um Uebernahme der lokalen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

4.—6. August d. Js.

stattfindenden Versammlung und zu dem sich anschließenden Ausflug in den Harz ergebenst einzuladen.

Der Localgeschäftsführer:

Prof. Dr. W. Blasius in Braunschweig.

Der Generalsekretär:

Prof. Dr. J. Ranke in München.

Mittheilung über einen interessanten Fund in Schleswig-Holstein.

Von Fr. Hartmann, Apotheker in Tellingstedt.

Mit einer Abbildung.

Zu den allergrössten Seltenheiten aus prähistorischer Zeit gehören Steinwaffen und Geräth, welche sich noch in der ursprünglichen Fassung oder Schaftung befinden, und da wird es gewiss viele Leser des Correspondenzblattes interessieren, wenn ich über einen solchen Fund berichte. — Beim Torfstechen wurde im Sommer (1897) in einem Torfmoor zwischen Schalkholz und Rederstall (Kirchspiel Tellingstedt, Norderdithmarschen) 20 Fuss tief ein kleiner schmaler Plattmeissel gefunden, welcher sich noch in der ursprünglichen Schaftung von Holz und Leder befand, und da ich mir erlaube, davon eine Zeichnung in halber Grösse beizufügen, bedarf



es eigentlich keiner weiteren Beschreibung. — Der Zapfen von Holz war vom Torfmesser abgehehlt, passt aber an das hecherförmige Holz im Innern. Von dem Leder fehlt ein Stück, welches leider nicht aufzufinden war, dagegen wurden bei genauer Durchsichtung an derselben Stelle in der Moorgrube glücklicherweise noch ein paar kurze Enden von dem Faden gefunden, womit das Leder zusammen genüht gewesen, darunter ein Stück Faden mit einem Knoten. Auch in den ersten beiden Löchern des Leders sieht man noch Spuren vom Faden. Unter dem Mikroskop zeigen die Fäden keine Pflanzenfaser, erscheinen vielmehr wie Tiersehne. — Zwischen Schalkholz und Rederstall befindet sich ein ziemlich ausgedehntes Torfmoor, und heissen die Parzellen des Fundortes, nicht weit vom Eksee, „das wilde Moor“. — Zu welchem Zweck kann dieses Geräth nun gedient haben? — als Meissel wohl nicht, sonst würde das Holz vor dem Leder jedenfalls dieselbe Stärke gehabt haben, wie das Holz im Innern, um wirksamer draufzulegen zu können. Nun aber ist es ein nicht kreisrunder, sondern abgeplatteter Zapfen, welcher wohl in einem längeren Schaft gesteckt hat. — Kann es ein Pfeil gewesen sein? — Ich möchte es glauben, denn in meiner Sammlung von prähistorischen Alterthümern besitze ich eine kleine Pfeilspitze von Flintstein mit querliegender Schärfe (nach Montelius), welche noch in einem Theil des Holzschafes ist, auch be-

finden sich im ethnographischen Museum in Hamburg, von einem wilden Völkerstamme, längere Pfeile von Eisen mit breiter Schärfe. — Vor Tausenden von Jahren waren das jetzige wilde Moor und die ganze Moorgegend ringsum jedenfalls Gewässer und Sümpfe — hier brauchte der Urbewohner keinen Meissel, wohl aber einen Pfeil, um die grossen Schwögel zu erlegen, welche wahrscheinlich die Gewässer bevölkerten. Vielleicht ist beim Schiessen die Spitze losgegangen und in die Tiefe gesunken, während der längere Schaft, auf dem Wasser schwimmend, von dem Mann in seinem Einbaum geborgen wurde. — Da ich in meiner Sammlung einen ganz ähnlichen schmalen Plattmeissel besitze, fast von derselben Grösse und von derselben Farbe, habe ich dazu eine Nachbildung von Holz und Leder anfertigen lassen, habe aber natürlich in meinem Katalog bemerkt, dass die Schaftung einem Original nachgebildet ist. Von dem Faden ist ein Präparat für das Mikroskop gemacht worden.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

(Sitzung vom 28. Januar 1898.)

Die Bevölkerung Kleinasiens.

Von Dr. Heinrich Zimmerer.

(Schluss.)

Für die Geschichte Armeniens sind wir auf die griechisch-römischen Quellen angewiesen, da die einheimischen Berichte, mit Ausnahme der von Moses v. Chorenabewahrten Bruchstücke, meist werthlos und spät erfunden sind. Nachdem die Armenier in ihren historischen Wohnsitzen sich festgesetzt, standen sie erst unter medischer, dann unter persischer Oberhoheit. Die makedonisch-römische Geschichte theilen sie mit dem Hauptstamm der Uebertritt von König und Volk zum Christenthum bedingte von jetzt an eine im Interesse von Rom wie Armenien gelegene, durchaus römerfreundliche Politik, welche das Land in die Abhängigkeit der Arsaziden brachte. Das erste Jahrhundert der Chalchibherrschaft war trotz der vorhergehenden Kriegszüge eine Epoche nationalen und literarischen Aufschwungs. Um so härter lastete unter den Abhassiden die Hand der arabischen Statthalter auf dem Lande. Aus Angst vor den einbrechenden Seltschucken traten 1021 Senekherim, der letzte Artermanir, und 1045 Gasik der Bagratunier ihre Reiche an die Oströmer ab. Aber auch diese waren der furchtbaren Gefahr nicht gewachsen.

Die systematische grausige Verwüstung des Landes durch die Seltschuckenherden hat den politischen und dem Kulturleben der Armenier in der Heimath den Todesstoss versetzt. Zahlreiche Armenier hatten sich während dieser Kriegszüge in den Taurus und nach Cilicien zurückgezogen. Um 1099 gründete hier Ruben, wahrscheinlich ein Bagratide, eine kleine Herrschaft und ward der Stifter der neuen Dynastie der Rubeniden. Seine tapferen Nachfolger eroberten auch und nach ganz Cilicien; mit Byzanz standen sie

meist im obersten Verhältnis; um so enger schlossen sie sich an die Kreuzfahrerkolonien an, wie denn auch dieses kleinarmenische Reich in Cilicien nach seiner inneren Organisation ein halbfranzösischer Feudalstaat war. Zeitlich, die Hohezeit des letzten kriegerischen Widerstandes 1896 der aufständischen Armeen gegen die Pforte, liegt in diesem Gebiete. Uns persönlich war auf unserer ganzen Reise durch dieses Gebiet gerade mit den Angehörigen dieses Volkstammes, so sehr er sich auch an uns drängte, die größte Vorsicht und Reserve auferlegt.

Die heutigen ethnographischen Verhältnisse beleuchtet statistisch die Karte über die Verbreitung der Armenier in der asiatischen Türkei und in Russisch-Transkaukasien nach Val. Quinet von Gen. Lt. Selenoy und Seidlitz. Petermanns Mitteilungen 1896. Daraus ergab sich für die panarmenischen Bestrebungen ungünstige Thatsache, dass die Armenier von 9 Vilajeten in keinem einzigen, von 25 Sandschaks, in welche die ersten 8 Vilajete eingetheilt sind, in 2 Sandschaks (Wan und Musch), von 129 Kasas der bezeichneten 25 Sandschake nur in 9 Kasas das numerische Übergewicht haben. Wenn früher Russisch-Transkaukasien 20 Prozent seiner Gesamtbevölkerung an Armeniern aufweist, so rechnet man in Ciskaukasien deren noch kein volles Prozent. Der ganze Kaukasus aber hat 13 Prozent armenischer Bevölkerung.

V.

Es wäre hier angezeigt, an die Betrachtung der Armenier die der ihnen stammverwandten Kappadokier und Phryger, als der im Alterthum auf das Binnenland beschränkten arischen Gruppe zu reihen. Die Kappadokier, welche im Laufe der Geschichte viel persische Elemente in Sprache und Religion an sich zogen, können freilich nur schwer als indogermanisch angesprochen und hervorgehoben werden, so sehr sich auch ihr Landsmann Karolidis darum bemüht hat. To makech hat mit Recht darauf hingewiesen, dass Zahlwörter wie *liga 6, tati oder tati 7, mali oder mntli 8*, danar oder tankar 9 sich aus keiner so bekannten Sprache der Erde erklären lassen. Kretschmer will sie deshalb als „kleinasiatisch“ bezeichnen und mit seinem Urtheil warten, bis die pseudohethitischen Inschriften entziffert sind.

Einer freundlichen Mitteilung Professor Hommels verdanke ich den Hinweis auf die Verwandtschaft dieser Zahlwörter mit kanaanischen Sprachen, d. h. mit einzelnen Sprachgruppen aus dem Kaukasus.

Ich habe hier eine vernünftlich epichorische (altarmenische?) Inschrift aus dem Lande der tausend Höhen, das uns mehr als ein Vierteljahr hebrüberte, vom Ufer des Halys zur Ausstellung gebracht. Zugleich ist mir von meinem verehrten Gastfreund in Kleinasien, Anastasio Leviz, Ephoros der hieratischen Schule von Sindschidere bei Mesara, eine Reihe von hilingen Inschriften (epichorisch und griechisch) versprochen worden, eine Sendung, auf die ich mit Spannung warte. *Αβήρος* ist der Verfasser der kappadokischen Kirchengeschichte. Athen 1885. *επισης Α. Α. Περί*.

VI.

Wenden wir uns an dem kulturell und historisch wichtigsten Volk der ganzen Halbinsel, den Griechen, so können wir schon jetzt mit mehr Sicherheit als früher behaupten, dass ihre Einwanderung und die damit verbundene Hellenisierung der Autochthonen oder verwandten Stämme von Westen oder Norden über's

Meer her oder von Thrakien aus begonnen hat; ein Hauptbeweis schiebt mir darin zu liegen, dass je weiter nach Osten, desto dünner das griechische Element wird; schon der Halys bildet eine Scheide, nach dem Kuptrat zu verschmälert es fast ganz; es hätte doch gerade bei der Zähigkeit dieses Stammes irgendwo ein fester Rückstand bleiben müssen, wenn sie von Osten und vom Lande her als Griechen eingewandert wären. Die griechischen Sagen führen selbst überall anders hin als nach Osten, Kekrops und Danaos kommt aus Aegypten, Kadmos aus Sidon. Minoe aus Phönizien, dagegen ziehen die Argonauten nach Kolchis, die Achäer nach Troja und Bundesgenossen der Trojaner sind wiederum Lykier, Mysier, Mäonier, Paphlagonier, Phryger, Thraker und Pionier, selbst Amasoen.

In historischer Zeit besiedeln kolische, jonische und dorische Kolonisten die Küsten Kleinasien und des Pontus und wandern die Flüsse aufwärts ins Land hinein, immer dünnere Fäden in das Innere sendend.

K. Virchow fand in alttrajanischen Gräbern den Schädeltypus der kleinasiatischen Griechen schon im 6. oder 5. Jahrhundert festgestellt; allmählich findet eine Durchsetzung mit brachykephalen Elementen statt; ist dieses aus Thrakien oder aus alten brachykephalen Elementen in Kleinasien (Armenien?) zu erklären? Letzteres nimmt v. Luschka an.

Aristoteles Neophytos hat den Distrikt seiner Heimath Kerassant 1890 untersucht und denselben nach zwei Elementen getheilt gefunden, den einen meso-brachykephal mit dünner, feiner Nase hält er für den leidlich rein griechischen, den andern überbrachykephal mit dickerer Nase für ein einheimisches (assyrisch-chald.) Element, das nach der macedonischen Epoche gräzisiert wurde (Anthropologie 1890/91).

Bis auf Alexander den Grossen hlich Kleinasien unter persischer Herrschaft.

Vorher, d. h. vor 519, war Vorderkleinasien, das Reich des Krotes, lydisch, Otkleinasiens medisch gewesen. Die Freiheit, welche die Schlacht von Mykale 479 für die griechischen Städte gebracht hatte, ging im Antalkidasfrieden für sie wieder verloren 387. Der überwiegend grösste Theil der Halbinsel erliefte sich aber unter persischem Regimente der Ruhe und Sicherheit; Dank der Umsicht der Regierung hob sich Handel und Wohlfahrt, Strassen wurden gebaut, die Bevölkerung mehrte sich; ich schätze sie nach Beloch für diese Zeit auf das Dreifache der jetzigen Zahl, mit Armenien, auf ca. 18 Millionen. Griechen bekleideten einflussreiche Stellen an dem Hofe von Susa und den Residenzen der Satrapen. Ein kosmopolitischer Zug geht schon durch die hellenische Welt, die später die Trägerin des Evangeliums werden sollte. Griechische Söldnerführer vollzogen die eigene Politik der Satrapen, griechische Söldner schützten in immer steigender Zahl die kleinen Höfe und vermittelten den Verkehr mit den untergehenden Städten.

Somit es vollaus verständlich, sagt Lindsch (1892 Kleinasiatische Studien), wenn sich schon seit dem Ende des 6. Jahrhunderts hier der Boden öffnet für Reiche mit griechischer Gultur und gemischter, überwiegend sogar angriechischer Bevölkerung unter in- oder halbgriechischen Fürsten (Commagene, Mithradates). In Griechenland wie in Asien haben wir die Elemente zu suchen, aus denen der den Orient erobernde Hellenismus heranzwächst, dort die von einem kleinen, national aber nicht politisch geeinten Volke getragene hochentwickelte Kultur, hier die in einer anderen alten, aber niedrigeren Kultur kinlebenden meso-öphlichen Volks-

massen, zwischen beiden auch räumlich ein halbbarbarisches Königthum, welches kraftvoll beide zusammenzwang und verschmilzt, welches mythisch im Griechenthum wurzelt und den Herrschaftsbegriff aus Asien übernimmt. Das Schwert dieser Idee war Alexander der Grosse, die Zunge war das Christenthum. Alexander der Grosse sprach zu seinem Gesammtheere von Macedonern, Griechen und Persern griechisch, um verstanden zu werden.

Die Kriege der Diadochen und die Wirren nahmen nicht eher ein Ende, als bis die Römer ihre starke Hand auch über Kleinasien ausstreckten. In dieser Zeit stand aber noch einmal ein Asiate auf von armenisch-persischer Abkunft und griechischer Bildung, Mithradates Eupator, König von Pontus, der beinahe noch einmal ganz Kleinasien in seiner Hand vereinigt hätte. Als er starb 63, schwand auch die Furcht der Römer vor seinem Einfall in Italien, der gesammte Widerstand des hellenischen Orients war für immer gebrochen und die römische Grenze auf Jahrhunderte an den Euphrat verlegt. Mithradates sprach (wie Kyros d. J.) die 23 Sprachen seiner heimathlichen Halbinsel, es mögen wohl Dialecte gewesen und die Kaukasus- und Krim-Völker mitgerechnet sein. Ebenso ethnologisch wichtig ist die Thatfache, dass im Laufe eines Jahrhunderts sich über 200 000 römische Ansiedler in Kleinasien niedergelassen und zwar sowohl in den römischen Provinzen wie in den Schatzstaaten.

Vierzig Jahre ruhmloser Ausbeutung hatten in den Herzen der Asiaten und besonders der asiatischen Griechen eine Unmenge von Hass, Rachedurst und Habsucht angesammelt, der Römer war wirklich, wie Mithradates an Leontippus schrieb, der gemeinsame Feind. Dem Eingreifen des Mithradates war es zu danken, dass das allgemeine Blutbad 88 auf die römischen Bürger, auf die Toxa und die lateinische Sprache beschränkt blieb. Dennoch fielen 160 000 Menschen der asiatischen Vesper zum Opfer. Wer vermag zu leugnen, dass im Vergleich zu einem sozialen Blutbad, dessen einziger Zweck Raub und Plünderung ist, die Verbrechen des Raubhasses und Fanatismus nicht einer gewissen Größe entbehren? Wir haben dies in jüngerer Zeit auf demselben Boden schauernd miterlebt!

Als der hl. Paulus Kleinasien durchkreuzte, da kam er auch nach Ikonium und sprach griechisch und obwohl die Ikonier lykianisch sprachen, verstanden sie ihn und alle Städte Asiens verstanden ihn, so weit er kam. Oder hat Paulus auch lykianisch gesprochen? Unmöglich wäre es nicht, da er von Tarsus stammte.

Die Galater, Kelten, welche 280 v. Chr. den Bundesstaat der Galater am Halys gründeten, also in der Diadochenzeit, können nicht sehr zahlreich gewesen sein. Ihr kriegerischer Erfolg zeugt für die Schwäche der makedonischen Machthaber und die feige Ohnmacht der Landesbewohner.

Als das Christenthum anzufängt, da überrascht es, in jeder bedeutenden Stadt eine angeesehene jüdische Kolonie zu finden, während von irgend einer jüdischen Auswanderung nach Kleinasien weder in biblischen noch profanen Schriftstellern des Alterthums sich die mindeste Andeutung findet. Wir wären vor einem unüblichen Räthsel stehen, wenn uns nicht das völlige Anfhören aller Nachrichten von den früher so viel erwähnten mächtigen phönizischen Elementen in Kleinasien den Schlüssel böte.

Unter Antiochus Magnus hören wir auch von einer Jedeneinwanderung (Flav. Joseph. Ant. Jud. 12, 8, 4) in Phrygien, mit welcher vielleicht die rohen bei Dermiri

erhaltenen Felsen graffiti des siebenarmigen Leuchters in Zusammenhang stehen.

Zu Paulus' Zeiten redete das gemeine Volk in Ikonium noch lykianisch, doch war alle höhere Bildung griechisch, da die christliche Religion im strabischen Gewande antrat. So konnte Kleinasien das Land der 7 Kirchen werden.

VII.

Die Fortschritte des asiatischen Christenthums hat uns Ramsey meisterhaft geschildert. Die drei Apostel des frühen Christenthums Basilius der Grosse von Caesarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz waren Kappadokier, auf diese Zeit des 4. Jahrh. n. Chr. müssen wir auch die Entstehung der zahllosen Höhlenkirchen im Innern mit ihrem reichen Freskenschmuck zurückführen. Die größten Leuchten der Kirche, die sich auf dem Konzil von Nicaea versammelten, waren Griechen aus Kleinasien, s. B. Marcellus von Angora, Eusebius von Nikomedien, Theognis von Nika, Maris von Chalcedon n. a.

Heutzutage blüht das Griechenthum trotz aller Bedrückung, der der Islam nothwendig im theokratischen Staat des Islams angesetzt ist, im Kränze der ganzen anatolischen Küstenentwicklung; nur im Innern ist das Griechenthum zum Theil sogar in der Liturgie des Türkischen gewichen, aber hier setzt bei der jungen männlichen Generation die Propaganda und die Erziehung wieder ein. Die hiegebrachten Wandkarten griechischer Zunge hängen in den Schulen des Orients. (Kiepert, Dietrich Reimer 1883.)

Seit der Niederwerfung der persischen Macht durch Heraklius 629 schienen die orientalische Verhältnisse wohlgeordnet. Wir konnte man in Byzanz ahnen, dass ein geschichtloses Land wie Arabien plötzlich, einem Meteor gleich, aufleuchten und Träger einer gewaltigen weltgeschichtlichen Zukunft werden sollte! Wie konnten die Römer voraussehen, dass der gläubig-freudige Kriegsehrgeiz des Islams dem Reich so furchtbar werden sollte! Die ersten Einfälle der Muslimen, von keinem nennenswerthen Erfolge begleitet, nahm man in Konstantinopel offenbar recht leicht. Als aber 634 das feste Bosra, die Hauptstadt der römischen Provinz Arabien, in die Hände der Gläubigen gefallen war, erschien Heraklius selbst in der syrischen Hauptstadt Antiochien. Allein seine Feldherren kämpften unglücklich. 635 fiel Damaskus; die wichtigsten syrischen Städte kapitulirten und 636 entschied die grosse Schlacht am Jarmuk endgiltig über das Schicksal Syriens. Die heilige Stadt Jerusalem, eben erst aus der Asche erstanden, wurde nach zweijähriger Belagerung 637 durch den Patriarchen Sophronios vertragenlos an Omar übergeben. Mit der Eroberung von Mesopotamien und Edessa war der ganze Osten in die Hände der Araber gelangt. Die Sympathien der monophysitischen Christen standen vielfach auf Seiten der Eroberer und erklärten wenigstens zum Theil diese beispiellosen Erfolge. H. G. Eiler, Abriss der byzantinischen Kaisergeschichte, stimmt dafür, dass diese grossen Territorialverluste des Reiches unter Heraklius demselben mittelbar Gewinn gebracht haben. Ausgeschieden waren die nationalfreudigen widerspenstigen Bevölkerungselemente. Die Bewohner Kleinasiens und der Hämshalbinsel, soweit sie den Kaisern gehorhten, bildeten eine nach Glaube und Sprache loyalistische, einheitliche Masse von zuverlässiger Thätigkeit. Wir versuchen weiter unten zu zeigen, dass dem nicht so war. Hierzu kam die Organisation der Themenverfassung, welche auch die Karte Anasto-

liens umgestaltete (vgl. H. Kiepert's *Historie der Provinzen des Orients* 1863).

Die Themenstellung veränderte das topographische und ethnologische Ansehen Kleinasien nicht unwesentlich. Vergleichen wir die neuen Namen der Provinzen von West nach Ost *Thema Sebaste, Kibyrenensis, Thyrsiensis, Oxyntior, Oxyntior, Pongkallionis, Arastolikos, Zilekensis, Kibyros, Kallipolis, Kaspatos, Haptydion, Megarion, Aulidion, Koinonion, Zygassien, Mazononien, Ankyndion* mit den alten des römisch-makedonischen Reiches in Kiepert's tabula Asiae minoris oder mit dem Kärtchen Eduard Meyer's in Droysen's Atlas Nr. 13, so können wir viel richtiger behaupten, dass durch die selbständigen und türkischen Eroberungen nicht die alten griechischen Provinzial- und Völkernamen, sondern die der mittelalterlichen Themen hinweggetilgt und verwischt wurden.

Der arabische Einfluss unter den Kalifen überschritt niemals dauernd die Ketten des Taurus und Antitaurus. So läuft auch die byzantinische Reichsgrenze Kiepert's oft stititer Karte (Berlin, Dietrich Reimer) (*Basileus Megistos*) und die heutige türkisch-arabische Sprachgrenze demgeniss.

Heutzutage sieht man für die Sprache des Koran eine Grenzlinie, welche von der Mündung des Wadikandil (ca. 5 St. nördl. von Ladjikje) östlich am Orontes, an diesem entlang nach Norden bis zu seiner Mündung nach Südwesten, von dort nordöstlich bis gegen Kilis und Aintab und endlich direkt östlich zum Euphrat und Tigris läuft. Auf der ethnographischen Uebersichtskarte der Czernikischen Expedition, redigiert von A. Petermann (Gotha 1876, J. Perthes), sieht das arabische Rasengebiet von der sriechischen Küste, von der es durch die Drusen, Maroniten und Nasaziri ferngehalten wird, über den Euphrat und Tigris, ja über den Golf von Alexandrette bis Adana (als Exklave) und wird nördlich bei Beilaa und Killis von den „Turkmenen“ (richtiger Osmanen), bei Biredschik, Urfa, Nardin, Nisibis von den Kurden (und Jakobiten), östlich bei Mosul am Tigris, Erbil und Kerkuk wieder von den Kurden (Jeziden) und Turkmenen begrenzt.

Die konventionellen Weltgeschichten, sagt H. Geller, s. a. O., sind voll Bewunderung für Karl Martell, der Abd-er-Rahman bei Poitiers schlug, und nicht mit Unrecht. Aber völlig vermissen wir in denselben die rechte Würdigung der viel gewaltigeren Grootstätt Ostrome. Diese hat in einundvierzigjährigem Ringen nicht einen letzten Ausläufer der Weitererbrüter zurückgewiesen, sondern den Vorstoß der arabischen Hauptmacht selbst ausgehalten. Der Brennpunkt und Herd der nördlichen Gattung ist das damalige Kleinasien. Die neuen Dogmen, welche auf den zahlreichen Reichskonzilien der Christenwelt als wahre Lehre verkündigt wurden, sind von grossentheils kleinasiatischen Bischöfen ausgesprochen worden. Kleinasien bildeten die Thematä oder Heerestkörper, welche den orientalischen Erbfeldern zurückzulegen. Die von den Slaven über-schwemmte europäische Reichhälfte kommt in diesem wie in den folgenden Jahrhunderten nur wenig in Betracht. Ein Umschwung trat erst ein durch die Erfolge des Bulgarentüters Basilioos und die Verdünnung des Ostens infolge des Einbruches der „scheusslichen“ Seldschukken.

Der furchtbare Entscheidungstag von Mantzikert 1071, wo Kaiser Romanos von Alp Arslan geschlagen und gefangen wurde, war die Todesstunde des byzantinischen Grossreiches. Mochten auch die Folgen in ihrer ganzen Entsetzlichkeit sich nicht gleich fühlbar machen, der Osten Kleinasien, Armenien und Kappa-

dokien, die Landschaften, denen so viele Kaiser und Generäle entstammten, und welche die eigentliche Kraft des Reiches repräsentirten, waren auf immer verloren und der Türkei pflanzte auf den Trümmern altrömischer Herrlichkeit sein Nomadenzelt auf.)

VIII.

Schon lange vor dem Einfall der Seldschukken in Kleinasien hatten byzantinische Kaiser die granitenen Sialen und Werkstätte verlassener antiochischer Küstenstädte in vielen Schiffsladungen als bequemes Baumaterial für die zu errichtenden oder zu erweiternden Mauer Konstantinopels herbringen lassen, wo man sie heute noch sieht. Wenn aber die Küsten verödeten, wo mochte es im Binnenlande stehen? Hier hatte das alte einheimische Volkthum auf dem Lande im Gegensatz mit dem Griechenthum in den Städten sich noch lange erhalten. Dadurch erklärt es sich, dass, als die seldschukischen Sultane in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Kleinasien einbrachen, von einem Volkswirwalle so gut wie gar nicht die Rede war, dass Suleiman 1072—1085 und Kilythas Arslan 1092—1106 alsbald die ganze Halbinsel sich unterwerfen konnten. (Eduard Meyer s. a. O.)

Der goldene Doppeladler auf rothem Felde war das Wappen der Kaiser von Byzanz. Wie diese haben auch die Fürsten Kleinasien den Doppeladler als Wappen erwähnt; neben den Armeniern (von Ani) die Seldschukken, die ihn auf den in ihrem Landgebiete liegenden hebräischen Ruinen sahen.

Auf der Burg von Konia hielten die mächtigen Seldschukken-Sultane Hof. Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt, und prächtige Bauten entstanden. Aber dieser Blütheperiode machten die Einfälle der Mongolen ein Ende, bis endlich das Geschlecht der Osmanen auch Konia seinem weiten Herrschergebiete zufügte. Im Laufe eines Jahrhunderts hatte dieser aus Innerasien kommende türkische Stamm von den Ufern des Jaxartes aus erst Iran, dann Medien, Mesopotamien, das Chalfaireich von Bagdad und endlich auch Kleinasien unter seine Oberhoheit gebracht, ein gewaltige Ländergebiet, das sich von den Grenzen Indiens bis an das Aegäische Meer erstreckte und verschiedenen von den Gründern der seldschukischen Dynastie abstammenden Fürstengeschlechtern unterthan war.

Sarres Entzifferung der arabischen Inschriften in Konia hat 1896 erwiesen, dass die seldschukische Kunst vorzugsweise von persischen Baumeistern und Handwerkern ausgeübt wurde.

In diese Zeit mag wohl, zwar nicht nach seiner Entstehung, aber nach den verschiedenen ethnographischen Zuständen die Thiergeschichte des *Homoloides* gehören. Den reichsten Stoff zu Schmähungen liefert das bunte Gemwimmel der den Byzantinern benachbarten Völker; die heftigen Hiebe auf die Franken, Vlachcn, Bulgaren, Tartaren und Chazaren versetzen den Leser schon ganz in die Atmosphäre der modernen Nationalitätskonflikte. Die Henne wirt dem *magaw-rods*; vor, er stamme aus Rom, die Drossel schilt den Uhu Tartareuschidel, Bulgarenpreissling, der Häber nennt seine Gegnerin *maschöve*, eine Sklavin der Franken, und rühmt sich selbst seiner römischen Abkunft, n. s. w. (Krumbscher, byzant. Lit. Gesch.)

*) The Westerly Driftings of the Nomads from the Fifth to the Nineteenth Century by H. Howorth. Journal of the Ethnogr. Society of London. N. S. 1868/69.

IX.

Was aber das Griechentum, unterstützt von der christlichen Religion in einem Jahrtausend nicht vermocht hatte, das war dem islamitischen Türkentum binnen weniger als einem Jahrhundert gelungen. Das Innere Kleinasiens hatte wieder eine feste Nationalität und zwar die türkische gewonnen. Durch diesen Umstand waren die Folgen der deutschen Siege in den Kreuzzügen wieder ausgemerzt, sobald nur die Heere weiter gezogen waren. Der Türke war der Herr, der Nichttürke der Sklave. Durch Apostasie aber erwarb letzterer mit der herrschenden Religion die herrschende Nationalität; weicht' eine Anreizung für die von den griechischen Städten aus nicht sowohl regierte, als vielmehr angezogenen, nichtgriechischen Stämme, zum Islam überzutreten und sich türkische Sprache und Sitte anzueignen! So bildete sich denn aus Kappadokiern, Kilikern, Lykaoniern, Phrygiern vermischt mit türkischen Eroberern unter dem avirellirenden Einfluss des Islams eine türkische Kernbevölkerung, innerhalb welcher ein geringer Bruchteil der früheren Gesamtbevölkerung unterhalb dem ehrwürdigen Glauben trenn blieb. Unter der sinkenden Seltschukenherrschaft, die sich 1092 in eine Reihe von Sultanaten erspaltete, schien das islamitische Gebot des steten Kampfes gegen die Ungläubigen vergessen. Unter diesen Umständen konnte der wenig zahlreiche, aus dem fernen Balkh (Baktrien) eingewanderte Stamm der Oghusen eine ihm sonst nicht zustehende Wichtigkeit erlangen. Ertogrul, sein Fürst, gewann einen festen Wohnsitz im nordwestlichen Phrygien, aus welchem er den Krieg in das benachbarte christliche Grenzland Bithynien trug. Es dauerte nur ein halbes Jahrhundert, bis die Eroberung dieses Landes Ertogruls Sohn Osman, nach welchem hinfort der Stamm sich nannte, und dessen Sohn Orchan gelungen war. Obwohl die Seltschukken sogar mit christlichen Fürsten Bündnisse schlossen, erlangten sie dadurch nichts, als dass sie dem Gegner einen gerechteren Anlass gaben, sich ihre Gebiete zu unterwerfen. (E. Meyer a. a. O.)

So fielen 1300 Karsay (Mysien), Aidin (Lydien), Saruhan (Pergamon), German (Lykien), Hamid (Phrygien), Bozakk (Kappadokien), Kastamuni (Paphlagonien), Dechanik (Pontos) und zuletzt Karaman (Kilikien) in die Hände der Osmanen.

Eine Karte Kleinasiens aus dem 16. Jahrhundert, Natioia quae olim Asia minor, in meinem Besitze, gibt folgende türkische Provinznamen, welche die alten ganz verdrängt haben: Besangit, Sarcum, Aidinell, Mentese, German, Chistait, Boli, Cibangars, Caramania, Roni, Amavia, Suras, Cenech, Feicin, Anadol, Boscch.*

Es gelang diesen türk-tatarischen Horden, die oghusische Idee der Verbrüderung aller waffenfähigen Männer zum Kampf wider die Ungläubigen über sämtliche anatolische Stämme zu verbreiten und Kleinasion zu einem einzigen Heerlager zu gestalten. Wenn auch später das Schwergewicht des Reiches (1365 Adrianopel, Residenz, 1389 Schlacht auf dem Amselfelde, 1453 Konstantinopel, 1516 Syrien, 1517 Ägypten erobert) mit Konstantinopel Eroberung nach Europa verlegt wurde, so war es den Sultanen niemals zweifelhaft, dass der eigentliche Sitz ihrer Macht Anatolien und speziell muslimische Land sei. Trotz der Misregierung weiblicher Sultane und der Beamtenwillkür, trotz des Emporkommens der Deheh's d. h. Thalfürsten, wurde die Einheit des Reiches

gewahrt und besonders durch den Janitscharen-Herker (1827) Mahmud II. fester als je wieder angefestigt. Noch in unserem Jahrhundert bekannnten sich die Lasse, die seit dem 6. Jahrhundert der griechischen Kirche angetribt hatten, zum Islam (E. Meyer a. a. O.).

Weicht' kräftiger Konzentration das osmanische Reich, Dank seiner durch Deutsches geleiteten Reorganisierung, jetzt noch fähig ist, das hat sein erfolgreicher Widerstand gegen die armenische wie die griechische Erhebung deutlich gezeigt. Als wir es im Jahre 1896 von einem Ende zum anderen durchzogen, da war von Affa bis Konia und Angora und von hier bis Katsarieh und Stambul das ganze Land schon in ein Heerlager verwandelt.

Die Reinheit der türkischen Rasse aberging zu grunde. Ueber den Ursprung des Türkvolkes haben uns erst jüngst die in Sibirien am Jenissei angefundenes kökürkischen Inschriften belehrt, die Prof. E. Oberhummer schon in der Münchener Anthropol. Gesellschaft gesprochen hat (1897 C.-Bl. 1, S. 4). Die Verwandtschaft zwischen Türken und Mongolen ist nach Vambery in physischer Beziehung eine größere als zwischen Türken und Ungriern, noch deutlicher tritt dieses Verhältnis zwischen Türken und Mongolen auf dem Felde der Sprachvergleichung hervor. In somatischer Beziehung lassen die Osmanen heutzutage kaum mehr eine Spur ihrer Ahnen erkennen. Diese stattdessen, würdigen Gestalten und die vollwänzigen, grossgrünigen Frauen mit ihren etwas eckigen Zügen erinnern mehr an Armenier, Techerkessen und Griechen als an Chinesen und Japaner.

Da ich wegen dieser Ansicht nach meinem Vortrage von befreundeter Seite getadelt wurde, freut es mich, in Vamberys Autorität nachträglich eine Stütze zu finden (Der Islam im 19. Jahrhundert 1876 p. 20).

Unter dem Sammelnamen von Osmanli muss ein Mischvolk par excellence verstanden werden, dem einerseits ein mächtiger Teil slavischen, armenischen, griechischen und andererseits semitischen, d. h. arabischen Elemente zu grunde liegt und das in seiner physischen Erscheinung, ich wiederhole dies, auch nicht die geringste Spur des turanischen Rassenotypus besitzt. Ganz anders verhält es sich natürlich mit den geistigen Eigenschaften, d. h. mit dem Nationalcharakter des Osmanli. Karl Humann hat in einem Vortrage in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1880 die ethnologischen Verhältnisse Kleinasiens der Gegenwart, soweit sie die Provinz Smyrna (Aidina) betreffen, scharf beleuchtet. Was er über die Gründe des Rückganges des Osmanentums gegenüber dem siegreich vordringenden Hellenismus vorbringt (Rekrutierung der jungen Männer, Kindstrennung bei den Frauen u. v. a.), habe ich im Lande im Einzelnen nicht beobachten und bestätigen können, so oft ich auch darauf die Rede brachte.

Nicht selten findet man den Araber und mit diesem den Negertypus vertreten. Und es wäre ein Wunder, wenn es nicht so wäre. Abgesehen von den noch rassereren Wandertämmen der Turkmenen und Jürken*) haben wir also eine durchaus gemischte Rasse vor uns. Wir brauchen nur an die Tausende von Griechinnen, Techerkessinnen, Armenierinnen zu denken, die in den Harems der Eroberer verschwanden, ja die oft mit ihren männlichen Verwandten zum höchsten Einfluss gelangten, ich erinnere an die Tausende der schönsten Knaben, die alljährlich seit 1540, d. h. seit Sultan Soliman dem Prächtigen, für die Janitscharenregimenter ausgehoben wurden.

*) Clarke Hyde on the topographical Nomenclature of Turkish Asia Minor. The Anthropol. Review 1867.

*) Bent, the Ansaires, The Yonraks of Asia Minor. Journ. of the Anthropol. Institute. 1890.

Der Wortschatz des Osmanisch-Türkischen erweist sich in Folge dessen der etymologischen Analyse als ein ziemlich hart zusammengesetzter. Zu den allen, sielaischen Elementen, welche den Zusammenhang des Osmanischen mit den ost- und nordtürkischen Dialekten begründen, hat die Annahme des Islams durch die Osmanen eine so grosse Anzahl arabischer und persischer gefügt, dass sie, wenigstens in der Sprache der Literaten und der Gebildeten den alten echt türkischen Grundstock des Wörternachs völlig überwuchern. Die Kluft zwischen der Sprache des Volks und der des Gebildeten ist derartig, dass, wie Vambéry bemerkt und wie ich selbst in beobachten glaubte, in der Gesellschaft von Effendis eine geheime Conversation geführt werden kann, ohne dass die anwesenden türkischen Diener die türkische Sprache ihrer Herren verstehen. Eine etymologische Durchmusterung entdeckt aber ansonst noch Griechisches, Lateinisches und Romanisches, Slavisches und Magyarisches, ja sogar Deutsches und Englisch im Wörtervorrath des Osmanisch-Türkischen (Gustav Meyer: Türkische Studien 1893).

Was mochten dem gegenüber die wenigen Tartaren bedenten, die seit dem 1403 über Kleinasien dahinziehenden Moslems zum Tamerlans hin zurückgeblieben waren? Wichtiger waren schon die Einwanderungen in Kleinasien seit den Russenkriegen mit der Pforte, 1757 werden die Krimtataren russisch, 1829 erhält Russland Achaldsik südlich des Kaukasus, 1830 wird Griechenland frei (Gleichstellung der Moslem mit den Christen), 1878 Hocharmenien mit Kars russisch, Bosnien und Herzegowina österreichisch, Cypern englisch, die Folge war, dass eine Menge von Moslimen, besonders aber Tartaren, Tscherkessen und bulgarischen Muhadschir nach dem türkischen Reiche flüchteten und in Anatolien sich niedlieten. Bilden die Tscherkessen gleich ihren Stammverwandten, den Kurden, das unruhigste Element der Halbinsel, so sind die slavischen Bosniaken für den anatolischen Bauern geradezu ein Vorbild des Fleisses und des Fortschritts.

Den Russen ist es gelungen, die turk-tartarischen Stämme fast europäisch umzugestalten. Dem mächtigen Geiste der abendländischen Bildung gegenüber ist jeder Trotz des Islams vergebens, nur die Zeitdauer wird eine längere, der Erfolg aber immer derselbe bleiben. Am günstigsten aber ständen allerdings die Chancen des russisch nach Südwesten vorgerückten Krieges der grossen türkischen Völkerkette, die hier, als sie meinte bei den Osmanen der Nationalliege trotz des tödlichen Giftes des (antinationalen) Islams schon einigermaßen wachgerufen worden ist, und da man hier in Nachahmung der nationalen Tendenzen Europas die Fahnen des Türkenthums wieder hochhingen lässt. Auch das griechisch-armenische und slavische Grundelement dieser Pseuodonten spräche für einen Erfolg, wenn eben Europa nicht mit dem ganzen Wucht seiner Macht diesem Repräsentanten des Türkenthums zu Leibe ginge. Es ist kaum denklich, dass man dem heute schon aus Europa verdrängten Osmanen gestattet wird, in Asien sich zu sammeln und die hinter ihm hin nach China hin eichelnirnten stammesverwandten Elemente in seinen Interessenskreis zu ziehen. Dies wird der vom Standpunkt der Selbsthaltung berechtigten Egoismus und die Ländrigkeit der abendländischen Mächte wohl immer zugeben. Die staatliche Unabhängigkeit des osmanischen Türkenthums kann daher nur von kurzer Dauer sein, und mit ihm wird wohl der letzte Zweig jenes Menschenstammes fallen, der Jahrtausende hindurch auf die Geschichte Asiens

und Europas von riesigem Einfluss gewesen, der wohl früh genug aus der Steppenheimat auf die Suche nach einem kulturfähigen Boden aufgebrochen, in Folge des in seinen inneren Wesen wohnender Wandertriebes und wegen der vorgefundenen ethnischen und politischen Constellationen aber nie eher zur Ruhe kommen konnte, als bis er von dem Culturmenschen der Neuzeit kien gezwungen worden war.

Ich möchte nicht mit diesen pessimistischen Worten Vambéry, des besten Türkenkenners, schliessen, ohne darauf hinzuweisen, dass für eine Wiedergeburt des Orients mindestens dieselbe Hoffnung besteht, wie sie für ein noch hoffnungsloseres Land Aegypten eingetreten ist. Wird es gelingen, die theokratische Mauer des Islams, die den Osmanen noch von Europas trennt, langsam niederzulegen, dann wird der Volkstamm, der dem Armenter das Geld, dem Franken die Wissenschaft, dem Tscherkessen die Schönheit, sich selbst aber die Majestät (sultanat) znerknet, gerade aus der glücklichen Mischung mit diesen Völkern, aus der er körperlich theilweise hervorgegangen ist, gewiss die sittliche und geistige Kraft schöpfen, um den Pfaden, die ihm jetzt im türkischen Reiche die politische Freundschaft Deutschlands und in Anatolien die deutschen Eisenbahnen weisen, friedsam zu folgen zum Ruhme deutscher Industrie und Wissenschaft.

Hethiter und Skythen.

Von Professor Dr. F. Hommel.

Es ist vielleicht von Interesse, zu den obigen Ausführungen Dr. Zimmern's die neueste Anschauung Prof. Hommel's über die ältesten Völkerverhältnisse Kleinasien, wie er sie in der Februar-Sitzung unserer Gesellschaft niedergelegt hat, kennen zu lernen. Das Thema lautete: Hethiter und Skythen. Er wies, im Anschluss an Revd. Ball*) und Dr. Paul Hest**), zunächst darauf hin, dass bereits in einigen hethitischen Namen der Zeit Ramses' des Grossen (ca. 1300 v. Chr.), sowie in mehreren ägyptisch-hethitischen Namen der sog. Tell-el-Amarna-Briefe (ca. 1400 v. Chr.) deutlich iranische Namenbildung vorliege, und erweiterte und bestätigte sodann auf Grund einer eingehenden Prüfung sämtlicher nicht-ägyptischer Eigennamen von Ostkleinasien, Syrien und Palästina, Armenien, der balyonisch-assyrischen Grenzgebrige und Babylonien selbst, soweit sie uns keinschriftlich von ca. 1400-700 v. Chr. überliefert sind, diese auffallende, aber nichtedest weniger immer klarer sich herausstellende Thatsache, wobei sich auch noch ergab, dass bereits die Könige von Mitanni in Mesopotamien (ca. 1400 v. Chr.), die Könige von Van in Armenien (9. bis 7. Jahrh. v. Chr.) und ein Theil der ca. 1700-1200 in Babylonien regierenden Kassitenkönige Iranier, also Indogermanen, gewesen sein müssen. In diesem Zusammenhang wies der Vortragende sodann auf einige bisher ganz unbeachtet gebliebene Stellen der klassischen Autoren hin, vor allem Justinus, Herodotus und Diodorus, wonach die nach den Inschriften (hethitischen) Gegner Ramses' II. Skythen gewesen wären, also der schon damals im hethitischen Südrussland wohnenden iranischen Nomadenbevölkerung angehöre oder doch wenigstens theilweise sich aus ihr rekrutirt hätten. Hier kommt nun dem

*) Proceedings of the Bihl. Archaeol. Soc., X (1888), p. 424-436; Iranian Names among the Hethites.

**) Untersuchungen zur altoriental. Geschichte (Berlin 1897), S. 112, Anm. 1.

linguistisch-historische Befund eine interessante anthropologische Thatsache zu Hilfe. Die Aegypter bilden nämlich die in Coelekyrien wohnenden Amoriter, die aber nach der Bibel ebendort auch weiter südlich vordringen waren, hell und blaunig ab, so dass wir also in ihnen die schon seit mindestens 1400 v. Chr. in Palästina durch die Eigennamen nachgewiesenen Iraner zu erkennen haben; ebenso war die an den Pharaonen Amenophis verheiratete mitanische Königstochter Tiji bläulich, wie ja auch die mitanischen Königsnamen (Arta-sumara, Dasch-ratha etc.) iranisch sind. Der hethitische Typus dagegen weicht so sehr von diesem iranischen Typus der Gesichtsbildung nach (bartlos, mit hervorstehendem Backenknochen und dunklen Augen) ab, dass er offenbar die kleinasiatische Urvölkerung darstellt. Aber den Inschriften nach war der mächtigste Vasall der Hethiter im Ramessees' Zeit Kadwadon, d. i. das spätere Katpatuka oder Kappadocien. Die Pa-chipsa, die Fürstin des Chetalandes, war eine Tochter des Landes Kadwadon, und die gleichen auf-chipsa folgenden Frauennamen sind auch mitanisch (Tadu-chipsa, Gilu-chipsa); nimmt man noch dazu, dass bei Diodor 2, 46 die gleichen Züge gegen Aegypten und nach Syrien, die sonst den Skythen (und bei Solinus den mit den Hethitern stammverwandten Cilicieren, den Keia oder Kai der Aegypter und Assyrer) zugeschrieben werden, als von einer Amazonenfürstin, d. i. einer Skythin, angeführt dargestellt sind, so ist nun mit einigem Klar, wieso die klassische Ueberslieferung auf die Skythen, die nach Justin 2, 4 Kappadocien kolonisierten, als Gegner des Ramessees' Zeit, verfiel. Jedenfalls bestand schon damals ein Theil der Skythen aus iranischen Stämmen, die wahrscheinlich schon bei Kappadocien vordringen und dort sich festgesetzt hatten, wie sie ja schon früher vorwärts bis Mitani und Palästina gemacht. Ein anderer Theil aber war eben so sicher, und zwar noch zu Hippokrates' Zeit (5. Jahrh. v. Chr.) hethitisch; denn dieser berühmte Arzt gibt den pontischen Skythen die gleichen somatischen Merkmale, Bartlosigkeit und weibliches Aussehen,*) die uns als so charakteristisch aus den Hethiter-Abbildungen der ägyptischen Denkmäler entgegnetreten. Der Vortragende, der eben in einer grösseren, in den Sitzungsberichten der böhm. Gesellschaft der Wissenschaft erscheinenden Abhandlung die einzelnen Nachweise veröffentlicht, schloss seine interessanten Ausführungen mit einem Hinweis auf die Bedeutung derselben für die älteste Geschichte der Iraner und damit der ganzen indogermanischen Völkerfamilie.

Literatur-Besprechungen.

Handbuch der Anatomie des Menschen in acht Bänden. In Verbindung mit woland Prof. Dr. A. von Braun in Rostock, Prof. Dr. J. Disse in Marburg, Prof. Dr. Eberth in Halle, Prosektor Dr. Kiesler in Halle, Prof. Dr. Fick in Leipzig, Prosektor Dr. M.

*) Vgl. Kiepert, Lebrb. der alt. Geogr. S. 343, wo aber ein ganz falscher Schluss (mongolische Abkunft der Skythen) daraus gezogen wird.

Heidenhain in Würzburg, Prof. Dr. F. Hochstetter in Innsbruck, Prof. Dr. M. Hüll in Graz, Prof. Dr. Khat in Königsberg, Privatdozent Dr. Mehnert in Strassburg, Prof. Dr. F. Merkel in Göttingen, Privatdozent Dr. Nagel in Berlin, Prof. Dr. Pfitzner in Strassburg, Prof. Dr. Puschmann in Wien, Prof. Dr. G. Schwalbe in Strassburg, Prof. Dr. Siebenmann in Basel, Prof. Dr. Graf Spee in Kiel, Prof. Dr. C. Toldt in Wien, Prof. Dr. Zander in Königsberg, Prof. Dr. Ziehen in Jena, Prof. Dr. Zuckerkandl in Wien herausgegeben von Professor Dr. Karl von Bardeleben in Jena.

Seit der letzten Ausgabe von Sömmerring's grossem Werke, welche von Bischoff, Henle, Huschke, Theile, Valentin, Vogel und E. Wagner bearbeitet wurde, ist ein halbes Jahrhundert verflossen. Inzwischen ist kein derartiges Werk erschienen, während die Grundlagen der menschlichen Anatomie durch die Fortschritte der Forschung weitgehend umgestaltet worden sind. So ist es zweifellos ein allseitig gefühltes Bedürfniss, was jetzt das ins Leben tretende Handbuch erstreckt: den Stand des Wissens in der Anatomie des Menschen um die Neige des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild zur Darstellung zu bringen. Unter Berücksichtigung der gesammten anatomischen Litteratur des In- und Auslandes soll sein Inhalt vor allem auf eigene Untersuchungen der Mitarbeiter gegründet sein. Die neuere und die wichtigere ältere Litteratur werden am Schlusse der Abschnitte angeführt. Eine besondere Sorgfalt wurde auf die zahlreichen Abbildungen, fast ausschliesslich aus den zahlreich vortrefflichen Holzschnitten (etwa 3000) gelegt. Für die Benennungen ist die neue Nomenclatur der anatomischen Gesellschaft zum Grunde gelegt, jedoch werden daneben deutsche, lateinische, auch französische, englische oder italienische Synonyma angeführt. Für die Anthropologie ist besonders Band I, Skelet von Wichtigkeit, er gliedert sich in folgender Weise: 1. Abtheilung: Allgemeines, Wirbelsäule, Thorax, Prof. Disse (Marburg). 2. Abtheilung: Kopf: Prof. Graf Spee (Kiel). 3. Abtheilung: Extremitäten: Dr. Mehnert (Becken) und Professor Pfitzner (beide Strassburg). Bereits erschienen sind Abtheilung I n. 2; 3 wird bald folgen. Bei der Bearbeitung des Gesamtwertes sollen, wie der Prospekt mittheilt, die spezielle Entwicklungsgeschichte, die Gewebelehre, die vergleichende Anatomie der Organe ebenso wie die Beziehungen der Anatomie zur Physiologie und zur Heilkunde berücksichtigt werden. Wir erlauben, dass in dieser Aufzählung die Beziehungen zur Anthropologie ganz vergessen scheinen. Mit Genugthuung konstatieren wir dagegen, dass in der Abtheilung II Kopf von Prof. Dr. Graf Spee diese Berücksichtigung der Anthropologie keineswegs fehlt und dass sogar, wie ich glaube zum ersten Male in einem speziell anatomischen Handbuch, bei der orientierenden Beschreibung des Schädels von dessen Anstellung in der deutschen Horizontale ausgegangen wird und dass ein ausführlicher Abschnitt am Schlusse des Werkes die Methoden der Schädelmessung vornehmlich nach der „Frankfurter Verändigung“ darstellt. Wir können das Werk den Fachgenossen auf das Beste empfehlen.

J. R.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 4. Mai 1893.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Familientypus und Familienähnlichkeiten. Von Graf Theodor Zichy. — Literatur-Besprechungen: F. Fichler, *Austria romana*. — Kleine Mittheilungen.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig bei.

Familientypus und Familienähnlichkeiten.

Von Graf Theodor Zichy.

Vor Jahren kam ich einmal auf den Einfall, mir historische Porträte anzuschaffen. Die Bilder sollten mir bei der Lecture von Memoiren und sonstigen geschichtlichen Werken als memnotechnisches Hilfsmittel dienen.

Bald hatte ich eine ganz interessante Sammlung beisammen. Ich wurde allmählich wählerisch, richtete mein Augenmerk auf die Werke rühmlich bekannter Kupferstecher und achtete hauptsächlich darauf, nur solche Blätter zu erwerben, welche einige Garantie dafür boten, dass sie die Gesichtszüge des Originals getreu wiedergeben.

So bin ich heute im Besitze von mehr als 4000 Kupferstichen, Schwarzkunstblättern, Lithographien und Radirungen.

Meine Sammlung umfasst alle regierenden Häuser Europas. Die Porträte sind genealogisch geordnet, so dass man die einzelnen Familien von Generation zu Generation verfolgen kann.

Als ich nun vor einiger Zeit das eine und das andere Werk über Anthropologie las, fragte ich mich, ob meine Sammlung nicht etwa auch in anthropologischer Beziehung zu verwerthen wäre.

Ich prüfte die einzelnen Physiognomien, verglich sie miteinander und trachtete mir Aufschluss darüber zu verschaffen, wie es denn eigentlich mit den Aehnlichkeiten unter Verwandten, wie es mit dem so oft besprochenen Familientypus wohl stehen mag.

Porträte von Mitgliedern regierender Häuser eignen sich sehr zu solchen Untersuchungen.

Die Künstler aller Zeiten haben sich gewiss Mühe gegeben, die Züge ihrer Herrscher und deren Familienmitglieder getreu wiederzugeben, überdies fiel diese Aufgabe stets den besten Künstlern zu.

Dann gibt es überhaupt mehr Fürstenporträte als andere. Wir haben Abbildungen ein und derselben Persönlichkeit in verschiedenem Lebensalter und es liegen uns auch meist die Porträte solcher Ascendenten, Descendenten und Collateralen vor, deren Name in der Geschichte nur nebensächlich erwähnt erscheint.

So ganz verlässlich sind aber diese Porträte freilich auch nicht.

Der Kupferstecher ist wie der Maler vor allem Künstler, auch er will idealisiren und das geschieht nur zu oft auf Unkosten der Aehnlichkeit.

Ueherdies hat jede Zeit ihre charakteristische Manier. Auch Porträte unterliegen der Mode.

Ein Blick auf die hier mitgebrachten Stiche wird Sie davon überzeugen.

Die Porträte des 16. Jahrhunderts sind scharf gezeichnet realistisch gehalten. Nicht einmal Frauen wollte der Künstler schöner darstellen als sie wirklich waren.

Leonardo da Vinci sagt:

„Das Porträt stelle die Frau züchtig und sitzsam vor. Man male sie mit geschlossenen Knien, mit gekreuzten oder an den Körper geschmiegtten Armen, die Hände ohne Zwang über den Magen gelegt.“

Allmählich vergisst der Künstler diese Rathschläge, im 17. Jahrhundert wird idealisirt, im 18. geradezu geschmeichelt. Am ärgsten ist das wohl zur Zeit Ludwigs XV. der Fall, da könnte man beinahe meinen, alle Frauen seien damals Schönheiten gewesen.

Unser Jahrhundert ist arm an guten Porträten, mit der Lithographie nimmt die scharfe Zeichnung ab, die Photographie tödtet die vervielfältigende Kunst, heute haben wir nur noch gute Radirungen.

Wenn man Porträte auf ihre Aehnlichkeiten prüft, muss man vor allem recht objectiv bleiben.

Das glänze ich auch gethan zu haben und weil ich kein sonderliches Vertrauen in meinem eigenen Scharfblicke hatte, ersuchte ich eine ebenso gestreiche als talentirte Künstlerin, die gerade im Porträtfache ganz Vorzügliches aufzuweisen hat, um Rath und Hilfe.

Wir durchmusterten einen grossen Theil meiner Sammlung und stellten eine Auslese von Porträten zusammen, welche ich Ihnen nishald vorzuführen die Ehre haben werde.

Doch ich gehe auf den eigentlichen Gegenstand meines Vortrages über.

Man hört so viel von Familientypus reden und sonderbarerweise hat sich die anthropologische Literatur mit diesem Thema nur ganz nebensächlich abgegeben.

Dr. Engel schrieb vor 50 Jahren ein Büchlein über das Knochengestütze des menschlichen Antlitzes, in welchem er sich den Typus betreffend negativ ausspricht.

Auf die weichen Theile des Gesichtes, also auf das, was wir sehen, was wir Physiognomie nennen, legt er gar kein Gewicht.

Das sei, meint er, nichts weiter als eine Draperie, welche die Knochen umhängt.

Das Knochengestütze des Gesichtes ist für die Form desselben massgebend.

Bei der Bildung und Entwicklung des Gesichteskelettes waren zwei Factoren thätig, das Wachsthum der Knochen einerseits und die Einwirkung der Kaumusculatur andererseits.

Nach seinen Ausführungen war unser Antlitz zur Zeit unserer Kinderjahre der Schauplatz eines wahren Kampfes um's Dasein. Die Knochen stemmen sich einer gegen den andern, jeder wollte weichen und sich ausbreiten. Gings nicht nach dieser Seite, so musste es nach jener gelingen. Dabei war aber auch die Kaumusculatur thätig, erst unter ihrer Einwirkung erhielt das Gesichteskelet seine endgiltige Gestalt.

Je weicher, je plastischer die Knochen waren, desto mehr wurde das Gesicht in die Länge gedrückt.

Alles hängt also von der Plasticität von der chemischen Beschaffenheit der Knochen ab.

Von diesen Prämissen ausgehend und daran festhaltend, dass sich das Gesicht erst in späteren Jahren entwickelt, verwirft Dr. Engel jedwede Erbllichkeit.

Die Gesichtesähnlichkeiten führt er auf reine Zufälle zurück und relegirt alles, was man vom Familien-, Stamm- und Rassen-Typus anführt, in die Kinderstube.

Dieses Capitel, meint er, gehöre in die Competenz der Frau Basen, die Anthropologen haben nichts damit zu schaffen.

Dass mich diese Behauptungen verblüfften, ja sogar entmuthigten, brauche ich nicht zu erwähnen.

Ich fand aber bald eine selbige Antwort in Herrn Prof. Ranke's Buch „Der Mensch“. Dort heisst es:

„Die Wirkung der Erbllichkeit wird durch diese Theorien nicht ausgeschlossen, denn die von Geburt an mitgegebenen Anlagen entscheiden über die spätere mögliche Ausbildung.“

„Die Form, welche das Gesicht allmählich annimmt, mag also von der Plasticität der Knochen abhängen, diese grössere oder geringere Plasticität kann aber immerhin als ererbt angesehen werden.“

Ich darf also fortfahren, ohne Gefahr zu laufen, Ihnen Ammenmärchen zum Besten zu geben.

Ein anderes einschlägiges Werk ist das vor wenigen Wochen erschienene „Lehrbuch der Genealogie“ von Professor Ottokar Lorenz.

Der Verfasser, den ich mit Stolz meinen alten, im Dienste der Wissenschaft ergrauten Lehrer nennen darf, ersuchte mich, Ihnen sein Buch zu übergeben.

Gerne entspreche ich seinem Wunsche, denn ich bin überzeugt, dass seine Ausführungen über den innigen Nexus der Genealogie mit der Anthropologie und seine Erörterungen über die Erbllichkeit physischer, psychischer und pathologischer Eigenschaften für Sie von grossem Interesse sein werden.

Ich werde im Laufe meines Vortrages noch Gelegenheit haben, Herrn Professor Lorenz zu citiren und möchte hier nur noch bemerken, dass sein Buch gleichsam eine Brücke bildet, auf welcher sich Historiker und Anthropologe die Hand reichen könnten, um fortan mit vereinter Kraft weiter zu arbeiten.

Ich will Ihnen nun die Porträte von zwei Familien vorführen und Ihnen zeigen, wie sich in denselben der Familientypus von Generation zu Generation erhalten, beziehungsweise geändert und entwickelt hat.

Zu diesem Zwecke wählte ich die Habsburger

und die Bourbonen und zwar aus dem Grunde, weil diese beiden Geschlechter in anthropologischer Beziehung ganz verschiedene Erscheinungen zeigen.

Bei den Habsburgern ist der Typus constant, er vererbt sich beinahe ohne Ausnahme von Vater auf Sohn, bei den Bourbonen hingegen ist nichts von dem zu sehen, wir müssen da die Gesichtsähnlichkeiten in den mütterlichen Familien ansehen. Zuerst die Habsburger.

Ich beginne mit Karl V., den ich gerne als den Träger des Urypus der Habsburger bezeichnen möchte¹⁾.

Sein schmaler langer Kopf, das magere ovale Gesicht, die feine, aber doch kräftige etwas gekrümmte Haarbrenne sind überaus charakteristisch.

Am meisten muss uns Kinn und Unterkiefer auffallen. Das Kinn ragt sehr stark hervor, der Unterkieferwinkel ist aussergewöhnlich entwickelt.

Die Oberlippe ist schmal, die Unterlippe vorstehend, aber nicht herunterhängend, so dass der Mund stets geschlossen erscheint.

Zähne und Kinn bilden eine gerade Linie, während man doch bei den meisten Leuten eine kleine Convexität bemerkt. Diese gerade Linie gibt dem Gesichte einen energischen Ausdruck.

Wie sehr die Form des Unterkiefers und des Kinnes das Charakteristische bei Karl V. sind, ersehen wir aus der Abbildung seiner mumificierten Leiche²⁾. Selbst Jahrhunderte nach dem Tode des grossen Kaisers erkennen wir seine Züge auf dem ersten Blick.

Nehmen wir nun die Porträte der Descendenten Karls V. vor.

Sein Sohn Philipp II.³⁾ ist ihm sehr ähnlich. Die Augen sind die des Vaters, sie haben die Eigenartlichkeit, dass man das Weiss am unteren Rande bemerkt. Die Augenbrauen haben dieselbe Zeichnung. Unterkiefer, Unterlippe und Kinn sind vollkommen gleich. Nur die Nase hat eine andere Form.

Wenn wir die übrigen spanischen Habsburger betrachten, sehen wir bei Philipp III.⁴⁾, bei dessen Sohne Philipp IV.⁵⁾ und seinem Bruder den Infant Don Carlos⁶⁾ immer denselben Typus, stets das charakteristische Kinn, den stark ausgebildeten Unterkiefer.

Ganz merkwürdig ist das Gesicht des letzten Sprossen dieses Geschlechtes, Karl II. von Spanien⁷⁾. Seine Züge sind, ich möchte sagen, eine Uebersetzung der Physiognomie seines Uraltern Karls V. Das Gesicht ist über alle Masssen lang und schmal, die Nase hat dieselbe Form, ist aber grösser und das zugepitete Kinn tritt noch auffallender hervor.

Wir sehen auch, wie die Habsburger der spanischen Linie allmählich schwächerlich werden, ein kränkliches Aussehen bekommen, bis sie endlich mit Karl II. ansterben.

¹⁾ Holzschnitt von Albr. Dürer. Kupferstiche von J. Suiderhoof, Hieron. Hopfer, Raab nach Titian etc. Zeichnung nach einer alten Medaille.

²⁾ Photographie nach einem Gemälde von Palmeroli, das er im Jahre 1870 bei der Eröffnung des Sarges Karl V. im Escorial nach der Natur malte.

³⁾ Kupferstiche von Wierix, Eiswart, Vischer etc. Zeichnung nach einer alten Medaille.

⁴⁾ Photographie nach dem Gemälde von Velasquez in Madrid. Anonymer alter Kupferstich.

⁵⁾ Kupferstiche von Moncornet, Bilguy etc.

⁶⁾ Kupferstich von P. de Jode.

⁷⁾ Kupferstiche von Vischer und L. S. Noeret.

Man wäre geneigt zu glauben, dass das kräftige deutsche Geschlecht unter der steigenden Sonne des südlichen Himmels nicht weiter zu gedeihen im Stande war.

Untersuchen wir nun die zweite Linie der Habsburger, den Bruder Karl V., Kaiser Ferdinand I. und seine Nachkommenschaft.

In seiner Jugend war Ferdinand I.⁸⁾ seinem Bruder zum Verwechseln ähnlich, nur später wird sein Gesicht runder, voller.

Sein ältester Sohn Kaiser Maximilian II.⁹⁾ ist das Ebenbild Karls V.

Die Söhne Maximilian II., Kaiser Rudolf II.¹⁰⁾, Kaiser Matthias¹¹⁾, die Erzhertöge Ernst¹²⁾ und Albrecht¹³⁾, dann der zweite Sohn Ferdinand I., Ferdinand II. von Tirol¹⁴⁾, Gemahl der vielgenannten Philippine Welser, haben alle denselben Typus. Bei allen sehen wir den stark ausgebildeten Unterkiefer, das hervorragende Kinn, die fleischige Unterlippe. Nur sind diese Habsburger ungleich kräftiger, stämmiger als ihre spanischen Vetter, das ist ein Geschlecht von Hünen.

Wir gehen auf die jüngste Linie der Habsburger über, auf die Descendenten Karls II. von Steiermark, von welchen ich leider kein gutes Porträt besitzen.

Da sehen wir Kaiser Ferdinand II.¹⁵⁾ und seinen Bruder Leopold V. von Tirol¹⁶⁾, dann Kaiser Ferdinand III.¹⁷⁾, Ferdinand IV.¹⁸⁾, die Erzhertöge Karl¹⁹⁾ und Ferdinand Karl²⁰⁾.

Alle haben das aus nun schon bekannte längliche Gesicht, das echte Habsburger Kinn, die sehr ausgebildete fleischige Unterlippe. Die Nase ist bei einigen von ihnen stark gebogen.

Bei Kaiser Leopold II.²¹⁾ erblicken wir dasselbe Phänomen wie bei Karl II. von Spanien. Seine Gesichtszüge sind jenen Karls V. ähnlich, nur ist alles übertrieben.

Stirne, Augen, Augenbraue sind bei beiden gleich. Leopold II. hat eine grössere Nase als Karl V., die Form derselben ist aber nicht verschieden. Das Auffallendste ist das übermässig hervorragende Kinn, die gerade herunterhängende Unterlippe.

Nach Leopold I. tritt auf einmal eine grosse Aenderung im Typus der Habsburger ein.

Seine Söhne Kaiser Joseph I.²²⁾ und Kaiser Karl VI.²³⁾, seine Töchter die Erzhertoginnen Maria Elisabeth²⁴⁾, Maria Anna²⁵⁾, Königin von Portugal, und Maria Magda-

⁸⁾ Kupferstiche von B. Beham, Cock etc.

⁹⁾ Kupferstich von Cock. Zeichnung nach einer Medaille der Kaiserl. Sammlung in Wien.

¹⁰⁾ Kupferstich von S. C. M.

¹¹⁾ Kupferstich von Moncornet. Zeichnung nach einem alten Bilde.

¹²⁾ Kupferstich von Wierix.

¹³⁾ Kupferstich von Joannes Muller.

¹⁴⁾ Kupferstich von Iselburg. Zeichnung nach einer Medaille.

¹⁵⁾ Kupferstiche von P. de Jode etc.

¹⁶⁾ Kupferstich von C. von Galle. Zeichnung nach einer Medaille.

¹⁷⁾ Kupferstich von P. de Jode.

¹⁸⁾ Kupferstich von W. Kilian.

¹⁹⁾ Kupferstich von P. de Jode.

²⁰⁾ Kupferstiche von Vischer, Thomassin, Schwarzkunstblatt von Schenck, Zeichnung nach einer Medaille.

²¹⁾ Kupferstiche von Thourneiser, Burchardt etc., Zeichnung nach einer Medaille.

²²⁾ Schwarzkunstblatt von Heiss, Kupferstich von Desrochers, Zeichnung nach einer Medaille.

²³⁾ Schwarzkunstblatt von Schenck.

²⁴⁾ Schwarzkunstblatt von Schenck.

lena²⁵⁾ haben nicht mehr vom alten Habsburger Typus. Sie alle sind ihrer Mutter der Kaiserin Eleonore Magdalena²⁶⁾, Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelms von Pfalz-Neuburg, wie aus dem Gesichte geschnitten.

Der kräftige hervorragende Unterkiefer ist bei den Descendenten Leopold I. kaum mehr zu bemerken, die Unterlippe ist fortan ganz normal, überhaupt der Familientypus, welchen wir durch 5 Generationen zu verfolgen in der Lage waren, ist ganz und gar verschwunden.

Karl VI. war der letzte seines Stammes, seine Tochter Maria Theresia²⁷⁾ hat nichts vom Habsburger Typus, sie sieht ihrer Mutter Elisabeth Christina von Braunschweig²⁸⁾ ähnlich.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen alle Descendenten der Kaiserin Maria Theresia einzeln zeigen. Ich habe hier ihre Porträts in grosser Anzahl aufgestellt. Wenn Sie dieselben genauer besichtigen, werden Sie sehen, dass sich im Hause Habsburg-Lothringen ein neuer, aber wieder constanter Typus eingewurzelt hat.

Bei den Jugendporträts vieler dieser Fürsten können wir noch die Aehnlichkeit mit der Kaiserin Eleonore Magdalena bemerken, sie haben also das, was der Franzose „un air de famille“ nennt.

Das springt uns besonders bei Kaiser Franz und seinen Brüdern ins Auge.

Der Sammler erkennt auf den ersten Blick das Porträt eines Mitgliedes unseres Herrscherhauses, nach der Aufschrift braucht er gar nicht zu sehen. Freilich geschieht es ihm dann zu oft, dass er den einen Erzherrzog mit dem andern verwechselt.

Ganz interessant ist es zu beobachten, wie sich der Habsburger Typus auch in andern verwandten regierenden Häusern wieder findet.

Hier einige besonders auffallende Beispiele:

Maria Anna von Bayern²⁹⁾, die erste Frau Ferdinands II., ihre Grossmutter war eine Tochter Ferdinands I.

(Schluss folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Austria romana.

Von Dr. Fritz Pichler.

Bei Herausgabe einer geschlossenen Reihe geographischer Karten, welche das österreichische Kaiserthum darstellen von den frühesten Anfängen historischer Kenntniss seiner Theile bis auf die Gegenwart, dürfte das erste Blatt — oder, dafern man die Gliederung der Urzeit vor der römischen Besitznahme der Rhein- und Donauländer aus Sagen und Ortsfunden als kartographisch darstellbar erachtet, das zweite — gewidmet sein: der Verzeichnung jener Landgebiete, welche, vorwiegend seit der Machtentfaltung des römischen Kaiserreiches, von dem italienischen Weltvolke erobert und verwaltet worden sind in der Erstreckung vom Bodensee hinan bis in die unteren Donauländer, den Haemus und an die Adria. Der historische Geograph unterscheidet in diesem Complex der Hauptmasse nach elf Provinzen oder provinziartige, wenn auch nicht vollends derart eingerichtete, Gebiete, als welche wir (besondere Erklärungen vorbehalten) nennen müssen: Dacia, Dalmatia, Jazyges Metanastae, Illyricum, Italia,

²⁵⁾ Kupferstich von Schmezer.

²⁶⁾ Schwarzkunstblatt von Schenck, Kupferstich von Thomassin.

²⁷⁾ Kupferstich von Schmezer etc.

²⁸⁾ Kupferstich von Schmezer.

²⁹⁾ Zeichnung nach einer alten Medaille.

Marcomani und Quadi, Moesia, Noricum, Pannonia, Raetia, Sarmatia. Diesen genannten Provinzen gegenüber müssen gegenwärtig österreichische Länder erkannt werden. Aber auch gegenwärtig ausserösterreichische Länder gehören zu einer oder der anderen erwähneter Provinzen und wir theilen solche Zugehörigkeit mit Deutschland, mit Russland, den Donau-Fürstenthümern, der Türkei, Montenegro, Italien und der Schweiz. Das gilt von Dacia, Dalmatia, Illyricum, Italia, Moesia, Raetia, Sarmatia, indes u. A. der Begriff von Illyricum in alten, mittleren, späten Zeiten ein verschiedener ist, indem von Moesia überhaupt nur ein Theil von superior (oder nördlichste) zugehörig ist, die Ausbreitung der Marcomani neben Quadi zeitweise auch stark über die österreichischen Grenzen geht, wie denn nach Raetia (mehr mit dessen Theile Vindelicis) darüber hinausgreift, zum allerkleinsten Theile (mit nordwestlichem Stücke) das Noricum. Demnach ist nur Pannonia ausschliesslich österreichisch, wir müssen durchaus nicht sagen ungerisch, magyarisch, transleithanisch, weil jedes unrichtig wäre; vielmehr kommt diese Besonderheit jenor Landstrecke zu, die wir bezeichnen mit Jazyges Metanastae, weil sie nicht zu Pannonia, nicht zu Dacia, nicht zu Sarmatia sicher zu rechnen erscheint.

Ueber diese Provinzen geben die antiken Schriftsteller, Griechen und Römer, allerdings geographische Auskünfte in Betreff der Städte und Postorte, der Militär- und Civilanstalten, der Heerstrassen und der Abstände, der Landesprodukte, der Sitten, Gebräuche, Abtönung der Einwohner; späterlicher sind schon benannt die Berge, die Gewässer, die Völkerschaften nach einiger Gliederung, so dass wir höchstens einige Thalverwandtschaften erfassen, nach Zahlangaben hinsichtlich der Städte, Game, Provinzen aber gar nicht fragen dürfen. Auch nur mittelbar, weniger aus Hochschritstellern, als aus epigraphischen Funden, können das Grenzen der Provinzen gegen einander bestimmt werden; das Gleiche gilt von den Marken der Vorortbezirke. Ueberdies sind diese Grenzen in verschiedenen Zeiten vor und zurückgeschoben worden; daher kartographische Blätter einzelner Provinzen selbst jahrhundertweise herstellbar wären. Müssen wir uns jetzt noch bescheiden, durchschnittsmässig in der Zeit vorzugeben (5 bis Jahrhunderte), so sind wir auch noch nicht in der Lage, mit endgültiger Bestimmtheit die Provinzgrenzen so zu umschreiben, wie das den modernen Katastralplänen entspricht. In grossen Zügen nur und mit den Werthen der Wahrscheinlichkeit kann da gearbeitet werden, so dass in Ermangelung gegentheiliger Beweise an manchen das Althergebrachte, das Gebräuchliche eintreten muss, die theils fortbestehende, theils jüngst verschwandene Gemarkung nach Kreis, Landgericht, Herrschaft, Bezirk, Gemeinde u. dgl.

Im Nachfolgenden wird der Versuch einer Flächeninhalt-Bestimmung in Quadrat-Kilometern für antike Provinzen, ausdrücklich nur in Bezug auf die österreichischen Anttheile, gemacht. Dieselben wollen nur annähernd richtig sein und namentlich die Grössenverhältnisse der Provinzen gegen einander beleuchten. Indem dies zum ersten Male geschieht, so schien es auch erwünscht, zur praktischen Verdeutlichung die Grösse der alten Lande in Vergleich zu setzten gegenüber auswärtigen Länderen vorzüglich in Deutschland und Italien. Graphisch drücken sich auf einer Gesamtkarte Austria romana ohnehin die antiken Provinzen in ihrem Nebeneinander ersichtlich aus. Aber anstrebenwerth ist auch die Angabe gesonderter Theilblätter im grösseren Masssstabe, als das Gesamtblatt

den Theilen zuweist, nur die inschriftlich und buchschriftlich genannten Objecte in Ergänzung zu bringen durch Einzeichnung von Fundorten aus der Römerzeit, von geographischen Stellen also, die ohne Zweifel einen Namen geführt, den uns aber die Buchstiftsteller nicht erhalten, den uns Ausgrabungen bisher noch nicht vermittelt haben. Hiefür empfiehlt sich für das Reich weniger eine moderne Sondernach nach Cis- und Transilbanien (der Ausdruck ist ohnehin nicht amtlich, ist auch ein sprachliches Ungeheuer vom Werthe eines nach Transilbanien oder Padienien, -Alpinien), nach „Königreichen und Ländern oder Kronländern“, als die Zerfallung nach den antiken Provinzen. Denn erstens ist deren Anzahl kleiner, elf statt 18 bis 20; zweitens zerfällt sie dadurch nicht das verwaltungs-mässig Zusammengehörige, ist die Eintheiligkeit mehr gewahrt, drittens lässt sich die moderne Abcheidung immerhin auf praktische Weise nebenher markiren. Endlich ist alldenn jeder einzelnen Kronlandkarte ein — nach Bedarf zu vergrößerndes — Vorbild für einheitliche Ausführung gegeben.

Nunmehr lassen wir die elf Hauptbestandtheile oder Provinzen in alphabetischer Reihe folgen, benennen kurz den Inhalt, umschreiben im Allgemeinen die Grenzen in der Abfolge Nord, Ost, Süd, West, so dass Oestreichsches mit Ausserösterreichischem in Betracht kommt, stellen dann den Flächeninhalt lediglich für jeden österreichischen Theil fest und setzen hierzu jene modernen Vergleiche, wie oben dargelegt.

I. Dacia. Besteht aus Ungern, Ostheil, Siebenbürgen, Bukovina (Moldau, Wallachei). Grenze in Nord: Von oberer Theiss und Körösch östlich, an Samosch, quer durch die untersten Karpathen, die bastarnischen Alpen über den Pruth, unterer Sereth, anstossend mit Parolisenen an Sarmatia, durch Teurisci an Costoboci. In Ost: Bergland zwischen Sereth und Alt, anstossend erst an Moesia inferior. In Süd: Bis zum transilbanischen Gebirge, Linie der unteren Alt, alldenn die answärtige Dacia malensis, der ganze Donaulauf von Belgrad gegen Nikopol, anstossend an Moesia inferior, dann des superior mittleren Theil. In West: Vor den Theisr-Zuflüssen die Quellenhöhen für Karanc und Berzova hinauf an Marosch, Körösch in den obersten Theisr-Winkel, anstossend an die Jazyges erst oberhalb der nördlichsten Moesia superior, Schluss in den Ganen der Costoboci. Flächeninhalt 64,948 qkm. Fast 4 Mal das Königreich Sachsen, um 364 qkm grösser als Noricum.

II. Dalmatia. Besteht aus dem hentigen Dalmatien, croatisches Küstenland (nnten mit Einschluss von Ljesch mit dem Drin-Bachgebiete), oben als Liburnia das Gebiet von Istrien, Ostheil vom Fl. Arsa fort, bis hinunter an Kerka, demnach die eigentliche Dalmatia nur von Illyria graeca heranz bis Kerka. Der grössere Begriff spielt in Illyricum hinein. Grenzen in Nord: Vom Winkel Lusa-Castel-novo bis Drina, beziehungsweise Fl. Ibar und Morava, anstossend (mit Sapudi) an Pannonia superior. In Ost: Längs Drina und Kolubarna-Bergland, jenseits Lim und Morava, Ibar-Linie bis vor Techna-Quellen, anstossend an Moesia superior und jenseits Drin an dem macedonischen Schar und Dardania. In Süd: Vom Adria-Meer ab unterhalb Ljesch gegen Techna-Quellen, mit Illyria graeca anstossend an Macedonia-Nordgebiet. In West: Das Adria-Meer von Drin-Mündung bis Fiume und jenseits der Inseln Veglia, Cherso etc. alles Istrien, Ostheil von Arsa-Mündung, oben bis zum Winkel Lusa-Castel-novo, anstossend Istrien Westheil. Flächeninhalt 14,982. Grösser als zusammen Braunschweig, Sachsen-Weimar, Oldenburg 18,706, als zehn Sachsen-Altenburg 12,000, als

Mecklenburg-Schwerin 13,162, kleiner als ein Fünftel Bayern 16,193, als Baden 15,061, Königreich Sachsen 14,923, als halbes Belgien 14,729, als die halbe Region Sicilien 14,620, als Elsass-Lothringen 14,509.

III. Jazyges Metanasaes. Ungern, Mittelrheith swischen Donau und Theiss, doch letztere im Ost noch überschreitend in das Bachgebiet von Marosch, Körösch, unbestimmt ostwärts hinaus, soweit Sarmatae und Scythi wohnhaft, als deren südliche Nachbarn. Grenzen in Nord: Oberhalb Waldzen bis Obere Theiss swischen Tatra, Matra, anstossend an die Carp, Sarmatia. In Ost: An Theiss bis zu deren Ausmündung, aber dahinter ein ebenso breites Gelände wie von Theiss bis Donau an Körösch und Marosch, an Temesch anstossend an Dacia. In Süd: Der Donaulauf von Slankamen bis Essek und Drin-Mündung, anstossend an Pannonia inferior. In West: Die Donau-Linie von Waitzen bis Essek und Donau-Mündung, anstossend an Pannonia inferior bis unter Sarmatia. Der Flächeninhalt mit 90,176 ist wohl an hoch angeschlagen, mehr davon (doch weniger als die Hälfte) zu Gunsten Dacia's einzuziehen. Ohne diesen Abzug wäre das Jazyges-Gebiet grösser als drei Belgien 88,371, als ein Viertel Preussen 87,088, kleiner als Portugal 92,576, als sieben Mecklenburg-Schwerin 92,134.

IV. Illyricum (im engeren Sinne, mit Anschluss von Illyria graeca). Enthält Croatiaen-Theil, Bonisius grössten Theil, Herzegovina, Albanien-Theil. Das Illyricum im weitesten Sinne umfasst alle Länder von Raetia her, Noricum a. s. w., überhaupt am Unterlaufe der Donau bis einschliesslich Moesia; das Illyricum im weiteren Sinne aber Dalmatia samt östlichen Anschlüssen von Istrien-Ostseite her (siehe oben Dalmatia). Wir schliessen beide aus. Grenzen in Nord: Unterhalb Kulpa, Karistadt, Kamenica und Petrinja vor Sisek um Glina, südwärts von Save über Fl. Glina, Unna, Verba, da anstossend an Pannonia superior, darnach über Fl. Verba, Ukria, Bosna bis Drina, anstossend an Pannonia inferior. In Ost: Drina-Linie (beziehungsweise Ibar) bis Visebegrad, Lim-Zufluss, Herzegovina Piva-Linie, Bilet, Trebinje, anstossend an Moesia superior unterer Theil, Serben und Montenegro. In Süd: Vom Adriameer her an Drin-Mündung (oder Adalvano) bis an das macedonische-schar-Gebirge, anstossend an Macedonia, Poesonia, Thracia. In West: Anstoss im weiteren Sinne Adria, von Antivari bis Istrien, enger: westwärts von Trebinzicka Fl. an Metkovic, Rmnovic, Vidosi, Listani, Sternica, Fl. Unna und Korana, anstossend an Dalmatia, oben speciell Liburnia, Japydes. Flächeninhalt 52,102. Grösser als vier Elsass-Lothringen 50,036, zwei Toscana 48,104, als Schweiz 41,346, halbes Bayern 37,932; kleiner als zwei Region Piemont 58,536, vier Kgr. Sachsen 55,968, vier Mecklenb.-Schwerin 52,648.

V. Italia. Südtrol, Östria, Triest, Istrien, von dem bekannten grossen Gebiete, Grenzen in Nord: Wie Raetia Süd, von diesseits der Adra-Quellen, Gebiet der Anagni, bis Ponteiba und Isonzo-Quellen, östlich von Resutta, anstossend an Raetia, Noricum. In Ost: Geheiliglinie swischen Isonzo und Save-Quellen, Birnbauerwald bis Karstgebiet zwischen Unna und Castel-novo, von da ab die schiefe südwestliche Linie in den Ostheil der istrischen Halbinsel bis zum Adria-Ausfluss unterhalb Albona, so dass dieser kleine istrische Ostheil zu Dalmatia gehört, der grössere istrische Westheil in Italia. In Süd: Adria. In West: Jenseits Triest und Monfalcone, Grado, Anagnis die Linie hinterhalb Isonzo, Cervignano bis Tolmezzo, Mallborger-Alpen; aber drüber im ferneren West, jenseits des dawischen liegenden Venetia-Gebietes, ist vor Brenta einwärts die

Westgrenze gegeben hinter Primolano, Roveredo, Avio, Arco, Riva in Giudicaria bis zu dem obigen Ananai. Flächeninhalt 15,661. Größer als zwei Hessen 15,362, ein Fünftel Bayern 15,193, als Baden 15,081, Kgr. Sachsen 14,992, halbes Belgien 14,729, halbe Region Piemont 14,584, Elsass-Lothringen 14,609, Mecklenburg-Schwerin 13,167; kleiner als Württemberg 19,503, Region Campanien 17,978 und Ahrussen 17,290.

VI. Marcomani, Quadi. Der Ländercomplex aus anderen Ursachen als der Boden der Jazyges nicht provinciel eingeteilt, umfasst außer Böhmen, Mähren, Schlesien, Nieder- und Oberösterreich nördlich der Donau noch die Gebiete am oberen und mittleren Main und Einiges vom sarmatischen Berglande. Grenzen in Nord etwa Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bis gegen die Karpathen, anstossend an Germania, special Hermandur, mit Corconti die Sillinge, Buri mit Oei die Cotini; in Ost die Gebirge jenseits March und Gran, anstossend an Sarmatia, insonder Carpi, vielleicht Jazyges; in Süd Donaulinie von Waitzen bis vor Regensburg; im West hinter Passau das Waldland bis zum Fichtelgebirge. Flächeninhalt 95,243; grösser als ein und ein Viertel Bayern 94,930, Lombardo-Venetien, Emilia, Sardinia zusammen 91,840; kleiner als ein Drittel von ganz Italien 93,629, als fünf Württemberg 97,515.

VII. Moesia. Ausser Ungarns Südtheil noch Serbien, Wallachei, Bulgarien, Bessarabien, Moldau, Podolien. Grenzen in Nord: Oberer Bogen der Marosch von Algyoy her (Germisura) bis Theise-Mündung, die gesamte Moesia aber umschliesst im Halbkreise Dacia, so dass jenseits in Ost die oberste Grenze an Danesterr gegeben ist. In Ost: Bergzug aus den Drina-Bachgebieten bis Mekadia und Turnu-severin, anstossend an Dacia; in Süd Haemus bis unter Odessa am Meer, anstossend an Thracia, Macedonia. In West: hinter Sophia berab zwischen Skopje, Sirkowo, südlichste Stelle bei Landschaft Dardania zwischen Sirkowo und Ljesch, in höherer Breite als Darzno am Meere; alsdann anstossend an Dalmatien die Linie Drina, Lim, Drava bis Mündung in Save, beziehungsweise Bar bis Belgrad und Szankemen, anstossend an die antike Dalmatia beziehungsweise des Illyriem Antheile im heutigen Bosnien, Herzegovina. Endlich zuoberst in West Theiss bis Marosch-Einfluss; da anstossend an Pannonia inferior. Des österreichischen Antheiles Südgrenze reicht aber von Szankemen, Belgrad, Semlin bis Orsova, links Donauufer. Flächeninhalt 44,107. Größer als drei Elsass-Lothringen 43,527, als Schweiz 41,346, zwei Region Emilia 41,030, drei Mecklenburg-Schwerin 39,486, zwei Württemberg, halbes Bayern 37,992; kleiner als die Regionen Lombardia und Venetia zusammen 46,989, drei Baden 45,243, drei Kgr. Sachsen 44,976, ähnlich zwei Region Apulien 44,230.

VIII. Noricum, Salzburg, Bayern (in viertheil), Tirol, Ostheil (theilhaft mit Deferegg, Drau-Quellen, Sexten, Karnten, Ober- und Unterösterreich südlich der Donau, Steiermark, Ostheil. Grenzen in Nord: Donaulinie Passau-Innsbruck, Engelhardtszell bis Tulla, Zeiselmauer (M.-Quadi). Vor Kornenburg, Klosterneuburg geht die Ostgrenze herab nach den südwestwärts streichenden Berghöhe zwischen Diefenhof und Baden gegen Semerning, umschliesst das Müritzgebiet, weiterhin zwischen Fl. Lafnitz und Panka, Linie Friedberg-Fürstenfeld, über Fl. Feistritz, Raab nach Radkersburg, über Fl. Mur, Drau, oberhalb Pettau zwischen Schleinitz und Altendorf, über Fl. Drau nach Rohitsch, über Fl. Sotla und Save, genauer zwischen Liechtenwald und Reichenburg, südlichster Punkt, anstossend an Pannonia super-

rior (vordem die Ostgrenzlinie an mittlerer Mur, wenn nicht gar die Alpenlinie von Bruck herab gegen Bachera, Koralpe inmitten). Grenze in Süd: Urt-halb Liebenwald über Save zwischen Sandöfen und Wernegg, nochmals über Save nach St. Oswald, Saanthalter Alpen, Loibl, Terglun mit Umschliessung der Save-Quellen, Zusammenstoss dreier Länder Noricum, Pannonia, Italia (Garnia); weiterhin Predel, Saanthalter Alpen bis Post-ebba, endlich carnicische Alpen oberhalb Zaglio bis Monte Croce, Pöckken, Gail- und Lesachtaler Alpen bis zu dem Hochpusterer südlich von Imtschen und Sextenthal, anstossend an Pannonia superior und Italia (Venetia). Grenze in West wie Raetia Ost. Nicht östreichlich nur das kleine nordwestliche Landstück zwischen Salzburg, Berchtesgaden, Rosenheim, Braunau. Die Untertheilung in Noricum 1) mediterraneum und 2) ripense unterscheidet: 1) die südlichen Gebiete, fern von Donau, 2) die nördlichen näher an Donau, reiches Ufer; Grenzlinie etwa von Chiensee her, über Salza, Salzburg, Radstättler- und Rotenmann-Tauern, Brucker- und Mürtthalberge bis Semering. Des Mediterraneum südwestlichste Gasse gebören seit der Notitia dignitatum am ehesten zu Diocese Illyricum, Praefectur Italia. Flächeninhalt 54,584. Größer als vier Mecklenburg-Schwerin 52,648, vier Elsass-Lothringen 50,096, zwei Region Sardinia 46,684, drei Kgr. Sachsen 44,976, als die Schweiz 41,346; kleiner als zwei Belgien 58,914, drei Württemberg 58,609, zwei Region Sicilia 58,482 oder ein Fünftel Italien 57,317.

IX. Pannonia. Ungern, Westheil, mittlerer und unterer, Slavonien, Croatien Nordtheil, Niederösterreich Ostheil, Steiermark Ostheil, Krain, Bosnien Stück. Grenze in Nord: Donau von Kornenburg bis Waitzen, anstossend an Marcomani, Quadi, Sarmatia; in Ost Waitzen bis Szankemen und Belgrad, anstossend an Jazyges; in Süd Savelinie von Amnödinger bei Belgrad bis unterhalb Mitrovic, Jarak, Makra, anstossend von Nord her an Moesia superior, weiterhin über die schliessenden Läufe von Drina, Bosna, Ukrania, Verbas bei Latjische oberhalb Banjaluka, anstossend an Dalmatia, alsdann über Fl. Unna, Glinn bei Glinn, über Korana unterhalb Karlstadt und Fl. Kulpa, unter Terbernehl in den oben bezeichneten Winkel zwischen Laas und Castelno, anstossend an Japydes Histria. In West wie Italia in Ost, Birnbaumwald etc. und Noricum in Süd, Ost, so dass innerhalb Pannonia verbleiben: oberste und überhaupt fast alles Save-Gebiet, Gurk, auch mittlere und untere Kulpa, anstossend an Dalmatia (Japydes). Zwischen Pannonia und Noricum getheilt sind Save, Sotla, Drau, Drau, Mur, Knab, Feistritz, (nicht Lafnitz), Panka. Aber in ersten Zeiten war die Grenzlinie anders. Zwischen superior und inferior gieng erst der Antonine, dass superior näher an Noricum und Italia lag, westlicher, inferior leidet ferner, auch mehr an unterer Donau; oben zwischen Vischegrad und Waitzen ist inferior am schmalsten, unten zwischen Verbas und Save-Mündung am breitesten. Die Scheidelinie, fast parallel der Donau nun Laufe NS, streift herab von Vischegrad, Cjuba, von Alao-Galla und Palota bei Stahlweissenburg, Ostufer des Plattenees, zwischen Karpsschwar und Atalla, westlich von Fünfkirchen, über Donau zwischen Oreschac und Podgajsi gegen Vetora, längs Fl. Orliava über Save und alsdann in die Berghöhe zwischen Fl. Verbas, Ukrania. Von dieser Linie westwärts liegt Pannonia superior, ostwärts inferior, letztere zunächst angrenzend, jenseits Donau (in N und O) an Jazyges; ersteres in West oben und unten in früheren Zeiten anders begrenzt durch Noricum und Italia.

Flächeninhalt 109,891. Fast das doppelte Noricum, grösser als neun Raetia (österreichische Antheile), doch kleiner als deren zehn, grösser als zusammen Lombard-Venetien, Emilia, Sardinia, Latium und Liguria 109,067; kleiner als zusammen Bayern, Württemberg, Kgr. Sachsen 110,426.

X. Raetia. Besteht im Wesentlichen aus Tirol und Vorarlberg, aber nur das letztere ganz angehörig. Theilen von Ostschweiz (Graubünden) und Bayern, das nördliche Gebiet als Raetia secunda genannt Vindelicia. Die Grenze im Nord geht von Wetzheim über Fl. Kocher, Jagst gegen Oettingen und erhöht Gmnenhausen, alsdann Weissenburg längs Trufelsmauer nach Kehlheim und Regensberg, Donauhin bei Passau, anstossend an Helvetii, Germani, Hermunduri, Variati. Im Ost: Passau, Inn bis Rosenheim, Kufstein und am Wörgl, Hopfgarten bis Kalchau, Krimml, auf Dreiherrspitze, die Prettau westwärts lassend, zwischen Umkahlöchl und Pfeiferser, westlich von Velban und Windlachmatten nach den späteren Landgerichtesarten aus Loferergang (Westschluss) über Pfannkorn stark südwärts herüber bis zwischen Toblach und Lantschen, knospenwärts der Draugellen, Sextenthal, Höhen von Monte croce, anstossend an Noricum bis Venetia. Im Süd: Die Kammeheide der Pieve-fäche oberhalb Lavazzo, Ost-Kulmen von Cortina mit dem Süd-Ausläuge unterhalb St. Lorenzen bis hinauf gegen Brizen, Klausen, alsdann nnterhalb Sterzing, oberhalb Meran, Etschthal, Ins-Zübach, unterhalb Tintzen und Chur, Rheingnellen. Im West: Erst gegen des Zürchersee Südost-Ufer mit Linth, von Winterthur nach Plyn, zwischen Konstanz und Stein in die Richtung von Tutlingen und Böttelwil, Metzingen, über Fl. Fils, Rems bis Wetzheim. Kaum ein Drittel dieses Gebietes ist Österreich. Flächeninhalt 11,510. Et was grösser als das halbe Württemberg 9,751, die halbe Region Emilia 10,257, ein Drittel Schweiz 10,448, ein Drittel Niederlande 11,000, als zusammen Waldeck, S.-G.-Gotha, S.-Altenburg, Lippe, S.-Meiningen und -Anhalt 10,377; kleiner als die Region Latium mit Rom 11,917, als Mecklenb.-Schwarin 13,162.

XI. Sarmatia. Besteht (mit Ausschluss der unbestimmten massigen Erstreckung) an Galizien, Bukowina, Oberungarn, den Weichseländern Preussen, Polen, Russ- und Westheil an Don und Wolga. Grenzen im Nord: Fast an der Danziger-Bucht mit den Weichsel-Mündungen, anstossend an die Sciri, Guttones, Venedae. Im Ost: Gegen Kaspi- Meer, davor die Aorsi und Tanais-Umwoner, an Kanukens, weiter herab an die moechtischen Stümpe, davor die Rorolani. Im Süd: Von Pontus, Olinia herüber bis obere Theiss gegen Waitzen, anstossend an Dacia, die Amartes bis Jazygos. Im West: Um Fl. Gran, Kleina und grosse Karpathen, anstossend an Raetiae, Quadi, Osi, Cotini, die grosse Germania Vandilii, Naharavali, Burgundiones, Helvacones. Flächeninhalt 134,028. Grösser als vier Niederlande 132,000, zehn Mecklenb.-Schwarin 131,620, als Rumänien 131,020, ein Viertel Spanien 134,311, drei Schweiz 124,088, fünf Toscana 120,260, vier Piemont 117,072, ein Drittel Preussen 116,118; kleiner als doppeltes Bayern 151,728, halbes Italien 143,294, zwei Fünftel Preussen 139,334, am nächsten neun Kgr. Sachsen 134,928.

Ver möge dieser Flächeninhalt-Bemessungen ist der Gesamtinhalt des gegenwärtigen Oestreich mit samt Ungern und Bosnien-Herzegovina erfüllt durch beiläufig 676 Tausend Quadratkilometer. Die genaue Zahl ist meistens 676,332,900. Heihen wir die oben alphabetisch aufgeführten Provinzen nach ihrer Grösse an, so steht auf unterster Stufe wohl Raetia mit 11 T. qkm, auf höchster Sarmatia 134. Innerhalb dieser Scala zählen

wir neun Provinzen als unter 100 qkm, zwei darüber. Die Reihe in diesem Sinne ist also: Raetia 11, Dalmatia 14, Italia 15; es beginnt die mittlere Reihe, nach einem Sprung über das Doppelte, Moesia 44, Illyricum 52, Noricum ähnlich Dacia 54; nun die beiden obersten der Vorderreihe Jazygos 90, Marcomani-Quadi 95. Jenseits der 100 qkm sind die beiden grössten Provinzen österreichischen Antheils, Pannonia 109, Sarmatia 134.

Nach dieser Gröszen-Entwickelung der Theile eingehend zu berichten über jede einzelne der genannten Provinzen, entweder in rein-alphabetischer Reihe, oder von Süd nach Nord, wie im Wesentlichen der Gang der Eroberung und Civilisation sich gemüsst hat, zu berichten über die Gebirge und Wasserverhältnisse, die Völkerschaften, deren Wohnorte und Strassenverbindungen u. s. w., ist nicht Aufgabe dieser Abhandlung. Aber es ist dies die Aufgabe der bildlichen Darstellung in kartographischer Weise und ohne Zweifel, als folgegemes dazugehörig, des beizugehendes erklärenden Textes. Wenn, um eine erste Grundlage zu gewinnen, ein Versuch zu einer geographisch-historischen Darstellung der Römerzeit in Oestreich in knapper Lexikon-Form, ausgeführt vom Verfasser dieser Zeilen, zur Stunde dem österreichischen Unterrichts-Ministerium vorliegt, so ist darüber an diesem Orte nicht weiter zu sprechen. Wohl ist es das Schicksal Oestreichs, die Folgen seiner geographischen Lage, die Ergebnisse der Völkerverwanderung zu tragen; die imposanten Grösse des Reiches spiegelt sich wieder in der Falle des aufgeschickerten Nachrichtenstoffes und muss mancherorts für die Einheit entschuldigen, welche nicht durch die Geschichte, nicht durch deren Bearbeiter geboten ist.

Die Anregung zur Schaffung eines „Historischen Atlas der Österreichisch-ungarischen Monarchie für die Schulen“ ist ausgegangen im Jahre 1893 durch Dr. Hermenegild R. v. Jirek in seiner bei Hölzel zu Wien erschienenen kleinen Schrift: „Unser Reich vor zweitausend Jahren“. Darauf hat 1896 Prof. Dr. Ednard Richter „Über einen historischen Atlas der österreichischen Alpenländer“ geschrieben in der Kronen-Festgabe, welche Jürlichegen wieder abgedruckt in der k. Geographischen Gesellschaft in Wien „Mittheilungen“ Bd. 39 alt, 29 neu, 1896 S. 529–540, erschienen sind. Jener sagt: „Dass wir einen Atlas der Monarchie noch immer entbehren müssen, liegt wohl zunächst in dem Umstande, dass die wissenschaftlichen Vorarbeiten, auf welchen ein Schul-Atlas angebaud werden soll, noch nicht in vollständig anreichendem Umfange vorliegen“, und schlägt neun Kartenblätter vor für den Zeitraum vom Beginne der Geschichte (oder eigentlich der Vorgeschichte) bis zum sechsten Jahrhundert. Als Muster ist der Jirek'schen Schrift beigegeben ein Blatt No. 1, das älteste bekannte Zeitalter darstellend: die Monarchie mit den umliegenden Ländern, von Basel bis Constantinopel, von Berlin bis Neapel. Der Text dazu bringt: „Die griechischen Sagen, die ältesten Nachrichten aus Herodot., Anwendung aus beiden für die älteste Völkerrunde, für die ältesten Siedelungen auf österreichischem Boden.“ Dr. Ed. Richter trennt die Anforderungen hinsichtlich eines wissenschaftlichen und eines Schulatlas, hat aber, wie gesagt, den kleineren Umfang vor Augen, immerhin gross genug für ein heroisches Werk, die Alpenländer nämlich. Zeitlich beschränkter allerdings scheint die Aufgabe für eine Austria romana; aber ihre Absicht geht ebensowohl auf die wissenschaftliche Strenge nach Inhalt und Form, als wie auf die Schule und zwar Mittelschule, Hochschule, Lehrerschule.

Kleine Mittheilungen.

1. Gründung einer niederländischen anthropologischen Gesellschaft.

Wir erlieden d. d. 12. VI 98 Zaardam die folgende Mittheilung:

„Ich habe die Ehre Ihnen und Ihrer hohen Gesellschaft die Gründung mitzutheilen der Niederländische anthropologische Vereinigung. Dieser Verein beabsichtigt das Studium zu fördern der Anthropologie im weitesten Sinne, also einschliesslich Ethnologie, Urgeschichte u. s. w.“

Es wurden erwähnt die folgenden Herren:
 Prof. Dr. C. Winkler zum Präsidenten (Amsterdam)
 Dr. Engen Dubois zum Vice-Präsidenten (Haag)
 Dr. J. Sasse Az (Az soll heissen Augustoon — Sohn des verstorbenen Dr. A. Sasse) zum Sekretär (Zaardam)
 Dr. C. Kerhert zum Schatzmeister (Director des Thiergartens Amsterdam)
 John E. Grewers (Privatdocent für Odontologie, Amsterdam) Bibliothekar.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichnet sich Ihr ergebener J. Sasse Az.“

Wir begrüssen diese neue Schwestergesellschaft und

frosen unt, in ihrer Gründung den Beweis erbringen zu können, dass das Studium der wissenschaftlichen Anthropologie noch immer weitere Kreise zieht. Kein Land ist mehr geeignet als die Niederlande der Erforschung der Menschheitsgeschichte an dienen, und die ausgezeichneten Namen der Gründer vorbühnen energischen wohlbegündeten Fortschritt.

2. Abgüsse der Egiheimer Schädelfragmente.

Herr Prof. Dr. G. Schwalbe-Strassburg i. E. macht uns folgende Mittheilung: „Würden Sie vielleicht die Güte haben, in einer der nächsten Nummern des Anthropologischen Correspondenzblattes die Notiz aufzunehmen, dass Abgüsse der Egiheimer Schädelfragmente (Stirnbein und rechtes Scheitelbein) zu haben sind bei Herrn Emil Kretz, Zeichner, Strassburg i. E., Goldgießers Nr. 6, und zwar zu folgenden Preisen:

1 Gypsabguss (beide Knochen einzeln) zu 8 Mark
 1 Gypsabguss (beide Knochen zusammengefügt) zu 12 Mark

1 Wachsabguss (beide Knochen einzeln) zu 10 Mark.
 Ich glaube, dass es für anthropologische und anatomische Museen von Interesse sein dürfte, eine Bezugsquelle guter Gypsabgüsse des Egiheimer Schädels zu erfahren.“

Todes-Anzeige.

Wir erhalten folgende Trauernachricht:

„Tieferschüttert theilen wir Verwandten und Bekannten mit, dass unser innigstgeliebter Gatte, Vater, Grossvater, Schwiegervater, Schwager und Onkel

Geheimer Rath Dr. C. Wilhelm Ritter v. Gumbel

kgL. bayer. Oberbergrdirector und Professor

Mitglied der kgl. Akademie der Wissenschaften, Ehrenbürger der Stadt München, Comthur und Ritter hoher Orden
 beute Mittag 1 Uhr im 76. Lebensjahre verschieden ist.

München, Saarbrücken, Neu-Pasing, Strassburg, den 18. Juni 1898.

Kath. von Gumbel, geb. Labrosse, Emma von Herstig, geb. Gumbel,
 Willi Gumbel, Bankbeamter, Hermine Rudolf, geb. Gumbel,
 Albert Gumbel, Reichsarchivpraktikant, Lina Gumbel,
 Oscar von Herstig d'Anigny, Elisabeth Gumbel, geb. Gmelin,
 Dr. Emil Rudolf.

Die Leiche wird nach Gotha überführt. Die Leichenfeier in München findet am Dienstag den 21. Juni Morgens 1/9 Uhr am dem nördlichen Friedhofe statt.“

Die anthropologisch-prähistorische Forschung hat damit wieder einen schweren und merkwürdlichen Verlust zu beklagen. Es gilt das namentlich für Bayern, wo Herr Geh.-Rath v. Gumbel von Anfang an zu den ersten Vorkämpfern eines exakten Studiums der Vorgeschichte gehörte. Bei der geologischen Erforschung des Landes, für welche sich der Verewigte so hohe Verdienste erworben hat, war mancherbrochen sein Augenmerk auch auf die Höhlenforschung, welche ja seiner Zeit von Bayern ausgegangen ist, und die in den Höhlen enthaltenen Spuren uralter Bewohnung durch den Menschen gerichtet. Diese Studien sind in der von ihm gezeichneten Höhlenkarte von Bayern zusammengestellt. Sein Interesse galt aber auch alten anderen prähistorischen Resten, und namentlich wurde die Kenntniss der neolithischen Steinzeit Bayerns durch seine Bestimmung der in den Steininstrumenten verwendeten Gesteine und deren Herkunft auf das Wesentlichste gefördert.

Herr Geh.-Rath v. Gumbel war Mitgründer der Münchener anthropologischen Gesellschaft und deren Organ „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“, welche er beide bis in die letzte Zeit seines erfolgreichen Lebens mit Rath und That unterstützte.

Wir glauben vielen Freunden und Verehrern des Verstorbenen zu dienen durch die Mittheilung, dass von Herrn J. Heumann, Kupferstecher, München, Schellingstr. 114/1, nach dem vorzüglichen Portrait des Herrn Prof. Kraus eine lebenswahre schöne Radirung ausgeführt worden ist, welche allen eine liebe Erinnerung an den theuren Verbliebenen sein kann. Die Radirung ist im Selbstverlag des Herrn Heumann erschienen und wird von diesem zum Preis von 6 Mk. abgegeben.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsekretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die Wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren, S. 6. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Merovingisches Gräberfeld in Sindlingen bei Höchst am Main. Von Dr. F. Quilling. — Familientypus und Familienshlichkeiten. Von Graf Theodor Zichy. (Schluss.) — Mittheilungen aus den Localvereinen: Gruppe Hamburg-Altona. — Literarische Besprechung.

Merovingisches Gräberfeld in Sindlingen bei Höchst am Main.

Von Dr. F. Quilling.

Auf den letzten drei Meilen seines Laufes, bevor er den Rhein erreicht, empfängt der Main kurz unterhalb Frankfurt den letzten Zufluss von grösserer Bedeutung, die Nidda, die ihre leicht wechselnden Wassermengen zum grössten Theile von den langgestreckten Südhängen des Taunusgebirges erhält. Neun Kilometer von Frankfurt entfernt, ergiesst sie sich oberhalb der Stadt Höchst und in unmittelbarer Nähe des durch die dort gefundenen römischen Militärsiegelchen dem Geschichtsfreunde gefänglicher gewordenen Oerthens Nied in den Main. Drei Kilometer abwärts von der Niddamündung liegt Sindlingen, ein Ort von etwa 2500 Einwohnern in ca. 300 Häusern, auf einer steil und unmittelbar an das Mainufer herantretenden Bodenerhebung, die — von nicht viel grösserem Umfange als das Dorf selbst — zwölf Meter über dem Main Spiegel ansteigt. Im Nordwesten Sindlingens zweigen zwei Strassen nach benachbarten Ortschaften ab: in nordwestlicher Richtung der Weg nach Zeilsheim, in nordöstlicher die Landstrasse nach Höchst; in dem Winkel östlicher beiden liegt das Gräberfeld. Die genannte Bodenerhebung senkt sich hier mächtig von West nach Ost und fällt schliesslich mit einer Böschung steil nach der Niederung ab. Der Friedhof tritt hier dicht an diese Böschung im Nordosten heran; im Südosten wird er durchbrochen von der Höchstler Chaussee und im Westen von der Feldbergstrasse.

Schon in den stehiger Jahren, als Sindlingen heimgang, sich nach Norden, in der Richtung nach dem Gräberfeld zu, auszudehnen, sind offenbar Spuren des letzteren bei der Anlage von Neubauten zu Tage gekommen. Sie blieben indessen unbeachtet und erst die vorerzählte Jahr brachten sichere Anhaltspunkte für die Existenz des merovingischen Friedhofes, indem von nun an die bis 1891 noch unehabte nordöstliche Ecke des Sindlinger Hochgeländes mit in den Bereich des Be-

baunungsplanes hineingezogen und mit mehreren Häusern besetzt wurde. Gelegentlich der Fundamentierungsarbeiten für diese Gebäude wurde eine Anzahl von Gräbern in den Jahren 1892—94 blossgelegt und ihr Inhalt von Herrn Dr. Kuths in Frankfurt a. M. für das dortige städtische historische Museum erworben; von dessen Verwaltung wurde sodann auf seine Anregung eine bestimmte Summe zu weiteren Nachforschungen bewilligt und Herr Dr. Kuths mit deren Leitung betraut. Es begannen nun die systematischen Ausgrabungen, die in den Jahren 1895 und 1896 einen grossen Theil des Gräberfeldes planmässig aufdeckten und das wesentliche Material für eine wissenschaftliche Bearbeitung jener wichtigen Funde lieferten. Dasselbe wurde von Herrn Dr. Kuths, der sie persönlich in Folge seines eingetretenen Augenleidens nicht ausführen konnte, dem Assistenten am Frankfurter historischen Museum, Dr. F. Quilling, übertragen und ist in dem kürzlich erschienenen 29. Bande der „Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung“ veröffentlicht. Die vor- und nachstehenden Mittheilungen sind dieser Abhandlung entnommen.

Systematisch ausgegraben und aufgenommen waren im Ganzen 39 Gräber, die sowohl *inter sica*, wie in den einzelnen Gräberreihen einen regelmässig gleichen, stets wiederkehrenden Abstand erkennen liessen. Fertigt man sich auf Grund dieser Beobachtungen ein Schema der zwar nicht blossgelegten, aber danach zu supponierenden Gräber, so ergibt sich, dass der Sindlinger Friedhof etwa 500 solche umfasst hat und somit einer der grössten von allen ist, die bisher in der Rhein- und Mainsebene bekannt wurden. Der Gräberfund entspricht im Allgemeinen den üblichen Feststellungen. Die Toten lagen auf dem Rücken oder nach der Seite ausgestreckt — nicht in hockender Stellung — mit dem Antlitz dem Aufgang der Sonne zugewandt, einfach in das Erdreich gebettet. In muldenförmigen Gruben von durchschnittlich 1,80 m Länge, 1—1,30 m Breite und 1—1,90 m Tiefe (abgesehen von

den später zu besprechenden, nur 0,50 m tief liegenden karolingischen Flachgräbern) waren sie bestattet; keinerlei Särge, keine Spur von Platten oder Achtschieben hat sich gefunden. So sicher irgendwelche Markierung der einzelnen Gräber bei deren systematischer Anordnung voraussetzen ist: es ist kein Grabstein im Boden des Friedhofes zu Tage gekommen und auch in den Mauern und Gebäuden der Ortschaft scheint kein solcher vermauert. Wahrscheinlich waren es entweder die beliebten Dornzäunlein oder hölzerne Zeichen, die als Erkennungsmerkmale der einzelnen Gräber dienten und sich natürlich nicht bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Häufig zeigte sich die Erscheinung, dass Knochenreste und Beigaben nicht in gleicher Schicht, sondern die letzteren etwas tiefer lagen; diese Verschiebungen erklären sich aus der fortwährenden Abschwevmung und Verrutschung des Erdreichs, wodurch nicht nur der Sand und Kies, sondern auch die darin geborgenen Gegenstände in abwärtsleitende Bewegung kommen. Zumal in unserem Falle, wo das Terrain des Friedhofes an und für sich schon nach Osten zu abfällt, liegt eine solche Erklärung durchaus nahe. Wenn hier und da der Schädel und andere Knochen sich nicht mehr vorfinden, so ist wohl anzunehmen, dass sie sich unter dem zersetzenden Einflusse des Erdreichs aufgelöst hatten und — wie es vielfach noch beobachtet werden konnte — bei Luftzutritt zerfielen.

Sehr auffällig ist in dem Gräberbefunde nur ein Umstand und zwar, dass ein Grab im Gegenzuge zu sämtlichen anderen nur Knochen und keine Beigaben enthielt. Bei seiner normalen Tiefe von 1,40 m darf man nicht daran denken, es den erwähnten karolingischen Flachgräbern zuzählen, die allerdings nur ohne Beigaben vorkamen. Man könnte hier höchstens eine sehr ärmliche Bestattung voraussetzen, aber auch diese Voraussetzung will wegen des Gegenzuges zu der Bestattungsweise in allen anderen Gräbern nicht recht befriedigen. Denn wenn dieselbe auch in diesem wiederum durchaus verschieden ist, so fehlt doch niemals wenigstens eine geringe Beigabe und sei es auch nur ein kleines Thongefäß, ein Knochenkamm etc. Oft sogar begegnet man ziemlich reichliche Zinhsachen und in dieser Hinsicht ist ganz besonders ein Grab erwähnenswerth. Dasselbe barg neben den üblichen Waffen (Streitart, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen u. v. w.) einen gut erhaltenen Schildknöchel mit goldverziertem Knopf, einen grossen kostbaren Glaskelch, ein vollständiges Hundeskelett (Hühnerhund) und eine eiserne Pferdetränse. Hier war also offenbar ein recht gut situirter Franke beigesetzt, der es sich leisten konnte, von seinem treuen Hühnerhund begleitet, zur Jagd zu reiten und der sich auch in seinem häuslichen Leben einen ziemlichen Luxus gestatten durfte. Dem Hande war, wie der Schädel deutlich erkennen liess, das Nasenbein eingeschlagen worden, damit er mit seinem Herrn bestattet werden konnte. Die Tränse ersetzt symbolisch die Mißbeerdigung des Streit- und Jagdrosses selbst, die anderwärts des Oeffteren constatirt worden ist.

Es ist hochinteressant, dass sich neben der Bestattung solcher uralter heidnischer Gepflogenheiten bereits unzweideutige Spuren der Aufnahme des Christenthums in dem Sindinger Totenfelde gefunden haben. Ein Frauengrab nämlich enthielt an einer der gewöhnlichen Halsketten aus bunten Thonperlen einen Anhänger von der Form des lateinischen Kreuzes (Längsarm und kürzerer Quersarm). In dieser Form und Eigenschaft ist unser Kreuzchen bis jetzt ein Unicum

und es darf unbedenklich als christliches Symbol in Anspruch genommen werden.

Wir sehen also, dass wenigstens ein Theil der merovingischen Einwohner Sindingens dem christlichen Glaubenbekenntnisse angehörte und wir können aus dem Vorgesagten weiter schliessen, dass ebenfalls wenigstens ein Theil sich in guten Vermögensverhältnissen befanden hat. Wie es hier jetzt allenthalben beobachtet ist, so wurden auch im merovingischen Sindingen keinerlei Standesunterschiede bei der Bestattung gemacht, Arm und Reich ist nebeneinander genau in gleicher Weise begraben. Nur den Kindergräbern scheint eine besondere Stelle angewiesen gewesen zu sein, so dass wir hier dieselbe Erscheinung haben, die sich auch sonst, z. B. bei dem Friedhof zu Samson in Belgien, gezeigt hat.

Das Grabfeld ist bisher — vorgreifend — stets als „merovingisch“ bezeichnet worden; allein, da die Ausstattung der Alamannen und Fränklinge, wie überhaupt der Gräber des 4.—6. Jahrhunderts eine unsoberndlich gleichartige, kaum unterscheidbare ist, bedarf dieser Punkt noch näher Untersuchung.

Zunächst scheinen mehrere Umstände für eine Zuthellung an den alamanischen Volkstamm zu sprechen: Es sind zahlreiche Erzeugnisse der Hüllatt-, La-Tène- und der spätrömischen Zeit aus den Gräbern Sindingens erhoben worden, die auf den ersten Blick eine früh — und damit alamanische — Entstehungszeit des dortigen Begräbnisplatzes anzudeuten scheinen, wofür auch das vollständige Fehlen von Angonen, Späthen und Alamanen als Argument herangezogen werden kann. Allein es ist eine bekannte Erfahrungssache, dass vorrömische und römische Gegenstände gleicherweise in alamanischen, wie in fränkischen — sogar spätfränkischen — Gräbern vorkommen, dass sie nichts weiter sind, als durch Jahrhunderte hindurch getriebene Reliquien aus der Vorzeit, die sich meist zwar in Trümmern, manchmal aber auch in erstaunlicher Unversehrtheit erhalten haben.

Und dem gegenüber stehen andererseits drei gewichtige Gründe, welche die merovingische und zwar spätmovingische Zugehörigkeit des Sindinger Friedhofes erweisen, nämlich:

1. fehlen durchaus alle frühmerovingischen Gefässe, dagegen sind
2. mehrfach die Typen des 6. Jahrhunderts vertreten und
3. ist in einem Falle ein spätmovingisches, in einem anderen sogar ein fast schon als frühkarolingisch zu bezeichnendes Gefäss gefunden worden.

Da nun die ganze Gräberanlage — abgesehen von den wenigen Nachbestattungen aus karolingischer Zeit — eine durchaus einheitliche ist, so dürfen wir annehmen, dass nicht nur die Gräber, welche jene spätmerovingischen Funde bargen, sondern auch alle anderen als merovingisch und zwar als spätmovingisch anzusprechen sind.

Damit ist aber nicht gesagt und soll nicht gesagt sein, dass jene spätmovingische Ansiedlung die erste dieser Sindingen gewesen sei. Im Gegentheil weist Mancherlei darauf hin, dass hier schon in frühesten Zeiten sich Niederlassungen befanden haben, wie z. B. allein schon die hier nicht näher zu erörternde Thatsache, dass dort der Uebergang von der Main bei weitem am Bequemsten und Leichtesten zu bewerkstelligen war u. a. m. Ferner spricht die Endung „ingen“, wenn auch nach den neuesten Untersuchungen nicht für alamanischen Ursprung, so doch dafür, dass Sindingen von der Einwanderung deutscher Stämme schon im 4. Jahr-

hundert unserer Zeitrechnung nicht unberührt geblieben ist und ebendafür spricht auch das Anklagen des ersten Bestandtheiles des Wortes an gotische Namensformen wie „Sundilo“ oder „Suinthila“ etc.; denn in den ältesten Urkunden, die wir darüber besitzen, heisst der Ort noch nicht „Sindlingen“, sondern „Sundilingen“ oder „Swindingen“ und ähnlich.

Wenn wir somit wahrscheinlich gemacht haben, dass in Sindlingen von den ältesten Zeiten her Ansiedlungen bestanden haben und dass die merovingische, deren Totenstätte in den neunziger Jahren aufgedeckt wurde, keineswegs die erste dort gewesen ist, so können wir andererseits auch nachweisen, dass sie bis heute nicht die letzte oder vielmehr vorletzte war.

Die mehrfach genannten Flachgräber, die sich über den tieferen merovingischen fanden, sind karolingischen Ursprungs und zeigen, dass an die merovingische unmittelbar eine karolingische Ansiedlung sich angeschlossen hat; aber noch eine weitere eigenthümliche und interessante Beobachtung lässt dies erkennen. Mehrmals nämlich fanden sich auf dem Terrain des Friedhofes in geringer Tiefe gebohrte Stellen, auf welchen eine dicht mit Thonscherben durchsetzte Brandschicht lagte; die Scherben erwiesen sich als früh- und spätkarolingisch. Diese Brandschicht ist nach Analogie anderer Funde auf die karolingische Sitte zurückzuführen, der Erde, welche das Tragen eines Baues übernahm, Opfer darzubringen. Hier und da hat man Reste solcher Bauten in unmittelbarer Nähe jener gebohrten Stellen und karolingischer Gräber noch gefunden; in Sindlingen waren es jedenfalls nur einfache, schlechte Holzhäuser, die sich natürlich nicht bis auf unsere Tage erhalten haben, die aber trotzdem mit Sicherheit dort vorausgesetzt werden dürfen.

Bereits im 8. Jahrhundert wird dann Sindlingen urkundlich als „Dorf“ genannt, aus welchem es ebenso in den Urkunden der Folgezeit wiederkehrt; es ist einer der nicht häufigen Orte, die von den ältesten Zeiten bis heute eine niemals dauernd gestörte Continuität der Besiedelung aufweisen und die schon deshalb, ganz abgesehen von den wichtigen Detailstudien, dem Forscher ein ganz besonderes Interesse bieten und die Aussicht auf eine nicht ergebnislose Vertiefung in ihre geschichtliche Vergangenheit.

Familientypus und Familienähnlichkeiten.

Von Graf Theodor Ziehy.

(Schluss.)

Cosimo III. der Medicier³⁰⁾. Seine Grossmutter Magdalene war eine Schwester Ferdinands II. Seine Aehnlichkeit mit Kaiser Leopold I. ist wirklich auffallend.

Der Cardinal Leopold, der Medicier³¹⁾. Auch Professor Lorenz bespricht den Typus dieses Kirchenfürsten, er bemerkt jedoch, dass auch ältere Medicier starke Unterlippen hatten, und setzt hinzu, dass wir da wohl ein Beispiel von Amphimixis vor uns haben.

Herzog Ferdinand Maria von Bayern³²⁾ und sein Bruder Maximilian Philipp³³⁾. Ihre Mutter Maria Anna war eine Tochter Ferdinands II.

Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern³⁴⁾. Seine

Mutter war eine Tochter Kaiser Josephs I., er hat ganz den neueren Habsburger Typus.

Clemens Wenceslaus von Sachsen, Erzbischof von Trier³⁵⁾. Er ist Enkel des Kaisers Joseph I.

Merkwürdigerweise sehen wir bei ihm das hervorragende Kinn und den starken Unterkiefer der älteren Habsburger, während doch diese Eigentümlichkeit bei den übrigen Descendenten Leopolds I. nicht mehr zum Vorschein kam.

Und so liessen sich noch viele andere anführen. Zum Schlusse will ich Ihnen noch einen ganz merkwürdigen Fall von Atavismus zeigen. Es ist das die so oft besprochene Aehnlichkeit des vor zwei Jahren verstorbenen Feldmarschalls Erbs Herzog Albrecht³⁶⁾ mit Kaiser Leopold I.

Nachdem wir alle diese Porträte angesehen und analysirt haben, möchte ich einige Worte über die verschiedenen Ansichten bezüglich des Ursprungs der sogenannten Habsburger Lippe sagen.

Manche behaupten, sie stamme von Margarethe Maultasch her.

Das ist grundfalsch. Margarethe Maultasch, die letzte Herrin von Tirol, war überhaupt nicht Stammutter der Habsburger.

Ihr Sohn Mainhard IV. hatte die Tochter des Kaisers Albrecht II. geheiratet; diese Ehe blieb kinderlos, Mainhard starb vor seiner Mutter und Tirol kam im Jahre 1366 durch Erbsvertrag an die Habsburger.

Hier das Porträt Margarethens³⁷⁾, schön war sie nicht, sie hatte zwar eine sehr starke Lippe, das war aber die Oberlippe.

Anderer sprechen von der „Jagellonen-Lippe“ und meinen, die starke Lippe sei durch Anna Jagello, der Gattin Ferdinands I., in die Familie gebracht worden.

Auch diese Ansicht ist unrichtig. Die Porträte³⁸⁾ der Kaiserin Anna zeigen uns, dass ihre Lippe ganz normal war, überdies haben die spanischen Habsburger, welche nicht von ihr abstammen, doch auch die starke Unterlippe.

Viele wollen wissen, dass schon Rudolf von Habsburg eine starke Unterlippe hatte. Woher sie das nehmen, kann ich mir nicht recht erklären, denn wir besitzen überhaupt kein authentisches Porträt von diesem grossen Kaiser und sein Grabstein in Speier zeigt seine Physiognomie nur sehr unvollkommen.

Ernster Forscher, darunter Professor Lorenz, sind geneigt anzunehmen, dass die Habsburger Lippe von Zimburgis von Masovien, der Gattin Ernste des Eisernen und Mutter Friedrichs III., herstamme.

Als Beleg für diese Ansicht kann wohl nur das Gesicht, was uns Fugger in seinem schönen

³⁰⁾ Kupferstiche von Westerhont und Thomassin.

³¹⁾ Kupferstich von Halsch.

³²⁾ Kupferstiche von P. de Jode und M. Küsell.

³³⁾ Kupferstich von M. Küsell.

³⁴⁾ Kupferstich von Söckler.

³⁵⁾ Kupferstiche von Karcher und Schleib.

³⁶⁾ Photographie.

³⁷⁾ Kupferstich von Demarceau.

³⁸⁾ Alter anonymer Stich.

Werke „Der Ehrenspiegel des Erzhauses Habsburg“ berichtet.

Er erzählt uns da ganz wundersame Dinge. Zimburgis sei so kräftig gewesen, dass sie Nase mit zwei Fingern anknechte und wenn es galt, einen Nagel in die Wand zu schlagen, so hedonte sie sich keines Hammers, sondern besorgte das mit der blossen Faust. „Auch, meint er, soll die starke Unterlippe durch sie in die Familie gekommen sein.“

Der Verfasser scheint also nur vom Hörensagen zu reden und da wir kein Porträt von Zimburgis haben, so sind wir genöthigt, auch diese Ansicht als unerwiesen zu betrachten.

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen hier auch das Resultat meiner eigenen Untersuchungen mittheile.

Ich möchte überhaupt nicht die Unterlippe als das charakteristische Merkmal der Habsburger gelten lassen. Viele, ja sehr viele von ihnen haben ganz normale Lippen, die herunterhängende Unterlippe sehen wir nur bei Karl II. von Spanien, bei Leopold II. und noch einigen wenigen.

Viel auffällender und weit charakteristischer ist der kräftige, sehr entwickelte Unterkiefer, das stark vorstehende Kinn, bei manchen dürfte die Unterlippe nur darum etwas grösser als normal ansehn, weil sie von den Zähnen nach vorwärts gedrückt wird.

Diesen typischen Unterkiefer sehen wir zum erstenmale bei Karl V. und Ferdinand I.

Bei ihrem Vater Philipp den Schönen und ihrem Grossvater Maximilian I. ist nichts von dieser Eigenthümlichkeit zu bemerken.

Ich suchte nun in den mütterlichen Familien und fand zu meinem grossen Erstaunen den starken Unterkiefer bei einigen Mitgliedern des Portugiesischen Königshauses wieder. Johann III. von Portugal³⁸⁾ z. B. sieht Karl V. ganz auffallend ähnlich, sein Gesicht ist nur etwas voller.

Somit wäre ich geneigt die Behauptung aufzustellen, dass der Typus der Habsburger von der Portugiesischen Verwandtschaft herstamme.

Unmöglich wäre das nicht, waren ja doch zwei Urgrossmütter Karls V. Portugiesische Prinzessinnen. (Eleonora, Gattin Friedrichs III., und Isabella, Gattin Johans II. von Castilien.)

Leider steht mir hier nur ein sehr spärliches Beweismaterial zur Verfügung, ich könnte Ihnen nur wenige, zum Theile nicht ganz verlässliche Porträte vorführen. Mit der Zeit hoffe ich aber namentlich in der Pariser National-Bibliothek bessere Belege zu finden. Bis dahin mag meine Ansicht als ganz hescheidende Hypothese gelten.

Nun wollen wir uns die Bourbonen besehen, bei welchen, wie bereits erwähnt, kein constanter

Typus vorhanden ist. Dagegen werde ich es versehen, bei jedem einzelnen Mitgliede dieser Familie Aehnlichkeiten mit seinen mütterlichen Ascendenten nachzuweisen.

Hier das Porträt Heinrichs IV.⁴⁰⁾ Wer diesen Charakterkopf einmal gut angesehen hat, wird ihn nicht wieder vergessen. Jeder Zug verräth Energie, männlichen Willen, Sarkasmus. Wenn wir seinen Sohn Ludwig XIII.⁴¹⁾ mit ihm vergleichen, müssen wir sagen, dass er ihm vollkommen nähnlich ist. Dagegen finden wir sehr viele Analogien zwischen den Porträten Ludwigs XIII. und seiner Mutter Maria von Medici⁴²⁾ und das namentlich in der Jugend, denn in späteren Jahren wurde das Gesicht Marias immer feischeriger und runder, während ihr Sohn allmählich abmagerte.

Der Schnitt ihrer Gesichter, Nase, Mund, Lippen, Kinn, stimmen vollkommen überein.

Dasselbe ist bei dem Antlitze des zweiten Sohnes Heinrich IV., bei Gaston d'Orléans⁴³⁾ zu bemerken.

Ludwig IV.⁴⁴⁾ ist allerdings, wenn man nur die Jugendporträte miteinander vergleicht, das Ebenbild seines Vaters. Das ist so sehr der Fall, dass ich selbst in Frankreich Porträte von ihm sah, die man fälschlich für seinen Vater ausgab.

Später wird sein Gesicht breiter, es erinnert, was Augen, Stirne, Mund und Kinn anbelangt, an seine Mutter Anna von Oesterreich⁴⁵⁾, die ihrerseits nichts vom Habsburger Typus besitzt.

Die Nase hat Ludwig XIV. von seiner Grossmutter Maria von Medici ererbt.

Der Sohn Ludwig XIV., der Grosse Dauphin⁴⁶⁾ hat nichts von den väterlichen Zügen, er gleicht seiner Mutter Maria Theresin von Oesterreich.⁴⁷⁾ Wir bemerken das hauptsächlich bei den runden Augen, den feinen hochwölbtigen Augenbrauen, beim doppelten Kinn und den etwas wölbtigen aufgebälhten Wangen.

Ich übergebe den Herzog von Burgund, derselbe stark sehr jung und die nas von ihm überlieferten Porträte scheinen mir ausnahmslos sehr geschmeibelt zu sein.

Um so bemerkenswerther sind die Porträte Ludwigs XV.⁴⁸⁾

Wir wollen es gleich mit jenen seiner Mutter, der so reizenden Prinzessin Marie Adelaids von Savoyen⁴⁹⁾ vergleichen und da können wir constatiren, dass er ihre runden, kugelförmigen, lebhaften Augen, ihr starkes, etwas vorstehendes Kinn, die feischigen sinnlichen Lippen geerbt hat. Alle diese Merkmale zeigen uns auch die Porträte seines Grossvaters Victor Amadens II.⁵⁰⁾

⁴⁰⁾ Zeichnung nach einer Medaille, Kupferstiche von Gaultier, Hondius, de Leu.

⁴¹⁾ Zeichnung nach einer Medaille, Kupferstiche von Hondius, Lorraine, Gaultier.

⁴²⁾ Kupferstiche von Hondius, Galle.

⁴³⁾ Kupferstich von Vostermann.

⁴⁴⁾ Kupferstiche von Maess, von Schnppen, Poilly, Landry, Thomassin etc.

⁴⁵⁾ Kupferstich von Nanteuil.

⁴⁶⁾ Kupferstich von Larressin, Schwarzkunsthalt von Bernard.

⁴⁷⁾ Kupferstich von Pitas, Gole etc.

⁴⁸⁾ Kupferstich von Larressin, Petit, Cochis.

⁴⁹⁾ Kupferstich von Thomassin.

⁵⁰⁾ Kupferstich von Thomassin.

³⁸⁾ Alter anonymen Stich.

Die feine, schön gewölbte Adernase hat Ludwig XV. von seinem Grossvater Carl Emanuel II.³¹⁾

Bei ihm sehen wir sehr erstmalig in der Familie der Bourbonen die hohe, sehr zurücktretende Stirn.

Der Typus Maria Adelaidens und ihres Vaters erinert lebhaft an König Victor Emanuel II.

Der Dauphin Louis³²⁾, Sohn Ludwigs XV., hat die zurücktretende Stirne seines Vaters, im übrigen finden wir bei ihm alle Züge seiner Mutter Maria Leszcinska³³⁾ wieder.

Bei Ludwig XVI.³⁴⁾ möchte ich darauf aufmerksam machen, wie sich sein Gesicht im Laufe der Jahre geändert hat. Er hatte die Stirne seines Grossvaters Ludwig XV., als junger Mann auch dessen feine, schön gewölbte Nase, später wurden seine Züge plumper, dicker, er wuchs sich ganz auf seinen Urgrossvater Stanislaus Leszcinski³⁵⁾ aus.

Auch bei Ludwig VIII.³⁶⁾ bemerken wir die grosse Aehnlichkeit mit der Familie Leszcinski.

Die letzten Bourbonen zeigen etwas mehr Gleichheit in ihren Zügen, wir sehen namentlich, dass sie alle sehr stark gebogene Nasen haben. Ich habe Ihnen hier ihre Porträts mitgebracht und bitte Sie, dieselben durchzusehen.

Ich will Ihnen nur noch zwei ganz auffallende Beispiele von Aehnlichkeiten sehr entfernter Verwandten zeigen.

Der Bürgerkönig Louis Philippe³⁷⁾ ist das Ebenbild Ludwigs XIV. und der Herzog von Nemours³⁸⁾ hat ganz und gar die Züge Heinrichs IV.

Zum Schluss erlaube ich mir noch, das Porträt des Uhrmachers Navardet³⁹⁾ vorzuschieben, der sich für den unglücklichen Sohn Ludwigs XVI. ausgab und den noch heute viele für den wahren Ludwig XVII. halten.

Er sieht Ludwig XVI. ziemlich ähnlich und bemerkenswerth ist es, dass er gleich der Königin Maria Antoinette geröthete Augendeckel hatte.

Die heiländischen Gerichte sprachen ihm das Recht zu, den Namen „Bourbon“ zu tragen, die französischen wollten ihn nicht als Königsohn anerkennen.

Ich glaube, Professor Kleinschmidt hat in dieser Angelegenheit den Nagel an den Kopf getroffen, indem er nachweist, Nardet sei schwachsinzig gewesen und habe schliesslich selbst geglaubt, er sei Ludwig XVII. (Westermanns Monatshefte, October 1895.)

Gerne hätte ich Ihnen noch andere Familien vorgeführt, ich will aber ihre Geduld nicht auf die Probe stellen.

Ich beschränke mich darauf, zu erwähnen, dass bei der Württembergischen Königsfamilie die Dinge beiläufig so stehen wie bei den Habsburgern. Der kräftige brachykephale, brachyprosope Typus war dort Jahrhunderte hindurch constant, nur in neuerer Zeit sehen wir einige Ausnahmen von dieser Regel.

Bei den Zähringern und im Hause Oranien-Nassau ist der Typus ebenso beständig.

Die Hebenzollern und die Wittelsbacher hingegen zeigen in ihrem Typus zeitweise viel Variabilität.

Wenn Sie mich nun fragen, wie ich mit alledem, was ich gesagt und was ich gezeigt habe, binäus will, was ich damit zu beweisen gedenke bin, so möchte ich mich in folgenden Punkten zusammenfassen:

1) Nahezu jeder Mensch hat die Züge irgend eines seiner nicht gar entfernten Ascendenten. Steben uns die Porträte der ganzen Ahnenreihe, der gesammten Familie zur Verfügung, so können wir beinahe sicher sein, solche Aehnlichkeiten zu finden.

2) Der constante Familientypus, der sich im Mannesstamme verehrt, ist bei manchen Geschlechtern unlösbar verbunden, aber eine Regel ist das nicht.

3) Zwischen Geschwistern sind die Aehnlichkeiten sehr häufig, aber meist nur in der Jugend.

4) Aehnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern können an Jugendporträts beider ebenfalls häufig constatirt werden.

5) Es kommt hie und da vor, dass wir bei einzelnen Individuen ganz auffallende Aehnlichkeiten mit entfernten Urnahmen nachweisen können.

Auf diese fünf Punkte beschränke ich meine Behauptungen.

Die Erblichkeitstheorien, die Lehre von der Variabilität lasse ich unberührt, ich sehe die Gefahr, zu kühn zu werden.

Professor Lorenz hat die einschlägigen Doctrinen ausführlich und gründlich erörtert, muss aber schliesslich zugeben, dass wir uns da vor einer Reihe von ungeklärten Fragen befinden.

Er ist der Ansicht, dass man in der Familie die Wiederbelang väterlicher Eigenschaften vorherrschend wahrnimmt. Eine Behauptung, der ich nach den Beispielen, welche ich bei den Bourbonen angeführt habe, nicht unbedingt beipflichten kann.

Dagegen bin ich ganz seiner Meinung, wenn er hervorhebt, dass der sogenannte Ahnenverlust ein wichtiger Factor bei der Vererbung von Familieneigenschaften ist.

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen erkläre, was man in der Genealogie unter Ahnenverlust versteht.

Wenn man die Ascendenten einer Person tabellarisch zusammenstellt, also ihre genealogische Ahnenprobe macht, so kommt es bisweilen vor, dass ein und derselbe Ascendent wiederholt in der Ahnentafel verzeichnet erscheint.

Es hätte z. B. Jemand seine Cousins gebohret.

³¹⁾ Kupferstich von Nanteuil.

³²⁾ Kupferstich von Will, Dupuis.

³³⁾ Kupferstich von Larmesin etc.

³⁴⁾ Kupferstich von Heiss, Coqueret etc.

³⁵⁾ Kupferstich von Meitte, Nanceii.

³⁶⁾ Kupferstich von Jazet, Andoin.

³⁷⁾ Kupferstich von Hopwood, Lignard etc., Zeichnung nach einer Medaille.

³⁸⁾ Lithographie von Newbau.

³⁹⁾ Lithographie von Michy und de Feoq.

Das eine Paar der Grosseltern des Mannes wäre da gleichzeitig auch Grossvater und Grossmutter der Frau, die aus dieser Ehe geborenen Kinder aber hätten statt vier Paar Urgrosseltern nur drei Paare.

Dass in solchen Fällen viel Wahrscheinlichkeit für die Vererbung urgrosselterlicher Eigenschaften spricht, ist kaum zu stellen.

Ich will einige praktische Beispiele anführen.

Die Ahnenprobe Leopolds I. zeigt uns, dass von seinen 30 Ahnen 17 Habsburger sind, oder nehmen wir bloss die Männer aus der Tabelle in Betracht, so hat er von 15 männlichen Ascendenten 10 Habsburger als Vater, Grossväter, Urgrossväter und Altväter.

Da ist es wohl nicht zu verwundern, dass sich bei ihm der Habsburger Familientypus so auffallend gezeigt hat.

Dasselbe gilt von Karl II. von Spanien. Von seinen 30 Ahnen sind 21 Habsburger und von 15 männlichen Ascendenten sind nicht weniger als 13 Habsburger.

Ich kann Ihnen aber auch Beispiele zeigen, wo der Ahnenverlust gar keinen Einfluss auf den Typus des Descendenten hatte.

In der Ahnentabelle Ludwigs XV. sehen wir unter 62 Ahnen 14 Habsburger und er hat nichts von ihrem Typus geerbt.

Heinrich IV. kommt in seiner Ahnenprobe 6 Mal als Urvater und einmal als Urvater vor, er ist also 7 Mal sein Ascendent und Ludwig XV. sieht ihm nicht im Entferntesten ähnlich.

Wir kommen also immer wieder zum Besinne, dass sich bezüglich der Erblichkeit des Typus keine allgemeine Regel formulieren lässt, man muss sich darauf beschränken, einzelne interessante Erscheinungen zu registriren.

Die Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung können wir hier nicht in Anwendung bringen, die Natur verfährt nach ihren eigenen uns noch unbekanntem Gesetzen.

Ich habe den Versuch gemacht, die Ahnenprobe Philipps IV. von Spanien in Porträten zu sammenzustellen. Dabei fand ich, dass von 14 seiner nächsten Ascendenten 10 das Habsburger Kinn und die starke Lippe hatten. Auch Philipp IV. heizt diese typischen Merkmale in hohem Grade.

Wenn wir da um einen Schritt weiter gehen, so könnten wir sagen, dass man bei seiner Geburt auf Grundlage des Stammnamens und der Wahrscheinlichkeitsrechnung 10 gegen 14 hätte wetten können, dass er ein echtes Habsburger Gesicht haben wird.

Bei seiner Schwester Anna von Oesterreich hingegen hätte unser anthropologischer Sportsmann

seine Wette ganz jämmerlich verloren und doob hatte sie identisch dieselben Ahnen wie ihr Bruder.

Diese Betrachtungen mahnen mich daran, dass es Zeit ist abzubrechen, sonst gelangen wir wirklich zu den Ammenmärchen.

Alles in Allem genommen habe ich Ihnen wohl nur sehr wenig Neues mitgeteilt. Jeder von Ihnen war gewiss schon unzählige Male in der Lage, im Kreise seiner Bekannten ganz auffallende Familienähnlichkeiten zu constatiren. Ich habe meine Beispiele eben nur von etwas weiter hergeholt und sollte es mir gelungen sein bei Ihnen einiges Interesse für das Studium alter Porträte erweckt zu haben, so habe ich meinen Zweck erreicht und fühle mich wahrhaft glücklich.

Mittheilungen aus den Localvereinen. Gruppe Hamburg-Altona.

Sitzung vom 16. September 1896: Herr Dr. med. P. G. Unna: „Das Haar als Rassenmerkmal und das Negerhaar insbesondere“ (mit Demonstrationen). Nachdem der Schädel als Rassenmerkmal neuerdings etwas in den Hintergrund getreten ist, scheint die Bedeckung des Schädels, das Haupthaar, an Wichtigkeit zu gewinnen. Bisher hat man erstlich nur das Haupthaar als Rassenmerkmal in Betracht gezogen, weil es der üppigst vegetirende Theil des dem Menschen gebliebenen Haarkleides ist. Man unterscheidet — nach Exner — im Allgemeinen Tasthaare (zum Augenschutz), Contacthaare (Gelenkbeugen, Afterkerbel), welche beide durch ihre Function ziemlich constant in Lage und Form bei allen Menschen bleiben, und Haupthaare. Die Tasthaare der Augengegend sind, ihrer Function entsprechend, steif, schwach gekrümmt, sehr kurz und an zweckmässiger Stelle mit einem reichen Nervenplexus versehen. Die Berührung der Augenwimpern erzeugt sogar reflectorischen Lidestrich. Es ist sehr verständlich, dass diese Haare wegen ihrer hohen Wichtigkeit von der allgemeinen Enthaarung des Menschengeschlechts verschont geblieben sind, aber es ist auch klar, dass sie ihrer überall gleichbleibenden Function wegen am wenigsten Tendenz zur Variation zeigten und sich daher gar nicht zum Rassenmerkmal eignen. Dasselbe gilt für die Contacthaare, die nach Exner die Function haben, als „Walzen“ die Reibung der Contactflächen in ein unbeschädliches Gleiten zu verwandeln. Anders aber steht es mit dem Haupthaar. Exner hat wohl recht, wenn er auf die schlechte Wärmeleitung der Haare und die zwischen ihnen stagnirende Luftschicht gerade in Bezug auf den Schädelinhalt Werth legt. Nach der Ansicht des Vortragenden kommt unter diesem Gesichtspunkte wohl auch der Kälteschutz für die kälteren Klimate ebenso sehr in Betracht; aber es dürfte diese Eigenschaft des Haares dem Menschen im Kampfe um Dasein wohl kaum einen wesentlichen Vortheil gebracht haben. Denn gerade den Negern, Kältern und Hottentotten, die dem Sonnenbrande vorzugsweise ausgesetzt sind, ist eine spiralgeockte, kurze Haartracht eigen, die gar nicht besonders für eine schlechte Wärmeleitung eingerichtet ist. Eine solche verlangt vielmehr weit abstechend und locker verfilzte, aber nicht eng anliegendes und zu Spiralen zusammengedrehte Haare. Zudem spricht der Umstand, dass das Haupthaar in auffallender Weise

varizit und dies durchaus nicht in einer dem Bedürfnisse nach Wärmechutz entsprechenden Weise, gegen eine allzu hohe Bedeutung des Haupthaars für die Erhaltung der Temperatur des Schädellinern und zugleich gegen die Annahme, dass die natürliche Zuchtwahl mit der Beibehaltung des Haupthaars etwas zu thun habe. Der Vortragende legt vielmehr auf die andere Erklärung, welche Darwin heranzieht und der Exzer eine sekundäre Bedeutung beimisst, das Hauptgewicht. Duncanson ist das Haupthaar von secundärem Geschlechtscharakter des Menschengeschlechtes und ihm durch geschlechtliche Zuchtwahl erhalten geblieben, an der übrige Körper nicht wurde. Durch dieselbe Ursache hat das Haupthaar nach der mannigfaltigsten Formen erhalten, je nach dem Schönheitsgefühl der Völker. Und nur diesem Umstande ist es zu verdanken, dass man das Haupthaar im Gegensatze zu dem Contact- und Tasthaare als Basismerkmal verworfen kann. Vom Harte gilt dasselbe, aber in viel geringerem Masse, da bei einigen sehr barlosen Völkern die letzten Barthaare um der Schönheit willen anzüglich nuzernpfl werden. Leider Geoffroy St. Hilaire versuchte zuerst auf die auffallende Verschiedenheit des Haupthaars der verschiedenen Völker eine Rassen-eintheilung zu begründen. Ihm folgte der Lingvist Friedrich Müller und Huxley. In Haeckel's natürlicher Schöpfungsgeschichte ist diese Eintheilung ausführlich und begründet. Danach giebt es unter den Menschen etwa 150 Millionen Wollhaarige und 1500 Millionen Schliebhaarige. Die anderen werden in Büschelhaarige (Papas und Hottentotten) und Flosshaarige (Kaffern und Neger) unterschieden. Die Schliebhaarigen umfassen alle übrigen Rassen. Die schlichten Haare bieten dem Ethnologen wenig markante, zur weiteren Rassen-eintheilung verwertbare Züge. Es knüpft sich darum das Hauptinteresse an den sog. wollhaarigen Typen, der bisher auch die Forscher auf dem in Frage stehenden Gebiete fast allein beschäftigt. Was zunächst die Bezeichnung Wollhaar anbetrifft, so ist nach den übereinstimmenden Forschungsergebnisse Gütts, v. Nathusius und Waldeyer's das echte Wollhaar der Schafe ein einfach regelmäßig wolliges Haar, das sich in geschwommenem Zustande zu einem sog. Stapel zusammenballt; ihm fehlen die durch spirale Drehung einzelner Haare erzeugten Löcherchen. Waldeyer sagt daher mit Recht, dass keine einzige Beschreibung menschlicher Haare vorliegt, welche die Existenz eines echten Wollhaars beim Menschen beweist. Es sind darum die Wörter Kraushaarige und Spiralloekche (Virchow) in Vorschlag gebracht worden. Die weitere Eintheilung dieser Klasse ummt, wie schon bemerkt wurde, auf die Art der Verheilung der Haare auf dem Kopfe Rücksicht. Nun macht Waldeyer darauf aufmerksam, dass ein büschelförmiges Zusammenstehen der Haare nicht bloss auch bei den selbthaarigen Völkern vorkommt, sondern beim Kopfhare der Europäer wie bei jedem menschlichen Kopfhare geradem die Norm bildet. Pincus hat schon vor langer Zeit auf dieses Zusammenstehen der Kopfhare bei Europäern in Gruppen zu 2-4 Haaren aufmerksam gemacht. Diese Gruppenbildung, auf die der Vortragende noch näher einging, genügt natürlich nicht, um die Entstehung der abweichenden Form der Spiralloekche bei einzelnen Völkern zu erklären, ganz abgesehen davon, dass in diese meistens eine grössere Anzahl von Haaren eingibt. Es haben darum Broca und Topinard die Häckel'sche Abtheilung der Büschelhaarigen ganz verworfen und zwischen Hottentotten und Papis einerseits, Negern und Kaffern andererseits keine Differenz

des Haarwuchses zulassen wollen. Dagegen hat Krause an Flachschnitten der Negerhaut gefunden, dass sich die kleineren Gruppen wieder zu 6-8 zu Gruppen höherer Ordnung vereinigen, und ähnlich hat Götts bei Buschweide ein dichteres Zusammenstehen der Haare zu einer Spiralloekche beobachtet. Waldeyer glaubt daher, dass auch der Stand in grösseren Gruppen für die Bildung der „büschelförmigen Haare“ resp. Spiralloekchen von wesentlicher Bedeutung sei. Entsprechend den Vorschlägen Waldeyer's hat Fritsch neue Untersuchungen angestellt. Er sammelte sein Material auf einer wissenschaftlichen Reise in Afrika und kam bei seinen Studien u. a. zu dem Ergebnisse, dass auch die Gruppierung höherer Ordnung keinen wesentlichen Einfluss auf die Haartracht habe und somit die Büschelhaarigkeit auf anderer Grundlage beruhen müsse. U n n a erkannte bei seinen diesbezüglichen Arbeiten, dass ein wesentlicher Antheil des „büschelförmigen“ Aussehens des Negerhaars in der That auf eine vorgebildete U nregelmässigkeit der Haarverheilung zurückzuführen ist, dass sich Spiralloekchen nur auf solchen Stellen bilden, wo die Haarstrahlen dicht stehen, und dass bei ihrer Bildung die umgebenden baareren Stellen fast völlig entblösst werden, während sich kleine haarlose Stellen im schlichtem Haar verdeckt würden. Er machte dann im Anschluss an seine Beobachtungen den Vorschlag, nicht von kleineren Gruppen und Gruppen höherer Ordnung, sondern von Einzelhaaren und Gruppen wie grösseren Gruppen, die gleichwerthig in Haarr Reihen angeordnet sind zu sprechen. Auch die Querschnittsbilder der Haare hat man als wesentliche Rassenmerkmale aufgestellt. Pruner-Bey (1858-64) und nach ihm Topinard, Müller und Haeckel haben den Haarquerschnitt bei ihren ethnologischen Systemen verworht. Nachdem dann Hilgendorf (1875) dem Haarquerschnitt jede Bedeutung für den Haarsuchs abspach, nahmen Fritsch und Waldeyer eine vermittelnde Stellung in der Frage ein, indem sie beim schlichten Haare den Kreis, beim krausen vorwiegend ovale Formen als Querschnittsformen erkannten. Aber bei allen Haartypen kommen ovale Schnitte vor, so dass von einer solchen Constanz bei einzelnen Rassen, wie sie Pruner-Bey annahm, nicht die Rede sein kann. Aber immerhin können die erkannten Unterschiede bei der Rassen-eintheilung mit Verwendung finden. Die so häufige Coincidenz von Bandform und starker Krümmung des Haares ist nach der Ansicht des Vortragenden, der sich hiebei in Einklang mit v. Nathusius, Waldeyer und Fritsch befindet, in mausschönen Verhältnissen des Haarbodens zu suchen. Auch U n n a findet ebenso wie Fritsch, dass die Bandform des Negerhaars ihren nächsten Grund in der Form der abgeplatteten Papilla hat, erkennt aber die Ursache hiebei in der hochgradigen Ahnknickung des Bulbus beim Negerhaare. — Aus allem diesen folgt, dass diejenigen structurellen Momente, nämlich die Gruppenbildung und Querschnittform, welche in den letzten 50 Jahren als Rassenmerkmale herangezogen wurden, heutzutage ihres selbständigen ethnologischen Werthes mehr oder minder entleert sind, und es ist nur zu begreiflich, dass die Forscher zu der Ansicht hinneigen, dass wir ohne eine genauere Erforschung des Haarbodens selbst nicht zu einem Verständnisse der Verschiedenheiten des Haarwuchses gelangen werden. Nach der Erfahrung des Redners sind alle regelmässigen spiralen Bildungen, welche in der Haut vorkommen, Folgeerscheinungen einer regelmässigen Rannbeschränkung gegenüber nachweisbar im Wachsthum befindlicher Geülde. Die säbelförmige Krümmung des Negerhaars

ist nun fast stets mit einer leichten spiralförmigen Drehung verbunden und wie diese durch Raumbeschränkung von von aussen nach innen entstanden. Derartige Raumbeschränkungen kennt man auch am Haar des Europäers, aber sie kommen nur unter pathologischen Verhältnissen vor. Auch für die seitliche Abknickung des Haarbalbus in der Papille, welche für das Negerhaar charakteristisch ist, muss man einen abnormen, sich dem Wachstum des Haares entgegenstellenden Widerstand annehmen. Bei den Europäern zeigt sich eine constante Abknickung der Haarwurzel nur bei den Augenwimpern. Der Vortragende wies nach, wie gerade hierdurch die richtige Krümmung des freien Haares erzielt werde. Beim Negerhaare fehlt es an einem greifbaren Hindernis am Haargrund, aber man lernt für dasselbe aus der Betrachtung der Wimperhaare, dass eine Abknickung der Wurzel eine Krümmung des freien Haares zur Folge haben muss. Die histologischen Erscheinungen in der Cutis vermögen deren relativ grossen Widerstand nicht zu erklären, und es bleibt somit nur übrig, den Widerstand des Oberhautgebildes als abnorm gering anzunehmen. Das spätere Furchung als abnorm gering anzunehmen. In diese Frage mehr Licht zu bringen. Das büschelförmige Aussehen des Negerhaares entspringt der unregelmässigen Vertheilung der Haarreihen und dem Zusammenstossen der dicht stehenden, spiralförmig gekrümmten Haare zu Lösschen, mit Entblösung der haarfreien Stellen des Kupfes. An der sich anschliessenden Besprechung beteiligten sich die Herren Dr. Petersen, Frochowski, Hagen, Ahlborn, Kotelmann und der Vortragende.

In der Sitzung am 4. November 1896 sprach Herr Dr. K. Hagen unter Demonstration der Sammlungen des Reisenden Ehlers über die Ethnographie von Assam, insbesondere der Naga-Stämme.

Otto K. Ehlers sammelte in Assam im Auftrage des Freiherrn Ed. v. Okenlaur für das kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, die Duiletten wurden dem Hamburger Museum überwiesen. Hinterindien ist für die Völkerkunde eines der interessantesten Gebiete, weil sich hier zwei der wichtigsten Kulturgebiete berühren, gegenseitig beeinflussen und durchdringen: das chinesische und vorderindische. Die indochinesische Cultur hat eine grosse Entwicklung und Blüthezeit gehabt, die uns in grossartigen Tempelruinen entgegentritt.

Man findet die Ueberreste jener Völkerverhalten, welche Hinterindien bewohnten, also jene Beeinflussungen von Norden und Westen her stattfindend, in den schwer zugänglichen Grenzgebirgen von Birma und China, den Höhen, die das Brahmaputralthal umfassen. Bastian hat mehrfach auf die Bedeutung dieser Völkerverhalten für die Völkerkunde hingewiesen. Es sind Völker von Mungolen-, mehr noch Malaien-ähnlichem Ansehen, die sich vielfach als Angehörige des von Manipur bis Jünnan und von Assam bis Kambodja reichenden Thaidor Schanstammes erweisen. Die Schanvölker, deren wichtigster Zweig die heutigen Siamesen sind, haben eine grosse Rolle in Assams Geschichte gespielt. Vom Anfang des Mittelalters bis ins vorige Jahrhundert bestand das Königthum von Fong (Tipperah, Jünnan und Siam umfassend), von dem das Land Assam allmählich unterworfen wurde. Assam ist der Name der Bewohner und bedeutet „unvergleichlich“. Im 16. Jahrhundert nahmen die Eroberer Assams die Hinduereignisse an, daneben auch die Sitten und die Sprache des unterjochten Volkes und sie wurden als Kaste der Hindu-Assamesen angesehen

und nicht mehr als Eindringlinge. Das Königreich Fong wurde von dem Könige Alauara von Birma, dem Gründer von Rangun, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vernichtet. Im 13. Jahrhundert fiel dann Birma und mit ihm Assam stückweise an England. Die Völkerverhalten in den Gebirgen nördlich vom Thal des Brahmaputra stehen anthropologisch und ethnographisch den Tibetauern nahe, die mehr stöcklichen Stämme den Chinesen, während die Bevölkerung der Naga-Hills ein durchaus originelles Gepräge aufweist. Die Naga („die Nackten“) erfallten in Folge der fortwährenden Kriege und der dadurch bedingten Absperrung von einander in zahllose Stämme, die trotz mancher Eigenähnlichkeiten immerhin noch ein einheitliches ethnographisches Bild darbieten; sie haben schmale schiefgestellte Augen, ein flaches Gesicht mit hohen Backenknochen und lassen meist einen malayischen Zug nicht verkennen. Sie sind sehr schmutzig, dürrig gekleidet, dafür aber reich mit Schmuck versehen. Ihre Waffen sind schöne, mit gefärbten Ziegenhaaren besetzte Speere mit Eisenspitzen und breite Schlachttheile. Ihre Ansiedlungen liegen im Walde versteckt und sind meist stark befestigt; die einzelnen geräumigen Häuser sind Pfahlbauten. Mitten im Dorfe steht ein heiliger Baum mit den Schädeln der überwandenen Feinde. Wichtig sind ferner das Junggesellenhaus, eine Art Caserne, wo die jungen Männer bis zu ihrer Verheirathung wohnen, und ein Schuppen, der sich daneben befindet, mit der grossen, aus einem angehöhlten Baumstamme gefertigten Signaltrummel, die bei Kriegsthaten geschlagen wird, sowie ferner, um den Tiger, der den Mond fressen will, zu verschonen. Durch Abbraten des Waldes wird Ackerland gewonnen. Als Zahlungsmittel dient Eisengeld. Fischfang wird mit Hilfe von giftigen Früchten getrieben. Die Todten werden in Matten gewickelt, mit ihren Waffen und „Lebensmitteln“ auf Plattformen gelegt. Die Angami-Naga haben keine Pfahlbauten, sondern einen ausgebildeten Terrassenbau, eine reichere Bekleidung mit schönerem Schmuck und eine abweichende Sprache; sie sind wahrscheinlich eine jüngere Bevölkerung als die übrigen Nagastämme. Bei allen Naga ist die Tätowirung verbreitet; sie ist Stammesmerkmal und darf nur von denen getragen werden, die Schädel erbeutet haben. Sie wird mit dem Dao, dem Schlachttheile ausgeführt. Von den mythologischen Vorstellungen sind diejenigen, die auf die Herkunft des Stammes Bezug haben, von besonderem Interesse, namentlich deswegen, weil sie sich immer mit der theoretischen Annahme von früheren Sitten des Stammes, von denen der eine auf den anderen drückt, decken.

Literatur-Besprechung.

Dr. J. Hampel, kgl. Universitätsprofessor in Budapest, hat soeben den 2. Band seines grossartigen Werkes Ueber die frühmittelalterlichen Denkmäler Ungarns erscheinen lassen.

Wie wir aus einem Briefe des Gelehrten mit Freuden entnehmen, beabsichtigt derselbe eine deutsche Bearbeitung des Werkes in Bälde herauszugeben. Einzuwilligen sind die, welche der ungarischen Sprache nicht mächtig sind, immerhin schon im Stande, aus den sehr zahlreichen Abbildungen im Texte und aus dem grossartigen Atlas von, in beiden Händeln, 362 Tafeln den Reichtum der Mittheilungen und neuen Ergebnisse zu beurtheilen. J. Rauke.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 12 des Jahrg. 1898.

Inhalt: Flintsteinlager aus der Vorderpfalz. Von Dr. C. Mehlis. — Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Krimbach in der Pfalz. Von Dr. C. Mehlis. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Gruppe Hamburg-Altona; 2. Danzig. — Literaturbesprechungen. — Kleine Mittheilungen.

Flintsteinlager aus der Vorderpfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

Die prähistorische Wissenschaft nahm bisher an, dass die Artefakte aus Flintstein und Hornstein, welche das Mittelrheinland lieferte (Gegend von Mainz, Worms, Dürkheim und der Hart), durch den Handel entweder aus dem Norden (Hügen, Schleswig-Holstein) oder aus dem Nordwesten (Küsten von Nordostfrankreich und Südeingland) dorthin gebracht worden seien. Diese Ansicht ist nun zum Theil richtig, nachdem auch im Mittelrheinland geologische Schichten mit Flint- und Hornstein konstatirt worden sind.

Solche fand der Verfasser dieses Zeilen anwiderleglich und anerkannt auf bei Nenstadt a. d. Hart und zwar nördlich davon bei Haardt und südlich davon bei Hambach beweisen das Gegentheil.

Bei der Wichtigkeit und Neuheit dieser vom Referenten gemachten Entdeckung für die Mittelrheinsche Neolithik folgen anbei zwei Detailberichte; der eine vom Januar 1897, der andere vom Februar 1898.

Es ist zu hoffen, dass nach meiner Darlegung der Irrthum vom Mangel eines leicht zu schlagenden und an bearbeitenden Flintsteines im Mittelrheinlande aus geognostischen und archäologischen Mittheilungen verschwinde. Proben des Nenstädter Flint- bzw. Hornsteines stehen Fachmännern gern an Gebote.

I.

Ans der Pfalz, 10. Jan. 1897. Flintstein aus der Vorderpfalz. Dass im Muschelkalk der Westpfalz Knochen von schwarzem Hornstein vorkommen, ist bekannt und wird von Gumbel in der Baviaria „Rheinpfalz“ S. 53 ausdrücklich angeführt. Das Vorkommen von solchen schwarzen Hornsteinknochen bzw. Flintsteinknochen in der Vorderpfalz bzw. am Hange des Hartgebirges war bisher unbekannt. Weder Gumbel — Baviaria a. O. S. 52 bis 54 — noch Lanbmann, — „Dürkheim mit seiner Umgebung“, Pollichia XXV.—XXVII. Bericht, S. 88 bis 84 — führen einen solchen Befund an.

Es ist nun gelungen, diese für den Kalk und besonders den Muschelkalk und die Kreideformation charakteristischen Einschlässe auch für eine Muschelkalk der Vorderpfalz nachzuweisen. — Nördlich von Nenstadt zwischen dem Beginn des Waldes und dem Pavillon von Deidesheimer zieht sich eine Scholle Muschelkalk von Nord nach Süd. In ca. 1 Meter Tiefe stößt man auf ihre grauen Bänke. Hier lässt gegenwärtig — nördlich vom Kübelwege, etwa 100 Meter von diesem entfernt — Brauerdirector Geisel einen alten Weinberg tiefer roden. Bei diesen Arbeiten, welche bis auf 1,20—1,40 Meter Tiefe gehen, wurden am 9. Januar in Gegenwart des Verfassers lamellen der Kalksteinstraten mehrere fremde Gesteinsknochen gefunden. Nach dem Heimgen zeigte sich ein tief-schwarzes, muschelg brechendes, amorphes, glasglänzendes Gestein, welches zum Theil durchogen ist von schmalen, 2—6 Millimeter breiten gelben Quarzithäutern. Dasselbe entspricht nach allen Kriterien dem bekannten Flint- oder Fensterstein, wie er ähnlich an der Nordküste von Hügen (Stabkammer) und an der Nordsee Küste bei Bologna, bei Amiens a. a. w. gefunden wird. — Mittergstein und Flintstein von dieser Muschelkalkklasse bei Nenstadt, die auch Eocrinuren und Ammoniten liefert (letztere sind in der Baviaria a. O. S. 58 nicht angegeben; für Crinurus biliformis hat es daselbst Eocrinurus an heissim!), hat der Verfasser dieser Zeilen dem Museum der Pollichia (anthropologische Section) übergeben. — Es erklärt sich aus diesem Befunde auch, wobei die im neolithischen Grabfelde zu Worms zahlreich vorkommenden Messer etc. aus schwarzem Flintstein stammen (vergl. Köhl: „Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung“ S. 34 und Taf. XII). Sie entstammen zum grösseren Theil weder aus Frankreich, noch aus Norddeutschland, wie Köhl meint; auch ist die Homerkerung von Lepsius (S. 34) nicht richtig, dass dieser Fensterstein in unseren Gegenden nicht vorkommt. Ohne Zweifel suchte und fand der Steinzeitmensch nach obigen Thatachen solche Fensterstein-Knochen am Hochufer der Rheinlande schon

vor mehreren Jahrtausenden auf. (Mehlis setzt die neolithische Zeit bei uns in die 1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr., Kohl noch um ein Jahrtausend früher an; vergl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1896 S. 142 u. 129.) Der Urnesch bearbeitete diese Knollen, welche eine solche Arbeit leicht vertragen — der Verfasser hat sich davon selbst überzeugt, indem er kleine Schalen ohne grosse Mühe aus den Knollen herstellte —, ein Messer und Schaber. — Es gilt auch auf diesem Grenzgebiete zwischen Geologie und Urgeschichte der Spruch: „Suchet, so werdet ihr finden!“

II.

Neustadt, 28. Februar 1898. Geognostisches. Im vorigen Jahre berichtete wir über pfälzische Feuersteinbecken. Hornstein, der sich in der Muschelkalkschicht oberhalb und nördlich von Neustadt zwischen der Anlage von Herrn Deidesheimer und dem Haardter Gemeindegelände in Bänken und Knollen vorfindet („Vogelgesang“).

Eine ähnliche Schicht fand Referent in den letzten Tagen auf der Südseite des Speyerlathales am Eingange von Oberhambach, links vom „Neustädter Weg“. Hier und weiter abwärts am „Leisenbühl“ finden sich bei Erd- und Feldarbeiten in etwa 1 m Tiefe unterhalb der Humusschicht faust- und kopfgrosse, gelbe Knollen, welche sich beim Aufschlagen als Hornsteinbecken, Feuersteinknollen entpuppen. Dieser Feuerstein springt in Plättchen von 1 cm Dicke und gleicht in Farbe — braun bis schwarz —, Glanz und Härte den bekannten Feuersteinen von Nordfrankreich, dem Ostseestrande, Rügen, Südschweden u. s. w. — Nach Angabe eines Hambacher Bürgers wurden diese Knollen früher zum Pfästern der Strassen von Hambach benützt. —

Von einer Tertiärkalkschicht ist hier — wenigstens nach des Referenten Besichtigung — keine greifbare Spur mehr vorhanden. Doch muss sie hier zu Hambach früher obenragt, wie zu Harndt am „Vogelgesang“ und zwischen Seibeldingen und dem Geilweilerhof vorhanden gewesen sein (über letztes vergleiche: W. von Gümbel: „Erläuterungen zu dem Blatte Speyer der geognostischen Karte des Königreichs Bayern“, Cassel 1897, S. 59). — Lanlanman in seiner geognostischen Beschreibung von „Durkheim mit seiner Umgebung“ (Pollichia 1868, XXV—XXVII S. 72—158) erwähnt zwar die Tertiärkalkschicht am „Vogelgesang“, jedoch nicht die darin enthaltene Hornsteinbank. — In der Urzeit scheinen auch die Hambacher Feuersteinknollen zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen benützt worden zu sein. — Man vergleiche zu Obigem die Steinartefakte von Hambach, beschrieben in der Zeitschrift: „Prähistorische Blätter“, 1898, Nr. 3, S. 93—95, mit Zeichnung.

Neue Ausgrabungen auf der Heidenburg bei Krimbach in der Pfalz.¹⁾

Von Dr. C. Mehlis.

Die „Heidenburg“ bei Krimbach, wohl eine der berühmtesten Ruinenstätten der Pfalz, wird demnächst einen ganz besonderen Schmuck erhalten durch Errichtung eines 2. Lapidariums, das meist aus römischen Fundstücken zusammengesetzt, an der Nordostseite der römischen Befestigung errichtet wird. Das-

selbe wird nach den Plänen des Herrn Staatsbaupraktikanten Ullmann eine Höhe von ca. 5 m erhalten und mittelst einer doppelten Freitreppe an dem Zinnenraume führen, von dem man aus eine weite Aussicht bis an den Höhen des Idar- und Sornwaldes, bis zum Stahlberg und Donnersberg, bis Drachenfels und Kalmit, bis Horterkopf und Ringelsberg, halten kann. Die Kosten des Baues trägt zum grössten Theile der Pf.-V.-V., auf dessen Betreiben im letzten Herbst eine Sammlung aller noch vorhandenen Römer-Skulpturen an Ort und Stelle erfolgte. — Diese Sammlung nahm am 23. Mai der Herausgeber des monumental-Verkes, des 13. Bandes des Corpus inscriptionum latinarum, Geheimrath Prof. Zangemeister aus Heidelberg unter Führung des Verfassers und des Mühlenbesitzers L. A. Scheidt von Schmeisbach in Augenschein. Es gelang, in mehrstündiger Arbeit nicht weniger als 8, allerdings fragmentirte, römische Inschriftsteine festzustellen, ausserdem mehrere theils erst jetzt, theils schon früher gefundene Reliefs mit Darstellungen aus dem römischen Genreleben des 3. bis 4. nachchristlichen Jahrhunderts zur Deutung zu bringen. Auch in Wolfstein wurde eine römische Inschrift, sowie 2 wohlerhaltene Grabreliefs (ein nach rechts springender Keiter und eine Fortuna) für das Corpus inscr. lat. aufgenommen. — Mit dem Plane eines 2. Lapidariums auf dem Plateau der „Heidenburg“ erklärte sich Prof. Zangemeister völlig einverstanden, wünschte jedoch im Interesse der Erhaltung dieser wichtigen und s. T. einzig dastehenden Denkmäler eine Bretter- und rechtsbekleidung für die Winterzeit, was von Herrn Scheidt, dem Vorstände des Heidenburgvereins, auch in anerkennender Weise versprochen wurde. — Zur „Heidenburg“ führt von Kaiserlautern und Wolfstein aus das blaue Kreuz. — Im Anschlusse an obige Zeiten sei in Kurzem eine Uebersicht über die Grabungen gegeben, welche im Jahre 1897/98 auf Kosten des Pfälzer Verschönerungsvereins stattfanden und besonders den Zweck hatten, Material für ein 2. Lapidarium (vgl. oben) zu gewinnen.

An Kleinsachen grub man ca. 80 römische Bronzen, fast alle aus dem 3. bis 4. nachchristlichen Jahrhundert aus; die meisten tragen das Bildnis des Augustus.

Ferner wurden verschiedene Schmuckgegenstände aus Bronze ausgegraben, unter anderen mehrere „Anhänger“, ein glatter Fingerring und ein aus zwei freien Ringeln bestehender Ohrschmuck; ausserdem ein gelblicher Glasring von 1 cm Durchmesser im Lichten. Reste von zierlichen Glasgefässen etc. An Artefacten ist anzu erwähnen eine zierliche Stofpfadde aus Bronze von 7 cm Länge. An Werkzeugen stiess man auf ein grosses Messer aus Eisen, das wahrscheinlich zum Schlachten diente, da es neben einer Reihe von Tierknochen auf der Westseite lag. Es entspricht in seiner Gestalt dem jetzigen Schlächtermesser. Im Süden und Westen grub man mehrere Sandsteine, die wie die früher gefundenen zur Aufnahme von Holzsäulen dienten, an denen Bretterbaracken befestigt waren. Eine solche umgab auch diese Schlachtstelle; diese repräsentirte also das spätrömische Schlachthaus! An Sculpturen fanden sich mehrere sehr interessante Stücke; zahlreiche Säulen, Gesimse, Reliefs etc. übergeben wir:

1. Ein Quader (weisser Sandstein), herrührend von einem Grabmal; 80 cm lang, 18 cm hoch, 27 cm breit. Auf demselben ist im Relief das Brustbild einer jugendlichen weiblichen Figur geschickt dargestellt, links von ihr befinden sich Blumengewinde.

¹⁾ Vergl. Correspondenzblatt Februar 1896.

2. Eine ca. 50 cm im Quadrate haltende Platte, auf welcher innerhalb eines vertieften Randes Blumenfeston, geziert mit Weintrauben (?), eingearbeitet sind. Diese Sculptur ist besonders sorgfältig gearbeitet.

3. Kumpf und Hals einer Bellisfigur, sogenannte Statua togata aus rothem Sandstein. Höhe der Platte = 60 cm, gr. Breite = 65 cm, Dicke = 20 cm. Drei Zipfel fallen über den Mittelhand der Toga; in der Rechten scheint der Togaus eine Rolle oder dergl. gehalten zu haben. Diese Togafiguren sind charakteristisch für die spätere Römerszeit. Im Tode trug nach das Gewand noch, das man im Leben als anpraktisch abgelegt hatte. — Die Arbeit ist handwerk-mässig.

An Inschriftplatten fanden sich folgende 4 Stücke vor:

1. Vom Südhang rothe, grobkörnige Sandsteinplatte von 42 cm L., 32 cm H., 18 cm Br.

RVS-S	1. Z.
FMAER	2. Z.
R-AMMO	3. Z.

Buchstabenhöhe = 8 cm.

Das Cognomen Ammo erscheint bereits auf den vom Verf. entdeckten und beschriebenen Denkmälern von der Heidehöhe bei Waldjüchisch (vgl. Bonner Jahrbücher Heft 77, S. 82 u. Zeichnung: Ammoni Drapponis filiae).

2. Fragment aus weissem Sandstein von 1,8 cm L. und 20 cm H.

F F

Buchstabenhöhe = 8,5 cm.

3. Fragment aus rothem Sandstein von 21 cm L. und 11 cm H.

NIV

Buchstabenhöhe = 7,5 cm.

4. D-M 9 cm H. 1. Z.

CA 5 1/2 cm H. 2. Z.

PICAI-PF 5 1/2 cm H. 3. Z.

Diese stark verwitterten Buchstabenreihen stehen auf einer grauweißen, grobkörnigen Sandsteinplatte von 46 cm L., 26 cm H., 50 cm grüster Dicke.

Alle 4 Inschriften röhren, wie die früheren, von zerbrochenen Grabdenkmälern her. In der Correspondenzblatt 1896, Februar S. 15 oben, gegebenen Inschrift Z. 1 ist nicht zu lesen:

IVSOVINI
sondern IVSÖVINI

Der Betreffende hieß also . . . ius Quintus. —

Gross war auch bei dieser Campaigna die Zahl der gefundenen — angestampelten! — Dach- und Basiszüge, der entweder mit einfachem Linienornament (X X X X X oder || |) gezierten, meist blaasrothen Thongefässe, des aus Rothselberger Quarzit oder Niederwendiger Basalt bestehenden Mühlesteine (meist 18 bis 20 cm Durchmesser und 8 bis 10 cm Höhe), und der vom Brande herrührenden Schlacken.

Der Verf. Ansicht, das wir es bei der „Heidehöfung“ mit einem im 3. Jahrhundert nach Durchbruch des rechtsrheinischen Limes erbauten Straassenkastelle zu thun haben, das im Laufe des 4. Jahrhunderts der umwohnenden romanischen Bevölkerung als Refugium gedient hat, wurde aneb durch die letzten Ausgrabungsergebnisse bestätigt.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Gruppe Hamburg-Altena.

In der Sitzung des Naturwissenschaftlichen Vereins vom 11. Nov. 1896 unter dem Vorsitz des Herrn Dr. phil. Ahlborn hielt vor Eintritt in die Tagesordnung Herr Dr. Hagen den folgenden Nachruf auf den am 7. Nov. verstorbenen Vorsteher des Museums für Völkerrunde, Herrn C. W. Lüders:

Als ich vor acht Tagen vor Ihnen stand, konnte ich nicht ahnen, dass ich nach so kurzer Frist die traurige Pflicht haben würde, meinem heute Morgen im Crematorium bestatteten theuren Vorgesetzten Worte des Nachrufes widmen zu müssen. Ich kann mich dieser Pflicht nur mit der tiefsten Wehmuth entledigen; war mir doch der Verblühene ebensowohl ein stätiger Vorgesetzter, wie ein langjähriger, immer theilnehmender väterlicher Freund. Von dem, was Herr Lüders für unsere Vaterstadt geleistet, hat Herr Professor Rantzenberg heute Morgen im Crematorium in pietätvoller und beredter Weise ein lebendiges Bild entrollt. Es ist mehr, als Viele ahnen mögen. Mit dem Museum für Völkerrunde, seiner ureigensten Schöpfung, hat sich Herr Lüders ein Denkmal gesetzt, ehrender und dauernder als eines von Stein und Erz. Mit ihm wird der Name C. W. Lüders auf alle Zeiten unzerstörlich verbunden sein. Mit den geringsten Mitteln hat der Verewigte ein Institut geschaffen, das sich, abgesehen von den Riesenmuseen, einem jeden anderen getrost an die Seite stellen darf. Seiner persönlichen Bekanntschaft mit den weitesten Kreisen, namentlich mit denen der Kaufmannschaft, verdankt das Museum zahllose kostbare Geschenke; seinem warmen, opferfertigen Intresse, dem nicht einmal der Tod eine Schranke setzen konnte, verdankt es, wie ich schon jetzt verrathen darf, ein sammtliches Legat, aus dessen Zinsen alljährlich ein besonders hervorragendes Stück für das Museum angeschafft werden soll. Auch unserem Naturwissenschaftlichen Verein, wie so vielen anderen, ist Herr Lüders ein treues Mitglied gewesen; hat er doch, trotz seines hohen Alters, auch im vorigen Jahre von dieser Stelle aus einige Demonstrationen gehalten. Carl Wilhelm Lüders ist am 23. Mai 1823 in St. Pauli geboren. Die Eltern verlor er schon früh durch den Tod, und so war er schon in jungen Jahren auf sich selbst angewiesen. Er widmete sich dem Kaufmannstande, ohne ihm die rechte Befriedigung zu finden, mehr Interesse fand er stets am Sammeln. 1853 ging er nach Amerika, nach Valparaiso, wo er bis 1865 kaufmännisch thätig war; gross sind seine Verdienste um die Entwicklung der dortigen deutschen Colonie. 1865 begab er sich auf Reisen, lernte die ganze Westküste von Südamerika, sowie Theile von Nordamerika kennen und legte umfassende Sammlungen an. Ende 1870 kehrte er nach Hamburg zurück. Von 1870—73 hatte er die kaufmännische Leitung des „Freischütz“ inne; 1874 gelang es ihm, seine eigenen Neigungen entsprechende Thätigkeit zu finden, und zwar als Commissionmitglied des Culturhistorischen Museums, das damals kaum mehr als eine Raritätenkammer war, aber zum Hofkorn wurde, aus dem sich unter Lüders' liebevoller Pflege das Museum für Völkerrunde entwickelte. 1879 wurde der Verewigte bei gleichzeitiger Einberufung seiner werthvollen Sammlung in den alten Bestand zum Vorsteher des Museums ernannt. Es war ihm nicht vergünet, das Jubiläum einer 25jährigen Amtsthätigkeit zu erleben. Am 7. November, Abends 9 Uhr, ist er nach längerem, schweren Leiden sanft entschlafen, mit ihm ist einer von Hamburgs besten Patrioten hingegangen, der bei Allen, was er that,

nur das Interesse seiner Vaterstadt im Auge hatte. Wir alle werden ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren! Sie aber, meine Herren, bitte ich, zum Zeichen dafür, dass Sie meinen Worten zustimmen, sich zu Ehren des Verstorbenen von den Sitzen zu erheben.

Am 6. Januar 1897 sprach Herr Dr. med. Probohnick in einem längeren Vortrage über den gegenwärtigen Stand der Pygmaenfrage. Schon das Alterthum — Homer, Aristoteles, Herodot, Ktesias, Plineus und Pomponius Mala — spricht von centralafrikanischen Pygmaen oder Zwergen. Aegyptische, griechische und mittelalterliche Darstellungen der Kunst wissen von ihnen zu erzählen, und auch die Mythen aller Völker und Zeiten beschäftigen sich damit. Ktesias und Plineus kannten bereits die indischen Zwergvölker, und Leo Africanus lernte die südmarokkanischen kennen. Aber alle positiven Nachrichten davon gingen im Mittelalter verloren, und alle sonstigen Angaben über die Existenz von Zwergvölkern waren Berichte, die sich nicht auf Selbstgesehenes stützten. Erst du Chaillu (1867) und Schweinfurth (1870) erzählten von ihnen auf Grund eigener Beobachtung, und unser Landsmann Stuhlmann beachte sogar einige Vertreter afrikanischer Zwergvölker nach Europa. Seitdem ist die Literatur über diesen Gegenstand gewaltig angewachsen. Bevor der Vortragende hierauf des Näheren einging, entwickelte er zunächst den Begriff „Pygmaen“ oder Zwerg. Nach Ausscheldung alles Pathologischen und unter genauer kritischer Abwägung alles dessen, was Virchow u. a. als Merkmale von „Kümmerrassen“ bezeichnet haben, ergab sich die Definition, dass die Pygmaen solche Völkerschläge seien, deren Erwachsene eine Körpergröße von 130—140 cm (und darunter) und ein dieser Höhe entsprechendes Gesamtskelett ohne pathologische Bildung aufweisen. Unter Bezeichnung des Wortes Pygmaen möchte der Redner am liebsten zwischen grossen, mittleren und ganz kleinen Menschen unterscheiden. Mit diesen kleinsten Menschen, den Zwergen im Sinne der Ethnographie, sind nicht die Menschen nur kleinen Schlags (Javaner, Japaner, Süditalener, Suchsen u. s. w.) zu verwechseln. In Europa weisen Sardinien, Sicilien und einige östliche Gouvernements Russlands eine auffallend grosse Zahl kleinster Leute auf; Schädelkunde aus diesen Strichen deutet auch auf ein früheres Vorkommen von besonders kleinen Leuten hin. Im Übrigen aber hat man es überall mit dem europäischen Typus in seinen verschiedenen Abarten zu thun, ohne Spur negroider Beimischung. Die Pygmaenfamilie der östlichen Pygmaen sind wohl nur Grotiens. Herr Dr. Probohnick ging sodann noch des Näheren ein auf die von Prof. Kollmann in neolithischen Gräbern bei Schaffhausen gemachten Funde von Skeletten pygmaenhafter Menschen, die als Reste jener Unterarten gedeutet wurden, aus denen die Rassen von heute entstanden seien; der Vortragende theilt diese Meinung nicht. — In Amerika sind Zwergvölker nur in Britisch-Honduras lebend angetroffen worden, während Schädelkunde davon in Chile, Peru, Westvenezuela und Nevada gemacht worden sind. — In Asien findet sich eine Reihe typischer Zwergvölker in Indien, z. B. in den Nilgiris, wo sie wohlverbürgerten Nachrichten zufolge (gleich den Buschmännern) früher eine weit stärkere Verbreitung hatten, auf Ceylon, in den Gebirgen des mittleren Dekhan, in Bengalen, den Landschaften des Himalayagebietes, wovon schon die Alten Kenntnis hatten, auf den Andamanen, der Halbinsel Malakka und den Philippinen. — Von den Zwergvölkern Afrikas sind noch

heute die Buschmänner am meisten bekannt und untersucht; auch in anderen Theilen dieses Erdtheiles kommen sie vielfach zerstreut vor, besonders in centralen Gebieten. Sie alle leben (was übrigens auch, wenn auch weniger, von den asiatischen Zwergvölkern gilt) in einem festen „Parasitismus“ zu den benachbarten, besser gefügten Volksstämmen. Nachdem der Redner auf die morphologischen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Zwergvölker eingegangen war, kam er zunächst zu der Folgerung, dass wenigstens zur Zeit einer einheitlichen Anfassung dieser Stämme oder sogar einer gemeinsamen Abstammung nicht das Wort geredet werden könne, ganz abgesehen davon, dass die weite Trennung der afrikanischen von den asiatischen Zwergvölkern eine derartige Anschauung unwahrscheinlich mache. Das Material reiche nicht einmal aus, um die allerdings wahrscheinliche und naheliegende Zugehörigkeit der Buschmänner zu den centralafrikanischen Zwergvölkern darzuthun. Aber wenn auch die Pygmaen keine autochthone Rasse darstellen, so dürfen sie doch infolge ihrer langandauernden Abgeschlossenheit und ihrer rein endogenen und endogenen Entwicklung eine recht alte und relativ niedrige Kulturstufe darstellen. Alle Einzelheiten des physischen Habitus, sowie die geringen geistigen Errungenschaften, wie sie sich in der ganzen Gestaltung des äusseren Lebens ausgeprägt finden, deuten auf ein menschliches Kindesalter, auf ein hohes Alterthum, also auf etwas „Urzeitliches“ hin. — Hierauf demonstirte Herr Dr. K. Hagen eine neu erworbene Sammlung ethnographischer Gegenstände aus der Seece, in der Hauptsache solche von Matty, einer 150 km nördlich von Deutsch-Neuguinea und zu Deutschland gebührenden, etwa 20 Quadratkilometer grossen, Gegend und dicht bevölkerten Insel. Schon 1767 von Carpentier entdeckt, aber bis auf unsere Tage nicht weiter beachtet, bietet sie für den Ethnographen viel des Interessanten. Die Bewohner scheinen nach dem Aussehen und ihrem Erzeugnissen den Mikronesiern nahe zu stehen; aber das Sprachliche weist man zur Zeit noch nichts. Von Waffen wurden vorgelegt: lange, glatte Speere aus hartem Holze; Speere mit Widerhaken bzw. Haifischzähnen besetzt, andere mit Zähnen aus Schildkrötenknochen gefeigert, sie jetat einzig in ihrer Art. Besonders bemerkenswerth sind Holzaffen, offenbar malayischen oder ostasiatischen Eisensessers nachgebildet. Bei den vorgelegten Tanzkeulen wurde auf die interessante Ornamentik hingewiesen, die in leicht eingebrannter Zeichnung Zickzacklinien, Stern, Kreuz und, wenn auch selten, figurliche Motive darstellt. Hüte aus Pandanusblättern bilden das einzige Kleidungsstück. An Schmucksachen liegen aus Pflanzenfasern herlich geflochtenen Armbänder, ein Halsband aus Cassia rufa und Ohrgehänge aus Schildpattschnecken vor; von Geräthen: hölzerne Essschalen, Coccosnusraspeln, Aexte mit breiten Klingen aus den Rippen der Schildkröte, eine Axt mit Klinge aus der Schale von Tridacna gigas sowie das Modell eines Bootes, das hinten in einen langen Sporn ausläuft und mit hohen, mastähnlichen Verzierungen am Bug und Heck, sowie mit einem Anlegergestänge versehen ist.

In der Sitzung vom 3. März 1897 hielt Herr Professor Dr. W. Koeppen, Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte, einen Vortrag über: „Klima und Cultur.“ Der Redner führte etwa Folgendes weiter aus: Offenbar sind sehr viele und sehr heterogene Factoren bei der Entwicklung der Civilisation wirksam; aber die Zahl der bekannten Combinationen ist sehr beschränkt, zumal da es sich nur um Wirkungen handelt

die sehr grosse Zeiträume beanspruchen. Es giebt also, mathematisch gesprochen, viele Unbekannte und wenig Gleichungen, und demzufolge trotz des grossen Interesses, das seit Jahresenden dieser Fragen entgegengebracht wird, viel Behauptetes und wenig Bewiesenes. Dieses gilt auch in Bezug auf den Antheil, den das Klima an der Entwicklung der Cultur nimmt. Doch zeigt uns schon der oberflächliche Blick auf die Geschichte der Cultur und ihre gegenwärtige Verbreitung, auf die Triumphe der europäischen Colonisation und Ansehning der europäischen Cultur auf andere Rassen, dass die Extreme der Hitze und Kälte ungünstig, und die mittleren Wärmegrade bzw. eine Abwechslung von Sommer und Winter förderlich für die Entwicklung der Cultur sind. Gemässigte Breiten und in der heissen Zone die kühleren Hochländer sind seit sehr langer Zeit der Sitz der Cultur gewesen. Jedoch findet man bei genauerer Prüfung, dass die Art der Wirkung der äusseren Umstände auf die Cultur von dieser selbst und ihrem Zustand abhängt. Es hat sich nämlich der Schwerpunkt der Civilisation von der Grenze der Tropenzone — Aegypten, Mesopotamien, Indien — nach Südöropa und hiernach nach dem kühleren Nordwesten unseres Erdtheils verlegt, oder allgemein gesprochen, von den am unmittelbar grossbaren Producten reichen Ländern nach solchen, deren Bevölkerung reich an Unternehmungssinn ist, dann besonders aber half das gewaltige Wachstum des Verkehrs bei dieser Verschiebung; denn die Producte anderer Länder kann sich ein unternehmendes Volk heranziehen, wenn es auch seinen Unternehmungssinn nicht immer dorthin zu verpflanzen vermag, weil dessen vielfach die klimatischen Verhältnisse nicht gestatten. So ist also die Cultur der alten Welt aus dem subtropischen Gürtel, wo sie bis ins 6. Jahrhundert v. Ch. ihre Hauptstätte hatte, in den gemässigten sommerheissen Gürtel gewandert, während der Gürtel der gemässigten Sommerhitze, in dem wir leben, noch in tiefer Härte begraben lag. Im Laufe des Mittelalters zücht sich der Culturunterschied dieser beiden Gürtel in Europa aus. Der beginnende Seeverkehr „weiter Fahrt“ rief zur Verdrängung seiner Mittelpunkte nach dem Ocean, zunächst nach Spanien und Portugal, hervor; mit dem raschen Verfall dieser Staaten und dem Aufblühen Hollands und nachher Englands war aber die Verlegung des Schwerpunktes der menschlichen Bildung nach der kühleren Zone vollzogen. Die Bedeutung dieser Thatsache wird erst dann vollständig klar, wenn die hauptsächlichsten Bedingungen der Cultur einer Analyse unterworfen sind. Man bezeichnet oft die Noth als die grosse Lehrmeisterin allen Fortschritts; das ist indess nur mit Einschränkung richtig; denn nicht die Noth, sondern die Aussicht auf Verbesserung seiner Lage treibt den Menschen vorwärts. Und damit ist jene Dreitheilung gegeben, welche schon innerhalb einer und derselben Gesellschaft eine tiefgreifende Bedeutung hat und die auch das leitende Moment für eine Menge Erscheinungen in der geographischen Verbreitung der Culturphänomene im Grossen ist: dem im Ueberflusse Geborenen fehlt der Antrieb zur Bekämpfung ihrer Kräfte, weil ihnen Alles ohne Arbeit anfällt, den hoffungslosen Proletariaten, weil sie keine Aussicht haben, ihre Lage zu verbessern; im Mittelstande aber erregt die Gewöhnung an ertragreiche Arbeit einen Thätigkeitstrieb, der auch über das unmittelbare Bedürfniss weit hinaus wirkt. Und dieses ist auch die Unterlage für die grosse Gliederung der Culturgebiete nach den Warmenonen. Die heisse ist öppig, aber erschlaffend und ungesund, die kalte gesund, aber arm

und nicht löhnend genug für die Arbeit; die gemässigte aber erweckt und erzieht Energie.

Sitzung vom 5. Mai 1897. Vor Eintritt in die Tagesordnung widmete Herr Dr. Proskownik dem am Charfreitage verstorbenen Mitgliede beider Vereine Herrn Dr. Max Dehn einen warm empfundenen Nachruf, wobei er in einer kurzen Darlegung des Lebens des so früh Dahingewesenen ganz besonders dessen Verdienste um die Hamburger wissenschaftlichen Vereine hervorhob. Die Anwesenden erliessen das Andenken ihres langjährigen Mitgliedes durch Erheben von den Sitzen.

Herr Professor Dr. Kluge sprach sodann auf Grund der neuesten Forschungen die Stelle aus dem Irfahrien des Odysseus, welche die Helden Abenteurer mit der Skylla und Charybdis behandeln. Die Irfahrien sind „Nachklinge an die Erzählungen“ der kühnen, das Westbecken colonisirenden Jener. Nicht immer lässt sich daher wie bei der Skylla und Charybdis, die an die Meerenge von Messina gebunden sind, eine bestimmte Oertlichkeit nachweisen, die den Anlass zur Gestaltung der Sage bot, und wie alle Schiffernarrchen sind auch diese homerischen Erzählungen nicht frei von allerlei märchenhaften Zügen und phantastischen Ueberreibungen, deren manche die alsichtbar fiktiven Berichte phänikischer Seefahrer veranlassen haben mögen die den Zug der Griechen nach dem Westen heuunen sollten. Eine solche Ueberreibung, nicht ein Schreibfehler ist es, wenn bei Homer die Charybdis dreimal das Wasser einschlürfte und ebenso oft wieder ausspeit; denn Ebbe und Fluth lösen sich in der Meerenge von Messina alle sechs Stunden ab. Als Felsen der Skylla gilt ein dem sicilischen Dorfe Faro gegenüber liegender 100 Meter hoher Gneisfels an der italienischen Küste; aber für — Schrecknisse, mit welchen sie der Dichter umgibt, fehlt jeder phantastischen Beschreibung, welche Kirke dem Helden von dem Ungeheime entwirft, darauf führen können, in ihr einen der grossen Meerkraken wiederzuerkennen, deren Auftreten im Mittelmeere durch mancherlei Berichte aus dem Alterthum glaublich, deren Grösse und Gefährlichkeit durch die Ueberreste einzelner Escapulare in verschiedenen naturwissenschaftlichen Museen bewiesen wird. In allen nach-homerischen dichterischen und allen bildlichen Darstellungen nach Skopos, dem grossen Eilander der Meeresgebieten, ist sie ein aus Mensch und Thier zusammengesetztes Doppelwesen, bis zum Gürtel ist sie ein wildes, zum verzehrenden Schlage ansehendes Weib. Die Hüften umgürtet Hundesleber, der Körper läuft in Schlangen- oder Fischschwänze aus. Diese Vorstellung ist hervorgerungen aus einer etymologischen Wortspielerei, die schon im homerischen Epos in einigen später eingeschobenen Versen versucht wurde und Skylla auf *σκυλαῖ* (junger Hund) anrückführte. Hiernach erwerbungen des Museums für Völkerkunde vor und behandelt zunächst die im Jahre 1896 unternommenen Ausgrabungen. In dem einen Falle handelt es sich um einen am Rande der Gest gelegenen Urneofriedhof der neolithischen Zeit (jüngeren Steinzeit), der eine in vieler Hinsicht interessante Aubeute ergab. Es wurden auf dem Grundstücke des Herrn Dängr Behn, der in liebenswürdiger Weise die Nachforschungen gestattete, in grösserer Abstände von einander, etwa $\frac{1}{2}$ m tief, ohne Stützungen, gegen ein Dutzend Urnen gefunden, darunter 6 mit den für die neolithische Zeit charakteristischen Ornamenten verzierte. Der Form

nach sind es henkellose, becherförmige Gefäße mit Schnur, Tupfen, Schnitt- und Grübchenverzierung. Eines der verzierten Gefäße fand sich nebst einem Zwerghammer aus Diorit in einem größeren Gefäße, ein Befund von ausserordentlicher Seltenheit. Was den Urnenfriedhof im Ganzen besonders interessant und wichtig macht, ist die Thatfache, dass äolmische Gefäße mit gekanteten Gebelmen angefüllt waren, auf denen sich Spuren von Bronze nachweisen lassen. Wo man sonst neolithische Gefäße findet, in Böhmen, Thüringen etc., handelt es sich immer um Gefäße, welche Bestatteten beigegeben waren. Leichenbrand ist nur ganz ausnahmsweise vorgekommen, und nie findet sich sonst die Asche in den Gefässen selbst. Da nun zwischen den Urnen in Heckkuben ein angeordnetes Bronzoband mit zu Tage kam, so darf man ohne Weiteres annehmen, dass sich die neolithische Keramik in unserer Gegend bis in den Anfang der Bronzezeit erhalten hat. In dem anderen Falle handelt es sich um eine Ansiedlungsstelle und Werkstatt der neolithischen Zeit in der Nähe von Hoberg, wo neben einer Unmenge mit den verschiedensten Mustern verzierter Scherben eine grosse Zahl halbfertiger und fertiger kreisrunder Schaber aus Feuerstein und Pfeilspitzen in allen Stadien der Herstellung angelesen werden konnten. Hieran schloss der Vortragende einige allgemeine Bemerkungen über die jüngere Steinzeit und zeigte sodann eine prachtvolle alte Handkelle, aus durchscheinendem Nephrit geschliffen (Mere punamu), von Neu-Seeland, und schilderte die Gewinnung des dort anstehenden Nephrits, sowie seine Eigenschaften. Weiter legte er eine Garnitur von silbernen Schmucksachen der Somalifrauen vor und bezeichnete sie als erwünschte Ergänzung der vor einer Reihe von Jahren durch Herrn Gutmann geschenkten Somaliansammlung. Ferner würde eine bisher noch fehlende, neu erworbene Sammlung der Heroo in Deutsch Südwestafrika vorgeführt, darunter die typische dreizipfelige Lederhaube der Frauen, die zugleich als Familienregister dienenden Lederriemen, das Hauptkleidungsstück der Männer (ozongengja), sowie eine Anzahl Schutzbänder aus Eisenperlen und Scheibchen aus Strassenschalen etc. Den Beschluss bildete eine Sammlung von Laizen, Wurfsteinen, Schwertern u. s. w. in der vorzüglichen eisenreichen Schmelzarbeit aus dem Congostate. Der Redner betonte die Ähnlichkeit gewisser Wurfaffen mit den scepterartigen Handwaffen ägyptischer Könige. Als dem Museum mit vorbehaltener Eigenthumsrechte überwiesen, wurde das Modell eines Battakhauses vorgeführt, ausgezeichnet durch das riesige, mit Kerabankhufen gezerte Giebeldach, sowie ferner zwei der kostbaren alten Zauberstäbe der Battak (tnggal pualuan), deren eigentliche Bedeutung zwar den jetzigen Eingeborenen verloren gegangen ist, die aber nach Analogie ähnlicher Befunde als dem Ahnencultus dienende, Ahnenreihen vorstellende Geräte anzufassen sind.

In der Sitzung vom 1. September 1897 sprach Herr Dr. K. Hagen über die Ornamentik der Matty-Insulaner.) Die Insel Matty liegt 150 km nördlich von Neu-Guinea, sie besteht aus Korallenkalk und ist von Strandriffen umgeben. Sie wurde 1767 von Carpentier entdeckt, aber erst 1893 soweit bekannt, wieder angefahren und erregte durch eine Sammlung ethnographischer Gegenstände, die bei dieser Gelegenheit gemacht wurde, das Interesse des Ethnographen im höchsten Grade.

1) vgl. Correspondenzblatt 1897 p. 155.

Trotz ihrer Lage in nächster Nähe Melanesiens scheint die Bevölkerung nach ihrem Aeusseren mikronesischen Ursprungs zu sein. Auch die höchste steinblöthlichen Waffen und Geräte sprechen dafür. Unser Museum für Völkerkunde ist seit einiger Zeit im Besitze eines ansehnlichen ethnographischen Materials von dieser Insel und zwar sind es namentlich eine grosse Anzahl figural verzierter Stücke, die dem Vortragenden Gelegenheit geben, der Frage näher zu treten, ob die Ornamentik im Grunde sei, zur Lösung der Frage in Betreff der Herkunft der Matty-Cultur beizutragen. Auf Grund der Befunde glaubt der Redner berechtigt zu sein, die Ornamentik der Matty-Insel mit jener Mikronesiens, speciell der Carolinen, in Verbindung zu bringen. Die Meeresströmungen sind für eine Besiedelung von Norden und Nordosten her, also den Carolinen, günstig; auch sonst lassen sich eine Reihe von Uebereinstimmungen anführen. Was die Ornamente selbst anbetrifft, so treten uns neben interessanten Darstellungen der Menschengestalt solche von Schildkröten, Eidechsen, Vögeln und namentlich Fischen entgegen. Neben den höchst naturalistischen Darstellungen des Schwertschieses und des Horabechtes bemerkt man die allmähliche Uebergänge von der Fischgestalt zu der des einfachen Rhombus, eine Erscheinung, wie sie in analoger Weise von Karl von den Steinen in Centralbrasilien beobachtet worden ist, als deren Schlussfolgerung ausgedrückt werden kann, dass für uns rein geometrische Figuren wenigstens in vielen Fällen für Naturvölker noch concrete Bedeutung haben können. Weiter finden sich auch Darstellungen der Cocospalme, die für die Eingeborenen in vieler Beziehung von größter Wichtigkeit, sowie der Kotsanpalme, die gürdelartig auf Keulen angebracht ist. Besonders auffällig und bemerkenswerth ist die Darstellung eines europäischen Segelschiffes mit der Mannschaft; Steuer- und Steuerruder, Segel, Strickleiter und Cabosen sind deutlich hervorgehoben. Hoffentlich bringt die nächste Zeit immer mehr erwünschte Aufklärung über die ethnographisch einzig dastehende Insel Matty.

Am 10. November 1897 verbreitete sich Herr Director Dr. J. Brinkmann unter Vorlage zahlreicher Objecte über die merkwürdigen „Brannen von Benin“. Am 8. Februar d. J. lichtete eine englische Flotte, die aus zehn Schiffen (darunter 4 Transportschiffe) bestand und vor dem Braso-River, einem der vielen Flussläufe im Deltagebiete des Nigers, lag, die Anker, um mit 1200 Mann — einschließlich 5 Compagnien Hausneger — einen Raubzug gegen Benin wegen Niedermetzelung einer englischen Expedition zu unternehmen. Es geht den Forçados-River aufwärts, in der Richtung nach Warrigi hin, das zur Basis für die kriegerische Operation bestimmt ist. In der Nacht vom 9. auf den 10. passirt man die Barre und fährt mit Tagesanbruch in die gewundenen Creeks, die verumpften Flussarme des Nigers, und langt am Abend in Warrigi an. Am Morgen des 11. werden die Truppen gelandet und ihnen circa 1700 Träger von der Sierra Leone- und verschiedenen Plätzen der Goldküste zugetheilt. Dann erfolgt bei furchtbarer Hitze, die manches Opfer fordert, der Ausmarsch. Am Nachmittage erreicht man auf einem an dem dichten Busch gelassenen Wege Geri. Am 12. greift eine Abtheilung das Dorf Ologbo an; der Feind, der hier ein Lager bezogen hat, wird vertrieben und der Ort zerstört. Am 15. bricht die gesammte Streitmacht von Ologbo auf, nachdem alle Behälter, die zur Aufnahme von Wasser zweckdienlich erscheinen (wasserdicke

Säcke, Demijohns etc.) gefüllt und Lebensmittel requirirt sind. Baumstämme und andere Hindernisse versperren den Weg, und auch sonst wird oft Halt gemacht, um den Feind, der überall im Walde versteckt ist, durch Einzelhüsse und Salven in Respect zu halten. Endlich erblickt die Arrière-Garde den Feind; man kniet nieder, zieht einige Salven und nimmt nach Zerstreunng der Neger den Marsch wieder auf. Am Abend des 16. wird bei Ogragi das Lager bezogen und am frühen Morgen des 17. der Marsch in nördlicher Richtung fortgesetzt; überall zeigen sich Spuren von den Lagerfeuern des Feindes. Gegen 3 Uhr Nachmittags kommt man in Owoke an; um 6 Uhr wird Alarm geschlagen; der Feind hat ins Lager geschossen, sich aber ohne Abgeben einiger Salven wieder zurückgezogen, so dass bei Einbruch der Nacht Alles ruhig ist. Am 18. wird der Marsch fortgesetzt; Schüsse werden gewechselt und Hindernisse durch Sprengmittel aus dem Wege geräumt. Ab und zu erblickt man den Feind; man schießt auf ihn, viele tallose Wunden werden von ihren Cameraden in den Busch geschleppt. Auch die Engländer haben Verluste, gelangen aber, ohne grossen Widerstand zu finden, vor Benin an, das vom Könige, dem Hofe und den Gemeinen, die Schutz im Busche suchen, verlassen ist. — Die Stadt besteht wie der Vortragende durch eine Reihe recht instructiver Photographien, die von einem jungen Hamburger herrühren, der im Juli dieses Jahres in Benin war, darthun konnte — aus Ansiedelungen (Compound) von hüglichen Grundriss und mit starken Lehmwällen umzogen. Ueberall treffen die Engländer Zeugen des sebensüchtigen Cultus in Verbindung mit Menschenopfern: Gruben und Brannen angefüllt mit Todten und Verwundeten, Leichen an Wegen und Stögen, an runder Stelle nicht weniger als 60, und bedeckte Hügel mit zwei Fuss hohen Boden, bestimmt für die rituelle Einschichtung der Opfer; Alles triefend mit Blut. Drei Tage hindurch wird die Stadt geplündert und hierbei auch die Ausrüstung der niedergesetzten englischen Expedition aufgefunden. Der Palaat des Königs und der der Königin-Mutter wurden zerstört, desgleichen die Kreuzgusschläue. Am 21. geräth der Königspalaat in Flammen; man rettet die hier untergebrachten Verwundeten, muss aber grosse Schätze an Allerthümern und Elfenbein zu Grunde gehen sehen. Am folgenden Tage wird Benin verlassen unter Mitnahme vieler Bronzen und Elfenbeinstücke, von denen das meiste nach London, manches, darunter kunstvolle Elfenbeinschnitzereien, nach Berlin gekommen ist. Besonders werthvolle Bronzeüsse sind im Juli von dem vorerwähnten Hamburger in Benin aus dem Schutt ausgegraben und nach Hamburg gebracht worden. Zugleich erlangte man durch diesen Herrn genaue Kenntniss über die Art der Verwendung der Bronze; denn die von ihm mitgebrachten photographischen Aufnahmen zeigen uns u. a. einen Theil des Palaates der Königin-Mutter. Wir erblickten zwei grosse Pfeiler, bedeckt mit grotesken Reliefs, als Stütze des Daches. Zwischen Pfeiler und Rückwand sind terrassenförmige Stufen angebaut, und auf diesen sehen wir Darstellungen von Köpen und Elefantentänze, während die Wand mit Tafeln (allerdings wie die Köpfe aus Holz geschnitten) geschmückt ist. Im Palaate des Königs waren sowohl die Köpfe wie die Relief Tafeln aus Bronze gegossen. Auffallend ist die erstaunliche, mit der sonstigen Cultur der Benininger nicht harmonisirende Gestechnik dieser Stücke; denn sie beruht auf dem Ausschneiden eines Wachsmodells, das mit Thon sorgfältig überzogen war. Aber aus verschiedenen Gründen muss man doch nach der Ansicht

des Vortragenden an eine alte einheimische Negerkunst und nicht etwa an ein aus dem Anlande dorthin gebrachtes Kunstverfahren denken; denn erstens lassen sich in dem ganzen nach Europa gebrachten Bronzematerial mehrere Kunstepochen unterscheiden und dann standen die Stücke ja auch in Verbindung mit der ganzen architectonischen Anlage der Bauten, denen sie als Schmuck zu dienen hatten. Gewisse Darstellungen, wie Männergestalten in europäischer Tracht und siegreiche Kämpfe der Benininger mit den Portugiesen, führen zu der Annahme, dass viele der Bronzeüsse Erzeugnisse aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind, allerdings aber nicht die Folgerung, dass etwa die Portugiesen jene Kunsttechnik aus Europa in das Nigerdelta gebracht hätten. Von besonderem künstlerischen Interesse ist die intime Naturbeobachtung, die sich bei den meisten Stücken, z. B. bei den Darstellungen der Menschen und Thiere auf dem Fetiichbaume und den Schälchenstücken, zeigt, sowie auch Vermeidung von Profilstellungen das Hervortreten der vorderen Körperhälfte aus der Bildfläche der Tafeln. Mit vielem künstlerischen Geschick sind auch die sonst leer geliebene Stellen durch Blumen- und Flechtornamente ausgefüllt. Ueberhaupt bietet dieser Fund eine solche Fülle von Details und ebensowohl realistische wie idealisirende künstlerischer Auffassung (im letzterer Beziehung ist besonders der prachtvolle Königskopf zu erwähnen), dass man ihn zu den werthvollsten Entdeckungen, die auf dem Gebiete der Kunst und Technik in Afrika gemacht worden sind, rechnen darf.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

(Anthropologische Section.)

In der Sitzung am 9. März wurde zunächst Herr Dr. Oehlschläger für formen zwei Jahre als Vorsitzender wiedergewählt. Sodann sprach Herr Oberlehrer Dr. Lukowitz über Das Hsihnggräberfeld von Kaidus im Kreise Culin a. d. W., zugleich mit Demonstration zahlreicher Fundobjekte, darunter auch einiger besonders prächtiger aus den Sammlungen der Frau Oberamtman Krieb-Althausen und des Herrn Regierungs-Bauführer Weber-Culm. Zwischen der Stadt Culin a. W. und der sog. Domäne Althausen, nördlich der letzteren, tritt aus der hohen Uferlandschaft der Weichsel halbmondförmig und zugleich wie eine hohe Warte ein beiderseits von tiefen Schluchten begrenztes kleines Plateau westwärts gegen den Fluss vor. Ein gegenförmig von Schlucht zu Schlucht sich erstreckender, künstlich aufgeschütteter, hoher Wall schliesst die sonst ungeschützte Ostseite dieses Plateaus ab. Dieser Wall ist unter dem Namen Lorenzberg ringsherum in der Gegend bekannt und wegen des herrlichen Landblickes geschätzt, den er weit über das Culmer Land und den städtischen Strom gewährt. Ganz besondere Anziehung übt aber dieser Punkt auf die Förderer und Freunde der vorgeschichtlichen Forschung aus, da längst festgestellt ist, dass der Lorenzberg zu den künstlichen Anlagen gehört, deren Ursprung in die heidnische Vorzeit zurückzuverlegen ist. Er ist ein typischer Repräsentant der auch sonst in ansehnem Gebiete vertretenen sogenannten Burgberge, welche meist der jüngsten vorgeschichtlichen Epoche, also der Zeit unmittelbar vor der Ankunft des deutschen Ritterordens bei uns, zugeordnet werden. Urnenscherben von Burgwalltypus u. s. m. mit dem charakteristischen Wellenlinienornament kann man dort im weichen Boden leicht finden.

Unmittelbar neben diesem Burgbergplateau liebt

sich südwärts ein gleichfalls gegen die Flussniederung steil abfallender flacher Hügel an, dessen sandiger Boden schon seit ca. drei Jahrzehnten wertvolle Fundobjekte aus Westpreussens vorgeschichtlicher Vergangenheit geliefert hat. Doch die erste größere Collection gelangte erst 1877 in die Danziger Sammlung, nachdem der Begründer der anthropologischen Section, Herr Dr. Lissauer, zusammen mit Herrn Stadtrath Helm und dem damaligen Landrath des Culmer Landkreises, v. Stumpfeldt, an 70 Gräber auf dem bezeichneten Terrain aufgedeckt hatte. Später gelangten noch ansehnliche Sammlungen von Kaldus durch die Herren v. Stumpfeldt, Kreisassessorandent Frölich, Director Schnbart-Calm, Oberamtmann Knech-Althausen und Lehrer Dittbrenner in Kaldus in das hiesige Provinzial-Museum. Ausserdem sind viele und werthvolle Stücke von dort im Laufe der Jahre verstreut und in den Besitz von Privaten wie von auswärtigen, ja ausländischen öffentlichen Sammlungen übergegangen, so dass eine wissenschaftliche Bearbeitung des ganzen umfangreichen Materials dieses grössten und reichhaltigsten westpreussischen Gräberfeldes aus heidnischen Verzeil hiedurch leider ausserordentlich erschwert wird.

Erfreulicherweise bringt auch der jetzige Besitzer des Gutes Kaldus, Herr v. Haken, den vorgeschichtlichen Funden ein grosses Interesse entgegen und hat erst 1896 eine grosse Anzahl davon hierher als Geschenk überwiesen. Ingleich sorgt derselbe für einen wirksamen Schutz der noch existirenden Gräber gegen die Zerstörung durch Ueberfluthen. Im Frühjahr des vorigen Jahres war wurde seitens der Verwaltung des hiesigen Provinzial-Museums mit dem Besitzer von Kaldus eine erneute planmässige Nachgrabung auf besagtem Gräberfelde vereinbart und der Vortragende mit der Leitung derselben betraut.

Das Ergebniss dieser Nachgrabungen war folgendes: Auf einem Flächenstück von ca. 950 Quadratmetern konnten 160 Skelette untersucht werden. Bemerkenswerth war die Aenderung derselben in lockeren oder stellenweise recht dicht gelagerten Längs- und Querreihen ganz wie auf den heutigen Kirchhöfen. Der Kopf lag regelmässig westwärts, das Gesicht empor oder nach Süden gerichtet, die Flüsse zeigten bei gestreckter Körperhaltung ostwärts. Die Arme waren dem Körper angelegt. Sehr selten traten zwischen je zwei Skeletten Holzreste als Andeutung eines Sarges hervor.

Auf den höher liegenden Stellen des Hügels, wo die Abtragung des Erdreiches durch Wind und Regen eine bedeutende gewesen, stiess man schon in $\frac{1}{4}$ Meter, auch geringerer Tiefe, an anderen Stellen in $\frac{1}{2}$ bis 1 Meter auf die Skelette, deren Unterlage eine gelbweisse Sandschicht darstellte.

Die Körpergrösse wurde mit 1,68—1,86 Meter gemessen; die Schädel waren delicho-, meso- und brachycephal.

86 Skelette führten mehr oder minder reichliche Beigaben. Unter diesen sind von grösster Bedeutung eigenenthümliche Metallringe, links und rechts in der Gegend des Ohres gelegen. Im ganzen worden 139 solcher als Haken- oder Schlafenringe bekannte Reifen aus einfachem oder silber plattirtem Bronzedraht, wie auch aus dickem Silberdraht von wechselnder Weite (1,2—9 Centimeter Durchmesser) und an den einzelnen Skeletten in wechselnder Zahl (1—8) gefunden. In seltenen Fällen konnte dieser hier und da in slavischen Ländern auch noch in christlicher Zeit übliche Kopfschmuck in ungestörter Lage angetroffen werden. Drei-

zehn Skelette trugen bronzene resp. silberne, hübsch gearbeitete Fingerringe, sumeist am Ringfinger der linken Hand. Von Bronsen fanden sich noch kugelförmige Klappen, herloqueartige Schmuckstücke, Armringe, eine lange Halskette u. a. m. Vereinzelt traten auch Schmucksachen aus Blei auf.

Männliche Skelette — 39 an der Zahl — führten an der linken Hüfte ein 8—12 Centimeter langes, spitz zulaufendes, eisernes Messer, an welchem noch hier und da die Holzreste des Griffes und sehr vereinzelt Lederstücke und die Bronzbeschläge der Scheide erkennbar waren.

In mehreren Fällen lag neben dem Messer noch ein sogenanntes Pinkeisen in Form eines an den Ecken abgerundeten Rechtecks.

Ein besonders beliebter Schmuck waren um den Hals gelegte Perlschnüre von wechselnder Länge. Als Material benutzte man Email, verschiedenfarbiges Glas, Thon, Bernstein, Flussspath, Achat und Amethyst. Meisakperlen fehlten nicht. Weit über 1700 solcher Schmuckperlen konnten im ganzen an Skeletten beiderlei Geschlechtes gesammelt werden.

Urnen fanden sich bei keinem Skelett, an Scherben von solchen erwähnten Burgwäldttypus lagen im Erdreich zerstreut. Einem besonderen Ritualbräuche entspricht das Vorkommen kleiner Scherben derselben Art in der Hand wie unter den oberen Halswirbeln fast eines jeden Skeletts.

Der hier kurz beschriebene heidnische Friedhof, auf dem bis jetzt im ganzen bereits an 400 Gräber nachgewiesen sind, etwa das damit das Terrain schon erschöpft wäre, gehört der arabisch-nordischen Culturepoche an, welche auch die slavische genannt wird, da die Träger der neuen, dem einmalmigen arabischen Weltreiche entstammenden Cultur in Mitteleuropa vorherrschend slavische Völkerschaften waren. Die archaischen Hoffunde auf dem Gräberfelde von Kaldus deuten, wie auch schon Lissauer's Zt. dargelegt hat, mit Entschiedenheit darauf hin, dass am die Wende des ersten Jahrtausends n. Chr. im Culmerlande eine slavische Bevölkerung die Herrschaft innehatte.

Der Director des Provinzial-Museums Herr Prof. Dr. Cenwats bemerkt, dass die Ausgrabungen des Herrn Vortragenden eine überraschend grosse und bemerkenswerthe Ansätze geliefert haben. Der Hauptwerth derselben beruhe in der planmässigen Arbeit, wodurch fast überall die zusammengehörigen Beigaben jedes einzelnen Grabes festgestellt sind. Sodann erwähnt er, dass gegenüber dem Lorenzberge, am linken Ufer der Weichsel, der Johannisherg bei Gromno eine ganz analoge prähistorische Stätte bilde. Derselbe sei gleichfalls ein vorgeschichtlicher Burgwall, und am Fuss desselben ist ausserdem auch ein Gräberfeld von Skeletten mit Hakenringen und anderen Beigaben der arabisch-nordischen Zeit aufgefunden worden. Weiter theilt Herr Cenwats mit, dass in diesem Jahre durch Herrn Kreisphysicus Dr. Kämpfe an Carthaus die erste Nachricht über ein bei Chmielno aufgedecktes Gräberfeld der gleichen Periode hierher gelangt ist. Er hat mit Herrn Kämpfe zusammen im Januar die Fundstelle besucht, und heute sind von letzterem neue Beigaben von dort mitgebracht worden. Alle Fundstücke wurden von dem Besitzer, Herrn Zimmermeister Teuber in Carthaus, auf das bereitwilligste dem Provinzial-Museum frei zur Verfügung gestellt.

Endlich lässt sich Herr Cenwats über den aufgefundenen Spuren von Meisakstein aus. Bekanntlich hat Herr Ober-Präsident v. Gossler der Untersuchung der vorgeschichtlichen Anlagen bei Baumgarth ein be-

sonderes Interesse entgegengebracht, und als er bei der letzten Bereisung der Weichsel gelegentlich auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, theilte ihm Herr Oberamtmann Kreck-Althausen mit, dass vor kurzem in Golotyń, südlich von Kaldin, im Torf auch Sparen von Holzsäbten aufgefunden seien. In weiterer Verfolg hat Herr Conz weiter die Lokalität besucht, um sich vorläufig über das Vorkommen zu informieren. Dem Anschein nach führt dort von der Höhe durch den Niederungshoden an der Terrain eine Brückenanlage zu einer Erhöhung nördlich der Weichsel, wo bereits früher wiederholt Altsachen aus der jüngeren Steinzeit und aus späteren Culturperioden gesammelt sind.

In der Sitzung am 23. März, an welcher auch zahlreiche Damen Theil nahmen, sprach nach den Begrüßungsworten des Vorsitzenden, Herr Dr. Oehlshäger, der Director des Provinzial-Museums, Herr Prof. Dr. Conz weiter, über die im Erscheinen begriffenen, aus dem Museum hervorgegangenen farbigen Wandtafeln zur Vorgeschichte Westpreussens. Zunächst liess sich Vortragender über die Entastung dieser Tafeln des näheren aus und erläuterte sie alsdann im einzelnen. Im Jahre 1888 ordnete der Cultusminister eine Erhebung über die bei den preussischen Lehranstalten vorhandenen vor- und frühgeschichtlichen Alterthümer an. Es ergab sich, dass die vorhandenen Sammlungen nicht geeignet seien, der Belehrung zu dienen. Ein von berufener Seite gemachter Vorschlag, aus den Beständen der Staats- und Provinzial-Museen kleinere systematische Sammlungen zusammenzustellen und den höheren Lehranstalten zu Unterrichtszwecken zu überweisen, konnte aus Mangel an den hierzu erforderlichen Doppelletten nicht ausgeführt werden. Da gab der Vortragende die Anregung, an die Stelle der gedachten Museumsammlungen den jedesmal örtlichen Verhältnissen angepasste, geeignet eingerichtete vorgeschichtliche Wandtafeln treten zu lassen, welche allen Lehranstalten, besonders auch den Volksschulen, zugänglich gemacht werden sollten. Dieser Plan fand Zustimmung.

Die darzustellenden Gegenstände wurden fast ausschließlich den hiesigen Sammlungen entnommen, nur wenige Figuren sind nach Objecten gezeichnet, die den Localmuseen in der Provinz entlehrt wurden. Mit der Herstellung der Tafeln in Oel wurde der technische Lehrer, Herr Rebbing-Marienwerder, betraut. Im Sommer 1892 konnten sämtliche sechs Tafeln an das Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten in Berlin eingesandt werden, und es wurde dabei der Wunsch ausgedrückt, dass sie möglichst gegen vervielfältigt und dann allen Lehranstalten der Provinz zugeführt werden möchten. Der Herr Minister billigte die Ausführung der Tafeln und nahm auch Gelegenheit, sie während des 1893 in Hannover zusammengetretenen Congresses der deutschen anthropologischen Gesellschaft ausstellen zu lassen. Dieselben fanden auch sonst mehrfach von kompetenter Seite ehrende Anerkennung. Die Vervielfältigung der Tafeln durch guten Handdruck sties jedoch wegen der bedeutenden Kosten auf Schwierigkeiten. In bereitwilliger Weise stellte Herr Consul Brandt hieselbst eine namhafte Summe zur Verfügung, wodurch hauptsächlich die Publication der Tafeln ermöglicht wurde. Durch Vermittelung des Herrn Oberpräsidenten v. Gossler erhielt sie die kgl. Hofkunsthandlung von O. Treibsch-Berlin, welche namentlich durch ihre amtlichen Reproduktionen von Werken aus der königlichen Nationalgalerie allgemein bekannt geworden ist, gerne zur Uebernahme der Drucklegung der Tafeln bereit. Während

der Herstellung der Tafeln ist die Firma, ohne Ansicht auf Gewinn, allen diesseitigen Wünschen nachgegeben und hat auch durch den niedrigen Verkaufspreis (7,50 Mk.) des Werkes den Interessen weiterer Kreise Rechnung getragen. Die Wandtafeln bestehen aus sechs Blättern im Format von 0,70 × 0,58 m und umfassen alle vorgeschichtlichen Zeitabschnitte (nach Liessner, Prähistorische Denkmäler), für welche sich Zeugnisse in Gestalt von Altsachen in unserer Provinz vorgefunden haben. Ein kurzer erläuternder Text befindet sich auf dem unteren Theile jedes Blattes. Die Tafeln, welche der Vortragende einzeln näher durchging, entsprechen dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und geben eine gedrängte Uebersicht der vorgeschichtlichen Verhältnisse unserer Provinz.

Die vorgeschichtlichen Wandtafeln haben die Bestimmung, allen Schichten der Bevölkerung, vornehmlich in Westpreussen, Freude und geistige Anregung zu verschaffen. Sie sollen besonders in Volksschulen, Seminaren, Gymnasien und anderen Bildungsanstalten unregelmäßig im Unterricht der Heimatkunde wirken. Sie sollen auch dazu beitragen, dass schon der Jugend Achtung und Theilnahme für die nicht immer anschaulichen Denkmäler der Vorzeit eingeflösst und sie zu ihrer Conservierung angehalten werde. Aber auch darüber hinaus, in weiteren Kreisen in Stadt und Land, sollen sie den Sinn für das Leben und Treiben der Vorfahren stärken, sowie das Verständnis für die auf Erziehung der Provinz gerichteten Bestrebungen immer mehr heben und neu beleben — Nach der besendeten Herausgabe wird der Preis für die Tafeln erhöht werden. Subscriptionslisten liegen gegenwärtig im Saale der Gesellschaft aus.

Herr Stadtrath Helm sprach im Anschluss an frühere Mittheilungen über seine neueren Untersuchungen betreffend die Zusammensetzung vorgeschichtlicher Bronzen. Zunächst berichtete Herr Helm über seine chemischen Analysen von Bronzen aus dem städtischen Museum zu Elbing, welche ihm dortselbst Herr Prof. Hopp zur Verfügung gestellt hatte. Es sind acht Nummern (Hinge, Ringhalskrangen, zwei Kelte, Spirale, Fiebel), welche von alten Grabstätten des Kreises Elbing her stammen und überwiegend der bei uns zweifellosen Culturperiode, der Hallstattzeit, angehören. Die im Vortrage näher geschilderten Untersuchungen haben zu dem Ergebnis geführt, dass auch bei diesen im Kreise Elbing gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen Antimon in grösserer Menge vorkommt. Ähnliches hat Vortragender früher schon bei den Untersuchungen anderer westpreussischer, wie auch einiger aus Siebenbürgen stammender Bronzen nachweisen können. Zwei neuerdings von ihm analysirte Bronzesubjecte aus Siebenbürgen setzten gleichfalls einen Gehalt an Antimon von mehr als 1 Procent. Von den alten Völkern waren es ohne Zweifel die in Siebenbürgen ansässigen, welche von dem Reichthum ihres Landes ausgiebigen Gebrauch zu machen verstanden. Sie benutzten direct ihre Antimon-Arzen- und Bleierze, um durch Zuschlag; derselben zu den Kupfererzen eine Metallmischung zu erzielen, welche dem reinen Kupfer gegenüber eine grössere Härte, leichtere Schmelzbarkeit und bessere Gussfähigkeit zeigte. Es ist ziemlich sicher, dass die Metalle nicht in reinem Zustande zusammengeschmolzen wurden; mindestens in den ersten Zeiten der Bronzezeit dürften nur selten die geeigneten Metalle hierzu zur Verwendung gekommen sein. Für das wichtige, aber schwer erreichbare Zinn bot das in Siebenbürgen-Ungarn recht häufige Antimon dann einen passenden Ersatz.

Die ausserordentliche Aehnlichkeit in der chemi-

schen Zusammensetzung der in Westpreussen gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen mit den in Siebenbürgen- Ungarn vorkommenden macht es wahrscheinlich, dass zur Bronzenzeit ein reger Handelsverkehr zwischen den beiden in Betracht kommenden Ländern bestanden hat. Als Tauschobjekt diente von der Ostsee küste aus ohne Zweifel der viel begehrte Bernstein. Vorgeschichtliche Bronzen, welche sich durch einen hohen Antimongehalt auszeichnen, sind bisher nur in vereinzelten Fällen in anderen Ländern aufgefunden worden.

Herr Helm theilte dann noch die chemische Zusammensetzung einiger Münzen mit, welche aus derselben Zeit stammen, wie die meisten der oben erwähnten Fundgegenstände. Von neuzeitlichen Bronzegegenständen wurde ein chinesischer Metallspiegel untersucht; er enthielt 5 Procent dieses Metalles.

Schliesslich erwähnte Herr Helm noch des interessanten Bronzedeputats von Frenzlowitz bei Grandenz. Das dort gefundene grosse, schön verzierte vasenförmige Gefäss zeigt die Zusammenfügung der sogenannten klassischen Bronze (Kupfer und 10–20 Procent Zinn); sein italischer Ursprung dürfte sicher sein. Die beiden mit diesem Gefäss zusammen gefundenen bronzenen Trinkhörner weisen durch ihren hohen Antimongehalt (2,4 Proc.) dagegen auf Siebenbürgen (Ungarn) hin.

Literatur-Besprechungen.

W. Branco. Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz der schwäbischen Alb. I. und II. Theil. 80, 144 und 128 Seiten. Mit 3 Tafeln. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (E. Koch). 1898.

Herr Professor Dr. W. Branco in Hohenheim hat es unternommen, die im Bohnerz der schwäbischen Alb im Laufe der letzten Jahrzehnte gefundenen fossilen menschenähnlichen Zähne von Neuem einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Zum Theil haben sich bereits in den Fünfziger Jahren Jäger, Quenstedt, Owen, Giebel gekannert, ohne zu einem abschliessenden Urtheil zu kommen. Bald wurden sie einem Menschen zugegeschrieben, bald einem menschenähnlichen Affen.

Verfasser hat keine Mühe gescheut, um die Frage über diese Zähne zum Abschluss zu bringen. Er hat die Zähne des Menschen und der in Frage kommenden menschenähnlichen Affen genau und eingehend studirt, hat sich mit verschiedenen Gelehrten in Verbindung gesetzt und die Zähne zur remanen Vergleichung mit den Originalzähnen des Dryopithecus Pontani Herrn Gaudry in Paris überendet. Auf Grund seiner umfassenden Untersuchungen kommt Branco zu dem Schluss, dass die 10 fossilen Zähne (2 Molaren aus dem Oberkiefer, 7 Molaren aus dem Unterkiefer und 1 letzter Milchprämolare) aus dem schwäbischen Bohnerz mit ganz überwiegender Wahrscheinlichkeit nicht dem Menschen, sondern einem Menschenaffen angehören müssen und zwar, dass sie der Gattung Dryopithecus zuzurechnen sind. Sie sind die bekanntesten fossilen Zähne, die bisher von einem Affen bekannt geworden sind.

In Kapitel I des I. Theils gibt Verfasser einen Überblick über die bisher bekannten fossilen Reste menschenähnlicher Affen, in Kapitel II beschreibt er genau die Zähne aus dem Bohnerz und vergleicht sie mit den Zähnen des Menschen und der menschenähnlichen Affen. In Kapitel III kommt er auf die Frage der Abstammung des Menschen zu sprechen.

Die auf Seite 62–134 mitgetheilten Ansichten des Verfassers auch nur im Ansätze mittheilen genügt der Raum nicht, er zeigt der Ansicht an, dass die Kluft zwischen Mensch und Affe sich überbrücken lasse. Zum Schluss des ersten Theiles spricht Branco noch vom einstigen „Uebermenschen“. Er kommt zu dem Schlusse: „Ob daher für das Menschengeschlecht der Gipfel der Entwicklung bereits mit angefangen dem jetzigen Menschen erreicht ist, oder ob der „Uebermenschen“ noch erreicht werden wird, oder ob gar nach diesem ein noch höherer Mensch sich entwickeln wird, das lässt sich schlechterdings nicht erkennen.“

Im zweiten Theile behandelt Verfasser zuerst das Gesetz der Reduction des Gebisses bei den Wirbelthieren, bringt dann Beispiele für den Gang, um den Grad der erlangten Reduction des Gebisses und dann die möglichen Ursachen der Reduction des Gebisses und der Umgestaltung der Zahnformen zu besprechen. Es werden im Einzelnen behandelt die Verkürzung der Kiefer, beeinflusst durch die Nahrungszusammenhang und Inzucht und Castration, starkes Wachstum einer Zahngattung, Eintreten anderer Organe in die Function gewisser Zahngattungen, Veränderung der Lebensweise, Kampf um's Dasein zwischen Cement und Schmelz, der Einfluss verschieden reichlicher Ernährung der Zähne, Einfluss der Kaubewegung.

In dem vorliegenden Werke, dessen erster Theil in den Jahreshften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 1898, dessen zweiter Theil als Programmschrift der Akademie Hohenheim 1897 erschienen ist, hat der Verfasser das in den betreffenden Fragen vorliegende reiches Material kritisch verarbeitet und damit einen werthvollen Beitrag zur Lösung derselben gegeben. B.

Kleine Mittheilungen.

Aus Cividale in Friaul; haben wir folgenden Aufruf erhalten zu einer Erinnerungsfeyer für Paulus Diaconus.

Pauli Diaconi, Langobardorum historiographi, vitam et opera commemorare anno P. F. 1899, mense Septembris, consilium municipale Fori Julii decrevit.

Ut vero humanissimum decretum asserui possim id quod spectat, infrascripti huic muneri additi parandum censerunt clarorum virorum, quorum praesentia et decora praebent solenni et occasione in medium conferat studia recentiora eiusdem argumenti sive edita sive inedita ac typis mandanda cum interventibus communicandi.

Tu, Clarissime Domine, incipis nostris favas, quaeque et rescribere velis te acceptorem observantissimi iritti, sive personam intervenit, sine scripto ad Paulum nostrum et eius saeculum pertinente, sive utroque optatissimo officio.

Ex Civitate Fori Julii Veniarum, Kal. dec. MDCCCLXXXVI.

Ges. von Morgante Rogerius princeps Consilii Mun. und vielen anderen.

Wir erinnern an die grossen Verdienste, welche der berühmte Historiograph der Langobarden sich für die Sammlung der zum Theil sehr seltener, in der Hauptsache aber geschichtlichen Nachrichten über sein Volk erworben hat. Es wäre deshalb sehr erfreulich, wenn zu diesem Feste auch ein grosser Antheil unserer deutschen Collegen sich einfinden würden.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. 5 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

I.

Tagesordnung der XXIX. allgemeinen Versammlung.

Mittwoch, den 3. August. — Von Morgens 10 bis Abends 9 Uhr: Anmeldung der Teilnehmer im Blauen Saale des Wilhelmgartens (Eingang an der Katharinenkirche Nr. 9). Abends 7 Uhr: Begrüßung der Gäste und zwangloses Zusammensein im Garten dazwischen, der so diesem Abende nur den Teilnehmern an der Versammlung zugänglich war, bezw. im grossen Saale des Wilhelmgartens.

Donnerstag, den 4. August. — Vormittags von 8 Uhr ab: Anmeldungen im Blauen Saale des Wilhelmgartens. Vormittags von 8—10 Uhr: Besichtigung des Städtischen Museums und des Städtischen Archivs (im Neustadt-Rathhause, Küchenstrasse 1). Vormittags von 10—2 Uhr: Eröffnungssitzung im Marmorsaal des Wilhelmgartens. Nachmittags von 2—4½ Uhr: Rundgang durch die Stadt. Pünktlich 3 Uhr Besichtigung des Domes, der Burg Dankwarderode u. s. w. Nachmittags 5 Uhr: Festessen im Hôtel „Deutsches Haus“. Abends: Zwangloses Zusammensein im Wilhelmgarten. (Der Besitzer des Wilhelmgartens, Herr Kruse, gewährte den Teilnehmern an jedem Abende der Versammlungswoche gegen Vorweisung der Teilnehmer- bezw. Damenkarte freien Eintritt zu den im Wilhelmgarten stattfindenden Abendconcerten.)

Freitag, den 5. August. — Vormittags von 8 bis 10 Uhr: Besichtigung des Herzoglichen Museums (Museumstrasse 1) und der daselbst veranstalteten Ausstellung vorgeschichtlicher Alterthümer. Von 10—2 Uhr: Zweite Sitzung im Marmorsaal des Wilhelmgartens. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Wilhelmgarten. Nachmittags 3 Uhr: Ausflug nach Wolfenbüttel mit elektrischer Bahn, Besichtigung der Marienkirche, der Herzoglichen Bibliothek und des Herzoglichen Landeshauptarchivs. Zwangloses Zusammensein in Antoinettenruh. Abends: Rückkehr mit elektrischer Bahn.

Sonntag, den 6. August. — Vormittags von 8 bis 10 Uhr: Besichtigung der Herzoglich-technischen Hochschule und des mit derselben räumlich vereinigten Herzoglichen Naturhistorischen Museums (Neue Promenade 5). Von 10—2 Uhr: Schluss-sitzung im Marmorsaal des Wilhelmgartens. Nachmittags 2 Uhr: Geschäftliches Mittagessen im Wilhelmgarten. Nachmittags 3—5 Uhr: Besichtigung des Vaterländischen Museums (Hagenscharrn Nr. 6), worauf weitere Besichtigungen in der Stadt und deren Umgebung folgten. Abends 8 Uhr: Gartenfest, gegeben von der Stadt Braunschweig, im Stadtpark.

Sonntag, den 7. August. — Ausflug nach dem Elm. Vormittags 8 Uhr: Abfahrt in Wagen und Omnibussen von der Museumsstrasse heraus dem Steinthor ab. Besichtigung der Wasserburg in Gross-Veltheim, der Deutschendankirche und des Ritteraalles in Lücklum, der Hochlande und des Tamulus in Erressen, der alten Befestigungen (Ringwille) am Burgberg und Kusberg im Keitling-Thale (Erforschungen und Frühstück im Reitling-Wirthshaus, Kaffee im Gasthaus Tetzestein), sowie der Stützkirche in Königsblut. Abends 6 1/2 Uhr spätes Mittagessen im Rathskeller zu Königsblut. Von Königsblut Rückkehr nach Braunschweig.

Montag, den 8. August. — Ausflug nach Werzigerode und Rübeland. Von 10 1/2—2 Uhr: Besichtigung der Alterthümer-Sammlung des Fürst-Otto-Museums und des Fürstl. Schlosses in Werzigerode. Frühstück im Hötel „Weisser Hirsch“. Darauf Wagenfahrt über Klbingerde oder Fastenort über den Hartenberg nach Rübeland. Nachmittags 5 Uhr: Gemeinsames Festessen

im Hötel „Hermannshöhle“ in Rübeland. Abends: Festspiel in der Hermannshöhle. Concert in der „Höhlen-Schänke“, veranstaltet von der Direction der „Harzer Werke“.

Dienstag, den 9. August. — Vormittags 9 Uhr: Besichtigung der von der Direction der „Harzer Werke“ elektrisch beleuchteten Hermanns- und Banmannshöhle, sowie des Höhlen-Museums. Die Direction der „Harzer Werke“ als Pächterin der Höhlen gewährt den Theilnehmern freien Eintritt. Veranstaltung von Ausgrabungen an den Fundstätten prähistorischer Steingeräthe etc. in die Diluvial-Ablagerungen der Höhlen. 2 1/2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

Für Mittwoch, den 10. August hat der „Adler-Verein“ zu Neuhaldeisen zu einer Besichtigung der megalithischen Denkmäler in der Althaldensener Forst, sowie der Alterthümer-Sammlung im Gymnasium eingeladen.

Verzeichniss der 230 Theilnehmer (161 Herren und 69 Damen).

Wo der Wohnort nicht angegeben, ist derselbe Braunschweig.

Albers, Dr. med., Cassel.	Fritsch, Dr., Geh. Rath, Prof., Berlin.	Lüdecke, E., Apotheker, Königsblut.
Andree, Dr. R.	Fuhse, Dr., Museumsdirector.	Lühmanns, Realschullehrer.
Frlr. v. Andria-Werburg, Dr., Wien.	Gieske-Trippe, W., Besenbrück bei Osmabrück.	Magnus, Bankier, und Frau.
Stellvertretender Vorsitzender der D. anthropol. Ges.	Goebcke, Landwirthschaftslehrer.	Markowsky, Dr. Alex., Hochschulprofessor, Brünn.
Armstrong, Dr., und Frau, London.	Götz, Dr. G., Obermedicinalrath, Neustädtl.	Maier, Professor.
Baesecke, Dr., Apotheker.	Grahowsky, Museumsinspector, und Frau.	Meandier, Stadtammester.
Baier, Dr. Rud., Stadtbibliothekar, Straubund.	Mr. George Grant, Mc Carly, New-Haven, U. St.	Meyer, Dr. Rich., Professor.
Bartels, Dr. M., Sanitätsrath, Berlin.	Grempler, Dr., Geh. Sanitätsrath, Breslau.	Meyersfeld, Bankier.
Bartels, Paul, Dr. med., Berlin.	Guthknecht, Genremaler, Friedenan.	Mielke, Zeichenlehrer, Berlin.
Baumgarten, Carl, Kammerpräsident, und Toebter.	Haake, Dr. med.	Nies, Dr. Coln.
Beuseler, Ad., Herzbüttel.	Haake, Stadtrath, und Frau.	v. Minnigerode, Baron, Laagenberg i/E.
Behrens, George, Hofkunsthändler, nebst Frau und 2 Töchtern.	Hampe, Dr. med.	Nach, Dr. M., Regierungrath, Wien.
Berkhan, Dr., Sanitätsrath.	Hartmann, Dr. med.	Nach, Dr. Rudolf, Privatdozent, Wien.
Bernhard, Dr. med.	Hedinger, Dr., Medicinalrath, Stuttgart.	Mählhausen, Dr. med.
Birkner, Dr., München.	Heger, Franz, Museumsvorstand, Wien.	Oehlschläger, Dr., Danzig.
Blasius, Dr. Rud., Professor.	Helle, Karl, Kaufmann.	Ohlauer, Kantor, nebst Frau.
Blasius, Wilh., Geh. Hofrath, Professor, Lokalgeschäftsführer der Versammlung, und Frau.	Helm, Dr., und Frau, Danzig.	Oppert, Professor, Berlin.
Bluth, Dr. med. und Frau.	Henking, Dr. med., und Frau.	v. Otto, Dr. jur., Alt., Staatsminister, Exzellenz.
Bohlman, Apotheker, nebst Frau und Fräulein Nieceke.	Hermann, Turninspector, nebst Frau und Tochter.	Paffen, Regierungrath.
Brandt, Dr. A., Professor, Charkow.	Jahn, Dr., und Fräulein Barrot.	Pfeifer, Baurath, nebst Frau und zwei Töchtern.
Brandt, Waldemar, Ingenieur, Charkow.	Jungesbluth, Postmeister a. D.	Platner, Dr., Göttingen.
Branza, Oberst z. D.	Klingsbiel, Joh. Aug. und Frau.	Pockels, Dr. jur. Wilhelm, Oberbürgermeister.
Carstens, Notar.	Knoll, Stadtgeometer.	Prochno, Apotheker, und Frau, Blankenburg a/H.
Cordel, Schriftsteller, Halensee-Berlin.	Köhl, Dr. med., und Frau, Worms.	Rauke, Dr., Professor, Generalsecretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, München.
Deike, Dr., und Frau.	Kossmann, Dr., kgl. Bibliothekar, und Frau, Berlin.	Rauke, Dr. Carl E., München.
Diesing, Hof-Apotheker.	Krause, Ed., Conservator, Berlin.	Red. d. Braunschw. Landeszeitung.
Edel, Dr.	Kühse, Dr.	Red. d. Braunschw. Stadt-Anz.
Eym, Fräulein Marie nebst Mutter, Salzburg.	Lehmann, Major a. D., Göttingen.	Red. d. Braunschw. Volkfreund.
Faist, Dr., Oberlehrer, nebst Frau und Fräulein Cns.	Ließ, Baurath.	Red. d. Neuesten Nachrichten.
Feldhausen, Dr. med., und Frau.	Lindenberg, Hauptmann, und Frau, Meitz.	Reidemester, Regierung-Assessor.
Fertsch, Dr., Major a. D., Halle a/S.	Linne, Hugo, Wolfenbüttel.	Ribbentrop, Major a. D.
v. Frankenberg, Stadtrath, und Frau.	Lissauer, Dr., Sanitätsrath, Berlin.	Rimpau, H., Landwirth.
Friedrich, Hauptmann, München.	Löhnzinke, O., Bankier, und Frau.	Rimpau, W., Cand. med.
	Löwenthal, Dr. med.	Rittmeyer, Consul, und Frau.
		Röttcher, Stadtammester.

- Rohak, Dr. A., Professor, Brünn.
Saul, C., Gletorf.
Schaper, Dr. A., und Frau, Boston
Schoele, Georg, Bäckermeister.
Scherer, Dr., und Frau, Museums-
Inspector.
Schlemm, Fräulein Julie, Berlin.
Schmidt, Emil, Professor und Frau,
Leipzig.
Schmidt, Oberallientenant, und Frau.
Schneider, Oscar und Frau.
Schnell, Oberst, Wunstorf.
Schöttler, Dr. R., Professor, und Frau
Schradler, Geb. Berggrath.
Frb. v. Schrötter, Major, nebst Frau
und Fräulein Schrötter.
Schulz, Dr. Rich., Professor.
Schulze, Pastor, und Frau.
Schütte, Oberlehrer.
Schwartz, Vorstand d. Prov.-Museums,
Posen.
Schwarzberg, Finanzrath, und Frau.
v. Seidlitz, G. A., Förster a. D., nebst
Nichte und Fräulein v. Holy.
Selwig, Fabrikant, nebst Frau.
Sökeland, H., Fabrikant, Berlin.
Spencer, P., Cand. med., Freiberg i/B.
Stamper, Schriftsteller, Berlin.
Steffen, Dr. Georg, Leipzig.
- von den Steinen, Dr. Karl, Professor,
Neubabelberg-Berlin.
Steinmeyer, Dr. med., mit Frau und
Tochter.
Stock, Pastor, und Frau.
von Stolzenberg-Luttmerzen, Lutt-
merzen bei Neustadt a. Rh.
Straub, Buchdruckereibes., München.
Strebel, H., Hamburg.
Strackmann, Dr. C., Amstrath, Han-
nover.
Teich, Dr., Tudeweiler.
Telge, Paul, Hofjuwelier, nebst Frau
und Tochter, Berlin.
Tepelmann, Verlagsbuchhändler, und
Frau.
Tenß, Stenograph, Berlin.
Tewes, Fr., Bibliothekar, und Frau,
Hannover.
Till, Student.
Till, Architect, nebst Frau und
Tochter.
Treichel, Alexander, Hoch-Paleschken.
Treje, Dr., und Frau.
Vasel, Gutbesitzer, Beierstedt.
Vierkant, Dr.
Virchow, R., Prof. Geheimrath, Vor-
sitzender der Deutsch. anthr. Ges.,
Berlin.
- Frau Vieweg.
Voges, Lehrer, Wolfenbüttel.
v. Voas, Dr. med., nebst Frau und
3 Töchtern.
Voas, Dr., Director, Berlin.
Wagner, Adolf und Frau, Berlin.
Waldeyer, Professor, Dr. Geheimrath,
stellvertretender Vorsitzender der
Deutschen anthropol. Gesellschaft,
Berlin.
Walter, Bankdirector.
Warnecke, Oberlehrer, und Frau.
Weismann, Job., Oberlehrer, Schatz-
meister der Deutschen anthrop. Ges.,
und Tochter, München.
Wichel, königl. sächs. Baurath,
Chemnitz.
v. Wilm, Dr.
Wilsor, Dr., Heidelberg.
Zechlin, Konr., Apotheker, Salzwedel.
Zenker, Dr. W., Kreisphysikus,
Frauendorf b/Stettin.
Zichy, Graf, k. u. k. Gesandter,
München.
Zimmermann, Dr., Archivrath, und
Frau, Wolfenbüttel.
Zimmermann, Finanzrath.
Zunn, Dav. Adolf, Frankfurt a/M.
Berlin.

II.

Wissenschaftliche Verhandlungen in XXIX. allgemeiner Versammlung.

Erste Sitzung.

Inhalt: R. Virchow: Eröffnungsgrede über die Steinzeit in Deutschland. — Begrüßungsgreden: Begrüßung im Auftrage der herzoglichen Staatsregierung und im Namen der Localgeschichts-führung durch Herrn Geheimrath Dr. W. Blasius. — Begrüßung im Namen der Stadtbehörden durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Poekels. — Begrüßung durch den Vertreter der technischen Hochschule Carolin-Wilhelmina Herr Rector Schöttler. — Begrüßung durch den Vertreter des ärztlichen Vereins Herr Dr. Hartmann. — Begrüßung durch den Vertreter des Vereins für Naturwissenschaft Herrn Prof. Dr. B. Meyer. — Grüße von Karl Kühna. — Berichte: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs Herrn Prof. Dr. J. Ranke. — Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters Herrn Oberlehrer J. Weismann und Wahl des Rechnungsausschusses. Etat für 1899.

Vorsitzender Geheimrath Professor Dr. Rudolf Virchow leitet die Versammlung ein mit folgender Rede über die Steinzeit in Deutschland:

Hochverehrte Anwesende! Wir beginnen unsere Verhandlungen in einem Augenblick, wo ein besonders trübes und schwer in die gewöhnlichen Verhältnisse einer gelehrten Gesellschaft einzuordnendes Ereigniss die allgemeine Aufmerksamkeit hoshäftigt. Sie wissen von dem schweren Verluste, der das deutsche Reich, das deutsche Volk, das Kaiserhaus plötzlich betroffen hat. Wir alle haben die Empfindung, dass wir unsere Gedanken auf diesen Gegenstand concentriren sollten; wir haben, ich kann wohl sagen, einen gewissen Widerwillen dagegen, uns mit den gewöhnlichen Dingen des Tages oder Jahres zu beschäftigen. Aber wir sind eben

Menschen und wir dürfen nicht vergessen, dass wenn die Menschen vergänglich sind, doch die Menschheit fortdauert und die Geschäfte nicht ruhen können. Die Arbeiten müssen über die Gräber gehen.

Wir haben schon einmal eine recht schwere Zeit überstanden und zwar in unserem ersten Beginne; es ist seitdem ein Menschenalter dahingegangen. Die Gesellschaft, die wir hier vertreten, war zum ersten Mal berufen, eine allgemeine Versammlung abzuhalten. Nachdem im Anfang des Jahres 1869 die constituirende Versammlung in Mainz im kleineren Kreise stattgefunden hatte, war in dankbarer Erinnerung daran, dass Mecklenburg das erste deutsche Land gewesen ist, welches die heimische Alterthumsforschung in voller Ansehung zur Geltung gebracht hat, die Versammlung nach Schw-

rin in Meklenburg berufen, ungefähr auch für diese Jahreszeit, ein wenig später vielleicht. Aber ob wir zusammentreten konnten, brach der französische Krieg aus und es begann jene gewaltige Reihe von Ereignissen, welche das Antlitz von Mitteleuropa verändert haben. Auch damals mussten wir uns fragen: kann man sich noch mit Prä-historie beschäftigen, wenn die Geschichte sich so sichtlich vor unseren Augen vollzieht? ist da noch Zeit für die Erörterung dessen, was längst vergangen ist? Indes will ich über diese Frage nicht philosphiren; ich will nur constatiren, dass die Versammlung in Schwerin ausfiel, aber dass die Localgesellschaften, die wir schon damals besaßen, in ihrer Arbeit fortfahren. Ich habe neulich erst beim Durchblättern unserer Verhandlungen mit einem gewissen Erstaunen gesehen, dass z. B. unsere Berliner Gesellschaft nicht eine einzige Sitzung im Laufe der Jahre 1870 und 1871 hat ausfallen lassen und nicht eine einzige Sitzung anderen Gegenständen gewidmet hat, als den programm-mässigen. Die grössten Ereignisse fanden statt und die Gesellschaft ist doch immer wieder zu ihrem eigentlichen Ziel und Zweck zurückgekommen. Das ist im Kleinen ein Bild von dem, was sich im Grossen vollzieht, denn nach den grössten Ereignissen muss die Menschheit zurückkehren zu gewöhnlicher Thätigkeit. Wenn man einen begraben hat, kann man nicht aufhören, für sich selber zu sorgen. Eine alte Ueberlieferung brachte es sogar mit sich, dass das Begräbniss selbst zu neuem Essen und Trinken aufforderte. So gelangt man schliesslich auch zu neuen Beschäftigungen geistiger Art. Dem kann sich der Einzelne nicht entziehen. Was aber für den Einzelnen gilt, das gilt in noch höherem Masse für eine grosse Gesellschaft. Und da wir es übernommen haben, für Deutschland einen Theil dessen zu leisten, was in der übrigen Welt durch besondere Corporationen geleistet wird, so können wir uns diesen Verpflichtungen chensowenig entziehen, wie der einzelne Mensch sich den gesellschaftlichen Beziehungen entziehen kann, wenn er auch durch schwere Schicksalsschläge getroffen ist.

Wir haben die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, im Laufe der Zeit nicht wenig verändert und erweitert. Gerade hier ist der Platz, daran zu erinnern, dass der Ausgangspunkt für die anthropologische Bewegung, in der wir uns befinden und deren Ausdruck wir selber sind, gelegen war in den Entdeckungen, welche vor nunmehr 40 und 50 Jahren in Bezug auf die sogenannte Steinzeit und Alles, was daran hängt, gemacht wurden. Das war es, was die Begründung anthropologischer Gesellschaften hervorrief, und zwar zunächst nicht nationaler und localer, sondern die erste Zeit, wo

wir zusammentraten, brachte die internationalen. Wir kamen auf einer Reihe internationaler Congresses zusammen, ehe wir den beiseitegehenden Baden durchgearbeitet hatten. Aber im Grossen und Ganzen war die Aufgabe für alle anthropologischen Congresses dieselbe. Die Probleme wiederholten sich, weil es nicht möglich war, ihnen sofort bis zu den letzten Wurzeln nachzugehen. So ist die Frage der Steinzeit geblieben und sie wird bleiben, wir werden sie auch heute nicht vollständig lösen, und vielleicht wird keiner von uns ihre Lösung erleben, aber wir müssen uns damit beschäftigen.⁹⁾

Wenn ich gerade hier auf diese Frage zurückkomme, so habe ich dafür gewisse locale, wenn Sie wollen, entwicklungsgeschichtliche Gründe. Was die localen anbetrifft, so haben Sie, wenn es Ihnen sonst nicht bekannt war, schon aus dem Programm gesehen und werden es aus der reichen Festschrift, die uns geschenkt ist, noch genauer ersehen, dass Sie hier auf einem Gebiete sich befinden, welches selbst vielen unserer deutschen Lausleute fremdartig sein dürfte, nämlich auf dem Gebiete der sogenannten megalithischen Monumente. Sie werden demnächst wohl Gelegenheit haben, dergleichen zu sehen. Namentlich zwischen hier und der Elbe liegt ein reiches Fundgebiet, das sich nicht blos über dieses Herzogthum, sondern auch über die anstossende Altmark ausbreitet, mit einer Fülle von Monumenten, wie sie grösser und zahlreicher kaum in einem anderen Theile Deutschlands gefunden werden. Ich bin schon gestern wiederholt gefragt worden: in welche Zeit gehören diese Monumente? Man interessiert sich aufs lebhafteste gerade für diese allergrössten Monumente der Vorzeit; man wünscht zu wissen, was waren das für Leute, die das gemacht haben. Nun, bei einer solchen Betrachtung ist es ganz natürlich, dass man sich in erster Linie auf das Locale beschränkt, auf das Land, wo man die Denkmäler findet. Aber bald geht man weiter in ein Nachbarland u. s. f., und so kommt man schnell zu der univrsellen Betrachtung, welche bei diesen Dingen unabweisbar ist. Selbst wenn wir nach Afrika oder nach Asien gehen, finden wir grosse Steindenkmäler. Und doch erscheinen sie überall ganz ungewöhnlich. Daber gelangt man immer wieder zu der Frage, — gestern war es ebenso —: waren es nicht Königsgräber, Gräber der vornehmen Leute? In der That, es können nicht alle Todten so ausgezeichnet worden sein. Es ist ja klar, dass wenn jeder Todte so bestattet worden wäre, mindestens Hunderttausende von Megalithen vorhanden sein müssten, während es sich jetzt höchstens um Hunderte in jedem Lande handelt. Dass diese eine besondere Bedeutung haben mussten, werden wir ohne Weiteres zugestehen können, aber damit kommt man noch

nicht weit, denn dann fragt es sich: welche Könige oder Adelige waren es, die man so geehrt hat?

Ich möchte nun zunächst hervorheben, dass bei allen diesen Fragen eine gewisse sprachliche Schwierigkeit existirt, indem jeder Mensch das Bestreben hat, ohne volles Recht, aber mit einem unerwünschten Grade, merkwürdige Einzelerscheinungen in Verbindung mit anderen ähnlichen zu setzen, indem man den Namen einer solchen Einzelerscheinung ausbreitet auf ein ganzes Gebiet, selbst wenn dasselbe so gross ist, dass in demselben nicht mehr einheitliche Verhältnisse bestehen können. Sie wissen, megalithisch heisst zu deutsch übersetzt „grossteinig“, aus grossen Steinblöcken zusammengesetzt. Was bedeutet aber gross? Je nachdem der Einzelne ihm bekannte Massstäbe anwendet, kann er das Wort „gross“ auf sehr verschiedenenartige Dinge anwenden. Ein Steinblock, der z. B. 30 cm im Durchmesser hat, kann für gewisse Leute schon gross erscheinen, während ein anderer vielleicht erst dann von Grösse spricht, wenn er mindestens 5 m oder 10 m grosse Blöcke vor sich hat. Man kann das auch in der That nicht einfach mit dem Massstab in der Hand entscheiden. Sie werden alle möglichen Bücher consultiren können und kaum eines finden, in dem gesagt ist, ein megalithischer Block muss die und die Minimalgrösse haben; es handelt sich immer nur um ein ungewöhnliches, über das gewöhnliche Maass hinausgehendes Verhältnis. Was das gewöhnliche Maass anbetrifft, so glaube ich, kann man dafür allerdings eine Auskunft geben: Das gewöhnliche Maass ist dasjenige, was man auch zu anderweitigen Zwecken in Anwendung bringt. Also wenn jemand ein Haus baut und zwar aus natürlichen Steinen, sei es aus rohen Blöcken oder aus Platten, so braucht er dafür Steine von einer mässigen Grösse, gleichviel, ob er eine Mauer daraus aufrichtet, oder ob er eine Grube im Erdboden macht und diese Grube mit Platten aussetzt, sodass daraus eine Kammer entsteht. Solche primitive Gebäude oder „Kammern“ pflegen ein gewisses Maass nicht zu überschreiten. Auch die dabei verwendeten Steine sind gewöhnlich von mässiger Grösse. Aber man kann nicht sagen, dass das Maass ein constantes sei. Man behält dasselbe nach den Verhältnissen der Steine, welche man gewöhnlich anwendet. Sobald sie über dieses Maass hinausgehen, sagt man; nun sind es aber recht grosse Steine, megalithisch. Aber die Vulgärsprache hat das so verwirrt, dass wir z. B. in unseren östlichen Gegenden die grösste Confusion finden in Bezug auf Megalithen und die sogenannten Steinkisten. Es gibt daselbst eine grosse Masse von Gräbern, nicht mehr von Hunderten, sondern in der That von Tausenden und aber Tausenden,

wo man innerhalb eines Erdhügels auf eine sogenannte Steinkiste kommt. Diese besteht in der Mehrzahl von Fällern aus grösseren oder kleineren Platten, die zum Theil senkrecht in die Erde gesetzt, zum Theil über einen ausgesparten Raum gedeckt sind, so dass dadurch ein regelrechter, ziemlich rechteckiger Raum, eine Stube oder Kammer, entsteht. Diese Kammern können recht gross sein, und wenn jemand dann sagt, das ist megalithisch, so kann man ihm persönlich das vielleicht nahelegen, aber wenn alle Leute Steinkisten und Megalithe mit einander verwechselten, so würde in der kürzesten Zeit keiner den anderen mehr verstehen.

Ich darf vielleicht hier eine allgemeine Bemerkung einbringen, nicht zum erstenmale, ich habe schon einmal vorgbracht, aber ich finde, dass sie nicht oft genug wiederholt werden kann. Ich meine die Neigung, eine besondere Erscheinung, die man trifft, zu verallgemeinern und ihren Namen auszulehnen auf wer weiss, wie viele andere, wenn auch nur entfernt ähnliche Dinge. Diese Neigung ist so gross, dass auf dem Gebiete, welches wir eben verhandeln, die grössten Schädigungen dadurch herbeigeführt worden sind. Ich wähle als ein Beispiel, das sich zunächst an die Megalithen anschliesst, die sogenannten „Kjökkenmüddinger“. Diese dänische Bezeichnung heisst zu deutsch nichts weiter als Küchenabfallhaufen; wenn wir das dänische Wort gebrauchen, so geschieht es nicht aus einer danisirenden Neigung, sondern deshalb, weil dem Worte „Küchenabfallhaufen“ gerade die typische Bedeutung eines prähistorischen Haufens abgeht, während das dänische Wort dieselbe besitzt, ja gerade dadurch Dänemark zuerst die Aufmerksamkeit auf solche Plätze gelenkt hat. Das dänische Wort hat also etwas Besonderes an sich. So geschah es, dass die Kjökkenmüddinger auf früheren internationalen Congressen ein regelmässiger Bestandtheil der Discussion wurden, deshalb weil sie zweifellos in eine sehr alte prähistorische Zeit zurückreihen und als wahre Typen der ersten Steinzeit betrachtet werden können. Daher haben sie schon lange als eines der ältesten Zeugnisse der europäischen Cultur gegolten, und noch gegenwärtig haben wir, meines Wissens wenigstens, ausser gewissen, ganz oder halb paläontologischen Funden nichts, was direct älter gesetzt werden könnte.

Wenn z. B. die Megalithe in dieselbe Zeit gehörten, so würden sie auch an diesem Vortrage theilnehmen; wenn das aber nicht der Fall ist, so muss man eine genauere Scheidung zwischen den verschiedenen Steinzeitfunden vornehmen, und es wird sich darum handeln, die besonderen Merk-

malo festzustellen, durch welche diese oder jene Gruppe von solchen Funden ausgezeichnet ist. Nun war es an sich sehr natürlich, dass im Anfange gerade die Hauptmonumente und die Hauptplätze, wo sie sich in Europa fanden, in den Vordergrund der Betrachtung gestellt wurden. Deshalb ist die Frage, wo sind Megalithe zu finden, eben so vielfach discutirt worden, wie die Frage, wo sind eigentliche Kjökkenmüddinger? Bei den letzteren waren es ganz bestimmte Plätze, z. B. die Insel Seeland, welche zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zogen und von denen aus die Uebertragung der Bezeichnung auf andere Plätze geschah. Bei den Megalithen war es vorzugsweise eine Reihe gruppenweise vertheilter Heimathplätze, die von Norddeutschland her bis an den atlantischen Ocean und darüber hinaus sich erstrecken, welche die Aufmerksamkeit erregte. Aber in dem Maasse, als die Reisenden über Europa hinausgingen, als man auch in anderen Welttheilen sich umsah, fand man immer mehr Kjökkenmüddinger und immer mehr megalithische Monumente mit allen Einzelheiten der Ausstattung. Diese Entdeckungen haben lange Zeit fortgedauert, und noch in diesem Augenblicke können wir nicht sagen, dass die Forschung abgeschlossen wäre.

Ich möchte aber daran die Folgerung knüpfen, dass wir allmählich dahin kommen müssen, unsere Bezeichnungen etwas vorsichtiger zu wählen. Ich sehe hier den Vertreter für Danzig vor mir; in der Nähe von Danzig, am Frischen Hafl, liegt das viel besprochene Tolkemit, wo am Abhange des Ufers gegen das Hafl hin durch das Abstürzen der Erdmassen immer neue Schichten aufgedeckt werden, in denen man Dinge findet, die sehr alt sind, die Alle für neolithisch halten und die vielleicht eben so alt sind, wie manche dänische Kjökkenmüddinger, aber daraus folgt noch nicht, dass jeder Küchenabfallhaufen, der im Frischen oder Kurischen Hafl gefunden wird, auch ein „Kjökkenmüdding“ sei oder in die neolithische Zeit gehöre. Solche Folgerungen muss man sehr scharf überwachen. Ich darf wohl darauf aufmerksam machen, dass Küchenabfallhaufen auch heute noch bei jedem Dorf entstehen. Die Städte haben neuerlich die Frage der Müllabfuhr sehr ernsthaft studirt und sind noch jetzt damit beschäftigt, herauszubringen, wie es finanziell zu machen sei, sich des „Mülls“ zu entledigen; bei den Dörfern und einzelstehenden Gehöften wird man wahrscheinlich noch lange Zeit fortfahren, neue Küchenabfallhaufen herzustellen, indem man die Rückstände der Haushaltung in der Nähe in ein Loch schüttet und nachher wieder zudeckt. Solche „Abfallgruben“ finden sich an allen möglichen Plätzen. So, um ein Beispiel zu wählen, gibt es

in Nordamerika eben so merkwürdige wie Monumente, wie unsere Megalithen, nur ohne die grossen Steine; das sind die sogenannten „Mounds“. Man bezeichnet damit grosse Erdwürfe, Schutten, Warten u. dgl. in weiter Vertheilung. Wenn man nach ihnen gräbt, so stösst man von Zeit zu Zeit auf ein Loch oder eine Grube, gefüllt mit Küchenabfall, zweifellos genau so, wie wenn wir hier auf Land führen und bei einem Dorfe graben würden; es würde wahrscheinlich keine Schwierigkeit haben, etwas Aehnliches aus der neueren und vielleicht neuesten Zeit zu entdecken. Nun kann das ja ganz interessant sein; man extrahirt da die verschiedensten Sachen, es ist manches hineingeschüttet, was zerbrochen war, Scherben von Thongefässen, Stücke von hölzernen und heinernen Geräthen, Metallsachen, — das Alles ist hant durcheinander geschüttet und man kann alle möglichen chronologischen Schlüsse daraus ziehen; je nach der Zeit, in der solche Töpfe, Kämme u. s. w. gemacht worden sind, kann man solche Haufen in die entsprechende Zeit rechnen. Das sind lauter locale Fragen, die für das Gesamtwissen oft gar keinen Werth haben; ich wollte nur darauf aufmerksam machen, dass die hlosse Existenz eines solchen Haufens oder einer solchen Grube oder überhaupt von Abfallprodukten keinen Generalwerth hat. Die besondere Werthschätzung beginnt erst, wenn wir den Abfallhaufen ein höheres Alter zuschreiben dürfen, wenn wir sagen können, der Haufen hat mit der gegenwärtigen Welt nichts zu thun, er reicht weit zurück in Zeiten, wo vielleicht von allen gegenwärtigen Völkern noch nichts zu merken war, wo also eine ganz andere Welt existirte. Daher muss man recht vorsichtig operiren, und wenn man den Namen Kjökkenmüddinger in einem wirklich technischen Sinne anwenden, ihn nicht hlos, weil er im Dänischen einmal existirt, gebrauchen will, als hlosse Redensart, dann muss man ihn stark beschränken.

Was die Megalithe anhehrt, die uns zunächst interessieren, so darf ich vorwegschicken, dass schon seit langor Zeit, seit dem vorigen Jahrhundert namentlich, die Leute mit offenen Augen erkannt haben, dass es sich da um locale Verhältnisse handelt, deren Vorkommen innerhnh gewisser Grenzen geographisch beschränkt ist. Es ist etwas schwer gewesen, dieses Gebiet scharf zu definiren, und zwar deshalb, weil die Monumente nicht hlos durch die Menschen, sondern auch durch den „Zahn der Zeit“ angegriffen werden. Letzteres geschieht zweifellos in erheblichem Maasse. In der Altmark gibt es einen solchen Block, von dem man erzählt, dass jedesmal, ich glaube zu Neujahr oder Weihnachten, ein neues Plattenstück abspringt und eine Grube hinterlässt.

Ich habe selber einen ziemlich grossen Scherben herausnehmen können, der von der Oberfläche losgegangen war. Wenn sich das fortsetzt, so wird nicht bloss die Grässe der Steine vermindert, sondern es entstehen auch immer neue Abspaltungen. Dann kommt die Frage, ob die Vertiefungen natürliche oder künstliche sind; das ist die Frage der sogenannten Näpfeben- oder Grübchensteine, eine Frage, die namentlich in der Schweiz mit grosser Heftigkeit in diesem Angelegenheit discutirt wird. Im Norden spricht man von Elfensteinen. Ich sage nicht, dass alle „Näpfeben“ natürliche Bildungen sind, aber es gibt zweifellose Verwitterungserscheinungen, wodurch nicht bloss „Grübchen“ entstehen, sondern die Steine immer mehr vernichtet werden. Theoretisch lässt sich also nichts dagegen sagen, dass endlich einmal auch ein grosser Stein ganz und gar aufgelöst werden kann, wenn er unter besonderen Witterungsverhältnissen gelegen ist. Viel schlimmer als die Witterung sind aber die Menschen; wir können wer weiss wie viele Beispiele dafür beibringen, wie die Menschen zerstörend auf diese alten Monumente einwirken. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts haben die Regierungen an verschiedenen Stellen sich bemüht, Fürsorge zu treffen, solche Monumente zu erhalten. Wir können eine ganze Reihe solcher Regierungsverordnungen zusammenstellen, aber wir können ebenso nachweisen, dass die Mehrzahl dieser Verordnungen nicht gehalten wird. Trotz der Verordnungen sind Steine gesprengt worden und die Sprengstücke zu Haus- und Chausseebauten, zur Pflasterung von Städten u. dgl. verwendet worden; es sind immer weniger geworden. Wir besitzen ein sehr bemerkenswerthes Buch von Beckmann aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der eine genaue Beschreibung der Mark Brandenburg geliefert hat mit Abbildungen, ein stattliches Werk in Grossfolio, wie man es heute kaum herstellen würde. Darin ist eine Anzahl von Megalithen aufgeführt und sogar abgebildet, die nicht mehr existiren; man kann nicht einmal sagen, wo sie geblieben sind, sie sind eben nicht mehr da. Wenn aber in einem solchen, von einem anmerkensamen und sorgfältigen Beobachter gesammelten Buche Abbildungen vorhanden sind, so können die Objecte doch nicht spurlos „verduftet“ sein; es bleibt nichts anderes übrig, als den Verlust der Zerstörungswuth der Menschen zuzuschreiben. Wir haben uns daher seit langer Zeit bemüht, wovon wir kamen, die Aufmerksamkeit der Regierungen darauf zu lenken, wie notwendig es ist, nicht bloss strenge Verbote ergehen zu lassen, sondern auch strenge Aufsicht zu üben; denn mit Verbote allein ist nichts gethan, man weiss schon seit dem Alterthum, dass ein Gesetz als Gesetz sich

nicht durchsetzen kann, sondern dass eine besondere Gewalt notwendig ist, um das Gesetz durch beauftragte Personen aufrecht zu erhalten und zu überwachen. So ist es vorzugsweise bei Altherthümern; es hilft nichts, dass wir Regierungsverordnungen haben, sondern diese müssen auch den executiven Organen recht ernsthaft eingeschärft werden. Wenn der betreffende Polizist oder Ortstadiener es für etwas Gleichgültiges hält, so muss man ihm klar machen, dass die Regierung das für etwas Wichtiges hält, und dass er zu strenger Aufsicht verpflichtet ist und unter Umständen bestraft werden kann, wenn er nachlässig oder gar nicht diese Aufsicht übt. Man muss bedenken, dass wir nur noch eine beschränkte Zahl derartiger Monumente haben, und dass sie, einmal zerstört, nicht wieder herzustellen, dass sie unersetzlich sind. Man vernichtet damit für immer gewisse Dinge, die für die frühere Geschichte des Menschen die höchste Bedeutung haben.

Ich wollte diese Bemerkungen voranschicken, um zu deduciren, dass wir schon gegenwärtig nicht mehr in der Lage sind, mit voller Sicherheit zu sagen, wie gross das Gebiet gewesen ist, in welchem sich megalithische Monumente befanden haben. Wenn wir um hundert Jahre zurückrechnen, so ist das Gebiet zweifellos viel grösser gewesen, als wir jetzt zeigen können, und je länger man wartet, um so enger wird sich dasselbe zusammenziehen; schon gegenwärtig gibt es nur wenige Stellen in Norddeutschland, wo wir jenseits der grossen Ströme (Elbe, Oder u. s. w.) noch derartige Monumente finden. Ihre Zahl ist verschieden je nach der geographischen Breite: je näher an der Mündung der Ströme, um so mehr ist die Zerstörung vorgeritten. Auf dem rechten Ufer der Elbe gibt es, glaube ich, im Augenblick nur eine einzige Stelle in der Priegnitz, wo durch die Fürsorge der preussischen Regierung ein sehr altes Grab erhalten ist; weiter östlich werden sie immer spärlicher. Einzelne finden sich noch in der Uckermark und in Meklenburg. In der Nähe der Oder sind diese Monumente ausserordentlich spärlich. Früher waren sie zahlreich auf Rügen; ich erinnere mich noch der Zeit, wo man die Höhenzüge der Insel besetzt sah mit grossen Grabbügeln; heuteutage ist schon sehr wenig davon zu sehen, und ob eine kommende Generation überhaupt noch eine Kenntniss davon bewahren wird, das halte ich für etwas zweifelhaft. Und so geht es weiter und weiter. Zwar finden sich zwischen Oder und Weichsel vereinzelte Plätze, welche als Steinmonumente bezeichnet werden können, aber nichts Grosse, beziehfalls keine Stelle, die vergleichbar wäre mit dem megalithischen Gebiete der Altmark, Braunschweig, Hannover bis

zur Ems und darüber hinaus auch noch im östlichen Holland. Immerhin bleibt uns hier eine Art von Mittelpunkt für diese Kultur. Dieses Gebiet zwischen Elbe und westlichem Ocean muss von den Menschen der Steinzeit ganz besonders bevorzugt worden sein.

Nun, das ist keine neue Weisheit. Im Gegenteil, es ist eine ziemlich verbreitete Meinung, die namentlich in der französischen Literatur mit grosser Zuversicht ausgesprochen und festgehalten worden ist. Unsere Gesellschaft hat recht viel Gelegenheit gehabt, die deutschen Verhältnisse zu prüfen, aber ich kann nur hervorheben, dass mir persönlich nichts darüber bekannt ist, dass über einen ziemlich weit nach Norden heraufgehobenen Gürtel von Mitteldeutschland hinaus, sei es in Süddeutschland, sei es in dem südlichen Theile von Mitteldeutschland, Megalithen existiren, oder dass man Veranlassung hätte, anzunehmen, sie hätten daselbst früher existirt.

Das ist ungefähr eine ähnliche Erscheinung, wie sie in Nordamerika constatirt und gerade in der neuesten Zeit mit besonderer Genauigkeit verfolgt ist. Es ist namentlich eine Abhandlung von Mr. Wilson erschienen, einem hervorragenden Kenner der localen Verhältnisse, der festgestellt hat, dass die nordamerikanischen Monnds sich nur in einem zusammenhängenden Zuge finden zwischen dem 25. und 51. Grade nördlicher Breite und zwischen dem 69. und 101. Grade der Länge. Das ist ein Gebiet, welches sich ungefähr parallel dem Mississippi erstreckt, welches aber weder den atlantischen noch den pacifischen Ocean erreicht, nicht einmal die Rocky-Mountains, sondern welches quer durchgeht von Canada bis zum mexikanischen Golf. Da stehen alle die Mounds, zum Theil ungeheuerer Erdwerke. Dieses Gebiet muss also doch etwas anderes gewesen sein als das Küsten- oder das Gebirgsgebiet war, gerade so wie wir auch schliessen müssen, dass bei uns es gerade die Küstengebiete waren, während unsere Gebirgsgebiete gänzlich ausgeschlossen blieben.

Nun werden Sie fragen: wer ist das gewesen? Die entlassenen Leute sagen, das ist ein Volk gewesen, welches ursprünglich weit im Norden gewohnt hat, längs der Küsten heruntergewandert ist und endlich im Binnenland diese Gräber hinterlassen hat. Dafür hat man eine Art von Beweis, wenigstens einen Wahrscheinlichkeitsbeweis geliefert, indem man nachwies, dass derartige Monnde auch in Afrika vorkommen, aber auch da nicht überall, sondern wieder in einer gewissen Zone, welche sich längs der Küste des Mittelmeeres, im nördlichen Afrika, erstreckt, vorzugsweise im heutigen Tunesien, Algerien, bis Marokko hin. Das ist das Gebiet, von

dem man weiss, dass die Vandalen hineingezogen sind; daraus folgerte man, dass die Vandalen es gewesen seien, welche diese Sitte der Bestattung von europäischen Continent herübergebracht und in Afrika weiter erhalten hätten. Sie sehen, man knüpft immer gleich sehr weitgehende Schlüsse an diese Art der Bewegung. Waren die Erbauer der afrikanischen Steinmonnde wirklich Vandalen? Das wäre wirklich etwas sehr merkwürdiges, denn bis jetzt hat noch Niemand nachgewiesen, dass die Vandalen in ihrer Heimath Steinmonnde errichtet oder dass sie überhaupt der Steinzeit angehört haben. Dagegen will ich bemerken, wir besitzen ein altes lateinisches Gedicht, eine gereimte Reisebeschreibung von Festus Avienus, ora maritima genannt, ein sehr merkwürdiges Buch, dessen Quellen in die Zeiten zurückdatiren, wo die Phönizier zuerst die nördlichen Küste befuhren, wo phönizische Schiffe längs der Küste des Mittelmeeres und der iberischen Halbinsel herumgingen und endlich in den Kanal und die Nordsee kamen. Darüber ist viel discutirt worden und man hat diese Fahrten mit dem Bernsteinhandel in einen plausiblen Zusammenhang gebracht. Es lässt sich in der That nicht leugnen, dass diese Combination einen scheinbar sehr nahe liegenden Gedanken wiedergibt. Wir haben neuerlich ein bemerkenswerthes Buch über die Ora maritima, das wahrscheinlich sehr wenigen unserer Landsleute bekannt geworden ist, von einem portugiesischen, sehr unabhängigen Denker erhalten. Der Verfasser, Sarmiento, ist der Entdecker alter, man darf wohl sagen uralter Felsenburgen, welche sich im nördlichen Portugal, namentlich in der Provinz Entre Duro e Minho finden. Da liegen auf kegelförmigen Felsenspitzen zum Theil noch wohl erhaltene Reste von Städten, freilich sehr wenig ansgedehnte Anlagen, man hat sie deshalb mit dem Namen Citania belegt. Man hielt sie früher für römische Ausiedelungen, sie gehen aber viel weiter zurück. Ich habe seiner Zeit den Versuch gemacht, sie in eine specielle Beziehung zu orientalischen Ueberresten zu setzen; insbesondere habe ich nachgewiesen, dass sie bestimmte Anklänge an die mykenische Architektur, welche Schliemann zuerst ans Tageslicht gezogen hat, erkennen lassen. Bis in diese Gegenden erstrecken sich aber auch die megalithischen Dinge, sie kommen bis auf die iberische Halbinsel vor. Aber ich kann wohl sagen, wenn man noch so genau prüft, kann man sich nicht entschliessen, sie mit irgend einem historischen Wandervolke in Beziehung zu bringen. Ob man dazu die Vandalen, die West- oder Ostgoten, oder irgend einen anderen Stamm, etwa unsere verlorenen gegangenen Semnonen, heranzieht, das ist ein unter-

geordneter Puukt; ich kann nur sagen, in die Völkerwanderungszeit darf man die iberischen Ruinencastädte zweifellos nicht stellen. Als die grosse volkstümliche Bewegung durch den ganzen europäischen Continent ging, die wir jetzt kurzweg als Völkerwanderung benennen, müssten die Citanien nicht nur längst fertig, sondern auch schon wieder zerstört sein; es ist gar keine Möglichkeit vorhanden, sie in irgend einen Vorband damit zu bringen. Sie gehören einer früheren Zeit an. Aber diese ältere Zeit können wir nicht mehr auf bestimmte Völker zurückbeziehen. Wenn wir immer gepöngelt werden, zu sagen, was waren das für „Völker“, so müssen wir sagen, das wissen wir nicht. Denn es gibt keine Historiker, keine Schriftsteller, keine Urkunden, in denen die Namen dieser Völker genannt sind. Es bleibt also nur die Möglichkeit, dass wir aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern die allerältesten Völkerbeziehungen, die wir aufreiben können, herausziehen. Dana aber knüpft sich die Betrachtung an die Periode, nicht an die Leute an.

Man sieht es gegenwärtig, unsere älteste Bevölkerung möglichst zu beziehen auf Germanen. Auf diese Weise kommt man auf einen Stamm oder ein Volk, das in ältester Zeit wenig genannt wird. In römischer Zeit muss es an der unteren Donau und unterhalb die ersten Vorstöße über die Donau hinaus gegen das römische Reich; es war also bei dem ersten Contacte mit den Römern beteiligt. Das sind die in den letzten Jahren viel genannten Bastarner. Von denen wissen wir sonst gar nichts; dass sie nicht ewig an der unteren Donau geblieben haben, ist sehr wahrscheinlich, aber woher sie gekommen sind, darüber sind keine Nachrichten vorhanden, und ältere Germanen, als die Bastarner, kennen wir im Augenblicke nicht. Für die Bastarner aber sind neuerlich gewisse, tatsächliche Anknüpfungspunkte ermittelt worden: man hat nämlich in der Dobrussa, nachdem sie durch den letzten russisch-türkischen Krieg in rumänischen Besitz gekommen ist, ein grosses gemauertes Monument aufgefunden, was ungefähr in der Zeit Trajans errichtet sein muss; an diesem findet sich allerlei figürlicher Schmuck, Sculpturen verschiedener Art, darunter auch die Darstellung von Barbaren, welche mit den Römern in Kampf gerathen sein müssen, und ich erkenne an, Vieles spricht dafür, dass es Bastarner waren, die da dargestellt worden sind. Manche unserer Germanisten haben das auch schon so weit angenommen, dass sie ohne weiteres den Typus der Bastarner als den Typus der alten Germanen aufgestellt haben. Erst neulich, wo sich die Aufmerksamkeit auf gewisse in Frankreich und Westdeutschland gefun-

dene Bronzefiguren gerichtet hat, ist von Herrn P. Reinecke die Frage erörtert worden, ob das nicht die ältesten Darstellungen unserer germanischen Vorfahren seien. Ja, wäre dieses Alter kein sehr hohes, denn damit kommen wir kaum bis vor Christi Geburt und sicherlich noch nicht zu der Frage der megalithischen Monumente.

Ich habe dieses Beispiel nur heransgreifen wollen, um daran zu zeigen, dass die allgemeinen Redensarten von älteren Germanen u. s. w. lauter Redensarten sind, hinter denen nichts steckt. Man kann sich denken, dass einstmals lauter Germanen hier sass, aber ebensogut, dass keine da sass. Es gibt keine Thatachen, aus denen sich mit unmittlbarer Nothwendigkeit deduciren lässt; ergo müssen schon früher andere Germanen da gewesen sein. Ich verahre mich davor, und ich glaube, ich kann das im Namen der Gesellschaft thun. — dass man uns imputirt, wir sollten historische Bezeichnungen in die vorhistorische Zeit hineinsetzen. Aber der Versuch, uns dazu zu verleiten, wird immer wieder erneuert, man bringt uns immer wieder einen prähistorischen Schädel und fragt, ist das nicht ein germanischer Schädel? Es ist das eine sehr interessante Frage, wir nehmen sie niemand übel, der sie stellt, aber ich will nicht vorbeugen, dass es höchst langweilig ist, wenn man immer wieder sagen muss: das weiss ich nicht. Wie soll man auf eine solche Frage positiv antworten? Vielleicht genügt dieses Beispiel, um daran zu demonstrieren, dass auch für die megalithischen Monumente nur dieselbe Antwort gegeben werden muss. Sollten wir je in die Lage kommen, einem prähistorischen Schädel ohne weiters anzusehen, ob er einem Urgermanen angehört hat oder nicht, so werden wir vielleicht auch erkennen können, ob ein megalithisches Monument germanisch oder nicht germanisch ist. Ich will in dieser Beziehung darauf hinweisen, dass dieselbe Art des Fragens in Amerika für die Mounds angewendet worden ist. Manche haben erklärt, sie seien nicht von alten Indianern hergestellt, sondern von früheren präcolumbischen Stämmen. Dafür lässt sich manches beibringen, aber bis jetzt ist nichts davon sicher bewiesen. So fürchte ich, dass wenn wir unseren Megalithen einen Besuch gemacht haben werden, Sie allerdings einen recht eindrucksvollen Anblick gewonnen haben werden, dass Sie aber doch auch nach Hause gehen werden, ohne zu wissen, welches Volk die Monumente errichtet hat. Diese Schwierigkeit ist besonders gesteigert worden dadurch, dass fast alle diese Monumente vor ver weiss wie langer Zeit schon geplündert worden sind; wenn sie unverehrt uns überkommen wären, wenn wir sie so erhalten hätten, wie sie wahrscheinlich Jahrtausende

bindreich gestanden haben, so würden wir wahrscheinlich aus ihnen eben so wertvolle Dinge haben entnehmen können, wie wir sie sonst alten Gräbern entnehmen. Denn aus diesen können wir in der That durch die sogenannten Beigaben die wichtigsten Schlüsse für die Chronologie gewinnen. Aber bei den Megalithen ist die Zeit der wissenschaftlichen Erforschung vorüber, sie sind wahrscheinlich alle ausgeplündert, das Gleiche ist ihnen passiert, was so vielen Monumenten passiert ist. Ich will daran erinnern, dass schon zur alten Römerzeit Gräber geplündert wurden. Wir wissen genau, dass in Aegypten Jahrtausende vor Christi Geburt die Gräber so geplündert wurden, dass man besondere Vorsichtsmassregeln traf, um die Schätze derselben zu verbergen. Sie waren früher aller Welt sichtbar errichtet; als sie aber dem regelmässigen Raubwesen verfielen, kam man endlich dahin, dass man eines Tages sämtliche noch vorhandenen Königs- und Oberpriestergräber ausleerte und den ganzen Inhalt in einen Erdsplatt hineinbrachte, der gegenüber Theben und in der Nähe des berühmten Deir el Bahri liegt; man musste sich tief in die Erde an Seilen herunterlassen und kam dann in einen horizontalen Spalt, der ganz mit Mumien gefüllt war. Das wurde vor 20 oder 25 Jahren zufällig entdeckt, durch Araber. Da kam man in ungeheure Todensäle, wo König an König, Oberpriester an Oberpriester lag mit all ihrem Schmuck und Zubehör. So lange als man nur in den eigentlichen Gräbern suchte, fand man nur leere Sarkophage, ausgeplünderte Gräber.

An diese Erfahrungen müssen Sie sich erinnern, wenn Sie vielleicht den Anthropologen und Archäologen den Vorwurf machen möchten, dass sie nicht mehr wissen. Ich kann nur sagen, da wir nichts finden, können wir auch nichts wissen. Dass wir aber häufig nichts finden, hängt vielfach davon ab, dass die Archäologie auch ein Ranthier ist, aber sie schreibt auf und führt darüber Buch, und es können diese Aufzeichnungen nachher werthvollere Dienste leisten, wie die unmittelbaren Objecte. Von solchen Aufzeichnungen haben wir aus älterer Zeit fast nichts; es gibt aus der alten Zeit nur wenige Documente, welche etwas Brauchbar sind.

Ich will nicht zu lange Ihre Geduld noch in Anspruch nehmen, ich möchte nur auf eines aufmerksam machen, was auch dem nicht ganz technisch geschulten Manne oder der Frau die Möglichkeit bietet, uns zu helfen, das ist das Topfgeschirr. Seit einigen Jahrzehnten ist man allmählich von der Ueberzeugung durchdrungen worden, dass überall, wo Menschen Topfe gemacht haben, gerade die Topfe ein ausserordentlich werth-

volles Material für das kritische Urtheil darbieten, namentlich für das chronologische Urtheil über die Zeit, in welche sie hineingebörten. Wir haben diese Methode vielfach in Deutschland angewendet, und wir sind dadurch zu der Möglichkeit gekommen, gewisse Perioden scharf unterscheiden zu können nach den Arten des Topfgeschirrs. Das möchte ich auch bei dieser Gelegenheit aller Welt empfehlen. Auch ein gewöhnlicher Spaziergänger kann z. B. an einem ausgeraubten Grabe eine solche Wahrnehmung machen. Ich will Ihnen als Beleg dafür eine persönliche Erfahrung erzählen. Ich war einmal auf der Insel Rügen, wo allmählich die alten Hügelgräber sehr selten werden, damit beschäftigt, eine Nachrevison zu halten und kam an eine noch wohl erhaltene, aber ganz leere Steinkiste aus grossen Platten, neben welcher noch die ausgeworfene Erde lag. Ich liess mit Sorgfalt diese Erde umgraben, es fand sich aber nur ein einziger kleinerer Scherben von wenigen Centimeter Durchmesser, aber dieser eine Scherben hat genügt, um festzustellen, dass das ein neolithisches Grab war. Es blieb gar kein Zweifel darüber; wer eingermassen neolithische Scherben kennt, konnte aus diesem einen Scherben die Diagnose machen. Es wäre mir sehr angenehm gewesen, zu wissen, was sonst in dem Grabe enthalten war, — aber ich wusste nun doch, dass es sich zweifellos um eine grosse Steinkiste aus der neolithischen Zeit handelt.

Diese Kenntniss wird nun allmählich etwas ausgedehnter, in dem Masse, als grössere Grabfelder dieser Art gefunden werden. Früher kannte man immer nur einzelne Gräber an dieser Periode; das letzte Decennium hat vorzugsweise dem beigetragen, auch in Deutschland die Kenntniss ganzer Grabfelder zu bringen. Wir haben hier eines unserer Mitglieder und seine nicht minder eifrige Gattin, die immer neue Gräber dieser Art und zwar an einem an sich denkwürdigsten Platze ermitteln, ich meine die Gräber von Worms. Kein Mensch hat daran gedacht, dass in dieser Gegend und an dieser Stelle so alte Zengen existiren könnten. Worms erschien immer als eine Gründung verhältnissmässig später Zeit, man brachte es in Verbindung mit den Burgundern, den Römern, den Nemetern oder was sonst für bekannte historische Namen für dieses Territorium zur Hand sind. Aber die prähistorischen Gräber liegen unter den römischen Gräbern, die auf dem grossen Felde ausgebreitet sind. Es sind jetzt 4 oder 5 solcher römischer Grabfelder blossgelegt, die fast die ganze Stadt Worms umgeben. Wenn man durch diese Stadt durch gräbt, kommt man erst auf die prähistorische Schicht. Kein Mensch kann zweifeln, dass

diese zwei, an derselben Stelle liegenden Gräberfelder unter einander ganz verschieden sind. Daraus erfahren wir aber auch, dass an der Stelle von Worms schon in prähistorischer Zeit eine Art von Stadt existirt haben muss; so gut wie die Gräber der römischen Perioda uns die Existenz einer Stadt documentiren, muss das auch für die prähistorische Zeit gelten. Damit gewinnen wir eine Thatsache, die für die Geschichte unseres Vaterlandes von allgemeinem Werthe ist. Du erfahren wir zu gleicher Zeit, was eigentlich in diesen Gräbern zu finden ist.

Nun will ich bemerken, dass schon ebe das prähistorische Worms auf den Schnapplatz trat, wir in Norddeutschland eine grosse Zahl einzelner Plätze ermittelt haben, allerdings keine Gräberfelder, wie die Wormser, aber doch sehr viele einzelne Gräber, in denen wir allmählich auch darauf gekommen waren, die neolithische Keramik an ihren besonderen Merkmalen zu erkennen. Das für Brannschweig nächste und in der That nach meiner Vorstellung ähnlichste Gräberfeld liegt bei Tangermünde an der Elbe, einer Stelle, wo bis dahin gar kein Anhaltspunkt für steinzeitliche Funde ermittelt war; es gab dort keine megalithische Anlage, nicht einmal eine Erhöhung, es war kein Hügelgrab, nicht einmal ein gewöhnlicher Grabhügel oder ein kleines Hügelchen vorhanden, sondern ganz ebenes Feld. Erst als an dieser Stelle eine Ziegellei errichtet und der Thon aus dem Erdboden entnommen wurde, stiess man in grosser Tiefe auf prähistorische Gräber. Das waren Gräber, welche gegenwärtig in den Augen vieler als ein besonderer Beweis gelten für die Ursprünglichkeit des germanischen Typus. Da finden sich jene ausgezeichneten Langköpfe, wie sie jetzt vorzugsweise in Norddeutschland häufig sind, die Sie hier auf den Strassen spazieren gehen sehen können, die an der ganzen Küste bis nach Holland hin sich finden und die durch die deutsche Colonisation im 13. und 14. Jahrhundert durch ganz Mecklenburg, die Mark, Pommern, Preussen bis in die Ostseeprovinzen gebracht sind. Hier herrschte der Schwertorden; unter seinem Schutze hat sich die niederdeutsche Colonisation vorzugsweise entwickelt. Also, ich erkenne durchaus an, dass die Frage eine berechtigte ist, ob die alten Langköpfe der neolithischen Zeit nächste Verwandte der alten Deutschen und der heutigen Bevölkerung waren. Darauf können wir nicht anders antworten als: ja, sie sind verwandt. Daraus folgt aber noch nicht, dass die heutige Bevölkerung in der That in unmittelbarer Folge der Generationen aus denselben Quellen entsprungen ist, aus welchen die Leute der neolithischen Zeit herstammten. Es sind ja bei der Breite

der Möglichkeiten, welche sich allmählich in der Entwicklung der Menschheit gezeigt haben, so viele Stromrichtungen vorhanden, so viele Linien, in denen sich die Menschheit entwickelt hat, dass wir nicht jedesmal annehmen dürfen, dass alle diese Linien geradewegs, also radial lagen. Wir sehen ja, dass sie sich häufig durchkreuzen und durcheinanderlaufen, dass wir daher unser Urtheil über ihre Herkunft einschränken müssen. Also ich würde es niemand verdenken, wenn er einen besondern Werth darauf legte, dass er, wie das Gerippe in einem neolithischen Grabe, im Besitze eines Langschädels ist, was nicht jeder beweisen kann, der seinen Adel auf eine solche lange Linie setzt.

Schliesslich entsteht die Frage, — ich will sie nur kurz andeuten trotz der Langmuth, mit der Sie mir zugehört haben, — wann sind denn eigentlich diese neolithischen Gräber angelegt worden? Ich will nur sagen, es war unzweifelhaft lange vor den Zeiten, wofür wir historische Anhaltspunkte haben, und auch diese Zeiten können unendlich verlängert werden; dann bleibt uns nur die Möglichkeit, gewissermassen Hilfe zu suchen bei der Chronologie anderer Länder, aber auch diese wird uns unter den Händen fortwährend verändert, und sie wird immer weiter zurückgerückt. Während wir früher gewohnt waren, den Beginn unserer Zeitrechnung gewissermassen bis nahe an den Anfang der griechisch-römischen Zeit zu setzen, finden wir jetzt, dass er damit gar nichts zu thun hat. So kann man auf die assyrische Geschichte und auf ihren Zusammenhang mit der ägyptischen. Gerade in der letzten Zeit ist Aegypten besonders hervorgetreten, und darauf wollte ich mir erlauben, in Kürze Ihre Aufmerksamkeit zu lenken. In Aegypten hat man, wer weiss wie lange, die vorhandenen Gräber, Felschlechten, Höhlen und Grabkammern durchforscht. So lange das geseheh, kam man immer wieder auf Mumien. Daber sind die ägyptischen Mumien ein beliebiger Gegenstand, von dem jeder weiss. Aber diese konnte man nicht einmal soweit zurückdatiren, als es nach den Aufzeichnungen der ägyptischen Priester notwendig wäre. Denn darnach rechnete man, dass der erste historische ägyptische König ungefähr 4000 Jahre vor Christi Geburt gelebt habe, aber man fand lange nicht das Gerिंगste, was in diese Zeit hineinpasste, am wenigsten ein Grab, was einen entsprechenden Inhalt darbot. Das ist nun in neuester Zeit anders geworden; seit wenigen Jahren kennt man in der That sehr alte Gräber, ja es ist im vorigen Jahre endlich auch ein Grab gefunden worden, aus dem eine kleine Platte von Elfenbein zu Tage kam mit einer hieroglyphischen Inschrift, aus welcher ein jüngerer Aegyptologe den Namen Men herausgelosen hat. Nicht ohne Grund

deducirt er mit Zuversicht, es war das Grab des Menes, dieses alten sagenhaften Königs. Ich erkenne an, dass sich sehr viel für diese Interpretation sagen lässt, indess muss ich hinzufügen, dass wenn es auch nicht Menes selber war, der da begraben war, man an anderen Stellen weit über die historischen Dynastien von Aegypten hinaus gekommen ist. Man kennt jetzt durch die erfolgreichen Forschungen der Herren Flinders Petrie, de Morgan, Antiquaire u. A. grosse Gräberfelder in Oberägypten, in denen keine Mumien existiren, keine Steinsarkophage, in denen Tote beigesetzt sind ohne weitere Verherrlichungen. Trotzdem ist manches in dem trockenen Sande jener Gegenden erhalten geblieben. Ich will nicht in die Details eingehen, die freilich von Interesse sein könnten; ich will nur hervorheben, dass, je weiter wir zurückgehen, umso mehr sich das Material, die Beigaben, welche in diesen Gräbern sich fanden, verändert und vermehrt haben. Es findet sich in diesen oberägyptischen Gräbern eine Masse von Steingeräthen und fremdartigen Artefacten. Man hat diese Gräber die Gräber der „Fremden“ genannt, weil darin Schädelformen vorkommen, die man bis dahin nicht zu kennen glaubte. Wir befinden uns da in der vollen Steinzeit; die mannichfaltigsten Dinge, aber auch Kunstgegenstände finden sich vor, die aus Stein hergestellt sind, aber vorzugsweise sind es Formen von Steingeräthen, die auch bei uns gefunden werden und seit jeher als besonders kunstvoll geschätzt und als besonders sichere Zeichen für die neolithische Zeit angesehen wurden, namentlich solche Geräthe, wo der Feuerstein — es handelt sich auch da wesentlich um Feuersteine — an seiner ganzen Fläche durch muschelartige Ausbuchtungen uneben gemacht ist. Unsere Rügen'schen Autoritäten, von denen wir eine hervorragende unter uns haben, haben seit Langem für diese Technik den Namen „gemuschelt“ erfunden, ein Name, den wir mit Vergnügen acceptirt haben und der diesen Zustand vortreflich bezeichnet. Eine ganze Fläche, z. B. ein ganzes Messer, eine ganze Platte ist bedeckt mit lauter kleinen, feinen, muschelförmigen Aussprengungen, die sehr unheimlich herzustellen sind, indess man weiss doch, dass in sehr kurzer Zeit eine solche Aussprengung gemacht werden kann. Die Feuerflünder, die zu uns kamen, haben uns gelehrt, aus Glas, selbst aus Flaschen oder Fenster-scheiben, durch blosse Aussprengungen und Abdrückungen Stücke auszublasen, welche einen gemuschelten Eindruck zurücklassen. In Oberägypten findet man lange Feuersteinplatten, die ganz und gar in dieser gemuschelten Weise hergerichtet sind. Einzelne Exemplare der Art haben schon früher

Passalacqua und Andere mitgebracht, aber man hielt sie für etwas Isolirtes, während sich jetzt herausstellt, dass sie etwas sehr Gewöhnliches waren. Man findet alle Augenhöhlen solche Gegenstände; Hunderte von solchen Stücken sind nach Europa gekommen. Sie gleichen in der Technik manchen einheimischen Stücken. Hier im Museum ist kein grosser Vorrath davon, aber doch Einiges, woraus Sie ersehen können, um was es sich handelt. Da ist der geschlagene Feuerstein, silix taillé sagen die Franzosen, aber man unterscheidet diese besondere gemuschelte Form von den einfachen glatten Aussprengungen oder einfachen Spaltungen, die man auf gewöhnliche Weise durch Schlagen zustande bringt. Diese gewöhnliche Form wird durch Anstossen oder Anschlagen an einen harten Gegenstand hervorgebracht; hier handelt es sich um eine besondere Art der Verletzung, die nur ein kunstvoll geübter Mann machen kann, indem er gewissermassen ein Stück aus dem Gesamtzusammenhang heraushebeln muss. Diese Funde haben zweifellos dargethan, dass wir uns in dem ältesten Aegypten noch in der neolithischen Zeit befinden.

Nun entsteht die Frage, wie verhalten sich diese oberägyptischen Gräber zu denjenigen, welche ich eben von Tangermünde erwähnt habe und wofür ich eine Reihe von anderen Stellen aufführen könnte, nicht blos von Worms, sondern auch von anderen Stellen des Rheingebietes. Sehen früher wurden derartige am Hinkelstein, neuerlich bei Rhein-Dürkheim nachgewiesen. Da kann man fragen: waren das Leute derselben Zeit, wie die alten Oberägypter in der Nähe des ersten Kataraktes? Waren die Leute von Silsileh und Negada Zeitgenossen derjenigen in den Gräbern von Tangermünde, Worms u. s. w.? Die Möglichkeit lässt sich nicht abstreiten; die Möglichkeit, dass ein Volk sich auch über Europa verbreitet hat, welches diese Sitte der Feuersteinbearbeitung mit sich brachte, ist an sich vorhanden; aber es wird noch manches dazu gehören, um diesen Punkt zu einer gewissen Klarheit zu bringen.

Sie werden meiner Darstellung entnehmen, dass ich nicht zu den absoluten Zweiflern gehöre, so wenig ich an sich bezweifle, dass die Megalithe von Algier durch europäische Einwanderer errichtet sein könnten. Obwohl ich glaube, dass es nicht nachzuweisen ist, dass eher das Gegenteil nachzuweisen wäre, kann ich doch anderseits sagen: für die neolithische Zeit erscheint mir die Möglichkeit sehr plausibel, dass in der That eine grosse, weite Wanderung erfolgt ist. Dass von einem oder dem anderen Punkte der Erde aus die Gewohnheiten des täglichen Lebens sich verbreitet haben, ist sehr wahrscheinlich. Dass die Menschen nicht jedesmal

an der Stelle entstanden sind, wo sie nachher ihre Gräber fanden, sondern dass sie sich von einer Stelle aus verbrüht haben, ist eine alte Tradition. Solche Fragen, die bis zu den allerfeinsten Erörterungen zurückführen, hielten sich jedem dar, der überhaupt derartigen Dingen näher tritt. Wenn Sie die nächsten Tage hier benutzen und diesen Gegend etwas weiter ansehen, so glaube ich, dass Sie es für wichtig genug halten werden, solche Fragen Ihrerseits aufzuwerfen. Wenn ich auch nicht erwarte, dass einer von Ihnen eine Lösung finden wird, so will ich doch darauf aufmerksam machen, dass eine Lösung sich nur finden lässt, wenn viele Augen immer von Neuem die Erde betrachten und das sammeln, was da vorhanden ist. Nur aus der grossen Collectivarbeit lässt sich in dieser Beziehung ein definitiver Schluss ableiten; der einzelne Mensch kann das nicht. Denn mit Ausnahme von solchen Plätzen, wie Worms, wo einmal eine grosse Fundstelle aufgedeckt worden ist, hängt es, wie am übrigen Rhein, von vielen Zufälligkeiten ab, ob man gerade ein solches Fund findet. Viel sicherer, als zu suchen, ist es, wenn man sich darauf verlassen kann, dass irgend ein anderer eine richtige Beobachtung macht und sie mittheilt. Das wollen Sie künftig mit in das Programm nicht bloss Ihrer Spaziergänge, sondern auch Ihrer Sommerausflüge aufnehmen; es wäre eine lohnende Beschäftigung für viele, sich nach diesen Dingen anzusehen und auf diese Weise zum Aufbau der Wissenschaft beizutragen. Denn wenn irgendeine der Wissenschaften, namentlich der modernen, dieser Hilfe der vielen Menschen bedarf, so ist es gerade unsere archäologische und anthropologische Wissenschaft. Denjenigen, die uns eine Wohlthat erwiesen und für sich selbst ein höheres Maass von Erkenntnis erzielen wollen, kann man nur immer sagen, sucht und seht und passt auf und schreibt nachher sofort nieder, was Ihr gesehen habt.

Ich bin nunmehr in der Lage, die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte für eröffnet zu erklären.

Unser Bureau ist von Anfang an constituirte, wir treten immer sofort ordnungsmässig an, wie eine Armee, und wir liefern unsere Schlachten mit denselben Männern und denselben Befehlshabern, nur dass wir immer grössere Scharen von Sachverständigen um uns zu bilden wünschen. Wir sind auch lange daran gewöhnt, dass wir überall mit Feierlichkeiten empfangen werden, wie wir sie auch hier zu erwarten haben. Da aber in Folge der allgemeinen Trauer der Präsident des hiesigen Staatsministeriums abwesend ist, müssen wir auf

die Begrüssung durch die Staatsregierung verzichten. Dafür erlaube ich mir, das Wort zu geben an Herrn Professor Dr. Wilhelm Blasius, unsern Localgeschäftsführer und wohlproben Leiter.

Begrüssungsreden.

Localgeschäftsführer. Geh. Hofrath, Professor Dr. Wilhelm Blasius-Braunschweig:

Hochgeehrtes Präsidium! Sehr verehrte Festversammlung! Wenn mir ausser der Tagesordnung vor den übrigen Begrüssungen das Wort ertheilt worden ist, so liegt der Grund darin, dass ich gewissermassen im Auftrage der Herzoglichen Staatsregierung hier eine Mittheilung zu machen habe. Es war beabsichtigt und mir angekündigt worden, dass Seine Excellenz, der Herr Staatsminister von Otto, Vorsitzender des Herzoglichen Staatsministeriums, im Namen der Herzoglichen Staatsregierung hier heute die Versammlung begrüessen wollte; es ist ihm dann leider durch eine plötzliche telegraphische Abberufung am gestrigen Tage zu den Trauerfeierlichkeiten in Berlin unmöglich geworden, an der heutigen Sitzung theilzunehmen oder einen officiellen Vertreter zu derselben zu entsenden. In einem kleinen Kreise hat schon gestern dem Vorstände der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und der hiesigen Localgeschäftsführung gegenüber Seine Excellenz der Herr Staatsminister ausgesprochen, wie die Herzogliche Staatsregierung mit dem grössten Interesse die Arbeiten der anthropologischen Gesellschaft und insbesondere auch die Verhandlungen des diesjährigen Congresses verfolgt; es war noch zuletzt der Wunsch des Herrn Ministers, wenn es auch nicht in der heutigen feierlichen Eröffnungssitzung ihm vergönnt war, so doch womöglich noch nach der Rückkehr von Berlin beim später stattfindenden Festessen diese Gesinnungen vor einem grösseren Kreise von Theilnehmern an der Versammlung zum Ausdruck zu bringen; aber ich habe soeben von Seiner Excellenz eine Zusage bekommen, worin er auf der Reise nach Berlin, von Magdeburg aus mir mittheilt:

„Es widerstrebt doch meinem Gefühle, nach den ersten Stunden in Berlin morgen Nachmittag an Ihrer Festlichkeit theilzunehmen. Ich hoffe, auf Ihr Verständnis. Entschuldigen Sie also bitte, wenn ich nicht mehr komme.“

Es wird Seiner Excellenz also leider nicht möglich sein, auch noch, wie er anfangs geglaubt hatte, beim Festessen einige Begrüssungsworte zu sprechen und das Interesse der Regierung gegenüber den Bestrebungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft hervorzuheben, und so erlaube ich mir denn an dieser Stelle vor der gesammten Versamm-

lung Mittheilung davon zu machen, dass die Regierung die Anthropologen in Braunschweig herzlich willkommen heisst und mit dem grössten Interesse die Verhandlungen des Congresses verfolgen wird.

Wenn ich nun im Namen der Localgeschäfftührung noch einige Worte hinzufügen darf, so möchte ich zunächst aussprechen, in welcher hohem Grade wir Braunschweiger im vorigen Jahre erfreut darüber waren, als die Nachricht hierherkam, dass wir die Versammlung in diesem Jahre würden hier begrüssen können, und dass die Einladung, welche ich vor zwei Jahren in Speyer überbrachte, angenommen wäre. — Es haben zahlreiche Mitarbeiter aus dem Gebiete der Anthropologie mit uns zusammengewirkt, um hier die Stätte für ein gediegenes Wirken der Versammlung herzurichten, in erster Linie für dieselbe in üblicher Weise entsprechende Festschriften vorzubereiten. Durch die hohe Unterstützung des herzoglichen Staats-Ministeriums, sowie die Mitarbeit zahlreicher Kräfte, und besonders durch die aufopfernde Thätigkeit des Herrn Dr. Rich. Andree als Herausgebers, ist es uns möglich gewesen, eine anthropologische Festschrift: „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“ Ihnen Allen zu überreichen. Wir haben ausserdem einen neu bearbeiteten „Führer durch Braunschweig“ zur allgemeinen Vertheilung gebracht; ferner bot sich noch die Möglichkeit, dass zwei von den Festschriften, welche im vorigen Jahre bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung hier erschienen sind, nämlich die Städtische und die Medicinische Festschrift, in diesem Jahre denjenigen Herren, welche sich für die in diesen Schriften behandelten Gegenstände interessieren, übergeben werden können, und so sind wir im Stande, diese und auch noch einige andere kleinere Drucksaachen allen Theilnehmern der Versammlung darzubieten. Allen, welche hierbei mitgewirkt haben, besonders auch den hohen Behörden, spreche ich hiermit den herzlichsten Dank aus. — Es werden ferner allen Fachgenossen, welche an den Ausfügen sich betheiligen, noch einige Drucksaachen überantwortet werden, welche das Verständniss bei den vorzunehmenden Besichtigungen erleichtern sollen. So wird als Geschenk der herzoglichen technischen Hochschule denjenigen „Theilnehmern“, welche den Ausflug nach Rübendland mitmachen werden, ein grösseres Werk über die Hermannshöhle, verfasst von den Professoren Dr. J. H. Kloos und Dr. Max Müller, dargeboten werden und eben so allen „Theilnehmern“ an der auf nächsten Sonntag angesetzten Elm-Exeursion eine Karte der Umgebung von Braunschweig, und, was ich besonders dankbar hervorheben möchte, eine topographische Karte der vorgeschichtlichen Elmbefestigungen,

die Herr Realsehullehrer H. Lümann nach des Herrn P. Kahle und seinen eigenen Aufnahmen in den letzten Wochen angefertigt hat. Ich bitte diejenigen, welche an der Elm-Exeursion theilnehmen, diese Karte später bei der Geschäftsstelle anfordern zu wollen, da sie augenblicklich noch nicht fertig vorliegt.

Wir sind uns hier in Braunschweig wohl bewusst, dass wir noch viele Lücken in der anthropologischen Erforschung unseres Gebietes auszufüllen haben und Vieles hier in den Verhältnissen verbessern müssen; ganz besonders fühlen wir uns bedrückt durch die Zersplitterung des vorgeschichtlichen Materials, welches sich in unseren Sammlungen befindet. Als wir die ersten Vorbereitungen für die Versammlung machten, besetzte dieses Gefühl weite Kreise; wir haben daher gleich Anfangs eine Commission gewählt, die prüfen sollte, ob es möglich wäre, bis zur Versammlung bessere Verhältnisse in dieser Beziehung herzustellen; es ist in der Commission, welcher alle hiesigen für die vorgeschichtliche Forschung in Betracht kommenden Persönlichkeiten und insbesondere auch Sammlungsverstände angehörten, erfreulicherweise allseitig, zum Theil noch mit gewissen Vorbehalten, die Meinung zum Ausdruck gekommen, dass eine Vereinigung des sämmtlichen vorgeschichtlichen Materials unseres Gebietes nothwendig und anzustreben ist, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, und dass eine solche Vereinigung am naturgemässesten im Anschluss an das herzogliche naturhistorische Museum vorgenommen werde. Es musste nun vor Allem die herzogliche Staatsregierung ersucht werden, einer solchen Vereinigung und der Begründung einer umfangreicheren und planmässigen zu erweiternden anthropologischen Abtheilung im herzoglichen naturhistorischen Museum zuzustimmen und Räumlichkeiten und Geldmittel zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen. Im Princip ist die Genehmigung dazu erteilt, aber die Kürze der Zeit, die wenigen Monate, die zur Verfügung standen, und der Mangel eines passenden Raumes haben es zuwege gebracht, dass wir damit vor diese Versammlung noch nicht treten können; ich glaube aber, dass eben gerade der fruchtbringende Einfluss unserer Versammlung wesentlich mit dazu beitragen wird, die Überzeugung von der Nothwendigkeit der Vereinigung aller hiesigen vorgeschichtlichen Sammlungen in den massgebenden Kreisen noch allgemeiner zu verbreiten.

Ich hoffe andererseits, dass eben diese Versammlung in jeder Beziehung, nicht nur für uns Braunschweiger und die anthropologischen Forschungen und Sammlungen in unserem Lande, sondern auch für die deutsche anthropologische

Wissenschaft im Allgemeinen nutzbringend und fördernd sein wird. Mit dem Wunsche, dass diese Heffnung sich erfüllen möge, begrüße ich auf das herzlichste die XXIX. allgemeine Versammlung der Dentehen anthropologischen Gesellschaft.

Herr Oberbürgermeister Dr. Pockels-Braunschweig:

Hochansehnliche Versammlung! Gestatten Sie mir, Ihnen im Namen der hiesigen Stadtbehörden ein herzliches Willkommen zuzurufen. Die Bestrebungen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft begegnen bei uns Braunschweigern lebhaften Sympathien und wir wissen wohl die hohe Ehre zu würdigen, die unserer Stadt erwiesen wird durch den Besuch einer so grossen Anzahl hervorragender Mitglieder dieser gebierten Gesellschaft. Insoweit die Wanderversammlungen Ihrer Gesellschaft nicht allein den Zweck verfolgen, an den Versammlungsreue den einheimischen Kreisen Belehrungen und Anregungen zu geben, neue Freunde zu erwerben, sondern zugleich auch durch Besichtigung von Sehenswürdigkeiten die eigenen Kenntnisse der Einzelnen selbst zu bereichern, so kann Ihnen ja freilich unsere Stadtverwaltung als solche des besonders hervorragend Interessanten vielleicht nicht viel bieten; in unseren noch jungen Sammlungen vaterländischer Alterthümer und ethnographischer Schätze haben wir bislang immerhin nur erst etwas Unfertiges geschaffen, wenn ich aber hinzufüge, dass wir gegenwärtig im Begriffe stehen, diesen unseren Sammlungen zu ihrer übersichtlichen Aufstellung und bestmöglichen Erweiterung ein neues geräumiges Heim zu schaffen, so werden Sie wohl der Versicherung Glauben schenken dürfen, dass wir uns der Pflicht bewusst sind, Ihre Forschungen auch unseits nach den localen Verhältnissen zu fördern, zur Belehrung der Allgemeinheit auf den von Ihnen vertretenen Gebieten beizutragen. Möge die gegenwärtige Versammlung dem Ehrenkranz der Deutschen anthropologischen Gesellschaft neue Blätter hinzufügen, Ihnen selbst aber, meine hochgeehrten Damen und Herren, möge der Aufenthalt in der alten Stadt Braunschweig recht angenehm werden.

Der Rector der technischen Hochschule Herr Professor Schöttler-Braunschweig:

Hochansehnliche Versammlung! Die technische Hochschule Carolo-Wilhelmina, die höchste Bildungsanstalt unseres Herzogthums, hat mich beauftragt, Sie hier willkommen zu heissen. Es ist ja selbstverständlich, dass, wenn sich die Vertreter irgendwelchen Zweiges der Wissenschaft hier versammeln, wir in dem Bewusstsein des Zusammen-

hangs aller Wissenschaften untereinander das Bedürfniss haben, dieselben auch von unserer Seite als Kameraden in der Geistesarbeit zu begrüssen. Es ist gleichfalls selbstverständlich, dass dieses Bedürfniss um so stärker anftreten wird, wenn es sich um einen Wissenszweig handelt, den man zu den Naturwissenschaftlichen zu rechnen berechtigt ist, wenn auch die Anthropologie neben der naturwissenschaftlichen auch der geschichtlichen Methoden bei ihren Arbeiten bedarf. Wir Techniker sind uns vollständig bewusst, dass all unser Können und Wissen lediglich auf dem Boden der Naturwissenschaften sich aufbaut, wir treten deshalb jedem Zweige der Naturwissenschaften mit gleicher Ehrfurcht entgegen. Man hat uns ja häufig den Vorwurf gemacht, dass wir die Wissenschaft weniger um ihrer selbst achteten, dass wir mehr der reinen Nützlichkeitslehre huldigten. Nun, meine Herrschaften, es ist doch nicht ohne weiteres zu behaupten, dass Wissenschaftlichkeit und Nützlichkeitslehre ohne weiters in Widerspruch zu einander zu setzen sind, und ich kann versichern, dass wir Techniker, wie ich vorhin schon hervorhob, uns vollständig dessen bewusst sind, was wir der Naturwissenschaft verdanken, und dass wir auch den Zweigen der Naturwissenschaft und noch weitergehend auch den Zweigen der historischen Wissenschaft, welche uns nicht unmittelbar nützlich bei unseren Studien werlen, in voller Würdigung ihrer Bedeutung gegenüber stehen.

Sie wollen der technischen Hochschule die hohe Ehre Ihres Besuches schenken. Ich bedanere, dass Sie uns nicht bei unserer Arbeit finden werden; wie Ihnen bekannt sein wird, geniessen Professoren und Studenten zur Zeit der fröhlichen Ferien. Ich werde mich deshalb darauf beschränken müssen, Ihnen die Stätten unserer Arbeit zu zeigen und Sie mit den Werkzeugen bekannt zu machen, deren wir uns bei derselben bedienen; ich heffe aber, Sie werden schon dabei den Eindruck gewinnen, dass wir alle eines Geistes Kinder sind, dass wir alle bestrebt sind, das Wesen der Natur mehr und mehr zu verstehen, sie mehr und mehr beherrschten zu lernen. Wenn Sie einen Vergleich anstellen, so dürfte dieser für Sie nach der Richtung hin vielleicht Interesse haben, als Sie bei uns sehen, wie der Mensch heute bestrebt ist, seinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen; Sie werden das vergleichen können mit den Methoden, welche der Mensch in der Urzeit einschlug, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, Sie werden gewissermassen einen Vergleich anstellen zwischen der Ihnen geläufigen Technologie der Urzeit und der Technologie unserer neuen Zeit. In diesem Sinne, das wir wissenschaftlichen Leute, mögen wir ein Feld

beackern, welches wir wollen, doch schliesslich alle zusammengehören, rufe ich Ihnen namens der technischen Hochschule ein herzliches Willkommen bei uns zu.

Herr Dr. Hartmann-Braunschweig:

Hochansehnliche Versammlung! Vom hiesigen ärztlichen Verein habe ich den ehrenvollen Auftrag. Sie freudigst zu begrüssen und Sie im Namen seiner 112 Mitglieder aufs wärmste willkommen zu heissen. Dass der ärztliche Verein, der neben Wahrung seiner Standesinteressen der Pflege der ärztlichen Wissenschaften noch im 4. Decennium dient, auch den werthvollen Bestrebungen Ihrer berühmten Gesellschaft verständnisvolles Interesse entgegenbringt, versteht sich von selbst bei der unbeeinträchtigt hohen Beziehung der Anthropologie zur naturwissenschaftlichen Medicin. Bei uns Allen ist das Empfinden für die hohe Bedeutung Ihrer Gesellschaft ein lebhaftes, und soweit der Mensch selbst Object Ihrer Forschung ist, fühlen wir uns mit Ihnen in der allerengsten Berührung. In dieser Beziehung haben wir ein ganz besonderes Interesse daran, die Resultate Ihrer Forschung zu beobachten. Wir freuen uns der dadurch gewonnenen Anregung, und wir begrüssen dieselben zugleich als Fundamente auch unserer Wissenschaft, denn wir halten fest an der Ueberzeugung, dass unser praktisches Handeln sich stützen muss auf ein festes theoretisches Wissen, und dass ihm vorangehen muss ein tiefes naturwissenschaftliches Erkennen. Das wissenschaftliche Erkennen zu vertiefen und neue naturwissenschaftliche Wahrheiten zu fördern ist das hohe Ziel Ihrer Gesellschaft, und so bedarf es kaum der Versicherung unserer lebhaften Freude, dass Sie der Einladung nach Braunschweig, der auch wir uns angeschlossen, gefolgt sind.

Herr Professor Dr. Richard Meyer-Braunschweig:

Hochgeehrte Versammlung! Der Verein für Naturwissenschaft darf nicht fehlen, um Ihrer erlauchten Gesellschaft ein herzliches Willkommen in

den Mauern des alten Braunschweig anzurufen. Der Verein, der jetzt auf eine 36jährige Vergangenheit zurückblickt, hat sich die Pflege der Naturwissenschaft im Allgemeinen zur Aufgabe gemacht. Auch die Anthropologie, welche ihre Wurzeln freilich ebenso in geschichtlichen, wie in naturwissenschaftlichen Boden treibt, musste deshalb eine Stätte bei ihm finden. Wenn seine Leistungen auf diesem Gebiete auch nur bescheiden sind, so hat es doch an gutem Willen nicht gefehlt. So sei es gestattet, hier den Entwurf einer vorgeschichtlichen Karte des Herzogthums Braunschweig zu erwähnen, welcher schon vor 20 Jahren von einer Commission des Vereins bearbeitet worden ist. — Ein äusseres Zengnis für das thätige Interesse, welches Ihrem Forschungsgebiete im Schoosse des Vereins entgegengebracht wird, mögen Sie in der Thatseherblicken, dass zu Beginn des vorigen Jahres innerhalb des Vereins eine besondere Abtheilung für Geographie, Ethnologie und Anthropologie begründet wurde. — Die anthropologischen Arbeiten einzelner Vereinsmitglieder sind zum Theil in den Jahresberichten niedergelegt; auch die Inneerhaltenen fachwissenschaftliche Festschrift ist zum grösseren Theile von Mitgliedern unseres Vereins verfasst.

So seien Sie denn versichert, dass der Verein für Naturwissenschaft Ihre Braunschweiger Tagung mit hoher Freude begrüsst. Mögen Ihre Arbeiten von Erfolg begleitet und die diesjährige Versammlung ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte Ihrer Gesellschaft werden!

Vorsitzender:

Wir haben noch eine Depesche bekommen von unserem lieben Freunde Karl Künne, der mit seiner Frau herzliche Grüsse sendet; ich denke, dass die alten Mitglieder sich freuen werden, von diesem vielgeplagten Manne einmal wieder eine erwünschte Mittheilung zu erhalten.

(Schluss der Begrüssungsreden.)

(Fortsetzung der I. Sitzung folgt in nächster Nummer.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weissmann, Sekretär der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 22. October 1898.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. N. 16 des Jahrg. 1898.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

(Fortsetzung der I. Sitzung.)

Herr Johannes Ranke: *Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs:*

Das letzte Jahr hat die Anthropologie mit einer neuen Disciplin bereichert, welche für die Gesamtaufassung des Menschen von Bedeutung zu werden verspricht, es ist das die

Genealogie, die Stammbaamkunde.

Als grundlegendes Werk dieses Forschungsgebietes hat das Jahr 1898 die Veröffentlichung eines, nach jeder Richtung zu begründenden, vortrefflichen und vortreflich ausgestatteten Buebes gebracht von dem berühmten Historiker:

Dr. Ottokar Lorenz, Professor der Geschichte: Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie, Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessers'sche Buchhandlung). 1898. 8°. 489 und IX S.

Der gelehrte Verfasser gibt folgende Definition: Die Genealogie ist im ursprünglichsten Sinne die Wissenschaft von der Fortpflanzung des Geschlechts in seinen individuellen Erscheinungen. Sie erhält ihren vollen Inhalt und ihr eigentliches Gepräge durch die Beobachtung eben des in seinen persönlichen Zeugungs- und Abstammungsverhältnissen erkannten Menschen selbst, der in Rücksicht auf seine physischen, geistigen und gesellschaftlichen Eigenschaften einer Reihe von Veränderungen unterliegt, deren Erkenntnis im Einzelnen zwar zu den Aufgäben anderer selbständiger Wissenszweige gehört, an deren Grenzen jedoch die Genealogie diejenigen Ursachen und Wirkungen untersucht, welche sich auf Zeugung und Abstammung des Individuums in seiner Besonderheit beziehen.

Der Inhalt des Werkes ist ein entsprechend reicher, mannigfach in die aktuellsten Fragen der Anthropologie eingreifend; es behandelt das Verhältniß der Genealogie zur Naturwissenschaft,

speziell zur Zoologie, zur Physiologie und Psychologie und Psychiatrie. Aus der Lehre vom Stammbaum schlagen in unser Forschungsgebiet vornehmlich ein: die Verwandtschaftsverhältnisse und Verwandtschaftsberechnung; aus der Ahnentafel vor allem das wichtige Problem des Ahnenverlustes durch Heirath zwischen Blutsverwandten. Im letzten Theile werden Fortpflanzung und Vererbung eingehend erörtert: Vater, Mutter, Kind, Erblichkeit und Variabilität, Vererbung und Familie, psychische und moralische Vererbung, Vererbung pathologischer Eigenschaften. — Wir freuen uns über die hiedurch angebahnte Uebertragung der anthropologischen Forschungsmethode auf die Historie und ihre Hilfswissenschaften.

Und schon können wir auch auf eine zweite in das Fach der Genealogie einschlägige wichtige anthropologische Publication hinweisen, welche unabhängig von dem Werke von Lorenz, dasselbe schon kritisch beleuchtet:

Graf Theodor Zichy, Familientypus und Familienähnlichkeit. Vortrag in der Sitzung d. Münch. anthropol. Ges. am 11. März 1898. Corr.-Blatt d. Deutsch. anthropol. Ges. 1898 Nr. 6 u. 7.

Aus dem Studium einer reichen, in seinem Besitze befindlichen Porträts-Sammlung — von mehr als 4000 Kupferstichen, Schwarzkunstablättern, Lithographien und Radirungen, alle regierenden Häuser Europas umfassend, genealogisch geordnet, sodass man die einzelnen Familien von Generation zu Generation verfolgen kann — hat Graf Zichy interessante Gesichtspunkte über Vererbung der Aehnlichkeit abgeleitet, welche er in folgende Punkte zusammenfasst:

1. Nahezu jeder Mensch hat die Züge irgend eines seiner nicht zu entfernten Ascendenten. Stehen uns die Porträte der ganzen Ahnenreihe, der gesammten Familie, zur Verfügung, so können wir beinahe sicher sein, solche Aehnlichkeiten zu finden.

2. Der constante Familientypus, der sich im Mannesstamm vererbt, ist bei manchen Geschlechtern unlegbar vorhanden (Habsburger), aber eine Regel ist das nicht.

3. Zwischen Geschwistern sind die Aehnlichkeiten sehr häufig, aber meist nur in der Jugend.

4. Aehnlichkeiten zwischen Eltern und Kindern können an Jugendporträten beider ebenfalls häufig constatirt werden.

5. Es kommt nie und da vor, dass wir bei einzelnen Individuen ganz auffallende Aehnlichkeiten mit entfernten Urhahnen finden.

Der Ansicht von Lorenz, dass man in der Familie die Wiederholung väterlicher Eigenschaften vorherrschend wahrnimmt, kann Graf

Zichy nicht beipflichten, auch der Ahnenverlust durch Verwandtheirathen hat nicht immer die Folge, dass der Typus der besonders zahlreich unter den Ahnen vertretenen Familie sich auffallend vererbt.

Mögen bald weitere Untersuchungen in der gleichen Richtung folgen; namentlich die Vererbungsfragen in Eben zwischen Personen verschiedener Rasse versprechen wichtige Aufschlüsse. Herr Dr. med. und phil. Haberer, der sich lange in Japan aufgehalten hat, sagte mir, dass die zahlreichen Mischlinge zwischen Europäern und eingeheuren Frauen in Japan sehr entschieden den japanischen Typus vorherrschend zeigen.

In der Anthropologie ist die Wichtigkeit der Genealogie, speziell des Stammbaums, seit langem anerkannt. Nur an Hand von Stammbäumen kann die wichtige Frage der Acclimatisation der weissen Rasse in tropischen und subtropischen Gegenden gelöst werden, welche wenigstens für die Blond-Weissen, die Xanthochroen Huxley's, noch keineswegs gelöst ist. In dieser Hinsicht sind die Stammbäume interessant, welche in der letzten Zeit veröffentlicht und in den Berichten der Vorjahre besprochen worden sind.

Auch die Frage nach der Vererbung individueller und namentlich erworbener Eigenschaften kann nur nach der Methode der Genealogie der Lösung entgegengeführt werden.

Als ein Beispiel kann ich die Untersuchung von R. Virchow und Bernhard Aseher (Z.E.V. 1898. 114 ff.) anführen, welche die Vererbung ganz aussergewöhnlich seltener körperlicher Anomalien durch weibliche Linie beweist; es handelt sich im speziellen Fall um Vererbung fast vollkommener Zahnlosigkeit verbunden mit Schwachsinn.

Die Grossmutter der betreffenden Familie war zweimal verheirathet. Sie hat in den beiden Ehen 15 Kinder geboren, von denen in der ersten Ehe 3 Kinder gesund waren, dagegen war 1 Kind ohne Zähne und schwachsinnig. In der zweiten Ehe hatte die gleiche Frau 9 gesunde Kinder und 2 Kinder ohne Zähne und Haare. Eine gesunde Tochter aus der ersten Ehe hatte 11 gesunde Kinder, aber 4 Kinder mit den gleichen Degenerationszeichen, ohne Zähne und schwachsinnig. Unter den Nachkommen aus der zweiten Ehe der Stammutter stammt von einem der gesunden Kinder ein krankes Kind ab ohne Zähne und Haare; in der Gesamtfamilie finden sich sonach 8 Personen mit den gleichen Anomalien.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch an die Stammbäume von Haarmenschen erinnern, welche M. Bartels schon vor Jahren gegeben hat, und an den Stammbaum jener arabischen Fürstenfamilie,

bei welcher nach von Maltzan der Thronerbssechse Finger als Legitimation auf die Welt bringen musste, zum Beweis, wie leicht durch passende genealogische Auswahl sich unter der Menschheit pathologische Stämme bilden könnten.

An die genealogischen Forschungen schließt sich die durch den berühmten ungarischen Ethnologen, Anthropologen und Reisenden Karl von Ujfalvy ebenfalls in letzterer Zeit mit einer glücklichen Entdeckung in die anthropologische Forschung eingeführte Numismatik an.

In seiner neuesten Untersuchung über: Zwei kaschirische Könige mit negerartigem Typus (Arch. f. Anthr. Bd. XXV. 1898. 419 ff.) setzt Herr von Ujfalvy die Studien über die griechisch-baktrischen und indo-skytischen Münzen fort, in welchen er nachweisen konnte, dass die Bildnisse der auf jenen Münzen dargestellten Fürsten nicht den einheimischen Volkstypus darstellen, sondern den macedonischen Typus, den man unter den griechischen Königen in Baktrien, wie unter den Nachfolgern Alexanders des Grossen in Syrien angesprochen findet. Im Gegensatz hierzu bieten uns die skythischen Könige alle Eigentümlichkeiten des Tartarentypus und bei den Münzen kaschirischer Könige zeigt sich der Typus alter autochthoner Stämme namentlich ausgesprochen in dem einen Münzbildnisse mit wellig gekrausstem Haar, niederer Stirn, breiter und flacher Nase und mit wulstigen Lippen. Auch Messungen hat Herr von Ujfalvy an diesen Bildnissen anzustellen gelehrt und selbst ausgeführt, sicher ist es ihm, wie er es erstrebte, gelungen zu heweisen, dass die Numismatik als eine beachtenswerthe Hülfswissenschaft der Ethnologie und insbesondere der Anthropologie angesprochen werden darf. —

Durch die genealogisch-numismatischen Forschungen auf anthropologischem Gebiete wird das Augenmerk vor allem auf die Gesichtsbildung der Lebenden hingewiesen. Hier hat der Ethnologe und Anthropologe mit dem Auge des Künstlers zu sehen, in dem, wie einer der grössten Porträtisten aller Zeit sich ausgedrückt hat, der Zirkel liegen muss. So berühren sich hierin unsere Studien auch mit der Kunst und Archäologie. Auch nach anderen Richtungen liegen auf diesem Grenzgebiete neue wichtige Thatsachen vor, ich möchte aber hier nur die Ergebnisse erwähnen, welche wir den neuesten Studien Furtwängler's verdanken. Es sind zwei Publicationen:

A. Furtwängler, Die Mare Aurel-Säule in Rom. Beil. z. Allgem. Zeitung. No. 293. 1896 und Derselbe, Neu entdeckte antike Darstellungen von Galliern. Vortrag in der Münchener Anthr. Ges. 11. März 1898.

Wie wir an der Mare Aurel-Säule Römer und Germanen in lebendigen, porträtähnlichen Darstellungen aus jener Jahrtausende von uns entfernt liegenden Zeit wie lebend vor unsere Augen gestellt bekommen, so erscheinen in dem aus Then gefertigten Tempelfries von Sasoferrate in Oberitalien die Gallier jener vergangenen Zeit in Bildern vor uns, welche im Schnitt des Gesichts und der Haare, namentlich des modernen französischen Zwickelharten, den Typus des heutigen französischen Generals und Treupiers darstellen. Diese zum Theil vorzüglich erhaltenen Werke der alten Theoplastik sind, nach Furtwängler's Erklärung, Darstellungen der Vertreibung der zur Beranbung der heiligen Tempelschätze bis nach Delphi unter Brennos verdrungenen Galater durch den Gott gesandten Schrecken in Olympiade 125, 1, 280 v. Chr. Der antike Künstler hatte in Oberitalien Gelegenheit, in nächster Nähe die Gallier-Kelten in ihren sonstigen Verhältnissen zu studieren, sodass ihm möglich war, solche charakteristische Typen der Galater zu schaffen.

Für die Anthropologie erwächst im Zusammenschluss dieser Gesichtspunkte die Aufgabe, mit erneuter Energie die Weichtheile des Gesichts im Verhältniss zu der Knochengrundlage desselben soweit zu studieren, dass es uns gelingt, aus dem festen Gerüste, welches aus der Zertrübrung der Jahrtausende und Jahrhunderte übrig geblieben ist, die lebensvolle Erscheinung durch Construction wieder erstehen zu lassen.

Vortreffliche Forscher, vor allen Kupffer, His und Froberg, sowie unsere betrauten Freunde Welcker und Schaaffhausen u. a. haben sich diesem wichtigen Probleme gewidmet. Das letzte Jahr hat die hier vorliegenden Fragen zu einem gewissen Abschluss gebracht durch die Untersuchung, welche unser

J. Kollmann mit W. Büchly hat ans Licht treten lassen:

Die Persistenz der Rassen und die Reconstruction der Physiognomie prähistorischer Schädel. Archiv für Anthropologie Bd. XXV. 1898. 329 ff. Hier wurde zum ersten Mal an einer grösseren Anzahl von Menschen die Dicke der Weichtheile nach einer einfachen und sicheren Methode gemessen, sodass dadurch für solche Reconstructions nun eine weit solidere Basis gewonnen ist, als wir sie vorher irgendwie besaßen. Mögen noch viele Forschungen auf diesem so glänzend eröffneten Wege nachfolgen.

Das Studium der Lebenden ist es, was heute unsere anthropologischen Studien charakterisirt.

Es gilt das auch noch in anderen als den dar-

gelegten Beziehungen; vor allem auf anthropologisch-ethnologischem Gebiete sehen wir den so lange bevorzugten knöchernen Schädel einermassen zurücktreten und dafür Weichtheile: Haut, Haare u. a. in den Vordergrund der Betrachtungen rücken.

Herr R. Virchow hat uns ein neues klassisches Beispiel für diese moderne Betrachtungsweise geliefert in der mit prächtigen farbigen Tafeln ausgestatteten Abhandlung:

R. Virchow: Ueber die ethnologische Stellung der prähistorischen und protohistorischen Aegypter nebst Bemerkungen über die Entfärbung und Verfärbung der Haare. Abhandl. d. Berliner Akad. d. Wiss. 1898. Mit 2 farbigen Tafeln.

Daran ist anzuschließen die geistvolle Abhandlung von

Georg Schweinfurth: Ueber den Ursprung der Aegypter. Z.E.V. 1897. 263 ff.

„An der Schwelle eines neuen Jahrhunderts scheinen uns grosse Ueberraschungen, förmliche Offenbarungen bevorzustehen“ über das alte Räthsel der ägyptischen Civilisation, über ihren frühesten Entwicklungsprocess.

Es sind die Ausgrabungen der letzten Jahre, welche zu so kühnen Hoffnungen berechtigen, jene von Flinders Petrie bei Tach, von Amélineau in der Umgegend von Abydos und zuletzt diejenigen, welche de Morgan bei Negada gemacht hat.

Die neuesten Ausgrabungen eröffnen den Blick auf eine sehr frühe, der ägyptischen Vorzeit nähergerückte Periode. Es ist die erste Dynastie, die sich in den aufgedeckten königlichen Feuernekropolen von Negada und Om-el-Gaab, der ältesten Herrscher des vereinigten Aegyptens, offenbart. In den Gräbern der Aemeren, den sogenannten Gräbern der Fremden, tritt aber daneben noch das Ursprünglichere, treten Geräthe und Vorstellungen zu Tage, die einen weit tieferen Einblick in die ägyptische Vorzeit eröffnen.

Eine offenbar fremdländische Cultur erscheint da auf einen Zustand aufgepfropft, der sich, trotz nicht geringer Errungenschaften der Gesittung, als ein typisch neolithisches, steinzeitliches Culturbild darstellt, freilich auf der Stufe der höchsten Entwicklung dieser Culturepoche. Die aus Stein (Fensterstein) hergestellten Werkzeuge und Waffen erscheinen zur höchsten Vollkommenheit gebracht und auch sonst offenbart sich mancherlei gewerbliches Geschick und Kunstsinne.

Man erinnert sich noch des fast einstimmigen Widerspruches, den die ersten neolithischen Funde in Aegypten bei fast allen Aegyptologen fanden. Das ist gegenwärtig ein überwundener Standpunkt. Nach den jetzigen Ergebnissen sind die zwei er-

sten Dynastien wesentlich neolithisch. Von der dritten Dynastie an finden sich Steinwerkzeuge nur noch als relativ nebensächliche Grabbeigaben.

Schweinfurth wagt es, an Hand der neuen Ergebnisse, dem alten Problem näher zu treten, wobei die ersten Aegypter ihren Ursprung nahmen und welche Völkerkreuzungen zu ihrer endgültigen Entwicklung als Culturvolk Veranlassung gegeben haben. Er leitet die älteste, uns aus den neoerschlossenen Tausenden von steinzeitlichen Gräbern entgegretende primitive Cultur und ihre Träger, Hamiten, aus Süd-Arabien ab.

Das südliche Arabien, der Yemen, muss als einer der wichtigsten Entwickelungsberde der Menschheit betrachtet werden. Dieses Arabien hat seine Expansionskraft nach allen Himmelsrichtungen hin angestrahlt, eine, am mit den Worten Eberhard Schrader's zu reden, „lebendige Menschenquelle, deren Strom sich seit Jahrtausenden weit und breit nach Ost und West hin ergossen hat“.

Die ältesten Beziehungen, welche Arabien und die Nachbarländer auf der anderen Seite des Rothen Meeres mit Aegypten verbinden, werden bestimmt durch die Herkunft der beiden geheiligten Bäume des alt-ägyptischen Göttercultus, der Sykomere und der Persea (Mimusop) bezeugt. Diese Bäume bilden einen festen Punkt zur Beurtheilung jenes Göttercultus, der einerseits in dem Brandopfer des Weihrauchs einen sichtbaren Ausdruck fand, andererseits in der Namegebung des Ursprungslandes des Weihrauchs seitens der alten Aegypter als eines heiligen Landes, eines Landes der Götter. Beide Bäume sind durch die Grabfunde in der grossen Königs-Neckropole der I. Dynastie, welche Amélineau bei Abydos 1897 aufgedeckt hat, bezeugt.

Mit dem glücklichen Arabien ist die Frage nach der Herkunft der hamitischen Völker auf das innigste verachsen. Ueber die asiatische Herkunft dieser Völker besteht kaum mehr eine Meinungsdivergenz der Forscher und zwar ist der nahe verwandtschaftliche Zusammenhang von Hamiten und Semiten kaum zu verkennen. Leo Rheinisch erkennt in den hamitischen Sprachen den älteren, primitiveren Zustand, welcher für Semiten und Hamitentum eine gemeinsame Basis verräth.

Im südlichen Arabien kann man den gemeinsamen Ausgangspunkt für Hamiten und Semiten suchen und zwar werden sie auf dem gleichen Wege, auf welchem die Araber, d. h. die Bewohner Arabiens, nachweisbar im Laufe der letzten 25 Jahrhunderte als Semiten nach Africa gelangt sind, auch schon in weit früheren Zeiten als Hamiten herübergekommen sein.

Der Zustand der Cultur Aegyptens in prähistorischer (neolithischer) Zeit erscheint (nach Schweinfurth) als das Ergebnis einer Kreuzung von Autochthonen mit hamitischen Stämmen, die, vom Rothen Meere her heraufgezogen, das Nithal in Besitz genommen haben und die daselbst vorgefundene Bevölkerung in ihre Rasse haben aufgehen lassen. Ahermals in einem langen Zeitabstand hat dann das alte Nithal-Volk eine weitere Ummodelung erfahren, die von den Euphratländern her ihren Ausgang genommen hat, um den Nilanwohnern den Getreidebau auf Feldern vermittelt der Pflugschar, metallurgische Kenntnisse und wohl auch die Schrift und ein eigenes Religionssystem u. a. zu bringen. Endergebnis dieser Mischung und Beeinflussung ist das ägyptische Volk und die ägyptische Civilisation der Pharonenzeit.

Virchow's Ergebnisse schliessen sich diesen Vermuthungen Schweinfurth's sehr nahe an. Virchow weist zunächst auf Grund des Studiums von Haaren, welche in jenen uralten der Steinzeit Aegyptens angehörenden Gräbern gefunden worden sind, die vielfach geäußerte Meinung einer an der Bildung des ägyptischen Volkes theilgenommenen libyischen Rasse zurück. Virchow's Untersuchungen beziehen sich auf Haare, welche als Grabbeigaben den neolithischen Leichen in die letzte Ruhestätte beigegeben worden sind. Neben den vertrockneten Gerippen stehen Teller oder flache Schalen aus grobem Thon, auf welchen menschliches Kopfsaar in grosser Fülle ausgebreitet ist. Es ist das die gleiche Sitte, welche durch die Leichenfeier des Patroklos auch für die Homerische Erinnerung bezogen ist. Die Krieger, welche den Scheiterhaufen des Patroklos umschreiten, streuen ihr abgeschnittenes Hanthaar auf die Leiche und zuletzt legt Achill sein eigenes Haar dem todtten Freunde in die Hand. Die Farbe der in jenen alten ägyptischen Gräbern gefundenen Haare ist sehr mannigfaltig, aber darunter zeichnen sich, auffällig durch ihre liebtere, häufig gelbe und rüthliche Farbe, ganze Locken oder Ballen aus. Die ersten Untersucher wurden dadurch zu der Auffassung geleitet, dass jene in den neolithischen Gräbern Bestatteten einer von den Aegyptern verschiedenen „fremden“ Rasse angehört haben müssten, und die alten Wandmalereien führten sehr natürlich zu der Deutung, dass es Libyer (Tamahn) gewesen seien.

Dagegen konstatirte Virchow, dass die Entfärbung und Verfärbung des ursprünglich tiefdunklen neolithischen Haares im Laufe langer Jahrhunderte durch langsam wirkenden Einfluss umgebender Medien im Graue erfolgt ist, sodass die Haare der neolithischen Gräber gewiss nicht auf

blondhaarige Libyer bezogen werden könnten, eben so wenig aber auf Neger, da die Haare nichts von dem dem Neger eigenthümlichen feinen Spirallinien zeigen. Virchow kommt zum Schluss: Die Aegypter sind und waren „keine rothe, sondern eine gelbe, nicht eine wollhaarige, sondern eine sechthäbrige, und zwar dunkelhaarige Rasse, die mit den heutigen Hamiten zusammenhängt und die wahrscheinlich von Asien her eingewandert ist“.

„In der That lassen sich viele Gründe dafür beibringen, die Einwanderer aus Arabien oder auch aus Mesopotamien herzuweisen,“ aber noch ist die Frage nicht vollkommen spruchreif. „Seien wir vorläufig zufrieden damit, dass die Ausgrabungen unserer Zeitgenossen schon die vormetallische Zeit Aegyptens berühren.“

Die Verwandtschaft der Aegypter mit den Hamiten steht hiernach im Vordergrund des Interesses. Da ist es nun sehr wichtig, dass in jüngster Zeit in Deutschland Felix von Luschan Gelegenheit gehoten war, Hamiten mit allen Hilfsmitteln der anthropologischen Technik somatiseh exaet aufzunehmen, was für wissenschaftliche Reisende meist so schwer, gar oft unmöglich ist. Ich meine hier das Praehwerk:

Felix von Luschan, Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete. Erweiterte Sonderausgabe aus dem „Amtlichen Bericht über die erste deutsche Colonial-Ausstellung in Treptow“. 1896. 4^o. 87 Seiten. Mit 48 Tafeln und 46 Textabbildungen. Berlin 1897. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Das anthropologische lebende Untersuchungsmaterial war ein überaus reiches: erst Togolote, dann Kameruner, Südwestafrikaner, die Wattwahili, Massai und dann Neu-Britannier. Der Glanzpunkt der ganzen Vereinigung fremdländischer Menschentypen war die Gruppe der zu den Hamiten zu stellenden 16 Massai, 8 Männer, 5 Frauen, 4 Jungen. Luschan's Ergebnisse lassen die Kluff erkennen, welche die Massai von den Negern trennt. Ebenso sind die Unterschiede zwischen den Melanesiern und Afrikanern, mit welchen erstere äusserlich manches gemein haben, so gross und unverkennbar, „dass es schwer zu begreifen ist, wie es eine Zeit gehen konnte, in der Melanesier und Neger zusammengeworfen wurden.“

Der zweite Theil dieser Publication umfasst die Ethnographie der deutschen Schutzgebiete in mustergiltigen Abbildungen und Beschreibungnen. Wir zweifeln nicht daran, dass das Werk vielseitige Anregung geben wird, die hier so erfolgreich begonnenen Untersuchungen durch weitere Messungen und Beobachtungen zu erweitern. Das Werk kann auch als Schema für Belehrung wissen-

schaftlicher Reisenden in der Vorbereitung auf anthropologische Studien im Auslande bestens empfohlen werden.

Wir stöhnen über die Vielseitigkeit, den Fleiss und die unermüdlie Ausdauer, welche v. Luschka durch seine neuen grossen und kleinen Publicationen wieder bewiesen hat. Ausser dem eben genannten Werke ist erschienen:

Felix von Luschka, Beiträge zur Ethnographie des abflusslosen Gebiets von Deutsch-Ost-Afrika. Berlin 1898. Hermann Paetel. Separat-Abdruck aus „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ost-Afrika“. Gross 8°. S. 323—381. Mit 78 Abbildungen im Text; ein Werk, welches für diesen bisher relativ vernachlässigten Theil unserer ost-afrikanischen Schutzgebiete von hervorragender Wichtigkeit ist.

Ausserdem war es dem Verfasser vergönnt auch eine andere grosse Publication zu einem vorläufigen Abschluss zu bringen, die von ihm geleiteten Ausgrabungen in Sendesbirli:

Felix von Luschka: Ausgrabungen in Sendesbirli. Ausgeführt und herausgegeben im Auftrage des Orient-Comité's zu Berlin. II. Ausgrabungsbericht und Architekturbau. Mittheilungen aus den orientalischen Sammlungen. Heft XII. Fel. S. 85 bis 200. Mit 25 Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, W. Speemann, 1898. Das Werk enthält die vortheilhaftigen Mittheilungen von Carl Humann und Robert Koldewey.

Wir wünschen Herrn von Luschka Glück zu diesen wichtigen Leistungen. Selten noch ist es einem Anthropologen zu Theil geworden, was ihm gelungen ist, sich auf allen Hauptgebieten der Anthropologie: somatische Anthropologie, Ethnographie und prähistorische Archäologie mit der praktischen Wissenschaft vom Spaten, in gleichmässiger Weise wissenschaftlich festzusetzen und allgemein anerkannte Erfolge zu erringen. —

Es ist nicht möglich, in ähnlicher Ausführlichkeit, wie ich das bisher versucht habe, nur die allervorragendsten Fortschritte, welche uns das letzte Jahr gebracht, zu besprechen. Aber es müssen doch noch einige neue Publicationen erwähnt werden.

Es muss die ganz besondere Freude und Hoffnung aller Fachverwandten erwecken, wenn wir sehen, in wie energischer und zielstrebender Weise die somatische anthropologische Forschung in Strassburg unter Leitung von Schwalbe getrieben wird. Unsere Wissenschaft hatte in der rasch zu so hoher Berühmtheit emporgestiegenen Universität der Reichslande schon eine feste Stütze gefunden unter dem Vorgänger Schwalbe's, unter unserem hochverehrten Vorsitzenden Herrn Waldeyer. Eif-

rigst ist man seitdem dort an der Arbeit. Ich habe zu erwähnen:

Beiträge zur Anthropologie Elsass-Lothringens. Herausgegeben von Dr. G. Schwalbe, Professor der Anatomie an der Universität Strassburg. Gr. 8°. Strassburg. Karl J. Trübner 1898.

I. Heft: Dr. med. Edmund Blind, Die Schädelformen der elssässischen Bevölkerung in alter und neuer Zeit. Eine anthropologisch-historische Studie über siebenhundert Schädel aus den elssässischen Ossuarien. Mit einem Vorwort von G. Schwalbe. Mit 10 Tafeln und einer Karte.

II. Heft: Dr. G. Brundt, Die Körpergrösse der Wehrpflichtigen des Reichslandes Elsass-Lothringen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Mit drei kolorirten Karten.

G. Schwalbe, Ueber Schädelformen der ältesten Menschenrassen mit besonderer Berücksichtigung des Schädels von Egisheim. Mitth. d. Philomathischen Gesellschaft in Elsass-Lothringen, 5. Jahrg. 1897. Heft 3, S. 72 ff.

Bei dem regen Eifer, welcher sich hier bekundet, wird Elsass-Lothringen mit Baden, Württemberg und Bayern bald zu den hestereforschten anthropologischen Bezirken Deutschlands gehören, so dass bald eine Gesamtübersicht über die hier bestehenden Verhältnisse für ganz Süddeutschland wird gehen werden können, an welche sich dann die vortrefflich erforschten Alpenländer Oesterreichs, namentlich Tirols und weiterhin Italiens und zum Theil auch schon Frankreich in einer compacten geographisch-anthropologischen Masse werden vereinigen lassen. Mittel- und Norddeutschland, für welche ja auch schon Vorarbeiten vorliegen, werden dann bald nachfolgen.

Da auch die prähistorischen und Volkund-Forschungen in Elsass-Lothringen unter der Leitung einer so anerkannten Autorität, wie es Professor Rudolf Henning auf beiden Gebieten ist, in schönster Blüthe stehen, so erscheint heute Strassburg mit dem Reichsland als ein neuer Brennpunkt unserer Bestrebungen. Hier darf ich nicht zweier wichtiger prähistorischer Publicationen aus diesem Gebiete vergessen:

C. Winkler, Kaiserl. Baurath und Conservator der historischen Denkmäler, und K. Gutmann, Hauptlehrer: Leitfaden zur Erkennung der beimischen Alterthümer. Erläutert durch 300 Zeichnungen. Bearbeitet für die Herren Geistlichen, Lehrer, Forst- und Baubeamten, Bürgermeister, Landwirthe und Alterthumsfreunde. 8°. 108 S. Colmar. Typographie und Lithographie von F. X. Saile. 1894. und

C. Winkler, Kaiserl. Baurath und Conservator der historischen Denkmäler des Elsass, Versuch

zur Anstellung einer archäologischen Karte des Elsass. Mit einer Karte des Elsass im Maasstabe von 1:200 000. Colmar. Buchdruckerei Woldmeyer und Schöffel. 1896.

Beide Werke seien der Aufmerksamkeit der Forscher und Liebhaber bestens empfohlen.

Auch auf dem Gebiete der Volkskunde ist wieder Wichtiges geleistet worden.

Im letztjährigen Berichte habe ich schon die vorzügliche Publication erwähnt:

Rich. Andreo, Braunschweigische Volkskunde.

F. Vieweg & Sohn, Braunschweig. In diesem Werke des berühmten (geographen und Ethnographen ist in für alle anderen deutschen Länder wahrhaft vorbildlicher Weise ein geschlossenes Gebiet in all seinen volkskundlichen Hervorbringungen eingehend und exact behandelt.

Unter den Publicationen dieses Jahres steht das Erscheinen einer neuen periodischen Zeitschrift als Wichtigkeit vorn:

Mittheilungen aus dem Museum für deutsche Volksrechte und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin C. (Klosterstrasse 36.) Herausgegeben von dem Vorstände des Museums-Vereins (R. Virchow, I. Vorsitzender, A. Voss, II. Vorsitzender, W. Schwarz, III. Vorsitzender, Dr. Lissauer, I. Schriftführer, H. Sökeland, II. Schriftführer, Rich. Meyer, III. Schriftführer, Franz Görke, Schatzmeister, Alex. Meyer Cohn, stellvert. Schatzmeister). Berlin 1897. Druck bei Rudolf Mosse in Berlin. 8°.

Das I. Heft bringt mit vielen Abbildungen: Professor Eugen Braeht, Volksthümliches aus dem Hümmling (bei Meppen). S. 7—18.

H. Sökeland, Vorige hausgewerblicher Gegenstände aus Westfalen. S. 19—32.

II. Heft. 1898: Jahresbericht des Vorstandes. Oscar Scholz, Ländliche Trachten Schlesiens aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. S. 49—55. Derselbe, Der schlesische Bauernhof in der Gegend von Jauer. S. 56—58. H. Sökeland, Westfälische Spinnstube. S. 59 bis 88. Mit prächtigen Abbildungen, namentlich von Leinwandstränken, mit Liedern und Melodien und einem sehr interessanten „Anhang“ von Verlobungs- und Ehe-Contracten aus der Zeit von 1721—1806, alle von einem Hofe stammend, aus der Zeit der Leibeigenschaft der Bauern.

Die schön ausgestattete Publication wird der Centralpunkt werden für demrige Veröffentlichungen; für den streng wissenschaftlichen Charakter bürgen die Namen unserer an der Spitze dieses patriotischen Unternehmens stehenden Freunde. Möge die neue Zeitschrift dazu beitragen, das Interesse für praktische Volkskunde in immer wei-

tere aber namentlich auch in jene Kreise der Staatsregierung zu tragen, welche dazu berufen sind, das schon jetzt so reiche Museum für deutsche Volksrechte zu einem wahren deutschen Museum auszugestalten, welches dann dem berühmten nordischen Museum in Stockholm an Wichtigkeit nicht nachstehen wird.

Die Volkskunde ist ein Theil der psychologischen Anthropologie oder anthropologischen Psychologie.

Zu diesem wichtigen, bisher namentlich von der Ethnologie gepflegten Gebiete der anthropologischen Forschung gehört das Studium der Religionen der Naturvölker.

Es ist dem strebsamen Forscher Dr. Th. Achelis in Bremen gelungen, durch das verständnisvolle und kräftige Eintreten der un deutschen Wissenschaft schon vielfach verdienten Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, das lang geplante Centralorgan für diese Studien ans Licht treten zu lassen:

Th. Achelis, Archiv für Religionswissenschaft. 8°. 1898.

Bisher sind von Bd. I Heft 1 und 2 erschienen. Eine stättliche Zahl der berühmtesten Autoritäten auf diesem Gebiete aus fast allen Culturländern stehen als Mitarbeiter auf dem Teller. Größere und kleinere Abhandlungen haben bis jetzt geliefert: E. Hardy, W. H. Roscher, Selzer, A. Vierkanndt, Fr. Brnky, E. Siecke, O. Wanser, Steinthal, R. Fick und der Herausgeber. Die Hauptthemen der Originalarbeiten sind: (griechische Mythologie und die Bedeutung des Pan (Roscher); Gestalten des Quiche- und Cakchiquel-Mythus (Selzer); die Rauten (Brnky); der Gott Rudra im Rig-Veda (Siecke); Chron (Wanser); die Kräfte im Mythos (Steinthal). Allgemeine Fragen behandeln Hardy, Vierkanndt und Achelis. Ausserdem finden sich eingehende Literaturbesprechungen. Wir wünschen dem Unternehmen den Erfolg, den es so sehr verdient. —

Ich muss zum Schluss eilen und bin mir doch bewusst, dass ich besonders wichtige Erscheinungen des Vorjahres noch gar nicht gestreift habe.

So ist für die somatische Anthropologie die Reise W. Krause's nach Australien von lebendiger Wichtigkeit (Z. E. V. 1897. 508), so nicht minder die an die Lepros-Conferenz in Berlin sich anreihenden Untersuchungen über Aussatz, namentlich in Amerika in der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Z. E. V. 1897. 474. 568), woran sich die Herren R. Virchow (Z. E. V. 1897. 620), Selzer 609, v. d. Steinen 617 u. A. beihilft haben. —

Auch in diesem Jahre sind unsere wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen zu den gleichstrebenden Forschern und Gesellschaften ausser Deutschland die besten gewesen. Ganz besonders möchte ich hervorheben, wie auch im vorigen Jahre unser freundliches Verhältnis zu der Wiener anthropologischen Gesellschaft, und das der Mitglieder beider Gesellschaften unter einander, welches wir als eine theuere Errungenschaft bewahren, neu gekräftigt und erweitert worden ist.

Von den Publicationen der Wiener anthropologischen Gesellschaft möchte ich hier wenigstens einige als besonders wichtig erwähnen:

Dr. M. Much, Frühgeschichtliche Funde aus den österreichischen Alpenländern. Mit 1 Tafel und 28 Textabbildungen. 4^o. S. 1—18. K. und k. Hof- und Staatsdruckerei Wien. 1. Die Emailfibeln von Perau und verwandte Ersehnungen.

Derselbe, Grabfunde aus Zellerndorf in Niederösterreich. Mit 5 Textillustrationen. 4^o. S. 1—4 ebenda. Dann das grossartige Werk:

M. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Mit 203 Abbildungen im Text, 1 Farben- und 35 doppelseitigen Tafeln. Gedruckt mit Unterstützung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien. Druck und Verlag von Adolf Holzhausen. 1898. Gröss-8^o. 709 Seiten.

F. R. Fiala, Die Neolithische Station von Butmir bei Sarajevn in Bosnien. Herausgegeben vom Bosnisch-Herzegovinischen Landesmuseum. II. Theil. Schlussband. Ausgrabungen in den Jahren 1894—1896. Mit 1 Plan, 19 farbigen Tafeln und 47 Abbildungen im Texte. Wien 1898. Druck und Verlag von Adolf Holzhausen, k. und k. Universitäts-Buchdrucker. Gröss-Folio. 47 Seiten. Mit Vorwort von M. Hörnes.

Ein bleibendes Denkmal von unvergleichlicher Schönheit für unsere so viel zu früh dahingegangenen Freunde!

Auch mit den Niederlanden, der Schweiz und Skandinavien, Russland u. a. bestehen die besten und innigen collegialen Beziehungen, wie die Publicationen im Archiv für Anthropologie beweisen. Immer deutlicher erscheint die gesammte anthropologische Forschung als eine einheitliche, wie sie es ja der Natur der Sache nach sein muss, um einheitlich vorwärts zu schreiten.

Zu dieser notwendigen Verschmelzung ist als ein neues wichtiges Moment auf das lebhafteste zu begrüssen: die vortreffliche Uebersetzung des klassischen Werkes des weltberühmten Directors am Nationalmuseum in Kopenhagen Dr. Saphus Müller; Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig-

meinfasslich dargestellt. Der I. Band: Steinzeit und Bronzezeit liegt nun fertig vor und auch vom II. Band: Die Eisenzeit, sind die ersten Lieferungen erschienen. Das Werk ist grundlegend für alle gelehrte prähistorische Forschung und gibt für alle einschlägigen Forschungsgebiete leitende Gesichtspunkte, da die Fülle des in diesem Werke niedergelegten allgemeinen prähistorischen und protohistorischen Materials weit die Grenzen überschreitet, welche der Titel verspricht. Wir müssen auch dem Uebersetzer Dr. O. L. Jiriczek und der berühmten und um deutsche Wissenschaft so langverdienten Verlagshandlung speciellen Dank aussprechen. Die letztere hat das Werk vortreflich ausgestattet, sodass dasselbe vollkommen als ein deutsches Originalwerk erscheinen kann. Der genaue Titel des Werkes lautet:

Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinfasslich dargestellt von Dr. Saphus Müller, Director am Nationalmuseum zu Kopenhagen. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Dr. Otto Luitpold Jiriczek, Privatdozenten der germanischen Philologie an der Universität Breslau.

Erster Band: Steinzeit-Bronzezeit. Mit 253 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und einer Karte. XII u. 972 Seiten. Preis 10 Mark.

Zweiter Band: Die Eisenzeit, ist im Erscheinen. —

Hinansehnliche Versammlung! Indem ich hier den Bericht schliesse, darf ich noch an Etwas erinnern, was im abgelaufenen Jahre unser Herz ganz besonders bewegt hat.

Unser Ehrenpräsident und derzeitiger Vorsitzender Herr R. Virchow hat am Ende des vergangenen Jahres den Tag der 50. Wiederkehr seines Eintritts in das akademische Lehramt gefeiert und gleichzeitig den 150. Band des von ihm gegründeten Archivs für pathologische Anatomie vollendet, auf welchem Virchow's Weltraf als Forscher vor allem begründet ist. Unter den Ehrenbezeugungen, welche in jenen Tagen dem Jubilar zugeströmt sind, waren auch unsere Glückwünsche, aber ich denke in Ihrer Aller Sinn zu handeln, wenn ich es hier anheims ausspreche, wie innig sich die Deutsche anthropologische Gesellschaft mit ihrem Gründer und Erhalter verwaachsen fühlt, wie herzlich sie sich freut, dass er in alter Kraft und Frische die Steuer in fester Hand hält. Ich bitte Sie, zum Ausdruck unserer Verehrung und Liebe gegen unseren Meister Virchow sich von Ihren Sitzen zu erheben. (Geschlecht.)

Herr R. Virchow:

Sie haben mich bei so vielen Gelegenheiten durch ganz ungewöhnliche Ehrungen erfreut, dass ich auch diese Ehrung nicht bloss mit Rührung, sondern noch mit Verständnis annehmen darf. Ich weis auf der anderen Seite, dass wir auf dem Gebiete der Anthropologie alle nur Schüler sind. Wir arbeiten alle in einem noch ziemlich grossen Dunkel, und es ist der Eifer, der Mitschüler nader einander besetzt, der auch uns hier zusammenbringt, nur dass wir keinen anderen Meister haben, als die Erfahrung. Lassen Sie uns in diesem Sinne fortfahren! Seien Sie überzeugt, solange meine Kräfte ausreichen, werde ich mich bemühen, Ihnen zur Verfügung zu stehen, und es wird mich freuen, wenn ich noch öfter mit einer so regen thätigen und in der Forschung so glücklichen Gesellschaft zusammenzutreffen kann, wie ich sie heute vor mir sehe.

Fortsetzung des Berichts.

Liste der neuen Publicationen

aus den Kreisen der Deutschen anthrop. Gesellschaft (soweit solche noch nicht im Vorstehenden erwähnt).

I. Somatische Anthropologie.

1. Allgemeine.

Birkner, Dr. Ferd., Anthropologische Rundschau, Somatische Anthropologie, 'Natur und Offenbarung'. 44. Bd. pag. 366 ff.

Schmidt Emil, Leipzig, Das System der anthropologischen Disciplinen, Sonderabdruck aus Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. J. C. Kern's Verlag, Breslau.

Wilsner, Dr. Ludwig, Menschenrassen und Weltgeschichte, nach einem auf der 63. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig gehaltenen Vortrag. Veröffentlicht in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift. XIII. Bd. Nr. 1. Verlag Ferd. Dümmler, Berlin SW.

2. Körpermessungen, Zergew.

Birkner Dr., Die birmesischen Zergew Sman und Fatma und die menschlichen Zwergassen. Bayerischer Kurier Nr. 150 vom 2. Juni 1898.

Daffner, Dr. Franz, Das Wachstum des Menschen, anthropologische Studie. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1897. 8°. VI u. 129 S.

Fritsch G., Raphaela Adam und Eva im Original und Kupferstich. Z. E. V. 1897. 183.

Luschka, F. von, Neuer Plasmeter von Eckert und Hamann in Friedmann-Berlin (15 Mt.), gibt zu craniometrischen Messungen zu verwenden. Z. E. V. 1897. 238.

Stein Freiherr von, Premier-Lieutenant in der Kaiserl. Schütztruppe etc. in Kamerun, Anthropologische Studie, namentlich auch Zergew in Kamerun. Z. E. V. 1897. 602. Dazu R. Virchow, 603. Ueber Zwergvölker in Westafrika, Pygmäen.

Abkürzungen: A. f. A. = Archiv für Anthropologie, Z. E. = Zeitschrift für Ethnologie, Z. E. V. = Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen, Z. E. N. = Zeitschrift für Ethnologie, Nachrichten über deutsche Alterthumskunde.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

3. Haut und Haare, Weichtheile im Allgemeinen.

Fritsch G., Conservirungsmethode von tätowirten Hautstücken des Menschen. Z. E. V. 1897. 231. Dazu F. von Luschka, R. Virchow. 232.

Pohl J. (Piness), Die Querschnittsform des Kopfhaares der Kaukasier. Z. E. V. 1897. 488.

Snell, Dr. Otto, Hildeheim, Tätowirte Corriganden in Hannover. Separatabdruck aus dem Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie. Aprilheft 1898. Coblenz bei W. Groos.

Virchow R., Europäische Tätowirungen. Z. E. V. 1897. 328.

— Ueber die ethnologische Stellung der prähistorischen protohistorischen Aegypter nebst Bemerkungen über Entfärbung und Verfärbung der Haare. Aus den Abhandlungen der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1898. Mit 2 Tafeln. Verlag der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin. 49. 20 S.

Welcker H., Die Dauerhaftigkeit des Dessins der Riefen- und Fältchen der Hände. A. f. A. XXV. Bd. 1898. pag. 29.

4. Schädel und Skelett.

Bartels Paul, Berlin. Ueber Geschlechtsunterschiede am Schädel, Berlin 1897. Inaugural-Dissertation. Druck von Gebr. Unger, Berlin. VI u. 103 S.

Buschan, Trepanation, Sonderabdruck aus dem Handwörterbuch der 'Zoologie'. Bd. VIII. 1898. Breslau, Ednard Trewendt. Referat.

Buschan, Dr. G., Stettin, Metopismas. Separatdruck aus der Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. 3. Aufl. 1897. Verlag von Urban und Schwarzenberg in Wien I. 66. 6 S. Referat.

Hall, Prof. Dr. M., Graz, Ueber Gesichtsbildung (mit 23 Textfiguren, 2 Tafeln, 5 graphischen Tabellen und 2 Maassstabellen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. II. Heft. 1898.

Hösemann, Ein richter Mtessi-Schädel. Z. E. V. 1897. 426.

Hornaf, Friedr. Wilh., Ueber Ergebnisse von Schädelmessungen. Inaugural-Dissertation. München 1892. Kgl. Hof- und Universitätsbuchdruckerei von Dr. C. Wolf und Sohn. 8°. 96 S.

Krause Wilhelm, Australische Schädel. Bericht aus der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 20. November 1897.

Ranke J., Schädel der bayerischen Stadtbevölkerungen. I. Frühmittelalterliche Schädel aus Lisdau. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Band. III. und IV. Heft. 1896. pag. 127 ff.

— Geschichte der Schädeltypen in Bayern. Anthropologische Rundschau. Natur und Offenbarung. 44. Bd. S. 366 ff.

Reinecke, Dr. Paul, Beschreibung der Skeletreste aus dem Flachgräberfelde von Manching. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. und II. Heft. 1897. pag. 27 ff.

von Török, Prof. Dr. Aurel, Director des anthropologischen Museums in Budapest, Ueber eine neue Methode zur kranologischen Charakteristik der Nase. (Mit Tafel IV.) Aus der internationalen Monatschrift für Anatomie und Physiologie 1898. Bd. XV. Heft 3 etc.

— Ueber den Yezzer Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Sachewy und über den Sachaliner Ainoschädel des kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden. Mit Tafel III und IV. (Dritter Theil.) A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 277.

von Török, Prof. Dr. Anrol, Sebina de III. Theil mit Tafel V—VII ebendasselbst pag. 479.

Virchow H., Sechs Schädel von Jannde aus Kamerun. Längen-Breiten-Index 70,3; 71,8; 75,4; 76,3; 76,4; 78,8. Die Capacität war von vier sicher zu bestimmen 1322; 1408; 1455; 1690. Die Schädelform ist hauptsächlich bezeichnet durch Hypsicephalie: Höhen-Index 72,6—81,2. Z. E.V. 1897. 604.

— Steinzeitliches. Erdfüßung präbistorischer und römischer Gräber in Worma. Sechs Schädel aus steinzeitlichen Gräbern, I.—B.—Index: 75,5; 72,3; 72,5; 72,6; 73,1; daneben ein Mesocephaler (mit Stirnath) 76,7. Relativ häufig fanden sich relativ niedrige Grade der Platyknie bei etwa der Hälfte der gehobenen Skelette. Z. E.V. 1897. 464.

— Ein echter Mtnassi-Schädel, eingesendet von Herrn Dr. F. Hoessmann (a. diesen). Z. E.V. 428. Capacität: 1896 ccm.

— Gräberschädel von Guatemala. Z. E.V. 1897. 824.

— Pannischer Thurnkopf aus Arica. Z. E.V. 1897. 506.

— Nachbildung ethnologischer Schädel in Gyps. Z. E.V. 1897. 508.

Warnschkin A., Beschreibung von fünf Ngumbaschädeln aus der Sammlung Zenker. K. Museum für Völkerkunde Berlin. Z. E.V. 1897. 405.

Weishach, Dr. A., k. u. k. Oberstarbartz (Sarsjewol, Altonaische Schädel. (Mit einer Maassstabelle.) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1897. XXVII. Bd. III. Heft. pag. 89.

von Zogra, Prof. Dr. Nikolane, Ueber altrussische Schädel aus dem Krenal (Barg) von Moskau. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 41.

Zähne.

Braneo, Prof. Dr. W., Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohners der schwäbischen Alb. Theil I und II mit 3 Tafeln. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (E. Koch). 1898. 8^o. 144 + 128 Seiten.

Roese, Dr. med. C., Privatdocent, München. Directe und indirecte Ursachen der Caries. Separatdruck aus Schweizerische Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. Bd. VII. Nr. 2. Seite 115. 1896.

— Ueber die verschiedenen Abänderungen der Hartgewebe bei niederen Wirbelthieren. Mit 28 Abbildungen. Abdruck aus Anatomischer Anzeiger. Verlag von Gustav Fischer in Jena. XIV. Bd. Nr. 1. 1897.

— Das Erkrankungsverhältnis der einzelnen Zähne des menschlichen Gebisses. Separatdruck aus der österreichisch-ungarischen Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. XII. Jahrg. Heft III.

Seitz, Zahnarzt, Konstanz, Resultat einer Militäruntersuchung. Zahnärztliche Rundschau. VI. Jahrgang. 1897. Nr. 261.

5. Gehirn, Nervensystem, Psychologie.

Birkner, Dr. Ferdinand, Ueber die sog. Azteken. A. f. A. XXV. Bd. 1898. pag. 45.

Buschman, Dr. med. et phil. Georg, Einfluss der Rasse auf die Häufigkeit und die Formen der Geistes- und Nervenkrankheiten. Sonderdruck aus der „Allgemeinen Medicinischen Central-Zeitung“, 65. Jahrgang. Nr. 9. 1897. Verlag von Oskar Gablenz, Berlin. 8^o. 21 Seiten.

Dubois Engen, Ueber die Abhängigkeit des Hirngewichtes von der Körpergröße bei den Säugthieren. A. f. A. XXV. Bd. 1898. pag. 1.

Frey, Dr., Drei mikrocephalische Geschwister. A. f. A. XXV. Bd. 1898. pag. 33.

Froriep, Dr. August, Zur Kenntniss der Lagebeziehungen zwischen Grosshirn und Schädeldach bei Menschen verschiedener Kopfform. Zugleich ein Beitrag zur Vergleichung des Schädels mit der Todtenmaske. Mit einem Anhang: Darstellung der Craniocerebralen Topographie in stereographischer Projection von stud. math. H. Maier. Mit Abbildungen im Text und 5 Tafeln. Gross-Folio. 44 S. Leipzig 1897. Verlag von Veit und Comp.

Groscheuff K., Ueber sinnesknospennähnliche Epithelbildungen im Centralkanal des embryonalen Rückenmarks. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morph. und Physiol. in München. XII. 1896. Heft 1—3.

Köppel, Dr. August, Vergleichende Bestimmungen des Innenvolumens der Rückgrat- und Schädelhöhle bei Menschen und Thieren. A. f. A. XXV. Bd. 1898. pag. 171 ff.

Matiegka, Dr. Heinrich, Ueber die Beziehungen zwischen Körperbeschaffenheit und geistiger Thätigkeit bei den Schulkindern.

Mies, Das Verhältniss des Hirn zum Rückenmarksgewicht, ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Thier. Sonderabdruck aus der Deutschen Medicinischen Wochenschrift. 1897. Nr. 33.

Nicke, Dr. F., Oberarzt, Die sog. (äusseren) Degenerationszeichen bei der progressiven Paralyse, nebst einigen diese Krankheit betreffenden Punkten. Separatdruck aus „Neurologisches Centralblatt“. 1897. Nr. 17. Leipzig, Veit und Comp.

Waldeyer W., Ueber einige anthropologische bemerkenswerthe Befunde am Negergehirn. Sitzungsberichte der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammt Sitzung vom 18. December 1894.

6. Physiologie und Physik.

Krummacker O., Wie ändert sich die Eiweisszersetzung, wenn die Nahrung statt einmal täglich auf mehrere Mahlzeiten vertheilt gereicht wird. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1898. Heft 1—2.

von Liebig, Dr. G., Wirkung der Veränderung des Luftdruckes auf den Blutdruck. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1896. Heft 1—3. pag. 1.

— Warm man unter einem stark erhöhten Luftdruck sowohl, wie unter einem stark verminderten nicht mehr pfeifen kann. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XIII. 1897. Heft 1.

— Der Luftdruck in den pneumatischen Kammern und auf Höhen. Mit eingedruckten Abbildungen und 9 Tafeln. Brannschweig, bei Fr. Vieweg und Sohn. 1898. 8^o. X und 240 S.

Schulze Feodor, Stammbaum des Jacobus Leonardus Martens. (Fortsetzung zu 1896. 227.) Z. E.V. 1897. 481.

Schüssler, Dr. med., Der Einfluss der Umgebung auf die Entwicklung der Menschen und Thiere, Betrachtungen darüber. Oldenburg und Leipzig, Schnitzsche Hofbuchhandlung. 1896. 8^o. 16 S.

Voit E., Einfluss des Körperfettes auf den Eiweissfall im Hungerzustande. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XI. 1896. Heft 2 und 3.

— Einfluss der Temperatur auf die Zersetzungsvorgänge. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1896. Heft 1—3.

Voit Fritz, Ueber den Eiweissgehalt bei künstlich erhöhter Körpertemperatur. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XI. 1895. Heft 2 und 3.

Wiedenmann, Dr. Stabsarzt, Kriegschirurgisches aus Deutsch-Ostafrika. „Deutsche militärärztliche Zeitschrift“. 1897.

Zieh Graf Theodor, Familientypus und Familienähnlichkeiten. Vortrag in der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 11. März 1896. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1896. Nr. 6 ff.

Böttner, Dr. Oskar und Müller, Dr. Kurt, Technik und Verwertung der Röntgen'schen Strahlen im Dienste der ärztlichen Praxis und Wissenschaft. Encyclopädie der Photographie. Heft 28. 1897. Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. S. 8°, V und 145 S. Mit 29 Abbildungen und 2 Tafeln.

Graetz, Dr. L., Ueber die Fortschritte in der Erkenntnis und Anwendung der Röntgen'schen Strahlen. Separatdruck aus der Münchener Medicinischen Wochenschrift Nr. 21 und 22. 1896. Verlag von J. F. Lehmann in München. 8°. 19 S.

7. Tropenhygiene und Volkskrankheiten.

Kochler, Dr., Sanitätarab, Zur Geschichte des Aussatzes in der Provinz Posen. eine medicinisch-historische Studie. Posen, Buchdruckerei des Diemick Poznanski. 1897. 8°. 23 S.

Martin, Dr. L., Lepra an der Ostküste-Samatra. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene. 1897.

Seler Ed., Nachrichten über den Aussatz in alten mexikanischen Quellen. Z. E. V. 1897. 609. Dazu Steiner, W. von den. 617. (Abbildungen von Thongüssen, welche Darstellungen von Verunstaltungen aufweisen.) Dazu

Virchow R., 620. „Bis jetzt ist keine andere Erklärung für die Mitilation der alten Peruaner gefunden, als eine pathologische. Noch immer ist die Annahme einer leprösen Affection nicht ganz anzuschliessen.“

— Die Stellung der Lepra unter den Infektionskrankheiten und die pathologisch-anatomische Erfahrung. Sonderabdruck aus der Lepra-Conferenz 1897. 1. Bd.

— Lepra-Conferenz, internationale in Berlin und die vertheilten peruanischen Figuren. Z. E. V. 1897. 474. Dazu Polakowsky, Fortsetzung; Virchow 558. Polakowsky 559

Wiedemann, Dr., Arzt in der deutschen Schutztruppe, Bericht über die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse der Mushi am Kilimandjaro. Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. VIII. 1895. Heft 4.

8. Entwicklungsgeschichte und Missbildungen.

Daffner, Dr. Frans, Pseudohermaphroditismus femininus externus. Separatdruck aus der Münchener Medicinischen Wochenschrift Nr. 13, 1899.

— Ueber einen Fall von angeborener Missbildung der Gliedmaßen. (Das sogen. Bärenweib.) Münchener Medicinische Wochenschrift Nr. 25, 1898.

Grünmach E., Untersuchung von Phokomelen mittels der Röntgen-Strahlen. Z. E. V. 1898. 61.

Karatz Dr. Lohsch, Studien über die Form des Obes. Zeitschrift für Ohrenheilkunde. Bd. XXX.

Maass, Das „Bärenweib“. Z. E. V. 1897. 621. Stellung gegen das Verbot ihrer Zurschaufstellung in Dres-

den. Dazu E. Grünmach, Durchleuchtung des Bärenweibes mittelst Röntgenstrahlen. Dazu

Virchow R., „Dieselbe gehört in die Gruppe der Phokomelen und stellt eine der bemerkenswertheften angeborenen Missbildungen dar.“ 624.

Maass, Amnoses Misschen. Z. E. V. 1897. 624.

von Török, Dr. Aurel, Ueber die Persistenz der embryonalen Angenanserfuche und über einen kochernen Bogen am Eingange der rechten Augenhöhle, sowie über anderweitige Abnormitäten bei einem männlichen Schädel. Internationale Monatschrift für Anatomie und Physiologie, 1896. Bd. XIII. Heft 10 und 11.

Virchow R., Gypsabbildung eines gleichsam verhärteten Menschen. Z. E. V. 1897. 625. (Skelettmensch.) „Sein Leiden war allgemeine Sklerodermie.“

— Die Phokomelen und das Bärenweib. Z. E. V. XXX. Jahrg. 1898. 55.

Voss A., Polynarkische Geschwister. Z. E. V. 1898. 30. von Winkel F., Actiologische Untersuchungen über einige sehr seltene fötale Missbildungen. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie in München. XII. 1896. Heft 1—3. pag. 1.

9. Somatische Ethnologie.

Bartels, Dr. Mas (H. Ploos), Das Weib in der Natur und Völkerkunde, Anthropologische Studien. Fünfte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 11 lithographischen Tafeln und ca. 390 Abbildungen im Text. 2. Lieferung (enthält Tafel IV.). Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1896. 8°. Seite 81—160.

— Hroif Vanghan Stevens' anthropologische Bemerkungen über die Eingeborenen von Malacca. Z. E. 1897. 173.

Hoesemann F., Assistentarzt I. Klasse in der kaiserl. Schutztruppe für Ostafrika. Anthropologische Aufnahmen von Eingeborenen aus Ujiji. Z. E. V. 1897. 410. Die Messungen sind mit einem Beckenmesser nach Prof. Zweifel-Leipzig gemacht, was R. Virchow in einigen Beziehungen beanstandet, dagegen lobt derselbe die Beschreibungen einzelner Körpertheile, wie der Zähne und die Tätowirungszzeichnungen. 426.

Koganei, Dr. S., Kurze Mittheilungen über Untersuchungen an lebenden Aino. A. f. A. XXIV. Band. 1897. pag. 1.

Krause Wilhelm, Anthropologische Reise nach Australien. Australische Schädel. Z. E. V. 1897. 508. Dazu R. Virchow. 558

Nebring A., Ueber Heberstein's Angaben betreffs der Samogiten. Z. E. V. 1897. 379. Dagegen ausführlich R. Virchow. 386.

Ramsay (Hauptmann), Anthropologische Aufnahmen in Udjiddji. Z. E. V. 1897. 661. Zahnfeilungen, Tätowirung, Nasenlöcherform, weibliche Brustform. Messungen. Dazu R. Virchow. Darunter waren:

brachycephal	9 Männer, 1 Weib.
mesocephal	7 „ —
dolichocephal	6 „ 1

„Dieses Ergebnis stimmt mit dem des Herrn Hoesemann einigermaßen überein. — Hier erhalten wir aber eine wichtige Erklärung in der Stammesverschiedenheit. Sämmtliche Dolichocephale waren aus Udjiddji selbst mit Ausnahme eines Mwina und eines Mrandi; unter den Mwari dagegen sind 5 Brachy- und 3 Mesocephaler; unter dem Mwina sind 2 Brachy-, 3 Meso- und 1 Dolichocephaler.“ Virchow. 571.

Ranke, Dr. Karl Ernst, München, Ueber die Hartfahre der südamerikanischen Indianer. Z. E. V. Jahrg. 1898. 61.

Schmidt Emil, Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südindiens und Ceylons. Sonderabdruck aus der *Bastian-Festschrift*. Berlin 1896, Verlag von Dietrich Reimer.

— Die Nairs der Malabarhalbinsel. Sonderabdruck aus Band LXVIII Nr. 22 des *Globus*. Verlag von Friedr. Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Schneider L., Vertheilung der Schwarzhäutigen in Böhmen. Z. E.V. 1897. 688.

Siwanowski, Dr. Alexis, Zur Anthropologie der Mongolen. A. f. A. XXV. Bd. pag. 65.

Straks, Dr. C. H., Die Frauen auf Java. Mit 41 Abbildungen im Text. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke. 1897.

— Ueber die Körperformen der eingeborenen Frauen aus Java. Mit 15 Photographien auf Tafel I—VI. A. f. A. XXV. Bd. 8. Heft. 1896. pag. 235.

Wiedenmann Dr., Beschneidung bei den Massai. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 27. April 1896.

II. Ethnologie.

1. Auseruropäische Völker.

von Andrian, Ferd. Freiherr, Zur Geschichte der Ethnologie mit besonderer Rücksicht auf die kosmologischen und kosmogonischen Vorstellungen primitiver Völker. Separatdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1897. Nr. 10. (Bericht der XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck.)

Bastian A., Lose Blätter aus Indien. Batavia, Albrecht und Co. 1897. 8°. Bd. I, II, III.

Ehmann F., Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache. 8°. I. Bd. XXI und S. 1—46; II. Bd. 49—144. Tokyo 1897. Supplement der 'Mittheilungen' der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

Frohenius L., Die bildende Kunst der Afrikaner. Mit 73 Textillustrationen. Mittheil. der Anthropolog. Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. I. Heft. 1897.

Grünwedel A., Buddhistische Studien. Veröffentlichungen aus dem k. Museum für Völkerkunde. Berlin. V. Bd. 1897.

Karsten Paula, Einiges über die Araber von Nord-Afrika. Z. E.V. 1897. 862. 876.

König Wilhelm, Ein eigenartiges Museum für Natur- und Völkerkunde. Separatdruck aus der illustrierten Familienzeitschrift *Universum*. XIII. Jahrgang, Heft 21. Leipzig 1896, 1897. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Krause W., Weitere Reise im Osten. Z. E.V. 1897. 313.

von Luschan Dr. F., Eine neue Form der Aurost. Z. E.V. 1897. 204.

— Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete. Berlin 1897. 4°. a. oben S. 87.

— Reise in Kleinasien. Aus den Verhandlungen der Gesellschaft für Erkunde in Berlin. Bd. XV. Nr. 1. Sitzung vom 7. Januar 1898.

Oppert G., Skizze über Kaschmir. Z. E.V. 1897. 188. Preuss. Dr. K. Th., Ornamente von Kaiser-Wilhelmsland. Z. E.V. 1897. 449.

— Künstlerische Darstellungen aus Kaiser-Wilhelmsland in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. Z. E. 1897. 77. — Menschengestalten, Gesichtornament, Nasen-, Augen-, Mund-, Vogelkopf-Ornamente, Spirale, Fisch etc.

Ranke, Dr. Karl E., Reise-Eindrücke von der 3. Xingu-Expedition. Vortrag gehalten in der geographischen Gesellschaft. Greifswald, den 3. März 1898.

Schellhas P., Die Göttergestalten der Maya-Handschriften. Ein mythologisches Culturbild aus dem alten Amerika. Dresden 1897. 8°. 34.

Schmidt Emil, Leipzig, Die vorgeschichtlichen Forschungen des Bureau of Ethnology aus Washington. Sonderabdruck aus Bd. LXVIII, Nr. 24 des 'Globus'. Steinmetz, Dr. S. Rud., Continuität der Lohn und Strafe im Jenseits der Wilden. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 577.

Seler Eduard, Das letzte Lebewohl von Don José Rival. Uebersetzung: El ultimo adios. Z. E.V. 675.

Strehl, Dr., Die Bewohner von Kaiser-Wilhelmsland und ihre Gebrauchsgegenstände. Schriften der Physikal-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. XXXVIII. Bd. 1897. Sitzungsbericht vom 4. November 1897 S. [51].

Stöbel O., Samoanische Texte. Unter Beihilfe von Eingeborenen gesammelt und abgezeichnet. Herausgegeben von F. W. E. Müller. Veröffentlichungen aus dem k. Museum für Völkerkunde. 1896. IV. 2—4.

von Ujfalvy Karl, Die Arier im Norden und Süden des Hindu-Kusch. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 609.

Vierkandt A., Die Culturtypen der Menschheit. A. f. A. XXV. Bd. 1896. pag. 166.

Missionstation Wlaxwolo (Herz-Jesu-Mission in Neupommern, deutsche Südele), Eine Forschungsreise vom Weberhafen in das Innere der Gaxellen-Balbinsel (Neupommern) I. Kölnische Volkszeitung. Nr. 474, 28. Juni 1897.

Weissenberg, Dr. S., Ueber die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe und Schutzplatten. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXV. Bd.

Winkel Hago, Polyandrie bei Semiten. Z. E.V. 1898. 29.

Zimmerer, Dr. B., Die Bevölkerung Kleinasien. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropolog. Gesellschaft 1898. Nr. 3. München, Druck der akademischen Buchdruckerei von F. Straub. 1898.

— Deutsche Forschung in Kleinasien. Vortrag, gehalten auf dem XII. deutschen Geographentag in Jena, im Jahr 1897. Berlin 1897. Druck von W. Ponnetter.

2. Völkerkunde und Ethnographie europäischer Völker.

Andree R. und Rimpán W., Rechts und links arbeiten. Z. E.V. 1897. 263. Männer arbeiten links, Frauen rechts.

Bancalari Gustav, Forschungen und Studien über das Haus. III. Volksmäßige Benennungen von Gegenständen in der Landwirtschaft. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. I. Heft. pag. 35.

Bartels M., Weben mit Kartenblättern im Kaukasus. Z. E.V. 1898. 84.

Bartholomäus R., Deutsche Einwanderung in Polen im Mittelalter. Besprochen von Gymnasialprofessor Dr. R. Hasenpflug zu Düsseldorf. Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. 1897. XII. Jahrgang. II. Heft.

Baumann, Dr., Die Bevölkerung des bayerischen Schwabens in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge. Vortrag, gehalten in der anthropologischen Gesellschaft zu München. 26. November 1897. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. III. und IV. Heft. 1898. pag. 105 ff.

Brenner, Dr. Oscar, Mittheilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde, herausgegeben im Auftrage des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung.

Gander Karl, Aus dem Gebiet der Viehsucht. Beiträge zur Volkskunde der Niederlausitz. Niederlausitzer Mittheilungen V. Bd. 1.—4. Heft. Guben 1897.

— Sagen aus dem Gültener Kreise. Niederlausitzer Mittheilungen V. Bd. 1898. S. n. 6. Heft. S. 369.

Götte A., Osterfallen von Gross-Lichterfelde, Kreis Teltow. Z. F. N. 8. Jahrg. 1897. Heft 1, pag. 12.

Halm, Dr. Ph. M., Todtbreiter in bayerischen Wäldern (mit Tafel 8 und 9). Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. III. u. IV. Heft. 1898. pag. 86.

Horička, Dr. Ad., Eine Dorfschulprüfungsordnung aus dem Jahre 1786. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrg. Nr. IV. 1897.

Jeuteck J. A., Das Wort Kunkel. Z. E. V. 1897. 213. Jeuteck, Prof. Dr. H., Guben, Niederwendisches aus dem Anfang und der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Niederlausitzer Mittheilungen. V. Bd. 1.—4. Heft. Guben 1897.

Kaindl, Dr. Eilmarid Friedr., Bei den Huzulen im Pruththal. Ein Beitrag zur Hunsforschung in Oesterreich (mit 42 Textillustrationen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1897. XXVII. Bd. VI. Heft. pag. 210.

Klein Hugo, Der Fächer. Antiquitätenzeitung, Centralorgan für Sammelwesen. 6. Jahrgang. Nr. 39. 22. September 1897.

Köhler, Dr., Sanitätsrath. Posen, Zur Beurtheilung der Bildwerke aus altvaterländ. Zeit. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 145.

Künker J. R., Das ethnographische Dorf der ungarischen Milleniums-Landesausstellung in Budapest (mit 11 Textillustrationen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1897. XXVII. Bd. III. Heft. pag. 86.

Lemke Elisabeth, Giebelverzerrungen in Ostpreussen. Z. E. V. 1897. 498.

Meußik Ferdinand, Lieder aus der Zeit des 30 jähr. Krieges. III. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrg. Nr. IV. 1897.

Meringer, Dr. Rud., Zur Geschichte des Kachelofens (mit 10 Textillustrationen). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. 1897. VI. Heft. pag. 225.

Mestorf J., Die Jahresteste. Mittheilungen des Anthropologischen Vereines in Schleswig-Holstein. XI. Heft. 1898.

Mielke Robert, Photographische Aufnahmen aus Russland. Z. E. V. 1898. 33.

Much, Dr. Rud., Die Anfänge des bayerisch-österreichischen Volkstammes. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XIII. Bd. I. und II. Heft. pag. 1.

Müller, Die Grabdenkmale in Homburg. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1897. I. Heft. pag. 215.

Nehring, Prof. Dr. A., Jagdliche Notizen aus dem „Tresslerbuche“ des Deutschen Ordens 1899 bis 1409. Deutsche Jägerzeitung. Bd. XXXI. Nr. 24, 25, 26.

Passarge L., Das nordische Museum und Skansen. Separatdruck von L. Passarge's Arbeit: Schweden, Fahrten in Schweden, besonders in Nordschweden und Lappland. Berlin 1897, Fontane u. Co.; S. 57.

Pieper H., Die historischen Volkslieder der Mark Brandenburg aus den Zeiten des Mittelalters. „Brandenburgia“. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrgang. Nr. 10. Januar 1898.

Ranke J., Zur bayerischen Volkskunde: 1. Zwei Rauchhäuser am Tegernsee (Tafel 4 und 5); 2. Mittelfränkische Ornamente (Doppeltafel 6 und 7). Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. und II. Heft. 1897.

Sartori P., Das Bauopfer. Z. E. V. 1897. 491 und Z. E. 1898. 1.

von Schalenburg W., Die Harpe auf Island und die Harfe in der Mark. Z. E. V. 1897. 168.

— Das Wollspinnen mit Spindel und Wirtel. Z. E. V. 1897. 168.

— Märkische Alterthümer und Gebräuche. Z. E. V. 1897. 429. 1. Die Schwedenschänzen bei Görbitzsch. 2. Der Farben-druck ebenso etc. Dann vorgeschichtliche Feuerstellen verschiedener Epochen. 449. Frau Harke in der Neumark.

— Baden-Baden, Volkskundliche Mittheilungen. Z. E. V. 1898. 76.

— 1. Die Knotenschnur der Mäler. Z. E. V. 1897. 491. Dazu Trudenfasz bei Wieshofen in Oberhessen. 600. 2. Der Feuersprung zu Johanni. 494. 3. Die Hölwölfel, ein Neujahrsgebräuch, Schutzmittel gegen Vieheuche und Blitz. 496. 4. Der erste Nagel im Haas. 496. 6. Gewellte Strichverzierung. 497.

Schwerdtfeger F., Die Heimat der Hommen (Indogermanen) I, II, III. Cruttaien, Selbstverlag des Verfassers. 1896. 8^e. 25, 31, 49 S.

Sprengr H., Der Nobelskrug, eine Umfrage. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. I. Heft II. S. 307 u. 308.

Strassé Adolf, Die Bulgaren, ethnographische Studien. Leipzig 1898, Th. Grieben Verlag. 6^e. VII und 477 S.

Treichel A., Farben im Volksmunde. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge, Bd. I. Heft 9. S. 245.

— Der Thiergarten zu Stumm nach dem D. O. Tresslerbuche. II. Locationsprivileg für die Stadt Berent. III. Sagen.

— Stolpern und Hinfallen. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. I. Heft 1 und 2, Seite 29—31.

— Folkloristische Findlinge. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. I. Heft II. S. 316—318.

— St. Andreas als Heilrathshüter, eine Umfrage. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. II. Heft 5 und 6. Seite 113.

— Die Nadel ohne Faden. Separatdruck aus „Der Urquell“. Neue Folge. Bd. II. Heft 3 und 4. S. 91.

— Von der Pielehen- oder Beltelaff. Separatdruck aus der Altpreussischen Monatschrift. Bd. XXXV. Heft 1 u. 2.

— Der Guberberg. Niederlausitzer Mittheilungen. V. S. 126. Guben 1897.

— Was giebt's zu Mittag? Eine Umfrage. Sonderdruck aus „Der Urquell“. Bd. VII. (N. F. Bd. I. 1897.)

— Volkskundliche Mittheilungen. Z. E. V. 1898. 80.

Trädinger Dr., Zwei württembergische Hausiergemeinden. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1897. I. Heft. pag. 241.

Weissenberg S., Südrußische Aemlette. Z. E. V. 1897. 367. Daxn W. Bartels.

Wolkon Rud., Deutsche Volkslieder des XVI. und XVII. Jahrhunderts aus Böhmen. Mittheilungen des

Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrgang. Nr. IV. 1897.

Zeitschriften.

Forschungen zur Geschichte Bayerns. Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Karl von Reinhard-Stöttner. VI. Bd. I. Heft. Regensburg, Verlag von W. Wunderling. 1897.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. Jahrgang. Nr. 1:

1. Plan und Anleitung zu mündlicher Forschung in Deutsch-Böhmen. Von Hans Lambert. S. 1.
2. Beiträge zur Agrar- und Colonisationsgeschichte der Deutschen in Süd-Böhmen. Von Dr. Val. Schmidt. S. 83. Prag 1896. In Commission bei H. Dominicus.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Herausgegeben von Dr. Rodgero Prumera. XII. Jahrg. 3. und 4. Heft. Posen, Vertriebs von Joseph Jolowicz.

Zeitschrift für Österreichische Volkskunde, redigirt von Dr. Michael Haberlandt. III. Jahrgang 1897. 5. und 6. Heft. Wien und Prag, Verlag von F. Tempsky.

III. Prähistorie.

1. Allgemeines.

Virchow R., Die anthropologischen Versammlungen des Spätsommers 1897.

1. Die Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lübeck. Z. E.V. 1897. 452. Der Besuch in Schwerin 456. Der Besuch in Kiel 458.

2. Die anthropologische Section des internationalen medicinischen Congresses in Moskau. 459. Beschreibung eines Schädelns der russischen Steinzeit von Wolosowo, durch Frau Gräfin Uwarow am V. gesendet. L.-B.-Index 83.0; L.-H.-Index 80.2; Stirnbreite 99 mm. Hypsibrachycephal, mesoprosop, ephämisch, mesorhin, fast opisthognath, leptostaphylin, kranialionisch: „Die (durch die Indices angedeuteten) Eigenschaften würden der Annahme einer turanischen oder, wenn man will, finischen Bevölkerung nicht entgegenstehen.“ 462.

3. Die ethnographischen und archäologischen Sammlungen in Hamburg. 462.

4. Die Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie auf der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig. 463.

— Durchschnittdung des Schlossberges bei Berg a. d. Spre. Z. E.V. 1897. 489.

— Berliner anthropologische Gesellschaft, Verwaltungsbereich für das Jahr 1897. Z. E.V. 1897. 579.

Voss, Dr. A., Merkwürdige, Altthümer aufgraben und aufzubewahren. Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen sowie zum Conserviren vor- und frühgeschichtlicher Altthümer (in russischer Uebersetzung). Klein B^o. 115 S. Taf. I—VIII. St. Petersburg 1898.

von Wisoczki A., Wiederherstellung zerbrochener altthümlicher Thongefäße. Niederl. Mittheilungen. Bd. V. 1898. Heft 6 und 6. S. 375.

2. Diluvium, paläolithische Steinzeit.

Herr Jentsch an Herr C. A. Tenne: Ueber den versuchten Nachweis des Interglacial durch Bohrmuscheln. Abdruck aus der Zeitschrift der Deutschen geol. Gesellschaft. Jahrgang 1896. 740.

Jentsch, Prof. Dr. Die Chronologie der Eiszeiten. Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Physika-

lisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Jahrgang XXXVII. Sitzung vom 2. April 1896.

Krause W., Rothgefärbte Knochen von Australien. Z. E.V. 1898. 75.

Kříž, Dr. Martin, Ueber die Quartärzeit in Mähren und ihre Beziehungen zur tertiären Epoche. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. I. Heft.

Makowsky, Prof. Alexander, Das Rhinoceros der Diluvialzeit Mährens als Jagdthier des paläolithischen Menschen. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. III. Heft. 1897. S. 73.

Tappeiner, Dr. Franz, Der europäische Mensch und die Eiszeit. Verlag von Pötschelberger's Buchhandlung. 1898. 4^o. 28 S.

Virchow R., Besuch der Höhlen von St. Casian bei Triest. Z. E.V. 1897. 225.

— Anthropologische Excursion nach Mähren. Z. E.V. 1897. 331. (Paläolithisches, Rothgefärbte Menschenknochen.)

— Urgrüchliche Funde von Brünn und rothgefärbte Knochen aus Mähren und Poyuesien (mit Taf. III). Z. E.V. 1898. 62.

3. Neolithische Steinzeit.

Brunner, Dr. K., Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg. A. f. A. XXV. Bd. 8. Heft. 1898. pag. 243. Auch als „Sonderabdruck“. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn.

Fischer Ludwig Hans, Eine neolithische Ansiedlung in Wien (Ober-St. Veit), Gemeindeg. (Mit 61 Textillustrationen.) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. II. Heft. 1898.

Götze A., Neue Funde von der Feuersteinwerkstätte bei Gauscher Hölländer, Kreis Friedberg. Z. E.N. 8. Jahrgang. 1897. 11.

— Halbfertige Steinhämmer von der Bremsdorfer Mühle, Kreis Guben. Z. E.N. 8. Jahrgang. 1897. 12.

— Funde von Steingeräthen auf Rügen. Z. E.N. 8. Jahrgang. 1897. 13.

Haas A., Die vorgeschichtliche Feuerstein-Werkstätte des Dorfes Lietzow auf Rügen. Z. E.V. 1897. 291. von Harthausen, Triebter der Stein- und Bronzezeit zu Eichelbach, Bezirksamts Obernburg a/M. Tafel I und 2. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. und II. Heft.

Hedinger, Zur Frage der ältesten Methode der Feuerzeugung. A. f. A. Bd. XXV. S. 165.

Jeutsch H., Neolithisches von Au bei Hammera, Bezirksamts Traunstein. Z. E.V. 1897. 317.

Makowsky, Prof. Alexander, Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Mit Funden aus drei Mammuthzeit. (Mit 3 Tafeln.) Separatdruck aus Bd. XXVIII der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien 1898.

— Der Löss von Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Thieren und Menschen. Mit 7 Tafeln. Sonderabdruck aus dem XXVI. Bd. der Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn. Brünn, Druck von W. Burkat — Verlag des Vereines. 1898.

Palliard Jaroslav, Die neolithischen Ansiedlungen mit bemalter Keramik in Mähren und Niederösterreich. Mit 2 Farbdrucktafeln und 57 Abbildungen im Text. Mittheilungen der Prähist. Comm. der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. I. Bd. Nr. 4. Wien 1897.

— Pfahlhäuser im Bodensee (nach der Frankfurter Zeitung 25. II. 98). Korresp.-Bl. der Westd. Zeitsch. f. Gesch. und K. Jahrgang XVII. Nr. 8. 1896.

Reinecke P., Zur neolithischen Keramik von Eichelbach im Spessart. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. III. und IV. Heft. 1898. pag. 165.

Schmid-Grandenz, Fundbericht über die Aufdeckung einer Steinkiste bei Kl. Kennau, Kreis Tüchel, am 8. September 1896. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 35.

— Ueber einige urgeschichtliche, wahrscheinlich neolithische Fundstellen in der Umgegend von Grandenz. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 36.

Virchow R., Eröffnung prähistorischer (und römischer) Gräber in Worms. Z. E. V. 1897. 464.

Weinck Dr., Feuersteinat von Leibbel, Kreis Lübben. Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. 1—4. Heft. Guben 1897.

Weinzler Robert, Ritter von, Die neolithische Ansiedelung bei Gross-Czeronek. Mit 24 Text-Illustrationen. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVII. Bd. II. Heft. 1897.

A. Prähistorische Metallperioden.

Baier Rud., Ein Kütenfund auf Rügen. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. Heft 6.

Bartels M., Roggenkorn-Gaues in Ruzland. Z. E. V. 1898. 39.

Basse Hermanns, Märkische Alterthümer. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 36.

Beltz Robert, Bronzeat von Schlepaig, Kreis Lübben. Niederlausitzer Mittheilungen. Bd. V. 1898. Heft 5—6. S. 373.

Conwentz, Director des Westpreussischen Provinzial-Museums, Entstehung der vorgeschichtlichen Wandtafeln. Aus dem Verwaltungsbericht des preussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1897. Danzig.

Deichmüller, Dr. J., Ueber Massregeln zur Erhaltung und Erforschung der urgeschichtlichen Alterthümer im Königreich Sachsen. Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „1818“ in Dresden. 1897. Heft II.

— Eine vorgeschichtliche Niederlassung auf dem Pfaffenstein in der Sächsischen Schweiz. Mit Tafel II. Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „1818“ in Dresden. 1897. Heft II.

Fraund, Dr. Karl, Oberlehrer, Die vorgeschichtlichen Alterthümer im Lüneburger Gebiete. Jahresbericht der Realschule zu Lüneburg. 26. Schuljahr. 1897/98.

Friedl, Vorgeschichtliches Gefäss aus dem salzigen See. Z. E. V. 1897. 591. Dazu R. Virchow. 593.

— Silberner Fingerring von Bräusow i. d. Uckermark. 591.

Gander Karl, Guben, Vom Schläschen in Seitzwan, Kreis Guben. Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. Heft 1—4. 1897.

— Nachgrabungen auf dem Kukutzberge bei Seitzwan, Kreis Guben. Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. Heft 1—4. Guben 1897.

Götze A., Henggräber der Völkerwanderungszeit von Measdorf, Kreis Osterburg. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 1.

— Bronzeat von Lohow, Kreis Schirleben, Provinz Pommern. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 42.

— Zwei Bronzeatfunde aus Pommern. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 44.

— Bronzeatwert von Felchow, Kreis Angermünde, Brandenburg. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 95.

— Nachricht an dem Depotfund von Bergen auf Rügen. 96.

Gross Vict., Bronze-Armband von Serrières bei Neubüchel. Z. E. V. 1897. 489.

Hackmann A., Die Bronzezeit Finnlands. Sonderabdruck aus Finska Fornminnesföreningens Tidskrift XVII. Helsingfors 1897. Helsingfors Centraldruckerei. Heinemann, Dr. O., Hackatberfund von Deutsch-Wilke.

— Hackatberfund von Sedin. Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XII. Jahrgang. III. und IV. Heft. 1897.

Hensel, Dr. P., Meseritz, Urnenfund von Soldau. Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XII. Jahrg. III. und IV. Heft. 1897.

Hornes M., Wien, Wanderung archaischer Zierformen. Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts. Bd. I. S. 9—13.

— Zur prähistorischen Formenlehre. Zweiter Theil. Ueber altitalische Bronzefiguren und deren culturgeschichtliche Bedeutung. Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. I. Bd. Nr. 4. 1897.

Jentsch, Dr. H., Vorlavische Wohnreste in der Sprucke, Kreis Guben. Niederlaus. Mittheilungen. V. Bd. 1—4. Heft. 1897.

— Archäologische Stellung der Schule mit Vogel-figur von Burg im Spreewald. Z. E. V. 1897. 591.

Kemke Heinrich, Der Silberfund von Marienb. Mit einer Tafel. Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. XXVIII. Jahrgang. 1897.

Krause Ed., Ausgrabungen in Hinterpomern. Z. E. V. 1897. 260.

— Eine thönerne Kinderklammer von Luckau. Niederlausitz. 261.

Kuttler K., Die Ausgrabungen bei Zöchingen 1897. Jahrb. des histor. Ver. Dillingen. X. Jahrgang. 1897. pag. 153.

Lehmann-Nitsche, Ein Burgwall und ein vor-olvinischer Urnenfriedhof von Königbrunn. Cujavien. Z. E. V. 1897. 171.

— Kupferheil von Agnatenhof, Kreis Wirsitz, Posen. Z. E. V. 1897. 239.

Lissauer, Gewellte Bronzeurnen. Z. E. V. 1897. 176. 450.

Meyer H., Hügelgräber auf dem Brommberge in der Heide des Hofbesizers Uross-Hahn, Wessendorf, Kreis Uelzen, Hannover. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 17.

— Hügelgräber am Loseneesse in der Hunsdorfer Feldmark Ostf. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 81.

Mestorf J., Das vorhistorische Eisenalter im skandinavischen Norden. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 399.

Mielke Robert, Bericht über die Ausgrabungen in der Bruchheide bei Tempin. „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrg. Nr. 10. Januar 1898.

Much, Dr. M., I. Funde der Halbtatperiode aus Traunkirchen am Transsee.

— II. Ueber Funde von Traunkirchen und Utten-dorf in Ober-Oesterreich. K. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien.

— Die Urzeit. Separatabdruck aus Band I der „Geschichte der Stadt Wien“, herausgegeben vom Alterthumsvereine zu Wien. 1897.

Olshausen O., Ein weiteres Ausfüllungsmaterial der vertieften Ornamente an Thongefässen. Z. E. V. 1897. 180. (Muschelehalen, Schneckenmuscheln, früher Urnenharz, Knochenasche).

— Herr Kröhnke's chemische Untersuchungen an vorgeschichtlichen Bronzen Schleswig-Holsteins. Z. E. V. 1897. 344. Monographie über die Bronze-Untersuchungen: I. Kupferverlust bei Verwitterung der

Bronzen. 2. Die Zinnsäure der verwitterten Bronzen. 3. Das Vorkommen von metallischem Zinn in den Gräbern. 4. Phosphorhaltige Thonerde als Material von Pseudomorphosen nach Gegenständen des Grabinhalts.

— Drei angebliche Eisenobjekte aus der zweituntersten Ruinenschicht in Eisenholl. Z. E. V. 1897. 500. Dazu Götze A. 504.

Pallat L., Depotfund von Eihingen bei Rüdeshelm. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. XXIX. Bd. I. Hef. 1897.

Panitschke, Dr. Philipp. Prähistorische Funde aus dem Somälände (mit 8 Tafeln). Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXVIII. Bd. III. Hef. 1898.

Reher R., Vorhistorische Skulpturen Denkmäler im Canton Wallis (Schweiz). Dritter Bericht. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 91.

Reinecke P., Ueber einige Beziehungen der Alterthümer Chinas zu denen des slythisch-sibirischen Völkerkreises. Z. E. V. 1897. 141.

— Slavische Gräberfunde im kroatischen und slowenischen Gebiete. Z. E. V. 1897. 362.

Rösler F., Archäologische Funde aus Transkasprien. Z. E. V. 1897. 309. Dazu R. Virchow, 212. „Steinblöcher sind auf dem armenischen Plateau noch heut zu Tage vielfach im Gebrauch.“

Schälle L., Hügelfrüher bei Kiecklingen. Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. X. Jahrgang. 1897. p. 142.

Scheller Magnus, Die Ausgrabungen bei Faimingen 1897. Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. X. Jahrgang. 1897. p. 159.

Schmidt, Gradenz, Fundbericht über die Aufdeckung von zwei Hügelfrüher bei Schlangenthal, Kreis Tüchel, am 12. und 13. Sept. 1898. Z. E. N. 8. Jahrgang 1897. 33.

Schubmann H., Bronze-Depotfund von Clemensow, Pommern. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 7.

Schubmann H., Bronzeschwert aus der Peene. Z. E. V. 1897. 221.

— Bronzensekel (Morgenstern) von Butake, Pommern. Z. E. V. 1897. 241.

von Schulenburg W., Märkische Alterthümer und Gebräuche. Z. E. V. 1897. 429. Prähistorisches 436. Feuerstein-Werkstätten und Gräber am Kuehenteich n. a. Gesichtstauern bei Sternberg 439.

Semraa, Bronzeopffunde von Czernowitz. Z. E. V. 1897. 290.

Virchow R., Schlossberg bei Burg an der Spre. Z. E. V. 1897. 314.

Voges Th., Kupferne Doppelaxt von Borsum. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 41.

— Bronzeopffunde von Bränecke. Z. E. V. 1898. 31.

Voss A., Gesichts-Thürnen von Eildorf, Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen. Z. E. V. 1897. 343.

Weber Fr., Die Hügelfrüher auf dem bayerischen Lechfeld (mit Tafel III). Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. n. II. Hef. 1897. pag. 37.

— Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Für die Jahre 1894—96. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. I. n. II. Hef. 1897. pag. 53.

— Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Nachtrag zum Bericht für 1896. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XII. Bd. III. und IV. Hef. 1898. pag. 189.

Weineck, Dr., Das Gräberfeld bei Schlepzig, Kreis Lützen. Mit 7 Abbildungen. Niederlausitzer Mittheilungen. V. Bd. 1.—4. Hef. Guben 1897.

— Ein Urnenfeld bei Schlepzig, Kreis Lützen, in der Niederlausitz. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 88.

von Weinzierl R., Prähistorische plastische Thongegenstände aus Böhmen. Z. E. V. 1897. 246.

5. Römisches.

Anthes Eduard, Darmstadt. Die römischen Stein Denkmäler des Odenwalds. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Heft III. pag. 290.

Bnck, Birkenfeld. Vorrömische Wohnstätte und römische Begräbnisstätte zwischen Nieder- und Oberhombach (Fürstenthum Birkenfeld). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 5. pag. 99 ff.

— Römisches Grab bei Siesbach. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. 1897. Nr. 6 und 7. p. 113.

Geldmann, Ein drittes Mithraeum in Friedberg. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Nr. 12. 1897. pag. 226.

Hauser Otto, cand. arch., Das Amphitheater Vindonissa 1898. Buechdruckerei E. Gull, Stafa.

Henkel, Dr. Friedr., Ein römisches Viergötterstein als Hausaltäre (mit einer Tafel). Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Heft 2. S. 109.

Jentsch H., Funde aus römischen Wohnstätten unter dem Zwiessel in Oberbayern. Z. E. V. 1897. 316.

K—a, Köln, Römische Gräberfunde. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVII. Nr. 6 und 7. 1898.

— Neue Römerfunde in Köln. Kölnische Volkszeitung vom 17. April 1898. Nr. 307. Drittes Blatt.

Kira A., Köln, Die Polleröpfe. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 2 und 3. pag. 43.

— Römische Skulpturfunde. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 8 und 7. pag. 113.

— Das römische Gräberfeld an der Luxenburgerstrasse. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XVI. Jahrg. 1897. Nr. 10. pag. 182.

Könen C., Zum Abbruch des Kölner Römerthores. Rheinische Geschichtsblätter. 3. Jahrgang. Nr. 8. 1897.

— Die Culturstätte der Ebene zwischen dem Meerthal und dem Legionarslager bei Nenns. Jahrbuch des Vereins für Alterthumsforschung im Rheinland. Heft 101.

Körber, Dr., Römische Inschriften (neue Funde). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 2 und 3. pag. 33.

— Neue Funde (Gefäßinschriften). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVII. Nr. 6 und 7.

— Töpferstempel. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 10. pag. 179.

Kr., Die Ausgrabungen auf dem römischen Gräberfeld an der Luxenburgerstrasse. Kölnische Volkszeitung. Nr. 814 vom 4. September 1897, erstes Blatt.

Lehner, Dr., Bronzinschriften. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 4. pag. 63.

- Lehner, Dr., Römische Stadtbefestigung. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XVI. Jahrg. 1897. Nr. 6. pag. 102.
- Limesblatt, Mittheilungen der Streckenkommission bei der Reichslimescommission. Verlag der Lints'schen Buchhandlung in Trier.
- Mazegger, Dr. B., Zum Schluß der Majafraße. Meraner Zeitung Nr. 114—116 vom 22.—26. Sept. 1897.
- Mehlis, Ein römischer Meierhof bei Ungstein in der Pfalz. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 11.
- Mitjow A., Die „Porta Paphia“ zu Köln. Rheinische Geschichtsblätter, 3. Jahrgang, Nr. 8. 1897.
- Olshausen O., Eine frühromische Fibel mit der Aufschrift AVCISSA aus Rheinhessen. Z. E. V. 1897. 286.
- Pallat, Dr., Römische Funde in Wiesbaden. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. 1897. Nr. 1. pag. 12.
- Popp, Linearer Verlauf und Bauart der alten Strassezüge im Hinterlande des römischen Limes mit Notizen über die Anlage der Römerstrassen überhaupt (mit 3 Tafeln). Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. Heft II. 1897. S. 119.
- Ritterling E., Die Cohortes Aquitanorum des obergermanischen Heres. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 12. pag. 236.
- Schmachker K., De villa rustica von Boscoreale bei Pompeji. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 12. pag. 241.
- Schumann H., Römische Fingerringe von Hamelstall, Uckermark. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 48.
- Sixt O., Eine Aendertstellung des Stuttgarter Lapidariums. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Nr. 1. 1897. pag. 1.
- von Stölsberg, Die Heisterburg und deren römischer Ursprung. Vortrag, gehalten im Historischen Verein für Niedersachsen, publicirt im Beiblatt des Hannover'schen Couriers vom 8. Februar 1898. Abendblatt S. 5.
- Gesellschaft „Pro Vindonissa“, Der Kampf um Vindonissa, acutenmässige Darstellung. 1898. E. Gull, Stafa.
- Wagner E., Archiologische Untersuchungen in Baden. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. 1897. Nr. 8 und 9. pag. 146. Nr. 10. pag. 177.
- Waltzing J. P., Arlon (Nen entdeckte Inschrift). Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XVI. Nr. 1. 1897. pag. 16.
- Wolff Georg, Römische Strassen in der Wetterau (mit 3 Tafeln). Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Heft I. 1897. S. 1.
- Kastell Heddernheim. Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVI. Nr. 1. 1897. pag. 3.

6. Fränkisches.

- Boase H., Altgermanische Gräber am Wehrmühlberg bei Hiesenthal, Kreis Ober-Barnim, und Anderes. Z. E. V. 1897. 261.
- Götze A., Ein Thongefäß der Völkerwanderungszeit aus der Provinz Posen. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 15.
- Merowigische Emailperlen aus der Mark Brandenburg. Z. E. N. 8. Jahrgang. 1897. 16.
- Quilling, Dr. F., Fränkisches Gräberfeld in Sindlingen a/M. mit Tafel II. Annalen des Vereins für Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

- Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. XXIX. Band. I. Heft. 1897.
- Rademacher C., Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein. Z. E. N. 8. Jahrg. 1897. 2.
- Kirchmann Joseph, Das alamannische Gräberfeld bei Schretheim. Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen. X. Jahrgang. 1897. pag. 169 ff.

7. Frühgeschichtliches.

- Belik W. und Lehmann C. F., Chaldäische Forschungen. 7. Zur Frage nach dem ursprünglichen Standort der beiden assyrischen Inschriften Sardu's, Sohnes des Latipira. Z. E. V. 1897. 302.
- Belle II., Die ältesten Darstellungen von Germanen. A. f. A. XXIV. Bd. 1897. pag. 613.
- Conwentz H., Die Moorbrücken im Thal der Sorge an der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Mit 10 Tafeln und 26 Textfiguren. Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen. Heft X. Danzig. Verlag von Th. Bertling. 1897.
- Förster R., Die Waffenamulette von Richard Zechille, Stadtrath in Grossenbain. 225 Foliotafeln in Lichtdruck mit beschreibendem Text. Graphische Gesellschaft. Berlin S. W. Lindenstrasse 16/17.
- Fraas, Dr. Eberhard, Anthropologien in der Sitzung der Pharaonen. Vortrag gehalten in der Sitzung des Württembergischen Vereins zu Stuttgart am 8. Januar 1898. Schwäbische Chronik des Schwab. Merkurs. II. Abtheilung. Nr. 6 vom 10. Januar 1898. Abendblatt.
- Von der Heidenmauer bei Dürkheim a. d. Haardt. (Köln. Zeitung.) Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrgang XVII. 1898. Nr. 4 und 5.
- Jentsch, Dr. H., Mittelalterliche, zum Theil datirbare Funde, namentlich aus dem Kreise Guben. Niederlausitzer Mittheil. V. Bd. 1.—4. Heft. 1897.
- Skarabäen-Gemmen von Sadersdorf, Kr. Guben. Z. E. V. 1897. 169.
- Köhler, Gefäßgilde-Lauchspitzen. Z. E. V. 1897. 214.
- Lehmann C. F., Weitere Darstellung assyrischer Ruhebetten. Z. E. V. 1897. 164.
- Lehmann-Filhés M., Früheste, Freyries im Ostlichen Island. Z. E. V. 1897. 165.
- de Morgan J., Auffindung eines Königsgrabs in Negada. Z. E. V. 1897. 207.
- Müller-Brauel, Die Bohlenbrücken im Teufelsmoor (Provinz Hannover), mit 4 Abbildungen. „Globus“, Bd. LXXIII. Nr. 2. Seite 25.
- Platz-Voss A., Ausgrabungen der Hünen- oder Frankenburg an der langen Wand bei Rintel a. W. Z. E. V. 1897. 569.
- Reinecke P., Antike Germanen-Darstellungen in Bronze. Z. E. V. 1897. 587.
- von Schlenker W., Die Dungkeller des Tacitus. Z. E. V. 1897. 595.
- Schweinfurth G., Ueber den Ursprung der Aegypter. Z. E. V. 1897. 263.
- Steingeflässe der Abhale und andere Steingeräthe aus Aegypten. Dazu A. Voss, R. Virchow 356.
- Virchow R., Zur Vorgeschichte Aegyptens. Z. E. V. 1897. 359. 1) Salkowski E., Inhalt eines Schädels von Gebel Silsich. Vergl. S. 32 und 137. 2) Schweinfurth G., Ornamentik der ältesten Cultus-Epöche Aegyptens. 3) Virchow R., Die Kopfhare aus dem prähistorischen Gräbern Ober-Aegyptens. 401.
- Eröffnung römischer (und prähistorischer) Gräber in Worms. Z. E. V. 1897. 464

Weber Franz. Zur Ver- und Frühgeschichte des Lechraus, Nachträge und Ergänzungen. Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. XXIII. Jahrgang.

Anhang.

IV. Zoologie und Botanik.

Baumann, Dr. Anton. Die Moore und die Moor-cultur in Bayern. Fiedle Fortsetzung 1897; II. Moor-culturbestrebungen in Bayern. Sechste Fortsetzung 1898; Die Landesmoorrenaturanstalt in Bayern I. Sonderabdruck aus der Forstlich-naturwissenschaftlichen Zeitschrift 1897 bzw. 1898. München, Bieger'sche Universitätsbuchhandlung.

Behla, Dr. Robert. Die Amöben, insbesondere vom parasitären und culturellen Standpunkt. Mit einer lith. Tafel. Berlin 1898. Verlag von August Hirschwald.

Bräuner Franz. Der Vogel Heist? eine Umfrage. „Der Urquell“, herausgegeben von Friedr. S. Krauss. Neue Folge. Bd. I. Heft II. 1897.

Buchholz, Leinsamenvorrath in den Ueberresten einer prähistorischen Wohnstätte bei Fährne, Kreis Ostprignitz. Z. E. V. 1897. 961.

Buasse H., Pflanzenreste in vorgeschichtlichen Gefässen. Z. E. V. 1897. 228. (Hant.) Dar. V. Virchow 225.

Clasen F., Die Muskeln und Nerven des proximalen Abschnittes der vorderen Extremität des Kaninchens, mit 3 Tafeln. Abhandlungen der kaiserlich Leop.-Carol. deutschen Akademie der Naturforscher. 69. Bd. 1898.

Eimer, Dr. G. H. Theodor und Fickert, Dr. C., Orthogenese der Schmetterlinge, ein Beweis bestimmter gerichteter Entwicklung und Omnipotenz der natürlichen Zuchtwahl bei der Artbildung. Zugleich eine Erwiderung an August Weismann mit 2 Tafeln und 235 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von Wilh. Engelmann, 1897.

Friedel E., Ueber primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Thierreich (Brot, Butter und Käse, Schnecken und Muscheln). „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. VI. Jahrg. Nr. 11. Febr. 1898.

Göbel Karl. Ueber Studium und Auffassung der Anpassungserscheinungen bei Pflanzen. Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 139. Stiftungstages am 15. März 1898. In Commission des G. Franz'schen Verlags.

Hahn, Dr. Eduard. Die Transportthiere in ihrer Verbreitung und in ihrer Abhängigkeit von geographischen Bedingungen. Sonderabdruck aus Verhandlungen des XII. Deutschen Geographentages in Jena. 1897.

— Wie setzt sich der Bestand der Culturpflanzen zusammen? Separatdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 11 und 12. 1897. (Bericht der XXVIII. allgemeinen Versammlung in Lübeck.)

Haselmann Fritz. Prospekt über die Ausnutzungsfähigkeiten der von Fritz Haselmann, Architekt in München, erfundenen Verfahren zur Imprägnirung von Faserstoffen.

— Schutz der Weispflanze gegen Wurzelfäulnis durch Amateckung.

Lemke, Dr., Torfuntersuchungen. Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg I. Pr. XXXVIII. Jahrgang. 1897. Sitzung vom 5. Juni 1897. Seite [46].

Müllenhoff K., Ueber die ausgestorbenen und aussterbenden Thiere der Mark Brandenburg. „Brandenburgia“, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg. VI. Jahrgang. Nr. 9. December 1897.

Nehring, Dr. A., Ueber *Alactaga salicis fossilis* Nehring (= *Alactaga jaculus fossilis* Nbrg.). Neues Jahrbuch für Mineralogie etc. 1898. Band II.

Prätorius, Dr., Ueber subfossile Früchte der *Trapa natans*. Schriften der Physikalisch-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg I. Pr. XXXVIII. Jahrg. 1897.

Schöta-sack O., Untersuchungen der Tierreste aus dem Ländersand der jüngeren Steinzeit bei Worms. Z. E. V. 470. *Bos primigenius*, Urstier; *B. taurus hanchyceros*, Torfrind; *Ovis aries* oder Ziege; *Cervus elaphus*; *Canis familiaris*.

Schweinfurth G., Die sicilianischen Flora. Z. E. V. 1897. 485.

Voss A., Ausgrabung der Hönen- oder Frankenburg an der langen Wand bei Rinteln a. W. Z. E. V. 369. Nahrungsstoffe in verkeimtem Zustand. 371.

Herr Oberlehrer J. Weismann, *Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters*:

Hochzuverehrende Versammlung! Mit grosser Genugthuung und dankerfüllter Freude haben wir auch heute wieder aus dem wissenschaftlichen Jahresberichte unseres Herrn Generalsecretärs die hocherfreuliche Thatsache vernommen, mit welcher hingebendem Eifer auf allen einzelnen Gebieten der anthropologischen Forschung in Nhd und Fern von den berufenen Seiten gearbeitet wird, und wie sehr sich unsere diesbezügliche Literatur von Jahr zu Jahr mit den hervorragendsten Nmen bereichert.

Wer könnte wohl aber noch über den grossen Umfang der in unser Gehiet einschlagenden Arbeiten ein treffenderes Urtheil fällen, als gerade der Generalsecretär der anthropologischen Gesellschaft, in dessen Händen das ganze umfangreiche Material zusammenfliesst.

Was Alles seit dem 29jährigen Bestehen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft geleistet werden ist, davon liefern unsere Jahresberichte den denklichsten Beweis.

Möge doch der rühmwerthe Eifer in dieser Richtung nicht erlahmen, und möge sich das Interesse für die Aufgaben der Anthropologie in dem Masse fortgesetzt steigern, wie wir dies zu unserer grossen Freude nicht selten so vieler neugewonnener junger Freunde constatiren können.

Auch unsere diesjährige Versammlung im schönen Braunschweig, das sich hinsichtlich seiner reichen wissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Vergangenheit jeder andern Stadt Deutschlands würdig an die Seite stellen kann, wird auch in dieser Richtung gute Früchte tragen.

Was hier dem Anthropologen geboten werden kann, davon liefert unser so überaus reichhaltiges

und hochinteressantes Festprogramm den schla-
gendsten Beweis.

In anerkennenswerther Weise hat sich das
Festcomité bemüht, den Anthropologen in Erinne-
rung zu bringen, dass sie sich hier auf recht
deutschem Boden grosser klassischer Vergangenheit
befinden.

Möge doch das verdienstvolle Festcomité die
Vericherung gestatten, dass die Anthropologen die
dankefüllteste Erinnerung an die schönsten Tage in
Braunschweig mit in die Heimath nehmen werden!

Nach diesen Herzensergüssen Ihres Schatz-
meisters wolle die hohe Generalversammlung ihm
noch die Bitte gestatten, mit ihm einen kleinen
Rundgang durch den Rechenschaftsbericht des ab-
gelaufenen Rechnungsjahres 1897/98 zu machen.

Der zur Vertheilung gelangte Kassenbericht
weist eine Einnahme von 6458 \mathcal{M} 57 $\frac{1}{2}$ aus den
vorgetragenen Einzelposten aus, und haben wir die
Freude, unsere Etatsposition sogar etwas über-
schritten zu sehen. Die Ausgaben betragen 6052 \mathcal{M}
91 $\frac{1}{2}$, so dass wir mit einem Kassareste von 405 \mathcal{M}
66 $\frac{1}{2}$ in das Jahr 1898/99 eintreten.

Berechtigte Sparsamkeit liess uns nicht nur
allen im Etat vorgesehenen Verpflichtungen gerecht
werden, wir konnten sogar auch einige unvorher-
gesehene Ausgaben decken.

Ueber den Gesamtstand unserer Finanzen fin-
den Sie das Nähere im Kassenberichte, der gewiss
auch kein unerfreuliches Bild unserer Finanzstren-
gungen bildet.

Wenn wir mit einer gewissen Befriedigung auf
den rechnerischen Theil unserer Gesellschaft zurück-
blicken, so wäre es unverantwortlich, Derer zu
vergessen, denen wir dieses erfreuliche Resultat,
wie seit Jahren schon, so auch hener wieder zu
verdanken haben. — Ich darf daher gewiss auch
im Namen der hohen Generalversammlung allen
den treuen Mitarbeitern an dem finanziellen Theile
unserer Gesellschaft den herzlichsten Dank aus-
sprechen und die Bitte heifigen, dieselben möchten
uns doch auch fernherin ihre treue, mit so viel
Mühe verbundene Mithilfe nicht versagen!

Mit diesem Wunsche schliessend bittet ich um
Ernennung des Rechnungsausschusses und um De-
charge! (Bravo!)

Kassenbericht pro 1897/98.

Einnahme.

1. Kassavorrath von voriger Rechnung . . .	578 99 $\frac{1}{2}$
2. An Zinsen einzeln ein . . .	500 —
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres . . .	188 —
4. An Jahresbeiträgen von 1850 Mitgliedern à 3 \mathcal{M} . . .	4050 —
5. Für besonders ausgegebene Berichte und Cor- respondenzblätter . . .	19 70 —
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes . . .	122 88 —
Zusammen:	6458 57 $\frac{1}{2}$

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten . . .	891 50 $\frac{1}{2}$
2. Druck des Correspondenzblattes . . .	3488 95 $\frac{1}{2}$
3. Redaction des Correspondenzblattes . . .	300 —
4. Zu Händen des Herrn Generalsecretärs . . .	300 —
5. Zu Händen des Schatzmeisters . . .	300 —
6. Aus dem Dispositionsfond des Generalsec- retärs für Körpermassungen etc. . .	51 10 —
7. Für Ausgrabungen in Birkenfeld . . .	25 —
8. Für Ausgrabungen im Dannewerk . . .	20 —
9. Zur Lietz'schen Hochbildung in Trier . . .	15 —
10. Für die Stenographen . . .	318 —
11. Für die Krongrenzen, Porten und Dienstleistungen . . .	89 91 —
12. An die Herren Professoren Kollmann und Seader für ungedruckte Auslagen für die Deutsche anthropologische Gesellschaft im Jahre 1897/98 . . .	265 18 —
13. Dem Mönchener Local-Verein zur Heraus- gabe seiner Vereinschrift „Beiträge“ . . .	300 —
14. Dem Württemberg'schen Verein zur Förderung seiner Vereinszeitschrift . . .	100 —
15. Haar in Cassa . . .	465 98 —
Zusammen:	6458 57 $\frac{1}{2}$

A. Capital-Vermögen

Als „Eigener Bestand“ von Einzelnägeln von 15 lebendigen
Mitgliedern und zwar:

a) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handels- bank Lit. Q Nr. 18448 . . .	500 — $\frac{1}{2}$
b) 2 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handels- bank Lit. Dd Nr. 81230 . . .	200 —
c) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handels- bank Lit. R Nr. 23119 . . .	200 —
d) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handels- bank Lit. W Nr. 33335 . . .	200 —
e) 2 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handels- bank Lit. X Nr. 26667 . . .	100 — $\frac{1}{2}$
f) 4% consolidirte kgl. preuss. Staatsanleihe Lit. F. Nr. 18255 . . .	200 —
Hierzu das Dr. Voigtel'sche Legat mit 2000 \mathcal{M} und zwar:	
g) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereins- bank Ser. XIII Lit. C Nr. 60129 . . .	500 — $\frac{1}{2}$
h) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereins- bank Ser. XIII Lit. C Nr. 60128 . . .	500 —
i) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Vereins- bank Ser. XVI Lit. C Nr. 46713 . . .	800 —
k) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Vereins- bank Ser. XVII Lit. C Nr. 46980 . . .	500 —
l) Reservofond . . .	2000 —
Zusammen:	8900 — $\frac{1}{2}$

B. Bestand.

a) Haar in Cassa . . .	458 98 $\frac{1}{2}$
b) Kasse für die statistischen Erhebungen und die präk. Karte bei Merck, Fisk & Co. deponirt . . .	1219 54 —
Zusammen:	1219 50 $\frac{1}{2}$

Anf Vorschlag des Vorsitzenden wurden in
den Rechnungsausschuss folgende Herren ge-
wählt:

Major Dr. Förtsch aus Halle, Kaufmann Söke-
land aus Berlin, Dr. R. Andree aus Braunschweig.
Ersterer berichtete für den Ansehens in der
III. Sitzung und beantragte, „mit dem Ausdrucke
des herzlichsten Dankes an den Herrn Schatz-
meister dafür, dass er die Geschäfte in so vor-
trefflicher Weise mit musterhafter Ordnung und
Sachgemäßheit geführt hat,“ die Entlastung
des Schatzmeisters, welche die Versammlung
genehmigte.

Der Herr Schatzmeister legte sodann für
das Geschäftsjahr 1898/99 folgenden von der Ge-
sellschaft genehmigten Etat vor:

Etat pro 1898/99.	
Einnahme.	
1. Jahresbeiträge von 1200 Mitgliedern & B. A.	▲ 8100 — 5/2
2. An rückständigen Beiträgen	150 — —
3. An Zinsen	500 — —
4. Beiz in Cassa	405 96 —
Summa:	▲ 8155 96 5/2
Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten	▲ 1000 — 5/2
2. Druck des Correspondenz-Blattes	2500 — —
3. Redaktion des Correspondenz-Blattes	300 — —
4. Zu Händen des Herrn Generalsecretärs	400 — —
5. Zu Händen des Schatzmeisters	300 — —
6. Für den Dispositionsfond des Generalsecretärs	150 — —
7. Für den Stenographen	250 — —
8. Für die Herausgabe der Mittheilungen „Beiträge“	300 — —
9. Dem Würtenberger Vereine	300 — —
10. Für die preussische Karte	300 — —
11. Für die statistischen Erhebungen	300 — —
12. Für diverse unvorhergesehene Ausgaben	55 96 —
Summe:	▲ 8155 96 5/2

Der Vorsitzende constatirt die Genehmigung des Etats und fährt sodann fort:

Ich darf wohl noch hervorheben, dass wir stark im Rückstande sind mit der Erledigung unserer

Aufgabe, die wir von Anfang an in die Hand genommen hatten und für welche immer wieder Fonds angelegt worden sind, ich meine mit der prähistorischen Karte. In dieser Beziehung will ich erwähnen, dass wieder einige Anträge vorliegen, die leider eine Zersplitterung bedenten. In unserem Vaterlande hat man jetzt gerade an verschiedenen Orten wieder angefangen, prähistorische Karten herzustellen. So ist in unserer äussersten Grenzprovinz, in Ostpreussen, eine besondere, von der Provinzialverwaltung eingesetzte Commission vorhanden; ebensu beginnt man mit einer neuen Bearbeitung in den anstossenden Provinzen, in Westpreussen und bis nach Posen herein. Es ist also anzunehmen, dass in nicht allzu langer Zeit unsere Kasse eine Entlastung erfahren wird.

(Schluss der I. Sitzung.)

Zweite Sitzung.

Inhalt: J. Ranke: Vorlage von neuen anthropologischen Werken des F. Vieweg'schen Verlag. — R. Virchow: Ausgrabungen bei Tolkmitt. — P. Teilge: Funde aus dem Gebiete der unteren Donau. Dazu Virchow. — W. Blasius: Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes. — W. Blasius: Die anthropologisch wichtigsten Funde in den Höhlen bei Rübeland a/H. — R. Mueh: Zur Stammeskunde der Altsachsen. Discussion. — J. Kollmann: Ueber die Beziehungen der Vererbung zur Bildung der Menschenrassen. Dazu Virchow. — Bnns: Mittheilungen aus Amerika. — K. E. Ranke: Bevölkerungsstatistische Beobachtungen aus den Indianerdörfern des Xingu. — H. Löhmann: Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling im Elm. — Th. Voges: Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling im Elm.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung.

Generalsecretär Herr Prof. Dr. Joh. Ranke:
Vorlagen von neuen anthropologischen Werken des F. Vieweg'schen Verlags.

Die um unsere Gesellschaft so hochverdiente Firma F. Vieweg und Sohn hat mir, als dem Redacteur des Correspondenzblattes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, eine Collectin in ihrem Verlage neu erschienener anthropologischer Werke zugehen lassen, um dieselben im Namen der Firma der XXIX. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft vorzulegen.

1) Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 8°. XIV, 385 Seiten, 6 Tafeln und 80 Abbildungen, Pläne und Karten. Braunschweig 1896.

Inhalt: Einleitung; die Ortsnamen; die Flurnamen und Forstorte; Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit von Dr. F. W. H. Zimmermann; die Dörfer und die Häuser; der Bauer, die Hirten und das Gesinde;

die Spinnstabe; Gerath in Hof und Hans; Bauernkleidung und Schmuck; Geburt, Hochzeit und Tod; das Jahr und die Feste; Geisterwelt und mythische Erscheinungen; Aberglauben; Wetterregeln und Volksmedicin; die Volksdichtung; die Sparen der Wenden.

Ich habe die hohe Anerkennung, welche dieses schöne Werk verdient, schon in der I. Sitzung im wissenschaftlichen Berichte ausgesprochen. In dem Werke Andree's ist in vorbildlicher Weise für alle anderen deutschen Länder für Braunschweig zusammengefasst, was über Volkskunde bisher erforscht worden ist. Das Werk ist mit zahlreichen prächtigen Abbildungen und auch sonst so schön ausgestattet, der Styl ist ein so eleganter und durchsichtiger, dass Jeder, der es zur Hand nimmt, sich daran erfreuen und belehren wird. Ich möchte dieses Buch Ihrem Interesse ganz besonders empfehlen.

2) Dr. Max von Chlingensperg auf Berg, Die römischen Brandgräber bei Reichenhall in Oberbayern. Fol. 66 Seiten. Mit einer Karte, XXII Tafeln und zwei Ansichten der Brandgräber. Braunschweig 1896.

Herr von Chlingensperg hat die Reste der Vorzeit in der Umgebung von Reichenhall, theils der Völkerwanderungs-, theils der römischen Periode zugehörig, wissenschaftlich ausgebeutet und die Resultate seiner Untersuchungen in zwei grossartigen Publicationen veröffentlicht, von denen ich Ihnen hier das eine, den römischen Funden gewidmet, vorlegen kann. Diesen Theil von Chlingensperg'scher Funde hat das Nationalmuseum in München erworben. Der Haupttheil seiner Sammlungen, Grabfunde aus der Völkerwanderungszeit, von dem Römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz in seinen berühmten Werkstätten in muster-giltiger Weise conservirt und gereinigt, befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin, der Kaiser selbst hat sie persönlich für das Museum um einen sehr hohen Preis erworben und dadurch sein Interesse für die Anthropologie in glänzender Weise documentirt.

- 3) Dr. K. Brunner, Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg. 4^o. VI, 84 Seiten und 75 in den Text eingedruckte Abbildungen. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXV. Bd. 3. Heft. Braunschweig 1898.

Herr Dr. K. Brunner, welcher sich in München den Doctorgrad mit dem Hauptfach Anthropologie mit Auszeichnung erworben hat, ist Assistent am k. Museum für Völkerkunde in Berlin bei der prähistorischen Abtheilung; dort hat er unter Leitung des Herrn Directors Dr. A. Voss diese vortreffliche, grundlegende Arbeit zustande gebracht. Die Abhandlung ist für unsere diesjährige Versammlung besonders interessant, weil wir hier in der Gegend von Braunschweig so viele Reste aus der Steinzeit haben, so dass die Vergleichung der Braunschweigischen Steinzeit mit der Brandenburgischen sehr erwünscht sein muss.

Dann habe ich hier ein grosses Prachtwerk, welches in der letzten Zeit viel gesprochen wurde und in allen einschlägigen Kreisen Bewunderung und das lebhafteste Interesse erweckte:

- 4) Dr. Paul Ehrenreich, Berlin, Anthropologische Studien über die Urhewohner Brasiliens, vornehmlich der Staaten Matto Grosso, Goyaz und Amazonas (Purus-Gebiet). Nach eigenen Aufnahmen und Beobachtungen in den Jahren 1887—1889. Folio. VIII, 165 Seiten. Mit 96 Abbildungen im Text und XXX + 9 Tafeln. Braunschweig 1897.

Die Wichtigkeit dieser klassischen Publication ist allgemein anerkannt. Ich möchte Sie speciell auf die schönen photographischen Abbildungen der Leute, die Ehrenreich dort untersucht hat, auf-

merksam machen. Es sind das zum Theil dieselben, von denen nachher mein Sohn Dr. Karl E. Ranke Ihnen aus eigener Anschauung berichtet wird.

- 5) Karl Ernst von Bar, Lebensgeschichte Cuviers. Herausgegeben von Ludwig Stieda. 8^o. 125 Seiten. Braunschweig 1897.

Es ist in der letzten Zeit durch Herrn Geheimrath Professor Dr. L. Stieda, Königberg i. Pr., der literarische Nachlass Karl Ernst von Bar's durchgesehen worden; es hat sich darin die interessante Lebensgeschichte Cuvier's gefunden, welche im Archiv für Anthropologie veröffentlicht wurde und hier in Separatansgabe vorliegt.

Das Letztere gilt auch von der abschliessenden, auf das reichste illustrierten Publication, welche in keiner anthropologisch-prähistorischen Bibliothek fehlen darf:

- 6) Oscar Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen. I. Theil. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXV. Bd. 4. Heft. 4^o. 41 Seiten. Braunschweig 1898.

Unter diesen literarischen Schätzen des Vieweg'schen Verlags habe ich dann noch ihrem Interesse zu empfehlen:

- 7) Baron Eduard Nolde, Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien 1892. Mit dem Bildnis des Reisenden und einer Karte. 8^o. XV, 272 Seiten. Braunschweig 1895.
- 8) Dr. Karl Sapper, Das nördliche Mittelamerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anahuac. Reise und Studien aus den Jahren 1888—1895. Mit einem Bildnis des Verfassers, 17 in den Text eingedruckten Abbildungen, sowie 8 Karten. 8^o. XII, 436 Seiten. Braunschweig 1897.
- 9) Dr. S. Weissenberg, Elisabethgrad, Russland, Die südrussischen Juden, Eine anthropologische Studie mit Berücksichtigung der allgemeinen Entwicklungsgesetze. Mit 20 in den Text eingedruckten Abbildungen und 15 Typenbildungen. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXIII. Bd. 3. und 4. Heft. 4^o. 126 Seiten.

Dieser stattliche Band ist:

- 10) Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Vereint mit der Zeitschrift „Das Ausland“. Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree. LXXIII. Bd. Braunschweig 1898. Fol. X, 396 Seiten.

Der hochverdiente Herausgeber hat es verstanden, den „Globus“, ohne Einbuße des allgemeinen belehrenden Charakters desselben, zu einem wichtigen wissenschaftlichen Journale zu gestalten, welches kein Ethnologe und Geograph entbehren kann. Seine allseitigen Verbindungen in der ganzen civilisirten Welt ermöglichen es Herrn R. Andree, von allen wichtigen Erscheinungen und Vorkommnissen auf dem weiten vom Globus umspannten Gebiete die neuesten und kritisch gesicherteren Nachrichten zu bringen.

Und hier zum Schluß kann ich Ihnen noch zu meiner Freude das 4. Heft des 25. Bandes des Archiv's für Anthropologie vorlegen:

1) Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Begründet von A. Ecker und L. Lindenschmitt. Unter Mitwirkung von A. Bastian, W. His, H. v. Hölder, J. Kollmann, J. Mestorf, E. Schmidt, G. A. Schwalbe, L. Sieda, R. Virchow, A. Voss, W. Waldeyer, herausgegeben und redigirt von J. Ranke. XXV. Band. Viertes Vierteljahrheft (ausgeb. August 1898). 4^o. 210 + 52 Seiten. Mit 4 Tafeln und in den Text eingedruckten Abbildungen. Als Beilage Nr. 4—7 des Correspondenzblattes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Braunschweig 1898.

Inhalt: J. Kollmann und W. Büchly (Basel), Die Persistenz der Rassen und die Reconstruction der Physiognomie prähistorischer Schädel. Mit Tafeln VII—IX und fünf Figuren im Text. S. 525—560.

Dr. Wiedenmann, Untersuchung von 30 Dachgagschädeln. Mit Tafel X. S. 361—396.

Julius Fridolin (St. Petersburg), Amerikanische Schädel. S. 397 bis 412.

Dr. Szegekl, Der größte und der kleinste Soldat der Münchner Garnison. S. 413—418.

K. von Ujfalvy (Florenz), Zwei kaschmirische Köpfe mit negerartigem Typus. S. 419—422.

E. Dubois (Haag), Ueber die Abhängigkeit des Hirnvolumens von der Körpergröße beim Menschen. S. 423 bis 445.

O. Montelius (Stockholm), Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. S. 444—481.

Referate aus der deutschen Literatur von Achelis, Birkner, Lehmann-Nitsche, J. Ranke. S. 485 bis 503.

Referate aus der amerikanischen Literatur von Prof. Dr. E. Schmidt, Leipzig. S. 510—535.

Referate aus der russischen Literatur (Nachtrag zum Bericht über den Congress in Riga). S. 538.

Verzeichnis der anthropologischen Literatur: Zoologie von Dr. Schlosser. S. 157 ff

Das Heft ist reich und interessant. Sie sehen auch aus dem Inhalt, wie international die Be-

ziehungen unserer Zeitschrift, dem officiellen Organ unserer Gesellschaft, sich gestaltet haben.

Ich ergreife diese Gelegenheit mit aufrichtiger Freude, um der hochverehrten Firma Fr. Vieweg und Sohn nicht nur den besten Dank für diese Vorlagen auszusprechen, sondern auch öffentlich Zeugniß dafür abzulegen, wie viel die Deutsche anthropologische Gesellschaft dem Namen Vieweg verdankt und wie hoch sie denselben in Ehren hält. Unter den hier zu ehrenden Verdiensten steht oben an, was unsere Gesellschaft der Verlagshandlung Vieweg und Sohn zu verdanken hat dafür, dass sie das officielle Organ unserer Gesellschaft, das Archiv für Anthropologie, bei dessen Gründung übernommen und nun bis zum 25. Bande gefördert hat. Ich denke immer mit Vergnügen an das, was mir unser viel zu frühe verstorbener, tief betrauerter Freund Ecker, mit unserm L. Lindenschmitt, Begründer des Archivs für Anthropologie, von der Gründung dieses unseres Organs erzählt hat. Der Gründung und Herausgabe des Archiv's stellten sich gewichtige scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, man konnte sich nicht einigen, wie es zu machen sei — da sei Vieweg in der Gründungsversammlung eingetroffen, — damit sei alles in Ordnung gewesen und auf einmal alles gegangen.

Ich schliesse mit dem herzlichsten Danke an die hochverehrte Familie und Firma Vieweg.

Herr R. Virchow:

Ausgrabungen bei Tolkmitt.

Zunächst habe ich mitzutheilen, dass ein Brief von dem Director des westpreussischen Provinzialmuseums in Danzig an mich gelangt ist, der dahin einschlägt, was ich gestern hier in Bezug auf Tolkmitt gesagt habe.

„An der alten neolithischen Stelle bei Tolkmitt am Frischen Haß haben wir umfangreiche Ausgrabungen veranstaltet und gegen tausend alte Saehen gefunden, darunter flache, biconvexe Steine zum Anschleifen der Steinwerkzeuge, Meißel und Hämmer, ein grosses terrinenförmiges Gefäß und eine 33 cm lange schmale Schale. Die Hauptmasse bilden die Thonseherben mit Schnur- und Fingerbezw. Fingernägeldrücken; hiervon kann Ihnen Herr Director Voss eine Suite zur Verfügung stellen.“

Jedenfalls ist es sehr freundlich, dass wir wieder einmal etwas Neues aus der neolithischen Zeit von Westpreussen erfahren, und ich will unseren hier anwesenden Vertreter ersuchen, dahin zu wirken, dass die Saehen nun einmal möglichst in grösserem Stile in Angriff genommen wird.

Dann hat Herr Telge, unser allbekannter Nachbar metallischer Kunstachen, eine Sammlung in Osten veranstaltet, die er Ihnen kurzweg vorlegen will.

Herr Hofjuwelier Telge-Berlin:

Funde aus dem Gebiete der unteren Donau.

Hochansehnliche Versammlung! Als ich vor einigen Wochen mich für kurze Zeit im Orient aufhielt, gelang es mir, daselbst einige der neuesten — jedenfalls hochinteressanten — Funde an Ort und Stelle und zumeist von den Findern direct zu erwerben. Ich erlaube mir, Ihnen diese Fundstücke im Original vorzulegen. Da dieselben zum grössten Theil dem Donaugebiet entstammen, so bin ich mir wohl bewusst, welcher Gefahr ich mich hierbei aussetze, da sowohl unser verehrter Herr v. Andrian als auch Herr Dr. Heger aus Wien unter uns anwesend sind und diese Herren in dem nun einmal allen Anthropologen anhaftenden Egoismus die Gegenstände für ihre Museen beanspruchen möchten. (Heiterkeit.)

Es sind in erster Linie sehr schöne und gut erhaltene Bronzefunde, die sämmtlich in der Gegend von Drenowa, einem serbischen Städtchen, hart an der Donau, gefunden sind. Drenowa liegt sehr nahe an der alten Trajanstrasse, welches ich nicht erwähnen lassen möchte, ohne jedoch auch nur im Entferntesten deshalb den Fund selbst mit der Trajanstrasse in irgendwelche Verbindung bringen zu wollen. Es sind zuvörderst sehr Bronzefibeln und zwar einrollige Bügelfibeln, sämmtliche unter sich verschieden. Von dem einen Finder, einem serbischen Bauern, stammen hierbei drei sehr hübsche Gewandnadeln, die derselbe, jedenfalls in der Annahme, dass die Fibeln vielleicht aus Gold gefertigt seien, mit irgend einem scharfen Instrumente abgeschabt, und dadurch leider von der ganzen Patina entblüsst hat. Da dieselben hierdurch den Charakter der Prähistorik mehr oder weniger eingebüsst haben, so entschloss ich mich dazu, eine dieser Fibeln sauberst und sorgfältigst gänzlich abzuschleifen und poliren zu lassen. Und das Resultat wird insbesondere unsere heutige Damenwelt sehr interessieren, da es ein Jahrtausend altes Schmuckstück in seiner früheren Originalschönheit wiedergibt. Die goldige Farbe der Bronze ist geradezu überraschend schön wirkend. Es ist somit der Barbarismus des schlechten Finders in seiner Wissensbegierde und anderen Motiven einigermaßen zu entschuldigen. — Ein weiterer Theil dieses Fundes ist eine sehr schön erhaltene Bronzeschnalle, welche noch vorzüglich conservirte Emailreste aufweist. Ausserdem gehören zum Funde verschiedene Bronze-

Ringe und Spiralen, — ein Armreifen, schön ornamentirt, — eine Bronzefigur, — ein paar solcher Ohrgehänge und zwei alte Gewichttheile.

Ein zweiter und sehr schöner Fund, aus Gold und geschnittenen Steinen bestehend, stammt aus der Dohrodseba, Tami bei Constantza, und verdammt dieser seine Wiedergeburt den Hafnarbeiten von Constantza. Es sind dieses zwei goldene Ringe; dem einen fehlt der Mittelstein, während im andern sich eine echte Saphirgemme befindet. Diese Gemme stellt einen wandernden Bär dar. — Ferner ein Ohrgehänge mit Camee, und ein Anhänger mit rundgeschliffenem und durchbohrtem Amethyst, als Bommel. Zum Schluss sind noch drei interessante Steingemmen aus Achat zu erwähnen, von denen ich annehmen möchte, dass sie jedenfalls auch in Goldfassung gewesen und von den Findern aus gewinnstüchtiger Absicht herausgebrochen sind. Diese Gemmen und das Ohrgehänge mit Bommel gehören nicht mir, sondern einem hohen rumänischen Herrn, der sie mir geliehen hat. Die Ringe sind mein Eigenthum. Gleichzeitig erstand ich daselbst von einem Händler zwei prächtvolle Ohrgehänge, die dem südlichen Russland entstammen sollen und genau dem Typus der Kertsch'schen Alterthümer in der Eremitage in St. Petersburg entsprechen. Dieselben sind in der Technik von allerfeinster Ausführung: zwei aus dünnem Gold wunderbar schön getriebene Stierköpfe auf einer goldenen in Kornflügeln gearbeiteten Buckel. Sie hängen an zwei verschliessbaren Goldringen. —

Schliesslich lege ich noch ein sehr schönes Bronzehröllchen vor, angeblich in Siebenbürgen gefunden; eine nähere Ortsangabe des Fundortes konnte mir leider nicht gemacht werden. Ausserdem einige Steinbeile, und eine schöne Collection alter hantler Glasperlen, unter denen sich jedoch auch eine Anzahl Perlen fossilen Ursprungs befinden. — Diese Steinbeile und die Perlen sind getheilt gefunden und zwar in der Gegend von Werschetz in Süd-Ungarn. Ich bemerke nur noch, dass diese sämmtlichen Funde im Laufe des vorigen und dieses Jahres gemacht sind.

Herr Virchow:

Ich wage kein bestimmtes Urtheil, aber die Sachen maehen ganz den Eindruck, als ob da fossile Stücke zum Halschmuck verworhet worden seien. Es ist ja eine Gegend, wo aneb sonst allerlei Muschelschmuck vorkommt und man auf das Meer angewiesen ist. Jedenfalls meine ich, dass es nicht Artefacte sind.

Ich möchte zugleich durch den Hinweis die Theilnahme der Damen erregen, dass der berühmte römische Dichter der Liebe Ovid an diesem Platze

in der Verhöhnung gelebt hat und eine Reihe von Jahren dario zubringen musste. Die Saehee gehören zweifellos in die römische Zeit und können wohl als Zeitgenossen des alten Ovid angesehen werdeo. Wenn dieser auch nicht jedermann als Dichter de amore ungenehm sein mag, so ist er doch zweifellos eine der schätzbarsten Erscheinungen der römischen Literatur gewesen.

Herr Geh. Hofrath Professor Dr. Wilhelm Eliasus-Brannschweig:

Ueber die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landes.

Einem alten Brauche entsprechend pflegt ein Einheimischer an dem Orte, an welchem die Versammlung tagt, einen Vortrag über die Vor- und Frühgeschichte des betreffenden Landes zu halten. Ich hatte den Wunsch, dass aus berufenerem Munde eine solche Darstellung gegeben werden möchte; aber es gelang nicht, dafür eine andere Kraft zu gewinnen, und so habe ich mich herelit findoo lassen müssen, einen kurzen Ueberblick zu geben. Dazu habe ich eine Karte des Landes in größerem Maasstabe mit wenigen Strichen angefertigt, um sie der Betrachtung zu Grunde zu legen. Ich bitte zunächst das roth angelegte Herzogthum Braunschweig zu betrachten und dabei zu berücksichtigen, wie zersplittert es ist, und wie es gar nicht möglich ist, die Vor- und Frühgeschichte nur allein auf die Gebiete des Herzogthums zu beschränken, sondern wie es zum Verständnis dorchaas nöthig ist, auch die zwischeliegende Gebiete mit heroeuzuziehen. Der grösste Theil des Herzogthums ist der nördliche mit der Hauptstadt Braunschweig; quer über die Mitte des Harzes zieht sich gürtelartig derjenige Theil, in welchem z. B. Blankenburg, Rübeland und Walkenried liegen, und am Nordabhange jenes Gebirges befindet sich das Amt Harzburg mit dem bekannten Endorte gleichen Namens. Ein anderer, der zweitgrösste Theil des Herzogthums dehnt sich von den Westhängen des Harzes nach der Weser hin aus; ferner sind zu nennen das Amt Calvörde und weitere kleinere Exclavee, die zwischen preussischen Gebiete sich eingeschlossen befinden. Das ganze Harzgebirge ist auf der Karte durch eine etwas bräunliche Farbe bezeichnet, um diesen wichtige Gebirgszug unseres Landes zur Darstellung zu bringen.

Wenn wir nun die Vor- und Frühgeschichte unseres Landes in Betracht zieheo, so liegt es zunächst nicht in meinem Plane, hier eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse zu gebeo; das würde gar nicht der Zeit noch in unser Programm hineinpassen. Es kaoo auch nicht meine Aufgabe seio, zu versueheo, hier wissenschaftliche

Probleme zur Lösung zu bringen. Ich betrachte diese Darlegungen vielmehr nur als orientirende Mittheilungen über unser Gebiet für die Theilnehmer am Congresse.

In chronologischer Reihenfolge fange ich an mit der paläolithischen Zeit, mit der Zeit, als die Bewohner unseres Landes auch in die Diluvialperiode lebten.

Paläolithische Fundstellen sind zunächst die Gebiete von Thiede bei Wolfesbüttel und von Wottergeln bei Oschersleeheo mit den durch A. Nehring besonders herühnt gewordenen Funden von Diluvialtieren und paläolithischen Werkzeugen; bezüglich einer anderen Fundstelle, der Einhorhöhle bei Seharzfeld am Harz, welche z. B. Virchow und Hostmaon und später besonders eingehend Struckmaon erforscht habeo, und über welche letzterer eine ausführliche Veröffentlichung im Archiv für Anthropologie gegeben hat, dürfte vielleicht noch nicht ganz sicher gestellt seio, ob diese Funde wirklich der paläolithischen Zeit angehören; immerhin ist es möglich. Des weiteren sind die Rübeler Höhlen als paläolithische Fundorte zu erwähnen, worüber die Festschrift einen Aufsatz von mir enthält. Vor wenigen Jahren sind auch bei Wateosted und an anderen Stellen unseres Gebietes mit Spuren menschlicher Bearbeitung versehene fossile Rhinocerosknochen aufgefunden, die im Herzoglichen Naturhistorischen Museum so bewahrt werden. Das sind die wichtigsten Fundstellen paläolithischer Gegenstände, wo der älteste Mensch unseres Landes nachgewiesen ist. Es finden sich dort die menschlichen Sporen, Artefakte oder sonstige Beweise gleichzeitiger Existenz des Menschen, vermischt mit der Fauna des Diluviums, mit der älteren und einer jüngeren Fauna, wovon die jüngere der letzten Glacialzeit angehören dürfte. Die paläolithischen Bewohner unseres Landes sind möglicherweise („wahrscheinlich“ kann man vielleicht sagen) nicht in unserem Lande geblieben, sondern haben es verlassen; erst die neolithischen Inassen sind vermutlich diejenigeo, von denen die augenblickliche Bewohner zum Theil abstammen. Die neolithische Zeit, welche an die paläolithische sich anschliesst, ist in Braunschweig zunächst durch zwei oabe bei einander gelegene megalithische Denkmäler ausgezeichnet, die sog. „Lühnensteine“ bei Helmstedt, die io unserer Festschrift durch Museums-Inspector Fritz Grabowsky ausführlicher behandelt sind. Es ist daoo auch eine andere Gruppe megalithischer Bauwerke vorhanden, die sog. „Hünensteine“ bei Benzingeroode; jetzt sind dort nur noch zwei Steine erhalten, früher wareo es drei, die io regelmässigen Abstüdeo, fast genau 1114 m von einander entfernt, aufgerichtet wareo, und zwar

ist der eine, der höchste, 3,72 m hoch, der andere nur wenig über 3 m die Erdoberfläche überragend. Sie haben in einer Richtung gestanden, die ungefähr mit der Längsachse des Regensteins bei Blankenburg parallel läuft. Weiter östlich finden sich megalithische Grabdenkmäler bei Bernburg im Anhaltinischen und in grosser Zahl in der Althaldenslebener Forst und in benachbarten Haide- und Wald-Gebieten westlich von Neuhaldeleben. — Sodann stammen aus der neolithischen Zeit die Steinkistengräber, von denen mehrere gefunden sind; wenigstens höchst wahrscheinlich können wir ein Grab, welches auf dem Evesser Berg im sog. „Adamshai“ sich befindet, als dieser Zeit angehörig in Anspruch nehmen. Ein Grab, welches wir bei der Elm-Exerzision besichtigen können. Steinkistengräber wurden ferner auf dem Osel, einem kleinen Gebirgszuge nahe der Aase gefunden, ferner nicht weit davon am Sandberge bei Neindorf, bei Gross-Biewende u. s. w. Ebenso erwähne ich aus der neolithischen Zeit die Jadrötheile, die in grösserer Menge in unserem Gebiete entdeckt und in der Festschrift durch Professor Dr. J. H. Kloos von mineralogisch-petrographischen Gesichtspunkten aus bearbeitet worden sind. Es sind diese sämtlich in dem Gebiete bei und südlich von der Stadt Braunschweig bis zum Harz hin gefunden. Solche Fundstellen sind der Hagenbruch dicht bei Braunschweig, d. i. die Gegend, wo jetzt die Kaiser-Wilhelmstrasse im Osten der Stadt liegt, das Geitelder Holz, die Aase, die mit zwei Funden vertreten ist, dann Börsam, Rhoden bei Hornburg und Wülperode bei Viernburg in der Nähe des Harzes. Wir haben darunter ein Beil, welches durch seine Grösse eine ganz besondere Aaahme bildet; es hat eine Länge von 45 cm und ist wohl das grösste, welche überhaupt bis jetzt bekannt ist.

Ich habe weiter die zahlreichen Funde von neolithischen Feuersteingeräthen zu erwähnen, die bei uns meist in den Diluvialanden der Thäler in ausserordentlich grosser Menge gefunden sind; im Städtischen Museum befindet sich eine grosse Anzahl von solchen bearbeiteten Feuersteinen, und im Herzoglichen Museum, sowie im Herzoglichen Naturhistorischen Museum ist eine Fülle von solchen Geräthen als Privatbesitz zur Ausstellung gebracht. Es sind ganz besonders die Sammlungen der Herren Museums-Inspector Fr. Grabowsky und Dr. med. Haake, welche ausserordentlich reiche Schätze davon enthalten. Dann kommen noch viele andere Steingeräthe in Betreib, Keile, Aexte, Hämmer, die zahlreich zerstreut in Braunschweig und den benachbarten Gebieten gefunden worden sind. Man ist nicht immer in der Lage, anzugeben, ob sie aus der neolithischen Zeit

stammen oder aus späterer Zeit, wo neben hauptsächlich Metallbenutzung doch noch Steinachsen in Verwendung geblieben waren. Als einen Uebergang zur Metallzeit können wir ein menschliches Skelett in hockender Stellung auffassen, welches mit einer Becherurne bei Tempelhof, nahe Achim unweit Börsam, gefunden ist.

Wenn wir nun zu der Metallperiode übergehen, so habe ich zu erwähnen, dass die Kupferzeit bei uns auch vertreten zu sein scheint oder doch wenigstens aus fast reinem Kupfer bestehende Geräthe in unserem Gebiete entdeckt worden sind; von Rich. Andree und auch in der Festschrift von Th. Voges ist auf eine solche Doppelaxt hingewiesen worden, welche bei Börsam gefunden ist und gänzlich ohne Zinn 95,3% Kupfer enthält, was man als „Schwarzkupfer“ bezeichnen könnte. Dann ist ein bei Sommerschenberg gefundener Flachzelt zu erwähnen, welcher bei sehr geringem Zinngehalt eine grosse Menge (97,4%) Kupfer enthält.

Die Bronzezeit selbst ist nun weiterhin durch eine grosse Anzahl Funde in unserem Gebiete vertreten; es würde aber zu weit führen, hier die einzelnen Funde anzuführen. Ich kann mich auch in dieser Beziehung kurz fassen, weil ja in der Festschrift eine Abhandlung von Herrn Lehrer Theodor Voges in Wolfenbüttel eine ausführliche Uebersicht darüber giebt.

Nur die sog. Depot- und Wohnstättenfunde unseres Gebietes aus der Bronzezeit will ich hier ausdrücklich erwähnen. Grössere Vorraths- oder Depotfunde, auch Funde roher Bronzeclumpen, die offenbar noch verarbeitet werden sollten, sind zu verschiedenen Zeiten am Regensteine bei Blankenburg gemacht worden. Als Wohnplatz aus der Bronzezeit können wir möglicherweise die „Holzener Höhle“ oder „Rothenstein-Höhle“ auffassen, welche im Wesergebiet des Herzogthums bei Holzen unweit Escherhausen (Eisenbahnstation Vorwohle) liegt. Diese Höhle ist bekanntlich auch Gegenstand einer grösseren Discussion gewesen über den Kannibalismus, der vielleicht bei unseren Vorfahren geherrscht hat. Jedenfalls gehört sie in ihren wichtigeren anthropologischen Funden zur Bronzezeit, wiewohl sie einerseits schon zur Diluvialzeit verschiedenen Glacialalters als Wohnung diente und andererseits selbst bis in die neuere Zeit gelegentlich vom Menschen als Zufluchtsort benutzt wurde.

Auch zahlreiche Urnen- und Gräberfunde, sog. Heidenfriedhöfe, aus der Metallperiode sind in unserem Gebiete zu verzeichnen; doch kann man bis jetzt die Urnenfelder und Gräber aus der Bronze- und Eisenzeit noch nicht mit Sicherheit voneinander

unterscheiden und auseinander halten. Eine Besprechung darüber würde hier in der Versammlung zu zeitraubend sein; deshalb gestatten Sie mir, dass ich hier diese Urnenfelder u. dergl. gemeinsam zusammenfasse und darüber jetzt noch einige übersichtliche Ausführungen mache.

Es kommen Urnen in unserem Gebiete in sehr verschiedenen Formen der Bestattung vor: es sind z. B. Urnen in Steinkisten gefunden worden, die in den Erdboden eingesenkt und in denen Beigefässe mitgegeben waren (z. B. bei Beierstedt); weiter kommen Urnen vor in Steinkisten zu ehener Erde mit einem Grabhügel darüber (z. B. im Hainholz bei Helmstedt); dann hat man auch einfache Urnen auf den Boden gesetzt und einen Grabhügel darüber aufgethürmt, gewissermassen ein Kegelgrab hergestellt, wie z. B. bei dem sog. „Todtenhügel“ von Hebenassel; es dürften wohl noch einige andere Urnenfunde, z. B. auf dem Elz und Elm (Langeleben und andere Stellen), ferner bei Lelm, Lauingen, Schöningen, Marienborn, Harbke etc. zu der letzten Art zu rechnen sein. Dann sind Urnen auch frei in die Erde gebracht, ohne Aufrichtung von Grabhügeln, bisweilen in Reihen angeordnet; auch hat man die Asche ohne Urnen eingesetzt, z. B. im Walde bei Hebenassel, wo diese Bestattungsweise neben den anderen Arten der Bestattung, bei denen Urnen in den Boden gesetzt waren und Kegelgräber aufgethürmt wurden, vorkommt. Es ist ja sehr schwer, die Zeitbestimmungen hier zu machen, aber man kann wohl mit Wahrscheinlichkeit sagen, dass die Herstellung unserer Urnenfelder in die Zeit von wenigstens 500 Jahren vor Christi Geburt bis zu einigen hundert Jahren nach Christi Geburt fällt. Ich möchte auch auf die sehr wichtigen Urnenfunde bei Eilsdorf hinweisen, wo man Gesicht- und Hausurnen vereinigt gefunden hat. Grössere und wichtigere Urnenfelder unseres Gebietes, die ich auf der Karte mit charakteristischen Zeichen kenntlich gemacht habe, liegen z. B. bei Beierstedt, Boekenem, Bürnecke, Calvörde, Eilum, Grasleben, Harbke, Hämmerleben, Helmstedt, Hebenassel, Hohnsleben, Langeleben, Lelm, Marienborn, Neuhaldensleben, Offleben, Schoderstedt, Schöningen, Tempelhof, Veltenhof, Völknerode, Watenstedt und Weddel. Auch Kistengräber mit ganzen Skeletten finden sich aus der Metallperiode an manchen Stellen unseres Landes. Einige Schädel, welche aus solchen Begräbnisstellen, zum Theil zusammen mit Urnen gefunden, stammen, sind in der Festschrift von Herrn Sanitätsrath Dr. Oswald Berkhan bearbeitet.

Was die spätere Metallzeit anbelangt, so ist in unserer Gegend hauptsächlich die frühere Eisenzeit, die sog. „La-Tène-Periode“, mit zahlreichen Gräberfunden vertreten.

Gewisse Funde giebt es, bei denen es vorläufig unentschieden bleibt, ob sie der vorgeschichtlichen, frühgeschichtlichen oder spätereisenzeitlichen Zeit angehören, dazu gehören die Ringwälle und sonstigen Bodenbefestigungen. Bei sehr vielen derselben ist es noch nicht ausgemacht, ob sie nicht aus der historischen Zeit stammen, wie es bei den meisten Befestigungen nicht möglich ist, ohne genaue Nachgrabungen die Entscheidung hierüber zu treffen. Ich will nur einige wichtigere derartige Erdbauten, Ringwälle, meist „Hünenburgen“ genannt, und andere Befestigungen, erwähnen: Ein sehr interessanter Ringwall ist in der Gegend von Watenstedt, wo vor wenigen Jahren auf Veranlassung des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde durch Herrn Museums-Inspector Fritz Grabowsky Ausgrabungen gemacht wurden, bei denen Urnen, Urnenzerbeben, Knochen und sonstige Fundstücke gewonnen wurden, die während der Versammlung im Herzoglichen Naturhistorischen Museum ausgestellt sind, und es ist weiter ein interessanter Ringwall zu erwähnen aus der Wesergegend bei Heinen, ein sog. „Sachsenlager“; dann die Ringwälle, welche bei Golmhaech (Eisenbahnstation Stadtdorf) liegen, zwei Ringwälle unmittelbar nebeneinander auf kleinen Hügelkuppen; dann Ringwälle bei Neu-Wallmoden, im Drömling, bei Gebhardshagen, Westerhagen, Houdeber, im Oder u. s. w.; ferner eine in einem flachen Bogen verlaufende Erdbefestigung („Hünenburg“) bei Ammenen auf dem im Wesergebiet gelegenen Ithgebirge, ein Wallbogen, der den im übrigen fast ganz steil abfallenden Berg an einer flach sich abdachenden Ecke abschliesst und befestigt. Es sind solche Ringwälle und andere Befestigungen besonders zahlreich und gut erhalten am Elm. Hier ist unweit Schöningen die Elmsburg als ein Ringwall zu erwähnen; sodann am „Burgberg“ des Elms in der Nähe von Erkerode und Evesson am Reitling der wichtigste von allen, das Ziel der Elms-Exkursion; es sind hier ausgezeichnete Befestigungen: Auf dem Burgberg nördlich vom Reitlingthale ist ein grossartiger Ringwall, der jedenfalls vorgeschichtlichen Ursprungs zu sein scheint, wenn er auch in späterer, historischer Zeit zu weiteren Erdbefestigungen u. dgl. verwendet und dadurch etwas umgestaltet ist. Nördlich davon liegen in einiger Entferrnung ein paar langgezogene im flachen Bogen nahe bei einander verlaufende Erdwälle, die vermutlich den hier flachen Bergabhang schützen sollten. Dem Burgberg gegenüber nach Süden zu auf der anderen Seite des Reitlingthales ist die Höhe des sog. „Kuxborges“ durch einen Ringwall von langgestreckt ovaler Form befestigt, von welchem Seitenwälle ins Thal hinunter gehen, zum

Theil in Verbindung stehend mit einem Sperrwall, welcher früher quer durch das ganze Thal verlief. Im Thale selbst liegt unter dem Burgberge noch ein dritter viel kleinerer Ringwall, der sog. „Wurgarten“, der nur noch halb erhalten ist. — Ich habe auch die Tumuli, die grossen Grabhügel, zu erwähnen, die in unserem Gebiete sich finden; besonders grossartig und schön erhalten ist der Tumulus von Evessen, der bei dem Elm-Anstufte besucht werden soll. Andere Tumuli sind bei Vahlberg (zwei), Wackerloben, Ohrleben unweit Schöningen, Wegenstedt, Bevenrode und Siette in der Karte eingezeichnet. — Endlich ist noch hinzuweisen auf die römischen Funde, die in unseren Gegenden gemacht sind; es sind einzelne kleine, römische Gegenstände in unserem Lande gefunden worden, z. B. ein Löffel bei Blankenburg, Kämme bei Helmstedt, dann Urnen und römische Münzen bei Lucklum am Elm, ein Bronzegefäss, eine römische Lampe, Thongefässe u. s. w. Das sind aber offenbar nur Einzelfunde, und es ist wohl kaum anzunehmen, dass gerade in unserem Gebiete die Römer irgendwo dauernd gewohnt und bleibenden Einfluss ausgeübt haben. Man darf vielmehr vermuthen, dass die römischen Gegenstände einzeln eingeführt sind. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass ganz in der Nähe unseres Landes die wichtigen römischen Funde von Hildesheim liegen, der berühmte „Hildesheimer Silberfund“. Auf Braunschweiger Gebiet selbst darf man jedenfalls nur von einzelnen römischen Funden sprechen.

Es mag uns dies hinführen zur frühgeschichtlichen Periode, die ich schliesslich noch erwähnen will. Cäsar hat schon über unsere Gegend geschrieben, und die Kenntniss von diesem Gebiete muss er doch dadurch gewonnen haben, dass Beziehungen mit den Römern stattfanden. Nach Cäsars Angaben wohnten in unserem Lande die Cherusker, nahe dabei waren die Fosen und weiter entfernt die Sngamhrer, im Norden die Swabstämme; von letzteren waren es die Langobarden, die nördlich von unserem Gebiete in der Haide zwischen Aller und Elbe ihren Sitz hatten, ehe sie ihre grosse Wanderung nach Süden begannen, die sie schliesslich bis zur Lombardei führte. Es kommen später für die Bevölkerung des Landes in Betracht die Sachsen, die von Norden in unser Gebiet vordrangen, sich mit den Cheruskern vermischten und so einen neuen Stamm der Sachsen bildeten, von dem wir höchst wahrscheinlich zum Theil direct abstammen. Es ist wohl anzunehmen, dass im 3. und 4. Jahrhundert nach Christi Geburt die Bevölkerung unserer Gegend mit den von Norden eindringenden Sachsen sich förmlich assimiliert hatte. Es würde zu weit führen, auf die genaueren histo-

rischen Beziehungen einzugehen und die weiteren Eintheilungen ausführlich zu erörtern, die noch bei den Sachsen gemacht werden, nämlich in Angarier, Nordalbingier, Westfalen und Ostfalen. Speciell die Ostfalen sind es, die in unserem Gebiete ansässig waren, und wir können sagen, dass wir hier in Braunschweig zu der ostfälischen Gruppe der niedersächsischen Bevölkerung gehören.

Ich möchte Sie bitten, mit diesen kurzen Zügen der Vor- und Frühgeschichte unseres Landes sich begnügen zu wollen.

Herr Geh. Hofrath Professor Dr. Wilhelm Blasius-Braunschweig:

Die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland a/H.

Ich habe gebeten, hier noch einmal das Wort ergreifen zu dürfen, um über die anthropologisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland a/H. zu berichten. Zwar habe ich bereits in der Festschrift die Rübeländer Funde in der Weise behandelt, wie sie sich historisch entwickelt haben, nämlich die Entdeckungsgeschichte der Höhlen, besonders der in anthropologischer Beziehung wichtigen Theile der Höhlen gegeben, und die anthropologischen Funde erörtert, wie solche chronologisch nach einander gemacht worden sind; es ist aber natürlich bei dem Besuch der Höhlen, wie wir ihn in den ersten Tagen der nächsten Woche beabsichtigen, wünschenswerth, dass wir auch einmal nach allgemeinen Gesichtspunkten und nach den örtlichen Verhältnissen die wichtigsten anthropologischen Funde in den Höhlen bei Rübeland zur Erörterung bringen. Ich habe zu dem Zwecke nach den vorhandenen Plänen ein Paar Grundriss-Skizzen der Höhlen in vergrössertem Maasstabe entworfen und die anthropologisch wichtigen Punkte darin kenntlich gemacht. In Bezug auf die Hermannshöhle ist zu bemerken, dass nicht die sämtlichen Theile derselben hier zu berücksichtigen sind, sondern nur die sogenannte Bärenhöhle, d. h. die oberste Etage. Die Hermannshöhle besteht nämlich aus drei verschiedenen Etagen: dem Höhlenbauch in der Tiefe, der unteren Schwemmhöhle in der Mitte und der sogenannten Bären- oder Haupthöhle als oberster Stufe. Um die Zeichnung nicht zu complicirt zu machen, habe ich nur die oberste Etage bei dem Entwurfe der Grundriss-Skizze berücksichtigt, zumal diese für die anthropologisch wichtigen Funde allein in Betracht kommt. In der Baumannshöhle handelt es sich dagegen jetzt nur um eine einzige Etage, die in der Grundriss-Skizze vollständig dargestellt ist. Ich habe mit diesen Zeichnungen und den folgenden Erörterungen einmal Denjenigen, welche die Exkursion mitmachen

wollen, gewissermassen einen örtlichen Führer mit auf den Weg geben wollen, und zweitens möchte ich noch weiter den Einen oder Andern durch meine Mittheilungen zur Theilnahme an der Excursion anregen.

Die Funde selbst, die in den Höhlen gemacht sind und anthropologische Bedeutung haben, bestehen vorzugsweise aus paläolithischen Feuersteingeräthen, die auch in der Festsebrift abgebildet sind. Dann habe ich noch ein ebenfalls abgebildetes eigenthümliches Stück Magnetstein zu erwähnen, welches Spuren menschlicher Bearbeitung trägt. Anfangs dachten wir wohl an Meteorstein; doch hat mein mineralogischer Colleague, Herr Professor Dr. J. H. Kloos, das Stück als Magnetstein festgestellt. Die Menschen, auf das merkwürdig schwere Stück aufmerksam geworden, haben offenbar angefangen, es zu bearbeiten; es zeigt wenigstens Spuren von Glättung. Dann bestehen die Funde aus bearbeiteten Knochen, abgeschliffenen Knochenstücken, die zu Falzhelmen verwendet worden sind, an denen auf der einen Seite die Flächen ganz glatt sind und sogar wie polirt erscheinen, während auf der anderen Seite die eckigen Kanten nur wenig von ihrer Schärfe verloren haben. Ferner sehen wir zur Markgewinnung aufgespaltene Röhrenknochen, wie sie aus süddeutschen Höhlen z. B. durch Frnas und Ranke beschrieben sind; ferner künstlich geritzte und angeschnittene Knochen u. s. w. Es sind die mannigfaltigsten Formen dabei; sie sind zum grössten Theile im Herzoglichen Naturhistorischen Museum hieselbst aufbewahrt und zur Anschauung gebracht. Ein anderer Theil dieser Funde befindet sich im Höhlenmuseum in Rühelnd aufgestellt. Es wurden nämlich mit Erlaubnis der Behörden vor einigen Jahren von uns ganz besondere Ansgrabungen in der Hermannshöhle ausgeführt mit der Absicht, die bei dieser Gelegenheit gemachten Funde zu einem in Rühelnd selbst einzurichtenden Höhlenmuseum zu verwenden, das den Besuchern der Höhlen an Ort und Stelle eine wissenschaftliche Ergänzung der Höhlen-Besichtigung darbieten soll. In diesem Museum wurde auch ein aus den Höhlenfunden zusammengesetztes Bärenskelet¹⁾ aufgestellt, dessen Schulterblätter ein besonderes anthropologisches Interesse darbieten, indem sie an den flachen Stellen geradlinige Sebnitspuren zeigen. Offenbar hat man die plattenartigen Theile der Schulterblätter dazu verwendet, um daraus Pfriemen herzustellen. Es sind in dem Höhlenmuseum auch Höhlenbär-Kien-

laden aus der Hermannshöhle zu sehen, die von den hinteren vorspringenden Fortsätzen befreit sind, so dass sie leicht von den Händen umfasst und mit dem Eckzahn für gewisse Zwecke als Hämmer verwendet werden konnten. Aber auch sonst befinden sieb bearbeitete, geschliffene und geglättete Knochen, Zähne u. s. w., wie in dem Naturhistorischen Museum in Braunschweig auch im Rühelnder Höhlenmuseum. Ich bin erfreut darüber, dass wir einen grossen Theil der Funde in Rühelnd gut verwahrt und aufgestellt zurücklassen konnten, weil wir in unserem hiesigen Museum vorläufig keinen Raum mehr dafür haben. Eine dauernde Zersplitterung der Funde ist dadurch nicht eingetreten, da auch das Höhlenmuseum von Braunschweig aus beaufsichtigt wird und nur gewissermassen als ein Theil, eine Filiale, des Naturhistorischen Museums zu betrachten ist, so dass die zoologische und anthropologische wichtigen Funde jederzeit ausgetauscht und für wissenschaftliche Vergleichungen auch Braunschweig übergeführt werden können.

Die Ablagerungen in der Hermannshöhle und Bannshöhle sind diluvialer Natur, und es sind zwei verschiedene Diluvialablagerungen zu unterscheiden mit verschiedener Fauna: eine ältere mit dem Höhlenbären, der gewissermassen das Leitfossil ist, dem Höhlenlöwen, dem Höhlenleopard, der Höhlenhyäne, dem Rhinoceros u. s. w., die vermuthlich in der letzten Interglacialzeit gelebt haben, sodann eine jüngere Ablagerung mit charakteristischer Glacialfauna: In dieser ist zunächst als hervorragendster Vertreter zu nennen das Renntier, von dem sich ausser vielen Röhrenknochen u. s. w. auch Stücke der Geweihe und Schädel gefunden haben. Zu dieser Glacialfauna gehört auch der Vielfrass, von dem wir einen ausgezeichnet schönen vollständigen Schädel (nebst Unterkiefer eines anderen Individuums) und fast alle Theile des Skelettes gefunden haben; es sind ausserdem noch dort vorhandene Reste vom Lemming, Sebnecbasen, Polarfnebs u. s. w.; auch die übrige glacial-nordische Fauna ist vertreten, ebenso in den tieferen Schichten einige Steppenhiere, besonders die Springmaus. — An den meisten Stellen ist eine nachträgliche Vermischung dieser beiden Faunen durch spätere Katastrophen erfolgt. Wir können wohl annehmen, dass zur letzten Interglacialzeit zunächst die allmähliche Anhäufung der Knochen der meist lebend in die Höhlen gelangten älteren Diluvialthiere stattfand, die z. Th. wie in einigen sog. „Höhlenlebm-Terrassen“ noch in den ursprünglichen Lagerungsverhältnissen erhalten zu sein scheinen, z. Th. aber durch das Wasser, welches durch die Höhlen-Spalten hindurehloss (vielleicht durch das Flusswasser der Bode selbst, die höchst wahrscheinlich früher die Höhlen durehströmte), auf-

¹⁾ Ein anderes aus den Funden der Hermannshöhle künstlich zusammengesetztes Skelet von Ursus spelaeus findet sich schon seit längerer Zeit im Herzoglichen Naturhistorischen Museum in Braunschweig.

gewirbelt und an eine secundäre Stelle übergeführt worden sind. Im Gegensatz dazu müssen wir vermuthen, dass während der letzten Glacialperiode die Glacialthiere meist im toten Zustande von auswärts eingeschwehmt wurden, entweder indem die Wassermassen sich vom Plateau des Gebirges aus hoch von oben herunter durch die Spalten in die Höhlen auf die schon gefestigten älteren Ablagerungen stürzten, oder indem sie mehr oder weniger in dem gleichen Niveau durch Seitenspalten zufließend sich mit den Gewässern vermischten, welche die Hauptspalten der Höhlen durchströmend vielleicht die älteren Knochenablagerungen aufgewirbelt hatten und an einer neuen secundären Stelle abzulagern im Begriff waren. Es liegt auf der Hand, dass bei der letzteren Art der Einschwehmung die Reste der älteren und jüngeren Diluvialfauna sich mehr oder weniger vollständig mit einander vermischen mussten. Auch bei der erstwähnten Methode wurde wohl in der Regel die ursprüngliche Ablagerung wenigstens oberflächlich zerstört, so dass man an den meisten Stellen die beiden Faunen vermischt findet. Aber eine Stelle findet sich in jeder der beiden genannten Höhlen, wo man die beiden Faunen mehr oder weniger getrennt beobachten kann; es sind das die sog. Schuttkegel in der Hermanns- und Baumannshöhle, nämlich kegelförmige Ablagerungen von etwa 9 m Höhe und einem Durchmesser von etwa 15 m an der Basis; die Gestalt ist natürlich nach den localen Verhältnissen der Höhlenspalte etwas unregelmässig. Jedenfalls handelt es sich um bedeutende kegelförmige Gebilde, die da abgelagert sind, und es hat sich mit aller Bestimmtheit oder doch grosser Wahrscheinlichkeit ergeben, dass diese Schuttkegel durch Hineinschwemmung von Material von aussen und oben sich gebildet haben, nachdem schon die ältere Ablagerung stattgefunden hatte. Mit positiver Gewissheit ist das nachgewiesen von dem Schuttkegel der Baumannshöhle. Hier wurde die reichste Glacialfauna, besonders Renthier, Vielfrass, Pelarfuchs, Schneehase n. s. w. gefunden. Die kegelförmige Gestaltung dieser Schuttablagerung und besonders die eigenthümliche Uebereinlagerung der Schichten nach Art von schalenartig sich einander legenden Kermelmänteln war so auffallend, dass wir schon sehr bald ein allmähliches Hineinschwemmen und Hineinstürzen dieser Erdmassen von oben her annehmen mussten. Und um nun auf jede mögliche Weise sicher festzustellen, wie und auf welchem Wege die Ablagerung wirklich stattgefunden hatte, versuchten wir, einen Weg in die oberen Theile der Höhlen-Spalte zu finden. Wir sind etwa 10 m hoch hinaufgestiegen, bis es wegen vollständiger Versinterung der Spalte nicht mehr

weiter ging; es war eine sehr mühevoll und nicht ungefährliche Arbeit; wir fanden dann oben auf vorspringenden Felswänden und schwebenden Blöcken dieselben Schuttablagerungen wie unten, allerdings anfangs ohne Thierreste. Um auch die darüber liegenden von unten nicht zugänglichen Theile der Höhlenspalte untersuchen zu können, wurde über Tage an dem Bergabhang genau die Stelle festgestellt, unter welcher der erwähnte Schuttkegel liegt, und es wurde dann von oben ein Schacht heruntergetrieben; so kamen wir nach längerer bergmännischer Arbeit zuletzt direct auf die Stelle, die wir schon von unten erreicht hatten. Bei diesem Vordringen nach unten fanden wir nun in den Felspalten fast dieselben Thierablagerungen, wie unten im Schuttkegel: Rennbierknochen und auch sonstige Reste von Glacialthieren, daneben auch, mehr oder weniger noch in natürlicher Gruppierung, Knochen von einem Diluvialpferd, dessen Cadaver wahrscheinlich in der engen Spalte eingeklemmt und hängen geblieben war. Dadurch war positiv festgestellt, dass der Schuttkegel in der Baumannshöhle durch spätere Einschwehmung von oben her entstanden ist. Der Schuttkegel in der Hermannshöhle, der offenbar in ganz ähnlicher Weise sich gebildet hat, enthält ausser charakteristischen Vertretern der Glacialfauna auch einige andere Thierreste; es haben sich in dem unteren Theile z. B. auch Reste des Höhlenbären gefunden; die Scheidung der beiden Faunen ist hier nicht ganz scharf. Offenbar sind hier bei der Einschwehmung der Glacialablagerungen anfangs die älteren Diluvialablagerungen aufgewirbelt und mit den neuen Schuttmassen vermischt. Es ist dagegen am Schuttkegel in der Baumannshöhle in der That festgestellt, dass er nur Glacialfauna enthält und scharf absetzt gegen die darunter liegende ältere Diluvialfauna. Gerade da, wo wir aus der alten Baumannshöhle in die neuen Theile eintretend zuerst diesen Schuttkegel erreichen, werden wir die Höhlung, die wir gegraben haben, um die scharfe Grenze beider Faunen uns vor Augen zu führen, noch offen gelassen finden, und sie soll auch dauernd offen bleiben. Von der Holzbrücke aus, die jetzt das von uns gegrabene Loch überbrückt, kann man die Stelle in der Tiefe, wo der Schuttkegel auf der älteren Diluvialfauna liegt, übersehen und sogar durch Hinabklettern erreichen. Ueber das Verhältnis der alten und neuen Baumannshöhle zu einander mag noch folgendes erwähnt werden: Die alte Baumannshöhle ist seit über 300 Jahren bekannt, in ihr sind offenbar manche anthropologisch wichtige Funde noch zu machen; aber daraufhin wurden, um eine Zersplitterung der Arbeiten zu vermeiden, in neuerer Zeit nicht besondere Ausgrabungen veranstaltet. 1888

wurde ein mit den schönsten Tropfsteingebilden ausgestattet, ganz neuer Theil entdeckt, die „neue Baumannshöhle“, welche jetzt durch einen künstlich erweiterten Gang mit der alten verbunden ist. Dieser Verbindungsgang stößt direct auf die oben erwähnte interessante Stelle am Schuttkegel.

Nach diesen Erörterungen über die Aufeinanderfolge der beiden in den Röhrländer Höhlen zu unterscheidenden verschieden alten Diluvialablagerungen gehe ich zur genaueren topographischen Beschreibung der von uns dort gefundenen Spuren vom Diluvialmenschen über. Zunächst sei die Hermannshöhle erwähnt! Der sog. „Bärenfriedhof“ der eigentlichen Bärenhöhle ist hier die einzige Stelle, wo anthropologisch wichtige Funde gemacht sind; an anderen Stellen sind ja auch sehr viele verschiedenartige Thierreste gefunden, aber nichts lässt mit Sicherheit dort auf die Thätigkeit des Menschen schließen. An dem östlichen Ende des „Bärenfriedhofs“ steht jetzt die mittlere Etage, die sog. „untere Schwemmhöhle“, mit der oberen in Verbindung. Anfangs war nur die mittlere Etage bekannt. Von hier aus wurde durch die nach unten eingebrochene Höhlenlehm-Ablagerung des „Bärenfriedhofs“ hindurch von unten nach oben ein Schacht getrieben, und es erfolgte dadurch die planmäßige Entdeckung der oberen Höhle, der eigentlichen „Bärenhöhle“. Bei dem ersten Durchbruch und der späteren Erweiterung dieses Schachtes, die erforderlich war, um für den Verkehr des Publikums Treppen hindurch hauen zu können, fanden sich schon mancherlei eigenthümlich gesplattene und scheinbar künstlich bearbeitete Knochen. Ferner sind an der südlichen Wand des „Bärenfriedhofs“ schon vor etwa 10 Jahren von Herrn Prof. Dr. J. H. Kloos eigenthümlich aufgesplattene Röhrenknochen vom Höhlenbären gefunden worden. Auch eine scheinbar bearbeitete Hirschhornspitze hatte man dort entdeckt. Alle diese Funde wurden von uns noch nicht als vollständig beweisend für die Anwesenheit des Menschen angesehen, bis die Funde von 1892 ausschlaggebend wurden. An der südlichen Wand wurde nämlich damals von uns eine sehr grosse Menge geglätteter und bearbeiteter Bärenknochen gefunden, darunter die vorhin erwähnten Schulterblätter, Kinladen u. s. w., und endlich auch, was als ein positiver Beweis anzusehen war, an der Mündung einer Seitenspalte das charakteristische Fragment eines paläolithischen Feuersteinmessers ungefähr 30—40 cm unter der Sinterdecke. An dem „Bärenfriedhof“ überhaupt und ganz besonders an der letztgenannten Fundstelle sind die älteren und jüngeren Diluvialablagerungen mit einander vermischt, sodass das Alter dieser Menschenspuren nicht sicher zu bestimmen

ist. — In der neuen Baumannshöhle sind die Funde an verschiedenen Stellen gemacht; ich habe speciell schon auf den Schuttkegel hingewiesen, der eine sehr charakteristische Glacialfauna enthielt. Es fanden sich darin auch Splitter von Knochen des Renthieres, die so gefertigt sind, dass man kaum annehmen kann, dass sie von einem Vielfrass oder einem anderen Raubthiere gemacht sind; es ist sehr wahrscheinlich, dass der Mensch schon die Röhrenknochen des Renthiers zersplittert hat, um aus den feinen Splittern desselben Pfeilröhen u. dgl. herzustellen. Es ist auch ein weicher kalkartiger Stein mit eigenthümlich geglätteten Flächen in dem Schuttkegel gefunden und eine Reihe von Renthier-Rippen mit Einschnitten. Ausserdem scheinen verschiedene andere Erscheinungen noch Zeugnis dafür abzulegen, dass Spuren des Menschen, die dann sicher der Glacialzeit angebören müssen, dort enthalten sind. —

Die wichtigsten Beweise des Diluvialmenschen zeigten sich etwa in der Mitte des hinteren, westlichen Theiles der neuen Baumannshöhle. Hier liegt das sogenannte „Knochenfeld“ und über demselben befindet sich südlich eine Schwemmhöhle, die noch eine ziemliche Strecke nach Süden weiter verläuft. Dieses Gebiet (Knochenfeld und darüber liegende Schwemmhöhle) ist der hauptsächlichste Fundplatz für paläolithische Feuersteingeräthe, deren acht gefunden wurden. Eines ist leider in der Höhle selbst wieder verloren gegangen, die sieben anderen sind in der Festschrift abgebildet. Vermischt sind die Ablagerungen hier mit Knochen, die Bearbeitung zeigen, die geglättet, geschnitten, eingeritzt sind, so dass die verschiedenartigsten Spuren menschlicher Thätigkeit vorliegen. Weiter nach dem westlichen Ende zu steigt ein Abhang in die Höhe, der als Ochsenhang bezeichnet wird, weil dort 1869 sich gleich anfangs Ochsenreste fanden. Dieser geht ziemlich steil in die Höhe und erweitert sich oben und theilt sich hier in zwei Arme. Dort ist die Stelle, wo man hauptsächlich auch geglättete, eingeschnittene und anderweitig bearbeitete Knochen gefunden hat. An den beiden letzterwähnten Stellen, dem Knochenfelde mit darüber liegender Schwemmhöhle sowie dem Ochsenhange, finden sich Reste der älteren und jüngeren Diluvialfauna mit einander vermischt, so dass das Alter der diluvialen Menschenspuren nicht sicher festzustellen ist. Weiter geht es an der Welfenschlucht vorbei, wo hauptsächlich nur fanatisch interessante Sachen gefunden sind. Ganz nahe dem Westende der Höhle ist die sog. „obere Höhlenlehm-Terrasse“, die höchste Stelle der neuen Baumannshöhle, und da scheint nur die ältere Diluvialfauna zu liegen, Höhlenbär, Höhlenlöwe, Leopard, Wolf u. s. w. Von hier haben wir auch zahl-

reiche bearbeitete Knochen, und wenn hier wirklich, wie nach den bisherigen Untersuchungen anzunehmen ist, die Glacialfanna fehlt, dürfte damit bezeugt sein, dass der Mensch schon zur letzten Interglacialzeit bei Röhland gelebt hat. Es ist dies allerdings schon allein dadurch wahrscheinlich, dass die bearbeiteten Knochen in beiden genannten Höhlen zumeist den Thieren der älteren Fanna angehören. Am meisten sind es die Knochen des Höhlenhären, die bearbeitet sind, und das deutet schon darauf hin, dass die paläolithischen Menschen des Harzes mit dem Höhlenhären zusammen gelebt haben, aber es ist doch nicht ganz ausgeschlossen, dass der etwa später lebende Mensch fossile Knochen des Höhlenhären oder doch Knochen längst verstorbener Individuen besetzt hat. — Aus diesen Gründen ist vielleicht die obere Höhlenlehm-Terrasse der neuen Baumhöhle als eine der anthropologisch wichtigsten Stellen des ganzen Höhlensystems von Röhland aufzufassen.

(Redner gibt noch eine Uebersicht über die örtlichen Verhältnisse der Höhlen an der Hand seiner Karten.)

Herr Privatdocent Dr. R. Mueh:

Zur Stammeskunde der Altsachsen.

Zu den schwierigsten Problemen der germanischen Stammeskunde gehört die Aufgabe, den Zusammenhang der deutschen Stämme mit den germanischen Völkerschaften, die wir zu Beginn der Römerzeit kennen lernen, zu ermitteln.

Ans den verschiedenen Theilen, in die eine solche Untersuchung zerfallen würde, sei es mir gestattet, einen herauszuheben und, soweit die Zeit ausreicht, im Folgenden zu erörtern, die Frage nämlich: woher stammen die Sachsen?

Es ist ja wohl über die engeren wissenschaftlichen Kreise hinaus bekannt geworden, dass J. Grimm die Sachsen mit den Cherusken zusammengebracht hat. Er that dies deshalb, weil Saxones ans sahs „Schwert, Schlachtmesser, schneidendes Instrument im Allgemeinen“ weitergebildet ist, und weil ihm auch Cherusci eine Ableitung aus einem aus goth. hairns, as. hera u. s. w. „Schwert“ entspringenden Götternamen zu sein schien. Allein alles, was zu Gunsten eines solchen altgermanischen „Schwertgottes“ Hairns Heru vorgebracht worden ist, hat sich als verfehlt und hinfällig erwiesen. Eine Gottheit dieses Namens hat es zweifellos nie gegeben und Cherusci schon gar bedeutete gewiss etwas ganz anderes, als J. Grimm vermuthete. Zudem sind ans Cherusken und Sachsen gleichzeitig nebeneinander in ganz verschiedenen Wohnsitzen besetzt, ein Umstand, der es allein schon als aus-

geschlossen erscheinen lässt, dass die Sachsen die Cherusken unter anderem, gleichbedeutendem Namen sind.

Freilich wird man fragen dürfen — und diese Frage ist hier, wo wir inmitten ihres Landes stehen, besonders naheliegend —, was denn aus den Cherusken geworden ist, die einst so mächtig in die Geschichte des germanischen Gesamtvolkes eingegriffen haben. Es ist auch gar nicht möglich, dass ein so zahlreiches sesshaftes Volk völlig ausgerottet wird. Als ein selbständiger politischer Factor aber sind die Cherusken in der That vom Schnuplatze verschwunden. Schon Tacitus bezeugt ihren Niedergang. Später werden sie gar nicht mehr erwähnt. Als Bevölkerungselement sind ja ihre Nachkommen gewiss noch vorhanden, und ich gebe gerne zu, dass sie als solches frühzeitig in dem sächsischen Volkkörper Aufnahme gefunden haben. Aber politisch sind die Sachsen gewiss Alles eher als die Fortsetzung der Cherusken.

Ausser diesen trete uns aber auf dem Boden, den die mittelalterliche Saxonia einnimmt, in römischer Zeit noch verschiedene andere Stämme entgegen, von denen wir theilweise ebensowenig wissen, was aus ihnen geworden ist. Der Name der Angrivarii allerdings lebt in der Form Angarii, Engern als der eines Theiles der Sachsen fort. Ebensu gehören die Barden im Bardengau nachmals zu den Sachsen, obwohl sie sicher auf den in der alten Heimath zurückgebliebenen Theil der Langobarden zurückgehen. Dies Beispiel zeigt vielleicht am deutlichsten, dass im späteren Sachsenvolke manches zusammengelassen ist, was von Haus aus nicht zu den Trägern des Sachsennamens zählte. Der Name Angarii beweist wohl weniger, da er reie geographische Bedeutung („Bewohner des Angerlandes“) hat, und, wenn diese noch gefühlt wurde, auf eine neue Bevölkerung derselben Gegenden übergehen konnte, ähnlich wie Βασιχαίται „Bewohner von Basihaim“ bei Ptolemaeus die Markomannen, dasselbe Wort in ahd. und nhd. Gestalt als Böhme, Böhmen die Tschechen bezeichnet.

Von wo der Name Sachsen seinen Ausgang nimmt, ist ja nicht so schwer zu sagen. Bei Ptolemaeus treten uns bekanntlich Σάξωνες als eine Völkerschaft in der Gegend des jetzigen Holstein entgegen. Als deren West- oder Südwestgrenze muss die untere Elbe gelten, denn am linken Ufer dieses Stromes stehen bereits Chauken und Langobarden. Nach Norden zu reichten die Sachsen kaum jemals über die Eider, die noch die aeg. Ueberlieferung als ihre Grenze festhält. Wie weit sie sich gegen Osten erstreckten, ist nicht bestimmbar. Tacitus kennt keine Saxones, doch werden seine

Reudigni, die er von den Langobarden gegen Norden vorschreitend nennt, Niemand anderer sein als diese Sachsen unter anderem Namen.

Von diesem Kerne aus hat sich also der Sachsenname über das weite Gebiet verbreitet, das er zu Beginn des Mittelalters für sich in Anspruch nimmt. Das kann nur in Folge erobernden Verdrängens der eigentlichen Sachsen geschehen sein. Natürlich wird, wo auch die Unterworfenen Germanen waren, deren rasches Aufgehen in den Eroberern möglich gewesen sein, und theilweise kann ja der Anschluss kleinerer Völkerschaften mehr oder weniger freiwillig erfolgt sein.

Mit der Eroberung des westlichen Landes von Ostalbingen aus war gewiss auch eine theilweise Auswanderung der ältesten Sachsen in das nengewonnene Gebiet verbunden. Diese Wanderung lässt sich bei einem Gauvolke der Sachsen deutlich erkennen, bei den Bewohnern des pagus Sturmii in der Gegend von Verden an der Aller, dessen älteste Heimath durch den Namen der Sturmarii Stormaren in Holstein angedeutet wird. Denn Names, die mittels des Elementes -varii gebildet sind, und deren erster Bestandtheil schon ein Volksname ist, bezeichnen immer die Bewohner eines Stammesgebietes, dessen ältere Bevölkerung eben dieser Volksname andeutet. Man denke an die Baiarii, Chattarii, Ractovarii, Cantware gegenüber den Boii, Chatti, Raeti, Cantii. Darum sind nicht umgekehrt die Sturmarii aus dem pagus Sturmii abzuleiten. Ob sich das laut zu Stürmen oder Sturmiant der Küdrän auch auf diesen Gau oder auf einen älteren Stammsitz bezieht, ist ungewiss. Aber auch die Sturmarii sind Sachsen. Die Lücke, die durch die Auswanderung der Sturmii entstanden war, hat sich also wieder geschlossen. Und überhaupt ist das Land, das die Σάξωνες des Ptolemaeus innegehabt hatten, diesen Stamme nicht verloren gegangen, obwohl doch bekanntlich auch ein grosser Theil von England durch diese ostalbingischen Sachsen besiedelt worden ist. Es ist kaum zu glauben, dass dieser kleine Bereich eine solche Populationskraft entfalten konnte. Vielleicht aber hatten sich die Sachsen, als sie über westliches Gebiet ausbreiteten, bereits durch vorausgehende Eroberungen gegen Osten hin verstärkt, die das Land an der Meeresküste im heutigen Mecklenburg und Vorpommern betrafen. Wir wissen ja gar nicht, was mit der alten germanischen Bevölkerung dieser Länder geschehen ist. Als die Langobarden diese Striche, das Land Scoringia, besetzten, um von dort aus, wie Bugge im 2. Bd. seiner Studien ge-

zeigt hat, vorübergehend die Rolle einer Seemacht in der Ostsee zu spielen, das scheinen sie sich nicht mehr bewohnt oder doch nur spärlich besiedelt gewesen zu sein. Was ist aus den Φαλοδεννοί und Σιδονοί des Ptolemaeus geworden? Ich stelle mir, ohne damit mehr als eine Vermuthung geben zu wollen, die Sache so vor, dass sich der aufstrebende Sachsenstamm zunächst die Volkgebiete und Völkerschaften im Süden der Ostsee zwischen Elbe und Oder angeliederte und mit einem Theile von diesen über die Elbe vordrückte, einen anderen Theil davon in sein altes Stammland, als dessen Bevölkerung durch Auswanderung zusammengeschmolzen war, zusammenzog. In das auf solche Art verfügbar gewordene Scoringia konnten dann die Langobarden in friedlichem Einverständnis mit den Sachsen übertreten.

Ja selbst von der dänischen Inselwelt her können die vordringenden Sachsen Verstärkung erfahrung haben. Bekanntlich bilden im Westen der Elbe die Westfalen und Ostfalen — auch Falen schlechweg sind bezogen — einen Hauptbestandtheil der mittelalterlichen Sachsen. Der Ausgangsort dieses Stammes könnte die Insel Falster sein. Ihr Name scheint ähnlich gebildet zu sein wie die Namen der irischen Provinzen Maaster, Ulster, Leinster, die sämtlich nordgermanische, aus der Zeit der Wikingerherrschaft in Irland stammende Wortbildungen sind und zwar Zusammensetzungen aus den alteinheimischen irischen Volksnamen und aus dem nordischen Worte setr N., das „Sitz“ bedeutet. So könnte auch Falster, aord. Falstr N., ursprünglich „der Sitz der Falen“ sein. Nur beiläufig bemerke ich, dass der Name der Falen germanisch *Falthoz, *Falthoz lautet und mit lit. paltas und süddeutsch falch „falch, hellbraun“, heides aus idg. *paleos, zusammengehört.

Zu dem Uebertritt der Sachsen auf westliches Boden scheint mir ein Ereigniss besonders Anlass gegeben zu haben, nämlich die Entvölkerung des Chaukenlandes durch den Abzug dieses Stammes weiter gegen Westen, der sich bereits durch einen Einfall desselben auf römisches Gebiet zu Anfang des 3. Jahrhunderts andeutet; vgl. Ael. Spartiani Didius Julianus e. 1. Das was uns Tacitus über die Chauken berichtet, weist auf eine emporstrebende Macht hin, und auch die Ausdehnung ihrer Sitze, die sich von der Elbe bis zur Ems erstreckten, lassen uns ein bedeutendes Volk erkennen. Es wäre recht befremdlich, wenn sich dieses, wie gemeinlich angenommen wird, den Sachsen unterworfen hätte und in ihnen spurlos aufgegangen wäre.

Fortsetzung folgt.

Die Veränderung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 96. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.
Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 18. November 1888.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München.

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 11.

Erscheint jeden Monat.

November 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Excursionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

(Zweite Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Privatdocent Dr. R. Much:

Zur Stammeskunde der Altsachsen.

(Schluss.)

In Wahrheit finden die Chauken nicht in den Sachsen sondern in den Franken ihre Fortsetzung. Ja sie sind geradezu der Kern des Frankenstammes, jenes Volk, durch dessen erobernden Vorstoß gegen den Rhein hin der erste Grund zum Frankenreiche gelegt wurde. Noch ist uns ein alter, poetischer Name für die Franken, ags. Hugas, deutsch (latinsirt) Hügones erhalten, der auch vorliegt in Hügdiotrich, wie dieser fränkische Sagenheld im Gegensatz zum Götendhelden Dietrich heisst. Hugas Hügones ist aber nur eine Ahlantform zu dem Namen der Chauci, germ. *Hauhöz, d. i. „die Höhen“. Eine Form mit g. das hier nach dem Verner'schen Gesetze bei ursprünglicher Suffixbetonung an Stelle von h eintrat, liegt auch vor in aisl. haugr „Hügel“ und (selten) „hoch“, sowie

in unserem Hügel selbst, das ja von Haus aus so viel wie „die Höhe“ bedeutet. Diese Zusammengehörigkeit der Namen Hugas, Hügones und Chauci ist übrigens keine acute Erkenntnis. Es erübrigt nur, aus ihr auch die Folgerung zu ziehen, dass die Franken Niemand anderer als die auch Westen abgezogene Chauken unter anderem Namen sind. Die Verschiebung gegen die römische Reichsgrenze hat dabei Seitenstücke in der Wanderichtung anderer Germanenstämme, wie der Schwaben, Burgunder, Vaadalen, Goten u. a. m. und kann deshalb nicht auffallen.

Ward das Chaukenland seiner Bewohner ganz oder doch zum überwiegenden Theil entblösst, so begreift es sich leicht, dass die Sachsen von Ostalbingen aus dort einstrichen und festen Fuß fassten konnten. Auch die Auswanderung der Langobarden musste natürlich die Ausbreitung der Sachsen erleichtern. Von den Stämmen, die zwischen den

Chauken und dem späteren Bereich der Franken lagen, mag sich ein Theil jenen auf der Wanderung angeschlossen haben. Im Besonderen halte ich dies bei den Ampsivarii für wahrscheinlich. Was zurückblieb, ging in den Sachsen auf. So kann es gekommen sein, dass eine Schichte derselben Völkerschaft fränkisch, eine andere in älterer Heimath zurückbleibende sächsisch wurde.

An der Discussion theilnehmten sich die Herren von Stolzenberg-Luttmersen und der Vortragende.

Herr Professor Dr. J. Kollmann:

Ueber die Beziehungen der Vererbung zur Bildung der Menschenrassen.

Das sichtbare Resultat meiner Studien über die im Titel angedeuteten Beziehungen besteht 1. in der genaueren Nachbildung eines weiblichen Schädels aus demjenigen Pfahlbau von Auvernier am Neuenburgersee, welcher der Steinzeit angehört.¹⁾ Der Schädel ist von mir schon früher einmal beschrieben worden. Ich nenne ihn kurz den Schädel der Frau von Auvernier. Auf der einen Hälfte ist er mit kleinen Gyps- und Tonpyramiden von verschiedener Höhe besetzt. Sie deuten auf



die Dicke der Weichtheile. Das 2. sichtbare Resultat besteht in einer weiblichen Büste, welche auf dem Wege der Reconstruction mit Zugrundelegung des Gypsschädels dieser Pfahlfrau hergestellt wurde. In der Paläontologie ist das Verfahren der Reconstruction seit Cuvier bekannt und geübt, es wird dort als Restauration bezeichnet. Auf die gefundenen Skelette vorweltlicher Thiere werden nach den Regeln der vergleichenden Anatomie die Weichtheile aufgezeichnet, um dadurch ein genaueres Bild der untergegangenen Thiere zu gewinnen, als dies auf die blosse Betrachtung des Knochengerüsts hin möglich ist. Dasselbe, was Paläontologen und vergleichende Anatomen an den Köpfen und den Skeletten der Thiere schon oft vorgenommen, habe ich hier mit Hilfe eines Künstlers, des Herrn W. Büchly, an einem Frauenschädel der Steinzeit ausgeführt. Nach den Regeln der Anatomie wurden die Weichtheile auf den Schädel modellirt und so diese Büste hergestellt, welche Sie hier vor sich sehen.

¹⁾ Ein in der Nähe befindlicher Pfahlbau stammt aus der Bronzeperiode.

Bevor ich darne gebe, die Herstellungsmethode ausführlich zu beschreiben, ist es unerlässlich, die Berechtigung zu einem solchen Vorgehen nachzuweisen. Im Allgemeinen ist die Ansicht weit verbreitet, dass die Menschenrassen etwas vergänglich seien, dass sie sich in einem zwar langsamen aber doch beständigen Umänderungsprocess begriffen befänden. Allein in Wirklichkeit ist das Gegentheil der Fall. Die Menschenrassen sind ebenso beständig durch lange Zeiträume hindurch, wie die Rassen der Thiere. Ich erinnere an die Erfahrungen der anthropologischen Forsetzung am Schädel wie am Skelett der Vorfahren und an die Vergleichung mit denjenigen von heute. Schädler sind zu Tausenden gemessen worden, prähistorische, historische und moderne, und stets in der Voraussetzung, dass die charakteristischen Merkmale der Lang- und der Kurzschädel, der Breit- und der Langgesichter ererbt sind von ebenso beschaffenen Vorfahren. Die Vergleichung hat diese Voraussetzung allgemein bestätigt.

Parallel mit den craniologischen Studien ist dann eine Untersuchung über verschiedene andere Merkmale im grossen Stil zunächst innerhalb der deutsch redenden Völker durchgeführt worden. Ich meine jene grosse Schulerhebung, wobei Millionen von Schulkindern in Bezug auf ihre Zugehörigkeit zu dem blonden oder zu dem brünetten Typus geprüft worden sind. Aus den zahlreichen Ergebnissen dieser Statistik hebe ich nur hervor, dass der blonde Typus in Norddeutschland, von Ostfriesland bis über die Weichsel hinaus noch jetzt der herrschende ist, während Süddeutschland vorwiegend dem brünetten Typus verfallen ist. Und dies ist offenbar schon vor dem Auftreten der Germanen in der Geschichte und vor der Invasion der Römer so der Fall gewesen. Durch die weitere Erkenntnis, dass die Brünetten und die Blondinen in grossen Massen und auf geradezu entgegengesetzten Bahnen eingewandert sind, ist über die Dauerbarkeit der Augen-, Haar- und Hautfarbe ein Experiment angestellt worden, wie es eben nur die Meisterei Natur selbst, in einem so grossartigen Maassstab anzustellen vermag. Es hat sich gezeigt, dass in allen Ländern Europas diese Merkmale dauerhaft sind, dass die Blondinen seit Jahrhunderten blond, und die Brünetten ebensolange brünett sind. Alle diese Eigenschaften sind von den Vorfahren ererbt, sind angeboren. Auf Grund dieser Thatsachen ist dann allmählich gefunden worden, dass in Europa mehrere Varietäten unter den Kankasiern vorkommen, Blonde und Brünette, Lang- und Kurzschädel, Leuto mit langem und Leuto mit kurzem Gesicht, und dass diese Varietäten alle dauerhaft sind. Man kann dies kurz so



J. Kollmann, Bild der Frau von Anvernier.

Digitized by Google

ausdrücken, die Rassen und ihre Varietäten sind persistent. Diese wichtige Tatsache ist der Ausgangspunkt für alle weiteren Betrachtungen, auf welche ich jetzt mit um so grösserem Nachdruck hinweisen kann, seit Herr Virchow sich in demselben Sinn ausgesprochen hat. Den zahlreichen schwankenden Ansichten gegenüber, die selbst im Schoos dieser Gesellschaft laut geworden sind,¹⁾ erhalten seine Entscheidungen in dieser Angelegenheit die Bedeutung eines Manifestes. Es ist noch niemals beobachtet worden, erklärt Virchow, dass die weisse Rasse sich irgendwo verändert hätte, weder die Rassen selbst, noch die Varietäten. Eines der grössten Experimente, die Besiedelung von Australien, ist im Sinne der Persistenz der weissen Rasse ausgefallen. Dasselbe ist in Südafrika der Fall gewesen. In Amerika ist dieselbe Zähigkeit der weissen Rasse und ihrer Varietäten nachgewiesen seit drei Jahrhunderten. Wenn man auch behauptet, dass der Nordamerikaner eine erkennbare Veränderung nicht bloss des geistigen Wesens, sondern auch der körperlichen Eigenschaften erfahren hat, so ist doch kein Individuum daraus hervorgegangen, welches sich direct mit einer Rothhaut vergleichen liesse. Es giebt weder in Nord- noch in Südamerika eine neue amerikanische Rasse. Diese grossartigen Experimente, welche unbewusst von den Völkern bei Gelegenheit ihrer Wanderungen angestellt wurden, erstrecken sich freilich erst auf wenige Jahrhunderte, aber die Persistenz der Rassen ist doch schon für Jahrtausende bezeugt durch die ägyptischen Denkmäler. Aus den verschiedenen Perioden der Vorzeit, selbst aus solchen, die bei uns präbistorisch sein würden, sind Abbildungen der damaligen Völker erhalten, die auch für das Auge des Neulings die Verschiedenheit der Rassen erkennen lassen. Da sind neben zweifellosen Negern auch Semiten und Arier dargestellt, zum Theil sogar in Farben, aber es giebt keine Uebergänge zwischen ihnen. (Virchow R., Rassenbildung und Erblichkeit. Festschrift für Bastian 1896.) Ich constatire endlich noch die Bemerkung, dass die Abbildungen auf den ägyptischen Monumenten zeitlich an die neolithische Periode Central- und Westeuropas heranrücken. Aus alledem ergibt sich, dass die Merkmale der Rassen und der Varietäten Europas heute noch die nämlichen sind wie vor fünf- oder sechstausend Jahren. Es versteht sich, dass zeigen gerade die Abbildungen auf den ägyptischen Denkmälern, nicht allein die Beschaffenheit der Knochen, sondern es vererben sich

auch die Weichtheile, wie die Farbe der Augen, der Haare, der Haut, die Formen der Muskeln, des Fettes, der Knorpel.

Diese bedeutungsvolle Erkenntnis von der Dauerbarkeit der Rassen hat schon oft hereditären Ausdruck gefunden, z. B. durch Broca, Darwin, O. Ammon u. A., aber sie ist ebenso oft bestritten worden, und zwar ist die Zahl der Gegner viel grösser, von denen ich Villermé, d'Orbigny, Topinard, Collignon, den Amerikaner Bowditch, den Engländer Beddoe, dann C. E. von Baer, Waitz, Bollinger, Livi, Schaaffhausen, J. Ranke und Buschman nenne. Sie alle nehmen an, das Milieu habe einen entscheidenden Einfluss auf die menschliche Natur. So zeige z. B. die Entwicklung des Skeletes eine Beeinflussung durch die localen Lebensbedingungen, welche vom Wohnort, von der Nahrung u. dergl. abhängig sind. Die Rekrutierungslisten aller Länder sind zum Beweis herangezogen worden, und physiologische Experimente in grosser Zahl haben bewiesen, dass die Nahrung einen unzweifelhaften Einfluss auf die Körperhöhe besitze. Bei schlechter Ernährung nimmt sie ab, bei guter nimmt sie zu. Die Richtigkeit dieser Beobachtungen ist nicht zu bezweifeln. Sie sind zu zahlreich und mit solcher Unsicherheit festgestellt, dass man mit ihnen unbedingt zu rechnen hat. Allein man muss berücksichtigen, dass in jedem menschlichen Organismus drei verschiedene Eigensehaften fast unabhängig nebeneinander vorkommen, die individuellen, die sexuellen und die Rasseneigensehaften. Die letzteren sind durch lange Zeiträume unwandelbar. Müssen die äusseren Einflüsse auch Generationen dauern, die Rasseneigensehaften werden dadurch nicht abgeändert, die Stempelfase wird dadurch keine Adlernase und die langen Gesichtsknochen wachsen nicht in die Breite, es ändern sich dadurch lediglich individuelle Merkmale, wie die Menge des Fettes, die Stärke der Muskeln, die Länge der Röhrenknochen, aber nichts von alledem, was als spezifische Eigenschaft der Rasse oder der Varietät anerkannt ist. So ist es auch bei den Thieren. Es ist das sicherste Ergebnis des Studiums, dass die Natur ihren Geschehen den Stempel der Species und der Varietäten tief, unaussprechbar aufprägt. Die Paläontologie ist voll von Belegen, dass organische Formen durch lange Zeiträume hindurch unverändert erhalten bleiben. Die grossen Erfolge der Tierzucht scheinen zwar auf den ersten Blick den Beweis zu liefern, dass in wenigen Generationen man zwei verschiedenen Formen des Rindes, des Schafes, des Schweines und vor allem der Taube gleichsam eine neue, dritte Form erzeugt werden könne. Allein man

¹⁾ Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Frankfurt a/M. 1882. S. 203 ff.

weis, dass solche neue Formen nur auf Anbäufung oder auf verschiedene Vertheilung von Fett und Fleisch beruhen und flüchtig sind. Auch die krankhaften Ersehnungen, deren Erblichkeit durch Generationen nachweisbar ist, wie die Binterkrankheit oder die Farbenblindheit, der Daltouismus u. a. sind nicht im Stande, die Merkmale der Rasse zu verwischen. Die charakteristische, der Rasse oder der Varietät zukommenden Eigenschaften bleiben dieselben und sind als alte Erbe unveränderlich. Unter diesen conservativen Organen eines Wesens sei vor allem, bei Mensch und Thier, des Skelettes und der Schädelbildung gedacht,¹⁾ ebenso der morphologischen Anordnung der Muskeln, Gefässe und Nerven.

Auf Grund der Thatsache von der Persistenz der Rassenmerkmale überhaupt und besonders auch aller derjenigen, welche in den weichen Theilen zum Ausdruck kommen, wird es jetzt auch möglich, eine genauere Vorstellung von dem Aussehen der Urbewohner Europas zu gewinnen, sobald die Dicke der Weichtheile und ihre charakteristische Anordnung bekannt geworden ist. Denn die Betrachtung des Schädels an sich gibt ein unvollkommenes und für viele sogar ein unverständliches Bild. Es gehört Jahre lange Übung dazu, um bei seinem Anblick sich die Physiognomie des Lebenden zu vergegenwärtigen. Für die Mehrzahl selbst sonst guter Beobachter erscheinen die Schädel mit den Augenhöhlen, der Nasenhöhle und der breiten Spalte zwischen Ober- und Unterkiefer alle gleich. Die zahlreichen Meinungsverschiedenheiten über das Aussehen der Leute der Steinzeit be-

¹⁾ Um dem Leser den Einblick in die wichtige Frage von dem Einfluss der Umgebung auf den menschlichen Organismus zu erleichtern, folgen einige Literaturangaben. Von diesen aus ist der Weg leicht zu anderen Werken zu finden, weil in jeder dieser Abhandlungen zahlreiche andere citirt sind. Broca, *Mémoires d'Anthropologie*. Tom. I. Paris 1871. S. 434. Topinard, *Éléments d'Anthropologie générale*. Paris 1885. S. 526. Collignon, *Anthropologie de la France*. *Mém. Soc. d'Anthropologie* 1894. S. 79. Darwin Ch., *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl*, übersetzt von Carns. 1. Bd. Stuttgart 1871. Beddoe, *The anthropological History of Europe*. *Scottish Review*, wieder abgedruckt 1893. London. Livi, *Antropometria militare*. Parte 1. Text n. Atlas Roma 1896. 4°. Livi, *Dello sviluppo del corpo in rapporto colla professione e colla condizione sociale*. Roma 1897. 8°. F. Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*. 1. Theil. Leipzig 1869. S. 38 ff. Ammon, *Die natürliche Auslese des Menschen*. Jena 1895. Einleitung. Ranke, *Der Mensch*. 2. Auflage 1894. Ranke, *Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns*. Bd IV 1868. Bollinger, *Festschrift für Th. L. W. Bischoff*. In: *Beiträge zur Biologie*. Stuttgart 1862. 8°. Hüllm., *Ueber Gesichtsbildung*. *Mittheilungen der anthrop. Ges.* in Wien 1898. 4°.

ruhen zu einem grossen Theil auf der Unmöglichkeit, sich mit Hilfe des Schädels allein die Forme des Lebenden richtig zu vergegenwärtigen. Soll man wir über das Aussehen der Europäer der Vorzeit also ein richtiges Urtheil gewinnen und sich damit die Herkunft der Völker mehr und mehr aufklären, dann müssen wissenschaftliche Methoden gewonnen werden, welche uns das Aussehen der alten Besiedler Europas deutlicher vor Augen führe, als dies bisher der Fall war. Von diesen Methoden muss man erwarten, dass sie die Form der Weichtheile, der Haut, des Fettes, des Bindegewebes, des Knorpels und der Muskeln richtig wiedergeben. Man darf nicht verlangen, dass das Porträt des Individuums wieder hergestellt werde, wohl aber dasjenige der Rasse und der Varietät. Nachdem die Rassenmerkmale nicht bios in den Knochen Jahrtausende lang persistent bleiben, sondern auch in den Weichtheilen, wie die Denkmäler Aegyptens lehren, so folgt daraus, dass wir bezüglich der Rassenmerkmale noch gerade so ansehen, wie unsere Vorfahren aus der aeolithischen Periode. Wenn wir also mit Hilfe genauer Messung die Dicke und die Anordnung im Gesicht an Lebenden und Todten unserer Tage, also unserer nächsten Umgebung feststellen, so können wir mit Hilfe dieser Zahlen an die Reconstruction der Menschen der Vorzeit herangehen.

Im Anschluss an die Methoden von Welcker, Kupffer und Bessel-Hagen und His wurde zunächst diese Aufgabe erledigt. Dann war das weitere Vorgehen folgender Art: die Weichtheile wurden mit Ton, wie ihn die Bildhauer zum Modelliren ihrer Figuren verwenden, auf eine genaue Nachbildung des Schädels in der durch die Gypsypyramiden im Voraus gegebenen Dicke aufgetragen und auf solche Weise das Rassen-Porträt eines Menschen erhalten, der vor vielen tausend Jahren gelebt hat; das ist die Büste hier einer jungen Frau aus der Steinzeit. (Eine Abbildung derselben findet sich in dem Archiv für Anthropologie. Braunschweig. Band XXV. 1898.)

Methode der Messung: Die Messung wurde an Leichen vorgenommen. Das Messinstrument besteht aus einer kräftigen in Holz gefassten Nadel, über welche eine kleine Scheibe von Hartgummi gehoben ist. Die Scheibe lässt sich derart bewegen, dass sie an der betreffenden Stelle der Haut unbedingt aufliegt. Die Grösse der Scheibe wechselt zwischen 5—10 mm. im Durchmesser. Die Nadel wird geölt und dann während des Einstechens gedreht, damit die Haut nicht trichterförmig eingedrückt werde. Dann musste beachtet werden, dass die Gummischeibe sich nicht an die Haut anlege, wenn die Spitze der Nadel den Knochen erreicht

hate. Nach dem Herausziehen wurde die Entfernung der Gummischeibe von der Nadelspitze genau gemessen. Die Messpunkte trennen sich in zwei wichtige Gruppen, in solche für die Reconstruction der Profilinie und in solche für die Reconstruction der Seitenflächen des Gesichtes. (Siehe die Figur S. 116.) Es sind im Ganzen 28 Männer- und Frauenleichen gemessen worden, darunter magere und gutgenährte. Aus den absoluten Zahlen wurden die Mittelwerthe für magere und gutgenährte Männer, und für magere und gutgenährte Frauen berechnet. Für die Reconstruction des Gesichtes der Frau von Auvernier wurden die Mittelwerthe von gutgenährten Frauen verwendet, darunter von vier Selbstmörderinnen. Es liegen so der Tabelle die Messungen an acht weiblichen Individuen zu Grunde.

Tabelle der zur Reconstruction der Büste verwendeten Maassans acht Leichen gut genährter junger Frauen.

Oberer Stirnrand	3,6
Unterer Stirnrand	4,3
An der Nasenwurzel	4,5
Nasenbeinmitte	2,8
Nasenbeinspitze	2,07
Oberlippenwurzel	9,9
Lippenröhrenhöhe	8,2
Kinnlippenfurche	10,4
Kinnwulst	10,1
Unter dem Kinn	6,2
Mitte Augenbrauen	6,3
Mitte unterer Augenhöhlenrand	4,5
Vor dem M. masseter am Unterkiefer	7,1
Wurzel des Jochbogens vor dem Ohr	6,9
Höchster Punkt des Jochbogens	5,3
Höchster Punkt des Wangenbeinhockers	7,7
Mitte des M. masseter	16,9
Am Kieferwinkel	9,5
Nasenwurzel bis Nasenflügelrand	46,7
Nasenbreite zwischen den Flügeln	34,75
Nasentiefe von der Spitze bis zur Lippenwurzel	22,0
Höhe der Oberlippe	20,75
Mundspalte bis Kinnwulst	34,3

Nach diesen Messungen ist die Haut auf dem Nasenrücken am dünnsten: 2,8 mm, auf der Stirn oben 3,6 mm, am untern Augenhöhlenrand 4,5 mm, am obern (Mitte der Augenbrauen) 5,3 mm, am Kinn 1 cm dick; die Höhe der Oberlippe beträgt 2 cm; die Entfernung von der Mundspalte bis zum Kinnwulst etwas über 3, genau 3,4 cm u. s. w. (siehe die beigefügte kleine Tabelle). An den für die Messung ausgewählten Punkten wurden an dem in Gips nachgeformten Schädel die schon erwähnten Gipspyramiden errichtet, welche genau die Höhe der angegebenen Mittelwerthe besitzen. Der Schädel wurde dann bis zur Höhe der Marken mit Thon belegt und so von einem Punkte zum andern fortgeführt, bis schliesslich an den 46 Punkten die Dicke der Weichtheile aufgetragen war. An dem so entstandenen Robtentwurf ist die charakteristische

Form des Gesichtes sofort zu erkennen. Bis jetzt ist die Herstellung einer solchen Reconstruction mühsam und zeitraubend, weil es sich um die Fixirung vieler einzelner Punkte handelt; sind erst einmal die Regeln über das rassenanatomische Verhältniss der Weichtheile zum darunterliegenden Knochen allgemeiner bekannt, dann wird die Reconstruction sich leichter ausführen lassen. Von diesen Regeln seien jetzt nur die folgenden Sätze hervorgehoben:

1. an den identischen Punkten des menschlichen Gesichtes ist das Verhältniss der Weichtheile übereinstimmend bei gleichem Geschlecht, gleichem Alter und gleichem Ernährungszustand;

2. die Dicke der Weichtheile steigt also wie am Hirnschädel, so auch an dem Gesichtsschädel in einem durch Zahlen fixirbaren Verhältniss zu der knöchernen Unterlage.

Weitere Einzelheiten über die Herstellung darf ich mir wohl versagen, sie sind in der erwähnten Abhandlung (Arch. f. Anthrop. Bd. XXV, 1898) ausführlich mitgetheilt. Ich möchte an dieser Stelle vielmehr Einiges hinzufügen über die Gesichtsbildung dieser Frau aus der Steinzeit. Die Frau hat ein breites Gesicht, eine flache Stirn, vorspringende Wangenhöcker, deutlich erkennbare Kieferwinkel und eine kurze Nase, lauter Merkmale, die durch den Knochenbau im vornherein bestimmt sind. Die Distanz der Wangenhöcker, der Jochbogens, der Kieferwinkel ist strengstens festgehalten, so wie sie in dem Knochenbau vorliegen. Es wurde lediglich die Dicke der Weichtheile aufgetragen. Die reconstruirte Form entspricht der von mir schon wiederholt beschriebenen europäischen Varietät mit breitem Gesicht.

Was die Nase betrifft, so gehört sie in die Kategorie der Stumpfnasen; der Rücken ist leicht eingebogen, die Spitze etwas nach aufwärts gewendet und die Gegend der Nasenflügel breit. Nach der Configuration der Knochen darf man keine gerade und keine Adlernase voraussetzen, weil die Nasenbeine kurz sind wie das ganze Skelett der Nase. Mit dem kurzen und breiten Gesichte ist bei reinen Formen die Platyrhinie, die Stumpfnaese, verbunden, das ist allgemein anerkannt. Nach meiner Messung beträgt an dem Schädel der Frau aus der Steinzeit der Nasenindex 54,2, das ist ein platyrhiner Index, dem am Lebenden eine Stumpfnaese entspricht. Umsohan an Lebenden lässt sich übereinstimmende Nasenformen auffinden. Es kommen sehr verschiedene Grade derselben vor, darunter solche, deren Rücken z. B. tief eingedrückt ist.

Die Frau der Steinzeit hat eine jener kurzen Nasen, die nicht als ungeschön gelten können.¹⁾ Die Form des Mandes steht unter zwei Bedingungen, unter denen der Kiefer und der sperrigsten Beschaffenheit der Lippen. Das Kiefergerüst der Frau der Steinzeit ist prognath, der Profilwinkel beträgt 79°. Dadureh springt wie in der Büste, das ganze Gesicht etwas vor. Was die Lippen betrifft, so lehrt das Studium der Rassenanatomie, dass mit Prognathie etwas geschwellte Lippen vorkommen, es sind deshalb an der Büste die Lippen voll. Bei den kurzen und breiten Gesichtern ist der Mund etwas gross, weil der Zahnbogen weit ist. Bei der chamaeprosopon Frau der Steinzeit beträgt der Gaumenindex 100,0; darin liegt der anatomische Grund für den etwas grösseren Mund der Breitgesichter Europas im Vergleich mit demjenigen der Schmalgesichter (Demonstration dieser Unterschiede an überlebens-grossen Porträten, die nach Photographien hergestellt und in dem Saal aufgehängt waren). Der Haarschmuck der Büste ist selbstverständlich frei erfunden. Ein kurz geschnittenes Haar hätte die äussere Erscheinung störend beeinflusst, ich hielt es für erlaubt, irgend eine Form zu wählen, welche die Stirn freilässt. Alle Naturvölker legen überdies auf den Haarschmuck einen besonderen Werth. Wir sind also jedenfalls zu der Annahme berechtigt, dass die Frau von Auvernier ihr Haupthaar in irgend einer Form, vielleicht in verwandter Art, getragen habe. Die Drapierung der Brust, ebenso das Cellier mit einem Eherzahn, Thonperlen u. dgl. ist ebenfalls frei erfunden, ebenso der Blick, die Wendung des Kopfes. Die Form des Halses ist der allgemeinen Form des Kopfes angepasst. Fassen wir noch einmal die Büste als Ganzes ins Auge, so ergibt sich, dass ein Theil der Frauen der Steinzeit in Europa, wie auch ein Theil der Männer eine Form des Antlitzes besaßen, wie noch viele, heute unter uns Lebende. Ich habe diese Art der Gesichtsform als Chamaeprosopie, als breite Gesichtsform bezeichnet. Sie kommt verbunden mit Kurz- und Lang- und mittellangen Hirnkapseln vor und ist auffallend verschieden von dem Langgesicht,

der Leptoprosopie, dessen einzelne Theile des Knochens wie der Weichtheile in die Länge, oder wie man auch sagt, in die Höhe geben (Demonstration eines Langgesichtes auf einer der Abbildungen).

Diese breite Gesichtsform kommt also einer Varietät der weissen kaukasischen Rasse zu, die in Europa jetzt noch lebt. Dass sie vor vielen tausend Jahren schon in Europa gelebt hat, das ist durch viele Schädelufunde schon längst bewiesen und jetzt durch diese Büste noch deutlicher zu erkennen. Sie klärt also die Herkunft der heute noch lebende Varietät der Breitgesichter auf und beweist für Jeden verständlich, dass diese Varietät schon zur Steinzeit in Europa gelebt hat. Durch Vererbung hat sich diese Varietät bis heute erhalten und ist durch alle Gauen Europas nachzuweisen, sowohl in reiner Form als gekreuzt mit der gleichfalls überall vorhandenen langgesichtigen Varietät des Kaukasiers.

Durch diese Art der Reconstruetion eröffnet sich die Möglichkeit der Herstellung von Rassenporträten aus allen Zeiten Europas. Dadureh ist der Weg gezeigt für die Vertiefung unserer Kenntnisse über die körperlichen Merkmale unserer Vorfahren bis in die neolithische Periode hinein. Aehnliche Reconstruetionen an Männerköpfen Europas sind jetzt nothwendig, um die prähistorischen Rassen zunächst unseres Continentes besser kennen zu lernen, als dies bisher der Fall war, wobei folgende Erfahrungsbatsachen gelten:

Jede Rasse des Menschengeschlechtes und jede Varietät überliefert die besonderen körperlichen Merkmale den Nachkommen. Mit anderen Worten, die Rassen und die Varietäten sind persistent.

Vergegenwärtigt man sich die Thatsache von der Persistenz der europäichen Rasse sowohl der mit breitem als der mit langem Gesicht, erwägt man ferner, dass die Blondes und die Brünettes, der Lang- und der Kurzschädel alter Herkunft sind, so wird dadurch nicht hies die Zusammensetzung der heutigen Völker Europas verständlich, sondern auch manche der geschichtlichen Entwicklungsvorgänge. Unzählige Völker sind seit der Steinzeit und zwar aller Orten untergegangen. Zunächst diejenigen der Steinzeit selbst, dann die Völker der Bronze- und Eisenzeiten, herab bis zu denen der Kelten, der Gallier und der Germanen, der Griechen und Römer. Der nämliche Zerstörungsprozess hat die alten Aegypter, die Perser und die Karthager vernichtet, aber die Rassen und ihre Varietäten haben sich unverändert erhalten. Im Vergleich mit den Vätern sind die Varietäten und die Rassen unsterblich.

¹⁾ Die einzelnen Maasse des knöchernen Schädels wurden in der ausführlichen Mittheilung in dem Archiv für Anthropologie Bd. 25 mitgetheilt. Die Indices wurden schon bei einer früheren Veranlassung veröffentlicht; Zwei Schädel aus Fahlhäuten und die Bedeutung desjenigen von Auvernier für die Rassenanatomie. Verb. Naturf. Ges. in Basel VIII. Theil Heft 1. 1886. Siehe ferner Studer und Banawart, Crania helvetica antiqua. Leipzig 1884. Mit 147 Lichtdrucktafeln. Sie haben das Nasenskelett auch dem am Object vorgenommenen Messungen in die nämliche Kategorie (in die der Platyrrhinae) gestellt. Siehe überdies die Tabelle am Schluss.

Maasse zweier brachycephaler Frauenschädel mit breitem Gesicht, der eine azoellisch (Auverner), der anders modern (Süddeutschland).

	Auverner (25-30 Jahre alt)	Modern (37 Jahre alt)
Gerade Länge 1	160,0 mm	158,0 mm
Grösste Länge 2	166,0 "	165,0 "
Breite	135,0 "	135,0 "
Stirnweite	92,0 "	91,0 "
Höhe	—	133,0 "
Ohrhöhe	112,0 "	108,0 "
Länge der Schädelbasis	—	100,0 "
Horizontalumfang	—	478,0 "
Sagittalumfang	—	332,0 "
Querumfang	—	310,0 "
Gesichtshöhe	95,0 "	97,0 "
Obergesichtshöhe	56,0 "	56,0 "
Gesichtsbreite	94,0 "	95,0 "
Jochbreite	123,0 "	123,0 "
Höhe der Nase	42,0 "	39,0 "
Breite der Nase	32,0 "	24,0 "
Breite der Orbita	42,0 "	40,0 "
Höhe der Orbita	30,0 "	29,0 "
Länge des Gaumens	44,0 "	46,0 "
Breite des Gaumens	44,0 "	42,0 "
Profilwinkel	79,0 "	—
Längenbreitenindex 1	84,3 "	85,7 "
" 2	81,3 "	81,8 "
Längenhöhenindex 1	70,0 "	84,1 "
" 2	67,4 "	—
Breitenhöhenindex	—	98,5 "
Gesichtsindex	77,2 "	78,8 "
Obergesichtsindex	45,6 "	45,5 "
Nasenindex	54,1 "	51,5 "
Augenhöhlenindex	71,4 "	70,0 "
Gaumensindex	100,0 "	91,3 "

Der Vorsitzende:

Ich kann dem Herrn Redner unsere Bewunderung auch noch persönlich ausdrücken. Wenn er fortfährt, mit der ausserordentlich schwierigen Masse des zu bewältigenden Materials sich zu beschäftigen, wird er uns immer zu lehrhaftem Dank verpflichtet. Es gibt im Angehlick wohl keinen zweiten Mann, der mit gleicher Ausdauer alle die organischen Formen der ganzen lebenden Menschheit zu bewältigen sich bemüht. Wir sind alle etwas zu sehr locale Menschen, als dass wir ihm nachkommen könnten, aber wir können ihm mit Bewunderung zusehen.

Herr Dr. Boas-New-York:

Mittheilungen aus Amerika.

Vor sechs Jahren hatte ich das Vergnügen, Ihnen über den Stand der anthropologischen Thätigkeit in Nordamerika Bericht zu erstatten. Ich will mir erlauben, heute über den gegenwärtigen Stand der Forschungen in Nordamerika zu sprechen. Am leichtesten kann ich das thun, indem ich Ihnen die Thätigkeit in den verschiedenen Centren schildere. Diese sind hauptsächlich die folgenden: Wa-

shington, Philadelphia, New-York, Cambridge und Chicago.

In Washington befindet sich die grosse Regierungsinstitute, welche Theile des Smithsonian Institute sind. Die regste Thätigkeit entfaltet hier das Bureau of Ethnology, welches die Aufgabe hat, die ethnologische Kenntniss der Eingeborenen Amerikas zu fördern. Naturgemäss besteht die Thätigkeit des Bureaus aus drei Theilen: zunächst beschäftigt es sich mit der Archäologie Nordamerikas, sodann mit der Sprache der Indianer und endlich mit ihrer Sitte, Glauben und socialen Einrichtungen. Die archäologische Abtheilung des Bureaus, besonders Herr H. W. Holmes, hat in den letzten Jahren ihre Untersuchungen auf die Funde in dem Küstengebiet des atlantischen Oceans gerichtet, wo namentlich Reste in glacialen Ablagerungen gefunden sind. Die Altersbestimmungen dieser Schichten sind von grosser Wichtigkeit für die Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika. Während jetzt der Nachweis geliefert ist, dass viele der Funde in später umgelagerten Schichten ruhen, sind andererseits neuerdings bearbeitete Geräthe in noch tieferen Schichten gefunden, welche vielleicht ungestört sind. Diese neuesten Funde verdanken wir Ausgrabungen, die von Professor F. W. Putnam aus Cambridge angelegt sind. Die Untersuchungen sind bislang nur in einem kleinen Gebiete durchgeführt und die Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika ist noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten. Ausserdem beschäftigt sich die archäologische Abtheilung des Bureau of Ethnology wesentlich mit den Resten, die im äussersten Südwesten der Vereinigten Staaten vorkommen; in diesem Gebiete befinden sich ausserordentlich interessante alte Bauten, deren historisches Alter unbekannt ist, welche aber in ihren Eigenthümlichkeiten ohne jeden Zweifel entfernte Beziehungen zu der altmexikanischen Cultur aufweisen; hier wurden ausgedehnte Untersuchungen gemacht und unter Anderem sehr interessante Tüpfereien zu Tage gefördert. Neuerdings beschäftigt sich besonders Herr W. Fewkes mit diesem Gebiete.

Die sprachlichen Untersuchungen, die von dem Bureau in Angriff genommen sind, decken ein sehr grosses Gebiet. In Nordamerika gibt es über 300 Sprachen; naturgemäss ist dementsprechend das Arbeitsfeld ein ungemein grosses und die Hilfsmittel des Bureaus sind kaum hinreichend, dieses ungeheure Gebiet zu erschöpfen. Ich möchte unter den Arbeiten dieser Abtheilung hauptsächlich die des Schweizer Albert Gatschet nennen, welcher hervorragende Untersuchungen in vielen Sprachen Amerikas ausgeführt hat.

Die Untersuchungen über Sitten und Gebräuche der Indianer nehmen wohl die lebhafteste Thätigkeit des Bureau in Anspruch. Die grundlegenden Arbeiten des verstorbenen J. O. Dorsey, die zusammenfassenden Darstellungen des verstorbenen G. Mullery sind Ihnen allen bekannt. Neuerdings sind unter den Arbeiten des Bureau die hervorragenden Untersuchungen James Mooney's über die modernen Religionen der Indianer zu nennen. Hoffmann's Schilderungen der graphischen Künste, die Forschungen des scharfsichtigen F. H. Cushing über die Pueblo-Indianer, die genauen Aufzeichnungen von Walter Fewkes über die Ceremonien derselben Stämme, J. W. McGee's Forschungen über die Formen der Gesellschaft — um nur das Wichtigste aus einem ausgedehnten Gebiete herauszugreifen.

Die von den Beamten des Ethnologischen Bureau gemachten Sammlungen werden im Nationalmuseum zu Washington niedergelegt und bilden eine stattliche Sammlung. Durch ausgedehnte Beziehungen vergrössert sich dieses Museum rasch. Es entfaltet gleichzeitig eine rege literarische Thätigkeit. Hier müssen wir besonders die Verdienste des ausgezeichneten Kenners Fr. Otis T. Mason erwähnen, der uns die Bekanntschaft mit den technischen Fertigkeiten der nordamerikanischen Indianer vermittelt hat. Die wissenschaftliche Ausnutzung des Nationalmuseums dürfte als ein Muster für andere Institute gleichen Charakters dienen.

In Philadelphia ist vor einigen Jahren ein Museum gegründet, welches sich eines sehr lebhaften Aufschwungs erfreut. Die Arbeiten des Museums bewegen sich wesentlich in zwei Richtungen: Zunächst beschäftigt sich der Director desselben, Herr Stewart Culin, hauptsächlich mit der Untersuchung der Spiele der nordamerikanischen Indianer und der eigenenthümlichen geographischen Verbreitung derselben. Es finden sich im dortigen Museum ausserordentlich grosse Serien solcher Spiele, welche sehr interessante Anklänge an die Spiele der alten Welt bieten. Ferner wurden von dem Museum grössere Untersuchungen in Südamerika ausgeführt, welche in die Hand des Ihnen wohlbekannten Dr. Uhle, früher in Berlin und Dresden, geleget waren. Derselbe ist mit reichen Schätzen zurückgekehrt, die der Ausarbeitung harren.

Eine archäologische Untersuchung von grosser Bedeutung hat dieses Museum in den Mooren Floridas machen lassen, wo F. H. Cushing wohlerhaltene Holzsehnitzereien gefunden hat, die ein ganz neues Licht auf die alte Cultur dieser Gebiete werfen.

Ein grösseres ethnographisches Museum befindet sich in New-York. Das dortige naturgeschicht-

liche Museum besitzt eine anthropologische Abtheilung; diese beschäftigt sich wesentlich mit amerikanischen Problemen. In Südamerika wirkt für dieses Museum Herr A. Bandelier, ein deutscher Schweizer. Das Museum führt auch archäologische Untersuchungen im Südwesten der Vereinigte Staaten aus, wo bislang unberührte Gebiete gründlich erforscht werden. Der Schwerpunkt der Thätigkeit des Museums liegt gegenwärtig in Mexiko, wo eine systematische Untersuchung der Ethnologie und Anthropologie der nördlicheren Staaten im Werke ist. Diese Arbeit liegt in den Händen des bekannten Reisenden Dr. Karl Lumholtz und des Anthropologen Dr. A. Hrdlička. Gleichzeitig wird mit grossem Eifer an der Lösung archäologischer Probleme gearbeitet. Während der letzten Jahre war Herr Dr. E. Seler aus Berlin gleichzeitig für das New-Yorker Museum auch für das K. Museum für Völkerkunde in Berlin thätig. Gegenwärtig werden grössere Ausgrabungen unter Leitung des Herrn M. H. Saville ausgeführt.

Ferner beschäftigt man sich mit Problemen, welche das nordpazifische Gebiet bietet; hier findet sich eine grosse Reihe sprichlich verschiedener Völkerschaften, welche aber bis zu einem gewissen Grade eine gleichartige Cultur besitzen. Eine Untersuchung dieser Cultur hat sich das Museum besonders zur Aufgabe gesetzt, und die Arbeiten in dieser Beziehung sind gegenwärtig in vollem Gange. Diese Untersuchungen sind von mir angeregt und werden auch von mir geleitet.

Die archäologische Thätigkeit, d. h. die Untersuchungen der Prähistorie Nord-Amerikas haben ihren Schwerpunkt in Cambridge in Massachusetts, und zwar ist hierin besonders verdient Professor F. W. Putnam. Man kann wohl sagen, dass die ganze Schule der amerikanischen Archäologie von hier ausgegangen ist. Das Institut in Cambridge beschäftigt sich mit der Archäologie des östlichen Amerikas, besonders Ohios. Hier stossen zwei oder drei getrennte Kulturkreise aneinander. Zunächst finden sich hier ausserordentlich interessante Gegenstände, welche auf eine innige Beziehung zu der südlichen Cultur der Golfgebiete hinweisen. Später scheint eine primitivere Cultur bestanden zu haben. Ausserdem macht das Museum zu Cambridge ausgedehnte Untersuchungen über die Ruinen Mittelamerikas, besonders in Honduras; es finden sich dort Städteanlagen, welche ganz ähnlich wie bei uns aus einer Serie von Ablagerungen bestehen; besonders in Honduras hat man Städteanlagen gefunden, welche eine Mächtigkeit von 30 m erreichen. Eine Untersuchung der frühesten Ablagerungen in diesem Gebiete ist das Problem, an welchem gegenwärtig dort gearbeitet wird.

Das „Field Columbian Museum“ in Chicago ist aus der Weltausstellung hervorgegangen. Die Anregung zu diesem Museum verdanken wir auch Herrn F. W. Putnam, welcher seinerzeit mit dem grössten Fleisse Sammlungen für die Weltausstellung zusammenbrachte. Seit dieser Zeit ist die Thätigkeit des Chicagoer Museums wesentlich auf die Ausbeute und Vervollständigung dieser Sammlungen gerichtet.

Alle diese Institute, welche ich hier erwähnte, publiciren die Resultate ihrer Forschung in grösseren Serien von Abhandlungen, welche regelmässig erscheinen.

Eine Hauptschwierigkeit in der Fortführung der anthropologischen Untersuchungen in Nordamerika beruht darin, dass nur ein sehr geringer Nachwuchs junger Leute vorhanden ist, welche im Stande sind, die Untersuchungen unabhängig weiter zu führen. Aber auch hier ist in den letzten sechs Jahren ein grosser Schritt zur Besserung zu verzeichnen; in dieser Zeit sind drei anthropologische Lehrstühle gegründet worden, in Cambridge, in New-York und in Chicago, und wir dürfen hoffen, dass aus diesen Schulen ein neuer und fähiger Nachwuchs hervorgehen wird. Die Thätigkeit dieser Professoren ist eine verschiedenenartige: in Cambridge wird wesentlich Archäologie und physische Anthropologie gelehrt, in New-York liegt das Schwergewicht des Unterrichts auf dem Gebiete der Ethnologie, Linguistik und physischen Anthropologie, in Chicago in Ethnologie und Archäologie. Allmählich beginnen die jungen Anthropologen die drei Universitäten, oder wenigstens Cambridge und New-York zu besuchen, um ihre Ausbildung zu erlangen. Wir dürfen hoffen, innerhalb der nächsten fünf oder zehn Jahre eine Zahl von anthropologischen Professoren in Nordamerika zu erhalten, welche wohl für einen tüchtigen Nachwuchs Sorge tragen werden.

Die Verhältnisse in Canada liegen bei weitem nicht so günstig wie in den Vereinigten Staaten. Vor etwa 15 Jahren hat die englische Naturforscherversammlung Mittel bewilligt, um Untersuchungen über die Indianer des nordwestlichen Canada auszuführen zu lassen; diese Arbeiten sind jetzt abgeschlossen. Dieselbe Versammlung hat letztes Jahr ein Comité für die ethnographischen Untersuchungen von ganz Canada ernannt, welches sowohl die Eingeborenen wie die Weissen in den Kreis der Betrachtung ziehen soll.

Vor wenigen Jahren schien es, dass die physische Anthropologie einen bedeutenden Aufschwung in Nordamerika nehmen sollte, aber diese Hoffnung scheint nicht so rasch der Wirklichkeit entgegenzugehen, wie es den Anschein hatte. Die prak-

tischen Arbeiten über physische Anthropologie liegen zum grossen Theile in den Händen der Turnanstalten, welche mit den dortigen Universitäten verbunden sind. An allen Turnanstalten werden eine grosse Masse von Messungen ausgeführt, welche im Laufe der Zeit wichtige Resultate ergeben müssen. So ist die Zahl der in Cambridge gemachten Messungen 20 000 oder mehr, dieselben harren der wissenschaftlichen Bearbeitung. Auch das Interesse an den Untersuchungen über das Wachstum ist ein sehr grosses, dasselbe liegt gleichfalls wesentlich in den Turnanstalten. Sehr viele Schulen haben Schulärzte und diese sind angewiesen, Untersuchungen vorzunehmen. Ich möchte die Untersuchungen erwähnen, welche in den Kadettenanstalten der Armee sowohl wie der Flotte angestellt sind und sehr interessante und wichtige Resultate ergeben haben.

Die Untersuchungen über die physische Anthropologie der Indianer werden nicht so kräftig betrieben, wie es wünschenswerth wäre, da doch die indianische Rasse sehr stark im Rückgang begriffen ist; doch gibt es grosse Sammlungen von Schädeln, Skeletten und Photographien, welche jedenfalls im Laufe der Zeit wichtige Resultate ergeben werden.

Im grossen Ganzen ist die Zukunft der Anthropologie in Amerika eine viel versprechende; die lebhafteste Anregung, welche durch die Berührung mit den Indianern gegeben wird, hat nicht verfehlt, ihre Wirkung auf diese Wissenschaft auszuüben, und überall sehen wir das lebhafteste Interesse, sowohl für archäologische wie ethnographische Untersuchungen. Demgemäss beschäftigen sich auch eine grosse Anzahl wissenschaftlicher wie halbwissenschaftlicher Gesellschaften mit Problemen dieser Art, und in den populärwissenschaftlichen Journalen Amerikas spielt die Anthropologie eine hervorragende Rolle. Aber trotzdem dürfen wir nicht vergessen, dass die allergrössten Anstrengungen nöthig sein werden, um die wichtigen Fragen zu lösen, welche noch zu lösen sind, ehe das Schwinden der Indianer der weiteren Forschung ein Ende setzen wird.

Herr Dr. Karl E. Ranke:

Beobachtungen über Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung bei Indianern Central-Braziliens.

Ueber die Lebensbedingungen vollständig von der Cultur unberührter Völkerschaften sind wir noch so sehr im Unklaren, dass jede Beobachtung, die uns einen Blick in dieselben gestattet, nicht ohne Werth sein kann. Eine grosse Lücke in

unserem anthropologischen und ethnologischen Wissen ist auf das Fehlen von bevölkerungstatistischen Beobachtungen unter den verschiedenen äusseren Einflüssen, unter denen das Naturvolk im Gegensatz zu den Culturvölkern lebt, zu beziehen.

Ich hoffe daher, dass Sie den Resultaten von Volkszählungen aus den Indianerdörfern des Sehingu, die ich Ihnen heute vorlegen möchte, einiges Interesse abgewinnen, obwohl gleichartige Untersuchungen bis jetzt kaum je von reisenden Anthropologen gemacht worden sind.

Verhältnisse, die mächtiger waren als ich, haben es verhindert, der Untersuchung die Ausdehnung zu verleihen, die ich ursprünglich geplant hatte. Die im Folgenden enthaltenen Zahlen sind aus nur zwei Indianerdörfern, und zwar aus einem Dorf der Trumai und einem als Guikuru bezeichneten Dorf der Nabuqa mit zusammen 202 Einwohnern gewonnen.

Da diese Zahlen so klein sind, dass es gewagt erscheint, sie zum Ausgangspunkt einer eingehenderen Betrachtung zu machen, muss ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige sociale Eigenthümlichkeiten der untersuchten Stämme lenken, die für die Beurtheilung der Resultate von grosser Wichtigkeit sind, ehe ich auf die eigentliche Untersuchung eingehen kann.

Verkehrsschwierigkeiten von allen Seiten her haben uns im ausgedehnten Quellgebiet des Sehingu eine Art von ethnologischem Museum Südamerikas aufbewahrt, in dem sich Reste von allen grossen Sprachfamilien unberührt erhalten haben. Von Süden her ist dieses Gebiet nur unter grossen Entbehrungen und nur von grösseren gut ausgerüsteten Expeditionen über die Wasserscheide zwischen La Plata und Amazonenstrom in monatelanger Reise zu erreichen. Von Norden her ist es durch die mächtigen Cataracte und Fälle im mittleren Stromlauf vor jedem Eindringling geschützt. Von Osten und nach Westen bieten weite, von wilden Stämmen bewohnte Landstrecken, die zu den unerforschtesten Gebieten der Erde gehören und jeder Durchbreisung wahrscheinlich sehr grosse Schwierigkeiten bereiten dürften, eine Mauer gegen die Aussenwelt. In dieser abgeschlossenen Völkerinsel hat sich aber keineswegs einer der dahin verschlagenen Stämme ein Reich gegründet, in dem die übrigen untergegangen wären, sondern jeder dieser Stämme hat sich neben den anderen erhalten. Die einzelnen Stämme haben ihre eigene Sprache behalten, so dass oft Nachbarn von weniger als einer Tagereise Entfernung von einander kein Wort von der Sprache des anderen verstehen. Im Sehingu-Quellgebiet werden sieben sehr verschiedene Sprachen gesprochen, die unterein-

ander so verschieden sind, dass eine Verständigung nur mit Hilfe der Zeichensprache möglich ist.

Sprache und Sitte haben auch die einzelnen Stämme in hohem Grade von einander isolirt, trotzdem ein reger Tauschhandel zwischen ihnen besteht und sie sich im Grossen und Ganzen stets freundlich untereinander begegnen. Zwar kommen Eben von einem Stamm zum anderen vor, aber sie sind immerhin selten. In den untersuchten Dörfern ist nur eine zu verzeichnen gewesen. Von einer fluetuirenden Bevölkerung im Indisendorf können wir in Folge dessen kaum sprechen und von einer erheblichen Auswanderung oder Einwanderung in demselben kann überhaupt nicht die Rede sein. Die Erscheinungen des Wachstums und Abnehmens der Bevölkerung der einzelnen Dörfer geben uns also ein reines Bild der Verhältnisse der Fruchtbarkeit und der Sterblichkeit. Das heisst, jedes einzelne Sehingudorf ist in seinem Bestand nur von der Zahl der in ihm selbst vorkommenden Geburten und Sterbefälle abhängig. Es bildet ein Volk für sich, an dem Fruchtbarkeit und Morbidität in abschliessender Weise studirt werden können. So kommt es, dass einzelne Beobachtungen an Indianerdörfern schon einen Werth besitzen, der gleichen Beobachtungen an einem europäischen Dorf nicht zugesprochen werden dürfte. Eine solche richtig vorgenommene Einzelbeobachtung hat einen in sich selbst völlig abgeschlossenen Complex von Erscheinungen festgehalten, die zwar nicht ohne weiteres verallgemeinert werden dürfen, deren Werth aber durch folgende Beobachtungen nur erhöht werden kann. Mit ihr ist einer der Bausteine gewonnen, aus denen später das Gebäude einer exacten Lehre der indianischen Bevölkerung aufgeführt werden kann.

Für Südamerika gilt übrigens das Gesagte nur für kleinere Stämme. Die grösseren führen stets Kriege und haben nicht selten Gefangene fremden Ursprungs in ihr Dorf aufgenommen. Für das eigentliche Sehingu-Quellgebiet ist das aber gleichgültig, da dort wie gesagt ein dominirender Stamm nicht vorkommt. Erst einige Tagereisen hinter der Vereinigung der Quellflüsse zum Hauptarm trifft man auf einen Stamm, der, zahlreicher und kriegerischer als die Nachbarn, sich einzelne derselben, aber noch keinen aus unserem Gebiet unterjocht hat. Er ist von uns nicht besucht worden und kommt daher hier nicht in Betracht.

Ich habe diese Verhältnisse deswegen so genau auseinander gesetzt, da ich glaube, dass noch an verschiedenen anderen Stellen der Erde unter uncivilisirten Völkern, über die wir noch so wenig Kenntniss besitzen, ganz ähnliche Bedingungen zu finden sind. Durch sie wäre es für den

Reisenden möglich, Einzelbeobachtungen zu machen, die uns ein richtiges Bild der Bevölkerung eines solchen Stammes geben könnten.

Liegen nun die Verhältnisse für eine Volkszählung am Schingu von dieser Seite äusserst günstig, so stellen sich ihr doch von anderer Seite Schwierigkeiten entgegen, die derartige Untersuchungen bis jetzt völlig verhindert zu haben scheinen. Handelt es sich wie am Schingu um einen völlig unberührten Stamm, so muss der Reisende jedes Dolmetschers entbehren. Schon der erste Versuch einer Volkszählung auf dem Weg der Zeichensprache, im Dorf der Trumoi, lehrte mich, dass die Sache keineswegs so einfach war, als ich mir vorgestellt hatte. Wie soll man die Einwohnerzahl eines Dorfes zählen, die selbst vom Zählen über 20 hinaus keinen Begriff hat und die jedem Unternehmen des wanderbaren weissen Besuchers das grösste Misstrauen entgegenbringt.

Den Indianern mein Vorhaben verständlich zu machen, habe ich nach den ersten schwachen Versuchen gleich wieder aufgegeben. Denn sie im Ganzen zu überzählen, ergab sich schon auf den ersten Blick als unmöglich. Ich versuchte dann die Bewohnerschaft der einzelnen Hütten festzustellen. Aber auch das ging nicht so ohne weiteres. Die Leute gingen aus einer Hütte in die andere und wenn ich eintrat, so begleiteten mich stets mehrere Neugierige und sowie ich mich im Eingang zeigte, hoben die Kinder unter ängstlichem Geschrei. Und doch war es schon der dritte Tag unseres Aufenthalts und wir wollten am nächsten wieder aufbrechen. Ich begriff, warum solche Untersuchungen bis jetzt über wilde Völkerschaften überhaupt noch nicht vorliegen. Während ich in Gedanken über die Möglichkeit einer Volkszählung im Dorf umherstrolcherte, fiel mein Blick auf die in den Hütten ausgespannten Hängematten, die Schlafstätten der südamerikanischen Indianer. Schon in den Tagen vorher war mir die regelmässige und sich stets gleichbleibende Anordnung derselben aufgefallen. Es musste also möglich sein, zu jeder Hängematte denjenigen zu erforschen, der die Nacht in derselben zubachte.

Ich stellte mich daher an eine derselben und suchte diese Frage in der Zeichensprache zu verdeutlichen. Ich deutete auf den Stand der Sonne und liess dieselbe mit ausgestrecktem Arm nach Westen wandern und dort untergehen. Dann legte ich mich in die Hängematte und fing an zu schnarchen. Dann stand ich wieder auf, liess die Sonne wieder untergehen und suchte dem zunächst stehenden Mann begrifflich zu machen, dass ich wissen wolle, in welcher Hängematte er dann schlafe. Anfangs habeu sie es wohl nicht begriffen und

es bedurfte vielfacher Wiederholung und verschiedener Anordnung meiner Zeichen, ehe mich einer der Anwesenden an eine Hängematte führte, ebenso wie ich die Sonne nach Westen wandern liess, sich in die Hängematte legte und zu schnarchen begann. Jetzt hatte ich aber gewonnenes Spiel. Ich belohnte ihn für sein Verständnis und nun wollte jeder mich zu seiner Hängematte führen. So habe ich der Reihe nach alle Hängematten des Dorfes abgefragt, mir denjenigen oder diejenigen, die in ihr schliefen, vorstellen lassen, ihre Namen und ihr Geschlecht verzeichnet und ihr Alter geschätzt.

Eine genauere Statistik wird sich unter einem wilden unberührten Volk, das den Europäer zum ersten Mal sieht, überhaupt nicht anstellen lassen. Auf die Schätzung des Alters wäre ich übrigens auch angewiesen gewesen, wenn ich die Sprache der Indianer beherrschte hätte, denn sie kennen ihr eigenes Alter nicht. Selbst bei einem sicher nur wenige Tage alten Säugling konnte ich das Alter nicht mehr erfahren und ebensowenig wusste die Mutter, vor wie viel Tagen sie geboren hatte, das heisst, ihre Angaben differirten von Frage zu Frage so sehr, dass ich aus ihnen keinen festen Anhalt gewinnen konnte. Bei dem Mangel der Schrift ist das leicht verständlich, und bedingt keineswegs einen Mangel der Zeitrechnung überhaupt. Die freigelassene Sklavenbevölkerung, die überall in Brasilien einen grossen Prozentsatz der Bevölkerung bildet, verhält sich ebenso. Sie kennen den Begriff Jahr, sie kennen die einzelnen Monate, sie kennen die Unterscheidung der Jahreszeiten, sie kennen die Weche und die Wochentage, aber wenn man sie fragt, wie alt bist du, so erhält man als stereotype Antwort: „Naô Sei“, „Ich weiss es nicht“. Und als ich einmal die Frage immer dringender wiederholte, sagte ein sichtlich knapp 18 jähriger Mulatte: „Pode ser trinta“, „Vielleicht dreissig“.

Meine Beobachtungen haben sich einerseits mit dem Bevölkerungsstand in seiner Gliederung nach Alter, Geschlecht und Familienstand beschäftigt, und lassen andererseits auch einen Schluss zu auf die Hauptphänomene der Bevölkerungsbewegung, auf den Zuwachs durch die Fruchtbarkeit und das Abnehmen in Folge der Mortalität.

Die genaueren Verhältnisse sind die folgenden:

Altersaufbau.

31% der Gesamtbevölkerung, die innerhalb der ersten 10 Jahre standen, stehen 24,6% im 2. Lebensjahrzehnt gegenüber. Diese Zahl verringert sich im 3. Jahrzehnt auf 19,2%, im vierten

schon auf 11.8% und nur 13.3% der Gesamtbevölkerung überleben das 40. Lebensjahr.

So unseheinbar demjenigen, der nicht mit den Augen eines Statistikers zu sehen gewöhnt ist, diese Zahlen auch scheinen mögen, so lassen sie doch eine Anzahl weittragender Schlüsse zu. Für's erste ist in ihnen ein Beweis für die Eingangs erwähnten Verhältnisse, das heisst für das Fehlen einer Auswanderung oder Einwanderung enthalten.

Da ich glaube voraussetzen zu müssen, dass den meisten der Anwesenden die einschlägigen Erscheinungen der Bevölkerungsstatistik unbekannt sind, muss ich hierzu etwas weiter ausholen. Unter unseren civilisirten Verhältnissen besteht ein auffallender Unterschied im Altersaufbau der ländlichen und städtischen Bevölkerung, und zwar hat das darin seinen Grund, dass von den auf dem Land Geborenen eine grosse Anzahl sich der besseren Erwerbsgelegenheit wegen der Stadt zuwendet. Wir haben es also mit einer Auswanderung vom Lande nach der Stadt zu thun. Bei einem reinen Wanken der Sterblichkeit nimmt nun das Contingent der in einem Jahr Geborenen, je weiter es in den Altersklassen hinaufrückt, um so mehr ab. Dieses Abnehmen ist in den sogenannten Absterbetafeln Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung geworden. Es findet aber auch bei gleichbleibender Fruchtbarkeit einen Ausdruck in dem Altersaufbau der Bevölkerung. Die im ersten Lebensjahr Stehenden sind in Folge dessen zahlreicher als die im zweiten, diese wieder zahlreicher als die im dritten. Bei nur wenig schwankender Fruchtbarkeit, wie dies nach den einschlägigen Untersuchungen bei den europäischen Völkern, Frankreich allein ausgenommen, der Fall ist, kann niemals ein Jahrescontingent grösser sein als das ihm vorhergehende. Diese Erscheinung sehen wir aber auf das Deutlichste in Folge der Einwanderung an der städtischen Bevölkerung ausgeprägt. Während die Bevölkerung der Stadt etwa bis zum 15. Lebensjahr regelmässig abnimmt, beginnt sie von hier an unter dem Einfluss der Zuwandernden wieder zuzunehmen, erreicht noch einmal ein Maximum über 20, um dann ort wieder abzunehmen, auch wieder in langsamerem Tempo, als die Sterblichkeit allein zu Wege brächte. Die graphische Darstellung einer solchen Bevölkerung, wenn man die einzelnen Jahrescontingente auf die breite Kinderhals pyramidenartig aufzeichnet, zeigt eine Anschwellung zwischen den genannten Jahren, die die starke Einwanderung verräth. Umgekehrt ist es bei der ländlichen Bevölkerung. Auch hier ist die Abnahme derselben zuerst regelmässig, um vom 15. Jahr an plötzlich excessiv zuzunehmen. Der Bevölkerungsstand ist im nächstfolgenden Jahr-

zehnt ein ausserordentlich geringer, die Pyramide der ländlichen Bevölkerung zeigt also eine spindelförmige Einschnürung in Folge der Auswanderung. Die indianische Bevölkerung nun, bei der wir weder Einwanderung noch Auswanderung voraussetzen, nimmt zwar in erschreckend raschem Masse ab, aber in regelmässiger Weise ab, ein Beweis, dass Wanderungen nicht stattfinden. Wenn der Indianer anwandert, so ist es stets der ganze Stamm, der sich neue Wohnsitze sucht.

Dann zeigt der Altersaufbau sehr charakteristische Unterschiede von dem Altersaufbau civilisirter Nationen. Nehmen wir zum Vergleich zunächst den Altersaufbau des deutschen Reiches, so sehen wir, dass der procentische Antheil der im Lebensalter unter 10 Jahren Stehenden bei den Indianern ein sehr viel höherer ist als bei uns. 31% der indianischen Gesamtbevölkerung stehen unter 10 Jahren, während die gleiche Altersklasse im deutschen Reich nur 24.2% beträgt. Auch in der zweiten und dritten Decade ist die indianische Bevölkerung zahlreicher vertreten, mit 24.6 und 19.2% gegen 20.7 und 16.2% im deutschen Reich. Im Alter von 30—40 Jahren ändert sich aber dieses Verhältnis. Während im deutschen Reich noch 12.7% der Gesamtbevölkerung im Alter von 30—40 Jahren stehen, ist diese Altersklasse beim Indianer schon auf 11.8% zusammengeschnitten, und während im deutschen Reich 26.2% im Alter über 40 Jahren stehen, erreichen nur 13.3% also nur die Hälfte davon, das gleiche Alter unter den Bedingungen, die das Leben des Indianers mit sich bringt. In diesen Zahlen ist ein Ausdruck der Sterblichkeit enthalten, auf den wir bald näher zurückkommen werden. Einstweilen genügt es, darauf hinzuweisen, dass wie man auf den ersten Blick sieht, der Indianer kurzlebiger ist als der Deutsche.

Gliederung der Bevölkerung nach dem Geschlecht.

Die Indianer zeigen einen ziemlich erheblichen Männerüberschuss. Es treffen auf 1000 Männer 879 Frauen. Dieser Männerüberschuss ist am grössten in den ersten beiden Altersdecaden, nimmt mit zunehmendem Alter rasch ab und verwandelt sich jenseits des 40. Lebensjahres in einen geringen Weiberüberschuss.

Wir sehen daraus, dass zwei Thatsachen, die bis jetzt bei allen statistisch untersuchten Bevölkerungsgruppen zur Beobachtung gekommen sind, auch für den Indianer ihre Richtigkeit haben. Auch im Indianerdorf werden mehr Knaben als Mädchen geboren, und nach hier ist die Mortalität der besseren Hälfte eine geringere.

Schon während der Geburt gehen überall in der Welt mehr Knaben verloren als Mädchen und bei uns in Deutschland, wo der Ueberrethum der männlichen Geburten viel geringer ist, sind schon am Ende des ersten Lebensjahrs die Mädchen in der Uebersahl. Im Alter unter 5 Jahren ist dann nach den vitalen Statistiken von Nordamerika die Mortalität der Knaben an allen Krankheiten der Mädchen überlegen, mit alleiniger Ausnahme des Keuchhustens, und es ist sehr charakteristisch, dass später, wenn das höhere Alter erreicht ist, die Frauen hauptsächlich in einer Todesursache die Männer übertreffen, die eine Folge des höheren von ihnen erreichten Alters ist, nämlich gerade im Old Age, wie es der Engländer nennt, das heisst in der Zahl der Todesfälle an Altersschwäche. Eine Erklärung für diese Erscheinung, die nur während der Pubertätsperiode eine Ausnahme zu Gunsten der Männer macht — was sich wiederum auch beim Indianer sehr deutlich ausdrückt —, darf nicht in den sozialen Unterschieden allein gesucht werden. Im Kindesalter, wo das Geschlecht solche Unterschiede noch nicht bedingt, haben wir sie ja besonders stark ausgeprägt gefunden. Sie muss vielmehr zum grossen Theil in angebornen Unterschieden der natürlichen Resistenz gesucht werden.

Nach Bühner zeigen Amerika, Asien, Afrika und Australien Männerüberschuss, während allein Europa einen Weiberüberschuss aufzuweisen hat. Diese Zahlen beziehen sich aber mit Ausnahme von British Indien auf coloniale Gebiete, deren Bevölkerung durch die starke Männeremigration in dieser Hinsicht beeinflusst sein muss. Ueber Bevölkerungs-Statistiken an unberührten eingeborenen Stämmen aus einem dieser Erdtheile besitzen wir nahezu gar keine Mittheilungen. Am besten sind die nordamerikanischen mehr oder weniger civilisirten Indianer bekannt. Auch sie zeigen überall einen sehr erheblichen Männerüberschuss, wo sie noch, wie einzelne Stämme in Alaska, in ziemlich ungestörten Verhältnissen leben. In den Indianerreservationen ist zwar auch noch ein Männerüberschuss vorhanden, doch ist derselbe ziemlich viel geringer. Es ist das begrifflich, wenn man bedenkt, dass von allen unterjochten und der Anrottung anheimfallenden Stämmen der männliche Theil der Bevölkerung mehr decimirt wird. Der Männerüberschuss ist also zweifelsohne eine dem indischen Stamm durchweg anhaftende Eigenthümlichkeit und ist ebenso bei dem somatischen nicht fern stehenden Indier beobachtet worden.¹⁾

¹⁾ Die englischen Bearbeiter des Britischen Census glauben zwar, dass der Weibermangel der gerade in den jungen Jahren während und direct nach der Pubertät am grössten ist, durch Unterschlagung bei der

Der Familienstand.

Sehr interessant für die Würdigung der sozialen Verhältnisse unter den Indianern ist die Gliederung ihrer Bevölkerungszahl nach dem Familienstand. Im deutschen Reich sind 60% der Wohnerschaft ledig, 33,9% verheirathet, 5,9% verwittwet. Diesen Zahlen stehen im Indianerdorf 48,3% ledige, 40,4% verheirathete, und 11,2% verwittwete gegenüber. Wir sehen also aus dieser ersten Uebersicht, dass der Procentsatz der Ledigen hier ein sehr viel geringerer ist als in unseren civilisirten Verhältnissen. Auch hier steht der Indianer dem Eingeborenen British Indiens näher, wo der Procentsatz der Ledigen sogar noch geringer ist, wo 41,3% Ledige, 48,0% Verheirathete, und 11,2% Verwittwete vorgefunden wurden. Einen richtigen Einblick in diese Zahlen gewinnen wir aber erst bei einer differenzirteren Betrachtung. Es überrascht zunächst, dass der Procentsatz der Ledigen überhaupt so gross sein kann. Aus dem Männerüberschuss allein lässt sich das nicht erklären, sondern es wirken hierbei die Eigenthümlichkeiten im Altersaufbau entscheidend. Wir haben gesehen, dass die Kinderhaisis einen procentisch sehr grossen Theil der Bevölkerung ausmacht, viel mehr als die gleichen Alter im deutschen Reich oder gar in Frankreich. Mehr als 50% der Gesamtbevölkerung stehen im Indianerdorf im Alter von unter 20 Jahren.

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte sind für die civilisirten Völker Statistiken über den Familienstand der im Alter von 15 Jahren und darüber stehenden Individuen aufgestellt worden. Thun wir dasselbe für die Indianer, so erhalten wir in dem einen Dorf der Traumi (wo eine Familienstandsstatistik genau aufgenommen wurde) von 53 Individuen im Alter über 15 Jahren 38 Verheirathete, 9 Verwittwete und 6 Ledige. Also 88,7% Verheirathete und Verwittwete und 11,3% Ledige. In diesen Zahlen ist das wahre Verhältniss des Naturvolkes zum civilisirten zum Ausdruck gekommen. Die entsprechenden Zahlen für das deutsche Reich sind 38,3 Ledige (mit den Extremen in Bayern 41,8 und Sachsen 35,1), für Frankreich 35,3, für Grossbritannien und Irland 41,7, für die Vereinigten Staaten 36,9.

Sehr interessant ist die Vertheilung der Ledigen

Zählung entstanden sei. Das mag diese Erscheinung verstärkt haben. Man darf aber nicht vergessen, dass überall in der Welt gerade in diesem Alter allein die Mortalität der Mädchen diejenige der Knaben übertrifft, dass dieser Mangel an jungen Mädchen also sehr wohl eine biologische Erklärung finden kann. In den untersuchten Dörfern war ein Verstocktsein der Mädchen ausgeschlossen, das in anderen nicht selten beobachtet wurde.

unter die Altersklassen und zwischen den Geschlechtern. Es waren 5 Männer und 1 Frau. Die 5 Männer standen sämtlich im Alter von 15 bis 25 Jahren, während die eine Frau im Alter von 20—30 Jahren stand. Diese einzige unverheiratete Frau im Indianerdorf der Trumai war zugleich die einzige — und zwar in hohem Grade — schwachsinnige erwachsene Person, die ich in allen besuchten Dörfern getroffen habe. Sämtliche Individuen über 25 Jahren sind durch die Ehe gegangen. Wenn wir von der einen blödsinnigen Frau, die auch von den Indianern als nicht heirathsfähig angesehen worden ist, absehen, so sind sämtliche Frauen, ganz den Verhältnissen in Indien entsprechend, über 20 Jahren verheiratet gewesen. Diese vollzählige Verheirathung in relativ frühem Alter erklärt uns den guten Stand der Sittlichkeit im Gegensatz zu unseren civilisirten Verhältnissen, den ich schon in mehreren Veröffentlichungen hervorgehoben habe.

Daraus, dass wir unverheiratete Männer nur unter 25 Jahren finden, dass also ältere Jungens vollständig fehlen, müssen wir wohl den Rückschluss machen, dass jung verwitwete Frauen sich meist zum zweiten Mal verheirathen, denn nur so ist es möglich, dass die Rubrik der unverheiratheten Männer über 30 Jahren plötzlich verschwunden ist.

Von mehr speciellem Interesse für den Anthropologen und für die physische Beurtheilung eines Stammes sind immer die Verhältnisse der Bevölkerungsbewegung gewesen. Die sich in der Mortalität ausdrückende relative Lebenskraft, die auch in der Fruchtbarkeit einen Ausdruck findet, ist der wesentlichste Anhaltspunkt einer biologischen Beurtheilung.

Fruchtbarkeit.

Besonders gross war die Schwierigkeit, von dem Indianer verwertbare Angaben über die Kinderzahl zu bekommen. Sie lag der Hauptsache nach darin, dass man einer gewissen Sprachkenntnis bedurfte, um die Fragestellung auch auf die im Verlauf der Ehe gestorbenen Kinder ausdehnen zu können. Der Zufall wollte es, dass gerade der erste Mann, mit dem ich mich eingehender unterhielt, im ersten von mir besuchten Indianerdorf, das vor uns noch nie ein Weisser betreten hatte, ein ungewöhnlich intelligenter Mann, Namens Aukna, vor kurzer Zeit seine Frau verloren hatte. Er begann sogleich mir etwas zu erzählen, in dem sich eine sehr ausdrucksvolle Geberde, stets von dem Wort *dzizie* begleitet, oft wiederholte. Sein Gesicht nahm dabei einen betrübten Ausdruck an, er beugte sich etwas nach vorn, hob den aus-

gestreckten Arm vor und beschrieb dann mit dem ausgestreckten Zeigefinger — die Hand war sonst zur Faust gehalten — einen Bogen nach unten und hinten. Der klägliche Ausdruck des Ganzen und die sichtlich eine Art von Verschwunden andeutende Handbewegung erweckten sofort in mir den Gedanken, dass es sich hier um den Ausdruck des Sterbens in der hochausgebildeten Zeichensprache der Indianer handeln könne. So oft ich nun eine Frau nach der Zahl ihrer Kinder fragte, wiederholte ich, nachdem eine geringe Zahl von Kindern genannt und gezeigt worden war, dieselbe Frage mit dem Zusatz *dzizie* und der erklärenden Geberde. Dann zählte sie fast ausnahmslos mit betrübter Miene noch eine grössere Anzahl an den Fingern ab, bei jedem einzelnen das Wort *dzizie* und die Geberde des Gestorbenseins wiederholend.

Auf diese Weise sind die nun folgenden Zahlen gewonnen, die erheblich von den von Ehrenreich in demselben Gebiet, wenn auch in anderen Dörfern, gewonnenen Zahlen abweichen, da dieser nur die lebenden Kinder herücksichtigte. Ich habe in 6 verschiedenen Dörfern 86 verheiratete Frauen nach der Zahl ihrer Kinder gefragt, die im Ganzen 360 Kinder geboren hatten, von denen zur Zeit der Zählung nur mehr 141, also 39,2%, lebten. Das gibt im Durchschnitt 4,19 Geburten und 1,64 lebende Kinder auf eine verheiratete Indianerin. Wir sehen, dass mit dieser Zahl die Indianer diejenige der stehenden Ehen in der Berliner Volkszählung von 1885 sehr beträchtlich übertrafen, da damals auf jede Ehe nur 3,112 Geburten angegeben worden sind. Ich hebe hervor, dass die beiden Zahlen nur ganz gleiche Weise gewonnen sind und dass also auch bei der Berliner Zählung die Fragestellung nicht allein auf die lebenden, sondern auch auf die in der Ehe überhaupt geborenen Kinder ausgedehnt worden ist. Doch sind diese Zahlen nicht ohne Weiteres vergleichbar, da sie von dem Prozentsatz der Jungverheiratheten in der Gesamtmmasse sehr erheblich abhängig sein müssen.

Zur genauen Beurtheilung der Fruchtbarkeit ist es notwendig, die Kinderzahl der einzelnen Ehen unter dem Gesichtspunkt der Ehedauer zu ordnen. Eine Ehe von 20—25jähriger Dauer ist in den einschlägigen statistischen Arbeiten als massgebend aufgestellt worden, da darüber hinaus Kinder im Allgemeinen nicht mehr zu erwarten sind. Solche Ehen der eben erwähnten Berliner Volkszählung haben im Durchschnitt 5,067 Geburten aufzuweisen, und diese Zahl erhöht sich noch, wenn man das Heirathsalter der Frau herücksichtigt. Ist eine solche Ehe von der Frau im Alter unter 20 Jahren geschlossen worden, so hat

sie im Mittel 6,268 Geburten ergeben, bei einem Heirathsalter der Frau von 20—25 Jahren 5,788 Geburten, von 25—30 Jahren noch 4,618, während darüber hinaus die Zahlen sehr schnell abnehmen.

Von den 86 Indianerinnen habe ich bei den letzten 68 auch das mathematische Alter verzeichnet. 10 verheirathete Frauen unter 20 Jahren hatten der kurzen Dauer ihrer Ehe entsprechend nur 6 Kinder, im Durchschnitt also 0,6; 22 Frauen im Alter von 20—30 Jahren 57 Kinder, im Durchschnitt 2,59; 19 Frauen im Alter von 30—40 Jahren 67 Kinder, durchschnittlich 4,78 und 24 Frauen über 40 Jahren zusammen 128 Geburten, durchschnittlich 5,33. Das regelmässige Ansteigen dieser Zahlen, das sehr nahe der Art des Anstiegs der Kinderzahl in deutschen Ehen entspricht, ist ein völliger Beweis einerseits, dass ich mich in der Altersschätzung innerhalb der Decaden nicht erheblich geirrt habe, und andererseits, dass die Angaben der Indianerinnen unser Vertrauen verdienen. Nehmen wir die über 40 Jahre alten Frauen, die bei der durchschnittlich im Alter von 14—20 Jahren stattfindenden Verheirathung ihre ganze Fruchtbarkeitsperiode in der Ehe gelebt hatten, zum Vergleich mit den Ehen mit über 25-jähriger Dauer in Berlin, so erhalten wir eine sehr grosse Annäherung. 5,33 Geburten einer solchen indianischen Ehe stehen 5,067 einer Berliner Ehe gegenüber.

Berücksichtigen wir nun ausser der Ehedauer auch noch das Heirathsalter der Frau, so wird die Annäherung noch grösser. Wir haben gesehen, dass unverheirathete Frauen über 25 Jahren im Indianerdorf überhaupt nicht vorkommen, und werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen, dass die meisten indianischen Ehen von der Frau im Alter von 13—20 Jahren eingegangen werden. Doch glaube ich, darf man die indianische Ehe nicht direct mit einer europäischen Ehe dieses Heirathsalters in Beziehung setzen, da es sich in Europa oder wenigstens ganz sicher in Berlin bei so früh geschlossenen Ehen um ausgewählte früh entwickelte Personen handelt. Eben von 20—25-jähriger Dauer mit einem Heirathsalter der Frau von 20—30 Jahren haben in Berlin eine Geburtenziffer von 5,203.

Das liegt der oben angegebenen Zahl 5,33, einer so genau als möglich entsprechenden Indianerehe so nahe, dass wir mit Fug und Recht annehmen können, ihre Fruchtbarkeit sei völlig gleich der der einzigen bis jetzt in Deutschland in vergleichbarer Weise genauer untersuchten Bevölkerungsgruppe, nämlich der Einwohnerschaft von Berlin im Jahre 1885. Das ist sicher ein für die physische Beurtheilung der Indianer hoch-

bedeutendes Resultat. Bedenken wir, dass die Geburtenzahl gerade in Deutschland eine der höchsten in Europa ist, so muss unser Urtheil über die Fruchtbarkeit der Indianer ein sehr günstiges werden.

Das deutsche Reich besitzt mit Ausnahme von Ungarn und dem europäischen Russland die höchste Geburtenziffer in Europa, es übertrifft also der Indianer in seiner Fruchtbarkeit die übrigen germanischen, und noch mehr sämmtliche romanischen Völker. Er steht auch in dieser Beziehung wieder den Völkern mongolischen Ursprungs sehr nahe, die mit Ausnahme von Japan ebenfalls die europäischen Völker an Fruchtbarkeit übertreffen.

Mortalität.

Betrachten wir uns den Altersaufbau genauer, so finden wir, dass wir uns ihm das mittlere Alter der Lebenden erschliessen können, das heisst dasjenige Alter, zu dessen beiden Seiten je 50% der Bevölkerung liegen. Es ist das eine dem Statistiker nicht geläufige Form der Betrachtung, da sie unter Umständen Ungenauigkeiten enthalten muss. Bei Bevölkerungen mit starker Aus- oder Einwanderung oder mit sehr unregelmässiger Fruchtbarkeit und Sterblichkeit steht diese Zahl nicht in directem Verhältnis zur allgemeinen Sterblichkeit aller Lebensalter. Von den ersteren haben wir gesehen, dass sie beim Indianer vollkommen fehlen, und was die Unregelmässigkeit der jährlichen Geburtenziffer betrifft, so ist sie in dem Maassstab, dass sie bei 10-jährigen Altersklassen noch störend eingreift, nur in Frankreich beobachtet worden. Wir werden sehen, dass störende Epidemien im Schingadorf nicht sehr wahrscheinlich sind.

Beim Indianer sind kaum halb so viel Individuen über dem 40. Lebensjahr vorhanden, wie im deutschen Reich. Das Durchschnittsalter der lebenden Bevölkerung, das für Deutschland — in Folge der Auswanderung etwas so niedrig — 25 Jahre 8 Monate, für Dänemark 24 Jahre 2 Monate, für Japan 24 Jahre 5 Monate beträgt, ist beim Indianer 17 Jahre 8 Monate. Wenn die Zahlen 25 Jahre 8 Monate für den Deutschen, und 17 Jahre 8 Monate für den Indianer auch in der absoluten Grösse mit dem tatsächlichen Lebensalter, das nur durch andere Betrachtung erschlossen werden kann, nicht übereinstimmen, so kann das doch ihren Verhältnisswerth nicht beeinträchtigen, das heisst, das indianische Leben beträgt jedenfalls kaum mehr als zwei Drittel eines durchschnittlichen deutschen Lebensalters.

Aus dem Altersaufbau lassen sich aber noch detaillirtere Schlüsse ziehen. Wir sehen, dass die bei der hohen Fruchtbarkeit procentisch sehr stark

vertretenen unteren Lebensalter mit einer geradezu erschreckenden Geschwindigkeit abnehmen. Während im deutschen Reich 100 im ersten Jahrzehnt stehenden Individuen 85 in der zweiten, 66,9 in der dritten und 52,5 in der vierten Decade gegenüber standen, sind die entsprechenden Zahlen beim Indianer 79,4, 61,9 und 38,1. Im deutschen Reich gehen ca. 14,5% der im ersten Lebensjahrzehnt vorhandenen Individuen innerhalb des zweiten zu Verlust, während beim Indianer innerhalb dieser Altersklasse eine Mortalität von 22% zu verzeichnen ist. Im dritten Jahrzehnt sind die betreffenden Procentzahlen sich nahezu gleich. Der Bevölkerungsverlust im deutschen Reich, der hier allerdings durch die Auswanderung verstärkt, kein ganz reines Bild der Sterblichkeit mehr bietet, ist 21,8% beim Indianer 22,0. Auch hier, dem für die Sterblichkeit günstigsten Lebensalter des Indianers von 20—30 Jahren zeigt sich noch ein Unterschied zu seinen Ungunsten. Geradezu furchtbar ist aber die Mortalität im Alter von 30—40 Jahren, 38,5% der im Alter von 20—30 Jahren Stehenden unterliegen in der folgenden Decade dem Tode, während in der gleichen Altersklasse im deutschen Reich sich nur eine Sterblichkeit von 21,6% berechnet. Die gleichen Unterschiede zeigen sich im Grossen in der Vergleichung der über 40 Jahren liegenden Altersklassen. Während im deutschen Reich 26,2% der Gesamtbevölkerung im Alter über 40 Jahren stehen, haben die Indianer nur 13,3% in der gleichen Altersklasse aufzuweisen. — Wenn die eben angegebenen Zahlen auch aus den oben angeführten Gründen nicht auf absolute Genauigkeit Anspruch erheben können, so geben sie doch ein ansehnliches und ein so genaues Bild der Sterblichkeitsverhältnisse, als sich unter den schwierigen Verhältnissen, die sich dem Forscher im Dorf eines noch nie mit Weissen in Berührung gekommenen Stammes entgegenstellen, überhaupt wird erreichen lassen.

Die Mortalität im Indianerdorf ist also eine relativ viel höhere als unter ovisirten Verhältnissen. Ferner sehen wir, dass die Mortalität, die im Kindesalter und jenseits des 40. Jahres am grössten ist, in den mittleren Lebensjahren, namentlich zwischen zwanzig und dreissig, einen gewissen Stillstand aufweist und sich hier sogar den europäischen Verhältnissen nähert. Ich glaube nun, dass in der That im Indianerdorf Verhältnisse herrschen, wie diejenigen, die ich eben aus meinen Zahlen abgeleitet habe, und zwar liegen meine Gründe hierfür in den Ersebnissen der Morbidität, soweit wir darüber Kenntniss haben erlangen können.

Die in zehn Indianerdörfern unter etwa 800

his 1000 Indianern beobachteten Krankheiten sind die folgenden: Mehrere geheilte Fracturen und eine veraltete Hüftluxation, der Anamnese nach nicht angeboren; ein doppelseitiger angeborener Klumpfuß; eine überall sehr häufige Hautkrankheit, als *Tinea imbricata* aus dem malaisischen Archipel und der Südsee beschrieben; zahlreiche Furunkel, die ihren Lieblingssitz in der Glutealgegend haben; zwei Fälle von Idiotie; ein Fall von ansehnend parasitärem Lebertumor, der einen nicht sehr hochgradigen Ascites zur Folge hatte; einige rheumatische Gelenkaffectionen, dann zahlreiche Fälle von Malaria und Malariaeacchie im Alter unter 10 Jahren und nicht sehr heftige Enteritiden von Säuglingen. Sehr auffallend war am Sobingu das häufige Vorkommen von Leucocem und Staphyloem, die namentlich bei den Bakairi des Kulisebu kaum eine einzige Person verschont hatten. Mit Hilfe eines Bakairi vom Paraninga, des berühmten Antonio, der bis jetzt sämtliche Schinguexpeditionen begleitet hat, habe ich auch die Geschichte ihrer Entdeckung in Erfahrung bringen können. Nach der zweiten Schinguexpedition sind einmal 9 Bakairi vom Kulisebu an den Paraninga gezogen und haben dann von da aus einen Abstecher nach Rosario unternommen. Dort wurden sie sehr freundlich aufgenommen, sie wurden vor allem, obwohl ihnen auch nur die geringste brasilianische Wortkenntnis vollständig abging, sofort getauft und nach einem Aufenthalt von einigen Tagen mit Geschenken entlassen. Einer dieser Leute acquirirte in Rosario eine Augenleidenheit, die nach seiner Rückkehr in's Bakairidorf am Kulisebu eine furchtbare Epidemie veranlasste. Sämtliche Einwohner erkrankten, einige starben, andere kamen mit dem Verlust eines Auges oder mit einigen Leucocem davon. Die zahlreichen Conjunctivitiden, die ich selbst gesehen habe, waren durchaus gutartiger Natur, so dass ich glaube, dass der Gonococcus bis auf weiteres am Schingu wieder ausgestorben ist. Merkwürdiger Weise habe ich kein einziges Anzeichen dafür gefunden, auch nicht anamnestisch, dass er seine Wirksamkeit beim Indianer auch auf die Generationsorgane angedehnt hätte.

Vollständig fehlen am Schingu der Aussatz, die Syphilis, die Tuberculose. Namentlich das Fehlen der letzteren ist von Wichtigkeit, da wir überall, wo der Indianer mit dem Weissen in nähere Berührung kommt, die Tuberculose ganz entsetzliche Verbeerungen anrichten sehen. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, dass Masern, Scharlach und Pocken am Schingu fremd sind, obwohl man aus ihrem Fehlen zu der Zeit unseres Besuches nicht so sicher auf ihr Nichtvorhandensein schliessen

darf, wie bei den vorhergehenden. Nur bei den Pocken scheint das durch das Fehlen pockenarriger Personen sicher gestellt zu sein. Rheinitis, die überall in den Tropen fehlt, ist auch hier nicht beobachtet worden.

Von den tropischen allgemeinen Infektionskrankheiten ist nur die Malaria zur Beobachtung gekommen. Dass Lepra und Lues unter allen den verschiedenen sprechenden Stämmen vollständig fehlen, erscheint mir für die Beurtheilung der präcolumbischen Morbidität Amerikas nicht unwichtig. Von den beiden anderen unter der weissen Bevölkerung Brasiliens so häufig getroffenen Krankheiten, von Beriberi und dem gelben Fieber wird es uns sehr viel weniger überraschen, da wir von beiden des historische Datum ihrer Einschleppung in Südamerika kennen. Dass die Tuberculose unter den Indianern neu ist, hat man schon aus ihrem furchtbaren Wüthen unter den Indianern Nordamerikas geschlossen, wo eine Mortalitätsziffer von 114,6 bei der weissen Bevölkerung, einer solchen von 290,5 beim Indianer gegenübersteht.

Warum ist aber die Mortalität so hoch, wenn wir so viele furchtbare Feinde des Menschengeschlechtes am Sebingu ausgeschlossen gefunden haben? Ich glaube ein grosser Theil der bei ihr in Wirkung tretenden Ursachen ist in der aufreibenden Lebensweise und der Unzulänglichkeit der allgemeinen hygienischen Verhältnisse eines Volkes ohne Kleidung, ohne Eisen und ohne Hausthiere zu suchen. Denn aber dürfen wir nicht vergessen, dass wir es mit einer Bevölkerung in einem ausgesprochenen Malaria-gebiet zu thun haben. Trotzdem unser Aufenthalt in den Indianerdörfern in die malariefreie Zeit fiel und wir nur mehr den ersten Anfang der Regenzeit dort gesehen haben, sind doch zahlreiche Malariafälle zur Beobachtung gekommen. Schon nach den ersten Regenfällen traten bei unserer Mannschaft, die aus Weissen und Mulatten bestand, auch die ersten Malariafälle ein. Genau zur selben Zeit begannen die Malaria auch im Indianerdorf. Dort wandte sie sich zunächst ausschliesslich gegen den, wie wir längst wissen, hiefür am meisten prädisponirten Theil der Bevölkerung, gegen die Kinder unter 10 Jahren. Wenn ein solcher Fieberanfall auftrat, betrachte im ganzen Indianerdorf Trauer. Bei einem, wo die Indianer zudem noch durch eplamptische Krämpfe des Kindes auf's höchste beunruhigt wurden, klagten und jammerten sämmtliche Insassen des Hauses, und es wurde sofort eine Abgesandte zu mir gesendet, obwohl ich mich gerade erst zum Baden an den Fluss begeben hatte. Und wahrlich der Indianer hat allen Grund darüber betrübt zu sein. Die meisten dieser Früh-

fälle beziehen sich auf malarisch-cachectische Personen mit enormem Milztumor und sehr reducirtem Ernährungszustand. Die ängstliche Frage: „wird er sterben“, zeigte, wie schliesslich ihre Erfahrungen in solchen Fällen zu sein pflegen. Eine Mutter, deren knapp einjähriges Kind jeden Abend einen heftigen Fieberanfall zu überleben hatte, gegen den der Païé, der Medicinmann des Dorfes, nichts zu thun wusste, als geheimnisvolles Aussaugen der Milzgegend und feierliches Anblasen mit Tabakrauch, sagte mit vollständiger Bestimmtheit zu mir, das Kind wird sterben, denn die Bemühungen des Païé sind ohne jeden Erfolg. Fünf Kinder habe sie gehabt, alle fünf seien im gleichen Alter von derselben Krankheit ergriffen worden, alle fünf seien vom Païé in gleicher Weise behandelt worden und alle fünf seien gestorben. Der Païé, der daneben stand, wusste nichts dagegen einzuwenden. Die Kenntnis der Chinariide, die wir selbst den hochstehenden Indianerstämmen Südamerikas verdanken, deren Cultur wir zerstört haben, scheint mit dem Untergang dieser Völker für Südamerika verloren gegangen zu sein. Am Sebingu ist sie ohne Zweifel unbekannt.

Durch die directe Beobachtung ist es so sicher gestellt, dass die Mortalität im Kindesalter zu einem grossen Theil durch die Malaria zu Stande kommt, Verhältnisse, wie wir sie aus allen genau beobachteten Malaria-gebieten der Erde kennen. Aus den medicinischen Veröffentlichungen des 16. und 17. Jahrhunderts, aus der Zeit, wo die Malaria noch in Europa in grossem Massstab endemisch war, habe ich entnommen, dass ausser den Kindern auch die Greise sehr für Malaria disponirt und sehr durch dieselbe gefährdet sind. Wenn nun die Malaria, wie wir es gesehen haben, eine grosse Rolle in der allgemeinen Sterblichkeit im Indianerdorf spielt, können wir uns nicht mehr wundern, dass diese Sterblichkeit in den mittleren Lebensjahren, wo die Disposition für Malaria zweifelsohne am geringsten ist, ihren kleinsten Werth aufweist. Derartige muss in allen Malaria-gebieten der Fall sein, wo die Tuberculose fehlt, die gerade in den mittleren Jahren ihre zahlreichsten Opfer fordert und an der Spitze der Mortalitätsziffern steht.

Armes Volk! Dein Schicksal lässt sich voraus berechnen. Durch unsere Sebinguexpeditionen, auf die wir so stolz sind, ist die Pforte, die so lang verschlossen war, geöffnet und über kurz oder lang wird Pandora kommen und die Segnungen der Civilisation ihrer Vase entflattern lassen. Das Eisen und den Hund und das Hanshub bast du kennen gelernt, noch manches nützliche Hausthier und vor allem manch nützliche Pflanze, die Banane, das Zuckerrohr, den Reis, die Bobue, wirst du kennen

lernen, du wirst vielleicht getauft werden. Aber die Blennorrhöepidemie, die wie eine Fluthwelle nach dem ersten Besuch beim weisen Bruder über dich hinweggegangen ist, wird auch einen Nachfolger nach dem andern nach sich ziehen. Lues, Lepra, Tuberculose, Malaria, Scharlach, Pocken, Gelbfieber und Beriberi. Es ist wahrhaftig nicht zu verwundern, dass uncivilisirte Völker vor der Civilisation austerben.

Damit wäre das heutige Thema erschöpft. Ich kann es mir aber nicht versagen, noch auf einige Befunde binzuweisen, die durch die Volkszählungen zu Tage getreten sind. —

Die Art, in der ich meine Untersuchungen stellte, setzt mich auch in den Stand, einigen Statistiken über das indische Haus auszusagen. Wir wissen, dass die Art des Zusammenwohnens eine sehr grosse Rolle in den hygienischen Gesamtverhältnissen spielt. Das Haus des Indianer stellt nun nicht, wie man erwarten könnte, ein Familienhaus dar, sondern es wird stets von einer grösseren Anzahl von Familien gleichzeitig bewohnt. Im Trumaidorf treffen 14,8 Personen und 4,5 Haushaltungen, im Nabuquadorf Guikuru 19,3 Personen und 5,2 Haushaltungen auf eine der oblongen, bienenkorbtartigen Hütten von 24 m Breite, 12 m Länge und 5 m Höhe, die direct nach Sonnenuntergang hermetisch mit einer ebenso wie das Haus selbst dicht aus grobem Gras gefertigten Thüre verschlossen werden. Dabei wird dann noch zwischen je zwei Hängematten während der ganzen Dauer der Nacht ein kleines Fenstchen unterhalten. Einen ununterbrochenen Schlaf kennt in Folge dieser Sitte der Indianer nicht, denn er erhebt sich ziemlich oft, um dieses Feuer wieder anzufachen. In Folge davon herrscht Nachts in der indischen Hütte eine für uns fast unerträgliche Hitze, die uns nöthigte, ebenso wie die Indianer uns in dem Costüm Adams und der Eva, ehe sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, in die Hängematte zu legen. Wohl in Folge der Feuer und der geringen natürlichen Ventilation nimmt die Temperatur im Inneren der indischen Hütte während der Nacht nur sehr wenig ab. An einem der Tage, an denen ich dieses Verhältniss thermometrisch verfolgte, schwankte die Lufttemperatur auf dem Dorfplatz zwischen 33,7 um 2 h Nachmittags und 18,2 als Minimum während der Nacht. In der Hütte betragen aber die grössten Differenzen nur etwa 4 Grad, von 27 während der Mittagsstunden bis auf 23,2 als tiefste Temperatur gegen Tagesanbruch. Wir haben in Folge dessen nie gern in einer Indianerhütte übernachtet, da wir, durch Kleidung und Decken geschützt,

die nächtlichen Abkühlungen ganz besonders wohlthuend und erfrischend empfanden. Dem Indianer scheint aber mit den Decken auch dieses Gefühl abzugeben und das Ideal, das ihm vorabwinkt, scheint eine möglichst gleichmässige Temperatur zu sein.

An der Hand der oben angegebenen Maasse des indischen Hauses, das wir ohne grösseren Fehler als Hälfte eines dreiaxigen Ellipsoids betrachten dürfen, berechnet sich für die einzelne Person ein Luftkubus von 40—50 Cubikmeter. Diese Zahl ist allerdings um etwas höher als die, die wir in unseren Krankenhäusern zu fordern pflegen. Bedenken wir aber, dass in der indischen Hütte die künstliche Ventilation wegfällt, die bei uns die Luft 2 mal in der Stunde erneuert soll, und dass in ihr 6—8 offene Holzfenster unterhalten werden, so sind die Verhältnisse nicht besonders günstig zu nennen. Jedenfalls tragen sie sehr dazu bei, den Indianer gegen niedrige Temperaturen sehr empfindlich zu machen. Ich habe auch die Bakteri am Paranating, die ihre ursprüngliche Hausform verlassen und das bei den Brasilianern übliche Giebelhaus angenommen haben, das an den Giebeln meist offen bleibt, darüber klagen hören, diese Häuser seien nicht so gut wie die alten, denn sie frühen Nachts zu sehr in ihnen. Im Uebrigen ist die Hygiene im Indianerdorf nicht so schlecht. Aller Unrath im Haus und auf dem Dorfplatz wird zusammengekehrt und sofort im Feuer verbrannt und die Faeces werden irgendwo im Wald direct nach der Ablegung vergraben. Mit den flüssigen Excretionen wurde wenigstens an den Tagen, an welchen wir uns im Dorf befanden, nicht so vorsichtig umgegangen. Sie wurden allerdings nie im Haus selbst, aber doch ohne Bedenken in der Umgebung desselben oder irgendwo auf dem Dorfplatz abgesetzt. Trotzdem ist das Indianerdorf für südamerikanische Verhältnisse auffallend frei von Ungeziefer. Nur die Sandflöhe scheinen ganz unvermeidlich zu sein. Die Indianer wählen die Stelle ihrer Niederlassung sehr sorgfältig, gerade unter dem Gesichtspunkt des Ungeziefers, namentlich der Ameisen, aus. Das Dorf liegt in Folge dessen fast nie im Wald, sondern meist auf dem Kamp, das heisst den weiten Grassteppen, die das Innere von Südamerika überziehen, so weit es nicht mit Urwald bedeckt ist.

Sehr überraschte es mich, dass die allgemeinen sozialen Verhältnisse, also der Reichthum oder die Armut des Stammes, sich, vollkommen ebenso wie in den Centren der Civilisation, durch die Zahl der auf je eine Person treffenden Betten ausdrückt. Die Trumai waren ein relativ armer Stamm, deren Landwirthschaft unter der Furcht vor den angrenzenden Suya sehr zurückgegangen war und

die für ihr Bedürfnis an Mehl fast ausschliesslich auf den Tauschhandel mit den reichen Kumayra angewiesen waren. In den Nahuquadrörfern war dagegen ein sehr grosser Mehlvorrath vorhanden. Während nun bei den Trumai Kinder gleichen Geschlechts unter 10 Jahren oder selbst noch darüber sich in eine Hängematte theilen mussten, war bei den Nahuqua für jedes Kind über 4 Jahren eine eigene zierlich geflochtene Kinderhängematte vorhanden. Bei ihnen theilten nur die Säuglinge, die überall im Indianerdorf in der Hängematte und auf dem Arm der Mutter die Nacht zubringen, und die Kinder in den ersten drei Lebensjahren das Bett mit den Eltern. Bei den Trumai habe ich aber gesehen, dass noch ein etwa 12 jähriger Knabe mit seiner Mutter in einer Hängematte schlief, was bei der Kleinheit derselben keine grosse Annehmlichkeit sein kann. Wenn wir also bei den Trumai 133 Personen in 100 Hängematten schlafen sehen, während in Guikuru 113 Personen auf 100 Hängematten sich verteilen, so gibt uns das einen Ausdruck für den im Trumaidorf herrschenden Mangel und für die Wohlhabendheit des Nahuquadrörfers.

Gelegentlich der Volkszählung bin ich auch auf eine Gepflogenheit gestossen, die mir der Erwähnung werth erscheint. Es kam nicht so ganz selten vor, dass ich bei der Frage nach den lebenden Kindern, wenn die Anzahl der genannten Kinder mit der Zahl der vorhandenen nicht übereinstimmte, die Antwort erhielt, das eine fehlende schlafe bei einer anderen Fran in einer anderen Hütte und werde von dieser ernährt. Es bezog sich das meist auf junge Kinder, die so in die Pflege einer neuverwitweten Frau übergegangen waren. Die indianische Frau stillt während der ganzen Dauer ihrer Fruchtbarkeitsperiode, und man kann drei- und vierjährige Kinder an der Brust trinken sehen. Ich habe es nicht so selten gesehen, dass eine Frau, die einen Säugling in den ersten Lebensmonaten zu ernähren hatte, zusehendurch die Brust auch einem der älteren Geschwister reichte, die mit diesem Wunsch zu ihr hergesprungen kamen. Die eben erwähnten Pflegerinnen, meist ohne eigene kleine Kinder, reichen, so viel ich gesehen habe, ausnahmslos dem Pflöbling die Brust, und es mag wohl der Wunsch der Mutter, einen der lästigen Trinker los zu werden, bei der Entstehung der Sitte mitgespielt haben.

Da ich durch meine Messungen und die Zählungen zuletzt jede Person im Indianerdorf und auch einen grossen Theil ihrer Familienbeziehungen kannte, war ich in den Stand gesetzt, einige Thatsachen über die Verwandtschaftsbeziehungen in

Erfahrung zu bringen, die bis dahin für den Schingu unbekannt gewesen sind. Es ist dadurch eine interessante Sitte zu Tage getreten, die aus einem kleinen Blick in die Auffassung der verschiedenen Verwandtschafts-Verhältnisse durch den Indianer selbst thuo lässt. Die Worte Apa und Ama für Vater und Mutter werden in gleicher Weise für den Vaterbruder und die Mutterschwester gebraucht, während für den Mutterbruder und die Vaterschwester eigene Bezeichnungen, die unserem Onkel und Tante entsprechen, vorhanden sind. In gleicher Weise nennt der Onkel von väterlicher Seite und die Tante von mütterlicher Seite die betreffenden Neffen und Nichten Sohn und Tochter, während den anderweitigen Neffen und Nichten anderweitige Verwandtschaftsbeziehungen zukommen, und ebenso nennen sich die Vatersbruderkind und die Mutterschwesterkind Bruder und Schwester, zum Unterschied von den anderen Graden der Vetterschaft. Da ich mich vor meiner Reise noch nicht mit den einschlägigen ethnologischen Fragen beschäftigt hatte, war ich über dieses Resultat sehr erstaunt und bin als einwandfreier, durch keinerlei Sachkenntnis getrübt Beobachter zu beurtheilen. Um so freudiger war meine Uebersetzung nach der Heimkehr, als ich fand, dass die gleiche Art der Bezeichnung für nordamerikanische Indianer bekannt war. Ich glaube darauf stolz sein zu dürfen, so genaue Details in der Zeichensprache verständlich abgefragt und die Antwort richtig aufgefasst zu haben.

Ich habe für jeden gezählten Indianer auch den Namen verzeichnet, der mir für ihn angegeben wurde. Dabei sind sicher Irrungen untergelaufen, von denen eine oder die andere eine spätere sprachliche Untersuchung des Materials aufdecken wird. Eine, die ich selbst noch corrigiren konnte, ist für die familiären Verhältnisse im Indianerdorf charakteristisch. Ein alter Mann und eine sehr alte Frau waren mir als „apapa“ und „Aduā“ bezeichnet worden. Es sind das aber, wie ich später noch erfuhr, Ausdrücke für Grossvater und Grossmutter. Wie bei uns ist also für sie nicht mehr der Personename in Gebrauch, sondern das alte Mütterchen, das ununterbrochen in der Hängematte lag, und der stets auf einen Stab gestützte Greis wurden von den jüngeren Generationen einfach als Grossvater und Grossmutter bezeichnet. Bei der Kleinheit des Stammes und der vorherrschenden Inzucht mag diese Bezeichnung der Wahrheit ziemlich nahe gekommen sein. Auch die Sitte, die Kinder nach dem Namen der Grosseltern zu bezeichnen, ist dem Indianer nicht fremd. Diese Dinge sind also so allgemein menschlich, wie die Inanspruchnahme der ersten Laute des Kindes

pa-pa und ma-ma für die Bezeichnung von Vater und Mutter.

Wenn wir uns fragen, was die Hauptzüge des Bildes sind, das die eben aneinander gesetzten Zahlen festzuhalten versucht haben, so ist die Antwort in wenige Worte zusammenzufassen: Eine fruchtbare, bis auf den letzten Mann in strenger Monogamie lebende, von der Natur gut veranlagte Bevölkerung, die aber durch die Schädlichkeiten des Klimas, die aufreißende Erwerbung des täglichen Brodes und namentlich unter dem Einfluss der Malaria von der Sterblichkeit furchtbar decimirt wird. Daher viele Kinder und wenig Greise. Der Mann leidet unter den genannten Verhältnissen stärker als die Frauen, daher trotz des Ueberschusses von Knabengeburten viele Wittwen und wenig Wittver.

Das Leben des Indianers beginnt in der Hängematte der Mutter, in der er auch für die ersten Jahre seines Lebens die Nacht zubringt. Nachdem er das erste Jahr den Tag über ununterbrochen herumgetragen worden, ein Geschäft bei dem sich sämtliche Familienmitglieder von der Schwester bis zur Grossmutter beteiligen, wächst er mit zahlreichen Geschwistern und gleichalterigen Gespielen auf, von denen er einen nach dem anderen dem Tod erliegen sieht. Die ersten 10 Jahre seines Lebens muss er bei den ärmeren Stämmen seine Hängematte mit dem Bruder oder einem der Väter teilen, und erst, wenn er zum mannbaren Alter herangewachsen ist, bereitet er sich eine eigene Schlafstätte. Es folgt nun eine Lebensperiode, in der sich die zahlreichen jungen Männer durch hervorragende Leistungen eines der wenigen jungen Mädchen des Stammes zu erwerben suchen. Das Mädehen, das von frühester Kindheit auf mit der Pflege der jüngeren Geschwister betraut ist und schon im zartesten Alter der Mutter im Haushalt an die Hand geht, sieht sich schon im dritten Quinquennium von zahlreichen Bewerberinnen umringt. Die indianische Ehe hat, so rein sie auch gehalten wird, bei der grossen Sterblichkeit der Männer wenig Aussicht auf langen Bestand. Eine silberne Hochzeit wird zu den grossen Seltenheiten gehören, wohl ebenso selten wie bei uns die goldene Hochzeit ist. Die jüngeren Wittwen werden sich meist bald wieder verheirathen. Die älteren aber führen ein abgeschwächtes Dasein im Stamm und nehmen, wenn ihre eigenen Kinder herangewachsen oder gestorben sind, fremde Kinder, vor allem verwaiste, in ihre Pflege, denen sie, so lange das eben nahe, auch die Brust reichen. Nur wenige erreichen ein hohes Alter. Vom ganzen Dorf als Grossvater oder Grossmutter verehrt und geliebt, bringen sie den Tag bei leichter Beschäftigung im Hinzugoder,

wenn die Schwäche überhand nimmt, in der Hängematte liegend zu — bis auch sie dem Tod unterliegen, dem sie ganze Generationen haben unterliegen sehen.

Herr H. Lühmann-Braunschweig:

Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling (Elm).

Die Karte,¹⁾ welche ich die Ehre habe dieser hochansehnlichen Versammlung hier vorlegen zu dürfen, ist auf Anregung des hiesigen Localgeschäftsführers der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herrn Geheimraths W. Blasius entstanden. Das auf derselben dargestellte, 3 km von N nach S und 1.75 km von W nach O messende Gebiet liegt etwa 18 km südöstlich von Braunschweig im nordwestlichsten Theile des Elms zu beiden Seiten des Reitlingthales, welches in einer Länge von etwas über 5 km von W nach O tief und steil in den Westrand des Elmplatzes einschneidet und das Quellthal der Wabe, eines Nebenflüsschens der Schunter, bildet.

Der Elm ist eine an Fläche kaum etwa 110 qkm messende Muschelkalkplatte, deren Umriss ein mit der Längsachse von Nordwesten nach Südosten gerichtetes unregelmässiges Oval bildet. Die Schichten weichen meist wenig oder gar nicht von der Horizontalen ab; abgesehen von der Randzone, in der die Schichten nach aussen abfallen, macht sich nur hier und da ein unbedeutendes Einfallen nach Osten oder Südosten bemerkbar. Daher finden wir in der nordwestlichen Hälfte, also in dem in Frage stehenden Gebiete, die ältesten Schichten des Muschelkalks, den Wellenkalk, dessen Schumkalkhänke in zahlreichen Steinbrüchen abgebaut werden. Nördlich der Wabe liegen diese Schichten völlig horizontal; südlich derselben fallen sie unter 5—10° nach Südosten ein. Der Wellenkalk ist rings eingeschlossen von einer schmalen Zone mittleren Muschel- und Eocrinitenkalks, um welchen sich wieder ein im Nordwesten nur schmaler, nach Südosten immer breiter werdender Rand von Nodosenkalk legt. Den Fuss des Gehirges umzieht ein schmaler Streifen von Lettenkohlenbildungen des Keupers.

Die höchste Erhebung hat der Elm mit 325 m im Adamsbühl, einem bereits von Eocrinitenkalk gebildeten Rücken, der 1,25 km südlich der Wabe in flachem Bogen von Südosten gegen Nordwesten zieht. Die mittlere Höhe des ganzen Plateaus dürfte

¹⁾ Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling (Elm) und ihre Umgehung. Für die 29. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig 1898, aufgenommen von F. Kahle und H. Lühmann, kartographisch bearbeitet von H. Lühmann. Neuausg. 1:6000.

aber, abgesehen von den kurzen Thalrinnen am Rande und der Senke, in welcher die Strasse vom Tetzstein nach Königsutter hinuntersteigt, nicht viel unter 300 m herabsinken. Ausgebildete, in sich zusammenhängende Thalsysteme gibt es im Inneren nicht, demnach auch keine perennirenden Bäche; häufig sind dagegen langgestreckte, Bäche, ahfluslose Mulden und kesselartige, durch Ertfälle verursachte Vertiefungen mit sumpfigem Boden. Im übrigen verschluckt der zerklüftete Kalkstein die Himmelwässer und lässt sie erst am Rande als mächtige Quellen wieder austreten, von denen der Letterspring bei Königsutter ein bekanntes Beispiel ist. So ist der vorherrschende Charakterzug in der Oberflächengestaltung des Elms eine grosse Einformigkeit, die erst landschaftlichen Reiz herkommt durch prächtvolle Buchenwaldungen und üppige Krautvegetation.

Nur an einer Stelle haben wir ein tief eingesetztes Thal und kräftige Bergumrisse mit steilen Abhängen, die fast an Harzer Landschaften erinnern. Das ist der Reitling. Zwei anscheinliche Berggücken ziehen hier von Osten nach Westen und gehen zwischen sich Rann für das Thal, in welchem die Wabe ihren Ursprung nimmt. Sie fallen beide nach dem Reitling viel steiler ab als nach der anderen Seite, und in diesen Thalabfällen dringen einzelne schlechtenartige Seitenthäler tief ein, so dass hier wohlindividualisirte und charakteristisch gestaltete schroffe Bergformen aus der Masse der Rücken herausgeschnitten wirken. Genau nördlich von dem zu dem Rittergute Lucklum gehörigen Vorwerk, welches ebenso wie das ganze Thal den Namen „Reitling“ führt, springt so der Burgherg bastionartig in einem Haken aus der allgemeinen Fluchtlinie des das Thal zur Rechten begleitenden Rückens hervor; und einen halben Kilometer thalwärts zweigt sich in ähnlicher Weise von dem südlichen Rücken der lange, zungenförmige Kux ab. An absoluter Höhe, 312 bzw. 310 m, kommen sie den Hauptmassen mit 315 bzw. 325 m fast gleich; ihre relative Erhebung über der Thalsohle beträgt 107 bzw. 115 m. Der Richtung des Hauptthales entsprechend krümmen sich diese vorspringenden Berge schliesslich nach Westen, so dass ihre öusseren Ausläufer fast wieder in eine parallele Lage zu den erwähnten Rücken kommen und sich zwischen diese und die Wabe schieben.

Am Reitling ist der Muschelkalk durchzogen und der Röhthon blossgelegt. Der Röh bildet hier den mündenförmigen Thalboden, dessen Breite durchschnittlich einen halben Kilometer beträgt und nur in der beckenartigen Erweiterung um das Vorwerk bis zu 1200 m anwächst. Nicht nur

im Norden und Süden, sondern auch im Osten, am oberen Thalausschluss, steigt der Muschelkalk, vielfach in vorspringende Schollen und Zungen zerstückelt, steil an; solche vorspringende Schollen sind oben der Burgherg und der Kux.

Die Blosslegung des Röths unter der ungefalteten Muschelkalkplatte ist vielleicht auf locale Auswaschung ausgedehnter Gypsager in demselben und nachherigen Einsturz der Kalkkölke über den so entstandenen Hohlräumen zurückzuführen. So erklärt sich ganz ungenzungen das Auftreten dieser bastionartigen Bergvorsprünge mit ihren steilen Wänden und die auffallende Erscheinung, dass hier das Thal nicht um oberen Ende mit allmählich sich verflachenden Seitenböschungen unmerklich zur Hochfläche emporsteigt, wie das bei reinen Erosionsthälern der Fall ist, sondern auch im Osten wie eine Sackgasse plötzlich durch schroffe Bergwände geschlossen ist bis auf eine schmale Lücke in der Südostecke. Am Fusse der Kalkberge, in dem bekannten „Quellenhorizont“ auf der Grenze zwischen Röth und Wellenkalk, haben wir reichliche Quellenbildung. Besonders gilt dies von dem innersten, nordöstlichen Winkel des Reitlings, wo eine Sumpflandschaft sich gebildet hat, die den bezeichnenden Namen „Hölle“ führt. Den Abfluss dieser Quellen bildet die Wabe. Die Grenze zwischen Röth und Wellenkalk liegt zu beiden Seiten des Reitlings etwa 25–30 m über der Thalsohle. Auf der Nordseite hält sie sich zwischen 100 bis 400 m von der Wabe entfernt und verläuft ziemlich geradlinig von Westen nach Osten, nur in der „Hölle“ etwas nach Nordosten vorspringend; auf der Südseite ist ihr Verlauf unregelmässiger; in der Südostecke des Thales, der „Teufelsküche“, entfernt sie sich über einen Kilometer vom Wabebett, nähert sich aber weiter westlich wieder rasch demselben am Fusse des Kux bis auf 200 m und hält sich ungefähr in diesem Abstände, bis schliesslich in der Nähe von Erkerode der Röth überhaupt unter die diluvialen Kalkuffe taucht, welche nun in dem mehr und mehr sich verengenden Thale bis zum Angange desselben die Sohle bilden.

Die Aufgabe, eine Uebersichtskarte der zahlreiehen alten Wälle am Reitling zu schaffen, war verhältnissmässig leicht zu lösen gewesen, wenn eine brauchbare topographische Karte des in Rede stehenden Gebietes bereits vorhanden gewesen wäre, die als Grundlage hätte benutzt werden können. Es ist aber bisher im Elm weder eine ins Detail gehende Triangulation noch ein Nivellement durchgeführt worden, und so gibt es thatsächlich keine Karte grösseren Massstabes, die der Bodengestaltung desselben genügend gerecht würde. Selbst die Branchitsch'sche Karte der Um-

gebung von Braunschweig, die den nordwestlichen Rand des Elms noch umfasst und im Maasstabe 1:50 000 ausgeführt ist, also in einem Maasstabe, der ausreichend wäre auch zur Darstellung von Einzelheiten des Geländes, zeigt hier nur in ziemlich grober Generalisirung zu beiden Seiten der Wabe zwei breite Berggrüben, welche einander ziemlich parallel von Osten nach Westen ziehen und sich dabei nach Norden und Süden unregelmäßig und gleichförmig abdochen. Die Forstkarten des Elms (1:15 000) haben leider keine Terraindarstellung.

Die vorhin geschilderten complicirten Verhältnisse, welche an Reitling auftreten, lassen die bisher vorhandenen Karten nicht einmal ahnen. Zu einer übersichtlichen Darstellung von Befestigungswerken ist aber eine bis in alle Einzelheiten genaue Wiedergabe des Geländes unerlässlich; denn erst wenn man ihren Zusammenhang mit dem Terrain, gleichsam ihr Sichanschmiegen an dasselbe erkennen kann, ist man im Stande, ihre strategische Bedeutung zu entziffern und daraus weiter zu schliessen, zu welchem besonderen Zwecke und von wem sie einst angelegt worden sind. Sollte eine Karte vom Reitling Werth für den Archäologen und Prähistoriker haben, so musste denn zunächst, bevor an eine Darstellung der Wälle im Grundriss zu denken war, eine topographische Aufnahme des ganzen Geländes vorgenommen und auf Grund derselben eine neue Karte geschaffen werden. Das ist auf dem vorliegenden Blatte versucht worden.

Angeschlossen wurden die Aufnahmen an das Landeshöhennetz durch sorgfältige barometrische Einschaltung einer Anzahl wichtiger Kreuzungspunkte zwischen die im Landesnetz festgelegten Höhenpunkte Borum im Norden (= 134,5 m) und Kuxberg im Süden (= 322 m). Terrain und Situation wurden dann in der Weise aufgenommen, dass zunächst als Rückgrat des Ganzen ein Zug Höhenpunkte vom nördlichen Ausgang des Burgberges bis zum Nordwestende des Kuxberges von Herrn Vermessungs-Ingenieur P. Kahle mit Tachymeter-Theodolit festgelegt und an diesen nun die übrigen topographischen Einzelheiten angeschlossen wurden, deren Aufnahme vermittelst eines Böhne'schen compensirten Aneroids und Croquiirrettes mit Diopterhussole und durch Abschreiten der Strecken geschah. Die Reduction des Schrittmasses in Metermass fand nach den Heil'schen Tabellen den abgelesenen Barometerdifferenzen entsprechend statt. Wiederholte Aneroidablesungen an den nämlichen Punkten lieferten genügendes Zahlenmaterial zur Vornahme genauer Höheneinschaltungen, deren Berechnung größtentheils von Herrn P. Kahle besorgt worden

ist. Zahlreiche Peilungen zwischen entfernten Punkten quer über das Thal hinweg gewährten eine gute Controlle über die Richtigkeit der Messungen auf den einzelnen Strecken. So sind mehr als 250 Höhenpunkte genügend bestimmt und mehr als 300 Strecken nach Richtung und Länge festgelegt worden. Die grösste Genauigkeit ist natürlich auf die Wälle selbst und ihre unmittelbare Umgebung verwandt worden; hier kann das Kartenbild als absolut genau bezeichnet werden. Nach den Rändern der Karte zu mag vielleicht eine spätere Vermessung Ungenauigkeiten aufdecken, aber auch diese können nur geringfügig sein. Das Wegenetz im nördlichen Drittel und in der Südwestecke des Blattes ist, da die Zeit zu einer Neuaufnahme fehlte, aus den vorhandenen Forstkarten nach Möglichkeit ergänzt worden.

Die braunen Höhencurven in der Karte sind (um von vornherein jedem Missverständnis vorzubeugen) nicht direct als äquidistante Horizontale aufzufassen; den Verlauf dieser genau aufzunehmen, würde noch eine Arbeit von Wochen erfordert haben. Sie sind vielmehr nur als Leitlinien aufzufassen, die ein Bild von der Faltung und Abdachung des Geländes und vom Streichen der Höhengliederungen geben sollen. Für die Gebänge auf beiden Seiten der Wabe standen je vier, beziehungsweise fünf dichte Reihen von Koten vom Wasserlauf bis zum Berggrüben zur Verfügung, für die ziemlich gleichmässige nördliche Abdachung des Burgberges zwei. Die gleichen Zahlen dieser Reihen wurden nun durch Linien verbunden, deren Verlauf von einer Reihe zur anderen im grossen Ganzen aus der unmittelbaren Anschauung richtig aufgefasst werden konnte. Die Karte enthält von den so gefundenen Höhenlinien diejenigen, welche ungefähr den Zehnmeterstufen entsprechen. Die Höhenzahlen, welche in die Karte aufgenommen sind, lassen leicht erkennen, welcher Stufe jede der Leitlinien entspricht. Bestimmte Zahlen für diese Linien selbst einzuschreiben, ist absichtlich unterlassen worden, um nicht den Anschein zu erwecken, als handle es sich um unzweifelhaft festgelegte Isohypsen. Die wirklichen Isohypsen mögen vielleicht hier und da ein paar Meter höher oder niedriger verlaufen, die Brauchbarkeit der Karte wird dadurch nicht beeinträchtigt werden; hier handelt es sich ja nur darum, ein Bild vom Gelände zur Anschauung zu bringen, wie es sich an Ort und Stelle dem aufmerksamen Betrachter zeigt, der seiner subjectiven Auffassung gleichzeitig durch genaue instrumentale Messungen eine sichere Stütze gibt.

Unter einer Walddecke die Bodengestaltung in ihren Einzelheiten richtig aufzufassen, ist meist

schwierig; noch schwieriger, den Verlauf solcher Gebilde wie Wälle und Gräben genau zu verfolgen. Die Unübersichtlichkeit des Waldes stellt der richtigen Auffassung so grosse Hindernisse in den Weg, dass diese ohne Anwendung geodätischer Instrumente schlechterdings nicht zu erreichen ist. Nach den bisherigen Veröffentlichungen über die Reitingwälle muss man annehmen, dass wirklich die Lage einzelner der in Rede stehenden Objekte von den früheren Untersuchern nicht richtig überblickt worden ist. Entweder sind die Beschreibungen so vage gehalten, dass es unmöglich ist, sich daraus ein Bild zu machen, oder der Leser wird geradezu zu falschen Vorstellungen veranlasst.

Vorzugsweise haben von je her die Anlagen auf dem Burgherge die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt. Hier erhebt sich ein riesiger, stellenweise bis zu 7 m höher, im Norden und Osten verdoppelter Ringwall von unregelmässig ovalem Grundriss, der noch ein kleines quadratisches Castrum mit besonderem Aussengraben einschliesst. Da diese Anlagen ein kleines, in der Länge kaum 350 m und in seiner grössten Breite nur wenig über 100 m messendes Plateau krönen, dessen Umrisse sie folgen, so sind sie noch verhältnissmässig leicht in ihrer Gesamtheit zu überblicken und deshalb auch im Allgemeinen meist richtig beschrieben worden. Das nämliche lässt sich auch von dem ursprünglich etwas über 100 m im Durchmesser haltenden, im Jahre 1886 aber zur Hälfte abgetragenen Ringwall des Wurtgartens sagen. Wesentliche Irrthümer in der Auffassung der Situation finden sich aber in früheren Beschreibungen der Anlagen im Wendehai நட auf dem Kux.

Herr Professor Th. Noack, der die Elmbefestigungen im 1. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig 1879/80 pag. 25—30 beschrieben hat, spricht die Wälle an den beiden zuletzt genannten Oertlichkeiten als Schlackenwälle an. Die Beschreibung, die er thut von der Lage der Wendehaiwälle gibt, lässt sich kaum in Uebereinstimmung bringen mit dem nun vorliegenden Kartenbilde, welches an dieser Stelle Aufnahmen des Herrn Kahle wiedergibt. Ein ringförmiger Doppelwall und mehrere von denselben theils nach NW, theils nach SO 1300 bzw. 700 Schritt geradlinig verlaufende, stellenweise sich noch verzweigende Wälle sind dort nirgend zu finden, wenigstens jetzt nicht mehr. Die Uebersicht wird hier, wo die Grenzen dreier Gemeindefürsten ineinandergreifen, noch erheblich erschwert durch die zahlreichen recenten Forstwälle, und vielleicht hat sich Herr Professor Noack durch sie heirren lassen.

Es gibt dort, nicht ganz einen Kilometer nördlich vom Burgherge, in einer flachen Senke nur zwei Wälle, die nach ihrer Beschaffenheit bei dieser Frage in Betracht kommen können. Sie sind ungefähr 500 m lang und durchschnittlich 100 m von einander entfernt, mit den westlichen Enden convergirend, sonst aber ziemlich parallel genau von Westen nach Osten ziehend. Der südliche, an einer Stelle von einer castrumartigen Anlage unterbrochene ist, weil bis zur Krone mit steinigem, auf festem Grunde ruhendem Material erfüllt, unzweifelhaft vorgesehichtlich; der nördliche stellt wahrscheinlich auch ein ursprünglich vorgesehichtiges Gebilde dar, welches aber später als Forstorts- oder Flurgrenze (zwischen Wendehai und Krugwiese) benutzt ist und dementsprechend stellenweise Verlegungen und Erneuerungen erfahren haben mag. Die trichterartigen Vertiefungen von mehr oder weniger hirn förmigem Umriss an seiner Nordseite und an einigen anderen Stellen in der Nähe sind, wie die einlaufende Wasserrinne beweist, Erdfülle, worauf später noch Bezug genommen werden wird. Eine Richtung dieser Wälle von Nordwesten nach Südosten und eine Verbindung derselben mit dem Burgwall ist nirgends zu erkennen. Was sonst noch an Wällen hier vorhanden ist, sind niedrige Aufschüttungen von unmittelbar daneben ausgehobener Dammerde, der nach der Natur der Oertlichkeit stellenweise auch etwas verwitterte Kalktrümmer beigemengt sind. Aus den Forstkarten ergeben sie sich als recente Forstwälle.

Eine irrthümliche, offenbar auf fehlerhafter Orientirung beruhende Auffassung liegt auch der a. O. gegebenen Beschreibung des Kuxwalles zu Grunde: „Ein zweiter sehr ähnlicher Schlackenwall zieht sich in gleicher Richtung jenseits des Wuhethales den Kuxberg hinauf. Der Wall ist hier nur einfach, erweitert sich aber oben auf dem Kux ebenfalls zu einer grösseren runden Befestigung, die aus einem Doppelwall mit trichterförmigen Vertiefungen besteht.“ Es ziehen mindestens zwei Wälle in einem Abstände von etwa 300 m von der Thalsole her in südlicher Richtung am Bergabhange empor, keiner aber erreicht die Höhe. Sie verfluchen sich bis zum völligen Verschwinden da, wo der Steilhang beginnt. Die Befestigung auf der Höhe ist nicht rund, sondern dem Verlaufe der Rückenlinie des Berges entsprechend, von langgestrecktem, fast gleichschenkelig-dreieckigem Grundriss mit scharfer, nach Nordwesten gekehrter Spitze; die Länge der Anlage beträgt reichlich 550 m (also über 200 m mehr als beim Burgwall), die grösste Breite an der Dreiecksbasis 200 m. Ferner ist nur an dieser Basis, quer über den Rücken hinweg, ein wirklicher Doppelwall mit

Innen- und Aussengraben vorhanden, die steilen Bergflanken beiderseits werden ebenso wie der schroffe Südrand des Burgberges nur von einfachen Wällen oder von übereinander liegenden Terrassen beherbergt. Die mannigfachen Vertiefungen hier oben, von denen übrigens nur eine wirklich trichterförmig genannt werden kann, dürften wohl ebenso wie die ähnlichen im Burgwall einfach die Stellen bezeichnen, wo einst Steinmaterial zur Erhöhung der Wälle und zur Aufschüttung der Terrassen weggehoben ist. Dass diese nachher als sehr bequeme Feuerstellen in Benutzung genommen wurden und deshalb reich an Artefacten sein mögen, lässt sich denken, aber die Annahme einer kasematteartigen Ueberdeckung dieser Vertiefungen hat wenig Wahrscheinlichkeit; irgend welche hierauf deutende Spuren sind wenigstens nicht vorhanden.

Auf die Richtigstellung einiger irrthümlichen Angaben des mehrfach citirten Autors, der sich um die prähistorische Erforschung des Elms verdient gemacht hat, musste hier eingegangen werden, da sie für die Beantwortung der Frage nach dem Zwecke des ganzen Befestigungscomplexes von Bedeutung ist. Es offenbart sich eben an diesem Beispiele, dass ohne genaue geodätische Messungen bei der Untersuchung solcher Gegenstände in waldigen Gebieten sich erhebliche Irrthümer einschleichen können, Irrthümer, die nachher die Deutung der Objecte in eine falsche Richtung bringen. So liegt jetzt nach genauer Feststellung der Lage und des Grundrisses der einzelnen Theile dieses ganzen Befestigungscomplexes kein überzeugender Grund mehr vor, die Anlagen im Wendehai als eine gegen Osten gerichtete Deckung aufzufassen und in ihnen ein gleichaltriges Pendant zum Kuxwall zu sehen, den Burgwall aber einer späteren Periode zuzuschreiben und ganz ausser Beziehung zu den ersteren zu setzen.

Kuxwall und Burgwall, natürlich mit Ausnahme des quadratischen Castrums, stehen offenbar in Wechselbeziehung und sind ihrem Zwecke wie ihrer Anlage und folglich auch der Zeit nach gleichwerthig. Auf Grund des bemerkenswerthen Umstandes, dass auf dem Rücken des Kuxberges unpraktischerweise der höhere und steilere Wall nach aussen liegt, der flachere und niedrigere aber auf der Innenseite sich befindet und demnach für die Verteidigung eigentlich keinen Werth hat, muss man vielleicht annehmen, dass dieses Werk zuerst angelegt und erst später auch der Burgberg unter Verwerthung der auf dem Kux gemachten Erfahrungen in vollkommener Weise mit höherem Innen- und niedrigerem Aussenwalle befestigt worden ist. (Vergl. Profile

3 und 4 der Karte.) So wurde ein vollständiges Festungssystem geschaffen, welches seine Front nach Westen, also dem Thalausgange zu, kehrte und die ganze Thalerweiterung, in der jetzt das Vorwerk Reitling liegt, zu einem sturmfreien Zufluchtsorte für grosse Menschenmassen machte. Das Material, aus welchem beide Wallanlagen angeführt sind, widerspricht der Annahme ihrer Gleichalterigkeit nicht, denn bei den Aufnahmearbeiten konnten in den Kuxwallauflüssen ebenso wenig Schlacken oder sonstige Spuren intensiver Feuereinwirkung gefunden werden wie im Burgwall. An beiden Oertlichkeiten sind unter und in der lehmigen Erde bis oben zur Krone nur „Klappersteine“, d. h. Bruchstücke des antebeneden schieben- und plattenförmig brechenden Wellenkalks zu sehen. In den Wällen auf und an dem Kux kommen hierzu noch in erheblicher Menge derbere, bis kopfgrosse Stücke von Schaumkalk, der nur wenige Hundert Meter südlich in einem kleinen, längst verwachsenen Steinruche aufgeschlossen ist, und von Emericitenkalk, dessen nächstes Anstehen sich kaum 1 km südlich am Adamsbühl findet. Aueh Bruchstücke von Kalktuff (Duckstein) sind hier in den Wällen reichlich vorhanden, vereinzelt auch nordische Gneise. Zur Ausfüllung der Zwischenräume scheint am Fusse des Kux vorzugsweise der leicht erreichbare Röhthon benutzt worden zu sein. Die durchaus knikige Beschaffenheit des Steinmaterials lässt den Gedanken nicht zu, dass hier eine Versackung desselben könnte versucht worden sein. Jedenfalls würde doch schon der erste Regenguss die Erbauer veranlassen haben, von weiteren Versuchen in dieser Richtung Abstand zu nehmen. Die Tuffstücke und die mergeligen Wellenkalkplatten sind vielfach zu Gruss zerfallen, aber zweifellos in Folge der Verwitterung unter dem Einfluss des Humus, wie dies auch an den natürlichen Lagerstätten geschieht. Die zwischen ihnen liegenden reineren Kalkrümer, die Schaum- und Troebitenkalle, welche durch ein Brennen besonders hütten müssen angegriffen sein, sind noch jetzt, ganz entsprechend ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung, intact und zersplittern klingend unter dem Hammer. Die rote Farbe an den porösen Partien einiger dieser Stücke rührt her von einer Eisenaufnahme aus den roten Thonen, wenn nicht vielleicht schon die Eisenenschüssigkeit an ursprünglicher Langerstelle vorhanden war, wofür auch manches spricht. Wenn sich hier und da wirklich¹⁾ Asche und Kohle zwischen dem Ma-

¹⁾ An einer Stelle des mittleren Seitenwalles am Kux fand ich eine Partie Kalktuff, der durch schwarzen

terial findet, so können diese auch nebst anderem Abfall zur Erhöhung auf den Wall geschüttet sein.

Die Wendehälte schliesslich können, da sie in einer Niederung liegen, nie eine andere Bedeutung gehabt haben als die eines Aussewerkes vom Burgwall. Sie können nicht als Reste eines ehemals allseitig geschlossenen langgestreckten Ringwalls angesehen werden, denn der Graben liegt bei beiden Wällen auf der Nordseite. Diese ist dadurch bei beiden als die Aussenseite gekennzeichnet, was aufs Deutlichste beweist, dass sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem südlich gelegenen Burgwall gestanden haben müssen. Sie sind deshalb sicher nicht älter, höchstens ebenso alt wie dieser.

Der strategische Zweck der gesamten Anlagen lässt sich am besten verstehen, wenn auch ihre Beziehungen zu den geologischen Verhältnissen berücksichtigt werden.

Zum dem erwähnten Quellenhorizont stehen ganz anschaulich die Wälle am Reiting in der innigsten Beziehung. Für die Wahl gerade dieser Örtlichkeit ist nicht nur die Steilheit und günstige Lage der Berge und der Reichthum an brauchbarem Steinmaterial, sondern auch die Nachbarschaft des Wassers ausblagegebend gewesen. So gewährten zunächst die sumpfigen Niederungen der Hölle und der Teufelkläbe eine Rückendeckung gegen eine Umgebung der Anlagen von Osten her. Vor allem aber war hier für den Fall, dass einmal eine längere Belagerung auszuhalten war, Trinkwasser, das Allen unentbehrlichste, genügend zur Verfügung. Am deutlichsten zeigt sich diese Rücksichtnahme auf Quellen am Kuxwall. Die früher schon erwähnte Nordwestspitze desselben führt als ein etwa hundert Meter langer Doppelwall genau auf eine Quelle zu, die noch jetzt so ergiebig ist, dass vor einigen Jahren der Versuch gemacht worden ist, in dem Abfluss derselben zur Wabe Forellenzucht anzulegen. Unmittelbar über der Quelle laufen die beiden Wälle zusammen und füllen steil zu der etwa 10 m tiefer liegenden Seeböfzstelle ab. An der Nordwestabhebung des Knaxs sind ausserdem noch deutlich erkennbare Spuren eines Walles vorhanden, der, von Südwesten nach Nordosten ziehend, mit seinem oberen Ende sich so an den Kuxwall legte, dass er die Quelle noch mit gegen einen von Westen kommenden Feind deckte. Das Nordostende dieses Walles ist ferner abwärts nach einer quelligen Stelle hin gerichtet, aus der ebenfalls ein Wasserreue zur Wabe sickert. Auch dieses

warde wohl ursprünglich noch durch den Wall gesichert. Zwei andere, oben schon erwähnte Wälle ziehen vom Steilabfall des Berges anfangs in einem Abstände von 350 m, allmählich etwas sich nähernd, zur Wabe herab. So ist hier versucht worden, alles, was an fliessendem Wasser erreicht werden konnte, durch Seitenwälle an das Hauptwerk anzugliedern.

Nicht ganz so klar liegen die Verhältnisse am Burgwall. Eine fortificatorische Verbindung mit der Wabe ist hier nicht mehr aufzufinden. Vielmehr ist eine solche überhaupt für überflüssig gehalten worden. Der weiter westwärts, also dem Thalausgange, durch welchen allein grössere feindliche Heersaren eindringen konnten, näher liegende und dem Vordringen derselben zuerst in den Weg tretende Kuxwall schien wohl dem Burgwall eine ungestörte Verbindung mit der Wabe genügend zu sichern.

Der ringförmige Wall im sogenannten „Wurtgarten“ kann bei dieser Frage, wenigstens in der Anlage, die noch heute an ihm zu erkennen ist, nicht in Betracht kommen. Mit Recht weist ihn Herr Professor Noack einer viel späteren Zeit zu. Er ist nach dem Vorkommen von grossen, quaderförmig roh behauenen und durch eine Art Mörtel mit einander verbundenen Steinen in seinem Fundamente wohl ebenso als eine frühmittelalterliche Anlage charakterisiert, wie das quadratische Castrum im Inneren des Burgwalles durch das Vorkommen von gebrannten Holzriegeln im Boden. Es lässt sich vollkommen begreifen, dass im frühen Mittelalter die schon von Natur ungemäss feste und nun durch die alten Wälle noch mehr gesicherte Lage des Burgbergs zur Anlage eines Bergfrieds verlockt hat. Der Wurtgartenwall liegt nun ungefähr 450 m südwestlich davon vor dem westlichen Absturz des Berges, 90 m tiefer als dieser und bereits auf dem Röh, gerade vor dem Ausgange des schluchtartigen Thälchens, welches den Burgberg selbst von dem dahinter liegenden Rücken sondert. Er bildet so thatsächlich den Schlüssel zu dem einzigen bequemerem Zugang zur Burg vom Thale aus und ist deshalb einst entschieden von grosser Wichtigkeit für die Sieberheit derselben gewesen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass sie hier bereits eine ältere Anlage befunden hat, die nachher ebenso wie der Burgwall selbst wieder in Benutzung genommen und schliesslich durch das mittelalterliche Werk verdeckt worden ist.

Ob einst ein Wall vom Wurtgarten zur Wabe geführt und sich dort dann weiter an einen der Seitenwälle des Kuzberges angeschlossen hat, ist nicht mehr nachzuweisen; die Reste eines das Thal

thonigen Humus durch und durch so imprägnirt war, dass man auf den ersten Blick glauben konnte, eine zerbrockelte Schlacke oder irgend eine verkohlte Masse vor sich zu haben.

durchquerenden Wallen, welche heute noch erkennbar sind, scheinen sich zwar an den mittleren Seitenwall des Kux anzuschließen, können aber ihrer ans gesprochen vordordwestlichen Richtung nach nicht mit dem Wartgarten in Verbindung gestanden haben.

Möglicherweise giebt die Untersuchung über den Wasserweg des Burgwalles zugleich Aufklärung über den Zweck der Anlagen im Wendehai. Es ist schon erwähnt worden, dass diese beiden staffelförmig angeordneten und einander parallel von Westen nach Osten ziehenden Wälle nur ein Aussehenwerk des Burgwalles gewesen sein können. Sie liegen etwa 30 m tiefer als dieser am oberen Ende des „Dettumer Grundes“, einer parallel zum Reitling verlaufenden Schlucht, und konnten wohl ein Vordringen kleiner feindlicher Schaaren dorthin Dettumer Grund herauf und den Versuch, von hier aus zur Umgebung des Burgwalles die Höhe zu gewinnen, verhindern. Es ist aber bemerkenswert, dass sie gleichzeitig ein quelliges Gebiet, die sogenannte „Krugwiese“ ihrer ganzen Länge nach flankieren. Heutigentags besitzt diese Krugwiese keinen ausdauernden Abfluss mehr; dies dürfte aber darauf zurückzuführen sein, dass sie jetzt durch Abzugsgräben, um sie für Waldkultur zu gewinnen, erheblich entwässert ist. Früher muss sie wasserreicher gewesen sein und, wie die Erosionsrinne des Dettumer Grundes beweist, einem Baabe den Ursprung gegeben haben. Vielleicht macht sich auch hier schon von Untergrunde her der Einfluss des Quellenhorizontes bemerkbar, wofür die zahlreichen Erdfälle, die das Gebiet hier drohschwärmen, zu sprechen scheinen, und dürfen wir in der Krugwiese eine Miniaturnachahmung des Reitlingbeckens sehen. Deutlich ist am unteren Ende derselben noch zu sehen, dass hier ebenso der Versuch gemacht worden ist, durch Abstecken des Erdbodens die Quellen abzufangen wie unter dem Nordwestende des Kuxwalls. Jedenfalls war es für die Besatzung des Burgwalles bequemer, zur Versorgung mit Wasser den zwar etwas längeren, aber nur ganz allmählich sich senkenden Weg nach der kaum 40 m tiefer gelegenen Krugwiese zu wählen, als den steilen Abstieg südlich zur Wabe, auf welchem beim Wiederemporsteigen ein Höhenunterschied von fast 110 m zu überwinden war. —

Vorstehende Ausführungen sollen der speciellere prähistorischen Durchforschung der Reitlingbefestigungen nicht vorgreifen; sie wollen nur, um weiteren Forschungen den Weg zu bahnen, eine Uebersicht geben über die allgemeinen Beziehungen, welche dieselben zu einander und zu der Umgebung nach dem topographischen und geo-

gischen Befund gehabt haben müssen. Danach gehören diese Anlagen dem Zwecke und der Zeit nach zusammen und bilden ein System, das einst bestimmt war, den Bewohnern der westlichen Ebene und ihrer Habe als Zufluchtsstätte zu dienen, wenn das offene Land gegen raubende und mordende Schaaren übermächtiger Feinde nicht zu halten war. Sie lassen wohl auf ein Volk schliessen, welches seine Feinde zwar in der Cultur, nicht aber in kriegerischer Tüchtigkeit überlegen war.

Herr Th. Voges:

Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling im Elm.

Die Landstrasse, die von Westen her den Zugang zu dem breit hingelagerten Elm vermittelt und heute auch den langen Wagenzug der Anthropologen aufgenommen hat, führt von dem Dörfchen Erkerode her durch das Thal der Wabe mitten in den Wald hinein. Es heisst gewöhnlich das Reitlingsthal, weil dort im stillen Wiesengrunde nahe der Wabequelle das Vorwerk Reitling liegt. Hier stand ehemals eine Feste der Asseburger, die aber bereits 1260 wüst war.¹⁾ Dies Thal hat, wie freilich der Elm überhaupt, von jeher für die Fremde heimischer Geschichte grosse Anziehungskraft ausgeübt. Hier sind es besonders die Befestigungsanlagen, die den Forscher fesseln. Nicht nur das Vorwerk war sonst von Wällen umgeben, es finden sich noch andere Werke im Thale selbst, ausserdem aber auf den heuscharten Höhen. Auf dem Bergzuge, der sich südlich der Wabe erhebt, liegt auf dem westlichen Ausläufer des Kuxberges eine dreieckige Burg.²⁾ Da, wo sie mit der Hauptmasse zusammenhängt, ziehen quer über den Bergücken zwei Wälle, von denen auffallender Weise der äussere höher ist als der innere. Während im Südwesten der steile Abhang nach dem Riefengrunde hin einen weiteren Schutz unnöthig erscheinen lässt, zieht im Norden ein wiederer Wall bis zu einer Quelle, die an der Spitze des Dreiecks liegt.

Die Anlage dieses Abschnittes erinnert an die Erdburg, die der Abt Engilbert von St. Gallen im Frühlinge 926 bei dem Heranzuge der wilden Ungarn zum Schutze der Seinigen rasch errichtete. (Freilich sind hier die grossartigen Ver-

¹⁾ Asseburger Urkundenbuch I. Nr. 902 und 918.

²⁾ Die Localgeschichtsforscher hatte den Theilnehmern an der Versammlung eine Karte der vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling gewidmet. Diese ist aufgenommen von P. Kahle und H. Lübbmann und im Maassstabe von 1:5000 gezeichnet von H. Lübbmann.

hältnisse der Alpenwelt in die bescheideneren Formen des nordharzischen Hügellandes übertragen.) Auf einem schmalen Berghalse, der an drei Seiten von dem Flusse Sietriannum umzogen war, wurden Bäume gefällt, Gräben gezogen und Wälle aufgeworfen. So wurde, wie der Chronist erzählt, ein befestigter Platz von grosser Stärke geschaffen, und die Klosterleute fanden hier auch in der That eine sichere Zufluchtsstätte.¹⁾

Von der dem Wahethale zugewandten Seite der Kaxzbefestigung ziehen drei Wälle den Abhang hinunter. Der mittlere von ihnen ging ehemals zwischen den von der Wabe gebildeten Teichen quer durch das Thal.

Hier nun im Wiesengrunde liegt das Reitlingsvorwerk, das früher, wie schon bemerkt, auch befestigt war. Es hatte drei Wälle ringsum, so dass man das Gehöft zweimal mit Wasser umgeben konnte.²⁾

Bereits nördlich vom Bache findet sich am Fusse des Burgberges ein Rundwall, der sogenannte Wohrtgahren. Die Südhalbe ist leider 1886 eingeebnet und in Ackerland verwandelt worden. Das andere Stück liegt noch ziemlich erhalten im Buchenwalde. Der Durchmesser beträgt etwa 100 m. Die Wallhöhe ist nicht mehr bedeutend. In diesem Ringwall wurden beim Abtragen Steine gefunden.³⁾

Nah dem Wohrtgahren ist eine trichterförmige Vertiefung mit aufgefundenem Herd. Weiterhin gegen Osten zwischen dem Reitlingsvorwerke und dem Gypsbrüche liegt links vom Wege ein Ackerstück, das von Alters her den Namen Heidenkirchhof führt. Da sind auch Urnen gefunden worden.

Doch hiermit sind die vorgesehlichen Stätten und Befestigungen noch nicht abgeschlossen. Grösser und mächtiger als der Ahschoittswall auf dem Kuxherge ist die Erdburg auf dem nördlichen Höhenzuge, dem Burgberge. Mit grosser Umsicht ist dieser Ort ausgewählt, denn eine lange Strecke der Umgrünzung war schon von Natur gesichert. Der Grundriss bildet eine unregelmässige, länglich-

runde Figur von etwa 350 m Länge und 170 m Breite. Im Nordosten, besonders aber im Osten ragen hohe Wälle auf, deren innerer von der Grabensohle wohl 6 m hoch ist. Da wo sich im Norden eine Schlucht niedersenkt, ist nur ein niedriger Wall aufgeworfen. Die Südseite hat, weil hier die Burg sturmfrei ist, nur auf einer kleinen Strecke einen Wall. Ungefähr in der Mitte der Burg steht eine Ulme, deren Wipfel über die Waldlinie weit hinausragt, so dass man daran schon aus der Ferne den Ort der Burg erkennen kann. Westlich von ihr liegt das Kernwerk, ein rechteckiger Platz, der an drei Seiten von einem Walle umzogen ist, während die vierte an dem steilen Südhang stösst. An dieser Stelle sind Bruchstücke von Ziegeln und Schieferplatten gefunden, so dass es den Anschein hat, als habe hier ein mittelalterliches Gebäude gestanden. Das darf indess nicht Wunder nehmen. Denn die im Laufe der Zeiten immer wieder einbrechende Noth veranlasste die bedrohte Bevölkerung auch noch später wiederholt in den alten Burgen Schutz zu suchen.⁴⁾ Auch sind im Mittelalter mehrfach innerhalb vorgesehlicher Umwallungen Thürme oder Burgen aufgeführt worden, so auf dem Harly, so auch in der Elmsburg und noch an anderen Orten.

Das sind unsere Reitlingsburgen. Es möchte wohl in Niedersachsen nicht so leicht zum zweiten Male vorkommen, dass ein so stilles Waldthal nicht nur unten am Bache selbst, sondern auch auf den beiden einschliessenden Höhen befestigt ist. Noch bedeutsamer werden diese Stätten durch die in der Nähe liegenden Gräber und Mardellen, wie auch durch den Heidenkirchhof unten in der Nähe des Wohrtgahrens.

Unabweisbar drängen sich dem Wanderer immer wieder die Fragen auf: Wann sind diese Erdburgen angelegt? Zu welchem Zwecke wurden sie errichtet? Sind sie gleichzeitig aufgeworfen, oder entstanden sie nach und nach, hier früher, dort später? Vor der Hand ist es noch nicht möglich, diese Fragen zu beantworten. Keine Chronik berichtet uns von den Reitlingsburgen, nicht einmal die Sage weiss von ihnen zu erzählen. Man schreibt sie der vorgesehlichen Zeit zu, die für unsere Gegenden mit dem Jahre 782 eudet. Indess die Erfahrung, die man bei der Untersuchung anderer angeblich der vorgesehlichen Zeit angehörenden Befestigungen gemacht hat — es sei hier nur an die sogenannte Pappenheimer Schanze auf dem Galgenherge bei Hildesheim, wie auch an die Laudwehr erinnert, die sich von den Quellen der Diemel bis

¹⁾ Ekkehard's IV. Casus S. Galli, übersetzt von G. Meyer von Knonau (Geschichtschreiber d. deutschen Vorzeit. Zehntes Jahrhundert, Band XI). Fünftes Buch, Kap. 51, 56 und 56.

²⁾ Ich verdanke diese Angabe den Mittheilungen des alten Herrn A. Lambrecht, der aus dem nahen Erkerode gebürtig ist und viele Jahre Wirth auf dem in der Nähe des Vorwerks gelegenen Wirthshause war.

³⁾ A. Lambrecht, der den Wall mit abgetragen hat, spricht auch von Mörtel, der zwischen den Steinen war. Die Steine schaffte er nach seinem Wirthshause und benutzte sie hier sowohl bei der Aufführung der Grundmauer zur Schenke und zum Pferdealle, als auch zum Bau der Grenzmauer (der Terrasse) vor dem Hause.

⁴⁾ A. von Cobansen, Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters. Seite 5, 6, 96.

zum Harze hinzieht — alle diese Ergebnisse neuerer Untersuchungen mahnen zur Vorsicht. Eins darf mit Gewissheit gesagt werden: Diejenigen, die diese Gräben ansahen und die Wälle aufwarfen, gehörten bereits einer ackerbauenden Bevölkerung an, denn sie besaßen Hacke und Schaufel. Auch die Anfänge staatlicher Ordnung müssen vorhanden gewesen sein, denn solche Werke können nur von Genossenschaften, von Wehrverbänden ausgeführt werden.¹⁾ Und noch ein anderes scheint gewiss zu sein: sie heißen im Volksmunde Burg, und solche sind es wohl in der That gewesen, Bergungs- und Fliehstätten, bestimmt, in Noth- und Kriegszeiten die Bewohner des Reitingthales und der naheliegenden Thaldelungen in der Ebene und auf den Höhen mit ihrem Hab und Gut aufzunehmen und vor der zuführenden Hast räuberischer Horden zu schützen. Schon der Damm, der einst querüber das Thal durchzog, war wohl geeignet, zumal wenn er oben mit einem Gebüch versehen war, das Reitinggebüch vor plötzlichen Ueberfällen zu sichern.

Aber noch ein anderer Umstand muss beachtet werden. Aus der Betrachtung aller dieser Befestigungsanlagen ergibt sich, dass sie — vorausgesetzt, dass alle aus ein und derselben Zeit stammen — wohl geeignet waren, den Uebergang aus dem Reitingthale über die Höhe nach der Schunteriederung hin zu verlegen. Von dem in die Bergmasse des Elmes tief eingeschnittenen Wabthale war ein Aufstieg nach den Quellbächen der Schunter und zwar durch den Herzbergsgrund, leicht zu bewerkstelligen. Manche Anzeichen deuten untrüglich darauf hin, dass der Elm in vorgeschichtlicher Zeit mehr besiedelt war, als dies heute der Fall ist. Alte Dorfnamen, wie Langeleben, Brunsleben erinnern an die Gründungen der aus dem Norden herangezogenen Warnen und eröffnen den Blick in längst vergangene Zeiten, wo nach dem Abzuge der Angels jener Stamm hier einrückte. An mancher Flur, an mancher Stelle in Feld und Wald haften merkwürdige Namen, wie Wüste Kirche, Teufelsküche, Hölle, Dietweg, Lauseberg und Heidenkirchhof. Halbverklingene Sagen erzählen von Riesen und Zwergen, von untergegangenen Dörfern, von einem vergrabenen goldenen oder heidnischen Altar. Dazu werden Steingeräthe mannigfacher Form und Bronzemachen gefunden, auch Handmühlen und Reibsteine. Im stillen Walde, seitlich von den selten hretenen Pfaden liegen Steinkisten, wie jene auf dem Adamsbühl, oder flache Kegelgräber, so im

Breiten Berge, im Hemmekenroder Holze, im Kub-springsgebühe. Nebenbei bemerkt zeigen einige dieser Hügelgräber eine verkrustete Oberfläche.

Dann sind weiter da im Elmwalde an verschiedenen Stellen triebterförmige Vertiefungen von regelmäßiger Gestalt vorhanden, oft zwei und zwei nebeneinander, die als Mardellen angesehen werden. In einer solchen Grube im Westbölzchen oberhalb Erkerode lagen Herdsteine, in der Aese fanden sich Knochen, Thonseiben, ein Feuersteinmesser und eine gut erhaltene Todtenurne. Alle diese Dinge lassen den Schluss zu, dass der Elm in vorgeschichtlicher Zeit nicht durchweg von Wald bedeckt war, sondern auch Ansiedelungen trug, in deren Nähe Felder lagen und Weiden sich hinzogen. Die Waldeute aber fanden — das ergibt sich schon aus den Stauden — mit der Bevölkerung hüben und drüben in naher Verbindung. Hier liegen die Urnefelder von Lucklum, Erkerode und am Reiting, da die Heidenkirchhöfe von Langeleben, Lelm, Ränke u. a. Schwerlich werden die ersten Bewohner von Reiting und von Langeleben sich in der Wildnis angesiedelt haben, sondern an einer wenn auch nicht länderverknüpfenden, so doch wenigstens bewohnten Gegenden verbindenden Strasse. Und diesen Pass von Westen her zu sperren, erscheinen die Reitingburgen recht zweckdienlich. Zwar könnte man einwerfen, der Elm sei ja mit geringem Zeitaufwande leicht zu umgeben. Heute ist das freilich der Fall. Aber nicht immer lagen die Dörfer, deren Gemarkungen bis an die Höhen reichten, so frei und offen im Felde wie jetzt. Es sind sichere Anzeichen dafür vorhanden, z. B. die vielen Dorfnamen mit -rode im Norden und Nordwesten, dass der Wald ehemals von der Schunter bis zum kleinen Bruche reichte.

Doch um diese und so viele andere Fragen endgültig zu lösen, dazu bedarf es noch mancher Arbeit. So ist ein Verzeichniss der Fundorte vorgeschichtlicher Gegenstände des Elmes sehr wünschenswerth. Dann müssen die Namen der Forstorte und Waldwege gesammelt werden. Notwendig ist ferner die Kartirung sämtlicher Burgen des Elmes und der Umgebung, z. B. der ausgedehnten Schunterbefestigungen. Vor allem aber müssen die noch vorhandenen Gräber geöffnet und die Burgwälle untersucht werden, damit auch Geräte und Gefässe, Knochen und Topfseiben zu Worte kommen. Durch diese Arbeit wird uns, was heute noch fraglich und ungewiss ist, klarer hervortreten, und die alten Verhältnisse dieser vorgeschichtlichen Culturstätte werden dem Verständnisse über gerückt werden.

(Schluss der II. Sitzung.)

¹⁾ A. von Cohausen, *z. A. O.*, S. 8, 7, 87, 70.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXIX. Jahrgang. Nr. 12.

Erscheint jeden Monat.

Dezember 1898.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 10 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXIX. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig

vom 4. bis 6. August 1898

mit Ausflügen nach dem Elm und dem Harz.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

Dritte Sitzung.

Inhalt: **Geschäftliches:** Entlastung des Schatzmeisters und Etat für 1899. Bestimmung des Ortes und der Zeit für die XXX. Versammlung. Neuwahl des Vorstandes. — **Fortsatz der Vorträge:** R. Virchow: Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreussen. — Köhl: Neue steinzeitliche Gräber bei Worms. Dazu Virchow. — F. Grabowsky: Neue neolithische Fundstellen im Herzogthum Braunschweig. — Grabowsky-Telje: Ueber einige im Thale der Lippe (Unterlauf) bei Wesel entdeckte neolithische Fundstellen. — Waldeyer: Ueber angeborene Verschiedenheiten am menschlichen Hirn. — J. Ranke: Demonstration eines Menschen- und Orangutan-Schädels mit Scheitelbeinsabt. sowie eines Instruments zur Gaumenmessung. — R. Virchow: Bearbeitete Rhinocerosknochen aus dem Braunschweiger Diluvium. Dazu Makowsky, Virchow. — G. Fritsch: Ueber Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaars. — M. Münch: Ueber einen Frieshof aus der Lombardzeit. — Rasch: Ueber einen merkwürdigen Goldringfund. — v. Andrian: Zur Entwicklungsgeschichte der Ethnologie. — Teich: Die Entdeckung der Zinnminen (der Kassiteriden) an Hand von Arimans' Ora muritima. — J. Mies: Ueber die größte Breite des Schädels. — F. Birkner: Einiges über Zwergwuchs. — Schlussreden: R. Virchow, W. Blasius, R. Virchow. — Rednerliste. — Nachtrag zur Teilnehmerliste. — Vorlagen. — Aeusserer Verlauf des Congresses.

Der Vorsitzende:

Die Sitzung ist eröffnet.

Geschäftliches.

Zuerst erfolgte die Berichterstattung des Rechnungsausschusses, worüber Seite 101 und 102 referirt worden ist.

Wahl des Ortes für die XXX. Versammlung.

Generalsecretär Herr Professor Dr. Job. Ranke-München:

Ich habe eine ganz ausserordentlich freundliche Einladung vom Herrn Bürgermeister und dem Magistrat der Stadt Lindau der Gesellschaft zu überbringen, die nächste allgemeine Versammlung in dem schönen Lindau am Bodensee abzuhalten. (Bravo!)

Es ist das ja schon lange unser Wunsch gewesen, einmal wieder nach Süden zu gehen und ganz speciell nach Lindau. Dort wird sich auch Gelegenheit ergeben, wieder einmal mit unseren schwäbischen Freunden in recht enge Föhlung zu treten. Ich möchte Ihnen daher vorschlagen, da auch keine andere Einladung gegenwärtig vorliegt, die Vorstandschaft zu beauftragen, mit den Herren in Lindau in nähere Verbindung zu treten, und speciell bitte ich die Gesellschaft, Lindau als Congressort für das nächste Jahr zu wählen.

Herr Medicinalrath Dr. Hedinger-Stuttgart:

Als Vorstand des Württembergischen anthropologischen Vereins und als Schwabe möchte ich mir erlauben, diesen Vorschlag dringend zu befürworten; es sind schon mehrere Jahre, dass Sie nicht mehr bei uns im Süden waren, und wir hegen alle die lebhafteste Hoffnung, dass Sie von Lindau aus die Fundstätten des schwäbischen Meeres mit Ihrem Besuche beehren, umso mehr, als die jüngere Generation dieselben doch noch nicht kennt. Wer etwa noch die beschriebenen Fundstätten kennen lernen will, dem stellen wir uns natürlich zur Verfügung. Sollte der eine oder andere der Herren unsere Residenz besuchen, mit Ihren allerdings noch nicht vollständig geordneten Sammlungen, so würde es uns zur größten Freude gereichen und wir es uns zur Ehre rechnen. Wir können nicht warten, bis wir unsere ethnographische Sammlungen in Ordnung haben, das fehlt es an Raum und auch an Zeit. Ich glaube, die Bitte, die ich speciell im Namen des württembergischen Vereins vortrage, wird Ihrerseits in freundlicher Weise aufgenommen werden.

Der Vorsitzende:

Die Abstimmung ergibt die einstimmige begeisterte Wahl von Lindau als Ort der XXX. allgemeinen Versammlung. (Bravo!)

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Wir haben den Gedanken, dass möglicherweise bei dieser Versammlung in Lindau auch eine gemeinschaftliche Tagung mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft stattfinden könnte. Wir haben ja bis jetzt ungefähr in Zeiträumen von 5 Jahren solche gemeinsame Versammlungen gehabt, daher möchte ich bitten, den Vorstand zu beauftragen, für die nächste allgemeine Versammlung wieder wenn möglich eine solche gemeinschaftliche Tagung mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft in die Wege zu leiten, mit der wir ja durch unseren Vorsitzenden, Freiherrn v. Andrian, glücklicher Weise in persönlicher Union sind. Vielleicht lässt sich von Lindau aus auch der so lang gehegte Wunsch eines Besuches der wichtigsten anthropologisch-prähistorischen Museen der Schweiz von Seite der sich dafür interessirenden Mitglieder unserer Gesellschaft ausführen. Ich stelle mir einen solchen Besuch in der Schweiz als einen ganz inoffiziellen und privaten vor, auch ist das bisher nur ein persönlicher Gedanke von mir, über dessen Ausföhrung noch näher zu erörtern sein würde.

Der Vorsitzende:

Ich darf wohl bemerken, dass es sich dabei nicht um eine officielle Action handeln würde. Der Vorstand hat ja immer die Ermächtigung gehabt, in Bezug auf

Ort und Zeit etwas weitergehende Anordnungen zu treffen; ich erinnere daran, dass wir vor noch nicht langer Zeit bei einer Versammlung im Rheinlande noch weitere Städte in dem Besuchskreis der Gesellschaft hienübergerungen haben. So würde es möglich sein, dass wir jenseits der Grenze, was ja in Aussicht steht, noch irgend eine schweizerische Localität besuchen.

Freiherr Dr. v. Andrian-Werburg-Wien:

Ich möchte mir nur erlauben zu bemerken, dass in Wiener Kreisen eine grosse Geneigtheit besteht, einen gemeinschaftlichen Congress wie in Lunstruck abzuhalten, und zwar direct, einen Besuch auf deutschem Boden zu machen. Ich zweife nicht, dass irgend eine Form gefunden werden wird, um eine erspriessliche Cooperation zu ermöglichen. Ich werde jedenfalls alles aufbieten, um dies zu Stande zu bringen.

Wahl des Local-Geschäftsführers für Lindau.

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Ein ausgezeichnete Kenner der Geschichte und Vorgeschichte von Lindau und seiner Umgebung ist Herr Senior Pfarrer Reinwald, er hat sich erboten, die Geschäftsföhrung zu übernehmen. Es ist in Aussicht genommen, ein grösseres geschäftliches Comité in Lindau zusammenzusetzen, an dessen Spitze das der Herr Bürgermeister und Herr Reinwald stehen sollen. Ich bitte die Gesellschaft also, Herrn Senior Reinwald als Geschäftsföhrer wählen zu wollen.

Die Wahl erfolgt einstimmig.

(Schon bald nach Beendigung des Congresses in Braunschweig traf die ganz unerwartete Trauernachricht von dem Tode des neugewählten Herrn Geschäftsföhrers Senior Pfarrer Reinwald ein. Auf Vorschlag des Herrn rechtskundigen Bürgermeisters Schüttinger wurde von der Vorstandschaft Herr Rector Dr. Kellermann als Localgeschäftsföhrer gewählt, welcher diese Wahl mit erfreulicher Bereitwilligkeit angenommen hat.)

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Ich habe Ihnen noch eine erfreuliche Mittheilung zu machen; es stehen nämlich auch schon wieder Einladungen für spätere Jahre in Aussicht. So haben wir hier eine sehr freundliche Einladung durch Herrn Major Dr. Förtach aus Halle erhalten; Herr Major Dr. Förtach ist direct beauftragt, uns zu sagen, dass man in Halle uns recht freundlich aufnehmen würde, wenn wir einmal nach Halle kommen wollen.

Bestimmung über den Zeitpunkt des Congresses.

Generalsecretär Herr Professor Dr. Joh. Ranke-München:

Wie der Herr Bürgermeister mittheilt, wird es für den Besuch von Lindau besser sein, wenn wir eine etwas spätere Zeit als gewöhnlich für den nächstjährigen Congress wählen, vielleicht erst gegen Mitte September; dann ist die grosse Hochfluth von Gästen, die das schöne Lindau besuchen, vorüber und wenn, wie vorher angedeutet wurde, vielleicht eine private Reise nach der Schweiz abgeschlossen werden soll, so würde das auch besser passen, wenn wir da nicht in die eigentliche Saison hineinkommen. Ich möchte deshalb

in Uebereinstimmung mit Herrn Sökeland den Antrag stellen, der Vorstandschaft die Bestimmung der Zeit zu überlassen und ins Auge zu fassen, dass dieser Zeitpunkt etwas später gelegt werde als in den letzten Jahren.

Herr Heger-Wien:

Ich möchte mir nur die Bemerkung erlauben, dass im nächsten Jahre ein Archäologencongress in Kiew stattfindet, und zwar beginnt er am 20. August alten Stils und dauert drei Wochen. Es werden vielleicht doch Herren aus Deutschland da sein, welche diesen Congress besuchen. Ich möchte darauf aufmerksam machen, damit keine Collision stattfindet. Es ist das nur eine Bemerkung, die ich der Vorstandschaft zur Berücksichtigung anbeugeben möchte.

Der Vorsitzende:

Auf die verschiedenen Anfragen und Anträge hinsichtlich der Zeit beantragt der Vorsitzende dem Vorstand zu ermächtigen, für das nächste Jahr eine etwas spätere Zeit zu wählen, und ihm aufzugeben, nach den nöthigen Specialrecherchen sich über den Zeitpunkt schlüssig zu machen, da das heute schon zu thun doch ein wenig zu früh sein dürfte. Dem Vorstand wird diese Ermächtigung ertheilt.

Neuwahl des Vorstandes.

Der Vorsitzende:

Es sind nur die drei Vorsitzenden zu wählen, da der Generalsecretär und Schatzmeister auf mehrere Jahre gewählt sind und in diesem Jahre keine Neuwahl derselben vorzunehmen ist.

Herr Medicinalrath Dr. Hedinger-Stuttgart

beantragt dem bisherigen Gebrauche gemäß durch Acclamation Herrn Geheimrath Waldeyer als ersten Vorsitzenden und die Herren Virchow und v. Andriau als Stellvertreter zu wählen. (Geschickt.)

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich bin bereit, die Wahl anzunehmen und danke für das mir bewiesene Vertrauen.

Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow:

Was die beiden anderen Herren anbetrifft, Herrn Baron von Andriau und meine Person, so ist Herr von Andriau immer bereit gewesen zu erscheinen, wenn wir ihn gebraucht haben, und von mir wissen Sie, dass ich geneigt bin, solange ich arbeiten kann, auch noch zu arbeiten. Von unserer Seite erfolgt also kein Widerspruch. Damit ist der Vorstand constituirt.

Fortsetzung der Vorträge.

Der Vorsitzende:

Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreussen.

Es ist ein Brief eingegangen von dem Herrn Oberpräsidenten von Westpreussen, dem früheren Staatsminister von Gossler. Er hat die hier auf-

gehängten Wandtafeln übersendet, welche znnächst bestimmt sind für den Schulunterricht und für demonstrative Vorträge in Westpreussen; sie schliesen sich an die reichen anderen Publicationen dieser Art, die in den verschiedenen Provinzen und Staaten unseres Vaterlandes schon erschienen sind, aber sie unterscheiden sich, wie Sie vielleicht sehen werden, durch einige sehr bemerkenswerthe Umstände: erstens durch die Grösse der Bilder, wodurch die Objecte auch für die Ueuerföhren etwas verständlicher werden, zweitens dadurch, dass sie in bestimmte Gruppen gesondert sind, denen ein gewisses locales Colorit gegeben ist, indem in ungefähren Zügen zur Ansehnung gebracht ist, wo die Gegenstände gefunden worden sind. Sehr interessant sind die westpreussischen Regionen links von der Weichsel. Die Region der Gesichtsurnen, die der arabischen Funde, die der Halstatt- und Latönerperiode, die grossen Ebene der Tuchelschen Heide u. a. w., sind in der That recht demonstrative Darstellungen. Es wird sich ja vielleicht bei einer genaueren Prüfung manches ergeben, was vielleicht noch anders ausgeführt werden könnte, aber im Grossen und Ganzen danke ich, können wir diese Tafeln als Mustertafeln für künftige Ausföhren bezeichnen. Aber noch mehr als musterschaft ist das Verhalten der Provinz selber; diese Karten sind nämlich rein aus Privatmitteln hergestellt worden, es ist nichts vom Staate oder der Provinz geschehen, wie wir hören. Der Herr Oberpräsident interessirt sich sehr lebhaft dafür, aber Geld hat er nicht zu geben gehabt. Dagegen hat sich ein unternehmender Verleger gefunden und es hat sich ein ungewöhnlicher Eifer in den einzelnen Gemeinden entwickelt; eine grosse Anzahl von Gemeinden hat für ihre Schulen die Tafeln sofort bestellt. Die erste Auflage ist total vergriffen, sodass schon jetzt, nach ganz kurzer Zeit, eine zweite in Aussicht steht.¹⁾ Selbst ganz kleine Ortschaften haben die sämmtlichen Tafeln gekauft. Der Oberpräsident schreibt, dass er wünscht, wir möchten speciell der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft die Tafeln vorlegen; er selbst hat sie schon früher dem Germanischen Museum übergeben, wo man sie mit grosser Theilnahme und Auerkennung aufgenommen hat. Er schliesst mit dem Wunsche, dass auch die diesjährige Versammlung reich an Belehrung verlaufen möge. Wir müssen ihm ganz besonders dafür danken, dass er auch diese Sache in seine Hand genommen hat.

(Bravo!)

¹⁾ Inzwischen ist diese zweite Auflage erschienen und schon eine dritte in Vorbereitung. D. Red.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Neue steinzeitliche Grabfelder bei Worms.

Werden vereinzelte neolithische Gräber bei uns am Mittelrhein im Vergleich zu Gräbern aus späteren Perioden schon ausserordentlich selten angetroffen — und nach den Ausführungen des Herrn Vorsitzenden bei Eröffnung der Versammlung scheint das ja auch im allgemeinen im übrigen Deutschland der Fall zu sein —, so gehören Entdeckungen von mehreren zusammengehörigen Gräbern dieser Art, also Gruppen solcher Grabstätten, oder gar Entdeckungen von grösseren geschlossenen Grabfeldern der neolithischen Periode schon zu den archäologischen Seltenheiten ersten Ranges. In der Literatur waren bisher nur die wenigen Funde von dem einen, leider nicht saebgemäss angebeuteten Grabfeld „am Hinkelstein“ in der Nähe von Worms durch Lindenschmit, sowie ein einzelner Grabfund von Kirehheim an der Eck in der Pfalz durch Mehlis bekannt geworden, weliel letzteres Grab jedoch ausser einem mit einem schuhleistenförmigen Steinkel ausgerüsteten Skelette nichts enthalten hatte; namentlich kamen gar keine Gefässe hier zum Vorschein, sondern nur einige ganz unbedeutende Scherben. Wie selten derartige Grabfunde überhaupt sind, geht schon daraus hervor, dass das an Funden aus allen anderen Perioden so ausserordentlich reiche Museum von Mainz an Grabfunden aus der neolithischen Zeit, ausser den wenigen Gefässen und anderen Gegenständen vom Hinkelstein, nur noch ein einziges Gefässchen aus einem vereinzelt neolithischen Grabe bei Nierstein besitzt.

Diese eben genannten wenigen Gegenstände bildeten bis vor zwei Jahren das ganze Material, welches wir an Gräberfunden aus der neolithischen Periode am Mittelrhein besaßen.

Da glückte es mir Ende des Jahres 1895 in Worms selbst, auf der dicht am Rheine gelegenen, sogenannten Rheingewann, ein ganzes Grabfeld der neolithischen Periode zu entdecken, welches 69 völlig unversehrte Gräber enthielt und ein reiches Material an Skelettresten, an Gefässen, Steingeräthen, Schmucksaeben aus Stein und Muscheln und Anderes mehr lieferte. Die Herren, die vor zwei Jahren in Speyer gewesen sind und den Ausflug von da nach Worms mitgemacht haben, werden sich vielleicht noch des in Speyer gehaltenen Vortrages, sowie der ihnen in Worms überreichten kleinen Festschrift,¹⁾ welche die Ansgrabung behan-

delt, und der ausgegrabenen Sachen selbst erinnern. Das, was damals in der Festschrift fehlte und auch wegen der Kürze der Zeit nicht behandelt werden konnte, war die Messung und Beschreibung der menschlichen Ueberreste, namentlich der Schädel. Dies ist nun im vergangenen Herbst nachgeholt worden, und zwar hat Herr Geheimrath Virchow die grosse Güte gehabt, unserem dahingehenden Wunsche zu willfahren und sich der höchst dankenswerthen Mühe unterzogen, in Worms selbst diese Messungen vorzunehmen. Ebenso war Herr Dr. Schötensack aus Heidelberg so liebenswürdig gewesen, die Bestimmung der Thierknochen, die den mitgegebenen Speisen angehören, welche Bestimmung mir aus Mangel an Zeit nicht möglich gewesen war, bei Herrn Professor Studer in Bern und mit dessen Hilfe vorzunehmen. Beide Untersuchungen sind im vorigen Jahre in der Zeitschrift für Ethnologie (S. 464—475) erschienen. Für die Herren, welche die Schrift über das Wormser neolithische Grabfeld noch nicht kennen, habe ich hier ein Blatt mitgebracht, welches alle darin enthaltenen Abbildungen wiedergibt, so dass Sie die Abbildungen der Gräber, sowie der Gefässe mit den später noch zu zeigenden Photographien eines weiteren neu entdeckten Grabfeldes gut vergleichen können.

Ausser diesem, Ende des Jahres 1895 entdeckten neolithischen Grabfelde von Worms gelang es mir nun im Frühjahr des vorigen Jahres wieder ein solches in der Umgebung von Worms aufzufinden, welches zwar nicht so gross ist wie das eben genannte, aber dennoch einige 20 Gräber enthalten hat. Dieses Grabfeld liegt bei Wachenheim an der Pfimm, 2 1/2 Stunden westlich von Worms und ist in der Luftlinie gemessen nur 25 Minuten von dem Grabfelde „am Hinkelstein“ entfernt, ein Beweis, wie verhältnissmässig dicht schon zur neolithischen Zeit diese Gegend besiedelt gewesen sein muss. Das Grabfeld liegt am Südhange des Pfimmthales und es hat eben diese Lage am Bergabhange leider bewirkt, dass ein grosser Theil der Gräber zerstört worden ist, indem die Erde über den Grabstätten im Laufe der Jahrtausende sich zu stark abgebaut hatte, sodass die Skelette zu nahe an die Oberfläche gerückt waren und dadurch bei der Bodenbearbeitung zum Theil durch den Pflug zerstört worden sind. Auf diese Weise waren von einigen zwanzig Gräbern nur sechs noch soweit erhalten geblieben, dass sie einigermaßen genau untersucht werden konnten. Die Untersuchungen sind jedoch noch nicht vollständig abgeschlossen, denn die Gräber scheinen sich noch in die benachbarten Aecker hinein zu erstrecken; es besteht daher die Hoffnung, dass sich noch mehr

¹⁾ Köhl, „Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung.“ Worms 1896, aus welcher Schrift auch die folgenden Tafeln Nr. I—VI und VIII—IX entnommen sind.

Gräber und hoffentlich aneh noch unversehrt finden lassen werden.

Die Gräber sind Flachgräber ohne jede Steinsetzung im Innern. Sie sind alle von Südwesten nach Nordosten orientirt, also umgekehrt wie die des Grabfeldes von Worms, welche sämtlich von Südosten nach Nordwesten gerichtet waren. Sie enthalten, ebenfalls im Gegensatz zu den Wormser Gräbern, nur liegende Hocker. Die Skelette liegen auf dem gewachsenen Boden und sind mit altem Colturboden bedeckt, und zwar sind sie alle auf der rechten Körperseite liegend, mit stark angezogenen Extremitäten hestattet worden. Diese Verhältnisse liessen sich auch bei den als zerstört bezeichneten Gräbern noch mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Die sechs erhaltenen Gräber, welche zwar auch nicht mehr alle ganz intact waren, enthielten nur wenige Beigaben, wie überhaupt die Wachenheimer Gräber weniger reich mit Beigaben, namentlich mit Gefässen, ausgestattet waren, wie die von Worms, doch liessen die aufgefundenen Scherben deutlich erkennen, dass sie demselben Gefässstypus angehören wie die Wormser Gefässe. An weiteren Beigaben wurden noch Steinmeissel, Steinbeile, Feuersteinmesser und Schaber, sowie Thierknochen, die von den mitgegrabenen Speisen her stammen, gefunden. Ebenso fanden sich dieselben rothen Farbknohlen wie in den Wormser Gräbern, welche aus rothem und gelbem Eisenocker hestehen. In einem Grabe zeigte sich auch ein Stück Hämatit. Diese Substanzen wurden bekanntlich von den Neolithikern zum Färben oder Tätowiren der Haut benutzt.

Die Untersuchung des noch übrigen Theiles des Grabfeldes soll demnächst erfolgen.

Ein neues, grösseres und völlig intactes neolithisches Grabfeld, also das dritte innerhalb 2 1/2 Jahren, hatten wir nun das Glück in diesem Frühjahr anzufinden, und es hat der Alterthumsverein Worms alsbald unter meiner Leitung mit der Aufdeckung desselben begonnen.

Bei Erdarbeiten zur Legung eines Bahngelaises bei Rheindürkheim, der nächsten, 1 Stunde nördlich von Worms gelegenen Ortschaft, wurde ein Gefäss gefunden und nach dem Museum von Worms gebracht. Bei der Reinigung desselben konnten wir alsbald erkennen, dass es ein ganz charakteristisches Gefäss der rheinischen Bänderkeramik war, und so eilte ich denn sofort an Ort und Stelle, um die näheren Fundumstände zu ermitteln. Ich konnte da noch feststellen, dass die Arbeiter ein wohlerhaltenes Grab angetroffen, jedoch ziemlich alles in demselben bis auf das eine Gefäss zerstört hatten; in der ausgehobenen und bereits abgefahrenen Erde fand ich noch einen Handmühl-

stein aus Sandstein — der dazu gehörige Reihstein war verloren gegangen —, verschiedene Gefässscherben von grossen, schön verzierten Gefässen und einige Theile des Skelettes noch in ihrer ursprünglichen Lage.

Da nun anzunehmen war, dass dieser Fund kein vereinzelter gewesen sein konnte, sondern mit Recht vernunthet werden durfte, dass die Verhältnisse hier ebenso liegen würden wie in Worms, am Hinkelstein und in Wachenheim, so beschloss ich, die nächste Umgehung des Grabes systematisch zu untersuchen. Dazu bestimmte mich namentlich die grosse Aehnlichkeit in der Lage des zu vermuthenden Grabfeldes mit dem von der Rheingewann, namentlich die vollkommene Ueber-einstimmung der geologischen Verhältnisse beider Localitäten. Auch hier liegt der Ort Rheindürkheim, vor dessen Westseite das Skelett gefunden worden war, auf einer Bodenwelle dicht am Rhein und diese bildet die einzige hochwasserfreie Erhöhung rhinaufwärts bis zur Rheingewann, während dazwischen nur tiefgelegenes Ufergelände den Strom begrenzt. Wie nun die Rheingewann durch das diluviale Geschiebe des Pfrimbaches, welches sich vor dem Rhein aufgestaut hatte, zu Stande gekommen war, so war offenbar die hochwasserfreie Erhöhung bei Rheindürkheim durch die diluvialen Anschwemmungen des Bechaches gebildet worden.

Also auch hier war dem Steinzeitmenschen die Möglichkeit gegeben, gerade wie auf der Rheingewann, dicht am Strome auf hochwasserfreiem Gelände zu wohnen und seine Todten zu hestatten. Da demnach aneh hier die Lebensbedingungen für ihn so ausserordentlich günstige waren, so liess sich mit Recht vermuthen, dass man wieder auf ein neolithische Ansiedlung und damit wahrscheinlich ehenfalls auf ein grösseres Grabfeld stossen würde. So geben uns diese hochwasserfreien Stellen am Rheinufer einen Fingerzeig, nach welcher Richtung hin wir weitere neolithische Grabfelder zu suchen haben werden.

Ich begann nun zuerst im Norden, dann im Süden und Westen des aufgefundenen Grabes zu suchen, konnte Anfangs jedoch keine weiteren Gräber mehr entdecken. Erst als ich mich direct östlich, nach dem Rheine zu, gewandt hatte, fand ich in einer Entfernung von etwa 40 Metern das erste Grab, welchem sich dann bis jetzt noch weitere 19 Gräber angeschlossen haben. Das Grabfeld zieht jedoch noch in die heiden benachbarten Aecker hinein und nach der Ernte sollen die Untersuchungen dort weiter fortgesetzt werden.

Bevor ich nun zur Beschreibung der Gräber dieses neuentdeckten Grabfeldes übergehe, gestatte

ich mir, Ihnen hier auf dieser Kartenskizze die Lage der bis jetzt bekannten 4 neolithischen Grabfelder um Worms zu demonstrieren. Ferner habe ich mir erlaubt, auf dieser Karte zugleich noch

die zahlreichen Funde aus der Bronzezeit, welche sich zusammensetzen aus den sehr häufig vorkommenden Wohnplätzen (Wohngruben, Trichtergruben), aus Grabfunden, aus Einzel- und Depotfunden.

Taf. I.



die Funde aus der älteren Metallzeit anzugeben. So sehen Sie die Kupferfunde und die Funde der wahrscheinlich mit ihnen gleichalterigen glockenförmigen Zonenbecher besonders markirt. Ferner

Dieses neuentdeckte Grabfeld von Rheindürkheim verhält sich nun, wie wir gesehen haben, in Bezug auf seine Lage dem von der Rheingewann ganz analog; wie dort, so war auch hier

kein äusserlich sichtbares Zeichen, noch eine Tradition vorhanden, woraus man auf das Vorhandensein eines so uralten Begräbnisplatzes hätte schliessen können.

mit einer einzigen Ausnahme, von Südosten nach Nordwesten orientirt, also genau so wie auf der Rheingewann. Sie sind aneh nicht streng in Reihen, sondern mehr willkürlich angeordnet. Die

Taf. II.



Die Gräber sind alle Skelettgräber, wie ja bekanntlich in Südwestdeutschland in der neolithischen Periode der Leichenbrand noch nicht vorkommt, sondern erst in der jüngeren Bronzezeit anzutreten pflegt. Alle Gräber sind bis jetzt,

Gräber sind Flachgräber und ganz in der Weise angelegt wie die späteren fränkischen Reihengräber; dieselben enthalten im Innern keinerlei Steinsetzung. Die Tiefe der Gräber schwankt zwischen 55 und 80 cm. Wegen dieser verhältnissmässig tiefen Lage

hat der Pflug auch kein einziges Grab zerstören können, und da an dieser Stelle noch nie Weinbau betrieben wurde, welcher ein tieferes Umrarbeiten des Bodens erfordert, so sind alle Gräber

graves ein an dieser Stelle schon vorhandenes Männergrab zerstört worden ist.

Die Skelette, welche in den meisten Fällen noch gut erhalten sind, sodass bis jetzt schon 8 wohl-

Taf. III.



bis auf unsere Zeit völlig unberührt geblieben. Nur ein einziges Grab erwies sich als zerstört, aber das geschah durch eine spätere neolithische Nachbestattung, indem durch die Anlage eines Kinder-

erhaltene Schädel und viele andere Skelettteile gehorgen werden konnten, liegen auf dem gewachsenen Boden und sind mit altem Culturboden bedeckt. Alle Skelette liegen auf dem Rücken ausgestreckt

im Grabe, und es ist der Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite geneigt, meist liegt er jedoch gerade nach oben sehend. Kein einziger liegender Hocker kam bis jetzt zum Vorschein, und es scheinen aneb hier die Verhältnisse in Bezug auf die Lage der Totden genau mit denen der Rheingewann übereinzustimmen, wo bekanntlich unter 69 Gräbern nur einmal ein liegender Hocker angetroffen wurde, im Gegensatz zu den Gräbern von Waschenheim, welche lauter liegende Hocker enthielten. Die Arme waren meist zu beiden Seiten des Körpers ausgestreckt, und nur fünfmal unter 20 Gräbern kam es vor, dass der eine oder der andere Vorderarm oder beide zugleich quer über das Becken oder die Brust gelagert waren. Einmal war der rechte Vorderarm spitzwinkelig gebeugt und unter das Kinn gestemmt, einmal war das eine Bein über das andere geschlagen, und zweimal das eine Bein stark adducirt und dem anderen genähert, mehrmals waren auch die Füße etwas erhöht gelagert. Alles Besonderheiten, wie sie genau so in den Gräbern der Rheingewann vorgekommen sind. Auch hier konnte an den Skelettheilen nicht die Spur eines Metalloxydes nachgewiesen werden, ebenso wie in Worms, und es ist deshalb ganz zweifellos, was auch aus anderen Verhältnissen geschlossen werden muss, dass die Gräber unbedingt der reinen Steinzeit angehören müssen und demnach bis in das dritte Jahrtausend vor Christus zurückreichen, welche Zeitstellung nach den neueren Forschungen wohl nicht mehr angezweifelt werden kann.

Was nun die Beigaben anbelangt, so muss hier gleich constatirt werden, dass dieselben ganz identisch sind mit denen der Rheingewanngräber. Auch hier zeigte sich ein verhältnissmässig grosser Reichthum an Gefässen, von welchen manchmal sechs bis acht in einem Grabe gefunden wurden. Die Gefässformen und die Ornamente, worauf ich später noch zurückkommen werde, sind ebenfalls völlig gleich mit denen von der Rheingewann, wie Sie sich selbst durch den Vergleich der herangezogenen Abbildungen mit den Photographien überzeugen können.

Auch hier in Rheindürkheim bestehen die Beigaben der Männergräber aus grossen durchbohrten Steinhämmern, ferner aus den bekannten undurchbohrten, grösseren und kleineren, sogenannten schuhschleifenförmigen Steinkellen. Diese sind aber sicher keine Bodenhacken gewesen, wie manchmal angenommen wird, sondern zweifellos Instrumente, die zur Bearbeitung des Holzes gedient haben, und zwar sogen. Lochäxte, für welche ich sie halte. Wenn man sich dieselben an einem hakenförmig gebogenen Holzstiele mit Bast befestigt

denkt, sodass die Schuhschleife über die Schäftung hervorragt, wie wir ganz ähnliche Instrumente bei exotischen Völkerstämmen auch finden, so hat man ein Instrument, das mit grosser Gewalt, genau so, wie eine Schlenker wirkt. Das Holz muss nämlich durch die lebendige Kraft des Steines, der ausserordentlich scharf zugeschleift ist, völlig in Splitter zerkleinert werden. Denkt man sie sich dagegen anders geschäftet, etwa an einem Handgriff befestigt, so können sie ganz gut auch als Hobeln gedient haben. Ausserdem wurden bei den Skeletten kleine oder grössere Steinheile, dann Feuersteinmesser, Sehaber und Feuersteinsplitter (siehe Taf. IV unten) gefunden. Sehr häufig vorkom-

Taf. IV.



mende Instrumente sind Feuersteinknollen von runder oder etwas eckiger Form, welche gewöhnlich zum Inventar des Mannes gehören, manchmal aber auch in Frauengräbern vorkommen. Sie haben meist die Grösse einer Baumnuss, sind gewöhnlich rund, öfter aber auch eckig geformt. (s. Taf. IV oben.) Ob das nun Klopsteine waren, welche durch die Benützung rund geworden sind, ob es Steine gewesen sind zum Feuer schlagen, oder ob sie zu beiden Verrichtungen gebraucht wurden, ist noch nicht gewiss. Die runden können wohl nicht mehr zum Feuer schlagen gedient haben, dazu wird man eher die eckigen verwandt haben. Mit welchen

Materialien unsere Neolithiker Feuer erzeugt haben, mit zwei Feuersteinen, oder mit einem Feuerstein und einer anderen Substanz, ist ebenfalls noch nicht erwiesen. Das dürfte sich erst herausstellen nach der chemischen Untersuchung einer gelblichen oder braunen Masse, welche häufig in geringer Menge den Flintsteinen anhaftet. Sollte in derselben, was zu vermuthen ist, Schwefelsäure nachgewiesen werden, so hätten wir alsdann Schwefel-

vorzunehmen, welcher bekanntlich selbst schon derartige Schwefelkiesbrocken in Grabhügeln der Bronzezeit auf der Insel Amrum gefunden hat.

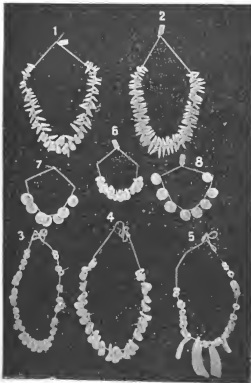
Herr Medicinalrath Dr. Hedinger in Stuttgart hat in neuerer Zeit, was ich auch anführen möchte, Versuche zur Erzeugung von Feuer mit zwei Feuersteinen angestellt, und es ist nach seinen Versuchen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass in Ermangelung von Schwefelkies mit zwei Feuersteinen ebenfalls Feuer erzeugt werden konnte, jedoch ist dieses Verfahren zeitraubender und schwieriger.

Ein in den Gräbern der Rheingewann mehrmals gefundenes, immer paarweise auftretendes Geräthe aus Sandstein, der sogenannte Pfeilstrecker, ist in den Gräbern von Rheindürkheim bis jetzt noch nicht zu Tage getreten.

Die Beigaben der Frauengräber bestehen zunächst aus Schmuckstücken aus Stein und Muscheln, da ja Metall noch nicht bekannt war. Die Perlenketten, welche die Frauen um den Hals trugen, sind, geradem wie in den Gräbern der Rheingewann, aus kreisrunden durchbohrten Scheibchen und grösseren und kleineren Beilquenen zusammengesetzt, welche aus einer grossen fossilen Muschel, die im Tertiär des Mainzer Beckens vorkommt (*Perna Sandbergeri*), geschnitzt sind (s. Taf. V Nr. 3—6). Auch in Männergräbern erscheinen manchmal solche Ketten, dann bestehen die einzelnen Glieder aber meist aus etwas grösseren und stärkeren Exemplaren. Ausser diesen Halsketten kommt in den Frauengräbern noch weiterer Muschelschmuck um die Hüften als Gürtelkette, und eben solcher als Armhänder um die Handgelenke vor. Armhänder aus blauem Schiefer und Braunkohle, wie solche in Worms zu Tage gekommen sind, wurden hier in Rheindürkheim bis jetzt noch nicht gefunden. Ferner kommen noch Halsketten und Armhänder vor, welche aus durchbohrten und aneinandergereihten kleinen fossilen Schneckengehäusen [*Cerithium plicatum* und *Lamarckii*] (s. Taf. V Nr. 1 u. 2), sowie kleinen fossilen Muscheln [*Pectunculus ohnratius*] (Nr. 7 u. 8) bestehen. Dann erscheinen noch einzelne grössere durchbohrte, fossile und recente Muscheln, die als Anhänger oder Amulette gedient haben mögen. Beinahe in keinem Frauengrabe fehlt aber die primitive, meist zu Häupten der Todten liegende Handmühle, welche aus zwei Sandsteinen, dem grösseren Bodenstein und dem etwas kleineren Läufer oder Reiber besteht, mit dem das Getreide roh zerquetscht und so gemahlen wurde, was immer die Aufgabe der Frau gewesen sein muss (siehe Taf. VI).

Männer- und Frauengräber gemeinsam sind dann ausser Gefässen kleine Steinbeile, Feuer-

Taf. V.



oder Eisenkies, Pyrit, vor uns, welchen bekanntlich die prähistorischen Völker vor der Entdeckung des Eisens zur Feuererzeugung benutzten und es wäre alsdann der Beweis geliefert, dass dieses Verfahren schon in der neolithischen Zeit geübt worden ist. Da die Masse sehr verwittert und vermuthlich auch zum Theil zersetzt ist, so wird die Untersuchung nicht leicht auszuführen sein. Herr Dr. Oelshausen wird so freundlich sein, dieselbe

steinmesser und Schaber, sowie die vorhin schon genannten Feuersteinknollen (s. Taf. IV). Ferner kleine aus Bachkieseln und Geschieben hergestellte Instrumente, welche als Bohrer, Glättesteine u. s. w. dienten, von denen eine schöne Collection von

durch Eisenoxyd gefärbt ist, oder aus gelbem und rothem Eisenocker besteht. Manchmal kommt auch Eisenerz (Hämatit) und Rödel vor. Alle diese Substanzen dienen zum Färben oder Tätowiren der Haut. Unsere Neolithiker müssen eine grosse Vor-

Taf. VI.



11 Stück in einem Grabe der Rheingewann zu Tage kam (s. Taf. VII). Sehr häufig erscheinen grössere oder kleinere Stücke einer rothen Substanz, die entweder aus weichem Sandstein, der

liebe für die rothe Farbe gehabt haben, welche Beobachtung man heinabe in allen Gräbern bestätigt findet. So müssen Sie sich auch die neolithische Frau aus Auvernier, deren Bild gestern

Herr Professor Kollman vor unseren Augen in so vortrefflicher Weise wiedererstanden liess, mit rothen Ornamenten im Gesicht, auf der Schulter und an den Armen geschmückt denken.

Ferner werden in den Frauengravern ebenfalls Thierknochen gefunden, die von mitgegebenen Speisen herkommen und sowohl in, wie neben den Gefässen liegend angetroffen werden (s. Taf. III). Dann wurde auch hier der Gehirne beobachtet, dass bei der Leichenfeier die Scherben absichtlich zerbrochener Gefässe den Todten mit ins Grab gestreut wurden.

Taf. VII.



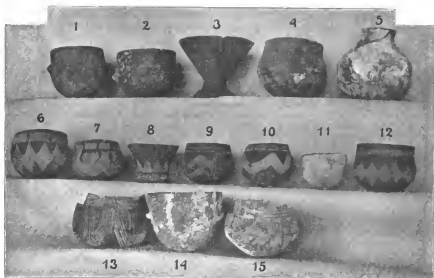
Ueber die bisher geschilderten Verhältnisse gehen Ihnen die herangereichten Photographien ziemlich genauen Aufschluss. Es sind von 20 bisher gefundenen Gravern 10 photographisch aufgenommen worden. Auf einigen Bildern sehen Sie die Skelette noch ziemlich gut erhalten, auf anderen erblicken Sie nur den Schädel, wieder auf anderen die übrigen Skelettknochen mit Ausnahme des Schädels. Von den Beigaben erkennen Sie leicht die Perlenketten um den Hals, die Muschelanhänger, die Steingeräthe und die Gefässe. Letztere sind oft von der sie umgebenden Erde sehr schwer zu unterscheiden, da sie in viele Stücke zerdrückt und dadurch unkenntlich geworden sind. Dieselben müssen sehr sorgfältig gehoben und später wieder zusammengesetzt werden. Meist in der Nähe des Schädels sehen Sie die vorhin genannten Handmühlsteine, die zur Bereitung des Mehles dienten, liegen (s. Taf. VI). Ausser diesen kommen auch noch kleinere Steine vor, die entweder Schleifsteine waren oder zur Zerreibung der rothen Farbsubstanz dienten.

Eine der Photographien muss ich noch kurz beschreiben, es ist die des Grabes 6. von Rheindürkheim. Sie sehen das Skelett einer Frau, welcher zu Häupten zwei Grosse Handmühlsteine liegen, und an der rechten Seite grössere und kleinere Gefässcherhen. Es sind das jedoch nicht die Bruchstücke sämmtlicher Gefässe, denn das Grab enthält deren zehn. Auf der Photographie erscheinen deshalb nur wenige, weil wegen plötzlichen Eintritts schlechten Wetters die photographische Aufnahme des Skelettes erfolgen musste, bevor die Gefässe alle ausgegraben waren. Aus demselben Grunde können Sie auch die Perlenketten um Hals und Hüfte, mit denen die Todte geschmückt war, nicht erkennen. Aber die Frau war noch mit einem weiteren Schmuck ausgestattet. An den beiden Handgelenken erblicken Sie je einen grossen weissen Gegenstand. Es sind das Schmuckstücke, die bisher noch nicht beobachtet worden sind, zwei grosse fossile Muscheln, zwei verschiedenen Ansternarten angehörend, wie es scheint, welche doppelt durchbohrt sind und ehemals an einer Schnur hängend, als Zierrath an den Handgelenken getragen wurden. Ich reiche die Stücke herum und Sie können sich davon überzeugen, wie schwer sie sind und wie beschwerlich der Frau dieser Schmuck gewesen sein muss. Die Löcher, welche die Schnur aufnahmen, sind von zwei Seiten aus gehöhrt und Sie können deutlich erkennen, wie man dabei, als man auf der einen Seite die Richtung verloren hatte, von der anderen Seite entgegengehöhrt hatte. Aber noch andere, unvollendete Bohrlöcher finden Sie auf der Rückseite der einen Muschel. Da Durchbohrungen an dieser Stelle, der Mitte der Muschel, keinen Zweck gehabt hätten, so diente diese runden Vertiefungen wohl nur als Verzierungen oder waren möglicherweise mystische Zeichen. Für die letztere Deutung spricht vielleicht die Anzahl der eingehöhrten Näpfchen, die Zahl 5.

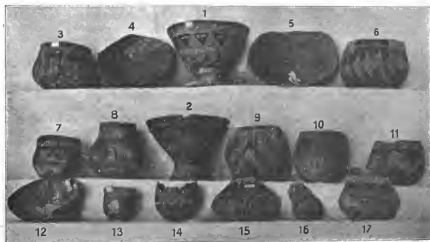
Eine weitere interessante Beigabe dieses Frauengrabes muss ich noch erwähnen. In einem unverzierten Napfe lag ein kleines, ebenfalls unverziertes Gefässchen, welches Sie unter den abgehildeten Gefässen als das kleinste verzeichnet finden. Bei der sorgfältigen Reinigung ohne Wasser fand ich im Innern Reste eines rothen Farbstoffes, von welchem die Frau mehrere Stücke zugleich mit einem kleinen Reihsteine zur Seite liegen hatte. Das kleine Gefässchen hat jedenfalls dazu gedient, diese rothe Masse zur Bemalung des Körpers mit Wasser anzurühren, ist also gewissermassen das Schminkepföpfchen der neolithischen Dame gewesen.

Als das Hauptergebniss dieser Ausgrabungen von Rheindürkheim dürfen wir nun, neben der erweiterten Kenntniss über die Cultur dieser Neo-

Taf. VIII.



Taf. IX.



lithiker im Allgemeinen, über ihre Lebensgewohnheiten und Grabgebräuche, im Besonderen wohl die grosse Ausbeute an keramischen Funden hervorheben, welche bis jetzt über 50 Gefässe umfasst und mit den mehr als 100 Gefässen von der Rheingewann, den Scherben von Wachenheim und den Gefässen von Hinkelstein uns ein Bild der rheinischen Bandkeramik in solcher Vollständigkeit liefert, wie wir es zu erreichen vor wenigen Jahren noch kaum für möglich gehalten hätten.

Für die Entwicklung der Keramik sind diese Funde von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, denn sie repräsentiren, trotz ihrer kunstvollen und reichen Ornamentik, doch die niedrigste Stufe der rheinischen Keramik. Ältere Gefässe als die vom Hinkelsteintypus, wie ich diese Gruppe der rheinischen Bandkeramik heissen möchte, sind bis jetzt bei uns noch nicht zu

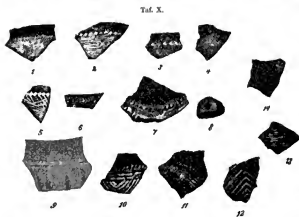
ter angesetzt, sodass das Gefäss dadurch einen festen Stand erhielt (s. Nr. 1 u. 2). Trotzdem also der Gefässfuss in dieser Form schon vorhanden war, hat er dennoch, möchte ich sagen, keine Schule gemacht, denn man hat es gefässlicht vermeiden, ihn bei den vielen anderen Gefässformen anzuwenden. Ferner weist noch kein einziges Gefäss einen Henkel auf — der Gefässhenkel ist noch nicht erfunden —, es kommen nur grössere oder kleinere Ansätze, Warzen vor, die aber, was charakteristisch ist, nur sehr enge Durchbohrungen zeigen, sodass nur dünne Fäden hindurchgezogen werden konnten. Die Gefässwände geradlinig, höchstens dass sie nach oben etwas convergiren; stets aber schneiden sie oben scharf ab; kein einziges Gefäss zeigt auch nur die leiseste Andeutung eines winklig umgelegten Gefässrandes.

Der Gefässrand ist ebenfalls noch nicht erfunden.

Es fielen mir diese Erscheinungen früher schon bei den Gefässen vom Hinkelstein auf, allein diese wenigen Exemplare liessen noch keinen sicheren Schluss zu. Aber jetzt, wo wir die reiche Keramik von Worms und von Rheindürkheim besitzen, welche die gemachten Beobachtungen vollauf bestätigt, da sind wir doch wohl zu dem Schlusse berechtigt, zu sagen: die rheinische Bandkeramik der Steinzeit, speciell die des Hinkelsteintypus, kennt im Allgemeinen den Gefässfuss noch nicht, ebensowenig den Gefässhenkel und den Gefässrand.

Wenn ich nun in den eben geschilderten Gefässformen Sie mit der niedersten Stufe der rheinischen Keramik bekannt gemacht habe, so bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen zu gleicher Zeit mit einer Collection Scherben, welche ich hier vorlege (s. Taf. X und Taf. XI), die nächsthöhere Stufe der Keramik zu demonstrieren. Die Scherben stammen aus Wohngruben bei Altheim an der Eis in der Pfalz und sie sind bereits durch die Untersuchungen des Herrn Geheimrath Virchow bezüglich der weissen Inkrustationen ihrer Ornamente in den 80er Jahren bekannt geworden.

Diese Scherben von Altheim, mit welchen schon Kupfer- und Bronzesachen vorkommen, vertreten nach den Gefässen vom Hinkelsteintypus, von welchen sie sich auch bezüglich ihrer Ornamente in manchen Punkten schon wesentlich unterschei-



Tage gekommen. Die Gefässe besitzen noch die älteste, primitivste Form, die des Kugelsegmentes oder die Birnform. Sie sind noch nicht in einzelne Theile gegliedert, wie Gefässrand, Gefässbauch, Gefässfuss und Gefässhals (wenn wir von der Birnform absehen). Alle Gefässformen mit nur einer einzigen Ausnahme haben noch keinen Standring, sie besitzen noch den sphärischen Boden, so dass sie, mit Flüssigkeit gefüllt, zwar gestellt werden konnten, aber höchst wahrscheinlich zum sicheren Stand einen Kranz aus Geflecht notwendig hatten. Die einzige Ausnahme bildet die Form des trichterförmigen (selten halbkugelförmigen Bechers) welcher, weil er unten spitz zuläuft, natürlich nicht gestellt werden konnte. Man hat nun, um das zu ermöglichen, unten am Boden nochmals einen kleineren, aber umgekehrten Trich-

den, die nächsthöhere Stufe der rheinischen Bandkeramik. Der Hauptunterschied aber, welcher den Fortschritt in der Keramik dokumentirt, ist folgender:

1. Es kommt bei ihnen schon eine Differenzirung in Rand, Hals, Bauch und Fuss vor (s. Taf. X und XI).

2. Der Standring ist schon vollkommen ausgebildet und zwar in einer anderen Form, als wie bei den Bechern des Hinkelsteintypus (s. Fig. 7).

Taf. XI.



3. Es sind die Ansätze (Warzen) schon viel stärker geworden und mit grösseren Durchbohrungen versehen, sodass sie bereits den beginnenden Henkel erkennen lassen (s. Fig. 8).

4. Es besteht schon ein auch anscheinend winklig umgelegter Gefässrand, welcher auch dadurch als besonderer Gefässtheil scharf charakterisirt ist, dass er auf der Innenseite mit eigenen Ornamenten ganz bedeckt erscheint. Auf dies letztere Moment möchte ich mir erlauben Ihre besondere Aufmerksamkeit zu lenken (s. Taf. XI Nr. 1—6).

Zum Schluss meines Vortrages darf ich hier wohl noch bemerken, dass bei uns am Mittelrhein die Bandkeramik entschieden älter sein muss als die Sebnurkeramik. Das geht, abgesehen von anderen, hier nicht zu erörternden Gründen, schon daraus hervor, dass die Sebnurkeramik bei uns in Begleitung der glookenförmigen Zinnenbecher erscheint, welche aber schon am denselben jünger sein müssen als die Bandkeramik, weil sie bereits den Gefässfuss, den Gefässrand und den Henkel besitzen. (Lebhafter Beifall.)

Herr R. Virchow:

Ich darf im Namen der Versammlung den Herrn Redner beglückwünschen zu den Erfolgen, die er seit längerer Zeit jedes Jahr gehabt hat

und denen er jedes Jahr neue Thatsachen hinzugefügt. Ich hoffe, dass er uns auch in Lindau wieder von einem neu erschlossenen Gebiete berichten wird. Mit ganz besonderem Vergnügen sehe ich die von ihm vorgelegten Topfsachen wieder einmal, nachdem ich vor langen Jahren die weisse Substanz der Innerstatten untersucht habe. Ich möchte besonders darauf aufmerksam machen, dass eines dieser Stücke an die Scherben erinnert, die von Sampilos bei Madrid bekannt sind und die genau derselben Periode angehören.

Herr Museumsinspektor F. Grabowsky:

Nene neolithische Fundstellen im Herzogthum Braunschweig.

Vor drei Jahren hatte ich in Cassel die Ehre, den Mitgliedern der Deutschen anthropologischen Gesellschaft über die neolithischen Feuersteinwerkstätten im Norden von Braunschweig zu berichten. Ich konnte Ihnen damals auf 30 Tafeln geordnet e. 1500 Fundstücke vorlegen, die auf den sechs mir damals bekannten Fundstellen von Querum, an der Mittelriede, am Wege zwischen Wendes und Bienrode, in den Dünen von Bienrode, am Osterberge bei Rühme und am Sandberge östlich von Querum von mir aufgefunden waren. Wenn ich heute über dasselbe Thema spreche, so geschieht es aus dem Grunde, um Ihnen zu zeigen, dass wir in Braunschweig in den verflissenen drei Jahren nicht müßig gewesen sind; ich sage wir, weil in den letzten Jahren die Herren Bankvorstand M. Telge (über dessen an der Lippe gemachte Entdeckungen ich Ihnen später gesondert berichten werde) und Dr. med. Karl Haake mit grossem Eifer und vielem Glück sich an dem Aufsuchen und Ausbeuten vorgeschichtlicher Fundplätze betheiligt haben; mit welchem Erfolg, das mögen Sie aus der Kartenskizze ersehen, in welcher die bisher entdeckten Fundstellen durch schwarze Punkte markirt sind. Es sind weit über 100 einzelne Fundplätze, die mehr oder weniger dicht beieinander liegen und wir sind der festen Ueberzeugung, dass bei weiterer systematischer Durchforschung unseres Gebietes sich noch sehr viele neue Fundstellen werden auffinden lassen. —

Ganz besonders interessant scheint es mir, dass selbst im eigentlichen Stadtgebiet Braunschweig, nämlich auf der Charlottenhöhe und im Kennel im Süden, in zwei Gärten im Hasenwinkel im Norden und auf dem jetzt zum Park umgeestehenen alten grossen Exerzierplatz im Osten von Herrn Dr. Haake und mir belangreiche Funde gemacht sind, die deutlich Zeugnisse dafür ablegen, dass schon in neolithischer Zeit und wahr-

scheinlich in ununterbrochener Folge bis in die historische Zeit hinein das Terrain auf dem Braunschweig steht, besiedelt gewesen ist. — Den Fundplätzen im Norden der Stadt schlossen sich die von Dr. Haake im Nordosten auf dem Oelperberg gefundenen fast unmittelbar an. Ganz besonders dicht liegen die Fundstellen bei der Dove-See, wo zuerst von mir und dann auch von Dr. Haake zahlreiche Funde gemacht worden sind, darunter eine Lokalform, der trapezförmige Schaber, den die Herren Haake und Telge, dann auch an anderen Stellen fanden, worüber ich im Globus bereits eingehender berichtet habe. — Noch weiter nördlich sind zu den wenigen früher bekannten Fundplätzen zwischen Röhme und Wenden von uns eine grosse Zahl neuer entdeckt, ebenso im Thale der Schunter, besonders von Dr. Haake. — Vereinzelte Fundstellen sind dann noch von Dr. Haake bei Bevenrode, Rothe Mühle, Harzhüttel, von mir bei Neuhörk, von uns beiden bei Walle, von Herrn Telge bei Veltzshof entdeckt worden, wir hoffen auch hier den bekannten noch viele neue in den nächsten Jahren zufügen zu können. Westlich und südwestlich von Braunschweig sind durch einen von mir dazu angeleiteten sehr intelligenten Arbeiter, Herrn Achilles in Kl. Schöppenstedt, auf den Feldmarken von Weddel, Kl. Schöppenstedt, Kremlingen, Kl. und Gr. Veltshof und Siette viele Funde gemacht worden. Namentlich aber hat fast jede Feldmark der Gemeinde Kl. Schöppenstedt mehr oder weniger reiche Funde ergeben, die sich dadurch vor andern auszeichnen, dass der Feuerstein eine stark röthliche Färbung aufweist. — An die von Herrn Telge entdeckte Fundstelle bei Melverode im Süden der Stadt schloss sich bald die von mir entdeckte am Quasenerberge zwischen Rünigen und Kl. Siedenheim an, während Dr. Haake noch weiter südlich bei Salzdahlum, am Lechlumer Holz und bei Atzum reiche Funde machte. — Aber nicht nur das Flachland war in ueolithischer Zeit bewohnt, auch für die im Süden und Südosten liegenden Gehirgzüge des Elm, der Asse und des Oesel, konnten Dr. Haake und ich an verschiedenen Stellen Belege dafür sammeln. — Die auf den aus Muschelkalk bestehenden Gehirgen gefundenen Feuersteingeräthe zeichnen sich vor den in dem Gebiet der Thalsande gefundenen durch eine starke Patinirung aus, sie sind z. Theil fast milchweiss gefärbt. — Auch auf dem Dorm bei Trendel und Steinum sind von Dr. Haake, soweit sie auf Muschelkalk liegen, fast nur patinirte Stücke gefunden, ebenso von mir auf der Kuppe des Köther-Berges bei Holzminde. Keine Patinirung dagegen zeigen Stücke, die ich auf der Spitze

des Wohleuherges bei Leifferde (Provinz Hannover) fand.

Ich kann und will Sie hier nicht damit behelligen, die einzelnen Formen, die jede Fundstelle geliefert hat, aufzuzählen, das hätte wenig Zweck; Sie werden ja Gelegenheit haben, alle Funde persönlich in Augenschein zu nehmen. Es kommen alle Formen geschlagener und senkrecht bearbeiteter Feuersteingeräthe vor, wie sie auch aus anderen Gegenden Deutschlands bekannt geworden sind. Dagegen möchte ich auf die auffallende Thatsache hinweisen, dass fast alle unsere Fundorte rechts von der Oker liegen, im Gebiet der Thalsande, dass dagegen links von der Oker, abgesehen von wenigen Stücken, die ich im Pavelschen Holze fand, bisher trotz eifrigem Suchens nichts gefunden ist.

Am Nordrande des Harzes sind durch die Sammlung des Herrn Amtsrathes Ribbentrop in Eeserhausen als Fundstellen für neolithische Steingeräthe bekannt geworden die Kneekurg bei Blankenburg, eine Stelle zwischen Blankenburg und Westerhausen, der Nordhang des Ziegenberges bei Heimburg und der Nordhang der Papenberg (Heers). —

Herr Grahwsky-Telge:

Ueber einige im Thale der Lippe (Uterlauff) bei Wesel entdeckte neolithische Fundstellen.

Für Herrn Bankvorstand Telge hruchte unter Vorlage der Funde und reichen Kartenmaterials Herr Museumsinspector Grahwsky folgendes zum Vortrag:

Nachdem ich durch meinen Aufenthalt in Braunschweig bis zum Jahre 1896 mit den daselbst gemachten Funden von neolithischen Werkzeugen genauer bekannt geworden war, hoffte ich um so eher in der hiesigen Gegend dgl. Sachen zu finden, da dieselbe so überaus reich an Gräbern aus vorrömischer Zeit ist. Aber alle meine Bemühungen an den Ufern des Rheins und der Ruhr waren bisher vergeblich, und erst bei einem gelegentlichen kurzen Aufenthalt 1897 in Wesel gelang es mir, für Rheinland Reste von neolithischen Werkstätten nachzuweisen.

Bereits vom Eisenhahnzuge aus bemerkte ich die grosse Aehnlichkeit der Gegend an der unteren Lippe mit derjenigen an der Schunter und Oker bei Braunschweig, einer Gegend, in welcher zuerst von Herrn Museumsinspector Grahwsky, und später auch von Herrn Dr. Haake und mir viele Reste aus neolithischer Zeit gefunden sind. Meine in dieser Beziehung gehegte Erwartungen wurden durch einen halbtägigen dorthin unternommenen Spaziergang bestätigt.

Wie aus der ausgestellten Karte ersichtlich ist, läuft der Fluss in seinem unteren Theile durch ein bald breiteres bald engeres Thal, welches von hohen Seiten durch niedrige, zumest bewaldete Sandbügel eingefasst wird. Da noch jetzt nicht selten bei Ueberschwemmungen ein grosser Theil der Thalwiesen überflutet wird, so sind wir wohl berechtigt anzunehmen, dass in früheren Jahren, wenn auch nur zeitweise, je nachdem der Fluss sein Bett veränderte, die Sandberge die Ufer der Lippe gebildet haben. Es war also nur natürlich, wenn die derzeitigen Bewohner jener Gegend, die hauptsächlich der Jagd und dem Fischfang oblagen, jene die Ufer bildenden Sandbügel besonders bei Auswahl ihrer Wohnstätten bevorzugten, Hügel, welche mit dem Vorzuge eines bei nassem Wetter leicht treckenden Erdbodens, die Sicherheit gegen etwaige Ueberschwemmungen durch ihre den Fluss meist 6–10 m überragende Höhe gewährten. An Orten, an denen sich die Hügel noch mehr erheben, haben dagegen die Ansiedlungen, unmittelbar am Fusse derselben sich befunden. Ferner ist zu beobachten, dass ein allmählig nach dem Flusse zu abfallendes Gelände entschieden bevorzugt worden ist.

Leider ist es mir nicht möglich gewesen, das rechte Ufer zwischen den Aaperhöfen und Drevennek genauer zu untersuchen, da der Erdboden in Folge des dichten Kieferbestandes grösstentheils mit einer dicken Schicht abgefallener Nadeln und Moos bedeckt ist. An demselben Uebel leiden verschiedene Punkte des linken Ufers, namentlich bei Hünxe und Gartrop. An anderen Orten wiederum werden die Hügel nun aufgerichtet, doch liess sich dort, wo die Anpflanzungen noch sehr jung waren, oft genügend sicher die ehemalige Wohnstätte nachweisen.

Die Hauptfundorte, deren Ergebnisse in besseren Werkzeugen ich hier auch getrennt von an anderen Stellen gefundenen Saeben vorführe, liegen stülisch Hünxe bei dem Benninghof und bei den Aaperhöfen, dicht bei Wesel.

Der erstere Platz scheint später niemals wieder in nennenswerthe Benützung genommen zu sein, wie sich nach der Lage der gefundenen Stücke vermuthen lässt.

Am Benninghof beginnend erstreckt sich eine Kette niedriger Sandbügel ca. einen Kilometer weit bis zum Dorfe Bahl grösstentheils von hohen Kiefernbeständen bedeckt. Nur ein etwa 100 m breiter Gürtel ist theils von Haidekraut bewachsen, theils liegt der Sand völlig frei. An dieser Stelle fällt die Böschung allmählig nach dem Fluss zu ab, der jetzt in einer Entfernung von 600–700 m vorbeifliesst. Durch gelegentliche stärkere Winde

werden die leichten Sandkörner fortgeweht, und wandern über die Höhe der Hügel nach dem Flussbette zu. Die schwereren Feuersteinstücke bleiben dann an ihrer ursprünglichen Stelle auf der Oberfläche des Sandes zurück und können mit Leichtigkeit gesammelt werden. Im Grosse und Ganzen sind also die Verhältnisse völlig dieselben, wie an der ergiebigsten Fundstelle in Braunschweig bei Bierröde an der Schunter. Sehr interessant ist die Vertheilung der einzelnen Saeben auf dem Fundplatze. Während in der Nähe der Böschung zumest Messerheben, Schaber und Bruchstücke lagen, fanden sich etwas weiter nach hinten vermisch mit Feuersteinstücken sehr grosse Mengen der verschiedensten Topfscherben, so dass aus einiger Entfernung gesehen der Sand von denselben bunt gefärbt erschien. Circa 15 m zurück hat nun zweifelhaft früher eine Werkstatt für Steinwerkzeuge gestanden, denn auf einem kaum 2 m im Durchmesser haltenden Raume habe ich über 700 Stück der verschiedensten Feuersteine: Splitter und fertige Gegenstände gesammelt. Aus der Fundstücke kann man erkennen, dass der betreffende Bewohner sich besonders mit der Herstellung von Pfeilspitzen befasst haben muss, da allein von diesen dreissig zum Theil sehr zierlich secundär bearbeitete von mir dort aufgenommen wurden. Etwas weiter zurück, zu beiden Seiten des nach der Cbanseeo Hünxegartrop führenden Feldweges lagen auch 30–40 bearbeitete Feuersteine aber keine gebrannten Thonscherben. Durch Nachfragen im Benninghof und in Hünxe erfuhr ich, dass vor mehreren Jahren beim Abfahren von Sand dicht unter der Erdoberfläche mehrere Urnen gefunden wurden, die aber zum Theil zerfallen seien. Genau liess sich über deren Verbleib nicht feststellen. Später vorgenommene Nachgrabungen sollen resultatlos verlaufen sein.

Die Fundstelle bei den Aaperhöfen ist die bei weitem ergiebigste, dort hat offenbar die grösste von den bis jetzt bekannten Ansiedlungen gelegen, denn auf einer Strecke von reichlich 200 m Ausdehnung wurden von mir theils sehr verstreut, theils dicht bei einander liegend, weit über 1000 Belegstücke gesammelt. Gebrannte Thonscherben waren nur wenige — darunter auch mit dem rein neolithischen Schnurornament — vorhanden, dagegen aber viele Knochen- und Holzkohlenreste, die theils sehr völlig versteinert sind.

Von den an den übrigen Orten gemachten Funden sind besonders erwähnenswerth: fossile Knochen mit deutlichen Hiebsspuren, ferner zwei auf getrennten Plätzen gefundene Knochen von gleicher Gestalt, deren einer Schleifspuren auf

weist, sowie eine geschliffene quergeschlagene Pfeilspitze. Besondere lokale bzw. anderswo noch nicht beobachtete Formen an Steinwerkzeugen sind mir bisher noch nicht angefallen.

Wie weit sich diese Ansiedlungen Lippeaufwärts erstrecken, habe ich bis jetzt aus Maogel an Zeit noch nicht feststellen können, doch hoffe ich, dass es mir in den nächsten Jahren möglich sein wird, hierüber genauere Mittheilungen zu machen.

Soweit sie mir erreichbar war, habe ich in der Litteratur nach bez. Veröffentlichungen oder Mittheilungen geforscht, aber ohne gefunden, dass in den Sammlungen des Emmericher Gymnasiums zwei Feuersteinmesser ohne nähere Angabe der Fundorte vorhanden wären. (Paul Clemen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz.) Jedochfalls sind die von mir jetzt angezeigten Fundorte von aolithischen Werkzeugen neu, da sonst ihre Aushente nicht eine so grosse und schöne sein würde.

Herr Geheimrath Professor Dr. Waldeyer:
Ueber angeborene Verschiedenheiten am menschlichen Gehirn.

(Der Vortrag soll später im Archiv für Anthropologie veröffentlicht werden.)

Herr Professor Dr. J. Ranke demonstirte den Schädel eines erwachsenen Mannes von der Münchener Stadtbevölkerung und eines Oraogutao-Schädels aus der Selenka'schen Sammlung des Münchener anthropologischen Instituts, beide mit vollkommen trennender sagittaler Scheitelbeinabt, und knüpfte darao einige allgemeine Bemerkungen über die Hautknochen des menschlichen Hirnschädels.

(Der Vortrag wird anderweitig veröffentlicht werden.)

An der Discussion betheiligte sich der Vorsitzende.

Her Professor Dr. J. Ranke legte ferner ein Instrument zum Messen des Ganmes am Lebenden vor. Dasselbe wurde von E. S. Talbot-Chicago verwendet und in seinem Werke „die Entartung der Kiefer des Menschengeschlechts“, übersetzt von Herrn Zahnarzt Max Bauchwitz-Stettin, Leipzig 1898, S. 34 abgebildet.

Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow:
Bearbeitete Rhinocerosknochen aus dem Braunschweiger Diluvium.

Es sind noch kurz einige Objekte vorzuzeigen, welche in dem hiesigen Naturhistorischen Museum

aufbewahrt werden, dort aber bei der heutigen Besichtigung nicht von allen Mitgliedern der Versammlung haben betrachtet werden können. Wir waren in der letzten Zeit wiederholt mit Fanden beschäftigt, die in Mähren in dem dortigen Löss, namentlich bei Brünn, gemacht worden sind und deren genaue Kenntniss wir unserem hochverehrten Freunde Makowsky verdanken, der darüber einen vortrefflichen Bericht geliefert hat. In diesem Löss, der unmittelbar die grossen Höhen bildet, welche in der Nähe von Brünn sich befinden, fanden sich sehr merkwürdige Reste von vorweltlichen Thierknochen. Ganz ähnliche Stücke haben nun auch die Braunschweiger Anthropologen für das Braunschweigische Land nachgewiesen, und auf Veranlassung derselben hat Makowsky selbst heute bei der Besichtigung des Naturhistorischen Museums die vollständige Uebereinstimmung der hiesigen mit den mährischen Funden bestätigen können. In den hiesigen Sammlungen befinden sich nämlich fünf in übereinstimmender Weise bearbeitete Rhinocerosknochen, und zwar drei von Watstedt, einer von Börsum und einer von Walkenried. Von diesen Stücken sind jetzt drei hierhergeschafft worden. Sie sind in doppelter Beziehung von Interesse, einerseits weil kein Zweifel darüber ist, dass es sich um Rhinocerosknochen handelt, und zweitens, weil sie in einer ganz typischen Form erscheinen, die immer wieder vorkommt; man hat sie mit Bechern verglichen. Es sind grosse Extremitätenknochen, welche an beiden Enden künstlich zerschnitten sind, gewöhnlich auf einem Ende mehr als auf dem anderen, während das Mittelstück mehr oder weniger erhalten ist. Zwei von diesen Stücken sind von der eingedungenen Erde gereinigt worden. Das sonderbarste dabei ist Folgendes: wenn man die beiden Endtheile genau betrachtet, so zeigt sich eine höchst sonderbare Bildung, die, wenn man sie auf dem Querschnitt betrachtet, eine rechteckige Form, die eines länglichen Rechteckes, hat; daran schliesst sich eine steile Vertiefung, die in der Richtung des Gelenkendes hineingeht. Wir haben uns darüber unterhalten, was das sei. Ich selbst habe die Frage aufgeworfen, ob es nicht Untersätze waren für Stein- oder Holzstücke, die man als Unterlagen von Fellen und Häuten zur Bildung einer Hütte gebrauchte. Als ein blosses Tischgeräth haben wir sie nicht anerkennen können. Es ist immerhin ein Gegenstand, der fraglich ist und einer Interpretation bedarf, aber nicht fraglich ist, dass diese Form immer wieder mit einer besonders typischen Constant hergestellt worden ist. Es muss eine besondere Absicht darin gelegen haben, sie so herzustellen. Nur um das Mark herauszuholen, wäre das nicht unthwendig gewesen.

Herr A. Makowsky:

Die ausgehöhlten Oberarmknochen des Rhinoceros, welche, als aus der Umgebung von Braunschweig stammend, Herr Gebeimrath Virchow vorgezeigt hat, stimmen genau mit jenen überein, die in dem Löss von Brünn, und zwar schon 20 an der Zahl, gefunden wurden. Die konische Höhlung ist durch Anskratzung des spongösen Knocheninhalts entstanden, aus welchen man das Mark zur Nahrung entnahm. Völlig verschieden jedoch ist die Aushöhlung eines kräftigen Oberarmknochen von Mammut, der bei Brünn gefunden und von mir auch am Geologen-Congress zu St. Petersburg vorgewiesen wurde. Dieser zeigt eine prismatische 25 cm tiefe Aushöhlung im Innern, von quadratischer Basis. Bei diesem stimme ich Herrn Gebeimrath Virchow bei, dass der Knochen als Basis (Sokel) eines Pfahlhauses gedient haben mochte. Indessen bleibt in beiden Fällen die Thatsache wichtig, dass diese Aushöhlungen nur im frischen Knochen vorgenommen werden konnten, demnach Beweise für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut und Rhinoceros der Diluvialzeit sind.

Herr R. Virchow:

Das ist ein Gegenstand, der in das Gebiet der speziellen Forschung gehört. Die Phantasie ist ja lose, man kann sich auch vorstellen, dass man das Mark herausgekratzt hat und nachher noch eine nützliche Verwendung der Knochen fand oder umgekehrt, aber immerhin ist es merkwürdig, dass wir diese typische Form haben, die immer wiederholt und in derselben Weise zu Tage tritt.

Herr Gebeimrath Professor Dr. Fritsch:

Ueber die Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Kopfhaares.

Das zu behandelnde Thema erscheint so abgelegen und nur dem Fachmann zugänglich, dass es als gewagt gelten könnte, vor einem grösseren Kreis dasselbe zu behandeln; indessen möchte ich doch versuchen zu zeigen, dass es keineswegs so ohne allgemeines Interesse ist, wie man vielleicht glauben möchte, und weiss aus Erfahrung, dass die „Haarfrage“ aus naheliegenden Gründen doch stets bei Damen und Herren mit Theilnahme betrachtet wird.

Die Betrachtung kann unmittelbar an die Ausführungen anknüpfen, welche unser hochgeehrter College Kollmann in der gestrigen Sitzung entwickelt hat. Obwohl er den Einfluss der Umgebung auf die Gestaltung der Formen zugab und fest von der Umwandlung der Arten überzeugt ist, so betonte er andererseits vom Standpunkt der

thatsächlichen Beobachtung die Beständigkeit oder, wie er sich ausdrückte, „die Ewigkeit“ der Rassen. Wir werden gar nicht umhin können zu fragen, wie sich dieser ersichtliche Widerspruch lösen lässt, und es bietet sich als plausibelste Erklärung gerade Darwins ureigste Anschauung, die der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl zu Grunde liegt, nämlich das Ueberleben des Passendsten. Nur soweit werden die Rassen erhalten bleiben und „ewig“ sein, als sie die geeignetste Anpassung an die Bedingungen ihrer Umgebung darstellen, und umgekehrt ist ihre Fortexistenz der Beweis, dass sie zur Zeit diese Anforderungen erfüllen. So sind die schwach pigmentirten, bloodhaarigen Völker untergegangen und verschwunden, wo sie den Einflüssen der Umgebung geringeren Widerstand entgegensetzten als die brünetten Stämme, und ihre Rasse ist in solchen Gegenden verweht wie Spreu vor dem Winde. Die allgemeine und specielle Correlation, d. h. die Wechselbeziehung der Organismen mit ihrer Umgebung und die Wechselbeziehung ihrer Organe zueinander unter der Einwirkung der besonderen Lebensbedingungen, also thatsächlich physiologische Gründe sind es, welche die scheinbare Constanz der Charaktere oder „Ewigkeit der Arten“ im besondern Falle hauptsächlich hervorzuufen vermögen, aber nur unter den bezeichneten Voraussetzungen. Wenn wir tiefer in das Verständnis dieser Fragen eindringen wollen, so haben wir alle Ursache den Versuch nicht zu scheuen, auf physiologischer Grundlage mehr Licht über das Entstehen der Rassenmerkmale selbst zu verbreiten. In dieser Beziehung ist bisher ausserordentlich wenig geschehen; eine solche klastende Lücke möchte ich durch meine Ausführungen genauer andeuten und Ihre gütige Mitwirkung erbiten, sie zu schliessen. Wer möchte bestreiten, dass gerade die Haarbildung unter die vorzüglichsten Rassenmerkmale zu rechnen ist, und doch existiren nur ganz vereinzelte, ungenügende Versuche, die Entstehung der besonderen Merkmale auf anatomischer Grundlage zu verfolgen.

Die vorliegenden Arbeiten sollen den Anfang einer solchen Untersuchung darstellen, wobei physiologische und physikalische Principien die leitenden Gesichtspunkte abgeben. Wenn wir fragen, wie das Rassenhaar zu Stande kommt, ist die Grundfrage an dieser Stelle nicht zu umgehen: Wie entsteht denn das Haar überhaupt? Ich bitte um Nachsicht, wenn ich, um schneller aneb von dem anwesenden Damenpublikum verstanden zu werden, einen Vergleich aus dem alltäglichen Leben

wähle, der vielleicht nicht ganz der Würde des Gegenstandes zu entsprechen scheint. Die Bildung und Formirung des einzelnen Haares entsteht auf ganz ähnliche Weise, wie im Hamsbalt von erfahrener Hand ein zäher Teig zur Herstelluug eines geformten Gebäckes durch Druek aus einer festen Oeffnuug hervorgetrieben wird. Die Masse des Haares wird gebildet aus wuehernden Zellen, die durch den seitlicheu Druck zusammengepresst und notererinander zusammengebaeken gleichzeitig in einer bestimmten Richtung mit wechselnder Schnelligkeit vnrgetrieben werdeo. Die Stelle, wo die Waeherung vor sich geht, nennen wir die Haarpapille, die zum Knäuel geformten wuehernden Zellen sind die Haarzwichel, der Druek, welcher das Vorsehieben der zusammengepressten Zellen bewirkt, wird von der contractilen Umhüllung, dem Haarbalg geliefert. Zuführung von Zellmaterial liefert gewisse die Einsenkung auskleidende Schichten, die sogenannten Wurzel-scheiden.

Diese anatomischen Grundzüge der Anlage dürften genügen, um das Weitere verstädlich zu macheo. Im Sinne der vorliegenden Betrachtungen ordnet sich die Rassenmerkmale des Haares etwa unter folgende Gesichtspunkte: Es kommt zunächst die Gruppierung der Haare auf dem Haarhede in Betracht. Schon dieses ganz äusserliche Verhältnis erwie sich als ungenügend bekannt; macht man Flachschnitte des Scalpes, wie sie die vorliegenden Photogramme darstelleo, so ergibt sich unzweifelhaft, dass die Haare wohl ursprünglich paarweise auf der Kopfhaut eingepflanzt sind; die normal entwickelten Haare pflegen von schwarzen Ersatzhaaren begleitet zu sein, dadurch entsteht alsdann eine Gruppe zu vier. Hier macht sich nun schon Rassen Einfluss in dem Sinne geltend, dass zuweilen je drei starke Haare mit drei Ersatzhaaren zusammengetreten (Fellachensproben); in anderen Fällen rücken zwei Vierergruppen näher aneinander (Mogrehioer); oder endlich diese senodäre Gruppierung vereinigt eine ganze Anzahl der einfachen Gruppe wie bei der abgebildeten Probe eines Ahemyniers.

Wichtiger noch erseheioet die Einpflanzuug des Haares. Bald steht die Wurzel des Haares fast senkrecht zu der Oberfläche der Kopfhaut, bald unter einem mehr oder weniger spitzen Winkel. Dadurch wird das sich bildende Haar schon unter abweichende Zug- und Druckverhältnisse gebracht, welche gewisigoet sind, seine Gestalt zu beeinflussen. Behalten wir im Gedächtnis, dass es sich beim aufstehenden Haar um eine noch bildsame Masse handelt, so erklärt sich schon aus diesem Umstand die abweichende Form.

Die Form des Rassenhaares im Querschnitt hat durch Pnoer Bey seiner Zeit schon eine eingehende Würdiguug erfahreo; idessen blieb hieher unbeachtet, dass die Form des Querschnittes schon durch die Form des Proliferationspunktes, der Haarpapille, beeinflusst ist. Die Photogramme der Präparate lehreo, dass ein oraler, abgeplatteter Querschnitt bei den typischeo Rassenhaaren auf einer ovalen oder selbst nierenförmigen Papille entsteht; sie heioefusst also mechanisch die Gruppierung der wuehernden Haarzellen.

Hierbei lässt sich auch eine gewisse Einsicht gewinnen über das Zustandekommen anderer Rassenmerkmale des Haares, nämlich die Pigmentierung. Gerade dies ist offenbar eine Frage von eminentem, physiologischem Bedeutung, welche vor allen Dingen weiter aufgeheilt werden sollte. Unzweifelhaft ist die Haut der dunkel pigmentirten Rassen in höherem Masse Excretionsorgan als diejenige der weissen; dies ergibt sich schon aus der unleugbaren Thatsache, dass die Menschen mit ihrer für die Einstrahlung so günstigeo schwarzen Haut oieht ohne ungestraft, sondern mit Behagen in der Sonne liegen, wo die Haut des Weisseo sofort den stärksten Sonnenbrand unter Blasebildung und Abstoessung der Haut zeigen würde. Dabei fühlt sich die schwarze Haut kühl und weich, sammtartig oo, während die schwach pigmentirte Haut heisse, trocken und rissig wird. Die Erseheigung ist our durch eine grössere Verdunstungskühle bei der schwarzen Haut zu erklären, und diese bedingt wiederum einen stärkeren Saftzufluss. Wo lebhafter Stoffwechsel und reichlicher Saftzufluss auftritt, da pflegt im Organismus Pigment abgechieden zu werden, und so sehen wir auch an den Haaren die kräftige Pigmentbildung unter solchen Bedingungen erseheuen. Sehr lehrreich dürften besonders die hier abgebildeteo Präparate der Kopfhaut einer ergraueden Sndanesio befundeo werden, wo an den verschiedenen Haarwurzelo alle Stadien bis zur völligen Pigmentlosigkeit verfolgt werden können; man sieht, wie die pigmentführenden Zellen durch die Papille in den umgehenden Lymphraum hindurchtreten und sich zwischen die Zelle der Haarzwichel eindringen, um ihren Pigmentgehalt weiter hinauf in den Haarzellen zu verbreiten. Dabei handelt es sich stets um ein verschiedenes kräftiges, bräunliches oder schwärzliches körniges Pigment, welches schliesslich zwischen den Haarfaserszellen, seltener in dem unsicher auftretendeo angrenzenden Mark des Haares gefundeo wird; das Mark selbst beruht nach meiner Ueherzeugung in seiner Ausbildung ebenfalls auf einem ungleicheo Wachstum des Haares. Mit diesem körnigeo Pig-

ment ist ein anderer gelöster Farbstoff nicht zu verwechseln, der besonders in den rothen Haaren prächtig ausgehildet erscheint. Die richtig rothhaarigen Menschen sind thatsächlich pigmentarm, wie sich an der ahornen Weisse ihrer Haut, durch welche das Blut stark hindurchschimmert, leicht erkennen lässt. Die Rothhaarigkeit ist also eine constitutionelle Erscheinung und kann als individuelle Abweichung auch unter sonst dunkel pigmentirten Rassen auftreten, wie es Herr Boas aus Amerika von den Indianerstämmen des nordwestlichen Amerika versichert.

Beiläufig bemerkt kann auch das körnige Pigment nach dem Tode durch einen Verwitterungsprocess in den Haaren zurückgehen; diese von Herrn Virehow an den altägyptischen Haaren constatirten Erscheinungen konnte ich vor einigen Jahren an den Mumienhaaren Central- und Südamerikas ebenfalls feststellen.¹⁾

Eine andere wichtige Gruppe von Rassenmerkmalen des Haares verlangt senkrechte Durchschnitte der Kopfhaut, um ersichtlich zu werden, das sind die Krümmungsverhältnisse. So naheliegend der Gedanke auch ist, die Entstehung dieser Krümmungen bereits in der Anlage der Scheiden des Haares zu suchen, so hat meines Wissens nur Götte, dessen weiteren Ausführungen über den Gegenstand ich mich leider nicht anschliessen kann, an dem Haupthaar des sogenannten Buschweibes Afandy, einer Gonaqua-Hottentottin, diese besondere Krümmung der Wurzelscheiden constatirt. Bei dem spirallig gedrehten Haar der Sudanesin sehen Sie eigenthümlicher Weise eine sähelförmige Krümmung der Haare schon in den Wurzelscheiden auftreten. Offenbar sind hier auch in anderen Axen ungleiche Spannungsverhältnisse in dem sich bildenden Haar vorhanden, welche das seitliche Ausweichen und spirallige Drehen des austretenden Haares veranlassen. Je stärker solche Ungleichheiten werden, um so enger wird die spirallige Drehung werden, wie wir sie z. B. so auffallend an dem Haar der Buschmänner und Hottentotten sehen. Einen plausibeln, physiologischen Grund für die urthümliche Krümmung der Haarwurzeln und ihrer Scheiden wüsste ich augenblicklich nicht anzuführen; diese Merkmale tragen also zur Zeit noch vollkommen den Charakter der vererbten Eigenthümlichkeiten und müssen als solche im darwinischen Sinne auch umgestaltungsfähig sein; wir sehen ja auch unter sonst schlichthaarigen Menschen gelegentlich als individuelle oder vielleicht atavistische Abweichungen Krankköpfigkeit

erscheinen. Ein anderes an den Haarlängssehnitten erscheinendes Merkmal ist dagegen wiederum auf physiologischer Grundlage sehr wohl verständlich, nämlich die Umbiegung des untersten Endes der Haarwurzel. Bei kräftigem Wachstumsprocess der Haare schieben sie sich auch bei starker Kopfschwarte so weit in die Tiefe gegen die knöcherne Unterlage vor, dass sich bei dem weichen Ende der Wurzel eine Stauchung bemerkbar macht, die in manchen an das Pathologische streifenden Fällen ganz unerkennbar zu Tage tritt.

Die Grenze des Krankhaften, welche ja überhaupt schwer zu ziehen ist, macht bei der Haaruntersuchung ganz besondere Schwierigkeiten. Die Beschränktheit der Zeit macht es leider nicht möglich, auf diese höchst interessanten Punkte hier näher einzugehen. Nur auf einen Punkt kann ich nicht unterlassen, zum Schlusse hinzuweisen, das ist das wechselvolle Auftreten der Anhangsdrüsen der Haare, wodurch vornehmlich die Bilder der vorliegenden Tafeln so ungleich erscheinen. Die Abweichung bezieht sich weniger auf die Schweissdrüsen als auf die Talgdrüsen der Kopfhaut. Während bei den dunkelpigmentirten Afrikanern mit ihrer anscutellen, kräftigen Kopfschwarte die Talgdrüsen in ungläublicher Mächtigkeit erscheinen und einen weiteren Beweis für die starke secretorische Thätigkeit der Haut abgeben, sind dieselben bei den braunen arabischen Stämmen mit ihrer trocknen Haut anfallend schwach entwickelt. Ja an der Kopfhaut eines aus Tunis durch die Wüste nach Aegypten gewanderten Mogrehiners, der an Erschöpfung zu Grunde ging und auch einen acuten Anhangswund zeigte, sind die Talgdrüsen fast ganz zu Grunde gegangen. Hier spielen also offenbar pathologische Zustände mit hinein, wie es aber auch bei dem übermäßigen Haaransfall, dem allzu häufigen Auftreten ausfallender, sogenannter Kolbenhaare gleichfalls anzunehmen ist. Dass Congestivzustände des Blutes nach dem Kopfe, Kopfschmerzen, geistige Anstrengungen und anderweitige Verluste von Kräften die Haarbildung beeinflussen, ist ja ebenfalls allgemein anerkannt.

Sie sehen, hochverehrte Anwesende, wie die Haare gemacht werden; sollte das hier angegebene Recept nicht überall stimmen, so liegt es vielleicht an der Richtigkeit der Waage, mit der die Ingredienzien abgemogen werden, was ja auch im Haushalt zweilen vorkommen soll. Ich darf gleichwohl der Ueberzeugung Ausdruck geben, dass, so lange die Haare unter den gleichen Bedingungen entstehen und wachsen, auch ihre Merkmale im grossen Ganzen die gleichen sein werden. Nur in diesem Sinne möchte ich auch in Bezug

¹⁾ Internationaler Congress der Amerikanisten. VII. Session. Berlin 1888.

auf die Besonderheit des menschlichen Haupthaars an eine „Ewigkeit der Rassenmerkmale“ glauben.

Herr Regierungsrath Dr. Much-Wien:

Ueber einen Friedhof aus der Lomhardenzeit.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass Orte, wenn sie sich einmal zur menschlichen Besiedlung geeignet und vortheilhaft erwiesen haben, trotz aller Hindernisse und Erschwerung, ja selbst nach vollständiger Zerstörung und eingetretenem Bevölkerungswechsel mit auffallender Zähigkeit ihre Anziehungskraft bewahrt haben. Diese Erscheinung ist bekannt bei mehreren Städten von welthistorischer Bedeutung, aber auch unseheinbare Dörfer haben ihre Wurzeln in prähistorischem Boden, nur befinden sie sich heute zum Theile nicht mehr auf einem Pfahlbau im Wasser, sondern am nahen Ufer, nicht mehr auf der windumstrichenen wasserlosen Anhöhe, sondern an deren Fusse in Mitte ihrer Feldfluren.

So haben wir hier schon gehört, dass auch das Alter von Braunschweig bis in die Steinzeit reichen dürfte, und auch von der Stadt Wien lässt sich gleiches nachweisen. Zwar, ob in ihrem heutigen grossen Umfange schon der paläolithische Mensch eine Lagerstätte besass, lässt sich trotz der mehr als 30 Fundplätze diluvialer Thiere nicht sagen; aber von der neolithischen Zeit gehen vereinzelt Funde untrüglichen Zeugnis, ja selbst dauernde Ansiedlungen sind schon festgestellt, u. z. eine kleine auf dem Leopoldsberge und eine so Funden recht ergiebige auf einer der Kalkklippen von Ober-St. Veit nächst Schönbrunn. Dass nicht auch so anderen Stellen gleiche Nachweise erhraht werden konnten, liegt an der seit vielen Jahrhunderten tief greifenden Beunruhigung des Bodens.

Von der jüngeren Steinzeit an finden sich aus allen Kulturperioden zwar wenige, aber sichere Funde, die sich während der Zeit der Römerherrschaft ausserordentlich mehren, von deren fast 500 Jahre langen Dauer zahlreiche Gegenstände vom Legionsziegel bis zu kolossalen Fundamenten, vom Topfseherhen bis zum Soldatenfriedhof Zeugnis geben. Aber von dem Augenhlicke an, als die germanischen Scharen Odoakars dem weströmischen Reiche ein unruhliches Ende bereiten, versinkt Wieo in ein halbtausendjähriges Dunkel, sein Name verschwindet und selbst der Boden sehien jede Kunde fortdauernden Bestandes zu verweigern.

Mir hat es immer widerstreht zu glauben, dass die Stätte einer wichtigen römischen Provinzstadt zum Oedlaad geworden sei, wie es Einige behaupteten. Da danktes wir mit einem Male einer Massregel, welche ich durch die Central-Commission

für Kuost und historische Denkmale anzuregen vermochte, ein erwünschtes Licht in diesem ausgefüllten Dunkel. Es kommt nämlich sehr häufig vor, dass man bei der steten Durchwühlung des Bodens auf Skelette stösst, der Polizeiarzt wird gerufen, er erklärt zumeist, das Skelett sei schon länger als 30 Jahre — ein ausreichendes Mass für die Verjährung eines etwaigen Verbrechen — in der Erde gelegen, die Gebeine werden verscharrt und die Wellen amtlicher Thätigkeit ebneu sieh wieder über dem Todten. Nunmehr aber sind die Aerzte angewiesen, in derlei Fällen eingehendere Umsehau zu halten, und dieser Anordnung danken wir die Kenntniss eines Friedhofes aus eben jener dunklen Zeit. Es fanden sich nämlich bei einem Skelette, das gelegentlich der Strassen-Herstellung auf dem „Mariahilfer Gürtel“ zum Vorschein kam, zwei spangenförmige Gewandnadeln aus Silber und ein Spionwirtel aus Bergkrystall, womit die Veranlassung zur Aufdeckung von 19 bis 20 Gräbern gegeben wurde.

Die Skelette lagen, wenn auch in ungleichen Abständen, doch deutlich in Reihen, in gestreckter Lage, mit dem Kopfe im Südwesten. Die Tiefe der Gräber wechselte, denn während ein Skelett nicht tiefer als 0.88 m gehettet war, lagen andere über 2 m tief, ohne dass ein Anlass zu dieser Verschiedenheit entdeckt werden konnte. Das Erdreich hehst aus Löss, der einen grossen Theil des Untergrundes der Stadt Wien bildet; eine Ausfüllung des Grabes mit dunkler Erde, wie sie sonst oft vorkommt, ist nicht beobachtet worden, immerhin aber machte sich eine etwas hränere Führung der Ausfüllung gegenüber dem unberührten Löss bemerkbar.

Spuren von Sürgen konnten nicht beobachtet worden, ebenso wenig eine Unterlage oder Umstellung von Steinen.

Schon bei den ersten Gräbern machten wir die Entdeckung, dass einmal ein gewaltsamer Eingriff erfolgt sein musste. Es waren wohl die Schädel und die Gliedmassen vorhanden, aber Becken, Wirbel und Rippen fehlten, sowie alle Beigaben. Oberhalb eines Schädels lag das Bruchstück eines anderen, der Schädel einer alten Frau lag mit dem Gesichte nach unten, sodass das Skelett herausgerissen worden sein mochte, als die Knochen noch in den Bändern hingen. Auch an anderen Orten sind ähnliche Beiruhungen, bei denen es sich vornehmlich um silbertausehirte Gürtelschnallen, Riemenzungen und Waffen handelte, festgestellt worden. Andere Gräber sehienen unberührt, enthielten aber keine Beigaben, noch andere endlich wurden bei der Beiruhung wahrscheinlich übersehen. Darauf deutet das Vorkommen der zwei silbernen Kleiderspangen

und des Spinnwirts als Bergkrystall in dem im vorigen Herbst entdeckten Grabe; ein von uns geöffnetes Grab enthielt bei dem unberührten Skelette eines Mannes ein leider durch Rost arg zerfressenes eisernes Schwert, ein eisernes Messer und eine eiserne Gürtelschnalle sowie zwei Knöpfe aus Bronze. Bei einer anderen (weiblichen?) Leiche lag ein ebenfalls recht morscher doppelter Klappkamm aus Bein mit Spuren der an diesen Geräten üblichen Verzierung, einige Glasperlen, ein Messer, eine Gürtelschnalle und fünf winzige Stücke von Goldbelag, wie er an goldplattirten Scheibenfibeln beobachtet wird, die augenscheinlich nicht mehr mit dem Gegenstande, den sie einst verzieren, sondern schon lose und einen Theil des bescheidenen Reichthums der Bestatteten bildend und wahrscheinlich in dem Täschchen, in welchem auch Kamm und Messer lagen, in das Grab gelangt sind.

An sonstigen Funden ergaben sich einzelne Glasperlen, Messer, eine Gürtelschnalle aus Bronze und eine aus Eisen, eine schwere eiserne Axt und Bruchstücke eines einfachen Klappkamms.

Die Beigaben entsprechen denen, welche sich im VI. und VII. Jahrhundert in bajuwarischen, alemannischen und fränkischen Gräbern finden, insbesondere die spangenförmigen Gewandnadeln aus Silber, der Spinnwirtel aus Bergkrystall, die bronzenen Gürtelschnalle, die Klappkämme aus Bein mit der ihnen eigenartigen Verzierung; sie bilden gleichwie Schwert und Axt den Grabschatz germanischer Stämme, wogegen diese Dinge nicht germanischen Völkern mehr oder weniger fremd sind.

Auffallend ist das vollständige Fehlen jeglicher Thongefäße, selbst vereinzelte Scherben waren nicht zu finden; eine Thatsache, die zu bajuwarischen Gräbern stimmt, wo Thongefäße sehr selten sind.

Darf man nach dem Grabinventar annehmen, dass es sich um einen germanischen Friedhof handelt, so muss man ihn wohl in das VI. Jahrhundert einreihen, weil hier im VII. kann mehr an germanische Siedelungen gedacht werden kann. Aber auch im VI. Jahrhunderte könnte es sich nur um einen, zuerst unter ostgothischer, späterhin, als die Langobarden nach kurzem Verweilen in Niederösterreich im benachbarten Pannonien ein Reich gegründet hatten, unter langobardischer Herrschaft sesshaft, wahrscheinlich nicht unvermischt geliebten Bruchtheil eines germanischen Volkes handeln.

Diese Vermuthung gewinnt einige Wahrscheinlichkeit durch den Befund der Schädel, unter denen zwar kein ausgesprochener Rundschädel sich befindet, die aber doch auch keinen ganz einheitlichen Charakter zeigen. Eine hervorragende

und deshalb bezeichnende Erscheinung unter den Schädeln bildet aber ein sogenannter Sehnür- oder Thurnschädel von der ausgeprägtesten Art; er gehörte einem Greise an, da die Alveolen gänzlich abgeschliffen und die Näkte verwachsen sind. Hat uns das Grabinventar nach Westen verwiesen, so müssen wir, um für den Sehnürschädel eine Erklärung zu finden, nach Osten blicken, wo wir in den einst skythischen Ländern nördlich vom Schwarzen Meere und Kaspiischen See die Heimath der Sitte des Verschnürens des Schädels finden. Von dorthier kamen die Avaren, die etwa um die Mitte des VI. Jahrhunderts an der Donau erschienen und denen die Langobarden auf Grund eines Vertrages im Jahre 568 Pannonien überließen.

Da Sehnürschädel auf dem Boden germanischer oder westslavischer Völker eine äusserst seltene Erscheinung sind, da ferner die Beigaben aller Wahrscheinlichkeit nach dem VI. und höchstens dem VII. Jahrhunderte angehören, so werden wir keinen Fehler hegen, wenn wir den Sehnürschädel aus dem einen der Gräber am Mariähilfer Gürtel einem Avaren zuschreiben. Oh er als verknechteter Kriegsgefangener hieher gelangte, oder als Angehöriger eines avarischen Schwarmes, der sich hier festsetzte und gelegentlich den Friedhof plünderte, lässt sich schwer sagen; doch ist letzteres bei dem damals friedlichen Verhältnisse zwischen Langobarden und Avaren das wahrscheinlichere. Sein Erscheinen macht uns den Zustand des Friedhofes erklärbar.

Nach dem Abzuge der Langobarden hatten sich die Avaren ganz Pannoniens und des angrenzenden Norikums bemächtigt. Bei ihrer und der mit ihnen gekommenen Slavenausbreitung fanden sie die verlassen Dörfer der Langobarden und der unter langobardischer Herrschaft gestandenen alt-heimischen Bevölkerung und ihre Friedhöfe und da in den Dorfhütten wenig zu holen war, bildeten offenbar die Friedhöfe, die durch frische Grabbügel oder sonstige Merkmale erkennbar waren, hier wie anderwärts ein willkommenes Feld reicher Beute und so fiel ihnen auch unser Wiener Friedhof zum Opfer. Kein noch erkennbares Grab wurde verschont und nur jene wenigen, deren Hügel schon eingeebnet waren, hierbei übersehen. Zuletzt sind dort, wo sich die Avaren und die mit ihnen gekommenen festsetzten, auch diese auf dem zuvnr ausgeräumten Friedhofe, wahrscheinlich beigehenen, begraben worden.

Die Gesamtfindne aus den geöffneten 19—20 Gräbern sind an sich nicht zahlreich, obwohl sicher ist, dass der Friedhof eine grössere Ausdehnung hat, als festgestellt werden konnte, aber dessen Bestand an sich und sein Inhalt sind deshalb beibst

werthvoll, weil sie ein erstes Licht auf eine bedeutungsvolle Episode in einem mehrhundertjährigen Dunkel der Geschichte Wiens zu werfen geeignet sind.

Herr Professor A. Rzehak-Brün

legt vor und bespricht einen interessanten Goldring-Fund, der im Centrum Mährens gemacht wurde. Es hängen 2 Ringe, deren Enden in eigenthümlicher Weise zurückgebogen sind, in einander. Das Gewicht derselben beträgt fast genau 60 Gramm, das Material ist Gold mit etwas mehr als $\frac{1}{4}$ Silber gemischt. Das merkwürdigste an diesen Ringen ist, dass ganz genau dieselbe Form (auch Material und Grösse stimmen überein) in den kaukasischen Gräbern vorkommt. Aebuliches fand sich auch in Ungarn, sonst scheinen jedoch Funde dieser Art sehr selten zu sein und dem westlichen Europa ganz zu fehlen, ehwar Draht-Ringe mit zurückgebogenen Enden schon in der Bronzezeit vorkommen. Die kaukasischen Ringe gehören nach Chantre der „scytho-byzantinischen“ Zeit an; der mährische Fund lässt sich bis jetzt der Zeit nach nicht ganz genau fixiren. Auch die Bestimmung der Ringe ist nicht ganz klar; Chantre nennt sie „pendants d'oreilles“, sie könnten aber vielleicht Fingerringe sein.

Herr Ferdinand Freiherr Dr. von Andrian:
Elementar- und Völkergedanke, ein Beitrag zur
Entwicklungsgeschichte der Ethnologie.

I.

Wenn die Ethnologie als jüngstes Glied der Naturwissenschaften bezeichnet wird, müssen wir uns gegenwärtig halten, dass die Keime dieser Wissenschaft durch die Gunst der geographischen und politischen Verhältnisse im hellenischen Alterthum bereits gelegt worden waren. Das griechische Gesellschaftsbewusstsein hat nicht bloss die Geschichtschreibung und Dichtkunst,¹⁾ sondern auch die Philosophie beeinflusst. Plato wie Aristoteles gehen bei Betrachtung der menschlichen Verhältnisse nicht vom Individuum aus, sondern von den Gruppen, innerhalb deren die menschlichen Anlagen erst lebendig werden. Die Staaten sind nach Aristoteles Naturprodukte, zu deren Erforschung die naturwissenschaftlichen Methoden anzuwenden sind. Seine leider verlorene Zusammenstellung barbarischer Sitten und Gesetze (*νόμιμα βαρβαρικά*) bildet den ersten Anlauf zu einer vergleichenden Ethnologie; auch später ist in den philosophischen Schulen die Vergleichung gehandhabt worden.²⁾

¹⁾ Ivo Bruns, Das literarische Porträt der Griechen im 4. und 3. Jahrh. 3—34.

²⁾ Belege bei Wendlandt, Philo's Schrift über die Vorsehung, 86 Anm. 1.

Die Verschiedenheit der Gesellschaftskörper beruht nach Aristoteles auf den Qualitäten und den numerischen Verhältnissen ihrer Componenten. Plato wie Aristoteles schliessen sich aber andererseits der Lehre von den geographischen Provinzen an, welche Hippokrates in seiner berühmten Abhandlung *περί αἰθρῶν ἐδάτων τόπων* geschaffen hatte. Nach dieser Lehre sind die physischen und psychischen Eigenthümlichkeiten der Völker der Regel nach das Product der geographischen und klimatischen Bedingungen ihrer Wohngebiete. Die Möglichkeit, den Einfluss der Landesnatur doreh Sitte und Gesetz auszugleichen, erkennt Hippokrates nur in sehr beschränktem Masse an. Grosse klimatische Contraste, trockener Boden, frisches Wasser, wirken günstig auf Leib und Seele. Die Mannigfaltigkeit der physikalischen Verhältnisse sichert den Europäern ein dauerndes physisches Uebergewicht über den genussüchtigen, durch die Einformigkeit der Jahreszeiten verweiblichten, daher zur Sklaverei verdamnten Asiaten und Afrikaner. Bodenproducte wie die Menschen, sind zwar nach Hippokrates in Asien viel grösser und schöner als in Europa, doch kann sich bei den Asiaten, welche immer Rassen sie angehören, wegen des ewigen Frühlings keine moralische Energie entwickeln.

Von den Grundgedanken der Astrologie, welche bereits den Peripatetikern geläufig waren,³⁾ hat Hippokrates einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Die directe Unterordnung der menschlichen Psyche unter die Gestirne blieb den Stoikern vorbehalten. Ihnen eigenthümlich ist die Lehre von der Besetzung aller Theile des Kosmos, der *συμπλήθεια τῶν ὄλων*, aus welcher ein massgebender Einfluss der Gestirne auf alle durch die verschiedenartige Spannkraft des Pneuma differenzirten Lebewesen gefolgert wird. Alle Thaten der Menschen sind doreh die Constellationen in der Geburtsstunde oder gar bei der Zeugung gewissermassen vorher bestimmt.

Die Freiheit des Willens wurde von den Epikurern vertheidigt, mit grösstem Erfolge von dem Oberhaupte der „neuen Academie“, dem scharfsinnigen Carneades. Die auffallende Gleichförmigkeit der körperlichen und geistigen Eigenschaften bei den Angehörigen eines Volkes schliesst nach Carneades den Einfluss der Gestirne aus, da alle diese gleichartigen Individuen doch unmöglich unter der gleichen Constellation geboren sein können. Dieses ethnographische Argument gab den Anschlag für die Abwendung des Stoikers Panätius von der Astrologie zu Gunsten der Lehre des Hippokrates.⁴⁾

³⁾ Boll, Studien über Ptolemäus, 159.

⁴⁾ Genauem Einblick in diese Fragen verdankt

Die Geschichtschreibung hatte seit Thukydes immer den geographisch-physikalischen Standpunkt vertreten, welchem Polybios in B. IV, 21 einen besonders entschiedenen Ausdruck gibt: „Der Charakter von uns Sterblichen allen gestaltet sich „nothwendig dem des Klima ähnlich, denn aus „keiner anderen Ursache sind wir um ethnischen „Gesamtypus aus betrachtet in Sitten, Gestalt „und Farbe und zudem in den meisten Gewohnheiten so sehr von einander verschieden.“

Die causale Verknüpfung von Land, Klima und Volkthum bildet einen wesentlichen Bestandtheil des hellenischen Nationalgefühls, welcher aneb in der römischen Literatur vielfach nachgewirkt hat.⁹⁾

Eine kräftige Reaction der Stoa gegen die physikalisch-mechanische Ethnographie ist durch Posidonios eingeleitet worden, „den letzten griechischen Schriftsteller grossen Stils“ (Müllenhoff), der zugleich ein eifriger Anhänger der Mantik und Divination war. Er sucht das Ansehen der Astrologie zu retten, indem er zwar die geographische Unterlage als unmittelbare Ursache der ethnischen Besonderheiten anerkennt, dagegen gleichzeitig, wahrscheinlich in Anlehnung an ältere Systeme astrologischer Geographie, den massgebenden obersten Einfluss der Gestirne auf Land und Leute behandelt. Die astrologische Ethnographie des Posidonios ist nicht erhalten, doch hat Fr. Boll wohl zwingend erwiesen, dass sowohl das Lehrgebot der *Astronomica* des Manilius wie das zweite Buch der berühmten *τετράβιβλος σύνταξις μαθηματικῆ* von Claudius Ptolemäus in ihren Grundgedanken auf Posidonios zurückgehen. Das erste Capitel dieses Buches berücksichtigt besonders die physische Anthropologie in ihrer Abhängigkeit von den geographischen Längen und Breiten sowie von der Lage der Wohnsitze zum Thierkreis und zur Sonne. Das zweite Capitel desselben enthält eine psychische Charakteristik von 72 Völkern nach ihrer Verwandtschaft zu den Trigonon, den einzelnen Zeichen des Thierkreises, und den *οικοδομοῦται* (Hausheern) der Trigonon (den Planeten incl. Sonne und Mond).

Diese angeblichen Verwandtschaften werden durch groben „Wortahergianhen“ begründet. So gerathen z. B. die Bewohner von Gallien, Britannien, Germanien wegen ihrer Stämmigkeit in nähere Beziehung zu dem Widder; die Völker von Italien und Sicilien wegen ihrer Herrschernatur zu dem Löwen. Auch die Planeten werden immer nach

man Wendlandt, Philo's Schrift über die Vorsehung, Schmeckel, Philos. der mittleren Stoa und Fr. Boll, Studien über Ptolemäus, Leipzig 1894.

⁹⁾ Pöhlmann, Hellenische Anschauungen über den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte, 47 ff.

dem Wesen des Gottes personifizirt, dessen Namen sie tragen.⁹⁾

Die spiritualistisch-astrologische Ethnographie hat während nahezu 1 1/2 Jahrtausenden das Feld behauptet.

Aus der entschiedenen Gegnerschaft der monothelistischen Religionen¹⁰⁾ gegen die Schicksalslehre sind allerdings Abschwächungen derselben unter Beibehaltung der astrologischen Grundlagen erwachsen. Nach Philo gibt es nur in Hellas wahre Menschen, weil seine reine Luft das *φρόν οὐράνιον*, den Verstand, hervorbringt. Diese reine Luft, aus welcher nach stoischer Ansehung die Seele entsteht, wird von den Fixsternen anagostromt. Das Beruheland bringt wegen der Kälte und der Dichtigkeit der Luft keinen *φῶς* hervor.¹¹⁾ Ptolemäus beschränkt — ob in Anlehnung an die Peripatetiker, wie Boll annimmt, bleibt dahingestellt — die unveränderliche *εἰσαγωγή* auf den Lauf der Gestirne; auf der Erde kann ihr Einfluss durch die menschliche Willensfreiheit durchkreuzt werden.¹²⁾ Dasselbe behauptet Roger Bacon vom iudicium astronomicum; desungeachtet gelten ihm die kosmischen Verhältnisse noch immer als die wichtigste Ursache der ethnischen Verschiedenheiten.¹³⁾ Selbst Albert der Grosse betrachtet die menschliche Intelligenz als abhängig von den Gestirneistern (Intelligenzen)¹⁴⁾. Noch im 14. Jhrh., wahrscheinlich aneb später, leitete man den hebräischen Glauben aus der Conjunction des Jupiter mit dem Saturn ab, aus andern Conjunctionen die chaldäische, ägyptische, muhamedanische — christliche Religion ab.¹⁵⁾

Die grossen nautischen Entdeckungen im 15. und 16. Jhrh. haben durch Erweiterung des Gesichtskreises der astrologischen Ethnographie ein sanftes Ende bereitet. Die trefflichen Schilderungen der amerikanischen Völker durch die Missionäre haben daran grossen Antheil. Ein Aufgeben der dreh diese muthigen Pioniere gelegten Saat war allerdings so lange nicht möglich, als die dabei zu

⁹⁾ Die Kollation der betreffenden Stellen der *Tetrabiblos* bei Boll l. c. 189, 195, 199, 235.

¹⁰⁾ Wendlandt, Schmeckel und Boll haben nachgewiesen, dass die Argumente Philo's, sowie jene der christlichen Schriftsteller auf Carnedes zurückgehen. Vgl. besonders die zusammenfassende Tabelle bei Boll l. c. 182.

¹¹⁾ Wendlandt l. c. 69, 81.

¹²⁾ Boll l. c. 166—167 über ähnliche Ansichten der Neuplatoniker *ibid.* 113—117.

¹³⁾ Roger Bacon *Op. maj. cit.* in Werner Wissenschaft. Lehre des Roger Bacon Sitzungsab. phil.-hist. Cl., Ac. d. Wiss. Wien XCIII, 551—54.

¹⁴⁾ Bach, D. Albert. Magn. Verhältn. d. Erkenntnislehre der Griechen, Lateiner, Araber, Juden, 12 f.

¹⁵⁾ Burkhardt Renaissance in Italien, II, 262.

Tage tretenden Parallelen von christlichen und heidnischen Meinungen und Gebräuchen als Teufelswerk erklärt wurden.¹²⁾

Aber auch die Denker der Aufklärungszeit haben unter dem Einflusse einer individualistischen Philosophie das neueroberste Material nicht selbstständig zu verwerthen verstanden; sie standen ganz auf den Schultern der Antike. In der allegorischen Deutung der Mythen folgte man einfach den Spuren der Stoiker. Montesquieu's Ableitung der Sitten und Gesetze der verschiedenen Völker aus dem Klima wurde zwar von Voltaire (in seinem *Commentaire sur l'esprit des lois*) treffend verspottet. Dafür taucht aber bei Letzterem die Hypothese von verschiednen gebabten Menschenrassen hehns Erklärung der auffälligsten völkerpsychologischen Differenzen auf. Die Lehren vom Naturzustande, vom Staatsvertrag, vom Naturrecht haben ihre Vorläufer in Dikäarch, im ältesten System der Stoa und in der Weltanschauung Epikurs.¹⁴⁾ Sie haben allerdings mehr die Philosophen als die exacte durch die Mitarbeiter der Encyclopädie vertretene Naturwissenschaft beschäftigt. In den einschlägigen Artikeln dieses grossen Werkes wie in der „Geschichte der Menschheit“ des schweizer Aufklärers Isaac Iselin (1764) wird allerdings den ethnographischen Thatsachen einige Rechnung getragen, woraus sich die Beseitigung der Rousseau'schen Utopie von selbst ergab. Positives wurde bei der Abhängigkeit der deutschen und französischen Rationalisten von ihrem philosophischen Schrohr nicht erreicht. Eine unabhängige Stellung nahmen Hume und Robertson ein, welche den Menschen als ζῷον πολιτικόν wieder mehr in den Vordergrund rücken.

Englischer Einfluss ist unverkennbar bei Herder, welcher die rationalistische Betrachtungsweise niemals gänzlich abgestreift, aber durch die Annahme einer Vielheit der menschlichen Entwicklungen wesentlich vertieft hat. In den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ herrscht allerdings das Raisonement noch immer fast unbeschränkt, die Naturvölker werden nur gelegentlich gestreift. Die „Klimatisirung des Einen Menschengeschlechtes“ bildet eine der Leitmaximen der Untersuchung. So betrachtet Herder die „frohe Lüsterheit“ der Mythologie der Kamtschadalen als ein Product starker Kälte und kochender Gluth der Vulkane, welche gewissermassen mit einander streiten.¹⁵⁾

Ausserdem wird aber auch eine „organische“ Entwicklung durch Uebung und Tradition voran gesetzt. Herder's Ausführungen über Geschichte der Sprache und Naturpoesie verrathen eine wachsende Einsicht in das ethnische Geistesleben, obgleich er wie die ihm nachfolgenden Romantiker dessen Produkte hauptsächlich mit künstlerischem Auge betrachtet haben.

Der Meister, welcher den Begriffen „organisch“ und „natürlich“ wissenschaftlichen Inhalt verliehen hat, heisst Jakob Grimm. Mythologie, Sitte und Recht, Märchen, Volkslied sind ihm, wie die Sprache, echte Naturproducte, welche „aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervortreten“. Grimm's geistige Signatur besteht in dem liebvollsten Verständnis für alle jene geistigen Wechselwirkungen zwischen den Mitgliedern Eines Volkes, welche wir Volkseele nennen. Die mündliche Tradition galt ihm als der Schriftliteratur überlegen, weil sie der Einwirkung des Einzelnen mehr entrückt ist, als die Producte der höheren Kunststufen. Seine Sammlungen von Volkstraditionen haben das Gemüthsleben des deutschen Volkes erschlossen. Seine grossen Arbeiten über deutsche Sprache, Mythologie, Rechtsalterthümer, verwerthen mittelst Vergleichung ein ungeheures Material für die Psychologie der germanischen Völker; dadurch wurde der rationalistische Maassstab für die Beurtheilung eines Volkes endgültig heseigt. Der Gedanke, dass jedes Volk sich in seinen unbewussten, „etwas unverthilghares (D. Myth. II, XXXVIII) an sich tragenden“ Aeusserungen zu schildern habe, hat den Wettstreit für die Bergung des nationalen Geistesbesizes auf alle Culturvölker übertragen.

Minder glücklich gestaltete sich die daran zunächst anschliessende Weiterentwicklung dadurch, dass Grimm und seine Anhänger den Mythus als oberste Quelle aller ethischen Handlungen erklärten, mythisches Denken und Sprechen aber geradezu identificirten. Aus sprachlichen Erscheinungen hatte Grimm die Priorität des Monotheismus von dem Polytheismus gefolgert. Er unternahm mit A. Kuhn den Versuch, die indogermanische Urzeit mit Hilfe der damals mächtig aufgehäuhten Sprachvergleichung zu erschliessen. Wildere Triebe erwachsen aus der derselben Grundlage aufgebauten indogermanischen Mythologie. Unter der Führung von A. Kuhn und Max Müller bildeten sich zwei Schulen, von denen die eine die Mythen als Darstellungen des Gewittersturmes deutete, während die andere hiefür die bekanntesten Phänomene der Gestirnwelt in Anspruch nahm. Da aber diese „alte Form der Sprache“, wie Max Müller sich ausdrückte, zugleich der Ausgangspunkt aller Sitten und Einrichtungen sein sollte,

¹²⁾ Acosta America (1605) V; auch P. Dobrizhoffer, *Abiponer*, an vielen Stellen.

¹⁴⁾ Ludw. Stein, *die sociale Frage im Lichte der Philosophie* 1897, 17. Vorlesung. Vgl. auch Dr. G. Adler, *Eine anarchistische Doctrin des Alterthums*, *Zeit.* XV, 196 ff.

¹⁵⁾ Herder, *Ideen* VIII, 2.

war man somit wiederum zur kosmischen Ethnographie gelangt.

Die Remedur gegen diese Verirrungen bestand auch diesmal in der Erweiterung des Beobachtungsgebietes. Der Herbartianer Professor Theodor Waitz hatte von psychologischen Gesichtspunkten ausgehend, in seinem bahnbrechenden Werke „Anthropologie der Naturvölker“ die Ethnographie auf die Stufe einer Erfahrungswissenschaft gehoben. Derselben Gesichtspunkte legte Herr A. Bastian seinen umfassenden Materialsammlungen zu Grunde. Für die Vergleichung von Natur- und Kulturvölkern waren durch die Erstarkung einer beschreibenden Ethnographie, wie durch das Grimm'sche Inventar positive Anhaltspunkte gewonnen, welche zuerst Tylor ausgenützt hat. Seine nach Form und Inhalt mustergerichtigsten Arbeiten haben sensationell selbst auf Männer gewirkt, welche, wie Müllenhoff, der darin vertretenen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise ferne standen. Sie bezeichnen eine neue Etappe der Völkerpsychologie.

Nach Grimm's Anschauung war die psychische Eigenart der grossen Völkerfamilien, besonders der Indogermanen, ein unantaushares Dogma. Eine Vergleichung der ethnischen Aeusserungen der verschiedenen Völkerfamilien galt als ebenso unwissenschaftlich, wie etwa die Vergleichung des Sanskrit mit dem Chinesischen. Der Hausschatz der Indogermanen — der Niederschlag einer uralten indogermänischen Mythologie — waren die von Grimm so liebevoll gesammelten Volkstraditionen. Die psychologischen Elemente derselben weisen jedoch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen der wildesten Völker auf. Tylor hat zuerst die gemeinschaftlichen Wurzeln dieses über den ganzen Erdball verbreiteten Gestrüppes von Meinungen und Gebräuchen blossgelegt. Der Entdeckung des Animismus als einer allgemein menschlichen psychologischen Grundschiene war Jakob Grimm sehr nahe gekommen; so blieb ihm versagt, weil er „die Umwandlung der ganzen Natur in Personen“ nach rein sprachlichen Gesichtspunkten beurtheilte. Diese neue Erkenntnis hat uns nicht bloss das Denken der Naturvölker erschlossen. Sie beleuchtet auch, wie die Arbeiten von Mannhardt, Robertson Smith, Andrew Lang und der Tylor folgenden Schule, von Rhode, Oldenberg, Hermann Usener, E. H. Meyer beweisen, zahlreiche bisher vernachlässigte oder falsch gedeutete ethnische Aeusserungen der Kulturvölker, deren Antheil an dem allgemeinen menschlichen Animismus nicht mehr im Ernste angefochten wird.

Trotzdem hat Herr Gomme, der verdienstvolle Präsident der Folklore Society in London den ana-

chronistischen Versuch gemacht,¹⁵⁾ die Arier Europas von den primitivsten Formen des Animismus zu entlasten und dieselben einer anarischen Bevölkerung zuzuschreiben. Wiederum taucht die, allerdings isolirte, Meinung auf, dass der Animismus den verkümmerten Menschengruppen angehöre. Die Arier sollen ihren Animismus noch vor der Einwanderung in Europa verloren, die anarischen Ueberlebener sich durch alle Phasen des europäischen Culturlebens behauptet haben.

Diese Ansichten, deren Begründung allerdings nicht mehr dem heutigen Erfahrungsstandpunkte genügt, bilden gewissermassen den äussersten Anläufer von Tylor's geistvoller Lehre über die Ueberlebens in der Cultur. Tylor, Andrew Lang, Edwin Sidney Hartland, J. G. Frazer, welche die anthropologische Behandlung der Völkertraditionen allgemein gefördert haben, betrachten alle Formen des Animismus als „Ueberlebens aus dem Stande der Uncultur“. Sie bezeichnen den Animismus als *savage ideas*,¹⁶⁾ als einen abgestorbenen nicht weiter entwickelbaren Ballast jener Classen, welchen das Lesen und Schreiben Schwierigkeiten bereitet. Es dürfte sich umso mehr verlohnen, dieser Frage etwas näher zu treten, als auch die deutsche Wissenschaft grösstentheils den Standpunkt der englischen Fachgenossen vertritt.

Von dem Vorwurfe der Barbarei wird besonders der animistische Inhalt der Völkertraditionen, der Aberglaube, getroffen. Dieser grosse Complex von Meinungen und Gebräuchen ist aber bei allen singermässen entwickelten Völkern durchaus nicht homogenen Ursprungs. Er bildet im Gegentheil ein Mischproduct animistischer Formen, welche verschiedenen Völkern und Zeiten entstammen. Die älteste Schichte des europäischen Aberglaubens stellt in ihren Meinungen und Gebräuchen einen directen Zusammenhang mit den primitivsten allgemein-menschlichen Formen her. Der Seelenglaube mit seinen Derivaten, den Naturgeistern und Krankheitsdämonen und dem daran geknüpften Zauberwesen tritt noch heute in theilweise primitiven Formen auf. Herr Hartland hat die bedeutende Rolle geschildert, welche die allgemein-menschlichen Vorstellungen über die Selbstständigkeit und die Theilbarkeit des im Individuum wirkenden Lebens (*external soul*) in den Erzählungen und Gebräuchen aller Völker spielen.¹⁸⁾ Auf die

¹⁵⁾ Gomme, *Ethnic Genealogy of Folklore in dessen Ethnology in Folklore 1892*, ferner in dessen Präsidentenrede bei der Jahresversammlung der Folklore Society 1894.

¹⁶⁾ Hartland, *Science of fairy tales*, 54

¹⁸⁾ Hartland, *Legend of Perseus*, sowie in dessen *Science of fairy tales*.

sen Voraussetzungen, welche die Schranken zwischen Leben und Tod, zwischen den verschiedenen Naturgegenständen aufheben, welche die sinnliche und übersinnliche Welt überhaupt überhaupt zusammenwerfen, beruht grösstentheils alles Zauberwesen sowie die Volksmedizin. Auch die europäischen Formen derselben sind theilweise ganz primitiv. Der erfahrene amerikanische Ethnograph J. Mooney¹⁹⁾ bemerkt gelegentlich einer Besprechung des „Volksglaubens und Branch der Südslaven von Dr. Fr. S. Krauss“, es sei schwer, sich bei Verfolgung der geschilderten medicinischen Gebräuche zu vergegenwärtigen, dass man es mit Europäern zu thun habe und nicht mit Sherokes oder Omahas, welche ganz identische Gebräuche haben. Obgleich die systematische Vergleichung der animistischen Formen noch in ihren Anfängen ist, ist der Vorrath an solchen universellen Betätigungsformen des Animismus bereits sehr bedeutend.

Ueber dieser allgemein-menschlichen Schichte liegen ganz charakteristische Formen, deren Provenienz aus hochentwickelten geistigen Milieus nicht bezweifelt werden kann. Die den Stoikern und Neuplatonikern gemeinsame Lehre von dem sympathischen Zusammenhang aller hiesigen Theile des Weltganzen bildet die wissenschaftliche Formulierung des Animismus und den Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Magie. Die Erlüsse der christlichen Kirche wenden sich besonders gegen die niedere Magie; doch haben sich die höheren Formen derselben, die orientalische Astrologie, Zahlenmantik, die Traum- und Zuckungsbücher, die Orakel- und Weissagungsbücher siegreich in der byzantinischen Literatur behauptet.²⁰⁾ Die Araber, die Gründer der Naturwissenschaften, waren, wie aus Dieterici „Anthropologie der Araber nach der Schule der lauterer Brüder“ zu ersehen, ganz abhängig von neuplatonischen Ideen. Neben eifriger Pflege der Astrologie, Alchemie und Magie haben sie auch, nach Herrn Professor Merz, die neuplatonische Mystik Europa übermitteln, auf welche die germanische und romanische Mystik zurückzuführen ist.²¹⁾ Ueber die Pflege der Astrologie in der Renaissancezeit durch die Humanisten verdanken wir u. A. Jak. Burkhart ein lehrreiches Capitel.²²⁾ Auf diesem Boden erwachsen der Autor der „Steganographie“, der fromme Aht Tbrimitus

von Sponheim, Agrippa von Nettesheim, der 1518 Vorlesungen über hermetische Schriften an der Universität Pavia hielt. An seine Occulta Philosophia knüpfen alle Occultisten von Paracelsus bis Jakob Böhme an.

Die orientalischen Geheimlehren sind im Mittelalter hauptsächlich von den Universitäten und Klöstern aus ins Volk gedrungen. Eine vermittelnde Rolle ist hierbei zweifelsohne den fahrenden Schülern zugefallen, den namenlosen Dichtern der Vagantenlieder und der Fuhliaux, welche als Spassmacher und Jongleure wie als Zauberer auftraten.²³⁾ Die slovenischen Volkssagen sprechen noch heute von den „Studenten der schwarzen Schule“.²⁴⁾ Der grösste Theil der occultistischen Literatur, welche durch alle Volksschichten hindurch bis in die Bauernhäuser drang, die astrologischen und alchemistischen Regeln, die Zauberformeln mit dem allerhöchsten Namen, die Lehre von den Talismanen und Horoscopen, die Grimoires, die Clavicula Salomonis u. s. w. sind Producte gelehrter Studien. Aber auch jenen Gestalten des mittelalterlichen Volksglaubens, welche wie der einst so populäre Zauberer Virgil, oder die Diana, dem römischen Kulturkreise entstammen,²⁵⁾ müssen auf demselben Wege ins Volk gedrungen sein. Unter der Führung der gelehrten Kreise erfolgte in Westeuropa die Verschmelzung dieser heterogenen Elemente; sie erfolgte um so leichter, als die denselben zu Grunde liegenden Vorstellungen mit jenen des primitiven Volksglaubens vollständig übereinstimmen.

Als dritten Componenten des europäischen Volksglaubens finden wir spezifisch christliche Formen. Der animistischen Aushildung der ursprünglich erischen Vorstellung von einem bösen Wesen ist der Satanismus entsprungen. Man sucht den Teufel durch Verböhnung und absichtlich verkehrte Anwendung kirchlicher Riten zu gewinnen. So werden „schwarze Messen“ gelesen, mit Kinderopfern begleitet, um Jemanden zu schaden.²⁶⁾ Aber auch in guter Absicht wird mit den religiösen Gebräuchen gezaubert. Dies wurde bereits Petrus von Alhanus, ja sogar dem frommen Abt von Sponheim, Johannes Tritheim, von Dr. Wier, dem he-

¹⁹⁾ Hédier, Les Fabliaux passim, Fr. Klinge, Venusberg, Beil. Münch. Allg. Z.-t. 1898 Nr. 66.

²⁰⁾ Andrian, Weltverbreitung. Nith. Antr. Gev. Wien. XXII, unter „Slaven“.

²¹⁾ Ob die Hexen und Hexenritte römisch-heidnische Ursprungs, wie Herr Kiesler in seiner ausgezeichneten „Geschichte der Hexenprozesse in Bayern“ S. 22 ff. nachzuweisen sucht, muss vorläufig dahingestellt bleiben. Ueber Virgil vgl. Paul Schwiager, Der Zauberer Virgil, Berlin 1897.

²²⁾ Jules Bois, Satanisme 211—243.

¹⁹⁾ Journ. Amer. Folk. III, 320.

²⁰⁾ Krumpholtz, Gesch. der Bys. Litt. 627—29.

²¹⁾ Dr. Ad. Merz, Ideen und Grundlinien e. allg. Gesch. d. Mystik. 1893, 34 ff.

²²⁾ Cult. d. Renaissance II, 254 ff. Ueber die systematische Verwertung orientalischen Geheimwissenchaften durch den Grafen Mirandola, Reuchlin u. s. w. vgl. auch Kuno Fischer, Gesch. d. Phil.

rühmten Bekämpfer der Hexenverfolgung, vorgeworfen. Es bildet sich ein fürmlicher Wettkampf der Kirche mit dem Teufel aus. Als Gegenmacht gegen die „schwarzen Messen“ gibt es „rothe Messen“, welche den feindlichen Zauber abwehren und auf dessen Ansbeher zurückzuschleudern. Sie verüchten die Zauberer der Schärer.²⁷⁾ Eine systematische Durchführung dieser Aufgabe in der Form einer geistlichen Pharmacologie bietet der Carnifex exarmata, id est apotheca ecclesiastica Wiblingensis, welchen Birlinger veröffentlicht hat.²⁸⁾ Noch vielfach wird der Priester von der Landbevölkerung (theilweise auch der Messner) zum Wettermachen, überhaupt zur Bekämpfung dämönischer Einflüsse n. s. w. in Anspruch genommen. Für die Betheiligung verderbter Priester an den Manipulationen des Satanismus kann ich vorläufig nur auf französische, mit Vorsicht zu gebrauchende Quellen, auf die Schriften von Jules Bois und J. K. Huysmanns verweisen. Zur Ausbildung und Verbreitung der Lehren über das Hexenwesen und über Teufelsbuhlschaft hat die theologische Literatur allerdings wesentlich beigetragen. Ein gewichtiges Zeugnis über den Antheil der Priester am Zauberen legt der Tiroler Dichter und Richter Hans Vintler in seinen „Pluemen der Tugend V. 7701“ ab²⁹⁾; daher gelten im Volksglauben die Priester noch vielfach als Zaubere.³⁰⁾ Dass auch protestantische Bevölkerungen bei gewissen Gelegenheiten das Wort „Priester“ nicht aussprechen,³¹⁾ dürfte wohl damit zusammenhängen. Beweist doch die Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts, dass die protestantischen Theologen, vor Allen Luther selbst, in dieser Hinsicht vollständig den katholischen Standpunkt theilten.³²⁾ Verlässliche Kenner des russischen Volkstums haben mich versichert, dass der russische Bauer seinen Geistlichen die Kraft des bösen Blicks zuschreibt, sich dagegen vor katholischen Geistlichen weit weniger fürchtet.

Die neuesten animistischen Formen sind entschiedene Producte der gebildeten Gesellschaftsklassen. Das Anwesen der spiritualistischen Sekten in Vaterlande des Spiritismus, in Amerika,

die vom Journal of American Folklore wiederholt, zuletzt im Bd. VIII, 299 betonte Vorliebe der gebildeten Stände für Zauberei und Wahrsagerei bilden eine interessante Eigentümlichkeit des amerikanischen Geisteslebens, welcher analoge Erscheinungen aus unseren Grossstädten als Signatur modernster Cultur zur Seite stehen. Man wird das nicht ohne weiteres als „Decadence“ abthun, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Philosoph, welcher in bekannter Bescheidenheit den Anspruch erhebt, der einzige ernste moderne Philosoph zu sein, Schopenhauer, sich mit grösstem Behagen im alten Occultismus herumtummelt. Alle je dagewesenen Versuche zur Magie sind ihm nämlich einfach Anticipationen seiner Metaphysik, welche den Willen als kosmische Potenz auffasst. Sein Gedankengang deckt sich im Wesentlichen mit den Ausführungen von Cornelius Agrippa über die magischen Seelenkräfte, über das Wesen des Glaubens als magisches Agens u. s. w.³³⁾

Analoge Entwicklungsphasen des arabischen und indischen, tibetatischen Animismus lassen die Forschungen von A. v. Kremer, Kern, Oldenberg, Waddell deutlich erkennen. Ueberall wo verschiedene Cultur- und Religionschichten wechsellagern, finden wir auch die ihnen einermassen angepassten Formen des Animismus, welche mit unzweifelhaft primitiven Formen vermischt sind. Sie müssen als selbständige Ausbildungsformen der allgemeinen menschlichen Grundschiebe gelten. Nach Tylor soll die Furcht der Culturvölker vor den Zaubereien der ihnen unterworfenen rohen Aborigines die Provenienz aller Magie aus dem Tiefstande der Cultur beweisen.³⁴⁾ Doch kommt ja häufig auch das entgegengesetzte Verhältnis vor, nämlich die abergläubische Scheu roher Volksgruppen vor höher gebildeten Fremden, wie z. B. vor Missionären.³⁵⁾ Herr Hartland sieht eine fürmliche Scheidewand zwischen den Producten mündlicher Tradition, welche die barbarische Psychologie darstellen, und den Culturideen der mit der Schreibekunst begnadeten Zeiten. Diese Scheidung lässt sich bei genetischer Behandlung der Traditionen nicht mehr aufrecht erhalten. Wir haben im Vor-

²⁷⁾ Jules Bois, l. c. 378 nach Augustin Thierry.

²⁸⁾ Birlinger, Aus Schwaben I, 418.

²⁹⁾ Das volksthümliche Material ist sehr reich an Belegen hiefür. Ich verweise nur auf Sepp, Altbayr. Sagenschatz 439, ferner auf Baatzani, Superstizioni religiosi d. Prov. di Treviso, Archivio d'Anthrop. 1487, 278. Vgl. auch Adrian, Wetterzauberei im Bd. XXIV der Mith. Anthrop. Ges. Wien.

³⁰⁾ Dr. Pašek, bezüglich der Sloveuen vgl. Adrian, Wetterzauberei l. c. 102 Sep.

³¹⁾ Für die Schotten und Norweger besorgt durch Kristoffer, Nyrop Nymets magt, 145.

³²⁾ Roskoff, Gesch. d. Teufels II, §79 ff. Osborne Teufelsliteratur (Acta Germanica III) 40 ff.

³³⁾ Schopenhauer, Ueber den Willen in der Natur. Eine Krörterung der Bestätigungen, welche die Phil. des Verf. seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. 2. Aufl. Leipzig 1867. Im Cap. „Animalischer Magnetismus und Magie“ werden die Behandlung der Krankheiten durch Sympthienmittel und Besprechen, die Möglichkeit, Jemanden durch jahrlängiges Begehren in seinen wachhernen Abbild zu schädigen, als wissenschaftlich vollkommen gerechtfertigte Thatsachen hingewiesen!

³⁴⁾ Tylor, Anf. d. Cult. D. Ausg. I, 112.

³⁵⁾ E. S. Hartland, Science of fairy tales 34.

bergehenden die Beeinflussung des europäischen Aberglaubens durch die orientalische Literatur kennen gelernt. In England verdrängen gegenwärtig französische und deutsche, literarisch fixirte, Märcen die nationalen Producte mündlicher Tradition (Newell, Journ. Am. Folk. IV, 281). Herr V. Tille betont, dass die Quelle aller Motive der tebeebischen Volksüberlieferungen die deutsche Bücherliteratur ist.³⁶⁾ Ich erinnere an die überraschenden Resultate der schönen Untersuchungen von Herrn W. W. Newell über amerikanische Kinderspiele, an Ricci's bekannte Ausführungen über den höfischen Ursprung vieler deutscher Bauerntrachten. In der Volkspoesie, selbst in den als ecbteste Volkswaare geltenden Schnaderhüpfeln, ist wie Dr. John Meier³⁷⁾ treffend ausgeführt bat, Volksthümliches und Kunstnäsiges untrennbar gemischt.

Herr W. W. Newell geht allerdings zu weit in der, unanfechtbaren ethnographischen Erfahrungen widersprechenden, Behauptung, dass Aberglaube und Brauch überhaupt den primitiveren Völkern hauptsächlich durch die Culturvölker eingeimpft werde, dass die entgegengesetzte Einwirkung dagegen minimal sei.³⁸⁾ Dieser Irrweg, welcher direct zu den Grimm'schen Ansichten zurückführt, entspringt aus einer einseitigen literarhistorischen Behandlung der Märcen, welche zum Massstab für das gesammte animistische Denken dienen sollen. Die Infiltrationen finnischen Aberglaubens bei den Russen, die Deteriorirungen des Brahmanismus und des Buddhismus unter dem Einflusse der Aboriginer widerlegen schlagend die Ansichten des amerikanischen Forschers. Wir sind nicht in der Lage, den Occultismus in seiner Gesammtheit ausschliesslich der einen oder der anderen Culturstufe zur Last zu schreiben.

Den höheren Stufen des Animismus gebührt jedenfalls die Mystik an. Sie steigert den Seelengedanken zum Seelengefühl, sodass z. B. der Verfasser der für den Chalifen Almutem († 842) übersetzten sogenannten Theologie des Aristoteles, während er mit seiner Seele allein war, seinen Leib ablegte und sich als körperlose Substanz fühlte.³⁹⁾ Die indischen, griechischen, christlichen Mystiker fassen die Berührung mit dem allvermögenden Wesen ebenso materialistisch auf wie die Schamanen oder modernen Spiritisten und

Spiritualisten ihren Geistervorkehr, sie haben jedoch dieses Verhältniss bis zur „mystischen Liebe“ gesteigert, welche „Raserei ist“, den Leib als Gefängnis empfindet, und die ekstatischen Zustände als Stufen der vollen Erkenntnis auffasst.⁴⁰⁾ Der mystische Akosmosismus, welcher die Geschöpfe als „Formen und Phantome erklärt, über welche die Entscheidungen der Allmacht fliessen“,⁴¹⁾ findet seine genaue Analogie in den primitiven Beweisen hervorgehobenen Anschauungen über die Wesensidentität aller als belebt gedachten Naturdinge mit der Geisterwelt.

Der von Herrn Professor Merz⁴²⁾ gestellte Vorbedingung einer Analyse des mystischen Seelenlebens behufs Aufbaues einer wirklichen Religionsphilosophie kann somit nur durch die psychologische und genetische Begründung aller primitiven wie der hochentwickelten Formen des Seelen- oder Lebensgedankens (Animismus), zu welchen auch die brahmanische und buddhistische Mystik ein starkes Contingent stellt, Genüge geleistet werden. Bastian hat den Animismus im Allgemeinen als Elementargedanken definiert und zwar mit vollem Rechte, da schon „die vergleichende und unterscheidende Grundfunction des Bewusstseins“,⁴³⁾ nämlich die Urtheilsfunction, wie Jerusalem⁴⁴⁾ nachgewiesen hat, an animistische Formen geknüpft ist. Die Tendenz zur Hypostasirung derselben kann individuell, jedoch niemals ethnisch überwunden werden, denn sie wurzelt fest im Empfindungs- und Gefühlsleben. Alljährlich wird am Allerseelestage das Grab von Allan Kardec im Père Laeaise von unbekanntem Verehrern auf das reichste ausgeschmückt. Diese Tendenz kann aber durch mächtige geistige Erregungen, wie durch psychopathische Einflüsse wesentlich gesteigert werden. Die Biographien moderner Künstler liefern dafür entscheidende Beweise.

Das Studium der Volkstraditionen hat somit vorerst ein den Grimm'schen Voraussetzungen geradezu entgegengesetztes Resultat gehabt. Abgesehen von den vielen fremden Beimischungen und einer betrüblichen Herabsetzung des ihnen zugeschriebenen präistorischen Alters erwies sich der wichtigste Theil der darin ausgedrückten Ideen als wenig charakteristisch für ein einzelnes Volk. Eine um so reichere Aulente gewährt sie für die Erkenntnis der Elementargedanken. Die alleitige Beleuchtung, Begründung und Begrenzung dieser psychischen Grundgebilde durch

³⁶⁾ V. Tille im Narodopisny Sbornik Ceskoslovensky I, 13—48 nach einem Referate von Herrn Ram in im Globos LXXII, 288 ff.

³⁷⁾ Beil. zur Münchn. Allgem. Zeit. Nr. 53, 54, 226 vom 7., 8. März, 6. October 1898.

³⁸⁾ W. W. Newell, Theories of Diffusion of Folk-tales. J. Amer. Folk. VIII, 16.

³⁹⁾ Dr. A. Merz I. e. 56, 37.

⁴⁰⁾ Merz I. e. 41.

⁴¹⁾ Merz I. e. 33.

⁴²⁾ Merz I. e. 46.

⁴³⁾ Jodl, Lehrbuch der Psychologie 613.

⁴⁴⁾ Jerusalem, Urtheilsfunction 107—111.

vergleichende und kritische Verarbeitung des täglich anwachsenden Beobachtungsmaterials bildet eine der wichtigsten Aufgaben der Ethnologie. Wenn Frazer Boas (J. Am. Folk., VIII, 9 und 11) zeigt, dass die Entscheidung zwischen der anthropologischen und der literarhistorischen Betrachtungsweise, oder zwischen dem Casualismus und dem Diffusionismus derzeit unmöglich ist, wenn er dieselbe von einer eindringenderen historischen Erforschung der Culturen primitiver Völker abhängig macht, so erscheint sodersits der exactere Anbau der Lehre von der gemeinsamen psychischen Grundanlage ebenso unentbehrlich zur Erreichung dieses Ziels.

II.

Die Erkenntnis einer allgemein-menschlichen psychischen Grundanlage verleiht die Dringlichkeit, gegenüber der bunten Mannigfaltigkeit der ethnischen Bildungen Stellung zu nehmen, deren Reichthum durch die ethnographische Detailforschung immer klarer hervortritt. Bastian hat dies in seiner Weise vollzogen, indem er den „Völkergedanken“ zunächst ohne weitere Definition als Schlagwort des Fachgenossen antwortete. Er versteht darunter offenbar jene spezifischen Aeusserungen des Gesellschaftsbewusstseins, welche den Angehörigen einer Volksgemeinschaft ein einheitliches und eigenenthümliches geistiges Gepräge aufdrücken. Der Völkergedanke soll somit keine nach dem Recepte von Rousseau, Auguste Comte oder der modernen Collectivisten angefertigter rationalistische Gesellschaftsformel darstellen. Er ist vielmehr der Inbegriff von ganz concreten Anpassungen des individuellen Willens und Denkens an eine in jedem auch so einfachen Verhältnisse vorhandenen Gesamtwille, dessen frübeste Schöpfung, nach Waudts treffendem Ausdrucke, die Sprache ist. Diese Selbstbeschränkung des Individuums ist ein Product des Kampfes ums Dasein. Ausgezeichnetes glühendes Hasses, welchen z. B. jeder Australneger gegen jeden fremden Mann seiner Rasse hegt, ist die Lage des isolirten Individuums geradezu hoffnungslos. Der Australier, sagt Curr, denkt nicht daran, gegen die wilden Haude vorzugehen, welche seinen Widerstand verwerthen; jagt jedoch der Angehörige eines fremden Stammes auf seinem Jagdgebiete, gibt es gleich Krieg.⁴³⁾ Nicht aus dem Kampfe mit der Natur, sondern aus der Concorde des Menschen mit dem Menschen erwachsen die auf Schutz und Trutz berechneten Verbände. Die Verschärfung des Gesamtwillens innerhalb derselben erfolgt erfahrungsgemäss im Kriege, auf Wanderungen, bei Gebietsoccupationen. Die durch viele

⁴³⁾ Curr, Australian Race I, 85, 82.

Generationen aufrecht erhaltene Solidarität der Hordemitglieder befohrt Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Lebensinteressen führt zu jenen weitgehenden psychischen Assimilationen, welche im Wege traditioneller Vorerbung und Weiterbildung dem Denken und allen Thätigkeiten der Mitglieder einer Gruppe einen eigenenthümlichen Charakter verleihen.

Der neerdings mit besonderer Scharfe erhabene Widerspruch⁴⁴⁾ gegen den „Völkergedanken“ ist wohl in erster Linie auf die bisher so schwankende Auslegung desselben zurückzuführen.⁴⁵⁾ Die Streitartikel Herrn Boeber's liefern hiefür einen vollgültigen Beweis. Andererseits trägt auch die Unvollkommenheit der meisten ethnographischen Aufsammlungen darau Schuld, wenn gewigte Ethnographen vorläufig an der Mannigfaltigkeit der Einzelercheinungen festhalten, dagegen die begriffliche Festlegung des socialen Moments ablehnen, welches alle diesen Erscheinungen zu Grunde liegt. Diese mit dem Ueberwiegen einer bastigen Sammelthätigkeit über die methodische Forschung untrennbar verbundene Entwicklungsphase der Induction ist jedoch unzweifelhaft im Ablaufe begriffen. Je exacter die einzelnen Völkergruppen und die Theilgebiete der ethnischen Aeusserungen behandelt werden, desto eindeutiger behauptet die Völkerpsychologie als sicherer Leitfaden im Gewirre der Erscheinungen das Feld.

Das Gesellschaftsbewusstsein drückt sich schon auf niederen Socialstufen darin aus, dass der Moralbegriff nach von den Steinen's Ausdruck, sieb auf das engste an die Stammeszugehörigkeit anlehet. Nach Martius (Rechtzustände bei den Eingeborenen Brasiliens 37—39) ist Raub und Diebstahl innerhalb der Stämme selten. Wurde etwas bei den Bakairi gestohlen, musste es immer ein Fremder gothan haben. Jeder einzelne Stamm beklagte sich gegenüber den Mitgliedern der dritten Schioqexpedition über die Dieberei der Nachbarn. (Dr. K. E. Ranke, VI. Jahrb. der Geogr. Ges. Greifswald, 2. Th., 206.) In der Bakairisprache bedeutet Kara wir, wir Alle, zugleich aber auch „gut“; Karapa = nicht wir, bedeutet auch „schlecht, geizig, ungesund“. Krankheit, Tod, Dürre, Stürme, Sonnen- oder Mondfinsternisse werden von fremden Zauberern gemacht.⁴⁶⁾ Der Neger stiehlt gewöhnlich nur fremde, besonders die aus Europa eingeführten Gegenstände; heimisches Gut rührt

⁴⁴⁾ Ratzel, Anthropogeographie, neerdings von Buchner, Beil. Münch. Allgem. Zeit. 1897, 76 und 1898, 44, 45.

⁴⁵⁾ Bastian's relativ klarste Erläuterungen findet man in seinen Controversen I, 28, II, 10 ff., III, 51.

⁴⁶⁾ von den Steinen, Zweite Schioqexp. 352 f.

er nicht leicht an (Ratzel⁴⁹). In Victoria suchte jeder Stamm sich von Cannibalismus rein zu waschen, belastete dagegen mit dieser Makel die sämtlichen anderen umliegenden Stämme.⁵⁰

Weitere Etappen des Collectivbewusstseins lassen die Rechtsgebräuche erkennen, welche die Mitglieder eines Stammes untereinander und die einzelnen Stämme mit andern verbinden, wie Blutrache, Jagd- und Ackerhausgesetz, Heiratsordnungen, Totemismus, Tabu, Speiseverhote, internationales Völkerrecht. Durch die Verstümmelungen einzelner Körpertheile und sonstiger Stammeszeichen, die Initiationsgebräuche bei der Mannbarkeit, die nationalen Feste welche mit Musik, Tanz und dramatischen Aufführungen gefeiert werden, wird das Bewusstsein sozialer Zusammengehörigkeit stets lebendig erhalten. Wir begreifen es, dass die Abhaltung von Festen eine der wichtigsten Functionen kleiner Häuptlinge im Frieden bildet. Gerate in den einfachsten Organisationen tritt das ursprünglich auf schroffstem Individualismus beruhende Familienleben gegenüber den Kundgebungen des Völkergedankens bisweilen ganz zurück. So findet man z. B. bei den Australiern kaum Hochzeitsgebräuche, dagegen sehr grausame Massregeln (terrible rite Carr) zur Beschränkung der Zeugungsfähigkeit, wodurch die Anzahl der Hordenmitglieder geradezu reguliert wird.⁵¹ Das Mutterrecht, welches die Vaterrechte wesentlich beschränkt, verstärkt die Cohäsion der Stämme. Leider bleibt ein grosser Theil der intimsten Stammesgebräuche, der geistigen Machtmittel des Stammes, jedem Fremden vollständig verschlossen.⁵²

Wir müssen aber auch die verschiedenen Wirtschaftsstufen und technischen Fertigkeiten, welche oft nur als individualistische Leistungen gewürdigt werden, als Collectivthätigkeiten auffassen. Professor Ratzel, der entschiedene Gegner des „Völkergedankens“, bemerkt sehr treffend⁵³: „Das Mass der Lebenskraft der Erfindungen und Entdeckungen hängt von der Traditionskraft des Volkes ab, welche ihrerseits eine Function des inneren organischen Zusammenhanges der Generationen genannt werden darf.“ Für dieses Gebiet wenigstens dürfen wir somit Herrn Ratzel als geist-

vollen Vertreter des „Völkergedankens“ betrachten. Dies gilt vor Allem vom Ackerbau. Weder die jahrhundertelangen Berührungen der Australier mit ackerbaureibenden Papuas, noch die sorgfältige Ab- richtung und Verwendung von zahlreichen Anstral- nern zu den landwirtschaftlichen Arbeiten auf den englischen Stationen haben jemals — mit einer einzigen Ausnahme — zur Aufnahme des Acker- baus bei den australischen Eingebornen geführt.⁵⁴ Das Uebergewicht der Stammes- tradition über die freie Erfindung erzeugt jene den Ethnographen so geläufigen Differenzirungen der menschlichen Arte- facte, welche zum Theile schon in der Steinzeit an- treten. Sie sind immer an einzelne Stammes- gruppen geknüpft. In dem Fehlen ganzer Gewer- bszweige z. B. der Keramik bei grossen Völker- gruppen und einzelnen Abtheilungen von solchen, der ungleichförmigen Vertheilung der Haupttypen von Schutz- und Trutzwaffen und in den für die einzelnen Erzeugungszentren charakteristischen nationalen Merkmalen derselben⁵⁵ drücken sich die Besonderheiten der Collectivarbeit aus, welche aus der Eigenart gesellschaftlicher Entwicklung der einzelnen Völkergruppen entspringen. In Afrika alter-

⁴⁹ Carr l. c. 78 f.

⁵⁰ Nach freundlichen Mittheilungen von Herrn Fr. Heger besaßen von den Polynesiern nur die Fidichil- insulaner und die Bewohner von Tahiti Bogen und Pfeil, die übrigen Gruppen entbehrten dieselben. In Neu- Caledonien sind dieselben erst nach Cook's Expedition eingeführt worden. Sie dienen jedoch daselbst nicht zum Kampfe sondern zum Spiele. Auf Neu-Guinea ist dieser Typus in ausserordentlicher Vollendung vor- handen. Der Bismarckarchipel hat keine Spur davon, während die Salomoninseln dieselben nach jeder Insel differenziert aufweisen. Sie fehlen in ganz Mikro- nesien, ebenso den Australiern (Carr).

Schilde fehlen in dem ganzen Bismarckarchipel und in Neuseeland, sind dagegen auf den benachbarten Salomoninseln vorhanden. Sehr charakteristisch ist die locale Differenzirung der Schildformen auf Neu- Guinea und den umliegenden Inseln. Dasselbe gilt auch von den Speeren im Bismarckarchipel, Neu-Britannien, den Admiralitätsinseln u. a. w. Schleudersteine kennt man nur von Neubritannien und Neuseelandien (Heger).

Die 77 brasilianischen Völkerschaften, deren Pro- ducte Natterer gesammelt hat, unterscheiden sich sämtlich in Schmutz und Waffen. Er hat Speere nur von den Wampé gesammelt, von den übrigen nur Bogen und Pfeile. Von den afrikanischen Völkern besitzt die Mehrzahl Pfeil und Bogen entweder als Hauptwaffe oder neben Speer, Knie, Wurfspeer, Wurf- stock. Pfeil und Bogen fehlen den Maasi, Gallas, Wa- kanda, Zulus. Nach Ratzel Völkerl. I, 499 gebräuchen die Schilluk und Dinka Keulen, Knotenstöcke, Lanzen, die ihnen benachbarten und verwandten Nuer und Dyr hauptsächlich Pfeil und Bogen. Ueber die nationalen Merkmale centralafrikanischer Waffen vgl. Schwein- furth, Im Herzen von Africa, 112, 242.

⁴⁹ Ratzel, Völkerk. I, 217 (I. Aufl.).

⁵⁰ Carr l. c. I, 77.

⁵¹ Carr l. c. 72—76. Dem terrible rite wurde 1870 ein Weisser unterworfen, der mit einem der nördlich- sten Stämme lebte. Er war 1863 noch am Leben. Carr 74.

⁵² Carr l. c. 73. Es ist bemerkenswerth, dass nach Rev. Fisow selbst die Weissen, welche sich ein- selen australischen Stämmen angeschlossen haben, deren Stammesgebräuche nicht verrathen.

⁵³ Ratzel, Völkerk. I. Aufl. I, 43.

niren ganz unvermittelt, nach Dr. Schartz⁵⁶⁾, die das Wurfeisen führenden Völker mit jenen, welche das Wurfeisen nicht gebrauchen. Derselbe Gelehrte hat sehr treffend hervorgehoben, dass die (durch Tradition festgehaltenen) Uebung im Gebrauche dieser Waffe die Erhaltung der primitivsten Formen begünstigt. Die Nu-Arnak sind, noch v. d. Steinen, die alleinigen Träger der Keramik in Ostbrasilien.⁵⁷⁾ An der Ostküste von Neu-Guinea hat Dr. Finsch zwei Centren der Keramik beobachtet.⁵⁸⁾ Die afrikanische Eisenindustrie zeigt verschiedene Abstufungen der Technik bei den verschiedenen Stämmen, es gibt dort wandernde Schmiedestämme. Die eisenkundigen Djurs geriehen sogar in eine Art von Abhängigkeit von den Dinka, wodurch sich bei den letzteren ein ungewöhnlicher Reichtum an Eisenprodukten anhäufte,⁵⁹⁾ dem die technische Fertigkeit der Dinka durchaus nicht entspricht.

Die weittragende Rolle des conventionellen Elements (Stylisirung), bei der Ornamentik und allen künstlerischen Leistungen kann hier nur angedeutet werden. Man wird gewiss Herrn Grosse Recht gehen müssen, wenn er Taine's Lehre, dass die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassencharakters sei, verwirft. Doch leidet seine eigene Beurtheilung primitiver Kunstfertigkeiten an einer verhängnisvollen Verkennung des collectiven Charakters derselben, aus welchem allein die Mannigfaltigkeit in der Weiterbildung der allgemein menschlichen ästhetischen Grundprincipien bei den einzelnen Völkern begriffen werden kann.⁶⁰⁾

Durch die Lehre vom Völkergedanken gelangen auch die Volkstraditionen zu ihrem Recht. Märchen, Mythen und Stammeslegenden sind sociale Ausgestaltungen des Elementargedankens. Die Sprachen sind nach Schuchardt's Ausdruck nicht natürliche Organismen, sondern sociale Producte. Dasselbe lässt sich von den Mythen und Mythologien behaupten. In den primitiven Kosmologien stehen alle Naturwesen, sogar Regen, Wind, Donner in einem Verwandtschaftsverhältnisse zum Menschen; sie sind meistens verwandelte Menschen. Dr. Boas, der erfolgreiche Erforscher der nordamerikanischen Traditionen, hat zuerst auf die in seltener Durchsichtigkeit hervortretenden Entwicklungstufen der nordamerikanischen Schöpfungsgesagen hingewiesen. Der Welteschöpfer ist ursprünglich ein listiges unzuverlässiges Wesen, welches die Naturgaben aus

egoistischen Motiven ihren Besitzern abjagt. Mit ihm in ehenhüriger Stellung tanzen später altruistisch gefärbte Gestalten auf, der Welteschöpfer wird zum Wohltäter.⁶¹⁾ Das Endglied dieser Reihe bilden bekanntlich jene höhern Kosmogonien, welche die Welteschöpfung aus einem Kampfe der grossen und guten Güter mit der bösen Dämonenwelt hervorgehen lassen. Dieser Stufenfolge mythischen Denkens, welche durch das Uebergewicht von höheren Ausdrucksformen des Causalbedürfnisses gegenüber den rein animistischen Gestalten bezeichnet wird, entspricht die Steigerung des Gesellschaftsgedankens im Verlaufe des Daseinskampfes einer Volksgruppe. Auknüpftend an Vico und Andrew Lang⁶²⁾ darf man die höheren Mythologien als Ausgleichsproducte verschiedener Gesellschaftstufen auffassen. Sie sind ebensowenig nach einem einheitlichen Plane angehebt, wie unsere alten Deme, an denen man die verschiedensten Stufen der künstlerischen Collectivarbeit ablesen kann. Die Forschungen der amerikanischen Ethnographen beleuchten mit wachsender Deutlichkeit die innige Anpassung aller heimischen und importirten Traditionen an das Socialeben der Stammesgruppen. Unter dem Eindruck der hervorragenden Bedeutung der Socialgebräuche wird sogar von sehr massgebender Seite der religiöse Ritus als der wichtigste Ausgangspunkt der Religionen hingestellt, mit welchem die Mythen nur in lockerem Zusammenhange stehen sollen. Wie Einige, mit Hardy⁶³⁾ zu reden, die wissenschaftliche Betrachtung der höheren Religionen in descriptiver Hierarchie aufgehen lassen, wird auch für die Naturvölker eine Wissenschaft der Riten gefordert. Diese angeblich „constructionsfreie Darstellung der religiösen Thaten“ kann dem wissenschaftlichen Postulat einer causalen Begründung des Beobachtungsmaterials nicht genügen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass sociales Denken und Handeln nur in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung richtig beurtheilt werden können. Waren die Verirrungen unserer vergleichenden Mythologie durch die Lösung des Mythos von seinen socialen und historischen Wurzeln verschuldet, so ist anderseits, ein Verständnis des niedern Sociallebens in seinem ganzen Umfange nur unter stetem Heranziehen der in den Mythen niedergelegten elementaren Denkformen möglich,⁶⁴⁾ wenn man nicht

⁵⁶⁾ Schartz, Wurfeisen der Neger, Intern. Arch. Ethn., II, 9 ff.

⁵⁷⁾ von den Steinen, Zweite Schings-Exp.

⁵⁸⁾ Finsch, Berl. Zeitschr. Ethnol., XIV (574).

⁵⁹⁾ Ratzel I. a. 512.

⁶⁰⁾ Grosse, Anfänge der Kunst 293 f.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

⁶¹⁾ Traditions of the Thompson River Indians of Brit. Columbia coll. by J. Teit, W. Introd., by Fr. Boas (Mem. Am. Folk. Soc. VI, 98), von Hrn. Newell besprochen im Journ. Amer. Folk. Soc. 1898, 67 ff.

⁶²⁾ Andrew Lang Myth, Ritual and Religion 1897.

⁶³⁾ Hardy, Was ist Religionswissenschaft, Archiv f. Religionswissensch., I, 1, 11 f.

⁶⁴⁾ Eine für die Methodik der Ethnologie überaus wichtige Arbeit hat Fr. Boas veröffentlicht in dem

wieder in die rationalistische Erklärung desselben zurückfallen soll.

Ans dem Vorhergehenden erhellt, dass die Gesellschafts- oder Völkergedanken weder aus der Sprache noch aus dem Elementargedanken abgeleitet werden können. Bastian's Definition der Völkergedanken als historisch-geographische Wandlungen des Elementargedankens gibt eine neue Formel der Hegel'schen Geschichtsphilosophie, welche den Geschichtsprozess aus dem Denken ableitet. Dasselbe gilt auch von Grimm's Auffassung des Mythos als der obersten Quelle aller Traditionen und Sitten. Sprache, Sitte, Mythos entspringen aus dem Gesellschaftsbedürfnis, welches sich zum Gesellschaftsbewusstsein entwickelt. Animismus und Völkergedanken stehen allerdings auf den niederen Socialstufen im engsten Wechselverhältnis, entwickeln sich jedoch, wie dies ja auch für die Sprache gilt, vielfach selbständig. Der biologische Charakter⁶⁵⁾ aller Formen des Gesellschaftsgeankens tritt in den Organisationen, welche auf Grund desselben empowachsen, und ihrer Anpassungsfähigkeit, und der immerhin beschränkten Lebensdauer der einzelnen Collectivgruppen klar hervor. Auf der Continuität und Energie des geistigen Zusammenhangs beruht die Ansammlung der collectiven Fähigkeiten und Vortheile innerhalb einer Gruppe, durch welche deren Bedeutung als Kraftcentren gesteigert wird. Diese Continuität lässt sich nur durch die Anpassung der Gesellschaftsgeankens an die jeweiligen Anforderungen der inneren und äusseren Daseinskämpfe erreichen. Wenn auch die Anpassungsfähigkeit der verschiedenen Gesellschaftstypen nicht unbeschränkt ist, so findet ein wirklicher Stillstand derselben niemals statt. Das noch immer vielfach verbreitete Vorurtheil einer starren Unveränderlichkeit niedriger oder sehr hoch entwickelter Organisationen wird durch eine genauere Bekanntschaft mit deren Trägern vollständig widerlegt. Die grosse Variabilität der niedrigen Verbände findet ihren Ausdruck in einer unendlichen Zersplitterung von Sprache und Sitte, wie sie z. B. Australier und Afrikaner aufweisen. Ein vergleichendes Studium dieser Formen offenbart aber auch eine grosse Mannigfaltigkeit der von den einzelnen Stammesgruppen einge-

schlagenen Entwicklungsbahnen.⁶⁶⁾ Man ist zur Ueberzeugung gekommen, dass Einrichtungen, welche man bisher als primitive betrachtet hatte, eine lange Geschichte hinter sich haben.⁶⁷⁾ Durch freiwillige oder gezwungene Einverleibung fremder Elemente wird ein primitiver Stamm, mit Post zu reden, ein ebenso complirtes Gebilde wie eine Nation.⁶⁸⁾ Zu diesen im Innern der Verbände sich abspielenden Vorgängen tritt der Anstoss von Weibern, von geistigen und materiellen Gütern bei allen freundlichen oder feindlichen Berührungen verschiedener Volksgruppen. Diese Momente machen die anfänglich überraschend wirkende Stammeserklärlich, dass die nordamerikanischen Stammes-traditionen, welche durch das eminent sociale Wirken geheimer Gesellschaften in seltener Vollständigkeit erhalten sind, insgesamt den Stempel eines sehr selbständigen nichts weniger als einfach entwickelten Socialgedankens tragen.

Die wichtige Frage nach der Abhängigkeit der menschlichen Psyche — der Gesellschaftsgeankens — von dem Klima und der geographischen Unterlage kann hier nur gestreift werden. Die Voraussetzung einer klimatischen Causalität der ethnischen Verschiedenheiten ist allerdings noch nicht ganz aufgehoben. Neben Buckle nimmt Ranke eine „kosmische Abhängigkeit“ an.⁶⁹⁾ Auch Bastian erscheint einer ähnlichen Auffassung geneigt. Seine „Lehre von den geographischen Provinzen“ sucht einen Anschluss an die Pflanzen und Thier-Geographie.⁷⁰⁾ Doch betrachtet die neuere, Wallace folgende, Schule, im Gegensatz zu der älteren Abgrenzung der zoologischen Provinzen nach den Isothermen, für die Verbreitung der höheren Thierwelt die Plastik der Erdoberfläche als die primäre mssgebend.⁷¹⁾ Die Grenzen der „Oekumene“, mit Ratzel zu sprechen, sind allerdings durch klimatische Extreme bedingt. Die an diese letzteren geknüpften Ernährungsbedingungen wirken hemmend auf den Wettbewerb der Menschengruppen; sie können die ihnen angepassten Bevölkerungen auf Wirtschaftsstufen festhalten, welche man ge-

⁶⁵⁾ Eisen geben Beleg hierfür liefert Cnnow in seiner überaus werthvollen Darstellung der verwandtschaftsorganisationen der Australier.

⁶⁶⁾ Cnnow l. c. 144 bezüglich des Matriachats.

⁶⁷⁾ Post, Grundriss d. ethn. Jurisprudenz 116.

⁶⁸⁾ Ranke, Weltgesch. I, 6, diese Anschauung wird von Ratzel zustimmend citirt, Polit. Geogr., 255.

⁶⁹⁾ Bastian schlägt behufs Verwerthung der „Lehre von den geographischen Provinzen“ im Interesse einer naturwissenschaftlichen Psychologie in erster Linie die Fortspannung eines internationalen Netzes meteorologischer Stationen über die Erdoberfläche vor. Contraversen I, 33.

⁷¹⁾ Wallace, Geogr. Verbreit. d. Thiere, D. Aug. Cap. III, IV, V.

Report of the U. S. National-Museum Washingt. 1897 unter dem Titel: The social organisation and the secret societies of the Kwakiutl Indians. Auf Grund mühsamer Detailerhebung wird hier das ineinandergreifen von Mythos und Gesellschaftsgeankens in anschaulicher Weise demonstirt.

⁷⁰⁾ Die biologische Auffassung des Seelenlebens wird von Jerusalem in seiner „Urtheilsfunction“ mehrfach betont, 21, 247.

wöhnlich als niedrige bezeichnet. Doch übertreffen die „Hyperboräer“ in ihrer geistigen Entwicklung viele ackerbauende Völker. Wenn wir auch zugeben müssen, dass die klimatischen Differenzen zu dem localen Kolorit der Verbände beitragen, muss doch daran festgehalten werden, dass die Grundtypen der menschlichen Organisation unter allen Breitegraden dieselben sind.

Die Vertheilung der Maxima und Minima sozialer Entwicklung und ihrer zahlreichen Zwischenstufen innerhalb der Oekumene beweist entschieden die kosmische Unabhängigkeit des Völkergedankens. Ratzel's Ausspruch,⁷²⁾ dass die Staaten warmer Länder anders sind, als jene der kalten, lässt keine wissenschaftliche Präcisirung zu. Das von ihm getheilte nralt europäische Vorurtheil, dass politische Energie, geistige Kraft, wirtschaftliche Thätigkeit ein Monopol der kälteren Erdräume bildet, wird durch das zeitliche Auftreten der endogamen Culturcentren in Asien, Afrika, Europa und Amerika, durch die geschichtliche Rolle der Semiten, widerlegt. Das Studium der indischen Cultur und der von derselben ausgestrahlten Wirkungen offenbart uns die hohe geistige Energie der indischen Arier, welche durch eine ganz eigenartige Socialordnung in ihren politischen Effecten gehemmt wurde. Nicht einmal für das Maass der Kunstleistungen eines Volkes dürfen wir, wie es so oft geschehen, den „ewig unbewölkten Himmel“ verantwortlich machen, seitdem man in den Eskimos eines der künstlerisch begabtesten Völker der Erde erkannt hat.

In socialem Sinne weit bedeutsamer ist die horizontale und verticale Gliederung der Erdoberfläche. Diese Gliederungen bedingen jedenfalls eine merkliche Ungleichwerthigkeit der einzelnen Erdgebiete für die Concentration und möglichst geschützte Durchführung der ethnischen Arbeit. Die Ansatzpunkte, sofern politische selbständige Gebilde, sind fast überall an natürlich begrenzte Gebiete geknüpft. Auf den Assimilationsprocess im Innern dieser Gebilde wirkt die Bodenplastik vielfach ein. In der Verschiedenheit des hellenischen und des römischen Völkergedankens, in der successiven Entwicklung der ethnischen Individualitäten Europas drückt sich unverkennbar der Einfluss der geographischen Unterlage aus. Die europäischen Nationalstaaten, die asiatischen Weltreiche lehnen sich, ebenso wie die einheimischen Staatenbildungen von Nord-, Mittel- und Südamerika, an räumliche Differenzirungen an, welche der Concentrirung und Assimilirung grosser und kleiner Menschengruppen Vorsehub leisten. Dieselbe Wirkung ist

von den grossen Stromgebieten des Euphrat-Tigris und des Nil ausgegangen. Die Gliederungen der Erdoberfläche wirken jedoch nicht bloss differenzirend. Wir müssen sie auch als allgemeinen Regulator des Wettkampfes der verschiedenen Verbände betrachten, aus welchem einerseits die Weiterentfaltung der ethnischen Organisationen, andererseits die allmähliche Ueberbrückung der ethnischen Gegensätze durch gegenseitige Entlehnungen der Kampfmittel erfolgt. So beruht beispielsweise die volksgeschichtliche Rolle des Mittelmeeres auf der Vermittelung und Steigerung aller Wechselbeziehungen zwischen grossen selbständigen durch die Bodenplastik begünstigten ethnischen Centren.

Bei der Absehung der Natureinflüsse wird man sich jedoch stets zu vergegenwärtigen haben, dass die Wirkung derselben niemals eine mechanisch-absolute ist. Die moderne Volkswirtschaftslehre steht bereits auf dem biologisch-psychologischen Standpunkt, welcher die Ausbeutung der Natur vom menschlichen Willen abhängen lässt. Die unglaublich geringen Ansprüche, welche die culturärmsten Völker für ihre Lebenserhaltung stellen, widerlegen die oft vertretene Meinung, dass gewisse Naturverhältnisse den Menschen zur Cultur zwingen. Wenn der grösste Theil der australischen und afrikanischen Küstenvölker keine Schifffahrt kennt, wenn wie Ratzel bemerkt,⁷³⁾ nirgends auf der Welt ein bochenwickeltes Seefahrervolk die Annahme nahe legt, dass es allein durch die glücklichen Eigenschaften seiner Küste zu seiner Höhe emporgestiegen sei, so müssen offenbar die Anregungen des menschlichen Willens zur Culturarbeit wie zur ethnischen Arbeit nicht in den Naturverhältnissen gesucht werden, sondern im collectiven Gattungslieben der menschlichen Gesellschaften. Für eine causale Begründung der Völkergedanken bleibt somit in erster Linie die Entwicklungsgeschichte und gegenseitige Beeinflussung der selbständig den Kampf um Dasein führenden Verbände massgebend. Ein möglichst exactes Detailstudium aller heute noch erhaltenen niedriger organisirten Völker bis in ihre äussersten sozialen Verhältnisse gewährt uns weit verlässlichere Grundlagen für das Verständnis der Völkergedanken, als dieselbe durch einseitige literaristische, künstlerische oder geographische Betrachtungsweise geliefert werden können, womit aber der relative Werth dieser Methoden nicht angezastet werden soll.

Die complicirten staatlichen Organismen haben neben der Concurrenz mit den anderen Staaten die inneren Gegensätze auszugleichen, welche aus

⁷²⁾ Ratzel, Polit. Geogr. 256.

⁷³⁾ Ratzel, Polit. Geogr. 540.

der Verschiedenheit ihrer ursprünglichen oder später angegliederten ethnischen Componenten hervor. Dazu tritt aber auch der immer intensivere Wettkampf der ans fortschreitender Differenzierung aller Socialfunctionen herausgewachsenen Ständegruppen, welcher nicht selten zu den gewaltthätigen Ausbrüchen führt. Die Erhaltung des Gemeinwesens gegenüber den im Verlauf des Culturprocesses mit Nothwendigkeit sich einstellenden Sonderbestrebungen hängt nicht bloss ab von der Concentration und der mechanischen Arbeit der Staatsgewalt nach Aussen und Innen, sondern insbesondere von der geistigen Assimilierung aller Socialelemente auf dem Boden rechtlicher und socialer Gleichheit. Aus der Verschmelzung von Staats- und Gesellschaftsgedanken entstehen höhere nationale Gebilde, deren Leistungsfähigkeit durch die Concentration aller Geistesarbeit im Nationalgedanken wesentlich gesteigert ist, welche jedoch durch Erstarrung und Vernichtung der ihnen untergeordneten alten Socialgruppen vielfach einer überwuchernden mechanischen Staatsgewalt zum Opfer fallen.

Eine Begründung der Waadlungen der Gesellschaftsgedanken bei den einzelnen Culturvölkern können wir um so eher der Geschichtswissenschaft überlassen, als diese, aus einer bedeutsamen Kundgebung zu schliessen, den rationalistischen Standpunkt eines Comte und Buekle, wie die materialistische Ableitung des Geschichtsprocesses aus den wirtschaftlichen Verhältnissen anzufragen im Begriffe steht. Wenn Herr Professor Karl Lamprecht betont,⁷⁴⁾ „dass das geschichtliche Leben nur als Eines gefasst werden könne, dass sein Inhalt durch das Seelenleben der menschlichen Gemeinschaften und der Individuen einer bestimmten Zeit als ein schlechthin Ganzes gebildet werde,“ so bedeutet dies nichts Geringeres als die Aufnahme des Völkergedankens durch die Geschichtswissenschaft. Soll dieselbe fruchtbringend wirken, so müssen stets die selbständigen Krystallisationscentren collectiver Energie, aus deren gegenseitigem Ringen jede Weiterentwicklung hervorgeht, den Ausgangspunkt der historischen Betrachtung bilden. Jeder andere Gedankengang führt direct oder auf Umwegen zur „intellectuellen Reihe“. Den ersten Schritt auf dieser rückläufigen Bahn bildet die leider noch weitverbreitete Auffassung „des Staates als eines Unterbegriffes der Cultur“. Aneh Herr Ratzel lässt, im Widerspruch mit früheren Ansichten, den Staat aus der Arbeit hervorgehen; unter Arbeit versteht er, wie

aus anderweitigen Aeusserungen erhellt, die Culturarbeit. Doch bieten seine relativ hohen Culturstufen entnommenen „ontogenetischen Beispiele“ so gut wie keine Beweise für diese Auffassung. Die Versuche von Ernst Grosse, die primitive Kunst und die Formen der Familie aus den Wirtschaftsformen abzuleiten, erscheinen schon deshalb aussichtslos, weil selbst bei den nieder entwickelten Völkern das gleichzeitige Auftreten verschiedener Wirtschaftsformen weit allgemeiner ist, als eine ganz einseitige wirtschaftliche Entwicklung. Wie die Mannigfaltigkeit setzt auch jede Steigerung der Wirtschaftsleistungen bereits feste Verbände voraus. Die dormalen gänzlich unorganisirten Bauern besaßen behaupten trotz ihres überraschenden „Wissens und Könnens“ (Ratzel⁷⁵⁾ ihre Existenz nur durch die Unwirtlichkeit ihrer Wohngebiete. Nur die Vernachlässigung der niederen Organisationen, welche zwar nicht immer, jedoch sehr häufig zum Ackerbau geführt haben, konnte zu der irrthümlichen Ableitung der Organisationen aus dem Kampfe mit der Natur führen. Wer erkannt hat, dass dieselben aus dem Wettkampfe des Menschen mit seinesgleichen entspringen und durch denselben erhalten werden, findet sich verhältnissmässig leicht zurecht in der Beurtheilung der für die Gründung und Erhaltung der Culturstaaten massgebenden Momente. Die geschichtliche Entwicklung derselben besteht in einer ununterbrochenen Reihenfolge von Anpassungen ihrer Organisation und Gesellschaftsgedanken an die Anforderungen der inneren und äusseren Daseinskämpfe, welche endlich zur Erlahmung der Energie des Gesellschaftsgedankens führen. Die Wechselbeziehungen jener Culturarbeit zum Gesellschaftsgedanken erstrecken sich auch auf jene Thätigkeiten, welche man gewöhnlich als Geistesthätigkeiten im engeren Sinne bezeichnet. Ihr Gedeihen und Verkümmern steht in unverkennbarer Abhängigkeit von ihrem Socialwerth. Die Gesellschaftsgedanken schöpfen allerdings ihre Hauptstärke und ihre Coexistenzfähigkeit aus der ungehinderten Entfaltung der Socialgruppen, welche aus der Theilung der Arbeit innerhalb des Staatsganzen herauswachsen. Anderseits wird die Triebkraft dieser untergeordneten Kraftformen erst lebendig im Anschlusse an einen angeprägten von einer gesunden Organisation geborgenen Gesellschaftsgedanken. Die relative Schwäche der hauptsächlich durch geschichtliche Tradition zusammengehaltenen Culturen offenbart sich deutlich in den grossen aber politisch angelegten Staatenbildungen der alten Welt, welche fremden Barbaren stets als willkommene Beute

⁷⁴⁾ Karl Lamprecht, Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft seit Herder, ein Vortrag gehalten im 5. deutschen Historikertag zu Nürnberg am 14. April 1896, Beil. Münch. Allg. Zeit. 15. April 1896.

⁷⁵⁾ Ratzel, Völkerkunde I, 64 (1. Anl.).

gedient haben. Das byzantinische Griechenthum hat die ethnische und politische Einigung Kleinasiens, des Breunpunktes und Herdes der abendländischen Cultur, in einem Jahrtausend nicht durchzuführen vermocht, was dem islamitischen Türkenthum in einem Jahrhundert gelungen ist. (Zimmerer.⁷⁹)

Aus dem Vorhergehenden möge entnommen werden, dass der Ethnologie in dem Studium der Elementar- und Gesellschafts- oder Völkergedanken eine verhältnissmässig sichere Bahn eröffnet ist, welche zu einer casualen Begründung der Aehnlichkeiten wie der Verschiedenheiten der ethnischen Organismen führt. Dieses Ziel ist allerdings, mit Boas⁷⁷) zu sprechen, dormalen noch weiter entfernt, als die anthropologisch-psychologische und die literarhistorische Methode ursprünglich in Aussicht gestellt haben. Wir dürfen dessen Erreichung um so zuversichtlicher erhoffen, je einträchtiger Ethnologie, Geschichtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre die unabhängig von einander gewonnenen gemeinschaftlichen Gesichtspunkte verfolgen werden.

Herr Dr. Teich-Tudweiler:

Die Entdeckung der Zinninseln (der Kassiteriden) an Hand von Avienus' Ora maritima.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr Dr. Joseph Mies-Köln:

Ueber die grösste Breite des menschlichen Hirnschädels.

Hochanschuliche Versammlung! Die beiden Fragen, was wir unter der grössten Breite des Hirnschädels verstehen, und wie wir sie messen, sind einzeln, also jede für sich, nur von wenigen Craniologen beantwortet worden. — So war dieses Maass für van der Hoeven die an einem wechsellenden Orte (zwischen den Scheitelhöckern, nahe bei oder auf den Schläfenbeinen) liegende grösste Breite (14,¹) S. 119). Diese ganz allgemeine Erklärung schränkte Karl Ernst v. Baer insofern ein, als er den grössten Breitendurchmesser suchte, wo immer er sich findet, nur nicht auf der Leiste über dem Warzenfortsatz (22, S. 354). Mit demselben Vorbehalt, aber genauer legt Herr Professor To-

pinard (22, S. 354/5 a. 980) la largeur transverse maximum auf die Scheitelbeine oder die Schläfen-schuppen. Früher hat Sir Flower (22, S. 855) die Endpunkte der grössten Breite nur den Scheitelbeinen überlassen, jetzt duldet er sie aber auch auf den Schläfenbeinen. Nur einen Theil des letztgenannten Knochens unmittelbar über der Ohröffnung räumte Parchappe (18, S. 14) der largeur de la tête bei seinen Kopfmessungen ein. Weiter, aber meines Erachtens genauer hat Broca (12, S. 64—66) den Begriff der grössten Breite gefasst, indem er damit die grösste horizontale und transversale Linie bezeichnete, die man abgesehen von der Leiste über dem Zitzenfortsatz durch die Schädelkapsel ziehen kann. Dieser Erklärung gemäss würde die Linie, welche die Endpunkte der grössten Breite verbindet, eine fortlaufende, auf der Medianebene senkrecht stehende Linie sein. Dies ist aber nur bei Schädeln der Fall, die in der Gegend ihrer grössten Breitenausdehnung entweder ganz symmetrisch geformt sind, oder deren beiderseits gleichgewölbten Seitenwände eine verschiedene Entfernung von der Medianebene haben. Schon eine geringe Asymmetrie kann den einen Endpunkt der grössten Breite weiter nach vorn rücken als den anderen. Die von diesen Endpunkten auf die Medianebene gefällten Senkrechten haben dann keinen gemeinschaftlichen Fusspunkt, sondern bilden zwei Linien, von welchen die eine dem Gesichte näher liegt als die andere. Diesen Verhältnissen trägt Herr Professor Emil Schmidt Rechnung, indem er die Breite des Hirnschädels als die grösste Ausladung des Schädels nach beiden Seiten in ihrer Projection auf die Transversale auffasst (20, S. 224). Diese Erklärung passt auf alle Fälle, da Herr Professor Schmidt gemäss einer mir gütigst gegebenen Erläuterung nicht verlangt, dass die Projectionen beider Endpunkte derselben wagerechten Ebene angehören, oder dass, wie es in der Frankfurter Verständigung heisst, die Messpunkte in einer Horizontalebene liegen müssen. Denn es kommt vor, dass ein Endpunkt der grössten Breite nicht nur hinter, sondern auch unter dem anderen Endpunkte liegt. Auf alle möglichen Fälle, welche die meist mehr oder weniger grosse Asymmetrie der Schädel mit sich bringt, nimmt man meiner Meinung nach auch Rücksicht, wenn man sagt:

Die grösste Breite ist die Summe der beiden Senkrechten, die von den ausserhalb der hinteren Temporalleisten liegenden lateralen Punkten des Schädels auf die Medianebene gefällt werden.

Diese beiden Senkrechten bilden wohl selten gleichlange, oftmals häufiger ungleiche Theile einer einzigen fortlaufenden Linie. Viel zahlreicher sind

⁷⁹) Dr. Heinrich Zimmerer, die Bevölkerung Kleinasiens, Münch. anthrop. Ges., Sitzung vom 28. Januar 1896, Corr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XIX. Jahrg. Nr. 5

⁷⁷) Boas, Growth of Indian Mythologies, J. Am. Folk. IX, 11.

¹) Die erste Zahl zwischen den Klammern bezieht sich auf die entsprechende Nummer im Verzeichnisse der Schriften auf S. 186.

siebertlich die Fälle, in welchen die eine vor der anderen Senkrechten entweder in derselben oder einer andern Horizontalebene liegt. — Da es übrigens nur bei ganz genauen Messungen und Aufzeichnungen der grössten Breite asymmetrischer Schädel von Wichtigkeit ist, die, verschiedenen Horizontalebenen angehörenden Senkrechten, die von den lateralen Endpunkten für die Medianebene gefällt werden, zu berücksichtigen, so kommen wir wohl für gewöhnlich mit der Frankfurter Verständigung aus, nach der die grösste Breite senkrecht zur Sagittalebene mit dem Sebiebezirkel gemessen wird, wo sie sich findet, nur mit Ausschuss des Zitzenfortsatzes, Processus mastoideus, und der hinteren Temporalleiste, und nach der die Messpunkte in einer Horizontalebene liegen müssen.

Will man aber die zweite Vorschrift der Frankfurter Verständigung (dass die Messpunkte in einer Horizontalebene liegen müssen) befolgen, so genügt es, wie ich, zum Messverfahren übergehend, bemerke, nicht, gemäss der Anleitung des Herrn Professor Schmidt (20. S. 224), darauf zu achten, dass die Maassstange des (Taster-) Zirkels genau senkrecht auf die Richtung der Medianebene gehalten wird⁴, sondern man muss den Stangenzirkel beim Suchen der grössten Breite stets auch noch parallel mit der deutschen Horizontalebene führen. Denn sonst läuft man Gefahr, mit den Zirkeln Punkte zu berühren, die von der Maassstange eine ungleiche Entfernung haben und bei der schrägen Haltung des Sebiebezirkels in verschiedenen Horizontalebenen liegen. Spengel's Craniometer, womit man die grösste Breite genau messen und die Lage von deren Endpunkten bestimmen kann, erfüllt bei Schädeln, die in verschiedenen Horizontalebenen befindliche Messpunkte für die grösste Breite haben, die zweite Bestimmung der Frankfurter Verständigung nicht. Die senkrechten Glasplatten dieses Schädelmessapparates berühren dann nämlich die verschiedenen Horizontalebenen angehörigen Messpunkte. Dieselben legen sich ferner an die Jochbogen und nicht an die Hirnkapsel, wenn die Jochbreite grösser ist als die grösste Breite des Hirnschädels. (Siehe Rabl-Rückbard in der von ihm verfassten 1. Abthlg. des 2. Th. vom Berliner Schädelkatalog, S. VI.) — Broca, der den diamètre transversal maximum mit dem Tasterzirkel, compas d'épaisseur, mass, nennt die Bestimmung der grössten Breite die schwierigste aller Schädelmessungen. Denn während beide oder mindestens ein Endpunkt der meisten übrigen Masse an anatomisch mehr oder weniger genau bestimmten Stellen liegen, muss man beide Messpunkte der grössten Breite auf einem über band-

tellergrossen Raume suchen. Ausserdem darf man mit dem einen Zirkelarm nicht vor oder unter den anderen rücken, um nicht statt der horizontalen und zugleich transversalen (französischen) Breite eine schräge Linie zu messen. Auch hat man darauf zu achten, dass die Perspective uns nähere Linien länger erscheinen lässt als entferntere, wenn die näheren in Wirklichkeit kürzer sind. Alle diese Schwierigkeiten können leicht einen Messungsfehler veranlassen, der 1 mm erreicht oder übersteigt und dann den sehr wichtigen Längen-Breiten-Index verändert. Bei der Messung des grössten Breitendurchmessers kehrte Broca das Gesicht des Schädels sich zu, beutzutage stellen wohl die meisten (deutschen) Craniologen das Hinterhaupt des Schädels, dessen Breite sie messen, sich gegenüber. Auch machte Broca seine Sebiäler auf die losgelösten und abgehobenen Sebiälfensuppen von Schädeln aufmerksam, die nach der Ausgrabung zu schnell trocken geworden sind, und verlangte mit Recht, dass diese zufällige Verbreiterung des Schädels die Bestimmung der wirklichen Breite nicht beeinflussen dürfe (12, S. 65 und 66).

Was schliesslich noch die Aufzeichnung des Messungsergebnisses betrifft, so folgen viele Craniologen dem, so viel ich weiss, von Herrn Geheimrath Virebow eingeführten Brauche, hinter die Maasszahl ein p zu setzen, wenn die Messpunkte auf den Scheitelbeinen, ein t, wenn sie auf den Sebiälfensuppen liegen⁵, und pt oder tp binzuzufügen, wenn die Arme des Stangenzirkels beide Knochen berühren.

Suchen wir nun aus der Literatur zu erfahren, zwischen welchen Werthen die grösste Breite beim mensehlichen Schädel schwankt, so finden wir, dass Broca (12, S. 184 u. 185) als kleinste Zahl 122, als grösste 160 mm verzeichnet. Einmal hat er auch eine grösste Breite von 118 mm gemessen, doch nimmt er auf diesem Fall keine Rücksicht, weil er es für sehr wahrscheinlich hält, dass derselbe anormal ist. Die Angaben dieses grossen Anthropologen stützen sich auf mehr als 2000 Schädel aller Rassen. Dieses an und für sich bedeutende Material reicht aber noch lange nicht aus, auch nur einigermaßen endgültige Entscheidungen in der allgemeinen Anthropologie herbeizuführen. Vor 9 Jahren hielt ich (16, S. 295) zu diesem Zwecke eine Zusammenstellung von 5000 Schädeln für genügend. Aber auch diese Zahl erscheint noch viel zu klein, wenn man bedenkt, dass nach einer neueren Schätzung (13)

⁴) Dies hat auch Barraud Davis in seinem schon 1867 erschienenen Thesaurus craniorum gethan. (Siehe S. XIV des Vorworts nach das unter F angeführte Maass bei den meisten Schädeln.)

1534922 000 Menschen auf der Erde wohnen. Vielmehr dürfte es durchaus nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir annehmen, dass wichtige Fragen der allgemeinen Anthropologie nur auf Grund von mindestens 15350 Schädeln oder von Beobachtungen an wenigstens einem Hunderttausendstel der Bevölkerung der Erde mit einigem Erfolg behandelt werden können. — Da wohl noch kein Craniologie eine so grosse Menge von Rasse-schädeln nach einem einheitlichen Verfahren gemessen hat, und da selbst geübte Anthropologen zuweilen etwas verschiedene Ergebnisse bei einer bestimmten Messung desselben Schädels erhalten, so sind in einer solchen Zusammenstellung von Massangaben verschiedener Forscher viele Messungen nicht ganz genau. Dieses Uebel, das auf ungleichartiger Beobachtung und Untersuchung beruht, dürfte den meisten Sammelforschungen mehr oder weniger anhaften. Um so notwendiger ist es aber, bei einer Zusammenstellung nur solche Angaben zu verwenden, die wirklich zusammengehören, indem wir die grossen Einflüsse in Betracht ziehen, die das Alter, das Geschlecht, krankhafte oder künstliche Verunstaltung u. s. w. auf die Schädel ausüben. Zunächst pflege ich ausgewachsene, natürlich geformte Schädel nach ihrem Geschlecht gesondert zusammenzustellen. Die Schädel, deren Geschlecht nicht bestimmt werden konnte, zähle ich zu der Summe der männlichen und weiblichen Schädel, um auch mit allen Schädeln zusammen ohne Rücksicht auf das Geschlecht operiren zu können.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich einige Worte über ein Zeichen sagen, womit man andeutet, dass das Geschlecht eines Schädels oder Knochens u. s. w. nicht genau bestimmt werden kann. Als solches habe ich einen einfachen Kreis \bigcirc gewählt ohne Kreuz, das bekanntlich auf dem Kreise das männliche, unter ihm angebracht das weibliche Geschlecht bezeichnet. Herr Professor von Török hatte die Güte, mich nach Empfang meines unten zu besprechenden Zählblattes darauf aufmerksam zu machen, dass er (21, S. 88, Anm.) vorgeschlagen habe, durch einen Kreis mit zwei Kreuzen, einem oben aufgesetzten und einem unten angehängten, anzugeben, dass das Geschlecht eines Schädels unbekannt sei. Obwohl dieses Zeichen \bigcirc gut zum Ausdruck bringt, dass ein Schädel ein männlicher oder weiblicher sein könnte, so gefällt es mir doch nicht so sehr, wie ein Kreis ohne Kreuz, weil es für den Druck besonders angefertigt werden muss, während ein Kreis sich wohl in jedem Schriftsetzerkasten findet.

In eine gute Zusammenstellung darf man ferner

eine im Verhältniss zu den übrigen Beiträgen zu grosse Zahl von kleinen und grossen Werthen nicht aufnehmen, da hierdurch die statistischen Ergebnisse beeinflusst werden. Auf der anderen Seite scheint es mir aber auch nicht rathsam, von jeder Rasse und jedem Volke gleichviele Beobachtungen heranzugreifen. Denn an manchen kleinen oder schwer zugänglichen Stämmen sind erst sehr wenige Beobachtungen angestellt worden; aus einem massenhaften Material dagegen kann man nicht leicht ohne Willkür eine bestimmte Anzahl von Schädeln auswählen oder auf's Geradewohl herausnehmen. Daher habe ich vorläufig so viele grösste Breiten von ausgewachsenen, weder krankhaft noch künstlich verunstalteten Schädeln zusammengetragen, als ich in den Werken meiner BÜcherei niedergelegt fand. Nur einige grosse Statistiken, wie die von den Herren Professoren HOLL (15) und JOHANNES RANKE (19) habe ich noch nicht verwertet. Dies werde ich erst thun und auch die in der Bonner Universitäts- und anderen Bibliotheken befindlichen einschlägigen Abhandlungen ausbeuten, wenn ich mit Hilfe der Zählblätter (s. S. 187), die ich vor einigen Wochen in viele Länder gesandt und bereits von mehreren Forschern ausgefüllt zurück erhalten habe, über eine Zusammenstellung von mindestens 15350 Schädeln verfüge. Meinen heutigen Ausführungen liegen nur 5688 Schädel zu Grunde. Die Messungsergebnisse über diese Schädel sind in den am Schlusse angegebenen, mittelst Zahlen geordneten Schriften aufgeführt. In der Liste auf S. 187 habe ich alle ihrer Grösse nach zusammengestellten Werthe angegeben, die bei den grössten Breiten der 5688 Schädel beobachtet wurden. Rechts von diesen Werthen stehen in drei Längsreihen Zahlen, die zeigen, wie oft die einzelnen Werthe unter den männlichen, den weiblichen und allen Schädeln zusammengekommen vertreten sind. Diejenigen Forscher, welche die Güte haben wollen, in schwer zugänglichen Werken oder in einer weniger bekannten Sprache oder überhaupt noch nicht veröffentlichte Messungsergebnisse mir mitzutheilen, bitte ich die grösste Breite der männlichen Schädel in der ersten, der weiblichen in der zweiten und der Schädel mit unbestimmbarem Geschlecht in der dritten Spalte durch senkrechte Striche auf den wagerechten Linien neben den betreffenden Masszahlen zu bezeichnen. Ist die Breite bis auf Zehntel-Millimeter genau angegeben, so wird die Zahl der Zehntel statt eines Striches neben den von dieser Breite betroffenen Werth gesetzt. Ferner bitte ich, die ausserhalb der fettgedruckten Querlinien gehörenden schmalsten und breitesten Schädel besonders kenntlich zu machen durch eine oder mehrere An-

gaben darüber, von welcher Rasse oder welchem Volke, von welchem Fundort, aus welchem Zeitalter, von einem wie alten Menschen ein solcher Schädel stammt, oder wo er beschrieben ist. Siehe diese Angaben über die auserhalb der dicken Querlinien in der Liste auf S. 187 zusammengestellten Schädel im kleingedruckten Text. Reicht zu den Bemerkungen über die Herkunft der Raam in der Spalte nicht aus, so können die schmälsten und breitesten Schädel am Rande des Zählblattes oder auf einem beigelegten Bogen genau bezeichnet werden. Dort wolle man gegebenenfalls auch das Werk gütigst anführen, dem die auf dem Zählblatt eingetragenen Maasszahlen entnommen sind, damit ich bei der Zusammenstellung der Beiträge Wiederholungen vermeiden kann.

Wegen der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit will ich nur wenige Betrachtungen an meine Zusammenstellung knüpfen. Der geringste Werth, 102 mm, ist um 20 mm kleiner als die geringste Breite, die Broca angibt, und noch um 16 mm schmaler als der von diesem Forscher für normal gehaltene Schädel. Der höchste Werth, 169 mm, aber übertrifft Broca's obere Grenzzahl noch um 9 mm. Mithin beträgt die Schwaukungsbreite unseres Maasses 68, gegenüber 39 mm bei Broca. An dieser Stelle will ich dann Abstand nehmen, diese Schwaukungsbreite in mehrere gleiche Gruppen einzutheilen und jeder derselben die dazugehörigen Bemerkungen zuzuweisen. Vielmehr beschränke ich mich darauf, die Gesamtzahl der ihrer Grösse nach geordneten männlichen sowohl als auch weiblichen als auch aller Fälle in fünf Gruppen zu theilen, wie ich

dies bereits mit der grössten Länge, der ganzen Höhe, der Gesichtshöhe, Joehbreite, dem Längenhöhen- und dem Joehbreiten-Gesichtsindex gethan habe (16 und 17). Zunächst werden von mir die äussersten Gruppen der schmälsten und der breitesten Schädel aus je ungefähr 1 v. H. der Fälle gebildet. Diese Schädel habe ich mit Angabe der Stellen, wo ihre Beschreibungen zu finden sind, ferner mit Bezeichnung ihrer Herkunft und der etwa vorhandenen Eigenschaften, die ihre anserordentliche Schmalheit oder Breite bedingte könnten, im kleingedruckten Text einzeln angeführt. Nur ganz im Allgemeinen theile ich hier mit, dass die schmälsten Schädel meist aus Australien und Afrika stammen, während die breitesten Schädel nach meiner bisherigen Zusammenstellung in diesen Erdtheilen noch gar nicht vertreten sind, sondern mit wenigen Ausnahmen Europa angehören.

Auch in Bezug auf die wichtige Mittelgruppe, die ebenso wie die benachbarten Abtheilungen der schmalen und breiten Schädel 30 oder etwas mehr vom Hundert aller Fälle enthalten soll, will ich mich kurz fassen, da ihre Grenzen nur vorläufige sind. Mittelbreite nehme ich bis auf Weiteres von den weiblichen Schädeln die 134—139, von den männlichen die 139—145 mm breiten Schädel.

Das Mittel der grössten Breiten beträgt bei den weiblichen Schädeln 136,4, bei den männlichen 141,6 mm. Setzen wir das letztere gleich 100, so würde das weibliche Mittel nur 96,33 sein.

Ausführlicher und vielseitiger als heute soll die Zusammenstellung der grössten Schädelbreiten verwertet werden, wenn sie die in Aussicht genommene Mindestzahl von 15350 Fällen umfasst.

Vorläufige Einteilung der grössten Schädelbreiten.

Namen der Gruppen	♂, männlich				♀, weiblich				♂+♀+O. beide Geschlechter	
	Grösste Breiten in Millimetern	Zahl der Fälle		Grösste Breiten in Millimetern	Zahl der Fälle		Grösste Breiten in Millimetern	Zahl der Fälle		
		für sich	vom Hundert aller Fälle		für sich	vom Hundert aller Fälle		für sich	vom Hundert aller Fälle	
1. Schmälste Schädel	110—124	88	1,1	115—119	10	0,9	102—119	80	1,1	
2. Schmale "	125—138	1068	32,1	120—133	359	33,4	120—135	1716	30,7	
3. Mittelbreite "	139—145	1182	35,7	134—139	353	32,8	136—142	1799	32,2	
4. Breite "	146—159	994	30,0	140—153	345	32,1	143—156	1956	35,0	
5. Breitesten "	160—169	38	1,1	154—160	9	0,8	159—169	57	1,0	
Zahl aller Fälle										
Mittel der grössten Breiten		8315	100,0		1076	100,0	3215+1076+1107=5598		100,0	
		46947:7:3315 = 141,6			146745:1076 = 136,4					

Verhältniss zwischen männlichem und weiblichem Mittel 141,6:136,4 = 100:96,33.

Um dieses Ziel zu erreichen, wende ich mich an die hochgeschätzten Faegengenossen des In- und Auslandes mit der Bitte, durch Ausfüllung der ihnen übersandten Zählblätter mich in wohlwollender Weise zu unterstützen. Selbstverständlich werde ich mit grösster Gewissenhaftigkeit und mit dem Ausdrucke verbindlichsten Dankes die Namen der Forscher und ihre Beiträge veröffentlichen. Bewährt sich eine solche Sammelforschung bei der grössten Schädelbreite, so gedenke ich dieselbe später auch bei den anderen Hauptmassen des Hirn- und Gesichtschädels anzuwenden.

Schmälste Schädel.

Die ersten Zahlen hinter das Geschlechtszeichen beziehen sich auf die Nummern im Verzeichnisse der mir besandten Schädeln.

♂ = männlich; ♀ = weiblich; o = unbestimmt.

- 103: o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 9, Nr. 126. Loango (Nigritier). Pfeilnaht und Höpftendel der Lambdalanat verwachsen. Hinterbogensattel zugespitzt.
- 106: o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 3, Nr. 70. Djougé (Nigritier).
- 110: ♂; 1897, 8. (529) und (527). Nr. 28. Von Mount Marzari im Caillard-Distrikt in Westaustralien Von einem etwa 155 cm grossen, 32-jährigen Manne.
- o; Siranaburg, S. 60, Nr. 298. Dayak aus Sambas (Horned). Nasenkapitälchen nahezu senkrecht verwachsen.
- 111: o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, Nr. 126-21. Nigritier.
- ♂; 1892, 8. (524) und (544). Nr. 109. Von Daly River im Inneren Australiens. Schwacher Torus frontalis medianus.
- 112: ♂; 1892, 8. (529) und (554). Nr. 163. Von Kueloa Beach, South Australia, nahe der Grüns gegen Queensland, bez. Adult male. Nichte vertriehen. Gegend der Sutura angulata etwas eingedrückt. Aufwärtig eines Torus frontalis medianus.
- o; Siranaburg, S. 60, Nr. 298. Dayak aus Pambas (Borneo). Adult.
- 113: o; 1897, 8. (526) und (548). Nr. 169. 15 cm westlich von Adelaide und 9 Meile von der Südküste Süd-Australiens im Schilfrohlande ausgegraben. Nichte teilweise vertriehen.
- ♂; 1892, 8. (524) und (544). Nr. 161. Australischer Schädel unbestimmter Herkunft. Nichte teilweise vertriehen. Erhöhter Torus frontalis medianus.
- 114: o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, Nr. 126-13. Nigritier.
- ♂; 1897, 8. (526) und (550). Nr. 140. Bez. als Pompey, vielleicht ♂, from Umherana im Süden Australiens. Starker, langer Torus frontalis medianus.
- ♂; 1897, 8. (526) und (550). Nr. 107. 15 cm westlich von Adelaide und 9 Meile von der Südküste Süd-Australiens im Schilfrohlande ausgegraben. Nichte teilweise vertriehen. Dentscher Torus frontalis medianus.
- 115: ♂; 1892, 8. (529) und (539). Nr. 153. Süd-Australischer Schädel.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 4, Nr. 58. Malabo (Nigritier).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 8, Nr. 124. Nigritier von Masama.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 9, Nr. 126-36. Nigritier.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 8, Nr. 120. Nigritier aus Hansa (Westafrika).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 201. Nau oder Buschmann. Loango. Oberkiefer. Schwacher Torus frontalis medianus.
- ♂; 1897, 8. (529) und (567). Nr. 178. Port Harwin, Nord-Australien.
- 116: ♂; 1897, 8. (529) und (553). Nr. 168. Aus dem unbekannteren Westen Australiens. 104 mm. Nichte vertriehen. Schwacher Torus frontalis medianus.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 2, Nr. 17. Ailgyptischer Mumienschädel.
- ♂; 1897, 8. (522) und (533). Nr. 63. Nord-East-Australien.
- ♂; 1892, 8. (529) und (547). Nr. 115. From Pina Creek im Inneren Australiens. Schwacher Torus frontalis medianus.
- ♂; 1892, 8. (529) und (544). Nr. 168. Australischer Schädel. Schwacher Torus frontalis medianus.
- 117: ♂; Leipzig, S. 129, Nr. 158. Negor der Goinakbain, von Aschant und Idahomey. Adult, mator.
- ♂; Barnstadt, S. 3, Nr. 69. Papp.
- ♂; München, S. 116, Nr. 478. Adult. Aus Dorah, New-Guinea.
- ♂; 1872, 8. 44. Australierin, erwachsen.
- ♂; 1897, 8. (529) und (547). Nr. 118. Von Nooibospanl Tribe zwischen South Fort und Van der Merwe Nord-Australien. Etwa 30 Jahre alt. Mässiger Torus frontalis medianus.

- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 6, Nr. 84. Bouge (Nigritier).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 7, Nr. 105. Wanyamuzi (Nigritier).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 174. Nau oder Buschmann.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 170. Nau oder Buschmann. Pfeilnaht zum Theil verwachsen.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 163. Nau oder Buschmann.
- ♂; 1897, 8. (529) und (544). Nr. 106. Nannau Tribe, Murchisondistrikt im Westen Australiens. Unentwickelter Torus frontalis medianus.
- 118: ♂; 1. Göttingen, S. 38, Nr. 305. Negerin aus Guinea, 28 Jahre. Fast mikrokceph. Capazität 1010 ccm.
- ♂; 1. Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 16, Nr. 64. Fermanerin. Schädel von völlig abweichendem, schmalen Bau.
- ♂; Leipzig, S. 14 und 73, Nr. 487. Antiker Nubier Schädel aus Denak.
- ♂; 1897, 8. (529) und (539). Nr. 64. Ost-Australierin. Torus frontalis medianus. Nymphobrosia sphenoorbitalis erhalten.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 3, Nr. 74. Bouge (Nigritier).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 7, Nr. 107. Wanyamuzi (Nigritier).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 7, Nr. 111. Wanyamuzi (Nigritier). Mappila.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 6, Nr. 126-16. Nigritier.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 11, Nr. 163. Nau oder Buschmann.
- o; Nieswurz, S. 84, Nr. 316. Aegyptier, Jun.
- ♂; 1892, 8. (547) und (567). Nr. 127. Nord-Australier. Schwacher Torus frontalis medianus.
- 119: ♂; 1. Göttingen, S. 80, Nr. 407. Neu-Caledonier.
- ♂; 1864, S. 216. Measia-Pygmee.
- ♂; 1892, 8. (529) und (548). Nr. 111. Woolah Tribe, Adelaide River, am Port Darwin, im Inneren Australiens.
- ♂; 1892, 8. (529) und (548). Nr. 104. Woolah Tribe zwischen Southport und Van Creek (Nord-Australien). Schwacher Torus frontalis medianus.
- ♂; 1. Göttingen, S. 78, Nr. 395. Nonkullinderlinos Victoria.
- o; Freiburg, S. 20, Nr. 36. Australier.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 190. Nau oder Buschmann.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 207. Nau oder Buschmann.
- ♂; 1897, 8. (522) und (557). Nr. 128. Nord-Australier. Nichte vertriehen.
- ♂; 1892, 8. (522) und (557). Nr. 162. Nord-Australier.
- ♂; 1892, 8. (522) und (549). Nr. 78. Aus Brisbane, Queensland (Nordost-Australien).
- ♂; 1892, 8. (526) und (550). Nr. 158. 15 cm westlich von Adelaide und 9 Meile von der Südküste Süd-Australiens im Schilfrohlande ausgegraben.
- ♂; 1892, 8. (526) und (550). Nr. 159. Mit den vorigen Schädeln an der Südküste Süd-Australiens ausgegraben. Torus frontalis medianus.
- 120: ♂; 1. München, S. 110(11), Nr. 478. Papua, New-Guinea. Rechts Foramen parietale fehlt.
- ♂; 1897, 8. (529) und (550). Nr. 48. Ost-Australier. Geringer Torus frontalis medianus, leichte Abspaltung Bogge der Sutura sagittalis.
- Drei weibliche Schädel.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 4, Nr. 56. Schilick (Nigritier).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 4, Nr. 59. Schilick (Nigritier).
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 8, Nr. 124-37. Nigritier.
- Rest einer Schilick.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 8, Nr. 126-123. Nigritier.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 6, Nr. 126-13. Nigritier.
- Pfeilnaht merid verwachsen.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 9, Nr. 126-26. Nigritier.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 179. Nau oder Buschmann. Nichte, mit Ausnahme der Schuppennichte, verwachsen.
- o; Berlin, 2. Th. 2. Abth. 8, 12, Nr. 184. Nau oder Buschmann. Kross, Pfeil- und Lambdalanat verwachsen.
- o (P. I.). München, S. 114(14), Nr. 491. Jüweli. Neu-Hiberniden Art. Stirnabst.
- ♂; 1892, 8. (522) und (533). Nr. 61. Von Cape York, Queensland (Nordost-Australien).
- ♂; 1892, 8. (529) und (553). Nr. 40. Ost-Australier. Nichte meist vertriehen. Leichter Torus frontalis medianus.
- ♂; 1897, 8. (521) und (536). Nr. 60. Ost-Australier. Schwacher Torus frontalis medianus.
- ♂; 1897, 8. (524) und (539). Nr. 82. Ost-Australien. Torus frontalis medianus.
- ♂; 1892, 8. (534) und (528). Nr. 2. Südost-Australien.
- ♂; 1892, 8. (526) und (539). Nr. 18. Südost-Australien.
- ♂; 1892, 8. (526) und (531). Nr. 14. Südost-Australien. Flacher Torus frontalis medianus.
- ♂; 1892, 8. (526) und (537). Nr. 148. 12 cm westlich von Adelaide und 1/2 Meile von der Südküste Süd-Australiens im Schilfrohlande ausgegraben.

- o.7: 1897, 8. (526) und (527), Nr. 148. Mit dem vorigen und 7 anderen Schädeln an der Südküste Süd-Australiens ausgegraben.
- o.7: 1897, 8. (528) und (540), Nr. 112. Vom Unallah tribe (called also Janich tribe) Port Eslington, im Inneren Australiens. 25 Jahre.
- 121: 5.1: Freiburg, 8. 56, Nr. 16. Fildji-Insulaner.
- o.1: Frankfurt, 8. 19, Nr. 135. Arabische Negere.
- o.1: Leipzig, 8. 56, Nr. 50. Moderner Aegypter Negere aus El-Mansina. Adult. Sagitt. L. II und III darfstimm.
- o.1: Leipzig, 8. 59, Nr. 73a. Neger Kost von Guinea. Adult-matur.
- o.7: 1897, 8. (529) und (533), Nr. 47. Von Derby, Nord-west-Australien. Juvenil. Sinus frontalis an ihrem unteren Ende in 11 mm Länge erhaltend. Schwacher Torus frontalis medianus. Sieben weibliche Schädel.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 85. Boaga (Nigritier). o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 99. Mumwa (Nigritier). o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 120-22. Loango, Nigritier.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 126-27. Nigritier. Pfeilnaht verzweigt.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 126-26. Nigritier. Pfeilnaht teilweise verzweigt.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 128-28. Nigritier. o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 11, Nr. 161. Loango. San oder Buschmann. Pfeilnaht ganz verzweigt. Torus frontalis medianus. o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 11, Nr. 162. Loango. Adult. Linsen-Foramen partielle fehlend.
- o.4: 1878, 8. 102. Bei Cäthlen ausgegraben.
- o.7: 1897, 8. (522) und (547), Nr. 85. Port Darwin (Nord-Australien). Schwacher Torus frontalis medianus.
- o.7: 1897, 8. (523) und (548), Nr. 86. Port Darwin (Nord-Australien). 43 Jahre alt. Torus frontalis medianus.
- o.7: 1897, 8. (527). Nord-Australien. Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (529) und (541), Nr. 88. West-Australien. Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (529) und (542), Nr. 89. Von Cynnet Bay (West-Australien). Unvollständiger Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (529) und (543), Nr. 90. Von New Fastie Water im Inneren Australiens.
- o.7: 1897, 8. (529) und (544), Nr. 102. Australien. o.7: 1897, 8. (529) und (545), Nr. 107. (Nord-)Australien. Breiter Torus frontalis medianus.
- 122: 5.1: Frankfurt, 8. 1929, Nr. 146. Australier vom Clarence-River. Sin. sagittalis und mittlere lamelloidea erwidelt.
- o.1: München, 8. 114, Nr. 491. Neu-Hebriden Adult.
- o.1: 1892, 8. (318) und (331), Nr. 197. Ost-Australier.
- o.1: 1892, 8. (320) und (333), Nr. 198. Skull of Manilocum. Big Rock tribe, nord-Australien. Sechs weibliche Schädel.
- o.1: Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 9, Nr. 87. Neu-Hannover. o.1: Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 9, Nr. 36. Neu-Hannover. o.1: Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 9, Nr. 66. Babuk (Nigritier). o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 56. Boaga (Nigritier). o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 8, Nr. 58. Boaga (Nigritier). Torus frontalis perpendicularis.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 164. Bantu. Pfeilnaht am Theil verzweigt.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 172. San oder Buschmann. Kain-Fluss. Pfeilnaht am Theil verzweigt.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 197. Loango. San oder Buschmann.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 194. San oder Buschmann.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 202. San oder Buschmann.
- o.1: Darmstadt, 8. 1895, Nr. 93. Frankischer Gräberschädel von Bessungen. Alle Naha. ad. o.4: 1890, 8. 153. Von den Gilbert-Inseln.
- o.4: 1897, 8. (522) und (538), Nr. 87. Von Quassaand (Nordost-Australien). Juvenil. Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (523) und (540), Nr. 77. Hirshoo, Quassaand (Nordost-Australien). o.7: 1897, 8. (574) und (581), Nr. 70. New South Wales (Ost-Australien). o.7: 1897, 8. (574) und (583), Nr. 72. Ost-Australien. o.7: 1897, 8. (574) und (584), Nr. 23. Ost-Australien. Schmäler, sacher Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (574) und (585), Nr. 54. Ost-Australien. o.7: 1897, 8. (574) und (586), Nr. 55. Ost-Australien. Schwacher Torus frontalis.
- o.7: 1897, 8. (574) und (584), Nr. 101. Ost-Australien. o.7: 1897, 8. (574) und (585), Nr. 104. Von Westwoh (Ost-Australien). o.7: 1897, 8. (576) und (541), Nr. 83. Victoria (Südost-Australien). Sagittallnaht verstrichen, in der Mitte ihrer Länge ungedrückt.
- o.7: 1897, 8. (576) und (540), Nr. 136. Von Geowra an der Mündung des Murray-Flusses (Südost-Australien). Schwacher Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (578) und (541), Nr. 87. Von Perth (West-Australien). o.7: 1897, 8. (578) und (546), Nr. 112. Von Parallah im Inneren Australiens.
- 123: 5.1: Freiburg, 8. 47, Nr. 82. Neger? o.1: Freiburg, 8. 54, Nr. 8. Süd. (bezw. Südost-)Australier (vom Murray-River, Juvenil). o.1: Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 4, Nr. 16. Neu-Hannover. o.1: München, 8. 114, Nr. 497. Südost-Inseln. Zweites Fünftel der Pfeilnaht verknüpft.
- o.7: 1897, 8. (579) und (580), Nr. 72. Von Gayndah, Queensland, im Inneren Australiens. Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (579) und (580), Nr. 47. Ost-Australien. Sechs weibliche Schädel.
- o.1: Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 4, Nr. 10. Neu-Hannover. o.1: Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 4, Nr. 10. Neu-Hannover. Sagittallnaht auf einer leisteisernen Erhabenheit verknüpft.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 58. Schillik (Nigritier). o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 72. Boaga (Nigritier). o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 7, Nr. 108. Mumwa (Nigritier). o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 7, Nr. 109. Wanyamoozi (Nigritier). Torus frontalis.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 115. Nigritier. o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 9, Nr. 126-27. Nigritier. o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 10, Nr. 143. Bantu. Pfeilnaht fast ganz verzweigt.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 12, Nr. 171. San oder Buschmann. Kain-Fluss. Pfeilnaht in ihrem hinteren Theile verzweigt.
- o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 17, Nr. 113. San oder Buschmann. o.7: 1897, 8. (579) und (580), Nr. 72. Von Gayndah, Queensland, im Inneren Australiens. Torus frontalis medianus. o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 15, Nr. 193. San oder Buschmann.
- o.1: Freiburg, 8. 70, Nr. 332. Neu-Britannien. Mainz. o.7: Wecker, 8. 73. Niaga. o.7: 1897, 8. (579) und (575), Nr. 161. Nord-Australien. Deutlicher Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (579) und (540), Nr. 78. Von Wide Bay, Queensland (Nordost-Australien). Schwacher kräftiger Torus frontalis medianus.
- o.7: 1897, 8. (579) und (540), Nr. 75. Brisbane, Queensland (Nordost-Australien). o.7: 1897, 8. (574) und (5367), Nr. 54. Von Jarvis Bay (Ost-Australien). o.7: 1897, 8. (574) und (547), Nr. 93. Ost-Australien. Schwacher Torus frontalis medianus. Die Sulcus sagittalis zeigt in der Mitte ihrer Länge einen starken Eindruck. o.7: 1897, 8. (574) und (547), Nr. 94. Ost-Australien. Schwacher Torus frontalis.
- o.7: 1897, 8. (574) und (530), Nr. 11. Südost-Australien. Etwa 20 Jahre. Letzter Theil der Sinus frontalis 12 mm lang erhalten.
- o.7: 1897, 8. (576) und (541), Nr. 84. Victoria (Südost-Australien). Schwacher Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (526) und (548), Nr. 171. Cantara, South East von Süd-Australien. Fächer Torus frontalis medianus. o.7: 1897, 8. (574) und (537), Nr. 95. Von Murchison, etwa 400 km östlich von Sherkabya in West-Australien. Das untere Ende der Sinus frontalis erhalten. Flache Furchen Bogen des mittleren Theiles der Sinus sagittalis.
- 124: 5.1: Freiburg, 8. 51, Nr. 12. Neger aus Dar-Fanag. o.1: Freiburg, 8. 52, Nr. 2. Neger (Anchorlont?). Sinus sagittalis obtusiert.
- o.1: Freiburg, 8. 53, Nr. 44. Neger. f. o.1: Freiburg, 8. 41, Nr. 76. Neger aus dem Karawent-Kirchhof in Tonia.
- o.1: Berlin, 2. Th., 1. Abth., 8. 2, Nr. 4. Neu-Hannover. o.1: München, 8. 119, Nr. 543. Neger (Jubal) Juvenil. Impression in der grobnetzhäutigen verknüpften Sinus sagittalis. Sperrn der Sinus frontalis. Linsen-Foramen partielle fehlend.
- o.1: Breslau, 8. 4, Nr. 69. Afrikanischer Neger.
- o.1: Leipzig, 8. 58, Nr. 385. Moderner Schädel aus Pithia, Nubien. Sinus mit fächerförmigen Klappen.
- o.1: Leipzig, 8. 96, Nr. 690. Antiker Schädel aus Theben (Aegypten).
- o.1: Leipzig, 8. 120, Nr. 700. Amerikanischer Neger. o.7: 1899, 8. (161). Tutuk, Latiti (in Ost, nördlich von Australien). o.7: 1897, 8. (529) und (529), Nr. 139. Goolwa, Süd-Australien. Fünfschne weibliche Schädel. o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 55, Nr. 17. Klaffe von Neu-Guinea. o.1: Berlin, 2. Th., 2. Abth., 8. 5, Nr. 36. Mittelalterlicher Aegypter-Schädel (Kairo). Theilweise Verwachsung der Pfeilnaht. Bisheriges *Os zygomaticum bipartitum*. (Diese seltene Theilung

halber Jacobine habe auch ein Schädel einer ägyptischen Grotte besichtigt, s. 1 München, S. 1445, Nr. 6273.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 4, Nr. 48. Moukulu (Nigritier).

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 11, Nr. 61. Schiluk (Nigritier). Thelweise Verwachsung der Pfeilnaht.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 7, Nr. 102. Mowwa (Nigritier). Pfeilnaht verwachsen, aber auch andere Nähte, wie an vielen dieser Schädel.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 7, Nr. 116. Capitana Gural de Mowama (Nigritier).

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 11, Nr. 158. Holtenstotte, Kees.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 11, Nr. 161. Buschmann.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 12, Nr. 167. Buschmann.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 12, Nr. 168. Buschmann.

Nähte, mit Ausnahme der 8-9-10-11-12, nicht verwachsen.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 18, Nr. 198. Buschmann.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 18, Nr. 199. Buschmann.

o. J. Berlin, 2. Th., 2. Abth., S. 18, Nr. 200. Buschmann.

Amboze.

o. J. Leipzig, S. 1209, Nr. 798. Congo-Neger.

o. J. 1866, S. 123. Von dem Marshall-Inseln.

o. J. 1867, S. 429 und 435. Von Port Darwin, Nordküste von South (or North) West Australia. Torus frontalis medianus.

o. J. 1867, S. 432B und 436, Nr. 178. Golf of Carpentaria (Nord-Australien). Abwärtung eines Torus frontalis medianus.

o. J. 1867, S. 434 und 437, Nr. 53. Von Mudgee (Ost-Australien).

o. J. 1867, S. 434B und 437, Nr. 54. Von Murray Lodge (Ost-Australien). Nicht verwachsen mit Ausnahme des mittleren Theiles der Sutura sagittalis.

o. J. 1867, S. 434B und 441, Nr. 103. Ost-Australien.

o. J. 1867, S. 434B und 437, Nr. 8. Südost-Australien.

o. J. 1867, S. 434B und 439, Nr. 6. Südost-Australien.

o. J. 1867, S. 439B und 439, Nr. 12. Südost-Australien.

Nature sagittalis beinahe zu verwachsen, in der Mitte ihrer Länge auf derselben ein dicker longitudinaler Sulcus parietalis medianus. Der untere und der hinterste Theil der Sutura frontalis zu einem weit erstreckt.

o. J. 1867, S. 439B und 440, Nr. 138. Süd-Australien.

o. J. 1867, S. 439B und 441, Nr. 149. 15 km westlich von Adelaide und 75 Meilen von der Südküste Süd-Australiens in Schiffschiffen ausgegraben. Torus frontalis medianus.

o. J. 1867, S. 429B und 431, Nr. 117. Mit verflochten und 2 anderen Schädeln an der Südküste Süd-Australiens ausgegraben.

Breitesten Schädel.

104: Neokönigliche männliche Schädel.

o. J. Königsberg, S. 35, Nr. 281. Protus Pranasen, 70 Jahre alt. Schädelkaput asymmetrisch.

o. J. Bonn, S. 297, Nr. 207. Deutscher (heimländischer) Sch. Scheitel mit Hinterhaupt stark, stark vorgezogen und hochstehende Scheitelknochen.

o. J. Berlin, 1. Th., S. 66, Nr. 798. Nord-Amerikaner. (Westküste). Hinterhaupt in der Richtung von oben nach hinten nach unten und nach abgewandt.

o. J. Berlin, 1. Th., S. 81, Nr. 853. Schädel mit vielen Ossa Wormiana.

o. J. Straßburg, S. 12, Nr. 197. Spätirrischer Schädel aus Straßburg.

o. J. Straßburg, S. 31, Nr. 194. Bei Straßburg ausgegraben. Zahlreiche unregelmäßige Schälknochen in der Lambdannaht.

o. J. Straßburg, S. 48, Nr. 238. Leppensschädel aus alt-holländischen Gräbe bei Agnesen am Varnersfjord, Norwegen.

o. J. Wölker, S. 28. Hong (Kakassar).

o. J. Wölker, S. 28. Czeche.

105: Ethnographische männliche Schädel.

o. J. Bonn, S. 8, Nr. 28. Europäer.

o. J. Göttingen, S. 393, Nr. 174. Wandin, Indianer bei Lüchow, Hannover. Kleiner ovaler Schädel mit vorgezogenem Hinterhauptschuppe.

o. J. Berlin, 1. Th., S. 18, Nr. 71. Tiroler.

o. J. München, S. 34, Nr. 96. Deutsche Grotte.

o. J. Freiburg, S. 17, Nr. 62. Aus einem alten Grabe in Oberingelheim.

o. J. Freiburg, S. 56, Nr. 10. Aus dem Kirchhof von Saas im Saasthal (Schweiz).

o. J. Freiburg, S. 57, Nr. 18. Aus dem Kirchhof von Viesperterminna, Wallis, Schweiz.

o. J. Bonn, S. 8, Nr. 62. Nr. 74. Aus einem Grabe an Rosenau bei Künigsberg.

o. J. Frankfurt, S. 12, Nr. 81. Deutscher Schädel.

o. J. Straßburg, S. 32, Nr. 196. Im Schloßkeller von Straßburg ausgegraben.

o. J. Straßburg, S. 46, Nr. 257. Leppensschädel aus alt-holländischen Gräbe bei Agnesen am Varnersfjord, Norwegen.

o. J. München, S. 16, Nr. 78. Deutscher Schädel.

106: Vierzig männliche Schädel.

o. J. Heidelberg, S. 12, Nr. 83. Badischer Schädel. Rechtses Foramen parietale fehlt. Eine grossen os Incae fehlt das ganze Foramen occipitale aus.

o. J. Freiburg, S. 57, Nr. 17. Aus dem Kirchhof von Rares, Wallis, Schweiz.

o. J. Straßburg, S. 222, Nr. 122. Spätirrischer Sch. von Weissenburger bei Straßburg. Zahlreiche Schälknochen in der Lambdannaht.

o. J. Straßburg, S. 56, Nr. 178. Eithenenschädel eines Weissensstein.

o. J. Straßburg, S. 86, Nr. 832. Davos-Platz, Grabsünden.

o. J. Straßburg, S. 86, Nr. 833. Davos-Platz, Grabsünden.

o. J. Straßburg, S. 86, Nr. 863. Davos-Platz, Grabsünden. In der Lambdannaht zahlreiche kleine Schälknochen.

107: Zwanzig männliche Schädel.

o. J. Königsberg, S. 17, Nr. 17. Aus einem Spätirrischen (Kurgast) Hüftschädel bei Straßburg, nach K. F. v. Harr. Irdischer Rasse. Rechts die trapezoidale Trennung der Hinterhauptschuppe von Occip. laterale 10 mm offen. Jedwede 1 temporales Schälknoche.

o. J. Straßburg, S. 86, Nr. 816. Davos-Platz, Grabsünden. Im rechten Anterior mehrere über 2 cm grosse Schälknochen.

108: Neunzehn männliche Schädel.

o. J. München, S. 942, Nr. 110. Kalmück. Kronnast oben und in beiden lateralen Enden sowie Pfeilnaht vertikalisiert.

o. J. Berlin, 1. Th., S. 244, Nr. 186. Badischer Schädel. (Sind. Bas. oblique).

109: Acht weibliche Schädel.

o. J. Berlin, Heidelberg, S. 40, Nr. 841. An der Hauptfrenne in Heidelberg ausgegraben.

o. J. Straßburg, S. 86, Nr. 868. Davos-Platz, Grabsünden.

o. J. Straßburg, S. 86, Nr. 868. Davos-Platz, Grabsünden.

o. J. Straßburg, S. 86, Nr. 868. Davos-Platz, Grabsünden.

100: 21. Bonn, S. 303, Nr. 265. Deutscher. Kephalon.

Stirnnaht der rechten Scheitelknoche ist stark markig gestellt.

o. J. Göttingen, S. 27, Nr. 1. Aus dem Hannoverischen. Grosser Schädel, die Diploe der Scheitelknochen fehlt bräunlich.

o. J. Göttingen, S. 20, Nr. 112. Weunde von Küsten bei Lüchow, Hannover.

o. J. Freiburg, S. 39, Nr. 8. Honoisener.

o. J. Freiburg, S. 47, Nr. 23. Indianer von Florida.

o. J. Frankfurt, S. 14, Nr. 89. Sch. Logat.-v. v. Rheinwald, meist in München.

o. J. München, S. 8, Nr. 16. Deutscher.

o. J. München, S. 62, Nr. 27. Deutscher. Hirnschädel asymmetrisch.

o. J. München, S. 10, Nr. 98. Deutscher.

o. J. München, S. 1819, Nr. 72. Deutscher. Stirnnaht.

o. J. München, S. 4941, Nr. 170. Deutscher. Mehrer. Hirnschädel asymmetrisch.

o. J. München, S. 42, Nr. 177. Deutscher. Vorkreuzer.

o. J. München, S. 9105, Nr. 210. Von einem Münchener Kirchhof. Stirnnaht. Ziemlich grosses os interpariet. Riva 20 Schälknochen in der Lambdannaht.

o. J. Heidelberg, S. 3627, Nr. 202. Badischer Schädel.

6 Schälknochen in der Lambdannaht.

o. J. Straßburg, S. 6, Nr. 21. Elässen aus Hünigen.

o. J. Straßburg, S. 6, Nr. 28. Fialasser aus Orschweiler.

o. J. Straßburg, S. 1011, Nr. 56. Leubinger aus Gross-Hiltterdorf.

o. J. Leipzig, S. 140, Nr. 581. Dajak von Borneo? Hinterhaupt nicht abfindend, links etwas abgedacht. Länge des Schädels nur 164.

o. J. Heidelberg, S. 119, Nr. 80. Badischer Schädel. 71 Jahre. Links Hälfte des Hirnschädels kleiner. Scheitlenschuppe vorgezogen. Links in der Hinterhauptschuppe ein laterales Schälknoche.

o. J. Straßburg, S. 89, Nr. 47. Klässen aus Leberan. Schädellänge nur 141!

o. J. Heidelberg, S. 58, Nr. 11. Vom Kirchhof in St. Nicola, Welle (Schweiz). Hinterhaupt sehr abgedacht.

101: o. J. Bonn, S. 3607, Nr. 285. Deutscher. Kephalon. Hoher Scheitelknoche vorgezogen. Scheitel kahnhörnig. Die Diploe fehlt fast ganz.

o. J. Bonn, S. 4041, Nr. 289. Deutscher. Stirnnaht. Scheitlengend stark gewölbt.

o. J. Göttingen, S. 9901, Nr. 177. Deutsche Schilke aus Strassburg. In der Hinterhauptschuppe ein os interparietale.

o. J. Freiburg, S. 47, Nr. 21. Indianer von Florida. Scheitelknoche ragen sehr hervor.

o. J. Frankfurt, S. 89, Nr. 44. Deutscher mit vorgezogenem Scheitelknoche.

o. J. Heidelberg, S. 3031, Nr. 182. Badischer Schädel mit 1 Schälknoche mitten in der linken Hälfte der Lambdannaht.

o. J. Heidelberg, S. 3631, Nr. 184. Badischer Schädel mit 4 Schälknochen in der Lambdannaht.

o. J. Wölker, S. 28. Czeche.

- 102: 5.1: Müllinger, N. 1891, Nr. 61. Aus dem Knochen-
gewölbe von Heiligenstadt bei Wien. In der Hinterschädel-
schuppe ein cranium so quadratum.
5.1: München, S. 4019, Nr. 297. Vom Münchener Kirchhof.
Einzelne Schalknochen in der Lambdalanal.
103: 5.1: Frankfurt, S. 2770, Nr. 206. Gaway-Indusier
vom Missouri. Hinterhaupt hoch.
5.1: 1897, S. 1325. Aus der Monarchie von Quec-
linburg.
5.1: Straßburg, S. 86, Nr. 348. Davna-Plata, Grabschindeln.
104: 5.1: Bonn, S. 3937, Nr. 243. Deutscher Kephala.
24 Schalknochen in der Lambdalanal.
5.1: München, S. 4248, Nr. 183. Deutscher Verbrecher.
5 Schalknochen in der Lambdalanal.
5.1: Freiburg, S. 20, Nr. 13. Vom Kirchhof in Visp, Wallis
(Schweiz). Hinterhaupt abgerückt.
105: 5.1: Freiburg, S. 17, Nr. 76. Aus der Gruft der Martine-
kirche in Engen (Kreis Konstanz).
5.1: Freiburg, S. 21, Nr. 17. Bessenhansen (Amt Frehrholz).
5.1: München, S. 67, Nr. 17. Deutscher. Hirnschädel
asymmetrisch. 4 Schalknochen in der Lambdalanal. Schädellänge
nur 167.
106: 5.1: Göttingen, S. 919, Nr. 173. Wende. Schädel-
knochen asymmetrisch dick und schwer.
5.1: Königsberg, S. 33, Nr. 20. Provinz Preussen.
108: 5.1: München, S. 69, Nr. 21. Deutscher. Hirn-
schädel asymmetrisch. Sehr zahlreiche Schalknochen in der Lamb-
dalanal.
109: 5.1: S. 37, Nr. 194. Lovira, Valaunna (Südlirol).

Verechnis der Schriften,

- A) welche die für meine Eintheilung (S. 182) benutzten
größten Breiten von ausgewaschenen, weder
krankhaft geformten, noch künstlich verun-
stalteten Schädeln enthalten:
1. Die anthropologischen Sammlungen
Deutschlands in Bonn, Göttingen, Freiburg i. B.,
Königsberg i. Pr., Berlin: 1. Theil, 2. Theil, 1. und
2. Abtheilung, Frankfurt a. M., Darmstadt, Mün-
chen, Heidelberg, Breslau, Straßburg i. E., Leipzig.
Erschienen 1890—1896 bei Vieweg, Braunschweig.
 2. Archiv für Anthropologie (Vieweg in Braunschweig):
1882, S. 1—51: v. Hölder, Die Skelete des
römischen Begräbnisplatzes in Regensburg. Da die
größten Breiten in dieser Abhandlung nicht beson-
ders angegeben sind, so habe ich sie mittel der
Längen und der Längen-Breiten-Indices berechnet.
1885, Heft 1 und 2: Welcker, Die Capacität
und die drei Hauptdurchmesser der Schädelkapsel.
 3. Bulletin de la Société d'Anthropologie
de Paris, 1890, 1891.
 4. Correspondenz-Blatt der deutschen Gesell-
schaft für Anthropologie, Ethnologie und
Urgeschichte, 1870—1897 mit Ausnahme von
einigen mir fehlenden Nummern des Jahrgangs 1880.
 5. Festschrift der Anthropologen-Versammlung zu
Innsbruck, 1894, S. 80—93. Haberlandt, Die
Eingeborenen der Kapellan-Ebene von Formosa;
S. 99—108: Zuckerkaudl, Zur Craniologie der
Nias-Insulaner.
 6. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft
in Wien, 1888, S. (89—92): Toldt und Weis-
bach, Bericht über die a) an den Gebeinen des
- Marschall Hess, b) Friedrich Moss vorgenommenen
Untersuchungen; 1892, S. 1—18: Labor Niederle,
Die neuentdeckten Gräber von Podbaba.
7. Zeitschrift für Ethnologie und Verhand-
lungen der Berliner Gesellschaft für An-
thropologie, Ethnologie und Urgeschichte,
1869—1897.
 8. Caenestrini e Moschen: Sulla antropologia fisica
del Trentino. Padova, 1890.
 9. Folmer: De Groninger en Friese Terpedodols.
10. Moench: Dna scheletri di melanesi. Bolletino
della H. Accademia Medica di Roma, 1892.
— Quattro decadi di crani moderni della Sicilia.
Padova, 1895.
— Una centuria di crani umbri moderni. Atti
della Società Romana di Antropologia, 1896.
— Note di craniologia trentina. Atti della Società
Romana di Antropologia, 1897.
 11. Vram: Contributo allo studio della craniologia dei
popoli slavi. Atti della Società Romana di An-
tropologia, 1896.
- B) auf die im Texte hingewiesen wird:
12. Broca, Paul: Instructions craniologiques. Paris,
1875.
 13. Hartlebens kleines statistisches Taschenbuch
über alle Länder der Erde. 1898.
 14. Van der Hoeven, M. J.: Essai sur les dimensions
de la tête osseuse, considérées dans leur rapport
avec l'histoire naturelle du genre humain. Annales
des sciences naturelles. 2^e série. Tome VIII. Paris,
1837, p. 116—124.
 15. Holl, M.: Ueber die in Vorarlberg vorkommenden
Schädelformen. Mittheilungen der Anthropologi-
schen Gesellschaft in Wien. 1888.
 16. Mies: Ueber die größte Länge und ganze Höhe
der Schädel und über das Verhältnis dieser beiden
Maasse zu einander. Tagblatt der 62. Natur-
forscher-Versammlung in Heidelberg 1869, S. 292
bis 297.
 17. — Ueber die Form des Gesichtes. Correspondenz-
Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.
1896, S. 112—117.
 18. Parchappe, M.: Recherches sur l'encéphale. Paris
1896. Premier mémoire; Livre premier: Du volume
de la tête chez l'homme.
 19. Hants, Johannes: Beiträge zur physischen Anthro-
pologie der Bayern. München 1883.
 20. Schmidt, Emil: Anthropologische Methoden. Leip-
zig, 1888.
 21. v. Török, Anrei: Ueber den Yezero Ainoeschädel
o. s. w. Archiv für Anthropologie, Bd. XVII, 1898,
S. 15—100.
 22. Topinard, Paul: Éléments d'anthropologie gé-
nérale. Paris 1885.

Herr Dr. F. Birkner-München:

Einiges über Zwergenwuchs.

Der Zwergenwuchs tritt in zwei verschiedenen Formen auf. Bei der einen Form sind es hauptsächlich die Extremitäten, welche im Wachstum zurückbleiben, während Kopf und Rumpf die für Erwachsene normale Grösse erreichen. Es ist das jene Form, welche Szomathy in Danzig¹⁾ den „gnomenhaften Niederwuchs“ nannte; man kann sie ganz kurz als „partiellen Zwergenwuchs“ bezeichnen. Hieher möchte ich auch die kleinen ziemlich proportionirten, aber unverhältnissmässig dicken Menschen rechnen. Die andere Form ist charakterisirt durch ein allgemeines Zurückbleiben im Wachstum. Diese viel seltener Form zeigt ganz die Körperproportionen von normalen Erwachsenen, nur sind die einzelnen Glieder und Theile des Körpers entsprechend verkleinert. Szomathy nannte diese Form „echte Zwerghaftigkeit oder totalen Kleinwuchs“¹⁾ Ich halte den Namen „totaler Zwergenwuchs“ für ganz entsprechend. In den letzten Jahren ist nun von einer weiteren Art von Zwerghaftigkeit viel gesprochen und geschrieben worden. Während die erstgenannten beiden Formen individuelle Variationen darstellen, ist die geringe Körpergrösse bei dieser dritten Kategorie, bekannt unter dem Namen „Pygmäen“, ein Rassenmerkmal. Ganze Stämme besitzen eine Körpergrösse, die in ihren Extremen kaum 156 cm erreichen, im Mittel aber nur 130—140 cm gross sind.

Aus den vielen Fragen, die das Stadium dieser drei Formen des Zwergenwuchses aus nahe legen, habe ich für den heutigen Vortrag die Frage nach den Körperproportionen herausgegriffen und möchte Ihnen über Messungen berichten, die in den letzten Jahren im Münchner anthropologischen Institute, theils von Herrn Professor Dr. J. Ranke, theils von mir an Vertretern des partiellen, totalen und pygmäenhaften Zwergenwuchses gemacht wurden.

I. Totaler Zwergenwuchs.

Der totale Zwergenwuchs ist verhältnissmässig selten. Ich hatte Gelegenheit, im Laufe der letzten Jahre drei Fälle zu untersuchen. Es ist das die 15 Jahre alte Josefine Prinz aus Comptach in Graubünden (870 mm gross) und die beiden gegenwärtig in Deutschland reisenden, reizenden hirnlosen Zwerge Smaun und Fatma mit ca. 14 und 16 Jahren. Smaun ist 754 mm, Fatma 773 mm gross. Ausserdem befinden sich auch unter der

¹⁾ Correspondenzbl. der Deutsch. Ges. f. Anthr. etc. Jahrg. XXII. 1891. S. 114.

Gruppe der von Hagenbeek nach Europa gebrachten Gruppe von Singhalesenzwergen zwei männliche Zwerge von 50 und 25 Jahren, Marican mit 1140 mm und Dingria mit 1200 mm Körpergrösse, die in diese Gruppe gehören.

Nicht unerwähnt soll bleiben die unter dem Namen Colibri reisende Truppe, von denen auch ein Theil hieher gehört, der andere Theil ist dem partiellen Zwergenwuchs einzureihen.

Alle fünf von mir Gemessenen zeigen im Grossen und Ganzen in den Hauptproportionen des Körpers normale Verhältnisse, die Rumpflänge (vom 7. Halswirbel bis zum Sitz) schwankt bei ihnen zwischen 35.9% und 38.5% der Körpergrösse, das im selben Verhältnisse photographirte zwanzigjährige Mädchen hat eine Rumpflänge von 39.87% und ein dreizehnjähriges Mädchen, das ich zum Vergleich gemessen habe, eine solche von 40.29% der Körpergrösse. Aus den Messungen von Gould herechnete Herr Professor Ranke für die Rumpflänge bei verschiedenen europäischen und ausser-europäischen Völkern eine relative Rumpflänge zwischen 36.9 und 39.4% der Körpergrösse. Die relative Rumpflänge unserer Zwerge entspricht also vollständig der relativen Rumpflänge bei Erwachsenen.

Ungefähr dasselbe zeigt sich hinsichtlich der freien Beinlänge (Körpergrösse weniger Sitzhöhe), sie schwankt bei den fünf Zwergen zwischen 43.2% und 45.8% der Körpergrösse. Beim dreizehnjährigen Mädchen beträgt die freie Beinlänge 44.96%, beim zwanzigjährigen 45.5% und nach Gould-Ranke schwankt sie bei erwachsenen Männern verschiedener Völker zwischen 45.9 und 48.5% der Körpergrösse. Die relative freie Beinlänge ist bei den Zwerge nur unwesentlich geringer als das Mittel normaler Erwachsener, fällt aber innerhalb die Schwankungsbreite bei diesen. Dass dieser geringe Unterschied nicht von Bedeutung, zeigt sich insbesondere bei dem Vergleich mit den Zwerge mit partiellem Zwergenwuchs, bei welchen die freie Beinlänge ca. 33% der Körpergrösse beträgt. Für das Auge wirkt diese etwas geringe Länge der unteren Extremitäten des totalen Zwergenwuchses nicht störend.

Wie bei der freien Beinlänge beeinflusst auch die etwas geringere relative Armlänge nicht wesentlich das harmonische Gesammthild. Sie schwankt bei den 5 Zwerge zwischen 39.08 und 43.8% der Körpergrösse, während sie bei den erwachsenen Männern nach Gould-Ranke zwischen 42.6 und 46.1% schwankt. Das dreizehnjährige Mädchen hatte eine relative Armlänge von 43.88%, das zwanzigjährige von 42.31% der Körpergrösse.

Während in diesen Beziehungen die 5 Zwerge

ganz normale Verhältnisse zeigen, ist das mit der Länge von Hals und Kopf (7. Halswirbel bis Scheitel) und dem Kopfumfang anders. Hier finden wir noch mehr kindliche Verhältnisse, d. h. sowohl Hals und Kopf als auch Kopfumfang sind relativ gross.

Die Länge von Hals und Kopf schwankt bei den Zwergen zwischen 16.8 und 19.1% der Körpergrösse. Das Minimum von 16.8% beim Singalesenzwerg Merican erreicht nicht die grösste mittlere Länge von Hals und Kopf (nach Gould-Ranke 15.3%) bei den Matrosen. Die geringste relative Länge ist nach Gould-Ranke 14.5%. Beim dreizehnjährigen Mädchen war sie 14.74, beim zwanzigjährigen 14.60% der Körpergrösse.

Die Schwankungsbreite des Kopfumfanges betrug bei den Zwergen 41.3 bis 51.6% der Körpergrösse. Bei dem dreizehnjährigen Mädchen war er 37.05, beim zwanzigjährigen 30.72%.

Weisbach¹⁾ theilt für verschiedene Völker den Kopfumfang mit. Er schwankt bei den Männern zwischen 32.5 und 41.9%, bei den Weibern zwischen 33.6 und 42.6% der Körpergrösse. Dass der Kopf relativ etwas grösser ist als bei den Erwachsenen, lässt sich auch schon auf den Photographien erkennen, insbesondere bei der Josefine Prinz und der etwas vergrösserten Aufnahme der birmesischen Zwerg.

Um zu zeigen, dass die Körperproportionen der Zwerg mit totalem Zwergenwuchs wesentlich von denen etwa gleichgrosser Kinder verschieden sind, habe ich zugleich mit den beiden birmesischen Zwergen ein sechs Monat altes Mädchen von 680 mm Körpergrösse photographiren lassen.²⁾ Man sieht bei dem Kinde den langen Rumpf und die kurzen Beine, während bei den Zwergen die Beine länger sind als der Rumpf.

Ueber die Ursache des Zwergenwuchses dieser fünf Zwerg konnte ich nicht viel in Erfahrung bringen. Die Josefine Prinz soll nach Aussage ihres Vaters bis zum dritten Jahre normal gewachsen sein, von dieser Zeit an nicht mehr. Von den bis in die letzten Jahre fern von Europa lebenden vier anderen Zwergen ist selbstverständlich über ihr bisheriges Leben wenig zu erfahren. Es lässt sich nur das eine constatiren, dass alle ganz gesund und frisch sind. Die Eltern sollen bei allen normal gewesen sein.

¹⁾ Weisbach, Körpermessungen verschiedener Völkerrassen. Berlin 1878. Supplement zu Z. f. E. 1877. S. 271.

²⁾ Die Photographien der beiden birmesischen Zwerg, des sechs Monate alten Kindes und des zwanzigjährigen Mädchens verdanke ich Herrn Director E. E. Hammer vom Münchner Panoptikum.

Eine weitere interessante Frage ist die, ob diese normal proportionirten Zwerg angeblich pflanzungsfähig sind. Bei der Josefine Prinz und bei Smaun konnte ich keine Zeichen der Geschlechtsreife heobachten, dagegen traten bei Fatma in den letzten Monaten Zeichen der Geschlechtsreife auf. Ueber Marican und Diagria war in dieser Hinsicht nichts in Erfahrung zu bringen.

Dafür, dass Smaun und Fatma wirklich so alt sind, als angegeben wird, sehe ich einen Beweis darin, dass sie in den zwei Jahren ihres Aufenthaltes in Europa nur sehr wenig gewachsen sind. Smaun hat um 72 mm, Fatma um 27 mm zugenommen, d. h. bei Smaun beträgt die Zunahme 9.54% der Körpergrösse vor zwei Jahren, bei Fatma nur 3.49%. Aus den Angaben des Herrn Stabsarztes Dr. Daffner¹⁾ über die Körpergrösse bei Kindern berechne ich eine relative Zunahme von 5.81% vom 12.—14. Jahre und von 7.46% vom 14.—16. Jahre.

Rumpf, Bein-, Armlänge und Kopfumfang in Procenten der Körpergrösse.

	Alter	Körpergrösse	Hals und Kopf	Rumpflänge	freie Beinflänge	Armlänge	Kopfumfang
Totaler Zwergenwuchs.							
Josefine Prinz aus Graubünden	15	870	19.4	37.25	44.25	39.06	31.6
Summe aus Birma	ca. 14	754	18.4	30.3	43.2	40.4	30.6
Fatma aus Birma	ca. 18	773	19.1	35.2	45.2	40.6	49.6
Singalesen.							
Marican ♂	30	1149	16.8	38.5	44.7	48.5	44.7
Diagria ♂	25	1200	17.3	36.8	45.8	41.9	41.5
Normale.							
Kinder ♀	1/2	680	63.25	36.75			65.44
♂	18	1390	14.74	40.26	44.96	43.26	37.55
Erwachsene ♀	30	1725	14.69	39.87	45.5	42.31	39.72
Gould-Ranke			14.5	34.9	45.9	42.8	(Weisbach) 37.5
			15.3	39.4	48.5	45.1	47.6
Partieller Zwergenwuchs.							
Singalesen.							
Veranna ♀	30	1107	21.45	44.06	34.5	34.1	49.0
Georgie ♂	30	1260	20.8	46.7	32.5	34.9	45.2
Kira ♂	32	1220	19.9	45.4	33.8	40.8	45.0
Pygmäen.							
Ewna ♀ Assisi	30—32	1250	16.8	36.0	47.3	42.4	43.2
♀ Sibhanayo	18—30	1230	18.2	38.4	44.4	41.4	41.8

¹⁾ F. Daffner, Das Wachstum des Menschen. Leipzig 1897. S. 85.

II. Partieller Zwergenwuchs.

Von dieser Art des Zwergenwuchses konnte ich in den letzten Jahren drei Singhalesenzwerge aus der oben erwähnten Gruppe messen; die 30 jährige Veramma, 1107 mm gross, deren 20 jährigen Bruder Gregoria 1260 mm gross und den 21 jährigen Kira 1220 mm gross.

Es fällt bei ihnen sofort der grosse Unterschied sowohl von den Zwergen mit totalem Zwergenwuchs als auch von den Erwachsenen auf. Der Rumpf ist relativ lang, die Beine relativ kurz, die Verhältnisse entsprechen ganz denen bei Kindern.

Die rel. Rumpflänge betrug bei den Singhalesenzwergen 44.08 bis 48.4% der Körpergrösse, die freie Beinlänge 32.5—34.5% und die Armlänge 34.1 bis 40.9% derselben. Die Länge von Hals und Kopf, sowie der Kopfumfang ist ähnlich wie bei den Zwergen mit totalem Zwergenwuchs relativ bedeutend 18.0 bis 21.42% und 45.2—49.0% der Körpergrösse. Die freie Beinlänge ist ungefähr dieselbe wie bei dem 6 Monat alten Mädchen, bei welchen ich dieselbe zu 36.75% der Körpergrösse fand.

In die Gruppe der Zwerge mit partiellem Zwergenwuchs gehört auch ein Theil der Familie Renk, die auf dem Danziger Congress von Herrn Sanitätsrath Lissauer vorgestellt wurde.¹⁾ Inzwischen hat Herr Dr. Hanff Herrn Professor Ranke die Maasse, sowie die hier ausgestellten Photographien übermittleit. Ich will hier nur wiederholen, dass wir in diesem Falle von einem zwerghaften Vater und einer normalen Mutter theils zwerghafte, theils normale Kinder vor uns sehen.

Die Photographien stammen aus dem Jahre 1896. Ich will desshalb auch nur die Messungen aus diesem Jahre berücksichtigen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einen Miasstand in der anthropologischen Forschung hinweisen, den auch Herr Professor Dr. H. v. Ranke bei Besprechung des Zwerg General Mite hervorhob, indem er sagte: „Es erscheint als ein wesentliches Desiderat der vergleichend-internationalen anthropologischen Forschung, dass, wie man sich längst über eine Methode der Schädelmessungen geeinigt hat, man sich baldigst auch über eine Messungsmethode für die übrigen Theile des Körpers einigt.“²⁾

¹⁾ Dr. Lissauer, Vorstellung einer Zwergenfamilie. Dazu Virchow, Waldayer, Mies, Szombathy. Correspondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr. etc. Jahrg. XXII. 1891. S. 112—114.

²⁾ H. v. Ranke und Carl v. Voit, Ueber den amerikanischen Zwerg Frank Flynn, genannt General Mite, dessen Körper- und Geistesentwicklung und Nahrungsbedarf. Archiv für Anthropologie. Bd. XVI. S. 229. Braunschweig. F. Vieweg und Sohn.

Ich habe diesen Wunsch wiederholt bei Referaten über die Untersuchungen des Herrn Dr. F. v. Lusehan und Herrn Dr. Leopold Glück in dem soeben erschienenen Heft des Archivs für Anthropologie³⁾ ausgesprochen und möchte heute auch an dieser Stelle darauf zurückkommen. Es ist im Laufe der Jahre eine verhältnissmässig grosse Anzahl von Körpermessungen der verschiedensten Völker veröffentlicht worden. Diese vielen Untersuchungen sind aber zum Theil unbrauchbar, weil sie nach verschiedenen Methoden gemessen worden sind. Ich bin überzeugt, dass eine Verständigung zu Stande kommt, wenn dieselbe nur einmal angeregt wird.

Weil Herr Dr. Hanff nach einer anderen Messmethode gemessen hat, so können die Masse der Gemessenen nur unter sich verglichen werden, übrigens zeigt sich der Unterschied zwischen den normalen Kindern einerseits und den zwerghaften Kindern und dem zwerghaften Vater andererseits schon auf den ersten Blick auf den Photographien. Beim Vater (37 Jahre alt) und den beiden Kindern Aliee und Ida (4 bzw. 14 Jahre alt) sind Arme und Beine sehr schlecht entwickelt, der Rumpf ist dagegen verhältnissmässig lang, auch der Kopfumfang ist relativ gross.

Rumpf-, Bein-, Armlänge und Kopfumfang in Procenten der Körpergrösse.

Alter	Körpergrösse	Rumpflänge ⁴⁾	Beinlänge ⁵⁾	Armlänge	Kopfumfang	
Vater:						
C. E. Renk	37	1240	67.76	43.85	37.20	68.37
Rachitische Kinder:						
Ida Renk	14 1/2	1018	41.74	46.44	67.32	68.13
Aliee Renk	3 1/2	905	41.00	41.61	35.40	61.18
Normale Kinder:						
Eduard Renk	13	1205	38.75	38.55	44.94	66.70
Kira Renk	8	1200	35.83	38.75	42.08	69.90

III. Pygmäen.

Ueber die Existenz von Pygmäen in Afrika, Asien u. s. w. wurde auf früheren Generalversammlungen bereits gesprochen, ich glaube deshalb dieses Thema nicht weiter anföhren zu sollen. Ich möchte nur einige Gedanken mittheilen, die mir beim Studium der Pygmäenfrage kamen.

¹⁾ Archiv für Anthropologie. Bd. XXV. S. 501, 508. Braunschweig. F. Vieweg und Sohn.

²⁾ Die Rumpflänge ist gemessen von dem 7. Halswirbel bis zur Steissbeinspitze.

³⁾ Die Beinlänge ist gemessen von dem vorderen oberen Darmbeinstachel.

Mir scheinen bis jetzt nur in Afrika sichere Zwergvölker nachgewiesen zu sein. Ob die zu denselben gerechneten kleinen Völker z. B. in Asien als wirkliche Pygmäen betrachtet werden können, ist mir sehr zweifelhaft.

Herr Dr. med. Prochownik, dem ich mich anschließen möchte, hat in einem Vertrag über den gegenwärtigen Stand der Pygmäenfrage¹⁾ drei Gruppen von Völkern aufgestellt: grosse, mittlere (kleine) und ganz kleine (zwerghafte). Für letztere dürfte eine Körpergrösse zwischen 130—140 cm typisch sein, insbesondere da nach der Anschauung von Emin Pascha²⁾ Leute über 140 cm nicht von reiner Rasse sind. Hält man an dieser geringen Körpergrösse fest, so werden sich viele kleine Stämme nicht zu den Pygmäen rechnen lassen.

Aber man darf nicht nach einem einzigen Merkmal urtheilen. Da bis jetzt eingehendere Untersuchungen über die typischen Zwergvölker Afrikas so gut wie fehlen, sind erst solche abzuwarten, welche die charakteristischen Merkmale erkennen lassen, um diese dann als Kriterium verwenden zu können. Vor allem bin ich der Ueberzeugung, dass das Studium der Körperproportionen im Stande sein wird wenigstens einigermaßen Licht in die Sache zu bringen.

Wie die von mir mitgetheilten Maasse der beiden Ewemädchen ergeben, zeigen die Zwergvölker die gleichen Verhältnisse wie der totale Zwerghwuchs. Rumpf- und Beinlänge ist normal (36.0 und 36.4 bezw. 47.2 und 44.4%) der Körpergrösse, der Rumpf ist kürzer als die Beine. Die Arme sind etwas kürzer als bei den hochgewachsenen Varietäten (42.4 und 41.4%), dagegen sind Hals und Kopf, sowie der Kopfumfang relativ gross (16.8 und 19.2%, bezw. 43.3 und 41.8% der Körpergrösse).

Bei allen asiatischen kleinen Völkern ist der Kopfumfang, soweit ich ihn bestimmen konnte, bedeutend kleiner als bei den beiden Ewemädchen (höchstens 37% der Körpergrösse). Ist der relativ grosse Kopf für die typischen Zwergvölker charakteristisch, so würden alle kleinen Stämme mit relativ kleinem Kopf, besonders wenn die Körpergrösse nicht zwischen 130 und 140 cm, sondern zwischen 140 und 150 und darüber liegt, von den Pygmäen zu trennen sein.

Ich komme nun zu dem allernuesten Problem in der Pygmäenfrage. Gab es und gibt es auch in Europa Zwergvölker? Mit dieser Frage haben

¹⁾ Correspondenzblatt der Deutsch. Ges. f. Anthr. etc. Jahrg. XXIX. S. 60.

²⁾ Dr. Frans Stuhlmann, Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. S. 444. Berlin, Dietrich Reimer 1894.

sich besonders die Herren Professoren Kollmann in Basel und Sergi in Rom beschäftigt.

Herrn Professor Kellmann ist es gelungen, am Schweizerbild bei Schaffhausen neben hochgewachsenen Menschen der dortigen neolithischen Station drei erwachsene Menschen nachzuweisen, die ihren langen Knochen nach im Mittel höchstens 1424 mm haben.¹⁾ Sie sind also sehr klein, und die Deutung, dass wir es hier mit Pygmäen zu thun haben, hat eine gewisse Berechtigung, wenn auch die Anzahl der gefundenen Skeletttheile eine geringe ist und es einige Schwierigkeit hat, die Thatsache zu erklären, dass die beiden so verschiedenen Stämme eine gemeinsame Begräbnisstätte hatten.

Herr Professor Sergi geht noch einen Schritt weiter und will auch unter der jetzt lebenden Bevölkerung Europas Nachkommen von Pygmäen nachweisen und zwar durch das Vorkommen eines verhältnissmässig grossen Procentsatzes von überaus kleinen Schädeln und von Körpergrössen unter 1550 mm.²⁾

Dass es nicht angängig ist, aus der Kleinheit des Kopfes auf eine geringe Körpergrösse zu schliessen, geht aus der Thatsache hervor, dass, wie Virchow hervorhebt,³⁾ es Menschen gibt, die einen kleinen Körper aber einen verhältnissmässig grossen, wenigstens nicht entsprechend kleinen Schädel haben, und dass es endlich Menschen gibt, die einen hohen Wuchs und trotzdem einen zwerghaften Kopf besitzen. Noch geringer wird die Beweiskraft der Kleinköpfigkeit für die Abstammung des Besitzers des kleinen Kopfes von einem Zwergenvolk, wenn die kleinen Köpfe durch eine Reihe von Zwischengliedern mit den grossen Köpfen desselben Volkes verbunden sind, ohne dass eine Verschiedenheit des Typus zwischen den Besitzern der grossen und kleinen Köpfe vorhanden ist, d. h. mit anderen Worten, wenn die kleinen Köpfe sich als Endglieder der Schwankungsbreite innerhalb ein und desselben Typus erklären lassen.

Ganz ähnlich verhält es sich, wenn die geringe Körpergrösse als Beweismittel für die Abstammung von Pygmäen benutzt wird. Sergi⁴⁾ führt als Beispiel die Verhältnisse in Italien an. Es haben nur 1.63% unter 1450 mm und 14.49% unter

¹⁾ J. Kollmann, Das Schweizerbild bei Schaffhausen und Pygmäen in Europa. Zeitschrift für Ethnologie Bd. XXVI. 1894. S. 169—254.

²⁾ Prof. Sergi, Ueber die europäischen Pygmäen. Correspondenzblatt der Deutsch. Ges. f. Anthr. Jahrgang XXV. 1894. S. 149.

³⁾ R. Virchow: Festschrift in der Festsitzung zum 25-jährigen Jubiläum. Zeitschrift für Ethnologie. Band XXVI. 1894. Verhandlungen S. 507.

⁴⁾ l. c.

1550 mm. Es sind das keine Procentverhältnisse, die besonders imponiren. Dabei muss man berücksichtigen, dass in Italien die Gesamtbevölkerung an und für sich klein ist. Die mittlere Körpergrösse beträgt 1624 mm gegen 1657 mm bei uns Bayern. Der höheren Gesamtkörpergrösse entsprechend haben in Bayern nur 0.24% eine Körpergrösse unter 145 mm und 3.05% eine solche unter 1550 mm.

Bei den 14.49% mit einer Körpergrösse unter 1550 mm in Italien muss noch ein weiterer Factor berücksichtigt werden, nämlich die Vererbung der Körpergrösse der Mutter auf die Söhne, die unzweifelhaft besteht. Ein Theil dieser geringen Körpergrösse ist also auf directe Vererbung von der weiblichen Bevölkerung zurückzuführen, die nachgewiesenmassen um ca. 10 cm kleiner ist als die männliche.

Auch pathologische Verhältnisse können eine geringe Körpergrösse verursachen und dürfen deshalb nicht ausser Acht gelassen werden. Die Rachitis z. B., welche in extremen Fällen typischen partiellen Zwergwuchs verursacht, bedingt in weniger extremen Fällen immer noch eine geringe Herabsetzung der Körpergrösse.

Wenn dann die Vertheilung der einzelnen Körpergrössen auf die ganze Bevölkerung eine solche schöne ansteigende Kurve gibt wie z. B. in Bayern (auch die in Italien ist ähnlich), d. h. wenn auch die Kleinen durch stete Uebergänge mit den Grossen verbunden sind, so steht die Hypothese, dass diese Kleinen von Pygmäen abstammen sollen, auf sehr schwachen Füssen.

Wenn überhaupt ein Nachweis möglich ist, dass jetzt noch Ueberbleibsel der ehemaligen Zwergbevölkerung in Europa existiren, so kann das nur nachgewiesen werden, wenn die körperlichen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten wirklicher Zwergvölker festgestellt, d. h. wenn der Typus der Zwergvölker auf Grund einer Reihe von Eigenschaften genau bestimmt ist. Einzelne Eigenschaften für sich berechtigen zu keinem Schlusse. Bis jetzt fehlt uns noch die Erkenntnis des Typus der Zwergvölker, es sind deshalb alle Hypothesen über Ueberbleibsel von Zwergvölkern in Europa mit grosser Vorsicht aufzunehmen, selbst wenn die Existenz von Zwergvölkern in prähistorischer Zeit als sicher angenommen wird.

Schlussreden.

Der Vorsitzende:

Meine verehrten Anwesenden! Ich bedauere, dass wir jetzt Ihrem Eifer ein Ziel setzen müssen, obwohl die Möglichkeit vorhanden wäre, noch

weitere Discussionen aufzunehmen. Leider ist die Zeit abgelaufen.

Ich habe im Namen der Gesellschaft den Dank auszusprechen für die grosse Theilnahme, Aufmerksamkeit und Hilfe, die wir hier gefunden haben. Leider wurde durch äussere Umstände der Vertreter des herzoglichen Staatsministeriums, der Herr Staatsminister Dr. von Otto, der die Absicht hatte, Sie persönlich zu begrüssen, daran verhindert; er wurde durch eine andere und traurige Pflicht abberufen nach weit gegenwärtig in Berlin. So haben wir niemand, an den wir unsern Dank in diesem Augenblicke adressiren können. Indess, Sie haben gesehen, dass sämtliche Anstalten Braunschweigs, welche unter herzoglicher Regie stehen, uns mit grosser Liberalität entgegengetreten sind, sie waren alle geöffnet, und wenn Sie noch weiter studiren wollen, werden Sie immer offene Thüren finden. Ich selbst habe, da ich schon im vorigen Jahre hier etwas genauere Recherchen veranstaltet habe, die Ueberzeugung gewonnen, dass mit grossem Eifer Verbesserungen durchgeführt worden sind, welche damals als wünschenswerth bezeichnet wurden, und dass nur ein Theil derselben, freilich ein nicht unerheblicher, unerledigt geblieben ist. Letzterer Umstand macht es wünschenswerth, dass die herzogliche Staatsregierung und die anderen Instanzen, welche dabei betheilig sind, noch weiter helfend eingreifen, insbesondere um durch die notwendige Vereinigung die verschiedenen zersplitterten Sammlungen in einem einzigen grösseren Körper dauernd zusammenzufassen, in der Hoffnung, dass bald ein grösseres Museum für Prähistorie und Anthropologie hier geschaffen wird, welches sich an die Seite stellen kann jenen Museen, die in grosser Zahl und Vortrefflichkeit hier schon gegründet sind.

Was die Stadtverwaltung anbetrifft, so hat der Herr Oberbürgermeister zu wiederholtenmalen durch seine persönliche Anwesenheit seine Theilnahme bekundet, und ich kann versichern, dass er auch in der Privatunterhaltung immer mit der grössten Anerkennung von der Anthropologie gesprochen und die Hilfe von Seiten der Stadt in Aussicht gestellt hat. Ich setze voraus, dass es bei den engen Beziehungen, die unser Herr Geschäftsführer mit allen Instanzen der Verwaltung hat, gelingen wird, bald eine Vorunterredung herbeizuführen. Ich will die einzelnen Anstalten nicht auflühren, denen wir besonders zum Dank verpflichtet sind. Wir haben überall gesehen, wie fleissig hier gearbeitet wird und wie schöne Sachen gefunden werden.

Was die Hälfte betrifft, die uns persönlich gewährt worden ist, so haben wir glücklicherweise

die Personen, wie ich glaube, sämmtliche hier im Saale, denen wir ganz besonders zu Dank verpflichtet sind.

Die geschickte Leitung unseres ersten Geschäftsführers, des Herrn Geheimraths Blasius, hat in uns die tiefste Bewunderung hervorgerufen. (Beifall!) Wir wollen ihm wünschen, dass das Glück ihm und seinen Anstaltn auch künftig so günstig sein möge wie bis jetzt. Es hat sich gezeigt, dass jeder Versuch, etwas mehr zusammenzubringen, sofort von einem unerwarteten Erfolge gekrönt werden ist. Ich will nur an eines erinnern: hier, wo man früher kaum von Jadeit etwas wusste, ist er tatsächlich gefunden, wie man ihn schöner in der ganzen Welt nicht findet. Möge Herr Blasius das Glück hühen und ihm auch auf zoologischem und paläontologischem Gebiete recht viel in den Schoos werfen.

Dann noch Herr Dr. Andree! Er ist derjenige gewesen, der seit Jahren durch seine literarischen Leistungen die Aufmerksamkeit auf dieses Land gelenkt und in immer reicherm Maasse erschlossen hat, welche Schätze von prähistorischem, historischem und modernem Material hier zu finden sind. Es ist ja unzweifelhaft, dass hier noch sehr grosse und zahlreiche Funde und Sammlungen gemacht werden können, und Herr Dr. Andree ist sicherlich der Mann, der sie für die ganze Welt werthen wird, sodass wir es nur mit Dank anerkennen können, dass man diesen Mann an diesen Platz gestellt hat.

Herr Grabowsky hat ganz neue Forschungen eröffnet; wir haben gesehen, welche Masse von Material in Bezug auf steinzeitliche Funde er zusammengebracht hat neben manchem anderen; diese sind so neu und umfangreich, dass sie sicherlich der gesamten Wissenschaft zum Vertheil dienen werden. In unserer norddeutschen Ebene haben wir vielerlei solcher Dinge, aber niemand hat sich die Mühe gegeben, mit der Ausdauer sie zusammenzubringen; es ist gerade die Massenhaftigkeit des Materials und das Geschlossene der Reihen, was die dauernde Ueberzeugung mit sich bringt. Möge Herr Grabowsky mit Ruhe und Ausdauer fortfahren, er darf unseres Dankes gewiss sein. Wir werden nicht blos mit Dank, sondern auch mit Bewunderung seiner Arbeit zuschauen.

Herr Localgeschäftsführer Geheimer Hebrath Professor Dr. Wilh. Blasius-Braunschweig:

Erlauben Sie mir, mit wenigen Worten den Dank zum Ausdruck zu bringen für die überaus freundlichen Worte, die unser geehrter Herr Vorsitzender uns Braunschweiger eben gewidmet hat. Ich glaube auch im Namen der beiden anderen

Herren sprechen zu dürfen und ich möchte einen grossen Theil der, wie ich doch fürchte, unverdienten Anerkennung ferner ablenken auf die Herren unserer Kassenführung und die vielen übrigen Herren, welche zur Vorbereitung der Versammlung mitgewirkt und wesentlich mit dazu beigetragen haben, der Geschäftsführung das Amt zu erleichtern. Dann möchte ich im Namen Braunschweigs und seiner Bürger nochmals der anthropologischen Gesellschaft den Dank dafür aussprechen, dass Braunschweig als Ort der Versammlung für dieses Jahr gewählt wurde, und wir Braunschweiger die Ehre gehabt haben, hier drei Tage lang die wissenschaftlichen Verhandlungen mitmachen zu dürfen, die sicherlich einen bleibenden Werth für Braunschweig haben werden. Die unendlich vielen Anregungen, welche wir alle und unsere Behörden hier empfangen haben, werden wie ich hoffe, für die anthropologische Forschung in Braunschweig von der allergrössten Bedeutung sein. Ich danke dafür dem Gesamtverstande, und insbesondere möchte ich bitten, dem verehrten Herrn Präsidenten, dem hochgeehrten Nester der anthropologischen Wissenschaft, der unermüdet und mit ungeschwächter Geisteskraft bis in sein hohes Alter dieser seiner Lieblingswissenschaft getreu ist, durch Erheben von den Sitzen eine Ovation darzubringen. (Die Versammlung erhebt sich.)

Der Vorsitzende:

Meinen herzlichen Dank.

Ich habe aber noch ein Wort zu sprechen. Was wir bis jetzt verhandelt haben, bezog sich auf den Congress als solchen; wir befinden uns aber hier in einer Atmosphäre, in der wir nicht lange leben können, ohne desjenigen Mannes zu gedenken, der zugleich für uns die Möglichkeit geschaffen hat, für die ganze Welt wirksam aufzutreten, ich meine Herrn Viegeweg. Gerade diese Buchhandlung ist es gewesen, die von Anfang an der anthropologischen Gesellschaft als treue Helferin zur Seite gestanden hat. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft der ersten constituirenden Versammlung, die unter meiner Leitung in Mainz 1869 kurz vor dem Kriege stattfand; damals bestimmten wir zugleich das Archiv für Anthropologie zum Organ der Gesellschaft und zwar nach persönlichen Verhandlungen mit dem verstorbenen Viegeweg. Seit dieser langen Zeit — wir haben schon das Jubiläum gefeiert — ist das Archiv immer lebendig geblieben, und zwar nicht blos durch seine Redacteurs, die Herren A. Eecker, L. Lindenschmit und J. Rauke, denen wir ja auch unseren besonderen Dank und unsere besondere Heebachtung aussprechen müssen, sondern auch durch die

ungewöhnliche Thätigkeit der Verlags-handlung, wodurch dieses für uns so werthvolle, spekulativ aber nicht einbringliche Organ auf die Höhe gehoben worden ist, welche ihm die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt eingebracht hat. Es ist sehr wesentlich, dass wir für Deutschland ein Organ besitzen und es nach unseren Wünschen leiten können, wie sich in der Vollständigkeit keine zweite Gesellschaft auf Erden eines solchen

erfreut. Ich drücke die Hoffnung aus, dass die Verbindung der Gesellschaft mit der Verlags-handlung eine recht dauerhafte bleiben und das „Archiv“ noch recht lange bestehen wird. Es mag das der letzte Wunsch sein, den ich hier noch ausspreche.

Nunmehr erlauben Sie, dass ich die Sitzung und damit die XXIX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft für geschlossen erkläre.

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
v. Andrian	166	Löhmann	134	Schöttler	81
Birkner	188	Makowsky	161	Teich	179
Blasius	79, 106, 109, 198	Meyer	82	Teige	106
Boas	121	Mies	179	Virchow 69, 91, 104, 105, 146, 160, 161, 192, 198	
Fritsch	161	Much	115, 161	Voges	140
Grabowsky	157	Pockels	81	Waldeyer	160
Hartmann	92	Ranke J.	83, 102, 160	Weismann	100
Köhl	146	Ranke K.	123		
Kollmann	116	Rzehak	166		

Nachtrag zur Theilnehmer-Liste.

Pinkernelle, Dr. med. W., Breslau.	Beltz, Dr., Museums-Conservator, Schwerin i. Mecklenh.	Möller, E. Rich., Fabrikant, Leipsig.
Barnet, Dr. med., Hornburg bei Bism.	Kleinknecht, Dr. med. Walt., mit Frau, Braunschweig.	Löbeck, Gilb., Apotheker, Braunschweig.
Boas, Franz, Professor, New-York.	Weissenberg, Dr. med. S., Elisabethgrad (Süd-Rusland).	Im Gassen: 249 Theilnehmer (170 Herren und 79 Damen).
Kollmann, Dr. J., Professor, mit Frau und Frä. Tochter, Basel.		

Die der XXIX. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Mit Unterstützung des herzoglichen Staatsministeriums herausgegeben von Richard Andree. Mit einem farbigen Titelbilde, 10 Tafeln und Abbildungen im Text. 8°. 185 Seiten. Braunschweig 1898.

1. Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvial-Ablagerungen der Rübeler-Höhlen. Mit Tafel 1. 11. III und einer Figur von Prof. Dr. Wilh. Blasius. Seite 1 mit 38.

2. Die Lösssteine bei Helmstedt mit 3 Abbildungen. Von Museumsinspector Fritz Grabowsky. Seite 89 mit 55.

3. Die braunschweigische Jadeitbeile. Mit 13 Abbildungen. Von Prof. Dr. J. H. Kloos. Seite 69 mit 66.

4. Bronzen aus dem nördlichen Theile des Landes Braunschweig. Mit Tafel IV. Von Lehrer Th. Voges in Wolfenbüttel. Seite 69 mit 90.

5. Die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs. Mit Tafel V. Von Stadtarchivar Prof. Dr. Ludwig Häselmann. Seite 91 mit 106.

6. Alte braunschweigische Schädel. Von Sanitätsrath Dr. Oswald Berkhan. Seite 107 mit 122.

7. Braunschweigische Bauerntrachtbilder. Mit Titel-

bild und Tafel VI-IX. Erläutert von Dr. Rich. Andree. Seite 123 mit 134.

8. Volksthümliche Schnitzereien an Geräthchaften im Lande Braunschweig. Mit Tafel X. Von Gutbesitzer H. Vaseel in Beierstedt bei Jerxheim. Seite 155 mit 164.

9. Der Schimmelreiter im Braunschweigischen. Von H. Schattenberg, Pastor zu Fittum am Elm. Seite 155 mit 163.

Beiträge zur wissenschaftlichen Medicin. Festschrift, dargeboten den medicinischen Theilnehmern an der LXIX. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Vom herzoglich braunschweigischen Staatsministerium. Bearbeitet von Aerzten des Herzogthums Braunschweig und herausgegeben im Auftrage des geschäftsführenden und literarischen Ausschusses von Prof. Dr. Rudolf Henke. Den medicinischen und anderen sich dafür interessirenden Theilnehmern an der 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig (August 1898) zur Verfügung gestellt von der Localgeschäftsabtheilung. Mit 10 Textabbildungen und 7 Tafeln. 802 Seiten. Braunschweig 1897.

Braunschweig im Jahre 1897. Städtische Festschrift, veröffentlicht bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig im Jahre 1897. — Zweite unveränderte Aus-

gabe. Den Theilnehmern an der 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898, gewidmet von der Localgeschäuführung. Mit 71 Abbildungen und Plänen und einer Karte. Braunschweig 1898.

Böhme Alwin, Illustrierte Führer durch Braunschweig und seine obere und weitere Umgebung. Den Theilnehmern an der 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmet von der Localgeschäuführung. Mit 9 Ansichten in Kunstdruck und Originalaufnahmen, einem Plan der Stadt in 6-fachem Farbendruck. 1:12000 und einer Karte der Umgebung der Stadt in Farbendruck. 1:50000. 8^o. IV. 84 Seiten. Braunschweig 1898.

„Globeus“, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Vereinigt seit 1894 mit der Zeitschrift „Das Ausland“. Begründet 1862 von Karl Andreo. Herausgegeben von Richard Andreo. Bd. LXXIV No. 6. Der 29. Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Braunschweig im August 1898 gewidmet von der Redaction und Verlagsbuchhandlung des „Globeus“. Braunschweig 1898. 4^o.

Grabowky F., Die beangeltete Lindo auf dem Tannis in Kessen. — Abdruck aus „Globeus“ Bd. LXVII (1895) No. 1 Seite 15 u. 18. Den Theilnehmern am Elmssaßlinge (7. August 1898) gelegentlich der 29. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig gewidmet. 8^o. Mit einer Abbildung im Text. 7 Seiten. Braunschweig 1898.

Hermann Anton, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, herausgegeben von A. Hermann, VI. Bd. Der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu ihrer Versammlung 1898 in Braunschweig gewidmet. — Roinecke Dr. Paul, Neue kryptische Alterthümer aus Ungarn. 5^o. V Tafeln, 26 Seiten. Budapest 1898.

Jaha Hermann, Der Höhlenherr, ein Gnomenspiel in 4 Abtheilungen. Braunschweig 1898. 8^o. 78 Seiten.

Kahle P. und Löhmann H., Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reiling (Elm) und ihre Umgebung. Für die 29. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig 1898 aufgenommen von P. Kahle und H. Löhmann, kartographisch bearbeitet und geseichnet von H. Löhmann. Maassstab 1:5000. Braunschweig 1898.

Kloos Dr. J. H. und Müller Dr. Max, Die Hermannshöhle bei Bübeland. Geologisch bearbeitet von Dr. J. H. Kloos, Professor der Mineralogie und Geologie. Photographisch aufgenommen von Dr. Max Müller, a. o. Professor an der herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. Mit Unterstützung des herzoglichen Staatsministeriums herausgegeben von der herzoglich technischen Hochschule zu Braunschweig. I. Text. Tafel A n. B. 76 Seiten Folio. II. Tafeln 20. Weimar 1898.

Neucato Wanderkarte der Umgegend von Braunschweig. Bearbeitet und herausgegeben vom Deutschen kartographischen Institut in Berlin. 1:75000. Braunschweig 1897.

II. Der Generalsecretär legt noch folgende

Schriften vor

als Nachtrag zur Liste der neuen Publicationen S. 91.

1) Deutschsprachliches.

Achelis, Dr. phil. Ths., Archiv für Religionswissenschaft in Verbindung mit einer grossen Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. phil. Ths.

Achelis. 1. Bd. 1. bis 3. Heft. Freiburg i. B. Verlag von J. C. B. Mohr. 1898.

Bastian, Lose Blätter aus Indico: IV. Batavia, Alborth & Co. 1898.

— V. Colombo, Ceylon, A. M. & J.

— VI. Berlin 1898. Dietrich Reimer.

Blasius, Dr. Wilhelm, Professor, Geheimrath, in anthropologischer Beziehung interessante Funde in der Hermannshöhle bei Bübeland. Aus den Verhandlungen des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig-Wolfenbüttel vom 7. März 1892.

— Das Elch. Monographische Separatdruck aus Raoul Ritter von Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles. 1887.

— Der Hiber (Castor fiber, Linné). Separatdruck aus Raoul Ritter von Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles. 1886.

— Das Herzogliche naturhistorische Museum zu Braunschweig. Sonderdruck aus der zu Ehren der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte herausgegebenen Festschrift „Braunschweig im Jahre 1897“.

— Spuren paläolithischer Menschen in den Dittval-Ablagerungen der Bübeländer Höhlen. Sonderdruck aus der Festschrift zur 29. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig. Vieweg & Sohn. 1898.

— Öffentliche Anstalten für Natursgeschichte und Alterthumskunde in Holland und dem nordwestlichen Theil von Deutschland. Reiseskizze, vorgelesen im Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig im December 1879. Braunschweig 1880.

— Zur Geschichte der Ueberreste von *Alca impennis* Linn. Separatdruck aus *Cabanis' Journal für Ornithologie*, Januarheft 1884. Naumburg a. S. 1884. G. Pätzsche Buchdruckerei.

— Neue Knochenfunde in den Höhlen bei Bübeland. Auszug aus dem Sitzungsbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig vom 27. November 1890.

— Megalithische Grabdenkmäler des nordwestlichen Deutschlands. Sonderdruck aus dem 10. Jahresberichte des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig für die Jahre 1895/96 und 1896/97.

— System der Säugethiere. Sonderdruck aus R. R. v. Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. 1892. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles 1892.

— Der Zobel (*Mustela sibiriana*, Linné). Sonderdruck aus R. R. v. Dombrowski's „Allgemeiner Encyclopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften“. Bd. VIII. 1893. Wien und Leipzig, Verlag von Moritz Perles 1893.

— Notiz über die neuen Funde in der Baumannshöhle bei Bübeland am Harz. Braunschweiger Tageblatt. 1892. Nr. 494.

— Ueber die letzten Vorkommnisse des Riesen-Alks (*Alca impennis*) und die in Braunschweig und an anderen Orten befindlichen Exemplare dieser Art. III. Jahresher. d. Ver. f. Naturw. Braunschweig 1881—83.

— Weitere Ausgrabungen in den neuen Theilen der Baumannshöhle (Sitzungsbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig; zweite Sitzung am 25. October 1894).

Neuere Funde fossiler Knochen im Gebiete des Herzogthums Braunschweig (Sitzungsbericht, siebente Sitzung am 10. Januar 1896).

Diluviale Knochenfragmente vom Urochs (*Bos primigenius*). (Sitzungsbericht, elfte Sitzung am 7. März 1895).

Höhlen des Selten- und Ith-Gebirges (Sitzungsbericht, erste Sitzung am 17. October 1895).

Fossile Knochenfragmente, früher Ausgrabungsarbeiten in den neuen Theilen der Baumannshöhle bei Rübeland am Harz (Sitzungsbericht, siebente Sitzung am 21. Januar 1897).

— Die faunistische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einchluss des ganzen Harzes. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1891.

Brandt, Dr. Alexander, Professor in Charkow, Ueber borstenartige Gebilde bei einem Hai und eine mathematische Homologie der Haare und Zähne. Sonderabdruck aus dem „Biologischen Centralblatt“. Band XVIII. Nr. 7. 1. April 1898.

Baschian, Dr. phil. et med., Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. III. Jahrg. 1898. Heft 2. Breslau, Verl. Kern.

Conwents, Director des Provinzialmuseums in Danzig, Entstehung der vorgeschichtlichen Wandtafeln. Aus dem Verwaltungsbericht des westpreussischen Provinzialmuseums für das Jahr 1897.

Gräts, Dr. L., Professor in München, Ueber die angeblichen Handstrahlen. Separatdruck aus der Münchner medicinischen Wochenschrift. Nr. 33. 1898.

Hirth, Friedrich, Schantung und Kiam-tschü. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 218 und 219 vom 27. und 28. Sept. 1893. München.

Jecht, Dr. Richard, Codex diplomaticus Lusitaniae superioris II, enthaltend Urkunden des Oberlandes Husienkrieges und der gleichzeitigen die Sechsländer angehenden Fehden. Im Auftrage der Oberländerischen Gesellschaft der Wissenschaften gesammelt und herausgegeben. Heft 3, umfassend die Jahre 1426—1428. Görlichs 1898.

Jubiläum. Das 150 jährige der Herzoglich technischen Hochschule Caroli-Wilhelmina zu Braunschweig im Juli 1895. Festschrift, veröffentlicht vom allgemeinen Jubiläumsausschuss. Braunschweig. Vieweg & Sohn.

Kurtz, Hermann, Adam und die menschliche Urheimath. Eine anthropologische Skizze. Hannover 1891. Fr. Rehtmeyers Verlag.

Laschan, F. v., Die Alterthümer von Benia. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. März 1896.

Müller, Dr. Arthur, Frauenarzt in München, Ueber die wechselseitigen Beziehungen zwischen Kopfform und Gehirneigenschaften. Separatdruck aus der Münchner medicinischen Wochenschrift. Nr. 41. 1899. Verlag von J. F. Lehmann, München.

Mutter Erde, Eine Wochenschrift. Technik, Reisen und nützliche Naturbetrachtung in Hans und Familie. Verlag von Spemann in Berlin und Stuttgart.

Nehring, Dr. A., Professor in Berlin, Ueber paläolithische Feuerstein-Werkzeuge aus den Diluvial-Ablagerungen von Thiede (bei Braunschweig). Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 18. April 1899.

— Ueber ein anscheinend bearbeitetes Geweihende des Cervus eryceros von Thiede bei Braun-

schweig. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 21. Juni 1890.

— Ueber die Höhle von Holzen am Ith (Kreis Holmünden) und ihre Bedeutung als mathematisches Schachspiel catholischer Malsereien. Separatdruck aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. Januar 1894.

Nordhoff, Dr. J. B., Professor an der K. Akademie in Münster, Römerstrassen und das Delbrückergelände. Münster 1898. Druck und Verlag der Regensbergischen Buchhandlung.

Preuss, Dr. K. Th., Künstlerische Darstellungen aus Kaiser-Wilhelm-Land. An der Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1898.

Prinsinger d. Ae., Dr. A., Altsalsburg (Ivato). Mit einem Anhang über die Grundworte Au und Gan, Ache und Bach, über alsaleurgische Geographie und Salsach-Urprung. Salsburg 1898.

Ranke Johannes, Der Stürfortsatz der Schäferschuppe bei den Primaten. Aus den Sitzungsberichten der math.-phys. Cl. der K. bay. Akad. d. Wiss. 1898. Bd. XXVIII. Heft II. München.

Ranke, Dr. K. E., Aus meinen Erlebnissen und Beobachtungen unter den Indianern Centralbrasilien. Sonderdruck aus der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 270/271. München 1897.

Rathgen, Friedrich, Die Conservirung von Alterthumsfunden. Mit 49 Abbildungen. Berlin, W. Spemann 1898.

Reuleaux, Carl, Kriegstechnisches und Malakozoologisches in gesammelten Ansätzen. Leipzig 1899. Verlag Bernhard Franke.

Rödiger, Fritz, Ein Wort für die Kunstdenkmäler und Kunstbauten der Ureit im Fichtelgebirge, d. h. Eine Abhandlung zu Ehren und Andenken an den Maldesteinen, der Röhler- und Tafelsteine und der Druidenschilder nebst Zubehör. Aufsatz aus der Göttinger Zeitschrift „Hofer Anzeiger“. Nr. 56: Der Erzähler an der Saale. 1894.

Selenka, Dr. Emil, Atypische Placentation eines altweltlichen Schwanzaffen. 1898.

Sitzungsberichte des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig 1894—95. v. Blasius.

Stratz, Dr. C. H., Ueber die Körperformen der eingebornen Frauen auf Java. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXV. Bd. 5. Heft. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg & Sohn. 1896.

Virehow, Dr. Hans, Das Skelett der gestreckten Hand. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. März 1896.

Wilser, Dr. Ludwig, Stammam der arischen Völker auf Grund des Vertheilungscentrums der nord-europäischen Menschenrasse (*Homo europaeus dolichocephalus flavus*). Aus der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift. Bd. XIII. Nr. 51.

— Der Norden ist die Wiege der Menschheit. Aufsatz aus der Zeitschrift „Deutsche Welt“.

Weiss-Bückeburg, Dr. med., Stammeswanderungen der grossen und kleinen Chanken, nachgewiesen an Ortsnamen. Sonderabdruck aus dem Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1898.

II. Fremdsprachliches.

Meriout, A new investigation of man antiquity at Trenton. By H. C. Doyhlowa. Pa.

Starr, Frederick, The Mapa de Cuauhtlanzinco or Codice Campos [The A University of Chicago department of anthropology. Bulletin III.] Chicago 1898.

— Notched Bones from Mexico. A Shell description from Tula, Mexico. 1898.

Suadberg, John C., The Inat Crusade. The Irish Rosary a Monthly Magazine conducted by the dominican fathers. September, October 1898.

Willoughby, Charles C., Prehistoric burial places in Maine. — [Archaeological and ethnological papers of the Peabody Museum — Harvard University.] Vol. I. Nr. 6. 1898.

Youmans, William Jay, Applet on popular science Monthly. Vol. LIII. Nr. 6. October 1898.

Bulletin de Correspondance Hellenique. — *Δελτίον Ἑλλησπονδίας*. — I—VIII. Vingt et unième année — Janvier — Août 1897. IX—X. Vingt et unième année — Septembre — Octobre 1897. Paris 1897. [Ecole française d'Athènes.]

Manouvrier, L., Réponse aux objections contre le Pithecanthropus. Paris 1896.

— Deuxième étude sur le Pithecanthropus erectus comme précurseur présumé de l'homme. Paris 1896.

Pitard, Eugène, Étude de 69 crânes Valaisans de la vallée du Rhône (Valais inférieur). Revue mensuelle de l'école d'anthropologie de Paris, fondée par Abal Hovelacque, publiée par les professeurs. Huitième année — VII. — 15 Juillet 1898.

Ujfalvy, Charles de, Mémoire sur les Huns blancs (Ephthalites de l'Asie central, Huns de l'Inde) et sur la déformation de leurs crânes. Paris 1898.

Costa, Dr. Pietro, Il terzo trocantere la fossa iprocentrica la cresta iprocentrica nel femore dell'uomo. Firenze 1890.

Ginfrida-Roggeri, V., Un nuovo carattere pithecoide in 18 crani di alienati. (Assenza della fossa glenoidea del temporale. — [Rivista sperimentale di freniatria. Direttore A. Tamburini. Vol. XXIV. Fasc. I.] Reggio-Emilia 1898.

— Il Peso dell'encefalo in rapporto con la forma del cranio e col mefismo. Reggio-Emilia 1898. [Rivista sperimentale di freniatria. Direttore A. Tamburini. Vol. XXIV. Fasc. II.]

— La statura in rapporto alle forme craniche. Note di antropologia Emiliana e Lombarda. Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia. Volume V. Fascicolo II.

Ontes, Felix F., Ethnografía Argentina segunda contribucion al estudio de los Indios Querandies. Buenos Aires 1898.

D'Ossat, Dr. G. de Angelis, Contribuzione alla paleontologia Romana. [Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia. Vol. V. Fascicolo II.]

Lebmann-Nitsche, Robert, Anthropologia y craneologia conferencia dada en la seccion antropologica del primer Congreso Científico Latino Americano. [Revista del museo de la Plata. Director Francisco P. Moreno.] La Plata 1898.

О СТРОЕНИИ БОЛЬШОГО МОЗГА, У СТОБЪ, ЛАТЫШЕЙ И ПОЛЯКОВЪ. P. Beiseger.

Berichtigung.

In meiner Mittheilung über Die vorgeschichtlichen Walle am Reiting (Elm) in Nr. II, Seite 184, Spalte 2, Zeile 5—5 von unten ist statt der Worte: „Die höchste Erhebung hat der Elm mit 325 m im Adamsbäl, einem bereits von Eocrinitenkalk gebildeten Rücken, der u. a. w.“

„Die höchste Erhebung hat der Elm mit 325 m im Ellumserhorna, einem unmittelbar östlich vom Signal Knaxberg gelegenen Fortorte des bereits von Eocrinitenkalk gebildeten Rücken, der u. a. w.“

H. Lühmann.

Aeusserer Verlauf der XXIX. allgemeinen Versammlung in Braunschweig.

Nachdem im Laufe des Mittwochs, des 3. Augusts, sich schon zahlreiche Mitglieder und Freunde der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, zum Theil mit ihren Damen, eingefunden hatten, fand um 8 Uhr im schön erleuchteten Garten des „Wilhelmsgartens“ die Begrüssung der Gäste statt. Hier wurden unter den Klängen der Glindeemann'schen Kapella alle Bekanntschaften aufgeführt und neue geschlossen. Etwa um 9 Uhr begrüßte der Localgesellschaftsführer Geh. Hofrath Prof. Wilh. Blasius die Erschienenen. Er wies darauf hin, dass auslässlich des Verlasses, das das deutsche Volk durch den Tod des Begründers des Deutschen Reichs erleiden, der Freunde der Braunschweiger über das Erscheinen so vieler Festtheilnehmer aus allen Gauen des Deutschen Reichs zwar kein besonderer Ausdruck durch Flaggenerschmück u. s. w. gegeben werden könnte, versicherte aber, dass die Freude in weiten Kreisen eine grosse sei, und gab der Hoffnung Ausdruck, dass der wissenschaftliche Erfolg der Versammlung ein recht grosser sein möge. — Der Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Professor Dr. J. Ranke (München), dankte in warmen Worten für die freundliche Begrüssung und schloss mit einem dreifachen Hoch auf Braunschweig, das lauten Wiederhall fand. —

Der ersten Sitzung am Donnerstag, den 4. August, ging von 8—10 Uhr Morgens eine Besichtigung des Städtischen Museums und des Städtischen Ar-

chivs voraus. Namentlich in den Sammlungen des Museums, die durch das Entgegenkommen der Stadtverordneten-Versammlung noch kürz vorher eine, wenn auch nur provisorische Neuaufstellung der vorgeschichtlichen und ethnographischen Abtheilung erfahren hatten, bewogen sich zahlreiche Gäste unter Führung der Herren Director Dr. Fabus und der Conservatoren Dr. R. Andree und Major a. D. Wegener; viele der interessanten Ausstellungsgegenstände gaben so lebhafter Discussion Veranlassung. —

Bald nach 10 Uhr begann in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Marmorhalle des Wilhelmsgartens die Eröffnungs-sitzung. Herr Geheimer Medicinalrath Professor Dr. R. Virchow eröffnete dieselbe unter Hinweis auf den schweren Verlust, den das ganze Vaterland betroffen habe. Wenn man trotzdem dazu übergehe, in die Verhandlungen einzutreten, so geschähe dies unter dem Gesichtspunkte, dass der Mensch vergänglich, die Arbeit aber über das Grab hinaus gehen müsse. Nachdem sich dann der Eröffnungsvortrag des Vorsitzenden „Über die jüngere Steinzeit“ unmittelbar daran geschlossen hatte und die Versammlung für eröffnet erklärt war, nahm zunächst Herr Geheimer Hofrath Professor Dr. W. Blasius das Wort, um im Auftrage des Herrn Staatsministers Dr. v. Otto, der telegraphisch zu den Trauerfeierlichkeiten nach Berlin berufen und dadurch verhindert war, selbst an erscheinen, die Ver-

sammlung seiner vollsten Sympathien zu versichern, an deren Bestehen er das höchste Interesse habe. Sodann begrüßte Herr Geheimer Hofrath W. Blasius die Versammlung als Namens der Localgeschäftsführung, Herr Oberbürgermeister Dr. jur. W. Pockels Namens der städtischen Behörden und Herr Rector Professor R. Schöttler im Auftrage der Herzoglich technischen Hochschule. Herr Dr. med. O. Hartmann überbrachte der Versammlung die Grüße des Aerztlichen Vereins und Herr Professor Dr. Rich. Meyer sprach ein warmes und herzliches Willkommen im Auftrage des Vereins für Naturwissenschaft aus. — Sodann erstattete Herr Professor Dr. J. Banke den wissenschaftlichen Jahresbericht. Am Schlusse desselben gedachte er des 60 jährigen Jubiläum der akademischen Lehrthätigkeit des Ehrenpräsidenten der Gesellschaft, Herrn Geheimen Medicinalraths Professors Dr. R. Virchow und fürdrte die Versammelten auf, sich zum Zeichen der Verehrung für denselben von ihren Sitzen zu erheben und damit zu documentiren, wie innig sich die Gesellschaft mit ihrem Gründer verwehnen fühle und wie stolz sie sei, dass er noch mit ganzer Kraft das Steuer derselben in den Händen halte. — Tief bewegt dankte der Gefeierte für die ihm erwiesene Ehrung. — Hierauf nahm Herr Oberlehrer J. Weismann (München), der Schatzmeister der Gesellschaft, das Wort. Er erwähnte die Leistungen der Gesellschaft in den 29 Jahren ihres Bestehens, forderte zur Gewinnung neuer Mitarbeiter auf, dankte der Localgeschäftsführung für alle nach dem Programm beabsichtigten Veranstaltungen und gab der Ueberzeugung Ausdruck, dass sich jeder Festtheilnehmer mit Vergnügen an die Tage in Braunschweig erinnern werde. — Nach Entgegennahme des Kasensberichtes und Wahl des Rechnungsausschusses erfolgte um 1/2 Uhr der Schluss der ersten Sitzung.

Nachdem dann die meisten der Theilnehmer im Grossen Saale des Wilhelmgartens ein Braunschweiger Würstchenfest eingenommen hatten, begannen unter Führung der Herren Regierungs- und Baurath Pfeifer, Professor P. J. Meier, Apotheker Bohlmann und Stadtgeometer Knoll Rundgänge durch die Stadt. Um 8 Uhr waren die einzelnen Abtheilungen in der Burg Dankwarderode versammelt, und wurde diese und der Dom dann unter Führung der zuerst genannten Herren eingehend besichtigt. —

Nachmittags 6 Uhr fand im Deutschen Hause ein Festessen statt, dessen Veranstaltung das Ausschussmitglied, Herr Oberst v. D. Fr. Brauns, vorbereitet hatte. Der festlich geschmückte Saal konnte die grosse Zahl der Festtheilnehmer kaum fassen, die sich in fröhlichster Stimmung befand. Freiherr von Andrian-Werburg brachte ein begeistert ungenommenes Hoch auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. und Seine Königliche Hoheit den Prinzregenten Albrecht, die Förderer aller Friedensarbeit, aus. — Herr Oberbürgermeister Pockels toastete auf die Deutsche anthropologische Gesellschaft; Herr Geheimer Medicinalrath Virchow wies in launiger Rede darauf hin, dass Braunschweig in den statistischen Karten, welche sich mit der Farbe der Haare und Augen der Bevölkerung beschäftigen, durch einen grossen blonden Fleck dargestellt werde und dass man in der ganzen Welt keine ähnliche Stelle finde, in der ein bestimmter — hier der germanische — Typus so stark vertreten sei als in Braunschweig; er liess die Braunschweiger hochleben. Gubernath Waldeyer-Berlin gedachte in kräftigen Worten der grossen Mühen, die der Localgeschäftsführer, Geheimer Hofrath Blasius, mit dem Arrangement der Versammlung gehabt, und brachte

ein Hoch auf ihn und seine Gemahlin aus, während Herr Bibliothekar Fr. Teves-Bannover in humorvollen Versen die Damen feierte. — Im späteren Verlaufe des Essens wurden auch einige der von den Herren Real-schuldirector Dr. Hermann Jahn und Tornaspector A. Hermann gedichteten humoristischen Festlieder gesungen.

Abends fanden sich viele Theilnehmer mit ihren Damen im Wilhelmgartens zum Concert ein, an dem der Besitzer des Wilhelmgartens, Herr Kruse, den Theilnehmern an jedem Abende der Versammlungswoche freien Eintritt gewährt hatte. —

Am Freitag, den 5. August, Vormittags 9-10 Uhr fand eine Besichtigung des Heroischen Museums und der dieselbst veranstalteten Ausstellung vngeschichtlicher Alterthümer aus Privatsammlungen statt. Auch die Sammlung des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Wolfenbüttel hatte ihre werthvollsten Stücke hergeliehen. Um die Aufstellung der Sammlungen hatten sich besonders die Herren Museums-inspector Dr. Chr. Scherer, Postmeister a. D. J. Jungbluth und Lehrer Voges (Wolfenbüttel) verdient gemacht. Zur Anstellung waren gelangt Gegenstände aus den Sammlungen der Herren: Amtmann Saal in Glentorf bei Königslutter, Gräbner (a. Vase) in Beerfeld, Amtlicher Rithaupter in Echershausen, Postverwalter Valbick in Hedwigshurg, Lehrer Knop in Borsum, Gastwirth W. Otto in Salzdahlum, Lehrer Voges in Wolfenbüttel, Dr. Fr. Barner in Horburg, Frau Domänenpächter Lüdke aus Homburg und Dr. med. K. Haake aus Braunschweig. Letzterer hatte seine in zwei Schränken aufgestellten Feuersteingeräthe, in einer von ihm zuerst angewandten Methode, auf durchsichtige Celluloidtafeln geklebt, sodass Vorder- und Rückseite gleichmässig zu sehen sind. — Ganz besonders Anziehungskraft übten die zahlreichen Jadeitachen aus, die in den letzten Jahren im Herzogthum Braunschweig gefunden sind, darunter ein Jadeitischbeil aus dem Geiseler Holz von 41,5 cm Länge, 11,2 cm Breite und nur 2,8 cm Dicke; es ist somit das grösste bisher in Deutschland gefundene Stück. — Auch die übrigen Schätze des Herzoglichen Museums wurden von vielen Theilnehmern mit grossem Interesse besichtigt. —

Um 10 Uhr begann sodann die zweite wissenschaftliche Sitzung im Marmorsaale des Wilhelmgartens, die mit einer 1/2 stündigen Unterbrechung zum Frühstück um 12 Uhr bis 1/2 Uhr dauerte. Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Wilhelmgartens unternehmen um 3 Uhr über 100 Theilnehmer in zwei Partien einen Ausflug mit electriccher Bahn nach Wolfenbüttel, wo sie von Mitgliedern des Ortsausschusses in Empfang genommen und zu den Sebenswürdigkeiten geleitet wurden. In der Herzoglichen Bibliothek begrüßte Herr Oberbibliothekar Geheimer Hofrath Professor Dr. O. v. Heinemann die Gäste und übernahm auch die Führung durch die Räume, um ihnen die hauptsächlichsten Schätze zu zeigen. Im Landesarchiv wurden die Theilnehmer von Herrn Archivrath Dr. P. Zimmermann empfangen und geleitet, die Erklärung der Marienkirche hatte Herr Lehrer Voges übernommen. — In dem herrlich gelegenen Vergnügungsort der Wolfenbütteler „Antoinettenruh“, wo für die Anthropologen die besten Plätze reservirt waren, wurde der herrliche Abend bei Concert verbracht und um 1/2 10 Uhr brachten die Extrawagen der electricchen Strassenbahn die Theilnehmer wieder nach Braunschweig zurück. —

Am Sonnabend, den 6. August, Vormittags von 8-10 Uhr wurde von vielen Theilnehmern die Herzogliche technische Hochschule, in welcher der Rector Professor R. Schöttler zur Begrüßung anwesend war, und das mit derselben räumlich verbundene Herzogliche Naturhistorische Museum besichtigt. Der Director desselben, Herr Geheimrath Hofrath Professor Dr. Wilh. Blasius, übernahm die Führung durch das letztere. Im Mikroskopzimmer hatte Museumsinspector F. Grabowsky eine kleine Ausstellung von vorgeschichtlichen Gegenständen veranstaltet, die zum Theil zu den Beständen des Naturhistorischen Museums gehören, zum Theil im Privatbesitz sind. Die zahlreichen Feuersteinsachen, die schon im Städtischen und im Herzoglichen Museum lebhaftes Interesse erregt, wurden auch hier wieder gehörend gewürdigt. Besonders Interesse erregten bei einzelnen Anthropologen die höchst wahrscheinlich paläolithischen Steinwerkzeuge, die aus den Kiesgruben von Leiffelde (Provinz Hannover) herstammen. Ausgestellt waren hier auch die Funde, die der eben Genannte bei Ausgrabungen auf der Höhenburg bei Waterstedt gemacht hat, die im Antrage des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Brannschweig-Wolfenbüttel ausgeführt sind. — Im letzten Saale des Naturhistorischen Museums öbten die vor- und frühgeschichtlichen Schädel besondere Anziehungskraft auf die Anthropologen aus. Herr Sanitätsrath Dr. O. Berkhan, der dieselben für die Festschrift bearbeitet hat, gab hier bereitwilligst auf besondere Anfragen Auskunft. —

Um 10½ Uhr Vormittags begann die Schlussitzung im Marmorhalle des Wilhelmgartens, die ohne Unterbrechung bis gegen 3 Uhr Nachmittags währte. Nachdem die Reihe der Vorträge geschlossen war, sprach Geh. Medicinalrath Prof. Virchow im Namen der Anthropologischen Gesellschaft den Dank für die viele Theilnahme und Aufmerksamkeit aus, die dieselbe in Brannschweig gefunden habe. Prof. Wilh. Blasius erwiderte mit einigen Worten und wies auf die vielen Anregungen hin, die die Brannschweiger Anthropologen durch die Tgung der Versammlung hier gehabt hätten. Seiner Aufforderung, zu Ehren des hochverdienten Präsidens anzu erheben, folgten die Anwesenden gern. —

Nachdem ein Theil der Theilnehmer von 3 Uhr ab das Vaterländische Museum unter Führung der Mitglieder des Vorstandes besichtigt und in den Besichtigungen in der Stadt und deren Umgebung vorgenommen, ein anderer Theil einer Einladung der Firma Friedr. Vieweg und Sohn zu einem Festmahl nach dem Deutschen Hause gefolgt war, trafen sich Abends 8 Uhr alle Theilnehmer wieder im Stadtpark, wo die Stadt Brannschweig ihren Gästen ein Gartenfest gab, zu dem der nördliche Theil des Gartens und die neuen Wirtschaftsräume reservirt waren, während ein zahlreiches Publikum den nicht abgegrenzten Theil des Parks besetzt hielt. Kurz nach 8 Uhr erstahlte der Festplatz im Lichte angegeblicher Lampions, die Brannschweiger Hasenkapelle begann mit der Ausführung eines ausgewählten Programms und in den wunderschön geschmückten Räumen des Restaurants war in glänzender Weise für die Bewirthung der Gäste Vorsorge getroffen. Gegen halb 9 Uhr eröffnete Herr Oberbürgermeister Dr. jur. Poekels das Fest mit einer launigen Ansprache und forderte am Schluß an, auf das Wohl der anwesenden und der leider fern geliebten Damen einen kräftigen Salamsander zu reiben, welcher Aufforderung alle Herren gern nachkamen. Kurze Zeit nach diesem Toast erschien eine Anzahl

junger Damen in der Bauertracht des Landes und überraschte die Versammlung durch ihr swangiges humorvolles Auftreten und durch passende, von Herrn Turninspector A. Hermann in niedersächsischer Mundart verfasste Ansprachen.

Es wurde dargestellt:

Rieke	durch Frl. Hedwig Pfeifer
Dortchen	„ „ Else Bewig
Jettchen	„ „ Emmy Schröder
Hanne	„ „ Käthe Körner
Anne Marie	„ „ Marga Haner
Christine	„ „ Toni Schröder
Kathrine	„ „ Lisbeth Pfeifer
Lisbeth	„ „ Meta Bewig

Rieke (voran als Führerin):

Hier komt man her, hier is noch Platz de Menge,
Dat is ja hier ein firscherlich Gedräge.
De ganze Stadtpark is ja hüt vull.
De Lüde sind ja reine-wegens dull.
Da Dortchen, sette diene Kurv man dal
Wenn ok dei Stätters kiekt, dat is siegel.

Ein Köllner (dazwischen tretend):
„Hier ist kein Platz für Sie. Dieser Tisch ist schon für die fremden Herrschaften belegt.“

Dortchen:

Hei will doch wol dei Stüdde hier verwehren?
Wi könnt doch ok hier use Geld verlehren!

Jettchen:

Ha-t Recht! Sie, Köllner, kommen so mal' swind
Un zählen Sie, woviel wir near sind,
Un het sei dat, denn bringen Se mal Bier,
En Schoppen for en Jeden; verstehn Se mir?

Hanne:

Dei damme Bengel will sich weg hier stiewen;
Erst grade recht willt wi nu sitten bliwen.
Dei Stätters mußt isch dössen Diech wol laten,
Wi kinnt in noen Söndesgestalt isch seihen laten.

Rieke:

Oh wi dat künnt! Ik möchte von den Rücken,
Dei jünne traget, neinen doch antrecken.
Un dat is ok man allens lien Plinßer,
Wat von'n Kopp'n Bussen binget 'runner. (Stelt auf)
Da kicket man mal ne Motten an
San'n Haut darmidde sik nich mäten kann;
'teind drittig Ellen swaren Aalbad,
Wat ik upstund hier note in der Hand.

Dortchen (steht auf und zeigt ihren Rock):

Un saunen Folerock, dei kann sik seihen laten,
Den kann Ein dristig wisse mal anfaten.

Jettchen (ihre Hemdärme zeigend):

Sölswet 'spannen,
Sölswet 'emakt,
Dat is de beste Bredendracht.

Hanne (steht auf und zeigt ihr Tuch):

Un saunen Dauk, Grotdunck hat ne sticket,
Hei is al old un gar noch nich verkiecket,
Un mine Frese, sin nu slotewit,
Wo gladdie dei un minen Halse sitt.

Rieke:

Ok ne Strümpe, dei wi sölswet knüttet,
Wo stramme dei an neen Beinen sitted!

Jettchen:

Ja, wat wi draget, dat is allens echt.
Et kost' ok Geld, 'tis billig nich un slecht. —
Nu, Mäken, lat' esch awerst ok mal drinken!
Prost! (Alle trinken.)

Hanne (anf einen älteren Anthropologen zeigend):
Nak mik deist Eie mid sinen Ogen plinken.

Rieke:
Dei Herre mag dik ganz verwiese sien;
Schall ik mal fragen, wenn bei dik will frien?

Hanne:
Um't Himmelwillen, dei is all wat old,
Sien Kopp is grise; dei is mik veel tau kolt.

Jettchen:
Ik glöw, an'n Enne is't Ein von den Minsehcn,
Dei wi sau gercn mal tau seiben wünscheu.

Rieke:
Du meinst, dei her nah Brunswyk sind 'ekomen.
Un sik, ar sei nn sind, het vor'emenen,
In Straten un in Hösern 'rum tau sliken
Un dat, wat old is, nipe tau behiken.
Ik glöw 'ok, dat sei't sind, willst doch mal fragen.

Dortchen (an Herrn Bau'rath Pfeifer herantretend;
macht einen Knix und besinnt sich):
Wat woll ik doch? — Ich wollte Sie mal fragen,
Ob Sie uns Mädchens dahn mal sagen,
Wann die da die Anterpologen sind?

Pfeifer:
Ja wohl, das sind die Herren da, mein liebes Kind.

Jettchen:
Hew ik doch richtig 'dacht un richtig 'sein.
Nu Rieke, seg du äsch, wat schall nu 'schein?

Rieke:
Wat use Kanter is, dei hat äsch doch vertell't,
Nah Brunswyk kemen ut der ganzen Welt
In düssen Dagen mächtig klauke Heeres,
Dei forschen nah dat Ole gröllich gercn.
Sei möchten ok mal Buermäkens seiben
Wj schöllcn man tau Tweien oder Dreien —
Et können ok en paare mehr noch sien —
Man dristig mal heran gahn tau den Lilen.
Denn möchten wi, san'n Heerens ok wat schenken,
Nieh grade veel, san'n lüttig Angedenken.
Ik hew mid usen Kanter dat nu ut'eoht,
Un Dortchen hat't in sinen Korwe middebrocht.
(Alle seuben nun aus dem Korbe ein Stöck heraus.)

Rieke (mit einer alten Zinnlampe zu Geheimrath
Virchow):

Dät is for Sei! En echten olen Krüsel
Dat old bei is, kann sein Ein, dei dat kennt.
Hei hat vor hundert Jahren al in Oelper
Et Abens up en Stawendiech 'ebrenst.
Krigt bei en nien Docht un passig Oel,
Sau brennt hei wol der Jahre noch sau veel.
Ik glöwe, kik ik san in Oehr Gesichte.
Sei sind ne ole, mächtig grote Lüchte.

Dortchen (mit einem Zinnbecher zu Geheimrath
Waldeyer):

Dät Maat, tau'n Drinken is't for Sei
Et steiht er anne allderie!
Hier sit't'ee Frue mid'en Spinnewocken;
Hier prowet Ein, wenn use Mamme gut;
Un da sit't Ulempelge, düsse lust'ge Bengel,
Dei hrüet eine Sehelmenstücke ut.

Jettchen (mit einer Bortfelder Bauernfigur zu
Freiherrn von Andrian):

Dät is for Sei!
En riechtigen Buer mid'ner Towelkipe.
Dei witte Kittel, Haut un Strümpe stimmt genau.
Ja, kiken Sei man mal recht nipe tau.

Hanne (mit einer Bortfelder Bauernmaenfigur zu
Professor Ranke):
Sei kriget zu de Müdders von den Baren.
Dat sei von'n anner möt, is tas beduren.

Anne Marie (mit 6 weißen Ofenkacheln zu Oberlehrer
Weissmann):

Von'n olen Owen het wi Kacheln 'Ynnen.
Se sind ganz echt un rar ok up er stannen.
Von düssen Kacheln kriegt Sei hier drei,
(zum Museumsinspektor Grahowsky)
Dei andern, Herr Entspekter, sind for Sei.

Christine (mit einem alten Zinnleuchter zu
Geheimrath Blasia):
Ik möchte Sei sau gercn ok wat gewen,
Da hew ik denn den Lüchter up'edrewen.
Hei is von blanken, echten, reinen Tinn.
Hier, nehmen Sie den von Christian hin.

Kathrine (mit einem alten Thonkrug zu
Dr. Andree):

Sei het en Bank owar äsch 'cehrewen,
Dafor möt wi doeh Oehnen wat gewen.
Wenn irgend Eio wat kriegen möt,
Sind Sei't. Hier düssen olen Pott;
Dei hat deip in der Eere legen,
Un da en Huse brocht veel Segen.

Lisbeth (mit einem alten Braunschweiger Deckelkrug
zum Oberbürgermeister Pockels):

Sei sind, et is äsch vohren vertell't,
De Owerburgemester, un al dat Geld
Fort Beier, wat löschet hier asen Döst,
Het sei ut en Schappe bergewen möst.
Darmidde Sei süwket ok kriegt 'enog
San is for Sei düsse ole Krang.

Rieke:
Nu Mäkens, komt, wi möt nu gahn,
Wat schüllt wi hier noch 'rumme stahn?
Et schall äsch liewelang noch freun,
Dat wi dei Heeren het 'esehn.
Stah't hille up un maket äx,
Tau'n Awchied einen gladden Knix. —

Um die Costümirng der Dames, wofür Herr Bau-
rath Pfeifer sich besonders bemüht hat, an ermög-
lichten, hatte der Director des Vaterländischen Museums
einen Theil seiner Schätze zur Verfügung gestellt,
andere Anzüge waren durch Vermittlung von Frau
Pastorin H. Schattcnberg aus Kitzum hergeliehen
worden.

Im Laufe des Abends kam es zwischen des Bauern-
mädchen und einzelnen Anthropologen noch zu leb-
haften Sesscen. Letztere wurden umringt, im Kreise an-
tastet und mussten sich dann freikanfen. Im weiteren
Verlaufe des Festes sprach Herr Prof. Dr. J. Ranke
noch einmal der Stadt Braunschweig, den Behörden,
insonderheit Herrn Oberbürgermeister Dr. jur. Pockels
und dem geschäftsführenden Aneschnue der braunschwei-
gischen Anthropologen den Dank der gesammten aus-
wärtigen Theilnehmer aus und versicherte, dass alle,
die von Fern hergekommen seien, Braunschweig in
dankbarer Erinnerung behalten würden; die hochge-
spannten Erwartungen, mit denen alle hierher gekom-
men, seien weit übertroffen worden. —

Gegen 12 Uhr schloss das schöne Fest, das in der
Erinnerung aller Theilnehmer sicerlich einen unver-
gesslichen Eindruck hinterlassen haben wird. Es halts
damit der erste Abschnitt des Congresses, die Tage der
officiellen Sitzungen und wissenschaftlichen Vorträge,

einen glänzenden Abschluss gefunden. In den folgenden Tagen sollte die anthropologische Wissenschaft gefördert und den Theilnehmern an der Versammlung noch Anregung geboten werden in der freieren, swanglosen Form von Anstößen. —

Am Sonntag, den 7. August Morgens 8 Uhr fanden sich auf der Mäsenmastrasse am Steinthore 29 Droschken ein, auf welche sich die Theilnehmer so vertheilten, das möglichst ein Brannschweiger mit fremden Gästen einen Wagen besetzt, um als Führer dienen zu können. Man hatte darauf Bedacht genommen, den fremden Gästen vorzuführen, was andere nächste Umgebung an landschaftlichen Reizen besitzt. Durch die Kastanien-Allee führte der Weg über den zum Park angeschlossen alten „Grossen Exercierplatz“ durch Riddagehansen, am Kreuzteich und dem herrlichen Forstgarten vorbei über Schöpfenstedt und Kremlingen nach Gross-Veltheim. Gegen 10 Uhr rollten die Wagen, begrüst von dem Pächter des Ritterguts, Herrn Grieffenhagen, durch das gewählte Thor auf den Hof der alten Wasserburg, und wurde dieselbe unter Führung von Prof. P. J. Meyer besichtigt, der auch in Kürze die wichtigsten Daten aus der Geschichte des Gutes und Schlosses an Veltheim vorführte. Da eine Besichtigung der Kirche des gerade stattfindenden Gottesdienstes wegen nicht stattfinden konnte, wurden alsbald die Wagen wieder besetzt und nach kurzer Fahrt Lucklückin, die alte Niederlassung des deutschen Ordens, erreicht.

Gruppenweise besahen nun die Ausflügler den herrlichen Park und das Innere des Schlosses, des ehemaligen Comthureigenthums, wo besonders der Ritteraal mit den Bildnissen der Ordensconflure und den Angehörigen des Brannschweiger Fürstenhauses das Interesse Aller fesselte. Professor P. J. Meyer übernahm auch hier die Erklärung, indem er auf alles, was historisch oder kunstgeschichtlich von Wichtigkeit ist, aufmerksam machte. Nachdem nach Beendigung des Gottesdienstes auch das Innere der Kirche besichtigt war, wurde die Fahrt fortgesetzt. Das Ziel war jetzt die alte Hechlinde in Evessen. Durch einen mit Tanneureisig und Föhnen geschmückten Trümpfbojen fahrend, der gerichtet am nordwestlichen Eingange des Dorfes errichtet war, erblickten die Anthropologen den 7 Meter hohen Tomulus mit der stolzen, etwa 15 Meter hohen Linde, dem Stolz der Evesser. Ein Ortsanschnitt, an der Spitze die Herren Ortsvorsteher Eimecke und Oberamtmann Decke, begrüßte die Ankommenden am Fusse des Hügel, und am Eingange zur Linde standen ein junges Mädchen und ein Kind (Friede Lüdecke) in der alten malerischen Volkstracht.

Das Mädchen (Frä. Minna Kremling) sprach dann folgende von Herrn Oberamtmann Decke verfasste Strophen:

Nä, Lütje, kiket man blos an,
Wat ward denn hier man vorenomen?
Wat wilt se alle, Mann vor Mann,
De her nt Bronswig sich ekommen?
„Anthropologen“ stilt se beten,
Ik wert nich, wat dat eintlich is,
Dat „Alterthum“ stilt se bedriegen,
Un old enoug sind se gewis.
Dat sind ja ole Knasterbirt
Mit griesen Kopp un griesen Bart
Un doch gefalit se mik ganz nüdlich
Un sind von echter, dütcher Art.
Doch ganz künnt ni jech ok nich trües,
Jach Dotengrähers nt der Stadt,

Ji wilt an use grote Linne,
Un dat wilt wi sich — merkte wat?)
Lat liggen man de olen Jungens
De hier in düssen Barge sitt';
So lange grün noch ward de Linne,
Stilt Kaub' se hebben — alle Tid.
Un doch frent wi äsch ganz anböning,
Dat Ji hernt ekommen sind,
Un nu besiet Juch man Alles
Un gahet weg nich tan gewind. —

Herr Geheimrath Virchow, welcher der Sprecherin zunächst stand, dankte in herrlicherster und gewinnendster Weise und ermahnte die Jugend, auch fernerhin die ehrwürdigen Sitten und Bräuche der Vorfahren pietätvoll zu achten und werth an halten. Oben an der Linde, von wo aus man eine prächtvolle Aussicht genießt, machten dann Dr. Andree und Museumsinspector Grabowsky (der in „Globus“ Jahrg. 1895 S. 16/16 diesem Baume eine Abhandlung gewidmet hat, welche durch die Liebenswürdigkeit der Firma Friedr. Vieweg und Sohn als Sonderabdruck ausgesendet und unter der Theilnehmer an dem Anstöße vertheilt worden war) auf die dicke Benagelung derselben aufmerksam, die wie beim „Stoek im Eisen“, dem Wahrzeichen Wiens, auf den alten Volksberglauben zurückzuführen ist, dass man durch Einschlagen von Nägeln in einen Stamm sich von körperlichen Leiden befreien könne. —

Nach herrlicherer Verabschiedung suchte man nun schnell die nächstfolgende Station, das Reitingen-wirthshaus, zu erreichen, denn es war Mittag geworden. Die Schnelligkeit, mit der die Schlüssel der wohlbesten Frühstücksstafel gelöst wurden, bewies, wie sehr der Theilnehmer an dem Anstöße vertheilt worden war) auf die dicke Benagelung derselben aufmerksam, die wie beim „Stoek im Eisen“, dem Wahrzeichen Wiens, auf den alten Volksberglauben zurückzuführen ist, dass man durch Einschlagen von Nägeln in einen Stamm sich von körperlichen Leiden befreien könne. —

Nach herrlicherer Verabschiedung suchte man nun schnell die nächstfolgende Station, das Reitingen-wirthshaus, zu erreichen, denn es war Mittag geworden. Die Schnelligkeit, mit der die Schlüssel der wohlbesten Frühstücksstafel gelöst wurden, bewies, wie sehr der Theilnehmer an dem Anstöße vertheilt worden war) auf die dicke Benagelung derselben aufmerksam, die wie beim „Stoek im Eisen“, dem Wahrzeichen Wiens, auf den alten Volksberglauben zurückzuführen ist, dass man durch Einschlagen von Nägeln in einen Stamm sich von körperlichen Leiden befreien könne. —

Sodann kam die Wissenschaft wieder an ihren Rechte. Es ging durch herrlichen Buchenwald hinauf zum Burgberg, dessen Gipfel eine Höhe von 314 Meter erreicht. Nachdem sich alle Theilnehmer beim Ringwall summengefunden, hielt zunächst Herr Lehrer Voges-Vollenhötel einen Vortrag über denselben. Daraus knüpfte Herr Reichschreiber Lübbmann-Brannschweig eine kurze Schilderung der geologischen Verhältnisse des Eims, soweit sie zum Verständniss der prähistorischen Anlagen wichtig waren. Beiden Rednern wurde lebhafter Beifall seitens der in malerischer Gruppierung im Schatten der Buchen gelagerten Theilnehmer spendend.

Nach einem sehr beschwerlichen Abstieg zum Wirtgarten begab sich ein Theil der Gesellschaft zum Wirthshaus zurück, um von dort entweder zu Fuss durch die „Hölle“ oder zu Wagen durch die „Teufelsküch“ zum Teufelsstein zu gelangen, wo in der Restauration von Brantstedt der Kaffee eingenommen werden sollte. Die Uebrigen und darunter zur größten Freude Aller auch Herr Geheimrath Virchow, wanderten quer durch das Wabethal, zum Kurberge, um die dortigen, noch ansgedehnten Wallanlagen zu besichtigen. Von dort wurde ein Abstecher nach dem Forstorte Adamsbühl zu einem vor etwa 30 Jahren geöffneten Kammergrabe gemacht, in welchem seinerzeit 11 Skelette querliegend gefunden sind, die leider, da die Oeffnung nicht von

*) Besieht sich auf die dem Ortsverein für Alterthumskunde von der Gemeinde Evessen verweigerte Erlaubnisse zur Eröffnung des Tomulus; man befürchtete davon das Absterben der Linde. —

sachverständiger Seite vorgenommen ist, verkommen sind. Am Kammergrabe wurden noch schnell von Conservator Krause-Berlin zwei Grappensbilder aufgenommen, dann wurde der Weg über der „Ampelber Kable“ zum Tetselstein eingeschlagen, wo sich gegen 4 Uhr sämtliche Theilnehmer an Ausflüge wieder zusammenfanden und sich so dem trefflichen Kaffee und schmackhaften Gebäck labten. Bewundernsworth war die Energie, mit welcher Geheimrath Virchow trotz seines hohen Alters alle Strapazen der mehrstündigen Wanderung, bergauf bergab bei drückender Schwüle, aßward.

Um 4 1/2 Uhr wurden noch einmal die Wagen bestiegen, um zum Luttersprung hinunterzufahren. Auf schattigen Wege unter den Eichen und durch den Berggarten der Heil- und Pflegeanstalt zu Königslutter, wo die Gesellschaft von dem Director der Anstalt, Herrn Dr. Gerlach, und einem Ortsausschusse begrüßt wurde, wanderte man an der herrlichen Kaiserlinde vorbei zur Stiftskirche, wo Herr Prof. F. J. Meyer wieder über Geschichte, Archäologie und innere Ausschmückung dankenswerthe Mittheilungen machte.

Dann ging's zu Fuß durch die Stadt zum Rathskeller hinauf, wo gegen 7 Uhr zu einem gemeinschaftlichen Mahle zusammenfand. Dem Gefühle, einen Tag verliert zu haben, der bei Allen zur angenehmen Erinnerung erwecken würde, gab Geheimrath Waldeyer Ausdruck, indem er auf alle, die um den schönen Verlauf desselben sich verdient gemacht hatten, ein Hoch ausbrachte. Geheimrath Virchow toastete auf die Gäste aus Oesterreich, worauf Graf Ziehl, der österreichische Gesandte am Münchener Hofe, in Worten, die sichtlich von Herzen kamen, die deutsche Wissenschaft feierte.

Der größte Theil der Gesellschaft fuhr dann gegen 9 Uhr Abends mit der Bahn nach Braunschweig zurück, eine kleine Zahl zog es vor, den Weg dahin in der Kühle des Abends im Wagen zurückzulegen und gelangte auch, trotz eines gegen 10 Uhr mit grosser Heftigkeit hereinführenden Unwetters, wohlbehalten nach Braunschweig.

Am Montag, den 8. August, Morgens 7 Uhr 50 Min. fuhr ein 80 Theilnehmer an der Versammlung, Herren und Damen mit dem fahrgläubigen Zuge, jedoch in Sonderwagen, die auf den Kreuzungspunkten unangrätzt wurden, über Hemberg nach Wernigerode.

Auf dem Bahnhofe wurde die Gesellschaft in einem Ortsausschusse unter Führung des Herrn Oberlehrer Dr. Böhring empfangen und suchte nach dem Hotel „Weisser Hirsch“ geleitet, wo ein Frühstück eingenommen wurde. Sodann wanderte man zum Fürst-Otto-Museum und besah unter Führung des Herrn Professor Dr. P. Höfer eingehend die Alterthümer-Sammlung. Nach einer Besichtigung des malerisch gelegenen fürstlichen Schlosses, in welchem die Herren Baurath Fröhling und Archivarth Dr. Jacobs die Erläuterungen gaben, erfolgte präsentheils im Wagen die Fahrt über Elbingerode nach Rübeland. Ein kleiner Theil der Theilnehmer zog es vor, den schönen Weg über dem Hartenberg nach Rübeland zu Fuß zu machen. Um 5 Uhr Nachmittags waren die Theilnehmer mit dem Ortsanschusse von Rübeland im Hotel zur Hermannshöhle zu einem Festmahle vereinigt, bei welchem die Blankenburger Stadtkapelle die Tafelmusik lieferte und das durch manche treffliche Rede gewürzt wurde. Die freundlichen Begrüßungsansprache von Seiten des Herrn Gemeindevorsetzers Gröpp wurde von Herrn Geheimrath Virchow mit einer längeren Rede erwidert, in welcher er darauf hinwies, wie ein jeder Mensch,

auch der Laie, durch klares Beobachten und sorgfältiges Sammeln die Anthropologie zu fördern vermöge, und dazu aufforderte, durch Übung im Sehen und durch Sammeln interessanter Thatachen der Wissenschaft, die die Anthropologie nach Rübeland geführt habe und gerade dort so interessante Objecte darbiete, die Pflicht zu sein. Gegen 6 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und trotz des Regens zog die Gesellschaft unter Vornarrst der Kapelle nach der Hermannshöhle, wo die Gäste durch ein Festspiel überrascht wurden: Der Höhlenherr, ein Gnomenspiel in 4 Abtheilungen von Hermann Jahn, das Rübeldäner Damen und Herren mit Benutzung der von dem Herzoglichen Hoftheater hergeliehenen Costüme zur Aufführung brachten. Dieses Stück, eigens für die Versammlung in gebundener Rede geschrieben, behandelt die Erschließung der Höhle: Die Bode, die Geliebte des Höhlenherrschers Sinterog, hat diesen vor vielen Jahren verlassen und ist unter die Menschen gegangen, um diesen Cultur und Gesittung zu bringen. In die Höhle zurückgekehrt, erreicht sie es mit Hilfe ihrer Schwester Ignora, einer Quellnixe, trotz der Intriguen der den Menschen feindlich gesinnten Undine, der Quellnixe des Höhlenhaches, sich mit Sinterog zu versöhnen. Die auf den Bericht des Entdeckers der Höhle, Sechaering, eindringenden Menschen, Autropologe und Geologe mit ihren Schülern, werden freundlich aufgenommen. Das vorzügliche Spiel, die eigenartige natürliche Bühne und die vortreffliche Beleuchtung machten die Aufführung in einer sehr gelingenen. Rauschender Beifall lobte die Darsteller, von denen Herr Schacht (Sinterog), Fräulein Gerken (die Bode), Fräulein Stolze (Ignora), Frau Schacht (Undine) und Herr Dr. Ebel (einer der Studenten und Geologe) genannt sein möge. Bei Ausgange aus der Höhle wurde Jedem ein Exemplar des gedruckten Festspiels als Andenken überreicht. —

Inzwischen hatte der Regen vollständig aufgehört und eine warme, ergiebende Luft verlockte zum Aufenthalt im Freien. In der elektrisch erleuchteten Höhlenschänke, einem früheren Marmorsteinbrüche, begann ein fröhlicher Commerc, bei dem die „Harzer Werke“ in freundlicher Weise für Musik und Verpflegung gesorgt hatten. In schwallvollen Reden wurden dabei der Ortsausschuss von Rübeland, insbesondere der Vorsitzende, Herr Forstmeister Stolze, die Direction der Harzer Werke, die soviel für den Empfang der Gäste gethan hatte, und schließlich durch den Mund des Herrn Geheimrath Prof. Dr. Fritsch der Dichter und die Darsteller des Festspiels gefeiert. Erst gegen 12 Uhr suchten die letzten Theilnehmer ihre Wohnungen auf.

Dienstag, den 9. August, Vormittags 9 Uhr begann in zwei Gruppen unter Führung der Herren Geheim. Hofrath Prof. Dr. W. Blasius und Museumsinspector F. Grabowsky eine genaue Besichtigung der Hermannshöhle und der alten und neuen Baumannshöhle. Die Direction der Harzer Werke, als Pächterin der Höhlen, gewährte den Theilnehmern freien Eintritt und hatte auch in dem neuen Theile der Baumannshöhle für den Tag der Besichtigung durch die Anthropologie eigens provisorische elektrische Beleuchtung anbringen lassen. Sowohl in der Hermannshöhle, als auch im neuen Theile der Baumannshöhle wurden an geeigneten Stellen Ausgrabungen vorgenommen, um den fremden Gästen das massenhafte Vorkommen namentlich der Höhlenhärensteine zu zeigen; besonders eingehend wurden natürlich diejenigen Stellen in beiden Höhlen besichtigt, wo die anthropologisch wichtigen Funde gemacht worden sind.

Nachdem auch das Höhlenmusem von allen Theilnehmern besichtigt war, fand sich Nachmittags 2 1/2 Uhr im Hotel zur „Grünen Tanne“ noch der Rest der Versammlung zu einem gemeinsamen Mittagessen zusammen, bei dem noch manches treffliche Wort des Dankes und der Freude über die wohlbelangene Veranstaltung gesprochen wurde. Besonders freudig stimmte die Tischgesellschaft in das Hoch ein, welches auf den Herrn Generalsecretär, Prof. Dr. Job. Ranke, ausgebracht wurde, der durch seine nimmer rastende Thätigkeit zwischen den Versammlungen einen Hauptantheil an dem wissenschaftlichen Erfolge und dem Gelingen der Congresses trage. — Damit war die eigentliche Versammlung beendet.

Im Laufe des Nachmittags führten Wagen und Züge der Zahradbahn des Harzes die Theilnehmer von Robeland aus nach den verschiednen Richtungen auseinander. Eine kleine Gruppe reiste über Magdeburg nach Nenndalenleben.

Für Mittwoch, den 10. August hatte der „Aller-Verein“ zu Nenndalenleben zu einer Besichtigung der Megalithischen Denkmäler in der Althaldenslebener Forsk, sowie der Albertshömer-Sammlung im Gymnasium eingeladen. Herr Apotheker E. Bodenstab, Mitglied des Nenndalenslebener Ortsausschusses, sendet uns darüber folgenden Bericht:

Der Auszug einer Anzahl von Theilnehmern an der Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft nach Nenndalenleben verlief programmäßig:

Am Dienstag Abends wurden die sich betheiligenden Harzschafften vom Apotheker E. Bodenstab am Bahnhof empfangen und in zwei Gasthäuser geleitet. Beteiligt hatten sich die Herren Sanitätstath Dr. Lissauer, Museumsconservator Ed. Kranse, Adolf Wagner nebst Gattin, Alex. Treichel, Dr. G. Steffen, Götzke nebst Zechlin, Obermedicinalrath Dr. Götke und einige andere Herren. Am Mittwoch, Morgens 8 1/2 Uhr, ward die von Herrn Gymnasiallehrer Brannotte (Vorsitzendem des Aller-Vereins in Nenndalenleben) unter Bewilligung des jetzigen Herrn Directors von Hagen in der Aula des Gymnasiums aufgestellte prähistorische Sammlung, welche vom früheren Director Herrn Dr. Ph. Wegener geschaffen ist, mit der des einladenden Aller-Vereins, die in ihren handschriftlichen Stücken dorthin gebracht war, nebst der nöthigen Kartographie, einer Durchsicht unterworfen. Hoherfrent waren die Nenndalenslebener Gäste, hier einige „Unica“ zu finden, die charakteristisch für diese Gegend sind. Es waren dies eine in Bronze gegossene Kuh mit silbernen zurückgebogenen Hörnern, ferner ein Ornamentirungs-Geräth, ein zubereiteter Knochen, mit dem die Urnen durch Einastie verziert wurden, auch ein zweifach durchbohrtes Knochenplättchen, dazu dienend, an Schling der zurückfedernden Bogensehne von der Maus der Hand abzuhalten etc. (Hundsbirger Fundort). Einige Schleifsteine (Sandstein) zeigten die Schleifritzen zu den ebenfalls vorhandenen darauf geschliffenen Knochenadeln. Das Interessanteste waren jedenfalls die Feuerstein-Pfeilspitzen, die mit Bronze überzogen sind und diesen Ueberzug noch mehrfach zeigen (Fundort: Fuchsberg). Auch

ein sehr grosser Bronzeschmuck und viele Knochengeräthe nebst Steinwerkzeugen fanden Bewunderung, dergleichen viele Sachen aus der La Tène-Zeit, die in grosser Menge bei Bülstringen gefunden sind.

Nach dieser Besichtigung wurde unter Führung von den Herren Versicherungs-Inspector G. Maass-Altenhausen, Gymnasiallehrer Brannotte und Apotheker Bodenstab um 10 Uhr die Fahrt in die Althaldenslebener Forst unternommen, und viele Mitglieder des Aller-Vereins schlossen sich diesem Ausflug zu den Megalithischen Denkmälern an. Zu Wagen ging's zum nahe gelegenen Kurhaus „Flora“ hinfürs Einnahme eines Frühstücks, dann zur Anfahrt in die Althaldenslebener Forst unternommen, und viele Mitglieder des Aller-Vereins schlossen sich diesem Ausflug zu den Megalithischen Denkmälern an. Zu Wagen ging's zum nahe gelegenen Kurhaus „Flora“ hinfürs Einnahme eines Frühstücks, dann zur Anfahrt in die Althaldenslebener Forst unternommen, und viele Mitglieder des Aller-Vereins schlossen sich diesem Ausflug zu den Megalithischen Denkmälern an. Zu Wagen ging's zum nahe gelegenen Kurhaus „Flora“ hinfürs Einnahme eines Frühstücks, dann zur Anfahrt in die Althaldenslebener Forst unternommen, und viele Mitglieder des Aller-Vereins schlossen sich diesem Ausflug zu den Megalithischen Denkmälern an.

Um 5 Uhr ward heimgekehrt und im Hotel zum „Deutschen Hause“ das mit vielen Toasten und Reden gewürzte Mittagessen in fröhlicher Stimmung eingenommen. Leider waren viele Theilnehmer gezwungen, schon um 6 Uhr das durch seine prähistorischen Schätze so interessante Nenndalenleben zu verlassen, während die erst am folgenden Tage heimkehrenden Herren sich bis spät Nachts auf dem herrlich gelegenen Bierkeiler vergögen.

Dieser Ausflug von Seiten der Anthropologischen Gesellschaft legte dem Nenndalenslebener Aller-Verein wieder so recht ans Herz, die dortigen Schätze sorgsam zu hüten und der ferneren Zerströrung der Megalithischen Denkmäler mit allen Mitteln Einhalt zu thun. —

Der Braunschweiger Congress hat bei allen answärtigen Theilnehmern unvergessliche, reiche Erinnerungen hinterlassen.

Der Congress hat sein individuelles Gepräge erhalten durch die sorgfältige und auf alles Rücksicht nehmende Vorbereitung der localen Geschäftsführung, durch die Schönheit der gastfreien Stadt mit ihren historischen Erinnerungen, ihren grossartigen Denkmälern und Bauten aus alter grosser Zeit und vor allem durch die wissenschaftlichen Erfolge, zu welchen nicht zum wenigsten die wohlgeordneten Sammlungen und Ausstellungen, sowie der Bereich der prähistorischen Erdwerke der Umgegend, vor allem aber die Ermöglichung eingehender Studien in den berühmten Höhlen des Harz beigetragen haben.

Möge der Congress auch den alten und neugewonnenen lieben Freunden in Braunschweig in guter Erinnerung bleiben.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 31. Januar 1899.



Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXX. Jahrgang

1899.

Redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München

Generalsecretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1899.



Inhalt des XXX. Jahrganges 1899.

		Seite
Nr. 1.	Weber, F., Zur La Tène-Zeit in Ober- und Niederbairern	1
	Höfler, Hofrath Dr. M., Zur vorgeschichtlichen Heilkunde in germanischen Ländern	3
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig	6
	Kleine Mittheilungen	8
Nr. 2.	Schlösser, M., Ueber Höhlen bei Mörsheim (Mittelfranken) und Ausgrabungen bei Feilburg (Oberpfalz)	9
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig (Schluss)	14
	Literaturbesprechungen	15
	Kleine Mittheilungen	16
Nr. 3.	Ist ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 des St.-G.-B.?	17
	Mehlis, Professor Dr. C., Zur Nephritfrage	21
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft	21
	Literaturbesprechungen	23
	Kleine Mittheilungen	24
Nr. 4.	von Platen-Vents, Bronzefund von Lancken auf Wittow, Rügen	25
	Heinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. I. Bandverzierte neolithische Keramik im Thuringer Gebiet	26
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft (Fortsetzung)	30
Nr. 5.	Einladung zu der III. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Lladan, zugleich XXX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft	33
	Heinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. II. Neolithische Denkmäler aus Hessen	34
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft (Fortsetzung)	36
	Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart	39
Nr. 6.	Hertzog, Director Dr., Die Heidenhöhle von Geberschweier	41
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Münchener anthropologische Gesellschaft (Schluss)	43
	Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Fortsetzung)	45
	Literaturbesprechungen	48
Nr. 7.	Conwente, Neue Beobachtungen und Funde aus dem Gebiete der Vorgeschichte in Westpreussen	49
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Gemeinsame Sitzung der Münchener geographischen und anthropologischen Gesellschaft am 9. Mai 1899	53
	Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Schluss)	54
	Literaturbesprechungen	55
	Mies, Dr. med. Joseph †	56
Nr. 8.	Schmidt-Petersen, Kreis-Physikus Dr., Moorfund in Schleswig-Holstein	57
	Weber, F., Prähistorische Spuren in mittelalterlichen Chroniken	58
	Mittheilungen aus den Localvereinen:	
	Physikalisch-Oekonomische Gesellschaft in Königsberg i/Pr.	60
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig	62
	Literaturbesprechungen	64
	Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie Préhistoriques	66
Nr. 9.	Bericht über die III. gemeinsame und XXX. allgemeine Versammlung in Lladan.	
	Tagesordnung der III. gemeinsamen und XXX. allgemeinen Versammlung	67
	Verzeichnis der 385 Theilnehmer	68
	Erste gemeinschaftliche Sitzung.	
	Waldeyer, Eröffnungsgrede	70
	Begrüßungsreden: Regierungsdirector von Braun, Bürgermeister Schützinger, Dr. Graf	
	Zeppelin, Dr. Volk. Rector Dr. Kellermann	75
	Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	79
	Virchow, R., Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie	80
	Montelius, Professor Dr., Ueber die Chronologie der Pfahlbauten	83
	Hoernes, Professor Dr. M., Die Anfänge der bildenden Kunst	85
	Kollmann, Fingerringen aus dem Pfahlbau von Corcelles (Neuchâter See)	86
	Zeppelin, Dr. Eberhard Graf, Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebevölkerung	91
	Dann B. Virchow, Zeppelin	94

	Seite
Hagen, Hofrath Dr. B. Demonstration ostasiatischer und melanesischer Gesichtstypen	94
Helms, Dr. Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen	96
Dazu J. Ranke, Montelius, Helm, R. Virchow, M. Mach, Olshausen, Helm, Schmidt	100
Schlit, Dr. Messungen und Untersuchungen an Schulkindern	102
Eidam, Bezirksarzt Dr., Ausgrabungen bei Guseubhausen	108
Zweite gemeinschaftliche Sitzung.	
Ranke, J. Vorlagen	106
Nr. 10. Waldeyer	107
Makowsky, Professor Alex. Ueber den diluvialen Menschen von Mähren	107
Dazu Szombathy, R. Virchow, Kellermann, Szombathy, R. Virchow, Makowsky, Waldeyer, Toldt	109
Köhl, Dr., Neue steinzeitliche Gräber- und Wohnstättenfunde bei Worms	112
Dazu Makowsky, Köhl	118
Voss, Ueber Schiffsfunde	116
Dazu Waldeyer	117
Bollinger, Professor. Ueber Säuglingsterblichkeit und die erbliche functionelle Atrophie der menschlichen Milchdrüse	117
Dazu Albu, Francke	121
Virchow, R., Ueber die Darstellung und die darauf begründete Messung der Gesichtsbreite	122
Virchow, R., Ueber Centralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie	123
Martin, Professor Dr. Rudolf, Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel	125
Montelius, Professor Dr., Die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland	127
Dazu R. Much, Montelius, R. Virchow, Montelius, R. Virchow, Wilser, Montelius	128
Dritte gemeinschaftliche Sitzung.	
Ranke, J. Vorlagen	130
Dazu Helts, Köhl, Kellermann	130
Martin, Professor Dr. Rudolf, Anthropometrisches Instrumentarium	130
Birkner, Die verschiedenen Methoden der Körpermessung	132
Dazu von Andrian-Werburg	133
Fritsch, Gustav, Ueber die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens	135
Dazu J. Ranke, Fritsch, Kollmann, Fritsch, R. Virchow, Fritsch	136
Hein, Dr. Wilhelm, Der Schneider im Pongauer Perchtenlaufen	137
Waldeyer, Ueber eine Expedition nach Polynesen und Neuseeland	138
Nr. 11 u. 12. Wilser, Dr. Ludwig, Zur Stammeskunde der Alemannen	139
Dazu R. Much, Wilser, R. Much	141
Nüesch, Dr. J., Neue Grabungen und Funde im Kesslerloch bei Thayngen	142
Nüesch, Dr. J., Neuer Fund von Pygmaen der neolithischen Zeit aus der Grahöhle beim Dachsenbühl bei Herblingen, Canton Schaffhausen	145
Virchow, R., Vorlagen	146
Virchow, R., Ueber den Ursprung der Bronzecultur und über die armenische Expedition	146
Dazu Montelius	150
Ranke, J., Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern	151
Dazu Helts, Virching	154
Klaatsch, H., Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervor- bildung aus einer niederen Form	154
Dazu J. Ranke	157
Baumüller, Dr. Johannes, Menschen- und Affen-Femur	157
Dazu Klaatsch	160
Schlussreden: Waldeyer, von Andrian-Werburg	160
Der äussere Verlauf der Versammlung	161
Anfang nach der Schweiz	169
Die der XXX. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften	174
Rednerliste	176
Erste und zweite Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.	
I. Geschäftssitzung: Weismann, Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters und Etat für 1899/1900	
Dazu Kelland	177
Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht	178
Dazu Waldeyer, R. Virchow, Fritsch, Waldeyer, J. Ranke, Waldeyer	180
Virchow, R., Die bevorstehende Gedächtnisfeier für Paulus Diaconus	180
II. Geschäftssitzung: Entlastung des Schatzmeisters	
Ort und Zeit der XXXI. Generalversammlung. Dazu J. Ranke, Föritsch, von Andrian- Werburg	181
Neuwahl der Vorstandschaft einschließlich des Generalsecretärs und Schatzmeisters. Dazu Andree, von Andrian-Werburg, J. Ranke	182

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Gesellschaft der Gesellschaft

XXX. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Zur La Tène-Zeit in Ober- und Niederbaiern. Von F. Weber, München. — Zur vorgeschichtlichen Heilkunde in germanischen Ländern. Von Hofrath Dr. M. Höfler. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — Kleine Mittheilungen.

Zur La Tène-Zeit in Ober- und Niederbaiern.

Von F. Weber, München.

Während die Bronzezeit Altbaierns in den altbairischen Sammlungen durch Gräber- und Einzel-funde, die seit dem Anfang dieses Jahrhunderts gesammelt wurden, längst genügend nachgewiesen und die folgende Hallstattzeit noch reichlicher vertreten ist, war von der jüngsten der vorrömischen Metallperioden, von der La Tène-Zeit, bisher so wenig in diesen Sammlungen enthalten, dass eben Zweifel laut wurden, ob im südlichen Baiern überhaupt die La Tène je zur Herrschaft gelangte, mit anderen Worten, ob nicht die Hallstattbevölkerung bis in die römische Zeit herab fortgedauert habe.

In den letzteren Jahren hat sich jedoch das bisher Fehlende in einer Weise gefunden, dass man nun auch diese Periode in den altbairischen Sammlungen genügend vertreten findet und damit auch eine wirkliche La Tène-Periode für Süd-baiern nachweisen kann.

Die La Tène-Erzeugnisse treten in diesem Gebiete — abgesehen von wenigen Einzelfunden — bisher nur in den Begräbnissen, nicht in Wohnstätten-Funden, und hier in vierfach verschiedener Weise auf.

Zuerst erscheinen, wenn auch nicht häufig, Typen der älteren La Tène in den Grabbügeln der jüngeren Hallstattzeit zugleich neben rein hallstattzeitlichen Erzeugnissen. Diese einzelnen Spuren

eines fremden, vom Hallstattkreis völlig verschiedenen Stils, die fast nur in Schmucksachen bestehen, lassen sich, durch Handels- oder Tauschverkehr hereingelangt, hinlänglich erklären und nötigen noch nicht, an ein Auftreten eines fremden Volkes zu denken. Vor dem Krieger kam eben damals wie heute der Kaufmann, der Länder und Wege zu neuen Handelsbeziehungen auskundschaftete.

Sodann finden sich Hügelgräber mit ausschliesslichem La Tène-Inventar aus der Blüthezeit dieses Stils und mit einem von dem Grabkultus der Hallstattzeit ganz verschiedenen Gebrauche. Wie anderwärts mehrfach, wurden auch in Oberbaiern schon vor längerer Zeit — neue Funde sind in dieser Richtung nicht gemacht worden — an zwei nicht weit auseinanderliegenden Orten, bei Hohenpercha und Massenhäusern, beide im Bezirkamt Freising, Hügelgräber mit Leichenbrand geöffnet, welche Eisenwaffen der Mittel-La Tène, Schwert und Lanze, enthielten, die jedoch absichtlich unbrauchbar gemacht, zusammengerollt und gebogen in grösseren Thongefässen geborgen waren, eine Sitte, die in der ganzen Hallstattzeit und auch später nicht üblich ist. Diese Eisenwaffen befanden sich in der Sammlung des historischen Vereines von Oberbaiern; die Thongefässe blieben leider nicht erhalten.

Aus der gleichen Periode, der Blüthezeit der La Tène, wurde in jüngster Zeit ein Begräbnis-

platz mit fortlaufenden Flachgräbern bei Manching, B.-A. Ingolstadt, aufgedeckt, in welchem die Skelette in normalgestreckter Lage wie in den Reihengräbern ruhen. Von diesen Gräbern wurden sieben durch Professor Fiak im Jahre 1893 für das Prähistorische Staatsmuseum geöffnet, warüber dessen Fundbericht und eine Beschreibung der Funde (mit 2 Tafeln Abbildungen) von Dr. Wolfgang Schmidt im XI. Bd. der Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns enthalten sind, während das somatische Material im XII. Bd. dieser Zeitschrift von Dr. P. Reineke behandelt wurde. Zu diesen werthvollen Ueberresten ist neuerlich der Inhalt von wahrscheinlich drei weiteren Gräbern — zwei Frauen- und einem Männergrab — dieses Friedhofs für das Prähistorische Staatsmuseum erworben worden, darunter ein ganzes Thongefäß von Uraenform. Der Inhalt des Manching's Gräberfeldes reicht sich vollständig da in den Sammlungen von Bern, Neuenburg und Biel befindlichen Gegenständen aus der Station La Tène selbst an; dort wurden die gleichen Schwerter, Lanzen und Schildbuckel, die gleichen Oberarmringe und Halsgehänge von blauem Glas mit gelbem Schmelz, die gleichen Brozketten und Fibeln erhoben, wie sie in Manching vorkommen. Besonders werthvoll ist das bei den jüngsten Erwerbungen aus diesem Gräberfeld befindliche wohlerhaltene Thongefäß, das für die La Tène-Zeit so ausserordentlich charakteristisch ist. Ausser diesem besitzt nur das Museum zu Traunstein ein ähnliches, von welchem weiterhin die Rede sein wird. Dieses Thongefäß, das als Vorbild späterer provinzial-römischer Formen angesehen werden muss, ist im Gegensatz zu den hallstattzeitlichen Gefässen schon auf der Drehscheibe gearbeitet, von feinerem Thau und härterem Braude als diese und hat um den Hals ein Ornamentband, bestehend aus übereinanderbefindlichen schrägen kleinen Schnittlinien, eine Verzierungsweise, wie sie in der Hallstattzeit nicht vorkommt. Es tritt hier also zum ersten Male eine von der bisherigen völlig verschiedene Form und Technik in der Keramik auf.

Ein zweiter, nicht minder wichtiger Friedhof der Mittel-La Tène, der noch in die Spät-La Tène herabzureichen scheint, der aber leider nicht von Anfang an die gebührende Beachtung fand und von sachverständiger Seite nicht systematisch ausgebeutet wurde, befindet sich bei Straubing auf einem Grundstück, von welchem die Ortler'sche Ziegelei daselbst ihren Lehm gewinnt. Schon seit Mitte der Achtzigerjahre bis in die jüngste Zeit gelangen aus diesem Begräbnisplatz mit Flachgräbern — denn ein solcher muss es gewesen

sein, da Männer-, Frauen- und Kinder-Skelette in reihenweiser Lage, ja selbst als euriusum das eines richtigen Zwerges gefaunden wurden — zahlreiche Funde an Eisenschwertern, Scheiden hiez, sowohl mit als ohne Quer- und Seitenspannen von Broaze, Schildbuckel, Lanzenspitzen verschiedener Form, Bronze- und Eisen Fibeln, Ketten, Armreife, Ringe etc. in das städtische Museum von Straubing. Die Funde gehören zum Theil schon der jüngeren oder Spät-La Tène an, wie deren Typen aus den Ausgrabungen Napoleon III. vor Alesia bekannt und im Museum zu St. Germain en Laye aufbewahrt sind. Der Besuch des Straubinger Museums kann daher Allea, die die La Tène-Periode in Südnriern studieren wollen, um dieser Fnde willen nicht genug empfohlen werden und es wäre nur zu wünschen, dass dieselben baldigt conservirt würden.¹⁾

Auch das städtische Museum zu Traunstein besitzt einen äusserst wichtigen Einzelgrab-Fund aus der La Tène, von dem nur nicht feststeht, ob er aus einem im Laufe der Zeit abgeschliffenen Hügelgrab oder aus einem Flachbegräbnis stammt. 1889 fand ein Arbeiter in einem Garten bei Traunstein ein weibliches Skelett mit Beigabe von vier Bronze-Fibeln kleinster Form, einem Bronzebeschläge eines Leibgürtels mit dem für die La Tène charakteristischen Blumentail in den Vertiefungen der Ornamente, einigen kleinen Eisengeräthen und einem ebenfalls auf der Drehscheibe gearbeiteten, hart gebrannten Thongefäss ohne Verzierung von ähnlicher Form wie das Manching's.

Endlich und als jüngste Phase des Auftretens der La Tène in Südbaiern kommen eine Reihe Hügelgräber mit Leichenbestattung und meist mit Nachbestattungen vor, die ausschliesslich La Tène-Inventar enthalten. Dieser Gattung gehören von neueren Funden die Hügelgruppen von Oberach und Au, Bezirksamts Aichach, am sogenannten bayerischen Lechfeld am rechten Lechufer, an. Diese Gräber berühren sich schon mit der römischen Zeit. In einem der Hügel bei Au wurde nämlich von dem Grundbesitzer Freiherrn von Schätzler gelegentlich Abtragung des Hügels ein (wahrscheinlich Nach-) Begräbnis mit völlig römischem Inventar und einer Branzemünze von Vespasian gefunden. In den übrigen Hügel finden sich nur wenige Bronzeschmuckstücke in Formen des jüngern La Tène-Stils, Eisenmesser und Pfeilspitzen, Thongefässe ohne Verzierung und ohne Grafitverwendung, jedoch nicht auf der Dreh-

¹⁾ Nach neuerlicher gef. Mittheilung sind erfreulicher Weise die Funde aus zu diesem Zweck an das röm. germ. Centralmuseum nach Mainz gesandt worden.

scheibe gefertigt; nur in einem Hügel kam ein Fragment eines an der Drehscheibe gearbeiteten kleinen Gefäßes von feinem Thon und härterem Brand, ohne Bemalung und Verzierung, zum Vorschein. Bemerkenswerth ist, dass die Kriegswaffen, wie sie in den Flachgräbern von Manching und Straubing auftreten, hier vollständig verschwunden sind und nur kleine — Jagd- — Waffen, Messer und Pfeilspitzen, auftreten; möglicherweise stammen diese Gräber — mindestens die Nachbegräbnisse — schon aus der Zeit der Occupation. Näherer Bericht über diese Hügelgruppen befindet sich im XII. Bd. der Beiträge z. A. u. U. B.

Auffallend bleibt die auch anderwärts beobachtete Verschiedenheit der Leichenbehandlung und des Grabcultus in der Mittel-La Tène-Zeit: hier Leichenbrand und Hügelbau, dort Bestattung und Flachgrab; hier die Waffen unbrauchbar gemacht, dort ganz beigegeben. Ob hieraus auf eine Verschiedenheit des Volkstammes oder einer religiösen Secte, ob auf zeitliche Verschiedenheit der Begräbnisse oder auf die Absicht, die Waffen vor Raub und Wiederverwendung zu sichern, geschlossen werden muss, bleibt vorerst eine offene Frage.

Dieses La Tène-Material, das sich neuerlich in Althaiern gefunden, beweist aber nicht etwa nur eine neue Stiberrschaft, die durch Handel oder Mode bei der bisherigen Hallstattbevölkerung angekommen wäre, sondern, was das Wichtigste ist, das Auftreten eines auf dem Wege der Eroberung zur Herrschaft gelangten allogenen Volkes, also einen Bevölkerungswechsel.

In den Brandhügeln der späten Hallstattzeit finden sich nämlich fast nur mehr Thongefäße und geringe Schmucksachen, ein Anzeichen einer in langem Frieden unkriegerisch gewordenen oder schon unterjochten Bevölkerung; in den Brand- und Skelettgräbern der Mittel-La Tène dagegen tritt mit einem Male ein kriegerisches Volk in vollem Waffenschmuck auf mit gänzlich anderer Cultur, mit anderen Formen der Waffen und Schmucksachen, die einem originalen Stile entstammen, mit anderem Stoff und anderer Technik, mit anderen Bestattungsgebräuchen. Dieses Volk ist augenscheinlich jetzt das herrschende — daher die Waffenbeigaben —; das Hallstattvolk ist ein dienendes geworden, das sich fremder Cultur unterwerfen muss — der Hallstatt-Stil verschwindet in den Gräbern. Dieses Eroberer-volk muss aber nach seinen Ueberresten aus dem Westen gekommen sein, denn dort, vom Rhein durch die Westschweiz bis nach Gallien ist die Heimat des La Tène-Stils, dort finden sich die gleichen Formen der Waffen, des Schmucks und der Geräthe. Und so hielten sich hier an den

Gräbern dieses Volkes prähistorische Forschung und Geschichte zum ersten Mal die Hand: wir haben zweifelsohne in den hier Bestatteten Angehörige von Stämmen jener keltisch-gallischen Eroberer anzunehmen, die nach den ältesten halb sagenhaften Aufzeichnungen der Geschichte im fünften Jahrhundert vor Christus ihre Wanderzüge nach Osten begannen. Die römisch-griechischen Schriftsteller überliefern uns auch die Namen dieser südlich der Donau bis an die Alpen sesshaft gewordenen Stämme: es waren die Vindeliker und Noriker.

Es lassen sich also die Begräbnisse dieser Stämme von der Mittel-La Tène bis in die römische Zeit herab bei uns verfolgen und nachweisen. Und selbst in dieser sind die Grabstätten der Vindeliker, die nicht gleich vollständig im römischen Universalwesen verschwinden, noch eine Zeit lang nachzuweisen. Es finden sich nämlich in Oberbaiern, namentlich um römische Cultureentren, wie Augsburg, Pähl, eine Reihe Gräber, in welcher zwar schon nach römischer Art das Ossuarium mit dem Leichenbrand und das Portorium, Münzen der ersten Kaiserzeit (von August bis Vespasian), vorkommen, bei denen sich jedoch von der älteren Cultur des Landes der Grabbau, der gewölbte Hügel, und die Sitte erhalten hat, Gefäße mit Speisen gefüllt für den Gebrauch des Bestatteten auf seiner Reise ins Jenseits am Grabesboden aufzustellen, was römischer Anschauungsweise in dieser Zeit nicht entspricht. Diese Gräber gehören aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eingewanderten, schon romanisirten Ansiedlern des römischen Reiches, sondern den bisherigen Einwohnern des Landes an, bei denen sich damit der Beginn der Romanisirung zeigt. Vor Ende des ersten Jahrhunderts verschwinden diese Hügel (wie die Münzen beweisen) und machen den im ganzen römischen Reiche gebräuchlichen versenkten Brandgräbern Platz; die Romanisirung der gallisch-keltischen Stämme ist damit vollendet und die La Tène geht in der provincial-römischen Cultur auf.

Zur vorgeschichtlichen Heilkunde in germanischen Ländern.

Von Hofrath Dr. M. Höfler.

Während des Jahres 1898 erschienen drei Bücher, welche die vorgeschichtliche Kunde beziehe, behandeln. Unter diesen ist in erster Linie zu nennen ein Werk, welches der deutschen Wissenschaft zur wahren Zierde gereicht: Geschichte der Chirurgie und ihrer Ausübung von Geh. Medicinalrath Dr. E. Garlt (Berlin). Zum ersten Male

ist darin von dem berühmten Berliner Chirurgen (f) ein etwas umfassender Versuch gemacht worden, auch die prähistorische und Volkachirurgie in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Die prähistorische Chirurgie betreffend kommt vor Allom die Trepanation zur Besprechung; die Trepanatio in vita, im Gegensatz zur Trepanatio posthuma „ist, wie man annimmt, wegen Geisteskrankheit, Idiotismus, Epilepsie, mit Convulsionen verbundenen Gehirnkrankheiten gemacht worden, wegen letzterer Indication möglicherweise öfter auch bei Kindern. Dafür, dass auch bei Verletzungen und Erkrankung der Schädelknochen trepanirt worden ist, scheinen bis jetzt auch keine genügenden Beweisstücke vorzuliegen“ (S. 3). „Dass die Trepanation sehr häufig mit Erfolg ausgeführt worden ist, beweisen die zahlreich vorhandenen Schädel mit gut übernarbten Trepanischen“ (S. 4). Die posthume Trepanation geschah, vermuthlich als Folge der Trepanationsübung an Lebeaden, an Knochenplatten eines im Leben für eine Art von Heiligen angeesehenen Individuums als Amulette oder Talismane zu erhalten, die durchbohrt und an Sehdüren getragen wurden. Unter den Fundorten werden Belgien, Mitteldeutschland, Böhmen, Dänemark u. a. genannt; die Trepanationsübung hat aber eine anseerordentlich Verbreitung auch im übrigen Europa, in Algier, Peru, Nordamerika etc. Sehr werthvoll sind die von Garlt beigefügten Literaturnachweise: Langenbeek's Archiv f. klin. Chirurgie 1883 S. 775—802 u. 1896. 51. Bd. S. 911. Prehistoric Surgery in Westminster Review Vol. 128. 1887, p. 538—547. Amerikan. Index-Catalogue Vol. 14. 1893, p. 746. Art. Trephining.

Garlt führt auch an, dass ein aus der älteren Bronzezeit Oberbayerns stammender Oberschenkel die deutlichen Zeichen der Arthritis deformans (Malum coxae senile) trägt und dass Sanitätsrath Dr. M. Bartels einen aus einem Gräberfelde in Krain stammenden Oberschenkel mit einer in der Markhöhle desselben steckenden Bronzepeilspitze 1895 beschrieb. „Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, dass bei den prähistorischen Menschen die Erkrankungen und Verletzungen des Knochengestütes ganz ähnlicher Art waren, wie in späteren Zeiten.“ (S. 5). Die mit der Geschichte der venerischen Krankheiten sich befassenden deutschen Schriftsteller Max Joseph (Lehrbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten 1894. II. pp. VIII. 401) und Dr. K. Prokseh (in seinem vortrefflichen Buche: Die Geschichte der venerischen Krankheiten 1895. I.) berichten resumierend, dass bis jetzt kein einziger beglaubigter Fall bekannt ist, wo an einem prähistorischen Knochen in Wirklichkeit Spuren von Syphilis nachgewiesen wären. Wo man Syphilis

höchst wahrscheinlich vor sich habe, da fehlen sichere Angaben über die Epoche, aus welcher das betreffende Grab stammen soll. Prokseh, der die Existenz der Syphilis bei den alten Culturvölkern nachgewiesen hat, hofft, dass sich bei den Ausgrabungen an den alten Culturstätten noch Anhaltspunkte an den Knochen der alten Völker in dieser Richtung ergeben werden, wenn man das Augenmerk darauf lenkt. — Ueber Höhlengicht beim Höhlenhären (an den Diaphysenfortsätzen im Gegensatz zur menschlichen Arthritis deformans an den Epiphysen) siehe Virchow in der Z. E. Ver. 1895. S. 706.

Das zweite, die germanische Heilkunde betreffende Buch ist: Sophus Müller, Nordische Alterthumskünde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig 1896 bis 1898. S. Müller fasst die schon im Steinzeitalter (und seit dieser Zeit sind germanische Völker daseibst ansässig) recht häufig nachgewiesenen Trepanationen der Hirnschale ebenfalls als eine chirurgische Operation auf. Die Technik bei dieser prähistorischen Trepanation war entweder Dünnschaben des Knochens mit einem Feuersteine oder bogenförmige Hin- und Herziehen eines scharfen Steininstrumentes. Die Abbildung bei S. Müller I. S. 171 stammt von einem Steingrabschädel auf Falster. „Die Operation hat lange vor dem Tode des Individuums stattgefunden, denn der Rand des Loches ist vollständig verheilt“ (l. c. 172). Diese Trepanation hatte sehr wahrscheinlich ihr Vorbild in der von Schäfern bislang geübten Methode, den Blasenwurm aus dem Gehirne des Stöpelhirnigen bzw. drehkranken Schafes an der Stelle des Schafschädels auszuhohlen, wo derselbe durch den Druck der Wurmblaste am weichen geworden war (Jaens I. 143), (daher auch der Ausdruck: Ich werde ihm den Esel bohren, s. Katholisches Warte 1896. XII. 7. S. 313). „Einige Male sties man sogar auf ein trepanirtes Cranium, in welchem sich eine Einschiebe befand, die aus dem Kopfe eines anderen Individuums ausgegärt war“ (S. 172). Diese eingelegte fremde Einschiebe ist als Ersatzknochen für den heilen Eingang in Walthais aufzufassen (Jaens I. 144).

Ansser der prähistorischen Trepanation werden bei S. Müller I. S. 315 aus der Bronzezeit aufgeführt: Krankheitsdämonen abwehrende Feuersteine (Amulette) und der nach Rom als Heilmittel importirte Bernstein, ein „kostbarer Handelsartikel, welcher der Bronzekultur den Weg nach dem (germanischen) Norden eröffnet hat“.

Aus der jüngeren Bronzezeit (S. 471) führt S. Müller den Fund einer Medicamentenbüchse bzw. Ledertasche auf, welche dor germanische

Lachner mit sich trag und fast ganz mit solchen Gegenständen gefüllt war, die noch heutigen Tags in der germanischen Volksmedizin eine Rolle spielen, z. B. Thierzähne, Wieselknochen, Katzenknochen, Eichhörnchen-Unterkiefer, Vogelluftlöcher, Natterwühl (sog. Fraibeter), Pflanzenreste, Schwefelkies, Mittelmeermscheln, Bernsteinperlen etc. Aus der Eisenzeit der Völkerwanderungsperiode werden (II. 126) Ohrlöcher, Beinkämme, Eisenmesser etc. erwähnt.

Die dritte neue literarische Erscheinung bilden die Abhandlungen von Const. Könen, Archäologen in Bonn: a) „Zur römischen Heilkunde am Niederrhein“ und b) „Zur Heilkunde der Franken am Niederrhein“; beide a) und b) in der Festschrift der 70. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte 1898 zu Düsseldorf S. 1*—16*, bezw. 16*—24*. Als die italisch-römische Militärmacht im helgischen Gallien herrschte, zogen mit dem römischen Fussvolk und der Reiterei auch die römischen Stabs- und Regimentsärzte ein und übten neben den einheimischen Civilärzten die Heilkunde bei Menschen und Pferden aus; auch Zahn- und Augenärzte werden am Niederrhein nachgewiesen; wenn deren medicinische Kenntnisse auch nicht besonders gross gewesen sind, so überrufen sie doch sicher die des einheimischen Lachners oder des Miro, Miro, wie der in Gallien mit Schmierem zumeist quacksalbernde Heilkünstler hiess: Smyrnes, [s]mir, *μύρον*; altfranz. *miro*, *mirrose* = *medicus*, *chirurgus*. Eine auffällige Uebereinstimmung mit der Etymologie dieses altfranzösischen Namens ist es, dass gerade im römischen Gallien die Salbenstempel, sowie Salben- und Arznei-Büxen sich auch am häufigsten als prähistorische Funde zeigten (S. 12*). Ausserdem wurden gefunden Zähne, welche mit Golddraht befestigt worden; verschiedene Waagen und Gewichte, Nadeln, Spateln, Sonden, Ohrlöfchelchen, Pfeifen, Scheren, Rasirmesser, Nagelzangen, Zähn-, Feder-, Scheerzange, Knochenzangen, Troikare mit Kanülen, Phlebotome, Bistouris, männliche und weibliche Katheter, 3- his 4-klapprige Speküle, Sebrüpfköpfe, Brenneisen, Stilette, Messer, Pinetten, Stnargelöhren (zur Stnargelöhrenoperation), Wundenbenutzer, Einlaufspritzen, gezahnte Trepaninstrumente und Porforatoren etc. Viele der moderneren Instrumente waren den alten (Römern) unbekannt, allein mit den (oben) genannten führten sie zahlreiche und schwierige Operationen aus; Geschicklichkeit ersetzte das Mangelhafte des Instrumentes* (S. 16*). Die mit der 70. Naturforscherversammlung zu Düsseldorf verbunden gewesene, unter Dr. Sudhoff's Leitung vortrefflich inscenirte historische Ausstellung in den Räumen des Kunstgewerhemuseums

weist nach ihrem Kataloge No. 154—223, 289—352 his 410 zahlreiche antik-römische Bronzeinstrumente aus dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz und aus der Sammlung des Provinzialmuseums in Bonn auf; darunter auch (No. 143—148) den öfters abgebildeten Netzhühner für hufkränke Pferde, gefunden in dem Zimmer einer der Reiterkasernen von Novaesium (Nensse) (S. 4*) und in der Stallung des römischen Grundbesitzers in Blankenheim. Höchst interessant sind auch die am Niederrhein gefundenen Weihsteine: der erste niederrheinische Doctor Namens Divo, welcher der Matrone Alatevia in Xanthen auf ihr Geheiss ein Deckmal (Benner Jahrbuch, 36, 41) setzte, war kein Italiener oder Grieche oder Germane, sondern ein Gallier (S. 8*). Den altgallischen Mütterkult, welcher sich im 1. Jahrhundert v. Chr. selbst nach Italien verbreitet hatte, behandelt Fr. Kanffmann in Weinhold's Z. d. Ver. f. Volkskunde 1892 (II). S. 24. In Wiesbaden fand man auch einen der Sirena Ica, einer Heilgöttin in der römisch-keltischen Mythologie geweihten Stein (S. 10*); diese Heilgöttin dürfte sehr wahrscheinlich bei Hautleiden (Siren, Siren = *sirones*, altfranz. *chiron*, neufranz. *ciron*) angerufen worden sein, während der Apello Toutiorix, dem ebenfalls Votivsteine in Wiesbaden (= *Aqne mattiace*) geweiht waren, vermuthlich ein Augenheiler war (mlat. *taunones*, *taunones* = Augenbrauen). Bei den nachfolgenden Franken, welche in Gallien und am Niederrhein in steter Culturberührung mit den Römern geblieben waren, verfiel die römische Heilkunde sehr bald wieder und machte der germanischen Volksmedizin Platz. Wie in Sitte und Brauch so blieben die germanischen Franken auch in der Heilkunde bei der überkommenen Tradition. Der Wert-, Kraut- und Steinzauber übernahm die Rolle des Miro, der sogar zum wilden Waldmann herabsank. Die chirurgische Technik der Römer kam so in Vergessenheit, dass die noch vorhandenen medicinischen Instrumente der Römerzeit vielfach gar nicht mehr in der dem ursprünglichen Gebrauche entsprechenden Art benutzt wurden; Sonden dienten z. B. als Haarpeile und andere Instrumente als Schmelzgehänge (S. 22*). — Höchst erfreulich ist es, dass namentlich auch, wie die Düsseldorfer Naturforscherversammlung und die damit verbundene historische Ausstellung lehrt, unter den Medicinern grösseres Interesse für die Geschichte ihres Faches erwacht; ebenso wichtig aber ist es, wie Baron von Oefele beantragt hat, auch im Interesse der Archäologie, „dass eventuell unbestimmte, medicinische oder auch nur vermuthungsweise als solche anzusprechende Funde an Congressen von Fachsectionen überwiesen werden“.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Den 26. October 1898.

In der ersten dieswinterlichen Sitzung der Anthropologischen Section begrüßte zunächst der Vorsitzende Herr Dr. Oehlschläger die Mitglieder und Gäste und theilte denselben mit, dass für die bevorstehenden Sitzungen ein reiches Material an neuen Funden vorliege, so dass ein interessanter und lehrreicher Winter für die Section in Aussicht sei.

Der Custos am Provinzial-Museum, Herr Dr. Kumm, berichtet sodann, unter Vorlage einer grossen Anzahl von Sammlungsobjecten, sehr eingehend über die von ihm lethhin im Auftrage des Westpreussischen Provinzial-Museums ausgeführten prähistorischen Ausgrabungen im Kreise Thorn. Ausser kleineren Untersuchungen in Kleefelder, wo er durch Herrn Feldkeller jun., und in Bielsky, wo er von Herrn Rittergutsbesitzer Sand einige vorgeschichtliche Funde für das Museum erhielt, war er hauptsächlich an zwei Orten thätig. Zunächst auf dem etwa zwei Meilen ostnordöstlich von Thorn gelegenen Gute Seyde, Herrn Rittergutsbesitzer Strübing gehörig. Hier wird eine umfangreiche Kiesgrube in grossem Betriebe unter Leitung des Herrn Schachtmeister Stranach ausgebeutet. In derselben sind bereits früher vorgeschichtliche Funde gemacht, aber nicht in das Provinzial-Museum gelangt, so dass es wünschenswerth erschien, neue Ausgrabungen daselbst vorzunehmen, wozu Herr Strübing in bereitwilligster Weise die Genehmigung ertheilte.

Die Kiesgrube liegt etwa 1,5 km östlich des Gutshofes, zwischen dem Wege nach Mlynietz und der die Landesgrenze gegen Russland bildenden Drewz. Dank der wirksamen Unterstützung der beiden vorgenannten Herren wurde bald die Stelle aufgefunden, an welcher bereits im Vorjahre mehrere Thorer Herren erfolgreiche Nachgrabungen veranstaltet hatten. Im Verlauf der drei Tage hindurch fortgesetzten Ausgrabungen ergab sich, dass hier ein aus freiliegenden Urnengravern bestehendes grösseres Gräberfeld vorliegt, und es gelang dem Vortragenden, während dieser Zeit 25 Grabstellen aufzudecken und zu untersuchen.

Die Gräber lagen ziemlich flach, so dass die Urnenböden durchschnittlich 50—60 cm, zuweilen auch weniger, unter der Oberfläche sich befanden. Sie bildeten unregelmässige Reihen, in denen sie 1—2 m von einander entfernt standen; doch lagen zuweilen auch mehrere Gräber dicht beisammen auf einem Fleck. Die Grabgefässe waren frei — ohne Umstellung mit schützenden Steinplatten — in den sehr kiesigen Boden versenkt und die Löcher

dann wieder mit der ausgeworfenen Erde zugeschüttet worden. Mehrfach sind dabei einige kindkopfgrosse Steine, anscheinend absichtlich, oben auf die Grabgefässe gelegt. In Folge dieser Bedeckung mit Erde und Steinen sind viele Urnen im Laufe der Zeit zerdrückt und in sich zusammengefallen; auch der Pflug hat bei tieferem Eingreifen die flachliegenden Urnen und die Obertheile mancher tiefer liegenden gefasst und zerstört. Daher waren nur wenige Urnen noch so vollkommen erhalten, dass sie dem Boden unbeschädigt entnommen werden konnten, während die meisten vielfach geborsten und zusammengefallen oder mehr oder minder vollständig zerstört waren. Doch gelang es, später im Museum aus den sorgfältig gesammelten Bruchstücken noch mehrere Urnen vollständig zusammenzusetzen und die übrigen wenigstens soweit zu reconstituiren, dass ihre ursprüngliche Form und sonstige Beschaffenheit ersichtlich ist.

Die Urnen weisen in ihrer Form eine erhebliche Verschiedenheit auf. Die Mehrzahl ist entweder abgestumpft doppelkegelförmig mit ziemlich kleiner Stehfäche und grosser Mündung, oder der Untertheil mit dem kleinen Boden ist umgekehrt kegelförmig, während der Obertheil mit der sehr weiten Mündung nahezu cylindrisch ist, oder die Urne ist etwa terrinenförmig mit mehr minder deutlich abgesetztem, kurzem, weitem, cylindrischem Halse. Nur vereinzelt fanden sich vase- und napfförmige Urnen. Ebenso schwankt die Grösse der aufgefundenen Urnen beträchtlich, indem die kleinste nur einen Durchmesser von 14 cm und eine Höhe von 13 cm besitzt, während die grössten bis 45 cm Durchmesser und über 25 cm Höhe erreichen. Die Oberfläche der Urnen ist entweder — selten — durchweg rau, oder durchweg mehr minder vollkommen geglättet, oder endlich der Untertheil ist rau, der Obertheil geglättet. Verzierungen finden sich nur selten und bestehen zumeist aus ein bis vier, ziemlich roh eingeritzten, parallelen Linien, die die Urne oberhalb der grössten Weite annähernd horizontal umziehen. Nur bei einer Urne wurde eine reichere Verzierung des Baues beobachtet. Einzelne Urnen sind mit kleinen Henkelöhren versehen, so eine napfförmige mit zwei solchen unter dem Rande und einige terrinenförmige ebenfalls mit zwei an der Grenze von Hals und Bauch. Bei mehreren Urnen fanden sich Theile des Deckels, der in den beobachteten Fällen stets schalenförmig war und einen etwas nach innen gebogenen, verdickten und, bei einzelnen Exemplaren, verzierten Rand aufwies. Ursprünglich dürften wohl die meisten Urnen gedeckelt gewesen, die Deckel jedoch im Laufe der Zeit durch den Pflug zerstört worden sein.

Bei etwa einem Drittel der aufgedeckten Gräber stand die Urne in einer flacheren oder tieferen Schale, die in einem Falle 38 cm Durchmesser und 15 cm Tiefe erreichte. Fast alle diese Schalen, von denen einige, obwohl vielfach geborsten, im Museum vollständig wieder zusammengesetzt werden konnten, waren mit einem Henkelknopf oder einem Henkelöhr am Rande versehen. Bemerkenswerth ist, dass nicht immer unversehrte Schalen als Untersatz verwendet wurden, im Gegentheil war, wie in drei Fällen mit Sieberheit festgestellt werden konnte, zuweilen von vorneherein je ein grösseres Bruchstück dazu benützt worden, das in zwei Fällen von je einer grossen Schale, im dritten von einem schlank terrinenförmigen Gefässe herstammte. Sonstige Beigefässe wurden nicht gefunden, so dass also jedes Grab nur aus der Urne, eventuell mit Deckel oder Untersatzechale oder mit beiden, bestand.

Der Inhalt der Urnen war überaus ärmlich. Weitans die meisten enthielten, ausser den nachträglich im Laufe der Zeit hineingefallenen Steinen und Erdmassen im oberen Theil, nur die gebrannten und zerkleinerten Knochenreste, den unteren Theil der Urne — bis zur Hälfte oder zu zwei Dritteln — erfüllend. Die Knochenreste waren durchweg rein und ohne Beimengung von kohligen und erdigen Theilen. Von unzweifelhaften Beigaben wurden nur in zwei Urnen je einige ganz kurze Stückerhen stark verwitterten dünnen Bronzedrahts — Ueberreste von Bronzedrahtringen — angefunden.

In Folge dieser Aermlichkeit überhaupt und des völligen Fehlens an charakteristischen Beigaben ist die Altersbestimmung der Gräber sehr schwierig. Nach Ansicht des Vortragenden stammt das Gräberfeld aus der Uebergangsperiode von Bronze- und Eisenzeit. Mit den Gräbern der älteren Eisenzeit stimmen die in Seyde aufgedeckten in der allgemeinen Form der Urnen und deren freien Beisetzung — ohne schützende Steinkiste — überein, dagegen weichen sie von denselben durch die auffallende Aermlichkeit der Beigaben, insbesondere den völligen Mangel an Eisenobjecten, sowie durch die Reinheit der Knochenreste, die nicht mit Kohle innig vermengt sind, erheblich ab. In den beiden letzteren Beziehungen zeigen sie mehr Aehnlichkeit mit unseren der Hallstattzeit entstammenden Steinkistengräbern, so dass ihre Herkunft aus der Uebergangszeit dieser beiden Perioden am wahrscheinlichsten sein dürfte.

Sämmtliche bei diesen Ausgrabungen vom Vortragenden gesammelten Objecte übergab Herr Rittergutsbesitzer Strübing als Geschenk für das Pro-

vinzial-Museum; ebenso schenkte Herr Schaehtmeister Strauch zwei wohlbehaltene, vor einiger Zeit in der Kiesgrube gefundene Urnen, von denen besonders die eine durch ihre Grösse und die reiche Verzierung ihres Bauehes ausgezeichnet ist; auch Herr Lebrer Rosenfeld in Mlynietz überwie eine kleine zweihenklige, bereits früher an derselben Stelle ausgegrabene Urne.

Ausser diesem Gräberfeld und nur etwa 1,5 km südlich davon befindet sich noch eine vorgeschichtliche Stätte in Seyde, nämlich ein übriges schon seit längerer Zeit bekannter Burgwall. Derselbe liegt dicht am Ufer der hier einen scharfen Bogen bildenden Drewenz, auf zwei Seiten von derselben umflossen. Er ist nicht mehr vollständig erhalten, was theils auf die Thätigkeit des Menschen, theils auf die Unterwuschungen seiner Ränder durch die Drewenz zurückzuführen ist. Gegenwärtig erscheint der Burgwall in Form zweier länglicher, gekrümmter Kuppen, zwischen denen ein flacher Kessel liegt; auch sind nach der Landseite zu deutlich die Spuren eines ehemals ringumlaufenden, tiefen und breiten Grabens erkennbar. Ausgrabungen hat Vortragender daselbst nicht ausgeführt, sondern nur an den nackten, im letzten Frühjahr wohl frisch abgestürzten Abhängen des Burgwalles, nach der Drewenz zu, zahlreiche Thonscherben, darunter mannigfaltig und charakteristisch verzierte, sowie eine Anzahl meist aufgespaltenen Thierknochen, besonders vom Schwein, gesammelt.

Der zweite Ort im Thornor Kreise, an dem Herr Dr. Kumm eingehendere Ausgrabungen veranstaltet hat, ist Renczkau, ein etwa drei Meilen nordwestlich von Thorn gelegenes Dorf mit zahlreichen, weit zerstreuten Abbauten. Von hier waren dem Provinzial-Museum durch seinen Correspondenten, Herrn Landrichter Engel in Thorn, einige bemerkenswerthe Funde und Nachrichten zugegangen, die das Vorhandensein wichtiger vorgeschichtlicher Fundstätten dort wahrnehmlich machten. Renczkau liegt, obwohl gegenwärtig fast eine Meile von der Weichsel entfernt, doch an ihrem ehemaligen Ufer, indem der das letztere darstellende, diluviale Höhenrand das Gebiet der Gemeinde in etwa ostwestlicher Richtung durchschneidet. Der Haupttheil des Dorfes liegt auf der Höhe nahe ihrem Rande, während die Abbauten sich auf der alten Thalstufe, dem ehemaligen Weichselbett, befinden. Zuerst wurde auf zwei dieser niedrig gelegenen Abbauten nachgegraben, wobei ausser zahlreichen Gefässscherben auch ein noch einigermaßen erhaltenes Grab aufgedeckt wurde. Dasselbe bestand aus einer mit gebrannten Knochenresten und Sand gefüllten, etwa vasenförmigen Urne mit Schalen- deckel, die in einer kleinen Untersatz-Schale mit

Henkelöhr stand und anscheinend ursprünglich noch von einem zweiten, grösseren Gefäss überdeckt gewesen war. In Folge ungünstiger örtlicher Verhältnisse konnten die Nachgrabungen an dieser Stelle nicht fortgesetzt werden, so dass völlige Klarheit über die Natur der dortigen Gräber nicht zu erlangen war. Indessen scheint es, als ob neben Resten der jüngeren Steinzeit dort Gräber der jüngsten Bronzezeit, in Form der besonders im ehemaligen Culmer Lande verbreiteten Glockengräber, vorliegen, aber zum weitaus grössten Theil bereits durch die landwirthschaftliche Cultar zerstört und nur noch in geringer Zahl erhalten sind.

Weitere Nachgrabungen in Renekau führte Vortragender auf einer etwa zwei Drittel Kilometer südlich vom Haupttheile des Ortes, direct auf dem diluvialen Höhenrande gelegenen, kleinen Bergkuppe aus, die durch ihre steile Form schon von weitem auffällt. Herr Landrichter Engel in Thorn hatte den Vortragenden auf diesen Berg, der vielleicht ein Burgwall sei, aufmerksam gemacht, ohne indessen den Punkt selbst besucht zu haben. Bei einer Besteigung der Kuppe ersah der Vortragende, dass dort in der That ein charakteristischer, zwar nicht grosser, aber vortreflich erhaltener Burgwall vorliegt. Der Besitzer des Grund und Bodens, Herr Amtsvorsteher Langsch in Renekau, gab bereitwillig die Erlaubniss zur genaueren Untersuchung der Anlage und zur Vornahme von Nachgrabungen dort.

Der Burgwall liegt direct hinter dem Gehöft des Herrn Langsch, nördlich davon. Nach Süden fällt er steil zum ehemaligen Weichselthal, der Niederung, nach Westen und Norden ebenso steil zu einem kurzen, aber tiefen, in die Höhe einschneidenden Thal ab, und er hängt also nur im Osten mit dem Diluvialplateau, der Höhe, zusammen. Die Anlage besteht aus einem ungefähr elliptischen Ringwall, der auf der Krone gegen 100 m Umfang, bei etwa 35, bezw. 24 m Durchmesser, hat, und einem ziemlich tiefen Kessel darin, von etwa 17 und 12 Meter Durchmesser. Die längere Achse des Burgwalls liegt in ostwestlicher, die kürzere in nordsüdlicher Richtung. — Der Wall ist auf der Ostseite am höchsten und erheblich — über 4 m — höher als an der gegenüberliegenden Westseite. Dieser Höhenunterschied dürfte von vorneherein heabsichtigt sein und erklärt sich leicht aus dem Umstande, dass der Wall

im Osten an das Plateau grenzt, hier daher auch höher sein musste als an den anderen Seiten, wo er direct in den natürlichen Steilhang der Höhe übergeht. An seiner höchsten Stelle überragt der Wall das angrenzende Plateau um mehr als 7 m. Die Neigung der Wallböschungen ist nicht unerheblich; sie beträgt im Innern etwa 35° und ausser an der Ostseite selbst 38°. — Der innere Kessel wird durch einen in nordsüdlicher Richtung, also quer, verlaufenden flachen Rücken in einen grösseren und flacheren, östlichen und kleineren aber tieferen, westlichen Theil gesondert. Der Boden des ersteren liegt etwa 6 m, der des letzteren nur etwa 3,5 m unter dem angrenzenden Wallrande, was sich aus der verschiedenen Höhe der Wallkrone im Osten und Westen erklärt. (Schluss folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Gemeinschaftlicher Congress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft.

In der Ausschusssitzung der Wiener anthropologischen Gesellschaft am 8. November 1898 machte der Herr Präsident Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg die Mittheilung, dass auf der am 4. bis 6. August 1898 in Braunschweig abgehaltenen XXIX. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft als Ort für die nächstjährige Tagung Lindau gewählt und hiebei zugleich der lebhafteste Wunsch ausgesprochen wurde, dort im Vereine mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft eine gemeinsame Versammlung abzuhalten. Dieser Vorschlag wurde vom Ausschusse mit lebhafter Acclamation angenommen und das Präsidium ermächtigt, mit dem Vorstande der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Verhandlungen über die weiteren Modalitäten, namentlich wegen des erst im Monat September gewöhnlichen Zeitpunktes der Tagung einzutreten.

Dr. Karl Struckmann †

Amterath Dr. Karl Struckmann starb am 23. December 1898 zu Hannover im Alter von 66 Jahren. Der Verstorbene hat sich um die Erforschung der Vorgeschichte der Provinz Hannover sehr verdient gemacht, namentlich sind seine Ausgrabungen in der Einbornhöhle bei Scharzfeld am Harze (Archiv für Anthropologie XIV. und XV.) in anthropologischer Beziehung von Bedeutung.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 7. Februar 1899.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 8. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ueber Höhlen bei Mörsheim (Mittelfranken) und Ausgrabungen bei Velburg (Oberpfalz). Von M. Schlosser. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig. (Schluss). — Literatur-Besprechungen. — Kleine Mittheilungen.

Ueber Höhlen bei Mörsheim (Mittelfranken) und Ausgrabungen bei Velburg (Oberpfalz).

Von M. Schlosser.

In meinem Bericht über die im Herbst 1897 unternommenen Höhlenstudien erwähnte ich, dass in der Eiehsätter Gegend, und zwar bei Mörsheim noch verschiedene, auf der bayrischen Höhlenkarte nicht vermerkte Höhlen existiren, dass ich aber leider erst nachträglich hievon Kunde erhalten hätte, und daher die Untersuchung auf spätere Zeit verschichen müsste. Diese Lücke suchte ich nun im letzten Jahre auszufüllen, doch hegte ich von Anfang an geringe Hoffnung, hier wichtigere Funde zu maehen, denn auch diese Höhlen gehören, wie die allermeisten im südlichen Theil des Frankenjura, einem höheren Niveau des Juradolomit an als jene der fränkischen Schweiz und der Velburger Gegend. Da nun dieser jüngere Juradolomit seinem petrographischen Charakter nach der Bildung grösserer, hallenartiger Höhlen nicht günstig ist, sondern nur kleine spaltenartige Höhlen liefert, von der Grösse der Höhlen jedoch wieder deren Bewohnbarkeit und somit auch die Aussicht auf prähistorische Funde abhängig ist, so kann es wohl kaum überraschen, dass meine Untersuchung keinen directen Erfolg hatte, und ich mich also auf die kurze Charakterisirung der Mörsheimer Höhlen beschränken muss.

Was ihre Lage betrifft, so befinden sich zwei derselben südlich, an der Strasse nach Tagmersheim, die übrigen nördlich von Mörsheim.

Von den beiden ersteren ist die eine das „Ofenloch“, fünf Minuten vom Orte entfernt; die andere befindet sich neben dem verletzten Hanse von Mörsheim. Das Ofenloch ist eine ganz seichte, kleine Nische. Hingegen erwies sich die Höhle dicht bei Mörsheim als eine allerdings sehr enge und niedrige, aber doch ziemlich lange Spaltenhöhle, in welcher auch Anfänge von Tropfsteinbildung zu beobachten sind. Die Höhlenerde hat freilich auch hier nur ganz geringe Mächtigkeit, weshalb von einer Grabung ohne Weiteres Abstand genommen werden konnte. Von den nördlich von Mörsheim gelegenen Höhlen befinden sich zwei gegenüber Altenstatt, nahe der Einmündung des Forellenhaches in die Altmühl, die dritte, „das Hafnerloch“, liegt schon im Altmühlthale selbst. Die ersteren erwiesen sich als Felsnischen, von denen die eine immerhin zwei Meter lang und breit, aber ganz niedrig ist, während die zweite eigentlich nur durch ein Felsgesims, eine Art Dach, gebildet wird und der Seitenwände gänzlich entehrt.

Das Hafnerloch hat ziemlich regelmässige, konische Form; seine Höhe und Breite beträgt ungefähr zwei Meter. Wie in den beiden Höhlen südlich von Mörsheim ist auch in den drei nördlich gelegenen die Höhlenerde sehr wenig mächtig; bei 10—15 Centimeter beginnt schon der zeretzte Felsboden, so dass als aller Erfahrung gemäss höchstens Funde von vereinzelt dürftigen Objecten aus neolithischer Zeit, niemals aber eine wirkliche Schichtenreihe zu erwarten wäre. Auch die „Höhle“ hinter den Wielands-

höfen, an der Strasse zwischen Dollnstein und Konstein würde voraussichtlich die Mühe einer Grabung nicht lohnen, umsoehr als sich ihr Boden nach auswärts neigt, in welchem Falle ohnehin das Vorkommen älterer Ueberreste gänzlich ausgeschlossen ist. Ueherdies hat diese „Höhle“ anseheinend bedeutende Veränderungen erlitten. Von der Strasse aus gesehen, nimmt sie sich zwar höchst stattlich aus, dagegen erweist sie sich bei näherer Besichtigung nur mehr als einfaches Felsenloch, das seine jetzige Gestalt offenbar dem Umstand verdankt, dass ein Theil der Decke und ein Theil der Seitenwände der ursprünglichen Höhle herabgestürzt sind. Da diese herabgestürzten Massen auch den Boden am Eingange des Thores bedecken, würde die ohnehin voraussichtlich fruchtlose Grabung auch noch durch Sprengarbeit wesentlich erschwert werden.

Der zweite Theil meiner Reise galt dem Höhlengebiet von Velburg und der Besichtigung und, soweit es die Thierreste betraf, auch der Bestimmung der Objecte, welche der dortige Apotheker, Herr Würsching, durch meine Untersuchungen und Funde angeregt, in der Höhle von St. Wolfgang¹⁾ erbeutet hatte. Ich unternahm diese Tour im Auftrage des Herrn Prof. J. Ranke. Meine Voraussage, dass wir es in der Velburger Gegend mit einem reichen Felde für prähistorische Forschung zu thun hätten, hat sich nun auch in der That bewahrheitet, denn wiederum wurde hier die gleiche Schichtenfolge constatirt, wie in den von mir durchforschten Felsnischen, über welche Grabungen ich schon wiederholt an dieser Stelle berichtet habe, nur sind eben entsprechend des viel bedeutenderen Umfangs des Fundplatzes die Thierreste viel zahlreicher und vor Allem die Artefacte des neolithischen Menschen viel mannigfaltiger als an meinen heiden Arbeitsplätzen. Ich hatte selbst in dieser, von genanntem Herrn ausgebeuteten Fundstelle, dem Vorplatze der grossen Höhle von St. Wolfgang, wiederholte Probegrabungen vorgenommen, doch waren dieselben sämmtlich erfolglos, insoferne ich stets in ganz geringer Tiefe an den Felsboden stiess. Zudem hatte ich ohnehin zu diesem Platze sehr wenig Vertrauen, weil der Boden augenscheinlich nicht mehr vollkommen unberührt, sondern wenigstens theilweise eingeebnet war, um die Zufahrt zur eigentlichen, früher als Bierkeller dienenden Höhle zu erleichtern. Es zeigte sich eben auch hier die alte Erfahrung, dass dem Laien das Glück viel öfter hold ist, als dem Fachmann.

¹⁾ Die Nische bei St. Wolfgang. Correspondenzblatt der Deutschen anthropol. Gesellschaft 1896, p. 7, und Ueber die Nische im Schlossberg ibidem 1897, p. 30.

Was das Alter der Schichten betrifft, so lassen sich auch hier, wie in der benachbarten Felsnische, unterscheiden:

A. Graue Culturetschicht, neolithisch.

B. Weisses Nagereschicht.

C. Gelbe Nagereschicht.

Die neolithische Schicht ist hier sehr reich an Artefacten des prähistorischen Menschen, und verdienen besonders Bildnisse aus Thon und Bein, sowie die in Knochen gefassten Feuersteinplättler hervorragendes Interesse. Leider hat es der Finder unterlassen, diese Artefacte sorgfältig auseinanderzubalten, denn dieselben können unmöglich sämmtlich der gleichen Periode angehören, wenigstens stammt ein Theil der Beinschnitzereien, menschliche Arme darstellend, Beinplättler mit eingravierten Menschenfiguren und Thieren, sowie die aus Thon geformten Menschenköpfe von Lebensgrösse, nach Ansicht des Herrn Prof. J. Ranke, aus einer der christlichen Zeit unmittelbar vorhergehenden Periode, eine knopfförmige Beinschnitzerei, in der Mitte ein Panther, möchte ich sogar entschieden für frühmittelalterlich ansprechen. Als wirklich neolithisch verließen höchstens einige aus Bein geschnittene Fische. Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, dass die Feuersteine, sowie die Mehrzahl der Topfscherben und die Knochenwerkzeuge, unter denen namentlich die zugespitzten, als Dolch oder Priemen dienenden menschlichen Ulnae und Fibulae erwähnenswerth erscheinen, wirklich der neolithischen Zeit angehören. An Magdalenien, wohin sie der Besitzer, Apotheker Würsching, rechnen möchte, ist absolut nicht zu denken, denn trotz der sorgfältigsten Prüfung der aus der grauen Culturetschicht stammenden Thierreste war es mir nicht möglich, auch nur die geringste Spur von Renthier nachzuweisen. Auch unterscheiden sich diese Knochen von denen der gelben Nagereschicht, welche wirklich, obschon sehr selten, Reste von Ren enthält, sehr deutlich durch ihre Frische und ihre weisse Farbe. Ein Theil derselben ist auch mit einer dünnen Haut von Kalksinter überzogen, wie die meisten Thierknochen in der nahe gelegenen König Otto-Höhle.

Hervorragendes Interesse verdienen die Feuersteingeräthe, denn sie zeigen so recht deutlich, dass die für Frankreich sehr wohl zutreffende Classification in Solntrèden, Chelléens etc. eben doch nur für jene Gegenden gültig ist, wo grosse Feuersteinkugeln in reichlicher Menge vorkommen, nicht aber auch für solche, wo, wie im Frankenjura, grössere Hornsteinkugeln schon an und für sich selten sind und überdies auch nur ausnahmsweise einen Kern von echtem Feuerstein enthalten. In diesem Falle war der Mensch genöthigt, mit

dem Material sparsam umzugehen, und auch Stücke zu verwenden, die er an günstigeren Localitäten als bloss Abfälle zweifellos bei Seite geworfen hätte. Hier im Frankenjura jedoch suchte der Mensch die Kleinheit und ungeeignete Form seiner Steinsplitter bis zu einem gewissen Grade dadurch gut zu machen, dass er sie in Griffe aus Knochen einfügte. Ein hübsches derartiges Werkzeug ist ein Metacarpus von Schaf mit eingeklemmten Steinsplitter. Wollte man die hier gefundenen Feuersteine nach dem Schema der französischen Autoren bestimmen, so kämen sie allenfalls in das Chelléen zu stehen, doch erscheint eine solche Altersbestimmung bei Berücksichtigung der begleitenden Fauna ohne Weiteres gänzlich unstatthaft. Hiedurch wird aber doch der sichere Beweis geliefert, dass die Fauna bei Bestimmung des Alters entschieden den Vorrang verdient vor dem Charakter der Feuersteingeräthe.

Knochen des Menschen sind in der neolithischen Schicht von St. Wolfgang nicht allzu selten. Ich fand ausser den schon erwähnten bearbeiteten Menschenknochen noch vier Thiere und ebenso viele Humeri, ganz abgesehen von Hand- und Fussknochen und verschiedenen Kiefer- und Schädeltrümmern.

Die Hausthierreste vertheilen sich auf: Rind, Schaf (Ziege?), Schwein, Pferd, Hund. Von wildlebenden Thieren sind vertreten: Hirsch, Reh, Hase, Biber, Wildkatze und brauner Bär. Von letzterem liegt nur ein Zahn vor; auch die Reste der übrigen wildlebenden Säugethiere sind recht spärlich und bestehen zum Theil nur aus isolirten Zähnen. Nur Hirsch ist etwas besser, und zwar vorwiegend durch bearbeitete Geweihstücke vertreten. Zu den genannten Waldthieren kommt möglicherweise noch *Ur — Bos primigenius* — hinzu, wenigstens fand ich unter dem untersuchten Material auch Knochen eines sehr grossen Boviden, die wohl von einem einzigen Individuum stammen dürften. Weit aus die meisten aller Knochen gehören dem Hausrind an, und zwar einer auffallend kleinen Rasse desselben, viel kleiner als jene aus den Pfahlbauten der Roseninsel im Starnberger See; indess haben wir es doch wohl mit der Torfkuh zu thun, die ja auch in Schussenried nur sehr unansehnliche Statur besass. Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig zu bemerken, dass auch in der Jetztzeit das Rind der Velburger Gegend nur überhaupt eines grossen Theiles der Oberpfalz und sehr geringe Grösse hat. Wesentlich seltener als die Reste von Rind, sind jene von Schwein. Auch sie lassen auf eine ziemlich kleine Rasse

schliessen. Pferd, sowie Schaf resp. Ziege sind nur sehr spärlich vertreten. Dass die wenigen in dieser Schicht gefundenen Knochen des Höhlenbären nur zufällig hineingerathen sind, ist um so wahrscheinlicher, als noch bei meinem ersten Besuch dieser Höhle ziemlich viele Höhlenbärenknochen und Zähne frei am Boden herumlagen.

Die aus der oberen, weissen Nagerschicht stammenden Thierreste konnte ich nicht näher bestimmen, da mir nur eine ganz unbedeutende Probe hiervon vorlag, doch vertheilen sie sich anscheinend, wie bei meinem früheren Funde in der benachbarten Felsnische, zumist auf die beiden Schneehuhnarten, auf Halsband-Lemming und Wühlmause.

Um so reicheres Material erhielt ich dagegen aus der unteren, gelben Nagerschicht, theils durch eigene, theils durch die von einem Arbeiter später vorgenommene Aufsammlung. Ich konnte folgende Arten nachweisen:

1. *Lencocyon lagopus* Linn., Incisiv. Oberer Ml.
2. *Foetorius erminea* Keys, Kiefer, Schädelfragmente, Extremitätenknochen.
3. *Foetorius Krejci* Woldf., Kiefer, Schädelfragmente, Extremitätenknochen.
4. *Foetorius vulgaris* Keys, Kiefer, Schädelfragmente, Extremitätenknochen.
5. *Foetorius minutus* Woldf.? Kiefer.
6. *Talpa europaea* Linn., Kiefer, Humerus.
7. *Sorex vulgaris* Linn., Kiefer, Humerus, Ulna.
8. *Sorex alpinus* Linn., Kiefer, Humerus.
9. *Lepus variabilis* Pall., Schädelfragmente und fast sämtliche Skelettheile.
10. *Lagomys pusillus* Desm., mehrere Schädel, viele Kiefer und Extremitätenknochen.
11. *Myodas torquatus* Pall., Schädelfragmente, viele Kiefer und Extremitätenknochen.
12. *Arvicola amphibius* Desm., Schädelfragmente, viele Kiefer und Extremitätenknochen.
13. *Arvicola gregalis* Blas., Schädelfragmente und viele Kiefer.
14. *Arvicola nivalis* Mast., Schädelfragmente und viele Kiefer.
15. *Arvicola ratticeps* Blas., Schädelfragmente und viele Kiefer.
16. *Arvicola arvalis* Selys., Schädelfragmente und viele Kiefer.
17. *Arvicola agrestis* Blas., Schädelfragmente und viele Kiefer.
18. *Arvicola campestris* Blas.? Kiefer.
19. *Cricetus frumentarius* Pall., Schädelfragmente, Kiefer und Extremitätenknochen.
20. *Sus scrofa feras* Linn., Oberer P4., Phalangen, zwei Metapodien, ein Humerusfragment.
21. Rangifer tarandus Sund., Maxillum, Scaphoid, Phalange eines Seltenmetapodiums, Fragment eines unteren Ml.
22. *Lagopus alpinus* Nilss., Schädelfragmente, zahllose Extremitätenknochen und Wirbel.
23. *Lagopus albus* Gmel., Schädelfragmente, zahllose Extremitätenknochen, Wirbel.

24. *Tetrao tetrax* Linn., Humerus.
 25. *Tetrao urogallus* Linn., Halswirbel.
 26. *Turdus merula* Linn., Tarsometatarsus.
 27. *Fringillidae* sp., Schnabel.
 28. *Hirundo* (?) Humerus.
 29. *Bubo maximus* Linn., Zehnglied und Krallen.
 30. *Syrnium* cf. *sinco* Linn., Schnabel, Tarsometatarsus.
 31. *Vanelina cristatus* Mey., Tarsometatarsus.
 32. *Hallus aquaticus* Linn., (?) Humerus.
 33. *Larus ridibundus* Linn., Tarsometatarsus.
 34. *Rana temporaria* Linn., Extremitätenknochen.
 35. *Bufo* sp., Extremitätenknochen.
 36. *Salmo* (?) Wirbel.

Alle diese thierischen Reste liegen in einem gelbbraunen, mageren Lehm, der mit dem Löss sehr grosse Aehnlichkeit hat und wohl auch wie dieser durch Winde abgesetzt worden ist.

Ausser den genannten Arten sind noch vertretene Höhlenhür durch einen Fuszwurzelknochen — *Caniciforme* — und Höhlenlöwe durch ein Zehnglied. Es ist mir indess wahrscheinlicher, dass diese Stücke auf dem ursprünglichen Boden der Höhle lagen, als die Bildung der Nagerschicht begann und daher von obiger Fauna getrennt gehalten werden müssen. Am häufigsten sind wie immer in dieser Thiergesellschaft die beiden Schneehuhn-Arten, sowie der Halsbandlemming und *Arvicola arvalis, agrestis* und *pregalis*. Sehr zahlreich sind auch die Reste des Schneehasen; die meisten gehören jedoch jungen Individuen an. Unter den Vögeln verdienen Kiebitz, Wasserralle und Möve ein besonderes Interesse, denn aus der Anwesenheit ihrer Reste, sowie aus dem Vorhandensein der Fischwirbel lässt sich der Schluss ziehen, dass die dortige Gegend in jener Periode zum mindesten nicht wasserärmer war, als in der Gegenwart, wo die genannten Vögel schwerlich in solcher Zahl vorkommen, dass ihre Reste in Eulenhorsten gefunden werden könnten. Wie Nehring annimmt, werden nämlich die Schneehühner, Hasen und die übrigen Nager, sowie die kleineren Vögel, die Frösche — vielleicht auch wohl die Fische — von Eulen eingeschleppt und hier verzehrt, und die kleineren Knochelehen mit den Gewölven wieder ausgehoben. Diese Erklärung ist sicher die zutreffende, denn man findet tatsächlich sehr häufig diese Ueberbleibsel in Kinnpen zusammengeballt. Manche Stücke zeigen auch einen weissen Ueberzug und dürften wohl durch den Darm gegangen sein.

Es ist nicht wohl anzunehmen, dass diese Mierofauna durch weitere Ausgrabungen noch bereichert werden dürfte, ausser etwa durch einige Vogelarten, vielmehr kann ich mit ziemlicher Bestimmtheit voraussetzen, dass die Zahl der Nager-

arten nicht weiter zunehmen wird, und dass also auch hier niemals weitere Arten zum Vorschein kommen werden, die zoogeographisch eine ebenso wichtige Rolle spielen wie der Halsbandlemming. Ich meine hiemit *Alactaga*, *Ziesel*, *Bobac* und das centralasiatische *Stachelschwein* — *Hystrix-hirsutirostris*. Das Fehlen dieser Formen in unserer Gegend ist recht auffällig, da sie zum Theil schon in den Höhlen der doch nicht allzufernen fränkischen Schweiz, — *Stachelschwein* — zum Theil — *Alactaga* und *Ziesel* — im Löss von Würzburg vorkommen. Augenscheinlich geht die Südgrenze des ehemaligen Verbreitungsbezirkes dieser Arten nicht so weit, wie jene des Lemmings, des Schneehasen etc., denn sie fehlen auch in den von Woldrich untersuchten Höhlen im Waldviertel-Niederösterreich — und von Zuzlawitz im Böhmerwald einerseits und am Schweizersbild bei Schaffhausen andererseits. Da aber Velburg zwischen diesen Localitäten liegt, so gewinnen die hier erzielten Ergebnisse um so höheren Werth, als die faunistische Uebereinstimmung aller dieser Fundorte ausserordentlich gross ist.

Zu Ren und Wildschwein gehören ausser den erwähnten Resten vermuthlich noch einige unbestimmbare Trümmer von Extremitätenknochen. Es wäre nicht unwichtig, wenn sich ermitteln liesse, ob die Zerkleinerung dieser Stücke auf die Thätigkeit von Rauhthieren oder auf die Thätigkeit des Menschen zurückzuführen sei. Beide Erklärungen stossen auf einige Schwierigkeiten, denn einerseits gibt es unter den Thieren, die in dieser Schicht beobachtet wurden, keine solchen Rauhthiere, die sich an Ren oder Wildschwein gewagt hätten, und andererseits ist die Anwesenheit des palaeolithischen Menschen in der Velburger Gegend, sowie überhaupt im Frankenjura durchaus zweifelhaft. Ich habe zwar in der zuletzt eingesandten Probe aus der Nagerschicht ein Schädelfragment und ein Zehnglied des Menschen gefunden, allein der Erhaltungszustand dieser Stücke ist ein derartiger, dass sie doch eher aus der neolithischen Schicht stammen und nur zufällig bei der Grabung in die tiefere Nagerschicht gelangt sein dürften. Jedenfalls wird es sich empfehlen, bei weiteren Aufsammlungen gerade auf die allerdings sehr unansehnlichen Trümmer von grösseren Knochen besonderes Augenmerk zu richten, denn nur mit Hilfe von reichem, derartigem Material wird es möglich sein, die Existenz des palaeolithischen Menschen zu ermitteln, beziehungsweise dessen Abwesenheit definitiv festzustellen.

Der vorliegende Bericht war eben fertiggestellt, als ich in den letzten Tagen des Januar laufenden

Jahre abermals nach Velburg reisen musste, um den Ausgrabungen, welche für Herrn Professor Joh. Ranke in der Lutzmannsteiner Höhle vorgenommen wurden, beizuwohnen.

Diese Höhle, ungefähr zwei Stunden nordöstlich von Velburg, befindet sich nahe dem Gipfel eines bewaldeten Hügels und ist vom Thale aus nirgends sichtbar. Ich erwähne diesen Umstand, weil er vielleicht geeignet ist, darüber Aufschluss zu geben, ob die Höhle dauernd oder nur vorübergehend — als Zufluchtsort — bewohnt war.

Durch eine ziemlich grosse, mittelst einer Doppelthüre verschlossene Öffnung, kommt man in eine hohe nach innen zu einer geneigten Vorhalle, die früher als Bierkeller diente. Mit der eigentlichen Höhle ist sie durch einen kurzen, niedrigen, schmalen Gang verbunden. Hat man diesen passiert, so befindet man sich in einer geräumigen Halle von durchschnittlich 2-3 Meter Höhe und 5 Meter Breite, deren Boden von dem erwähnten Eingang weg sowohl nach rechts als auch nach links sehr sanft ansteigt. Der rechte Flügel dieser Halle ist kaum halb so lang als der linke, schliesst aber ebenso wie dieser mit einer hübschen Treppeinkaskade ab. Die Tropfsteine sind nur als dike Sinterüberzüge des Bodens und als Stalagmiten entwickelt, doch erreichen letztere zuweilen eine Höhe von fast einem Meter und einen Durchmesser von einem halben Meter. Dagegen fehlen Spalaktiten fast vollständig. Die Tropfsteinbildung dauert noch gegenwärtig fort, und finden sich auch auf den im folgenden zu besprechenden Ueberresten des prähistorischen Menschen nicht selten cylindrische, am Oberende vertiefte Stalagmiten von 2-5 Centimeter Höhe und Dicke. In der Halle selbst bestand der Boden ursprünglich aus einer ziemlich mächtigen Schicht von Höhlenlehm, mit spärlichen Resten des Höhlenbären — unter ihnen ein Unterkiefer eines jungen Thieres mit abnormen, verkümmerten dritten Molaren — jetzt ist jedoch dieser Lehm nur mehr an den Wänden zu sehen, während der Boden fast nur durch die von der Decke herabgefallenen zum Theil versinterten Feisplatten gebildet wird.

Hebt man nun eine beliebige von diesen Platten, so stösst man immer auf eine Schicht von verbranntem Getreide — vorwiegend Weizen — in der sich auch viele Urnenscherben und — allerdings ziemlich selten — auch Eisengeräthe — Lanzen spitze, Sichel — sowie thönerne Spinnwirbel vorfinden.

Diese Schicht hat eine Mächtigkeit von etwa zwei Centimeter. Sie enthält auch Brocken von Holzkohle, Knochen von Hansthieren — Schwein,

Schaf, Rind, Pferd. Vom Menschen selbst kamen mehrere Skelette zum Vorschein, und zwar im Höhlenlehm. Wir haben es hier sicher mit Leichenbestattung zu thun. Zwei dieser Skelette fanden sich in der Vorhalle, die übrigen in der eigentlichen Höhle. Sie gehören, mit Ausnahme von zwei noch im Zahnwechsel begriffenen Individuen, Erwachsenen an, doch vermag ich, so lange nicht das Material zur Untersuchung eingetroffen ist, deren Geschlecht nicht zu bestimmen. Welches Alter haben nun die hier gefundenen Menschenreste?

Das Vorkommen von Eisengeräthen spricht dafür, dass wir es entweder mit La Tène- oder mit Halstatt-Periode zu thun haben, allein aus den wenigen bisherigen Funden dürfte sich diese Frage kaum entscheiden lassen. Bessere Anhaltspunkte versprechen die Urnenreste, unter denen sich auch Trümmer von Graphitgeschirren befinden. Leider sind sämtliche Urnen durch die von der Decke herabgestürzten Steinplatten — sie haben sich augeneinlich unter der Einwirkung des Feuers von der Decke losgelöst — in Trümmer zerschlagen worden, indess dürfte es doch möglich sein, die eine oder die andere wieder zusammenzufügen, da ich den Arbeiter angewiesen habe, alle unter einem Stein liegenden Stücke stets sorgfältig zusammenzuliegen und von den übrigen getrennt zu halten. Vielleicht bietet auch ein durchlochter Eckzahn von Wolf einigen Anhaltspunkt für die Altersbestimmung.

Vorläufig ist nur das eine sicher, dass der Volksstamm, welchem diese Ueberreste angehören, die Bearbeitung des Eisens und die Anfertigung ornamentirter Thongeräthe verstand, und von Viehzucht und Ackerbau lebte, wie die Reste von Haus thieren, die erwählte Sichel und die Massen von verbranntem Getreide beweisen, und ebenso, dass wir es nicht mit eigentlichen Höhlenbewohnern zu thun haben. Dagegen scheint mir die Frage, ob wir hier einen wirklichen Begräbnisplatz oder etwa bloss eine Zufluchtsstätte in Kriegszeiten vor uns haben, keineswegs gelöst zu sein, wenigstens spricht für letztere Annahme der Umstand, dass auch in der Gaisberghöhle bei Krumpfen, die ebenfalls eine ganz versteckte Lage hat, ganz ähnliche Artefacte, sowie gleichfalls grosse Mengen verbranntes Getreides zum Vorschein gekommen sind und auch die Thier- und Menschenknochen zum Theil einen ähnlichen Erhaltungszustand aufweisen, wie jene der Lutzmannsteiner Höhle. Um diese Fragen zu lösen, muss jedoch ein specieller Kenner das gesammelte Material einer genaueren Prüfung unterziehen.

Vorläufig sei nur so viel bemerkt, dass in der

Velburger Gegend folgende prähistorische Perioden nachgewiesen werden konnten:

Neolithische Zeit: Höhlen von St. Wolfgang, Breitenwien, König Otto-Höhle.

Bronzezeit: Höhlen von St. Wolfgang, Breitenwien, König Otto-Höhle, stets spärlich vertreten; sofern die wenigen Reste nicht schon den folgenden Perioden angehören.

Eisenzeit: Lutzmannsteiner-, Gaisberg-Höhle (König Otto-Höhle?).

Germanische (?) vorchristliche Zeit: Beisebnitzereien und Thonbildnisse, Höhlen von St. Wolfgang.

Nicht ganz unwichtig erscheinen mir aneh die Beziehungen zwischen der Beschaffenheit der Höhlen und den Ergebnissen der prähistorischen Forschung, wie folgende Uebersicht der Höhlen zeigen dürfte. Wir finden bei:

Lutzmannsteiner und Gaisberg-Höhle:
Abgelegener, versteckter Platz mit engem Eingang.
Begräbnisplatz oder Zufluchtstätte.

Eiserne Geräthe.

Getreidebau und Viehzucht.
La Tène- oder Hallstatt-Periode.

Höhlen von St. Wolfgang:

Weite, offene Vorhalle, schon von Ferne sichtbar.

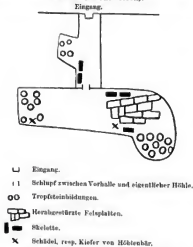
Wohnplatz, zugleich nach Begräbnisplatz.

Geräthe aus Stein und Knochen.

Anschließend Viehzucht?

Neolithische Periode.

Grundriss-Skizze der Lutzmannsteiner Höhle (aus dem Gedächtnis entworfen).



Zum Schlusse möchte ich noch eines tragikomischen Ereignisses Erwähnung thun, das immerhin nicht uninteressant erscheinen dürfte. Wie ich

oben bemerkte, ist die Höhle durch eine Thüre versperrt. Der Schlüssel befindet sich beim Förster in Lutzmannstein und wurde seit meinem Besuche der Höhle im Herbst 1896 bis jetzt, Janar 1899, von Niemandem mehr verlangt und dabei auch an Niemand mehr abgegeben. Man sollte also wohl glauben, dass seitdem in der Höhle auch keine Veränderung vor sich gegangen wäre und folglich auch der mit Kalksinter überzogene Höhlenbärenschädel, den ich in meinem Berichte — Correspondenzblatt der deutschen anthr. Gesellschaft. 1897. p. 28 — erwähnt hatte, noch an seinem alten Platze liegen müsste. Dem ist jedoch nicht so. Vielmehr wurde in der Zwischenzeit der eine Thürflügel eingeschlagen, und an Stelle jenes Bärenschädels sieht man jetzt nur mehr ein Loch in der Sinterdecke. Da ich nun von diesem Stücke Niemand mündliche Mittheilung gemacht, sondern nur in jenem Berichte desselben Erwähnung gethan hatte, so muss der Thäter sich nothwendigerweise unter den Lesern dieser Zeitschrift, oder doch unter den Lesern der Separata meines daselbst veröffentlichten Aufsatzes sich befinden. Es wäre für mich auch nicht allzu schwer, die Namen der in dieser Hinsicht allenfalls in Betracht kommenden Persönlichkeiten zu errathen, iness halte ich durch vorstehende Bemerkung die Sache für erledigt, da man solch unhefugten und unehrlichen Höhlenforschern doch ihren kindlichen Unverstand und blinden Sammeleifer zu Gute halten muss.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Den 26. October 1898.

(Schluss.)

Zur Untersuchung des inneren Aufbaues der Anlage und behufs Aufdeckung etwaiger Funde wurde in jedem der beiden Kesseltheile und auf dem sie trennenden flachen Querrücken eine rechteckige Grube bis auf den gewachsenen Boden (hier durchweg gelber Lehm) ausgehoben. Im östlichen Kesseltheile wurde der gewachsene Boden in 75 cm Tiefe erreicht, die darüber liegende aufgeschüttete Erde enthielt nur ein paar Tierknochen und ganz wenige Thonscherben; auf dem Querrücken fand sich bereits in 30 cm Tiefe natürlicher Boden, und die aufgeschüttete Erde enthielt nur sehr wenige Knochen und keine Scherben; dagegen wurde in dem kleineren aber tieferen westlichen Kesseltheile der gewachsene Boden erst in über 1 m Tiefe angetroffen, und die darüber liegende aufgeschüttete Erde, die in frischem Zustande eine dunkle, im ausgetrockneten eine aschenartig graue Färbung besass, enthielt sehr zahlreiche Gefässcherben,

Thierknochen und gebrannte und durch Hitze geplattete Kopfsteine, stellenweise auch grössere Steine in Menge. Da sich somit zeigte, dass der westliche Kesseltheil besonders reich an Artefacten war, wurde in demselben nahe dem Wall noch eine zweite Grube gegraben, die dieselben Verhältnisse aufwies und gleichfalls eine reiche Aushaute ergab. Unter den Scherben von Thongefässen fanden sich, neben wenigen unverzierten, sehr zahlreiche verzierte, mit mannigfaltigen Ornamenten, durchweg vom Charakter der typischen Burgwallskerben. Die Thierknochen sind zum grossen Theil aufgespalten, am zahlreichsten sind Knochen und Zähne vom Schwein, daneben auch vom Reh, Hirsch, Rind, Pferd und Schaf. Die auffällige Verschiedenheit der Funde in den beiden Kesseltheilen deutet bestimmt auf eine ursprüngliche Verschiedenheit ihrer Benützung hin, und dürfte der kleinere westliche Theil nach seinem Reichthum an Topfscherben, Thierknochen und gebrannten Steinen wohl vorwiegend wirthschaftlichen Zwecken, der grössere östliche Theil vielleicht als Wohnraum gedient haben. Auf jedem Fall ist der Renczkauer Burgwall eine charakteristische und wohlerhaltene Anlage aus der letzten vorchristlichen Zeit unserer Heimath, der sogenannten Burgwallperiode oder arabisch-nordischen Zeit.

Herr Dr. Oehlschläger berichtete über den Verlauf der 29. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, welche in den Tagen vom 4. bis 6. August 1898 in Braunschweig stattfand, und an welche sich vom 7. bis 9. August interessante Ausflüge nach dem Elm und dem Harz anschlossen. Aus der Fülle der dortselbst gehaltenen Vorträge hob Redner zunächst die Ausführungen des Prof. Kollmann-Basel über die Beziehung der Verehrung zur Bildung der Menschenrassen hervor, welche in dem Satze gipfelten, dass zwar die Völker vergänglich, die Menschenrassen aber unsterblich seien. K. hat sich daran gemacht, den Typus der vorgeschichtlichen Volkstämme festzulegen, und es ist ihm gelungen, auf Grund genauer Messungen und vergleichender Studien an einem steinzeitlichen Frauenschädel die ganze Gesichtsplastik eines Kurzschädels aus jener ersten vorgeschichtlichen Epoche zu rekonstruieren. Ein naturwahres Bild dieser steinzeitlichen „Frau von Auvergne“ ist in Nr. 43 der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ im Lesezimmer der Gesellschaft einzusehen.

Von sonstigen Vorträgen der Braunschweiger Versammlung erwähnte Herr O. noch den Vortrag des Freiherrn v. Adrian-Werburg über die Entwicklungs-geschichte der Ethnologie; ferner des Privatdozenten Dr. Much-Wien: Zur Stammes-

kunde der Altsachsen und des Dr. Birkner-München über Zwergwuchs.

Alsdann führte Herr O. die Zuhörer im Geiste durch die Strassen, Plätze und Museen Braunschweigs, weiter nach dem südlich von Braunschweig gelegenen Wolfenbüttel und der dortigen berühmten Bibliothek, der ehemaligen Arbeitsstätte des unsterblichen Lessing; nebst der reich bewaldeten Bodenerhebung, dem Elm, mit seinen hennsehenden alten Burgbergen, und nach Königslutter, der Begrübnisstätte Kaiser Lothars. Weiter ging's über Wernigerode im Harz, wo das Museum besucht wurde, nach Rüheland zur Besichtigung der Hermanns- und Baumannshöhle und des dortigen Höhlenmuseums. Vortragender schilderte aus eigener Anschauung den inneren Bau der Höhlen, die der anscheinenden Thätigkeit unterirdischer Abzweigungen des Bodenflusses ihre Entstehung verdanken, betonte ihren Reichtum an Resten des Höhlenhären (selbst gesammelte Zähne dieses Thieres legte Vortr. vor) und anderer Diluvialthiere, sowie an Artefacten des Diluvialmenschen, und deren Auffindung und Conservirung der Braunschweiger Geheimer Hofrath Professor Blasius sich grosse Verdienste erworben hat.

Mit einer Beschreibung der grossen Fundstätte megalithischer Denkmäler im Althaldenslebener Forst, welche auf Einladung der Neuhaldenslebener Anthropologischen Gesellschaft besucht wurden, schloss Vortragender seine Reiseschilderungen.

Vor Schluss der Sitzung legte noch Herr Prof. Dr. Conwentz eine in Silber kunstvoll ausgeführte Nachbildung einer römischen Fibel von Hansdorf bei Elbing vor, die wegen ihrer geschmackvollen Form auch gegenwärtig mit Vortheil als Zierrath, vornehmlich an Frauengewandungen, sich verwenden liesse.

Literatur-Besprechungen.

Archiv für Religionswissenschaft in Verbindung mit verschiedenen Fachgelehrten, herausgegeben von Professor Dr. Ths. Achelis in Bremen (Verlag von J. C. B. Mohr, Freiburg i. Br.). Vier Hefte jährlich. Preis 14 Mk.

Diese Revue, die sich der Förderung der angesehensten Forscher des In- und Auslandes zu erfreuen hat, hat in ihrem ersten Jahrgang (das Doppelheft des zweiten ist soeben erschienen) ihr Versprechen, das sie im Prospect gegeben, gehalten, nämlich eine Brücke zu schlagen zwischen Völkerkunde und Sprachwissenschaft, soweit dieselbe für mythologische und religionswissenschaftliche Studien in Betracht kommt. Davon zeugt das unten mitgetheilte Inhaltsverzeichnis. Es ist

bei der Vielseitigkeit des Stoffes begreiflicherweise nicht möglich, jeder einzelnen Disciplin sofort ausreißend gerecht zu werden — das gilt z. B. von der Germanistik, die deshalb im zweiten Jahrgang ihre gebührende Berücksichtigung finden wird; aber das liegt eben in der Natur der Verhältnisse. Im Uebrigen stellt ja nicht jeder einzelne Band ein abgeschlossenes Ganzes dar, sondern vielmehr einen einheitlichen Zusammenhang, der mithin auch erst von einer allgemeinen, mehrere Jahrgänge umfassenden Perspektive zutreffend beurtheilt werden kann. Auch sonst sind Aenderungen und Erweiterungen nicht ausgeschlossen, so z. B. fortlaufende Berichte, sei es auch nur in knappster Form, über wichtigere mythologische und religionswissenschaftliche Abhandlungen in bedeutenden Zeitschriften — namentlich ist in diesem Sinne das jetzt so blühende Gebiet der Folklore in Betracht gezogen. Dagegen werden wesentliche organisatorische Umgestaltungen vor der Hand ausgeschlossen, ehe sich nicht deren dringende Nothwendigkeit herausstellen sollte. Wir schliessen diesen kurzen Hinweis, dem wir höchstens noch die geneigte Bitte um werththätige Theilnahme und Förderung des Unternehmens hinzufügen möchten, mit der Inhaltsangabe des ersten Bandes:

Nach einer Einführung und allgemeinen Orientierung über das Programm seitens des Herausgebers folgen: 1. Abhandlungen: E. Hardy, Was ist Religionswissenschaft; W. H. Roseher, Ueber den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie und die Bedeutung des Pan; E. Siecke, Der Gott Rudra im Rig-Veda; O. Waser, Charon; M. Hartmann, Aus dem Religionsleben der Libyischen Wüste; G. Polivka, Nachtrag zur Polyphem Sage; G. Gehrieb, Zur Frage nach dem Alter des Avesta. Darnach schliessen sich Miscellen, nämlich: Ed. Seler, Ueber die Herkunft einiger Gestalten der Quiche- und Cnehielquel-Mythen; A. Vierkandt, Philologie und Völkerpsychologie; Fr. Branky, Die Rauten; H. Steinthal, Die Kröte im Mythos; Th. Achelis, Der Ursprung der Religion als socialpsychologisches Problem; Fr. S. Krauss, Der Yoga-Schlaf bei den Südlaven; H. Guakel, Der Schreiberregel Nahu im A. T. und im Judenthum; Th. Nöldeke, Gottesfurcht bei den alten Arabern; Williams A. V. Jackson, A Brief Note on the Amshanspands or a Contribution to Zoroastrian Angelogy; G. Knaaek, Bemerkungen zu dem Aufsatz über die Rauten; E. Wolter, Zur Etymologie griechischer Eigen-

namen; E. Wolter, Zum Feuercultus der Littauer. Den Schluss bilden Rezensionen: A. Hillebrandt, Ritual-Literatur, Vedische Opfer und Zauber, Refer. W. Foy; R. Fick, Die sociale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit, Refer. O. Franke; W. H. Roscher, Das von der Kynthropie handelnde Fragment des Marcellus von Side, Refer. O. Weiszäcker; F. Hiller von Gärtringen, Die archaische Cultur der Insel Thera, Refer. G. Knaaek; A. Vierkandt, Die Entstehungsgründe neuer Sitten, Refer. A. Vierkandt (Selbstanzeige); Or. Marucehi, Gli obeliscii egiziani di Roma illustrati con traduzione dei testi geroglifici, Refer. A. Wiedemann; D. G. Brinton, Religions of Primitive Peoples, Refer. Th. Achelis.

Der zweite Jahrgang enthält in seinem ersten Doppelheft folgende Beiträge: A. C. Winter, Die Birke im Lettischen Volksliede; O. Waser, Danos und die Danaiden; L. Frobenius, Ideen über die Entwicklung der primitiven Weltanschauung; M. Höfler, Krankheitsdämonen. An Miscellen: H. Zimmerer, Lebensbrot und Lebenswasser im Babylonischen und in der Bibel; E. Hardy, Glaube und Brauch oder Brauch und Glaube? Litteratur: E. Hardy, Indische Religionsgeschichte, Refer. H. Oldenberg; O. Pautz, Muhammed's Lehre von der Offenbarung quellenmäßig dargestellt, Refer. J. Goldziher; Chantopie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 2. Auflage, Refer. G. Runze.

Wir empfehlen das Archiv der thätigen Theilnahme den Fachgenossen und bitten vor allem es bei Anschaffung für Bibliotheken zu berücksichtigen, um das wichtige Unternehmen thunlichst zu fördern.

Kleine Mittheilungen.

Die Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung bringt d. d. 6. Februar die folgende sehr erfreuliche Mittheilung:

„Wie n. Der Custosadjunkt am naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent Dr. Moritz Hoernes, wurde zum ausserordentlichen Professor für prähistorische Archäologie an der hiesigen Universität ernannt.“ Wir gratuliren herzlich!

Nun wird ja wohl auch die Aufstellung eines somatischen Anthropologen, sowie eines Ethnologen, zur Vervollständigung der s anthropologischen Fächer, an der Wiener Universität bald möglich werden.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 16. Februar 1890.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

General-Redakteur der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, a. S. 10 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ist ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 d. St.-G.-B.? — Zur Nephritfrage. Von Professor Dr. C. Mehlis. — Mittheilungen aus dem Localvereine: Münchener anthropologische Gesellschaft. — Literatur-Besprechungen. — Kleine Mittheilungen.

Ist ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 d. St.-G.-B.?

Kurz nach unserem so schönen Congresse in Lübeck im Jahre 1897 wurde das groesartige Waldhüener Hünengrab, zu welchem wir als einem der berühmtesten Denkmäler der Vorzeit gewährt waren, durch die Hand von einigen übermühtigen, jungen Leuten schwer beschädigt und theilweise zerstört. Die jungen Leute wurden zu einer verhältnismässig hohen Strafe verurtheilt.

Wir wollen hier den sehr interessanten Artikel der „Eisenbahn-Zeitung und Lübecker Nachrichten“ 1899 Nr. 4 vom 5. Januar unter obigem Titel zum Abdruck bringen. Der Artikel zeigt, wie schwer sich die Anschauungen der Juristen und der Prähistoriker vereinbaren lassen. Zum Schlusse fügen wir die inzwischen erfolgte Entscheidung des Reichsgerichtes an.

Ist ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 d. St.-G.-B.?

Lübeck, 3. Januar.

Die Verurtheilung von 4 jungen Leuten, von denen 3 die Secunda des hiesigen Katharinenums besuchten, aus Anlass der Beschädigung des Waldhüener Hünengrabes zu Geld- resp. 6 wöchentlichen Gefängnisstrafen, erregte das Aufsehen weitester Kreise, namentlich auch deshalb, weil das Urtheil sich u. A. darauf stützte, dass ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal sei. Man war vielfach im Zweifel, ob das Gericht hier auch den richtigen Gesetzesparagraphen zur Anwendung gebracht hatte. Um diese Zweifel zu beheben, wandten wir uns, um völlig objectiv zu handeln, an eine Reihe Alterthumsforscher und an eine Reihe Rechtsgelehrter und

swar an solche, die von der Wissenschaft als Autoritäten anerkannt werden. Wir fügten der Anfrage unseren ausführlichen Bericht über die Gerichtsverhandlung bei und geben zur Orientirung unserer Leser hier noch den Wortlaut des vom Gericht angesprochenen Paragraphen 304 wieder. Er lautet:

Wer vorsätzlich und rechtswidrig Gegenstände der Vererbung eines im Staate bestehenden Religionsgesellschaft, oder Sachen, die dem Gottesdienste gewidmet sind, oder Grabmäler, öffentliche Denkmäler, Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft oder des Gewerbes, welche in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt werden oder öffentlich aufgestellt sind, oder Gegenstände, welche zum öffentlichen Nutzen oder zur Verschönerung öffentlicher Wege, Plätze oder Anlagen dienen, beschädigt oder zerstört, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu fünfshundert Thaler bestraft.

Neben der Gefängnisstrafe kann an Verlest der hürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Der Versuch ist strafbar.

Die Antworten der Gelehrten.

Bei allem Mitleid mit den schwer Betroffenen kann ich nicht zu einer anderen Anschauung gelangen, als die im Urtheil zu Grunde liegt. Die Beschädigung vorgeschichtlicher Grab- u. a. w. Bauten als Denkmäler ist eine allgemein gültige, die auch in der Benennung der betreffenden Schutzbehörden (so in Mecklenburg: „Commission zur Erhaltung der Denkmäler“) ihren Ausdruck findet. Im besonderen ist bei dem Waldhüener Grab durch Freilegung, Gestaltung der Umgebung und sonst alles gethan, um ihm auch äusserlich den Charakter als Denkmal zu sichern.

Schwerin I. M.

Dr. R. Seitz.

Conservator am Grossh. Museum.

Dass unsere 3 1/2—4000 Jahre alten megalithischen Gräber so gut wie die ägyptischen Pyramiden und das Löwenthor von Mykene als ehwürdige Denkmäler zu betrachten sind, steht außer Frage. Mein Gutachten über die Waldhüener Frage habe ich übrigens kürzlich Herrn Baudirector Schumann auf Wunsch kund gegeben.

I. Meistor,

Director d. Maaenss väterländischer Alterthümer
h. d. Universität Kiel.

Das Hünengrab zu Waldhüener ist ein Grab, welches der Steinzeit, sind der frühesten Periode unseres Landes angehört. Es ist für die Vorgeschichte des Nordens in seiner Art ebenso von wissenschaftlichem Interesse, wie etwa die von Schliemann ausgegrabenen Gräber von Mykene für die Vorgeschichte Griechenlands wichtig sind. Da derartige Gräber immer seltener werden, pflegen diese Staaten, wie Schweden, Dänemark, Preussen solche in öffentlichem Interesse, aus öffentlichen Mitteln anzukaufen und als Staatseigenthum zu erhalten.

Auch das Hünengrab zu Waldhüener wird in öffentlichem Interesse aus öffentlichen Mitteln unterhalten und nicht selten von einzelnen Männern der Wissenschaft wie ganzen gelehrten Gesellschaften in wissenschaftlichem Interesse besucht. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass:

„das Hünengrab von Waldhüener ein öffentliches Denkmal von erheblichem wissenschaftlichem Werthe ist.“

Schumann-Lochnitz,

Mitglied der Gesellschaft f. Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde.

Auf Ihre geehrte Anfrage vom 22. Dec. v. J. erlaube ich mir zu bemerken, dass ich die gestellte Frage entschieden bejahen muss.

Dr. Koehl,

Conservator am Paulus-Museum zu Worms.

Die Antworten der Juristen.

Ein Leser aus Oldenburg i. Gr. schreibt uns: Herr Archivrath Dr. Sello in Oldenburg i. Gr., mit dem ich wegen des Waldhüener Hünengrabes und der Vertheilung der Secundaner gesprochen habe, sagte: „Ein Hünengrab sei kein öffentliches Denkmal, sondern nur ein Grabdenkmal, das Gericht habe dieses verwehrt.“ Herr Archivrath Dr. Sello gilt in dieser Hinsicht als Autorität.

Auf Ihre Anfrage erwidere ich Ihnen ergebenst, dass nach meiner Ueberzeugung ein Hünengrab nicht als ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 des Strafgesetzbuches anzusehen ist. Ich bedaure, dass mir meine sehr beschränkte Zeit nicht gestattet, die Gründe, auf die ich meine Ansicht stütze, darzulegen. Hochachtungsvoll

Dr. Sello, Justizrath, Berlin.

Auf Ihre gefl. Zuschrift vom 22. Dec. beehre ich mich, Ihnen im Nachstehenden die mir gestellte Frage zu beantworten:

Ein Hünengrab ist nur dann ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 des St.-G.-B., wenn es durch einen erkennbaren Act der Gesetzgebung oder Staatsverwaltung, sei es aus künstlerischen, sei es aus historischen, religiösen etc. Gründen, zu einem Object gesteigerten Rechtsschutzes erhoben worden ist. Ein solcher Act höherer Bewerthung seitens der Staats-

gewalt kann ausdrücklich oder stillschweigend durch Aufrihtung von Schutzmassregeln, Einsetzung von Wächtern, erneute Bekanntmachungen, namentlich in den Fällen stattgehabter Beschädigungen, Verurtheilungen etc. liegen.

Obno einen solchen Act staatlicher Bewerthung fällt das Object in die Sphäre des Privateigenthums und seines civil- und strafrechtlichen Schutzes. In v. Stengels Wörterbuch des Deutschen Verwaltungsrechts stellt Nadbyl-Düsseldorf den Begriff des Denkmals dahin fest: „Denkmäler sind Alterthümer, welche durch ihre Form oder ihre Beziehungen von früherem Kunstempfinden und Kulturleben, von geschichtlichen Ereignissen und Personen Kenntniss geben, oder auch Gegenstände, welche in der Gegenwart in der Acht hergerichtet werden, um in demselben Sinne der Nachwelt zu dienen. Die Begriffsbestimmung dieser letzteren ist wegen des bei der Errichtung in der Regel ausgesprochenen Zweckes eine einfache. Schwieriger zu bestimmen und schwankender wird der Inhalt des Begriffes des Denkmals im Sinne von erhaltungswürdigen Alterthümern sein. Je nach dem Grade des historischen Sinnes einer Nation und dem Wechsel ihres Kunstgeschmackes ist die Anschauung darüber, was von alterthümlichen Gegenständen im allgemeinen Interesse öffentlichen Schutzes bedarf, eine veränderliche. Deshalb musste die in einigen ausserländischen Ländern versuchte gesetzliche Feststellung des Begriffes des Denkmals misslingen. Es wird daher, um den Denkmälern dieser Art den erforderlichen öffentlich-rechtlichen Schutz zu gewähren, an Stelle einer allgemeinen gesetzlichen Begriffsbestimmung der mögliche Weg der Inventarisirung der jedesmal als Denkmalerkannten Alterthümer gewählt werden müssen und gleichzeitig die endgültige Festsetzung dessen, was als Denkmal anzusehen ist, dem Urtheil öffentlicher Commissionen von Sachverständigen im einzelnen Zweifelsfälle zu überlassen sein. — Dass daher bei Berathung und Feststellung des § 304 Hünengräber nicht ipso iure unter den Begriff des „öffentlichen Denkmals“ einbezogen galten, steht ebenso fest, wie der Umstand, dass die einfache Freilegung, Öffnung und localbedrückliche Reinigung eines Hünengrabes ohne nachträgliche dauernde Aufrechterhaltung seines Bestandes, Verhütung seines Verfalls etc. nicht ohne weiteres als „öffentliche Aufstellung“ im Sinne des § 304 St.-G.-B. gelten kann. Was speciell die Stellung der Staatsverwaltung zu Hünengräbern und deren Inhalt betrifft, so zeigen erstere im ganzen erst seit wenigen Jahren, seit den betächtlichen Fortschritten der anthropologischen und prähistorischen Forschung das weitere Bevölkerungskreisen erkennbare Bestreben, die letzten Ueberreste und Zeugnisse vorgeschichtlicher Cultur zu verzeichnen, dadurch in eine behördliche Uebersicht zu bringen und durch besondere Provinzial- und Local-Commissionen für ihre Erforschung und Erhaltung zu sorgen. Es lässt sich jedoch nicht behaupten, dass dadurch an sich schon jedes Hünengrab zu einem Object des „öffentlichen Rechtsschutzes“ im Sinne des § 304 geworden ist. So sind z. B. die auf Rügen in überaus grosser Zahl vorkommenden Hünengräber keineswegs ohne weiteres zu rechtlich geschützten „Denkmälern“ geworden, sondern sind nach wie vor der individuellen mehr oder minder pietätvollen Bewerthung der Eigenthümer der sie umschliessenden Grundstücke oder darüber hinaus lediglich dem Schutze des Publicums empfohlen. Als in der ersten Sitzung der Provinzial-Commission zur

Erhaltung und Erforschung der Denkmäler der Provinz Pommern am 17. Mai 1895 die königl. Regierung in Stralsund bei der Commission die Erhaltung der Hünengräber in Pommern anregte, erhielt die Commission den Bescheid, dass sie, nachdem der Kreis Rügen es abgelehnt hatte, Geldmittel dafür zur Verfügung zu stellen, dies Ziel auf dem Wege der Belehrung zu erreichen versuchen werde ¹⁾.

Ohne auf die Einzelheiten des vorliegenden Falles eingehen zu wollen, deren genaue Kenntnis allein dem Fernstehenden ein sicheres juristisches Urtheil ermöglicht, fasse ich das vorstehend Gemagte in die Formel zusammen: Ist das Hünengrab zu Weidmänn nicht ausdrücklich durch Inventarisirung, öffentliche Bekanntmachung, Einrichtung einer ständigen Vigilanz etc. ander dauernde Denkmalpflege gestellt, so kann es seiner ganzen Natur nach zwar als eine der gesteigerten Würdigung aller Gattungen abheimgestellte Anlage, als eine „dem Schutze des Publicums“ empfohlene Oertlichkeit, nicht aber als Denkmal im Sinne des § 304 angesehen werden. Das Strafgesetzbuch bietet für Verletzungen solcher Objecte ausreichende Schutzmittel; die Strafe nach § 304 fordert jedoch ganz bestimmte Thatbestände als in Ansehung des verletzten rechtlich qualifizierten Objectes, die nicht auf dem Wege der Fiction oder Analogie dem Object nachträglich verliehen werden können.

Dr. Felix Sierck,

a. o. Professor der Rechte in Greifswald.

Auf das mir zugesandte Circular theile ich ergebenst mit, dass die in demselben gestellte Frage meines Wissens vom Reichsgericht noch nicht entschieden ist. Ich für meine Person halte ein Hünengrab nicht für ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 des Strafgesetzbuches.

Berlin. A. Wankel, Rechtsanwalt, M. d. R.

Ihre geschätzte Anfrage beantworte ich kurz dahin, dass ich die Anwendung des § 301 für rechtsirrtümlich halte. Ein „Denkmal“ im Sinne dieses Paragraphen ist ein Erinnerungszzeichen, gesetzt von Menschenhand, um eine Thatfache der Vergangenheit (oder eine Person) in Erinnerung zu halten. Das ist aber das Hünengrab nicht, so wenig wie die Peterskirche in Rom oder das Heidelberg Schloss. Die Kunstgeschichte spricht hier wohl von „Denkmälern“ der Vergangenheit. Dass aber das R.-St.-G.-B. diesen weiteren Begriff nicht verwendet, geht schon daraus zweifellos hervor, dass es neben den Denkmälern die „Gegenstände der Kunst“ erwähnt. Das Urtheil scheint auch darin zu irren, dass es den Reliquiate: „welche . . . öffentlich aufgestellt sind“, auf „Denkmäle“ bezieht, während er lediglich die „Gegenstände der Kunst u. s. w.“ treffen will. Aber das ist für Ihre Zwecke gleichgültig.

Halle a. S.

Dr. F. von List,
Professor der Rechte.

Die Frage, die Sie mir zur Begutachtung vorlegen, ist eine solche, deren Entscheidung nicht zweifellos ist und ist es deshalb sehr erwünscht, wenn der Rechtsfall, welcher der Frage das praktische Interesse gegeben hat, durch das Rechtsmittel der Revision der reichsgerichtlichen Entscheidung unterbreitet wird.

¹⁾ Siehe die Organisation der Denkmalpflege in Pommern. Baltische Studien, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, 45. Jahrgang, S. 621 ff.

Ich nehme aber keinen Anstand, mein Gutachten dahin abzugeben, dass der in Lübeck abgeurtheilte Fall nicht unter den Begriff des § 304 des Strafgesetzbuches zu subsumiren ist. Unter einem öffentlichen Denkmal ist zu verstehen jedes öffentliche Zeichen, welches zum Zwecke der Erinnerung, des Gedenkens an irgend ein Ereigniss, eine Persönlichkeit oder eine That errichtet ist, und definiren die Gebrüder Grimm in ihrem Deutschem Wörterbuch auch „Denkmal“ als Bauwerke, Säulen etc., bestimmt, das Andenken an eine Person oder Sache zu erhalten. Ein Hünengrab entspricht aber diesem Zwecke nicht. Es ist bestimmt, dem Todten eine Ruhestätte zu sichern und ist in unserer Zeit von besonderem Interesse, weil, es uns an den ganz unbekanntem Todten oder an die mit Jenem in Zusammenhang stehenden Ereignisse erinnert, sondern weil es uns zeigt, in welcher Weise unsere Vorfahren ihre Todten bestatteten und ihnen gegen die Unbilden der Zeit möglichst gesicherte Ruhestätten schafften. Wenn Gebrüder Grimm bei dem Worte „Denkmal“ sub 4 erwähnen; dass Winkelmann einmal die Hünengräber als Denkmäler der ältesten Zeiten bezeichnet, so kann der Ausdruck „Denkmäler“ in diesem Zusammenhang nicht als richtig angesehen werden, da diese Auslegung der oben angegebenen Ausdrucksweise der Gebrüder Grimm widerspricht, da ja die Hünengräber nicht von vorneherein bestimmt sind, uns an die ältesten Zeiten zu erinnern, sondern uns die Erinnerung an jene Zeiten allerdings wachrufen, wie etwa ein vergiltes altes Manuscript, ein altes Portrait oder dergleichen. Also damit den Begriff des Denkmals anzufüllen. Kann demgemäss ein Hünengrab nicht unter den Begriff eines öffentlichen Denkmals im Sinne des § 304 St.-G.-B. subsumirt werden, so fragt es sich, ob das Hünengrab zu den Grabmälern gehört, die dieser Paragraph auch besonders schützen will. Aber auch diese Frage muss verneint werden, da nach den Commentatoren zum Strafgesetzbuch in Uebereinstimmung mit einem vom Obertribunal abgegebenen in Oppenheffer's Commentar zum § 304 angeführten Entscheidung unter Grabmälern nicht die Gräbhögel zu verstehen sind, als welche sich die Hünengräber kennzeichnen. Zu den Gegenständen der Kunst oder der Wissenschaft können die Hünengräber gewiss nicht gerechnet werden, abgesehen davon, dass letztere nur dann durch § 304 geschützt werden, wenn sie in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt oder öffentlich aufgestellt werden. Es kann sich endlich noch fragen, ob der § 168 St.-G.-B. für den vorliegenden Fall in Anwendung kommen kann, welche Gesetzesbestimmung die Zerstörung eines Grabes unter Strafe stellt. Doch wird mit Oppenheffer zu § 168 Note 4 und Olschansky zu § 168 Note 5 diese Frage zu verneinen sein, da ein Hünengrab nur noch historischen Werth für uns hat, der Begriff der religiösen Heiligkeit der Grabstätte geschwunden ist. Der § 168 ist aber vom Gesetzgeber unter die Vergehen gestellt, welche sich auf die Religion beziehen. Trotzdem wird die recht hässliche That der Betreffenden nicht unbetrachtet bleiben müssen, denn abgesehen davon, dass beim rechtszeitigen Strafantrag des Johannis-Klosters als Eigentümer des Bodens, auf welchem das Hünengrab steht, eine Strafe wegen Sachbeschädigung angesprochen werden konnte, wird in der That ein strafbarer grober Unfug in Gemäßheit § 360 ab 11 St.-G.-B. an erlitten sein.

Hamburg.

Dr. Oppenheimer, Rechtsanwalt.

Ein Hünengrab kann man nicht schlechtweg als ein öffentliches Denkmal betrachten. Wenn aber besondere Veranstaltungen getroffen worden sind, um ein

solches Zeichen alter Zeiten für die Öffentlichkeit und die Wissenschaft zugänglich zu machen und also zu erhalten, so liegt es ganz im Sinn und Geist des Gesetzes, ihm die Bedeutung eines öffentlichen Denkmals beizulegen und den Strafschutz des § 304 in Theil werden zu lassen. Hieran würde Niemand zweifeln, wenn der Vandalismus von gereiften Männern verübt worden wäre. Das Bedauern, welches das gefällte Urtheil erregt hat, betrifft also wohl nicht die angeblich falsche Auffassung eines öffentlichen Denkmals, sondern die Jugend der durch die Gefängnisstrafe leider sehr hart getroffenen jugendlichen Übelthäter.

Charlottenburg, 26. December 1898.

Prof. A. F. Berser, Geheimer Rath.

Auf Ihre Anfrage vom 22. ds. Mts. muss ich an den Wortlaut der Frage mich anschließen und zunächst bekennen, dass ich ein Hünengrab nicht für ein öffentliches Denkmal im Sinne des § 304 St.-G.-B. halte. Die dem Sinn nach in Ihrem Rundschreiben enthaltene weitere Frage, ob sich eine Bestrafung der Angeklagten in dem gegebenen Fall aus § 304 St.-G.-B. unter einem anderen Gesichtspunkt als demjenigen des öffentlichen Denkmals rechtfertigen lässt, würde ich meinerseits zu bejahen geneigt sein, indem ich meine, dass das fragliche Hünengrab einen „Gegenstand“ darstellt, „der zum öffentlichen Nutzen dient“.

Mit.

Dr. jur. Niemesyer, Professor.

In Folge Ihrer geehrten Aufforderung möchte ich mich dahin aussprechen: dass ich ein Hünengrab (wie es scheint ein vollständig aufgedecktes und erhaltenes) nicht für ein Denkmal im Sinne des § 304 St.-G.-B. halte. Sprachlich würde der Begriff erfordern, dass der in Frage stehende Gegenstand zum Zweck des Gedenkens, also der Erinnerung, an eine Person oder Thatsache hergestellt ist. Dazu hergestellt ist aber ein Hünengrab, d. h. eine Grabstätte aus vorhistorischer Zeit, zu diesem Zwecke nicht, auch kann man davon sprechen, dass auch nur die Ausgrabung und Erhaltung des Grabes den Zweck des Erinnerens an eine bestimmte Person oder Thatsache gehabt habe. Man kann davon nur so wenig sprechen, als ja das Urtheil selbst in Zweifel zieht, ob man es mit einer Opferstätte oder Grabstätte eines prähistorischen Volkes zu thun habe. Auch den Ausdruck „öffentlich anstellen“ halte ich darauf nicht für verwendbar. Dies ist aber ohne Bedeutung und das Urtheil dürfte diese Worte des Gesetzes irrig auf „Denkmäler“ bezogen haben. Dies ergibt sich wieder sprachlich; denn „öffentliche Denkmäler, welche öffentlich ausgestellt sind“, wäre eine Tautologie, die man dem Strafgesetzbuche nicht zutrauen darf. Öffentliche Denkmäler sind vielmehr durch § 304 unbedingt geschützt. Gegenstände der Kunst, der Wissenschaft oder des Gewerbes nur, wenn sie in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt werden oder öffentlich aufgestellt sind. Wollte man aber mit dem Urtheil von einem Denkmal deshalb sprechen, weil es ein Zeugnis alter Zeit ist, so kommt man an einer Vagheit des Begriffes, welche für ein Strafgesetz unerträglich wäre. Auch alte Mauerreste, erratische Blöcke, Ruinen sind Zeugnisse alter Zeiten, aber deshalb doch keine Denkmäler. Zum gleichen Resultate gelangt man, wenn man der vielen prähistorischen Gräber gedenkt, welche in Deutschland noch in ganzem Leichenfeldern verkommen sind. Jährlich werden deren viele im Interesse der Wissenschaft nicht nur angegraben, sondern auch wegen der Struktur und des Inhalts geöffnet und dadurch zerstört. Wären diese Gräber

öffentliche Denkmäler, so wären sie durch § 304 auch gegen den, zu weilen recht oberflächlichen, wissenschaftlichen Eifer geschützt. Das Aufdecken und Erhalten kann das nicht zum Denkmal machen, was es nicht schon vorher war. Meines Erachtens ist das erhaltene Hünengrab ein Gegenstand der Wissenschaft, und deshalb, da § 304 diesen Begriff ausdrücklich erwähnt, der Subsumtion unter den Begriff „Denkmal“ entgegen. Gegenstände der Wissenschaft sollen aber, wie bereits erwähnt, nicht unbedingt, sondern nur dann durch § 304 geschützt sein, wenn sie in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt oder wenn sie öffentlich aufgestellt sind. Von erstem ist nicht die Rede, näher läge die zweite Alternation. Allein in den Worten „öffentlich aufgestellt“ liegt der Gedanke, dass von berechtigter Seite eine Disposition in der Art des Aufstellens, wie selbstverständlich, für wissenschaftliche Zwecke getroffen sein muss. Von einer solchen Disposition, welche den Gegenstand der Wissenschaft der Öffentlichkeit anvertraut hätte, ist keine Rede. Man müsste den Gegenstand lassen, wo er war, oder ihn zerstören. Der Ausdruck „aufstellen“ passt also nicht auf die Erhaltung eines Grabes. Als Grabmal im Sinne des § 304, oder als ein Grab im Sinne des § 168 St.-G.-B. erscheint das Hünengrab aber auch nicht, das zeigt schon der Zweifel, ob Grab oder Opferstätte, allein vor Allem gebrauchen wir den Begriff nur im Sinne des Denkmals bzw. der Ruhestätte einer in historischer Zeit lebenden Person und nach § 168 im Sinne der kirchlichen Verehrung, welche die christlichen Bekenntnisse ihren Todten sollen. Auch der Begriff „grober Unfug“ dürfte nicht anwendbar sein, da das Erfordernis der Belästigung des Publicums fehlt. Anwendbar halte ich aber § 303, da das Grab im Besitze des Grundeigentümers, für die Angeklagten also eine fremde Sache war, und ohne Zweifel durch Anheben des Schinssteins beschädigt wurde. Die That ist allerdings nur auf Antrag verfolgbar, wenn aber der Grundeigentümer selbst das Grab entfernen wollte, so wüsste ich nicht, wie er gehindert werden sollte. Er ist also auch zum Strafantrag allein berechtigt. Aber auch diese Freiheit des Eigentümers zeigt, dass § 304 nicht anwendbar ist, sonst wäre der Gegenstand auch gegen ihn geschützt.

Leipzig.

Dr. Stenglein,
Reichsgerichtsrath a. D.

Das Reichsgericht hat nun gesprochen.

Seine Entscheidung ist folgende:

Leipzig, 6. März. Das Landgericht Lübeck hat am 17. Dec. v. J. vier Gymnasialten wegen theilweiser Zerstörung des Hünengrabes bei Waldhusen nach § 304 St.-G.-B. an je sechs Wochen Gefängnis verurtheilt. Es wurde hierbei angenommen, dass ein Hünengrab ein öffentliches Denkmal und ein öffentlich aufgestellter Gegenstand der Wissenschaft sei. Das Bewusstsein der Angeklagten hiervon wurde aus der Thatsache hergeleitet, dass der Director des Gymnasiums in einer Schullehre auf die Bedeutung dieses Hünengrabes hingewiesen hatte. — Gegen das Urtheil hatten zwei der Angeklagten, Richard Thiede und Walter Schramm, Revision eingelegt. Sie suchten den Nachweis zu erbringen, dass hier weder von einem Denkmal, noch von einem öffentlich aufgestellten Gegenstande der Wissenschaft gesprochen

werden könne. — Das Reichsgericht verwarf heute die Revision unter folgender Begründung: Ob ein Hünengrab, insbesondere das bei Waldbusen, als öffentliches Denkmal anzusehen ist, kann dahingestellt bleiben, weil die andere Feststellung, dass jenes Hünengrab als öffentlich angestellter Gegenstand der Wissenschaft anzusehen sei, ohne erkennbaren Rechtsirrtum getroffen ist. Auch der subjective Thatbestand ist ohne Rechtsirrtum festgestellt. (Ansb. Abendz.)

Zur Nephritfrage.

Von Professor Dr. C. Mehlis.

Die Frage, woher die lauchgrünen, glänzenden Steinbeile aus Nephrit stammen, bildet bekanntlich einen Hauptstreitpunkt. Nachdem Hofrath Fischer († zu Freiburg im Breisgau) in einem eigenen Werke den hochasiatischen Ursprung dieses Materials nachweisen den Versuch gemacht hatte, verneinte Hofrath A. B. Meyer, Museumsdirector zu Dresden, den Beweis zu liefern, dass Nephrit lagerhaft in den Ostalpen, besonders in Steiermark vorkomme. (Specialschriften von A. B. Meyer über die Nephritfrage erschienen 1882—1891 zu Leipzig, Berlin und Wien.) Natürlich waren es zunächst Flussgeschiebe aus Nephrit, um deren Befund es sich handelte, anstehend ist eine hellere Abart von Nephrit nur in Schlesien gefunden worden, die jedoch in ihrem Aussehen von thianischen Nephrit ziemlich abweicht. In Steiermark wurden nun früher bereits drei Nephritgeschiebe aufgefunden und zwar das eine im Lehnitzer Museum, das zweite angeblich als Geschiebe aus der Sann, einem Nebenflusse der Save, das dritte im Geröll der Mur zu Graz. Letzteres wurde angezweifelt. — Im März des Jahres 1898 wurden nun zu Graz in Steiermark bei Erdausbeugungen im Murschotter drei weitere Nephritgeschiebe aufgefunden und zwar das eine in einer Tiefe von 3,60 m, das zweite in einem abgegrabenen Erdhaufen, das dritte im seichten Wasser der Mur selbst. — Alle drei Stücke sind Flachgeschiebe von 6,5 cm, 9 cm und 9 cm Länge bei einer Breite von 1,5—3 cm. In ihrer Farbe (Nuancen von lauchgrün), Härte (zwischen Quarz und Feldspat), Bruch (schieferig-splittiger), Struktur (lang-parallelfaserig) gleichen die drei neuen Stücke vollständig dem Santhaler und Lehnitzer, während das schon früher zu Graz gefundene Geröllstück habituell von diesen fünf Nephritgeröllern verschieden ist. Zweifellos findet sich nach diesen sechs Fundstücken Nephrit im Gebiete des Oberlaufes von Mur und Sann in Steiermark anstehend und zwar mutmaßlich im metamorphen Schichtgebirge der Karawanken oder der No-

rischen Alpen. Vgl. Fr. Berwerth: „Neue Nephritfunde in Steiermark“ in den „Mittheilungen des naturwissenschaftl. Vereines für Steiermark“, Jahrgang 1898, S. 187—191. — Damit ist die Ansicht von A. B. Meyer gerechtfertigt und bewiesen. — Allein dies gilt nur für die wirklichen Nephritgegenstände, nicht für die Nephritoide, die weissen und röthlichen Abarten, auch nicht für die Jadeite, die besonders in Ligurien, an der Rhöne und am Ober- und Mittelrhein zahlreich in bearbeitetem Zustande vorhanden sind.

Diese letzteren, besonders die Flachbeile, scheinen aus der Rhönmündung direct flussaufwärts in das Rheingebiet durch den Handel gekommen zu sein. Ihr Ausgangspunkt war wahrscheinlich Aegypten oder, nach einem von Dr. Porro im Jahre 1898 von Alexandrette (Iakendrien) an der Küste Nordsyriens erworbenen Collectivfunde zu schliessen, die Levante. Letztere bestehen aus etwa 30 amulettartigen Nephriten, Jadeiten, Grünsteinen n. s. w. in Form kleiner Beile, welche solchen Amuletten vom Mittelrhein gans gleichen.

Auch im alten Karthago wurde der Nephrit zu Schmuck und Amuletten verarbeitet. Ein Bericht in der Beilage zur Allg. Zeit. (1899, Nr. 48, S. 8) besagt: „in der arpanischen Schicht fanden sich 40 Gräber . . . und ein Amulettcylinder aus gravirtem Nierenstein“. Zweifellos waren Phönicië und Karthager die Verbreiter der Nephritobjecte für den Seeweg.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

Wie in den Vorjahren wurden auch im Jahre 1898 bei den monatlichen Sitzungen der Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Professors Dr. J. Ranke eine Reihe interessanter Vorträge gehalten.

28. Januar. Herr Dr. H. Zimmerer sprach über die Bevölkerung von Kleinasien. Dieser Vortrag ist ausführlich im Correspondenzblatt 1898 S. 22—24, 27—32, 34—39 abgedruckt. Es soll nur noch hervorgehoben werden, dass Herr Dr. Felix von Luschan dem Vortragenden seine von ihm aufgenommenen Photographien kleinasiatischer Volkstypen in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte, sodass Herr Zimmerer seinen interessanten Vortrag durch Vorführung derselben mittelst Scioptikon noch lehrreicher gestalten konnte. Hiernauf schilderte Herr Roman Oberhammer jun. die mit Herrn Dr. Zimmerer gemeinsam durchgeführte Reise durch Syrien und Kleinasien. Auch dieser Vortrag ist durch Scioptikonbilder illustriert worden.

25. Februar. Herr Professor Dr. E. Selenka sprach über die menschenähnlichen Affen Ostasiens. Dort finden sich zwei menschenähnliche Affen: der Gibbon (Hylobates) und der Orangutan. Es sind diese zwei Aeste einer Hylobates ähnlichen Familie, die in der Tertiärzeit von Asien bis Südeuropas verbreitet waren. Die weite Verbreitung der Hylobatesarten ist erklärlich durch ihre Fähigkeit, sich mit Hilfe ihrer langen Arme durch die Baumkronen zu schwingen. Auf diese Weise können sie sich mit der Schnelligkeit eines galoppirenden Pferdes bewegen. Ein Hinderniss bilden nur grosse Ströme, da kein Menschenaffe schwimmen kann. Hohe Gebirge hindern die Verbreitung des Gibbon nicht. Von dieser tertiären Familie sind vier Affenformen abzuleiten. Der Gorilla, der vollständig fertig ausgebildet ist, der Pithecanthropus, der ausgestorben ist; der Sezimpanse, bei dem sich wenig Variationen zeigen und welcher am meisten dem Gibbon ähnelt, und der Orangutan, der ganz offenbar noch in Umbildung begriffen ist. Es existirt kein Säugethier, bei dem eine solche enorme Variationsbreite nachgewiesen wäre; darauf weisen insbesondere die vielen überzähligen Zähne mit merkwürdiger Umbildung der Kaufläche hin. Redner hat speciell auf Borneo den Orangutan gejagt und studirt, und mehrere abweichende Arten oder Rassen constatiren können, die sich durch den Schädelinhalt, die Färbung der Haare und die Wangenfalten von einander unterscheiden. Diese Rassen konnten dadurch entstehen, dass Borneo durch grosse Ströme und Gebirge in einzelne abgeschlossene Gebiete getheilt ist. Ströme und hohe Gebirge sind aber für den Orangutan unüberwindliche Hindernisse. Die zweite Hälfte des Vortrags handelte von den verschiedenen Menschenrassen in Japan. Drei Rassen lassen sich unterscheiden: die Aino, die frühesten Bewohner Japans, unterscheiden sich scharf vom mongolischen Typus durch ihr horizontal liegendes Auge und ihren starken Haarwuchs. Sie bewohnen jetzt hauptsächlich die Insel Yezo. Die Japaner sind in zwei Formen vertreten, die auf zwei verschiedene Einwanderungen von Korea zurückzuführen sind. Die erste Einwanderung brachte Leute nach Japan, von welchen der feinere Typus, mit zierlichem Wuchs, langem Schädel, schmalem, langem Gesicht, schiefen Augen, feiner convexer Nase, kleinem Mund, abstammt. Dieser Choschintypus gleicht mehr den Chinesen. Der zweite, im Volke gewöhnliche Typus, mit untermetzter, derber Gestalt, kürzerem Schädel, breitem, dickem Gesicht, stark vorstehenden Backenknochen, weniger schiefen Augen, platter Nase, grossem Mund, stammt von einer zweiten Einwanderung.

Dieser sogen. Satsumatypus zeigt Aehnlichkeiten mit den Malayen. Dank der freundlichen Bereitwilligkeit, mit welcher Herr Rath Uchelsaeker die Vorführung der Liebhaber übernahm, konnte der Vortragende seine reiche Sammlung von Photographien sowohl der verschiedenen Orangutans, als auch der Ainos und Japaner mittelst Sciopitikon zeigen und damit seine beiden Vorträge in herrlicher Weise illustriren. — Hierauf erhielt Herr Universitätsprofessor Dr. Fritz Hommel das Wort, um zunächst ein für Anthropologen, wie für Historiker und Ethnologen hochbedeutungsvolles Werk vorzulegen, nämlich das in dieser Woche erscheinende Buch J. de Morgans „Recherches sur les Origines de l'Egypte: Ethnographie préhistorique de tombeau royal de Négadah“. (Paris, Leroux 1897, Preis 25 Fr.) Die Ausgrabungen der letzten Jahre haben in Bezug auf die vorgeschichtliche Steinzeit sowohl, wie auch auf die älteste Geschichte der ägyptischen Cultur der Pharaonenzeit die überraschendsten Resultate ergeben, welche in diesem mit vielen Abbildungen versehenen Werk (darin allein über 100 Seiten anthropologische Schädelmessungen) übersichtlich dargestellt sind. Zwischen der Steinzeit mit ihrer der Urbevölkerung des Niltals (deren Nachkommen nach Professor Schweinfarth möglicherweise in den heutigen Bedschabeduin zu erblicken sind) eigenen, ganz primitiven Cultur und zwischen der sofort fertig und entgegnetretenden und bereits von Menes, dem ersten Pharaon, an hochentwickelten ägyptischen Cultur, deren Anfänge jetzt vor allem in den Gräbern von Negadah bei Abydos aufgedeckt sind, klafft eine unüberbrückbare Lücke, die nur dadurch zu erklären ist, dass die ägyptische Cultur mit ihrem eigenartigen Götter- wie Hieroglyphensystem (wozu auch die altägyptische, in der Grammatik dem Semitischen nächstverwandte Sprache zu rechnen ist), schon ziemlich ausgebildet von aussen her nach Aegypten um das Jahr 4000 v. Chr. importirt worden ist. Schon Morgans hält es bei diesem sich geradezu unabwiesbar aufdringenden Schluss für das wahrscheinlichste, dass als das eigentliche Ursprungsgebiet der ägyptischen Cultur nur Babylonien in Betracht kommen könne. Nun hat der Vortragende bereits im Jahre 1892 in einer besonderen Broschüre, und dann in einem dieselbe erweiternden und ergänzenden Aufsatz in den 1894 erschienenen „Transactions“ des Londoner Orientalistencongresses, auf ganz anderem Wege und zu einer Zeit, wo man von des Faudens Petries, Amélineaus und Morgans noch keine Ahnung hatte, mit einer ganzen Reihe der Sprache, Mythologie und Schrift entnommenen Gründen gerade die babylonische Cultur als die

Mutter der ägyptischen nachzuweisen versucht, worauf er, an Morgans Buch anknüpfend, noch kurz hienwies, indem er eine ausführlichere Darlegung dieses hochwichtigen Problems sich für eine spätere Sitzung vorbehält. Von dem zweiten Theile des Vortrages über Hethiter und Skythen findet sich im Correspondenzblatt 1898, S. 39—40 eine kurze Zusammenfassung. (Fortsetzung folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Bullettino di Paleontologia Italiana, diretto da L. Pigorini. — Serie III, Tomo IV, Anno XXIV, Nr. 1—12. — Parma 1898, Luigi Battei, Octavformat, 312 Seiten mit 23 Tafeln und vielen Textabbildungen.

Als „pièce de resistance“ enthält dieser jetzt vollendet vorliegende neue Jahrgang der Bulletin eine ausführliche Abhandlung aus der Feder des liebenswürdigen Conservators des Museo Kircheriano zu Rom, Dr. Colini. — Ref. hatte des öfteren zu Rom Gelegenheit, von seiner gefälligen Aufschlüsse Nutzen zu ziehen —: „il sepolcro di Remedello Sotto del Brisenao e il periodo eneolitico in Italia. Der 2. Theil dieser für die neolithische Periode Italiens wichtigen Arbeit, welche von einem Lageplan, 9 Tafeln und vielen Abbildungen im Texte begleitet wird, ist leider im letzten Hefte (Nr. 10—12) noch nicht abgeschlossen. Die Ausgrabungen vom Jahre 1885 legten bei Remedello vier Grabfelder bloss, ein neolithisches, eines von Typus Marcobotto und Certosa, ein gallisches und ein gallo-römisches. Im neolithischen Grabfelde, das Chieri aufdeckte, wurden 109 Gräber mit Skeletten blossgelegt und zwar in geraden regelmässigen Reihen, laufend in der Richtung von West nach Ost. Die Tiefe dieser sog. Flachgräber wechselte von 0,50—1,10 m. Südwestlich von diesem Grabfelde lag ein Haufen von Tierknochen und Gefässeresten. Bei den in hockender Stellung beerdigten Skeletten lagen vereinzelt zwei Kupferdolche von triangulärer Form (syrischer Typus), sowie mehrere Kupferbeile. In der Regel bestanden die Beigaben in Steinbeilen und besonders häufig in Lanzenspitzen und Pfeilspitzen aus kunstvoll geschlagenem Feuerstein. Letztere enden entweder in einer Hauptdülle oder in zwei Seitendüllen. Der Schmuck der Frauengräber besteht in durchbohrten Muscheln, in durchbohrten viereckigen und runden Knochenstäbchen, endlich in Thierzähnen, besonders vom Eber. — Die auf Taf. VII abgebildeten Thongefässe, vier Stück, schenken unser besonderes Interesse in Anspruch. Zwei derselben haben eine scharfe Bauchlinie, eines ist heberartig erweitert, das vierte zeigt einen elegant im rechten

Winkel gebrochenen Heakel, während ein anderes horizontal durchbohrte Buckel an der Bauchlinie aufweist. Die Ornamente bestehen in einem System von parallelen, mit einer mehrzinkigen Gabel gezogenen Horizontallinien, ferner in eben solchen, die aber von Querlinien in einzelne Querstreifen oder Bänder zerlegt werden. Letzteres zeigt weisse Einlagen auf und erionert in Form und Technik an manche der mittelrheinischen Gefässe mit Bandornamentik aus neolithischen Flachgräbern. Das vierte gehekelte Gefäss zeigt oberhalb der Bauchlinie Parallellinien, unterhalb eine Zone mit eingedrückten Kreisen auf. Letzteres erinnert bereits an die Formen der Mondseetöpferei. — Im Jahre 1886 wurde abermals hier begraben. Man stieß auf weitere zwei Skelette aus dem Ende der neolithischen Zeit. Das erste hatte eine Flintsteinlanze, ein Beilchen aus Jadeit etc., das zweite fünf Pfeilspitzen aus Feuerstein und ein Rädchen (rotella) aus Marmor als Anhänger. Ob diese 17 cm lange Silbernadel hieher gehört, wagt Referat nicht zu entscheiden. — Von den zwei hieher gehörigen Thongefässen zeigt das eine (impasto) wieder durchbohrte Buckel zum Durchziehen einer Schnur und oberhalb des Bruchrandes ein System von Horizontalstreifen, die durch Querlinien in einzelne Bläuer geordnet sind (vgl. oben). — Diese im Grossen und Ganzen der Thatbestand, an den Colini eine lange Reihe von vergleichenden Beobachtungen reiht, die zunächst Italien, den Grotte Ligurische, des Funden von Sgurgo, von Tagliacozzo, Cumarola u. s. w. entnommen sind. Vom Festlande, dessen neolithische Funde in Forscherkreisen ja ziemlich bekannt sind (vgl. Mehlis: „die Ligurenfrage“ im „Archiv für Anthropologie“ 26. Bd., 1. Heft, 1899), geht Colini auf die weniger bekannten Höhlengebiete von Sardinien und Siciellien über und zieht auch mit dem dortigen neolithischen Material die nötigen Vergleichungen. — Im Ganzen nimmt auch Colini den ligurischen Ursprung dieser Flachgräber an, die wie am Mittelrhein (Hinkelsteintypus) auf der Uebergangslinie von der Epoche der jüngsten Steinzeit zur Kupferperiode liegen. Dass die Objecte der letzteren aus dem Süden und Südosten nach Europa gelangten, zeigt die Vergleichung der Formen von Dolch und Beil in deutlicher Weise. — Ausserdem enthält der Jahrgang Arbeiten von Pinza über Gräber a pozzo aus dem Faliakergebiete, von Patroni über das typische Ossorium von Villanova mit Henkelbildung und rein geometrischer Ornamentik. Derselbe bringt paläontologisches Material aus Unteritalien. Karo bringt eine Reihe von Bemerkungen über die prähistorische Chronologie von Mittelitalien an der Hand der Arbeit von Montelius: „Civilisation

primitive en Italie*. Einen in keramischer Beziehung werthvollen Bericht über neolithische Gräber bei Syrakus — Montetabato und Mentecarello — erstattet Orsi, ein bekannter Name. Die in diesen Gräben gewonnenen Gefässe erinnern an die griechischen Vasen mit geometrischen Mustern; einzelne Formen, so die Doppelbecher Taf. XX, Nr. 1 u. 3, gemahnen an die Doppelbecher Schliemanns von Hisarlik. Offenbar erreicht hier die italische geometrische Verzierung einen ihrer Höhepunkte! — Orsi schreibt diese Gräber den Siculern zu. — Von Liguriens Küsten stellt der bekannte Höhlenforscher Issel eine Reihe von selteneren Felszeichnungen auf Taf. 23 dar, vielfach in Kreuzform. — Endlich bringt der Altmeister der Prähistorie Italiens, Director Pigorini, einen kurzen Bericht über eine neu untersuchte Terramara, „Mentata dell'Orto“, aus der Provinz Piacenza. Die dortigen Ausgrabungen leitete Luigi Sootti. Sie ist einseitig, d. h. quadratisch und von einem Cardo, der in der Richtung von Süd nach Nord geht, streng in der Mitte getheilt. In der Mitte des Ostheiles liegt das erhöhte Templum oder die Arx. — Verschiedene Fundnotizen schliessen sich dem Inhalt der einzelnen Hefte an. Das letzte, vierte, enthält ausserdem kurze Nekrologe von Gabriel de Mertillet und dem zu Rocca di Papa (bei Rom) am 23. October 1898 verstorbenen, um Aufhellung des ältesten Culturzustandes der römischen Campagna hochverdienten Michele Stefano de Rissi. — Der Jahrespreis des Jahrganges, 7 Lire, ist ein im Verhältnisse zu der in typographischer und illustrativer Hinsicht entsprechenden Ausstattung sehr mässig zu nennender.

Dr. C. Mehlis.

Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898. 4^e. 234 Seiten mit vielen Tafeln und Textillustrationen. Zürich. Polygraphisches Institut.

Durch den Beschluss des Bundesrathes vom 29. Mai 1891 war nach langem Kampfe Zürich als Sitz des Landesmuseum bestimmt. Es konnte nunmehr darangegangen werden, den schon längst gehegten Wunsch, die für die Schweizer Geschichte denkwürdigen Alterthümer zu sammeln und denselben ein ebenbürtiges Heim herzustellen. Da in Zürich kein Gebäude vorhanden war, das zu diesem Zwecke hätte hergerichtet werden können, wurde ein Neubau hergestellt, der einerseits den bis jetzt vorhandenen Alterthümern und Denkmälern Rechnung trug, andererseits aber auch ohne jede Störung des Gesamtbildes eine Vergrösserung gestattet,

sofern sich im Laufe der Zeit das Bedürfniss nach Erweiterung der Sammlungen geltend machen sollte.

Dieses grosse Werk war im Jahre 1898 vollendet und zu den besten Veranstaltungen zu Ehren dieses Ereignisses gehört unstrittig die Herausgabe vorliegender vorzüglich ausgestatteter Festgabe.

Der Inhalt ist folgender: H. Angst, „Die Gründungsgeschichte des Schweizerischen Landesmuseums“ (S. 1—31); H. Pestalozzi, „Der Bau des Schweizerischen Landesmuseums“ (S. 33—44); J. Heierli, „Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz“ (S. 45—81); R. Ulrich, „Die Gräberfelder von Molinazz-Arbedo und Castione“ (S. 83—107); J. Zemp, „Die Backsteine von S. Urban“ (S. 109—170); J. R. Rahn, „Ueber Flachswebereien in der Schweiz“ (S. 171—206); H. Zeller-Werdmüller, „Zur Geschichte des Zürcher Goldschmiede-Handwerkes“ (S. 207—234).

Wie das Landesmuseum im Stande ist, ein anschauliches Bild des schweizerischen Culturlebens aller Zeiten zu geben, so besitzen wir in dieser Festgabe ein Werk, das aus einen werthvollen Einblick gestattet in die Culturgeschichte der Schweiz.

Müge der gute Anfang für das Schweizer Landesmuseum einen eben so glücklichen Fortgang bedeuten, dann werden die Naehkommen es der jetzigen Generation danken, das trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten das grosse patriotische Werk zu Stande kam. B.

Kleine Mittheilungen.

Odessa, 12. März. Ein Pempeji in der Krim. Die russische archiologische Gesellschaft hat seit längerer Zeit auf der Halbinsel Krim Ausgrabungen vorgenommen, die nunmehr ein überraschendes Ergebnis gestiftet haben. Auf dem taurischen Chersonnes, ein paar Meilen von Sebastopol, hat Dr. Kaschpar, der Director der Gesellschaft, eine ganz antike Stadt aufgedeckt. Die Strassen, die Häuser, die in denselben geliebten Gegenstände sind wohl erhalten und geben ein anschauliches Bild von dem Leben, das einst an jener Stelle geherrscht hat. Täglich werden an hunderten Gegenstände der verschiedensten Art ausgegraben. Namentlich werden viele Statuen aus Marmor, Bronze und Terrakotta aufgedeckt und in einem Museum vermergt. Die Funde reichen, wie auch massenhaft ausgegrabene Münzen beweisen, bis in die christliche byzantinische Zeit. Hier war um 550 v. Chr. eine griechische Kolonie gewesen, die später römisch wurde, um dann an die Tartaren und schliesslich an Russland zu fallen. Ein schönes, grosses russisches Mönchskloster steht an der Stelle, dessen Insassen sich um mit Eifer an den Ausgrabungen beteiligen. Im Jahre 1898 wurde aus Anlass der 800jährigen Feier der Einführung des Christenthums in Russland durch Cyril und Method hier eine prachtvolle Gedächtniskirche erbaut, welche Zar Alexander reich begabt hat.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

General-Redakteur der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortang lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1899.

Inhalt: Bronzefund von Lancken auf Wittow, Rügen. Von v. Platen-Ventz. — Prähistorische Varia. I. Band-
verzerte neolithische Keramik im Thessagbiet. Von Dr. P. Reinecke (mit 1 Tafel). — Mittheilungen
aus den Localvereinen: Münchener anthropologisches Gesellschaft (Fortsetzung).

Bronzefund von Lancken auf Wittow, Rügen.

Von v. Platen-Ventz.

Wenn die Insel Rügen als äusserst ergiebige Fundstätte von Stein-Alterthümern allgemein bekannt ist, so ist doch das Vorkommen von Bronzen dasebst verhältnissmässig spärlich. Zwar ruhen sicher in den vielfach noch unberührten vorgeschichtlichen Grabstätten manche Schätze aneb der letzteren Art und vereinzelt Exemplare kommen wohl hier und da ans Feld und Moor zum Vorschein; grössere Collectiv-Funde aus dieser vorgeschichtlichen Periode gehören jedoch immerhin zu den Seltenheiten.

Es möge mir daher gestattet sein, einem solchen Funde, der durch die Güte des Besitzers zum grösseren Theil in meine Hände gelangt ist, und welcher wegen der Mannigfaltigkeit der zu ihm gehörenden Gegenstände archäologisch nicht uninteressant sein dürfte, hier einige Worte zu widmen.

Die Fundstätte ist das Rittergut Lancken auf der zum nordwestlichen Theil von Rügen gehörigen Halbinsel Wittow, die Feldmark im Norden von der Ostsee, im Süden von einem Binnengewässer der letzteren, dem Wicker Bodden, begrenzt, das Terrain eben mit sehr geringen Höhenunterschieden. Hier wurden die fraglichen Sachen im Jahre 1887 beim Ausgraben resp. Abfahren von grösseren nahe beisammen liegenden Steinen, und soweit ich ermitteln konnte, in unmittelbarer Nähe der letzteren in mässiger Tiefe auf freiem Felde gefunden. Die 13 Stücke, aus welchen der Fund

bestand, waren gemeinsam mit einem dünnen Bronzedraht, welcher leider verloren gegangen oder wenigstens nicht in meine Hände gelangt ist, unentwickelt.

Der Fund besteht aus:

1. Einem Schwert von 51 $\frac{1}{2}$ cm Länge (Fig. 1).
2. Einem Dolch oder kurzen Schwert, 40 cm lang; beide wohl erhalten, besonders das letztere. Beide haben eine verhältnissmässig kurze Griffzunge. Das Schwert ist nur an der Spitze durch Längslinien, die Dolchklinge dagegen, wie Fig. 2 zeigt, durchweg sehr schön ornamentirt und nach der Mitte zu stark gewölbt.
3. Zwei Lanzenspitzen, 20,5 und 19,75 cm lang. Die längere ohne jede Ornamentirung, die kürzere durch bandartig angeordnete eingepunzte Ringe am Ende der Schaftöhse und daran anschliessend kreisförmig geordnete kurze Striche schön verziert (Fig. 3). Die letztere hat eine etwas längere Schaftöhse und ein breiteres, schwach ausgeschweiftes Blatt, während die erstere einen kürzeren Stiel und ein schmäleres gerades Blatt zeigt.
4. Ein kleines Hohl-Celt mit Oese, 6,4 cm lang, die Schneide 4 cm breit. Strichförmige Ornamentirung unter dem oberen Rande ist nur schwach angedeutet, die Gussnaht auf der der Oese gegenüberliegenden Seite ungewöhnlich stark ausgeprägt, als ob dieselbe wenig oder gar nicht abgeputzt wäre.
5. Ein kleiner Meissel, 5,4 cm lang, die Schneide 1,4 cm breit. Die zum Einsetzen des Stiels bestimmte Oeffnung am oberen Ende ist fast quadratisch mit etwas abgerundeten Ecken.

6. Eine Sichel, 10,5 cm lang, mit starkem und zur Hälfte der Klinge übergreifenden Rücken, sowie einen erheblich hervortretenden Zapfen an der oberen Basis.

7. Ein Ring von 4,5 cm grösstem Durchmesser im Lieben, gegossen, halb hohl, so dass

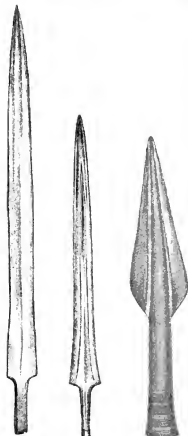


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

der Durchschnitt fast einen Halbkreis darstellt. Das eine Ende ist unverehrt und glatt abgesehritten, das andere dagegen, welches zugleich nach aussen etwas umgebogen, ist abgebrochen.

8. Ein Ring von 4 cm grösstem Durchmesser im Lieben, sonst wie Nr. 7, nur kleiner und schwächer. Doch ist derselbe nach dem dünneren

Ende zu durch Querstriche verziert, während das andere Ende auch bei diesem abgebrochen ist.

Die Zweckbestimmung beider Ringe ist jedenfalls sehr zweifelhaft. Zu Armingen dürften sie sich schon ihrer Form wegen — der nach innen gekerbten Hohlung — wenig eignen, abgesehen davon, dass der kleinere bei seinen geringen Dimensionen höchstens einer sehr jugendlichen Person als solcher hätte dienen können.

9. Ein spiralförmiger Ring, aus einem glatten massiven Bronzeband bestehend, welches an der breitesten Stelle 0,8 cm misst, sich aber nach beiden Enden hin stark verjüngt. Derselbe ist gegenwärtig so eng zusammengebogen, dass er in dieser Form als Arming — auch für den Unterarm — schwerlich dienen könnte. Doch ist derselbe ursprünglich wahrseheinlich weiter und doch wohl für diesen Zweck bestimmt gewesen.

10. Ein spiralförmiger Ring, zur Zeit in Form eines Schellenzuges oder -Griffs von 15 cm Länge zusammengebogen, sonst, wie der vorige, aus glatten starken Bronzeband bestehend, welches bis zu 1.1 cm breit ist und sich ebenfalls nach dem einen Ende zu bedeutend verjüngt. Dieser Ring ist erheblich grösser, stärker und länger, als der vorige, und dürfte in seiner ursprünglichen Gestalt jedenfalls als Schmuckring für den Oberarm bestimmt gewesen sein.

11. Ein Bruchstück eines grossen und schweren Schwertes, 18,5 cm lang, an der breitesten Stelle 3,9 cm breit, etwas verbogen. Die Klinge ist nach der Mitte gewölbt und an beiden Seiten der Schneide mit einer ziemlich scharf abgesetzten Kante versehen.

12. Bruchstück von dem oberen Rande eines grösseren Bronzegefässes, 7,3 cm lang, 4 cm breit, etwas verbogen. Der obere unbeschädigte Rand des Stückes ist nach aussen scharf umgebogen, an dem unteren, welcher einen vorspringenden Absatz des Gefässes gebildet zu haben scheint, ist es durchgebrochen.

Zweifellos haben wir es hier nach der Zusammensetzung des Fundes, wie der Art seiner Niederlegung mit einem sogenannten Depötfund zu thun, wenn auch das Vorkommen von Waffen, namentlich Schwertern in solchen nicht gerade gewöhnlich sein mag. (Vergleiche hierzu u. A. Sophus Müller: Nordische Alterthumskunde. Band I. Seite 422—443, Feld- und Moorfunde.) Denn wenn man feindlichen Angriff oder Ueberfall als Ursache des Verbergens der Geräthe annehmen will, so hätte das Verstecken der Waffen aus nabeliegenden Gründen keinen rechten Sinn. Indessen lassen sich ja auch genügend anderweitige Veranlassungen denken, welche den Besitzer zur zeitweiligen Niederlegung seiner Werthsachen, — denn solche waren Bronze-

geräthe sicher zu jener Zeit — bewogen haben mögen. Möglich auch, dass der Fund den kleinen Waarenvorrath eines Händlers bildete, den derselbe aus irgend welchem Grunde vorübergehend zu verbergen wünschte. Die in jenem vorhandenen und vermuthlich zum Umschmelzen bestimmten Bruchstücke dürften vielleicht gerade für diese Auffassung sprechen.

Will man schliesslich die Frage nach dem Alter des Fundes aufwerfen, so ist zuzugehen, dass sogenannte leitende Formen, welche mit Sicherheit die chronologische Zugehörigkeit desselben bezeichnen, kann in ihm vertreten sind. Auch zeigen die einzelnen Stücke vielleicht kaum einen ganz einheitlichen und gleichartigen Charakter, — als ob sie verschiedenen Perioden der Bronzezeit angehörten.

Es würde diess möglicher Weise daraus zu erklären sein, dass Waffen und Werkzeuge der älteren Epoche sich hier vereinzelt bis in die jüngere hinein erhalten haben, und sich daher beide Formen in dem Funde vereinigt finden.

Prähistorische Varia.

Von Dr. P. Reinecke.

I. Handverzierte neolithische Keramik im Theissgebiet.¹⁾

Als A. Götze vor acht Jahren in seiner für das Studium der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa grundlegenden Arbeit „Gefässformen und Ornamente der schwarzverzierten Keramik im Flussgebiet der Saale“ (Jena 1891) der nicht minder für das prähistorische Europa wichtigen neolithischen Stufe der handverzierten Topfware eine kurze Betrachtung widmete und auch über ihr Vorkommen in Ungarn sprach, wusste er aus diesem Lande nur eine Station mit dieser Topfware, Tordos in Siebenbürgen, anzuführen. Seit jener Zeit haben sich unsere Kenntnisse von den neolithischen Verhältnissen im Reiche der Stefankrone beträchtlich vergrössert, die Lücke, welche damals das Verbreitungsgebiet der handornamentirten Keramik zwischen den Ostalpen (Atter- und Mondsee; Laihacher Moor) und Tordos anfwies, hat sich jetzt so ziemlich geschlossen.

Von den grossen Gruppen, in welche wir das Verbreitungsgebiet dieser neolithischen Stufe auf Grund der bei ihrer Topfware stark ausgeprägten Differenzen in Gefässform und Ornament zerlegen müssen — Götze in seiner Eingangs genannten Arbeit hat diese Gruppen nicht genügend hervorgehoben —, treten zwei in Ungarn auf, einmal

diejenige, welche am Nordrande der Alpen und in den Ostalpen zu Hause ist, dann die, welche die Stationen an der südöstlichen Grenze des Gebietes der Bandkeramik in Europa umfasst (Butmir, Tordos u. s. w.). Ueber die erste Gruppe, soweit sie für Ungarn in Betracht kommt, ist anderwärts schon berichtet worden,²⁾ wir können desswegen darüber hinweg gehen und uns zur zweiten wenden.

Das Vorkommen von Bandkeramik in Siebenbürgen ist schon lange bekannt, hier ist der vorzüglichste Repräsentant die neolithische Wohnstätte von Tordos an der Maros im Comitat Hunyad. Den verwandten Fundplätzen aus dem Bereich der siebenbürgischen Berge hat man bisher wenig Beachtung geschenkt, trotzdem sie mancherlei interessante singuläre Erscheinungen bieten; sie liegen zumeist in demselben und in den benachbarten Comitaten, sind somit, was die Ausdehnung des Verbreitungsgebietes der handverzierten Topfware anbelieft, ohne wesentliche Bedeutung. In der weiten Ebene zwischen dem gebirgigen Siebenbürgen einerseits und der Donau und den Bergen Nordungarns andererseits, welche früher Tordos von den analogen Stationen im Westen trennte, wurden nun neuerdings an mehreren Stellen Funde gemacht, welche diese Lücke ausfüllen, und zwar schliessen sich diese Funde eng an die aus Siebenbürgen an, während sie von denen vom rechten Donauufer (in Slavonien z. B.) stilistisch erheblich abweichen. Die Theiszebene bildet in dieser Hinsicht, entsprechend Bosnien und Siebenbürgen, einen (dritten) localen Bezirk der südöstlichen Gruppe der Bandkeramik.

In der Sammlung des Herrn Th. v. Lehöczky in Munkács fand ich vor einigen Jahren Reste aus einer Ansiedlungsstätte dieser steinzeitlichen Stufe auf; sie stammten vom Kisbegy („kleiner Berg“) bei Munkács (Comitat Bereg), Herr v. Lehöczky hat schon mehrfach über diesen Fundplatz berichtet, ohne jedoch Ahbildungen heizugeben.³⁾ Von typischen Steingeräthen führe ich von dieser neolithischen Wohnstätte Keile in Gestalt von Scheuleisten oder Hobeleisten, und zwar Schmalmeissel und Breitmeissel (Steinhacken), an. Nicht minder von Werth sind die keramischen Stücke. Ganze Gefässe waren selten, ich bemerke nur einen viereckigen flachen Napf, einen kleinen Fnsbecher und einen runden Napf mit Buckeln, Formen, wie sie der handverzierten Topfware nicht fremd sind (Aehnliches fand sich mehrfach z. B. in Butmir und Tordos).

¹⁾ Mittheil. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, 1897, Sitzungsb. p. 78—80.

²⁾ Lehöczky Th., Adatok haszn archaeologiajához különös tekintettel Beregmegyére é kőszékére. I., Munkács 1892, p. 104 u. f.; Arch. Értesítő, 1896, p. 816—817.

¹⁾ Vergl. Archaeologiai Értesítő, 1896, p. 299—294; 1898, p. 255—256.

Das Fussbecher hier nicht gerade zu den grössten Seltenheiten zählten, bekunden einige Vasenfüsse; mehrere ornamentirte Scherben (Abbild. A, Nr. 3—5) liessen sich erkennen, dass sie von runden oder viereckigen Bechern, welche für Tordos so überaus charakteristisch sind, herrühren. Eine Anzahl von Gefässbruchstücken zeigt einfache Muster, eine oder mehrere Reihen von Nägeldrücken und tief eingestochenen, schräg gestellten Strichen oder kleinen Dreiecken, aufgelegte Wülste mit

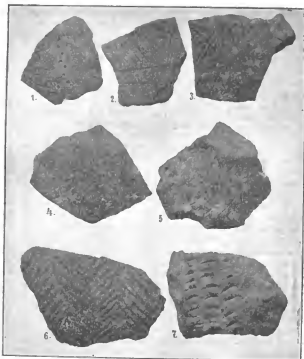


Abbildung A.

Fingertupfen u. dergl. m. Andere Stücke haben grosse warzenförmige Vorpänge, welche senkrecht und wagrecht durchbohrt sein können. Am deutlichsten offenbart sich die Zugehörigkeit zur Banikeramik bei den reicher decorirten Fragmenten; wir begegnen hier Zickzackmustern, Winkelbändern, zum Theil mit Punkt- oder Strichfüllung, manderähnlichen Ornamenten u. s. w. (Abbild. A, Nr. 1—5 gibt die wichtigsten Scherben, leider verkehrt gestellt, wieder. Messer und Spänc von

Obsidian, ferner von Hornstein und Jaspis, Wehstübgewichte, Wandwurfstücke und grebe unverzierte Scherben von grossen Töpfen vervollständigen das von der neolithischen Ansiedlung auf dem Kishegy bei Munkács vorliegende Material.

Auch von anderen Localitäten im Comitat Bereg, vornehmlich aus der Gegend von Beregszász, weist die Sammlung des Herrn v. Lehotzky derartige Funde auf, doch sind sie nicht so umfassend wie die vom Kishegy.

Wahrscheinlich von einem ähnlichen Wehplatze stammt ein Gefässfragment aus Pécel im Comitat Pest, welches schon im Jahre 1865 veröffentlicht wurde;¹⁾ sein Ornament entspricht vollkommen den steinzeitlichen Bandverzierungen (Abbild. B). Von Szentes im Comitat Csongrád besitzt das Nationalmuseum in Budapest aus einer vorgeschichtlichen Niederlassung Gefässreste und Steingeräthe (Abb. C u. Taf.). Von letzteren erwähnen wir die charakteristischen schubleistenförmigen Keile, sowohl Schmalmeissel als auch flache Haecken, ferner Bruchstücke von durchbehrten unsymmetrischen Hämmern, welche gleichfalls der Kategorie der schubleistenförmigen Steinwerkzeuge zuzurechnen sind. Die Topffragmente sind ziemlich dick, von graubrauner und geröthlicher Farbe. Die viereckigen Becher scheinen auch hier vertreten zu sein, wenigstens deutet ein grösseres Stück auf einen derartigen Becher hin. Einige Scherben haben kräftige runde und längliche Vorpänge; ein Randstück zeigt unterhalb des Randes eine primitive Gesichtsdarstellung; die Nase wird durch eine schmale, langgestreckte, stark vertretende Leiste gebildet, kreisrunde, tief eingedrückte Grübchen stellen Augen und Mond vor. Die Ornamente sind zumist eingeritzt, wir finden hier Muster (Winkel-, Maänder-, Viereckmuster), welche denen der keramischen Reste von Munkács entsprechen; einige Male kommen auch eingedrückte Grübchen und Kreise sowie

¹⁾ Arch. Kálmányek, V, 1865, p. 78, Fig. 5; Mürgöszeti kalász, 1868, I, Fig. 40.

Reinecke, Bandverzierte neolithische Keramik im Theissgebiet.
 (Beilage zu Seite 27—30 des Correspondenz-Blattes 1899.)

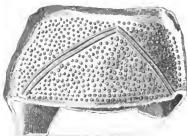


Abbildung C.

Abbildungen D. ψ der Gräber.



a.



b.



c.

Herr Professor J. Hampel, Budapest, hat uns die Clichés zu vorstehendem Artikel freundlichst überlassen, wofür wir hier herzlichsten Dank aussprechen.

Die Red.

auch Tapfenverzierungen vor. Ob das Fragment eines Kupferhammers, welches in Budapest bei diesen Funden aufbewahrt wird, aus der neolithischen Seibicht stammt, was an sich ja nicht unmöglich wäre, weiss ich nicht; von einer Reihe von Gefässen des Bronzealters aus Szecotes, neben welchen die steinzeitlichen Reste liegen, ist es wohl ganz sicher, dass sie mit letzteren nicht das Geringste zu thun haben.

Nicht sehr weit ah von diesem Fundplatz, an der Grenze der Comitate Jasz-Nagy-Kun-Szolnok und Csongrád, bei Szelevény-Vadas, wurde ein prächtiges handverziertes Thongefäss ausgegraben, welches sich vollkommen an die bisher behandelten keramischen Erzeugnisse aus dem Theissgebiet anschliesst (Abb. D s. Taf.). Diese grosse, rechteckig gestaltete, napfförmige Thonvase dürfte bezüglich seiner Form innerhalb der Bandkeramik ziemlich vereinzelt dastehen. Ein directes Gegeostück ist mir nur aus Tordos bekannt; in gewisser Hinsicht



Abbildung B.

lässt sich hier jedoch auch noch ein in Tordos und den verwandten urzeitlichen Ansiedlungen häufig auftretender Typus, welchem wir auch schon oben begegnet sind, nämlich Becher mit mehr quadratischem Querschnitt, zum Vergleich heranziehen. Die Verzierung des Gefässes spricht gleichfalls, sowohl in der Technik wie im Ornament selbst, für die Zugehörigkeit zur Bandkeramik, in allen Details verräth sich dies, sowohl in dem Winkelmuster und der Punktfüllung b. auf den langen Seiten wie in den figürlichen Darstellungen auf den Schmalseiten a. e. Die menschliche Figur auf der gut erhaltenen Schmalseite e. gleicht auffallend einer Zeichnung auf einem Gefässboden aus der neolithischen Wohnstätte mit handverzierter Topfwaare von Vukovar-Vučedol unweit Essek (Museum in Agram),¹⁾ bei beiden Figuren findet sich die eigen-

thümliche „Wespentaillo“, nur ist die Haltung der Arme eine verschiedene; ebensowenig wird uns hoffremden, dass die Ausführung dieses Schemas auf dem Vasenfragment von Vukovar-Vučedol eine andere ist und der charakteristischen Art der Bandornamentik aus dem Laibacher Moor und Slavonien entspricht. Zu den sehen der Figur und auf der verletzten Schmalseite befindlichen Zeichnungen existirt, wenn ich nicht irre, in Tordos nahe Verwandtes.

Aus dem Donangebiet unterhalb Bolgrad, im Comitatus Temos, wurden vor Kurzem Ansiedlungsfunde hekannt,²⁾ welche hier möglicherweise anzureihen wären. Einmal wurden dort schalenleistenförmige Steinwerkzeuge, dann primitive Thonidole, welche zum Theil neolithisch sein könnten, ferner aber auch Vasen, die unzweifelhaft aus der Metallzeit stammen, aufgefunden. Die Idole von dieser Fundstätte, repräsentiren zweierlei Typen, ganze Figuren, sowie Büsten auf einem hohlen kegelförmigen Unter-



Abbildung E. 2) der Grösse.

satz, welcher vielleicht ein weites geschlossenes Gewand vorstellen soll. Die erste Gruppe ist mit den Erzeugnissen der Thonplastik aus Butmir und Tordos identisch, wenigleich die Ornamentik im Allgemeinen nicht die Merkmale der Bandverzierung trägt, ebensowenig wie es bei den thrakischen Idolen im Naturhistorischen Hofmuseum zu Wien der Fall ist. Bei der zweiten Gattung von Thonfiguren, welcher auch das prächtige Idol von Klíčevac in Serbien angehört,³⁾ ist überhaupt an neolithischen Ursprung nicht zu denken; aus Bosnien und Siebenbürgen liegt nichts Aehnliches vor, die Verzierung kennzeichnet sich durch nichts als neolithisch, das verwandte Idol von Klíčevac zeigt zandom Muster, deren durchaus metallzeitlicher Cha-

¹⁾ Arch. Értesítés, 1896, p. 108—114.

²⁾ Starinar, VII, Belgrad 1891, p. 110—114, Taf. X, XI; Hoerners, Urgesch. d. bild. Kunst in Europa, 1896, p. 220—224, Taf. IV.

³⁾ Mitthoil. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, 1897, Sitzungsber. p. 79.

rakter sofort in die Augen fällt und welche mit grosser Bestimmtheit auf die älteste Eisenzeit hinweisen. Das verhältnissmässig späte Alter dieser Figuren mit hohlem Fuss darf uns nicht befremden, auf Cypern treffen wir Idole desselben Schemas¹⁾ aus noch jüngerer Zeiten an. Eines der Gefässe aus dem Comitatus Temes (Abbild. E) ist vielleicht noch neolithisch, das Spiralmuster (Spiralen aus zwei Linien gebildet, der Raum dazwischen mit eingedrückten kleinen Kreisen gefüllt) wenigstens lässt es vermuthen und macht es zugleich wahrscheinlich, dass das Gefässchen zur bandverzierten Gattung gehört. Das übrige keramische Material von dieser Fundstelle ist in die jüngere Bronzezeit (entsprechend der Stufe III und IV von Montelius' skandinavischem Bronzealter) zu setzen.

Der Mangel von Spiralornamenten wird uns bei der bandverzierten Topfware aus dem Theissgebiet auffallen; der Grund hierfür dürfte wohl nur in dem geringen zu Gebote stehenden Studienmaterial zu suchen sein, allerdings könnte er auch in loealer Eigenenthümlichkeit liegen. Wenn wir jedoch in der ungarischen Ebene aus viel späterer Zeit, aus dem jüngeren Bronzealter, Gefässen, welche reich mit Spiralen decorirt sind, begegnen, so werden diese schwerlich in Beziehung mit den um mindestens ein Jahrtausend älteren Spiralmustern der Bandkeramik stehen und sind eher mit neuen Einflüssen des Südens, des mykenischen Kulturkreises, in Verbindung zu bringen. Die europäische Bandkeramik ist sehr viel älter als die mykenische Cultur oder die Insulcultur, noch vor Beginn der frühen Bronzezeit hatte sie ihr Ende erreicht.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

11. März. Der erste Vortrag des Herrn Grafen Zichy, k. k. österreichisch-ungarischer Gesandter, „Familientypus und Familienähnlichkeiten“, ist im Correspondenzblatt 1908, S. 83—84, 51—54 abgedruckt. Den zweiten Vortrag hatte Herr Prof. Dr. Furtwängler übernommen über neuentdeckte antike Darstellungen von Galliern, welche in den „Notizie degli scavi“ (Juli 1897) von Prof. Brizio in Bologna bekannt gemacht worden sind. Es sind Terracotten, die einen italischen Tempel etwa des 2. Jahrhunderts v. Chr. schmückten. Sie sind bei Sassoferrato in Umbrien, auf einem jetzt Cività Alia genannten Hügel, ausgegraben und

¹⁾ Diese gehören zum grossen Theil erst dem IV. und V. vorchristlichen Jahrhundert an.

in das Museum zu Bologna verbracht worden. Der Fundort liegt unmittelbar an der Grenze des Gebietes, das vom 4. Jahrhundert an von Gallia bewohnt war, so dass die Künstler ohne Zweifel ihre Vorbilder aus unmittelbarer Anschauung kannten. Es ist ein Terracottafries von 0,45 m Höhe. Die Gallier sind in der Flucht dargestellt. Auf einem Zweigespann steht ein gallischer Häuptling, der mit imposanter Pose sich nach den (nicht dargestellten) Verfolgern zurückwendet; auf einem anderen Fragment eilt ein schilddwehrter, fast nackter Krieger über eine zu Boden gefallene grosse goldene Schüssel hinweg; auf einem dritten sieht ein mit einem feltartigen Wams Bekleideter mit einem grossen Nischkrug im Arm. Diese Geräte gehen die Deutung des Vorgangs. Es ist der missglückte Sturm der Gallier auf das Heiligthum in Delphi, der durch das Eingreifen Apollos mit Blitz und Gewitter zurückgeschlagen wurde, so dass die Angreifer ihre schon gemachte Beute an kostbarem Geräth im Stiche lassen mussten. Auf römischen Thonlampen konnte man bereits abgekürzte Darstellungen desselben Ereignisses, so dass man auf ein bekanntes hellenistisches Vorbild zurücksehliessen muss. Wenn also die italischen Terracottabildner die Motive der Handlung aus griechischen Denkmälern entnahmen, so sind sie doch in der Wiedergabe des gallischen Volkstypus durchaus selbständig und originell. Die Köpfe mit ihren scharf markirten, mageren Zügen und mit dem strappigen Haar, das über der Stirn einen riesigen Schopf bildet, sind von überzeugender Naturtreue und frei von jeder Idealisierung, deren sich die pergamenischen Künstler in ihren bekannten Gallierdarstellungen trotz allem Realismus nicht enthalten haben. Durch den Vergleich erkennt man vielmehr erst recht, wie stark die Griechen die Vorbilder ihrem typischen Ideal angenähert haben. Die umbrischen Terracotten sind von einem „Verismus“, der einem Künstler des Quattrocento Ehre gemacht hätte. Der eine Kopf, mit einem schmalen nervösen Gesicht, mit einer mächtigen Adlernase und einem leibhaftigen „Henriquette“-Bart, ein anderer mit vollern Gesicht, stark gefurchten Zügen und einem kräftigen Schnurrbart erinnern direct an moderne französische Generalstypen, wie man sie in letzter Zeit in unsern illustrierten Blättern schon konnte. Es liegt der ganze harte Wirklichkeitsinn darin, der die Kunst auf italischem Boden, wo sie sich nebeneinander entwickeln konnte, immer ausgezeichnet hat. Wegen ihrer Naturtreue sind diese Köpfe ein wichtiges anthropologisches Document, das unsere Kenntniss von den Vorfahren der hertigen Franzosen in ganz ungeahnter Weise

erweitert. Dass die Köpfe trotz ihrer skizzenhaften Ausführung und ihrer geringen Abmessungen gross gedacht und mit einer erstaunlichen Sicherheit gemacht sind, zeigte sich bei einer Vergrößerung etwa ins Sechsfache, die der Vortragende mit Hilfe des Projectionsapparats vornahm. Manche fein ausgeführte griechische Terracotten vertragen eine solche Vergrößerung nicht; bei diesen Köpfen steigerte sich die Wirkung auf das Überraschendste. Herr Professor Fartwängler besprach dann auch noch Dr. M. Hoernes prachtvolles und verdienstliches Werk: Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr., gedruckt mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften. 8°, XXII, 709 Seiten, mit 203 Abbildungen im Texte, einer Farben- und 35 doppelseitigen Tafeln. Wien 1898, A. Holzhausen.

29. April. Der Vorsitzende, Herr Professor Dr. J. Ranke, beantragt gemäss dem Beschluss der Vorstandschaft und des Ausschusses Decharge für den Sekretär der Gesellschaft, Herrn Oberlehrer Weismann, und dankt diesem für die seit 28 Jahren musterhafte Führung der Cassengeschäfte. In der Ausschusssitzung wurde beschlossen, die bisherigen Mitglieder der Vorstandschaft zur Wiederwahl vorzuschlagen. Hierauf begründet der Vorsitzende die anwesenden Gäste, besonders Herrn Professor Dr. Montelius aus Stockholm, den anerkannt bedeutendsten Prähistoriker Europas. Herr Generalarzt I. Classe, Dr. Seggel, stellt sodann den grössten und den kleinsten Soldaten der Münchener Garnison vor. Ersterer misst 209 cm, letzterer 153,3 cm. Die Körperproportionen sind ganz normal, wie ein Vergleich mit den Soldaten zeigt, die Gould in Amerika während des amerikanischen Rebellionskrieges gemessen hat. Der Riese war schon in der Schule der grösste, nahm von 16 bis 20 Jahren um 25 cm und während der 1½ Jahre seiner Militärzeit um 6 cm zu. Der Vortragende verglich die Masse der beiden Vorgestellten noch mit dem Masse von 50 Studenten nach Ranke und den Massen der Riesen Hassan Ali und Moko (Mürdel aus Ulm), es ergaben sich einige Verschiedenheiten. Beide Soldaten haben sich als leistungsfähig erwiesen, jedoch dürfte die Leistungsfähigkeit des Riesen bald abnehmen. H. v. Ranke bestätigte nach Beobachtungen im Krimkrieg, dass die kleineren Leute mehr aushalten, als die extrem grossen. Der Vorsitzende theilte die Beobachtungen Goulds mit, die sich mit den Ansichten der beiden Vorredner decken. — Hierauf erhielt das Wort Herr Prof. Dr. F. Hirth, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zu seinem Vortrag: „Ueber chinesische Cultur-

geschichte“. Die interessanten Ausführungen wurden in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1898 ausführlich veröffentlicht. In der sich an den Vortrag anschliessenden Discussion fragte Professor Montelius nach dem Alter der Eisenindustrie in China. In Aegypten und Westasien ist das Eisen vor dem 15. Jahrhundert v. Chr. nicht bekannt. Prof. Hirth konnte constatiren, dass Eisen bereits unter den Tributartikeln der den heutigen Schensi und Kansu entsprechenden Landschaft Liang zur Zeit des Kaisers Yü (2200 v. Chr.) im Schn-king erwähnt wurde. In Liang habe die Eisenindustrie seitdem, wenn nicht schon vorher, in hoher Blüthe gestanden. Zur Zeit des Philosophen Kuan-tze, den der Vortragende den ältesten Statistiker aller Völker nennt, sei die Eisenindustrie zuerst zum Gegenstand der Besteuerung gemacht worden. Kuan-tze, auch als Kuan-I-va oder Kuan-Tschung bekannt, lechte im 7. Jahrhundert v. Chr. Er stellte seinem Monarchen vor, dass in seinem Lande eine Bevölkerung von so und so viel Tausenden von Männern, Frauen und Kindern lebe, dass jeder Mann eine Haacke, jede Frau eine Nadel besitze, und dass eine, wenn auch noch so geringe Abgabe auf diese Eisensfabrikate, auf die Kopfzahl der Bevölkerung berechnet, eine ansehnliche Steuereinnahme abgeben werde. Wie bereits im Vortrage hervorgehoben wurde, sei die Kunst des Eisengusses in Ferghana durch chinesische Desertoure am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. eingeführt worden. Von China direct sei vor dieser Zeit schwerlich eine Kenntniss der Eisenindustrie nach Westasien gedrungen. Hirth hält es jedoch nicht für ausgeschlossen, dass das Eisen den Türkenvölkern Centralasiens längst bekannt war, als es in China anfang eine Rolle zu spielen, da seine Gewinnung zu den ältesten Traditionen der altchinesischen Rassen gehöre, insofern sie sich durch chinesische Aufzeichnungen feststellen lassen. Darauf deutete vielleicht schon die Legende von der Darbringung eines Wunderschwertes Namens Kiun-wa, das dem König Mu im 10. Jahrhundert v. Chr. von den Türkenstämmen im Westen übersandt wurde und womit man angeblich Nephritstein durchschneiden konnte. Durch die Hiung-nu oder ihre Vorfahren, die vielleicht im Altai oder im Tién-schan längst Eisen geschmolzen hatten, ehe die Gewinnung des Metalls in Westasien und China bekannt war, sei vielleicht das Geheimniss über die skythischen Gebiete nach dem Westen gedrungen. — Prof. Hommel weist darauf hin, dass ein Wort in den ältesten ägyptischen Texten mit Eisen übersetzt werde. Hieraus könnte man wohl auf die Verwendung von Eisen schon vor

1500 v. Chr. Schlüsse ziehen. Prof. Montelius jedoch glaubt, dass in Aegypten, wie anderswo, ein Wort, das ursprüngliche Metall oder Erz bedeutet, später die Bedeutung von Eisen erhalten konnte. Das ist in Indien mit dem Worte *ayas*, das römische *aes*, der Fall gewesen. Er erinnert an die Mittheilungen des Prof. Erman über das Wort *ba*, welches in der Zeit des neuen Reiches Eisen bezeichnet. (Archiv für Anthropologie, Band XXI. 1892—1893; vgl. Montelius: „Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland“, S. 3.) In den ältesten religiösen Texten (den sogen. Pyramidentexten), die älter sind, als alles, was uns sonst aus Egypten erhalten, ist wiederholt die Rede von dem Throne des Sonnengottes am Himmel, welcher „der Thron aus *bi's* (*ba*)“ heisst. Dass dieses Metall, aus dem man einen Thron macht, dessen Gesichter Löwen und dessen Beine die Hufe des Stieres sind, Eisen sei, wie man das gewöhnlich annimmt, ist Prof. Erman wenig wahrscheinlich. Unter den Funden aus der Zeit der XII. Dynastie (Ende des 3. Jahrtausends v. Chr.) und aus der Zeit der XVIII. Dynastie (Mitte des 2. Jahrtausends) fand Flinders-Petrie kein Eisen und auch keinen Eisenerz. — Der Vorsitzende gab sodann das Resultat der Vorstandwahl bekannt. Es wurden danach die bisherigen Mitglieder des Vorstands wiedergewählt, nämlich: als Vorsitzender Herr Prof. Dr. J. Ranke, als Stellvertreter Herr Prof. Dr. R. E. Kunkert, als Schriftführer Herr Dr. Mollier, als Stellvertreter Herr Dr. F. Birkner, als Schatzmeister Herr Oberlehrer Weismann.

20. Mai. Vor der Tagesordnung wurden die beiden gegenwärtig in Hamms Panopticon auftretenden birmesischen Zwerge *Smaun* und *Fatma* vorgestellt. (Corr.-Bl. 1898, S. 186—192.) Hierauf wurde auf den Vorschlag des Vorsitzenden eine Acclamation der bisherigen Ausschuss wiedergewählt. Der Vorsitzende legt dann volksthümliche Thonwaren (Kuckuck, Rastvogel) von Krügikirra in Amberg vor, welche, auf Veranlassung des Herrn Landgerichtspräsidenten Vierling, Herr Gymnasiallehrer Bodnstein der Gesellschaft eingesandt hat. Da derartige primitive Thonwaren für die Volkskunde von Interesse sind, wäre es zu wünschen, dass dieselben, ehe sie ganz verschwinden, gesammelt würden. Das zu veranlassen war auch der Hauptzweck der heutigen Vorlage. Das Wort erhielt sodann Herr Privatdozent Dr. Dürck zu seinem

Vortrage über Zwitterbildung und Scheinzwitter beim Menschen. Die eigentliche Zwitterbildung wurde bis jetzt beim Menschen nicht beobachtet, allen sogenannten Hermaphroditen müssen zu den Scheinzwittern gestellt werden, auch das vor kurzem im Panopticum gezeigte Mannweib. Wenn auch die Beobachtungen, die an ihm gemacht werden konnten, eine wahre Zwitterbildung vortäuschen, so kann doch erst die anatomische Untersuchung der inneren Generationsorgane über die wahre Natur entscheiden. Der Vortragende illustrierte den klaren und interessanten Vortrag durch Vorführung von verschiedenen photographischen Aufnahmen des Mannweibes mittelst Sceptikons. Hierauf hielt Herr Prof. Dr. Hommel seinen Vortrag „Zur ältesten Geschichte der Metalle“, speciell des Eisens. Redner erging sich zunächst ausführlich über die verschiedenen Stellen der alten ägyptischen Pyramidentexte (3. Jahrtausend v. Chr.), wo von dem Metall *ha'* oder *bai* die Rede ist. In späterer Zeit verstand man darunter unzweifelhaft das Eisen, wie schon die Unterscheidung von *ba-ai-pe* (Himmelseisen, Meteoreisen) und *ha-ni-ta* (Erdeisen, irisches aus Erz geschmolzenes Eisen) und das koptische *besipe* „Eisen“ beweist. Da aber aus dem sogen. niten Reich der Aegypter sich bisher nur Bronzeeräthe vorfinden, so wurde von verschiedenen Aegyptologen das betreffende Wort in den Pyramidentexten entweder allgemein mit Metall oder Erz, oder aber speciell mit Bronze übersetzt, obwohl es für Bronze schon im alten Reich einen besonderen Ausdruck, ehomt, gegeben hat. In den genannten Texten nun wird von einem am Himmel befindlichen Thron aus *bai*, dessen Lehne Löwenköpfe schmücken und dessen Flüsse Stierhufe sind, des öfteren gesprochen, ferner von einer Waffe aus *hai*, für die eine Paralleltabelle „Messer“ bietet, ferner von Amuletten aus *hai*; auch werden die Knochen wegen ihrer Härte mit *hai* verglichen, was an Hiob 40, 18 erinnert (des Nilpferds Knochen eherner Röhren und seine Gebeine eiserne Stäbe), und endlich, was besonders wichtig, heisst das Himmelsgewölbe mehrmals *garedzu hai*, und zwar nicht etwa der verfinsterte und dann gelbe oder bronzefarbene Himmel, sondern das lichte, blaue Firmament, was besonders deutlich auf Stahl- und nicht auf Bronzefarbe hinweist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten. Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 19. April 1899.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von *Professor Dr. Johannes Ranke* in München.

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. • S. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zu der III. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft, XXX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, in Lindau. — Prähistorische Varia. II. Neolithische Denkmäler aus Hessen. Von Dr. P. Reinecke. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Münchener anthropologische Gesellschaft (Fortsetzung); 2. Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart.

Einladung zu der III. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Lindau mit Ausflügen durch Bregenz, Zürich und Bern zugleich XXX. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft haben beschlossen, in diesem Jahre eine gemeinsame Versammlung, gleichzeitig mit der XXX. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau abzuhalten. Herr Dr. Kellermann, k. Rektor, hat auf Ansuchen der Vorstandschaften die lokale Geschäftsführung in Lindau übernommen.

Die Unterzeichneten erlauben sich im Namen des Vorstandes der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft, sowie im Namen der lokalen Geschäftsführung für Lindau, die Mitglieder beider Gesellschaften, sowie alle Freunde anthropologischer Forschung zu dieser vom

4.—7. September l. Js. in Lindau

stattfindenden Versammlung einzuladen.

Die Tagesordnung der Versammlung, sowie die Bestimmungen wegen der Tage der Ausflüge werden in der nächsten Nummer des Correspondenz-Blattes mitgetheilt werden.

München, Wien, Lindau, im Mai 1899.

Dr. J. Ranke
Generalsekretär der Deutschen
anthropologischen Gesellschaft.

Dr. Paulitschke
I. Sekretär der Wiener
anthropologischen Gesellschaft.

Dr. Kellermann
Lokaler Geschäftsführer
für Lindau.

Prähistorische Varia.

Von Dr. P. Reinecke.

II. Neolithische Dankmüller aus Hessen.

Unter diesem Titel veröffentlichte unlängst J. Bochlau in Gemeinschaft mit Felix von Gilsa zu Gilsa eine Studie über neu aufgefundenen, sowie schon seit Jahren bekannte neolithische Alterthümer aus Ciburbesen.¹⁾ Es handelt sich hier um ein Material, welches für den Prähistoriker von hohem Werth ist, doch vermissen wir in dieser Studie diesbezügliche Darlegungen. Wir wollen deshalb an dieser Stelle jenen Funden in aller Kürze eine Betrachtung widmen.

Unweit vom Dorfe Züschchen, an der Grenze von Waldeck und dem hessischen Kreise Fritzlar (Rgbez. Cassel), wurden zwei Steinkistengräber, ein grosses von ca. 20 m Länge und fast 4 m Breite, sowie ein kleineres, sehr zerstörtes, untersucht. Das grosse Grab ist aus mächtigen vier-eckigen, unbehauenen Sandsteinplatten gebaut, seine Längsachse läuft von Südwest nach Nordost. Durch eine quergestellte Platte, welche ein kreisrundes Loch von einem halben Meter Durchmesser zeigt, ist am Nordostende des Grabes ein Vorraum von etwa 2,5 m Länge abgesondert. Die Decksteine waren schon bis auf einen verschwunden. Bei der Untersuchung des Inneren der Kammer stellte sich heraus, dass der Inhalt nicht mehr intakt war; es fanden sich Schädel und Schädelfragmente, andere menschliche Knochen, Tierknochen, Reste von Holzkohle und Asche, einige Topffreste und grössere Gefässstücke, ein Wetzstein, eine Knochenadel, eine Feuersteinlamelle, sowie zwei kleine Steinkeile, in der Vorkammer ein Thongefäss, welches zerfällt, ein Knochenmeissel, Knochenadeln und einige Thonscherben.

Seinen hohen Werth für die Vorgeschichte Deutschlands erhält dieses Grab einmal dadurch, dass die Wände der Kammer eingegrabene Verzierungen zeigen, Zickzacklinien, Gittermuster, gabelförmige Ornamente u. s. w., und zwar beanspruchen diese Zeichnungen, gegenüber denen der Kisten von Willingshausen in Hessen, Mersburg und Niederleben in der Provinz Sachsen, volle Gleichwürdigkeit. Ferner ist das „Selenloeb“ in der nordöstlichen Abschlussplatte der Kammer, zwischen ihr und dem Vorraum, von höchstem Interesse; sein Vorkommen wurde so ausgezeichnet, wie hier, meines Wissens bisher noch an keinem megalithischen Grabe in Deutschland constatirt, während es bekanntlich in Westeuropa und auch im fernem

Osten nicht gerade selten auftritt. Ob das Loeb wirklich zu dem Zweck diente, das Hineinschaffen neuer Leichen zu ermöglichen, wie Bochlau will, mag dahingestellt bleiben. Von den Beigaben sind die Bein- und Steinwerkzeuge recht unbarokbaristisch, von den Topfscherben, welche Nägelkerben und Fingerrutpen zeigen, gilt das gleiche; nur ein nahezu vollständig erhaltenes Tbonfässchen, das Halsfragment eines ähnlichen Gefässes und das Stück eines Ausgusses von einem anderen Topfe (Abbild. A) geben uns einen beachtenswerthen Aufschluss. Fläschchen dieser Art finden sich nur in den neolithischen Steinkammergräbern, speciell in denen aus Holland und Nordwestdeutschland.¹⁾ Auslässe in Röhrenform wurden in den älteren vorgeschichtlichen Perioden ohne fast nur an Gefässen aus megalithischen Grabdenkmälern des nordwestlichen Deutschlands beobachtet.¹⁾ Wenn man bei einem anserhalb der Verbreitungzone der erratischen Blöcke in Norddeutschland gelegenen megalithischen



Abbildung A. H, der nat. Grösse.
Aus der grossen Steinkiste von Züschchen.

Grabe der jüngeren Steinzeit mit Recht im Zweifel sein kann, ob es zur Gruppe der Steinkammergräber (Hünenbetten, Ganggräber etc.) der norddeutschen Tiefenbe zu zählen sei, oder etwa mit den Kistenbauten mit schnurverzierter Keramik im Flussgebiet der Saale oder den grossen Kistengräbern anderer neolithischen Stufen in Verbindung gebracht werden muss, so geben in unserem Falle diese unseheinbaren Gefässstücke uns ganz sicheren Anschluss. Da die Topfware aus den Steinkammergräbern Hannovers und seiner Naebargebiete eine eintheilige, in scharfem Gegensatz zu der schnur- oder handverzierten stehende ist, so bekunden diese typischen Erscheinungen ihres Formenschatzes in dem Grabe von Züschchen die enge Zusammengehörigkeit der hier constatirten kleinen Gruppe

¹⁾ Alterthümer aus heidnischen Vorzeit. I, III, 4, Fig. 8, 13; Müller-Reimers, Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer aus Hannover, 1893, Fig. 26, 27, 29; Tewes, Unsere Vorzeit, 1888, Fig. 1, 3; Fläschchen aus Holland und Dänemark bei Pleyte, Drenthesche Oudbeden und S. Müller, Ordnung, Steinalderen.

¹⁾ Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Alterthumskunde, N. F., 12. Supplementheft, Cassel 1896.

megalithischer Denkmäler mit denen des nordwestdeutschen Tieflandes. In der That sind auch Steinkammergräber in nicht allzu grosser Entfernung vom Edergebiet zu finden, und zwar an der Lippe, im Paderborn'schen und weiter unterhalb bei Lippstadt und Beckum u. s. w.; im Wesertal stossen wir auf solche allerdings erst unterhalb des Wesergebirges, während gegen den Harz zu von derartigen Bauwerken nichts bekannt ist.

Die kleinere Steinkiste von Züsehen, welcher schon viele Steine fehlten, enthielt nur noch süsser Menschen- und Thierknochen ein durehbohrtes Steinheil von wenig beziehender Form, einen durehbohrten deckelartigen Stein und eine Anzahl von Scherben, darunter ein Stück mit Grätenmuster. Dieser Befand ist an sich sehr belanglos.

Vor mehr als 20 Jahren hat E. Pinder im Stadtwalde von Fritzlar, wenige Kilometer von Züsehen entfernt, eine Steinkiste untersucht und darüber in einer Uebersicht über die Resultate seiner Grabungen in Hessen berichtet.¹⁾ Die Steinkiste war mit einem Hügel bedeckt und bestand aus zwei etwa quadratischen Kammern (ca. 1 qm gross) und einer spitz zulaufenden Vorkammer; die Decksteine waren noch vollständig erhalten. Ueber den Inhalt des Grabes sind die Angaben Pinders ungenau, nur soviel scheint gewiss, dass im Grabe der Leichnam unverbrannt beigesetzt war. Ueber die Beigaben herrscht grosse Unklarheit. Von einem Thongefäss haben sich einige Scherben mit Grätenmestern, welche zu einem geschweiften Becher der schnurverzierten Keramik gehören könnten, erhalten. In seiner Veröffentlichung bildet Pinder einige Steingeräthe ab, darunter offenbar einen oder zwei schubleistenförmige Steinkerle, welche aus dieser Kammer stammen sollen, während das im Casseler Museum aufbewahrte Fundprotokoll nichts von diesen Steinwerkzeugen weiss. Da selbst in der Veröffentlichung Pinders über diesen Fund ungenau, nicht übereinstimmende Mittheilungen gemacht werden, empfiehlt es sich, bei dieser Ungewissheit den vorgeblichen Funden aus diesem Grabe keine weitere Beachtung zu schenken. Es lässt sich nicht entscheiden, ob wir es hier mit einem Denkmal, das mit den megalithischen Banwerken Hannovers und Westfalens in Verbindung steht, oder mit einer Grabkiste mit schnurverzierter Keramik oder aus der Stufe der bandverzierten Keramik zu thun haben. Dass hier ein Schubleistenkeil mit schnurverzierter Topfware zusammen vorkam, dafür fehlt jeder Beweis; vor der Verwerthung eines so schlech-

ten Fundberichtes kann nicht dringend genug gewarnt werden.

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde vom Landgrafen Carl von Hessen auf der Maderbeide bei Gindenberg (gleichfalls im Kreis Fritzlar) ein Grabhügel mit Skeletten und Gefässen vom Typus der schnurverzierten Keramik aufgefunden. Nach den Abbildungen der gleichzeitigen Publication C. Sebminkes (Dissertation historiae de ornis sepulchralibus et armis lapideis veterum Chattornum, Marburg 1714) gelang es unter den alten Beständen der Casseler Sammlung einen Theil des Grabinventars aufzufinden.²⁾ Der Art und der Ausführung des Ornamentes nach schliessen sich die keramischen Reste aus dem Hügel auf der Maderbeide mehr den Vertretern der Schnurkeramik des Mittelbeingebietes und Süddeutschlands, als denen aus Thüringen und dem östlichen Deutschland, an. Die Bauart der Gräber der Schnurkeramik unterliegt lokalen Verschiedenheiten; am Rhein und in Süddeutschland haben wir jedoch in dieser neolithischen Stufe fast durehweg nur Hügelgräber ohne Steinkisten. Jedenfalls steht das heute fest, dass das nördliche Hessen unmittelbar zum Bereich der schnurverzierten Keramik gehört und in der dreh diese Vasegattung charakterisirten neolithischen Stufe in direkter Verbindung mit Thüringen (die westlichsten Funde von hier liegen aus der Gegend von Gotha vor) und dem Mittelbeingebiet stand. Aus dem ehemals eurbessischen Oberhessen (Gegend von Marburg) kennen wir einen schön gearbeiteten Steinhammer,³⁾ aus dem benthigen Oberhessen, ebenso aus Unterfranken besitzen wir zahlreiche typische Steinwaffen der Stufe der Schnurkeramik, aus Unterfranken und Aschaffenburg, aus der Gegend von Frankfurt am Main und Wiesbaden, aus Hessen-Starkenburg und dem nördlichen Baden liegt eine grosse Reihe von Grabhügel-funden mit schnurverzierter Topfware und den zu dieser gehörenden Steingeräthen vor; es handelt sich hier nicht, wie Gölze seinerzeit meinte⁴⁾ und Boehlau in seiner Arbeit glaubte, um vereinzelte locale Gruppen, sondern um ein grosses, in ununterbrochenem Zusammenhang stehendes Gebiet, innerhalb dessen von neolithischem Handel zu sprechen nicht recht erlaubt ist.

Von den Beigaben aus dem Hügelgrabe von Vöbl (Kreis Frankenberg) hat sich nichts erhalten;

¹⁾ Die alten Bestände des Museums zu Cassel haben noch mehr Material von schnurverzierter Keramik aus Churbessen anzuweisen.

²⁾ Erwähnt Bastian-Festschrift, 1896, pag. 342; Abguss im Röm.-Ger.-Centralmuseum in Mainz.

³⁾ Schnurkeramik im Flussgebiet der Saale, pag. 69.

¹⁾ Supplementheft VI der Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte, Cassel 1876.

es muss deshalb dahin gestellt bleiben, ob es sich hier um ein Grah mit Schnurkeramik handelt.

Wir haben aus dem nördlichen Hessen bisher die Keramik der megalithischen Gräber aus Nordwestdeutschland sowie die neolithische schnurverzierte Gattung kennen gelernt, es fehlt hier jedoch auch nicht eine dritte Gruppe von Gefässen, die mit Bandornamentik, welche gleichfalls innerhalb der jüngeren Steinzeit eine eigene Stellung einnehmen und einem besonderen zeitlichen Abschnitt angehören. Auf dem Schönberge nördlich von Hofgeismar (Kreis Hofgeismar), im nördlichsten Theile Hessens, fand man eine mit einem Stichenmuster verzierte kleine Thonschale, einen charakteristischen Sehnleistenkeil und eine durchbohrte Steinaxt, welche verloren ging (Abbild. B). Das Schälchen, welches von Bochlan freilich verkannt und zur Schnurkeramik gezählt wird, ist ein typischer Vertreter der mitteldeutschen handverzierten Topfware; ein nahezu identisches Stück aus der Sammlung des



Abbildung B. 5/3 der nat. Grösse.
Fund von Schönberg bei Hofgeismar.

Oberst Gemming wurde in den sechziger Jahren im Römisch-Germanischen Centralmuseum angebildet (das Original dürfte jetzt in Ansbach aufbewahrt werden); als sein Fundort wurde von Oberst Gemming Anhalt-Zerbst angegeben. Der typische Sehnleistenkeil bestätigt es weiter, dass wir es hier mit der Periode der Bandkeramik zu thun haben. Das Gebiet der mitteldeutschen Gruppe der Bandkeramik erweitert dieser Fund um ein Stück nach Westen; wir haben jetzt hier auf kleinem Umkreise drei Gattungen von steinzeitlicher Topfware vertreten, für uns ein Beweis, da sich in Zukunft wohl noch mehr derartige Funde einstellen werden, dass ebenso wie anderwärts auch hier die verschiedenen Gattungen verschiedene Abschnitte der Steinzeit repräsentiren und die eine oder die andere Classe von Gefässen und den zu ihnen gehörenden Steinwerkzeugen nicht etwa nur Importstücke aus benachbarten oder weiter entfernten Gegenden darstellen, wie es gelegentlich schon für andere Gebiete ausgesprochen wurde.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatz von Dr. P. Reinecke: „Bandverzierte neolithische Keramik im Theisengebiet“ muss es in der Anmerkung auf Seite 50 heissen:

Diese gehören zum grossen Theil erst dem VI. und V. vorchristlichen Jahrhundert an — statt VI. und V.

Auf der Beilage ist Abbildung D. h. aus Versehen verkehrt gestellt.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Haben somit die Aegypter des alten Reiches sicher das Meteorereisen gekannt, so muss es immerhin noch als offene Frage betrachtet werden, ob sie das Eisen auch schon zu schmelzen verstanden; für letzteres spricht der Umstand, dass das Wort hai stets mit einem Determinativ geschrieben wird, welches deutlich ein Schmelzgefäss vorstellt, dagegen aber das bisherige Fehlen unzweifelhafter Funde eiserner oder stählerner Gegenstände. Der französische Archäolog Morgan glaubt, dass die Aegypter zu ihren Dioritstatuen und zu der Verarbeitang der riesigen Granit- und Syenitblöcke nothwendig härtere Instrumente als bloss solche aus Bronze angewendet haben müssen, und setzt das Fehlen von Funden auf Rechnung der rascheren Zerstörung von Eisen durch die Luft und durch die Länge der Zeit. Auch spricht sehr für eiserna oder stählerne Instrumente die leuchtbraune Farbe der Spitze des Meissels und Bohrers auf den noch trefflich erhaltenen Malereien des Grabes des Pharaos Snefru (4. Dynastie). Des weiteren wies Kedner auf eine bisher nicht verstandene Stelle einer althabylonischen Statuen-Inschrift des Gudea (ca. 2500 v. Chr.) hin, wo es heisst, dass dieser Fürst sich aus Nordwestarabien der Milch (woz) ja auch die kupfer- und hämstütreiche, (unz) ägyptischer Herrschaft stehende Sinni-Halbinsel gehörte ein girzannu (oder gilzannu) genanntes Metall holte und zu Streitkeulen verarbeitete, gleich wie er zu demselben Zweck aus Kimsach (Centralarabien) Kupfer herbeischaffen liess. Dieses girzannu genannte Metall kann schon deshalb nur das Eisen sein, weil es das gleiche Wort ist wie das altlithauische gelso (slavisch zelez) und das lateinische (aus fersum entstandene) ferrum. Damit sind wir zugleich bei einer höchst interessanten Wortsippe angelangt, denn auch die südarabischen Inschriften kennen ein Metall farzann (mit Nominativendung farzannun), und auch das bekannte hebräische Wort für Eisen, harzel (aus harzen entstanden), und das assyrisch-aramäische parzil gehören hieher

und beweisen die weite Verbreitung dieses Andrucks, dessen älteste Form girzan lautete und aus dessen späterer Umbildung warzan theils barzel, theils (mit Verhärtung) parzel wurde. Es ist nun nur die Frage, ob die ursprüngliche Heimath dieses Wortes (und damit der Eisengewinnung in Vorderasien) Arabien (vgl. auch Ezechiel 27, 19, Eisen und Gewürze von Wedan und Javan in Arabien) oder aber der skythische Norden (vergl. Jeremias 15, 12, Eisen und Erz von Norden) gewesen ist. Die Gestalt des Wortes bei Gudea weist schon wegen der Endung auf Arabien, es ist aber ganz gut möglich, dass trotzdem von fern her gekommene, der Eisenschmelzung kundige Nordvölker die Lehrmeister der Araber in dieser Fertigkeit waren und ihnen den Ausdruck girzan vermittelten. Andererseits deckt sich das ägyptische Wort bai, was in so merkwürdiger Wechselverbindung mit dem blauen Firmanet schon in den Pyramideninschriften auftritt, mit dem zweiten Bestandtheil des sumerischen Wortes für Eisen, an-bar, was wörtlich übersetzt „Himmels-metall“ bedeutet. Auch im sumerischen Wort für Bronze, ud-ku-bar, bzw. za-bar (semitisch siparru), scheint dieses alte Wort bar, was natürlich in der ältesten Zeit nur allgemein Metall bedeutet haben wird, vorzuliegen. Mit einem Hinweis auf die Bedeutung all dieser Thatsachen gerade für die prähistorische Forschung, die ja von jeher ihre besondere Pflege in anthropologischen Kreisen gefunden hat, schloss Reclmer seine interessanten mit reichem Beifall aufgenommenen Ausführungen. — Auf Vorschlag des Vorstandes wurden die bisherigen Mitglieder des Ausschusses wiedergewählt.

3. October 1898. Auf die Einladung des Herrn Director E. Gehring hin hielt die Gesellschaft eine ausserordentliche Sitzung auf dem Ausstellungsplatze der Kirgisien- und Tartarentruppe ab, in welcher die anthropologische interessante Truppe der Kirgisien und Tartaren vorgestellt wurden.

28. October 1898. Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. J. Ranke, eröffnete dieselbe mit der Mittheilung, dass die nächste Generalversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Lindau stattfinden wird. An dieselbe soll sich eine Besichtigung der Schweizer Museen anschliessen. Wahrscheinlich werde die Wiener anthropologische Gesellschaft gemeinsam mit der deutschen tagen. In das Programm der nächstjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München wird auch eine anthropologische Abtheilung aufgenommen, in die der Vorsitzende als Einführender gewählt wurde. Es sprachen Herr Dr. F. Birkner, Assistent der anthropologisch-prähistorischen Sammlung des Staates, über

„Zwergenwuchs“ und Herr Karl E. Ranke über „Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung bei den Indianern Central-Brasiliens“. Beide Vorträge sind im Berichte der Braunschweiger Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft abgedruckt. (Corr.-Bl. 1898, S. 188—192, 123—134.) Im Anschluss an seinen Vortrag beglückwünscht Herr Unterstaatssekretär z. D., Prof. Dr. v. Mayr Herrn Dr. Karl E. Ranke zu dem werthvollen Beiträge, den er in methodologischer Hinsicht sowohl wie nach dem Inhalt der gewonnenen Ergebnisse zur bevölkerungstatistischen Erkenntnis der Naturvölker unter den schwierigsten Umständen beigebracht habe. Wenn man früher das sogenannte Gesetz der grossen Zahl als ein Hinderniss fruchtbarer Verwerthung eug ungenügender Ermittlungen angesehen habe, so sei darin in neuester Zeit ein Umschwung eingetreten, wie z. B. aus der kürzlich erschienenen Schrift von L. v. Bortkevitch über das Gesetz der kleinen Zahlen hervorgehe. Unter gewissen Bedingungen seien auch kleine Zahlen wohl verwertbar, und diese Bedingungen seien bei dem Beobachtungsmaterial des Vortragenden gegeben, der ausserdem bei dessen demologischer Ausnutzung durchweg mit aller Umsicht und Sachkenntnis vorgegangen sei.

23. November 1898. Herr Director E. E. Hammer stellte in einer ausserordentlichen Sitzung in seinem Panopticum die unter dem Namen „Krieger des Mahdi“ reisenden Sudanneger (18 Männer, 20 Frauen und Kinder) vor.

25. November 1898. Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. J. Ranke, demonstirte den Schädel und die von Herrn Prof. J. Kollmann nach demselben reconstruirte Biase der Frau von Auvernier in Gipsabgüssen. Ausgehend von der Constatz der Rassen, hat Kollmann auf den weiblichen Schädel aus dem steinzeitlichen Pfahlbau bei Auvernier die Weichtheile des Kopfes, wie er sie durchschnittlich an acht weiblichen Leichen von ähnlichem Typus gefunden hat, aufgetragen und so die Büste erhalten. Wenn auf diesem Wege weitergearbeitet wird, wird es gelingen, sich allmählich ein Bild unserer Vorfahren zu machen. — Hierauf erhielt das Wort Herr Prof. Dr. E. Oberhummer zu seinem Vortrage: „Ueber die geographische Verbreitung und die geschichtlichen Wanderungen der Pest“. Die älteren Bearbeiter dieses Themas, Hecker, Hirsch, Häser, haben die Quellen nicht kritisch verarbeitet, das geschah erst in neuerer Zeit durch die Historiker Höniger und Lechner, letzterer aber nur für Deutschland. Im allgemeinen wandern die epidemischen Krankheiten von Ost nach West.

nur einzelne, wie das gelbe Fieber und auch die Syphilis kam von Amerika ostwärts nach Europa. Die Pest fehlt in Amerika ganz, in Afrika scheint die Sahara eine Grenze darzustellen, den Nil hinauf kam sie nur bis zum Wady Halfa. In Asien ist sie auf das Festland beschränkt, während ganz Europa von derselben heimgesucht wurde. Das Wort *pestis, pestilentia, λοιμός* darf nicht immer identisch mit der Beulenpest genommen werden. Die attische Seuche 430 ist nach der klassischen Schilderung bei Thukydides wahrscheinlich eine typhusartige Krankheit gewesen, die in Aegypten, Libyen und Syrien seit dem 3. Jahrhundert endemisch war. Die sogenannte Pest des Antonin, die 165—180 im ganzen römischen Reich herrschte, deren Beschreibung wir Galen verdanken, zeigt die Symptome der Blattern, jedenfalls nicht die der Beulenpest. Die erste wirkliche Pest, von der wir Kunde haben, ist die Pest des Justinian 531—80. Nach Procopius nahm sie ihren Ausgang von Aegypten, theils über Nordafrika, theils über Palästina. In Constantinopel erreichte sie ihren ersten Culminationspunkt 542, das zweite Mal trat sie dort 558 an. Es werden die Bubonen und Fieberscheinungen beschrieben. Ihr Auftreten ist zeitlich und räumlich sprunghaft. Alle Erscheinungen sind die gleichen, wie sie in neuester Zeit von der Pest constatirt wurden. Die grüste und für Europa verhängnisvollste Pestseuche war der schwarze Tod, von dem wir zeitgenössische Berichte haben, sowohl von Laien als von Aerzten. Wahr diese Pest kam, lässt sich nicht constatiren. Nicht unwahrscheinlich ist China der Ausgangspunkt, von wo ans sie nach der Tartarei kam. Nach Europa wurde sie aus der griechischen Stadt Kaffa, dem heutigen Feodosia in der Krim, nach Genua eingeschleppt 1347, aber auch die übrigen Handelsstädte Italiens bezogen die Pest direct aus dem Orient. Deutschland erhielt den schwarzen Tod auf zwei Wegen. Im Frühjahr 1349 war er in Verona und überstieg die Alpen, theils über den Reschenscheideck-Pass, theils über den Brenner einwandernd. Am 29. Juni war er in Mühlhof. Nach der Schweiz gelangte die Pest theils über den damals stark benutzten Lukmanier-Pass ins vordere Rheinthal, theils über Marseille (November 1347), Avignon (Januar 1348), rhodanefwärts nach Genf und Bern (1349). Die Judenmorde und Geislerfahrten gingen dem Auftreten der Pest meist voran. In Wien herrschte der schwarze Tod um Ostern 1349. Wenn auch die Todesfälle ausserordentlich zahlreich waren, so sind doch die Angaben der Chronisten stark übertrieben, in jede der sechs Gruben in Wien sollten 40 000 Tode gekommen sein, also

240 000, während die Gesamteinwohnerzahl damals kaum 100 000 betrug. Donaufwärts kam die Pest 1349 nach Bayern, speciell nach München und Landshut. In München starb damals ein Siebentel, in ganz Bayern ein Achtel der Bevölkerung. In dem gleichen Jahre breitete sie sich über ganz Deutschland aus, nur einzelne Orte und Landschaften blieben frei. Die übrigen Länder Europas blieben nicht ertheilt, so dass ganz Europa mehr oder minder vom schwarzen Tod zu leiden hatte. Die Dauer der Seuche war durchschnittlich 4—6 Monate; die Sterblichkeitsziffern sind offenbar übertrieben, weil der schwarze Tod doch verhältnissmässig wenig Einfluss hatte auf die Entwicklung der Städte und auf die politischen Ereignisse. Auch über das Ende der Epidemie sind die Meinungen verschieden. Je nachdem kleinere Epidemien der Folgezeit noch mitgerechnet werden, wird das Ende auf 1350 bis 1380 angesetzt. Erst in späterer Zeit wurden Sanitätsmassregeln angewendet, seit dem 16. Jahrhundert. Im 16. und 17. Jahrhundert fand häufige Wiederkehr der Pest statt, theils durch Wieder-aufleben der nur scheinbar erloschenen Pest, theils durch neue Einschleppung aus dem Orient. In München hatten wir die Pest in den Jahren 1462 bis 1463, ferner 1515—1517 und 1572. 1628 fanden vereinzelte Fälle statt. Eine grosse Pestseuche herrschte 1634. Sie wurde durch spanische Truppen nach dem Abzug der Schweden eingeschleppt. Sie begann im August, hatte im October und November den Höhepunkt erreicht und hörte im Februar 1635 auf. Strassen wurden abgesperrt, z. B. die Kreuzstrasse, Damenstiftstrasse; ganze Häuser starben aus. Etwa 15 000 Menschen, ea. drei Viertel aller Einwohner, starben an der Pest. 1713 war die letzte schwere Epidemie in Wien, die auch nach Regensburg und Nürnberg verschleppt wurde; seitdem blieb Deutschland verschont. Während des 18. Jahrhunderts waren noch wiederholte Epidemien in ausserdeutschen Ländern. Im 19. Jahrhundert ist die Pest in Europa mit Ausnahme der Türkei erloschen. Besonders heftig wüthete dagegen noch bis in unsere Zeit die Pest im Orient, da sich der Mohammedaner zu keiner Abwehr anfragen kann. 1592 war in Constantinopel eine furchtbare Pestepidemie, 1760 auf Cypern. Die Seuche 1812 in Constantinopel schildert uns der französische Botschafter Andréossy, während für die letzte grosse Pestepidemie in Constantinopel 1837 uns keine geringeren Quellen zur Verfügung stehen als die Briefe Moltkes an seine Mutter. In Mesopotamien und Persien waren die letzten Epidemien erst 1857, 1867 und 1870. West-Persien, Kurdistan, Arabien und Indien sind

die Herde der Pest, dort ist sie endemisch und findet in der ganzen Lebensweise des grössten Theils der Bevölkerung neue Nahrung. — Der Discussion ging zunächst der Vortrag des Oberamtsrichters Fr. Weher: „Ueber La Tène-Funde in Althayern“, vorn. Lange Zeit fehlten Funde aus der La Tène-Zeit in Bayern, so dass schon Zweifel laut wurden, ob im südlichen Bayern überhaupt die La Tène je zur Herrschaft gelangte. Jetzt liegen relativ genügende Funde vor. Sebon in den Grabhügeln der jüngeren Hallstatt-Zeit finden sich, wenn auch nicht häufig, Schmuckstücke nach Art der Früh-La Tène, die offenbar durch Handel nach Bayern kamen. Sodann finden sich aber Hügelgräber (Hohenpercha und Massenhäuser, Bezirksamt Freising) mit ausschliesslichem La Tène-Inventar aus der Blüthezeit dieses Stils. Die Leichen wurden verbrannt, die Waffen zusammengehoben in den Urnen beigegeben. Aus der gleichen Periode stammen sieben Flachgräber mit Bestattung aus Manching bei Ingolstadt, die von Herrn Professor Fink für die prähistorische Sammlung des Staates ausgegraben worden sind. (Schluss folgt.)

Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart.

8. October 1898. Nachdem zu Beginn der Sitzung der Vorstand und Ausschuss für das beginnende neue Vereinsjahr in der seitherigen Zusammensetzung wiedergewählt war (M.-R. Dr. Hedinger I., Prof. Dr. E. Fraas, II. Vorstand), berichtete M.-R. Dr. Hedinger über die Vorträge und den Verlauf des 29. Deutschen Anthropologentages in Braunschweig, 4.—7. August. Eingebender behandelte der Vortragende namentlich die Mittheilungen von Ranke über die neuerdings in Aufnahme gekommene Verwerthung der Stammbaumnkunde für anthropologische Forschungen, insofern dieselbe beispielsweise eine erfolgreiche Erörterung der Frage nach Vererbung erworbener Eigenschaften zulässt und u. A. die Anregung zu einer Reconstruction der Gesichtweibtheile auf Grundlage der erhalten gebliebenen Schädel- und Gesichtsknochen gegeben hat. Derartige Reconstructions hat namentlich Kallmann in letzterer Zeit ausgeführt und in seinen Untersuchungen über „die Beständigkeit der Rassen“ als Beweis für die bereits vorgeschichtliche Existenz der noch heute in Centraleuropa verbreiteten Gesichtstypen verwendet. — Ebenfalls wurden die von Blasius vorgetragenen Untersuchungen über die Vorgeschichte der Braunschweigischen Lande skizziert und durch Bilder und Specialabildungen illustriert, und zum Schluss noch der Menschliche Var-

trag „über die Stammeskunde der Altsachsen“ etwas ausführlicher besprochen, jenes germanischen Volksstammes, der ursprünglich im heutigen Holstein ansässig sich mit bewundernswerther Ausdehnungsfähigkeit nach Süden, sowie rechts und links von der Elbe und über die Weser und die Nordsee hinaus ausbreitete und dabei eine nicht geringe Zahl anderer Volksstämme (Obersaker, Angrivarier, Chauken, zum Theil Thüringer u. A. m.) in sich aufnahm, bis dieser Völkerbund selbst wieder von den eine Fortsetzung der Chauken darstellenden Franken unterworfen wurde und sich mit diesen zu mischen begann. In wiehohem Grad sich jedoch der alte sächsische Stamm im Blut rein erhalten hat, beweisen Untersuchungen über Hautfarbe, Augen und Haare, wonach im Deutschen Reich 31,8% Blande, 14,5% Braune und 54,15% Mischtypen mit vorwiegender Neigung zu blonden Typus angetroffen werden, wobei zu bemerken ist, dass in Norddeutschland das Verhältnis der Blande zu den Braunen ein viel grösseres ist als in Süddeutschland. — An zweiter Stelle berichtete Dr. Kapff über prähistorische Funde, die in letzter Zeit in Cannstatt zu Tage gefördert wurden. Unter ihnen sind besonders bemerkenswerth zwei jung-neolithische Skelettfunde aus dem Löss am Seelberg, die aus denselben Schichten stammen wie die berühmten Mammutreste, die zu Anfang dieses Jahrhunderts dort gefunden wurden. Im Anschluss hieran sprach noch Prof. Fraas die geologischen Verhältnisse und Veränderungen im Cannstatter Becken, die eine sichere Altersbestimmung etwelcher Funde sehr erschweren.

12. November 1898. Die „Schmuckgegenstände der Naturvölker“, die Professor Dr. Lampert zum Gegenstande seiner „ethnographischen Plauderei“ gewählt hatte, hatten nasser zahlreichen Vereinsmitgliedern eine Anzahl ihrer Damen angeliekt, deren Erscheinen im Hinblick auf das gerade im vorliegenden Fall höchst schätzenswerthe Sachverständnis freudigst begrüsst wurde. Einleitend hob der Redner hervor, welche Bedeutung die in den letzten Jahrzehnten durch Männer wie Bastian, Ratzel, Luseban u. A. so ausserordentlich geförderte Ethnographie oder Wissenschaft von den gegenwärtig lebenden Völkern für unsere Wissenschaft vom prähistorischen Menschen gewonnen habe, und wie sie berechtigt sei, in den Fragen nach der Geschichte und Urgeschichte der Menschheit ein bedeutsames Wort mitzureden. Hat es sich doch herausgestellt, dass Alles, was die prähistorische Forschung aus dem Schlamm der Pfahlhauenederlassungen, aus den Culturebenen der Höhlen wie aus den vorgeschichtlichen Begräbnissstätten zu Tage fördert,

eine Parallele bei den noch heute lebenden Völkern findet. Noch heute trifft man am Sebingu in Südamerika Stämme, die noch tief in der Steinzeit stecken; noch heute trifft man in Neu-Guinea Pfahlbau-Niederlassungen, die sich nicht wesentlich von denen am Bodensee u. a. O. unterscheiden, und noch heute erregt eine Bronze-Cultur von hervorragender Technik im Innern von Afrika unsere Bewunderung in demselben Grad wie die herrlichen Funde von Hallstatt. Die Bekanntschaft mit solchen noch lebenden Völkern muss in mehr als einer Richtung klärend auf unsere Anschauung bezüglich der culturgeschichtlich gleich hoch stehenden prähistorischen Völkerschaften zurückwirken, und wir müssen uns daher mit Rücksicht auf den in den letzten Jahrzehnten sich so gewaltig geltend machenden, umgestaltenden und nivellirenden Einfluss der von den sogenannten Culturvölkern auf alle dem Verkehr zugänglichen Naturvölker ausgeübt wird, heilen, diese Bekanntschaft noch zu machen, ehe es zu spät ist und wir in den Culturzuständen der fremden Völker nur den Widerschein der eigenen Cultur erblicken. Dass wir in neuerer Zeit auch in Stuttgart reichlichere und bequemere Gelegenheit finden, uns mit den Gebrauchsgegenständen und durch sie mit den Culturzuständen der sogenannten Naturvölker vertraut zu machen, ist das dankenswerthe Verdienst des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie, dessen ethnographische Sammlungen in den letzten Jahren durch Versehmelzung verschiedener kleinerer Sammlungen, sowie durch hochherzige Zuwendungen und planmässiges Sammeln, wie es namentlich durch Marine-Stabsarzt Dr. Augustin Krämer in Südamerika und im Gebiet der Südsee neuerdings in grösserem Umfang angestellt wurde, rasch zu einem sehenswerthen Museum angewachsen sind. Dieser Sammlung war auch die Mehrzahl der zahlreichen Schmuckgegenstände und Photographie von mit solchen gezierten Menschen entnommen, die in geschmackvoller Anordnung dem Redner zur Illustration seiner weiteren Ausführungen dienten. — Die Gewohnheit sich zu schmücken, die wohl ebenso alt, wenn nicht älter ist als die, sich zu kleiden, entspringt dem Bestreben des Individuums, sich aus der Masse herauszuheben, sei es durch ein Zeichen des grösseren Wohlstandes oder der Macht, sei es durch ein solches der hervorragenden Thätigkeit, Tapferkeit u. s. w., andererseits auch aus dem Bestreben, die persönliche Schönheit zu erhöhen, beziehungsweise dieselbe hervorzuheben,

oder bei besonderen Gelegenheiten eine freudige oder feierliche, festliche Stimmung zu bekunden. Demgemäss lassen sich die Schmuckgegenstände leicht in verschiedene Kategorien: Kriegesornament, Trophäen, decorativer und Ceremoniale Schmuck ordnen, die alle in der Prähistorie wohl eben dieselbe oder gar noch grössere Bedeutung gehabt haben als heutzutage. Bemerkenswerth ist, dass bei den Naturvölkern hauptsächlich die Männer es sind, die sich schmücken, während bei den Culturvölkern die Freude am Schmuck vorzüglich dem weiblichen Geschlecht eigen ist. Eine der einfachsten und zugleich ältesten Formen des Schmuckes besteht wohl darin, den nackten Leib mit bunter Farbe (Röthel) mehr oder weniger kunstvoll zu bemalen, woraus das heute selbst bei Culturvölkern wieder stärker in Mode kommende Tätowiren hervorgegangen sein mag. Röthel fand sich schon in den steinzeitlichen Niederlassungen an der Schussensquelle und in der Ofnet. Im Uebrigen müssen sämtliche Naturzeichen zum Schmuck des Menschen beitragen. Blumen- und Blättergewinde und Ketten von allerhand Früchten und harten Samen, Grassringe und kunstvoll geflochtene Ringe aus Fasern bilden bei verschiedenen Völkern, namentlich der Südsee, nicht nur gelegentliche, sondern ständige Zierden des Menschen. In der Nähe der Küsten spielen Ketten aus allerhand Schneckengehäusen, verarbeiteten Muschelschalen, der sogenannte Muschelschmuck, theils aus diesem Material allein, theils in Verbindung mit Schildkrot, Samen u. s. w. eine grosse Rolle; aber auch Zähne von Jagd- und Schlachtthieren, insbesondere auch Kunstwerke aus Elfenbein, ja sogar Vogel- und andere Knochen werden zu Zierrath verwendet und liefern zum Theil ausserordentlich gefällig aussehende Schmuckstücke. Weniger häufig ist die Verwendung von Steinücken; während andererseits die vielfach erst aus Europa eingeführten böhmischen Perlen wieder eine grosse Rolle spielen. Besonders hoch entwickelte Technik und Kunststein verrathen die Bronze- und Spiralen einiger innerafrikanischen Völker, die ganz den Bronzefunden aus der Hallstattperiode entsprechen. — Mit einem warmen Appell an die Freunde anthropologischer und ethnographischer Studien, der werdenden ethnographischen Sammlung werththätiges Interesse entgegenzubringen, beschloss Redner seine interessanten Demonstrationen, die ihm den lebhaften Dank seiner Zuhörer eintrugen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.
 Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 6. Mai 1899.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. v. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Die Heidenhöhle von Geberschweier. Von Director Dr. Hertzog-Colmar. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Münchener anthropologisches Gesellschaft (Schluss); 2. Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Fortsetzung). — Literatur-Besprechungen.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXX. allgemeinen Versammlung in Lindau bei, zugleich III. gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft.

Die Heidenhöhle von Geberschweier.

[Von Director Dr. Hertzog-Colmar.]

Die Höhlen sind in der Vogesenformation nicht sehr zahlreich, und da wo diese vorkommen, haben sie die prächtige Anordnung und Ausdehnung nicht, wie diese im Kalkgebirge der Fall ist. Dessenungeachtet sind kleinere Felsenlöcher, welche den Menschen zum Aufenthalte oder als Zufluchtsorte gedient haben, nicht gerade selten. Manchmal sind es nur durch überhängende Felsen gebildete Höhlungen, welche als sogen. „Abriss snus roche“ zur Zeit noch als Zufluchts- und vorübergehende Aufenthaltsorte für fahrendes Volk, dienen können oder noch dazu dienen; dann sind es grössere Felsspalten, welche von der Gegenwart des Menschen in deren Innern, sowohl in prähistorischer als in historischer Zeit, Zeugnisse ablegen. Einige dieser Höhlen und Abriss snus roche sind schon untersucht und beschrieben worden, mehrere aber sind wissenschaftlich noch keiner Durchsuehung unterworfen worden und haben nur in der Gegend, wo sie existiren, zu Sagen Anlass gegeben, die wohl nicht immer eines geschichtlichen Grundes entbehren. Von einer solchen Höhle, in der Nähe und in der Gemarkung meines Gehartsdorfes Geberschweier, Kreis Gehweiler, Canton Ruffach, soll hier die Rede sein.

Die Leser des „Correspondenzblattes“ werden sich vielleicht noch des Berichtes erinnern, in welchem ich über den überaus reichen Knochenfund von Voecklinshofen bei Colmar, im Oberelsass. Näheres mitgetheilt habe (siehe Nr. 12, December 1888) und auf welches ich hier verweise, mit der Bemerkung, dass der Platz, an welchem diese hochinteressanten Funde gemacht worden sind, auch eine solche Höhle gewesen ist. Dieser Umstand lässt die Erwartung zu, dass in der nach zu beschreibenden Höhle, falls ebenso gründlich damit aufgeräumt würde, wie mit der Knochenhöhle von Voecklinshofen, ebenfalls Knochen und Artefakte gefunden werden könnten. Die Gefahr aber, dass diese Höhle sehr bald verschwinden könnte, ist jetzt sehr gross; denn dicht daneben ist der Berg durch einen Steinbruch in Angriff genommen worden und es wird die Lücke dort immer breiter und grösser, nicht mehr lange wird es danern und die Heidenhöhle von Geberschweier wird dann nur noch eine Sage sein. Vielleicht werden diese Zeilen dazu beitragen, weitere Kreise dafür zu interessieren, so dass im gegebenen Augenblick, wenn der Steinbruch so weit reicht, sich Jemand einstellen wird, um die Zerstörung derselben zu leiten und zu überwachen.

Bis jetzt ist die Heidenhöhle von Geberschweier nur den Einwohnern von Geberschweier und der

Nachbardörfer bekannt; im Jahr 1887 habe ich einige Herren der Forstverwaltung und der Colmarer naturhistorischen Gesellschaft hineingeführt; vier Jahre nachher habe ich dieselbe mit dem rühmlichst bekannten Entdecker des prähistorischen und des römischen Egisheim, Herrn Hauptlehrer Guttmann, jetzt in Mülhausen, den Lesern des Correspondenzblattes auch als Mitarbeiter bekannt, wobei wir zur Ueberzeugung gelangten, dass die Höhle wohl als Aufenbalts- und Zufluchtsort gedient haben konnte.

Eine Dorf Sage scheint sogar darauf hinzuweisen, dass sie in Kriegsnöthen dem Menschen zur Zuflucht gedient hat. Die Schweden verfolgten die Fließlinge, so heisst es, bis in das Gebirge und da traf es sich, dass ein Bürger von Geberschweier in diese Felsenhöhle hineinkroch. Die Öffnung ist jedoch nicht sehr weit und siehe da, ein Spinnlein springt schnell hinzu, und vertapeziert die Öffnung mit seinem Gewebe. Der Mann war gerettet.

Die Höhle öffnet sich in schmaler Spalte in der senkrechten Felsenwand, welche auf halber Höhe des ersten Gebirgszuges der Vogesen, dem Rheine zu, von Süd nach Nord durch's ganze Elsass zieht. Davor liegt eine halbkreisförmige kleine Terrasse, von welcher aus man eine der schönsten Ausichten geniesst, die man auf den Vorbergen der Vogesen finden kann.

Die Höhlenöffnung ist aber so klein, dass ein Mann mit Mühe durchkriecht, und befindet sich so hoch über dem Höhlenboden, dass man an einem Seile sich herunterlassen muss. Zwei spitzwinklig zulaufende Felswände, deren eine nördlich und die andere südlich steht, bilden einen engen aber sich allmählich verbreiternden Gang zu Hauptgemach der ziemlich grossen Höhle. Dieser eben erwähnte schmale Gang ist 5 Meter lang, die senkrechten Felswände des Einganges haben eine beträchtliche Höhe von 3,90 Meter und der Hauptsaal der Höhle, welcher durch schief zusammengefallene Felsblöcke oben kuppelförmig abgeschlossen ist, weist eine noch viel grössere Höhe auf; denn wir konnten dieselbe damals bei unserer geringfügigen Ausrüstung mit Geräten nicht ermassen. Die Gestalt des grossen Höhlengemaches ist wie beiliegender Grundriss, von Herrn Hauptlehrer Guttmann auf mein Ersuchen freundlichst angefertigt, zeigt, ziemlich regelmässig und nur dadurch erklärlich, dass er durch geradlinige und senkrecht stehende Felsen gebildet ist.

Der Höhlengrund ist durch Schotteranbäufungen von grossen Felsblöcken gebildet und deshalb ziemlich uneben, daher auch ist das Graben in der Höhle sehr erswerlich; ein Versuch hat damals zu weiter nicht mehr, als zur Ausgrabung eines

französischen Soustüekes aus dem zweiten Kaiserreiche geführt. Zu einer ausgiebigen und regelrechten Ausgrabung ist der Raum und der Einfahtsschacht viel zu klein; ohne Vergrösserung des Einganges wäre jedes Abräumen unmöglich. Was aber diese Höhle eigensam merkwürdig macht und sie bestimmt als menschlichen Aufenthaltsort kennzeichnet, das sind an der senkrechten Südwand angebrachte linsenförmige Höhlungen, die nur durch Menschenhand so verfertigt werden konnten und keine natürlichen, durch Ausbrechen von grossen Kieselsteinen entstandene Löcher sind. Vielleicht dienen sie dazu, das Aufsteigen zur Öffnung durch Einsetzen des Fusses in die kleinen Höhlen zu erleichtern. Im Auftritte der Südwand bis zur Decke des Schnees sind diese kleinen Höhlungen eingezeichnet, wobei auch die Masse derselben angegeben sind.



Herr Baurath Winckler, der mit mir und den eben genannten Herren von der naturhistorischen Gesellschaft von Colmar diese Höhle besuchte, hielt auch dafür, dass die Höhle als Zufluchtsort haben dienen können; dass diese auch schon sehr lange im Volke von Geberschweier bekannt sein muss, deutet schon deren Bezeichnung als „Heidenloch, Heidenhöhle“ an. Eine gründlichere, wissenschaftliche Erforschung derselben würde wohl nicht ohne interessante Aufschlüsse bleiben. Hoffentlich wird es mir gelingen, unter den zahlreichen gelehrten Gesellschaftern unseres Landes Jemanden dafür zu interessieren, um, wenn einmal die Stelle als Steinbruch in Angriff genommen sein wird, unter der Gunst der Steinbrucharbeiten die Heidenhöhle von Geberschweier gründlich zu erforschen.

Unterdessen glaube ich, dass es für die Höhlenforschung von Belang sein dürfte, einstweilen dieses Heidenloch zu kennen und in dieser Meinung wollte ich dessen Existenz hier an dieser Stelle zur Verzeichnung bringen, falls diese Höhle doch noch

nerforscht der Ausbeutung des Berges zum Opfer fallen sollte.

Wie aus dem heiligen Grundriss zu entnehmen ist, so ist die Höhle ziemlich gross und wohl eine der ansehnlichsten des Vogesengebirges, deshalb verdient sie auch, meiner Ansicht nach, die Beachtung von Seiten der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, wiewohl sie eigentlich noch nichts Charakteristisches ausgeliefert hat. Schon ihr Namen, die daran geknüpften Sagen, dass die Heiden dort gewohnt hatten, und dass im Schwedenkriege ein Flüchtling darin Unterschlupf und Rettung fand, dürfte sie der Aufmerksamkeit der Fachgelehrten empfehlen.

Nicht unerwähnt bleibe, dass anweit von dieser Stelle und auf der Stirne desselben Berges zwei noch gut erhaltene Ringwälle zu sehen sind, die ich mir vorbehalte in einem späteren Berichte hier näher zu beschreiben.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Münchener anthropologische Gesellschaft.

(Schluss.)

Die Funde aus weiteren drei Gräbern, die durch Vermittlung des Vortragenden von dem Herrn Lehrer Streche in Maseing in die prähistorische Sammlung kamen, wurden vorgelegt. Sie stimmen mit den Funden des Herrn Professor Fink vollkommen überein und reihen sich vollkommen den in den Schweizer Sammlungen befindlichen Gegenständen aus der Station La Tène selbst an. Es ist auch ein sehr gut erhaltenes Gefäss dabei, das zu den grössten Seltenheiten gehört; es ist auf der Drehscheibe gedreht, hart gebrannt und erinnert an die römischen Provinzialformen. Es liegt also eine ganz neue Form und Technik in der Keramik vor. Weitere La Tène-Funde finden sich in Traunstein und Straubing. Der Vortragende legt dann ansehnliche Funde aus späterer Zeit vor, die er aus Hügelgräbern mit Leichenbestattung bei Au auf dem sogenannten hayerischen Leehfelde für die Staatssammlung gehoben hat. Sie gehören noch der La Tène-Periode an, berühren sich aber schon mit der römischen Zeit. Auffallenderweise fehlen eigentliche Kriegswaffen, Schwerter, Lanzen spitzen. Während in den Brandhügeln der späten Hallstatt-Zeit die Spuren einer friedlichen Bevölkerung sich finden, tritt in den Brand- und den Skelettgräbern der La Tène-Periode mit einem Mal ein kriegerisches Volk auf, welches seine Todten mit den Waffen heisetzt. Die Culturförmern, der Stil, der Stoff zu Schmuck und Waffen und

die Technik sind ganz anders als bisher. Es weist dies auf ein Eroberer Volk hin, das vom Westen gekommen ist. Es waren wohl die Aeghebrigen von Stämmen jener keltisch-gallischen Eroberer, die nach den ältesten halb sagenhaften Aufzeichnungen der Geschichte im 5. Jahrhundert v. Chr. ihre Wanderzüge nach Osten hegannen. In den Gräbern der La Tène-Zeit in Althayern finden wir die Ueberreste der Viduelier und Noriker, die im Laufe der ersten christlichen Jahrhunderte romanisirt wurden. — Herr Prof. Hirth weist in der Discussion zum ersten Vortrage darauf hin, dass in den chinesischen Chroniken manehe Anzeichnungen sich finden, die sich für die Verbreitung der epidemischen Krankheiten verwerten lassen, z. B. im 165 herrschte in China eine Epidemie, ob sie mit der Pest des Antonin im Zusammenhang steht, bleibt freilich Hypothese. In China waren bei den Epidemien die Europäer ganz sergio. Herr Generalarzt Seggel betont, dass die verschiedene Empfänglichkeit für die Pest nicht so sehr als Rasseeigenschaft anzusehen, als vielmehr anderen Ursachen zuzuschreiben ist. Die Neger waren in Aegypten empfänglicher in Folge ihrer schlechten Hautpflege und Hygiene überhaupt. Risse in der Haut sind z. B. sehr gefährlich bei Pestepidemien. Herr Usterstaatssekretär v. Mayr weist darauf hin, dass auch die Angaben der Einwohnerzahl im Mittelalter meist übertrieben sind. Herr Reector Ohlenschläger erwähnt einen Grabstein im Nationalmuseum, der für Opfer einer pestis errichtet worden ist.

16. December 1898. Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. J. Ranke, gedachte des 80. Gehrartstages des Herrn Geheimraths Dr. Max v. Pettenkofer, der Mitgründer und erster Vorsitzender der Gesellschaft war. In dem die anthropologische Gesellschaft ihm Verehrung, Liebe und treueste Anhänglichkeit anspricht, möchte sie ihm danken, dass er seinen berühmten Namen hergegeben hat, um ihre Interessen zu fördern. Der Vorsitzende forderte die Anwesenden an, die Anerkennung der grossartigen wissenschaftlichen Leistungen, insbesondere aber der vielen Verdienste für die Münchener anthropologische Gesellschaft durch Erheben von den Sitzen zum Ausdruck zu bringen. (Gesehiet). — Sodann spricht Herr kgl. Rechnungsrath C. Uehelacker über „Die Photographie im Dienste der Naturwissenschaften, speciell der Anthropologie“. Er demonstirte mittelst Sciopitikonbilder die Erfolge der Photographie in den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften, Astronomie, Physik n. a. w. Vieles, was früher fast nicht oder nur mangelhaft abgebildet werden konnte,

kann jetzt mit grosser Genauigkeit auf der photographischen Platte fixirt werden. Der Vortragende besprach auch die einzelnen Apparate, welche für die Photographie zu wissenschaftlichen Zwecken nothwendig sind, und die zu einem guten Gelingen unentbehrlichen verschiedenen photographischen Methoden. Besonders wichtig, insbesondere für Lehrzwecke, wird noch der Kinematograph werden. Für anthropologische Zwecke empfiehlt der Vortragende die gleichzeitige Aufnahme mittelst Spiegels von fünf verschiedenen Seiten. Er demonstirt eine derartige Aufnahme eines Schädels. Sollen von einer Photographie Masse genommen werden, so dürfte es sich empfehlen, das Bild in natürlicher Grösse auf einen Schirm zu werfen und dort die Masse zu nehmen. Zu diesem Zwecke würde es genügen, die Entfernung der photographischen Platte vom Objectiv zu kennen. — Hierauf machte Herr Hauptmann a. D. Arnold Mittheilungen über die Angrabungen des Herrn Gutsbesizers Winkelmann a. n. bei dem Dorfe Böhmung, in der Nähe von Kipfenberg.¹⁾ Herr Winkelmann fand in dreiwöchiger harter, sorgfältiger Arbeit ein Castell mit dem gesammten Zuhehör, nebst villa und canabae, von welchem allem bisher nicht eine Spur bekannt war. Der Grundriss zeigt ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken bei einer Längenausdehnung von ungefähr 92 und einer Breitenachse von 76 m. Die Umfassung bildete eine Steinmauer, hinter der ein Erdwall angehöhet war. Thore, je von zwei 4 m im Quadrat an den Aussenseiten messenden Thürmen geschützt, wurden nur in den beiden Flanken gefunden; sie liegen in der hinteren Hälfte der Fronten, das linke 50 m und das rechte 47,5 m von der Stirnfront entfernt. Weder an der letzteren, noch an der Kehle wurde ein Thor, statt der porta praetoria ein einzelner Thurm, an der Stelle der porta decumana eine durchlaufende Mauer gefunden; bei dieser konnte überhaupt nichts weiteres constatirt werden, weil ein Stadel darüber steht. Die Ecken schirmten die normalen trapezoiden Thürme mit 5 × 3,5 × 2,5 m lichter Weite; doch waren bloss die beiden auf der Nordwestseite noch vorhanden; in der Nordostecke waren nur die Fundamentgräben noch festzustellen, und über die Südostecke führt der jetzige Kirchenweg. Die Mauer der Umfassung und der Thürme sind überhaupt fast durchgängig ausgebrochen, und bloss der Wallkörper aus Erde ist noch vorhanden; der letztere hat zur Zeit eine Höhe von 1—1½ m. Der ringum führende, jetzt durchgehende auf-

gefüllte Graben maass bloss 3 m in der Breite und 1 m in der Tiefe, auffallend kleine Dimensionen, deren Schwäche durch die Zahl der Thürme Ausgleichung gefunden haben mag, denn sie ist — 10 — im Verhältnis zum geringen Umfang des Castells ziemlich gross. Von Innenhanten wurde das Prätorium gefunden, und zwar mit seiner Front über die via principalis hinübergreifend. Die hier befindliche Exerzierhalle hat eine Länge von nur 20 m, die Weite eines Pflanzurtes, so dass nur eine Abtheilung auf einmal darin üben konnte, während in anderen grösseren Castellen die Länge der Exerzierhäuser mindestens die doppelte Wurfwweite des Pflanzers, oft 60 bis 70 m beträgt, also auf zwei gleichzeitige übende Abtheilungen berechnet ist. Ein ganz besonderes weitreichendes kulturgeschichtliches Interesse gewinnt dieses Prätorium dadurch, weil sich seine Mauer hier unter die Kirche hinein verfolgen lassen und sich bei der planlichen Reconstruction des Prätatoriums die Thatsache ergibt, dass die jedenfalls sehr alte Kirche direct über dem sacellum steht. In den Feldern südwärts vom Castell bergen sich die Ueberbleibsel der canabae, der bürgerlichen Niederlassung ausserhalb des Castells, wo die Soldatenfamilien, die ausgeschiedenen Veteranen, die Krämer und Kneipwirthe, kurz der gesammte, einer Treppe anhängende Tross wohnten; dort mögen die Nachkommen der römischen Ansiedler ihr Leben gefristet und beim Sacellum den Christengott angebetet haben. Dort — 90 m südöstlich vom Castell — liegt auch die villa, in der Regel Badegebäude genannt, ein einfacher Langbau von 25 m Länge und 9 m Tiefe mit fünf viereckigen Räumen. Der Oberbau ist natürlich zerstört, vorzüglich erhalten ist dagegen die Hypokausten-Einrichtung, deren Hohlräume die beträchtliche Höhe von 0,95 m aufweisen und deren Säulen sowohl aus Ziegeln, als aus Kalkplatten, deren Deckplatten aus mächtigen Kalkplatten (0,45 m im Quadrat) bestehen. Nur wenig bedeutende und wenig zahlreiche Kleinfunde wurden gemacht, dafür sehr schöne Gwölbesteine aus Tuff von den Thoren und tief im Boden vor dem linken Flanken-thore ein kolossaler, in zwei Stücke zertrümmerter Inechriftstein von 1,30 m Länge, Sandstein aus den Bräuben bei Ellingen. Er war über der Thorwölbung angebracht und seine Grösse berechtigt zu der Annahme, dass das Thor nicht eine einfache Zinnenkrönung, sondern noch ein Stockwerk getragen habe. Herr Rechnungsrath Uehelacker hatte die grosse Freundlichkeit, von den an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien Dispositive herzustellen und mittelst Scioptikon zu demonstrieren.

¹⁾ Eine ausführliche Beschreibung findet sich in der Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1899, Nr. 6.

Württembergischer anthropologischer Verein
in Stuttgart.
(Fortsetzung.)

10. December 1898. Dr. Hopf (Plochingen) sprach über den „Verbrechertypus“, dessen wissenschaftliche Ermittlung bekanntlich in dem letzten Jahrzehnt von dem italienischen Psychiater G. Lombroso in seinem umfangreichen Werk „Verbrecher“ angestellt wurde und auch zur Zeit noch das Ziel einer weitverbreiteten criminal-anthropologischen Schule hildet. Versuche, aus ganz bestimmten körperlichen Merkmalen einen Verbrecher zu erkennen, sind nicht neu, wie schon aus allerhand volkstümlichen Ausdrücken (Spitzbuhengesicht, Galgenphysiognomie etc.) und Vorurtheilen. z. B. gegen rothhaarige und bartlose Menschen hervorgeht, und schon Aristoteles, und an ihn sich anlehnd die arabischen Aerzte Avicenna und Lasis stellten eine ziemliche Anzahl auf Hautfarbe und namentlich auf die Gesichtstheile des Schädels sich beziehende Merkmale von bösarigen und verbrecherischen Menschen zusammen. Eine neue Theorie stellte zu Anfang dieses Jahrhunderts der bekannte Arzt und Naturforscher Gall auf, der in seiner „Organologie“ von der irrigen Voraussetzung ausging, dass die Organe der Seele an der Oberfläche des Gehirns lägen, und dass die verschiedenen Formen des Gehirns und somit die seelischen Eigenschaften sich auf der Oberfläche des Schädels abdrückten und mit den Händen abgetastet werden könnten. Im Gegensatz zu Gall ging der nicht minder bekannte Physiognomiker Lavater nicht von der starren knöchernen Schädelkapsel, sondern von den Knochen und Weichtheilen des Gesichts, d. i. im Wesentlichen vom Mienenspiel aus, um die seelischen Eigenschaften eines Menschen zu erkennen, doch ist weder Lavater noch einer seiner Nachfolger zur eigentlichen Aufstellung eines physiognomischen Verbrechertypus gelangt. Der Versuch einer exacten Definition des letzteren blieb Lombroso vorbehalten. Er unterscheidet Gelegenheitsverbrecher, d. h. solche, die nach Verübung einer That wieder auf immer zur Moralität zurückkehren können, und Verbrecher aus innerem Zwang, d. h. solche, die entweder wegen mangelhafter Entwicklung des moralischen Gefühls verbrecherisch handeln, also gewissermassen als Verbrecher geboren sind, oder durch ein Gehirnleiden zu Verbrechen getrieben werden (Alkoholiker, Epileptiker, Halbverrückte). Von ihnen nimmt natürlich der „geborene Verbrecher“ (der *reo nato Lombrosos*) das Hauptinteresse in Anspruch. Er ist nach Lombroso ein Individuum, dessen ethische Organisation so beschaffen ist, dass er der Versuchung nicht wider-

stehen kann und will. Ihm fehlt nicht das Urtheil darüber, was recht und unrecht ist, sondern die Fähigkeit, seiner Erkenntnis gemäss zu handeln, das Gemüth. So soll er auf gleicher Linie mit dem moralischen Idioten oder dem moralisch Irrsinnigen der Psychiater stehen, und in weiterer Consequenz nicht bloss unzurechnungsfähig, sondern auch vollständig unverberlich sein. Zu diesem moralischen Mangel kommt nun nach Lombroso noch eine ganze Reihe anatomischer, physiologischer und biologischer Abnormitäten; so führt er namentlich unter den äusserlichen Kennzeichen des Schädels an: Asymmetrie, Spitzköpfigkeit, fliehende Stirn, vorspringende Augenbrauenbögen, vorspringende Jochbögen, vorspringende Oberkiefer und grosse voluminöse Kinnladen. Hierzu kommen von Seiten der Gesichtweichteile: grosse abstehende Ohren, grosser Mund mit dünnen Lippen, und dicke Haarfülle neben Bartlosigkeit, und schliesslich als physiognomische Merkmale: Schielen und tückischer Blick. Auf dieser Summe von körperlichen Auffälligkeiten baut Lombroso seinen Verbrechertypus auf, wovon er nichts anderes verstanden wissen will, als die Summe jener sogenannten Degenerationszeichen, die bei Verbrechern häufiger seien, als bei Normalen. Das Wort „Typus“ gilt ihm als ähnlicher Begriff, wie wenn man z. B. von einem Nationaltypus spricht; es ist durchaus nicht notwendig, dass stets die ganze Summe der Merkmale vorhanden ist, es genügt vielmehr zur Zugehörigkeit zum Typus das Auftreten einer Gruppe derselben. Den Zusammenhang der angeführten Abnormitäten mit dem Verbrechercharakter sucht Lombroso entwicklungsgeschichtlich nachzuweisen, wobei er sogar bis auf die inactofressenden Pflanzen zurückgeht, und findet dabei — entsprechend dem biogenetischen Grundgesetz — nicht nur psychische, sondern auch anatomische Parallelen zwischen Verbrechern einerseits und Kindern und Naturvölkern andererseits. Hierdurch wird er zu einer weiteren Parallele zwischen Verbrechern und prähistorischen Menschen hingeleitet, wonach also das Verbrecherrithum als statistische Erscheinung zu deuten sei, obgleich die statistischen Zahlen betreffend das Auftreten der erwähnten Merkmale an prähistorischen Schädeln und solchen roeenter Verbrecher keineswegs für eine solche Parallellisirung sprechen. Die Lehren Lombrosos haben bald nach ihrer Veröffentlichung nicht nur vielseitigen Beifall, sondern auch vielfache scharfe Kritik erfahren. So ist namentlich der Vergleich von Verbrechern mit Raubthieren (im Hinblick auf die starken Unterkiefer) unstatthaft, da sich die verbrecherische Thätigkeit der verschiedenen Spitzbubenkategorien kaum auf eine starke Kanthätig-

keit zurückführen lässt, die wir als Ursache der starken Kieferentwicklung bei jenen ansehen müssen. Ebenso ist die Parallele zwischen Naturvölkern und Verbrechern sowohl in psychischer als in anatomischer Hinsicht eine künstliche. Der Ausspruch Lnhocks, dass alle Wilden moralisch unter den Culturvölkern stehen, und dass bei uns verdammenswerthe Thaten den Wilden als selbstverständlich erscheinen, ist jedenfalls mit Rücksicht auf die grossen Unterschiede unter den einzelnen Naturvölkern dahin zu modificiren, dass nicht alle, sondern nur einzelne Völker eine Aehnlichkeit mit unsren Verbrechern haben. Andererseits ist das behauptete häufigere Auftreten des „Verbrechertypus“ unter den Naturvölkern, insbesondere unter australischen und malaisischen Völkern keineswegs über allen Zweifel erhaben. Aber auch die Anstellung eines Verbrechertypus überhaupt auf Grund der erwähnten anatomischen Merkmale ist von Juristen wie von Aerzten an der Hand der Statistik erfolgreich bekämpft worden, zumal da einige von diesen Kainzeihen mit gewissen göstigen Eigenschaften einherzugehen scheinen, die nicht nur dem Verbrecher sondern in höherem Grad noch geistig hoherentwickelten Menschen zukommen. — Redner untersucht nun die Frage: Gibt es überhaupt eine feste Beziehung zwischen seelischen Eigenthümlichkeiten und einem entsprechenden körperlichen Ausdruck? In dieser allgemeinen Fassung ist die Frage zu bejahen, doch müssen sich die hierauf abzuleitenden Untersuchungen nicht auf die Verbrecher beschränken, da diese in ihrem Seeleninventar nicht wesentlich qualitativ sondern quantitativ von den normalen Menschen unterschieden sind. Es müsste daher bei einer möglichst grossen Anzahl von Menschen untersucht werden, wie weit mit gewissen körperlichen Eigenthümlichkeiten bestimmte seelische Eigenschaften verbunden sind, wobei zu berücksichtigten wäre, dass erstere noch vorhanden sein können, wenn letztere durch Erziehung und Selbstzucht längst verschwunden sind. Besonderen Werth legt Redner auf das Studium des Gesichtsausdrucks, da in ihm das Seelenleben erfahrungsgemäss am dauerhaftesten ausgeprägt erscheint, wie man ja gewisse Stände (Parrer, Officiere, Gelehrte) häufig unsehwer am dem Gesicht erkennt, wie man andererseits längst auch schon von einer Verbrecherphysiognomie redet. Mit einer kurzen Schilderung der Bedeutung dieser criminal-anthropologischen Studien für die strafrechtlichen Anschauungen unserer Zeit schliesst Redner seinen inhaltsreichen Vortrag, dessen einzelne Punkte in der Discussion noch nähere Beleuchtung erfahren. — Sodann demonstrirte Major a. D. v. Steimle

noch einige Funde aus einem alamanisch-fränkischen Grab in der Nähe von Unter-Lengenfeld (O.-A. Aalen), auf das er bei seinen Untersuchungen über den Limes in jener Gegend aufmerksam geworden war.

14. Januar 1899. Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft hielt Med.-Rath Dr. Hodinger einen Vortrag über das in neuerer Zeit wieder stark in den Vordergrund der literarischen Discussion tretende Thema von der „Urheimath der Germanen“. Wie ein Dogma hat sich bis in die neueste Zeit in der Laicwelt wie in Gelehrtenkreisen die Ansicht erhalten, dass die Germanen vor ihrer Aushreitung in Mitteleuropa an den Ufern des Schwarzen und Kaspischen Meeres ansässig gewesen seien. Diese Lehre, die offenbar einer Verwechslung geschichtlicher Thatfachen (Völkerwanderung) mit vorgesehntlicher Vermuthung entstammt und eine scheinbare Stütze in der geläufigen Lehre von der Entstehung des Menschengeschlechtes in Centralasien findet, hält den in neuerer Zeit sich mehrenden kritischen Untersuchungen über die charakteristischen Eigenschaften der ältesten und jüngsten arischen Völkerschaften und Individuen, sowie vor den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaften nicht länger Stand. Jens haben als gemeinschaftliche Raasekennzeichen germanischer Völker Dolichocephalie und helle Complexion (helle Haut und Haarfarbe, hlane Augen) ergeben, und es hat sich nun herausgestellt, dass Schweden schon zur jüngeren Steinzeit von einer vorwiegend dolichocephalen Bevölkerung bewohnt war, deren Schädeltypus sich einerseits ohne wesentliche Veränderung ununterbrochen bis zur Gegenwart bei der dortigen Bevölkerung erhalten hat, andererseits identisch ist mit dem Schädeltypus aus den germanischen Reihengräbern. Wir sind somit berechtigt, die prähistorischen Bewohner Schwedens als Arier im ethnischen wie im anthropologischen Sinne anzusehen, zumal da sich auch bei ihnen ebenso wie bei den heutigen dolicho- und mesocephalen Bewohnern Skandinaviens die helle Complexion nachweisen lässt. Es fragt sich nun: Gleich das Bild, das die linguistische Paläontologie von der Cultur der Arier während der ihrer ersten Trennung vorausgehenden Zeit entworfen hat, dem Bilde, das sich die Archäologie auf Grund der Funde von der ältesten Cultur Skandinaviens macht? und ferner: Ist die Flora und Fauna, von der die Arier nach den Zeugnissen der Sprache in ihrem Ursitz umgeben waren, identisch mit der prähistorischen Flora und Fauna Skandinaviens? Vergleichende Sprachstudien ergeben, dass die Bewohner Skandinaviens zur jüngeren Steinzeit, sofern sie überhaupt erst am Beginn der letzte-

ren eingewandert sind, nicht schon als Germanen aufgetreten sein können, und ferner, dass die Entwicklung der germanischen aus der arischen Grundsprache nur an einem Punkt stattgefunden haben kann. Hiefür können aber die Länder am Schwarzen Meer nicht in Betracht kommen, da der germanische Sprachschatz Bezeichnungen für eine Anzahl Waldhäute und Thiere enthält, die jenen Gegenden fremd sind. Andererseits beweisen die gemein germanischen Beziehungen für gewisse Meeresthiere, namentlich für den Walfisch und Seehund, sowie für die Fichte, dass die Urheimath der Germanen nicht nur am Meer gelegen sein musste, sondern auch, dass dies Meer nur die in das Verbreitungsgebiet der Fichte fallende Ostsee gewesen sein kann. Gewichtige Gründe archäologischer und historischer Natur aber lassen erkennen, dass von den an die Ostsee grenzenden Ländern nur Skandinaviens in Betracht kommen kann, von wo aus immer neue Stämme nach Norddeutschland übersiedelten und die dort ansässigen slavischen und keltischen Stämme theils durchsetzten theils zum Abzug zwangen und so die grossen Kelenbewegungen der letzten vorchristlichen Jahrhunderte veranlassten. — Weiterhin herrscht nun bei den nordischen Archäologen kein Zweifel mehr darüber, dass das ältere Steinalter Dänemarks und Südschwedens als eine Fortsetzung der paläolithischen Periode West- und Mitteleuropas zu betrachten ist, seinerseits aber mit dem jüngeren Steinalter Skandinaviens durch eine Reihe von Uebergangsformen verbunden ist, die in Mitteleuropa im Allgemeinen fehlen. Daraus ist zu folgern, dass die Vorfahren der späteren Arier im Bereiche der west- und mitteleuropäischen Länder zu suchen sind; und in der That zeigen aneh die mit Sicherheit der diluvial-paläolithischen Periode dieses Gebietes zuzuschreibenden Schädelknochen die charakteristischen Merkmale der arischen Schädelform. Zudem kann auch die helle Complexion und der hohe und kräftige Körperbau, durch die sich die arische Rasse auszeichnet, am angezwungensten durch die Einwirkung der klimatischen Verhältnisse erklärt werden, wie sie zur Glacialzeit in West- und Mitteleuropa bestanden haben, nämlich feuehkaltes Seeklima mit relativ warmen Wintern und relativ kalten Sommern. Dass sich aber der Uebergang von paläolithischer zu neolithischer Cultur nicht in West- und Mitteleuropa, sondern in Skandinavien vollzog, erklärt sich aus der unigen Beziehung des ausgehenden paläolithischen Menschen zum Ren-thier, das sich zu Ende der letzten Eiszeit nach dem Norden zurückzog und dadurch den Menschen zwang, ihm zu folgen. In der Zwischenzeit, während welcher der paläolithische Mensch

mit dem Ren nach Norden wanderte und dort, veranlasst durch das baldige Aussterben desselben und durch die Milderung der klimatischen Verhältnisse zu einer höheren (neolithischen) Cultur sich aufschwang, hatte sich ein Theil der Cromagnonrasse über Frankreich, Belgien, Irland und England verbreitet und seit dieser Zeit bildet das iberische Element einen nicht unbedeutlichen Bevölkerungsbestandtheil in diesen Ländern. Diese Cromagnon-Menschen mit paläolithischer Cultur besetzten die von den Abziehenden verlassenen Höhlen etc. und wohnten darin, sich zwischen mit einer von Osten vordringenden turanischen Rasse vermischend, bis nach Jahrtausenden die neolithischen Nachkommen jener ausgewanderten Voreingewanderten, die Arier, von Norden wieder eindrangen und sie im Kampfe unterjochten. So erklärt sich der scheinbar unvermittelte Sprung von paläolithischer zu neolithischer Cultur in Mitteleuropa, von denen die letztere unverkennbar in ersterer wurzelt, und es ist nicht nöthig, als Ursache der neuen Cultur die Einwanderung brachycephalischer Rassen aus Asien anzunehmen, deren Cultur von der neolithischen nachweisbar eine durchaus verschiedene ist. — An diese mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Darlegungen knüpfte sich eine anregende Discussion, die einen besonderen Reiz dadurch erhielt, dass der zufällig anwesende Leipziger Historiker, unser Landsmann Professor Dr. Sieglin, in längerer Ausführung darlegte, wie er auf Grund seiner linguistischen historischen Studien zu wesentlich denselben Resultaten gekommen sei, die der Vorredner vortragen habe, und der die Anwesenden durch höchst interessante Mittheilungen über die merkwürdigen Beziehungen und Bewegungen der Völker jener grauen Vorzeit speciell des bisher noch so räthselhaften Volkes der Ligurer in hohem Grade fesselte.

11. Februar 1899. Nachdem in der letzten Sitzung vom 14. Januar d. J. Med.-Rath Dr. Hedinger die Frage nach der Urheimath der Germanen vom archäologisch-anthropologischen Standpunkt behandelt hatte, war es von hohem Interesse, von Dr. Ludwig Wilser in Heidelberg, zu hören, wie er auf Grund naturwissenschaftlicher Rassenforschung und culturgeschichtlicher Studien über „Herakunft und Urgeschichte der Arier“ zu wesentlich denselben Resultaten gelangt ist, zu denen auch Hedinger in seinem Vortrag gekommen war.

(Das Referat über den Vortrag folgt in der nächsten Nummer.)

Literatur-Besprechungen.

Dr. M. Höfler. Deutsches Krankheitsnamen-Buch. Gr. 8°. XI, 922 Seiten. München. Pilloy & Loebke.

Im Volke finden sich für die verschiedenen Krankheiten Namen, welche aus der Schn- und Volksmedizin längst vergangener Zeiten stammen. Will ein Arzt sich über den Krankheitsstand seines Patienten klar werden, so ist wohl die erste Grundbedingung, dass er das, was ihm der Patient sagt, versteht und zu deuten weiß.

Bis jetzt fehlte aber ein Werk, in welchem der Arzt in dieser Hinsicht sich Rath erholen konnte. Es war deshalb von Seite des Herrn Hofrath Dr. M. Höfler ein dankenswerthes Beginnen, dass er das schwierige Gebiet in Arbeit nahm. Seine langjährige Praxis, die ihn sowohl mit Leuten aus dem Süden als auch aus dem Norden Deutschlands zusammenführte, lieferte ihm den Grundstock des vorliegenden Werkes, der durch eifrige, aber auch kritische Benutzung der angesehensten Literatur zu dem vorliegenden, hervorragend praktischen und werthvollen Werke ausgearbeitet wurde. Die bisherigen Arbeiten des Herrn Höfler auf volkmedizinischem Gebiete sind eine Garantie dafür, dass in dem neuesten, vorliegenden Werke Gediegenes geschaffen ist.

Das deutsche Krankheitsnamen-Buch bietet eigentlich mehr als sein Titel erwarten lässt; denn es handelt auch über „Organnamen“ und „Functionen“; auch die Krankheitsnamen der Thiere wurden mitangegeben, weil gerade sie ein besonderes Anrecht auf hohes Alter haben, sind sie ja doch vielfach in unverdorbener und schlichterer Weise überliefert als die Krankheitsnamen des Menschen.

Jeder praktische Arzt und Mediciner überhaupt, die Freunde der Medicin- und Culturgeschichte, der Germanist, der Mythologe, der Folklorist, der Botaniker wird Nutzen aus dem Werke ziehen. Es ist in demselben die Geschichte der Heilkunde sozusagen in's praktische Leben überseht.

Die Verlagbuchhandlung verdient den Dank weiter Kreise, dass sie es ermöglichte, das vorliegende wissenschaftlich wertvolle Buch in so schöner Ausstattung in's Leben treten zu lassen. B.

Dr. M. Bartels, Dr. H. Ploss: Das Weib in der Natur- und Völkergunde. Anthropologische Studien. Sechste umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 11 lithographischen Tafeln und ca. 490 Abbildungen im Text. Leipzig. Th. Grieben's Verlag 1899.

Wieder eine neue Auflage. Es wird wenig wissenschaftliche Bücher geben, die in so kurzer Zeit so viele Auflagen erlebten. Der hochverdiente Herausgeber scheut auch keine Mühe, am aus der Literatur und durch eigene Beobachtungen stets Neues und Interessantes beizubringen. In der vorliegenden Auflage sind ca. 160 Abbildungen neu hinzugekommen. Der Art, der Ethnologie und der Anthropologie, sie alle finden in dem Werke das, was zur richtigen Beurtheilung des weiblichen Lebens notwendig ist. Ueber dem hohen wissenschaftlichen Werth und die jedem Gebildeten verständliche Darstellung bedarf es keiner weiteren Worte, sie sind längst allgemein anerkannt. Möge es dem gelehrten Herausgeber gegönnt sein, das Werk in noch zahlreichen, immer wieder neu gestalteten Auflagen erscheinen zu lassen. B.

Otto Ammon. Zur Anthropologie der Badener. Bericht über die von der anthropologischen Commission des Karlsruher Alterthumsvereins an Wehrpflichtigen und Mittelschülern vorgenommenen Untersuchungen. Gr. 8°. XVI, 707 Seiten, mit XXIV in den Text gedruckten Figuren und XV Tafeln in Farbendruck. Jena. G. Fischer 1899.

Im August 1895 tagte die Deutsche anthropologische Gesellschaft in Karlsruhe. Die Verhandlungen fielen auf fruchtbaren Boden, indem noch im November desselben Jahres der damalige Karlsruher anthropologische und Alterthumsverein beschloss, die anthropologische Untersuchungen Badens in die Hand zu nehmen.

Der vorliegende Bericht theilt die Resultate einer mehr als 13jährigen Thätigkeit mit. Wer die Mühe und Anstrengung kennt, welche mit der anthropologischen Untersuchung einer größeren Anzahl von Personen verbunden ist, wird die Arbeit jener Herren zu schätzen wissen, welche es ermöglichten, dass der Plan der anthropologischen Landesaufnahme durchgeführt werden konnte; es sind Herr Otto Ammon und Dr. L. Wisler, welche die Aufgabe übernommen haben, die Messungen vorzunehmen.

80678 Wehrpflichtige und 2201 Mittelschüler wurden gemessen. Es wurden Name, Geburtsort, Beschäftigung oder Beruf, die Farbe der Augen, Haare und der Haut notirt, sodann Länge und Breite des Kopfes, Körpergröße und Sitzhöhe gemessen. Seit dem Jahre 1891 kamen noch hinzu die Angaben über den Geburtsort des Vaters, die Entwicklung und Farbe der Körperhaare und die Umwandlung der Stimme.

Die Resultate der umfangreichen und systematisch durchgeführten Messungen und Untersuchungen auch nur in allgemeinen Zügen zu schildern, fehlt hier der Raum, es muss auf den Bericht selbst verwiesen werden. Wenn auch vielleicht einige theoretische Betrachtungen durch spätere Untersuchungen sich als irrig erweisen sollten, das Werk wird seinen vollen Werth als anthropologische Urkundensammlung stets behalten.

Der vorliegende Bericht stellt sich ähnlichen Untersuchungen und Publicationen in ausserdeutschen Ländern würdig an die Seite und ist für die anthropologische Landesforschung in anderen Theilen unseres Vaterlandes nicht nur ein neuer Ansporn, sondern zugleich ein musterreiches Beispiel. Künftige Forscher werden die Erfahrungen, welche in dem Berichte niedergelegt sind, benutzen und dadurch von voreherein manchen Schwierigkeiten aus dem Wege gehen können.

Wir müssen dem Karlsruher Alterthumsverein, insbesondere seiner anthropologischen Commission, zur Vollendung dieser verdienstvollen Untersuchung von Herzen gratuliren, und glauben im Sinne aller Fachgenossen zu handeln, wenn wir allen Behörden, Vereinen und jenen Herren, die zum Gelingen beitrugen, sowie auch der Verlagbuchhandlung, welche zur Herausgabe des Berichtes ihre Unterstützung bot, den wärmsten Dank aussprechen. Möge dieses Werk recht bald ebenso eifrige als tüchtige Nachfolger finden. B.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gemeinsamredact der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Conwents: Neue Beobachtungen und Funde aus dem Gebiete der Vorgeschichte in Westpreussen. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Gemeinsame Sitzung der Münchener geographischen und anthropologischen Gesellschaft am 9. Mai 1899: Reise des Grafen E. Zieby; 2. Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Schluss). — Literatur-Besprechungen. — Dr. med. Josef Mies. 7

Neue Beobachtungen und Funde aus dem Gebiete der Vorgeschichte in Westpreussen.

Dem XIX. amtlichen Bericht des Westpreussischen Provinzial-Museums in Danzig für das Jahr 1898, erstattet von dem Director Professor Dr. Conwents, entnehmen wir folgende neue Beobachtungen und Funde aus dem Gebiet der Vorgeschichte.

Von hervorragendem Interesse ist das Auffinden einer neuen steinzeitlichen Niederlassung in der Tackler Heide bei Abban Kelpin.

Die Stelle liegt 4 km in ONO von dem Dorf Kelpin und 9 km von der Kreisstadt Tschelb entfernt, am rechten (westlichen) Ufer der Brabe, schräge gegenüber dem Forsthaus Kelpinerbrück, welches zur königlichen Oberförsterei Woiwoda gehört. Sie befindet sich auf der diluvialen Talterrasse, welche im Osten steil, circa 6 m tief, zum Fluss abfällt, und im Westen von einem Dünenzug, dem überwehten Plateaurand, begrenzt wird. Auch im Süden und Norden sieht sich einige Dünen hin. Bezeichnend für den düren Sandboden ist das Vorkommen der kleinen gran-grünen Blattbüschel von *Corynephorus canescens* P. B., während im Uebrigen fast jede Vegetationsdecke fehlt. Hauptsächlich am Hand stehen vereinzelte niedrige Kiefern, sog. Kuzeln, (*Pinus silvestris* L.) und Wacholdersträucher (*Juniperus communis* L.), und erst in weiterem Umkreise tritt *Calluna vulgaris* Sal. auf, die Charakterpflanze der Heidelandschaft. An einer Stelle am Braberand wächst eine einsame Eberesche (*Sorbus aucuparia* L.), die zweifellos einem vom Vogel dorthin gebracht Samen ihre Entstehung verdankt. Jene Sträucher geben einen vorzüglichen Sandfang ab und werden zeitweise auch nahezu völlig eingeweht. Dadurch gelangen sie allmählich zum Absterben, und schliesslich bleiben nur ihre Holzkörper stehen, welche vom fliegenden Sand andauernd weiter abgeschliffen und geglättet werden. Ansolche Weiser bilden sich anweilen groteske, skelett-

artige Formen aus, und überdies finden sich an der Oberfläche einzelne lose, vom Sand geschliffene Hölzer (sand-cultings).

In der Mitte dieses von Dünen und von der Brabe begrenzten Geländes traf Herr Dr. Mass, welcher von der königlichen Geologischen Landesanstalt seit zwei Jahren mit der geologischen Aufnahme dort betraut ist, zuerst Anhäufungen von Thonscherben an, und er hatte die Freundlichkeit, eine Auswahl derselben dem Provinzial-Museum zur Ansicht einzusenden. Wenn auch die Stücke keine Verzierung besaßen, machten sie vermöge ihrer sonstigen Beschaffenheit doch den Eindruck neolithischen Alters. Deshalb sprach Herr Director Conwents dem Finder die dringliche Bitte aus, dass er das Vorkommen weiter verfolgen und besonders auf ornamentirte Scherben, sowie auf künstlich gepolirte Feuersteinstücke, achten möchte. Bald darauf gelang es Herrn Dr. Mass' eifrigem Bemühen, eine Anzahl von Altsachen heiderlei Art aufzufinden, und nachdem dies geschehen, rüstete Herr Conwents dorthin, um mit ihm die Stelle kennen zu lernen.

Schon von Weitem heben sich dort die Scherbenanhäufungen als dunkle Partien von der blendend weissen Sandfläche ab. Sie waren nicht eben spherisch, und es konnten in wenigen Stunden zahlreiche Fragmente von Gefässwandungen, auch solche mit dem besondern Schraubennament, gesammelt werden. Daneben trafen Boden- und Randstücke, letztere bisweilen mit knopfartige Ansatz, auf. Was die Herkunft des zu diesen Gefässen seiner Zeit verwendeten Materials anlangt, so stiebt tertiärer Flammenthon an mehreren Stellen des Brabethals anweit der Fundstätte an; auch Lehm findet sich in etwas grösserer Entfernung, beim Dorf Kelpin und beim Gut Wimiaw (Dr. Mass). Alle Stücke enthalten scharfkantige Gerüstgrus, das wohl absichtlich dem frischen Lehm bew. Thon beigemischt wurde, um ihn haltbarer zu machen. Das Grus rührt wahrscheinlich aus künstlich

zertrümmerten dortigen Granitgeschieben her; durch Zeratzung ist der Glimmer in vielen Fällen jetzt fast völlig geschwunden. — Ferner sammelten wir geschlagene Stücke, fertige Schaber, Messerchen, Pfeilspitzen und Fragmente von Lanzenspitzen, durchweg aus Feuerstein, sowie Meißel mittlerer Größe und Bruchstücke derselben aus verschiedenem Gestein. Später ging durch Herrn Landrath Venke in Tachel noch ein durchlöcher Steinhammer, nicht gerade von dieser Stelle, jedoch von der Kelpiner Feldmark, ein.

Ausser diesen steinzeitlichen Gegenständen finden sich, nahezu an derselben Stelle, auch hartgebrannte, unglasierte, gerillte Scherben von blaugrauer Farbe, sowie Glasecherben und andere Sachen, aus geschichtlicher Zeit. Auf viele Stücke hat das natürliche Sandgölise in dem freiliegenden Gelände mehr oder weniger eingewirkt; die Gläser sind hierdurch ganz matt geschliffen, und die Hölzer, wie schon oben erwähnt, polirt. Auch manche lose im Sand liegenden massigen Gesteine wurden angegriffen und stellen jetzt deutliche Kantengerölle dar.

Die ganze Gegend ist unbewohnt und unbebaut, auch schneiden keinerlei Wege hindurch. Von der anderen Seite der Brähe, wo die grosse Landstrasse verläuft, fällt jene Sandfläche gleich ins Auge, aber von dort führt weder Steg noch Boot aus jenseitige Ufer hinüber. Wie entgegen die Stelle ist, geht am besten daraus hervor, dass der am die Tuebeler Heide wohl verdiente Forstmeister Schütte, der fast ein Menseebneller lag in Woswoda lebte und Interesse auch solchen Denkmalern der Vorzeit entgegenbrachte, die Fundstelle nicht gekannt hat, obschon sie in der Luftlinie nur 4 km von seinem Wohnsitz entfernt liegt. Beiläufig sei bemerkt, dass neuerdings auch in derselben Gegend, am linken Ufer oberhalb Kelpinerbrück, aus der Brähe ein alter Kieferstamm mit Bienenebente herausgeschicht wurde, worüber in dem Verwaltungsbericht für 1897, S. 62, Näheres mitgetheilt ist.

Wenn auch die Stätte unter den heutigen Verhältnissen entgegen ist, so bot sie doch damals besonders Vortheile für einen Wohnplatz dar. Einmal lag sie in der Thalmiese am höchsten, und ragte gleichzeitig am weitesten in das Fluethal vor. Die jetzt zwischen dem rechten Ufer und Kelpinerbrück sich ausbreitenden Brähebenen bestanden noch nicht, und deshalb botte der Fluss eine ansehnliche Breite von 200 bis 300 m. Sodann war die Stelle geschützt: durch die Brähe im Osten und durch Dünen auf den anderen Seiten. Ueberdies bot sich den Ansiedlern eine hinreichende Nahrung in dem reichen Fischbestand der Brähe, was um so wichtiger war, da Ackerbau auf dem dortigen Boden nicht betrieben werden konnte.

Auch aus der jüngsten Bronzzeit (Hallstatt) sind sehr bemerkenswerthe neue Funde eingegangen. Auf eine der Verwaltungen zugegangene Nachricht des Herrn Landrath Dr. Albrecht über das Auffinden vorgeschichtlicher Gräber in Lessman, Kr. Putzig, hatte das Provinzial-Museum im Sommer 1897 auf dem Gelände des Besitzers Joseph Rigga eine Ausgrabung veranstaltet (Verwaltungsbericht für 1897, S. 80). Bereits vorher waren von Herrn Dr. Albrecht, bei seiner Anwesenheit dort, aus den angefundnen Steinkisten zwei Urnen in Verwahrnam genommen, die er dem Museum jetzt zinkommen liess. Eine derselben ist eine grosse unverzierte Urne mit weitem, kugeligem Bauch und kurzem, engem Halse. Die andere Urne dagegen ist eine niedrig vasenförmige Gesichtsurne von sehr eigenartiger Ausbildung. Ihre Höhe beträgt, einschliesslich des

Deckels, 18,5 cm. Der sich nach oben stark verjüngende Hals und der obere Bauchtheil sind gegliedert, der untere Bauchtheil ist rauh. Auf dem oberen Bauchtheil, dicht unter dem Halsbanchrand, befindet sich die Gesichtsdarstellung, welche aus der lang gezogenen Nase mit zwei langliegenden Nasenlöchern und den zu beiden Seiten der Nasenwurzel liegenden Augen, etwa dreieckigen Verzierungen, besteht. Hiervon ist ein Viertel des Bauchumfangs entfernt, während die dritte solche befindet sich auf der Rückseite der Urne. Der Deckel ist flach mittelförmig, mit abgesetztem Rand und flachem Falz auf der Unterseite, der auf den Rand des Urnenhalses passt. — Wie bekannt, tritt sonst die Nachbildung des Gesichts am oberen Theil des Urnenhalses auf; nur in einem Falle (Liebenthal) fand sich die Darstellung auf dem helmartigen Deckel. Somit bedeutet diese Urne von Lessman einen neuen Typ unter unseren Gesichtsurnen, und daher gebührt Herrn Landrath Albrecht in Putzig für diese Ueberweisung besonderer Dank. Es mag hierbei nicht unerwähnt bleiben, dass eine in Detisch Broden, Kr. Marienwerder, 1875 aufgefunden Urne, die sich jetzt in der Stadtchule in Liewa befindet, auf dem Bauch eine aus eingeritzten Linien bestehende Zeichnung besitzt, welche von Berend (Nachtrag zu des Pommerrellischen Gesichtsurnen, Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft, XVIII. 1877, S. 144, Tafel VII, Fig. 57) als Gesicht angesprochen wird. Ferner zeigt eine vasenförmige, schön gearbeitete Urne aus Schandrau, Kr. Berez, die durch Herrn Rittigsgrabenbesitzer Freichel in Hoch Palschen des Museum angeführt wurde (Verwaltungsbericht für 1894, S. 28), neben einer reichen sonstigen Verzierung, unter dem Halsbanchrande zwei nahe bei einander stehende eingeritzte Kreise mit Mittelpunkt, die in die Augen darstellungen mancher Gesichtsurnen erinnern.

In Nieder Prageenan, Kr. Karthaus, im Sandberge des Herrn Gathofbesizers Strehle war schon früher, beim Suchen nach Steinen, eine Steinkiste angetroffen, aus welcher er im vorigen Jahre eine grosse vasenförmige Gesichtsurne (Verwaltungsbericht für 1897, S. 90/91) dem Provinzial-Museum übergeben hatte. In diesem Herbst stiessen die Arbeiter auf demselben Gelände von Neuem auf ähnliche Grabstätten, worüber Herr Lehrer Kahleiss in Nieder Prageenan nach Danzig berichtete. Deshalb wurde der Museums-Präparator dorthin entsandt, um für Conservirung der Altsachen thunlichst Sorge zu tragen. Es ergab sich, dass im Ganzen vier Steinkisten blossgelegt waren, die hauptsächlich folgenden Inhalt hatten, soweit derselbe noch ermittelt werden konnte. Grab I umschloss fünf grosse, etwas terrassenförmige Urnen, von denen zwei ziemlich vollständig, die drei anderen in Bruchstücken erhalten sind. Nur eine der Urnen ist ornamentirt, indem sie unter ihrem Halsbanchrand drei platte Knöpfe und darzwischen je drei Gruppen von je drei flachen Fingerringdrücken aufweist. Zwei Urnen sind gedeckelt. In einer derselben fanden sich durch Koppersalze grün gefärbte Knochen, jedoch war von Bronzesachen nichts mehr zu finden. Grab II enthielt gleichfalls fünf Urnen, darunter drei Gesichtsurnen. Die beiden grossen gewöhnlichen Urnen, deren eine verziert und mit Deckel versehen ist, konnten nur in Bruchstücken entnommen werden. Von den drei Gesichtsurnen ist eine unverziert, die zweite nahezu vollständig, die dritte dagegen nur bruchstückweise erhalten. Von der Gesichtsdarstellung der letzteren ist nur die Nase und ein Auge übrig geblieben; im

Inneren lag ein Bronzedrahtring. Die beiden anderen Gesichtsturnen sind vasenförmig, nicht ornamentirt und tragen an dem oberen Halstheil die ziemlich einfache Darstellung der Nase und der beiden, einmal durchlochten, nach leistenförmigen Ohren, in deren Löchern je ein Bronzedrahtring steckt; hieran hängen z. Th. noch Bronzedrahtringchen. Zu beiden Urnen gehören mitzenförmige unverzierte Stöpseldeckel mit Fals und Beigaben an Bronzedrahntücken. Grab III besaß trotz seines erheblichen Umfanges nur einen sehr kleinen Inmenraum, da die Stöpselung sehr dick war. Obwohl anscheinend noch unverzert, enthielt es keine Urne, sondern nur Asche und Knochenreste. Grab IV endlich schloß wieder fünf Urnen ein, von denen zwei nur in Bruchstücken, die drei anderen aber unverzert gehoben werden konnten. Diese drei unverzerten, mittelgroßen bis grossen Urnen zeichnen sich durch ihre Form aus, indem Hals und Bauch ganz allmählich und ohne jeden Absatz ineinander übergehen, so dass bei der ziemlich engen Mündung eine birnenförmige Gestalt der Urnen zu Stande kommt. Alle fünf Urnen haben mitzenförmige, z. Th. reich verzierte Deckel mit Fals; in der eines zerfallenen Urne fanden sich ein Bronzedrahtring und ein Kettchen als Beigaben zwischen dem Knochen. Die Fundstücke insgesamt wurden von dem Besitzer Herrn Th. Strehlke dem Museum zum Geschenke gemacht; nach stellte er demselben weitere Nachgrabungen auf seiner Feldmark frei. — Ausser dieser größeren Suite von Fundstücken gingen aus dem Karthäuser Kreise noch folgende Altachen ein. Der Vorarbeiter Missk in Skorschewo schenkte aus einer in Abban Skorschewo zerstörten Steinkiste eine aus Thonschiefer gefertigte, durchbohrte und auf der einen Fläche ornamentirte Scheibe, sowie einen kleinen Bronzedrahtring; Herr Kreisobalspector Schultz in Sullenachin aus einer dort aufgedeckten Steinkiste eine eiserne Schwanznadel mit grosser kreisrunder Kopfscheibe, eine eiserne Schwanznadel ohne Kopfscheibe und diverse Bronzedrahtringe; Herr Lehrer Schwantz in Kinkowabutta einen Bronzedrahtring mit Thouperle aus einer dort angefundnen Steinkistenurne; Herr Hotelbesitzer F. Giesow in Thurmberg eine mittelgroße, vasenförmige, unverzierte, geglättete Urne aus einer Steinkiste in Abban Fischerhütte.

Von der Kreisstadt Marienburg ca. 5 km entfernt, am rechten hohen Ufer der Nogat, liegt das in prähistorischer Hinsicht bemerkenswerthe Gelände von Liebuthal. Seit länger als drei Jahrzehnten sind dort mehrere Gräberfelder und eine Reihe von Eisstufenden bekannt geworden, welche auf die Besiedelung jener Gegend von der jüngeren Steinzeit an, durch alle Perioden, bis zur Ordenszeit hinweisen. Am bekanntesten ist aus der Hallstattzeit das Vorkommen einer Gesichtsturne, da im Allgemeinen die Weichsel die Grenze der Verbreitung dieser Gefässe nach Osten bildet. Im Herbst 1896 stieß man dort wieder auf vier Steinkisten, und in einer derselben befand sich u. A. auch eine Gesichtsturne (Fig. 1). Vornehmlich im Hinblick auf dieses Stück lagte die Verwaltung besonderen Werth auf die Erwerbung des gesammten Fundes, und es gereicht ihr zur Freude, dass sich Herr Rittergutsbesitzer U p p e n u in Liebuthal jetzt zur freien Abgabe desselben entschlossen hat. Nach Aussage der Leute waren zwei Kisten sehr klein gewesen und hatten nur je eine Urne enthalten, die beim Herausnehmen völlig zerstört wurde. Das dritte Grab war grösser, aber anscheinend bereits ausgegraben, da sich darin nur gebrannte Knochen und einige Urnenscherben

vorfanden. Die vierte Steinkiste war gross, rechteckig gebaut und beim Auffinden noch unverzert; sie soll etwa 12 grössere und kleinere Gefässe, von denen aber ein Theil zerfallen ist, umschlossen haben. Der erhaltene geblicbene Inhalt dieser Steinkiste, welcher ausser dem Museum eingezeichnet ist, besteht aus der Gesichtsturne, zwei grossen verzierten turmesförmigen Urnen, fünf mittelgrossen bis ganz kleinen, vasenförmigen Henkelgefässen und fünf grossen bis kleinen, nach halbkugelförmigen Schalen. — Die Gesichtsturne (Fig. 1) ist von gedrängter Form und mittlerer Grösse; ihre Höhe beträgt ohne Deckel 21 cm, bei aufgesetztem Deckel 30,5 cm, der grösste Bauchumfang ca. 61 cm. Der ziemlich kurze, weite Hals trägt an seinem oberen Theil die einfache Darstellung einer kräftigen Nase mit deutlich gekrümmtem Rücken und schräge abwärts gerichteter unterer Fläche, sowie zwei ungleich weit von der Nase entfernten Ohren, die als senkrechte in



Fig. 1.
Gesichtsturne von Liebuthal, Kr. Marienburg,
ca. $\frac{1}{4}$ der nat. Grösse.

der Mitte 7 mm hohe Leisten ausgebildet sind. Mund und Augen fehlen vollständig. Auf dem oberen Bauothheil findet sich ein reiches, aus kleinen facien Eindrücken zusammengesetztes Ornament. Der Deckel hat eine ungewöhnliche, spitzkugelige Form und weist eine ähnliche Verzierung auf, die in dreissig radialen senkrechten und in zwei concentrischen horizontalen Reihen angeordnet ist. Die Höhe des Deckels beträgt 10,5 cm, die Seitenlänge 11,5 cm und der grösste Durchmesser 15,5 cm; auf seiner Unterseite befindet sich ein tiefer Fals der auf den Rand der Urne passt. Urne und Deckel sind sauber gearbeitet; ihre Oberfläche ist durchweg sorgfältig geglättet. Während des längen Aufenthaltes im Boden sind die Gesichtsturne und mehrere andere Urnen dieses Grabes stellenweise mit einer weissen Masse bedeckt, die nicht etwa künstlich darauf gebracht ist, sondern auf natürlichem Wege, durch Abcheidung aus den das Erdreich durchziehenden Tagewässern, entstanden ist. Nach einer von Herrn O. Heilm hier angestellten Analyse, besteht die lacru-

stammensame aus kohlensäurer Kalkerde, vermischt mit etwas schwefelsauer Kalkerde und Sand; diese Zusammensetzung entspricht dem Kalkmergel des Bodens.

Die ältere Liebenthaler Urne hatte einen heimförmigen Deckel, und darauf befand sich die Nachbildung des Gesichtes, was jetzt nie wieder in unserem Gebiet beobachtet ist; hingegen kommen Darstellungen des Gesichtes nicht selten an den Deckeln präbiterischer Urnen in Ungarn und in Hisarlik vor. Wenn nun auch die neu eingegangene Gesichtsurne von der ersten Liebenthaler wesentlich abweicht, besitzt sie doch in der spitzenköpfigen Form ihres Deckels eine gewisse Ähnlichkeit.

In dem links von der Weibsel gelegenen Theil des Kreises Marienwerder, auf der Feldmark Kehrwalde, wurden vor fünf Jahren von Arbeitern beim Sueben nach Steinen zwei Steinzeitgräber aufgefunden. Dem Vernehmen nach fanden in einem derselben nur einfache Urnen, welche gleich zuerst wurden; hingegen enthielt das andere drei grosse Gesichtsurnen von hervorragender Schönheit, die ver Beschädigung glücklich bewahrt blieben. Herr Ortsbesitzer Regenbrecht in Kehrwalde mochte sich nicht gerne von diesen Schatzstücken trennen, indessen gelang es dem Vorstellungen des Kreislandraths, Herrn Dr. Brückner in Marienwerder, ihn damals zur Abgabe zweier Gesichtsurnen zu bewegen. Dieselben sind in dem Verwaltungsbericht für 1893, S. 30 bis 32, abgehandelt und ausführlich beschrieben. Im Laufe der Jahre ist es Herrn Landrath Brückner's unablässigen Bemühungen nun auch geglückt, das dritte Stück zu erlangen, und er hat es wie die anderen dem Provinzial-Museum zum Geschenk gemacht. Diese neu eingegangene Gesichtsurne gleicht in der Form, Gesichtsbildung und Ornamentierung den beiden ersten, a. a. O. beschriebenen Exemplaren; doch ist sie beträchtlich grösser, indem ihre Höhe, mit Deckel, 46 cm, ihr grösster Bauchumfang 101 cm beträgt. Sie ist von schwarzer Farbe und schöner Vasenform, sauber gearbeitet und sehr sorgfältig geglättet. Am oberen Halstheile befindet sich die Gesichtsdarstellung, bestehend aus der wohlgeformten Nase mit Naselöchern, den beiden als eingeritzte Kreislinien geseichneten Augen, wober die Augenbrauenleisten, von der dem schiffsförmigen Munde und den beiden Ohren. Letztere haben eine besonders sorgfältige Ausführung erfahren, so dass die einzelnen Bögen und Falten der Ohrmuschel gut wiederzuerkennen sind. Der Bauch der Urne trägt ein sehr reiches Ornament aus eingeritzten Linien und Punktstreifen. Von einer horizontal umlaufenden Doppellinie ziehen sich zahlreiche senkrechte Linien herab, die durch abwechselnd schräge kürzere Linien wieder unter sich verbunden sind; alle Linien werden beiderseits von Punktstreifen eingefasst. Auf der rechten Seite, etwa unterhalb des Ohres, ist das sonst gleichförmige Ornament durch eine in den Gürtel eingefügte Kreislinie unterbrochen, von der drei Punktstreifen herabhängen. Wahrscheinlich giebt die Verzierung auf der Urne einen Bezug wieder, der an einer Seite durch eine besondere Einrichtung, wie Knopf oder Nadel, zusammengehalten wird. Der zur Urne gehörige Deckel ist ein Stüppeldeckel mit kurzer abgegliederter Spitze; auch er trägt sämtliche Ornamente aus Linien und Punktstreifen mit einer weissen Masse ausgerieben, damit sie sich von dem dunkeln Untergrund deutlicher abheben sollten. Nach Prüfung durch Herrn Stadtrath Helm besteht

diese Füllmasse hauptsächlich aus phosphorsaurer Kalkerde, daneben aus etwas kohlensäurer Kalkerde, etwas Thonerde und Sand; letzterer dürfte wohl aus der anhaftenden Erde herrühren. Auscheinend liegt wieder vermahlene Knochenasche vor, die zur Ausfüllung der vertieften Ornamente verwendet ist.

Was die Kehrwalder Gesichtsurnen, auch die neu eingegangene, auszeichnet, ist der Umstand, dass die Ohren in Form Lags und nahezu auch in der Grösse den menschlichen Ohren getreu nachgebildet sind. Sonst pflegen sie nur durch radial absteigende, niedrige Leisten angedeutet zu sein; an vereinzelt Exemplaren (Klein Starsin, Liebschau, Löhlan, Slesin, Warmhof, Zakrawke etc.) sind concav-convexe, mehr oder weniger nach vorne gekehrte Ansatz vorhanden. Aber solche, dem Kopf anliegende Ohrmuscheln mit den nachmodellirten Gängen sind bisher nirgends bekannt geworden, und daher bietet der dem Provinzial-Museum jetzt vollständig einverleibte Gesichtsurnenfund von Kehrwalde ein hervorragendes Interesse.

Bereits im Verjahre war durch Herrn Oberlehrer Rehberg in Marienwerder die Mittheilung eingegangen, dass in Rosenau bei Althausen, Kr. Kilm, eine Urne gefunden sei, die nach dem Bericht des Finders von oben mit einem grossen Thongefäss überdeckt war. Man konnte deshalb annehmen, dass es sich um ein Gieckengrab handelte, und, da wohlhabendere Gefässe der Art sehr selten sind, erschien die Erlangung des Fundes dringend erwünscht. Dank den Bemühungen des Herrn Rehberg ist neulich der Fund, als Geschenk des Herrn Besitzers in Rosenau, dem Provinzial-Museum eingegangen. Die Urne selbst ist gross, etwa Vasenförmig, mit rauher Bauch- und glatter Halbbalbförmige versehen. Der vorspringende Halbbalbsrand wird durch eine Reihe von Eindrücken verziert, und ausserdem sitzen daran drei Knopfriffe. Der Urneninhalt bestand aus gebrannten Knochen, zwischen welchen Bruchstücke eines Bronzedrahtringes und zerschnittener blauer Glasperlen als Beigaben lagen. Die bedeckende Glocke ist sehr gross (Höhe 41 cm, Durchmesser 43 cm), etwa verkehrt-triessenförmig, aber ohne Ausbildung des Halses, nur mit etwas eingesogenem Rand versehen. Die Oberfläche des Gefässes ist durchweg aufgeraut, und der Rand weist ein Ornament aus flachen Eindrücken auf.

Aus der vorrömischen Eisenzeit sind folgende Funde hervorzubringen. Gelegentlich einer Bereisung des Kreises Thern in diesem Jahre stellte der Custos, Herr Dr. Knmm, mit freundlicher Genehmigung und Unterstützung des Herrn Rittergutsbesitzers Strähling in Seyde, auf einem bereits durch frühere Funde bekannten, aber bislang in dem Westpreussischen Provinzial-Museum nicht vertretenen Gräberfelde in der Kiesgrube Seyde Nachgrabungen an.

Die Kiesgrube liegt etwa 1,5 km östlich des Gutshofes, zwischen dem Wege nach Mlynski und der die Landesgrenze gegen Russland bildenden Drewenz. Im Verlauf der durch drei Tage fortgesetzten Ausgrabungen ergab sich, dass hier ein aus freilegenden Umgräbern bestehendes grösseres Gräberfeld vorliegt, und es gelang, während dieser Zeit 25 Grabstellen aufzufinden und zu untersuchen. — Die Gräber lagen ziemlich flach, sodass die Urnenböden durchschnittlich 50—60 cm, zuweilen auch weniger, unter der Oberfläche sich befanden. Sie bildeten unregelmässige Reihen, in denen sie 1—2 m von einander entfernt standen; doch lagen zuweilen auch mehrere Gräber dicht beisammen auf einem Fleck. Die Grabgefässe waren frei in den sehr kiefigen Boden versenkt, und die Löcher waren dann

wieder mit der ausgeworfenen Erde zugeschüttet worden. Mehrfach sind dabei einige kindkopfgrosse Steine, anscheinend absichtlich, oben auf die Grabgefässe gelegt. In Folge dieser Belastung mit Erde und Steinen waren viele Urnen im Laufe der Zeit zerdrückt und in sich zusammengefallen; die zur Pfing hatte bei tieferem Eingreifen die fachliegenden Urnentheile gefasst und zerstört. Daher konnten nur wenige Gefässe unbeschädigt dem Boden entnommen werden, während die meisten vielfach geborsten und mehr oder minder vollständig zerstört waren. Später gelang es im Museum, aus den sorgfältig gesammelten Bruchstücken noch mehrere Urnen vollständig zusammensetzen und die übrigen wenigstens soweit zu ergänzen, dass ihre ursprüngliche Form und sonstige Beschaffenheit ersichtlich ist.

Die Urnen weisen in ihrer Form eine erhebliche Verschiedenheit auf. Die Mehrzahl ist entweder abgestumpft doppelkegelförmig mit ziemlich kleiner Stumpf- und grosser Mündung, oder der Untertheil mit dem kleinen Boden ist angedrückt kegelförmig, während der Obertheil mit der sehr weiten Mündung nahezu cylindrisch ist. In anderen Fällen ist die Urne etwa terrinenförmig, mit mehr oder weniger deutlich abgesetztem, kurzem, weitem, cylindrischem Hals. Nur vereinzelt fanden sich rassen- und napfförmige Exemplare. Ebenso schwankt die Grösse der aufgefundenen Urnen, indem die kleinste nur einen Durchmesser von 14 cm und eine Höhe von 15 cm besitzt, während die grössten bis 46 cm Durchmesser und über 25 cm Höhe erreichen. Die Oberfläche der Urnen ist entweder völlig rauh, oder durchweg mehr minder geglättet; sonst kommt es auch vor, dass ertheilt rauh und der Obertheil geglättet ist. Verzierungen finden sich nur selten, und sie bestehen zumeist aus ein bis vier, ziemlich roh eingeritzten, parallelen Linien, die die Urne oberhalb der grössten Weite annähernd horizontal umhüllen. Nur bei einer Urne wurde eine reichere Verzierung des Bauches beobachtet. Einzelne Urnen sind mit kleinen Henkelöfen versehen; so eine napfförmige mit zwei solchen unter dem Rande und einige terrinenförmige ebenfalls mit zwei an der Grenze von Hals und Bauch. Bei mehreren Gefässen fanden sich Theile des schalenförmigen Deckels, mit einem etwas nach innen gebogenen, verdickten und hawellen verzierten Rand. Ursprünglich dürften die meisten Urnen gedeckelt gewesen sein, jedoch sind wohl die Deckel im Laufe der Zeit durch den Pfing zerstört worden.

Bei etwa einem Drittel der aufgedeckten Gräber stand die Urne in einer flacheren oder tieferen Schale, die in einem Falle 38 cm Durchmesser und 15 cm Tiefe erreichte. Fast alle Schalen, von denen einige wieder vollständig zusammengesetzt werden konnten, waren mit einem Henkelknopf oder einem Henkelohr am Rand versehen. Bemerkenswerth ist, dass nicht immer unverehrte Schalen als Untersatz verwendet wurden, vielmehr konnte in drei Fällen mit Sicherheit festgestellt werden, dass ein grösseres Bruchstück dazu benutzt worden ist. Sonstige Beigefässe wurden nicht gefunden, so dass also jedes Grab nur aus der Urne, eventuell mit Deckel und Untersatze, bestand. — Der Inhalt der Urnen war überaus ärmlich, denn wenigstens die meisten enthielten nur die gebrannten und zerklüfteten Knochenreste, welche durchweg rein und ohne Beimengung von kohligem und erdigem Theilen waren. Von ansehnlichen Beigaben waren nur in zwei Urnen einige kurze Stöckchen von stark verwittertem, dünnem Bronzedraht, wohl Ueberreste von Bronzedrahtringen, aufgefunden. In Folge dieser Ärm-

lichkeit überhaupt und des völligen Fehlens an charakteristischen Beigaben ist die Altersbestimmung des Grabfeldes schwierig. Wahrscheinlich stammt dasselbe aus der Uebergangsperiode von der Bronze- zur Eisenzeit. Mit den Gräbern der älteren Eisenzeit stimmen die in Seyda aufgedeckten in der allgemeinen Form der Urnen und deren freier Beisetzung, ohne schützende Steinkiste, wohl überein; dagegen weichen sie von denselben durch die auffallend geringe Zahl der Beigaben, insbesondere durch den völligen Mangel an Eisenobjecten, sowie durch die Reinheit der Knochenreste, die nicht mit Kohle innig vermischt sind, erheblich ab. In beiden letzteren Beziehungen zeigen sie mehr Aehnlichkeit mit unseren Steinkistengräbern aus der Hallstattzeit, so dass ihre Herkunft aus der Uebergangszeit beider Perioden wahrscheinlich ist.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Gemeinsame Sitzung der Münchener geographischen und anthropologischen Gesellschaft am 9. Mai 1899.

Die Sitzung eröffnete der Vorsitzende der geographischen Gesellschaft Herr Professor Oberhammer mit der Begrüssung der Heilheiten: Prinz Rupprecht, Prinz Conrad, Prinz und Prinzessin Heinrich von Hessen, des kaiserl. russ. Staatsrath Herrn Radloff, des Professors der physischen Geographie Herr Davis aus Cambridge Mass. und der übrigen hohen Herrschaften. Die Ausrüstung der deutschen Südpolar-Expedition ist sonnen gesichert. Die in Folge der Erkrankung ihrer Kgl. Hoheit Prinzessin Adelgen notwendig gewordene Festsetzung kann, nachdem die Besetzung erfreulicher Weise abhandelt zu sein scheint, wohl noch in dieser Saison abgehalten werden. Ferner hat Slatin Pascha seinen und die Schlacht vom Omdurman zu sprechen. Hieran erhielt das Wort Graf Eugen Zichy in seinem Vortrag „Ueber seine Reise durch Transbaikalien, Gobi und die Mongolei“, wobei er hauptsächlich seine persönlichen Reiseerlebnisse schilderte. Die wissenschaftlichen Resultate sollen im Anschluss an die schon erschienenen hervorragenden Werke des Vortragenden in einer grösseren Publication veröffentlicht werden. Nach zwei früheren Expeditionen unternehm der Vortragende, umgeben von einem Stab von Gelehrten, im vergangenen Jahre eine neue Reise, um den Weg zu erforschen, welchen die ungarischen Stämme auf ihren Wanderungen nach Westen genommen haben. Zuerst schildert der Vortragende in allgemeinen Zügen die Urgeschichte der Menschheit, um dann überzugehen auf die ostasiatischen Völker. Die Ueberwanderung der nördlich von China gelegenen Völker führte zu Auswanderungen, theils nach Süden, theils nach Westen. Den Weg, den die westlich gerichtete Auswanderung machte, war derselbe, wie der der Expedition, aber in entgegengesetzter Richtung. Solange sie auf russischem Gebiete reisten, fand die Expedition stets altsiberische Unterstützung. Nachdem das Uralalagebiet durchwandert war, kam sie an den Baikalsee. Die Gegend dort gehört zu den schönsten Ländern und macht einen überwilligenden Eindruck. Die Schamanen-Religion ist dort ziemlich herrschend. In Urga wurde die Karawane für den Marsch durch die Wüste Gobi zusammengestellt. Sowohl von Seite des mongolischen als auch mandscharischen Gouverneurs wurde der Vortragende hierin unterstützt. In Urga leben viele Lama, hier befindet sich der lebende Gott, Guison Tamba der

Lama, er ist meist ein junger Knabe, der aus Tibet stammt. Kein Europäer darf ihn sehen, er soll nicht alt werden, denn wenn er seine Macht zu fühlen beginnt, trachtet man ihn wieder los zu werden. Er ist auch gewöhnlich von einer wenig einflussreichen Familie. Der Weg durch die Wüste war sehr beschwerlich wegen der grossen Temperaturunterschiede und des schlechten Wassers. Die Jagd war verhältnissmässig ergebnislos. Während des Marsches konnten ca. 18000 Thiere gesammelt und conservirt werden. Am 21. Tage kam die Expedition an die chinesische Mauer. Die Gegend ändert sich hier in überraschender Weise, der Pass, der bei Kalgan überschritten wurde, macht einen überwältigenden Anblick. Nach einem Besuche der Münggräber bei Nankou ging es nach Peking, wo gerade die Revolution herrschte. Trotzdem gelang es dem Vortragenden das Versprechen zu erhalten, dass die Documente, welche Batu-Chan auf seinem Verheerungszuge in Polen, Böhmen, Schlesien etc. mit sich genommen hatte, copirt werden dürfen. Der Vortragende schloss dann seinen interessanten Vortrag mit einer humoristischen Schilderung der Beamten- und Militärverhältnisse in Peking. Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Rechnungsgerathes Uebalacker war es dem Vortragenden möglich, eine überaus grosse Anzahl von Photographien, welche die Gegenden und die Völker charakterisiren, mittelst Projectionsapparat vorzuführen. Der Vorsitzende der Münchener anthropologischen Gesellschaft Herr Professor J. Ranka betonte in dem Schlussworte die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Erforschung der Ursitze des ungarischen Volkes für die allgemeine Geschichte Europas. Mit Bewunderung blickte wir auf ein Land, dessen höchster Adel, mit den Fachgelehrten, wie es Graf Zichy gethan, Gut und Blut einsetzt, um für Civilisation und Wissenschaft zu wirken und es versteht, so Grosses und für die anderen europäischen Nationen Vorbildliches zu leisten. Mit dem Dank an den Vortragenden und Rechnungsgerath Uebalacker schloss er die Sitzung.

Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart.

(Schluss.)

Wilser führte aus: Solange die von den Sprachforschern behauptete asiatische Abstammung der europäischen Völker allgemeinen Glauben fand, war eine Zusammenfassung verschiedener Forschungsgebiete, eine Ueberbrückung der Kluft zwischen Geschichte und Urgeschichte unmöglich. Obgleich es stichhaltige Gründe für eine Urheimath der kurzweg „Arier“ genannten sprachverwandten Völker in Asien nicht gibt, hatten sich doch nur ganz vereinzelt und wenig beachtete Stimmen, darunter der Sprachforscher Benfey, für den europäischen Ursprung ausgesprochen. Der erste, der ein bestimmtes, scharfmgrenztes Land unseres Welttheils, die skandinavische Halbinsel, als die langgesuchte Urheimath bezeichnete, war im Jahre 1881 der Vortragende; er hat seitdem auch alle Schlussfolgerungen dieser Voraussetzung gezogen und dadurch eine unmittelbare Anknüpfung der Geschichte an die Urgeschichte ermöglicht und eine

Weltanschauung gewonnen, die für alle Ersehnungen des ältesten wie des jüngsten Völkerlebens die natürlichen Ursachen und Trichfedern deutlich erkennen lässt. Die Hauptbeweisgründe — allein schon vollkommen ausreichend — für diese neue Lehre liefert die naturwissenschaftliche Rassenforschung; nach ihr wird Norduropa von einer eigenartigen Menschenrasse (Homo europaeus dolichocephalus flavus) bewohnt, die durch Langkopf (Breite nur 0,7—0,8 der Länge), helles Haar, blaue Augen, weisse Haut, hohen Wuchs, ganz besonders aber hervorragende geistige und sittliche Eigenschaften ausgezeichnet ist und ihr Verbreitungscentrum, wo sie sich bis heute am reinsten erhalten, in Schweden und Norwegen hat. Da in diesem, soweit unsere Kenntniss reicht, immer von arisch redenden Menschen bewohnten Land die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ sich decken, so ist der Schluss gegeben, dass hier der Ausgangspunkt der Wanderungen sein muss, die zugleich mit dem Blut der Nordlaurerassen arische Sprache und Gesittung über weite Gebiete, selbst über unsern Welttheil hinaus verbreitet haben. — Andere schwerwiegende Beweisgründe liefern uns die alten Geschichtsschreiber, in denen die Ueberlieferung und Wanderage der Germanen enthalten sind. Da unsere Vorfahren die Urheimath als letzte verlassen haben, so musste selbstverständlich bei ihnen auch die Erinnerung am lebhaftesten sein. Aus diesen hochwichtigen Nachrichten, die bisher — weil sie mit der vorgefassten Meinung der Historiker im Widerspruch standen — nicht beachtet wurden und die der Vortragende zum erstenmal aus den Quellen vollständig zusammengestellt hat, geht, wie er glaubt, bestimmt hervor, dass alle Germanenstämme von Skandinavien ausgewandert sind; mit ihrer Hilfe lassen sich auch die Wanderage der einzelnen Völker und Völken ganz genau feststellen, wie z. B. der Langobarden, die im Laufe einiger Jahrhunderte von Schonon nach Jütland, dann an die Niederelbe, den Flusslauf aufwärts nach Böhmen und Mähren, durchs Thal der March an die Donau und in die ungarische Ebene, endlich über die Donau in die römische Provinz Pannonien und von hier aus nach Italien gezogen sind. Der skandinavische Ursprung dieser langen und ausgedehnten Wanderung wird von ungefähr 25 verschiedenen Schriftstellern berichtet. — Ein Beweis von nahezu mathematischer Schärfe liegt in der europäischen Buchstabenschrift. Im Jahre 1888 ist es nämlich dem Vortragenden gelungen, aus der gemeinermantischen Runenreihe von 24 Zeteborn durch Entfernung offenbar späterer Zuthaten und Erweiterungen einen Kern von 18 ebenmäßig angeordneten Urzeichen mit dem Lautwerth p h a r b c; h a

ijms; peto lq herauszuehären, den er „urarische“ Schrift genannt hat, weil er einerseits die Entstehung aus einer Bilderschrift noch deutlich erkennen lässt, andererseits die entwicklungsgeschichtliche Ableitung jedes einzelnen Schriftzeichens aller alteuropäischen und kleinasiatischen Alphabete gestattet. Die Entdeckung einer vorphönischen Schrift, einer noch unvollkommenen Vorläuferin der späteren Buchstaben, der arischen Aegäer durch Evans u. a. hat das Märehen von der Erföhlung unserer Buchstaben durch die Phöniker, deren Erfinderröhm im Lichte der neuesten Forschung immer mehr zusammenschropft, beiseitigt; die angefällige Aehnlichkeit der Runen mit den alteuropäischen Schriftarten ist nur durch gemeinsamen Ursprung zu erklären; die Ableitung aber von den lateinischen — eine Ansicht, die besonders von dem Dänen Wimmer vertreten wird — oder den altgriechischen Buchstaben hat sich als unmöglich herausgestellt. Auf Grund der nördlichen Wurzel lässt sich auch ein allen sprachlichen, geschichtlichen, culturgehichtlichen und geographischen Verhältnissen gerecht werdender Stammbaum der arischen Völker aufstellen. Die strahlenförmige Ausbreitung derselben erfolgte in 3 Strömen, dem keltischen oder Weststrom, von dem auch die Italer lateinischer Zunge ausgegangen sind, dem germanischen Mittelstrom, sogleich dem jüngersten, und dem Oststrom, der sich in folgende drei Hauptarme spaltet: den litauisch-thrakisch-hellenischen, von dem die asiatischen und italischen Tyrsener sich abzweigend haben, den wendisch-slavisch-indischen und den sarmatisch-skythisch-perischen. — Den Schluss des Vortrages bildete ein Ueberblick über die zusammenhängende Culturentwicklung der Europäer von der ältesten Steinzeit bis in unser Jahrhundert. Wie die Steinzeitkultur ist auch die Bronze nordeuropäischen Ursprungs; das in verschiedene Sprachen, sogar ins Assyrische und Sanskrit übergegangene Wort Kassteros, mit dem Herodot und Homer das Zinn bezeichnen, ist, wie der Vortragende zuerst nachgewiesen, ein keltisches. Der germanische Stil, auf dem die ganze mittelalterliche Kunst beruht, ist von eigenartiger Schönheit und das Endglied in der Entwicklung arischer Zierkunst, nicht — wie manche in alten Anschauungen befangene Beurtheiler meinen — „verhildet und verkratzt oder eine klassische Ornamentik im tiefsten Verfall“. So räumt die neue Lehre, die unseres Volkes und unserer Gesittung Ursprung im Norden sucht, mit manchen vielverkühdeten und vielgegläubten „Dogmen“ auf, setzt aber an ihre Stelle eine einheitliche, den grossen Errungenschaften unseres Jahrhunderts nirgends widersprechende Weltanschauung. —

Literatur-Besprechungen.

Hagen, Dr. B. Anthropologischer Atlas ostasiatischer und melanesischer Völker, Herausgegeben mit Unterstützung der k. preuss. Akademie der Wissenschaften, XXIV, 113 Seiten mit Aufnahmeprotokollen, Messungstabellen und einem Atlas von 101 Tabellen in Lichtdruck, gr. 4°. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag. Preis 100 M.

Der durch seine bisherigen anthropologischen Arbeiten rühmlich bekannte Autor des vorliegenden werthvollen und prächtigen Werkes bietet damit eine neue Serie von Körpermessungen an, welche wesentlich die Messungen seiner früheren Publication ergänzen und vervollständigen. Die Messungen wurden in den Jahren 1890—92 in Deli auf der Ostküste Sumatras, Ende 1893 in Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea vorgenommen.

Der Verfasser theilt nur das Quellenmaterial mit, ohne Schlüsse und Folgerungen anzuschliessen. Hoffentlich werden diese noch folgen. Wer wüs berechtigter, Anspruch auf Anerkennung seiner Schlussfolgerungen und Ansichten zu erheben als gerade der Verfasser? Herr Hofrath Dr. Hagen lebte 16 Jahre unter den untersuchten Völkern, er hatte die meisten von den gemessenen Leuten jahrelang stets vor Augen gehabt und eine ganze Heile der jüngeren aufwachsen sehen, kannte ihre Familien, ihre Sprache, ihre Sitten und Gewohnheiten und besass als stets hilfsbereiter Arzt ihr ganz persönliches Vertrauen.

Besonders werthvoll ist das Werk durch den beigegebenen Atlas von 101 Tafeln in Lichtdruck, die von der Firma Stengel & Co. in Dresden in musterghliger Weise hergestellt wurden. Jeder der photographirten Personen wurde von vorn, von der Mitte und von rückwärts aufgenommen und zwar, wie es scheint, mit dem Kopf in der deutschen Horizontalen.

Das ganze Werk zeigt, dass der bei den anseeuropäischen Völkern lebende und wirkende Art die wichtigsten und werthvollsten Beiträge zur anthropologischen Forschung liefern kann. Nöchte Herr Hofrath Hagen recht viele ebenso eifrige als tüchtige Nachfolger finden. Er besteht ohne Gefahr auf Verzag. Nachdem der völkermischende Verkehr fast bis zu den äussersten Inseln gelangt ist, werden jene Punkte, wo noch einfachere ethnologische Verhältnisse zu finden sind, immer seltener und der Zeitpunkt ist wohl nicht allzuforn, wo kein einziges unvermischtes Völkchen mehr existirt.

Sowohl dem Herausgeber als auch der k. preuss. Akademie der Wissenschaften, mit deren Unterstützung das Werk herausgegeben werden konnte, und dem Verlag ist der Dank aller Fachgenossen sicher. Vielen, welche jene Völker nicht aus eigener Anschauung studiren können, ist durch das gediegene Werk Gelegenheit gegeben, sich bei einem gewissen Grade eine selbständige Ansicht über die behandelten Völker zu bilden.

B.

Wir erhalten die Traueranschrift:

„Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, unseren lieben Bruder, Neffen und Vetter, den praktischen Arzt,

Herrn Dr. med. Joseph Mies,

Freitag, den 9. ds. Mts., Nachmittags 4 1/2 Uhr, zu sich in die Ewigkeit zu rufen.

Er starb nach längerem Leiden, versehen mit den Heilmitteln der römisch-katholischen Kirche, im Alter von 39 Jahren.

Um stille Theilnahme bitten

Die trauernden Geschwister

Jens Mies, Elise Mies, Bertha Mies (Schwester Maria v. h. Antonius).

Cöln und Junkersdorf, den 10. Juni 1899.*

Mit tiefer Betrübniss hat die Todesnachricht des so unserordentlich eifrigen und verdienstlichen Mitgliedes unsere Gesellschaft erfüllt. Die gesammte Gesellschaft und vor Allem die Vorstandschafft derselben, der er so lange Jahre treu zur Seite gestanden, wird dem viel zu früh Dahingeshiedenen immer ein verehrungsvolles und warmes Andenken bewahren. Dieser Verlust ist für die Gesellschaft und anthropologische Forschung Deutschlands um so betrübender, weil es keineswegs viele jüngere talentvolle Forscher gibt, welche wie der Verewigte mit solcher selbstloser Ausdauer und Begeisterung der Anthropologie dienen. Möge unser junger Freund in Frieden ruhen.

Nachruf auf den verstorbenen Collegen Herrn Dr. Joseph Mies, gehalten in der Sitzung des allgem. ärztlichen Vereins am 12. Juni 1899 von dem Vorsitzenden Professor Dr. Leichtenstern:

„Wiederum stößt der ärztliche Verein schmerzlich bewegt an der Bahre eines seiner Mitglieder, diesmal eines jüngeren Collegen, der noch eine lange Laufbahn vor sich hatte, eine Laufbahn, die er zweifellos zum Wohl der leidenden Menschheit mit bekannter selbstloser Hingabe an seinen Beruf, zu Ehren des ärztlichen Standes, zu Nutz und Frommen der medicinischen und anthropologischen Wissenschaften siegreich vollendet hätte.

Die Vorsehung hat es anders bestimmt. Trenn und hieder, still bescheiden und liebenswürdig war sein ganzes Wesen, tief war der klare Born seines umfangreichen Wissens.

In der anthropologischen Wissenschaft, namentlich der messenden, der Cephalometrie und Anthropometrie hinterlässt Joseph Mies namhafte Leistungen.

Der durch diese Lieblingsstudien geweckte Zahlenman und die damit verbundene ziffermäßige Pünktlichkeit haben auch seiner Thätigkeit als Schriftführer des ärztlichen Vereins ihren Stempel aufgedrückt.

Manchmal hat der biedere Colleague uns heiter gestimmt, wenn er am Schluss des Vereinsjahres das statistische Facit unserer Leistungen sog. den Fleiss und Unfleiss der Mitglieder uns ziffermäßig vor Augen führte.

Der allgem. ärztliche Verein hat in dem Heimgegangenen seinen langjährigen erprobten Schriftführer verloren, einen Schriftführer, wie wir ihn besser niemals gehabt haben, besser nicht leicht mehr finden werden.

Durch emsige Aufforderung zu wissenschaftlichen Vorträgen, durch energisches Betreiben der oft zögernden Referate, durch vorzügliche Berichterstattungen über die Vereinsitzungen in den Fachjournalen, durch eine musterhafte Buchführung und Statistik hat sich Joseph Mies nun unseren Verein nach Innen und Aussen hin in höchstem Maasse verdient gemacht.

Es ist mir eine liebe Pflicht und ein wahres Herzensbedürfniss, diese Verdienste des Verstorbenen am unseren Verein hier dankbaren Herzens hervorzuheben und ich bin sicher, dass Sie, meine Herren, mit meinen Gefühlen vollständig übereinstimmen.

Möge es dem allgem. ärztlichen Verein nie an Mitgliedern fehlen, welche ihre Kraft und Zeit einsetzen, wie Joseph Mies es gethan hat, für das Gedeihen und Blühen des ärztlichen Vereins und für die Förderung der ärztlichen Standesinteressen.

Als schwaches Zeichen unserer Verehrung und Dankbarkeit für den Verstorbenen bitte ich Sie, sich von Ihren Sitzen zu erheben.*

Die Versendung des Correspondenz Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 19. Juli 1899.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gewerkschaft der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. v. S. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Moorfund in Schleswig-Holstein. Von Dr. Schmidt-Petersen, Kreis-Physikus in Bredstedt. — Prähistorische Spuren in mittelalterlichen Chroniken. Von F. Weber-München. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Physikalisch-Oekonomieische Gesellschaft in Königsberg (Pr.); 2. Naturforschende Gesellschaft in Pansig. — Literatur-Besprechungen.

Moorfund in Schleswig-Holstein.

Von Dr. Schmidt-Petersen, Kreis-Physikus
in Bredstedt.

Im Juni dieses Jahres stieß ein Arbeiter beim Ausstechen des Moores in der Niederung zwischen Bohnstedt und Gr.-Ahrensbüttel nordwestlich von der kleinen über den Entwässerungsgraben führenden Brücke auf einen röhren Gegegenstand, der seinem Spaten widerstand und den er für eine Baumwurzel hielt, von welchem das Moor eine Menge einschliesst. Schliesslich faaste er mit der Hand zu, um sie herauszuziehen. Dabei wurde aber das Ding länger und länger und hielt nun immer noch fest. Ein grösserer Schulknabe, der zugegen war, rief ihm zu, doch erst einzuhalten und sorgfältig nachzuziehen, „das hänge ja“.

Bei vorsichtigem Arbeiten beförderte die beiden nun 4 grosse schöne Bronzespiralringe und 2 kleine Metallstücke mit durchgefressenen Oesen zu Tage.

Die Spiralringe standen etwa 30–40 cm unter der Oberfläche des bereits vor Jahren knietief abgegrabenen Moores nebeneinander, eingehüllt in glänzende weisse Birkenrinde, welche allerdings nur zerbrochen mit herausbefördert werden konnte.

In 17 fest zusammenliegenden Windungen umschliesst der sichtlich profilirte Bronze Draht einen Korpus von 7,5 cm unterem und 6,7 cm oberem Durchmesser bei 12 cm Höhe. Bei allen 4 Spiralen ist einer oder mehrere der grössten Ringe an 1–2 cm breiten Stellen entweder vollständig durchgefressen und abgetrennt oder sie hängen noch mit einer fadendünnen Spitze zusammen. Ich schreibe diese theilweise Zerstörung nicht ausschliesslich der chemischen Einwirkung der Moor- oder Humussäure zu, glaube vielmehr hierzu die Wirkung eines schwachen galvanischen Stromes erkennen zu müssen, der zu denselben Stellen, auf welchen das Metall anfrachte, erklärlicherweise zur Geltung kam. Durch allmähliches Nachsinken kam die eigenartige Form zu

Stand. Einer dieser abgetrennten Ringe hat eine sehr gut angeführte Löth- oder Schweisstelle, welche an der glatten inneren Seite deutlich, an der verzerrten Aussenfläche aber kaum sichtbar ist.

Die Spiralringe sind bis auf den einen, dessen Windungen in Folge des rohen Versuches ihn herauszuziehen, nicht mehr fest zusammenschlossen und von welchem auch das obere Schlussstück abgetrennt ist, sehr gut erhalten. Zwischen einer mattgrauen Patina blüht das goldgelbe Metall. — Das Gewicht je eines der Ringe beträgt 250–300 g.

Der Querschnitt des Bronzedrahtes ist nach innen bei 0,8 cm Breite flach, nach aussen bei zwei der Ringe einfac'h, bei den beiden anderen doppelt-eiförmig. Die Cannelirung ist eine sehr gleichmässige, sodass man annehmen muss, der Draht sei durch Ziehen hergestellt. Verstärkt wird diese Annahme noch durch den Umstand, dass ein durch vielfaches Hin- und Herbiegen abgetrenntes Ende eine starke Faserung zeigt.

Das untere Ende der Drahtspirale weist — wenn vorhanden — nichts Besonderes auf. Das obere Ende verjüngt sich ausserst zu einem runden gewundenen Stiele, welcher bei zwei in einer kleinen ringförmigen nach auswärts gebogenen Platte endigt. Bei den andern ist diese Endplatte 4,5 cm lang und bis 0,8 cm breit und endet in einem platten Köpfchen. Die obere Seite der Platte trägt ein etwas verwickeltes gekrenktes Gittermuster.

Die beiden kleinen Metallstücke sind 3,5 cm lang. Sie scheinen an beiden Enden Oesen gehabt zu haben und sind demnach wahrscheinlich Kettenglieder. Auch hier haben die Oesen an den Berührungsstellen dem galvanischen Strome nicht widerstanden, ja eines dieser Kettenglieder hat sich durch stetes Nachsinken auf ein anderes Metallstück förmlich tief angeblüht. — Jedemfalls wird die Fundstelle im Moore noch mehr Kettenglieder bergen. Das Auf- finden wird indess schwierig sein, bei bohem Grund-

wasserstande unmöglich; denn das Moor ist weich und saunpfig. Ein Bodenprofil wird kaum zu erhalten sein.

Ueber die ursprüngliche Verwendung der Spiralinge braucht man wohl keinen Zweifel zu hegen. Es sind zwei Paar Armhänder, kostbare Schmuckstücke aus der älteren Bronzezeit. Vgl. Sophus Müller, Nord. Alterth. 1, 275. — Die Kette hat vermuthlich als Halschmuck oder als Wehrgehänge gedient. Für den letzteren Gebrauch scheint sie freilich etwas schwach zu sein.

Der Umstand, dass die Stücke in Birkenrinde eingehüllt und im Moore anfrucht nebeneinander standen, beweist deutlich genug, dass sie mit Absicht — ex voto? — deponirt wurden.

Prahistorische Spuren in mittelalterlichen Chroniken.

Von F. Weher-München.

Amserst selten lesen wir in den Chroniken des Mittelalters von Funden und zu Tage gekommenen Ueberresten aus vorgeschichtlicher Zeit, und wenn ja einmal, sind die Nachrichten hierüber meist übertrieben, unglaubwürdig, unnahbar. Und doch müssen im Mittelalter gelegentlich von Bauten und Erdarbeiten sowie bei der Bodenbebauung und Rodung der Wälder solche Funde ebenfalls schon gemacht worden sein, wenn auch nicht so viele, als in moderner Zeit, in der der Boden weit mehr und in ausgeprägter Weise aufgerissen wird als früher. Absichtliche Nachgrabungen auf Alterthümer, wie sie seit Ende des vorigen Jahrhunderts nachweisbar sind, fanden damals kaum statt.

Es sei gestattet, einige derartige Nachrichten über vorgeschichtliche Funde hier anzuführen.

In der Kölner Königschronik wird zum Jahre 1174 berichtet: „In demselben Jahre fanden an Anturzach (Andernach) einige Leute beim Graben den Leichnam des Kaisers Valentinian, wie in der Aufschrift eines Deuars, der zugleich mit ihm gefunden wurde, so lesen war. Auch wurde auf seinem Haupte eine Krone, zu seinen Füßen eine Urne, an seiner Seite ein von Kost ferrenseses Schwert mit goldenem Griff und einem Siegestein gefunden. Dieses Schwert wurde dem Kaiser (Friedrich I) zur Ansicht überbracht.“

Wenn wir von dieser Nachricht das Fabelhafte ablösen, so bleibt als wahrscheinlich der Fund eines Skelets aus einem Heibengraberfeld übrig. Der „Siegestein“ spielt in der mittelalterlichen Literatur bis ins 15. Jahrhundert herab eine Rolle. Welche Gesteinsart darunter verstanden wurde, ist nicht sicher. Sein Besitz verlieh den Sieg über jeden Gegner. Er wurde in der Tasche getragen, in Ringe gefasst oder am Schwertknopf angebracht. Anfänglich galt er als natürliches Product, später als durch verborgene Kraft und schwarze Kunst erzeugt.

Unsichtbar machende Edelsteine werden auch in Johann v. Victlings Buch gewisser Geschichten zum Jahre 1336 erwähnt: „Zu den Zeiten Heinrichs von Karnten, heisst es daselbst, wählte in den seinen Herrschaftsgebiet gehörigen Gebirgslanden ein Volk von Zwergen in den Höhlen der Berge, welches mit den Menschen speiste, spielte, trank und tanzte, aber unsichtbar. Man erzählt, sie trügen Edelsteine, welche sie unsichtbar machen, da sie sich wegen ihrer Kleinheit und Mißgestalt schämen.“ Vielleicht liegt den weitverbreiteten Sagen von kunstreichen Zwergen eine traditionelle Erinnerung an die

von unstreitig zierlicher Gestalt gewesenen Bronzezeitleute an Grunde, welche sich im Gehirne am längsten erhalten haben werden.

Ein anderer Fund wird in den Kolmarer grösseren Jahrbüchern zum Jahre 1279, leider nur sehr kurz, erwähnt. Hiernach „fiand ein Kusche im Wald wohlgeordnetes Eisen“, dessen Formen jedenfalls den Zeitgenossen unbekannt gewesen sein und in vorgeschichtliche Zeiten zurückzuführen mussten, da man den Fund besonderer Erwähnung werth hielt.

Dieselbe Chronik erwähnt zum Jahre 1280: „Im Fundament eines Pfeilers des Strassburger Münsters wurden menschliche Knochen gefunden, welche die Schienbeinlänge eines Mannes von mittlerer Grösse übertrafen. Ebenso im Kloster der Deutschenherren Gebeine, welche die Grösse eines Mannes übertrafen. Ein Menschenzahne wurde gefunden, drei Mannfinger dick, zehn lang, sechs tief. Derselbe wurde vor der Kirche aufgehängt.“ In dem letzteren Füllen scheint man auf diluviale Thierreste gestossen zu sein. Uebrigens geht hieraus hervor, dass in den Köpfen der Leute damals, wie noch heute im Volke, der Glaube spukte, dass die Menschen der Vorseit Riesen waren, wahrscheinlich ein Niederschlag von Mythen der deutschen Vorseit.

In dem schon erwähnten Buch gewisser Geschichten lesen wir zum Jahre 1308: „Im Pilsen fand eine Fran in ihrem Gemüsegarten eine goldene Münze mit einem Königsbild und der Inschrift Victoria.“ Der Chronist erklärt auch richtig, „dass die Münze Bildnisse und Namen irgend eines alten Kaisers, wie wir man solche sehr oft sieht, getragen habe“. Funde römischer Münzen waren also schon damals nicht seltenes. Und zum Jahre 1340 heisst es ebendasselbe, „dass die Ruinen und Trümmer der römischen Stadt Celeja (Gilli) noch heute gezeigt werden“.

Ob aus einer Nachricht in Gassers Chronik von Augoburg zum Jahre 1447 auf einen antiken Fund geschlossen werden darf, bleibt ungewiss. Die Stelle lautet: „In dem Graben zwischen dem rothen und Gögginger-Thor wurde ein 6 Centner schwerer kleiner Sarg gefunden, in welchem ein Todengerippe und ein verrosteter Harnisch gelegen. Dieser wurde in das Zeughaus gebracht.“ Ein historisch bekannter Begräbnisplatz war an dieser Stelle nie, es wäre daher immerhin möglich, dass man auf eine römische Bestattung stiess.

Mehr Wichtigkeit würde im Volke von jeher dem Funde eines Steinbeils oder Steinmessels beigelegt, da man in diesen neolithischen Erzeugnissen während eines Gewitters vom Himmel gefallene Steine sah, die zu Heilzwecken aller Art diensam wären. Dieser Glaube lässt sich durch das ganze Mittelalter bis in unsere Zeit nachweisen. Man nannte diese Steine „Donnersteine“ oder „Donnerkeile“. In einem Lied Wolfstams von Seebach heisst es von dem hartem Herzen der Gelichten:

„Ein vlinz von donnerszaln
möht' ich r' allen malen
han erbeten, das in der herte entwiche
ein teil.“

Und in Shakespeares Sturm ist noch die Rede von einem „Donnerkeil“, der den (vermuthlich toten) Caliban während des Gewitters erschlagen haben sollte.

Wenn wir von den Gräberfunden auf die Begräbnisse übergehen, so eröffnen die Chronik Ekkehard's von Aura und des Dekans Cosmas Chronik von Böhmen wichtige Rückblicke auf die vorgeschichtliche Zeit. Ersterer berichtet zum Jahre 1125

anlässlich der Bekehrung der Pommeren durch Otto von Bamberg, dass dieser die Gefaßten ermahnt habe, „sie sollten ihre Kinder (d. h. die zur Waffenführung nicht brauchbaren) nicht tödten, ein Frevler, der bei ihnen sehr herrschend war; ein jeder soll sich mit einer Frau begnügen; sie sollten die gestorbenen Christen nicht unter die Heiden begraben, in den Wäldern oder auf den Feldern, sondern an Kirchhöfen, wie es aller Christen Sitte sei; sie sollten nicht Hölzer an die Gräber derselben setzen; sie sollten nicht Götzentempel bauen, nicht an Wahrsagerinnen sich wenden, noch das Loos befragen; sie sollten nichts unraiser essen, nicht gestorbene, nicht erstickte, nicht Opferfleisch und nicht das Blut der Tiere“.

Diese bei den heidnischen Pommeren herrschenden Gebräuche waren sicher einst auch bei den heidnischen Germanen in Schwung. Wahrscheinlich ist der im bayrischen und alamanischen Stamm noch jetzt übliche Gebrauch, das Brett, auf dem die Leiche lag, zur Erinnerung an den Toten an Blumen und Wegen aufzustellen, auf das heidnische Setzen dieses Brettes auf das Grab zurückzuführen. Auf diesem Brett wurde wahrscheinlich der Tote und der Todestag irgendwie kenntlich gemacht und sein Grab auf diese Weise bezeichnet. Als die Kirche den heidnischen Brauch verbot, liess es sich das Volk nicht nehmen, die Bretter wenigstens an profanen Plätzen aufzustellen. So findet man im ebenen Oberbayern und auch in Schwaben dieselben gruppenweise an ein Feldkreuz oder einen Stamm aufgestellt; im Gebirge werden sie häufig an den Baumstämmen und Aesten festgemacht, wie z. B. im Nabalpöding, oder in moosigen Gegendern, wie z. B. bei Lermsau, über die Entwässerungsgraben als Brücken gelegt. In einigen Gegendern sind sie reich bemalt und versiert, in anderen, wie in dem letztgenannten Gebiet, ist bis in die gegenwärtige Zeit auf dem Brett nur Name und Sterbefahr eingegraben.

Ebenso wichtig sind die Angaben in der Chronik vom Böhmen zum Jahre 1092 über die Bekehrung der Böhmen. Der neue Herzog, Braslawus der Jüngere, heisst es daselbst, „vertrieb im Kifer für die christliche Religion alle Zauberer, Zeichendeuter und Wahrsager aus dem Lande und liess alle Haine und Bäume, welche das gemeine Volk noch an vielen Orten verehrte, abhauen und verbrennen. Auch die abentheuerlichen Gebräuche, welche das noch halbheidnische Volk am Pfingst-Dienstag oder Mittwoch beobachtete, indem es an Quellen Opfer darbrachte und den bösen Geistern (d. i. den Göttern) schlachtete, die Bestattung der Toten in Wäldern und auf den Feldern, die feierlichen Aufzüge, welche man heidnischer Weise auf den Kreuzwegen, gleichsam für die Ruhe ihrer Seelen, veranstaltete, die schändlichen Poesen, die vor den Leichen vorgetragen wurden, indem man weinlose Schaiten anrief und mit Larven vor dem Gesicht herumwühlte, als diese Gräuel stellte der wackerer Herzog für immer beim Volke ab. Es ist hierbei nicht ausser Acht zu lassen, dass ein christlicher Priester spricht. Aehnliche Sitten und Gebräuche lassen sich mehrfach auch bei deutschen Stämmen vor ihrer Bekehrung nachweisen, und haben sich zum Theil noch in erkennbarer Form erhalten trotz der „Abstellung für immer“. So ist z. B. die Vorliebe für ehrwürdige Bäume oder die etw. Wiederplänzung solcher an gewissen Orten noch heute im südlichen Bayern nachweisbar. Aehnlich berichtet die Kölner Kaiserchronik zum Jahre 1205 anlässlich eines Ueberfalls der Burg Rode des Herzogs von Limburg: „Sie hieben auch die Linde nieder, welche durch verschiedene Ge-

hände in wunderbarem Bau wie eine Vorburg in die Höhe und Breite gezogen, den Aussehenden ein anmuthiges Schauspiel darbot, den darunter Wandelnden oder Sitzenden aber erwünschten Schatten gewährte“. Diese Linde kann noch aus vorgeschichtlicher Zeit und beim Volke in solcher Verehrung gewesen sein, dass der Chronist ihrer barbarischen Zerstörung eigens Erwähnung that.

Wie von der Baumverehrung haben sich beim bayrischen Stamm auch noch Spuren von Opfern aus der heidnischen Zeit erhalten. Dabin gehört die Sitte, den First des Hauses mit zwei einander zugekehrten oder von einander abgewendeten Köpfen von Pferden zu sieren, dem Hauptopferthier, dessen Schädel als Tempelschmuck aufgehängt wurde. Dieser in heidnische Zeit zurückführende Firstaufsatz wird immer wieder erwähnt und wurde z. B. beim Neubau eines Bauernhauses bei Tiers noch im Jahre 1857 angebracht. Ebenso werden viele Votivgaben in den Wallfahrtskirchen und Kapellen noch auf heidnische Opfergeräthe zurückzuführen sein, wie insbesondere die in Oberbayern gegen weibliche Unterleibskrankheiten gefoppte Nachbildung einer Kröte. In Tiroler Wallfahrtskirchen wie z. B. in Weissenstein bei Bozen, in Heilig Drei-Brünnen bei Trafoi tritt an Stelle der Kröte als Votivgabe bei Gebärmutterleiden ein holzgeschnittener eiförmiger Körper mit vielen laugen Stacheln versehen, ähnlich einem Seeotter oder Seisigel, bald in Naturfarbe des Holzes, bald roth bemalt.

Bekannt sind die Bittopfer um Kindererwerb oder die Dankopfer für erlangte Descendent, deren Ursprung sicher in vorgeschichtliche Zeit zurückgeht. So lesen wir im mehrgenannten „Buch gewisser Geschichten“ anlässlich der Wallfahrt Herzog Albrechts von Oesterreich 1837 nach Aachen: „Und indem er, wie der Erfolg später auswie, behentlich am Kindererwerb hat, brachte er der glorreichen Jungfrau einen goldenen Kelch von hohem Gewicht und grössten Werth dar.“

Ebenso berichtet Heinrich der Tanne in seiner Kaiser- und Papstgeschichte, dass Kaiser Karl IV. 1361, als ihm ein Sohn geboren wurde, aus Dankbarkeit zur heiligen Jungfrau nach Aachen wallfahren wollte, „es aber für besser fand, eine Opfergabe für seinen neugeborenen Sohn dahin zu schicken. Er befahl also, demselben in einer Wage mit Gold anzuwiegen; er wog 16 Mark Goldes und diese schickte er nach Aachen“.

Wie hier die heilige Jungfrau an Aachen an Stelle Freias tritt, die nun gute, d. i. kinderreiche Ehe angegangen wurde, findet sich eine merkwürdige spätere Erinnerung an Wotan in der Chronik des Mathias von Neneburg, eines Alamanen, gelegentlich der Erklärung von der Gefangenschaft Friedrich des Schönen auf Burg Transmits in der Oberpfalz. Dessen Bruder Herzog Leopold nahm die Hilfe eines erfahrenen Schwarzkünstlers zur Befreiung Friedrichs in Anspruch. Als sie allein in verschlossener Kammer sassenzog der Magier seine Kreise: „Siehe da kam ein Dämon und stand vor ihnen in der Gestalt eines Wanderers mit zerrißnen Schuhen, den Hut auf dem Kopf und mit Trübsaugen.“ Er verspricht Friedrich anzuführen und kommt auf die Transmits in der Gestalt eines gewissen fahrenden Schülers aus dem Angen. Er hatte ein Tuch am den Hals geschlungen, als sollte er darin Brode sammeln und sprach zu Friedrich: „Stecke dich in dieses Tuch, so werde ich dich zu deinem Bruder Leopold bringen.“ Auf Fried-

richs Frage, wer er wäre, antwortete er: Sei unbesorgt, wenn du da hineingehst, werde ich dich sicher führen. Friedrich machte aber das Kreuzzeichen und versuchte so den Dämon. Unverkennbar ist der als Wanderer mit Hut, Mantel und Trüfauge (statt einäugig) auftretende Dämon die entstellte Göttergestalt Wolans.

Nicht unwichtig scheinen die Nachrichten zu sein, welche sich aus mittelalterlichen Chroniken über Gräben nad Erdhöhlen schöpfen lassen, deren sich viele noch jetzt in Forsten und an Höhenrücken und Flussufern finden. Von den nördlichen Slawen erzählt Helmolds Chronik der Slawen zum Jahre 1165, dass sie sich mit dem Häuserbau nicht viel Mühe gaben; „vielmehr verfertigen sie die Hütten aus Flechtwerk, da sie nur zur Noth Schutz gegen Sturm und Regen suchen. So oft aber ein Krieg ausbrechen droht, verbergen sie alles Getreide, nachdem sie es gedroschen haben, nebst allem Gold und Silber und was sie an Kostbarkeiten besitzen, in Gräben; Weib und Kind aber bringen sie in die festen Plätze oder mindestens in die Wälder, so dass dem Feinde nichts zu plündern bleibt als die Hütten, deren Verlust sie sehr leicht ertragen.“

Im Heereszuge Friedrich Barbarossas, das er 1158 im Lager in Italien erlies, ist in § 16 verordnet: „Wer eine Vorratsgrube findet, mag sich ihrer ungeduldet bedienen.“

Die Anlage solcher Gräben zur Bergung der Vorräte reicht gewiss in vorgeschichtliche Zeit zurück und es werden immerhin derartige Stellen bei Erklärung neuer Trichtergruben ins Auge zu fassen sein.

Gruben in Vertheidigungszwecken angelegt spielen nach einer Nachricht in der Fortsetzung der Altäcker Chronik des Erzdankens Eberhard von Regensburg in der Schlacht bei Conrath in Flandern 1302 eine Rolle, indem die angreifenden Franzosen in solche stürzten, welche auf dem Schlachtfeld von den Flandern angelegt worden waren.

Von Erdgängen oder Erdkammern in Oesterreich und Bayern sprechen zwei Stellen der Altäcker Chroniken. Die eine, schon von A. Wessing in seiner Abhandlung über die ältesten Bestandteile des heutigen Bistums Mistrebach, München 1692, erwähnt, lautet: *dominus nostri* (die Klosterleute von Altach) *ubique terrarum sanarum abscondunt in fossatis vel silvis vel in ecclesiis*. Die andere, in den Jahrbüchern Hermanns von Altach zum Jahre 1246, erzählt anlässlich der Fehde zwischen König Bela von Ungarn und dem Nachfolger Herzog Friedrichs von Oesterreich: „denn jeder der Adelligen, ja sogar der Uedlen that ohne Scheu vor Gott und den Menschen alles, was ihm beliebte, indem er die Lente (von Oesterreich und Steier), welche sich durch die Floeth in befestigte Orte oder in Erdhöhlen nicht retten konnten, fing, verwundete, tödtete“. Sehr wahrhaftig scheint sich mit den „fossatis und Erdhöhlen“ jene unterirdischen Erdgänge und Kammern gemeint, die sich in Südbayern und Oesterreich noch heute zahlreich finden und deren immer noch neue von Zeit zu Zeit gefunden werden. Wenn sie auch nach dem Wortlaut obiger Stellen schon vorhanden waren und nicht erst in den fruglichen Kriegen angelegt wurden, geht aus ihnen doch hervor, dass sie damals noch unbekannt, in brauchbarem Zustand und wirklich als Zufluchtsstätten benützt waren. Wie damals kann auch früher ihr Zweck und ihre Verwendung gewesen sein, obwohl man sie meist als für Cultuszwecke angelegt

erklären will. Es ist auch nicht unmöglich, dass sie der um 1527 in Oesterreich und Böhmen auftretende Sekte der Adamiten zu ihren feierlichen gottesdienstlichen Zusammenkünften gedient haben, wenigstens sagt der Abt Johann von Victring in seinem Buch gewisser Geschichten von ihnen: „die aber unter der Erde in den Höhlen behaupten, sie sündigen nicht . . .“ Durch die fortgesetzte Benützung dieser nach ihrer Entstehung mutmasslich vorgeschichtlichen unterirdischen Anlagen würde sich erklären, dass keine Funde in ihnen gemacht werden, die auf die Zeit ihrer Entstehung schliessen lassen.

Schliesslich mögen noch zwei Stellen Platz finden, welche sich auf die Wiederentdeckung schon in alter Zeit gekannter, dann durch die Umwälzungen späterer Jahrhunderte wieder verloren gegangener technischer Betriebe und Fertigkeiten beziehen. So berichtet die Chronik des Mathäus von Paris zum Jahre 1241: „Zu dieser Zeit wurde in Deutschland das erste und sehr reine Zinn gefunden, und zwar in grösserer Menge als in England. Vor Anbeginn der Welt wusste man nichts davon, dass es irgend wo anders als in Cornwall gefunden worden wäre.“ Und doch waren aller Wahrscheinlichkeit nach schon in der Bronze- und Hallstattzeit die fertländischen Zinnbergwerke von Böhmen und Sachsen, vielleicht auch im Fichtelgebirge schon in Betrieb, wenn sich auch bis jetzt sichere Nachweise nicht erbringen lassen.

Ferner melden die grösseren Jahrbücher von Kolmar zum Jahre 1285: „In Schlettstadt starb ein Töpfer, der zuerst in Elsass thöneres Geschirr mit Glas umkleidete.“ Auch diese Technik war, wenn auch nicht in vor- so doch in römischer Zeit in annähernd ähnlicher Weise schon bekannt, ihre Kenntniss verschwand aber völlig in den Stürmen des 5.—7. nachchristlichen Jahrhunderts und sie scheint erst mit Ende des 13. Jahrhunderts wieder, in Deutschland wenigstens, neu entdeckt worden zu sein.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Phykalkalch-Oekenomische Gesellschaft in Königsberg i/Pr.

Allgemeine Sitzung Donnerstag den 2. März 1899.
Herr Professor Dr. Jentsch sprach über Sparen des interglacialen Menschen in Norddeutschland. Später als anderwärts beginnt im Preussenslande die durch Urkunden hegläubigte Geschichte. „Prähistorisch“ sind bei uns die Waffen und Geräthe der Pruzzen aus einer Zeit, in welcher in Süd- und Westdeutschland längst Kaiserbargen und christliche Dome zum Himmel ragten. Auch das, was wir sonst bei uns prähistorisch nennen, ist nicht alles alt: etwa ein Jahrtausend älter sind jene Grabfelder, deren Reichtum an Fundstücken den ostpreussischen Massen an hohen Zierde gerückt; doch sie gehören der römischen Kaiserzeit an, deren Mäusen sie enthalten, mithin einer Zeit, an welcher uns zahlreiche Bauten und Bildnisse, Namen und Schriftwerke erhalten sind, deren Sprache und Rechtsbegriffe noch heute Zehntausenden von Deutschen geläufig sind und in ihnen fortkleben. Einige Jahrhunderte bis fast ein Jahrtausend weiter zurück führen uns die Grabhügel der Bronzezeit und bis ins zweite Jahrtausend vor Christo die Funde der heimischen Steinzeit. Aber ist dies alt! In einem Theile des mittelälteren Culturgebietes, wie in einzelnen asiatischen Ländern ist auch diese Zeit histo-

rich, da sie lesbare schriftliche Denkmäler hinterlassen hat oder in Sagen bis in historische Zeiten fortlebte. Schon etwas älter sind die Kjökenmøddinger Hümmen, die aus einer Zeit stammen, in welcher die westliche Ostsee Auenrind und Nadelwälder wuchsen, wo jetzt die Rothbuche grünt. Aber weit, weit älter ist das, was man die ältere Steinzeit nennt. Das ist jene Zeit, in welcher der Mensch in Deutschland und Frankreich das Rennthier und das Mammoth jagte, der nordliche Halsbandlemming his Thürlingen schweifte und die Thiere und Pflanzenwelt wie, heute aus Deutschland verschwundene Formen enthielt. Auch diese ältere Steinzeit ist nicht etwa Einheitliches; sie gliedert sich nach dem Wechsel der Thierwelt in mehrere Abschnitte und umfasst zweifellos viele Jahrtausende. Erst hier, wo jede geochichtliche Parallele fehlt, beginnt (richtiger endete) die eigentliche, wahre Urgeschichte.

Ans dieser älteren Steinzeit ist bisher nichts bei uns gefunden; weder in Ostpreussen, noch Westpreussen, Posen, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, wie aus dem grössten Theil des norddeutschen Flachlandes. Alle bis vor kurzem bekannt gewordenen Funde gehören dem Berg- und Hügellande Europas und im Flachlande jenem äussersten Bezirke, welcher in dem jüngsten Abschnitte der Eiszeit von Gletschereis befreit war. Die Fundschichten in Frankreich, der Schweiz, Süd- und Mitteldeutschland, in Oesterreich und bei Kiev deuten darauf hin, dass dort die Gletscher bereits sich zurückgezogen hatten und nur ein kälteres Klima noch herrschte, bedingt durch die über der Ostsee und einem Theile Nordostdeutschlands verbliebenen Gletscher.

Nun wissen wir aber, dass letztere mindestens dreimal vorgezogen waren, um ebenso oft zurückzuweichen, dass mithin mindestens zweimal ein gemässigttes Klima die Eiszeiten unterbrach. In diesen Interglacialzeiten lebten Thiere und Pflanzen ähnlich den heutigen bei uns, untermischt mit wilden Pferden und Hindern, Elephanten, Nashörnern und anderem Gerthier. Beide Interglacialzeiten, welche zuerst in den Alpen erkannt wurden, hat Redner in Preussen nachgewiesen und die bedeutendste derselben an der Weichsel von Graudenz bis Danzig und von dort bis Königsberg, Insterburg und Memel verfolgt, dieselbe auch in einem Theile dieses Gebietes in zwei verschiedene Land- und Seewasserstufen gesondert, welche durch eine zweifelhafte Meeresebildung (die sich etwa 100 Kilometer landeinwärts erstreckt) getrennt sind. Es handelt sich also um Absätze einer Interglacialzeit, welche viele, viele Jahrtausende umfassen muss.

In dieser grossen Interglacialzeit, zu welcher selbst Memel eintrat wurde, während später das Eis wieder bis Berlin vordrang, lebten zahlreiche Thiere bei uns in Preussen und anderwärts in Europa. Sollte vielleicht schon damals der Mensch ein Zeitgenosse jener Thiere gewesen sein?

Die ersten Spuren eines interglacialen Menschen glaubte vor 25 Jahren Professor Rüttimeyer in gewissen, anscheinend künstlich sogespitzten Hölzern zu erkennen, welche aus der zweifellos interglacialen Kohle von Wetsikon in der Schweiz stammen. Bereits am 3. December 1875 legte indess Redner der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft ganz ähnliche Hölzer vor, welche er selbst auf der Kurischen Nehrung gesammelt hatte, und aus deren ähnlichen Ueberhängen in anders gestaltete Hölzer er den Nachweis

führte, dass dieselben ohne Zutun des Menschen durch natürliche Abschleifung entstanden seien. Für das Redner war damit Rüttimeyers Schlussfolgerung entkräftigt; in der Fachliteratur aber lebte dieselbe noch fort, bis kürzlich Professor Schröter in Zürich durch eingehende Untersuchung der Originalstücke jener „Wetsikon-Stäbe“ die Richtigkeit meiner vor 24 Jahren gegebenen Erklärung bewies.

Dagegen gilt die prähistorische Fundstätte von Taubach bei Weimar sowohl für interglacial, obwohl sie ausserhalb des Gebietes der grossen Gletscher liegt.

Innerhalb des norddeutschen Glacialgebietes, also in Schichten, deren Stetigkeit zum Interglacial am mittelbar beobachtet werden kann, wurden Spuren des interglacialen Menschen erst vor wenigen Jahren gefunden, und zwar zunächst in der Provinz Brandenburg, 1893 beschrieb Dr. Paul Gustav Krause drei Fundstücke von Eberswalde, 1896 Professor Dr. Dames ein solches von Halensee bei Berlin. Alle vier Stücke sind indess noch nicht als volligstig entscheidend anerkannt. Theils blieb die Fundschicht unsicher, theils schien die Möglichkeit einer natürlichen Gestaltung nicht ganz ausgeschlossen.

Sobem veröffentlicht indess der Geologe Dr. Maas einen anscheinend entscheidenden Fund von Posen. In der grossen Kiesgrube am Schilling, dicht nördlich der Stadt Posen, fand derselbe in der diluvialen Kieschicht zwei geschlagene Feuersteine, von denen nach der Abbildung mindestens einer ganz zweifellos von Menschen geformt ist. Nach der klaren geologischen Beschreibung und Abbildung des Entdeckers wird jener Kies in derselben Grube überlagert durch Geschiebemergel, und konnte Redner dies in der soeben erschienenen geologischen Karte des Blattes Posen leicht erläutern. Redner war indess in der Lage, über die Stelle, welche die Fundschicht innerhalb der diluvialen Schichtenreihe einnimmt, noch weitere Mittheilungen zu machen.

Soeben hat nämlich das Ostpreussische Provinzialmuseum durch die Güte der königlichen Fortification an Posen 87 Bohrproben aus sechs Brunnenborungen erhalten, welche in der westlichen Umgebung der Stadt ausgeführt worden sind. Aus der eingehenden Untersuchung dieser Bohrproben ergibt sich, in Verbindung mit der geologischen Karte, für jene Fundschicht eine zweifellos interglaciale Stellung. Das betreffende Interglacial ist 5 bis 20 Meter mächtig (im Mittel 7 bis 10 Meter mächtig) auf 4 Kilometer und mehr Erstreckung nachgewiesen und gliedert sich von oben nach unten in

- 0—1 m, im Mittel 1 m Mergel sand, über
- 0—1 m, . . . 1 m grauem Thonmergel, über
- 5—10 m, . . . 7 m Sand n. Grand (die erwähnte Fundschicht) über
- 0—8 m, . . . 1 m mit thonigem Mergel sand.

Unterlagert wird dieses Interglacial durch 19 Meter Altglacial, nämlich grauen Geschiebemergel als Absatz einer älteren Vergletscherung, welcher unmittelbar auf tertiärem Thon aufliegt.

Überlagert aber wird es von 5—10 Meter, im Mittel 5,5 Meter mächtigem Jungglacial, d. h. Geschiebemergel einer jüngeren Vergletscherung.

Geologische Betrachtungen, deren Einzelheiten hier nicht angeführt werden können, ergeben, dass das Posener Interglacial älter sein muss als das ganze Jungglacial Ost- und Westpreussens, dessen Mächtigkeit Redner zu etwa 20 Meter ermittelt hat. Solche ge-

Exemplar eine von Herrn Museumsassistenten Rande in Hannover freundlich angeführte Zeichnung in ein Drittel natürlicher Größe vor. Wenn auch die Holzart im ganzen hannoverschen Flachland nur im Kretzler Bruch bei Waldrade in einem ganz kleinen Horst spontan lebend bekannt ist, so hat Vortragender doch ein umfangreiches Vorkommen unter Terrain im Steiler Moor unweit Hannover vor 3 Jahren nachgewiesen. Als er in diesen Tagen wieder dort weilte, fiel ihm in den Sammlungen ein Stück aus dem Burtanger Moor bei Meppen auf; durch die mikroskopische Untersuchung wurde seine Vermuthung, dass es Taxuholz sei, bestätigt. Hieran ergibt sich eine von den anderen Fundstellen weit entfernte neue Station für den ehemaligen Verbreitungsbezirk der Eibe im nordwestlichen Flachland. Nachdem die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt ist, werden sich voransichtlich weitere Funde der Art, auf deutscher und holländischer Seite, folgen. In älterer holländischer Literatur wird auch erwähnt, dass Eibenholz in den Hochmooren von Groningen im Hattenerbroeck und im Krampfer Moor angetroffen ist.

Auch in Schlesien wurden prähistorische Gegenstände dieser Art gefunden. In dem bekannten Gräberfelde von Sackrau unweit Hundsfeld lagen ein zusammengepresster 27 cm hoher Eimer und ein kleineres Schöpfgefäß, die beide, nach der von dem verstorbenen Geheimrath F. Cohn in Breslau ausgeführten Prüfung, aus Eibenholz bestehen. Die Holzart kommt noch heute mehrfach in Schlesien vor, wenigstens im Flachland auch selten ist. Nach Schwefefeld hat man dort bis ins 17. Jahrhundert hinein Biegen, Spiesse, Löffel und Kannen aus Eibenholz gearbeitet.

Der Zeit vom 4. bis 7. Jahrhundert gehört das reichhaltige Alamannen-Gräberfeld am Lupfen bei Oberflacht im württembergischen Schwarzwald an. Es ist bereits 1810 aufgefunden, aber erst im Jahre 1846 planmäßig angedeckt worden. Nenerdings wurde von dort ein Grab mit sehr bemerkenswerthen Beigaben dem Museum für Völkerkunde in Berlin übermiltelt, und es bildet jetzt dort ein sehr ansehnliches und lehrreiches Schatzstück. Der Todte ist, umgeben von Leyr und Schwert, von Bogen und Pfeilen, von Schnuck und Hamsgeräth, in seinem Bett ruhend bestattet. Der Bogen besteht, wie sich Vortragender überzeugen konnte, aus Eibenholz.

Im pommerischen Nachbargebiet, am Südrande des Lebaesees, wurde im vorigen Herbst aus der Wikingerzeit ein auf Kiel gearbeitetes Boot von beträchtlicher Größe unter Terrain angetroffen. Laut Zeitungsnachrichten sollte Eichen- und Eibenholz zur Herstellung verwendet sein. Nach den von der pommerischen Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde hier eingesandten Proben sind die geklinkerten Planken von Eichenholz, die Nagel von Kiefernholz (*Pinus silvestris*) hergestellt; Spuren von Taxus wurden nicht gefunden.

Unter den zahlreichen Funden aus vorgeschichtlichen Burgwällen, deren mehr als 200 allein in Westpreussen bekannt sind, ist Eibenholz bisher nicht nachgewiesen worden. In den gebrügerigen Theilen Deutschlands trifft man nicht selten lebende Sträucher der Art in der Nähe alter Burgen an, und man vermuthet, dass sie ehemals von den Ritters angepflanzt worden, um das vortreffliche Bogenholz gleich bei der Hand zu haben. Als Herr Conwents am 2. December 1891 in der naturforschenden Gesellschaft in Danzig einen Vortrag über die Verbreitung der Eibe in Westpreussen und im Nachbargebiet hielt, knüpfte der anwesende Herr Oberpräsident Staatsminister v. Gosslar

Mittheilungen über das Vorkommen der Baumart auf dem Burgwall seines Gutes Wensöwen im Kreise Oletzko (Ostpreussen) an. In vorigem Sommer hat Vortragender, unter Führung des Herrn v. Gosslar, diesen Standort kennen gelernt. Etwa 2 km nördlich vom Gutshof sieht sich der Wensöwer Wald, von Westen nach Osten, bis nahe an die Ortschaften Guhsen und Besken. Das Gelände ist coupirt und wird in der Richtung von Süden nach Norden von einer grossen Parowe durchschnitten, von welcher seitlich nach Nordost eine kürzere Parowe abgeht. In dem von beiden gebildeten spitzen Winkel erhebt sich oben der Burgwall, der auf der Generalstabkarte (Maassstab 1:100,000) als „Alte Schanze“ bezeichnet ist. Derselbe wird gegen die Thäler durch steile Abhänge, und im Rücken gegen Norden durch einen bis 4 m hoch ansteigenden Wall geschützt. Der ganze Holzbestand ist urwüchsig und setzt sich hauptsächlich aus Fichten (*Picea excelsa* Lk.) zusammen; vereinzelt Bäume der Art weissen in Brusthöhe bis 2 m Umfang auf. Untergeordnet treten Weisbuche, Espe, Linde, Eibe, Eberesche, Birnbäume, Hasel, Sahlweide u. a. hinzu; die Eiche kommt nur in wenigen Exemplaren vor. Taxus findet sich besonders im östlichen Theile des Wensöwer Waldes, in den Parowen, sowie auf dem Burgwall und in dem angrenzenden Gelände. Nach den später von Excellenz v. Gosslar fortgesetzten Beobachtungen ist sie auch noch im nördlichen Theil der Hauptparowe, bereits auf Seeker Feldmark, vorhanden. Dies ist insofern von besonderem Interesse, als in einem alten Florenwerk (Patsch, Meyer, Ellau, 1850) die Holzart nach von 209 m hohen Zosker (Seeker) Berge angeführt wird, der später abgeholzt ist. Dieser Standort würde der höchstgelegene im ganzen nordöstlichen Flachland sein. Es ist nicht zu beweisen, dass die Eibe in Wensöwen und Umgebung urwüchsig vorkommt, aber wahrscheinlich wurde sie in jener vorgeschichtlichen Zeit auf und an dem Burgwall künstlich vermehrt. Sie gedeiht freudig auf dem frischen Boden mit lehmigem Untergrund, was sich u. A. daraus ergibt, dass sie vielfach Stockausgang und auch Senker bildet; die letztere Erscheinung ist bisher nur an wenigen andern Stellen beobachtet worden. Im Ganasen sind dort viele hundert Eiben vorhanden, und es reist sich daher Wensöwen den reichsten Standorten der Art im Flachlande an, wie dem Ziesbush in der Tuchler Haide und dem Schutzbezirk Georgenhütte in der Hammersteiner Haide.

In manchen Gegenden ist Taxus früher in beschränktem Masse auch als Bannholz verwendet worden. Vortragender zeigt einen von Herrn Pastor Ric. Abel, Cuno in Eddeghansen bei Boverden überwandten Abschnitt eines grosseren Stückes, welches angeblich 150 Jahre als Dachsparren in einer Scheuer in Reierhausen gesessen hat. Von dem dortigen Tischler D. Hospes waren daraus Poimrae für einen Sophatisch geschnitten, wobei er die vorliegende Probe übrig behalten hatte. Nach seinen Angaben gibt es in Reierhausen in einem älteren Hlause noch einen Kellerbau sowie eine 5 m lange Schwelle, und in einem anderen Hause mehrere Fenesterrahmen von Eibenholz. Um die Mitte dieses Jahrhunderts sind dort manche Bauarbeiten abgebrochen, welche viel Holz der Art enthalten; und der genannte Tischler hat daraus vornehmlich Lineale verfertigt, die bei dem Göttinger Studenten sehr beliebt waren.

Sodann hat Taxus in vorigem Jahrhundert das Material an Tollböllern geliefert. Ein Stück der Art befindet sich im Besitze des Bauern Ag. Potzen in Gr. Woltersdorf, Kreis Ruppau; nach einer Tradition

soll es aber aus der Friesgrube von einer anderen Familie stammen. Es ist ein vierkantiges Holz von nahezu 30 cm Länge, in welches Buchstaben und Zeichen ohne Zusammenhang eingeschrieben sind. Wenn eine Person von einem tollwutverdächtigten Hunde gebissen wurde, sollte ihr Brot geriebt werden, in welches jenes Holz mit der Inschrift abgedrückt war. Ein dem Stettiner Museum gehöriges Tollbols von Penkun besteht nicht aus Eichenholz; die in Westpreussen bekannt gewordenen Tolltafeln mit der Satorformel sind aus Eichenholz gearbeitet.

Eine andere Verwendung des Eichenholzes in früherer Zeit ist die zu Weherschiffchen. Vortragender legt aus der Tacheler Haide ein der Besitzerfrau Felchner in Altfließ bei Oese gehöriges Exemplar vor, welches der eifrige Lehrer Behrend dasselbst anständig gemacht hatte. Schon vor 2 Jahren war dem Vortragenden von einer anderen Stelle ein ähnliches Weherschiffchen eingeschickt worden, jedoch ergab die mikroskopische Untersuchung damals nicht Eibens-, sondern Föhnenholz.

Bis in die Gegenwart reicht die Verwendung der Eibenzweige zum Ausschmücken der Gräber, Kirchen, Häuser etc. Als der Vortragende mit dem Akademiker Fr. Schmidt von Petersburg im Jahre 1894 auf der Insel Oesel reiste, fanden sie an einer Stelle ein Wohnhaus am Eingang mit Taxuskränzen geziert und wurden hierdurch auf einen neuen Standort der Holzart aufmerksam. Auch im Bräunower Walde haben früher die Eiben unter diesen Umständen leiden müssen, bis Herr Statensminister v. Goster bei der Uebernahme der Regierung 1886 sogleich ein strenges Verbot gegen die Berührung der Sträucher erliess. Uebrigens ist es von Interesse, dass dort nur die evangelische Bevölkerung das Eibengrün zur Decoration ihrer Räume benützte, während die Katholiken meinten, dass dadurch Unglück ins Haus gebracht würde. Ebenso werden in der Gegend von Hammerstein (Westpreussen), besonders in dem Dofe Wamershof, noch heute Särgen und Grabhügel mit Eibenkränzen geschmückt; ferner legt man, nach Mittheilungen des Herrn Forstwesen-Rendanten Seibitz, auch kleine Taxusweige auf die Leichen selbst. In der alten nunmehr abgebrochenen Kirche in Wehershof sollen Eibenkränze zum Andenken an Verstorbene aufgebängt gewesen sein. Beiläufig bemerkt, wurden in Hammerstein noch vor wenigen Jahren zu Weihnachten besondere Figuren (Reiter) aus Kochensteig hergestellt, die man mit kleinen Eibenzweigschmücken schmückte. In neuester Zeit ist die Beschaffung des Grüns aus dem Walde, der jetzt ein königliches Forstrevier geworden ist, immer mehr erschwert wird. Vielleicht bestehen in anderen Gegenden ähnliche Bräuche noch heute. Zufällig machte Herr Conwentz kürzlich in Hannover die Wahrnehmung, dass Bäckerbroschen dort in der Fastnachtszeit, beim Antragen der Waare, mit einem durch Bänder geschmückten Hülsenstrang, dem sog. „Fahhnuch“ grünliren. Diese seltsame, im Westen beliebte Holzart (Ilex Aquifolium; englisch holly), welche bei uns völlig fehlt, kommt dort in der Nähe urwäldig vor.

Bei seinem Aufenthalt in Stockholm im Herbst 1897 fand Vortragender auf einem ansehnlich seiner dortigen Wohnung angebotenen Markt (Hötorget) ein hübsch frisches Eibengrün vor, und es stellte sich später heraus, dass es von den Schären dorthin gebracht und zu Grabkränzen verarbeitet wurde. Als Herr Conwentz im vorigen Sommer vorübergehend in Stettin weilte, leitete er die Aufmerksamkeit in betheligen Kreisen dort auf diesen Gegenstand hin. Angesichts

des Umstandes, dass im Mündungsgebiet der Oder zu beiden Seiten die Eibe arwischig vorkommt, war nach Analogie zu vermuten, dass Zweige davon auf dem Wasserwege nach Stettin gebracht und von den Marktwaaren teilgehalten werden würden. Dies bat sich bestätigt, denn vor Kurzem theilte Herr Oberlehrer Dr. Haas in Stettin dem Vortragenden mit, dass er mit Hilfe seiner Schüler wirklich Eibenzweige sackweise auf dem dortigen Markt habe feststellen können. Auch fand Dr. Haas im Kirchhof Grabhügel auf, die völlig mit Eibenzweigen bedeckt waren. Vortragender erinnert daran, dass Sitten und Bräuche der Art oft einen weiten Verbreitungsbezirk haben, und deshalb wird man auch noch in manchen anderen Städten, die nicht zu weit ab von Eibenstandorten liegen, die Beobachtungen wiederholen können.

Literatur-Besprechungen.

Die Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Zürich, Polygraphisches Institut 1898, ein vornehm ausgestatteter Quartband mit zahlreichen Tafeln, enthält neben der für das Museumswesen wichtigen Arbeiten von H. Angst: Die Gründungsgeschichte des Schweizerischen Landesmuseums, und H. Postalozzi: Der Bau des Schweizerischen Landesmuseums sowie drei Abhandlungen kunstgeschichtlichen Inhalts zwei archäologische Arbeiten.

1. J. Heierli, Die Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz. Auf nur 37 Seiten und 6 Tafeln gibt der Verfasser eine in ihrer Uebersichtlichkeit und Klarheit unübertroffene Darstellung von den bisher durch die Schweizer Archäologen erreichten sicheren Resultate und stellt ein klares Programm für die Arbeiten der Zukunft auf. Nach einer kurzen Geschichte der prähistorischen Forschung in der Schweiz und der Fixirung der von Keller und seinem Mitarbeiter erreichte Resultate gibt Heierli eine allgemeine Uebersicht über die Urgeschichte des von ihm behandelten Gebiets, in der sechs Perioden aufgestellt, begründet, charakterisirt und mit einer unter allen Vorzähl gegebenem abholten Chronologie versehen werden. Da die Festchrift leider nicht mehr im Buchhandel zu haben ist, und eine ausführliche Darstellung des wichtigen Stoffes, die wir von dem Verfasser erwarten dürfen, noch geraume Zeit ausstehen wird, mag es gestattet sein, das Resumé hier wiederzugeben.

I. Die Zeit des Diluvialmenschen (Paläolithische Zeit): 15–20000 Jahre vor unserer Zeitrechnung¹⁾. Steppenklima mit nordisch-alpiner Fauna. Postglacialmensch. Fundorte (Beispiele): Thaining, Schweizerbild bei Schaffhausen.
Hiatus.

II. Die neolithische Steinzeit. Heutiges Klima mit jetziger Fauna und Flora. Der Mensch ist Viehzüchter und Ackerbauer.

¹⁾ Die Zahlenangabe stützt sich auf eine Berechnung des Alters des Mletz-Deltas von Prof. A. Heim. Professor Brückner kommt durch Berechnung der Deltabildungen zwischen Brienser und Thuner See, welche gleichfalls nach dem definitiven Zurückweichen der Gletscher begannen, auf dieselbe Zahl.

- a) Ältere neolithische Zeit. Spärliche Bevölkerung, hauptsächlich in Pfahlbauten. Jagdthiere überwiegend die Hausthiere an Zahl. Fundorte z. B. Schaffs bei Neuvville, ältere Station.
- b) Mittlere neolithische Zeit. Zahlreichere brachycephale Bevölkerung. Jagdthiere nehmen ab. Technik der Geräthe und Schmuckgegenstände besser. Neolithische Gräber in kleinen Steinbauten. Fundorte z. B. Pfahlbau Moosseedorf (Bern), Gräber von Pally und Luty an Genfer See.
- c) Jüngere neolithische Zeit (Kupferperiode). ca. 2000 v. Chr. Hausthiere überwiegend die Wildthiere an Zahl. Neben brachycephalen auch dolichocephale Menschen. In der Technik, besonders der Keramik neue Ornamente. Das Kupfer erscheint. Neben Kistengräbern mit Skeleten auch Grabhügel mit Leichenbrand. Fundorte: Pfahlbau von Vinelz. Grabhügel von Oberwangen etc.

III. Die Bronzeperiode. Die Bronze wird eingeführt und verarbeitet. Gold, Elfenbein, Bernstein, Glasperlen. Handel.

- a) Erste Bronzezeit: 18. bis 15. vorchristliches Jahrhundert. Leistenkette, dreieckige Dolche, Bronzeschwerter mit dreieckiger Griffsnige, geschwollene Nadeln mit Loch. Fundorte: Pfahlbaustation des Rossatz bei Morges; Hüpfhöfe von Hingoldswil, von Sales und Ober-Ilana; Skeletgräber von Chandoline bei Savise und Auvier.
- b) Zweite Bronzezeit (le deuxième âge du bronze): ca. 1500 bis 1000 v. Chr. Fibeln erscheinen. Nadeln von Mohnkopftypus. Verzierte Bronzemesser. Lappenkelt, später Dillenkel. Schwerter mit Flachgriff. Fundorte: Pfahlbauten, Landansiedlungen. befestigte Plätze (Refugien), Gusswerkstätten, Skeletgräber in freier Erde, Grabhügel mit Leichenbrand und Urnengräber.

1. Ältere Epoche des deuxième âge du bronze, ca. 1500 bis 1200 v. Chr. Fischer- und halbkreisförmige Fibeln, Ruder- und Scheibennadeln, geriffelte Nadeln, Spiralsringe, Spangen mit welliger Außenfläche, und solche mit kleinen Stollen. Gehänge aus Muscheln und Bronze. Messer und Schwerter mit Griffsnagen.
2. Jüngere Phase des deuxième âge du bronze, ca. 1200 bis 1000 v. Chr. Mohnkopfnadeln-Stollenspangen und Spangen mit Kerbverzierung in Oval, Fibulae a grandi colli, Messer und Bronzeschwerter mit Flachgriff.

- c) Dritte Bronzezeit: 1000 bis etwa 750 v. Chr. Situlae, bemalte Thongefäße, Absatzkette, Schwerter mit massiven Griffen, épées à antennes, Wagenbeschläge, Gürtelhaken, épingles céphalaires, Bronzen mit Eiseninlagen, Fundorte: Pfahlbauten und Gräber.

IV. Die vorrömische Eisenzeit: ca. 750–50 v. Chr. Die Pfahlbauten sind verlassen, die Ansiedlungen an dem Lande meist befestigt. Eisen ist bekannt; gegen Ende der Periode erscheinen Münzen und Inschriften.

- a) Hallstattperiode: ca. 750–400 v. Chr. Vorherrschen der Bronzschmiedekunst. Lebhafter Verkehr mit dem Süden (Etrusker).
1. Ältere Phase: ca. 750–600 v. Chr. Leisend die Schlangenfibel, Hornfibel (Grabhügel im Burgbühl bei Zürich), Prototypen der Hallstattschwerter.

Corr.-Blatt d. Gesellsch. A. G.

2. Jüngere Phase: ca. 600–400 v. Chr. Leitend Pankenfibel, getriebene Gürtelbleche, Tonnen-Armwüste, Bekleidungsstücke mit Bronzestiften etc. Zahlreiche Grabhügel in der Hochebene. Flachgräber im Süden der Schweiz.

- b) La Tène-Periode: ca. 400–50 v. Chr. Oft auch keltische Periode genannt, da in Mittel-Europa besonders keltische Völkerschaften hervortreten.
1. Ältere La Tène-Zeit: ca. 400–200 v. Chr. Früh-La Tène-Fibel, Früh-La Tène-Schwert. Flachgräber mit Skeleten.
2. Jüngere La Tène-Zeit: ca. 200–50 v. Chr. Mittel-La Tène-Fibel. Glasringe, gedrehte Gefäße, Mittel-La Tène-Schwert, erste Münzen, erste historische Nachrichten.

V. Zeit der Römerherrschaft in der Schweiz, ca. 50 v. Chr. bis 400 nach dem Beginn unserer Zeitrechnung.

- VI. Frühgermanische Zeit: ca. 400 bis ins 8. Jahrhundert. Eindringen germanischer Stämmen, Burgunden, Langobarden etc.) Herrschaft der Franken. Karl der Grosse. Urkundliche Nachrichten.

2. R. Ulrich, Die Grabfelder von Molina a zo Arbedo und Castione, 6 Tafeln. Der Verfasser legt ein reiches, leider nur zum Theil fachmännisch gehobenes Material aus dem Kanton Tessin vor. Es sind Skeletgräber, aus Trockenmauerwerk gebaute niedrige Steinkisten, die unter der Erdoberfläche liegen. Zu Füßen und zu Häupten der Leichen stehen Gefäße, durch kleine Steinplatten gegen das übrige Grab abgeschlossen. Daneben kommen einige Brandgräber vor. Die Gräber sind durch ihre Fibeln (Goldsachen, Certosa-, Schlangen- und Hornfibel sowie Früh-La Tène Fibeln) zeitlich bestimmt. Die älteren werden in Übereinstimmung mit den Untersuchungen von H. d'Arbois de Jubainville dem ligurischen Stamm der Ornobovier, die jüngeren den gallischen Lepontinern zugeschrieben. Auf dem Grabfelder von Castione wurden strengt einige langobardische Gräber des 6. bis 7. Jahrhunderts gefunden.

Marcuse Dr. Julian. Diätetik im Alterthum. Eine historische Studie. Mit einem Vorwort von Herrn Geh. Medicinalrath Prof. Dr. E. v. Leyden. 89, VI, 51 Seiten. Stuttgart, F. Enke.

Der Verfasser Herr Dr. Marcuse in Mannheim, welcher sich bereits durch mehrere Artikel zur Geschichte der Medicin im Alterthum vorthellhaft bekannt machte, hat es unternommen, die Geschichte der diätetischen und physikalischen Behandlungsmethoden, welche gegenwärtig in den Vordergrund des Interesses getreten sind, so zu bearbeiten und in aneinander Weise darzustellen. Alle diejenigen, welche den Sinn für Geschichte der Medicin sich bewahrt haben, und dessen sind gegenwärtig sehr viele — Aerzte und Laien —, werden dem Verfasser dafür Dank wissen. Sie werden aus der Darstellung ersehen, dass eine Disciplin, welche heute wie etwas ganz Neues aufzutreten scheint, bereits im Alterthum gepflegt wurde und dass ihre Anwendung in der Zeit der höchsten Blüthe griechischer und später römischer Medicin auch zu Zeiten von Hippocrates und Galen bereits einen bedeutenden Grad von technischer Ausbildung und richtiger Werthachtung erreicht.

Weinzierl, Robert Ritter von. Das La Tène-Gräbeld von Languest bei Bilin in Böhmen. 4^o. XVIII, 71 Seiten mit 49 Abbildungen im Texte, 1 Grabfeldpläne und 13 Lichtdrucktafeln. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1899.

Die von Herrn v. Weinzierl beschriebenen Funde des La Tène-Gräbelds von Languest befinden sich in der am 2. December 1897 eröffneten Sammlung der Museums-Gesellschaft in Teplitz, die sich in dankenswerther Weise zur Aufgabe gemacht hat, besonders die prähistorische Archäologie zu pflegen. Kein Ort des an Funden so ungemein reichen Nordwestböhmens ist so geeignet, als die Stadt Teplitz, es ist deshalb das Unernehmen der Museums-Gesellschaft mit lebhaftester Freude zu begrüssen. Nachdem jetzt auch der Verfasser vorliegender werthvoller Publikation zum Leiter des Museums ernannt ist, besteht begründete Hoffnung, dass das vorgesteckte Ziel auch wirklich erreicht wird.

Nach einleitenden Bemerkungen über die vorge-

schichtlichen Epochen Böhmens gibt der Verfasser einen allgemeinen Bericht des Gräbelds, der Sitirang der Gräber und der Wohnstätten, schliesst daran die Beschreibung der Gräber und ihrer Beigaben, sowie der Wohnstättenfunde und bespricht zum Schlusse noch die Zeitstellung des Gräbelds.

Auf Tafel I—III sind die Schwerter und Lanzen-spitzen, auf Tafel IV—VII Schmuckgegenstände aus den Gräbern dargestellt (Bronze-Armringe, Bronze- und Eisenfibeln u. a. w.); Tafel VIII—XI sind der Darstellung von Gefässscherben und Geräthen aus dem Wohnstätten und Cultgruben gewidmet; auf Tafel XII und XIII kommen die in den Gräbern gefundnen Schädel zur Darstellung.

Wir glauben im Sinne aller Prähistoriker zu sprechen, wenn wir dem Verfasser und Allen, welche irgendwie zur Veröffentlichung beigetragen haben, danken, dass keine Kosten und keine Mühe gescheut wurde, das für die prähistorische Forschung so interessante und wichtige Gräbeld wissenschaftlich auszubenten und der Öffentlichkeit zu übergeben, in erster Linie gebührt der dank dem gesammten Vorstand der Museums-Gesellschaft in Teplitz, der k. k. Central-Commission für Kunst und historische Denkmale in Wien, und der Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst, Wissenschaft und Literatur in Böhmen. B.

CONGRÈS INTERNATIONAL
D'ANTHROPOLOGIE ET D'ARCHÉOLOGIE PRÉHISTORIQUES.
(XII^e SESSION. — PARIS, 1900.)

MONSIEUR, Plusieurs membres des anciens Congrès internationaux d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques ont pensé que l'Exposition universelle qui va s'ouvrir à Paris fournirait une excellente occasion d'organiser une dernière session dans cette capitale. Conformément au troisième article additionnel du règlement général, les membres du Conseil permanent ont été consultés et ils ont adhéré à la proposition qui leur était faite.

Un Comité d'organisation s'est constitué sous la présidence de M. Alexandre Bertrand. Nous avons l'honneur de vous adresser la liste des membres de ce Comité.

Permettez-nous d'espérer que vous voudrez bien nous accorder votre précieux concours en nous donnant votre adhésion personnelle et en usant de votre influence pour assurer les succès de la nouvelle session, qui s'ouvrira le 20 août 1900 dans la grande salle du Palais des Congrès de l'Exposition. Comme en 1889, les séances suivantes auront lieu dans les salles du Collège de France, et dureront jusqu'au 25 août inclusivement.

Le Comité a fixé à 15 francs le taux de la cotisation. Le reçu, qui sera délivré par le trésorier, donnera droit à la carte de membre et à toutes les publications du Congrès.

Avant d'arrêter définitivement le programme des séances, nous avons pensé que le caractère international du Congrès nous faisait un devoir de prendre l'avis des savants de tous les pays, qui se sont acquis une notoriété par leurs travaux. C'est pour ce motif que nous nous adressons à vous et que nous vous prions de vouloir bien nous indiquer les grandes questions qui pourraient, selon vous, figurer utilement à l'ordre du jour. Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Pour le Comité d'organisation:

Le Secrétaire général,
D^r VERNEAU.

Le Président,
ALEXANDRE BERTRAND,
Membre de l'Institut.

Conservateur du Musée des antiquités nationales
au château de Saint-Germain-en-Laye.

Prière d'adresser les communications à M. le D^r VERNEAU, secrétaire général du Comité d'organisation, rue Broca, 148, à Paris.

Indem wir vorstehende Einladung unseren Mitgliedern zur Kenntnis bringen, möchten wir unsere Freunde darüber aussprechen, dass wieder eine Sitzung dieser für die Entwicklung unserer Wissenschaft so fundamental bedeutsamen internationalen Congresses stattfinden soll.
J. Ranke.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 15. August 1899.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. S. 8, 16 des Jahrg. 1894.

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich XXX. Allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in **Lindau** vom 4.—7. September 1899

mit Ausflügen nach Bregenz, Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

Tagesordnung.

Samstag den 3. September. Von Morgens 10 Uhr bis Abends 9 Uhr: Anmeldung der Theilnehmer im Bureau der Geschäftsführung. Abends 8 Uhr: Begrüßung der Gäste und Festspiel im Theatersaale.

Montag den 4. September. Von Morgens 8 Uhr ab: Anmeldung im Bureau der Geschäftsführung. Von 8—9 Uhr: Rundgang durch die Stadt. Von 9—12 Uhr: Gemeinsame Eröffnungssitzung in den Räumen des alten Rathhauses. Von 1—2 Uhr: Mittagspause. Von 2—4 Uhr: Fortsetzung der wissenschaftlichen Vorträge. Um 5 Uhr: Festessen im Bayerischen Hof. Abends: Zwangloses Zusammensein im Schützengarten.

Dienstag den 5. September. Das Museum, die Stadtbibliothek und das Archiv war für die Theilnehmer geöffnet. Von 8—9 Uhr: Erste Geschäftsitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 9—1 Uhr: Zweite gemeinsame Sitzung in den Räumen des alten Rathhauses. Von 1—2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen. Um 3 Uhr: Ausflug auf den Hoyerberg; dann mit gütiger Erlaubnis der

Besitzer Besichtigung des Lindenhofes. Rückfahrt vom Bad Schachen ans mit dem Dampfschiff. Von 8 Uhr an: Grosses Hafenfest, gegeben von der Stadt Lindau und dem Gemeinnützigen Verein. Zusammenkunft auf der oberen Terrasse des Bayerischen Hofes.

Mittwoch den 6. September. Ausflug nach Bregenz und Dornbirn. 7 Uhr 50 Min.: Abfahrt mit dem Dampfschiff nach Bregenz. 8 Uhr 20 Min.: Landung in Bregenz. Begrüßung durch die Stadthörden. Besuch der städtischen Anlagen am Gebharisberge. Besuch des Bregenzer Museums unter Führung des kaiserl. Rathes Herrn Dr. Jenny. Mittagessen in Bregenz. 2 Uhr 5 Min.: Abfahrt von Bregenz mittelst Eisenbahn nach Dornbirn. Begrüßung der Gäste durch den Bürgermeister. Ausflug zu Fuss und zu Wagen in's Gätle zur Kappelenlochschlucht, dem Staufensee und nach den elektrischen Anlagen. Rückweg über Eschenau und Zanzenberg. 7 Uhr 54 Min. oder 10 Uhr 28 Min.: Rückfahrt nach Bregenz—Lindau.

Donnerstag den 7. September. Von 8—9 Uhr: Zweite Geschäftsitzung der Deutschen an-

thropologischen Gesellschaft. Von 9-1 Uhr: Gemeinsame Versammlung in den Räumen des alten Rathhauses. Von 1-2 Uhr: Gemeinsames Mittagessen. Von 3 Uhr ab: Ausflug nach Friedriehshafen. Besuch des Bodenseegeschichtsvereins-Museums, des k. Schlosses und Schlossparks.

Ausflug nach Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Freitag den 8. September. 6 Uhr 20 Min.: Abfahrt nach Wetzikon. Mittagessen. Nachmittags: Ausgrabung eines Pfahlhauses in Kobenhäuser unter der Leitung des Herrn Dr. Messikamer. Ein Theil der Gesellschaft besuchte unter Leitung des Herrn Dr. Heierli das Römercastrum bei Irgehausen. 5 Uhr 15 Min.: Abfahrt nach Zürich. 8 Uhr: Gemüthliche Zusammenkunft beim Döbber.

Samstag den 9. September. Vormittags: Besuch des Schweizerischen Landesmuseums unter Führung der Herren Ulrich, Nuesch und Heierli. 1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Hotel Bellevue. 3 Uhr: Besuch der Ausstellungen der Herren Hartwich, Keller, Martin, Schröter, Stehler. Abends: Zusammenkunft in der Thonhalle.

Sonntag den 10. September. Ausflüge und Besichtigungen nach Wahl. Ein Theil der Gesellschaft fuhr nach Brugg und besichtigte unter Leitung des Vorstandes der Antiquarischen Gesellschaft die Reste des römischen Vindonissa.

Montag den 11. September. 7 Uhr: Abfahrt nach Biel. Besuch des Museums Schwab unter der Leitung der Herren Dr. Lüssi sen. und jun. Mittagessen in Mägglingen. 4 Uhr 53 Min.: Abfahrt nach Bern. Begrüssung am Bahnhof und dann Abends im Museumssaal des Gesellschaftshauses.

Dienstag den 12. September. 8 Uhr: Besuch des Historischen Museums und der dort angestellten Sammlungen der successiv sich folgenden Pausen der Pfahlbauten und des anthropologischen Materials. Frühstück im Museum. 12 Uhr: Luncheon bei Herrn Prof. Dr. Stein.

Die Vorstandschafften:

Waldayer, Andrian, Wircbow, Ranko, Walsmann, Andrian, Brunner, Inama-Sternegg, Toldt, Paschke, Hofgartner.

Der Geschäftsführer für Lindau:
Kellermann.

Verzeichniss der 385 Theilnehmer (245 Herren und 140 Damen).

I. K. II. Prinzessin Theresia von Bayern.

Abel Max, Major a. D., Lindau.

Acherer Hans, Lindau.

Albe Dr., Privatdocent, Berlin.

Alberg Horitz, prakt. Arzt, Cassel.

André Dr. Richard, Brommwich.

Andreas-Worberg Dr. Ehrh. v., Mühl-Elb.

Präsident der Wiener anth. Ges., Wien.

Arnold Hugo, Hauptmann a. D., München.

Ashöft, Stadtarzt, Lindau.

Auer jun. Director, Rickenbach.

Auerbach Richard, Berlin.

Bausler Dr., Professor, Berlin.

Bartsch Dr. M., Geh. Sanitätsrath, Berlin.

Beyer Dr., prakt. Arzt mit Frau und Tochter, Lindau.

Bolz Dr., Schwerin.

Borch Dr., prakt. Arzt, Feldkirch.

Bovard Franz, Berlin.

Birkner Dr. F., Assistent, München.

Birbaum Dr., prakt. Arzt, Feldkirch.

Bischof Dr. H. und Marie, dent.

Blumbers, Lector, München.

Bluhd Dr., Brezgan.

Bollinger Dr., Obermedicinalrath mit Frau und Tochter, München.

Bonhard, Postdirector und Frau, Lindau.

Borchel Leo, Wien.

Brauer Ehrh. v., Hauptmann a. D., München.

Bräul, Subrevisor und Frau, Lindau.

Braun M. v., Registrarsdirector und Frau, Augsburg.

Breller Max, Bezirksathlet, Zürich.

Brenner v. Wattenwyl, Hofrath, Lindau.

Bucher Hermann, Kaufmann a. Frau, Lindau.

Bugiel, cand. med. und Frau, Paris.

Buh, prakt. Arzt, Feldkirch.

Bühler, Heiler, Aeschach.

Busslinger Dr. J., Präfect, Augsburg.

Bussler Hermann und Frau, Berlin.

Cordel G., Berlin.

Cordel Robert, Berlin.

Diedrich Hermann, Neuren.

Dorckworth Laurence, Professor, Cambridge.

Egg Franz und Frau, Lindau.

Egg Fritz, Kaufmann, Lindau.

Egg Jakob und Frau, Lindau.

Ehrli Dr., Isny.

Ehrlich, Heiler, mit Frau und Tochter, Schachen.

Eldor, Commercerath, mit Frau und 4 Töchter, Lindau.

Edlau Dr., Bezirksrath, Gengenhausen.

Egan Friedmann Maria, Salzburg.

Feldtsch Ehrh. v., Hauptmann a. Frau, Lindau.

Förtsch Dr. P., Major a. D., Halle a. S.

Forster Dr. v., Angerstr. a. Frau, Nürnberg.

Frauer Emil, Triest.

Fraus Dr., Professor, Stuttgart.

Franke Dr., Professor mit Frau und 2 Töchter, Lequig.

Franko Dr., prakt. Arzt und Frau, München.

Frey J., Lindau.

Friedrich Dr. Gustav, Professor, Obermedicinalrath und Frau, Berlin.

Fronmüller, Präceptor und Tochter, Lindau.

Fronmüller, Stadtphysiker und Frau, Lindau.

Gana, Professor und 2 Töchter, Heidenheim.

Genster, München.

Geisler, prakt. Arzt, Brezgan.

Giesbart, Justizrath, Aeschach.

Girke Dr. Franz, Berlin.

Gitter Dr. K., Medicinalrath, Neustadt.

Geopfert Joseph jun., Lindau.

Geopfert Joseph jun., Lindau.

Gingpinger Ulrich sen., Lindau.

Götzger Karl, Privatier, Lindau.

Götzger Karl, Postmeister mit Frau und Tochter, Lindau.

Götker, Conservator.

Grossler Dr., Geh. Sanitätsrath, Breslau.

Grosz F., Hauptmann a. D., Rastatt.

Gruber Dr., Professor, Freiburg i. B.

Gruber Friedrich, Director und Frau, Luverna.

Gruber Adolf und Frau, Lindau.

Grundherr Ehrh. von, Bezirkskassenassessor, Lindau.

Gullmann Eugen und Frau, Lindau.

Hacker, Studienlehrer und Frau, Lindau.

Hagen Dr., Pfarrer und Frau, Aeschach.

Hagen Dr., Hofrath a. Frau, Frankfurt a. M.

Hartack Dr., Professor, Zürich.

Hartwich Dr. Karl, Professor, Zürich.

Hasler Georg, Privatier, Lindau.

Hauff Dr., Disting.

Hanser O., Rischlikon-Zürich.

Hansner, Hauptmann a. Lindau.

Hediger Dr., Medicinalrath, Vorstand des

würt. anthr. Vereins, Stuttgart.

Hain Dr. W., Assistent am k. k. naturhist.

Hofmann und Frau, Wien.

Heimel Gottfried, Reuter, Aeschach.

Heimel Martin, Lindau.

Heim v. und Frau, Isny.

Heimannsdorfer Ernst, mit Frau und Tochter, Lindau.

Heimannsdorfer Fritz, mit Frau und Tochter, Lindau.

Heimannsdorfer Michael, mit Frau und 2 Töchter, Lindau.

Herberich Dr., mit Frau und 2 Töchter, Dürnbirn.

Herzog Dr. M., Professor, Wien.

Herrlich Dr., Neuhau.

Hiltler, Studienlehrer, mit Frau und Prälis

Ram, Lindau.

Hirtz L., Brezgan.

Holzman, Ingenieur und Frau, Lindau.

Hopf Dr., Pöckingen.

Hofgartner Fr. v., k. k. Hofkapitän i. P.

II. Secrerär der anthr. Ges., Wien.

Huter Jakob, Brezgan.

Jenny Dr. Samuel, Kaiserl. Rath und Frau, Brezgan.

Jinzer Dr., Brezgan.

Jordan Dr., Studienlehrer und Frau, Lindau.

Kaiser Karl, Oberzollrath, mit Frau und 2 Töchter, Lindau.

Karlsberg, Fabrikbes. und 2 Töchter, Aeschach.

Kaseler Ernst und Frau, Lindau.

Kellermann Dr., Rector mit Frau und 3 Töchter, Lindau.

Kimmerli Dr., prakt. Arzt, Lindau.

Kirchlin Albert, Lindau.

Kirkelin Gustav und Frau, Lindau.

Klatsch Dr., Professor, Heidelberg.

Köll Dr. und Frau, Werra.

Köhl Dr., prakt. Arzt, Nalla.

Köhl Dr., Professor, Halle.

Köllinger Martin, Lindau.

Kellermann Dr. J., Professor u. 2 Töchter, Basel.

Königthal v., Forstamtsassessor und Frau, Linden.

Kollerbach, Bealbeiter, Linden.
Krauss, prakt. Arzt, Tübingen.
Kriegs, Oberstlieutenant und Frau, Neuburg.
Kuhn, Stadtphysik, Linden.

Kurz Dr., Ellwangen.

Langner Dr., Bezirksarzt, Neuburg a. D.

Lehle Heinrich, Bankagent und Frau, Linden.
Lingg Frau, Heilbronn, Schwaben.

Lochner Frk. v., k. Kammerierin, mit Frau und 2 Töchtern, Heilbronn.

Lothe Dr. H. und Frau, Elm.

Löwent A. und Frau, Bregenz.

Löwe, Oberamtsamtwoll, Heilbronn.

Mayer v., Official, Linden.

Makowsky Dr., Professor u. Tochter, Brünn.

Markus Dr. J., prakt. Arzt u. Frau, Mannheim.

Martin Dr. Rud., Professor, Zürich.

Mayer Dr., mit Frau und Tochter, Bregenz.

Mörsner Dr., Generalarzt, Altona.

Mörsner Dr., Bregenz.

Mörsner Fräulein, Director u. Professor, Kiel.

Mörsner Dr. H., Edrich.

Mörsner Dr., Bregenz.

Mörsner, Ingenieur, Bregenz.

Mörsner, prakt. Arzt, Hermsdorf.

Mörsner, Oberstapelführer, mit Frau und Tochter, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Mörsner, Oberstapelführer, Münden.

Riesch Emil, Kaufmann, München.

Riesch Fritz, Linden.

Rohberg Otto, Kaufmann, Linden.

Rosenbauer Dr., Bezirksarzt, Linden.

Ruplin Jakob, Bestler, mit Frau u. Tochter, Linden.

Schub Dr., Bregenz.

Schubmann, Hofrath, Nürnb.berg.

Schubmann K., Civilingenieur, Dornbirn.

Schubmann Jakob und Frau, Linden.

Schubmann Hubert, Schwaben.

Schubmann, Professor und Frau, Basel.

Schubmann Dr., München.

Schubmann Cosmas, Leuzhingen.

Schubmann Friedrich sen. und Frau, Seefeld.

Schubmann Friedrich jun.

Schubmann Dr., Zürich.

Schubmann Karl, Ingenieur, München.

Schubmann Dr., Hofrath, Nürnb.berg.

Schubmann Fräulein Julie, Berlin.

Schubmann Dr., Heilbronn.

Schubmann Dr., Director des Reichsanwirtsch. und Frau, Leyden.

Schubmann Dr., Assistent a. d. techn. Hochschule, München.

Schubmann Dr. Emil, Professor u. Frau, Leipzig.

Schubmann Max und Frau, Linden.

Schubmann Dr., Bregenz.

Schubmann Dr., mit Frau u. Tochter, Linden.

Schubmann Dr. und Frau, Bregenz.

Schubmann Dr., Zürich.

Schubmann Dr., Advokat, Bregenz.

Schubmann, Bürgermeister, mit Frau und Tochter, Linden.

Schubmann Dr., Professor, Karlsruhe.

Schubmann, prakt. Arzt, Lötzing.

Schubmann, Chorregent mit Frau und Tochter, Bregenz.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Schubmann Dr., Heilbronnswall, Linden.

Stehner K. Dr. v. d., Professor, Berlin.

Stehner Karl, Buchbinder, mit Frau und 5 Töchtern, Linden.

Stehner Dr., Maschinenbau, Wien.

Stehner, Buchbinder, mit Frau, Linden.

Stehner F., Hofdruckereibesitzer, München.

Stehner, Conservator, Stettin.

Stehner, Ingenieur, k. k. Hofmuseum, Wien.

Stehner, Hofrath, mit Frau und Tochter, Berlin.

Stehner v., Professor, München.

Stehner, Forstmeister, Wetzhausen.

Stehner Rudolf, mit Frau u. Tochter, Linden.

Stehner, Generalarzt, Coblenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Stehner Dr., Bregenz.

Verhandlungen in den gemeinschaftlichen Sitzungen der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft.

Erste gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Vormittungssitzung. Eröffnung der Versammlung durch den Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Geheimrath Waldeyer. **Eröffnungsgrede:** Universitäten und anthropologischer Unterricht. — Uebergabe des Vorsitzes an den Präsidenten der Wiener anthropologischen Gesellschaft Herrn Dr. Fehr v. Andriana-Werkburg. — **Begrüßungsgrede:** Begrüßung im Auftrage des Herrn k. Staatsministers des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten und des k. Regierungspräsidenten der Kreisregierung von Schwaben und Neuburg durch Herrn k. Regierungsdirector v. Braun. — Begrüßung im Namen der Stadtvertretung und des Gemeinnützigen Vereins durch Herrn recht. k. Bürgermeister Dr. Schützinger. — Begrüßung im Namen des Bodenseegeschichtsvereins durch Herrn Grafen Zeppelin. — Begrüßung im Namen des Ärztlichen Bezirksvereins durch Herrn Bezirksarzt Dr. Volk. — Begrüßung im Namen der Localgeschäftsführung durch Herrn k. Rector Dr. Kellermann. — Generalsecretär Herr Professor Dr. J. Ranke: Erinnerung an Herrn Senior Pfarrer Reinwald. — **Wissenschaftliche Vorträge:** R. Virchow: Meinungen und Thatachen in der Anthropologie. — Montelius: Ueber die Chronologie der Pfählbauten. — Hoernes: Anfänge der bildenden Kunst. — J. Kollman: Fingerspitzen aus dem Pfählbau von Corcelles (Neuenburger See). — Graf Dr. Zeppelin: Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebewölkerung. (Dazu Virchow, Zeppelin. — Nachmittagsitzung. Hagen: Gesichtstypen der von ihm studirten Völker. — Helm: Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen. (Dazu J. Ranke, Montelius, Helm, R. Virchow, M. Mueh, Olshansen, Helm, Schmidt. — Schüz: Messungen und Untersuchungen an Schulkindern. — Eidam: Auszählungen bei Gansenhäuten.

Die Versammlung wird durch den Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herrn Geheimrath Professor Dr. Waldeyer-Berlin in Anwesenheit Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Therese von Bayern am 4. September 9 Uhr Vormittags mit folgender Rede eröffnet:

Universitäten und anthropologischer Unterricht.

Hochansehnliche Versammlung! Bei der Uebernahme des Rectorates der Berliner Universität habe ich in meiner Antrittsrede eine Frage berührt, die auch an dieser Stelle, bei der Jahresversammlung unserer Gesellschaft, besprochen zu werden verdient: ich meine die Stellung der anthropologischen Wissenschaften an unseren höheren Unterrichtsanstalten. Ich möchte die Gelegenheit, die sich mit besonderer Gunst mir in dieser Stunde bietet, nicht vorübergehen lassen, ohne diese Frage, die ich seiner Zeit nur kurz streifen konnte, eingehender zu besprechen und zu erweitern, indem ich nicht nur die Universitäten, sondern auch die übrigen Hochschulen heranziehe, und indem ich überhaupt drauf eingehe, wie für den Unterricht in den anthropologischen Disciplinen gesorgt worden ist und wie dafür gesorgt werden müßte.

Es ist kein erfreuliches Bild, welches sich aus den Vorlesungsverzeichnissen unserer deutschen Universitäten hinsichtlich der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zusammenstellen läßt. Wir zählen gegenwärtig 20 Universitäten im Deutschen Reiche; die Vorlesungsverzeichnisse des nunmehr im Ablauf begriffenen Unterrichtsjahres October 1898 bis October 1899 ergeben, dass an sieben

Universitäten überhaupt gar keine Vorlesung aus den Bereiche der genannten Fächer angekündigt worden ist: Erlangen, Freiburg, Giessen, Greifswald, Jena, Rostock und Würzburg. Von den übrigen 13 hatten 10 nur eine einzige Vorlesung während des ganzen Studienjahres, und unter diesen 10 Vorlesungen waren 5 nur 1 stündige Publica: Göttingen, Halle, dessen Vorlesung lautete: „Anthropogeographie“, so dass es mir — wenigstens der Bezeichnung nach — überhaupt noch fraglich ist, ob sie hierher gehört, Kiel, Königsberg und Strassburg. Auch die Königsberger Vorlesung, so vortrefflich passend sie für die dortige Universität ohne Zweifel ist und Nachahmung auf allen übrigen Universitäten verdiente, Urgeschichte Ostpreussens, gelesen von Professor Bezzenger, dem wir Alle aus unserer damaligen Tagung in Danzig und Königsberg noch das dankbarste Andenken bewahren, kann doch wohl nicht als eine genügende Vertretung der gesamten Anthropologie angesehen werden.

In Bonn las Professor Ludwig im Sommersemester 1899 4 stündig „Physische Anthropologie“, in Breslau Professor Partsch 2 stündig im Sommersemester „Völkerkunde Europas“, in Marburg Professor Kretschmer im Sommersemester „Indoermanische Völkerkunde und Urgeschichte Europas“, in Tübingen Professor Sigwart 4 stündig „Philosophische Anthropologie“ und in Leipzig hielt Professor E. Schmidt im Sommer 2 stündig „Anthropologische Übungen“.

In Heidelberg, München und Berlin wurden sowohl im Sommersemester, wie auch im Win-

tersemester Vorlesungen über anthropologische Disziplinen — ich begreife unter dieser Bezeichnung auch die ethnologischen und urchsichtlichen Collegien und Uebungen — gehalten, also nur an 3 Orten unter 201 In Heidelberg liest Professor Klunzsch je 1 stündig „Anthropologie“, in Berlin theilnehmen sich 2 Professoren, von Luschian und Wilhelm Krause und ein Privatdozent, Dr. Rawitz, an den betreffenden Vorlesungen. München ist bis jetzt die einzige Universität in Deutschland, welche ein eigenes, dem Unterrichte in den anthropologischen Disziplinen gewidmetes, mit besonderer Sammlung, Instrumentarium und Hilfspersonal versehenes Institut besitzt, und welches, wie Sie wissen, unter der Leitung Johannes Ranke's, der sein Fach als Ordinarius vertritt, steht. In diesem Institute werden anthropologische Uebungen abgehalten und es wird die genannte Anthropologie zu ausgiebiger Darstellung gebracht. — Was die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Vorlesungen angeht, so steht freilich, Dank insbesondere der regen Thätigkeit von Luschian, Berlin an erster Stelle. Aber die Reichshauptstadt besitzt kein mit der Universität verbundenes Unterrichtsamt, wie es München aufzuweisen hat; ein Theil der Uebungen und Vorlesungen wird im Museum für Völkerkunde abgehalten, der andere in der anatomischen Anstalt. — Ich füge noch hinzu, dass an einer einzigen technischen Hochschule, und zwar in Karlsruhe, eine Vorlesung über Anthropologie im Verein mit Hygiene stattfindet. — Sie sehen, hochgeehrte Anwesende, das Bild, welches uns Deutschland bezüglich des fachmännischen Unterrichtes in den anthropologischen Disziplinen bietet, ist leider kein sehr erfreuliches.

Das ist es, was mir die Durchsicht des Vorlesungsverzeichnisses vom Studienjahre 1898/99, beginnend mit dem Monat October 1898, ergeben hat. Ergänzend aus früheren Verzeichnissen kann ich noch Folgendes hinzufügen:

Professor E. Schmidt liest im Wintersemester nach 2 stündig physische Anthropologie, in Strassburg i. E. hält Professor Gerland gelegentlich auch ethnologische Vorlesungen. In Freiburg i. B. liest, wie mir Professor Martin in Zürich mitgetheilt hat, Professor extraordina. Grosse 2—3 stündig Ethnologie und hält Uebungen „im ethnographischen Seminar“ ab. — In Berlin hält nach Bastian, obwohl nicht regelmässig, ethnologische Vorlesungen, und bis in sein letztes Semester las E. du Bois-Reymond ein öffentliches 1 stündiges stark besuchtes Colleg über „physische Anthropologie“.

Was die Technischen Hochschulen anbelangt, so besteht — Mittheilung von Martin — in Dres-

den ein Ordinariat für Geographie und Ethnographie.

Indessen, wenn es ein Trost ist „Socios habuisse miorum“, so können wir sagen, dass uns das Ausland mit wenigen Ausnahmen kein besseres Beispiel darbietet. Ich habe an der Hand des Verzeichnisses der Universitäten und sonstigen Hochschulen der Erde, welche sich in dem in Strassburg i. E. erscheinenden akademischen Jahrbuche „Minerva“ findet, mir eine Zusammenstellung der anthropologischen Vorlesungen und Uebungsanstalten gemacht von folgenden Ländern: Belgien, Bulgarien, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Grossbritannien, Holland, Japan, Italien, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rumänien, Russland, Schweden und Norwegen, Schweiz, Spanien, Südamerikanische Staaten, Vereinigte Staaten von Nordamerika, und habe dasselbe nach gütigen Mittheilungen von Professor Rudolf Martin in Zürich, dem ich hier meinen aufrichtigen Dank ausspreche, noch in einigen Stücken ergänzen können. Ich gestatte mir daraus die Hauptergebnisse mitzutheilen. Ich bemerke jedoch, dass bei den kurzen Notizen, welche die „Minerva“ nur bringen kann, ich keine Gewähr für die Vollständigkeit der mitzutheilenden Angaben zu übernehmen vermag. Damit soll keineswegs dem trefflichen akademischen Jahrbuche irgend ein Vorwurf gemacht sein. Auch Professor Martin verfügte über kein vollständiges Material.

Belgien zählt, wenn wir die seit Kurzem in's Leben getretene „Université nouvelle“ in Brüssel mitrechnen, zur Zeit fünf Universitäten; an diesen findet nur eine einzige anthropologische Vorlesung, und zwar über „Criminal-Anthropologie“ in Brüssel statt. Es besteht in Brüssel eine angesehene anthropologische Gesellschaft, an deren Spitze Houzé wirkt; es ist mir aber ungewiss geblieben, ob Letzterer an der einen oder anderen Universität Vorlesungen hält.

Besser stellt sich Bulgarien ein, wo an der einen Universität Sofin eine anthropologische Vorlesung, wenn auch nur 1 stündig, gelesen wird, während für Dänemark sonst so bedeutende Universität Kopenhagen keine derartige Vorlesung verzeichnet stand. Es ist dies um so auffälliger, als dort sonst die anthropologischen Disziplinen durch ein reich ausgestattetes Museum und eifrige Förderer so wohl bedacht sind.

An den zwölf Universitäten Frankreichs, welche als solche in meiner Quelle bezeichnet sind: Bordenaux, Caen, Clermont-Ferrand, Dijon, Grenoble, Lille, Lyon, Montpellier, Nancy, Paris, Rouen und Toulouse, werden keine Vorlesungen über Anthropologie angekündigt. Indessen

steht unser Nachbarland, was die Sorge für den Unterricht in der betreffenden Disciplin anlangt, wohl allen — vielleicht mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika — voran und zwar durch das grosse Centralinstitut in Paris, welches unter Broca's Auspicien seine gegenwärtige Gestalt gewann, die École et le Laboratoire d'Anthropologie; an derselben unterrichten in allen Zweigen unserer Wissenschaft — gegenwärtig unter dem Directorat von Thalié — 10 Professoren. Das jährliche Budget beläuft sich auf 20000 Fr. und die Anstalt ist mit einer erheblichen Sammlung, einem Instrumentarium und einer ansehnlichen Bibliothek ausgerüstet. Neben den Vorlesungen, welche die Prähistorie (Capitan), Anthropogenie (M. Duval), Ethnologie (Hervé), biologische Anthropologie (Laborde), Ethnographie (Lefèvre), Sociologie (Letourneau), zoologische Anthropologie (Maboudeau), physische Anthropologie (Manouvrier) und geographische Anthropologie (Schradler) umfassen, ist die beste Gelegenheit zu ausgiebigen praktischen Übungen gegeben. Ausserdem dociren noch am Musée d'histoire naturelle Hamy mit seinem Assistenten Dr. Verneau und an der École libre des sciences politiques liest Gaidoz Geographie und Ethnographie. In Lyon lesen ab und zu Chantre und Testut über anthropologische Gegenstände; in Toulouse Cartailhac (?).

Ich fasse das grosse Reich, welches gegenwärtig von sich sagen kann, dass in ihm die Sonne nicht untergehe, Grossbritannien, mit seinen Colonien zusammen und zähle dort 18 Universitäten, 12 im europäischen Grossbritannien, 1 in Indien, 2 in Canada, 3 in Australien. Von allen diesen fand ich nur für Oxford, wo Tylor liest, für Cambridge, wo seit Kurzem Dr. Duckworth Vorlesungen und Curse gibt und für Dublin, wo am Trinity College Cunningham mit Dr. Brown ein anthropologisches Laboratorium leitet, Universitäts-Vorlesungen im Gebiete der Anthropologie angezeigt. Indessen besteht in dem vereinigten Königreiche eine grosse anthropologische Gesellschaft (in London). Gegenwärtig sollen, wie ich höre, in England Bestrebungen sich geltend machen, um für den Unterricht in den anthropologischen Disciplinen immer weitere Kreise zu ziehen. Für die grossen grossbritannienischen Colonien gab meine Quelle nichts an.

Die Universität Griechenlands, Athen, hat keinen Vertreter der Anthropologie.

Für Holland finde ich bei vier Universitäten nur eine Vorlesung über Criminal-Anthropologie in Amsterdam angemerket und einen Lehrstuhl für Ethnologie in Leiden, den früher Wilken, jetzt

de Groot versieht. An Sammlungen, die ausserhalb der Universitäten stehen, fehlt es nicht.

An der einzigen Universität Japans, in Tokio, liest der Professor ordin. Shōgorō Tsuboi in jedem Semester ein 1stündiges Colloquium über Anthropologie.

Italien weist ungefähr dieselben Verhältnisse auf wie Deutschland. Es hat dieselbe Zahl von Universitäten wie wir, zwanzig; an nicht von diesen werden Vorlesungen über Anthropologie regelmässig angekündigt: in Neapel von zwei Ordinarien, Niccolucci und Zuccarelli, in Padua von einem Privatdocenten, Dr. Tedeschi, ferner in Genua, Modona, Parin, Rom, Turin und Florenz von Ordinarien und Privatdocenten; in Rom liest dann noch an der Frauenthochschule Professor ordin. Zevi Hygiene und Anthropologie. Wenn an 13 deutschen Universitäten Vorlesungen gehalten werden, so wird diese grössere Zahl dadurch in Italien wieder wett gemacht, dass an drei Universitäten dieses Landes besondere anthropologische Institute bestehen, in Rom, Neapel und Florenz, geleitet von den Professoren Bergi, Niccolucci und Mantegazza; an allen diesen drei Hochschulen sind ausserdem noch je 2—3 Privatdocenten für unser Fach thätig.

Unter den neun Universitäten der Länder der Oesterreich-Ungarischen Krone haben drei Docenten für die anthropologischen Disciplinen: Wien, wo jüngst Dr. Höhrace zum Fachprofessor ernannt wurde und wo noch ausserdem Dr. Haberlandt, Professor Tomaschek und Professor M. Benedikt über allgemeine Ethnographie und über Ethnographie und Kriminologie lesen, in Budapest, wo bei der Universität ein besonderes von Aurel Török geleitetes Institut besteht, und an der Böhmischen Universität in Prag, wo Professor Niederle und Dr. Matiegka lehren.

Portugal hat auf seiner Universität Coimbra einen Vertreter des Faches, Professor ordina. Guimaraes mit eigenem Institut, während ich bei den acht spanischen Universitäten keine Vertretung angezeigt fand. Ebensowenig wird auf den beiden Universitäten Rumäniens Anthropologie docirt.

Das grosse Russische Reich hat nur in Moskau, also an einer Universität unter zehn, ein anthropologisches Institut mit Sammlung unter der Direction des Professor ordina. Anutschin; vielmehr liest dort noch Professor Zognof. In Petersburg liest Professor ordina. E. Petri Geographie und Ethnographie, und aus der von Professor ordina. Tarnetzki geleiteten anatomischen Anstalt der militär-medizinischen Akademie, welche zugleich die medicinische Facultät an der Univer-

sität vertritt, geben zahlreiche anthropologische Arbeiten hervor. Ferner findet sich daselbst ein grosses ethnographisches Museum unter der Leitung Radloos; ob dasselbe jedoch mit der dortigen Universität Verbindungen hat, weiss ich nicht.

Die vier skandinavischen Universitäten haben wiederum, soviel ich ersehen konnte, keine besonderen Dozenten für die Anthropologie; nur ist seit 1890 Professor ordin. Niclson in Christiania für Geographie und Ethnographie angestellt, und in Stockholm lesen die Professoren des dortigen grossen anthropologisch-ethnologischen Museums, wie u. A. Montelius.

Die Schweiz hat unter ihren fünf Universitäten nur in Zürich und auch erst seit Kurzem einen geordneten und umfassenden anthropologischen Unterricht. Seit längerer Zeit las bereits der Geograph Professor ordin. Stoll im Wintersemester ein 2—3stündiges Colleg über Ethnologie. Jetzt ist Dr. Rudolf Martin als Professor extraordinarius für Anthropologie angestellt und es ist ein Neubau für ein Institut begonnen. Martin hält eingehende Vorlesungen über allgemeine und specielle physische Anthropologie und leitet praktische Uebungen auf diesem Gebiete. Ausserdem hält Privatdocent Dr. Heierli Vorlesungen aus dem Gebiete der Prähistorie. In Lausanne ist seit diesem Sommersemester Privatdocent Dr. Schenk für Anthropologie habilitirt.

Während die südamerikanischen Universitäten nur in Lima, und zwar dort durch zwei Professoren die Anthropologie vertreten haben, ist dieses von den 36 Universitäten der nordamerikanischen Union bei mehreren der Fall: In New-York doppelt, einmal an der dortigen Columbia-Universität und dann an dem von Ira van Gieson geleiteten pathologischen Institute; ferner in Cambridge Mass (Harvard University), New-Haven (Yale University), Chicago, Rochester, Philadelphia, Worcester (Clark-University) und Washington, wozu als letztes Glied noch die grosse anthropologische Abtheilung der Smithsonian Institution mit zehn Angestellten, von denen mehrere Dozenten sind, tritt. Da viele der 36 Universitäten nur klein sind und nicht alle Facultäten haben, so fällt ihre erhebliche Zahl bei der relativen Absehung nicht so stark in's Gewicht. Wenn auch vielleicht Lima die einzige südamerikanische Universität ist, an der Anthropologie gelehrt wird, so bestehen doch ausserdem einige bedeutende Museen, so in Buenos-Ayres unter Leitung von Dr. Berg und in La Plata unter Leitung der Herren Moreno und Lehmann-Nietzsche; aus diesen Museen geben reichliche Arbeiten hervor.

Ich wiederhole am Schlusse dieser kurzen Aufzählung zunächst noch einmal, dass es mir, wie man erklärlich finden wird, unmöglich war überall auf die letzten Quellen zurückzugehen, und dass ich daher nicht für völlige Richtigkeit einzutreten im Stande bin; immerhin aber wird sich das Gesamtbild, auch wenn Aenderungen vorgenommen werden müssten, nicht sonderlich verändern. — Für Ergänzung oder Berichtigung meiner Angaben werde ich jederzeit dankbar sein. Für Deutschland will ich noch hervorheben, dass in den meisten grösseren Städten, namentlich in den Landeshauptstädten und Provinzial- bezw. Bezirkshauptstädten, zum Theil recht anscheinliche anthropologische und ethnologische Museen bestehen, sowie zahlreiche Vereine zur Pflege unserer Wissenschaft, und dass diese, wie eine grössere Anzahl regelmässig erscheinender, zum Theil recht bedeutsam gewordener Zeitschriften und Archive, und die Wanderversammlungen erweisen, eine sehr erfreuliche Thätigkeit an den Tag legen.

Dieses ist, was an Einrichtungen zur Pflege der Anthropologie besteht und vorhanden ist; es erweist für Deutschland, wie für das Ausland in gleicher Weise, dass unsere Hochschulen, insbesondere unsere Universitäten, sich noch verhältnissmässig wenig an der Förderung der anthropologischen und ethnologischen Wissenschaften betheiligen. Treten wir nun an die Frage heran, was sein sollte?

Es bedarf nicht vieler Worte, um darzutun, dass der gegenwärtige Zustand der Pflege der Anthropologie — ich beziehe mich von jetzt an nur auf Deutschland — nicht der Stollung entspricht, den sie in unserem Unterrichts- und Bildungswesen einnehmen sollte. Wenn auch bei Manchem noch die Meinung besteht, dass die Aufgabe der Anthropologie wesentlich im Messen von Schädeln und Ausgraben alter Knochenreste bestehe, was dann ja ganz interessant sein möge, aber herzlich wenig Bedeutung habe, so ist doch, Dank der Bemühungen der anthropologischen Gesellschaften, wie es u. A. die beiden sind, die heute hier vereinigen, allmählich eine richtigere Ansicht zu Tage gedrungen. Es gebeh zunächst das, was in erster Linie gesehen musste: es wurden Museen gegründet, in denen die dem grossen Grabe der Mutter Erde, die ihre eigenen Kinder immer wieder verschlingt, mit Mühe entrissenen Fundstücke, die Kunde geben von den alten Geschlechtern, vor Allem einmal gehören wurden. Diese Museen sind in erster Linie die Rüstkammern der anthropologischen Wissenschaften, weniger Sammlungen für das grössere Publicum, obwohl auch diese Bestimmung nicht gering zu achten ist,

weil ja hiermit das Interesse aller Stände geweckt wird und von hier aus ein Stück gesondeter, wohlthätiger Lichtes mehr in die breiteren Schichten der Bevölkerung hineindringt. Aber die Bestimmung, als wissenschaftliche Archive für das weitere erste Studium zu dienen, sei und bleibe bei dem Bau, der Einrichtung und Organisation der Museen der Hauptzweck!

Man hat wissenschaftliche Expeditionen zu Wasser und zu Lande ausgerüstet, theils zu wesentlichen ethnologischen und anthropologischen Zwecken, theils anderen Expeditionen anthropologisch ausgebildete Forscher beigegeben; so war es auch jüngst noch auf der letzten deutschen Tiefseeforschungsreise der *Valdivia* und wird auch der ihrer Verwirklichung nahenden deutschen Südpol-expedition nicht fehlen. Und schon aus älteren Tagen, aber immer noch in bestem Aalenken, bleiben hochwichtig die Forschungsreisen der österreichischen *Fregatta Novara* und die der deutschen *Gazelle*!

Wir erkaufen dankbar an, dass mit allem diesem viel gewonnen ist; aber mir scheint die Zeit gekommen, dass wir noch eine weitere und sorgsamere Pflege der Anthropologie nöthig haben, und es scheint mir sogar, dass die Zeit nicht nur gekommen ist, sondern dass sie auch dazu drängt! Ich sehe in diesem Augenblicke ganz ab von der Wichtigkeit und dem hohen wissenschaftlichen Interesse, welches die anthropologischen, ethnologischen und urgeschichtlichen Kenntnisse an sich haben, nicht nur für die Gebildeten im engeren Sinne des Wortes, sondern für alle Bevölkerungskreise; ich will nicht davon sprechen, dass es vielleicht keinen Gegenstand gibt, der mehr verdient in dem Rahmen des naturwissenschaftlichen Unterrichtes auf unseren Vorbildungsschulen einbezogen zu werden — ich will vielmehr darauf hinweisen, dass in Folge der ungemein erweiterten Handelsbeziehungen aller europäischen Völker, die Pflege der Anthropologie für unsere Erdtheil, der wenigstens in seinen westlichen Gliedern, und darunter auch in Deutschland, das nicht mehr in hinreichender Menge zu erzeugen vermag, was des Leibes Nahrung und somit die ganze Existenz ermöglicht, ungemein wichtig, ja nothwendig wird. Und was soll ich erst von denjenigen Staaten sagen, welche Colonialbesitz erworben haben und zu erwerben trachten? Niemand sollte dort, wenigstens in administrativen Stellungen, hinausgehen, der nicht hinreichend ethnologisch geschult wäre. Wer eines will, darf auch das andere nicht lassen! Vor Allem müssen wir in Deutschland, wenn wir den Wettbewerb mit den grossen anderen Handels- und Colonialmächten aushalten wollen, allen Ern-

stes darauf bedacht sein, für einen besseren Unterricht in ethnologisch-anthropologischer Beziehung zu sorgen und darüber zu wachen, dass junge Forscher herangebildet werden, die, wenn die jetzt lebenden müde geworden sind, das Zeug dazu haben, in die Lücken zu treten und, besser hoffentlich noch als wir, das fortführen, was wir begonnen haben. Das kann, meines Erachtens, aber nur erreicht werden durch die Einführung der anthropologischen Disziplinen als integrierende Bestandtheile in den Universitätsunterricht. Einrichtungen, wie das „Orientalische Seminar“ in Berlin sind ja sehr nothwendig und dankenswerth, aber sie reichen doch nicht aus. Jede deutsche Universität sollte, so meine ich, ihr anthropologisches Institut mit dem nöthigen Lehrmaterial, mit einem als Ordinarius der philosophischen Facultät — je nach Lage der Sache würde es auch die medicinische sein können — angehörenden Director und dem nöthigen Assistenten haben. Ausser den allgemein wichtigen Diagen wären von diesem Institute und ihrem Lehrpersonal in erster Linie die besonderen Verhältnisse der betreffenden Provinz oder des betreffenden Landgebietes zu pflegen, wie wir es vorhin bei Erwähnung der Bezenberger'schen Vorlesung in Kösligberg hervorgehoben haben. Neben diesen würde sich die Einrichtung einer grossen centralen Unterrichts-anstalt in Verbindung mit dem grössten Museum des Reiches empfehlen, wie wir sie in Frankreich und in Nordamerika (Smithsonian Institution) besitzen; aber auch diese centrale Unterrichtsanstalt sollte mit der Universität verbunden sein, nicht nur zu Nutz und Frommen für diese, sondern auch für die Anthropologie selber. Denn es gibt wohl kaum ein Wissensgebiet, welches so zahlreiche Beziehungen zu allen anderen wissenschaftlichen Disciplinen aller Facultäten unterhält und unterhalten muss, wie das der Anthropologie im weitesten Sinne des Wortes.

Im Rahmen der Universitäten wird die Anthropologie die beste Stätte für ihre weitere Entwicklung finden und selbst am besten wirksam werden; dahin gehört sie!

Als wir uns im vorigen Jahre entschlossen, vereint mit unserer österreichischen Schwestern-Gesellschaft hier in Lindau zu tagen und mir die Ehre zufiel, die Eröffnungsrede zu halten, da gedachte ich des gesegneten Landes, unter dessen weissblauer Flagge wir die nächsten Tage zu gutem Thun vereinigt sein werden, und sagte mir, dass hier der Platz sei, diejenige Seite unserer Arbeit zu behandeln, welche ich zum Gegenstand meiner Besprechung gewählt habe. Denn das Bayersland ist es, dessen erleuchtete Unterrichtsverwal-

tung zuerst in Deutschland den Gedanken verwirklicht hat, den ich hier für alle Staaten empfohlen habe. So gebührt diesem Lande und seinem Fürstenhause, zu dessen natürlicher Erbschaft hoher Sinn für Kunst und Wissenschaft gehören, unser voller Dank! Ich kann ihn in diesem Augenblicke nicht besser aussprechen, als mit dem Wunsche, dass die junge anthropologische Anstalt der Münchener Universität immerdar gedeihen und wachsen möge, ein Vorbild hoffentlich baldiger zahlreicher Nachfolgerschaft auf den anderen Universitäten deutscher Zunge, zu welchem sie die rastlose Thätigkeit ihres hochverdienten Leiters bereits erbohen bat!

Der Vorsitzende:

Ich übergebe nunmehr den Vorsitz dem Herrn Dr. Freiherr von Andrian-Werburg, dem derzeitigen Vorsitzenden der Wiener anthropologischen Gesellschaft.

Freiherr von Andrian-Werburg übernimmt den Vorsitz.

Begrüßungsreden.

Herr Regierungsdirektor von Braun-Augsburg:

Eure Königliche Hoheit! Meine hochverehrtesten Herrschaften! Von dem Herrn k. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, sowie von dem Herrn k. Regierungspräsidenten der Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, welche beiden Herren gegenwärtig in Urlaub sich befinden, ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die III. gemeinschaftliche Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft, sowie deren hohen erlauchten Ehrengast ehrerbietig und herzlich zu begrüßen. Mit wahrer innerer Freude erfülle ich diesen mir gewordenen ehrenvollen Auftrag. Ist es doch für eine Staatsverwaltung, welche nicht nur nach der Schablone amtiren, sondern gewissermassen den Herzschlag und den Puls und die Seele des ihr anvertrauten Volkes kennen lernen will, von grossem Interesse, sich über die Geschichte und Urgeschichte ihrer Volksstämme, über ihre somatische und culturelle Entwicklung, über ihre Stammesverwandtschaften und Stammeseigenheiten genau zu unterrichten, und gerade hierfür bietet ja Ihre Wissenschaft die erwünschtesten Anhaltspunkte. Mit ganz besonderer Freude aber erfüllt uns, dass Sie gerade die Ufer des Bodensees und speciell die bayerische Stadt Lindau zu Ihrem diesmaligen Vereinigungspunkte gewählt haben. Wie viele Tausende von Vergnügungreisenden aller Länder werden alljährlich freudig bewegt, wenn sie nach langer ermüdender Fahrt

plötzlich die blaugrünen Flathen des schwäbischen Meeres im Sonnenglanze vor sich auftauchen sehen, mit seinem Kranze reich gesegneter Gestade und himmeltragender Berge; Ihnen, meine verehrtesten Herrschaften, ist noch mehr vergönnt: Ihrem sachverständigen Blicke öffnet der See seine Geheimnisse, Sie erforschen in seiner Tiefe die Geschichte uralter Menschenansiedelungen, Sie erkennen in seinen Uferbewohnern und deren Gestalten und Zügen noch die Nachkommen der alten Alemannen und Sueven, ja vielleicht sogar theilweise der alten Kelten und Rhätier; alte Burgen und Mauerreste erzählen Ihnen von dem siegreichen Vordringen der weiterrobernden Römer und ehrwürdige Klosterkirchen mit ihren stillen, weinranken Gärten sind Ihnen herdede Zeugen erster christlicher Cultur und des Anfangs der Geschichte dieser Gegend. So bietet sich Ihnen eine Fülle von Eindrücken und Erinnerungen historischer und prähistorischer Art. Aber ich bitte, betrachten Sie dieselben nicht nur mit dem ersten Auge des Forschers, sondern auch mit dem warmen, frühlichen Herzen des genußfähigen Menschen, dann wird Ihnen auch die Gegenwart schön erscheinen und Sie werden dabei die Ueberzeugung gewinnen, dass auch in der Südmark des deutschen Reiches Ihnen deutsche Herzen freudig und warm entgegeneschlagen. (Bravo!) Mit diesen Wünschen und Gesinnungen rufe ich Ihnen, verehrte Anwesende, ein herzlich „Willkommen in Bayern“ zu. (Lebhafter Beifall.)

Herr Bürgermeister Schützlinger-Lindau:

Königliche Hoheit! Hochansehnliche Verammlung! Ebe Sie in die Berathung Ihrer Tagesordnung eintreten, gestatten Sie auch mir, als dem Vertreter der Stadtgemeinde Lindau, der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft den herzlichsten Willkommgruss der Stadt zu entbieten. Als am 6. August vorigen Jahres der Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herr Professor Dr. Ranke uns telegraphisch Kunde gab von der ebenso einstimmigen als mit Freude begrüßten Wahl unserer Stadt als Congressort für dieses Jahr, da erweckte Ihre Freude und Begeisterung auch in unsern Herzen den lebhaftesten Widerhall; wenn wir auch nur mit Zagen es wagten, an die anthropologische Gesellschaft mit einer Einladung zu kommen, so waren wir uns doch der hohen Ehre, die uns durch die Anwesenheit einer so grossen Zahl hervorragender Gelehrten in unserer kleinen Stadt zu Theil wurde, recht wohl bewusst. Allerdings — das muss ich unanwunden gestehen — wurde unsere Freude etwas gedämpft, als wir bald darauf in dem in Ihren Jahrestheften erschienenen Berichte über den Verlauf der vorherigen Braun-

schweiger Versammlung sahen, wie viel Ihnen dort in Braunschweig und in den Orten, in welche Sie die Ausflüge maekten, geboten wurde; mussten wir uns doch sagen, dass wir hier mit unserem kleinen heseheidenden Museum, das insbesondere an prähistorischen Dingen recht dürftig gestellt ist, unmöglich das hieten konnten, was Ihnen in Braunschweig und in den Vorjahren an den anderen Congressorten gezeigt wurde. Dass wir aber den guten Willen wenigstens hatten, Ihnen auch etwas Neues, Eigenartiges zu hieten und unsere Sammlungen mit neuen prähistorischen Funden zu bereichern, dafür möge Ihnen der Umstand Beweis sein, dass die beiden städtischen Collegien einstimmig auf meinen Antrag die Mittel bewilligten, um an einer in nächster Nähe unserer Stadt gelegenen Stelle des Bodensees, wo nach der begründeten Annahme unseres leider inzwischen verstorbenen, hochverdienten Museumsvereinsvorstandes Reinwald und unseres rührigen und thätigen Localgeschäftsführers Dr. Kellermann Spuren von Pfahlbauresten zu vermuthen waren, die nöthigen Baggerarbeiten vorzunehmen. Leider haben das unglünstige Wetter im vergangenen Herbst und der ungewöhnlich rasch eingetretene hohe Wasserstand im heurigen Frühjahr und Sommer es unmöglich gemacht, diese Absicht auszuführen, doch gehe ich mich der Hoffnung hin, dass die von Ihrer Versammlung ausgehende Fülle von Anregungen und Belehrungen auch auf uns Laien derartig wirken werden, dass der unter dem Eindruck des damaligen Telegramms gefasste löbliche Vorsatz, wenn auch später, ausgeführt wird. Trotz des grossen Fremdenverkehrs, der es uns ja fast manchmal unmöglich macht, unsere Gäste unterzubringen, sind wir uns der hohen Ehre und Auszeichnung, die durch die Anwesenheit einer so grossen Anzahl von Koryphäen der Wissenschaft uns zu Theil wird, recht wohl bewusst. Ihre Versammlung ist zwar ein seltenes und höchwichtiges, aber doch nicht einzig dastehendes Ereigniss für unsere Stadt, denn gerade hier in diesem altherwürdigen Saale, wo insbesondere in den letzten Jahrzehnten aus ganz Deutschland Männer der Wissenschaft und Praxis zu ersten Conferenzen zusammengelommen sind, tagte vor 400 Jahren eine andere illustre Versammlung, die trotz des hochpolitischen Zwecks, zu dem sie einberufen war, sich mehr mit Fragen culturhistorischer und rechtswissenschaftlicher Natur befasste und in Folge dessen auch für die Wissenschaft Material lieferte. Hier in diesem Saale war es, wo der unter Kaiser Maximilian I. 1496 zum Zwecke der Veranstaltung eines Römerzuges zur Unterstützung der oberitalienischen Städte gegen den französischen König Franz I. einberufene

Reichstag unter dem Vorsitz des Kurfürsten Berthold von Mainz tagte. Seine Beratungen haben leider in Folge der schon damals sich zeigenden Unentslossenheit und Uneinigkeit der Vertreter der deutschen Stämme unser deutsches Reich dem Auslande und den Vertretern der Eidgenossenschaft, die sich schon zu jener Zeit mit zum Auslande rechnete, in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen lassen. Unsere an des neuen deutschen Reichs südlichster Mark gelegene Stadt, die also vor 400 Jahren schon Zeuge der Ohnmacht und Zerissenheit des heiligen römischen Reichs deutscher Nation war und die als selbständiges Glied des Reichskörpers Jahrhunderte lang bis zur Einverleibung in die Krone Bayerns unsäglich traurige Schicksale erleiden musste, sie weiss wie keine andere des unendlichen Werth der Zugehörigkeit zu einem mächtigen Staatswesen zu schätzen und hat der grossen Freude über den gewaltigen Umschwung der Dinge, wie er sich im letzten Viertel des zur Rüste gehenden Jahrhunderts gezeigt hat, immer mit höchster Begeisterung Ausdruck gegeben. Wenn daher der hochverehrte Herr Vorsitzende, Herr Geheimrath Waldeyer vorhin in so überzeugender Weise die Nothwendigkeit der Hebung und Pflege des anthropologischen Unterrichts auf unseren Hochschulen in Beziehung auf unsere Colonialpolitik hervorhob, und wenn Herr Geheimrath Virehow in seiner Eröffnungsrede vor zwei Jahren in Lübeck besonders betonte, dass die Anthropologen es für ihre ernste und wesentlichste Pflicht erachteten, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die heimischen Besitzthümer zu lenken und ihre Antheilnahme an der Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Schätze zu wecken, und wenn er besonders hervorhob, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft innerhalb des grossen Rahmens der anthropologischen Bestrebungen gerade, die nationalen Aufgaben mit Vorliebe und Erfolg gepflegt habe, so dürften Sie es hegreiflich finden, dass wir Lindauer, die wir ebenso treu unserem bayerischen Königshause sind als begeistert für das deutsche Reich, unser grosses Vaterland, solchen Bestrebungen die wärmsten Sympathien entgegenbringen und alle die Männer, die von Norden, Süden, Osten und Westen herbeigekommen sind, um diese Aufgaben mit zu erfüllen, auf's Herzlichste willkommen heissen.

Wir freuen uns auch insbesondere darüber, dass nicht nur die Deutsche, sondern auch die Oesterreichische anthropologische Gesellschaft diesmal Lindau zum Sitz ihrer Bernthungen gewählt hat. Seit Jahrzehnten, möchte ich sagen, feiern wir kein nationales Fest in Lindau, ohne dass nicht auch unsere Stammesbrüder und Nachbarn

jenseits der schwarzeilen Grenzpfähle daran teilgenommen hätten und umgekehrt. Wir freuen uns um so mehr, dass die Herren den weiten Weg von der schönen Kaiserstadt an der Donau nicht gesebeut haben, um hier in friedlicher gemeinsamer Arbeit die Forschungsgebiete der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte zu erweitern und mit den Herren der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in erspriesslichster Weise für die Wissenschaft zu cooperiren.

Es liegt mir die weitere Aufgabe ob, hochverehrte Versammlung, Sie Namens des Gemeinnützigen Vereins der Stadt Lindau in meiner Eigenschaft als ständiges Ausschussmitglied zu begrüßen. Unser Gemeinnütziger Verein hat es sich während seines 31 jährigen Bestehens zu vornehmsten Aufgabe gemacht, den vielen Tausenden von Fremden, welche die schöne Lage unserer Stadt und die von der Natur so reich gesegnete Umgebung hieher lockten, den Aufenthalt in unserer Stadt so angenehm als möglich zu machen; ebenso hat denn auch der Gemeinnützige Verein der vom Localcomité an ihn gerichteten Aufforderung zur Mitwirkung bei den für die lieben Gäste in Aussicht genommenen Veranstaltungen bereitwillig entsprochen und erachtet sich für seine Mühewaltung vollständig entschädigt, wenn Sie einen so guten Eindruck von der Stadt und Umgegend mitnehmen, dass Sie vielleicht auch ein andermal Ihre Schritte an die Gestade des schwäbischen Meeres lenken wollen.

Ich komme zum Schluss. An der Nordseite unserer altberühmten Beratungstätte leuchten auf blauem Grund mit goldenen Buchstaben die schönen Worte, die allerdings in erster Linie für die Beratung unserer gemeindlichen Angelegenheiten bestimmt waren: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Ich zweifle nicht daran und hoffe und wünsche, dass auch Ihre Beratungen unter diesem Zeichen stattfinden werden. Ich wünsche noch einmal Namens der Stadtgemeinde im Interesse der gesammten Wissenschaft den Beratungen den gedächlichen und förderlichsten Verlauf. (Lebhafter Beifall.)

Herr Dr. Graf Zeppelin-Ebersberg:

Königliche Hobeit! Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zur grössten Ehre, diese erlauchte, gelehrte Gesellschaft, die sich heute in Lindaus Mauern zusammengefunden, die unser Bodenseerfer zum Orte ihrer diesjährigen Tagung gewählt hat, auch Namens des Vereins für die Gesehichte des Bodensees und seiner Umgebung auf's herzlichste willkommen zu heissen. Der Bodenseegesehichtsverein verkörpert, ich darf das wohl

sagen, die gesammten wissenschaftlichen Bestrebungen rings am den See. Wie sich hier die Angehörigen der verschiedenen Uferstaaten im wissenschaftlichen Streben zu gemeinsamen Zwecken die Hand reichen, davon haben Sie ja gestern Abends ein liebliches Bild dargestellt gesehen, behalten Sie das in freundlicher Erinnerung. Der Bodenseegesehichtsverein aber, der den Namen eines Gesehichtsvereins trägt, führt dieses Wort in seinem Namen im weitesten Umfange; er beschäftigt sich ja nicht allein nur mit der eigentliehen archaischen Geschichte, seine Bestrebungen gehen viel weiter, von der Urgeschichte aus, von der Entstehung des Sees berunter bis auf die heutige Zeit, und insofern sind ja auch diejenigen Wissenschaften, die Sie verfolgen, Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, insofern darf er ja vielleicht wohl auch das ehrvolle Vorrecht in Anspruch nehmen, Sie hier in seinem Arbeitsgebiete zu begrüßen und willkommen zu heissen. Die Tagungen der Deutsehen anthropologischen Gesellschaft in unserem Arbeitsgebiete sind bezeichnet, möchte ich sagen, durch hervorragende Marksteine archaischlieblicher Entdeckungen. Wie Sie seiner Zeit in Konstanz zusammenkamen, da stand die Versammlung unter dem Zeichen des Kessler Loeb's, damals bewunderten Sie die merkwürdigen Erhebungen aus der Tiefe der Erde, die dort gemacht worden waren, jene erst angeweihten und dann unter Ihrer allgemeinen Zustimmung als echt anerkannten, merkwürdigen Zeichnungen der ältesten Bewohner der Gegend auf Knochenknochen, ihre Sculpturen u. dgl., und diesmal werden Sie im Verlauf Ihrer Tagung in Zürich Gelegenheit haben, die reichen Funde vom Schweizerbild bei Schaffhausen zu betrachten, die Dr. Nuesch in dreijähriger Forscherarbeit zusammengetragen hat und die für unsere Uebelvölkerung hier am See ja ein neues Element beigebracht haben. Ich möchte daran anknüpfend der Hoffnung Ausdruck geben, dass Sie bald wieder ähnlichen Anlass haben, unser Arbeitsgebiet aufzusuchen. Gewiss birgt der Boden unserer Heimath hier rings am den See, dieses alte Culturland, noch eine Menge reicher, ungeshnter Schätze, und unter den Wogen unseres Sees, unter dem Schlamm, den sie zusammengetragen, da mag noch manches merkwürdige Fundstück liegen, was Ihre Aufmerksamkeit erregen wird; und gerade jetzt hat der verdiente Forscher des Schweizerbildes bereits eine neue Erforschung des Kessler Loeb's unternommen, und jetzt schon hat ihm das sehr schwer zu lösende Räthsel aufgegeben, und ist somit die Hoffnung, dass also wirklich Sie in nicht zu ferner Zeit wieder Anlass haben werden, uns aufzusuchen, deshalb vielleicht

keine ganz unbegründete. Wenn ich nun Ihnen für die heutige Tagung wünsche, dass Ihre Beratungen für die Wissenschaft wieder den gewohnten reichen Erfolg haben mögen, so kann ich das nicht thun, ohne zugleich den weiteren Wunsch damit zu verbinden, Sie möchten von unserem Bodensee überhaupt ein liches, freundliches Andenken bewahren, und es möchte in Ihnen der Wunsch regt werden, bald wieder zu uns zu kommen. Wir unsererseits aber wollen auch weiter arbeiten, wir wollen uns würdig zu machen suchen, eine so illustre Gesellschaft neuerdings bei uns zu begrüßen, und damit gestatten Sie mir nochmals, Sie im Namen des Bodenseegesellschaftsvereins hier recht herzlich willkommen zu heißen und zu begrüßen. (Bravo.)

Herr Dr. Volk-Lindau:

Königliche Hoheit! Hochansehnliche Versammlung! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die hier tagenden Mitglieder der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft im Namen des ärztlichen Bezirksvereins Lindau als dessen derzeitiger Vorstand zu begrüßen. Wohl keine andere Körperschaft steht Ihren Zielen und Bestrebungen, wissenschaftlicher Forschung so nahe, wohl keine andere knüpft, ich möchte sagen, ein so enges Band geistiger und wissenschaftlicher Verwandtschaft aneinander als den ärztlichen Stand. Darum folgen wir auch mit erhöhtem, mit besonderem sachlichen und feuchten Interesse dem Gange Ihrer Verhandlungen, nehmen lebhaften Antheil an den Ergebnissen und Erfolgen Ihrer gelehrten Versammlungen und Forschungen. Deshalb hat uns auch mit Stolz und Freude die Nachricht erfüllt, dass die Wahl des heutigen Festortes auf unsere Inselstadt gefallen und es uns dadurch gegönnt ist, Sie hier persönlich sehen, begrüßen und feiern zu können. Auch wir wünschen, gemeinsam mit den Herren Vorrednern der diesjährigen Festversammlung, dem Gange Ihrer Verhandlungen und der damit verbundenen Feier den schönsten, den würdigsten, den denkbar gelungensten Verlauf, einerseits dass erneuter, fortschreitender Gewinn und Segen für die Wissenschaft daraus entspringe, andererseits aber, dass Sie in fröhlichster und befriedigter Stimmung aus unserer Mitte scheiden und ein tiefes, ein bleibendes Erinnerung mitfortnehmen an unser von der Natur so reich gesegnetes, von landschaftlichen Reizen so unvergleichlich bevorzugtes Fleckchen Erde. Mit diesen Gefühlen heiße ich im Namen des ärztlichen Bezirksvereins Lindau Sie auf's herzlichste und wärmste willkommen. (Bravo.)

Herr Localgeschäftsführer Rector Dr. Kellermann-Lindau:

Königliche Hoheit! Hochansehnliche Versammlung! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, an Stelle des leider zu früh verstorbenen Seniors Reinwald die Localgeschäftsführung zu übernehmen. Wenn ich mich auch nicht unterfangen darf, diesen um die Erhaltung der historischen Reste unserer Stadt so boehverdieneten Mann in der Geschäftsführung zu ersetzen, so habe ich mich der mir gewordenen Aufgabe doch gerne unterzogen, weil ich mir von vornherein dessen bewusst war, dass sowohl die städtischen als die städtischen Behörden wie die ganze Bevölkerung mich bei dieser Aufgabe, die ja keine ganz leichte war, gewiss in jeder Weise unterstützen werden. Diese Hoffnung hat sich in reichem Maße, ja über Erwartung erfüllt. Ich darf nur eines anführen: es war mir in den letzten Tagen noch möglich, durch das freundliche Entgegenkommen vieler Bürger unserer Stadt eine kleine ethnologische Ausstellung zu improvisiren, aus der Sie ersehen werden, dass wir hier in Lindau wirklich in einer Seestadt wohnen, deren Söhne als Kaufleute hinausfahren, sie hier und dort in überseeischen Ländern aufhalten und ihr Interesse an ethnographischen und überhaupt an naturwissenschaftlichen Bestrebungen durch einen regen Sammeltrieb bekunden. Mögen Sie, hochverehrte Herren, hieraus und aus der grossen Betheiligung der Bevölkerung unserer Stadt entnehmen, dass wir Ihres Bestrebungen das lebhafteste Interesse entgegenbringen, und dass wir Ihnen dankbar sind für die mannigfachen Anregungen und Aufklärungen, die wir von Ihnen empfangen werden. Stehen wir doch auch hier auf urgeschieblichem Boden, und wenn die nächste Umgebung unserer Stadt verhältnissmässig arm an prähistorischen Resten ist, so liegt das an den natürlichen Verhältnissen: wir sitzen hier an jener Ecke des Sees, wo die Weststürme am stärksten sich geltend machen; geschützte Stellen, welche zur Anlage von Pfahlbauten geeignet waren, sind kaum vorhanden; wir haben weder tiefe Moore noch Höhlen, wo sich prähistorische Reste hätten erhalten können; auch dürfte der Moränenhauf, der die nördlich von Lindau gelegene Landschaft bedeckt, für die Erhaltung solcher Reste wenig geeignet sein. Dazu kommt, dass eine seit langer Zeit bestehende diebe Besiedelung und intensive Bebauung des Bodens die Spuren früherer Geschlechter vertilgte. Was an prähistorischen Resten noch vorhanden war, haben wir uns bemüht, zusammenzutragen, und der naturgeschichtliche Verein Angsburg hatte die Güte, uns einige Bronzegegenstände zu überlassen, die in der Gegend gefunden wurden,

und die wir im städtischen Museum für die Dauer der Versammlung depouirt haben. Im Name der Localgeschäftsführung von Lindau heisse ich Sie herzlich willkommen und wünsche, dass der heitere Rahmen, welchen wir Ihrer erstau Berathungen zu geben uns bemühten, Ihren freundlichen Beifall finden möge. (Bravo.)

Herr Professor Dr. Johannes Ranke, Generalsecretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.
Erinnerung an Herrn Senior Pfarrer Reinwald.

(Wissenschaftlicher Jahresbericht.)

Indem ich bitte, wie alljährlich den ausführlichen Bericht über die Fortschritte der anthropologischen Forschung des letztvergangenen Jahres in dem officiellen Bericht unserer Versammlung veröffentlicht zu dürfen, möchte ich heute an dieser Stelle nur eines Mannes gedenken, den wir auf das Schmerzlichste in unserem Kreise vermiesen: Herrn Senior Pfarrer Reinwald.

Bei unserer schönen Versammlung in Braunschweig des vorigen Jahres hatten wir Herrn Reinwald gebeten, die Geschäftsführung für unseren diesjährigen Congress in Lindau zu übernehmen. Er hatte sich dieser schweren Arbeit freudig und mit Begeisterung unterzogen; er freute sich, sein Lindau, dessen Geschichte seit den ältesten Zeiten er kannte wie kein Anderer, uns zu zeigen. Ist doch Lindau in der That schon für sich allein eines der wichtigsten Denkmäler der Beispiele der Verbindung der Neuzeit mit allen Perioden der Geschichte und der Vorgeschichte. Dieselbe Insel, welche heute die blühende moderne Stadt Lindau trägt, hat schon zu Zeiten der Römer und von da durch das früheste bis späteste Mittelalter bis in die Neuzeit hinein hohe Bedeutung zuerst als fester Platz, dann bald als Stadt, als freie Reichsstadt, besessen. Aber ein Schlimmman, welcher den Boden der Insel durchgraben würde, würde in ihm auch die Zeugnisse dafür finden, dass hier Menschen schon gewohnt haben in einer der frühesten Perioden der Prähistorie, in der Steinzeit.

Herr Reinwald hatte mit hoher wissenschaftlicher Befähigung sich dem Studium der Geschichte und Vorgeschichte Lindaus gewidmet, wir durften für die Belehrung über diesen wichtigen Punkt der vaterländischen Vorzeit die grössten Hoffnungen auf ihn setzen.

Wenige Wochen nach seiner Wahl zum localen Geschäftsführer für unseren Congress in Lindau traf uns die Nachricht von seinem ganz unerwarteten Hinscheiden mitten aus der kräftigen Arbeitsfreudigkeit heraus.

Heute ist es unsere schmerzliche Pflicht und wehmüthige Freude, das Andenken dieses edlen Mannes zu ehren.

Herr Reinwald war es, welcher die directe Anregung zu unserem diesjährigen Congress in Lindau gegeben hat durch die richtige historische Deutung eines bedeutendsten anthropologischen Fundes in den Mauern Lindaus.

Bei Legung von Heiröhren in der Stadtpfarrkirche zu St. Stefan (Juli 1896) kamen unter dem Boden der Sakristei der Kirche in grosser Anzahl menschliche Gebeine zu Tage.

Im Auftrag Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Therese von Bayern erhielt ich von diesem

Funde Mittelalters und bald darauf in vier grossen Kisten zahlreiche Gebeine mit einem Schreiben des Herrn Pfarrer Reinwald.

Aus dem nachdrücklichen Mittheilungen des Herrn Reinwald ergab sich, dass die St. Stefanische 1180 an Stelle von St. Peter auf dem zur Marienkirche gehörigen Kirchhofe der Stadtinsel errichtet worden ist. Die bei der Grundlegung für diesen Kirchenbau gehobenen Skelettreste wurden, wie das früher überall und vielfach bis in unsere Zeit hinein üblich war, in einem Seitenbau (Osuarium) untergebracht. Die jetzige Sakristei von St. Stefan erscheint als dieses alte Osuarium, auf dessen Gebälke man nun wieder gestiegen ist. Danach ist die Annahme begründet, dass die wieder an's Licht gekommenen Knochen zum Theil über das Jahr 1180 zurück zu datiren sind. Möglicher Weise können die ältesten Skelettreste, da die Benützung des Platzes als Ruhstätte der Todten bis über das 10. Jahrhundert zurückreicht, noch aus dieser frühen Periode stammen. Wir haben es sowohl wohl zweifellos mit Resten aus dem frühen Mittelalter (10. bis 12. Jahrhundert) zu thun.

Aus dieser Zeit lagen hi' dahin noch so gut wie keine Knochenüberreste der Bevölkerung unseres Landes vor, da, seit der vollkommenen Christianisirung, durch die Bestattungen auf beschränkten Kirchhöfen, die einen regelmässigen Umtrieb verlangen, im Allgemeinen die Erhaltung der Gebeine ausgeschlossen ist, während untermal aus der letzten Heidenzeit unseres Volkes zahlreiche Skelettreste gefunden sind.

Und doch sind solche Reste aus dem früheren und späteren Mittelalter für die somatische Geschichte unseres Volkes von grundlegender Wichtigkeit und für das Verständniss ganz unerlässlich.

Die germanischen Stämme der Völkerwanderungsperiode, soweit sie noch Heiden waren, begruben in unseren Gegenden ihre Todten mit Schmuck und Waffen und Geräthen auf freier Weide. Hier haben wir in vielen Hunderten von Gräbern ihre Gebeine gefunden und es hat sich die unerwartete Thatsache ergeben, dass zwischen diesen heidnischen Bewohnern unseres Landes und unserer modernen Bevölkerung in körperlicher Beziehung eine weite kluftlose Kluft besteht. Während die überwiegende Anzahl der aus jenen heidnischen Gräbern der Völkerwanderungszeit erbobenen Schädel eine langgestreckte, dolichocephale Form aufweisen, sind unsere modernen Landleute ebenso vorwiegend rundköpfig, brachycephal.

Von der zwischen den beiden bisher bekannten Perioden — Völkerwanderungszeit und Neuzeit — liegenden Periode der Ersetzung der Langköpfe durch die Kurzköpfe hatten wir bisher keine somatischen Documente.

Diese Lücke füllt der von Herrn Reinwald in seiner historischen Wichtigkeit erkannte Knochenfund von St. Stefan in der wünschenswerthen Weise aus: die Schädel zeigen eine gleichmässige Mischung der beiden Hauptformen und aus diesen hervorgegangenen Mischformen.

Ich habe an anderer Stelle, der Wichtigkeit dieses Fundes entsprechend, über denselben berichtet.¹⁾ Hier handelt es sich nur darum, Herrn Reinwald — über sein Grab hinweg — den Dank zu sagen für seine

¹⁾ Sitzungsberichte der kgl. bayer. Akad. d. Wiss., math.-phys. Cl., XXVII, 1897, S. 1—92. Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau. Ein Beitrag zur Geschichte der Schädeltypen in Bayern.

wichtige, speciell für die Geschichte unseres Landes bedeutungsvolle Entdeckung. Auch sie ist ein Denkmal zu seinem Andenken: der Name Reinwald wird auch in unseren anthropologischen Kreisen immer in Ehren gehalten werden! —

Aber ich darf nicht schliessen, ohne ein Wort des Dankes auch an Herrn Rector Dr. Kellermann, welcher, seit dem Tode seines Mitarbeiters Verstorbenen, nach dessen Hinscheiden die Last der Geschäftsführung auf sich genommen hat und Alles so vortreflich für uns zu leiten wusste.

Wissenschaftliche Vorträge.

Herr R. Virchow (mit Applaus empfangen):

Meinungen und Thatsachen in der Anthropologie.

Ich bin in diesem Angelegenheit etwas an den un-rechten Platz gekommen, weil mein Freund Erwanke im Eifer mich mehr vorgehoben hat, als ich erwarten durfte. Ich würde Ihnen vielleicht etwas mehr Positives zu berichten haben, wenn ich die nöthige Zeit gehabt hätte, das recht vorzubereiten. Sie müssen also von mir im Augenblick nicht viel mehr erwarten, als einen Rückblick, wie ihn ein alter Mann an und für sich geneigt ist, hängt zu thun und wie ihn am Schlusse eines langen und bewegten Jahrhunderts vielleicht noch Andere zu thun wohl Anlass haben. Da fragt man, was ist eigentlich herangezogen in diesem Jahrhundert? Wodurch unterscheiden wir uns von den Leuten, welche am Anfange desselben lebten und wirkten? Diese Differenz ist eine ungemein grosse. Sie zeigt sich vorzugsweise in der Literatur und in Allem, was damit zusammenhängt. Man braucht nur irgend ein Buch anzuschlagen, was in die erste Decennien dieses Jahrhunderts gehört, und zu versuchen, sich klar zu machen, was der betreffende Schriftsteller eigentlich zu sagen beabsichtigt hat. Das ist schon jetzt so schwierig, dass es uns Mühsal bedünkt, als ob einige der grössten und gelehrtesten Männer jener Zeit etwas an sich Unverständliches haben darstellen wollen; wir können manchmal nicht mehr verstehen, was der Gegenstand ihrer Erörterung gewesen ist.

Das hängt damit zusammen, dass überhaupt in der menschlichen Entwicklung zwei Grundrichtungen immer gegen einander strömen und sich gegenseitig paralysiren: die eine, welche wesentlich die Tradition der Meinungen darstellt, die andere, welche die Tradition der Thatsachen bringt. In Deutschland ist durch die eigenthümliche Entwicklung unseres nationalen Lebens die erstere Richtung lange die vorherrschende gewesen. Wenn wir auf das Gebiet der positiven Wissenschaften kommen, so erleben wir nur zu häufig, dass wir noch kurzer Zeit den Pfad verlieren, und dass wir zu einer Zeit, wo wir bei anderen Nationen schon eine grosse Klarheit und Deutlichkeit der Auffassung finden, bei manchen unserer besten Leute eine gewisse Confusion und Verwirrung antreffen, die uns hinderlich ist, ihren Wegen zu folgen. Ich will nur daran erinnern, dass sowohl italienische, als französische, englische und holländische Forscher unseren Gelehrten ein so weites Stück vorgekommen waren, dass wir, als der Anfang dieses Jahrhunderts kam, vorauszu- weise aus fremden Quellen zu schöpfen genöthigt waren, und dass wir, wenn wir versuchten, uns auf einen rein nationalen Boden zu stellen und nur dasjenige zu benutzen, was gerade unsere Nation hervorgebracht hatte,

auf recht mageren Fluren geführt wurden. Diese Tradition der Meinungen ist ja an sich etwas Ehrwürdiges und in vielen Richtungen Unentbehrliches; es beruht auf ihr ein grosser Theil dessen, was wir im gewöhnlichen Sinne die menschliche Cultur nennen. Aber es lässt sich auf der anderen Seite auch nicht leugnen, dass darin sehr viel Verführerisches liegt und dass nicht wenige Menschen durch die Tradition der Meinung dahin kommen, überhaupt nichts zu meinen, sondern Alles nur zu erlernen und dieses Erlernete in irgend einer Form wieder von sich zu geben. So erschien auch unsere Wissenschaft vielfach, bei ihrer schulmässigen Ueberlieferung, als ein streng systematisch aufgebautes Gebilde, und doch konnte es in Wirklichkeit vor den Thatsachen nicht Stand halten. Ich bin eigentlich etwas entsetzt, zu sehen, dass wir aus dieser Neigung der Menschen, den Cultus der Meinungen in den Vordergrund zu stellen, gar nicht herauskommen, ja dass wir sogar immer wieder von Neuem tief zurück-sinken und dass immer wieder der Cultus der Meinungen so sehr überwiegt wird, dass darüber die Thatsachen sich vollständig verwichen.

Nirgends ist das vielleicht so ersichtlich, wie gerade auf dem Gebiete der Anthropologie, und zwar deshalb, weil die Anthropologie, wie Ihnen ja leicht ersichtlich sein wird, wenn Sie sich umsehen, vor-zugsweise als ein Werkzeug für fremde Zwecke ver-worhet wird. Der Herr Vorsitzende hat Ihnen eben auseinandergesetzt, dass die Anthropologie noch so wenig zu einer anerkannten Wissenschaft entwickelt ist, dass wir unseren Ranks immer noch als eine weisen haben herrschen können (Heiterkeit), und mit stolzer Miene darein die Welt einerschreitet, und sehr wenig gleichwerthige Concurrenten hat. Wenn der Herr Vorsitzende uns mit grosser Sorgfalt alle diejenigen Universitäten und Städte aufgezählt hat, in denen Lehrer der Anthropologie existiren, so darf ich vielleicht schlichtern hinzufügen, dass ein grosser Theil dieser anthropologischen Lehrer eigentlich nichts be-deutet. Diese offene Confession will ich nicht unter-drücken; gerade weil wir am Beginne einer neuen Zeit stehen, darf ich vielleicht sagen, dass die Anthro-pologie noch einmal eine Schule errichtet werden muss, welche die Vorbildung solcher Lehrer in grösserer Zahl durchführen kann. Ich will wünschen, dass Herr Ranke eine grössere Zahl gleichwerthiger Adepten heranziehen kann, und dass das neue Jahrhundert voll von solchen Schülern werden möge.

Vorläufig fehlt es fast überall daran. Das mache eben die unglücklichen „Meinungen“; diese beherrschen den allgemeinen Markt so sehr, dass man sich selbst oft darüber täuscht, wie viel oder wie wenig von den Meinungen man zu behalten berechtigt ist. Es ist nun eine ziemlich lange Zeit her, als ich nach Schtiller war, und beinahe noch länger, als ich schon aufing, selb-ständige Meinungen zu entwickeln; es hat aber sehr lange gedauert, ehe ich für diese Meinungen Glauben fand. Jetzt, mit einem Male, sind meine Meinungen so sehr verbreitet, sie werden so allgemein angenommen, dass ich wirklich vor mir selber einen Schrecken be-komme und mich frage: ist es denn wirklich richtig, dass man schon soviel von all dem Dingen, die uns be-schäftigen, sicher erkrankt ist.

Sie haben heute schon gehört und werden wahr-scheinlich in den nächsten Tagen noch mehr hören von den beiden grossen Gegenständen, in denen sich unsere Erfahrung in der Anthropologie bewegte. Das eine ist die Erfahrung, dass die Typen, also die geest-lich feststehenden Formen, mit einer ungläublichen

Zähigkeit sich erhalten, so dass die Unveränderlichkeit der Typen als ein anthropologischer Lehrsatz erscheint, ein Lehrsatz, für den wir ja heute den hauptsächlichsten und glücklichsten Vertreter unter uns haben, unsern Freund Kollmann, der bis in die letzten Ueberreste der Diluvialperiode hinein die Constanz der menschlichen Typen nachzuweisen gesucht und zum Theil auch nachgewiesen hat. Dem gegenüber steht die Veränderlichkeit der Typen, die Mutabilität derselben. Wäre der Typus immer derselbe geblieben, so müsste die ganze Welt jetzt eine langweilige Gesellschaft sein, die für uns den Eindruck machte, wie ein Haufen von Sperlingen, Affen u. dgl. Und doch sind die Einzelnen recht verschieden untereinander; je mehr wir uns mit ihnen beschäftigen, desto mehr fragen wir uns, woher kommen die vielerlei Erscheinungen. Wenn man mit dieser Erwägung ein wenig angreift, so kommt man direct auf die Veränderlichkeit der Typen, und wenn die beiden Schulen, die der Permanenz und die der Mutabilität, an keinem rechten Grunde kommen, so kann man wohl sagen, es liegt ein wenig darin, dass beide mehr auf dem Boden der Meinungen, als auf dem der That sachen operiren. Die Entscheidung ist in der That sehr schwierig, und selbst Kollmann, der riesige Zahlen zusammengebracht hat, ist meiner Meinung nach noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo er soviel Zahlen hat, dass sie über den Zufall hinausführen. Das ist ja eine gewöhnliche Erfahrung bei aller Statistik, dass Endergebnisse hervortritt und wo jeder Zweifel unterdrückt werden muss. Ich kann aussetzen, dass auch aus meinen Untersuchungen die besten Beweise für die Dauerhaftigkeit der Typen hervorgehen. Ich habe das auch immer offen bekannt und bin immer offen an die Seite Kollmann's getreten, und doch kann ich nicht sagen, dass, wenn ich die Gesamtheit der menschlichen Entwicklung vorsehören könnte, ich mit der Permanenz ankommen würde. Man kommt vielmehr auf eine Mehrtheit der Entwicklungen und man wird geneigt, die „diversitas nativa“ in den Vordergrund zu stellen, wie Blumenbach that. Das lässt sich nach meiner Empfindung nicht leugnen, dass die absolute Permanenz der Typen etwas Unwahrscheinliches ist. Ich habe, offen gestanden, immer eine gewisse heimliche Neigung gehabt, der Mutabilität einen größeren Spielraum einzuräumen. Freilich bin ich auf diesem Wege nicht glücklich gewesen, soweit es sich um die Anthropologie im strengsten Sinne des Wortes handelt, bei welcher der ganze Mensch, also das sogenannte Individuum, in Frage steht, aber ich muss behaupten, dass die Sache anders liegt, wenn man den Menschen in seine einzelnen Bestandtheile zerlegt, ihn gewissermaßen anatomisch betrachtet, auf die letzte Instanz, die componirenden Theile, zurückgeht, also die Gewebe an Grande legt. Von diesen behaupte ich, dass sie Mutabilität besitzen, nicht bloß besitzen haben, sondern in gewissem Masse noch heutzutage besitzen. Das ist aber eine der gewissermaßen stillschweigenden Voraussetzungen, die den Befehl das grossen Publicums nicht gewinnen. Aber ich bin überzeugt, dass, wenn wir hier ins Saale herumfragen und alle einzelnen Anwendungen hören würden, entscheiden die Majorität für die Mutabilität der einzelnen Theile sein würde. Der Fehler der Dogmatiker liegt eben in der falschen Deutung des „Organismus“ und seines Verhältnisses zu den einzelnen Theilen, den Geweben und schließlich den Zellen. Die Anthropologie wird in der Regel heute so betrachtet, als ob es nur das menschliche Skelet zum Gegenstand

der Forschung hätte, nicht als ob das Skelet der wichtigste Theil des Menschen wäre, sondern als der dauerhafteste, den man am leichtesten und aus verschiedenen Uerhalten vorfindet; damit lässt sich am leichtesten operiren. Aber man muss zugestehen, dass es viel edlere Theile am Menschen gibt als die Knochen, und dass die Frage der Mutabilität und ihrer Bedingungen viel wichtiger ist für Gehirn und Muskel, als für Knochen. Selbst bei den Knochen ist es in der That recht schwierig, die Mutabilität auf bestimmte Ursachen zurückzuführen, also gegebenen Falls nachzuweisen, wie denn eigentlich die Veränderung eingetreten ist.

Ich darf hier vielleicht als Beispiel eines der geläufigsten nehmen, das vielleicht nicht jedem Einzelnen erkennbar entgegengetreten ist, das aber eine grosse, hervorragende Wichtigkeit hat; das ist die Bildung des Schienbeines des Menschen, des stärkeren der beiden Knochen, welche dem Unterschenkel Festigkeit geben. Das Schienbein (die Tibia) ist ein sehr kräftiger und grosser Knochen, der viele Gewaltwirkungen auszuhalten und glücklicherweise ihnen Widerstand leisten kann, während die daneben gelegene Fibula, das Wadenbein, ihrer zarten Beschaffenheit wegen sehr leicht bricht. Trotzdem ist gerade der starke Knochen ungewöhnlichen Abweichungen ausgesetzt, und zwar Abweichungen, die den Eindruck mechanischer machen und doch nicht ohne Weiteres auf irgend eine äusserer Gewaltwirkung bezogen werden können. Dabin gehört insbesondere eine eigenthümliche seitliche Ablatung des Knochens. Wenn man eine normale Tibia im mittleren Theile durchschneidet, so erhält man eine ungefähr dreieckige Schnittfläche, die gewöhnlich etwas ungewollte Seiten zeigt. Aber zuwilen sieht man, dass auf beiden Seiten tiefe Abflachungen liegen, so dass der Knochen überhaupt die Gestalt eines krummen Stäbels oder eines Stäbels annimmt, namentlich schärfere Hinterkanten, Scheiden kann man fast sagen, darbietet und zugleich dünnere vordere Kanten. Dieser Zustand der Schienbeinflächen — griechisch heisst er Platyknie — macht in der That, wenn man ihn ganz einfach ohne Kenntniss der Entwicklungsgeschichte verfolgt, den Eindruck, wie wenn der Knochen von beiden Seiten her zusammengedrückt, wie wenn er etwa in einen Schraubstock gelegt und von beiden Seiten her zusammengepresst worden wäre. Da es nun in der That pressende Einwirkungen an dem Unterschenkel gibt, und zwar recht kräftige, nämlich durch die benachbarten Muskeln, die das Fleisch der Wade bilden u. s. w., so liegt nichts näher als die Vorstellung, dass durch die Zusammenziehung dieser Muskeln und den Druck, den sie ausüben, die Knochen allmählich so verhalten werden, dass sie tiefe seitliche Eindrücke erhalten. Ich will Sie nicht mit den Details dieser Untersuchung langweilen, dieser langwierigen, sehr schwierigen Untersuchung, die erst vor Kurzem auf's Aeusserste die Gemüther der Forscher angegriffen und die widerstreitendsten Meinungen gesetzet hat. Die einen haben immer behauptet, dass die Abflachung eine positive Muskelwirkung sei, die anderen haben erklärt, das habe mit den Muskeln gar nichts an thm u. s. w. Ich darf sagen, mir selbst ist keine absolut zureichende Erklärung bekannt, welche die Entstehung dieser abweichenden Bildung auf mechanischem Wege darlegt. Unsere Anatomen sind im Augenblicke sehr geneigt, den mechanischen Erklärungen den Vorrang zu gewähren und jede Formveränderung auf bestimmte mechanische Einwirkungen an beziehen. Die besten Anatomen bekennen sich für diese Auffassung. Ich

trete ihnen nicht entgegen, im Gegenteil, ich habe in mehrfachen Beziehungen Tatsachen beigebracht, welche diese Auffassung unterstützen, aber ich muss auch sagen, keine dieser Tatsachen ist so durchschlagend, dass man mit voller Sicherheit daraus ableiten kann, wie das eigentlich vor sich geht. Was namentlich die Muskeln anbetrifft, so ist es gar kein Zweifel, dass selbst sehr starke Muskeln, die sehr viel gebraucht werden und sehr energisch arbeiten, häufig nicht die mindesten anhaltenden Eindrücke an den Knochen hervorbringen. Auf der anderen Seite ergibt die pathologische Beobachtung, dass ein ganz anderes Element, das durchaus nichts mit rein mechanischen Gesetzen zu thun hat, einen sehr grossen und wesentlichen Einfluss auf die Knochen ausüben kann; das sind die Nerven. Wir können in einer noch vor wenigen Decennien ganz unbekanntem Weise nachweisen, dass selbst auf grosse Entfernungen hin innerhalb des Nervensystems Übertragungen stattfinden, welche schliesslich auf das Knochengewebe einwirken und welche z. B. innerhalb grosserer Abschnitte Verluste an Knochengewebe herbeiführen, welches sich allmählich auflöst und zuletzt verschwindet. Wir treffen Fälle, wo eine 'gekreuzte Atrophie' am Skelet sich entwickelt, wo in Folge mangelhafter Entwicklung der einen Hälfte des Schädels der Kopf schief wird und wo zugleich die entgegengesetzte Hälfte des Skelets eine dauernde Verkleinerung erfährt, so dass die Störung gewissermassen übersezt von der rechten Seite nach der linken. Derartige sehr merkwürdige Erfahrungen gibt es vielerlei, welche im Grosse und Ganzen dahin führen, dass wir saerkennen müssen, dass auf weite Entfernungen hin Nerven eine verändernde Einwirkung ausüben, also auf das Gewebe einwirken können. Das ist eine zweifellose Tatsache, eine Metaplasie, die nicht die Wirkung einer directen mechanisch-chemischen Schädlichkeit ist.

Diese Studien gehören zu den schwierigsten, weil sie voraussetzen, dass der betreffende Beobachter so gut vorbereitet ist, um in jedem Angelegenheit sofort den gegebenen Fall zu ergreifen; ihn zu suchen hat keinen Sinn, man kann nicht umhergehen und sehen, wo die Leute zu haben sind, bei denen solche neuropathologische Störungen im Knochenapparat stattgefunden haben. Wer nicht vorbereitet ist, wird daran vorübergehen und nicht merken, dass es sich da um etwas Wesentliches handelt.

Ich wollte nur dieses Beispiel anführen, damit Sie sehen, dass die Fragestellung nicht so einfach ist, wie sie auf den ersten Blick vielleicht erscheint. Es handelt sich um eine zweifellose und in grossem Stile verlaufende Umwandlung. Ich nenne sie Metaplasie, weil in vielen Fällen neues Gewebe an die Stelle des alten tritt. Aber der Hergang im Grosse ist ein ganzer Complex von Erscheinungen, nicht bloss von plastischen; er lässt sich nicht einfach reduciren auf eine kurze Formel. So ist das mit diesen Dingen. Ich möchte Sie demgemäss warnen, wenn Sie noch noch so plausible Erklärungen hören, und wenn man Ihnen Meinungen vorträgt, welche scheinbar auf der Hand liegen, wenn man ostensible Tatsachen vorführt, dass Sie immer wieder fragen: sind die Bedingungen wirklich so einfach, sind sie so direct zu ermitteln? Sonst würden Sie ewig in dem Streite bleiben, und in jedem neuen Falle immer wieder fragen müssen: ist das Permutation oder ist es Permannenz? Ist das eine Übertragung oder ist es eine ganz neue Entwicklung?

Diese Differenz führt schliesslich an einer Unter-

suchung über die Zeit, wann die wirkende Ursache anfängt, thätig zu sein. Ist es ein metaplastischer Vorgang, so muss er eintreten, nachdem schon die Theile gebildet waren; er ist dann ein secundärer Vorgang. Anders ist es, wenn sich von Anfang an eine Abweichung findet, die sich vielleicht später erblich fortsetzt; in diesem Falle wird durch die Erblichkeit eine Besonderheit von vornherein in den Keim hineingetragen und bleibt wirksam darin das ganze Leben hindurch. In diesem Falle haben wir eine primäre, in dem anderen eine secundäre Störung. In dem einen Falle kommen wir auf das Gebiet der physiologischen, in dem anderen auf das der pathologischen Betrachtung. Dieses weiter zu verfolgen, vermag ich mir heute, obwohl die Aelteren der hier Anwesenden wissen werden, dass ich immer mit besonderer Lebhafteit über den Zusammenhang der physiologischen und pathologischen Hergänge gesprochen habe, und dass ich der Überzeugung bin, dass es eigentlich keine Grenze zwischen beiden gibt und dass Pathologie eigentlich nichts ist als Physiologie unter erschwerenden Umständen. Der Ausdruck 'Pathologie' ist uns sehr geläufig, aber es fehlt häufig das Verständnis. Das Wort bezeichnet, was gewollt ist, in etwas unklarer Weise.

Wir werden immer darnach streben müssen, den alten Streit zu Ende zu bringen, ob es überhaupt eine secundäre Umgestaltung der Typen gibt, und ob diese secundäre Veränderung sich nachher wieder erblich fortplanten kann. Mit der gewöhnlichen Formansen der Typen sind wir in einer sehr hohen Lage, weil wir über ein gewisses Zeitalter hinaus nicht mehr in der Lage sind, die ethnologischen Eigenthümlichkeiten derjenigen Bevölkerungen sicher festzustellen, von denen wir sprechen. Hier am Bodensee z. B. liegt die Frage der Kelten sehr nahe. Was ein Kelte ist, erfahren wir zunächst auf linguistischem Wege. So wenn wir die alten Schriftsteller lesen. Aber wenn wir ihre Angaben gelesen haben, so müssen wir erst recht fragen, wo ist die Grenze z. B. zwischen Kelten und Germanen zu suchen? Hier ergibt sich keine Klarheit; darüber steht in keinem alten Schriftsteller etwas, wie ein Kelte aussehen muss und wie man einen Kelten von einem Germanen oder von einem alten Italiener unterscheiden könnte. Noch heute sind wir nicht dahin gekommen, dass ein lebender Anthropologe zu sagen im Stande wäre, wie eigentlich ein keltischer Schädel aussieht oder wie er nicht aussehen darf. Diese Fragen geben ganz das Gebiet der Meinungen bisher. Wenn man mir irgend welche Gebeine oder Schädel vorlegt und fragt, ob sie keltische sind, so muss ich immer sagen, das weiss ich nicht; wer das nicht sagt, ist meiner Meinung nach nicht ganz ehrlich gegen sich selber oder gegen andere Leute.

Daher kann die Anthropologie die Frage der Nationalität, die fortwährend aufgeworfen wird, eigentlich nicht behandeln. Es ist jetzt charakteristisch, dass gerade unsere westlichen Nachbarn, die im Punkte der Nationalität so empfindlich sind, in neuerer Zeit angefangen haben, Abhandlungen über die Nationalität ihres Volkes und anderer Völker zu schreiben, und dass sie dann immer dazu kommen, dass Nationalität ein zusammengesetztes Phänomen ist und dass ein jedes zusammensetzende Element aufweist, dass man nicht genau sagen kann, wie weit sich das einzelne, als national bezeichnete Element dem nicht nationalen gegenüberstellen lässt. Bei der Frage der Nationalität hört eigentlich alles regelrechte Fragen auf, sobald wir nicht

mehr die Sprache, die Linguistik als Grundlage haben. Mit dem Thaum von Babel begann die Verwirrung. Wenn wir keine Sprache mehr hätten, so hieß auch alle analytische Uebersetzung auf. Kein Mensch wird etwas Diagnostisches aussagen können über Knochen und Gebeine, die nicht mehr zu reden im Stande sind. Daher ist die heutige Anthropologie vielfach verdammt dazu, mehr zerstörend als aufbauend zu wirken. Das war unsere grösste und wichtigste Aufgabe, und es hat die ganze Zeit des Jahrhunderts nicht angereicht, um Alles das zu zerstören, was aus thörichter Auffassung der Meinungen allmählich aufgebaut war. Mächtige Lager von Incurtationen neuer Meinungen haben sich um die traditionellen Meinungen herumgelegt, die alle erst wieder zerstört werden mussten, um auf den wahren Kern des Gegenstandes zu gelangen. So sind wir auf den einfacheren und nüchternen Standpunkt gekommen, den wir den naturwissenschaftlichen nennen, der aber nichts so Ansehendes bietet, wie andere Lehren, die unter dem Schutze der Jahrhunderte die Gestalten ihrer Phantasie suchten.

Diese Betrachtung, verehrte Anwesende, die Ihnen vielleicht nicht ganz gelänge wird, dürfte doch vielleicht anrechen, um einen Anhalt zu haben für ein Verständniss der gegen einander streifenden Forschungen, von denen bis zu diesem Augenblick unsere Wissenschaft erfüllt ist und von denen ich glaube annehmen zu dürfen, dass wir sie auch in das neue Jahrhundert hinein werden fortsetzen müssen. Denn ob es den zunächst kommenden Generationen gelingen wird, die grossen Differenzen anzugleichen und die Grundsätze darzulegen, nach denen wir die Grenzen zwischen Metaphysik und Neoplasie feststellen können, ist mir, wenigstens in der Hauptsache, zweifelhaft.

Wir haben, wie ich am Schlusse noch hervorheben will, allerdings ein Hilfsmittel, welches gerade in Deutschland mit grossem Erfolge benutzt worden ist und welches uns über viele Lücken der eigentlichen Anthropologie hinweggeholfen hat, das sind die archäologischen Betrachtungen, die bei uns so sehr gewissermassen in Saft und Blut der Wissenschaft übergegangen sind, dass, wenn man heutzutage von Anthropologie spricht, Viele nicht mehr an Knochen und Menschen denken, sondern an Geräte, Töpfe, Schwerter, Dolche und was sonst in Gräbern getroffen wird. Der archäologische Standpunkt an sich ist ein anderer, als der rein anthropologische, man kann sagen, ein fremder Standpunkt. Ob beide Richtungen dauernd werden verbunden lassen, das ist zweifelhaft. Je grösser das archäologische Gebiet wird, je mehr die Forschung dieses Gebiet vertieft, umso mehr wird sie auch selbständige Gesichtspunkte festhalten müssen; andererseits wird die Rückwirkung, welche die Archäologie auf die Anthropologie ausübt, sich mehr und mehr beschränken müssen auf ein kleineres Gebiet als das, was jetzt während längerer Zeit in Anspruch genommen war. Nicht-deshalb weniger erkenne ich an, dass der grosse Umchwang, der gerade im Laufe dieses Jahrhunderts sich vollzogen hat, nicht bloss durch die Anthropologie im strengen Sinne des Wortes bewirkt, sondern ganz wesentlich mit durch die archäologischen Hilfsmittel bestimmt worden ist.

In dieser Beziehung wollen wir uns der Rückeroberung an die Männer aus der Zeit des grossen Umchwanges in Frankreich bewusst bleiben, an Cuvier und Boucher de Perthes. Cuvier, der auf deutschem Boden, in Stuttgart, seine erste Schule durchgemacht hat, arbeitete schon mit der festen und sicheren Formel der Permanenz der Typen; für ihn war es unzweifel-

haft, dass die Typen permanent seien und dass jeder Organismus seinen besonderen Typus habe, der durch alle Einzeltheile hindurch sich verfolgen liesse und den inneren Zusammenhang der Entwicklung zeige. Cuvier war noch Zeitgenosse seines Landmannes Boucher de Perthes, der von rein archäologischen Standpunkte aus so entgegengesetzten Anschauungen kam. Wenn heutzutage Boucher de Perthes mit Recht als der Urheber der Auffassung gilt, dass der Mensch schon im Diluvium existirt hat, was Cuvier auf's Entschiedenste leugnete, so ist es geschehen, weil jener Feuersteingeräthsa fund, welche nur ein Mensch gemacht haben konnte. Aber den Menschen selbst hat er nicht gefunden, sondern nur erschlossen durch diese Geräthe. Wir alle haben seine Funde beglänzt und haben mit ihm gesagt: wo Geräte sich finden, da war ein Mensch; das müssen Artefacte gewesen sein, welche mit Vorbedacht und aus dem Geiste des Menschen hergeschaffen wurden. Damit beginnt unsere heutige Entwicklung der neueren Zeit. Bis zu Cuvier haben wir eine rein naturwissenschaftliche Betrachtung, eine rein anatomische; dann kommt die Zeit, wo man gar nichts Anatomisches mehr hatte, wo man bloss noch eine archäologische Betrachtung anwendete. Das ist vielfach übertrieben worden und wird heutzutage noch übertrieben. Manche glauben jeden Feuersteinsplitter, der ihnen vor die Füsse kommt, als Artefact der Diluvialzeit betrachten zu können. So leicht ist die Sache nicht, aber wir werden anerkennen müssen, dass die wichtigsten und wesentlichsten Fortschritte, die auf diesem Gebiete gemacht worden sind, weit über das hinaus, was im engeren Sinne Geschichte ist, nur mit Hilfe der Archäologie gemacht werden konnten. Trotzdem sollen wir uns nicht verführen lassen, so glauben, dass man die Anthropologie ganz zur Archäologie machen könnte.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Ueber die Chronologie der Pfahlbauten.

Da wir uns am Ufer des Bodensee, oder vielmehr in einer im Bodensee selbst gelegenen Stadt befinden, welche wie die alten Pfahlbäuer nur Ufer isolirt ist, so scheint die Frage von Interesse zu sein: wie alt sind überhaupt die Pfahlbauten, die so zahlreich in Deutschland, in der Schweiz und in Oesterreich vorkommen?

Freilich hätten wir gestern das Vergnügen, die Frau von Auvernier zu sehen, und die Frage des Alters schien nicht so schwierig; aber mit dieser Frau ist es so wie mit den schwedischen Hofdamen: im schwedischen Staatskalender ist für Jedermann das Geburtsjahr angegeben, nur für die Hofdamen nicht, so dass man für diese das Alter nicht augenblicklich feststellen kann. (Heiterkeit.)

Wenn ich beweisen sollte, dass diese Frau von Auvernier vielleicht ein paar Jahrtausende alt sein sollte, so hoffe ich, dass sie es nicht übel nehme.

Ich werde heute nicht von der relativen Chronologie der Pfahlbäuer sprechen, da diese schon gut bekannt ist; ich will versuchen, die absolute Chronologie festzustellen. Das ist natürlich eine überaus schwierige Frage, und ich vermuthete, dass die meisten hier Anwesenden der Meinung sind, dass es überhaupt unmöglich ist, das Alter der Pfahlbäuer aus der Bronzezeit und vielmehr derjenigen aus der Steinzeit zu bestimmen. Ich bin doch überzeugt, dass es möglich ist und zwar, weil Mitteleuropa schon damals in Verbindung mit Südeuropa stand, wie die Einwohner Süd-

europas wiederum einen regen Verkehr mit den Völkern des Orients hatten. Diejenigen Pfahlhöfer, welche der Eisenzeit angehören, sind gleichzeitig mit einer italienischen Periode, die viel später als der Anfang der geschichtlichen Zeit in Italien fällt; und sogar die Bronzezeit gehört einer Zeit an, welche in Ägypten und in Chaldea schon eine sehr alte geschichtliche Periode darstellt. Folglich ist es möglich, die Zeit der central-europäischen Funde festzustellen, wenn wir Anknüpfungen zwischen der Schweiz, Oesterreich, Deutschland einerseits und den alten Culturländern andererseits antreffen können, und das ist möglich.

In Ägypten ist das 15. Jahrhundert v. Chr. schon eine gut bekannte geschichtliche Zeit. Man kann von dieser Periode sagen, wann und wie lange die verschiedenen Könige geherrscht haben; die Meinungen sind wohl ein wenig verschieden, aber die paar Jahrzehnte spielen hier keine Rolle. Die Funde der letzten Jahrzehnte haben uns auch gezeigt, was in Griechenland gleichzeitig mit dem 15. Jahrhundert v. Chr. ist. In Mykenä, Tiryns, auf der Insel Rhodus hat man nämlich verschiedene Funde gemacht, welche der Mykenäerzeit entstammen, der zweiten Hälfte des dritten Stils, nach dem gewöhnlichen System der mykenischen Thongefässe. Alle diese Sachen sind mit dem König Amenhotep III. gleichzeitig, welcher Ende des 15. Jahrhunderts regierte. In den allerletzten Jahren hat man sogar in Ägypten selbst mehrere mykenische Thongefässe gefunden in Verbindung mit ägyptischen Sachen, welche denselben Königsnamen tragen, und das allerwichtigste ist, dass in den Ruinen eines Palastes, wo Amenhotep IV. wohnte, der Sohn des Palastes, und welcher Palast unmittelbar nach dem Tode dieses Königs zerstört wurde, zahlreiche mykenische Thongefässe aus der genannten Periode gefunden worden sind. Folglich steht fest, dass diese mykenische Periode die Zeit um 1400 v. Chr. umfassen muss.

In dieser Weise kann man nicht nur das Alter der griechischen Sachen feststellen, man kennt auch, was in Italien mit diesen Sachen gleichzeitig ist. Ich kann natürlich nicht hier alle diese Funde aufzählen, will aber kurz sagen, dass man in Italien verschiedene Funde aus dem Bronzealter gemacht hat, welche in die genannte Periode der mykenischen Zeit fallen.

Für Mittel-europa ist es auch gar nicht unmöglich, die Zeit der Bronzealtere genau zu bestimmen, wenn wir nur Material genug haben, wenn wir die Funde so genau kennen, und wenn wir so viele Anknüpfungen zwischen Mittel- und Süd-europa haben, dass wir die Zeit durch diese Mittel feststellen können. Ein Fund genügt natürlich nicht, man muss mehrere haben, um sich nicht zu irren.

Was die noch ältere Zeit betrifft, so sind die Ausgrabungen Schliemann's, Dürrfeld's und Virchow's im Hügel von Hisarlik einschlägig. Dort sind mehrere Stadien aufeinander gefunden worden: die „erste“ ist die älteste; darauf folgt die „zweite“ n. s. w. Die sechste ist mit der genannten mykenischen Periode gleichzeitig; sie stammt also aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. So können Sie selbst verstehen, dass die zweite, die grösste Stadt, in der man drei verschiedene Bau-perioden zu unterscheiden hat, viel älter als das 15. Jahrhundert v. Chr. sein muss. Die erste Stadt ist noch älter und in dieser findet man schon Metall.

Wenn wir jetzt die Pfahlbaureste betrachten, so finden wir, dass die einen aus der Eisenzeit stammen; sie sind nicht zahlreich, und ihr Alter ist schon ziemlich bekannt. Ich werde, um Ihre Aufmerksamkeit

nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, nur die Bronze- und Steinzeit der Pfahlhöfer besprechen. Einige Pfahlbau-stationen, wie Auvernier, Möriegen, Corcelettes a. s. w. gehören der aller-ältesten Bronzezeit an; in Möriegen hat man Bronzeschwerter gefunden mit Eisenlagen, aus einer Zeit, wo das Eisen schon bekannt, aber sehr selten war, wo man folglich noch keine sternen-schwerter hatte, sondern Bronzeschwerter mit eiserner Einlage. In Möriegen hat man auch zwei italienische Fibeln gefunden, von einem Typus, der in solchen nord-italienischen Gräbern vorkommt, welche in die Zeit vor etwas mehr als 1000 Jahre v. Chr. fallen. Im Pfahlbau von Wollishofen hat man ebenfalls eine italienische Fibel gefunden, welche aus dem 11. oder 12. Jahrhundert v. Chr. stammt, d. h. nach der italienischen Chronologie, die ich vor ein paar Jahren aufgestellt habe;¹⁾ mein System in dieser Beziehung ist ja nicht allgemein anerkannt, das will ich zugeben, aber mehrere Forscher haben sich doch mehr und mehr meiner Meinung angeschlossen. In der Bronzealterstation von Estarys hat man ein Bronzemesser gefunden, welches ebenfalls italienisch ist und aus dem 12. Jahrhundert stammt. Freilich ist ein Pfahlbaufund in chronologischer Beziehung nicht so beweisend wie ein Grabfund oder Depotfund; ein solcher ist auf einmal in die Erde gekommen, aber eine Pfahlbaustation umfasst eine sehr lange Zeit. Man findet ja in einigen Pfahlbauten, wo die Reste jetzt mit Torf bedeckt sind, drei verschiedene Schichten aufeinander, die offenbar Jahrhunderte repräsentieren.

Die Funde von Möriegen n. s. w. beweisen also, dass diese Pfahlbauten aus der letzten Bronzezeit, wenigstens theilweise, mit dem 11. und 12. Jahrhundert v. Chr. gleichzeitig sind.

Aus der älteren Bronzezeit sind in Süddeutschland, Oesterreich und der Schweiz mehrere Stationen bekannt. Ich habe eine lange Liste davon, die ich nicht aufzählen will; sie sind wenigstens theilweise gleichzeitig mit der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., und einige datiren sogar aus der ersten Hälfte desselben Jahrtausends. Man hat hier italienische Arbeiten gefunden, welche der ältesten italienischen Bronzezeit angehören. Es ist mir gar kein Zweifel, dass die Bronze in der Schweiz am Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. bekannt war.

In der letzten Zeit hat man auch in diesen Gegenden eine grosse Zahl von Pfahlbauten aus der Kupferzeit gefunden. Die meisten dieser Stationen geben wohl hauptsächlich Steinsachen, aber man findet ein paar Kupfersachen, manchmal sogar in grosser Zahl. Ich werde in meiner Abhandlung über die „Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien“, die im „Archiv für Anthropologie“ gedruckt wird, Näheres hierüber mittheilen.

Dass das Kupfer hier in Europa mehr als 2000 Jahre v. Chr. bekannt war, kann jetzt bewiesen werden; man hat in der ersten thrakianischen Stadt schon Metall, nicht reines Kupfer, sondern mit Spuren von Zinn. Aber in der ersten Stadt fand man auch Thongefässe, welche die grösste Aehnlichkeit mit denjenigen Thongefässen zeigten, welche man im Moedsee, bei Lauscha n. s. w. gefunden hat. Da findet man auch in Mitteleuropa, wie gesagt, mehr und sogar viel mehr als 2000 Jahre v. Chr. bekannt wurde.

¹⁾ Montelius, Pre-Classical Chronology in Greece and Italy, in the Journal of the Anthropological Institute, London 1897.

Ich habe heute Morgen einen Brief des Herrn Flinders Petrie in London erhalten, welcher grosse Ausgrabungen in Aegypten gemacht hat. Er schreibt mir über diese chronologische Frage, ist aber nicht so bescheiden wie ich, er glaubt, dass das Kupfer in Süd-europa nicht viel später wie in Aegypten bekannt wurde, wo das Kupfer schon im 5. Jahrtausend v. Chr. verwendet wurde. Das glaube ich nicht, hin aber sicher, dass es wenigstens im 3. Jahrtausend v. Chr. hier bekannt war.

Die der reinen Steinzeit angehörigen Pfahlstationen sind noch viel älter, und es ist kein Zweifel, dass hier an Bodensee, in der Schweiz, Deutschland und Oesterreich der Mensch mit der neolithischen Cultur, mit Viehzucht und Ackerbau schon vor mehr als 3000 Jahre v. Chr. wohnte. Alles dieses klingt sehr gewagt, aber ich bin überzeugt, allmählich wird man finden, dass es im Strosen und Ganzen nicht so ganz unrichtig ist.

Herr Professor Dr. M. Hoernes:

Die Anfänge der bildenden Kunst.

Das sogenannte „Dreiperiodensystem“ der Prähistoriker ist bekanntlich auf die eulturkräftigsten Materialien der Werkzeuge und Waffen aufgebaut. Und thatsächlich gewährt dieser Theil der Alterthumswissenschaft den unvortheilhaftesten Ansehen, als ob es sich darin wesentlich um die Form der niedrigen, materiellen Cultur: um Beile, Hämmer, Messer u. dgl. Dinge handelte. Das hat gewiss etwas Abstoßendes und wenigstens Abkühlendes für viele Laien, die sich mit höheren Erwartungen den vorgeschichtlichen Alterthümern nähern. Vergleicht man eine Sammlung solcher Denkmäler mit einer kunsthistorischen Galerie, so erscheinen uns jene Objecte überwiegend von einer kalten Nüchternheit und kunstlosen Zweckmässigkeit — in der letzteren finden wir dagegen Alles gesättigt durch den Bezug nach schöner und bedeutsamer Gestaltung. Dieser Unterschied beruht zum Theil auf der Verschiedenheit prähistorischer und historischer Cultur: jene ist einfach und arm — diese reich und complicirt. Aber zum anderen Theile ist dieser Unterschied doch nur ein scheinbarer und beruht auf der verschiedenen Anlage prähistorischer Sammlungen und historischer Kunstgalerien. Diese sind eklektisch angelegt und enthalten nur die feinsten, edelsten Erzeugnisse der Menschenhand — jene dagegen sind ohne Rücksicht auf den ästhetischen Werth alles geöffnet, was uns aus bestimmten Zeiten überliefert ist. Daher überwiegt hier das Einfach-Zweckmässige; das Aesthetisch-Wahlgefällige tritt durchaus in den Hintergrund, und darum sind die Kunsthistoriker bisher im Grossen und Ganzen mit scheuem Bedauern an den prähistorischen Sammlungen vorübergegangen.

Bei näherem Zusehen findet man jedoch, dass diese Sammlungen, trotz der erwähnten Umstände, durchaus nicht so kunstarm sind. Sie enthalten an Körperschmuck, Ornamentik auf Geräthen und an frei gearbeiteten Bildwerken ein ziemlich ansehnliches ästhetisches Gegengewicht gegen die rein technologischen Thatsachen des Dreiperiodensystems. Nachdem das letztere von unseren Vorläufer begründet, von zahlreichen Zeitgenossen weiter ausgebaut und gestützt ist, wendet sich — wenn ich nicht irre — die Aufmerksamkeit der prähistorischen Forschung gegenwärtig mit Vorliebe einem anderen Thore oder Zugang der menschlichen Urgeschichte zu: dem nämlich, welches uns die Bildwerke und Ornamente des vorgeschichtlichen

Menschen gewähren. Den Anstoss dazu gaben wohl die Schätze aus mehreren Funde mit ihrem Reichthum an Kunstformen, welche insgesamt nicht mehr der reinen Steinzeit und noch nicht der ersten Eisenzeit angehören. Sie wurden der historische Ausgangspunkt zur Betrachtung des gesammten näher und entfernter verwandten Materiales aus ganz Europa. Bei dieser Betrachtung tritt das Dreiperiodensystem etwas in den Hintergrund. Der neue Zugang erschliesst uns einen Weg nicht nur zum bessern Verständnis der prähistorischen Culturperioden, sondern auch zur Würdigung der historischen Kunst, welche ja unmittelbar aus der prähistorischen hervorgegangen sein muss.

Analysiren wir die perfecte bildende Kunst der geschichtlichen Zeiten, so finden wir, dass sie aus drei constituirenden Elementen besteht, welche in ihr zusammenfliessen, nachdem sie ursprünglich ein getrenntes Dasein geführt. Diese Elemente sind: erstens Naturnachahmung — zweitens Verzierung gegebener Objecte — drittens religiöse oder überhaupt geistiger Gehalt. Diese Elemente entsprechen menschlichen Trieben: dem „Nachahmungstrieb“, dem „Schmucktriebe“, dem Triebe nach Verherrlichung des Ueberirdlichen (dem theomorphem oder anthropomorphen Zwang der primitiven Naturschauung). Nur nach dem klaren Vorwiegen des einen oder des anderen Elementes unterscheidet man in der historischen Kunst „naturalistisch“, „decorative“ und „religiöse“ (oder poetische) Bildwerke. Das vollendete Kunstwerk lässt keines dieser Elemente in den Vordergrund treten; es verschmilzt sie in harmonischer Weise und ist zugleich naturwahr, räumlich und bedeutungsvoll.

Ganz Anders zeigt uns die vorgeschichtliche Bildkunst. Hier führen die drei Elemente in ebenso vielen Hauptgruppen der Entwicklung ein anwachsendes Dasein. Den Anfang macht die realistische Bilderei primitiver Jägerstämme der älteren Steinzeit. Sie ist naturwahr, aber weder religiös, noch decorativ. Darauf folgt die religiöse Bilderei primitiver Ackerbauer und Viehzüchter, hauptsächlich vertreten durch die plastischen Idole der jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit. Diese Kunst ist geistig gehaltvoll, aber weder realistisch, noch decorativ. An dritter Stelle finden wir die decorative figurale Bildkunst industrieller und handels-treibender Völker. Sie stammt für Europa aus der jüngeren Bronze- und der ersten Eisenzeit und ist weder realistisch, noch religiös, aber eminent schmückend und daher stilsüßig. So finden wir jedesmal positive Eigenschaften mit negativen gepaart: neben scharfer Naturbeobachtung Mangel an geistigem Gehalt, neben tiefer Bedeutung abstoßende Formlosigkeit und neben einem ausgeprägten decorativen Stil Vernachlässigung der Naturwahrheit und auch grobe Sinnlosigkeit.

Es ist gewiss kein Zufall, dass die Ueberlieferung dieses Bild gewährt. Freilich kann uns das europäische Material, das einzige, welches wir in einiger Ansehung überblicken, nicht Alles lehren; aber es darf bis zu einem gewissen Grade als typisch gelten. Inwiefern dies der Fall sein kann, habe ich an anderer Stelle zu zeigen versucht. In den jüngeren Zeitläufen nimmt der Austausch der Culturgifte — auch der ästhetischen Fortschritte und Erfindungen — zwischen den Nationen, Ländern und Welttheilen an Intensität stetig zu. Die Grundlagen der decorativen Bildkunst sind ja Handel und Industrie, die nicht ohne Verkehr bestehen können. In einer interessanten Abhandlung hat Franz Wickhoff sogar „die historische Eintheiligkeit der gesammten Kunstentwicklung“ der Menschheit nachzu-

weisen gesucht, und die Vergleichung ostasiatischer und mykenischer Ornamente lehrt noch mehr, als dort zur Grundlage der kühnen Hypothese angeführt ist. Man darf aneb Europa nicht an den Isolirchemel stellen, wie es Sal. Reinach in einer Reihe von Arbeiten consequent gethan hat, oder, genauer gesprochen, in jenem Austauschprocess Europa als das gebende, den Orient als das empfangende Glied der Entwicklungskette betrachten. Es sei gestattet, ein Paar bisher noch nicht beachtete Beispiele anzuführen, welche den Hergang der Entlehnung in dieser Zeit schlagend illustriren und uns einen Weg zeigen, der von Mesopotamien bis an den Nordrand der Adria, ja bis nach den äsischen Inseln hinüberführt.

Aus den Ruinen von Senkereb (Larsam-Elasar in Babylonien) stammt eine jetzt im British Museum befindliche Thonstatue, welche von W. K. Loftus gefunden und in dessen *Travels and researches in Chaldaea and Susiana*, London 1857, S. 267 abgebildet ist. (Hier Fig. 1 nach Ménonat, Recherches sur la glyptique orientale I, S. 240, Fig. 161.) Jedermann, dem die venetischen, im Seltigen Theile der Hallstätter Culturkreise vertheilten Situlen und Gürtelbleche mit geraden Figurenreihen bekannt sind, agnoscirt hier sofort das typische Faustkämpferpaar. In den Mitth. der prähist. Commission der kais. Akad. der Wiss. I, S. 109, Fig. 49 und in meiner Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Taf. XXXVI, Fig. 6 veröffentlichte ich ein Thonrelieffragment aus Kete (hier Fig. 2, 1/2 nat. Gr.), welches dem babylonischen Fundstück sowohl technisch, als auch in der Anordnung der Figuren ähnelnd steht, die stark schematische Ausführungen der Gruppe in Bronze. Aber auch die beiden anderen Figuren der Thonplatte von Senkereb lassen sich mit analogen Gestalten aus dem Kreise der Situlenkunst zusammenstellen. In Fig. 3 gebe ich einige Figuren aus der mittleren Reihe der Situla von Watsch, etwas anders geordnet als auf dem Original, um die Aehnlichkeit mit der Thonplatte mehr hervortreten zu lassen (nach Mitth. der k. k. Centr.-Comm., N. F. IX, Taf. II). Alle Einzelbeuten sind hier dem Local entlehnt: die Frucht, die Schlagwaffen der Faustkämpfer, das grosse Gefäss, das Musikinstrument. In all diesen Nebendingen hat der venetische Zeichner sein originelles Colorit; nur in der Hauptsache scheint er slavisch abhängig von einem fremden Vorbild. Und dass dieses Vorbild in letzter Linie ein orientalisches war, wenn es auch nicht gerade aus Chaldäa stammen musste, kann nun wohl nicht bezweifelt werden.

S. Reinach würde den Zusammenhang natürlich anders auffassen. Nach seiner Lehre müsste das babylonische Fundstück ebenso, wie die venetischen Arbeiten an ein griechisches Original zurückgeführt werden, dessen Einfluss sich nordwestlich über Illyrien und südöstlich über Babylonien erstreckte. Wir können diesen Schluss nicht ziehen, da er uns ebenso unwahrscheinlich dünkt, wie die Entstehung des Typus der nackten weiblichen Gottheit im ägäischen Culturkreise und die Uebernahme dieser Gestalt durch die vorderasiatischen Völker.

Die Kunst der Situlen und Gürtelbleche gewinnt ferner an Interesse, wenn man ihre Fortwirkung betrachtet. Nur so leicht scheint es bei ihrer räumlichen Beschränkung auf einen kleinen Theil des Hallstätter Culturkreises, dass wir mit ihr in eine Sackgasse gerathen, dass sich von ihr kein kunsthistorischer Faden weiterspinn. In Wahrheit ist aber diese Kunst nicht erloschen; sie hat ihre unverkennbaren Nachwirkungen in der La Tène-Zeit und im römisch-germanischen

Eisenalter. Auch dafür will ich ein kleines Beispiel anführen. Fig. 4 gibt eine Anzahl getriebener Bildwerke von Bronzevasen ans Ete; die Gruppe rechts (Mann und Vogel mit Hinweglassung des geflügelten Pferdehinterleibes der einhändigen Figur) stammt von der obersten Reihe der Situla Benvenuti, die gleichen Thiergruppen von einem anderen Gefäss (nach Ménonat, Cit. prim. I B, Taf. 55, Fig. 1). Fig. 5 zeigt aus einer Reihe ähnlicher Figuren vom Halse eines silbernen Bechers aus dem Grabhügel Balasnepi bei Hünimlinge (Seealand, zweites [römisches] Eisenalter des Nordens [ca. 0—400 a. Chr.] nach Ménonat, Soc. Ant. Nord., 1866—1871, S. 268, Fig. 7). Es ist derselbe Stil und es sind dieselben Gegenstände wie hier dort, mit Ausnahme der härtigen männlichen Masken, welche erst in der La Tène-Periode bei den Barbaren Aufnahme gefunden haben. Besonders charakteristisch ist das Umhüllen der Thiere, welches an mykenischen, transkanthasischen und italischen Arbeiten in gleicher Weise typisch vorkommt (vgl. meinen Aufsatz über „Wandlung archaischer Zierformen“ vom 1. Jahrestheft des k. k. österr. Archiol. Institutes*).

Noch Eines kommt die venetischen und die verwandten keltisch-germanischen Arbeiten zum illustriren: die elementare Sinnlosigkeit der ältesten decorativen Kunst. Es verleiht dabei nichts, dass jene Werke von fremden abgeleitet sind. Alle decorative Kunst ist ihrer Natur nach abgeleitet und anfänglich noch oder minder sinnlos, aber später fällt sie sich unter günstigen Umständen mit geistigen Gehalt. Ihre Quelle ist die religiöse und bilderschriftliche Kunst, welcher sie die Formen entlehnt. Daher finden wir z. B. dieselben Motive in der mykenischen Pictographie und in der Ornamentik der Villanova-periode (vgl. meine „Urgeschichte der bildenden Kunst“ S. 351), auf troischen Votiv-Wirteln und italischen Thongefässen. Diese Formen sind einmal da und finden jede mögliche Verwendung, ob es sich nun um eine einfache Vogelfigur oder einen geflügelten Centauren handelt. Man verwendet sie einzeln oder reibt sie aneinander, je nachdem es der Raum erfordert oder zulässt. Man begründet sich mit Gleichartigem oder mischt Ungleichartiges durcheinander. Ethnographische Forschungen haben denselben Process für das geometrische Ornament wahrscheinlich gemacht; er scheint mindestens ebenso sicher für die figurale Decoration.

Herr Kollmann-Basel:

Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes (Neneburger See):

Die Station Corcelettes liegt am linken Ufer des Neuchâtelers Sees, ungefähr 2 km von dem Städtchen Grandson entfernt, unmittelbar vor dem kleinen Weiler Corcelettes. Die Station gehörte dem reinen Bronzealter an und besass einen unbeschriebenen Reichtum. Was Anzahl und Schatzart der Gegenstände betrifft, so lässt Corcelettes alle anderen Bronzestationen weit hinter sich. Es fanden sich dort 60 Beile, 4 Hammer, 30 Sichel, 60—70 Messer, 10 Schwerter, wobei 5 ganz erhalten, 150 ganze Armbräder und ebensoviel zerbrochene, 30 Lanzenspitzen, an 400 Nadeln, 3 Gefässe aus Bronze, 300 vollständige Thongefässe, 10 Gussformen aus Sandstein, eine aus Bronze und eine Menge anderer kleiner Gegenstände. Die Station ist durch Feuer zerstört worden, wie alle Pfahlbauten. Viele Gegenstände zeigen die Spuren des Feuers.)

*) V. Gross (Neuveville), Nene Bronzezeitfund am Neuchâtel See. Congress der Deutschen anthrop.

Fig. 1. Thontafel aus Senkeroh.



Fig. 2. Thonrelief aus Este.



Fig. 3. Gruppen von der Situla von Walsch.

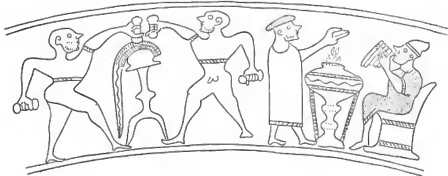


Fig. 4. Von vasstlichen Bronzevasen aus Este.



Fig. 5. Von einem römisch-germanischen Silberbecher aus Dänemark.



Auf dieser Bronzezeitation waren vor mehr als 20 Jahren an dem Boden eines Thongefasses dicht neben einander stehende Löcher bemerkt, welche ansehnlich gross und tief waren und offenbar davon herrührten, dass der Künstler seine Fingerspitzen in den noch weichen Thon eingedrückt hatte.

Herr Professor F. A. Forel (Morzes) kam auf den glücklichen Gedanken, einen Abguss herstellen zu lassen; es wurden nun statt der ründlichen Löcher fünf Fingerspitzen von ungleicher Grösse sichtbar, im Relief über die Ebene hervorstehend. Herr Forel hat schon bemerkt, dass die Form dieser Fingerspitzen recht hübsch sei und ich kann ihm darin nur zustimmen.²⁾ Wodurch sie noch die Nägel sind durch harte Arbeit verunstaltet. Die Nägel sind nicht etwa kurz und platt, sondern ansehnlich gewölbt und bedecken einen grossen Theil des Endgliedes. An dem Abguss, den ich der Güte des Herrn von Jenner, Custos am historischen Museum in Bern verdanke, sehen die Nägel aus, als ob sie durch den Gebrauch etwas abgenutzt und der freie Rand erscheint an ein paar Stellen etwas defect. Sonst sieht er aber quer über das Fingerringe, lässt nicht zu viel unbedeckt, ragt aber auch nicht darüber hinaus, kurz die Nägel schliessen in guter Form ab.

Um die anatomische Beartheilung dieses Fundes zu vervollständigen, habe ich ähnliche Fingereindrücke in Thonplatten hergestellt und abgossen, wobei sich manche Aufklärung gewinnen liess, aber viele Einzelheiten sind dennoch unklar geblieben. Ich will mich hier nur mit dem bemängeln, was sich durch Vergleichung mit den Abgüssen ergab. Die Fingereindrücke stammen offenbar von einem und demselben Individuum. Die Form der Nägel und die Gestalt der Fingerspitzen spricht dafür, aber sie gehören beiden Händen an; die Löcher sind nicht dadurch entstanden, dass ein und derselbe Finger der Reibe nach eingedrückt wurde, denn die Finger sind verschieden. Die Eindrücke sind auch nicht dadurch entstanden, dass die fünf Finger einer Hand in den weichen Thon auf einmal hineingedrückt wurden, weil es sehr schwer ist, ja vielleicht überhaupt unmöglich, den Fingern gleichzeitig eine solche Position zu geben, wie sie hier vorzufinden wurde. Die anatomische Anordnung der Bänder an den Gelenken der Finger verhindert eine solche Stellung. Zwei meiner Freunde, denen ich dieses Fundstück vorlegte, sprachen die Vermuthung aus, die Fingereindrücke seien beim Abnehmen der angebrannten Urne entstanden. Das losgelöste Gefäss werde auf den Zeigefinger der rechten Hand und drei Finger (Zeige-, Mittel- und Ringfinger) der linken Hand gestützt und die beiden Dammen legten sich an die Seitenwand des Gefässes, um es sicherer zu tragen; so werde ohne

pologische Gesellschaft in Trient, August 1881. Correspondenzblatt der Gesellschaft, XII. Jahrgang, Nr. 10, S. 127.

²⁾ Professor Forel hat diesen Fund der Naturforschenden Gesellschaft des Waadtlandes vorgelegt, die Gazette de Lausanne vom 7. April 1879, ferner der Anzeiger für die schweizerische Alterthumskenntnis, Band III, 1876-1879. Zürich 1879, S. 918, haben darüber kurz berichtet. Einen Artikel in La Nature, Paris, Nr. 517, Juni 1879, kenne ich durch freundlichen Hinweis des Herrn Forel, wofür ich hier besonders meinem verehrten Freund danke. Das Original des Urnenbodens, von dem der vorliegende Abguss stammt, befindet sich im Antiken-Cabinet des Cantonalen Museums zu Lausanne, und ist unter Nr. 10416 catalogisirt.

Gefahr eine Urne oder Schüssel von grösserem Umfang bei Seite gestellt. Die beiden Herren behaupten, sie hätten dies nicht nur bei Töpfern direct so beobachtet, sondern sie erinnernten sich sogar, in Abbildungen über die Herstellung der Thonwaren in den Aegyptern, die Abnahme der frisch gefertigten Amphoren von der Drehscheibe so dargestellt gesehen zu haben, wie es oben geschildert, und wie es wahrscheinlich auch in der Bronzezeit in Coreolletts geübt wurde. Sicher ist, dass wenn Dammen und Zeigefinger eingedrückt worden wären, dann die Nagelflächen entgegengesetzte Richtung haben d. h. opponirt sein müssten. Allein diese Gegenstellung fehlt. Zwei Fingerspitzen, diejenigen links, sind allerdings ansehnlich stark, allein wie mir scheint nicht in dem Grade, um sie für Dammen halten zu können.

Nach alledem vermutho ich in den beiden oberen Fingerspitzen die Abdrücke des rechten Zeige- und Mittelfingers. Nur bei einem Angreifen mit der rechten Hand wird der Nagel des rechten Mittelfingers nach links hinübersehen. In den drei unteren Fingerspitzen liegen die Abdrücke des linken Zeige-, Mittel- und Ringfingers vor, wobei der Ringfinger sich an der untersten Stelle befindet und dessen Nagel nach rechts gewendet ist. Es kann nicht der Abdruck des kleinen Fingers sein, weil der zu kurz ist, um den Boden der Urne bei der angegebenen Handstellung zu erreichen.

Was das Geschlecht betrifft, so hat sich Herr Forel dahin ausgesprochen, dass die Fingereindrücke von einer Frauenshand herrühren; er lässt sich dabei auf die Grösse und die Form der Nägel des Dammens, den ich für den Mittelfinger der rechten Hand halte. Der Nagel misst 11 mm in der Breite und 12 mm in der Länge. Derjenige des Zeigefingers 9 mm in der Breite und 11 mm in der Länge und war stark convex*. Das sind Maasse, wie sie bei Frauen gefunden werden; so hin auch ich auf Grund meiner Vergleichen, was das Geschlecht betrifft, geneigt, hier die Fingereindrücke einer Töpferin und nicht eines Töpfers zu erblicken, namentlich wegen der Grösse und der Form der Finger und der 3-fachheit der Nagel* Aus all diesen Erwägungen geht soviel hervor, dass wir von einer Töpferin von Coreolletts sprechen dürfen, die hübsche, regelmässige Fingerspitzen besass.

Der kleine Topfscherben erlangt dadurch, nach meiner Meinung, einen ansehnlichen Werth für die Dauerbarkeit der Vererbung. Im Allgemeinen ist die Ansicht weit verbreitet, die Menschenrassen seien etwas Wandelbares, sie wären in einem, zwar langsame, aber doch beständigen Umwandlungsprocess begriffen. In Wirklichkeit ist aber das Gegentheil der Fall. Die anthropologische Wissenschaft, die in den letzten Jahrzehnten so manchen bedeutungsvollen Aufschluss über die Vorgeschichte der Menschheit gebracht hat, kann beweisen, dass die Menschenrassen und ihre Varietäten noch heute dieselben Merkmale besitzen, wie zur Steinzeit. Ich habe schon auf dem Congress in Brunnshweig auf den wichtigen Satz von R. Virchow hingewiesen, der für die Frage von der Erhaltung der speciellen Merkmale sowohl in den Knochen als in den Weichtheilen von durchschlagender Bedeutung ist und den ich als eine der Grundvesten aller Forschung über die Anatomie der Menschenrassen halte. Es ist noch niemals beobachtet worden, dass die weisse Rasse

³⁾ Messungen über die Grösse der Nägel werden in einer ausführlichen Mittheilung gegeben, welche in dem Archiv für Anthropologie, mit Abbildungen versehen, erscheinen wird.

sich irgendwo verändert hätte, weder die Rasse selbst, noch die Varietäten. Eines der größten Experimente, die Besiedelung von Australien, ist im Sinne der Persistenz der weissen Rasse ausgefallen. Dasselbe ist in Zähligkeit der Fall gewesen. In Amerika ist dieselbe Zähigkeit der weissen Rasse und ihrer Varietäten nachgewiesen seit drei Jahrhunderten. Wenn man auch behauptet, dass der Nordamerikaner eine erkennbare Veränderung nicht bloss eines geistigen Wesens sondern auch der körperlichen Eigenschaften erfahren habe, so ist doch kein Individuum daraus hervorgegangen, welches sich direct mit einer Rothhaut vergleichen liesse. Es gibt weder in Nord- noch in Südamerika eine neu-amerikanische Rasse. Vom rein biologischen Standpunkt aus sind die Wanderungen der Völker grossartigen Experimenten zu vergleichen, welche in der wissenschaftlichen Wirklichkeit der Natur angestellt werden, um die Dauerbarkeit der Natur angestellt werden, um die Dauerbarkeit der Natur angestellt werden. Alle diese Versuche sind im Sinne der Persistenz der Rassen und der Varietäten ausgefallen. Für die Zähligkeit der Vererbung sind namentlich auch die ägyptischen Denkmäler von Bedeutung geworden. Wie schon von anderen, nicht europäischen Forschern (Nott und Gliddon aus Amerika), so ist jetzt, gerade im Hinblick auf die neuen Discussionen über die Vererbung körperlicher Eigenschaften von R. Virchow darauf hingewiesen worden, dass aus verschiedenen Perioden der Vorzeit, selbst aus solchen, die bei uns prähistorisch sein würden, Abbildungen der Völker erhalten sind, die sich auf dem Boden Aegyptens begegnen. Sie sind so charakteristisch dargestellt, dass sie auch dem Auge des Neulings die Verschiedenheit der Rassen bezeugen. Da sind neben zweifelhafte Negern auch Semiten und Arier dargestellt, zum Theil sogar in Farben, aber es gibt keine Uebergänge zwischen ihnen.*) Mit anderen Worten, sie sind heute noch dieselben wie damals. Bei diesen Angaben Virchow's ist noch besonders ein Passus in Bezug auf den hier vorliegenden Fund von Interesse. Die Abbildungen auf den ägyptischen Monumenten rücken nach ihm zeitlich an die neolithische Periode Central- und Westeuropas heran und daraus ergibt sich in Verbindung mit der Uebereinstimmung der Abbildungen der Neger, der Semiten und Arier, dass die Merkmale der Rassen und der Varietäten Europas heute noch die nämlichen sind, wie vor fünf- oder sechshundert Jahren. Wenn ich damals hinzufügte, es vererbte sich nicht nur die morphologischen Formen der Knochen, wie die Farbe der Augen, der Haare, der Haut, die Formen der Muskeln, des Fettes und der Knorpel, so haben wir jetzt ein kleines und werthvolles Beweisstück mehr in Händen. An diesem Abdruck der Fingerspitzen seheu wir die Nägel und die Form der Fingerbeeren, die zu einem ansehnlichen Theil durch Fett gerundet werden, ebenso beschaffen wie bei uns. Schon vor Jahrtausenden hatten die Frauen recht elegant geformte Finger. Diese Erkenntnis ist, wie schon erwähnt, höchst bedeutungsvoll für die Dauerbarkeit der Formen. Wir ändern unseren Culturhieb, wir verformen ihn, aber massenhaft bleiben wir, was die Eigenschaften der Rassen und der Varietäten betrifft, unverändert.

Auf dem Boden der breiten Erfahrung, auf welchem wir durch die Anatomie des Menschen, dann durch die Anatomie und Physiologie der Menschenrassen stehen, darf man aber noch einen Schritt weiter gehen, um

*) R. Virchow, Rassenbildung und Erblichkeit. Festschrift für Bastjan, 1896.

noch etwas mehr zu erfahren über die körperliche Beschaffenheit der Fingern von Coreollettes im Allgemeinen. Die wohlgeformten Fingerspitzen haben längliche Nägel. Es ist nun zu beachten, dass bei der europäischen Bevölkerung zwei Nagelformen sich finden: längliche Nägel, wie namentlich an der Hand dieser Münchener Dame sich finden, und breite, mehr vierckige Nägel, von denen ich hier ein Beispiel vorlegen kann (entsprechende Abgüsse werden der Versammlung vorgelegt). Das sind keine Uebergänge, die durch die Lebensstellung sich heraus entwickeln in der Weise, dass unsere Damen alle ovale Nägel hätten, die Leute vom Land dagegen vierckige, sondern diese Verschiedenheiten sind auf tiefer liegende Bedingungen zurückzuführen: sie gehören an verschiedenen Menschenvarietäten, die in Europa seit langer Zeit vorhanden sind. Die eine dieser Varietäten, jene mit den ovalen Nägeln, hat lange schmale Finger an einer schmalen Hand, die andere dieser Varietäten, jene mit den vierckigen Nägeln, hat kurze dicke Formen, an einer breiten Hand. Es gibt noch andere Formen, aber die beiden eben erwähnten sind am leichtesten zu unterscheiden und wir wollen nur diese etwas genauer beschreiben. Dann liess ich die Literatür schätzenswerthe Beiträge, denn die Hand ist schon seit langer Zeit und nicht allein von Wuhngerierinnen besetzt worden. Nach d'Arpentigny⁵⁾ steht der Bau der Hand auch mit der moralischen Individualität des Menschen in näherer Beziehung und Carns hat vier Grundformen der Gestaltung der Hand angenommen, die elementare, die sensible, die motorische und die psychische Hand. Ich bin nicht geneigt, mich darüber zu verbreiten, inwiefern die Hand einen Rückschluss auf das geistige Wesen des Menschen gestattet; ich führe diese Autoren nur an, weil sie verschiedene Formen der Hand classificirend geordnet haben. Die elementare Hand von C. G. Carns⁶⁾ ist durch Breite der Mittelhand, kurze, dicke Finger, einen abgestumpften Daumen, kurze und breite Nägel⁷⁾ ausgezeichnet und nähert sich der Hand des kleinen Kindes, man könnte sie auch die infantile Form nennen. Sie kommt bei Franzosen und Männern vor, jedesmal natürlich durch den unschicklichen Charakter modificirt. Carns gibt in Fig. 129 eine vortheilhafte Abbildung von ihr. Man sieht, er hat schon vor mehr als 40 Jahren dieselbe Art der Hand genau beschrieben, die ich oben, von den Nägeln ausgehend erwähnt habe. Aber auch die andere Form, jene mit den ovalen Nägeln, ist jener Zeit schon wohl bekannt. Carns nennt sie die psychische. Sie entfernt sich am meisten von der Kinderhand; in der Mittelhand überwiegt die Länge, die Finger sind schlank und ebenfalls lang und mit länglichen Nägeln⁸⁾ versehen. Auch der Daumen stimmt mit der oben erwähnten Form überein, er ist fein und von mittlerer Länge; eine Abbildung findet sich von dieser Form der Hand in Fig. 132 und er folgt an einer anderen Stelle hinzu, wie sei unter Anderem häufig in England zu finden. Sie kommt aber aller Orten vor in Europa und stellt eine zweite Art der Hand dar, die durch zahlreiche Merkmale von der vorhergehenden Form verschieden ist. Es liessen sich noch

5) d'Arpentigny. La chirologie, ou l'art de reconnaître les tendances de l'intelligence d'après les formes de la main. Paris 1848.

6) Carns C. G., Symbolik der menschlichen Gestalt. 2. Auflage. Mit 161 Holzschnitten, Leipzig 1868.

7) Diese Worte sind von mir unterstrichen.

8) Carns a. a. O. S. 305.

mehr charakteristische, d. h. typisch verschiedene Handformen auffinden, aber die zwei eben erwähnten genügen für die folgenden Betrachtungen.⁹⁾

Die Anthropologie gibt sich seit einem halben Jahrhundert alle Mühe, um nachzuweisen, dass die Europäer durchaus nicht alle gleich, sondern im Gegenteil recht verschieden sind.

Sie hat u. A. gezeigt, dass Menschen mit zwei ganz verschiedenen Complexionen in Europa leben, die Blondes und die Brünettes und H. Virchow hat durch die Bearbeitung der Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder nachweisen können, dass diese beiden verschiedenen Varietäten auf ganz verschiedenen Wegen in Europa eingewandert sind. Seit der ältere Retzius einen zahlenmäßigen Ausdruck für die Verschiedenheit der Schädelformen aufgefunden hat, ist diese Kenntnis hierüber mehr und mehr vertieft worden. Wir kennen mehrere morphologisch scharf unterschiedene Formen des Hirnschädels oder der Schädelcapsel, die unter den Lebenden, in den Gräbern der Verfabren, in den Pfahlbauten u. s. f. zurück bis in die entferntesten Zeiten gefunden worden sind. Als dann das Antlitz nach genauer Methode analysiert wurde, das ergab sich, dass seine Verschiedenheiten nicht nur oberflächlich in der Haut und in den Weichteilen liegen, sondern dass auch der Knochen die Hauptformen scharf und unverkennbar in sich enthält.

Sobald man diese Umstände berücksichtigt, so ergibt sich, dass in Europa mindestens vier¹⁰⁾ verschiedene Varietäten neben einander friedlich und in naher Verwandtschaft leben, so lange nicht die Zweibracht Kriege entlammt. Und die Varietäten leben

⁹⁾ In der Hand herrscht eine ebense grosse Mannigfaltigkeit der Formen als in dem Hirnschädel und den Gesichtszügen der Körperlinge. Man beachte daraufhin nur einmal die Hände verschiedener Personen, um einen rechten Begriff von der erstaunlichen Variabilität zu erhalten. Alle Eigenschaften nehmen daran Theil: Die Haut, die Muskeln, die Knochen, das Fett und die Nägel. Hat man aus solcher Anschauung eine gute Vorstellung über den grossen Wechsel in der Gestalt erlangt, dessen nächster Grund nicht allein im Alter, im Geschlecht, im Beruf, sondern auch in den verschiedenen Abarten der Menschheit beruhen, die Europa bewohnen, dann wird man auch weiter gelangen und bemerken, dass das Dogma von der Gleichheit aller Menschen was die körperlichen Eigenschaften betrifft, vollkommen falsch ist. Wir sind nichts weniger als gleich.

¹⁰⁾ Wahrscheinlich sind es fünf, wie ich dies schon wiederholt ausgeführt habe. v. Török gibt sich neuerdings wieder vergebliche Mühe, die Existenz dieser verschiedenen Formen zu leugnen in einer Abhandlung: Ueber den Yäser Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Szechenyi und über den Sächsliner Ainoschädel des Königlich-zoologischen und anthropologisch-ethnologischen Museums in Dresden. Mit einem Anhang von 46 Zahnbildern (vierter Theil). Archiv für Anthropologie, Band XXV, Heft I, Braunschweig 1899. Es ist bezeichnend für den unermüdlichen Kritiker meiner Angaben, dass er die in Europa vorkommenden Typen oder Varietäten an zwei Schädeln aus Japan nachprüft. Das nennt er „exacte Vergleichungen“ (Seite 139). Vielleicht kommt er im fünften Theil über Japan doch endlich nach Europa und dann auch auf europäische Schädel zu sprechen, und setzt an dem einheimischen Material die „exacten Vergleichungen“ fort.

nicht etwa in einzelnen Ländern isolirt, sie stellen vielmehr überall die anthropologische Grundlage der europäischen Staaten dar, wie sind aller Orten zu finden, so wir über die Typferm von Corcoletto noch etwas mehr Aufschluss bezüglich ihrer körperlichen Beschaffenheit mittheilen können. Hatte sie noch reines Blut in ihren Adern, dann dürfen wir von der schmalen Hand auch auf ein langes schmales Gesicht schliessen, ähnlich demjenigen, das hier mit der Bezeichnung leptoprotop aufgehängt ist. Am Neuenburger See sind wir mit wirklich Menschen mit langem Gesicht zur Bronzezeit heimisch gewesen. Ich erinnere in dieser Hinsicht daran, dass ich schon 1841 einen männlichen Schädel mit Langgesicht von dort beschrieben habe.¹¹⁾ Das ist das gleiche Werk von Studer und Bäumgart, Crania Helvetica antiqua, mit 117 Lichtdrucktafeln, Leipzig 1894, noch einen weiblichen Schädel von demselben Nordufer, an dem Corcoletto liegt, anführt, der ebenfalls leptoprotopische Eigenschaften aufweist und dessen endlich R. Virchow¹²⁾ auch einen Schädel mit langem Gesicht beschrieben hat, der seiner Configuration nach weiblich ist, „dieser Form durchwegs die einer feinen civilisirten Rasse sind“. Mit dieser Bemerkung über das Antlitz einer Neuenburgerin aus der Zeit der Bronze, über den Topfcherben aus derselben Culturperiode und

¹¹⁾ Nicht immer werden die Merkmale zusammen vorkommen, oft findet sich ein Langgesicht mit breiter Hand und umgekehrt ein Breitgesicht mit schmaler Hand. Dies rührt aber von der Kreuzung zweier Individuen mit verschiedenen körperlichen Eigenschaften her, die seit Jahrtausenden auf europischem Boden stattfindet. Die Kreuzung hat so wiederholt stattgefunden, dass reine Formen, die alle charakteristischen Merkmale an sich tragen, selten recht selten geworden sind. Einen exacten Einblick in die Häufigkeit der Kreuzungen erwartet die schon erwähnte grosse Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder. Sie zeigt, dass mehr als die Hälfte aller Individuen in Mitteleuropa Mischformen zwischen den Blondes und Brünettes darstellen und zwar in Oesterreich 56%, in der Schweiz 63%, in Deutschland 64%. Dabei ist an bedenklichen, dass die Angaben nur diejenigen Merkmale betreffen, dass denen die Blondes und Brünettes voneinander unterschieden werden. Bei einer Vergleichung der Kreuzung zwischen Lang- und Kurzgesichtern wird das Mischungsverhältnis noch ungünstiger ausfallen.

Für Deutschland siehe R. Virchow, Arch. f. Anthropologie, 1885. Mit Schrägmetrolithographischen Tafeln. Für die Schweiz siehe Kollmann's Denkschriften der Schweiz. Ges. f. ges. Naturwiss., Bd. XXVIII, 1891. Mit 2 Karten in Farbendruck. In beiden Abhandlungen finden sich noch weitere Literaturangaben.

¹²⁾ Kollmann J., Antiqua, redigirt von K. Ferra, Zürich 1894, Nr. 8.

¹³⁾ Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 17. Juni 1893, S. (359).

über die Form der Fingerspitzen und der Nägel möchte ich schliessen. Bei aller Reserve, die mir das lückenhafte Material auferlegt, um ein Bild von der Töpferin von Corcelles aus der Bronzeperiode zu entwerfen, lässt sich doch jedenfalls annehmen, dass sie die Körperform einer feinen civilisirten Frau besass. Neben schmalen Händen hatte sie auch wohl ein langes und schmales Gesicht, wie der im Pfahlbau von Corcelles gefundene Schädel, also ein langes Gesicht, wie es noch heute überall in Europa zu finden ist.

Herr Dr. Eberhard Graf Zeppelin-Ebersberg:

Ueber die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebewölkerung.

Je vollständiger und genauer wir nachgerade durch eine reiche Fülle archaischer Funde über Leben und Weben, über Handlung und Cultur der Menschen unterrichtet sind, die vor uns bis zurück in die Urzeiten des Menschengeschlechts auf dem gleichen Boden gelebt haben, den wir jetzt bewohnen, desto weniger will es uns mehr genügen, von jenen nur als von dem Menschen der Stein- oder Bronze- oder Eisenzeit n. s. w. zu reden, um so nachdrücklicher gibt sich vielmehr das Verlangen kund, nun auch zu erfahren, ob und welchen uns auch sonst schon mit Namen bekannten Völkern und -Stämmen jene alten Bewohner unserer Heimath angehört haben, zu erfahren — um diesen Ausdruck zu gebrauchen — was für Landleute sie gewesen seien. Ein besonders lebhaftes Interesse gerade auch für diese ethnologischen Fragen der Urgeschichte hat sich namentlich in der Schweiz sogar schon unmittelbar nach der ersten Entdeckung der Pfahlbauten geltend gemacht und v. A. vornehmlich einen Frédéric Troyon und dann den hochverdienten Altmeister der Pfahlbauforschung Ferdinand Keller zur Anstellung von festen Systemen darüber veranlasst. Wohl vermögen diese dem fortgeschrittenen Stand unserer heutigen Wissens gegenüber nicht überall mehr Stand zu halten und wohl müssen wir bekennen, dass selbst dieser fortgeschrittenen Stand unserer Kenntnisse noch kaum überall genügt, um die hier immer wieder auftretenden auscheinenden Widersprüche zwischen den vermeintlich schon durchaus gesicherten Ergebnissen der hier massgebenden verschiedenen Disciplinen, wie der Menschen-, Tier- und Pflanzengeographie, der Cranologie, der vergleichenden Sprachforschung n. s. w. in durchaus befriedigender Weise zu lösen. Wenn ich trotzdem versuchen möchte, einen Beitrag zur ethnographischen Einordnung der prähistorischen Bodenseebewölkerung zu geben, so ist dies vielleicht wenigstens insofern nicht ohne jeden Werth, als damit immerhin die Lückentheilung geseigt wird, in der alle auf diese Fragen bezüglichen Untersuchungen einzusetzen haben, und eine an die Ergebnisse meiner Untersuchungen sich vielleicht anknüpfende Discussion zur weiteren Klärung der noch zweifelhaft bleibenden Annahmen und zur Richtigstellung der ihnen vielleicht noch anhaftenden Irrthümer zu führen geeignet sein könnte, die nur mit Befriedigung zu begrüssen ich stets der Erste wäre.

Wie anderswo, so fehlt es auch in der Umgebung des Bodensees an jedem Anhaltspunkt dafür, dass der Mensch auch schon in der Tertiarzeit vorhanden gewesen wäre. Wohl aber beweisen uns die geologischen Lagerungsverhältnisse und die nachweisbare Aufeinanderfolge von Flora und Fauna an den Örtlichkeiten, an welchen sich hier die ältesten Spuren vom Auf-

treten des Menschen finden, dass dieser in unsere Gegend schon gekommen ist zu einer Zeit, da er noch nicht bis in sein Ursprungsgebiet in den Alpen wieder zurückgegangene Rheingletscher der letzten Glacialperiode noch einen bestimmenden Einfluss auf das Klima jener Örtlichkeiten ausübte, ja ohne Zweifel den heutigen Bodensee selbst noch mit einer mächtigen Eisschicht überlagerte. Ähnlich den fünf Fingern einer Hand hatte dieser Rheingletscher über den See weg fünf Ausläufer in alte Thäler erstreckt, nämlich über den heutigen Untersee, den Ueberlinger See, das Thal der Linsler Ach, das Schussen- und das Laiblichthal. Diese fünf Finger der Gletscherband waren langsam abgeschmolzen, die Handfläche selbst aber bestand wohl noch, als die ersten Rennthierjäger in der Handlung sowohl des ersten als des vierten früheren Ausläufers des Gletschers erschienen, d. h. an den Felzen und in den Höhlen des Schalhauer Juras und des Hegnau einer- und an der Schwennequelle andererseits. War ihr Erscheinen somit auch ein örtlich positives, so stimmt es mit dem damaligen Stand des doch immer noch weit über sein alpines Ursprungsgebiet hinaus erstreckten Gletschers doch besser überein, wenn wir es als ein epiglaciales bezeichnen. Dass diese Rennthierjäger v. A. auch die durchbohrten Schalen des aus dem Mainzer Tertiardecken stammenden Pectenulus als Schmuck verwandten, unterstützt die auch sonst naheliegende Annahme, dass sie aus den wirthlicheren Geländen des Mittelhebes und Neckars über die im Gegensatz zum Schwarzwald nie vergletschert gewesene rauhe Alb dahingekommen seien, als ihr Hauptjadthier zugleich mit dem Gletscher sich wenigstens zu einem Theil den Alpen zu zurückzog. Was aber die ethnographische Zugehörigkeit dieser ältesten Bewohner unserer Gegend anbelangt, so glaubten namentlich Franz und andere namhafte Forscher sie der finisch-althaischen Race anzuhängen und in den Lappen und Eskimos ihre Nachkommen erblicken zu sollen. Diese Annahme hat ja Manches für sich. Einmal nämlich passen die meisten von den Rennthierjägern hinterlassenen stierlichen Werkzeuge, wie besonders ihre feinen aus Knochen des Alpenhasen gefertigten Nadeln, ihre Rundbohrer n. dgl., am besten in gräcische sind, und lassen sich in ihrem beiderseitigen Culturstand überhaupt in verschiedenen Beziehungen Verwandtschaften entdecken, zum Anders ist es zum Mindesten sehr wahrscheinlich, dass die überwiegende Mehrzahl unserer paläolithischen Rennthierjäger dem Renn nordwärts gefolgt sei, als das milder werdende Klima das letztere in unseren Breiten ausser in verhältnissmäßig beschränkten hochalpinen Gebieten seiner Existenzbedingungen beraubte.

Hier ist indessen zu bemerken, dass durch die epochemachenden Entdeckungen von Noosch am Schweizersee in den Pygmäen, zu denen, wie ich annehme, übrigens auch die beiden in dem benachbarten Dachsenbühl sorgsam beigezeten, von Dr. von Mandach schon im Jahr 1874 entdeckten kleinen Individuen gehörten, für die ältere Steinzeit ein Bevölkerungselement nachgewiesen worden ist, von dessen Existenz auch in unserer Gegend den erwähnten Forschern ebensowenig etwas bekannt war, als es sich hier dauernd zu erhalten vermochte. Die Pygmäengraber befinden sich zwar in der neolithischen Culturebene am Schweizersee; nach meiner gleich bei ihrer Entdeckung geäußerten Ansicht, die nunmehr auch der hochverdiente Entdecker selbst vertritt, können aber diese Zweige nur ein Relict aus einer früheren Bevölkerungsschicht

sein und müssen wir sie also wirklich schon der paläolithischen Periode zuweisen.

Damit aber, d. h. mit der Erhaltung der Pygmen von der älteren bis in die jüngere Steinzeit, in welcher letzterer sie dann auch wieder verschwanden, ist zugleich der allerdings auch durch eine ganze Reihe weiterer Thatsachen unterstützte Beweis erbracht, dass wenigstens in unserer Gegend zwischen den beiden steinzeitlichen Perioden ein sogenannter Hiatus nicht stattgefunden hat, dieselbe vielmehr, seitdem Menschen in ihr sich erstmals dauernd niedergelassen haben, ununterbrochen bewohnt geblieben ist. Neben den Pygmen waren am Schweizerbild auch höher gewachsene Menschen begraben, unter denen Kollman drei als mesocephal, zwei als dolichocephal nachgewiesen hat; es sind hier also für die jüngere Steinzeit bereits zwei Varietäten des Homo Europaeus ausser den Zwergen festgestellt. Die eine derselben kann und wird, nachdem der Hiatus für uns ausgeschlossen erscheint, ohne Zweifel ebenso wie die Zweige auch schon von der paläolithischen Periode her stammen, aus der an anderen Fundstätten, z. B. am Hohlstein, ja auch Skelettheile einer höher gewachsenen Race gefunden worden sind, und mögen in ihr die Nachkommen jener wahrscheinlich nicht auch mit nach Norden fortgezogenen Rennthierjäger, also vielleicht Angehörige des sibirisch-altäischen Stammes erblickt werden; die andere Varietät dagegen wird ein neues, erst der neolithischen Zeit eigenes Element darstellen, wie wir denn überhaupt anzunehmen Ursache haben, dass nicht später als in dieser Zeit die in der paläolithischen Periode bei uns auscheinend noch nicht vertreten gewesene arische oder indogermanische Race sich allmählich über den größten Theil von Europa verbreitet habe und zunächst wenigstens mit einem ihrer Stämme auch in unserer Gegend erschienen sei, um später in verschiedenen aufeinander folgenden Stämmen hier das weitaus überwiegende Bevölkerungselement zu werden und zu bleiben.

Obne in der mir für meinen Vortrag zugemessenen Zeit auf die ganze umfassende Frage von den Ursprüngen und Wanderungen der Arier näher eingehen zu können, bemerke ich nur, dass auch ich der Ansicht beipflichten zu sollen glaube, welche die ältesten für uns bei dem heutigen Stand unseres Wissens, nämlich nur bis zu einer Zeit, in der sie bereits eingermassen in ihren einzelnen hauptsächlichsten Sprachstämmen differencirt waren, den heutige erkennbaren Sitze der Arier rings um die heutige Ostsee bzw. auch in dem jetzt von dem südlichen Theil eingenommenen Gebiet findet, das nach Rudolf Credner noch festes Land gewesen ist, „als der Mensch bereits ein Bewöbner des mittleren Europa war“. Für die Wanderungen der Indogermanen folge ich mir gleichfalls am richtigsten erscheinenden Darstellung, die Hirt ebenfalls davon gegeben hat. Während hiernach die hellenen nach der Balkanhalbinsel, die oskisch-samnitisch-latinischen Italiener in die Apenninhalbinsel und ein Theil der Kelten nach dem europäischen Nordwesten zogen, die Germanen und Slawen sowie die wohl am weitesten östlich siedelnden Slaven aber sich erst noch ruhig verhielten, ergoss sich der Strom der bis dahin östlich der Weichsel gewesenen thrakisch-arkisch-iranisch-indischen Stämme östlich der Karpathen nach Süden, um von der unteren Donau aus theils tief nach Asien, theils Donau-aufwärts und in den Alpen westwärts vorzudringen. Die letztere den asiatischen Arien demnach am nächsten verwandte Abtheilung bestand aus den thrakisch-illyrisch-norisch-rasenischen Stämmen, die wir nach Herodot auch mit dem Gesamtnamen der

Syrynen bezeichnen könnten, die jener zwischen den Venetern an der Adria und den Ligurern am tyrrhenischen Meer innerhalb der Alpen wohnen und von den asiatischen Arien abstammen lässt. Sie bildeten in der That die älteste uns bekannte Bevölkerung des Ostalpen- und Donaulandes bis herauf an unseren Bodensee. Wenn es mir schwer wird, zu glauben, es sei die westliche Spitze dieser Abtheilung, die alten Rätier oder Rascener, noch weiter westlich, also etwa bis an den Schweizer Jura, vorgedrungen, so trägt daran die spätere römische Provinzialgrenze zwischen Rätien und Gallien bzw. Obergermanien Schuld, die nach dem auch durch die Interprovincialis-Zollstation Zürich und den Namen des thurgauischen Dorfs Pfyra = Ad fines bestätigten Bericht Strabos von den Quellen des Rheins im Adria-(Rheinwald-)Gebirge, den oberen Bodensee etwa in der Mitte überschend, nach der oberen Donau (etwa bei Sigmaringen) verlief. Auch nicht auf die kürzesten Strecken ist diese Grenze eine natürliche, d. h. auf geographischen Verhältnissen beruhende, und ich vermag sie mir daher nicht anders zu erklären, als dass an dieser Linie schon lange bevor sie dann auch die Grenzscheide zwischen den (neuen) Rätieren und den Helveten und hiernach von den Römern als Provinzialgrenze übernommen wurde, zufällig wandernde Völker aufeinander stießen und sich gegenseitig Halt geboten. In diesen alten wandernden Völkern erblicke ich einerseits die von Osten gekommenen (alten) Rätier, andererseits die von Westen bzw. von ihrem mediterränen Stammstamm in Rheoboth herauf und von der Aar soweit ostwärts und nach einer bis in die neueste Zeit unbestrittenen Annahme nordwärts zum Mindesten bis an die Donau vorgedrungenen Ligurer.

Ist diese Erklärung des Verlaufs dieser auch sonst sowohl in vorgeschichtlicher Zeit als bis in's Mittelalter herab wenigstens in ihrem südlichen Theil als Cultur- und Sprachschleife sich geltend machenden merkwürdigen Grenzlinie richtig, so hätten wir noch als erste Erbauer der einst sicher auch zahlreich vorhandenen, wenn auch jetzt in Folge der Bodensee vorüberziehenden Westwinde nurmehr unter einer Schlammdecke begrabenen Pfahlbauten im felischen Obersee Rascener, und als Erbauer der ältesten Stationen im westlichen Obersee, im Ueberlinger- und Untere See Ligurer zu erblicken. Der gänzlich verschiedene Ursprung dieser beiden Völker aus der arischen Race einer- und der mediterranen Race andererseits widerstreitet dieser Annahme keineswegs, denn nach der auf Grund ihrer Entdeckungen auf Calesch auch von den Gebrüdern Sarasin als zutreffend beschriebenen Erklärung des allgemeinen Grundes und Zweckes der Pfahlbauten, die ich schon in Nr. 13 des „Jubels“ von 1897 gegeben habe, mussten überall und immer alle Völker im Culturstand, wie er zu Beginn der jüngeren Steinzeit war, bei sich bietender Gelegenheit geradezu mit innerer Nothwendigkeit zur Errichtung von Pfahlbauten schreiten. Ebenso wird mit meiner Annahme auch der Umstand sich in Einklang bringen lassen, dass nach Theophil Studer die steinzeitliche Bevölkerung unserer Pfahlbauten kurzköpfig gewesen sein soll,¹⁾ während die — übrigens in Wirklichkeit brachycephalen — Rascener als Arier eigentlich langköpfig gewesen sein müssten und nach dem neuesten Zeugnisse von Mehlis die Ligurer thatsächlich langköpfig gewesen sein sollen. Denn Mehlis selbst gibt

¹⁾ Vgl. Bauwarth-Studer, Crania Helvetica antiqua S. 4.

zu, dass Arier unter dem Druck von Noth und Entehrung, langer Wanderung und Winter schon in graner Vorseit degenerirt sein konnten, und wenn dies also bei den Rasern wirklich eingetroffen ist, so kann es offenbar auch bei den bis an den Bodensee vorgedrungenen Ligurern ebenso gewesen sein, auch wenn die westlich vom Rhein geborenen Angehörigen dieses Volkes sich in ihrer ursprünglichen Langköpfigkeit zu erhalten vermochten; ja es scheint sich bei uns ein rascher Uebergang von der Langköpfigkeit zur Knirsköpfigkeit überhaupt rasch vollziehen zu können, denn er zeigt sich, wie einst bei den Rasern, auch bei unserer jüngsten Bevölkerungsschicht am Bodensee, die ihrer ganz überwiegenden Mehrzahl nach von den dolichocephal hierher gelangten Alemannen abstammend heute und schon längst fast durchgängig brachy- oder wenigstens mesocephal geworden ist. Sollte freilich die neueste Annahme von Méhlis, dass die Ligurer nicht ostwärts über den Jura und auf's rechte Rheinufer hinüber vorgedrungen seien, durch weitere Forschungen sich bestätigen, so müssten wir rätische Rasener auch als die Erbarn unserer westlichen Pfahlbauten erkennen, für unsere so auffallende Grenzlinie aber würde eine brauchbare Erklärung neuerdings fehlen.

Mit den Anfängen der Metall-, namentlich der Bronzezeit in dieser Gegend, wird ein neues dolichocephales Bevölkerungselement hier vordringend, das aber keineswegs etwa als Bringer der neuen Cultur erscheint, sondern diese gemeinsam mit der alten von ihr wahrscheinlich unterjochten Bevölkerung zum „Bellé du bronze“ und zum älteren Eisen- oder Hallstattstetzel ganz allmählich entwickelt hat. Dieses neue Volkselement kann wohl nur ein keltisches gewesen sein und hätten hier eben die Kelten ihren asiatischen Typus, der sowohl im Alterthum als noch heute sogar in ihrer Identifizierung mit den Germanen Anlass gegeben hat, sich der Mehrzahl nach zu erhalten vermocht. Eine Reihe von concidenten Thatsachen weist mit fast zwingender Nothwendigkeit darauf hin, dass die Zurückdrängung der Iberer und Ligurer durch Kelten nach Süden und die Verschmelzung beiderseitiger Volksmassen zu Keltiberen und Keltoliguren nicht erst zu einer späteren Zeit stattgefunden habe. Den Anstoß dazu wird ein erweiterter Auszug keltischer Stämme von Jütland her nach Gallien gegeben haben, und die so in die keltischen Massen gekommene Bewegung machte sich namentlich geltend nur in der angegebenen Richtung im südlichen Gallien geltend, sondern führte allmählich zu einer (ersten) keltischen Besetzung des gesammten Alpengebiets und Alpenvorlands ebenso sehr längs der Donau wie abwärts als auf der Südseite bis zur Adria. Ueberrall hier gibt eine wesentlich gleichartige Culturentwicklung Kunde von ihnen und weist sie Berthrand jedenfalls für die ersten Jahre des letzten Jahrtausend v. Chr. nach dem aus dem 6. Jahrhundert stammenden unerschütterlichen Zeugnis eines Skylax v. A. in sicherer Weise nach. Wenn daher einzelne Forscher diesen ersten keltischen Einbruch in das Alpenland noch immer leugnen, so erklärt sich das daraus, dass sie, wie es auch im Alterthum schon vielfach geschah, zwischen den Bezeichnungen „Gallier“ und „Kelten“ nicht unterscheiden. Der (zweite) gallisch-keltische Einbruch in's Alpenland erfolgte allerdings erst um's Jahr 400 v. Chr.

Die Namen der ersten keltischen Stämme, die von der Bodenseegegend Besitz genommen haben, kennen wir nicht mehr. Die Brigantier am Südoende des Sees mögen übrigens schon in dieser Zeit aus einer Vermischung von Kelten und Rätien entstanden sein,

der aber die letzteren in den Gebirgen zu beiden Seiten des Rheinhales, wie u. A. der Mangel von Grabhügeln dasselbst andeutet, sich länger auszuhalten zu haben scheinen. Während der Hallstattzeit scheint der Bodensee ungefähr den Mittelpunkt eines ansehnlichen hojischen Herrschaftsgebiets gebildet zu haben, dessen Grenzen vielleicht bezeichnet sind durch das Vorkommen der eigenthümlich bemalten Tongefäße, welches Wagner des Näheren umschrieben hat.

Während bei dem zweiten Einbruch der nennr als Gallier bezeichneten Kelten in das Alpengebiet und weit darüber hinaus, der um 400 v. Chr. begann und an die Stelle der jährlings vertriehenen Hallstattcultur die Latène-Cultur setzte, die Mehrzahl der Bojer von der Nordseite des Bodensees¹⁾ dem Ansturm der sich nennr von dessen Nordufer bis an Donau und Inn festsetzenden Vindelicier einer- und der weiter westlich längs des Ostrandes des Schwarzwalds vom untern Main und Neckar rasch heraufgezogenen und den größten Theil der hentigen Schweiz und theilweise namentlich auch das südwestliche Ufer des Bodensees besetzenden Helvetier andererseits nordwärts anwich, blieb ein kleinerer Theil der Bojer, der wahrscheinlich südlich vom See angesiedelt war, hier zurück, um sich im Jahr 58 v. Chr. dem Auszug der Helvetier nach Gallien anschließen. Element die Latobrigi und Tulliger, die wahrscheinlich in irgend welchem staatlichem Verband mit den Bojern und deren nächsten Nachbarn gewesen waren. Jedenfalls konnten diese wenigstens in der Zeit, für die uns ihre Namen überliefert sind, nicht wie zumeist angenommen wird, an der Brigg und um das heutige Stühlingen angesiedelt gewesen sein, denn diese Gegend war damals bereits von den suevischen Germanen besetzt, welche die Helvetier in täglichen Kämpfen über den Rhein herüber brennrohten.²⁾ Die Helvetier selbst können auch nicht erst zur Zeit des Cimbern- und Teutonozugs nach der Schweiz gekommen sein, denn was uns von ihnen berichtet ist, schließt entschieden die Annahme aus, dass sie vor ihrem Zug nach Gallien nur wenige Decennien in ihrem neuen Land gewohnt hätten.

Wie nach der Rückkehr der besiegten Helvetier und nach der Besiegung und Unterwerfung der von Vindelicien her immer mehr keltisirten (neuen) Rätien und der Vindelicier durch Tiberius und Drusus im Jahre 14 v. Chr. römisches Volkthum, römische Sprache und Sitte überall vorherrschend wurden, wie Aehnliches auch in dem von einer gemischten, vorwiegend gallisch- und nordwestlich vom Bodensee sich vollzog, bis dann alemannisch-schwäbische Volkskraft erst nördlich, dann auch südlich vom See der römischen Herrschaft ein blühendes Ende bereite und unter rascher Aufsaugung der noch übrigen spärlichen keltischen und romanischen Elemente das ganze Land rings um den See dazwischen gerichte, — das Alles gehört der eigentlichen Geschichte an und hat uns hier nicht mehr zu beschäftigen.

¹⁾ Hier war nach Strabo ein „von den Bojern verlassenes Land“.

²⁾ Besiegung der Tulliger muss mit Rücksicht auf die Endung ihres Namens allerdings auch der Annahme Raum gestattet werden, dass sie nicht Kelten, sondern Germanen gewesen seien. Dann läge eben auch hier einer jener Fälle vor, dass eine germanische Völkerschaft sich einem Keltenzug anschloss, wie dies auch umgekehrt vorkam.

Herr R. Virchow:

Ich möchte mich ganz kurz fassen und nur meine Befriedigung darüber aussprechen, dass wir noch am Schluss des Jahrhunderts eine solche Rede gehört haben; ich denke, sie wird den Männern des kommenden Jahrhunderts als ein Denkmal der einen der beiden Richtungen erscheinen, die gegenwärtig unter uns bestehen und von denen ich heute gesprochen habe. Ich möchte sie ansehen als die Hinterlassenschaft einer Generation, die in kurzer Zeit vom Schauplatz verschwunden wird. Insofern ist es äusserst interessant, dass die Nachwelt in ihr ein volles Zeugnis dafür besitzen wird, in welcher Weise sich noch in den Köpfen dieser Generation die Vorwelt unserer Nation dargestellt hat. Ich bin freilich der Meinung, dass das Meiste von dem, was der Herr Vorredner angeführt hat, namentlich so weit es sich auf die physischen Eigenheiten der deutschen Stämme und auf ihre historischen Verhältnisse bezieht, ein vollkommen unverständenes Chaos darstellt. So spricht er von finnisch-altischen Stämmen und deren Beziehungen zu der deutschen Vorseit als von etwas höchst Bekanntem. Wo sind die Zeugnisse für die Existenz solcher Stämme auf deutschem Boden? Ich war bei den Ausgrabungen des Herrn Niesch zugegen, und ich kann bezeugen, dass seine Funde nicht die leiseste Ähnlichkeit darbieten, weder mit den grossen, noch mit den kleinen Menschen, die man heutzutage in Nordostropa und Nordasien findet. Wenn der Herr Vorredner glaubt, dass irgend Jemand eine allgemein bindende Darstellung der Kraniaologie der finnisch-altischen Stämme geben könnte, so ist das ein Irrthum; man kann höchstens sagen, dass es eine angesprochene brachycephale Bevölkerung ist. Wenn aber der Herr Vorredner der Meinung ist, die Brachycephalie sei schon unter den Pfälzern so verbreitet gewesen, dass sie in der Steinzeit den herrschenden Typus gestellt habe, so ist er auch in einem statistischen Irrthum; an den Stationen, von denen er gesprochen hat, sind nur vereinzelt brachycephale Schädel zu Tage gekommen. Ich war der erste, der in Folge des liebenwürdigen Entgegenkommens der Schweizer Kollegen sämtliche Schädel aus Schweizer Pfälzern messen und beschreiben konnte; wenn der Herr Vorredner meine Vorträge darüber in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Band XIV—XVII) liest, wird er erkennen, dass er im Irrthum ist. Brachycephalie ist ein ganz ausnahmsweises Verhältnis unter den Pfälzernschädeln, von dem man noch nicht übersehen kann, welche Bedeutung ihm beizumessen ist, weil wir für die allgemeinen Körperverhältnisse der damaligen Bevölkerung gar keine statistischen Anhaltspunkte haben. Thatsächlich handelt es sich um etwa drei bis vier brachycephale Schädel; von diesen macht der Herr Vorredner eine Anwendung auf die ganze Periode der Schweizer Pfälzern. Dass so etwas heutzutage noch möglich ist, muss überraschen; es ist in der That ein lehrreicher Vorgang gewesen, den wir heute erlebt haben.

Herr Dr. Graf Zeppelin-Eberberg:

Ich glaube, dass mich der Herr Geheimrath Virchow doch einigermaassen missverstanden hat. Was namentlich die Erwähnung der finnisch-altischen Rasse anbelangt, so glaube ich sehr deutlich gemacht zu haben, dass ich mich hier einfach referierend verhielt und lediglich die Thatsache anführte, dass einige andere Forscher glaubten, in den ersten hier erschienenen Hientherjägern Angehörige dieser Rasse erblicken zu müssen,

Ich habe nicht mehr gesagt als das; ob ich das selbst glaube, das ist eine ganz andere Frage und möchte ich fast meinen, es müsste gefühlt worden sein, dass es nicht der Fall sei. Ich wollte aber, namentlich da ich seinen Namen genannt habe, das nicht so hervorheben und habe dann nur wiederholt, wenn es wirklich Angehörige der finnisch-altischen Rasse gewesen sein sollten, so könnte man diese erblicken in dem zweiten Relict aus der älteren Steinzeit neben den Pygmäen.

Was die zweite Bemerkung anbelangt, so glaube ich mich denn doch aus dem Werke von Bannwart und Stüder sehr genau zu erinnern, dass dort gesagt ist, eine dolichocephale Bevölkerung sei in grösserer Menge oder in überwiegender Masse hier in der Schweiz erst zur Zeit der beginnenden Neolithen erschienen, es steht, glaube ich, auf Seite 4 des genannten Werkes, ich gestehe übrigens, dass ich da durchaus in verba magistri geschworen habe, und ich gestehe nicht minder so, dass ich da, wie Herr Geheimrath Virchow es ausgesprochen hat, Meinungen wiedergegeben habe. Denn was die Schädelkunde anbelangt, so bekenne ich mich ganz offen vorkommen als Laie; aber als Laie in dieser Beziehung können Sie es mir auch nicht verdenken, wenn ich da eben die Ergebnisse annehmen zu sollen glaube, die von namhaften Forschern und den neuesten speziellen Fachwerken mit gegeben werden.

Nachmittagsitzung am 4. September.

(2—4 Uhr.)

Vorsitzender Freiherr von Andrian-Werburg eröffnet die Sitzung.

Herr Hofrath Dr. B. Hagen-Frankfurt a/M.:

Demonstration oestasiatischer und melanesischer Gesichtstypen

nach eigenen Originalaufnahmen.

Meine Herren! Gestatten Sie mir, Ihnen eine Reihe von Gesichtstypen aus meinem Beobachtungskreise vorzuführen. Derselbe umfasst das Gebiet der orientalischen und australischen Region im Wallace'schen Sinne, also etwa das Land von Himalaja an bis zu den Salomoneninseln. Der Zweck meiner Demonstration ist, Ihnen zu zeigen, wie bei aller Verschiedenheit der Völker und deren Gesichtsbildern in diesem Theil der Erde doch ein gewisser einheitlicher Zug durch alle hindurchleuchtet. Dieser einheitliche Zug besteht in einem breiten, niederen, champignonförmigen Gesicht mit breitem, vortretendem Backenknochen, in welchem eine kurze, platte, breite, oft eingedrückte Nase sitzt. Dabei besteht meistens ein mehr oder minder starker Grad von Prognathie. Der Schädel selbst ist vorwiegend meso- oder dolicho-, nur selten brachycephal.

Mag ein Volk innerhalb des genannten Areals heissen und gemischt sein, wie es wolle, wir werden fast stets einen gewissen wechselnden Procentsatz dieses Typus bei ihm finden. Am stärksten tritt derselbe auf bei den malayischen Urvölkern im Innern Sumatra, Borneo und Malakka, am grossen Theil auch bei den Javanen, so dass man ihn geraden als den eigentlichen nr- oder prämalayischen Gesichtstypus bezeichnen kann. Neben demselben treten, je nach dem Grade und den Factoren der Vermischung, noch die verschiedensten anderen Typen auf, deren Anblühung unter Umständen das Bild der Zusammengehörigkeit dieser Völker recht verwischen kann. So finden wir bei den Bataks z. B. nicht selten noch ein längeres,

nach unten birnförmig sich ausweitendes Gesicht mit längerer Nase, welches ansieht, als sei es aus einem chamä- und einem leptoproson Typus zusammengesetzt, während die Javanen der höheren Stände manchmal ein feines, schmales Gesicht besitzen mit einer vorragenden, langen, charakteristisch semitisch oder nordindisch gebogenen Nase, welche sowohl ein Erbteil der früheren intensiven Hindusaiter, wie eine Documentation arabischen Einflusses sein kann, da namentlich Araber als Landleute des Propheten gerne in die vornehmeren javanischen und malayischen Familien aufgenommen wurden. Bei den Küstenstämmen der Delir- und Malakamalayan hinwiederum finden wir das bereits in meinem anthropologischen Atlas besprochene lange Mischlingsgesicht.

Von den Malayenländern strahlt dieser chamäprose, plattnasige, kindliche Gesichtstypus nach allen Richtungen aus, nach Südindien, Südchina und sogar nach Melanesien bis zu den Salomoninseln hin, wie ich Ihnen an meinen Bildern hier zeigen zu können verzeihe. Wir finden denselben, nun gradatim von West nach Ost vorzugehen, sowohl bei der dravidischen Urvölkerschaft Südindiens, wenn auch manchmal nur in einzelnen Individuen charakteristisch, als auch bei den Weddas auf Ceylon; bei dem Durchblütern des prächtigen Sarasinischen Atlas über diese Völker hin ich Gesichtern begegne, bei denen ich darauf geschworen hätte, doch nicht einmal auf dem Stampe von Bataks aus Sumatra oder Melanesern aus dem deutschen Schutzgebiete begegne.

Auch in Südchina tritt uns dieser Typus entgegen. Hier können wir hauptsächlich zwei Kopf- und Gesichtsfornen unterscheiden, die ich Ihnen beide in ausgezeichneten Vertretern vorstellen kann; nämlich eine langköpfige und langgesichtige, die mehr nach Norden an aufzutreten scheint und mit derjenigen der Nordchinesen, wie wir sie aus Weibachs Arbeiten kennen, übereinstimmt, und eine rundköpfige, breitsichtige, plattnasige, die abgesehen von der oft hochgradigen Kru- resp. Handköpfigkeit, unserem in Rede stehenden Typus entspricht. Der Mann, den ich Ihnen als Vertreter dieses Typus hier zeige, stammt von der Insel Heilam; von hier habe ich die besten und charakteristischsten Vertreter dieser Form bekommen, die aber auch im Festlande Südchinas sehr verbreitet ist.

Auf den Philippinen treffen wir unseren Typus unverhüllt, und zwar sowohl bei den Tagalern wie den sogenannten Negritos. Die von Montano in seinem Buche auf planche II, No. 53 und 54 abgebildeten Negritos könnte man mit gleichem Recht sowohl für Bataks wie für Papuas halten und die übrigen Abbildungen von philippinischen Typen aus Luzon und Mindanno sind rein batak-dajakische Gesichter.

Wir kommen nun nach Melanesien. Hier treffen wir eine grosse Verschiedenheit der Gesichter. Nur die Kopfforn ist nahezu eine einheitliche; die Melanesier des deutschen Schutzgebietes sind fast durchweg dolicho- oder mesocephal mit durchweg sehr schmalen Schädeln.

Die Salomonier haben runde, breite Gesichter mit ziemlich kurzer, breiter, aber nicht eingedrückter Stumpfnase und eine ziemlich hohe, steile, schmale Stirn.

Das Gesicht der Bismarckinsulaner ist grob, breit und lang, ein richtiges kloetzige Baneragesicht mit langer, plumper, grosser Nase.

Neben diesem Haupttypus jedoch kommen, ebenso wie bei den Salomoniern viele niedere, breite Gesichter vor mit kurzen, breiten, platten Nasen.

Auf dem Festland von Neu-Guinea finden wir ein ganzes Sammelsurium von Gesichtsfornen, unter denen

zwei besonders durch Häufigkeit sich bemerklich machen: An der Küste ist es besonders eine schwache leptoprose mit schmalen Wangen und kleiner Gesichtsbasis, worin eine vogelschnabelartig vorspringende, gebogene Nase sitzt, welche den Gesichtern etwas Köhnes, Unternehmendes verleiht, und ihre Analogie in den gebogenen Nasen der vornehmeren Javanen und der Nordindier findet, so dass man vermuthet wird, den Einfluss der Hindusaiter bis nach Neu-Guinea sich anschauen zu lassen. Im Inlande ist es eine breite, chamäprose, mit breiten Backenknochen und flacher, breiter, kurzer Nase, die vollständig unseren wohlbekanntesten Typus repräsentirt. Dabei ist oft der schmale lange Schädel auf diesem breiten, niederen, oft noch mit einer Art von Backenwülsten versehenen Gesicht von merkwürdig contra-tirender Wirkung, wie Sie an diesem angeschnittenen speciem ersehen können, welches ich Ihnen hier vorführe. Man sollte kaum glauben, dass dieser Schädel und dieses Gesicht zusammengesetzt; es spricht dies allen Gesetzen der Correlation Hohn.

So verschieden nun die Gesichter der Melanesiermänner sind, wie Sie gesehen haben, so dass wir einen typischen Bismarckinsulaner allein seinem Gesichte nach von einem Baka (Salomoninsulaner) oder einem Papua der Astrolabei oder des Hängofles unterscheiden können, so gleichförmig sind merkwürdiger Weise die der melanesischen Weiber. Eine geographische Unterscheidung nur nach dem Gesichte wird uns hier viel seltener gelingen. Denn bei den Melanesierfrauen tritt, so viel ich habe beobachten können, mit wenigen Ausnahmen ein einziger Gesichtstypus zu Tage, nämlich der chamäprose mit der charakteristischen platyrhinen Nase. Gleichviel, ob sie von den Küsten oder aus dem Innern Neu-Guineas, aus dem Bismarckarchipel oder von den Salomoninseln stammen, wir finden fast überall das große, breite, hässliche Gesicht mit platter, breiter Nase, welches unserem Urtypus entspricht. Die gebogene indische Nase der Küstenpapuas treffen wir bei den Frauen viel seltener. Angesichts dieser That-sachen dürfte wohl die Vermuthung Ausdruck finden, dass es den Anschein hat, als vererbe sich ein männlicher und weiblicher Typus bei diesen Völkern getrennt fort; und es ist vielleicht nicht unrichtig, zu bemerken, dass wir gerade beim Weib die charakteristischen Merkmale des Urtypus durchgängig öfter und besser erhalten finden, als bei den Männern; denn das Weib scheint in der somatischen Anthropologie der Urvölker das conservative Element zu sein; ich darf vielleicht an Virchow's gelegentlich der Besprechung der Bismarckianer gethane Aemuerung erinnern, dass dem kindlichen Typus der weibliche im Allgemeinen über steht. Die Männer sind es also, welche mehr variiren. Aehnliche Erfahrungen über das sichere Festhalten des Urtypus durch das weibliche Geschlecht glaube ich auch bei den malayischen Völkern gemacht zu haben.

Bisher habe ich Ihnen hauptsächlich die Völker meines eigenen Beobachtungsreises vorgeführt, wobei ich mich auf persönliche Wahrnehmungen stützen konnte. Vielleicht gestatten Sie mir, zur Vervollständigung des Bildes noch etwas darüber hinauszugreifen. Da möchte ich Sie zuerst an die Australier erinnern. Diese scheinen charakteristische Repräsentanten unseres Urgesichtstypus zu sein, denn Virchow sowohl wie Kollmann erwähnen übereinstimmend deren sehr breites und niedriges Gesicht mit sehr kurzer, breiter und niedriger Nase; nach Virchow liegt sogar die Besonderheit der australischen Physiognomie in der Bildung der Nasengrenze. Die paar Australier, welche ich selbst zu Gesicht bekommen habe, erinnerten mich

so vollkommen an die von mir gemessenen und beobachteten Bismarckinsulaner, dass ich keinen Moment zögere, dieselben als locale Varietäten eines und desselben Stammes anzusprechen. Auch die australische Frau scheint unseren Typus reiner und bläuliger bewahrt zu haben.

Dass die Polynesiener mit ihrem malayischen Habitus ebenfalls recht häufig an unseren Typus erinnern, brauche ich wohl nur beifällig zu erwähnen, ebenso, dass er von da auch nach Südamerika ausstrahlt.

Wir finden ihn aber auch in Afrika, wo er in geradezu charakteristischer Weise bei den Hottentotten, den Bushmännern und den Akkas auftritt, so dass wir dadurch unwillkürlich auf den Gedanken eines engeren Zusammenhanges gebracht werden.

Aus den nüchternen Zahlenreihen und Messungen werden freilich diese innigen Beziehungen bei Weitem nicht so klar an Tage treten, wie aus dem unmittelbaren, lebendigen Anblick, namentlich wenn die Individuenzahl des Typus nicht gross genug ist, um die Messungsprognostik zu beeinflussen, oder wenn ein Volk körperlich degenerirt ist, wie die Kümmerformen der dravidischen Urvölker oder der Weddas, oder wenn es hypertrophisch geworden ist, wie die Polynesiener. Dies war hauptsächlich der Grund, weshalb ich mir erlaubt habe, ihnen diese Völker, da es in natura nicht möglich ist, wenigstens in Lichtbildern vor Augen zu führen.

Wenn wir schliesslich das Verbreitungsgebiet des in Frage stehenden Gesichtstypus überblicken, so treten uns zwei bemerkenswerthe Thatsachen entgegen:

Erstlich sehen wir, dass derselbe in auffallendem Grade hauptsächlich bei solchen Völkern auftritt, welche wir als Urvölker aufzufassen und so bezeichnen pflegen, sowohl in Afrika, wie in Indien, sowohl im malayischen, wie im papuanischen Archipel. Wir werden dadurch von selbst an den Gedanken gebracht, dass wir hier vor den Resten einer alten, einst über das ganze Areal der altweltlichen Südhemisphäre verbreiteten Menschensrace stehen. Es ist in dieser Hinsicht bedeutsam, dass auch von Seiten der Ethnologie angehänglich sehr plausible Versuche gemacht werden, die genannten Völker alle in einer „malayo-nigrischen Cultur“ zusammenzufassen. Zweitens sehen wir, dass die Gebiete, auf welchen diese alten Rassenreste zerstreut sich finden, so häufig auch das vielpostulirte, verunkunte Sclater'sche Lemuria hermilligen, das ein Wiederauftauchen desselben alle diese heute durch weisse Meere getrennten Gebiete verbindet und so auch die geographische Unterlage für unsere Uransage abgeben würde. Da aber leider ein tertiäres Lemuria nach den Untersuchungen Kobelt's nicht existirt haben kann, so müssten wir auf der Suche nach Landverbindungen auf das alte paläozoische Gondwanaland zurückgreifen; wir können aber damit in Zeiträume hinein, die für den Menschen als solchen unmöglich sind.

Schliesslich erlaube ich mir, mein soeben erarbeitetes Werk: Ueber den Papuas, in welchem ich diese Fragen etwas näher besprochen habe, auf den Tisch des Hauses niederzulegen.

Herr Dr. Helm-Danzig:

Ueber die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen.

Wie die chemische Analyse neuerdings auf den meisten Gebieten der wissenschaftlichen Forschung Anwendung findet, so auch bei vorgeschichtlichen Untersuchungen. Mit Erfolg hat sie auch in dieses ihr fern

liegende Gebiet ihre Föhler ausgestreckt und soll es heute meine Aufgabe sein, Ihnen einige der chemischen Untersuchungen vorzuführen, welche diese Wirklichkeit darthun. Um die mir heute nur spärlich zugemessene Zeit nicht zu überschreiten, werde ich mich nur auf zwei Objecte der vorgeschichtlichen Forschung beschränken: den Bernstein und die Bronze, mir vorbehalten, im Correspondenzblatte noch andere Gegenstände zu besprechen. Ich kann es mir nicht versagen, bei diesen Besprechungen auch meiner Thätigkeit Erwähnung zu thun. Was nun den Bernstein anbetrifft, so ist Ihnen bekannt, dass ein lebhafter Handel mit diesem Artikel schon seit den ältesten Zeiten von den baltischen Küstenländern nach dem Süden, namentlich nach den Mittelmeerländern stattgefunden hat. Die goldige Farbe, der farbeschillernde Glanz, die leichte Bearbeitbarkeit dieses fossilen Harzes und die in ihm gleichsam schlummernde elektrische Kraft machten ihn überall geschätzt und beliebt zur Anfertigung von Schmuckgegenständen, Amuletten und anderen Gegenständen. Nun werden in einigen Ländern fossile Harze gefunden, welche gleich vorzügliche Eigenschaften besitzen, wie der in den Ostseeländern vorkommende Bernstein, welcher den wissenschaftlichen Namen „Succinit“ trägt; in anderen Ländern kommen fossile Harze vor, welche wohl weniger gut aussehen, weicher sind, aber doch noch verarbeitbar sind. Zu den erlern. Ländern gehören Sicilien, Ligurien, Romänien und Oberbairn, so des letztern A. Syrien, Spanien, Oberitalien und Japan. Es war nun ganz natürlich, dass Prähistoriker die Ansicht ansprachen, dass die in alten Grab- und Fundstätten der Mittelmeer- und anderer Länder gefundenen bearbeiteten Bernsteingegenstände nicht den weiten Weg von der Ostsee bis dahin gemacht haben, sondern dass sie aus heimischen oder näher gelegenen Ländern stammen. Es wurde das namentlich behauptet von den aus dem mehr als 3000 Jahre alten Kobyrggräbern von Mykeni entnommenen Bernsteinperlen und von den in den Grabstätten der italisch-keltischen und der etruskischen Epoche Italiens vorkommenden Bernstein- und Schmuckgegenständen. Ich trat diesen Ansichten entgegen, welche zuerst von Capellini in Bologna 1872 ausgesprochen und dann auf dem Congresse der Anthropologen in Stockholm 1874 weiter ausgeführt wurden. Ich hatte mir zur Begründung meiner entgegenstehenden Ansicht damals aus den vorbestehenden Ländern die dort natürlich vorkommenden bernsteinähnlichen fossilen Harze kommen lassen und sibirisch-maltesisch untersucht. Ebenso hatte ich mir zahlreiche Bernsteinartefacte, namentlich aus den Mittelmeerländern und aus dem alten Fundstätten verschafft, wobei ich von unserem sehr verehrten Vorsitzenden, Herrn Geheimrath Virchow und von den italienischen Anthropologen Goxadini und Pigorini und von unserem Landsmann Schliemanns freundlicher Unterstützung wurde. Ich untersuchte diese alten aus Bernstein gefertigten Grabfunde dann ebenfalls chemisch. Hierbei stellte sich einerseits die Verschiedenheit der chemischen Zusammensetzung und physikalischen Beschaffenheit heraus, welche zwischen dem nordischen Bernstein, dem Succinit, und den in anderen Ländern vorkommenden fossilen Harzen bestand. Namentlich enthielt der Succinit grössere Mengen Bernsteinäure (4 bis 8%), während die anderen fossilen Harze frei davon waren oder nur eine kleine Menge davon enthielten. — Andererseits liess die aus den alten Grabstätten Italiens, Griechenlands und anderer benachbarten Länder entnommenen Bernsteinartefacte genau

dieselbe chemische Beschaffenheit als der nordische Succinit. Das Rohmaterial zur Anfertigung derselben musste also einst aus denjenigen Ländern bezogen worden sein, wo das Bernsteinkürbaltige Harz, der Succinit, gefunden wird und dieses Land ist das entfernte baltische Küstengebiet. Andere Länder, in denen Succinit in vereinzelt Stücken oder kleinen Lagern gefunden wird, kommen hier aus Gründen, welche ich hier nicht weiter erörtern will, nicht in Betracht.

Ich lege einzelne Belegstücke, welche meinen Untersuchungen zu Grunde lagen, hier vor. Dazu gehören:

1. ein Sortiment von Bernsteinkürbaltigem Succinit in allen vorkommenden Farben;

2. verschiedene andere fossile Harze, welche mit dem Succinit grosse Aehnlichkeit haben aus anderen Ländern, darunter Simetit aus Sicilien, Rumäit aus Rumänien, Birmait aus Oberbirma, Bernstein aus Oberitalien, Syrien, Spanien;

3. einige vorgeschichtliche Artefacte aus Succinit, welche aus der Provinz Westpreussen stammen;

4. ebensothe aus fern abgelegenen Ländern, so Artefacte aus Grabstätten der alten Etruskerstadt Feinsia (Bologna), durch den Grafen Gozzadini in Bologna erhalten, Artefacte, welche den Grabstätten aus der ältesten Eisenzeit Italiens von Professor Pigorini entnommen waren und zwar aus solchen bei Jesi in der Provinz Ancona, bei Palestrina in der Provinz Rom und bei Carpino in der Provinz Ascoli Piceno; endlich das Thonstück einer Bernsteinperle aus den alten Königsgräbern von Mykenä.

Alle diese Artefacte enthalten eine ebenso grosse Menge Bernsteinäure, als der Succinit, unterscheiden sich überhaupt durch nichts von diesem, sind also einst daraus angefertigt worden. Nur eine Ausnahme fand ich von dieser Regel und zwar bei einer aus einem alten ägyptischen Grabe entnommenen Perle, welche mir Herr Dr. Oleschansky zur chemischen Prüfung übersandte. Sie enthielt keine Bernsteinäure, konnte deshalb auch nicht von den baltischen Küstendörfern hergeleitet werden. Dagegen zeigte die Perle hinsichtlich ihres specifischen Gewichtes und ihrer Farbe die grösste Uebereinstimmung mit einem in Syrien vorkommenden fossilen Harze.

Sie erschien aus dem Vorgelegenen, wie sichtlich sich die chemische Analyse in der vorgeschichtlichen Forschung erweisen hat auf dem Gebiete der Erkennung des Bernsteins und auf der Erforschung der Handelswege, welches unser nordisches Gold einst in alter und ältester Zeit genommen hat.

Ein sehr fruchtbares Feld für vorgeschichtliche Untersuchungen hat sich die chemische Analyse bei der Beurtheilung von Metallen und Metallgemischen erobert. Sehr in's Gewicht fallende Schlüsse sind aus den Resultaten solcher Untersuchungen gezogen worden; namentlich über die Art der Darstellung dieser Metalle und ihrer Gemische, ihr Alter, ihre Herkunft und die Wege, auf denen sie einst verschickt wurden.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wurden Arbeiten über die Zusammensetzung vorgeschichtlicher Metallgegenstände von Chemikern aus allen Ländern angeführt, so in Deutschland von Klapproth, Lisch, Fellenberg, von Bilra u. A. Letzterer hat 1869 in seinem Buche „Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten Völker“ etwa 1200 chemische Analysen veröffentlicht. Nach dieser Zeit hat sich besonders unser Altmeister der Vorgeschichte, Herr Geheimrath Virchow, für diese Frage interessiert. Er veröffentlichte

in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft eine Anzahl chemischer Analysen alter Bronzen, welche für die vorgeschichtliche Forschung von grosser Wichtigkeit waren. Im Jahre 1884 theilte er dann mit, dass sich die zwei Hauptgruppen der alten Bronzen in folgende Hauptgruppen zerlegen lassen:

1. Reine Zinnbronzen mit einem Zinngehalte von etwa 20%. Diese gehörten überwiegend der Zeit der Hügelgräber an und dürften wohl durchweg italische Importartikel sein.

2. Zusammengesetzte Bronzen mit sehr wechselndem Zinngehalte und Zusätzen anderer Metalle, namentlich von Blei, Nickel, Antimon, Arsen. Darunter fallen:

- a) die Barren und zwar nicht bloss norddeutsche, sondern auch asiatische,
- b) die Hallstätter Nickelbronzen,
- c) die bleihaltigen Bronzegeräte aus der Schweiz und Illyrien,
- d) die Antimonbronzen aus der Schweiz und Thüringen,
- e) die Arsenbronzen aus Urnengravern von Posen und der Mark.

Im Jahre 1891 veröffentlichte Virchow Analysen kaukasischer und asiatischer alter Bronzen. Sie vervollständigen seine Eintheilung noch und bringen ein neues Zeugnis für die Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung alter Bronzen. Er fand dort n. A. alle Zwischenglieder von dem einfachen Kupfer bis zur Zinnbronze und vollendeten Zinklegirung. Virchow macht aus den Befunden der chemischen Analyse dieser Bronze wichtige Schlüsse, namentlich über das Alter derselben.

Grosse Verdienste um die chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Kupfer- und Bronzegegenstände hat sich auch nach der Wiener Anthropologie Much erworben. Er stellte namentlich aus den Befunden seiner Untersuchungen fest, was schon früher vermuthet wurde, dass der eigentlichen Bronzezeit in mehreren Gebieten, namentlich Oesterreichs-Ungarns und der Schweiz eine sogenannte Kupferzeit vorausgegangen ist. Er hatte zu diesem Zwecke eine grosse Anzahl chemischer Analysen vorgeschichtlicher Geräte, welche aus Kupfer gefertigt waren, vornehmen lassen. Diese Geräte waren entweder mit solchen aus der jüngeren Steinzeit zusammengefunden worden, oder gehörten doch demselben Formenkreise an. Sie mussten also entweder schon während der neolithischen Zeit, oder bald nach Beendigung derselben angefertigt sein. Die Untersuchungen Much's machten seiner Zeit grosses Aufsehen bei den Prähistorikern und veranlassten zahlreiche Analysen von vorgeschichtlichen Metallgeräthen auch in anderen Ländern, so auch in Schweden. Die Folge hiervon war, dass die Annahme einer der Bronzezeit vorausgehenden Kupferzeit, in welcher zu Gebrauchszwecken hervorragend Kupfergeräte angefertigt wurden, immer mehr und mehr an Berechtigung gewann.

Die vorgeschichtlichen Bronzen haben, wie ich schon andeutete, hinsichtlich ihrer chemischen Bestandtheile die allerverschiedenste Zusammensetzung. Nicht allein die verschiedenen Zeiten und die Zugänglichkeit der zur Bronzefabrikation notwendigen Metalle und Hoerze übten hier ihren Einfluss aus, sondern es hatten auch die verschiedenen Völker ihre besonders beliebten Mischungen. So setzten die Griechen in den ersten Jahrhunderten ihres Kaiserreichs Zink, die nordischen Völker fertigten reine Zinnbronze.

Mich interessiert hier, und das will ich hiermit vorwegnehmen, der Gehalt vieler vorgeschichtlicher Bronzen an Antimonmetall. Das Antimon bietet einen Ersatz für das bei der Bronzeherstellung so nöthige Zinn. Eine Antimonsmischung macht das Kupfer ebenfalls härter, geschmeidiger und widerstandsfähig; auch die beliebte goldige Farbe wird durch den Zusatz von Antimon erreicht, wie ich Ihnen durch Vorzeigung dreier Proben darthue. Die beiden goldfarbigen Proben enthalten etwa 6 und 8% Antimon, die hellere messingfarbige 10% Antimon.

Nun gibt es ein Land, in welchem das Antimon mit Vorliebe einst zur Fabrikation der Bronze verwendet wurde; es ist dies Siebenbürgen-Ungarn, das alte Dakien, wo eine Anzahl von vorgeschichtlichen Metallgegenständen gefunden werden, welche der Farbe und sonstigen Beschaffenheit nach aus Bronze bestehen, in welchen aber statt des Zinns Antimon enthalten ist. Antimon wird in diesen Ländern sowohl als Erz in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff gefunden, wie auch in zahlreichen Mineralien in Verbindung mit anderen Erzen, so mit Kupfer, Blei, Arsen, Eisenerzen. Die aus diesen Erzen, beziehungsweise Mischungen dieser Erze hergestellte Bronze ist von äusserst bunter Zusammenetzung. Ich analysirte im Laufe der letzten fünf Jahre eine Anzahl dieser vorgeschichtlichen Bronzen. Es befanden sich unter ihnen mehrere, welche sich durch ihren ungewöhnlich hohen Gehalt an Antimon auszeichneten. Ich führe hier besonders zwei an, welche ganz frei von Zinn und auch von Zink waren, statt dessen Antimon enthielten. Es waren dies der obere Theil eines Celtes aus einem mehr als 8 Centner wiegenden Depofunde bei Ispánlaka, welcher 4% Antimon enthielt und dessen genaue Zusammenetzung ich hier mittheile¹⁾ und ein kupferfarbiges Beschlag, welcher auf einer altdakischen Fundstelle bei Tordosch gefunden wurde. Ausserdem befanden sich unter den analysirten Bronzen noch 14, welche ebenfalls antimonhaltig waren, aber ausserdem noch Zinn enthielten. Von ihnen hebe ich hier 6 hervor, deren mehr als 1 1/2% Antimon beigemischt war. Es waren dies:

1. ein Bronzeblech, gefunden bei Ispánlaka in Siebenbürgen mit 1,14% Antimongehalt;
2. ein verzierter Keil aus Tordosch aus Eisen mit Bronzeüberzug, in welchem 9,11% Antimon enthalten waren;
3. ein nadelförmiges Geröth aus Csákylya mit 3,30% Antimongehalt;
4. eine Bronzesplatte aus Tordosch mit 1,63% Antimongehalt;
5. eine Bronzezange aus Csákylya, wahrscheinlich von einem Metallspiegel herrührend mit 2,01% Antimongehalt;
6. eine Bronzestange von Kudn mit 1,67% Antimongehalt.

In gleicher Weise ermittelte ich in sehr vielen in der Provinz Westpreussen gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen Antimon in erheblicher Menge, als im Allgemeinen in alten Bronzen vorhanden ist. Unter diesen antimonhaltigen Bronzen Westpreussens befinden sich wieder vier, welche kein Zinn enthielten. Es waren dies:

1. eine Armspange, gefunden in Brusse bei Conitz, aus der frühesten Bronzezeit mit 2,18% Antimon;²⁾

¹⁾ 94,22% Kupfer, 4,01% Antimon, 0,23% Blei, 0,16% Eisen, 0,25% Nickel, 0,84% Arsen, 0,29% Schwefel.

²⁾ 96,50% Kupfer, 0,94% Silber, 2,18% Antimon, 0,25% Arsen, 0,12% Eisen, Spuren von Blei. Von Zinn

2. Bronzebarren, gefunden in Schwarau bei Putzig, mit 5,40% Antimon;³⁾

3. Metallkumpen, gefunden bei Bucherode bei Putzig, mit 13,14% Antimon;⁴⁾

4. Beil von Klein Cyste bei Culm mit 1,34% Antimon.⁵⁾

Von den vielen antimonhaltigen Bronzen, welche gleichzeitig mehr oder minder sinnhaltig waren, lege ich hier vier vor und theile deren Analyse mit:

1. ein fast völlig oxydirtes wulstförmiger Hohlring von Gross Trampen bei Danzig;⁶⁾
2. ein Armring aus Krakau in Westpreussen;⁷⁾
3. ein Hohlleit aus Vogelzang bei Elbing;⁸⁾
4. ein Trinkhorn von der Ossa in Westpreussen.⁹⁾

Meine Folgerung, dass diese in Westpreussen gefundenen Bronzegegenstände, beziehungsweise das Metall, aus denen sie einst gefertigt wurden, aus Siebenbürgen-Ungarn durch den Tauschhandel, wahrscheinlich mit Bornstein, nach Westpreussen gekommen ist, begründete ich in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft und in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

Auch der bekannte Prähistoriker Professor Hempel in Budapest beschäftigte sich mit diesem Gegenstand. Er veröffentlichte einige chemische Analysen von ursprünglichen vorgeschichtlichen Bronzen, die ebenfalls als Antimonbronzen angesprochen werden müssen. Auch seine Untersuchungen bestätigen, dass die in Ungarn gefundenen vorgeschichtlichen Bronzen, weil sie aus mannigfach zusammengesetzten Roheren und Mischungen von Roheren mit Kupfererzen gewonnen wurden, von äusserst wechselnder und bunter Zusammenetzung sind. In anderen benachbarten Ländern ist auf das Vorkommen antimonhaltiger vorgeschichtlicher Bronzen noch nicht genügend geachtet worden.

Zusammenstellend will ich hier noch bemerken, dass von 56 meistentheils älteren vorgeschichtlichen Bronzen aus der Provinz Westpreussen und 14 aus Siebenbürgen, welche ich chemisch analysirte, sich 6 als aus reiner Antimonbronze gefertigt erwiesen, d. h. sie enthielten weder Zinn noch Zink, dagegen eine grössere Menge Antimon. 14 Bronzen enthielten zwar Zinn, aber ausserdem Antimon in Mengen von mindestens 1%.

war in dieser Legirung, nach einer neuen von mir verbesserten Methode geführten Untersuchung, keine Spur zu finden.

¹⁾ 76,49% Kupfer, 14,12% Blei, 3,40% Antimon, 3,62% Arsen, 1,41% Nickel, 0,74% Silber, 0,14% Eisen, 0,10% Schwefel.

²⁾ 83,83% Kupfer, 13,14% Antimon, 0,82% Blei, 0,61% Silber, 0,10% Eisen, 0,87% Nickel, 0,42% Schwefel, 0,12% Phosphor, Spuren Arsen.

³⁾ 96,88% Kupfer, 1,34% Antimon, 1,46% Arsen, 0,06% Eisen, 0,26% Schwefel, Spuren von Zink.

⁴⁾ 79,77% Kupfer, 3,87% Antimon, 0,96% Arsen, 0,63% Zinn, 2,48% Blei, Spuren von Eisen, 12,25% Sauerstoff, Kohlenäure und erdige Substanzen.

⁵⁾ 78,56% Kupfer, 13,58% Zinn, 5,17% Antimon, 0,40% Blei, 0,38% Eisen, 1,35% Nickel, 0,51% Schwefel.

⁶⁾ 91,12% Kupfer, 4,48% Antimon, 0,78% Zinn, 1,63% Blei, 0,45% Silber, 0,49% Eisen, 0,52% Arsen, 0,61% Nickel, 0,12% Schwefel.

⁷⁾ 84,34% Kupfer, 11,13% Zinn, 2,40% Antimon, 1,36% Blei, 0,11% Eisen, 0,51% Nickel, 0,26% Silber, 0,09% Schwefel.

Auch in der Zusammensetzung der reinen Zinnbronzen, welche aus alter und ältester Zeit stammen, wurde im Gehalte an Zinn grosse Mannigfaltigkeit gefunden. Die sogenannten klassische Bronze ist die reinste und gehaltvollste, sie enthält 10 bis 20% Zinn. Dann gibt es Bronzen, welche einen mittleren Gehalt an Zinn enthalten, endlich solche, bei denen dieser Gehalt nur 1 bis 3% und noch weniger ausmacht. Die Armut an Zinn weist auf eine Zeit hin, als dasselbe nur schwer zu erlangen oder von grosser Kostbarkeit war; es sind gewöhnlich auch die ältesten Bronzen, welche arm an Zinn sind, aus Culturperioden stammend, welche von der jüngeren Steinzeit nicht weit entfernt liegen. So finden sich nach Mach in Niederösterreich und Mähren derartige sinnarme Bronzen in der Nähe oder selbst inmitten von steinzeitlichen Ansiedelungen.

Ob werden Bronzen gefunden, in welchen durch die chemische Analyse so wenig Zinn gefunden wurde, dass es fast nur als eine Verunreinigung des Kupfers anzusehen ist. Dem steht allerdings entgegen, dass fast alle Kupfererze, welche in Europa vorkommen, nicht die geringste Menge Zinn enthalten. Nur in Spanien kommen Erze vor, welche etwa $\frac{1}{2}$ % Zinn mit sich führen und in England mit einem noch geringeren Zinngehalte. Auch die zur Bronze-fabrikation verwendeten anderen Metalle, als Zink, Blei und Antimon enthalten in ihren Hoherzen, so viel mir bekannt, kein Zinn beigemengt. Ich glaube deshalb, dass selbst so sinnarme Bronzen, wie sie beispielsweise in den hier vorliegenden Hohlringen von Gross Trampken Land, einen Zusatz von metallischem Zinn erheischen.

Dr. O. Mertius veröffentlichte neuzens eine grosse Anzahl vorgeschichtlicher Bronzen aus Glogau und Scheitling, welche nach ihm grösstentheils aus einer frühen Periode der Bronzezeit stammen, welche sich ausserordentlich arm an Zinn erwies, einige derselben enthielten noch unter $\frac{1}{2}$ %. Mertius findet bei ihnen den Satz bestätigt, dass sich der Zinnzusatz vermehrt, je weiter sich die Form entwickelt. Auch bei alten ägyptischen Bronzegeräthen stellte die chemische Analyse fest, dass die ältesten, welche aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. stammten, die zinnarmsten waren; es wurden in ihnen nur etwa 2% gefunden; der Zinngehalt vermehrt sich mit jedem Jahrhundert bis zu 16 und 20%.

Ferret berichtet Obnfalsch Richter, dass auch für Cypern als erwiesen betrachtet werden muss, dass nach vorzugsweiser Kupferzeit etwa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Bronzezeit begann, welche zunächst Bronzeerzgeräthe herstellte, welche nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ % und noch weniger Zinn enthielten, dass von da ab aber allmählich mit der Weiterentwicklung der Cultur und Vervollkommnung der Formen die Bronzen reicher an Zinngehalt wurden, so dass sich ihr Gehalt bis auf 10 und mehr Procente steigerte.

Kröhnke, und vor ihm noch Andere, sprachen die Ansicht aus, dass die sinnarmen Bronzen dadurch aus zinnreicheren entstanden sind, dass ihr Material blüsig umgeschmolzen und in andere Formen gegossen wurde, wodurch stets ein Theil des Zinngehaltes oxydirt und ausgeschieden wird. Kröhnke stellte das auch durch chemische Analysen fest. In vielen Fällen dürfte diese Annahme zutreffend sein; doch ist es andererseits auch sicher, wie ich schon ausführte, dass gerade die Bronzen, welche den ältesten Zeitperioden angehören, sinnarm sind, während die jüngeren gewöhnlich reich an Zinn sind.

Ein recht anschauliches Bild, wie die chemische Analyse im Stande war, die Herkunft von vorgeschicht-

lichen Bronzegegenständen zu bestimmen, theilt Conwentz in dem amtlichen Berichte über die Verwaltung des Westpreussischen Provinzialmuseums für das Jahr 1896 mit. Ein Bronzeopferfund aus Prenzlau bei Gradens enthielt zwei herrlich schön verzierte Gefässe, welche in Vogelkopfformen verzierte Gefässe, ferner zwei eigenartig geformte ebenfalls schön verzierte Trinkhörner. Die chemische Analyse des Bronzegefässes, welche ich hier mittheile,¹⁰⁾ ergab, dass eine ziemlich reine Zinnbronze mit 16% Zinngehalt, also sogenannte klassische Bronze vorlag. Das eine Trinkhorn, dessen Analyse ich ebenfalls vorlege,¹¹⁾ dagegen bestand aus einer zinnreicheren Bronze mit verhältnissmässig hohem Antimongehalte und 2.40% Weisenzinn. Hier bestätigte die chemische Analyse die auf das Aussehen des Gefässes begründete Vermuthung, dass die Herkunft desselben auf Italien zurückzuführen ist, die Trinkhörner dagegen ihrer chemischen Beschaffenheit und Form nach auf Ungarn-Siebenbürgen hinweisen, obgleich beide Gegenstände in ein und demselben Depot gefunden wurden.

Auch solche vorgeschichtlichen Funde, welche aus Eisen oder reinem Zinn gefertigt sind, waren häufig Gegenstand der chemischen Analyse, so die trojanischen Funde, in denen man Eisen vermutehte, welche von Olsbansen in der Berliner anthropologischen Gesellschaft besprochen wurden, ebenso die aus Zinn gegossenen Gegenstände.

Von besonderem Interesse sind dann noch die aus reinem Antimonmetall gefertigten vorgeschichtlichen Funde, deren Bestand auch nur durch die chemische Analyse ermittelt werden konnte, denn Antimon sieht dem Arsenen nach wie Zinn oder Blei aus. Vichow berichtet von solchen aus Antimonmetall gefertigten Gegenständen aus Transkaukasien, um sogenannten Reikinjager Knöpfe und anderes Ziergeräth, aus Antimon gegossen, gefunden wurde; ebenso aus Koban im Kaukasus in einer Fundstelle, welche etwa 3000 Jahre alt ist. Antimonerze finden sich in natürlichen Lagern reichlich im Kaukasus vor.

Ein Stübchen Antimonmetall, von einem aus Antimon gegossenen Gefässe herrührend, fand sich ferner bei Tello in Babylonien; in Nimrud ein 4%iger Antimonbronze gefertigtes Stübchen.

Einen geringen Gehalt von Antimon ermittelt durch chemische Analysen Flinders Petrie und Berthelot ferner in sehr alten ägyptischen Kupfergeräthen; oft enthielten dieselben ausserdem noch eine kleine Menge Arsenmetall. Die bezeichneten Geräthe waren wahrscheinlich einst aus Rohkupfer angefertigt worden, welches im Sinaigebirge gewonnen wurde. Unter den analysirten Geräthen befand sich auch ein Grabstichelfragment von grosser Härte. Bekanntlich verleiht ein geringer Arsengehalt dem Kupfer die Eigenschaft einer grösseren Härte und folget Berthelot daraus, dass die alten Aegypter es schon verstanden haben, die Eigenschaften der Metalle durch Zusätze nach ihrem Willen zu beeinflussen, sie n. A. härter und gasfähiger zu machen.

Wie metallisches Zinn und Blei, Antimon- und Arsenere von den alten Völkern zur Herstellung ihrer Bronzen benutzt wurden, um das Kupfer dadurch härter, leichter schmelzbar und gasfähiger zu machen, so auch

¹⁰⁾ 74,42% Kupfer, 15,91% Zinn, 0,26% Antimon, 0,22% Eisen, 0,88% Nickel, 8,82% Sauerstoff, Kohlensäure und Verlust.

¹¹⁾ 84,34% Kupfer, 11,18% Zinn, 2,40% Antimon, 0,26% Silber, 1,36% Blei, 0,11% Eisen, 0,81% Nickel, 0,09% Schwefel.

durch Zusatz von Zinkerzen. Man schmolz das Kupfer mit Kohle und Galmei und einem anderen Zinkers zusammen, um das schön goldig ansehende *oxypraxos*, Messing, eine Legirung von Kupfer mit Zink zu erhalten. Diese Legirung wurde zuerst etwa im 2. Jahrhundert v. Chr. hergestellt. Metallisches Zink, so wird im Allgemeinen angenommen, wurde damals zur Messingbereitung nicht verwendet, weil man es nicht kannte. Erst Paracelsus soll es im Anfang des 16. Jahrhunderts entdeckt haben. Ich widersprach dieser Annahme vor etwa drei Jahren und berief mich unter Anderem auf eine Stelle in Strabons Geographie, nach welcher von einem kleinasiatischen Volke, den Lelegern, schon 50 Jahre v. Chr. ein silberähnliches Metall hergestellt wurde, welches mit Kupfer zusammen geschmolzen Messing erzeugt. Strabon bezeichnet das silberähnliche Metall mit dem Namen *σπορδοπρυρον*, Schein-silber und beschreibt nach seiner Herstellung aus einer Erzkart, welche wahrscheinlich Zinkblende war. Wenn es noch zweifelhaft erscheint, ob hier wirklich metallisches Zink gemeint ist, so bestätigte doch die chemische Analyse zweier Fundobjekte die Annahme, dass die Alten schon das Zink als Metall gekannt haben. Es waren das zwei Funde aus einer alten Fundstätte in Siebenbürgen, welche etwa aus derselben Zeit stammen, als Strabon lebte und welche ich Gelegenheit hatte, chemisch zu analysieren. Ich fand in dem einen dieser Objekte, einem Idol rund 88% Zink, 11% Blei und 1% Eisen, es war mit einer dicken gelblichen Verwitterungsschicht bezogen und innen von silberweisser Farbe. Das andere hatte eine länglich runde Form und war ein Eisenröhrchen darin geschmolzen; es war vielleicht einst der Klöppel einer Glocke gewesen. Es bestand aus fast reinem Zink. Die Gegenstände stammten aus einer Sammlung des Fräulein Dr. von Torma in Broos, waren schon längere Zeit in derselben gewesen und von der Fiederin abgebildet und beschrieben worden. Fräulein von Torma hielt dieselben für Zinn oder Blei; ich liess sie mir schicken, weil ich Antimon in ihnen vermutete, dessen Erze häufig in Siebenbürgen gefunden werden, fand jedoch zu meiner grossen Ueberraschung, dass sie aus Zink bestanden. Zu diesen beiden Funden kommt nun noch ein dritter aus Zink bestehender, den Fräulein Dr. von Torma mir erst vorgestern hierher sandte und den ich Ihnen in Photographie und Zeichnung vorlege. Er stellt eine roh statuettentartige menschliche Figur dar, an welcher die Füsse nicht ausgedrückt sind und deren linke Hand abgebrochen. Der Fund wurde von Herrn Dr. Friedrich Kraus aus Schiburg in Siebenbürgen gemacht und war in einem alten Schrotterhaufen, welchen Bäche oberhalb der Stadt Schiburg zusammengesammelt hatten. In demselben Schrotterlager fand Dr. Kraus noch andere aus nitfinklicher Zeit stammende Gegenstände. Die Figur ist äusserlich grau, stellenweise weiss patinirt und ist sehr hässlich dem vor drei Jahren von Fräulein von Torma abgebildeten Idol, welches ich chemisch analysirte. Von der heute beschriebenen Figur erhielt ich zwei kleine, davon abgegrägte Stückerchen zur Untersuchung. Wenn man nach diese vereinzelt Funde nicht mit voller Sicherheit beweisen, so komme ich doch heute nochmals auf diese Untersuchungen zurück, um den Werth der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Funden in's rechte Licht zu stellen und zu weiteren chemischen Untersuchungen zinkhaltiger vorgeschichtlicher Objekte anzuregen.

Unterstützt wird die Annahme, dass die Alten schon das Zink in einer mehr oder minder reinen Form ge-

kannt haben, noch durch die geschichtlichen Ermittlungen von Bihrens, welcher ohne Zweifel als der beste Interpret der griechischen und römischen Schriften, welche von Metallen und ihren Erzen handeln, angesehen wird, von Bihrens (Die Bronzen und Kupferlegirungen der alten Völker, S. 36 u. f.) zweifelt nicht daran, dass *anobria* der Alten Zink zu verstehen ist, wobei er es jedem überlässt, sich darunter entweder ein Zinkers, ein Zinkpräparat oder mehr oder weniger reines Zink vorzustellen. Ich mache noch auf eine Stelle in der Naturgeschichte des Plinius aufmerksam. Im 34. Buch, 17. Capitel wird berichtet, dass das Zinn verfälscht wird, indem man den dritten Theil *res albida*, weisses Kupfer oder Messing unter das Zinn setzt; auch mit Blei wird das Zinn verfälscht, Pfund auf Pfund. Ich glaube, dass hier unter der Bezeichnung *res albida* (unter uns verstanden die Alten alle möglichen Metalle) ein mehr oder minder reines Zink zu verstehen ist, wie es wahrscheinlich beim Schmelzprocesse des Kupfers mit Galmei, bei der Fabrikation des Aurichalciums in irgend einer Weise gewonnen wurde. Die chemische Analyse römischer Kaiseremünzen und anderer Gegenstände aus Bronze bestätigt, dass Zinn und Zink sehr häufig gemeinsam in der Bronzezuehung vorkommen. Plinius sagt an einer anderen Stelle, 34. Buch, 10. Capitel, dass sich beim Garmachen des Kupfers, beim Schmelzen desselben mit Galmei an den Wänden des Ofens Kupferasch (caputies) ansetzt. Es ist das ein unreines Zinkoxyd. Noch heute versteht man unter *weissen Kupferasch* in den Apotheken Zinkvitriol. Die alten Messinghersteller benutzten wahrscheinlich den in ihren Schmelzöfen gesetzten Kupferasch nicht allein als Augenheilmittel, sondern noch zur Fabrikation ihres *res albida*.

Ich schliesse hier meine apothorischen Darlegungen über die Bedeutung der chemischen Analyse bei geschichtlichen Untersuchungen, hoffend, dass dies weit Gehört noch ferner mit Erfolg bearbeitet werden möge.

Herr Joh. Ranke-München:

Ich möchte Herrn Dr. Helm auf eine Publikation in neuerer Fe-schrift aufmerksam machen, über eine bronzeitlichen Depotfund, der in der Widemayerstrasse in München vor kurzer Zeit gemacht wurde ist. Nicht direct zusammenhängend mit diesem Funde, aber ganz nahe dabei, wurde ein Stück weissen Metalles gefunden, welches ich seinem Aussehen nach für Zinn hielt und das die Form eines kleinen Barrens hat. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, dass es reines Zink ist, wie es im Handel jetzt gar nicht vorkommen pflegt. Ich habe hier geglaubt, der Zinkbarren zeitlich später als der Bronzefund anzusetzen.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Ich bin Herrn Dr. Helm ausserordentlich dankbar für die Arbeit, die er gemacht hat, und ich bin überzeugt, dass es für uns von der allergrössten Wichtigkeit wäre, diese Arbeit fortzusetzen. In Frankreich und England hat man schon sehr wichtige Analysen gemacht, und in der letzten Zeit habe ich Verschiedenes aus Schweden analysiren lassen. Man kann durch diese Untersuchungen die älteste Bronzezeit sehr klar legen, d. h. man kann jetzt feststellen, dass die typologische Entwicklung der Bronzen aus der Kupferzeit in die reine Bronzeperiode hinein vollständig mit dem Anwachsen des Zinngehaltes übereinstimmt. Ich hoffe, dass man in Deutschland solche Untersuchungen mehr ausführt; in Holstein, Mecklenburg, Schlesien sind wohl viele Analysen gemacht, aber grosse Gegenden Deutschlands und der Schweiz sind in der Beziehung gar nicht

bekannt. In Norwegen hat der eben verstorbene Director des Museums zu Christiania Professor O. Rygh verschiedene Analysen gemacht, welche aus einer ganz anderen Zeit, der Eisenzeit, stammen. So viel ich weiss, ist seine Abhandlung nur norwegisch gedruckt und folglich in Deutschland nicht bekannt. Ich will nur bemerken, dass er durch zahlreiche Analysen gezeigt hat, dass in der ältesten Eisenzeit hauptsächlich Zinnbronze mit sehr wenig Zink sich herausstellte, während in der späteren Eisenzeit der Zinkgehalt zunimmt. In Schweden wurde ein Bronzewerkzeug gefunden, das ich vor mehreren Jahren analysirt habe; es enthält 12,7% Zink, aber nur 1,6% Zinn.¹⁾ Das Schwert hatte vollständig die Form eines Bronzewertes mit langer, schmaler Griffangel. — Von besonderer Wichtigkeit ist es, Untersuchungen aus verschiedenen Ländern zu haben, mit Abbildungen der analysirten Gegenstände und Fundnotizen.

Herr Dr. Helm-Dansig:

Ich will nur bemerken, dass es ganz überraschend und neu ist, dass in Skandinavien so alle Zinnbronzen gefunden sind, nachdem doch in Italien, Griechenland und Russland diese Bronze erst 200 Jahre v. Chr. bekannt wurde.

Herr R. Virchow-Berlin:

Ich wollte nur bemerken, dass diese Frage selbst lange Zeit in Deutschland nicht discutirt worden ist. Ich bin speciell daraufkommen bei Gelegenheit der von mir genauer verfolgten Antimonbronzen, denen Herr Helm auch seiner Zeit Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die Antimonbronzen haben an sich insofern etwas besonders Interessantes, als im Laufe der neueren Zeit eine Reihe von reinen Antimonfunden gemacht worden ist unter Umständen, wo man sie nicht erwartete; es ist in der That eine ziemlich grosse Zahl davon vorhanden. Ich muss gestehen, dass ich ein so geringes Material hatte, dass ich die Antimonbronzen nur vorübergehend meine Aufmerksamkeit gewidmet habe. Ich habe übrigens alles zusammengestellt, was das Antimon an sich angeht, und bei der Gelegenheit habe ich auf das Herkommen des Antimon hingewiesen. Es wurden Antimonbronzen gefunden, die auf salzreichliches Gebiet hinführten, nicht nach Ungarn; es ist möglich, dass das ein Zufall war. Ich bin sehr erfreut, wenn diese Nebenfrage von dem Herkommen des Antimon gründlich studirt wird, und wenn man sich ihr mit Eifer und Dauer hingibt. Aeusserlich ist darüber wenig zu sagen; es sind keine äusserlichen Merkmale bekannt, an denen man die Beimischung von Antimon erkennen kann; es bleibt nichts übrig, als auf die chemische Analyse zurückzugehen, und ich will hoffen, dass sich die Anwesenden der Sache weiter annehmen mögen. Es wird bei der Mehrzahl der Funde darauf ankommen, es ermitteln, woher das Antimon kommt, wo eine Bezugsquelle in einzelnen Ländern sich findet. Herr Helm hat die Aufmerksamkeit auf Siebenbürgen gelenkt und ungarische Funde vor Augen geführt, aber es ist wünschenswerth, dass die Untersuchung auch auf andere erzeiche Gegenden, insbesondere nach Steiermark und Kärnten fortgesetzt wird.

Herr Dr. M. Neub-Wien:

Im Verlaufe der letzten Jahre ist es auch mir möglich geworden, eine Reihe chemischer Analysen zu veranlassen. Ihr Ergebnis bestätigt im Allgemeinen, dass die Zunahme des Zinngehaltes in den ältesten Bronze-

funden mit der Entwicklung der Form Hand in Hand gegangen und gleichen Schritt gehalten hat. Hiervon haben nicht nur die einfachen Werkzeuge, wie a. B. die Flachbeile, sondern auch in der Form vorgeschrittene Gegenstände, wie a. B. Dolche und insbesondere Schmuckgegenstände theilgenommen, was sich insbesondere aus den Analysen der eben erwähnten schlesischen Funde ergeben hat. Jedenfalls bestätigen die im Zinngehalte und in der Formgebung gleichmässig fortwährenden Funde der älteren Bronzezeit, dass sich die Cultur der Bronzezeit nicht im Stande ihrer höchsten Entwicklung wie ein Stroh über Mittel- und Nordeuropa ergossen, sondern dass auch hier eine langsame, aber stetige Entwicklung stattgefunden hat. Diese Wahrnehmungen bestimmen mich, abgesehen von anderen Beweggründen, auch meistens die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der chemischen Analyse aller Art von Funden, namentlich aber jener der frühen Bronzezeit zu betonen und sie auf's Warmste zu empfehlen.

Herr Dr. Olshausen-Berlin:

Auch in modernen Bronzen kann Antimon vorkommen, wie mich die Untersuchung einer Figur aus dem kgl. Garten bei Potsdam lehrte. — Bezüglich der Veröffentlichung von Bronzeanalysen möchte ich den Wunsch aussprechen, dass nicht nur das Ergebnis der letzteren, sondern stets auch die Art der Ausführung mitgetheilt werde. Es erscheint dies namentlich notwendig mit Rücksicht auf die Nebenbestandtheile, deren Menge oft so gering ist, dass die Fehler in der Bestimmung sehr wohl den thatsächlich vorhandenen Betrag um ein Mehrfaches übertreffen können. (Vgl. Verhandl. der Berliner anthrop. Ges. 1897, 352.)

Was den Zeitpunkt anlangt, an welchem das Zink im metallischen Zustande bekannt wurde, so muss man alle Funde, die denselben in's classische Alterthum hinführen können, einer ganz besonders scharfen Prüfung unterziehen, besonders auch hinsichtlich der Fundumstände. Denn die Metallurgie des Zinks bietet gewisse Schwierigkeiten, welche es durchaus fraglich erscheinen lassen, ob die Römer und Griechen wirklich schon zur Herstellung der freien, nicht mit Kupfer an Messing legirten Metalle gelangten. Das geschmolzene Zink verdampft nämlich bei höherer Temperatur leicht und sein Dampf verbrennt bei Berührung mit Luft an Zinkoxyd. Man kann daher die Reduction dieses Metalles aus seinen Erzen nicht, wie die vieler anderen Metalle, durch einfaches Niederschmelzen des Gemenges in Schmelteöfen ausführen, sondern muss sie in Retorten vornehmen, aus denen das Metall möglichst unter Ausschuss der Luft abdestillirt. Es ist also nicht allein der Mangel an zuverlässigen Nachrichten über die Kenntnisse des metallischen Zinks bei den Alten, welcher seine erste Herstellung zeitlich weit herab verlegen liess, sondern auch die Eigenart des Metalles selbst, und die daraus für seine Gewinnung sich ergebenden Folgerungen.

Herr Dr. Helm-Dansig:

Ich darf bemerken, dass die alten Messingbrenner das Zink in verschlossenen Gefässen mit Kupfer und Kohle zusammen verschmolzen. Es war das ziemlich derselbe Process wie die alte Methode der Römer. Sie haben den Kupfererz in ihren Schornsteinen gesammelt, und das war Zinkoxyd. Anfelektrolytischen Wege ist Zink noch nicht dargestellt worden, wie Kupfer und andere Metalle. Es ist immer auf diese Weise dargestellt, dass man Zinkerze mit Kohle in einem verschlossenen Gefässe der Destillation unterwerfen lässt.

¹⁾ Montelius, Remains from the Iron Age of Scandinavia (Stockholm 1899), 2nd section, S. 22.

Herr Emil Schmidt Leipzig:

Anch die Bronzen von Benin enthalten Zink; sie bestehen aus Kupfer, Zink und Blei. Sie sind 500—400 Jahre alt, also älter wie 200 Jahre.

Herr Dr. Schütz-Heilbronn a/N.

Messungen und Untersuchungen an Schulkindern.

Meine Mitteilungen entstammen einer Arbeit über „Abstammung der Bevölkerung des Oberamtes Heilbronn“, welche ich für die vom kgl. statistischen Landesamt neu herauszugebende Oberamtsbeschreibung übernommen habe.

Es handelte sich also um die Aufgabe der Rassenbestimmung der Bevölkerung eines bestimmten Bezirkes. Dieser Bezirk ist aus geographischen, ethnographischen und historischen Gründen ein aus verschiedenen Rassenbestandteilen besonders stark gemischer.

Es konnte nun sowohl die Eintheilung nach Merkmalen des Körperbaues, wie sie Kollmann aufgestellt hat, oder nach Farbentypen, wie in der deutschen Schulkindernuntersuchung von 1876, in Betracht kommen. Für letztere lag eine Liste der württembergischen Untersuchung von 1876 vor.

Eine Naheprüfung derselben ergab jedoch erhebliche Anstände. Derselben liegen, um sie kurzzuführen, in dem Differenzen meiner Untersuchung mit der subjectiven Farbeneindung der Lehrer, besonders bezüglich der Augenfarben, dann in der Unterscheidung der Liste von 1876 in „helle“ und braune Augen. Zu ersteren waren die grauen gezählt. Von diesen 32% grauen erwiesen sich aber nur 10,9% als nicht graue, die anderen waren grün oder gemischt. 21% dieser gemischten waren damals zu den hellen und 9% zu den braunen gerechnet worden, je nachdem die subjective Farbeneindung der Lehrer die braune Beimischung für genügend erachtet hatte. Für Scheidung der Reinformen und Mischformen war die Liste von 1876 daher nicht zu verwenden. Endlich ergab die Liste von 1876 bezüglich der Verteilung von blondem und braunem Typus, erheblich andere Ziffern wie jetzt. Die Liste von 1876 enthielt 43,89% reinblonden Typus, jetzt waren es 33,78%; reinbraunen 16,89%, jetzt waren es 24,67%; gemischten 39,22%, jetzt waren es 41,58%. Noch auffällender war der Unterschied in den einzelnen Orten: Orte die 1876 25% Reinformen hatten, haben jetzt 40%; andere hatten früher 51%, jetzt bloss 26% und bei Reinformen hat ein Ort früher 9%, jetzt 34%; ein anderer früher 21%, jetzt 11%.

Dieser vollständig den Eindruck des Zufälligen machende Ausfall der Farbencomplexionen in den einzelnen Jahrgängen ist mir auch von Herrn O. Ammon für das benachbarte badische Unterland bestätigt worden.

Die Untersuchung nach Farbentypen war daher für eigentliche Rassenbestimmung nicht zuverlässig genug, es mussten also die primären Körpermerkmale, der Körperbau herangezogen werden. Die Kollmann'sche Eintheilung war nicht ganz zu verwenden. Erstens fehlte für die Eintheilung der jetzt lebenden Bevölkerung den Langköpfen mit Breitgesicht, der Rasse von Cro-Magnon, die Farbencomplexion, sodann war der Procentvats der göttlichen Brachycephalen mit Langgesicht nicht gross genug, um bei uns, wo der westliche Zweig des Brachycephalen herrscht, als eigene Rassenform unterschieden zu werden und endlich war die äbliche Gesichtsgrenze von 90 für Kinder von

12—14 Jahren nicht verwendbar, weil der noch nicht abgeschlossene Kieferbildung wegen die Gesichtsböhe noch nicht genügend entwickelt ist. Die Indexgrenze für künftige Lang- oder Breitgesicht musste erst gefunden werden. Ich habe trotzdem für meine Untersuchung die obersten Classen der schulpflichtigen Kinder, 12—14jährige Knaben und Mädchen — im Ganzen 1413 — gewählt, weil nur hier die ganze Bevölkerung in einer gleichalterigen Schicht männlicher und weiblicher Vertreter zu bekommen und freiwillige oder unfreiwillige Auswahl ausgeschlossen war.

Die Untersuchungen erstreckten sich auf Längsbreitenindex des Kopfes, des Gesichts, Körpergröße, Farbe der Augen, Haare und Haut und noch einige Befragungen.

Ehe wir hiernach die Rassen bestimmen, fragt es sich, welche Rassen wir auf dem Heilbronner Boden zu suchen haben. Derselbe war von der Urzeit an auf's Reichste besiedelt: Die Bewohner der jüngeren Steinzeit können wir im Anschluss an die Untersuchungen von Mehlis für die steinzeitlichen Bewohner des Rheinthales als dunkle Langköpfe mit der jetzigen Mittelmeerrasse verwandt bezeichnen. Die ausserordentlich reiche Besiedelung der Bronzezeit weist nach den Grabhügelgründen auf die gleiche Bevölkerung wie im Schwaben hin, welche v. Helder als 84% Langköpfe, wohl mit germanischer Farbencomplexion, gemischt mit etwa 16% Brachycephalen nachgewiesen hat. In der Latène-Zeit haben wir in den Reichenbergerfeldern eine geschlossene reinrassige langköpfige Bevölkerung wahrscheinlich germanischer Leibesbeschaffenheit und in den Einzelhügelgräbern Brachycephalen.

Dieser, dem westlichen Zweig der Kurzköpfe mit dem Mittelpunkt in der Nordschweiz und Wallis und der Hauptverbreitung längs der Rheinufer entspannt, vermehrt sich während der Römerzeit durch bairische, rheinische Einwanderer und werden während der Alamannen- und Frankenzzeit und im Mittelalter als äbliche ackerbaustreibende Bevölkerung geschont und gehegt, während der Römerzeit wo inmitten des Bezirkes das Castell Böckingen stand und die Limestraße quer durch denselben ging, kamen zu dieser braunen kurzköpfigen Rasse noch Italiker als dunkle Langköpfe. Die Alamannen sassen bei uns 250 Jahre und mussten dann den Boden an die Franken abtreten, deren Volkart die Bevölkerung heute noch trägt. Ich habe hier eine Anzahl Schädel aus Heilbronn von der Latène-Zeit bis zum Mittelalter zusammengestellt, aus denen die Skelettbildung der alten Bewohnerzeit ersichtlich ist.

Die jetzige Bevölkerung besteht zu $\frac{1}{2}$ aus Reinformen, welche den oben aufgeführten Rassen entsprechen, zu $\frac{1}{2}$ aus Mischformen, welche aus der Verbindung derselben hervorgegangen sind. Aus der Zusammenstellung des Längsbreitenindex des Kopfes und der Farben erhalten wir nun folgende Rassen-eintheilung, wobei die Indexgrenze zwischen Lang- und Kurzkopf nach dem Vorgang von Halders an Schädeln auf 79,9 festgesetzt ist.

1. Blonde Langköpfe mit blauen oder blaugrauen Augen, weisser Haut und hohem Wuchs, der germanischen Rassenstypus nach von Helder, der heute europäens septentrionalis dolichocephalus Burns nach Wilser. Sie bilden in ihrer Reinform nur noch 3,78% der Bevölkerung. Durch die Erhöhung der Indexgrenze bei der Messung am Lebenden nach Ammon um eine, nach Broca um zwei Einheiten können wir jedoch die blonden Mittelköpfe bis Index 81,9 der germanischen Rasse zuzählen. Die Anzahl der Letzteren beträgt 5,87%, also haben wir zusammen 14,65% reiner

Germanen. Ihre geringe Zahl erklärt sich dadurch, dass die Verluste der Kriege und inneren Feinden wesentlich aus ihren Reihen bestritten wurde.

2. Dunkle Langköpfe mit braunen Augen und bräuneter Haut, der südenropäischen Langkopf- oder Mittelmeer rasse entsprechend. Sie bilden 3,95% der Bevölkerung und fallen als dentlicher Typus in den Orten der früheren Limos-trasse langs des Neckars auf, während sie in den von Neckar entfernteren Orten nahezu oder ganz fehlen. Ihre Zurückführung auf Reste der alten Decumalandbevölkerung liegt daher nahe.

3. Braune Kurzköpfe mit braunen Augen, bräuneter Haut und kleinem Wuchs, der homo alpinus brachycephalus parvus, dem westlichen Zweige der Brachycephalen entstammend, welche von Hölder als „Turanier“ bezeichnet. Sie sind mit 20,72% die stärkste unserer Heirformen.

Der Verbindung dieser 3 Reinformen entstammen 3 Mischformen etc.

4. Von diesen stellen sich die bloaden Kurzköpfe mit 19,10% den Reinformen an die Seite. Es ist dies eine typische Form, welche die Skelettbildung der Kurzköpfe mit den Farben der Germanen vereinigt und in der Untersuchung von 1876 den Haupttheil des bloaden Reintypus zu Stande gebracht hat. Sie zeigen ferner bei ihrer Verbreitung typisches Verhalten: Wo die beiden Hauptrassen sich ungestört durch längeres Zusammenwohnen vermischen, wie in den reinen Inneradlerorten, bilden sie den Haupttheil des bloaden Typus mit bis zu 31%, während sie in der Pannaxie der Stadt bis auf 6% zurückgehen. Dieser Typus hat sich wohl von der frühesten Zeit an entwickelt und es fragt sich, ob nicht die Gallier der vorrömischen und römischen Zeit als bloode Kurzköpfe herübergekommen sind, wenigstens erinnert die Kopf-bildung der Gallier vom Weibgeschenk des Attalus stark an dieselben und ein von Herrn A. Bonnet bei Heilbronn gefundenes brachycephales Skelet mit erhaltenen Resten rothblonder Haare und einer Jordiansminne deutet auf das Alter unseres Typus hin.

5. Die Kurzköpfe mit Mischfarben ergeben 34,73%.

6. Die Langköpfe mit Mischfarben 6,85%. Sie haben natürlich alles typische Aeusere verloren. Ihr Zustandekommen wird durch den lebhaften Wechsel der Bevölkerung in den Industrieorten und der Stadt wesentlich gefördert, während die Bauadlerörter die meisten Reinformen aufweisen.

Diese Rassenbestimmungen sind nur nach Kopfindex und Farbencomplexion vorgenommen, nicht, weil wir der Gesichtsindeiz ungewichtig erschienen wäre, sondern weil wir in Folge der noch nicht abgeschlossenen Höhenentwicklung des Gesichtes wegen mit 12 bis 14 Jahren überhaupt noch keine eigentlichen Langgesichter (die Indergrenze von 90 angenommen) haben. Nach den Kategorien von Professor Holl in Graz eingetheilt hätte wir bloss 0,7% Hypoleptoproopen, 7,71% Orthoproopen und 33,17% Hypochamäproopen. Die anderen sind Chamäproopen und Hyperchamäproopen.

Die Indergrenze für künftiges Lang- oder Breitgesicht muss daher erst durch den Vergleich mit den übrigen Körpermerkmalen gewonnen werden.

Es genüge hier zu erwähnen, dass sich hierfür die Körpergrössenverhältnisse der 3 Reinformen zum Schluss auf künftiges Lang- oder Breitgesicht verwerdbar erwiesen. Sie betragen für blonde Langköpfe 140, für dunkle Langköpfe 141, für braune Kurzköpfe nur

138. Wir haben es also wirklich mit der kleinn Kurzkopfrasse, welcher ein künftiges Breitgesicht entspricht, zu thun. Bei Anwendung der Rassenablen unserer Kopfindextabelle auf die Zahlen der Holl'schen Kategorien erhalten wir die Gesichtsindeizgrenze bei 83 zwischen zweitem und letztem Drittel der Hypochamäproopen. Und wirklich stimmen die mit dieser Gränze gewonnenen Lang- und Breitgesichter mit den Zahlen der Kopfindextabelle im Wesentlichen dahin überein, dass sich die Rassenformen derselben auch mit der entsprechenden Gesichtsform ansehten lassen.

Diese den Kollmann'schen entsprechenden Rassenformen gestalten sich in ihrem Verhältnisse von Langgesichtern und Breitgesichtern demnach, dass blonde Langköpfe und blonde Kurzköpfe mit Kopfindex unter 82 das genaue gleiche Verhältnisse zeigen. Die letzteren sind also mit Recht mit den ersteren als geronnisch zusammengekommen worden. Ebenso zeigen braune Kurzköpfe und blonde Kurzköpfe das gleiche Verhältnisse, ein Beweis, dass die Brachycephalie dieser letzteren Form ihre ganze Skelettbildung verliert. Die geringe Procentzahl reinbrauner Kurzköpfe mit Langgesicht (2,97%) beweis, dass die Kollmann'schen von Hölder als eigentliche Rassenform bei uns nicht vertreten sind.

Zum Schluss dürfte das Verhältnisse der Intelligenz und geistigen Hebung bei den einzelnen Rassenformen noch von Interesse sein. Die Eintheilung geschah seitens der Lehrer in Erstgebilde, Mittelgebilde und Untergebilde. Am besten stellen sich hier die dunklen Langköpfe mit 27% Erstgebildeten und nur 20% Drittklassigen. Nicht gerade glänzend schneiden die blonden Langköpfe ab. Sie haben bei 24% Erstgebildeten den grössten Procentatz an Untergebildeten mit 33%. Auch die reinbraunen Brachycephalen sind mit 22% Erstgebildeten und 32% Drittklassigen keine hervorragenden Schüler, dagegen bilden sie und auch mehr die blonden Kurzköpfe mit 60% das solide Mittelgeit. Auch letztere haben nur 21% Erst- und 28% Untergebilde. Bei den Mischformen kommen die Kurzköpfe mit Mischfarben mit nahezu 26% Erstklassiger gleich nach dem dunklen Langköpfe.

Wenn wir nun auch annehmen dürften, dass der gute Ausfall bei der Begabung der dunklen Langköpfe ihrer früheren Reife, der schlechte bei den reinrassigen Germanen ihrer langsameren Entwicklung theilweise zu verdanken ist, so haben doch die reinrassigen Formen am Mindesten keinen Vordprung vor den Mischungen. Im Gegenheil bekommen wir den Eindruck, als ob die Mischung der beiden Hauptgruppen der blonden Germanen mit den dunklen Brachycephalen der Entwicklung der Intelligenz unserer Bevölkerung eher förderlich sei.

Herr Bezirksarzt Dr. Eldam-Gunzenhausen:

Ausgrabungen bei Gunzenhausen.

Nach den Ausminderungsarbeiten meiner Herren Vordredner über Gegenstände aus den rein eracten Wissenschaften möchte ich Ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Gebiet der Wissenschaft vom Spaten hinlenken. Als Reichslandes-Streckencommissar habe ich auf dem Schlossböck im Bergstallwald bei Gunzenhausen die Reste einer Ringmauer gefunden, worüber ich einestheils deshalb berichten möchte, damit dieses grosse nationale Unternehmen des Reiches hier erwähnt wird, andertheils wegen der Seltenheit des Fundes und weil diese Ansgrabung geeignet ist, einen Lichtstrahl zu werfen in die dunkle Zeit kurz nach der Ver-

treibung der Römer durch die Alamannen. Gelegentlich der Grabungen nach den Grenzschutzhäuten der Römer gegen die Germanen fand ich das Fundament und die Kiesensteine einer germanischen Ringmauer. Zum Verständnis diene der hier aufgehängte Plan der ganzen Ausgrabung und die nachfolgende kurze Terrainchilderung. Der Burg-talwald, ein schöner Eichenwald, wird in seiner ganzen Länge vom Limes durchzogen der Art, dass der Limes am Bande der Nordabdachung der langgestreckten Höhe hinläuft und den Schlosshuck, eine frei vorragende Herzspitze von ovaler Gestalt, der Länge nach überschreitet. Bekanntlich besteht die rätsliche Limesanlage aus drei zeitlich verschiedenen Linien. Mein leider zu früh verstorbener Limescollega und Nachbar Apotheker Kohl in Weissenberg a/S. hat die älteste Linie, die grossen Palissaden, die fast zu gleicher Zeit eine zweite Linie entdeckt, den geflochtenen Zaun, der aus einer zweifachmahl dreifachen Reihe spitzer, unter einander verflochtener Pflöhe bestand. Die jüngste Linie war die Mauer mit den Thürmen. Bei der Fortsetzung der Grabungen gegen den Abhang des Schlosshuckes bin sties ich nun auf sehr grosse Steine, welche im Abhange lagen und offenbar vom Buck herabgeworfen worden waren. Bald zeigte sich ihre ehemalige Bestimmung. Es fand sich nämlich am Schlosshuckrand ringum das Fundament einer aus diesen Steinen erbauten Ringmauer. Dieses Fundament ist 3 m breit und am Berggrund gestützt durch zwei parallele, ringum fortlaufende Reihen schräg gestellter Steine und durch eine zwischen diesen Steinlinien verlaufende Steinabstützung. Im Fundament selbst, auf dem Boden zeigten sich verkohlte, vom Rand gegen das Centrum des Buckes hinlaufende und auch in gewissen Zwischenräumen senkrecht nach oben gestandene Balkenreste und Lehmstaken, letztere hartgebrannt und Balkenabdrücke zeigend. Darans kann man sich über die Entstehung der Ringmauer folgendes Bild machen. Es wurde zuerst ein Balkengerüst aufgerichtet, aus horizontal liegenden und vertikal stehenden Balken bestehend, dieses mit den Steinen umstellt und ausgefüllt, die Fugen zwischen den Steinen und den Balken mit Lehm ausgefüllt und dann die Balken angebrannt, wodurch der Lehm hart wurde und einen ähnlichen Kitt wie Mörtel bildete. Wahrscheinlich war oben auf der Ringmauer ein Zaun mit Lehm gebrannt als Wehr für die Verteidiger; denn es fanden sich im Schutz nach Lehmstaken mit dazwischen, halb-cylindrischen Eindrückern, wohl von Flechtwerk herührend. Um über die Entstehungszeit dieser Ringmauer ins Klare zu kommen, brachte nur ihr Verhalten zu Pfahl- und Limesmauer festgestellt zu werden. Da zeigte sich nun, dass das Fundament umgestört über den Graben der grossen Palissaden wegrot. Der geflochtene Zaun kam deshalb nicht in Betracht, weil er — der Grund dafür ist völlig räthselhaft — nicht über den Schlosshuck, sondern nördlich um denselben in weitem Bogen herumzieht. Die Limesmauer aber fand sich mit ihrer untersten gemörtelten Fundamentschicht unter der Ringmauer. Die letztere erwies sich daher als sicher nachrömisch. Dass sie aber nicht lange nach der Zurücktreibung der Römer gebaut worden sein konnte, ja dass die Alamannen, die Zerstörer des Limes, selbst sie errichteten, dafür spricht folgender Thatbestand. Die Limesmauer ist nämlich in einer Länge von ca. 50 m, soweit sie über den Buck hinauf, gänzlich herausgenommen, aus dem einfachen Grunde,

weil ihre Steine zu der Ringmauer mitverwendet wurden. Erhalten ist nur das Fundament des auf dem südlichen Raad des Buckes stehenden Limesthurmes. Diesen konnten die Erbauer der Ringmauer gut verwenden, liessen ihn deshalb stehen, zogen ihn in ihre Befestigung herein und sicherten ihn noch weiter durch ein im Bogen um ihn herumlaufendes Stück Ringmauer. Es waren also die Zerstörer des Limes auch die Erbauer der Ringmauer.

Was nun die Funde anlangt, so ist zunächst das Ueberwiegen von Scherben des Typus der jüngeren Hallstattzeit auffallend, welche nator dem Fundament der Ringmauer gefunden werden. Auch verzeilte Bronzezeit-scherben fanden sich, so dass anzunehmen ist, der Schlosshuck sei bereits in der Bronzezeit und in der Hallstattperiode bewohnt gewesen. Der letztern gehören auch einige im Burg-talwald liegende Grabhügel an. Es ist aber weiter zu bemerken, dass auch im grossen Palissadengraben, sowie im Grab des geflochtenen Zauns solche und nur äusserst selten welche römische Scherben gefunden werden, ein Umstand, der meine schon immer geäußerte Vermuthung stützt, dass in dieser Gegend die sogenannte Hallstattzeit bis zu dem Erscheinen der Römer ungedauert hat, und diese Scherben von der hier sesshaften Bevölkerung herrühren, welche von den Römern zur Errichtung des Limes beigezogen oder als Auxiliarruppe verwendet wurde. Für diese Annahme würde auch das fast gänzlich Fehlen von Funden des reinen La-Tène-Typus in dieser Gegend sprechen. Scherben des germanischen Reihengraber-Typus zeigen, sind dagegen nur in geringerer Zahl gefunden, auch sonst sind derartige Funde nur spärlich vertreten (nur einige eisner Messer, Spinnwirtel, eine Gürtelschnalle von Bronze etc.), so dass geschlossen werden muss, dass diese germanische Befestigung nur eine kurze Zeit benützt und dann zerstört wurde.

Aus der mir von Herrn General Popp göttigst mitgetheilten Literatur finde ich über ähnliche germanische Befestigungen Folgendes: Dr. Much, „Germanische Wohnsitze und Baudenkmale in Nieder-Oesterreich“, berichtet von einem aus Löss bestehenden Wall mit eingestrichen Holzmanuten, und dagegen nur in geringerer Zahl gefunden, auch sonst sind derartige Funde nur spärlich vertreten (nur einige eisner Messer, Spinnwirtel, eine Gürtelschnalle von Bronze etc.), so dass geschlossen werden muss, dass diese germanische Befestigung nur eine kurze Zeit benützt und dann zerstört wurde.

Aus der mir von Herrn General Popp göttigst mitgetheilten Literatur finde ich über ähnliche germanische Befestigungen Folgendes: Dr. Much, „Germanische Wohnsitze und Baudenkmale in Nieder-Oesterreich“, berichtet von einem aus Löss bestehenden Wall mit eingestrichen Holzmanuten, und dagegen nur in geringerer Zahl gefunden, auch sonst sind derartige Funde nur spärlich vertreten (nur einige eisner Messer, Spinnwirtel, eine Gürtelschnalle von Bronze etc.), so dass geschlossen werden muss, dass diese germanische Befestigung nur eine kurze Zeit benützt und dann zerstört wurde.

Zum Schluss darf ich vielleicht noch mittheilen, dass aus diesen Kiesensteinen im Jahre 1900 ein Denkmal errichtet wird in Ehren unseres grossen Bismarck. Man kann sich keinen würdigeren Platz und kein besonderes Material denken, als hier unter den Eichen des Burg-talwaldes aus den Kiesensteinblöcken, welche germanische Kraft hier aufgetührt hat, dem grossen Staatsmann und Mitbegründer des Deutschen Reiches ein ragendes Denkmal zu errichten.

Zweite gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: J. Ranke: Vorlagen — Makowsky: Ueber den diluvialen Menschen von Mähren. (Dazu Szombathy, Virchow, Kellermann, Szombathy, Virchow, Makowsky, Waldeyer, Toldt.) — Köhl: Eine neolithische Wohnstätte mit zahlreichen Wohngruben bei Worms. (Dazu Makowsky, Köhl.) — Voss: Ueber Schiff-funde. (Dazu Waldeyer.) — Hollinger: Ueber pathologische Vererbung. (Dazu Albu, Francke.) — Virchow: a) Ueber die Gesichtsbreite; b) Ueber Centralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie. — Martin: Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel. — Montelius: Ueber die Wenden. (Dazu R. Much, Montelius, Virchow, Montelius, Virchow, Wilser, Montelius.)

Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg eröffnet die Sitzung.

Herr Generalsecretär J. Ranke:

Vorlagen.

Es ist mir von Seiten unserer um die Deutsche anthropologische Gesellschaft hochverdienten Verlagsbuchhandlung Vieweg u. Sohn eine Sendung neuer Werke zugekommen, welche ich hier vorzulegen habe. Zuerst das erste und zweite Vierteljahrsheft des Archivs für Anthropologie, Bd. XXVI, Heft 1 u. 2, des Organs der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Es sind in diesen beiden Händen einige sehr interessante Abhandlungen, ich mache besonders auf die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland von Oskar Montelius aufmerksam. Auch der sonstige Inhalt ist interessant und wichtig:

- A. Hedinger: Alte Erzmehlstätte auf der schwäbischen Alb.
- C. von Uffaly: Anthropologische Betrachtungen über Porträtköpfe auf den griechisch-baktrischen und indosibirischen Münzen I. u. II.
- C. Mehlis: Die Liguerverfrage I.
- A. von Türök: Ueber den Yzator Ainoschädel I. u. II.
- Frey: Beschreibung eines Mikrocephalenschädels.
- A. Warszewki: Ueber die Profilierung des Gesichtschädels.
- Fr. Merkel: Reconstruction der Büste eines Bewohners des Leinegaues.

Ich lege diese Bände auf den Tisch des Hanges nieder.

Weiter habe ich dann einen neuen Band des „Globus“ vorzulegen, der gerade fertig geworden ist. Der Inhalt ist wieder ein sehr reicher und von allgemeinstem Interesse. Wir haben den ausgezeichneten, hochverdienten Redacteur des „Globus“, Herrn Dr. Richard André, unter uns. Ich möchte hervorheben, dass der Globus immer mehr wird und tatsächlich schon geworden ist, was er sein soll, nämlich ein wirklich wissenschaftliches Werk, eine wissenschaftliche Zeitschrift, worin wir aus dem ganzen Gebiete unserer Forschung das Wichtigste zusammengetragen und referirt finden und mehr und mehr wächst der Reichtum an vortrefflichen Originalabhandlungen. Niemand von uns kann jetzt noch ohne den „Globus“ auskommen.

Weiter ein recht zeitgemäßes und nach jeder Richtung empfehlenswertes Heft über die neuen colonialen Erwerbungen des Deutschen Reiches:

Joachim Graf Pfeil: Studien und Beobachtungen aus der Südoce. 8^o. XIII, 322 Seiten mit beigegebenen Tafeln nach Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und Photographien von Parkison.

Dann:

Rob. Ritter von Weiszierl: Das LaTène-Grabfeld von Langgast bei Bilin in Böhmen. 4^o. XVIII, 71 Seiten mit 49 Abbildungen im Text, 1 Grabfeldplane, 13 Lichtdrucktafeln,

ein neuer wichtiger mustergetriggter Beitrag zur Urgeschichte Mitteleuropas, speciell Böhmens. Wir haben es in Langgast mit einem grossen Grabfeld der LaTène-Periode zu thun, es sind nicht bloss sehr gut erhaltene Waffen, Schmuckgegenstände, Thongefässe n. s. w. in grosser Anzahl gefunden worden, sondern wir haben auch Aufschlüsse durch diese Ausgrabungen bekommen über die somatischen Verhältnisse der damaligen Bevölkerung Westböhmens. Wir gratuliren dem verdienstvollen Director des für unsere Studien immer wichtiger werdenden Museums in Teplitz zur Vollendung dieses Werkes, dem sich bald weitere ebenso bedeutsame anschliessen mögen.

Der Festschrift der Münchener anthropologischen Gesellschaft habe ich das Inhaltsverzeichnis der Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns beigelegt, welche bis jetzt erschienen sind. Der Inhalt der Festschrift ist:

- F. Mittermaier: Das vorgeschichtliche und das historische Inzofen.
- Bayerl: Künstliche Höhlen.
- J. Ranke: Das Höhlenorakel des Trophonios.
- M. Schlosser: Natürliche Höhlen.
- P. Reinecker: Zur neolithischen Keramik von Eichelbach im Spessart.
- Neolithische Station mit Bandkeramik von Heidingsfeld bei Würzburg.
- Urnenfelder der ältesten Hallstattzeit in der Nähe von Birkenfeld (Unterfranken).
- M. Höfler: Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedizin.
- E. Brug, F. Weber, A. Schwager: Eine bronzzeitliche Gusstafel aus Münchener Boden.
- F. Weher: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern.

Eine zweite Festschrift, die hier noch aufliegt, ist gegeben worden vom Württembergischen anthropologischen Verein, „Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee und seiner Vorzeit“, von unserem vortrefflichen Ludwig Leiner in Konstanz, der leider durch Unwohlsein verhindert ist, hier zu erscheinen. Wir haben dem Württembergischen Verein den warmsten Dank auszusprechen für diese zeitgemässe Gabe. Es ist in populärer Form, aber nach strengwissenschaftlicher Methode darin zusammengestellt alles, was über das Pfahlbautenwesen am Bodensee bisher, in so grossem Theil von dem verdienten Verfasser selbst, geforscht und gefunden ist.

Ich möchte hier angeschlossen, dass mir gestern die Freude an Theil geworden ist, ein Werk des hochverehrten Herrn Majors von Tröltzsch, auch über das Pfahlbantengebiet am Bodensee im Manuscript zu sehen, in welchem die einseitigen Funde ausführlich beschrieben werden. Ich freue mich auf das Erscheinen des Werkes, es wird gewiss wichtig für unsere Studien werden. Herr von Tröltzsch übergab mir die folgende Inhaltsangabe des Werkes:

Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes, von Major a. D. von Tröltzsch.

„Vorliegende Abhandlung bezweckt, die theilweise schon früher in Zeitschriften, besonders in den vortheilhaften „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“, veröffentlichten Ergebnisse der Pfahlbauforschungen des Bodenseegebietes in einem übersichtlichen Culturbilde darzustellen. Ausserdem beruht diese Arbeit auf werthvollen Mittheilungen anerkannter Forscher, wie meines hochverehrten Freundes Herrn Ludwig Leiner, des verdienten Begründers des „Requens“ in Konstanz, des Herrn Geheimrath Dr. Wagner, des Vorstandes des vortheilhaften Grossherzoglich badischen Alterthumsamusems in Karlsruhe, des Herrn Domänenrath Herz daselbst und der Herren prakt. Aerzte Dr. Lehmann in Ueberlingen und Dr. Nägeli in Ermatingen a. B. Auch dienen zu dieser Arbeit meine eigenen langjährigen Studien und Entdeckungen, Vergleichungen mit Funden in fremden Pfahlbauten und ethnologischen Parallelen; als weitere Erläuterungen: eine Pfahlbaukarte des Bodenseegebietes, Detailpläne einzelner Pfahlbaustationen, Baueonstruotionen und zahlreiche Abbildungen gewerblicher Produkte aller Art, welche meinem Werke beigegeben sind.“

Der Text umfasst 3 Abschnitte:

1. Die Pfahlbauten im Allgemeinen: Vorzeitliche Pfahlbauten in Europa, Terranen, geschichtlich begründete europäische Pfahlbauten und die in fremden Welttheilen gelegenen.
2. Den Haupttheil bilden die Beschreibung der Pfahlbauten des Bodenseegebietes: ihre Anzahl und Verbreitung, sowie Construction während der Stein- und Bronzezeit; von ersteren die Pfahlroste- und Packwerkbauten, von letzteren die auf Pfahlrosten mit Querriegeln, mit Grundschwellen, mit und ohne Steinhügel. Auch enthält der Text ein Bild der Pfahlbaustationen (Pfahlrüder) mit ihren jeweiligen Grösse und Grundrissen, vermuthlichen Einwohnerzahlen, freien Plätzen, Gassen, Hütten, Ställen, Magazinen, Schutzwehren, Verbindungs- und Landungstegen. — Landsiedelungen.
3. Die Pfahlbaubewohner. Deren Herkunft, Beschäftigungen, wissenschaftlicher Werth der Fundgegenstände. Jagd, Fischfang, Ackerbau, Viehzucht, Klei-

(Fortsetzung der II. Sitzung folgt in nächster Nummer.)

dung, Schmuck und Ernährung. Besonders wichtig: die Gewerbe, deren Material und technische Herstellung; Anfertigung der Stein- und Feuersteingeräthe, Nephritmanufactur, Herstellung der Geräthe von Holz, Horn, Gerberei, Binden, Flechten, Weben, Töpferei aus Thon, Anfertigung von Geräthen aus Kupfer und Bronze. Den jeweiligen Gewerben sind deren Produkte in übersichtlichen Fundlisten beigegeben.

Im Texte befindet sich ausserdem ein Ueberblick der anthropologischen Funde und der reichen Pfahlbauliteratur; ferner Ergänzungsbeilagen für die technische Herstellung der Feuersteingeräthe, über die Flora und Fauna im Bodenseegebiet, die europäischen Kupferlager u. s. w. — Der Umfang des Manuscripts beträgt 250 Schreibseiten in Folio.

Es ist ferner vorzulegen ein Abdruck aus dem demnächst erscheinenden Heft 5, 1899 der „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“ von Herrn Director Voss, eine sehr wichtige Untersuchung über „Schiffsfunde“, worüber Herr Voss selbst zu berichten gedenkt.

Dann hat gestern Herr Dr. Bernhard Hagen sein neues, schönes Werk überreicht:

Unter den Papua. Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Thier- und Pflanzenwelt im Kaiser-Wilhelmsland. 4^o. 327 Seiten mit 46 Vollbildern in Lichtdruck, fast durchweg nach eigene Originalaufnahmen. Wiesbaden 1898.

Ein Werk, welches auch ausserordentlich *à propos* erscheint, wir werden durch diese neuen Publicationen in die dem Reiche neu angegliederten Gebiete eingeführt. Durch sorgfältige Benützung der Literatur und Besprechung ethnologischer und geographischer Parallelen wurde aus den beschränkten „Beobachtungen“ während des Verfassers fast anderthalbjährigen Aufenthaltes in Stefansort an der Astrolabai ein stattlicher Band „Studien“, wobei aber stets die Betrachtung der Verhältnisse an der Astrolabai die Grundlage bilden. In dem werthvollen, schön ausgestatteten Werke werden nach dem Reisebericht behandelt: Klima und Gesundheitsverhältnisse, Pflanzenwelt und Thierwelt und die Eingeborenen. Als Anhang sind noch beigegeben: Mythen und Sagen, sowie eine Wertetabelle der Bogensprache von dem Missionar G. A. Hoffmann und systematische Listen der Fauna.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die neue Uebersetzung des altherühmten, geistvollen Werkes: Graf Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Bd. I u. II. 8^o. XXVIII. 280 und 893 Seiten. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Haug) 1898/1899

hinweisen, welches auch für die ethnologischen Fragen der Neuzeit noch das allgemeine Interesse beanspruchen kann. Das Werk, das in 4 Bänden erscheinen soll, wird kein Leser ohne vielseitige Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weissmann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.
Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 1. Dezember 1898.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang. Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Excursionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1898.

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener
anthropologischen Gesellschaft
zugleich XXX. Allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft
in **Lindau** vom 4.—7. September 1899
mit Ausflügen nach Bregenz, Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

(Zweite Sitzung. Fortsetzung.)

Vorsitzender Waldoyer:

Bevor wir in die eigentliche Tagesordnung eintreten, möchte ich mir doch erlauben, wegen der grossen Zahl der angemeldeten Vorträge noch auf die Bedingungen hinzuweisen, unter denen sie gehalten werden können; eine der wichtigsten derselben ist die Zeit: es darf ein Vortrag 20 Minuten nicht überschreiten. Ferner soll nicht abgelesen, sondern in freier Rede vorgetragen werden, auch bitte ich, das Manuscript dem Herrn Generalsecretär einzusenden, damit in der Veröffentlichung keine Verzögerung eintritt.

Herr Professor Alex. Makowsky-Brünn:

Ueber den diluvialen Menschen von Mähren.

Meine Damen und Herren! Ueber Anforderung des Herrn Generalsecretär Professor Dr. J. Ranke wird mir die Ehre zu Theil, hier ein kleines Capitel aus der ältesten Culturgeschichte der Menschheit, betreffend den diluvialen Menschen in Mähren, zum Vortrage zu bringen.

Manchen von den geehrten Fachgenossen dürfte es als überflüssig erscheinen, wenn heute noch Beweise für die Anwesenheit des Menschen in der Diluvialperiode und zwar speciell Mährens erbracht werden, nachdem aus diesem Lande schon seit Jahren ebenso unzweifelhafte als wichtige Belege geliefert worden sind, die vielfach Gegenstand der Verhandlungen bei den anthropologischen Congressen der jüngsten Zeit gebildet haben. Allein sowie ein Bau durch Anbringung neuer Stützen an Festigkeit zunimmt, so kann die Frage über den diluvialen Menschen durch weitere Belege nur an Beweiskraft gewinnen.

Der directe Nachweis der Anwesenheit des Menschen in der Zeit des Diluviums durch Anfindung menschlicher Skelettheile bleibt unsicher und in vielen Fällen zweifelhaft, denn wie uns Professor Kollmann in geiziger Weise im Vorjahre in Braunschweig und nunmehr auch hier gezeigt hat, unterscheidet sich der Mensch der Steinzeit kaum von modernen Menschen, je man kann wohl als sicher annehmen, dass der Mensch der Diluvialzeit schon in mehreren Rassen gespalten war.

Ich habe mir daher seit vielen Jahren zur Aufgabe gemacht, auf „indirectem Wege“, nämlich durch Feststellung der begleitenden diluvialen Thierwelt den Nachweis der Gleichzeitigkeit des Menschen mit diesen zu erbringen.

Unter den diluvialen Thieren nimmt das Mammut und sein Zeitgenosse, das Rhinoceros (tichorhinos im Ost. Merkur im West von Mitteleuropa) den hervorragenden Rang ein, zumal ihr Aussterben herkömmlich das Ende der Diluvialzeit bezeichnet.

In einer in den Wiener anthropologischen Gesellschaftschriften 1897¹⁾ niedergelegten Abhandlung habe ich gezeigt, dass fast alle Skelettheile des Rhinoceros von den grossen Extremitätenknochen bis zu den Phalangen in sehr übereinstimmender Weise bearbeitet, aufgeschlagen, oft gekerbt und mit Aschen- und Kohlenresten bedeckt sind. Insbesondere sind die starken Oberarmknochen (humerus), deren Inneres wie bei allen Pachydermen keine Markhöhle, sondern nur ein spongiöses mit Mark erfülltes Zellgewebe aufweist, ihren Epiphysen (Gelenken) berant und im Innern einseitig trichterförmig ausgehöhlt und die Innenwandung mit Mergelkrusten (oft mit Kohlenasparen) versehen, ja selbst völlig mit Holzkohlen und Lehm ausgefüllt. In ganz übereinstimmender Weise fand ich im Petersburger Museum (anlässlich des Geologischen Congresses im Herbst 1897) dieselben Oberarmknochen des Rhinoceros (tichorhinos), aus Sibirien stammend, bearbeitet, gleichwie 1898 im Braunschweiger naturhistorischen Museum (anlässlich des Anthropologen-Congresses) einige Armknochen des Rhinoceros aus der dortigen Umgegend gefunden wurden. Gleiches berichtete jüngst (1899) Professor Dr. G. Laube in Prag, über Rhinocerosknochen aus dem Centrum von Böhmen.

Niemand, der mit Aufmerksamkeit derlei Knochen betrachtet, wird daran zweifeln, dass das Rhinoceros der Diluvialzeit ein Gegenstand der Jagd des damaligen Menschen gewesen, eine Thatsache, die zu meiner nicht geringen Befriedigung unser verehrter Altmeister Virchow, der 1897 in Brün selbst diese Skelettheile einer eingehenden Untersuchung unterwarf, zugestanden hat (vide Bericht in der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1898). Weder Virchow noch ich haben behauptet, dass diese ausgekratzten Oberarmknochen zu Stützen eines Pfahlbaues gedient haben, wie Szombathy angibt. Auch die von diesem angenommene Ausbuchtung durch Haulthiere ist entschieden abzulehnen, nachdem die Ränder von Rhinocerosarmknochen aus Höhlen-Mähren (Kirsteiner Höhle), wo sie besser als im Löss erhalten geblieben, sehr deutliche Schlagmarken an den Rändern aufweisen.

Schwieriger gestaltet sich die Sache bei dem Mammut, weil bearbeitete Knochen dieses Thieres weit seltener sind; dies erklärt sich wohl leicht daraus, dass es dem Menschen der älteren Steinzeit mit seinem primitiven Hilfsmittel nur möglich war, jüngere Exemplare dieses gewaltigen Dickhäutlers zu erlegen und als Nahrung zu verwenden.

Schon im Mai 1897 wies ich den in Brün versammelten Anthropologen einige bearbeitete Knochen von jungen Mammuts vor. Unter diesen befanden sich drei schon vor mehr als 10 Jahren bei der Wransmühle (8 km nördlich von Brün, gelegentlich eines Hahnbaues) aufgefunden rechte Armknochen von ungleich alter Mammut vor, aus einer Location, die durch die Fülle der angetroffenen Knochen vieler diluvialer Thiere

(Mammut, Rhinoceros, Ren und Riesenhirsch, Löschkyne und Höhlenbär, Bison etc.) als ein zweifelloses Lagerplatz des diluvialen Menschen zu bezeichnen ist.

Diese drei Armknochen des Mammut konnte ich mir weder bezüglich ihrer Form noch ihrer Verwendung erklären. Virchow, der diese Knochen in Brün untersuchte, bezeichnete sie wahrscheinlich als künstlich ausgehöhlte Knochenstücke, die als Stütze eines Pfahls, etwa zur Aufriktion eines Zeltes (wie bei den heutigen Wilden Afrikas) gedient haben. Hierbei war weder an einen Pfahlbau (wie in der neolithischen Zeit) noch weniger an den Bau regelrechter Hütten zu denken!

Diese Armknochen besitzen bei abgeheugenen Epiphysen, mit sehr deutlichen Schlagmarken an den Rändern, eine Ausbuchtung von dem peristalen Ende aus in prismatischer oder besser pyramidalen Form mit quadratischem Querschnitte in einer Länge bis zu 26 cm. Ihre Innenwandungen sind zum Theil glatt, die Basis bildet eine kleine Fläche von quadratischer Form. Ob diese Höhlung, wie Virchow annimmt, durch Eintreiben eines spongulierten Holzpfahles, oder wie ich aus dem Mangel von Knochenasparen im Innern und aus den theilweise gepflatteten Seitenwänden vermute, vorher künstlich ausgearbeitet wurde, ist völlig nebensächlich. Wichtig bleibt die Thatsache, dass eine derartige Bearbeitung nur am frischen Knochen möglich war.

Nicht nur im Petersburger Congress 1897, wo dieser Knochen von Fachmännern einer gewissen Untersuchung unterzogen wurde, sondern auch im Februar d. J. bei der Generalversammlung der Wiener anthropologischen Gesellschaft wies ich diese Knochen vor und fand in beiden Fällen keinen Widerspruch.

Im Februar d. J. zeigte ich auch einen erst im December 1898 in der bekannten Lösestation in Joslowitz im südlichen Mähren aufgefundenen Mammutknochen, nämlich die rechte Tibia eines jungen Thieres mit beiderseits abgeheugenen Epiphysen. Dieser Knochen ist vollständig durchbohrt mit quadratischem Querschnitte, in der Mitte etwas verjüngt. Erst bei der Heraushebung durch den Finder (einem Hörer des Brüner Hochschule) zerfiel der Knochen in zwei Theile, die sofort ohne weitere Beschädigung wieder durch Leim zusammengefügt wurden. Eine Veränderung der Innenhöhle war vollständig ausgeschlossen.

Bei dem Knochen lag ein etwa 12 cm langes sponguliertes flaches Knochenwerkzeug (ein Messel oder Schaber) aus der Tibia des Wildpferdes (des in Joslowitz sehr häufig sich findend), das möglicherweise zur Ausrüstung des spongulierten Knocheninners gedient haben mochte. (Nach Berichten des Finders ist nachträglich ein ähnliches Knochenwerkzeug von grösseren Dimensionen danelbst aufgefunden worden.)

Eine sofortige Untersuchung der von mir seit Jahren gesammelten Mammutreste der Brüner Sammlung ergab zwei sehr ähnliche Thiaknochen des Mammut von jüngeren Thieren, deren Inneres in ähnlicher Weise ausgekratz, jedoch später von Mergelkrusten mit einigen Kohlenasparen ausgefüllt worden sind und calcinirt also in heisser Asche gelegen waren.

Wir können daher nicht zweifeln, dass das Mammut gleichfalls ein Jagdthier des diluvialen Menschen gewesen, zumal von Mammut verschiedene bearbeitete Skelettheile (selbst Nalchthäne) in den Brüner Lagerstätten (im Löss wie in den Höhlen) sich vorgefunden haben.

Ich verweise jedoch, da hier mir nur eine kurze Zeit zur Verfügung steht, auf meine jüngste Arbeit, die als Beitrag zur Festschrift des 50-jährigen Jubil.

¹⁾ Das Rhinoceros als Jagdthier des diluvialen Menschen. 1897. B.

lämms der Brüner technischen Hochschule Mitte October ds. Ja. zur Veröffentlichung gelangt. In derselben sind in zusammenfassender Weise alle Beweise über die Existenz des diluvialen Menschen in Mähren gemeldet und wie die vorläufig hier zur Vorlage gelangten neuen Tafeln in Lichtdruck beige, durch zahlreiche bildliche Belege zur Anschauung gebracht und zwar Stein- und Knochenwerkzeuge, Artefacte aus Mammut- und Rhinocerosknochen und Zähnen, selbst zwei unzweifelhaft sehr rohe kleine Thongefäße von primitiver Form, ohne Verzierung und Henkel, ferner bearbeitete Knochen und Zähne von Mammut, Rhinoceros, Wildpferd, Bison, Rehn, Riesenhirsch, Edelhirsch (Wapiti), Löshyäne und Höhlenlöwe und zuletzt Kiefer und Schädel (1885 und 1891) des diluvialen Menschen aus dem Löss von Brünn mit dem bekannten Idol von Brünn, einer aus Mammutosezahne geschnittenen nackten menschlichen Figur.

Alle diese Objecte befinden sich im Mineralogisch-geologischen Institute der Brüner Hochschule in Aufbewahrung.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung übergab mir Herr Geheimrath Virchow am gestrigen Abend den Separatabdruck einer im Juli ds. Ja. veröffentlichten Arbeit des Herrn Hofrathes J. Szombathy, die in den Wiener Gesellschaftschriften jüngst zur Ausgabe gelangte, ohne daß ich bisher Gelegenheit fand sie zu sehen, da ich mich schon seit Wochen auf Studienreisen befinde.

In derselben Schrift sucht Szombathy den Beweis zu erbringen, daß die Aushöhlung von Rhinocerosarmknochen durch Raubthiere geschehen sei und daß die Aushöhlung der Mammutknochen von der Wrausmöhle in Brünn auf eine vorhandene Markhöhle im Mammutknochen zurückgeführt werden muss. Was die erstere Bemerkung betrifft, so halte ich eine Widerlegung bei der von Vielen anerkannten Thatsache einer durch den Menschen erzeugten Aushöhlung für überflüssig. Bestrichlich der Mammutknochen bemerke ich, das ich zahlreiche Extremitätenknochen von jungen und alten Thieren besitze, die frei von jeder Höhlung sind, wie dann in paläontologischen Werken ausdrücklich hervorgehoben ist, das Mammut und Rhinoceros (wie alle Dickhäuter) keine Knochen mit Markhöhlen besitzen.

Ob die von Herrn Szombathy angeführte kleine Höhlung des Armknochen im indischen Elephanten einen quadratischen Querschnitt besitzt, entzieht sich meiner Beurtheilung. Ich halte es übrigens für ausgeschlossen, das Markröhren im Innern überhaupt einen genau quadratischen Querschnitt besitzen können und überlasse dies der Beurtheilung von Anatomen.

Es ist hier weder Zeit noch Ort, diese wichtige Frage zur endgültigen Entscheidung zu bringen, doch fordere ich alle Fachgenossen zur rigorosen und aber auch objectiven Untersuchung an, denn nur im Widerstreit der Meinungen liegt die Wahrheit.

Herr Joseph Szombathy-Vien:

Ich verlaufe e der Herrschaft jener Principien, welche erst gestern wieder von noerem hochverehrten Altmeister Virchow proclamirt wurden, das ich mir erlauben darf, hier in einer Frage das Wort zu ergreifen, über welche bereits gewiegte Forscher, wie der bedeutende Geologe Makowski und die berühmten Anthropologen, auf welche er sich beruft, gesprochen haben. Wir halten uns eben daran, das nicht die von kompetenter Seite einmal ausgesprochenen Meinungen als Lehrmeinungen unserer Wissenschaft unter allen

Umständen geltend bleiben müssen, sondern das es sich vor Allem um die richtige Erkenntnis der Thatsachen handelt. Darum habe ich bereits vor zwei Jahren, als wir in Brünn bei der Besprechung der diluvialen Knochenreste aus der Umgehung von Brünn versammelten — freilich nur ganz beiseite und, wie ich nachträglich gesehen habe, ohne bemerkt worden zu sein —, darauf aufmerksam gemacht, das die Aushöhlung in den Oberarmknochen von Elephas primigenius nicht künstlich erzeugt ist, sondern alle Spuren der vollkommen natürlichen Knochenbildung an sich trägt. Den übrigen inzwischen ausgesprochenen gegentheiligen Meinungen habe ich mir erst wieder erlaubt mein Wort entgegenzusetzen, als ich in die Lage gekommen war, die betreffenden Knochen nochmals einer sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen. Diese Gelegenheit erzahlte sich, als ich es übernahm, die photographischen Originale für die Abhandlungen herzustellen, welche Professor Makowski's Beschreibung der mährischen Mammutknochen begleiteten¹⁾ und welche auch heute hier ausgestellt sind.

Bei der Beurtheilung der Knochen der grossen diluvialen Dickhäuter dürfen wir nicht vergessen, das wir gewohnt sind, Rhinoceros und Elephas mit eben dem Worte „Dickhäuter“ zusammenzufassen, das aber diese beiden Familien faktisch zwei sehr verschiedenen Säugethiergeschlechtern angehören.

Das Rhinoceros gehört zur Ordnung der Perissodactyla und ist ein incisivates Säugethier, während der Elefant zu den Rüsselthieren und mit diesen zu den Didactylaten gehört. Beim Rhinoceros liegt wirklich der Fall vor, das die Oberarmknochen und wohl auch die übrigen langen Knochen des Skelets vollkommen mit Spongiosa erfüllt sind, was ich auch in meiner kürzlich erschienenen Besprechung²⁾ bestätigt habe. Bei den Rüsselthieren ist dies nicht der Fall. Bei diesen sind die grösseren Röhrenknochen und speciell der Oberarm nicht vollkommen dicht mit Spongiosa erfüllt, sondern innerhalb derselben bleiben grössere Markhöhlen, so wie es in viel stärkerer Masse bei den Wiederkäuern zu sehen ist. Ich erlaube mir für beide Beispiele kleine Abhandlungen vorzulegen (I. c. Fig. 44 und 45). Es sind für den Vergleich Durchschnitte gemacht durch den humerus eines recenten sumatrensischen Rhinoceros und eines indischen Elephanten. Da zeigt sich, das der Oberarmknochen des Rhinoceros vollständig mit kleinsamiger Spongiosa erfüllt ist, das aber jener des Elephanten eine ziemlich ansehnliche Markhöhle besitzt. Wenn man diese Markhöhle prüft und mit dem diluvialen Material vergleicht, wie es mir möglich war, so erkennt man, dasz ihre Ausgestaltung ganz gleichartig ist mit den vier-eckigen Höhlen, welche die Oberarmknochen des Mammut zeigen.

Ich glaube durch die genaue Prüfung der alten Knochen und durch den Vergleich mit den recenten genügend dargethan zu haben, das die Annahme einer künstlichen Aushöhlung des Mammutarmknochen abzuweisen ist. Aber ich meine, das diese Frage an und für sich gar nicht sehr wichtig ist, denn ob die Familie Elephas im Oberarm eine Markhöhle hat oder nicht, das ist für die von so vielen anderen Seiten gestützte

¹⁾ Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXIX, p. 65, Tafel II.

²⁾ Joseph Szombathy, Bemerkungen zu den diluvialen Säugethierknochen aus der Umgehung von Brünn. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXIX, 1899, p. 78.

Frage der Existenz des diluvialen Menschen ziemlich nebensächlich. Ich habe meine Beobachtungen nur mitgeteilt, um einen in unseren Kreisen wiederholt ausgesprochenen Irrthum von untergeordneter Bedeutung zu beseitigen, damit er sich nicht fortsetze und gerade bei Naturhistorikern, welche von der anthropologischen Forschung etwas weiter absteigen, Gelegenheit gebe, uns wegen Ungründlichkeit oder dergleichen zu verunglimpfen.

Die weiteren Einzelfragen, ob die eine oder andere Bruchstelle eines Knochens eine Schlagmarke zeige oder eine natürliche Bruchfläche, lassen sich natürlich hier im Wege der Debatte nicht sicher richtig und klar stellen. Das ist etwas, was der detaillirtesten Vergleichung der Stücke anheimgegeben bleibt, worauf aber im Grossen und Ganzen auch nicht viel ankommt. Betüßlich der vorliegenden angehöhlten Diaphyse der Tibia eines Mammuta ist Herr Makowsky nach der Ansicht, dass die Aushöhlung durch den diluvialen Menschen und wahrnehmlich mit einem der kleineren vorgelegten Knochenstücke bewirkt wurde. Heute ist wohl von ihm — entgegen der gestern Abends noch aufrecht erhaltenen Ansicht — anerkannt worden, dass dieses Stück in vier Längestücke zerfallen war und dass diese, wie es auch in jedem anderen gut verwalteten Museum geschehen wäre, wieder zusammengeleimt worden sind. Dadurch hat diese Tibia jedoch kein Anrecht verloren, dass wir die in ihr enthaltene Höhlung als unbeschädigt betrachten, denn selbstverständlich ist durch das Entwaschringen das mürbe spongiöse Knochengewebe erschüttert und beschädigt worden. Die Frage also, ob diese Tibia in einer geringeren Ausdehnung, als wir jetzt die Höhlung sehen, in vorhistorischer Zeit ausgehöhlt worden ist, ist an diesem Stücke meiner Meinung nach absolut nicht mehr zu entscheiden. Ich habe bei genauer Betrachtung des Knochengewebes gefunden, dass der jetzige Hohlraum in ganz jünger Zeit durch das (sogar gewiss unabsichtliche) Ausbrechen der Spongiosa seine jetzige Ausdehnung erhalten hat. Diese Ansicht stützt sich auf den Vergleich der entschieden alten Bruchstellen mit jenen, welche ich für neu halte. Diese beiden sehen verschieden aus. Die alten Bruchstellen entsprechen im Grossen und Ganzen der Beschaffenheit der Brüche an frischen Knochen. Es ist je nach der Richtung ein splitteriger oder masehelliger Bruch, der nicht krümelig ist, und diese Bruchstellen sind durch die lange Zeit in ganz gleicher Weise patinirt worden, wie die unverletzte Oberfläche des Knochens. Die neuen Bruchstellen hingegen zeigen erstens die der mürben Masse des halbversteinerten Knochens entsprechende krümelige Beschaffenheit und zweitens eine frischere, lichtere Farbe. An der Hand dieser zwei Merkmale muss ich den ganzen Innenraum der vorliegenden Tibia als nach der Petrification ausgebrochen, respectivo in allen seinen Theilen auf das jetzige Maass erweitert bezeichnen.

Ich habe mir diese kurzen Bemerkungen erlaubt, um den von mir eingenommenen Standpunkt klar zu stellen und möchte noch einmal betonen, dass ich dieser Frage keine grosse Wichtigkeit beimesse und meine kleine Schrift nur für eine ganz nebensächliche Richtstellung halte.

Herr R. Virchow:

Ich glaube, dass der Herr Vorredner im Angehörigen zu weit geht, wenn er das für eine nebensächliche Frage erklärt; wir waren umgekehrt der Meinung, dass es eine Hauptfrage sei, ob die Aushöhlung in den Knochen natürlich war oder künstlich hervorgebracht

ist. Ich will in dieser Beziehung bemerken, dass meine Auctorität in Bezug auf die Frage der Natürlichkeit Herr Makowsky war; er hat sich speciell mit der Beschaffenheit der alten Dichtknochen beschäftigt, während ich niemals den Anspruch erhoben habe, ein Kenner derselben zu sein. Indess als ich nicht bloß die Erfahrung des Herrn Makowsky hörte, sondern auch seine Präparate von durchschnittenen Knochen sah, die noch ganz und gar mit Spongiosa gefüllt waren, habe ich mich dem Glauben hingeeben und habe die durchgehende Spongiosität der langen Pochyrdemen-Knochen als eine beglückte und zugleich merkwürdige Thatsache angesehen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, dass ich ausser der directen Prüfung der Markhöhle noch einen anderen Standpunkt habe, wenn ich solche Dinge betrachte, nämlich den des allgemeinen Anatomie. Es würde mir als soeben etwas Ungewöhnliches sein, bei einem so grossen Knochen eine Markhöhle zu finden, welche gerade umgekehrt, wie sonst, gegen die Mitte des Knochens eine Auszuspitzung und gegen das Ende des Knochens eine Anshöhlung hätte. Die gewöhnlichen Markhöhlen in den langen Knochen der Extremitäten sind so eingerichtet, dass ihre Mitte das Weiteste ist, somit, da die Grenzen der Markhöhle in den Endtheilen der Diaphyse liegen, gegen die Enden hin sich immer mehr Spongiosa anhäuft, während die Markhöhle immer mehr verkleinert und endlich ganz aufhört, indem sie sich raspielt. In den Brüner Knochen findet das Umgekehrte statt. Die Mittheilung des Herrn Saobathy hat mich daher nicht wenig überrascht. Ich will aber nicht bezweifeln, dass er das von ihm Berichtete irgendwo gesehen hat und dass seine Zeichnung correct ist; ich werde auch meinerseits mich durch die Betrachtung solcher Knochen besser informieren. Aber man kann es um alten Anatomie nicht übernehmen, wenn wir eine allgemeine Regel, die wir aus der directen Beobachtung entnommen haben, nicht an einem Male auf den Kopf stellen lassen wollen. (Ob der eine Fall genügt, die allgemeine Regel auszustreuen, müssen wir abwarten. Im Allgemeinen bin ich nicht gerade der Meinung, dass der versuchte Nachweis genügt.)

Ich war vielmehr an der Vorstellung gekommen, dass eine solche Höhle, wie die Brüner Knochen zeigen, als eine natürliche überhaupt nicht vorkommen kann, dass sie aber nachträglich hergestellt sein muss. Die Frage ist nur, ob sich die innere Spongiosa etwas zufällig aufgelöst hat. Man scheint sehr übertriebene Vorstellungen von Verwesung und Verwitterung zu haben, und zu glauben, dass auch am Knochengewebe so selbst eine Verwesung eintritt. Aber die ausgehöhlten Knochen sind sehr fest, und diese Festigkeit geht bis in die Nähe des Markraumes hinein. Ich war in Bräun an Ort und Stelle und habe nachher von Herrn Makowsky Knochen bekommen, die noch mit Erdmasse gefüllt waren. Da gab es überhaupt keine freiliegende Knochensubstanz, sondern die Knochen waren in die eingedrungene Erde eingepackt und damit erfüllt. Ich daher entschiedenen Ablehnung. Für mich liegt die Frage vor: Handelt es sich um die Bildung der centralen Höhle durch Menschenhand? und wenn, wozu hat er das gethan? Nun sind wir ja gewohnt, vielerlei Knochen zu sehen, die aufgeschlagen wurden, um daraus durch mechanische Gewalt das Mark oder die Spongiosa zu entnehmen, sie direct auszulutschen oder auszukochen. Das ist die eine Möglichkeit, die genügt mir aber für diese Betrachtung nicht, ich konnte nämlich nicht

heransbringen, wie es kommen sollte, das Jemand, der die Markmasse herausbringen wollte, gerade ein vierieckiges Loch in der Knochenasse macht. Herr Makowsky geht jetzt etwas weiter, als ich geneigt war zu gehen, indem er annimmt, dass vielleicht durch ein Werkzeug das Loch gemacht sei. Ich möchte das vorläufig bezweifeln; man könnte es vielleicht gelegentlich an einem Exemplar versuchen, aber ich denke, es würde sich dann zeigen, dass sich ein vierieckiges Loch in der Spongiosa nicht so leicht herstellen lässt, jedenfalls nicht ein so grosses Loch wie hier, wo man die Faust hineinstecken kann. Andererseits sieht man, dass das Loch eine ziemlich ebene Innenfläche hat, welche von der Mitte des Knochens aus hineinreicht. Ich meine aber nicht, dass die Glättung besonders hergestellt, ein wirkliches Artefact war. Das hat mich zu der Frage gebracht: Gibt es nicht eine andere Möglichkeit? So kam ich auf die Frage: Ist es vielleicht geschehen, indem man einen grossen, festen Körper hineingetrieben hat. Ein Stein dürfte es nicht gewesen sein, weil man vierieckige Steine von dieser Form nicht leicht findet. So kam ich auf einen vierieckigen Holzpfahl und dachte mir, dass man den Knochen als Klotz in die Erde gesteckt und hölzerne Pfähle in die Spongiosa denselben eingetrieben habe, um ein Zeit aufzuschlagen. In dieser Beziehung will ich annehmen bemerken, dass es die gewöhnliche Praxis der Wilden ist, die noch gegenwärtig, namentlich im Norden, existiren, dass sie Thierfelle oder wollene Decken ausbreiten und darunter Holzstangen setzen, um auf diese Weise die einfachsten Hütten zu errichten zu haben wie sehr viele Beispiele; sowohl an America, wie an Asien liegen grung Beobachtungen vor, wie man solche Zelte errichten kann. Es ist aber auch nichts ganz Ungewöhnliches, prähistorische Hütten auf einen solchen Gebranch zu finden. In der nun hier überreichten Festschrift von Leiner in Constanz heisst es auf Seite 17 von den Pfahlbauhütten:

Beim Anstellen der Pfähle zum Rost der Hütten müssen, so bei Bodman, Fundamentirungsklötze zunächst gedient haben, von 60—65 cm Breite und 32—35 cm Tiefe, 8—10 cm dick; inmitten mit Löchern von beiläufig 10 cm Weite, in welche die Pfähle gesteckt wurden.

Das ist genau das, was ich hier auch vermuthet hatte. Dann fährt Leiner fort:

Sie dienten offenbar dazu, dass diese Stützpfähle bei späterer Belastung nicht weiter in den weichen, schlammigen Uferlettböden eindringen, auf den sie, platt festliegend, mit breiterer Grundfläche sich eindrückten. Die so aufrecht eingetriebenen Stützpfähle wurden dann mit Querriegeln verbunden, welche Einschnitte haben, und auf dieses Gerüst dann der aus Rollholz mit Weiden zusammengebundene Boden gelegt. Auf dem stunden vierieckige Hütten n. s. w.

Ich will nicht sagen, dass das ein Beweis für meine Hypothese von den Löchern in den Bränner Knochen sei, aber Sie sehen, dass auf einem, um im Augenblicke sehr naheliegenden Boden Dinge passirt sind, die ungefähr dem Schema entsprechen, welches ich mir für Mähren gemacht hatte. Wir werden also fortfahren dürfen, über die Sache zu recherchiren; es werden vielleicht manche Knochen noch dann erhalten müssen, um Material definitiver Natur an liefern. Ich hatte nur das Interesse daran, an dieser Frage zu erklären, wie ein Mensch darauf verfallen sein könne, gerade ein solches Loch zu machen. Stellte sich heraus, dass das Loch eine natürliche Höhlung ist, so wäre die ganze Fragestellung sofort überflüssig.

Herr Rector Dr. Kellermann-Lindau:

Wir haben in der Realschulsammlung einen ganz ungeschädigten Unterarmknochen des Mammut, der vor einigen Jahren aus dem Bodensee durch die Baggermaschine herausgeholt wurde; wenn die Herren wissen wollen, wie das Innere eines solchen Knochen aussieht, so könnte ich ihn durchsägen lassen und der Versammlung vorlegen.

Herr Szombathy-Wien:

Wenn ich mir noch ein Wort gestatten darf, so will ich das Verhältnis der vorliegenden Humerusstücke zum ganzen Humerus des Mammut besprechen. Die Vergleichung zeigt, dass unsere Stücke nicht mehr sind, als nur die distalen Hälften der Diaphyse mit Theilen der distalen Epiphyse. Das obere offene Ende unserer Knochen entspricht der Mitte des Oberarmknochens, und wenn an dieser Stelle die Markhöhle am weitesten ist und sich von da an gegen die distale Epiphyse hin verengert, so entspricht das sehr genau der Erfahrung, nach welcher die Markhöhle im Allgemeinen in der Mitte der Diaphyse am geräumigsten ist.

Was die Gestalt der Markhöhle anbelangt, so habe ich gefunden, dass dieselbe beim recensten Elephanten ebenso an eine steile vierseitige Pyramide erinnert, wie beim Mammut, dass ihre Flächen dieselbe Lage an den Aussenfächern des Humerus einnehmen und dass sich wahrscheinlich kein weiterer Unterschied findet, als die Grösse der Höhle, welche wohl nach der Grösse und dem Lebensalter der Knochen schwankt.

Was nun das liebenswürdige Anerbieten des Herrn Gesellschafters Dr. Kellermann betrifft, so möchte ich es uneingeschränkt gerne annehmen. Der von ihm beigebrachte Knochen ist eine Tibia und unsere Auseinandersetzungen betreffen speciell den Oberarm. Das Zerlegen dieses ziemlich jungen Schienbeines würde uns wenig nützen.

Herr R. Virchow:

Ich erlaube mir nur ein paar Worte zu sagen, weil ich Herrn Szombathy nicht ganz nachkommen kann. Er will nachweisen, dass der engere Theil der Markhöhle die Mitte des Knochens ist und der weitere dem Ende entspricht. Das würde ein sonderbarer Röhrenknochen sein; der entspricht meinem Ideal nicht. Wenn ich auch jeder Belehrung zugänglich bin, so gebe ich doch immer nur der Nothwendigkeit nach.

Herr Professor Makowsky-Bräun:

Das Opfer wäre zu gross, den Knochen zu zerstören. Ich stimme ganz dem bei, dass die Tibia des Mammut keine Markhöhle besitzt, aber ich muss bemerken, dass überall, wo Röhrenknochen vorhanden sind, auch die Tibia immer durchhöht ist, so z. B. beim Rind, Pferd n. s. w. Wenn also diese Tibia nicht durchlocht ist, so kann man wohl einigermaßen daraus schliessen, dass auch der Oberarmknochen eine solche Höhlung nicht besitzt. Ich werde mir seiner Zeit erlauben, meine anfährlichen Begründungen auch noch schriftlich darzustellen.

Herr Waldeyer:

spricht sich dahin aus, dass zwischen der Innenwand des gänzlich durchlochtes Knochens (A) und den Innenwänden der mit verjüngten blindendenden Höhlungen versehenen Knochen (B und C) ein anfälliger Unterschied bestehe. Die Innenwände des Knochens A, der gänzlich gespalten war, sind rasch und überall unregelmässig grobgerast; sie sind jedenfalls nicht die natür-

lichen Wandflächen der Knochenhöhle. Anders liegt es bei den Knochen B und C. Hier sehen wir glatte Flächen, die völlig wie natürliche Flächen sich ausnehmen; die Umrundungen der in die Höhle hinein und da einmündenden kleinen Nebenräume sind ganzrandig und glatt. Vielleicht liesse sich durch die Untersuchung mikroskopischer Schliffe eine Entscheidung gewinnen und zwar durch den Nachweis von sogenannten inneren Grundlamellen, die für natürliche Begrenzungslinien sprechen würden.

Herr Hofrath Dr. Toldt-Wien:

Ich möchte mir erlauben, an dieser Frage zu bemerken, dass die Markhöhle nicht etwas von vorneherein Gegebenes, sondern ein Product der Entwicklung und des Wachstums ist und weiterhin ein Product der Senescenz der Knochen. Ganz jugendliche Individuen der in Frage stehenden Thierspecies mögen vielleicht keine Markhöhle haben. Thiere ähnlicher Art haben vielleicht größere Markhöhlen; und was die Form anbelangt, so muss die Markhöhle nicht immer nur eine cylindrische sein, sondern es kann sich ihr Querschnitt nach den Dimensionsverhältnissen des Knochens richten. Die Art und Weise, wie die Markhöhle entsteht, ist die durch Resorption der bereits bestehenden Knochenmasse, der sogenannten Spongiosa, welche das Innere des jugendlichen Knochens durchzieht, und selbst der angrenzenden Theile der compacten Substanz; diese wird im Laufe der Jahre resorbt, sie schwindet, und dadurch wird das Vorkommen glatter Flächen, wie wir sie hier sehen, bedingt. Ich möchte meiner Meinung dahin Ausdruck geben, dass die Beschaffenheit der Flächen an sich dafür spricht, dass diese Höhle natürlicher Art ist. Die Constaturung für den einzelnen Fall ist nicht möglich dadurch, dass wir die Knochen einfach durchschneiden; man muss sich vor Allem über das Alter der Thiere orientiren; es könnten möglicher Weise diese Knochen bei jungen Thieren keine Markhöhle zeigen, während sie bei älteren Thieren Markhöhlen besitzen. Die hier vorgebrachten Beweismittel halte ich daher für keine untrüglichen.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Nene steinzeitliche Gräber- und Wohnstättenfunde bei Worms.

Sie haben so eben interessante Schilderungen vernommen aus der ältesten Zeit menschlicher Thätigkeit; der Zeit, in welcher der Mensch noch mit den grossen Thieren der Diluvialperiode zusammengelehrt hat, gestatten Sie mir jetzt, Ihnen Mittheilung zu machen über die nun folgende Periode der menschlichen Culturentwicklung, die Zeit, in der die Dickhäuter schon lagert verschwand, und, so die Menschen schon sesshaft waren und bereits Ackerbau und Viehzucht kannten, die Periode der jüngeren Steinzeit, die aber, wie Sie gestern von Herrn Professor Montelius gehört haben, noch über 5000 Jahre hinter uns zurückliegt.

Als vor nun bald zweiundneinhalb Jahrtausenden die Deutsche anthropologische Gesellschaft zum ersten Male in einer Stadt am Bodensee tagte, da war von der neolithischen Periode Südwestdeutschlands nur sehr wenig bekannt, deren Kenntniss gegenwärtig, Dank der intensiven Forschung der beiden letzten Decennien, schon sehr weit vorgeschritten ist, und die namentlich durch einige glückliche Funde der selbst verlassenen Jahre eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat. Damals waren es hauptsächlich zwei Fundstellen, welchen

wir unsere Kenntniss der neolithischen Cultur Südwestdeutschlands verdanken und welche das Auge der Forscher vor Allem an sich lenkte. Es waren dies zunächst die Ufer des Bodensees und dann die Umgebung der Stadt Worms. Die ersten beruht durch ihre Pfahlbauwohntätten, letztere durch das grosse Todtenlager von Hinkelstein bei Monsheim. Letztes wir hier die Wohnungsverhältnisse, die Geräthe des täglichen Gebrauches, die Nahrung und Kleidung der Steinsethewohner der Pfahlbauten, so werden uns dort die Gebeine der Steinzeitmenschen selbst, ihre Bestattungsart, ihre Todtengeräthe und manches Andere enthüllt, von dem uns die Flutben des Sees nichts mehr zu erzählen vermochten.

Da es mir nun vergönnt ist, Ihnen heute über weitere neolithische Funde aus der Umgebung von Worms zu berichten, so konnte ich nicht versagen, auf diese Verhältnisse und die gewissermassen in der Erforschung der Steinzeit an dieser Stelle hinzuweisen.

Wie Sie aus den Versammlungen von Speyer und Braunschweig her wissen, war es mir in der letzten Zeit gegückt, innerhalb 2½ Jahren drei neolithische Grabfelder bei Worms aufzufinden und auszugraben, das erste größere in Worms selbst, das nächstgrösse bei Rheindürkheim und das dritte kleinere bei Wachenheim; und dieser Reichtum an Grabfeldern der Steinzeit scheint noch lange nicht erschöpft zu sein, denn schon wieder bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen von der Entdeckung eines neuen, in etwas weiterer Entfernung von Worms, aber ebenfalls am Rhein gelegenen Grabfeldes berichten zu können, aus welchem ich schon eine Bestattung erhoben habe, während die übrigen Gräber vorerst wegen Anlage des Feldes als Weinberg nicht angegedekt werden können, erst in wenigen Jahren wird sich das ermöglichen lassen. Und ferne, wenn mich nicht Alles täuschte, so bin ich der Entdeckung noch eines weiteren neolithischen Grabfeldes auf der Spur, das wiederum in nächster Nähe von Worms gelegen ist und über das ich Ihnen ebenfalls in einem der nächsten Jahre hoffe berichten zu können. Auf diese Weise werden unsere Kenntniss über neolithische Bestattungen von Jahr zu Jahr immer mehr vervollkommen werden. Aber auch die Wohnstätten dieser Neolithiker scheinen jetzt ihren Schoss aufhien und uns mit ihrem Inhalt herbeizuziehen zu wollen, denn auch in dieser Beziehung kann ich Ihnen heute eine erfreuliche Thatsache melden, nämlich die Entdeckung einer sehr viele Wohngruben umfassenden neolithischen Station in der Nähe von Worms, und es wird dieser erst Fund gerade in hohem Masse geeignet sein, die Ergebnisse unserer Gräberforschung nach verschiedene Richtungen hin zu ergänzen und so vervollständigen und damit zugleich unsere Kenntniss der neolithischen Cultur um ein Bedeutendes fördern helfen. Es war ja schon im Vorhinein anzunehmen, dass wohl in der nächsten Nachbarschaft der Grabfelder auch die Wohnstätten der Bestatteten gelegen haben werden, allein trotz aller Mühe war davon bisher Nichts aufgefunden gewesen. Da die heiden Grabfelder von Worms und Rheindürkheim in unmittelbarer Nähe des Rheinflusses liegen, so konnte man annehmen, dass die Wohnstätten sich ebenfalls noch näher am Strome befinden haben würden und vielleicht bei einer Veränderung des Rheinlaufes innerhalb der verschiedenen Jahrtausende seit ihrer Anlage dem Strome zum Opfer gefallen waren. Ferner ist auch in der Nähe des ersten von Linden-schmit beschriebenen Grabfeldes am Hinkelstein alle

Gelände mit Weinberg dicht bestellt und so dürfte auch dort diese Wohngrube, wenn sie nicht schon bei Anlage der Weinberge zerstört worden sind, nur schwer aufzufinden sein. Aber namentlich davon auf demselben Höhenzuge, der den von Westen nach Osten fließenden Pfimmbach auf seinem nördlichen Ufer begleitet, gelang es mir, in diesem Jahre die vorhin genannte sehr ausgedehnte neolithische Wohnstätte aufzufinden, welche, wie sie sich nachher überzeugen können, schon eine verhältnismäßig reiche Ausbeute an keramischem und anderem Material bis jetzt geliefert hat und jedenfalls auch noch ferner liefern wird. Aber Sie werden sich auch davon überzeugen können, dass diese keramische Reste wieder eine andere Phase der jüngeren Steinzeit repräsentieren als die, welche ich Ihnen nachher aus den Gräbern vorzulegen habe.

Bevor ich mich jedoch dieser Thematik meines Vortrags zuwende, erlärte es mir, Ihnen über die weitere Ausgrabung auf dem Gräbelfelde von Rheindürkheim kurz zu berichten. In Braunschweig konnte ich Ihnen über die Aufdeckung von 20 Gräbern Mittheilung machen und daran die Bemerkung knüpfen, dass sich jedenfalls noch weitere Gräber auf den benachbarten Aeckern finden lassen würden. Das hat sich denn auch bestätigt, denn als ich bald nach der Rückkunft vom Congresse die Untersuchung vornahm, konnte ich gerade noch ein Dutzend Gräber constatiren. Etwa die gleiche Anzahl Gräber, vielleicht auch noch mehr, scheint in alter Zeit schon bei der Anlage eines breiten Grabens zerstört worden zu sein, der nach den darin gefundenen Scherben zu schliessen, in der Bronzezeit angelegt worden war. Die zwölf zuletzt aufgedeckten Gräber zeigen in der Art der Bestattung genau dieselben Verhältnisse wie die übrigen im vorigen Jahre geschilderten Gräber. Die Skelete lagen in ziemlich derselben Tiefe von etwa 1 Meter und alle ausgestreckt im Grabe. Zweimal war der rechte und dreimal der linke Arm im Ellbogen gebeugt und auf die Brust oder das Becken gelegt. Einmal war das rechte Bein adducirt und dem linken genähert; zwei Skelete waren ganz auf die rechte Seite gebettet und zweimal war der Kopf nach der rechten und zweimal nach der linken Seite geneigt. Die meisten Gräber konnten wieder photographisch angeeignet werden. Ich werde Ihnen hier einige recht gelungene Aufnahmen herüberschicken, die Ihnen alle Verhältnisse deutlich veranschaulichen können und Ihnen die Skelete in ihrer natürlichen Lage mit sämtlichen Beigaben zeigen. Gleich das erste Grab, Nr. 21, war das am reichsten ausgestattete Männergrab. Sie sehen über dem Kopfe mehrere zum Theil zerdrückte und noch mit Erde bedeckte Gefässe. Um den Hals des Todten erblickte Sie einen reichen Schmuck aus Muschelperlen, von derselben Art, wie ich Sie Ihnen im vorigen Jahre geschildert habe, ebenso an dem nach der Brust zu gelagerten rechten Arm; an der linken Seite des Kopfes liegt der lange, schublenförmige Steinmesser, der ehemals in einer Holzlammer mit langem Stiel befestigt war und als sogenannte Lochast zur Bearbeitung des Holzes diente. Am rechten Arm liegt die durchbohrte Hammeraxt, ebenfalls ein wichtiges Instrument, das sowohl als Werkzeug wie als Waffe gedient haben mag. Nur in reich ausgestatteten Männergräbern erscheint diese Art, die vielleicht gerade deshalb als eine Auszeichnung zu betrachten ist, und dass der hier Bestattete ein Vornehmer seines Stammes gewesen, geht schon aus dem reichen Muschelschmuck hervor, welcher verhältnismässig selten in Männergräbern vorkommt. Ferner fand ich bei dem Todten noch ein kleiner

aus einem Backstein erigirter Glättestein und einige Stöckchen rother Farbe, die zum Färben oder Tätowiren der Haut dient. Was aber dieses Grab uns als ganz besonders wertvoll erscheinen lässt, ist der Umstand, dass hier zum ersten Male unter den Beigaben eines Todten eine grössere Menge Schwefelkies oder Pyrit zusammen mit einem Feuerstein splitter gefunden wurde. Es bilden diese Stücke zusammen das älteste Feuerzeug und das erste, das in einem neolithischen Grabe bis jetzt aufgefunden worden ist. Es kann nämlich der Schwefelkies mit dem Feuerstein splitter zusammen keinen anderen Zweck gehabt haben, als mit Hilfe von Schwamm oder einer ähnlichen Substanz Feuer zu erzeugen. Auch die Fundverhältnisse geben dafür einen deutlichen Fingerzeig. Beide Stücker lagen nämlich an der Hüfte, wo in der Regel die kleineren Geräthe, wie Feuersteinmesser, Schaber, Klopff und Glättesteine und die rothe Farbe sich finden und wo man eine Art Tasche vermuten muss, in welcher diese zur Ausrüstung des Mannes notwendigen Gegenstände verwahrt wurden, gerade wie in einer späteren Periode, der fränkischen, wir auch das Feuerzeug, aus Stahl und Feuerstein bestehend, meist in einer an der Hüfte getragenen Tasche antreffen. Stücke Schwefelkies wurden ja auch schon in neolithischen und sogar paläolithischen Wohnstätten gefunden, aber aus diesem Vorkommen allein liess sich noch nicht der bestimmte Schluss ziehen, dass auch das Mineral zur Feuererzeugung benutzt worden war. Man war eher geneigt anzunehmen, der Steinzeitmensch habe ähnlich wie verschiedene exotische Völker das Feuer durch schnelles Reiben zweier verschiedener Hölzer erzeugt. In Braunschweig schon sprach ich von dem möglichen Vorkommen von Pyrit in diesen Gräbern und kündigt an, dass ich die des Feuersteins anhaftende rötliche oder gelbliche Masse chemisch untersuchen lassen wollte. Mein Freund Herr Dr. Olshausen nahm nun diese Untersuchung vor, aber wegen der geringen Menge und des wahrscheinlich schon zeretzten Zustandes der Substanz liess sich nichts damit anfangen und es blieb die Untersuchung leider resultatlos. Zu meiner grossen Freude jedoch fand ich gleich im ersten diejährigen Grabe die gewöhnliche Substanz in ziemlicher Menge und ganz unzerstört, so dass Herr Dr. Olshausen sie mit aller Bestimmtheit als Schwefelkies erkannt hat. Es ist also durch diese Ausgrabung bewiesen, dass schon zur neolithischen Zeit der Mensch das Feuer durch Schlagen mit Schwefelkies an einem Feuerstein erzeugt hat — welches Verfahren wohl meist gethät worden ist, während in Ermangelung von Schwefelkies auch zwei Feuersteine benutzt worden sein mögen — und wenn die diejährige Ausgrabung weiter nicht ergeben hätte als diesen bestimmten Nachweis, so wäre sie schon von grossem Erfolge gewesen.

Auf den übrigen Photographien erblicken Sie neben dem weiblichen Skelete die aus zwei grossen Sandsteinen bestehende Getreidemühle, von der ich schon früher gesprochen habe. Auch am Fransschmuck benutzte Muschel wurde wieder mehrmals gefunden, die durchbohrt an den Handgelenken getragen wurden. Ich habe im vorigen Jahre in Braunschweig schon zwei grosse fossile Muschel vorgezeigt, welche an je zwei Stellen durchbohrt an den Händen liegend gefunden wurden; in diesem Jahre ergab die Ausgrabung mehrere solcher Schmuckstücke, die aus recensten Muscheln bestanden. Dieselben sind noch nicht bestimmt, es scheint aber, dass wir eine Unio, vielleicht Unio nitidus vor uns haben, welche schon mehrfach in neolithischen Wohnstätten gefunden wurde, die aber jetzt nicht

mehr im Rheinthale vorkommt, während sie noch in einigen französischen Flüssen lebt. Wahrscheinlich war das zur neolithischen Zeit ebenso, so dass man annehmen kann, diese Muscheln seien durch den Handel an den Rhein gekommen. Ich habe schon früher durch Auffinden einer Austerenschale in einem der Wormser Gräber beweisen können, dass derartige Handelsbeziehungen zwischen den Küsten des Meeres und unserer Gegend bestanden. Sie sehen ferner viele der in diesem Jahre gefundenen Gefässe abgebildet, darunter viele sehr schön ornamentirt. Manche derselben waren noch angefüllt mit Resten der Mahlzeit, bestehend aus Knochen vom Rind, Schwein, Ziege und anderer Thiere. Von Werkzeugen wurden mehrere aus Wildschweinbauern gefertigte Schaber und ein Knochenpflögel gefunden. Die dreijährige Ausgrabung ergab ferner eine gute Anzahl an menschlichen Knochenresten, wie verschiedene wohlerhaltene Schädel und andere Skelettknochen, dagegen gelang nicht die Herausnahme eines ganzen Skeletes in situ wegen des allzu lockeren Erdriches.

Was nun, meine Herren, die schon erwähnte neu entdeckte neolithische Wohnstätte anbelangt, so gestatten Sie mir, dass ich Sie sogleich in medias res führe und Ihnen die in den Wohngräbern gefundenen Gefässe und Scherben vorzeige, und Sie zugleich hitte, dieselben mit der in den benachbarten Gräbern gefundenen Keramik zu vergleichen, von welcher letzterer ich Ihnen ausser verschiedenen Photographien der Gefässe von Rheidürkheim, welche schon besprochen worden sind, hier noch eine Collection Scherben von dem Wormser Grafbelde vorlege. Der durchgreifende Unterschied bei den keramischen Erzeugnissen wird Ihnen sofort in die Augen springen, worauf ich hernach noch näher zu sprechen kommen werde. Vorerst gestatten Sie mir, Ihnen über die Entdeckung dieser neuen Station einige kurze Mittheilungen zu machen. Dieselbe erfolgte dadurch, dass mir eines Tages diese zwei anscheinend unbeschreiblichen Gegenstände überbracht wurden, welche bei Erdarbeiten an dieser Stelle gefunden worden waren und die ich hier vorlege. Ich konnte beim ersten Anblick der Gegenstände sofort erkennen, dass wir es bei diesem Fundplatze mit etwas Neolithischem zu thun haben würden, der sich wahrscheinlich als Wohnplatz oder Grabfeld darstellen würde. Scherben sind zwar auch dabei gefunden, von den Fingern jedoch unkenntlich gelassen werden. Das erste der Fundstücke ist, wie Sie sehen, ein längliches, aus Sandstein gefertigtes Geräthe, unten abgerundet, oben flach und auf dieser Seite mit einer die ganze Länge durchziehenden Rinne versehen. Zwei derartige Stücke sind zuerst am Grafbelde vom Hinkelstein gefunden worden und wurden von Lindenschmit für Schleif- oder Wetzsteine gehalten. Die nächsten derartigen Stücke, welche aus Gräbern zu Tage kamen, fand ich in Männergräbern des Wormser neolithischen Friedhofes, und ich konnte dabei nachweisen, dass diese Stücke immer paarweise und nur in Männergräbern vorkamen. Diese Beobachtung konnte Lindenschmit nicht machen, weil die Gräber vom Hinkelstein nicht systematisch ausgegraben worden sind. Es ist dieses Stück ein für die Steinstzeit charakteristisches Werkzeug, das in späteren Perioden nicht mehr erscheint; wozu es diene, dafür hat Herr Director Voss zum ersten Male eine plausible Erklärung gefunden, welcher ich vollständig beipflichtete und er hatte diese merkwürdigen Geräthe interessant und er hatte zum Zwecke der Vergleichung mit deutschen Stücken, von welchen sich zwei im Berliner Museum für Völker-

kunde befinden, auch ein Exemplar aus Ungarn mitgebracht. Herr Director Voss erklärt die Stücke für Pfeilstrecker, für Instrumente, welche dann diente, den Schaft des abgeschossenen Pfeiles, der sich verbogen hatte, wieder gerade zu strecken, indem man ihn zwischen den beiden Steingeräthen hindurchzog. Für diese Auffassung spricht der Umstand, dass, wie ich nachweisen konnte, die Geräthe immer paarweise und nur in Männergräbern vorkommen. Beide Stücke liegen auch immer aufeinander, die Rillen gegen einander gekehrt im Grabe und oben bei der Aufwindung aus wie ein einheitliches Stück, da die beiden Theile gewöhnlich durch Kalksinter oder Erde fest miteinander verklebt sind. Sie müssen deshalb ebenfalls so aufeinander liegend getragen worden sein, vielleicht in einem aus Leder gefertigten Futteral. Wetz- oder Schleifsteine können es nicht gewesen sein, denn es wäre doch zu auffallend, wenn immer zwei solche Geräthe mit ganz gleicher Abnutzung der Rillen in einem Grabe gefunden wurden.

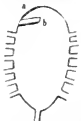
Das zweite Fundstück ist, wie Sie sehen, eine aus einer fossilen Muschel gefertigte grosse Perle. Sie ist genau von derselben Art und Größe, wie die in den Gräbern des Schanzwerkes von Leswyg in Ungarn gefundenen Perlen. Eine gleiche oder auch nur ähnliche Perle habe ich noch in keinem Grabe der verschiedenen neolithischen Grabfelder im Worms gefunden, obwohl die dort gefundenen Muschelperlen nach Hunderten zählen. Solche grosse röhrenförmige Perlen kommen dort nicht vor. Es kam mir deshalb gleich der Gedanke, dass, wenn es sich um etwas Neolithisches handelt, und das war ja bewiesen durch das vorher erwähnte Stück, dass wir dann hier eine andere Phase, wahrscheinlich eine jüngere Phase der neolithischen Periode vor uns haben würden. Und diese Ansicht hat sich dann auch, wie Sie hernach hören werden, durch die Auffindung der keramischen Reste bestätigt.

Ich begann nun in diesem Frühjahr mit der Untersuchung der Stelle, wo mir nur wenige Tage vor der Aussaat zur Verfügung standen, indem ich zunächst durch Versuchsgräben festzustellen suchte, was ich vor mir hatte, ein Grabfeld oder eine Wohnstätte, und als ich das letztere annehmen musste, alsdann darzu ging, die etwaige Ausdehnung der Niederlassung zu bestimmen. Ich konnte feststellen, dass sie eine ziemlich grosse Ausdehnung besitzen musste und verschob also das die nähere Untersuchung hi nach der Erde. Als ich damit begann, zeigte sich schon nach sehr kurzer Grabung, dass es unmöglich war, dieselbe fortzuführen, denn durch den heissen Sommer dieses Jahres war das Fedreich auf der Hochfläche, auf welcher die Station liegt, so sehr angetrocknet, dass sowohl die Arbeit ungemein schwer von Statton ging, als auch die Uebersichtlichkeit der Ausgrabung darunter leiden musste, weil durch die starke Anströckung der Erde die einzelnen Schichten so sehr schwer voneinander zu unterscheiden und die Fundstücke aus dieser getrockneten Masse schwer umzuversetzen zu entschweren waren. So musste ich denn zu meinem Leidwesen die weitere Ausgrabung auf den Winter, wo wieder genügende Feuchtigkeit vorhanden sein wird, verschieben.

Trotzdem glückte es mir innerhalb dieser acht Tage, zu sehr interessanten Ergebnissen zu gelangen. Nicht allein die ausgegrabenen Scherben beweisen dies, es gelang auch, eine in ihrer Anlage sehr interessante Wohngrube aufzudecken und auszumessen. Dieselbe hat eine Ausdehnung in Länge und Breite, wie solche bisher wohl noch selten angegriffen worden sein dürfte. Selbst in der bekannten neolithischen Station von

Butmir in Bosnien kommt nur eine Wohngrube von annähernd gleichen Dimensionen vor und auch in der in den Mittheilungen des Karlsruher Alterthumsvereines publicirten wichtigen Station von Michelsberg bei Untergrombach in Baden fand sich keine nur von annähernd gleicher Grösse.

Auch in der Eintheilung im Innern nach der Art und Anzahl ihrer Eingänge ist mir nichts Aehnliches bekannt. Dieselbe stellt eine in den Löss gearbeitete Grube von ellipsoider Form dar, welche durchschnittlich eine Tiefe von 1,50 m und eine Längenausdehnung von 9 m besitzt; in der grössten Breitenausdehnung misst sie 6,50 m. Was nun das Markwürdigste an dieser Wohngrube darstellt, das sind die zahlreich in sie einmündenden Gänge. Es sind 0,50 bis 0,60 m breite Gräben, gewissermassen Langgräben, welche sanft geneigt von der Oberfläche aus nach dem Innern der Grube führen und 0,25 m oberhalb der Sohle in sie einmünden. Auf jeder Seite liegen deren 6 und am vorderen Ende der eiförmigen Grube 1, im Ganzen 13. Am hinteren Ende, das nach Norden und bergaufwärts gerichtet ist; befindet sich die Feuerung. Dort ist die Wand der Grube in einer Ausdehnung von 1,65 m stark verbrannt, der Löss gerandert und verglast, was sich sonst nirgends in der Grube findet. Um diese Herdstelle ist aus dem Löss



eine Bank heranzugearbeitet, eine Art Ofenbank, von 0,10 m Höhe und 0,50 m Breite. Direct hinter dieser Bank nach dem Innern der Grube zu, wurden die meisten der gefundenen Thierknochen angetroffen; sie lagen hier dicht zusammen und waren meist angebrannt. Der Boden der Wohngrube scheint früher einen Beleg aus Holz gehabt zu haben, wofür sich auch erklärt, dass die sogenannten Eingänge alle 0,40 m über dem jetzigen Boden einmünden. Vielleicht geschah das aus sanitären Gründen, um wärmer und trockener wohnen zu können, denn unter dem aus Baumstämmen bestehenden Fussboden konnte das eindringende Regenwasser im Löss leicht verinken. Obwohl die Grube, vielleicht mit sammt den Eingängen, überdacht gewesen war, was aus den zahlreich gefundenen Stücken von Hüttenbewurf hervorgeht, so konnte dieses primitive Dach doch keinen genügenden Schutz abgeben. Im Innern scheint der Wohnraum noch in einzelnen Abtheilungen eingetheilt gewesen zu sein, da es fanden sich Höhenunterschiede im Boden, so dass man annehmen konnte, dieselben entsprechen den einzelnen Gefässen. In dieser Wohngrube nun fanden sich ausser vielen Gefässscherben und einigen ganzen Gefässen, welche Sie hier in natura und in Abbildung vor sich sehen, wie schon erwähnt, viele Thierknochen, meist vom Schwein und Rind. Dann fanden sich Feuersteinmesser und Schaber, sowie viele Stücke von Handhülsteinen.

Was nun die hier gefundene Keramik anbelangt, es ist dieselbe insofern eigenartig, als sie in unserer Gegend und überhaupt auf dem ganzen linken Rheinufer bisher noch nirgends zu Tage kam, mit Ausnahme eines einzigen Scherben mit Spiralverzierung, der in Westhofen bei Worms gefunden wurde und sich im Museum von Mainz befindet. Im übrigen Deutschland ist ja diese Art der Bandkeramik mit geringen localen Varietäten weit verbreitet. Sie reicht nördlich von

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

der Provinz Sachsen an durch Thüringen und Bayern hindurch bis nach Oesterreich-Ungarn hinein und erstreckt noch in der Station von Butmir in Bosnien.

In unserer nächsten Nähe kommt dieselbe auf dem rechten Rheinufer vor in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen (bei Ilbenstadt), dann in Nassau bei Wiesbaden, Niederwaldfal und Bierbröt, in Baden bei Jöhlingen, in Württemberg bei Heilbronn und Hofmann; in Bayern ist sie bekannt aus den Wohngrubenfunden von Eichelbach im Spessart und von Heidenfeld bei Würzburg, welche letztere beiden Fundplätze ja in unserer Festchrift eine sehr eingehende Behandlung gefunden haben.

Bisher waren wir berechtigt anzunehmen, dass die in der Nähe der Grabfelder etwa zu findenden neolithischen Wohnstätten auch deren Keramik aufweisen würden und dass an Stelle der jenseits des Rheines vorkommenden Bandkeramik bei uns auf dem linken Rheinufer jene Gruppe der rheinischen Handkeramik, welche wir „Hinkelsteinkeramik“ bezichnen, getreten wäre, wenn auch der grosse Unterschied zwischen beiden ein gleichzeitiges Vorkommen sehr zweifelhaft erscheinen liess. Man dürfte das um so eher annehmen, als ähnliche Verhältnisse auch zur Zeit der Schnurkeramik zu herrschen schienen. Während nämlich gleich jenseits des Rheines in Hügelfrüden der Provinz Starkenburg verhältnissmässig häufig die schaurverzerte Amphora, der schaurverzerte Becher und der facettirte Hammer erscheinen, ist auf dem linken Rheinufer noch kein einziges derartiges Grab aufgefunden worden, überhaupt noch keine schaurverzerte Scherbe, ebensowenig ein facettirter Hammer vorgekommen. Möglich, dass auch bezüglich dieser Beobachtung einmal eine andere Anschauung Platz greift, bis jetzt aber bleibt diese Thatsache bestehen. Dieselbe mag aber darin zum Theil ihre Erklärung finden, dass wir in Rheinessen wegen des heinahe vollständigen Fehlens von Wald gar keine Hügelfrüden mehr besitzen, während die Schnurkeramik nur in solchen aufzutreten pflegt, dagegen kommt in der benachbarten Pfalz, die noch viele Hügel besitzt, auch keine Schnurkeramik vor.¹⁾

Durch das Vorkommen dieser beiden bandkeramischen Gruppen örtlich so dicht beieinander wird nun bewiesen, dass dieselben unmöglich gleichzeitig neben einander bestanden haben können, da für sie die Unterschiede doch zu gross, den gleichzeitig zwei verschiedene Völkerschaften anzunehmen, welche wenige Meilen von einander entfernt ihre Wohnplätze haben und dennoch ganz verschiedene Keramik fabricirt haben sollen, ist sehr unwahrscheinlich. Es kann auch ferner nicht angenommen werden, dass die Gefässe vom Hinkelsteintypus besondere Grabgefässe gewesen wären, die man eigens zu diesem Zwecke nach einem bestimmten Sebema angefertigt habe, denn es kommen in den Gräbern auch alle Sorten unvarzierter Gefässe vor, wie Stechtöpfe, welche noch deutlich die Spuren des täglichen Gebrauchs in vielen schwarzen durch die längere

¹⁾ Wie ich nachträglich von Herrn Constantin Koenen hörte, soll er bei Urmitz, welches dicht am linken Rheinufer gelegen ist, schaurverzerte Scherben gefunden haben, die sich im Provinzialmuseum von Bonn befinden. Dieselben sah ich noch nicht, dagegen fiel mir unter den Urmitzer Funden ein mit verticaler Zickzackverzierung versehener Becher auf, eine Form, die in die Gruppe der schaurverzerten Gefässe und zwar an das Ende derselben gehört.

Einwirkung des Feuers entstandenen Stellen an sich tragen.

Der durchgreifende Unterschied zwischen beiden Gruppen ist folgender:

Hier in den Ornamenten der Hinkelsteinkeramik herrscht die gerade Linie vor, die sich hauptsächlich in Dreiecken, horizontalen Zickzackbändern und in regelmäßigen geometrischen Figuren dokumentiert und zwar so, dass das Dreieck die Grundform bildet, auf welche sich die meisten Ornamente zurückführen lassen, während hingegen nie eine Bogenlinie vorkommt, höchstens ist zu bemerken, dass die Schenkel der Dreiecke resp. der Zickzackbänder manchmal leicht geschweift erscheinen. Im Gegensatz hierzu herrscht dort die gekrümmte Linie in Form des Bogenbandes vor, welches sehr häufig noch in Spiralen aufgerollt ist oder sich ganz zum Kreise geschlossen hat. Es kommen aber bei dieser Keramik, wie Sie erkennen können, auch noch Zickzackbänder und Dreiecke vor, das vorherrschende Motiv ist jedoch das Bogenband. Ferner sind die Linien viel unregelmässiger, flüchtiger, ich möchte sagen leichtfertiger eingerist und entzieren beinahe ganz der weissen Lucratation, welche für die Hinkelsteinkeramik typisch sind. Ferner scheint auch der Thon der Gefässe anders bearbeitet zu sein, denn die meisten Gefässe haben ein von den oben genannten ganz verschiedenes grauweisliches Ansehen.

Beide Gruppen könnten meiner Meinung nach sehr gut voneinander getrennt werden durch Bezeichnungen, wie sie schon Professor Klopffleisch angewandt hat. Die Gruppe der Hinkelsteingefässe würde ich ältere Winkelbandkeramik, die andere Gruppe Bogenbandkeramik zu nennen vorschlagen.

Ein weiterer Unterschied ist der, dass auch die Warren oder Ansetze an den Gefässen schon grösser geworden sind, zum Theil schon eine vorgeschrittenere Entwicklung zeigen und eine grössere Annäherung an den Henkel erkennen lassen, weshalb ich diese Keramik für entschieden jünger halten muss als die vorhergenannte. Im Uebrigen haben die Gefässe noch den kesselartigen Boden (die sogenannte Bombenform), besitzen noch keine Handbildung und der anschilderte Henkel kommt noch nicht vor. Diese weitere Ausbildung der Gefässe erscheint erst in der nächsten Stufe der Bandkeramik, von der ich Ihnen im vorigen Jahre in Braunehweig gesprochen habe und welche ich Ihnen an den Gefässzerberben von Allsheim demonstrieren konnte.

Wir können demnach für unser Gebiet schon jetzt drei Gruppen der Bandkeramik streng voneinander unterscheiden, welche jedenfalls drei verschiedene Phasen der jüngeren Steinzeit repräsentieren. Ich möchte zwar auch nicht einer allzustrengen Systematisierung des Wort reden, aber anderentheils ist es, denke ich, unsere Pflicht, wenn wir chronologische Merkmale an den Funden glauben nachweisen zu können, alsdann darauf aufmerksam zu machen, denn nur so, durch eine genaue Beobachtung aller einschlägigen Merkmale, können wir allmählich zu einer sicheren Kenntnis der einzelnen Perioden gelangen und das Dunkel lichten, das noch über diese älteste Periode menschlicher Thätigkeit ausgebreitet ist.

Obwohl nun die erste Untersuchung auf diesem neu entdeckten neolithischen Wohnplatze nur nach wenigen Tagen sählt, haben wir doch schon wichtige Ergebnisse zu verzeichnen, und ich glaube hoffen zu dürfen, dass die weitere Explorierung dieses Wohn-

platzen noch mehr interessante Resultate erwarten lässt und dass dadurch unsere Kenntnis der neolithischen Epoche auch ferner nicht unwesentlich gefördert werden wird.

Herr Makowsky-Brünn:

Der Herr Vortragende hat aus dem Funde eines Schwefelkieses geschlossen, dass es der erste Fund in neolithischen Gräbern sei. Ein derartiger Fund ist noch schon in Mähren gemacht worden, aber daraus zu schliessen, dass man in der paläolithischen Zeit das Feuer nicht kannte, ist völlig unrichtig, denn es kommen auf den Lagerplätzen des Menschen der Diluvialzeit Kohlenschichten bis 20 cm Höhe vor, die durch Löspartien getrennt, gebrannte Knochen verschiedener Diluvialthiere enthalten und somit des vollen Beweises liefern, dass der Mensch der paläolithischen Zeit das Feuer gekannt hat.

Herr Dr. Kühl-Worms:

Das habe ich keineswegs daran geschlossen, ich sagte nur, es ist mir nicht bekannt, dass schon der Nachweis geführt ist, wie in der paläolithischen Zeit das Feuer erzeugt wurde. Das schon in paläolithischen Niederlassungen Schwefelkiesbrocken neben Feuerstein und Eisenocker gefunden worden, habe ich ja ausdrücklich erwähnt. Dagegen glaube ich, ist noch nirgends in Deutschland und wohl auch ausserhalb desselben in einem neolithischen Grabe, als zur Ausstattung des Totten gehörig, ein solches Feuerzeug gefunden worden ist.

Ich darf wohl nachträglich noch ein in der Steinzeit erwahnen neolithischen Wohnstätte gefundenes Steinartefact hier vorzeigen, das wegen seiner Bearbeitung interessant ist. Es ist eine aus einer harten Gesteinsart roh anbebanene Art, welche bei der Durchbohrung in zwei Hälften zerstritten ist. Eine auffallende und meines Wissens bisher noch nicht beobachtete Erscheinung ist die, dass die Durchbohrung schon in diesem rohen, halbfertigen Zustande vorgenommen worden ist, während die übrigen Stücke bekanntlich erst polirt und dann durchbohrt worden.

Herr Voss-Berlin:

Ueber Schiffsfunde.

Verehrte Anwesende! Ich möchte mir nur einige wenige Worte gestatten zu einem kleinen Aufsatz über Schiffsfunde, der demnächst in der Nachricht über deutsche Alterthumsfunde 1899, Heft 5, Berlin, G. Asber u. Co. erscheinen wird, und den ich hier zur Vertheilung zu bringen wünsche. Derselbe betrifft eine Sache, die mir von grosser Wichtigkeit erscheint. Sie wissen, wie unsere volksthümlichen Trachten und Geräthe schnell im Verschwinden begriffen sind, wie man sich überall bestrebt zu sammeln, was noch zu sammeln ist. Man bemüht sich ja auch, wie Ihnen seit Jahren wohl bekannt ist, die Typen der alten Bauernhäuser festzuhalten, und so möchte ich Sie nun bitten, eine Gattung von volksthümlichen Geräthen besonders in's Auge zu fassen, die auch in schneller Verschwinden begriffen sind, die alten Boote und Fischerfahrzeuge. Die Boote sind jedenfalls das älteste künstliche Verkehrsmittel, was die Menschen besaßen haben, und es existieren jetzt noch Typen, die auf uralte Zeiten zurückgehen scheinen. Wir sehen z. B. im letzten Haff Schiffe, welche heute noch beim Fischen gebraucht werden, die grosse Aehnlichkeit haben mit den Fahrzeugen der alten Wikinger, welche in letzter Zeit als

der pommerischen Küste gefunden sind. Ebenso gibt es auch im Binnenlande noch Typen, die einen uralten Charakter zeigen. Ich empfehle ihrer Aufmerksamkeit beispielsweise die alten Holzschiffe, die Sie hier auf dem Bodensee sehen. Ich möchte Sie aber bitten, sich in dem Bestreben, eine allgemeine Anfassung der alten Schiffs- und Boottypen in's Werk zu setzen, zu unterstützen, da es die Kräfte eines Einzelnen übersteigt. Es würden zu dem Zweck alle Typen, die jetzt noch in den Küstengebieten und im Binnenlande existieren, festzuheben sein. Vielleicht würde es sich empfehlen, das Einseln zunächst die Nachforschungen in die Hand nehmen und vorläufig feststellen, in welchen Gegenden sich etwas erhalten hat. Hierdurch würde man gewisse Fingerzeige gewinnen, wo vielleicht zuerst mit den Untersuchungen einzusetzen wäre. Wenn letztere aber ein exactes Resultat liefern sollen, so müssen sie das ganze Gebiet umfassen und es muss das gesammte Material ohne Ausnahme von sachverständigen Personen, durch technisch erfahrene Constructeure mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbildung, in zuverlässigen Zeichnungen und Modellen für alle Zeiten festgelegt werden. Auf diese Weise werden wir zu einer Uebersicht kommen aber alles Material, was noch erhalten ist, und noch feststellen können, wie die Entwicklung der Typen vor sich gegangen ist. Vielleicht werden wir damit noch auf gewisse Unterschiede kommen, die uns für die Verschiedenheit der Stämme und ihre Grenzen Anhaltspunkte gewähren. Ich bitte Sie also, alle Vereine und Privatpersonen, die dieser Sache näher treten und ihre Unterstützung leihen wollen, mir dies gütigst unter meiner Adresse, Berlin SW, Königgrätzerstrasse 120, mittheilen zu wollen.

Vorsitzender Waldeyer:

Ich darf die Bitte des Herrn Voss auf's Allerwärmste empfehlen; ich glaube, dass hiermit etwas in Angriff genommen wird, was leider bisher allsehr vernachlässigt worden ist. Gefahr ist im Verzug.

Herr Obermedicinalrath Prof. Bollinger-München:

Ueber Säuglings-Sterblichkeit und die erbliche functionelle Atrophie der menschlichen Milchdrüse.
Eine anfallende Thatsache, die nicht bloss die Aufmerksamkeit des Arztes sondern auch der Staatsmänner und jeden Menschenfreundes in Anspruch nehmen muss, ist die excessive Sterblichkeit der Säuglinge in gewissen Gegenden Deutschlands.

Während in den am günstigsten in dieser Richtung situirten Ländern Europas, in Schweden und Norwegen, die Säuglingssterblichkeit zwischen 9—11% sich bewegt, beträgt dieselbe im Deutschen Reiche für die Periode 1892—1896 = 22.2%.

Maximale Zahlen der Säuglingssterblichkeit finden sich in 3 Centren: ein nördliches umfasst Berlin und seine Umgebung, ein südöstliches betrifft die sächsischen und schlesisch-böhmischen Grenzbezirke, das südliche entspricht ziemlich genau der schwäbisch-bayerischen Hochebene, den Höhengeländen beiderseits der Donau; hier finden sich Bezirke, die 43—45% Säuglingssterblichkeit erreichen.

Wenn auch im Verlauf der letzten Jahrzehnte eine nachweisbare Besserung der Verhältnisse eingetreten ist, so sind die Zahlen doch immer noch vielfach recht unerfreulich.

In der Periode 1892—1899 betrug die Säuglingssterblichkeit in Bayern 32.7%, in der Periode 1892 bis 1897 nur mehr 28.3%. Die geringsten und gerade-

zu ideale Zahlen haben pro 1897 anzuweisen das Bezirksamt Mellrichstadt (Unterfranken) mit 10.5%, die Stadt Künzelsbach mit 11.5%, das Bezirksamt Kiesel (Pfalz) mit 12.4%¹⁾

Während Oberbayern vor ca. 40 Jahren (1855 bis 1867) noch eine Sterblichkeit der Säuglinge von 42.7% anzuweisen hatte, ist dieselbe in der Periode 1889—1895 auf 33.9%, also um volle 9% gesunken. Einem Minimum von 21.6% im Bezirksamt Berchtesgaden steht ein Maximum von 45.5 im Bezirksamt Ingolstadt gegenüber.

In Niederbayern sank die Kindersterblichkeit von 36.1% (1862/68) auf 33.6% (1889/95).

In der Pfalz, die sich durch günstige Verhältnisse auszeichnet, sank in derselben Zeit die Sterblichkeit von 19.8% auf 17.7%, in der Oberpfalz von 35.6 auf 31.3; der oberpfälzische Bezirk Parsberg weist noch immer die höchste Ziffer in ganz Bayern mit 45.7% auf — In Oberfranken beträgt der Procentatz für 1890/95 = 17.8%, in Unterfranken = 19.2%. In Mittelfranken = 26.9% gegenüber 35.5% in der Periode 1862/68. Im Bezirksamt Eichstätt erreicht die Kindersterblichkeit immer noch 43.1%.

Im Regierungsbezirk Schwaben sank die Kindersterblichkeit von 41.2% pro 1862/68 auf 31.5% pro 1890/95. Während im Bezirksamt Lindau die Procentziffer 21% (pro 1889/95) günstig steht, beträgt dieselbe im Bezirksamt Neuburg a. d. Donau 35.5%.

Zum Vergleich mögen einige Zifferen folgen, die die Säuglingssterblichkeit in deutschen Städten veranschaulichen.

Im Jahre 1898 beliefen sich die Procentverhältnisse der im ersten Lebensjahre gestorbenen zu den in derselben Zeit lebendgeborenen Kindern über 30 in Gera 31.9, in Regensburg, Fürth, Chemnitz, Zwickau 30.7. Die geringste Kindersterblichkeit wiesen auf: Osnabrück 13.4, Rostock 13.5, Lebeck 15.0, Bielefeld 15.5, Frankfurt a. M. 15.7.

Wie sehr eine derartig hohe Säuglingssterblichkeit, wie sie in vielen Bezirken Deutschlands herrscht, am Marke des Volkes anknüpft, bedarf keiner Erörterung; ohne den Ausgleich durch eine hohe Geburtenziffer würde sie in absehbarer Zeit zum Ansterben ganzer Volkstämme führen.

Naturgemäss haben sich die Aerzte schon seit langer Zeit mit der Erforschung der so Grunde liegenden Ursachen beschäftigt, die ich mit einigen Worten behandle.

Für Süddeutschland, wo, wie wir gesehen haben, die ranke schwäbisch-bayerische Hochebene besonders ungünstige Verhältnisse darbietet, sehen die geographische Lage und das davon abhängige Klima der ausschlaggebende Factor an sein, der das arme kindliche Leben am ehesten gefährdet. Gegen diese Auffassung spricht ohne Weiteres die Erfahrung, dass die klimatisch weit ungünstiger situirten Gebirgsgegenden am Nordrande der schwäbisch-bayerischen Alpen durchweg günstigere Sterblichkeitsverhältnisse aufweisen, als die der Donau amlichest liegenden Gegende; ferner haben klimatisch ungünstig situirte und

¹⁾ Die oben angegebenen Procentverhältnisse beziehen die Zahl der von je 100 Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre verstorbenen Kinder. — Die folgenden siffermäßigen Angaben entnehme ich theilweise der gründlichen Arbeit von Dr. Fr. Prinsing über Kindersterblichkeit in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik.

raube Gegenden: in der Elb- und im Spessart, im Westrich der Rheinpfalz, die meist auch unter Armut zu leiden haben, vielfach günstige, einige sogar sehr günstige Verhältnisse, die denjenigen in Schweden und Norwegen nahe stehen. Endlich spricht gegen die Auffassung von der Einwirkung des rauhen Klimas die Tatsache, dass die Magen-Darm-Erkrankungen, die das Leben der Säuglinge am schlimmsten bedrohen, gerade in den heissesten Monaten des Jahres am gefährlichsten und in besonderer Häufigkeit auftreten, während in der kälteren Jahreszeit die Säuglingsmortalität nienthalben — nicht bloss in Bayern — absinkt.

Weiterhin hat man die Fütterung der Milch- und Kälber mit ungesiebertem Futter — namentlich mit künstlichen Ersatzmitteln (Biertreber) als ungünstigen Factor beschuldigt, freuer in neuester Zeit chemische Bodenverhältnisse und die davon abhängige Vegetation, welche als Nahrung der milchproduzierenden Kühe durch das häufigere Auftreten gewisser giftiger Futterstoffe (Herbstzeitsen) gefährlich auf die Säuglinge wirke. Gleichzeitig hat man die Acroleinbeschuldigung, dass sie unter dem Einfluss des „Acroleinplagens“ die richtige Fährte verloren hätten. Die pathogenen Bacillen und deren giftige Producte, die in den künstlichen und häufiger sehr unzureichend zubereiteten Ersatzmitteln der Muttermilch — namentlich bei Sorglosigkeit und Unreinlichkeit der Mütter und Pflegerinnen — einen sehr günstigen Nährboden finden, spielen in der Aetiologie der Säuglingssterblichkeit leider eine überaus wichtige und vielfach nachschlagende Rolle; diese Tatsache ist so leicht zu beweisen und so zweifellos, dass eine Polemik gegen anderweitige Behauptungen kaum am Platze sein dürfte.

Auf die Berechnung aller Ursachen, die bei der Säuglingssterblichkeit eine Rolle spielen, kann und will ich nicht näher eingehen. Im Anschluss an die übereinstimmende Überzeugung der Aerzte kann ich nur sagen, dass weder die Standes- und Erwerbsverhältnisse der Eltern, noch die industrielle Beschäftigung derselben ausschlaggebend sind. In vielen industriellen Bezirken und Städten Deutschlands liegen die Verhältnisse erheblich günstiger als in den fast ausschliesslich landwirtschaftlichen Bezirken der schwäbisch-bayerischen Hochebene, die ich vorhin erwähnt habe. — Schlechte ökonomische und wirtschaftliche Verhältnisse der Bevölkerung spielen eine Rolle, aber eine secundäre; ich erinnere nur an die bedeutend hohe Sterblichkeit der wehlichen Kinder,²⁾ die in manchen Bezirken die Ziffern erheblich übersteuert. Der günstige Einfluss der Besserung der allgemeinen sanitären Einflüsse äussert sich namentlich in dem Absinken der Säuglings-Sterblichkeit in den grösseren Städten.

Eine sehr grosse Rolle spielen Indolenz und Gleichgültigkeit der Eltern gegen das kindliche Leben, die sich im Nichtstillen der Kinder, in unzureichender Ernährung, mangelhafter Reinlichkeit und Pflege der Neugeborenen und in Vernachlässigung ärztlicher Hilfe bei Erkrankungsfällen äussert. — In 11 hayerischen Verwaltungsbereichen, deren Säuglingssterblichkeit im Jahre 1897 zwischen 37—46% schwankte, waren nur 11—17% der gestorbenen Säuglinge erst-

lich behandelt worden (4 Bezirke), in 6 Bezirken nur 2—9% in einem Bezirke nur 0,8%, d. h. von 878 Säuglingen nur 81 Solche Ziffern bedürfen keines weiteren Commentars.

Von grösstem Einflusse auf die Säuglingssterblichkeit ist das Nichtstillen der Mütter. Die Verhinderung der Mutterbrust-Ernährung hängt vielfach zusammen mit den Arbeits- und Erwerbsverhältnissen der Mütter; anderseits spielen eine grosse Rolle fremde Beeinflussung, mangelnde Intelligenz und Aufklärung, alteingewählte Sitten und falsche Vorstellungen; thätlich gilt und gab es ländliche und städtische Bezirke, wo das Stillen der Kinder als unanständig, als gegen die gute Sitte verstoßend angesehen wurde und wird.

Die sorgfältigen Studien und Arbeiten der ärztlichen Sachverständigen im Verlaufe der letzten Jahrzehnte haben mit Sicherheit festgestellt, dass der Hauptgrund der excessiven Säuglingssterblichkeit in den in Rede stehenden Bezirken und Gegenden mit der Seltenheit des Stillens der neugeborenen Kinder durch die eigene Mutter in innigem Zusammenhang steht. An Stelle der Muttermilch tritt die künstliche Ernährung der Säuglinge, die trotz aller Fortschritte auf diesem Gebiete in zahlreichen Fällen für das junge Leben krankheit- und todbringend wirkt.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier die ganze Steuertabelle der Kratzmittel der Muttermilch durchzusprechen; sie alle, von der Kuhmilch bis zum Mehlbrei, bergen grosse Gefahren für die kindliche Gesundheit und das kindliche Leben in sich, obwohl wir sicher wissen, dass durch grosse Sorgfalt und Reinlichkeit die Gefahren der künstlichen Ernährung erheblich gemindert werden können.

Der innige Zusammenhang zwischen dem Munde der Ernährung und der Säuglingssterblichkeit ergibt sich für Bayern u. A. auch daraus, dass die vorwiegend nicht stillenden Bezirke (Aber-Niederhayern, Oberpfalz und Schwaben) hohe Kinder-Sterblichkeitsziffern aufweisen, während die vorwiegend stillenden Bezirke (Ober-Unterfranken und Pfalz) erheblich günstigere Ziffern darbieten; in der Mitte zwischen beiden Gruppen steht Mittelfranken.

Ueber den Einfluss des Nichtstillens auf die Lebensverhältnisse der Säuglinge führe ich einige ziffermässige Beispiele an: In Nürnberg starben im Jahre 1898 nahezu 1900 (genau 1876) Kinder im ersten Lebensjahre; davon waren ausschliesslich an der Brust genährt = 6%, theilweise = 12%, gar nicht = 82%. Für München, wo im Jahre 1898 auf 10500 Sterbefälle insgesamt 4600 Säuglings-Sterbefälle treffen, fehlen genaue einschlägige Angaben; ich bin fest überzeugt, dass sie ähnlich lauten würden wie in Nürnberg. — In einem ländlichen Bezirk Württembergs war nach Camerer die Sterblichkeit der künstlich genährten Säuglinge mehr als 5 mal so gross (42% : 13%) als die der Brustkinder.

Zuletztige Untersuchungen haben ergeben, dass ein künstlich genährtes Kind am Ende des ersten Lebensjahres um 25% weniger wiegt und um 14 cm kleiner ist als ein Brustkind. Bei gemischter Ernährung ist diese Differenz eine geringere und unter günstigen Verhältnissen kann sich dieser Unterschied in der Entwicklung allerdings später bis zu einem gewissen Grade ausgleichen, oft aber nicht.

Den schädlichen Einfluss der künstlichen und oft mangelhaften Ernährung der Säuglinge auf die gesammte körperliche Entwicklung, auf die Constitution, auf die Widerstandsfähig-

²⁾ Von diesen Factoren wird namentlich die Sterblichkeit der Kinder im Alter bis zu 6 Jahren beeinflusst.

³⁾ In den 5 Jahren 1895—1897 betrug die Säuglingssterblichkeit bei den ehelichen Kindern in Bayern = 24,8%, bei den wehlichen = 34,3%.

keit gegen krankmachende Einflüsse, Dinge, die die ganze Lebensführung und das körperliche Befinden in hohem Grade beeinflussen, will ich nur anführen: zahlreiche Schwächenstände und krankhafte Dispositionen des Kindesalters beruhen, wie jeder Arzt weiss, überwiegend häufig auf fehlerhafter und künstlicher Ernährung der Säuglinge; hierher gehören zahlreiche Anomalien der Blutmischung, Blutarthrit, Neigung zu Scrophulose und Tuberculose, die im ersten Kindesalter (2 bis 6. Lebensjahr) viel häufiger sind, als gewöhnlich angenommen wird. Ferner gehören hierher die schweren Störungen in der Entwicklung des Knochengewebes, die so oberans häufige Knochitis (englische Krankheit), die mit Vorliebe bei künstlich und unzweckmässig genährten Kindern beobachtet wird; diese Krankheit führt u. A. häufig zu Beckenverengerung, behindert das Längenwachstum des Körpers; die durchschnittliche geringe Körpergrösse der Bevölkerung der schwäbisch-bayerischen Hochebene ist offenbar in der Hauptsache auf das beschriebene degenerirende Einflüsse der künstlichen Ernährung der Säuglinge zurückzuführen.

Vor der 67. Jahresversammlung der British Medical Association im August 1893 zu Portsmouth behandelte Dr. Cantlie das frühzeitige Schädelfrakturwerden der Zähne in England in einem längeren Vortrage, in welchem er als Ursache die künstliche Ernährung der Säuglinge und die Benutzung des Schnullers anschildert. Die Flaschenmilch sei meist viel zu heiss, da die Wärterin sie nach ihrer eigenen Temperatur-Einschätzung misst. Die heisse Milch führe zu beständiger Reizung und Congestion der Mundschleimhaut und der Zahnhäute und diese wiederum entsiehe dem Zahnsäckchen die erforderliche Blutmenge.

Die grosse Neigung der nicht gestillten Kinder zu Erkrankungen ercht sich daraus, dass unter 40000 Kindern, die im Verlaufe von 27 Jahren (1861—1886) im Kinderspital zu München ärztlich controlirt und behandelt wurden, über $\frac{4}{5}$ (86%) überhaupt nicht gestillt worden waren; die wenigen G-Stillen waren überdies meist nur kurze Zeit an der Mutterbrust genährt worden.

Den unglücklichen Einfluss des Nichtstillens sowie der mangelhaften Ernährung und Pflege in der ersten Kindheit auf die körperliche Entwicklung der Bevölkerung hat Monod siffermässig nachgewiesen; er stellte fest, dass in einem Bezirke Frankreichs, in welchem wegen ausgedehnter Ammen-Industrie fast alle Kinder materiellos aufgezogen wurden, sich die Zahl der Militär-Euntauglichen in den Jahren 1860—1870 auf 31% — gegenüber 16% im übrigen Frankreich belief.

Fragen wir nach den Ursachen, warum in so ausgedehnten Gebieten und bei so weiten Bevölkerungskreisen das Nichtstillen der Kinder fast zur Regel geworden ist, so lässt sich auf Grund genauer Untersuchungen, die im Verlaufe der letzten Jahrzehnte an verschiedenen Orten angestellt wurden, der Satz aufstellen und beweisen: Bei einer grossen Zahl von Frauen gebriecht es an der genügend reichlichen Milchsecretion, um das Stillen der Kinder überhaupt oder doch längere Zeit fortzuführen.

Für München haben Escherich und Hüller den Nachweis erbracht, dass bei der grösseren Hälfte der Frauen der älteren Volksclassen (nabes 60%), die für ihre Kinder ärztliche Hilfe im Spital und in der Poliklinik anfeuchten, die Brustdrüse nicht im Stande war, ihre physiologische Function zu erfüllen; die wenigen gestillten Kinder wurden meist nur kurze

Zeit an der Brust genährt; trotz guten Willens in vielen Fällen betrug die Lactationsdauer bei den stillenden Frauen durchschnittlich kaum 2 Monate (genau 66 Tage); eine ähnliche Verkürzung der Lactationsdauer wurde auch anderswo — in Württemberg und Sachsen — constatirt. Ausserdem wurde festgestellt, dass die Stillfrequenz im Verlaufe mehrerer Jahrzehnte abgenommen hatte.

Für Stuttgart hat Fehling nachgewiesen, dass nur $\frac{1}{4}$ aller in der dortigen Anstalt entlassenen Frauen im Stande war, ihre Kinder allein zu stillen; ähnlich wie in München stellte sich heraus, dass das Convergieren, zu stillen, nicht nur ein trauriger Vorzug der besser situirten Gesellschaftsclassen ist.

In Freiburg i. Breisgau können nach den Untersuchungen Hegars nur 50% der Frauen ihr Kind etwa 6 Monate lang ausschliesslich an der Brust ernähren; nur 51% der Wöchnerinnen waren im Stande, etwa 10 Tage lang ihre Kinder ausschliesslich mit Muttermilch zu ernähren; ähnliche Verhältnisse herrschen in Basel.

In Halle, wo die Verhältnisse etwas günstiger als in Stuttgart und Basel gelagert sind, konnten nur $\frac{7}{8}$ der Wöchnerinnen etwa 10—12 Tage lang bei ausreichendem Milchquantum stillen.

Fragen wir, was die Hauptursache dieser Verhältnisse ist, so stimmen fast alle Beobachter darin überein, dass die mangelhafte Entwicklung der Brustdrüse, die Verkümmernng dieses Organs die Hauptrolle spielt. In Ländern wie z. B. in Norwegen und Schweden sowie in Bezirken, wo das Stillen der Kinder allgemein üblich ist, sind die Frauen fast durchweg im Stande, ihrer mütterlichen Pflicht nachzukommen — nach zuverlässigen Berichten oft 2 Jahre hindurch. Ähnliche Verhältnisse finden wir bei den Naturvölkern und bei den Säugethieren; würde bei ersteren die Milchdrüse in Folge von Verkümmernng ihre Dienste nicht leisten, so müssten die Stämme und Racen in kürzester Zeit aussterben.

Was nun die Ursachen der Verkümmernng der in Rede stehenden wichtigen Drüse betrifft, so sind dieselben offenbar verschiedenartig. — Die unzweckmässige Kleidung der Frauen, namentlich das zu enge Corset, ist nach dem übereinstimmenden Urtheil der Aerzte offenbar von Einfluss; schon vor 2 Jahrhunderten hat ein Arzt, Christian Gottfried Lehmann, die unzweckmässige Kleidung der Frauen als Ursache des Milchmangels beschuldigt. Namentlich in einigen Gegenden wie z. B. in der bayerischen Gegend (Oberbayern), in einzelnen Bezirken Tyrols und Vorarlbergs, in Nordholland ist die weibliche Kleidung allerdings so unzweckmässig, dass die Entwicklung der Brustdrüse in hohem Grade beeinträchtigt werden muss.

Als Ursache des Nichtstillens hat Hegar auch in den besseren Classen nicht mangelhaftes Pflichtgefühl, sondern die physische Unmöglichkeit, die mangelhafte Entwicklung der Drüse festzustellen.

Vor etwa 11 Jahren (1888) hat einer meiner Schüler, Dr. Altman, auf meine Veranlassung die Milchdrüsen von Frauen aus stillenden und nichtstillenden Gegenden anatomisch und histologisch untersucht; durch Vergleich der Drüsen bayerischer und schweizer Frauen hat er den Nachweis geführt, dass bei ersteren das recurrende Gewebe der Drüse mangelhaft angelegt war, offenbar in Folge einer ungenügenden Function, die sich auf mehrere Generationen erstreckt, ein Defect, wie auch von Kerschbaumer und anderen Beobachtern angenommen wurde, nur auf dem Wege der Vererbung entstanden sein kann. Auf anatomi-

schem Wege konnte so der Satz begründet werden, dass die bei den Frauen gewisser Gegenden so häufig beobachtete mangelhafte oder fehlende Milchsecretion in der Hauptsache auf vererbte Hypoplasie der Mamma, auf eine im Verlaufe von Generationen entstandene funktionelle Atrophie dieser Drüse zurückzuführen.

Welchen Einfluss die regelmäßige und durch den mechanischen Einfluss des Melkens künstlich gesteigerte Function der Milchdrüse auf die erblich übertragbare Entwicklung der Drüse, auf die Dauer und Quantität der Milchabsonderung auszuüben vermag, sehen wir bei unseren Hausthieren, den Kühen und Ziegen; bei diesen wirkt das Melken offenbar nach Art einer Massage, die zu localer Hyperämie und dadurch zur Steigerung der Milchabsonderung führt. — Durch Zuchtwahl d. h. durch Generationen hindurch fortgesetzte sorgfältige Auswahl der besten Milchthiere zur Zucht und durch die fast ununterbrochene Function der Drüse haben die Thierzüchter die grossartige jetzige Entwicklung des strotzenden Kuhenters erzielt, während dasselbe vor Jahrtausenden, wie dies deutlich an den Bildwerken der alten Aegypter und Phönicier zu sehen ist, im Vergleich zur heutigen Entwicklung der Drüse eine ganz minimale war.⁴⁾

Den Einfluss eines nur vorübergehenden functionellen Ausfalls auf die Milchdrüse sehen wir deutlich in solchen Fällen, wo die Frauen, die ihre ersten Kinder aus irgend welchem Grunde nicht gestillt haben, bei späterer Stillversuchung häufig bald eintretenden Milchmangel zeigen; in Folge des Nichtgebrauches der Drüse kommt es zur Verminderung der functionellen Leistungsfähigkeit, zur functionellen Atrophie.

Wird das Stillen durch mehrere oder viele Generationen unterlassen oder allzu kurz angeübt, so werden die Frauen der späteren Generationen in Folge der allmählich eingetretenen Verkümmern der Drüse gewissermassen unfähig, ihre nutritiven Mutterpflichten zu erfüllen.

Es hat den Anschein, als ob die Mamma, eine Drüse mit ausgesprochen intermittirender Function, von anderen fortwährend thätigen Drüsen sich wesentlich dadurch unterscheidet, dass der functionelle Ausfall, der naturwidrige dauernde Ruhezustand, viel leichter zur erblich übertragbaren Verkümmern und Verödung der Drüse führt, als die bei den übrigen drüsigen Organen der Fall ist.

Zur mangelhaften oder fehlenden Function der Drüse treten häufig noch Fehler der Warzen, mangelhafte allgemeine Ernährung, anämische Zustände, schwebende Einflüsse verschiedener Art, welche die Atrophie und Hypoplasie der Milchdrüse begünstigen.

Mit der fortschreitenden Verbesserung der Surrugate der Muttermilch, unter denen die von Soxhlet erfundene Sterilisation der Kuhmilch in erster Linie steht und deren segensvolle Wirkung damit in keiner Weise bestritten werden soll, ist zu befürchten, dass die rudimentäre Degeneration der menschlichen Brustdrüse immer weitere Fortschritte macht.

Dass durch Kreuzung, durch Verbesserung der Kleidung, durch bessere körperliche Erziehung des weiblichen Geschlechtes allmählich eine Besserung der Drüsenfunction herbeigeführt werden könne, ist möglich, aber nur allmählich zu erhoffen. Manches lässt sich sicher erreichen durch Belehrung der Frauen von Seiten der Aerzte

⁴⁾ Auf diese Thatsache hat gelegentlich einer Discussion im ärztlichen Verein zu München zuerst Medicinalrath und Centralimpfamt Dr. Ludwig Stumpf aufmerksam gemacht.

und Hebammen, durch beharrliche Inanspruchnahme der Drüse, vielleicht auch durch Främies für wenig bemittelte Frauen, die ihre Kinder säuglichst lange stillen. In Schweden hat man im vorigen Jahrhundert (1765) die Frauen von Seiten des Staates mit Strafen bedroht, als sie anfingen, ihre Kinder mit der Flasche zu ernähren. — Ein hervorragender Frauenarzt, Professor Hegar in Freiburg, empfiehlt als Gegenmittel eine Art methodischer Anlöse: Die heirathsfähigen jungen Männer müssten sich verschwören, nur Mädchen mit vollem Busen zu heirathen, wogegen die Mädchen sich verschwören könnten, nur solche Männer zu wählen, welche an der Mutterbrust gestärkt wären, da Vererbung durch den Sohn von der Mutter auf die Eskelin stattfindet.

Schliesslich scheint mir noch ein Punkt von Wichtigkeit: Bekannt ist die Vererbung des Carcinoms, sowie zahlreicher Neoplasmen gut- und bösartiger Natur für die weibliche Milchdrüse, so dass behauptet werden kann, dass kaum ein anderes Organ der Frauen mehr von diesen gefährlichen Feinden des Lebens und der Gesundheit heimgesucht wird, als die Mamma. Wenn auch in der Aetiologie der Mammatumoren verschiedene Momente wie z. B. Mastitis, Traumen und Ähnliches eine wichtige Rolle spielen, so unterliegt es für mich keinem Zweifel, dass die so hochgradige und ausgesprochene Disposition der Milchdrüse in der Hauptsache auf die functionelle und häufig erblich übertragene Atrophie derselben zurückzuführen ist. Diese Ausbarung schliesst sich an jene Erklärung an, wonach die Disposition zur Bildung von Tumoren vielfach eine angeborene ist — mit der Modificator, dass im vorliegenden Falle die anatomisch-histologische Grundlage in der Verkümmern der Drüse sich klar nachweisen lässt. — Ueber eine analoge Erfahrung verfügt die Pathologie der sogenannte Leutenböden, die meist halbseitig bei fehlendem Decensus des Organs als verknümmerte Drüse anfreist, ist ganz besonders zu malignen krebserartigen Tumoren (Sarkom) disponirt. Dass functionelle Störungen einzelner Körperorgane, auch wenn sie nicht direct zu Atrophie führen, in Folge einer gewissen Gleichgewichtsverschiebung der Gewebe und Zellen, Disposition zur Geschwulstbildung bedingen, dafür sprechen mancherlei Erfahrungen: sie so überaus häufig gut- und bösartigen Neubildungen der Ovarien und des Uterus, die ich als Merkmale der Degeneration der Rasse ansehe und die bei Thieren,⁵⁾ die unter naturgemässen sexuellen Verhältnissen leben, fast unbekannt sind, sind in der Hauptsache und in ihren letzten Ursachen ebenfalls auf fortgesetzte und oft viele Generationen betreffende functionelle Störungen zurückzuführen.

Wenn die geschichtliche Auffassung der Aetiologie der Mammatumoren die richtige ist, dann müssen in Gegenden und Bezirken, wo das Stillen der Säuglinge die Regel ist, die Mammageschwülste und namentlich das Carcinom erheblich seltener vorkommen, als in Gegenden, wo das Stillen nicht Sitte ist, wie Punkt, über den ich siffernmäßige Nachweise nicht zu erbringen vermag.

Die zweifelhafte Thatsache der erblich übertragbaren Verkümmern einer für den Bestand des Menschengeschlechtes so wichtigen Drüse, wie der menschlichen Mamma, lässt sich ferner für die viel discutirte Frage der Vererbung erworbener Defecte verwerten: es handelt sich hier um eine erblich fixirte Instabilität

⁵⁾ Ebenso bei Naturvölkern, die unter normalen Verhältnissen leben.

tät eines Organs, nm Vererbung einer functionellen Atrophie. Eine eingehende Discussion dieser wichtigen Frage von der Vererbung erworbener Eigenschaften liegt ausser dem Bereiche meines Themas und beschränke ich mich auf einige Worte.

Wenn ein Zoologe (Götze) sich vor Kurzem noch dahin geäußert hat, dass die fertigen Individuen auf ihre Nachkommen gar nicht vererben und dass die einige unantastbare Erfahrungstatsache der Vererbung, nämlich die körperliche UeberEinstimmung von Eltern und Nachkommen, ausschliesslich auf ihrem gemeinsamen Ursprung beruhe, so erscheint eine Verständigung kaum möglich, wenn man versucht, diese Sätze auf das pathologische Gebiet zu übertragen. Ich erinnere nur an die Verschiedenheit der Constitution richtiger Geschwister, von denen die älteren, von jungen kräftiger Eltern erzeugt, doch normal sind, während spätere Kinder, nachdem die Eltern durch Krankheit, Alkoholismus, Alter oder mangelhafte Ernährung heruntergekommen sind, sich in Bezug auf Körperconstitution sehr unvorteilhaft von ihren älteren Geschwistern unterscheiden. — Wenn eine Nase oder ein Organ unter dem Einflusse äusserer Schädlichkeiten — und das rechne ich den Nichtgebrauch und die mangelhafte Inanspruchnahme eines Organs — im Laufe vieler Generationen degenerirt und atrophisch wird, so zeigt die körperliche Uebereinstimmung der Nachkommen mit den Vorfahren eine Lücke, die sich nur durch Vererbung erworbener Eigenschaften erklären lässt. — Eine gewisse Concession enthält allerdings ein späterer Satz Götze's, wonach ein Einfluss der Individuen auf die in ihm eingeschlossenen, langsam heranreifenden Keimzellen nicht zu leugnen sei; dieser Einfluss des Individuums auf seine Keime könne jedoch kein anderer sein, als der irgend eines anderen milieu ambient, wie ein solcher auch später auf die selbständig gewordene Nachkommenschaft einwirkt.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Bedeutung der Kindersterblichkeit im Allgemeinen.

Wenn ein Autor (Dr. Otto Zachariae) den Satz aufstellt, „dass die enorme Kindersterblichkeit der grossen Städte die Pforte sei, durch die alle diejenigen jungen Leben, für welche kein Gedeck an dem grossen Gastmahl der Natur aufgelegt ist, sich wieder entfernen müssen“, so klingt das fast wie ein Naturgesetz und erinnert an jene Auffassung, wonach die Kindersterblichkeit einen zweckmässigen Regulator darstelle, der nach Analogie mit den Sitten der alten Spartaner, die bekanntlich alle schwächlichen und körperlich defecten Kinder von Staatswegen beseitigten, dafür sorgte, dass alles widerstandlose und schwächliche Kindermaterial rechtzeitig verschwinde.

Gegen diese nahezu barbarisch zu nennende Auffassung ist einzuwenden, dass, wie die Verschiedenheit der Procentstiffer und die verschiedenen geographische Vertheilung der Kindersterblichkeit, sowie die in den letzten Jahrzehnten vielfach beobachtete Besserung der Verhältnisse deutlich lehren, von einem Naturgesetz keine Rede sein kann, dass leider auch zahlreiche kräftige Kinder der fehlerhaften künstlichen Ernährung, der Indolenz und Gleichgültigkeit zum Opfer fallen.

Welche Summe von Elend, von Kummer und Sorgen, von Schmerz und Leid, von antiques gepfeifter körperlicher Gesundheit und wirtschaftlichem Kapital verhängt sich in den erschreckenden Ziffern der Kindersterblichkeit, die sich noch erheblich steigern, wenn man die Sterbe- und Mektanzungstiffern zwischen dem 1.—5. Lebensjahre hinzurechnet und die vielfach mit

Einschluss der Säuglingsterblichkeit fast die Hälfte aller Gebohrnen umfasst, wenn man die gesundheitsliebte spätere Schädigung ganzer Generationen berücksichtigt!

Abgesehen davon, dass die natürliche Ernährung der Säuglinge in der Regel auch die billigste Art der Ernährung ist, schädigt, wie wir gesehen haben, jede Mutter, die im Stande wäre, ihr Kind zu stillen und diese Pflicht ohne zwingende Gründe nicht erfüllt, nicht bloss ihr Kind, sondern indirekt auch ihre spätere Nachkommenschaft — durch Vererbung der mangelhaft entwickelten Milchdrüsen.

Herr Dr. Alhn-Berlin:

Der Herr Vortragende hat nur kurz den Einfluss der Kleidung auf das Zustandekommen der Verkümmernng der Brustdrüsen gestreift. Ich glaube aber, dass diesem Moment eine hervorragende Bedeutung zukommt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass namentlich die schwere Schädigung, hoch hinaufreichenden Corsets eine durch das Hinaufdrängen und die Compression rein mechanisch eine Atrophie derselben hervorruft, und wenn man in Betracht zieht, dass die Sitte des Corsettragens in neuerer Zeit nicht nur in den besseren Gesellschaftskreisen, sondern hin in die ärmste Bevölkerung hinein sich ganz allgemein verbreitet hat, so ist es sehr wohl möglich, dass sie einen Theil der Schuld an der immer mehr zunehmenden Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder selbst zu nähren, trägt. Die Erschlaffung der Brustdrüsen wird nach der Entbindung um so stärker, je mehr sie noch in der Schwangerschaft gedrückt und an ihrer natürlichen Lage verschoben worden sind. Die Verkümmernng der Drüsenorgane ist nicht wieder rückbildungsfähig, und deshalb lässt sich das einmalige und erste Versäumniss der Mütter nie wieder gut machen. Dass sich die so erworbene Anomalie vererben kann, namentlich wenn die nachfolgenden Generationen es besser zu machen sich nicht ernstlich bestreben, kann nach der Analogie zahlreicher Erfahrungen der Pathologie kaum bezweifelt werden.

Herr Dr. Francke-München:

Zunächst wollte ich mir zu bemerken erlauben, dass eine Seite in dem Vortrag nicht hervorgehoben ist (es war das wohl nicht beabsichtigt, aber es liegt so nahe), dass das Nichtstillen eines grossen Einflusses auf die Gesundheit der Frau selbst hat. Thatsächlich wird die Frau, die ihr erstes Kind gestillt hat, viel gesünder. Ich kann das aus meinen Erfahrungen als Arzt sagen; die Frauen erfahren eine normale, richtige Rückbildung ihrer Unterleibsorgane. Die Frauen leiden, die so viele Eltern angeschlossen machen, werden dann, wenn der Wunsch des Herrn Dr. Hollinger in Erfüllung geht, geringer, im Allgemeinen wird die Lebensfreude der Frau eine grössere werden. Ich spreche da meine feste Ueberzeugung als Arzt aus, wir kommen in viele Familien hinein und können das durchrechnen.

Der Grund, warum die Frauen nicht stillen, liegt meiner Ueberzeugung nach auch nicht im Alkohol; es mögen die Corsets eine Rolle dabei spielen, sie ist aber nicht so gross. Was ich immer gefunden habe, ist der Umstand: die Frauen sind zu bequem. Es ist viel schöner, wenn man Nachts nicht gestört wird und wenn man nach drei Wochen schon wieder in's Kaffeekränzchen und in's Theater gehen kann. Ich bin in München thätig, auf dem Lande mag manches anders sein. In München sagt man, ich muss wieder in Gesell-

schaft, ich habe keine Zeit, dem Kinde alle zwei Stunden aufzuwarten.

Ob es besser werden kann? Ich glaube. Auch dort, wo es traditionell geschehen ist, dass die Mutter nicht gestillt hat — und es gibt derartige Familien — noch dort habe ich beobachtet, dass durch eine intensive Vorbereitung während der Schwangerschaft, dann durch einen rechten Willen der Hebamme und der Wöchnerin eine Funktionsfähigkeit der Brustdrüsen auf einmal einsetzt; kleine Erisen fangen an, auf einmal aufzuschwellen und eine Masse Milch zu liefern, durch den natürlichen Reiz, der gegeben war. Das ist nicht eine Erfahrung, die ich in einem Falle gemacht hätte, sondern die ich mehrmals machte. Ich bin fest überzeugt, wenn man nicht gleich nachlässt in den Bestrebungen, wenn nicht gleich im ersten Moment Milch kommt, dass man dann in vielen Fällen noch zu befriedigendem Ergebnisse gelangt. Aber freilich, diese Fragen gehören mehr in das medicinische Gebiet und können hier nur gestreift werden. Ich wollte nur zum Ausdruck bringen, dass wir Aerzte wünschen müssen, dass der Vortrag recht weite Verbreitung findet, damit die Sache von allen Seiten unterstützt werde.

Herr R. Virchow:

Ueber die Darstellung und die darauf begründete Messung der Gesichtsbreite.

Sie haben mich schon gehört, wie grossen Werth man auf die Gesichtspunkte legt, welche für die physiognomische Darstellung des Gesichts von Wichtigkeit sind. Diese Messung ist eine der schwierigsten Aufgaben, weil es an solchen Messpunkten fehlt, wie sie an anderen Stellen des Körpers gegeben sind. Man misst überhaupt am leichtesten und am sichersten, wo man bestimmte Punkte hat, die gleichsam von Natur bezeichnet sind, kurzweg anatomische Punkte. Wenn wir bestimmt benannte Theile haben und von da aus messen können, so gewinnen wir für Alle gleich annehmbare Maasse. Am Gesicht ist es sehr viel schwieriger, solche Punkte zu finden, als anderswo am Körper. Wenn wir z. B. einen Kopf von vornher betrachten, so tritt uns sofort die Frage entgegen, was ist „Breite des Gesichts“?

Die physiognomische Breite resultirt, wie bei der Profilbetrachtung leicht zu sehen ist, daraus, dass verschiedene nacheinander hervortretende Abschnitte des Gesichts scheinbar in dieselbe Ebene treten und in dieser Ebene fixirt werden. Die Umgrenzung dieser Ebene wird durch den Contour des Profils im Ganzen gegeben, aber innerhalb desselben liegt eine Reihe einzelner Theile, die jeder für sich hervorragende Punkte bilden, aber nicht den äusseren Contour erreichen. Wir sehen dem Menschen zunächst in die Augen und geben dann ein klein wenig herunter. Wo aber sollen wir die Breite des Gesichts messen?

Da ist es eine stark hervortretende Punkt, ganz vorn in dem vorderen Abschnitt der Wangengegend; ein anderer liegt weiter nach rückwärts, etwa auf der Mitte des Wangenbeines; der dritte erscheint unterhalb der Schläfe ganz nach hinten hin, so dass er fast in die äusserste Grenzlinie der Profillebene fällt. Wenn wir nun an einem Schädel die Breite messen wollen, so können wir von dem Punkte aus messen, der am meisten nach hinten und vorne vorspringt; er entspricht einem Knochenvorsprung am Wangenbein, der Tuberositas zygomatico-maxillaris. Wir können aber auch auf der Fläche des Wangenbeines messen, indem wir die

Spitzen des Tastercirkels jederseits auf einen homologen Punkt der Fläche der Wangen aufsetzen. Wir kennen die beiden Flächen ungefähr, sie sind nicht parallel, im Gegenheil, sie stehen schief gegen einander. Inwiefern aber kann man sich auf ihnen einen Punkt aussuchen, um von da aus zu messen? Aber die vorher genannte Tuberosität ist ein anatomischer Punkt; der ist unveränderlich. Auch beim lebenden Menschen können wir durch das Fleisch hindurch auf den Rand des Wangenbeines kommen, wenn wir ein wenig drücken, aber an der Fläche hört alle Sicherheit der Vergleichung auf. Man hat die Wahl, je nach Umständen mehr nach vorn oder mehr nach hinten zu gehen; man bekommt also je nach Belieben grössere oder kleinere Maasse.

Weiter nach hinten folgt ein Vorsprung, der zu einem grossen Theile dem Schläfenbein angehört; er bedingt die Anhebung des Jochbogens, der über dem Ohr beginnt und bis an einen hinteren Fortsatz des Wangenbeines reicht. Dieser Fortsatz hat eine sehr variable Gestalt und Länge; seine äussere Fläche und die Stelle des am meisten vorspringenden Punktes haben eine verschiedene Lage.

Ich habe bei dem Bestreben, welches ich von Anfang an in die anthropologische Messungen zu bringen suchte, anatomische Punkte zu finden, mit Berücksichtigung des späteren vorderen Punkt genommen, d. h. die vorher genannte Tuberosität, weil man bei jedem Menschen, wenn man vorher genau anfing und bei der Messung ein wenig drückt, fühlen kann, wo die grösste Prominenz liegt. Indess, ich erkenne es an, dieses Maass ist nicht immer ganz correct; man kann nicht genau die Stelle fixiren, welche als Messpunkt dienen soll. Die Haut verschiebt sich leicht etwas unter dem Messen. Ich behaupte also nicht, dass das ein fehlerfreies Maass ist. Es gibt überhaupt kein Maass in dieser Gegend beim lebenden Menschen oder an einem nicht mesurirten Schädel, welches frei ist von Fehlern und eine gewisse Zuverlässigkeit bietet. Aber wenn wir alle Maasse vergleichen, welche überhaupt möglich sind, so behaupte ich, dass das genannte Maass die geringsten Fehler ergibt. Sie werden sich auch klar machen, dass wir gewohnt sind, ein menschliches Gesicht nicht nach den hintersten Theilen desselben zu beurtheilen, sondern wir begnügen uns damit, wesentlich den vorderen Abschnitt des Gesichtes zu nehmen, welcher der eigentlich physiognomische bestimmdende ist. Wir Anatomen haben auch ein Interesse an der physiognomischen Betrachtung, wodurch wir in Uebereinstimmung mit Malern, Bildhauern und Photographen kommen. Diese alle haben kein Interesse, darzustellen, wie das Gesicht sich von hinten her zeigt, sondern sie wollen das Gesicht als Gesicht geben, und dann dient der Abschnitt, der ungefähr begrenzt wird durch die Lage der Tuberositas zygomatico-maxillaris. Ich bin deshalb lebhaft angegriffen worden. Ich will das Einzelne hier nicht vorführen, ich habe nur des Wenigen, Ihnen einmal die Sache correct in geometrischer Zeichnung zu zeigen und nachzuweisen, was man da vorzugsweise in's Auge zu fassen hat.

Ich habe daher aus einer grösseren Sammlung von Abbildungen eine kleinere Zahl ausgewählt, die Ihnen vielleicht am meisten einen Einblick gewähren wird in das Wesen dieser Verhältnisse. Ich werde sie später in grösserer Zahl publiciren. Heute will ich nur kurz bemerken, dass ich rein empirisch, nachdem ich eine Reihe geeigneter Schädel) ausgemessen hatte, fand, die erste praktische Probe müsste gemacht werden in Fällen, wo bei der Betrachtung eine grössere Breite des Ge-

sichtes hervortritt. Schmale Gesichter sind an sich kleinere Ziele, nebenbei häufig mit wenig hervorragenden Eigenschaften ausgestattet, dagegen die breiten Gesichter sind vorzugsweise diejenigen, die als von der gewöhnlichen Form abweichende sich darstellen.

Wie gross die Differenzen sind, können Sie leicht aus den Abbildungen ersehen. Es ist immer derselbe Maassstab genommen und es sind ganz genaue geometrische Darstellungen, so dass Sie, wenn Sie die Breitendurchmesser vergleichen, sofort ersehen können, welche colossale Verschiedenheiten in Wirklichkeit vorkommen. Da sind exquisite Kalmücken, die vorzugsweise von der ganzen übrigen Gesellschaft durch breite Gesichter sich auszeichnen. Hier ist einer der schönsten griechischen Köpfe dargestellt, ein echter athenischer Kopf aus der alten heiligen Strasse. Im Gegensatz dazu sei ich ein sehr interessantes Stück, den schmalsten Kopf, der mir überhaupt jemals vorgekommen ist; er stammt aus Vorderindien, von einem Tamilen. Er besitzt eine höchst frappierende Schmalheit, aber das Gesicht ist nicht in demselben Maasse schmal, wie der Kopf; man muss sich in Acht nehmen, das eine Maass auf die anderen zu übertragen.

Ich will kurz das Resultat meiner empirischen Methode sagen. Indem ich alle Maasse von dem auffällig breiten Kopf bis zu dem äusserst schmalen zusammenstellte, bin ich dahin gekommen, vier Kategorien zu bilden. Ich habe dieselben nach zwei verschiedenen Breitenmassen neben einander gestellt: nach solchen, bei denen die Jochbögen als Ansatzpunkte für die Bestimmung des Jugaldurchmessers gedient haben, und nach solchen nach dem Maxillardurchmesser (Tuberositas). Für den grossen Breitendurchmesser, den jughalen, habe ich vier Kategorien erhalten, deren Breitenverhältnisse in folgender Reihenfolge sich darstellen:

1.	151 mm bis 140 mm,
2.	139 " " 133 "
3.	129 " " 121 "
4.	117 " " 116 "

Die Differenz geht also von 151 bis 116 = 45 mm. Nun sind ja grosse Schwankungen selbstverständlich, was ich im Einzelnen nicht weiter verfolgen will, aber die Grösse der Variation ist gewiss bemerkenswerth. Ich möchte nur noch besonders hervorheben, was unser europäisches Breitengesicht anbetrifft, so ist die erste Kategorie, die am meisten charakteristische Gruppe die der Holländer, der alten Holländer, die in der äusseren Erscheinung am nächsten sich den Norditalienern und den Alpenbewohnern nähern. Auch Davos gehört zu den Breitköpfen. San Remo hat bei mir nur 121 mm, Davos 136 mm.

Das zweite Maass ist das kleinere, das malare, das des Vordergesichtes, von der einen Tuberositas symmetrico-maxillaris bis zur anderen, mit folgenden Kategorien:

1.	110 mm bis 100 mm,
2.	78 " " 92 "
3.	80 " " 80 "
4.	68 " " — "

also Differenz 42 mm, weniger gross als bei dem Jugal-durchmesser.

Im Einzelnen stellen sich ziemlich auffällige Verschiedenheiten nach den geographischen Regionen heraus. Da will ich kurz hervorheben, dass die Europäer in all den verschiedenen Kategorien repräsentirt sind, aber es ist unverkennbar, dass die nördlichen

Gruppen, die mehr gegen den Pol hin wohnen, und die Bewohner der subpolaren Regionen vorzugsweise die breite Gesichtsform haben. Heute will ich mich darauf beschränken, an diesen Abbildungen den erkennbaren Gegensatz gezeigt und Ihnen eine Erklärung gegeben zu haben, weshalb ich für mich dem physisch-geographischen Maass (hier also dem malaren) den Vorrang gebe. Wir Anthropologen müssen uns einfügen in die allgemeinen Grenzen der Anschauung, und diese werden immer bestimmt werden durch dasjenige, was in der Kunst als massgebend erkannt ist.

Herr R. Virchow:

Ueber Centralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie.

Ich möchte kurz besprechen einen Punkt, der die allgemeine Aufmerksamkeit der Gesellschaft wohl verdient, da er von sehr grosser, wichtiger Bedeutung ist. Es sind nämlich seit einiger Zeit Bestrebungen hervorgetreten, die scheinbar mit uns nichts zu thun haben, die sogar auf den ersten Blick geeignet erscheinen, uns zu fördern; es wird beabsichtigt, für ganz Deutschland Centralinrichtungen zu schaffen, für welche sämtliche Gegenstände unseres Gebietes und ausserdem noch die römischen Alterthümer als das eigentliche Arbeitsfeld besichtigt werden. Man will eine Reichsanstalt gründen, welche weitere Organisationen in den einzelnen Gegenden und Provinzen des Reiches herstellen, alle Funde sammeln und dann in centralisirter Form die Publicationen besorgen soll. Das ist nun so verführerischer, als im Angebliche die centrale Reichsbehörde grössere Neigung hat, mit nicht ansehnlichen Mitteln auszugreifen, namentlich für Zwecke der colonialen und maritimen Unternehmungen. Man möchte eine Art von prähistorischen Anstalten schaffen unter einer Reichsanstalt, die als deren eigentlicher Mittelpunkt erschiene. Mehrere von uns, Hanke, Voss und ich befanden uns während dieser Periode an der Stelle, wo die Reichsleitung schon jetzt herantritt, in dem sogenannten römisch-germanischen Museum von Mainz. Wir sind alle drei Mitglieder des Vorstandes dieses Museums, und ich darf wohl annehmen, dass Sie alle antereicht sind, dass diese Anstalt ursprünglich entstanden ist auf den Wunsch und den lebhaften Antrag der historischen Vereine. Die historischen Vereine Deutschlands waren es, welche zuerst betonten, es müsse ein Mittelpunkt geschaffen werden, wo insbesondere die römischen Funde concentrirt und gesammelt würden. Diese Seite ist daher auch vorzugsweise entwickelt worden, aber man hatte von Anfang an doch eine Art von innerer Trennung gemacht, indem man für die Mainzer Sammlung verlangte, dass sie in vollständiger Uebersicht alles dasjenige enthalte, was zur übersichtlichen Darstellung der römischen Periode in Deutschland diene, und da Originalstücke nicht überall zu beschaffen waren, hätte man von vornherein den zweckmässigen Gedanken, Nachbildungen der überhaupt vorhandenen zu machen. So kam unter der geschickten Leitung Ludwig Lindenschmits jene bewundernswürdige Sammlung zu Stande, in der die Nachbildungen allerdings einen hervorragenden Antheil haben, aber auch eine nothwendige Ergänzung des Museums darstellte. Wir sind mit uns die Majorität des Vorstandes haben gefunden, dass im Grossen und Ganzen dieser Gesichtspunkt derjenige ist, der festgehalten werden sollte, und dass man nicht umgekehrt übergeben sollte an einem Versuch, sei es

durch stärkere Betonung des römischen Elementes, sei es durch stärkere Betonung des eigentlich vaterländischen prähistorischen Elementes, eine andere Richtung in die ganze Anstalt zu bringen. Indes, es waren damals sehr energische Coalitionen, kann ich wohl sagen, vorhanden, die das nicht wünschten; am stärksten waren sie damals auf Seite der römischen Forschung; daron haben Sie wahrcheinlich schon gehört. Nachdem zum Theil auf unser eigenes Betreiben die Untersuchung des Limes in grüster Ansehung in die Hand genommen war und man an allen Ecken und Enden gewisse alte Dinge fand, war das erste, das man sagte, es muss ein Limes-Museum gemacht werden. Dies geschah aber nirgends besser untergebracht zu sein, als gerade in Mainz, wo das bestehende Museum verstärkt und durch Anbauten erweitert das gesammte Limesmaterial aufnehmen könne. Dem schloss sich auch die specifisch römische Richtung an mit dem Wunsche, eine Anstalt zu haben, wesentlich für römische Dinge und für classisch geschnitte Beamte.

Wir haben uns entschieden dem widersetzt, da wir nicht wussten, wie aus dem Mainzer Museum ein Limes-Museum gemacht werden könne. Es ist dann auch diese Absicht zurückgetreten. Daher ist in neuester Zeit der Gedanke in den Vordergrund getreten, auf der Saalburg bei Homburg ein besonderes Museum zu gründen, wohin wesentlich die Limesachen gebracht würden. Darüber will ich nicht streiten. Aber wir waren der Meinung, dass wenn einmal das Mainzer Museum für die Limesdinge bestimmt würde, der grösste Theil dessen verfallen müsse, was wir gegenwärtig erzielt haben.

Dieser Plan ist, glaube ich, wohl abgewendet, und man ist auf eine abgeschwächte Form von Reichsanstalt verfallen, an der vorläufig die Reichsbibliotheken noch mit grosser Energie theilhaben. Das ist die Frage, die im Laufe der nächsten Zeit in irgend einer Form zur Klärung gebracht werden muss. Ich will hier besonders hervorheben, dass wir — ich glaube auch im Sinne meiner Collegen an sprechen — die Besorgnis haben, dass bei manchen dieser Ziele es sich nicht so sehr um sachliche, als um persönliche Wünsche handelt, insbesondere um den Wunsch, dass gewisse bevorzugte Männer, welche sich in römischer Forschung ausgezeichnet haben, in bessere Gehaltsstellungen gebracht würden. Wie weit es gelingen wird, diesen Wunsch auf ein erträgliches Mass zurückzuführen, kann ich im Augenblicke nicht überschauen; ich glaube aber, es würde zweckmässig, ja merkwürdig sein, dass man in ganz Deutschland ungefähr weiss, was bevorzugen könnte, und dass man sich die Frage vorlegt, wie weit eine solche Organisation vortheilhaft, nützlich und arbeitswerth erscheine.

Dass eine solche Centralisation schöne Resultate ergeben kann, haben wir an verschiedenen Orten gesehen; man hat in Italien, in Oesterreich, in Russland derartiges sehr energisch in Angriff genommen, auch in Frankreich ist Aehnliches geschehen, nur in England hat man sich gewiegert. Bei uns sind wir an dem Punkte angelangt, wo es sich entscheiden muss, ob eine solche centralisirte Thätigkeit angestrebt, oder ob diejenige Art der Thätigkeit, die wir bis jetzt gepflogen haben, die Localforschung nach freier Wahl, weiter gefördert werden soll. Unsere Gesellschaft, wie sie da ist, ist eben der Ausdruck der freien Thätigkeit, einer Thätigkeit, welche aus dem Volke herausgewachsen ist, welche im Volke ihre Stütze hat, im Volke ihre Kraft sucht und in dem, was sie an

Stande gebracht hat, einen trefflichen Ausdruck gerade dieser nationalen Kraft darstellt. Ob es möglich sein würde, diese Thätigkeit durch eine Reichsanstalt zu ersetzen — das habe ich den Herren vom Reich auch wiederholt auseinandergesetzt — erscheint mir sehr zweifelhaft. Denn gegenwärtig liegt die Sache so: wie in dem Eröffnungstück, das uns neulich hier so geschickt vorgeführt wurde, die Württembergische und die Badenserin auseinander gerietzen, so gerathen heutzutage auch die communalen Elemente auseinander, und ich kann sagen, wir in Berlin haben auch schon ein solches Stück centralisirter Thätigkeit erlebt, indem dem Museum für Völkerkunde mehr Mittel gegeben sind, mehr Personal geschaffen wurde, und die Forschung dadurch gefördert werden konnte; Herr Veas konnte seine Beamten hinanschicken, wenn die Beschaffung von einem Funde da oder dorthier gekommen war, und die Sachen nach Berlin bringen lassen u. a. w. Das haben die Herrschaften in der Provinz sehr übel genommen, und die Folge davon war, dass eine allgemeine Opposition, wenn auch nicht eine bewaffnete, aber eine recht energische in der Provinz sich erhob. Man sagte mir, wir werden es schon machen, wir brauchen Euch nicht, behaltet Eure Embleme für Euch. Geld natürlich will jeder haben, und da ist auch die Gefahr, dass wenn die Reichsanstalt mit einem grossen Geldbudget ausgestattet würde, dann allerdings die Concurrenz recht fühlbar, vielleicht drückend werden würde. Die Besorgnis besteht allerdings nach meiner Meinung, darauf wollte ich hinweisen, dass wenn diese centralistischen Bestrebungen eine starke Ausbildung erlangen, dadurch die provinciale Thätigkeit lahm gelegt werden wird, und nicht bloss die provinciale, sondern auch die locale Thätigkeit. Nehmen Sie z. B. Herru Köhl mit seiner anhaltenden und immer fortgehenden Thätigkeit; wenn er nicht weiter an thun hätte, als für eine Reichsanstalt zu arbeiten und die besten Sachen dahin abzugeben, dann würde er nach kurzer Zeit sagen, ich gehe lieber wo anders hin, wo ich freier bin. Ich hemmte dies nur, um dahin zu wirken, dass alle diejenigen, welche es wirklich für einen nationalen Gewinn halten, dass die freie Thätigkeit erhalten und wenn möglich erweitert wird, auch sich zur Abwehr aufmachen. Wir alle sind nicht dagegen, dass eine gemeinsame Zusammenfassung der Resultate erzielt wird; niemand wird sich dagegen wehren, das, was er in seinen kleinen Grenzen erzielt, auch dem grossen Ganzen mitzutheilen, aber dass das nicht geschehe durch eine Centralinstanz, welche befehlend und besahndend auftritt, scheint mir etwas Wünschenswerthes zu sein. Es werden grosse Mittel gebraucht werden; auch wir würden kein Bedenken tragen, das Reich zu eruchen, wenn wir Mittel brauchen, wie es die Naturforscher z. B. bei der Polarforschung gethan haben, aber so weit wir es machen können, muss ich sagen, würde ich es für besser halten, wenn die locale Thätigkeit nicht bloss erhalten, sondern auch noch gestärkt würde. Wenn eine Hebelde eingesetzt wird, welche alles centralisirt, so kann das leicht ein Uebel werden, denn wir dürfen nicht darauf rechnen, dass sie in der milden Form auftritt, welche die Selbstverwaltung nicht beschränkt. Ich bin überzeugt, dass Sie schon im nächsten Jahre Weiteres hören werden. Es standen 30000 Mark im neuen Reichsstat, die sind im Augenblicke nicht zur Erlöschung gekommen, können aber in wenigen Monaten vielleicht verstrickt erscheinen, und dann werden sie mit einem Schwanz von Beamten befaßt sein, der bisher noch keine Verwendung gefunden hat. — Ich stelle keinen Antrag.

Herr Professor Dr. Rudolf Martin-Zürich:

Die Ureinwohner der malayischen Halbinsel.

Seit den grundlegenden Untersuchungen Logan's hat die Inlandbevölkerung der malayischen Halbinsel stets das Interesse der Fachanthropologen in Anspruch genommen, ein Interesse, das durch neuere Reisen, besonders diejenigen Milchko-Maclays u. Stevens immerfort wachgehalten wurde.

Da aber bei allen diesen Reisen die exactere physich-anthropologische Beobachtung etwas kurz wegkam, entschloß ich mich, wenn irgend möglich, diese Lücke auszufüllen und hatte dann im Frühjahr und Sommer 1897 Gelegenheit, einen grossen Theil der Halbinsel zu erforschen und anthropologische Aufnahmen zu machen.

Die abgeschlossenen Resultate dieser Reise kann ich Ihnen heute allerdings noch nicht vorlegen; ich stehe noch mitten in der Verarbeitung der mitgebrachten Materialien und muss mich daher auf eine kurze Skizze der einfacheren Verhältnisse beschränken.

Das Land, in das ich Sie führen will, geniesst in Europa nicht gerade den besten Ruf, und man hat es vielfach als eine Tollkühnheit bezeichnet, in jene von ausgezeichneten Sumaforscher bedeckten und von den heimtückischen Malayen bewohnten Regionen einzudringen. Gewiss sind weite Strecken der Westküste von Mangrovedümpfen umsäumt, in denen das Reisen nicht gerade angenehm ist, aber im Innern wird die Halbinsel, in der Art eines Rückgrates, von einem mächtigen Gebirge durchzogen, das Erhebungen von 1500 m zeigt und sich erst im äussersten Süden in einzelne Gebirgszüge auflöst. Um dieses, an einigen Stellen der Halbinsel ziemlich breit entwickelte und complicirt gegliederte Centralgebirge schlingt sich ein leicht welliges Hügelland, von zahlreichen, weit hinauf schiffbaren Flüssen durchzogen und erst an dieses schliesst sich dann die eigentliche Ebene an, angefangen aus dem Detritus der Gebirge, den Regen und Wind herabgeführt und hier abgelagert haben. Dies ganze Gebiet, mit Annahme einiger Flussniederungen und Ebenen ist auch heute noch grösstentheils von Jungle, dem dichten, indischen Urwald, bedeckt, nur im Westen beginnt die Art des europäischen Pflanzers Brechen in diese grüne Decke zu schlagen.

Ich habe die orographischen Verhältnisse und den Vegetationscharakter des Landes kurz berichtet, weil dadurch die Völkervertheilung regulirt wird.

Die Malayen, die seit dem 12. Jahrhundert theils direct von Sumatra, theils über die Inseln des Sädens in die Halbinsel eindringen, siedelten sich natargemäss längs den grösseren Flussläufen und in den fruchtbareren Ebenen an, wo sie ihren Reis bauen konnten.

Später kamen dann Siamesen und Chinesen in's Land, im Bestreben, die reichen Zinnsehätze zu heben und auch diese verbreiteten sich vorwiegend über die Alluvialebenen, in denen sich heute noch das meiste Zinn gewonnen wird. Nur einige Gruppen von Dajak und Battak drangen auf ihrer Suche nach Goldspecula tiefer in's Land ein, haben aber die Völkervertheilung nicht beeinflusst, da sie nur als periodische Besucher auftraten. Das Gleiche gilt von den Engis, die wie die frühistorischen indischen Ansiedler sich nur auf einige Küstenbezirke beschränkten.

Die Malayen sind also nicht die Autochthonen der nach ihnen benannten Halbinsel, sondern nur Colonisten; sie fanden bei ihrem Eindringen bereits eine Bevölkerung vor: zunächst an der Küste die sog. Orang laut, d. h. jeno vielfach gemischten Seezigeuner, die sich an

allen Küsten der indischen Inselwelt herumtrieben, dann im Innern die eigentlichen Autochthonen, wilde Stämme, die sie nie orang nang, orang bukit, orang dalam, d. h. „Menschen des Waldes“, „der Berge“, „des Innern“ u. dgl. bezeichneten.

Mit diesen Stämmen fand im Laufe der Jahrhunderte, vor Allem in den ersten Zeiten nach der Einwanderung, im Süden eine ziemlich intensive Mischung statt, während sich die mehr nördlich wohnenden Stämme vor dem vordringenden, malayischen Einflusse immer mehr in's Innere und in die Wälder zurückzogen. Dieser Process lässt sich noch verfolgen und wir werden daher die reinen Repräsentanten jener Stämme hento nur noch im Herzen des Landes suchen dürfen.

Ich habe diese Stämme oben als Autochthonen bezeichnet, verdienen sie wirklich diesen Namen?

Der Begriff der Autochthone hat immer etwas Relatives, und es genügt hier, den Beweis zu erbringen, dass die his jetzt gefundenen Sparen einer früheren Besiedelung der Halbinsel sich recht wohl auf die heutigen Inlandstämme beziehen lassen. Diese Sparen sind dreierlei Art: Zunächst betreffen sie Funde, die in Höhlenwohnungen, d. h. in sog. „rock shelters“ oder „abris sous roche“ gemacht wurden und die die Anwesenheit der Menschen in denselben abweist, sicher beweisen. In diesen Höhlen — sie sind am Ipoh herum sehr zahlreich — ist der Boden bedeckt von einer 3—4 m dicken Schicht — einem Conglomerat von Land- und Süswassermuschelchalen, darnebst mit zerbrochenen, zum Theil angebrannten thierischen Knochen, Stücken gebrannter Erde, Kohlenreste und Hämatit.

In einer derselben fanden sich unter Anderem zwei Mahlsteine aus Granit sammt dem dazu gehörigen Reiber und in einer anderen hat Wray im Jahre 1891 sogar menschenliche Skelettheile ausgegraben, die aber so zerbrochen waren, dass sie nicht mehr bestimmt werden konnten.

Die zweite Art von Ueberresten besteht in Küchenabfall- oder Muschelhaufen, die besonders im Norden der englischen Provinz Wellesley und im südlichen Kedah relativ häufig sind und fast ausschliesslich aus Cardium, der embaren Herzmuschel, der „Kepah“ und „Karang“ der Malayen bestehen. Diese Muschelhaufen befinden sich in einer mittleren Entfernung von 1 1/2 km von der heutigen Meeresküste, sind meist rund und kunstlos gefertigt und liegen vielfach in Gruppen beisammen. Ich schliesse daraus, dass das Meer sich früher weiter landeinwärts erstreckt haben muss, und dass die Haufen meistens dadurch entstanden sind, dass die Bewohner die Schalenreste ihrer Nahrung durch den Fnsboden oder von der Veranda ihres Pfahlbaues aus zu Boden fallen liessen, eine Art, sich der Abfälle zu entledigen, die heute noch allgemein gebräuchlich ist. Kohlenreste und Knochen von Landthieren fehlen, wohl ein Beweis dafür, dass diese Abfallhaufen von einem Stamme herrühren, in dessen Erzhörung Landthiere noch keine Rolle spielten. Die Malayen haben keine Ueberlieferungen hinsichtlich der Entstehung dieser Muschelhaufen: sie sind also jedenfalls vor der malayischen Invasion entstanden.

Andere interessante, prähistorische Objecte sind Steinbeile, die da und dort gelegentlich im Boden gefunden und von den Malayen, ganz im Sinne unserer Volkes, als „batu lintar“, d. h. „Blitzsteine“ oder „Donnerkeile“ bezeichnet werden. Ich lege Ihnen zwei Typen aus meiner eigenen Sammlung vor. Das eine besteht aus Kieselchiefer, ist 144 mm lang, an der Schwerts 45 mm und am hinteren Ende 25 mm breit, wodurch

im Ganzen eine trapezförmige Form entsteht. Die Unterseite ist ziemlich flach, die Oberfläche dagegen leicht convex, woraus ich schliesse möchte, dass das Beil einfach auf und nicht eingeschäftigt wurde. Das zweite Stück habe ich nur deshalb mitgebracht, weil es aus Kalkmergel, also einem so weichen Material besteht, dass man die praktische Verwendung eines solchen Beiles erstlich in Frage ziehen möchte. Die Malayen haben sich übrigens für diese weichen Steinbeile eine Erklärung gesucht gemacht. Sie behaupten, dass die Geister oder hanta diese Beile aus weichem Material anfertigen und dann zunächst in die Erde vergraben, um sie hart werden zu lassen. Erst nachdem dieses geschehen, sind die Beile gebrauchsfähig und werden von den hanta ausgegraben; darum schätzt der Malaye auch nur die Stücke aus hartem Stein, weil diese wirklich einmal beim Geisterkampf gedient haben. Ausser den Steinbeilen kommen aber auch noch Steinmeißel mit keilförmiger zugeschärfter Spitze und ganz flache, fast scheibenförmige Kelte vor.

Alle diese Stücke bestehen aus Gesteinsarten, die sich in Form von Kiesel in den Flüssen oder auch ansteigend im Gebirge finden, so dass wohl eine Herstellung derselben im Lande selbst angenommen werden darf. Aber heute bräutet keiner der inländischen Halbinsel mehr Steinwaffen, selbst die Erinnerung daran scheint vollständig geschwunden zu sein. Trotzdem darf man vielleicht die Vorfahren der heutigen Senoi für die Verfertiger jener neolithischen Werkzeuge erklären, denn die Malayen waren bereits im Besitze des Eisens, als sie die Halbinsel besiedelten. Clifford hat dafür auch einen linguistischen Grund angeführt. Die Senoi besitzen nämlich für die von den Malayen eingesetzten Eisenobjekte, sofern sie in ähnlicher Form auch als Steinobjekte vorkommen, eigene, den malayischen wurselfremde Worte, während sie diejenigen Instrumente, die als Steintypen nicht vorkommen, mit den malayischen Worten bezeichnen.

Mit jenen vorhin geschilderten Höhlenbewohnern und den Stämmen, von denen nur noch die Museen erhalten sind, haben diese Neolithiker nichts zu thun, denn jene standen auf einer viel tieferen Culturstufe, die am ehesten derjenigen der heutigen Mendi oder Semang entspricht. Ihre Waffen und Geräte mögen aus Holz oder Bambus bestanden haben und werden aus daher wohl für immer unbekannt bleiben.

Irgend eine Zeit für die Einwanderung dieser Stämme anzusetzen, ist ganz unmöglich; was wir einzig als wahrscheinlich annehmen dürfen, ist nur das, dass bei dem Eindringen der Malayen die beiden nicht malayischen Varietäten, deren letzte Reste wir heute noch studieren können, bereits auf der Halbinsel vorhanden waren.

Diese Reste sind Ihnen unter den verschiedensten Namen bekannt geworden, am meisten wohl unter dem ganz unbestimmten und weitverbreiteten malayischen Sammelbegriffen, wie: „Orang Benu“, „Orang Utan“, „Orang Ulu“, „Orang Darat“ a. s. w., die alle nichts anderes bedeuten als Menschen des „Landes“, des „Waldes“, der „Quellgenden“, des „Trockenlandes“ a. s. w. Man hat irrtümlicher Weise diese und andere Namen vielfach als Stammennamen aufgefasst, viele Synonyme als getrennte Clan behandelt und dadurch eine Verwirrung in die Stammesgliederung gebracht, die nur mit grosser Mühe wieder gehoben werden kann. Auch die heute im Lande selbst gangbarsten Bezeichnungen für die Inlandstämme, Semang und Sakai, sind aller Wahrscheinlichkeit nach malay-

ischen Ursprunges und sollten, so weit irgend möglich, durch die Eigenbezeichnung der Stämme ersetzt werden.

Obne mich an dieser Stelle auf eine kritische Erörterung einzulassen, möchte ich Ihnen die folgende anföhrliche Eintheilung der im Innern der malayischen Halbinsel lebenden Stämme resp. Stammesgruppen vorzulegen:

1. Ulotrische Stämme: Mendi oder Menik, von den Malayen gewöhnlich als Semang (besonders im Westen) und als Pangang (vorwiegend im Osten) bezeichnet. Wohngebiete: Nördliches Perak, Kedah, Rahman, Ranga und Kelantan.
2. Cymotrische Stämme: Senoi, von den Malayen meist Sakai genannt. Wohngebiete: Südöstliches Perak und nordwestliches Pahang.
3. Gemischte Stämme: Blandas } im südlichen Selangor.
Ma-meri oder Besai }
Mantra im Malakka Teritorium und in Rembea, Jakun in Johore.

Mit dieser Eintheilung soll nicht gesagt sein, dass nicht auch an den Grenzen des Wohngebietes der Mendi und Senoi Mischungen vorgekommen seien, aber es können diese Stämme als solche doch nicht als gemischt betrachtet werden. Auf der anderen Seite steht auch in manchen Haarensozietäten der Blandas und Besai reines Blut, denn die Kreuzung hat sich an den einzelnen Punkten in recht verschiedenem Grade vollzogen. Ich werde mich darüber in einer grösseren Publication ausführlich aussprechen.

Obwohl ich Gelegenheit hatte, Vertreter aller der obengenannten Gruppen, mit Ausnahme der Jakun zu studieren, möchte ich mich doch in der kurzen physischen Schilderung, die ich Ihnen noch geben kann, auf die Senoi beschränken und höchstens noch die Mendi gelegentlich zum Vergleich herbeiziehen. Wenn Sie zum ersten Male einen Senoi im Urwalde antreffen, werden Sie erstant sein über seine geringe Körpergrösse: in der That beträgt das Mittel der von mir gemessenen Männer nur 150 cm, aber ich habe auch solche von nur 138 cm gesehen, die mir gerade bis an die Schulter reichten. Das sind allerdings Ausnahmefälle: 85% der untersuchten Männer waren zwischen 146 cm und 168 cm gross, die Mehrzahl drängt sich auf die Gröszenwerthe von 161—164 cm zusammen. Wie bei allen menschlichen Rassen ist auch bei den Senoi die sexuelle Differenz in der Körpergrösse deutlich ausgesprochen. Das Mittel liegt für die Frauen bei 142 cm; 65% sind zwischen 139 cm und 145 cm gross, 17% sind noch kleiner als 139 cm; ja zwei ausgewachsene und verheiratete Frauen besitzen nur eine Körpergrösse von 132 cm. Meine Befunde bei den Senoi bestätigen im Grossen und Ganzen die von Stevens von den Jakun mitgetheilten Zahlen und es ist nur zu bedauern, dass dieser Reisende nicht genau die Orte besuchte, an welchen er seine Aufnahmen machte. Es sind nämlich Stammesverschiedenheiten nachzuweisen: so sind meine Senoi aus dem Innern von allen beobachteten Individuen die kleinsten, während a. B. Blandas und Besai einen grösseren Prozentsatz relativ Grosser aufweisen. Bei ihnen sind merkwürdiger Weise auch die Frauen gross (161 cm) und die sexuelle Differenz sinkt bei ihnen auf 2,4 cm herab. Zwischen Senoi und Mendi konnte ich dagegen keinen durchgreifenden Unterschied constatiren.

Somit geboren also die Inlandstämme der malayischen Halbinsel in den Varietäten kleiner Statur, was allerdings für Südostasien nichts Anfallendes ist.

Ferner legt man der Kopfform, wie sie durch den Längenbreitenindex am Ausdruck kommt, einen grossen Werth bei: das Gesamtmittel aller meiner Kopfmessungen ist ein mesocephales und liegt bei 79. Es stimmt diese Zahl ganz genau mit der von Virchow aus den Stevens'schen Zahlen ermittelten überein. Prüfen wir aber die einzelnen Stämme, so zeigen sich Differenzen; so sind die Besitz-reinste Gruppe der Aiasdas und meine reinste Gruppe der Senoi vorwiegend dolichocephal. Extrem lange und gar extrem kurze Köpfe fehlen übrigens ganz und so ist die Kopfform doch einbeiliger, als es nach dem Index, der eben auch minimale Unterschiede relativ stark zum Ausdruck bringt, scheinen möchte. Auch die von mir gemessenen Mendi sind mesocephal, jedoch mit starker Hineinigung zur Dolichocephalie.

Der beim Lebenden einzig festzustellende Ohrhöhenindex ist ziemlich constant, im Mittel 67 (70% der Männer haben einen Index von 65-70) und würde ich danach die Senoi als hypsicephal bezeichnen. Auf meine Schädelmessungen kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen.

Das Gesicht ist mittellang und breit, spitzt sich aber nach dem Kinn zu. 93% der Männer und 73% der Frauen sind mesoprop. Die Stirn ist im männlichen Geschlecht flach, überschattet oft weit die Augen und lässt die Nasenwurzel tief zurücktreten. Die Nase selbst ist klein, wenig erhaben, in der Flügelregion breit und zeigt die Eigenthümlichkeit, dass die Flügel tiefer ansetzen als die Scheidewand. Fast alle Indices sind meso- resp. chamärrhin. Die laterale Mentalpartie der Lippen, besonders der Oberlippe, ist dick, während die Schleimhautpartie nicht stark aufgeworfen ist. Die Unterlippe allerdings hängt vielfach herab und darf als walstig bezeichnet werden. Hinsichtlich der feineren Details der Gesichtsbildung verweise ich Sie auf die aufgehängten Tafeln, möchte dagegen noch einige Bemerkungen über die Complexion und die Haarform anknüpfen.

Die Haarfarbe tritt bei den einzelnen Individuen regional; Brust und Extremitäten zeigen durchweg rötlich dunkelbraune Töne, während im Gesicht die reinen mittel- und hellbraunen Nuancen vorherrschen. Die Weiber sind in allen untersuchten Gruppen heller als die Männer. Als wichtig möchte ich hervorheben, dass die Mendi deutlich dunkler sind als die Senoi und ein gleiches liess sich auch bei den unter Senoi-Stämmen verstreut vorgefundenen negritischen Individuen nachweisen.

Das Auge ist fast durchweg glänzend dunkelbraun, oft so dunkel, dass die Pupille schwer zu unterscheiden ist, während die äusserste Zone der Iris einen graublauen Schimmer besitzt.

Die Haare sind schwarz, aber niemals tiefdunkel, im Gegentheil lässt die Mehrzahl der Haarproben bei schräg anfallendem Licht einen bräunlichen Schimmer erkennen, der mir vor Allem bei den jüngeren Individuen aufgefallen ist.

Äusserste Sorgfalt habe ich bei jedem Individuum auf die genaue Feststellung der Haarform verwendet, da man in gerade dieser eine principielle Bedeutung beizumessen. Hier springt uns in der That auch sofort der grosse Unterschied zwischen Mendi und Senoi in die Augen. Bei den ersteren ist die Haarform bei sämtlichen Individuen ein lockeres oder dichtes Kraus, bei den letzteren dagegen, einschliesslich der gemischten Stämme, herrscht in überwiegendem Procentzahn ein Haar mit durchaus welligem Charakter vor. Die genannten Zahlen sind:

schlichthaarig	7%
wellighaarig	87%
lockerkraushaarig	6%

Dass wir bei den gemischten Stämmen 7% Schlichthaarige und bei den nördlichen Gruppen 6% mit lockeren Kraushaaren finden, darf uns bei den Wanderungen, welche die einzelnen Stämme ausgeführt haben, gewiss nicht Wunder nehmen, wird aber unser Gesamtergebnis nicht alterieren. Durchaus charakteristisch ist auch der Bart, der vollständig an denjenigen der Wedda erinnert; er besteht aus wenigen langen und gekrümmelten Kinnhaaren, zu denen gelegentlich noch einige Haare in der Gegend der Mundwinkel kommen.

Die Betrachtung der Haarform führt uns zu dem positiven Schluss, dass heute noch im Herzen der malayischen Halbinsel neben einander die Vertreter zweier menschlicher Varietäten wohnen, von denen wir die einen als „braune Cymotiche“, die anderen als „dunkelbraune Ultriche“ bezeichnen können. Von den mongoloiden und rein malayischen Typen sind beide verschieden und wenn man sie früher doch mit ihnen in Zusammenhang gebracht hat, geschah es nur, weil man eben damals bloss die gemischten Stämme an den Küsten, nicht aber die Senoi des Innern, kennen gelernt hatte.

Ich würde gerne meine kurze Skizze der Senoi noch durch eine Schilderung ihrer primitiven Cultur abgerundet haben, aber die Zeit gestattet dies nicht mehr. Ich habe mir übrigens erlaubt, Ihnen in Zürich einen Theil meiner Sammlung auszustellen und kann daher die Beschreibung der ergologischen Verhältnisse an dort versparen.

Herr Professor Dr. Mostellins-Stockholm:

Die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland.

Meine Damen und Herren! Wir wissen, dass die Wenden ursprünglich nicht in Norddeutschland wobten, aber wann sie eingewandert sind, das kennt die Geschichte nicht. Das ist sehr bedauerlich, dass über eine so ausserordentlich wichtige Einwanderung gar nichts bekannt ist. Wo die Geschichte nichts zu sagen hat, da hat man eine andere Möglichkeit, wie die Italiener sagen, „dove la storia è muta, parlano le tombe“. Durch das Studium der Gräber und der verschiedenen Gegenstände, die man in der Erde gefunden hat, ist man auch jetzt im Stande, die sonstigen voreigentlichen Geschichte Nordens zu skizzieren.

Wir hörten gestern, dass die Meinung ausgesprochen worden ist, dass in der Ostseegegend ursprünglich die Arier zu suchen sein sollten. Als Schwede sollte ich eigentlich sehr froh sein, dass man den Urniten der Arier in Skandinavien und Norddeutschland zu finden geneigt ist, aber ein Stadium aller in Verbindung mit dieser Frage stehenden Thatsachen hat mich davon überzeugt, dass dies vollständig unmöglich ist. Das ist keine Bemerkung gegen den hochgeehrten Herrn Vorredner, er hat ja nur mitgeteilt, was andere behauptet haben, und es war ergeugt hat, ist vollständig richtig. Aber es kann nach meiner Meinung gar keine Rede davon sein, dass in der Ostseegegend die Urheimath der Arier zu suchen sei.

Dagegen habe ich schon vor 16 Jahren die Meinung ausgesprochen, dass unsere germanischen Vorfahren in Skandinavien seit dem Anfang der jüngeren Steinzeit in Skandinavien gelebt haben. Die Fundverhältnisse in Norddeutschland zeigen, dass dasselbe Volk in Norddeutschland wie in Skandinavien lange Zeit gewohnt hat; aus der ganzen jüngeren Steinzeit,

der ganzen Bronzezeit und aus der älteren Eisenzeit findet man in den verschiedenen norddeutschen Gegenden, in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg u. s. w., zahlreiche Funde, die eine so vollständige Uebereinstimmung mit den skandinavischen zeigen, dass es vollständig klar ist, es muss dasselbe Volk gewesen sein. Ein Wasser wie die Ostsee bildet auch keine Scheidung, sondern eine Verbindung; es ist wahrscheinlich, dass dasselbe Volk zu beiden Seiten der See wohnte, als dass es verschiedene Völker waren. Aus der römischen Eisenzeit, den ersten Jahrhunderten nach Christus, findet man in Norddeutschland eine Menge bedeutender Grabfelder, die eine vollständige Uebereinstimmung mit den skandinavischen zeigen, man findet sie in Holstein, wie Fräulein Professor Meistorf sie beschrieben hat, in Mecklenburg, Pommern, Preussen u. s. w. Auf einmal hören sie auf. Dies ist ein Beweis, dass es wirklich germanische Gräber waren, denn in der slavischen Zeit hat man absolut keine Uebereinstimmung zwischen Norddeutschland und Skandinavien. Die Zeit der jüngsten germanischen Gräber in Norddeutschland ist jetzt sehr leicht zu bestimmen. Ich habe neuerdings eine grössere Abhandlung über die Chronologie der Eisenzeit publicirt,¹⁾ und ich habe dort Jahrhundert für Jahrhundert nachgewiesen, was für diese Jahrhunderte charakteristisch ist. Für Norddeutschland ist das Hauptresultat folgendes: bis 300 Jahre n. Chr. findet man die genannte Uebereinstimmung mit Skandinavien, mit 500 hört sie auf allgemein zu sein, und vor Ende der vierten Jahrhunderts ist diese Uebereinstimmung vollständig vorbei; es gibt gar keine germanischen Funde mehr, oder wenigstens nur vereinzelte oder in einzelnen Gegenden. Das bedeutet meiner Meinung nach ganz klar: 300 v. Chr. war die Auswanderung der Germanen angefangen, und vor Ende des vierten Jahrhunderts war sie schon fertig. In Uebereinstimmung damit steht, dass man auf Fünen und auf der Ostküste Schlesiens die grossen Moorfinde gemacht hat, welche aus der genannten Zeit stammen, und welche von bedeutenden Kämpfen zwischen den Einwohnern in Dänemark und anderen Völkern sprechen, und man hat sie schon längst in Verbindung mit norddeutschen Volkswagen gesetzt. Zu derselben Zeit finden wir ähnliche Verhältnisse in der Rheingegend. Im Jahre 247 feierte man im römischen Reich die tausendjährige Jubiläum der Stadt Rom, aber schon um 250 wurden die Römer zurückgedrängt in der Mainregion.

Man sieht, dass grosse Volksbewegungen stattgefunden haben, und das sind natürlich germanische Volksbewegungen. Diese stehen offenbar in Verbindung mit einer Auswanderung der Germanen aus Norddeutschland (und Skandinavien), wodurch die germanische Bevölkerung Norddeutschlands fast ganz verschwindet. Aber was findet man nach dieser Zeit in Norddeutschland? Nichts in den nächsten Jahrhunderten. Das ist das Merkwürdige. Aus dem 5., 6. Jahrhundert sind überhaupt keine (oder fast keine) germanischen Gräber oder Gegenstände in Pommern, in Brandenburg, in den meisten Gegenden von Mecklenburg und Holstein u. s. w. anzufinden, aber auch keine anderen Funde. Dies bedeutet entweder, dass keine Einwohner da waren, oder, wenn sie da waren, dass sie eine so niedrige Cultur hatten, dass man Reste davon nicht bestimmen kann. Die zweite Möglichkeit

¹⁾ Montelius, Den nordiska jernålderns kronologi, in Svenska Fornminnes-föreningens tidskrift, Bd. 9, S. 155, und Bd. 10, S. 65.

scheint mir viel wahrscheinlicher als die erste zu sein. Man kann sich nicht denken, dass ein so wertvolles Land Jahrhunderte lang absolut unbewohnt war. Die Germanen haben es nicht bewohnt, folglich müssen es Wenden sein. Ich bin überzeugt, dass die Wenden 300 v. Chr. dort eingewandert sind, und dass diese Einwanderung vor Ende des vierten Jahrhunderts ziemlich fertig war.

Hier habe ich nur von den oben genannten Gegenden in Norddeutschland gesprochen. Preussen und die russischen Ostseeprovinzen sind in dieser Beziehung sehr interessant. Ich habe schon vor mehreren Jahren²⁾ darauf aufmerksam gemacht, wie alles dafür spricht, dass wirklich die Germanen früher in diesen Gegenden wohnten, aber alles spricht auch dafür, dass die Germanen nicht aus Ostpreussen und den russischen Ostseeprovinzen dorthin verschwand sind, wie es in den westlichen norddeutschen Ländern der Fall ist. Man findet dort aus dem 6., 7. und 8. Jahrhundert eine Menge Gegenstände, welche eine so grosse, obwohl nicht vollständige Uebereinstimmung mit den skandinavischen zeigen, dass man sagen kann, es sind germanische Völker da, aber sie haben eine locale, eigenthümliche Entwicklung gehabt.

Die Auswanderung der Germanen aus Norddeutschland und die Einwanderung der Slaven ist natürlich ausserordentlich wichtig für die Verhältnisse zwischen Skandinavien und Deutschland gewesen. Vor dieser Zeit wohnten im Norden Deutschlands, in Holstein, Mecklenburg u. s. w., Stämme, welche offenbar die älteste Verwandtschaft mit den Stämmen in Dänemark hatten. Damals war der Unterschied zwischen Norddeutschland und Dänemark nicht grösser, als zwischen den dänischen Inseln und Südschweden heute. So sind die Germanen verschwunden, und die Slaven sind eingewandert; seitdem sind die Slaven regementirt worden und sprechen jetzt deutsch. Aber die Hauptmasse der jetzigen Bevölkerung Holsteins ist nicht eine reia germanische, wie sie früher war, sondern ein Volk, was grossentheils slavischer Abstammung ist, obwohl es deutsch spricht. Dadurch kann man den grossen Unterschied heutzutage zwischen den Bewohnern Norddeutschlands und den Bewohnern der skandinavischen Länder erklären.

Ich glaube, dass man von slavischer Seite nicht derselben Meinung ist, dass die Germanen einmal in diesen Ländern gewohnt haben und die Slaven verhältnissmässig spät eingewandert sind; ich bin doch fest überzeugt, dass die Archäologie, diejenige Wissenschaft, die hier eigentlich ein Wort zu sagen hat, mehr und mehr im Stande wird zu beweisen, dass es wirklich so gewesen ist, wie ich es hier skizzirt habe. Aber ich glaube auch, dass man mehr und mehr einsehen wird, dass die Einwanderung der Slaven viel früher stattgefunden hat als man hier angenommen hat.

Herr Dr. Radolf Much-Wien:

Gestatten Sie mir, meine Herren, den sehr interessanten Ausführungen des Herrn Vordrners nur wenige Bemerkungen beizufügen. Ich glaube, dass Sie wirklich — abgesehen von der in Kürze nicht erörterbaren Frage, ob für die Entvölkerung der verschiedenen Gegenden des germanischen Ostens nicht verschiedene Daten an-

²⁾ Montelius, Sur le premier Age du fer dans les provinces baltiques de la Russie et en Pologne, in Comptes-rendus du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques, tenues session à Budapest 1876, I, S. 481.

zusetzen sind — mit der Möglichkeit rechnen müssen, dass die Einwanderung der Germanen von der Einwanderung der Slaven durch eine Kluft getrennt ist, dass es also eine Zeit gab, in der wenigstens ein Theil von Ostdeutschland wesentlich unbesiedelt war. Für diese Ansicht spricht eine Nachricht des griechischen Geschichtschreibers Procopius. Er erzählt uns, dass sich die Eruler, nachdem sie in einem Conflict mit den Langobarden eine schwere Niederlage erlitten hatten, zum Theil — es geschah Anfangs des 6. Jahrhunderts — südlich der Donau unter byzantinischer Oberherrschaft niederliessen, zum Theil aber entschlossen, nach Norden auszuwandern. Und zwar sei diese Abtheilung zunächst durch das Gebiet slavischer Stämme, dann durch viel Jüdes Land gezogen, bis sie die Waran erreicht habe, ein Name, unter dem bei Procopius die Sachsen gemeint sind. Von da kommen diese Eruler an den Stämmen der Dänen, die wir uns schon in ihren späteren Sätzen — einschliesslich Jütlands — ausgebreitet denken müssen, und endlich über das Meer zu den Gauten, bei denen sie sich niederlassen. Ich glaube, dieser Bericht spricht bestimmt dafür, dass ein Theil Norddeutschlands eine Zeit lang — und noch zu Beginn des 6. Jahrhunderts — unbesiedelt gewesen ist.

Noch eine Bemerkung zu dem, was über die Bevölkerung Schleswig-Holsteins gesagt wurde! Es ist wohl nur für einen Theil von Holstein und zwar den östlichen, das Land Wagrien, im frühen Mittelalter eine slavische Bevölkerung auszumachen, während aus dem grösseren westlichen Theil die Germanen niemals ausgewandert, die Gasse der Dittmarschen, Stormarn und Holstener immer germanisch geblieben sind. Aber auch für Wagrien kommt slavische Bevölkerung möglicher Weise erst seit Karl dem Grossen und seinen Kämpfen gegen die Sachsen in Betracht. Es wird nämlich berichtet, dass er Sachsen vom rechten Elber in's Frankenreich verfrachtete und ihr Land seinen wendischen Verbündeten abtrat; und es ist nicht gut einzusehen, auf welche Gegend sich das beziehen könnte, wenn nicht auf den östlichen Theil von Holstein. Was Schleswig betrifft, so ist dies Land in verhältnissmässig später Zeit erst deutech geworden. Es hatte früher eine dänisch sprechende Bevölkerung mit Ausnahme der westlichen Küstentriebe, an denen die Nordfriesen sich angesiedelt hatten.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Die Hauptfrage ist, waren Mecklenburg, Pommern und andere norddeutsche Länder bewohnt oder nicht, aber diese Frage wird wohl durch das Angeführte nicht beantwortet. Weite Gegenden können öde, aber die grössten und besten Theile Norddeutschlands doch bewohnt gewesen sein. Vielleicht blieben in einigen Bezirken Holsteins die Germanen. Die Zeit erlaubt mir nicht, darüber zu sprechen, ob man in einigen dieser norddeutschen Länder von Spuren einer sitzenden germanischen Bevölkerung reden kann, die nicht ausgewandert ist. Dass dies in Ostpreussen der Fall ist, habe ich gesagt.

Herr R. Virchow:

Der Herr Colleague hat ein grosses Thema angeschnitten, das seit Jahrhunderten bei uns fortwährend discutirt worden ist, und er hat wichtige Thatensachen vorgebracht. Ich möchte zunächst bezeugen, dass ich die Ansicht des Herrn Mueh theils, dass unsere Nordprovinzen in der That während eines grossen Zeitabschnittes vollständig leer geblieben sind. Aber anderer-

seits scheint mir doch auch — da eine gewisse Reihe von Gräberfunden vorhanden ist, die wir nicht so weit zurücktreiben können, dass sie gewissermassen aus der Völkerwanderungszeit verschwinden —, dass an gewissen Stellen die Bevölkerung sich länger gehalten hat. Die Longobarden sind nachweisbar in grosser Zahl nach Italien gegangen, aber ebenso sicher ist festgestellt, dass eine grosse Zahl von ihnen zurückgeblieben ist und den alten Longobardenstamm in Deutschland fortgeführt hat.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Dass das Grabfeld von Dahlhausen aus dem 4., 5. Jahrhundert stammen sollte, ist wohl behauptet worden, aber dies ist meiner Meinung nach nicht möglich. Was ich aus diesem Grabfeld gesehen habe, ist älter, und folglich habe ich kein Bedenken gehabt, das mitanzurechnen. Es ist möglich, dass einige Grabfelder und einige Funde in Norddeutschland später als aus dem 5. Jahrhundert stammen sollten, dies sind aber nur Ausnahmen, und was ich speciell bemerken wollte, das war, dass die grosse Auswanderung der Germanen viel früher stattgefunden haben muss, als man bisher angenommen hat.

Herr R. Virchow:

Dass überhaupt das 5. Jahrhundert als die Grenze bezeichnet werden könnte, bis wohin noch germanische Bevölkerung vorhanden war, erkenne ich nicht an, weil wir in unseren nördlichen Provinzen Gräber haben, die evident der römischen Zeit angehören, und hinter denen eine weitere ziemlich zahlreiche Gruppe von Gräbern folgt, die nichts Römisches an sich haben, aber auch nicht vorrömisch gewesen sein können. Diese müssen also nachrömisch sein, und wir nennen sie gewöhnlich Gräber der Völkerwanderungszeit, schreiben sie einem noch bestehenden Reste germanischer Bevölkerung zu.

Herr Willers:

Ich möchte mir erlauben, an Herrn Montelius folgende Fragen zu richten: 1. Woher sind die meisten seiner eingewanderten Germanen gekommen? 2. Wo hat sich die von ihnen mitgebrachte Steinzeitkultur entwickelt? 3. Was für ein Volk hat vor dieser Einwanderung Südschweden bewohnt? Gebörten die Urinwohner — die beiden ersten Fragen erklärt Herr Montelius nicht beantworten zu können — einer rundköpfigen Rasse an, so war nach der Einwanderung eine Rassenmischung ausserhalb und die Rassenreinheit der Germanen noch in der Völkerwanderungszeit ist unerklärlich.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Woher sie gekommen sind, ist nicht genügend nachgewiesen, aber dass sie nicht da ursprünglich wohnten, und dass überhaupt nicht diese Gegend als die Urheimath der Arier zu betrachten ist, scheint ziemlich sicher. Man hat in Skandinavien Spuren einer älteren Bevölkerung gefunden, in den Gräbern der jüngeren Steinzeit; Virchow und andere haben nämlich bewiesen, dass in diesen Gräbern zwei verschiedene Typen von Schädeln sich befinden, und ich glaube, es ist sehr wahrscheinlich, dass diese beiden Typen die Urause und die eingewanderte neuere Bevölkerung repräsentiren.

Dritte gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Generalsecretär: Vorlagen. (Dazu Belts, Köhl, Kellermann.) — Martin: Anthropometrisches Instrumentarium. — Birken: Die verschiedenen Methoden der Körpermessung. (Dazu der Vorsitzende.) — Fritsch: Ueber die Körperverhältnisse der heutigsten Bevölkerung Aegyptens. (Dazu J. Raake, Kollmann, Fritsch, Virchow.) — Hein: Der Schneider im Ponganer Perchtenlaufen. — Waldeyer: Ueber eine Expedition nach Nemesland. — Wilsner: Zur Stammeskunde der Altsachsen. (Dazu E. Mach, Wilsner.) — Nuesch: a) Neue Grabungen und Funde im Keselerloch bei Thyngnen; b) Neuer Fund von Pygmaen der neolithischen Zeit aus der Grabböhle beim Dachsenhöhl bei Herlingen, Canton Schaffhausen. — Virchow: Vorlagen. — Virchow: Ueber den Ursprung der Bronzercute und über die amerikanischen Expeditionen. (Dazu Mantelius.) — J. Raake: Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern. (Dazu Belts, Wirsching.) — Klatsch: Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe nach der Modus seiner Hervorbringung aus einer niederen Form. (Dazu J. Raake.) — Bnmüller: Menschen- und Affenfemur. (Dazu Klatsch.) — Schlussreden: Waldeyer, von Andrian.

Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg eröffnet die Sitzung.

Herr Generalsecretär J. Raake:

Vorlagen.

Es ist mir soeben ein kleines Werk übergeben worden, welches ich der Gesellschaft vorlegen möchte: Die steinsittlichen Fundstellen in Mecklenburg von unserem hochverehrten Collegen Dr. Robert Belts. Wir haben schon vor zwei Jahren einen Theil davon erhalten und Sie werden sich erinnern, mit welcher Freude diese eingehende und so vortrefflich begründete Untersuchung aufgenommen worden ist.

Dann ist mir ein Schreiben aus Breslau zugegangen, worin Herr Hugo Müller in Breslau mir mittheilt, er glaube, sichere Spuren des Mammuten nachweisbar und zwar noch vor Eintritt der Hauptglacialzeit aufgefunden zu haben. Es wäre außerordentlich wichtig, wenn sich das bestätigen würde. Ich kann noch nicht überblicken, ob es sich schon um eine definitive Thatsache oder vorerst nur um eine Vermuthung handelt. Ich bitte um die Erlaubnis, das Nähere im Anschluss an den Congressbericht im Correspondenzblatt veröffentlichen zu dürfen.

Ich habe weiter einen merkwürdigen Stein vorzulegen, welchen Herr Lector Blinkhorn von der Münchener Universität, der hier bei Lindau ein schönes Gut besitzt, auf dessen Grund gefunden hat. Ich sehe das Stück zum ersten Male. Es ist ein Stein mit einer Durchbohrung. Herr Blinkhorn möchte es uns vorlegen, namentlich den besonderen Kennern der Steinzeit, den Herren Belts und Köhl, um zu entscheiden, ob wir es hier mit einer künstlichen Durchbohrung aus der Steinzeit zu thun haben oder mit einer natürlichen. Unmöglich wäre letzteres nicht, es kommen derartige natürliche Durchbohrungen hekanntlich häufig genug vor. Wir haben in Bayern die sogenannten Drudensteine, die auf ganz natürlichem Wege entstandene Oeffnungen besitzen.

Ich habe dann noch einen anderen Stein, der auch von Herrn Blinkhorn in einer Kiesgrube gefunden ist. Auch hier fragt es sich, ob wir es mit einem Naturproduct oder Kunstproduct zu thun haben. Ich muss gestehen, ich fühle mich auch nicht vollständig competent, darüber zu entscheiden. Es sehen die Flächen zwar aus wie Schiffsflächen, aber ob sie wirklich künstlich sind, ist mir sehr zweifelhaft. Herr Blinkhorn hat den Stein in seinem Winkelverhältnis gemessen, und er glaubt gefunden zu haben, dass die Winkel des Steines der geographischen Lage von Lindau ent-

sprechen. Der Stein könnte danach zu einer alten Sonnenuhr gehören. Die eine Seite des Steines sieht ganz so aus, als handelt es sich um eine Naturbildung.

Herr Dr. Belts-Schwerin:

Nach meiner Erfahrung in Bezug auf die Durchbohrung von Steinarten scheint es mir ausgeschlossen, dass hier eine künstliche Durchbohrung vorliegt; wenn man die Oeffnung genau betrachtet, bemerkt man, dass innerhalb derselben Hohlungen sich befinden, wie sie weder bei einem Hohl- noch bei einem Trillbohrer sich bilden können. Die Art der Vertiefungen entspricht dagegen vollständig den Eindrücken, wie sie Incrustationen von Kalk und andere Einlagerungen zu hinterlassen pflegen. Meine Studien liegen ja auf einem anderen Gebiete, dem der nordischen Steinzeit, und ich würde, wenn der Stein dort gefunden wäre, die Frage der künstlichen Durchbohrung mit grösserer Bestimmtheit verneinen, aber auch hier scheint sie mir nicht möglich.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Ich halte es für durchaus ausgeschlossen, dass das Stück künstlich so bearbeitet worden ist, sondern glaube, dass wir es mit einem Naturproduct zu thun haben. Durch welchen Process dies entstanden ist, darüber wird ein Geologe vielleicht besser ein Urtheil abgeben können.

Herr Rector Dr. Kellermann-Lindau:

Es kommen in unseren Kalken hier Concretionen von Schwefelkies vor, die sehr leicht auswittern, indem sie sich allmählich in Brausestein verwandeln. Es ist sehr leicht möglich, dass wir es hier mit der Hohlung, welche eine solche ausgewitterte Schwefelkiesconcretion hinterlässt, zu thun haben. Auch der zweite Stein ist zweifellos eine Naturbildung.

Herr Professor Dr. Rudolf Martin-Zürich:

Anthropometrisches Instrumentarium.

Ich bin wiederholt von Fachgenossen aufgefordert worden, die anthropometrischen Instrumente, die ich seit einer Reihe von Jahren in meinem Laboratorium anwende, einmal öffentlich vorzuweisen und ich beante werte gerne die heutige Sitzung dazu.

In der That darf ich sagen, dass diese Apparate sich bewährt haben, hatte ich doch Gelegenheit, denselben Brauchbarkeit jährlich an 10-16 Praktikanten meines Curses zu erproben. Ferner haben mich diese Instrumente auf meiner Reise in Ceylon, Burma und der

malayischen Halbnael begleitet und auch unter den Tropen die Wärme- und Feuchtigkeitsprobe bestanden.

Voraussetzen möchte ich noch, dass mein Instrumentarium, was ja bei Reisen in In- und Ausland wesentlich erscheint, auf das Nothwendigste beschränkt ist, und wurde bei der Herstellung desselben stets auf Handlichkeit und leichte Tragbarkeit Rücksicht genommen. Ferner musste bei möglichst guter Ausführung auch ein billiger Preis erzielt werden, weil, was ich oft habe erfahren werden können. Und das ist ein grosser Nachtheil, denn ohne gute Instrumente können wir auch von dem Geübtesten keine genauen anthropometrischen Aufnahmen erwarten.

Es ist daher vielleicht ein kleiner Vortheil für unsere Wissenschaft, dass ich Ihnen einen brauchbaren und zugleich billigen Satz anthropometrischer Instrumente vorlegen kann und ich würde mich freuen, wenn derselbe Ihre Zustimmung finden könnte.

Es handelt sich übrigens durchaus nicht um Neuerfindungen, sondern nur um Veränderungen — ich darf vielleicht sagen Verbesserungen — längst bekannter Modelle.

Sämmtliche Instrumente werden in 2 Segeltaschen verpackt, von Feinmechaniker Herrmann in Zürich¹⁾ zum Preise von 80 Mark — ohne Etui von 74 Mark geliefert.

Es sind die folgenden:

1. Der Anthropometer oder Höhenmesser. Derselbe besteht aus einem, in vier Theile zerlegbaren Hohlstab aus Metall. Die einzelnen Theile sind mittelst Bayonettchlösser rasch und leicht aneinander zu setzen. Dieser Stab ist mit einer Millimetertheilung von 0–2 m versehen. Auf ihm läuft ein durch eine Feder festgehaltener Metallschieber, an dessen oberen Ende ein horizontal verschiebbares, spitz zulaufendes Stahllineal angebracht ist. Hält man, wie das bei allen Höhenmessungen der Fall ist, den Stab senkrecht, so wird die jeweilige Höhe der Linealspitze, die irgend einen Punkt der Körperoberfläche berührt, am Oberrande des Schieberfensters abgelesen.

Mit diesem „Anthropometer“ können sämtliche Körper-, Rumpf- und Extremitäten-Messungen als Projectionenmasse ausgeführt, d. h. die Lage aller beliebigen Körperpunkte über der Standfläche bestimmt werden. Ich messe ferner damit auch die Spannweite, indem ich den Stab horizontal vor die Brust halte.

Ich habe nun, was sehr nahe liegend war und auch schon von Garsna geschoben ist, diesen Höhenmesser mit dem sog. Gliedmaße anthropometrische Tapinards combinirt. Es wurde dies dadurch erreicht, dass die obere Hälfte des Anthropometers eine zweite Millimetertheilung erhielt, die am oberen Ende des Stabes beginnt und dass an diesem oberen Nullpunkt ein zweites ebenfalls verschiebbares Stahllineal angebracht wurde.

Hat man die Höhenmessungen, die ja in der Regel zuerst vorgenommen werden, beendigt und will den Stangenzeikel benutzen, so braucht man nur das Stahl-lineal im Schieber so zu drehen, dass seine Spitze mit derjenigen des oberen Lineals gleichgerichtet ist und ihr entgegen sieht.

Bei Kopf- und Gesichtsmessungen und zur Bestimmung der Breitenmasse des Körpers verwendet man

nur das oberste Stabstück, bei Extremitätenmessungen, wenn erforderlich, die ganze obere Hälfte des Anthropometers.

Die Führung des Schiebers und die Linealführungen sind so gearbeitet, dass beim Aufsetzen der Linealspitzen auf die Körperoberfläche ein Auseinanderweichen derselben nicht eintreten kann, ein Fehler, der den meisten dergleichen Instrumenten anhaftet.

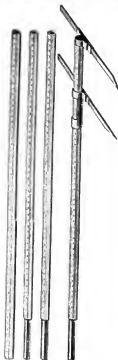


Fig. 1.
Anthropometer und Stangenzeikel.

2. Verwende ich bei den feinen Kopf- und Schädelmessungen einen kleinen Gleitzeikel. Derselbe besteht aus einem 25 cm langen, beiderseits mit Millimetertheilung versehenen Lineal, an dessen Nullpunkt (rechtwinkelig mit dem Lineal) ein Doppelarm mit spitzem und stumpfem Ende befestigt ist. Ein gleichgestalteter Doppelarm ist an einem das Lineal entlang gleitenden Schieber angebracht und es wird der jeweilige Abstand der beiden gleichgerichteten Zirkelspitzen am Rande des Schiebers abgelesen.

Die spitzten Zirkelenden werden bei Schädel-, die abgerundeten bei Kopfmessungen gebraucht.

3. Der Tastzirkel zur Ausübung der directen Kopf- und Gesichtsmessungen. Dieser Stabzirkel besitzt zwei gebogene Schenkel mit abgerundeten Spitzen, die eine Maximalspannweite von 300 mm gestatten.

¹⁾ P. Hermann, vormals J. F. Meyer, Feinmechanische Werkstätte, Zürich IV, Clausiusstrasse 37. Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

An dem einen Schenkel ist ein Lineal mit Millimetertheilung drehbar angebracht, während der andere Schenkel die ebenfalls drehbare Führung und Fixation genannten Lineals trägt. Vermittelt der Fixirschraube können die Schenkel zur Kontrolle der Messung in jeder Lage festgestellt werden. Die Führung ist auf der Oberseite geöffnet und trägt hier querüber den Index, an dessen abgeschrägter Kante man die jeweilige Cirkeldistanz abliest. — Um den Tastercirkel zusammenzuziehen, wird derselbe ganz geöffnet, wodurch das Lineal aus der Führung austritt und sich zwischen die beiden Cirkelschenkel legt.



Fig. 2.
Tastercirkel.

4. Das Stahlbandmass, 2 m lang mit Millimetertheilung auf beiden Seiten zur Messung von Curven und Umfängen. Durch Druck auf einen Knopf rollt sich das Stahlband selbstthätig wieder in die Capse zurück.

Zum Schluß erlaube ich mir noch, Sie auf einen Craniophoraufmerksam zu machen, der in Anbetracht seiner Einfachheit und Billigkeit es gestattet, nicht nur einzelne Schädel, sondern ganze craniologische



Fig. 3.
Craniophor.

Sammlungen in einheitlicher Weise auf die deutsche Horizontalebene orientirt aufzustellen. Eine solche Sammlung repräsentirt sich nicht nur besser, sondern die einzelnen Schädel sind in Folge der gleichen Orientirung direct vergleichbar, was für das Studium wie auch bei Vorlesungs-Demonstrationen von grossem Werth ist.

Dieses neue Stativ besteht aus einem 10 cm langen Metallstab, der mit seinem unteren konischen Ende in ein Holzgestell beliebig Form eingelassen werden kann. Das obere Ende dieses Stabes trägt eine in drei Arme auslaufende Messingplatte, auf welcher eine dreilappige Feder aufgeschraubt ist.

Zur Aufstellung des Schädels führt man zunächst den zweilappigen Theil der Feder durch das Hinterhauptloch auf die Innenfläche der Hinterhauptschuppe und presst dieselbe fest an den Hinterrand des foramen magnum an. Hieran drückt man auch (s. B. mit Hilfe eines Schraubenziehers) den dritten Federlappen in die Öffnung, so dass derselbe auf die Innenfläche des pars basilaris zu liegen kommt. Diese Federn passen für die überwiegende Mehrzahl der Schädel; für ausnahmeweise kleine, resp. grosse foramina occipitalia werden einige Ersatzfedern geliefert, die leicht an Stelle der vorhandenen aufgeschraubt werden können.

Ist der Schädel am Stativ befestigt, so wird er durch Drehung einer am vorderen Arme befindlichen Stellerschraube in die Horizontalebene eingestellt und durch leichtes Andrücken der Schrauben Spitze befestigt. Sollte die Einstellung durch die Drehung der Stellerschraube nicht ganz erreicht werden, so gedreht ein leichtes Abwärts- oder Aufwärtsbiegen der Messingarme mittelst Flachzange, um dies zu erreichen. Der Schädel ist jederzeit leicht abnehmbar.

Die Befestigung des Unterkiefers geschieht durch zwei einfache Spiralfederklammern, die — ohne Anbohrung des Knochens — angebracht werden können und ausserdem von aussen nicht sichtbar sind. Mittelt dieser Klammern ist der Unterkiefer beweglich mit dem Schädel verbunden und kann doch jederzeit leicht abgenommen werden.

Der Preis des Craniophors sammt den Unterkieferklammern stellt sich je nach Ausführung und Grösse der Bestellung auf 1,15 Mark bis 2 Mark.

Als Demonstrations-Craniophor verweise ich das gleiche Stativ mit Charniergelenk, wodurch auch die norma verticalis und norma basilaris dem Beobachter direct zugekehrt werden können.

Herr Birkner-München:

Die verschiedenen Methoden der Körpermessung.

Neben der genannten Messung des Kopfes und des Schädels ist die Messung der Körperproportionen für die Haarenkunde von hervorragender Bedeutung. Dem ethnologischen Werth der Körperproportionen hat Herr Professor J. Ranke auf dem Congresse in Breslau auf Grund der von Gould mitgetheilten Messungen im Heere der Nordstaaten der Union dargelegt. Es zeigte sich ein Unterschied zwischen Cultur- und Naturvölkern, sowie der verschiedenen Stände ein und desselben Volkes. Die kindlichen Proportionen sind verschiedenes von denen der Erwachsenen, auch die verschiedenen Geschlechter sind durch verschiedene Körperproportionen charakterisirt.

Als besonders wichtige Maasse erscheinen die Rumpflänge, Beinlänge und Armlänge.

Obwohl nun in den letzten Jahrzehnten eine grosse Anzahl von Messungen vorgenommen worden sind, so

wohl an Europäern als auch an amerindianischen Völkern, so haben diese Messungen bis jetzt noch keinen Bearbeiter gefunden, wohl aus dem Grunde, weil in Folge der verschiedenen Methoden der Messungen ein vergleichendes Studium der Körperproportionen sehr erschwert ist.

Sehon in Breslau hat Herr Professor Ranke als ein wichtiges Erfordernis für die Körpermessung hingestellt, dass bei den Proportionsmessungen an Lebenden die geraden Entfernungen in Projection gemessen werden, und zu diesem Zwecke eine Verständigung beantragt. Auf dem Congresse in Karlsruhe wurde eine Commission für Messungen an Lebenden gewählt und Herr Geheimrath Virchow theilte sofort ein Schema für anthropologische Aufnahmen mit. Aber die Arbeiten der Commission scheinen nicht von Erfolg gewesen zu sein, denn es herrscht bis jetzt in den wichtigsten Körpermassen noch keine Uebereinstimmung.

Ich will heute nicht alle Körpermaasse durchsprechen, sondern nur einige hervorheben.

Herr Geheimrath Virchow gibt als Rumpflänge an: „Länge des Rumpfes vom oberen Rande des Brustbeines zur Schambeuge (oberer Rand)“, in einer Note ist dann beigefügt: „Sehr brauchbar zur Bestimmung der Rumpflänge sind auch die Messungen im Sitzen, wobei die Höhe des Scheitels und der Schulter über dem Sitz am leichtesten bestimmt werden kann.“

Ans den Maassen des Herrn Professor Dr. F. von Laschka lässt sich die Rumpflänge als Entfernung des Sternum vom Sitze berechnen. Andere Forscher, wie z. B. Herr Hofrath Dr. H. Hagen haben in ihrem Schema gar keine Maasse, die zur Berechnung irgend einer Rumpflänge verwendet werden könnten.

Der obere Rand des Brustbeines und die Schulter sind verhältnissmässig ungenügende Messpunkte, da sich deren Stellung im Laufe der Messung ändern kann, ohne dass es dem Messenden bemerkbar wird. Es hat deshalb Herr Professor J. Ranke ein anderes Maass für die Rumpflänge vorgeschlagen und verwendet, nämlich die Entfernung des 7. Halswirbels vom Sitze.

Die Messung im Sitzen wurde gewählt, weil es sehr häufig unmöglich ist, die Symphysis pubis als Messpunkt verwenden zu können.

Da die Höhe der Schulter leicht von dem, der gemessen wird, verändert wird, ohne dass der Messende es merkt, so dürfte sich auch empfehlen, die Arm-länge direct, d. h. direct die Entfernung des Akromion von der Spitze des Mittelfingers zu messen, sei es nun bei hängendem oder horizontal gestrecktem Arme, und nicht die Armlänge aus der Höhe der Schulter und der Mittelfingerspitze über dem Boden zu berechnen.

Wie aus den wenigen Beispielen, die ich anführte, hervorgeht, besteht in den wichtigsten Maassen selbst bei den deutschen Forschern keine Uebereinstimmung. Ich möchte mir deshalb erlauben, den Antrag zu stellen: „Es möchte von Neuem eine Commission gewählt werden, um für die Körpermessung eine Verständigung zu Stande zu bringen, die sich mit der Zeit vielleicht auch zu einer internationalen Verständigung erweitern liesse.“

Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werhagt

Wenn Niemand das Wort wünscht, darf ich den Antrag, den Herr Dr. Birker gestellt hat, als angenommen betrachten; er ist angenommen.

Herr Gustav Fritsch-Berlin:

Ueber die Körperverhältnisse der hentigen Bevölkerung Aegyptens.

Für die zur Zeit hier in Lindau tagende Versammlung scheint es zum Lösungsweg werden zu sollen, dass in Zukunft nicht mehr wie bisher vorgefasste Meinungen in den Verhandlungen Autorität beanspruchen dürfen, sondern dass die Beobachtungen allein berechtigt sein sollen, als Beweise für angeleitete Behauptungen zu dienen.

Diesem Princip folgend, können wir uns doch ganz gewiss der Pflicht nicht entziehen, unser eigentliches Object der Untersuchung, den Menschen selbst, einer vortheilsfreien, eingehenden Vergleichung zu unterwerfen. Die körperliche Beschaffenheit kann nur constatirt werden, wenn man sich die Körper, über die man artheilen will, wirklich ansieht und diese Beobachtung mass selbstverständlich an unbekleideten Personen anzuführen werden.

Der menschliche Körper, wenn unbekleidet, kann, als Naturobject betrachtet, unmöglich etwas Unästhetisches sein. Die Unästhetik ist vielmehr auf Seiten des Beschauers, der nicht im Stande ist ohne sinnliche Hintergedanken ein Naturobject als solches zu beurtheilen. Zuweilen beliebt, theilweise Bekleidung verheimlicht nur die Sache, denn die mangelhafte Verhüllung dient nur dazu, die Nacktheit zu zeigen.

In diesem Sinne habe ich mir seiner Zeit bei der Zusammenkunft in Cassel erlaubt, vor dieser Versammlung nackte menschliche Figuren vorzuführen und habe zu meiner Freude volles Verständnis für den wissenschaftlichen Ernst der Sache gefunden. Indem ich nunmehr wiederum eine Reihe von Actstudien, welche auf meiner letzten Reise nach Aegypten entstanden sind und sich auf die dortige Bevölkerung beziehen, vorlege, hoffe ich auf das gleiche Wohlwollen.

In der That ist gerade im Gebiete der somatischen Anthropologie die Herrschaft vorgefasster Meinungen und überkommener Fabeln bis auf den heutigen Tag trotz so mancher älteren, verdienstvollen Arbeit, eben weil man die directe Beobachtung scheute oder nicht ausführen konnte, viel grösser, als man glauben möchte. Hierbei gehört die Körperhöhe als Aufschacher der Kopfhöhe, die Gleichheit der Spannweite mit der Totalhöhe, die überwiegende Ausdehnung des Unterschenkels im Verhältnisse zum Oberschenkel und Ähnliches. Ein neuerer Autor betrachtet einen Menschen, der nicht ganz acht Kopfhöhen misst, mit Mitleiden als ein vollkommenes, entartetes Individuum, während man doch annehmen sollte, dass etwas mehr Kopf sehr vielen Menschen, z. B. auch diesem Autor, eigentlich nicht schaden könnte, da der Kopf der Regel nach als ein oder Theil des Körpers gilt. Die Unkenntnis der normalen, durchschnittlichen Körperverhältnisse tritt umso mehr zu Tage, wenn man die Vergleichung nicht auf unsere europäischen Rassen beschränkt, sondern auch fremde Rassen in Betracht zieht, wo uns die Proportionen vielfach durchaus fremdartig anmuten und daher schwerer anzufassen sind. Beim Bestreben sich darüber näher zu unterrichten, stösst man sofort auf einen so erstaunlichen Mangel an zuverlässigem, brauchbarem Material, dass man am Erfolge verzweifeln möchte.

Wohl wünschte ich, dass mir das Schicksal vergönnt hätte, selbst bei einer Reise um die ganze Erde nach Möglichkeit für die Ausfüllung dieser Lücke zu sorgen, aber ich habe mich stets mit einlesen, zum Theile recht dürftigen Bruchstücken des erforderlichen

Materials begnügen müssen. Doch auch die Bruchstücke erweisen sich als recht lehrreich, und war die angewandte Mühe nicht verlor.

Es stellte sich bald heraus, da selbst ein einigermaßen geübtes Auge nicht im Stande ist ohne weitere Hilfsmittel ein correctes Urtheil über die Körperproportionen abzugeben, und dass in dieser Hinsicht unseren Künstlern, wenn sie, durch das Augenmaass verleitet, sich an der menschlichen Gestalt verständigen, mildernde Umstände zugebilligt werden müssen.

Um der Beurtheilung einen sicheren Halt zu geben, bedarf es eines übersichtlichen, festen Rahmens für die Gestalten, eines sogenannten Canon, der es erlaubt, die Verhältnisse gegen einander abzuwägen. Ich fand dann Nichts so geeignet, als den von mir in mehreren Punkten modificirten Proportionsmaßstab von Schmidt. Mit Hilfe dieses Schlüssel hoffe ich auch die vertheilten Anwesenden in die Lage zu versetzen, ohne Weiteres die Proportionen der vorliegenden Actanden beurtheilen zu können.

Ohne mich im Hinblicke auf die Kürze der Zeit in die Einzelheiten der Construction, über die ich an anderer Stelle bereits ausführlicher berichtet habe, einzulassen, will ich hier nur darauf hinweisen, dass die schematischen Zeichnungen von der Länge der Wirbelsäule als Grundmaass ausgehen, und dass die rechte Seite der Figuren, die in ausgesagten Linien angelegt ist, die von dem Schema erlangte theoretische Körperverhältnisse angibt, die linke, punkirt entworfen, dagegen die durch Messung an den Photographien festgestellten tatsächlichen Proportionen. Die Vergleichung beider Seiten ergibt also das Soll und Haben jeder einzelnen Figur, und durch das Auflegen der Schemata auf die Figuren lässt sich, vom Scheitel ausgehend, auch für jeden Unkundigen am unteren Ende sofort erkennen, ob die betreffende Person zu lange oder zu kurze Beine hat, wie die Schulterbreite und die oberen Gliedmaßen sich verhalten. Das gelegentliche Hinübergehen bald der einen, bald der anderen Dimension über das theoretisch berechnete Maass zeigt, dass es thatsächlich als ein mittleres aufgefasst werden darf.

Es hatte für mich ein hervorragendes Interesse, wovon ich hoffen möchte etwas an die hochgeehrte Versammlung zu übertragen, die Leistungsfähigkeit dieser Vergleichungsmethode in einem ganz besonders schwierigen Gebiet, nämlich in Aegypten, zu erproben. Das schon unentwirrbare Völkergemisch dieses Landes spottet vielfach der ordnenden Hand selbst eines sehr landeskundigen Anthropologen, wenn er die Gesichtszüge, Hautfarbe und Haar allein zur Beurtheilung hat. Ich stellte mir daher die Frage, ob die Vergleichung der ganzen Körperbildung unter Benützung des angeführten Schemas bessere Resultate zu liefern vermöge, und glaube in der That, dass die Antwort bejahend lauten darf.

Das Wanderland Aegypten, welches dem Forscher stets neue und überraschende Entdeckungen darbietet, verdient unser Interesse in täglich sich steigender Masse; die wichtigsten allgemeinen Fragen der Ethnographie und Urgeschichte treten uns hier lebendig entgegen, unzählige Specialfragen von hoher Bedeutung tauchen vor uns auf.

Gerade hier hat aber auch die langjährige eifrige Durchforschung, vielfach auf falsch und ungenügend bekanntes Material gegründet, eine recht dicke Cruste vorgefasster Meinungen um den Kern der Wahrheit abgelagert. Hier ist zugleich ein günstiger Boden um

die auf diesem Congress so eingehend ventilirte Frage über ‚Ewigkeit‘ oder Veränderlichkeit des Typus etwas näher zu beleuchten. Unter der Annahme der Permanenz des Typus müsstens für Aegypten, wie die vorliegenden Actanden beweisen dürften, mindestens etwa zehn verschiedene Typen angenommen werden. Das auch von Herrn Kollmann neulich citirte, mir persönlich bekannte Völkerbild in den Königgräbern von Deir-el-bahari beweist doch nur, dass schon damals, als es entstand, verschiedene Typen der Bevölkerung in Aegypten bestanden; dass sie seitdem nicht vermehrt oder verändert wurden, kann aus den fünf Figuren, von denen eine noch das fremdländisch ist, unmöglich bewiesen werden.

Thatsächlich unterstützen die auf die vorliegenden Aufnahmen gegründeten Beobachtungen mehr und mehr unsere leider noch sehr unvollkommene und dunkle Vorstellung von der fortschreitenden Entwicklung des Landes. Nachdem ich Aegypten zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen sechsmal in einem Zeitraum von mehr als dreissig Jahren, also einem Menschenalter, bereist habe, kann ich sagen, dass sich eine gewisse Abänderung des Typus vor meinen Augen vollzogen hat, hier wie wohl stets veranlasst durch die Veränderung der Verhältnisse.

Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts standen die landbewohnenden Fellachen die Städte bewohnenden Arabern und den herüberziehenden Beduin ziemlich schroff gegenüber, indem erstere den Typus der ursprünglichen Bevölkerung zum Ausdruck brachten. Es war möglich mit einiger Sicherheit die bezeichneten Typen auseinander zu halten, während dies bei der größten Mehrzahl der heutigen Bevölkerung, was Fellachen und Araber anlangt, in den Ortschaften und nächster Umgebung nicht mehr gelingen will.

Auch jetzt spricht man wieder im Lande von ‚Aegyptern‘, aber diese sind weder Araber noch Fellachen, sondern ein neuer, zwischen beiden stehender Typus, der durch die Vermischung beider beim Wechsel der Verhältnisse entstanden ist. Es ist nicht anzunehmen, dass dieser neue Typus sich unmittelbar weiter verändern wird, sondern er wird sich befestigen und bleiben, so lange die gleichen Verhältnisse der Cultur, Lebensweise und des Klima bleiben, andere geistige Beimischungen aber nicht erfolgen; dies ist die Ewigkeit des Typus im Sinne Kollmanns.

Die unvermischten, früh einwandernden Araber, die sich abgesetzt haltenden nomadisirenden Beduin, arabischer Abstammung, müssen dagegen ihren abweichenden Typus noch heutigen Tages zeigen, wie er thatsächlich an den ausgestellten Figuren sichtbar wird.

Die Merkmale der in grösserer Zahl vorhandenen Gestalten des ‚heutigen ägyptischen Typus‘ schwanken, wie es bei Kreuzungen meistens der Fall ist, um ein gewisses mittleres Maass, sie nähern sich der Form des normal-idealen Menschen und sind gerade dadurch wenig charakteristisch. Sie erscheinen so wie man sich wohlgebaute Menschen gewöhnlich denkt; die Glieder sind von einer gewissen Fülle und gutem Ebenmaass, die Beine dabei eher zu kurz als zu lang. Totalhöhe durchschnittlich etwa 7½ Kopfhöhen.

Von den beiden darin vereinigten Urtypen zeigen die arabischen Beduin, wie die Photographien erkennen lassen, noch den Typus des trainirten Wüster

bewohners mit den dünnen, häufig leicht anwärts gekrümmten Beinen, der leicht gebeugten Haltung und der schlaffen, aber dünn angelegten Musculatur. Bei den Frauen sieht man vielfach wahrhaft edle Gesichtszüge besonders in Seitenansicht, die Körperlinien sind elegant, wenn auch nicht frei von Fehlern des Ebenmaßes, die Brüste auch bei sonst mageren Körpern häufig sehr voll entwickelt.

Der auf der anderen Seite anschließende, alt-Ägyptische Fellachentypus, wie er auf dem Lande noch jetzt, aber mehr und mehr vereinzelt auftaucht, zeigt auch lagere, schlankere Glieder, häufig von beträchtlicher Länge, die Muskeln durch die schwere Feldarbeit meist mehr ausgearbeitet als beim Araber, die Gesichter ziemlich lang, mit der vorspringenden, etwas dicken Nase, wie sie sich auf den Hieroglyphen so charakteristisch wiederergeben findet. Die Frauen häufig wohl proportionirt, aber meist untersetzt, in der Jugend nicht ohne Anmuth.

So erweitert sich der Hauptstock der heutigen Ägypter unter Veränderung seines Habitus nach den Wästen hinein durch das Hineinstreuen der arabischen Beduinen und in die einsameren Dörfer durch das Auftreten des ursprünglichen Fellachentypus.

Weiter nach Süden, den geographischen Abgrenzungen folgend, haben wir auf dem rechten Nilufer die östlichen, nach dem rothen Meere bis gegen Abyssinien sich erstreckenden Länderzonen und auf dem linken Nilufer im Westen Gebiete bis gegen den Sudan hin, an Breite allmählich zunehmend. Die Beobachtungen, durch zahlreiche, hier vorliegende Photographien gestützt, beweisen, dass die Völkergemeinschaft beider Gebiete doch trotz weitgehender mechanischer Vermischung und des durchgehenden Wohnens und Wanderns in ihrem Grundstock zwei verschiedenen Typen angehören, wenn auch von vielen Autoren der Bequemlichkeit halber als „Nubier“ zusammengefasst.

Von diesen sind die östlichen Stämme, welche verschiedene Namen tragen, am besten unter dem Namen der Bedja zusammenzufassen; die bekanntesten Abtheilungen derselben sind die Ababde, Hadendou und Bishario, während die westlichen Völkergruppen jenseits des Nils die Bezeichnung Nubier mit größerem Rechte tragen, da eine im Südwesten lagernde Landschaft schon von Alters her mit dem Namen Nuba belegt war.

Was für die vorliegende Untersuchung aber das Wichtigste ist, liegt in dem Umstande, dass die beiden Typen sich sehr wesentlich insofern unterscheiden, als die östlichen, welche ja die Gebiete der uralten Blemmyer der hieroglyphischen Inschriften innehaben, ersichtlich mehr von dem Blute der alten Ägypter und jedenfalls auch der nomadischen Araber aufgenommen haben, als die eigentlichen Nubier, in denen das Blut der benachbarten Stämme des Sudan schon mächtiger in die Erscheinung tritt.

Demnach erinnert der Wuchs der Bedjastämme besonders bei den als Beduinen umherziehenden durch die Breite der Schultern, schmale Taille, untersetzte Statur und die Bildung der Gliedmaßen vielfach an die braunen Stämme des Nordens. Auch hat die Hautfarbe meist trotz ihrer Dunkelheit immer noch einen rötlichen bräunlichen Ton, während die schon ziemlich stark gedrehten Haare eine nigritische Beimischung schwer erkennen lassen.

Dem gegenüber zeigen die eigentlichen Nubier, welche nach Schweinfurth von tadelloser ebenmäßigem Bau sein sollen, doch den nigritischen Einfluss schon deutlicher. Die meist hohen Gestalten sind häufig mit

recht langen Gliedmaßen behaft, die Seiten des Rumpfes fallen steil ab, wie beim sogenannten Neger und lassen die mässige Schulterbreite etwas eckig hervortreten. Auch die Gesichtszüge sind schon stark nigritisch, die Hautfarbe zeigt einen deutlich ins Schwarze gehenden Ton und die Haare sind häufig schon ziemlich eng gedreht: Alles Ansehen, dass diese Gruppe der Stämme eine stärkere Beimischung nigritischer Blutes erfahren hat als die vorerwähnten Bedjastämme. Die ausliegenden Photographien werden die angeführten Beschreibungen am besten veranschaulichen.

Noch complicirter wird das Bild der Völkermosaik in Oberägypten, wenn wir Abyssinien mit hinein nehmen. Unter den Bewohnern dieses Landes unterschied Rappell seiner Zeit bereits drei Typen, die er als den „kaukasischen“, den „äthiopischen“ und den „Gallatypus“ bezeichnete. Seine Beobachtungen waren betreffend, die Beziehungen, welche auf nicht haltbaren Voraussetzungen beruhten, wird man nicht festhalten wollen. Da die genannten Abtheilungen der wirklichen Abyssinier unter die heutige Bezeichnung „Aethioper“ fallen, möchte ich Rappell's „kaukasischen“ Typus seinem Habitus nach wohl als den aristokratischen bezeichnen. Es sind hohe, schlankere Gestalten von eleganten, regelmäßig Formen, sogenannten „kaukasischen“ Gesichtszügen, einer tief dunkelbraunen Hautfarbe und lockigen, oppigem Haarwuchs, der bei den Frauen in verschiedene Trachten gefasst wird. Hier liegt offenbar ein Stock edlen Blutes der Völkermischung zu Grunde, der von weiter her eingewandert ist; aber wobei er her gekommen ist, wird vielleicht stets in Dunkel gehüllt bleiben.

Der abyssinisch-äthiopische Typus weicht nicht wesentlich von demjenigen der sonstigen äthiopischen Stämme, zumal der Bedja ab und mag als der vulgäre bezeichnet werden. Wie in anderen Gegenden trägt er den charakteristischen Stempel nigritischer Beimischung und findet sich beziehender Weise hauptsächlich in den Küstengebieten.

Ebenso begrenzt sich der „Gallatypus“ Abyssiniens in seinem hauptsächlichsten Vorkommen wesentlich geographisch, insofern er vornehmlich in der Provinz Tigre, also den Gallaländern benachbart angetroffen wird. Hier finden sich die Merkmale der eigentlichen Negervölker schon recht deutlich, wenn auch in milder Form angeprägt.

Dies gilt natürlich nicht von den überall durch Abyssinien anzutreffenden Sklaven westlicher Stämme, unter denen nach den Autoren besonders die Schangalla zahlreich vertreten sein sollen. Hier ist der nigritische Typus besonders deutlich ausgesprochen und zeigt unsechse Körperproportionen mit häufig übermäßig langen Beinen und kleinem Kopf, so dass hier das oben erwähnte Ideal mancher moderner Autoren mit dem sehr Kopflosen und darüber zum berrihtlichen Ausdruck kommt.

Anfallend rein und prägnant ausgeprägt ist dieser Typus in den sudanesischen Dinkawi, von denen mehrere Individuen von bemerkenswerth übereinstimmendem Bau sich unter den angestellten Photographien finden. Auch hier ist die Totalhöhe über acht Köpfböhen bei enormer Beinlänge, annahm des Unterschenkels, der hier thatsächlich gelegentlich dem Oberschenkel an Länge gleichkommt. An den langen, dünnen Spinnenbeinen sitzen wiederum enorm große und helle Füße, wodurch das Bild der Körperverhältnisse ein bizarres, fast caricirtes wird. Die gedrehten Nigritierhaare werden von den Männern ganz kurz geschoren getragen, die Hautfarbe ist ein dunkles, etwas aschiges Schwarz-

braun, in dem das Braun häufig ganz zu schwinden scheint.

Es bleibt noch der eigentliche, gelegentlich überall auftauchende Typus der Sudanesen übrig, welche durch das Schwärzen im Lande Verbreitung fanden. Meist wissen die Personen nicht mehr zu sagen, als dass sie aus dem „Sudan“ stammen und diese Bezeichnung leistet auch jedenfalls ebensoviel als die undefinirbare des „Negers“. Die Zugehörigkeit zu bestimmten Stämmen scheint den Individuen meist verloren gegangen zu sein. Die Körperformen sind massiv, unlegant, die Beine öfters länger als nöthig, der Rumpf mit gerade schfallenden Seiten, Taille kaum vorhanden, die Bauchgegend vorgewölbt, Hände und Füsse gross, häufig auffallend schmal; Hautfarbe schwärzlich; Haare spiralförmig gedreht.

Das „Abklingen“ der verschiedenen besprochenen Typen nach der geographischen Lage, ihre Verbreitung über einen derartig eng begrenzten Raum, wie das Nilland darstellt, ist gar nicht anders zu verstehen, als dass wenige Grundtypen durch verschiedene hochgradige Vermischung mit benachbarten Stämmen und durch die Einwirkung verschiedener Lebensweise und des Klimas in die grosse Zahl heutigen abgrenzender Typen im Laufe der Jahrtausende umgewandelt wurden.

Wer im Einzelnen es für möglich hält, dass diese heut zu unterscheidenden Typen in den engen Grenzen autochthon entstanden oder trotz der ersichtlichen Verwandtschaft mit den Nachbarstämmen, so wie sie jetzt erscheinen von anderswoher eingewandert sind, mit dem ist nicht zu rechten, ihn wird kein Engel vom Himmel in seiner Uebersetzung wankend machen.

Fallen diese beiden Möglichkeiten fort, so bleibt nur die Spaltung und damit zusammenhängende Abänderung der alten Typen übrig.

So wird es auch sicherlich am Anfange der geschichtlichen Ueberlieferung gewesen sein, wo scheinbar plötzlich eine so hohe Cultur sich im Niltale ausbreiten begann. Täglich vermehren sich die Beweise für die schon allgemein anerkannte Thatsache, dass eine angeheiratete Urbevölkerung seit unvorstelligen Zeiten Aegypten bewohnte und eine gewisse, allerdings niedrige Culturstufe erreichte.

Schliessen wir zurück von den Vorgängen, die wir noch heute sich in diesem Lande abspielen sehen, auf die vorhistorischen Zeiten, so liegt die Annahme nahe, dass auch damals irgend welche Elemente nördlich von Asien her in das Niltal als Träger einer höheren Cultur eindringen und mit der Urbevölkerung sich vermischend den Typus des altägyptischen Volkes, der „Retn“ in den Hieroglyphen entstehen liessen. Die wie es scheint so verhältnissmässig schnell vor sich gehende Erhebung auf eine sehr hohe Culturstufe, wie sie das alte Reich erkennen lässt, wird sonst nicht schwer verständlich.

Es ist nicht meine Aufgabe, mich über diese Möglichkeiten weiter zu verbreiten, ich will nur darauf hinweisen, dass diese Altägypter, wie man unter Benützung der hieroglyphischen Darstellungen nachweisen kann, in der That ihren besonderen Typus mit einer bemerkenswerthen Zähigkeit bis in die neuere Zeit festgehalten haben.

Wer möchte aber entscheiden, ob in abgelegenen Gebieten des Landes sich weiter stromaufwärts durch theilweise stärkere Erhaltung ursprünglichen Blutes oder durch Rückbildung in längst vergangene Formen Anklänge an die Urbevölkerung auffinden lassen? Das in Afrika so weit verbreitete Auftreten der Zwergvölker

bis hinunter zu den Boscsmännern Südafrikas, welche als unzweifelhaft den Charakter einer Ur rasse tragen, lässt es an sich nicht anmöglich erscheinen, dass auch in Aegypten noch einmal Spuren solcher Rasse nachzuweisen werden.

Gewisse unter dem vorliegenden Material eingezeichneten Gestalten von Bewohnern Oberägyptens mittheilen den Hesebauer so fremdartig an, dass der Verdacht, es könne sich um Formen handeln, die in gewisser Beziehung an den Urbevölkerungen standen, nicht ungerechtfertigt erscheint.

Beim Fehlen irgend welchen positiven Anhaltes wäre es überflüssig, ein weiteres Wort über diese vag Vermuthung zu verlieren; sie wurde nur gemacht, um auf die bezeichneten, sonst nicht wohl unterzubringenden Gestalten hinzuweisen. Möge auch für die soeben angedeutete Seite der Frage der ägyptische Bode, welcher schon so manche überraschende Thatsache unerwarteter Weise an's Licht gebracht hat, in der Zukunft weitere Aufschlüsse geben!

Herr J. Ranke-München:

Ich möchte meine Freunde über die interessanten Photographien aussprechen, welche aus Herr Fritsch's soeben vorgeführt hat, von dem wir so wertvolle Abbildungen und Studien der südafrikanischen Stämme schon besitzen. Ist irgend ein Weg ersichtlich, dass diese Bilder auch in würdiger Weise veröffentlicht werden?

Herr Fritsch-Berlin:

Es ist das Ausererete, was ich bis zum heutigen Tage habe leisten können, die Copien zur Stelle zu schaffen; ich kann zur Zeit keine Entscheidung über eine Veröffentlichung treffen. Sie begreifen, dass es keine kleine Aufgabe war, zunächst die Aufnahmen in einem abergläubischen Lande zu machen; den Stos von Platten möchte auch nicht Jeder gerne auf der Heise mitschleppen, es sind 150 Aufnahmen. Unterstellung oder Rath über eine zukünftige Veröffentlichung werde ich jederzeit dankbar entgegennehmen.

Herr Professor Dr. J. Kollmann

(hat seine in der Discussion gemachten Bemerkungen zu einer selbständigen Abhandlung erweitert, welche im Correspondenzblatt 1900 veröffentlicht wird.

Die Redaction.)

Herr Fritsch-Berlin:

Ich habe nicht geglaubt, da ich auch Anatom bin, dass man mir eine schlechte Behandlung der Anatomieschreiben würde. Wenn Herr College Kollmann eine grosse Anzahl Figuren zur Verfügung hatte, so muss ich nur bedauern, dass sie mir nie unter die Hand gekommen sind, ich habe keine gefunden, ich habe sie selber machen müssen. Ich glaube allerdings, so viel menschliche Kräfte reichen, den Beweis geliefert zu haben, dass ich meine Uebersetzung vertreten kann, ein Typus habe sich im Bereiche unserer Zeit ausgebildet, indem ich die Kennzeichen und die Natur der Typen zeigte, aus denen ersterer hervorgeht. Gehen Sie nach Aegypten und bringen Sie einmal so viele Photographien mit! Ich lasse mir nicht sagen, dass ich keine Beweise erbringe. Sie sind den Beweis schuldig, dass ein Stadium der Ruhe eingetreten ist, und zu erklären, wie die Typen in Aegypten thatsächlich nach einander kommen, und woraufhin Sie, dem Thaubestand entgegen behaupten, dass alle unverändert an derselben Stelle geblieben sind.

Herr R. Virebow:

Mit dem blossen Behaupten ist es nicht gethan; möglich, dass die Gemüther mehr von der einen oder anderen Hypothese herührt werden, aber ich möchte diesen Herren empfehlen, etwas ruhiger zu werden und sich etwas mehr auf die Beobachtung zu verlegen. Es ist nämlich eine Schwierigkeit in diesen Dingen, die glaube ich, auch Herr Fritsch nicht richtig erkannt hat, das ist die Grenze, wo die Varietät, welche individuell ist, in die erbliche Form übergeht. Wenn sich Herr Fritsch für diese Frage interessiert, so kann ich ihm meine Sammlung von menschlichen Oberschenkeln, die alle von bestimmten Individuen herkommen, und die grösste Variation zeigen, zur Verfügung stellen. Es ist darin eine so grosse Verschiedenheit in der Bildung der Oberschenkel vorhanden, dass wir, wenn sie irgendwo massenhaft beobachtet würde, annehmen müssten, dass da wirklich eine neue Klasse enthalten wäre. Es kommt immer darauf an, heranzubringen; weshalb wird eine Variation erblich und welches sind die Kräfte, durch welche sie das eine Mal unter Umständen erblich, ein anderes Mal aber nicht erblich wird. Ich verhehle Ihnen nicht, dass ich in dieser Beziehung ganz unwissend bin; ich habe gar keine Meinung darüber, wo die Grenzen zwischen erblicher und individueller Variation liegen. Trotzdem mache ich gar kein Hehl daraus, dass ich vermute, dass die eine in die andere übergeht. Ich möchte die weitere Untersuchung auf diese Frage verlegen.

Wenn es mit Bildern gethan wäre, so wäre es erst recht mit einer anatomischen Sammlung gethan. Aber weder durch Bilder, noch durch Sammlungen erfahren wir etwas über die Ursachen oder die Bedingungen der Variation. Wie eine solche gekommen ist, darüber wissen wir nichts; in der grossen Mehrzahl der Fälle können wir nicht einmal eine Vermuthung darüber aufstellen. Für die Entstehung der Variation selbst fehlen uns alle Anhaltspunkte; ein solcher Nachweis könnte erst erbracht werden, wenn längere Zeit hindurch beobachtet ist. Zur directen Beobachtung der fortschreitenden Aenderung, die von Generation zu Generation geschieht, gehört eine lange Reihe hasserfährlicher oder schularfährlicher oder sonstiger ansehnlicher Beobachtungen, welche die Reihen unter Augen behalten, obwohl sie scheinbar gar nicht aufhören. Was will ich machen in einer Familie, die nicht immer aus dem gleichen Urquell sich zusammensetzt und wo jedes Kind etwas Besonderes mitbringt? Woher sind die Ursachen da gekommen? Ich muss sagen, ich ersuche die willkürlichen Schlüsse, die man auf Grund fertiger Objecte, von Individuen und Skeleten macht, für dareaus unbrauchbar. Sie ergeben eine Uebersicht über die Grösse der Variabilität, aber sie zeigen uns absolut nichts in Bezug auf die Geschichte, wodurch diese Variabilität in die Actualität übergeführt worden ist. Wir wissen vieles andere auch nicht; man kann viele Dinge vom Standpunkte der philosophischen Hypothese als Glaubensartikel aussprechen; es gibt sogar Leute, die genau wissen, dass durch eine gewisse Zusammenfügung eine Aenderung auch lebender Gebilde entsteht. Wenn jemand diese Uebersetzung hat, kann man sie ihm nicht rauben; es kommt glücklicherweise meist nicht viel darauf an, man kann sie ihm lassen. Es ist das ein Punkt, in dem ich mit meinem Freunde Häckel auseinander gerathen bin, ob das noch actuelle Bedeutung hat, was als philosophische Hypothese aufgestellt wird. So ist es auch mit den Rassen. Ich begrüsse Untersuchungen dieser Art mit grossem Freude. Ich glaube aber nicht, dass man, wenn man

auch Tausende von Photographien sammelt, heranzubringen wird, wie die Sache so Stande gekommen ist; es fehlt immer der eigentlich bestimmende Punkt, wodurch die Vererbung in folgende Generationen eingetreten ist und wodurch der Typus seine heilende Besonderheit erlangt hält.

Was die Sache im Einzelnen anbetrifft, so war ich auch einmal in Aegypten und habe dort auch untersucht. Die meisten Reisenden bekümmern sich um meine Untersuchungen sehr wenig. Ich warse aber davor, aus blossen Bildern so wichtige Fragen zur Entscheidung zu stellen, die wirklich nur durch Beobachtung erfolgen kann. Wollen wir a. B. die Schaaffrasen durch Photographien feststellen, um nadurch heranzubringen, warum das eine Schaaf wollhaarig und ein anderes langhaarig ist? Wenn man sieht, dass aus einem wollhaarigen Schaaf in Ceylon ein langhaariges wird, so kann man das als Thatsache mittheilen, aber man erfährt dadurch nicht, wie das geschehen ist, der eigentliche Grund kann nicht demonstriert werden. Ich finde immer wieder, dass Sie nicht genau schätzen, was der Naturforscher als solcher leisten kann; die Phantasie mag auf guter Grundlage basiren, aber sie ist und bleibt Phantasie.

Herr Fritsch-Berlin:

Ich möchte mich zunächst nur dagegen verwahren, dass ich die Schwierigkeit verkannt hätte. Die Frage, was von solchen Eigenthümlichkeiten erblich und was individuelle Variation ist? lässt sich selbstverständlich nicht ohne Weiteres erledigen; das habe ich auch nie unternommen. Ausserdem möchte ich dabei auch noch betonen, dass wir wie andere Anthropologen aus die Aufgabe gestellt haben, nicht die Grenzen der äussersten Variabilität festzustellen, sondern den Durchschnittstypus zu gewinnen, und ich glaube, aus den Zeichnungen und Messungen kann man den Durchschnitt finden. Ich speciell bilde den Weg, den Herr Geheimrath Virebow vorschlägt, nicht für gangbar, ich weiss nicht, auf welche Weise ich den Vorgang verfolgen soll, wie sich eine Rasse bildet. Ich habe auch nicht eine abgeschlossene Thatsache vorgeführt, sondern gesagt, ich gebe Bruchstücke; wenn wir genügend Material haben, werden wir Durchschnittswerte gewinnen können. Denn schliesslich ist die Photographie doch nur eine Vereinfachung der Messung, und ich glaube, Herr Geheimrath Virebow hat auch in Aegypten gemessen und hält seine Messungen nicht für überflüssig.

(Virebow: Aber nicht für entscheidend!)
Ich ach nicht. (Heiterkeit!)

Herr Dr. Wilhelm Hein-Wien:

Der Schneider im Pongauer Perchtenlaufen.

Als ich im Herbst 1893 eine Reise in die Alpenländer unternahm, um nach etwa noch vorhandenen Perchtenmasken Umschau zu halten, erhielt ich in Altmühl bei Radstadt von dem Basener Michael Winter die erste Kunde von der Figur des Schneiders im Pongauer Perchtenlaufen; er trug bei dem Laufen, welches mein Gewährsmann im Jahr 1850 anführte, eine „drei Stock hohe bölsere Schere, mit welcher er diesem oder jenem der Zuschauer anverwehnen den Hint vom Kopfe abwickte, ihn ansah und dann wieder dem Eigenthümer aufsetzte“. Später erhielt ich eine Photographie vom letzten Perchtenlaufen, das am Sonntag den 21. Februar 1892 in St. Johann im Pongau stattfand, auf welcher der erwähnte Schneider ebenfalls zu

sehen ist. Er trägt die gewöhnliche, landesübliche Tracht und hält mit beiden Händen eine sich lang ansehende sogenannte Streckschere, die aus neun Paaren sich kreuzender hölzerner Leisten besteht, welche an den Enden und in den Mitten durch hölzerne Nieten zusammengehalten werden und sich leicht strecken lassen. Auch in diesem Perchtenlaufen spielte der Schneider, wie mir berichtet wurde, nur die Rolle eines Spasmachers.¹⁾

Eine überraschende Parallele findet diese Figur in dem Darsteller des Kriegsgottes Pa'ókong, welcher in einem der Sommerfeste der Tusayanindianer in Arizona auftritt. Dr. J. Walter Fewkes²⁾ dem wir die ausführlichsten Berichte über diese Feste verdanken, gibt von ihm eine leider sehr schlechte photographische Wiedergabe, aus der man nur entnehmen kann, dass Pa'ókong mit beiden Händen eine lange ausgestreckte hölzerne Schere nach Art der Streckschere hält. Dr. Fewkes bezeichnet sie ausdrücklich als „lightning framework“, also als eine sinnbildliche Vorstellung des Blitzes, den Pa'ókong ausschoss, wenn der Zug der Tinner den Tanzplatz betrat oder verließ. Dr. Fewkes glaubt Gründe an der Annahme zu haben, dass Pa'ókong der Sohn Di'wa's, der Sonne, und der Kö-ky-an-mi-na, der Spinnjungfrau ist, wozu er bemerkt, dass der sonnen- und jungfrauengeborene Gott eine bei den Hopi- und Tusayanindianern ganz allgemeine Vorstellung sei.³⁾

An einer anderen Stelle heisst J. W. Fewkes eine aus Holz gearbeitete Puppenstatue Pa'ókong's, die als Kinderspielszeug diente⁴⁾ und die mit den den Blitz kennzeichnenden Blitzlinien verziert ist.

Dass der Pongauer Perchtenschneider nichts mit dem Handwerker zu thun hat, erhellt aus dem Vorkommen eines Schneiderspaares im Zuge der Gewerbelente, in welchem alle Stände, so weit sie für den Bauern in Betracht kommen, vertreten sind. Der Schneider mit der Streckschere nimmt eine ganz absonderliche Stellung ein und ist, wie oben bemerkt, nur eine Art Spasmacher, der mit seiner Streckschere allerlei Uk treibt.

Da das Perchtenlaufen geradezu wie die von Fewkes beobachteten Sommerfeste zu Beginn des Wachstums auf den Feldern abgehalten wird und die Erzielung von Fruchtbarkeit zum Zwecke hatte und noch hat, so ist es wohl ganz zweifellos, dass man den Pongauer Schneider, der die Streckschere trägt, mit dem Pa'ókong

¹⁾ Vgl. meinen Bericht „Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg“ in den Sitzungsberichten der „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Bd. XXIV (1894), S. 45–46.

²⁾ J. Walter Fewkes: „A few Summer Ceremonies at the Tusayan Pueblos“ in a Journal of American Ethnology and Archaeology, Bd. II (1892), S. 66.

³⁾ a. a. O. S. 67.

⁴⁾ J. Walter Fewkes: „Dolls of the Tusayan Indians“ im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. VII (1894), S. 64.

der Tusayanindianer in unmittelbarem Vergleich zu setzen berechtigt ist. Sieberlich hat einst die Pongauer Streckschere ebenso den Blitz zum Vorbild geahnt, wie Pa'ókong's Blitzrahmenwerk und zweifellos ist neuer Pongauer Blitzschneider ursprünglich die Personifikation von Donner und Blitz gewesen.

Es wäre für eine Weiterführung der Untersuchung von grossem Belange, das Ansehen der Blitzschere auch in anderen Gebieten genau festzustellen, wozu eine kurze Mittheilung öffentlich Anregung geben wird.

Herr Waldeyer-Berlin:

Ueber eine Expedition nach Polynesien und Neuseeland.

Ich hatte angekündigt einen rein somatisch-anthropologischen Vortrag über eine eigenartige Grubenbildung vor den Nasenöffnungen am Oberkiefer, die unter dem Namen der Pränasalgrube bekannt ist, zu halten. Ich erhielt aber nicht rechtzeitig genug das dazu notwendige Material, welches ich mir vor allen Dingen aus Polynesien erwünscht hatte, und so habe ich vorgezogen, nicht das unvollständige Material hier zu besprechen, in dessen Besitz ich bereits war; ich gedachte vielmehr im nächsten Jahre meinen Vortrag über diese Dinge zu halten. Dagegen möchte ich mir erlauben, doch ein paar Worte über die Expedition zu sprechen, von der ich das Material erwartete.

Anf Veranlassung und mit Unterstützung der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften ist vor zwei Jahren Dr. G. Thilenius, Privatdozent in Straßburg i/E., nach Neuseeland gegangen; sein Hauptziel war die Erforschung der Entwickelungsgeschichte einer nur noch dort vorkommenden Eidechsenart, *Hatteria punctata*. Dieses Thier stellt eine sehr alte Form dar, die ohne nähere Verwandtschaftsbeziehungen, wie eine Art „Tierinsel“, in die grosse Masse der übrigen Reptilien aus der ältesten Zeit hineinragt. Es ist schon an demselben interessant, vor allem aber, weil bei ihm sich ein sogenanntes Scheitel- oder Parietalanlage in besonderer Ausbildung erhalten findet. Ich berichte heute zunächst, dass Dr. Thilenius vor etwa vier Wochen glücklich von seiner Forschungserreise zurückgekehrt ist; es ist ihm gelungen, eine grosse Reihe von Embryonen der *Hatteria* aus allen möglichen Stufen sich zu verschaffen, deren Untersuchung, zum mehr begonnen hat. Ich hoffe also, dass die Expedition ihren Hauptzweck erreicht hat. Die Zwischenzeit zwischen den Entwicklungsperioden der *Hatteria* in den beiden Jahren hat Dr. Thilenius dazu benützt, reiches anthropologisches Material zu sammeln, insbesondere auf Samoa und auf anderen anderen ozeanischen Besitzungen. Das Material ist zunächst an die Berliner Museen gelangt. Es waren die Schädel dabei, welche ich erwartete, und diese traften später ein, als dass ich dieselben noch für den angekündigten Vortrag verwerthen könne. Ich hoffe, dass es mir möglich sein wird, im nächsten Jahre von recht erhellenden Resultaten der Expedition berichten zu können.

(Fortsetzung der III. Sitzung folgt in nächster Nummer.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Thaurinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.
Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 15. Januar 1901.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXX. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1899.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 18 des Jahrg. 1894.

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich XXX. Allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in **Lindau** vom 4.—7. September 1899

mit Ausflügen nach Bregenz, Wetzikon, Zürich, Biel und Bern.

Nach stenographischen Anzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

(Dritte Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Dr. Ludwig Wilsor-Heidelberg:

Zur Stammeskunde der Alemannen.

Es ist eigentlich ein rein geschichtlicher Gegenstand, für den ich Ihre Aufmerksamkeit erbitte, aber ich habe ihn absichtlich gewählt, um an einem Beispiel zeigen zu können, dass die grosse Bedeutung und Hauptaufgabe der Anthropologie darin besteht, die „vorchronische Hilfswissenschaft“, wie schon Ecker verlangt hat, der Geschichte zu werden. Dann folgte ich auch gerne einer Anregung der vorjährigen Versammlung, die in einer der ältesten Sachsenstädte getagt hat, wie wir uns heuer im Lande der Alemannen, und zwar im Lindgau, dem Gebiete der Lentienser, zusammengefunden haben. So seien mir denn einige Bemerkungen zur Stammeskunde dieses edlen und tapferen Volkes gestattet, das einst die Vormacht aller Schwaben war und dessen Name unseren westlichen Nachbarn zur Bezeichnung Alld Deutschlands dient.

So lange man die Urheimath unseres Volkes im fernem Osten suchte, war ein Verständniss der

Stammeseintheilung, eine richtige Auffassung der Ueberlieferung über Wanderwege und Ausbreitung der Germanen unmöglich. Nachdem aber die naturwissenschaftliche Rassenforschung das Verbreitungscentrum der edelsten Menschenrasse (*Homo europaeus dolichocephalus flavus*), aus der alle arischen Völker, zuletzt unsere Vorfahren hervorgegangen sind, im Nordnordeuropa festgestellt hatte, erwuchs aus der glücklich gefundenen Wurzel der Stammbaum mit all seinen Aesten und Zweigen wie von selbst. Nach den ältesten Nachrichten, wie nach Sprache und Sitte, zerfallen die Germanen in vier Hauptstämme, die von der skandinavischen Halbinsel ausgehend und sich fächerförmig ausbreitend, von West nach Ost in folgender Ordnung aufeinander folgen: 1. der ingwäonisch-kimbrisch-frisische, 2. der istävonisch-marisch-fränkische, 3. der herminonisch-schwäbische und 4. der vandilisch-gotische Stamm. Als Schwaben gehören die Alemannen zum dritten Stamm, dessen Ausbreitungsrichtung eine fast genau nord-südliche war.

Die „neuen Stämme“ sind keine staatlichen Ver-

bände oder Kampfgenossenschaften, sondern, wenn nach theilweise unter neuen Namen, die alten, durch Blutsverwandtschaft und gemeinsame Heiligthümer seit der Urzeit innig verbundenen Völkern. Der Name der Alemannen, in ältester Gestalt Alamanni, wurde zum erstenmal gehört, als im Jahre 213 die Römer in den Mainlanden den Vorstoß eines heldenmüthigen, besonders wegen seiner Reiterei bewundernswürdigen Volkes abzuwehren hatten. Obgleich der Kaiser Caracalla unter dem Beinamen Alamannicus sich als Sieger feiern ließ, stand er doch den Frieden mit Gold erkaufen und die Reichsgrenze durch zahlreiche Befestigungen schützen. Wer sind diese Alamanni und wie kommen sie an den Main? Es ist sicher kein Zufall, dass mit dem Auftauchen dieses Namens ein anderer, einst hochberühmter verschwindet: die Semnonen, das „Haupt der Schwaben“, sind seit dem Markomannenkrieg verschollen. Wo sollten sie hingekommen sein? Ein Volk von solcher Größe und Bedeutung kann nicht spurlos verschwinden; Alles spricht dafür, dass sie unter dem Namen Alamanni, d. h. herrliche, ausgezeichnete Männer, ihre Rolle in der Weltgeschichte weiter gespielt haben. Wollten die Semnonen, die früher zwischen Elbe und Spree (Albis und Suebo) saßen, für ihre wachsende Volkszahl neue Wohnsitze erkämpfen, so konnten sie nur südwärts vordringen, denn im Westen stießen sie auf die mächtigen frankischen, im Osten auf die gotischen Völker, während von Norden her die Sachsen nachdrängten. Durch die Thäler der Saale, Unstrut und Fulda, Harz und Vogelsberg rechts, Thüringerwald und Hohe Rhön links liegen lauschliche Täler, die nach Main gelangen, ungefähr auf dem gleichen Wege, den wir heute mit dem Schnellzug Berlin—Würzburg zurücklegen. Widerstand konnten ihnen hier, da die Chatten noch durch ihre furchtbare Niederlage geschwächt waren, nur die Hermunduren, die alten Freunde der Römer, leisten, und sie waren es wohl, die Caracalla's Hilfe angefordert hatten. Vom Mainthal sind lange Zeit alle Ausbreitungsversuche und Heerfahrten der Alemannen ausgegangen. Nach wiederholten Einfällen in Gallien und Italien, nach schweren, blutigen Kämpfen warf sie gegen Ende des Jahrhunderts Kaiser Probus über den Neckar und die Hanhebal zurück, aber schon wenige Jahre später bildete der Rhein die Grenze und das Volk hatte das ganze rechte Ufer dieses Flusses bis zum Bodensee in Besitz genommen. Von hier aus suchten sie auf's linke Rheinufer vorzudringen und wurden durch Julian's Sieg (357) nur für kurze Zeit zurückgedrängt. Kräftigen Widerstand leisteten ihnen noch am Ende des 4. Jahrhunderts die Kaiser Valentinian und Gratian. Aber gegen das unverwundliche und unerschöpfliche Volk waren wohl ständige Siege, bleibende Erfolge dagegen nicht zu erringen, und unter dem Reichsverweser Stilicho musste die Rheingrenze preisgegeben und den Alemannen das Land bis zum Wasgenwald (Elsass, alias, „Fremdsitz“) und den Alpen zur dauernden Besiedelung überlassen werden. Nachdem die Burgunden, die früher ebenfalls im Mainthal, im Rücken der Alemannen, gewohnt hatten, ihr Reich am Rhein mit der sagenberühmten Hauptstadt Worms verließen, dehnten sich die Alemannen wieder mächtig auf dem linken Rheinufer nach Westen aus, und zahlreiche Ortschaften in den Thälern der Saar, Mosel, Ahr, bis gegen die Maas hin geben noch heute Kunde von den Siedlungen, die damals von ihnen gegründet wurden. Die Ortsnamen sind nämlich, wie zuerst Arnold gezeigt hat, „die wichtigste und zuverlässigste Quelle für die historische

Geographie“, und es lassen sich aus ihnen „leicht die verschiedenen Völker und Stämme ermitteln“, die nacheinander im Besitze eines Landes waren. Es ist mir wohl bekannt, dass man in neuester Zeit diese Kreuzgenossenschaft annähernd versucht, und auch ich bin nicht blind für die Irrthümer des gesagten Forschers; im Grossen und Ganzen aber hat er das Richtige getroffen, und es wäre thöricht, dies wichtige Hilfsmittel der Siedlungsgeschichte wieder anzufassen. So gut uns die Namen aus „Leben, von Haderleben in Schleswig bis nach Günterleben am Main, die Siedlung der Angels erkennen lassen, ebenso sicher dürfen wir annehmen, dass die „Weil“ oder „Weiler“ genannten Ortschaften (von ah. wila, wilar, gallic-lateinisch villa; die Aehnlichkeit beruht, wie bei vius = wik, burum = büren, auf Urverwandtschaft, nicht Entlehnung), von Garzweiler und Eschweiler nördlich von Aachen bis nach Weiler im Algan, alemannisch Gründungen sind; denn wir finden gerade diese Ortsbezeichnung bei keinem anderen germanischen Volke.

Während für das Hauptkorn der Alemannen das Mainthal den Verbreitungsmittelpunkt bildete, haben die Juthunge, ein „Theil der Alamannen“, wie Ammian sich ausdrückt, wahrscheinlich einen anderen Weg eingeschlagen. Sie waren es, die als Vorhut des Gesamtvolkes zuerst am Main angelangt, mit Caracalla handgemein wurden, sie konnten 50 Jahre später dem Kaiser Aurelianus an der Donau an früher mit Rom geschlossene Bündnisse erinnern. Es scheint daher dieser Volkstheil seinen Weg unmittelbar von Mainz nach der oberen Donau genommen und die Gebiete nördlich vom Bodensee in Besitz genommen zu haben. Dass die von Ammian genannten Lentienser nichts anderes sind als eben die Juthunge, lässt sich aus diesem Schriftsteller mit Leichtigkeit nachweisen, wie ich es in meiner Schrift „Stammbaum und Ausbreitung der Germanen“ (Bonn 1895) gethan habe; beide zeichnen sich vor den übrigen Stammesgenossen durch ihre vortreffliche Reiterei aus.

Nach dem Sturz der weströmischen Macht wurde die Alemannen in einem andern germanischen Volke, den Franken, nicht weniger gefährliche Gegner, ehebürtige Nebenbuhler im Kampfe um die Vorherrschaft in Germanien. Wie bekannt, entschied sich das Schlachtglück für die Letzteren, die, von Nordosten her in Gallien vordringend, mit den Alemannen zwischen Maas und Rhein zusammenstießen. Ob die Entscheidungsschlacht gerade bei Zülpich und im Jahre 496 stattgefunden, ist zweifelhaft, jedenfalls aber in diesen Gegenden und um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts. Chlodwig, der siegreiche Frankenkönig, nahm den Unterlegenen das linke Rheinufer, mit Ausnahme des Elsass, und auf dem rechten die Wetterau und die Landstriche bis zum Neckar ab. Wer sich unterwerfen wollte, konnte wohnen bleiben und musste dem Sieger eine Abgabe, „die Osterzute“, bezahlen.

Viele der freibliebenden Alemannen zogen aber, dies verschmähd, Jahre lang heimathlos umher, bis sie theils den Bedingungen des Siegers sich unterwarfen, theils im italienischen Reich der grossen Gotenkönigs Theoderich Aufnahme fanden. Durch wurde die alemannische Mandart weit über die Alpenländer verbreitet, und die Sprache mancher italienischer Dörfer ist ein Gemisch alemannischer und lateinischer Bestandtheile, vor dem Ahrberg ist sie fast rein alemannisch. Auch über die freigeblichen Theile des Volkes hielt der mächtige „König der Gothen und Italiener“ seine schützende Hand, so dass sie eigene Herzöge aus angestammtem Fürstengeschlecht behalten

konnten. Nach seinem Tode aber verlor mit dem Niedergange der gotischen Macht auch das alemannische Herzogthum seinen Rückhalt, und gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts mussten alle Alemannen die fränkische Oberhoheit anerkennen und Heeresfolge geloben. In Folge wiederholter Aufstände wurde Gebiet und Freiheit des Volkes durch verschiedene fränkische Könige und Harnmeier noch mehr eingeschränkt, 200 Jahre später durch Pippin, Karl des Grossen Vater, das Stammherzogthum aufgehoben.

Heute hat sich alemannische Mundart nur südlich vom Hagenufer Forst an linken und der Murg auf rechtem Rheinufer erhalten. Kennzeichnende Eigenheiten derselben, die sie scharf von der benachbarten fränkischen und schwäbischen Mundart scheidet, sind bekanntlich: Beibehaltung der alten Laute i und u, eigenthümliche Aussprache, wie ein zartes ch, des k-Lantes und Bildung des part. perf. des Hilfseswortes „sein“ vom gleichen Stamm, (sui, gesi;¹⁾ und den zwischen Schwarzwald und Lech wohnenden „Schwaben“ verwischen wollen, und seine Ansicht hat auch, wie maache Irrthümer, viele Anhänger gefunden. Seine Ausführungen sind aber, abgesehen von der Mundart, aus den Quellen mit Leichtigkeit zu widerlegen. Es seien hier nur die drei ältesten, allein schon ausschlaggebenden angeführt. Prokop sagt in seinem Gothenkrieg (I 12) mit klaren Worten: „südlich von der Thüringen wohnten die Schwaben und Alemannen, kräftige Völker“. Jordan erzählt in seiner Gothen Geschichte (s. 55) von einem Feldzuge des Königs Theodemir gegen die Schwaben, die westlich von den Bulovaren, östlich von den Franken und nördlich von den Burgunden sassent. „Diesen Schwaben standen damals als Verbündete auch die Alemannen zur Seite und sowohl das Volk der Schwaben als auch das der Alemannen, beide zu einem Schutz- und Trutzhindnis vereinigt, schlug er, verwüstete ihr Gebiet und brachte sie nahezu zur Unterwerfung.“ Von Karl dem Hammer berichtet der Fortsetzer der fränkischen Chronik: „Er überschritt den Rhein, hielt Musterung über Alemannen und Schwaben und drang bis zur Donau vor.“

Diese neuen drei Alemannen wohnenden Schwaben sind die Nachkommen der kleineren südlichen Völker, die zu Tacitus Zeit an der Ostsee wohnten und die Erdmutter als Stammesgöttin verehrten. Als diese, soweit sie nicht anderswohin angewandert waren, den Südweg einschlugen, ging ihr Zug durch das verlassene Sarmatienland und längs der Flüsse Elbe, Saale, Unstrut an und über die Donau, von welcher Waadung die merkwürdige Schrift vom „Ursprung der Schwaben“ (Goldast, Svecivarium rerum scriptores, 1604) eine Erinnerung bewahrt hat. Dass diese kleinen Völckchen — sie werden im Leben des heiligen Columban noch uaciones Sueuorum genannt — sich unter dem Schutz der mächtigen stammverwandten Alemannen gestellt haben, ist selbstverständlich, ebenso dass das Herzogthum, da ja auch die Alemannen schwäbischen Stammes waren, bald Alamannia, bald Svevia genannt wurde; später verschwand der erste Name aus dem Munde des Volkes, während der zweite von uralter Zeit bis zum heutigen Tage lebenskräftig geblieben ist.

Die in neuester Zeit erschienene „Geschichte der Alemannen“ von Cramer, Breslau 1899, bekämpft zwar die Irrthümer Baumanns und nimmt die richtige Deutung des Namens an, verfällt aber dafür in andere:

¹⁾ Die Alemannen hören und sehen auch nicht, sie „losen“ und „loegen“.

die Alemannen sind kein Mischvolk, die Juthunge ein „alemannisches Volk“ (populus Alamannicus), ein „Theil der Alemannen“ (pars Alamannorum).

Merkwürdig und deshalb nicht zu übergehen ist die aus alter Nachbarschaft und Verwandtschaft bestehende Aehnlichkeit der alemannischen mit der alt-schwäbischen Mundart. Ausser den Sachen haben nur die Alemannen die alten Laute i und u bewahrt; die aus nasalirter Aussprache entstehende „laure Lüt“ entspricht ganz dem usere hinte des Hildebrandliedes — dean dies ist sicher altdeutsch — und dem aus im Heland; das Altsächsische hat da, wo andere Mundarten p haben, oft f und umgekehrt, das Gleiche aber findet sich auch im Alemannischen (sa. loof, lof, wif, kopon, hrojan = alem. sufer, schneuf, schwebel); auch im Namen Chnodomaz Aussprache des k, der wir schon im Hildebrandlied angedeutet (chind ist ohnmächtig obad ist mir al irmindeot), wie auch die Ersetzung der media durch die tenuis (Hiltibrant, prut, teop).

Von den Altsachsen ist ja im vorigen Jahre gehandelt worden, ich muss aber gestehen, dass, wenn ich hätte anwenden soll können, manches in den Ausführungen des damaligen Redners von meiner Seite Widerpruch hätte erfahren müssen. Die Wendign bei Tacitus sind Schwaben und keine Sachsen. Ein Satz, mit dem ich gerne übereinstimme, ist der: „In Wahrheit finden die Chaulken nicht in den Sachen, sondern in den Franken ihre Fortsetzungen“ (s. 10), aber das hatte ich schon vor mehr als zehn Jahren ausgesprochen.

Als eines der südlichsten germanischen Völker haben die Alemannen selbstverständlich ihre Rasse nicht rein bewahren können. Während in den ältesten Alemannenstämmen nur ausgesprochene Langköpfe sich finden, ist die heute alemannisch redende Bevölkerung fast durchgehends rundköpfig, eine Folge tausendjähriger Rassenmischung mit den „alpinen“ Rundköpfen. Nur in einzelnen Theilen der Rheinebene, im Hagener Land, im unteren Wiesenthal, und auch hier auf dem östlichen Ufer des Bodensees haben sich die Merkmale der nordenpropanischen Rasse etwas besser erhalten.

Herr Dr. Rudolf Much-Wien:

Ich habe eigentlich gegen die Ausführungen des Herrn Voredners von meinem Standpunkte aus nicht allzuviel einzuwenden, zumal er ja der Hauptsache nach die wissenschaftliche communis opinio vertritt hat, die was die Abstammung der Alemannen, oder doch ihres Kernes, von den Sarmaten anbelangt, durch Miltenhoff und andere begründet worden ist.

Bloss in einigen Nebendingen scheinen mir doch die vorgetragenen Meinungen etwas subjectiver Natur zu sein, so z. B. was die Eintheilung der Germanen im Allgemeinen betrifft. Ich weiss nicht, wo bei der vorgeschlagenen Gruppierung die Skandinavier einen Platz finden sollen.

Auch die Etymologie des Namens Alamannen, die hier vorgetragen wurde, ist durchaus keine gesicherte. Das Wort ala- kann ja unter Umständen eine auszeichnende Bedeutung gehabt haben, in der Regel aber hat es einfach die unersere „all“. Auch ist in unseren ältesten germanischen Literaturdenkmälern thatsächlich ein Wort ala-manna überliefert; aber gotisch in allain alama-nam bedeutet nur „unter allen Menschen“. Ebenso ist für ein altindisches almanu der Sinn „alle Menschen“ zu er-

schlossen. Es ist ja möglich, dass das Wort in anderen Dialekten eine andere Bedeutung gehabt hat, dass alaman(n) irgendwo soviel wie 'einer, der ganz Mann ist, ein vollkommener Mann' aussagte, aber ich glaube, die Vorsicht gebietet, sich an das zu halten, was wirklich überliefert ist. Ich kann mir auch ganz gut denken, dass ein Völkerbund, der mehrere kleinere Stämme in sich vereinigte, sein gesamtes Aufgebot 'Alamannen', 'alle Leute' nannte.

Ich sehe auch nicht ein, wie die Frage nach der Herkunft des Alamannenstammes in Zusammenhang gebracht werden kann mit der Theorie von der skandinavischen Abstammung der Indogermanen im Allgemeinen — die ich übrigens für eine ganz verfehlte halte — oder der gesamten Germanen, und wie dadurch ein Licht fallen soll in die ältere Geschichte der Alamannen.

Sehr vorsichtig muss man auch sein in Bezug auf Verwertung der Ortsnamen für die Stammeskunde. Ich gebe zu, dass in einzelnen Fällen gewisse Namensbildungen für gewisse Stämme charakteristisch sind, wie sich z. B. die Namen auf -ingen und -igz heute auf Schwaben und Bayern verteilen. Aber die hier erwähnten Beispiele waren nicht alle glücklich gewählt. So ist das Compositionsglied -leben, das in so vielen Ortsnamen vorliegt, durchaus nicht bloss für die Angels charakteristisch; es findet sich in einem viel weiteren Bereiche, und ich bin überzeugt, dass Herr Professor Montelius aus schwedische Ortsnamen angeben könnte, die auf -lōf endigen, ein Element, das auf dieselbe germanische Grundform zurückgeht wie das -leben.

Ich will nur noch bemerken, dass die Frage, ob wir zwischen Alamannen und Schwaben scheiden müssen, ob wir es dabei mit verschiedenen Stämmen oder, wie Baumann glaubt, nur mit zwei Namen zu thun haben, die einem und demselben Stamme zukommen, nicht so leicht zu entscheiden ist. Selbstverständlich aber kann ich bei der Kürze der uns zur Verfügung stehende Zeit auf diese Frage hier nicht mehr näher eingehen.

Herr Dr. Wilsner-Heideler:

In Bezug auf die Eintheilung der germanischen Stämme hat der Herr Vorredner gemeint, er wisse nicht, wo denn die Skandinavier geblieben seien; aus den Skandinavien sind eben die vier Stämme hervorgegangen, und in Skandinavien sind, wie wir jetzt noch aus der Sprache nachweisen können, Theile aller Stämme zurückgeblieben, die später wieder zu einem sprachlich einmündigen Volke verschmolzen sind. Die nordische Abstammung wird nicht bloss auf die Geschichte der Alamannen Licht, sondern auch auf die Ausbreitung der Germanen überhaupt und damit auf die dunkeln Jahrhunderte der deutschen Geschichte. Der Name Alamanni ist schliesslich nebensächlich. Die Vorsilbe -ala- muss in zahlreichen Bildungen sicher eine Verstärkung des zweiten Begriffes bedeuten, z. B. in den Eigennamen Alarich, Alalib, Alumn. Die Ortsnamen auf -ingen* sind nicht nur den Alemannen, sondern auch den Schwaben und Baiuwaren eigen, in Bayern lautet die Endung jetzt -ing*; 'leben' kommt auch in Jütland und auf den skandinavischen Inseln vor, z. B. Brändeslev, Trælev, Gjerlev, Herlev, Marlev, hauptsächlich aber auf dem Striche von Schleswig bis nach der Donau; in England, wohin es ebenfalls durch die Angels gebracht wurde, heisst es -ley* und bedeutet wahrscheinlich ursprünglich einen verfertigten Hügel. Crithelmessley z. B. heisst heute Cockamley,

und gerade diese englischen Ortsnamen zeigen uns die Ableitung des Namens von agra, blaw, abd. bleo, got. blaw, Hügel, Erdauflauf. Die bisher meist angenommene Ableitung von leiba, Erbe, ist, abgesehen davon, dass eine Ortschaft bei ihrer Gründung und Benennung noch kein 'Erbe' ist, auch sprachlich unmöglich, denn sonst müsste die Endung agra, laf, oberdeutsch leib lauten.

Herr Dr. Rudolf Much-Wien:

Ich habe nichts weiter zu sagen, als dass die vorgetragene Eintheilung der Germanen eine durchaus hypothetische ist, und dass wir, wenn wir das gesamte Germanenvolk in mehrere Hauptstämme gliedern, doch anzugehen im Staade sein müssten, worauf diese Eintheilung sich gründet. Das aber halte ich bei der in Vorschlag gebrachten nicht für möglich.

Das niederdeutsche -leben in Ortsnamen (den abd. -leiba, schwed. -lōf, dän. -lōv, agra, -lāf entspricht) geht auf eine Grundform germ. *leiba- zurück und kann nach dem Lautgesetze mit germ. blaw = Hügel, Grabhügel* nicht das Gerinste zu thun haben. Es bedeutet eigentlich 'Hinterlassenschaft' und ist meist mit dem Gen. eines Personennamens zusammengesetzt, der den einstigen Besitzer der Oertlichkeit bezeichnet.

Herr Dr. J. Nüesch-Schaffhausen:

Neue Grabungen und Funde im Kesslerloch bei Thayngen.

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen kurz zwei Mittheilungen von allgemeinem Interesse zur Kenntniss bringe; die erste betrifft die von mir gemachten neuen Grabungen und Funde im Kesslerloch bei Thayngen und die andere handelt von einem neuen Funde von Pyramiden der neolithischen Zeit aus der Grabhölle von Dachsenhöl bei Herblingen, Canton Schaffhausen.

Es sind genau 25 Jahre her, seitdem das 'Kesslerloch' bei Thayngen entdeckt worden ist, welches damals unserordentlich Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt durch die archaischen Funde aus der älteren Steinzeit, die dort gemacht worden sind, erregt hat. Diese Höhle, zwei Stunden von Schaffhausen entfernt, an der Bahnlinie von Schaffhausen nach Constanz gelegen, ist eine 'Balm'-Grotte im oberen weissen Juraalk des Randens, dem nördlichen Ausläufer des schweizerischen Jura, und befindet sich in dem ziemlich engen Thale der Fulach, eines Zuflusses des Rheins. Von der Thalsohle am westlichen Gehänge emporsteigend, erreicht man 35 m über derselben von der letzten grossen Vergletscherung der Alpen herführende Moränen, unter welchen der Juraalk durch die Gletscher abgedeckt ist. Das gleiche Profil wiederholt sich am östlichen Gehänge; das Thal ist daher ein Einschnitt in die in der Gegend herrschenden jüngeren Moränen und ist erst nach Ablagerung derselben entstanden. Dem entsprechend können die paläolithischen Bewohner des Kesslerloches, wie diejenigen der prähistorischen Niederlassung am Schwenzersbild, erst nach dem Rückzuge der letzten Vergletscherung dort gelebt haben.

Die Höhle hat zwei Oeffnungen, eine gegen Nordosten und eine gegen Südosten und wurde im Frühjahre 1874 von Kessler's Markt ausgegraben, welcher eine grössere Publication über die Funde in den Mittheilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft im Jahre 1875 erschienen liess. Diese Mittheilungen sind Ihnen wahrscheinlich bekannt. Ich erinnere daher nur

an jene berühmte Zeichnung des weidenden Renthiers, die einzig in ihrer Art unter den Funden aus der Renthierzeit dasteht, an die verschiedenen anderen Thierzeichnungen, sowie an den geschnittenen Mochusochenkopf und an einen ebensolchen eines Alpenhirsches. Leider selbsten sich in die genannte Publication die Abbildungen zweier Thiere ein, die sich nachher als gefälschte Zeichnungen erwiesen haben. Diese Entdeckung veranlaßte damals Lindenschmit in Mainz und Ecker in Freiburg an der Anschuldigung und der Behauptung, dass sämtliche mit Zeichnungen versehenen, sowie geschnittenen Funde im Kesslerloch große Fälschungen seien.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft fand sich in Folge dessen veranlaßt, ihre Jahresversammlung im Jahre 1877 in Constanz abzuhalten und die Frage der Echtheit der Zeichnungen und geschnittenen Gegenstände aus dem Kesslerloch eingehend zu prüfen, sowie die Behauptungen einerseits und die Fundstücke andererseits einander gegenüber zu stellen. Unzweifelhaft waren zwei Zeichnungen, diejenige des plumpen Bären und die des listigen Fuchses, gefälscht. Der betreffende Fälscher wurde in der Person eines bei den Ausgrabungen thätig gewesenen Arbeiters aufgeunden und von den Schaffhauser Gerichten streng bestraft. Die übrigen Fundgegenstände sind aber ebenso unzweifelhaft vollständig echt. Dass die Renthierjäger der Diluvialzeit, von welchen die genannten Gegenstände herührten, solche Sculpturen, Schnitzereien und Zeichnungen herstellen konnten, geht auch aus den Funden hervor, welche an südfranzösischen, belgischen, englischen und mitrischen Höhlen schon früher und stüher geborgen worden sind. Die Ethnologie hat uns überdies in den letzten Decennien mit einer ganzen Reihe von Urvölkern bekannt gemacht, welche, jetzt noch auf einer gleichen Culturstufe wie die Troglodyten des Kesslerloches stehend, ähnliche Kunstleistungen mit den primitivsten Hilfsmitteln zu Stande brachten.

Es lag nun sehr nahe, nach den weitestehenden Ausgrabungen am Schweizerbild bei Schaffhausen zu fragen, ob die Höhle des Kesslerloches auch wirklich nach allen Richtungen hin genau untersucht und ausgebeutet worden sei. Seit einem Vierteljahrhundert besuchte ich Jahr für Jahr immer diese Höhle zur Sommerzeit und kam zu der Ueberzeugung, dass dieselbe nicht in allen Theilen ausgegraben sei. Das war denn auch der Grund, warum ich mich veranlaßt sah, im Herbst 1893 einige vorläufige Schürfungen vorzunehmen; in Folge von Krankheit verzögerte sich die gründliche Untersuchung und vollständige Ausbeute durch Grabungen in der Höhle selbst und vor den beiden erwähnten Eingängen zu derselben bis in diesen Sommer und den Herbst 1899. In der Höhle selbst fanden sich noch ganz intact erhaltene Partien des Höhlenbodens, und der vor dem südöstlichen Eingange befindliche mittelste Schuttkegel war nur an der oberen Spitze angeschnitten, sonst aber seit dessen Entstehung völlig unberührt geblieben. Bei diesen neuen Ausgrabungen in und vor dem Kesslerloch wurden dieselben Vorrichtungsregeln und die gleiche Sorgfalt angewendet wie seiner Zeit bei den Ausgrabungen am Schweizerbild. Von den neuen Fundobjecten erlaubte mir ich, die wichtigsten zur Kenntnissnahme der gelehrten Gesellschaft hierher mitzubringen, und beehre mich hiermit, auf die bemerkenswerthen derselben aufmerksam zu machen.

In den vor mir bis jetzt untersuchten Partien des Höhlenbodens, sowie in den mehr oder weniger feinf-

splitterigen Kalktrümmern, aus denen der Schuttkegel vor dem südöstlichen Eingang der Höhle zusammengesetzt ist, kamen nur paläolithische Gegenstände zum Vorschein; nicht ein einziger Topfherbe, keine Knochen vom Edelhirsch, Torfweizen und Torfrind, sowie keine geschliffenen Steinwerkzeuge ließen sich finden; dagegen waren die geschlagenen Manufacte aus Feuerstein am so zahlreicher. In der Publication des Entdeckers der Höhle sind nur drei Stück bessere Feuersteinwerkzeuge abgebildet, während doch 12000 Feuersteinplättler gefunden worden seien sollen. Bei den neuen Ausgrabungen wurde aber eine ganze, grosse Serie von den so genannten, „worg“ fertig bearbeiteten Feuerstein-Instrumenten, als grosse und kleine, drei- und mehrkantige, mit ganz scharfen und auch abgenutzten Scheiden versehene, sache und gewölbte Messer, ebenso solche Sägen, einfache und Doppelbohrer und Schaber, Polierinstrumente, grössere und kleinere Nadeln, bearbeitete und un bearbeitete Feuersteinknollen zu Tage gefördert; alle diese Instrumente waren durch den vielfachen Gebrauch weit mehr abgenutzt als die betreffenden Werkzeuge derselben Art beim Schweizerbild.

Die eigentlichen Artefacts, an deren Herstellung hauptsächlich die Knochen und das Geweih des Renthiers, sowie die Röhrenknochen des Alpenhasen verwendet wurden, waren im Innern der Höhle, wo sie im Lehm eingebettet lagen und in Folge dessen vor der Verwitterung geschützt waren, gut erhalten und konnten mit Leichtigkeit ganz unversehrt geborgen werden. In dem der Verwitterung ausgesetzten Schuttkegel vor der Höhle dagegen waren sie äusserst morsch und brüchig, so dass sie meistens beim Herausnehmen in viele Stücke zerbrachen; nur wenn sie unter einem grösseren Kalksteinblock begraben lagen, blieben sie ganz. Ausser den zerstückelten, mit deutlichen Schlagmarken versehenen zahlreichen Röhrenknochen der Thiere, deren Fleisch und Mark als Nahrung den Troglodyten des Kesslerloches dienten, welche Knochen aber lange nicht so fein zer splittert waren als diejenigen in den paläolithischen Schichten der Niederung am Schweizerbild, fanden sich bei den neuen Grabungen im Kesslerloch sogar auch einige Schnitzereien aus fossilem Elfenbein und solche aus dem Geweih vom Renthier, sowie vielfach bearbeitete, der Länge nach angeschnittene, grosse, dicke Geweihstangen dieses Thieres, aus denen die meisten Werkzeuge verfertigt waren; ferner schöne, lange und kurze, runde und kantige Lanzenspitzen, Pfeile und Meissel, ebenfalls Knochenadeln mit und ohne Oehr, darunter solche mit hingliehem Oehr, einfach und mehrfach durchbohrte Knochen, Renthierpfeifen aus den Phalangen desselben, Ahlen, Priemen, Schmelkgegenstände, als durchbohrte Muscheln und Zähne vom Eisfuchs und Höhlenhirs. Einige von den Artefacts sind mit Strichornamenten verziert. Thierzeichnungen sind bei den bisherigen Grabungen keine zum Vorschein gekommen; dagegen befindet sich auf einer sehr bröckeligen Gesteinstange eine seltene Zeichnung, das Gesicht eines Menschen von vorne dargestellt; die Scheitelhaare sind auf- und nach rückwärts gerichtet; die Augenhöhlen und Nasenlöcher verbleibt ungedeutet; der Schnurr- und Backenbart lang herabhängend.

Vor allen Schnitzereien sind die gespaltenen Renthiergeweihstangen zu erwähnen, auf denen sich der Länge nach, auf der gewölbten Fläche derselben, drei Reihen von erhabenen Kanten nebst regelmässig angeordneten Liniornamenten und Furchen vor-

finden. Die Art und Weise, wie diese ausserordentlich schönen erhabenen Schnitzereien zu Stande gebracht wurden, ergötzt sich um mehreren kleineren Bruchstücken solcher Stäbe, welche die Anfangsstadien der Bearbeitung aufweisen. Ein rundes Geweißtück wurde allem Anscheine nach der Länge nach entwirf geschritten, so dass es eine ebene und eine halbkreisförmig gewölbte Fläche als Begrenzung erhielt; dann poliert und die zwischen den flachen liegenden Partien des Geweihs so herabgeschritten, dass dieselben frei stehen blieben. Die Spitzfläche eines dieser Stäbe ist noch mit parallel laufenden Querfurchen verziert. Eine ähnliche Bearbeitung weist ein Bruchstück einer grossen dicken Harpune auf, welche nicht erhabene, sondern vertiefte, rautenförmige Verzierungen und Strichornamente besitzt. Zwei andere, beinahe vollständig erhaltene Harpunen, eine lange dicke und eine ganz feine kurze, tragen zwei Reihen nach rückwärts gerichtete, spitze Zacken und Linienvverzierungen.

Unter den Nadeln befindet sich eine aus Renntiergeweih hergestellte, welche einen Fortschritt in der Bearbeitung derselben andeutet. Das hintere Ende der Knochennadel hat nämlich bei den bisher gefundenen Nadeln gewöhnlich wegen der konisch nach rückwärts sich erweiternden Form den grössten Umfang, so dass die durch das Ohr gezogene Sehne oder das Haar der Mähne des Wildpferdes beim Durchziehen durch die an nähernden Felle verstanden und das Nähen erschwert; bei jener aber ist das hintere Ende von zwei einander gegenüber liegenden Seiten in massig abgeschliffen und das Ohr geht nur durch diese verdünnte hintere Ende hindurch, wodurch dasselbe, selbst dann, wenn auch der Zwirn eingefädelt war, keinen grösseren Umfang erhielt und derselbe bequem durch die von den vorderen Partien der Nadel gemachte runde Öffnung in den Fellen mit Leichtigkeit hindurchgezogen werden konnte.

Unter den vielen bearbeiteten Geweißtücken ist besonders eine Geweihsäge zu erwähnen, welche den Anfang der Bearbeitung eines sogenannten Commandastabes anzeigt. Letztere haben gewöhnlich an einem Ende ein Loch und zwar so gross, dass man bequem einen Finger hindurch stecken kann. Man nahm bisher allgemein an, dass dieses Loch ähnlich wie die Oebre der Nadeln von beiden Seiten gebohrt worden sei. Das erwähnte Stück trägt allerdings auch zwei einander gegenüber liegende, beinahe kreisrunde Vertiefungen; dieselben sind aber nicht durch Bohren, sondern durch Herausstemmen der Geweihsasse vermittelt eines scharfen und spitzigen Feuersteinwerkzeuges, deren Gebrauch bisher fraglich war, entstanden; viele scharfkantige Stammflächen weisen darauf hin. Beide Vertiefungen trafen auf diese Weise allmählich in der Mitte zusammen und das Loch konnte dann noch vollständig angedrückt werden.

Ausser dem bereits erwähnten bearbeiteten fossilen Elfenbein wurde auch solches angetroffen, das nicht von Menschhand in seiner Form verändert worden war, letzteres serfist meistens in kleine Stücke und war ausserordentlich blättrig. In dem Schuttkegel vor der Grotte fanden sich ausserdem zwei grosse, derselbe als 2 kg schwere Backensöhne des Mammut, an welchen Stücke des Kiefers noch haften, und Knochen von ausgewachsenen Individuen dieses Thieres; überdies aber auch eine Serie von Lamellen der Backensöhne und Wirbelkörper von ganz jungen Thieren dieser Art. In der Tiefe von 5 m unter der Oberfläche wurde in demselben Schuttkegel eine grosse Feuerstätte mit Asche und Kohle aufgedeckt. In

der Asche dieses Herdes und um die Feuerstelle herum verstreut, lagen eine Menge angebrannter und calcinirter Knochen von jungen und alten Individuen des Mammut. Die Troglodyten des Kesslerloches lebten also mit dem Mammut zu gleicher Zeit nach der letzten grossen Vereisung der Alpen, jagten und erlegten es, hielten das Fleisch um zu nähren sich theilweise von demselben. Der Renntierjäger des Kesslerloches war demnach auch ein Mammutjäger.

In der prähistorischen Niederlassung am Schweizerbild haben sich keine Knochen und keine Zähne des Mammut, nur ganz vereinzelte kleine Stücke von fossilem Elfenbein gefunden; dagegen aber war auf einer Kalksteinplatte das Bild eines Mammut eingritz. Dieses Thier kam in der ganz bergigen Gegend des Schweizerbildes wohl höchst selten vor, während es in der grossen fruchtbaren Ebene des Höhgans, die sich östlich vom Kesslerloch bis an die Ufer des Bodensees erstreckt, die Bedingungen zu seiner Existenz besser vorfand.

Was nun die Thierwelt des Kesslerloches anbelangt, so hoffe ich bei den neuen Ansprüngen daselbst in gewissen noch intacten Partien von oben nach unten auf eine ähnliche Aufeinanderfolge von Farnen wie beim Schweizerbild anstossen; leider hat sich diese Erwartung bisher nicht in vollem Umfange erfüllt. Am Schweizerbild konnten fünf aufeinander folgende Thierwelten, eine Tundra- und Steppenfauna, die Uebergangsauna von Steppe an Wald, die Waldfauna der Fähhauer und die Haubtierfauna nachgewiesen werden, vertreten durch 110 verschiedenen Species, darunter eine zahlreiche Mikrofauna. Im Kesslerloch hat Nättemeyer im Jahre 1874 Ueberreste von nur 28 Thierspecies, hauptsächlich von grossen Vertretern der Steppenfauna, feststellen können. Die Untersuchung der neu aufgefundenen Knochen und Zähne daselbst ist noch nicht abgeschlossen; immerhin wird die Artenzahl um einige vermehrt werden müssen, trotzdem sich die kleinen Nager hier nur in wenigen Kieferchen eingestellt haben.

Stellt man einen kurzen Vergleich an zwischen den Artefacten der prähistorischen Niederlassung an dem Schweizerbild und denen vom Kesslerloch, so zeigen diejenigen vom Schweizerbild einen ausserordentlich primitiven Zustand der Cultur. Es ist daselbst, ausser den Urnarrischnungen auf der Kalksteinplatte und denjenigen auf dem Commandostab, nicht ein einiger Gegenstand gefundene worden, der sich in künstlerischer Hinsicht vergleichen liess mit den fein geschliffenen und verzierten Harpunen, mit den eigentlichen Sculpturen des Kopfes vom Moschsochen und vom Alpenhasen, mit den bis in die feinsten Details angeführten Zeichnungen des weidenden Renntieres und des vorwärts schreitenden, mit Schraffuren versehenen Wildsees und mit den Schnitzereien auf den gespaltenen, mit Rauten verzierten Geweihsstangen des Kesslerloches. Die prähistorische Niederlassung am Schweizerbild stellt den Anfang der Cultur der Rennthierepoche dar; das Kesslerloch dagegen die Blüthezeit derselben. Dort hatten die Bewohner mit Erlangung der täglichen Bedürfnisse in der hügeligen und sterilen Gegend vollauf zu thun und mussten sogar ihre Zufucht zu den kleinen und kleinsten Thieren zeitweise nehmen; hier dagegen waren in der Nähe auf der grossen, fruchtbaren Ebene des Höhgans, die sich ostwärts vom Kesslerloch bis an die Ufer des Bodensees und des Rheins erstreckt, die grossen und die

kleineren Jagdthiere im Ueberflusse vorhanden. Der Mensch des Kesslerloches hatte keine Sorge um das tägliche Brod und konnte sich daher den Kunstleistungen eher widmen als der arme Troglodyte des Schweizerhildes.

Herr Dr. J. Nüesch-Schaffhausen:

Neuer Fund von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabböhle beim Dachsenbühl bei Herblingen, Canton Schaffhausen.

Es ist Ihnen bekannt, dass in der grauen Cultur-schicht der prähistorischen Niederlassung am Schweizerbild von mir ein neolithischer Begräbnisplatz mit Gräbern entdeckt worden ist, in denen sich Skeletreste von 27 den Wald bewohnenden Neolithikern, eine etwas ältere Rasse als die Pfahlbauer, befanden. Die Skeletreste gehörten 14 Erwachsenen und 13 Kindern unter 10 Jahren an; unter den Erwachsenen waren 6 Skelete von ausserordentlicher Kleinheit. Herr Professor Dr. Kollmann hat dieselben genau untersucht und in seiner Abhandlung über den Menschen von Schweizerbild (conf. Nüesch, Das Schweizerbild, Denkschriften der schweiz. naturf. Ges., Band XXXV, p. 80 Nr. 152, 1896) nachgewiesen, dass diese kleinen Skeletreste nicht von Kindern — wie anfänglich irrtümlich angenommen — herrühren, sondern von erwachsenen, vollständig ausgebildeten, kleinen Menschen, von Pygmäen. Es war dies das erstmalige Auffinden von Pygmäen aus der Steinzeit und zwar aus der älteren Epoche der neolithischen Zeit.

Es ist mir nun die Freude zu Theil geworden, einen zweiten Fund ähnlicher Natur, von Pygmäen ebenfalls aus der neolithischen Zeit, zu machen, welche in einer Höhle, die zwischen den beiden vorhin erwähnten Stationen des Kesslerloch und dem Schweizerbild ist, aufgefunden wurden. Es hat nämlich im Jahre 1874, in demselben Jahre, in welchem das Kesslerloch ausgehlet wurde, der leider seither verstorbene Herr Dr. Franz von Mandach sen. eine Höhle ausgegraben, welche in der Nähe von Herblingen bei dem sogenannten Dachsenbühl liegt. Er hat in jener Höhle eine Anzahl Gegenstände gefunden, von Menschenhand bearbeitete Knochen, geschlagene Feuerwerkzeuge, ein Bruchstück eines rohen, unglänzigen Thongefässes, sowie Abfälle von Mahlschiffen, Knochen und Zähne vom Edelhirschen, Wildschwein, Alpenhasen u. s. w. Der hervorragendste Fund war aber ein Grab, von einer trocken gemauerten Steinkiste umgeben, welches er in seiner Publication „Bericht über eine im April 1874 im Dachsenbühl bei Herblingen untersuchte Grabböhle, Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band XVIII, p. 165“ sorgfältig abbildete; in demselben befanden sich zwei menschliche Skelete in beinahe vollständig angestreckter Lage. Herr Dr. von Mandach, ein wissenschaftlich hochgebildeter und ausserordentlich gewissenhafter Mann, gab die gemessene Maasse dieser Steinkiste an; das innere Maass derselben, die Längung, betrug 1,5 m Länge auf 0,4 m Breite. Die Skelete sind in der Stellung abgebildet, wie sie gefunden wurden; leider aber von ihm ungenügend untersucht und beschrieben worden.

Nachdem Kollmann die Pygmäen beim Schweizerbild festgestellt hatte, erinnerte ich mich sofort an diese in der Grabböhle beim Dachsenbühl zum Vorschein gekommenen Skelete, und vermuthete, dass in einer so kleinen Steinkiste nicht Menschen der grossen

Rasse Raum haben konnten, namentlich als Mandach in seinem Bericht von ausgewachsenen Menschen der gegenwärtig lebenden Rasse spricht. Ich theilte damals meine Vermuthung, es möchten diese Skeletreste auch von Pygmäen herrühren, sofort dem Letzteren mit, und hat ihn, mir dieselben zu zeigen. Leider erinnerte er sich auf die mehrfach an ihn von mir gestellten Anfragen, wegen seines vorgezeichneten Alters, nicht mehr; wohin sie gekommen seien; er wollte sie sogar weggegeben haben. Es war derselbe lauge Jahre Vorstand und bis an sein Ende Mitglied des Vereines zum Unterhalt des naturhistorischen Museums der Stadt Schaffhausen, am welches Institut er durch seine mannigfachen Schenkungen sich grosse Verdienste erworben hat. Nach seinem Tode im letzten Frühjahr untersuchte ich in Begleitung seines Sohnes im Museum von Schaffhausen die sämtlichen Schränke und Kisten, und fand in der letzten Schublade, die ich öffnete, die gesuchten Skeletreste sorgfältig aufbewahrt und erhalten. Zwei mit 25 jährigem Stab bedeckte, von der Hand des Verstorbenen geschriebene Etiketten lauten: „Skeletreste aus der Grabböhle zum Dachsenbühl, ausgegraben im April 1874 von Dr. Franz von Mandach“ liessen keinen Zweifel aufkommen, dass hier die von mir schon längst gewünschten und gesuchten menschlichen Reste vor uns lagen. Die vorhandenen Knochen, namentlich die Röhrenknochen, sind noch ganz gut erhalten. Die damals sofort vorgenommene Vergleichung mit den Röhrenknochen des Skeletes Nr. 14 von Schweizerbild zeigte eine auffallende Uebereinstimmung im Bau und in der Länge derselben.

Herr Professor Dr. Kollmann hat das Skelet Nr. 14 als ein Pygmäenskelet bezeichnet, dessen Längung eine Höhe von circa 1500 mm betrug; der femur hat eine Länge von 395 mm. Ein solcher aus der Steinkiste vom Dachsenbühl hat eine Länge von 385 mm, was einer noch ziemlich geringeren Körperhöhe entspricht. Es sind aber nicht nur von einem pygmäischen Individuum, sondern von mindestens zwei Pygmäen hier Knochenreste vorhanden. Dass man es in diesem Falle gleich wie bei dem Schweizerbild mit ausgewachsenen Menschen an thun hat, geht aus der völligen Verknöcherung der Epiphysen zur Evidenz hervor. Um die Oberschenkel der neu aufgefundenen Pygmäen mit einem femur der grossen Rasse verglichen zu können, ist mir zur Demonstration in Ihrer Versammlung ein solcher von der Anatomie in Zürich gütigst überlassen worden. Es genügt, die beiden Oberschenkel in verschiedenen Stellungen neben einander zu halten, um auf den ersten Blick ganz bedeutende Unterschiede in der Länge und im Bau derselben erkennen zu können.

Die genauere Untersuchung der Skeletreste der Grabböhle vom Dachsenbühl haben in zuvorkommender Weise hervorragende Fachleute übernommen. Die Resultate derselben werden demnächst mit meinem einlässlicheren Fundbericht in den Denkschriften der schweiz. nat. Ges. veröffentlicht werden.

Herr R. Virchow bespricht eingegangene Vorlagen.

Es bat vielleicht ein besonderes Interesse, darauf aufmerksam zu machen, dass drei von den für die Gesellschaft eingegangenen Geschenken, die sich auf die Steinzeit

besziehen, sich zum Theil unmittelbar anschliessen an hier früher erörterte Punkte. Einige gehen etwas weiter nach Norden hin.

Was das erste betrifft, so sind wir außerordentlich dankbar dafür, daß Herr Leiner aus Konstanz einen Führer auf dieses Gebiet uns gegeben hat, die kleine Schrift „Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee und seiner Verzeit“. Viele von ihnen werden diese Gelegenheit vielleicht wahrnehmen, — ich kann das nur unterstützen, wenn Jemand Neigung dazu hat — selbst nach Konstanz zu gehen und die dortige ganz wundervolle Sammlung anzusehen.

Das zweite Geschenk, die Festschrift der Münchener anthropologischen Gesellschaft betrifft Gebiete, welche vorzugsweise dieser älteren Periode angehören und zwar bayerische.

Erdlich die Abhandlung von Dr. Beltz in Schwerin über „die steinzeitlichen Fundstellen im Meklenburg“ ist insofern von besonderem Interesse, als Meklenburg derjenige deutsche Landestheil ist, in dem durch die sorgfältigen Untersuchungen des verstorbenen Lisich zuerst die Kenntnis der deutschen Steinzeit begründet worden ist. Die neueren Untersuchungen haben allerdings dargezogen, daß diese Steinzeit nicht so alt ist, wie man sie lange geschätzt hat; sie geht in der Hauptsache nicht in die frühesten Perioden hinein, und wenn man auch hier und da „Geräthe der Steinzeit“ findet, so erweisen sie sich doch meist als solche, die wir nach dem heutigen Schematismus der Zeit der geschlossenen Steine, also der neolithischen zurechnen.

Ich habe ferner ein paar Mittheilungen zu machen, welche durch einen liebenwürdigen Freund mir zugegangen sind und ein Gebiet betreffen, das, wie ich hoffe, Sie sehr interessieren wird. Es ist ein Brief von Mareb ezetti in Triest. Die älteren Mitglieder dieser Gesellschaft werden sich erinnern, daß er ein sehr fleißiger Mann und ein alter Freund von uns ist; früher war er öfters auf unseren Congressen anwesend und hat uns Vieles gezeigt. Er ist in den letzten Jahren über ein großes Forschungsgebiet hingegangen, hat aber immer wieder seine ältesten Fundstellen aufgesucht. So berichtet er auch jetzt in einem Briefe vom 4. d. Mts. daß er eben wieder zurückgekehrt ist von Santa Lucia. Ich habe schon einmal berichtet, daß ich ihn dort besucht habe bei Ausgrabungen am Isonzo. Dasselbst liegt ein grosses Grabfeld, das ihm schon seit Jahren die reichsten Funde geliefert hat, die wesentlich übereinstimmen mit norditalienischen, zum Theil mit den Bolognafunden. Es ist ihm jetzt gegen dreihundert, 368 neue Gräber zu unterscheiden, und zwar hat er einen ziemlich alten Abschnitt der Nekropole aufgefunden, wo namentlich zahlreiche einfache Beigruft und Spiralfibeln beigelegt waren. Ich theile das mit, weil er zugleich ein besonders wertvolles Stück ausgegraben hat, das eine hervorragende Stellung einnimmt: eine Sittala mit Fuss und Deckel, eine mit Thierfiguren geschmückte Arbeit. Die Darstellung zeigt eine sehr naturalistische Auffassung. Es ist ein wirkliches Kunstwerk, wie man deren nur in den Museen von Bologna in etwas grösserer Zahl trifft; Santa Lucia wird wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus neben einigen anderen Fundstellen in Steiermark, Kärnten und Krain eine hervorragende Stellung in dieser älteren Prähistorie einnehmen. Es handelt sich um ein Gebiet, welches nach den alten Schriftstellern zu Noricum gehörte, und dieses ist, wie Sie wissen, diejenige Abtheilung, wir zu zweiten sagen, des deutschen Erzgebirges, in welcher die ältesten Werkstätten für Kupferbergbau und Eisenerzeugung gefunden sind, wo aber nebenbei die Bronze in ihren schönsten Formen vertreten ist. Wir sprachen dieser Tage von Paulus Diaconus und

Cividale; das war der Winkel, in dem sich die Langobarden nach ihrem Einbruch in Oberitalien festsetzten. Aber das geschah lange, nachdem die Grabfelder von Santa Lucia und der Nachbarhaft entstanden waren. Denn sie gehören einer Zeit an, die mindestens 10—15 Jahrhunderte älter ist, als der langobardische Einbruch in Friaul. Sie liegen auf dem Hangebirge, das sich südlich gegen die italienische Ebene herabzieht, nördlich den Uebergang gegen das alte Noricum bildet. Für uns ist diese Stelle von ganz hervorragendem Interesse, weil sie offenbar der Durchgangspunkt gewesen ist, durch welchen die damals schon ziemlich entwickelte Bronzeultur von Mittel- und Norditalien mit der deutschen Cultur in nähere Beziehung getreten ist, wie sich das in der Hallstattzeit mehrfach wiederholt hat. Ich persönlich habe mich sehr für diese Frage interessiert, weil wir bei uns im Norden zweifels Funde machen, welche mit den Funden dieser norditalienischen und norischen Gegenden übereinstimmen, so sehr, daß einzelne derselben mit Stücken, die in Bologna gemacht sind, identisch erscheinen. —

Herr R. Virchow:

Ueber den Ursprung der Bronzeultur und über die armenische Expedition.

Was mich im Augenblicke eigentlich veranlaßt, hierher zu treten, ist eine Unterredung, die sehr weit angegriffen und die mich schon seit Jahren beschäftigt hat; sie betrifft die Frage nach dem Ursprung der Bronzeultur überhaupt. Ich will darauf jedoch nicht weiter eingehen, sondern nur hervorheben, daß die älteren Schriftsteller, und zwar nicht bloss Sammel-schriftsteller, sondern auch Poeten und Historiker immer darauf zurückkamen, den Ursprung der Bronzekultur zurückzuführen auf jenes östliche Gebiet, welches das schwarze Meer umstößt. Dasselbe hat seine poetische Ausgestaltung in der berühmten Sage vom Argonautenzug gefunden; dieser war ja immer gedacht als gegen die äusserste Ecke des schwarzen Meeres gerichtet. Hier strömte der alte Phasis herab neben dem Südwestabhange des grossen Kaukasus; hier liegt die Stadt der Medea, Kutais, der Mittelpunkt der Argonautensage, wo sich die Handlung zur tragischen Katastrophe zusammensetzt. Daran knüpfen die Alten ihre Erzählungen von dem Gold- und Bronzerichthum der Bewohner. Bis in unsere Tage hat diese Tradition sich erhalten, nirgends so stark als in der Bolnisi und solcher Energie wie in der Farsier Schale. Diese nimmt noch heute an, daß dieser Winkel für die gesammte Metalltechnik der Ausgangspunkt gewesen sei. Es stimmt damit überein, daß an dieser Stelle allerlei Völker genannt werden aus ältester Zeit, die gewissermassen als Metallvölker bezeichnet werden können. Unter ihnen wird sehr frühzeitig ein Volk genannt, mehr cursorisch, wie die älteren Schriftsteller zu verfahren pflegten; das waren die Chaldäer. Ihre Sitze werden an die Küsten des Schwarzen Meeres gesetzt, später vorzugsweise in die Abschnitt des Taurus, der sich gegen Kleinasien hin erstreckt. Das ist die grosse Metallreichthum waren, wissen wir aus den Ueberlieferungen der Bibel, wo die Völker, welche um dem Querrigel von Kolchis wussten, als die handelstreibenden bezeichnet werden, von denen Metallwaren bis nach Syrien und Palästina gebracht wurden. Der Weg ist allerdings ziemlich weitläufig, aber doch noch heute gangbar. So ist es gekommen, daß das Land des Chaldäer als die Geburtsstätte der Bronzeultur angesehen wurde, und daß man an

knüpfend daran auch die Menschen, welche zuerst an dieser Stelle genannt wurden, als die eigentlichen Urheber der feineren Cultur der Menschheit angesehen hat. So ist es geschehen, das spätere die wissenschaftliche Formel von der kaukasischen Rasse, wie schon Blumenbach es gethan hat, aufgestellt und diese „Rasse“ zugleich als Trägerin der Bronzezeit gepriesen wurde. Darüber liesse sich sehr viel sagen.

Nun ist es glücklicher Weise möglich gewesen, im Laufe dieser letzten, ich kann wohl sagen, Decennien die Hauptgebiete dieser Gegenden immer genauer zu erforschen; dabei hat sich herausgestellt, dass es nicht richtig ist, ganz einfach von Kaukasus zu sprechen, denn dieser stellt ein vielfach zerklüftetes Gebirge dar, dessen einzelne Abschnitte nicht bloss geologisch, sondern auch in ihrer geographischen und culturgeschichtlichen Entwicklung durchaus verschieden gewesen sind und gewesen sein müssen. In dieser Beziehung will ich nur Einiges hervorheben: — ich habe übrigens früher schon ein paar Mal in dieser Gesellschaft darüber gesprochen, aber Sie werden vielleicht verzeihen, wenn ich etwas für Einzelne von Ihnen schon Bekanntes wiederhole. Der eigentliche Kaukasus ist die grosse von Westen nach Osten ziehende Kette, die im Westen bis hart an das schwarze Meer geht, an gewissen Stellen so hart, dass kein Weg mehr übrig bleibt; von da sieht sie weiter, um sehr bald ihre höchste Höhe zu erreichen, welche die des Montblanc übersteigt. Weiterhin folgt der Hauptübergang, der schon seit alter Zeit die Verbindung zwischen Süden und Norden gebildet hat; er liegt in der Nähe des Kasbek. Dann folgt das Dagestan, ein Theil des Gebirgslandes, der in neuerer Zeit durch die Russen und Kriesszüge des Schanayl eine grosse Berühmtheit erlangt hat. Schliesslich geht das Gebirge hart an das Kaspiische Meer heran, was auf der anderen Seite an das Schwarze Meer, aber doch so, dass hier ein schmales Vorland übrig bleibt, welches wiederholt seit den ältesten Zeiten durch Querüberfahrungen geschützt wurde. Das ist die Porta Caspia, während auf der westlichen Seite, soviel ich ersehen kann, überhaupt keine zusammenhängende Strasse am Schwarzen Meere existirt hat, eben weil das Gebirge direct in das Meer abfällt. Der Hauptübergang über den Kaukasus war eben weiter gegen Osten hin, wo unser alter Landmann Bayern reiche Grabfunde gemacht hat.

Jenseits des Kaukasus, längs des Südfusses desselben, zieht zunächst eine ebenso lange Thalsenkung von einem Meer zum andern, die in den einzelnen Abschnitten sehr verschieden tief ist. Der Querringel, der vom eigentlichen Kaukasus zum Antikaukasus herübergeht und das Kolchische Thal östlich abgrenzt, führt heute noch den Namen „Mesgische Gebirge“, eine Bezeichnung, die sich schon in der Bibel vorfindet. Das ist der Punkt, von dem vorzugsweise der alte Handel ausgegangen sein soll. Hier, hat man in neuerer Zeit vielfach angenommen, müsse auch das Erz vorhanden sein, aus dem Bronze u. s. w. gemacht worden ist. Das hat sich jedoch nicht bestätigt. Im eigentlichen Kaukasus gibt es nie und da eine kleine Mine; vorzugsweise wird Kupfer an einzelnen Stellen gefunden, aber in keinem irgendwie nennenswerthen Quantum, weder leicht erngänglich, noch reichlich. Es ist auch, so weit ich ersehen kann, nichts vorhanden, woraus man schliessen könnte, dass auf der Nordseite des Gebirges eine sehr alte Bronzezeit selbständig entstanden wäre. Anders liegt es auf der südlichen Seite, wo wir das Land nach dem Vorgange der Russen jetzt kurzweg Transkaukasien nennen. Hier auf dem trans-

kaukasischen Gebiete existiren, wie zuerst Bayern nachgewiesen hat, alte Grabfelder, grosse Grabfelder, sehr reich besetzt, und hier gibt es auch reiche Erzlager, vorzugsweise Kupfer. Einen Theil dieser Kupferwerke hatte mein verstorbenen Freund Werner Kriess erobert. Sie liegen in der Gegend von Kodabek, wo jetzt grosse Mengen von reinstem Kupfer correcter Weise auf elektrischen Wege gewonnen werden. Dar ganze Höhenzug ist voll von Grabhügeln. Wir haben eigentlich keinen bequemen Namen für dieses Hochland. Im Grossen und Ganzen entspricht es dem Begriffe des hocharmenischen Plateaus, und ich habe daher gewöhnlich diesen Namen vorgeschlagen, da er auch aus anderen Gründen sich besser qualificirt, um den Gegensatz der heutigen Erfahrungen gegen die staltungen habe sich nämlich immer zusammengezogen auf irgend eine Theorie, bei der schliesslich Chaldäer in den Vordergrund kamen. Es hat sich aber, nachdem durch englische Forschungen in Assyrien die Verhältnisse des Landes genauer bekannt wurden und unsere eigenen Forscher sich der Sache annahmen, herausgestellt, dass es zwei verschiedene Arten von Chaldäern gegeben hat, welche schon die alten Schriftsteller miteinander verwechselt haben. So ist eine unendliche Confusion entstanden, die bis in die neuere Zeit nicht hat wischen wollen. Chaldäer wird der grosse Strom der Bevölkerung genannt, der aus Babylon hervorgegangen ist; diese sassien im Süden des Stromlandes bis an das Ufer des persischen Meeres. Dagegen die Chaldäer der classischen Schriftsteller — und diese kommen hauptsächlich für diese Vorfagen in Betracht — sassien an der Nordostecke des schwarzen Meeres, wo noch heute reiche Lagerstätten von Metallen vorhanden sind und wo stets eine grosse Gewerthätigkeit herrschte. Die Grenze zwischen babilonischen und pontischen Chaldäern, oder, wie wir mit mehren Reisenden sagen können, zwischen Chaldäern und Chald (Chaldi), war aber, so lange man sich an die classischen Schriftsteller hielt, ganz unerfindlich; ich will auf mein eigenes Urtheil nicht zuviel geben, aber ich kenne auch keinen andern, der angeben konnte, von welchen Chaldäern der eine oder der andere der alten Schriftsteller sprach. Erst durch die Untersuchungen, die ich selbst veranstalten liess, zuerst durch Bayern und später auf den Besichtigungen von Siemens durch einen jungen Chemiker von seltener Begabung, Herrn Dr. Belek, der damals die Kupferarbeiten in Kedscheg leitete, kam für mich die Frage mehr und mehr in den Vordergrund: wie weit erstreckt sich das Gebiet der Bronze- und Kupferlande, welches von Transkaukasien umgibt? Dieses Gebiet ist sehr bald erweitert worden, indem einer der ausgezeichneten Untersucher, der französische Gräberforscher de Morgan — der nenerlich mehrere Jahre hindurch in Aegypten die Leitung der französischen Ausgrabungen hatte und jetzt in Persien der Generalitrans sammlicher prähistorischer Dinge ist — den westlichen Theil des hocharmenischen Plateaus durchsucht hat. Meine Gräberfelder lagen mehr im östlichen Theile. Hier ist es nenerlich gelungen, einen neuen Helfer zu finden, einen deutschen Lehrer, Herrn Rosler, der in der Hauptstadt dieses östlichsten Gebietes, in Schuscha lebt und seit mehreren Jahren auch von der russischen Regierung als der eigentliche Schulgräber dieses Gebietes anerkannt worden ist. Dieser ausgezeichnete und äusserst correcte Untersucher nimmt jedes Jahr einen neuen Theil des fraglichen Gebietes in Angriff.

Das ganze Gebiet wird durch den grossen Nebenfluss der Kura, den Araxes bewässert. Die Forschungen von Rösler sind den Araxes herab und ein paar Mal über den Araxes hinüber geführt worden. Meine ersten Gräberforschungen auf diesem Gebiete wurden geleitet von dem schon erwähnten, sehr verdienstlichen Landsmann, der seitdem gestorben ist, dem alten Beyers in Tiflis. Er arbeitete im Thale der Akstapha, eines Seitenthales der Kura, von dem armenischen Plateau über den Nordabhang des Gebirges herabsteigt, längs der russischen Militärstrasse, die auf beiden Seiten mit Grabfeldern besetzt ist. Da gibt es nennlich viel zu finden, und die Archäologie dieses Gebietes hat sich allmählich recht vollständig herstellen lassen. Darüber habe ich schon ein paar Mal auf unseren Generalversammlungen gesprochen. Nun stelle ich dabei eine Sonderbarkeit heraus: obwohl auch hier vorzugsweise Bronze und Eisen neben einander gefunden werden, kann also die chronologische Stellung dieser Gräber ungefähr mit derjenigen parallelisiren kann, die bei uns die Hallstattzeit, sei es die frühere, sei es die spätere, repräsentirt, so zeigt doch, was sehr merkwürdig ist, die archäologische Beschaffenheit dieser Funde gar keine Aehnlichkeit mit den Funden, die nun ein kleines Stück weiter südlich im eigentlichen Assyrien gemacht hat. Es lag gewiss sehr nahe, zu vermuthen, dass, wenn ein Grabes auf dieser Hochebene gefunden würden, sie sich mit den Funden im weiteren Gebiete von Mesopotamien und Assyrien in Verbindung bringen lassen würden und dass entweder die assyrische Cultur die kaukasische oder umgekehrt die kaukasische die assyrische beeinflusst habe. Das war das Problem, was meine Forscher zu lösen hatten.

Es hat sich nun gezeigt, dass gar kein Zusammenhang zwischen beiden Culturen da ist. Das nördliche Gebiet ist ganz abgesondert von dem südlichen. So war es in erster Linie sehr auffällig, dass das am leichtesten bemerkbare Element, nämlich die assyrischen Hieroglyphen, gegen Norden hin an einer bestimmten Grenze aufhört, während Felswände, Stelen und Steinmonumente reiche Inschriften tragen, wenn man von der armenischen Hochebene nach Süden hinabsteigt. Dr. Belck, der schon früher von Kedabag aus einen Streifzug den Araxes abwärts gemacht hatte, brachte zuerst grössere Ahlathische solcher Inschriften mit. Eine von ihm in Gemeinschaft mit Dr. C. F. Lehmann angestellte Entzifferung derselben lehrte, dass diese Hieroglyphen eine Sprache sprechen, die vom Assyrischen gänzlich verschieden ist, obwohl die Hieroglyphen assyrische sind. Es ist also eine fremde Sprache in assyrischer Schrift geschrieben. Das ist gerade so, wie wenn wir Hebräisch mit deutschen Buchstaben schreiben. Welche Sprache das aber war, ist bis heute zweifelhaft geblieben.

Ich habe die grosse Gennugthuung, dass nach langjähriger Vorbereitung endlich eine Expedition zu Stande gekommen ist, um an Ort und Stelle die Verhältnisse genauer zu studiren und die früheren Versuche zur Lösung der Hieroglyphen zu controliren. Es ist gelungen, mit Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers, aus Ersparrnissen der Rudolf Virchow-Stiftung und aus freiwilligen Beiträgen die erforderlichen Mittel zusammenzubringen, um zwei Reisenden einen längeren Aufenthalt in dem recht umfangreichen und schwierigen Gebiet dieser hieroglyphischen Inschriften zu ermöglichen. Die Herren Belck und Lehmann, die seit länger als einem Jahre auf dieser Reise gewesen sind,

beides ausgezeichnete und sehr feine Beobachter und vortrefflich vorbereitet, sind nicht weiter in der Erforschung der Hieroglyphen gekommen, als dass sie glauben, abgesehen von den Eigennamen, meist Könige und Landesnamen, vielleicht hundert Worte aus dieser Schrift deuten zu können, aber sie sind nicht ganz sicher, ob diese Deutungen überall zutreffen. Sicherlich ist es eine von der assyrischen verschiedene Sprache. Wenn Sie nun erwägen, dass das ganze Gebiet, das hier in Frage kommt — das ganze assyrische, das anstossende arabisch und syrische Gebiet — von Bevölkerungen mit semitischer Sprache bewohnt ist, so müssen Sie anerkennen, dass es sehr sonderbar ist, wenn man hier auf einmal ganz hart daneben ohne Uebergang auf eine Sprache stösst, die nicht semitisch ist, die aber, da sie keine selbständigen Schriftzeichen hatte, bei der assyrischen Schrift zu Grunde gehen musste.

Nun haben die alten Assyrer die Gewohnheit gehabt, die nach durch diese Bevölkerung getheilt wurde, überall, wo es möglich war, sei es an natürlichen Felswänden, sei es an aufgerichteten grossen Steinen (Stelen), Inschriften anzubringen, dasselbe, was auch die Aegypter thaten und bis nach Syrien gebracht haben. So finden sich auf einer ganzen Reihe der höchsten Rücken, hängt auf dem eigentlichen Gral und den Füssen des Gebirges solche Inschriften, vom Theil ganz grossen. Das ist lange Zeit hindurch fortgesetzt worden und es finden sich in dem gleichen Gebiete bald assyrische, bald nichtassyrische Inschriften. Eine der grössten assyrischen dieser Gegend rührt von Tiglath-Pileser, dem grossen assyrischen König her. Aber das Interessante ist das, dass eine Mehrzahl dieser Inschriften zugleich Grenzzeichnungen enthält und dass sich auf diese Weise die historische Geographie der alten Reiche reconstituiren lässt. Nicht weniger aber mit Inschriften bedeckten hohen Gebirgskämme liegen zwischen den in diesem Gebirge häufigen grossen, meerartigen Seen, die etwa mit dem Bodenmeer vergleichbar sind, wie der Göktschai und der Wansee. Es ist in diesem Gebirge sehr kalt, es schneit häufig und doch stösst man oben auf der Höhe sogleich plötzlich an eine grosse Stele, auf der ein langer Spruch eingehauen ist.

Nun ist mein sehr fähiger und erfolgreicher Freund Dr. Belck — ich werde länger dabei verweilen, weil ein solches Erlebnis Dentschen nicht ohne Interesse — endlich so glücklich gewesen, eine solche Stele zu entdecken, welche zweisprachig ist. Das grosse Problem, welches man viele Jahre in Aegypten gesucht hat, zweisprachige Inschriften zu finden, z. B. in ägyptischen Hieroglyphen und in griechischer Schrift, ist endlich auch hier gelöst, so dass hier eine viel grössere Schwierigkeit zu lösen ist, weil die nicht assyrische Sprache nicht genügend bekannt ist. Es war leicht, eine griechische Inschrift zu lesen, da man griechische Worte kannte, aber hier liess man etwas in assyrischer Schrift, was unsere Reisenden ohndächtig nennen. Das ist nicht ein chaldäisch mit chaldäisch; chaldäisch bedeutet in dieser Gebrauchweise ein besonderes Reich und, wie ich gleich hinzufügen darf, auch einen besonderen Stamm, also eine besondere Cultur. Unter dem 10. Juli hat mir Dr. Belck aus Van geschrieben, dass er nun eine Bilingue sicher constatirt hat.

Wir haben endlich, endlich eine chaldäisch-assyrische Bilingue. Ein eingehendes Studium der Stelen-Inschrift von Toprak — daselbst liegt ziemlich weit südlich in der Nähe des mittleren Tigris — hat mir als unbesweifelbares Endresultat

ergeben, dass es sich hier um eine bilingue handelt. Die Erkenntnis dieser Tatsache war um so schwieriger, als die Namen der Länder und Städte im assyrischen Text durchaus verschieden sind von denen im chaldaischen Text.*

Es ist das ungefuhr derselbe Zustand, in dem wir uns bei unseren Fremden in Ungarn befinden, wo wir allerlei Städtenamen hören, die wir früher nie gehört haben und die wir vergliehlich auf unseren Karten sehen. So war es hier auch, die Städte hatten alle keine bekannten Namen. Und doch konnte man endlich etwas weiter kommen. Dr. Belek sagt:

„Die erwähnte Discrepanz der Eigennamen erklärt sich einfach daraus, dass im assyrischen Text die bei den Assyern, im chaldaischen die bei den Chaldern gebrauhliehen Localbenennungen dieser chaldaisch-assyrischen Grenzgebiete gebraucht wurden. Wesentlich hierbei ist, dass die verschiedenartigen Eigennamen für eine und dieselbe Localität sich genau an dem correspondirenden Stellen der beiden Texte vorfinden, wie z. B. die Städtenamen Mutisir und Ardinis, uber deren Identität schon vorher nicht der geringste Zweifel mehr bei uns obwaltete.“

Nun kommt eine Stelle, die Sie vielleicht noch mehr interessieren wird, weil sie an unsere älteste biblische Erinnerung anknüpft:

„Abgesehen von der reichen philologischen Aebende, die diese Entdeckung zur Folge haben wird, hat sich nach sogleich ein historisch wie geographisch sehr wichtiges und interessantes Resultat ergeben: die chaldaische Grenzprovinz, welche bei den Assyern „Uratu“ heisst, nach der sie das ganze grosse Reich Hainsa-Chaldia mit dem Namen Uratu belegt haben, dieser Gau hiess bei den Chaldern „Lulu“.“

Dieser Gau war also ein Stück von dem groeren Reich, das ich kurz definiren will. Das Land Uratu hat einst zweifellos bis in die Nähe des Schwarzen Meeres gereicht. Wenn Sie sich die Gegend von Trapezunt denken, so würde das ungefuhr dem Ausgangspunkte gegen das Meer hin entsprechen. Von da erstreckte sich das chaldaische Land in das Gebirge bis in die Gegend der grossen Binnensee und erreichte gegen Süden das Quellgebiet des Tigris. Das alte chaldaische Reich erstreckte sich also bis ziemlich weit abwärts in die Gegend, wo in neuerer Zeit die Ausgrabungen von Layard stattgefunden haben, die bekanntlich die Grundlage für die Specialforschung Assyriens gebildet haben. Dieses grosse Gebiet hiess Uratu. An seinem Südende lagen Ninive (Mosul), und wo die grosse Schlacht stattfand, in der die Herrscher von Ost und West aneinander prallten, Arbela, wo Darius von Alexander geschlagen wurde. Ganz in der Nähe ist auch das Schlachtfeld von Nisib, das seiner Zeit Molke berühmt gemacht hat, als der Krieg zwischen den Aegyptern und den Türken angebrochen war.

Von Xenophon wissen Sie Alle, dass er hier in die Gegend des heutigen Bagdad gelangt war. Es war der berühmte Zug der 10000. Auf ihrer Anabasis sind die Griechen den Tigris aufwärts gegangen bis zum Schwarzen Meer, bei dessen Anblick sie *Balaasa, Balaasa* riefen. Die Stellen, wo das Heer den Tigris uberschritt, haben unsere Reisenden mit mathematischer Genauigkeit festgestellt können; die Beschreibung Xenophons ist so genau, dass sie den Weg Schritt für Schritt haben nachweisen können. Sie fanden, dass der Zug nicht auf dem gewöhnlichen, sehr weit westlich gelegenen Wege stattgefunden hat, sondern direct nördlich in der Richtung gegen Trapezunt.

In diesem ganzen Gebiete zeigten sich aber unseren Reisenden sonderbare Einrichtungen, wie sie sich vorzugsweise auf chaldaischem Gebiete finden. Die Chalder waren grosse Ingenieure. Wer gestern mit uns im Vorraberberg war, kann sich ein Bild von den Einrichtungen der Chalder im Gebirge machen. Sie machten freilich keine elektrische Anlagen, aber grosse Canalanlagen, nicht bloss oberflächliche, sondern ganz tiefe, unterirdische. Es liegen dort noch heutzutage grosse Mühlen, Turbinen, in der Tiefe der Felsen, sie erstrecken sich bis gegen Ninive hin. Die Felsen sind durchstosst mit Wohnzimmern oder endlosen Hohlen, wenn Sie wollen, nach der Schätzung von Belek an einzelnen Stellen bis zu 6000 solcher Ausbuhlungen — ein Verhältniss, wofür wir ein einziges Beispiel in der Welt haben: das von Arizona und den Nachbargegenden von Amerika in den grossen Canons, wo die Prähistoriker in ähnlicher Weise grosse, mächtige Anlagen hergestellt haben. So war das Land Uratu.

Was nun Herr Belek ganz besonders interessiert hat, war Folgendes: Ich will dabei bemerken, dass dieser Mann von jeder ein Unicum oder ein Unicus war. Als er auf der Universität war, studierte er Chemie; Da passierte es einen schönen Tages, dass, als der Dekan der theologischen Facultät, in feierlicher Sitzung einer Arbeit den Preis zugesprochen hatte und er das verschlossene Couvert mit dem Motto öffnete, er darin geschrieben fand: stud. chem. Belek. Daruber grosse Entsetzes in der theologischen Facultät; Niemand hatte daran gedacht, dass ein Chemiker eine theologische Preisangabe können könne. Herr Belek interessiert sich aber noch heute für solche Dinge. Er hat mir mitgetheilt, dass in der Niederung, wo das Hochland gegen die Tigrisebene abfällt, eine Stelle ist, auf der man, wenn man sich umsieht, immer einen Berg sieht, der den Namen Nisir hat. Dieser Name kommt aber schon in alten assyrischen Berichten als der eines Berges im Lande „Lulu“ vor. Daher sagt Dr. Belek, müssen wir feststellen, wo eigentlich der Berg Nisir ist. Auf ihm sollte nach der Sündfluth die Arche Noah gestrandet sein. A spätere Zeit hat man geglaubt, der Ort der Strandung sei am Ararat gewesen, aber die nicht mehr ortskundigen Priester haben das Land Uratu mit dem Berge Ararat verwechselt. So ist die Sage entstanden, dass Noah am Ararat ausgestiegen sei, am seine Weinpflanzen anzulegen. Dr. Belek behauptet, wie mir scheint, mit Recht, es sei nicht am Ararat gewesen. Der in der assyrischen Uebersetzung erwähnte Berg Nisir liegt weit davon im Süden, und den erachtet Belek als den eigentlichen Retter der Menschheit; er glaubt, eine Untersuchung würde sich in verhältnissmässig kurzer Zeit ausführen lassen. — Ich will mich auf diese Punkte beschränken und nur hinzufügen, dass sich dabei ein historisches Verhältniss für das chaldaische Reich während etwa 3—4 Jahrhunderten ergeben hat. Mit dieser Rechnung gelangt man in das 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr.

In der letzten Zeit der Reise ist dann noch eine Besonderheit hinzugekommen, die ich noch berichten muss. Die eigentlichen Ausgrabungen, welche die Reisenden vornahmen, basirten vorzugsweise darauf, dass in der Nähe des Wanees auf einem sehr hohen Felsen eine alte Citadelle liegt, die heute den Namen „Toprakkale“ trägt. Sie gehört unmittelbar zu der Hauptstadt Van und ist offenbar uralte. Ein Canal trägt im Munde der Eingeborenen noch einen Namen, der auf die Königin Semiramis bezogen wird: Semiramiden. Semiramis wird die Königin genannt, welche die blühenden Gärten anlegte. Zum Gartenbau gehört aber

in dieser öden und trockenen Gegend eine reiche Bewässerung. Diese geschah, wie Dr. Belck nachgewiesen hat, durch ein grosses System von Canälen, welche längs des ganzen Gebirges fortgeleitet wurden und bis nach Van führten, wo die höchsten Theile des Felzens noch von diesen Canälen erreicht wurden. Auf diese Weise war es möglich, nicht nur den Berg, sondern auch die Niederung zu bewässern. Heute noch ist diese Bewässerung möglich und wird noch benutzt.

Anf der Felshöhe, bei der Citadelle von Toprakkale hat Dr. Belck in den letzten Tagen noch seine Aufmerksamkeit auf einen grossen Tumulus gerichtet, mit dem man sich früher nie beschäftigt hatte und der neben vielen anderen kleineren stellen geliehen war. Es hat sich herausgestellt, dass es in der That ein Culturbügel war; Dr. Belck ist nicht auf den allerletzten Grund gekommen, aber doch in eine sehr grosse Tiefe. Hier wurde keine Spur von Metall mehr gefunden, dagegen sehr viele Obsidianmesser n. s. w. Er schreibt:

„In Schamiramalli kommen viele Skelette vom Vorschein, Hunderte und aber Hunderte von Obsidianmessern n. s. w. Tausende von Bruchstücken neben zum Theil sehr schönen, andererseits aber auch vielen sehr rohen Topferarbeiten. Von Knochenartefacten sind gut und gern bereits an 200 Stück gefunden. Keine Spur von Metall! Wir sind jetzt bereits 5 m unter dem Niveau der Ebene, in welcher Tiefe ein Knochenartefact, der Form nach der Fuss eines Zweifelhens, sich verriert, gefunden wurde. Die oberste Schicht des Hügelis dürfte allermindestens ein Alter von 4000 Jahren repräsentiren. Wir viele Tausende von Jahren die Ebene — bei Abwesenheit irgend welcher Fossilien — braucht, ihr Niveau um 5 m zu erhöhen, dafür fehlt mir vorläufig jeder Anhalt.“

Die Funde sind bis jetzt noch nicht angekommen, ich werde möglicher Weise nächstes Jahr mehr darüber sagen können. Ich bitte vorläufig föhlich zu nehmen, aber eine gewisse Anerkennung einer Untersuchung zu zollen, die, wie ich betone, in der Hauptsache aus Privatmitteln bestriren wurde. Ich habe einige Male einen Aufruf zu Beiträgen an Forschungsfreunde, Männer und Frauen, erlassen, und es ist in Folge davon so viel Geld zusammengekommen, dass wir bis zuletzt in der Lago gewesen sind, die Expedition anrecht zu erhalten, obwohl sie ein paar Mal nahe daran war, an Geldmangel zu scheitern. Die Reisenden werden bald zurückkommen, und ich werde dann mit Freunden bereit sein, etwas mehr zu berichten. Einen vorläufigen Bericht über die erste Reihe der Untersuchungen, welche das Tigrisgebiet betreffen, habe ich kurz vor meiner Abreise in die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft drucken lassen; er ist noch nicht erschienen, aber ich kann hier einen Separatdruck vorlegen, der vielleicht Ihr Interesse in Anspruch nimmt. Der Bericht enthält die Reise von Van bis Erbil und Mossul. —

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Eine der vielen Fragen, die Herr Geheimrath Virchow in seinem hochinteressanten Vortrage behandelt hat, ist diejenige, ob die Bronzezeit entstanden und wie sie speciell über Europa verbreitet worden ist. Das ist ja eine Frage, womit die Wissenschaft sich schon lange beschäftigt hat, aber heutzutage können wir sie besser beantworten als früher. Die Antworten sind nämlich sehr verschieden geworden, und das ist leicht zu erklären. Man hat die Frage be-

antwortet an einer Zeit, wo man noch nicht wusste, was in jedem Lande die älteste Periode der Bronzezeit war. Jedermann kann verstehen, dass wir erst, nachdem dies bekannt geworden war, sagen können: zu dieser Zeit ist die Bronzezeit entstanden, auf diesem oder jenem Wege ist sie nach den verschiedenen Ländern gekommen. Heute können wir die älteste Periode der Bronzezeit, in den wichtigsten Ländern wenigstens, aufweisen, und weil ich seit längerer Zeit und speciell im letzten Jahre mich mit dieser Frage beschäftigt, habe ich mir erlaubt, das Wort zu erheben für eine ganz kurze Mittheilung, weil die Zeit natürlich nicht eine längere Aufzählung, sondern:

Man glaubte Anfangs, dass die Bronzezeit unmittelbar nach der Steinzeit gefolgt hatte. Da war es sehr schwer zu verstehen, wie die Menschen zuerst die Bronze, d. h. eine Metallmischung erfunden hatten; es wäre ja viel leichter zu verstehen, wenn die Menschen zuerst das Eisen, d. h. ein unvermisches Metall erfunden und gebraucht hätten. Heute wissen wir, dass die Bronzezeit nicht unmittelbar nach der Steinzeit folgt, und darauf folgt eine Periode mit Kupfer und ein wenig Zinn, d. h. man hatte schon damals ein besseres Metall als das reine Kupfer kennen gelernt. Etwas später hat man mehr und mehr Zinn zugemischt, und allmählich ist man zur sogenannten achten Bronze, die ungefähr 10% enthält, gekommen.

In den meisten Ländern Europas kennt man jetzt die Kupferzeit und die verschiedenen Stufen der ältesten Bronzezeit, und wir können sehen, auf welchem Wege die Kupfer- und Bronzezeit sich über Europa verbreitet hat. A priori konnte man sagen: diese Cultur, welche so viel früher im Orient als in Europa geblüht hat, ist nicht in Europa heimisch. Wir wissen auch, dass diese Cultur, wie so viele andere Culturen, durch Einflüsse aus dem Orient nach Europa gekommen ist. Damals waren ja die Verhältnisse ganz anders als heutzutage. Damals war der Orient die Quelle, aus der die Völker Europas schöpfen; heutzutage ist Europa die Quelle der Cultur, und die Völker anderer Erdtheile können jetzt aus dieser Quelle schöpfen.

Die ältesten Ausgrabungen in Aegypten, von denen Herr Geheimrath Virchow gesprochen hat, und welche von Flinders Petrie an der Spitze der Expedition veröffentlicht wurden, haben uns die älteste Zeit Aegyptens vor der ersten Dynastie kennen gelehrt. Sie zeigen, so viel ich sehen kann, dass der Ursprung der ägyptischen Cultur nicht in Aegypten, sondern in Chaldäa zu suchen ist. Weil aber das Kupfer in Aegypten mehr als 4000 Jahre v. Chr. auftritt, können wir sagen, dass das Kupfer noch früher den Chaldäern bekannt war. Wir finden in Aegypten, wo man schon die Entwicklung in dieser Beziehung verfolgen kann, dass nach der reinen Kupferzeit eine zinnarme Bronze kam; die 12. Dynastie, um der Mitte des 8. Jahrtausends v. Chr., zeigt solche zinnarme Bronze auf. Später nahm in Aegypten der Zinngehalt zu, bis man allmählich zur achten Bronze kam.

Hier kann ich nur die wichtigsten Resultate meiner Forschungen mittheilen. Anfänglich wurde ich in der vierten Abtheilung meiner im „Archiv für Anthropologie“ gedruckten Abhandlung über die Chronologie der ältesten Bronzezeit geben. Jetzt ist für uns die interessanteste Frage, auf welchem Wege diese Kupfer- und Bronzezeitentstehung nach Deutschland und Skandinavien gekommen ist.

Zwei Wege waren möglich: der eine Weg, der westliche, war der alte längs der Nordküste von Afrika

nach Spanien, Frankreich, England, Norddeutschland und Skandinavien. Es ist die grossere Umweg aber es war der natürliche Weg in der allerältesten Zeit. In Australien haben ja die Europäer anfangs den Küsten entlang gesegelt und erst später durch das Innere des Landes hervordringen können. Der genannte „westliche“ Weg, vom Süden bis zum Norden Europas, war schon während des Steinalters von Wichtigkeit. Auf diesem Wege ist nämlich der Typus der Dolmen nach Norddeutschland und Skandinavien gekommen. Die Kenntnis des Kupfers und der Bronze hat sich natürlich auf diesem Wege verbreitet, und ist so zuerst nach Spanien — wo die letzten Ausgrabungen des Herrn Sirét in der Nähe von Almeria so schöne Resultate ergeben haben — und weiter nach Frankreich und England, wie nach Skandinavien und Norddeutschland gekommen.

Aber der wichtigste Weg für die Verbreitung der Metalle war ein östlicherer, der Weg über Griechenland, die nördliche Balkanhalbinsel, in die Donaugegend und aus dieser nach dem Norden. Hier haben die Flusswege eine grosse Rolle gespielt. Der wichtigste für diese ältesten Zeiten war der Weg aus der Donau in die Moldaugegend, woher man, der Moldau und Elbe folgend, in die alte Bernsteinegge der Cimbrischen Halbinsel kommt.

Auf diesen beiden Hauptwegen, für Deutschland und Skandinavien hauptsächlich auf dem östlicheren Wege, ist das Kupfer und später die Bronze gekommen.

Was die kaukasischen Länder betrifft, haben wir aber bis jetzt keine Spur verfolgen können, die aus diesen Ländern in der Richtung nach Europa gehen, aber sehr viele Spuren, die aus den griechischen Ländern auf dem Argonautenwege in die kaukasischen Länder führen; so viel ich die Verhältnisse dort kenne, stammen übrigens die meisten Bronzezeitfunde, welche man im Kaukasus gemacht hat, aus der letzten Zeit des Bronzealters, und sind folglich nicht für die Frage des Anfanges der Cultur zu benutzen.

Ich habe gesagt, dass diese Frage, wo die Bronzezeit entstanden ist und wie sie sich verbreitet hat, ausserordentlich wichtig ist, und ich glaube, dass mir alle bestimmen werden; ich bin auch überzeugt, dass jeder neue Fund, den man aus dieser Zeit macht, uns besser und besser kennen lassen kann; aber schon haben wir so viel Material, dass es möglich ist, eine Skizze zu machen, die im Grossen und Ganzen als richtig zu betrachten ist.

Herr Generalsecretär J. Hanks-München:

Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern.

Die letzte vorgeschichtliche Periode Süddeutschlands wird durch die Reste aus der Völkerwanderungszeit repräsentirt. In den zum Theil sehr ausgedehnten „Reihengraberfeldern“, wie sie von der Zeit ihrer Entdeckung an bei uns genannt werden, liegen vielfach Hunderte, ja in dem berühmten Grabfeld von Nordendorf bei Augsburg lagen an tausend Skelete, mit dem Gesicht dem Aufgang der Sonne zugewendet in regelmässigen Reihen angeordnet, unseren heutigen Friedhöfen entsprechend, neben einander. Männer, Weiber, Kinder jeden Alters finden sich in diesen Grabfelderstätten beisammen. Es sind also nicht, wie man anfänglich anzunehmen konnte, Massenbegräbnisse nach Schichten, sondern Friedhöfe einer an Ort und Stelle ansässigen Bevölkerung, welche lange Jahre hindurch zu Bestattungszwecken benützt worden sind. Diese Reihengraberfelder finden sich meist in der Nähe von

Ortschaften und Ansiedlungen, Dörfern, welche natürlich ein hohes Alter beanspruchen können. Wir dürfen nicht daran zweifeln, dass die Reihengraberfelder die Bestattungsgplätze der ortsansässigen Bevölkerung vor der Gründung der Kirchen in den betreffenden Gemeinden waren. Nach der Gründung der Kirchen wurden die Leichen in den Gottesäckern in gewählten Grund in nächster Umgebung der Kirche bestattet, wie es noch heute allgemein geübter Gebrauch ist.

Wenn wir auch nicht annehmen dürfen, dass Alle die in den Reihengraberstätten Bestatteten Heiden gewesen sind, so ist die Bestattungsweise doch zweifellos eine heidnische. Auf freier Heide, an Stellen, welche sich durch umfassende und schöne Ansichten auszeichnen, wurden die Toten bestattet, der Mann, der Krieger, mit seinen Waffen und Ziergeräthen, das Weib mit dem Schmucke und dem Dolchmesser, die Kinderleichen wenigstens mit farbigen Perlenketten. Auch Mäusen wurden in's Grab mitgegeben, welche aber nur eine annähernde Datirung der Grabfelder gestatten.

Der weit überwiegenden Mehrzahl nach gehören diese Reihengraberfelder in Bayern der sogenannten Merowingperiode an, also einer Periode, in welcher die germanischen Stämme schon Christen waren. Der heidnische Bestattungsgebrauch bewirkt nicht dagegen; in einigen unserer Grabfelder habe ich zweifellos christliche Ornamente auf den Schmuckgeräthen nachgewiesen: Kreuze in dem Grabfeld von Feiting und Christus- und Heiligenbilder fanden sich in dem Grabfeld von Fischen-Alsteten.

Eine genaue Datirung der einzelnen Reihengraberfelder ist bisher, trotz der von unserm Älteren Linder nach mit u. A. gerade dieser Sorte von Alterthümern gewidmeten eingehenden Untersuchung, noch nicht möglich gewesen. Es hängt das zum Theil damit zusammen, dass die localen, auf verschiedener Stammesangehörigkeit begründeten Unterschiede in Form und Technik der Grabgaben hier störend einwirken. Während die Gräber der Franken zum Theil mit der Altmannern, z. B. in unserem Nordendorfer Grabfeld, von Reichthum und vielfacher Kunstübung sprechen, sind die Gräber der Bayern im Allgemeinen weit weniger reich ausgestattet, die Männergräber entbehren der Schmuckgeräthe oft vollkommen, statt der goldenen oder silbernen Fibeln finden sich eine verrostete Eisenschmalle, aber um so besser ausgebildet sind die Waffen und der bayrische Langsax, das einschneidige lange Schwert, welches bei uns schon früh zum Theil an Stelle der doppelschneidigen Späth, dem fränkisch-althannischen Langsawert, auftritt, als später eine allgemaine Verbreitung.

In den einzelnen Grabfelderstätten selbst kann freilich ein Unterschied zwischen älteren und jüngeren Bestattungen gefunden werden. Die erstere sind reicher an Beigaben, bei den jüngeren Theilen der Grabfelder nehmen die Beigaben mehr und mehr ab, die Waffen verschwinden und auch bei den Frauengräbern und bei den Kinderleichen wird der Schmuck seltener und beschränkt sich bei den letzteren schliesslich auf wenige um den Hals gelegte trübfarbige Thonperlen. Schon vor der Verlegung der Begräbnisstätten in die Kirchhöfe hatte schon die heidnische Sitte der reichen Grabgaben im Allgemeinen aufgehört. Nur in welterschlossenen Gräbern und Sarkophagen finden wir solche auch im späteren Mittelalter, während in den offenen Kirchhofgräbern ein kleines Amulet oder ein hölzerner Breilöffel, welcher der im Weichenbett mit dem Kind verstorbenen Mutter in den Sarg gelegt wurde, die

wichtigsten Beigaben sind, welche ich nachweisen konnte.

Unter den südbayerischen Reihengräbern behält sich nun aber doch eine Gruppe als entschieden jünger heraus. Ich habe dieses Verhältnis zuerst in dem von mir untersuchten Reihengräberfelde bei resp. in Burglengenfeld (bei Regensburg) erkannt.

Dort fanden sich unter den Gräbern des noch jetzt benutzten Kirchhofes zahlreiche Skeletgräber, ebenso in Reihen angelegt, wie die „germanischen“ Reihengräber der Völkerwanderungsperiode. Auch hier fanden sich Bestattungen von Männern, Weibern und Kindern, von allen Lebensaltern, die Gräber der Männer mit Waffen, die der Frauen und Kinder mit Schmuck und bunten Thonperlen ausgestattet. Es ist die Begräbnisstätte einer ansässigen Bevölkerung, welche die Leichen nach heidnischem Brauche bestattete.

Schmuck und Waffen sind aber zum Theil andere als in anderen Reihengräbern.

In der Schläfengegend finden sich offene Ringe aus Weismetall oder Silber mit einem hakenförmigen Schließende in der Form und Technik jenen berühmten Schließringen nicht verschieden, welche im Norden als slavische Schließringe bekannt und beschrieben sind. Diese Ringe sind für die norddeutschen Länder als bewährte Leitifossilien für slavische Gräber anerkannt worden. Unsere Ringe sind etwas grösser, aber ich konnte nicht annehmen, dieselben auch als „slavisch“ anzuerkennen und damit das Grabfeld bei Burglengenfeld für die Begräbnisstätte einer wahrscheinlich heidnischen slavischen Bevölkerung zu erklären, sicher fand die Bestattung nach altheidnischer Sitte statt.

Fast gleichzeitig hatte ich aus einem „Reihengräberfeld“ aus der Gegend von Bayreuth ganz ähnliche „slavische Schließringe“ erhalten, aus dem Gebiete der Main- und Rednitzwenden, dem alten Slavenlande.

Was nun aber das Grabfeld von Burglengenfeld besonders wichtig erscheinen lässt, ist, dass es dort genügen ist, eine genauere Zeitbestimmung für die Bestattungen zu erbringen.

Unter den Waffenbeigaben fand sich die für die karolingische Periode charakteristische und für letztere bei uns die Rolle eines Leitifossils übernehmende „geflügelte Lanzenspitze“. Damit war der feste Punkt für die Heilthung des Burglengenfelder Grabfeldes gewonnen:

Das letztere birgt die Reste einer slavischen Bevölkerung, welche entweder noch heidnisch war oder wenigstens ihre Todten nach heidnischem Ritus bestattete in der karolingischen Periode.

Hier stehen wir nach Riesler für unsere Gegenden aus vollgeschichtlichem Boden. Die Chroniken berichten uns, dass die nach Westen vorgedrungenen Slaven, welche als Main- und Rednitzwenden den größeren Theil von Oberfranken und die angrenzenden Strecken des bayerischen Nordgaues vollkommen besetzt hatten, Heiden waren. Längs der Ostgrenze Bayerns über den Böhmernd Bayerischen Wald finden wir die Slaven vorgeschoben und das Burglengenfelder Grabfeld zeigt uns in der Umgegend Regensburgs eine slavische Niederlassung.

Weit in das bayerische Land hinein beweisen nach Sepp noch heute erkennbare slavische Ortsnamen, dass hier einst Slaven unter den Germanen angesiedelt waren; grossen Theils wohl, so weit es sich um Orte in weiterer Entfernng von dem eigentlichen bayerischen Slavenlande handelt, waren diese slavischen

Ansiidler Kriegsgefangene aus den seit Tassilo gegen die Slaven geführten Kämpfen. Besonders charakteristisch sind unter den slavischen Ortsnamen jene, welche den Ortsnamen Wenden enthalten: Zusammensetzungen mit Wenden oder windisch.

Karl der Grosse gründete zur Bekehrung der heidnischen Slaven die viel besprochenen 14 Slavenkirchen. Die Bekehrung der Slaven auf bayerischem Gebiete war vor Allem den Bischöfern von Regensburg, Würzburg und Eichstätt zuzufallen. Aber die Bekehrung ging langsam genug von Statten. Die Verbreitung des Christenthums hatte unter den Slaven unserer Gebiets noch zu Kaiser Heinrich II., des Heiligen, Zeit, so geringe Fortschritte gemacht, dass Heinrich das Bisthum Bamberg mit der Bestimmung der Bekehrung der noch immer zum Theil heidnischen Main- und Rednitzwenden und ihrer Stammgenossen in Bayern gründete.

Wir gelangen sonach mit der jüngsten (slavischen) Heidenzeit in Bayern bis in das 11. und 12. Jahrhundert, etwa ein Jahrhundert früher, wie jene Zeit, in welcher die heidnischen Preussen durch das Schwert der deutschen Ritter dem Christenthum gewonnen wurden.)

Von den mythologischen Vorstellungen der bayerischen Slaven berichten uns die Chronisten jener Zeit nichts Brauchbares, auch über die Religion der noch heidnischen nächst stammverwandten Böhmen und Mähren ist nur sehr wenig bekannt. Noch am sichersten sind Wald-, Fluss- und Bergdämonen, unter denen die Wilen noch heute im Aberglauben der Süddeutschen, auch der Tschechen, eine Rolle spielen.

In der Nähe von Bamberg wurden im Main rebe Steinfiguren gefunden, welche nach A. Hartmann in

) „Als Kaiser Heinrich das Bisthum Bamberg gründen wollte, erklärte er 1007 zu Frankfurt, er wolle dasselbe auch in der Absicht gründen:

ut et paganismus Slavorum ibi destrueretur et Christiani nominis memoria perpetuatur inibi celebris haberetur.

(Greiser. vita Henr. ap. Ludw. p. 276. Bamb. Deduction über Fürth. Beil. Nr. 5.)

Noch im Jahre 1058 sah sich Bischof Günther von Bamberg genöthigt, eine Synode an versammeln, um die grösstentheils slavische Bevölkerung seines Bisthums, welche immer noch dem Heidenthum anhing, zum Christenthum zu zwingen.

Schmötzer, Alex., fragmenta quaedam comment. de reb. Bamb. p. 22 etc. Hergheim com. Germ. III. p. 126.)

Hierher gehört auch das Schreiben des Patriarchen von Aquileja an den Bischof von Würzburg, in welchem er sagt:

Omnipotenti Deo immensas gratias referimus, quod per regem nostrum Henricum fundatissimam pacem omnibus ecclesiis praestat et insuper novam formam ecclesiam, per quam et de inimico humani generis in vicinas Slavorum gentes. Deo optulente, triumphabit et innumerabilem familiam per lararum regenerationis sibi multiplicabit.

(Ludw. script. Bamb. I., p. 281.)

„Somit wird es historisch gewiss sein, dass die Slaven in Oberfranken bis ins 8. und 9. ja bis ins 11. Jahrhundert Heiden waren.“

Holla. Die Slaven in Oberfranken. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von E. C. v. Hagen, II. Band. Bayreuth. 1842. S. 25.

hohem Maasse den auf Grabhügeln in Russland o. z. w. stehenden rohen Steinfiguren, den Babas, entsprechen. Es scheint, dass diese Steinfiguren göttliche oder dämonische Wesen darstellen sollten, worauf namentlich ihr Name Baba, die Alte, deutet; die Waldhexe führt bei den Tschechen wie bei den Polen und Russen den Namen baba-jaga, sie sticht und frisst Kinder und führt mit dem Besen durch die Luft (in einem Mörser). Den christlichen Bauern wurden überall die alten Gottheiten zu teuflischen Geübten und Hexen. Nicht unmöglich wäre es übrigens auch, dass diese Babas auf Grabhügeln Darstellungen der Verstorbenen sein sollten. —

Erst vor wenigen Wochen bin ich nun auf Reste des Heidenthums in frühmittelalterlicher Zeit in den Höhlen bei Veilburg (bei Farvberg) gestoßen. Da in jener Zeit nur noch die Slaven lebten waren, so glaube ich diese Reste als Ueberbleibsel slavischer Culthandlungen beschreiben zu dürfen.

Die Höhlen bei Veilburg wurden in den letzten Jahren durch den ausgezeichneten Paläontologen und Geologen Dr. Max Schlosser, der sich auch sonst als Höhlenforscher in Bayern hohe Verdienste erworben hat, im Auftrage der Akademischen Commission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns untersucht, wobei er durch Herrn Federl in Koloman bei Veilburg unterstützt wurde. Auch Herr Apotheker Wirsching machte dort Ausgrabungen.

Von Culturresten in diesen zum Theil nur kleinen Höhlen und Grotten, aber auch in der altherühmten Höhle bei Latzmannstein, wo der Besitzer auf das Vorkommene die Untersuchungen unterstützte, konnte ich zwei jüngere, aber wenigstens durch ein Jahrtausend voneinander getrennte, Culturperioden unterscheiden.

In der älteren Hallstattperiode waren danach die Höhlen bekannt und vielbesucht. Sehr zahlreiche schwarze und braune Topfscherben, zum Theil in charakteristischer Weise graphitirt, alle aus freier Hand gemacht, lassen keine Zweifel über diese Periode. Dass sie schon lange vergangen, das beweisen zahlreiche Stalakmiten, welche an den Scherben gewachsen sind, andere Scherben sind mit Tropsteinmassen dick überkrustet. Die Mehrzahl der Scherben liegt zertrümmert unter Steinen, welche von der Decke herabgefallen sind und alles zerquetscht haben. Die zu einem Gefässe gehörenden Scherben liegen aber noch beisammen, so dass es gelungen ist, die Formen der Gefässe zu bestimmen und einzeln zu reconstituiren.

Es sind theils flache Schüsseln und Schalen, auch kleine Urnen, gut geglättet aus feinerem Thon, schwarzbraun oder schwarz, ohne eingeritztes Ornament, aber zum Theil in ornamenter Weise innen nad aussen mit Graphit geschwärzt. Besonders charakteristisch ist ein Gefäss, welches ein am Bauche ausgebecktes Bronzegefäss in Thon nachahmt.

Die anderen Gefässe hatten dicke Wandungen, aus rohem Thon mit zahlreichen Gesteinsfragmentchen (zum Theil Chalzit) durchsetzt. Die Wand ist 1, der Boden mehrfach bis 2 cm dick. Es sind weite henkellose Urnen, einige verengern sich gegen die Mündung zu, so dass sie als zwei mit der Basis gegen einander gestellte abgestumpfte Kegel erscheinen. Als Verzerrungen zeigen sie am Rande und zwischen Hals und Gefässbauch rohe plastisch vortretende Tüpfelreihen oder eine Horizontalreihe von Fingertupfen, manche Formen hatten kurzen „Hals“.

Diese Gefässe waren mit Getreide gefüllt in die

Höhle gekommen und eswar war das Getreide schon von vortheilhaft d. h. in jener Zeit selbst angekohlt, so dass es sich vortreflich erhalten hat.

Herr Professor Gabel in München und Herr Professor Schröter in Zürich hatten die Gefälligkeit, das Getreide zu untersuchen.

Dass das Getreide in der That in den Gefässen enthalten gewesen ist, beweisen Scherben, an welchen unter der Tropsteinkruste noch das verholzte Getreide festhaftet. Ein Scherben zeigt noch den Abdruck eines Getreidekornes, welches bei dem Anfertigen des Gefässes sich in die Oberfläche desselben eingedrückt hatte und beim Brennen verascht worden ist.

Die Schichte, in welcher diese Scherben liegen, besteht aus Asche, zum Theil noch mit Kohlenstückchen durchsetzt, die Scherben waren mit der Aschenschichte ganz überzogen.

Wir haben es sonach bei diesen Gefässen mit verholzten Getreide, wahrscheinlich mit Opfergaben zu thun, welche wohl beweisen, dass in der Hallstattperiode in den Veilburger Höhlen Culthandlungen stattgefunden haben.

Sicher der LaTène-Periode zuzurechnende Reste fanden sich nicht.

Dagegen fanden sich wieder zahlreiche unglasierte, aber auf der Topfscherbe vortreflich hergestellte, feine und sehr hart gebrannte Scherben, zum Theil mit dem für Norddeutschland charakteristisch slavischen Wellen-Ornament Verhows. Die Scherben erinnern sehr nahe an die fränkischen Thongefässe, welche namentlich aus der Sammlung im Pauluseum in Worms bekannt sind und ihrerseits an römische Vorbilder mahnen. Mehrere Scherben in den Veilburger Höhlen tragen aber doch einen entschiedenen jüngeren Charakter. Es ist gelungen, zwei dieser Gefässe zu reconstituiren, es sind Wasserkrüge.

Sie unterscheiden sich wesentlich von den Scherben der „germanischen“ d. h. merowingischen Reihengräber unserer Gegenden, welche, wenn gleich roher, sich den fränkischen Reihengräbergefässen nähern. Wir haben sie dem „früheren Mittelalter“, also etwa der karolingischen Periode zuzuschreiben, also der gleichen Periode, in welcher, wie wir sehen, die Slaven unserer Gegenden noch am Heidenthum festgehalten haben.

Da ist es nun merkwürdig, dass sich neben diesen frühmittelalterlichen Scherben auch Anzeichen von heidnischen Culthandlungen, welche in diesen Höhlen abgehalten wurden, gefunden haben, welche wir nach dem Gesagten wohl nur den noch heidnischen Slaven zuschreiben können.

Die ersten Spuren wurden von Herrn Federl in einer von Herrn Dr. Max Schlosser zum Zwecke der Orientirung über die Schichtenfolge untersuchte Höhle gefunden, wo er im Auftrage des Herrn Apotheker Wirsching-Veilburg die von Herrn Dr. Schlosser begonnenen aber nicht vollendeten Grabungen fortgesetzt hatte.

Vor einigen Wochen fand sich dann in einer kleinen Grotte mit den beschriebenen „frühmittelalterlichen“ resp. karolingischen Gefässen ein wunderliches Specimen ländlicher Kunst, ein roh nur auf der Vorderseite modellirtes Bild einer nackten weiblichen Figur, welches in seiner Haltung nur in der Haltung der Hände von dem Leibe an jene Babas erinnert.

Bei meinem Besuche der von Herrn Apotheker Wirsching in seinem Hause aufbewahrten Fundstücke aus jener oben erwähnten Höhle fand ich einen ebenso roh modellirten, auch nur auf der Vorderseite ausgeführten Kopf. Unserer „kleine Baba“ ist aus Höhlen-

lohm auf einem rohen Brett modellirt und dann nur getrocknet worden, der erwähnte Kopf aus der Höhle scheint aus besserem Thon und gebrannt zu sein.

Außerdem fanden sich noch zwei aus Knochen geschnittene, zum Anhängen durchbohrte Arme mit Händen, und mehrere gravierte Knochenstücke, auf welchen Menschen- und Thierfiguren dargestellt sind.

Sehr modern erscheint ein „Knopf“ mit einem den Kopf rückwärts wendenden Lamm, an romanische Darstellungen mahnd; dann ein Vogel.

Eine besonders rohe Gravirung zeigt ein Pferd. Aber am wichtigsten erscheinen mir die zwei Gravirungen, welche Menschen darstellen.

Eines der beiden Knochenstücke zeigt ein nacktes Weib, dem Thonbilde unserer Höhle auffallend ähnlich.

Das andere, die gleiche Figur, aber mit je einer Lanze in den Händen und zur rechten Seite einen Eber, zur linken eine Schlange.

Es scheint das eine Darstellung aus Mythologie oder Sage. Vielleicht wäre es nicht schwer, Anknüpfungen an die germanische Sage zu finden, wo ungefähr aus die gleiche Zeit im Norden, in freilich weit weniger rohen Darstellungen, die Sigurdssage auch in Gravirungen zur Darstellung gebracht worden ist. Eine Uebertragung germanische Geistesguts auf die Slaven wäre dabei wohl möglich.

Wenn ich nicht irre, leiten uns die zum Anhängen eingerichteten Arme aus Knochen auf den richtigen Weg zur Erklärung: sie entsprechen den bekannten Votivgaben, wie solche in heidnischer und christlicher Zeit als Dank oder Gelübde für erfolgter oder erbetener Heilungen dargebracht worden sind, wie sie sich noch heute in abgelegenen Capellen und Landkirchen finden. Unser Landvolk weiß noch jetzt Ähren, Arme und Beine, auch Modelle innerer Organe, Kröte (Barnutter), auch Lunge mit Herz und Leber, besonders häufig aber Bilder von Hausthieren, aber auch ihre eigenen Bilder, Frauen und Männer. Früher wurden diese Votivgaben von dem Heilkünstler selbst, dem Dorfschmid, aus Eisen angefertigt. Das bayerische Nationalmuseum enthält eine große Sammlung solcher roher bildlicher Darstellungen. In neuerer Zeit werden solche Votivgaben meist aus Wachs gemacht und man kauft sie in stümlich alterthümlichen Formen bei den händlichen Wachseichern. Auch anderes Material, namentlich Thon und Holz sind dafür noch im Gebrauch. Die eine der Lunge mit Herz und Leber darstellende Votivgabe, welche die anthropologisch-prähistorische Sammlung in München besitzt, ist aus Thon und farbig glazirt, die andere aus Holz recht künstlich geschnitten, offenbar nach einem Präparat dieser Theile von einem Schwam.

Unter den modernen Votivgaben in Landcapellen Altbayerns finden sich auch Darstellungen von Köpfen, welche nach H. Arnold bei Kopfkrankeheiten gewahrt werden. Die Köpfe sind theils aus Holz nur kugelig gedreht, die Augen, Nase, Mund roth in Strichen angedeutet. Andere sind aber aus Thon in Form rober Gesichte- oder besser Kopfnasen geformt und ohne Glasur gebrannt und werden mit Getreide gefüllt geropft.

Die in den Höhlen bei Veilberg gefundenen Nachbildungen des Kopfes und der ganzen Menschengestalt könnten sonach wohl Votivgaben der slavischen Heidenzeit sein, einer Gottheit geweiht, deren Darstellung wir vielleicht in der Speer tragenden Göttin mit Eber und Drache erkennen dürfen.

Das Volk um Veilberg behauptet, dass die große Veilberger Höhle der Freia geweiht gewesen sei.

Herr Dr. Boltz-Schweria:

Ich kann den Wunsch des Herrn Generalsecretärs, mit Hülfe des rückwärts gewendeten Lammes eine genauere Datirung der Veilberger Wundenfunde zu gewinnen, schon jetzt erfüllen; in einem wendischen Skeletgrab bei Gabeln (in der Gegend von Wismar), welches durch Münsen Heinrich des Löwen als der Zeit nach 1146 angehörig bestimmt ist, fand sich auf der linken Schulter eines Bestraften eine silberne Scheibe mit eingepressten Verzierungen, die genau die frühromanische Formgebung des Veilberger Lammes zeigen. Sie stellen Drachen dar, welche von ein Christusbild gerandt sind. Wie hier, so dürfte auch in dem Veilberger Lamm christliche Symbolik zu dem sein, Abgebildet ist die Gabeler Scheibensibel in meiner „Vorgeschichte Mecklenburgs“, S. 158.

Herr Apotheker Wirsching, Veilberg:

Demonstrirt Funde aus den Veilberger Höhlen.

(Manuskript nicht eingelaufen.)

Herr H. Klatzsch-Heidelberg:

Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbringung aus einer niederen Form.

Da es die Kürze der vorgeschriebenen Zeit keineswegs gestattet, ein oberflächliches Bild des gegenwärtigen Standes unseres Wissens von der tierischen Herkunft des Menschen zu geben, so möchte ich hier nur einige Gesichtspunkte herausheben, welche meines Erachtens in dem noch gegenwärtig bestehenden Kampfe der Meinungen über unser Thema eine theils klärende, theils verstehende Rolle zu spielen bestimmt sind.

Niemand wird bezweifeln, dass im Kreise der Fachleute die Anschauungen der Descendenzlehre auch für den Menschen den unbestrittenen Sieg davongetragen haben; — dennoch stellen sich der thatsächlichen Anwendung dieser Theorie gerade für den Menschen gewisse Schwierigkeiten entgegen, welche bei dem nicht fachmännisch eingeweihten Publikum den Eindruck erwecken können, als sei die Frage der Abstammung des Menschen von einer den Affen verwandten Thierform, ein noch keineswegs zur Lösung reifes Problem, als sei die Möglichkeit einer gesonderten Stellung des Menschen der Thierreihe gegenüber so lange noch aufrecht zu erhalten, bis man das vielgesuchte Bindeglied zwischen Affe und Mensch nachgewiesen habe.

Eine solche Auffassungsweise wird wesentlich unterstützt durch die Haltung einiger hervorragender Anthropologen, welche entweder einer bestimmten Aeusserung über die Affenbeziehungen des Menschen aus dem Wege gehen oder ganz überwiegend die negativen Ergebnisse der Forschung bezüglich der Abstammung des Menschen betonen.

In einer zu nicht geringem Theile berechtigten Weise wird darauf hingewiesen, dass die Untersuchung der jetzt existirenden Menschenrassen keine niederen Zustände der Art aufgedeckt habe, dass dadurch die Lücke zwischen Affe und Mensch ausgefüllt würde. Auch in den niedersten Wilden wird noch der Mensch und ein weit über den Anthropoiden stehendes Wesen erkannt.

Aber auch die Paläontologie und die Prähistorie haben nicht die Zweifelsmomente aufgedeckt, welche vor einer streng skeptisch-kritischen Prüfung bestehen

können. Abgesehen von der Unsicherheit der Altersbestimmung mancher besonders hoch gesobäster Funde, wie des Neandertalers, abgesehen von dem berechtigten Verdacht des Pathologischen maseher prähistorischer Skelettreite, wie des Shipku-Unterkiefers, zeigen selbst die best begünstigten paläolithischen Reste des Menschen kaum Uetate bestehende Differenzen, welche die noch jetzt bestehenden Differenzen innerhalb des Menschengeschlechtes übersträfen. Selbst die Bedeutung des Dubois'schen Pithecanthropus ist nicht allgemein in dem Masse anerkannt worden, wie es von manchen Seiten mit gewissem Rechte erwartet worden war.

Sollte Jemand aus allen diesen negativen Momenten etwa zur Meinung gelangen, dass wir uns bezüglich der Ableitung des Menschen in einer sehr viel ungünstigeren Lage befinden als hinsichtlich anderer Säugetiergruppen (für deren maseher wir ja wie a. B. Equiden ein grossartiges Material paläontologischer Uebergangsstufen besitzen) so wäre dies doch ein Irrthum. Es ist nur einerseits die viel missverständliche Abschätzung des Begriffes „Uebergangsform“ beim Menschen und sodann, wie ich glaube, eine falsche Auffassung von denselben, welche diesen Eindruck hervorruft.

Hier setzt die vergleichend anatomische Forschung helfend ein und lehrt uns in überzeugender Weise, dass die Reihe von Formstadien, welche uns das Hervorgehen des menschlichen Befandes aus dem niederen Säugethiere sowohl mit Rücksicht auf's Ganze, als auch auf die Theile demonstriren, mit einer Vollständigkeit vorliegen, wie es kaum für eine andere Säugethiergruppe behauptet werden kann; ja es gibt deren einige wie die Cetaceen, deren völlig aberrante Stellung dem Morphologen Räthsel anführt, wie sie schwieriger nicht gedacht werden können. Für den Menschen aber ergibt sich in allen Punkten eine obersu nahe genetische Beziehung zu den Primaten, d. h. den Affen im weitesten Sinne, welche wir wieder in die Platyrrhinen der neuen Welt und die Katarrhinen und Anthropoiden der alten Welt unterscheiden. Diese schliessen sich wieder vielfach nahe die Prosimier oder Vorfahren an, welche ihrerseits so tief in dem Stammbaum der gesammten Säugethierwelt stehen, dass die Affen als eine Art Bindeglied zwischen der Wurzel des Mammulien-Stammes und der Krone desselben, dem Menschen aufgefasst werden können.

Damit ist schon ein Hinweis auf die Stellung des Menschen gegeben, wie sie dem Morphologen erscheint und welche in mehreren Punkten einer Specialisirung ummehrer bedarf, als dadurch gerade die Affenverwandtschaft in ein neues Licht gesetzt wird und manche Frage erst in der richtigen Weise gestellt werden kann.

Die vergleichend anatomische Untersuchung lehrt, dass der Mensch zwar mit allen Primaten gemeinsame Eigenthümlichkeiten besitzt, aber diese sind nicht dertart vertheilt, dass man daraus auf eine ganz bestimmte genetische Beziehung zu einer der lebendigen Affenarten schliessen könnte. Dies gilt nicht einmal für die Anthropoiden, Orang, Schimpanse, Gorilla und Gibbon, obwohl hier die Zahl der übereinstimmenden Punkte in vielen Organsystemen eine grössere ist, als bei niederen Affen; aber auch die amerikanischen Greifschwanzaffen erscheinen, wie mir neuere Untersuchungen, namentlich der Muscular der hinteren Extremität gelehrt haben, dem Menschen in mancher Hinsicht auffällig nahe gerückt.

Corr.-Blatt d. deutseh. A. G.

Die Rückbildung des Schwanzes ist an sich noch kein Punkt, durch welchen die Anthropoiden eine besondere Menschenverwandtschaft documentiren; dieser Verlust ist mehr als einmal und völlig unabhängig voneinander in den Säugethierreihen zu beobachten. Es gibt aber andere Besonderheiten, in welchen die Anthropoiden zwar an dem menschlichen Zustand anknüpfen, jedoch über denselben noch hinausgehen. So konnte ich es für den Situs des Darmcanals beobachten. Hier bildet also der Mensch das Bindeglied zwischen niederen Affen und Anthropoiden. Dazu kommt das ganz secundäre Hervorkommen des Gorilla, in mancher Hinsicht auch des Orang auf ein viel tieferes Niveau, die offenbar im Kampf ums Dasein erlorgte Zinnahme der Muscular, Vergrösserung der Eckzähne.

Als Uebergangsformen lassen sich somit dieses Wesen nur sehr cum grano salis verwerthen. Nur durch Summirung aller Uebereinstimmungen, Ausschneiden der secundären Differenzen gelangen wir zur Construction eines Stammbaumes der Primaten und dieser zeigt uns, dass die zum Menschen führende Linie als eine direct und gerade aufsteigende zu denken ist, eine Formreihe umfassend, in welcher die Umhüllungen zu dem jetzt lebendigen Vertreter des Affengeschlechtes nur in untergeordneten Maasse erfolgten, in welcher a. B. die Tendenz der Rückbildung des Daumens nicht hervortrat, und der unmittelbare Anschluss an Prosimier-Zustände treu bewahrt blieb, wofür noch jetzt normale und abnorme Befunde im menschlichen Bau (ich erinnere an des proc. supracondyloideus) Zeugnisse ablegen.

Der Mensch erscheint somit als eine relativ primitive Primatenform, welche der frühzeitigen mächtigen Entwicklung des Gehirns die Conservirung vieler einfacher Zustände veranlasst. Dass gerade in diesem Bewahren des niederen Niveaus die höhere Entwicklungsfähigkeit des Menschen beruht, ist schon mehrfach, so neuerdings von Studer betont worden. So viel ich aber sehe, ist aus dem anatomischen Gebiete heraus noch nicht die ganz evidente Vermittelung zugestanden worden, welche sich gegenüber den so berechtigten Zweifeln an dem Werthe der sogenannten „Bindeglieder“ auf diesem Wege ergibt.

Wenn ich ein wenig links finden will, so müssen doch in erster Linie die Endpunkte der Reihe markirt sein, die miteinander verknüpft werden sollen. Wie aber hat man sich den niederen Endpunkt zu denken?

So lange man sich hierbei einsehend von dem Bilde leiten lässt, welches die niederen degenerirten Vetter des Menschen darbieten, wird man in Irrthümer verfallen und auf diesem falschen Vorurtheile beruhen die unrichtigen Vorstellungen des grossen Publicums von dem fabelhaften Mittelding des Affenmenschen; hierauf auch das berechtigte Sträuben, in dem Affengrundel der zoologischen Gärten unsere Vorfahren erblicken zu sollen.

Dass der Pithecanthropus der zum Menschen führenden Reihe näher gestanden hat, als irgend eine andere bekannte Affenart, möchte ich nicht bezweifeln, aber „den Vorfahren“ des Menschen darin zu erblicken, wie es Dubois versucht, halte ich nicht für angebracht, schon aus dem einfachen Grunde, weil ich glaube, dass die Ausprägung des menschlichen Typus in eine noch weiter zurückliegende Zeit als das Pliocän datirt werden muss.

Dies eben ist die andere Consequenz, welche sich aus der Beurtheilung des Menschen als eines sehr primitiven Form ergibt und welche sich begegnet mit der auf anderem Wege gewonnenen Erkenntniss, dass

der Mensch einen „Dauerotypus“ darstellt. Solche Dauerotypen sind stets sehr alte Formen, wie wir aus anderen Tiergruppen wissen und deshalb glaube ich, dass man bisher das Alter des Menschengeschlechtes noch immer unterschätzt hat. Von einer Präcisierung des Zeitpunktes der Menschwerdung kann natürlich keine Rede sein, dass aber schon im frühen Tertiär der Vornschenstamm sich herauszubilden begann, halte ich für wahrscheinlich. Die immer greifbar werdenden Beweise für weitverbreitete tertiäre Kunstergüsse des Menschen sprechen in diesem Sinne. Diese Frage hängt aber mit der ganzen Geschichte des Primaten-Stammes so innig zusammen, dass ich auf diese mit einigen Worten eingehen muss.

Das wesentlichste Merkmal der Primaten gegenüber den anderen Säugethieren liegt in der Beschaffenheit der Extremitäten, deren vordere und hintere mit einem Greif- und Kletterorgan enden. Die im vollen Besitze der fünf Finger befähigte Hand mit opponierbaren Daumen, der entsprechend gebaute Fuss, die Hinterhand stellen um die Einrichtungen dar, welche mit der Entlastung der Landgürtelmassen überhaupt verknüpft sind, wie ich anderwärts nachgewiesen habe.

Ich kann daher keineswegs die Meinung theilen, als hätten sich die Opponierbarkeit von Daumen und erster Zehe an einer aus fünf gleichartigen Fingern result. Zehen gebildet entwickelt. Wir sehen vielmehr überall in niederen Abtheilungen bei allen Primatieren, den meisten Beuteltieren, sowie fossilen Vorfahren der Carnivoren und Huftiere diesen Zustand gewahrt, von dem aus sich in Folge einer Verwindung der Extremität mit Laufen, Schwimmen oder Fliegen alle jene Zustände ableiten, die wir bei der Mehrzahl der jetzt lebenden Säugethiergruppen vorfinden. Alle diese setzen also in ihrer Vorfahrenreihe den Primaten ähnliche Zustände voraus. Damit erscheinen die letzteren als in directer Linie von den niedersten Säugethierformen herstammend und wir werden zu der Annahme genöthigt, dass ihnen ein sehr hohes Alter zukommen muss. Wie stellt sich nun hierzu die Paläontologie? Sie gibt uns gewisse Thatsachen, die zu Gunsten meiner behauptung sprechen. Schon im Beginne der Secundärperiode muss die Sondernng niederer Säugethiere begonnen haben. Aus der Trias kennen wir den Beuteltieren verwandte Reste, abgesehen von den Mammaliern so auffallend ähnlichen Theromorphen früherer Perioden, die wohl der gemeinsamen Wurzel von Sauriern und Säugethiereu ganz nahe standen. Was uns aber besonders interessieren muss, sind jene anderen Faunen, welche unter der Bezeichnung Chirotherium in den Handabdruckschichten der Trias gerade eine Bedeutung als Leitfossilien erlangt haben. — Diese Abdrücke sind die einzigen Erinnerungszeichen eines uns unbekanntes Thieres, das, wie die Spur lehrt, fünfzehige Extremitäten mit enorm ausgeprägtem Greiffuss besass. Die weit absteigende grosse Zehe verliert die Spur die Aehnlichkeit mit der Menschenhand, welche zur Namegebung führte. Eine genauere Prüfung der Form und Stellung der Abdrücke von Hand und Fuss zeigt, dass wir es mit einem Kletterthier zu thun haben, dessen Extremitäten eine auffallende Aehnlichkeit mit den Primaten erkennen lassen.

Sehen wir aber schon in dieser fernliegenden Periode Formen in weiter Verhertung, die durch wichtige Primaten ähnliche Charaktere den Vorläufern des Menschen nahe standen, so geben wir wohl nicht in der Annahme fehl, dass bei der uns scheinbar plötzlich he-

regenden grossartigen Gliederung der Säugethierstämme im frühen Tertiär sich auch die Proanthropostammlinie schon abgegrenzt habe.

Der Mensch eine primitive Primatenform — die Primaten eine primitive Mammalienform — in dieser Doppelconsequenz liegt der wissenschaftliche Ausdruck für das Körbchen Wahrheit, welches in der beliebten Auffassungsweise steckt, wonach die Säugethierwelt gleichsam eine Spezialisirung des Menschentyps nach verschiedenen Richtungen hin darstelle.

Das zweite Thema, auf welches ich hier in Kürze eingehen möchte, betrifft den Modus der Herausbildung des Menschen aus einem niederen Säugethiere und die Factoren, welche hierbei eine Rolle gespielt haben.

Ich knüpfte hierin an Darwins berühmtes Werk an, in welchem derselbe gezeigt hat, dass für den Menschen die geschlechtliche Zuchtwahl, was von besonderer Bedeutung gewesen sein muss, ich glaube, dass diese Ausführungen Darwins Jeden, der sich eingehender mit dem Gegenstande beschäftigt, vollständig überzeugen werden. Die beiden grossen Principien, welche für die Umbildung der höheren Wirbelthiere, besonders der Säugethiere in Frage kommen, die natürliche Zuchtwahl — oder der Kampf um's Dasein — und die sexuelle Zuchtwahl schliessen sich gegenseitig keineswegs an, haben wir doch bei Huftieren, Carnivoren u. A. ebenso viel Merkmale, welche dem einen, wie solche, die aus dem anderen Principe resultirt werden müssen; was nun aber beim Menschen auffallend ersicht, ist das starke Zurücktreten aller auf den Kampf um's Dasein beziehbarren Momente.

Diese negative Seite des Problems ist für die Vorgeschichte des Menschen sehr wesentlich, denn sie hängt innig zusammen mit der oben betonten Besonderheit des menschlichen Organismus, der sich in vielen Punkten anfallig primitive Zustände erhalten hat. Es gilt dies in erster Linie von dem Gebirne, vor Allem aber von den Gliedmassen, an welchen sich die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl am schaelsten und nachhaltigsten offenbart. Jede Aenderung dieser Theile in einer bestimmten Richtung wird maassgebend für die ganze Umgestaltung der betreffenden Nachkommenreihen — ein „Zurück“ gibt es da nicht mehr. Das einmal ausgeprägte Säugethiergeisse kann nie mehr dem Carnivorentypus folgen und der Verlust von Fingern und Zehen, wie bei den Huftieren, ist unersetzlich. Nach solchen Spezialisierungen bleibt dem Geschöpfe nichts übrig, als in der einmal gegebenen Richtung sich weiter zu differenciren, bis schliesslich eine Einseitigkeit erreicht ist, welche den Untergang der Gruppe zur Folge hat.

Von alledem ist beim Menschen nichts eingetreten. Einzig und allein die Vergrösserung der Intellektorganen, sogar auf Kosten der percipirenden Apparate, wie des Geruchsorganes, keine Umbildung der Zehen, kein Ergringen antrieblicher Waffenorgane, die, wie nothwendig sie auch sein mögen, enormen Aufwand an Stoffen des Organismus verlangen. Das Gebirne des Menschen ist indifferent geblieben. Selbst die stärkere Ausprägung der Extremitäten ist ein sexueller Charakter und hat nichts mit dem Kampfe um's Dasein zu thun. Wie ist es gekommen, dass dem Menschen alle diese Opfer, diese Reactionen auf die Noth, wie alle anderen Säugethiere sie zeigen, erspart geblieben sind?

Wir können dies nur erklären durch die Annahme, dass in der That die Vorgeschichte des Menschen

lange Perioden aufweist, in denen der Kampf ums Dasein sehr zurücktrat, wo also ungewöhnlich günstige Bedingungen dem Geschlechte der Proanthropes es gestattet, Umgestaltungen einzugehen, die für den Kampf um's Dasein höchst unpraktisch, ja schädlich gewesen wären.

Nur in einem milden gleichmäßigen Klima konnte der Verlust des Haarleides vor sich gehen, nur in einer Region, die nicht von altem fürchterlichen Feinden bedrückt war, konnten die ersten Stadien überlegener Gehirneufaltung zurückgelegt werden. Als Faktoren dieser Änderungen kommen, abgesehen von der sexuellen Zuchtwahl, die für den Verlust des Felles allein verantwortlich zu machen ist, vielleicht auch andere in Frage, so die Concurrrens innerhalb weit verbreiteter, mehr oder weniger mit einander verwandten Primatengruppen. Der Kampf ist am heftigsten innerhalb der Art — dies hat Darwin ausgeführt und in diesem mehr interes. Sinne ist auch für den Menschen das Princip der natürlichen, oder besser „Concurrrens-zuchtwahl“ anwendbar.

Wie man sieht, führt die wissenschaftliche Consequenz zu Vorstellungen, in welchen eine gewisse Parallele mit der Annahme eines „Paradieszustandes“ der Bibel nicht zu verkennen ist.

Fragen wir die Paläontologie, ob sie für diese Hypothesen greifbare Unterlage bietet, so werden wir verwiesen auf die Existenz grosser zusammenhängender Landmassen in der nördlichen Hemisphäre, welche vom Ende der Secundärzeit bis in die Mitte der Tertiärperiode sich einem gleichmässigen subtropischen Klima bis in die jetzt vom ewigen Eis bedeckten Gegenden hinauf erstreckten, wir werden erinnert an die Periode des Überganges von Secundär- und Tertiärzeit, wo die Herrschaft der mächtigen Sanier gebrochen und die Entfaltung der grossen Säugethiertypen erst im Keime vorlag.

Auch auf diesem Wege also gelangen wir zu dem Ergebnisse, dass die Ausprägung des Menschentypus die Sonderung der Proanthropen von den Anthropoiden sich bereits sehr früh, gleichzeitig mit der Gabelung des Säugethierstammes in seine Hauptzweige vollzogen haben wird.

In eine nicht fern davon entfernte Periode wird auch der Beginn der Rassenordnung zu legen sein. Da in den Haupttypen der Rassen, wie Negroiden, Mongoloiden und Europäern voneinander differente niedere pithekoide Charaktere conservirt worden, so kann die Rassenspaltung nicht weit von der Abzweigung der Species Homo vom grossen Affengeschlechte gesucht werden. Geographische Sonderung, wou ja die grossartige Umgestaltung der Continente seit der frühen Tertiärzeit hinreichend Anlass bot, im Verein mit sexueller Zuchtwahl, für die Körperfärbung weit wichtiger ist als das Klima, werden die Specialisirung der Rassenmerkmale besorgt haben.

Die Zeit, in welcher aus der Mensch mit deutlichen Zeugnissen für seine Existenz entgegentritt, liegt von derjenigen der „Menschwerdung“ verhältnissmässig ebensoweit entfernt, wie der Zeitpunkt der ersten historischen Documente von demjenigen des Beginnes einer Culturentwicklung.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass una die Prähistorie nichts lehrt über die thierische Abkunft des Menschen; ob jemals die frühen Stadien des Proanthropens gefunden werden, muss zweifelhaft sein — liegt doch diese Heimathätte der Menschheit wahrscheinlich von Ocean und Eis begraben. — Aber wir bedürfen ja auch gar nicht dieser Documente, der

morphologisch geschürfte Blick erkennt noch jetzt in dem mannigfaltigen Variationen des Menschens schlechtes die Uebergangscharaktere vom pithekoide Zustande aus. Wichtigere als das Auffinden eines sogenannten „missing link“ ist die Aufdeckung des Weges der Menschwerdung für den Körper im Ganzen und für jedes Organ im Einzelnen und hierfür liefert die combinirte Untersuchung der Primaten und der Menschentypen in ihrer Varietätenbildung und Rassenspecialisirung ein riesiges Material, welches im Lichte moderner Anthropologie die Erkenntnis der menschlichen Vorgeschichte besser zu fördern verpricht, als die glücklich überwandene, allen einseitig anthropometrische Methode es vermocht hat.

Herr J. Ranke:

Ich glaube, der Gesellschaft wird von vorneherein klar geworden sein, welche tiefe Gegenätze zwischen dieser eben ausgesprochenen Anschauung und der im Allgemeinen in unserer Gesellschaft vertretenen Anschauung und Methode der Forschung bestehen. Während uns hier ein schönes Bild der Vergangenheit und vielleicht der Zukunft gezeigt, während uns hier ein phantasievolles Gemälde nach allen Seiten hin ausgeführt wird, suchen wir im Allgemeinen nicht nach Theorien, sondern nach Thatsachen. Die Thatsachen aber, auf welchen die geistvolle Theorie des Herrn Kantsch aufgebaut werden soll, sind bis jetzt keineswegs vorhanden, und ich muss dagegen protestiren, als ob von Seiten der Zoologie und Paläontologie diese Thatsachen bis jetzt wirklich geliefert seien, ebenso wenig wie ich protestiren, dass überhaupt auf dem Wege naturwissenschaftlicher Forschung das Alter des Menschen schon sicher bestimmt worden wäre. Wir sind, wie auch die Discussionen dieses Congresses wieder ergeben haben, in unseren Forschungen über das Alter des Menschen nicht sehr weit vorgedrungen in das Alter der Welt; auch in neuerer Zeit sind wir noch nicht über die letzte Interglacialzeit und die letzte Glacialperiode hinausgekommen mit dem, was wir über den Menschen wissen. Alles andere ist für uns zunächst noch Hypothese, und wenn daraus schon ein wirklich vollkommenes Bild abgeleitet werden will, so ist das eine Pflanzerei.

Herr Dr. Johannes Bumiller-Augsburg:

Menschen- und Affen-Femur.

Der Widerstreit der Meinungen über „Pithecanthropus erectus“, speciell die allgemeine Unsicherheit des Urtheils über das Femur desselben hat die Dürftigkeit unserer exacten Kenntnisse vom Oberschenkelknochen des Menschen und der Affen klar dargehalten und uns auf die Nothwendigkeit grosserer diebeständiger Untersuchungen hingewiesen.

Im Auftrage des Herrn Professors Dr. Ranke habe ich mich geraume Zeit mit dem Studium des Menschen- und Affen-Femur beschäftigt. Ich gestatte mir Ihnen heute in Kurzem einige Resultate meiner Arbeit, eben im Hinblick auf Pithecanthropus erectus, vorzulegen.

Die Hauptunterschiede zwischen Menschen- und Affen-Femur lassen sich nicht leicht allgemein zusammenfassen, wir müssen bei der ausserordentlichen Verschiedenheit der einzelnen Gruppen der Simiiden jede für sich mit dem Menschen vergleichen. Dabei will ich von den wichtigsten Merkmalen des Pithecanthropus-Femur ausgehen und unter den Affen hauptsächlich die Anthropoiden und Hylobatiden, also die

sogenannten menschenähnlichen Affen und die Gibbons berücksichtigen, die Kynopitheciden, Platyrrhinen und Prosimien dagegen mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit nur so weit, als dies zur Erlangung eines allgemeinen Ueberblickes notwendig ist.

Auffallend am Pithecanthropus-Femur sind zunächst die Größenverhältnisse, nicht so sehr die absoluten als die relativen, nämlich das Verhältniss des Umfanges des Knochens zu seiner Länge. In Zahlen ausgedrückt, und die Diaphyse als Länge gleich 100 gesetzt, ergibt sich ein Längen-Dicken-Index von annähernd 22.5. Man hat ge-glaubt, dass der Index des Pithecanthropus-Femur ein menschlicher sei. Ich habe tatsächlich als mittleren Index bei den von mir untersuchten menschlichen Femora 22.8 gefunden. Allein jener Index von 22.5 kann ebenso gut auf einen Affen, speciell auf einen Hylobatiden hinweisen. Die Indices der von mir gemessenen Hylobatiden-Femora schwanken nämlich zwischen 16 und 22.9. Die dem menschlichen Mittel am nächsten stehenden resp. mit ihm sich deckenden Indices kommen bei der Species *Hylobates concolor* aus Borneo vor. Jedenfalls wird durch diesen Index die Gruppe der anthropoiden Affen auf's Bestimmteste ausgeschlossen. Die Anthropoiden zeichnen sich sowohl vor den übrigen Affen als auch vor dem Menschen durch eine ganz charakteristische Plumpeheit des Femur aus. Der Index schwankt zwischen 30.5 und 33.9. Von dem ganz vereinzelt dastehenden menschlichen Maximum = 27.5 ist das anthropoide Minimum noch sehr weit entfernt und wir haben hier die einzige Affengruppe, welche den Bereich der menschlichen Index nicht einmal berührt. Doch nicht nur hierin, wie wir sehen werden, in der Mehrzahl gerade der wichtigsten Merkmale des Femur entfernen sich die Anthropoiden mehr als alle andere Affen vom menschlichen Typus. Schon bedeutend weniger plump sind die Kynopitheciden, deren mittleres Längen-Dicken-Verhältniss jenseh sehr plumper menschlicher Femora entspricht. Noch schlanker sind die Hylobatiden, welche theils dem menschlichen Minimum heranzugeben. Die absolute Grösse der Pithecanthropus-Femur hat nur insofern Bedeutung, als einem Femur von mittlerer, menschlicher Grösse ein Schädeldach entspricht, welches das menschliche Minimum nicht erreicht, was bereits deutlich auf die Affennatur des Pithecanthropus hinweist.

Anfallend ist ferner am Pithecanthropus-Femur die Filasterbildung. Der Filasterindex d. h. das Verhältniss des sagittalen Durchmessers zum Querdurchmesser in der Mitte der Diaphyse ist 109.1, dorsal zeigt die Diaphyse eine laterale Abplattung und die *Linea aspera* ist sehr menschenähnlich entwickelt. Neben wir aus zunächst die menschliche Filasterform an. Hier ist der Querschnitt der Diaphyse ein Dreieck, indem diese hinten von einer mehr oder weniger hohen Knochenleiste begrenzt ist, deren rauhe Kante die *Linea aspera* darstellt. Diese besteht ursprünglich aus zwei gekrümmten Theilen, einem medialen und lateralen Labium, wie dies besonders bei embryonalen Femora deutlich zu sehen ist. Beide Labien werden durch den *Musculus vastus* einander entgegengehoben und zusammengedrückt, bis sie schliesslich eine einzige breite Linie, welche die *Linea aspera* bilden. Zugleich werden durch denselben Muskel beide dorsalen Flächen abgeplattet bis ausgehöhlt und nach hinten verlängert, so dass die *Linea aspera* auf eine Art Kamm oder Leiste, den Filaster, zu liegen kommt. Diese Form ist bedingt durch die relativ mächtige Entwicklung

des *Musculus vastus*, der an dem schlanken, ursprünglich ziemlich gleichmässig runden Femur keine genügende Ansatzstelle findet, gleichsam im Kampfe aus Dasein die Diaphyse umformt und dabei seine Ansatzflächen bedeutend vergrössert. Die extreme Form besteht beim Menschen darin, dass beide dorsalen Seiten stark abgeplattet bis ausgehöhlt werden, bei der am schwächsten ausgebildeten Form sind beide Seiten noch convex, aber immerhin deutlich, wenn auch schwach abgeplattet. Durch die Abplattung entstehen die beiden Anguli, die vordere seitlichen Kanten des Femur. Einen extremen Gegensatz zum menschlichen Femur stellt das Anthropoiden-Femur dar. Wenn dort die kräftigste Modellirung wahrzunehmen ist, fehlt hier eine solche ganz, die Labien sind sehr schwach, oft kaum bemerkbar und bleiben weit getrennt. Eine *Linea aspera* fehlt demnach. Der hintere Theil des Femur ist nicht beiderseits abgeflacht, sondern der Querschnitt besitzt seine ursprüngliche Form, nämlich die eines ziemlich niederen Ovals. Somit ist hier — umgekehrt wie beim Menschen — der Querdurchmesser grösser als der sagittale und die dorsale Seite verläuft nicht in eine laterale und mediale Hälfte. Die zwei stets vorhandenen Anguli sind nicht secundär durch Abplattung entstanden, sondern durch den ursprünglichen und unveränderten Querschnitt des Knochens bedingt. Die dritte Kante, also der Filaster, fehlt. Die Hylobatiden, ebenso wie die Kynopitheciden und Platyrrhinen, besitzen einen Filasterwulst, der aber nicht so stark ausgebildet ist wie gewöhnlich beim Menschen. Die Abflachung der dorsalen Seiten ist viel schwächer, oft nur rinnenartig. Meistens ist beim Affen nur eine Seite abgeflacht. Die andere Seite ist dann drehrand und ohne Angulus, so dass die Filasterleiste nie so deutlich zum Ausdruck kommen kann. Es kommt aber auch beim Affen doppelseitig schwache Abplattung vor. Sonach unterscheiden sich die Anthropoiden auch in diesem Punkte am meisten vom Menschen.

Das Pithecanthropus-Femur weist dem Gesagten zu Folge die typisch affische Form auf, wie sie bei den niedrigeren Affen, von den Hylobatiden abwärts vorkommt; wir haben einen Filaster, dabei ist aber nur eine Seite abgeplattet, die andere drehrand und ohne Angulus. Dies eben ist das Typische jener Affen-Femora. Der Filasterindex des Pithecanthropus-Femur wird von dem mancher Affen-Femora noch übertroffen, so von einem *Inuus cynomolgus* mit 118.2, *Propithecus diadema* mit 112.2.

Kurz berühren möchte ich noch das obere laterale Labium der *Linea aspera* bei Pithecanthropus. Dasselbe geht nach der Abbildung Dabois sehr stark nach der Seite und nach vorn. Durch eine sehr stark nach vorn umbiegende laterale Labium, das bald als Fossa, bald als Crista entwickelt ist, zeichnen sich eben die Affen aus. Beim Menschen verläuft es normal kerzengerade nach oben, es wird aber öfters in ganz ähnlicher Weise nach Aussen geschoben. Dass aber ist die Ursache davon erkennbar in einer Verbreiterung und Abplattung der oberen medialen Fläche durch den *Musculus vastus medialis*, wodurch die laterale Seite verkleinert und das laterale Labium nach Aussen gedrängt wird. Von einer derartigen medialen Abplattung resp. einer dadurch bedingten Verstärkung des Pithecanthropus-Femur ist aber nichts berichtet und so zeigt somit auch hierin die affische Form.

Was die Krümmung der Diaphyse betrifft, so ist im Allgemeinen die Krümmung eines Menschen- und Affen-Femur sehr wohl zu unterscheiden. Beim mensch-

lichen Femur lässt sich die scheinbar gleichmäßige Krümmung fast annahmehlos deutlich auf eine oder zwei Abknickungen des Femurs zurückführen. Die eine, immer vorhandene, ist am oberen Ende des Filasters, wo der Durchmesser mit Beginn der platymeren Region plötzlich abnimmt. Hier ist nämlich der mechanisch schwächste Punkt des Femur. Eine zweite, gewöhnlich damit verbundene Abknickung ist am unteren Ende des Filasters. Beide Abknickungen täuschen eine gleichmäßige Krümmung der Femur vor. Beim Affen dagegen ist die Krümmung in den meisten Fällen eine ganz gleichmäßige und ziemlich schwache. Auch bei Pithecanthropus ist sie gleichmäßig und von jener menschlichen Abknickung ist auch nicht eine Spar vorhanden.

Da beim Menschen die Rumpflast nur auf zwei Stützen ruht, so bildet hier das Femur eine ausserordentlich stark belastete Tragsäule. Als Tragsäule aber muss das Femur die bekannten mechanischen Principien der grössten Widerstandsfähigkeit erforderlich ist. Wirklich ist auch die Volumenvermehrung am unteren Ende sehr deutlich. Nimmt man den sagittalen Durchmesser in der Mitte und unten in $\frac{1}{3}$ der Diaphyse ab und setzt den mittleren = 100, so erhält man einen unteren Sagittallindex, der beim Menschen 100 übersteigt, beim Affen gewöhnlich 100 oder unter 100 beträgt. Nach den von Dubois angegebenen Maassen ist er bei Pithecanthropus 106,7. Es gibt immerhin auch unter den Affen solche Indices, sogar Indices, welche den genannten übersteigen. *B. Colobus* gibt mit 107,1; *Semnopithecus murais* mit 114,3; *Hylobates vernalis* mit 116,7. Dieser Index würde also nicht gegen die Affenform des Pithecanthropus sprechen. In der von Dubois gegebenen Abbildung dagegen nimmt, wie man auf den ersten Blick sieht, der Durchmesser von oben nach unten ab, der Index wäre 96,7, also typisch äffisch. Bei verschiedenen Maassen in der unteren Region lassen sich Dubois' Massangaben und seine Abbildungen durchaus nicht in Einklang bringen. Ob diese Fehler auf Conto der Abbildung oder der Abnahme der Masse zu setzen sind, lässt sich vorerst nicht entscheiden.

Ueberhaupt ist die Form der Diaphyse in der Gegend des Planum popliteum von besonderer Wichtigkeit. Viel Werth ist — anlässlich der Pithecanthropusfrage — auf die Convexität oder Concavität des Planum popliteum gelegt worden. Allein diese Dinge sind für sich genommen ganz bedeutungslos. Die Hauptsache ist der Querschnitt der Diaphyse in dieser poplitealen Region. Beim Menschen stellt dieser Querschnitt ungefähr ein rechtwinkliges Dreieck dar, in welchem die dorsale Seite die Hypothenuse bildet. Diese Form des Querschnittes entsteht dadurch, dass in Folge der Schiefheit des Femur jene Linie, welche von dem Mittelpunkt des Caput senkrecht zur Standfläche gezogen wird und die Richtung angibt, in welcher die Rumpflast einmüht wird, in der Gegend der lateralen Seite verläuft. Hier muss das Femur die grösste Widerstandsfähigkeit besitzen. Deshalb verdrückt sich unten nicht der ganze Knochen, sondern nur die laterale Seite und zwar gewissermassen auf Kosten der medialen. Lateral erhalten wir eine breite, nur ventralen ziemlich senkrecht stehende Fläche, medial dagegen eine mehr oder weniger scharfe und dünne Kante. Dadurch entsteht eine ganz charakteristische Schiefheit des Planum popliteum und eine ebenso charakteristische Verschiebung des grössten sagittalen Durchmessers nach der lateralen Seite hin.

Hier also, und nicht in der Mitte, ist das Femur am dicksten. Das Anthropoiden-Femur bietet uns ein total verschiedenes Bild. Der Querschnitt ist breiter und niedriger, die Anguli sind beiderseits gleich und scharf, die Schiefheit des Planum und die laterale Verschiebung des Maximaldurchmessers fehlt, der Querschnitt ist ganz gleichmäßig oder, im Gegensatz zum menschlichen Femur mehr der medialen Seite hin etwas verschoben. Die übrigen Affen stehen in diesem Punkte wiederum in der Mitte zwischen den beiden Extremen, dem Menschen und den Anthropoiden. Bei ihnen ist der Querschnitt, dem verschiedene Formen zu Grunde liegen, gewöhnlich hoch und entweder gleichmäßig oder mit einer leichten lateralen Verschiebung, welche sich jedoch in einzelnen Fällen, z. B. bei *Ateles* an die menschliche annäherndlich stark annähern, wenn nicht diese erreichen kann. Bei Pithecanthropus lässt sich der Querschnitt aus der Zeichnung leider nicht herstellen, doch geht aus der Beschreibung von Dubois und Manouvrier unzweifelhaft hervor, dass der grösste Sagittaldurchmesser genau in der Mitte liegt, und das Ganze eine runde, offenbar gleichmässige Form aufweist. Das Femur besitzt auch hier zweifellos eine typisch äffische, aber durchaus nicht die höchste äffische Form.

Mit der lateralen Verdickung, die eine Folge des anfrechtigen Ganges des Menschen ist, hängt zusammen, dass beim Menschen die natürliche Länge des lateralen Kondylus grösser ist als die des medialen, der gewissermassen eine Art Verkümmrung aufweist. Im Gegensatz hierzu ist bei den Anthropoiden der mediale Kondylus länger und viel stärker, der laterale sehr schwach entwickelt. Beim Menschen hat eben der laterale Kondylus als Hauptstütze zu dienen, während der mediale wesentlich nur als Gelenkrolle functionirt. Bei den Affen, mit Ausschluss der Anthropoiden, ist der laterale Kondylus bald grösser, bald gleich, bald kleiner als der mediale, sie stehen also wieder in der Mitte zwischen den beiden Extremen. Bei den Prosimien dagegen ist die relative Länge des lateralen Kondylus noch grösser als beim Menschen. Bei Pithecanthropus sind die beiden Kondylen in der Projectionslänge gleich, was ich beim Menschen nie gefunden habe. Hierdurch verhält sich Pithecanthropus wieder als Affe. In der natürlichen Länge übertrifft der mediale Kondylus den lateralen um mindestens 4 mm, nach der Reconstruction des in der Zeichnung lüdt erscheinenden medialen Kondylus wahrscheinlich um 5 mm. Dies ergäbe einen Kondylus-Längen-Index von 91,8, mit dem mittleren Index der Hylobatiden = 90,5 fast identisch. Höchstens aber erhebt sich der Index auf 93,9. Beim Menschen ist er im Mittel 103, so dass auch die natürliche Länge der Kondylen unabweislich die Affenform des Pithecanthropus dokumentirt.

Noch eine andere Eigentümlichkeit der Kondylen ist von grösster Bedeutung. Schon die Gelehrte Werthe machten darauf aufmerksam, dass der menschliche Kondylus so gebaut ist, dass die lateralen Kniegelenkbänder bei gestrecktem Fuss angespannt werden und so dem Bein im Gelenk einen festen Halt verliehen, das dagegen bei Beugung des Fusses im Kniegelenk der Radus für die Hände abnimmt, so dass diese erschaffen und das Femur sich auf der Tibia verschieben kann. Ich habe nun den geraden Abstand der etwas hinter dem Epikondylus gelegenen Ansatzstelle des lateralen Kniegelenkbandes von der Standfläche bei horizontaler und verticaler Stellung des Femur gemessen. Dabei stellte sich heraus, dass beim Menschen der verticale Abstand grösser ist als der horizontale,

beim Affen dagegen übertrifft der horizontale den verticalen, so dass beim Affen umgekehrt wie beim Menschen die Kniegelenkbänder bei gebeugtem Fusse gespannt sind und der Affe nur bei gebeugtem Kniegelenk eine feste Stütze in diesem hat. Daher kann kein Affe mit gestrecktem Fusse gehen; auch der Gibbon, der in diesem sogenannten aufrechten Gang der grösste Meister ist, geht immer mit gebeugtem Kniegelenk. Das Femur bildet mit der Wirbelsäule einen stumpfen, mit der Tibia einen spitzen Winkel, so dass das Typische des quadrupeden Ganges, die Neigung von Wirbelsäule, Femur und Tibia, beibehalten wird. Beim Menschen dagegen liegen diese drei Stöcke so an engen in einer Linie, sie bilden unter sich je einen Winkel von 180° und alle drei stehen zur Standfläche senkrecht. Daher hat nur der Mensch einen wirklich aufrechten Gang, kein Affe kann auch nur vorübergehend menschlich aufrecht gehen.

Berechnet man aus den Bandradien einen Index — den horizontalen = 100 gesetzt — so erhöht sich dieser beim Menschen über 100, beim Affen ist er unter 100. Bei Pithecanthropus liest er sich in der Abbildung nicht genau, aber doch in seinen Schwankungsgrenzen feststellen. Wählen wir am lateralen Kondylus den Epikondylus als Ausgangspunkt der Messung, so wäre die äusserste Grenze des Index 66,7. Dieser Index ist jedenfalls etwas zu niedrig, wie auch bei keinem Affen ein so niedriger Index gefunden worden ist. Als entgegengesetzte Grenze erscheint 84,2. Der Index wird also auch im günstigsten Falle 90 nicht überschreiten und wahrscheinlich ca. 80 betragen. Damit aber kann das Femur nur einem Affen angehört haben.

Es gäbe noch einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen- und Affen-Femur in der Torsion. Die Torsion, d. h. die Drehung des Schafes um seine Längsaxe ist beim Menschen viel stärker, beim Affen viel geringer als bisher angenommen wurde. Doch sind diese Verhältnisse so complicirt, als dass sie hier in wenigen Worten vorgeführt werden könnten. Auch liest sich die Abbildung des Pithecanthropus-Femur auf dieses Verhalten hin nicht prüfen.

Die Schiefheit, also der Kondylo-Diaphysenwinkel des Pithecanthropus-Femur ist mit 12° allerdings sehr gross, doch habe ich bei einem Hylobates concolor aus Borneo gleichfalls 11° gemessen.

Wenn wir alles zusammenfassen, so sehen wir beim Pithecanthropus-Femur gerade in den wichtigsten Merkmalen die deutlichen, unverkennbaren Umrisse eines Affen-Femur, und diese Contourzeichnung liess sich noch durch weitere Einzelheiten, auf die ich hier nicht mehr eingehen kann, vervollständigen und plastischer gestalten.

Das Pithecanthropus-Femur steht trotz mancher Abweichungen dem Hylobates-Femur am nächsten. Besonders dürfte für die Zugehörigkeit zur Gruppe der Hylobatiden neben der allgemeinen Form entscheidend sein, dass die Schiefheit des Femur nach aussen, also lateral gerichtet ist. Dies ist nur der Fall beim Men-

schen, bei den Anthropoiden und einem Theil der Hylobatiden. Bei den übrigen Affen ist das Femur umgekehrt nach innen geneigt, die Schiefheit ist also mediale. Nun ist hier die Anthropoidengruppe ausgeschlossen, also bleiben nur noch die Hylobatiden übrig.

Da das Schädeldach nicht nur seiner allgemeinen Form nach sondern eben mit Rücksicht auf seine bedeutende Grösse sehr gut zu den Hylobatiden passt, so glaube ich, dass im sogenannten Pithecanthropus erectus vielleicht eine neue Species von Hylobates, im höchsten Falle ein neues Genus der Gruppe der Hylobatiden gefunden ist.

Herr Professor Dr. Kiaatsch-Heidelberg:

Ich möchte nur erklären, dass ich mit dem Herrn Vorredner übereinstimme; im Einzelnen beziehe ich mich auf meine Arbeit: „Der gegenwärtige Stand der Pithecanthropusfrage“.

Vorsitzender Waldeyer:

Es sind noch zwei Vorträge angemeldet von Dr. Schmelz und Engel. Ich frage, ob die Vorträge nicht vielleicht darauf verzichten wollen, die Vorträge zu halten, eine anschiebige Darstellung wäre nicht möglich. Wir haben die Vorträge in der Reihenfolge der Anmeldung durchgeführt; diese sind erst nachträglich angemeldet. Wir wollen natürlich, damit Jeder zu seinem Rechte kommt, etwas über die angesetzte Zeit hinaus die Sitzung verlängern. (Urnne.)

Ich frage aber an, ob die Herren angesichts der vorgedruckten Zeit darauf verzichten wollen? — Die Herren sind nicht anwesend.

Mein Vorsitz überträgt sich am Schluss an Herrn Freiherrn von Andrian-Werburg.

Vorsitzender Freiherr von Andrian-Werburg:

Die Tagesordnung ist erschöpft und das Werk des diesjährigen Congresses vollendet. Ehe wir auseinander gehen, drängt es mich, meinen tiefsten, innigsten Dank auszusprechen Ihrer Königlichen Hoheit und der ganzen Versammlung für ihre ungeschwächte und so dauernde Theilnahme an unseren diesjährigen, besonders reichhaltigen Sitzungen. Wir erlauben darin eine Bitterkeit, dass die Anregungen und Wirkungen unserer Diskussionen auf die sehr rührige Localforschung am Bodensee nicht ohne Einfluss bleiben wird, und dass einer der wichtigsten Zwecke unserer Congresses damit erreicht werden wird. Unser warmer Dank gebührt auch dem Localcomité, und dessen Spitze Herr Rector Kellermann. Wir empfinden Alle das auf die Lebhafteste, wie herzlich alle seine Dispositionen verlassen sind, wodurch unsere Anwesenheit in Lindau sich ausserordentlich gemüthlich gestaltete. Die herzliche Aufnahme, welche wir in allen Kreisen der Bevölkerung Lindaus gefunden haben, wird in unsere Herzen stets tief eingegraben bleiben.

Ich erkläre den Congress für geschlossen.

Der äussere Verlauf der Versammlung.

Im Laufe des 9. September erfolgten die Anmeldungen im Bureau der Local-Geschäftsführung. Sie waren so zahlreich, dass die mit der Ausgabe der Theilnehmerkarten betrauten Herren zeitweilig kaum den Andrang zu bewältigen vermochten. Das noch am Morgen trübe Wetter klärte sich im Laufe des Tages auf und liess während der ganzen Dauer der Versammlung unangenehm schön. Von den Thürmen und Häusern der Stadt blähten die Fahnen zur Begrüssung der freudig erwarteten Gäste.

Nachdem am Nachmittage Herr Bürgermeister Schützinger in seinem reizenden, an der südwestlichen Ecke der Inselstadt in den See vorspringenden Tuscolum die Vorstandschaft der beiden Gesellschaften begrüssigt hatte, vereinigte er im festlich geschmückten Theatersaal abwechselnde Empfänge- und Begrüssungsabende die Vertreter und Vertreterinnen der beiden Gesellschaften mit einer grossen Zahl von Gästen aus der einheimischen Bevölkerung.

Im Hintergrunde des Saales, der Bühne gegenüber ragten aus einer Pflanzengruppe hervor die Büsten des Prinzregenten Luitpold von Bayern, sowie die deutschen und österreichischen Kaisers. Mit dem Festmarsch aus Tannhäuser: „Einzug der Gäste auf der Wartburg“ eröffnete die Musik des 20. Infanterie-Regiments den Festabend, zu dem die Herren Dr. Bever-Lindau und Peters, Kunstmaler aus München, einen Frolog verfasst hatten. Herr Peters hatte dazu einen überaus wirkungsvollen Hintergrund, ein Bild der alten Stadt Lindau, wie sie sich mit ihren Thürmen und hochgehenden Häusern von einer nördlich der Stadt gelegenen Schanze aus dem Beschauer darstellt, entworfen. Lindavia (Fräulein Zelida Kohler) in allegorischer Gewandung mit der Mauerkrone auf dem Haupte und dem grünen Lindenast in der Rechten tritt vor und begrüssigt die Forscher. Ihr schliessen sich an die Vertreterinnen der übrigen Bodenseestädte, eine Voralbergerin (Fräulein Frieda Fessler) in der Tracht der Bregenser Wildkrienerin, eine Schwyzerin (Frau Hedwig Egg) in der Tracht von St. Gallen, eine Württembergerin (Fräulein Julie Bever) in der Tracht Oberchwabens, eine Bodenserin (Fräulein Anna Schmidt) in der Tracht des Schwarzwaldes. Sie alle laden die Festgäste zum Besuche ein, wobei sie miteinander weit-eifernd — eine jede in ihrer Mundart — die Vorträge ihrer Heimath in das richtige Licht zu setzen suchen. Schließlich schreiben die fünf Vertreterinnen der Bodenseestädte unmittelbar vor der Bühne in den Saal herab und vertheilen Blumenstränchen unter die Gäste.

Der Text des Festspiels hatte folgenden Wortlaut:
 Aufrecht'ge Frende war's, die mich durchdrang,
 Als ich erfuhr, dass sich in diesem Jahr
 Deutschländ' und Oesterreich's gepriesene Gelehrte
 In meine n Mauern „Stell' dich ein“ gegeben.
 So sehr's mich freute, ward mir dennoch bang!
 — Wie soll ich den Gefühlen Ausdruck geben
 Des Dankes für die mir erwies'ne Ehre?
 Was kann ich bieten, so berühmter Schaar?
 Verzeiht, wenn sich mein Hangen noch vermehrte
 Als ich vernehmt, dass Ihr der Feste viele
 Bei manchen früherer Congressen schon gewohnt.
 Was ich vermag, ich will es gerne bieten,
 Aufrichtigkeit hat immer sich belohnt.
 Darum vernehmt mein ganz bescheiden Bitten:
 Steckt der Erwartung nicht so hohe Ziele!

Ich trete vor Euch hin, Ihr edlen Herrn,
 Die Ihr im Schutz' ann meiner Mauern weilet;
 Zahlreich herbei geströmt von nah' und fern'
 Auf wenige Tage leidet, denn Ihr eilet
 Nach allzu kurzer Rast auf meinem Eiland.
 Vom Forschertrieb beschwigt in Neuen Thälen!
 Ich trete vor Euch hin, Euch zu begrüssen!
 Ihr halt' gewiss schon längst erräthen,
 Wer vor Euch hier bietet freundschaftlich die Hand,
 Lieberthe Gäste, alle hier zu meinen Füssen!

Ich bin Lindavia, die schammgeboren'
 Aus Bodan's Insel-Dreihahl wohl die grösste;
 Und Stolz erfüllt mich, wenn solche Gäste,
 Wie diesmal zehn durch meine Pforte,
 Ihr kamt zum See, dem grössten deutscher Erde,
 Und habt mit Recht mich erheud anerkennt
 Als Stätte zum Congress, Beschluss und Rath;
 Bin ich ja doch im „echtesten Sinn“ der Worte
 Des schwäbischen Meeres, ein'ge Inselstadt,
 Den Wogen abgerungen Besitz
 Und erbgewes'ner Bürger freier Sitz!

So grösse ich Euch denn, Ihr freien Männer,
 Gelehrte, Forscher Euch, Euch, die Bekenner
 Der freien Wissenschaft, die aus der Erde Schoos
 Aufklirendes Erkennen heben
 Ueber der Menschheit sich entwickelnd' Loos,
 Ihre tie-chichte, Weisung und Leben!
 Und dankerfüllten Herzens und mit Freude,
 Dass Ihr in diesem Jahr' zu mir gekommen:
 Ruf ich Euch zu: ein herzlichliches Willkommen!
 (Tusch)

Für Euer Forschen war bin ich recht arm, und ohne Beute
 Werdet Ihr sehn an nachbarliche Küsten,
 Wohin zur That Euch reich're Schätze laden;
 Wo Ihr gen Manors könnt mit eigen' Auge schauen,
 Was Euch bekannt aus Wort und Bildern war.
 Und wenn zum ersten Mal die Reise fahrt,
 Nach un'eres See's abwechselnden Gestaden,
 Dem wird sich offenbaren hell und klar,
 Der Vor- und Jetztzeit' Reichthum dieser Aene.

Nicht fehlt es an Beweisen, dass nach hier
 Auf meiner Insel viel unstritt'nem Boden
 Manes längst verscholl'nes Leben hat geknast.
 Doch der Geschichte Sturm hat über mich gebrannt;
 Erkämpft ward ich oft und oft verloren,
 Und ausgebeutet und beraubt der schönsten Zier
 Bin ich seit unzählbaren hundert Jahren:
 Des dichten Linden-Urwalds Zanbermacht
 Wollt' mancher Feind begerlich sich erschliessen,
 Ich weiss nicht mehr die Namen all' der Scharen,
 Die mich bewohnten, wieder dann verliessen
 Und meiner heil'gen Linden Riesenstämme
 Durchfurchten einst, als römische Triern
 Gezimmert, dieses See's empörte Kämme!

Was könnt' bestehn' da im Drang' von solchen Heeren,
 Die wie Vernichtung über mich hinwegweilt?
 Ein heimlich' Bollwerk noch, am Eingang meiner Gassen
 Der Fabel gleich, aus altergraner Zeit,
 Ein Hinderniss binahl' für heutiges Städtethum,
 Das sich bestreht der Noxost anzupassen:
 Doch blieb' auch dies gelehrter Forschung stamm,
 So will ich dennoch schützend mir erhalten
 Was sich erbaut für ewige Zeit die Alten!

D'rum hab' ich Recht, wenn ich mich arm Euch weene.
Doch wein! Glaub' nicht, dass ich verkenne,
Welch' Schöbheit mich umgibt in heut'ger Zeit!
Wenn ich bedenke, was aus mir geworden
Und ich des Blick zufriednen leuk' nach Norden,
Da hebt sich stotserfüllt die freie Brust:
Hier an des grossen, deutschen Reiches Greuze
Halt' ich die Wacht im Süden, und die Kränze
Der Lüden schling' ich ein zu dem der Eichen!
Sie beide sind der deutschen Treue Zeichen!

Wen auch mein Städtchen klein, vergleichbarer Perle,
Gebettet in der Wellen glitzernd' Rund,
Kann ich hinaus nicht aus den Grenzen streben,
Die mir gesteckt und von Natur gegeben,
Und die ich schätzen muss mit Thurm und Schanze,
So bleibt mir doch ein köstlich Eigenthum,
So schön, wie keiner Stadt im ganzen Reiche:
Blickt mich allein nicht an! Schaut auf das Ganze,
Von meines Walles Quadern blickt herum!
Es deutet der See sich aus in's unermesslich' Weite
Und Oesterreichs Berge und die Schweizer Zinken,
Sie grüssen Euch mit freundschaftlichem Winken!

Ihr kamt zu mir — ich weisse und will es nie vergessen —
Doch nehme ich die Ehre nicht allein
Für mich in Anspruch, glaubt, es wär' vermessen,
Wollt' ich verkenne Ererer Heize Ziel.
Dem Bodensee, all seinen Uferlanden
Gilt Euer Kommen. Mit gleich freudigem Gefühl
Erwarten sie, wie ich, die lieben Gäste,
Und Kundschaft sandt' ich aus von diesem Feste.
Das mit mir auch den Schwestern ward zu Theil.
Ich hab' die Städte all, wo Bodan's Wellen strauden
Hierher gebeten, und sie kommen alle,
Euch Grass und Handschlag bietend, dankerfüllt!

Wir alle sind ja Einem Stamm' entsprossen,
Und nennen uns mit Recht verwandte Blatgenossen;
Wir lieben alle auf dieselben Ahnen:
Die früheren Herrn der Geeged, die Alamannen.
Und deren Sprache, deren alte Sitten,
Sie herrschen heut' in uns'ren Ländern noch;
Und jede von uns hält in Ehre hoch
Was wir gemeinsam, tapfer uns erstritten. — —
Wie auch die Zukunft fernher mit uns schalte,
Wir ehren als ein heilig' Uterpfand das Alte!
Dort kommt die Bregenz schon in schmucker Tracht
Als Bregenz-Wildleriu hat sie sich schön gemacht.
(Bregenz tritt von links auf.)

(Zur Bregenz:)

Wie freu' ich mich, dass Du suerst gekommen,
Um Deinen Landesleuten zu sagen Deu Willkommen.
(Sie begrüssen sich herzlich.)

Bregenz (in der Tracht des Bregenzer Waldes):
Grüss Gott, Grüas Gott und uehmet mir's mit ihel
I kumm daher in miner Landestracht.
Nit vo der Stadt an See allra, soll i Eu' grüssen,
Der ganz' Wald vo Bregenz, bis zu Phänse
Des Ariberg's, Mooslaugen und alle mine Gasse
Sie hättet pers die Grüas' selber bracht.
I' aber bring' als Bösin aller hüt
De Grüas an alle, die i hier erschene —
Und b'unders mine ognra Landeslüt,
Die us der Donaustadt daher sin kumma,
Hoss i als Oestrich'äre an Bodensee willkumma!
Go mei, i soll En vieles sage,
Gar manche Botschaft i mir utrage!
Do will i mit so guat als geht beschränke

Und um der erste Pflicht glei zu gedanke,
Bitt i Euch, die Ihr hier beisamme alle,
Kummet o so mir, hüßter über's See;
Es is so uah! Ihr seahnet mi Ufer döt vom Walle.

Gär mancher Schatz liegt döt in mine Mars
Die on Jahrtused spurlos überdurt,
I Sammlung und Museum is es uf'g'stellt,
Und wer ka säge, was der Bode no enthalt!
Kummet hi und grabet us, Ihr künnet no viel hebe
Us mine Stadtbesiker tiefem Grund.
— I ka mit viel antike Schätze pranke,
Deua gär a n' alte Welt liegt unter mir verenke.

Der Römer scho liess mine Mars bane
Des Druus Strassezög' köunt Ihr hüt uo' schane,
Wu früher Celte, Rhätier, Alamanne
Die alte Götterschaar verehrt mit Opferamma.
Bis später döt, wu hüt min Städtle liegt
A fromma M'och Aurelia's Kirche bant
Und eener Glaube altes Heidethum besiegt —
Und was k'önt i verzele us es spätr' Zit!
Vom Hannekrieg, vom Strit mit Appell und mit de
Schwede,

Bim Stamm der Montfort und manch edelm Geschlecht
Könt i verzele jetat mit Fug und Recht!
Vom Alterthum, vom Mittelalter köunt i rede.
— Bi jedem Schritt stoet Oes us sine Spür!
Oes wiaßt dös Alles und müasest vergebe
Weun i, um mi rühme, es verzeilt.
Doch mine Grüas wäret halbe Botschaft aur;
Verneahmet no mi hoffnungsvolles Bitt'e!
Künnt hi so Oestrich sei's nur für weig Stund
Nachdem Oes hier in Freundschaft Euch' samm'g'und.
(Unterdesen nähert sich die Schweiz in St. Gallener
Tracht der Gruppe.)

Lindavia:

Nuu liebe Schwester! gib das Wort der dritten
Genossin unseres Bund's, die sich zu uns gesellt
(indem sie die Schweiz begrüsst)
Am reichsten bist wohl Du an interessanten Schätzen
Aus uns'rem Kreia, und Deinem Kauf folgen
Anthropologen sicherlich mit ganz besond'rer Freude.

Bregenz (in's Wort fallend):

Mi freunt's, dass Du i Dinem Hoemetkleide
Wie u-i jetat zu dem Fest' bist kumme.
Dass si die Lindau so hat usser putzt

(mit leiser Ironie)

Und si na idealem Schnitt hat usag'stutet,
Derf us mit wundere, liebe Schwizare!
Der Lauf der Zit hot ihr die Tracht halt grumme.

Lindavia:

Ja Du hast Recht, so sehr es mich betrübt.
— Ein Schelm, der über seine Kräfte geht —
Kann hat sich hier die alte Tracht erhalten,
Fast Niemand trägt sie mehr, ganz selten uns're Alten.
Und weun ich allegorisch bin erschiene,
Geschah', der Feier feierlich zu diene.

Schweiz:

Gott grüsi allimtoand!
I bringe d'Schwizer Grüess mit übere
Vo all de Canton', die de See begrüssid,
Ihr g'siend döt hine mine Ufer grüsse,
I wenig Stund treit a Schiff Oe hi.
Wie u-i erfahre ha, Ihr Herre, hend ihr im Sinn
Noch g'schebener Arbet hie, so üs in d'Schwiz

Zu de bekannte Orts alter Zit ge'reise;
Und die schöb Absicht löud mit preise.

Do nöd allei de Herre gilt min Grusse,
Di so zalrich bis versammelt wis no je,
Ihr schöne Frane! Euer will i denke,
Die Ihr us d'Ehr von Euren Besuch löud schenke,
En gilt min Grusse der „Frau von Avernior“
Und an de Choss aus altersgrauer Zile
Söll i de jugendliche Neuzit unterbreite.

Ihr Liebe Gäst, wenn Ihr denn zue's chömöt
Zu Eure Stadie uf heitre Forscherfahrt,
Will i landwärts Eure Schritt begleite,
Wänd i in die Heru vo üsere schöne Bergeshöhe,
Die Eu dort winket us alte blaue Wite,
Jo, lägwis braucht i, wot i all das verselle
Was die Chantöni: Thurgi, Appesell, St. Galle
Und Züri, jedem von Eu hiete chömöt,
Sei's welle Zwig von Eure Wissenschaft er pflegt,
Doch sebe, die ihr Anzemer verlegt
Vor Allen uf die prähistorische Sache!
Die werdet g'wess mit ganz apparter Lust
Mit mir die Reiz' an Zärisse no mache.
Und's „Schwizerbild“, wem is das unbekant —
Und sig i no, am min' Schät' x'besinge
Von dems interessante Fandö i der Höhe vo Thayinge,
So döt i bloss an a die unzählbare Reihö
Der G'chichtö, di i lobend nenne chönt.
Doch um En nöd jex scho all's x'verrathe, end' i.
Erlaubt zum Schluss no, dass i Dank En sag,
Das' Ihr der Schwiz wönd widme e paar frohe Täg.
(Constanz und Friedrichshafen kommen von rechts.)

Lindavia:

Seht hin! Dort kommt, um uns'ren Kreis en schliessen
Noch Constanz und die Wärttembergerin.

(alle den Ankommenden entgegen)
Herbei, herbei! und schliess den Reigen.

Constanz (in der Tracht der Schwarzwälderin):

Leeb Herredt' us'm Dätschland und us Oestrich
Sig'risset Chonstanz, herlich sit willkommen
Im had'che Landli ale treue alti Fründel!
Wir Schwesterstädt am schöne Bodensee
Mer alli hent e riesegrossi Freud g'ha,
Wie's g'heissen het: d'Anthropologe choment!
Droon lust und merket auf, was i verbünde:
Zue Chonstanz döt git' menge Churzwyl s'fänd
So g'lehrti Herre wie Ihr, die schmöflets scho us.
Im „Rösegarte“ git' s'zue wunderwame Sächli
Von dem Winkel hent mer'e emtreit.
Jo frili! jo! Vom Seegrund usig'ech'gfet!
Dort het' vor langer Zit a Doudersvolch
Sy Dörfli eüberli auf Pfähl an'g'ezet
Immittet vo Sompf und Sobmelche zum Pfäsi
Obn' illi forcht vor Kimatis und Pfäusel!
Von selli Fischblüt chönt Ihr sehn zue Chonstanz
D' ganzi Husrat, Chaffelmas' und Bohna,
Meng' g'makti Töpf und alti G'wand und Plüder. —
Und heb nit an de Chlösterbülg auf Reichenau
E grossi Harakt! Die Heidelöcher döt
Am untere See and's Fürschteschloss, die Mainau,
Wo Eere liebe Heru se' Volch regiert?
Doch meng von Ich send h'enders wönderfützig,
Hent rüstige Bein trotz Studi sich biwähret,
Ih' geb Ich g'netn Kath, biswänd den Hobentwil
Vom ganzi Untereuo wird sell das Schönste sy!

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G.

Friedrichshafen (in der Tracht der Schwäbin):
(der Constanz erregt in's Wort fallend):

Verseih mer Constanz, das kann i mit leide,
Willchit Du mit fremde Fedre di bekleide,
Der Twiel, am Bodensee die ein'ge Vechte,
G'heirt mir, ischt württembergisch Oige
Willchit Du am See mir nehme no das Beschte?
Wend Deine Aerm' d' Twiel an ganz umfasse
Kann i Dir sell G'schloss doch nit überlasse,
Der Hobentwil isch mei, de Scheffel magcht
behalte!

(Zum Auditorium.)

Am Armschte bin wol i an rare Gesächtländ,
Die selle Herre an Chöndre könte.
Doch nö! Mer best ja g'nau so Flecko,
So prähsichterbe! mit altem Gruscht und Beiale
Und Scherbe umsänd. Mer derfs nur fänd,
Sell ich ebe d'Hauptschach! Z'Schusserich der
Förchter —
Der Ma had's kenna. Ganze Reuntherie
Mitsamt die Höräle bat er aus der Erd' ransage:
Sell ich g'wis wahr and köineswege verlege.
G'chwärtz has i jetzt g'nau und will nit weiter mache.
Z' Friedrichshafe hent mer e Museum
Voll altem Zwig' und wunderliche Sache
Doo g'ezet' ma and lauset' selber an. —
S'icht ifach Alles, was i hiete kann.

Lindavia:

Nun Schwestern, lasset Eu'ren Wettstreit ruh'n.
Ein' Jede price and lobte, was sie bat
Nun folget freundlich meinem guten Rath:
Geht Euch die Hände; schliesst das Freundschaftband.
(Alle reichen sich die Hände und bilden einen Halbkreis
mit Lindavia in der Mitte, Schweiz und Brezeng ihr zur
Rechten, Constanz und Friedrichshafen zur Linken.)

Zum Parterre:

Seht hier ein allegorisch Bild vom Uferland
Des schönen Sees, so dem Ihr hergekommnen
Und lasset nochmals Euch zu Aller Nute und Frommen
Zurufen: Unser herrliches Willkommen!

Alle Fünf:

Willkommen, Willkommen! (Tasch vom Orchester.)

Das wohlgeplungene Spiel der lieblichen Mädchen-
gestalten erweckte bei allen Hörern eine fröhliche Fest-
stimmung und fand reichen Beifall.

Ab Haus'ler begrüßte sodann Herr Bürgermeister
Schützinger die Versammlung. Ihm erwiderte dankend
Herr Gebeinrath Waldeyer mit einem Hoch auf
Lindau und auf alle Uferwobner. Die Regiment-
musik und der Liederkreis Lindau tragen das übrige
zur Verschönerung des Abends bei.

Montag, den 4. September, um 8 Uhr Morgens
erfolgte in einzelnen Gruppen ein Auszug durch die
Stadt, sowie die Besichtigung ihrer hervorragenden
Sehenswürdigkeiten. Geöffnet waren das städtische
Museum, die Stadtbibliothek, das Archiv, die von Loch-
ner'sche Sammlung, sowie eine improvisierte ethno-
graphische Ausstellung, aus welcher mehrere Einwohner
Lindaus das von ihren Reisen in's Ausland mitge-
brachte, zum Theil sehr werthvolle Material geliefert
hatten.

Um 9 Uhr begann im grossen Rathhansaal die
Eröffnungsseizung, welche Ihre K. Hoheit Prinzessin

Therese von Bayern in Begleitung ihrer Hofdame Gräfin Oberndorff und des Generaladjutanten Sr. K. Hoheit des Prinzregenten Excellenz Freiherrn v. Branca durch ihre Anwesenheit beehrte. Als Vertreter des Cultusministers Herrn v. Landmann und des Regierungspräsidenten von Schwaben Herrn v. Lermann nahm der kgl. Regierungsdirector Eddler v. Braun an der Versammlung Theil. Der geräumige Saal konnte kaum die Theilnehmer fassen. Die Verhandlungen dauerten bis 12 $\frac{1}{2}$ Uhr. Da 33 Vorträge angemeldet waren, so wurde, abweichend vom Programm, eine Nachmittagsitzung von 2 bis 4 Uhr eingeschoben.

Um 5 Uhr fand im Saale des „Bayerischen Hofes“ das Festessen statt, an dem sich 140 Herren und Damen beteiligten. Das Essen war vorzüglich und die Stimmung sehr animirt. Große Heiterkeit erweckte die „Speisfolg“, welche Herr Dr. Bevar „zu Nutz und Frommen der deutschen Fährhahnen“ verfaßt hatte. Der erste Toast galt dem Prinzregenten Luitpold von Bayern, welchem der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Herr Ministerialrath Dr. Freiherr v. Andrian-Werberg, ein begeistert aufgenommenes Hoch ansprach. Ihm folgte der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft mit einem ebenso grossen Anklang erregenden Hoch auf die beiden kaiserlichen und befreundeten Kaiser, Wilhelm II. und Franz Joseph I. Jühelnde Zustimmung fand Herr Hofrath Brunner-Wien, der Prinzessin Therese feierte. Herr Geheimrath Virchow und Herr Hofrath Dr. Toldt führten der Versammlung die Geschichte und gemeinschaftliche Arbeit der beiden anthropologischen Gesellschaften in folgenden Worten vor:

Herr R. Virchow:

Hochverehrte Anwesende! Die Herren des Vorstandes haben mir den ungemein ehrenvollen Auftrag ertheilt, bei dieser Gelegenheit einen Toast auszubringen. Da ich ein sehr altes Mitglied der Wiener Gesellschaft bin und, wenn ich an sie zurückdenke, vielerlei Menschengeschlechter an mir vorbeiziehen, so dürfen Sie es mir nicht verübeln, wenn ich auch ein wenig weiter aushole, als die Herren Vorredner gethan haben. Ich kann nicht bei den Lebenden stehen bleiben, um das auszudrücken, was ich ausdrücken möchte; da ich vielleicht nie mehr in der Lage sein könnte, müssen Sie mich heute entschuldigen.

Was unsere Gesellschaft vielfach geleitet hat, das war das eigenthümliche Verhältnis, in das wir auf dem Wege rein wissenschaftlicher Forschung und Arbeit mit unseren österreichischen Collegen gekommen sind, ein internationales Verhältnis, welches über die Grenzen einer Gesellschaft hinausgeht, wofür wir kein statutarisches Recht haben, sondern für das wir eine Berechtigung nur aus unseren Herzen schöpfen. Wenn wir die österreichischen Collegen willkommen heissen, so zwingt uns nichts, das zu thun, wir würden auch ohne das allen Pflichten der Höflichkeit und Nachbarschaft genügen können, aber ich muss sagen, ich würde jede Zusammenkunft dieser Art für eine verfehlte, ja für eine verwerfliche halten, in der wir uns nicht etwas näher können und in der wir nicht von Herzen zu Herzen sprechen könnten. (Bravo!) Als die deutsche Gesellschaft gegründet wurde, — es war die Zeit, als überhaupt die anthropologischen Gesellschaften entstanden, eine nach der anderen, — da war auch in Oesterreich das Bedürfnis vorhanden; mein sehr verehrter Freund Rokitsansky wurde an die

Spitze gestellt. Es war ein sonderbares Zusammenreffen, dass gerade wir beiden, die beide Professor der pathologischen Anatomie auf deutschem Gebiete waren, auch die ersten Schritte auf dem Wege der neuen anthropologischen Wissenschaft zu leiten berufen werden. Es gab eine Zeit, wo dieses Ereignis als ein Motiv der Zwietracht aufgefasst wurde; man rief: die Rokitsansky, da Virchow, da seien zwei streitende Kräfte, die gegen einander arbeiten würden und müsten. Ich kann jetzt auf das Zeugnis der Geschichte zurückweisen, für Rokitsansky und für mich, keiner von uns hat den Kriegepfad einschlagen, wir haben die Art, welche vergraben lag, nicht ausgegraben, im Gegentheil, wir haben uns, jeder für sich bemüht, aus jeder der beiden Gesellschaften, der Wiener wie der Berliner, etwas Gutes und Selbständiges zu machen. Und das, muss ich noch jetzt sagen, ist eines der besten Dinge gewesen, die wir gethan haben, dass wir nicht von vorneherein auf den verschwommenen Gedanken kamen, gleich eine internationale Gesellschaft zu bilden. Wir liessen jedem sein Recht, jeder konnte thun, was er wollte, jedem wurde gesagt, mache das Beste, was Du kannst, und dann werde sofort drauf los gearbeitet, ohne Eifersucht, ohne uns zu schaden, ohne uns Knäppl zwischen die Beine zu werfen, im Gegentheil, wir haben uns recht geholfen, wir sind ziemlich vorwärts gekommen, und die gesammte Wissenschaft hat, wie ich denke, noch nie so grosse Vortheile gehabt, wie durch dieses Zusammenbleiben der beiden Gesellschaften. Ich wusste kein Beispiel aus der Geschichte der neueren Wissenschaft, wo zwei Gesellschaften so sehr mit einander gemein gearbeitet haben. Dass gehört allerdings mehr als die blosser Arbeit, es gehört immer ein Stück Herz dazu; man muss auch mit den Leuten näher zusammenkommen, man muss sich empfinden als Freund, Helfer, Genossen und nicht bloss als allgemeinen Arbeiter, der auch auf dem Wege sieht, wo die vielen Arbeiter sind und wo die endliche Belohnung erst am Ende kommt; in Gegentheil, wir waren immer auf dem Wege, das Beste zu suchen und uns Freude zu machen. Ich kann wohl sagen, dass alle die Männer, die wir nach und nach in Oesterreich an die Spitze setzten sahen, von demselben Geiste auch uns gegenüber beehrt waren. Als nach Rokitsansky Hochstetter kam, da, darf ich wohl sagen, gab es Niemand, dem wir mit grösserer Hochachtung begegnet sind und dem wir mehr unsere Verehrung kund gethan haben wie Hochstetter; wir haben dieses Gefühl auf die ganze Familie übertragen, wir sind immer noch mit ihnen, wie zu demselben Stamme Gehörige. Dann kam Herr von Hauer, der uns unmittelbar näher trat, wie Hochstetter. Ich weiss nicht, ob er jemals eif eines unserer internationalen Feste gefehlt hat, ich glaube, er war bis zuletzt auf unseren Festen anwesend. Er hat geholfen, dass das Wiener Hofmessen so betragengewachsen ist und eine so gewaltige Bedeutung bekommen hat. Wir haben keinen unmittelbaren Antheil daran, das muss ich anerkennen, aber das unsere Gesellschaft so ganz ohne Kinkeln gewesen ist, das es so geworden ist, wie es geworden ist, möchte ich auch nicht sugestehen; wir waren gleichsam die consilierenden Aerate dabei, wir haben guten Rath gegeben an den Orten, wo die Forschungen stattfanden, und ich kann sagen, dass wir die ganze Entwicklung der österreichischen Archäologie und Anthropologie mitgemacht haben, wie wenn wir wirklich ein Theil derselben gewesen wären. Als nun endlich Baron Andrian

in unserem Vorstand eintrat, war auch anmüthlich ein Zeichen gegeben, dass innerlich der Gesellschaft völlige Einheit bestehen sollte. Das kommt so alles vor meinen Geist, wenn ich jetzt zurückdenke und mich frage, wie weit dies auf den gesammten Gang der wissenschaftlichen Entwicklung in Europa einen Einfluss geübt hat. Da darf ich wohl sagen, dass keine zwei Staaten existiren — ich will von den skandinavischen nicht sprechen, die so räumlich so weit entfernt sind — keine anderen zwei, welche in so regelmäßigem Arbeitstempo neben einander hergegangen sind. Nun ich freue mich, dass jetzt, obwohl inzwischen ziemlich grosse Veränderungen gerade in der Wiener anthropologischen Gesellschaft stattgefunden haben, über deren innere Zusammenhänge wir kein Urtheil haben und auch nicht haben wollen, ich freue mich, dass wir trotz dieser Veränderungen heute wie auch aus dem grossen, schönen Oesterreich und Ungarn so werthe Freunde unter uns sehen. Ich habe in der That das Bedürfnis, das noch einmal auszusprechen, vor Ihnen sowohl wie vor ganz Europa, wie absolut nothwendig es ist, daran zu erinnern, dass dieses Bündnis, das wir Aelteren geschlossen, das wir so lange fortgeführt haben und das wir als ein ausserordentlich werthvolles an-ahen, nicht wieder verloren geben darf. Sollten wir nicht mehr sein, meine Herren, dann, denke ich, müssen Sie dafür sorgen, dass ein Ersatz dafür an diese Stelle kommt, aber nicht ausserhalb, der das an-erinnert, dass er nicht ganz dazu gehört, sondern ein homogener, entsprechender, vollkommen compensirender Ersatz. (Bravo!) Wenn sie den haben, dann können Sie auch verichert sein, dass die deutsch-österreichische Anthropologie noch lange an der Spitze der Arbeiten bleiben wird. Wir haben ein so grosses Gebiet. Wir haben einen der besten Zeugen dafür unter uns, der im Augenblick überhaupt in Europa existirt, unseren Freund aus Stockholm, der uns immer wieder mit seinen Besuchen behrt; er findet hier immer die zärtlichsten Freunde. Wenn er nach Hause kommt, findet er einen kleinen Kreis arbeitender Leute, sowohl auf dem specifisch archäologischen Gebiete, wie auf dem naturwissenschaftlichen. Was unseren Kreis besonders auszeichnet, ist doch der Umstand, dass wir über eine so grosse Zahl arbeitsfähiger Elemente disponiren können, dass wir, wohin wir kommen, nur zuzugreifen brauchen und immer gleich die besten Männer auf unsere Seite ziehen. So wird es bei uns sicherlich bleiben, und deshalb freue ich mich, meinen verehrten Freunden gegenüber sagen zu können, wie wir uns alle herzlich freuen, wenn wir dieses gemeinsame Arbeiten mit den österreichischen Freunden unseres Nachfolgers werden übergeben können.

Wir sind nun am Ende dieses Jahrhunderts; was das neue bringen wird, weiss ich nicht, wir wünschen sehr, dass wir in unserem Kreise den Frieden erhalten möchten, wir brauchen ihn. (Bravo!) Ohne Frieden können wir nichts machen; wir können Menschen Leidlichkeiten, ihre Krankheiten untersuchen, wir können ihre Reste in Sammlungen aufstellen, aber eigentliche Forschung ist doch unmöglich in einem kriegsführenden Volke. Da wir es nicht nöthig haben, Krieg zu führen, da wir Frieden haben können, so sage ich auch, wir wollen alles daran setzen, jedes Element des Unfriedens zu beseitigen und, so weit wir es unter uns zu Stande bringen können, die wahren Freunde von den falschen zu scheiden und in das neue Jahrhundert hinübergeben mit dem unverbrüchlichen Gelübnis, dass wir auch unseren Nachfolgern die Pflicht auferlegen, in freundlichem Verkehr und im

Dienste der Wissenschaft zu bleiben. Das ist es, was ich heute noch einmal aussprechen wollte; ich freue mich, es angesprochen zu haben. Unsere Freunde aus Oesterreich mögen leben hoch! (Allgemeiner Anspruch!)

Herr Hofrath Dr. Toddt-Wien:

Meine Damen und Herren! Für die ebenso erhebenden wie für uns Herren gebenden Worte, welche der Altmeister unserer Wissenschaft eben gesprochen hat, sage ich ihm zunächst für seine Person unsere herzlichsten Dank und gebe ihm zugleich das Versprechen, dass wir Oesterreicher und namentlich wir österreichischen Deutschen, so weit an uns ist, es nicht fehlen lassen werden, die alten Bande der Freundschaft, welche uns mit Deutschland verknüpfen, anfreud zu erhalten für alle Zeiten. (Bravo!)

Wenn eine deutsche und eine österreichische Gesellschaft zusammenkommen, um Wissenschaft zu treiben, so thun sie es nicht so, wie ab und zu etwa unsere Nachbarn nach Osten und nach Norden; wir treiben keine Politik, wir bespiegeln uns nicht in nationalem Selbstbewusstsein, sondern wir pflegen Wissenschaft, wir kommen zusammen, um unsere Gedanken auszutauschen, um dadurch unsere Arbeiten zu befruchten, ihnen neue Erfolge an zu sichern. Das ist es, was unseren Congressen im Allgemeinen und speciell auch den anthropologischen eine grosse Werthsetzung in Deutschland einträgt, das was anerkannt auch unser Volk, es anerkennen — die Deutschen in der weitesten Kreise. Ein Beweis dafür ist es wohl, dass man allerorts unseren Congressen mit der grössten Aufmerksamkeit entgegenkommt, ja dass man unsere Arbeit möglichst zu erleichtern und zu fördern sucht und uns auch nach gethauer Arbeit eine Erheiterung und Erfrischung unseres Gemüthes gewährt und uns Gelegenheit gibt zu fröhlichem Austausch unserer Herzen- und Gemüthsbefindungen. Das war überall der Fall, aber so wie in Lindau, so direct hat man uns noch niemals in unseren Arbeiten gefördert. Es ist Ihnen wohl erinnerlich, wie wir gestern aus ebenso schönem wie berechtigtem Munde gehört haben, wo wir alte Scherben finden, wo wir Eisen- und Bronzeerthe angraben können, kurz wo wir das ganze Rüstzeug heranziehen hätten, welches die Grundlage unserer Arbeit ist; das wollen wir nicht monatelang gehört haben, wir wollen die gegebenen Anregungen möglichst für unsere Wissenschaft ausnützen. Aber wenn wir auch lange wieder von Lindau fort sein werden, nach vielen Jahren, werden wir uns erinnern das liebenswürdige Empfangen, welches wir hier gefunden und der Personen, welchen wir hier begegnet sind, wir werden uns mit grossem Vergnügen erinnern an die gemissam angebrachten ersten und letzten Stunden; und nicht zuletzt werden es die Erfolge und Resultate unserer Beratungen sein, welche uns immer wieder an Lindau erinnern werden. Denn ich glaube, dass jeder Erfolg, welchen ein solcher Congress mit sich bringt, wie die Physiologen sagen, ein Localerben an sich trägt, welches gegeben ist, einerseits durch die Personen, andererseits aber durch die Umgehung, durch die örtlichen Verhältnisse; und diese Localerben, welche unsere Wissenschaft in ihren Annalen verzeichnen wird, werden fortanern und werden auch unseren Nachkommen noch als Zeugschaft dienen für die schönen Tage, die wir hier verliert haben, die uns hier bereitet worden sind durch das freundliche und liebenswürdige Entgegenkommen der ganzen Bevölkerung Lindaus, durch die Reize der herrlichen Gegend, welche auf uns wirkte, wenn wir unser Auge nach irgend einer

Seite hinwenden. Ich glaube, wir haben keine bessere Wahl zum Orte unserer diesmaligen Zusammenkunft treffen können als Lindau. Unser Dank kann daher der Stadt Lindau nicht fehlen, und ich fordere die Herren auf, diesen Dank dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass wir die Stadt Lindau hochleben lassen. Sie lebe hoch! (Allgemeiner Zapfenstich!)

Herr Bürgermeister Schöttlinger gedachte zuerst in launiger Weise einer alten Lindauer Verordnung, welche das Zutrinken verbot, hob dann aber vor Allem das nationale Moment hervor, welches in der gemeinschaftlichen Tagung der beiden Gesellschaften zum Ausdruck komme. Er sprach seine Freude darüber aus, dass das kleine Lindau zur Congressstadt gewählt wurde und brachte ein Hoch auf die Deutsche anthropologische Gesellschaft aus. Der fremden Gäste gedachte Herr Geheimrath Fritsch-Berlin, worauf Herr Director Schmeltz-Leyden dankend erwiderte und dem Altmeister der Anthropologie, Herrn Geheimrath Virchow, ein Hoch ausbrachte. Den anwesenden Damen blühte Herr Professor Franz-Stuttgart, der Abwesenden gedachte Herr Pfarrer Wolfart-Lindau, indem er darauf aufmerksam machte, dass die jedem Gedeck beigegebene Postkarte mit der Ansicht von Lindau im Jahre 1620 diesen bestimmt sei, den Liebhabern in der Heimath Nachricht zu geben, dass man auch ihrer gedachte habe. — Nach dem Festessen begaben sich viele Festtheilnehmer zu zwangloser Unterhaltung in den Schützengarten, wo die Regimentsmusik concertirte und zeitweilig bengalische Feuer das dicke Laubwerk der Bäume abwechselnd mit grünem und rotem Lichte durchfüteten.

Dienstag, den 5. September, Früh 8—9 Uhr fand die erste Geschäftsitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft statt. Hierauf folgte von 9—12 1/2 Uhr die zweite gemeinsame Sitzung. Während das Gros der Theilnehmer im Hotel Kastemann ein gemeinschaftliches Mittagessen hielt, war auf Villa Amsee bei Ihrer K. Hoheit Prinzessin Theresia Hofstafel, zu welcher die Vorstandschafft der beiden Gesellschaften, Gräfin Oberndorff, Excellenz Freiherr von Branca, Edler von Braun, Professor Montellius-Stockholm, Fräulein Mostorf-Kiel, und die Vorstande des Localcomité's Lindau geladen waren. Während der Tafel concertirte die Regimentsmusik im Garten der Villa. Ihre K. Hoheit trank auf das Gedeihen der beiden Gesellschaften.

Der Nachmittag war zu einem Ausfluge auf den Hoyerberg bestimmt. Man besichtigte zuerst einen am Fusse des Hoyerberges gelegenen Torkel, eine Jener vermutlich nach altrömischen Muster aus mächtigen Eichenstämmen gebauten Weinpressen, deren arabisch-sigle, alle Eisentheile ausschliessende Construction auf ein sehr hohes Alter schliessen lässt. Herr Professor Gruber-Freiburg hatte die Güte, die Wirkungsweise des in Gang gesetzten Torkels an erläutern und aus grossen alterthümlichen Zinnkrügen Hoyerberger Schillerwein erdensen zu lassen, der trefflich mundete und manches über den Scwein bestehende Vorurtheil an beseitigen geeignet war. Der Gipfel des Hoyerberges war bald erstiegen. Dort bewunderte man von dem Thurme des die Höhe krönenden Schlosschens der Familie Gruber die umfassende über das mit Reben und Obstbäumen bedeckte Hügelland der nächsten Umgebung, über die Stadt Lindau und über See und Geirige in weite Ferne sich erstreckende Rundsicht. Nach kurzer Rast in der hübsch gelegenen Hoyerberg-Wirtschaft wanderte man zum Lindenhof, dessen aus-

gedehnte Parkanlagen mit ihren herrlich entwickelten fremden Coniferen und Laubbälzern an die typische Pracht der Villengärten an den oberitalienischen Seen erinnern. Herr Professor Gruber machte in liebenswürdiger Weise den Führer. Im nahen Garten des Bades Schachen erwartete man, während die Regimentsmusik concertirte, den Einbruch der Nacht. Ausser den Congresstheilnehmern hatten sich viele Besucher von Lindau und Umgebung eingefunden; auch Ihre K. Hoheit Prinzessin Theresia war erschienen. Um 8 Uhr verkündete Hoyerberg den Beginn der für den Abend projectirten Illumination des Seeufers. Drei Dampfer standen zur Beförderung der grossen Menschenmenge zur Verfügung. Der letzte Dampfer wurde von Prinzessin Theresia und den Congressmitgliedern bestiegen. Als sich die Schiffe in Bewegung setzten, bot sich den Passagieren ein bewundernswürdiger Anblick. Ueber den ganzen See, die Stadt mit dem Lande verbindenden 600 in langen Eisenbahndämmen und über die Stationen der Stadt zog sich eine zusammenhängende Feuerlinie, welche sich am Lande mit wenigen Unterbrechungen bis über Schachen hinaus fortsetzte. Die alten Mauerthürme der Stadt, „Dielethorn“ und „Palverthorn“ erstahlten in rotem Lichte. Von den Villen zeichnete sich vor Allem diejenige des Herrn Gutausitzer N. über durch prächtvolle Beleuchtung aus. Am grossartigsten, ja geradezu feenhaft war der Anblick, als man sich unter den Klängen des grossen Zapfenstreiches der Hafeneinfahrt von Lindau näherte und auf das grosse Venedig in reichem farbigen Lichterglänze heran zu schwimmen schien. Auf dem Hafenplatze drängte sich eine vielköpfige, schaulustige Menge, welche die Ankommenden mit Hochrufen empfing, während von der nahen Römerschanze die Böller krachten. Ein Feuerwerk, welches auf einem der grossen Schliepboote im Hafen abgebrannt und von den Congresstheilnehmern von der oberen Terasse und den Balkonen des „Bayerischen Hofes“ besichtigt wurde, bildete den Schluss.

Der folgende Tag, Mittwoch der 6. September, war einem Besuche von Bregenz und Dornbirn gewidmet. Der reich besetzte österreichische Salonpavillon Kaiserin Maria Theresia brachte die Theilnehmer um 8 Uhr 20 Minuten Morgens in die festlich geschmückte Hauptstadt Vorarlbergs. Im Hafen wurden die Gäste von dem K. K. Statthaltereirath Herrn Grafen Hayn, Herrn Stadtrath Schneider und anderen Mitgliedern der Stadtvertretung und dem Museumsvorstand, Herrn K. Rath Jenny, empfangen und zunächst in das Landesszenen geleitet, dessen reiche, vorwiegend aus der Zeit des alten Brigantium stammende Schätze von Herrn Jenny erläutert wurden. Nach eingehender Besichtigung des Museums vertrat man sich; ein Theil der Festtheilnehmer wandte sich dem Gebirgsberge zu, um von seiner Höhe den Anblick über die an seinem Fusse liegende Stadt, über den See, das weite Rheintal und den stolzen Kranz der Berge zu geniessen; ein anderer Theil nahm in Forsters Berggarten ein kleines Frühstück und besuchte die städtischen Anlagen in halber Höhe des Gebirgsberges.

Um 12 Uhr Mittags versammelten sich Alle am gemeinsamen Mittagessen im Gasthause des Königs, dessen Saal mit Pflanzen und den Blüten des Kaisers Franz Joseph I. und Wilhelm II. geschmückt war. Als Chef der politischen Behörde begrüßte Herr Graf Hayn, in Vertretung des erkrankten Bürgermeisters Herr Stadtrath Dr. Schneider die Gäste. Der Letztere gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass die beiden anthropologischen Gesellschaften so innig verbunden seien, und sprach den Wunsch aus, dass die culturllen und

wissenschaftlichen Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs immer fester geknüpft werden. Sein begeistert aufgenommenem Hoch galt den beiden Gesellschaften. Herr Geheimrath Waldeyer dankte im Namen der Deutschen anthropologische Gesellschaft für den herrlichen Empfang und brachte ein Hoch auf Voralberg und die gute alte Stadt Bregenz aus. Der österreichische Gesandte in München, Herr Graf Zieby, zog einen humoristischen Vergleich zwischen den Anwohnern des Bodensees in der Pfahlbauzeit und in der Gegenwart. Sein Hoch galt Herrn Geheimrath Virchow. Dieser dankte und toastete auf die internationale Wissenschaft, welche zum allmählichen Verschwinden der politischen Gegensätze wesentlich beitrage. Herr Obersollrath Kaiser-Ludau dankte Namens der Localgeschäftsführung für die freundliche Aufnahme und Unterstützung und brachte ein Hoch aus auf die guten Beziehungen zwischen Lindau und Bregenz. Nachdem noch Herr Professor Funke den nam die anthropologische Wissenschaft hoch verdienten K. Rath Herrn Jenny für seine lebenswürdige Führung gedankt hatte, begab man sich zum Hahnhof, um nach Dornbirn zu fahren. Dort gegen 3 Uhr angekommen, wurden die Festtheilnehmer von Herrn Bürgermeister Dr. Waibel, Herrn Fabrikbesitzer Victor Hämmerle und anderen Mitgliedern der Gemeindeverwaltung empfangen und zu den für die Fahrt in's Gölle in genügender Zahl bereit gestellten Wagen geleitet. Dort besichtigte man die Rappellochklüfte, eine enge, wildromantische Klamm, welche die Dornbirner Ach tief in den anstehenden Kalkfelsen eingeschitten hat, ferer den Stauffensee, eine durch eine mächtige Quermauer zu industriellen Zwecken aufgestaute Wasserrammung, deren walddunkle Fläche von der schaurig wilden Klamm in lieblichen Gegensätze steht. Die Führung durch die Rappellochklüfte und über das Elektrizitätswerk hinaus, welches in tiefer Waldsamkeit gelegen, Dornbirn mit elektrischer Kraft versieht, übernahm Herr Victor Hämmerle, der durch Felsensprengungen und durch Stege und Treppen die Klamm zugänglich gemacht hat. In das Gölle zurückgekehrt, nahm man in dem Garten der Herrn Hämmerle gebrüggen Restauration Erfrischungen ein und trat gegen Abend die Rückfahrt nach Dornbirn an, wo sich in dem dem Bahnhof gegenüber gelegenen Biergarten von Weiss die Gäste noch einmal versammelten. Herr Professor Hanke dankte Allen, die den Verlauf des Nachmittags zu einem so schönen gemacht hatten, insbesondere Herrn Fabrikbesitzer Hämmerle und brachte ein Hoch auf ihn und Dornbirn aus. Herr Bürgermeister Waibel erwiderte dankend. Ein Theil der Festtheilnehmer unterbrach die Heimfahrt in Bregenz, um in den mit Lampions geierten Secanlagen, wo die Lindauer Regimentmusik spielte, einem Gaudelfest beizuwohnen. Herr Geheimrath Waldeyer richtete von Musikpavillon Worte wärmer Auerkennung an die Bewohner von Bregenz. Die letzte Theilnehmer kehrten am 11 Uhr nach Lindau zurück.

Donnerstag Fröh 8-9 Uhr hielt die Deutsche anthropologische Gesellschaft ihre zweite Geschäftssitzung ab, welcher von 9-11 Uhr die letzte gemeinschaftliche Sitzung folgte. Bei der gemeinschaftlichen Mittagstafel im „Bayerischen Hof“ hielt Herr Hofrath Brunner-Wien einen Rückblick über den Verlauf der Versammlung, wobei er unter grossem Beifall die vorerfüllten Beziehungen zwischen der ganzen Lindauer Bevölkerung und den Anthropologen hervorhob und den unaussprechlichen Erinnerungen an Ludau sein Glas wehte. Namens der Stadtgemeinde dankte Herr Bürgermeister Schöttinger und brachte auf den

immer engeren Zusammenschluss der Deutschen und Oesterreichischen anthropologischen Gesellschaft und auf das Blühen und Gedeihen der beiden Gesellschaften ein Hoch aus.

Nachmittags 3½ Uhr erfolgte auf dem festlich beflaggten Salondampfer Rapprecht als Extravich ein Ausflug nach Friedrichshafen, an welchem sich zahlreiche Damen und Herren beteiligten. Vor Schloss Montfort wurde der dort anwesenden Prinzessin Luise von Preussen, während das Schiff möglichst nahe mit vermindert Geschwindigkeit vorfuhr, dadurch eine Ovation gebracht, dass die Musik die preussische Nationalhymne spielte. In Friedrichshafen wurden die Gäste durch Herrn Stadtbeultheiss Schmid, Museumsvorstand Breunlin und andere Herren der Stadtvertretung begrüßt. Man besichtigte das Museum des Bodenseegeschichtsvereins, welches eine zwar kleine, aber wohlgeordnete und zweckmässig aufgestellte Sammlung von Funden aus der Pfahlbauzeit enthält; sodann wandte man sich dem herrlich gelegenen königlichen Schlosse und Schlossgarten zu, deren Besichtigung die kgl. Schlossverwaltung gütigst gestattet hatte. Im Kurhagarten am See fand man sich wieder zusammen. Als wollten See und Gehirge noch einmal alle ihre Reize entfalten, so zeigte sich der erstere in erhabener Ruhe bei herrlicher Abendbeleuchtung und die lange Kette der Alpen vom Säntis und der Scersaplana bis hinüber zu den Allgäuer Bergen hob sich wunderbar scharf vor dem wolkenlosen Himmel ab. Zu dem ganzen Stimmungsbilde pasteten trefflich die Klänge der Regimentmusik. Am beifälligsten wurde aufgenommen Thüring's „Auf der Wacht“, wobei ein einzelner Trompeter auf einem Nachen im See das Echo bildete. Herr Stadtbeultheiss Schmid begrüßte die Gäste. Ihm erwiderte Herr Geheimrath Virchow in längerer Rede.

Herr R. Virchow

Hochverehrte Herrrn aus Schwaben! Ich gelöre zu den alten Bewunderern des Bodensees; ich glaube, es vergeht sehr selten ein Jahr, wo ich nicht irgendwo am Bodensee einmal lebendig werde, und weuu ich mich noch so lauge am Leben erhalten habe, so habe ich es dem Umstand zugegeschrieben, dass ich in unseren Versammlungen immer neue Lebenskraft in mich aufgenommen habe. (Bravo!) Und da ich wieder einen neuen äusseren Grund dazu habe, so verspreche ich, dass es auch nicht das letzte Mal sein soll, wo ich die Luft von Friedrichshafen einer genaueren Prüfung unterziehe. Es ist ziemlich lange her, als ich hier zum ersten Mal in äthlicher Fahrt, wie diesmal, in die württembergische Gane einzog; das war bei Gelegenheit der Thinger Naturforscherversammlung, einem Ereigniss, von dem Sie vielleicht aus der Chronik gehört haben. Ich erinnere mich lebhaft, in ganz Württemberg war damals eine ausgezeichnete Hopfenernte und Alles war voll von Hopfenraaken und Gurllanden, wir wurden sehr freundlich empfangen. Das Bier war noch nicht so gut wie hier, das kann ich besorgen, aber wir tranken es doch mit Vergügen. Als ich in der ersten Sitzung der Naturforscherversammlung aufpafste, was es Neues gab, da kam plötzlich ein mir unbekannter Mann, der damals noch jung und kräftig war, und er fing an, aus von allerlei sonderbaren Dingen zu erzählen, die in den württembergischen Bergen steckten, von Höhlen, die darin waren, und von Thierreste, die sich da vorfanden; er brachte eine grosse zusammenhängende Geschichte vor, die uns ganz besauerte. Wir haben dieser Tage ziemlich viel von Rhinoceros und Mammoth ge-

sprochen; damals war es zum ersten Mal, dass uns diese Thiere aus württembergischen Lande entgegen-
 traten, und zwar sogleich in einer höchst vollkom-
 menen Gestalt. Der Vortragende war ein junger Theo-
 loge, ein Maen, der in Blaubeuren seine Erziehung
 erlangt und von dem man gehofft hatte, dass er
 einmal so ein kleiner württembergischer Papst werden
 würde, indem er ist in diesem Gange nicht lange
 fortgeschritten, er wurde immer mehr Naturforscher
 und ist der Schöpfer geworden einer Schule von
 ausgezeichneten Forschern, welche alle die vorwelt-
 liche Zeit zum Gegenstand ihrer Untersuchungen mach-
 ten und auf deren Untersuchungen hin wir eigent-
 lich erst in das praktische Leben der prähistorischen
 Anthropologie eingetreten sind. Das war unser unver-
 gesslicher Fraas. (Bravo!) Ich habe seitdem manches
 Decennium mit ihm gearbeitet, wir haben oft genug ihn
 unter uns gehabt, er war wiederholt auch im Norden. Es
 ist mir unvergesslich, namentlich jetzt, wo wir in Prensen
 wieder einen neuen Cultusminister aus Westfalen
 herbeiziehen werden, dass auch Fraas einmal in der Stadt
 Münster erschien und sagte, da bin ich in Münster,
 das ist die berühmte schwarze Gesellschaft, die man
 da zusammen findet. So arbeitete er eine ganze Zeit
 lang fort, dass die ganze schwarze Gesellschaft von
 Münster höchst aufgebracht wurde und wir nahe an
 einem innoeren Bürgerkrieg waren. Das war eine der
 schönsten Leistungen von Fraas. Wir entschlossen uns
 auch, Mammoth zu suchen, megalithische Monumente
 frei zu legen. Es gibt jetzt keinen Alterthumsforscher
 mehr in Deutschland, von dem man sagen kann, dass er
 nicht den Weg ginge, den Fraas uns gehen gelehrt hat,
 den Weg, den wir recht eigentlich den schwäbischen
 nennen können. Nun, ich verspreche, dass ich meiner-
 seits mich bemühen werde, diese Ehrung des schwäbi-
 schen Namens in unserer Gesellschaft möglichst zu er-
 halten. Wir sind von diesem Gesichtspunkte aus, das
 darf ich wohl besonders hervorheben, auch von grossem
 Einfluss gewesen auf die Entwicklung der Dinge da
 drüben, auf der anderen Seite des Sees; Alles was seit
 der Renntierzeit in der Schweiz geschaffen worden ist,
 hat seinen Ausgangspunkt genommen von dieser Periode
 her. Fraas selbst war immer mit thätig, bei jeder
 Untersuchung dieser Art war er mit voran; von ihm
 haben wir gelernt, wie man das machen muss, und
 wenn wir nicht ebenso glücklich gewesen sind, wie er,
 so darf ich mir Entschuldigung aufrufen, dass er das
 Beste vorweggenommen hatte. Aber ich will auch
 nicht leugnen, dass sein Schärfsinn und seine Beob-
 achtungsfähigkeit grösser waren, wie die unseren.
 Zur Milderung dieses Urtheils wird es beitragen, dass
 einer der jüngsten Nachfolger uns gemeldet hat, dass er
 wieder in dem alten Loch, in dem auch der alte Fraas
 gewesen hat, gegraben hat, und dass wieder einige
 Stücke mit neue Knochen gefunden worden sind, wie-
 der von derselben Arbeit und Verzierung, wie sie da-
 mals festgelegt worden sind. Sie sehen, so alt wie
 wir auch allmählich geworden sind, wir haben immer
 noch etwas von der Frische der ersten schwäbischen
 Periode conservirt und wenn Sie uns so zahlreich zu-
 sammengekommen sehen, zahlreicher wie an anderen

Orten, so will ich es dem Umstände zuschreiben, dass
 wir hier gewissermassen zu unserer Geburtsstätte
 zurückgekehrt sind und wir von hier aus die besten
 Kräfte suchen, die wir, wie einst Antäus, durch die
 Berührung mit der Muttererde wieder zu gewinnen
 hoffen. Wir werden zurückkehren und den Ruhm von
 hier in alle Lande tragen, und wenn wieder grosse Ent-
 deckungen gemacht werden, so möge der schwäbische
 Weg und die Erinnerung an die schwäbischen Männer
 hochgehalten werden, und wir mögen immer wieder
 eine neue glückliche Jugend finden, eine Jugend, mit
 der glücklichen Forschungsgabe der Alten begabt.
 Schwaben lebe hoch!

Herr Professor Raake gedachte noch einmal der
 unvergesslich schönen Tage in Lindau, dankte im
 Namen der beiden Gesellschaften Allen, welche zum
 Gelingen des Anthropologencongresses beigetragen, und
 schloss seine Ansprache mit einem Hoch auf den Local-
 geschäftsführer Herrn Rector Kellermann und seine
 Familie.

Unter Vorantritt der Musik trat man den Rück-
 weg zum Hafen an. Um 7 Uhr Abends nahmen man
 Abschied von dem gastlichen Friedrichshafen. Auf der
 fröhlichen Heimfahrt stimmten viele Festtheilnehmer
 das Lied „Deutschland, Deutschland über Alles“ an
 und die Lindauer und Lindauerinnen sangen das alte
 „Lindau hoch!“ So hatte auch bei diesem gelehrten
 Congresse die Liebe zur Heimath das letzte Wort. Als
 der Dampfer auf die Höhe von Schachen kam, erstrahlte
 der Pulverturm wiederum im bengelischen Lichte und
 ebenso der Hafen bei der Einfahrt. Mit herzlicher all-
 gemeiner Verabschiedung schloss die Versammlung.
 Ihre locale Färbung hatte sie erhalten durch die in-
 sulare Lage der Stadt hart an der Grenze mehrerer
 Länder, in einer an Naturschönheiten reichen Gegend,
 durch die Betheiligung der gelehrten bayerischen Prin-
 zessin Theresie und durch die herrliche Antheilnahme
 der gesammten Bevölkerung von Lindau und zahlreicher
 Bewohner der benachbarten Städte.

Am anderen Morgen begab sich ein grosser Theil
 der Gelehrten mit ihren Damen in einem privaten
 Besuche in die Schweiz.

So endigte die dritte gemeinsame Versammlung
 der Wiener und der Deutschen anthropologische Ge-
 sellschaft, welche sich nach jeder Richtung wärdig an
 die beiden vorausgegangen, an die in Wien und Inz-
 bruck, anreihen darf. Sowohl die wissenschaftlichen
 Arbeiten als das der Versammlung gebotene Studen-
 taterial war von hervorragendem Werthe und der
 Congress erhielt durch die allgemeine, freundliche und
 freudige Theilnahme der Gesammtbevölkerung des
 schönen Lindau sein besonderes Gepräge.

Es sei gestattet, hier allen den Dank, welchen wir
 der Gesammtbevölkerung Lindaus schulden, zusammen
 zu fassen, indem wir ihren hauptächlichsten Vertretern:
 Herrn Bürgermeister Schüttinger und Herrn Rector
 Dr. Keller man n es noch einmal aussprechen, dass all-
 das, was Sie für uns gethan und gesorgt haben, auf
 das Vortrefflichste gelungen ist.

Ausflug nach der Schweiz.

Nach dem officiellen Schluss der Ländauer Versammlung am 7. September unternahm eine Anzahl der Teilnehmer nach einem privaten Besuche in die Schweiz. Die Liste der Teilnehmer (s. auch S. 68 und 69) ist folgende:

v. Andrian, Wien.
Auerbach, Berlin.
Bartels M., Berlin.
Belli, Schwyz.
Birkner, München.
Boschall, Wien.
Edlman, Gmundenhausen.
Fitzek, Halle a. S.
Fraser, Triest.
Götz, Neustzreit.
Grenpler, Breslau.
Hagen mit Frau, Frankfurt a/M.
Hein mit Frau, Wien.
Heins mit Frau, Danzig.
Hopf, Pflanzingen.
Kissalsch, Heidelberg.
Köhl mit Frau, Worms.
Methner, Breslau.
Moutillon, Stockholm.

Mosch M., Wien.
Nessel mit Tochter, Hagau 1/2.
Oshausen, Berlin.
Ranks J., München.
Schwidensantel, Nürnberg.
Schönm J., Fribourg, Berlin.
Schmidt mit Frau, Leyden.
Schmidt K. mit Frau, Leipzig.
Schöndel mit Frau u. Schwester, Berlin.
Sonnthal, Wien.
Virchow H. mit Frau und Tochter, Berlin.
Waldner, Berlin.
Waldöber, Berlin.
Wisemann mit Tochter, München.
Wirsching, Völsberg.
Zerhlin, Malswedel.
Zenz, Frankfurt a/M.

Wetzikon-Rohenhausen.

Das erste Ziel des Ausfluges war Wetzikon und der bei diesem in der Geschichte der prähistorischen Forschung berühmten Orte geeigneten Pfahlbau von Rohenhausen.

Die Gesellschaft war schon Monate vor ihrem Zusammenritte in Lindau von dem auf dem Gebiete der schweizerischen Pfahlbauforschung so verdienten Herrn Messikommer sen., Ehrenrector der Universität Zürich, eingeladen worden. Herr Dr. Messikommer hatte auf dem Moorgrund von Rohenhausen eine grössere Pfahlbauhütte ausgeschachtet und demonstrierte die Stellung der Doppelpfähle und den ehemaligen aus gespaltenen Stämmen hergestellten Hüttenboden. In dem Schlamm fanden sich allerlei Culturreste, worunter besonders die von Pflanzen, Getreidekörnern und andern, die Aufmerksamkeit der Forscher in Anspruch nahm. Mehrfach wurde es ausgesprochen, dass diese Ausgrabung eine Pfahlbauhüttenreste in mustergiltiger Weise den Besuchern demonstrierte und sich würdig den von Herrn Dr. Messikommer im Jahre 1877 bei Frauenfeld-Niederwyl der anthropologischen Gesellschaft vorgeführten Ausgrabungen angeschlossen hat.

Die Gesellschaft war in Wetzikon von der Antiquarischen Gesellschaft und deren Ehrenpräsidenten Herrn Dr. Messikommer auf das Freundlichste aufgenommen worden. Ein amirt verlaufenes gemeinsames Essen in schön geschmückten Räumen unter dem Anfang gemacht. Nach dem Essen fuhr die Gesellschaft mit den von den Herren in Wetzikon auf das Freundlichste zur Verfügung gestellten Equipagen an die Stelle der Ausgrabung.

Ein Theil der Gesellschaft hat dann noch unter der sachkundigen Leitung des Herrn Privatdocenten Dr. Heierli ins Zürich das nahegelegene Römercastrum bei Irgenhausen besucht.

Zum Schlusse vereinigte sich noch die Gesellschaft in Wetzikon in den schönen Festräumen zu gemüthlichem Zusammensein und noch einmal wurde der Dank für die freundliche Aufnahme der Antiquarischen Gesellschaft und deren Ehrenpräsidenten Herrn Dr. Messikommer ausgesprochen. Möge letzterer noch lange trotz seiner Jahre jugendfrisch für die Wissenschaft und für Wetzikon thätig sein.

Das Wetter hatte gut ausgehalten und der Eisenbahnzug, der um 5 Uhr 15 Minuten nach Zürich abging, fuhr uns auf der schönsten Bergausicht entgegen.

Zürich.

In Zürich war die ganze Gesellschaft durch Vermittelung des Verkehrsvereins in dem mustergiltigen schweizerischen Hotel ersten Ranges Bellevue (F. A. Pohl) untergebracht. Den Schluss des Tages bildete eine gemeinschaftliche Zusammenkunft der Teilnehmer des Ausfluges mit den Züricher Freunden und Collegen beim Dolder. Leider war das Wetter inzwischen ungünstig geworden und der Blick von der schönen die Stadt beherrschenden Höhe zeigte nichts als die graumüdrische Beleuchtung und den Lichterglanz der Ufer des Sees.

Samstag, der 9. September, war dem Besuche und dem Studium des Schweizerischen Landesmuseums gewidmet, ein allseitig bewundertes Institut, welches den vollen Ueberblick über die Culturentwicklung der Schweiz in ungeschichtlichen und geschichtlichen Beziehungen bietet. Das Directorium (Herr Director Dr. H. Angst) hatte in der dankenswerthen Weise für sachkundige Führung der Gäste, ja sogar für deren leibliche Stärkung durch ein Frühstück gesorgt.

Auf eine nähere Beschreibung des Museums braucht hier nicht eingegangen zu werden, da ja in der klassischen Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898* eine eingehende Darstellung des Museums und seiner reichen Schätze vorliegt.

Herr Conservator H. Ulrich, welcher den leider auf einer Dienstreise abwesenden Director vertrat, machte den Besuchern die prähistorische Abtheilung, welche vor Allem deren Interesse erregte, in anerkennender Weise zugänglich. Er selbst demonstrierte der Gesellschaft, an welche sich auch der berühmte Anatom und Anthropologe Sir W. Turner-Eidinburg angeschlossen hatte, die vorgeschichtlichen Metallperioden, so weit die in dem Museum ausgestellten Funde aus Landsiedelungen und Gräbern stammen, indem durch die Art der Anstellung der Graberfunde alles örtlich und zeitlich Zusammengehörige auch neben einander zur Ansicht dargeboten wird, werden manche früheren Ansichten über die Möglichkeit der Datirung der Funde und Fundstücke auf des Wesentlichste verändert und herichtigt. Die wichtigen Funde von Molinaso-Arbedo und Castione bei Bellinzona sind in der oben erwähnten Festgabe beschrieben und auch die Funde aus dem Graberfeld von Cerinasca-Arbedo sind mittlerweile im „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde“ 1899, Nr. 3, S. 100—125, Tafel VII, VIII und IX von H. Ulrich mitgetheilt worden.

Die Pfahlbauensammlung Dr. Ferdinard Keller's, welche den Ausgang und die Grundlage der gesammten Pfahlbauforschung bildet, kommt in dem Museum, in den lichten Räumen, in den hellen, nicht über Mannsgrösse hoben Schänken vortreflich zur Wirkung. Herr Privatdocent Dr. Heierli verstand es, in Kürze auch für die weniger Eingeweihten ein anschauliches Bild der Pfahlbauentwurf bei der Demonstration der Sammlung zu entwerfen.

Ueberraschend und besonders wichtig ist die Ergänzung, welche die Pfahlbauensammlung durch die Entdeckung der so viel älteren aufeinander folgenden Cul-

tarschichten des Schweizerbildes erfahren haben. Die Funde von Herrn Dr. Nüesch, welche derselbe unter Mitwirkung verschiedener Fachautoritäten der Herren A. Bächtold, J. Fröh, A. Gutzwiller, A. Hedinger, J. Kollmann, J. Meister, A. Nehrung, A. Fenck, O. Schötenack, Th. Ständer in dem ausgezeichneten Werke „Das Schweizerbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit“, Zürich 1896, publiziert hat, sind in einer Uebersichtlichkeit und Genauigkeit aufgestellt, wie es bisher in anderen Museen nicht erreicht worden ist. Herr Dr. Nüesch und seine liebenswürdige Frau und Mitarbeiterin bei der Ausgrabung und Conservirung der Funde demonstrieren diese eingehend und ernteten den allgemeinen Dank und die Anerkennung für diese Bereicherung unserer Kenntnisse der frühen Urgeschichte des Menschen.

Nach einem Festessen im Hotel Bellevue begab sich die Gesellschaft in das Polytechnicum zu den von den Herren Stehler, Schröter, Hartwich, Martin und Keller speciell für die Gäste ausgestellten Sammlungen.

1. Herr Dr. Stehler, Director der eidgenössischen Samencontrolstation, demonstrieren eine interessante Sammlung schweizerischer Ethnographica besonders die merkwürdigen Tesseln mit Haarschneisen aus dem Wallis, die Seala mit einer Art einfacher und doppelter Bauführung aus Schweizer Granitsteinen und anderer schweizerischer Gegenstände, welche für die Kenntniss und das Verständnis volkthümlicher Gebrauchgegenstände, besonders der Eigenthümlichkeiten und ihre Verbindung zu Rechnungszwecken, von hohem Werthe ist.

2. Herr Professor Dr. C. Schröter¹⁾ demonstrieren die prähistorische Sammlung des hotanischen Museums des Polytechnicums, bestehend aus folgenden:

I. Prähistorische Pflanzenreste:

1. Recente Vergleichsobjecte zur Bestimmung prähistorischer Sämereien, namentlich künstlich verholzte Getreideproben.

2. Prähistorische Pflanzenreste aus der Schweiz, darunter die Originalsammlung von Oswald Heer, welche seiner Bearbeitung der Pflanzen der Pfahlbauten zu Grunde gelegen hat.

3. Pflanzenreste von der neolithischen Ansiedlung in Balmir in Bosnien.

4. Pflanzenreste von der neolithischen Station von Klein-Cernosek bei Lobositz in Böhmen.

5. Pflanzenreste aus einer Höhe bei Lutmanstein in der bayerischen Oberpfalz (ältere Hallstattperiode).

II. Beweismaterialien für die natürliche (nicht durch Menschenhand bearbeitete) Gestaltung der sog. „Wetzkonische“.

III. Biberstöcke aus der Schweiz.

1. Von Bibern zugespitzter und an die Fläche angrenzender Weizenstamm aus den Schieferknohlen von Zell in Canton Luzern (Dr. Messikommer).

2. Von Bibern zugespitzter Fichtennast aus dem Torfmoos von Unterwetzikon, Canton Zürich (Dr. Messikommer).

¹⁾ Prof. Schröter ertheilt sich zur Bestimmung prähistorischer Pflanzenreste, sowie zum Tausche mit solchen. Er ist für jeden Beitrag zur Vervollständigung obiger Sammlungen dankbar.

3. Herr Professor Hartwich hatte aus der pharmakognostischen Sammlung des Polytechnicums Geräte zum Gebrauch von Genussmitteln und diese selbst, nebst den sie liefernden Pflanzen etc. ausgestellt. 1. Geräte zum Matétrinken aus Chile und Argentinien aus Kürbissen, aus Silber und Porzellan, die erden theilweise von den Eingeborenen mit eingearbeiteten und eingetrinten Ornamenten versehen, die dem gehörigen Sangröhren (Bombillas) von Rohr mit ausgebohrten Körbechen, von Silber und von Neuhäber, letzteres von europäischer Arbeit. 2. Geräte zur Bereitung des Kava-Kavetranks von Samoa mit zum Trinken benutzten Cocobochern. 3. Geräte zur Herstellung und Aufbewahrung des Betel aus Vorderindien, Java und Malacca aus Bronze, Bambusgeflecht mit Lacküberzug etc. etc., mit den zum Zerklünnen der Arecanüsse dienenden Zangen. Dessen zur Aufbewahrung des als Zusatz beim Betelkauen gebrauchten Kalkes, ferner in grösserer Anzahl die verwendeten Ingredienzien: Arecanüsse, Betelblätter, Gambir und verschiedene Zusätze: Früchte einer Piperacee, Fenchel etc. 4. In besonderer Reichhaltigkeit Opium, die Geräte zu seiner Gewinnung aus der Pflanze aus Bulgarien, ferner die Geräte zur Herstellung des Raschopium (Tschandn) aus dem rohen Opium aus China und die Geräte zum Opiumranchen selbst aus China, (Calabarien, Java, Persien, Bulgarien). Dazu kamen Darstellungen von Opiumranchern, über die Production und den Verbrauch des Opiums, Karten etc.

4. Herr Professor R. Martin hatte einen Theil seiner im Innern der malayischen Halbinsel gesammelten, den Sennoi zugehörigen Objecte ausgestellt. Die Objecte betrafen hauptsächlich die Gegenstände des individuellen Besitzes und Hausstands: Blasrohr mit Köcher und Pfeilen, Schmuck und Kleidungsstücke. Ausserdem hatte er von seiner Reise in Burma noch einige Pagoden aus Bronze, ausgestellt. Eine wissenschaftliche Bearbeitung aller dieser Objecte steht bevor.

5. Herr Professor Dr. C. Keller demonstrieren in der landwirthschaftlichen Abtheilung des Polytechnicums die Sammlung von Hausthier-Resten, welche auf seine Anregung bei den jüngsten Ausgrabungen in Vindonissa angelegt wurde. Dieselben ermöglichen einen genaueren Einblick in die Zusammensetzung der Rassen während der helvetisch-römischen Periode. Sie vermitteln die Hausthierfauna der Pfahlbauten mit der modernen Hausthierwelt.

Bemerkenswerth erscheint, dass zur Römervzeit in der Schweiz neben dem Torfrind der Pfahlbauten und einem Windhund ein grosser, doggenartiger Hund auftritt, welcher offenbar die Stammform der Bernhardinerhunde abgibt. Diese Dogge ist in einem vollständigen Schädel erhalten, daneben auch auf Lampen bildlich sehr getreu dargestellt. Von zahmen Schweinen ist das Torfschwein der Pfahlbauten stark vertreten. Die Flederreste weisen durchweg auf ein leicht gebautes, orientalisches Pferd.

Schaf und Ziege sind häufig in Resten erhalten, von ersterem konnten drei Rassen nachgewiesen werden, nämlich die Torfrasse, die hornlose Rasse und eine grosshörnige Rasse, die weit häufiger ist als zur Bronzezeit. Die Hinderreste gehören drei Rassen an. Das Torfrind ist noch häufig; im Amphitheater von Vindonissa fanden sich daneben Knochen und Horzapfen der Primigeniarasse vor. Das Frontosierid scheint vollkommen zu fehlen, dagegen liess sich eine

grosse Brachycephalus-Rasse nachweisen, die später zurückgedrängt wurde und heute nur noch in den südlichen Thälern des Wallis erhalten ist. Das Huhn, von dem sich mehrfach Reste auffinden liessen, ist offenbar durch die römischen Colonisten in Helvetien eingeführt worden.

Inzwischen ist über die demonstrieren Hausthierreste eine Dissertation mit guten Abbildungen: H. Krämer. Die Hausthierfunde von Vindonissa mit Ausblicken in die Rassenzeit des classischen Alterthums erschienen. —

Am Abend versetzte sich die Gesellschaft. Das nachtheilige Wetter machte die freundliche Einladung des Herrn Professor Dr. R. Martin zu einem Bierabend in seinem Garten unmöglich, so dass er nur einen Theil der Gesellschaft in sein Haus einladen konnte, die übrigen fanden sich bei den in musikalischen Kreisen geschätzten populären Concerten in den Räumen der Thonhalle an. —

Der Sonntag, der 10. September, war zu Ausflügen und Besichtigungen nach Wahl bestimmt. Das Wetter war nicht einladend, so dass ein Theil der Gesellschaft den Vormittag mit Fortsetzung der Studien im Landesmuseum und mit Besichtigungen in der Stadt zubrachte und nur ein kleinerer Kreis betheiligte sich an dem von Herrn Privatdocenten Dr. Heierli geleiteten interessanten Ausflug nach dem römischen Vindonissa, an dem Bahnhofe Brugg von dem Vorlande der Antiquarischen Gesellschaft des Städtchens in freundlicher Weise empfangen und geführt. Aus den Anregungsergebnissen hatte schon Herr Dr. Otto Hauser bei dem Besuch in Wetikon eine prachtvoll ornamentirte römische Silberpfanne vorgezeigt. Das Interesse der physischen Anthropologen wurde durch die in der Klosterkirche von Königfelden befindlichen Skelette der bei Sempach gefallenen österreichischen Ritter erregt.

Die in Zürich verlebten Stunden waren genussreiche Momente voll reicher wissenschaftlicher Anregung und freundlichen collegialen Verkehrs, welche den Theilnehmern in stets dankbarer Erinnerung bleiben werden.

Biel.

Montag, den 11. September, erfolgte der programmässige Ausflug nach Biel zum Besuche und Studium des Museums Schwab. Herr Dr. Lanz jun., der Sohn des hochverdieneten Directors des Museums Schwab Herr Dr. Lanz sen. hatte die Einladung der Stadt und des Museums nach Zürich überbracht und auch von unserem hochverehrten Freunde Dr. Gross-Neuville war schon vor längerer Zeit eine Einladung erfolgt.

Bei der Ankunft wurden die Theilnehmer an dem Ausfluge von Herrn Dr. Lanz jun. und den Vertretern des Museums und Verkehrsvereins herzlich empfangen und durch die schönen Anlagen der Stadt nach dem Museum Schwab geleitet. Dort begrüsste die Gäste Herr Dr. Lanz sen. und in der Vorhalle war zur allgemeinen Freude ein schmuckhaftes Frühstück aufgestellt, dem nach den Strapazen der Fahrt eifrig zugesprochen wurde.

Dem Museum Schwab wurde ein lebhaftes Interesse entgegengebracht, enthält dasselbe doch einen grossen Theil der ersten und Hauptfunde aus dem Fundort La Tène, auf welche die Unterscheidung und Benennung einer wichtigen prähistorischen Culturperiode gegründet worden ist.

Zum Mittagessen brachte die Drabselbahn die Gesellschaft nach dem schönen 900 m hoch gelegenen klimatischen Kurorte Mugglingen. Leider war die schöne Gegend grossentheils in Nebel gehüllt, doch war der Blick auf den See mit seinem berühmten Fandstellen frei. Herr Dr. Gross, der durch Krankheit in der Familie abgehalten war, versprach telephonisch sein Erscheinen in Bern.

Ein Gang durch die schöne und historisch interessante Stadt machte den Schluss. Voll herzlichem Dankes wurde Abschied genommen von den neu gewonnenen Freunden, unter denen namentlich der Gesellschaft der wie ein Patriarch über das Museum Schwab waltende Dr. Lanz sen. und sein für die prähistorische Forschung nicht weniger begeisterte Sohn einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen haben.

Auf der Fahrt zwischen Biel und Bern unternahmen noch einige der Theilnehmer unter Führung des Herrn Dr. Lanz jun. einen Ausflug auf den Jenseberg zur Besichtigung des Refugiums „Kabelburg“, des frisch aufgedeckten „Kaltenwalles“ und des „Eingangsthor des römischen Petinesca“, ein Ausflug, welcher eine einstündige Passatur durch schöne Wälder erbeicht.

Bern.

Um 6 Uhr traf die Reisegesellschaft in Bern ein und wurde durch das dortige Verkehrs Bureau in den beiden Hotels ersten Ranges, Bernerhof und Bellevue untergebracht.

Die Gelegenheit soll nicht vorüber gehen, obne den Schweizer Verkehrsvereine hier den öffentlichen Dank anzusprechen für die zuvorkommende Art, mit welcher sie den Wünschen der Gesellschaft entgegen gekommen sind. Obwohl die Gesellschaft keinen Reise marschall hatte, wurde durch diese Bureau auf briefliche Mittheilung in bester Weise für Unterkommen gesorgt, was namentlich anzuerkennen ist, da die Reisezeit noch nicht abgelaufen war.

Obgleich der Regen in Strömen fiel, war die Ankunft in der durch ihre schöne Lage ausgezeichneten Bundeshauptstadt der Schweiz hocherfreulich durch den Blick von der Eisenbahnbrücke auf das tief eingerissene Thal des Flusses, den Anblick des grossartigen Bahnhofes, aber vor Allem durch die liebenswürdige Begrüssung, die uns gleich beim Verlassen des Zuges durch die Delegation der Vereine Berns, die Herren Professor Dr. Städer und Dr. E. von Fellenberg zu Theil wurde.

Bald versammelte man sich wieder in geselligem Verein in dem Foyer des Gesellschaftsbanes, wo sich zum Empfang der Gäste eingefunden hatten:

Herr Regierungsrath Dr. Gohat, Director der Erziehung als Vertreter des Regierungsrathes und Präsident der Aufsichtskommission des historischen Museums; der Director des historischen Museums Herr Kasser, Adjunct des Directors Herr Dr. F. Thoman, Custos Herr E. von Jenner.

Von der Aufsichtskommission des Museums waren vertreten die Herren: Dr. Edm. von Fellenberg, Dr. G. Wyss, Architect E. von Rodt, Monsignore Pfarrer Jakob Stammeler, päpstlicher Kammerherr, Professor Dr. F. Vetter, Professor Dr. Städer.

Vom Gemeinderath der Stadt: Herr Professor Dr. J. H. Graf.

Vom Bürgerrath der Stadt: Herr Amédée von Marall, Präsident der Bürgergemeinde.

Von der Universität die Herren: Professor Dr. H. Strasser (Anatomie), Conrector, Professor Dr. E. Pflüger (Ophthalmologie), Professor Dr. Onken (Nationalökonomie), Professor Dr. Stein (Philosophie).

Von dem Medicinisch-pharmaceut. Bezirksverein die Herren: Professor Dr. Jadasson, Präsident, Dr. Deucher, Dr. E. Dutoit, Spitalarzt.

Von der Historischen Gesellschaft die Herren: Professor Dr. E. Blösch, Präsident, Professor Dr. v. Mülhass, Secretär.

Von der Geographischen Gesellschaft die Herren: Consul Häfliger, F. Haller.

Vom Verkehrsverein die Herren: Ph. Thorman, Dr. Thiessing, Journalist.

Herr Regierungsrath Dr. Gobat hielt eine Begrüssungsrede, welche der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herr Gebemürrthal Waldeyer erwiderte. Erst spät trennte sich die Gesellschaft, nachdem Herr Professor Dr. Stein für den nächsten Tag zum Lunch auf seiner Villa eingeladen hatte.

Schon um 8 Uhr versammelte sich am Dienstag, den 12. September, die Gesellschaft wieder in den Räumen des neuen historischen Museums von Bern, welches durch die äussere Schönheit seines Gebäude-complexes, wie durch helle und schöne Ausstellungsräume und die darin aufgestellten reichen Schätze allgemeine Bewunderung erregte. Die Sammlung beginnt, wie die des Landesmuseums in Zürich, mit der prähistorischen Abtheilung, in welcher die Pfahlbaureste und die reichen Funde von La Tène, das besondere Interesse der Forscher erregten. Ein Unicum ist die grosse Sammlung von noch mit den wohlerhaltenen alten Griffen und Stielen montirten Steinwaffen und Geräthen. Es ist unmöglich, in Kürze über die Fülle der werthvollen Sammlung einen Ueberblick zu geben.

Ans der somatisch-anthropologischen Sammlung wurden besonders die in den Pfahlbauten gefundenen Schädel studirt, welche das Material geboten haben für die classische Publication der Herren Stüder und Bazzarath, *Crania Helvetica Antiqua*, Leipzig 1894*.

Ausserdem hatte Herr Professor Dr. Stüder dort eine Sammlung von *cr. accensis* sich folgenden Fannern der Pfahlbauten ausgestellt und erklärt:

Entwicklung der Hausthierzucht bei den Pfahlbauern.

Die Anstellung von Knochenresten aus den Pfahlbauten der westschweizerischen Seen sollte die successive Entwicklung der Hausthierzucht bei den Pfahlbauern illustriren. Aus einem grossen Material, das sich im Naturhistorischen Museum in Bern befindet, waren die am besten erhaltenen und charakteristischen Stücke ausgewählt und in chronologischer Reihenfolge aufgestellt worden. Es folgen so aufeinander die Hausthiere der ältesten Epoche der Steinzeit, dann der jüngeren Epoche, in welcher bereits Metall, namentlich Kupfer, auftritt, dann der Bronzezeit und endlich der vorrömisch-helvetischen Zeit von La Tène.

Die älteste Station der Steinzeit ist namentlich in Schaffis (Chavaannes) am Bielersee und am Moosseedorfersee repräsentirt.

Die Hausthiere zeigen hier noch ihren primitiven Charakter und die einzelnen Arten ein sehr gleichförmiges Gepräge. Reste von Hausthieren sind von wilden Jagdthieren sind ungefähr in gleichen Verhältnissen vorhanden. Die Hausthiere sind vertreten durch:

1. Der Hund, *Canis f. palustris* Röttem. Eine kleine spitzhündartige Form, mit schön gewölbter Schädelcapitel und gut abgesetztem, mässig spitzen Gesichtstheil. Es ist dieselbe Form, die in der Steinzeit eine grosse Verbreitung hatte, sie fand sich an Ladogasse, und findet sich in Cranogone von Irland. Fast unverändert kommt sie noch bei den Tungenen vor und ebenso in der Süddein im Bismarckarchipel und bei den Bontaks auf Sumatra.

2. Das Schwein, *Sus scrofa palustris* Röttem. Ein ganzer Schädel zeigt die charakteristischen Eigenschaften dieser Form gegenüber dem jagdbarigen Hausschwein. Im Gehirne die weniger comprimirte Form der Prämolaren, die relative Kürze des letzten Molars, im Schädel die Kürze der Unterkiefer-symphyse. Der Schädel bietet hier noch Anzeichen von wenig vorgeschrittener Domestication. Die Occipitalfläche steigt scharf von unten auf und die Schläfengraben sind weit nach hinten ausgezogen, die Eckzähne sind beim Männchen stark entwickelt, dreikantig.

3. Das Schaf, *Ovis aries palustris* Röttem. Eine kleine Schafrasse mit seitlich comprimierten zweikantigen Hornzapfen, die ähnlich, wie bei den Ziegen, in schwachem Bogen nach hinten gerichtet sind, und mit sehr zierlichen schlanken Extremitäten.

4. Die Ziege. Eine kleine Form mit wohl entwickelten aufrechten Hörnern.

5. Das Rind, *Bos taur. brachyceros* Röttem. Alle Reste des Rindes aus der ältesten Zeit gehören der kleinen Torfkuh an, die hier in ihrer reinsten Form vertreten ist.

Es liegt ein ganzer wohlhaltener Schädel vor, der die von Röttemeyer aufgestellten Kennzeichen in vollkommener Weise zeigt, die Extremitätenknochen fallen durch ihre Schlankheit und Zierlichkeit der Ausbildung auf. Gerade in diesen ältesten Pfahlbauten fällt der Unterschied zwischen gleich vorkommenden Wildthieren und den Hausthieren derselben Gattung am meisten in die Augen.

Neben dem kleinen Torfschwein finden sich Reste des Wildschweins, welche auf Thiere von gewaltiger Grösse schliessen lassen und neben dem kleinen Torfrinde finden sich Reste von ungeheuren Wildstieren, *Bos primigenius*.

In der jüngeren Steinzeit mit spärlichem Metalle, die in den Stationen Vinel, Sant, Latrigne vom Bielersee, Font von Neuenburgersee vertreten sind, finden wir, dass die Hausthierzucht nun einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Die Ueberreste von Hausthieren übertreffen an Zahl die der Jagdthiere und am zahlreichsten ist unter den Hausthieren das Rind vertreten.

Bei allen Thieren sieht man Anfänge an Rassenbildungen und Verbesserungen der alten Schläge. Dazu kommen neue Rassen, einestheils entstanden durch Domestication von wilden Thieren, anderentheils durch Import von aussen.

Hund. Es sind 60 Stück vollkommen erhaltener Schädel vorhanden. Diese zeigen, dass die alte Torfkundform sich zum Theil unverändert erhalten hat, zum Theil aber durch Züchtung verändert wurde.

Dadurch wurden drei neue Formen erzeugt:

1. Durch Kräftiger- und Grösserwerden der Grundform ein mittelgrosser Hofhund, entsprechend dem grossen Spitzern unserer Bauernabfälle.

2. Durch Ausdehnung der Gehirncapael, Verkürzung des Gesichtstheils, der sich nach vorn stark verschmälert, durch Verstreichen der Scheitelleiten, der eigentliche Spitz der Pommer.

3. Durch Verlagerung des Hirnthelles, wodurch der Hinterhauptböcker nach hinten und unten verschoben wird und durch Verstreichen der Scheitelleiten der Fincher (Terrier).

Uebergänge zwischen den Extremen und der Stammform sind zahlreich vorhanden.

Neue Formen, die sich nur vereinzelt finden und die wohl importirt sind:

1. Ein grosser, wolfartiger Hund, der mit den nordischen Hunden von Lahrland und von Sibirien, dem sog. Laika, übereinstimmt.
2. Ein grosser schlanker Hund, der mit dem Scotch Deerhound und mit den irischen Wolfshunden identisch ist. Analoge Schädel liegen aus Cranogones von Irland vor.

Das Schwein. Das alte Torfischwein findet sich noch zahlreich erhalten, nur ist im Allgemeinen das Thier grösser und kräftiger geworden, zugleich zeigen sich Spuren längerer Domestication. Die Hinterhauptfläche wird steiler, die Schläfenrücken weniger nach hinten ausgezogen, die Ecklinie des Mäunchens werden kleiner. Daneben kommen einige Reste vor, welche zeigen, dass auch das Wildschwein anfäng domesticiert zu werden, wenn auch noch in geringem Masse.

Das Schaf. Das ziegenhörige Schaf der früheren Zeit ist noch immer vertreten, nur ist es stärker und grösser geworden. Es finden sich einzelne Schädeltheile mit Hornzapfen, die auf sehr grosse Thiere schliessen lassen. Daneben tritt hier eine neue Form des Schafes auf, die sich durch sehr starke, spiral gewundene Hörner auszeichnet und dadurch eine nahe Verwandtschaft mit dem süd europäischen Mouflon kundgibt; es scheint am nächsten den grossen spanischen Schafaffen verwandt. Auch diese Rasse, die nur spärlich vertreten ist, scheint importirt zu sein.

Die Ziege. Wie in der vorigen Epoche, doch auch grösser und kräftiger. Daneben finden sich noch zwei Hornzapfen von einer viel grösseren Form mit seitlich stark comprimierten Hornzapfen, deren Spitzen nach innen convergiren. Dieselben gleichen daher mehr denen von Capra aegagrus als irgend einer Hausziege. Diese Rasse deutet, wie das grosse Schaf, auf Import aus den Mittelmeerländern.

Rind. Der grösste Theil der Hausthierknochen gehört dem Rinde an, das sich nun in verschiedenen Schlingen verbindet:

1. Das alte Brachycerosrind, etwas grösser und kräftiger als in der ersten Zeit.
2. Das Primigeniurind. Ganze Hirnschädel und Hornzapfen zeigen ein Rind, das, obwohl etwas kleiner als der wilde Urstier, doch im Schädelbau und der Hornbildung nahe übereinstimmt.

Von diesem zahmen Primigenius haben sich schon eigene Culturrassen gebildet:

- a) Eine hornlose Rasse, von welcher ein ganzer Schädel vorliegt, sowie drei vollkommene Schädelcapiele.
- b) Eine kleinere, sehr häufig vorkommende Rasse, welche im Hirnschädel noch der Primigeniusform gleich ist, in dem verkürzten Gesichtstheil aber sich der Frontosform, dem Fleckvieh, annähert.

3. Kreuzungsproducte zwischen kleineren Primigenius- und grösseren Brachyceros-Rindern. Ein Schädel lag als Beispiel vor.

In der Bronzezeit, die namentlich durch die Station Mörigen am Bielesee vertreten ist, macht sich eine absolute Aenderung in der Hausthierfauna geltend. Nach den zahlreichen Getreideresten, die hier gefunden wurden, trat offenbar in der Nachbarschaft der Pfahlbauten die Hausthierzucht gegenüber dem Ackerbau zurück. So sehr aber dieser Umstand gegenüber der Veränderung im Hausthierstand ein Gewicht fällt, so erklärt er doch nicht die eigenthümliche Thatsache, dass fast durchgehends neue Rassen hier gefunden werden.

Bezüglich der Vertheilung der Hausthierarten ist ebenfalls eine Veränderung eingetreten. Die Reste des Schafes sind vorherrschend, erst dann folgt in ungefähr gleichem Verhältnis Rind und Schwein. Als neues Hausthier tritt das Pferd auf und zwar, wie die zugleich gefundenen Wagenbestandtheile bezeugen, als Zuchtthier.

Hund. Die Reste des Hundes gehören einem grossen Schäferhund (Canis matris optima Jeittele) derselben Rasse, wie die heutigen deutschen Schäferhunde. Der von Weldlich in Ablagerungen der Bronzezeit entdeckte Canis intermedium gehört einer Jagdhundform an. Endlich scheint, nach einzelnen Kiefern zu schliessen, auch die kleine Palustris-Form noch existirt zu haben.

Das Pferd. Ein kleines, schlankes Thier, nach Marcks Berechnungen von 135,5–141 cm Höhe, das nach seinen Skeletproportionen und Formverhältnissen zu der Gruppe der orientalischen Pferde gehört, die heute in der arabischen Rasse am reinsten repräsentirt ist. Von dem Pferde der Diluvialzeit, das noch zur neolithischen Periode in der Schweiz in wildem Zustande existirt hat, wie die Funde am Schweizerbild lehren, weicht dasselbe durch alle Merkmale ab, welche die orientalischen von den occidentalen Rassen unterscheiden lassen. Sieben ganze Schädel und zahlreiche Knochen lieferten die Stationen der Bronzezeit.

Schwein. Die vom Schwein erhaltenen Reste gehören alle einer kleinen Rasse des langhörigen Schweines, dessen Ursprung sich vom europäischen Wildschwein herleitet.

Schaf. Die sehr zahlreichen Knochen gehören einer ziemlich grossen Schafrasse, Hornzapfen, welche in den Steinstationen sehr häufig sind, fehlen hier vollkommen, ein ganzer Schädel und einige Hornzapfen zeigen, dass der Rasse die Hornbildung abging. Es zeigt die Form die nächste Verwandtschaft zu den langschwänzigen hornlosen Rassen der mitteleuropäischen Niederungen.

Ziege. Die spärlichen Ziegenreste, Hornzapfen, Schädelstücke und Knochen weisen von denen der Steinzeit nicht ab.

Das Rind. Die nicht zahlreichen Reste deuten auf eine verkümmerte kleine Rasse, die gewisse Annäherungen an die Brachycerosform zeigt, aber abweicht durch die Pfimphof der Skelettteile und die Beschaffenheit der Knochenstanz. Ein ganzer Schädel und Unterkiefer zeigen, dass diese Rinder der von Wilkens angestellten Brachycephalusform angehören, welche beginnende Moppebildung als Zeichen der Verkümmerrung zeigen.

Der auffallende Wechsel der Hausthiere, namentlich den das so wichtige Pferd erst mit der Bronze-

scheint, kann mit dem Umstande, dass die Stationen der Bronzezeit getrennt von denen der Steinzeit oder über denselben geschieden durch eine Schicht von Seeschlamm gefunden werden, die Hypothese, dass die Bronzezeit in der Westschweiz auf einer neuen Einwanderung beruht, nur stützen.

In der Station LaTène, welche die typische gallisch-helvetische Eisenzeit repräsentiert, sind die Haastierreste nicht häufig. Vorwiegend sind die des Pferdes, das vollkommen den Typus des Bronzezeitpferdes zeigt, dasselbe gilt vom Rinde und vom Schweine, welche beide die Form der Bronzezeit fortsetzen. Von Hunden fand sich der Schädel eines Jagdhundes, der bis in das Detail mit dem des hiesigen Berner Laufhundes übereinstimmt.

Nach den in späteren römischen Niederlassungen gefundenen bildlichen Darstellungen und Schildern kamen noch mehr Rassen von Hunden vor. Dass der Torfhund sich erhalten hatte, beweist ein in den römischen Ruinen von Baden im Argau gefundener Schädel. Der Hirschhund (Deerhound und Wolfsdog) ist in Bronze und auf Mosaiken mehrfach dargestellt, wie das Mosaik von Avenches im Berner Museum zeigt, auch grosse doggenartige Hunde kamen vor, es möchte aber zu gewagt sein, dieselben auf moderne, hoch differenzierte Morderassen zurückführen zu wollen.

Das vorliegende Material wurde in folgenden Schriften verarbeitet:

- Studer Th., Die Thierwelt in den Pfahlbauten des Bielensees. Mit 6 Tafeln. Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft, Bern 1883, Nachtrag, ebenda 1884.
- Glar Gottfried, Beiträge zur Fauna der Schweizerischen Pfahlbauten. Hauptlichlich über Schaf und Ziege. Inaugural-Dissertation. Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft. Bern 1894.
- David Adam, Beiträge zur Kenntnis der Abstammung des Hausrindes, gegründet auf die Untersuchungen der Knochenfragmente aus den Pfahlbauten des Bielensees. Inaugural-Dissertation. Landwirtschaftliches Jahrbuch, XI, Bern 1897.
- Marck Joseph, Das helvetische gallische Pferd und seine Beziehung zu den prähistorischen und zu den

recenten Pferden. Inaugural-Dissertation. Mémoires de la Soc. Paleontol. Suisse, Vol. XXIV, 1898.

Studer Th., Die Haude der gallischen Heirter. Schweizerische Blätter für Kynologie. Zürich 1886.

— Zwei grosse Hunderrassen aus den Pfahlbauten. Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern, 1895.

— Der Hund der Battaks auf Sumatra. Schweizerisches Hundestammbuch, III, 1888.

— Beiträge zur Geschichte unserer Hunderrassen. Naturwissenschaftliche Wochenschrift von Poutouic, Berlin, XII. Bd., Nr. 28, 1897. —

Auch hier war, in den Museumsräumen selbst, für die lieblichen Wünsche georgt und es waren stimmungsvolle Bilder, welche die Gesellschaft in den „alten Zimmern“, mit den Originalmodellen der verschiedenen Zeiten ausgestattet, in frühlichen Gruppen darbot.

Unter den historischen Schätzen wurde besonders den Wandteppichen aus der burgundischen Besatz die allgemeinste Bewunderung gesollt. Fast zu kurz wurde die Zeit als sich auch noch die Räume des reichen ethnographischen Museums öfneten.

Das Wetter war ganz spötherblich. Es regnete in Strömen, als die Gesellschaft der Einladung des Herrn Professor Dr. Stein folgend, sich über die neue Brücke gegen das Schänli zu nach der wundervoll gelegenen prachtvollen Villa zum zweiten Frühstück begab. Das glänzende Fest, an welchem auch eine Anzahl hervorragender Schweizer Staatsmänner und Gelehrte theilnahmen, verlief in animierter Weise und bildete den wohlgelegenen Abschluss dieses Ausfluges nach der Schweiz, welcher schon seit Jahres geplant, um in so vollkommener Weise zur Ausführung gelangt war. Anch der Himmel wurde noch freundlich. Tief herab beschnit aber in jeder einzelnen Spitze sichtbar zeigte sich die Alpenwelt des Berner Oberlandes von der frei die herrliche Gegend übersehenden Terrasse der Villa. Eine dort aufgenommen Photographie, welche Wirthe und Gäste vereinigt, bildet eine bleibende Erinnerung an diese schönen, nur zu kurzen Stunden.

Die der XXX. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften.

Vorlagen in Lindau.

Der Bodensee und seine Umgebungen. Ein Führer für Fremde und Einheimische. VII. Auflage. Mit Karte, 2 Panoramen und Uebersichtskirchen. Lindau 1899, Verlag von Joh. Thom. Stettner.

Leiner Ludwig, Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee und seiner Vorzeit. Festgabe des Württembergischen anthropologischen Vereines zur 30. Versammlung der anthropologischen Gesellschaft zu Lindau, September 1899. Stuttgart 1899, Druck von Carl Grüniger, Hofbuchdruckerei zu Gutenberg.

Festschrift zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Wiener und der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau, 4.—7. September 1899. Mit 8 Tafeln. Gewidmet von der Münchener anthropologischen

gesellschaftlichen Gesellschaft, Münches 1899, kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn.

Vorlagen aus Bregenz.

- Jenny, Dr. S., Voralberg vor und unter den Römern. Sonderabdruck aus dem 26. Hefte der Schriften des „Vereines für Geschichte und seiner Umgebung“, Kaiser-Jubiläumausgabe, XXXVII. Jahresbericht des Voralberger Museumsvereines über das Jahr 1898. Bregenz, Druck von J. N. Teutsch, 1898.
- Catalog der prähistorischen Sammlung im Voralberger Landesmuseum.
- Ludwig, Dr. Karl, Das keltische und römische Brigantium. Eine geschichtliche Studie. Separatdruck aus dem IV. Jahresbericht des Communal-Gymnasium in Bregenz. Druck von J. N. Teutsch, Bregenz.
- Sommerstationen in Voralberg, Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Voralberg, Bregenz 1899.

Vorlagen aus der Schweiz.

- Studer, Dr. Th., Die Tierwelt in den Pfahlbauten des Biedersee. Mit 5 Tafeln.
- Ueber Goldhüner von Vaphio. Separatabdruck aus den „Mittheilungen“ der Naturforschergesellschaft in Bern, 1893, 6 Seiten.
- Pleistocene Knochenreste aus einer paläolithischen Station in den Steinbrüchen von Vegir in Saltré. Separatabdruck aus den „Mittheilungen“ der Naturforschergesellschaft in Bern, 1896, 8 Seiten.
- Ueber ein Steinbockgehörn aus der Zeit der Pfahlbauten. Separatabdruck aus den „Mittheilungen“ der Naturforschergesellschaft in Bern, 1896, 4 Seiten.
- Ueber die Bevölkerung der Schweiz. Vortrag, gehalten in der Sitzung am 22. Juli 1893. Separatabdruck aus dem XIII. Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in Bern, 11 Seiten.
- Ueber den Einfluss der Paläontologie auf den Fortschritt der zoologischen Wissenschaft. Vorgetragen aus der Eröffnung der 81. Jahresversammlung der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Bern, 1. August 1898, 20 Seiten.
- Beiträge zur Geschichte neuerer Hunderassen. Aus der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“, Bd. XII, Nr. 28, 1897.
- Heierli, J., Die archäologische Karte des Cantons Aargau nebst allgemeinen Erläuterungen und Fundregister. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1899, 100 Seiten.
- Hausser, cand. arch. Otto, Vindoniam, Das Amphitheater, 1898. Stäfa, E. Gull. Mit 2 Plänen, 16 Seiten, II. Auflage.
- Gesellschaft „Pro Vindonissa“, Der Kampf um Vindonisa (aktuelle Darstellung), 1898. Stäfa, E. Gull, 19 Seiten.
- II. Der Generalsekretär legte die folgenden Schriften vor:
- a) *Eingekendet von der Verlagsbuchhandlung Vieweg & Sohn, Braunschweig.*
- Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen, Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben und redigirt von Joh. Ranke in München, XXVI. Bd., I. Vierteljahrsheft, ausgegeben Februar 1899; II. Vierteljahrsheft, ausgegeben August 1899.
- Globas, Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree, LXXIV. Bd., Braunschweig 1898, LXXV. Bd., Braunschweig 1899.
- Prell, Graf J., Studien und Beobachtungen aus der Südde. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1899.
- Weinzierl Ritter von, Robert, Das La-Tène-Grabfeld von Langgast bei Bilin in Böhmen, Braunschweig 1899.
- b) Weitere Vorlagen des Generalsekretärs, neueste Erscheinungen:
- Veröffentlichungen der grossherzoglich badischen Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde in Karlsruhe und des Kaiserlichen Alterthumsvereines. II. Heft, 1899. Karlsruhe, G. Brannsche Buchdruckerei.
- Beltz, Dr. Robert, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Mit Abhang, Geinitz und Lettow, Fundstätte von Feuersteingeräthen bei Watrow, 1899.
- Fraas, Professor Dr. E., Die Sibyllenöhle auf der Tek bei Kirchheim. Mittheilungen aus dem kgl. Naturalienkabinett zu Stuttgart, Nr. 10, Berlin 1899.

- Grempler, Dr. W., Die Bronzefunde von Lorzendorf. Sonderabdruck aus *Sobolesiens Vorzeit in Bild und Schrift*. Zeitschrift des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer, Bd. VII, Heft 4, Breslau, 1899; Druck von R. Nischkowsky.
- Holl, Professor Dr. M., Ueber die Lage des Ohres. Separatabdruck aus Bd. XXIX der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Hierzu 2 Figuren und 6 Tafeln. Wien 1899, im Selbstverlage der anthropologischen Gesellschaft.
- Kurtz K. M., Die Hochäcker. Aus „Blätter des schwabischen Albvereines“, XI. Jahrgang, Nr. 2, 1899.
- Lehmann-Nitsche, Beiträge zur prähistorischen Chirurgie nach Funden aus deutscher Vorzeit. Buenos-Aires 1898.
- Lindemann F., Ueber einige prähistorische Gewichte aus deutschen und italienischen Museen. I. Aus den Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Classe der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften, 1899, Bd. XXIX, Heft I. München 1899, Verlag von F. Straub.
- Luseban, Prof. Dr. E. von, Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea. Sonderabdruck aus der Bibliothek der Länderkunde, Bd. V/VI. Krieger M., Neu-Guinea; Berlin, Alfred Schall, 1899.
- Makowsky, Professor Alexander, Der Mensch der Diluvialzeit. Mit 9 Tafeln Abbildungen. Sonderabdruck aus der Festschrift der kgl. technischen Hochschule in Brinn zum vierzigsten Jahrestage des Bestehens, October 1899. Brinn 1899. Rudolf M. Rohrer.
- † Mies, Dr. med. Joseph, Theok. Aurel von: Ueber Variationen und Correlationen der Neigungsverhältnisse am Unterkiefer. Sonderabdruck aus Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Heft.
- † Mies, Dr. med. Joseph, Ueber die Maasse, den Bauinhalt und die Dichte der Menschen. Sonderabdruck aus dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Herausgegeben von Rudolf Virchow.
- Nissen und C. Könen, Cassars Rheinfestung. Mit 9 Tafeln und 1 Textfigur. Bonn, C. Georgi, 1899.
- Schmeltz, Dr. J. D. E., Nijks ethnographisch Museum te Leiden. Verlang van den Directeur over het tijdvak van 1. Januari 1897, tot 30. Sept. 1898. S'Gravenhage 1899.
- Tentoonstelling van Japanische kunst in de rijks ethnographisch Museum, van 9 augustus 1899. Leiden, L. van Nifterik Hs., 1899.
- Tentoonstelling van japanische kunst. Gids voor den bezoeker. Met vier litho-drukplaten. Haarlem, H. Kleinmann & Co., 1899.
- Schliß, Dr. Alfred, Die Bevölkerung des Oberamtes Heilbronn, ihre Abstammung und Entwicklung. Heilbronn 1899.
- Schultheiss, Dr. Fr. Gantram, Deutscher Volksschlag in Vergangenheit und Gegenwart. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1899.
- Selenka, Professor Dr. Emil, Menschenaffen (Anthropomorpha). Studien über Entwicklung und Schädelbau. II. Lieferung. Mit 10 Tafeln und 70 Textfiguren. Wiesbaden, C. W. Kreidel'scher Verlag, 1899.
- Török, Professor Dr. Aurel von, Ueber die Stellung der Längsachsen der Gelenkköpfe beim menschlichen Unterkiefer. Separatabdruck aus der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. I, Heft 3. Stuttgart, Verlag E. Nagels, 1899.

- Virehow H. Ueber die Gelenke der Fusswurzel. Separatabdruck aus den 'Verhandlungen der physiologischen Gesellschaft zu Berlin', Jahrgang 1898 bis 1899, Nr. 13—16.
- Virehow, Rud. Ein Fliehbübel aus Jadeit von der Becker Heide am Niederrhein. Sitzungsbericht der kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. XLVIII, 1899.
- Voss, A., Zu den Schiffsfunden. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde. Heft 3, 1899.
- Wilser, Dr. Ludwig. Herkunft und Urgeschichte der Arier. Vortrag, gehalten am 11. Januar 1899 im Württembergischen anthropolog. Verein zu Stuttgart. Heidelberg, Verlag von J. Hörning, 1899.
- Wetsel, G., Die Hochländer und die Weiberschancen. Am 'Blätter des schwäbischen Albvereins', XI. Jahrgang, Nr. 4, 1899.
- Weule, Dr. Karl. Der afrikanische Pfeil. Eine anthropogeographische Studie. Mit 35 Abbildungen auf 2 Tafeln. Leipzig, Druck von Oswald Schmidt, 1899, 64 Seiten.
- Fremdsprachliches:
- Twelfth and final report on the North-Western tribes of Canada. London, offices of the association Burlington House, W. 1898, Bristol Meeting.
- Boas, Frans, The growth of Toronto Children. United states bureau of education. Chapter from the report of the commissioner of education for 1896—97. Washington 1898.
- 'A precise criterion of species. Reprinted from science, N. S., Vol. VII. No. 182, pages 860—861, June 24, 1898.
- Some recent criticisms of physical anthropology. From the American Anthropologist (N. S.), Vol. I, January 1899.
- Farness, William Henry, Folk-Lore in Borneo, A Sketch. [Privately Printed.] Wallingford Delaware County, Pennsylvania 1899.
- Hanssen, Dr. Andr. M., Novak Folkepsykiologi med politisk kart over Skandinavia. Kristiania, Jakob Dybwads Forlag, 1899.
- Harié, M., Edouard, Gros Gailloux de la Garonne etc. Extrait du bulletin de la société géologique de France, 3. série, tome XXVII, page 348, année 1899.
- Hrdlicka, Dr. Alex., Anthropological investigations on One Thousand White and Colored Children of Both Sexes. The inmates of the New York Juvenile Asylum. Wynkoop Hallenbeck Crawford Co. Printers, New York and Albany.
- Lehmann-Nitsche, Robert, Quelques observations nouvelles sur les indiens Quayaquis du Paraguay. Revista del Museo de La Plata. Avec une planche. La Plata, Talleres de publicaciones de Museo, 1899.
- Mazzarella, Dott. Giuseppe, La condizione giuridica del Marito nella famiglia Matrilocale. Catania, tipographica di Eugenio Coco, 1899.
- Ontas, Felix F., Estudios etnographicos. Primera serie. Buenos Aires, M. Biedma é Hyo, 1899.
- Pitard, Eugène, Etude d'une serie de 47 crânes dolichocephales et mesocephales de la vallée du Rhône (Valais). Neuchâtel, Imprimerie J. Attinger, 1899.
- Sur un cas de pilosisme exagéré (Hypertrichose). Extrait des Archives des Sciences physiques et naturelles, IV. période, t. VII, Février 1899, Genève.
- Sur L'Ethnologie des populations Suisses. Extrait, Masson et Cie., Editeurs.
- Indices céphaliques et indice facial de diverses séries de crânes valaisans. Extrait des Archives des sciences physiques et naturelles, IV. période, t. VII, Avril 1899, Genève 1899.
- Etude de 65 Crânes Valaisans de la vallée du Rhône (Valais Moyen). Extrait de 'Revue de L'école d'anthropologie de Paris, IX. année, VI, 16 juin 1899, Paris, Felix Alcan.
- Etude de 51 crânes de criminels français provenant de la Nouvelle-Calédonie et comparaisons avec des séries de crânes français quelconques. Extrait des bulletins de la société d'Anthropologie de Paris.
- Turner, Professor Sir Wm., Contributions to the Craniology of the people of the empire of India. Part I. The Hill Tribes of the North-East frontier and the people of Burma. Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. XXXIX, part III (No. 28). Edinburgh MDCCCXCIX.
- Decorated and Sculptured Skulls from New Guinea. Reprinted from the proceedings of the royal society of Edinburgh. 6 Tafeln, vol. XXII, S. 555 ff.
- Early Man in Scotland. Weekly evening meeting, Friday, March 26th, 1897. Royal Institution of Great Britain.
- Some Distinctive Characters of Human Structure. Address to the Anthropological section. British Association for the Advancement of Science. Toronto 1897.
- Ripley, Williams Ph. D., A selected bibliography of the anthropology and ethnology of Europe. Boston 1899.
- Valais, Contributions à l'étude ethnographique. Extrait du 'Globe', journal géographique, t. XXXVIII, Bulletin Genève, R. Burkhardt, 1899, Février 1899.

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
Albu	121	Kellermann	78, 111, 130	Schützinger	75
v. Andrian	133, 160	Klaatsch	154, 160	Sombathy	109, 111
Belts	130, 154	Kohl	112, 116, 130	Toldt	112
Birkner	132	Kollmann	86, 136	Virechow 80, 94, 101, 110, 111, 129,	123, 129, 137, 146, 148
Böllinger	117	Makowsky	107, 111, 116	Volk	78
Braun	117	Martin	128, 150	Voss	116
Bumüller	75	Mentalius 83, 100, 127, 129, 150		Waldeyer 70, 78, 107, 111, 117,	138, 160
Eidam	103	Much	101, 128, 141, 142	Wilser	129, 139, 142
Francke	121	Nösch	142, 145	Wirsching	154
Fritsch	133, 136, 137	Olschans	101	Zeppelin	77, 91, 94
Hagen	94	Ranke J. 79, 100, 106, 130, 136,			
Hein	137	151, 157			
Helm	96, 101	Schlis	102		
Hoernes	86	Schmidt	102		

Erste und zweite Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Inhalt: Erste Geschäftssitzung: Vorsitzender Waldeyer eröffnet die Sitzung. — J. Waismann, Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters und Etat für 1899/1900. Dazu Sokeland. — J. Ranke, Wissenschaftlicher Jahresbericht. Testament von Dr. J. Mies. Dazu Virchow, Fritsch, Ranke, Waldeyer. — R. Virchow: Die bevorstehende Gedächtnisfeier für Paulus Dissona. — **Zweite Geschäftssitzung:** Vorsitzender von Andrian eröffnet die Sitzung. — Entlassung des Schatzmeisters. — Ort und Zeit der XXXI. Generalversammlung. Dazu der Generalsecretär, Fürstich, von Andrian. — Nennwahl der Vorstandschafft einschließlich des Generalsecretärs und Schatzmeisters. Dazu R. Andree, von Andrian, der Generalsecretär.

I. Geschäftssitzung.

Dienstag, den 5. September, Vormittag 8—9 Uhr.

Vorsitzender Geheimrath Professor Dr. Waldeyer-Berlin:

Ich eröffne die Sitzung. Theilnehmen können Alle, nur sind Nichtmitglieder der Gesellschaft nicht stimmberechtigt.

Herr Johannes Welsmann:

Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters.

Wenn es auch unsere heutige Tagesordnung für den eigentlichen geschäftlichen Theil der Deutschen anthropologischen Gesellschaft eine verhältnismässig ziemlich beschränkte Zeit eingeräumt hat und wir uns in Folge dessen der grössten Kürze zu helfeissigen haben, so kann ich es mir desseungeachtet doch nicht versagen, auch meinerseits der freudig gebotenen Stimmzung Ansrudr zu geben, in welche us das abernallige gemeinsame Tagest mit unseren lieben österreichischen Freunden verlegt hat.

Werden uns auch unsere gemeinsamen Congressse auf österreichischem Boden in den Jahren 1899 in Wien und Budapest und 1894 im nahen Innsbruck unvergesslich sein, so haben wir doch allen Grund zu der Hoffnung, es werde auch dem heutigen Congress in unserem vielgerühmten bayerischen Venedig, im schönen Lindau, möglich werden, das Band der uns Nord und Süd in gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit hier vereinigten Anthropologen auf's Neue für alle Zukunft nicht nur zu befestigen, sondern auch der anthropologischen Forschung, für welche sich das Interesse unserer Zeit in erfreulicher Weise von Jahr zu Jahr mehrt, manchen begeisterten Mitarbeiter erleben lassen.

Auf dem so überaus weiten Gebiete der Anthropologie bedarf es aber nicht allein gar vieler begeisterter und verständnisvoller Mitarbeiter, sondern auch des fortgesetzten Anstanzes gewonnener Resultate behufs Feststellung eines sicheren und unanfechtbaren Urtheiles über dieselben.

Auch die Anthropologie ist, wie jede andere Wissenschaft, international, ja, man darf sagen, sie ist es in Anbetracht ihrer Forschungsobjekte in ganz besonderem Grade und ein höchst bereicherter Beweis hierfür ist gewiss der grosse Verkehr, den wir mit unseren hochschätzbaren Freunden und Mitarbeitern in allen Erdtheilen haben.

Diese erfreuliche Thatache, die ich hier glaube erwähnen zu sollen, mag uns aber auch mit gerechter Genugthuung erfüllen od der ruhmvollen Bedeutung, deren sich gerade die Deutsche anthropologische Gesellschaft allerwärts zu erfreuen hat.

An welche Namen sich diese allgemeine Bedeutung hauptsächlich knüpft, getraue ich mir kaum leise an-

zudeuten, aber den heissen Wunsch muss ich aussprechen, es möge noch recht lange so bleiben, wie es jetzt ist!

Unter Rückkehr zum eigentlichen geschäftlichen Theile unserer Tagesordnung, zum Rechenschaftsberichte, erlaube ich mir, die hohe Generalversammlung zu bitten, an der Hand des vor Vertheilung gelangten Rechenschaftsberichtes dem Stande unserer Finanzen mit mir etwas näher zu treten.

Die Einnahmen betragen nach dem einzelnen Posten 6265 M. 19 Pf.; die Ausgaben dagegen 6094 M. 20 Pf., so dass wir mit einem Activaressort von 160 M. 99 Pf. in das omniales Jahr 1900 eintraten. Betüglich unserer Einnahmsquellen sind wir hauptsächlich auf unser Mitgliederbeiträge angewiesen, die sich im abgelaufenen Geschäftsjahre, wie Sie sehen, auf 6010 M. belaufen und bei Abschluss der Rechnung von 1670 Mitgliedern einbezahlt worden sind.

Eine hohe Generalversammlung mag hieraus erkennen, wie nothwendig sich eins etete, recht ausgiebige Mehrung unserer Vereinsmitglieder erweist, und wie berechtigt die diesbezügliche Bitte ihres Schatzmeisters ist, mit welcher er alljährlich vor die hohe Generalversammlung in der eindringlichsten Weise tritt — Je grösser unsere Mittel sind, desto leichter können wir die wissenschaftlichen Bestrebungen einzelner Localvereine und Gruppen sowohl, wie auch einzelner hochschätzbarer Mitarbeiter unterstützen.

Da der Jahresbeitrag zur Deutschen anthropologischen Gesellschaft im Vergleiche zu anderen Vereinen ein so überaus kleiner (3 M.) ist und auch keinerlei Aufnahmegebühr erhoben wird, so dürfte man bei Verhörung für den Verein bei guten Freunden, passender Gelegenheit und ernstern Willen wohl selten ohne Erfolg anklopfen. Einem höchst erfreulichen Beleg hierfür lieferte uns unser vorjähriger Geschäftsführer, unser so hochverehrter Herr Geheimrath Dr. W. Blasius in Braunschweig, der uns durch seine unermüdete Thätigkeit in dieser Beziehung eine sehr namhafte Mitgliederzahl zuführte und dem an dieser Stelle unser Aller wärmster Dank ausgesprochen sein soll. Möge doch auch der heutige Congress gleiche Früchte tragen!

Bei den Ausgaben begegnen Sie in der Hauptache den allen bekannten Posten wieder. Leider hat der vorjährige Jahresbericht bei seinem unerwartet grossen Umfange auch unsere Finanzen unverhältnissmässig stark in Anspruch genommen, so dass nicht alle Wünsche erfüllt werden konnten, und wir uns im Ganzen der grössten Sparsamkeit befleissigen mussten, was ja überhaupt stehendes Princip bei uns ist.

Vielleicht sind wir für das nächste Jahr glücklicher!

Mit dem innigsten Danke für die dem Schatzmeister gewährte, so überaus treue Unterstützung seitens der Herren Geschäftsführer unserer Localvereine und Gruppen schliesst der alte Plagegeist seinen dreijährigen Bericht und bittet um Decharge!

Cassabericht pro 1909/10.

Einnahme.	
1. Cassaverkehr von voriger Rechnung	475 96 ♂
2. An Zinsen gingen ein	500 —
3. An rückständigen Beiträgen des Jahres 2.	100 —
4. An Jahresbeiträgen von 1770 Mitgliedern 2. ♂	5010 —
5. Für besonders ausgehabe Berichte	18 25
6. Beitrag des Herrn Vinweg & Sohn von Druck des Correspondenzblattes	152 08
Zusammen:	6255 19 ♂
Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten	965 75 ♂
2. Druck des Correspondenzblattes	594 18
3. Redaction des Correspondenzblattes	300 —
4. Zu Handen des Herrn Generalsecretärs	800 —
5. Zu Handen des Schatzmeisters	800 —
6. Aus dem Dispositionsfond des Generalsecretärs für Körpermessungen etc.	97 85
7. Für Ausgaben in den Filizen von Munsdorf	65 —
8. Zur Linz'schen Buchhandlung in Trier	15 —
9. Für das Stenographen	315 —
10. Für Ehrengel. Furtos und Dienstleistungen	114 —
11. Dem Münchener Local-Verein zur Herausgabe seiner Zeitschrift "Beiträge"	300 —
12. Dem Württemberger Verein zur Förderung seiner Vereinszwecke	290 —
13. Bar in Cassa	180 99
Zusammen:	6255 19 ♂

A. Capital-Vermögen

Als „Eiserner Bestand“ aus Einzahlungen von 16 lebenslänglichen Mitgliedern (und zwar:	
a) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Ser. I Lit. D Nr. 674	500 — ♂
b) 2 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Dd Nr. 5298	300 —
c) 4% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. K Nr. 9219	300 —
d) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. W Nr. 23845	300 —
e) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. X Nr. 29567	300 —
f) 4% consolidate kgl. preuss. Staatsanleihe Lit. F. Nr. 16295	300 —
Hiesu das Dr. Veigel'sche Legat mit 7000 M. und zwar:	
a) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 074195	500 —
b) 4% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 46138	500 —
c) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 40713	500 —
d) 3 1/2% Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 40960	500 —
e) Reservofund	3200 —
Zusammen:	6600 — ♂

B. Bestood.

a) Bar in Cassa	180 99 ♂
b) Hiesu die für die statistischen Erhebungen und die präk. Karte bei Merck, Fink & Co. deposited	12098 54
Zusammen:	12279 53 ♂

C. Verfügbar Summe für 1899/1900.

1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 3 M.	5100 — ♂
2. Bar in Cassa	180 99
Zusammen:	5280 99 ♂

Auf Auftrag des Vorsitzenden wurden als Rechnungsausweise für die Prüfung der Rechnungsbilanz gewählt die Herren: Dr. Förtch-Halle, Dr. Kellermau-Lindau, Sökeland-Berlin.

In der zweiten Geschäftsitzung erstattete Herr Sökeland den betreffenden Bericht und beantragte Entlastung des Schatzmeisters unter Ausdruck des Dankes für dessen musterhafte Geschäftsführung.

Ebenfalls in der zweiten Geschäftsitzung legte der Herr Schatzmeister folgenden einstimmig gebilligten Kital vor:

Kital pro 1909/1900.

Einnahme.	
1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 3 M.	5100 — ♂
2. An rückständige Beiträge	100 —
3. An Zinsen	500 —
Summa:	5700 — ♂
Ausgabe.	
1. Verwaltungskosten	1000 — ♂
2. Druck des Correspondenzblattes	590 —
3. Redaction des Correspondenzblattes	300 —
4. Zu Handen des Herrn Generalsecretärs	800 —
5. Zu Handen des Schatzmeisters	800 —
6. Für den Dispositionsfond des Generalsecretärs	150 —
7. Für das Stenographen	300 —
8. Für die Herausgabe der „Münchener Beiträge“	300 —
9. Dem Württemberger Verein	290 —
10. Dem Verein in Gießenhausen	50 —
11. Dem Hermbold in Eib- und Weismündung, Münster vom Morgenster zur Förderung seiner Bestrebungen	800 —
Summa:	5700 — ♂

Herr Generalsecretär J. Raabe:

Ich habe gestern schon um die Erlaubnis gebeten, den alljährlichen wissenschaftlichen Jahresbericht auf des Tisch des Hauses niederlegen und denselben im officiellen Congressbericht (als Nachtrag) drucken zu dürfen. Ich komme deswegen heute darauf nicht mehr zurück.

Ich habe über eine andere Sache zu berichten, die uns in der letzten Zeit eine wehmüthige Freude bereitet hat: es ist ja unser treues Mitglied Herr Dr. Mies zu Cöle gestorben, der in seinem Testament ausgesprochen hat, er wünsche, dass der Deutsche anthropologische Gesellschaft ein Legat von 10000 M. an seinem Nachlasse übergeben werde zur Begründung eines Preises für somatisch-anthropologische Untersuchungen. Es wird vielleicht gut sein, wenn ich zunächst bitte, mir zu erlauben, des Auszug aus dem Testamente so verlesen, um die Worte des Erblassers zu hören. Es wurde mir die Abschrift des Testaments vom Bruder des Verewigten zugesandt, der betreffende Passus aus dem Testament lautet:

Auszug aus dem Testamente des Dr. J. Mies.
— — — — — Von dem 3. Drittel sollen verwandt werden:

1. 10000 M. für eine wissenschaftliche Stiftung unter folgenden Bestimmungen:

Die Stiftung führt des Namens „Stiftung zur Förderung der anatomischen und physiologischen Anthropologie in Deutschland“.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft, in deren Besitze meine krasniometrischen Instrumente übergeben, bitte ich ergebnis, entweder selbst die Verwaltung dieser Stiftung übernehmen oder eine Behörde ausfindig machen zu wollen, welche diese Stiftung verwaltet. Letzteres muss im erstere Falls geschehen, bevor sich die Deutsche anthropologische Gesellschaft auflöst.

So oft die Zinsen des gestifteten Capitals auf 1000 M. angewachsen sind, sollen diese 1000 M. demjenigen zurückwand werden, welcher eine neue hervorragende Arbeit über ein Thema auf dem Gebiete der anatomischen oder physiologischen Anthropologie eingewandt hat. Sind mehrere eingegangene Abhandlungen als hervorragend anerkannt worden, so können zwei Preise zu je 500 oder drei Preise (einer zu 500 und zwei zu je 250 M.) vertheilt werden.

Es werden nur deutsche Bewerber berücksichtigt.

Bewerber, welche sich ausschließlich oder hauptsächlich der Anthropologie widmen, erhalten den Vorzug, namentlich wenn dieselben als Anthropologen noch kein Einkommen haben.

2. Nachtrag.

Den Bestimmungen über obige Stiftung füge ich folgende hinzu:

Preisrichter sind drei von der Gesellschaft zu wählende Professoren der Anatomie, Physiologie und Anthropologie. Sind auf die zu erlassenden Bekanntmachungen hin keine oder nur minderwertige Arbeiten eingelaufen, so kann der Preis auch einem durch hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie der Rassen (verdienten) bekannten Deutschen verliehen werden, der sich nicht zum denselben herbeigen hat, oder der Betrag wird zum Ankauf von Büchern, Instrumenten u. s. w. für die Gesellschaft bezw. zur Ausführung von Untersuchungen verwendet, welche sich auf die somatische Anthropologie beziehen. Unbemittelte und jugendliche Bewerber oder Gelehrte erhalten bei gleichen oder ähnlichen Leistungen den Vorzug.

Nicht häufiger als jedes fünfte Mal darf ein Israelit mit dem Preise belohnt werden, womit jedoch nicht gesagt sein soll, dass der Preis bei jeder fünften Verteilung einem Juden anfallen muss. Das Urtheil der Preisrichter wird während der allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft verkündet.

Cöln, 2. Januar 1894.

Gezeichnet

Dr. Joseph Mies, Arzt.

Aus dem Schreiben des Bruders des Herrn Dr. Mies geht hervor, dass die Familie es sehr wünscht, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft das Legat annimmt und in dem Sinne ihres verewigten Bruders verwalte.

Ich habe mich nun zunächst gefragt, ob es denn überhaupt möglich ist, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft ein Legat, und zwar von so bedeutender Höhe wie 10000 M. immerhin sind, annehmen kann. Nach unseren Statuten sind wir nämlich keine juristische Person, und es ist auch nach unseren Statuten — ich habe sie hier — die Gründung einer Sammlung, in welche etwa die Instrumente der Herrn Dr. Mies aufzunehmen werden könnten, ausgeschlossen. Denn es heisst in unseren Statuten ganz direct, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft auf jede eigene Sammlung verzichtet und etwa erworbene Objecte einer Localgesellschaft überweisen will. Also auf einen Theil des Legates können wir nicht ohne Weiteres eingehen, auf die Uebernahme der Instrumente für die Deutsche anthropologische Gesellschaft, denn wir haben keine Sammlung, es müsste ein anderer Weg dafür gefunden werden.

Nun scheint mir die Sache einfach zu liegen; wir haben ja in Berlin einen Verein, welcher die Rechte einer juristischen Person besitzt und welche also recht gut diese Dinge übernehmen könnte. Ich würde also vorschlagen, dass wir zunächst einmal das Instrumentarium, welches er der Gesellschaft vermachen will, annehmen und nach unseren Statuten einer Gesellschaft und zwar der bestbegründeten, der Berliner Gesellschaft, überweisen. Herr von Andrian hat mir gesagt, dass wenn bei der nächsten Wahl die Wahl zum ersten Vorsitzenden auf ihn fallen würde, er bitte, von einer Person abzunehmen und für das nächste Jahr

Corr.-Blatt & deutsch. A. G.

Herrn Geheimrath Virchow zum ersten Vorsitzenden zu wählen. Dann könnte man dem Bruder des Herrn Dr. Mies schreiben, dass er die Instrumente an den Vorsitzenden Herrn Geheimrath Virchow, der von der Familie sehr verehrt wird, übergeben möchte, damit dieser dann eventuell in der von mir vorgeschlagenen Weise darüber verfügen kann.

Ich möchte bei der Gelegenheit erwähnen, dass überhaupt unsere Statuten manchmal Schwierigkeiten machen, woran sich ich etwas laborire. Obwohl wir nach unseren Statuten keine Bibliothek der Deutschen anthropologischen Gesellschaft haben können, wurde doch seit einiger Zeit auf Kosten der Gesellschaft die „Westdeutsche Zeitschrift“ gehalten, das einzige, was wir mit den Mitteln der Gesellschaft für Bücherschaffung geleistet haben. Aber was soll nun mit der Zeitschrift werden? Ich habe mich immer für berechtigt gehalten, die literarischen Zusendungen, welche ich als Generalsecretär und Redacteur des Correspondenzblattes und des Archivs für Anthropologie gelegentlich auch unter der Bezeichnung für die Deutsche anthropologische Gesellschaft zugesendet erhalten habe, über welche alle im Correspondenzblatt und Archiv in Besprechungen und im Jahresbericht referirt wird, als Recensions-Exemplare nicht für mich zu behalten — sondern dem für mich zunächst in Frage kommenden Zweigverein: der Münchener anthropologischen Gesellschaft zu übergeben. Bei der Westdeutschen Zeitschrift liegt das Verhältnis anders, es muss jedenfalls einmal darüber Beschluss gefasst werden, was mit ihr geschehen soll.

Ich habe, nachdem ich das Testament von Dr. Mies bekommen habe, folgendes Circular an die Vorstandsglieder: Waldeyer, Virchow, v. Andriaa und Weismann geendet.

Circular

an Herrn Geheimrath Waldeyer, an Herrn Geheimrath Virchow, Freiherrn von Andriaa, zurück an den Generalsecretär.

Herr Dr. Mies hat der Gesellschaft ein Legat von 10000 M. zur Begründung eines Preises für somatisch-anthropologische Untersuchungen vermacht. Die Bedingungen ergeben sich aus der beiliegenden Abschrift der betreffenden Stelle seines Testaments.

Ich denke, es steht nichts im Wege, diese Erbschaft für die Deutsche anthropologische Gesellschaft anzutreten und die Verwaltung seiner Zeit durch die Vorstandschafft zu führen. Juristisch steht der Annahme des Legates nichts im Wege, da ein Anstreiten der Testamentsbestimmung von Seite der anderen Erben ausgeschlossen erscheint.

Es wird vielleicht zweckmässig sein, den Generalsecretär und den Schatzmeister mit der Führung der betreffenden Verhandlungen mit den Erben zu betrauen. München, den 26. Juli 1899.

Der Generalsecretär J. Ranke.

Auf dieses Circular sind folgende Antworten eingelaufen:

Mit dem Vorschlage des Herrn Generalsecretärs einverstanden.

Berlin, den 28. Juli 1899.

Waldeyer.

Ebenso Weismann.

Ich stimme dafür, die Entscheidung der Generalversammlung zu überlassen.

Berlin, den 31. Juli 1899.

Virchow.

Nach Kenntnisaufnahme der mir zugesandeten Documente über die Stiftung des so früh verstorbenen Dr. Mies erkläre ich, dass es mir am zweckmäßigsten erscheint, wenn die Verwaltung dieser Stiftung, deren Annahme von Seiten der Gesellschaft doch wohl keinen Zweifel unterliegt, durch unsere Gesellschaft selbst besorgt wird, und zwar direct durch den Generalsecretär und den Schatzmeister. Die Ratifizierung eines in diesem Sinne erfolgenden Vorstandsbeschlusses wird wohl von der nächsten Jahresversammlung verlangt werden müssen.

Bad Piatyan (Curbötel), den 8. August 1899.

Andrian.

Der Vorsitzende Herr Waldeyer:

Ich frage, ob Jemand aus der Versammlung zu dieser für uns so sehr wichtigen Angelegenheit das Wort nehmen will, insbesondere einen Vorschlag zu machen hat?

Herr K. Virchow:

Ich möchte vorschlagen, heute keinen definitiven Beschluss zu fassen. Unzweifelhaft hat sich die ganze Rechtsfrage durch das bürgerliche Gesetzbuch geändert, es gebührt ein stark juristisch geschulter Geist dazu, um alle Einzelheiten davon zu übersehen. Ich meine, wir könnten die definitive Feststellung der nächsten Generalversammlung vorbehalten, jetzt aber vorgehen, wie proponirt ist.

Herr Dr. Fritsch:

Das bürgerliche Gesetzbuch beseitigt die Schwierigkeit, es bedarf nur Erlangung der juristischen Person nur mehr der Eintragung.

Der Vorsitzende Herr Waldeyer:

Es fragt sich, ob das auf eine Anwendung findet, da wir keinen bestimmten Wohnsitz haben. Wenn wir vor Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches die Auszahlung bewirken lassen, glaube ich, ist die Sache erledigt.

Der Generalsecretär Herr J. Ranke:

Ich glaube im Sinne der Vorstandschaft zu sprechen, wenn ich den Vorschlag mache, dass die Versammlung mit Dank dieses Legat annimmt, um es im Sinne des Verbleibenden zu verwalten; dass aber die definitive Bestimmung, wie die Sache im Einzelnen gemacht werden soll, der nächsten Generalversammlung vorbehalten wird. Der Vorsitzende, der Schatzmeister und der Generalsecretär werden zu beauftragen sein, die definitive Verhandlung mit dem Bruder des Erblässers zu führen.

Der Vorsitzende Herr Waldeyer:

Wenn Niemand weiter das Wort wünscht, stelle ich den Antrag des Herrn Generalsecretärs zur Abstimmung und frage, ob die Herren einverstanden sind? Es erhebt sich kein Widerspruch, ich darf also annehmen, dass die Generalversammlung einverstanden ist mit dem Vorschlage des Generalsecretärs, dass wir das Legat dankend annehmen, den Vorsitzenden, den Schatzmeister und den Generalsecretär mit den Verhandlungen betrauen und der nächsten Generalversammlung die Ausführungsbestimmungen über die Verwendung des Legates im Sinne des Erblässers vorbehalten.

Der Antrag ist einstimmig angenommen.

Herr Virchow:

Die bevorstehende Gedächtnissfeier für Paulus Diaconus.

Vielleicht werden die heutigen Mitglieder schon Kenntniss davon haben, dass im September in der uns nach alter historischer Ueberlieferung theuren Stadt Cividale del Friuli ein Fest begangen werden wird, welches zahlreiche Erinnerungen der deutschen Wanderzeit in sich vereinigt, ich meine das Erinnerungsfest an den berühmten Paulus Diaconus. Vielleicht erinneren Sie sich nicht sicher der Vorgänge, welche seiner Zeit stattfanden, als die Langobarden, nachdem sie ihr altes Vaterland an der unteren Elbe verlassen hatten und nahezu zwei Jahrhunderte auf wunderbaren Zügen durch Nord- und Ostdeutschland über die Grenzen des heutigen Deutschlands hinaus hin- und hergewandert waren und mancherlei Völkereinfälle geschlagen hatten, endlich eine kurze Rast machten in dem Theile von Ungarn, der damals Pannonien hieß. Das ist ein geräumiges Gebiet, welches nach des heutigen Ungarns umfasst, was innerhalb des rechten Winkels, den die Donau hier bildet, nachdem sie die deutschen Lande verlassen hat, gegen Westen liegt, das hieß damals Pannonien. Die Geschiebe von Italien und zwar vorzugsweise von Oberitalien waren bis dahin vorzugsweise durch die Gothen bestimmt worden, indess waren durch die Kämpfe mit den Byzantinern die gothischen Streitkräfte sehr geschwächt worden. Es drohte allgemeine Anarchie. Unter diesen Umständen scheint im Kriegsrath der Langobarden die Ueberzeugung durchgedrungen an sein, dass der Zeitpunkt gekommen sei, wo sie mit Leichtigkeit des Landes sich bemächtigen und da neue Wohnsitze aufsuchen könnten. So geschah es, dass im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Streitmacht der Langobarden von Pannonien aus die italienische Grenze überschritt. Dies geschah im Jahre 568 unter König Alboin.

Ich habe bei der außerordentlichen Wichtigkeit, die dieser Hergang hatte, im Jahre 1868 eine Specialreise unternommen, um dem Zuge gewissermaßen nachzugehen und die Stationen festzustellen, auf denen man geruht hatte. Ich kam in der Ueberzeugung, dass der Einbruch geschahen sein muss auf dem Wege, den heutzutage die Strasse über den Pass des Predil nimmt und dass die Bewegung von da aus in's Thal des Isonzo heruntergegangen ist, dem folgend die Langobarden über die Grenze des italienischen Landes in das römische Gebiet kamen. Ich will Sie nicht durch Details ermüden, meine ausführlichen Berichte stehen in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Bd. XX, S. 500 ff., XXI, S. 374 ff.). Aber für den heutigen Fall ist es einigermaßen von Wichtigkeit, dass Sie über die Hauptachsen unterrichtet sind.

An der Grenze gegen Italien liegt ein mächtig hoher Bergzug, aus dem eine vorzugsweise starke Erhebung sich herauslost, die jetzt Monte Maggiore genannt wird; diese entpricht ziemlich genau der Beschreibung, die Paulus Diaconus hinterlassen hat in seinem Geschichtswerke (Historia Langobardorum). Er erzählt, dass Alboin, der König der Langobarden, an der Grenze einen Berg bestiegen habe, von dem die nachher den Mons regius genannt habe und der die Aussicht über das ganze gothische Stück von Norditalien gestattet, und dass der König sich entschieden habe, von dort den Einbruch zu wagen. Gerade unterhalb dieses Berges liegt die heutige Stadt Cividale, an der

Stelle, wo ein reisender Fluss, der Nativone, durch eine tiefe Felschlucht in die norditalische Ebene vorbricht. Hier begann das Gebiet von Aquileja.
(Pause.)

Da Ihre Königliche Hoheit, die Prinzessin Theresia von Bayern, inzwischen erschienen ist, gestalten Sie, dass ich mit einem kleinen Rückblicke fortfahre.

Es handelt sich um eine Angelegenheit, an der unsere deutsche Gesellschaft speciell interessiert ist, da die Möglichkeit geboten wird, alte landsmannschaftliche Beziehungen wieder aufzunehmen, welche seit 13 Jahrhunderten geruht haben. In Friaul, unmittelbar an der Grenze, die gegenwärtig zwischen dem Königreiche Italien und Oesterreich besteht, liegt die alte Stadt Cividale, die eben damit beschäftigt ist, einen grossen Festtag zu begeben zur Erinnerung an den Geschichtsschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus. Er war ein kleiner Junge, als die römische Stadt Forum Julii, das jetzige Cividale, von den Langobarden eingenommen wurde. Er hat dann in äströmischer Zeit seine jugendliche Entwicklung dabelbst durchgemacht. Nachdem er eine priesterliche Stellung erreicht hatte, woher sein Beiname Diaconus gekommen ist, hat er das grosse Geschichtswerk verfasst, auf welchem unsere Kenntniss von den Zuständen unserer damals eben ausgewanderten Landsleute beruht, eines der wichtigsten Documente, welches überhaupt aus jener Zeit hinterlassen worden ist. Nun hatte ich eben erwähnt, dass ich selbst vor etwa acht Jahren uns allerlei Specialgründen den praktischen Versuch gemacht habe, den Weg festzustellen, auf dem die Langobarden in Italien eingewandert sind, und dass ich dabei zu der Ueberzeugung gekommen bin, dass dieser Weg von alten Pannonien an, welches ungefahr dem heutigen Kärnten und Krain entspricht, über den Predil-Pass in's Isontalthal gegangen ist und in demselben öwärts bis an eine Stelle, wo, wie Paulus Diaconus schreibt, der König Alboin einen hohen Berg bestieg, der von dieser Zeit an der Königberg genannt wurde. Von da aus überblickte er die grosse Ebene, die jetzt Friaul (von Forum Julii) genannt wird und die gerade hier weit nach Osten und Norden heraufgreift; es ist die Stelle, wo die Pontebbä-Eisenbahn von Villach nach Udine hinführt. Hier kommen grosse Flussläufe aus dem Gebirge herunter und hier beginnt die grosse fruchtbare Ebene, welche jetzt die lombardische genannt wird. Sie erregte selbst das Interesse unserer langobardischen Landleute. Sie waren ursprünglich aus dem fruchtbareren Bardengau mit der Stadt Bardowick, unserem jetzigen Zuckerlande, welches die Rivalität der Nachbarn und selbst der Völker jenseits des Oceans durch seine Production wach erhält. In Italien fanden die Langobarden ein mehr als entsprechendes, gut gelegenes Land, und an der Stelle, wohin jetzt die Stadt Cividale ihre gastliche Einladung erlassen hat, fanden sie auch schon eine blühende Stadt: es war eine römische Gründung, Forum Julii. Jedem Deutschen, der einmal nach Italien reist, kann ich empfehlen, hier Halt zu machen und diese Stadt zu mustern. Es finden sich dort zahlreiche Momente aus der Geschichte der Langobarden, auch herrliche Bauwerke und kunstvolle Alterthümer. Die Museen Italiens sind jetzt eifrig beschäftigt, ähnliche Schätze zu sammeln. Noch vor wenigen Decennien wusste man wenig von langobardischen Alterthümern; jetzt ist überall der Localpatriotismus erwacht, und zwar wesentlich, nachdem man an verschiedenen Orten bei Aufgrabungen Waffen, Schmuckgegenstände u. A. gefunden

hat. Auch in Cividale war dies der Fall: im Innern der Stadt, mitten auf dem Markte, der Piazza Paolo Diacono, ist man auf Reste gestossen, die bis auf die Zeit des Paulus Diaconus, wie man dort annimmt, bis auf den ersten Langobarden-Herzog Gisulf zurückzuführen sind. So begriff es sich, dass man im Angelegenheit damit beschäftigt ist, eine solenne Feier zu begeben. Einladungen dazu sind schon vor längerer Zeit ergangen. Da wir selbst in diesem, an Festen und Congressen so reichen Jahre nicht die Reise ausführen können, so proponirt Ihnen der Vorstand, dahin ein Telegramm zu senden, um unseren Gefühlen für die alte landsmannschaftliche Verwandtschaft einen warmen Ausdruck zu geben. Das Telegramm soll lauten:

Comitato per il Monumento di Paulus
Diaconus.

Cividale Friauli.

Deutscher anthropologischer Congress sendet warme Glückwünsche an das Comité. Alte Erinnerungen an die langobardischen Auswanderer sind in uns lebendig. Mögen stets freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Friaul und dem alten Vaterlande bestehen bleiben.

Der Vorstand der Deutschen anthropologischen Gesellschaft: Waldayer, Baron Andrian, Rudolf Virchow, Johannes Ranke, Weismann.

Die Gesellschaft stimmt freudig zu.

(Schluss der I. Geschäftssitzung.)

II. Geschäftssitzung.

Donnerstag, den 7. September, Vormittags 8-9 Uhr.

Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Warburg:

Die zweite Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft ist hiemit eröffnet.

Herr Sökeland erstattet den Bericht der Revisioncommission. Es folgt die Entlassung des Herrn Schützmeisters und Vorlage des Etat, s. oben S. 178.

Ort und Zeit der XXXI. Generalversammlung.

Der Generalsecretär Herr J. Ranke:

Es ist bei der Bestimmung der Orte für die Congresse der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Gebrauch, zwischen dem Norden, dem Süden und der Mitte unseres deutschen Vaterlandes abzuwechseln. Wir waren nun schon sehr lange nicht mehr im eigentlichen Mitteldeutschland; wir haben ja eine sehr schöne und vortreffliche Zusammenkunft in Jena gehabt, die aber schon beinahe ein Menschenalter hinter uns liegt. Deshalb war die Vorstandschafft sehr erfreut, aus diesem gesegneten, und zwar nicht bloss durch die Natur, sondern auch durch die Vorgeschichte gesegneten, Gauen wieder eine Einladung zu erhalten. Ich kann der Gesellschaft die Mittheilung machen, dass wir eine sehr freundliche Einladung von Halle a. S. erhalten haben. Unser hochverehrter Collega und Freund Dr. Förtsch, welcher uns diese Einladung vermittelte, wird gewiss dort auch die Geschäfte für uns in munterster Weise führen.

Ich möchte noch erwähnen, dass auch ein anderer Ort in Vorschlag gekommen war, Metz. Auch dort sind schon Beziehungen angeknüpft worden, welche hoffen lassen, dass wir vielleicht in einem der nächsten Jahre dort eine Versammlung werden abhalten können.

Ich möchte auch noch daran erinnern, dass durch die neueren Untersuchungen von Dr. Köhl auch Werra in den Vordergrund unseres Interesses getreten ist. Als wir in Speyer waren, haben wir eine Einladung von Seiten des Herrn Bürgermeisters von Worms erhalten, doch recht bald in einem der folgenden Jahre einen Congress dort abzuhalten. Ich denke, Worms wird auf diese Weise uns sehr nahe gelegt und ich würde sehr glücklich sein, wenn die Gesellschaft mich beauftragen würde, die dort angeknüpften Verbindungen gelegentlich weiter zu pflegen.

Herr Major a. D. Dr. Förtsch-Halle:

Die Stadt Halle wird es sich zur höchsten Ehre rechnen, diese hohe Gesellschaft in ihren Mauern zu beherbergen.

Der Herr Oberbürgermeister unserer Stadt hat mich beauftragt, dem hier Ausdruck zu geben.

Zunächst, unsere Versammlung zu fördern, habe ich nicht nur von zahlreichen Mitbürgern, von Dozenten unserer Hochschule und aus der Umgebung von Halle, sondern auch aus den benachbarten thüringischen Staaten und Anhalt erhalten.

Wenn auch die Umgebung unserer anstrengenden Stadt, was landschaftliche Schönheiten anbetrifft, Linden nicht gleichkommen kann, so fehlt es ihr doch nicht an Reiz, und die tief eingeschnittene Saale verleiht der Gegend ein eigenartiges Gepräge.

An Punkten, die für die Anthropologie von Bedeutung sind, fehlt es nicht, und ist die Verbindung nach allen Seiten hin eine so günstige, dass derartige Plätze unter Drangabe nur weniger Stunden besucht werden können.

Hoffentlich genügen meine Kräfte für die Geschäftsleitung und darf ich Sie im nächsten Jahre in Halle, im Herzen Deutschlands, willkommen heißen.

Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg:

Ich bitte die Versammlung, sich durch Acclamation über die Einladung der Stadt Halle und die Wahl des Herrn Major Dr. Förtsch als Geschäftsführer der XXXI. allgemeinen Versammlung auszusprechen. (Lebhafte Beifall.) Die Herren sind einverstanden, Halle ist als Congressort für 1900 und Herr Dr. Förtsch als Localgeschäftsführer gewählt.

Als Zeitpunkt wird wie in den Vorjahren, wenn möglich, Anfang des August 1900 in's Auge gefasst. Die nähere Zeitbestimmung bitte ich der Vorstandschaft zu überlassen. (Wird angenommen.)

Neuwahl der Vorstandschaft einschließlich des Generalsecretärs und Schatzmeisters.

Herr Dr. Andree-Braunschweig:

Sie wissen, es ist bei uns Sitte geworden, wenn es auch nicht durch Gesetze und Statuten festgestellt, bei

der Vorstandswahl einen gewissen Turnus unter denjenigen Herren einzuhalten, welche bisher unsere Gesellschaft geleitet haben. Da nach diesem Turnus auf Herrn Geheimrath Waldeyer, der bisher mit feierlicher Hand unser Präsidium führte, amnächst Freiherr von Andrian folgen würde, so würde dessen Wahl für uns amnächst gelegen und auf keinen Widerstand gestossen sein; denn Sie kennen die Verdienste dieses Herrn und wissen, dass wir es namentlich ihm zu verdanken haben, dass die Vereinigung mit unseren österreichischen Genossen, der Wiener Gesellschaft, so Stande gekommen ist. Wie mir aus guter Quelle berichtet worden ist, hat aber Herr von Andrian von vornherein es vorgesehn, auf eine etwa auf ihn fallende Wahl für 1900 zu verzichten. In diesem Falle mussten wir den Wunsch des Herrn Barons achten und von seiner Wahl zum Vorsitzenden für das nächste Jahr absehen. Es blieben uns also, wenn wir auf die alten Mitglieder zurückgreifen wollten, die Herren Waldeyer und Virchow. Herr Geheimrath Waldeyer wird jetzt auch seine Stellung niederlegen und es möchte ich Ihnen vorschlagen, das 20. Jahrhundert unter der Aegide und dem Präsidium Herrn Geheimraths Virchow zu eröffnen; er ist es, der an der Wiege der Gesellschaft gestanden, der sie durch so viele Stürme hindurchgeführt hat, der unserer Sache einen Namen durch ganz Europa und darüber hinaus verschafft hat. Ich möchte also vorschlagen, für's nächste Jahr Herrn Geheimrath Virchow zum Vorsitzenden zu wählen und als Stellvertreter die Herren Waldeyer und von Andrian.

Der Vorsitzende Freiherr von Andrian-Werburg:

Wenn kein Widerspruch erfolgt, nehme ich an, dass der Wahlvorschlag einstimmig angenommen ist. Dies ist der Fall. Ich spreche für den neugewählten Vorstand den Dank und die Ueberzeugung aus, dass die Wahl des Herrn Geheimraths Virchow von grosser Bedeutung sein wird.

Nach den Statuten hat nun die Neuwahl des Generalsecretärs und Schatzmeisters zu erfolgen. Der Vorstand erlaubt sich, Ihnen vorzuschlagen, die Herren J. Ranke und J. Weismann wieder zu bestätigen, da es keinem Zweifel unterliegen kann, dass wir gerade diesen beiden Herren das Aufblühen der Gesellschaft zu verdanken haben.

(Die Wiederwahl erfolgt per Acclamation.)

Der Generalsecretär Herr J. Ranke:

In meinem und des Herrn Schatzmeisters Namen danke ich für das uns ausgedrückte Vertrauen.

(Schluss der II. Geschäftssitzung.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.
Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 7. Februar 1900.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXXI. Jahrgang

1900.

Herausgirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München

Generalsecretär der Gesellschaft.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1901.

Inhalt des XXXI. Jahrganges 1900.

		Seite
Nr. 1.	Kollmann, Dr. Professor, Die angeblich Entstehung neuer Rassentypen	1
	Lochner, Freiherr von, Prähistorisches aus Lindau und Umgebung	5
	Eine neue anthropologische Professur in Deutschland	8
	Jagor, Dr. F. †	8
Nr. 2.	Mestorf, J., Nachklänge zum Ländener Congress	9
	Reinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. III. Die südöstlichen Grenzgebiete der neolithischen bandverzierten Keramik	10
	Literaturbesprechungen	16
Nr. 3.	Kramberger, Professor Dr. Gorjanović, Neus paläolithische Fundstelle Trojanović, Professor Dr. Sima, Die Trepanation bei den Serben	17
	Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein	23
	Literaturbesprechungen	24
	Eine neue anthropologische Professur	24
Nr. 4.	Reinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. IV. Zur Chronologie der jüngeren Bronzezeit und der älteren Abschnitte der Hallstattzeit in Süd- und Norddeutschland	25
	Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig	30
	Literaturbesprechungen	31
Nr. 5.	Einladung zur XXXI. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S. Reinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. V. Die figuralen Metallarbeiten des vorrömischen Eisentalers und ihre Zeitstellung	33
	Fraas, Professor Dr. E., Ueber die Markhöhle im Humerus von Elephas	34
	Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig	38
	Literaturbesprechungen	39
	Kleine Mittheilungen	40
Nr. 6.	Schlösser, Max, Die Ausgrabungen im Dürrloch bei Schwaighausen nordwestlich von Regensburg Schlösser, Max, Cricetus phaeus fossil bei Velburg	41
	Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig (Schluss)	46
	Gemeinsame Sitzung der Münchener geographischen und anthropologischen Gesellschaft	47
	Literaturbesprechungen	48
Nr. 7.	Schmaedel, Jos. Ritter von, Ueber Lichtwirkung auf den menschlichen Körper mit Rücksicht auf die Kleidung	49
	Tröltzsch, Major a. D. von, Pfahlbauten bei Lindau und Bregenz	53
	Forrer, Dr. R., Zur Geschichte der Bleiglasur	54
	Wateff, Anthropologische Beobachtungen in den Schulen Bulgariens	54
	Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart	54
	Literaturbesprechungen	56
	72. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Aachen	56
Nr. 8.	Schmidt-Petersen, Kr.-Phys. Dr., Eine Spur des Menschen aus dem Diluvium Schleswig- Holsteins	57
	Schmidt-Petersen, Kr.-Phys. Dr., Aus einem Urnenfriedhofe der Bronzezeit (Schleswig-Holstein)	58
	Netolitzky, Dr. Fritz, Untersuchung menschlicher Excremente aus Pfahlbauten der Schweiz	59
	Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Schluss)	61
	Naturforschende Gesellschaft in Danzig	63
	Literaturbesprechungen	65

	Seite
Erste Sitzung.	
Virchow, R., Eröffnungsrede	69
Begrüßungsvorrede: Eisenlandirectoren-Präsident Seydel, Oberbürgermeister Stände, Professor Dr. Fritsch, Professor Dr. Freherer von Fritsch, Professor Dr. Lindner, Professor Dr. Bernstein, Sanitätsrath Filits, Professor Dr. Kirchhoff, Generalleutnantz, D. von Ziegner, Professor Dr. Gustav Hertsberg	74
Försch, Major Dr., Begrüßung und Vortrag: Ueber die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz Sachsen	77
Virchow, R., Telegramme	80
Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	81
Virchow, R., Ueber die Erkrankung des Schatzmeisters Herrn Weismann	91
Birkner, Dr. F., Erstattung des Rechenschaftsberichtes	92
Virchow, R., Wahl des Rechnungsabschlusses	92
Henning, Professor Dr., Bericht über die letzten Straßburger Ausgrabungen und über die neue archäologische Bewegung in Deutschland. Dazu Virchow	96
Andrian-Werburg, Freiherr von, Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker	98
Dazu Dr. Försch, Major	98
Zweite Sitzung.	
Virchow, R., Geschäftliches, Begrüßungstelegramm	99
von Fritsch, Ueber Taubach und andere Thüringer Fundstätten ältester Spuren und Reste des Menschen. Dazu Virchow, Götze, von Fritsch	99
Weismann, Johannes †	100
Nr. 10. Brandes, Dr. G., Ueber eine Ursache des Ansterbens einiger dinalier Säugethiere	103
Dazu Much, Lehmann-Nitsche, Brandes	107
Lehmann-Nitsche, Ueber den fossilen Menschen der Pampaformation. Dazu Virchow	109
Virchow, R., Ueber das Auftreten der Slaven in Deutschland	113
Dazu Andree, Montelius, Henning, Voss, Virchow	115
Lehmann-Nitsche, Demonstration von Resten des Grypotherium	115
Höfer, Dr. F., Ueber drei neue Hanturarten und über Hanturtypen	118
Dazu Montelius, Höfer	118
Hertsberg, G., Die Hallonen in Halle a. S.	118
Meisner, Dr., Scherben mit Fingereindrücken. Dazu Kollmann, Sökeland, Much	120
Dritte Sitzung.	
Birkner, Dr. Ferdinand, Die Untersuchung der Kaisergräber im Dome zu Speyer im August und September 1900	122
Geschäftliches: 1. Entlassung des Schatzmeisters (H. V. F. Birkner):	122
Dazu Virchow, Sökeland, Virchow	122
2. Wahl des Ortes und der Zeit für die XXXII. allgemeine Versammlung 1901:	122
Dazu Virchow, Ranke, Virchow	122
3. Feststellung des Etats pro 1900/1901, dazu Anträge Voss:	123
Dazu Ranke, Virchow, Försch, Brecht, Virchow, Ranke, Voss	129
Nr. 11 n. 12. 4. Wahl der Vorstandschaft: Dazu Virchow, Sökeland, Virchow	129
Virchow, R., Der Fund einer mit geschlagnen Feuersteinen gefüllten Meeruschel bei Braunschweig Schmid-Mounard, Ueber den Werth von Körpermassen zur Beurtheilung des Körperzustandes von Kindern	180
Götze, A., Die Eintheilung der neolithischen Periode in Mitteleuropa	183
Alsborg, Dr. med. Moritz, Die protoplasmatische Bewegung der Nervenfortsätze in ihren Beziehungen zum Schlaf	187
Köbl, Dr., Neolithische und frühmetallzeitliche Gräberfunde bei Worms	187
Montelius, Professor Dr., Ueber das erste Auftreten des Eisens	142
Beltz, Dr. Robert, Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg	144
Fraund, Dr., Ein Fallstuhl aus der älteren Bronzezeit	144
Klantsch, H., Der kurze Kopf des Musculus biceps femoris und seine morphologische Bedeutung	149
Dazu Virchow	150
Eieler, Dr. F., Ueber die Herkunft und Entstehungursache des Musculus sternalis	154
Dazu Virchow, Eisler	154
Rambau, E., Ueber messerartige und hammerartige Steine	164
Virchow, R., von Fritsch, Schlussreden	164
Rednerliste — Tagesordnung der XXXI. allgemeinen Versammlung	165
Verzeichniß der 158 Theilnehmer	166
Allgemeiner Verlauf der XXXI. allgemeinen Versammlung	167
Rechnungsabschluss für die XXXI. allgemeine Versammlung	168
Die der XXXI. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften	168

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang. Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Die angebliche Entstehung neuer Rassentypen. Von Professor Dr. Kollmann-Basel. — Prähistorisches aus Lindau und Umgebung. Von Freiherr von Lochner-Lindau. — Eine neue anthropologische Professur in Deutschland. — Dr. F. Jagor †

Die angebliche Entstehung neuer Rassentypen.

Von Herrn Professor Dr. Kollmann-Basel.

(Angeführte Discussionsbemerkung zu dem Vortrage des Herrn G. Fritsch-Berlin: „Ueber die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Aegyptens.“ Lindauer Congress 1899, III. Sitzung, S. 133.)

In den Betrachtungen des Herrn Collegen Fritsch sind so fundamentale Fragen aufgeworfen, dass ich mir erlauben möchte, ein paar Bemerkungen dazu zu machen. Es wird nicht möglich sein, auf Alles einzugehen, aber Einiges lässt sich kurz andeuten. Er hat uns Anatomen etwas schlecht behandelt, mit dem Vorwurf, dass wir früher gar nicht verglichen hätten. Ich will nicht versuchen, ihn in ausführlicher Weise jetzt zu widerlegen, ich will nur erwidern, dass die ganze Anatomie allmählich dahin gekommen ist, die Merkmale normaler Menschen festzustellen. Das lässt sich aber nur durch Vergleichung erreichen. Auf diesem Wege wurde schon vor mehr als 800 Jahren entdeckt, dass die Länge des menschlichen Körpers zwischen sechs- und neunköpfigen in Europa und sogar mitten in Deutschland schwanken könne.

Der zweite Punkt von fundamentaler Wichtigkeit betrifft die Entstehung neuer Typen. Man darf wohl erwarten, dass Herr College Fritsch in seiner definitiven Publication die Beweise bringt, vorderhand haben wir nur seine wissenschaftliche Überzeugung, die er hier ausgesprochen hat; ihr stehen aber die Erfahrungen von Herrn Boas gegenüber, unseres Freundes in Nordamerika, der genaue Untersuchungen über die Vermischung der Rassen gemacht hat. Er hat die Mischprodukte zwischen Indianern und Europäern untersucht und gefunden, dass kein neuer Typus sich bildet. — Es entstehen Kreuzungen, aber es entsteht kein neuer Typus.

In Amerika ist neben der Indianerrasse die weisse Rasse der Europäer und die schwarze Rasse der Neger

zu angedeuter Kreuzung gelangt. Es sind eine Menge Mischlinge entstanden, deren Herkunft mit genügender Sicherheit festgestellt werden kann. Die meisten Anthropologen dürften wohl zur Annahme hineingen, dass durch die Kreuzung schliesslich unzufällig neue Rassen entstehen. Boas hat aber die Fruchtbarkeit der Familien, die Körperhöhe, die Länge des Schädels und die Proportionen des Gesichtes berücksichtigt, ferner das Wachsen der Indianerkinder mit dem der Halbblutkinder verglichen, Boas hat jedoch keinen neuen Typus nachweisen können, der unter dem Einflusse der Kreuzung entstanden wäre.¹⁾

Die Stellung Boas zu dieser Frage und meine eigenen Angaben werden wesentlich gefestigt durch eine Umschau auf dem europäischen Continent. Seit die durch R. Virchow durchgeführte Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut veröffentlicht ist, ebenso jene aus Oesterreich von Schimmer, aus der Schweiz von mir, aus Belgien von Herrn van der Kindere n. s. w. ist der Mythos wohl für immer beseitigt, als ob durch Kreuzung neue Typen entstehen. Die Brünetten und die blonden Kaukasier sind in ihren Eigenschaften recht verschieden und haben sich seit vielen Jahrhunderten getrennt, aber nirgends ist dadurch ein neuer Typus entstanden. Ich ziehe also aus den angeführten Gründen den Typen, die angeblich in Unterägypten und noch dazu in ein paar Jahrzehnten entstanden sein sollen, recht skeptisch gegenüber.

Besüglich der dritten Frage von fundamentaler Bedeutung, die Herr College Fritsch angeschnitten hat: ob der Mensch sich ändert oder nicht, ob eine Persistenz der Typen existirt oder nicht, erlaube ich

¹⁾ Boas Franz, The Half-blood Indian, An anthropometric study. Popular Science Monthly, October 1894.

Boas Franz, Zur Anthropologie der nordamerikanischen Indianer. Zeitschrift für Ethnologie. Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. Mai 1895, S. 367, mit 14 Currentafeln.

mit folgende Bemerkungen. Ich unterscheide sehr genau zwischen morphologischer Persistenz und fluctuierenden Eigenschaften. Die morphologischen Eigenschaften, welche die Gestalt des Menschen bedingen, z. B. die Form des Schädels, des Gesichtes, des Beckens oder der Gelenke, die für die menschliche Gestalt absolut charakteristisch sind, oder die Muskeln, wie die Schenkelmuskeln haben sich niemals geändert. Noch kein Anatom hat darüber sicheres oder Entscheidendes beigetragen. Auch in den Mittheilungen des Herrn Collegen Fritsch habe ich von keiner einzigen Thatsache gehört, welche für irgend eine Veränderung dieser morphologischen Eigenschaften des Menschen bei Bildung des von ihm vermutheten neuen Typus in Aegypten sprechen würde. Der Mensch erfährt unter verschiedenen Klimaten und Einflüssen allerdings Veränderungen, wie dies z. B. Livi⁹⁾ in einer Reihe von Arbeiten für einzelne Gebiete Italiens und für einzelne Berufsarten dieselbst nachgewiesen hat, er wird durch schlechte Lebenslage kleiner und elender, aber morphologisch bleibt der Italiener nicht geändert, es ändert sich weder die Farbe der Augen, der Haar und der Haut, noch die Form des Gesichtes, noch die Mechanik ihrer Muskeln, weil die Mechanik ihrer Gelenke die nämliche bleibt. Individuen können dick werden, Fett ansetzen, physiologische Änderungen eingetragener Art erfahren, sich der Kälte des Nordens und der Hitze des Südens adaptiren, aber Knochen, Muskeln, die Gestalt und die Eigenschaften, welche ihnen als Vertreter einer Varietät eigen sind, werden nicht verändert, sind seit dem Diluvium nicht verändert worden. Das lehrt dem Anatomen jeder Menschenknochen, die er darauf hin untersucht. Die beständig wiederkehrende Behauptung, dass Individuen wie Rassen sich unter dem Einflusse des Milieu ändern, dass also unter unseren Augen immer neue Varietäten und Typen entstehen, ist auf zwei Erscheinungen zurückzuführen, die falsch geteilt werden. Die erste Erscheinung ist der Fortschritt der Cultur, wodurch neue Lebensbedingungen, neue Formen der menschlichen Gesellschaft, neue Bildung, Bildungsmittel, Kunst und Technik entstehen und damit gewaltige Umwälzungen des socialen Lebens in Form von neuen Culturstufen und sehr oft von neuen Völkern vor unseren Augen auftreten und seit historischer Zeit hervorgetreten sind. Den neuen, erhöhten Zustand der Cultur betrachtet man als eine Vervollkommnung nicht allein der geistigen und socialen Sphäre einer Nation, sondern auch der physischen oder morphologischen Eigenschaften des Menschen. Dies letztere ist aber falsch. Der Leib, insofern er durch die morphologischen Eigenschaften der Rasse an der Varietät bedingt ist, erfährt nicht die allergeringsten Abänderungen. Der Europäer bleibt immer derselbe. Ueber die Lang- und Kurzshädel, die langen und kurzen Nasen, die blonden und brünnlichen sind wir noch immer nicht hinausgekommen. Selbst die höchste Culturstufe ändert daran gar nichts.

Die zweite Erscheinung, die von den meisten Anthropologen in ihrer Wirkung überschätzt und falsch beurtheilt wird und die in der Discussion über die

⁹⁾ Livi R., *Antropometria militare*. 2 Theile, Roma 1896, 4^e. Mit einem Atlas der anthropologischen Geographie von Italien.

Livi R., *Dello sviluppo del Corpo in rapporto colla professione e colla condizionale sociale*. Roma 1897, 8^e. Enrico Voglia. In dem ersten Werke ist die Literatur in ausgedehnter Weise herangezogen.

Vererbung eine so verwirrende Rolle spielt, ist das Auftreten der sogenannten fluctuierenden Merkmale. Sie bestehen in einer grossen Zahl wichtiger Veränderungen, die in den Functionen der Organe, auch theilweise in der äusseren Erscheinung der Individuen, des Menschen wie der Thiere und Pflanzen durch das Milieu hervorgerufen werden. Zu den fluctuierenden Merkmalen gehört die Zunahme des Fettes, der Muscularität und der Körperhöhe bei Individuen und ganzen Bevölkerungsgelassen unter dem Einflusse besserer Lebensverhältnisse und der Abnahme dieser Eigenschaften unter dem Einflusse schlechter Ernährung. Durch die Statistik in den Rekrutirungslisten sind diese Änderungen wie jene des Umfanges des Brustkorbes, seine Abnahme durch die Arbeit in den Fabriken und seine Zunahme bei der Arbeit im Freien unablasse Male nachgewiesen und Niemand kann das Gewicht dieser weitreichenden und unangenehmen Untersuchungen bestreiten. Aber durch diese Einflüsse entstehen keine neuen Varietäten. In den nächsten Generationen können die Vorfälle, welche durch günstige Einflüsse hervorgerufen wurden, wieder verschwinden, ganze Bevölkerungskreise können degeneriren, wenn die Lebensverhältnisse sich verschlechtern und ebenso kann wieder innerhalb desselben Gebietes das Umgekehrte eintreten, aber alle Merkmale, die man unter diesen Umständen an einzelnen Individuen und ganzen Bevölkerungsgelassen wahrnimmt, sind flüchtig.

Diese Merkmale sind äusserlich, lassen sich mit Händen greifen, successen durch Generationen hindurch statistisch verfolgen. Andere sind zwar auch der Beobachtung zugänglich, aber sie lassen sich nicht in derselben Weise im Einzelnen feststellen. Es sind dies die physiologischen oder functionellen Merkmale. Sie bestehen in der Angewöhnung der Organe an bestimmte äussere Bedingungen, z. B. des Klimas. Von der Thatsache der blonden und der brünnlichen Varietät Europas ist Folgendes in dieser Hinsicht erkannt worden. Die beiden Varietäten haben sich seit der Zeit ihrer Einwanderung an das europäische Klima gewöhnt, d. h. physiologisch adaptirt und können das Klima des Tropengürtels nur unvollkommen ertragen. Das Umgekehrte ist bei den Bewohnern der Tropen eingetreten, sie haben sich für die Hitze des Südens adaptirt und verkümmern im Norden. Die wichtige Frage der Acclimatisation, die in den letzten Jahren brennend geworden ist und auf internationalen Congressen wiederholt erörtert wurde, ist in mancher Hinsicht invariablen grosser Gebiete aufgeklärt worden. Es sind eine Menge Beobachtungen bekannt geworden, welche zeigen, dass diese, durch Jahrtausende fest inhärenten physiologischen Eigenschaften sehr schwer zu ändern sind. So sehr aber auch die Acclimatisation die physiologische Natur des Individuums beeinflusst, die morphologischen Merkmale sind nicht geändert worden. Die in Amerika eingeführten Neger heissen dort dieselben prognathen, wohlhabenden Nigrither, sie wie in Africa besonnen, dieselbe ist mit dem Weissen in Amerika der Fall, sie ändern sich nicht in Bothhöhe mm, obwohl sie den Einwirkungen des südliehen Klimas seit Jahrhunderten ausgesetzt sind. Die functionellen Änderungen, die ich zu den fluctuierenden Merkmalen der Rassen reehne, alteriren die morphologischen Merkmale eines Individuums nicht im Geringsten. Aber dies ist noch wenig berücksichtigt worden, obwohl berufene Forscher wie Nott und Gliddon, Broca u. A. Beweise auf Beweise beigebringt haben. Unter solchen Umständen ist leicht an

verstehen, dass bei der Discussion über die Vererbung der sogenannten fluctuirenden Merkmale, den vererbenden Veränderungen durch das Klima, der Nahrung, kurz durch das Milieu ein viel zu grosser Einfluss angeschrieben wird. Ich wiederhole aus diesem Grunde, dass diese fluctuirenden Merkmale bisher nicht im Stande gewesen sind, Veränderungen hervorzarufen, die dauernd sind. Um an einigen weiteren Beispielen dies zu zeigen, erinnere ich an pathologische und an abnorme Bildungen. Die Tuberculose ist eine sehr weit verbreitete Krankheit; die Disposition hierzu vererbt sich durch Generationen, aber die Europäer bleiben immer Europäer, die Inden immer Inden, die Neger immer Neger. Die Kurzsichtigkeit (Myopie), wie die Farbenblindheit (Daltonismus) vererben sich durch Generationen; bei der ersten dieser erworbenen Krankheit ist es freilich auch nur die Disposition, die sich vererbt, die Krankheit tritt erst bei Nahrung, mit einer gewissen Regelmässigkeit auf und doch sind diese Eigenschaften fluctuirend, denn sie können wie die Tuberculose unter dem Einflusse günstiger Verhältnisse eliminirt werden. Es ist noch keine tuberculöse, keine myopische, keine farbenblinde Menschenrasse entstanden, es wird auch niemals aus diesen fluctuirenden Merkmalen eine solche entstehen. Es lassen sich die Gründe im Einzelnen nicht weiter aufzählen, aber die Thatsache liegt auf der Hand und das ist für unsere Betrachtung zunächst genügend.

Die abnormen Merkmale eignen sich besonders gut, um das Wesen der fluctuirenden Eigenschaften des Menschen im Gegensatz zu den morphologischen darzulegen. Hypertrophie, Verengung der Finger und Zehen tritt oft auf, diese Abnormität kann sich durch Generationen vererben.

Aber es entsteht keine sechsblindige Varietät des Menschengeschlechtes; die Abnormität wird nach wenigen Generationen von der Natur unterdrückt, sie bleibt trotz mannigfacher Uebertragung fluctuirend, vergänglich. Dasselbe ist mit den sogenannten Muttermalen der Fall, die mit grosser Regelmässigkeit sich vererben, ebenso wie bestimmte Arten der Haarfarbe, des Bartwuchses u. s. w. Alle diese Eigenschaften sind fluctuirend, sie verschwinden wieder, wie die Abnormitäten von 6 Lendenwirbeln, oder von 13 Rippen, oder von 6 Schneidezähnen immer wieder verschwinden, keine neue Varietät erzeugen, obwohl diese Abnormitäten bedeutungsvoll genug sind und vielleicht Vortheile für eine neue Menschenrasse vererben. Sie sind bisher immer fluctuirend geblieben und sind niemals allgemein oder in einer grossen Zahl durch Vererbung fixirt, nachgewiesen worden.

Ob das mit den zuletzt erwähnten Abnormitäten immer der Fall sein wird, kann Niemand voraussagen. Die Möglichkeit lässt sich nicht in Abrede stellen, dass sich daraus im Laufe der Jahrtausende einst eine Menschenrasse mit 6 Lendenwirbeln, oder wie auch schon vermuthet wurde, durch eine ebenfalls beobachtete Reduction eine solche mit nur 4 Lendenwirbeln oder eine solche mit 6 Schneidezähnen im Ober- und 6 Schneidezähnen im Unterkiefer entwickeln könnte, allein bis jetzt sind diese die fluctuirenden Eigenschaften stets wieder aus dem Menschengeschlecht eliminirt worden.²⁾

²⁾ Vergleiche darüber E. Rosenberg, Ueber Umformungen an den Incisionen der zweiten Zabengeneration des Menschen, Morphologisches Jahrbuch, Bd. XXII, 1895. — Ferner E. Rosenberg, Ueber eine primitive Form der Wirbelstiele des Menschen, Morphologisches

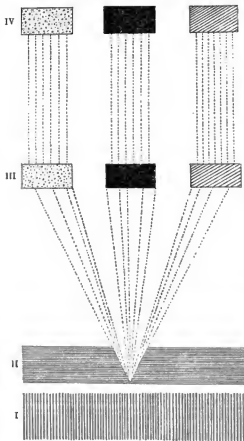
Ich gehöre also, wie aus dieser Betrachtung hervorgeht, durchaus nicht zu denen, welche die Variabilität des Menschen läugnen, ich bekämpfe nur alle Angaben, welche auf Grund der fluctuirenden Merkmale die Bildung neuer Rassen seit dem Diluvium beobachtet haben wollen. Nirgend ist eine neue entstandene Menschenrasse bisher nachweisbar gewesen. Um eine solche hervorzubringen, braucht die Natur viele Jahrtausende. Dieser Bildungsprocess neuer Rassen bat zweifellos bei dem ersten Auftreten der Menschheit einst stattgefunden, also während der Jungsteinperiode des Menschengeschlechtes, allein er dauert bis keiner Species weder des Thier- noch des Pflanzreiches beständig fort, sondern schliesst an einer bestimmten Grenze ab, sonst gäbe es ja nur Umwandlungen, stets neue Species und niemals Dauerformen, wie sie die Systematik kennt. Die Epochen oder Perioden des Entwicklungsprocesses der Menschenrassen dürfen wir uns nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse in folgender Weise vorstellen: (s. Abbildung S. 4.)

Von der ersten Stamm- oder Erborde des Menschen, die aus der schöpferischen Thätigkeit der Natur hervorging, ist anzunehmen, dass sie im Bereiche des Tropengürtels entstanden sei. Die Thatsachen der geographischen Verbreitung der Thierwelt und die der Paläontologie drängen dazu, auch für die Menschenrasse eine Ausgangsform und einen Ursprungsort anzunehmen, von dem aus die Verbreitung stattfand. Die an einem bestimmten Orte entstandene Stamm- oder Erborde des Menschengeschlechtes war selbstverständlich zunächst aus lauter gleichartigen Individuen der Species Mensch zusammengesetzt. Siehe Figur, I. Periode.

Unter inneren und äusseren Einflüssen begann dann die zweite Periode der Erborde. Es entstanden aus der einen Species, die in der Erborde angetreten war, durch Divergenz verschiedene Rassen: Neger, Europäer, Indianer u. a. m. Siehe auf der Figur die divergirenden Linien zwischen II—III. Diese Rassen verbreiteten sich in die einzelnen Continente durch Wanderung, ähnlich wie die zahlreichen Species der Thiere und Pflanzen über die Oberfläche der Erde sich verbreiteten — Auf diese lange und

Jahrbuch, Bd. XXVII, 1899. Dort ist die angelegnete Literatur über diese wichtigen Untersuchungen aufgeführt von Leché, Cope, Busch, Zuckerkandi, Scheef, Baume, Carabelli, Gruber, Sir W. Turner, Broca, Tarnoff, Gegenbaur, Cunningham, J. H. Ruge, Paterson, Macalister, Bianchi, Leboucq, Toldt, J. Ranke u. A. — Ich führe für die ferner stehenden die Nansen auf, um zu zeigen, wie zahlreich die Arbeiten sind, die sich mit den fluctuirenden Merkmalen beschäftigen. Ueber die nämlichen fluctuirenden Merkmale am Sebädel, vergleiche B. Virchow in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1876, 49. Mit 7 Tafeln und mit Literaturangaben von Blumenbach und Meckel bis zu Calori, Welcker, Stieda und Antuschin, ferner J. Ranke, Verhandlungen der Münchener Akademie, math.-phys. Classe, Bd. XX, 1899, mit 13 Tafeln. Was die fluctuirenden Merkmale der Extremitäten betrifft, verweise ich auf die Arbeiten von Gegenbaur über das Centrale carpi und jene von Pfisterer, die in mehreren Jahrgängen der morphologischen Arbeiten, herausgegeben von G. Schwalbe, enthalten sind. Dort auch zahlreiche Literaturnachweise, aber — Beweise für das Auftreten einer neuen Rasse oder Varietät wird man vergeblich suchen.

an neuen Menschenrassen und -Varietäten fruehthare Periode folgte eine Zeit, in welcher die Variabilität auf ein geringeres Maass zurück sank, so wie wir sie noch heute wirksam sehen. Die Rassen blieben nun constant, angedeutet durch die parallelen Linien zwischen III—IV, trotz der fluctuirenden Merkmale, die oben



IV. Periode in der Entwicklung des Homo sapiens; vom Ende des Diluvium bis heute schwache Variabilität in Form fluctuirender Aenderungen; keine Entstehung neuer Rassen oder Typen mehr. Constante der morphologischen Merkmale.

III. Periode in der Entwicklung des Homo sapiens intragacial und praegacial. Durch die Wirkung der Variabilität und des Mittel sind mehrere Rassen entstanden. Nach der Einwanderung in die Continente dauert die Variabilität noch fort, bis die morphologischen Kennzeichen vollkommen ausgebildet sind.

II. Periode in der Entwicklung der Species homo sapiens praegacial; Variabilität wird thätig. Es beginnen sich Rassen zu bilden. Anwanderung aus dem Uralt.

I. Periode in der Entwicklung der Species homo sapiens praegacial; die Urherde vermehrt sich; alle Individuen besitzen die nämlichen morphologischen Merkmale.

erwähnt wurden. Für einen solchen Verlauf der Entstehungsgeschichte der Menschheit spricht die ganze uns umgebende Natur der lebendigen Geschöpfe und die Geschichte der untergegangenen Formen, die Paläontologie. Man muss also mehrere grosse Perioden unterscheiden und zwar als erste Periode jene betrachten, in der die Species Homo sapiens entstanden ist und durch Vermehrung innerhalb langer Jahrtausende in die Stamm- oder Urherde sich vergrößert hat. (Siehe die Figur 1.) Als zweite Periode (II) ist jene aufzufassen, in welcher die Variabilität beginnt, neue Merkmale auftreten, die im Laufe der Zeit dauerhaft werden und zur Entstehung neuer Rassen und Varietäten führen. Diese zweite Periode ist durch divergirende Linien in der Figur kenntlich gemacht. Die dritte Periode (III) ist die Naturgeschichte der Menschheit ist eingetreten mit der endlichen Ausgestaltung der Rassen. — In der Figur sind der Einfachheit wegen nur drei Rassen in ihrem Werden schematisch angedeutet. Auf die übrigen Rassen und auf ihre Varietäten keine Rücksicht genommen. Die drei ersten Perioden fallen nach allen Erfahrungen der Paläontologie, der Geographie der Pflanzen und Thiere in die präglaciale und intraglaciale Erdepoche. — In der vierten Periode (IV) werden keine neuen Rassen mehr gebildet. Seit dem Beginne dieser Periode, die wahrscheinlich am Ende des Diluvium begann, sind die Rassen des Menschengeschlechtes und seine Varietäten stabil, sind Dauerformen, wie ich sie schon oft genannt habe. Diese Epoche wurde in der schematischen Figur dadurch angedeutet, dass die Linien nicht mehr divergiren, also nicht mehr nach verschiedenen Richtungen auseinander weichen. Der parallele Verlauf der Linien soll andeuten, dass seit einer langen Periode die Rassen und ihre Varietäten dieselben geblieben sind. Diese Periode dauert noch; wir selbst befinden uns in derselben. Wie diese Vorgänge im Einzelnen, innerhalb der Organe sich allmählich abgespielt haben, ist ebenso in Dunkel gehüllt, wie die Vorgänge innerhalb der Rassen. Allein das Problem ist schon oft in Angriff genommen und in geistvoller Weise durchdracht. Ich erinnere hier an zwei Artikel von R. Virchow über Descendenz und Pathologie und über Rassenbildung und Erbliehkeit,¹⁾ dessen Inhalt ich Allen empfehlen möchte, da sich mit diesem Problem befassen wollen.

Wenn so viel von äusseren Einflüssen gesprochen wird, welche in der Jetztzeit für die fluctuirenden Merkmale besonders in Betracht kommen, so will ich doch noch darauf hinweisen, dass die Causae internae gleichzeitig in dem ganzen Umfange berücksichtigt werden müssen. Ein vielstelliger Organismus, wie der menschliche Körper, kann in allen Theilen bei der Variation oder nur in einem Bruchtheile seiner Zellen verändert werden. Die inneren Ursachen, die von grösster Bedeutung sind, wahrscheinlich von grösserer als die äusseren, sind in den Einrichtungen der Zellen gegeben. Fluctuirende Aenderungen sind häufig, aber nicht tiefgehend; dauernde Aenderungen werden nur durch einen tiefgreifenden Wechsel der specifischen Eigenschaften der Zellen erreicht. Die Bildung neuer Varietäten wird dadurch zu einem allgemeinen Process, der nur mit Berücksichtigung aller einschlägiger Erfahrungen über die Naturgeschichte des Menschen und der Thiere aufgeklärt werden kann. Ich nenne darunter vor Allem die Thatsachen der Vererbung, wobei die morphologi-

¹⁾ Virchow's Archiv für pathologische Anatomie, Bd. 108, 1886; ferner R. Virchow, Rassenbildung und Erbliehkeit, Festschrift für Bastian, Berlin 1896.

eben und die fluctuirenden Merkmale streng geschieden werden müssen, obwohl viele fluctuirende Merkmale in der Entwicklungsgeschichte der Rassen eine große Bedeutung hatten. Heute ist dies anders geworden. Gerade dieser Umstand muss wohl beachtet werden. Man darf keinen Fortschritt über das Problem der Rassenentstehung durch Arbeiten erwarten, in denen dieser Unterschied nicht mit aller Schärfe Berücksichtigung findet.)

5) In der Discussion hat Herr College Fritsch mich aufgefordert, die These von der Persistenz der Rassen zu beweisen. Ich habe darauf nicht geantwortet — weil ich die Aufforderung unverständlich fand, nachdem ich doch schon wiederholt, seit Jahren, Beweise auf Beweise beigebracht habe. Zu spät ist mir klar geworden, dass Herr College Fritsch von all diesen Publicationen keine einzige zu Gesicht gekommen sein mag und seine Anforderung auf diesem Umstand zurückzuführen ist. Ich gebe daher in dem Folgenden die Titel meiner Mittheilungen, in welchen die Persistenz der Rassen berücksichtigt ist:

- 1881 und 1882, Kollmann J., Beiträge zu einer Kraniaologie der europäischen Völker. Archiv für Anthropologie, Bd. XIII, S. 80 u. ff. und Bd. XIV, S. 27. Mit 5 Tafeln Schädelbildungen und 10 Curven auf einer Curventafel.
- 1882, Kollmann J., Ueber Slaven und Germanen. Bericht über die XIII. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt/M. Correspondenzblatt dieser Gesellschaft, 1882, Nr. 11, S. 203.
- 1883, Kollmann J., Die Antochthonen Amerikas. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1883, S. 3 u. ff., S. 44.
- 1884, Kollmann J., Hohes Alter der Menschenrassen. Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1884, S. 205 u. ff., mit 5 Figuren im Text.
- 1886, Kollmann J., Zwei Schädel aus Pfahlbauten und die Bedeutung desjenigen von Auvernier für die Rassenanatomie. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, VIII. Theil, 1. Heft, mit 2 Figuren im Text.
- 1887, Kollmann J., Das Grabfeld von Ellried und die Beziehungen der Ethnologie zu den Resultaten der Anthropologie. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, VIII. Theil, 2. Heft, S. 332 u. ff., mit 5 Figuren im Text.
- 1889, Kollmann J., Die Menschenrassen Europas und Asiens. Vortrag, gehalten in der Section für Anthropologie auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Heidelberg 1889.
- 1908, Kollmann J., Die Persistenz der Rassen und die Reconstruction der Physiognomie prähistorischer Schädel. Archiv für Anthropologie, Bd. XXV, S. 331 u. ff., mit 5 Tafeln und 5 Figuren im Text.

Ich muss beifügen, dass bei all diesen Publicationen die Kenntnis der weitläufigsten Literatur über das Problem der Vererbung vorausgesetzt wird, ebenso über die Thatsachen von der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Thiere, ferner die wichtigsten Schriften über Menschengeschichte von Darwin, Haeckel, Wallace, Rättemeyer, Zittel, Romæus, Huxley, Baer u. A. m. Sie enthalten die Grundlagen für die schematische Figur — für den Stammbaum der Rassen, der oben weiterführend wurde.

Prähistorisches aus Lindau und Umgebung.

Von Freiherr von Lochner-Lindau.

(Für den Lindauer Congress angemeldet, aber nicht gehaltenen Vortrag.)

Gestatten die hochgelehrten Herren mir als Laieen Ihnen eine Zusammenstellung vorzutragen derjenigen prähistorischen Alterthümer, die sich in unserer Gegend vorfinden. Dabei will ich gleich erwähnen, dass es zunächst Herr von Tröltsch war, der mich bei meiner Arbeit persönlich unterstützte, Seine und Herrn Dr. Obleschlägers Karten sind es auch, die mir bei der Herstellung der meinen Vortrag illustrirenden Karte maassgebend waren.

Bzüglich der Urzeit geht es aus wie bei den Kemptnern. Wenn Herr Ulrich in seinem „Kempten in vorrömischer und römischer Zeit“ schreibt: Von einer Uebervölkerung, d. h. den nur mit Stein- und Knochengeräthen ausgerüsteten Höhlen- und frühesten Pfahlbautenmenschen, wie deren Dasein auf der Schönsenquelle, in den Höhlen bei Schaffhausen im Bodensee und an anderen Orten constatirt wurde, finden sich keine Spuren — so ist es auch bei uns nicht viel anders. Einen einzigen stummen Zeugen jener Zeit, einen Mammuthantersienknochen, gefunden bei Wasserburg im See, finden Sie in der Naturaliensammlung der Reichsula.

Wir kommen zur jüngeren Steinzeit, in der so recht die Pfahlbauten blühen. Da muss ich zuerst eines Berichtes der Allgemeinen Zeitung gedenken, der von nicht weniger als 16 Pfahlbauten spricht, die sich am Nordufer des Oberrheins zwischen Lindau und Bregenz befinden sollen. Speciell im Hofried in der Nähe der Villa Amsee sollen sich Ueberreste einer ehemaligen Pfahlbante, aber nicht mehr im Wasser, sondern in dem inzwischen angeschwemmten Ufer finden. Helata refero — der Bericht der Allgemeinen Zeitung lässt sich heutigen Tages nicht mehr auffinden; mit dem dort angeführten 16 Pfahlbauten, sowie dem Ueberreste bei Amsee ist es bisher nicht besser gegangen, aber von Amsee funden uns dieser Zeit kann ich Ihnen erzählen. Dass sich in einer Kiegrube bei Hoyren zwei schöne Steinmesser gefunden hatten, ist bisher bekannt gewesen. Derselbe wurden durch Herrn Major W. Geringer der Sammlung des Historischen Vereins von Oberbayern überwiehen. Einer davon ist nicht vorhanden und als Steinkeil von Herrn Dr. Job. Ranke in der vorgeschichtlichen Steinzeit im rechtsrheinischen Bayern näher beschrieben worden; ein dritter Steinkeil ist aus neu dankgekommen. Er wurde gefunden mitten in der Stadt Lindau, gelegentlich der Grabung der Wasserleitung in der Nähe des Geuppert'schen Hauses. Er ist im Museum unbewahrt.

Ist ich bisher in der Ethnologie Dahms Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker gefolgt, so muss ich jetzt wörtlich einiges anführen. Er sagt: Weder Kelten noch germanen haben die ältesten Pfahlbauten errichtet. Diese beiden Völker standen bei ihrer Einwanderung auf höherer Cultur als die ältesten Pfahlbauten zeugen. Sie brachten Metallwaffen und Metallgeräthe mit. Vielmehr wichen die Pfahlbauleute fast ohne Kampf vor den Kelten zurück, als diese von Süden und Osten her in Europa einströmten. Entprechend dieser Richtung des drohenden Angriffes ging der Rückzug nach Norden und Westen. Sie verbrannten die Pfahlbauten, dem Verfolger das Nachdrängen und Festsetzen im Lande zu erschweren. Nur die Flüsterstimme der Sage weise noch so erzählen

von dem Völklein sbeurer Zwerg, welche im Wasser oder in Höhlen wohnen, oder in die Berge flüchten vor dem Andränge der überlegenen „Menschchen“. Eine solche Sage finden sie auch über das sogenannte Eremalines- (Erdmännlein)-Loch im Bösenreiter Tebel, der sich von Schlachters gegen Rickenbach hinzieht. Nachgrabbungen an der dortigen Stelle haben ein negatives Resultat zur Folge gehabt. Wenn man der Sage aber nachgeht, so beschäftigt sie sich nicht bloss mit der Höhle, sondern sie fast dieselbe vielmehr als unterirdischen Gang auf, der an der Laiblich mündet. Länge der Laiblich sieht aber der uralte Verkehrsweg gegen Norden, beziehungsweise Nordwesten anwärts. — Sollte da nicht wirklich eine solche Ficht- oder Rückzugslinie der Erbwohner markirt sein?

Haben wir bisher im engeren Sinne die metalllose Zeit behandelt, so kommen wir jetzt zur Metallzeit. Wir wollen uns dabei erinnern, dass bei den älteren Pfahlbauvölkern auch schon das Metall, und zwar meist als Einfuhr vorkommt und dass es ebenso irrig wäre, die Kelten etwa als das ausgesprochene Bronzevolk anzusehen. Wissen wir doch, dass in den Pfahlbauten Stein- und Metallgeräthe neben einander vorkommen. Ich denke mir die Sache am einfachsten so, dass wie bis in's Mittelalter hinein der Reichere und Vornehmere auch die theureren Waffen sich leisten konnte und dass, nachdem die Waffenfabrikation die Metallgeräthe selber herstellte, auch diese Waffen ihrer allgemeinen Verbreitung finden konnten. Was finden wir nun an Bronzen bei uns? Herr Major von Tröltzsch hat schon vor einiger Zeit in den vorgeschichtlichen Funden vom Bodensee die Sache zusammengestellt und es ist relativ viel, was da gefunden wurde. Leider kann ich nicht Neues hinzufügen. Die Einzelfunde aus der Bronzezeit sind folgende:

1. Bei Lindau am Seeufer ein Schaftlappenbeil; eine Metallospitze dieses Stückes finden Sie im Museum in Bregenz.

2. Ein eben solches grösseres Schaftlappenbeil; Fundstelle: Galgeninsel bei Lindau, befindet sich im Museum in Bregenz.

3. Wiederum ein solches, gefunden in Weissenberg bei Lindau, mitten im Dorfe unter einem Baum, das einzige Bronzestück des hiesigen Museums.

Weiters erfahren wir auch noch, dass bei Lindau Formen für Herstellungen von Bronzeadeln gefunden worden sind, und dass somit in oder bei Lindau einer der bis jetzt bekannten sieben Fabrikationsorte Bayerns für Bronzegeräthe zu suchen sei. (Anthropolog. Correspondenzblatt 1874, VII, 53)

Aus der Hallstattzeit verzeichnet Herr v. Tröltzsch weiter: Ein griechischer Helm, gefunden in Aeschbach bei Lindau; derselbe befindet sich in den Sammlungen des Maximilianmuseums in Augsburg und wurde im Jahre 1858 für 99 fl. angekauft. Dann weiters: Ein Tonnenraubad von Bronze, gefunden im Walde unweit Bodolz bei Lindau. Darüber schreibt Stumpf in seinem Königreich Bayern: Hier (in Bodolz) wurden 1833 auf dem Hübel vier Fuss tief aus der Erde Theile von zwei kleinen bronzernen Graburnen, ein obererisener Henkel einer grösseren Urne und zwei mit Kiehlrost überzogene, 4 1/2 Zoll dicke Frauenschnüring von Bronze gefunden. Dieser Sammelfund befindet sich ebenfalls im Maximilianmuseum zu Augsburg.

Auch die Funde von sogenannten Regenbogen-schüsselchen sollen drei noch angeführt werden. In Aebweg wurden deren drei gefunden, die in's Museum

in Sigmaringen kamen. Weiters wurde je eines in Schlachters und Rickenbach gefunden. Wo die beiden letzteren hingekommen, ist mir ausserichtlich noch unbekannt. Ein sechstes, gefunden bei Simmerberg, ist in Weiler im Privatbesitz. Auch in Kötters Handbuch finden wir die letzten drei erwähnt.

Ich muss nochmals auf die Bronzezeit zurückkommen. Sie werden mir Recht geben, wenn ich auf Grund der Funde behaupte, dass Lindau damals ein nicht unwichtiger Platz gewesen sein muss. Es ist das derselbe Zeitpunkt, zu dem erst Herr Bath Jeany in seinem „Vorarlberg vor und unter den Römern“ das Flachland zwischen Rheinstrass und Bodensee beiseite sein liess. Dasselbe Volk, das damals in dieses Land einwanderte, hat wohl auch von unserer Gegend Besitz ergriffen. Besonders von einer Stelle bei Hard-Passach schliesst er, dass sie in die Römerzeit hinan reicht und dass der Ort ein wichtiger Platz am See gewesen sein muss. Ich kann nicht ermangeln, hier wieder einer Sage zu gedenken, die auch Kaiser in seinen Schriften anführt: Aurelia, eine wegen ihres christlichen Glaubens verfolgte Römerin und Jungfrau soll nach der Insel Lindau entflohen und nach der Legende mit einem Spranz von Passach dahin entkommen sein. Der fromme Glaube spricht noch in einem am Hafen liegenden Stein den diehligen Fausttritt der heiligen Jungfrau, nannte solchen aber unchristlich den Hexenstein. Der Stein ist der erratische Block in der Damenbadeanstalt am Seehafen. Zu Ehren dieser Aurelia wurde auf der Burg eine Capelle gebaut; sie scheint also tatsächlich existirt zu haben. Ausserdem aber lässt die Sache sicher auf einen uralten Verkehrsweg (Passach-Lindau) schliessen, dessen wirkliches Vorhandensein die Bronzeefunde an beiden Ufern bestätigen dürften.

Wir kommen auf die Eroberung unserer Gegend durch die Römer. Wir wissen, dass Fibrius über den Bodensee mit hier erbauten Schiffen von Helvetien her vordrang, bei einer Insel des Sees die Kähas der Barbaren zerstreute und schliesslich östlich vordringend den keltischen Clan der Brigantier, die unser Land bewohnten, am 1. August des Jahres 15 schlug, um sich später mit seinem Bruder Druas, der von Süden hergekommen war, zu vereinigen. Ebenso wissen wir, dass die Römer nach der Eroberung die auch übrigen waffenfähigen Männer aus dem Lande führten. Als Reste blieben nur die kriegsunfähigen Männer und die Weiber, zu denen dann nur zugeführte Colonisten kamen. Das ganze Land ward zur römischen Provinz Rätia gennant, und gehörte unsere Gegend zu Rätia secunda oder Vindelicia.

Von den keltischen Erdwerken und Burgen ist uns in unserer Gegend nur eines bei Biesenberg erhalten, das Herr General von Popp in Nr. 4 des 8. Jahrganges des Allgäuer Geschichtsfreundes (1895) in seiner zinsweisen Weise beschrieben. Ueber die Hauptstadt Brigantium werden Sie durch Herrn Bath Jeany, den Entdecker des römischen Brigantium, eingehend unterrichtet werden. Von Lindau wissen wir, streng genommen, wenig. Ueber die Zeit der Erbanung der sogenannten Heidenmauer sind sich bekanntlich die Herren nichts weniger als einig. Ein römisches Monument (dem Dabus und dem Schlaf geweiht), nor in der Inschrift erhalten, begegnet ebenfalls starkem Zweifel. Eber scheint mir die Römerschanze oder Burg auf Spren der Römer zu führen und zwar wegen ihrer beherausenden Lage am Hafen, ihres recht-eckigen Grundrisses und der Umfassung, das auch da verschiedene römische Münzen gefunden wurden. General Kötler führt in seinem Handbuch ausserdem

an, dass Constantin 303 den Häfen verstäkt habe, wie er auch noch von einem Fetschit und einem Holzstück aus dem Reste der Römerschanzen weiss. Hingegen ist in Aeschach eine römische Niederlassung zweifellos nachgewiesen, die ähnlich wie am Oelrain in Bregenz den Höhenzug in Aeschach beim katholischen Kirchhof bedeckt. Ein Stückchen einer dort befindlichen Villa habe ich dort ausgegraben und können Sie die Reste davon in meiner Sammlung sehen. Freilich ist es nur eine einfache Niederlassung gewesen. Keine Mosaikböden oder Aehnliches finden sich, der bekannte, einfache Gussboden mit dem rothen Ziegelmehl bestreut, ist angewendet. Die Wände scheinen einfach in blau, weiss und roth bemalt gewesen zu sein.

Wir wissen aber auch ferner, dass die nun gewonnene Provinz nach römischem System sofort durch Militärstrassenbauten gesichert wurde. Für an-ere Gegend ist die wichtigste, die von Como über Chiavenna, Osnabrück, Bregenz, Kempten nach Augsburg geht. Ebenso wissen wir, dass die Strassen nach und nach zu gemässenen Systemen ausgebaut wurden.

Ein interessirt einmal zunächst die Strasse Bregenz-Lenz, weil sie zum grössten Theile durch bayerisches Gebiet läuft. Was ich über sie finden konnte, ist Folgendes: Von der Lössere, Glasse genannt, läuft sie in Richtung Lochau gegen Gwiggen. Gleich da ist östlich neben der heutigen Strasse ein Hohlweg, der die drei Hückel umgeht, welche die jetzige Strasse macht. Die Versackung liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, ob dieser Hohlweg nicht den Ort Gwiggen den Namen gegeben. Der Ort heisst nämlich zur Katalingerzeit Cavica. Denken wir für Gwiggen Cavica und setzen wir ad viam voraus, so haben wir den Namen am Hohlwege. Von Gwiggen führt die Strasse nach Hohenweiler, vor welchem wie wir von alter Hohlweg sanftere Steigung dermaist erkaute. Dann sieht die Strasse abwärts gegen die Gmündmühle. Dort führt ich, dass am einmal in Lostenhofen Ziegel herausgеккert habe, von den Römern stammen sollten. Als ich sie mir zeigen liess, fand ich wirklich richtige römische Falzziegel vor: zudem hat Herr Dr. Jenny die kleine Behausung auch wirklich bloss gelegt. Gegen Niederstufen zu geht dann die Strasse wieder leicht hohlwegartig östlich der jetzigen bis zur Kirche hin, wo sie auf die jetzige einmündet; dann hält sie im Allgemeinen die draussige Richtung ein, bis sie vor Ofenbach vor der starken Steigung wieder links ausbiegt und ziemlich weit links von der jetzigen Strasse läuft, um dann bei der Kirche wieder auf die heutige Strasse einzuschwenken. Dort hat man den festen Untergrund benutzt und hat aus dem alten Hohlwege einen Feuerweber gemacht. Nach Norden zu, in Fortsetzung der ursprünglichen Richtung, sendet sie eine Abzweigung um den grossen Ort herum und mündet schliesslich in einen Hohlweg, dessen Fortsetzung die heutige Strasse über Wigratzbad nach Wangen im Grossen und Ganzen mit der Römerstrasse Bregenz-Wangen zusammenfällt. Von Wangen aus wissen wir, dass eine Römerstrasse nach Lenz geht, ebenam eine nach Lindau. Die beiden Strassen sind in der Oben-schlager'schen Karte schon eingetragen. Es existirt aber auch ebenso eine alte, directe Strasse Lindau-Lenz, die, von der Wangener Strasse abzweigend, an Mollenberg vorbeiführend, nach Hergensweiler kommt und dort mit der schon bei Kaiser angeführten Decan Mazler'schen Strasse Stockenweiler-Wohlbrechts zusammenfällt. Diese Strasse läuft bei ihrer Fortsetzung die Strassen Wangen-Lenz im Argenthal und kreuzt dabei die Linie Ofenbach-Wangen etwa bei Her-

gatz, so dass wir die grosse Strasse Bregenz-Ofenbach-Hergatz-Wanbrechts-Argenthal-Eglofs-Lenz, d. h. Burkwang bei Lenz, hätten. Wenn wir im Argenthal weiter wandern, kommen wir auf den wichtigsten Punkt (Gestratz). Baumgarten, der sich ja in seiner Geschichte des Allgäus auch eingehend mit unserem Thema beschäftigt, sagt, dass der Name (Gestratz) den Ort Gestratz (Alt: Castris) sicher unter die Römerzeit weist. Der Name Castris ist entstanden aus Castra = Lager, Feite und ich weiss nicht mehr, wo ich es gelesen habe, dass der Grundriss von Altengurg bei Gestratz mit dem von Burkwang bei Lenz übereinstimmen soll. Altengurg ist auch schon bei Kaiser erwähnt. Nachtrag: wenn ich auch noch, das von Forst Alt's herkommend, über Kaderhaus eine Römerstrasse gegen die Gmündmühle herunterführt, die in einer Urkunde von 1360 schon als alte Steig angeführt wird. Diese Strasse führt gegen Waldberg als Hohlweg bei der dortigen Capelle und führt jedenfalls wiederum auf die Lindau-Wangener Strasse. Bei der Gmündmühle fließt sich, die angeführten Strassen beherrschend, ein Burgstall, über den aber Näheres abmalt nicht zu erfahren ist. Erkennen lässt sich nur mehr der Hohlweg, der seiner Zeit in oder auf die Befestigunganlage führte.

Von Lindau aus aber führte auch schon eine Strasse nach Bregenz; ebenso war eine Verbindung mit Tettnang vorhanden. Beide fallen im Allgemeinen mit der Linie der jetzigen Strassen zusammen. Meine Strassenfunde, sowie die Aufgrabung bei Aeschach sind zum Theil veröffentlicht in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 1895. Von Tettnang-Hemigkofen hat Herr Dr. Müller die Strasse unter der heutigen festgestellt. Von Hemigkofen im Mittergönging es nur ebenfalls, d'rumthilbe, wenig von Mitten an die Römerstrasse von der heutigen Strasse ab und kommt auf das jetzige Strassen mit den durch Mitten, begleitet herum, einem der ältesten Orte am See und kommt beim Wasserburger Hübel wieder auf die heutige Strasse. Was mich dann führt, ist der Umstand, dass dabei nach richtiger römischer Strassenart die plötzlichen kolossalen Steigungen des Mitter Berges umgangen werden. Vom Wasserburger Hübel an bis zum Hoyerberg glaube ich auch, die alte Strasse unter der heutigen zu spüren. Gegen das auf der Höhe gelegene Hochatraschenfluh von Mitten aus ein ziemlich eingeschmattener Hohlweg und weiter in der Richtung gegen-Oberreitnau. Es ist dies jedenfalls die auch Kaiser bekannte Strasse. Es sei an dieser Stelle auch auf das Programm des kgl. Realgymnasiums 1889 verwiesen, indem Herr Professor Dr. Konrad Müller seinen hieher gehörigen hochinteressanten Aufsatz „Ite aus römischer Zeit in Oberschwaben“ veröffentlicht hat.

Damit sind die mir bekannten Funde erschöpft. Anknüpfen wollen wir die Arbeit damit lassen, dass wir des alten Kampfes gedenken, den das alte Römerreich gegen die Alamannen führte. Es sei erinnert an die Schlacht Constantins II. gegen die Lentiner Alamannen im Jahre 355, die gerade unsere Gegend in der Flanke bedrohten, an den abermaligen Vorstoss Gratians 378 gegen dasselbe Volk, das durch seine Berge gerettet wurde, wie Dahn in seiner Uebersicht schon erzählt. 392 gingen sie über den Spülgen vor und sind dabei wohl der grossen, oben angeführten Strasse gefolgt, ja Dahn spricht um diese Zeit geradewegs von den Bolenesalamannen. Unter Odoaker erfolgte der Abzug der letzten römischen Besatzungen aus Rätien. In dieser Zeit haben wir in unserer Gegend keine Funde aus dieser Zeit zu ver-

zeichnen, vielleicht ist es aber gerade ein Erfolg ihrer Veranstaltung hier, dass das Interesse an ihren Bestrebungen nun geweckt wird, dass man der Prähistorie mehr Beachtung schenkt — dann werden die Zeichen, die Kunde auch aus dieser Zeit geben, wohl nicht ausbleiben.

Eine neue anthropologische Professur in Deutschland.

Herr Dr. med. et phil. Felix von Luschka, bisher Privatdocent an der Berliner Universität, hat mit Beginn dieses Jahres seine Ernennung zum ausserordentlichen Universitätsprofessor mit dem Lehrauftrag für Anthropologie und Ethnographie erhalten. Wir gratuliren herzlich!

Felix von Luschka, der Sohn einer österreichischen Beamten- und Juristenfamilie, wurde im Jahre 1854 in Hohlbrunn bei Wien geboren. Nachdem er 1871 seine Gymnasialstudien am Akademischen Gymnasium in Wien beendet hatte, wandte er sich dem Studium der Medicin an der dortigen Universität zu und promovierte 1878 zum Dr. univ. med. Schon während seiner Studienstufe hatte er sich vielfach praktisch mit Fragen beschäftigt, die später der Gegenstand seiner Forschung werden sollten; so war er 1874 bis 1877 Demonstrator an der Wiener Lehrkanzel für Physiologie und Custos der Sammlungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft. Dem neuropromovierten Arzt bot die Occupation von Bozovic 1878/79 zunächst Gelegenheit, im Felde seine Kunst auszuüben; die Folge brachte ihm die Ernennung zum Regimentarzt und Oberarzt mit dem Range eines Hauptmannes. Nach dem Feldzuge wirkte von Luschka von 1880 bis 1882 als Secundararzt am k. k. Allgemeinen Krankenhause in Wien, zuerst auf der chirurgischen Abteilung, dann auf der psychiatrischen Klinik von Professor Meynert, wobei er sich zumal mit der Gehirn-anatomie beschäftigte. Schon in diesen Jahren unternahm er Studienreisen, die ihn seinem nuerobrogen Arbeitsgebiet näher bringen sollten; 1880 besuchte er Montenegro, 1881 im Auftrage der österreichischen Regierung Lykien und Karien. 1882 suchte er diese Gegenden wieder auf. Die Reise hatte die Erwerbung des alten Heroons von Trypa-Gjilbaschi für die Wiener Sculpturensammlung durch Benndorf zum Ziele und fand ihren Abschluss durch eine selbstständige Tour durch Sicilien und Syrien. Noch im selben Jahre wurde von Luschka zum Privatdocenten für Anthropologie an der Wiener medicinischen Facultät ernannt. Das folgende Jahr brachte ihn bereits in engere Berührung mit Berlin; im Auftrage der hiesigen Akademie der Wissenschaften unternahm er mit Hermann und Puchstein eine Reise nach der Komagene und an den oberen Euphrat zur Untersuchung der komageneischen Königgräber und des Monumentes am Nemrud-Dagh. Hieran schloss er 1884 eine selbst-

ständige Reise nach Lykien, Pamphylien und Syrien zum Abschluss seiner anthropologischen Studien in jenen Gegenden; er konnte als Hauptergebniss den Nachweis einer einheimlichen Urbevölkerung von Vorderasien beibringen. Obwohl ihm im folgenden Jahre die Verheirathung mit Emma von Hochstetter, der Tochter des berühmten Wiener Geologen und Weltreisenden, mit neuen Banden an die alte Kaiserstadt der Donau zu fesseln schien, folgte er doch noch im selben Jahre einem Rufe in die junge Kaiserstadt an der Spree und übernahm als Directorialassistent am hiesigen königlichen Museum für Völkerkunde die Leitung der Sammlungen aus Afrika und Ozeanien. Diese erzielten damals bekanntlich in dem neuerbauten Museum ein neues Heim; dieses ist ihnen aber bald zu eng geworden, denn ihr Bestand von damals hat sich in den abgelaufenen 15 Jahren vervielfacht, so dass viele, darunter ausserordentlich wertvolle Theile derselben, wie A. B. die kostbaren Bronzen von Beis nicht zur Aufstellung gelangen konnten. Nachdem von Luschka im Jahre 1888 in München noch zum Dr. phil. promovirt war und sich an der Berliner philosophischen Facultät als Privatdocent habilitirt hatte, trat er seine erste Reise nach Sendeckirli an; sie galt der näheren Untersuchung der von ihm und Puchstein im Jahre 1883 entdeckten alten Trümmerrötte von Schannmal, der Hauptstadt eines der kleinen nuerobryrischen Königreiche, die etwa um 1000 v. Chr. geblüht haben. Dieser ersten Expedition dahin folgten weitere in den Jahren 1890, 1891 und 1894. Die Ergebnisse der dort angestellten Ausgrabungen, über die wir seiner Zeit ausführlich berichtet haben, gebilden unsere Abtheilung unserer königlichen Museen, die jetzt unter Leitung von Professor F. Delitzsch einer grossen Zukunft entgegengeht. Die wissenschaftliche Arbeit von Luschka in der Heimath galt in dieser Zeit sowohl der physischen Anthropologie, wie der beschreibenden Ethnographie, — letztere im Wesentlichen auf Afrika und Ozeanien beschränkt, da die aus den deutschen Colonien zusammenkommenden Sammlungen besonders Berücksichtigung finden mussten. Das bocherfrenliche Anwachsen der Sammlungen aus unseren Colonien ist in besonderer Masse der Thätigkeit von Luschka zuzuschreiben; er hat es verstanden, bei seinen Hörern, zu denen zahlreiche der später in den Colonien thätigen Officiere und Beamten gehörten, einen lebhaften Eifer für verändertes Sammeln und für wissenschaftliche Beobachtung anzuzüchten, und dieser Eifer hat dann beigetragen, unser Museum für Völkerkunde zu der gegenwärtig weitest grössten ethnographischen Sammlung der Welt zu machen. Mit Befriedigung können wir constatiren, dass die Berliner Sammlung gegenwärtig siebenmal so gross ist, wie die ethnographische Abtheilung des Britischen Museums. Hoffentlich gelingt es unseren Fachmännern, diesen Vorsprung festzuhalten trotz des neuerdings so lebhaft gewordenen Wettbewerbes der Engländer auf diesem Gebiete. Nordd. Allg. Z.

Todes-Anzeige.

Mit tiefem Schmerze theilen wir den Freunden und Genossen mit, dass Einer der Besten aus unserem Kreise geschieden ist. Wir erhalten aus Berlin die folgende Trauerkunde:

Am 11. Februar starb hier im hohen Alter von 83 Jahren der als wissenschaftlicher Reisender und Sammler hochverdiente Dr. **F. Jagor** nach kurzer Krankheit an Influenza.

Er wird bei uns nie vergessen werden.

J. Ranke.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gesellschaftsleiter der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang, Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 15 des Jahrg. 1904.

Inhalt: Nachklänge zum Lindauer Congress. Von J. Meesterf-Kiel. — Prähistorische Varia. III. Die südlichen Grenzgebiete der neolithischen bandverzickten Keramik. Von Dr. P. Reinecke. — Literatur-Besprechungen.

Nachklänge zum Lindauer Congress.

Kiel, Februar 1900.

Hochgeehrter Herr Professor Ranke!

Sie erinnern sich vielleicht, dass ich, als die deutsche Anthropologen vor. Js. in Lindau tagten, verhindert war in die Sitzung zu kommen, wo unser verehrter Freund Professor Montelius über die Einwanderung der Slaven in Norddeutschland sprach. Erst jetzt, nachdem der Vortrag in der Nr. 10 des Correspondenzblattes im Druck vorliegt, wurde mir Kenntniss von demselben und da sehe ich, dass an der sich daran knüpfenden Discussion auch Holstein sich hätte beteiligen müssen. Um das entscheidende Wort zu sprechen, fehlt es uns allerdings noch an dem nöthigen Material, aber einige Punkte lassen sich doch mit mehr oder minder Sicherheit feststellen.

Was zunächst die von meinem Freunde Professor Montelius geäußerte Ansicht über die Verbreitung der Slaven in Holstein betrifft, da dürfte historisch feststehen, dass die Siedelungen der Wagrier nicht über den Iimes saxonica hinaus gingen, der von der Eibe nordwärts durch das Gebiet der Trave und Swentine bis an die Mündung des letztgenannten Flusses am östlichen Ufer des Kieler Hafens zog. Kiel war von jeher eine Holstenstadt und Neumünster, ehemals Wippendorf genannt, bildete die Westgrenze des Falderagaues, den die Wagrier inne hatten. In Mittel- und Westholstein sind niemals Reste slavischer Keramik gefunden; Ortsnamen und der Typus der Bevölkerung zeugen davon, dass dort niemals Wenden gesessen, die später germanisirt worden.

Die Frage wann die Wagrier in's Land gekommen, ist schwieriger. Ich glaube nicht vor 500. Unsere Urnengräber reichen, so weit ich sehe, in's 5. Jahrhundert hinein. Wendengräber kennen wir bis jetzt nicht, freilich auch keine germanischen aus dem 6. Jahrhundert. Die ältesten Gräber aus fränkischer Zeit müssen in den Beginn des 9., frühestens in das Ende des 8. Jahrhunderts gesetzt werden.

Ob die Lücke zwischen den jüngsten Urnengräbern und den ersten Skeletgräbern aus fränkischer Zeit sich bei uns jemals ausfüllen wird, ist zweifelhaft. An eine völlige Entvölkerung unseres Landes glaube ich nicht. Als Anfang des 9. Jahrhunderts die Burgen Llanburg und Itzehoe angelegt wurden, war das Land ringsum keineswegs unbewohnt. Davon zeugen die Gräber bei Immenstedt,¹⁾ die Funde von Krinkberg²⁾ u. a. m. Wir können ausserdem Wohnplätze nachweisen, die zwar meistentheils nur keramische Ueberreste enthalten, aber diese gleichen weder unseren Grabbronnen aus der Völkerwanderungszeit, noch den bekannten slavischen Gefäßen. Diese Wohnplätze, sowie auch einzelne andere Fundstücken, halte ich für die Hinterlassenschaft einer Bevölkerung, die zwischen der Mitte des fünften und etwas des sechsten Jahrhunderts in Holstein sesshaft war.

Wenn nun Dr. Much sagt, dass Schleswig erst spät deutsch geworden und früher eine dänisch redende Bevölkerung geholt hat, so dürfte daran zu erinnern sein, dass, wie zahlreiche Gräberfunde

¹⁾ Mittheilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, Heft 1.

²⁾ Antiquarische Miscellen im Bd. XVI der Zeitschrift für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte.

bezeugen,³⁾ die ganze kimbriische Halbinsel von der Elbe bis in Jütland hinein und zwar schon in der neolithischen Zeit von verwandten Volksstämmen bewohnt gewesen ist. Erst nach dem Anzuge der Angeln scheinen die Dänen, vom Norden kommend, sich in Schleswig angesiedelt und ausgebreitet zu haben. Als die Wanderlust auch die Bewohner der kimbriischen Halbinsel ergriff, da dürften es hauptsächlich die kräftigen und mächtigen gewesen sein, welche die Heimat verließen und gegen Süden und Westen zogen, der milde und schwächere Theil wird zurückgeblieben sein, ärmliche Leute, die ihren Todten keine reich ausgestatteten Gräber herrichten konnten. Aber wir kennen, wie gesagt, auch die Gräber der Wagrier nicht, wo doch Ortsnamen, Dorfanlagen und manches in Sitte und Brauch von ihrem einstmaligen Dasein zeugen. Der längst verstorbene Professor Ravit sagte mir einst, er sei, als er zuerst ins Land der Wagrier gekommen wäre, überrascht gewesen dort ganz andere Menschen zu finden, als die ihm bekannten Holsteiner. Wenn er heute eine Fahrt durch's Holstenland machte, würde er auch hier, seitdem unser Volk mit fremden Elementen durchsetzt ist, grosse Veränderungen finden. Ähnlich wie das aus historischen Zeiten beglaubigte Ausziehen kleiner Scharen und die Einherführung fremder Colonisten, dürften auch in vorhistorischer Zeit kleinere Volksbewegungen und in Folge dessen neue Einwanderungen zu verschiedenen Zeiten stattgehabt haben, denn nur dadurch lässt sich die wahrnehmbare Eigenart lothrer Gruppen in unserem Lande erklären J. Meestorf.

Prähistorische Varia.

Von Dr. P. Reinecke.

III. Die südöstlichen Grenzgebiete der neolithischen bandverzerrten Keramik.¹⁾

Der Versuch, die vorerwähnten Alterthümer Mitteleuropas mit den ältesten Kulturkreisen der östlichen Mittelmeerländer zeitlich in Parallele zu bringen und die zwischen den grossen Gebieten des Südostens und Nordens der alten Welt etwa vorhandenen Berührungen in so frühen Zeiten aufzudecken, kann aus verschiedenen Gründen heute noch zu keinem befriedigenden Ergebnisse führen.²⁾ Nur bei einer neolithischen Gruppe Mittel-

europas sind wir in der Lage, im fernem Südosten Beziehungen feststellen zu können, welche nicht nur eine zeitliche Uebereinstimmung bekunden, sondern auch hier einen innigen Cultur-Zusammenhang erkennen lassen. Es ist das die Gruppe der sogenannten bandverzerrten Keramik und ihrer Begleiterscheinungen, welche einen bestimmten chronologischen Abschnitt aus der Schliessperiode des jüngeren Steinalters einnimmt, obschon ihr Verhältnis zu anderen grösseren neolithischen Stufen und den vielen von diesen unabhängigen, selbständigen localen Typen, welche sich jetzt bei der starken Vernebrung der Steinzeitfunde unterscheiden lassen, ebenso wie zur frühesten Bronzezeit, noch nicht völlig aufgeklärt ist.

Man nahm bisher an, dass Tordos und die verwandten Fundstellen in Siebenbürgen das östliche Vorkommen der Bandkeramik in Europa bezeichnen, und glaubte im fernem Osten und Südosten nur Ähnliches, aber nicht absolut Identisches, was als völlig gleichartig mit der bandverzerrten Topfware unserer Gegenden hätte aufgefasst werden müssen, zu kennen.³⁾

aus Mitteleuropa nur sehr oberflächlich bekannt ist, ganz verfehlt und irrt föhrend.

¹⁾ A. Götz, Gefässformen und Ornamente der schwarzverzerrten Keramik im Saalegebiet, 1891; M. Much, Kupferzeit in Europa, 1866, 1899; A. Voss in der Zeitschrift für Ethnologie, 1895, Verhandlungen, p. 125 u. f.; M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, 1898. — Die von Much angeführten Vergleiche zwischen Troja und der alpinen Gruppe der Bandkeramik galten ihm nur als Parallelen für sein Kupferalter, einen innigen Zusammenhang von Hissarlik-I. Stadt mit der ganzen europäischen Bandkeramik betonte er nicht. — Hoernes' Ausführungen über diesen Gegenstand (Urgeschichte der bildenden Kunst, p. 266 etc.) sind zum Theil ganz unrichtig. Er erkennt zwar die Verwandtschaft einiger Ornamente aus Troja mit unserer Bandkeramik, was er aber mit der Bandkeramik für eine Bewandnis hat, weiss er nicht, die sich innerhalb ihres Kreises offenbarenden Zusammenhänge, ihr scharfer Gegensatz zu anderen Gruppen der jüngeren Steinzeit sind ihm völlig unbekannt geblieben. Die schwarzverzerrte Gattung gilt ihm (mit einigen Ausnahmen) noch als sepulcrale Keramik, welche sich erhalten haben mochte, als im Leben längst andere Typen ihren Platz eingenommen hatten (p. 262), als ob nicht jede dieser Vasengattungen an bestimmte Steingeräthe gebunden, als ob nicht schwarzverzerrte Scherben Ring- von zahllosen Wohn- und Werkstätten, bandverzerrte Gefässe aus den grossen Necropolen am Rhein bekannt seien. Das steinzeitliche Handornament bringt er direct mit „Bandverzerrungen der Metallblech“ in Verbindung und spricht von einem Fortleben desselben in Böhmen, seine Abbildung p. 265 setzt ein etwa um ein Jahrtausend jüngeres Gefäss der Bronzezeit, sowie zwei vielleicht zwei Jahrtausende jüngere Töpfe der Hallstattperiode aus Böhmen, als ob derartige Gefässe nicht auch anderwärts gefunden seien und man bei einer derart flüchtigen Benützung der Ornamente nicht auch für sämtliche prähistorischen linearen Verzerrungen eine Herleitung aus den Bandmustern annehmen könnte. Die bandkeramische Zone Mittel- und Südeuropas setzt er den vormykenischen Schichten Troja und den ältesten Gräbern auf den griechischen Inseln gleich (p. 266) und glaubt die Urhilder und Ursysteme der Bandornamentik als nahe verwandt mit der älteren mykenischen (oder vormykenischen) Vasenmalerei bezeichnen zu können (p. 271).

²⁾ Mittheilungen des anthropologischen Vereins in Schwedningeln, Heft 5 und 12. — Archiv für Anthropologie, Bd. XXI und XXIII, Hefen über skandinavische Literatur: Die Ausgrabungen der Herren von Neergaard und Madson in Jütland.

³⁾ Vergl. Archaeologiai Értesítő, 1898, p. 97—103; 1899, p. 115—123. — Die Citate zu diesem Aufsatz wurden von Herrn Professor Dr. J. Hampel in Budapest uns gütigst zur Verfügung gestellt.

⁴⁾ Ohne falsch-Richters jüngste Anführungen über diesen Gegenstand (Zeitschrift für Ethnologie, 1899, Verhandlungen, p. 339 u. f.) sind, da ihm das Material

Dem ist aber nicht so. Ihr Gebiet, das, so viel wir bisher wussten, in ziemlich geschlossenen Gruppen von Nordfrankreich und Belgien durch Mittel- und Süddeutschland bis Oesterreich und Ungarn (einschliesslich Bosnien) reichte (vereinzelt tritt sie auch noch in den norddeutschen Tiefebene, auf der Pyrenäen- und Apenninhalbinsel an), erstreckt sich ganz beträchtlich nach Südosten. Wir können heute nachweisen, dass unsere handverzierte Keramik ihre Ausläufer erst in Kleinasien hat und sie auch in den zwischen Siebenbürgen und Bosnien einerseits und Kleinasien andererseits gelegenen Ländern erscheint, wenigstens allerdings vorläufig erst an einigen Punkten, was bei der eben erst beginnenden archäologischen Durchforschung dieser Länder hoffentlich ist.

Unter den aus Siebenbürgen in so reicher Fülle vorliegenden neolithischen Funden (das reichste einschlägige Stättenmaterial birgt das Museum zu Nagy-Enyed) spielt als Vertreter der Bandkeramik die Station von Tordos an der Maros (Com. Hunyad) die erste Rolle. Ganz im Charakter der Topfware von Tordos sind noch die Funde von Nandorjölja (Com. Hunyad), Peterdörf bei Mühlbach (Com. Szeged), Cége (Com. Maros-Tordos), sowie ein sehr interessantes bemaltes Fragment eines grossen Gefässes aus Klein-Schellen (Grosskokerer Comitat). Verwandt besagt man auch noch unter dem auf den neolithischen Wohnstätten von Csaly, Vajszel, Fuged und Viskösz (Alle Kéher), Bolobit (Com. Harvad), Bolek (Com. Torda-Aranys) und Barozs (Com. Udvardhely) aufgefundenen Material. Bei anderen in Siebenbürgen relativ häufigen singulären Erscheinungen aus neolithischer Zeit, z. B. bei den auch von einigen der genannten Plätze bekannten eisenkegeligen Vasen mit Kugelhals und weitem, ungleich hohem Hals, sind die Beziehungen zur eigentlichen handverzierten Topfware noch nicht aufgeklärt, obschon sie eine gewisse Verwandtschaft mit dieser vertragen.

Jenseits der karpatenrheintischen Alpen fehlt es nicht an Fundstätten dieser neolithischen Stufe. Aus der prähistorischen Ansiedlung von Mincei bei Ploesti (Distr. Prahova, Walachei) wird im Museum zu Bukarest eine kleine graue Thonschale mit einem Winkelmuster, welches den Ornamenten der handverzierten Vasen entspricht, aufbewahrt. Das nämliche Museum besitzt weiter aus Rumänien Gefässreste mit plastischen Spiralmotiven, wie aus Butmir in Bosnien, andere mit eingestrichenen linearen Mustern und Tuffenleisten, ganz in der Art, wie von vielen Stationen dieser neolithischen Stufe; ich konnte nicht in Erfahrung bringen, ob diese Scherben aus der Ansiedlung von Mincei oder von einer anderen Localität

als wären nicht die älteste egyptische und griechische (mykenische) Mattmalerei, ebenso die Gräber der „Inselkultur“ um mehr als ein halbes Jahrtausend jünger als etwa die I. Stadt von Hisarlik und die mit ihr verwandten Stationen der Bandkeramik. Die Topfware aus dem Laibacher Moor erinnert ihn vielfach dieser neolithischen Stufe; ich konnte nicht in Erfahrung bringen, ob diese Scherben aus der Ansiedlung von Mincei oder von einer anderen Localität

als wären nicht die älteste egyptische und griechische (mykenische) Mattmalerei, ebenso die Gräber der „Inselkultur“ um mehr als ein halbes Jahrtausend jünger als etwa die I. Stadt von Hisarlik und die mit ihr verwandten Stationen der Bandkeramik. Die Topfware aus dem Laibacher Moor erinnert ihn vielfach dieser neolithischen Stufe; ich konnte nicht in Erfahrung bringen, ob diese Scherben aus der Ansiedlung von Mincei oder von einer anderen Localität

stammen. Der rumänische Alterthumsforscher Bollic fand vor mehreren Decennien bei Vadastra im Bezirk Romanax (Walachei) zusammen mit vielen sicher metallzeitlichen Gefässen auch mehrere dem Kreise der handverzierten Gattung angehörende Gegenstände, so weit die von Tocilescu in seiner Studie „Dacia înainte de Romanii“ (1890) aus dem Originalbericht Bollics wiederholten ungenügenden Abbildungen bei dem Mangel typischer Ornamente ein Urtheil erlauben, so einige Idole, einige kleine Fuselbecher, einen Topftrittsatz mit vier Füßen, Vaschen mit senkrecht durchbohrten Henkeln u. A. m., alle Stücke, welche aus anderen Stationen dieser neolithischen Periode vorliegen.

Wenn wir uns an einige Eigentümlichkeiten des Ornamentes halten dürfen, würden auch die bekannten Funde von Cucuteni bei Jassi in der Moldau (und mit ihnen die zahlreichen Wohnstätten mit malherger Keramik aus der Bukowina und Galzizien) zu dieser neolithischen Gruppe zu rechnen sein; doch die Mehrzahl der Fundstücke von Cucuteni wie von den verwandten Stationen ganz erheblich von dem abweicht, was uns in Mitteleuropa, Bosnien und Siebenbürgen und weiter auch in Südosten als Typus der handverzierten Topfware geläufig ist. Ist hier eine Parallele zu den auf grosse Schwierigkeiten kleine Fuselbecher, kleine Hängeschüsseln mit senkrecht durchbohrten Henkeln, primitive Tische, von welchen zwei Exemplare in charakteristischer Weise durch eingetragene Liniennuster verziert sind⁴⁾ u. dergl. m. wären als gleichartige Erscheinungen zu bezeichnen, nach der Bemalung der Gefässe, welche in Cucuteni etc. eine so wesentliche Rolle spielt, wäre ihr den Kreis der Bandkeramik nicht Hoffendendes, doch die Ornamente der bemalten Vasen zeigen, etwa ausser den Spiralmotiven, wenig Verwandtschaft mit den typischen Bandmustern. Leider sind die Steingröße dieser Wohnstätten, welche uns hier einen gewissen Anhalt gewähren könnten, auch noch nicht studirt worden, darnach hat vorläufig die Frage nach dem Verhältnisse dieser eigentümlichen neolithischen Gruppe in der Moldau, Bukowina und Galzizien ihre Obergrenze auf russischem Gebiet sind noch nicht nachgewiesen zur mittel- und südosteuropäischen Bandkeramik noch als eine offene zu gelten. Es wäre jedoch leicht möglich, dass sie bald als eine eigenartige Entfaltung der handverzierten Gattung im im Gebiete nordwestlich von Pontus erkannt würde.

Südlich der Donau haben wir anzuerkennen aus Serbien eine Station mit Resten dieser neolithischen Stufe zu erwähnen⁵⁾ bei Barajero (im Bezirk Belgrad) fand man auf einem alten Wohnplatz Steinwerkzeuge, einige davon nach Art der Schublisenklinge, weiter Gefässreste mit den charakteristischen Griffansätzen etc., ein Stück trug sogar Spiralmotiv, doch sind die an diesem Punkt entdeckten Funde nicht sehr reichhaltig.

In Bulgarien treffen wir wieder unzweifelhaft Spuren der Bandkeramik an. Das Werkchen „Pametuiti si Bulgarko, Mogiliti“ (Alterthümer Bulgariens, Grabhügel) der Brüder Chr. und K. Schkorpil (Philippopolis 1890) bringt hier, allerdings in schlechten Abbildungen, einiges Material bei.⁶⁾ Von Kotschalar (Gegend von Silistria) stammt ein grosses, etwa kugel-

⁴⁾ Antiqua, 1890, Taf. V, 2; Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst, pag. 211.

⁵⁾ Starinar, VIII, Belgrad 1891, p. 1-17.

⁶⁾ Einen Theil dieser Funde citirt Hoernes in seiner Urgeschichte der bildenden Kunst, p. 209, 206, nach einem Aufsatze von G. Sokoloff in den Sitzungsberichten der Odessaer archäologischen Gesellschaft (1896).

förmiges Gefäß von circa 25 cm Durchmesser ohne abgesetzten Hals, das durch einfache Bogenstellungen, welche sich an eingedrückten Gräben zusammensetzen, verziert ist (p. 92, 93, Fig. 38). Auf einer alten Ansichtungsplatte bei Kermetlik (Ostbalkanengebiet) wurden neben allernach Stein- und Steingeräten, deren Charakter jedoch nach den ungenügenden Abbildungen nicht recht kenntlich ist, auch Gefäßfragmente mit eingeritzten, eingestochenen, plastischen und, wie es scheint, auch aufgemalten Ornamenten gefunden (p. 93, Fig. 39); einige der Scherben haben Spiralmuster (eingegrabene Doppellinien mit Strichfüllung), andere zeigen eingeritztes Fischgrätenornament, gekreuzte Linien, ein schraffirtes Dreieck, wieder andere eingedrückte kurze Striche und Grübchen, die scheinbar bemalten Stücke Schraffirungen und wohl auch Spiralmotive. Zweifelslos hinsichtlich ihres Alters erscheinen mir die Funde von Olukinow (bei Schumen-Schumla), unter welchen auch ein primitives Thonidol vorliegt (p. 94, 95, Fig. 40). Das kleine Idol (Höhe 8 cm) trägt nur uncharakteristische Verzierungen feingeritzte Linien mit Schraffirungen, aber seine Zeitstellung lässt sich daraus nichts entnehmen, zumal auch von derselben Stelle abgebildeten Gegenstände, ein Webstahlgewicht u. dgl. m., nichts Bestimmtes bieten. Die von Hoernes veröffentlichten bulgarischen Thonfiguren des naturhistorischen Hofmuseums in Wien¹⁾ dürften wesentlich jünger sein und mit unserer Bandkeramik und der in ihrem Gefolge auftretenden primitiven Thonplastik nichts zu thun haben, denn einmal fehlt ihnen die Gesellschaft von typisch verzierten Gefäßen und charakteristischen Steingeräten dieser neolithischen Stufe, ferner steht ihre Ornamentik keineswegs der dieser Topfware nahe, und schliesslich lassen sich stützende Figuren für diese Gruppe der Steinzeit bisher nicht nachweisen; stützende Figuren sind mehr aus späteren Abschnitten bekannt, z. B. unter den bronzezeitlichen Marmoridolen der griechischen Inseln u. a. w., welche die Vorbilder für diese interessanten Bildwerke gewesen sein mögen. Somit beschränkt sich das bulgarische Material der bandverzierten Vasengattung vorläufig noch auf eine geringe Anzahl von Funden, immerhin wissen wir jedoch von dieser neolithischen Stufe aus Bulgarien schon mehr als aus dem benachbarten Serbien.

Weiter nach Süden zu haben wir eine Ansiedlung mit einer Topfware, welche unserer neolithischen bandverzierten Keramik vollkommen entspricht, erst wieder am Hellespont vor uns, auf dem Burgberge von Hisarlik, und zwar in dem ältesten Stratum, in der I. Stadt Schliemanns, deren Inhalt sich, wie auch alle Beobachter übereinstimmend angeben, scharf von dem der darüber liegenden Schichten abtrant. Der Culturzustand der ersten Besiedler des Burgberges von Troja unterscheidet sich wesentlich von dem der späteren Bewohner des Hügelns (s. B. wurden, an Stelle der grossen Mauerwerke der II. Stadt, in der untersten Schicht nur aus kleinen Bruchsteinen und Lehm aufgeführte Mauerzüge entdeckt) und nähert sich viel mehr dem der Stationen von Tordos. Bntmir u. a. w. Leider verfügen wir, im Gegensatz zu den jüngeren Niederlassungen von Hisarlik, für die Beurtheilung der I. Stadt nur über ein geringes Material, doch steht man bei einer sorgfältigen Prüfung der wenigen Gegenstände in der Schliemanns-Sammlung an Berlin unter dem Eindruck, dass es sich hier um den nächsten Verwandten unserer bandverzierten neolithischen Topf-

ware handelt. Tordos und die übrigen Stationen im südöstlichen Europa bieten, wie leicht erklärlich, hier die meisten Parallelen.

Unter den keramischen Erzeugnissen der I. Stadt von Hisarlik bemerken wir in gewisser Anzahl Fussbecher und hohe Fässer von Vasen (Abbildung A),



Abbildung A. Hisarlik I. Stadt.

für das prähistorische Europa im Durchschnitt recht seltene Erscheinungen, welche jedoch gerade im Bereich der bandverzierten Gruppe in einiger Häufigkeit auftreten (Abbildung B.)²⁾ Als eine andere Eigenthümlich-



Abbildung B. Tordos.

keit der Topfware mit Bandornamentik sind in Troja sehr zahlreich die röhrenförmigen, wagrecht durchbohrten Fortsätze und doppelt durchbohrten Vorsprünge, auf welche M. Much schon hingewiesen hat, vgl. Banden (Abbildung C, E.)³⁾ An sich wären diese Par-

¹⁾ Skeletgräberfelder von Worms und Mombheim (Rheinhausen); Ansiedlungen von Wartberg am West Cassel (Hessen-Nassau), von Münchshöfen in Niederbayern, aus Slavonien, Bntmir, Tordos u. A. in Siebenbürgen; Pfahlbauten des Laibacher Moores; Einsinfunde ihrer Zugehörigkeit zu dieser Gruppe noch zweifelhaften Funden von Wolschitz und Ötztal (Schlesien). — Fussvasen kennt übrigens ja auch noch die Stufe der neolithischen Glockenbecher.

²⁾ Röhrenförmige Fortsätze: Tordos, Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen, Ansiedlungen in Slavonien,

³⁾ Urgeschichte der bildenden Kunst, p. 208, 209, Taf. III.

allein noch nicht sehr überzeugend, denn Fussvasen haben wir s. B. auch noch unter den Marmorschalen der Inselantik oder den Gefässen der ältesten Bronzezeit an der Südostküste Spaniens, doppelt durchbohrte Vorsprünge auf Cypern an den ältesten dort nach-



Abbildung C. Hisarlik I. Stadt.

gewiesenen Geschirren (aus einer vielleicht noch der Handkeramik vorausgehenden Stufe), sowie an manchen Töpfen aus dem Gebiete der megalithischen Bauten in Skandinavien und Norddeutschland. Weiter waren hier grosse hohe, nahezu cylindrische Unter-



Abbildung D. Tordos.

Hradičko von Kfepic und Gröselmanth in Südmähren, Wartberg bei Cassel; doppelt durchbohrte Vorsprünge: Tordos, Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen, Hof Maor bei Stuttgart.

sätze aus Thon, welche Schliemann aus der I. Stadt abbildet und von denen wir Gegenstücke aus Tordos (einige mit Spuren glänzender Politur) und Lengyel in Ungarn besitzen, ferner kleine bauchige Gefässchen mit relativ langem Halse, weiter Mündung und zwei durchbohrten Fortsätzen, die in Tordos und auf anderen grossen Stationen mit Handkeramik wiederkehren, anzuführen (Abbildung A, B). Doch haben wir noch viel schlagendere Beispiele der Übereinstimmung.

Hier ist es nun in erster Linie der Charakter der Ornamentik auf der Topfware der I. Stadt von Hisarlik, welcher ganz dem der Bandmuster aus Siebenbürgen u. s. w. entspricht (Abbildung A, C, D, E). Die Zickzack- und unregelmässigen Wellenlinien, die Zickzackmuster, Winkelreihen, die Punktfüllungen in den durch eingefurchte Linien gebildeten Drei- und Vier-ecken u. A., u. für alles das haben wir Belege aus Tordos und seinen siebenbürgischen Verwandten. Ein Vergleich der Skizzen zeigt dies zur Genüge, aber auch weiter im Westen und Nordwesten mangelt es nicht an genügendem Vergleichsmaterial. Es sei ferner an das schon von M n e h erkannte Vorkommen des „Sonnen-



Abbildung E. Tordos.

ornamentes“ (concentrische Kreise, am äusseren Umfange mit Punkten oder Strichen besetzt) erinnert, welches den Pfahlbauten am Nordrande der Alpen (Oberösterreich; in ähnlicher Anbildung auch aus dem Bodensee und von Schussenried) und den Ansiedlungen in Slavonien, die mit den Pfahlbauten des Laibacher Moores in naher Beziehung stehen, eigenümlich ist. Die Anwesenheit aus Troja finden in Tordos ihre Gegenstücke auf Väschen und Deckeln mit Gesichtsdarstellungen. Hingegen fehlt in Hisarlik mancherlei, was die reichen Funde von Butmir oder Tordos in Folge ergeben haben, z. B. Erzeugnisse einer primitiven Thonplastik in grösserer Anzahl,¹⁰⁾ oder die Spiralo-ornamentik, oder Spuren von Vasenmalerei, doch erklärt dies sich wohl zum Theil aus dem geringfügigen Material, welches uns aus der ältesten Schicht von Troja zur Stunde zur Verfügung steht.

Noch spärlicher als ornamentirte Gefässreste sind aus der I. Stadt Steinwerkzeuge vorhanden. Von den wenigen Beilen und Hämmern zeigen einige Typen, welche wir auch aus Butmir und Tordos kennen; die hier an Hisarlik abgebildeten Fragmente von durch-

¹⁰⁾ Bei der Angrühnungsmethode Schliemanns während seiner ersten Campaignen ist es zweifelhaft, ob etwa auch die wenigen von ihm der I. Stadt zugewiesenen Beile und Hämmer, die in höheren Schichten in Hisarlik so häufig waren, wirklich schon der ältesten Niederlassung angehören.

bohrten Steinhämmern (Abbildung F) gehören einer Form an, welche auch auf anderen Plätzen mit neolithischen handverzierten Gefäßen beobachtet wurde, deren Zusammenhang mit dieser Stufe der Steinzeit man jedoch noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Schlußfolgerungen fehlen (wie sie auch sonst noch nicht aus Kleinasien oder von den griechischen Inseln bekannt geworden sind), jedoch ist dasselbe auch von manchen mitteleuropäischen Stationen mit Bandkeramik zu constatiren.¹¹⁾ Das Vorkommen von Obsidian, der in Ungarn auf vielen Plätzen mit handverzierter Topfware und auch sporadisch weiter nördlich noch auftritt¹²⁾, in der ältesten Schicht in Hisarlik ist an sich belanglos, denn Obsidian findet am Ägäischen Meer auch noch in der Bronzezeit ausgedehnte Verwendung, ähnlich wie der Feuerstein auch noch in der älteren norddeutsch-skandinavischen Bronzezeit.



Abbildung F. Hisarlik I. Stadt.

Die Bewohner der I. Stadt von Hisarlik kannten schon das Kupfer, wie ganz sicher feststeht, es fanden sich in der ältesten Schicht des Burgberges mehrfach primitive Kupfersachen, Nadeln, Prieme, auch einige flache Dolchklingen des Typus, welcher gelegentlich auch in mitteleuropäischen Stationen mit Bandkeramik nachgewiesen wurde. Also auch hierin verräth sich eine Uebereinstimmung. Da jedoch Kupfer während der Stufe der handverzierten Topfware nicht ganz allgemeine Verwendung hatte¹³⁾ und selbst dort, wo es während dieser Stufe schon erscheint, gegenüber den Steingeräthen doch sehr in den Hintergrund tritt, werden wir gut thun, auch bezüglich der ältesten Ansiedelung von Troja, von unserer heimischen Terminologie ausgehend, noch von der Steinzeit zu reden, so gut wie wir es z. B. mit den Kupfergeräthe führenden Pfahlbauten mit handverzierter Keramik der oberösterreichischen Seen anehen. Ein Kupferalter in dem Sinne, wie die Autoren es wollten, welche über diesen Gegenstand schrieben, gibt es nicht. Kupfer wurde schon in mehreren der uns gelängten, scilicet verschiedenen Gruppen des jüngeren Steinalters constatirt, und zwar in ganz charakteristischen, erheblich von

¹¹⁾ z. B. bei den Pfahlbauten des Laibacher Moores, während in den slawonischen Ansiedlungen, deren Keramik mit der des Laibacher Moores fast zum Verwechseln ähnlich ist, diese Steingeräthe zu Hunderten gesammelt wurden.

¹²⁾ z. B. in Ottitz in Oberschlesien (Feuersteinwerkstätte mit handverzierten Scherben).

¹³⁾ Es fehlt z. B. in den grossen Leichenfeldern dieser Stufe am Rhein, auf den gleichhaltigen Wohnstätten in Mitteldentschland oder in Böhmen, in Est- und Slavonien etc.

den zumeist mit dem hypothetischen Kupferalter in Verbindung gekraachten Kupferrobjecten abweichenden Formen, es finden sich weiter in der allgemein frühesten Bronzezeit bezeichneten Stufe theilweise noch Typen aus Kupfer oder sehr armirter Bronze. Für ein einheitliches, typologisch bestimmtes Kupferalter mit einer ihm ausschliesslich eigenthümlichen Topfware ist da also kein Platz mehr. Das früheste Auftreten der Metalle, vornehmlich des Kupfers, bis zur allgemeinen Verwendung der Bronze hin, welche selbst in Nordes schon in der ersten Hälfte des II. vorchristlichen Jahrtausends sich Eingang verschafft hatte, vertheilt sich über einen sehr langen Zeitraum und umfasst mehr als eine, durch eigenartige Formen der Waffen und Werkzeugen wie der Gefässe und der Ornamente sich scharf abhebende Periode, indem schwebt für eine grosse Reihe der Typen des hypothetischen „Kupferalters“ die Zeitbestimmung noch völlig in der Luft, ja einige von diesen gehören nachweilich erst späteren Abschnitten des Bronzealters an. Wenn es sich darum handelt, den unmittelbaren Zusammenhang der ältesten Niederlassung von Hisarlik mit einer bestimmten Gruppe von Stationen in Mitteleuropa, ihre Zugehörigkeit zu derselben, anzudeuten, ist es unbedingt richtiger und bestimmter, hier von der Gruppe der neolithischen handverzierten Keramik zu reden, als von dem Kupferalter, oder wie es correct heissen müsste, von einer der verschiedenen Phasen des Kupferalters).

Hisarlik ist nicht der einzige Punkt im fernsten Südosten, an welchem Bandkeramik auftritt. Der Tomulus des Proteilasos an europäischen Ufer des Hellespont enthält Scherben, welche mit denen der I. Stadt von Troja identisch sind; mancherlei Gefässreste von Hani-Tepe in der vorderen Troas mögen hier sich auch anschliessen, doch ist das einschlägige Material aus beiden Hügeln noch recht spärlich. Aus Phrygien kenne ich jedoch noch ein Gefäss mit prächtigem Bandornament. Keist dies ein von Dr. A. Körte aus Phrygien mitgebrachtes, jetzt im akademischen Kunstsaal in Bonn aufbewahrtes Väschen (Abbildung G), welches aus einem Tomulus bei Pehl, dem alten Gordion, stammt.¹⁴⁾ Seine Höhe beträgt 7,5 cm; am Hals hat es unter einer Punktehre eine doppelte horizontale Linie, darunter folgen vier, stellenweise fünf Zickzacklinien, die von ihnen gebildeten dreieckigen Felder und Streifen sind mit Punkten gefüllt, am Boden ist das Zickzackband durch zwei concentrische Kreise abgeschlossen. In Anbetracht der geringen Höhe des Gefässchens sind die Linien und Punkte, so ungeachtet auch die Anführung des Ornamentes ist, fein eingearbeitet und eingestochen. Der Henkel ist elegant und zwar nicht ganz richtig. So sehr sich das Gefäss in Bezug auf sein Ornament von den übrigen phrygischen Töpfen und den mit ihnen nahe verwandten bronzezeitlichen Funden Trojas oder der griechischen Inseln entfernt, so nahe steht es der europäischen Bandkeramik, und da sich innerhalb dieser selbst starke locale Differenzirungen in den Gefässformen wie in den Ornamenten



Abbildung G. Pehl (Gordion).

¹⁴⁾ Athenische Mittheilungen, XXII, 1897, p. 21; Arch. Revue, 1898, p. 101; das Gefäss wurde nicht zusammen mit anderen Gegenständen des bronzezeitlichen troisch-phrygischen Typus gefunden.

bekunden, speciell der Topfwaare aus Tordos (Abbildung H), verwandte Ercheinungen finden sich jedoch auch noch im Theisgebiet und in Butmir. Diese Vasen ist bisher die einzige aus dem Inneren Kleinasien, welche wir mit der europaischen handverzierten Gattung in Verbindung bringen können, weitere Funde dieser Art werden wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Was Schliemann in seinen Werken, freilich in einem anderen Zusammenhang, so häufig über die Verwandtschaft der Troer mit den Phrygern und ihre gemeinsamen Herkunft aus Europa angedeutet hat, das findet auch hier in gewissem Sinne eine Bestätigung, wenigstens solche Annahmen für so entlegene Zeiten, um welche es sich bei der neolithischen handornamentirten Keramik handelt, ganz gegenstandslos werden.



Abbildung H. Tordos.

Damit ist erschöpft, was wir heute über die Handkeramik im Südosten wissen. Cypern in ihren Kreis zu ziehen, erscheint mir sehr gewagt und beinahe aussichtslos. Von den verschiedenen von Ohnefalsch-Richter auf Cypern auf Grund der Topfwaare constatirten Perioden könnte nur die II., welche sich durch glänzend polirte, mit eingeritzten, weiss eingeleigten Ornamenten verzierte Vasen auszeichnet, in Betracht kommen, diese Gruppe ist die einzige, welche unter den cyprischen im Allgemeinen den Typen aus der I. Stadt von Hisarlik und weiterhin der handverzierten Gattung Mitteleuropas entsprechen könnte. Doch einmal dürfte es schwer halten, für die II. Periode der Kupferbronzezeit Cyperns die zeitliche Uebereinstimmung mit der neolithischen handverzierten Keramik nachzuweisen, andererseits dürften die Bemühungen, hier eine grössere Anzahl von Parallelen zusammenstellen, ergebnisslos bleiben.

Die Gefässformen, welche innerhalb der handornamentirten Gefässgattung selbst local variiren können, wenigstens auch mancherlei Typen wider innerhalb ihres Kreises grosse Verbreitung haben, würden uns für eine solche Uebereinstimmung gar keinen Anhalt bieten. Fussrasen, welche übrigens auch unter den prähistorischen Töpfen aus Aegypten nicht sehr häufig

aufzutreten, fehlen, soweit mir bekannt, auf Cypern in der II. Periode ganz, die doppelt durchbohrten Vorsprünge, von denen wir oben sprachen, sehen wir zumzeit nur an den grossen Schalen der I. Periode der Kupferbronzezeit Cyperns (Abbildung J). Gegenstücke zu diesen grossen Schalen der I. Periode mit röhrenförmigen oder rinnenförmigen Ausgüssen, eine für unsere prähistorische Topfwaare äusserst seltene Ercheinung, liegen übrigens auch aus Tordos, freilich nicht in so gewaltigen Dimensionen wie aus Cypern, vor (Abbildung K)¹⁵⁾; Tardus verfügt ferner über eine singuläre Gefässdecoration, nämlich figurale Reliefverzierungen (Abbildung M), welche auf Cypern erst der III. Periode eigenthümlich sind (Abbildung L)¹⁶⁾. Auch die glänzend polirte, welche die cyprischen Geschirre der II. (und auch III.) Periode mit den trojanischen Vasen der ältesten Ansiedlung und manchen keramischen Erzeugnissen aus Tordos



Abbildung J. Cypern.

(Gefässfüsse, weite Schalen, aber auch die gewöhnlichen Formen). Slavonien, den Pfahlbauten der Ostalpen u. s. w. gemeinsam haben, wird man nicht als ein Zeichen der Identität auffassen können, denn auch andere neolithische Stufen, z. B. die der Glockenbecher, ferner die früheste Bronzezeit (Uedertiger Typus etc.) verfügen über glänzend polirte Topfwaare. Ebenso beschränkt sich das Einlegen der eingeritzten Ornamente mit Kreide n. dgl. in Europa nicht bloss auf diesen einen Abschnitt der Steinzeit. Vasenmalerei, welche auf manchen Stationen mit Handkeramik nicht gerade spärlich auftritt,



Abbildung K. Tordos.

ist in den drei ältesten kupferbronzezeitlichen Phasen Cyperns vollkommen unbekannt. Die in Tordos relativ häufigen Zeichen und Marken auf Thongefässen, von welchen wir hier (Abbildung N) eine Reihe zusammenstellen, denen man auch in Troja, wenn auch selten, begegnet, fehlen auf Cypern. Alle diese Punkte können also nicht für irgend welche Beziehungen zwischen dieser Insel und dem neolithischen Europa sprechen.



Abbildung L. Cypern.

¹⁵⁾ Nur in Bruchstücken.

¹⁶⁾ Auf Cypern handelt es sich zumzeit bei dieser plastischen Decoration um Thiere, wie Steinböcke, Hirsche u. s. w., auch um Blüthe; in Tordos sind es nur Menschensfiguren mit erhobenen oder geneigten Armen.



Abbildung M. Tordos.

Mit der Ornamentik verhält es sich ähnlich. Vergleicht man die Muster der handverzierten Gefäße aus den verschiedenen Theilen Europas, so wird man bald das ihnen allen Charakteristische, ihnen im Gegensatz zu anderen neolithischen Gruppen Eigenartige erkennen,¹⁷⁾ aber auf Cypern wird man vergeblich darnach suchen. Ein wesentliches, offenbar auf fremde Einfüsse zurückzuführender Bestandtheil der Bandornamente ist die Spirale, diese fehlt auf Cypern in jenen alten Zeiten gänzlich, Cypern blieb von der fremden, im neolithischen Europa sich so deutlich offenbarenden Strömung unberührt. Das in Tordos, wie in der 1. Stadt von Hisarlik spärlich vertretene Hakenkreuz kommt in Cypern erst in der Eisenzeit auf. Eine primitive Theoplastik, welche in neolithischer Zeit in Europa gerade der handkeramischen

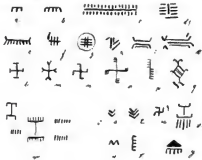


Abbildung N. Tordos.

Gruppe akkummt, erscheint in Cypern erst in viel späterer Zeit, die eigenartige Brettform der cyprischen Idole findet wieder in Europa nicht ihresgleichen. Die sehr alten „cyprischen Nadeln“ gehören in Europa erst dem viel jüngeren „frühesten Bronzealter“ (Unäetischer Typus etc.) an. Was da der II. Periode der cyprischen Kupferbronzezeit und der Stufe der neolithischen handverzierten Topfware als Gemeinsames etwa übrig bleibt, ist von ganz geringer Bedeutung. Cypern war in jenen entlegenen Zeiten sehr abgeschlossen, die Insel spielte nicht die Rolle, welche ihr Obnfalsch-Richter in einer allerdings verzeihlichen Uebertreibung and Ueberschätzung ihrer Alterthümer ausertheilen will, von Cypern gingen nicht die in der Handkeramik Europas sich äussernden fremden Einfüsse aus, Cypern endlich können wir nicht einmal als ein stark differenzirtes Gebiet der europäischen bandornamentirten Gruppe auffassen. Zur Rechtfertigung einer

¹⁷⁾ Ganz abgesehen von den fast aus allen Stationen dieser Stufe vorliegenden gleichartigen Steinwerkzeugen.

solchen Annahme fehlt auf Cypern, welches doch verhältnissmässig gut durchforscht ist, das Material, es müsste denn sein, dass es unter den auf der Insel noch nicht constatirten neolithischen Funden zum Vorschein kommt.

So weit man die fremden Einwirkungen innerhalb unserer neolithischen Periode im Auge hat, wird man eher an Aegypten denken müssen, dessen prähistorische Alterthümer mancherlei Verwandtschaft, namentlich in Bezug auf die Topfware, mit den europäischen handkeramischen Funden vertragen, obgleich sich diese Beziehungen, wenn sie überhaupt existiren, in ihrem wahren Umfange heute noch nicht recht erkennen lassen. Was zu diesem Thema jedoch anlangt Flinders Petrie in einer Studie über die frühesten Beziehungen Aegyptens mit Europa beigebracht hat,¹⁸⁾ giebt uns, abgesehen von der Erwähnung der Spiralornamentik, kaum Aufklärung, zumal es uns sehr geringe Vertrautheit mit dem neolithischen Material Europas erkennen lässt. Und was die Spiralornamentik anbetrifft, so ist gerade diese Parallele zwischen dem prähistorischen Aegypten und dem neolithischen Europa schon seit einigen Jahren jedem Prähistoriker geläufig.

Literatur-Besprechungen.

Dr. O. Kröhnke: Untersuchungen vorge-schichtlicher Bronzen Schleswig-Holsteins. Zweite verbesserte Auflage. Hamburg 1900. Verlag von Otto Meissner.

Die Abhandlung, welche 1897 als Dissertation erschienen ist, erscheint hier in zweiter Auflage in berichteter Form mit Rücksicht auf die von Herrn Olshausen in der Berliner anthropologischen Gesellschaft gemachten Ausstellungen, welche durch eine Störung des Druckes veranlaßt worden sind. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes möchte ich die Fachgenossen auf diese neue Publication speciell aufmerksam machen.

Der Verfasser kommt an folgenden Schlüssen: Die zur Darstellung schleswig-holsteinischer Bronzen genommenen Kupfererze stammen sehr wahrscheinlich aus Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen. Zwischen diesen Ländern und unserer Provinz haben Handelsbeziehungen bestanden, bei denen die Bronzen gegen Bernstein ausgetauscht wurden, entweder direct die Elbe herunter oder im Tauschhandel von Land zu Land.

Das in vielen vorgeschichtlichen Bronzen bis zu 2% sich vorfindende Antimon ist nicht absichtlich der Legirung zugesetzt worden, sondern hat seinen Grund in der Verarbeitung antimonhaltiger Kupfererze.

Das bei der Verwesung der Leichen entstehende Ammoniak vermag unter Mitwirkung der eindringenden Tagewässer das Kupfer in den Bronzen mit der Zeit gans oder bis auf einen Minimalgehalt zu entfernen, wobei das Zinn sich in Zinnoxyhydrat verwandelt, ohne dass die Objecte selbst ihre Form substituiren brauchen.

¹⁸⁾ W. M. Flinders Petrie, The Relations of Egypt and Early Europe, 1890.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schützmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 5. März 1900.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang. Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwort. lediglich die Herren Autoren. 4. 8. 16 des Jahrg. 1904.

Inhalt: Professor Dr. Gorjanović-Kramberger: Neue paläolithische Fundstelle. — Die Trepanation bei den Serben. Von Prof. Dr. Sima Trojanović-Belgrad. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein: Neolithische Fundstelle n. a. — Literatur-Besprechungen. — Eine neue anthropologische Professur.

Agram, 18. October 1899.

Hochgehrter Herr Professor Ranke!

Ich erlaube mir in aller Kürze, Sie über ein höchst interessantes Vorkommen zu benachrichtigen. Ich fand vorigen Monat paläolithische Ueberreste vom Menschen (Kieferstücke mit Zähnen, isolirte Zähne, Parietalstücke, Postoccipitfragmente u. s. w.) und Steinwerkzeuge (scharfkantige Gesteinstücke von Jaspis, Opal) in Gesellschaft mit *Rhinoceros tichorhinus*, *Bos primigenius*, *Ursus spelaeus*, *Sus*, *Castor fiber* n. a. w. Alles dies im diluvialen Sande von Krapina im nördlichen Kroatien. — Die Art und Weise, wie diese Reste vorkommen, ist sehr bemerkenswerth, und schliesst jede Zufälligkeit aus. Die Skizze wird dies übrigens recht gut veranschaulichen.

Unter einem überhängenden Miocän-marinen geschiebten Sandstein sehen wir 9 über einander abgelagerte Culturschichten (siehe 2—9). Diese Schichten sind eluvialer Herkunft, d. h. Verwitterungsproducte der überhängenden Felswand selbst. Bloss die Zone 1 ist theilweise vom Bache Krapina abgelagert worden (1a und 1b).

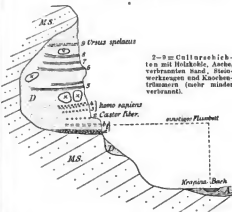
Durch den ganzen Schichtencomplex finden sich die vorher genannten Thierreste, jedoch kann man nach ihrer besonderen Häufigkeit angezwungen 3 Zonen unterscheiden:

- 1 des *Castor fiber*,
- 3—4 des *Homo sapiens* und
- 9 des *Ursus spelaeus*.

Höchst bemerkenswerth ist der Umstand, dass man in der Zone 3, 4 anseer angehranten Thier-

knochen auch durchgebrannte Menschenknochen findet (Parietalia)!

Die Höhe des diluvialen Schichtencomplexes mit den Culturschichten = 8,5 m.



2—9 = Culturschichten mit Holzkohle, Aeste, verbrannten Hand, Steinwerkzeuge und Knochenfragmenten (mehr minder verbrannt).

A = Schotterstein.

D = Diluvium und zwar Verwitterungsproducte von MS.

MS = Miocän-mariner geschiebter Sandstein.

1a = grobes Geröll } bloss diese beiden Schichten sind Sedimente des Wassers; alle übrigen Schichten sind Eluvium.

1b = feinerer Sand }
X = verhaltesfallene Fundsteinblöcke, zwischen den Culturschichten eingebettet.

Alle Knochen sind heilig und äusserst mürbe; bloss die Gelenkstücke sind deshalb erhaltungsfähig. Ganze Knochen sind äusserst selten; bloss Phalangen und Zähne sind vortreflich conservirt.

Im Ganzen wurden über 1000 Knochenstücke gefunden, so, dass diese Fundstelle, was die Art und Weise des Vorkommens, dann die verhältnismässige Anzahl von Menschenknochen und Werkzeugen mit den Thierresten, gewiss zu den interessantesten Fundstellen diluvialer Menschen überhaupt gehört.

Ich werde darüber eine ausführliche Arbeit schreiben, und Alles wichtigere abbilden lassen.

In der Hoffnung, dass Ihnen diese Mittheilung über diese neueste Fundstelle interessieren wird, benütze ich eben diese paar Zeilen, um Ihnen das Allerwichtigste darüber bekannt zu machen.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr stets ganz ergebener

Prof. Dr. Gorjanovic-Kramborger
Director des geolog.-paleontolog. Nationalmuseums
Agram (Kroatien).

Die Trepanation bei den Serben.

Ein ethnologischer Beitrag

von Professor Dr. Sima Trojanovic.

In den weit-entlegenen Gebirgsschlupfwinkeln der Balkanhalbinsel haben sich manche alterthümliche Sitten und Lebnseinrichtungen bis heute zu erhalten, welche im sonstigen Europa sicherlich schon vor vielen Jahrhunderten als schädlich und wild abgeworfen worden sind. Noch mancher Brauch erregt in Westeuropa bei dem blossen Gedanken Grauen, während er in Altserbien unter dem türkischen Scepter und in ganz Albanien als etwas Gewöhnliches und sogar Nothwendiges göhlt wird.

Alle die rohen Sitten erhalten sich dasehst zumeist in Folge der staatlich schwachen Organisation, d. h. ein Staat existirt überhaupt noch nicht, sondern nur die Clanherrschaft.

Die Gründe, welche noch fortwährend die serbischen Bauern veranlassen, den Kopf zu trepaniren, sind verschiedener Natur: meistens sind es äussere Verletzungen, z. B. in den Kriegen und ewigen Aufständen, welche die Trepanation nöthig machen; namentlich aber während der Zeit der Blutrache, wo ihnen einzelne kleine Schädelpartien durch den Schlag mit Hanfhar (Säbel) eingedrückt werden. Wenn man bedenkt, dass in Nordalbanien die Blutrache 25% aller Todesfälle verschlingt, dann ist es begreiflich, dass diese Operation noch im Schwange ist. Man findet überhaupt selten einen Nordalbaneser ohne Spuren früherer Verletzungen. Da diese Länder mit Gebirgsmassen durchzogen sind und an zahllosen Stellen tiefe Klüfte gähnen, wohin die Hirten fortwährend klettern müssen und dabei leicht ausgleiten oder durch die heftigen Bora von den steilen Wänden wie Blätter heruntergefegt

werden, so ziehen sie sich häufig Schädelbrüche zu. Die zweite Ursache der Trepanation ist einigermaßen in der Ueberlieferung und dem Aberglauben zu suchen, dass nur durch die Trepanation gewisse Krankheiten zu heilen sind: so Neuralgie, Irrsinn, heftige Kopfschmerzen, woran wirklich viele leiden, besonders in Montenegro. Gehirnentzündung (nach der Diagnose der Volksmedizinmänner) u. s. w. Mir ist in keinem anderen Lande ein Brauch bekannt, nachdem einem, der am Kopfe stark beschädigt wurde und im Stau war, die Trepanation zu ertragen, vom Seust („Kuluk“ oder „Veliki Sud“) eine Bestätigung gegeben wird, auf Grund deren ihm der Urheber ein Schmerzensgeld für die durch die Trepanation erduldeten Schmerzen und Entschädigung für die zeitweise Arbeitsunfähigkeit zu zahlen oder die gleiche Selbstpeinigung zu erdulden habe. Jeder Urheber musste die halbe Summe des sogenannten Blutgeldes, also 168 Thaler und 3 Piaster, dem Trepanirten zahlen. Das volle Blutgeld 336 Thaler und 6 Piaster, bezahlte man für einen begangenen Mord. In Zeta zahlte man 133 Thaler und 2 Piaster Blutgeld für den „toten Kopf“, damit der Mörder weiter nicht bestraft oder von den Verwandten des Ermordeten verfolgt werde. Bei der Bemessung des Schadenersatzes für verursachte klaffeude Wunden und starke Schläge (traumatische Läsionen werden serbisch *čotek* genannt) zahlte man die halbe Summe des Blutgeldes, also 60 Thaler. Für ein gebrochenes Bein die Hälfte, für eine gebrochene Hand ein Viertel der Summe des Blutgeldes.

Um diese für arme Leute zu grosse Summe des Blutgeldes zu umgehen, gab es auch einen gesetzlihen Ausweg, dass sich der Urheber, obschon vollkommen gesund, auf dieselbe Art und Weise trepaniren lasse, wie der von ihm beschädigte Mensch. Diese Strafe stimmt vollkommen mit dem althilbischen idem per idem: Zahn um Zahn, Aug um Aug überein. Nach solcher „gütlihen“ Beilegung des Streites wurde das Jus talionis von Senats wegen anerkannt und sanctionirt, um die etwaige Blutrache hinauszuhalten. Sie senne das „prehiti žarn za žarn“.

Die Trepanation in Montenegro, Herzegowina und Albanien übten gewöhnliche Volkeleute, welche man „Medig“ oder „Dootor“ nennt. Sie hatten keine andere Beschäftigung, als die Heilung von Krankheiten, besonders von Verwundungen. Diese Kunst war in Montenegro bei einzelnen Familien erblich, z. B. bei den angesehenen Hückovic, welche noch heutzutage die nöthigen Instrumente besitzen. Die Operation ist aber jetzt von der Regierung innerhalb der Grenzen des Fürstenthumes verboten. Das erste Verbot wurde schon im Jahre 1856 von

dem Fürsten Danilo publieirt. Im Geheimen jedoch bestand der Brauch fort. Jetzt gehen die montenegrinischen „Berufsmedig“ am liebsten nach Altserbien und Toscanien (in eine albanesische Gegend), wo sich die Leute, unbehindert von den türkischen Obrigkeiten, trepaniren lassen. Früher trepanirten sich auch die Süddalmatiner, besonders Krivobianer und die Bochesen. In Serbien war diese Sitte nach meinen Erforschungen nicht üblich. Was Bosnien betrifft, so kann ich nichts Bestimmtes sagen. Natürlich gingen auch einzelne Personen aus dem jetzigen Serbien zu den Operateuren über die Grenze, um sich trepaniren zu lassen, im Laude aber waren keine Operateure zu finden.

In der älteren Zeit, ungefähr vor 30 Jahren, bediente man sich einer ganz einfachen Trepanirsäge — der šara) oder trapanj. Diese šara ist eine offene Stahlröhre im Durchmesser bis 2 cm und von 12 bis 25 cm lang. An einem Ende ist die cylindrische Röhre circulär mit kleinen scharfen Zähnen versehen (Fig. 1).



Fig. 1.
Šara (Trepan).



Fig. 2.
Position, an welcher die Trepanation gewöhnlich vorgenommen wird.

Vor der Ausführung der Trepanation trifft der Operateur eine Verständigung mit dem Kranken oder Verwandten desselben, dahin gehend, dass ihn keine Verantwortlichkeit trifft, falls der Patient stirbt. Kinder unter 14 Jahren wollte man in keinem Falle trepaniren; Greise nur sehr ungern.

Der Operateur hält dann eine Consultation, ob der Kranke genügend stark ist, die Operation ohne Anwendung von Narcotica auszuhalten. Ist dies nicht der Fall, so verabreicht er einem Manne 1 Liter Branntwein, einer Frau $\frac{1}{2}$ Liter, welches Quantum womöglich auf einen Zug geleert wer-

¹⁾ Das Wort šara stammt aus dem Albanesischen von šar = Säge, wegen des gezähnten Randes. Die Trepanation heisst bei den Serben šaronjanje, trapanje, trapananje oder trapananje. In Montenegro wird der grosse Bohrer trapano genannt.

den soll. Damit ist die ausgesprochene Absicht verknüpft, die Schmerzen zu betäuben. Hieran kommt ein Assistent des Arztes und stopft dem Patienten die Ohren gut mit Watte, damit er das sehr unangenehme Sägelirren des Knochens nicht höre. Dann setzt man den Kranken auf einen Stuhl. Der Assistent begibt sich hinter den Rücken desselben, ergreift mit den Händen seinen Kopf, mit der Handfläche die Ohren und mit den ausgespreizten Fingern die beiden Schläfengenden.

Aus der narbigen oder sonst vom Schlag oder Stoss zerschlagenen Schädelkapselstelle wird znerst mit dem Rasirmesser das Haar herausrasirt. Ist der Schädel des Kranken ganz intact, der Patient aber sonst irgendwie im Kopfe leidend, so wählt man am liebsten die Bohrstelle an der Sutura sagittalis, sie kann sich aber noch bis zur Sutura coronalis erstrecken. In allen diesen Fällen beschränkt sich die Operation nur auf das obere Dach der Scheitelbeine, ungefähr 3 cm im Umkreise der Sagittalnath, wie das Fig. 2 zeigt.

Auf der anrasirten Haut macht dann der Operateur mit einem scharfen Messer einen Einschnitt bis zum Knochen in Form dreier zusammenstossender Dreiecke >> Einige Aerzte schneiden die Haut in 4 Dreiecke + und in beiden Fällen werden die Hautstücke von dem Hirnschilde umgestülpt. Wenn diese Manipulation fertig ist, nimmt er ein scharfes Messerchen, ungefähr wie ein Scalpell, welches lešper genannt wird, und schabt damit das Fleisch von dem blossgelegten Knochen gründlich ab, so dass der reine weisse Ton der Farbe hervorschimmert. Das heramfließende Blut wird mit Watte (Svilica) aufgesogen. Dann wendet er verschiedene pflanzliche blutstillende Mittel an. Hierauf nimmt er die šara (den Trepan) und dreht sie leise kreisförmig an der ausgewählten Stelle, aber immer auf einer Seite (rechts oder links) etwas stärker drückend. Auf diese Weise wird der stärker gedrückte Halbkreis früher abgesägt. Ist dies erreicht, dann hört er mit dem Bohren auf, legt die šara auf die Seite und nimmt drei feingebogene Haken (Kankač); einen davon übergibt er dem Assistenten, die zwei anderen behält er für sich und beide führen dann alle drei Haken unter die halbdrehsüchtigen Knochenlamellen und ziehen gemeinschaftlich auf's Commando das runde Knochenstück heraus. Nach der Entfernung des Knochens erforscht der Operateur, ob Blut auf dem Gehirn liegt (je li pala krv na mozak). Dies ist immer die einzige maassgebende Ursache der Trepanation. Wenn sich nämlich die Blutstropfen auf den Membranen finden, war die Operation notwendig, weil dasselbe einen steten Drnck auf das Gehirn ausübt. Den Erkrankungsherd muss aber der „Medig“ vorus erfor-

sehen, um mit Bestimmtheit die Trepanation empfehlen zu können. Darum ist es aber auch selbstverständlich, dass er nach der Operation immer Blut „findet“, sogar in viel stärkerem Maasse, als er glaubte, da ja der durch den Schlag entstandene Riss am Kopfe Blutströpfchen auf die Membran entleeren muss. Er schöpft dann dies alles mit einem sehr feinen dünnen Löffelchen aus Silber heraus. So werden auch die eingefallenen Knochenplitterchen entfernt. Findet sich Blut und Exsudat auch unter dem anliegenden Schädeldache, so säubert er es mit einem feinen Vogelfederchen, an dessen Spitze ein wenig Watte befestigt ist, weg. Gleich nach der Reinigungsprocedur lässt er alle vier Hautdreiecke über das trepanirte Loch fallen und kühlt sie gut zusammen, das vierte wird nur zu ³⁾, zugenäht, während die Spitze offen bleibt, in der Absicht, dadurch der frischen Luft freien Zutritt zu ermöglichen, weil auf diese Weise die Wunde sich verjüngt und nicht nur die genähten Partien, sondern auch die freigelassene Spitze schneller vernarbt. Die Wunde wird jetzt vollkommen mit Pflaster (holotin) ausgestopft und darüber eine Binde gelegt, um das Pflaster an seiner Stelle zu halten. Dieser circuläre Druck (a kniak) übt nebenbei auch eine wirksame Blutstillung aus.

Der Operateur bekommt seinen Lohn von Seite des Schuldners. Der Lohn wird herberina oder herberija genannt.

Die Hautwunde heilt gewöhnlich in 15 Tagen, aber starke und junge Leute genesen vollkommen erst 40 Tage nach der Trepanation, die schwächeren und älteren nach 2 Monaten.

Als einzige Diät bleibt den Trepanirten das ewige Verbot, nie Schweinefleisch zu geniessen.

Eine Frau hat 6 Jahre lang heftigen Kopfschmerz gehabt mit furchtbaren Congestionen, was sie veranlasste, sich der Trepanation zu unterziehen. Nach der Operation fühlte sie sich wohl.

In Petnica, im Drohnjakbezirke, wurde einmal einem gewissen Beja Karadžić in einem Streite von einem anderen Banern der Kopf stark zerschlagen, so dass er von dem Volksarzt Radovan Bulić aus Timare trepanirt wurde und nachher genes er und empfand keine Schmerzen mehr.

Ein in Deutschland promovirter Arzt, Namens Dr. Pera Miljanić, war in Cetinje Sanitätscbef und erfrante sich einer gründlichen Kenntniss des Volkes. In einer Notiz schreibt er:

Die Bauern mit zerschlagenen Köpfen dulden die Schmerzen 40 Tage; darnach dieselben noch länger, so erwarten sie keine Genesung von der Natur, sondern trepaniren sich. Er hat einen kräftigen Mann, 55 Jahre alt, Blagoje Djuričić aus Vasojević gekannt, welcher vor 23 Jahren von dem

damals berühmten Volkeschirurg Radosar Radićević trepanirt wurde, nachdem er am Kopfe einmal einen heftigen Schlag bekam. Unter der Haut sah Dr. Miljanić eine vertiefte Stelle, ungefähr wie ein Marktstück. Nach der Trepanation fühlte er sich ewig wohl und ununter. Da aber der „Kulok“ (Senat) die Schuldforderung seinem Gegner bejehrte unter Zubilligung milderer Umstände, so wurde das Urtheil auf 60 Thaler Schadenersatz für den Beschädigten Radosar behabgesetzt.

Nur sehr wenig Leute sterben an der Trepanation. Es gibt auch solche, welche sich drimal im Leben mit Glück trepanirten. Einer hatte sich zum ersten Male im 20. Lebensjahr trepanirt, zum zweiten Male im 30., und zum dritten Male nach dem zurückgelegten 40. Lebensjahre. Viele Jahre nach seinem Tode musste sein Grab ange deckt werden und da sah man auf dem Schädel diese Merkmale. Das Loch von der ersten Trepanation war durch die Knochenbildung fast verwachsen und kaum merklich; das Loch von der zweiten Trepanation war zur Hälfte verwachsen, aber von der dritten war das Loch noch gar nicht geschmälert.

Von der Trepanation bei den Serben und Albanesen wusste man im übrigen Europa gar nichts, obgleich diese Operationen bei aussereuropäischen Völkern gut bekannt war.

Il résultat d'une communication faite à l'Académie de médecine par M. Larrey que les Kabyles de certaines tribus pratiquent encore la trépanation du crâne suivant un procédé analogue, et qu'ils y ont même recours assez souvent, même pour les maladies peu graves. Dans l'histoire de notre chirurgie d'Europe, il n'y a rien qui se rattache à ce mode de trépanation.³⁾

Von der Loyalitätsinsel Uvea berichtet Samuel Ella: „Im besten Falle stirbt die Hälfte von denen, die sich dieser Operation (der Trepanation) unterziehen; jedoch ist aus Aberglauben und dem Herkommen dieser barbarische Gebrauch so herrschend geworden, dass nur sehr wenig erwachsene Männer ohne dieses Loch im Schädel sind. Es ist mir berichtet worden, dass bisweilen der Versuch gemacht wurde, die so exponirten Membranen im Schädel durch das Einsetzen eines Stückes Cocostanneschale unter die Kopfhaut zu decken. Für diesen Zweck wählen sie ein sehr dauerhaftes und hartes Stück der Schale, von dem sie die weichen Theile abschälen, dann ganz glatt schleifen und hierauf eine Platte davon zwischen die Kopfhaut und den Schädel bringen.“

³⁾ S. Broca, Cranes perforés. Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, tome 9 (II. série), p. 196.

„Früher war das Trepanations-Instrument einfach ein Haifiszahn, jetzt wird aber ein Stück zerbrochenes Glas für geeigneter angesehen. Din für gewöhnlich gewählte Stelle des Schädels ist die Gegend, wo die Sagittalnaht mit der Kranznaht sich verbindet oder etwas weiter oben gemäss der Annahme, dass hier ein Schädelbruch bestehe.“

Diese interessante Angabe wird auch von George Turner bestätigt. Er sagt: „Auf Uen bestand die Behandlung von Kopfschmerzen darin, den Schmerz aus der Höhe des Kopfes durch folgenden schieblichen chirurgischen Eingriff herauszulassen. Die Kopfhaut wurde aufgeschlitzt und umgeschlagen und der Schädelknochen mit einer feinschneidigen Muschel durchgeschabt, bis die Dura mater erreicht war. Man duldete nur den Anstrich von sehr wenig Blut. In manchen Fällen wurde die geschnittene Öffnung mit einem dünnen Stück Cocoonsehne bedeckt; andernfalls wurde die durchschnitene Kopfhaut einfach an ihre alte Stelle gebracht. Diese Cur hatte manchmal den Tod, meistens aber Heilung zur Folge. Dieses Mittel gegen Kopfschmerzen hatte eine solche Ausbreitung erlangt, dass die scharfsitzigen Keulen ganz eigens zu dem Zwecke gefertigt wurden, um diese weiche Stelle auf der Höhe des Kopfes zu treffen und den unmittelbaren Tod zu verursachen.“²⁾

Hier muss ich auch einen ähnlichen, wirklich überraschenden Eingriff der Albanesen erwähnen. Es haben mir glaubwürdige Leute aus Peé erzählt, dass sie persönlich einen Albanesen öfters auf dem Markte sahen, welchem ein Stück zerprüngenen Schädelstückes von dem Volksopernateur herausgenommen und durch ein sehr trockenes gereinigtes, eben geformtes Kürbistück ersetzt, nanther mit Haut wie der alte Knochen überdeckt wurde. Nach einiger Zeit genas der Patient in der That.

Wie alle Menschen durch mechanische Manipulation ihrer eigenen Hand an den Gebrauch des Hohlens und des Hammers gekommen sind, so kamen verschiedene Völker in weit entlegenen Gegenden selbständig ohne jegliche Entlehnung, die ja auch ganz ausgeschlossen ist, zur Trepanation, nm das Uebel „im Kopf“ — wie sie meinen — herauszutreiben.

In Afrika üben die Babylon die Trepanation, in anderen Welttheilen noch andere Stämme. Auf dem europäischen Continente ist sie nur noch bei den Serben und Albanesen im Gebrauch. Aber da die alten Slaven diese Chirurgie nicht kannten, so führt mich der Umstand auf den Gedanken, die Serben hätten sie auch nicht ursprünglich gewusst,

sondern von den assimilirten Albanesen erst auf der Balkanhalbinsel übernommen. Diese Sitte existirte nie im jetzigen Königreich Serbien, sondern nur in den serbischen Gegenden, welche an Albanien grenzen und in den ächten albanesischen Provinzen. Ferner ist das Wort für Trepan: „Sara“, sicherlich albanesischen Ursprungs.

Din alten serbischen Urkunden sprechen von den damaligen Albanesen, als einem friedlichen Volke. Sie waren lauter ruhige Hirten und Carawanentreiber im serbischen Handel mit den Ländern am Adriatischen Meere. Von so friedliebenden Naehbarn konnte man leicht und schnell auch die Trepanationskunst sich aneignen. Das bringt mich wiederum zu der Ansicht, dass sich die albanesischen Urväter, die Illyrier, vielleicht auch trepanirten. Darüber wird Licht erst nachträglich durch die prähistorischen Funde verbreitet werden.

Hier will ich noch einhalten, dass die Serben auch wahrscheinlich die Tätowirung in einigen Gegenden von den Albanesen und Zinzaren übernommen haben, was die anderen Slaven, ja nicht einmal die Serben durchwegs, sondern nur ein minimaler Bruchtheil in Bosnien thut. Dieses originale Körperbemalung wird von den alten Griechen wirklich als eine illyrische Eigenthümlichkeit bezeichnet.

Eine ganz andere Frage ist die, ob die Albanesen resp. ihre Vorfahren, die Illyrier, die Trepanationsmethode von den verwandten Griechen aus dem Süden lernten. Letztere waren in der That in dieser chirurgischen Leistung gründlich unterrichtet.

„Notre plus ancien auteur, Hippocrate, parle du trépan comme d'une opération déjà connue depuis longtemps. Il n'en indique pas l'origine, mais le nom même de la trépanation prouve que, lorsqu'elle fut admise dans la chirurgie grecque, elle était déjà pratiquée à l'aide d'un instrument mis en mouvement par rotation et muni d'une couronne qui ne pouvait être que métallique. Cette méthode est donc postérieure à la connaissance des métaux, mais il est possible qu'elle ait été précédée de quelque procédé plus ou moins analogue à celui de Kables et des Ines.“⁴⁾

Von dieser uralten griechischen Operation spricht Tillmanns etwas anders und ausführlicher: „In den Hippokratischen Schriften, z. B. in dem ausgezeichneten Capitel über die Kopfwunden, wird die Trepanation als längst bekannt beschrieben, ja hier wird die Lehre von dieser Operation schon sehr ausgebildet vorgetragen. Schon damals waren Trepanknochen im Gebrauch. Der Instrumenten-

²⁾ Bartels, Die Medicin der Naturvölker, 301.

⁴⁾ P. Broca, Crans perforés. Bolet. de la Société d'Anthropologie de Paris, tome 9 (II. série), p. 198.

apparat für die Trepanation bestand zur Zeit des Hippokrates aus dem Radiereisen (*ζωστής*), dem hohlen und gezähnten Bohrer, unserem Kronen-trepan (*πρόιον χαρακτός τρέπανον τρυγητήριον*, modiolus des Celsus), dem Perforirtrepan (*τρέπανον*) und Sonden.²⁾

Die Trepanation des menschlichen Schädels gehört bestimmt zu dem steinzeitlichen Urzustand. Einige möchten sie sogar in die Anfänge der menschlichen Niederlassungen, in die paläolithische Periode versetzen, aber das hat sich bis jetzt nicht mit Evidenz beweisen lassen; dagegen ist in der neolithischen Periode die Trepanation wirklich gefunden und steht ausser allem Zweifel.

Prunières war der erste Forscher, welcher seine Aufmerksamkeit der prähistorischen Trepanation zuwendete und wissenschaftlich begründete. Auf dem Anthropologen-Congresse zu Lyon im August 1873 zeigte er den Theilnehmern die interessante Schädelrondelle, welche er in den Dolmen von Louzre entdeckte. Diese Knochenstücke — die Rondelle — waren elliptisch mit polirten Rändern. Der Form nach können sie sehr verschieden sein: rund, meist elliptisch, triangulär etc.³⁾

Aber erst, als sich dafür auch P. Broca erklärte und in einigen Discussionen⁴⁾ neue Gesichtspunkte aufstellte, bekam die Entdeckung Prunières den vollen wissenschaftlichen Werth.

In der Sammlung der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon findet sich ein prähistorischer Schädel aus einem Steingrabe, an welchem die Trepanation nur unvollständig ausgeführt worden ist. Man sieht ferner an diesem Schädel, wie de Mortillet⁵⁾ angibt, dass wahrscheinlich im Anfang vor der Operation resp. der Knochen-durchtrennung in der That, wie Broca annahm, die Oberfläche des Knochens etwas abgekratzt wurde, um eine Furche für den Feuerstein (Trepan) anzudeuten, damit der Operateur dann sicherer mit dem Steininstrument sägen resp. hin- und herfahren könne.⁶⁾

²⁾ Dr. H. Tillmanns, Ueber prähistorische Chirurgie, 800. von Langenbecks Archiv für klinische Chirurgie, Bd. XXVIII. Berlin 1883.

³⁾ Prunières, Sur les crânes artificiellement perforés à l'époque des dolmens. Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, tome IX, II. série, Paris 1874, p. 185—189.

⁴⁾ P. Broca, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, tome IX, II. série, p. 185—189 et 542—557.

⁵⁾ De Mortillet, Trepanation préhistorique. Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, tome V, III. série, 1882, p. 143—146.

⁶⁾ Wir haben schon gesehen, dass die serbischen Operateure die Rondelle mit dem Messerchen schaben, wobei natürlich die Furchen bemerkbar bleiben, weil der Periost abgekratzt wird.

Ebensolche Furchen am Schädel sind in einem prähistorischen Grabe bei Lizières gefunden, die möglicher Weise nicht mit einem Steininstrument, sondern eher mittelst eines Metallinstrumentes hergestellt wurden, nicht durch Abschaben, Abkratzen, sondern durch Ausschneiden.

Prunières, Parrot¹⁰⁾ u. A. haben aus prähistorischen trepanirten Craniumen geschlossen wollen, dass die Trepanation auch wegen Schädelverletzungen, wegen Knochenaffectionen ausgeführt worden sei, aber Broca sagt, dass bis jetzt noch keine genügenden Beweise hierfür vorhanden seien. An allen bis jetzt angefundnen trepanirten Crania fehlen, nach Brocas Ansicht, alle Symptome einer vorhanden gewesen Schädelverletzung.

Diese Meinung Brocas ist wohl nicht stichhaltig, weil sie nur aus kleiner Zahl von Beobachtungen resultirt.

Broca¹¹⁾ hat zweierlei verschiedene prähistorische Trepanationen scharf voneinander unterschieden: *Trepanation chirurgicale*, welche am lebenden Menschen vorgenommen wurde, und die sogenannte *Trepanation posthume*, bei der ein Theil des Schädels erst nach dem Tode des Menschen ausgeschitten wurde.

Diese Schädelrondelle wurden wiederholt perforirt entdeckt, und es konnte nachgewiesen werden, dass sie als Amulette am Hals in der vorhistorischen Zeit in Frankreich getragen worden sind. Etwas Aehnliches ist neuerdings in Amerika entdeckt worden. M. J. de Baye¹²⁾ fand ein gallisches Collier mit einem Schädelamulete, welches dreimal durchbohrt und mittelst Messingdraht an dem Collier befestigt war.

Die vorhistorischen trepanirten Schädel wurden aufgefunden in den Höhlen, Dolmen und Gräbern von Frankreich, in Portugal, Böhmen (nach Dudik), Mexico, Peru, Algier, Kanarischen Inseln und vielleicht in Deutschland.

Ausser der Trepanation des Schädels erfahren wir durch Ella, dass die Eingeborenen der Loyaltätsinseln auch noch die Extremitätenknochen trepaniren. Dieses Mittel der Knochenausschabung wird bei dem alten Volke in ähnlicher Weise bei Rheumatismus angewendet. Die Haut wird in der Längsrichtung eingeschritten und darauf die Mitte der Ulna oder des Schienbeins blossgelegt. Dann wird

¹⁰⁾ Parrot, Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, 1881, p. 107.

¹¹⁾ P. Broca, Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, tome IX, II. série, Paris 1876, p. 256 bis 258. Sur les trepanations préhistoriques.

¹²⁾ J. de Baye, Sur les amulettes crâniennes. Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, 1876, p. 121.

die Oberfläche des Knochens mit Glas geschnitten, bis ein grosses Stück der äusseren Lamelle entfernt ist.*

In Nikiti, einem herzogwinischen Städtchen, welches jetzt zu Montenegro gehört, haben die ar. der Gelbsucht und manchen anderen Krankheiten leidenden Personen die Gewohnheit, dass sie eine Thlor grosse Stelle am Kopfe rasiren lassen, und dann durch einen Medig mit dem Rasirmesser einige 3—4 cm lange Einschnitte durch die Haut bis zum Knochen sich machen zu lassen. Durch die Scarificationen würde das Blut rich von selbst fliessen, aber zur Erhöhung des Abflusses drückt man mit den Fingern stark auf die Hauteinschnitte. Dadurch erwarten sie sichere Befreiung von den den Körper anhaftenden Beschwerden.

Durch den Herrn Professor Dr. Johannes Ranke bin ich angeregt worden, einen Artikel über die Trepung bei den Sorben zu schreiben, was ich gerne gethan habe, mit dem Ausdrucke meines Dankes für seine einjährige liebevolle und wissenschaftliche Belchrung nebst Unterstützung in der Anthropologie und Ethnographie.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer anthropologischer Verein.

(Sitzung, Stuttgart, am 9 December.) An erster Stelle berichtete Hofrath Dr. Schlitz (Heilbronn) über die von ihm erst vor wenigen Tagen gemachte höchst bemerkenswerthe Kalkeckerung einer neolithischen Wohnstätte auf freiem Feld in der Nähe von Heilbronn. Durch ein von anderer Seite aufgefundenes prächtiges Serpentinbeil war Redner veranlasst worden, an der Fundstätte weitere Orientierungsuntersuchungen anzustellen, die zu dem Ergebnisse führten, dass man es an der betreffenden Stelle höchst wahrscheinlich mit einer prähistorischen Wohnstätte zu thun habe. In Verbindung mit dem durch seine sorgfältigen Ausgrabungen am Michaelsberg bei Bruchsal bekannten Karlsruhe'r Ingenieur Bonnet hatte dazu Redner die Ausgrabung unternommen und in der Tiefe von 1 m die Reste der verhältnissmässig grossen Bauwerke von regelmässig rechteckigem Grundriss blossgelegt. Die Anlage der 5 m von einander entfernten Bauten sowie die innere Einrichtung weisen darauf hin, dass beide zusammen gehörten und ein Wohnhaus nebst Stallgebäude Vorratsgebäude darstellten. Die zwischen den kräftigen Eck- und Mittelpfosten errichteten Wände waren von Flechtwerk gebildet, das von innen und innen mit Lehm beworfen war. Im Wohngebäude fand sich ein innerer Kalkleinwurf, der stellenweise Giattstrich aufwies und durch Bemalung mit rothen Streifen rautenförmig gefeiert war. Während in dem Stallgebäude ausser unerkennbaren Spuren zweier Jauchengruben nur wenige Scherben gefunden wurden, stiess man im Wohngebäude, das deutlich Diele, Herdstelle und erhöhte Schlafstelle erkennen liess, in der Herdgrube auf zahlreiche Reste, die einen ziemlich klaren Einblick in die Culturverhältnisse seiner Bewohner gestatten. In grosser Anzahl fanden sich Knochen und Geräthschaften aus solchen neben trefflich erhaltenem

Geräth und Zierrat aus Hirschgeweih; so namentlich Erdhucke, Handgriffe für Beile u. dergl., Höher, Schaber, Pflriemen, Nadeln, fein gearbeitete Löffel, Schößchen zum Netzstricken und Schmuckstangen. Daneben fanden sich auch die Schleifsteine und Feuersteinmesser, mit denen diese Gegenstände bearbeitet sein mochten, sowie Mahlsteine und Serpentinmesser. Von den aufgefundenen Muscheln mag die eine, *Pectenulus pilons*, eine Meeremuschel, die wahrscheinlich aus den Tertären Sanden des Mainzer Beckens entstammt, als Zierrat gedient haben, während die andere, die gewöhnliche Flussmuschel, *Unio batavus* als Nahrung Verwendung gefunden haben dürfte. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Scherben aus gebranntem Lehm, die zum Theil zu vollständigen Gefässen zusammengestellt werden konnten. Sie zeigen, dass die Gefässe grösstentheils von edler Form und aufs mannigfaltigste mit Theils rohen, theils kunstvollen Verzierungen geschmückt waren; es finden sich Formen, die geradezu einen Vergleich mit dem Empiridit zulassen. Auf einen Verkehr mit ferneren Gebieten weist ein Gefäss aus grauem Thon, der jedenfalls nicht in dem Heilbronner Gebiet vorkommt und dessen Heimath vielleicht die der sogenannten Nassauer Steinkirge (das „Kannenbäcklerland“) ist. Jedenfalls ist die Ausschmückung der Gefässe durch kunstgeübte Hand hervorgebracht worden und der Reichthum der Ausstattung lässt überhaupt darauf schliessen, dass die streitlichen Bewohner des aufgedeckten „Hofes“ keine Wilden, sondern Leute von vorgeschrittener Bildung waren. — Der stellvertretende Vorsitzende Professor Dr. Fraas weist im Anschluss an die mit lebhaftem Beifall aufgenommene Mittheilung auf die hohe Bedeutung dieses neben einzig dastehenden Landesfundes hin, durch welchen die Kultur der Pfälzhaufen mit Sicherheit auch für das feste Land nachgewiesen werden, und bespricht in Kürze die Ergebnisse seiner Untersuchung der vorgedachten Knochen. Die letzteren weisen im Wesentlichen auf die lokanten Haas- und Jagdhüter jener Zeit: Schwein, Rind (*Bos brachycernus taurus* und *primitivus*) Schaf, Hirsch, Reb und Hiber hin. — Als zweiter Redner bespricht Dr. Hopf (Plochingen) über Vorlegung einer Anzahl vortrefflicher Nachbildungen jene merkwürdigen mit rothem Eisenocker bemalten Kiesel, die in einer zwischen einer paläolithischen und einer neolithischen Culturschicht lagernden Schicht in der Höhle Mas d'Azil am Ufer der Arise in den Pyrenäen gefunden wurden und hinsichtlich ihrer Bedeutung bis jetzt noch ziemlich räthselhaft geblieben sind. Ihr Entdecker Plette hält die aufgemalten Kreuze und Kreise für Symbole; von anderer Seiten werden die Kiesel für Spielsteine analog den indischen Spielkieseln, für Runensteine oder auch für Steine zum Werfen gehalten. Redner bespricht die Verbreitung des noch in neuerer Zeit in Europa vorhandenes und wie aus der Bibel (Jesaias 57,6) hervorgeht, nralten Brauches, Kiesel anzustreichen und als Idole zu verehren. — Schliesslich legte Professor Fraas 2 plastische, aus Stibensandstein ausgefeilte Darstellungen von Stieren vor, welche in den Lehmblutgeräthen um Neuloren bei Geleberg bei dem Bahnhause gefunden worden waren. Offenbar römischen Ursprungs dürften sie wohl als Symbole von Flüssen oder Quellen angesehen werden. Besonders bemerkenswerth ist es, dass die Bildwerke in vortrefflicher Weise die beiden damals im Gebiet wild lebenden Rinderarten darstellen. Das eine ist unverkennbar *Bos prisens*, der Wisent, dessen Nachkomme der heute fast ausgestorbene amerikanische Bison und der ebenfalls nur in wenigen Exemplaren

in Lithauen gebiete Wisent ist. Das andere Bild stellt *Bos primigenius*, den Aurochs oder Ur dar, eine heute vollständig ausgestorbene Rinderart, die jedoch zweifellos in früheren Zeiten gezüchtet und zur Züchtung verwendet wurde und auf den wohl ein Theil unserer heutigen Hirsinder bezogen werden darf.

Literatur-Besprechungen.

Zur vorgeschichtlichen Heilkunde in germanischen Ländern.

Referat hat schon in Nr. 1 des „Correspondenzblattes“, 1899, S. 3 unter Hinweis auf die Geschichte der Chirurgie von Gurll auf die prähistorischen Knochenfunde in Deutschland, welche deutliche Zeichen von Verletzung oder Behandlung, bezw. Erkrankung aufweisen, aufmerksam gemacht. Unterdessen gelangte Referat in den Besitz einer diesbezüglich sehr wichtigen Abhandlung: „Beiträge zur prähistorischen Chirurgie nach Funden aus deutscher Vorzeit von Dr. phil. et med. Robert Lehmann-Nitsche.“ (Inauguraldissertation der Universität München 1898, Buenos Ayres), welche Abhandlung vollständig neue und einzige Beobachtungen liefert über prähistorische Knochen-Traumen, -Frakturen und -Erkrankungen, die um so werthvoller sind als wir von der Medicin unserer germanischen Vorfahren noch wenig wissen und weil wir aus diesem vollkommen directen Materiale der Urmedizin nicht bloss solche geschichtliche Beiträge an und für sich erhalten, sondern auch die bedeutende Anregung erfahren, auch in anderen prähistorischen Knochenansammlungen, die in verschiedenen Museen unseres Vaterlandes angehäuft sind, nach solchen wahrhaften Zeugnissen vorgeschichtlicher Heilkunde Umschau zu halten.

Das Capitel der vorgeschichtlichen Trepanation, die von der neolithischen Periode bis zur Merovingenzeit in Europa, ferner in Amerika, Afrika, in der Südsee etc. constatirt wurde und wofür Lehmann-Nitsche aus Deutschland fünf Fälle beibringt, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß auch die primitiven Stadien der Medicin, bezw. Chirurgie unserer Ahnen aller Berücksichtigung werth sind. Heferat hat schon in dem früheren Referate l. c. S. 4 darauf hingewiesen, das das Vordrill der Trepanation in der schabenden Anbohrung der durch den Drehwurm des Schafes erweichten Schädelskapsel durch den Schäfer liegen dürfte, wie auch der Verläufer der Tracheotomie in einem missglückten Halstisch beim blutigen Opferthier des Schafes zu suchen ist. Es musste sehr nahe liegen bei cerebralen Erscheinungen des Menschen, welche man früher dem Besessenen durch einen elischen Wurm zuschrieb, diese Anbohrungsmethode der Schädelskapsel, auch beim Menschen zu versuchen, um den vermeintlichen Wurm darin zu suchen.

Viele mythische Vorstellungen haben irgend eine natürliche Beobachtung des Volkes zum Hintergrund, so auch die des Wechselbalges, welche eigentlich nichts anderes als Rhachitis ist, deren Spinnen nach Lehmann-Nitsche bereits der Neanderthalmann der Hühnweise aufweist, welcher trotzdem ein hohes Alter erreichte und sichere Anzeichen der damals schon häufigen Arthritis deformans an sich trug.

Der Fall von schwerer Knochenfraktur der linken männlichen Tibia aus dem V. bis VII. Jahrhundert n. Chr. aus Memmingen spricht ebenfalls deutlich dafür, dass eine so vorzügliche Heilung nur unter einem von einem tüchtigen Arzte angelegten Verbandsverband geben konnte. „Es ist dies der älteste Fall aus unserer eigenen germanischen Vorzeit, wo ärztliche Hilfe sicher nachweisbar ist.“

Solche Funde sind äusserst wichtige Beiträge zur vorgeschichtlichen Heilkunde. In dieser Inauguraldissertation hat der als Sectionschef für Anthropologie am La-Platamuseum nach Argentinien herufene Schüler unseres hochverehrten Lehrmeisters der Anthropologie, Herr Professor J. Ranke, 29 prähistorisch-chirurgische Fälle, darunter 13 in gelungener photographischer Nachbildung, eine hochbedeutende Anregung gegeben und uns eine sehr wichtige Studie hinterlassen, wofür wir ihm übers Meer hinüber den herzlichsten Dank aus deutschen Gauen nachsenden.

Hofrath Dr. Höfler-Töls.

Ripley W. Z., The Races of Europe. A sociological Study. Accompanied by a Supplementary Bibliography of the Anthropology and Ethnology of Europe, published by the Public Library of the City of Boston. 8°. XXXII, 624 + 139 Seiten und vielen Illustrationen. London 1900.

Das über die Rassen Europas vorliegende Untersuchungsmaterial ist fast vollständig verworben, sodass das Werk für das Studium der Anthropologie Europas ein Hilfsmittel ersten Ranges ist.

Eine neue anthropologische Professur.

An der Universität Zürich ist Herr Dr. Rudolf Martin zum ausserordentlichen Professor für physische Anthropologie mit Sitz und Stimme in der philosophischen Facultät II. Section ernannt worden.

Nach Beschluss der Regierung besitzt in Zukunft die physische Anthropologie an der Züricher Universität den Rang eines selbständigen Prüfungsfaches (Haupt- und Nebenfach) und zwar vollständig gleichwerthig den bereits bestehenden Nominalfächern, wie Zoologie, Anatomie etc.

Die weiteren Bestimmungen lauten:

Zusatzbestimmung zu § 10 der Promotionsordnung der philosophischen Facultät II. Section vom 10. Juni 1899.

(Verfügung der Erziehungsdirection vom 26. Dez. 1899.) Für die Candidaten der Anthropologie sind die folgenden Fächer obligatorisch:

1. Hauptfach: Physische Anthropologie.
2. Nebenfach: Vergleichende Anatomie, Anatomie des Menschen.
3. Studienausweise: Geographie incl. Ethnologie.

Hinsichtlich des dritten freizuwählenden Nebenfaches, wie auch in allen übrigen Punkten gelten die Bestimmungen der Promotionsordnung vom 10. Juni 1899.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Thoningerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 9. März 1900.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalrath der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang, Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, a. S. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Prähistorische Varia. IV. Zur Chronologie der jüngeren Bronzezeit und der älteren Abschnitte der Hallstattzeit in Süd- und Norddeutschland. Von Dr. P. Reinecke. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — Literatur-Besprechungen.

Prähistorische Varia.

Von Dr. P. Reinecke.

IV. Zur Chronologie der jüngeren Bronzezeit und der älteren Abschnitte der Hallstattzeit in Süd- und Norddeutschland.

In den Studien, welche irgend welche Fragen der prähistorischen Chronologie behandeln, vermisst man nur zu oft Hinweise auf Parallelfunde der Nachbargebiete, welche für die Datirung einzelner Typen oder ganzer Zeitstufen von grosser Bedeutung sein können. Namentlich fehlt es in Mitteleuropa an solchen Untersuchungen und Vergleichen der Funde aus Süd- und Norddeutschland für die Perioden kurz vor und nach dem ersten Auftreten des Eisens; das, was im Süden ganz klar zu Tage tritt, ist bisher für die verwandten Erscheinungen des Nordens noch nicht in der Weise zu Nutze gemacht, wie es erforderlich gewesen wäre, daher auch im Norden die Zeithestimmung einer Anzahl von Funden noch viel zu wünschen übrig lässt. Für diese Abschnitte des Metallalters wollen folgende Zeilen einen kleinen Beitrag zur relativen und absoluten Chronologie liefern, und zwar mehr, um eine Anregung zu weiterer Thätigkeit auf diesem Gebiete, zu weiteren Vergleichen des Materiales zu geben, denn etwa um dieses Thema aueb nur einigermaassen erschöpfend zu behandeln. Man wird deshalb hier nur einen geringen Bruchtheil dessen finden, was über die jüngere Bronzezeit und ältere Hallstattzeit in Bezug auf die Chronologie und die damit zusammenhängenden Fragen zu sagen wäre.

Der III. Stufe des skandinavischen Bronzealters

nach Montelius (aus Norddeutschland ist für diese ein sehr werthvoller Fund der von Peccatel in Mecklenburg-Schwerin) entspricht in Süddeutschland bereits die jüngere Bronzezeit, welche wir vornehmlich aus Grabhügeln kennen. Genau genommen müsste man das nordische Aequivalent dieser Periode aueb schon als jüngere Bronzezeit (anstatt Schlussperiode des älteren Bronzealters — Montelius) bezeichnen, denn schon in der IV. skandinavischen Stufe haben wir im Ostseegebiet Typen der ältesten Eisenzeit Italiens und der Gebiete am Nordrande der Alpen, auch rechnet man manche norddeutsche Grabfunde dieser Stufe (z. B. ein Theil der Gräber von Kazmierz in Posen, Adamowitz und Tschammer-Ellgutb in Schlesien) kaum noch zur Bronzezeit, sondern schon zur Hallstattperiode. Mit dem weiteren Ausbau der absoluten Zeitbestimmung unserer prähistorischen Alterthümer und dem mit diesem Hand in Hand gehenden genaueren Studium der Denkmäler auf kunsthistorischer Basis werden diese scheinbaren Disharmonien gegenstandslos werden.

In Süddeutschland treten öfter in Gemeinschaft von charakteristischen Bronzen dieses jüngeren Bronzealters stättliche Nadeln mit grosser Kopfscheibe und mehrfaeber geriefelter Verdickung des Halses auf, z. B. liegen sie vor aus einem Grabhügel bei Grünwald unweit Müneben und aus einem Fund aus einer Kiesgrube zwischen Fürstenfeldbruck und Seböngesing (Bezirksamt Bueck a. Amper) in Oberbayern, modifizierte Typen aueb aus einem Funde von Aislingen a. Donau in Schwaben und

Neuburg, andere von Dietldorf and Lippertshof in der Oberpfalz, Mistelgau in Oberfranken, aus der Gegend von Ulm u. s. w. Nadeln desselben Schemas, offenbar Nachbildungen der südlichen Formen, oder zum Theil importirte Stücke, werden nicht allzu selten in Norddeutschland angetroffen, wo sie wieder der III. Periode Montelius' einzureihen sind, so z. B. in dem Bronzeofen von Koschen (Kr. Guben) in Braunsberg, einzelne Stücke von Borskamp im Lüneburgischen und aus Mecklenburg, weiter von Kaunitz bei Böhmen-Brod (zusammen mit einer osthaltischen „Ochsenadnel“). Deutlich als eine nördliche Imitation dieses Typus offenbart sich die Nadel aus dem Fundo von Glendelin (Kr. Demmin) in Vorpommern. Weiterbildungen dieses Typus erscheinen übrigens noch in der Folgezeit.

Im Gebiete der skandinavischen Bronzeperiode bemerkt man in dieser Stufe häufig Bronzemesser mit langem geschlitzten Griff (für einen Belag aus organischem Material) und schwach sichelartig gebogener Klinge (z. B. in dem Peccateler Grabfund). Diese Messer dürften wiederum mit Messern der jüngeren Bronzezeit aus dem Süden in Verbindung zu bringen sein, wie solche aus Grabhügeln von Neubof (Novy Dvůr) bei Pisek, Khely, Ostrelie und von anderen Orten bei Klattau im südwestlichen Böhmen bekannt sind; die gleichartigen Messer aus bayerischen Grabhügeln nähern sich dieser Form zwar sehr,¹⁾ zeigen aber nicht so deutlich die Verwandtschaft mit den Stücken des Nordens. Weiterführungen aller dieser Typen begegnet man in der folgenden Periode unter den Messerformen der bronzezeitlichen Pfahlbauten der Schweiz etc.

Unter den Schwertern des jüngeren süddeutschen Bronzealters haben wir viele, welche denen des mykenischen Kreises sehr nahe stehen. Die Schwerter von Aldiswil (Canton Zürich) in der Schweiz und aus dem Grabhügel von Hammer in Mittelfranken können wir wohl geradezu als Nachbasse mykenischer Vorbilder bezeichnen; modificirte Nachbildungen der rappierartigen mykenischen Klinge stellen wohl die bekannten auffallend schmalen Klängen Siebenbürgens und die in einiger Anzahl am Rhein, in der Schweiz, weiter auch in Italien und Frankreich gefundenen schmalen Schwerter mit Griffangel oder mit kurzer dreieckiger Griffzunge vor. Die Klinge dieser beiden letzteren Typen gleicht mitunter vollkommen der von Schwertern mit massivem Griff von flachovalem Querschnitt (jüngere „süddeutsch-ungarische“ Form) derselben Periode; einen weiteren Anhalt für die

Zugehörigkeit dieser Formen zur jüngeren Bronzezeit bietet der Fund von Courtauvant im Dep. Aube (dabei eine charakteristische Bronzenadel etc.). Scharf zu unterscheiden sind von diesen Schwertern die im Allgemeinen der II. Periode des Bronzealters angehörenden schmalen Waffen mit zwar als der Spitze rappierartig gebildet, gegen das Griff zu aber sehr ausladender Klinge aus Süddeutschland (eine der verschiedenartigen Formen z. B. aus dem Grabfund von Weizen in Südbaden) und anderen Ländern, welche auf einen vormykenschen Typus der mittelländischen Zone zurückgehen dürften. Die Dolche der jüngeren Bronzezeit stehen zum Theil gleichfalls unter dem Einfluss des mykenischen Kreises. Ein für diese Periode überaus bezeichnender Depotfund von Aranyos (Com. Borsod) in Ungarn enthält (neben einem dem schon erwähnten Schwertertypus mit massivem Griff angehörenden Stück) mehrere Griffangeldolche, ähnlich den bekannten cyprischen oder etwa den aus dem Pfahlbau von Peschiera stammenden, ein anderer gleichalterer ungarischer Fund (Grabfund), von Novak (Com. Neutra), ein Kurzschwert der Gattung, welcher die grosse Waffe von Hammer angehört; letzterer Typus dürfte wiederum stark eine Anzahl von Dolchformen mit aufgekanteter Griffzange (jedoch ohne die kaufartige Erweiterung), wie sie z. B. aus Peschiera, aus dem genannten Depot von Aranyos, aus Süddeutschland (ein besonders schönes Exemplar aus Franken besass Oberst Gemming — Abguss in Mainz) u. s. w. vorliegen, beeinflusst haben. Im Ostseegebiet scheinen zur Stunde in den Waffen sichtlich Einwirkungen der mykenischen Welt, wie sie sich in der Donauzone äussern, noch zu fehlen.

Unter den keramischen Erzeugnissen der jüngeren Bronzezeit Süddeutschlands und Südwestböhmens sieht man häufig grössere und kleinere Vasen mit weit ausladendem Bauch noch sehr abgesetztem, trichterförmig nach oben zu erweitertem Hals (z. B. aus den Grabhügeln von Leibersdorf, Biegesee, Uffing und Wildenroth in Oberbayern, aus Tschemin bei Mies und von Lobositz in Böhmen, auch aus Gemeinleharu in Niederösterreich), eine Eigenthümlichkeit, durch welche diese Gruppe von Vasen sich von älteren und späteren Töpfen merklich abhebt. Was es mit dieser Form für eine Verwandtschaft hat, zeigt uns ein Fund aus dem Nordsee, das Gefäss des Wagens aus dem Grabhügel von Peccateler, dem sich aus Südwestböhmen übrigens noch der Kesselwagen von Milavec bei Teus (gefunden u. A. mit einem Griffschwert der charakterisirten Art) anschliesst. Bei der Annahme einer Metallvorlage für diese Thongefässe bleibt wohl auf Grund des Peccateler Kessels jeder Zweifel

¹⁾ Am ehesten wohl noch ein Messer aus Hängel II bei Geislohe unweit Schumbach in Mittelfranken.

ausgeschlossen; bei anderen Gattungen dieser Stufe, z. B. den vom Rhein bis zum Böhmerwald bekannten Vasen mit „geschnitzten“ Ornamenten (in einem Grabe von Nierstein in Rheinhesnon eine solche zusammen mit einer „Hirtenstahlnadel“, wie sie z. B. auch von Lobositz in Böhmen und Alt-Rüdnitz in der Neumark aus Urnengräbern vorliegen) oder bei den innerhalb dieser Periode offenbar am ein Geringes jüngerer schwarzen Schalen mit geripptem Bauch (Rheinlande), oder den unverzierten Gefässen aus den Grabhügeln der Oberpfalz fehlt es noch an einem so charakteristischen Vorbild aus Metallblech, obson ja die sauber ausgeführten Canneluren einzelner Stücke unbedingt nur getriebene Metallgefässe imitieren können.

Mit den „altitalischen“ Bronzevasen haben die Kessel von Pecatel und Milavec, denen als gleichalterig z. B. noch eine sehr einfache Bronzeblechenkelasse aus dem südlichen Grabe des „Glockenberges“ bei Friedrichsruhe unweit Parchin in Mecklenburg anzurühren ist, direct nichts zu thun, da sie um eine gewisse Zeit älter sind als die „altitalischen“ Metallwaren; wo sie fabricirt wurden, wissen wir zur Stunde noch nicht, wahrscheinlich aber handelt es sich bei ihnen um Vorboten der „altitalischen“ Bronzegefässe vom Beginn der Hallstattzeit.

Viele neue Erscheinungen bieten in Süd- wie in Norddeutschland die Funde der Zeit um das Jahr 1000 v. Chr., vom Beginne der Hallstattperiode. Zwar halten sich manche ältere Typen neben den neuen Formen, doch zeigen sie charakteristische Umwandlungen. In Süddeutschland, namentlich am Rhein, sind keramische Funde dieser Stufe ungemein zahlreich; die Typen leiten sich zum grossen Theil aus importirten „altitalischen“ Metallgefässen ab, so namentlich die grossen und kleinen Schalen, Nöpfchen, grosse und kleine Vasen in Gestalt von Villanova- und Hallstatturnen, verwandte Stücke mit cylindrischem Halse u. s. w. Die süddeutschen Gräber (Leichenbrand in Flach- und Hügelgräbern) sind oft sehr reich mit Töpfen ausgestattet, wie es in Norddeutschland auf den Urnenfeldern dieser Stufe ja fast regelmässig der Fall ist; vielfach enthalten sie eine riesig grosse Urne mit Deckgefäss, in deren Innerem die kleineren Vasen stehen, analog vielen Brandgräbern etwa derselben Zeit aus Italien (Albano, Florenz etc.), z. B. denen mit Hausrnen, welche sich als gleichalterig mit den älteren norddeutsch-skandinavischen Hausrnen (die von Burgkennitz bei Halle stammt aus einem Urnenfeld, das auch ein Bronzemesser vom Pfahlbautentypus enthielt; Hügel von Soddin in der Priegnitz mit Antennenschwert etc.) erweisen. Die grossen Urnen sind gegenüber den kleineren Geschirren oft recht roh gemacht, unter der Öffnung

verläuft bei ihnen meist eine Fingertupfenleiste; sie sind theilweise zum Verwechseln ähnlich mit den grossen italischen Thongefässen (z. B. Florenz), aber auch in Norddeutschland begegnet man ähnlichen Töpfen. Mitunter sind in Süddeutschland auch die grossen Urnen über die kleineren gestülpt (z. B. Leimbhof bei Hanau), ganz entsprechend den „Glockenbergsgräbern“ der norddeutschen Zone (Dahnendorf, Kr. Zanch-Belzig in Brandenburg, Westpreussen, Polen etc.). Selbst in den Gefässformen verrathen sich in Süd- und Norddeutschland Beziehungen, die von mir an anderer Stelle besprochenen Saugfläschchen zeigen dies recht deutlich, weiter wohl ausgebildete, typische norddeutsche Thonvasen dieser Stufe, z. B. solche von Freiwalde (Niederlausitz), oder von Aurith und Götitz in der Neumark.

Nicht minder datirend, als alle diese Beziehungen, sind zahlreiche Bronzen aus den Grabfunden vom Beginn der Hallstattzeit. In Süddeutschland haben wir in Gräbern u. A. folgende Typen: Ronzenschwerter (in Oesterreich daneben auch Antennenschwerter) und Schwerter mit aufgekanteter Griffkante und stark ausladender Klinge, alte „altitalische“ Bronzeblechassen mit breitem Henkel, Messer und Nadeln vom „Pfahlbautentypus“, weiter zierliche Rasiermesser mit langem, durchbrochenem Griff und nahezu kreisförmig gebogener Klinge, zweigliederige „nordische“ Fibeln mit breiter, typisch ornamentirter Bügelplatte (richtiger zusammen mit norddeutschen kleinen und riesigen Fibeln desselben Schemas — wie z. B. von Hirschgarten und Spindlersfeld bei Berlin, Schweidnitz in Schlesien, Čepý und Brozanc [hier in Gemeinschaft mit einem Rasiermesser der beschriebenen Art] in Böhmen, Slatěnice [Gross-Latein] in Mähren, andere in der westpreussischen Gruppe — als „mitteldeutscher“ Typus zu bezeichnen). Im Norden fanden sich in Gräbern Antennenschwerter und frühe „altitalische“ Metallgefässe z. B. in Soddin (Priegnitz), eine „altitalische“ Henkelasse in Roltsch bei Torgau, „Pfahlbautenmesser“ bei Übigau an der schwarzen Elster und Reckentin in der Priegnitz, Nadeln mit hohlem Kopf und andere „Pfahlbautennadeln“ in Lessendorf (hier mit bemalten Gefässen) und Gross-Oldern in Schlesien und nn der Porta Westfalica (mit charakteristischen Bronzemessern und einer singulären zweigliederigen Bronzefibel), Rasiermesser der genannten Art in Goslawitz in Oberschlesien und Bralitz in der Neumark; im Osten treten in dieser Stufe, in Zusammenhang mit Mähren, Niederösterreich, Steiermark und Ungarn, eingliederige „ungarische“ Fibeln auf, z. B. in Kazmierz in Posen (a. A. Brandgrab 16—1880), wo sie uns ebenso wie bei dem schon genannten schlesischen Grabfeld von Lessendorf

(Kr. Freystadt) zur Datierung der älteren Gruppe der bemalten schlesisch-pnsechen Vasen dienen können.²⁾ Den umfangreichen Bestand an Bronzen dieser Periode zeigen uns für die Donauzone, das Rheingebiet und die norddeutsche Tiefebene äusserst instructiv z. B. die grossen Depotfunde von Hajdu-Böszörmény Komjath in Ungarn, Rzeszusina nad Slupy in Polen, Rittel, Stegers und Prenzlauitz in Westpreussen, Floth in Posen, Bewerdiek, Grambof, Mandelkew, Plestin und Hückendorf in Pommern, Seiffen in Schlesien, Krendorf in Böhmen, Weissig, Wildenhain und Bantzen im Königreich Sachsen, Stölln bei Rhinow in der Mark Baasdorf in Auhalt, Forstort Klewe bei Thale am Harz, Brook in Meeklenburg, Hellewitt auf Helsen, Homburg, Gambach und Hochstadt in Hessen-Nassau, Pfeffingen in Württemberg, Dossenheim in Baden, Wallerfangen im Regierungsbezirk Trier u. A. m. Der früheisenzeitliche Charakter dieser Stufe anah nördlich der Alpen gibt sich einmal in den Formen der Thongefässe, sonst aber auch durch freilich noch sparsame Verwendung des Eisens (in der Schweiz, Rheingebiet, Hallstatt, Mähren, Schlesien, Steiermark) kund. Man möge dies festhalten, da bei oberflächlicher Betrachtung der Funde noch das rein bronzezeitliche Element zu überwiegen scheint.

Einige Funde aus Süddeutschland lehren uns, dass die alten Formen der Bronzeshallstattschwerter, (welche sich aus einem der Schwerttypen mit n-lappiger Griffzunge vom Beginn der Hallstattzeit ableiten) eine eigene Stufe charakterisieren. Die beiden Grabfunde von Gündlingen (A.-Breisach) in Baden (Wagner, Hügellgr. u. Urnenfriedh. in Baden, Taf. III, 9—19) zeigen die Leitformen für die Keramik dieses Abschnittes, welche sich sowohl von der Topfware der vorausgehenden Periode, wie von der bekannten bunten süddeutschen Hallstattkeramik mit eingegrabenen und eingestempelten Mustern, die erst in Gesellschaft der eisernen und jüngeren bronzenen Hallstattschwerter vorkommt, scharf abhebt. Die nämlichen Gefässe finden wir, jedoch ohne typische Metallbeigaben, aus Grabhügeln von Wintorlingen, Onstmettingen, Grossengtingen, im „Birkle“ bei Asek u. s. w. in Württemberg, Laiz bei Sigmaringen, an einigen Punkten in Bayern, in Hesseu (z. B. Masenm Mainz), im Niederhheingebiet (Ausgrabungen an der Lippo nördlich von Dortmund; wohl auch von der Iddelefeldler Hardt bei Thann östl. von Köln), weiter auch in einzelnen Pfahlbauten der Schweiz. Richten wir unseren Blick nach dem Bereich der nord-

deutschen Urnenfelder, so haben wir dort dieselben eigenümlichen Hallstatturnenformen, wie in Gündlingen (Velke Čičovice und Srijan in Nordböhmen, Strachwitz bei Liegnitz, Carlsruhe bei Steina a. Oder, Woischwitz und Gross-Teebantsch bei Breslau, z. Th. auch Göritz in der Neumark n. s. w.), z. Th. sogar mit charakteristischer schlesisch-pnsecher Bemalung.

In einem der beiden Gündlinger Hügel dieser Periode fand sich eine lange Bronzennadel mit feinem Kopf, deren nahe Verwandtschaft mit allerhand zierlichen Typen (z. B. aus Pfahlbauten der Alpenseen), die man unter dem Namen „Ministr-Vasenkopfnadeln“ zusammenfassen kann und welche wohl tatsächlich degenerierte Nachkommen der spät-bronzezeitlichen Vasenkopftypen und ihrer Verwandten darstellen, ganz ersichtlich ist. Diese feinen Nadeln, von denen drei Varianten z. B. bei Uffhofen in Rheinessen nebeneinander aufgefunden wurden, kehren im Norden wieder, auf die Urnenfeldern von Redieka, Srijan, Třebehowitz (Hohenbruek) und Mönik in Nordböhmen, Billendorf in der Lansitz, Weine (Kr. Fraustadt) in Posen (hier mit bemalten Schalen), Wilmeradorf (Kr. Beeskow-Storkow) in der Mark u. s. w., ein Bronzenadel von Arendsee (Altmark) enthält sie in Gemeinschaft von Hängebecken, welche den Uebergang vom IV. zum V. Abschnitt des nordischen Bronzealters (nach Müntzliu) vermitteln, in einem Grabhügel von Waldbusen (Lübeck) erscheinen sie, ferner in Turloff in Meeklenburg u. s. w.

In Norddeutschesland und Dänemark finden sich ziemlich häufig in Gräbern der „jüngeren Bronzezeit“ zierliche Bronzerasirmesser von breiter Mondstichelform, wie Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein, 236—238, Lisch, Friederic-Frausecum, XVII 10, Festchrift Lübeck (1897), IX 9, X 8, andere erwähne ich aus der Mark (z. B. Banskow, Kr. Rappin), aus einem Grabe von Kazmierz (zusammen mit kleinen Bronzeblechmesseln), weiter aus den Hügelgräbern an der Lippe nördlich von Dortmund etc. Ein süddeutscher Fund gibt uns wieder einen vorzüglichen Anhalt zur Datierung dieser Messer: der Grabhügel Nr. 13 der östlichen Gruppe von Attenfeld bei Neunburg a. Donau berg bei Leichenbrandresten neben einem merkwürdigen Bronzekerzschwert vom Hallstatttypus eine solche Klinge. In Belgien und Frankreich kehren diese Rasirmesser in grössezer Anzahl wieder, ihre Entwicklung lässt sich hier besser studieren als auf deutschem Boden. Sie dürften aus mondsichelförmigen Messern (mit leichter Einziehung am Rücken) vom Beginn der Hallstattzeit (namentlich aus den Schweizer Pfahlbauten bekannt) hervorgegangen sein; die Mehrzahl der

²⁾ K. Schumacher wird wohl danach seine Ansicht von einem sehr viel späteren Alter dieser bemalten Gefässe (Fundberichte aus Schwaben, VI, p. 35) aufgeben.

ausgebildeten Stücke fällt wohl in die Zeit der Bronzehallstattschwerter, späte Aharten kommen z. B. in Frankreich auch noch in der folgenden Periode vor. Ein Fund aus einem Skeletgrab bei Corheil (Dep. Marne), welches ausser einem solchen typischen Rasirmesser ein leider defectes Eisenmesser ergab, macht es übrigen, wie wir hier anfügen wollen, sehr wahrscheinlich, dass die Stufe der älteren Bronzehallstattklingen auch schon eiserne Schwerter kannte, wenigstens stellt (so weit es sich nach der Abbildung beurtheilen lässt) das Exemplar von Corheil eher eine getreue Uebertragung eines eisernen Griffzungenschwertes vom Beginn der Hallstattzeit in eine eiserne Waffe denn etwa ein frühes echtes „Hallstattschwert“ dar.

Ein überaus wichtiger Depotfund dieser Stufe ist der von Holbaek Ladegard auf Seeland (Bronzehallstattschwert — importirtes Stück oder Naehguss eines solchen — kleine breite Hohlcelte, Hohlwulststränge kleineren Formates, Wendelringe der bekannten Art sowie ein innerhalb der Periode V (Montelius) sehr spätes Hängebecken, Ansätze von Hängebecken u. dergl. m.); er zeigt uns in Verbindung mit dem der vorausgehenden Stufe (dem Beginn des Hallstattalters) angehörenden Depot von Kirkerdrup auf Fünen (typische Hängebecken der Periode IV, altitalische gehenkelte Bronzeblechtafeln) die relativ geringe Dauer der beiden im Norden so reich vertretenen, übrigens durch allerbald Uebergänge oft beinahe bis zur Untrennbarkeit verbundenen Abschnitte IV und V des Bronzealters, von denen der eine etwa mit Beginn des XI. oder gar noch im XII. vorebrithischen Jahrhundert anhebt, während der andere das Jahr 900 oder 850 v. Chr. kaum überschreitet. Weiter nenne ich als einen Depotfund der Phase der Bronzehallstattschwerter, in welche natürlich auch die beiden Grabhügelrunde von Siems unweit Lübeck (der eine mit einem thönernen Henkelkrug, der wohl eine völlig misstrathene Wiederholung eines alten Hallstattgefässes darstellt) und das Grab 33 (des Jahres 1880) von Kazmierz (altes Bronzehallstattschwert mit hemalter Schale) zu setzen sind, hier nur den Moorfund von Papau bei Thorn mit den charakteristischen kantigen Hals- und Fussringen des Ostbalticums und Hohlwulsten von geringer Grösse; die dicken gedrehten Halsringe mit breiter Endplatte aus Papau sehen wir übrigens wieder in dem nordungarischen Depot von Krasznahorka (C. Arva), und zwar zusammen mit einer Hallstattkrillensichel.

Wiederum um ein Geringes jünger sind aus Norddeutschland die Depotfunde von der Wölmsie bei Schlöben in Sachsen-Altenburg (Riesenhohlwalst, gefügigte eiserne Hallstatt-Flachcelte,

eiserner dicker Halsring und andere merkwürdige Typen), von Jasenitz in Vorpommern (Riesenhohlwalst, auffallend grosser Wendelring etc.), Ribitz bei Kulm in Westpreussen (kantige Ringe und Armspirale des Ostbalticums), Primentdorf in Posen (desgleichen bei alter gerippter Ciste, nebst Wendelring etc.) und der II. Fund von Lorzenhof in Schlesien (charakteristische Armspiralen, sehr grosse Wulststränge). Mit diesen Depots treten wir schon in die Stufe der eisernen Hallstattschwerter ein, welche ihrerseits mit dem Jahr 700 v. Chr. ihr Ende erreicht. Für die Datirung der süddeutschen Gräber mit eisernen Hallstattschwertern, einer bestimmten Gattung von Pferdegeschirrstücken und Wagenresten u. s. w. ist ausschlaggebend das Fehlen griechischer Importwaaren des VII. und VI. Jahrhunderts; in Etrurien entspricht dieser Stufe z. B. das Kriegergrab von Corneto (tomba del Guerriero) des VIII. Jahrhunderts v. Chr. Im mitteleuropäischen Gebiet wären der Bronzekessel von Sulau in Schlesien und einige der Hoekergräber von Bylan bei Böhm.-Brod in Nordböhmen in diese Stufe zu setzen, in Norddeutschland die Gräber von Grevenkrug (mit dem Naehguss einer importirten getriebenen Bronzekanne), Pansdorf (sehr alte gerippte Ciste bei einem eisernen geschweiften Hallstattmesser) und Forstort Donnersteln, Waldhosen (eisernes Hallstattschwert, Schalenadel u. s. w.), in den Ostalpen gehört der grösste Theil der Gräber von Hallstatt zu ihr, weiter sie reichen Funde aus Klein-Gleib (Tumli Greibitz und Stieber) und Judenburg in Steiermark.

Noch jünger ist in Norddeutschland der I. Depotfund von Lorzenhof mit seinen gerippten Cisten, engen Hohlringen von sehr grossem Durchmesser (häufig im südlichen Theile des Ostbalticums), Pferdegeschirrstücken und eigenthümlichen Stangenketten, die, wie Grempler schon richtig bemerkte, an manche Stücke aus italischen Gräbern erinnern. Wir sind hier schon in der jüngeren Hallstattzeit, welche in Süddeutschland u. s. w. in einiger Zahl Grabfunde mit griechischen Metallgefässen des VII. und VI. Jahrhunderts ergab (Grüschwyl, Kappel, Cbätillon-sur-Seine etc.). Die Stangengebilde Etruriens (tonha del Duca in Vetulonia), welche mit den Lorzenhofer Ketten einige Verwandtschaft haben, gehören noob dem VII. Jahrhundert an. Von geblossenen Grabfunden dieser Periode ist aus Norddeutschland, wo wir hier noch bemerken wollen, zur Stunde recht wenig bekannt, es bedarf noch der Herbeischaffung eines grösseren charakteristischen Materials, um einigermassen diese Lücke, welche sich recht empfindlich bemerkbar macht, zu füllen.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Dueszig.

1. In der Sitzung der Anthropologischen Section am 26. October sprach, nach der Begrüssung der Mitglieder durch Herrn Dr. Oehlschläger, zunächst der Director des Provinzialmuseums Herr Professor Dr. Conwentz über die vorgeschichtliche Sammlung Dr. C. Struckmann-Hannover.

Der in seinem 67. Lebensjahre, am 23. December 1898, verstorbenen Amtsrath Struckmann gehörte einer wohlbekannten allhannoverschen Familie an, von welcher sich mehrere Mitglieder noch in hervorragenden Stellungen befinden. Er besuchte die Universität Göttingen und wählte dann den landwirthschaftlichen Beruf; daneben widmete er sich von Jugend an wissenschaftlichen Studien, besonders solchen auf dem Gebiete der Geologie und Prähistorie seiner engeren Heimath. Allmählich brachte er auch eine umfangreiche, werthvolle Sammlung von Versteinerungen und Gesteinen zusammen, welche von ihm und anderen Fachmännern bearbeitet und literarisch verwertet wurden. Seine Hauptwerke über den Oberrhein und die Wealdenbildungen Hannovers besaßen eine allgemeine Bedeutung und werden als Nachschlagebücher zum Bestimmen der einschlägigen Petrefakten dauernd ihren Werth behalten. Später beschäftigte er sich namentlich mit der Untersuchung der im Diluvium und im Alluvium vorkommenden fossilen bzw. subfossilen Säugethierreste, z. B. des Mochosochsen, Renntiers etc. Er stand in regem Verkehre mit auswärtigen hervorragenden Geologen, und Männer wie Ferd. Roemer, Hermann Roemer, A. v. Koenen u. A. stellten ihm auch seiner Sammlung fast alljährlich Besuche ab. Besondere Verdienste hat sich Struckmann um das aus dem ehemaligen königlichen Museum hervorgegangene hannoversche Provinzialmuseum erworben, indem er ehrenamtlich durch langu Zeit dessen geologisch-paläontologische Sammlung ordnete und vermehrte. Ebenso widmete er sich der dortigen Naturhistorischen Gesellschaft, deren Jahresberichte zahlreiche Vorträge und Abhandlungen von ihm aufweisen. Auch sonst theilte er Jedem, der ihn darum anging, in bereitwilliger und freundlicher Weise aus dem reichen Schatze seines Wissens mit, und Manchem ist er in seinen Arbeiten ein treuer Berater gewesen. Zahlreiche Vereine in Deutschland, Oesterreich und Russland wählten ihn zu ihrem correspondirenden bzw. Ehrenmitglied; auch das hiesige Provinzialmuseum und die Naturforschende Gesellschaft haben ihm Diplome vor zwei Jahren überreicht. Als die Georgin Augusta in Göttingen 1887 ihre Jubelfeier beging, ernannte sie Struckmann zum Ehrendoctor, wie sie einst seinen Vater und auch seinen Grossvater in gleicher Weise ausgezeichnet hatte; in der Geschichte deutscher Universitäten gewiss seltener Fall, dass drei Generationen nacheinander die Doctorwürde h. c. von derselben Hochschule zu Theil geworden ist.

Dr. Struckmann trat frühzeitig durch Verwandtschaftsverhältnisse in Beziehung zu unserer Provinz, und somit verfolgte er gelegentlich auch hier geologische und prähistorische Forschungen. Schon im Frühjahr 1857 reiste er mehrere Monate in Sizilien bei dem Landschaftsdirector Albrecht, seinem inzwischen gleichfalls verstorbenen Schwager. Auf Grund der in jener Gegend gemachten Beobachtungen und Erfahrungen veröffentlichte er bald eine geognostische Darstellung des Stargarder Kreises, mit Rücksicht auf landwirthschaftliche Cultur (N. Preuss. Prov.-Blätter,

III. Folge, Bd. 1, 1858), welche jedoch in Fachkreisen wenig bekannt geworden ist. Die Besuche in Westpreussen wiederholte er häufig, zumal ihn später noch seine verwandtschaftliche Bande hierher zogen. Er benutzte den Aufenthalt bei Verwandten und Bekannten im Stargarder Kreise auch zu Ausgrabungen und zu vorgeschichtlichen Erwerbungen. Auf diese Weise war im Laufe der Zeit in seinem Hause in Hannover eine stattliche Zahl bemerkenswerther westpreussischer Alterthümer zusammengekommen, welche der Vortragende öfters dort in Augenschein genommen hat.

Bei seinem frühzeitigen Tode hatte Dr. Struckmann keine Bestimmung über den Verbleib der Sammlungen getroffen. Zu Anfang des Jahres machte sie Schwiegersohn, Herr Landrath Hagen-Fr. Stargard, dem Vortragenden mündlich die Mittheilung, dass die Angehörigen beschloßen hätten, die Sammlung westpreussischer Alterthümer, gegen hundert Stück, dem hiesigen Provinzialmuseum als Geschenk an übergeben.

Herr Conwentz hatte im Sitzungssaale einen Theil der Sammlung ausgelegt und gab dazu ausführliche Erläuterungen. Unter den Steinwerkzeugen findet sich z. B. eine 27 cm lange, mit stark konischerenger Bohrung versehene Steinaxt, welche 1888 in Spengauken, beim Ausfahren eines Moderbruchs, auf dem Grund, 2,5 m unter Terrain, neben zwei geschwätzten Eichenstämmen angefundnen war. Ferner von derselben Feldmark ein durchloches, etwa cylindrisches Gesteinstück, vielleicht ein Netzanker oder eine Keule. Ebenfalls stammt auch ein Bronzegeräthchen, welches mit zehn ähnlichen Stücken zusammen unter einem grossen erraticen Block lag und beim Sprengen deselben zum Vorschein kam. Die Hauptmasse der Sammlung röhrt aus Steinkisten, d. h. aus Gräbern der ersten Jahrtausende vor Christi Geburt, her. Am bemerkenswerthesten ist eine vaseförmige, schwarze Urne, welche mit Deckel 33,5 cm Höhe misst. Sie ist ringum wie auf dem Deckel mit eingearbeiteten Verzierungen bedeckt, und diese sind durchweg mit weisser Kalkmasse eingerieben. Nach Dr. O. Helm's chemischer Untersuchung besteht dieselbe vorwiegend aus phosphorsäurem Kalk, und ist daher wohl aus gebranntem und zermahlenden Knochen bereitet worden. Vorne auf dem Gefässe befinden sich, nach Art von Angen, zwei kleine tiefe Eindrücke, während sonst Darstellungen von Gesichtstheilen und Ohren fehlen; eine ähnliche Andeutung der Angen kommt auch z. B. auf einer in Rannohe (Ostpreussen) gefundenen sonst unbewickelten Urne vor, die sich gleichfalls im hiesigen Provinzialmuseum befindet. Etwas norderhalb liegt die Zeichnung einer Spiralmadel mit Beilques. Seitlich ist ein kleiner Vierfüßler eingearbeitet, der anscheinend aus Ketten mit dem Halsreifen in Verbindung steht; dies erinnert an eine ähnliche Darstellung eines vierfüßigen Thieres auf einer der Gesichtsmasnen von Kehrwalde im Marienwerdener Kreise. Jeun bemerkenswerthe Urne erhielt Struckmann bereits im Jahre 1856 von dem damaligen Landrath, späteren Regierungspräsidenten von Neefe auf Conradstein; andere Stücke übergab dieser seiner Zeit der Präparandenanstalt in Stargard, und von dort wurden sie, mit Genehmigung des Provinzial-Schulcollegiums, schon vor längerer Zeit in das Provinzialmuseum hier übergeführt.

Aus Steinkisten in Karlsruhen, Sinesina und Gr. Semlin stammen mehrere einfache Gefässe, über welche Dr. Struckmann einen ausführlichen Fundbericht im „Hannoverschen Courier“ vom 16. August 1880 veröffentlicht hat. Eine Urne aus Karlsruhen besitzt einen

Deckel von der Form eines umgekehrten Blumentopf-
untersatzes. Aus verschiedenen Gräbern in Spengawken
rihrt zum Beispiel eine 25,5 cm hohe, schwarze Urne
mit reichen Ornamenten her, die auch wieder durch
Kalk ausgefüllt sind; ferner eine kleinere unverzierte
Urne, mit Ueberresten von Bronseringen und Glas-
perlen, sowie ein drittes gelblich braunes Gefäß mit
drei gleichmäßig im Umkreis vertheilten knopffö-
hlichen Aufsätzen. Drei weitere Urnen haben in der
dreieckigen Steinkiste in den Parkanlagen bei dem
Schützenhause vor der Stadt Stargard gestanden. Aus
einem Grabe der Feldmark Brenow stammt eine 33 cm
hohe schmale, vasenförmige, schwarze Urne, die wieder-
um mit weiß eingeriebten Verzierungen bedeckt ist;
im Innern auf der Knochenasche lag eine kleine Bron-
zenange. Mehrere einfache Gefäße epitamnen Stein-
kisten in Kl. Jablon, wo früher bemerkenswerthe Urnen,
auch solche mit primitiven Zeichnungen eines Reiters,
ausgegraben worden sind. Hervorzuheben ist auch ein
unverziertes Umenfragment, welches am oberen Rande
zwei runde Löcher aufweist, die wohl zum Durchziehen
eines Schnur gedient haben mögen; dasselbe wurde in
einer Steinkiste in Sobowitz gefunden.

Sodann zeigt der Vortragende diverse Altsachen
aus einer etwas späteren Periode, der römischen
Kaiserzeit. Im Frühjahr 1894 wurden auf dem Ge-
bäude des Altschulhauses in Pr. Burgard, unweit der
Promenade, einige Skelettföher mit reichen Beigaben
aufgedeckt, welche zum größten Theile in den Besitz
des Verstorbenen gelangten. Dazu gehört ein offener,
mit Haken und Urse versehener, wohlbehaltener, wenn
auch oxydierter, silberner Halsring, von 12 bis 13,5 cm
Durchmesser. Sodann eine vollständig erhaltene Schild-
buckelhaube, deren Hügel aus stark oxyditem, mit Gold-
blättchen überzogenem Silber gearbeitet ist, während
Nadel und Spinnale aus Bronze bestehen. Ferner mehrere
rundliche, längliche und cylindrische, auch emailirte
Glasperlen, theils einfarbig, theils bunt. Einige weitere
Fundstücke aus diesen Gräbern befinden sich noch im
Besitze der Frau Helwig Wärtz-Bermannhof.

Kindlich ist eine Suite verzierter Scherben von
Wirtschattergeräthen aus dem bekannten vorgeschicht-
lichen Burgberg am Zdanysce unweit Spengawken er-
wähnt.

Herr Director Conwenz bemerkt, dass die Sam-
lungen des Provincialmuseums hienurch eine wesent-
lich und werthvolle Bereicherung erfahren haben. Es
sei besonders erfreulich, dass all' die Stücke, welche
seit länger als vier Jahrzehnten von hier nach ausser-
halb gelangten, durch ein hochherzigen Entschluss der
Hinterbliebenen Dr. Strackmann's jetzt wieder in
die heimathliche Provinz, der sie entstammen, zurück-
geführt sind. Diese Bestimmung sei gewiss auch ganz
im Sinne des Verewigten getroffen, dessen Andenken
bei uns treu bewahrt werden wird. Für die Schenkung
spricht Vortragender Namens der Verwaltung des Mu-
seums auch an dieser Stelle Herrn Landrath Hugens,
sowie den anderen Beteiligten, den wärmsten Dank aus.
Herr Dr. Oschischlager legte mehrere frühge-
schichtliche Artefacte von Alt-Helm vor, die Frau Pastor
Hewelke dort gefunden, und gab im Anschlusse daran
einen kurzen Abriss der Geschichte jenes bis vor Kurzem
noch so weitfrenden Landtriches.

Herr Stadtrath Dr. Helm gab alsdann einen Ueber-
blick über die Verhandlungen der III. gemeinsamen
Versammlung der Deutschen und Wiener anthropolo-
gischen Gesellschaft in Lindau am Bodensee, welche
er mit seiner Gattin Anfang September vor. Js. mit-
gemacht hat.

Herr Conwenz knüpfte an die Mittheilungen
des Herrn Helm über vorgeschichtliche Fahrzeuge
an und bemerkte, dass die von Herrn Director
Voss-Berlin gegebene Aengung sehr dankenswerth
sei. Wie er ihm kürzlich mündlich mitgetheilt, habe
er noch einen weitern Schritt gethan und an man-
gebender Stelle zu planmässiger Untersuchung früh-
und vorgeschichtlicher Bote die Bildung einer Com-
mission beantragt, der auch seitens der kaiserlichen
Marine ein Delegirter beigegeben sein würde. Herr
Conwenz erwähte, dass das 1898 im Lelessee in
Pommern gefundene ausgenommenetete Boot leider noch
nicht nach Stettin übergeführt sei. Einer Zeitungs-
nachricht an Folge soll es „aus Eichen- und Erlenholz“
bestehen; aber die von dort als Probe eingesandten
Nägel erwiesen sich als Wachholderholz. In diesem
Foljahre stieg man in Frankreich auf ein zweites
Boot aus der Wikingerzeit, nachdem man schon eines
ungefähr an derselben Stelle vor drei Jahren gefunden
hatte. Die Alterthumsgesellschaft Frau-sin in Königs-
berg, welche auch dessen zweiten Fund aufnimmt und
wissensthätig verwerth, sandte kürzlich einige Holz-
proben zur Prüfung zu. Die mikroskopische Unter-
suchung lehrt, dass die Spanten des Fahrzeuges aus
Fichtenholz (*Picea excelsa*), die Nägel aus Eichen-
holz (*Quercus borealis*) gearbeitet sind. Dies Beweist
stet in vollem Einklänge mit der Annahme, dass prähi-
storische Boote der Art nicht im Lande gebaut, sondern
nordischer Herkunft seien. (Luzerner Zeitung.)

Literatur-Besprechungen.

Zur vorgeschichtlichen Heilkunde.

Von Dr. M. Höfler (Bad Tölz).

Wir haben oben auf das die vorgeschichtliche
Heilkunde betreffende Capitel der prähistorischen Prepa-
ration aufmerksam gemacht, mit welchem Geheimrath
K. Gurit den I. Band seines klinischen Werkes: „Die
Geschichte der Chirurgie und ihrer Ausübung“ (1896)
beginnt. In diesem ist bereits auf das von Dr. R. Leh-
mann-Nitsche in Langenbeck's Archiv für klinische
Chirurgie, Bd. 51, 1896, S. 911 veröffentlichte, neuere
Material hingewiesen. Seit dem Erscheinen des Gurit-
schen Werkes ist nun keine Abhandlung in dieser Sache
wichtiger geworden als die jüngst von dem am argen-
tinischen Museum De la Plata, als Sectionschef für An-
thropologie angestellten Dr. R. Lehmann-Nitsche
veröffentlichte: *Trois crânes, un trépan, un lesi-
onné, un perforé, conservés au Musée de la
Plata et au Musée national de Buenos Aires. La
Plata, Talleres de Publicaciones del Museo
1895.*

Dr. Lehmann-Nitsche wählte mit Absicht diese
3 Gegenstände, um an den 3 typischen durchlöcher-
ten Schädeln, deren photographische Abbildungen der Ab-
handlung beigegeben sind, das Studium der prähi-
storischen Trepanation zu erleichtern. Seit der epoche-
machenden Entdeckung dieses vorgeschichtlichen Ver-
fahrens durch die französische Forscher P. Broca und
P. Broca (1873, 1875) erkannte man da und dort die
leichte Verwechselbarkeit dieser prähistorischen
Operation mit anderen ähnlichen Schädeloperationen,
die mit der Trepanation gar nichts gemein haben und
die auch bei vorgeschichtlichen Schädeln sich zeigen
können. Solche Verwechselungen sind: 1. Lochbil-
dungen durch Traumen (crâne blessé, lésionné, frac-
turé); 2. angeborene Ossificationsdefecte, die meist
multipel und beiderseitig sind; 3. durchlöcherter Hirn-

schalen, die an Trankbechern schon in vorgeschichtlichen Zeiten benützt und zum Anhängen hergerichtet wurden; 4. von Nagethieren locharig angefrassene Schädelknochen; 5. Lochbildungen, entstanden durch Instrumente der Todtengräber; 6. Oeffnungen, welche im anstehenden Schädel entstehen, wenn dessen Knochensubstanz mit Feuchtigkeit imprägnirt ist; 7. die Löcher durch die posthume Trepanation, die zum Zwecke der Einführung konservirender Harze in den Schädel oder zur Gewinnung von Amuletten an der Leiche oder an dem Skelete vorgenommen wurde. Dass die Knochenabscheiben (condelles) besonders vorsichtig beurtheilt werden müssen, ist selbstverständlich, da sie durch die nachträgliche Bearbeitung ihrer Hände sehr oft jeden Schluss auf vorgeschichtliche Trepanation in vivo anschliessen. Nach der von Dr. Lehmann-Nitsche sehr instructiv gegebenen Beschreibung der 3 Schädellochertheile liess sich beiläufig folgende Differential-Diagnose stellen:

Prähistorische Trepanation (in vivo).

Die Löcher sind meist oval, eine Seite ist immer länger; vollkommen oder nahezu runde Löcher kommen nicht vor, vielmehr nähern sich diese meist einem unregelmässigen Vierecke, an dem eine Seite oder doch ein Seitenstück besonders geradlinig ist. Ist der Trepanirte noch einige Zeit am Leben geblieben, dann weisen die Lochränder Osteophyten auf, die aber dann sehr unregelmässig sind, aber nicht besonders stark als Zacken oder feine Lamellen in's Innere des Loches vorragen. Der Kallus kann vollständig resorbirt, der Knochenwundrand gut überbart sein. Die Neigung der äusseren Knochenfläche geht nach Innen gegen die Lochmitte zu; der innere Knochenrand ragt weiter hinaus gegen das Lumen als die äussere. Der Neigungswinkel der Handfläche ist an der ganzen Umrandung des Loches ein fast constanter. Aus der Form der Lochränder erkennt man oft die geradlinigen oder curvenförmigen Incisionen der in perpendicularer Direction # geführten Steinägel (Stein-Löcher). Die Lochränder zeigen eine diesen Stängeln entsprechende Neigung gegen das Lochcentrum zu; sie sind bei der Steinägel-Trepanation niemals steil abfallend, wohl aber bei der modernen Trepanation oder bei der Metall-Trepanation der jüngeren Zeitperioden.

Neben dem vollendeten Trepanationsloche finden sich, allerdings sehr selten, auch Spuren angefangener, aber nicht vollendeter Sägeschnitte bzw. Trepanationsversuche an anderen Orten desselben Schädels. Die Lochränder der äusseren, stets weiter eröffneten Knochenfläche sind viel unregelmässiger als die der inneren Tafel. In der Mehrzahl der Fälle von denjenigen, die mit dem Leben davonkamen, ist der innere Lochrand gut vernarbt. Die vom Knochenloch ausgehenden Fissuren fehlen dann. Das Loch kann durch einen anderweitigen fremden Knochentheil verdeckt sein.

Traumatische Lochfractur (in vivo).

Das Loch, welches durch einen länger dauernden osteomyelitischen Process mit Sequesterbildung und Abstossung eines ausgehohlenen Knochenstückes des Schädels entstanden ist, weist dann als Resultat dieses längeren Heilungsvorganges auch eine auffallendere Unregelmässigkeit der Lochränder auf. Die grösseren Osteophyten springen auch viel zackiger in das Innere des Loches hinein vor. Die Veranbarung der Ränder ist bei der längeren Dauer des Abstossungsvorganges

eine viel intensiver und ausgesprochenere. Die Callusmassen sind, wenn vorhanden, stärker am Lochrand und die grösseren Knochen-Fissuren fehlen sehr selten und sind, wenn sie auch schon vernarbt sind, doch noch an der Narbe erkennbar.

Unabhängig von Knochenheilung bildet halb Inseln im Loch.

Wenn der Tod bald nach der Verletzung erfolgt ist, kann Lochbildung ohne Reaction in der Umgebung desselben vorhanden sein; dann ist aber auch die Splitterung eine sehr viel auffälliger.

Posthuma Trepanation.

Das Loch ist meist rund, runder-oval, die Lochränder sind steil abfallend; der äussere Lochrand überragt den stärker gespannten inneren. Das Loch ist mit besseren Instrumenten (meist aus Metall) gemacht, daher ist gleichmässiger Lochrand sichtbar.

Alle Zeichen der vitalen Reaction, Periostitis, Osteophyten, Callus- und Narbenbildung fehlen gänzlich. Das Loch ist fast immer durch ein Ersatzstück von Bein oder Metall etc. geschlossen.

Die dieses Ersatzstück befestigende hart durchtränkte Kopfbinde erleichtert die Erkennung der zu Conservirungszwecken ausgeführten posthumen Trepanation.

Die Zwecke der Trepanationen in vita waren sehr verschiedenartige Heilbestrebungen bei Geisteskrankheiten, Epilepsie, bei Hundswuth, Gesichtsunralgien etc. Das Vorbild, das zu dieser ältesten, chirurgischen Operation am Menschen führte, war der Hirschwurm im Schädel des Sohnes, der die Schädelcapse zu verdrängen kann, dass des Schöpfers geringe Schabbewegungen mit einem Stein- oder Glassplitter ausreichen, um den Wasserdruck auf das Gehirn durch Eröffnung der Blase aufzuheben und die charakteristischen Erscheinungen von Seite des Gehirns wie mit einem Schläge zum Verschwinden zu bringen. Bei ähnlichen Gehirnsymptomen wird man auch bald beim Menschen „den Esel gebohrt“ haben, wie man noch heute sagt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das in St. Herbert-Anduin, wo seit 748 die Gebeine des Lysanapostols, St. Huberts, liegen sollen, von den dortigen Mönchen gegen die Hundswuth an den dorthin pilgernden Wallfahrern geübte „Einschneiden“ oder „Brennen“ in der Stirne ein Ueberbleibsel einer weit älteren Trepanationsmethode sein kann, die dann bis in dieser Scheinmethode verkümmert ist, weil eben den Mönchen die Übung in der eigentlichen Trepanationstechnik mit der Zeit verloren gegangen ist oder sie dieselbe von Anfang an schon mit der Scheintrepanation eraset hatten.

Damit wäre für den Erbschüssel, sowie für des Huberts- und Peterschüssel, mit welchen in der Volksmedizin bei der Hundswuth Löcher in die Stirne eingebracht werden, eine Erklärung geschaffen, allerdings wäre die Lochbrennung eine weit jüngere Lysanapostolung zu umgehen, entstanden sein könnte.

Wer sich für die ganze Frage der prähistorischen Trepanation interessiert, findet in der Dr. Lehmann-Nitschen Abhandlung eine erschöpfende Literaturangabe und eine in das ganze betreffende Gebiet sehr gut einführende geschichtliche Darstellung. Dr. Lehmann-Nitsche berechtigt seinen Stoff von A bis Z, seine Arbeit ist mustergerig und belehrend zugleich.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang, Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. trage die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1901.

Inhalt: Einladung zur XXXI. allgemeinen Versammlung in Halle a. S. — Prähistorische Varia. V. Die siguralen Metallarbeiten des vorrömischen Eisenalters und ihre Zeitstellung. Von Dr. P. Reinecke. — Ueber die Markhöhle im Humerus von Elephas. Von Professor Dr. E. Fraas. — Mittheilungen aus dem Localvereinen: Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — Literatur-Besprechungen. — Kleine Mittheilungen: Zu den Funden in der Bocksteinhöhle (im Lonthal).

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXXI. allgemeinen Versammlung in Halle a. S.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat Halle a. S. als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und den Herrn Major a. D. Dr. Förtsch um Uebernahme der localen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

24.—27. September d. Js. in Halle a. S.

stattfindenden Versammlung ergebenst einzuladen.

Der Localgeschäftsführer für Halle a. S.:
Dr. O. Förtsch.

Der Generalsecretär:
Dr. J. Ranke in München.

Prähistorische Varia.

Von Dr. F. Reinecke.

V. Die figuralen Metallarbeiten des vorrömischen Eisenalters und ihre Zeitstellung.

Die figuralen Bronzegefäße und die verwandten vorgeschichtlichen Metallarbeiten aus Oberitalien und dem Ostalpengebiet sind bereits so häufig Gegenstand der Besprechung gewesen, dass es fast überflüssig erscheinen möchte, sie nochmals in aller Kürze im Zusammenhang zu behandeln. Vergleichlich sucht man jedoch in allen ihnen gewidmeten Studien ein Eingehen auf die Chronologie dieser Denkmäler, eine genaue Betrachtung derselben in Verbindung mit den übrigen Erzeugnissen des vorrömischen Eisenalters. Die Angaben über die Zeitstellung dieser so hedensamen Alterthümer sind noch so schwankend, dass es nicht gelingt, über ihre Gruppierung innerhalb des Hallstattkreises und seiner einzelnen Stufen in's Reine zu kommen. Die grosse Unsicherheit in der chronologischen Beurtheilung unserer vorgeschichtlichen Funde, wie sie sich leider noch viel zu oft geltend macht, liess auch hier, in diesem speciellen Falle, gar nicht den Widerspruch wahrnehmen, in welchem die landläufige Anschauung zu dem tatsächlichen Bestande, wie ihn mühselos die Denkmäler zu erkennen geben, steht.¹⁾ Das bei den Prähistorikern arg vernachlässigte Studium des Stiles gewährt uns auch hier, wo es sich um eine reichhaltigere Denkmälergattung handelt, allein schon genügenden Anhalt für die chronologische Gruppierung dieser Arbeiten, doch auch die Prüfung der in den Gräbern mit diesen Vasen u. s. w. gefundenen Gegenstände lässt uns, zum Theil wenigstens, ganz klar ihre Zeitstellung überschauen.

Der Brauch, Metallgefäße mit figürlichem Schmuck zu zieren, geht bis in die Bronzezeit zurück; natürlich konnte er nicht bei einem Volke aufkommen, welches nur fremde Vorbilder aufnahm und in seiner Art verwendete, sondern dort, wo die fremden Einflüsse ihren Ausgangspunkt hatten. Italien und dem Norden scheinen während der Bronzezeit die figurengeschmückten Edelmetallgefäße des mykenischen Kreises keine Anregungen

¹⁾ Es mögen hier nur einige Proben aus Hoernes' „Urgeschichte der bildenden Kunst“ speciell über die figuralen Gefäße angeführt sein. Es heisst da S. B. (p. 618), die Situlenkunst könne der jüngeren Hallstattzeit (Certozeit) zu, die Oedenburger Urnen wären jedoch älter (ca. 600 v. Chr.); die Certosaitula und Situla Benvenuti gehörten gewiss noch dem V. Jahrhundert an (p. 696); der Fund von Sesto Calende stamme aus dem Ende der Hallstatt- und Beginn der La Tènezeit (p. 658); die figuralen Metallarbeiten wären in der Zeit von 450—350 v. Chr. (höchstens 500—400 v. Chr.) entstanden (p. 660).

zu ähnlichen Arbeiten geboten zu haben. Zwar sind grössere Metallvasen (nebst anderen getriebenen Bronzeobjekten) nördlich der Alpen aus dieser Zeit vorhanden, die Becken der Kesselwagen von Milaveo im südwestlichen Böhmen (mit Schwert der jüngeren süddeutschen Bronzezeit) ad von Peccatol in Mecklenburg-Schwerin (Periode III des nordischen Bronzealters, noch vorhallstädtisch), aber figürliche Verzierung fehlt auf ihnen noch.

Mit dem Abschluss des Bronzealters, oder richtiger gesagt, mit dem Beginn der Hallstattzeit (erste Stufe ihres älteren Abschattes) wird es in dieser Hinsicht im prähistorischen Gebiet anders. Die ältesten Bronzegefäße der Villanovperiode (italisches, in einzelnen Fällen vielleicht nach griechisches Fabrikat aus der Zeit um das Jahr 1000 v. Chr.) zeigen figürliche Elemente, Vogelprotomen u. s. w., allerdings noch keine vollständigen Figuren. Die Zeichnungen werden durch Reihen und Linien aus eingeschlagenen Punkten, resp. Buckeln gebildet²⁾; mit dem Stempel eingeschlagene Kreise oder Kreisgruppen (concentrische Kreise) lassen sich auf diesen ältesten Gefässen kaum nachweisen, jedenfalls sind sie, wenn sie wirklich auftreten, ganz ungewöhnlich. Andere Metallarbeiten dieser Stufe tragen jedoch schon figürlichen Schmuck, und zwar Wasserrügel, welche in der angehenden Art gezeichnet sind. Es sind dies der berühmte schwedische Bronzeblechschild von Nackhälla in Holland und eine ovale (25 cm lange) Bronzeblechzierplatte (Brustschmuck?) aus dem ungarischen Depotfund von Rinyaszentkirály (Com. Somogy), beides gewiss nicht locale, sondern ebenso wie die vielen Metallvasen aus dem Süden eingeführte Arbeiten. Ausser den durch getriebene Buckel und Punkte hergestellten Zeichnungen kennt Italien, vornehmlich Mittel- und Usteritalien, in diesem Abschatt solche, die in feiner Gravirung angeführt sind. Sehr fein gravirte geometrische Ornamente sind in der Villanovzeit Italiens reichlich vertreten auf Fibeln, Messern, Lanzenspitzen, Kurzschwertern, grossen Zierscheiben u. s. w., verschiedene grössere Stücke tragen auch allerhand einzelne Thier- oder Menschenfiguren, oder ganze Szenen, z. B. eine Hirschjagd.³⁾ Orientalisches bestet allen diesen Zeichnungen keineswegs an, wie vielfach geglaubt wird, seitdem die ganz verfehlte, durch kein archäologisches Denkmal irgend be-

²⁾ Technisch also vollkommen übereinstimmend mit dem nälngst von Tsuntas veröffentlichten Silberblech von der Burg oberhalb Chalaadriani ad Siron, dessen Zeitstellung mir noch nicht als gesichert gilt.

³⁾ So sin noch unpublicirte Kurzschwert, welches im Museum zu Weissenburg a. S. aufbewahrt wird (Copie in Mainz).

zeugte Ableitung der Doppel-Vogelprotomen aus der mit Schlangenköpfen besetzten Sonnenscheibe aufbrachte.

Nördlich der Alpen folgt dieser P'base vom Beginn der Hallstattzeit die Stufe der alten Bronzehallstattschwerter. Für diese fehlen uns Denkmäler der „Situlenkunst“ noch vollständig, was uns nicht verwunderlich erscheinen darf, da diese Periode bisher nur durch wenige geschlossene Funde belegt ist. Wir können sie deshalb hier vollständig übergehen.

Mit dem Schluss der älteren Hallstattzeit, der Stufe der eisernen Hallstattschwerter nördlich der Alpen, welcher in Italien z. B. die älteren Fossagräber des südlichen Etruriens entsprechen, vor Allem die reiche tomba del Guerriero von Corneto, tritt uns die „Situlenkunst“, und zwar schon in einer gewissen leeren Begrenzung, wenigstens in Bezug auf Gefässe, mit einer grösseren Anzahl von Arbeiten wieder entgegen. Sie steht noch ganz auf europäisch-geometrischer Basis, orientalische und orientalisierend-griechische Einflüsse zeigt sie nicht. Ebenso wie ein gewaltiger stilistischer Unterschied zwischen den figuralen Gefässen u. s. w. des VIII. Jahrhunderts und denen der nächstfolgenden Jahrhunderte besteht, macht sich auch technisch eine grosse Differenz geltend; die grösseren Figuren sind noch nicht erhaben, reliefartig, in getriebener Arbeit ausgeführt, sondern mehr nur contourirt, die Linien sind nach alter Art durch einzelne herausgehobene Punkte und Buckelchen gebildet. Kleinere Figuren, Wasserrögel, Pferde u. s. w., auch Menschen, welche auf Gürtelblechen und Gefässen, reihenweise angeordnet, in Mehrzahl sich folgen, ebenso concentrische Kreise, werden jedoch schon mit dem Stempel eingeschlagen.

Die bedeutsamsten Funde dieser Zeit sind hier die von Klein-Glein im Sulmtal (Steiermark). Der grosse Grabhügel des Grehinz'schen Grundstückes in Klein-Glein enthält u. A. einen Bronzpanzer (wohl griechisches Fabrikat), einen langen eisernen Hohlkeil, Fragmente von kahnähnlichen Fibeln, Thongefässstücke, zum Theil mit Thierprotomen geschmückt, einen Bronzeschild, eine sphärische Tasse mit hoch ansteigendem Bronzeblechhenkel, ein Bronzeschälchen mit Stierkopfenkel, ferner viele andere, leider zerfallene Bronzegefässe, unter diesen Reste eines Eimers (mit festen Bronzeblechhenkeln), welcher Figuren, wie Reiter, Fassgänger, Hunde, Bären, Hirsche u. s. w., hinter „europäisch-geometrische“, nicht orientalische Gestalten, in der angegebenen Art gezeichnet, trägt. Der andere Grabhügel von Klein-Glein, vom Grundstück Stieber, ergab mehrere eisenartige Bronzegefässe nebst ihren Deckeln und zwei Votivbände aus Bronze-

blech; Stil und Technik der zerbrochenen Gefässe (der sogenannten „Gürtelbleche“) sind dieselben wie beim ersten Fund, nur ist die Zahl der Figurentypen noch eine grössere. Die Gefässdeckel (ihre Ränder sind mit Klapperblechen besetzt) verrathen verschiedene Hände, doch ist ein stilistischer Zusammenhang mit den ältesten Villanaveerzeugnissen, im Gegensatz zu den Arbeiten des VII. und VI. Jahrhunderts, ganz ersichtlich.

Aus Oberitalien gehören die Funde von Sesto Calende und Trezzo noch zu dieser Gruppe. Die Datirung namentlich des ersten dieser beiden Grabfunde liess bisher sehr zu wünschen übrig, selbst Montelius setzte ihn in seinem grossen Werk in die „époque gauloise“. Beide Gräber enthielten Situlae mit figuralen Darstellungen in der angegebenen Art, auch hier findet sich nicht die geringste Anlehnung an irgend ein orientalisches oder orientalisierend-griechisches Motiv. In Trezzo fand nun u. A. einen Fuss einer alten Bronzefibel, in dem Skeletgrave von Sesto Calende ein althallstädtisches eisernes Kurzschwert vom Pseudo-Antennentypus, eine Helmhaube (ohne Cisten) der Gattung, wie wir sie aus Waatsch und Novilara (hier selbst wieder mit recht charakteristischem Inventar vom Schluss der älteren Hallstattzeit) kennen, sehr altherümliche Beinachsen griechischen Fabrikates (?), welche technisch den Panzer aus Klein-Glein nahe stehen, Wagenreste u. s. w.

Weiter haben wir in diesen Kreis noch viele kleinere Arbeiten, wie die sehr langen Gürtelbleche, dann noch die Metallgefässe mit Zonen von concentrischen Kreisen und stets wiederholten europäisch-geometrischen Thieren, wie Wasservögel u. s. w. zu setzen. Es fällt nicht schwer, alle diese Stücke von den jüngeren zu scheiden. Das wichtigste Denkmal der Plastik dieser Stufe ist, wie wir hier noch bemerken wollen, für die oberitalisch-alpine Gruppe der Judenburger Wagen.

Der bisher besprochenen älteren Hallstattzeit gehören im Norden einmal Felsculpuren (Hällristnings), ferner figurengeschmückte Thongefässe, vornehmlich aus dem Ostbalticum (z. B. ein Theil der Gesichtsmasken mit Zeichnungen, Gefäss mit Jagdszenen aus Lahse in Schlesien u. s. m.), welche den gleichalterigen Oedenburger Urnen auf das Nächste verwandt sind, sowie die breiten Messerlinge mit Schiffsdarstellungen, Zeichnungen auf Hörnern etc. nn. Einzelnes dieser Arbeiten entspricht dem früheren, anderes mehr dem späteren Abschnitte der älteren Hallstattzeit. Jagdszenen finden sich im Südlichen in beiden Perioden, für den Cyclus der Scenenlachten, Schiffs- und Wagedarstellungen fehlen uns die Vorbilder noch im Gebiet der figuralen Metallgefässe. Doch ist

ebenso wenig bei diesem wie im Norden an eine selbständige, ganz unabhängig von fremden Einflüssen entstandene Kunstübung zu denken ist, bedeutet das für uns nichts. Die Dipylonvasen zeugen uns viel Material dafür, was noch in der geometrischen Zeit für Oberitalien und den Norden vorbildlich wurde. Die Vorlagen der Seeschichten leiten sich wohl ursprünglich aus Aegypten her. — Es würde sich verlohnen, die hier kurz beherrschten altitaliatischen Denkmäler eingehend zu behandeln, um endlich einmal einen festen Standpunkt für die Lösung der Frage nach dem Ursprung der lateuropäischen Hallstattkultur zu gewinnen.

Wie ganz anders sehen nun die Eimer und Gürtelhehle mit den griechisch-orientalisierenden und griechischen Darstellungen aus! Technisch, stilistisch und inhaltlich unterscheiden sie sich vollkommen von den älteren Erzeugnissen der „Situlenkunst“. Bis auf eine späte Gattung des V. Jahrhunderts gehören sie dem VII. und VI. Jahrhundert an, eine genauere zeitliche Trennung nach diesen beiden Jahrhunderten ist noch nicht möglich, weil das Inventar der Gräber der jüngeren Hallstattperiode noch nicht eine solche Scheidung erlaubt und stilistische Unterschiede auf den figuralen Arbeiten selbst sich nicht sehr auffallend bemerkbar machen. Phönizische Metallgefäße und Elfenbeinarbeiten, altgriechische Metallreliefs und Metallgravuren, protokorinthische, altkorinthische Vasen und andere Gattungen hemalter griechischer Thongefäße der Zeit um 700 und 600 v. Chr., die etruskischen Elfenbein- und Metallarbeiten, die Buccherosvasen u. s. w., das ist das Milieu, dem die oberitalische „Situlenkunst“ des VII. und VI. Jahrhunderts ihren Szenenkreis verdankt, dessen Darstellungen sie benutzt, auf ihre eigene, halbbarbarische Art, mit gewissen eigenen Zutaten, weiter verarbeitet und bis zum V. Jahrhundert beibehält. Für die meisten der dargestellten Figuren auf den Situlen etc. sind die Vorbilder sehr alt. Die Kentauren haben, so oft sie erscheinen, noch wie auf den frühgriechischen Metallreliefs und protokorinthischen, altkorinthischen und anderen altgriechischen hemalten Vasen menschliche Vorderfüße (z. B. Helm von Oppesno, Situla Benvenuti), die orientalischen Flügelwesen zeigen noch die stark eingerollten Flügel (z. B. Certosanasitula, Situlae Boldù-Dolfin und Capodaglio, Gefäßdeckel von Hallstatt, Gürtelhehle vom Magdaleneberg), stellenweise macht sich sehr die Verwendung von Füllornamenten geltend (z. B. Situlae Boldù-Dolfin), doch hält sich diese noch bis zum V. Jahrhundert, das Flechtband wird unter den orientalisierend-griechischen Ornamenten besonders gern benutzt (z. B. Gürtelhehle vom Magdaleneberg und

von Waatsch), ferner finden sich Lotosblüten auf sich übersehendenden Halmkreisen (z. B. Matrei), u. dgl. m. Auch die einheimischen Zuthaten der Situlenkünstler, die Schwerter, Celte, Helme, ferner die dargestellten Gefäßformen u. s. w. (z. B. Situlae der Certosa, Welzelsch, Gürtelhehle) haben recht alterthümlichen Charakter, sie kommen mehr dem VII. als dem VI. Jahrhundert zu, mancherlei Einzelheiten weisen sogar noch auf ältere Zeiten hin. Die mehrmals constatirte Verwilderung der Darstellung (z. B. Situla Benvenuti)⁴⁾ hat für die Chronologie nicht viel zu bedeuten, eher muss man dabei an einen Toreuten denken, welchem gute Vorbilder nicht zur Verfügung standen; bei unvollkommener Ausführung der Zeichnung (z. B. Situla vom Magdaleneberg) ist wohl auch nur lediglich ein Mangel an guten Vorbildern und an künstlerischem Vermögen anzunehmen, die Zeitstellung der betreffenden Bildwerke beeinflusst das nicht in geringsten.

Sehr kenntlich offenbart sich in den Funden die lokale Bedeutung der Situlenkunst für das VII.—V. Jahrhundert; das Fabrikationscentrum ist wohl in die Gegend von Este zu setzen, aber noch an anderen Punkten des venetisch-illyrischen Kreises mögen einzelne Stücke hergestellt worden sein. Die jüngere Hallstattzeit in Frankreich (z. B. Gralhügel „La Garenne“ und „La Butte“ unweit Châtillon-sur-Seine), in der Schweiz (z. B. Grächwyl) und in Süddeutschland (z. B. Kappel in Baden, „Belle-Remise“ und Hundersingen in Württemberg) hat keine ähnliche Erscheinung aufzuweisen, trotzdem sich in ihr griechische Einflüsse des VII. und VI. Jahrhunderts, welche wohl über Massalia ihres Weg fanden, deutlich bemerkbar machen.

Eine kleine Gruppe von Situlen etc., welche sich stilistisch und inhaltlich von den eben behandelten Arbeiten etwas unterscheidet, fand sich in Gräbern vor, welche nur noch Gegenstände des V. Jahrhunderts, griechisch-italische Importwaaren wie einheimisch-harharische Fabrikate (LaTène-Typen des V. Jahrhunderts), enthielten. Ein sichtlich verfallt gibt sich nunmehr kund, der Formenschatz der jüngeren Hallstattzeit wird weiter benutzt, neue fremde Elemente, welche der starken Verwilderung der Zeichnung Einhalt thun würden, treten kaum dazu. Die wichtigsten Grabhügel dieser Art sind der von Kuffarn in Niederösterreich,

⁴⁾ Die tomba Benvenuti enthält sehr alte Gegenstände, u. A. eine Thierfibel (mit langem Nadelstiel), deren Thierkopf noch recht deutlich die Ableitung aus dem frühen Greifentypus (weit auferzessener Mann mit herausgestreckter Zunge, steif aufgerichtete Ohren) erkennen lässt (Montelius, *civ. prim.*, pl. 64, Nr. 4, nimmt hier einen Hund oder ein Pferd an).

das Skeletgrab von Hallstatt mit der figuralen Schwertscheide, aus Italien das Grab mit der Situla Arnoaldi; einen Theil der Gefässe von Moritzburg bei Bozen, wenn nicht sämtliche, müssen wir auch noch zu dieser Gruppe rechnen. Innerhalb des alten Formenkreises fällt uns die gänzlich veränderte Darstellung der Wagen (Situlae Arnoaldi und von Kuffarn) und der (eckigen) Schilde (Situla Arnoaldi) auf. Bei der Hallstätter Schwertscheide dürften noch zugeströmte Vorbilder der Grand der besseren Ausführung sein, neu sind hier auch die Ornamente, in welchen sich La Tènecharakter verräth. Eine weitere Mischung dieses späten Abkömmlings der Situlenkunst mit Erzeugnissen des Früh-La Tènekreises zeigt uns die Thonflasche von Matzhausen (Oberpfalz) des Museums für Völkerkunde zu Berlin (Flasche der Zeit um 400 v. Chr., mit Thierfries und typischem Ornament — laufender Hund, wohl missverständenes Flechtband —, gefunden neben Halsringen und späten Certosafibeln; die Bronzezeitadeln gehören selbstverständlich nicht dazu).

Der Westen (die Rheinlande sind das Centrum des Fundgebietes) war dem illyrisch-venetischen und nerisch-pannischen Gebiet gegenüber im V. Jahrhundert sehr viel weiter vorgeschritten. Die erneute Zufuhr von archaisch-griechischen Erzeugnissen wurde im Westen die Ursache zu einem neuen, vom Hallstattelement stark abweichenden Stil, dessen degenerierte Erscheinungen uns als „La Tène-Stil“ geläufig sind.³⁾ Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die einzelnen Wandlungen dieses mehr auf die Plastik und das reine Ornament sich beschränkenden Stiles zu verfolgen, dass er aber auch in der Zeichnung an der Hand der griechischen Vorbilder archaischen und strengen Stiles nichts Unbedeutendes leistete, zeigt z. B. das Geldblechband mit den kaum von griechischen Verlagen zu unterscheidenden Sphinxen aus dem H. Grabfund von Weisskirchen im Regierungsbezirk Trier.

In Westen wird mit dem Schluss des V. Jahrhunderts, von welchem ab auch der griechische Import von Metallgefässen u. s. w. sehr in den Hintergrund tritt und bald ganz aufhört, mit dem Beginne der eigentlichen Früh-La Tènestufe (Tischlers Früh-La Tènefibeln), die figurale Zeichnung immer seltener, doch verschwindet sie nicht ganz. Die von Koenen richtig zusammengesetzten Bronzeplatten mit den menschlichen Büsten aus Waldalges-

heim im Regierungsbezirk Coblenz (Beginn des IV. Jahrhunderts v. Chr.) stellen etwas ganz Eigenartiges dar, mit Erzeugnissen der „Situlenkunst“ haben sie nichts gemein. Hingegen zeigt die oft genannte Schwertscheide aus La Tène (Mittel-La Tène Schwert) mit den drei stark stilisirten phantastischen Thierfiguren einen gewissen Zusammenhang mit den viel älteren figuralen Gefässen und Gürtelblechen, welcher sich noch bis zu den rein keltischen Arbeiten der frühen römischen Kaiserzeit (wie z. B. der grosse Eimer von Aylesford in Kent, England, zeigt) fortsetzt. Es erscheint mir da noch zweifelhaft, ob wir hier ein spätes Fortleben der „Situlenkunst“ vor uns haben oder es sich um erneute Zuführung und Einflüsse fremder, klassischer Vorbilder handelt. In Anbetracht der keltischen Münzen könnte man an letzteres denken, doch auf einzelnen keltischen Münzen begegnet man wieder ähnlichen Stilisirungen, welche stark von den gewöhnlichen Typen abweichen und lebhaft an figurale Arbeiten des venetischen Kreises erinnern. Ein spätes Fortleben der „Situlenkunst“ im keltischen Westen wäre an sich nicht ein Ding der Unmöglichkeit, denn wir haben mehrfach Belege dafür, dass Erscheinungen, die im Süden längst verschwunden waren, im Norden sich noch sehr lange, freilich sehr modifiziert, hielten.

Im venetischen Gebiet finden wir während der La Tènezeit kümmerliche Reste der „Situlenkunst“ vor. Die figuralen Bronzebleche aus dem Fondo Baratela bei Este zählen zu dieser Classe, doch entbehren sie der starken keltischen Stilisirung und stellen mehr einen degenerierten Sprössling der venetischen Kunst des V. Jahrhunderts vor; möglich ist, dass diesen Arbeiten theilweise neue fremde (hellenistische) Einflüsse zu Grunde liegen, wie solche sich in der oberitalischen Keramik dieser Zeit leise ankündigen. Weiter bekannt aus der Spätzeit einen gewissen Zusammenhang mit der „Situlenkunst“ noch das figurengeschmückte Silberblech aus dem „Jakiachen“ Silberfunde von Coira in Siebenbürgen (Kunsthistorisches Hofmuseum Wien), doch steht das aus der Zeit um Christi Geburt stammende Silberfellechen in Bezug auf die Zeichnung noch tief unter den Baratelahechen und nähert sich mehr wieder einzelnen figuralen Darstellungen der geometrischen Periode. Doch alle diese späten Erscheinungen, vom IV. Jahrhundert v. Chr. ab, können sich nicht mehr messen mit dem, was barbarische Künstler vordem, während der rein geometrischen Zeit, namentlich aber in der jüngeren Hallstattperiode und auch noch zu Beginn der La Tènezeit, geleistet hatten.

³⁾ Der „keltische Stil“ ist keineswegs hervorgegangen aus dem venetischen, wie Heernes, Urgeschichte der bildenden Kunst, p. 661, vermutet, er ist vollkommen unabhängig von diesem entstanden, und zwar im Westen, im Hinterland von Massalia.

Ueber die Markhöhle im Humerus von Elephas

erlaube ich mir Folgendes zu bemerken: Die lebhafteste Debatte auf der Versammlung in Lindau, welche sich an diesen Vortrag von Professor A. Makowsky-Brünn anschloss, beschäftigte sich hauptsächlich mit der Frage, ob die Hohlräume, welche sich an einzelnen in Mähren ausgegrabenen Mammuthknochen beobachten lassen, der Natur des Thieres entsprechen oder künstlich von Menschenhand ausgehöhlt sind. Ich verweise hierüber auf die Berichte im Correspondenzblatt XXX. Jahrgang, Nr. 10, sowie auf die Ausführungen von J. Szmabathy in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien XXIX, 1899, pag. 53 und 78 und die inzwischen erschienene



Querschnitt durch den rechten Humerus von *Elephas indicus* in $\frac{2}{3}$ natürlicher Grösse mit wohlensgeprägter Markhöhle.

Arbeit von A. Makowsky. Der Mensch der Diluvialzeit Mährens, Brünn 1899, S. 28. Ich versprach seiner Zeit in Lindau der Sache auf Grund unserer Stuttgarter Materiales nachzugehen und unsere Humeri von Elephas auf ihr Verhalten bezüglich der Markhöhle zu prüfen. Mit unserem diluvialen Material von Mammuth hatte ich dabei wenig Erfolg, denn bei zwei Exemplaren zeigte sich die ganze Spongiosa ausgefüllt und ausgebröckelt. Ein dritter riesenhafter Humerus von 1,20 m Länge war zwar im Innern gut erhalten, aber alle Hohlräume waren mit Kalk ausgefüllt, wodurch das Bild undeutlich wurde. Immerhin liess sich bei

diesem Stücke deutlich eine grosse Markhöhle von quadratischem Querschnitte erkennen. Um aus ein zweifelloses Präparat zu bekommen, wurde an anderem Elefantenskelet der rechte Humerus ausgehohlet und an der Stelle durchsägt, welche der Bruchfläche der Makowsky'schen Originale entspricht. Diese Stelle liegt, wie Szmabathy ganz richtig bemerkt, annähernd in der Mitte des Knochens. Das Bild, welches die Schnittfläche anzeigt, zeigt die bestehende Figur und es brauchte kaum noch eines Commentares. Ein Vergleich mit den Abbildungen von Makowsky (l. c. Taf. III, Fig. 1—3) lehrt uns, dass es sich hier um ein und dieselbe Erscheinung handelt, nämlich um das natürliche Hohlraum, welcher zur Aufsamme des Markes diene. Die Markhöhle zeigt einen abgerundeten quadratischen Querschnitt und bildet einen in der unteren Hälfte des Knochens steilen Keus, während sie sich nach oben rasch wieder schliesst. Die Untersuchung ergab demnach eine vollständige Bestätigung der von Szmabathy vertretenen Ansicht, dass es sich bei den ausgehöhlten Mammuthknochen von Mähren nicht um Artefacte, sondern um natürliche Structurverhältnisse des Knochens handelt.

Stuttgart, Ostern 1900.

Professor Dr. E. Fraas.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

2. Sitzung am 2. Februar 1900.

Die deutsche Expedition nach Armenien 1899/00.

Am vorigen Mittwoch hat, wie bereits berichtet, unser berühmter Danziger Landsmann, der Ethnologe Dr. W. Belck im grossen Saale des Schützenhauses vor den Mitgliedern der Naturforschenden Gesellschaft, ihren Damen und Gästen ein ansehnliches Bild entrollt von den vor- und frühgeschichtlichen, wie den gegenwärtigen Verhältnissen Armeniens und die aufmerksam lauschende Zuhörerschaft in grossen Zügen mit Land und Leuten eines Gebietes hekannt gemacht, das wegen seiner Beziehungen zur ältesten Geschichte des Menschengeschlechtes stets unser lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen wird. Diesem mehr orientirten, für das grössere Publicum bestimmten Vortrage über seine Wanderungen, Forschungen und Beobachtungen in Armenien, in welchem die wissenschaftlichen Resultate natürlich nur ganz oberflächlich gestreift werden konnten und sollten, dafür die eigenen Erlebnisse wegen ihres theilweise dramatischen Charakters in den Vordergrund gestellt wurden, liess Herr Dr. Belck am Freitag, den 2. d. M., einen zweiten Vortrag in engerer Kreise der Naturforschenden Gesellschaft folgen, der ausschliesslich die wissenschaftlichen Ergebnisse der grossen arabischen Monate während der Expedition behandelte. Der Vorsitzende der anthropologischen Section Herr Dr. Oehlschläger begrüsste den kühnen Forscher und gab seiner Freude darüber Ausdruck, das nach Berlin die Vaterstadt des Forschungsreisenden

den ersten ausführlichen Bericht über die Ergebnisse der erfolgreichen Reise entgegengenommen darf.

In der Einleitung seiner fast zweistündigen, nach hier durch instruktive Lichtbilder illustrierten Ausführungen hob Reclmer die hohen Verdienste hervor, welche indirect der Altmeister der heutigen Ethnologie Rudolf Virchow um die Erforschung Armeniens schon seit Jahren durch dahin gehende Anregungen und ganz besonders durch das Zustandekommen dieser von Dr. Belck und dem Archäologen Dr. Lehmann-Berlin 1896/99 unternommenen Reise sich erworben hat. Virchow's Aufmerksamkeit war schon vor vier Jahrzehnten auf die vorgeschichtlichen Verhältnisse jener fernen Gebiete hingelenkt worden durch ergebnisreiche Ausgrabungen Fr. Bayerns-Tiflis in Kaukasien und Transkaukasien, von deren hohem Werthe Virchow durch persönlich vorgenommene Ausgrabungen im Kaukasus gelegentlich dem internationalen Archäologengongresse in Tiflis sich überzeigte. Die Frucht dieser Arbeiten Virchow's war seine Monographie über das Gräberfeld von Koban. Als Belck dann 1898 im Auftrage Werner Siemens nach dem ihm gebührenden Kupferwerke Kadobag in Transkaukasien reiste, benutzte er die Gelegenheit, durch Virchow angeregt, die dort befindlichen prähistorischen Gräberfelder zu untersuchen, und es gelang ihm von August 1898 bis Ende März 1899 über 300 prähistorische Gräber dort zu untersuchen. Als die interessantesten, auf das Ende der Bronzezeit hinweisenden Fundobjecte jener Ausgrabungen sind orientirte Bronzefibel zu bezeichnen. Belck vermutete schon damals, dass die Verfertiger jener vorzüglich gearbeiteten Urmünzen Urarmenier gewesen seien, und der Wunsch wurde reger, im heutigen Armenia weitere dahingehende Nachforschungen anzustellen. Im Frühjahr 1899 trat Belck seine erste armenische Forschungsreise an mit der Absicht, nach Van und anderen von der armenischen Tradition als Ursitz dieses Volkes bezeichneten Plätzen zu gehen, und durch Untersuchung der dortigen vorgeschichtlichen Gräber den Spuren der Verfabrer der heutigen Armenier nachzuforschen. Prähistorische Gräber fand Belck damals nicht, dagegen brachte er, abgesehen von sonstigem wissenschaftlichen, namentlich archäologischen Material, etwa 30 neue d. h. bisher unbekannt Keilschriften aus dem Becken des Vansees mit, zugleich mit anscheinend sehr gut verhängten Nachrichten über die Existenz weiterer sechzig unbekannter Keilschriften Armeniens. Als dann das Studium der mitgebrachten Inschriften die hervorragende Wichtigkeit derselben für die älteste Geschichte Armeniens ergab, fassten Dr. Lehmann und der Vortragende den Entschluss, eine zweite Forschungsreise ins Werk zu setzen. Diese kam erst 1898 zur Ausführung, da die politischen Unruhen in Armenien vor dieser Zeit jeden Erfolg der Forscher von vorneherein in Frage gestellt hätten. Die Beschaffung der materiellen Mittel zum Antritte und die fortdauernde Zuführung neuer Summen zur Fortsetzung der Reise über die vorgesehene Zeitdauer hinaus zwecks Gewinnung abschließender Resultate ist, wie erwähnt, das Verdienst Virchow's. Beiträge flossen aus kaiserlichen Fonds, aus der Rudolf Virchow-Stiftung, spendeten die Akademie der Wissenschaften in Berlin und andere gelehrte Gesellschaften.

Die Arbeiten und Nachforschungen der beiden Männer waren sichtlich vom Glück begünstigt, da schliesslich neben vielen anderen wissenschaftlichen Material gegen 100 Inschriften neu aufgefunden und copirt und von der Existenz und den Geschichten eines mächtigen, hoch cultivirten Chalderreiches von Van

vom Anfange des ersten Jahrhunderts v. Chr. sichere Nachrichten eingeholt werden konnten. Aus Ergebnissen allgemeinerer Natur sind zu verzeichnen, unter denen die Beantwortung der Frage über die grossen Völkerbewegungen in Südeneropa, Vorderasien und Iran im Alterthume, d. h. über den Einbruch der Arier, der Kimmerer und Skythen in Asien von weitgehendem Interesse ist.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur-Besprechungen.

I. Allgemeine Methodik der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890 bis 1897 von L. Scherman und Friedrich S. Krauss. Erlangen 1899. F. Jung. Sonderdruck aus dem Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie, herausgegeben von Karl Vollmöller, Band IV, Heft 3.

Diese von zwei Fachleuten der Volkskunde herausgegebene Abhandlung hat zum Inhalte: I. Vorbereitung. — Folklore oder Volkskunde? — Die Methodologie der Volkskunde. — Die klassischen Philologen und die Volkskunde. — „Das Volk.“ — Volks- und Völkerkunde. — Deren Wechselwirkung. — II. Gegenstand, Umfang, Aufgabe der Volkskunde. — Hauptelemente und Einteilung des Rohstoffes. — III. Terminologie der Volkskunde. — Feilberg, Schütz, Frobenius, Bastian. — IV. Sammler und Sammlungen. — Vorratheis. — Sprachkenntniss. — Antiquarischer Gesichtspunkt. — Die Sammelwuth. — Die Technik des Sammlers. — Fragebogen. — Stoffordnung. — V. Die Sammlungen von Folklore als Monographien. — Die Methodik des Materiales in geschichtlicher Perspektive. — VI. Der Werth des Volkthums primitiver und der Culturvölker. — Die davon bedingte Methode der Sagenforschung. — Varianten und Parallelen. — VII. Die Hypothese nach in der Volks- und Völkerkunde. — Die statistische und die vergleichende Methode. — Die vier Erklärungsmethoden Powells. — Die philologische und die euhemeristische Methode. — VIII. Die mythologische und die psychologische Methode. — Das Gesetz der Annahmeercheinung. — Der Fetichismus keine Cultform. — Die Symbolik und ihre Methode. — IX. Einführungen. — Mythologie. — Totengebräuche. — Zahlen. — Volksmedizin. — Volkelder; Monographien über Volkelder. — Kinder und Spiele; Räthsel. — Sprichwörter und gefügelte Worte. — Allgemeine und spezielle Monographien. — X. Vereine und Zeitschriften für Volkskunde. — Merksprüche für Folkloristen.

Das Folklore kann als ein Theil der Anthropologie angesehen werden, deren Material alles ist, was auf den Menschen und seine Umgebung Bezug hat. Volkskunde aber umfasst die in's Volk gedrungenen oder vom Volke ausgegangenen Erklärungen und Auffassungen des Lebens, sowie die daraus hergekommenen Gebräuche, die eingehendste Detailforschung der besonderen Eigenart zunächst einzelner Völker im Rahmen des Völkerlebens (Krauss). Sie gehört, wie die Anthropologie, vor Allem in den Rahmen der Naturwissenschaft, welche die alleinige Aufgabe hat, die Naturgesetze zu ergründen; das Folklore hat ebenfalls die Aufgabe, die Gesetze zu erforschen, unter denen das Leben und die Lebensauffassung eines bestimmten Volkes sich entwickelt hat, wie die Ethnologie die des

sozialen Lebens zu ergründen hat. Darum kann das Folklore niemals das Objekt einer Forschungsmethode allein sein; sein, viele Methoden müssen das Ziel anstreben, eine begründete Darstellung der Erscheinungen in der Entwicklung des betr. Volkskunde-Stoffes zu liefern; alle Methoden sollen einander in die Hände arbeiten.

Wer so eingehend, mit ebensoviel Verständnisse wie Ausdauer in dem Folkloregebiet gearbeitet und gesammelt hat, wie Krauss, ist auch berechtigt, Merksprüche für Folkloristen seinem inhaltsreichen Buche anzuhängen, aus denen Ref. folgende besonders bemerkenswerth ersieht:

„Wisse, dass keine einzige bisher geleistete folkloristische Arbeit sachlich abgeschlossen ist, sondern dass selbst die beste und gediegenste als ein Ansatz zu weiteren Forschungen dienen kann.“
 „Erwäge stets, dass die Menschheit einheitlichen Ursprunges ist. Ihre Laufbahn war überall im Wesentlichen die gleiche von Anfang an; sie bewegt sich in verschiedenen geographischen Gebieten in formell zwar verschiedenen, sachlich aber übereinstimmenden Geleisen und ihre Entwicklung war bei allen Gruppen (Völkern), so weit sie dieselbe Kulturstufe erreichen, von größter Aehnlichkeit“ u. s. f.

Wer methodische Forschung in der Volkskunde lernen will, wird Krauss und Scherman Dank sollen für die Anleitung, die diese beiden Gelehrten in oben erwähnter Abhandlung gaben. Für jedes Gebiet der Volkskunde sind darin äusserst lehrreiche Winke gegeben, um Verstöße in der Forschung vermeiden zu lernen. Der Krauss'schen Abtheilung würde allerdings eine weniger subjective Färbung vortheilhafter gewesen sein.

Höfler.

2. Die fremdsprachlichen Literatur weist einige anthropologische und prähistorische Notizen allgemeinen Inhalts auf, die ganz besonders empfohlen werden können:

Topinard P., L'Anthropologie et la science sociale. Science et Poi. Paris 1900. 8°, X, 578 Seiten. I. L'homme animal. II. Introduction a l'étude de l'homme social. III. L'homme social. IV. La science sociale. Annexes.

Deniker J., The Races of Man. An outline of anthropology and ethnography. The contemporary science series. 8°, XXIII, 611 pp. with 176 Illustrations and 2 Maps. London 1900.

Fraipont Julien, Les néolithiques de la Meuse. I. Types des Furfooz. Contribution a l'étude des races néolithiques. 8°, 81 Seiten und 5 Tafeln. Bruxelles 1900.

3. Hagen B., Unter den Papun's. Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Thier- und Pflanzenwelt in Kaiser-Wilhelmsland. 4°, 327 Seiten mit 46 Vollbildern in Lichtdruck, fast durchweg nach eigenen Originalaufnahmen. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag 1899.

Der Verfasser, von dem wir bereits verschiedene höchst interessante und werthvolle Beiträge zur Ethno-

graphie und Anthropologie besitzen, theilt in dem vorliegenden Werke seine Studien und Beobachtungen im Kaiser-Wilhelmsland mit.

Wir werden eingeführt in die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse des Landes, er schildert uns die Pflanzen- und Thierwelt, um dann auf Seite 143—278 uns die Eingeborenen, in somatischer und ethnologischer Hinsicht, vor Augen zu führen. Es ist nicht eine hloose Beschreibung, sondern der Verfasser sog. zum Vergleiche andere Gegenden und Länder heranzieht, er gibt uns das Resultat eines eifrigen und umfassenden Studiums der einschlägigen Fragen.

Es ist nicht möglich den reichen Inhalt an dieser Stelle auch nur zu skizziren, es sei auf das Werk selbst verwiesen.

Da in dem Werk jeder trocken wissenschaftliche Thon vermieden ist, so wird nicht bloss der Fachmann, sondern Jeder der sich für Länder- und Völkerkunde interessiert, dem Autor mit stets gleichbleibender Aufmerksamkeit bis zum Schlusse des Buches folgen und das Werk befriedigt aus der Hand legen, umso mehr als es deutsches Land ist, dessen Leben und Treiben geschildert wird.

Die Verlagsbuchhandlung hat keine Kosten und Mühen gescheut, um das Werk auch äusserlich schön auszustatten.

R.

Kleine Mittheilungen.

Zu den Fanden in der Bocksteinhöhle (im Lonthal).

In der Beschreibung des Oberamtes Ulm, herausgegeben vom kgl. statistischen Landesamt 1897, Band I, S. 349, finden sich Mittheilungen über die von Dr. Loesch und Oberförster Bürger in den Jahren 1883 und 1884 erfolgte Ausgrabung der im Lonthal an der Stasse Oellingen-Bisingen gelegenen Bocksteinhöhle, wobei unter anderem auch ein weibliches Skelet in hockender Stellung sammt Skeletresten eines ungeborenen Kindes aufgefunden wurde, über deren Alter (200 oder mehr als 2000 Jahre) sich ein literarischer Streit entspann, welcher damit endete, dass die Anthropologen sich für eine relativ junge Periode entschieden.

Durch Zufall kam der Unterszeichnete bei der Durchsicht eines alten Oellinger Kirchenbuches auf einen Eintrag, der wohl mit grösster Wahrscheinlichkeit geeignet ist, vorstehende Behauptung zu bestätigen, ja sogar über die Personalien der Ausgrabenen Aufschluss zu geben vermag.

Der Eintrag im Todtenregister des Jahres 1719 lautet: „Den 8. Juli Abends zwischen 8 und 9 Uhr hat diese Zeitlichkeit durch einen gewaltsamen Tod verlassen Anna Ewelin, welche nach einer wohlgerichteten Muthmassung sich selbst den durch Gift das Leben genommen, indem sie mit einem dreimonatlichen Kind schwanger gegangen, davon der Vater denselben dem lieben Gott bekannt, deswegen auch der Körper Mittwochs darauf nater einem harten und grassamen Donnerwetter nicht zu der Gemeinde der Heiligen auf dem Gottesacker, sondern in das Holze in dem Lonthal in einen Felsen Nachts zwischen 10 und 11 Uhr, wiewohl von ehrlichen Männern, gelegt worden.“ Gott erbarme sich der armen Seele und gebe ihr an jenem Tage eine fröhliche Auferstehung.

Pfarrer Lechler-Oellingen (Württemberg).

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theatinerstrasse 56. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 12. Mai 1900.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Gemeinschaft der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang. Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Die Ausgrabungen im Dürloch bei Schwaighausen nordwestlich von Regensburg. Von Max Schlosser in München. — *Cricetus phaeus* fossil bei Velburg. Von Max Schlosser in München. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Naturforschende Gesellschaft in Danzig (Schluss); 2. Gemeinsame Sitzung der Münchener geographischen und anthropologischen Gesellschaft. — Literaturbesprechungen.

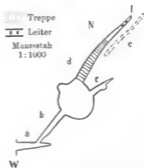
Die Ausgrabungen im Dürloch bei Schwaighausen nordwestlich von Regensburg.

Von Max Schlosser in München.

Anfang Januar dieses Jahres erhielt ich von Herrn D. Rück in Regendorf bei Regensburg die Nachricht, dass er in einer Höhle im Schwaighäuser Forst, dem „Dürloch“, Ausgrabungen unternommen hätte und über die Resultate seiner bisherigen Aufsammlungen zu wissenschaftlichen Gutachten zu erhalten wünsche. Ich war natürlich gerne bereit, diesem Wunsche zu entsprechen und auf meine Zusage hin wurde mir auch umgehend das gesammte Material zur Untersuchung zugesandt. Die Bestimmung der gefundenen Thierreste habe ich selbst vorgenommen, während ich die archaischen Objecte, sowie die Menschenknochen, wie auch Herr Rück gewünscht hatte, Herrn Professor Dr. Joh. Ranke zur Ansicht übergab. Im Laufe der Ausgrabung kam zwar noch viel neues anthropologisches Material hinzu, jedoch fanden sich nur wenige wichtigere Stücke — nur ein einziges Knochenartefact und eine Anzahl Geschirrstümmel, welche sich zusammensetzen ließen. Ganze Schädel wurden bei den späteren Ausgrabungen, denen ich meist selbst beizuhilfen, nicht mehr gefunden. Bevor ich jedoch auf die Funde selbst zu sprechen komme, möchte ich eine kurze Schilderung der Localität geben.

Das „Dürloch“ befindet sich im Schwaighäuser Forst bei Regensburg zwischen Schwaighausen und Wolfegg in einer nach Süden und Westen steil abfallenden Felskuppe. Sie besteht aus Frankendolomit, welches Gestein bekanntlich der Entstehung von Höhlen ausserordentlich günstig ist. Auf dem schmalen aber doch sehr bequemen Eingang folgt ein 6 m langer, schwach nach innen geneigter Gang — a — an welchen sich links ein weiterer — b — anschliesst, welcher nach 14 m in die eigentliche Höhle einmündet, während Gang a sich sehr rasch zu einer Spalte verengt, die nicht weiter passirbar ist. Die Höhle selbst hat einen

Durchmesser von ungefähr 12 m und eine Höhe von 5 m im Maximum. Ihr Umriss ist annähernd kreisförmig. Links von der Mündung des Ganges b, aber in einiger Entfernung von ihm befindet sich eine kleine Nische, deren Inhalt jedoch sehr geringe Mächtigkeit besass. Der Felsboden der Höhle senkt sich zwar im Allgemeinen ziemlich gleichmässig gegen die Mitte hin, liegt aber doch an der Wand rechts von Gang b fast um 1 m tiefer, so dass hier auch der Höhlenboden das



Maximum seiner Mächtigkeit erreichte und die Aushöhlung an thierischen Ueberresten am ältesten Zeit bei Weitem am reichsten war. Gegenüber der Mündung des Ganges b befindet sich der ebenfalls fast horizontale Gang c, der an seiner rechten Seite eine kleine Kammer aufweist, aber schon nach wenigen Metern sich zu einem Spalt verengt. Die grösste Ausdehnung hat der Gang d. Von der Höhle weg senkt er sich sehr rasch und ziemlich steil in die Tiefe, nach 20 m aber wird sein Boden wieder horizontal. Nach weiteren 5 m endet dieser

Gang als unpassierbare Spalte, wohl aber ermöglicht eine Leiter den Aufstieg in den parallel verlaufenden Gang e. Letzterer befindet sich ungefähr in dem nämlichen Niveau wie der Boden der Höhle, auch besitzt er mehrere seitliche Anläufer. Dagegen enthält er keine Höhlenerde. Mit der Höhle steht er höchstens durch eine oder mehrere unscheinbare Spalten in Verbindung. Im Gang d hat die linke Wand eine sehr steile Lage, während die rechte senkrecht steht. Beide Wände sind mit einer dicken Tropsteinkruste überzogen.

Ich halte diese Bemerkungen deshalb für nicht ganz unwichtig, weil die Configuration der erwähnten Gänge geeignet erscheint, die Entstehung der Höhle zu erklären. Die Gänge waren ursprünglich jedenfalls nichts Anderes als Spalten, wie sie noch jetzt an der Decke zu beobachten sind. Durch die Erosion wurden diese Spalten erweitert und zwar am Boden viel beträchtlicher als in der Höhe, weshalb auch die Gänge durchgehends dreieckigen Querschnitt besitzen, wobei die eine Wand mit dem Boden sehr häufig einen rechten Winkel bildet. Nach der Decke zu stoßen die beiden Wände eines jeden Ganges unter einem sehr spitzen Winkel zusammen. Die Höhle selbst fällt mit den Schnittpunkten dreier Spalten zusammen, was natürlich in Folge der Lockerung des Gesteins überaus günstige Vorbedingungen für die erodierende Thätigkeit der Sickerwasser gegeben waren. Diese Wasser lösten Kalk an den Wandungen der Höhle auf und hierdurch wurde das zurückbleibende Gestein gelockert, welches dann seiner Stützpunkte beraubt zu Boden fiel. Durch diese Prozesse wurde die Höhle immer mehr erweitert, bis sie zuletzt ihren jetzigen Umfang erlangte.

Ein ähnliches Spaltennetz, wie hier im Dürloch, dürfte sich auch für viele andere Höhlen im bayrisch-fränkischen Jura feststellen lassen. In vielen Fällen ging die Höhlenbildung allerdings nur von einer einzigen Längsspalte aus, allein auch schon dieser letztere Fall berechtigt zu der Behauptung, dass auch bei der Entstehung der Höhlen ebenam wie bei der Bildung von Querthälern in festem Gestein die Erosion immer nur ein sekundärer Process ist, welcher die Wege einhalten muss, die ihm durch die Anwesenheit von Spalten vorgezeichnet sind. Dass es sich freilich bei der Thalbildung meistens nicht bloss um Spalten, sondern um noch weitergehende Prozesse — Verwerfungen — handelt, sei hier nur ambeil bemerkt. Aber auch in diesem Falle haben Spalten alle weiteren Vorgänge eingeleitet.

Was die Mächtigkeit der Höhlenerde betrifft, so war sie nach Angabe des Herrn Rück im Maximum 8 m und zwar fand sich dieses Maximum in dem Theile der Höhle, welcher rechts von der Einmündung des Ganges b liegt. Schon in der Mitte wurde die Mächtigkeit des eigentlichen Höhlenlehms wesentlich geringer und näher gegen Gang c und d hin lag die neolithische Schicht beinahe unmittelbar auf dem Felsboden der Höhle. Der Höhleninhalt lässt drei verschiedene Schichten erkennen:

1. 0,20 m schwarze Schicht mit Holzeresten, Fichtenzweigen, Knochen, Thonscherben, Theils aus älterer Zeit, theils aus allerjüngster Zeit.

2. 1—1,8 m grauschwarze, neolithische Schicht mit vielen Knochen und zahlreichen Geschirrtümmern nebst Menschenknochen.

3. 1—1,5 m gelbe Schicht mit zahlreichen Thierknochen, aber ohne Geschirrtümmern.

In dieser Schicht befindet sich auch stellenweise eine dünne Sinterdecke, die sich von den Höhlenwänden her gegen die Mitte zu senkt. Da aber Sinterbildung auch in der neolithischen Schicht vorkommt — ein

Block von Kalkstein enthält verschiedene Knoche sowie Zähne des Menschen — so darf solchen Sinterdecken für die Chronologie nicht allzuviel Gewicht beigemessen werden, oder doch wenigstens nur dann, wenn sie eine gleichmäßige Schicht in der ganzen Höhle bilden. Hier im Dürloch dagegen sind diese neuen Sinterbildungen nur auf solchen Stellen beschränkt, welche sich auch noch in der Gegenwart durch grössere Mengen von Sickerwasser auszeichnen. Andre verhält es sich jedoch mit den dicken Krusten von Tropfstein, welche fast allenthalben die Wände der Höhle und der verschiedenen Gänge überziehen. Ihre Entstehung dürfte wohl der Hauptsache nach in eine relativ frühe, wahrscheinlich vorneolithische Zeit fallen, denn Stalaktiten dieses Tropfsteins liegen in oder sogar unter der neolithischen Schicht.

Ich komme nun zur Besprechung der in den einzelnen Schichten gefundenen Thierreste.

Die schwarze Schicht enthielt Reste von folgenden Arten:

Pterocetus ararius, Fledermaus, Schädel, Ulna, frisch.
Talpa europaea, Maulwurf, Humerus, alt.
Felis catina feras, Wildkatze, Unterkiefer, alt.
Felis catina domesticus, Hauskatze, Unterkiefer, Schädelfragment, frisch.
Hyaena spelaea, Höhlenhyäne, Oberkiefer, alt.
Putorius foetorius, Iltis, Unterkiefer, Ulna, alt.
Mustela foina, Marder, Unterkiefer, frisch.
Meles taxus, Dachs, Kiefer und Extremitätenknochen, theils frisch, theils alt.

Canis sp., Hund, Oberkieferfragment, frisch.
Vulpes vulgaris, Fuchs, Schädel, Kiefer und Extremitätenknochen, theils frisch, theils alt.
Criacus frumentarius, Hamster, Unterkiefer, frisch.
Myodes torquatus, Lemming, Unterkiefer, ziemlich alt.

Arvicola amphibius, Wasserratte, Unterkiefer, frisch.
Arvicola agrestis, Wühlmaus, Unterkiefer, frisch.
Hystrix leucura, Stachelschwein, Incisiv, alt.
Bos primigenius? Ur. Molar, alt.

Ovis aries, Schaf, Molaren, Knochen, Wirbel, frisch.
 Hier wäre auch zu erwähnen, dass ich in der Nische neben dem Gang c je einen Kiefer von *Criacus frumentarius* und von *Arvicola glareolus* auf der Höhlenerde liegend fand.

Die neolithische Schicht lieferte Ueberreste von folgenden Arten:

Felis catina, Katze, Sacrum, Wirbel, Becken, Humerus, Thibia, zum Theil alt.
Hyaena spelaea, Höhlenhyäne, Phalange, Humerus, alt.
Gulo borealis, Vielfraß, Ulna, Femur, alt.
Meles taxus, Dachs, Schädel, Unterkiefer, Extremitätenknochen, alt und frisch.
Putorius foetorius, Iltis, Becken, alt.
Putorius erminea, Hermelin, Humerus, alt.
Ursus arctos, branner Bär, Thibia, Atlas, Metacarpalia, alt.

Ursus spelaeus, Höhlenbär, Zähne und Kiefer, alt.
Canis sp., mittelgroße, Metacarpale, frisch.
Canis lupus, Wolf, Metacarpale, alt.
Vulpes vulgaris, Fuchs, zahlreiche Reste, frisch und alt.

Lepus timidus, Feldhase, zahlreiche Reste, frisch.
Equus caballus, Pferd, Zähne, Kiefer und Extremitätenknochen, alt, oft mit Nagespuren.

?*Elephas primigenius*, Mammuth, unbestimmtes Knochenfragment, alt.

Cervus elaphus, Edelhirsch, hässig, Geweihe und Knochen, meist alt, mit Nagespuren.
Capreolus caprea, Reh, Kiefer, Extremitätenknochen, zum Theil alt.

Bos primigenius? Bison? Phalange, alt.
Ovis aries, Schaf, Wirbel und Extremitätenknochen, $\frac{3}{4}$ frisch.

Sus scrofa ferus, Wildschwein, Molar, Femur, Metatarsale, zum Theil alt.
Anser domesticus, Gans, zahlreiche Extremitätenknochen, frisch.

Gallus domesticus, Huhn, zahlreich, Extremitätenknochen, frisch.

Bubo maximus, Uhu, Schnabel, alt.
 Die gelbe Schicht lieferte:

Felis catens ferus, Wildkatze, Radius, Ulna, Metapodium, alt.

Hyena spelaea, Höhlenhyäne, Unterkiefer, Praemolar, Femur, Scapulanare, alt.

Gulo borealis, Vielfraß, Unterkiefer, Humerus, alt.
Melus taxus, Dachs, Schädel, Kiefer, zahlreiche Extremitätenknochen, zum Theil alt.

Mustela martes, Edelmarder, Tibia, alt.
Ursus arctos, brauner Bär, Humerus, Wirbel, alt.
Ursus spelaeus, Höhlenbär, Kiefer, Wirbel, Extremitätenknochen, alt.

Lencocyon lagopus, Eisfuchs, Unterkiefer, Humerus, Ulna, alt.

Hystrix leucura, Stachelschwein, 3 Oberkiefer, 5 Unterkiefer, Humerus, Radius, Ulna, Femur, alt.

Lepus timidus, Feldhasen, Extremitätenknochen, selten, zum Theil alt.

Equus caballus, Pferd, Kiefer, Zähne, zahlreiche Extremitätenknochen, alt, mit Nagespuren.

?*Rhinoceros*, Fragment eines Extremitätenknochen, alt.

Rangifer tarandus, Ren — ein Geweihfragment, alt.
Cervus elaphus, Edelhirsch, Zähne, Kiefer, Geweihfragmente, Extremitätenknochen, fast sämtlich mit Nagespuren, alt.

Capreolus caprea, Reh, Kiefer, ziemlich frisch, Geweihfragment, alt.

Bovide, gross, *Bison priscus?* Wisent, Humerus, Radius, Ulna, alt.

Sus scrofa ferus, Wildschwein, Zähne, Metatarsalia, alt.

Elephas primigenius, Mammuth, Rippe, alt.
Anser domesticus, Gans, zahlreiche Knochen, alt.
Tetrao urogallus, Auerhahn, Femur, Tibia, Metacarpus, alt. 4)

Wie dieses Verzeichnis erkennen liest, haben wir es theils mit Resten der achten Pleistocänfauna zu thun — Hyäne, Höhlenbär, Wisent, Wildpferd, *Rhinoceros*, Mammuth — theils aber auch mit noch lebenden Arten und zwar anser mehreren Hausthieren auch mit solchen Arten, die jetzt bei uns ausgerottet sind — Wolf — oder aber in Folge der Änderung des Klimas wieder aus unserem Gebiete verschwunden sind — Vielfraß, Eisfuchs, Ren, Lemming und Stachelschwein.

Die Lagerungsverhältnisse an und für sich gestatten keineswegs untrügliche Schlüsse auf das genauere geologische Alter der Thierreste, denn wie ich schon für die Höhle von St. Wolfgang bei Velburg nachgewiesen

habe, finden sich einerseits auch hier im Dörrloch und wohl auch in den meisten fränkischen Höhlen Knochen und Zähne der wirklich angestorbenen Arten in der neolithischen und in der allerjüngsten Schicht, ja manche derselben lagen dort, und vielleicht auch hier unmittelbar auf der Oberfläche und andererseits kommen Reste von Hausthieren — Gans — sogar nahe dem Grunde der gelben Schichte vor.

Für die Altersbestimmung kann deshalb lediglich der Erhaltungszustand massgebend sein.

Diese Vermischung der Thierreste aus älterer und neuerer Zeit ist zum Theil gewiss auf die Thätigkeit des Menschen zurückzuführen, der eben wohl zu allen Zeiten Gegenstände, die ein wenig aus dem jeweiligen Höhlenboden heraustragen, aus Nengierde herauszog und dann wieder an der Oberfläche liegen liess. Zum Theil ist diese Vermischung jedoch auch durch grabende Thiere, besonders Fuchs und Dachs, veranlaßt. Für diese Erklärung liefert gerade unsere Localität, das Dörrloch, den besten Beweis, denn die Knochen der genannten Hausthiere finden sich meist in grösserer Anzahl beisammen und zwar stammen sie nicht bloss von erwachsenen, sondern auch von sehr jungen Individuen. Wir haben es also augenscheinlich mit Haken dieser Thiere zu thun. Ein solcher, allerdings wieder verfallener Fuchshaken fand sich in der gelben Schicht. Ausser vielen Knochen vom Fuchs, die einen sehr frischen Erhaltungszustand aufweisen, enthielt dieser Haken auch sehr frische Knochen vom Hasen und von Gänsen. Auch die Dachsknochen liegen in verschiedenen Niveaus, besonders aber an der Grenze der gelben und neolithischen Schicht. Auf Dachs müssen ferner nach Knochen und wurstartige Massen von bräunlichgelber Farbe und 8—10 cm Länge und 1—2 cm Dicke bezogen werden, die entweder aus Wirbeln mit Kiefern von Ringelnatter oder aus Wirbeln und Schuppen von Eidechsen bestehen oder aber auch mehr erdige Klumpen bilden, welche viele Knochen von Frosch enthalten. Reste von Nagethieren fehlen vollständig, weshalb diese Haken auch nicht als Gewölle von Eulen, sondern vielmehr als Excremente von Dachs gedeutet werden müssen. Sie sind besonders häufig in der schwarzen Schicht, kommen aber auch in der neolithischen und selbst in der gelben Schicht vor, ohne das bezüglich ihrer Erhaltung oder hinsichtlich ihrer Knocheninhalte irgend welche Verschiedenheit wahrzunehmen zu lassen. Immerhin scheint es nach dem Ansehen der Dachsknochen, das dieses Thier während der neolithischen Zeit besonders häufig gewesen wäre. Die Gänge dieser grabenden Hausthiere haben sich freilich, nachdem sie nicht mehr benützt wurden, durch den Druck der darüber befindlichen Erdmassen öfters wieder geschlossen, auch die Fuchshaken sind meistens nur mehr durch die auffallende Menge von Fuchs-, Hasen- und Geflügelknochen markirt, aber einige waren gleichwohl noch vollständig erhalten, sei es, dass sie erst aus neuerer Zeit stammen oder dass sie durch benachbarte Felspartien vor dem Einsturz bewahrt geblieben waren.

Die Reste der eigentlichen Pleistocänfauna sind im Allgemeinen ziemlich spärlich, selbst vom Höhlenbären liegen nur einige Kiefer, Schieferfragmente und andere Knochen vor, noch dürftiger sind die Ueberreste von Hyäne, um so häufiger dagegen die der alten Wildperdes, einer sehr kräftigen Rasse. Unter den Ueberresten des Höhlenbären verdient ein linker unterer erster Molar — M_1 — wegen seiner Kleinheit — er misst in der Länge nur 21 mm! — besonderes

Interesse, auch das Vorkommen von Unterkiefern sehr junger Exemplare des Höhlenbären, bei welchen eben erst die Spitzen des vorderen definitiven Molaren durchgebrochen sind, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Der Hyänen Unterkiefer fand sich unmittelbar an der Felswand und es hoffen ihm noch eine Anzahl Steinbrocken sehr fest an. Dass die Pferde Reste nicht von einem zahmen Pferde, sondern vom Wildpferd herrühren, geht aus ihrem Erhaltungsstande mit vollständiger Gewissheit hervor. Sie unterscheiden sich hierin ganz auffällig von Pferdeknochen aus der neolithischen Zeit. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass diese Pferde Reste eine bestimmte Periode repräsentieren und etwa dem Solutréen entsprechen, welche Periode wenigstens in Frankreich durch die Häufigkeit von Wildpferden charakterisiert wird. In dieser Zeit war Frankreich bereits vom Menschen bewohnt, für unser Gebiet konnte derselbe noch nicht nachgewiesen werden. In der gelben Schicht sind auch Überreste von zum Theil geraden riesigen Hirschen, und zwar handelt es sich nur um Exemplare vom Edelhirsch — nicht altn. selt. Auch ihr Erhaltungsstand lässt auf ein wirklich bedeutendes Alter schließen. Mit den Knochen vom Pferd haben sie überdies auch noch die tiefen, alle Ränder begrenzenden Einkerbungen gemein, welche als Spuren von Benagung durch Nagethiere und zwar durch einen Nager von beträchtlicher Körpergröße gedeutet worden müssen.

Die ersten, auf solche Weise benagten Knochen, fand Prof. J. Ranke²⁾ im Zwergloch bei Pottenstein. Er hat dieses Vorkommen eingehend besprochen und ein solches Stück trefflich abgebildet. Auch zeigte er, dass es sich hier nicht um Bearbeitung durch den Menschen und auch nicht um Benagung durch Raubthiere, sondern nur um die Thätigkeit eines grösseren Nagethieres handeln könne, und zwar um die vom Stachelschwein, welches auch in der Gefangenschaft harte Gegenstände benagt, um seine Incisiven entsprechend dem Nachwuchs aus den persistirenden Fulpen abzuschleifen. Er benannte diese Art, von welcher ihm auch ein Unterkiefer vorlag, *Hystrix spalaca*. Später hat Nehring³⁾ in der Höschhöhle bei Rabenstein eine Ulna vom Stachelschwein gefunden und dieselbe mit *Hystrix hirsutirostris* Brandt identificirt. Ich selbst fand in der eben erwähnten Höhle einen isolirten Molaren dieses Thieres. Vor Kurzem gab Nehring⁴⁾ ausserdem eine Note über das Benagen von Knochen durch Stachelschweine, ohne jedoch die wichtige erste Mittheilung Ranke's über diesen Gegenstand zu citiren. Entlich fand Harlé⁵⁾ in der Höhle von Montmaand (Haute Garonne) einen Astragalus vom Stachelschwein, das er jedoch nicht als *hirsutirostris*, sondern als *cristata*, also als eine süd-europäisch-africanische Art bestimmte, eine Bestimmung, welche mit Rücksicht auf den Fundort jedenfalls sehr viele Berechtigung hat.

Für die hayerischen Vorkommnisse dagegen verdient wohl die Bestimmung als *Hystrix leucura* Sykes den Vorzug, welcher Name die Priorität vor *hirsutirostris* Brandt besitzt. Letztere Art lebt hent-

zutage im südöstlichen Russland und im westlichen Asien und hat mithin ein ähnliches Verbreitungsgebiet wie die Saigantilope. Da aber dieses Antilope in Mitteleuropa und selbst in England mehrfach nachgewiesen worden ist und zwar meist in Ablagerungen, welche auch Reste von *Stegonasa* enthalten, so kann auch das fossile Vorkommen dieser orientalischen *Hystrix* art in unserem Gebiete keineswegs überraschen.

Was den Erhaltungsstand der vorliegenden Kiefer und Knochen dieses Stachelschweins betrifft, so ist er von jenem der Ueberreste der älteren Pleistocäna — Höhlenhär etc. — wesentlich verschieden und entschieden ein viel frischerer und dem der Nager aus der Steppenzeit ziemlich ähnlich. Ausserdem ist aber auch anzunehmen, dass die benagten Pferde- und Hirschknochen, sowie die benagten Gewebe vom Edelhirsch schon längere Zeit frei in der Höhle gelegen sein müssen, ehe sie vom Stachelschwein berührt wurden, denn sie sind ihrem Aussehen auch viel älter. Wir sind demnach bis zu einem gewissen Grade auch berechtigt, in den Stachelnagen Resten eine Andeutung der Steppenperiode zu erblicken.

Nicht ganz unwichtig erscheint auch der Fund eines Kiefers von Lemming. Wenn derselbe sich aus der schwarzen Schicht stammt, so beweist dies nicht allzuviel, denn es lässt sich recht gut denken, dass dieses Stück lange Zeit frei auf einem Felsoversatz gelegen und erst später durch Zufall in diese jüngere Schicht gelangt sein könnte. Dieser Kiefer wäre also als Andeutung der Tundrapost zu betrachten, welche freilich nach den Verhältnissen bei Velburg und von Schweizersbild von der eigentlichen Steppenzeit nicht scharf getrennt werden kann.

Sehr interessant, weil in hayerischen Höhlen ohnehin überaus selten, sind der Unterkiefer und die wenigen Extremitätenknochen von *Gulo borealis*. Der Unterkiefer stammt von einem jungen, aber trotzdem ausserordentlich starken Exemplar. Der M_1 bricht eben erst durch, ist aber leider zum grössten Theile weggebrochen. Die übrigen Zähne sind ausgefallen. Abgesehen von einer beträchtlichen Grösse, zeigt dieses Stück auch sonst bedeutende Abweichungen von dem mir zum Vergleich dienenden fossilen und recenten Guloformen insofern der aufsteigende Kieferast sehr schräg nach hinten gerichtet und dabei sehr schmal ist, der Eckfortsatz sehr schwach entwickelt ist, die beiden ersten P_1 wenigstens ihre Alveolen schräg stehen und die Alveole des J_2 sehr weit hinter J_1 und J_3 verachoben ist. Ich dachte bei Bestimmung dieses Kiefers Anfangs lieber an Luchs als an Vielfraß. Von dem Humern liegt nur die innere, vom Becken nur die linke Hälfte vor, die Ulna und das Femur sind auch unvollständig. Was den Erhaltungsstand betrifft, so gleicht der Humern und das Becken hierin fast den Knochen vom Pferd und macht sich also ihr ziemlich hohes Alter sehr wohl bemerkbar, dagegen sehen der Kiefer und die Ulna viel frischer aus, was indess wohl durch das jugendliche Alter des Individuums erklärt werden darf. Jedenfalls verdienen diese Reste hervorragendes Interesse, denn durch sie wird für unsere Höhle auch die Glacialfauna repräsentirt, die übrigens auch schon durch die Kiefer und Knochen vom Eisfachs vollkommen sicher gestellt ist. Seine Reste zeichnen sich ausser durch ihre Kleinheit auch durch ihr offenbar sehr hohes Alter aus.

Auf den braunen Bären müssen ein Humerus, eine Tibia, mehrere Metapodien und Wirbel, darunter auch ein Atlas bezogen werden. Humerus und Tibia sind viel schlanker und gestreckter als beim Höhle-

²⁾ Die natürlichen Höhlen in Bayern. Beiträge zur Anthropologie Bd. II, p. 209, Taf. XII.

³⁾ Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin 1891, p. 185.

⁴⁾ Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie 1896, I, p. 157.

⁵⁾ Bulletin de la société géologique de France 1896, p. 582.

bären. Ihren Dimensionen nach müssen diese Knochen einen riesigen Individuum angehört haben, das wahrscheinlich am Beginne der neolithischen Zeit gelebt hat.

Kenthiar ist nur durch einen Fragment einer abgeworfenen Stange vertreten.

Erdlich muss ich erwähnen, dass in der gelben Schicht bis zu 25 m Tiefe, öfters sogar hanfenweise Gehäuse von Helixarten vorkommen, die allerdings meistens zerbrochen sind. Die überwiegende Mehrzahl gehört an *Enlota fruticans* Möll., welche auch in einem ziemlich jungen Qualltief bei Alling im Loheserthale, also in nicht gar grosser Entfernung von unserer Localität, angetroffen wird, ein Stück gehört zu *Chilostrema lapidica* Linn. sp. und zwei zu *Tridopsis stomus personata* Lam. sp. Auf welche Weise diese Schneckengehäuse in die Höhle gelangt sind, wage ich nicht zu entscheiden, ebensowenig wie die Frage, ob man auf diese Reste einen besonderen Horizont construiren darf, wozu allerdings die Analogie mit den Verhältnissen in der Höhle von Mas d'Azil (Döp. Arizberg)⁴⁾ einigermaßen verleiten könnte. Allein im Dürloch scheinen diese Schneckengehäuse doch fast ein etwas höheres Alter zu besitzen als jene von Mas d'Azil, denn sie sind stets durch eine, wenn auch oft sehr dünne Lage von Höhlenlehm von der neolithischen Schicht getrennt, während sie in Mas d'Azil sogar noch von einer schwarzen Schicht unterlagert werden und nach oben unmittelbar an die eigentliche neolithische Schicht grenzen. Mit ihnen zusammen finden sich an der genannten französischen Localität Siles von Magdalenien-Typus; auch in der legenden Schicht kommen dort noch Geräte aus der Zeit des Magdalenien vor. Sofferst also die Helixreste im Dürloch und jene von Mas d'Azil gleichzeitig wären, müsste noch ein Theil des Höhlenlehms von Dürloch das Magdalenien oder richtiger die Uebergangsperiode zwischen dem Magdalenien und der neolithischen Zeit repräsentiren. Unmöglich wäre dies gerade nicht, denn auch am Schweizerbild bei Schaffhausen ist das Magdalenien durch eine gelbe Schicht, also eine Art von Höhlenlehm vertreten. Allein absolute Sicherheit für eine solche Chronologie können wir nicht erlangen, weil bei uns in Bayern Reste des Kenthiere⁵⁾ obenein schon auffallend selten und auch niemals der überwiegenden Mehrzahl nach auf einen bestimmten Horizont beschränkt sind, es handelt sich vielmehr immer nur um vereinzelte Funde, deren Alter kaum genauer ermittelt werden kann. Ist nun schon mit Hilfe von Ren der Nachweis für ein eigentliches Magdalenien bei uns kaum zu liefern, so gelingt dies noch weniger mit Hilfe von Spren des paläolithischen Menschen; denn solche fehlen bis jetzt vollständig. Ich möchte fast glauben, dass dieser unser Gebiet überhaupt nicht betreten hat, sondern bei seiner Verbreitung von Südfrenkreich aus nicht weiter als bis in die Gegend von Schaffhausen und Schuswaried vorgedrungen ist. Auch im Dürloch waren daher von Anfang an keine sicheren Spuren des paläolithischen Menschen

zu erwarten und es hat sich auch in der That nicht gefunden, was die Existenz eines so alten Menschen mit voller Sicherheit beweisen könnte, allein ich muss doch erwähnen, dass in der gelben Schicht ein Hirnschgeweih zum Vorschein gekommen ist, welches zwei enge, etwa $1\frac{1}{2}$ cm von einander entfernte Löcher aufweist, die ich freilich eher für Bissspuren als für Spuren menschlicher Thätigkeit halten möchte. Jedenfalls ist ein solches Problematicum kein Beweis für die Existenz des paläolithischen Menschen.

Wenn nun auch im Dürloch nichts zum Vorschein gekommen ist, was man mit Sicherheit auf den paläolithischen Menschen beziehen könnte, so ist diese Localität dafür um so reicher an Ueberresten des neolithischen Menschen. Auch aus späteren Perioden liegen menschliche Artefacte vor, namentlich Scherben von Thongeschirren, die zum Theil wohl der classischen, frühmittelalterlichen Periode angehören und auf die oberste — die schwarze Schicht beschränkt sind. Die Menschenknochen hingegen haben grossentheils höheres, nämlich neolithisches Alter. Ein wahrer Theil dieser Ueberreste gehört Kindern und jugendlichen Individuen an. Manche Knochen sind mit einer dünnen Haut von Kalkwiter überzogen; in einem festen Sinterblock fanden sich Extremitätenknochen — Ulna, Radius, eine Beckenhälfte — und einige Zähne. Die Zahl der menschlichen Individuen beträgt nach der Menge der Claviculae, die wohl sämmtlich von verschiedenen Individuen herrühren, mindestens zwölf. Die Vertheilung der Menschenknochen ist eine so unregelmässige, dass man sich kaum entscheiden kann, an eine wirkliche Begräbnisstätte zu denken. Es hat zwar bereits früher eine Ausgrabung in dieser Höhle stattgefunden, allein sie kann allem Anscheine nach unmöglich eine so gründliche gewesen sein, dass hierdurch die ganze neolithische Schicht durchwühlt worden wäre, denn gegen eine solche Annahme spricht mit aller Entschiedenheit der Umstand, dass schwarze und neolithische Schicht, soweit ich dies wenigstens beobachten konnte, meist sehr gut gegen einander abgegrenzt waren. Ich bin daher, um diese unregelmässige Vertheilung der Menschenreste zu erklären, eher an die Vermuthung geneigt, dass die Leichen nicht wirklich begraben, sondern einfach auf den Boden gelegt worden sind, worauf dann die Knochen bei eintretender Verwesung von Thieren verschleppt wurden. In allen Niveaus der neolithischen Schicht konnte ich Brandspuren beobachten, die jedoch wegen ihrer geringen seitlichen Ausdehnung schwerlich als wirkliche Feuerherde angesehen werden dürfen. Es handelt sich vielmehr nicht weiter sind als die Spur eines einmaligen Feuerbrandes. Ob die zahlreichen, zum Theil sehr dicken, mit Graphit überzogenen Thonscherben inncassamt der neolithischen Periode angehören, will ich nicht beurtheilen, sicher neolithisch sind jedoch alle schwarze Scherben mit weissen, in schrägen Linien bestehenden Verzierungen; auch die wenigen kleinen Feuersteinmesser, eine knöcherne Pfeilspitze, eine kurze T-förmige, mit einem Loch versehene Heinnadel und eine knöcherne Harpune oder Pfeilspitze mit Widerhaken, haben vermuthlich neolithisches Alter, ebenso wahrscheinlich auch die beiden menschlichen Schädel, der aber eben dem einen Schädel gefundene polirte Beinring. Sehr merkwürdig erscheint mir die völlige Abwesenheit von Hamsterresten aus neolithischer Zeit; die dorthin Ueberreste von Hund und Schaf, sowie die von Katze, namentlich aber die zahlreichen Knochen von Gans und

⁴⁾ Pietto *Et. Hist. et Lacene. Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris* 1895, p. 256—267.

⁵⁾ Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch nachtragen, dass jetzt unter den letzten Funden aus der Kitzenseer Höhle bei Velburg ein *Metacarpus* von Ren zum Vorschein gekommen ist. Dieser Knochen ist jedoch seinem Aussehen nach sehr alt und durchaus verschieden von den Kenthiarresten aus höchstem Magdalenien und beweist hiemit gar nichts für die Gleichaltrigkeit des Ren mit dem dortigen Menschen.

Huhn gehören jedenfalls der allerjüngsten Vergangenheit oder richtiger der Gegenwart an.

Wie aus obiger Darstellung hervorgeht, lassen sich im Dürrloch schon der Farbe und der Reihenfolge nach dreierlei Schichten unterscheiden, nämlich: die wenig mächtige, schwarze Schicht aus jüngster Vergangenheit,

die ziemlich mächtige, neolithische Schicht und die gelbe Schicht ohne Spuren des Menschen.

Mit Hilfe des faunistischen Materials wird es jedoch möglich, weiters die Andeutung einer noch weiteren Gliederung zu ermitteln, nämlich die Steppenzeit, das Solutréen, die Glacialzeit und die later- oder vielleicht Präglaialzeit, so dass also für den anthropologisch-paläontologischen Höhleninhalt folgende Perioden in Betracht kommen:

- a) Gegenwart und jüngste Vergangenheit,
- b) slawisch-heidnisches Mittelalter,
- c) neolithische Periode,
- d) Uebergangsperiode zwischen neolithischer und paläolithischer Zeit? Helixschicht?
- e) Steppenperiode, Stachelschwein (Wühlmaus, Lemming?)
- f) Solutréen, Pferd und Hirsch.
- g) Glacialzeit, Vielfrass, Eisfuchs (Ren?)
- h) later- oder Präglaialzeit, Höhlenhür und Höhlenhyäne.

Herr Rück in Regendorf hat eine ähnliche Fauna auch in einer Felsnische bei Steinsberg, vom Dürrloch etwa 2 km entfernt, gefunden. Die Nische hat nach seinen Angaben eine Länge von 6 und eine Breite von 2-3 m. Die obere Schicht besteht aus Gesteinsbrocken, 30 cm mächtig, der darunter liegende Höhlenlehm hat ungleiche, aber stets ziemlich geringe Mächtigkeit. Ausser Knochen vom Dach enthält diese Höhle Knochen vom Pferd und Hirsch, von letzterem auch Geweihfragmente, die ebenfalls, wie jene aus dem Dürrloch, vom Stachelschwein benagt sind.

Die nahe gelegene Höhle von Wolfegg hat nach den Angaben von Herrn Rück bisher noch keine Thier- oder Menschenreste geliefert.

Cricetus phaeus fossil bei Velburg.

Von Max Schlosser in München.

Vor einiger Zeit schickte mir Herr Dr. J. Nüesch in Schaffhausen eine grössere Partie Knochen und Kiefer der Mikrofauna von der berühmten Localität Schweizerbild zur Bestimmung. Die Resultate dieser Untersuchung werden an anderer Stelle mitgeteilt werden, hier möchte ich nur erwähnen, dass ich bei diesen Studien ein Mittel anfindig gemacht habe, um die Kiefer und selbst zahlose Kieferfragmente des kleinen Stöppenhämaters — *Cricetus phaeus* von den Kiefern von *Mus* zu unterscheiden.

Bei *Mus* bilden die einzelnen Alveolen eine stark gekrümmte Linie (—), bei *Cricetus* hingegen liegen sie in einer vollkommen geraden Linie (—).

Ich habe nun mit Hilfe dieses Merkmales ermittelt, dass auch unter den Kiefern aus den Höhlen von Velburg, welche ich auf *Mus* sp. bezogen habe, sich einige Stücke von *Cricetus phaeus* befinden, wodurch die Ueberstimmung der Fauna von Velburg mit jener vom Schweizerbild eine noch vollständige wird als es bisher den Anschein hatte, dass weisse ich nicht daran, dass eine Revision der Mikrofaunen von anderen Localitäten die weite Verbreitung dieser Homoterart ergebe wird, wie ja auch schon Prof. A. Nehring vermutet hat, dass dieser *Hamster* bisher wohl nur übersehen worden sein dürfte. Das oben erwähnte Merkmal bietet nun ein zuverlässiges Mittel, Kiefer von *Cricetus* mit Leichtigkeit von solchen von *Mus* zu unterscheiden, weshalb ich dasselbe zur Anwendung empfehlen möchte, wenn eine Mikrofauna zu untersuchen ist, welche Reste von *Marine* enthält.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

2. Sitzung vom 2. Februar 1900.

Die deutsche Expedition nach Armenien 1898/99.

(Schluss.)

Bis vor einigen Jahren war die eigig und allein herrschende Ansicht die, dass die indogermanischen Völker und Stämme Europas von Centralasien — ins — aus über den Kaukasus in Europa eingewandert seien. Seitdem hat sich mehr und mehr die entgegengesetzte Ansicht, dass nämlich die asiatischen Arier von Europa her über den Kaukasus eingewandert seien, geltend zu machen gewusst und zwar um so mehr, als die alte Ansicht auch nicht einen einzigen stichhaltigen Grund für sich aufzuführen weiss. Gestützt auf das Studium der angefangenen Inschriften haben Lehmann und Belck festgestellt können, dass die neuere Anschauung von jener Völkervereinigung die richtige ist, eine Anschauung, die übrigens bereits die alten griechischen Historiker, allen voran Herodot, ausgesprochen hat. Die von Norden her kommende, nach Süden sich fortplanzende Völkerwelle hat sich bei den grossen vorderasiatischen Staatenbildern, namentlich dem assyrischen Reichem bemerklich gemacht. Thatsächlich berichtet man dann auch Tiglatpileser I (1020 v. Chr.) auf den Inschriften von solchen aus Norden kommenden Völkervorstößen. Die Feststellung der Wege, auf denen dieser Einbruch von Europa nach Asien erfolgte, bildete eine wichtige Aufgabe der deutschen Expedition nach Armenien und es ist gelungen, es constatieren, dass die arischen Kimmerner von Norden her den Kaukasus überschritten haben und im Thale des Ak-talaufwärts nach Alessandropol Kar und der Ebene von Hasanahals gelangt sind und so in Vorderasien eindrangen. Zwischen 900 und 800 v. Chr. müssen die letzten Kimmernstämme über den Kaukasus nach Anatolien gewandert sein. Diese folgten im neunten vorchristlichen Jahrhundert die arischen Skythen. Welche Wege speciell diese und andere arische Völkertämme eingeschlagen haben auseinanderzusetzen, ist hier nicht der geeignete Platz. Nach den Schilderungen dieser Wanderungen und ferner der Bestimmung der Kriegsrouten der Chaldäerzüge von Van, führt der Vortragende seine Zuhörer im Geiste nach dieser Stadt und ihrer Umgebung. Dort hat Belck die Steinzeit jener Völkerschiffen hinein führen, zurück in Zeitaltern, die sich bei der Beschaffenheit des dortigen Terrains jeder Schätzung vorläufig entziehen. Man kann den Fossilobjecten mindestens ein Alter von 5000 Jahren zuschreiben. Ferner wurden die eigenartigen Felsenbauten, uneinnehmbare Befestigungswerke, ein 80 km langer grossartiger Aquädukt, das bestimmte, die Stadt mit Quellwasser zu versehen (auch heute noch), Turbinenmühlen und andere technische Anlagen von hoher Vollkommenheit dort vorgefunden.

Was die Chaldeer in der Töpferei leisteten, das zeigen die in den Kellerräumen des chaldäischen Königsschlusses entdeckten riesigen Thonkrüge von 600 Liter Inhalt, an denen in Keilschrift die Inhaltsangabe vermerkt ist.

Durch die Ausgrabungen und Nachforschungen in und bei Van ist die Cultur der dortigen Bevölkerung während der allerältesten Zeit wie auch zur Zeit der Chaldäerherrschaft namentlich endlich für die Wissenschaft festgelegt worden. Die grossartige Technik der Chaldeer, insbesondere in Bezug auf Metallbearbeitung, Steinbauekunst, Mosaik in Stein und in Metallen angelegten Steinen ist sieber erkannt, auch dass die eigenthümliche, heute unter dem Namen Talmarbeit bekannte Art der Silberbearbeitung von ihnen erfunden ist. Sie sind die Erfinder der Grundwasserleitungen, der Turbinenmühlen, wahrscheinlich auch die Erfinder der Eisendestillation.

Die alte Geschichte des späterhin „Armenien“ genannten Gebietes von ca. 1000 bis gegen 600 v. Chr., d. h. bis zur Invasion der Armenier in das chaldäische Reich und damit verbundenen Gründung eines armenischen Reiches ist durch die Expedition aufgekehrt worden.

Zum Schlusse seiner überaus inhaltreichen, eingebundenen Mittheilungen beschränkt der Vortragende die unter Berücksichtigung der Fernverhältnisse sicher bestimmbar Marschroute Xenophons, die Schritt für Schritt von Ninive über den Tigris hinweg bis zur Ebene von Alatschert, ca. 20 Meilen östlich von Erzerum, verfolgt werden konnte.

Im Anschluss an vorstehenden Bericht geben wir aus dem am Mittwoch Abend im Schützenhause gehaltenen Vortrage des Herrn Dr. Beick noch folgende Einzelheiten von allgemeinem Interesse:

Ueber die älteste Geschichte Armeniens waren wir bis vor Kurzem auf die ärmlichen Volkstraditionen angewiesen, die sich namentlich bei den Armeniern lebendig erhalten hatten, während Kurden, Tataren und andere Stämme in ihren nur knapp ein bis zwei Jahrhunderte zurückreichenden Ueberlieferungen kaum nennenswerthes historisches Material boten. Die Armenier nun behaupteten auf Grund ihrer Ueberlieferungen in diesem Lande autochthon, d. h. von den ältesten Zeiten ab hier sesshaft zu sein. Sie selbst nennen sich nach einem sagenhaften Urrater Haik ebenfalls Haik und behaupten, dass Haik ein Sohn Thorgamos aus ein Grossvater Gomera gewesen sei, der nach dem verunglückten Thurmabsturz in Babel und der darauf erfolgten Völkerzerstreuung von Babel her nach dem südlichen Theile von Armenien eingewandert sei, wo er in einer Ebene am Vanssee den ihm mit einem grossen Heere nachfolgenden Bel in gewaltiger Schlacht besiegt und getödtet hätte, worauf dann die friedliche Ausbreitung der Armenier und die Etablierung eines grossen, unabhängigen armenischen Königreiches unter Haik und seinen Nachkommen erfolgt sei. Späterhin soll dann die sagenhafte Semiramis nach Van gekommen sein, das dortige grossartige Felschloss angelegt, die Stadt Van gegründet und hierfür grosse Bewässerungsanlagen geschaffen haben, die übrigens dort heute noch unter dem Namen „Semiramidische“ existiren. Mit solchen und ähnlichen uncontrolierbaren Sagen und Traditionen mussten wir uns bis vor etwa 25 Jahren für die älteste Geschichte Armeniens begnügen. Erst von ca. 700 v. Chr. an gaben uns die römischen und griechischen Schriftsteller zuverlässige Nachrichten. Man hatte schon 1629 der muthige deutsche

Forscher Professor Schulz aus Giessen, welcher auf Kosten der französischen Regierung eine mehrjährige Studienreise in die Gebiete am Van- und Urmia-See ausübte, am Citadellenfelsen von Van und in dessen Umgebung eine grosse Anzahl von Keilschriften aufgefunden, was aber schliesslich als Opfer für die Wissenschaft gefallen, von den Kurden zwischen Baschknia und Dosa ermordet worden. Glücklicher Weise konnten die Tagelöhner des Gelehrten mit den Copien der Keilschriften gerettet werden, deren Entzifferung aber erst vor knapp 25 Jahren dem englischen Professor Sayce gelang. Aus diesen Inschriften nun wissen wir, dass in ältester Zeit in Armenien ein Volk wohnte, das mit den Armeniern oder Haik gar nichts zu thun hat und grosse Kriege mit den benachbarten Stämmen, namentlich nach Assyrien, geführt hat. Weiteres aber war bei der Unkenntnis der Sprache nicht zu erschliessen, nicht einmal der Name des Volkes; die Forschung schien hier zu einem Stillstande gekommen zu sein. So war die Sichtung, als Dr. Beick im Jahre 1891 auf einer zur Verfolgung ganz anderer Zwecke unternommenen Studienreise auch in die Gebiete am Vanssee kam und dort ganz zufällig mehr als 80 neue Keilschriften zu den bis dahin bekannt gewordenen 60 auffand. Der Bearbeitung derselben, die Beick gemeinsam mit Herrn Dr. Lehmann begann, verbreitete mit einem Schläge helles Licht über einen grossen Theil der Cultur der Chaldeer, wie sich die vorarmenische Bevölkerung nach ihrem Hauptgott Chaldis selbst benannte.

Ueber die Ruinen des alten Ninive, der Residenz der assyrischen Könige, machte Herr Dr. Beick folgende nähere Angaben: Wenn Mosul am Tigris dem Fremden selbst nichts Interessantes bietet, so um so mehr das ihm gegenüberliegende Ufer, auf dem sich das weite Künigsfeld von Ninive erhebt, das sich dem Auge von hier aus als ein gewaltiger Damm oder Wall repräsentirt. Auf dem Gipfel des langgestreckten Höhenrückens, der den jüngeren Theil der Riesentadt, Nebi Yunus genannt, beherbergt, erhebt sich ein Dorf und in dessen Mitte die Moschee des heiligen Jonas, in der das Grab des Propheten sich befindet soll. Dieser Rücken nun repräsentirt die Ruinen mehrerer assyrischer Tempel und Königspaläste, die aber der Moschee wegen nicht ausgegraben werden dürfen. Die Ruinenstätte Kalach, vor Ninive die Residenz assyrischer Könige, weist einen wohlerhaltenen, von König Assurnasirpal (gegen 880 v. Chr.) erbauten Riesenthurm auf, der eine Vorstellung geben kann von dem bekannten Thurm in Babel, der in genau derselben Gestalt, nur bedeutend grösser, angeführt worden war. Diese assyrischen Städte waren in dem Ebenen auf künstlichen Plattformen angelegt, die aus riesigen Lehmziegeln aufgebaut waren. — Arbeia, zu dem Dr. Beick von Van aus auf einem Strüpfzuge gelangte, ist eine der grössten Städte der Welt, in der schon vor gut 5000 Jahren oder noch mehr die babylonisch-assyrische Liebesgöttin Ishtar in dem dortigen hoehberühmten Tempel verehrt wurde.

Gemeinsame Sitzung der Münchener geographischen und anthropologischen Gesellschaft.

Freitag, den 16. März 1900.

Herr Professor Oberhammer, der Vorsitzende der geographischen Gesellschaft, eröffnete die Sitzung, an welcher die kgl. Hoheiten Prinzessin Tberese, Prinz Ludwig und Prinz Rupprecht von Bayern theilnahmen.

Herr Privatdocent Dr. Georg Hirth aus Berlin sprach über die neuen archaischen Entdeckungen in Ost-Turkestan (Khotan und Turfan). Seit einigen Jahrzehnten wurde man auf das zwischen den Gebirgsketten Thian-schan, Kien-lün, Nan-schan und Pamir gelegene Gebiet aufmerksam, aber erst in den letzten Jahren gelang es englischen und russischen Forschern, daselbst wichtige archaische Entdeckungen zu machen und wissenschaftlich zu verwerthen. In der Gegenwart stellt Ost-Turkestan im Allgemeinen eine anfruchtbar Sandwüste dar. In früherer Zeit waren die physischen Verhältnisse des Landes im Wesentlichen ebenso günstig wie heute. Die ältesten Bewohner waren schon Ackerbauer von verschiedener Abstammung, in historischer Zeit liess sich dort nördlich Jän-dsch, Chinesen, Uiguren und Kitan. Zwei Strassen, eine nördliche und eine südliche, verbanden den Osten Asiens mit dem Westen. Die herrschende Religion war der Buddhismus. Im 8. Jahrhundert fand der Islam Eingang und verdrängte seit dem 14. Jahrhundert den Buddhismus fast vollständig. Das Christenthum kam zuerst durch nestorianische, dann katholische Missionäre nach Ost-Turkestan, ohne aber festen Fuss zu fassen. Indem der Vortragende dann überging, die archaischen Entdeckungen zu schildern, besprach er unter Vorführung von Lichtbildern zuerst die von der anglo-indischen Regierung zusammengebrachte und von Professor Hoernle (Oxford) untersuchte, hochbedeutende und überaus reichhaltige englische Sammlung von centralasiatischen, archaischen und literarischen Gegenständen mannigfacher Art. Neben zahlreichen Handschriften in Sanskrit, sowie in chinesischer Schrift und Sprache enthält sie eine grosse Anzahl Handschriften und Holzdrucke, die theils in einer indischen Schrift bzw. Abartern derselben, aber in einer unbekannt, wenn auch mit Sanskritworten untermischten Sprache abgefasst sind, theils eine stannenerregende Menge der verschiedenartigsten unbekannt und bisher völlig unentzifferten Schriftarten aufweisen. Die in Sanskritsprache verfassten Bücher sind buddhistischen Ursprungs und enthalten theils Legenden, theils Beschwörungsformeln oder medicinische Sätze. Sie gebühren nach Hoernles Untersuchungen dem 4. und 5. nachchristlichen Jahrhundert an. Der Vortragende zeigte mittelst Lichtbilder eine Reihe dieser Manuscripte, darunter auch das berühmte Bower-Manuscript. Aus den Funden, die der Vortragende in Lichtbildern vorführte, sei besonders hingewiesen auf eine Urne mit drei Henkeln, welche letztere Greife darstellen, sowie die Darstellungen von Affen in verschiedenen Stellungen und Beschäftigungen, ferner männliche und weibliche Figuren, welche die Tracht und Frisur erkennen lassen. Neben griechisch-römischen Einflüssen auf die figurale und ornamentale Darstellungen lässt sich auch ein sassanidischer erkennen. Hierauf kam der Redner auf die Ergebnisse der Forschungsreise zu sprechen, welche der hochverdiente Forscher der Alterthümer Sibiriens und der Mongolei Klementz im Jahre 1898 im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg mit Unterstützung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft unternommen. Dieser Gelehrte konnte eine Anzahl von Städten und buddhistischen Klöstern untersuchen; besonders bemerkenswerth

unter seinen Funden sind über 160 Höhlenkanten, die theilweis mit oberirdischen Baulichkeiten in Verbindung standen; sie sind meist in der Nähe von Flüssen, Seen oder Teichen, und zwar an steilen, schwer zugänglichen Berghängen und an felsigen Flussufern errichtet, was darauf hinweist, dass sie als Wohnstätten für buddhistische Mönche und als Tempel dienten. Etwas der vierte Theil von ihnen war mit, meist religiösen, Malereien versehen, die eine chinesische und indische Schule erkennen liessen. Die Höhlen hielten eine reiche Fundgrube der nordbuddhistischen Cultur. Zwei uigurische Schriftstücke gewähren einen Einblick in das Privatleben des uigurischen Volkes. Es sind Verträge, die eine beim Verkauf einer Sklavin, der andere beim Verkauf des jüngsten Sohnes. Letzterer zeigt, dass es dem Vater im Einverständnis mit den älteren Söhnen erlaubt war, den jüngsten Sohn zu verkaufen. Nur Höherer eines wohlgeordneten Gemeinwesens konnten einen Verkauf in so wohl verlauslirter Weise durch ein Schriftstück an schätzen verstehen. Herr Professor Hirth (München) hat die mitgebrachten Schriftproben in sinologischer Hinsicht geprüft; wenn auch wenig zusammenhängende Schriftstücke sich darunter fanden, so ist die Deutung doch vielfach gelungen, da es Fragmente aus buddhistischen Lehrbüchern in chinesischer Uebersetzung sind.

Herr Professor Kuhn und Professor Furtwängler betonten die Wichtigkeit der neuen Entdeckungen von linguistischen, archaischen und geschichtlichen Standpunkte aus und drückten den Wunsch aus, es möchte gelingen, eine Gesellschaft zur eingehenden wissenschaftlichen Erforschung jener Gebiete zu gründen. Herr Professor J. Ranko, der Vorsitzende der anthropologischen Gesellschaft, dankte zum Schluss den Rednern und Herrn Rath Uebelacker, der die Vorführung der Lichtbilder in bekannter Liebenswürdigkeit übernommen hatte, und schloss sich dem Wunsche der beiden Vorredner an, dass die Untersuchungen fortgesetzt werden möchten.

Literatur-Besprechungen.

Deutsche Geschichtsblätter. Dr. Armin Tille. Monatschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. Unter Mitwirkung einer Reihe von Gelehrten. Gotha, A. Perthes, 1900. Preis 6 Mark.

Diese Zeitschrift, deren Ziel eine enge Verbindung zwischen der allgemeinen und der örtlich begrenzten Geschichtsforschung ist, kann nur lebhaft begrüsst werden. Wie schwer ist es oft für einen Localforscher, fern von einer grösseren Bibliothek, die für seine speciellen Zwecke notwendigen allgemeinen Gesichtspunkte kennen zu lernen, andererseits ist es für den Forscher auf allgemeinem Gebiete sehr wünschenswerth, mit den Resultaten der Localforschung genau bekannt zu werden. Die Namen der Mitarbeiter an dem für die vaterländische Geschichte wichtigen Unternehmen, sowie die bisher erschienenen Aufsätze, bürgen dafür, dass der Zweck der Zeitschrift, so weit es überhaupt möglich ist, auch erfüllt wird. B.

Die Verendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatmeister der Gesellschaft: München, Thantinerstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 12. Juni 1900.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang. Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ueber Lichtwirkung auf den menschlichen Körper mit Rücksicht auf die Kleidung. Von Jos. Ritter von Schmaedel. — Pfahlbauten bei Lindau und Bregenz. Von Major a. D. von Tröltzsch. — Zur Geschichte der Bleiglasur. Von Dr. R. Förster-Strassburg. — Anthropologische Beobachtungen in den Schulen Bulgariens. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart. — Literaturbesprechungen. — 72. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Aachen.

Dieser Nummer liegt das Programm der XXXI. allgemeinen Versammlung in Halle a. S. bei.

Ueber Lichtwirkung auf den menschlichen Körper mit Rücksicht auf die Kleidung.

Vortrag von Jos. Ritter von Schmaedel, k. v. Rath, gehalten in der Versammlung der Münchener anthropologischen Gesellschaft am 27. April 1900.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass der Einfluss der chemisch wirkenden Wellen des Lichtes auf den menschlichen Organismus viel überhaupt auf alle organischen Gebilde von grösster Bedeutung für dieselben ist.

Kein Lebewesen höherer Ordnung könnte auf die Dauer existiren, wenn ihm jede Lichtquelle entzogen würde.

Welcher Art die Einwirkungen der Lichtwellen auf den menschlichen Organismus sind, ist noch nicht in vollem Umfange erforscht und es bleibt der Wissenschaft auf diesem Gebiete noch unendlich viel zu thun übrig.

So viel aber steht bereits fest, dass die chemischen Strahlen des Lichtes, ähnlich wie die Röntgenstrahlen, in die Tiefe von Körpern einzudringen vermögen, die nach landläufiger Auffassung als undurchsichtig oder richtiger als für Licht undurchlässig gelten.

Namentlich sind es die Haut- und die tiefer liegenden Gewebe des lebenden Thier- und Menachonkörpers, in die sich das Licht bei genügender Intensität bis tief hinein Zutritt verschafft. Selbst durch

Knochen hindurch äussern die chemischen Strahlen ihre Wirkung, wie es deutlich der ganz erhebliche Chlorsilberniederschlag beweist, der von mir auf Chlorsilberpapier durch ein Schädelfragment hindurch bei andertthalbstündiger Exposition im Sonnenlicht erzeugt wurde und den ich Ihnen zugleich mit dem Fragment hienit in Vorlage bringe.

Die rothen Blutkörperchen, deren der gesunde Mensch in einem Kubikmillimeter nicht weniger als durechnittlich fünf Millionen besitzt, ziehen sich unter der Einwirkung der chemischen Lichtstrahlen auf das Angenfällige zusammen und pressen giftige Substanzen, die sich beim Stoffwechsel stets bilden, im kranken Körper aber in besonders hohem Maasse vorhanden sind und durch ihre Anhäufung die Krankheitserscheinungen hervorrufen, in den freien Blutsaft, das Serum, aus, indem diese Giftstoffe durch die oxydirenden Eigenschaften des Lichtes in einfachere und vor Allem unschädliche Stoffe zerlegt werden, die sich auf den normalen Wegen aus dem Körper ausscheiden.

Man hat daher mit Recht in neuester Zeit die chemisch wirkenden Wellen des Lichtes unter Ausschluss der Wärmestrahlen als einen wirksamen Heilfactor in die ärztliche Praxis eingeführt, wobei ich jedoch schon jetzt bemerken möchte, dass wir in dieser Anwendung des Lichtes nicht nur kein Universalheilmittel besitzen, sondern dass so-

gar durch übertriebene Anwendung solcher Lichtbäder direct Schädigungen des Organismus hervorgerufen werden können, eine Thatsache, die sich im weiteren Verlaufe meiner kurzen Mittheilungen deutlich ergeben wird.

Moleschott hat nachgewiesen, dass die Sauerstoffaufnahme im Hellen gegen die im Dunkeln sich wie 116:100 verhält und die Kohlensäureabgabe im Hellen gegen die im Dunkeln wie 114:100. Er hat ferner schon vor mehreren Decennien darauf aufmerksam gemacht, dass Thiere, die im Lichte aufbewahrt wurden, eine weit grössere Reizbarkeit der Nerven und eine grössere Leistungsfähigkeit der Muskeln besitzen als solche, die unter gleichen Verhältnissen des Geschlechtes, der Grösse, der Ernährung, der Zeit und der Wärme den Einfluss des Lichtes entbehren.

Der Grund für diese Erhöhung der Lebensfähigkeit ist, wie zahlreiche, einwandfreie Experimente bewiesen haben, dass das Licht, namentlich wenn es die ungesättigte Körperoberfläche trifft, die Thätigkeit aller Zellen belebt und damit den gesammten Stoffwechsel auf das Ausgiebigste erhöht und dass umgekehrt bei Lichtmangel den verschiedensten Krankheiten Thür und Thor geöffnet werden. Kinder, die andauernd in dunklen Hof- und Kellerwohnungen, wie dies leider in unseren Grossstädten so häufig der Fall ist, zu leben gezwungen sind, verfallen mit ziemlicher Sicherheit der Scrophulose; Verkäuferinnen, die von Früh bis Abend in dunklen Geschäftsräumen thätig sind, bekommen ein wachsbleiches, kalkartiges Aussehen, werden bleichsüchtig oder verfallen der noch viel schlimmeren, oft tödtlich verlaufenden Leukämie u. s. f.

Nicht minder bedeutungsvoll ist die Wirkung des Lichtes für die Reinigung der durch den Athmungsprozess von Thier und Mensch verunreinigten Atmosphäre. Mit jedem Athenzug entweichen dem Organismus nicht nur erhebliche Mengen Kohlensäure, sondern auch höchst giftige Zersetzungsprodukte von gasförmiger Beschaffenheit, die mit den Ptomiasmen der Leichenverwesung grosse Aehnlichkeit haben. Diese ungemessenen schädlichen Substanzen, die der Luft lichtloser Räume und den überfüllten Wohnstuden des Proletariats ihren dumpfigen und muffigen Geruch verleihen, werden am siebersten durch die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen zerstört.

Die Aversion gegen Wohnungen, welche nach Norden liegen, hat daher ihre volle Berechtigung. Bedeutungsvolle Fortschritte in der Erkenntnis der Wirkungen des Lichtes auf Organismen haben uns in neuester Zeit die Studien über die bacteriellen Lebewesen und ihr Verhalten gegenüber

den chemisch wirksamen Wellen des Lichtes und den Röntgenstrahlen gebracht.

Das weisse Licht der Sonne ist bekanntlich aus den verschiedenfarbigen Lichtstrahlen zusammengesetzt, die sich von einander durch die Verschiedenartigkeit ihrer Wellenlängen unterscheiden. Zerlegt man das Sonnenlicht durch ein Glasprisma und fängt man die zerlegte Lichtstrahlen auf einem weissen Schirme auf, so gewahren wir sämtliche Farben des Regenbogens von Roth angefangen durch Gelb, Orange, Grün und Blau bis Violett. Jeasoits des Roths gibt es aber ebenso wie jenseits des Violetts noch Strahlen, die zwar dem Auge unsichtbar sind, von denen die ersten jedoch mit dem rothen Lichte die Eigenschaft gemein haben, Träger der Wärme zu sein, während die violetten und ultravioletten gleich den blauen eine besonders intensive chemische Energie besitzen, wie jeder Photograph weiss, der seine lichtempfindlichen Platten ängstlich vor dem Eindringen jedes unheftigen Lichtstrahles schützt muss.

Präziser gesprochen sind alle Lichtwellencomplexe, welche vor und zwischen den Fraunhofer'schen Linien des Spectrums A — F liegen, vorzugsweise wärmeerzeugend, während jene, welche zwischen und nach den Fraunhofer'schen Linien F — H liegen, vorzugsweise chemische Wirkungen äussern.

Die chemisch wirksamen Wellen haben sich nun als grimmige Feinde jener kleinen Lebewesen, der Bacterien, erwiesen, welche die gefährlichsten Träger fast aller menschlichen Toßkrankheiten sind. Die Bacillen des Typhus, des Milzbrandes, der Cholera, der Tuberculose, der Pest u. s. w. werden durch Licht in ihrer Entwicklung gebremst und bei dessen längerer Einwirkung getödtet.

Es liesse sich derart noch Vieles über die dem menschlichen Organismus direct und indirect günstigen Wirkungen des Lichtes sagen, doch glaube ich, dass diese kurzen Hinweise, die grösstentheils Citate¹⁾ sind, genügen dürften, um die Unentbehrlichkeit des Lichtes für den Menschen festzustellen.

„Wie das indifferente Wasser“, sagt Dr. Fritz Hofmann,²⁾ „erst durch die Zufuhr von Wärme zu dem machtvollen Agens wird, das unsere wichtigsten Maschinen treibt und uns im Fluge durch die Lande führt, so wird im formlosen Eiweissklumpen des Protoplasma erst durch zuströmendes

¹⁾ „Das Licht.“ Eine Reminiscenz an die 71. Naturforscherversammlung zu München. Dr. Below.

²⁾ „Das Licht als Heilmittel.“ Von Dr. Curt Rudolph Kronner (Graz).

³⁾ „Pharmaceutische Zeitung“, 26. Mai 1897.

Lichtenergie die vis vitalis rege, die dann Synthesen realisiert, auf welche selbst der glänzendste chemische Experimentator mit unverhohlener Bewunderung blicken kann". —

Wie aber jeder Gegenstand, der vom Lichte beschienen wird, seine Schattenseite hat, so hat auch das Licht selbst bezüglich der Wirkungen desselben auf unseren Organismus, hildlich gesprochen, seine Schattenseiten, die bisher, besonders im praktischen Leben, noch viel zu wenig in zielbewusster Weise berücksichtigt worden sind.

Auf Grund meiner vielfachen Erfahrungen auf photochemischem Gebiete glaube ich behaupten zu dürfen, dass die chemischen Wirkungen der Lichtwellen nur dann von ausschliesslich günstigem Einflusse auf den lebenden Organismus sind, wenn ein gewisses Gleichgewicht zwischen ihnen und den durch sie hervorgerufenen Reactionen aufrecht erhalten bleibt.

Wie es uns nur möglich ist, innerhalb gewisser Wärme- und Kältengrenzen zu existiren, so ist auch das Maass der chemischen Einwirkungen des Lichtes für das Gleichgewicht der Functionen unseres Organismus von höchster Bedeutung.

Wird die Quantität der chemisch wirkenden Lichtwellen eine zu grosse und die Dauer ihrer Einwirkung eine zu lange, so treten Gleichgewichtsstörungen auf, die schliesslich einen Umfang annehmen vermögen, welcher die Existenzfähigkeit des Organismus in Frage stellt.

Ich glaube die Hypothese aufstellen zu dürfen, dass durch langandauernde chemische Einwirkungen des Lichtes unser Organismus allmählich mit unlöslichen Oxydationsproducten überlastet wird, welche schliesslich der normalen Ausscheidungsthätigkeit desselben unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, die ferner die Widerstandsfähigkeit des Serum gegen Infectionen herabdrücken, Störungen der Bluthildung veranlassen, Stauungen verursachen u. s. w. Es sind dies lauter Vermuthungen, die allerdings noch nicht genügend erforscht sind, deren Prüfung aber wichtig genug wäre, um Fachleute zu veranlassen, sich eingehend mit derselben zu beschäftigen.

Jedenfalls steht es fest, dass der Weisse, welcher sich in die Tropen begibt, unter der Intensität des Sonnenlichtes ausserordentlich zu leiden hat und dass er nicht im Stande ist, ungefährdet auf die Dauer dort zu leben. Oh meine Anschauung, dass diese Gefährdung der Gesundheit eng mit der

allzuheftigen Einwirkung der chemisch wirkenden Strahlen des Lichtes zusammenhängt, richtig ist, kann ich allerdings nicht mit apodiktischer Gewissheit behaupten, habe jedoch für mich auf Grund meiner vielfachen Beobachtung photochemischer Vorgänge die feste Ueberzeugung, dass dies in der That der Fall ist. — Der Mensch bedarf nicht nur des Lichtes zu seinem Wohlbefinden, sondern er muss sich auch vor allzu grosser Fülle desselben schützen, wenn er nicht schweren Schädigungen ausgesetzt sein will.

Die Art des Schutzes aber, dessen wir uns gegen allzuheftige Einwirkungen der chemisch wirksamen Lichtwellen zu bedienen haben, ist uns von der Natur selbst in nugenfälliger Weise nahe gelegt. Ich habe auf diese Thatsache schon im Jahre 1887 bei Gelegenheit eines Vortrages im polytechnischen Verein zu München hingewiesen, als ich die Frage anstellte: „Warum sind die Neger schwarz?“ und dann auf die merkwürdige Erscheinung hinwies, dass jene Menschenrassen, welche Zonen bevölkern, in denen die Intensität des Lichtes eine besonders heessgradige ist, mit Hauptpigmenten versehen sind, die in Folge ihrer Färbung als ausserordentlich wirksame Schutzmittel gegen ein allzu heftiges Eindringen der chemisch wirkenden Lichtwellen bezeichnet werden müssen.

Das schwarzbraune Hauptpigment der Neger, das bräunliche Hauptpigment der Araber, die gelblichen und rütbliehen Hauptpigmente anderer Rassen — sie alle gehören in ihren jeweiligen Abstufungen jenen Farbabtheilungen des Spectrums an, welche nicht nur selbst chemisch wenig wirksam sind, sondern welche auch die chemisch wirksamen Strahlen des Spectrums ganz oder theilweise neutralisiren.

Die Natur macht es also wie der Photograph, wenn er seine lichtempfindlichen Platten vor den chemischen Einflüssen des Lichtes schützen will. Sie umgibt die Organismen mit einer Art Dunkelkammer, um allzu heftige Lichtwirkungen zu paralysiren.

Pigmente, deren Farben den blauen und ihnen verwandten, vorzugsweise chemisch wirkenden Wellenlängen des Spectrums, also jenen Lichtwellen angehören, die sich zwischen und nach den Fraunhofer'schen Linien F—H befinden, neutralisiren die rothen und die ihnen verwandten, vorzugsweise Wärme erzeugenden Wellen des Spectrums, also jene Lichtwellen, welche sich vor oder zwischen den Fraunhofer'schen Linien A—F befinden, während umgekehrt jene Pigmente, deren

Farben den rothen und den ihnen verwandten, vorzugsweise Wärme erzeugenden Wellenscalen angehören, die blauen und die ihnen verwandten, vorzugsweise chemische Wirkungen erzeugenden Wellen des Spectrums paralisiren. Pigmente von weisser Färbung neutralisiren die Wärmestrahlen, lassen aber die chemisch wirkenden Strahlen ungehindert durch, während die Pigmente von schwarzer Färbung die sämtlichen chemisch wirkenden Wellen neutralisiren, die Wärme erzeugenden Strahlen aber ungehindert passieren lassen. —

Alle diese Thatsachen sind für Individuen der sogenannten weissen Rassen, welche sich in tropische oder tropenähnliche Zonen zu längerem Aufenthalte begeben, von grösster Bedeutung.

Ein Weisser, der in den Tropen lechte, weisse oder blaue Gewänder trägt, hat wohl den Vortheil, dass durch sie die Wärmestrahlen reflectirt werden, er ist aber zugleich der vollen Wucht des Anpralles der chemisch wirkenden Wellen des Lichtes, für welche derartige Gewänder, wie ich Ihnen zeigen werde, vollständig durchlässig sind, ausgesetzt und seine Gesundheit wird in verhältnissmässig kurzer Zeit auf das Höchste gefährdet, da ihm kein genügend schützendes Hautpigment verliehen ist.

Jene nicht ungefährliche Acclimatisirungskrankheit, welche die Holländer als „rothen Hund“ bezeichnen und die darin besteht, dass die Oberfläche des Körpers selbst da, wo sie anscheinend durch die helle Kleidung geschützt erscheint, sich über und über entzündet, dabei heftige Fiebererscheinungen verursachend, ist meiner Meinung nach ein charakteristisches Merkmal für die schädlichen Wirkungen der im Uebermaasse in den Organismus eindringenden Lichtwellen. —

Dunkle Stoffe, sofern deren Färbung nicht in die blaue Abtheilung des Spectrums fällt, oder solche, deren Farben zwischen den Fraunhofer'schen Linien A—F liegen, hätten dagegen allerdings den Vortheil, dass das Eindringen der chemisch wirkenden Lichtwellen verhindert wird, sie lassen aber dafür ungehindert die Wärmestrahlen durch, wodurch das Wohlfinden des Trägers naturgemäss ebenfalls in hohem Maasse beeinträchtigt wird. —

Es ist daher von Wichtigkeit und meiner nunaussgebliebenen Ansicht nach für die Culturentwicklung in heissen Ländern von allerhöchster Bedeutung, für die weissen Rassen ein Bekleidungs-system zu con-

struiren, durch welches in zielbewusster Weise die oben erwähnten Schädigungen des Organismus ausgeschlossen werden.

Um zu beweisen, dass die Durchlässigkeit für die chemisch wirkenden Lichtstrahlen bei weissen oder mit Farben, die im Spectrum zwischen den Fraunhofer'schen Linien F—H liegen, versehenen Stoffen in höchstem Masse vorhanden ist, dass dieselbe aber zugleich durch stoffliche Pigmente, die schwarz sind oder deren Farben zwischen den Fraunhofer'schen Linien A—F liegen, ganz oder grösstentheils aufgehoben werden kann, gestatte ich mir, Ihnen einige Beispiele von Chlorsilbercopien in Vorlage zu bringen, welche von mir vermittelst 10 Minuten dauernder Expositionen der betreffenden Stoffcomplexe im Sonnenlicht hergestellt worden sind.

(Redner unterbreitet der Versammlung eine Reihe von Chlorsilbercopien, welche die Richtigkeit obiger Behauptungen schlagend ergeben und sogar erweisen, dass selbst eine vierfache Lage von weissen Stoffen den chemischen Wellen des Lichtes kein nennenswerthes Hinderniss entgegenzusetzen. Bei letzterer Stoffsammlung betrug die Exposition jedoch statt 10 Minuten 20 Minuten.)

Sie sehen also, meine Herren, aus diesen Beispielen auf das Deutlichste, dass die Durchlässigkeit blauer oder weisser Gewänder in der That eine ganz ausserordentliche ist, dass aber die Wirkung der chemischen Wellen durch Einschaltung eines stofflichen Pigmentes von entsprechender Färbung vollständig neutralisirt werden kann.

Darans ergibt sich, dass es sich für den Weissen, welcher genöthigt ist, in den Tropen oder tropenähnlichen Zonen zu leben, empfiehlt, seine Kleidung so zu wählen, dass die nach aussen liegenden Flächen durchgehends eine einfache oder gemischte oder gemasterte Färbung erhalten, welche die Wärme erzeugenden Wellen des Lichtes reflectirt, während die inneren Flächen durchgehends eine einfache oder gemischte oder gemasterte Färbung erhalten, welche die chemisch wirkenden Wellen des Lichtes neutralisirt.

Dies kann sowohl durch Verwendung von Stoffcomplexen, wie auch durch Verwendung doppelseitig gewebter oder doppelseitig gefärbter Stoffe erreicht werden.

Der Weisse wird ferner gut thun, auch die für seinen Gebrauch bestimmten Zelte, Stofftücher, Schirme etc. aus den gleichen Gründen in der gleichen Weise zu construiren.

Den Individuen der weissen Rasse würde es dadurch gleich den in den Tropen heimischen, mit schützenden Hautpigmenten versehenen Rassen möglich werden, sich — selbst in den leichtesten Gewändern — dauernd den stärksten ehemischen Angriffen der Tropen Sonne und zwar ohne Gefahr für den Organismus auszusetzen.

Was dies für die Erziehung, für die culturelle Entwicklung und für die Beherrschung der Tropenländer bedeuten würde, bedarf wohl keiner näheren Ausführung.

Um die ganze Frage in Fluss zu bringen, habe ich die Herstellung completer Tropenanzüge nach der von mir in Vorschlag gebrachten Methode zum Patente angemeldet. Es geschah dies durchaus nicht in gewinnstüchtiger Absicht, sondern lediglich in Berücksichtigung der alten Erfahrung, dass die praktische Durchführung neuer Ideen sich am raschesten und umfassendsten bewerkstelligen lässt, wenn es der Industrie ermöglicht wird, sich in gewinnbringender Weise an der Sache zu beteiligen. Man wird dann auch sehr bald über das nötige Erfahrungsmaterial verfügen können; denn es wird wahrscheinlich nicht ganz gleichgültig sein, welche Farbe der Wellencomplexe A—F zur Ausschaltung der chemischen Wellen des Lichtes verwendet wird. Ebenso wird es wichtig sein, zu untersuchen, ob die Ausschaltung bei den Gewändern eine totale oder nur eine procentale sein soll u. dgl. mehr. Alles das sind aber Fragen zweiter Ordnung, deren Lösung keine Schwierigkeit bietet, wenn es sich bestätigt, dass die von mir aufgestellte und, wie ich glaube, plausibel begründete Hypothese bezüglich des schädlichen Einflusses einer allzu intensiven Belichtung des menschlichen Organismus, sowie mein Vorschlag zur praktischen Beseitigung desselben nach dem Vorbilde der Natur principiell richtig sind.

Ich habe geglaubt, dass es zweckmässig sei, diese von mir angeregte Frage und die von mir in Vorschlag gebrachte Lösung derselben Ihrem kompetenten Urtheil zu unterbreiten, ehe ich sie der Öffentlichkeit übergehe und es wäre mir sehr erwünscht, wenn Sie die Güte haben würden, dieselben einer Discussion zu unterziehen. Es handelt sich um eine nicht ganz unwichtige Sache und ich wüsste kein Forum, das zur Besprechung derselben geeigneter wäre, wie die anthropologische Gesellschaft, die schon in so vielen derartigen Dingen bahnbrechend gewirkt hat.

Fahlbauten bei Lindau und Bregenz.

Von Major a. D. von Tröltzsch.

Die Beilage zu Nr. 182 der Allgem. Zeitung vom 1. Julius 1868 enthält auf Seite 2940 ff. nachstehenden Artikel über Fahlbauten bei genannten Orten, der, obwohl veraltet und theilweis etwas zweifelhaft, doch von einigem Interesse sein dürfte, da es bis heute nicht möglich war, in dieser Gegend wirkliche Fahlbauten zu entdecken, vorliegender Bericht aber ausser dem bis jetzt gemachten Vorhallstattend (vielleicht geeignet sein dürfte, auf die Spur solcher zu führen.)

Der betreffende Artikel lautet wörtlich, wie folgt:

„In der That sind in der Gegend von Lindau und Bregenz bereits siebenzehn solcher Fahlbauten in dem Bodensee bei dem niederen Wasserstand des verflorenen Herbstes entdeckt worden, leider all zu spät für die Untersuchung, welche nur bei seiner eintreten noch vor dem Wiederaufwachen des Wassers ausgeführt werden konnte. Die höchst interessanten Fundstücke sind zum Glück nicht zertrümmert, sondern allesamt in das Museum Sr. Hoheit des Fürsten Anton von Hohensollern-Sigmaringen gelangt, wo sie bald, wie die ganze dortige Sammlung vaterländischer Alterthümer, eine nähere Besprechung finden werden.“) Sie gehören unbedeutend der ältesten Periode jener Wasserbauten an, welche auch in der Schweiz bei dem bedeutenden Sinken der dortigen Seegewasser seit dem Jahre 1868 so zahlreich entdeckt worden sind. Die Pfähle, auf welchen jene Behausungen bei Bregenz ruhen, sind aus grösseren Stämmen durch Keile herausgespalten, und unten nicht durch Feuer, sondern durch die Steinart roh ausgeputzt.

Selbst das Holz der Eiche, an dessen dannerer Festigkeit im Wasser (wie erst neuerdings die Untersuchung der Karolingischen Brücke bei Mainz zeigte) ein Jahrtausend spurlos vorübergeht, konnte hier mit einem Stoss der Schaufel leicht zertrümmert werden. Geräthe aus Metall, von welchen selbst die uralte Niederlassung im Zürcher See einige Spuren und die übrigen Schweizer Seebauten den reichsten Vorrath in Erz und Eisen (?) brachten, fanden sich im Bodensee nicht. Von Holzaffen sind Keulen und Bogen entdeckt worden, die Pfahlsitzen bestanden aus zugespitzten Knochen, aus welchen, wie aus Hirschhorn, die meisten Werkzeuge und Waffen gebildet waren. Schön erhaltene Stücke mit eingesetzten wohlgeschliffenen Steinkernen und Aexten aller Art, Sägen aus Feuerstein, noch in Holz gefasst wie in Skandinavien und den Ostseeländern, fanden sich in reicher Anzahl unter einer torfartigen Schicht verwester Vegetabilien, welche in Verbindung mit ausserehrten Holzaffen alles bedeckte und coarsirte. Wie in der Schweiz, setzte die Menge kolossaler Hirschgeweihe und Eber-

1) Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie XXXI, Nr. 1, Januar 1900, S. 6 n. 6.

2) Ein ganz kurzer Auszug dieses Artikels ist auch im 2. Fahlbauberichte von Dr. Ferd. Keller in den Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Jahrg. 1868, XII. Bd., S. 129 ff., enthalten. Derselbe ist ferner ganz kurz erwähnt in einem Vortrage von Diakonus Stödel über die Fahlbauten im 3. Hefte der Schriften des Vereines für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Jahrg. 1872, S. 69.

3) Aus sichersten Quellen hat sich jedoch ergeben, dass die Mittheilungen über die angeblichen in das Fürstlich Hohensollern'sche Museum nach Sigmaringen gebrachten Fahlbaugegenstände von Lindau (Bregenz) unrichtig sind.

war es dem einstigen Mitbegründer des Württembergischen anthropologischen Vereines, dem Obermedicinalrath Dr. von Hölzer vergönnt, die Feier seines 80. Geburtstages zu begehen. Wenn auch der Jubilar in seiner Bescheidenheit jegliche Ovation sich verbieten hatte, so liess es sich der Verein doch nicht nehmen, wenigstens in der Vereinsversammlung der ausserordentlichen Verdienste des so hervorragenden Forschers und Ehrenpräsidenten des Vereines in dankbarer Anerkennung zu gedenken, und den Vorstand zu beauftragen, dem Jubilare nebst wärmstem Glückwunsche den Ausdruck dankbarer Verehrung und besonderer Werthschätzung zu übermitteln.

Leider schloss sich an diese freudige Ovation auch eine Trauerkundgebung, indem der stellvertretende Vorsitzende Professor Dr. Fraas in warmen Worten des am 2. September erfolgten Hinganges des in weiten Kreisen bekannten, und als Mensch wie als Künstler sehr hochgeschätzten Erziehungers Paul Stots, als eines treuen und eifrigen Mitgliedes des Vereines gedachte.

Der geschäftliche Theil des Abends brachte eine durch die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches bedingte Neufassung der Vereinsstatuten, welche der neu hergestellten Aufnahmeurkunde, einem reinen kleinen Kunstwerke aus der Meisterhand des Ausschussmitgliedes Professor Haberlin, des bekannten Malers und Illustrators, aufgedruckt werden.

Den Hauptgegenstand der Tagesordnung bildete sodann der Bericht über die im September in Lindau abgelaufene XXX allgemeine deutsche Anthropologerversammlung. In eingehender Weise berichtete Dr. Hopf über den Verlauf der Versammlung und den Inhalt der zahlreichen interessanten Vorträge, sowie den Besuch und Befund der verschiedenen Sammlungen am Bodensee, in Bern, Zürich etc. Die Herren Medicinalrath Dr. Hedinger und Professor Dr. Fraas ergänzten in der einen und anderen Weise die Schilderungen des so glänzend verlaufenen und in diesen Blättern officiell auf's genaueste beschriebenen Congresses.

Der 2. Vereinstag am 11. November brachte einen durch Vorsehung zahlreicher Fundstücke reich illustrierten Vortrag des Vorstandes Medicinalrath Dr. Hedinger über „Keltische Hügelgräber und Urnenfriedhöfe auf der Schwäbischen Alb“. Es handelte sich um die vom Redner im August 1895 vorgenommenen Ausgrabungen in der Gegend von Mergelstetten, Oberamts Heidenheim, wo schon im Jahre 1833 mehrere Hügelgräber aufgedeckt worden waren, die eine reiche Ausbeute von zum Theile prächtig ornamentirten Bronzegegenständen boten. Man war damals zu der unbedingten irrigen Auffassung gelangt, dass man es hier mit Grabhügeln aus der Zeit der Völkerwanderung zu thun habe. Die Ausgrabungen bedingten lassen jedoch mit ziemlicher Sicherheit darauf schliessen, dass die Gräber theilweise der jüngeren Bronzezeit, theilweise der Hallstattperiode angehören, und dass es sich hier um Ueberreste einer keltischen und nicht einer germanischen Bevölkerung handelte. Während in einem der vom Redner aufgedeckten Gräber die Reste eines gewaltigen Leichenbrandes, Asche, Kohlen und Knochen sich vorfanden, waren in einem anderen Grabe die Reste der verbrannten Knochen in Urnen beigelegt. Bei den Ausgrabungen im Jahre 1833 hatte man noch eine dritte Bestattungsart festgestellt, man hatte in einem Falle innerhalb eines durch vier cylinderförmige Steine gebildeten Vierecks Reste von Leichenbrand zugleich mit Urnenbestattung gefunden, in einem anderen Falle fanden sich weissgebrannte Knochenstückchen zerstreut innerhalb eines von Kohlen gebildeten Kreises, in

dessen Mitte zwischen Gefässscherben eine Urne stand. Die spärlichen Bronzegegenstände in den vom Redner aufgedeckten Gräbern lassen auf die jüngere Bronzezeit schliessen, während die früher eröffneten Hügel mit ihren reichhaltigen Bronzegegenständen auf die Bronzezeit folgende Hallstattperiode hinweisen. Das vollständige Fehlen von Waffen dürfte als Beweis zu betrachten sein, dass es sich hier um eine friedliche Bevölkerung handelt, und als solche sind wohl die Kelten gegenüber den kriegerischen Germanen zu betrachten. Die vorgezeigten verschiedenen Fundstücke, theilweise mit eigenartigen Ornamenten, so ganz besonders eine etwa tellergrosse flache Thonplatte, die vermuthlich ein Cultgegenstand, vielleicht ursprünglich ein sogenanntes Mondbild war, ferner die Vergleichung mit den in Baden und im Elsass angefundene Urnenfriedhöfen sprechen durchweg für die Richtigkeit der Annahmen der Redners. Die Fundstätte ist überdies in einem Gebiete gelegen, in dem Alles nach eine westliche wie eine gotische Cultur, von Rhone und Rhein, wie von der unteren Donau und aus Ungarn her zusammenstiesse. So glaubt der Redner auch von den vielen in der Gegend vorhandenen Ringwällen und Befestigungen einen guten Theil als von Kelten herführend annehmen zu dürfen. Das übrige auch hier, wie vielfach anderwärts, eine ganze Reihe von Culturperioden aneinander gebettet und ihre Spuren zurückgelassen haben, ist nicht auszuweisen, wie denn auch in einem nahe gelegenen Ausgrabungsgebiete die Funde auf die La Tenezeit und noch spätere Perioden hinweisen.

Die Keltfrage und die erwähnte Thonplatte gaben besonders Veranlassung zu lebhaftem Meinungsanstoss unter den Anwesenden.

Der 3. Abend am 9. December bot wiederum äusserst interessanten Stoff, in erster Linie einen Bericht des Hofrathes Dr. Schliß in Heilbronn über eine neolithische Wohnstätte in der Nähe von Heilbronn. Der Vortragende hatte das Glück, bei Neckargraben eine der interessantesten Fundstellen aus neolithischer Zeit aufzudecken. Unter Vorsehung zahlreicher Fundgegenstände und Aufzeichnung des Grundrisses gab er eine eingehende Schilderung der von ihm vorgenommene Ausgrabung. Es handelt sich um eine Gehäusanlage, die bis jetzt nahezu einzig dasteht und um ein ziemlich genaueres Bild einer Art von Herrensitz, bestehend in einem Wohngebäude und daneben befindlichem Wirthschafts- und Stallgebäude, darthet. Die Ueberreste, wie Wandverputz und Bemalung, und die zahlreichen Fundgegenstände, Geräte, Scherben von Gefässen, Schmuckgegenstände etc. lassen auf ein hochentwickeltes Culturvolk schliessen und zeigen, dass die Cultur der Pfahlbauten auch auf dem festem Lande anstreifen war.

Der Haus verhielt, des Näheren auf den hochinteressanten Fundbericht einzugehen, derselbe ist seinem ganzen Inhalte nach den vom Württembergischen anthropologischen Verein herausgegebenen „Fundberichten aus Schwaben“, VII. Jahrg., 1899 sinverlicht. Lebhaftes Interesse erweckten auch zwei kleine bei Nürtingen a. Neckar ausgegrabene Steinbilder aus römischer Zeit, Statuetten von Wisent und Ur in trefflicher Ausführung und äusserst naturalistisch gehalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach zierten sie als Symbole der Kraft des Wassers eine Quelle oder einen Brunnen. Die hierzu von Professor Dr. Fraas gegebenen Erläuterungen finden sich nebst Abbildung gleichfalls in dem vorerwähnten Hefte der Fundberichte aus Schwaben.

Schließlich bot noch Dr. Hopf eine kurze Abhandlung über eigentümlich bemalte und in originaler Weise vom Redner als Imitation angefertigte Kieselsteine, deren Originale in einer französischen Höhle vorgefunden wurden, und zeigen, wie frühe schon, etwa zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode, die Malerei eine Rolle gespielt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur-Besprechungen.

Frauen im Reiche Askulaps. Ein Versuch zur Geschichte der Frau in der Medicin und Pharmacie unter Bezugnahme auf die Zukunft der modernen Ärztinnen und Apothekerinnen von Hermann Schelenz. Leipzig, Ernst Günthers Verlag 1900. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Ganz richtig erklärt der Autor dieser Schrift den Versuch, die Frauenfrage, die eigentlich nur eine Jungfrauenfrage ist, zu lösen durch Kröpfung des Berufes als Ärztin oder Apothekerin, als einen Irrweg, jedenfalls als zweifelhaftes Gewinn für die Volkwohlfahrt, sicher aber als einen Nachtheil für die Stellung des Weibes überhaupt. Mit diesem Urtheile bekennt sich Schelenz in vollständiger Uebereinstimmung mit einem Manne, über dessen Lauterkeit der Genauigkeit und Überzeugung kein Zweifel sein kann, mit dem nummehr schon verstorbenen Altmeister Rokitsansky, der — so viel sich Referent erinnern kann — anerst öffentlich als Lehrer an einer deutschen und in deutscher Sprache lehrenden Universität bei seiner Abschiedsrede, am Ende seiner in der Wissenschaft der Medicin zur Epoche gewordenen Lehrthätigkeit, am 16. Juli 1875, vollbewusst des Wertes seiner Worte

vor seinen Schülern die auf Emancipation der Frau gerichteten Bestrebungen verurtheilt mit dem Aussprache: „Indem die Natur die Individuen geschlechtlich sonderte, hat sie zwei gleichwertige, aber ungleichartige Factoren geschaffen und in einer auf gegenseitige Ergänzung berechneten Weise angesetzt. Der Mensch hat dieses Verhältnis sofort begriffen. Ich sage zwar für alle fortschrittlichen Ideen und liberalen Bestrebungen eine Zuneigung, ich stemme mich aber gegen alle Bestrebungen, welche darauf ausgehen, dem Weibe die Concurrens mit dem Manne zu eröffnen. Wenn etwas geeignet ist, die beiden Geschlechter einander gründlich zu entfremden, so ist es die Wehrhaftmachung des Weibes zu einem Kampfe, den wir Alle untereinander führen.“ Sch. führt in dem vortreflich geschriebenen Büchlein die Haupttypen der weiblichen Ärzte auf aus dem Bereiche der Medicin- und Hebammenkunde, des Hebammenwesens und der Hebammenkunde, des ägyptischen Geburtshelferwesens, des indischen Giftmädchens, den griechischen Schwestern der Medea und Hekate, dem krückerkundigen Waldweibe der Germanen und den „mulieres Salernitanæ“, den „in phytica“ bewanderten Nonnen bis zur Pflanz drohenden Schloßherrin und zum Confect siedenden fürstlichen Französiner, von den verschiedenen Hofwehmbettlern und Collegiazonen der Lachapelle bis zu den „warmherzig für das Leid der Menschheit auch interessierenden“ Oletantinnen und zu den modernsten Ärztinnen, wozu die verschiedenen Frauen, die sich mit Heilkunde und Pharmacie beschäftigten, wozu führt, und deren medicinische Bedeutung besprechen mit einer gewissen Objectivität, so weit diese bei dem gegenwärtigen Stande dieser Frage möglich ist. Die von Sch. in seiner Vorrede angegebene Gründe zur Veröffentlichung der Arbeit sind sicher berechtigt; jeder, der sie liest, muss dabei lernen, wenn er überhaupt etwas lernen will.

Höfler.

72. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Aachen.

Die Vorbereiten für die 72. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Aachen sind jetzt schon so weit gediehen, daß das allgemeine wissenschaftliche Programm feststeht. Montag den 17. September findet eine allgemeine Sitzung statt, in welcher ein Ueberblick über die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Medicin im 19. Jahrhundert von hervorragenden Vertretern der Einzelwissenschaften gegeben wird. — Es werden sprechen:

1. van t'Hoff-Berlin: Ueber die anorganischen Naturwissenschaften.
2. O. Hertwig-Berlin: Ueber die Entwicklung der Biologie.
3. Naunyn-Strasbourg: Ueber die innere Medicin einschließlich Bakteriologie und Hygiene.
4. Chiari-Prag: Ueber die pathologische Anatomie mit Berücksichtigung der äusseren Medicin.

Eine zweite allgemeine Sitzung findet Freitag den 21. September statt, in welcher einige zur Zeit die wissenschaftliche Welt bewegende Fragen besprochen werden:

1. Julius Wolff-Berlin: Ueber die Wechselbeziehungen zwischen Form und Function der einzelnen Gebilde des Organismus (mit Demonstrationen).
2. von Drygalski-Berlin: Plan und Aufgaben der deutschen Südpolarexpedition.
3. D. Hansemann-Berlin: Einige Zellprobleme und ihre Bedeutung für die wissenschaftliche Begründung der Organtherapie.
4. Holzappel-Aachen: Ausdehnung und Zusammenhang der deutschen Steinkohlenfelder.

Mittwoch den 19. September tagen die medicinische und die naturwissenschaftliche Hauptgruppe getrennt. In der medicinischen Hauptgruppe wird über den heutigen Stand der „Neurosenlehre“ in anatomischer, physiologischer und pathologischer Beziehung von den Herren Verworn-Jena und Nissel-Heidelberg ausführlich referirt. In der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe werden folgende Vorträge gehalten:

1. M. W. Beyerink-Delft: Der Kreislauf des Stickstoffes im organischen Leben.
2. E. F. Dürre-Aachen: Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Stalles.
3. Pietscher-Nordhausen: Sprachunterricht und Fachunterricht (von naturwissenschaftlichen Standpunkten).

Die übrige Zeit ist der Arbeit in den 38 Abtheilungen vorbehalten. Es sind schon über 500 Vorträge abgemeldet. Gleichzeitig tagt eine Reihe wissenschaftlicher Vereine: die 5. Jahresversammlung des Vereines abstinenter Aerzte, der Verein für Schulhygiene u. a. In Verbindung mit der Naturforscherversammlung findet eine Ausstellung physikalischer, chemischer und medicinischer Präparate und Apparate statt.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 13. Juli 1900.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München.

Correspondenz-Blatt der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang, Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 10 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Eine Spur des Menschen aus dem Diluvium Schleswig-Holsteins. Von Kr.-Phys. Dr. Schmidt-Petersen, Bredstedt. — Aus einem Urnenfriedhofe der Bronzezeit. (Schleswig-Holstein.) Von Kr.-Phys. Dr. Schmidt-Petersen, Bredstedt. — Untersuchung menschlicher Excremente aus Pfahlbauten der Schweiz. Von Dr. Fritz Netolitzky, Assistent am pharmakologischen Institute in Innsbruck. — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Schluss); 2. Naturforschende Gesellschaft in Danzig. — Literatursprechungen.

Eine Spur des Menschen aus dem Diluvium Schleswig-Holsteins.

Von Kr.-Phys. Dr. Schmidt-Petersen, Bredstedt.

Unlängst fand ein Arbeiter in einer nordwestlich von Bredstedt bei dem Dorfe Bordelum gelegenen Kiesgrube das Bruchstück einer baumförmigen Koralle, welches Spuren einer zeitlich jedenfalls sehr weit zurückliegenden Bearbeitung durch Menschenhand aufzuweisen hat. Das Stück hat nämlich an jedem Ende eine roh geschliffene Facette. Die andere ist etwa vier- bis fünfmal grösser als die obere.

Die Koralle ist theils ardirrt, theils gelbbraun incrustirt und deswegen ihrer Art nach schwer festzustellen. Aus dem nächstgelegenen Korallenfundorte, dem Faxoekalke, scheint sie nicht zu stammen. — Sie gibt beim Falte auf die Tischplatte einen scharfen Klang, der auf beginnende Verkieselung hindeutet. Die beiden Flächen zeigen Quarzglanz. Die obere hat schwärzliche Flecke (Kiesel). Sie sind nicht so eben, dass sie etwa auch der Verkieselung durch Sprung entstanden sein könnten, wie man es an vollständig verkieselten Fossilien (Korallen, Pedicellarien, Stielgliedern von Seeillern u. dgl.) findet, von denen die hierorts gegrabenen Mergel viele als Geschiebe enthalten. — An einer frisch abgehroehenen Sprosse ist die Beschaffenheit des Inneren zu erkennen. Die Bruchfläche ist raub, porös und von bläulich-weisser Färbung. Bei vollständiger Verkieselung müsste hier ein mehr oder weniger glatter Sprung erfolgt sein. Da beide Flächen mahlen den Eindruck, als seien sie der Koralle angegeschlossen, als diese noch im relativ frischen kalkigen Zustande war, was damals mit geringer Mühe durch wenige Striche auf einem ebenen Steine zu erreichen war. Nachher ist erst die Verkieselung eingetreten.

Wie geht nun die Verkieselung vor sich? Das Wasser setzt seine gelöste Kieselsäure zunächst in den Poren des Kalkes ab, dann löst es auch den Kalk, schwemmt ihn fort und setzt an seiner Stelle Kieselsäure ab, bis der Kalk vollständig durch Kiesel ersetzt ist. Da die Kieselsäure sich im Wasser sehr schwer löst und nur in sehr grosser Verdünnung zugeführt wird, kann der Process — auch unter günstigen Bedingungen — nur sehr langsam von Statten gehen. Günstig scheinen die Bedingungen hier zu liegen: Die Koralle lag 2–3 m unter Kiesen und Sanden, wurde also von dem Sickerwasser, welches beim Durchfliessen der oberen Schichten Kieselsäure lösen konnte, leicht erreicht und umspült. Dennoch glaube ich nicht, dass der Vorgang bei dieser Koralle sich in einem Zeiträume vollzogen hat, den man für den Beginn der jüngeren Steinzeit bis dato zu setzen pflegt, sondern der Anfang liegt weiter zurück und ist in das Diluvium zu setzen.

Die Grubenwand der Fundstätte besteht aus angestörten Schichten von Sanden, Kiesen und Schotter. In letzterem Enden sich als Geschiebe Echinodermen der Kreide, Spheroideurites u. a. Das Alter dieser Schichten ist zweifellos diluvial.

Der Fundort liegt auf dem westlichsten Abhange der schleswig'schen Geest. Der Hügel ist geologisch somit als die letzte Sandbarre (Moräne) der Schmelzwässer von der jüngsten Verlegeterung anzufassen. Das Alter des Fundobjektes dürfte also bis in das Ende der Eiszeit reichen. Fährte dieser Urriggenthümer der Koralle hier an einem an Seehunden und Fischen reichen Meere ein kürgliches Eekimodacein? oder wohnte er weiter östlich und seine in den Gletscherstrom gerathene Koralle wurde bis hierher gesehwemmt?

Die Frage, welche Bestimmung der Diluvialmensch dieser Koralle zuerkannt habe, mag schwer zu entscheiden sein. Vielleicht sollte sie gar keinem Zwecke

dienen, sie wurde nur, um ihre Härte zu prüfen oder aus blosser Spielerei, auf einem Steine angerieben und bald als nutzlos fortgeworfen. So unscheinbar auch das Object ist, immerhin gibt es Zeugnis von der frühen Existenz eines denkenden Wesens.

Trotz des allgemeinen Skepticismus, mit welchem man angeblichen Artefacten des Diluvialmenschen gegenüber steht — auch Verfasser selbst —, glaube ich dennoch diesen Fall mittheilen zu müssen: die Koralle ist dem Diluvium entnommen und zeigt Verfestung nach der Bearbeitung; ich weise nicht, welcher Einwand hier gemacht werden soll.

Aus einem Urnenfriedhofe der Bronzezeit. (Schleswig-Holstein.)

Von Kr.-Phys. Dr. Schmidt-Petersen, Bredstedt.

Unmittelbar westlich von dem Dorfe Behrendorf (Kr. Husum) bestand bis vor Kurzem auf einer südlich der alten Landstrasse gelegenen Koppel eine flache hügelige Kappe, welche der Besitzer im Juni d. J. abtragen und in eine naheumpfe Vertiefung fahren liess. Beim Abräumen wurden zahlreiche Urnen, sowie einige Bröckchen Bronzerostes aufgefunden.

Die Urnen waren sämtlich in viele Scherben zerbrochen, bei einigen fanden sich Steinabfängen, grössere Deckelsteine indess nicht. Der Pfing ist schon seit Jahren den flach stehenden (30—60 cm) Urnen nahe gekommen, insbesondere werden aber die Huftritte der Pferde sie zerdrückt haben.

Von einigen dieser Urnen brachte man durch sorgfältiges Umgraben die mit etwas Sand und einem Theile des Inhaltes versehenen Bodenstücke heraus. Von einer derselben lassen sich die Scherben so weit zusammenfügen, dass die mutmaassliche Form in Zeichnung wiederzugeben werden kann. Die Urne bildet ein grosses hauchiges (24 cm) Gefäss mit weiter Öffnung, einfacher Randleiste, ohne Henkel und Verzierung.

Das Bodenstück enthielt noch eine handbreit hohe festgepackte Masse von sandiger Erde mit vielen kleinen Knochenstücken. Dieser Rest des Inhaltes befand sich in ungestörter Lage; er wurde vorsichtig mittelst Gefässe — sehr empfehlenswerth — abgeräumt und harg in sich zunächst eine Menge, bis auf 2 cm verkohlener menschlicher Gebeine, aus denen Theile des Hinterhauptbeines, der Elle, des Schienbeines, noch als solche zu erkennen sind. Die Bruchstücke zeigen glatte scharfe, auch muschelförmige Sprünge, welche nur nach vorheriger Calcinirung durch Feuer entstanden sein können. — In der Nähe der Topfwannd war die Erde von seinem lebenden Wurzelwerk durchsetzt, in der Mitte dagegen fast frei.

Es fand sich weiter eine grosse (1,5 cm) schlecht gearbeitete Thorperle. Sie ist zweifelhafte rund, etwas abgeplattet und selbst durchloch; sie besteht aus gelbgrauer Thone, ist mit einer dunkelbraun glänzenden glätterigen Schicht überzogen, welche sich fast wie Gelbfarbe ausnimmt. — Absichtlich ist diese einzelne Thorperle wahrscheinlich nicht beigegeben, man darf eher annehmen, dass sie vorher auf dem Begräbnisplatze verloren wurde.

Ferner fanden sich Reste des Feuerungsmaterials in Form von kleinen Holakohlenstückchen, unverbranntem Torfe und einem kleinen Flitter Birken-

rinde. Es wird danach wenigstens zum Theile Birkenholz verwendet worden sein.

Nach Entfornung der obersten Schichten stiess ich unter losgebrochenen Knochen auf das Samenkor einer Polygonaceae und brachte nach und nach aus diesem etwa Wallnuss grossen Besirke deren sechs heraus. Zur Bestimmung musste ich erst die Samenreife der Polygonumarten abwarten. Wie ausmehr der Vergleich ergeben hat, gehören drei dieser Samen zu Polygonum Convolvulus, hier zu Lande Steinbuchweisse genannt; die drei anderen zu Polygonum aviculare Vogelknöterich, hier Schweinegras geheissen. Von den Samen besteht nur noch die sehr harte und widerstandsfähige Cellulosehülle. Je eine Seitenfläche ist durchloch und aus dem Loch fällt beim Schütteln feiner Staub heraus. Embryo und Endosperm sind vermodert.

Da die Körner unter den fest mit Erde verkrüthete Knochen lagen, können sie nicht nachträglich spät, etwa durch kleine Nager, in die Urne gebracht worden sein; dafür sassen sie zu tief in der Masse. Das Gleiche spricht gegen den etwaigen Einwand, dass sie beim Herausnehmen der Urne zufällig hineingerathen wären. Ausserdem tragen die Körner untrügelige Spuren des Alters und die diesjährigen Pflanzen litten zur Zeit der Erhebung des Fundes noch keinen Samen gezett.

Es darf also wohl angenommen werden, dass diese Samenkörner bei der Bestattung zufällig in die Urne gelangten, indem von dem am Orte reichlich wachsenden Unkraute beim Zusammenlegen der Knochenbeile ein Paar kleine Samen tragende Stengel abgerissen wurden. Zeitlich würde damit die Bestattung in die Samenreife dieser beiden Pflanzenarten — August, September — fallen.

Der Standort dieser Pflanzenarten gewährt ferner einen Schluss auf die Lage des Begräbnisplatzes an der Wohnung bezw. der An siedelung. Der Steinbuchweisse (P. convolv.) wächst sowohl unter angebauten Korn, als auch auf Steinhäufen, an Wegen und Zäunen; der Vogelknöterich dagegen liebt ganz vorzüglich bewehrte Plätze, die Händer staubiger Wege und Steinfelder, findet sich wiederum selten oder nie unter Culturgewächsen. Ich halte es daher für wahrscheinlich, dass die Bestattung ganz in der Nähe der Wohnungen, auf dem alltäglich von Menschen und Vieh betretenen Thonplatze stattfand. Die erwähnte Thorperle war dort von spielenden Kindern verloren worden.

Weiter bezogen die unverbrannten Torfbröckchen, dass man zur Bronzezeit schon mit der Zubereitung dieses Brennmaterials vertraut war. Diese Thatsache ist ein zweiter kleiner Beitrag zur Erhellung des Culturbildes der Bronzezeit: das Anstichen und Trocknen des Torfmooses, um es später anzustichen und zu brennen, wird nicht von Nomaden gelehrt, noch von Leuten, die aus der Hand in den Mund leben. Die Sorge um die Zukunft findet gerade in dieser Betätigung ein ganz besonderes Gepräge. Abgebrochenes und verkohltes Holz ist in kurzer Zeit schon brennbar und ist zu jeder Jahreszeit zu haben. Torf dagegen muss nach dem Stechen im Frühling erst den Sommer hindurch trocknen und später vor Nässe geschützt werden. Die Gebräufürten somit von einem sesshaften Volke angelegt sein.

Regel keine ansammlenden Theile gefunden werden, da das Wachswasser die einzelnen, meist zerissenen Zellen leicht mit sich fortführt. Krystalldrüsen des oxalanseren Kalkes, wie sie bei den Brombeerarten, sowohl im Fruchtfleisch, wie auch im Keimling vorkommen, fehlen vollständig.

Nicht allzu selten finden sich in der erdigen Zwischenmasse Stückchen der Fruchthaut, wobei der Umstand wichtig ist, dass ihr die Haare, wie sie bei der Himbeere so reichlich vorkommen, bis auf kümmerliche Reste fehlen. Auch sonst sieht man nur ein- oder das anderthalbmal ein einzelnes Haar, das für Himbeere sprechen könnte. Die Steinkerne stammen also von anderen Rubusfrüchten, die wenigstens zur Zeit ihrer Reife kahl sind. Hier und da gab es auch Griffelstücke, die selbst noch die mit reichlichen Pollenkörnern bedeckte Narbe erkennen liessen, ja in einem Falle war ein ganzer Fruchtknoten mit Samenanlage recht deutlich erhalten. An diesem Stücke aus fanden sich zahlreiche wurmförmig gewundene, dickwandige und einzellige Haare, die hauptsächlich den oberen Pol und selbst den Functheil des Griffels bedeckten und damit ihre Erhaltungsfähigkeit deutlich erkennen liessen.

Die schon erwähnten Pollenkörner sind braun, eingefallen, häufig ganz zertrümmert, aber doch deutlich erkennbar und gleichen denen von Rubus. Endlich konnten noch einige Staubfäden, allerdings ohne die zugehörigen Staubbeutel, nachgewiesen werden; mit ihnen fanden sich alle Bestandtheile der Sammelfrucht mehr oder weniger deutlich vor. Dagegen mag der Umstand hervorgehoben werden, dass Kelch- und Laubblätter von der Pflanze nicht vorhanden waren, was zu dem Schlusse berechtigt, dass es sich im vorliegenden Falle nur um Menschenkot handelt könne, da kein Thier eine so sorgfältige Auswahl treffen würde. Die Frage, welche Brombeerart nun vorliege, lässt sich mit voller Sicherheit nicht beantworten, da weder ein ausreichendes Vergleichsmaterial, noch einschlägige Literaturangaben zu erreichen waren. So viel kann aber aus dem vorher Gesagten geschlossen werden, dass die Himbeere nur einen ganz untergeordneten Antheil ausmachen kann, da die ihr eigenthümlichen Haare fast nicht gefunden wurden. Die Kerne selbst ergaben keine sicheren Anhaltspunkte. Am wahrscheinlichsten ist es, dass die Kerne einer ganzen Gruppe von Arten angehören, die als *Rubus fruticosus* zusammengefasst wurden. Dann ist aber das Fehlen der Zellen des Fruchtbodens befremdlich, da doch zartere Gebilde erhalten geblieben sind. Wahrscheinlich gilt auch hier das vom Fruchtfleisch Gesagte.

Beim Untersuchen der Zwischenmasse zeigte es sich, dass die Hauptmenge in Kollage sich gut aufhelle und nur ein kleiner Theil in Folge Verkohlung nadureichichtig und schwarz blieb. So weit bei diesem Verhalten eine Erkennung bei starker Vergrößerung noch möglich war, schien es in dem einen Falle Wurzelgewebe zu sein, vornehmlich Netzgefäße, die verschiedentlich stark durch Hitze verändert waren und von den anderen Bestandtheilen ein so abweichendes Bild darboten, dass es sich nur um einen vor dem Genuße gerösten Pflanzentheile handeln kann. Achtlich verändert, aber besser zu erkennen waren Reste einer Getreidefrucht, deren Spelsoberhaut meist in Form einzelner Zellen oder kleiner Fetzen binnliegend in jedem Präparate nachweisbar war. Schneller zu finden sind aber die Kieselgerüste der Langzellen nach Verbrennung und Salzsäurebehandlung. Das Vorkommen dieser Spelzenreste, besonders die Auffindung dünnwandiger Querzellen ohne getripelte Wandungen lehnen,

dass diese Elemente der Gerstenfrucht ausgehört müssen, die als Nahrungsmittel der Pfahlbauer schon lange Zeit bekannt ist. Es gelang also auf ganzem Wege eine Meinung zu bestätigen, die Hiser *) aus dem Fehlen von Gerstenbrot bei dem Seefunden geschöpft hatte, dass nämlich die Gerste durch Rosten genießbarer gemacht wurde, weil dadurch Grannen und Spelzen wenigstens theilweise entfernt wurden; ein Verbacken von Mehl fand also für gewöhnlich nicht statt.

Erwähnenwerth ist noch der Umstand, dass das Ende eines stulenförmigen, ungefähr 1 cm hohen Brockens der Probe sich schon freien Auges durch das Fehlen der Steinkerne und durch dunklere Farbe auszeichnete, daher an „Zwischenmasse“ allein bestand. Unter dem Vergrößerungsglas führte dieser Theil, so weit die sehr geringe Durchsichtigkeit es erkennen liess, fast nur Reste der Gerstenfrucht, doch waren die Oberhautzellen der Spelze recht selten vertreten. Die Ascheuntersuchung, die mir früher einmal gute Dienste geleistet hatte, *) förderte nicht Besonderes zu Tage, da deutliche Gerüste nur von Zellen des Nährgewebes gefunden wurden. Sicher ist, dass dieser Theil von einer anderen Mahlzeit sich herleitet als der Hauptbestandtheil der Probe.

Es versteht sich von selbst, dass auf das Entdecken von Resten einer Fleischnahrung alle Sorgfalt verwendet wurde. Anfangs mit recht geringem Erfolge! So fanden sich von tierischem Gewebe nur einige Wollhaare von Säugethieren, ein Stückchen einer Chitinfeder und schliesslich einige Male Fettsäure einer Chitinlarve, die feig gekörnt ist oder selbst kurze Würmer trägt. Die Vermuthung, dass diese einst dem allbekanntesten Himberwurme — nach Lenné die Käferlarve von *Dasytes niger* — angehört habe, konnte mit Sicherheit nicht bewiesen werden.

Abgesehen von diesen zufälligen Befunden gelang es endlich, ein schon dem freien Auge auffallendes Stückchen von ungefähr Hirsekorngröße zu finden, das nach Aufhellung in Kalilauge in glasige gelbliche Schollen zerfiel. Stellenweise konnten hier die für Knochen eigenthümlichen Knochenhöhlen mit ihren feinen verästelten Anläufern beobachtet werden. Dieser Fund blieb nicht vereinzelt; ähnliche kleine Reste gab es in der Probe mehrere, so dass sogar ein Stückchen hergestellt werden konnte. Es handelte sich dabei immer um den aus Balkchen und Plättchen losgelagerten schwammartigen Theil des Knochens, der aus der Markhöhle grösserer Röhrenknochen stammen dürfte; nur auf diese Weise ist die Kleinheit der Stöckchen zu erklären, es wäre denn, dass sie eben verwehrt dieser Kleinheit im Darne länger zurückgehalten wurden, als grössere Trümmer eines zermalmten kuren Knochens.

Muskelfasern, die man bei gemischer Kost immer im Stuhle sieht und an der Querstreifung erkennt, konnten selbst bei starker Vergrößerung nicht gefunden werden. Manchmal könnten veränderte und vereinzelte Gefässe eine unangenehme Täuschung verursachen, doch ist es nicht ausgeschlossen, dass sammtlich an Speise geröstetes Fleisch in anderen Fällen sich auch weisen lassen wird. Gräten und Fischschuppen, deren Erhaltungsfähigkeit schon durch anderweitige Funde erwiesen ist, fanden sich nicht, obzwar wenig reichlicher Vogelfedern, wie sie nach dem Genuße des Fleisches

*) O. Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten, S. 10.

*) Vgl. „Mikroskopische Untersuchungen künstlich verholter vorgezeichneten Nahrungsmittel aus Trol“, Zeitschrift für Untersuchung der Nahrungs- und Genussmittel, Juni 1900.

solcher Thiere sonst vorkommen müssten. Ich zweifle nicht, dass diese Art der Untersuchung üblicher Reste noch alle Hauptgruppenmittel der Pfahlbauern nachweisen wird. Vielleicht werden auf diese Weise manche derzeit noch offenen Fragen einer lehrreichen Lösung zugeführt, z. B. ob die Früchte der so häufig gefundenen Melidenarten (*Chenopodium* nur *Urkrant*!) an den Feldern waren, oder ob sie als Nahrungsmittel planmäßig verwendet wurden, wie es heute noch in Russland geschieht, ob ferner die Früchte des Sumpflabkrautes (*Galium palustre*) für irgend einen Zweck gesammelt wurden u. s. w.

Nun sollen noch einige besser kennliche Stücke aus dem Durcheinander von Pflanzenresten herangegriffen werden, die sich leichter aufheilen lassen, als die vorhin besprochenen. Da sind zunächst gar nicht selten Gefäßbündel von Blättern, die oft noch ein gut erhaltenes Netzwerk bilden, während sich das Blattgewebe in einzelne Zellen aufgelöst hat. Nur hier und da nimmt man noch grössere Anheftungen wahr und an einem solchen Stücke war eine Oberhaut mit wellbüchigen Zellen und einigen Spaltöffnungen sichtbar; ausserdem trug sie zwei bläsig Hautdrüsen, wie sie bei den Lippenblüthlern vorkommen, und wenige mehrzeitige dünnwandige Haare mit ganz schwach verzweitem Endgliede. Es liess sich nicht entscheiden, ob die ziemlich häufige Reste auf eine einzige Blattart (*Salatgemüse*) zurückgeführt werden können. Ferner wurde eine dreikantige, 1,5 mm lange kränliche Frucht, die beim Aufweichen in drei fränke Blättchen zerfiel, die beim Aufweichen in drei fränke Blättchen zerfiel. Sie gehört einer Segge (*Carex*) an, doch konnte selbst mit dem Vergrößerungsglas die betreffende Art nicht festgestellt werden, da nur das starke Hypoderm und ein Theil der Samenhaut mit einigen gefalteten Aleuronsellen erhalten war.

Zum Schlusse soll noch der Pollenkörner Erwähnung gethan werden, von denen die meisten überraschend gut erhalten sind. Es ist das dem Umstande zuzuschreiben, dass die äussere Pollenhaut, die Exine, chemischen Einwirkungen gegenüber ausserordentlich widerstandsfähig ist und weder von den Verdauungssäften, ja nicht einmal von heisser Kalilauge, wohl aber von Essig oder Javelle, gelöst wird. Die Aufhellung ist daher ohne Schädigung des Gegenstandes gründlich durchzuführen, dagegen ist es nicht immer möglich, alle Falten auszugleichen. Der Inhalt ist natürlich längst geschwunden, da die Exine für Flüssigkeiten sehr leicht durchgängig ist. Im Wasser erscheinen alle Pollenkörner serkärntert wie ein zur Kugel geblatter Papierbogen.

An den Pollenkörnern, die auf den vertrockneten Narben der beschriebenen Brombeerarten reichlich haften, erkennt man deutlich drei ständige, ziemlich parallel laufende Falten, während die übrige Exine stärker oder schwächer körnig oder fein runzelig ist. Dieser Befund ist auch zur Unterscheidung der Arten, allerdings mit Vorsicht, zu verwenden, da bei der Himbeere die Pollen fast glatt sind, während z. B. *Rubus cuneatus* ausgeprägte Längstreifen anweist. Von anderen Formen fällt besonders der Blütenstaub von Pissnarten auf, der durch die zwei grossen Luftkeile an jeder Seite des Korones leicht kenntlich ist.

Endlich wurden noch einige Arten von Sporen beobachtet, von denen die einen Schimmelpilzen anzugehören scheinen, andere Gräser wohl die Winterformen (Telentoform) eines *Grassotes* sind, wenigstens

finden sich einige zweigliedrige Sporen, die der *Puccinia straminea* in Grösse und Form ähnlich sind. Kleinere spitz-eirunde und glatte Zellen halte ich für die Uredosporen.

Mit dieser Auswahl sind die Funde bei Weitem nicht abgeschlossen! Jedes neue Präparat bringt neue Formen, neue Räthsel, deren Deutung oft bei aller Geduld nicht gelingen will. Ausserdem stand mir nur eine kleine Probe von wenigen Gramm zur Verfügung. So ist begründete Hoffnung vorhanden, dass eine weitere Bearbeitung dieses fruchtbaren, bisher brachliegenden Feldes noch manches Licht auf eine längst vergangene Lebensführung werfen wird.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer anthropol. Verein in Stuttgart.

(Schluss.)

Am 4. Vereinsabend, den 13. Januar 1900, war der erste Theil des Abends den neuen Satzungen gemäss geschäftlichen Abmachungen gewidmet.

Nach einer kurzen Uebersicht über die Vereinsfähigkeit und Erstattung des Casenberichts folgte die satzungsgemässe Neuwahl des Vorstandes und Ausschusses. Durch Zufall wurden die Abtretenden, Medicinalrath Dr. Hedinger als erster und Professor Dr. E. Fraas als zweiter Vorstand auf's Neue bestellt und die übrigen Mitglieder des bisherigen Ausschusses wieder gewählt. An Stelle des eine Wiederwahl als Schriftführer ablehnenden, jedoch im Ausschusse auch ferner thätigen Professors Dr. Vosseler wurde Privatling Karl Lotter zum Schriftführer von der Versammlung berufen. Ferner wurde mitgetheilt, dass die Vereinsbibliothek im Monat Februar aus ihren bisherigen Räumen im Gebäude der kgl. Naturaliensammlung nach dem Hause Friedrichstrasse Nr. 4 verlegt werden wird. Aus dem weiteren geschäftlichen Mittheilungen ist ferner hervorzuheben, dass dem Vorstande von Seiten des Naturhistorischen Museums in Bern ein Paar Haarer eines laut beigefügter Urkunde im Jahre 1633 von Herzog Ulrich von Württemberg im Schönbusch erlegten Ebers als Geschenk überlassen worden seien. Diese Jagdtrophäe wurde vom Vorstande dem Könige für dessen Sammlung als Geschenk übermittleit und mit Dank entgegen genommen.

Den geschäftlichen Verhandlungen folgte als Hauptgegenstand der Tagesordnung ein Vortrag von Professor Dr. Sixt über eine von ihm im Juli und August 1899 vorgenommene Untersuchung von Grabhügeln bei Marbach, Oberamt Mönningen. Der durch Vorzeigung einer stattlichen Anzahl von Fundgegenständen unterstützte Vortrag war im grossen Ganzen eine wesentliche Bestätigung der von Medicinalrath Dr. Hedinger in seinem vorerwähnten Vortrage vom 11. November ausgesprochenen Anschauungen. Es handelte sich bei der Marbacher Ausgrabung um acht Hügel aus der Bronzezeit und fünf aus der Hallstattzeit, auch fand sich ein Funde eines Hügels eine Nachbestattung aus der La Tenezeit. Ein näheres Eingehen auf diesen Vortrag dürfte unterbleiben, da sich dasselbe im Wortlaute und mit Abbildungen gleichfalls in dem vorerwähnten Heft der „Fundberichte aus Schwaben“ S. 56–57 findet.

Der 5. Vereinsabend am 10. Februar brachte einen ungemein fesselnden und auch geschichtlich wie ethnographisch hochinteressanten Vortrag des Vorstandes Medicinalrath Dr. Hedinger über „Handelsstrassen über die Alpen in vorgeschichtlicher und frühgeschicht-

1) O. Heer l. c. S. 19.

lieber Zeit". Leider gestattet auch hier der Raum nur eine kurze Inhaltangabe des sehr beifällig aufgenommenen Vortrages. Redner wies darauf hin, dass schon in den frühesten Zeiten Handelsverbindungen der südlichen und südöstlichen Völker mit denjenigen des schwarzen und mittelländischen Meeres und sodann weiter mit denen des Binnenlandes und des europäischen Nordens bestanden. Beweise hierfür bieten nicht nur die alten Schriftsteller, sondern auch zahlreiche Funde, aus denen hervorgeht, dass nur von Süden her der Import stattfand. Die ersten Importeure waren vermutlich die semitischen und banitischen Völkerstämme, insbesondere die Hethiter, Phönizier und Ägypter, die schon am Anfange des letzten Jahrtausends v. Chr. einen lebhaften Handelsverkehr mit Griechenland und Italien unterhielten. Für den Verkehr mit den europäischen Binnenländern boten Flüsse wie die Donau und Rhone und zu Lande die leichter erreichbaren Alpenübergänge die zureichenden Wege. Verschiedene solcher Alpenübergänge dienten schon viele Jahrhunderte v. Chr., namentlich in der älteren und jüngeren Bronzezeit, dem Handelsverkehr.

Als die ältesten Übergänge sind wohl, von Osten nach Westen betrachtet, anzunehmen: der nördöstlich vom Triester Karst am Laibacher Moore verlaufende, in das Savetal einmündende Hirabwaldpass, er diente vorzugsweise dem illyrischen Handelsverkehre; sodann der gleichfalls in das Savetal einmündende, teilweise mit dem heutigen Predilpass sich deckende Saifnitpass; ferner der Plekenpass, der nach reichen Funden und Inschriften zu schliessen, schon fröhe von Illyriern und Kelten benutzt wurde; des weiteren Reschen-Scheideck mit dem Brenner, der Malojapas mit dem Julier (Juliers), der kleine und grosse St. Bernhard und der Mont Cénèvre.

Der Gotthard mag wohl erst in späterer Zeit angekommen sein, die eigentliche Gotthardstrasse belebte sich erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, die Gründung des Hospizes datirt aus dem Jahre 1381. Der nördlich den Zugang zum Gotthard sperrende Vierwaldstättersee bildete wohl lange ein erhebliches Verkehrshindernis, so sind denn auch die Schweizer Waldcantone sehr arm an vor- und frühgeschichtlichen Funden. Ueber Simplon, Splügen und Septimer ist wenig Genaueres bekannt. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. soll die Simplonstrasse den Localverkehr zwischen dem italienischen Seen- und Oberwallis vermittelt haben. Der Verkehr muss jedoch schon viel früher stattgefunden haben, wie Funde im Oberwallis, die der Hallstattperiode angehören, beweisen. Wenn die beiden Pässe über den Splügen und Septimer als eigentliche Römerstrassen nicht nachweisbar, so ist es um so sicherer, dass über den Julier eine solche führte, wie ja nicht nur die bekannten zwei Säulen auf der Passhöhe, sondern auch noch vorhandene deutliche Strassen Spuren bei Sils und zahlreiche Münzfunde bezeugen.

Dass der Brennerpass schon in vorgeschichtlicher Zeit als Handelsweg gedient hat, geht aus den zahlreichen Funden bei Matrei, Nonberg etc. unwiderleglich hervor. Wenn auch in Folge des Einbruchs der Kelten der Brenner sehr an Bedeutung verloren hatte, so erlangte er nach der römischen Occupation wiederum eine um so grössere Wichtigkeit. Die Keltengasse veranlasste überhaupt die Römer, den Alpenstrassen ihr besonderes Augenmerk zuzuwenden.

Von den westlichen Alpenpässen erscheinen als die wichtigsten die über den grossen und den kleinen St. Bernhard. Hier bot sich der bequemste Übergang

und die beste Verbindung des Südens nach der Westschweiz, dem Rheine, Ost- und Nordfrankreich. Zur Niederwerfung der Salasser, eines räuberischen Helvetenstammes, hatte Augustus eine prächtige Militärstrasse über den kleinen St. Bernhard erbauen lassen; inwieweit damit die noch vorhandenen Gebirgsrouten auf der Passhöhe zusammenhängen, bedarf noch näherer Forschung.

Vom dem phokäischen Griechen gegründeten Massilia, diesem hochbedeutenden Handelsplatze, boten die Rhone und Saone eine treffliche Wasserstrasse ins Binnenland, daneben führte aber auch an der Durazostromaufwärts eine Handelsstrasse über den Mont Cénèvre, den Mons Matrone, in das Thal der Iora Riparia und damit nach Turin, von wo weitere Strassen nach Norden und Nordosten abzweigten.

An den Hedinger'schen Vortrag schloss sich eine Besprechung der kurz zuvor in Königs aufgedeckten römischen Funde, eines Meilensteines und einer Inschrift. Die Funde sind für die Forschung von hervorragender Bedeutung, ist doch dadurch festgestellt, dass unter dem Vicus Grinario die schon länger bekannte römische Niederlassung bei Königs und nicht, wie bisher angenommen, Sindelfingen bei Böblingen, gleichfalls eine römische Niederlassung, zu verstehen ist. Der aufgefundenen, unter Kaiser Hadrian im Jahre 129 n. Chr. gesetzte Meilenstein ist der erste, der auf dem obergermanischen Gebiete Württembergs gefunden wurde. Der einzige bisher in Württemberg bekannte Meilenstein aus Isony in Oberschwaben (Original im Angsbarger Museum) gehört Kitten an. Der Königs Stein bezeichnet die Entfernung von Grinario (auf der Peutinger Tafel Grinarione) nach Sinsheim, dem heutigen Reichenberg a. Neckar mit 29 römischen Meilen, es lässt dies auf einen so ziemlich dem Laufe des Neckars folgende Strasse schliessen. Die Funde und die sich daraus ergebenden Folgerungen wurden in der Tagespresse lebhaft besprochen, in der Vereinsversammlung wurden die beiden Forscher, Professor Dr. Sitt und Professor Dr. Miller, zu Ausserungen hieüber veranlasst. Es zeigte sich eine ziemlich Uebereinstimmung der Anschauungen betreffs der Strassenlage, insbesondere über die Fortsetzung der Strasse von Königs über Cannstatt, das alte Clarenna, nach Aquileja, dem heutigen Aalen, wobei die Bezeichnung ad Innam die Wahrscheinlichkeit nach auf Lorch, die alte Grabstätte der Hohenstaunen, anzusprechen wäre. Hienächst bringen bald weitere Funde Anschlüsse über die noch strittigen Fragen.

Am 6. und letzten Vereinshende am 10. März erfreute Dr. Hoff aus Plochingen, der als eines der ärgsten Mitglieder dem Vereine schon so manchen interessanten Vortrag gehalten, die Versammlung wiederum mit einer trefflichen Studie über „Anthropologisches und Ethnologisches über den Tanz“. Der Redner führte aus, dass der Tanz als Ausdrucksbewegung nicht nur dem Menschen, sondern vielfach auch der Thierwelt, besonders den Vögeln, wie dem Kranich, dem Storch etc., eigen ist. Die Muskelbewegungen des Springens und Gestaltationen sind meist von Jactibus und Luden begleitet, um dem Vergnügen Ausdruck zu verleihen, wie dies beim bekannten Schabplättle deutlich ersichtlich.

Die aus freudiger Erregung entstehenden Liebestänze sind bei gewissen Vogelarten, wie beim Kranich, dem Kibitz, den Tauben etc. zu beobachten. Beim menschlichen Liebestanz, der meist mit Gesang begleitet ist, zeigt sich im Rhythmus das Wesen der Gefühle. Redner verbreitete sich sodann des weitern

über die verschiedenen Nationaltänze. Die religiösen Tänze dürften ihren Ursprung wohl von Indien herleiten, von wo sie sich durch ganz Kleinasien verbreiteten und zu den Griechen und Römern gelangten. Allgemein bekannt ist der israelitische Tanz vor der Bundeslade. In der bekannten Fechtener Springprocession findet sich noch ein Ueberbleibsel der alten kirchlichen Tänze, auch die Ernt- und Kirchweihentänze erinnern noch an die alten religiösen Tänze. An die Tanzwelt, die im Mittelalter auch bei uns in Deutschland grassirte, erinnern noch heute die tanzenden Derwische, Wallentänze, hervorgerufen durch kriegerische Begeisterung, finden sich schon bei den Aegyptern, wie auch noch heute bei zahlreichen wilden Stämmen. Mansehaft wird der Tanz auch zu Heilzwecken, zur Vertreibung der Krankheitsdämonen ausgeführt, so ist die bekannte Tarantella in Italien darauf zurückzuführen, dass man die Wirkung des Tarantelbisses durch lebhaften, Schweiß hervorbringenden Tanz aufheben zu können glaubte. Mit der Zeit entwickelten sich aus den Einzeltänzen der Reigen und die Paartänze. Das bei einer Stunde über den Tanz auch der Todtentänze gedacht wurde, ist selbstverständlich.

An Dr. Hopfs Vortrag schloss sich als Schluss des Abends ein Vortrag von Dr. E. Kapff aus Cannstatt.

Das durch die „Revue de Cannstatt“ so berühmt gewordene Cannstatt bietet bekanntlich prähistorisch, wie als römische Niederlassung, eine der reichsten Fundgruben, und den umsigen Forschungen des unermüdbaren Dr. Kapff gelang es in den letzten Jahren, hauptsächlich anlässlich von Erdarbeiten für Ziegeleinwecke äusserst zahlreiche und interessante Fundstücke an's Licht zu ziehen. So war er denn auch an diesem Vereinabend wieder in der glücklichen Lage, eine reiche Aushube vorzulegen und über deren Auffindung Bericht zu erstatten. Es lässt sich noch nicht bestimmen, welcher Periode die ausgestellten Fundstücke, Ausgrabungen aus dem Altenburger Felde, der Gegend bei Cannstatt, in welcher auch das römische Castell aufgedeckt wurde, angehören.

Der Umstand jedoch, dass in der Nähe der Ausgrabungen eine grosse Brandplatte mit Spuren eines gewaltigen Holzstosses aufgefunden wurde, sodass die unregelmässige Lagerung der aufgedeckten Skelettheile, die auf eine tumultuarische Bestattung, etwa wie auf einer Wahlstatt zusammengelegener Leichname, schliessen lässt, legen die Vermuthung nahe, dass es sich hier um die Stätte handeln könnte, an welcher Karlmann im Jahre 746 sein fürchterliches Blüthegericht über die Alemannen, das Allem nach in der Nähe von Cannstatt sich abspielte, abgehalten hat, und die Ueberreste der Opfer dieses Blüthegerichtes hier beerdigt wurden.

Aus Vorstehendem dürfte ersichtlich sein, welche rege Thätigkeit der Württembergische anthropologische Verein in dem verflossenen Winterhalbjahre entwickelt hat, und mit welchem Eifer einzelne Mitglieder bemüht sind, durch eigene Forschungen die Zwecke des Vereines zu unterstützen, und ihr Wissen und Können, sowie die Resultate ihrer Arbeit, in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen.

Naturforschende Gesellschaft in Danzig.

Sitzung der Anthropologischen Section am 11. April 1900.

Herr Conwents legt zunächst einige kürzlich erschienene Veröffentlichungen vor. Der Secretär der Schottischen Alterthumsgesellschaft, Dr. Rob. Mauro in Edinburgh, der wiederholt an Studienzwecken hier

weilte, hat seinen früheren wichtigen Publicationen eine neue unter dem Titel „Prehistoric Scotland“ hinzugefügt, welche auch mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet ist. Auf einige Capitel (Pfahlbauten, Boblenwege, Otterfallen etc.), welche ein vergleichendes Interesse für hiesige vorgeschichtliche Verhältnisse haben, wird vom Vortragenden besonders hingewiesen.

Die Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg i. Pr. hat ein neues (21.) Heft ihrer Sitzungsberichte herausgegeben, welches vier Jahre ihrer Thätigkeit umfasst und durch einen reichen Inhalt ausgezeichnet ist. Darin findet sich auch von Professor Heydeck eine Beschreibung und Abbildung des Frauenbergr Wikingerschiffes, welches 1895, bald nach dem Bekanntwerden des westpreussischen Bootes (Banngarth), aufgefunden wurde. Während dieses ein Segelboot ist, war jenes hauptsächlich zum Rudern bestimmt; letzteres wird in eine wenig frühere Zeit, etwa in das 6. bis 7. Jahrhundert nach Christi Geburt versetzt. Im Anschluss hieran erwähnt Herr Conwents, dass im Jahre 1898 auch in Charlow am Lebaase ein ähnliches Boot aufgefunden, aber his jetzt noch nicht gehoben sei. Sodann überreichte er den jüngst von Geheimrath Voss, dem Director am Museum für Völkerkunde in Berlin, veröffentlichten Anfsatz über Schiffsfunde, sowie dessen Aufforderung zum Einsenden von Nachrichten über recente Fahrzeuge alter Form. Weiter enthält das Heft der Prussia einen kurzen Bericht über die Moorbrücke von Bunesken, welche 1896, also in demselben Jahre, wie die vom Vortragenden anstehenden Moorbrücken im Thale der Sorge, aufgefunden wurde. Indessen ist jene ostpreussische Anlage nur 56 m lang und erheblich einfacher gebaut, während die grosse Brücke durch das Sorgethal eine Länge von rund 1230 m hat. Ferner enthält das Heft eine grössere Zahl Fundberichte von Geheimrath Bessenberger, eine Beschreibung des Gräberfeldes aus der Tenezeit bei Taubendorf, des ersten der Art in Ostpreussen n. a. m.

Ferner legt er den von der Geographischen Gesellschaft in Helsingfors veröffentlichten Atlas von Finnland, eine Gabe vom Internationalen geographischen Congress in Berlin, vor. Der Atlas bietet auf 40 Blatt in Grossfolio zahlreiche graphische Darstellungen der meteorologischen und geologischen Verhältnisse, der Wasserfälle und Stromschnellen, der Verbreitung der Pflanzen, Wälder, Thiere, der Bevölkerung und Industrie, der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Verhältnisse etc. Aus der letzten Karte ergibt sich, dass selbst im nördlichsten Theile von Lapland prähistorische Stein- und Bronzezeitabte aufgefunden sind. Nur wenige andere Nationen dürften, wie die rühmigen Finnländer, einen solchen Atlas besitzen, welcher die verschiedenartigsten Verhältnisse von Land und Leuten in vorzüglicher Weise graphisch veranschaulicht.

Sodann spricht Herr Conwents über die Wirkung der vorgeschichtlichen Wandtafeln auf die Erforschung der Provinz. Als dieses, von langer Hand vorbereitete Abbildungswerk vor zwei Jahren veröffentlicht wurde, bestand zunächst die Absicht, alle Schichten der Bevölkerung für den Gegenstand anzuziehen und in den Volksschulen, Seminaren, Gymnasien etc. den Unterricht in der Heimatkunde neu zu beleben. Mit besonderer Liebe haben sich die Volksschulen den Tafeln zugewandt, und auf zahlreichen Lehrercongressen wurden dieselben zum Gegenstand besonderer Vorträge gemacht. Aber daneben hat sich ergeben, dass die Verbreitung der Tafeln über alle Kreise der Provinz unmittelbar auch zur Vermehrung der Sammlungen in erheblichem Masse beigetragen hat. Allein

an alten Bronzen sind in dem verfloßenen Jahre gegen hundert Stück, d. h. so viel aufgehoben und eingesandt worden, wie sonst kaum in zehn Jahren. Im Hinblick darauf fühlt sich das Museum von Neuem allen denen, welche an dem Zustandekommen des Abbildungswerkes mitgewirkt haben, zu lebhaftem Danke verpflichtet. Es ist besonders erfreulich, dass selbst Schüler, angeregt durch die Erläuterungen der Wandtafeln seitens der Lehrer, mit lebhaftem Eifer sich die Conservirung vorgeschichtlicher Alterthümer angelegen sein lassen. Der Vortragende führt eine Reihe von Beispielen an und legt einen Theil der angehörigen Stücke vor; dieselben sind schon in dem kürzlich erschienenen 20. Bericht des Provincialmuseums für das Jahr 1899 abgebildet und ausführlich beschrieben. Neuerdings ist noch von Herrn Privatier Köhler in Flatow ein Depotfund, welcher bereits 1870 beim Bau der kgl. Ostbahn dort gemacht wurde, dem Museum zugegangen. Derselbe besteht aus drei gränstheils wohl erhaltenen Hohlringen von Bronze, die ähnlich ornamentirt und auch an den Enden einander so schieben sind, wie die Ringe von Alt-Bukowitz. Kr. Berent. Ringe der Art gehören zu den Seltenheiten und sind auch im Berliner Museum für Völkerkunde nur von einer Stelle (Posen) vertreten; daher ist das hiesige Museum Herrn Köhler für sein Geschenk zu besonderem Danke verpflichtet.

Im Interesse der allgemeinen Landeskunde ist zu bedauern, dass andere Provinzen, obchon vom Cultusminister dazu angeregt, ein Abbildungswerk der Art bisher nicht herangehen konnten. Von den vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreußen ist bereits die dritte Auflage bis auf wenige Serien verbraucht. Im Anschlusse an den Vortrag des Herrn Professor Coenraets theilte Herr Stadtrath Dr. Helm einige chemische Analysen vorgeschichtlicher Metallgegenstände mit. Es handelt sich um prähistorische Bronzen von verschiedener Zusammensetzung, die aber im Gegensatz zu den Bronzen aus späterer Zeit sich durch zum Theil reichliche Beimischungen von Zink, Blei und Antimon auszeichnen, während die moderne Bronze eine Legirung nur aus Kupfer und Zinn darstellt. Jene Beimischungen können nicht als zufällige, aus der Unreinheit der benutzten Kupfer- und Zinnmassen erklärte Bestandtheile der alten Bronzen angesehen werden, da sie in relativ zu grosser Menge nachweisbar sind. Vielmehr müssen die alten Völkerschaften schon Blei, Zink, Antimonerze selbst und ihren hohen Werth für die Erzielung von Bronzen mit gewünschten Eigenschaften erkannt haben. Auf die Einzelheiten dieser Analysen näher einzugehen, ist hier nicht der richtige Ort; die bestgütige Veröffentlichung wird in den Schriften der Naturforschenden Gesellschaft ihren Platz finden. Besonders erwähnt mag aber auch hier zunächst ein Bronzezeit von Gottesfeld im Kreise Graudenz sein, der beinahe ausschliesslich aus Kupfer besteht und dessen Form auf sein sehr hohes Alter schliessen lässt. Interessant, weil in unserem Gebiete selten, ist der Umstand, dass der Finder dieses Stückes, der Hofbesitzer Kowalk in Weishof, den Celt in einem Stein, d. h. in der ursprünglichen Gusform eingeschlossen, angetroffen hat. Ein zweites besonders interessantes Object ist eine kleine Statuette einer menschlichen Figur, welche bei Schönburg in Siebenbürgen von Dr. Knass gefunden ist. Sie besteht auffallender Weise aus Zink mit geringer Beimengung von Blei. Es ist dies der dritte Fund eines aus Zink gegossenen Gegenstandes aus alten dakischen Fundstätten Siebenbürgens. Einen vierten vorgeschichtlichen

Fund von metallischem Zink hat man neuerdings in München gemacht. Nach diesen Funden wird es immer wahrscheinlicher, dass die Alten das Zink nicht nur in seiner Verbindung mit Kupfer herzustellen verstanden, es vielmehr schon in seiner reinen Beschaffenheit kannten und zu schätzen wussten. Es dürfte das Pseudargyros (Scheinsilber) des alten Strabo sein.

Herr Dr. Helm übergab noch den soeben in Druck erschienenen Bericht über die vorjährige Anthropologerversammlung in Lindau am Bodensee, worin sich ein von Herrn Helm auf jener Versammlung gehaltenen Vortrag über die Bedeutung der chemischen Analyse prähistorischer Bronzen abgedruckt ist.

Herr Oberlehrer Dr. Lakowita legte ein von Herrn Rittergutsbesitzer Treichel der Bibliothek der Gesellschaft geschenktes umfangreiches Werk des Hofrathes Dr. Hagen-Frankfurt a. M. vor. Es betitelt sich „Uster der Papua, Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Theater- und Pflanzenwelt in Kaiser Wilhelm'sland“, ausgestattet ist es mit 46 Vollbildern in prächtigem Lichtdruck. Das Buch ist wegen seiner reichen Inhalte und wegen seiner fesselnden, frischen Darstellung nur Lectüre Jedem zu empfehlen, der sich über die natürlichen Verhältnisse der Colonie unterrichten will. Und gern folgt man den Ausführungen eines Mannes, der wie Hagen für allgemein naturwissenschaftliche und speciell anthropologische Beobachtungen und Studien die richtige Schulung erfahren und der bereits vor seinem zweijährigen Aufenthalte in Kaiser Wilhelm'sland nicht weniger als 12 Jahre hindurch im Sundarhipal als Forscher und Arzt Gelegenheit hatte, seinen Blick für die Aeusserungen der wundersamen Tropennatur zu schärfen. Der Coloniendfreund wird noch eine besonderen Umstand wegen das interessante Werk studiren, nämlich weil dasselbe aus Kaiser Wilhelm'sland Günstiges meldet und dem in klimatischer wie sanitärer Beziehung viel geschätzten Lande eine Ehrenrettung bringt, die gewiss nicht egehört verhallen wird. In den ersten Capiteln werden die geographischen, klimatischen, sanitären Verhältnisse, die Pflanzen- und Thierwelt eingehend geschildert, ein besonderer Abschnitt ist den Erforschern des Landes gewidmet.

Für den Anthropologen ist der letzte und umfangreichste Abschnitt des Werkes, der von den Eingeborenen der Colonie handelt, von erhöhtem Interesse. Der jetzt lebende Pappa ist noch ein Kind der rechten Steinzeit, das aber in Folge der Besitzergreriffung Neu-Guineas durch die Kroppler plötzlich in das moderne Eisenzeitalter versetzt ist. Daher repräsentiren die Bodquälente an der Astrolabhai eine der allerältesten Anfangsformen menschlicher Gesellschaft, deren zeit allerdinge schnell hineschwindende Cultur dieselbe ist, wie sie vor Jahrtausenden in ähnlicher Form bei uns an Lande herrschte. Den lebenden Zeugen einer so anderen Orten längst untergegangenen Cultur werden wir stets unsere Interesse zuwenden und den Männern dankbar sein, die uns sichere Kunde darüber bringen.

Näher auf den Inhalt des Werkes einzugehen, ist hier des beschränkten Raumes wegen nicht gut möglich; es muss ohiger Hinweis darauf genügen. Ein ausführliches Referat darüber findet sich in den letzten Nummern der Zeitschrift „Die Natur“, während das laufende Monats liegt der werthvolle Atlas ostaustralischer Völkertypen von demselben Verfasser zur Ansicht aus.

Literatur-Besprechungen.

Conwents, Forstbotanisches Merkbnch. Nachweis der hochtenwerthen und zu schützenden urwüchsigcn Sträucher, Bäume und Bestände im Königreich Preussen. I. Provinz Westpreussen. 8°. XII. 94 Seiten mit 22 Abbildungen. Herausgegeben auf Veranlassung des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Berlin, Bornträger 1900.

Nachdem an Stelle der urwüchsigcn Bestände der Pflanzen- und Thierwelt fast überall künstliche Züchtungen treten, wäre zu wünschen, dass ein Unternehmen wie das vorliegende überall in Deutschland Nachahmung finden möchte.

Was die Auswahl des Stoffes anlangt, so werden hier einmal diejenigen Baumindividuen berücksichtigt, welche durch eine geschichtliche oder culturgebende Bedeutung, durch hohes Alter oder durch ungewöhnliche Grössenverhältnisse, durch Bildungsabweichungen u. dgl. ausgezeichnet sind. Ferner seltsame Baumarten und Spielarten, sowie solche Arten, die in Vergessenheit gerathen oder im raschen Schwinden begriffen sind. Daneben finden auch fossile Holzreste Erwähnung, um durch die Spuren früheren Gedeihens auch zum Auffinden der Art in der Gegenwart anzuregen. Heilpädagogisch sind Orts- und Flussnamen berücksichtigt, welche auf ehemaliges Vorkommen einer Holzart deuten. Sodann kleinere Waldtheile, die sich durch charakteristische urwüchsigc Hölzer auszeichnen, namentlich wenn ein geographisches Interesse damit verbunden ist. Weitere andere Waldtheile, in welchen sehr seltene Pflanzen und Thierarten leben, und solche, die von besonderem landschaftlichen Reize sind.

Die Herausgabe eines forstbotanischen Merkbuches wurde in der Provinz Westpreussen ermöglicht und vorbereitet durch Herrn Director Conwents, der seit Jahren nach obigem Programm die Gegend durchforscht und in den „Amtlichen Berichten über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provincial-Museums in Danzig“ darüber berichtet hat. B.

Duckworth W. L. H., A Note-book for practical Work in Anthropology.

— Notes on the anthropological collection in the Museum of human Anatomy at Cambridge. Cambridge 1899.

— Note on an Anthropoid Ape. Proceedings of the Zoological Society of London. 1898. 989—994.

— Further Note on Specific Differences in the Anthropoid Apes. Ebenda. 1899. S. 312—314.

— Sur un Anthropoïde vivant. L'Anthropologie T. X p. 152—157.

— and D. H. Fraser, A Description of some dental Rudiments in human cranium. Proceedings of the Cambridge Philoosophical Society. Vol. X. Pt. V. p. 292—297.

Duckworth W. L. H. and B. H. Pain, An Account of some Eskimo from Labrador. Proceedings of the Cambridge Philoosophical Society. Vol. X. Pt. V. p. 286—291.

Die hier angezeigten Arbeiten von Duckworth lassen erkennen, mit welchem Eifer und Erfolg Duckworth anthropologisch wichtige Fragen in Angriff nimmt. Die anthropologische Forschung hat ihm schon manche werthvolle Arbeit zu verdanken. Möge dem verdienten Forscher vergönnt sein, noch recht viele neue anthropologische Beiträge zu liefern. B.

Deniker J., Les Races et les Peuples de la Terre. Elements d'Anthropologie et d'Ethnographie. 8°. VII. 692 Seiten mit 176 Tafeln und Figuren und zwei Karten. Paris 1900. Preis 12 fr. 50.

Mehr als sonst interessieren sich weitere Kreise für die Völker der Erde; die dieses Thema behandelnden Werke sind aber entweder zu gross und zu theuer, oder behandeln nur einzelne Fragen, oder sie sind zu klein, so dass sie nur die elementarsten Kenntnisse vermitteln können. Dem deutschen Büchermarkte fehlt bisher ein Werk, wie dasjenige ist, welches uns von J. Deniker jetzt in französischer Sprache vorliegt, nachdem es vor kurzem englisch erschienen ist (s. Correspondenzblatt S. 40). In einem kleinen Bände von 692 Seiten theilt D. in einfacher, für weitere Kreise berechneter Sprache die Resultate der ethnologisch-anthropologischen Forschung mit. Er schildert die somatischen, linguistischen und sociologischen Verhältnisse der verschiedenen Völker der Erde. Für diejenigen, welche sich noch mehr mit den besprochenen Fragen beschäftigen wollen, bieten die Hinweise auf die benutzte Literatur die nöthigen Fingerzeige. Die beigegebenen Abbildungen sind sehr glücklich gewählt, um das Studium der Völker zu erleichtern.

Es wäre zu wünschen, dass auch in deutscher Sprache ein ähnliches Werk erscheinen würde. B.

Fritsch Gustav, Die Gestalt des Menschen. Mit Benutzung der Werke von E. Harless und C. Schmidt. Für Künstler und Anthropologen dargestellt. gr. 4°. VII. 173 Seiten mit 25 Tafeln und 287 Abbildungen im Text. Stuttgart, P. Neff. 1899.

Die bisherigen Erscheinungen auf diesem Gebiete, so verdienstvoll und prächtig sie sind, hatten nicht den praktischen Nutzen, den man erwartete, weil die Künstler sich nicht zum Anatom anbahnen wollen. Diese wollen offenbar eine leichtere, handlichere Darstellung der anatomischen Körperverhältnisse.

Unter der Grandlegung des Lehrbuches der plastischen Anatomie von Harless und des Proportionslehres der menschlichen Gestalt von C. Schmidt hat C. Fritsch unternommen, den Künstler in die für ihn nöthwendigsten Kenntnisse des anatomischen Baues des Menschen und der Mechanik der Bewegungen einzuführen.

Der Künstler, wie jeder Gebildete, der ein Kunstwerk genießen will, sowie auch der Anthropologe wird aus der Lektüre dieses prächtigen Werkes reichen Nutzen ziehen.

Nach einem kurzen Ueberblicke über die Entwicklungsgeschichte ist das Erste eine Darstellung des Skeletes und der Bänder, sowie der das Skelet bedeckenden Weichtheile. Die zweite Hauptabtheilung handelt von der äusseren Körperform, besonders von Auge und dem äusseren Umriss des bewegten Körpers, letzterer am borganischen Fescher und am lebenden Menschen studirt. Ferner kommt der bewegte Körper in seinen verschiedenen Verrichtungen und der Kampf mit mechanischen Widerständen zur Darstellung. Ein eigener Abschnitt bespricht die Bewegungen des Körpers, dargestellt durch die Momentphotographie. In der dritten Hauptabtheilung bespricht Fritsch die graphischen Methoden der Darstellung, die abweichenden Proportionsverhältnisse der Hauptlebensalter und die Anwendung des Proportionschlüssels auf Werke der Kunst. Die Grössenverhältnisse der Gesichttheile und des Körpers nach Messungen an Lebenden sind als Anhang beigegeben. Ein Sachregister erleichtert die Benutzung des Werkes wesentlich.

Der Verlag hat keine Mühe und Kosten gescheut, um das Werk seinem Inhalte entsprechend mit Textabbildungen und Tafeln anzustatten. B.

Livi Ridolfo, Antropometria. I. Metodologia antropometrica, a) Antropometria individuale, b) Antropometria statistica. II. Alcune leggi antropometriche. III. Identificazione antropometrica. IV. Tavole di calcoli fatti. Con 33 incisioni. Manuali Hoepli. Milano 1900.

In einem ganz kleinen handlichen Format sind auf 237 Seiten die anthropometrischen Methoden und deren wichtigsten Resultate zusammengestellt. Das vorliegende Buch bildet eine werthvolle Bereicherung der bereits in 600 Nummern erschienenen „Collezione dei Manuali Hoepli“. B.

Weiters sind bei der Redaction folgende Bücher und Schriften eingelaufen, auf die aufmerksam gemacht wird:

Bumüller Johannes, Mensch oder Affe. Kurze Zusammenstellung älterer oder neuerer Forschungen über Stellung und Herkunft des Menschen. 8°. VI, 91 Seiten mit 4 Abbildungen und 5 Tabellen. Ravensburg, H. Kitz. 1900.

Buschang Georg, Die Nothwendigkeit von Lehrstühlen für eine „Lehre vom Menschen“ auf deutschen Hochschulen. Separatdruck aus Heft 2 1900 des Centralblattes für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Cohn Hormann, Ein Lichtprüfer für Arbeitsplätze. Gebrauchsanweisung. Dieses für Schulärzte, Augenärzte, Hygieniker, Schulinspektoren und Directoren von Schulen, Bureaux und Fabriken wichtige Instrument ist zu beziehen durch Fritz Thiessen, optisch-mechan. Werkstätte. Breslau, Adalherstr. Nr. 16. Preis 15 M.

Georg Hirth, Ideen zu einer Enquête über die Unerzeticlichkeit der Mutterbrust. 8°. 64 Seiten. München, G. Hirths Verlag. 1900.

Jahrbuch für Photographie und Reproduktionstechnik für das Jahr 1900. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Hofrath Dr. J. M. Eder. XIV. Jahrg. 8°. VIII, 782 Seiten mit 260 Abbildungen im Texte und 34 Kunstheftlagen. Halle a. S. W. Knapp. 1900.

Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein von Dr. W. Splieth. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Fischer. 1900.

Mit grosser Sorgfalt beschreibt der Verfasser sämtliche für die verschiedenen Perioden des Bronzealters charakteristische Typen und sämtliche aus Schleswig-Holstein bekannten Funde, auch diese nach den Perioden geordnet.

Er hat nicht nur den reichen und gut geordneten Inhalt des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer zu Kiel in Betracht genommen, sondern auch alle in den beiden Herzogthümern gemachten Funde, welche in den Museen zu Apenrade, Eutin, Flensburg, Hadersleben, Hamburg, Lübeck, Meldorf, Berlin und Kopenhagen aufbewahrt werden. Die wichtigsten Formen sind abgebildet.

In der chronologischen Aufstellung ist Dr. Splieth meinem System gefolgt. Nur hat er nicht die 6. Periode separat behandelt, weil man in Schleswig-Holstein bis jetzt so wenig gefunden hat, was aus dieser Periode stammt. Einige Arbeiten, welche die 6. Periode repräsentiren — bronzene Ringe und Nadeln —, sind doch in den Herzogthümern gefunden worden. Wie allgemein das Eisen damals war, kann man noch nicht sagen. Schon während der 5. Periode tritt das neue Metall auf: einige Funde in Schleswig-Holstein, wie in anderen nördlichen Ländern, enthalten nämlich eiserne Gegenstände.

Die 1. Periode, deren Existenz viel Unrecht bezweifelt wurde, ist in Schleswig-Holstein schon sehr stark vertreten. Dr. Splieth hat eine Liste von 60 Gräbern aus dieser Periode gegeben, wovon nach seiner Ansicht 40 Männergräber und 20 Frauengräber waren.

Aus der 2. Periode kennt er 113, aus der 3. Periode 92, aus der 4. Periode 22 und aus der 5. (mit der 6.) Periode 100 Grabfunde. Mehrere Schleswig-Holsteinische Moor- und andere Depot- (oder Totiv-) Funde sind auch aus den verschiedenen Perioden der Bronzezeit bekannt. Es ist folglich ein sehr reiches Material, was Dr. Splieth vorgelegt hat. Ein grosser Theil davon war wohl

schon früher durch die Arbeiten von Professor Mestorf und Anderen bekannt geworden, aber Dr. Splieth hat uns sehr viel Neues gegeben. Ueberhaupt muss man Herrn Dr. Splieth für das ausserordentlich wertvolle und übersichtlich angeordnete Material dankbar sein, das er in seinem Buche beschrieben und abgebildet hat.

Das ganze Werk beweist, dass der Verfasser ein reiches Material vortrefflich kennt, dass er mit den Resultaten der prähistorischen Forschung — auch der neuesten — vertraut ist, und dass er eine sehr gute wissenschaftliche Methode hat.

Es wäre im allerhöchsten Grade wünschenswert, ähnliche Arbeiten aus sämtlichen Ländern, für das Bronzealter wie für die anderen vorgeschichtlichen Epochen, zu haben. Wenn das ganze europäische Material einmal so vorliegt, wie jetzt das Schleswig-Holsteinische aus der Bronzezeit, dann wird man nicht verstehen können, welche Schwierigkeiten die heutigen prähistorischen Forscher zu bekämpfen gehabt haben.

Oscar Montelius.

O. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Mit 451 in den Text eingedruckten Abbildungen. Archiv für Anthropologie. XXV und XXVI. Auch als Sonderabdruck. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn, 1900. 20 Mk.

Im Jahre 1885 veröffentlichte Montelius eine Abhandlung über das Bronzealter und seine Chronologie, um Unbestimmtheit im Bronzefunde, die, weil sie nur in schwedischer Sprache erschienen ist, auch in Fachkreisen nicht so allgemein bekannt geworden ist, wie sie es verdient. Die Untersuchung brachte als Endresultat eine durch typologische Studien gewonnene, durch geschlossene Funde belegte Einteilung der nordischen Bronzezeit in sechs Perioden, der die skandinavischen und norddeutschen Archäologen für die von ihnen vertretenen Gebiete sich im Wesentlichen angeschlossen haben. Für die absolute Chronologie stellte Montelius damals als Grenzen der Bronzezeit die Jahre 1450 und 400 fest.

In den 15 Jahren, die seit der Aufstellung dieses Systems verlossen sind, ist das systematisch gewonnene Fundmaterial im Norden enorm gewachsen und Montelius hat die Freude gehabt, durch die neuen Beobachtungen seine Periodeneinteilung bestätigt zu sehen, wenn auch in den verschiedenen Teilen Skandinaviens und Norddeutschlands die sechs Perioden nicht überall mit gleicher Deutlichkeit nachweisbar sind. In der vorliegenden Arbeit unterzieht Montelius an der Hand eines umfangreichen Materials die erste Periode nun nochmals einer Untersuchung, in deren Verlauf die Fragen nach dem Ursprung und Alter der Metallkultur in Asien und Europa mit der dem Verfasser eigenen Sicherheit und Kühnheit behandelt werden.

Montelius nimmt an Grund einer Anzahl von Kupferfunden auch für den Norden die Existenz einer Kupferzeit an, d. h. eine Periode, in der man neben

dem Stein Kupfer (und Gold) kannte. Sie ist besonders charakterisiert durch kupferne fache Beile, Aeste von Kupfer mit Schaftloch und deren Nachbildungen in Stein, Doppeläste von Kupfer und deren Nachbildungen in Stein, Knochen und Bernstein. Mit der eigentlichen Bronzezeit beginnt die Einführung härterer Zusätze, Arsen, Antimon, Zinn. Das Capitel, in dem Montelius die typologische Entwicklung der fachen Äste vorführt und zeigt, wie der Ausbildung der Form ein allmähliches stetes Wachsen des Zinngehaltes entspricht, wirkt mit der Überzeugung eines mathematischen Beweises und ist ein glänzendes Beispiel für die heute von unseren besten Archäologen befolgte Arbeitsmethode. Nach den Ästen werden in ähnlicher Weise Dolche, Schwerter, Schwerttäfte und die ringförmigen Schmucksachen behandelt und ihr Vorkommen in Lepot- und Grabfunden in Norddeutschland und Skandinavien in ausführlichen Verzeichnissen nachgewiesen. In einem höchst interessanten Capitel schildert Montelius die geographische Verbreitung der ersten Periode im Norden und streift hier schon die mannigfachen Handelsbeziehungen jener Zeit, die dann einer näheren Untersuchung unterzogen werden bei der Beantwortung der Frage: Woher kamen die ersten Metalle nach dem Norden? Jedes Kilogramm Kupfer, Zinn und Bronze muss, als Material betrachtet, importiert gewesen sein. Dafür kamen zwei Wege in Betracht. Der eine, der westliche, folgte der Nordküste Afrikas bis Spanien, von wo er über Frankreich nach dem britischen Inseln und den deutsch-skandinavischen Nordseeküsten ging. Der andere, der südliche, führte über die Balkanhalbinsel oder die Küste des Adriatischen Meeres entlang bis in die jetzigen österreichisch-ungarischen Donauländer, um von dort aus den deutschen Flüssen, besonders der Moldau und der Elbe bis zu den Küsten der Nordsee und der Ostsee zu folgen. Auf beiden Wegen stand der Orient, wie besonders an der Verbreitung der glockenförmigen Thonbecher gezeigt wird, schon vor dem Ende des Steinalters mit dem Norden in Verbindung, und auf denselben Wegen hat die Kenntnis der Metalle den Norden erreicht. Ausser dem Einfluss von Südosten ist ein solcher von Italien her mit Sicherheit nachzuweisen. Montelius ist der Ansicht, dass die Kenntnis des Kupfers, dann der Bronze, vom Volk zu Volk ungefähr in der Weise sich verbreitete, wie in unseren Tagen die Erfindungen von den verschiedenen Völkern aufgenommen werden. Für die Art und die Dauer des alten Handelsverkehrs quer über den europäischen Continent lässt sich eine Parallele gewinnen aus dem Ueberlandverkehr im heutigen Afrika, aus der sich ergibt, dass mit nur verhältnismässig geringen Zeiträumen zu rechnen ist. Dass dies wirklich der Fall ist, beweist der Parallelismus in der Entwicklung gewisser Formen im Norden und im Süden, aus der wiederum ihre Gleichzeitigkeit gefolgert werden kann. Es muss darum für die erste Periode des Bronzealters in Italien wie im Norden die gleiche Zeit angesetzt werden. Auch das Auftreten des Kupfers kann im Norden nicht viel später als in Mitteleuropa erfolgt sein. Die weischnedigen Stenmetze, die als Nachbildungen von Kupferästen zu betrachten sind, gewisse Nadeln und die ältesten glockenförmigen Becher, die im mittleren und westlichen Europa der Kupferzeit angehören, sind im Norden in Ganggräbern gefunden, die der vorletzten Periode des Steinalters entstammen.

Um Daten für die schwierige Bestimmung der Frage nach der absoluten Chronologie der Kupfer- und Bronzezeit zu gewinnen, giebt Montelius einen Ueberblick über das Auftreten des ungemischten Kupfers und

der Zinnbronze im Orient und verfolgt dann die Verbreitung dieser Metalle durch den orientalischen Einfluß in die verschiedenen Gegenden Europas. Aus Indien liegen Funde von Kupfersachen vor, doch kann man ihr Alter nicht bestimmen. Die ältesten Funde aus Babylonien haben Kupfer, nicht Bronze ergeben. Aus Syrien kennt man mehrere Kupferfunde. In Aegypten war das Kupfer schon im 5. Jahrtausend bekannt, obwohl das Metall damals sehr selten war und der Stein noch am häufigsten für Waffen und Werkzeuge verwendet wurde. Erst in der Zeit zwischen der ersten und der zwölften Dynastie haben die Aegypter die sinesische Bronze kennen gelernt. Auf Cypern ist das Kupfer spätestens im Anfang des 4. vorchristlichen Jahrtausends bekannt gewesen; die Kupferzeit hat hier sehr lange gedauert, was darauf beruht, dass die Insel reiche Kupfergruben aber kein Zinn hat. Für Kleinasien sind die Ausgrabungen in dem grossen Ruinenhügel von Hisarlik von höchster Bedeutung. In der untersten (ersten) Stadt ist weder Eisen noch Bronze gefunden, wohl aber Kupfer und Stein. Montelius setzt die Gründung dieser Stadt um 3000. In den Ruinen der zweiten Stadt fanden sich Arbeiten von Zinnbronze, die nach Montelius Datierung dieser Ansiedlung, die mit derjenigen Dörpfelds übereinstimmt, vor dem Ende des 3. Jahrtausends im nordwestlichen Kleinasien bekannt gewesen sein muss. Für Mykenä gewinnt Montelius durch den Nachweis der Beziehungen zu Aegypten folgende Zeitbestimmungen. Die grossen Schachtgräber entstammen der Zeit um 1500; vielleicht sind sie noch etwas älter. Der erste und der zweite Stil der mykenischen Firnismalerei und die mykenische Malerei gehören hauptsächlich der Zeit zwischen 2000 und 1500 an. Damit wird der prämykenischen Periode das 3. Jahrtausend zugewiesen, in welchem die Bewohner des griechischen Gebietes bereits die Zinnbronze kennen gelernt hatten. Mit der älteren prämykenischen Zeit ist die Ansiedlung von Butmir in Bosnien in Verbindung zu setzen, die zahlreiche spiralförmige Gefässe geliefert hat. Das Kupfer fehlt hier. Auch diese Ansiedlung stammt somit aus der Mitte des 3. Jahrtausends. Für Ungarn ergibt sich aus den Funden von Leogrei (gemalte Spiralen) für den Anfang der Kupferzeit die erste Hälfte des 3. Jahrtausends. Etwas jünger, spätestens aus der zweiten Hälfte desselben Jahrtausends stammen die Funde aus dem Mondsee in Oberösterreich, deren Keramik mit der der ältesten Ansiedlung von Hisarlik grosse Ähnlichkeit besitzt. Derselben Zeit gehören die Ueberreste der ältesten Bronzezeit in Sicilien an, während eine vorübergehende Periode mit glockenförmigen Bechern (ohne Kupfer) mindestens in die Mitte des Jahrtausends zu setzen ist. Aus Mittel- und Norditalien sind viele Funde, sogar Gräberfelder aus der Kupferzeit bekannt, die dem 3. Jahrtausend entstammen, während das erste Auftreten der Zinnbronze spätestens um 2000 v. Chr. stattgefunden haben muss. Dass die erste Periode der eigentlichen Bronzezeit in Italien mit

des ersten Jahrhunderts des 2. Jahrtausends zusammenfällt, ist für die Chronologie der Bronzezeit Mitteleuropas und Skandinaviens von der allergrössten Wichtigkeit, weil so oft Typen, welche mit den italienischen aus dieser Periode übereinstimmen, nördlich der Alpen gefunden werden. Die Fundverhältnisse jener Typen beweisen aber, dass nicht nur das Kupfer, sondern auch die Zinnbronze schon damals in den mitteleuropäischen und skandinavischen Ländern bekannt war. Für die pyrenäische Halbinsel, Frankreich, die Schweiz, England und Schottland, sowie für Süddeutschland und Böhmen gewinnt Montelius für das erste Auftreten des Kupfers und der Bronze die ersten Zeitanzeile. Auch in Norddeutschland und Skandinavien war das Kupfer schon während der zweiten Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends im Gebrauch, und da hier die erste Periode des eigentlichen Bronzealters einen starken Einfluss aus Italien und einen regen Verkehr mit diesem Lande zeigt, ist man berechtigt zu sagen, dass die nordischen Länder schon in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends mit der Zinnbronze bekannt wurden.

Das letzte Capitel des Buches beschäftigt sich mit der Heimath der Bronzealterkultur. Montelius kommt zu dem Ergebnisse, dass die Entdeckung des Kupfers im südwestlichen Asien, im Bereiche der uralten Kulturvölker Babyloniens gemacht werden ist, und dass auch dort die Zinnbronze erfunden wurde, die in Europa so sehr heimisch werden konnte, als Kupfer und Zinn in vielen europäischen Ländern gefunden wurden.

Montelius stellt am Schlusse seiner umfangreichen Abhandlung für Skandinavien und Norddeutschland folgendes Schema auf als Resultat seiner Untersuchung: Jüngere Steinzeit.

Periode 1. Keine Grabkammern von Stein. — Kein Metall.

Periode 2. Dolmen (Dösar) und Gräber ohne Steinwände. — Kein Metall.

Periode 3. Ganggräber und Gräber ohne Steinwände. — Das erste Auftreten des Kupfers.

Periode 4. Steinkisten und Gräber ohne Steinwände. — Kupfer.

Bronzezeit.

Periode 1. Ältere Abtheilung. Hauptsächlich sinesische Bronze. — Keine Schwerter, keine Speerspitzen mit Tülle.

Periode 2. Jüngere Abtheilung. Zinnreiche Bronze. — Kurzschwerter. Am Ende der Periode: längere Schwerter und Speerspitzen mit Tülle.

Die Kupferzeit fällt folglich mit der dritten und vierten Periode der jüngeren Steinzeit zusammen, das erste Auftreten des Kupfers fällt in den südlichen Gegenden des nordischen Gebietes um oder kurz nach 2500 v. Chr., das erste Auftreten der Anfangs sinesischen Bronze in denselben Gegenden um oder kurz nach 2000 v. Chr.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt durch Herrn Oberlehrer Weismann, Schatzmeister der Gesellschaft: München, Theresienstrasse 36. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 12. September 1900.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von **Professor Dr. Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang. Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. s. R. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXXI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S. vom 24. bis 27. September 1900.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erste Sitzung.

Inhalt: 1. R. Virchow: Eröffnungsrede des Vorsitzenden. — **Begrüßungsreden:** 2. Eisenbahndirections-Präsident Seydel. — 3. Oberbürgermeister Stände. — 4. Rector magnificus der Universität Professor Pischel. — 5. Geheimrath Professor von Fritsch. — 6. Geheimrath Professor Lindner. — 7. Geheimrath Professor Bernstein. — 8. Sanitätsrath Filits. — 9. Professor Kirchhoff. — 10. Generalleutnant Excellens von Ziegner. — 11. Professor Hertzberg. — 12. Major Dr. Förtsch, Localgeschäftsführer, Begrüßung und Vortrag: Ueber die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz Sachsen. — 13. Der Vorsitzende: Telegramme. — 14. Jahresbericht des Generalsecretärs J. Ranke. — 15. Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters. — Der Vorsitzende über die Erkrankung des Schatzmeisters Herrn Weismann. — Erstattung des Rechenschaftsberichtes durch Dr. Ferd. Hirkner. — Der Vorsitzende: Wahl des Rechnungsanschwes. — Pause: **Wissenschaftliche Verhandlungen:** 16. Rud. Henning: Bericht über die letzten Straßburger Ausgrabungen und über die neue archäologische Bewegung in Deutschland. — 17. von Andrian: Ueber die Zahl 7 im Leben der Völker.

Die Festsitzung wird am 24. September um 10 Uhr Vormittags durch den ersten Vorsitzenden der Gesellschaft, Geheimen Medicinalrath Professor Dr. **Rudolf Virchow** mit folgender Rede eröffnet:

Hochverehrte Anwesende! Es ist für mich eine besondere Ehre und eine besondere Freude, von dieser Stelle heute die allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft eröffnen zu dürfen. Seit der frühesten Zeit meiner eigenen wissenschaftlichen Entwicklung war die Universität Halle mit dem, was in ihr die Hauptsache war, ein Gegenstand meiner Bewunderung und der meiner Zeitgenossen, und ich darf wohl diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne

daran zu erinnern, dass Halle in der Geschichte unserer Wissenschaft lange, bevor man die Anthropologie in modernem Sinne in einer grossen und umfassenden Art der Forschung gemacht hat, eine ganz hervorragende Stellung eingenommen hat, die auch noch heutigen Tages nachwirkt. Indes die Welt ist un dankbar, und es ist nicht zu erstanen, wenn die gewöhnliche Betrachtung selbst über entscheidende Momente und über so bedeutende Männer hinweggeht, wie diejenigen waren, von denen ich sprechen will. Unter diesen ist namentlich einer, dessen Erinnerung ich heute in die allgemeine Aufmerksamkeit zurückrufen möchte, nämlich Johann Friedrich Meckel, der den

eigentlichen Hallensera wahrscheinlich noch jetzt durch das Meckel'sche Museum bekannt ist, das so lange Zeit hindurch als ein Ruhmeswerk hier gezeigt wurde. Es hat aber eine Zeit gegeben, wo Johann Friedrich Meckel nicht bloss durch sein Museum, sondern viel mehr durch die Arbeiten, welche er machte, und durch die neuen Gesichtspunkte, welche er einführte, ein leitender Mann für das ganze gelehrte, forschende Deutschland war. Ich will vorweg daran erinnern, dass er nicht bloss ein Zeitgenosse Göthe's war, sondern dass er auch einer von den Männern gewesen ist, welche auf die Entwicklung Göthe's einen entscheidenden Einfluss gewonnen haben, so sehr entscheidend, dass man fast sagen kann, ohne Meckel würde Göthe wahrscheinlich nicht das geworden sein, was er geworden ist. Denn Göthe's war ja nicht bloss ein Dichter, er hat ja nicht bloss herrliche poetische Werke geschaffen, sondern er war auch ein Naturforscher, und die Zeit seiner Naturforschung, die ihm eben das besondere Verdienst eröffnet hat für alles, was in der Natur vorging, führt zurück auf die Periode, wo er sich mit etwas beschäftigte, was auch Meckel trieb, nämlich mit der Anatomie. Göthe war, als er nach Weimar an den Hof berufen war, in eine etwas unfruchtbare Stellung gekommen durch die hiesige Thätigkeit, die man ihm auferlegte, aber wenn ihm die Geschäfte zu viel wurden, dann rückte er zuweilen aus und ging nach Jena, wo er in Anatomie machte bei dem alten Loder, einem jetzt auch ziemlich vergessenen Anatomen, der aber seiner Zeit eine sehr bedeutende Thätigkeit entwickelte. Auch er war ein grosser Sammler. Das anatomische Museum war einmal ein hervorragender Reichthum von Jena, ein so grosser, dass in der Zeit, als nur noch Russland Geld hatte, der russische Kaiser das Museum kaufte und nach Petersburg bringen liess, wobei freilich das Mathew passirte, dass Kosaken den ganzen Spiritus unstranken, in dem die Präparate lagen, und dass erst die ungetrockneten Präparate nach Petersburg gelangten. Loder war es, der Göthe für die Anatomie begeisterte, und dieser kam so weit in seiner Begeisterung, dass er einen neuen Knochen entdeckte am menschlichen Skelet, den man bis dahin nicht gekannt hatte trotz der langen Zeit, während welcher man sich schon mit der Betrachtung des menschlichen Schädels beschäftigt hatte — den sogenannten Zwischenkiefer, das Os intermaxillare, denjenigen Theil des Oberkiefers, in dem die oberen Schneidezähne sitzen. Derselbe ist von grosser Wichtigkeit für alle diejenigen Störungen, bei denen die spätere Verbindung zwischen ihm und den Oberkieferfortsätzen, die den Gaumen bilden, gehindert wird, wodurch Hasenscharte, Wolfzähen und andere Missbildungen entstehen, wie schon Göthe gezeigt hat. Dieser war aber nicht bloss Anatom, sondern auch Archäolog; er beschäftigte sich mit den Schädelknochen, bis sich ihm durch das Auffinden eines gebornenen Schafschädels, den er auf den Dünen des Lido in Venedig fand, die früher von ihm vermuthete Thatsache, dass sämtliche Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstehen wollen, offenbart. Ich habe diese Thatsache nur anführen wollen, um daran deutlich zu machen, dass die Anatomie nicht bloss die Lehre vom Zustande der Knochen ist, wie sie fertig sind, nicht bloss die Anschauung des abgesclossenen, durch Wachstum nicht weiter zu verändernden Skelets, sondern dass sie auch umfasst die Geschichte dieser Theile, wie sie entstehen, was wir kurzweg ihre Entwicklungsgeschichte nennen. Nur aus dieser heraus konnte man verstehen, dass der

Zwischenkiefer, der nachher verwächst und dessen Verbindungen später so schwer erkennbar sind, übersees war, obwohl er constant bei allen Menschen sich vorfindet; jeder hat einmal einen Zwischenkiefer. Diese Richtung auf die Entwicklungsgeschichte, also auf das Werden der Dinge und was sich das Werden der lebendigen Dinge, die war es das Werden Göthe's auf die Pflanzenentwicklung führte, auf die Metamorphose der Pflanzen, wie er das bezeichnet hat. Damit wurde ein Begriff in die Betrachtung der lebenden Natur eingeführt, der bis dahin eigentlich noch nicht vorhanden gewesen war, der Begriff nicht bloss des Wachsenden, sondern auch der Metamorphosen dieses Wachsenden, wonach die Theile in dem Masse, als sie wachsen und fortschreiten, nicht bloss grösser, sondern auch anders werden.

Dieses Geheimniss ist nach aus einer Menge sehr merkwürdiger Vorgänge zu erklären, welche das grosse Gebiet der Pathologie umfassen. Ich will darauf hinweisen, dass für Jedermann, der sich ein klein wenig dafür interessiert, nichts mehr empfohlen werden kann als die Lectüre der „italienischen Reise“ Göthe's, auf der sich diese Betrachtung in ihm mehr und mehr entfaltete und er nicht bloss auf die Entwicklung der Pflanzen, namentlich der höheren Pflanzen kam, sondern auch mehr und mehr auf die Entwicklung der menschlichen Gestalt überging, und dass, als er nach Rom kam, nach dem Anfang machte zu jener Reihe von kunstgeschichtlichen Erörterungen, die ihn eine dauernde Stelle in der Geschichte der Archäologie gesichert haben.

Das habe ich angeführt, um den Stolz der Hallenser zu nuscheln. Göthe würde ohne Meckel nicht vorwärts gekommen sein, der was geradezu für die Betrachtung von der die Naturwissenschaftsgeschichte vorsehungsweise der thierischen Welt ausgegangen ist. Auf diesem Wege ist Meckel noch einer der fruchtbarsten Entdecker in der Pathologie geworden und hat eine Auffassung hervorgerufen, die ich persönlich im Augenblick am meisten vertheile, die nämlich, dass zwischen Pathologie und Physiologie, zwischen normaler und gestörter Entwicklung keine principielle Grenze ist, sondern dass so sich Beides dasselbe ist, nur verschieden gestaltet durch äussere Zwangsverhältnisse, unter denen sich die Entwicklung jeweilig vollzieht. Ich betone das hier an dieser Stelle, besonders um dem alten Meckel noch einmal meine Bewunderung auszusprechen und sie ihm näher zu bringen. Denn es gehört sehr viel dazu, in die Einzelheiten der Dinge so weit einzudringen, dass man begreift, dass die grösste Anomalie doch nichts anderes ist, als das Product eines Vorganges, der aus der natürlichen Entwicklung hervorgeht, eines wirklichen Lebensvorganges, der nicht etwa als eine durch unnatürliche und fremdartige Gewalt hervorgerufene Erscheinung anzusehen ist. Der alte Meckel ist, um es kurz zusammenzufassen, der Begründer der Lehre von den Missbildungen geworden, jener Abweichungen, die man bis dahin als Wunder bezeichnet hatte; un *si quis*, das Wunder, hat man diese ganze Lehre *Teratology* genannt, Wunderlehre. Meckel hat aber gezeigt, dass alle diese Wunder sich auf natürliche Wege vollziehen und dass die Entwicklung, welche sich dabei zeigt, immer denselben Gesetzen erfüllt, nur dass sie gelegentlich gehindert oder gesteigert wird, dass es also Defecte und Excesse gibt; nicht selten freilich eine Combination von Excess und Defect in demselben Individuum, wobei allerdings höchst seltene und abweichende Dinge zu Tage kommen. Das

ist auch die Grundlage der physischen Anthropologie. Denn man würde die physische Anthropologie, also die Lehre vom Menschen als eines lebenden Wesens nicht fassen können, wenn man nicht in der Lage wäre, zu begreifen, wie viel davon als ein regelmäßiges und wie viel als ein unregelmäßiges Ergebnis zu betrachten ist und aus welchem Gesetze das im Einzelnen hervorgeht.

Wir sind auch bis auf den heutigen Tag noch nicht so weit gekommen, genau übersehen zu können, wo die Grenzen liegen zwischen dem, was Abweichung ist und dem, was sich noch als eine Art von regelmäßiger erblicher Erscheinung darstellt. Für eine grosse Zahl unserer heutigen Anthropologen gilt die Vorstellung, dass die Entwicklung des Menschengeschlechtes sich durch eine innere Naturnotwendigkeit vollzogen hat, die man nicht weiter definiert, die aber immerhin dahin geführt hat, dass in einem und demselben Stamme im Laufe der Zeit langsam sich gewisse Abweichungen entwickelt haben, aus denen dann die verschiedenen Rassen und aus den Rassen wieder die Stämme hervorgegangen seien. Dieser Möglichkeit gegenüber steht die andere, dass nämlich nicht zugleich eine Rasse oder ein Stamm entsteht, sondern dass eine Nödrung eintritt, welche für ein einzelnes Individuum eine Abweichung mit sich bringt, ohne dass gleich eine neue Rasse entsteht. So beginnt die sogenannte Varietät, aus deren Studium der Darwinismus hervorgegangen ist. Darin ist war einer der intelligentesten und in der That scharfsinnigsten Erklärer solcher Erscheinungen, indem er den Nachweis führte, dass eine Menge solcher Eigenheiten künstlich erzeugt werden können, am häufigsten durch Domestication oder dass sie, indem sie zufällig auf dem Wege der Erbllichkeit sich fortpflanzen, auch häufig durch Anpassung an neue Verhältnisse, Accommodation an Stände kommen. Ich rathe Ihnen, wenn Sie einmal mit diesen Dingen sich beschäftigen, nicht zu einseitig zu formulieren oder zu acceptieren, sondern sich selbst zu bilden.

Wir sind noch nicht über den Punkt hinweg, wo man die Grenzen genau angeben kann zwischen dem, was sich durch besondere äussere Verhältnisse in erkennbarer Weise vollzieht, und dem, was sich ohne diese äusseren Einflüsse, also gewissermassen von innen heraus bildet. Auf diesem letzteren Wege verlaufen nämlich alle erblichen Verhältnisse, weshalb es geschieht, dass Sohn, Vater, Mutter und vielleicht Grossvater einander ähnlich werden, während doch verschiedene Nuancirungen in den Varietäten entstehen. Wenn aber eine Varietät dauernd sich fortpflanzt, dann entsteht ein Stamm, es kommt schliesslich eine neue Rasse zu Stande; wenn es aber einmal wieder der Natur gefällt, so kann sie das auch immer wieder zurück bilden, es kann ein Rückschlag kommen, und der sogenannte Atavismus sich einstellen. Diese Lehre vom Atavismus hat eine so grosse Ausdehnung gewonnen, dass sie fast alles beherrscht, ich wage nicht, Ihnen ein Urtheil an sagen, wo die berechtigten Grenzen liegen, ich weiss es nicht und ich glaube auch, es weiss es kein anderer. Wenn es aber einer behauptet zu wissen, so behaupte ich, dass er sich in der Regel täuscht. Das sind Fragen, die noch ungelöst liegen. Es mag noch manche Generation dahingehen, ehe alle die Geheimnisse gelöst werden, welche auf diesem Gebiete bestehen.

Um einen bestimmten Fall anzuführen: es gibt Kinder, die gewisse Abweichungen haben, die z. B. weniger Gehirnbogant sind, wie die anderen Kinder ihrer Rasse, aber sie bekommen zugleich ein besonderes

Ansehen, sie sehen aus wie Mongolen, wenn Sie gelehrt sprechen wollen, würden Sie sagen, dass sei eine mongoloid Rasse. Das ist eine Formel, die erst einiger Zeit bei uns in Deutschland aufgefunden ist. Aber die mongoloid Rasse ist jetzt auch schon auf Frankreich übergegangen, es ist zu der Annahme einer besonderen Rasse von Mongoloiden gekommen, und so wird sie wohl die Keime in die ganze Welt machen. So gut, wie wir uns eine mongoloid Rasse haben, kann man auch eine negroide aufstellen und beliebige andere Stämme oder Völker der Bestimmung zu Grunde legen. Es ist gar kein Zweifel zulässig, dass überall sich immer wieder gewisse Aehnlichkeiten vorfinden, die sich mit Leichtigkeit an einer Rassenverstellung entwickeln lassen. Keine Rasse ist darin mehr begünstigt worden, als die semitische. Die jüdische Rasse spielt selbst in der Anthropologie eine ungewöhnliche Rolle. Es gibt wenige Reisende, die etwas an sich halten, die nicht irgendwo ein jüdisches Gesicht treffen; für Neu-Guinea z. B. ist es eine besonders beliebte Angabe. Aber wir brauchen nicht nach Neu-Guinea zu gehen, wir können auch in Europa, z. B. im Kaukasus herumreisen, um jüdische Gesichter zu treffen, von denen man annehmen könnte, es sei ein Rückschlag, wenn man nicht eine andere Erklärung aufstellen will. Ich kann sagen, diese Neuerung wird allmählich epidemisch. Wenn die Damen, welche uns heute so mahnen, besinnen, sich klar machen wollen, wie sie seitweis zu einer neuen Mode kommen, so kann man sich auch leicht daran gewöhnen, allen Menschen nach der Nase zu sehen. So gewohnt man von den Straussenfedern auf dem Hut auf eine Beziehung zu Güssen und Rabenfedern und schliesslich zu Hänen und Ganssen selbst u. s. w.

Das habe ich nur hervorheben wollen, um zu sagen, dass der alte Meckel solche Moden nicht machte; er war ein alter, hartnäckiger, verstoekter Sünder, der durchaus Alles auf normale Verhältnisse zurückzuführen suchte, indem er sich klar machte, was ist das Normale, was das Pathologische, und der sich niemals in zweifelhaften Fällen dadurch irre führen liess, dass er sie durch Atavismus deutete. Damit kommt man zuletzt auf Adam. Allmähliche Varietätenbildung kann zweifellos vorkommen; trotzdem würde man wahrscheinlich vergeblich darauf warten, dass es auch einmal so mache, dass die ganze Menschheit wieder auf den alten Adam zurückgebracht wird.

Wir haben uns das besondere Geschick zu preisen, welches nach Halle, viel später, als der alte Meckel todt war, einen anderen besonnenen Mann brachte, nämlich Welcker, der erst vor wenigen Jahren dahingegangen ist; er wurde auf den Lehrstuhl gesetzt und er ist der genaueste und feinste Untersucher des menschlichen Knochenlänens geworden. Welcker hat in der That spechenachend gewirkt für eine längere Zeit, die den letzten Jahrhundert angehört, in dem fünfziger und sechziger Jahren. Er hatte die Wahl, nach Halle zu gehen, nicht zum geringen Theile deshalb getroffen, weil er die Meckel'schen Sammlungen hier fand und damit gleich ein grosses Material bekam; er setzte die Sammlung fort und entwickelte sie immer weiter, so dass Sie, wenn Sie jetzt in die Sammlung gehen, eine grosse Menge neuer Gegenstände sehen, welche erst Welcker zusammengebracht hat. Während der alte Meckel vorzugsweise inländisches Material sammelte und verarbeitete, und so ein nationales Museum schuf, hat Welcker vorzugsweise exotische Schädel gesammelt. Er war darin sehr glücklich und sehr geschickt; ich kann sagen, dass er mir ein paar Mal sehr werthvolle Schädel vorenthalten hat, die ich

speziell als die meinen betrachtet hatte. Er hat gezeigt, wie man Schädel untersuchen müsse, wenn man sie in's Einzelne betrachtet. Meckel kam auch schon auf Einzelnes, aber er hat niemals gemessen, es war ihm noch nicht das Verständnis aufgegangen, dass man nicht bloß die Form, sondern auch die Grösse der Dinge braucht, und dass auch, wenn man die Grösse hat, man noch die verschiedenen Dimensionen in's Auge fassen muss. Erst dann bekommt man die Grundlagen für eine perfekte Vergleichung. Diese Methode hat Welcker eingeführt und er hat dadurch für ein paar Decennien massgebend gewirkt auf die ganze Richtung, wie gearbeitet worden ist. Ich habe es immer sehr bedauert, dass er dahingewandert ist, ehe es ihm gelungen war, seine Erfahrungen in zusammenhängender Verbindung zu bringen und der Welt eine Art von abgeschlossenem Werk zu hinterlassen. Aber ich bin überzeugt, dass die Arbeiten, die er geliefert hat, wegen der ausgezeichneten Methode, welche er angewendet hat, immer massgebend bleiben werden. Darum werden Sie es verstehen, warum für einen Anthropologen, wie für mich, ein so grosser Reiz darin lag, unsere Versammlung einmal hier an diesem Orte zu halten, wo Sie das ganze Material sehen können, wo der Geist grosser Forscher Sie anspricht, wo weitestens unter der älteren Generation wenige sein werden, die nicht noch die Namen kennen. So dürfen wir mit einem gewissen Stolz auf diese Männer hinweisen, die für unsere Stellung in der Anthropologie so Wesentliches geleistet haben.

Ich komme eben von Paris und habe zu wiederholten Malen die dortigen Sammlungen wieder durchlaufen, habe das Musée Broca und das Musée du Trocadéro in ihrer grossen Ausdehnung kennen gelernt, die neueren Erwerbungen gesehen und damit diejenigen Sammlungen, welche Frankreich uns an die Seite stellen kann. Ich will noch weiter gehen und erwähnen, dass es in Paris ausser den genannten noch zwei andere ausgezeichnete Sammlungen gibt, die eine in dem berühmten Jardin des plantes, die schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts her bestand und schon unserem alten Blumenhach, als er von Napoleon als Gesandter seiner Stadt nach Paris berufen war, als musterbildig galt. Ich habe sie wieder gemustert und muss anerkennen, dass wir na Reichthum und Mannigfaltigkeit der Objekte dem nichts gleich stellen können; sie geht immer noch weit über all das hinaus, was wir in Deutschland besitzen und zeigen können. Aber ich muss auf der anderen Seite auch wieder sagen, wir haben mit mehr Fleiss, mit mehr Ausdauer und mit mehr Methode das, was wir besitzen, untersucht. Jedenfalls kann ich nicht zugeben, dass etwa der grössere Reichthum der französischen Museen die Möglichkeit geboten hat, die Lehre vom Menschen viel weiter zu bringen, als wir sie gebracht haben; für den Moment sind wir in manchen Stücken sogar etwas weiter gekommen. Dagegen will ich mit besonderer Anerkennung daran erinnern, dass es noch ein anderes Museum in Frankreich gibt, das weit über die Bedeutung der anderen hinausgeht, das Musée national in St. Germain-en-Laye. Wir haben dasselbe als Congress neulich besucht und haben mit höchster Befriedigung gesehen, was dazwischen Fleiss, was die Vereinigung eines ganzen Volkes und eine zugleich geschickte, in's Köstliche reichende Aufstellung machen können. Das Musée de St. Germain-en-Laye ist dasjenige, welches für die anthropologische Entwicklung, man kann auch sagen, für die anthropologisch-archaische Entwicklung der Lehre vom

Menschen in Frankreich massgebend geworden ist. Wenn Sie dahin gehen, so werden Sie da die allerersten Spuren des Menschen finden, auch Originalstücke von geschlagenem Feuerstein, wie sie Boucher de Perthes zuerst dann verwendet hat, um Cuvier, dem grössten Zoologen Frankreichs, gegenüber den Nachweis zu führen, dass der Mensch schon existirt habe vor der Sintfluth, dass es also antediluvianische Menschen gegeben hat, während Cuvier mit dem reichen Material des Jardin des plantes glaubte den Beweis führen zu können, dass der Mensch das jüngste Product der Schöpfung sei und dass er erst nach dem Diluvium entstanden sei. Boucher de Perthes zeigte freilich nicht das Menschen, auch keine Reste desselben, aber er zeigte, dass früher Menschen etwas gearbeitet haben, was nicht wieder zu Grunde gehen konnte, die Steinwerkzeuge. An dieses hat er mit überzeugender Gewalt die Thaten nachgewiesen, dass zu jeher Zeit Menschen existirten, welche Feuerstein geschlagen haben. Damit ist der Mensch, wir weisen, in welche Zeiträume, Jahrtausende, Hunderttausende von Jahren weiter rückwärts gerückt. In St. Germain ist eine Fülle von Objecten aus den verschiedenen Perioden der antediluvianischen Zeit gesammelt und das Alles steht dort in schönster Ordnung. Das Schloss war für diese Dinge nicht bestimmt, es war gebaut für Zwecke der regierenden Familie; der neueste Ausbau wurde noch unter dem letzten Napoleon nachher gemacht, auch wieder zu dem Zwecke, dass der Herrscher dort wohnen sollte. Jetzt wohnt nur der Director dort, unser Colleague, ein liebenswürdiger Franzose, Alexandre Bertrand. Im Uebrigen ist Alles gefüllt mit den Ueberresten von der älteren Zeit bis gegen die historische Periode herein. Ich glaube nicht, dass es irgend einen Platz in der Welt gibt, wo mit dieser Vollständigkeit und Gleichmässigkeit die culturelle Entwicklung des Menschen zu übersehen ist, und zugleich so klar, so bequem und geschickt geordnet.

So etwas müssen wir in Deutschland erst herstellen. Natürlich werden Sie in Halle nicht gleich ein Museum, wie das von St. Germain, machen können, aber ich glaube, Sie können noch recht viel machen. Es gibt viele Fragen localer Natur, die immer vor beantwortet werden können, wenn man an Ort und Stelle ist und sofort angreift. Sie werden uns danach nach Eisleben führen, wo Bergbau auf Kupfer und Silber getrieben wird; da kann ich Ihnen vertragen, dass im Augenblick keine Frage die prähistorische Archaische so sehr aufreht, wie die Kupferfrage. Es gibt viele Thatensachen, welche es auch für mich in höchstem Masse sicher erscheinen lassen, dass es eine Zeit gegeben hat, wo der Mensch von allen Metallen noch kein anderes als Kupfer kannte, welches er zu gebrauchen, und wo das Kupfer, weil es leichter tractirbar, hämmerbar, schmiedbar, als Eisen ist, allein verwendet sein dürfte. Ich weiss von hier noch sehr wenig, was mit dem Kupfer in Beziehung gebracht worden ist, vielleicht erfahre wir mehr davon im Laufe dieser Tage, nachdem jetzt eine so sorgfältige Leitung der Geschäfte hier eingetreten ist. Ich möchte aber auch die übrigen Bewohner der Provinz darauf hinweisen, dass hier ein Gebiet vorliegt, wofür wir im ganzen übrigen Deutschland keine Parallele haben; wir besitzen keine zweite Provinz, wo Kupfer so zu Tage getreten ist.

Nicht gelöst ist auch die andere Seite der Untersuchung, die gerade in Deutschland nicht in dem Masse durchgeführt worden ist, wie es wünschenswerth wäre, ich meine das andere Metall, welches man

zunächst mit dem Kupfer verbunden hat, das Zinn, um Bronze herzustellen als das Hauptmaterial für die vorhistorische Arzeneieinrichtung. Darüber streiten die Gelehrten noch fortwährend, man kann sagen, dass die Differenz mit jedem Decennium größer wird; denn wir werden immerwährend in einem Lichte, das von den sogenannten Zinnsteinen an der Küste von England bis nach Samarkand und darüber hinaus sich erstreckt; zuletzt kommt dann immer noch die Frage: haben die Chinesen die Bronze erfunden oder haben die alten Bewohner der englischen Küste sie erfunden? und waren die Phönicier dabei beteiligt? Nur auf einer Beantwortung dieser Fragen kann eine einigermaßen sichere Lösung des Problems der Bronze-Erfindung beruhen; das ist der einzige Punkt, von dem aus eine Art von chronologischer Bestimmung möglich ist. Herr Montelius würde wohl die Jahreszahl herausfinden, wenn er die Zeit der Bronze-Erfindung ermitteln könnte. Auf der Kenntnis dieser Mischung beruht unsere ganze Zeitrechnung; ehe man einigermaßen darüber klar geworden ist, wird immer noch ein Fingerring bestehen bleiben. Es gibt also doch solche Probleme auch in Deutschland und sie müssen verfolgt werden.

Was die Menschen anbetrifft, die wir ja in unseren Untersuchungen gewöhnlich mit den Kunstproducten, die sie hergestellt haben, einigermaßen verbinden, so liegen da die Verhältnisse in gewissem Masse, wenn auch in anderer Beziehung, etwas günstiger. Darüber werde ich im Laufe dieser Tugung noch einmal sprechen; es handelt sich um die Frage der Tiermännchen und der Steine, mit der wir beschäftigt werden.

Indem ich Sie, verehrte Anwesende, darauf vorbereite, dass unsere heutige Zusammenkunft wesentlich nur den Zweck hat, als eine Einleitung zu dienen für das, was kommen soll, und ungefähr die Probleme vorzuführen, mit deren Lösung wir uns beschäftigen wollen und beschäftigen müssen, kann ich für jetzt schliessen.

Ich möchte nur noch ein paar Worte hinzufügen, um einem Vorwurf zu begegnen, der mir in der letzten Zeit wiederholt vorgekommen ist und den ich für ungerecht halte. Es gibt nämlich Menschen, die glauben, wir machten diese Congresse immer nur gewissermaßen aus persönlichen Gründen, entweder um uns dadurch mit ungenügenden und liebenswürdigen Leuten in Beziehung zu setzen, oder um Reisen zu machen, oder um gut zu essen und dergleichen mehr. Diese Leute halten es nicht für nötig, dass wir so oft zusammen kommen; sie meinen, es wäre viel nützlicher, nicht bloss für die Hauslichkeit, sondern auch für das Wesen der Menschen, wenn wir mehr in loco arbeiteten. So hat man mir in der Presse den Vorwurf gemacht, dass ich in diesem Jahre schon 39 Congresse besucht hätte; das muss ich freilich ablehnen, es sind nicht einmal zehn, aber ich muss allerdings anerkennen, es waren ziemlich viele. Nun, das ist in der That nicht zum Vergleichen geeignet; ich will namentlich hervorheben, dass, wenn ich in Paris, von wo ich eben zurückkomme, allerdings drei oder vier Congresse von sehr wichtiger Natur mitgemacht habe, ich während der Tage, an denen die Congresse-Sitzungen hielten, mich ernsthaft habe anstrengen müssen. So fleissig, wie die Pariser Congresse besucht waren, sind in der Regel unsere Congresse nicht besucht. In Paris hätten wir meist Säle, die so vollgestopft von Zuhörern waren, dass man kaum Platz finden konnte; von Frühstückspause und dergleichen war keine Rede; wer sich nicht versorgt hatte, musste hungern. Aber es wurde sehr fleissig gearbeitet und discutirt und eine grosse Masse

wichtiger Dinge vorgetragen. Ich war seitdem auf der Naturforscherversammlung in Aachen und habe wirklich einigermaßen Noth gelitten; da man mich zum Vorsitzenden der pathologischen Section gemacht hatte, habe ich Tage gehabt, an denen ich zehn Stunden habe sitzen müssen. Das geschieht in der That nicht bloss des Pölsers wegen, sondern es geschieht wirklich aus einer gewissen Nothwendigkeit, und diese ist wieder darauf gegründet, dass man auf einem guten Congresse eine Menge von Dingen erfährt und lernt, die man z. B. aus Büchern nicht lernen kann, gerade wie ein Student, der fleissig in die Vorlesungen geht, immer mehr lernen kann, als wenn er während der Zeit zu Hause sich hinsetzt und Bücher liest. Es gibt gewisse Facultäten, in denen das Lesen von Büchern sogar über das Hören von Vorlesungen gesetzt wird; es nimmt das auch in anderen Facultäten, als der juristischen, etwas zu, aber ich kann sagen, es ist eigentlich eine schädliche Gewohnheit, denn damit entzieht man dem Einzelnen die Möglichkeit, regelmässige Fortschritte zu machen, alles zu erfahren, was dort zu erfahren ist. Aber so geht die Sache gewöhnlich in denjenigen Wissenschaften, die erst entstehen. Da wir es hier mit einer bestehenden Wissenschaft zu thun haben, wo immerfort neues Material erscheint, immer wieder Neues gesammelt werden muss, und wo dieses ewige Sammeln es unmöglich macht, das alles gleich in Bücher zu schreiben, da muss man von Zeit zu Zeit in die Sammlungen gehen, die Leute hören, sie sprechen, sie selber fragen. Dann kommt man erst eigentlich in den Besitz dessen, was im Augenblick zu erkennen möglich ist. Dieses Bestreben ist es, was wir auch mit den anthropologischen und archäologischen Congressen verfolgen. In diesem Streben sind uns nur die skandinavischen Nationen voran gekommen. Die Herren von Dänemark, Schweden und Norwegen, die frühzeitig auf diese Verhältnisse aufmerksam wurden, haben ihre Regierungen bestimmt, besondere Stipendien zu gründen für Reisende, welche solche Studien machen wollen. Das ist unter Anderem der Grund gewesen, dass wir einen Mann, wie Herrn Montelius haben, den ich hiermit als einen der besten und am liebsten geschehen Besucher unserer Congresse bezeichnen darf. Ein solches Verfahren ist bei uns noch nicht recht zum Durchbruch gekommen, unsere Regierungen haben immer noch grosse Noth, Stipendien für die einzelnen Kategorien aufzubringen. Man gewöhnt sich daran, einmal einen Bildhauer nach Italien zu schicken, aber man hat grosse Skrupel, wenn es sich darum handelt, einen Anthropologen dahin zu schicken; die können als Marine- oder Militärärzte in der Welt herumziehen und das nothwendige Material zusammentragen. Auch im Civil haben wir tüchtige Männer, die auf kümmerlichem Wege dies haben machen müssen. Herr Hagen weiss, wie lange er diese Arbeit in niederländisch Indien verrichtet hat. Ich kann sagen, wir haben viele Männer dieser Art. Die Arbeit muss gemacht werden, und so wenig, wie ich angestehen kann, wir hätten zu viele Congresse, so kann ich auch nicht anerkennen, wir hätten zu viele Reisende, welche solche Studien machen.

Es sind zwei Seiten in unserer Thätigkeit, die nicht national genug entwickelt sind. Was insbesondere die Congresse anbetrifft, so will ich noch darauf aufmerksam machen, dass es nur durch die Congresse möglich geworden ist, jene Verwirklichung der Sammlungen in Deutschland zu erzielen, die wir im Laufe der letzten zehn Jahre haben entstehen sehen. Es gibt Leute, die es beklagen, dass zu viele Sammlungen

entstehen; es läst sich ja über den Werth mancher derselben streiten, aber ich mass sagen, ohne die Sammlungen würde eine grosse Masse werthvollsten Materiales verloren gehen, überhaupt nicht gesammelt oder nach kurzer Zeit wieder vergessen werden. Nur eine gut gehaltene Sammlung gewährt für die Zukunft eine Sicherheit. Ich bitte Sie also dringend, dass Sie nicht bloss, was Sie können, die bestehenden Sammlungen vermehren helfen und neue Sammlungen gründen, sondern dass Sie auch die Männer einzigermassen schätzen, welche diese Sammlungen besorgen. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte. —

Ich habe sammt der Ehre, die XXXI. Allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu eröffnen.

Wir werden annehme die Ehre haben, eine Reihe von Begrüssungen entgegenzunehmen von hervorragenden Vertretern der Behörden und Vereine. Ich erlaube mir, die Herren einzeln anzuführen.

Ich gebe zunächst das Wort dem Vertreter der kgl. Staatsregierung, Herrn Präsidenten Seydel.

Herr Eisenhahndirections-Präsident Seydel-Halle:
Hochachtungsvolle Versammlung! Da der Herr Oberpräsident der Provinz, Staatsminister Dr. v. Bötticher leider verhindert ist, sich an der heutigen Versammlung zu betheiligen, fällt mir die Ehre zu, der Deutschen anthropologischen Gesellschaft an dieser Stelle Namens der staatlichen Behörden Gruss und Willkommen zu entrichten und zugleich meinem Dank dafür Ausdruck zu geben, dass Sie uns gestattet haben, uns an den heute und an den folgenden Tagen stattfindenden interessanten Verhandlungen zu betheiligen. Wie wir Vertreter der Hallischen Behörden stets gerne in diesem, durch ihre Zweckbestimmung geheiligten Räume weilen, um uns an dem Bors der Wissenschaft zu erfreuen, so sind wir auch heute mit besonderer Freude Ihrer Einladung gefolgt. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte bilden ja gegenwärtig nicht mehr ein Gebiet wissenschaftlicher Forschung, welches nur einem begrenzten Kreise gelehrter Männer vorbehalten ist — gerade die Deutsche anthropologische Gesellschaft und ihre hochverehrten Führer haben das Verdienst in Anspruch zu nehmen, das Interesse und das Verständnis dafür in die weitesten Kreise, in die ganze gebildete Welt hinausgetragen zu haben; ihnen ist es gelungen, in allen Berufsclassen Förderer Ihrer Interessen gefunden, überall in der Welt Männer gewonnen zu haben, welche mit Ihnen dem hohen Ziele nachstreben, den Schleier, der noch über unserer prähistorischen Vergangenheit und über der Lehre vom Menschen überhaupt ruht, zu lüften und allmählich ganz hinwegziehen. Es bedarf nicht erst der Versicherung, dass auch wir mit besonderem Interesse Ihren Verhandlungen folgen werden. Wir wünschen und hoffen, dass die Arbeiten der diesjährigen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft wie immer geeignet seien, und dass die Sant, die Sie in diesen Tagen austreten, reichliche Früchte tragen möge zur Ehre und zum Ruhme der deutschen Wissenschaft.

Herr Oberbürgermeister Stände-Halle:

Hochgeehrte Versammlung! Auch die Stadt Halle beist Sie herzlich willkommen, und es gereicht mir zur grossen Freude, dass ich Ihnen die Grösse der städtischen Behörden und der Bürgerschaft von Halle

überbringen darf. Es war mir eine grosse, herzliche Freude, als ich von Ihrer letzten Versammlung in Lindsa das Telegramm erhielt, welches mir die Botschaft brachte, dass Ihre Gesellschaft beschlossen habe, die diesjährige Versammlung in Halle abzuhalten, und als ich erfuhr, dass das Telegramm kein Gerünger abgesandt hatte als derjenige, der Ihre Gesellschaft so erfolgreich leitet. Meine Freuds wurde geteilt von Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung. Wir waren uns allerdings bewusst, dass unsere Stadt nicht alles bieten kann, was andere Städte schon der ethnologischen Gesellschaft geboten haben, wir waren uns bewusst, dass bedeutende Stände unter denen waren, welchen Sie die Ehre zu Theil werden liesset, Ihr Vorort zu sein; wir waren uns bewusst, dass die Naturschönheiten unseres Saalethaales nicht die grossen Reize aufweisen und sich nicht mit der herrlichen Landschaft am Bodensee vergleichen lassen, an dem Sie voriges Jahr tagten. Aber auf der anderen Seite waren wir uns bewusst, dass die Stadt Halle Sie mit offenen Armen empfangen werde und dass es keine Stadt in Deutschland geben darf, wo Sie freudiger, herzlicher angenommen werden als in Halle, der alten Saalstadt. Ich spreche den Wunsch und die Hoffnung aus, dass Ihre Berathungen in dieser Stadt, von Erfolg begleitet seien. Ihr Herr Vorsitzender hat schon auf die grosse Anzahl von Anthropologen hingewiesen, die in unserer Stadt gelebt und gewirkt haben, er hat auf die ausgezeichneten Sammlungen derselben hingewiesen, er hat auf unsere berühmte Hochschule hingewiesen. Mögen Ihre Verhandlungen der Allgemeinheit zum Nutzen gereichen und möge es insbesondere Ihren Bestrebungen gelingen, dass bald an keiner deutschen Universität ein Lehrstuhl für die Wissenschaft des Menschenthums fällt.

Ich wünsche, meine verehrte Damen und Herren, dass sie sich nach der Arbeit hier in Halle und in unserer Umgebung, in unserem Saalethale recht wohl fühlen mögen, ich wünsche insbesondere, dass der Himmel uns Morgen heitelt möge, damit Sie beim Besuch der Feisnitz, unserer Nachthallesinsel, im Grünen Erholung finden von Ihren Arbeiten und Pflanzungen, dass Sie eine freundliche Erinnerung an unsere Stadt und das Saalethal mitfortnehmen mögen. Noch einmal, meine Damen und Herren, seien Sie in der Stadt Halle von ganzem Herzen willkommen!

Herr Professor Dr. Pischel, Rector der Universität Halle:

Geehrte Damen und Herren! Im Namen der Universität heisse ich Sie herzlich willkommen. Wir haben es mit Freuden begrusst, dass Ihre Versammlung in eine Zeit fällt, in der wir unsere Räume Ihnen zu unumschränkter Verfügung stellen konnten. Wir sehen dies als gutes Verzeichen dafür an, dass es gelingen möge, der Anthropologie an unserer Universität einen weiteren Eingang zu verschaffen als dies bisher möglich gewesen ist. Der Herr Vorsitzende hat bereits mit rühmenden Worten der Verdienste der Mäner gedacht, die früher an unserer Universität am Ausbau der Anthropologie beigetragen haben; ich darf vielleicht einen Dritten noch hinzufügen, meinen Vorgänger im Amt, den Sprachforscher August Friedrich Pott, der auf dem Felde der Anthropologie unauflösliche Sperr seiner Thätigkeit hinterlassen hat. Es ist uns eine Ehre, gerade aus dem Munde des Vorsitzenden zu hören, welche Verdienste die Universität Halle auf diesem Gebiete sich früher erworben hat. Unsere Universität gehört nicht zu den schönsten Deutschlands, aber sicher zu denjenigen, wo von Lehrenden und Lernenden auf's

Eifrigst gearbeitet wird. Möge der Segen ernster Arbeit auch auf Ihren Beratungen und Verhandlungen ruhen Ihnen zur Freude, der Wissenschaft zum Nutzen!

Herr Geh. Regierungsrath Professor Dr. Freiherr von Fritsch, Präsident der Leopoldina in Halle:

Hochverehrte Anwesende! Mir als dem Präsidenten der ältesten Deutschen naturwissenschaftlichen Gesellschaft ist heute die Freude beschieden, hier die anthropologische Gesellschaft zu begrüssen, hier an einer Stätte, wo wir selbst allerdings nur Gäste sind. Die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher ist in schwerer Zeit entstanden: unmittelbar nach den Stürmen des 30-jährigen Krieges vereinigten sich Männer, um, da sie es wußten, dass sie einzeln ohnmächtig seien, in der Sonnenkraft der Gemeinschaft die Wissenschaften zu fördern. Die Vereinigung fand bald eine Anerkennung des Staates; sie ist allerdings lange Zeit hindurch bei den Anfängen stehen geblieben, denn trotz der ihr gewordenen Vergünstigungen vermochte sie sich nicht in gleichem Masse zu entfalten wie andere Akademien. Später hat sie sich wieder neu gestaltet. Seitdem sie das Gastrecht hier in der Stadt Halle genießt, seitdem die Universität Halle ihr Räume dargeboten hat, ist sie kräftig emporgewachsen. Unsere älteste Gesellschaft hat auch eine Section für Anthropologie und dresdlich freuen wir uns, deren Obmann, den Altmeister der Anthropologie als Vorsitzenden, bei uns zu sehen. Namens dieser ältesten Akademie darf ich hier der Versammlung ein freudiges Willkommen zurlieben.

Gestatten Sie mir, auch gleich eine kurze Begrüßung hinzuzufügen von Seiten eines örtlichen Vereines, eines der jüngsten der wissenschaftlichen Vereine, die heute vertreten sind, des naturwissenschaftlichen Vereines für Sachsen und Thüringen. Seitdem die anthropologische Gesellschaft sich unser bescheidenes Halle als Sitz erwählt hat, ist es uns Allen eine grosse Freude gewesen, dieses Tagen entgegenzusehen, denen ja auch der Himmel besonderen Reiz verleiht. Willkommen hier in Halle!

Herr Geh. Regierungsrath Professor Dr. Lindner-Halle, Vorsitzender der Historischen Commission für Sachsen-Anhalt:

Meine Damen und Herren! Gestatten Sie auch mir, in kurzen Worten die Versammlung zu begrüssen im Namen der Historischen Commission für die Provinz Sachsen und das Herzogthum Anhalt. Der Landtag der Provinz Sachsen hat sich zuerst unter allen preussischen Provinzen das Verdienst erworben, nicht unbedeutliche Summen in jährlicher Folge anzusetzen zum Zwecke der Erforschung der Geschichte unserer Provinz, und wir freuen uns, dass in der letzten Zeit auch das Herzogthum Anhalt zu gleichem Zwecke sich mit uns vereinigt hat. Wenn das Herzogthum Anhalt auch ein selbständiger Staat ist, so ist sein Gebiet ebenfalls nicht gross, aber wir sind uns dessen immer bewusst gewesen, dass auch auf kleinerem Gebiete für das Ganze gearbeitet werden muss; wir haben stets das Bestreben gehabt, bei dieser Vereinzelung in's Bewusstsein zu bringen, dass es sich dabei nur um die Allgemeinheit handelt. So haben wir uns auch mit der frühesten Geschichte unseres Landes beschäftigt; aber diese sogenannten prähistorischen Zeiten lassen sich nicht in einen engen örtlichen Rahmen fassen, wir sind genöthigt gewesen, uns hinauszuwagen auf ein weiteres Gebiet, und ich darf wohl sagen, dass

unsere Commission diese Aufgabe immer mit besonderem Eifer und besonderem Interesse durchzuführen gesucht hat. Zeugnisse dafür ist unser Provinzialmuseum, das unter ausgezeichnete Leitung Ihrem Besuche offen steht; ich hoffe, dass Sie dort einige Befriedigung finden werden. Allerdings befindet sich das Museum gegenwärtig selbst in einem etwas prähistorischen Zustande, wir haben aber die Hoffnung, dass sich das bald ändern wird.

Zum Zeugnisse unserer Thätigkeit haben wir uns ferner erlaubt, Ihnen die Festschrift zu überreichen, welche sich in der Hauptsache auch mit prähistorischen Dingen beschäftigt. Wir haben dann übernommen — und es hat dem Gegenstande mehrerer Sorgen lange Jahr hindurch gebildet — eine Wandtafel zu entwerfen mit Abbildungen vorgeschichtlicher Gegenstände, die hier aufgestellt ist und weiter zur Erörterung kommen wird. Wir haben dabei einen doppelten Zweck im Sinne gehabt, zunächst den praktischen, das allgemeine Interesse für diese Dinge zu wecken und zu verbüten, dass sie nicht unbeachtet vernichtet oder bei Seite geworfen werden. Wir haben aber auch einen höheren Zweck dabei verfolgt: wir wollten die allgemeine Aufmerksamkeit zurücklenken auf die früheren Zeiten und hielten es keineswegs für gleichgültig, wenn in der That auch weiten Kreisen das Bewusstsein erwacht wird, dass dasjenige, was die heutige Menschheit ist, aus sehr kleinen Anfängen und nur auf mühseligen Wege geworden und erworben ist. Daher hoffe ich, dass die Arbeiten unserer Historischen Commission und der anthropologischen Gesellschaft sich gegenseitig ergänzen, und wir, indem wir, jede in ihrer Weise, den Weg gehen, der zum gemeinsamen Ziele, dem Wissen führt, vom Wissen zum Erkennen gelangen. Der Weg dazu steht ja offen, und so will ich hoffen, dass diese combinirte Arbeit mehr und mehr das Ziel erreicht oder wenigstens uns demselben näher bringt, so dass wir langsam und allmählich aus dem Dunkel zum Lichte gelangen werden.

Herr Geh. Medicinalrath Professor Dr. Bernstein, Präsident der Naturforschenden Gesellschaft in Halle:

Hochansehnliche Versammlung! Als Vertreter der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle sei es auch mir vergönnt, an Sie einige kurze Worte der Begrüßung zu richten. Diese Gesellschaft kann auf ein mehr als hundertjähriges Bestehen zurückblicken; zählt daher diejenigen berühmten Männer, welche unser verehrter Herr Vorsitzender schon in seiner Begrüßung erwähnt hat, zu ihren Mitgliedern: den berühmten Anatomen Johann Friedrich Meckel, ebenso den vor einigen Jahren verstorbenen Anatomen Hermann Welcker. Ich darf bei dieser Gelegenheit den verehrten Vorsitzenden, zugleich als ein Mitglied der medicinischen Facultät, besonderen Dank sagen für die ehrenden Worte, welche er diesen Männern gewidmet hat. Ich möchte mir aber erlauben, an diese berühmten Namen auch noch ein paar andere Namen anzuschreiben, welche den angrenzenden Wissenschaften angehören, die sich mit der Untersuchung lebender Wesen beschäftigen. Die gesammte Naturforschung hat ja nicht bloss Berührungspunkte mit der Anthropologie, sondern es decken sich auch die einzelnen Gebiete in dem grossen Bereiche des Wissens miteinander, und dass gehört nicht bloss vergleichende Anatomie, von der bisher die Rede gewesen ist, sondern dazu gehört auch Physiologie und Zoologie, insbesondere vergleichende Physiologie. Ich möchte daher noch an den

Namen des berühmten Zoologen Burmeister erinnern, welcher durch seine Forschungen in Südamerika auf dem Gebiete der Zoologie und Paläontologie Ausserordentliches geleistet und dadurch viel beigetragen hat zum Verständniß der anthropologischen Wissenschaft. Ich möchte aber auch heute den Namen des hervorragenden Physiologen Alfred Wilhelm Volkmann erwähnen; er gehörte nicht zu den Physiologen, welche sich intensiv mit Anthropologie, als einem Theile der Physiologie, beschäftigt haben. In den älteren Lehrbüchern der Physiologie finden wir ja, dass das Capitel der Anthropologie einen nicht unbedeutlichen Raum einnimmt, und ich glaube, dass die Anthropologie überhaupt zuerst von der Physiologie systematisch behandelt worden ist. Volkmann hat aber in seinen Forschungen grossen Werth gelegt auf das eigentlich Menschliche in der Physiologie, also auf diejenigen Theile derselben, welche man auch der Anthropologie zurechnen darf. Ich muss allerdings das Zugeständnis machen, dass die heutige oder die Physiologie in merklichem Grade entfernt hat, indem zu ihrer Entscheidung man sich doch sagen, dass der Stoff der Untersuchung sich derartig gehäuft hat, dass es ihr nicht möglich war, dieser älteren Richtung gehörig Rechnung zu tragen. Ich möchte aber bei der Gelegenheit doch die Hoffnung aussprechen, dass wenn es der Physiologie erst gelingen sein wird, diesen grossen Stoff der Specialuntersuchungen bewältigt zu haben, sie sich auch wieder der anthropologischen Richtung mehr nähern wird. Bei einem so grossen hier vereinigten Kreise von Gelehrten aus den verschiedensten Zweigen des Wissens kann es sicherlich nicht anstreben, dass aus gemeinsamer Arbeit schlussendlich eine Reihe schöner Früchte der Erkenntnis ergehen. Die Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft sind daher erfreut, dass sie an diesem gemeinsamen Streben theilnehmen dürfen und dass sie aus diesem Anreize und Belehrung schöpfen dürfen für weitere Forschungen. In diesem Sinne begrüssen wir es mit Freuden, dass die anthropologische Gesellschaft in diesem Jahre ihre Schritte nach Halle gelenkt hat.

Herr Sanitätsrath Fihltz, für die ärztlichen Vereine von Halle:

Hochverehrte Versammlung! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, diese heute Versammlung im Namen der hiesigen ärztlichen Vereine zu begrüssen. Wir Aerzte Bühen uns zu solcher Begrüssung umso mehr verpflichtet, als wir ja eigentlich in engen Beziehungen zur anthropologischen Gesellschaft von jeher gestanden haben; Ihre Forschungen bewegen sich in Bahnen, welche uns Ärzten eigentlich sämmtlich bekannt sein sollten; sie betreffen ja sammt und sonders des Menschen, und wir haben bereits in der Eröffnungsrede gehört, dass hervorragende Aerzte theilhaftig waren sowohl bei den Vorbereitungen zur Gründung dieser Gesellschaft, als auch bei der Gründung selbst. Der Altmeister unserer Wissenschaft ist, so viel mir bekannt, der Begründer dieser Gesellschaft und steht auch heute noch an ihrer Spitze. Wir Aerzte alle sind ja eigentlich Anthropologen, und wenn es auch der Mehrzahl von uns nicht vergönt ist, in Ihrer Wissenschaft Besonderes zu leisten, so streben wir doch sämmtlich nach weiterer Erkenntnis des Menschen und seiner gesammten Beschaffenheit zur Aussenwelt. So fühlen wir Aerzte uns Ihnen verwandt und begleiten Ihre Arbeiten mit grösster Theilnahme. Indem sich mir also im Auftrage der medicinischen Gesellschaften gestatte, Ihnen

unseren ehrfurchtvollsten Gruss zu entbieten, verbinde ich damit den Wunsch, dass auch die diesjährige Versammlung in unseren Mauern zum reichsten Segne gereichen möge.

Herr Professor Dr. Kirchhoff, für den Verein für Erdkunde in Halle:

Hochansehnliche Versammlung! Namens des Thüringisch-Sächsischen Vereines für Erdkunde, der früher Halle zum Mittelpunkt hatte, beehre ich mich, der Hauptversammlung der Anthropologen die herzlichsten Grüsse zu entbieten. Es gibt ja innerhalb der deutschen Erdkunde freilich eine hochmoderne Richtung, die sogar an einer westdeutschen Universität eine förmliche Schule ausgebildet hat, eine Secession, welche grundsätzlich den Menschen als Forschungsobject aus der Erdkunde ausmerzt; wir Halle'schen Geographen stehen aber auf dem Boden des alten Meckel, der, wie unser allverehrter Herr Präsident sich eben ausgedrückt hat, auch ein harter Kopf, ein hart gestreiter Sünder war, der nicht jede Mode, nur weil sie neu war, mitachte; so machen wir auch jene secessionistische geographische Mode nicht mit, wir halten an den mehr als 2000 Jahre hindurch schon verfolgten Wegen fest, auf dem uns ein Strahl, ein Ritter vorangehen ist. Wir sehen gerade in der Wechselwirkung von Erde und Mensch eine Hauptaufgabe geographischer Wissenschaft, und das eben führt uns mit Ihnen zusammen. Sie gehen vom Menschen aus, wir von der Erde, und bei der Betrachtung des Menschen als des lebten und vornehmsten Sohnes der Erde reichen wir, Anthropologen und Geographen, uns hülfeleidend die Hand. Um so geschieht es denn, dass aus dem tieferen Grunde gegenseitiger Arbeitserbührung, folglich nach gegenseitiger Arbeitsförderung, wenn die Halle'sche Erdkunde, die „nicht ammenschele“, Ihnen hier, an der Saale hellen Strande“ collegialisches Willkommen entbietet.

Herr Generalleutnant z. D. Excellenz von Ziegler, für den Colonialverein Halle:

Hochverehrte Versammlung! Der Halle'sche Colonialverein kann den heutigen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne den anwesenden Mitgliedern der Deutschen anthropologischen Gesellschaft an diesem Festtage den besten Willkommgruss zuzusenden und Ihnen die aufrichtigsten Wünsche für das Gedeihen der wissenschaftlichen Arbeiten auszusprechen. Wir thun dies um so herzlicher und freudiger, da beide Vereine vielfache Beziehungen zueinander haben; unser Verein wird durch Ihre Arbeiten und Forschungen wesentlich unterstützt, während Sie andererseits durch die Forschungen der Männer, die draussen in den Colonien arbeiten, möge dies nun Gelehrte, Kaufleute, Officiere, Beamte oder Missionare sein, vielfach Anregung und Gelegenheit zur Lösung anthropologischer Probleme erhalten.

Ich heisse Sie Namens unseres Colonialvereines herzlich willkommen und spreche Ihnen den Dank aus, dass Sie Ihre Sitzung in unsere Stadt Halle verlegt haben.

Herr Professor Dr. Gustav Hertberg, für des Thüringisch-Sächsischen Geschichte- und Alterthumsverein in Halle:

Verehrte Herren! Mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, die anthropologische Gesellschaft auch im Namen unseres Vereines, des Thüringisch-Sächsischen Geschichte- und Alterthumsvereines hier zu begrüßen. Da dieser Verein der nächste Stammesverwandte der Historischen Commission ist, könnte ich mich in sehr

vielen Punkten einfach auf die Ausführungen meines verehrten Collegen Lindner beziehen. Aber ich verstehe natürlich auch darauf, hier die feine Apelleslinie zu ziehen, die da und dort eine gewisse Abgrenzung zwischen uns beziehen würde. Ich will also nur kurz und bündig sagen, dass unser Verein seit 80 Jahren besteht, 10 Jahre in Naumburg und 70 Jahre hier in Halle. Theils, namentlich in früherer Zeit, auf dem Wege der Ansgrabungen, theils auf dem Wege moderner Art der Forschung dienen auch wir dem Interesse Ihrer Gesellschaft. Noch vor einem Vierteljahrhundert wäre es uns ein Vergnügen gewesen, Sie in unsere Sammlungen zu führen. Diese sind aber seitdem unserem Provinzialmuseum einverleibt worden, wo Sie dieselben heute oder morgen auch noch sehen werden. So bleibt uns nur das eine noch übrig, mit aller Herzlichkeit und aller Wärme Sie hier zu begrüßen. Wir hoffen und wissen, dass Ihre Arbeit, Ihre Anwesenheit, wie Anderen so auch uns einen reichen Strom frischen Lebens zuführen werde.

Herr Dr. Förtsch, k. Major a. D., Localgeschäftsführer der Versammlung:

Meine hochverehrten Damen und Herren! Als dem Letzten in der Reihe der Sie Begrüssenden fällt mir die angenehme Aufgabe zu, Namens der „örtlichen Geschäftsleitung“ Sie herzlich willkommen zu heißen.

Die in Folge zahlreicher Congresses notwendig gewordenen Verschiebung unserer Versammlung auf das Spätkjahr hat der Geschäftsleitung manche Schwierigkeiten bereitet und muss ich gleich von vornherein um Entschuldigung bitten, wenn Ihnen kleine Unregelmäßigkeiten begegnen. Ich spreche aber die Bitte aus; wenden Sie sich vertrauensvoll an ein Mitglied des Geschäftsausschusses und es wird Ihnen geholfen werden!

Ueber die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz Sachsen.

Ich folge einem alten Brauche, wenn ich als Vertreter der Geschäftsleitung es versuche, diejenigen der geehrten Anwesenden, welche mit den vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Verhältnissen unserer Provinz nicht vertraut sind, in dieselben einzuführen.

Zu diesem Zwecke habe ich mir erlaubt, eine Anzahl von Wandtafeln, die zur Vertheilung an Volksschulen bestimmt sind, hier auszuliegen.

Diese Wandtafel, schon vor einer Reihe von Jahren geplant, hat ihren Abschluss doch erst finden können, nachdem eine Anzahl von Fachleuten, denen die Verhältnisse in unserer Provinz hinreichend bekannt waren, sich hier in Halle über Anzahl und Bezeichnung der Gegenstände geeinigt hatte.

Dies war uns so nothwendiger, als in unserem Provinzialmuseum nicht alle Theile von Sachsen gleichmäßig vertreten sind und dieses keine abgeschlossenen archäologische Provinz bildet, vielmehr in seinen einzelnen Theilen, Thüringen, den Landen am Nordharz, dem Gellande zwischen Fläming und dem Königreiche Sachsen, sowie in der Altmark wesentliche Verschiedenheiten aufweist.

Wie die geehrten Herrschaften sehen, beginnt unsere Wandtafel mit dem Nachlasse des Menschen aus der jüngeren Steinzeit.

Unsere Provinz ist bis jetzt sehr arm an Spüren des Menschen aus paläolithischer Zeit, und wollten wir uns nicht mit fremden Federn, mit solchen aus Weimar, Hesse und Braunschweig schmücken, so müssten wir schon auf deren Wiedergabe verzichten.

Uebrigens hat es Herr Geheimrath von Fritsch übernommen, uns einen dahingehenden Vortrag zu halten.

Erwähnen möchte ich jedoch an dieser Stelle, dass die der Steinzeit angehörenden Funde von Westeregeln (und Thiedri) für keinen Fortschritt des Menschen gegenüber älteren Perioden sprechen, und dass sie nicht genügen, um einen Übergang von der älteren Steinzeit zur jüngeren zu construiren.

Die jüngere Steinzeit tritt bei uns vielmehr völlig unvermittelt auf und wir erkennen, dass die damaligen Ansiedler bereits schätzenswerthe Kenntnisse mitgebracht haben müssen, um aus dem vorhandenen Materiale sich zweckmässige Werkzeuge und Geräthe zu fertigen, mit denen sie sich Hütten und Viehställe bauten, den Acker besellten, Stoffe webten und den Thieren des Waldes und dem Fischange nachgingen.

In dem Thüringer Becken und im Vorharz verdichten sich die Funde anwesend derartig, dass wir an eine verhältnissmässig starke Besiedelung glauben müssen, und erst in allerjüngster Zeit habe ich erfahren, in welcher überraschend grossen Zahl Steinwerkzeuge wie Beile, Hacken, Schnitz- und Abkantmesser heute noch dort gefunden und aufgespeichert werden.

Ob jene geraden riesigen und ungeschliffenen hackenartigen Steine, die in unserer Provinz häufig gefunden werden, als Pflugschare anzusprechen sind, wage ich nicht zu entscheiden; das Eine ist sicher, als „Hacken“ waren sie nicht zu gebrauchen.

Dass die Steinzeitleute auch in Holz zu schnitzen verstanden, das beweisen hölzerne, sogar mit Füssen versehene Schalen in unserem Museum, die einen Steinkistengrabe bei Querfurt ent-nommen. Die Schnitzmesser aus schwarzem Kieselchiefer des Harzes und des Thüringer Waldes, die nach harschaft an der Schneide, haben einen Exportartikel jener Zeit gebildet.

Welche vortreffliche Kenner des Steinmaterials jene Erbauer gewesen sind, darüber wird uns ein Vortrag des Herrn Professor Lüddecke-Halle belehren.

Auch Schmuck und Putz in den Steinzeitleuten nicht fremd gewesen und dürfen jene Versuche, durch vermeintliche Verschönerung der eigenen Person auf Andere Eindruck zu machen, für ein geistiges Leben sprechen.

Ueber die hochentwickelte steinzeitliche Keramik ist Vieles veröffentlicht worden und möchte ich besonders auf die grundlegenden Arbeiten des Dr. Götsch Berlin hinweisen, der den schwarzverzierten Gefässen erst die handverzierten, kugul- und hirn-förmigen folgen lässt.

Die letztgenannten gehören nur selten der sepulcralen Keramik an, sondern finden sich meistens an Herdstellen und Wohnplätzen, daher denn überwiegend nur Scherben und arg beschädigte Gefässe vorkommen. Wir haben also in ihnen wirkliche Kochtöpfe zu erblicken, die gerade wegen des kugelförmigen Bodens auf einem von drei Steinen flüchtig gebildeten Herde über dem Schmauchfeuer oder glühenden Kohlen festzustecken vermochten.

Die Siedelungen befinden sich durchweg auf gutem Ackerboden, nahe dem nothwendigsten Lebens-elemente, dem Wasser, aber stets über dem Ueberschwemmungsgebiete der Flüsse. Eine Neigung zu Pfahlbauten tritt nicht hervor.

Bezüglich der Art der Bestattung muss ich mich darauf beschränken, zu erwähnen, dass neben liegenden, hockenden Skeletts auch sitzende vor-

kommen (Römen, Allstedt), und dass der Brand, die Körper hockend in Steinkisten zu bestatten, sich bis in die ältere Bronzezeit hier zu Lande gehalten hat.

Nicht selten sind, vielleicht als Ersatz für Beigehgefäße, zahlreiche Scherben der Fällerde beigemischt, eine Erscheinung, die auf einen rituellen Gebrauch schließen lässt.

Ueber das Vorkommen von Leichenverbrennung oder partieller Verbrennung hat Dr. Göttsch-Berlin bereits 1895 einige Untersuchungen bekannt gegeben.

Einer besonderen Erwähnung bedürfen die megalithischen Gräber, die nmal in der Altmark noch vertreten sind und durch die Herren Krause und Schötensack eine gründliche Untersuchung erfahren haben.

Einen Uebergang zur Bronzezeit bilden die Gefäßformen des Bernburger Typus (21 und 26 unserer Wandtafel). Hierher gehört auch jenes als Trommel erkannte Thongebilde Nr. 27, welches sich, so weit wir bekannt, in dem Besitz des Dr. Keisehel-Acherleben befindet.

Der Uebergang zur Bronze ist bei uns ein allmählicher gewesen, jedoch scheint man frühzeitig gelernt zu haben, Bronze umzuformen und selbstständig einfache Formen von Steinwerkzeugen nachzumachen. Während Lapps und Berren von Bronze hier zu Lande nicht gefunden worden sind, gehören kleine Schmelztiegel und Gussformen nicht zu den Seltenheiten.

In „verlorener Form“ scheinen die Celte des Depotfundes von Benzowitz gegossen zu sein, die bei einer sorgfältigen Prüfung in ihren Abmessungen nicht unwesentliche Schwankungen erkennen lassen.

Wenn bei uns einfache Werkzeuge, offenbar Nachbildungen von steinernen Keilen und flachen gedoppelten Lanzenspitzen etc. in reinem Kupfer vorkommen, so können wir dies doch nicht als Beweis für eine „Kupferzeit“ ansehen, nmal an eine heimische Gewinnung dieses Metalls an Knäfer gehört, im Gegensatz zu den alten Culturländern des Ostens, einer weit jüngeren Zeit an, ebenso wie die Gewinnung des Zinns in unserer Nachbarschaft.

Dass die Bronze hier zu Lande der Steinzeit nicht ein jühes Ende bereitet hat, dass man vielmehr da, wo die Eigenschaften des Steines genigten, an diesem Materiale festhielt, das beweisen die Funde an Steinhämmern, Kopfpeilen und Pfeilspitzen aus bronzezeitlichen Gräbern. Schwere Hämmer aus Bronze sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Auf unserer Wandtafel sind, weil für Volksschulen bestimmt, Bronze- und Hallstattzeit zusammengefasst und ist von einer Scheidung der Bronzezeit Abstand genommen.

Auch ich werde mich kurz fassen müssen:

Der älteren Bronzezeit gehören jene gewaltigen Steinkisten an, die hockende Skelets bergen mit Beigeballen an Drahtringen, gereiften breiten Armbindern, an Nadeln mit nur einmal gerolltem Kopfende, wohl auch flachen Lanzenspitzen, triangelären Dolchen und Schwerdtblättern; alles Gegenstände, die, vielleicht mit Ausnahme der Drahtringe, auf Import hinweisen.

In jüngerer Zeit wurden die verbrannten Reste der Toten in Urnen, die bei uns eine besonders liebevolle Behandlung nicht erfahren haben, geborgen und in kleinen Steinkisten beigesezt. Mit der Zeit schwin-

den auch diese letzteren und die Beisetzung geschieht in mässig tiefen Erdlöchern.

In der Altmark sind Grabhügel mit Steinkisten ziemlich häufig.

Als Fundgegenstände seien Sichel, Messer, Hohlcelte, Schwerter, leichte Wendelringe und jene flachen Bronzeringe genannt, die vielleicht eine numismatische Bedeutung gehabt haben.

Wenn auch die Bronze bei uns niemals die Bedeutung erlangt hat wie in Ungarn und Skandinavien, so beweisen doch viele Funde, besonders auch die aus Halle selbst, dass Frände an strahlendem Bronzeputz die Zeitgenossen beherrschte hat.

Die Hallstattzeit, die aus Italien die Erzeugnisse der Bronzeplastik uns gebracht hat, fällt hier mit der jüngeren Bronzezeit zusammen. Was, wenn auch dünn und flach, gegossen ist, dürfte wir als heimische Arbeit ansprechen, was aus getriebenen Bronzeblech gefertigt ist, als eingeführte Hallstattware.

An eisernen Geräthen, an mondsichelförmigen, geschwungenen und viereckigen Messern, an Hohlcelten und Schwanzhalsnadeln, scheint nicht viel in unsere Gegend gekommen zu sein, wenn ich auch zugeben will, dass früher manches halbverfertigte Stück Eisen unbeschadet bei Seite geworfen worden ist. Immerhin können wir sagen, dass die Hallstattcultar für uns eine Eisenzeit noch nicht angebahnt hat.

Ans der Hallstattzeit stammen auch die Gesichts- und Hausurnen vom Harze, über die Herr Professor Höfer-Wernigerode uns Neues mittheilen wird.

In dieser Periode haben wir auch die Blüthezeit Lausitzer Typus zu sehen, dessen von Alter her bekannte Gräberfelder hauptsächlich in dem sandigen Gelände zwischen dem Fläming und dem Königriche Sachsen belegen sind, zum grossen Theile auf Höhe, jedoch auch in unmittelbarer Nähe heute noch besiedelter Ortschaften. Bis zu dem Nordharze hin in die Gegend von Viers finden sich die charakteristischen Gefässe, deren Mannigfaltigkeit in einem Studium der hochentwickelten Topfkenntnis einleuchtet.

Professor Jentsch-Guben hat für die Niederlausitz den Entwicklungsgang festgestellt und unterteilt drei Perioden. Wenn wir ihm folgen, so würden die eigentliche Buckelurne der älteren Periode, das Kännchen mit dem an Netzwerk erinnernden Ornamente und die Kinderklapper in Form eines Vogels der mittleren, der Blüthezeit, und die birnenartig geformten der jüngeren angehören. Hier ist von den charakteristischen Beckeln Nichts mehr zu erkennen.

Erst in der letzten Periode beginnt das Eisen in Form von Sichel, Ringen, Nadeln und Hohlcelten, in Nachahmungen bronzeener Vorbilder, sich bemerklich zu machen.

Von der Zeit ab, wo die Kelten sich die Alpenländer unterworfen haben, kommen von diesem bisherigen Hauptgebiete der Hallstattcultar aus ihre wesentlich anders gearteten Producte auf den Wege des Handels in unsere Provinz.

Am Nordharze und in der Altmark, welche diese La-Tene-Producte wahrscheinlich auf einem anderen Wege (Weser) erhielten, sind früh-La-Tenezeitliche Funde selten, während sie in Thüringen (Bänge der Saale) schon häufiger auftreten.

Gerade in dem letzten Jahre ist es mir gelungen, mehrfach derartige Alterthümer und zwar aus Skeletgräbern zu bergen. Unter denselben — bronze Hals- und Armringe herrschen vor — befinden

sich nur zwei Gegenstände aus Eisen, eine Haarnadel und ein stark verwitterter Nadelkopf.

Wir greifen gewiss nicht fehl, wenn wir annehmen, dass nicht wenig die Wirtschaft- und Handertliche Kräfte Profis, auch nicht die eiseren Schwerter, Lanzenspitzen und Gürtelhalben bei uns Eingang gefunden haben, sondern mehr die kleinen Gegenstände wie Nadeln, Fibeln und Schmuck.

Auch scheinen Hallstatt- und La-Tène-Cultur noch eine Zeit lang neben einander hergegangen zu sein, dann aber sich La-Tenezitische Werkstätten in Thüringen selbst entwickelt zu haben.

Nach den von mir gemachten Erfahrungen dürfte ich in dem Ihnen übergebenen Hefte unserer Mittheilungen die Vermuthung ansprechen, dass in unserer Umgebung noch zahlreiche La-Tène-Gräberfelder der Erbschliessung haren; auch in der Altmark, wo übrigens früher als bei uns, der Erforschung derselben Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, sollen die Verhältnisse ähnlich liegen.

In der Gegend von Römheld und Meinigen hat man bair- und stadtähnliche Niederlassungen, die reiche Ausbeute geliefert haben, ungetroffen, am Harze jedoch und hier nur kleine dorffartige Anlagen, bei denen aber die geradere massenhaft auftretenden Topfscherben auf eine starke Besiedlung schliessen lassen.

Einzelne der von mir in Klein-Corbetha geborgenen Gefässe sind mit der Töpfereiarbeit gefertigt und lassen einen fremden Einfluss, vielleicht älteren als römischen, erkennen.

Bezüglich der Art der Bestattung sei erwähnt, dass Leichenverwöhnung bei Weitem überwiegt.

Bald, nachdem die Römer am Rhein und im Norden der Ostalpen festen Fuss gefasst hatten, zeigt sich auch bei uns eine neue Culturströmung, die, wie es scheint, allerdings zuerst nur einzelne Gegenden oder gar Familien betrifft hat.

Für Thüringen ist das Saalthal die Zufuhrstrasse gewesen, auf welcher Hausierer und Factorien gründende Händler (Weisenfeld) die Neuheiten gebracht haben; ist es doch bekannt, dass die Hermanduren von den Römern bis nach Augsburg hin zu friedlichem Verkehre zugelassen wurden.

Anderer Funde lassen darauf schliessen, dass sie einem Männern gehört haben, die, vielleicht in römischer Solde stehend, sie mit nach Heimath gebracht haben. (Voigtstedt.)

Den grössten Eindruck mögen auf die blöden Waldbauern wohl die leistungsfähigen Werkzeuge der Römer gemacht haben, die bis zum heutigen Tage eine wesentliche Verbesserung nicht erfahren haben; nur sind die eigentlichen Culturbringer gewesen und nicht die vereinzelt Waffen, Schildbeschläge, Schlüssel, Gläser oder gar das römische Feld. Dass bei dem Handel das Salz unserer Gegend eine Rolle gespielt hat, wie vielleicht schon in früheren Perioden, dürfen wir annehmen (Halle, Sulza, der salzige See).

In der Altmark, die wohl auf anderem Wege den römischen Import erfuhr, sind die Funde häufiger, gleichen den im Norden gemachten Moor- und Gräberfunden und lassen, wie bei uns hier, eine Scheidung in römisches und provincialrömisches Material zu.

Während in Thüringen Leichenbestattung vorkommt, finden wir in der Altmark fast nur Brandgräber mit verzierten Grabgefässen, ähnlich denen,

die in dem jüngsten Hefte unserer Mittheilungen aus der Gegend von Zahna beschrieben sind.

Auch gereifelte Bronzegefässe, gefüllt mit Leichenbrand, kommen vor und darf ich wohl auf den erst jüngst gemachten Fund von Grossenwehden hinweisen, den Dr. Götte in dem 3. Hefte unserer „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“ beschrieben hat.

Die Verschiebungen, welche zuerst in beschränktem Masse, später jedoch als vollständige Wanderungen einzelner und verbündeter Stämme um den Beginn unserer Zeitrechnung in der germanischen Welt begannen, haben auch die Länder unserer heutigen Provinz Sachsen beeinflusst und betroffen. Bis zu welchem Masse, das soll hier nicht untersucht werden; es scheint jedoch sicher, dass trotz des Auswanderns von kampf- und beutestücker Mannschaft ganze Striche Thüringens besiedelt geblieben sind.

Während wir über die den römischen Provinzen benachbarten Völkerschaften leidlich unterrichtet sind, wissen wir über das Treiben im Inneren Germaniens leider gar wenig.

Die Umwandlungen, welche die Cultur auf dem Gebiete der Industrie erfuhr, und zwar dies gewiss in sehr ungleichem Masse, erstrecken sich besonders auf die Ausrüstung und Bewaffnung des Kriegers. Die verbesserte Spatha, das Kurzschwert, die umh die Striata, Leisten für Lederpanzer, Schnallen und verzerte Riemenzungen sind die Hauptzeugnisse; die Bronze tritt ganz in den Hintergrund. Eine Beeinflussung von Ostrom aus macht sich früh bemerklich.

Eine realische Scheidung der Völkerwanderungszeit von der römischen Kaiserzeit ist unsicher, ebenso wie der Uebergang von der Völkerwanderungszeit zu der merovingischen Zeit.

Reich an Brandgräbern ist die Altmark, der Sitz der Longobarden, und gewissermassen als ein Centrum zu betrachten. So weit ich unterrichtet bin, sind die meist bestollenen Grabgefässe — unter ihnen viele in Schalenform — ohne Deckel beigelegt. Dieselbe Beattungsweise stellte der verstorbenen Professor Schmidt bei einem Grabe der Völkerwanderungszeit unweit von Querfurt fest.

Für die Altmark schliesst hiermit die germanische Zeit ab.

Anders im eigentlichen Thüringen, wo merovingisch-fränkischer Leus in Tracht und Schmuck Eingang gefunden hat.

Wenn das Vorkommen dieser halbbarbarischen Geschmack vererbenden Erzeugnisse bis vor Kurzem als nur „vereinzelt“ bezeichnet werden musste, so haben sich in jüngerer Zeit in Folge grösserer Anfränkankheit die Funde doch wesentlich vermehrt, und darf ich wohl besonders auf die erfolgreichen Ausgrabungen des Dr. Götte in Weimar und denen von mir in dem Hefte der „Mittheilungen“ beschriebenen Fund von Laucha a. Unstrut anfränkisch machen.

Herr Professor Grössler-Eisenberg wird uns über einen verwandten Fund, der vielleicht auch mit dem Thüringerkriege in Verbindung zu bringen ist, an dieser Stelle oder in Eisenben unterrichten.

Auch bezüglich der slavischen Zeit darf ich mich kurz fassen, hat doch Herr Geheimrath Virohow es übernommen, über das Erscheinen der Slaven in Deutschland hier zu sprechen.

In Töne zusammenhängenden Stämmen sind die Slaven in die durch Auswanderung und den Thüringerkrieg verödeten Wohnsitze unserer heutigen

Provinz Sachsen über die Elbe, ja zum Theil bis über die Saale eingedrungen.

Einen Culturergewinn haben sie uns nicht gebracht, der Ackerbau war ein oberflächlicher, die „cultura silvestris“ bevorzugt, Eisen war noch selten und viele ihrer Werkzeuge bestehen aus Knochen und Gebeinstücken.

Ihre rohen Gebrauchsgefäße sind mit einem kammartigen Werkzeug aus Punkte und oft recht willkürliche Wellenlinien verziert, doch beweisen auch besser geformte Gefäße, dass die Töpferseife ihnen nicht unbekannt war.

Viele der von ihnen gebauten oder in Besitz genommenen älteren Wallburgen sind erhalten geblieben und so manche Dorfanlage lässt heute noch den slavischen Handlung erkennen.

In der Altmark woszen noch im XV. Jahrhundert in „Kietzen“ und „Höhnerdüffern“ Slaven, im Osterlande ist noch im 14. Jahrhundert, im Anhaltischen im 13. Jahrhundert die Gerichtssprache vielfach slavisch gewesen.

Darüber, ob die Verherrnhung der Leichen der älteren und die in Thüringen überwiegende Bestattung in Reihengräbern der jüngeren slavischen Zeit angehört, habe ich Gewissheit noch nicht erlangen können. Vielleicht erhalten wir durch Herrn Geheimrath Virchow den erwünschten Anschluss.

Erst in allerjüngster Zeit ist von dem Magistrate zu Merseburg in dankenswerther Weise dem Provincialmuseum ein von dem erhöhten linken Saaleufer stammender Fund an slavischen Gefäßen und verzierten Scherben überwiesen worden. Nach meiner Beobachtung scheint es sich um einen wiederholt benutzten Rasplatz zu handeln, während die eigentliche Siedelung sich in der Saaleuee selbst befindet hat. Eine von mir beabsichtigte Aufgrabung wird vielleicht Klarheit schaffen.

Der Vorsitzende:

Ich habe zunächst im Anschlusse an die Begrüßungen ein Telegramm mitzutheilen von den Herren Dr. Tappiner und Szomhaty aus Ohermais, welche beide hochachtungsvolle Grüsse senden.

Ich gebe dem Herrn Generalsecretär das Wort zur Erstattung des wissenschaftlichen Jahresberichtes.

Der Generalsecretär Herr J. Ranke: Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs.

Unsere Versammlung in Halle, der Stadt, deren Name so lange mit dem Namen H. Weleker verbunden war, gestaltet sich naturgemäss zu einer Gedächtnisfeier für den verehrten Todten. Wie anders war das geplant.

Es sind erst drei Jahre verflossen, seitdem Weleker mit lebhafter Freude, nicht ohne Begeisterung, den lang gehegten Plan einer allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologen in Halle zur Ansführung zu bringen. Leider wagte er es nicht, die Verantwortung für die Einladung und die notwendigen Vorarbeiten persönlich zu übernehmen, da er soeben schon, freilich wie es schien noch im Vollbesitze seiner geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit, sein Amt an der Hochschule niedergelegt hatte. Ein sofortiger Ersatz war damals in Halle für uns nicht zu finden. Unsere Ge-

sellschaft ging zu dem schönen Congresse nach Lübeck — ein Congress in Halle hätte verlagert — aber Weleker sollte ihn nicht mehr erleben. Mitten aus der Arbeitsfrische und -freude heraus wurde er den Seinen, wurde er uns entrissen — jener freudige Begrüssungsbrief für unser eventuelles Kommen nach Halle waren die letzten Worte, die wir von seiner Hand erhielten. Nun konnten wir geladen von der Stadtvertretung und den zahlreichen mitstreubenden Gelehrten und Forschern, die Wege gekundet durch einen ausgezeichneten Götter und Freund, durch Herrn Museumsdirector Major Dr. Förtsch — zu Welckers Grab. Uns wird er, so lange wir die Luft dieser Erde athmen, unvergessen bleiben; wo man in Deutschland und in der ganzen Welt anthropologische Forschung treibt und treiben wird, werden Welckers Arbeiten zu der Grundfrage gerechnet werden müssen, wird sein Name, der untrennbar mit der deutschen exacten anthropologischen Forschung verknüpft bleibt, mit Verbrang genannt werden. Uns denken Anthropologen wird Welckers nur auf eigene eindringendste Beobachtung, auf eigenes Schauen begründete Methode, sein behaueigensinniges Verschmähen jedes wissenschaftlichen Autoritätsglaubens und jedes after-wissenschaftlichen Dogmatismus — die Freiheit seiner Diction von jener, jetzt fast unvermeidlich erscheinende, moderne-naturphilosophischen populären Sprechweise — seine strenge unerbittliche exacte Kritik gegen Alle und nicht weniger gegen sich selbst — stets Muster und Vorbild bleiben.

Das Andenken des theueren Geschiedenen umgibt uns an dieser Stelle seines langen gesegneten Wirkens und er ist selbst in der That gleichsam mitten unter uns und arbeitet mit an den gestellten Problemen, durch die Schrift, mit welcher er uns damals begrüssen wollte: Die Zugehörigkeit eines Unterkiefers zu einem bestimmten Schädel. Archiv für Anthropologie, XXVII. S. 37 ff. Wir danken demselben, die das rechtzeitige Erscheinen möglich gemacht haben, Herrn Collega E. Schmidt und der Verlagshandlung F. Vieweg & Sohn.

Der letzteren haben wir heute besonders zu gedenken. Am 12. April 1899 waren es 100 Jahre, seitdem die Vieweg'sche Verlagshandlung in Braunschweig eröffnet worden ist. Die deutsche anthropologische Forschung ist der berühmten Firma zu innigstem Danke verpflichtet, eine lange Reihe werthvoller Publicationen gibt davon Zeugnis, aber speciell unserer Gesellschaft war sie eine treue Helferin. Bei der Gründung in Mainz (1870) war der damalige Chef Fr. Vieweg anwesend und ermöglichte die Gründung des Organs der Gesellschaft, des Archivs für Anthropologie, welches nun nach seinem Hinscheiden durch seine Wittve, Tochter und Schwiegerohn, Herrn Toppelmann, auf das Treueste gepflegt wird, wofür wir hier den Dank in feierlicher Weise aussprechen wollen. —

Die Arbeit auf dem Gesamtgebiete der Anthropologie, so weit sie von den uns angehörenden und nächststehenden Kreisen geleistet wurde, ist im letztvergangenen Jahre, wie in den Vorjahren, gross und wichtig. Ich bitte um die Erlaubnis, eine Uebersicht über die betreffenden Publicationen, wie alljährlich in dem wissenschaftlichen Berichte über diese Versammlung veröffentlichen zu dürfen.

Nur einige von den neuesten, selbständig erstarrten Veröffentlichungen möchte ich heute der hochgeehrten Versammlung vorlegen.

I. Zur vorgeschichtlichen Kartographie und Statistik.

Zunächst ein kartographisches Werk, von einem Umfang und einer Ausstattung, wie solche sonst nur von finanzkräftigen Vereinen oder von staatlich subventionierten Institutionen angestrebt werden können, hier das Werk eines einzelnen Forschers: General von Erckert.

Für das Verständnis der heutigen Verhältnisse Mitteleuropas, und speziell der heute von germanischen Völkern bewohnten Gebiete, ist als Basis, von welcher aus ein Vorwärt- wie Rückwärt-schreiten möglich wird, eine kritisch gesicherte zusammenfassende Darstellung alles dessen erforderlich, was die moderne Geschichtsforschung, gestützt auf ihre neugewonnenen Methoden und Hilfsmittel, Sicheres über die ältesten, historisch erkennbaren Verhältnisse und Wandlungen der mitteleuropäischen Völker, vor Allen der Germanen, Kelten und Slaven, zu Tage gefördert hat. Es war daher schon lange der Wunsch der für die Geschichte, Vorgesichte und Ethnographie unseres Volkes und seiner Nachbarvölker direct interessierten Kreise, es möchte in gedrängter, für Specialforscher wie für das allgemein gebildete Publicum leicht zu überlickender Uebersicht, gleichsam in concentrirter Form, in einem historisch-geographischen Kartenwerke Alles das zusammengestellt werden, was sich auf jene Fragen bezieht. Die betreffenden Ergebnisse sind zum Theil schwer zugänglich, zerstreut und im Einzelnen sich oft genug schwer wieder-sprechend und für den Nichtfachmann in ihrer Tragweite vielfach direct nicht zu beurtheilen. Hier liegt nun ein solches Werk vor. Herr General von Erckert, auf den Gebieten der Geographie, Anthropologie, Ethnologie und Linguistik durch Specialstudien vorbereitet und bewährt, ist in diesem Werk das Resultat einer langen, ergebnisreichen Lebensforschung dar. Wie im kaledonischen Wechsel fahren uns die Karten die fort-schreitende ethnische Entwicklung Mitteluropas, die frühesten historischen Sitze und Grenzen der Völker, ihre Wanderungen, Durcheinanderschiebungen und Verschmelzungen zu neuen Einheiten vor den Augen vorüber. Möge dieses eigenartige Werk, welches Herr von Erckert zunächst dem deutschen Volke als eine kostbare Gabe zur Jahrhundertwende darbietet, bei uns, aber auch bei den Nachbarvölkern, überall die beste Aufnahme finden und möge die treue Mühe und Sorge, die Zeit und Arbeit, welche in freudiger, selbstver-gewandter Hingebung für die große Aufgabe verwendet wurden, in einer hohen Schätzung durch die Mit-tel-trenden und Zeitgenossen den wohlverdienten Lohn finden.

Abgesehen von der I. Karte, welche die für die geographische und ethnologische Beurtheilung Mitteleuropas merkwürdige wichtige Exsist zur übersichtlichen Darstellung bringt, führt von Erckert, schon von der II. Karte an, Ergebnisse der historischen Forschung vor. Wir müssen Herrn von Erckert beipflichten, dass er es unterlassen hat, Karten der vorgeschichtlichen Culturen des Gebietes zu geben. Solche geben bis jetzt zwar für die Entwicklung der Culturformen, aber noch nicht für die ethnische Zugehörigkeit der einstigen Bewohner der in Frage stehenden Länder Aufschluss und nur davor historischer Dilettantismus kann es heute noch wagen, seine locuten in strenger Sinne des Wortes vorgeschichtlichen Fundamenten mit speciellen Völkern und Stammesnamen zu bezeichnen. Hier muss noch eine gewaltige Summe von Arbeit geleistet werden, ehe der Anschluss der Prähistorie an die Historie gelingen kann. Es gilt, zuerst die ein-

zelnen kleineren Gebiete auf das Genaueste in allen ihren prähistorischen Verhältnissen, alle bisher bekannt gewordenen vorgeschichtlichen Ueberreste, auch statistisch, anzufordern und hildlich zur Darstellung zu bringen. Aber solche Arbeiten sind schwer und mühsam und werden ihren Hauptlohn erst in der Zukunft finden. Um so erfreulicher ist es, dass auch das vergangene Jahr wieder solche exacte Vorarbeiten für eine brauchbare wissenschaftliche prähistorische Kartographie geliefert hat:

Hr. Robert Heitz, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mercklenburg. Zugleich als Text zu den vor-trefflichen „Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg“. I. Die Steinzeit. 1899. Leipzig, Berlin, Rostock. Wilhelm Süsserot. 8°. S. 117.

Ganz neu erschienen ist: P. Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland. Westdeutsche Zeitschrift. XIX. 1900. Heft 9, p. 269—270 mit Tafel XIII.

Hr. W. Splieth, Inventar der Bronzealter-funde aus Schleswig-Holstein. Mit 250 Abbildungen. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1900. 8°. S. 89 und XIII Tafeln. Splieth stellt hier für sein Forschungsgebiet ein möglichst vollständiges Inventar der Bronzealterfunde auf, um auf Grund des vorliegenden Materials die Bronzeperiode Schleswig-Holsteins in Perioden zu gliedern und damit eine relative Chronologie zu gewinnen als Grundlage für absolute Zeitbestimmung Splieth schliesst sich vor Allen an die Arbeiten von O. Montelius an, welche sich mit der relativen und absoluten Chronologie der Bronzezeit befassen, welche schon in zusammengefasster Darstellung als

O. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, mit 511 in den Text gedruckten Abbildungen. Braunschweig, P. Vieweg & Sohn. 1900. 4°. S. 239 — erschienen ist als Separatgabe aus dem Archiv für Anthropologie. Das Werk wird eine Grundlage und einen Ausgangspunkt für einschlägige Untersuchungen bilden und ich freue mich, es in meinem Archive zuerst veröffentlicht zu haben. Den Anschluss an die absolute Chronologie erreicht O. Montelius durch die Feststellung der Beziehungen, welche sich in prähistorischer Zeit zwischen dem Orient und Europa nachweisen lassen. Aus dem Orient („auf dem östlichen Wege“) kam die Kenntnis zuerst des Kupfers und später der Bronze über die griechischen und italienischen Halbinseln und Mitteluropa bis Skandinavien“. Montelius constatirte, „dass Kupferdolche der cyprischen Form in Ungarn und in der Schweiz gefunden worden sind, dass die charakteristischen) geradlinigen Ornamentmotive (der Älteren Bronzezeit) und später die Spiralen aus dem östlichen Mitteleuropa über die Balkanhalbinsel nach Oesterreich, Böhmen und Skandinavien sich vertheilt, dass eine Menge von Typen, welche für die Kupferzeit und die Älteste Bronzezeit charakteristisch sind, auf demselben Wege vordringen“. Die Verbreitung der orientalischen Kupfer- und Bronzezeit über Europa erfolgte hauptsächlich durch Handelsbeziehungen: die orientalischen Völker und die von ihnen beeinflussten Südeuropäer suchten in den verschiedensten Gegenden unseres Welttheils die Metalle — Kupfer, Zinn, Silber, Gold — und andere kostbare Naturerzeugnisse, z. B. Bernstein und Sals, an welchen Europa so reich ist. „Es ist wahrscheinlich, dass die Entdeckung des Kupfers und die Erfindung der Bronze nur einmal in Asien geschehen ist. Von Asien kam die Kenntnis dieser Metalle nach

Afrika und Europa.* Die Bronze in Mexiko und Peru erklärt Montelius für eine selbständige Erfindung; die Bronzeperioden der alten und der neuen Welt sind nicht gleichzeitige Erscheinungen, sie stehen mehrere Tausende von Jahren voneinander ab und die locale Ketterung ist ebenso gross wie der Zeitaufstand.

Zu einer Zeit, wo die Völker Europas sonstigen noch aller Civilisation haar waren, befand sich der Orient, und besonders das Euphratgebiet und das Nilthal, im Besitze einer blühenden Cultur. Diese Cultur begann schon früh Einfluss auf unseren Welttheil zu üben und da gewährt es ein eigenes Schauspiel, zu sehen, wie das wichtige Culturelemente empfangende, vorhistorische Europa sich zu dem Orient in ähnlicher Weise verhielt, wie heutzutage die Länder der „Wilden“. Die Civilisation Europas war lange nur ein schwacher Widerschein der Cultur des Ostens. — In einem zweiten, soeben in meisterhafter Uebersetzung von Professor J. Meador erschienenen Werke

O. Montelius: Der Orient und Europa, Einfluss der orientalischen Cultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. (deutsche Uebersetzung von J. Meador, herausgegeben von der kgl. Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde. I. Heft. Stockholm 1899) zeigt Montelius, in welcher Weise und auf welchen Wegen Europa während der vorgeschichtlichen Periode und der ältesten historischen Zeit von dem Einflusse des Ostens berührt worden ist, und wie die Völker unseres Welttheiles die vom Orient, d. h. vom östlichen Mittelmeergebiet erhaltenen Civilisationskeime pflegten; zuerst wird das Steinalter und das ältere Bronzealter und dann das jüngere Bronzealter und das Eisenalter behandelt.

In die Gruppe dieser statistischen Untersuchungen gehört auch eine, wenn auch kleinere, doch sehr wichtige Publication: Olhanssen: Zur Geschichte des Haarkammes (44 Zinkographien). Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Z. E. V. 1899. XXXI. S. 169—187 und

Derselbe: Ueber Gesichtsurnen (auch mit Kammzeichnungen) mit Karte: Gebiet der Gesichtsurnen Nordost-utschlands. S. (166). Z. E. V. 1899. XXXI. S. 129—169.

Professor J. Meador: Glasperlen aus Frauengräbern der Bronzezeit. (Mittheilungen des anthropologischen Vereines in Schleswig-Holstein. XIII. Heft. Kiel, Leipzig und Fischer. 1900. S. 1—14.) Mit einer farbigen Tafel — für welche wir der berühmten Verfasserin hier den verdiente Dank auszusprechen haben.

II. Publicationen aus dem Gesamtgebiete der wissenschaftlichen Ethnologie und Völkerkunde.

An die Spitze möchte ich stellen die schönen ersten ethnologischen Publicationen:

Emit Selenka: Der Schmuck des Menschen. Mit 90 Textfiguren. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. 1900. S. 72.

Hofrath Dr. med. B. Hagen: Unterdens Paprua. Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Thier- und Pflanzenwelt in Kaiser-Wilhelmsland. Mit 46 Vollbildern in Lichtdruck, fast durchweg nach eigenen Originalaufnahmen. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag. 1899. Klein Folio. 327 S.

Das Werk, welches sich zum Studium, wie als fesselnde Lectüre, eignet, schliesst sich würdig an das im gleichen Verlage erschienene Werk des gleichen Verfassers an

Hofrath Dr. med. B. Hagen: Anthropologischer Atlas ostasiatischer und melanesischer Völker. Mit 101 Tafeln in Lichtdruck — ein Werk, welches die Unterstützung der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin und schon bei dem Congresse des letztvergangenen Jahres in Lindau die anerkannteste Würdigung gefunden hat.

Grosses Interesse erweckten fortgesetzt die Mittheilungen R. Virchow's aber die mit Mitteln der Virchow-Stiftung ausgeführte

Armenische Expedition Belck-Lehmann. Die Forscher sind inzwischen von ihrer ergebnisreichen Reise zurückgekommen und wir dürfen mit Spannung ihren ausführlichen Veröffentlichungen entgegensehen. Unter den bisherigen Mittheilungen darüber steht obenan:

W. Belck: Die Ruhestelle von Topanai mit 6 Zinkographien. Z. E. 1899. XXXI. S. 99—132 ned

R. Virchow und C. F. Lehmann und Belck: Bericht über die armenische Forchungsreise des Herra W. Belck und C. F. Lehmann. 1900. XXXII. S. 29. Z. E. V. S. 29—66.

Unter den speciell ethnologischen Veröffentlichungen ist hervorzuheben

Professor Dr. Felix von Luschan: Zusammen-gesetzte und verstärkte Bogen. Z. E. V. 1899. XXXI. S. (221—239). Mit zahlreichen Abbildungen — eine jener sündigeren originellen Untersuchungen, mit welchen der verehrte Autor das Gesamtgebiet der anthropologischen Forschung zu bereichern versteht. —

Mit Hoffnung und Freude dürfen wir constatiren, dass nun auch von zwei Seiten, welche sich bisher gegen das Gesamtgebiet der Anthropologie nicht zurückhaltend, um nicht zu sagen ablehnend, verhalten haben, von Seite der säftigen Philosophie und Philologie, in unser Arbeitsgebiet eingetreten worden ist, auf beiden Seiten mit sehr wichtigen Publicationen. Wilhelm Wundt, der bekannteste und berühmteste deutsche Psychologe, Bahnbrecher und Reformator auf seinem speciellen Gebiete, hat in dem soeben erschienenen Werke

Wilhelm Wundt: Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwickelungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. Erster Band. Die Sprache. (Erster Theil. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900. S. 621) — begonnen mit der Bearbeitung einer Aufgabe, deren Lösung für die gesamte Ethnologie und Lehre von Menschen von hoher Bedeutung zu werden verspricht.

Haben die bisherigen reichen Materialsammlungen die Einheit der psychologischen Grundlagen der gesammten Menschheit an einer Unzahl unwiderleglicher Beispiele reichlich, so unternimmt es hier W., die allgemeinen psychologischen Gesetze zu umgrenzen und zu formuliren. Der erste bisher erschienene Abschnitt des Gesamtwerkes bietet eine Fülle wichtiger Ergebnisse und bereitet auf die weiteren vor. Es ist die Sprache, welche zuerst behandelt wird, als wichtigstes psychisches Gemeingut der Menschheit. Es sei gestattet, die Capitellüberschriften zu nennen, um den Reichthum des Gebotenen wenigstens andeutend: die Andruskewitschogen, die fiedernd-sprache, die Sprachlaute, der Lautwandel, die Wortbildung.

Wundt baut seine Völkerpsychologie auf die individuelle Psychologie auf, das zum Verständnisse Nöthige wird einleitend gegeben. Aber ich glaube, mir den Dank so mancher Lesers zu verdienen, wenn ich mir Unterstützung des Studiums an ein anderes, kürzlich in 3. Auflage erschienenen Werk desselben Autors erlaube, welches als vorbereitende Lectüre, wenn auch nicht

unentbehrlich, doch höchst erwünscht und zweckdienlich sich erweisen wird:

Wilhelm Wundt: Grundriss der Psychologie. 3. verbesserte Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898. 8°. 403 S. —

Auch von Seite der Philologie haben wir ein für die Aufgaben unseres Studienkreises wichtiges Werk erhalten, welches sich an das berühmte Buch von Rudolf Henning: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Mit 64 Holzschnitten. 8°. 163 S. Straßburg, Karl Trübner. 1882 und Derselbe: Die deutschen Haustypen. Nachträgliche Bemerkungen. Ebenda 1886, sowie an die zahlreichen wichtigen Publicationen in der Zeitschrift für Ethnologie-Berlin. Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft u. a. m., in gewissen Sinne anreicht:

Moris Heyne: Das deutsche Wohnwesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Mit 104 Abbildungen im Text. Leipzig, S. Hirzel. 1899. Groß 8°. 406 S. Mit ausführlichem Wortregister. Als erster Band von: Fünf Bücher deutsche Hauswelt enthält, von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Ein Lehrbuch von Moris Heyne. Erster Band: Wohnung. — Die ferneren vier Theile sollen Nahrung (Erzeugung und Bereitung), Handel und Gewerbe, Körperpflege und Kleidung und endlich das große Gebiet des gesellschaftlichen Lebens zur Darstellung bringen.

Wir begrüssen auch dieses Werk als das Zeichen einer neu beginnenden Periode gemeinsamer Forschung. Die deutschen Philologen haben, sagt Heyne, vorzugsweise in jüngerer Zeit ihre Theilnahme der sprachlichen und literaturhistorischen Forschung so ausschließlich angewandt, dass für das Gebiet, das hier betreten wird, ihrerseits wenig Interesse walte. Was darin gefördert und vorgelegt ist, haben überwiegend Historiker, Kunsthistoriker, Naturalökonomien, Bau- und Kragestrukturen zu Stande gebracht. Der deutsche Philologe aber soll sich seine Stelle gerade in dieser Forschung nicht nehmen lassen, denn nur er ist im Stande, eines der wichtigsten Zeugnisse methodisch anzuverwerthen: nur ihm sagt die Sprache, und nicht zum wenigsten nach der etymologischen Seite hin, was sie den anderen Forschern, wie man oft sieht, hartnäckig verweigert.* Heyne hebt selbst hervor, dass dies, was er gibt, nur die Grundlage eines Lehrgebäudes bildet. „Vor einer erschöpfenden, sich in's Einzelne verlierenden Behandlung kann nicht die Rede sein. Schon das Material, welches in sprachlichen, literarischen, rechtlichen, geschichtlichen Zeugnissen, in handlichen und antiquarischen Denkmälern, in Urkundenbüchern und Stadtrechnungen und anderen Quellen mancherlei Art vorliegt, ist für einen Einsigen völlig durchzugehen, geschweige denn so durchforschen, unmöglich.“ Wir bieten dem gelehrten Verfasser zur Mitarbeit gern die Hand. Das was unsere Volkssprache im regen Umgang mit dem Volke und im Studium der aus alter Zeit erhaltenen Ueberreste der mannigfaltigen Art hier schon geleistet haben, hätte Heyne schon jetzt mit Nutzen für sein Werk eingehender verwenden können, und auch noch nach einer anderen Seite ist ein Ausbaue möglich und nöthig; nach der Seite der landwirthschaftlichen und Stammschiffen-Arbeitungen liegen in dem Werke schon zahlreich vor. Hier liegt eine lohnende Aufgabe für Dialektforscher. Möge es dem Autor vergönnt sein, die weiteren Bände dem ersten bald folgen zu lassen. Der Inhalt dieses ersten Bandes gliedert sich in drei Hauptabschnitte:

I. Altgermanische Zeit: die Hofstatt, das Haus und seine Theile, Hausschmuck und Möbeln, Heizung und Beleuchtung, die altgermanischen Schutzbauten. II. Von der Zeit der Merowinger bis in's 11. Jahrhundert: ansser dem im I. Abschnitt Behandelten noch Wasser- und Tiefbau. III. Im späteren Mittelalter: Haus und Hof des Bauern, die Stadt, Burg und Schloss. Das eingehende Register erweist sich als sehr werthvoll für die Benützung des Werkes. Genaueres über die bisherige, sehr unangenehme Literatur über das „Bauernhaus“ ist in den vorangehenden Jahresberichten nachzu sehen.

Auch noch ein zweites, hier einschlägiges Werk möchte ich erwähnen:

Professor Dr. R. von Fischer-Bensaon: Altdeutsche Gartenflora. Untersuchungen über die Nutzpflanzen des deutschen Mittelalters, ihre Wanderungen und ihre Vorgeschichte im klassischen Alterthum. 8°. S. 254. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer.

Das Buch, welches Jeder, wie ich es gethan habe, mit großer Freude und reicher Belehrung lesen wird, ist dem Gedächtnisse der beiden grossen Vorgänger auf dem speziellen Gebiete: Ernst H. F. Meyer und Victor Hehn gewidmet; der erstere ist es, welcher des Autors Interesse an den botanischen Schriftstellern des deutschen Mittelalters, vor Allem der heiligen Hildegard und Albertus Magnus, anregert hat. Besonders wichtig war die von Kurl dem Grossen 812 erlassene Verordnung über die Verwaltung seiner Besitzthümer, das „Capitulare de villis“, dessen letztes Capitel dem Gartenbau gewidmet ist und die Pflanzenzählung, welche der Kaiser in seinen Gärten gebau wissen wollte. Der Autor unseres Werkes ging von dem Studium der Bauergärten seiner Heimath, Schleswig-Holstein, aus und erstreckte dann die Untersuchungen auf unsere alten Nutzpflanzen überhaupt und verfolgte ihre Wanderungen aus dem Südosten und Süden nach Norden bis auf die Gegenwart. Dieses Studium der Bauergärten soll unseren Volkssorschern an's Herz gelegt sein. „Unsere Bauergärten liefern uns ein möglichst getreues Bild von dem Zustande der ersten Gärten, die auf deutschem Boden gegründet wurden; ihre Entstehung reicht bis in's Ende des achten oder bis in den Anfang des neunten Jahrhunderts zurück.“ Nehmen wir eine Annäherung jener Pflanzen vor, welche nachwüchsig erst seit etwa einem Jahrhundert eingeführt sind, so findet von Fischer-Bensaon, dass die Gärten in ganz Deutschland, in Deutch-Oesterreich, und zwar bis in die entferntesten Gehirgsthäler hinein, in den östlichen und westlichen Grenzländer, in Dänemark, Norwegen und Schweden, dieselbe Physionomie zeigen: sie sind arm an eigentlichen Zierpflanzen, reich an Nutzpflanzen der mannigfaltigsten Art, die als Speise, als Würze oder als Heilmittel benützt werden. Die Namen dieser Pflanzen sind fast sämtlich, mit wenig Ausnahmen, entweder direct, höchstens mit geringfügigen Aenderungen aus dem Lateinischen entnommen oder es ist der lateinische Name im Munde des Volkes so lange verändert und umgemodelt worden, bis er bequem zu sprechen war. Namen der ersten Art sind: Eibe aus *rosm*, Lilie aus *lilium*, Raulc aus *ruta*, Salvei aus *salsvia* etc.; Namen der zweiten Art: Eberraute aus *abrotanum*, Liebstöckel aus *lithobium*, Rettig aus *radix*. Unser Autor hat mit grosstem Nutzen auch die im 3. Bande des Corpus Glossariorum Latino-rum enthaltene „*Hermeneumata Pseudodionysiana*“ benützt, welche am Schlusse alte Pflanzenglossare bringen.

Die „*Hermeneumata*“, von den Lateinern *Interpretamenta* genannt, waren praktische Hilfsbücher für Schulen, in denen „die beiden Sprachen“, d. h. Lateinisch und Griechisch, gelehrt wurden. Sie enthalten zu dem Ende theils Gespräche, theils systematische Verzeichnisse derjenigen Wörter, die in wissenschaftlichen und praktischen Verkehr notwendig waren. Für unseren Zweck sind von diesen Verzeichnissen namentlich diejenigen von Wichtigkeit, die Blumen und Gemüse enthalten, außerdem diejenigen über Bäume, Landwirtschaft und Feldfrüchte (*de leguminibus*). Da aus die *Hermeneumata* durch die Klöster erhalten worden sind, und da in den Klöstern ganz ähnliche Schriften in lateinischer und deutscher Sprache verfasst wurden, die nur den abweichenden Namen *Summarium* oder *Abscudarius* führten, so dürfen wir annehmen, dass die *Hermeneumata* als Lehrbücher Eingang in die Klosterschulen fanden, aber wir dürfen auch annehmen, dass die in ihnen aufgenommenen Gartenpflanzen im Klostergarten Platz und Pflege fanden; es sind aber dieselben Pflanzen, denen wir bei Columella und Plinius als Bägern römischer Gärten begegnen, und dieselben, die wir noch jetzt in unseren Gärten sehen. — So sind die Baugärten, wie sie noch heute gepflegt werden, ein Stück ältester deutscher Culturgeschichte und die Feststellung ihrer landschaftlich verschiedenen Pflanzeninventars und der den einzelnen Pflanzen zuertheilten landschaftlich verschiedenen Schätzung, ihre Benützung als Medicinalpflanzen im häuslichen Haushalt u. s., eine lohnende Aufgabe der Volksforschung. Als Quellschriften möchte ich dazu noch erwähnen: A. Kerner, Die Flora der Baugärten. Verhandl. d. zool.-bot. Ver. in Wien, Bd. V. 1855. S. 793. Göppert, Ueber Geschichte der Gärten, insbesondere in Schlesien. 42. Jahrbuch und Abh. d. schlesischen Ges. f. vaterl. Cultur f. d. J. 1864. Breslau 1865. S. 176—185.

III. Zur somatischen Anthropologie

liegt an dem letztverflohenen Jahre ein Prachtwerk vor, welches ich dem Interesse der Fachgenossen warm empfehlen möchte:

Geh. Medicinalrath Professor Dr. Gustav Fritsch: Die Gestalt des Menschen. Mit Benützung der Werke von E. Harless und C. Schmidt, für Künstler und Anthropologen dargestellt. Mit 25 Tafeln und 237 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff, Klein Folio. 173 S. Im abgekürzten Titel bezeichnet der Verfasser und Verleger das Werk als: Fritsch-Harless: Die Gestalt des Menschen.

Das Werk ist nach dem Ausspruche von Fritsch (Vorwort S. VII, Zeile 10 von oben, links) eine „neue Bearbeitung des Werkes“ von Emil Harless: *Lehrbuch der plastischen Anatomie*, in gewissem Sinne eine neue umgearbeitete Ausgabe desselben (eine 2. Auflage war ohne wesentliche Veränderung von K. Hartmann besorgt worden). Mit Freude und Ernst hat E. Harless an dem Werk gearbeitet, er selbst, Künstler und Aesthetiker, Anatom, Physiologe, Arzt, hat die Blüten seines Wissens niedergelegt. Es ist diesem seinem Hauptlebenswerke niedergelegt. Es ist fast wunderbar zu sehen, wie viel dem neuen Herausgeber von dem von Harless beigebrachten Materiale noch brauchbar und würdig erschien, wieder vorgeführt zu werden. Namentlich gilt das von den Textfiguren, welche „in der vorliegenden neuen Bearbeitung des Werkes einen Platz gefunden“. „Der künstlerische Blick, welcher den damit Begabten befähigt, das Charakteristische einer allgemeinen Form, die correcte

Projection einer Verkürzung, das Bestimmende in einer schnell ablaufenden Bewegung scharf und sicher aufzufassen und in wenigen übersichtlichen Linien wiedergeben, wird für den lernenden Künstler immer ein besonders nützlich und angenehmer Interpret der Natur sein. In dieser Beziehung dürfte ein großer Theil der Textfiguren in Harless' Werk als nützlich zu bezeichnen sein, und die darstellend Kunst, einschliesslich des Kunstgewerbes, wird sich genötigt sehen, Abhaltspunkte bedienend, auch wenn sie etwas schematisirten ersehenen sollten.“ Es ist das ein hohes Lob aus dem Munde eines strenggeschulten Kritikers. Aber neben solchen schematischen Darstellungen verlangt „der Fortschritt der Zeit, dass ihnen in möglichst ausgeglichener Anordnung die unmittelbare Wiedergabe der Natur zur Vergleichung an die Seite gestellt wird: eine solche Wiedergabe, die Beweiskraft haben soll, ist aber nur auf einer photographischen Grundlage zu geben“. Die vortrefflichen photographischen Tafeln mit nebststehender Anatomie (Freistaturen, einen Feis send), ebenso, mit Anatomie, weibliche Figur von vorne und eine solche von hinten, beweisen die Brauchbarkeit der photographischen Darstellung auch für speziell künstlerische Zwecke. Auch die Wiedergabe der schon kinematographischen Tafeln von Muybridge: gehende Frau, laufender Mann und tanzendes Mädchen ercheint als eine Bereicherung des gehobenen Studienmaterials. Fritsch wollte in dem Werke „eine allgemein-fachliche, handliche Darstellung unserer Körperform geben, welche für Künstler und Anthropologen einen Leitfaden abgeben kann, am sich über die natürlichen, normalen Verhältnisse schnell und sicher zu orientiren. Dem erscheint ihm eine umfassende Darstellung der menschlichen Anatomie keineswegs nöthig, sondern als schwerer Ballast eher hinderlich“ — er strebt nach „einer in wahren Sinne des Wortes „oberflächlichen“ Behandlung der speciellen Anatomie“. In diesem Sinne wurde das Harless'sche Werk verkürzt und auf 167 Seiten Text comprimirt, es soll ein handliches Hilfsbuch für den Künstler sein, welches aber doch Alles das enthält, was derselbe aus der „oberflächlichen Anatomie“ des Menschen für seine Zwecke bedarf. Es ist das vortrefflich erreicht, und die Aufnahme mustergeräthig und den Künstlern erwünschter Darstellungen an anderen ähnlichen Werken rechtfertigt sich vollkommen aus diesem das reale Bedürfnis des Künstlers berücksichtigenden Gesichtspunkte. So bringen die Tafeln 1—3 Waldeders Muskelkarte in 4 Ansichten; Tafel 7—12 die Anatomie des lorbhenschen Fehlers in allen Ansichten nach Salving, jede Tafel mit erklärendem Text, Knochen und Muskeln; die Wiedergabe der Muybridge'schen Tafeln als die Doppeltafeln 19—21 ist schon erwähnt. Tafel 22 bringt die berühmten männlichen Figuren Schadows und Liharszik; Tafel 24 und 25 männliche und weibliche klassische Bildwerke in Photographie, deren Wiedergabe in Harless durch Holzschnitte u. ä. recht mangelhaft gewesen. Wie schon der Titel anzeigt, hat Fritsch auch Schmidts Proportionschüssel in sein Werk hineingearbeitet, sowie dessen „Wegweiser für das Verständniss der Anatomie“. Indem auch die grundlegenden Werke von Kollmann, Froiep, Langer, Thompsons s. A. berücksichtigt worden, legt das Werk dem Künstler in knapper gesichteter Form das gesammte ihm notwendige Material vor. Möge das neue Werk Fritsch-Harless bei den weiten Kreisen, für welche es berechnet ist, die gute Stätte finden, die es in so reichem Masse beanspruchen darf.

Ebenfalls für den Künstler, aber nicht weniger für den Anthropologen und Arzt, sowie das genannte gebildete Publicum berechnet, sind die beiden durch ihre unübertrefflich schönen Abbildungen, zum Theil weiblicher Acte, in der Mehrzahl nach photographischen Originalen hergestellt, ausgezeichnete Werke:

Dr. C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers. Den Müttern, Aerzten und Künstlern gewidmet. Mit 128 theils farbigen Abbildungen im Text und 4 Tafeln in Heliogravüre. Siebente Auflage. Stuttgart, Ferd. Enke. 1900. 8^o. 268 S. — Stratz ist Frauenarzt, das Gesetz, zu welchem er durch seine langjährigen Studien gelangt ist, lautet: „vollendete Schönheit und vollkommene Gesundheit decken sich“ und „namentlich bei der heranwachsenden Jugend sind wir sehr wohl im Stande, mit der Gesundheit zugleich auch die Schönheit des Körpers zu erhöhen und zu veredeln“. Zur Beurtheilung der Proportionen benützt auch er den Fritsch-Schmidt'schen Proportionschlüssel.

Dr. C. H. Stratz, Die Frauenkleidung. Mit 102 zum Theil farbigen Abbildungen. Stuttgart, Ferd. Enke. 1900. 8^o. 186 S. Ich zweifle nicht, dass dieses zweite Werk das gleiche Interesse sich erwerben wird, wie das erste, und die Beurtheilung der Frage der „Reformkleidung“ des weiblichen Geschlechtes, die namentlich für die Betreibung der Sportsübungen so wichtig ist, soll hier wie wissenschaftliche Grundlage erhalten. Für den Künstler bietet das Werk in mancher Hinsicht noch mehr Interesse als das erste, da hier Kleidung und nackte Schönheit vielfach gemeinschaftlich, neben einander, zur Darstellung gelangt, aber auch der Arzt, das gesamte weibliche Geschlecht, jung und alt, Mütter und Väter, der Ethnologe u. a. finden ihre Rechnung.

Von anderen größeren selbständigen Publicationen aus dem Gebiete der somatischen Anthropologie möchte ich den Fachgenossen noch warm empfehlen:

Dr. Otto Schürch, Neue Beiträge zur Anthropologie der Schweiz. Mit 18 Tafeln, enthaltend 32 Reproductionen von prähistorischen Unterkiefern und Schädeln in (ausgezeichneten) Autotypie, welche ganz wie Photographie wirkt. Bern, Schmidt und Franke, 1900. Gross 8^o. 118 S. Das Werk, eine jener vortheilhaft umfaßreichen Doctor-Dissertationen, welche wir aus der Schweiz zu erhalten gewohnt sind, wurde unter der Leitung eines der verdienstvollsten Forscher auf somatisch-anthropologischem Gebiete der Schweiz, unseres hochverehrten Freundes Dr. Theod. Studer, gearbeitet, dem ich bei diesem Anlasse nochmals meinen Dank für die anvergnüglichen Tage in Bern im letzten Herbst, die unsere Gesellschaft ihm so wesentlich verdankt, surufen möchte.

Erwähnen möchte ich auch Rud. Virchow: Ueber ein angeborenes menschliches Schwänzelein. Z.F.V. 1899. S. 647. —

Schon längere Zeit ist verstrichen, seitdem ich zum letzten Male über die Arbeiten des Münchener anthropologischen Institutes berichtet habe. Aus dem Gebiete der somatischen Anthropologie sind eine Anzahl neuer Doctordissertationen vorgelegen, welche unter meiner speciellen Leitung, mit Unterstützung des Herrn Dr. Ferd. Birkner, angefertigt worden sind:

Dr. Otto Spöttel: Ueber Formverschiedenheiten der Fingelfortsätze des Keilbeines bei Menschen und Affen. 8^o. S. 64. Mit 6 Abbildungen. München 1896.

Dr. med. et phil. Haberer: Ueber die Norma occipitalis bei Mensch und Affe. München 1898, Folio. S. 66. Mit 7 Tabellen, Doppelt-Folio, und 20 Figuren im Text. (Dazu photographischer Atlas.)

Dr. Joseph Zeiller: Beiträge zur Anthropologie der Augenhöhle. Anthropologische Untersuchungen über die Augenhöhlen bei Mensch und Affe. München 1899. 8^o. S. 96. Mit 19 Figuren im Text.

Dr. Johannes Bamüller: Das menschliche Femur nebst Beiträgen zur Kenntniss der Affen-Femora. Augsburg 1899. 8^o. S. 142. Mit 8 Figuren im Text.

Dr. Alexander Warschkin aus Perm: Ueber die Profilierung des Gesichtsschädels. Horizontale Messungen am Gesichtsschädel. 4^o. S. 75. Archiv für Anthropologie. 1899. Bd. XXVI. (S. 373—448.) Brannschweig.

Dr. F. Aigner: Ueber die Scheiteltheile des Menschen und des Orangutan. München 1900. S. 251 und 3 Tafeln und Figuren im Text.

Hier darf ich vielleicht anreihen:

J. Kauke: Die überzähligen Hautknochen des menschlichen Schädeldaches. 4^o. 190 S. und 182 Abbildungen im Text. 1899.

J. Ranke: Ueber altperuanische Schädel von Ancon und Pachacamac, gesammelt von I. Kgl. H. Prinzessin Theresia von Bayern. Mit 45 Abbildungen im Text. 4^o. 122 S. 1900. Beide Publicationen erschienen in: Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. II. Cl. XX. Bd. II. und III. Abth. München, Verlag der Akademie (G. Franz'sche Buchhandl.).

J. Ranke: Die akademische Commission für Erforschung der Urgeschichte und die Organisation der urchgeschichtlichen Forschung in Bayern durch König Ludwig II. Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feier ihres 141. Stiftungstages am 24. März 1900. München, Verlag der Akademie (G. Franz'sche Buchhandl.). 4^o. S. 107. Mit 2 Kartenbeilagen.

Die Arbeiten des Münchener anthropologischen Institutes erhalten einen Theil ihres individuellen Gepräges durch das grossartige Studienmaterial an Schädeln anthropoider Affen, welche dasselbe der Munificenz unseres hochverehrten Collegen Senka verdankt. 250 Schädel von Orangutan verschiedensten Alters, nach dem Geschlechte exact bestimmt, und 190 Hylobateschädel. Es sei gestattet, auch an dieser Stelle und wiederholt für dieses grosse und überaus werthvolle Geschenk zu danken.

Senka selbst hat die Anthropologie und vergleichende Zoologie mit einer auf das gleiche Material sich beziehenden Prachtpublication beschenkt:

Emil Selekau: Menschenaffen (Anthropomorphosen). Studien über Entwicklung und Schädelbau. I. Lieferung: I. Rawon, Schädel und Bemahnung des Orangutan. Mit 108 Abbildungen im Text. II. Lieferung: II. Schädel des Gorilla und Schimpanse. III. Entwicklung des Gibbon (Hylobates und Simangal). Mit 10 Tafeln und 70 Abbildungen im Text. J. F. Bergmann, C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden — welche als Grundlage für vergleichend-anthropologische Studien hervorstechendsten Werth besitzt und sehr wesentliche Fragen, z. B. die Fragen nach dem Schidel- und Zahnbau der Anthropiden (Orangutan, Gorilla, Schimpanse und Hylobates) im Vergleich mit dem Menschen in sehr wesentlichen Beziehungen zum Abschlusse bringt.

zu Baena Aires; die angebliche Krankheit Tlugu und hiesige Nachrichten von Herrn Carrasquilla. Z.E.V. 1899, 81.
 Piskawsky A., Ueber die ethnologischen Beziehungen von
 Adbreck zur Dermatologischen Centralblatt, Herausgegeben von
 Dr. M. Jassaf. Leipzig, Verlag Veit & Co. III. Jahrg. Nr. 2.

6. Entwickelungsgeschichte und Mischblutungen.

Aronold Hugo, Simon rediviva. Aus „Sammler“, Aagb. Abhandlung. Nr. 84. S. V. 1905.
 Bartels M., Ein aus Gefäßendes Oligo-milchs einer bairischen Dama. Z.E.V. 1899, 454.
 Bonnier R., Die Mammographie im Lichte der Ontogenie und Phylogenese. Sonderabdruck, Ergebnisse der Anatomie und Entwickelungsgeschichte. VII. Bd. 1901. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann, 1898.
 Eckert Albin, Die Kenntnis der Schenkelmammä. Separatdruck aus: Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. Bd. 3. Heft 1.
 Frenn Dr., Beschreibung eines mikrocephalen Schädels. A.A. Bd. XXVI. 1899. Heft 2. S. 27.
 Hechtlose Oscar, Ueber das erste Auftreten der bilateralen Symmetrie im Verlaufe der Entwickelung. Sonderabdruck aus dem Archiv für mikroskopische Anatomie und Entwickelungsgeschichte. Bd. IV. 1899.
 S. Hermann H., Rassenvergleich mit Zweigkelet von Hohenhausen bei Coburg (Pommern). Z.E.N. 1899, 1.

7. Somatische Ethnologie.

Amann Rudolf, Die Schädelformen der altweltlichen Bevölkerung. Mecklenburg. A. 1903.
 Birkaer F., Die Haare und Augenfarbe der weissen Bevölkerung Bayerns. Aus den Verhandlungen deutscher Naturforscher und Ärzte. 71. Versammlung zu München 1900.
 Blumenbach J. cand. med. K., Untersuchungen der Haare von Neolithikern. Z.E.V. 1899, 493.
 Feiler Dr. H., Ueber die Herkunft der Nordkerale in anthropologischer Hinsicht, verglichen mit den eichstättischen lebenden Germanen in Mittelböhmen. A. A. XXVI. 1903, 747.
 Friedl J. Johs., Nüsselschädel. Mit Tafel III-XVIII. A. A. XXVI. 1903, 499.
 Haagen B., Ueber die Gesichtstypen der von ihm studierten Völker der Schweiz. Aus den Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. 71. Versammlung zu München 1900.
 Fohl Dr. J., Ueber die Wachstums- und Geschlechtsentwicklung des Kopfhaars. Abdruck aus: Dermatologisches Centralblatt, herausgegeben von Dr. M. Jassaf. Dezember 1900.
 — Bemerkung über die Haare des Negrius auf den Philippinen. Abdruck aus: Anatomischer Anzeiger. Bd. XVII, Nr. 10 und 11. 1900. Verlag Georg Fischer in Jena.
 Schütz Dr. Alfred, Die Bevölkerung des Oberen Mittelrheins, ihre Abstammung und Entwickelung. Heilbrunn 1900.
 — Ueber seine Schädelverhältnisse nach ihrer primären Körpermerkmale zum Zwecke der Rassenbestimmung und ihr Verhältnis zu den deutschen Schädelverhältnissen nach Farben. Aus den Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. 71. Versammlung zu München 1900.
 Schürch Dr. phil. Otto, Neue Beiträge zur Anthropologie der Schweiz. Mit 14 Tafeln. Bern, Commisariatverlag von Schmid and Franks. 1903.
 Schwininfarth Georg, Deutscher. Z.E.V. 1899, 538.
 Strauss C. H., Die Wirkung der Leuchtorgane für anthropologische und ethnologische Messungen. Aus den Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. 71. Versammlung zu München 1900.
 — Dieselbe. A. A. XXVII. 1900, 117.
 Virechow Rud., Schädel aus dem Lande der Bedja. Z.E.V. 1899, 524.
 Krawanz Schädel Z.E.V. 1899, 740.
 Velt Dr. Wilhelm, Zur somatischen Anthropologie der Batakier in Nordsumatra. Mit 8 Abbildungen. A. A. XXVI. 1903, 717.
 Wajjoff S., Ein Beitrag zur Anthropologie der Bulgaren. A. A. XXVI. 1903, 179.
 Weisbach Dr. A. Die Deutsche Steiermark. Separatdruck aus Bd. XXVIII (der neuen Folge Bd. XVIII) der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Mit 9 Kartenskizzen im Text und 6 Zehlfachtafeln. Wien 1905.

II. Ethnologie.

1. Volkstümliche europäischer Völker.

Ankermann Eine Tsamka der Bering. Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1. S. 44.
 Bachmann F., Die Hirschen der Capelande. Ein ethnographisches Gerüst. Z.E. 1899, 87.
 Haasler Prof. Dr., Masken von Mangaia. Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1. S. 42.
 Bartals M., Ostfriesische Arminge aus dem Hofe des Elephanten. Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1. S. 80.
 Bastian Adolf, Mittheilungen aus einer letzten Reise nach Niederindien-Indien. Z.E.V. 1899, 420.

Bastian Adolf, Die mikronischen Colonien aus ethnologischem Gesichtspunkte. Berlin, A. Asher & Co. 1898, 273 S.
 — Die mikronischen Colonien aus ethnologischen Gesichtspunkten. Ergebnisse L. Berlin, A. Asher & Co. 1900.
 — Boyfuss, Schwärzer aus Iorran. Z.E.V. 1898, 418.
 Biskar F. (Dr. F. H.), Da Soudanländer. Aus dem Bayerischen Kurier. Nr. 339. 20. November 1899.
 — Da Herkulaner Sidaifaken. Aus dem Bayerischen Kurier. Nr. 74 und 76. März 1900.
 Chrenschick Dr. Paul, Zur Ornamentik der nordamerikanischen Indianer. Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1. S. 37.
 — Mittheilungen über die weissen ethnographischen Massen der vereinigten Staaten von Nordamerika. Z.E. 1900, 1.
 Fiedler und Besseler, Notizen über somas. Z.E. 1899, 1.
 Frobenius L., Die Masken und Gebrauchsgegenstände aus Nova terra. Abhandlungen der kaiserl. Leop.-Carol. deutschen Akademie der Wissenschaften. Bd. LXXIV. Nr. 1. 1-228. Taf. 1 bis XIV. Halle 1900.
 Haagen Dr. H., Meilen Reisen in die Batakland (Centralsumatra). Aus dem Bericht der Sachkundigen anthropologischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1900.
 Jäger Dr. med. Max, Eine Ostseereise. Schwabach-Hall, Wils. German. Verlag, 49 S.
 Krawanz J., Tschingel und seine Aherthümer. I. Theil: Nachrichten über die von dem kais. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg im Jahre 1898 ausgesandten Expedition nach Tartan. Heft 1.
 Less A., Bilder aus Ostafrika. Aus der deutschen Colonialzeitung. Jahrg. XVII. Nr. 8. S. 84.
 Lischke F. von, Beiträge zur Kenntnis der Steinzeit in Afrika. Z.E.V. 1899, 187.
 — Hagen und Pfele der Watawa von Kivango. Z.E.V. 1899, 694.
 — Beiträge zur Ethnographie von Nea-Guinea. Sonderabdruck aus der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XVI. Krüger M., Neuguinea. Berlin, Alfred Schöhl, 1900.
 — Ueber den Lauchschmelz der Ralentes. Aus: Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1.
 Martin Dr. K., Ueber eine Reize durch die menschliche Halb- und Separatdruck aus den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Heft 2. 1901.
 Minikow N. Wolow, Die Burjaten (Burjaten) des Irkutsker Gouvernements. Z.E.V. 1900, 470.
 Pless Dr., Die ethnographische Veränderung der Eskimo des Smith-Sundes. Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1. S. 84.
 Kadloff Dr. W., Ueber altürkische Inschriften der Mongolei. Separatdruck Dr. Carl, Hancus der Halbeson Ncopy. Z.E.V. 1899, 825.
 Schmidt Dr. Emil, Die anthropographischen Befindungen der Völkerethnologischen Verordnungen. Aus den Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. 71. Versammlung zu München 1900, 259.
 Schütz Dr., Zur Geschichte der Marinen. Aus der deutschen Colonialzeitung. Jahrg. XVII. Nr. 8. S. 52.
 Seiler Dr. Quasibald, Die Oberhirschen der Maskarenen. Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1. S. 14.
 Selter Ed., Die Momente von Copan und Quirigua und die Altarpunkte von Palenque. Z.E.V. 1899, 678.
 Stepanow Wilhelm von den, Stenogramm der Ojariyogianer. Ethnologisches Notizblatt. Bd. II. Heft 1. S. 23.
 Stearns Hroff Vaughan, Die Zubermeister der Orang-Suang in Malakka, bearbeitet von Dr. K. Th. Preuss. (Fortsetzung von Z.E. 1900) Z.E. 1900, 25.
 Strauss, Javanische Vorkörper. Z.E.V. 1899, 582.
 Weule Dr., Afrikanische Kindergruppen. Ethnologisches Notizblatt. II. 45.
 Widemann A., Die Kilianstaschen-Bestimmung. Anthropologisches und Ethnologisches aus den Deckagallanden. Aus dem Geographischen Anzeiger. August 1899.
 Winger Dr. Ludwig, Rassen und Völker. Aus: Die Umschau. III. Jahrg. Nr. 4. 1. October 1899.
 Zache Hans, Sitten und Gebräuche der Saaböl. Z.E. 1899, 61.

2. Volkstümliche arabischer Völker.

Arjona Harold, Deutsch oder Germanisch. Sonderdruck aus dem H. H. H. des „Kyllhäuser“, deutsche Monatshefte für Kunst und Leben. Eins a. D.
 Beyli Jakob, Altsiberer Völkertheil. Aus Mittheilungen und Nachrichten zur hiesigen Volkskunde. VI. Jahrg. Nr. 1. April 1900.
 Brausgartner, Ureschichtliche ethnographische Beziehungen an alten Anspängerzeiten. Mit 27 Abbildungen. A. A. XXVI. 1900, 1012.
 Brunsbofer Hermann, Die Herkunft der Sankrit-Arier aus Armenien und Medien. Z.E.V. 1899, 478.
 Bursche Dr. phil. et med., Bornheim. Sonderdruck aus „Globe“. Bd. LXXV. Nr. 1.
 Gander Carl, Das Jochankische Alter besonderer Berücksichtigung der hiesigen Bräute in der Niederlausitz. Aus: Niederlausitzer Mittheilungen. Bd. VI. Heft 1.
 Caradas Dr. Franz, Der Bauer in Posen. Aus der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. Jahrg. XIII. Heft 3 und 4. S. 248.

anthropologischen Gesellschaft in Lindau. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XIII. 129.
Weinzierl Robert, Leiter von die im Topfiter Museum vertretene angelegentliches Fundort (abgeschlossen am 21. December 1899). Tätigkeitsbericht der Topfiter Museumsgesellschaft im Veranlassungsjahre 1899.

Schiffsfunde.

Voss A., Zu den Schiffsfunde. Z. N. 1900. 48.
Ostia A., Einbaum aus der Oder bei Pellucis, Kr. Krassau, Z. N. 1899. Heft 7. S. unten 8. 99 Heydeck.

Zahlen und Gerichte.

Heuzenberg A., Ueber Zahlen und hochstahenähnlichen Zeichen an vorhistorischen Fundstätten. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa, Heft 21. 272.
— Vergleichliche Gewichte des Friesenraumes und einige damit zusammenhängende Fragen. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa, Heft 21. 272.

Jentsch Albrecht, Ueber die im osterrheinischen Provinzialmuseum aufbewahrten Gewichte der jüngsten bröndischen Zeit Friesens. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa, Heft 21. 278.

Z. Diluviale und diluviale Meereswelt.

Mahakowsky Professor Alexander, Der Mensch der Diluvial- oder Mittelmeerzeit. Mit besonderer Berücksichtigung der in den mineralogisch-zoologischen Sammlungen der k. technischen Hochschule in Brünn verwahrtet Fundstücke. Sonderdruck aus der Festschrift der k. technischen Hochschule in Brünn zur Feier ihres 50jährigen Bestehens. October 1899. Pilsen, Verlag der k. technischen Hochschule. Druck von W. Koberger, W. 1899.

Abstein Carl, Einige Bemerkungen über die mittlere- und obere Diluviale. Separatdruck aus dem Zoologischen Anzeiger, Bd. XXIII. Nr. 412. IV. 1899.

Nambathys Joseph, Bemerkungen zu den diluvialen Säugethieren aus der Umgebung von Brünn. Separatdruck aus Bd. XXIX (der neuen Folge Bd. XIX) der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft Prassa, Heft 21. 279.

Schlosser Dr. Max, Hölzernerzeugnisse in den Jähren 1894—1896 untersucht. Fortschritt zur Begründung der Ethnologie an der gemeinsamen Versammlung der Wiener und der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau. S. 21—69. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XIII. 21—69.

Gräberstätten.

Lohmann-Nitsche Robert, Zur Vorgeschichte der Entdeckung von Urgräbern im St. Clemens Episcopus. Naturwissenschaftlich bei Wechselschiff. 1899. N. V. Nr. 31. 294—297. Nr. 33. 409—414. Nr. 35. 428—429. — Naturwissenschaftliche Abhandlungen, Heft 29. 38. 45 S. Berlin 1900.

Birkner F., Das schwebelnde Nageblei von Patagonien. Ann. des Bayerischen Kaiser. 1899. Nr. 5. 1. und 6.

Leitung. Zoologie und Botanik.

Coments Professor Dr., Vorhistorisches Merkblatt. Nachweis der beachtenswerthen und zu schätzenden archaischen Strömung, Gänge und Bestände im Königreich Preussen. Berlin, Greubner-Broschüren, 1899.

Ueber die Hüllen, Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Westpreussischen Fischereiverins. Bd. XI. Nr. 1. Danzig 1900.
Kobelt-Schwabensinn Dr. W., Vorderindien. Ein zoogeographische Studie. Vortrag. Aus dem Bericht der Streckenberichts des naturhistorischen Vereins in Frankfurt a. M. 1899.

S. Neolithische Steinzeit.

Betz Dr. Robert, Die neolithischen Fundstätten in Mecklenburg. Leipzig, Berlin, Rostock, Wilhelm Stiewert. 1899.

Hals Dr. J., Steinamergelgräber von Fickelbühl bei Bielefeld im Kr. Löh. Z. N. 1899. 98.

Hornel A., Die steinzeitliche Aesdelung auf dem Meckelburger bei Untertröben. Aus den Veröffentlichungen der grossherzoglich badischen Sammlungen der Alterthums- und Völkerkunde in Karlsruhe und des Kaiserlichen Alterthumsvereins. Heft 2. 1899. 29.

Hronner K., Steinzeitliche Gräber aus Schlesien. Z. N. 1899. 87.

— Steinzeitliche und andere Funde aus der Provinz Brandenburg. Z. N. 1899. 40.

Götze Dr. A., Ueber Hockergräber. Separatdruck aus dem Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Heft 6. 1899.

— Neolithische Hügelgräber in Berlich bei Gotha. Z. N. 1899.

— Spätkolithisches Grab bei Nonnenhausen. Z. N. 1899. 20.
— Sculpturen an Steinblechen neolithischer Gräber in Mitteldeutschland. Sonderdruck. Bd. LXXV. Nr. 8.

Heydeck J., Ueber eine neolithische Grab- und Begräbnisstätte bei Celiergarten. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa, Heft 21. 279.

Hoflack Eduard, Bericht über eine im Herbst 1896 und Frühjahr 1898 angestellten Untersuchungen stein- und metallzeitlicher

Plätze auf der Karlsruher Nekropole. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa, Heft 21. 287.

Jentsch Dr. Hugo, Das neolithische Grab bei Struga, Kr. Guben und die älteren steinzeitlichen Funde des Mittelalters. Mit 21 Abbildungen. Niederlausitzer Mittheilungen. Bd. VI. Heft 2.

— Steinzeitliche Funde aus der Niederlausitz. Aus den Niederlausitzer Mittheilungen. Guben 1899. Druck von A. Kuntze.

Kohl Dr., Ueber die neolithische Keramik Südwestdeutschlands. Sonderdruck aus dem Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1900.

Reincke Dr. P., Zur neolithischen Keramik von Eichelbach am Spessart. Aus: Festschrift zur Begründung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung d. Wiener und der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau. S. 68. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XIII. 99.

— Neolithische Stätten mit Bandkeramik von Hendingfeld bei Würzburg. Aus: Festschrift bei Bandkeramik von Hendingfeld bei Würzburg an der gemeinsamen Versammlung der Wiener und der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau. S. 78. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XIII. 78.

— Aus der prähistorische Sammlung des Masser Alterthumsvereins. Sonderdruck aus der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthum in Mainz. III. IV. Heft 2 und 3. Mainz 1900.

Schütz Dr., Eine neolithische Wohnstätte bei Heithaus. Separatdruck aus: Festschrift aus dem 1899. VII. Jahrg. 1899.

— Eine neolithische Wohnstätte bei Hülthaus. Aus den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. XXIX. Heft 7. 1900. 23—24.

Schäfersaack Otto, Die neolithische Niederlassung bei Heidelberg. Z. E. V. 1899. 566.

Schäfersaack Hugo, Freilegende steinzeitliche Steinlager am Thal mit Kulturpflanzen von Charlottenhufe, Uckermark. Z. N. 1899. 76.

4. Ältere Metallzeit.

Heuzenberg A., Fundortverzeichn. 10 verschiedene Hügelgräber, 4 Grabstätten und ein Ackerfeld aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa für das Vereinsjahr 1898—1899. 81—129.

Herg, Fr. Weber und A. Schwager, Eine bronzeneitliche Grabstätte bei München. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft Prassa für die gemeinsame Versammlung der Wiener und der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Lindau. S. 119—128. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. XIII. 119—128.

Brug Ernst, Ein bronzeneitliche Gräberstätte auf Mühlener Boden. Fundbericht. Alt-bayerische Monatschrift. München 1899. Jahrg. I. Heft 3.

Frösner K., Hronsdorf von Stannum, Kr. Inowrazlow. Z. N. 1899. 82.

Hasson H., Das Urerzfeld bei Wilmersdorf, Kr. Borsow-Storkow. Z. N. 1899. 1.

Deichmüller Dr. J., Neue Urerzfelder aus Sachsen. Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Dresden. 1899. Heft 1.

Götze A., Gräberfeld aus der Porta Westfalica. Z. N. 1899. 90.

Hadinger A., Alt-Erzschmelzstätte auf der schwebelichen Alb. A. N. XXVI. 1899. 41.

Hroning Prof. Dr. K., Klässische Gräberfeld. Tombe 29 des Bombarde Waldes. Separatdruck aus den Mittheilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass. Bd. XX. Lief. I. Strasbourg, Strasbourg Druckerei und Verlagsanstalt. 1899.

Heydeck J., Fundberichte: Gräberfeld aus der Laubepinde bei Taubendorf; eine Lutter- und Gräberstätte in Festeritz Kl. Pieske, Kr. Calau; die Wikingergüter bei der Kamp bei Wakenitz; das Wikingerschiff von Frazenburg, Kr. Bismarck. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa für das Vereinsjahr 1898—1899.

Hronnes Marie, Gräber Bronzen aus Halbitz. Sonderabdruck aus den Jahrbüchern des Steierreichischen archäologischen Instituts. Bd. III. 1900.

Hoflack Eduard, A. Heuzenberg, Das Gräberfeld bei Kollars im Kreis Allenstein. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa für das Vereinsjahr 1898—1899. 160.

— Das Gräberfeld bei Fr. Einbaum und Carburg; das Gräberfeld bei Bieleken; das Gräberfeld bei Seltern. Aus den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prassa. Heft 21. 283.

Jentsch Dr. Hugo, Der Bronzerest von Griesen, Kr. Guben. Niederlausitzer Mittheilungen. Bd. VI. 1899. Heft 3.

Kröhle Dr. O., Untersuchungen vorgeschichtlicher Bronze Schmiedehämmer. Hamburg 1900. Verlag von Otto Meissner.

Lekner H., Ein Hügelgrab bei Heilsbrunn a. d. Haide. Aus den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. Bd. XXIX. Heft 2. 1899. 170.

Meyer Dr. J., Glasperlen aus Frazenburg im Bismarck-Kreis. Aus: Mittheilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. Heft XIII. Koll 1900.

Ostia A., Das Gräberfeld auf dem Galgenberge bei Wollitz. Z. E. V. 1899. 417.

Reinbeck Dr. P., Urnenfelder des Elstos Hallstatt in der Nähe von Bokesfeld, Unterfranken. Aus: *Zeitschrift für Bergbau und Hüttenwesen* von der gemeinsamen Vereinskommission der Wasser- und der deutschen anthropologische Gesellschaft in Lindau, S. 74. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, XII, 1, 74.

Schaeble L., Hängelgräber bei Kiechligen. Aus dem Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen, XII, Jahrg. 1899, 148.
Schmid W. M., Depotfund der Bronzezeit bei Palfach, Altbayerische Monatschrift, München 1899, Jahrg. I, Heft 8, 154.
Stat G., Untersuchung von Gräblichlein bei Marbach, Ober- und Mittelhessen. Aus den Annalen des Vereines für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. XXIX, Heft 2, 1898, 90-87.

Steinmetz O. G., Die Gräberstätte im Waldhofe bei Kaffa. Aus den Verhandlungen des historischen Vereines von Oberfranken und Regensburg, Bd. LI, (Bd. XXXVIII, der neuen Folge) 81-85.

Teich K., Das Gräberfeld von Cerulusca-Arbedo. Separatdruck aus dem Anzeiger für schwäbische Alterthumskunde, Nr. 5, 1899.

Wagner E., Gräblichgrube bei Salem, A. Oberfranken. Aus der Veröffentlichungen der großherzoglich badischen Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde in Karlsruhe und des Karlsruher Alterthumsvereines, Heft 2, 1898, 39.

Wheber F., Eine bronzene Gürtelspille aus Miesbach bei Boden. Archäologische Heftung des Fundes Altbayerische Monatschrift, München 1899, Jahrg. I, Heft 3.

— Beiträge zur Vorgeschichte von Oberbayern. Mit I. Tafel. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. XIII, 163.

— Aeltere Funde schriftlich aus Oberbayern. I. Oberbayerische Rohmaterialienstudien und Dapfenfunde. Aus: Altbayerische Monatschrift, herausgegeben von historischen Vereinen von Oberbayern, 1899, Jahrg. 2, Heft 1.

Wieseler Ritter v. a., Das La-Tène-Gräberfeld von Langegg bei Börs in Nöhren, Bismarck, Commissionverlag von Fr. Vieweg & Sohn, 1899.

Wilke Dr. phil. Georg, Das Altenerden-Gräberfeld. Aus dem „Sammler“, Augsburg Abendausgabe, 1900, Nr. 2.

5. Frühgeschichtliches.

a) Römische.

Bassermann-Jordan Dr. E., Römische Glas- und Thongefäße im Besitz der Familie Bassermann-Jordan an Dedenhofen. Separatdruck aus dem Heft XXIV der Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz, Speyer, Druck der H. Glarndecker Buchdruckerei, 1900.

Brückmann August, Funde von Terra sigillata in Ostpreußen. Aus dem Sitzungsberichte der Alterthumsforschungs Preuss für das Vereinsjahr 1896-1900, 72.

Hronner K., Römische Funde von Mähren, Herzogthum Lausitz, Z. E. N., 1899, 65.

Fraas Dr. E., Römische Stätten von Wisent und Ur. Aus den Annalen des Vereines für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. XXIX, Heft 2, 1898, 67-80.

Hammer Dr. E., Ueber die Geodätigkeit des obergermanischen Landes zwischen dem Haugof und Wäldien, Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jahrg. 1899, I. und II. Heft.

Kirchmann Joseph, Das altemanische Gräberfeld bei Schretzheim. Aus dem Jahrbuch des historischen Vereines Dillingen, XII, Jahrg. 1899, 193.

Körner Constantin, Gegenwärtiger Stand der archäologischen Ausgrabungen bei Drenth a. Rh., Nachschrift für klassische Philologie, Jahrg. XVII, 1900, Nr. 24, 462.

— Nachtrag zu der Arbeit „Clarus Rhenofestung“, Rheinische Geschichtsblätter, Jahrg. V, 1900, Nr. 1.

Maaßen Dr. R., Römische Funde in Meis, Z. E. N., 1899, Heft 2, 57.

Ritterling E. und L. Pallat, Römische Funde aus Wiesbaden. Aus den Annalen des Vereines für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. XXIX, Heft 2, 1898, 118.

Rosbach O., Ueber 23 römische Schröderziele. Aus dem Sitzungsberichte der Alterthumsforschungs Preuss Heft 21, 829.

Stat G., Bericht über die Ausgrabungen des Mithrasdenkmals im Lepidusum Städtchen. Aus den Annalen des Vereines für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Bd. XXIX, Heft 2, 1898, 40-45.

Walderdorff Graf v., Neuaufgefunden römische Inschriften in Regensburg. Aus den Verhandlungen des historischen Vereines von Oberfranken und Regensburg, Bd. LI, (Bd. XXXVIII, der neuen Folge) 326-371.

Wollenweber Dr., Das Steinhaus und die römischen Grabdenkmäler bei Rietheim und Wetzheim. Mit 2 Tafeln. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. XIII, 151.

b) Armenische Expedition.

Vircow K., Die armenische Expedition Reich-Lehmann, Z. E. V., 1899, 379.

— Schlußbericht über die armenische Expedition, Z. E. V., 1899, 641.

Reich Waldemar, Die Ruinstätte in Tepsand (Sidiakan), Preussische Mittheilungen aus dem Reich, Vircow, Z. E. 1899, 99.

Reich Waldemar, Aus dem Bericht über die armenische Expedition, Z. E., 1899, 380.

— Wolfer Bericht über den Fortgang der armenischen Expedition, Z. E. 1899, 281.

— Bericht über den von ihm erzielten Aushub der armenischen Expedition, Bericht von Kowalew bei Alaschger, April bis August 1900, Z. E. V., 1899, 398.

Reich W. und C. P. Lokman, Bericht über ihre armenische Forschungsreise, Z. E. V., 1900, 29.

Okunofsky-Richter, Neues über die auf Cypern mit Unterstützung Solowjewitsch in Kaleros, der Berliner Museen und des Reichs-Virchow'schen Stiftings angestellten Ausgrabungen, Z. E. V., 1899, 298.

Ulfafy Carl von., Anthropologische Betrachtung über die Perithra (Ara) und die Gräber von Kowalew und Sidiakianischen Museen, An. XXVI 1899, I, 45 II, 841.

c) Früh-Mittelalterliches, Slavische.

Hirke Dr. F., Früh-Mittelalterliche Gefäße aus dem Hühen von Volburg (Bezirkssamt Parberg), Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. XIII, 148.

Garcis Carl, Oberpfälzisches aus der Carolingerzeit. Aus: Forschungen zur Geschichte Bayerns, Bd. VI, Heft I, Regensburg, Verlag von W. Wandlung, 1907.

— Das A. Angelische altemanische Töpfer aus Harz, Sonderdruck aus „Globe“, Bd. LXXX, Nr. 1.

Jentsch Hugo, Gravirte Rezenschale aus dem mittelalterlichen Rezenschale aus Guben. Aus: Niederlausitzer Mittheilungen, Bd. VI, Heft 1.

Skravits M., Ueber die ehemalige lettische Friedhöfe. Aus dem Sitzungsberichte der Alterthumsforschungs Preuss für das Vereinsjahr 1898-1900, Heft 21, 199.

Wagner E., Frühgeschichtliches Friedhöfe von Eichenheim (a. S. Simons) an Lindensam (a. S. Strach), Aus den Veröffentlichungen der großherzoglich badischen Sammlungen für Alterthums- und Völkerkunde in Karlsruhe und des Karlsruher Alterthumsvereines, Heft 2, 83.

Nachtrag.

Ammon Otto, Zur Anthropologie der Badener, Sonderdruck aus dem Biologischen Centralblatt, Bd. XIX, 1898, 747-751.

Albrecht Eugen, Zur physiologischen und pathologischen Morphologie der Nierenrinne, Separatdruck aus den Verhandlungen der deutschen pathologischen Gesellschaft, II, 1900, 443 bis 475.

— Darwinismus von hiesig. I. Heftige zur Miesbacher Allgemeinen Zeitung, Jahrg. 1900, Nr. 201.

Blasius Dr. Rud., Studienreise nach Bosnien, Herzegovina und den benachbarten Ländern im Herbst 1896, Germ.-Darmstadt, Druck von Eugen Köhler, 87 S., 96.

Bünker J. R., Typen von Dorsiflexen aus der dreifachen Grews von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark, Separatdruck aus Bd. XX, (der neuen Folge Bd. XX) der Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Wien 1900, 100-104.

Campi Luigi, Nuove scoperte etnologiche in Merid. dell' Anagnina, Ricerche dall' Archista Trentino anno XV, Fasc. I, Trento 1900, 43 p., 69.

— Di una tomba Gallica scoperta presso Mezzal sull' Anagnina Estrada dall' Archivio Trentino, An. XIII, Fasc. II, Trento 1897, 17 p., 89.

Deichmüller Dr. J., Zwei neue Funde anthropologische und archäologische Gefäße aus Sachsen, Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Dresden, Heft 1, 10-20.

Frank Dr. Carl, Der Kollanstein, Physiologische Experimentalarbeiten, Mit 108 Abbildungen, Seitz und Schaefer, München, 1900, 123 S., Green 8.

Hagen Dr. Carl, Alterthümer von Beun in Meuse, für Völkerkunde in Hamburg, Theil II, Aus dem Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, XVII, Hamburg 1900, 28 S.

— Museum für Völkerkunde, Bericht über das Jahr 1899, Aus dem Jahrbuch der Elmschen wissenschaftlichen Anstalten, XVII, Hamburg 1900, 23 S.

Hagen Dr. R., Ueber Entwicklung und Probleme der Anthropologie, Vortrag, gehalten beim Jahresstreit der sachsenbergischen naturforschenden Gesellschaft am 30. V. 1900, Separatdruck aus: Bericht der Sachsenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1900, 47-60.

Hilgenrath A., Hündentruhen über die Alpen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Sonderdruck aus: „Globe“, Bd. LXXXVIII, Nr. 10, September 1900, 153-167.

— Dr. M., Der Knechtsteden über die Alpen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Sonderdruck aus: „Globe“, Bd. LXXXVIII, Nr. 10, September 1900, 153-167.

Jachmsthal Privatdocent Dr., Ueber Zergliederung und verwandte Wachstumsstruktur der menschlichen und tierischen männlichen Weichtheile, 1899, Nr. 17-18, Leipzig 1900, 18 S.

Jarowackch Dr. F. v. m., Otto Hübners geographisch-ethnische Tabellen über Länder der Erde, 48. Ausgabe für das Jahr 1900, Verlag von L. Kellner in Frankfurt a. M. 97 S., Quer 8°.

Krono J. B., Metz in römischer Zeit. Sonderdruck aus dem XXII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz. Metz 1900. 22 S.

Kronen Constantin, Carolinische Gräberfeld in Andernach und Hans Lechner, Die römischen Gräberfelder in Andernach. Sonderdruck aus: Bonner Jahrbücher, Heft 105. Bonn 1900. 100-146.

Kohlbrugge Dr. J. H. F., Mittheilungen über die Länge und Schwere einiger Organe bei Frauen. Stuttgart, Verlag von E. Nagel, 1900. Separatdruck aus der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. II, Heft 1, 43-55.

Laas Dr. Henrich Dr. med., Beiträge zur Kenntnis der Tibialis Medica. Berlin, Druck von Gutz, Unger, 1900. 41 S. 64.

Mareband, Ueber einen Fall von Zwergwuchs. Sonderdruck aus den Sitzungsberichten der Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg. Nr. 5. März 1900. 87-81.

Matthyska Dr. H., Ueber das Oculare Mydriamum. Abdruck aus: Anatomischer Anzeiger. XVI. Bd. Nr. 21 und 22. 1900. 649-657.

Meister J., 42. Bericht des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer bei d. Universitäts Kiel. Kiel 1900. 81 S. 84. Die Moorleiche von Damerdorf und die bis jetzt gefundenen Moorleichen.

Meyer Dr. A. B., Ueber Muscen des Ostens der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Reiterdruck, Berlin 1900. 72 S. 69. Schluß Dr. Alfred, Der Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbeimung in der Bronze- und Hältezeit in der Heilbrunn. Gegend. Geographische. Separatdruck aus dem 6. Heft des historischen Vereins Heilbrunn. Heilbrunn 1900. 18 S.

Nicola Dr. K., Nocturnal Cretin. Sonderdruck aus der Frage nach der Abstammung des Menschen. Sonderdruck aus dem Biologischen Centralblatt. Bd. XX. Nr. 14 u. 15. 15. Juli und 1. August 1900. 425-466.

Stüder Dr. Theophil, Ueber den Einfluss der Paläontologie auf den Fortschritt der zoologischen Wissenschaft. Vortrag anlässlich der Eröffnung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Bern. 1. August 1900. 20 S. 60.

Ueber die Goldlebere von Vaphio. Separatdruck aus den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern. 1900. 66-71.

Platzeck's Knochenreste aus einer galliösischen Station in den Naisbüschen von Verrier zu Salève. Separatdruck aus den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern. 1900. 276-281.

Ueber ein Steinbecken aus der Zeit der Pfahlbauten. Separatdruck aus den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern. 1900.

Ueber die Bevölkerung der Schweiz. Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 20. Juli 1900. Separatdruck aus dem XIII. Jahresberichte der geographischen Gesellschaft von Bern. 11 S.

Tierversuch Aug. Das Bauelement im bayerischen Gebirge und seinem Vorhand. Denkschrift des Münchener Architekten- und Ingenieurvereines. Separatdruck aus der Süddeutschen Bauzeitung. X. Jahrg. 58.

Uffaly Charles de, Iconographie et Anthropologie Irano-Indiennes. I. L'Asie. Extrait des Nos. 1 et 2-3 L'Anthropologie, Janvier-Février et Mars-Avril 1900. Paris 1900. (214-214) 66 p.

Vran Dr. Ugo G., Contributo all' Antropologia antica del Perù. Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia. Volume VII. Fascicolo I. 40 p.

Stella socii denti molari umani. Estratto dagli atti della Società Romana di Antropologia. Volume V. Fascicolo II. 44 p. 66.

Weiskarch Dr. A., Die Deutschen Körner. Separatdruck aus Bd. XXX (der neuen Folge Bd. XX) der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Wien 1900. 18-98.

Zapp Ludwig, Die wendische Wallfelle auf dem Waldsteine im Fichtelgebirge in ihrer wissenschaftlichen Ansehung. Hof, Rad. Lion. 18 S. 84.

Der Vorsitzende

Wir kommen aus Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters und zur Wahl der Rechnungsrevisoren. Leider ist unser Schatzmeister, der seit einem Menschenalter diese Stelle bekleidete, von einer sehr schweren Krankheit betroffen worden, die ihn verhindert hat, hier zu erscheinen. Wir können nur dem Wunsche Ausdruck geben, dass er bald genesen möge. Inzwischen hat Herr Dr. Birkenr-Nünchen es übernommen, die Cassenverhältnisse zu revidiren und in Ordnung zu bringen. Ich gebe ihm das Wort zur Berichterstattung darüber.

Cassenbericht

erstattet durch Herrn Dr. F. Birkenr
Da der Schatzmeister, Herr Oberlehrer a. D. J. Weismann, in Folge einer schweren Erkrankung

seit 18. August l. Ja. nicht mehr im Stande war, den Rechnungsabschluss für die XXI. allgemeine Versammlung selbst zu machen, beauftragte mich der Generalsecretär, Herr Professor Dr. J. Ranke, mit Fräulein Eugenie Weismann gemeinsam die Rechnung abzuschließen und vorläufig die Cassa zu übernehmen.

Ich habe mich vollständig nach dem bisher von Herrn Oberlehrer Weismann eingehaltenen Schema gerichtet.

Cassenbericht pro 1900/1900.

Einnahme.

1. Cassenverehr von voriger Rechnung	187 29	¢
2. Am Zinsen gingen ein	469 50	¢
3. An rückständigen Beiträgen des Vorjahres	109	¢
4. An Jahresbeiträgen von 1623 Mitgliedern 12.5 ¢	6228	¢
5. Für besonders ausgeübte Dienste	128 15	¢
6. Beitrag des Herrn Vieweg & Sohn aus Druck des Correspondenzblattes	162	¢
Zusammen:	6199 52	¢

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten (statt der angestauten 1900. ¢ und Correspondenz)	952 83	¢
2. Ueber das Correspondenzblattes	212 40	¢
3. Redaction des Correspondenzblattes	30	¢
4. Zu Händen des Herrn Generalis-secretaris	600	¢
5. Zu Händen des Schatzmeisters	391	¢
6. Für die Steuergaben	240	¢
7. Dem Münchener Local-Verein zur Herausgabe seiner Zeitschrift „Beiträge“	300	¢
8. Dem Württembergischen Verein zur Förderung seiner Vereinszwecke	200	¢
9. Drei Ferris in Genuashausen	60	¢
10. Für Ehrungen, Portos und Dienstleistungen	169 55	¢
11. Zur Lini'schen Buchhandlung in Treier	18 80	¢
12. Haar in Cassa	6 62	¢
Zusammen:	6199 52	¢

A. Capital-Veränderungen.

Als „Einerer Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern und zwar:

a) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Ser. I Lit. D Nr. 954	600	¢
b) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. Dd Nr. 67803	200	¢
c) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. R Nr. 22199	200	¢
d) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. W Nr. 38256	200	¢
e) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Handelsbank Lit. X Nr. 29581	100	¢
f) 100/100 abgibt, essent. kgl. pruss. Staatsanleihe Lit. F. Nr. 163266	200	¢

Hierauf das Dr. Veitgelt'sche Legat mit 2000. ¢ und zwar:

a) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XXIX Lit. C Nr. 74198	500	¢
b) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XIII Lit. C Nr. 40128	500	¢
c) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 49778	500	¢
k) 100/100 Pfandbrief der Bayerischen Vereinsbank Ser. XVI Lit. C Nr. 48980	500	¢

Als Reservefond:

l) 100/100 Bayerische Eisenbahn-Anleihe Ser. 176 Nr. 49964	200	¢
m) 100/100 abgibt. Deutsche Reichs-Anleihe Lit. D Nr. 7329	500	¢
n) 400 Nürnberg'scher Vereinsbank Pfandbriefe Lit. B Ser. 11 Nr. 69849	500	¢
o) 100/100 Bayerische Vereinsbank Pfandbriefe Lit. C Ser. 9 Nr. 67017	500	¢
p) 100/100 Bayerische Handelsbank Pfandbriefe Lit. V Nr. 86300	500	¢
q) 100/100 Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank Pfandbriefe Lit. G Nr. 37062	500	¢
r) 100/100 Pfälzische Hypotheken- u. Wechselbank Pfandbriefe Lit. D Ser. 25 Nr. 12141	200	¢
s) 100/100 Bayerische Vereinsbank Pfandbriefe Lit. E Ser. 10 Nr. 54723	100	¢
t) 100/100 Bayerische Vereinsbank Pfandbriefe Lit. C Ser. 12 Nr. 34599	500	¢
Zusammen:	6400	¢

Die 6000 Mark sind bei Merck, Finck & Co. in München deponirt.

Wissenschaftliche Verhandlungen.

Herr Professor Dr. Henning-Strasburg i. E.:

Bericht über die letzten Strasburger Ausgrabungen
und über die neue archäologische Bewegung
in Deutschland.

Ich bin nach Halle gekommen oder, wie ich wohl sagen muss, mitgenommen worden, um Ihnen zunächst einen kurzen Bericht zu liefern über meine neuesten Strasburger Ausgrabungen, möchte dies heute aber thun im Zusammenhange mit der ganzen letzten archäologischen Bewegung, deren äussere Symptome weithin zu spüren sind. Es handelt sich dabei um einen Ansehswang, der sich hier in den altgermanischen Ländern nicht in der Weise vollziehen konnte, weil er eine Cultur betrifft, welche zu einer bestimmten Zeit von den Grenzen her sich Deutschland überwinden und auch nur in den Grenzländern zur vollen Entwicklung gelangte. Es ist das die römische Archäologie, wie sie bei uns in den Rhein- und Donaugenden vertreten ist. Die praktischen Fragen, welche davon sich knüpfen, sind schon mehrfach erörtert worden. Vor einem Jahre hat die Generalversammlung der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Strasburg darüber berathen, morgen steht auf dem Programme der Dresdener Versammlung, die leider mit der unseren collidirt, dasselbe Thema; so darf denn auch in unserem Kreise davon die Rede sein.

Von all den grossen Perioden, welche die archäologische Forschung nach und nach an's Licht gezogen hat, ist die römische als die letzte zu empfehlender Behandlung gelangt. Als schon die merovingische und Völkerwanderungszeit nun als die Folgebilder erkannt und im Einzelnen durchgearbeitet worden, blieb die römische immer noch ein grosser Sammelbegriff, bei dem Früh-, Mittel- und Spätrömische kaum unterschieden war. Zwar hat im Osten schon in früheren Jahren Tischler, von den Fabeln ausgehend, eine Chronologie zu schaffen gesucht, aber bogreiflicher Weise war Ostpreussen nicht der Boden, wo man diese Forschungen eingehend aus dem vollen Material heraus betreiben konnte. Das sind und bleiben für uns die Rhein- und Donauländer. Von hier aus hat sich denn auch der weitere Fortschritt vollzogen. Den nächsten wichtigen Anstoss gab wohl in der Mitte der 80er Jahre die Aufdeckung des Andrianer-Grabfeldes durch Constantin Koehn, Schachaffhausen's damaligen Hilfsarbeiter. Hier trat eine solche Fülle von Begleitmomenten hervor, römischer Münzen, Stempel und anderer Dinge, dass sie eine sichere chronologische Bestimmung der Gefässe und der ganzen sonstigen Kunst gestatteten. Sie wiesen auf die frühe römische Kaiserzeit, die hier zum ersten Male unter gesicherten und ausreichenden Fundumständen beobachtet wurde, etwa von Augustus bis zum Jahre 70 n. Chr. Da hören die Münzen auf. Die Entwicklung von Augustus, Tiberius, Nero bis zu den Flavischen Kaisern liess sich an den Gefässen verfolgen; man bemerkte eine Umbildung der Formen und mannigfache sonstige Veränderungen während der kurzen Zeit. Das war natürlich ein sehr wichtiges Factum. Neben der frühromischen trat dann durch einen glücklichen Zufall an einer anderen Stelle desselben Grabfeldes die letzte römische Zeit hervor, und hier nur die letzte, die auch in Strasburg schon eine gute Vertretung gefunden hatte, so dass man Anfang und Ende sehr schön confrontiren konnte. Nun war die historische Frage glatt und rund gestellt. Man unterschied in

B. Bestand.

a) Haar in Cassa	4	606 22 g
b) Haar die für die statistische Erhebung und die prüf. Karte bei Merck, Fink & Co. deponiren		12258 97
Zusammen:	4	12864 92 g

C. Verfügbare Summe für 1903/1904.

1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 9 M.	4	5100 — g
2 Haar in Cassa		496 22 g
Zusammen:	4	5596 22 g

Dr. J. Mies'sches Legat 19000 Mark.

4 1/2 Pfandbriefe der Bayerischen Vereinsbank 81000er Lit. B. Nr. 62459-668 Ser. XVIII	4	8000 — g
20000er Lit. C. Nr. 58234/5 Ser. XVIII		1600 — g
Conto-Corrent bei Merck, Fink & Co.		121 50 g
Zusammen:	4	9721 50 g

Am 24. März 1900 übernahm der Schatzmeister, dem Beschlusse der XXX. allgemeinen Versammlung in Lindau entsprechend, von dem Bruder des Stifters Herrn Fabrikanten Jean Mies in Geln a. Rh. das Dr. J. Mies'sche Legat von 10000 M. Nach Abzug der 810 M. Erbschaftsteuer wurden für 9089 M. 50 Pf. 4 1/2 Bayerische Vereinsbank-Pfandbriefe im Nominalwerthe von 9000 M. angekauft. Diese sowie die noch restierende Summe von 120 M. 50 Pf. wurde bei Merck Fink & Co. in München deponirt mit der Bestimmung, dass von den Zinsen so lange Pfandbriefe gekauft werden sollen, bis der Nominalwerth des Legates wieder 10000 M. beträgt.

Der gegenwärtige Stand des Legates ist 9121 Mk. 50 Pf.

Auf Antrag des Vorsitzenden wurden in den Rechnungsausschuss für Prüfung der Rechnungszu- und abgaben die Herren: Dr. Förtsch-Halle, Dr. B. Andre-Braunschweig, Sokeland-Berlin.

In der dritten Sitzung erstattete Herr Sokeland Bericht über die Rechnungsprüfung und beantragte Entlastung des Schatzmeisters, nachdem er hervorgehoben hatte, dass, wie in den Vorjahren, auch heuer die Livorengeschäfte musterhaft geführt worden sind. (Entlastung wird ertheilt.)

Der Generalsecretär trägt in der dritten Sitzung den folgenden Etatentwurf vor, der von der Gesellschaft gebilligt wurde:

Etat pro 1903/1904.

Einnahme.

1. Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 9 M.	4	5100 — g
2. An rückständigen Beiträgen		400 — g
3. An Zinsen		400 — g
Summe:	4	5900 — g

Ausgabe.

1. Verwaltungskosten	4	1000 — g
2. Druck des Correspondenz-Blattes		200 — g
3. Redaction des Correspondenz-Blattes		300 — g
4. Zu Händen des Herrn Generalsecretärs		400 — g
5. Zu Händen des Verwalters		300 — g
6. Für den Duponitenfond des Generalsecretärs		100 — g
7. Für den Siebographen		50 — g
8. Dem Württemberg. Verein		300 — g
9. Für die Herausgabe der Münzreihe „Heinrich“		800 — g
10. Für die Anträge „Voss“		200 — g
Summe:	4	5700 — g

Herr Dr. F. Birkenr-München wird auf Antrag der Vorstandschaft beauftragt, für den erkrankten Schatzmeister die Cassengeschäfte provisorisch weiterzuführen.

den Hauptzügen die frühe, die mittlere und die spät-römische Zeit. Die überall lebendige Localforschung verzeichnete manchen neuen Gewinn und eine Reihe in der classischen Archäologie gewohnter Männer griff in thätiger und förderlaster Weise in die römische Forschung ein. Dann kam bekanntlich die lang vorbereitete Limesuntersuchung in officieller und weithin sichtbarer Weise zum Abschluß, von der deshalb auch sehr viel mehr die Rede gewesen ist als von anderen Dingen, die für die Gesamtkennntnis der römisch-germanischen Zeit von nicht minderer Bedeutung waren. Für die allgemeine Chronologie bot die Limesforschung manche wertvolle Ergänzung: man konnte die Formen feststellen, die sich noch nicht in den Castellen finden, konnte frühere und spätere Schichten unterscheiden, endlich sehen, was sich nicht mehr im Limes findet, aus der letzten Zeit, dem Ausgang der römischen Herrschaft. Unter dem Einflusse dieser von Reichs wegen unterstützten und unter den höchsten Auspicien stehenden Forschung ist dann, wie es scheint, der Bann gebrochen, der lange Zeit die classischen Archäologen von unseren heimischen Alterthümern fern hielt. War ihnen bis dahin Deutschland ein Barbarerland gewesen, um das sich kein Ächter und rechter classischer Archäologe zu bekümmern habe, so erhielt nunmehr die römische Periode bei uns ein Adelsdiplom. Sie wurde hineingezogen in die Forschung, während die anderen ferneren Legenden noch unberücksichtigt blieben. Trotzdem hat die innere Macht der Dinge schon darauf geführt, daß auch hier die Grenzspähle, die Preussenfährte, überschritten sind und an manchen Stellen — ich erinnere an Trier und Bonn — der Contact mit unserer allgemeinen Archäologie aufgenommen worden ist.

So stehen wir denn auf dem Punkte, dass wir uns unter, und miteinander einzurichten haben, ohne dass gleich die Frage der Vorranghaft gestellt zu werden braucht. Auch wir haben, wo es nöthig war, und oft genug unter den größten Uebelständen nach der römischen Seite hin inzwischen unsere Schuldigkeit gethan. Wenn ich von meiner bescheidenen Person sprechen darf, so bin ich von der deutschen Alterthumsforschung aus in unserer Archäologie gekommen zu einer Zeit, wo noch kein classischer Archäologe den Zusammenhang mit ihr aufgenommen hatte. Sie ist mir für meine Vorlesungen, für die Gesamtbetrachtung unserer Vorzeit längst ein unentbehrlicher Bestandtheil geworden. Ich bin seit längerer Zeit zufällig in Strassburg, wo wir jetzt gerade in die römische Periode aus zu vertiefen die beste Gelegenheit haben, und ich darf sagen, dass die Menge von Dingen, die da zum Vorschein kommt, unsere Arbeitskraft in hohem Maasse in Anspruch nimmt. Vielleicht sind einige Herren anwesend, die als alte Strassburger ein näheres Interesse daran nehmen.

Was aus der römischen Periode erhalten ist, tritt nur noch in der Tiefe zu Tage, und je tiefer wir dringen, desto älter sind in der Regel die Schichten. Da sind zunächst die grossen römischen Stadtmauern. Ich bedauere, dass noch kein Besucher Strassburgs sie in natura sehen kann, diese Mauern, die das alte Argentorate umschlossen. Wir haben sie in kleineren Abschnitten aufdecken können, in unserem Schermer aber auch abreißen sehen, und keiner Bemühung ist es bisher gelungen, einen Rest in situ zu erhalten, doch wird es hoffentlich noch in einem gewissen Ernste. Der Befund hat sich allerdings rasch complicirt. Zunächst handelt es sich um eine dickere Mauer mit Unterbau und stellenweise einem

Sockel aus grossen Quaderblöcken, die vielfach mit Inschriften und Sculpturen versehen sind, mithin von älteren Denkmälern herkommen, meistens von Grabmonumenten, die hier als Baumaterial verworhet wurden. Darüber erhebt sich, manchmal bis dicht unter das heutige Strassenpflaster, der eigentliche Hochbau, der vorne mit kleinen Quadern das eine Gesimmswerk verkleidet. Es ist dies, wie die Einschüsse lehren, eine spät-römische Mauer, die einzige, die man froher kannte. Nun aber hat sich herausgestellt, dass dahinter noch eine ältere Mauer steckt aus Kalksteinen grösseren Calibers, während die jüngere meistens aus Sandsteinen besteht. Aber auch diese Mauer, obgleich sie die ältere ist, kann nicht weiter als in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts zurückgehen, weil die Stempel auf den eingeschlossenen Ziegelplatten schon die achte Legion nennend, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch nicht in Strassburg stand. In dieser älteren Mauer sind, soweit wir bisher erkennen können, noch keine anderweitigen römischen Denkmäler verworhet. Wir besitzen von ihr — ausser einigen Proben — die Ausnahmen unserer sechsundzwanzigjährigen Müntzerarchitekten, Photographien leider noch nicht. So sehen wir schon zwei Mauern vor uns, aber hinter dieselben taucht noch eine dritte oder gar vierte Umwallung auf, wenn nämlich auch nur hypothetisch. Was die Archäologie noch nicht lehrt, deutet die Sprache an. In den ältesten Urkunden heisst die Stadt Argentorate, sie hat im zweiten Compositionsgliede ein Wort, das im Keltischen vielfach verworhet ist und speciell im Irischen einen runden Erdwall bezeichnet. Ein solcher muss also in jener keltischen Zeit schon in Strassburg vorhanden gewesen sein.

Und nun im Innern die Funde aus den vier römischen Jahrhunderten, die in den verschiedenen Schichten zu Tage treten. Bis dahin hatte man überhaupt das älteste Argentorate, das älteste Strassburg noch nicht aus den Funden kennen gelernt. Die bisherigen Ueberreste der Altstadt gehörten fast durchaus der mittleren und der letzten Periode an. Erst unsere neuesten Ausgrabungen haben in der Tiefe die älteste Periode zu Tage gefördert und zwar mit einer solchen Reichhaltigkeit der Funde, dass wir in kürzester Frist aus der ersten römischen Kaiserzeit eine grössere Sammlung in unserem Museum vereinigen konnten. Die sonders aufgeworfene Frage, ob das Lager der ältesten römischen Garnison (der zweiten Legion) und überhaupt das älteste Argentorate schon an der römischen Stelle gelegen, können wir aus den Funden zunächst nur dahin beantworten, dass nicht nur dicht vor der Mauer der römischen Umwallung, sondern auch im Innern derselben schon die ältesten römischen Dinge vertreten sind, die bei uns im Norden der Alpen vorkommen. Auch Vorrömisches ist vorhanden, doch sind die Gegenstände zum Theil noch unsicher und nicht so zahlreich, dass aus ihnen schon eine vorrömische Niederlassung erwiesen werden könnte. Von dem keltischen Argentorate bleibt das Sicherste zunächst noch der Name.

Halten wir uns an die grossen Züge, so bleibt das Gesamtbild der römischen Ansiedlung, die bei uns früh schon eine weite Ausdehnung gehabt haben muss, so ziemlich dasselbe wie an den anderen Stätten der römischen Cultur im Norden der Alpen: dieselbe Abbildung des südlichen Importes durch die nördliche und westliche Fabrication, dieselben Formen der Thongefässe und Fibeln, dieselben Darstellungen, dieselben Stempel etc., kurz keine so mannigfaltige lokale Entwicklung wie etwa im alten Germanien oder vor

römischen Zeit. Die sogenannte belgische Waare treffen wir auch an Oberrhein und dieselben Dinge wie an der oberen Donau werden auch bei uns gefunden. Fehlt so das individuelle Moment, so entschädigt dafür der grössere Reichtum, die höhere Technik und Kunst, die manchmal einen kleinen Schimmer irdischen Lebens über unsere Alpen trägt. Da sind z. B. in Strassburg die Gemälde, die verzierten und gemalten Wände, die in so zahlreichen Besten zu Tage kamen, wie glaube ich, augenfällig in Deutschland noch an keiner anderen Stelle, natürlich immer als Trümmer und Stückwerk. „Schade“ — ist das erste Wort, das man hat, wenn einer seiner Fund erobert wird, weil in der Regel immer das Beste fehlt, was das Bruchstück erst zum Ganzen macht. Da ist ein zufällig vollständiges mythologisches Bild, von dem die Photographie nur eine mangelhafte Vorstellung gibt, wo vor einem Tempel der Gott Merkur dargestellt ist im Gespräch mit einem Bauern, der, wie es scheint, ihm Herdenthiere bringt. Neben den kleineren Stücken stehen grössere, die sich gelegentlich fast bis zur ganzen Wandhöhe emporheben lassen, theilweise in schönsten pompejanischen Farben, freilich nicht in der schönen pompejanischen Malerei, mit Tausendern, geflügelten Geiseln u. a. m., über den Stil der Bauernarbeit sich selten erhebend. Von den Sculpturen will ich hier nicht sprechen, aber auch darunter sind merkwürdige Dinge, z. B. eine noch ungedeutete, die ich schon in Strassburg und Mainz unseren klassischen Archäologen vorwie: links ein thronartiges Gebäude, von dem ein Mann herabschaut, davor eine weibliche Gestalt, leider mit verstümmtem Gesicht, in der erhöhten Rechten einen Zweig haltend, zu herannahenden Kriegern gewendet, von denen der eine erkennbare einen barbarischen Typus hat; dahinter die Andeutung von Zinnen oder Mauergängen. Man fühlt sich an die Darstellungen der grossen römischen Siegesgöttern erinnert. Daneben stehen Geräthliche: ein römischer Fuhrmann, ein Pädagog mit dem Knaben, von denen ich Photographien vorlegen kann. Ein herrlicher römischer Sarkophag aus Königshofen, wo zwei in edlerem Stile ausgeführte Parzen an den Seiten der römischen Inschrift sitzen, soll nicht unerwähnt bleiben. Von den sonstigen Inschriften, meist leider ziemlich belanglosen Grabsteinen, will ich hier nicht sprechen, sie werden ihren sachkundigen Bearbeiter finden, noch weniger von den zahlreichen Kleinfunden und Scherben, die uns fast zu erdrücken drohen.

Sie sehen, das auch von diesen römischen Dingen ein starker Anreiz ausgeht. Dass sie bereits die klassischen Archäologen in einem solchen Umfange erfasst haben, ist ein deutliches Zeichen ihrer inneren Kraft. So ist denn ein Zusammenstoss zweier Mächte erfolgt, deren Wege sich bis dahin kaum berührten. Von ihnen will ich hier nicht sprechen, vor Allem nichts zu ihrem Lobe sagen, das wäre hier nicht der Platz, ich habe es anderswo gethan. Wo Sie nicht zugegen waren. Aber mitten in diese Traditionen, die in Ihren Kreisen um so lange entfalt sind und es zu Resultaten gebracht haben, wie vielleicht keine andere unzufolge Geisteswissenschaft eines Jahrhunderts, tritt nun mit einmal die klassische Grossmacht. Diese hat früher nicht in der Weise auf deutschem Gebiet gearbeitet, sich vielfach sogar ablehnend verhalten. Sie hat ihre Lorbeeren auf dem klassischen Boden errungen, in Italien, in Griechenland und wohin sonst das archaische Institut alljährlich seine Mission ausendet. Sie haben auch in anderer Weise gearbeitet, haben keine Congresses gekannt, konnten schon des Faches wegen sich nicht an die breite Masse des Publicums wenden, brachten die-

selbe auch nicht. Sie haben aber an sich selbst eine um so strengere Zucht geübt, haben für ihre Forschung eine Art Generalstab ausgebildet, während Sie immer eine grosse Armee von thätigen Arbeitern geführt haben. Einzelnen Personen wurde die Forschung übertragen, musste sie übertragen werden, Personen, denen bestimmte Aufgaben gestellt waren, die in eines ihres ganzen Lebens, ihre bürgerliche Existenz gleich anfangs Punkt hindrängen konnten, man auch Alles, was sie thaten, ihre ganze Kraft in den Dienst dieser Aufgabe stellen durften mit mehr oder weniger Hoffnung auf Erfüllung ihrer späteren bürgerlichen und menschlichen Ansprüche. Wenn zwei so verschiedene Grossmächte zum ersten Male zusammenstreffen und so deutliche Machtfragen sich erheben, ist wohl ein Augenblick zum Nachdenken auch für uns, wie wir in dieser Situation, der kritischsten vielleicht, die unsere Archäologie bisher erlebt hat, der Zukunft gegenüber uns einrichten wollen.

Da möchte ich doch auf Einzelnes hinweisen, wenn es selbstverständlich auch angedeutet ist, dass in einem so grossen Kreise dergleichen irgend wie festgelegt oder auch nur in bestimmte Bahnen gelenkt werden kann. Ich möchte annehmen an etwas, was ich kaum zu sagen brauche, dass eben die Welt und die Zeiten niemals dieselben bleiben. Jedes Decennium hat seinen eigenen Charakter. Wie im Menschenleben ist es in der Wissenschaft: aus dem kindlichen ein Jüngling, ein Mann, ein Greis. So können auch die Aufgaben, die unsere Gesellschaft sich stellt, während der verschiedenen Zeiten eine modificirte Behandlung erfahren, und ich glaube, wenn Sie auch ausserlich Ihren Traditionen und Leistungen die rechte Folge versichern wollen, werden Sie einige Neuerungen vornehmen müssen. Auf der einen Seite sind reichliche Mittel und festen Studienbetrieb hergestellte jüngere Kräfte, die in ihrem speciellen Fache ihren Aufwuchs gewachsen sind, — auf der andern bewährte Männer verschiedener Wissenschaften, die meistens die Archäologie nicht als ersten Lebensberuf ergriffen, die, als sie bereits fest fundirte und geübte Männer waren, dazu übergingen. Dadurch ist natürlich eine bestimmte Betriebsweise gegeben. Der grössere Theil kann auch heute noch nicht seine ganze Thätigkeit und Person dafür einsetzen, wie die klassischen Archäologen es müssen und können. Und doch brauchen wir für unsere deutsche Archäologie solche Kräfte unbedingt. Was uns am Rhein und anderswo von jüngeren Leuten von selber in die Hand wächst, die später etwa ein Museum oder auch nur eine Assistentenstelle übernehmen könnten, ist im besten Falle ein geschickter Student von nicht ganz normalem Studiengang. Einem solchen Philologen oder Historiker, der sich zur Verfügung stellt, rathe ich ab und sage, seien Sie nicht so leichtsinnig, ihre ganze Zeit auf Ausgrabungen, auf eine so spannende Thätigkeit zu verwenden. Sie haben für sich, vielleicht auch einmal für eine Familie zu sorgen, ich bin bei der jetzigen Lage ganz unserer Stände, Ihnen irgend welche Hoffnungen zu erwecken. Das ist ein grosser Uebelstand. Dagegen werden die klassischen Archäologen immer bereit sein, in Deutschland auch für das Nichtrömische überall die Leitung zu übernehmen. Dass aber unsere heimische Archäologie, die mit so vielen Fesseln an der germanischen Alterthumskunde hängt, bei uns von der klassischen Archäologie geleitet werden soll, ist und bleibt eine Anomalie. Glauben Sie nicht, dass sich dies allein auf den Rhein erstreckt, wo dem Römischen

eine erhöhte Bedeutung inneohnt. Ich habe mir selbst schon entgegengehört, dass der Versuch, der zunächst für den Westen und Süden geplant wurde, dass das Mainzer Museum, dessen stark germanischer Charakter doch nicht zu leugnen ist, dem classischen archäologischen Institut untergeordnet werden sollte, — nur der erste Schritt sei. Dieser erste Schritt ist geschritten, aber die Bewegung ist nicht tot; die Welle, die vom Rhein her gekommen ist, kehrt wieder, wenn nicht etwa von der Centralen aus noch etwas Anderes bevorsteht. Und da ist der Punkt, wo mein Empfinden lebendig wird. Hier meine ich, müssen wir wachen und hüten.

Die Denkmäler der Vorzeit, welche der Boden unserer Heimath in seiner ganzen Weite birgt, bleiben vornehmlich Denkmäler der deutschen Vorzeit, der ganzen ältesten Geschichte unseres Landes. Was das Volk, was dieser Boden erlebt, was über ihn dahingegangenes ist, können sie oft allein verrathen. Dabei verschlägt es für das historische Wissen nichts, ob sie künstlerisch bedeutsam sind oder nicht. Ein einzelner harterischer Scherben kann mehr lehren als ein ganzes römisches Relief. Beachten wir nur seltener die Massen und unscheinbare, so ordnet es sich bald zu grossen Massen und kann unangenehme Zusammenhänge abklären. Noch weniger ist es von unserem Standpunkt aus angängig, eine einzelne Periode in den Vordergrund zu rücken. Der Blick muss immer auf das Ganze gerichtet sein, über alle Phasen mit gleicher Theilnahme und Schärfe sich erstrecken, damit zum Schluss die wirklich zusammenhängenden historischen Lehren, die Kenntnisse, auf die allein es ankommt, hervorspringen. Heute freilich scheint alles Licht auf die römische Periode vornehmlich zu werden und unter dem Einfluss der grossen klassischen Namen und Institute, die in der Bewegung eingetreten sind, und dem gänzlichen Verstummen aller deutschen Vertreter hat in weiten Kreisen die Ansicht um sich gegriffen, dass die römischen Alterthümer Deutschlands zu unterscheiden gleichbedeutend mit der deutschen Alterthumskunde sei. Die zahllosen zerstreuten materiellen Ueberreste in ihrer ganzen Anordnung und Folge vor Allem als die nennstetlichen Urkunden für die deutsche Ungeschichte und Alterthumskunde zu betrachten, sie nach nicht in ein archäologisches Seitenfach einzuordnen, sondern mit unseren Gesammtkenntnissen von deutschem Alterthum in einen lebendigen Zusammenhang zu bringen, — das, sollte man meinen, müsste in Deutschland eine nahe liegende Anschauung sein. Heute hat man das vergessen, keine Regierung weiss es, was der eigentliche Nerv unserer deutschen Alterthumforschung ist. Die gelehrten Körperschaften kümmern sich nicht um die deutsche Seite, an den Universitäten wird sie vernachlässigt. Nur die unzufällige Theilnahme Anderer und die stille Localarbeit haben noch den alten Feuerbrand unserer heimischen Forschung weiter geführt und lazen ihn unter der Asche nicht ganz verglimmen. Aber Winde, die hineinbläuen, können auch diese Brände auseinander treiben, mögen sie nun aus der classischen oder aus noch einer anderen Richtung kommen. Ich weiss wahrhaftig, was uns die classische Forschung und ihre Unterstützung werth ist, aber die deutsche soll durch ihre Selbstständigkeit, ihr Ansehen bewahren, ihre Gesichtspunkte verfolgen können. Dem einen soll nicht gegeben und den anderen genommen werden. Halten diese Tendenzen vor, dann mag die deutsche Alterthumforschung wohl bald ihre richtige Signatur bekommen, wenn wir bei den Statuen, die wir in unserer Mitte den alten

Machtbabern wieder errichten, auch für den Besieger der Germanen die alte Aufschrift, das *Sigms receptis, Deletis Germanis*, als Wahr-pruch nicht vergessen.

Die Erforschung unseres Alterthums ist uns mehr als ein blosses factumännisches Geschäft. Unsere Verfahren, welche die vorwärts brandende Woge des Römertums ein für alle Mal zurückdrängten und damit eine der grössten Wendungen der Weltgeschichte hervorriefen, mögen vom römischen Standpunkte aus als barbarische Insurgenten erscheinen. Aber dass wir nicht wie unsere Nachbarn romanisirt sind, dass wir heute überhaupt noch deutsch reden und verstehen, dass wir es zu einer eigenen Literatur gebracht, dass wir die Wurzeln und Quellen unseres Volkthums noch kennen und uns an ihnen, wenn es Noth thut, wieder befehen können, — das verdanken wir schliesslich doch jenen alten Insurgenten, mit deren Nachlass wir uns beschäftigen.

Wollen wir unter jetzigen Umständen unseren eigenen Standpunkt zur Geltung bringen und überhaupt in der hegemonen Bewegung uns halten, dann muss es neben den bisherigen noch auf anderen Wegen geschehen. Es reicht nicht, dass Jeder nach seinen Verhältnissen zu Hause arbeitet und wir dann auf dem Congresse darüber sprechen. Diese haben eine grosse und unvergleichliche Rolle gespielt, haben die ganze Bewegung in Gang gebracht, aber, ah sie für die Zukunft eine ebenso acute Bedeutung behalten werden, muss sich heranstellen. Jedemfalls müssen wir neben den Congressen, welche die jüngeren Kräfte, nach denen wir anschauen, schon aus äusseren Gründen meist nicht besuchen können, jetzt mit anderen Mitteln einsetzen. Wir müssen vor Allem eine erste Arbeitstelle haben für diejenigen, welche ihre ganze Kraft diesen Aufgaben widmen, die nicht bloss ein klein wenig geschult werden, die nicht bloss wissen, was in ihrer Heimath, in Sachsen, Schlesien oder am Rhein vorkommt, sondern die von vornherein einen grossen, wissenschaftlichen Blick über das Ganze bekommen, und alsdann auch mit grösseren Aufgaben an betrauen sind, geradezu wie es bei den classischen Archäologen der Fall ist, die durch eine energische und vielfach unterstützte Ausbildung leicht eine oberebene Stellung erhalten. Das müssen auch wir erreichen, eine solche Arbeitstelle muss geschaffen werden, mag sie nun ein Institut heissen oder nicht, aber sie muss kommen, und es ist zweifellos, dass sie kommt, es fragt sich nur, wem sie dienen soll und nach welchen Gesichtspunkten sie eingerichtet wird. Sie haben 30 Jahre und länger gewalt, haben die Dinge wachsen sehen, immer von Neuem gepflanzt, haben grosse Felder reifen sehen, jetzt kommt von anderer Seite der Ruf: die Erste ist da, sie soll in die Scheunen gebracht werden! Es ist wohl hegreich, wenn die classischen Archäologen sagen: es wird nicht genug eingefahren, wir wollen einfahren; sie thun es zweifellos mit viel Unerbitt, in mancher Hinsicht mit Recht. Ich darf wenigstens persönlich sagen, ich warte seit längerer Zeit auf Manches. Ich bin nicht aus Liebe an den Topfen zur Archäologie gekommen, sondern wünsche zu wissen, was beweisen die Dinge für die deutsche Urzeit, was dürfen wir jetzt in die Aoten unserer Alterthumskunde eintragen auf Grund der archäologischen Forschung, und dann bedarf es auf ganz bestimmte und concrete, umfassende Ziele hin gerichteter Publicationen. Wir unterschätzen vielleicht die Macht solcher Publicationen, aber beobachten Sie einmal den Einfluss der Limespublicationen auch auf solche Kreise, welche wissenschaftlich den

Dingen ferner stehen. So werden wir nicht nur im Interesse der wissenschaftlichen Forschung, sondern auch im eigenen vitalen Interesse zu weiterhin sichtbaren Publicationen greifen müssen. Auch was in unseren Museen steckt, sind Monumenta Germaniae, die herausgegeben werden müssen, es fragt sich nur, soll es wie bisher und mehr zufällig oder in rascherer, einheitlicher Folge, nach zusammenhängenden Gesichtspunkten geschehen und in einem besonderen Organ. Es wird sich mancher Zweifel für und wider erheben, aber dass in dieser Hinsicht ein umfassender Betrieb entfaltet wird, dass unter uns mehr literarische Kräfte erzogen werden, ist eine vitale Forderung.

Wir werden endlich auch einen energischen Schritt zur offiziellen Regelung, zur Beaufsichtigung und Erhaltung der Denkmäler thun müssen. Vergleichen Sie in Deutschland etwa das Archivwesen, jede Urkunde, die in die Welt gekommen ist, jede Scharstele aus älterer Zeit ist vollkommen gesichert; so lauge Tinte und Papier halten, können Sie ganz sicher sein, dass die Archive sie conserviren. Da ist Alles geregelt, es kann nichts verderben, es ist eine Aufsicht da, welche die Dinge für spätere Zeiten bewahrt. Bei uns ist das nicht, ich kann vielleicht von Ihren Gegenden nicht reden, aber von Süddeutschland muss ich offen sagen, dass an vielen Stellen, sogar an wichtigen Plätzen, Sammlungen dieser Art recht verahrloset sind. Es ist ja viel schwerer, ein solches Museum zu conserviren, wo die Dinge selbst schon Jahrhunderte, Jahrtausende der Vergänglichkeit anheimgefallen waren, wo Moder und Rost Vieles zerstört hat. Aber erhalten muss es werden. Wie armseelig müssen in dieser Hinsicht sogar grosse Plätze, ich nenne nur Strassburg, sich behelfen, die ganz und gar auf die Wohlthaten anderer Museen, besonders von Mainz, angewiesen sind, das doch auch für sich selber zu sorgen hat. Es muss für Erhaltung und Conservirung der Funde mehr geschehen. Nur dürfen wir den einzelnen Stellen, auch den zurückbleibenden Museen keinen Vorwurf machen. Denn fast überall ist es eine grosse Gefälligkeit einzelner Personen, dass sie sich überhaupt der Dinge annehmen, dass überhaupt noch etwas vorhanden ist. Das Menschen Wirken und Vermögen heisst Stückwerk, und wo der Einzelne nicht ausreicht, da muss die allgemeine Tendenz, die öffentliche Organisation helfen.

Ich wollte solche Erwägungen Ihnen nicht ersparen und hier in diesen alten Landen, wo wir der Wiege unserer Nationalität so nahe sind, auch an Ihr heimatliches Empfinden appelliren, dass wir das, was für die deutsche Urgeschichte nöthig ist, selber in die Hand nehmen und weiter führen, und bei Zeiten der sich verändernden Situation Rechnung tragen. Wir müssen das, was geschieht, mehr im Geschäftsbetriebe regeln, müssen von der freien Forschung etwas mehr zum Fach übergeben.

Meine Sorgen erscheinen Ihnen hier vielleicht etwas überflüssig, wo Sie nicht gestört sind und nicht beeinträchtigt werden, aber wer selbst schon von der herankommenden Welle überrascht wurde und nur mit Mühe ihr entronnen ist, der weiss, welche Gefahr dahinter steckt. Lernen wir von der klassischen Archäologie, deren wir gerade auf dem römischen Gebiete so vielfach bedürfen, freuen wir uns ihrer Hilfe und Mitarbeit, halten vor Allem aber die eigene Fahne hoch!

Der Vorsitzende:

Ich möchte im Anschluss an diesen Vortrag bemerken, dass vorgestern in Mainz eine Berathung einer

grossen Commission stattfand, welche vom biesigen Staatsministerium im Einverständnisse mit dem Herrn Reichskanzler berufen war. Auch wir waren eingeladen zu dieser Sitzung, und ich möchte mittheilen, dass das Resultat derselben gewesen ist, dass der Gedanke, der uns eine Zeit lang besonders ängstlich gemacht und uns mehrfach zum Gegenstand der Erörterung im Laufe der letzten Jahre in diesen Versammlungen gedient hat, wie ich hoffe, für eine gewisse Zeit zur Ruhe gestellt worden ist.

Man hat zuerst eine definitive Organisation des Mainzer Museums hergestellt, an dem zwei Directoren angestellt werden sollen. Auf sonstige Details kann ich nicht eingehen, weil sie noch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, aber ich kann sagen, dass zwei Directoren in Aussicht genommen sind, von denen der eine ein philologischer, der andere ein praktischer Mitarbeiter des Museums ist. Ich brauche nicht zu verschweigen, dass Herr Lindenschmit in der zweiten Stelle bleiben will. Neben ihm ist als besonderer Hilfsarbeiter in besserer Stellung einer unserer alten Freunde, Herr Dr. Reinecke, angestellt oder vielmehr vorgeschlagen worden, der, wie alle hoffen, eine energische Wirksamkeit gerade auf dem Gebiete der alten und noch der älteren deutschen Forschung entfalten wird. Was die Gesamtstellung des Museums anbetrifft, so ist nicht mehr die Rede davon gewesen, diese Anstalt mit der Limesanrichtung in Verbindung zu bringen; seine besondere Verwaltung haben ausserhalb der Grenzen des römisch-germanischen Museums. Das neue Museum wird neben dieser hoffentlich collegialisch einträchtigen Verwaltung einbergehen, so dass das classische und das specifisch deutsche, germanistische Element sich miteinander verbinden können. Von meinem Standpunkt aus betrachtet ist das gerade keine definitive Lösung; es wird ja wesentlich auf die Menschen ankommen, aber es ist immerhin ein factischer Contact gewonnen, der gestattet, dass die verschiedenen Meinungen neben- und miteinander sich entwickeln und so wirksam werden. Was das Weitere anbetrifft, so wird sich herausstellen müssen, ob das Personal, das man gegenwärtig in Aussicht genommen hat, ausreicht; es steht nichts entgegen, noch mehr Anstellungen künftighin vorzunehmen, im Augenblick aber ist das nicht in Aussicht genommen. Wenn auch die vorhandenen Beamten amiren, so werden sie wahrscheinlich in jeder Richtung offene Bahn finden. Für uns ist aber immerhin die grosse Annehmlichkeit gewonnen, dass wenigstens die Präparanden des klassischen Elementes, welche hier im Entstehen war und welche in der That mit Bewusstsein durch längere Zeit verfolgt worden ist, wohl nicht einströmen wird. Ich glaube auch, dass unsere klassischen Freunde, die bei der Sitzung zahlreich anwesend waren, in der Discussion sich übereinstimmen haben, dass es auf dem Gebiete der specifisch nationalen Thätigkeit noch andere Dinge gibt, die so bedeutungsvoll sind, dass man sie nicht übersehen darf. Ich habe geglaubt, es sei nöthig, dass Sie das snnächst erfahren, damit Sie sich vorbereiten können auf die Vorschläge, die etwa gemacht werden möchten.

Herr Freiherr von Andrian-Werburg-Wiss:

Die Slehenzahl im Geistesleben der Völker.

Den meisten der hier Anwesenden dürfte die Discussion über die „bösen Slehen“ in Erinnerung sein, welche 1899 die Beilage der „Münchener Allgemeinen

Zeitung" gebracht hat. Herr Professor Kluge schrieb die Erfindung dieses „seltsamen Andruckes“ dem Holsteiner Joachim Rachel zu. Seine Satire „Das poetische Frauentimmer oder böse Sieben“ lehnt sich an ein griechisches Vorbild, das Spottgedicht auf die Weiber von Simonides an, welches um 625 v. Chr. blühte. Das letztere spricht allerdings von neun bösen Weibern. Dem gegenüber weist Herr Prof. John Meier auf eine etwas ältere Quelle hin, eine Schrift von Balhasar Kindermann über die bösen Sieben. Ausserdem enthält aber noch Meier eine 1672 erschienene Uebersetzung von Shakespeares Taming of the shrew, wann dentliche Anspielungen auf eine Volksage, welche den Teufel durch sieben böse Weiber aus der Hölle vertreiben lässt. Herr Prof. John Meier hält es daher für wahrscheinlicher, dass Rachel und die anderen genannten Schriftsteller „die bösen Sieben“ aus der Volksage geschöpft haben.

Mit dieser, wie mir scheint, vollauf berechtigten Folgerung, geräth die Frage nach dem Ursprung der „bösen Sieben“ in das Gebiet der Ethnologie. Die Anwendung der ethnologischen Statistik erscheint uns so dringender geboten, als für die Erklärung der ursprünglichen Bedeutung der „bösen Sieben“ die Germanisten sich grösstentheils als unvernünftig erklären, und selbst dies Auftreten der Sieben überhaupt noch bis heute so wilden rationalistischen und mythologischen Speculationen Anlass gibt.

Eine von ethnologischen Gesichtspunkten ausgehende Untersuchung, bei welcher die Schriftliteraturen verschiedener Völker wie deren mündliche Traditionen nach Möglichkeit hervorgezogen worden, ergab das Resultat, dass die „Sieben“ in besonderer heiliger und mystischer Bedeutung bei den meisten europäischen und asiatischen Völkern der verschiedensten Culturstufen vorkommt. Ich führe Folgende an: Babylonier, Eraber, Irder, Birmanen, Kambodjer, Chinesen, Türken, Mongolen, Tangunen, Kalmücken, die Ostavaler, (Ostjaken, Samojeden), Malaier, Araber, Juden, Aegypter, Griechen, Römer, Germanen, Romanen. Im Allgemeinen schwach vertreten ist die Sieben bei Nord- und Südslaven, Rumänen, Neugriechen, Albanen.

Spuren der mystischen Sieben findet man ferner bei einigen ostafrikanischen Völkern a. B. den Suaheli, den Somali, den Barozia. Auch in den Traditionen der Polynesier kommen derartige Anklänge vor. Auf nordamerikanischen Gebieten finden wir sie in gewissen geheimen Gesellschaften der Sioux, in den Kormythen und den Traditionen der „Gesellschaft vom Bogen“ der Zushi, in den Gebräuchen und Wandersagen der Creeks, endlich in der Kosmologie und den Zaubersprüchen der Cherokee.

Die ältesten und andauerndsten Verehrer der Sieben sind bekanntlich die Babylonier gewesen. Dieser Cult knüpft nach ihrer eigenen Aussage an die sieben Planeten an, deren Bewegungen die unveränderliche Ordnung des Kosmos veranlassen. Seine Uebersichtlichkeit lässt sich leider noch nicht im Zusammenhange überblicken. Wir können jedoch an der Hand der schönen Arbeiten von Jensen die Verwendung dieser Zahl zur schematischen Darstellung des gesamten Kosmos wie auch in den grossen kosmogonischen Epen verfolgen. Die Babylonier construirten 7 Planeten, 7 Paarsterne, 7 Weltzonen und Welttheile, 7 Flüsse, 7 Winde, die 7 Gebirge und Meere, welche den Aralu umfassen, die 7 Thore der Unterwelt, die 7 Töne, die 7köpfige kosmische Schlange, die 7 tägige Planetenwoche, welche von den grossen Planetengöttern

regiert wird u. s. w. Als Niederschlag einer einseitig in ihrer Art dastehenden gelehrten Zahlensymbolik ist die mystische Auffassung der Sieben in das babylonische Volkbewusstsein gedrungen. Die entgegengetratene Auffassung von Jastrow (Babyl.-Assyr. Reliq. 1898, 620), welche eine Heiligung der gelehrten Astrologie durch eine ganz unerklärliche Vorliebe des babylonischen Volkes für die Sieben annimmt, muss von ethnologischen Standpunkt aus entschieden zurückgewiesen werden.

Es gibt aber auch nach althabylonischer Auffassung verschiedene Gruppen von je sieben bösen Geistern. Unter ihnen nehmen die sieben Maskim, die Schlingelöwler, die Feinde der Planeten, den ersten Rang ein. Sie sind überall, im Himmel, unter und auf der Erde. Jedes Unheil wird ihnen zugeschrieben.

Die Verbreitung der mystischen Siebenzahl auf der Erde lässt sich nur durch Diffusion erklären. Von den ältesten Culturritten in Mesopotamien strahlte unsere Zahl nicht bloss über ganz Asien und Europa aus, sondern auch nach Aegypten, Ostafrika und Polynesien. Die Grenzen und die Intensität ihres Auftretens sind in nicht missverständlicher Weise an den Verkehr mit asiatischen Völkern, in geringerm Grade an die Berührung mit dem europäischen Christenthum geknüpft. Unaufgeklärt muss vorläufig ihr Vorkommen bei einem relativ beschränkten Völkerkreis Nordamerikas bleiben.

Unsere Voraussetzung einer Wanderung der Sieben nach Europa kann kaum beanstandet werden, seitdem die bis in's zweite Jahrtausend v. Chr. reichenden Verbindungen Europas mit Babylon und Aegypten an der Hand der Prähistorie und Archäologie immer schärfer erkannt werden. Dass die pythagoräische Zahlensymbolik ihrem Inhalte nach auf Babylon zurückführt, hat schon Professor Cantor betont. Die Endprodukte der orientalischen Beeinflussung Griechenlands bilden die gnostischen Systeme, welche der mystischen Sieben ihre feste Stellung in der späteren griechisch-römischen Weltanschauung, in dem Christenthum und in dem europäischen Geistesleben überhaupt begründet haben. Gnostische Zauberrbücher werden bis heute noch fortwährend angeordnet. Unter gnostischer Einwirkung ist auch die Wissenschaft des Mittelalters geblieben. Sie hat an den Lehren von den sieben Klimaten, den Intelligenzen der Planetengeister, den sieben Metallen, den Pflanzen der sieben Planeten u. s. w. lange festgehalten.

Eine spezifische Eigenthümlichkeit der gnostischen Anschauung besteht darin, dass einerseits die Heiligkeit der Sieben und deren magische Kraft festgehalten und in raffinierter Weise ausgenutzt wird, dass aber andererseits die Planetengeister allmählich zu unvollkommenen und bösen Regenten des Kosmos herabsinken. Es lebt somit der althabylonische Gegensatz zwischen der guten und der bösen Sieben in einer von der älteren Auffassung gänzlich abweichenden Form wieder auf.

Nicht minder interessant sind die Wanderungen der Sieben gegen Osten und Süden unter dem Einflusse der babylonischen Astrologie. Dass die semitischen Völker dieses Einflusses in sehr früher Zeit unterlegen sind, wird heute nicht mehr bestritten. Weniger klar ist die Sachlage bezüglich der Arier. Die Hauptchwierigkeit liegt in den älteren erasischen Quellen besonders im Zend-Avesta, in welchen der Gestirnsdienst auffallend zurücktritt. Es fehlt jedoch nicht an Anhaltspunkten, aus welchen eine intensive Culturgemeinschaft der Meder und Perser mit Babylon

unter Einchluss der Planetenverehrung und der Vorstellung von der mystischen Sieben geföhrt werden darf. Man muss daher der geistreichen Hypothese von Oldenberg über die Identität der Amocha-*opentas* mit den indischen *Adityas* und deren Ursprung aus Babylon eine grosse Bedeutung beilegen. Daran knüpft sich die weitere Frage, ob nicht das Auftreten der Sieben bei dem Cult von Agai und Soma als weitere Ueberlebens aus der arischen bereits von Babylon beeinflussten Epoche zu betrachten sind. Dagegen zeigt der Mazdeismus entschiedene gnostische Einflüsse. Der Brahmanismus wie der Buddhismus haben die babylonische Kosmologie ebenfalls und die mystische Sieben in einer primitiveren Form angenommen und vielfach veraristet. Man kann somit mit ziemlicher Sicherheit für Persien und Indien mehrere Schichten westasiatischen Importes der Sieben annehmen, von welchen jene des Mazdeismus wohl eine der jüngsten ist. Durch Vermittlung der grossen indischen Religionen ist die Sieben zu den Mongolen, Jakuten, Malaien, nach Hinterindien u. s. w. gedungen. Ob Polynesien von der Malaienwelt beeinflusst ist, lässt sich dormalen noch nicht beurtheilen.

Gegenüber dem Buddhismus erscheinen im nord-mitteli-asiatischen Continente die Einwirkungen der Ermanier als eine ältere und wichtigere Schichte. Die Ermanier bildeten durch mehr als ein Jahrtausend das wichtigste ethnische Element von Zweisstromland, bis zum Pandjab, zum Altai und in's Tarimbecken. Vom zweiten vorchristlichen Jahrhundert an stehen sie im heftigsten Kampfe mit den anstürmenden Turko-Tartaren. Noch älter sind ihre friedlichen Verbindungen mit den Chinesen und den Finno-Ugrern. Wir finden ermanische Einflüsse bei den Mongolen, nach Radloff bei den Kirghisen. Die Sprache der Finno-Ugrer, der Mordwinen, Permier, zeigen nach Tomaschek uralte, besonders ermanische Elemente. Weit weniger sind die Sprachen der westlichen Finnen von diesen Einflüssen betroffen. Mit diesen linguistischen Thatsachen deckt sich der Sachverhalt bezüglich der Sieben. Man wird ja nicht übersehen dürfen, dass die Runenpoesie, aus welcher der Kalewala hervorgegangen sein soll, zuerst an der Dwina aufgetreten ist, welche dem ermanisch beeinflussten Permien (Pjarmar) ihren Namen verdankt. Bei den meisten Producten der Westfinnen tritt die Sieben etwas spärlicher und weniger originell auf. Als schlagender Beleg für die hier vorgetragene Diffusionstheorie dient das massenhafte Auftreten der Sieben in den Traditionen der Samojeden. Dieses Volk hat lange Zeit an der ermanischen Contactzone des Altai gelebt. Es ist vor den einbrechenden Kirghisen zur Küste des Eismeres geflohen.

Da die zur Verfügung stehende Zeit ein näheres Eingehen auf die überaus interessanten Variationen dieses Themas bei den einzelnen Völkern nicht mehr gestattet, sei nur noch auf die Persistenz von gewissen Vorstellungen aufmerksam gemacht, welche direct auf Babylon zurückgeführt werden müssen. So finden wir die siebenköpfige Schlange der Babylonier bei Brahmanen und Buddhisten, bei Malaien, Arabern, Germanen, Burmanen, Polka, Ruthenen. Die babylonischen sieben Winde knammen in Indien (Agnicayana), in den russischen Zaubersprüchen, bei den Seeleuten der Bretagne,

aus der Riviera vor. An die sieben Flüsse der Babylonier, Ermanier, Indier, erinnern die sieben heiligen Quellen der Semiten und Germanen. In Preussen gibt es eine Ortschaft 'Siebenplaneten'. Dass unsere 'böse Sieben' direct von den sieben bösen Geistern der Babylonier abstammen, ist wenig wahrscheinlich. Das vermittelnde Zwischenglied bildete wohl die christliche Auffassung der bösen Geister im ethiopschen Sinne (Sieben Grenel n. s. w.).

Es soll übrigens nicht in Abrede gestellt werden, dass auch andere Steingraben, wie z. B. der Wages, das Siebengestirn die Phantasie der meisten Völker beschäftigt haben. Dies hat jedoch niemals zu einer universellen kosmischen oder magischen Sieben geführt, weil einerseits die speculative Auffassung der Wandelkörper als Ordner des Weltall! andererseits die Wechselwirkung der grossen Weltcentren als treibende Momente für eine universelle Verbreitung dieser Vorstellungen fehlten.

Vom dem hier vorgetragenen Standpunkte aus ist die Thatsache bedeutsam, dass die Sieben bei Nord- und Südslaven, bei den Balkanvölkern, Nengriechen, sowie in den Gebirgen der Westfinnen an ganz untergeordnet auftritt. Eine nähere Begründung dieses auffallenden Gegenetzes bleibt künftigen Erörterungen vorbehalten. Bei den meisten der angeführten Völker spielt die Nenn die führende Rolle. Sie ist in Europa und Asien ebenso verbreitet wie die Sieben. Zur vorläufigen Orientirung sei nur bemerkt, dass im Talmud die Sieben, in der (jüngeren) Kabbala die Nenn vorherrscht. In der Nenn kennt sieben Himmelsphären, die spätere arabische Wissenschaft hat neun und elf Sphären construirt. Im Neo-Mazdeismus herrscht die Nenn, im nördlichen Buddhismus hat diese Zahl vielfach die sieben Welten älter als die neun. Die siebenköpfige Schlange ist doch wohl älter als die neunköpfige. Wir werden somit die neun Welten der Elda und der slavischen Völker von einer Geistesströmung ableiten müssen, welche, wie weit auch das erste Auftreten der mystischen Nenn in Griechenland u. s. w. zurückzuleiten mag, doch später als die Sieben kosmopolitische Bedeutung erlangt hat. An einen indo-germanischen Ursprung der Nenn vermag ich aus ethnologischen Gründen nicht zu glauben, trotz ihres, übrigens recht spärlichen, Auftretens im Rigveda. Ich hoffe dieses Thema bei einer anderen Gelegenheit eingehender erörtern zu können.

Herr Localgeschäftsführer Major a. D. Dr. Fürstlich-Halle:

Ich wollte mir erlauben, darauf aufmerksam zu machen, dass aus bei dem Besuche von Eilenburg zwei Beziehungen beggenn werden, welche mit 'Sieben' in Verbindung gebracht sind: Die 'Böse Sieben', ein tief eingeschnittener Wasserlauf, und 'Sieben Hüte', ein Stadtheil.

Beide Bezeichnungen sind slavischen Ursprungs: „siba“ oder „eiba“ d. i. Wildbach, und „sebeniza“ d. i. Galgenberg. Dass der Berg- und Hüttenmann letzteres Wort einem ehemaligen Hüttenbetriebe entstammen lässt, ist erklärlich.

Zweite Sitzung.

Inhalt: 1. Der Vorsitzende: Geschäftliches, Begrüßungs-telegramm. — 2. von Fritsch: Ueber Taubach und andere Thüringer Fundstätten ältester Spuren und Reste des Menschen. Dazu Virchow, Göbke, von Fritsch. — 3. Brandes: Ueber eine Ursache des Aussterbens einiger diluvialer Thiere. Dazu Much, Lehmann-Nitsche, Brandes. — 4. Lehmann-Nitsche: Ueber den fossilen Menschen der Pampaformation. Dazu R. Virchow. — 5. R. Virchow: Ueber das Auftreten der Slaven in Deutschland. Dazu Andree, Montelius, Henning, Voss, R. Virchow. — 6. Lehmann-Nitsche: Demonstration von Resten des Grypotherium. — 7. P. Höfer: Ueber drei neue Hauer-urnen und über Hauerurnentypen. Dazu Montelius, Höfer. — 8. G. Hertzbau: Die Hallonen in Halle. — 9. Meisner: Scherben mit Fingereindrücken. Dazu Kollmann, Sökelaand, Much.

Der Vorsitzende

Wir haben noch ein sehr grosses Pensum vor uns, es vermehrt sich täglich und wird auch immer dringlicher, weil dieser oder jener Herr bald abreisen will, so dass es sehr schwer wird, die Ordnung, die wir einmal aufgestellt haben, festzuhalten. Wir werden also einerseits die dringende Bitte aussprechen müssen, dass die Vortragenden sich heute sehr kurz fassen, obwohl es jedenfalls angezeichnete Vorträge sind, die wahrscheinlich Allen sehr lange gefallen würden, wenn es die Zeit erlauben würde. Dann werden wir an Ihren Mägen die Anforderung stellen müssen, dass er heute eingermessen in Ruhe gestellt wird, und die Bitte an Sie richten, dass diejenigen Herren, welche es weniger eilig haben, uns gestatten mögen, an ihrer Stelle einen anderen Redner einzuschicken, z. B. die Herren aus Halle. Auch müssen wir die Reihenfolge der Vorträge nach dem Zusammenhange der Materien gestalten. —

Ein Begrüßungs-telegramm ist noch eingelaufen von Preen-Osternberg, welcher der Versammlung die herzlichsten Grüsse sendet.

Herr Präsident der Leopoldina, Geh. Regierungsrath Professor Dr. Freiherr von Fritsch-Halle:

Ueber Taubach und andere Thüringer Fundstätten ältester Spuren und Reste des Menschen.

Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich ein paar Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf, so ist es deswegen, weil unser thüringisches Heimathsgelände eines von denen ist, welche die ältesten Spuren des Menschen überhaupt enthalten, und weil es namentlich die ältesten Menschenspuren in Deutschland birgt. Ich kann Ihnen wesentlich Neues in dieser Beziehung nicht bringen, denn die Beobachtungen sind in dieser Richtung schon zum erheblichen Theile alt, ja ein beträchtlicher Theil der Herren hat wahrscheinlich auch die Stücke schon gesehen, die ich mir erlauben darf, Ihnen vorzulegen, und die über das älteste gezeichnete Vorkommen von Menschen bei uns Anfechtung geben.

Wir haben in unserem thüringischen Gebiete sehr zahlreiche Spuren des Menschen aus jener Periode, die wir in der Geologie die alluviale nennen und die uns keineswegs sehr fernliegend scheint, weil kein einziges ausgestorbenes Thier in den Schichten oder an den Fundstellen mitgefunden wird, wo die betreffenden Reste liegen. Diese Dinge sind hochinteressant, aber Sie werden dem Geologen verzeihen, wenn er überhaupt über Menschen der alluvialen Zeit nicht weiter redet. Ich möchte Sie zurückführen auf die Menschen der sogenannten diluvialen Zeit, welche Zeitgenossen von Thieren gewesen sind, die entweder gänzlich ausgestorben sind oder wenigstens das mittlere Europa

seit unvordenklichen Zeiten vollständig verlassen haben. Thüringen hat mit am ersten solche Funde gebracht, welche seiner Zeit an Erörterungen Veranlassung gaben über die Gleichzeitigkeit von Menschen und ausgestorbenen Thieren. Es ist aus der Literatur bekannt, dass man wegen des Auffindens von Menschenresten in der Gegend von Köstritz und dann wieder bei Greussen Ablagerungen, die man früher für diluvial gehalten hatte, in die alluviale Zeit versetzte, aber weil das Dogma bestand, dass der Mensch nicht Zeitgenosse sein konnte von ausgestorbenen Thieren.

Thüringen bietet aber jetzt sicher aus zwei, möglicher Weise aus drei Zeitabschnitten der Diluvialzeit Spuren des Menschen.

Sicher ist das Zusammenvorkommen des Menschen mit dem grossen ausgestorbenen Elephanten, dem sogenannten Mammuth, dem Thiere mit auffällig stark gekrümmten Stosszähnen, dessen dichter Wollpelz durch die sibirischen Funde; durch die im festgefrorenen Boden gefundenen Leichen, bekannt ist. Gleichzeitig lebte das wollhaarige Rhinoceros hier und das Renthier, welches damals ziemlich grosse Verbreitung gehabt hat. Ich will nicht auf Untersuchungen darüber eingehen, dass wir vielleicht auch hier berechtigt sein könnten, eine Periode des Renthierens — wenn es auch nur selten als allein herrschendes Diluvialthier erscheint — und eine ältere Periode der grossen Pachydermen, Mammuth und Nashorn, besonders zu unterscheiden. Sicher sind eine Reihe von Funden derauf. Lassen Sie mich auch über diese, doch immerhin weit zurückliegenden Dinge nur mit ein paar Worten hinweggehen und Sie daran erinnern, dass namentlich Höhlenfunde dafür massgebend sind.¹⁾

Sicher ist das Vorkommen des Menschen in einer noch viel weiter zurückliegenden Zeit, in der als hauptsächlichste Thiere unserer Fauna der sogenannte Ur-elephant mit langgestreckten Stosszähnen, Elephas antiquus, und ein Rhinoceros lebten, das Rhinoceros Merckii genannt worden ist, nach dem bekannten Darmstädter Freunde Göthens, dem Gelehrten Merck. Dies sind die charakteristischsten Thiere der damaligen Periode, in der es auch bei uns ziemlich zahlreiche Riesenhirse gegeben hat, ferner eine Anzahl von Wäscen, wie sie anscheinend auch in der späteren alluvialen Zeit so zahlreich nicht wieder vorgekommen sind. Hauptfundstätte für gleichzeitige Spuren des Menschen und der genannten Thiere ist die Umgebung meiner lieben Vaterstadt Weimar bis herauf zum Flecken Taubach, der in geringer Entfernung davon liegt.

¹⁾ z. B. der Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera, die Liebe gezeichnet hat.

(Fortsetzung folgt.)



JOHANNES WEISMANN

Oberlehrer a. D., unser langjähriger Schatzmeister

ist am 18. Oktober ds. Js. gestorben. Gehoren am 11. April 1824 zu Bertholdsdorf in Mittelfranken wendete er sich dem Lehrfache zu und studirte im Seminar zu Altdorf. In Folge seiner ausgezeichneten Qualifikation wurde er im Jahre 1855 nach München berufen, wo er als Lehrer und seit dem Jahre 1882 als Oberlehrer mit Eifer und Erfolg wirkte. Ansser seiner Berufsthatigkeit war er in den verschiedensten gemeinnützigen Vereinen ein äusserst thätiges Mitglied; mit besonderer Liebe aber war er unserer Gesellschaft zugehan. Niemals fehlte er auf einer unserer Versammlungen und allgemein freute man sich, „Papa Weismann“ wieder zu treffen. Seit dem Jahre 1876 führte er mit grosser und immer gleicher Treue, wie jedes Jahr von Neuem öffentlich mit Dank bekundet wurde, die Kassengeschäfte der Gesellschaft, die einen immer grösseren Umfang annahmen. Selbst als er vom Schläge getroffen seit dem 18. August krank darnieder lag und sich schwer verständlich machen konnte, war sein ungetrübter Geist mit den Vorbereitungen zur Versammlung in Halle beschäftigt und als ihm von Seite des Herrn Dr. Birkner versichert wurde, dass der Rechnungsabschluss gemacht und alles in Ordnung sei, war er sichtlich darüber erfreut. Er hat somit bis zu seinem Lebensende, wie er es oft versprochen, der Gesellschaft die Treue gehalten.

Mit der Deutschen anthropologischen Gesellschaft hat auch die Münchener anthropologische Gesellschaft durch seinen Tod einen herben Verlust erlitten.

Beide Gesellschaften haben an ihm ein begeistertes Mitglied, einen vortrefflichen Schatzmeister verloren, sie werden ihm stets ein dankbares Andenken bewahren.

J. Ranks, Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft,
Vorsitzender der Münchener anthropologischen Gesellschaft.

Die Geschäfte des Schatzmeisters hat auf Antrag der Vorstandschafft nach Beschluss der XXXI. Versammlung (s. oben S. 92) Herr Dr. Ferd. Birkner in Vertretung übernommen. Die Versendung des Correspondenzblattes erfolgt sonach bis auf Weiteres durch Herrn Dr. Ferd. Birkner, München, Alte Akademie, Neuhanserstrasse 51. An diese Adresse sind auch etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 19. Dezember 1900.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang, Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Excursionen etc. trägt die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. s. S. 10 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXXI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S.

vom 24. bis 27. September 1900.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

(Zweite Sitzung. Fortsetzung.)

Möglicher Weise haben wir noch eine ältere Spar des Menschen in Thüringen, auf die ich aber nur Mangel an Material nicht eingehen kann: aus einer Periode, in der ein eigenthümlicher Elefant, *Elephas trogontherii*, und ein kleines Nashorn, *Rhinoceros etruscum*, Haupttheile der Säugethierfauna bildeten. Neues Material ist zu dem einzigen beschriebenen und von Pohlig abgebildeten, angeblich bearbeiteten Hirschgeweihestück nicht hinzugekommen. Ich könnte höchstens die Zweifel bestärken und das Negative hinzufügen, dass unser Museum seitler viele Versteinерungsfundstücke von Süßenborn erhalten hat, aber keine Bestätigung für Pohlig's Angabe.

Ich gehe zurück auf die Taubacher und Weimarer Faunde. Das erste Stück aus der dortigen Gegend, welches als sicher von Menschen bearbeitet seiner Zeit erkannt worden ist, ist das vorliegende dreieckige Stück Feuerstein. Es wurde 1871 von mir im Kalktuff des Hirschischen Steinbruches bei Weimar bei einem Morgenspaziergange angelesen. Ich habe von dem einzelnen Stücke damals keine Mittheilung machen wollen, um abzuwarten, bis wir mehr hätten. Es dauerte nicht lange, so hiess es, es seien im Taubacher Kalktuff Menschenreste gefunden worden, was sich aber als Fälschung erwies. Dann kamen in der Mitte der 70er Jahre die reichereren Faunde: die Reihe von Gegenständen, welche seiner Zeit auch die anthropo-

logische Gesellschaft veranlassten, von Jena aus 1876 die Fundstätte bei Taubach zu besuchen. Gerade aus jener Periode stammen auch die meisten Stücke, die hier im Museum sich befinden. Ich möchte nur einige der wichtigsten heranziehen, zuerst den bearbeiteten Kreidefeuerstein in festem Travertin, der offenbar sichere Spuren der menschlichen Bearbeitung trägt, dann eine Reihe von den kleineren Feuersteinstücken, welche im weichen, sandigen Kalktuffe gefunden worden sind, meist durch eigenthümliches Aussehen sich kennzeichnen und dadurch von anderen Feuersteinsplittern derselben Gegend sich unterscheiden lassen. Weiterhin einige im Feuer gewesene Knochen. Ein sicher angestorbenes Thier ist unter den vorliegenden Knochenstücken von Wisent, Hirsch und Bär nicht vertreten. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass auch Stücke im Feuer gewesen sind, von denen man nicht vermuthen kann, dass irgend Jemand damit hat Speise bereiten wollen. So ist z. B. ein Stück Hirschgeweih unter den angekokelten Knochen, woran sich Niemand hat erlauben können. Wichtiger sind die Fundstücke von Wisent-Metapodalien, z. B. ein Mittelfußknochen mit bestimmter Haumarkte darauf, ein Kennzeichen, dass der Höhlenknochen aufgebrochen worden ist, um das Mark zu gewinnen. Dann ein etwas kleineres Stück, das diese Erscheinung in der deutlichsten Weise zeigt. Es kommt hinzu das Stück des linken Radius von Wisent:

das Obergelenk ist erhalten, auch hier ist der Schlag von oben geföhrt worden, um den Röhrenknochen zu öffnen. Sie sehen an verschiedenen Stellen des Knochens noch Kratzer, die unverkennbar mit einzelnen der Feuersteinstücke gemacht worden sind, wie sie da vorliegen. Die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den ausgestorbenen Thieren, mit Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, wird in der Gegend von Weimar ganz sicher gestellt durch gefundene menschliche Zähne, welche hinreichend bekannt und beschrieben worden sind. Ich glaube nur, Ihnen die paar aus unserem Museum vorliegenden Belegstücke für diese Gleichzeitigkeit noch einmal vorlegen zu sollen und zu müssen, kann aber dabei nicht umhin, doch noch auf einige Dinge hinzuweisen, die mir nothwendig erscheinen.

Was die Ablagerung selbst betrifft, so ist aus den Beschreibungen von Klopffleisch und verschiedenen anderen Mittheilungen mehrfach der Schluss abgeleitet worden, dass man auch Stätten vor sich haben könne, wohin der Mensch selbst die betreffenden Gegenstände gebracht habe und wo er Zeugnisse seiner Anwesenheit in unverkennbarer Weise geliefert habe. Man glaubte, dass die Holzkohlenlagen, die an einer Stelle sich fanden, wohl von einem Herde herrühren könnten. Das ist aber nicht der Fall. Die Schicht, in der die hauptsächlichsten Funde gemacht worden sind, besteht aus einem eigenthümlichen Kalksand, der weder im Anfang sich bilden, noch jemals sich fortbilden konnte bei einer Trockenkongregation der betreffenden Stellen. Das ist ein von Thonschlamm fast ganz und von Quarzkörnern, oder von Pulvertheilen der Thüringer Porphyre und Thonschiefer gänzlich freier Sand, der aus krystallinischen Kalktheilen zusammengesetzt ist. Diese haben sich nur bilden können durch Infiltration von Wasserpflanzen, und zwar dadurch, dass diese aneinander im bewegten Wasser sich rieben, der Sand sich auf den Boden setzte. Mit diesem sich niedersetzenden Sande sind hinreichend grössere Körper auch abgelagert worden. Dahin gehören die Kohlen auch die grösseren Knochen, wie auch andere Stücke, z. B. ein vereinzelter Gesteinsblock, aber es ist keine Rede von der Fortbildung dieses Lagers, wenn es auch nur kurze Zeit trocken gelegen hätte. Alle darauf gerichteten Vermuthungen sind von der Hand zu weisen.

Man hat geglaubt, es handle sich um einen einheitlichen See, welcher von Taubach bis Weimar sich erstreckt haben könnte. Auch diese Vermuthung müssen wir als vorläufig nicht wahrscheinlich von der Hand weisen, aus mehrfachen Gründen. Der Hauptgrund ist der, dass wenn nur ein See vorhanden gewesen wäre, wir wohl die Ablagerungen von Taubach und Weimar in absolut gleichem Niveau finden müssten, so weit sie gleichzeitig sind, und auch die darzwischen liegende Ehringsdorfer Kalktuffablagerung in genau gleichem Niveau. Aber das ist nicht der Fall, sondern es findet entschieden eine Senkung nach Weimar hin statt, wie aus den Höhenlinien der Generalstabkarte hervorgeht, eine Senkung, die es unmöglich erscheinen lässt, dass in einem einheitlichen Wasserbecken die Schichten von Taubach genau gleichzeitig mit denen von Weimar sich gebildet hätten. Es ist auch geologisch nicht richtig, dass die Kalkablagerungen bis Weimar zusammenhängend erfolgt sind; es liegen darzwischen ganze Strecken, in welchen Kalktuff überhaupt nicht vorhanden ist. Es sind vereinzelt Becken gewesen, die nebeneinander und allerdings gleichzeitig bestanden haben, in denen die Reste gefunden worden sind. Die jetzt sind die Menschenreste hauptsächlich in dem obersten, am meisten dem Ursprungsgebiete der Ilm

an liegenden Kalktuffgebiete von Taubach gefunden worden und in dem untersten bei Weimar, in die Ehringsdorfer Brüche so gut wie nicht. In beiden erstgenannten Kalktuffpartien findet sich jener Kalksand als eine bedeutende Bildung; bei Ehringsdorf ist er selten, gerade in der mittleren Höhe des Lagers kommt er dort wenig vor. Schon das ist ein Beweis von dem nicht unmittelbaren Zusammengehören der Lagerstätten, von der Trennung derselben. Die Lagerstätten im Taffe sind natürliche Wassergebiete, und schon daraus ergibt sich, dass unsere anthropologischen Funde doch recht vereinzelt gebildet worden sind. Aus demselben Grunde erklärt sich wohl, dass die anderen Wassergebilde gleichen Zeitalters, die wir in Thüringen haben und von denen nicht alle eine so günstige Beschaffenheit des Materiales wie der Kalksand von Weimar und von Taubach darbieten, frei erscheinen von den menschlichen Spuren, so weit wir bis jetzt wissen. Bis jetzt ist es wenigstens noch nicht gelungen, in den gleich alten Ablagerungen sichere Menschenspuren nachzuweisen, wie es bei Taubach geschehen konnte. Die Hoffnung, dass es später gelingen möchte, ist ja allerdings aufrecht zu erhalten, und die Aufmerksamkeit der Geologen, die früher mehrfach vermisst wurde, ist und bleibt auf den Gegenstand gerichtet. Es ist zu hoffen, dass es einmalen dieser natürlichen Lagerstätten noch gelingen wird, zu Funden zu gelangen.

Funde von wirklichen Wohnplätzen aus jener ferneren Zeit werden wahrscheinlich selten bleiben, und ob wir in Thüringen zu denselben Schlüssen kommen können, wie sie in anderen Gegenden gezogen worden sind, das muss noch dahingestellt bleiben. Es würde sich ja vielfach empfehlen, an unseren Muschelkalkbergen an geeigneten Stellen die massenhaften Trümmerhaufen zu untersuchen, die sich im Laufe der Zeit an ehemaligen Steilhängen abgelagert haben und durch eine sorgfältige Nachprüfung, Schicht für Schicht und Lage für Lage die dort befindlichen Museen auszumachen. Aber mit Sicherheit ist ein Ergebnis nicht zu erwarten, weil die Zeiten des Abbruchs der Muschelkalkmassen, des Niederstürzens derselben, nicht alle gleich sein können; wir wissen ja, dass derartige Ereignisse noch gegenwärtig fortdauern.

Ich wollte mir noch gestatten, Ihnen einige Vergleichsstücke zu zeigen, welche aus ganz analogen Wahrnehmungen an den Steinen machen lassen, wie wir sie an den thüringischen bearbeiteten Feuersteinen machen. Das eine stammt aus einer Kieschicht. Halten Sie einen solchen Feuerstein für einen von Menschen bearbeiteten oder wollen Sie lieber annehmen, dass dieser Splitter, der aus den Kiesen der Teutschenthaler Gegend (mit der Cyrena hominalis aus dem Mammuth) stammt, als ein natürlicher zu betrachten ist?

Der Vorsitzende:

Ich darf dem Herrn Präsidenten unseren Dank aussprechen. Ich weiss nicht, warum so schöne Stücke, wie sie hier vorliegen, damals nicht in unsere Hände gekommen sind, aber ich beglückwünsche den Herrn Präsidenten wegen des Besitzes derselben.

Herr Dr. Güte-Berlin:

Ich möchte Herrn Geheimrath von Fritsch fragen, wie er das Vorkommen von grösseren Knochen, welche häufig ganz scharfe Kanten besitzen, mit seiner Annahme bezüglich der Entstehung der Fundschicht in Einklang bringt. Sollten diese auch angeschwemmt sein? Dann müsste man aber eine sehr kräftige Strömung

mung und dementsprechende Spuren von Ahrlung und Abschleifung der Objecte voraussetzen; eine solche ist aber nicht wahrnehmbar.

Herr Geheimrath von Fritsch:

Höchst wahrscheinlich sind diese Knochen zum Theil auf die Wasserpflanzen zu liegen gekommen und zum Theil auf solche geworfen worden; zum Theil sind wohl die Gliedmassen selbst noch mit Fleisch und Haut hineingekommen.

Herr Dr. Götte-Berlin:

Die Fundstelle ist ziemlich ausgedehnt. Diejenigen Punkte, welche die meisten Funde geliefert haben, liegen dicht hinter den Häusern der Dorfstrasse. Von hier bis zu dem vermuthlichen Ufer des damaligen Wasserbeckens sind es über 100 m. Dass die Gegenstände vom Ufer aus durch Werfen oder Fallen bis an ihre jetzige Lagerstätte gelangt seien, ist also kaum anzunehmen.

Herr Geheimrath von Fritsch:

Sie wurden wohl fortgetragen auf und mit den Wasserpflanzen.

Der Vorsitzende:

Ich will noch einmal bemerken, dass statutenmässig jedem Vortragenden die Zeit von 20 Minuten mit Discussion zuteilt, so dass wir etwa 12 Redner hören könnten. Auf der vorläufigen Tagesordnung stehen schon 11 Redner, seitdem haben sich noch eine ganze Reihe gemeldet. Wir müssen uns also streng an das Mögliche halten.

Herr Privatdocent Dr. G. Brandes-Halle a. S.:

Ueber eine Ursache des Aussterbens einiger dinovialer Säugethiere.

Ge-latten Sie mir, Sie mit einigen Erwägungen bekannt zu machen, die mich schon seit Jahren beschäftigt, die ich auch wohl schon gelegentlich dieser oder jener wissenschaftlichen Aussprache gestreift, über die ich aber bisher nichts publicirt habe.

Wir kennen eine Anzahl von angestorbene Säugethiere, deren ganzer Bau so vollständig mit dem noch heute lebender übereinstimmt, dass es eine räthselhaft erscheint, warum die einen aus der Reihe der Lebenden vollständig verschwinden mussten, zumal gerade diese sich von den Ueberlebenden in vielen Fällen durch Charaktere unterscheiden, die als Vorrüge bezeichnet zu werden pflegen.

Wie ist es beispielsweise zu erklären, dass das Mammuth trotz seiner Anpassungsfähigkeit an die veränderten klimatischen Bedingungen, die in seinem dichten Haarpelz nur's Deutlichste zum Ausdruck kommt, nol trotz seiner gewaltigen Stosszähne, die eine furchtbare Waffe gewesen sein sollen, von der Erdoberfläche verschwand?

Warum leben nicht noch heute die gewaltigsten aller Raubthiere, die in besonders gut erhaltenen Skeletten aus der Pampaformation Südamerikas bekannt gewordenen Machaerodus-Arten, deren weit aus dem Kiefer hervorragende eiselförmige Eckzähne Jedermann als eine furchtbare Waffe erscheinen müssen?

Man hat wohl das Auftreten des Menschen als Grund für das Aussterben des Mammuths angegeben. Aber wenn wir bedenken, dass in denjenigen Zeiten, die für diese Frage in Betracht kommen, die menschlichen Ansiedelungen nur sehr spärlich über das Ver-

breitungsgebiet des Mammuths vertheilt gewesen sein dürften, dass ferner die Waffen der damaligen Zeit im Verhältnis zu dem Körper und zu der Körperbedeckung dieser Riesen als kümmerlich bezeichnet werden müssen, so wird uns dieser Erklärungsversuch nicht genügen können. Unmöglich ist es ja nicht, dass der Mensch stellenweise die directe Veranlassung zum Aussterben dieser Kolosse gewesen ist, dies konnte dann aber nur geschehen, weil der — allen minder werthigen Angriffen trotzt — Elefantkörper in irgend einer Weise in seiner Wehrhaftigkeit beeinträchtigt war.

Um das Hauptresultat meiner Erwägungen gleich vorweg zu nehmen, behaupte ich, dass diese Beeinträchtigung ausging von den riehelförmigen Stosszähnen, die nicht so schwach gekrümmt waren, wie bei unseren heutigen Elefanten, sondern in spiralförmiger Windung stark nach oben und aussen umbogen. Dieses abnorme Wachstum der Stosszähne ist meiner Auffassung nach die indirecte Veranlassung zum Aussterben des Mammuths gewesen, indem die Thiere nach den verschiedensten Richtungen hin durch die Zähne gehindert wurden.

Um die Form der Mammuthstosszähne richtig zu verstehen, ist es notwendig, sich über das Wachstum derartiger Zähne klar zu werden. Wir haben nämlich bei den Säugethieren zu unterscheiden zwischen Zähnen mit deutlich abgesetztem Wurzeltheil und sogenannten wurzellosen Zähnen. Während die ersteren ein begrenztes Wachstum haben, das anfangen muss, sobald die Wurzel sich im Umkreise der Papille fertig gebildet hat, wachsen die wurzellosen Zähne am proximalen Ende immer fort, da sie der Bildungspapille wie ein Hüthen anhaften, das durch die neuentstehenden Schichten höher und höher gehoben wird. Die wurzellosen Zähne würden in's Unendliche wachsen und dem Träger auf solche Weise im höchsten Grade hinderlich sein, wenn nicht mit dem proximalen Wachstum eine distale Abnutzung Hand in Hand ginge.

In diese Kategorie gehören die Stosszähne der Elefanten, deren Abnutzung eine sehr beträchtliche genannt werden muss, ausserdem a. a. die Eck- und Schneidezähne der Nilpferde und die Hauer der Eber. Ihnen allen genauer bekannt ist dieser Typus von den Schneidezähnen der Nagethiere. An diesen kann man für gewöhnlich kein Wachstum bemerken, der Meissel des Oberkiefers arbeitet mit dem des Unterkiefers distal und so wird stets so viel Substanz distal abgeschliffen, wie proximal nachwächst. Sobald aber die gegenseitige Abnutzung verhindert wird, muss ein abnormes Wachstum eintreten. Derartige Fälle kommen in der freien Natur gelegentlich vor, und ich bin in der Lage, Ihnen einen hierher gehörigen interessanten Fall demonstrieren zu können.

Es handelt sich um einen Hamster, der durch irgend eine Verletzung die distalen Enden der unteren Schneidezähne verlor. Die Folge davon war, dass die oberen Schneidezähne die nötige Abnutzung nicht erlitten und nun weit über ihre normale Grösse hinanwachsen. Die aus diesem Wachstum resultirende äussere Form der Zähne ist nun aber bedingt durch ein Langlamellen-system von typischer Torsionsstruktur, wie das Gebhardt für eine ganze Reihe von Zähnen in seiner schönen Arbeit über die Structure der Zähne jüngst nachgewiesen hat.¹⁾ Gebhardt führt in überzeugender Weise an, dass durch diese Anordnung von widerstandsfähigen Fibrillen, die gleichzeitig die Beding-

¹⁾ W. Gebhardt, Ueber den functionellen Bau einiger Zähne. Arch. f. Entw.-Mech. 1900. Bd. X. S. 136—243, 263—360.

ungen hoher Elasticität in sich trägt, alle den Zahn von oben treffenden Insulten in Torsion und dadurch in sich weit ausbreitende Wirkungen umgesetzt werden müssen.

Wenn wir dies berücksichtigen, kann es uns nicht Wunder nehmen, dass nach der erwähnten Verletzung die oberen Schneidezähne in flachen Spiralen auswachsen, die bei dem vorliegenden Objecte schon eine ganze Umdrehung und etwas darüber gemacht haben. Von besonderem Interesse ist der vorliegende Schidel noch dadurch, dass der eine Zahn bei seinem abnormen Vorwärtswachsen mit der Spitze gegen den Gaumen stoß und diesen einfach durchbohrt. Wir ersehen daraus, wie gross die Wachstumsenergie sein muss. Wenn der Hamster, der übrigens in brillantem Ernährungszustand war, in diesem Stadium der Zahnbildung nicht erlegt worden wäre, so würde er wahrscheinlich wieder ein normales Gebiss erlangt haben. Die beschädigten Schneidezähne des Unterkiefers waren sämtlich schon wieder ziemlich nachgewachsen und hatten begonnen, den einen oberen Schneidezahn seitlich in Höhe der normalen Nagelfläche abzuflehen.

Und nun lassen Sie uns die Frage erörtern, ob die sonderbaren flachen Spiralen der Mammuthstosszähne nicht vielleicht in ähnlicher Weise wie die der abnormen Hamsterzähne durch äussere Einwirkungen entstanden sein könnten, ob die directen Vorfahren des Mammuths nicht Elefanten gewesen sind, deren Stosszähne sich nicht wesentlich von denen der noch heute lebenden Arten unterscheiden.

Wie schon bemerkt, gehören auch die Elefantstosszähne zu den wuchernden Zähnen, bei denen eine distale Abnutzung notwendig ist, wenn die Zähne nützlich werden sollen. Eine derartige Hinderung, wir sie bei dem Hamsterschädel kennen gelernt haben, ist ja allerdings bei den Elefanten bei unterbleibender Abnutzung nicht an erwarten, da die Stosszähne frei an dem Maule hervorragen, aber mit der Zeit müssen sie auch so durch ihre Grösse den Thieren höchst un bequem werden. Thatsache ist, dass die Zähne um so grösser sind, je älter die betreffenden Thiere sind; die Zähne wachsen also immer fort, aber dieses Wachsen würde ein viel schnelleres sein und so weit grösseren Zähnen führen, wenn die distale Abnutzung nicht mit ihm Hand in Hand ginge. Dass diese Abnutzung sehr beträchtlich ist, beweist auf's Einfachste ein Vergleich zwischen dem schlanken spitzen Stosszahn eines jungen Thieres und einem Schaudstück von zwei Meter Länge und darüber. Wenn ein angestrichenes Vorwärtswachsen stattgefunden hätte, so müsste die Spitze des grossen Zahnes ungefähr den jungen Zahn widerspiegeln, in Wirklichkeit ist aber der grosse Zahn ganz dicht hinter der Spitze, mehr als doppelt so dick, als der kleine Zahn an seiner Basis. Von der jugendlichen Spitze ist eben nicht das Geringste mehr vorhanden, sie ist völlig abgenutzt, und die jetzt vorhandene Spitze ist von der jugendlichen durch recht beträchtlichen nach Metern sählende Substanzmassen, die durch andauernde Abnutzung veroren ausgespart sind, getrennt zu denken. Wie geht nun die Abnutzung in der freien Natur vor sich? Woan bemerkt der Elefant seine Stosszähne? Dass es kein Sexualcharakter ist, geht aus dem Vorkommen der Stosszähne bei den weiblichen Thieren hervor. Sie sind hier allerdings im Allgemeinen sehr viel kleiner und häufig verkümmert, gelegentlich findet man aber auch weibliche Thiere mit ansehnlichen Stosszähnen und zwar sollen solche Thiere das Haupt und der Führer der

entsprechenden Familie oder Herde sein. Die Ansicht, dass wir es in den Stosszähnen mit Waffen zu thun haben, hat schon mehr für sich. Jedenfalls kann man nicht bestreiten, dass sie gelegentlich als Waffen gebraucht werden. Aber dass die riesenhaften Elefanten, deren Hauptwaffe ihre gewaltige Körpermasse sind, es nöthig gehabt haben sollten, ein paar Schneidezähne als Stosswaffen auszubilden, ist mir ebenso unwahrscheinlich wie die Annahme, dass durch den Gebrauch der Stosszähne als Waffen die von uns festgestellte beträchtliche Abnutzung bedingt wäre.

Könnte man nicht auch eine andere Weise der Benutzung der Zähne nahhaft machen, die in höherem Maasse für die Erhaltung des Individuums und der Art in Betracht käme? Ich meine, ja! Wir wissen, dass die Elefanten einen plumpen Körper haben, den der Kopf fast halslos aufsitzen scheint. Die vier massigen Säulen, auf denen der Rumpf ruht, sind nicht im Stande, die Körze des Halses und damit die verhältnissmässige Unbeweglichkeit des Kopfes weit zu machen, aber wohl vermag dies die zum Rüssel verlängerte Nase der Thiere, die ein überaus bewegliches und so gleicher Zeit kräftiges Greif- und Hartigungsorgan ist. Mit diesem Rüssel bricht der Elefant im Urwalde die Zweige ab, von denen er sich ernährt, und ebenso benutzt er das Organ in ausgedehntem Maasse, wenn er sich neue Wege im Urwald bahnen will. Kleinere Zweige werden sich häufig schon durch einen kräftigen Ruck abreißen lassen, aber bei stärkeren Aesten oder Stämmen wird das nicht genügen und auch ein kräftiges Biegen wird dabei kaum zum Ziele führen. Es fehlt eben noch der Antagonist, die zweite Hand, die der Wirkung der ersten entgegen arbeitet. Diese liefern uns zwei kleine Stosszähne, deren Festigkeitsschillen so angeordnet sind, dass sie eine beträchtliche Belastung von vorn und oben vertragen können. Der Rüssel hiegt also die Aeste und Stämme über die Zähne und bricht sie auf diese Weise ab.)

Eine solche Benutzung macht es verständlich, dass alle Individuen, Männchen sowohl wie Weibchen, Stosszähne besitzen, denn jedes Thier muss sich zwecks seiner Ernährung Zweige abbrechen. Die beträchtlichen Grössenunterschiede der Zähne, die sich zwischen dem Hanpte der Herde und den übrigen Angehörigen finden, erklären sich aber daraus, dass bei der Fucht in den Urwald immer das stärkste Individuum, das Familienoberhaupt (das auf geklebten Pfaden sich hinten an halten pflegt), die Führung übernimmt. Wie schon vorhin bemerkt, kommt es auch vor, dass diese Führerrolle einem weiblichen Thiere zufällt. Ob bei den schwachbesetzten Individuen das Wachstum der Zähne an und für sich stark verringert ist, oder ob sehr frühzeitig eine besonders starke Abnutzung stattfindet, die vielleicht als eine Art Selbstverstärkung anzusehen ist, lässt sich ebensov wenig beantworten, als die Frage nach der Ursache eines solchen verringerten oder vermehrten Zahnwachstums. Wir wissen bisher nur ausserordentlich wenig aus Sicherem von der Biologie der Elefantenherden und müssen uns hüten, die an einer Herde gemachten Beobachtungen zu verallgemeinern. Es scheint nicht nur zwischen dem afrikanischen und indischen Elefanten, sondern auch zwischen den Afrikanern des Südens und des Nordens, des Ostens und des Westens und den

³⁾ Vergl. dazu das (gar nicht genug an empfehlend!) Lehrbuch der Zoologie für höhere Lehranstalten von Dr. Otto Schmeil. 3. Aufl. 1900. Stuttgart, Verlag von Erwin Nägele. S. 86.

Indien des Continents und denen der Inseln bedeutende biologische Verschiedenheiten abzuwägen.

So a. B. fressen die Elefanten auf Sumatra keine Blätter und Zweige, sondern Kräuter und Gras, sie verlassen, um sich neue Wege in den Urwäld zu bahnen. Trotzdem zeichnen sich aber gerade die sumatranischen Elefantenzähne durch ihre geringe Krümmung aus. Es ist mir nun sehr interessant, von Herrn Hofrath Dr. med. Hagen, der bekanntlich Jahre lang auf Sumatra gelebt hat, zu hören, dass die dortigen stark besetzten Elefanten die Gewohnheit haben, während des Laufens ihre Stosszähne abwechselnd bald links, bald rechts in den Boden zu stoßen, womit sie dem Jäger Gelegenheit geben, sich über den Durchmesser der Zähne auf's Genaueste zu orientiren. Es ist wohl fraglos, dass diese Gewohnheit in dem Bedürfnisse der distalen Abnutzung ihre Erklärung findet.

Wir haben nun zu erörtern, ob für die directen Vorfahren des Mammuths ein Wechsel in den Lebensbedingungen angenommen werden kann, der eine angemessene Abnutzung der Stosszähne zur Folge haben musste. Ueber einen solchen Wechsel, der klimatische Verhältnisse betriß, belehrt uns die Bekanntschaft des Mammuths. Nach dem bekannten Funde an der Lena, umgebung, der bis in's vorige Jahrhundert zurückdatirt, ist nicht daran zu zweifeln, dass das Mammuth mit einem dichten Pelz von rothbrauner Wolle, der sich im Umkreise des Halses zu einer mächtigen Mähne modifizierte, bekleidet war. Es weist diese Eigenschaft darauf hin, dass das Mammuth nicht in tropischer Gegend zu Hause war. Und wir wissen ja aus anderen paläontologischen und geologischen Funden, dass der tropische oder subtropische Asien im nördlichen Europa das Eis ein Ende gemacht hat. Damit sind fraglos auch die Urwälder in diesen Gegenden verschwunden, und die grossen Pflanzenfresser, wie die Elefanten, mussten dem wechselländischen Walde folgen oder sich an die spärlichere Vegetation und an das kältere Klima anpassen. Dadurch entstand auch die neue Art, das Mammuth, ein Elefant, der sich mit Kiefernadeln begnügt und dessen dichter Pelz den nöthigen Schutz gegen die Kälte bot. Wir können uns leicht vorstellen, dass diese Aenderungen in der Lebensweise, besonders bezüglich der Ernährung, eine Abnutzung der Stosszähne nicht mehr eintreten liessen. In Folge der diesen Zähnen eigenen Torsions-structur mussten sie nun zu den bekannten stark nach oben und aussen umliegenden monstösen Gebilden answachsen.

Dass die Zähne tatsächlich keinen nennenswerthen Substanzverlust durch Abnutzung erlitten haben, beweist die allmähliche Verjüngung des Zahnes von der Basis nach der Spitze,²⁾ während bei dem normal abgenutzten Elefantenzahn der Durchmesser in der Nähe der Spitze in nur geringem Masse abnimmt. Dass solche Monstra von Zähnen dem Träger un bequem werden mussten, liegt auf der Hand, und obendrein bieten uns dafür auch die Zähne selber Anhaltspunkte. Es ist eine bekannte Erscheinung, dass die sogenannten ungarischen Hauschweine — und ebenso auch wohl andere Rassen — sehr kräftig entwickelte Haue bekommen, diese aber als völlig unbrauchbares Gebilde nach Kräften abzuwägen. In üblicher Weise werden sich auch die Mammothse bemäht haben, durch Scherens

mit der Spitze der Stosszähne sich der un bequemen Last womöglich zu entledigen. Es findet sich nämlich an den Spitzen meist ein beträchtlicher Substanzverlust, der im Gegensatz zu den Enden der normal abgenutzten Elefantenzähne das Ebenmass der Spitze stört.

Ob nun diese Zahnbildung dem Mammuth bei der Erlangung des Falters mehr oder weniger hinderlich war und dadurch zur Schwächung der Individuen beitrug, oder ob die Zähne das Thier nur ungeschickter machten im Widerstande gegen Nachstellungen der Menschen oder räuberischer Thiere, oder ob schliesslich nur die gewaltige Belastung des Kopfes im Verein mit nachgiebigem Untergrund das Schicksal dieser Art besiegelte, vermögen wir natürlich nicht zu entscheiden. Möglicher Weise sind alle genannten Factoren gleichzeitig — hier mehr dieser, an anderen Orten mehr jener — thätig gewesen. Für das Vorkommen der zuletzt namhaft gemachten Beziehungen sprechen die mannigfachen Funde vollständiger Mammuthcadaver in dem Eisboden Sibiriens, die so vorzüglich erhalten sind, dass die Eingeborenen zu dem Glauben kommen konnten, die Thiere lebten in der Erde und wühlten darin herum, starben aber sofort, wenn sie bei dieser Arbeit an Verbrechen an die Luft kämen.

Uebrigens können wir ein noch heute lebendes Thier, das Zähne besitzt, die in ihrem ganzen Bau eine grosse Aehnlichkeit mit den Mammuthstosszähnen aufweisen. Es ist dies der Hirscheber oder Babirusa von Celebes und einigen Molukkeninseln, dessen obere Eckzähne bei allen Männchen genau die Form der Mammuthzähne haben, nur da-sie nicht nach vorn, sondern nach aufwärts gerichtet sind und dadurch wie zwei Hörner zwischen Augen und Rüsselspitze emporragen. Auch dieser Bildung liegt zweifellos das Ueberbleiben der distalen Abnutzung zu Grunde. Die gemässigten Thiere leben auf einigen isolirten Inseln des malaischen Archipels, auf denen von einer nennenswerthen Säugethierfauna bekanntlich keine Rede sein kann. Die reichlich vorhandene Pflanzennahrung macht einen Wettbewerb unnöthig: Die Hirscheber brauchen sich nicht mit den von anderen Thieren verarmten Wurzeln und Knollen des Bodens zu begnügen, sie können in diesem Gebieten die leckersten Bissen an der Oberfläche finden. Dem entsprechend werden die Haue des Oberkiefers nicht mehr benutzt und wuchern zu den gebogenen Hörnern aus, die gelegentlich sogar mit der ausgehogenen Spitze wieder in das Fleisch der Stirne eindringen, ganz ähnlich wie wir bei dem abnormen Hamstergebisse eine Durchbohrung der Gammenschleimhaut und der Schädelbasis festgestellt haben.

Wenn wir gar nicht über die Lebensweise der Hirscheber orientirt wären, so könnten wir aus ihrem Gebiss erschliessen, dass sie nicht im Boden nach Nahrung wühlen, sondern sich dieses mühe los zu verschaffen wissen; man ist uns aber obendrein bekannt, dass Büche und Seen, auf denen viele Wasserpflanzen wachsen, ihre Lieblingsorte sind, sie ernähren sich also vorwiegend von Wasserpflanzen und ähnlichen Vegetabilien.

Ganz im Gegensatz dazu die Phacochoerarten, die Warzenschweine Afrikas! Diese durchwühlen auf den Käsen rutschend mit ihren mächtigen Gebwehen, wie man jagdlich die Haue nennt, den Boden der Busch- und Grassteppen ihrer Heimath nach Wurzeln und Knollen, ohne die dabei angebotene thierische Kost zu verschmähen. Vergleicht man die Haue dieser letzteren mit denen des Babirusa, so findet man, dass die oberen Haue viel kräftiger entwickelt, aber im Uebrigen in durchaus übereinstimmender Weise im

²⁾ Man vergleiche in Neumayrs Erdgeschichte (1. Aufl.) auf Seite 606 des 2. Bandes die Abbildung des in Petersburg aufgestellten ganzen Skelettes.

Kiefer eingesetzt sind. Man meint gewöhnlich, die löcherartige Hauer des Hirschebers seien anders orientiert als die homologen Gebilde der übrigen Schweine, d. h. die Pulpa sei schon im Zahnkeime mit der Spitze nach oben gerichtet. Dem ist aber nicht so. Die entsprechende Hauer der Warzenschweine sind stärker nach aufwärts umgebogen als die naserer Wildschweine, und die des Hirschebers sind wiederum stärker als die der Warzenschweine nach aufwärts umgebogen, so dass sie von der Basis an senkrecht nach oben verlaufen. Aber dies kommt nur dadurch zu Stande, dass sich der Theil des Kiefers, der die Hauer trägt, schuhartig verlängert und nach oben ambiegt. Man hat den Eindruck, als hätte während des Wachstums der Zähne eine Belastung gefehlt, um die Hauer mitsammt dem Alveolarschuh nach unten zu drücken. Bei solchem Druck hätten die Hauer die Form der Phacocheruhauer erhalten müssen.

Handelte es sich bei dem Mammuth um eine Schädigung in Folge des ungehinderten — d. h. nicht von entsprechender Abmätzung begleiteten — Weiterwachstums wurzelförmiger Zähne, so kommen bei den in der Einleitung schon kurz erwähnten Machaerodusarten ganz andere Gesichtspunkte in Betracht. Auch bei ihnen und speziell bei *Machaerodus neogaens* sind nach meiner Ansicht nur die gewaltigen säbelartigen Eckzähne Schuld an dem Zugrundegehen der Art. Aber das hier die Verhältnisse ganz anders liegen müssen als beim Mammuth, erhellt schon daraus, dass die anfallend langen Zähne Wurzeln besitzen, also ein begrenztes Wachstum haben.

Für gewöhnlich wird behauptet, die genannte Machaerodusart sei das höchstentwickelte und wehrhafteste Raubthier; ich finde dagegen den Raubthierotypus in dem Gebiss des *Machaerodus neogaens* trotz der säbelförmigen Eckzähne nur sehr unvollkommen zum Ausdruck gebracht. Von einem Raubthier erwartet man ein Gebiss, das geeignet ist, die Beute sehr fest zu halten, das Fleisch zu zerschneiden, die Knochen zu zerschneiden und eventuell abzunagen — dem entsprechend ist das Princip einer sehr leistungsfähigen Zange bei dem Gebiss aller Raubthiere auf's Beste gewahrt. Jedes Gebiss hat ja im Princip die Natur einer Zange, aber die Leistungsfähigkeit ist eine sehr verschiedene; es kommt dabei auf die Festigkeit der Gelenkverbindung der beiden Zangenhälften an, ferner auf Ausgestaltung der Greifflächen und besonders auf das genaue Aufeinanderpassen der greifenden Zähne und schließlich nicht zum Wenigsten auf die Länge der bewegenden Hebel oder sagen wir besser auf die Größe der für zweckentsprechende Muskelinsertion geeigneten Fläche. Ueber die Festigkeit der Einlenkung des Unterkiefers am Schädel bei *Machaerodus* finde ich keine Angabe, wohl aber wissen wir, dass der Unterkiefer kürzer ist als der Oberkiefer, dass also von einem Aufeinanderpassen der Zangengreifflächen keine Rede sein kann, ein solches festes Zusammenschließen würden übrigens auch die grossen Eckzähne, die weit aus dem Maule hervorragten, verhindert haben. Auch die Backenzähne, von denen einer fehlt, ein anderer nur klein und ein dritter schwachkronig ist, dürften als Beisszangen oder als Scherzahn wenig geeignet gewesen sein, ebensowenig die tonischen Schneidezähne zum Besseren der Knochen. Das *Machaerodus*gebiss ist also kein typisches Raubthiergebiss, sondern ein stark modificirtes, das einem ganz besonderen Nahrungserwerb spezifisch angepasst gewesen sein muss. Wenn man nun unter den paläontologischen Funden der Pampasformation nach Thieren sucht, die als Beutethiere des *Machaerodus*

in Betracht kommen könnten, so wird unser Augenmerk auf die gewaltigen Edentaten gelenkt, die sich durch eine mehr oder minder feste Hautpanzerung auszeichneten, vor Allem auf die Glyptodonten. Diese „Schildkröten“ unter den Säugethieren waren zweifelhaft zum Graben, aber nicht als Waffen verwendet werden konnten, und deren einzige Wehr die dicke Cutis war mit ihren dicht aneinander schliessenden Verknöcherungen, die eines vollständigen Panzer bildeten. Um ein solches Beutethier für den Magen zugänglich zu machen, bedurfte es anderer Dinge als Zangen. Das Gebiss eines Löwen hätte den Panzer nicht zu öffnen vermocht, wohl aber waren weit aus dem Maule hervorstechende Eckzähne des Oberkiefers, zumal wenn sie eine dolchartige Abplattung besaßen, zu einer derartigen Leistung befähigt. Demzufolge sehe ich die säbelförmigen Eckzähne des Oberkiefers mit ihren scharf gesägten Schneiden als Messer an, die durch die Helemuskulatur sehr energisch in den Panzer gestossen wurden. Vielleicht würde das durch Rückwärtszerren ein Stück des Panzers herausgerissen und so das Innere, besonders das Blut der Thiere, zugänglich gemacht.) Wir können uns vorstellen, dass nach den bekannten Leistungen der natürlichen Zuchtwahl durch die Beziehungen der Machaerodusarten so den Glyptodonten bei beiden Gruppen eine fortwährende Steigerung gewisser Eigenthümlichkeiten des Körperbaues erfolgen musste. Wie der Wettbewerbs zwischen Panzerplatten einerseits und Geschützen, Pulver und Geschossen andererseits beide Gruppen stets vervollkommen muss, so musste auch in Folge der natürlichen Auslese nicht nur der Panzer der von den Raubthieren verfolgten Edentaten immer stärker werden, es mussten auch die Zähne der Machaerodusarten bei den folgenden Generationen an Länge und Schärfe allmählich zunehmen; mit der Wehr mussten sich auch die Waffen verbessern. Als aber die Beutethiere in dem Wettkampfe schließlich unterlagen und völlig vertilgt waren, kam für die Räuber die böse Zeit. In Anbetracht der Langsamkeit und der Wehrlosigkeit der bisherigen Beutethiere war die Auslese solcher Eigenschaften, die beim Erapfchen, Beschleichen, Ergreifen, Festhalten etc. von Beutethieren von Bedeutung waren, unterblieben. Auf der anderen Seite war durch die überaus weitgehende spezifische Anpassung des Gebisses ein Wechsel in der Ernährung überaus sehr erschwert. So kam es, dass die Machaerodonten in Folge ihrer spezifischen Anpassung zu Grunde gehen mussten.

Zum Schlusse darf ich nicht verschweigen, dass schon vor einer Reihe von Jahren Doederlein¹⁾ zur Erklärung des Aussterbens einiger Säugethiere das Wachstum der Zähne herangezogen hat und zwar theilweise gerade für die im Vorstehenden behandelten Formen. Aber ich muss betonen, dass unser Standpunkt ein grundsätzlich verschiedener ist. Doederlein geht davon aus, dass bei der Entstehung neuer Arten die Variationsrichtungen im Spiele sind, und dass diese bestimmte gerichteten Abänderungen, bei deren Entwicklung anfänglich die natürliche Zuchtwahl als

¹⁾ Es ist bei dem Ban des Gebisses sehr wahrscheinlich, dass die Räuber sich hauptsächlich von dem Blute der erschlagenen Thiere ernährten; vielleicht wurden von den Körpertheilen nur die blutreichen Organe, wie Herz, Lunge, Leber, Milz verzehrt.

²⁾ L. Doederlein, Phylogenetische Betrachtungen. Biologisches Centralblatt. 1887/88. Bd. 7. S. 594—600.

Hauptfactor in Kraft trat, später unabhängig davon in Folge ihrer ererbten Tendenz über das Maximum der Zweckmäßigkeit hinaus und so schliesslich zu völliger Untauglichkeit sich entwickelten. Auch Doederlein hält also die Mammothähne für wenig brauchbar oder zweckmässig, aber er hält das Mammoth für eine „extreme Endform in der Familie der Elefantiden“, bei der die anfänglich zweckmässige Variation der geringen Krümmung der ursprünglich geraden Zähne immer mehr sich befestigte und verstärkte und so zu den übermässig verlängerten und gekrümmten Zähnen geführt haben soll. Aethalich erklärt er die Machaerodusähne für einen absolut unzweckmässigen Charakter. Ich dagegen führe die unzweckmässige — ja schädliche Form der Mammothähne auf das normale Wachstum zurück, das nur in Folge veränderter Lebensbedingungen nicht mehr unter der Scheere gehalten würde. Die Machaerodusähne sehe ich aber als ein „unmittelbares Resultat der natürlichen Zuchtwahl“ an; ihre weitgehende spezifische Anpassung an eine bestimmte Beute verhielt sich nur eine rückläufige Adaption, als die entsprechenden Beutethiere ausgestorben waren und bedingte somit den Untergang der Art.

Es würde mich freuen, wenn meine Ausführungen hier und da Zustimmung finden, Widerspruch ist mir aber ebenso erwünscht, da sich unsere Ansichten nur dadurch klären können.

Herr Regierungsrath Dr. Mueh-Wien:

Die Ausführungen des geehrten Herrn Vorredners sind jedenfalls zutreffend, doch glaube ich, dass in ihnen eine Lücke geblieben ist, indem er es unterlassen hat, auch das Schicksal des Machaerodus, der in Europa gelebt hat, in die Erörterung mit einzubeziehen. Hier gab es keine Edentaten, die er mit seinen dolchförmigen Oberkieferzähnen hätte tödten können, hier war er an die Existenz der grossen Thiere, unseres Mammoth, Rhinoceros, allenfalls auch des Urtieres gewiesen. Die grossen Katzen, meine ich, waren nicht im Stande, diese Thiere zu erlegen, selbst die grossen Hiuider Afrikas nehmen es mit dem Löwen auf, namentlich Stiere, die sich von der Herde getrennt haben. Ich stelle mir die Sache nun so vor, dass der Machaerodus sich den grossen Thieren anpasst hat, indem er mit einem Satze auf sie gesprungen ist und sich mit seinen langen Zähnen in den Rücken oder in die Kehle eingebaut und die Thiere sodann zu Tode gehetzt hat. Nach einiger Zeit mussten sie stürzen und dann hatte der Machaerodus leichtes Spiel; er konnte das Fleisch zerreißen oder sich auch nur an ihrem Blute sättigen. Begriffsloser Weise musste ein durch seine Anpassung so einseitig entwickeltes Thier mit dem Aussterben der grossen Säuger ebenfalls aussterben.

Herr Dr. Lehmann-Nitsche-La Plata:

Nach der Anspielung des Herrn Vorredners auf das Grypotherium möchte ich von vorneherein bemerken, dass mein folgender Vortrag absolut nichts mit dieser Frage zu thun hat. Er hat gesagt, dass die Edentaten Südamerikas voraussichtlich vielfach den Angriffen dieser grossen Haubthiere ausgesetzt gewesen sind; ich möchte dagegen darauf aufmerksam machen, dass die von uns untersuchten Reste des Grypotherium Darwin aus der Eberhardthöhle bei Ultima Esperanza die Ansichten dafür bieten, dass dieses Thier von Menschen direct erchlagen und nachher roh verspeist wurde. Das ist deswegen interessant, weil man vielfach an Resten von Edentaten, speciell an der Stelle,

wo das Thier erchlagen wurde, nämlich am Kopfe, eine Verletzung findet. Das Grypotherium Darwinii z. B. wurde zunächst durch Schläge auf den Kopf getödtet. In analoger Weise zeigen fünf Mylodontschädel aus dem Museum zu La Plata nur am Kopfe Verletzungen, die aber vernarbt sind, in ganz derselben Art, wie sie das Owen'sche Exemplar des Mylodont robustus aufweist. In letzterem Falle wurde n. a. auch die Frage aufgeworfen, ob man das auf wilde Thiere zurückführen kann. Ich glaube, dass man nach den Erfahrungen bei Grypotherium hier wahrscheinlich mehr an die Hand des Menschen denken muss als bisher. Man sieht, wie interessant es ist, wenn man beim Studium der Reste fossiler Thiere speciell den pathologischen Veränderungen grössere Aufmerksamkeit zuweist als es bisher geschehen.

Herr Brandes:

Ich möchte nur auf die Bemerkung von Herrn Dr. Mueh mit ein paar Worten erwidern.

Wenn ich die Machaerodonten unseres Continents bei meiner Betrachtung unberücksichtigt gelassen habe, so geschah das aus gutem Grunde. Deren Gebiet ist nämlich von dem der südamerikanischen Verwandten bei unbedeutlich verschiedenen, vor Allem ist der Gegensatz zwischen den Eckzähnen des Ober- und Unterkiefers nicht so stark ausgeprägt; die des Unterkiefers sind kleiner als die von Machaerodus und die des Unterkiefers grösser. Das weist auf eine ganz spezifische Anpassung der Thiere hin, aber die ich aber nicht ansagen weiss. An Elefanten und Rhinocerosen als Beutethiere zu denken, scheint mir nicht erlaubt, weil diese Thiere viel zu gewaltige Gegner für die Machaerodonten, die noch nicht ganz die Größe eines Löwen hatten, gewesen sein würden. Man muss sich immer klar machen, dass ein Tritt dieser Riesen genügt, um einem Löwen den Brustkorb zu zerbrechen, und dass sie nur nöthig hätten, sich über ein Thier, das sich an ihnen festgeklammert hat, hinwegzuwälzen, um seiner für immer ledig zu sein.

Herr Lehmann-Nitsche-La Plata:

Ueber den fossilen Menschen der Pampaformation.

Ehe ich auf mein eigentliches Thema zu sprechen komme, muss ich mich zunächst einer angenehmen Verpflichtung entledigen. Die Regierung der Provinz Buenos Aires hat mich autorisirt, das Museum zu La Plata an Ihrem Congresse zu vertreten; ebenso hat mich das Argentinische geographische Institut zu Buenos Aires speciell für diese Versammlung zu seinem Repräsentanten ernannt. Da mir bisher nicht Gelegenheit dazu geboten wurde, so möchte ich jetzt den Angehörigen benützen, Ihnen meine besten Grüsse aus so weiter Ferne zu übermitteln.

Was nun mein Thema anbelangt. Wer etwa glaubt, dass ich ihm den fossilen Menschen der Pampaformation in einer Reconstruction vorstellen werde, etwa wie gerade jetzt Herr Duhois seinen Pithecanthropus auf der Pariser Weltausstellung im Pavillon von Nidderländisch Indien dem Publicum vorführt, wird sich getäuscht sehen. (Redner zeigt seine Photographien.) Ich habe für meine Mittheilung nur einen möglichst indifferenten Titel wählen wollen.

Alle unsere Kenntnisse von einem fossilem Menschen der Argentinischen Pampaformation sind sehr ungenügende. Von den Wenigen, welche sich mit den eigentlichen anthropologischen Untersuchungen befasst haben, konnte man keine geologische Schulung erwarten, um-

gekehrt waren den Geologen eventuelle Funde, welche sich auf den Menschen beziehen, höchst gleichgiltig. Und doch ist ein Zusammengehen dieser beiden Wissenschaften gerade hier unumgänglich nöthig, wenn man zufriedenstellende Resultate erwarten will. Allerdings hatte Santiago Roth, welcher einen grossen Theil der Pampaformation geologisch erforscht hat, hierbei stets auf alles, was auf den Menschen ginz, geachtet und seine briefliche Mittheilung hierüber wurde von Herrn Kollmann auch veröffentlicht.¹⁾ Aber diese Publication blieb in der wissenschaftlichen Welt unbenutzt, vor Allem aber heickten Roths Angaben eine Nachprüfung. Im November 1899 suchte daher auf meine Veranlassung mein geologischer College Herr Carl Burckhardt (Basel) und ich unter persönlicher Führung von Dr. Santiago Roth alle die Stellen auf, wo dieser früher Anzeichen von Menschen gefunden hatte. Diese liegen das rechte Ufer des Paraná entlang zwischen Baradero und Rosario. Dr. Burckhardt fiel dabei die Hauptaufgabe zu, die Pampaformation geologisch zu studieren und die geologischen Profile anzunehmen, während ich den anthropologischen Theil übernahm. Hier waren zwei Aufgaben gestellt: genau die localen und Fundverhältnisse festzustellen, unter denen Roth 1887 in Baradero das Skelet eines Menschen im mittleren Löss gefunden, zweitens diejenigen Stellen zu besuchen, wo dieser, ebenfalls im mittleren Löss, Stücke von gebranntem Thon entdeckt hatte und womöglich solche noch selber aufzufinden.

Was zunächst die geologischen Verhältnisse anbelangt, so gebe ich nach den mir von Herrn Burckhardt zur Verfügung gestellten Mittheilungen folgenden Auszug.

Der Löss der Pampaformation des von uns untersuchten Gebietes ist mehr oder weniger sandiger kalkhaltiger Thon, nach unten allmählich compact werdend, während die obere Lage dem Löss des Rheinthales zu vergleichen ist.

Die Hauptmasse des Lösses ist ungeschichtet, wahrscheinlich keltischen Ursprungs, und von zahlreichen senkrechten Kankäben durchzogen. Mit Roth konnten wir zwei Abtheilungen unterscheiden. Die obere ist heilglic, locker, sandig, wie der Löss von Europa, aus ungeschichtetem Thon bestehend, so weit wir es gesehen haben, mit runden knollenartigen Lösskindeln. Nach unten geht dieser Löss allmählich in den mittleren über, an anderen Stellen aber ist eine starke Discordanz; doch fällt der obere Löss die unregelmässige Oberfläche verschiedener Schichten des mittleren Lösses aus. Der einzige paläontologische Unterschied in den Wirbelthieren besteht, so weit man bis jetzt weiss, nur darin, dass Typotherium im oberen Löss nicht mehr vorkommt.

Der mittlere Löss ist rötlichbraun, stellenweise dunkelbraun gefärbt, gewöhnlich nach von schwärzlichen Partien durchzogen. Während der obere ungeschichtet ist, haben wir hier häufig deutliche Schichtung, ein Beweis, dass Wasser mitgewirkt hat und nicht alles vom Wind abgesetzt ist. Die Lösskindel sind corallenstockähnlich verzweigt; man kann alle Stufen in ihrer Grösse unterscheiden, von einzelnen zerstreuten Knollen bis zu mächtigen Kalkbänken. Diese kalkigen Partien scheinen hauptsächlich auf zweierlei

Weise entstanden zu sein: die vereinzelt Kalkpartien sind wohl nachträglich durch Infiltration kalkhaltiger Gewässer abgesetzt worden, während die zusammenhängenden Kalkbänke, die nach ihrem petrographischen Charakter sofort an tertiäre Stauwasserkanäle Europas erinnern, höchst wahrscheinlich am Grunde ausgedehnter Wasserbecken, hauptsächlich Seen, auf reiss chemische Weise niedergesetzt worden nach Art der Kreide. Aeunliche Anschauungen über die Entstehung der Kalkbänke wurden schon von A. Mehinio ausgesprochen. Für die erstere Annahme spricht der durchsichtige petrographische Charakter des Kalkes mit dem thonigen mittleren Löss; man hat den Eindruck, als wenn der thonige Löss einfach durch Kalkzufuhr verfestigt wurde. — Die Kalkbänke befinden sich in den verschiedenen Niveaus des mittleren Lösses, obwohl sich hier und da einzelne Bänke Kilometer weit verfolgen lassen (Bahia Blanca nach Roth und A. Mehinio, San Nicolas nach unseren Untersuchungen). Ebenso wie verschiedene Kalkbänke kommen auch in ganz verschiedenen Niveaus des mittleren Lösses grössere Mergellager vor; es ist ein mehr oder weniger thoniger Mergel, oft mit Stauwasseramolliten; A. Mehinio hat alle diese grünen Mergel als *Pue yampanso lacustre* zusammengefasst und sie als gleichartig angesehen. Dies ist jedenfalls nicht zutreffend, ebenso ist es nicht anzunehmen, sie als lacustre Facies anzusprechen, weil sie viel eher in kleineren Wasserläufen, sumpfigen Niederungen etc. abgesetzt wurden.

Ich breche hier einwillen mit den Angaben Herr Burckhardts ab, weil die Untersuchungen, welche sich auf das Alter des oberen und mittleren Lösses beziehen, noch nicht abgeschlossen sind. Ebensoviele gehe ich auf unsere erste Hauptfrage, das Skelet des fossilen Menschen von Baradero, welches sich im Museum zu Zürich befindet, weiter ein. Dagegen weise ich Ihnen die Proben von gebranntem Thon, welche wir im mittleren Löss, und zwar annähernd in dessen mittleren Partien, gefunden haben; bei Construction der Profile genau nach den Mächtigkeiten fallen sie in dasselbe Niveau wie der fossile Mensch von Baradero. Die vom Arroyo Ramallo sind wenig kleine bis Cafébohnen grosse unregelmässige Stücke, von hellrother Farbe, ziemlich spröde in den mittleren Löss eingesprengt. — In Alvar ist in dem Abhange einer terrassenartig absteigenden Barranca wie eine vorliegende Stufe ein ganzer Block gebranntes Thon in den mittleren Löss eingelagert, etwa 2,50 m im Durchmesser und 0,75 m in der Höhe. Die Farbe des Thones ist, wie die Proben Ihnen sehr schön zeigen, rein schwarzgrau, in der Mitte gelb und oben hochroth, entsprechen also der Einwirkung des Feuers.

Eine petrographische Untersuchung sämtlicher Proben ist eingeleitet.

Nach unserer Ansicht hat man dafür keine andere Erklärung als die Entstehung durch Menschenhand. Ich bin aber gern bereit, eine andere anzunehmen, wenn mir eine einfachere und natürlichere angegeben wird. Dagegen enthalte ich mich eines Urtheiles über die specielle Art des Zustandekommens. Ich bitte Sie schliesslich, sich davon zu überzeugen, dass sich die Proben vom Arroyo Ramallo wirklich in angestörter Lagerung befinden.

Der Vorsitzende:

Wir haben die Stücke angesehen und sind zu der Ueberzeugung gekommen, dass die Frage, ob es gebrannte Stücke sind, in Eile nicht erledigt werden kann. Ich bitte, nicht weiter darauf zurückzukommen.

¹⁾ Santiago Roth, Ueber den Schädel von Fontimelo (richtiger Fontimelo). Briefliche Mittheilung von S. R. an Herrn J. Kollmann. „Mittheilungen aus dem anatomischen Institute im Vesalianum zu Basel.“ Ohne Jahreszahl. (1889.)

es wird nicht verfehlt werden, Mittheilung über das schliessliche Resultat zu geben. Jedenfalls sieht man, mit welcher Genauigkeit und Sorgfalt die Herren ihre Beobachtungen gemacht haben. Wir freuen uns, dass wir an Herrn Dr. Lehmann-Nitsche jetzt einen so vortheilhaften Repräsentanten unserer Richtung in Amerika haben und dass er mit minutiöser Aufmerksamkeit diese Frage verfolgt.

Herr R. Virchow:

Ueber das Auftreten der Slaven in Deutschland.

Ich hatte, wie Sie aus der gedruckten Tagesordnung ersehen haben werden, ein Thema zur Besprechung vorgeschlagen, welches uns schon einige Male beschäftigt hat, und welches speciell in der vorigen Tagung unserer Gesellschaft Herrn Montelius' Veranlassung gegeben hatte zu einer Mittheilung über die Frage des Erscheinens der Slaven in Deutschland. Das ist ein sehr complicirtes Thema, wie ich für alle diejenigen bemerken will, die dasselbe vielleicht noch nicht zum Gegenstande besonderer Erwägung gemacht haben. Ich kann nicht umhin, zu sagen, dass die slawischen, wie die deutschen Autoren dieses Thema fast immer mit Präjudiz behandelt haben, jeder hatte seine Meinung schon in der Tasche und brachte sie nur für den besonderen Fall zu Tage, meistens aber von sehr beschränktem Gesichtspunkte aus. Herr Montelius hat einen Weg eingeschlagen, der, wenn er gangbar werden würde, vielleicht die sichersten Resultate gewähren könnte, indem er auf die frühere, wenn auch nicht prähistorische, so doch protohistorische Einrichtung Europas zurückging.

Das ist einer der Punkte, worüber ich zunächst eine etwas moderirte Bemerkung machen möchte. Ich beschäftige mich persönlich seit ein paar Decennium mit dieser Frage; dabei unterstehe ich der Controle meiner slawischen Freunde, die natürlich mit der grössten Eifersucht mich verfolgen und mir bei jedem Schritt einige „Knüttel zwischen die Beine werfen“, um mit dem grossen verstorbenen Stammnamen zu sprechen. Die Slaven haben siemlich allgemein das Präjudiz, es müssten nothwendiger Weise die Slaven die Urvölker aller dieser Gegenden gewesen sein. Aber auch in der Vorstellung der Eingeborenen herrscht so eine Idee vor, wenn gleich daneben noch besondere Meinungen sich finden, wie z. B. hier in Halle. Dass die Hallenser eigentlich Slaven seien, ist für die Mehrzahl, glaube ich, eine siemlich ausgemachte Angelegenheit. Nur der alte, sehr vorsichtige Geognost Keferstein hatte eine andere Meinung; er war mehr geneigt, die Hallenser für einen Rest von Celten zu halten. Die Slaven sind auch darin kühne Leute, sie kommen sehr leicht dazu, auch die Celten für Slaven zu nehmen, und dafür haben sie allerlei gute Gründe. Denn es gibt genug Orten, wie Venedig, Venedig, Vinodjassa, die man als celtische Bezeichnungen ansah, obwohl sie um Wenden erinnern und die als wirklich wendisch viel citirt worden sind. In dieser Beziehung habe ich allmählich die Vorstellung gewonnen, dass das Wort „Wenden“ überhaupt kein ethnologischer Begriff gewesen ist, und dass „Wenden“ in der alten Tradition keineswegs einen bestimmten Stamm oder Ahnkommen eines solchen bedeutete; denn wenn wir Wenden am adriatischen Meere und Wenden an der westfranzösischen Küste, in Caledonien, in Karland, in Oesterreich u. s. w. treffen, so gehört schon ein starker Glaube dazu, dass alle diejenigen Völker, die zu irgend einer Zeit mit dem Namen Wenden oder einem ähnlichen (s. B. Veneter) belegt waren, in ein ethnographisches Ganzes verschmol-

zen werden könnten. Ich halte das für reine Phantasie. Solche phantastische Combinationen finden sich ja in der Sage sehr häufig. Ich rathe Ihnen, wenigstens nach meiner persönlichen Erfahrung, die Wenden als Wenden laufen zu lassen. (Heiterkeit.) Alle diejenigen um bekannten Stämme, die bis in die neuere Zeit hinein diesen Namen getragen, wenn auch nicht selber gefahrt haben, haben ihn empfangen von irgend einem Nachbarvolke her. Die meisten Wenden, die wir noch jetzt haben, sind diejenigen, welche der anthropologischen Gesellschaft bei früheren Besuchen im Spreewalde näher getreten sind, die Wenden der Lausitz, welche eine relativ geschlossene Masse bilden. Ich will jedoch hervorheben, dass vor einigen Jahren, als der panrussische Congress in Moskau abgehalten wurde, auch die Wenden der Lausitz dahin zogen, um ihre Zugehörigkeit zu dem Slaventhum zu demonstriren und in ihrer körperlichen Eigenthümlichkeit sich als einen verwandten Stamm vorzustellen. Ich möchte bei der Gelegenheit bemerken, dass die Russen das sehr wohlwollend aufnahmen, aber für uns Anthropologen sind auch die Russen keine ethnologische, sondern eine politische Formation; wenn wir der Bildung des russischen Volkes nachgehen, so kommen wir auf eine ganz andere Ableitung. Der Name scheint ursprünglich ein skandinavischer gewesen zu sein; zuerst erscheint er in der That in Skandinavien, nachher ist er zu den Finnen gekommen, und zweifellos steckt in den heutigen Russen ein grosses Stück finnisches Blut. Dann sind endlich in neuerer Zeit andere Allophyten gekommen, die einen grossen Bestandtheil neuen Blutes geliefert haben, Tataren und Armenier, die bis in die höchsten Stadien in Petersburg aufgerückt sind, so dass man im Augenblicke sagen kann, ausser dem Caesen selbst gibt es dort kaum noch eine grosse Persönlichkeit, die nicht Anspruch darauf machen könnte, tatarischer oder armenischer Abstammung zu sein. Damit ist anthropologisch nicht viel zu machen. Wenn man sagt, die Wenden sind den „Russen“ verwandt u. s. w., so ist das ein Unsinn, wie er nicht stärker ausgedrückt werden könnte. So dürfen wir umgibtig verfahren. Wenn wir Merkmale suchen, wie dann die Slaven früher beschaffen waren, wenn wir eine Antwort auf diese Frage, um die es sich eigentlich handelt, verlangen, dann gerathen wir sehr schnell in die äusserste Verlegenheit.

Ich will dazu bemerken, dass die beiden Hauptcharaktere, welche man jetzt gewöhnlich für die anthropologische Bestimmung gebraucht, einerseits die Farbe der Haut, der Haare u. s. w., andererseits der Knochenbau, bezw. die Form des Schädels sind. Mit diesen beiden Gruppen von Merkmalen kommen wir leider nicht sehr weit, wenn wir uns an die Wendenfrage machen, und zwar schon deshalb, weil man auch bei den heutigen Slaven damit nicht ankommen kann. Um bei der ersten Gruppe stehen zu bleiben, worauf man einen besonderen Werth gelegt hat, bei der Farbe der Haut und vorzugsweise der Haare, so ist es ja zweifellos, dass unter den modernen Slaven recht viele Blondie sind, ja in gewissen Gegenden so viele, dass sie die Majorität der Bevölkerung bilden. Auch die alten Beschreibungen geben das zum Theile schon, und wenn man die Rassenmerkmale recht, am darnach zu urtheilen, so kann man nicht umhin, zuzugestehen, dass ein grosser Theil der Slaven wegen ihrer Blondhaarigkeit und nebenbei auch wegen des siemlich hellen Aussehens ihrer Haut den Anspruch erheben kann, zu den blonden Rassen gerechnet zu werden. Aber das trifft nicht sehr lange zu. Wenn wir von Berlin ausgehen

und nach dem benachbarten Königreich Sachsen wandern, so beginnt alsbald eine gewisse Fremdheit der Erscheinung sichtbar zu werden, es kommen immer mehr schwarze, selbst ganz schwarze Haare, viel mehr feurige Augen, sogenannte schwarze Augen, die Hautfarbe schwankt noch viel mehr; sie ist ja an sich ein sehr variables Element, aber sie ist schon in Sachsen zuweilen recht bräunlich, so dass wir sagen können, der brünette Charakter tritt mehr und mehr hervor, je weiter wir gehen. Wenn wir die Grenze überschreiten, in das Lausitzer Gebirge, in das Erzgebirge, nach Böhmen hinein, so werden wir das immer häufiger beobachten. Schon in dem ältesten Bericht über diese Gegend, der uns erhalten ist, wird das betont. Im zwölften Jahrhundert erwähnt ein arabischer Arzt, der von Cordova nach Deutschland kam und der eine Beschreibung der Leute hinterlassen hat, ausdrücklich, dass ein solcher Wechsel im Habitus stattfindet. Wenn wir endlich zu den Südlaven kommen, nach Kroatien und Serbien, selbst wenn wir die alten slavischen Provinzen in Oesterreich durchwandern, so tritt uns die grosse Masse dunkler Leute recht auffällig entgegen. Ich kann in dieser Beziehung nur sagen: es fehlt da fast jeder Anhalt für eine ethnologische Bestimmung.

Auf der anderen Seite ist es sehr merkwürdig, dass einer der nicht arischen Stämme, bei dem man eigentlich einen ähnlichen Zustand erwarten sollte, etwas ganz Aehnliches darbietet. Das sind die Finnen. Zu der Zeit, als unsere ersten Cosenferenzen auf anthropologischen Gebiete stattfanden, war es bekanntlich de Quatrefages, der die These aufstellte, dass Norddeutschland als ein finnisches Gebiet aufzufassen sei; sein Hauptargument fand er darin, dass er in irgend einem obskuren Schriftsteller, den er nicht selber gelesen hatte, sondern, wie sich herausstellte, nur in einem Ausrage kannte, die Finnen seien dunkle Leute, — eine Verwechslung, wie sie nicht grösser sein konnte. Es hat allerdings der finnische Centralstamm Elemente, die äusserst dunkel sind; die Lippen; andererseits sind die Südfinnen eminent blond, flachblond, wie man in Petersburg die Finnen nicht selten bezeichnet. Also an dem finnischen Gebiete zeigt sich, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange, eine gewisse geographische Abtheilung in Zonen vom dunkelsten Bräunlich im Norden bis zu dem hellsten Blond im Süden. Wenn man die finnischen Stämme im wissenschaftlichen Sinne schildern will, so wird man keine Möglichkeit finden, zu einer einheitlichen Formation zu kommen. Es ist genau dieselbe Mischung, wie bei den Slaven. Wenn wir mit den Slaven bei uns z. B. in Hinterpommern und Nordposen anfangen, so dominirt zweifellos die blonde Beschaffenheit; das Haar ist häufig flachblond; wenn man die Leute da so umherlaufen sieht, weiss man kaum, was sie eigentlich auf dem Kopfe tragen, ihr Haar sieht wie das eines fremdartigen Schatzes aus. Dann geht es zu den dunkleren Nationen herunter, zu den Tscheden, den Sudlaven u. s. W. Damit ist aber eine allgemeine Classification nicht herzustellen. Ich will jedoch gleich hinzufügen, um die Härte dieses Urtheils einigermaßen zu mildern, dass ich es überhaupt für unmöglich halte, von einem rein physischen Standpunkte aus, von dem Standpunkte der bloss physischen Betrachtung aus, hier eine scharfe Grenze zu ziehen. Ich halte es für ein vollständiges wissenschaftliches Missverständnis, dass man das thun will, es ist unmöglich. Wir können ja praktische Versuche der Art machen, ich verweise unter Anderem auf unsere eigenen Sehnerhebungen, deren Resultate Ihnen in dem Archiv für Anthropologie seiner

Zeit vorgelegt worden sind, wo man diese Verhältnisse sehr leicht auch in kartographischen Darstellungen überblicken kann.

Das andere Merkmal, was besonders die Beobachter interessiert hat, waren die Schädel. Als Retzius die erste genauere Unterscheidung der Rassen versuchte, hat er, wie bekannt, die Slaven den Germanen direct entgegengestellt wegen ihres Schädelbaus. Während er den Germanen eine langköpfige Beschaffenheit beilegte, nahm er für die Slaven eine verköpfige in Anspruch. Diese Vorstellung von der Brachycephalie der Slaven hat sich dann sehr weit fortgesetzt. Nun ist das an sich ja eine Sache, die für jemand der unberührt ist, an vielen Punkten zutreffend erscheint. In der That ist in slavischen Gegenden die Summe der Brachycephalen ausserordentlich gross, und wenn man dann, wie z. B. Retzius that, seine skandinavischen Landsleute dagegen stellt, so kann man da gewisse Gegenden finden, wo exquiste Dolichocephalie herrscht, wenigstens in der Majorität ist. Aber mit diesen That-sachen kann man nicht weiterkommen, wir stolpern sehr bald über unsere eigenen Beine. Ich will nur darauf hinweisen, da heute gerade mein Blutsog Herr Lissauer zur Hand ist, — er war und ist heute noch ein sehr eifriger Krianiologe und auch ist heute noch viel damit beschäftigt, — dass wir beide in dem Irrthum verfallen waren, ein zahlreiches Punkten Norddeutschlands germanische Gräber zu sehen, die sich nachher als slavische entpuppt haben. Colledge Lissauer, der auch ein grosser Historiker ist, fand bald heraus, dass es Hernler gewesen sein müssten, deren Schädel aus entgegengesetzten waren, was speciell für Herrn Montelius von Interesse sein wird. Ich war vielmehr der Meinung, dass ich Burgundergräber gefunden hätte. So war jeder von uns zu anderen Betrachtungen gekommen. Da kam das erste und entscheidende Moment der Veränderung durch Herrn Sophus Müller; als derselbe Reisen in diese Gegenden machte, bemerkte er eine Differenz der alten Gräber gerade in einem Punkte, für den auch Herr Montelius eine bemerkenswerthe Eigentümlichkeit amerikanische archäologische Beigaben, und zwar slavische und keine germanische. Die Gräber, um die es sich hier handelt, gehören einer offenbar ziemlich lange dauernden Periode an, deren Anfang wir nicht sicher datiren können, von deren Ende man aber ungefähr sagen kann, dass sie, so weit sie noch prähistorisch erscheint, bis an das Eindringen der westeuropäischen Cultur in die späteren slavischen Gebiete reicht. Schliesslich kommt man auf Münzen, auf regelmässige Münzen gut datirter polnischer oder wenigstens slavischer Regenten. Daneben finden sich vielerlei andere Dinge, ich darf daran erinnern, dass es in diesen Gräbern war, wo Müller die sogenannten Schlafennetze constatirte, jene wunderbaren Metallringe, von denen man Anfangs glaubte, dass sie durch die Obren gezogen worden seien, von denen man sich aber später überzeugte, dass sie auf Lederriemen, anweisen in grösserer Zahl, fünf bis sechs hintereinander, angeheftet und von den Leuten als Kopfschmuck verwendet waren. Mit diesem eigenthümlichen Kopfschmuck hat Müller in der That auf einen Schlag gleich das Richtige getroffen; derselbe ist slavisch. Ich habe mir Mühe gegeben, diesen Punkt selbst zu unteruchen und ich kann behaupten, dass es mir nicht gelungen ist, richtige Schilferlinge ausserhalb des Gebietes zu treffen, in welchen nachweislich Slaven gewohnt haben. Bei uns in Norden reicht dieses Gebiet bis Namburg und noch etwas

darüber hinaus. Ebenso weit sieht man slavische Topfornamente, die sich längs der Saale bis zu deren Quellen verfolgen lassen, während sie jenseits der Wurzelgebiete, aus denen diese Flüsse entspringen, anhören. Nun wissen wir, dass zur Zeit des Bonifatius noch slavische Horden bis in der Nähe von Fulda saßen; weiter nach Westen gibt es nichts mehr von solchen Überresten. Freilich gibt es dort noch einzelne Plätze mit Ortsnamen, in denen sich das Wort „Wenden“ oder „Winden“ findet; man kann alle möglichen Combinationen damit in geographischen Namen finden, während in Wirklichkeit keine That-sache dafür spricht, dass jemals die Slaven den Rhein erreicht haben. Nur über die Quellen der Saale und der verwandten Flüsse im Süden, namentlich in Nordbayern, sind sie hinausgekommen, das ist sicher. In allen diesen Gebieten bis tief nach Oesterreich und Kroatien hin finden sich auch Schließenringe und mit diesen andere Artefacte.

Ich will gleich eines erwähnen, was zeigen kann, wie vorsichtig man in diesen Combinationen sein muss. Wir haben nämlich in manchen Gräbern, auch vorher schon in einzelnen, aber namentlich mehr systematisch, — eine zweite Kategorie von Fundstücken ermittelt, das sind silberne Schmuckstücke. Silber ist ein später Bestandtheil der Grabsausstattungen; insofern ist es sehr bemerkenswerth, wenn sie hier in grösserer Zahl in Schalen und Topfe gefunden werden. Diese Silberperiode setzt sich bis zu dem Erscheinen von Münzen fort; es sind nicht immer Münzen dabei, aber man trifft nicht selten solche, die im 11., 12., 13. Jahrhundert in grösserer Menge hierher kamen. Wenn wir diese vergleichen in Bezug auf die Prägestätten, so ergibt sich, dass ein nicht kleiner Theil von ihnen tief aus denjenigen Gebieten von Asien herstammte, die erst namentlich von den Russen occupirt worden sind, aus der Gegend von Merv, Buchara, Samarkand und Chiva. Da lagen die Münzstätten, wo das Silber geprägt wurde; daher hat man das arabisch genannt und daraus haben einige Schriftsteller geradezu den Namen arabische Periode hergeleitet. Ich glaube, das ist ein wenig zu viel gesagt, aber dass, obgleich von häufigen occidentalischen Münzen, unter den orientalischen gelegentlich auch arabische vorkommen, darüber kann kein Zweifel sein. Zwischen diesen Münzen gibt es auch Objekte, die mit den Schließenringen eine nahe Aehnlichkeit haben, ja eine so nahe, dass man sie auch allenfalls arabisch nennen kann. Darunter finden sich kleinere Diage, das Silber, was dazu verwendet wurde, ist sehr dick. Auf der anderen Seite gibt es sehr feine Silberarbeiten, welche die neuesten Funde in Italien im nahen Anschluss an etruskische Metallarbeiten zeigen. Indes die Analogie in der Technik darf uns nicht zu weit führen; es bleibt nichts übrig, als hier an ein Product einer orientalischen Kunstübung zu denken und davon zu trennen, was selbstständig ist, was man z. B. auch auf Cypern und in Chios gefunden hat. Ich ngiere das, weil das Vorkommen dieses Silbers ein sehr bemerkenswerthes Beispiel darbietet, woran man erkennen kann, aus welche Bezugsquellen man zu denken hat. Was speciell Norddeutschland betrifft, so hat sich die Aufstellung, die ich schon vor Jahren gemacht habe, mehr und mehr bestätigt, dass dieser Silberhandel, sagen wir kurzweg, niemals die Elbe überschritten hat, dass es also, wenn gelegentlich Silberfunde westlich der Elbe gemacht werden, immer eine etwas bedenkliche Sache ist. Das eigentliche Fundgebiet beginnt erst östlich an der Elbe und setzt sich dann fort bis in das Wolga-

gebiet, von wo man längst analoge Dinge kennt. Es entspricht das ungefähr der Grenze, welche schon Carl der Grosse vorfand und die er zur Grundlage für seine politische Abgrenzung nahm. Diese wurde speciell durch scharfe Verordnungen festgelegt, die er erliess, wodurch der Handel auf diese Grenze fixirt, einerseits der Import von Waffen zu den Wenden verboten, andererseits die Eingänge aus dem Wendelande mit hohen Steuern belegt wurden. Zu diesen Eingängen muss notwendiger Weise auch das Silber gehört haben, was damals in Deutschland ausserordentlich selten war. Man hat für dieses Material den Namen Hack-silber eingeführt, weil ein grosser Theil davon zerhackt und zerschritten ist. Dieses Hack-silber ist ein grosser und werthvoller Rest der Archäologie.

Wenn man dabei auch Schädell findet, so sollte ich meinen, es müssen Leute gewesen sein, die diesen Handel noch mit erlebt haben, und wenn Carl der Grosse dem Handel ein Ende gemacht hat und seitdem nichts mehr davon vorgekommen ist, so muss man anerkennen, dass diese Schädell der carolingischen oder der vorcarolingischen Zeit angehören. Damit stimmen viele andere Betrachtungen überein: es kommen Gräber vor, die kein Silber, überhaupt kein neues Product enthalten, höchstens einmal etwas Eisen. Nun fragt es sich, was waren das für Leute? Der Feiler, den Herr Lis-sauer und ich machten, das wir sie für Germanen hielten, ist wohl als bestätigt anzusehen, und zwar muss man ebenso, wenn man die Totalität, als wenn man die einzelnen Funde in Betracht zieht, zu dem Schlusse kommen, den Herr Müller sagt, dass das slavische Merkmal seien. Wenn die Gräber etwas bezeugen, so müssen sie bezüglich des Punktes Zeugnis ablegen, wofür Herr Voss vielleicht nachher sprechen wird, bezüglich der Schiffahrtsverhältnisse dieser Periode. Ich stehe in einer gewissen Differenz mit unserm Freunde Voss, der immer geneigt war, die Schiffahrt in etwas spätere Zeiten zu verlegen; ich war umgekehrt der Meinung, dass sie schon recht alt sei, und habe deshalb z. B. die Ostsee als ein Binnenmeer betrachtet, das schon in prähistorischer Zeit befahren worden ist. Ich habe hier eine That-sache vorzubringen, die nur mit dieser Schiffahrt in Verbindung zu bringen ist, das ist jener eigenthümliche Handel, der von der Wolga aus radiär bis zur Ostküste von England gereicht hat, aber nur bis dahin. Es gibt bis jetzt nur einen Punkt auf der Ostküste von England, wo „arabische“ Funde gemacht worden sind, und das ist der Punkt, wo die Schiffahrt von der Ostsee anlandet, in Schottland. Diese Verbreitung entspricht dem, was ich früher betont habe in Bezug auf Kurland. Von da gibt es ein paar historische Notizen, welche beweisen, dass die Einfälle der Kuren in Skandinavien bis in diese ältere Zeit zurückgehen; es scheint, dass sie schon im 6. Jahrhundert bestanden haben und dass die Relationen der Ostseevölker untereinander nicht so jung sind, als man sie jetzt suelen annimmt. Diese That-sachen sind nach meiner Meinung ausreichend, um uns zu belehren, mit welcher Vorsicht Schlüsse gezogen werden müssen, welche man auf derartige Funde basirt. Ich glaube nicht, dass es ein einziges Merkmal gibt, welches für die Diagnose ausreichend ist, es gehört dazu immer eine gewisse Mehrzahl von Umständen, die wir erst zusammenfassen müssen, um es uns zu ermöglichen, in erster Linie eine Art von Chronologie zu machen, und in zweiter Linie, aus der Chronologie unsere Beziehungen zu den einzelnen Stämmen herauszusuchen.

Nun hatte ich eben betont, dass es keinen einzigen

Stamm gibt, der sich selbst Wenden nennt; unsere Wenden gebrauchten noch heutzutage in ihrer heimischen Sprache dasselbe Wort, das wir bei den Südslaven wieder finden, nämlich Serben. Dieser Name findet sich in der anderen Form „Sorben“ für die westlich beschriebenen Gegenden vor; von hier bis Meissen und darüber hinaus reicht das Gebiet, das einmal als Land der Sorben bezeichnet wurde. Es ist immer dasselbe Wort, es ist immer die Vorstellung einer identischen Abstammung. Wenn König Alexander von Serbien noch grösser werden sollte, als er es bisher geworden ist, so können wir vielleicht ihm und die Serben diesseits der Donau einmal wieder vereinigt sehen.

Mit diesen Serben müssen wir uns so weit verständig, dass wir uns darauf einrichten, sie als wesentlich brachycephal zu betrachten, aber ich würde doch auch rathen, damit sehr vorsichtig zu sein. Denn es entsteht gelegentlich ein grosser Streit darüber, wie es namentlich in Böhmen der Fall ist, wo unsere sehr rabiaten tschechischen Nachbarn uns einen schweren Vorwurf daraus machen, wenn wir nicht anerkennen, dass sie dolichocephale Köpfe haben. Ich erkenne an, dass es auch in Böhmen alte dolichocephale Gräber gibt, nur nicht so viele, dass man daraus den Schluss ableiten kann, dass die einwandernden Slaven dolichocephal waren. Ich weiss nicht, ob es jetzt schon möglich ist, ein Urtheil über den Urtypus der einwandernden Tschechen auszusprechen, man wird wahrscheinlich eine Anfeindungsfolge verschiedener Einwanderungen zulassen müssen. Das will ich zum Schlusse noch betrachten.

Ich verstehe nicht, wie es möglich sein sollte, wenn wir die geographische Situation in's Auge fassen, nur eine einzige Einwanderung der Slaven anzunehmen. Wenn wir z. B. die Slaven von Moskau bis Petersburg und von da bis Naumburg überblicken, so ergibt sich, dass die Bevölkerung dieses Gebietes in Zonen angewiedelt ist und zwar in Zonen, die zum Theil fächerartig angeordnet sind. Nichts erscheint natürlicher, als dass diese Anordnung nachträglich entstanden ist, je nachdem neue Einwanderungen erfolgten oder die früheren Anordnungen durch neue Nachzüge durchbrochen wurden. In der That muss an der mittleren Elbe wiederholt eine Durchbrechung stattgefunden haben. Westwärts von der Elbe haben wir solche durchbrochene Stellen. Die eine liegt im Norden gegen das hannoversche Wendland, das man von hier aus leicht erreichen kann, wo noch jetzt slavische Dörfer existiren. Diese slavischen Dörfer schieben sich mitten zwischen germanische Districte ein. Es ist höchst charakteristisch, dass diese Wenden die nächsten nördlichen Nachbarn der alten Langobarden waren. Da liegen Bardowiek und der Bardengau, und auf diese Gegend vereinigen sich alle bis in das Mittelalter hinein getragene Traditionen der Langobarden. Es kann kein Zweifel darüber sein, dass die Slaven von Osten her über die Elbe gekommen sein müssen, und dass sie ihre Ansiedelungen in die Gegend von Lüchow hineinverhoben haben. Da sitzen noch heutigen Tags Wenden, ganz in derselben Weise verhält es sich mit denjeitzigen, welche Halle besetzt haben. Der Vorstoß, der über die Elbe kam, ging längs der Saale fort; wir können ihn Schritt für Schritt im Saalthale verfolgen. Noch bei Naumburg ist ein ausgezeichnetes Gräberfeld dieser Art. Solche finden sich bis in das Anhalter Gebiet, bis zu den Aufhöfern des Harzes. Ueber den Harz hinaus kann ich das nicht verfolgen; ich habe da eine Differenz mit Herrn Andree, der für Braunschweig

eine Aneinandernahme verlangt, obwohl man durch Bezeichnungen, welche man noch heutzutage in Braunschweig hat, z. B. „Wendenthor“, „Wendengasse“, wohl veranlaßt sein könnte, die Namen ernsthaft zu nehmen. Herr Andree schüttelt mit dem Kopf, aber vielleicht war es doch einmal so. Ich wollte nichts entschließen, sondern nur sagen, dass sich hier an den Namen vielleicht etwas ermitteln liess, was in diese ethnologische Frage Klarheit bringen kann. Bei der Auflösung der ethnologischen Mischungen muss man ungemein vorsichtig sein. So ist es hier der Fall, und so treffen wir es wieder am Fichtelgebirge, wo die Slaven östlich und nördlich bis in die Mäingegänge vorgedrungen waren, und wo ein grosser Theil des Mäingeganges wie historisch nachweisbaren Slaven im Besitz geblieben wurde. Ebenso war im Süden ein grosser Theil des Gebietes, das wir heute Franken, Mittelfranken namentlich, nennen, einst slavisch. Weiter westlich kommen nur noch zerstreute Punkte, wo, namentlich in Schwabenlande und seiner nächsten Umgebung, dicht nebeneinander und durcheinander wendische oder, wenn Sie wollen, slavische und germanische Bevölkerungen sich vorgehoben haben, sicherlich auch miteinander in nähere Beziehung getreten sind, was wir für verschiedene dieser Gebiete sehr sichere Anhaltspunkte besitzen, indem Dörfer und Häuser noch gegenwärtig den wendischen oder slavischen Dorfbau in sehr charakteristischer Weise zeigen. Ich kann den Herren und namentlich den Damen, welche sich in Photographiren üben, empfehlen, vorzugsweise die alten Häuser zu photographiren. Es würde mir eine grosse Annehmlichkeit sein, wenn sie mir gelegentlich auch Abdrücke davon anheben liessen. Es ist höchst merkwürdig, zu sehen, wie die slavischen oder wendischen Dörfer oder Häuser ihre besonderen Eigentümlichkeiten haben, die uns als Anhaltspunkte dienen können. Da werden Sie, wenn Sie aufpassen, häufig sehen, dass in diesen Häusern blonde Leute wohnen, so blonde, wie nur nach Ansicht mancher nationalen Hitzköpfe die Urgermanen sich darstellen sollen, und wenn Sie auf den Kirchhof gehen und die Gräber ansehen, so findet sich auch Allerlei, was nach germanischem Typus zugeschnitten ist.

Ich will Sie nicht länger aufhalten; ich möchte nur ein sogenanntes Bekenntnis abgeben: dass ich persönlich es noch nicht an Stande gebracht habe, zu erkennen, welcher ein slavischer und welcher ein germanischer Schädel ist. Wenn die Leute mit ihren kurzen und mit ihren langen Köpfen kommen, so ist das gerade so, wie mit dem blonden und dem dunklen Haar. Wo das Blonde besonders grosser Majorität ist, da mag das Blonde germanisch sein; es ist aber nicht nöthig, wie uns die Finnen beweisen, bei denen das Helte in Haufen anfrüht. So ist es auch mitunter bei den Schädeln. Alles, was wir in diesen Gegenden finden, spricht für sehr alte Vermischungen; wenigstens scheint es mir, dass wir nicht umhin können, Vermischungen zu statuiren für ganze Perioden, für die uns sonst jeder andere Anhalt fehlt. Wenn die Lappen ganz dunkel sind und die Südfinnen ganz blond, so werden wir doch nicht auf ganz differente Ursprünge zurückgehen wollen. Mir scheint das so stark, zumal da die sprachlichen Beziehungen sehr nahe sind. Wenn wir finden, dass die blonden Finnen immer an den Grenzen der blauen Germanen wohnen, so gestatten Sie mir die Frage, ob nicht in der That Komplexen der beiden Stämme es waren, welche diese Vermischung herbeigeführt haben?

Wenn wir an der Grenze eines blonden Stammes viele dunkle Leute finden, so glaube ich nicht, dass das immer durch Anpassung geschehen sein muss; wir müssen wohl die erste Frage, ob wir es mit einer Mischung zu thun haben, sehr weit annehmen. Wir sind in dieser Beziehung sehr vermöhnt durch ein Volk, welches sonst nach viele Strömungen vereinigt hat, durch die Juden. Bei diesen existirten schon in den alten Zeiten blonde, während heutentage vorwiegend dunkle, brünette Personen vorhanden sind; die Juden hielten sicher einmal gerade Nasen, während sie heute so krumm sind, dass sie für Viele allein genügen, um ein Gebirgszeugnis zu ersetzen. Als Anthropologen müssen wir etwas kritisch und zugleich gefällig sein; so will ich gefällig sein, indem ich gegen die Reinheit dieser Rassen keinen Einspruch erhebe. Daran folgt noch nicht, dass ich in der Lage bin, mit Montellins zu sagen: mir fehlen die Factoren noch zu sehr. Für manche Plätze trifft das zu, für andere muss ich das auf's Entschiedenste bestritten, obgleich ich constant kann, dass mit der Veränderung nicht immer ein neuer Stamm als Ersatz eintritt.

Herr Dr. Andree-Braunschweig:

Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert her, dass ich dieselbe Ansicht wie der Herr Vorsitzende in Bezug auf die Braunschweigischen Dörfer Wenden, Wendeburg, Wendzell u. s. w. hatte. Ich glaube, damals: das sind rein wendische Colonien, die mit dem Volksnamen Wenden zusammenhängen. Allein schon 1879 hat mir Alexander Brückner in seiner Abhandlung über die slavischen Ansiedelungen der Altmark das Unrichtige dieser Ansicht nachgewiesen und ich habe seine Beweisführung auch anerkannt. Ich habe dann später gefunden, dass diese Orte, die der Herr Vorsitzende als wendische Dörfer in Braunschweig angezogen hat, durchaus nichts mit Slaven zu thun haben, sondern mit dem alten deutschen Namen Wend, Wende, der sehr verbreitet war, zusammenhängen. Brückner hat auch gezeigt, dass wir noch einige 50 derartige Ortsnamen im deutschen Westen bis an den Rhein überall verbreitet haben. Aber es gibt auch andere Beweise genug, dass hier keine wendischen, sondern deutsche Dörfer vorliegen. Die genannten Dörfer sind vor Allem deutlich gehaute Hausendörfer, während die weiter östlich liegenden slavischen Dörfer Rundlingsbauten sind. Dazu kommt, dass wir genau wissen, dass im Mittelalter in der fraglichen Gegend die Wenden keinen Kornertheil leisteten, wohl aber die Sachsen. Bei den angezogenen Dörfern, die auf den deutschen Namen Wendo zurückgehen, finden wir aber Zehntleistungen. Auch kommen dort keine slavischen Familiennamen vor, die bei den echt wendischen Dörfern niemals fehlen. Es besteht ein grosser Unterschied zwischen beiden Dorfanlagen in der Dorfanlage, in der Zehntleistung und noch in den Ortsnamen. Ich möchte darauf bestehen, was Brückner gelehrt hat, dass wir es hier mit deutschen, nicht mit wendischen Dörfern zu thun haben. Wenden, Wendeburg, Wendzell, Wendhausen und Wendessen liegen zusammen in einer Gegend, wo nie von Wenden die Rede war. Solche Namen kommen auch vor bei Göttingen, an der Weser, im Elsass u. s. w. Mehr kann ich im Augenblicke, da ich gar nicht vorbereitet bin, nicht sagen. Aber diese braunschweigischen Dörfer, die den Zehnten geleistet haben und keine Rundlinge sind, gehen auf den deutschen Namen Wendo zurück. Die Wendenstrasse der Stadt Braunschweig führt auf das genannte Dorf Wenden (arkundlich 1081 Guinthan) zu und ist

dann benannt; da aber in den Urkunden die Wenden lateinisch als slavi bezeichnet sind, heisst die Strasse in den Urkunden auch platus slavorum, was zu Irrthümern Anlass gegeben hat, als hätten dort Slaven gewohnt.

Herr Professor Dr. Montellins-Stockholm:

Diejenigen Damen und Herren, welche voriges Jahr in Lindau waren, werden sich vielleicht erinnern, dass ich damals nicht die Details der Ausbreitung der Slaven in Deutschland behandelte, sondern nur die chronologische Frage. Dass überhaupt die Slaven in Norddeutschland gewesen sind und noch da sind, kann natürlich nicht gelugnet werden, mit den Details der Ausbreitung ist es aber etwas ganz anderes. Was ich im vorigen Jahre sagte, war hauptsächlich das, dass man in Norddeutschland bis zu einer gewissen Zeit vollständig dieselbe Culturentwicklung verfolgen kann, wie in Skandinavien; in Norddeutschland findet man in der Steinzeit, Bronzezeit und ältesten Eisenzeit so vollständig dieselben Typen und Verhältnisse wie in Skandinavien, dass in meinen Augen gar keine Rede davon sein kann, dass nicht dasselbe Volk, d. h. Stämme desselben Volkes dagewesen sind, und dass dieses Volk ein germanisches Volk gewesen ist. Einerseits hat man diese Thatsache, die nicht bestritten werden kann, und die eine grosse historische Bedeutung haben muss, andererseits findet man aber, dass diese Uebereinstimmung ein paar hundert Jahre nach Christus anföhrt. Das bedeutet offenbar, dass die Germanen damals aus diesen norddeutschen Gegenden verschwunden sind. Wenn sie aber verschwunden sind, so haben wir mit zwei Möglichkeiten zu rechnen: entweder war das ganze Land lange Zeit leer, oder es war ein anderes Volk dagewesen. Die erste Möglichkeit kann ich nicht annehmen, so lange sie nicht bewiesen worden ist. An und für sich wahrscheinlich ist natürlich, dass ein so grosses herrliches Land wie Norddeutschland nicht Jahrhunderte lang, oder überhaupt eine längere Zeit, unbewohnt geblieben ist; war aber dieses Land nicht unbewohnt, und waren die Germanen nicht da, so war natürlich ein anderes Volk da, die Slaven. Dies ist die Ansicht, die ich im vorigen Jahre skizziert habe, und ich bin noch der Meinung, dass dies eine wissenschaftliche Auffassung der Frage ist. Was die genaue Zeitgrenze betrifft, so bin ich noch einem sehr eingehenden Studium all dieser Verhältnisse in Norddeutschland und Skandinavien zu dem Resultate gekommen, dass ungefähr 800 n. Chr. die oben genannte grosse Uebereinstimmung zwischen Norddeutschland und Skandinavien anföhrt. Dies ist aber natürlich nicht plütschlich geschehen, d. b. um 800 war ein grosser Theil von Norddeutschland nicht mehr germanisch und damals fing es an, mehr und mehr slavisch zu werden.

Herr Professor Dr. Henning-Strasburg:

Ich habe mich nur zum Worte gemeldet, um Herrn Dr. Andree auf eine Thatsache aufmerksam zu machen, hinsichtlich des Namens Wenden. Es ist ja zweifellos richtig, was er bemerkt hat, dass es einerseits den Volksnamen Wenden gibt, und andererseits mit dem deutschen Namen „Wendo-“ compoirt Namen. Aber es ist eine ebenso sichere Thatsache, dass in diesem germanischen „Wendo-“ wieder der Name der Wenden steckt. Er ist ebenso wie der Volk-name der Welschen (Walah- etc.) schon in früher Zeit in die germanische Namengebung gedrungen. Wo nun diese Namen in dichteren Gruppen zusammenliegen, wird

immer auch eine Berührung mit dem betreffenden Volkstamme anzunehmen sein. Für die „Welchen“ lässt sich dies nachweisen an den Ortsnamen von Heesen,¹⁾ wo in alter Zeit zweifellos Kelten gewohnt haben. Anders wird es sich auch mit den Wenden verhalten. Auf die sonstigen Ansiedlungsfragen will ich hier nicht eingehen, da ich in meiner Besprechung von Meitens grossen Werke darüber gehandelt habe.²⁾

Was die von Herrn Montelius berührte Sache angeht, so haben wir leider sehr wenig historische Anhaltspunkte. Es kommt zunächst darauf an, wie lange die Germanen das weite Land zwischen Elbe und Weichsel als ihr Eigenheim und ihre Heimat betrachteten, mögen nun grössere oder kleinere Procentätze von ihnen an Ort und Stelle zurückgeblieben sein. Das alte angelsächsische Wandererlied (Vidsid) enthält einen Völkercatalog, in dem ein Sänger meldet, wo er überall in Deutschland herumgezogen ist, und die Völker nennt, die er angetroffen hat bis zur Weichsel hin. Dieser Catalog reicht etwa bis zum Jahre 570. Die Langobardenherrschaft in Italien unter Alboin dürfte das letzte historische Ereignis sein, das noch mit Erwähnung gefunden hat. Hier sehen wir, dass die Angelsachsen das ganze Land bis zur Weichsel noch als germanisches Eigen betrachteten, und dasselbe haben lange noch die Ostgermanen getan nach dem Zeugnisse der gotthischen Schriftsteller Iterns. Etwas Genaueres erfahren wir leider nicht. Aber es hat zweifellos mehrfach eine Vermischung stattgefunden. Germanen und Slaven müssen eine Zeit lang nebeneinander gewohnt haben, das beweisen die Ortsnamen. Die alten germanischen Namen leben zum Theil noch fort. Die Wörter: Schlesien, Oder, Spree, Havel sind von den Germanen übernommen und wurden von den Slaven weiter gebraucht, folglich müssen die einwandernden Slaven an diesen Stellen noch Germanen vorgefunden haben, die später wohl in den Slaven aufgingen, denn sonst hätten die Ortsnamen sich nicht fortbewahren können. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts aber ist hier die germanische Weltgeschichte zu Ende, da beginnt die slavische. Das ist von sprachlicher und historischer Seite das einzige, was sich mit Sicherheit behaupten lässt.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Es ist eigentlich kein grosser Unterschied zwischen Herrn Professor Hennig und mir, aber ein Unterschied ist es doch. Ich habe gesagt, mit einem gewissen Zeitpunkte hört diese grosse vollständige Aehnlichkeit auf. Ich habe im vorigen Jahre auch betont, dass man in gewissen Gegenden Norddeutschlands bis in die viel späteren Zeiten germanische Ansiedlungen hatte. Was ich meinte vollständige Übereinstimmung vorbei ist, d. h. nach dieser Zeit sind die Germanen nicht mehr wie früher das einzige, nicht einmal das vorherrschende Volk in Norddeutschland. Dass lange Zeit Germanen und Slaven nebeneinander wohnten, habe ich eben gesagt. Das Vorrücken der Slaven ist allmählich vor sich gegangen. Aber ein wichtiger Gegensatz zwischen mir und verschiedenen anderen Herren ist der, dass für mich die archaischen Thatsachen viel mehr bedeuten als die sogenannten geschichtlichen. Ich sage „sogenannten“, weil die meisten dieser Angaben sehr kurz und mit den

besprochenen Ereignissen nicht gleichzeitig sind. Was die archaischen Thatsachen gut gesammelt und studirt worden sind, können sie dagegen sehr gute Auskunft geben, eben weil sie von ihrer eigenen Zeit sprechen.

Ob das vollständige Verschwinden der Germanen in das 6. Jahrhundert an setzen ist, weiss ich nicht. Ich glaube eher, dass man von einem vollständigen Verschwinden der Germanen in Norddeutschland gar nicht sprechen kann, weil wir viele Gegenden, speciell in der Provinz Ostpreussen haben, wo wir bis in viel spätere Zeit noch germanische Ansiedlungen haben. Im 300 Jahre n. Chr. hört das Germanische in Norddeutschland eigentlich auf, lange Zeit dauert wohl aber das Vorrücken der Slaven, bis zum jüdischen, d. h. das herrschende Volk im grössten Theile Norddeutschlands werden. Eine genaue Zeitbestimmung ist für die ältesten slavischen Ansiedlungen in Norddeutschland sehr schwer, weil wir aus jener Zeit fast gar keine Ueberreste haben; die Schläfergräber sind ja viel später. Die Slaven scheinen überhaupt eine sehr wenig entwickelte Cultur gehabt zu haben, als sie nach Deutschland kamen.

Herr Geheimrath Dr. Voss:

Herr Montelius hat in seinem vorigen Jahre in Linden gehaltenen Vortrage das Gräberfeld von Dahlhausen erwähnt, als jüngstes Gräberfeld germanischer Zeit. Dazu möchte ich bemerken, dass jüngst aus Dahlhausen eine Reihe anderer Gräberfelder ist, aus denen wir ausserordentlich zahlreiche Funde besitzen, z. B. aus dem Gräberfelde von Butzow bei Brandenburg a. H., aus welchem vielleicht gegen 2000 Urnen gehoben sind, ohne dass es schon ganz erschöpft ist. Sicher datirt sind diese Art Gräberfelder durch die allerdings sehr spärlichen Beigaben. So ist z. B. in dem Gräberfelde in Garlitz die untere Hälfte einer silbernen myozyrischen Fibel gefunden worden. Die chronologische Reihenfolge lässt sich ausserdem in dem sehr ausgedehnten Gräberfelde von Fohrde bei Brandenburg a. H. verfolgen, welches mit den älteren schwarzen Maastrichter Typus des Darzauer Typus beginnt und mit den niedrigen schalenförmigen, henkellosen Gefässen der reinen „Völkerwanderungszeit“ vom Typus der Betschower und Garlitzer Gefässe endet.

In chronologischer Verfolg dieser Gräberfelder kann man die unumtätig auftretende Beobachtung machen, dass die ältesten Gräber der römischen Kaiserzeit, jene vom Typus „Darzau“, reich ausgestattet sind mit bronzenen und silbernen Fibeln und Nadeln, mit eisernen Messern und Scheeren, Kastenschlüsseln und Beschlägen u. a., dass die Ausstattung der Gräber allmählich immer ärmerlich wird und in den Gräberfeldern von Butzow und Garlitz sich zuletzt nur auf einige Klumpen Harz, hin und wieder geschmolzenes Glasperlen und in sehr seltenen Fällen auf eine sehr einfache dürftige bronzene oder Eisenfibelle beschränkt. Man erieht hieraus, dass die Bevölkerung anfangs wohlhabend war, allmählich mehr und mehr verarmte in Folge der Auswanderung der weaffähigen und erwerbkraftigen Mannschaften. Zum Ersatz für diese nahm man Angehörige der benachbarten slavischen Stämme auf, deren Einwanderung im Laufe der Zeit einsetzte und die germanischen Stämme erdrückte. Es ist dies derselbe Process, wie er sich heute vor unseren Augen im nördlichen Böhmen vollzieht und in Subcarpathien im Laufe der Jahrhunderte sich vollziehen hat, ohne kriegerischen Kampf, nur durch allmähliche Verdrängung in Folge stärkerer Vererbung und das dadurch erlangten numerischen Uebergewichtes.

¹⁾ Vergl. Westdeutsche Zeitschrift 8, 48 f.

²⁾ Anzeiger für deutsches Alterthum 26, 225 ff.

Der R. Virchow:

Ich darf vielleicht noch einmal kurz constatiren, dass in der That weitere Differenzen nicht sehr zahlreich sind; es hört sich schlimmer an, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Ich würde vorschlagen, auf dem nächsten Congress speciell darüber zu verhandeln, ob zwischen der Auswanderung der alten Stämme und der Einwanderung neuer in Deutschland leeres Land entstanden war. Das ist die Frage, welche Herr Montelius besonders betont hat. Ich bin dafür, dass das Land leer war. Wenn es aber leer gewesen ist, dann war die neue Besiedelung ziemlich leicht; dazu gehörte kein „Sürg“. Durch dieses Wort entstehen neue Schwierigkeiten. Kämpfe fanden an anderen Stellen statt, aber nicht bei uns; hier ist keine Schlacht geliefert worden. Ich will mich persönlich bemühen, meine Beweise für das Leerein des Landes nach der Auswanderung der alten Stämme demnächst zusammenzustellen.

Herr Lehmann-Nitsche-La Plata:

Demonstration der typischen Collection der Reste von *Grypotherium Darwini* var. *domesticum* aus der Eberhardtöhle bei Ultima Esperanza, derselben Collection, welche auf der diesmaligen Naturforscherversammlung zu Aachen die Grundlage zu seinem Vortrage bildete (s. auch Naturw. Wochenschrift 1900, XV, Nr. 33, 35, 36).

Herr Professor Dr. P. Höfer:

Ueber drei neue Hausurnen und über Hausurnentypen.

Wenn die Deutsche anthropologische Gesellschaft in der Provinz Sachsen sagt, so ist es natürlich, dass die Heide auch auf die Hausurnen kommt; denn von den 25 bisher bekannten deutschen Hausurnen stammen 16 aus der Provinz Sachsen und 6 aus dem unmittelbar benachbarten Herzogthum Anhalt. Seit im Jahre 1882 Herr Geheimrath Virchow durch Veröffentlichung der Willeher Hausurne und 1883 durch seine akademische Abhandlung über die deutschen und italienischen Hausurnen die Aufmerksamkeit auf diese merkwürdigen Gefäße gelenkt hat, ist das Interesse für dieselben namentlich in dem Theile unserer Provinz, der die Hausurnen liefert, immer reger geblieben und ist durch immer neue Funde zu beständiger Wachsamkeit angereizt worden. Der Harzgeschichtsverein hat es für seine Aufgabe gehalten, alle in seinem Gebiete gemachten Hausurnenfunde zu veröffentlichen und eingehend zu würdigen, so dass jetzt alle intelligenten Landwirthe jener Gegend über die Bedeutung solcher Funde wohl unterrichtet sind. Dieses höhere Interesse ist natürlich; denn diese Thongefäße sind nicht bloss wie die übrigen Urnen Grabgefäße zur Aufnahme des verbrannten Gebeines, sondern zugleich Nachbildungen oder Modelle des damaligen Hauses; wir lernen durch die Hausurnen die Form der Häuser kennen, wie sie in der Hallstattzeit etwa am 600–400 v. Chr. in unseren Gegenden üblich gewesen sind. Den Beweis für diese Äußerung habe ich vor zwei Jahren in einem Aufsätze über das Hoyerer Steinzeiten- und Hausurnenfeld geführt,¹⁾ er stützt sich hauptsächlich auf die mitgefundenen Lanzener Gefäße der mittleren Periode, auf die mitgefundenen Nadeln, namentlich die mit drei Reifen, die mit halbkugelförmigen Nöpfchen, und besonders

die Schwanenhalsnadel, welche den Hausurnenfeldern angehöret, endlich auf die Verzierung mit plastischen Vögeln und Thierköpfen, welche die eine Hausurne von Hoyer aufweist; dieser plastische Vogel- und Thierkopfschmuck auf Schalen, Deckeln, Urnen ist hallstattliche Hügelfrüheren einer bestimmten älteren Periode, ungefähr 600–500 v. Chr., eigenthümlich.²⁾ Genauer auf die Frage der Datirung einzugehen, ist heute bei der Kürze der Zeit unmöglich.

Nur ein kleiner Theil der Provinz Sachsen und Anhalt hat Hausurnen geliefert, nämlich die Gegend nördlich des Harzes, zwischen Jerxheim und der Elbe. Durch die neueren Funde hat sich aber herausgestellt, dass es in dieser Gegend besonders Fluzil enthält, und auf diesen für die Typologie bedeutsamen Umstand möchte ich heute zunächst Ihre Aufmerksamkeit lenken. Solche Felder, welche mehrere Hausurnen enthalten haben, finden sich erstens bei Acherleben, zweitens bei Hoyer, drittens zwischen Schwanbeck und Wulferstedt. Als viertes Feld kann noch das von Kilsdorf genannt werden, welches drei Hausurnen mit Gesicht geliefert hat. Die neuen Stücke, die ich Ihnen heute vorzuführen habe, entstammen dem zweiten und dem dritten Felde.

Von dem westlich bei Hoyer (Anhalt) gelegenen Felde, genannt der Faule Teichbau, ist schon im Jahre 1891 eine Hausurne in der Harzzeit durch Behm veröffentlicht, es ist die mit plastischen Vogel- und Thierkopfschmuck auf dem Firste und mit Thierköpfen am unteren Rande des Daches verzierte Hausurne, welche in der Herzoglich Anhaltischen Sammlung zu Gross-Kühnau aufbewahrt wird, und deren Abbild ich Ihnen hier vorlege. (Abbildung in Naturgeschichte wird vorgelegt.)

Auf demselben Felde wurden 1897–98 zwei Hausurnen gefunden und nebst dem Inhalte von 18 zugehörigen Gräbern von mir veröffentlicht. Die Abbildung der einen lege ich vor, die andere ist leider verloren gegangen. Die vierte, die ich heute Ihnen als neue Hausurne vorführe, ist eigentlich die älteste dieses Feldes, denn sie ist schon im Jahre 1887 gehoben, aber erst im vergangenen Jahre (1899) aus dem Nachlasse des Herrn Amrath Behm der Herzoglichen Alterthumsammlung in Gross-Kühnau übergeben. (Abbildung wird vorgezeigt.) Sie sehen, das Gefäß hat ähnlich wie die anderen Hoyerer Hausurnen cylindrischen Unterbau, auf dem sich ein hochgewölbtes Dach erhebt. Der Gipfel dieses Daches zeigt eine geradlinige raube Stelle von 12 cm Länge, 2,5 cm Breite, welche uns erkennen lässt, dass hier etwas abgebrochen ist. Wahrscheinlich hat also auch dieses Dach ursprünglich einen so hochgezogenen First gehabt, wie die zweite Hoyerer, oder etwa auch einen plastischen Vogelgeschmuck, wie die erste Hoyerer Hausurne. Eine eigenthümliche Einrichtung hat nun diese vierte Hoyerer Urne vor allen übrigen Hausurnen vorans. Im Inneren der Urne vor allen namentlich, rechts und links von der Thür, etwa 2 cm von der Thüröffnung entfernt, tritt aus der Wand je eine senkrechte Leiste mit je sechs vorstehenden Zähnen oder Zacken, die je 1½ cm voneinander entfernt angebracht sind. (Abbildung wird gezeigt.) Der Zweck dieser beiden inneren Zahnstangen ist schwer zu erkennen. Für das Grabgefäß lassen sie einen Gebrauch nicht zu, sie müssen also dem Hause angehören, welches durch die Grabgefäße nachgebaut werden sollte. Dass sie Beziehung zur Thür haben, lässt sich

¹⁾ Zeitschrift des Harzgeschichtsvereins. Jahrg. 31. Weznigerode 1893. S. 244–253.

²⁾ Vergl. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst. 1898. S. 619.

aus ihrer Stellung zu beiden Seiten der Thür vermuthen. Ueber die Art der Benutzung dieser Zacken kann vielleicht eine Einrichtung Aufschluss geben, welche noch heute von unseren Waldleuten angewendet wird, um die einfachste Art der Durchlass oder Thor an einem Wildgatter herzustellen. Die Holzhauer und Köhler, die nas ja in ihrer Kötze das primitive Haus der Urzeit bewahrt haben, pflegen bei ihren Bauten sich überhaupt der primitivsten Hilfsmittel zu bedienen. Um ein Gatter öffnen zu können, ohne Anwendung von eisernen Haken und Angeln, schloßen sie den Raum zwischen zwei Pfosten durch ein selbständiges Stück Gatter oder durch eine Latteuthür, welche mit der Oberseite und der untersten Querlatte in hakenartige Vorsprünge der beiden Pfosten eingehängt wird. In ähnlicher Weise sind vielleicht die Haken rechts und links der Thüröffnung unseres archaischlichen Hauses benutzt, um die Thür einzuhängen. Man brauchte zu diesem Zwecke nur den Verschlussbalken durch die Krampe zu schieben, welche auf mehreren Hausurnentüren angebracht ist, und war dann im Stande, die Thüre höher oder tiefer einzublagen, je nachdem man den Verschlussbalken in höheren oder niedrigeren Haken ruhen lieh. Auf diese Weise konnte man die Thüröffnung unten schliessen und oben offen lassen, eine Einrichtung, die beim Fehlen der Fenster sehr nützlich war, um Luft und Licht einzulassen, und die noch heute in der quergebauten Haushür mancher Bauernhäuser festgehalten wird. Vorausgesetzt wird bei dieser Deutung, dass die Hütte der Urzeit ausser der äusseren Vorstatthür auch eine innere hatte, oder dass man dieselbe Thüre sowohl von aussen als von innen zum Verschluss der Thüröffnung benutzen konnte. Die Thüre ist geflochten zu denken, ebenso wie die Wand der Hütte. Wand, stadt, zu winden, bedeutet ursprünglich Flechtwerk und Gewebe wie noch in Leinwand und Beiderwand.

Diese vierte Hoymer Hausurne ist, wie Sie eben, ziemlich gross, sie hat eine Höhe von 33 cm und einen Durchmesser der kreisrunden Grundfläche von 25 cm. Der Fundumstände erinnert sich noch heute ein Maurer in Hoym, Namens Dorn, der als Maschinenführer des Dampfpinges seiner Zeit bei Aufindung des Gefässes entgegen gewesen ist. Derselbe gibt an, dass das Grab mit Steinplatten ausgelegt und bedeckt gewesen ist, und dass die Deckplatte 40 cm tief unter der Oberfläche des Bodens gelegen habe. Neben der Hausurne standen zwei kleine „Trinkennäpfcchen“, in der Urne fand sich „Asche“ und kleine Stöckchen von einer oder zwei Nadeln, die aber so zerbrochen waren, dass sie weggeworfen wurden. So der Bericht. Unter „Asche“ dürfen wir zerklüftertes calcinirtes Gestein verstehen; die Nadelbruchstücke sind zweifellos von Bronze gewesen. Die erwähnten Beigefässe werden wir unter den drei kleineren Gefässen zu suchen haben, welche Behm mit der Hausurne zusammen aufbewahrt hat. (Abbildung wird vorgelegt.) Leider fehlt jeder Vermerk. Da Dorn nur von zwei mitgefundenen Beigefässen weiss, wird man eines von diesen drei ausscheiden müssen. Das links stehende tasnenförmige Gefäss mit einem (jetzt abgebrochenen) Henkel entspricht der Beschreibung, welche von dem Beigefässe der Thierkeipirne gemacht ist. Möglich also, dass dies Gefäss zu dem anderen Funde gehört. Dasselbe bietet nichts charakteristisches.

Der kleine Henkeltopf mit den horizontalen Kehlstreifen um den stark ausladenden Bauch ist in unseren Urnenfeldern nicht selten. Er gerührt mit seiner Verzierungweise derselben mittleren Periode des Lausitzer

Typus an, wie ein mit Rippen verziertes kugeliges Gefäss desselben Feldes, welches in meinem Aufsätze über Steinkisten und Hausurnen von Hoym 1898 beschrieben und als Figur 23 abgebildet worden ist.

Viel merkwürdiger und seltener ist das in der Mitte der drei Beigefässe abgebildete borsförmige Gefäss mit Henkel, Standfuss und Kehlstreifenverzierung. Man wird es zu den sogenannten Trinkhörnern stellen dürfen, welche aus der Lausitz bekannt sind. Dieselben sind mit Systemen von Rippen verziert, welche scharfirt, ineinander geschobene Dreiecke bilden, und werden schon durch diese Verzierungswaise der mittleren Periode des Lausitzer Typus angewiesen. Das Trinkhorn von Jessen (Kr. Serau) hat ebenso wie unser Gefäss auf der concaven Seite einen Henkel, der an Mandrande ansetzt. Von den Trinkhörnern unterscheidet sich unser Gefäss aber durch den Standfuss. Dieser letztere kann einen Vergleich mit den vogelförmigen Gefässen nahe legen; es würde sich dann um einen Vogel ohne Kopf handeln, und zwar kann unser Gefäss sehr wohl an den Körper einer Taube erinnern. Da wo der Kopf ansetzen sollte, befindet sich die offene Mündung, die also hier recht eigentlich das Namen Hals verdient. Zu dem Vergleich mit einem kopflösen Vogelkörper würde ich noch besonders veranlasst durch ein vogelähnliches Gefäss mit Standfuss aus der Altmark, das ich vor 2 Jahren für das First-Otto-Museum in Weiraigerode bekommen habe. (Abbildung wird vorgelegt.) An einem vogelartigen Körper erhebt sich senkrecht der cylindrische offene Hals und bildet jenen Schlot, den manche thönerne Thierfiguren Schlesiens und der Lausitz auf dem Rücken tragen. Ich halte diese Gefässe für Lampen, die mit Fett gespeit in diesem Schlotte Moos als Docht trugen. Dergleichen Lampen sind noch jetzt in Titus üblich.

Wenn wir das zweite Beigefäss der neuen Heymer Hausurne nicht als Trinkhorn, sondern als vogelförmiges Gefäss ansprechen, so weisen wir es dadurch derselben Periode zu, der auch die Trinkhörner angehören, nämlich der mittleren Periode des Lausitzer Typus.

Ich möchte Sie nun auf zwei neue Hausurnen aufmerksam machen, die ebenfalls einem schon bekannten Urnenfelde entstammen, und die ich als die beiden Schwanebecker Hausurnen hiermit in das Register der deutschen Hausurnen einführe. Ihr Fundort ist eine Anhöhe zwischen Schwanebeck und Wulferstedt, die Segenswarte genannt, oder auch hinter den Windmühlen. Dort entdeckte der Gutsbesitzer des Heim Kiergraben eine von vier senkrecht stehenden Steinplatten umgebene Hausurne nebst zwei Beigefässen. Die Hausurne wurde leider zerbrochen und die Scherben nicht aufgehoben. Sie hat nach der Versicherung des Herrn Roloff dieselbe Gestalt gehabt wie die beiden später gefundenen, doch soll sie ungefähr noch einmal so gross gewesen sein als diese; sie wird demnach ungefähr dieselbe Gestalt gehabt haben, wie die grössere Wulferstedter Hausurne, die demselben Fundorte entstammt, und die ich in der Zeitschrift des Harzgesellschaftsvereines von 1898 nebst ihren Beigefässen veröffentlicht habe. (Eine Abbildung wird vorgelegt.)

Erhalten sind aus diesem Grabe die Beigefässe; nämlich eine conische Vase von 14,4 cm Höhe und ein henkelloses doppelconisches Topfchen von 5 cm Höhe, welches in die Mündung der Vase eingesetzt war und sie verschloß. Beide kann ich Ihnen hier in natura vorstellen, da Herr Roloff dieselben in lobenswerther Weise dem Provincialmuseum hierherbeigekommen hat. Die Vase hat zwei gegenüberstehende, kantig profilirte

Oesen auf der Schulter und eine Kahlstreifenverzierung auf der oberen Hälfte des Bauches, welche wieder der Blütheperiode des Lanitzer Typus angehört. Es ist das bekannte Dreiecksband, dessen Dreiecke durch parallele Rippen hergestellt sind, und zwar stehen die Schrägrippen des einen immer senkrecht zu denen des nächsten. Dieses Dreiecksband ist oben und unten durch drei horizontale Hohlkehlen abgeschlossen. Der Hals steigt konisch auf, der Mundrand ist durch einen kantig profilierten Wulst oder Reif verstärkt.

In grosser Nähe dieses ersten Steinkistengrabes entdeckte Herr Roloff im Frühjahr 1898 noch zwei etwas kleinere Steinkisten, von denen jede eine Hausurne ohne Beigefäss enthielt. Alle drei Funde standen kaum fünf Schritte voneinander entfernt. Das eine dieser beiden Schwanebecker Hausurnen ist leider in Privatbesitz übergegangen und wird dort festgehalten; ich kann sie Ihnen deshalb nur in einer Abbildung zeigen, die ich nach einer von mir aufgenommenen Photographie in natürlicher Grösse hergestellt habe. (Abbildung wird vorgezeigt.) Die andere sehen Sie hier im Original, da Herr Roloff aus dieses Gefäss durch Schenkung an das Provinzialmuseum der allgemeinen Kenntnissnahme zugänglich gemacht hat. Die Gefässe sind nur 1 cm höher als das andere, nämlich 23 cm, aber sein Durchmesser ist 3 cm grösser, unten 17, oben 22 cm. Jenes kleinere Gefäss sieht deshalb erheblich schlanker aus als dieses; bei beiden Gefässen ladet die Wand nach oben aus, nicht ganz geradlinig, sondern mit einer kleinen Biegung nach aussen. Das Dach ist bei beiden vorspringend und mässig gewölbt, ähnlich wie bei einem Götteredienem oder bei einem Bienscherb; es ist die Wölbung, welche genügt um das Regenwasser abzuleiten; die germanischen Hätten auf der Antoninussäule zeigen dasselbe Dach.

Die Thürvorrichtung ist bei beiden Hausurnen die gewöhnliche, mit Vorstättbär und Riegel. Die Umräumung der Thüröffnung, welche die Thüre zu halten pflegt und durch deren Löcher der Verlegebalken geschoben wird, hat bei beiden Gefässen Schaden gelitten und ist zur Hälfte abgerockelt. Man erkennt, dass diese Umräumungsleiste erst nach Herstellung der Gefässe aufgelegt worden ist, denn sie hat sich ziemlich glatt abgelöst. Noch auffällender ist, dass die beiden sonst glatten Vorstättbären den wagerechten Eindruck des Verlegebalkens aufweisen; dieser muss also vorgehoben sein, als der Thon der Thüre noch weich war, vielleicht nur probeweise vor dem Brande. Den Eindruck des Riegels zeigte übrigens auch eine Hausurnenthüre von Eilsdorf und eine von Wilsleben.

Beide Hausurnen waren von gebranntem Gebein, dem etwas Kies beigemischt war, „gut halbweil“. Dasselbe gilt von der zerbrochenen Hausurne, deren Beigefässe nur Kies enthielten. Zwischen dem Geben der hier befindlichen Hausurne lag ein Bronzering in mehreren Stücken zerfallen; dieselben liessen sich zu einem geschlossenen Kreise von 6,50 cm Durchmesser zusammensetzen; der Ring ist von kreisrundem Querschnitt und 4 mm stark. (Der Ring wird im Original vorgezeigt.)

Noch ein viertes Grab, ebenfalls mit Kalksteintafeln ausgelegt, ausserdem durch Steinpackung geschützt, wurde durch Herrn Roloff an derselben Stelle aufgedeckt. Dasselbe enthielt keine Hausurne, sondern als Ossuarium eine grosse keuliche Vase von 22 cm Höhe, als Beigefäss ein doppelköpfiges gehacktes Topfchen, und über beide gestülpt eine breite Satte von 45,6 cm Durchmesser. Beigaben wurden nicht gefunden.

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G. Jbrg. XXXI. 1900.

Endlich hat Herr Roloff an derselben Stelle noch ein fünftes Grab aufgedeckt, das ebenfalls an den vier Seitenwänden mit Steinplatten ausgestattet, mit Boden- und Deckplatte versehen war. Dasselbe enthielt eine doppelköpfige Urne, mit ebendem Deckel (Blumentopfurnensatz) nebst einem niedrigen breit ausgebauchten Beigefäss mit einem Henkel. Die Urne enthielt verbranntes Gebein und diese Bronzenadel mit den bekannten drei Befestigungen, welche die Stelle des Kopfes vertreten. (Wird vorgezeigt.)

Drei Hausurnen sind also in neuerer Zeit an dieser Stelle zwischen Schwanebeck und Wulferstedt gefunden. An derselben Stelle ist aber auch schon 1875 in einer gutverwahrten Steinkiste eine grössere Hausurne mit zwei Beigefässen gehoben worden, welche zufällig den Namen Wulferstedter Hausurne erhalten hat; es ist dieselbe, deren Bild ich schon vorgelegt habe, und die in ihres Inneren eine Nadel mit drei Reifen, einen Dreipass von Bronze und ein eisernes Messer enthalten hat. Auch die zweite Wulferstedter Hausurne, die mit der ersten zusammen im Fürst Otto-Museum zu Wernigerode aufbewahrt wird, ist — wenn auch nicht auf derselben Stelle, so doch — in der Nähe gefunden, so dass wir hier mit einem Felde bekannt geworden sind, welches fünf Hausurnen enthalten hat und vielleicht noch mehr enthält.

Die Zusammenstellung von Hausurnen desselben Feldes und ihre Vergleichung mit denen anderer Felder gibt uns zum Schluss Anlass zu einer typologischen Betrachtung. Lassen Sie mich zu diesem Zwecke noch drei Hausurnen des Ascherleber Feldes Ihnen vorgeföhren: das eine Bild repräsentirt die beiden übereinstimmenden Gefässe von Wilsleben, das andere die Urne von Königsaue in natürlicher Grösse. Als vierte Reihe endlich zeige ich zwei Gesichtshausurnen vom Eilsdorfer Felde, welches noch eine dritte von ähnlicher Gestalt enthalten hat.

Es hat sich früher öfter die Neigung gezeigt, die verschiedenen Hausurnentypen auf verschiedene Zeiten zurückzuführen, es lag der Gedanke nahe, dass die Gefässe, die sich dem viereckigen Grundrisse annähern, und ein Satteldach mit Firstthalen aufweisen, jünger sein müssten, als die mit rundem Grundrisse und kalottenförmigem Dach. Ich habe vor zwei Jahren nachgewiesen, dass diese chronologische Unterscheidung durch die Fundthatsachen nicht bestätigt wird; gerade die runde mit kalottenförmigen Hausurne von Luggendorf enthielt La-See-Fibeln der mittleren Periode. Betrachten wir aber hier die Reihen von Hausurnen nach ihren Ursprungsfeldern geordnet, so muss uns ja auffallen, dass jedem Felde gewisse typologische Merkmale eigenenthümlich sind. Die von Schwanebeck-Wulferstedt sind rund, nach oben ausladend und ausgebaucht und mit niedrig gewölbtem Dache versehen. Die von Heym haben auf rundem oder elliptischem Grundrisse senkrecht aufsteigende Wände und ein hochgewölbtes Dach mit erhöhtem First. Die von Ascherleben haben auf elliptischem bis rechteckigem Grundrisse ausladende Wände und ein abgewalmtes Satteldach; diesen Typus zeigt auch die nur zwei Stunden weiter östlich gelegene Stafffurter Hausurne und die Deswoner. Die drei Hausurnen von Eilsdorf endlich zeigen durch Form und Gesicht ebenfalls einen ganz besondern Charakter. Bei dieser Betrachtung und Vergleichung werden wir zu der Ueberzeugung kommen müssen, dass die verschiedenen Typen der Hausurne nicht auf chronologische, sondern auf locale Unterschiede zurückzuführen sind.

Herr Professor Dr. Montelius-Stockholm:

In dem höchst interessanten Vortrage haben wir gehört, dass der Herr Vordrager der Ansicht war, dass die Hausurnen aus dem 5. und 6. Jahrhundert v. Chr. stammen. Ich hatte vor einigen Jahren in Lübeck Gelegenheit, auf die Chronologie in dieser Frage näher einzugehen und die Ansicht auszusprechen, dass diese Hausurnen etwas älter sind, als dem Anfange des 1. Jahrtausends, und einige andere Funde haben das bestätigt. In Italien sind ja, wie wir wissen, die Hausurnen auch zu finden. Ich betrachte, wie ich in Lübeck sagte, die norddeutschen und skandinavischen Hausurnen — sie kommen nämlich auch in Südschweden vor — als Resultat eines Einflusses aus Italien; folglich muss das auch ein chronologischer Zusammenhang sein. In Italien stammen die Hausurnen aus dem Ende des 2. Jahrtausends.

Was die Form betrifft, so ist es ja möglich, dass wir es mit lokalen Formen zu thun haben. Es ist aber auch möglich, und sogar wahrscheinlich, dass wir diese verschiedenen Formen in einer anderen Weise auffassen haben. Wenn man nämlich eine Reihe von solchen Gefässen näher betrachtet, so findet man, dass einige sehr häuslich und offenbar directe Nachbildungen von den Hütten sind. Die anderen sind aber als Decadenceformen, als immer mehr verdorbene Nachbildungen von Hausurnen zu betrachten; einige sind freilich noch mit Thüren versehen, haben aber die Hüttenform verloren und werden daher Thürurnen genannt.

Herr Dr. Hüfer-Wernigerode:

Den deutschen Hausurnen ein so hohes Alter anzuschreiben, dass sie im 1000 v. Chr. entstanden sein sollen, ist unmöglich; so lange wir dem Lausitzer Typus, der aus Hallstattischer Culture erwachsen ist, und speciell den Lausitzer Gefässen, die mit den Hausurnen zusammen vorkommen, eine erheblich jüngere Zeit anweisen. Die Nadeln, die in den Hausurnen gefunden sind, sind zum Theil Zeitgenossen der Schwannenschnabelnadel; letztere Nadel selbst ist in Hamunrofeldern vorgekommen. Diese aber gehört der Periode an, die der La Tène-Zeit vorangeht, auch das spricht für das 6. und 5. Jahrhundert.

Einen Zusammenhang der deutschen mit den italienischen Hausurnen kann ich deshalb nicht annehmen, weil zwischen dem Harz und Etrurien niemals eine Hausurne zum Vorschein gekommen ist.

Was nun den Decadencetypus anbelangt, den die kreisrunden, etwas ausgebauchten Gefässe von Wulferstedt-Schwanebeck darstellen sollen, so kann ich nicht erkennen, warum diese nicht ebenso gut ein wirkliches Haus nachahmen sollen, wie die übrigen Hausurnen. Gerade der runde Grundriss und die bienenkorbbartige Form germanischer Hütten ist uns noch aus römischer Zeit durch die Hefelle der Antoninsale bewahrt. Und der Umstand, dass in ziemlich benachbarten Gegenden Hausurnen mit rundem, länglichrundem und recht-eckigem Grundrisse, mit niedrig gewölbtem Dache und mit hohem Firstdache vorkommen, nöthigt uns nicht zu der Annahme, dass eine Sorte nicht wirkliche Häuser nachahmt; denn noch heute bauen in Afrika bescholtene Stämme verschiedene geförnte Hütten, und manche Stämme, z. B. die Kondovölker am Nyassasee, bauen sowohl runde wie viereckige Häuser.

Herr Professor Gustav Hertzberg-Halle:

Die Hallonen in Halle a. S.

Meine verehrten Herren! Der Herr Vorsitzende unserer Versammlung hat gestern und heute bereits bei verschiedenen Gelegenheiten so bestimmt auf die vielfach sehr merkwürdigen Reste der „Hallonen“ genannten Volkgruppe inmitten der Hallenschen Einwohnerschaft hingewiesen, dass ich meinerseits wohl hoffen darf, für einen Augenblick Ihr Interesse für meine in dieser Richtung gehende kurze Darlegung gewinnen zu können. Obwohl die Zahl der gegenwärtig noch in Halle wohnenden Hallonen, Greise, Frauen, Mädchen und Kinder mit eingerechnet, vielleicht nur noch tausend betragen wird (gegenüber den mehr als sieben-tausend im Mittelalter), so werden sie doch trotz des starken Anwachsens der übrigen Bevölkerung in Halle auch dem anspruchsvollen Beobachter sehr schnell kenntlich. An einem der Haupttheile nach der städtischen Parkinsel, den Sie selbst heute Nachmittag einschlagen werden, liegt die jetzige Hauptstelle ihrer technischen Thätigkeit, die Saline, wo sie in Menge in ihrer alten malerischen Alltags-tracht aus befragen. Sehr oft sieht man sie in alterthümlich feierlichen, sehr warmen Anzügen als Sargträger und Begleiter der meisten Leichenbegängnisse in unserer Stadt. Sonntags fällt an ihrer Tracht namentlich die dunkle Sammetweste auf, geschmückt mit riesigen, als werthvolle Erbstücke vom Vater auf den Sohn übergebenden, silbernen Knöpfen. In bunten, aus dem 17. Jahrhundert stammenden Festkleidern begrüßen sie zu Neujahr noch heute die Pfläner, die Inhaber der sog. Solgüter. Vor der Einführung regelmäßig organisirter Feuerwehren war es sehr wesentlich ihre Aufgabe, mit Hilfe der gegen die Flammen sehr wirksamen Sole ausgebrochene Feuerbrünste zu bekämpfen. Das Mittelalter aber kannte diese taylor'sche Schaar, — die noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts mehr als 700 Krieger aufbringen konnte, — als Verteidiger unserer (jetzt erst 80 bis 70 Jahre verschwundenen) Thoranstelle und als mit der Bedienung der sehr zahlreichen städtischen Artillerie betraute Mannschaften. Zum letzten Male haben sie im Herbst 1625 dieser Aufgabe sich unterzogen, als im Wallenstein'schen Truppen die Stadt Halle an Unterwerfung nöthigen: —

Die Hauptsache aber ist es — und so war es mit uralter Zeit, — dass das Geschlecht dieser „Salieder“, mit einer gewissen anscheinlichen, „kastentartigen“ Alleinerblichkeit die reichen, einst so überaus kostbaren Schätze aus der Tiefe der Erde holte und dann technisch verarbeitete, welche die allerbekanntesten Salzquellen im „Thale“, im Mittelpunkte der Altstadt Halle der Bevölkerung dieser Gegend zuführten. Bei dieser Arbeit hat ihre Vorfahren bereits (1064) Kaiser Heinrich IV., — hat sie, wenn ihre Sage Recht hat, beinahe hundert Jahre früher, schon Kaiser Otto II. gesehen. —

Dass diese Salieder nur die ältesten Vorgänger, soweit die geschichtliche Kunde reicht, niemals die dem Rechte auf diese Arbeit gestört worden sind; dass ihre Geschichte mit der der Stadt Halle bis zu den ältesten Zeiten unzer trennlich verschlungen ist; dass sie — mit einigen notwendigen Modificationen — noch stets rechtlich und social von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen gehalten haben; (die Reste ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, welche erst 1599 geschwunden); dass sie noch heute viele Spuren ihrer uralten Selbstständigkeit zeigen, in Körpergestalt, in Sitten und Gebräuchen, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (vielleicht auch im Dialekt); dass sie an allen Zeiten sich selbst

als ihre eigenen „Stamm“ angesehen haben, ist durchaus sicher. Es hat denn auch stets als Thatsache gegolten; es ist im Ernste, meines Wissens, noch nicht bezweifelt worden, das wenigstens ihre Ahnkunft eine andere sei, als jene der Älteren, überwiegend aus nieder-sächsischen Colonial-Deutschen und germanisirten Sorben wachsenden Bevölkerung der Stadt Halle und des Saalkreises. —

Allerdings aber ist die Frage wegen der ethnographischen Stellung der sog. Hallen noch immer nicht so voller Zufriedenheit gewist. Bis zum Jahre 1813 freilich galt es mit ganz verwindenden, nicht sehr in's Gewicht fallenden Ausnahmen bei deutschen wie bei slavischen Forschern als Thatsache, dass unsere Hallen ein fest anrhischer Salzieder sein müssten. Die Theorie war, die Karolinger hätten bei der endgiltigen fränkischen Eroberung der Saalegegend zu Anfang des neunten Jahrhunderts diese als geschickte Salinenarbeiter für sie werthvollen Leute ruhig sitzen lassen, sie nur so tributär Unfreien gemacht, und ihre allmähliche Germanisirung eingeleitet. Die schwierige Frage, wie bei solchen Verhältnissen später die vielfach privilegierte Stellung der Salzieder zu ihren „Arbeitgebern“ und zu den Landesherren zu verstehen sei, wurde nie befriedigend gelöst. Ganz überraschend aber wurde ein anderes Moment. Es mag sein, dass je nach Umständen persönliche, finanzielle, endlich auch religiöse Motive in Zeiten des siegreichen, erobernden Vorrückens starker, aus einwandernden Völkern aus deren Führer haben bestimmen können, in ihrer Mitte kleine, werthvolle Trümmer des vertriebenen Volkes in einer solchen Stellung ruhig sitzen zu lassen. Das passt aber nicht für die vorliegende Frage. Die Karolinger eroberten die Gegend und die Salzquelle von „Halla“ oder Dobrosel nach Ablauf von etwa 200 Jahren heftiger Kämpfe, die sich um den uralten „Grenzgraben“, die Saale, bewegten hatten; auch nachher hat es noch längere Jahrzehnte voller heftiger Kämpfe gedauert, bis die deutsche Grenze sicher nach der Mulde und der mittleren Elbe vorgeschoben war. Es ist so un-wahrscheinlich, dass die Karolinger unter solchen Umständen eine Schaar kräftiger besieger Feinde gerade inmitten oder dicht bei einem neuen festen Platze zurückgelassen haben sollten, der nicht bloss die Salzquellen barg, sondern auch die sehr wichtigen und damals sehr schwierigen — Übergänge über die Saale nördlich von den Elbestrümpfen decken sollte. —

Da waren es nun zuerst Heinrich Leo und (1843) Chr. Kefzerstein, die — angeregt durch den täglichen Anblick der damals in Halle stehenden, aus slavischen Lanzenruten bestehenden Besatzungstruppen — auf die grosse Verschiedenheit zwischen diesen Slaven und den Hallen aufmerksam machten. Man prüfte weiter, man fand, dass sich bei den Hallen, die auch mit anderen slavischen Stämmen gar nichts Verwandtes zeigten, auch keinerlei slavische Erinnerungen erbulen hatten. Aus der Sorbenzeit sind nur zwei slavische Namen für zwei der vier Salinennamen erhalten geblieben; man entdeckte nur einen einzigen slavischen Familiennamen bei den Hallen, und einige Reste des Aberglaubens, die vielleicht aus der slavischen Zeit übrig sind, bew. waren. Die Hallen selbst hatten jedenfalls jede Erinnerung an eine mögliche slavische Abkunft verloren; sie hielten und halten sich für Deutsche, — auch die moderne slavische Strömung in Ostdeutschland hat bei ihnen nicht den leisesten Widerhall gefunden. —

Jene beiden Gelehrten waren nun persönlich eifrig-keltische Sprachforscher. Die doppelte Beachtung,

dass die technische Sprache unserer Salzwerke, die (mit Ausnahme etwa von Elmen und Schönbeck) in Deutschland ganz vereinzelt dasteht, eine Masse von Andeutungen zeigt, die aus dem Keltischen erklärt werden, und dass das Wort „hallw, halw“, spr. halw in dem alten eigentlich wälschen Dialekt mit „Hallor“ identisch ist und einen Salzsieder bedeutet, gab ihnen den Anlass zur Aufstellung der Theorie von der keltischen Abkunft der Hallen. Diese Annahme, die sehr viele Anhänger gefunden und auch ganz seltsame Blößen getrieben hat, — es war eben die Zeit der sog. Keltomanie — stützte sich auf die Vermuthung, dass vor der Einwanderung der deutschen Völker auch in Norddeutschland alles Land vorrücken der Deutschen nicht gewesen sei. Bei dem siegreichen Vorrücken der Deutschen wurden dann die keltischen Salzieder in ihrem Sitzen an der Saale als Unfreie belassen, gingen im 6. Jahrhundert a. Chr. an die nachrückenden Slaven über, und wurden unter Karl d. Gr. wieder von den siegreichen Franken als Beute übernommen, am sich dann allmählich zu germanisiren. Dieser Hypothese, — die noch durch ausgedehnte, freilich auch lebhaft bestrittene Erklärungen vieler localer Namen in unserer Gegend aus dem Keltischen eine breitere Basis erhalten sollte, — entzog aber (1844/45) ihren Boden Müllenhoffs Nachweis, dass die Kelten jedenfalls niemals im Besitze der Landschaft zwischen der Elbe und der Weser gewesen sind, dass vielmehr in je zu je älteren Zeiten ein Urwaldgürtel vom Iser-, Eise- und Lühningischem Gebirge bis zum Harz hier als schwer zu überwindende Völkerscheid gewirkt habe. Die Vermuthung aber, dass die helvetischen Kelten im Maingebiet, die noch im ersten vorchristlichen Jahrhundert — noch vor Clars Zeit — in Süddeutschland verbreitet waren, in der Gegend von Halle eine Colonie für den an den Salinen zu betreibenden Kaubau unterhalten hätten, ist wenig wahrscheinlich. Die deutschen Bewohner dieser Gegend, damals die Hermunduren, würden diesen Versuches wahrscheinlich ebenso nachdrücklich entgegengetreten sein, wie sie in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit an ihrer Westgrenze mit den Katten um die dortigen Salinen kämpften. —

Viele sind seitdem zu der Annahme übergegangen, dass die Ahnen unserer Hallischen Salzieder germanischen Stammes gewesen sind, — wahrscheinlich fränkischer Abkunft. Die Hallen selbst huldigen dieser Ansicht; nur dass sie neben anderen wunderlichen Legenden die An siedelung irrthümlicher Weise bereits auf Karl Martell zurückführen. Mit einer gewissen Heisterung die Ansicht ausgesprochen werden, die einst der Jarist Merkel vertrat, dass bei der Besitzergreifung unter Karl d. Gr. in „Halla“ neben der Besatzung fränkischer Krieger auch eine Colonie ursprünglich „Lanfrie“ hier angesiedelt worden sei, als deren Heimath (vielleicht) die Gegend an der mittleren Maas und an der Sambre gelten kann. Ungleich wahrscheinlicher als die Vermuthung, dass bereits die Hermunduren keltische Salzbeiter, sei es als Kriegsfangene, sei es als theuer gewordene Knechte beschäftigt hätten, ist denn die weitere Vermuthung, dass die neuen fränkischen Herren nach Austreibung der Sorben aus den Salinen hier Anfangs keltische Lehrmeister aus den alpinen Salzwerken, wie beispielsweise Reichenthal, verwendet haben; daraus würde sich auch die Einführung der vielen technischen Ausdrücke keltischer Sprache bei unseren Salinen sehr einfach erklären. —

Der jetzt geläufige Name „Hallen“ endlich, für dessen Vorkommen bei uns in den älteren Jahrhunderten wenigstens noch kein sicherer Beweis entdeckt ist, tritt

arknndlich merkt 1630, wie auch in der gleichseitigen geistlichen Literatur der Stadt Halle auf, und zwar lange in der Form „Hallorum“, mit der sowohl die Masse dieser Leute, wie ein Einzelnr von ihnen bezeichnet werden konnte. —

Die zähe Reserve, mit der die aus der immerhin deutschen Fremde nach der Saale geführten Ansiedler sich sehr lange zu der Assimilierung an die niederdeutschen Einwohner des Saalthaies verhielten, hat in Verbindung mit ihrer kastenartigen Geschlossenheit den langen Bestand dieses kleinen „Stammes“ bis zur Gegenwart sicherlich gefördert. Ganz verhindert wurde aber die Mischung mit der unmittelbar benachbarten Bevölkerung nicht. Einerseits liessen die Halloren schon im späteren Mittelalter unter gewissen Bedingungen auch aus dieser Leute zu, die in die unterste Klasse ihrer Arbeiter für die Dauer Aufnahme fanden. Andererseits hielt man in neuerer Zeit nur noch darauf mit Strenge, dass sich die jungen Mädchen nicht „aus dem Stamme“ heraus verheiratheten, während Verbindungen junger Halloren mit Bauerntöchtern nicht gar selten geschlossen wurden. So hat es also auch bei ihnen an mehrfachen Blutmischungen nicht gefehlt.

Dass sie nun auch nicht ganz ausschließlich in der Salsfabrikation aufgingen, sei zum Schlusse noch besonders erwähnt. Die Geschichte unserer Stadt zeigt uns, dass auch sie den grossen geistigen Bewegungen der deutschen Nation keineswegs fremd geblieben sind. Und einer der gefeiertsten deutschen Dichtler der Gegenwart — bei dem die derbe Urwüchsigkeit seines Stammes in ganz eigenhömlicher Weise neben seiner wahrhaft genialen künstlerischen Begabung sich erhalten hatte, — Robert Franz, war ein Hallorensohn. —

Herr Generalarzt Dr. Meissner-Altons:

Scharben mit Fingereindrücken.

Wer im vorigen Jahre dem Congresse in Lindau beigewohnt hat, wird sich der Scharbe mit den Fingereindrücken erinnern, welche Herr Professor Kollmann der Versammlung vorlegte. Sie stammte aus der Bronzestation Corcelettes am Ufer des Neuchâtelers Sees und zeigte Eindrücke von einigen Fingerspitzen von ungleicher Grösse, die nach Ansicht des Professor Forel in Morgen wegen ihrer schlanken Gestalt und der Schmalheit der Nägel den Händen einer Frau, der Töpferin von Corcelettes, angehören. Entstanden denkt sich Herr Kollmann die Fingereindrücke dadurch, über die ausgestreckten Finger beider Hände gestülpt worden ist, um es zum Trocknen zu tragen, und noch nicht hinreichend erhärtet war, um dem Eindruck der Finger zu widerstehen. Er schliesst ferner aus der Stellung der Finger, dass der oberste Eindruck von dem rechten Zeigefinger herröhre. Ebenso vermuthet er, dass nach der schmalen ovalen Gestalt der Nägel die Töpferin von Corcelettes, im Gegensatz zu einer Menschenvarietät mit viereckigen breiten Fingernägeln, neben schmalen Händen wohl auch ein langes und schmales Gesicht, entsprechend einem im Pfahlbau von Corcelettes gefundenen Schädel, und somit die Körperformen einer schlanken, feineren, civilisirten Rasse besessen habe.

Der Götze des Herrn Colomb, Conservator des Cantonal-museums in Lausanne, in welchem sich die Scharbe zur Zeit befindet, verdanke ich den Abdruck von Fingerspitzeindrücken einer zweiten ebenfalls bei Corcelettes gefundenen Scharbe. Die Finger scheinen denselben oder wenigstens einem diesem sehr nahe ver-

wandten Individuum anzugehören; denn ihre Nägel zeigen dieselbe Schmalheit, die auch hier zwischen 8 und 10 mm wechselt. Die dicht aneinander stehenden 18 Eindrücke lassen es indessen fraglich erscheinen, ob sie auf die von Herrn Kollmann angenommenen Weise entstanden sein können.

Ich bin ferner in der glücklichen Lage, Ihnen auch noch Abdrücke einer anderen Scharbe vorzulegen, bei der es keinem Zweifel unterliegen kann, dass hier die Fingereindrücke lediglich zum Zwecke der Ornamentierung angebracht sind. Nun sind zwar die Urnen keineswegs selten, bei denen Finger- oder richtiger Nageleindrücke zu Ornamentierungszwecken vorkommen; bei diesen aber sind sie flacher und über die ganze Wandung der Urne in grösserer Zwischenräumen verstreut. Hier aber zeigt der regelmässiger Folge und ebenso umgibt ein doppelter Kranz solcher Eindrücke den Hals der Urne. Die Herstellung ist so erfolgt, dass mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand die Ornamentierung gewissermassen herangezogen oder gedrückt ist. Die oberen Eindrücke jeder Reihe gehören somit dem Zeigefinger, die unteren, dieser gegengetsetzten, dem Daumen an. Die Scharbe stammt aus der Nähe des Herrensitzes Rutzan bei dem kleinen Städtchen Putzig, aus einem nicht weit vom Strasse gelegenen Kebrichthofen. Ausser ihr fanden sich auch Scherben mit Strich- und Schnurornamenten und Durchlochungen, sowie auch mit Griffen von Fischen, See- und Uebrigem aber nur neben Resten von Splinter, ein Falzbein aus Knochen und ein unbeschnittenes Stück Bernstein. Die Scharbe befindet sich in dem Museum in Danzig, dessen Leiter, Herr Professor Conwants, ich die Abdrücke verdanke.

Wenn man nun die Gestalt der Zeigefingernägel auf jener Scharbe der Bronzezeit und dieser der Steinzeit vergleicht, so ergibt sich, dass der Nagel der Scharbe von Corcelettes etwas schmaler ist, als der Nagel von Rutzan. Jener misst in seiner grössten Breite 9 mm, dieser in seinen tiefsten Eindrücken 12 mm; ausserdem ist jener aber auch gewölbt.

Nun haben in neuerer Zeit Kegan und Minkow nachgewiesen, dass die Nägel durch grober Handarbeit flacher sind, je mehr die Finger zu grober Handarbeit benutzt werden. Daher hat die rechte Hand meist breitere Nägel wie die linke — nur bei Linkshändigen — und besonders bei Violinspielern ist es umgekehrt — und ebenso sind die Nägel des Mannes flacher und breiter, wie die der Frau. Man könnte also mit einer gewissen Berechtigung von einem Töpfer von Rutzan sprechen.

Im Allgemeinen aber sind nach dem Vorgange des Herrn Kollmann gegenüber diesen durch den Gebrauch erworbenen Eigenschaften, wenigstens zwei Nägeltypen zu unterscheiden, die man kaum anders als Typen der Vererbung und der Rasse denken kann. Die schmalen, ovalen, gelooenen Nagel gehören den grossen schlanken, die kurzen, breiten, flachen den kleinen unterentwickelten Menschen an, bei denen sowasagt Alles lang und schmal oder kurz und breit ist — Schädel, Gesicht, Augenlider und Lidspalte, Nase, Mund und Lippen, Hals, Brustkorb, Becken und Gliedmassen in allen ihrer Einzelheiten.

Nachdem nun Minkow nachgewiesen hat, dass die grössere die Summe der Breite der Nagel ist, und grösser auch der Brustumfang des Menschen ist, und dieser bekanntlich bei dem kleinen unterentwickelten Menschenlage im Verhältnis zur Körpergröße grösser

ist, als bei den langen schlanken Menschen, so ist der Schluss gerechtfertigt, dass thatsächlich der breite, knorse, flache Nagel ein Kennzeichen dieser Menschenvarietät ist. Die Scherbe von Corcelettes weist somit in der That auf ein Individuum von langen schlanken Körperformen, die von Rutau, übrigens entsprechend der heute noch vorwiegenden Körperbeschaffenheit der Anwohner der Helser Bucht, auf ein solches mit kurzen breiten Körperformen hin.

Herr Professor Dr. Kollmann-Basel:

Ich sehe mit Vergnügen, dass der Herr Generalarzt Dr. Meisner die Sache weiter verfolgt hat. Ich wollte dieselben Präparate hier noch einmal vorlegen, die er gezeigt hat, und namentlich eines, das neben den Fingereindrücken gleichzeitig auch noch jene der

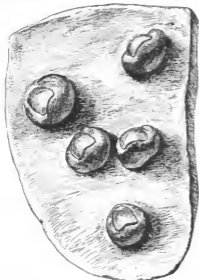


Fig. 1. Fingerspitzen von Corcelettes, nach einem Abguss gesehnol.

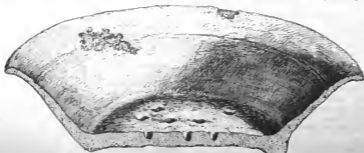


Fig. 2. Ein Topf, aus dem Pfahlbau von Corcelettes, mit den Fingereindrücken, in der Mitte durchgeschnitten, um die Löcher am Boden des Gefasses zu zeigen.

Fingerringel aufweist. Ich kann darauf jetzt verzichten, besitze aber die Gelegenheit, um eine Abbildung der Fingerspitzen zu geben und um die Veranlassung, bei der diese Fingerspitzen in den Boden des Thongefasses hineingedrückt worden, noch einmal zu besprechen.

Die Durchmesser des Museums in Lausanne unter der freundlichen Führung meines verehrten Freundes Forel (Morges) hat gezeigt, dass viele Scherben vorhanden sind, in denen solche Fingereindrücke vorkommen, darunter auch ein paar Töpfe, die gut erhalten sind. Die Form ist die der gewöhnlichen breiten, waschbeckenartigen Töpfe mit dicken Wänden, namentlich ist der Boden dick. Ich habe nun früher gemeint, die Eindrücke wären dadurch entstanden, dass der Töpfer den Topf von der Drehscheibe weggenommen, auf den Fingerspitzen getragen und so ihn bei Seite gestellt habe. Die Finger seien dann in den daranliegenden Boden des Gefasses eingedrückt worden. Diese Vermuthung lässt sich nicht mehr festhalten. In vollständig erhaltenen Schüsseln hat sich nämlich gezeigt, dass die Fingereindrücke nicht aussen am Boden, sondern innen sich befinden und zwar an manchen Töpfen bis zu 70 Fingereindrücke. Es entsteht nun die Frage, warum hat man den Boden in dieser Weise verdünnt? Vielleicht um eine schnellere Erhitzung der zu kochenden Speisen zu erreichen. Für die Intelligenz der Pfahlbauwobner wäre diese Beobachtung am Kochherd ein gutes Zeugnis. Eine intelligente Hausfrau wird nämlich darauf kommen, dass die in einem Topfe befindliche Speise schneller ir. Kochen geräth, wenn dieser Topf einen dünnen Boden besitzt. Nun hat Dr. Delins in Aachen darauf aufmerksam gemacht, dass diese Verdünnung mit Hilfe der Fingerspitzen vielleicht angeführt wurde, um den Boden überhaupt auf irgend eine Weise zu verdünnen, um ihn leichter zu machen und ein richtiges Verhältniss mit der übrigen Wandstärke zu erzielen. Ich lege diese neuen Deutungen über die Entstehung der Fingereindrücke der Versammlung vor, vielleicht lassen sich nach und nach noch weitere Erfahrungen machen. Die Löcher finden sich also, wie ich nochmals hervorheben möchte, nicht aussen, sondern innen!)

1) Meine Ausführungen über die Bedeutung der Fingerspitzen für die Persistenz der Menschenrassen halte ich im ganzen Umfange aufrecht. Ob die Fingerspitzen innen oder aussen an den Töpfen sitzen, ist für die in Lindau bei Gelegenheit der Discussion gesagten Sätze, über Vererbung, völlig gleichgiltig.

Herr Sökeland-Berlin:

Ich habe die Gefässe nicht gesehen, aber wenn der Durchschnitt derselben so ist, wie es hier dargestellt wurde, dann möchte ich die umgekehrte Meinung des Herrn Professors Kollmann vertreten, d. h. eine vergrößerte Heißefläche ist ja zweifellos da, nach meiner Meinung ist sie aber nicht bewandt hergestellt, sondern nur zu dem Zwecke, um ein gleichmässigeres Trocknen der sehr ungleich starken Wandungen herbeizuführen.

Bekanntlich muss jedes Gefäss vor dem Brennen getrocknet werden. Sind, wie hier dargestellt, Boden und Seitenwände sehr ungleich dick, dann findet auch ein ungleichmässiges Trocknen und mit ihm gewöhnlich ein starkes Verziehen der Wandungen statt. Um dies zu vermeiden, war das Anbringen der Vertiefungen

in dem sehr starken Boden ein ebenso einfaches wie vortreffliches Mittel. Die an der Luft liegende Oberfläche wurde hierdurch wesentlich vergrössert und das Trocknen ging nun gleichmässiger von Statten.

Herr Regierungsrath Dr. M. Much-Wien:

Nach einigen Funden, die ich aus mittelalterlicher Zeit gemacht habe, scheint sich das, was Herr Sökeland oben gesagt hat, zu bestätigen. Man hat bei grossen Gefässen mit sehr dicken Mundansätzen das Trocknen des letzteren dadurch befördert, dass rings herum mit einem spitzen Gegenstände Leiber hineingestochen hat, um jede Spur von Wasser zu beseitigen, weil bei der Erhitzung sonst Risse im Gefässe entstanden wären.

Dritte Sitzung.

Inhalt: 1. F. Birkner: Die Untersuchung der Kaisergräber im Dome zu Speyer. — **Geschäftliches:** 1. Entlastung des Schatzmeisters (J. V. F. Birkner). — 2. Wahl von Metz als Ort der XXXII. Versammlung 1901. — 3. Etat pro 1900/1901. Dazu Anträge A. Voss mit Fragebogen. — 4. Wahl der Vorstandschaft. — **Wissenschaftliche Vorträge:** 5. R. Virchow: Der Fund einer mit geschlängelten Feuersteinen gefüllten Meerenschel bei Brannschweig. — 6. Schmid-Monard: Ueber den Werth von Körpermassen zur Beurtheilung des Körperzustandes von Kindern. — 7. A. Götz: Eintheilung der neolithischen Periode in Mitteleuropa. — 8. Der Vorsitzende. — 9. M. Alsherg: Die protoplasmatische Bewegung der Nervenfortsätze in ihren Beziehungen zum Schlaf. — 10. Köhl: Die älteste Metallzeit bei Worms. — 11. O. Montelius: Ueber das erste Auftreten des Eisens. Dazu R. Virchow. — 12. Hells: Ueber die Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. — 13. Frensd: Ein Falstahl aus der älteren Bronzezeit. — 14. Klatsch: Der kurze Kopf des *Musculus biceps femoris* und seine morphologische Bedeutung. Dazu R. Virchow. — 15. P. Eisler: Ueber die Herkunft und Entstehungsurache des *Musculus sternalis*. Dazu R. Virchow, Eisler. — 16. E. Rambeau: Ueber messerartige und hammerartige Steine. — **Schlussredes:** Der Vorsitzende, von Fritsch, der Vorsitzende.

Herr Dr. Ferdinand Birkner-München:

Die Untersuchung der Kaisergräber im Dome zu Speyer, Angnet und September 1900.

— Demonstration von Lichtbildern der dort aufgenommenen Photographien.

(Der Vortrag fand im Auditorium der Anatomie von 8—9 Uhr statt. Herr Director Professor Dr. Roxy und Herr Dr. Gehhardt, Assistent an der Anatomie, sei hier für die Ermöglichung der Demonstration und für die Unterstützung bei derselben warmer Dank ausgesprochen.)

Geschäftliches.

1. Entlastung des Schatzmeisters.

Der Vorsitzende:

Die geschäftlichen Angelegenheiten, die wir zu erledigen haben, beginnen mit der Entlastung des Schatzmeisters. Auf der Tagesordnung steht in Folge eines Druckfehlers „Entlassung“, wir wünschen aber gerade umgekehrt, den Herrn Schatzmeister uns zu erhalten und trotz seiner Krankheit ihn im Amte zu belassen. Es handelt sich darum, die Rechnung, die er geführt hat, und die nun eben durch Herrn Dr. Birkner, der die Stellvertretung übernommen hat, hier vertreten wird, zu entlasten. Ich bitte die Herren, welche die Prüfung vorgenommen haben, Bericht an erstatten.

Herr Sökeland-Berlin:

Wir haben die Aufstellung geprüft und alles in bester Ordnung gefunden, wie es sich bei der muster-

haften Geschäftsführung unseres langjährigen Freundes Weismann ja auch gar nicht anders erwarten liess. Rechnungen und Belege stimmen mit der Anfertigung, die uns vorgelegt ist. Ich habe nur, zugleich im Namen der beiden übrigen Herren, zu beantragen, dem Herrn Schatzmeister die Entlastung zu ertheilen.

(Die Entlastung wird einstimmig genehmigt.)

Der Vorsitzende:

Wir wollen nur wünschen, dass der Herr Schatzmeister wieder zu Kräften kommen möge. Inzwischen hat der Vorstand Herrn Dr. Birkner (München, Alte Akademie, Neubauerstrasse 51) mit der Stellvertretung beauftragt. Die Geschäftsaufgaben ohne weitere Unterbrechung fortgeführt.

2. Wahl des Ortes und der Zeit für die XXXIII. allgemeine Versammlung 1901.

Der Vorsitzende:

Es wird zweckmässig sein, Ort und Zeit der Versammlung zuerst an bestimmen, da die Wahl des Versammlungsstandes einigermaassen von Zeit und Ort der Versammlung abhängig ist. In Bezug auf diesen Punkt will ich bemerken, dass schon längere Zeit hindurch — ich glaube, es ist schon auf der vorigen Versammlung mitgeteilt worden — Verhandlungen mit den Ortsvorständen in Metz stattgefunden haben. Sie wissen, wir waren schon einmal im Elsass, in Straßburg — ziemlich frühzeitig; wir waren die erste deutsche Gesellschaft, die nach dem Kriege nach Straßburg ging. Wir wurden von den dortigen Landesleuten freundlich aufgenommen, die Straßburger selbst bekennerten sich

nicht viel am ans. In Metz hat sich inzwischen eine mehr geordnete Verwaltung gestaltet, die den Deutschen nicht feindselig gegenübersteht, wie es damals in Straßburg der Fall war. Wir schlagen Ihnen also vor, für nächstes Jahr Metz als Ort der Versammlung zu acceptiren.

Herr Generalsecretär Professor Dr. Joh. Ranke-Mönchen:

Herr Bezirkspräsident Excellenz von Hammerstein in Metz, der gleichzeitig auch Vorsitzender der Gesellschaft für lothringische Geschichte- und Alterthumskunde ist, hat mich beauftragt, mitzutheilen, dass er einen Besuch der anthropologischen Gesellschaft in Metz (pro 1901) willkommen heisse. Die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde werde sich eine Ehre daraus machen, die örtlichen Vorbereitungen für die Versammlung zu übernehmen.

Gleichzeitig liegt ein sehr freundliches Schreiben des Herrn Bürgermeisters von Metz, Freiherrn von Kramer, vor, der ebenfalls seine Freude darüber Ausdruck gibt, dass unsere Gesellschaft Metz als Versammlungsort für das kommende Jahr in Aussicht genommen habe.

Die Wahl von Metz erfolgt einstimmig durch lebhaften Acclamation.

Der Vorsitzende:

Es ist ein ungewöhnliches Vorgehen, eine Gesellschaft mit der Localgeschäftsführung zu beauftragen. Wir brauchen eine Localgeschäftsführung, die uns verantwortlich ist. Ich habe Namens des Vorstandes vorschlagen, es in der Form zu machen, dass wir Herrn Präsidenten von Hammerstein ermächtigen, den Localgeschäftsführer zu bestellen. Eine Gesellschaft zu beauftragen, wäre etwas sehr Ungewöhnliches. Ich empfehle daher, Herrn von Hammerstein zu bevollmächtigen, den Geschäftsführer auszuwählen, und ihn zu bitten, aus seiner Zeit Nachricht zukommen zu lassen.

Was die Zeit anbelangt, so sind wir in diesem Jahre in Folge der Weltausstellung und der Naturforscherversammlung sehr spät zusammengetreten, es ist wohl nicht zu erwarten, dass wir im nächsten Jahre auch wieder so spät zusammenzutreten, wir werden uns wohl wieder an die Gewohnheit der früheren Jahre halten können, die Versammlung Anfangs August abzuhalten.

3. Feststellung des Etats pro 1900/1901, dazu Anträge Voss.

Der Generalsecretär:

Es ist für das nächste Jahr noch der Etat festzustellen. Dazu möchte ich der Gesellschaft einen Vorschlag unterbreiten. Die Anträge Voss werden einiges Geld erfordern; ich denke, dass es unsere Mittel erlauben, 200 Mk. dafür einzustellen.

Der Vorsitzende:

Wir können die Berathung der Anträge Voss mit der Etatsberathung verbinden. Es handelt sich nach dem Wunsche des Herrn Voss um zweierlei Arten von Specialcommissionen. Die eine sollte eine Commission mit einer Untercommission sein, um die Kartographie, die wir früher schon einmal in Angriff genommen hatten, wieder aufzunehmen; die andere für die Frage der alten Schifffahrt.

Wir haben darüber eine Besprechung im Vorstand bt. Zum Verständnisse will ich vorausschieben,

dass bald nach Gründung unserer Gesellschaft der Gedanke einer Kartographie unseres Landes für die Prähistorie in's Auge gefasst worden ist und dass damals nach allen Seiten hin Anregungen gegeben wurden. Für ganz Schlesien wurde ein solche Karte wirklich gemacht, an anderen Stellen sind wir nicht viel über die Vorbereitungen hinausgekommen. Unser verstorbener, sehr fleissiger Mitglied Wihl. Schwartz, anletzt Director des Cöllnischen Gymnasiums in Berlin, hatte sich der Sache in Posen angenommen und reiches Material für diese Provinz gesammelt, so dass man in der That an die Bearbeitung gehen konnte; dieses Material wurde seiner Zeit demjenigen Mitgliede übergeben, das der Gesellschaft gegenüber die Aufgabe übernommen hatte, die Karte herzustellen. Das war der verstorbene Professor Fraas, ein Mann, der durch seine geologischen Karten sich bekannt gemacht hatte. Als er indess an die Arbeit ging, fand er, dass das eine sehr unbehagliche Sache war, und substituirt einen anderen für sich, freilich unter seiner Verantwortung. Sein Vertreter war Herr von Tröllsch. Dieser hat auch eine Reihe von Arbeiten geliefert, und zwar für verschiedene Gegenden; z. B. für Baden, eine andere für Meklenburg, die er uns in einzelnen Generalversammlungen vorlegte. Es waren recht fleissig gearbeitete Karten. Sie waren nach demselben Principe angelegt, wie es für geologische Karten geschieht, dass man diejenigen Punkte, welche einen sicheren chronologischen Anhalt boten, für die Beurtheilung des Localverhaltes als grundlegend betrachtete, und die Umgebung desselben, so weit man nicht auf neue chronologisch wichtige Punkte sties, auf gleiche Weise colorirte. So hatte er auch die Prähistorie bearbeitet.

Das ergab aber ein so lautes und so wenig eindrucksvolles Bild, dass wir beschlossen, die Arbeit in dieser Weise nicht fortzusetzen; dass wir wuschten, sich die Sache Fraas ist inzwischen leider gestorben, und die Materialien, die ihm überliefert worden waren, sind nicht wieder zum Vorschein gekommen; ob sie noch existiren, weiss ich nicht. Die Aufgabe unseres Vorstandes wird es sein, noch einmal bei Herrn von Tröllsch anzufahren, ob er darüber Auskunft geben kann. Was die Kartographie der Mark Brandenburg betrifft, so hat die Stadt Berlin ein besonderes märkisches Museum gegründet, das alle möglichen Dinge aus der Provinz enthält, auch naturwissenschaftliche Sammlungen, und welches auch eine sehr merkwürdige märkische Abtheilung hat. Hier ist als Custos der bekannte Buchholtz angestellt, der eine Reihe von Jahren hindurch Specialmittheilungen über die prähistorischen Funde der Mark gemacht hat und in dessen Hand sich sehr werthvolles Material angesammelt hat, das wahrscheinlich für eine neue Karten-aufstellung viel verwendet werden können. Ferner sind für solche Arbeiten sehr fleissige Angestellte in West- und Ostpreussen gemacht worden, die natürlich durch neue Funde in manchen Stücken überholt worden ist; es wird also eine neue Arbeit gemacht werden müssen. In Ostpreussen hat Herr Bessenberger gleichfalls eine Reihe von Vortrægen geleistet. So ist es wahrscheinlich, dass noch in verschiedenen anderen Provinzen, Bezirken und Ländern etwas gemacht worden ist, so dass man sehr bald in den Besitz von Material kommen könnte.

Der Vorschlag des Herrn Voss geht sehr viel weiter; er wünscht eine Centralcommission und anseender Untercommissionen, welche das Material sammeln

sollen. Das ist ja ein sehr schöner Gedanke und theoretisch vortrefflich anzuhören, aber wir haben bei genauerer Betrachtung doch gefunden, dass es sehr zweifelhaft ist, ob man auf diesem Wege schneller vorwärts kommen würde; es ist daher im Vorstände erwogen worden, statt dieser Commissionen einmal den Versuch zu machen, in denjenigen Ländern und Territorien, für welche das Material vorhanden ist, um zu einer Karte verarbeitet zu werden, sofort einen Anfang zu machen in der Weise, dass Personen oder Gesellschaften, welche Material gesammelt haben, ersucht werden, dasselbe zur Verfügung zu stellen. Es würde sich nur darum handeln, einzelne solcher Punkte von vorne herein in Angriff zu nehmen und die Personen zu bezeichnen, welche die Sache in die Hand nehmen könnten. Wir würden auf diese Weise vielleicht dahin kommen, dass schon für den nächsten Congress einige solcher Karten hergestellt würden, die dann als Musterstücke für die übrigen dienen könnten und beitragen würden, den Eifer zu verstärken, um eine grössere Uebersicht herzustellen. Von Vorstände sind ausser den genannten Regionen einige Länder und Bezirke vorzugsweise in's Auge gefasst, wo wir glauben sicher zu sein, dass das sehr bald gemacht werden könnte. Derjenige Platz, der sich besonders eignen würde, ist Braunschweig. Da wir das Glück haben, Herr Andree persönlich unter uns zu sehen, so können wir ihm direct den Wunsch ausdrücken und ihn ersuchen, die Angelegenheit dort in Angriff zu nehmen. In Braunschweig ist Material gesammelt worden, Herr Andree ist einer der berühmtesten Kartographen, die wir im Augenblicke besitzen, und es würde nichts günstiger sein, als in dieser Form vorzugehen. Aehnlich wird die Saabe wohl in Mecklenburg liegen, wo die Vorarbeiten gleichfalls sehr weit gediehen sind. — Herr Baltz hat schon Proben davon geliefert. Es würde sich aber empfehlen, im Voraus einige übereinstimmende Gesichtspunkte festzustellen, z. B. für die Wahl der Farben und der Zeichen, ein Geschäft, das wohl vom Vorstände in die Hand genommen werden müsste. Für Westpreussen haben wir den Gedanken gehabt, dass Herr Lissauer vielleicht seine eigene Karte in der Richtung vervollständigen würde, wie es zum allgemeinen Gebrauche erforderlich ist. Weiter sind wir der Meinung gewesen, dass ein etwas wärmerer Anspruch an das märkische Museum in Berlin zu machen sein würde, dass es seine Kasten aufräumt und seine Bücher so weit ordnet, dass die Kartographie der Mark Brandenburg begonnen werden kann. Natürlich werden die Bestände des kgl. Museums für Völkerrunde in Berlin auch mit herangezogen werden müssen. Wir könnten so bis zur nächsten Generalversammlung vielleicht für vier wesentliche und wichtige Abtheilungen unseres Landes, Braunschweig, Westpreussen, die Mark Brandenburg und Mecklenburg, Karten haben; es würde für die Centralisation die einzige Aufgabe sein, die wohl am besten in den Händen des Vorstandes bleiben würde, eine Commission zu bilden, zunächst um festzustellen, welche Farben gewählt und welche Zeichen gebraucht werden sollen.

Herr Major a. D. Dr. Förstch-Halle:

Es ist den Herren vielleicht noch nicht bekannt, dass auch bei uns in Thüringen mit ganzem Ernst die Arbeit in Angriff genommen ist. Der hier anwesende Herr Dr. Flosschütz-Gotha, der auch der Commission angehört, würde Näheres sagen können über die Fort-

schritte in den thüringischen Staaten. Wir haben sechlich in der Sitzung zu Erfurt leider gefühlt, dass wir noch nicht so weit waren, wie wir zu sein wünschten, und haben daher festgesetzt, dass wir vor zwei Jahren nicht zum Abschluss kommen wollen. Wenn wir in Halle wieder freie Zeit haben, werden wir vor alle Dinge an den Theil herantreten, der unser Provincialmuseum betrifft.

Herr Dr. Brecht-Quedlinburg:

Ich kann das Gesagte dahin ergänzen, dass die historische Commission für Sachsen-Anhalt den ihr herausgegebenen Bandenkmler-Beschreibungen der einzelnen Kreise Kreiskarten im Maasstab von 1:100000 anfügt, die unter allen Umständen eine Uebersicht der in dem Kreise vorhandenen Bandenkmler liefern, wozu sich geeignete Kräfte finden, die aber auch zu geschichtlichen und vorgeschichtlichen Karten angebildet werden. Karten der lateralen Art sind nahezu fertig für die Kreise Acherseleben und Neubalderleben. Es ist hier, wie auf allen anderen Gebieten ihrer Wirksamkeit, der Grundsatz unserer historischen Commission ohne pedantische Befindungen fest begrannter Pläne zu Kräfte, wo wir sie finden, in Thätigkeit zu setzen, um die Ergebnisse der Arbeiten festzulegen.

Der Vorsitzende:

Wird etwa ein neuer Vorschlag in Bezug auf die Technik der Arbeit gemacht? Da dies nicht der Fall ist, so darf ich vielleicht annehmen, dass Sie mit dem Vorschlage des Vorstandes einverstanden sind? Es erfolgt kein Widerspruch, ich constatire die Einmütigkeit. Zugleich erkläre ich, dass es höchst erwünscht sein würde, wenn unsere Aufgabe durch recht zahlreiche Freiwillige unterstützt würde. —

Was die Frage der Schifffahrt anbelangt, so schien es uns nicht nothwendig zu sein, dafür eine Commission zu wählen, auch keine Localcommission. Das Berliner Museum, Herr Voss selbst und seine Assistenten, sehen sich der Sache an; es kann Alles dahin geschickt werden. Wenn irgendwo Objecte gefunden werden, welche für die Vorgeschichte der Schifffahrt wichtig erscheinen, so kommt es nur darauf an, zunächst Nachricht nach Berlin gelangen zu lassen. Wenn Sie einverstanden sind, würden wir das kgl. Museum in die Hand zu nehmen, und, wenn es gewünscht wird, ausserdem einen Aufwurf zur Unterhaltung (Fragebogen, s. unten) ergehen lassen. Zur Bestreitung der Kosten der Versendung wird wohl eine gewisse Summe zur Verfügung gestellt werden müssen. Ich möchte vorschlagen, vorläufig die runde Summe von 300 Mk. anzunehmen und den stellvertretenden Schatzmeister zu ersuchen, auf Requisition des Herrn Voss daraus Zahlungen zu leisten. Es erfolgt kein Widerspruch. (Fragebogen S. 125.)

Der Generalsecretär:

Etat für das nächste Jahr.

Den Etatsvoranschlag s. S. 92. Es bleiben 200 Mk. übrig für den Vorschlag des Herrn Voss. Für die kartographischen Arbeiten ist eine grössere Summe schon angesammelt worden; ich denke, es steht nichts im Wege, aus dieser Summe die etwa fehlenden Beträge bis zur Summe von 300 Mk. zu entnehmen.

Einer Anregung des Herrn Andree entsprechend wird auf eine event. mögliche Erparnis bezüglich des Correspondenzblattes thunlich Rücksicht genommen werden. (Der Etat wird einstimmig genehmigt.)

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXI. Jahrgang. Nr. 11. u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1900.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren. v. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXXI. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S.

vom 24. bis 27. September 1900.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

(Dritte Sitzung. Fortsetzung.)

Herr A. Voss legte der Versammlung den folgenden Fragebogen vor:

Fragebogen

zur Ermittlung und Beschreibung der noch im Gebrauch befindlichen oder ehemals gebräuchlichen Schiffsfahrzeuge einfachster Bauart und Einrichtung.

Vorbemerkungen.

Es ist über jeden Zweifel erhaben, dass das Schiff das älteste künstliche Transportmittel ist, dessen sich der Mensch zur Fortbewegung seiner Person oder seiner Habe bedient hat. Sicherlich ist die Schifffahrt im Binnenlande erfunden, wo die Benutzung des Wassers geringere Schwierigkeiten bot und sich ihm beim Uebersetzen an Flüssen von selbst aufdrängte.

Man wird anfangs vielleicht nur irgend ein Stück rohes Holz, sei es ein umgefallener Baumstamm oder ein abgebrochener grösserer Ast, die sich zufällig darboten, gelegentlich benützt haben, um dann nach der Erfindung der Axt und der Kunst des Baumfällens sich einen geeigneten Baumstamm auszuwählen und zuzurichten. Genügte ein Baum-

stamm nicht, so fügte man einen zweiten an und auf diese Weise entstand das Floss.

Einen bedeutenderen Fortschritt hezeichnet die Herrichtung eines ausgehöhlten Baumstammes, des sogenannten „Einbaumes“. Eine noch grössere Vervollkommnung bestand in der Zimmerung eines Fahrzeuges aus einzelnen Planken. Die Herstellung der Letzteren war mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, da unsere ältesten Vorfahren keine Sägen hatten, mit welchen sie die Baumstämme hätten zersägen können, sondern mit der Axt die Planken aus den Baumstämmen heraus-hauen mussten, bei welchem Verfahren wahrscheinlich ein Baumstamm nur immer eine einzige Planke ergab. In vereinzelt Fällen, wo es sich um kürzere Planken oder andere ähnliche Schiffsbau-

standtheile handelte, mag es möglich gewesen sein, durch Eintreiben von Keilen den Baumstamm in mehrere geeignete Stücke zu zerspalten.

Es ist klar, dass man bei dieser unvollkommenen Technik auf eine geeignete Holzart, welche man in der gewünschten Weise bearbeiten konnte, die grösste Rücksicht nehmen musste und ganz besonders darauf achten musste, ob die betreffende Holzart ein lockeres oder festes Gefüge hatte, ob sie leicht oder schwer war, also tragfähiger oder weniger tragfähig.

Die Holzplanken wurden nun bei der Herstellung der Schiffswandungen entweder stumpf aneinander gesetzt „Krawelbau“, oder sie wurden mit den Rändern durch Nieten, statt deren man ursprünglich wohl auch Baststricke anwandte, aneinander befestigt, welche Bauart man „Klinkerbau“ oder „geklinkter Bau“ nennt.

In manchen Gegenden half man sich damit, dass man statt des Holzes nur die Rinde der Baumstämme zur Herstellung von Böten benutzte, wie das die Bindencanoes der heutigen nordamerikanischen Indianer noch zeigen, oder dass man statt der Holzplanken getrocknete Häute verwandte, welche über hölzerne gebogene Stäbe gespannt wurden, wie wir dies an den sogenannten „Coracles“ der Irländer noch sehen.

Ausser von dem Material war man bei dem Schiffsbau hinsichtlich der Formgebung auch abhängig von den Eigenschaften des zu befahrenden Gewässers. Es war Rücksicht darauf zu nehmen, ob man flache oder tiefe, stillstehende, also ruhige, oder bewegte Gewässer, sanft fließende oder schneller strömende, oder gar stürzende Gewässer zu befahren hatte. Darnach richtete sich im Wesentlichen auch die Art der Fortbewegung und Lenkung des Fahrzeuges, so dass man je nach Bedürfniss die Fahrzeuge flach oder tief, breit oder schmal baute und sie fortbewegte durch Treibenlassen, „Staken“ (Stossen oder Schieben mit einer langen Stange), Rudern oder Segeln oder durch Ziehen mit Thier- oder Menschenkraft.

Es ist natürlich dabei nicht zu vergessen, dass auch der Zweck des Fahrzeuges von Einfluss war auf seine Bauart, ob es als Lastschiff, oder als Fischerfahrzeug, als Personen- oder Kriegsfahrzeug dienen sollte.

Wenn wir nun alle oben erwähnten Punkte in's Auge fassen, so können wir es uns leicht erklären, warum heute noch die Binnenfahrzeuge sowohl auf den Seen als den Flüssen unter sich eine so grosse Verschiedenheit zeigen, wenn uns auch wegen der bisher mangelhaft oder fast gar nicht bekannten Geschichte der Binnenschiffahrt für jede einzelne Erscheinung ein sicherer Grund fehlt.

Aber das sieht ein Jeder, der nur ein wenig mit diesen Dingen vertraut ist, dass z. B. das Rheinschiff eine ganz andere Bauart hat als das Weserschiff und das Eibschiff und dass letzteres sich wieder unterscheidet von dem Oder- und Weichelschiff, dass das Bodenseefahrzeug sich wesentlich unterscheidet von den Fahrzeugen des Oderhaffs u. s. w.

Diese Unterschiede zu studieren und in angemessener Weise festzulegen ist jetzt höchste Zeit, da die alten Typen verschwinden, weil vollkommener und zweckmässiger, wohl gar aus Eisen gebaute an ihre Stelle treten und von ihren Eigenschaften bald kaum noch eine sichere Kunde zu erlangen sein wird.

Es ergibt nun die Bitte an Alle, welche in der Lage sind, primitive Fahrzeuge nachzuweisen, sich des beigefügten Fragebogens bedienen mit die betreffenden Stellen mit den einschlägigen Notizen versehen zu wollen. A. Voss.

Die Beantwortung folgender Fragen wird erbeten.

Die betreffenden Maasse sind neben den einzelnen Theilen anzugeben.

I. Vorkommen.

1. Staat
2. Provinz
3. Kreis
4. Ort
5. Gewässer (See, Fluss)

II. Schiffsform.

1. Einbaum (ausgehöhlter Baumstamm)?
2. Plankenboot?

a) Vordertheil (Bug).

aa) Seitenansicht:

α) horizontal β) gebogen (hochgeh.)



bb) Draufsicht: α) gerade

aa) ββ)



β) winkelig

αα) stumpf-winkelig ββ) recht-winkelig γγ) spitz-winkelig



γ) rund δ) scharf ε) hauchig



b) Vordersteven.

a) gerade
αα) schräg nach oben gehend ββ) senkrecht



β) gekrümmt
αα) nach innen (concav) ββ) nach aussen (convex)



e) Hintertheil (Heck). Die in Betracht kommenden Formen sind dieselben, wie alle des Vordertheils (Bugs).

aa) Seitenansicht:

a) horizontal
β) hochgehend (gehoben)

hb) Draufsicht:

a) gerade
β) winkelig
αα) stumpfwinkelig
ββ) rechtwinkelig
γγ) spitzwinkelig

γ) rund
δ) scharf
ε) hauchig

d) Hintersteven:

a) gerade
αα) schräg nach oben gehend
ββ) senkrecht
β) gekrümmt
αα) nach innen (concav)
ββ) nach aussen (convex)

e) Schiffsboden:

a) horizontal (eben) β) rund γ) scharf



δ) mit Kiel ε) ohne Kiel

f) Schiffswand:

α) senkrecht β) schräg γ) schräg
n. aussen n. innen



δ) winkelig ε) hauchig



g) Bauart:

a) Einhaum

αα) ohne erhöhte Seitenwand
ββ) mit erhöhter Seitenwand

β) Plankenboot

αα) mit glatter Wand, wobei die Planken stumpf aufeinander gesetzt sind (Krawelhan)

ββ) Klinkerbau, wobei die Ränder der Planken dachziegelförmig übereinandergehen und durch Niete miteinander fest verbunden sind

γγ) Zahl der Plankengänge (der vom Kiel anwärts übereinander befestigten Plankenreihen)

δδ) sind Holz- oder Metallniete oder Stricke verwendet?

εε) welche Form haben die Niete?

b) Innenbau:

α) hat das Fahrzeug Querwände („Schotten“)?

αα) halbe, bis zur halben Höhe der Wand

ββ) ganze, bis zum oberen Rande der Wand

αα) ββ)

γγ) wie viele von jeder Art?

β) hat es Spanten (Rippen)?
wie viele und wie weit von einander entfernt?

γ) hat es Sitzbänke („Deckten“)?
wie viele und wie weit von einander entfernt?

i) Hat das Boot a) einen ringsherum laufenden Dollbord oder

β) nur Verstärkungsklötze für die Dollen?

γ) Zahl der Dollen (Widerlager für die Ruder)

k) Ist das Boot a) ganz offen?

β) theilweise gedeckt?

- aa) vorne?
 ββ) hinten?
 γγ) in der Mitte?
 γ) ganz mit Verdeck versehen?

III. Fortbewegung durch:

- a) Zug von Menschen oder Thieren
 b) Stossen oder Schieben mit Riemen oder Stangen („Staaken“)
 c) Rudern
 d) Segeln

IV. Steuerung. Wie wird das Boot gesteuert?

- a) mit Ruder („Steuer“)?
 α) wie ist es am Schiffshintertheil befestigt?
 β) ist die Ruderpinne übergestreift?
 γ) durch den Ruderkopf gesteckt?



- b) mit Seitenruder am Steuerbord?
 α) wie ist dies befestigt?
 β) welche Form hat es?
 c) wird das Boot mit einem Riemen gesteuert?
 in welcher Weise?
 d) ist es mit einem Schwert versehen?
 α) auf einer Seite?
 β) auf beiden Seiten?
 γ) in der Mitte?
 δ) sind die Schwerte fest mit der Schiffswand verbunden?

V. Takelung.

- a) Zahl der Masten
 b) Benennung der Masten
 c) Stellung der Masten, senkrecht oder geneigt
 d) haben sie Wanten?
 e) sind Bugspriet und
 f) Klüverhanm vorhanden?
 g) Zahl und Benennung der Segel:
 α) sind es Raasegel oder
 β) Sprietsegel?
 γ) Seitensegel mit Giek und Gaffel?
 δ) Lateinische Segel, dreieckig mit schräger Raase?
 ε) wie viel Focksegel sind vorhanden?

Der ausgefüllte Fragebogen ist zu senden:

An
 Universitäts-Professor **Dr. J. Ranko**
 Generalsecretär der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
 München, Brienerstrasse 25

oder

Geh. Regierungsrath **Dr. Voss**
 Director am kgl. Museum für Völkerkunde

Berlin SW., Königgrätzerstrasse 120.

- ζ) werden Toppsegel geführt?
 η) welche Form haben die einzelnen Segel?
 θ) wie ist ihre Benennung?

(Um Skizzirung der Form der Segel wird gebeten.)

VI. Benennung des Fahrzeuges und seiner einzelnen Theile im Dialekt (volkstüml. Benennung).

VII. Zweck und Benutzungsweise des Fahrzeuges.

- a) zum Transport von Personen?
 b) welcher Güter?
 c) zum Fischen?

VIII. Seit wann ist diese Schiffsform am Orte gebräuchlich?

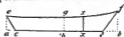
IX. Wie weit ist sie verbreitet?

X. Durch won ist sie in der Gegend eingeführt?

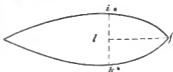
XI. Welche Fahrzeuge waren früher im Orte oder in der Gegend gebräuchlich?

(Zur Beschreibung der letzteren nach obigen Schema wird auf Verlangen gern ein zweites Exemplar dieses Fragebogens verahfolgt.)

XII. Die Abmessungen des Fahrzeuges in seinen hauptsächlichsten Theilen betragen:



- a) grösste Länge (a—b)
 b) Kiellänge (c—d)
 c) Höhe des Vordertheils (d—f)
 d) Höhe des Hintertheils (a—e)
 e) Höhe im niedrigsten Theile des Rumpfes (g—h)



- f) grösste Breite (i—k)
 g) Entfernung der grössten Breite am vordersten Punkte des Bootes (l—f)

4. Wahl der Vorstandschaft.

Der Vorsitzende:

Ich bitte, einen Vorschlag zu machen zur Wahl der Vorstandschaft. Es handelt sich nur um die eigentlichen Vorsitzenden; zwei Mitglieder des Vorstandes sind auf längere Zeit gewählt, der Schatzmeister und der Generalsecretär.

Herr Sökeland-Berlin:

Ich spreche wohl in Ihrer aller Namen, wenn ich vorschlage, den bisherigen Vorstand wieder zu wählen; da aber bisher ein Wechsel im Voritze üblich gewesen ist, möchte ich vorschlagen, Herrn Geheimrath Waldeyer als Vorsitzenden, die Herren von Andrian und Geheimrath Virchow als Stellvertreter zu wählen.

Der Vorsitzende:

Ich habe immer die Ansicht vertreten, es sei nützlich, einen starken Wechsel im Voritze stattfinden zu lassen, um eine größere Zahl von Personen für unsere Arbeiten zu interessieren.

Als Vorsitzender ist vorgeschlagen Herr Waldeyer. Wenn kein Widerspruch erfolgt, so nehme ich an, dass er gewählt ist. Es erfolgt kein Widerspruch, Herr Waldeyer ist zum Vorsitzenden gewählt. Dann sind vorgeschlagen Herr von Andrian und ich selbst als Stellvertreter. Was mich betrifft, so würde ich eigentlich sehr wünschen, dass Sie mir die sehr notwendige Zeit zum Arbeiten nicht verkürzen wollten. Ich stehe Ihnen ja immer zur Verfügung, wie Sie wissen, aber es häufen sich die Anträge an, die ich nicht sehr, und diesmal ist es mir sehr sauer geworden, überhaupt hierher zu kommen. Wenn Sie einen anderen Vorschlag machen könnten, würde es mir persönlich sehr angenehm sein.

Wenn das nicht der Fall ist und wenn kein Widerspruch erfolgt, so darf ich annehmen, dass Sie den Vorstand in der Art constituiren wollen, wie Herr Sökeland vorgeschlagen hat.

Wissenschaftliche Vorträge.

(Fortsetzung.)

Herr R. Virchow:

Der Fund einer mit geschlagenen Feuersteinen gefüllten Meerzmuschel bei Braunschweig.

Ich bitte, zu gestatten, dass ich ein kleines Einschielbeil mache, für das ich anfülliger Weise das Material hier habe. Es handelt sich um einen Fund, der vor kurzer Zeit in nächster Nähe der Stadt Braunschweig gemacht ist und der zu den merkwürdigsten gehört, die mir vorgekommen sind. Ich habe in Folge dessen auch dem Pariser internationalen prähistorischen Congress, von dem ich eben zurückkehre, von diesem Funde Kenntnis geben und allgemeines Erstaunen dadurch hervorgerufen. Ich denke, Sie werden mit Vergnügen sehen, wie Braunschweig auf dem Wege der Entdeckungen immer weiter geht.

In der Nähe der Stadt liegt ein Hügellücken, der aus einer Kette kleiner Berge hervortritt, der Oesel. Auf dieser Kette ist allerlei Material von geschlagenem Feuerstein in grösserer Menge gefunden worden. Diejenigen von Ihnen, die mit bei unserer Versammlung in Braunschweig waren, haben Gelegenheit gehabt, schon damals zu sehen, welche riesigen Quantitäten von geschlagenem Feuerstein in der nächsten Umgebung von Braunschweig gesammelt sind. Sie sehen auf der vor-

liegenden Tafel vom Oesel die langen Sprengflächen, welche, wenn man ihren Querschnitt betrachtet, eine trapezoidale Form darbieten; das ist als das beste Zeichen einer künstlichen Erzeugung zu betrachten; wenn wir weiter die mit kleineren und grösseren sägeförmigen Ausbrühen versehenen Ränder vor uns haben, so pligen wir keine weiteren Schwierigkeiten für die Deutung zu machen. Die untere Fläche solcher Stücke ist ganz platt; das sind die sogenannten Messer, — eine sonderbare Schwärmerlei, das Messer zu nennen, aber ich will ihr nicht entgegenreden. Dann gibt es andere Geräte, z. B. Instrumente zum Schaben, mit denen man die Hante auf der inneren Seite vom Fette befreite, sie abschabte und reinigte; ferner zuspitzte Stücke (Bohrer) u. s. w. Diese Geräte liegen verstreut auf der Oberfläche des Berges in grösserer Zahl. Dr. Hahn, ein sehr feinsiger Sammler, der diese Oertlichkeiten wiederholt besucht hat, kam eines Tages dahin, als etwas mehr gefunden war. Er liess alsbald eine oberflächliche Grabung machen und kam damit ohne Weiteres mitten unter diesen Einlagerungen auf eine grosse Muschel, eine ganz ungewöhnlich grosse und ungewöhnlich gestaltete Muschel, ein Tritonium, von der sich herausstellte, dass sie keine europäische Muschel sein konnte; sie muss nach dem Urtheil der Zoologen und Geologen aus einem südlichen Meere, wahrscheinlich dem rothen Meere oder dem indischen Ocean, herkommen. Die Schale bildet einen spiralförmig gedrehten Trichter mit fehlender Spitze. Diese ist aber nicht abgebrochen, sondern glatt abgetrennt. Die Sachkener haben die Ueberzeugung ausgesprochen, dass es sich nicht um ein fossiles Stück handelt; es ist vielmehr allgemein als ein recentes anerkannt worden. Der berühmte Sir John Evans, der in Paris war, erklärte, es sei gar nicht daran zu denken, dass es ein fossiles Stück sei. Dasselbe muss also nach Braunschweig gebracht sein; es handelt sich um ein Importstück. Man ist jetzt so commercieell gesinnt, dass man sich nicht mehr vorstellen kann, dass Jemand ohne Handel so etwas herzubringen könnte. In unserem Falle kommt eine absonderliche Eigenthümlichkeit dazu, die niemals früher beobachtet worden ist, die nämlich, dass die Muschel mit Erde ausgefüllt war und in dieser Erde geschlagene Feuersteine enthalten waren, und zwar vorzugsweise in zwei Zonen: in der Spitze und in dem Fussende. Ich habe die Muschel kurzweg ein Portemonnaie genannt, da es wertvolle Stücke enthält; die Frage, ob es ein Depot war oder was sonst, mag offen bleiben, aber der Fund ist sofern von Wichtigkeit, als damit die Zeit ungefähr bestimmt wird, in welcher diese Muschel hereinkam. Herr Hahn glaubt sich überzeugt zu haben, dass alle Feuersteinstücke in der Muschel von demselben Knollen abgebrochen worden sind; das würde für sich allein schon von grossem Interesse sein. Die Hauptfrage ist aber, wie kann die Muschel da hineingekommen sein? In dieser Beziehung will ich bemerken, dass schon eine Reihe von solchen Conchylien an verschiedenen Stellen so Tage gekommen ist, die auch auf einer Ursprung aus südlichen Meeren hinweisen und die daher schon immer auf einen wirklichen Import gedeutet worden sind. Dieser Import hat sich, wie es scheint, auf verschiedenen Wegen vollzogen. In dieser Beziehung hat die prähistorische Forschung hauptsächlich zwei Richtungen ergeben. Die eine, welche sich um adriatischen Meere her durch Ungarn und Mähren bis zu uns hinüberreckt, und auf der es mir gelangen ist, eine Reihe von Spezialfundplätzen zu ermitteln. Die früher bekannten Fundplätze waren allerdings niemals mit so

vollständigen Muscheln ausgestattet, sondern es handelte sich meistens theilweise um Artefakte, die aus Muschelschalen hergestellt waren, z. B. um Arminge aus südlichen Meeresmuscheln mit sehr dicken und starken Schalen, wie sie bei uns überhaupt nicht vorkommen. Das waren die früheren Funde; zu diesen werden immer wieder neue Objecte bekannt, und ich kann hervorheben, dass wir endlich mit solchen Conchylienfunden bis ziemlich weit nördlich gekommen sind, bis in das Herzogthum Lauenburg. — Es ist das auch ein Gegenstand, der einmal auf einer Karte dargestellt werden sollte, und zwar ausmehr, als es noch eine zweite Region gibt, in welcher derartige Funde gemacht wurden. Das sind die Riviera und die Höhen, welche in der Gegend von Mentone sich vorfinden. Merkwürdig ist dabei gerade die Art, die hier vertreten ist, die Zoologen nennen diese Muschel Tritonium; sie ist auch an der Riviera unter prähistorischen Gegenständen gefunden worden.

Ich war sehr überrascht, als ich neulich im naturhistorischen Museum in Cassel plötzlich eine kolossale südliche Muschel vor mir sah, und sofort wurde ich auf eine zweite Muschel daselbst verwiesen. Beide sind mit schönen, weit ausgelegten, krassem, gefalteten Rändern ausgestattet; sie haben aber nichts, was auf eine künstliche Bearbeitung hinweist, es sind einfache, natürliche Muscheln; man sieht von Weitem schon, es muss *Tridacna gigas* sein. Professor Lea's lieferte mir einen literarischen Nachweis, aus welchem hervorgeht, unter welchen sonderbaren Umständen diese beiden Stücke gefunden sind: ein Werk von Peter Wolfart „*Historia naturalis Hassiae inferioris*“ von 1719. Darin befindet sich eine Abbildung, zu der es heisst:

„Nr. 1: Zwey grosse Ost-Indische Austern-Schalen, die erste wieget 124, die andere 158 Pfund Civil-Gewicht, und ist zum wenigsten eine davon bey dem Dorfe Altes-Baum von Ihrer hochfürstl. Durchl. meinem gnädigsten Fürsten und Herrn (Landgraf Carl) selbst, frisch aus der Erde gegraben, vor einigen Jahren unterthänigst überreicht worden, wo die andere aber in unserm Hesse gelegen, wissen Ihre hochfürstl. Durchl. ebenso eigenlich nicht mehr, bekräftigen indessen gütlich, dass sie ihnen ebener Massen vor gegraben zu Händen gekommen, welches hohe Zeugnis dann in tiefer Unterthänigkeit mir vor allen gelten lasse.“

Herr Chr. Schenk theilt in seiner Beschreibung Cassels (von 1767) mit:

„Zwey grosse ostindische Austernschalen, welche genau aneinander passen, Chamaemontanae sive Noachinae (Vader Noachschalen), die in der Gegend des Dorfs Altenbaum gefunden worden etc. etc.“

Es ist aber nachher direct nachgewiesen worden, dass sie nicht auf einander passen; es ist kein Zweifel, dass es zwei verschiedenen Thieren angehört. Mehr weiss man nicht darüber. Wie mir scheint, kann füglich kein anderer Modus gedacht werden, als dass zu einer Zeit, wo ein lebhafter Verkehr und zwar durch grössere Schiffe stattfand, diese Dinge nach Europa gebracht worden sind; ein solcher Verkehr hat aber stattgefunden, bald nachdem die Holländer die Schifffahrt nach dem südlichen Meere aufnahmen. Wir haben eine ganze Reihe von Zeugnissen darüber, dass holländische Seefahrer grössere Naturproducte, ausgezeichnete Stücke, nach Europa brachten. Es ist dieselbe Periode, aus der auch unsern botanischen Gärten einige Arten von Pflanzen heutzutage, die von Moritz von Nassau eingeführt worden sind. Vorläufig kann ich daher meine Meinung dahin aussprechen, dass es sich bei den *Tridacna* um einen Import handelt, der durch holländische Schiffe vermittelt

wurde. Immerhin wollte ich Ihnen den Fall mittheilen, da er ein sehr charakteristisches Beispiel dafür ist, in welche Verlegenheit jemand kommen kann, der aus dem Funde solcher stöckle Schlüsse in Bezug auf die Handelswege und ihre Zeit macht.

Ich will nur noch bemerken, dass in dem ganz nahe gelegenen Anhalt, in der Nähe von Bernburg und von dem grossen Hügel Spitzenhoch von Klopffleisch vor einigen Jahren ein neolithisches Grab ausgegraben wurde. Ich war dabei auch habe gesehen, wie es zu Tage trat. Bei Bernburg selbst kamen später Arminge aus Platten herans, die aus der Schale grosser Muscheln des indischen Meeres gearbeitet waren; ich habe den Nachweis geliefert, dass sie gleichfalls prähistorisch waren. Soviel für heute. Es wird von Braunschweig aus dafür gesorgt werden, dass die dortige Fundstelle weiter verfolgt wird.

Herr Dr. med. Schmid-Monnard:

Ueber den Werth von Körparmassen zur Benrthelung des Körperzustandes von Kindern.

Man hat gewisse Regeln aufgestellt, nach dens bei gefunden Individuen die Körpermaasse in einen ganz bestimmten und festen Verhältnisse zu einander stehen. So der Brustumfang zum Kopfumfang, der Körperumfang zur halben Körperlänge, der Körpergewicht zur ganzen Körperlänge. Abweichungen von diesen Normen werden als Zeichen krankhafter körperlicher Entwicklung oder als Verdachtgrund auf Krankheiten betrachtet. In der That aber gibt es eine ganze Anzahl Abweichungen von diesen sogenannten Regeln, ohne dass die betreffenden Individuen als krankhaft oder körperlich abnorm anzusehen sind. Solche Abweichungen in den Wachstumszahlen sind nach den gemachten Beobachtungen begründet in den verschiedenen Lebensverhältnissen innerhalb ein und derselben Bevölkerung, sowie in der Abstammung von verschiedenen Volkstämmen. Man kann daher meinen Erachtens nicht ein Gesetz aufstellen, dessen Zahlen für alle verschiedene Bevölkerungsglassen und Volkstämme auch nur in Deutschland gelten, sondern jeder Stand und jeder Landestheil hat seine Besonderheiten im Wachstum seiner Angehörigen. Die von uns beobachteten Wachstumsverhältnisse weichen von den bekannten Regeln nicht wesentlich ab. Ich wiederhole hier kurz einige Angaben, die ich früher veröffentlicht habe (Verh. d. Ges. f. Kinderheilk. 1891 n. 1893, da dieselben als Belege zu meinen oben aufgestellten Behauptungen dienen. Nach denselben findet sich bei dem Werth für den Brustumfang bei den Frankfurter Handwerkerkindern wesentlich geringer als die Werthe von Uffelmann in dem 9. Monat angegebene Werth von 44 cm wird in Frankfurt erst im 16. Monat erreicht, und hinter den von Uffelmann angegeben 54 cm im 21. Monat sind die Frankfurter Kinder noch 9 Monate später mit nahezu 7 cm im Rückstande. Und doch sind dieses alles Kinder, welche gestellt werden sind und gesund entwickelten, also als normal für die dortige Bevölkerung angesehen werden können.

Das Verhältniss des Brustumfanges zum Kopfumfang ist bei den Frankfurter Kindern ein anderes als nach Fröbels-Petersburg und Lihavik-Wien (eiltirt bei Uffelmann; vergl. auch E. Vierordt, Die Physiologie des Kindesalters, Bd. 1, 1877) war

schenswerth wäre. Darnach hat bei kräftigen Kindern die Brust, welche bei der Geburt kleiner ist als der Kopf, dessen Umfang im 21. Monat mit 54 cm erreicht. In Frankfurt tritt dies bei den Mädchen erst im 30. Monat ein, während es bei den Knaben zur selben Zeit noch nicht der Fall ist.

Für das Verhältnis von Brustumfang zu halber Körperlänge gilt als Regel, dass bei gesunden Neugeborenen die halbe Körperlänge um 9 bis 10 cm vom Brustumfang übertroffen werden soll. Bei den normal wachsenden Frankfurter Kindern beträgt der Unterschied bei Neugeborenen nur 6,7 cm bei Knaben, 6,4 cm bei Mädchen. Auch nach der neuesten Angabe des Lehrbuches für Kinderheilkunde von Bendix gilt dies Maß als Zeichen eines ungünstigen Verhältnisses.

Bei den älteren Kindern gibt es normal, dass das Uebergewicht der Brust vom 3. Jahre allmählich abnimmt, so dass im 10. Lebensjahre der Brustumfang $4\frac{1}{2}$ cm größer ist als die halbe Körperlänge und im 15. Jahre Brustumfang und halbe Körperlänge einander gleich sind (vergl. Erismann, Unters. üb. d. körp. Entwickel. d. Fabrikarbeiter in Centralrussland, 1889). In der Praxis aber sieht man Kinder, bei denen Brust und halbe Körperlänge einander vorschrittweise gleich sind und bei denen doch die Ergiebigkeit der Einathmung eine so geringe ist, dass dieselben als höchst schwächlich und krankheit-gefährdet zu betrachten sind. Andererseits findet man eine Reihe von Kindern, deren Brustumfang 9, 12, ja 14 cm unter der halben Körperlänge ist und deren Einathmungsgrösse doch so ausgiebig ist, dass sie die Einathmungsgrösse ihrer Altersgenossen übertrifft.

Beispiele:

a) Brust sehr viel kleiner als halbe Körperlänge, reichliche inspiratorische Erweiterung:

12jähr. Mädchen: Brustumfang — 14 cm, inspir. Erweiterung 3 cm gegen 2,8 der Altersgenossen;

13jähr. Mädchen: Brustumfang — 9 cm, inspir. Erweiterung 4,5 cm gegen 3,1 der Altersgenossen;

10jähr. Knabe: Brustumfang — 9,8 cm, inspir. Erweiterung 4 cm gegen 2,3 der Altersgenossen.

Alle drei Kinder von normaler Körperlänge.

b) Brust nahezu gleich der halben Körperlänge, ungenügende Leistung der Einathmung:

10jähr. Knabe: Brustumfang — 0,6 cm, inspir. Erweiterung 1,5 cm statt der normalen 3,53;

12jähr. Knabe: Brustumfang — 2 cm, inspir. Erweiterung 1,5 cm statt der normalen 3,7;

10jähr. Mädchen: Brustumfang — 0,5 cm, inspir. Erweiterung 2,0 cm statt der normalen 2,4;

12jähr. Mädchen: Brustumfang — 2 cm, inspir. Erweiterung 2 cm statt der normalen 2,6.

Es erscheint also das Verhältnis von Brust zu halber Körperlänge allein genommen, nicht bei allen Kindern hinreichend zur Beurtheilung, eher wäre ein solcher Vergleich statthaft zwischen solchen Kindern, welche gleiches Körpergewicht haben. Viel wichtiger ist jenes Verhältnis erscheint zur Beurtheilung der Gesundheit des Individuums die Grösse der inspiratorischen Erweiterung, d. h. des Unterschiedes des Brustumfanges in Rubelstellung und bei tiefster Einathmung. Auf Grund neuerer eigener Untersuchungen berichte ich nunmehr über das gesetzmässige Verhältnis von Körperlänge und Körpergewicht bei Halle'schen Kindern. Meine Angaben beruhen auf Wägungen und Messungen von über 2000 Kindern vor der

Schulzeit, 500 Volksschüler im Alter von 6—9 Jahren, 1700 Mittelschülern im Alter von 6—14 Jahren und 1000 Feriencolonisten im Alter von 8—14 Jahren, die zu nahezu gleichen Theilen aus Knaben und Mädchen bestanden. Bei den kleineren Kindern wurde nach gewogen und gemessen, bei den grösseren in einer grossen Anzahl der Fälle das Durchschnittskörpergewicht, sowie die Höhe des Schubwerkes bestimmt und in Abrechnung gebracht zur Berechnung des Nacktpflichtes und der absoluten Länge. Nach unseren Untersuchungen an etwa 100 Kindern sind bei Längemaassangaben für Schuhwerk nähesten im Durchschnitt bei Kindern

unter 110 cm Länge	1 cm,
bei 110—119 "	1 $\frac{1}{4}$ "
" 120—129 "	2 $\frac{1}{4}$ "
" 140 u. mehr "	3 "

Das Kleidergewicht beträgt bei

3—6jähr. Mädchen $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{15}$ des Körpergewichtes, meist $\frac{1}{10}$ = 70 g;

3—6jähr. Knaben $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{15}$ des Körpergewichtes, meist $\frac{1}{10}$ = 60 g;

6—14jähr. Mädchen $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{15}$ des Körpergewichtes, meist $\frac{1}{10}$ = 75 g;

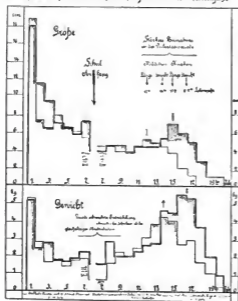
6—14jähr. Knaben $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{15}$ des Körpergewichtes, meist $\frac{1}{10}$ = 80 g.

Von Unterkleidern bei Colonisten wiegen Strümpfe und Hemd der Knaben durchschnittlich 300 gr, Strümpfe, Rock und Hemd der Mädchen durchschnittlich 500 gr. Schuhwerk ist zu berechnen für unter 6jährige auf durchschnittlich 200 gr, für ältere Kinder Halbschuh ca. $\frac{1}{2}$ kg, grössere Siefel = $\frac{2}{3}$ kg. Diese Zahlen gelten nur bei Durchschnittsrechnungen mit vielen Kindern. Ich komme nun zum Thema zurück. Es wird gesagt, dass Körperlänge und Körpergewicht in einem ganz bestimmten Verhältnisse stehen, unabhängig von dem Alter des Individuums. Percy Boulton (Brit. med. Journal 1876, ref. in Arch. für Anthropol.) sprach das Gesetz aus, dass wenn das Körpergewicht der wirklich erlangten Körpergrösse entspreche, so dürfe man in der etwaigen Kleinheit nichts Pathologisches finden. Percy Boulton gab dabei Zahlen, welche eine regelmässig fortschreitende Zunahme des Körpergewichtes entsprechend der zunehmenden Länge anwiesen. Belege fehlen in dem erwähnten Aufsätze. Dem gegenüber hat Livi in seinem grossen italienischen Materiale (*l'indice ponderale o rapporto tra la statura e il peso*, 1898) nachgewiesen, dass das Verhältnis zwischen Länge und Körpergewicht nicht gleichmässig zunehme, sondern wechsele je nach dem Alter und der Grösse. Mit index ponderalis bezeichnete Livi die Verhältnisszahl, welche sich ergibt aus der Division der Körperlänge in die dritte Wurzel der zugehörigen Gewichtszahl. Diese Verhältnisszahl verändert sich nach Alter und Grösse, sie ist am grössten bei Neugeborenen; sie geht herunter, d. h. die Gewichtszunahme für je einen Centimeter Körperlänge weisen geringere Zunahme auf, als in früheren Jahren bis zum Beginne der Pubertätsperiode, dann wird der Index wieder grösser bis zum vollendeten Wachstum im 20. Lebensjahre. Obwohl Livi sehr viel genaues Belegmaterial für die von ihm aufgestellten Wachstumsregeln gibt, habe ich doch bei dem Widerstreite der Meinungen an dem mir zur Verfügung stehenden Materiale von über 5000 Messungen und Wägungen nachgerechnet, in welcher Weise die Gewichtszunahme der Längenzunahme entspricht. Darnach erscheint Percy Boultons Gesetz, wenn man es allgemein nimmt, richtig. Man kann mit Percy

Boniton sagen, dass verschiedenen Körperlängen bei normalen Kindern ganz bestimmte Gewichtsmengen entsprechen. Die gleichmäßig wachsenden Gewichtszahlen Percy Boniltons aber sind anrichtig, denn er berücksichtigt nicht, dass Zunahme von Länge und Gewicht bei wachsenden Individuen, also bis zum etwa 20. Lebensjahre hin, periodenweise vor sich gehen, dass zu gewissen Zeiten die Kinder mehr an Länge zunehmen, und erst an späteren Zeiten mehr an Gewicht. In Folge davon wachsen die Gewichtsmengen, welche auf je einen Centimeter kommen, nicht gleichmäßig wie in den Angaben von Percy Bonilton, sondern die Höhe der Gewichtsmenge steigt deutlich die physiologischen Schwankungen, welche bereits von Axel-Key für die schwedische Jugend nachgewiesen worden

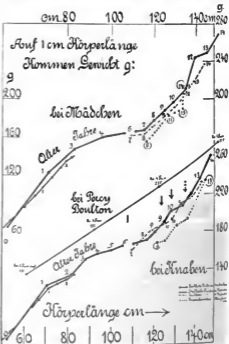
Stärkste Zunahme der Körperhöhe und gewichtsmässige Zunahme der Körperhöhe auf einen Centimeter

Jährliche Schwankung von Grösse und Stoff von 17- bis 21 1/2 Lebensjahre



(Die Pubertätsentwicklung — der Schuljugend, 1890) und welche ich Ihnen hier auf der Tafel an verschiedenen Bevölkerungsclassen von Halle vorführe (Bürgerschulkinder von Beamten, besseren Handwerker und kleinen Kaufleuten, Volksschulkinder meist von Arbeitern und Familien in geringer Lebenslage, Feriencolisten meist aus den Schichten der ärmsten Bevölkerung). Dass diese periodenhaften Schwankungen kein Zufall sind, steigt sich, wenn man sie vergleicht mit den Angaben von Axel-Key für die schwedische Jugend, von Kotelmann für die Hamburger Gymnasisten (Die Körperverhältnisse der Gelehrtenschüler des Johanneums zu Hamburg, 1879), von Schmidt für die Saaßfelder Bergmannskinder (Die Körpergrösse und das Gewicht der Schulkinder des Kreises Saaßfeld, Arch.

für Anthropol. Bd. 21, 1892/93), von Hesse für die Golliser Bürger- und Volksschüler (Beiträge z. Gesch. u. Statistik d. Volksschulwesens von Gollis, 1891), von Daffner für Münschener Cadetten (Ueber Grösse, Gewicht etc. beim männlichen Individuum vom 13. bis 22. Lebensjahre, 1895/86), und wenn man deren Wachstumszahlen als Curven darstellt. Die Linien werden hier aber nicht gezeichnet, um die graphische Darstellung nicht unklar zu machen. Es möge die Angabe genügen, dass die Wachstumscurven der erwänten Kinder, auf Nachgewicht berechnet, mit den Halle'schen hier gegebenen Curven fast vollkommen parallel laufen. Zum Vergleiche sind hier nur dargestellt die Wachstumscurven der Saaßfelder Schulkinder und der



von mir untersuchten Frankfurter Kinder bis zum Alter von 2 1/2 Jahren. Man sieht auf der graphischen Darstellung, wie die Wachstumscurven der verschiedenen Kindersgruppen genau einander gleichlaufende periodische Schwankungen zeigen. Die Curven der Gewichtsmengen, welche auf je einen Centimeter der Körperlänge kommen, steigen in den ersten Lebensjahre steil an. Mit dem sechsten Lebensjahre beginnen die Curven mehr horizontal an verlaufen, es tritt eine deutlich geringere Gewichtszunahme ein. Erst gegen die Pubertätszeit hin steigen die Curven wieder steil an, es wächst die auf jeden Centimeter Körperlänge entfallende Gewichtsmenge in höherem Masse. Diese Schwankungen erscheinen wegen ihres durchweg gleichmässigen Auftretens in allen Beobachtungsresultate als

gesetzmäßige. Einige Besonderheiten treten aber an den Wachstumscurven derjenigen Kinder hervor, welche in weniger günstigen inneren Verhältnissen leben, als ihre Altersgenossen. Bei diesen ist die Periode der geringeren Gewichtszunahme zeitlich verlängert, ferner ist die absolute Gewichtszunahme geringer als bei den wohlhabenderen (bei Mädchen um 7–10%, bei Knaben um 7–9%). Endlich wird von ihnen eine bestimmte Körperlänge und das derselben entsprechende Gewicht erst in verhältnismäßig späteren Lebensjahren erreicht. Die Unterschiede gegenüber den Bessersituirten betragen bis zu zwei Jahren. So gelangen zu einer Gewichtszunahme von 211 gr pro Centimeter die Halle'schen Bürgerschüler im 11. Jahre, die Saalfelder Bergmannskinder im 12. Jahre und die ärmeren Halle'schen Volksschüler erst im 13. Jahre. Die Zeit der verminderten Zunahme des Körpergewichtes beginnt mit dem 6. Jahre bei allen Kindern gleichmäßig bei etwa 105 cm Körperlänge und hört auf bei den Halle'schen Bürgerschülern bei 124 cm Länge im 9. Jahre, bei den Saalfelder Bergmannskindern bei 128 cm im 11. Jahre und bei den Halle'schen Feriencolonisten erst bei 135 cm im 12. Jahre. Interessant ist noch der starke Wachstumsanstieg der Colonistenknaben im 14. Lebensjahre, mit dem sie ihren Rückstand gegenüber den Bürgerschülern auszugleichen suchen, während den Colonistenmädchen dies nicht gelingt, sondern hier sogar, ein Zeichen ihrer Empfänglichkeit, ein Sinken der Wachstumsenergie eintritt. Bei Vergleichung der Masse nur einzelner Kinder mit den Durchschnittswerten der Tabelle wird man sich immer klar sein müssen, dass das Gewicht bei gleicher Centimeterzahl in physiologischen Grenzen immerhin um 10–20% schwanken kann. Wenn aber dem Längenmaße eines zu untersuchenden Kindes eine Gewichtsmenge entspricht, welche von den Durchschnittswerten der Tabelle nicht wesentlich abweicht, so kann man mit Sicherheit auf normalen Körperbau schließen.

Verhältnis von Körpergewicht zur Körperlänge bei Halle'schen Kindern (ohne Kleider und Schuhwerk).

Tabelle 1: 1021 Knaben.

Alter Jahre.	Zahl der Fälle.	Länge cm.	Gewicht gr resp. kg.	Auf 1 cm Körpergewicht (rund)	Mehr gr per 1 cm als im Vorjahr.
0)		52,0	2396 gr	85	—
1)	73	71,2	8248 „	129	+ 67
2)	87	80,7	11112 „	136	+ 14
3)	22	86,2	12778 „	148	+ 12
4)	45	95,6	14699 „	159	+ 7
5)	82	99,7	16494 „	161	+ 8
6)	21	105,4	17288 „	168	+ 5
7)	48	110,0	18,4	167	(+ 6)
8)	118	115,0	19,3	171	+ 4
9)	131	119,5	21,3	185	+ 14
10)	117	123,8	23,5	190	+ 10
11)	104	127,9	25,7	201	+ 11
12)	108	132,7	27,8	209	+ 8
13)	116	137,9	30,6	221	+ 19
14)	114	142,0	33,6	237	+ 16
15)	56	147,3	38,0	260	+ 23

) Kinder von Arbeitern.

) Kinder von Beamten und Handwerkern.

) Grammmahl dividiert durch Centimeterzahl.

Tabelle 2: 1071 Mädchen.

Alter Jahre.	Zahl der Fälle.	Länge cm.	Gewicht gr resp. kg.	Auf 1 cm Körpergewicht (rund)	Mehr gr auf 1 cm als im Vorjahr.
0)		51,3	2315 gr	84	—
1)	84	70,5	8600 „	122	+ 58
2)	81	80,0	10909 „	137	+ 15
3)	38	86,5	12404 „	148	+ 9
4)	47	93,5	14221 „	160	+ 14
5)	46	99,7	16439 „	167	+ 6
6)	22	105,4	17,61	164	+ 7
7)	50	111,8	19,5	166	(+ 6)
8)	102	116,2	21,7	187	+ 1
9)	105	119,8	24,1	178	+ 10
10)	106	121,7	25,5	199	+ 10
11)	110	128,6	29,8	194	+ 7
12)	112	134,5	32,4	211	+ 15
13)	109	139,4	34,8	244	+ 14
14)	109	148,5	36,2	248	+ 6
15)	50	151,8	40,6	269	+ 20

) Kinder von Arbeitern.

) Kinder von Beamten und Handwerkern.

Herr Dr. A. Götze-Berlin:

Die Eintheilung der neolithischen Periode in Mitteleuropa.)

Wenn man bei der Gliederung einer Culturperiode in Unterabtheilungen an dem Grundsatz festhalten muss, dass in letzter Linie alle in Betracht kommenden Factoren zu berücksichtigen sind, so kann man zunächst doch nur an einem Punkte beginnen. Und so ist man auch bei der Eintheilung der neolithischen Periode von verschiedenen Abgangspunkten ausgegangen, im Norden hat man die typologische Anordnung der Steingeräthe und der Grabformen zu Grunde gelegt, während man in Deutschland seit einer Reihe von Jahren die Keramik in den Vordergrund stellt. Für denjenigen, der das neolithische Inventar in seiner Gesamtheit überieht, kann es nun keine Frage sein, welcher der genannten Factoren als Grundlage für eine Eintheilung den Vorzug verdient: Es ist die Keramik, deren Fähigkeit, Form und Ornament in's Unendliche zu variiren, eine viel sicherere Grundlage darbietet, als etwa die starren Steingeräthe, deren meistens sehr einfache und aus dem Gebrauchszwecke häufig sich ergebende Gestaltung die Gefahr in sich birgt, dass man bei primären Formen Beobachtungen annimmt, wo solche gar nicht bestehen.

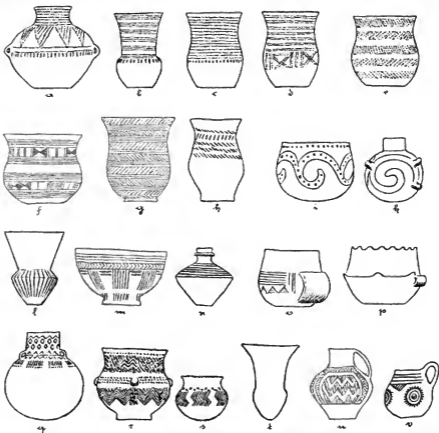
Durch das Studium der Keramik ist man nun dahin gelangt, eine Anzahl gut charakterisirter keramischer Gruppen festzustellen, von denen die wichtigsten hier kurz vorgeführt werden sollen. Die nebenstehende Tafel stellt natürlich nicht den ganzen Formenreichtum dar, sondern zeigt aus jeder Gruppe nur einen oder einige besonders typische Vertreter. So gehören Nr. a–d der Schnurkeramik an, e–f den Zonenbechern, g–h einer Mischung aus den beiden vorigen Gruppen, den Zonenschurbechern (vgl. weiter unten), i–k der Bandkeramik, l–n der nordwestdeutschen Gruppe, o–p dem Beraburger Typus, q den Kugelamphoren, r–s dem Rössener Typus, t der Pfahlbaukeramik, a der Schussenrieder und v der Moosseegruppe. Alle diese Gruppen sind theils schon von früher her aus der Literatur bekannt, theils sind sie von mir in dem diesjährigen Bande

) Das Folgende ist im Wesentlichen ein Resumé eines Vortrages an der diesjährigen Aprilsitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft, wo die einzelnen Nachweise ausführlicher gegeben sind. (Berl. Verhandl. 1900 S. 259 ff.)

der Zeitschrift für Ethnologie S. 146 ff. und in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1900 S. 237 ff. erörtert worden, weshalb von einer Beschreibung an dieser Stelle wohl abgesehen werden kann.

Wenn man das zeitliche Verhältnis dieser Gruppen zu einander bestimmen will, so empfiehlt es sich, zunächst in einer enger umgrenzten Gegend die Reibonfolge festzustellen, und zwar kommt hierbei in erster

verschieden sind; es ist deshalb nötig, zunächst über ihr Wesen klar zu werden. Der Schnurbecher besteht ebenso wie die Schnurampore aus zwei Theilen, dem Bauch und dem durch eine Kante von ihm getrennten Halse (b); das Hauptornament befindet sich am Halse und wird durch einen auf den Obertheil des Baubes herabhängenden Franzen oder Troddelzaun nach unten abgeschlossen. Daneben kommt ein Bechertypus vor, welcher zwar das S-förmig geschwefte Profil besitzt,



Linie Thüringen in Betracht, wo die meisten Gruppen aneinanderstoßen und wo ein ziemlich reiches Fundmaterial zur Verfügung steht.

Betrachten wir nun zunächst die Beziehungen der Schnurkeramik zu den Zonenbechern. Der Becher der Schnurkeramik (im Folgenden kurz als „Schnurbecher“ bezeichnet), der Zonenbecher und der noch zu besprechende Zonenschnurbecher sind von Tischler unter dem Collectivnamen „geschwefte Becher“ zusammengeworfen worden, trotzdem sie ihrer Form und Herkunft nach sehr

aber seine Zugehörigkeit zum Schnurbecher und seine Abstammung von diesem dadurch documentirt, dass er das gleiche Ornamentensystem wie der Schnurbecher hat; d. h. er trägt die Decoration ebenfalls nur am Halse und zeigt an der Stelle, wo man den Zusammenstoß von Hals und Bauch voraussetzen sollte, den abschließenden Saum (c). Es ist also eine abgeschwächte Form des Schnurbechers b. Das Ornamentensystem nimmt also sowohl bei dem typischen wie auch bei dem abgeschwächten Schnurbecher Rücksicht auf die Tektonik.

Ganz anders der Zonenbecher (e und f. 3) Bei ihm ist keine Trennung von Hals und Bauch sichtbar und auch nicht durch das Ornament angedeutet. Das Profil verläuft stets in einer S-förmigen Schweifung, nur selten befindet sich ein Knick an der weitesten Ausbuchtung. Die Ornamente sind in horizontalen Zonen angeordnet, welche ohne Rücksicht auf die Tektonik die ganze Gefäßwandung von oben bis unten gleichmäßig bedecken. Die nicht unwesentlichen Differenzen zwischen den Schnur- und den Zonenbechern bezüglich der Ornamentmuster sollen hier übergangen werden. Von größter Bedeutung ist aber die Verbindung beider Gruppen. Einerseits ist der typische Schnurbecher, von Ausnahmen abgesehen, auf die mitteldeutsche und die südwestdeutsche schweizerische Steinzeitprovinzen beschränkt, während der abgeschwächte Zonenbecher sich auch bis in die nordische Steinzeitprovinz erstreckt. Andererseits hat der Zonenbecher, dessen erste Anfänge wohl im Mittelmeergebiet zu suchen sind, seine Hauptentwicklung in Westeuropa (Spanien, Frankreich, England) gefunden, von wo er nach Mitteldeutschland und dem Norden vordringt; ein anderer Zweig dieser Gruppe hat sich über Ungarn nordwärts bewegt. Das dürfte genügen, um zu erweisen, dass Schnurbecher und Zonenbecher zwei ihrem Wesen nach trennende Gruppen sind, und dass man den unzureichenden und verwirrenden Ausdruck „geschweiften Becher“ fallen lassen muss. Beide Typen sind aber in Mitteldeutschland zusammengewachsen und haben hier wenigstens zeitweise neben einander bestanden. Dies wird bewiesen erstens durch das gleichzeitige Vorkommen von Zonenbecher-Scherben mit Schnurkeramik in einem und demselben Grabe (Corbathal); zweitens durch ein Gefäß von Nautschütz (Nr. d der beistehenden Tafel), welches nach Form, Ornamentensystem und Technik zweifellos der Klasse der abgeschwächten Schnurbecher angehört, während das Muster des abschließenden Sinnes dem Ornamentenschatze der Zonenbecher entnommen ist; drittens durch die Existenz eines Bechertypus, welcher aus einer Mischung des Schnur- und des Zonenbechertypus entstanden ist, nämlich des Zonenschnurbechers, wie er zumkas einer Herkunft kurz genannt werden mag (g und h). Dieser Zonenschnurbecher hat vom Schnurbecher die schlankere Form, manchmal mit Trennung von Hals und Bauch, die Thomasse und die Ornamenttechnik; vom Zonenbecher dagegen die Anordnung des Ornamentes in horizontalen Zonen und das aus alternierend schrägen Linien bestehende Muster.

Aus dem Gesagten folgt, dass hier ein aus den drei Gruppen der Schnurbecher, der Zonenbecher und des Zonenschnurbecher bestehenden der Complex vorliegt, dessen einzelne Elemente sich zeitlich mindestens teilweise decken.

In Betreff der übrigen mitteldeutschen Gruppen habe ich kürzlich nachgewiesen (Verhandl. Berl. anthropol. Gesellsch. 1900 S. 257), dass der Rössener Typus (r, s) aus einer Mischung von Bandkeramik (i, k), Bernburger Typus (o, p) und nordwestdeutscher Keramik (l, m, n) hervorgegangen ist. Hieraus folgt erstens, dass der

Rössener Typus jünger ist als die drei anderen Gruppen, und dass er sich unmittelbar an sie anschließt; ferner folgt daraus, dass das Ende der drei Gruppen in Mitteldeutschland ungefähr in dieselbe Zeit fällt. Letzteres lässt sich vielleicht noch mehr präzisieren. Man kann nämlich die Beobachtung machen, dass in Verbindung mit dem Rössener Typus often Bandkeramik und zwar meistens in degenerierten Formen auftritt, während Bernburger Typus meines Wissens noch nicht in Gesellschaft von Rössener Typus angetroffen wurde. Man kann sich diese Umstände durch die Annahme folgenden Vorganges erklären: zuerst breitete sich von Norden oder Nordosten her der Bernburger Typus über Thüringen aus; dann wurde er von der von Süden kommenden Bandkeramik wieder zurückgedrängt, und nachdem letztere ihre weiteste Ausbreitung erlangt hatte, verweilte sie etwa im Norden des G-Histes mit den Überresten des Bernburger Typus zum Rössener Typus. Letzterer wanderte wiederum südwärts und kam so mit den letzten Ausläufern der Bandkeramik in Berührung. Das ist natürlich nur eine Annahme, welche aber geeignet ist, den beobachteten Thatbestand zu erklären. Jedenfalls haben wir hier einen aus nordwestdeutscher Keramik, Bernburger Typus, Bandkeramik und Rössener Typus bestehenden, zeitlich zusammenhängenden Gruppencomplex.

Diesem Complexe lässt sich ferner noch eine Gruppe angliedern, nämlich diejenige der Kugellampborn (q), welche zeitweise mit dem Bernburger Typus parallel läuft, aber wahrscheinlich früher beginnt und früher endet als dieser (vergl. Zeitschr. für Ethnol. 1900 S. 154 ff.).

Es sind nunmehr zwei in sich zusammenhängende Gruppencomplexe festgestellt: der eine mit Schnurkeramik, Zonenbechern, Zonenschnurbechern, der andere mit Kugellampborn, Bernburger Typus, Nordwestdeutscher Gruppe, Bandkeramik und Rössener Typus. Es gilt nun, diese beiden Complexe in Beziehung zu einander zu setzen.

Im Spätes Hoch bei Laidorf fand Klopffleisch in der untersten Schicht Schnurkeramik und in der zweiten Schicht Bernburger Typus. Dadurch ist erwiesen, dass die erstere älter als der letztere ist. Somit stehen auch die zugehörigen Gruppencomplexen in demselben zeitlichen Verhältnis. Zu demselben Resultat gelangt man durch eine Betrachtung der Schnurkeramik und der Kugellampborn. Mit der Schnurkeramik zusammen findet man, allerdings selten, Feuersteinbeile mit mandelförmigem Querschnitte, während Feuersteinbeile mit rechteckigem Querschnitte eine Begleiterscheinung der Kugellampborn sind. Da nun durch die Untersuchungen nordischer und norddeutscher Gelehrten festgestellt ist, dass die Feuersteinbeile mit mandelförmigem Querschnitte älter als diejenigen mit rechteckigem sind, so muss auch die Schnurkeramik älter sein als die Kugellampborn, und somit auch der erste Gruppencomplex älter als der zweite.

Nachdem so auf zwei verschiedenen Wegen das zeitliche Verhältnis beider Gruppencomplexen zu einander bestimmt ist, steht nunmehr die relative Chronologie der neolithischen Keramik in Mitteldeutschland in folgender Weise fest:

1. Hauptabschnitt:
Schnurkeramik — Zonenbecher — Zonenschnurbecher.

2. Hauptabschnitt:
Kugellampborn,
Bernburger Typus (Nordwestdeutsche Gruppe),
Bandkeramik,
Rössener Typus.

3) Man hat diese keramische Gruppe Zonenbecher, Branowitzer Typus und Glockenbecher genannt; ich halte die erstere Benennung für die beste, weil, wie aus Obigem hervorgeht, die Anordnung des Ornamentes in horizontalen Zonen das am meisten charakteristische Merkmal dieser Gruppens ist. Das mehr oder weniger glockenähnliche Profil hat sie mit anderen Gruppen gemeinsam.

Dieses Ergebnis kann nun bei der Untersuchung der chronologischen Verhältnisse in den Nachbargebieten verwertet werden, und zwar muss man sich dabei Folgendes vergegenwärtigen: Wenn in einem Nachbargebiete zwei oder mehr der in Thüringen vertretenen Gruppen vorhanden sind, dann stehen sie in derselben Reihenfolge wie in Thüringen, da eine vollständige Umkehrung der Reihenfolge von vorneherein andenkbar ist. Allerdings brauchen die entsprechenden Gruppen sich nicht in ihrer ganzen zeitlichen Ausdehnung zu decken, es ist sogar wahrscheinlich, dass die Anfangsbew. Endtermine nicht gleichzeitig sind, sondern sich umeinander verschieben, je weiter die entsprechenden Gruppen örtlich getrennt sind.

In West- und Südwestdeutschland und der Schweiz ist der erste Gruppencomplex vollständig vertreten, und am zweiten trifft man die Bandkeramik und den Rössener Typus an. Nach Obigem wird man für die genannten Gruppen dieselbe Reihenfolge wie in Thüringen annehmen müssen. Hierzu treten nun als neu die Pfahlbaukeramik (vergl. oben auf der Tafel Nr. 1) der Schussenrieder Typus (Nr. u) und vereinzelt Vertreter der Mondsee Gruppe (Nr. v). Zwischen dem Schussenrieder und dem Rössener Typus bestehen nun so viele übereinstimmende Momente, dass man für beide Gruppen ungefähr dieselbe Zeit³⁾ annehmen muss. Die Mondsee Gruppe wiederum hängt mit dem Schussenrieder Typus zusammen, da eine Scherbe der ersten Gattung in Schussenried gefunden wurde. Dass die Pfahlbaukeramik nicht an das Ende der neolithischen Keramik zu setzen ist, hat Beinecke schon ausgesprochen. Meines Erachtens ist aber auch kein Platz für sie innerhalb der Entwicklung Bandkeramik — Rössener bzw. Schussenrieder Typus, und auch nicht innerhalb des Complexes Schnurkeramik — Zonenbecher — Zonenschaurbecher. Sie kann also nur unmittelbar vor oder hinter dem letztgenannten Gruppencomplex stehen.

Für West- und Südwestdeutschland und die Schweiz lässt sich also folgendes Schema aufstellen:

1. Hauptabschnitt:

Schnurkeramik*) — Zonenbecher — Zonenschaurbecher,
Pfahlbaukeramik
(oder umgekehrt).

2. Hauptabschnitt:

Bandkeramik,
Rössener — Schussenrieder — Mondseetypus.

³⁾ Es ist meine Absicht, hier nur eine Anordnung in grossen Zügen ohne feinere zeitliche Differenzierung zu geben.

⁴⁾ Heierli und Schumacher stellen die Schnurkeramik an das Ende der jüngeren Steinzeit und zwar, soweit ich sehe, lediglich aus dem Grunde, weil sie zusammen mit Kupfer vorkommt. Dazu müssten aber auch eine Anzahl anderer Gruppen aus unserem zweiten Complex ebenso datiert werden. Man sieht also, dass dieser Grund nicht stichhaltig ist. Nach meiner Ansicht kam das Kupfer zugleich mit den Zonenbechern in einer relativ frühen Epoche der Steinzeit von dem Süden nach dem Norden und stiess dort auf die Schnurkeramik, so dass wir also auch diese in Verbindung mit Kupfer antreffen. Als der Culturestrom, welcher die Zonenbecher brachte, versiechte, hörte auch der Zutluss von Kupfer in grösseren Mengen auf.

In Böhmen sind die Verhältnisse noch wenig geklärt. Bei dem weitgehenden Parallelismus mit den Erscheinungen in Thüringen werden hier die Verhältnisse im Grossen und Ganzen ungefähr ebenso liegen wie dort, nur hat wahrscheinlich die Bandkeramik früher und die Schnurkeramik vielleicht etwas später eingesetzt als in Thüringen. Bernburger und Rössener Typus fehlen als durchgehende Schichten. An Stelle des letzteren treten vermuthlich schon Übergangsformen zum bronsesittlichen Unftöcher Typus oder dieser selbst.

Im übrigen Oesterreich-Ungarn dominiert die Bandkeramik. Von dem ersten Thüringer Hauptabschnitt findet man nur die Zonenbecher vor, von denen es aber noch zweifelhaft ist, ob sie vor die Bandkeramik treten oder sich zwischen diese an manchen Orten einschleichen.

In Nordwestdeutschland tritt der erste Gruppencomplex wieder vollständig auf, nur tritt die Schnurkeramik weniger hervor als in Thüringen, wofür den Zonenschaurbecher eine grössere Rolle zufällt. Aus dem zweiten Gruppencomplex ist die eigentliche Nordwestdeutsche Gruppe (Keramik der Megalithgräber vorhanden; sie ist hier die quantitativ stärkste Gruppe, und man kann annehmen, dass ihr Anfang noch vor das Ende des Thüringer ersten Hauptabschnittes zu setzen ist. Im Osten und Süden des Gebietes trifft man auf einzelne Spuren des Bernburger bzw. Rössener Typus.

In der nördlichen Steinzeitprovinz ist ebenfalls der ganze erste Hauptabschnitt vertreten, vor der Schnurkeramik findet man aber mit wenigen Ausnahmen nur den abgewackelten Schaurbecher. Aus dem zweiten Hauptabschnitt findet man im südlichen Theile des Gebietes die Kugellamphoren und den Bernburger Typus nebst Verwandten wieder. Die Hauptmasse der neolithischen Keramik ist im Norden durch die nordische Tiefertornamentik charakterisiert, für deren Herkunft Kenntnisse noch keine genügenden Vorarbeiten vorliegen. Sie dürfte in verschiedene locals und wohl auch zeitliche Unterabschnitte zu gliedern sein, welche in näherer Verwandtschaft theils zu den Kugellamphoren und zum Bernburger Typus, theils zur Nordwestdeutschen Gruppe stehen. Diese nordische Keramik beginnt ebenso wie die Nordwestdeutsche Gruppe wahrscheinlich schon vor dem Ende des ersten Thüringer Hauptabschnittes und hält sich in manchen Gegenden vielleicht über den Bernburger Typus hinaus. Ja man muss nach Sophus Müller im Norden mit der Möglichkeit einer besonderen localen Entwicklung rechnen, denn, dass die von Süden eindringende Keramik des ersten Thüringer Complexes nur seinen Theil des Gebietes occupirte, während in anderen Gegenden gleichzeitig und vielleicht sogar schon früher eine spezifisch nordische Keramik existirte.

In ganz Ostdeutschland liegen die Verhältnisse in Folge des sehr spärlichen Fundmaterials noch ziemlich unklar. Man trifft Schnurzerzeugnisse an, aber theilweise auf Gefässformen, welche ein im Verhältnis zu Thüringen spätes Auftreten und langes Andauern der Schnurkeramik wahrscheinlich machen. Ferner kommen vereinzelt Kugellamphoren und verwandte Erscheinungen (Cujavien) vor, in Schlesien auch Bandkeramik und Anklänge an Zonenbecher. Man wird hier die Verhältnisse in dem einzelnen Landschaften für sich studiren müssen, nachdem erst noch mehr Fundmaterial vorliegt.

Wenn man das vorstehend Gesagte überblickt, so findet man fast überall in Mitteleuropa zwei Haupt-

abschnitte vertreten, deren Alter durch die Schnurkeramik und die Zonenbecher beherrscht wird, während in jüngeren die locale Entwicklung sich geltend macht. Besonders Beachtung verdient der Umstand, dass bereits im ersten Hauptabschnitte Kupfer vereinzelt auftritt, welches wahrscheinlich zugleich mit den Zonenbechern nach dem Norden kam. Ich befinde mich hier in einer gewissen Übereinstimmung mit Montelius, welcher in seinem neuesten Werk⁵⁾ bereits in seiner dritten neolithischen Periode das Vorkommen von Kupfer annimmt, entgegen der landläufigen Ansicht, dass dieses Metall erst am Ende der Steinzeit bzw. in einer Übergangsepoche (Kupferzeit) zur Bronzezeit nach dem Norden gekommen sei. Die Kupferzeit in letzterem Sinne steht meines Erachtens mit den ältesten Kupferfunden in Begleitung der Zonenbecher in keinem directen Zusammenhang, sondern wurde durch einen am Ende der Bandkeramik von Südosten herkommenden Kulturstrom nach Mittel- und Nordeuropa gebracht.

Alles bisher Gesagte bezieht sich auf die wichtigeren keramischen Gruppen Mitteleuropas, so weit solche vorhanden sind oder vielmehr so weit wir sie jetzt kennen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass noch innerhalb der jüngeren Steinzeit eine Periode vorhergeht, welche noch keine Keramik besaß oder von der uns noch keine bekannt oder als solche erkannt ist. Ja es ist sogar eine theoretische Forderung, dass eine primitivere keramische Stufe vorhanden war, aus welcher sich die in ihren Gefäßformen und Ornamenten so hoch stehende Schnurkeramik entwickeln konnte. Vielleicht wird in dieser Hinsicht einmal die Keramik der dänischen Kjökenmøddinger eine Rolle spielen, deren Spitzbecher der Pfahlbaukeramik nicht unähnlich sind und als Prototyp sowohl für diese wie auch für die Schnurbecher und die Becher der Nordwestdeutschen Gruppe gelten könnten. Von Dänemark bis zur Mittelrhein ist zwar ein weiter Weg, aber eine verbindende Etappe ist jetzt schon vorhanden und zwar in zwei Bechern dieses Typus in der Sammlung von Nordhausen. Dieses Vorkommen läßt die Hoffnung zu, dass noch mehr derartige Funde bekannt werden und dass sich in Zukunft vielleicht eine ziemlich sehr ausgedehnte Schicht wird feststellen lassen, welche durch Spitzbecher charakterisiert wird und noch vor unseren ersten Hauptabschnitt zu setzen wäre. Dieser Ausblick möge dazu dienen, weiteres Material, welches vielleicht in Sammlungen versteckt liegt, bekannt zu machen.

Meine Ausführungen über die Einteilung der neolithischen Periode sind nur eine Skizze, welche noch weiter ausgearbeitet werden muss. Es kam mir hier in erster Linie darauf an, die Reihenfolge der Gruppen in grossen Zügen festzulegen und so eine Grundlage für den weiteren Ausbau zu schaffen.

Der Vorsitzende:

Anser der Reihe wünscht Herr Dr. Alsherg, der sich übrigens frühzeitig gemeldet hat, wegen einer Krankheit, die ihn nahe berührt, annmehr seinen Vortrag zu halten.

⁵⁾ O. Montelius, Die Chronologie der Ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Braunschweig, 1900. — Zu meinem Vortrage in der Aprilsitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft konnte ich dieses hervorragende Werk leider noch nicht benutzen.

Herr Dr. med. Moritz Alsherg-Cassel:

Die protoplasmatische Bewegung der Nervenzellenfortsätze in ihren Beziehungen zum Schlaf.

Erscheint als I. Nachtrag in Nr. 1 des Correspondenzblattes 1901.

Herr Dr. Köhl-Worms:

Neue stein- und frühmetallzeitliche Gräberfunde bei Worms.

Unsere Kenntnis von der jüngeren Steinzeit hat in den letzten Jahren eine nicht unbedeutliche Erweiterung erfahren. Wir lernen mehr und mehr erkennen, welche lange Zeiträume dieselbe umfasst haben muss. So haben wir auch in unserer Gegend, dem Verbreitungsgebiete der südwestdeutschen Bandkeramik,

Figur I.



durch die Entdeckung der Grabfelder von Worms, Rheindürkheim und Wachenheim die Steinzeitkultur, welche hier durch die wenigen Funde vom Hinkelsteingrabfeld hauptsächlich vertreten war, genauer kennen gelernt. Ebenso ist das geschehen durch die Wohnstättenfunde von Mölsheim, über welche ich im vorigen Jahre berichtet habe und nicht minder durch einen erst in diesem Jahre neu entdeckten grossen

Wohnplatz bei Osthofen, in der Nähe von Worms, über welchen ich wegen der Kürze der Zeit bisher noch nichts veröffentlichte konnte. Namentlich die reichen keramischen Funde dieser Gräber und Wohnplätze haben uns Manches gelehrt, was bisher nicht bekannt gewesen ist. So wurden die Gefässe mit Ornamenten in Form von gekrümmten Linien und Bogenbändern und die Gefässe mit strengen Winkel- und Zickzackverzerrungen, bei welchen nie eine Bogenlinie vor-

mit weit über hundert Gräbern, von welchen viele mit reichem Schmuck ausgestattet waren, sowie in den vielen ausgegrabenen Wohn-, Herd- und Vergrabgruben der Wohnplätze hatte sich auch nicht die geringste Spur von Metall vorgefunden. Ich kann deswegen, sowie aus anderen hier nicht zu erörternden Gründen, den Ausführungen des Herrn Dr. Götzke nicht beistimmen, der, wie wir schon gehört haben, die Bandkeramik als die jüngste Phase

beseichnet und die mit Metall vergesellschaftete Schurkeramik ihr voraussetzt. Denn wenn auch in den vielen sorgfältig untersuchten Wohngruben vielleicht deshalb kein Metall gefunden wurde, weil unfälliger Weiss solches nicht verloren gegangen ist, so ist es doch absolut unerklärlich, dass die Menschen in pietätvollster Weise mit solch reichem Schmuck ausgestattet haben, sich des Metalles zu diesem Zwecke nicht bedient haben sollten, obwohl es ihnen zur Verfügung gestanden hat und so es tagtäglich benutzten.

Durch eine neue Entdeckung ferner, welche mir ganz vor Kurzem erst gegliedert ist, wurde nun unsere Kenntnis der jüngeren Steinzeit wiederum nicht unwesentlich bereichert. Es gelang mir nämlich kürz vor meiner Hierherkunft zum Congress in weisbaden ein weisbaden Grabfeld in unmittelbarer Nähe von Worms aufzufinden, welches sowohl reine Steinzeitgräber wie Gräber der Übergangszeit oder frühesten Metallzeit enthält. Bisher waren Gräber der letzteren Art im Rheingebiete noch nicht bekannt geworden und auch im übrigen Deutschland sind dieselben äusserst spärlich vertreten. So dürfte denn die bis jetzt angeführten Gräber ein Viertelstücker an der Zahl, über die ich in Folgendem kurz zu berichten mir erlauben möchte, auch Ihr Interesse erregen.

Gleich südlich von Worms, nur wenige Minuten von der Stadtgrenze entfernt, mündet ein von Westen kommender Bach, der Eibach, in den Rhein bzw. in einen Nebenarm des Rheines ein. Dort in der Nähe der Einmündungsstelle hat sich nun durch das diluviale Geschiebe des Eibaches ein grosser Schotterkegel angehäuft und auf diese Weise ist ein hochwasserfreies Gelände gebildet worden, das den Namen „Adlerberg“ trägt.

Genau dieselben geologischen Schichten sind, wie ich seiner Zeit geschildert habe, bei den Steinzeitgrabfeldern von der Wormser Rheingewann und von Eibach

Figur 11.



kommt, bisher für ganz gleichalterig gehalten und beide Formen ohne Unterschied mit dem gleichen Namen „Bandkeramik“ bezeichnet. Durch die Untersuchung der Grabfelder und Wohnplätze wissen wir aber jetzt, dass beide zeitlich voneinander verschieden sein müssen, sie also zwei Phasen innerhalb der jüngeren Steinzeit repräsentieren, von welchen die Bogenbandkeramik die jüngere ist. Ferner wissen wir, dass zur Zeit dieser Culturperioden das Metall absolut unbekannt gewesen sein muss, denn auf den verschiedenen Grabfeldern

dörkheim zu beobachten, die hier durch den Pfirmin- und Seebach erzeugt worden sind. Ich habe im Anschlusse daran damals auf diese hochwasserfreien Stellen am Rheinfluss aufmerksam gemacht und betont, dass sie höchstwahrscheinlich die ältesten Ansiedelungen in unserer Gegend darstellen würden, eine Ansicht, die sich jetzt wiederum bestätigt hat. Denn auch auf dem Adlerberg ist ein solcher prähistorischer Wohnplatz, der Hunderte von Wohngruben enthält, in der That schon lange bekannt und aus vielen Wohn-

gruben, die dort beim Abbau des Sandes zu Tage kamen, hat man denn auch schon eine grosse Anzahl Gefässcherben, ganz erhaltene Gefässe, Stein- und Knochenwerkzeuge und Anderes erhoben. Nach der dort angetroffenen Keramik habe ich schon seit längerer Zeit diese Wohngruben als der älteren Bronzezeit angehörig betrachtet, obwohl einmal ein Zinnenbecher zu Tage gekommen ist, der ja bekanntlich der Steinzeit angehört, und ein anderes Mal eines jener sogenannten geschnittenen Gefässe, welche für die jüngere Bronzezeit charakteristisch sind, gefunden wurde. Es war demnach anzunehmen, dass der Wohnplatz lange Zeit hindurch bestanden haben muss. Wo waren nun die ehemaligen Bewohner dieses ausgedehnten Wohnplatzes begraben? Durch Auffinden und Andecken ihrer Gräber musste sich die Frage nach der Natur und dem Alter dieser Völker leichter und sicherer beantworten lassen, als aus ihren verlassenen Wohnstätten. Ich habe nun im Laufe verschiedener Jahre nach diesen Gräbern systematisch gesucht und da die Wohnplätze mehr auf der nördlichen Seite des eine ziemlich flache Erhöhung bildenden Adlerberges gelegen waren, dachte ich, die Gräber eher nach Süden hin zu finden sein, welche Auffassung sich auch als richtig erwiesen hat. Ich konnte bei diesen Untersuchungen feststellen, dass leider schon seit vielen, vielleicht hundert Jahren, der dort oberflächlich liegende Sand vielfach abgebaut worden war und so mochten bei dieser Gelegenheit viele, vielleicht alle Gräbtlitzen bereits verschwunden sein. Trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf und ertheilte den jetzt dort arbeitenden Sandgräbern Auftrag, ja auf etwaige Funde von menschlichen Gebeinen zu achten.

Als mir dann Kunde ward von der Auffindung eines Skeletes, suchte ich abermals die nächsten Grundstücke, so weit sie zugänglich waren, ab, traf aber wiederum

auf kein Grab. Jedoch war die Grabung, wie sich jetzt herausgestellt hat, bereits bis auf etwa 2 m Entfernung an die neu entdeckten Gräber herangerückt. Da wurde uns im Frühjahr von einem Arbeiter ein triangulärer Dolch überbracht, der angeblich mit menschlichen Knochen zusammen gefunden worden sein soll, sowie mit einem aus fossilem Knochen gearbeiteten Anhänger.

Jetzt war endlich, wie es schien, die richtige Stelle gefunden und sofort nach der Ernte machten wir uns an die Arbeit. Wir hatten auch das Glück, gleich

Figur III.



nacheinander 25 Gräber aufzufinden und durch die Untersuchung ferner die Gewissheit zu erlangen, dass das Gräbelfeld noch eine ziemlich grosse Ausdehnung besitzen muss.

Entsprechend den Funden des Wohnplatzes haben wir uns auch Gräber aus verschiedenen Perioden angetroffen. Die Mehrzahl jedoch gehört derjenigen Periode an, in welcher das Metall noch ganz spärlich entweder in Gestalt von Kupfer oder zinnarmer Bronze antritt, die übrige Ausstattung der Gräber aber noch

steinseitig an sein scheint. Sämtliche dieser Periode angehörigen Toten waren in hochrunder Lage beigesetzt, als sogenannte „liegende Hocker“ (Fig. I) mit mehr oder weniger stark gebogenen Extremitäten. Die Gräber sind alle Flachgräber und es liegen die Skelette in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ m. Die Bodenverhältnisse sind für die Erhaltung der Skelette sehr günstig und auch die meisten derselben zeigen eine vorzügliche Er-

haltung. denn es kommen Lagen nach allen vier Himmelsrichtungen vor. Die Beigaben sind ziemlich spärlich. Unter 23 Hockergräbern zeigten sich bis jetzt nur vier mit Metallbeigaben. Zwei Skelette hatten je einen Dolch von triangulärer Form bei sich. Bei dem einen derselben fand sich der auffallend kleine Dolch mit dünner Klinge an der rechten Hand. Ein Kind trug einen Ring aus Bronzeblech an dem einen Arm und ein Fingerring aus

Metall mit folgenden Gegenständen ausgestattet, die sämtlich in der Halsgegend lagen: eine etwa 10 cm lange Scheitelform mit abgeplattetem und angerolltem Kopfende, ein Pfriemen oder Able mit zwei spitzen Enden, genau von der Form wie Fig. III auf Seite 92 der Festschrift aus dem Funde von Tröbendorf, nur um die Hälfte kleiner und eine Perle oder Hülse, die aus einem kleinen Metallstückchen zusammengebogen ist. Ferner waren aus Knochen gearbeitet: ein ziemlich dicker Ring, der wohl zusammen mit der Perle am Halse getragen worden war und ein langgestreckter, durchbohrter Anhänger.

Zwei andere Skelette trugen am Halse ähnliche Scheitelformen aus Knochen, die jedoch durchbohrt waren, das eine Skelet noch eine Perle aus Knochen, das andere hatte an Füßen ein kleines unversiertes Gefäß mit flachen Boden ohne Henkel und dabei lagen zwei Feuersteinschaber (Fig. II). Ein grosses starkes Männerskelet war mit fünf solchen Feuersteinen ausgestattet, von denen zwei kleine sägeartige Instrumente darstellten. Ein anderes Skelet neben sich eine Art aus Birchbarn liegen (Fig. III), wieder ein anderes einen grossen stark abgeschliffenen Hämmer, der zum Färben der Haut benutzt worden war (Fig. IV). Ein 1,75 m messender Hocker war wohl mit Pfeil und Bogen bestattet worden, denn neben dem Kopf fanden sich drei zierlich gearbeitete (geschaltelte) Pfeilspitzen (Fig. V). Ein Totter war offenbar ohne Kopf beigesetzt worden, denn während sich von demselben Nichts mehr vorfindet ausser



Figur IV.

einem Stückchen von Unterkiefer mit einigen Zähnen, das 10 cm weit entfernt gelagert war, fanden sich alle übrigen Skelettheile bis auf die Halswirbel noch in ihrer richtigen Lage vor. Auch war nach Lage der Verhältnisse ausgeschlossen, dass durch eine nachträgliche Grabung der Kopf abhanden gekommen sei. Alle übrigen Theile erschienen unberührt. So lagen noch dicht am Halse zwei Feuersteinschaber und ein Ring

einem Stückchen von Unterkiefer mit einigen Zähnen, das 10 cm weit entfernt gelagert war, fanden sich alle übrigen Skelettheile bis auf die Halswirbel noch in ihrer richtigen Lage vor. Auch war nach Lage der Verhältnisse ausgeschlossen, dass durch eine nachträgliche Grabung der Kopf abhanden gekommen sei. Alle übrigen Theile erschienen unberührt. So lagen noch dicht am Halse zwei Feuersteinschaber und ein Ring

aus Knochen. Bei einem Skelete konnten noch Reste von starken eichenen Holzhohlen nachgewiesen werden, mit denen das Grab eingefriedigt war.

Was die Körpermasse anbetrifft, so scheinen die Toten sehr kräftige, grosse Menschen gewesen zu sein, denn einzelne erreichten eine Grösse von 185 und 190 cm. Ihre somatischen Verhältnisse sind wesentlich verschieden von den Toten der früher genannten Steinzeitgrabfelder, denn dort erreichte kein Skelet eine derartige Grösse. Der Schädeltypus der Hocker ist entschieden mesocephal, vielleicht dass einzelne Schädel sogar als brachycephal angesprochen werden können. Auch kommt die Platyknemie fast gar nicht vor, im Gegensatz zu den Skeleten der Steinzeitgräber.

Wir haben also hier in den Hockergräbern des Adlerberges ein ganz anderes Volk vor uns wie in den Gräbern des Rheingewannfriedhofes von Worms. Es ist nicht nur in körperlicher, sondern auch in cultureller und wahrscheinlich auch in religiöser Beziehung von jenem verschieden, was aus der Bestattungsart, den Grabgerüchen und manchen anderen Anzeichen hervorgeht. Es scheint also zugleich mit dem Auftreten des Metalles wahrscheinlich von Süden her ein neues Volk in die Sitze der Steinzeitbevölkerung des Rheinlandes eingewandert zu sein. In der That wurde nun auch in einem der letzten Jahre ein Grabfeld ganz derselben Art wie das Wormser in Italien, in der Nähe von Brescia bei Remedello gefunden und von Colini beschrieben. Die Bestattungsart ist dort genau dieselbe wie auf dem Adlerberg, die Beigaben gleichen vollkommen den unserigen, nur sind die Gräber noch reicher mit solchen ausgestattet. Dass dort in diesen Gräbern noch Zonenbecher erschienen, wie auch auf dem Adlerberg aus einer Wohngrube ein solcher zu Tage kam, dürfte darauf hinweisen, dass die Gräber der Uebergangszeit zwischen Stein- und Metallzeit, vielleicht gar der jüngsten Phase der Bronzezeit

angehören. Unsere Ansicht, dass der Zonenbecher an das äusserste Ende der Steinzeit und nicht in ihren Beginn gehört, wird durch dieses Vorkommen nur bestärkt.

Dass aber auf dem Adlerberg auch die früher dort ansässige Bevölkerung noch Reste hinterlassen hat,

Figur 7.



Nach einer Photographie aus dem Verlage von Christian Herbet, Worms 1900.
Aus „Über Land und Meer“.

Geschildert von G. H. S.

wird durch die Aufindung zweier anderen, von den Hockergräbern vollständig verschiedenen Bestattungen bewiesen. Das erste dieser Gräber enthielt zwar auch ein Skelet in hockender Lage, jedoch war dieselbe wesentlich verschieden von der der übrigen Hocker. Das nur 1,35 m messende Skelet, welches wegen seiner

oberflächlichen Lage nur sehr schlecht erhalten war, zeigte sich in einer nur 1 m langen und 40 cm breiten Grube so sehr eingewängt, dass es nicht auf die Seite geleert werden konnte, es waren vielmehr die Beine anrecht gestellt, so dass die Knoce nach oben sahen. Es kommt diese Bestattungsart mehr der der sitzenden Hocker nahe. Bei allen übrigen Hockern dagegen war die Grube verhältnismässig breit angelegt, so dass auf der einen Seite des Skeletes noch reichlich Platz übrig blieb; einmal war dasselbe sogar, wie erwähnt, mit Eichenholzbohlen umgeben. Alle Beigaben waren diesem Totten mitgegeben worden ein facher breiter und ein schmaler gewölbter Steinmessel, letzterer den Schleinsteinstemeln ähnlich. Ferner ein grosses Stück Hämatit und eine schwere, mit einem grossen keilförmigen Auschnitt versehene Muschel. Dieselbe war durchbohrt um als Anhänger getragen zu werden. Zerstreut in der Grube lagen die Scherben dreier Gefässe, welche Bogenhandornamente tragen. Es ist mit diesem Grabe zum ersten Male bei uns eine Bestattung mit Bogenbandkeramik zum Vorschein gekommen, während Wohnplätze dieses Typus, wie früher erwähnt, bei uns nicht selten sind. Die zweite Bestattung wurde an einer anderen Stelle des Grabfeldes 1,90 m unter der Oberfläche aufgefunden. Hier fand sich das Skelet von 1,75 m Länge und sehr kräftigem Bau in gestreckter Lage beigelegt. Es war von Osten nach Westen orientiert und ausgestattet mit einem jener fachen Steinmessel von genau derselben Form, wie sie für die Bandkeramik charakteristisch sind und zahlreich in den Gräbern des Hinkelsteintypus vorkommen. Ferner fand sich auf der Brust stehend ein Gefäss und dabei ein Stück Hämatit. Nun sollte man vermuten, dass bei diesem Skelet, das genau nach Art der Hinkelsteingräber in gestreckter Lage bestattet, ebenso wie jene orientiert und mit eben solchem Steinmessel versehen war, auch eines jener charakteristischen Gefässe gefunden worden wäre. Dem war jedoch nicht so, denn das Gefäss war von ganz anderer Form, ganz unverzerrt und kugelförmig. Es trug einen fachen Boden und einen kleinen Henkel. 0,50 m über dieser Bestattung lag dann das von Norden nach Süden gerichtete Skelet eines jugendlichen Hockers, das andere Skelet noch zur Hälfte bedeckend. Es wird also durch dieses Fund bewiesen, dass das unter nach Art der Hinkelsteingräber bestattete Skelet älter ist als die Hockergräber und einer Periode angehört, welche noch Anklänge an die ältere Steinzeitbestattungsart zeigt, in der Keramik aber bereits eine weitere Entwicklung verrät.

Ueber diesem Hockergrabe und etwas seitlich davon fand sich dann ein Brandgrab der jüngeren Bronzezeit. Die verbrannten Gebeine lagen im blossen Boden, waren jedoch so angeordnet, dass sich annehmen lässt, sie wären ehemals in einer kleinen Holzkiste beigelegt worden. Dabei fand sich ein schön geformtes Kaissmesser mit durchbrochenem Griff und halbrunder Schneide, ferner fünf Pfeilspitzen von selten vorkommender Form und der Rest einer Nadel aus Bronze. Zwei Gefässe standen dabei, das eine mit schwachen linearer Verzierung, das andere hier verziert nach Art der geritzten Gefässe, welche für diese Periode charakteristisch sind. Beide Gefässe tragen kleine Henkel.

Wir haben also bis jetzt an dem Grabfelde vom Adlerberg vier verschiedene Perioden kennen gelernt: zwei, welche noch der reinen Steinzeit und zwei, welche bereits der Metallzeit angehören. Von dreien dieser Perioden sind Bestattungen bisher bei uns

noch nicht bekannt gewesen. Die anscheinend dicke Belegung des Grabfeldes mit Gräbern lässt vermuten, dass noch mancher wichtige Fund dort zu heben sein wird. Sind doch gerade die Gräber der mesolithischen Steinzeit und der beginnenden Metallzeit für die historische Forschung von nicht uninteressanter Bedeutung.

Professor Dr. Montelius-Stockholm:

Ueber das erste Auftreten des Eisens.

Meine Damen und Herren! Unser unvergeßlicher Freund Undset hat schon in einer sehr wichtigen Arbeit das Auftreten des Eisens behandelt, aber das ist schon lange her, und er sprach damals eigentümlich von dem Auftreten des Eisens im Norden. In der Zwischenzeit hat man so viel gelernt, dass ich glaube, es wäre nicht ohne Interesse, die Resultate der Arbeiten während der letzten Jahre hier in grosser Kürze vorzuführen. Ich werde aber nicht nur von den Verhältnissen im Norden sprechen, sondern von den Verhältnissen in der alten Welt überhaupt, d. h. in denjenigen Ländern, welche in unsere Kulturkreis gehört haben.

Die diese Frage betreffende Ansicht waren früher in zwei wichtigen Punkten von den jetzigen ganz verschieden.

Einerseits glaubte man, dass im Norden, in Norddeutschland, wie in Skandinavien, das Eisen sehr spät aufgetreten war. Es gab sogar eine Zeit, wo man glaubte, dass das Eisen in Danemark erst im 9. Jahrhundert nach Chr. bekannt wurde, das folglich der Anfang der Eisenzeit erst so spät zu setzen wäre. Seitdem fand man, dass dies nicht der Fall war, aber noch vor 30 Jahren war die allgemeine Ansicht, dass das Eisen in Skandinavien erst 800 Jahre n. Chr. bekannt wurde, und als ich zuerst vor mehr als 25 Jahren die Ansicht aussprach, dass das Eisen seit dem Anfang unserer Zeitrechnung im Norden gewesen wäre, so würdte das von verschiedenen bedeutenden Forschern bestritten. Man fand aber allmählich, dass das erste Auftreten des Eisens im Norden nicht vor 1900 Jahre vor unserer Zeit fallen könnte, sondern viel früher schon. Vor 15 Jahren zeigte ich, dass der Anfang des Eisensalters hier wenigstens 500 Jahre vor Chr. zu setzen sei.

Andererseits glaubte man, dass im Süden, besonders in den grossen Kulturländern des Ostens, das Eisen ausserordentlich früh bekannt wurde. Man war der Ansicht, dass das Eisen während der ganzen Kulturperiode Aegyptens bekannt war; man konnte nicht denken, dass die grossen Pyramidenbauten aus Eisen und Stahl gefertigt würden. Vor 12 Jahren habe ich indessen in einer Arbeit über die Bronzezeit Aegyptens eine ganz andere Ansicht ausgesprochen, und ich glaube damals, wie ich noch heutigen Tages glaube, dass das Eisen erst in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. in Aegypten bekannt wurde. Dies wurde mit von ägyptologischer Seite bestritten, aber die grossartigen, von Filanders Petrie seitdem gemachtten Funde haben dargelegt, dass man nicht früher das Eisen kannte. Er hat zwei Kinnestätten im südlichen Aegypten ausgegraben, wo viele tausende von Gegenständen aus Holz, Knochen, Stein, Bronze, Glas, Papyrus u. s. w. gefunden wurden, aber kein Spür von Eisen. Freilich hat Filanders Petrie in seiner Beschreibung nicht direkt gesagt, dass man kein Eisen gefunden hat; ich habe ihm aber geschrieben und ihn gefragt, ist es wirklich so, dass Sie kein Eisen gefunden haben, oder ist es nur Zufall, dass Sie nicht darauf reden, und haben Sie keinen Rost gefunden? Dass

Rost bleibt, können alle Damen beobachten, da Rostflecken auf Leinwand n. dgl. sehr schwer zu entfernen sind. Ich war überzeugt, dass Eisen nicht zerstört werden könnte, wo Holz und Papyrus sich so gut erhalten hatten. Flinders Petrie hat in liebenswürdigster Weise gleich geantwortet: „Ich habe wieder Eisen noch Rost gefunden.“

Die eine dieser beiden Stätten gehörte der 12. Dynastie d. h. der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr. an, aber die andere der 18. Dynastie d. h. der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.

Diese Ausgrabungen waren nicht bekunnt, als ich meine Arbeit schrieb, aber ich hatte einen anderen Grund, den ich als sehr wichtig betrachtete, dass nämlich in Griechenland, welches lange unter so starken Einflüssen aus dem Orient stand, keine Spur von Eisen noch in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends vorhanden ist. Man hat bei allen Ausgrabungen, in Mykenä, Tiryns u. s. w., weder in den Ruinen aus dieser Zeit noch in den von Schliemann aufgefundenen grossen Schachtgräbern, keine Spur von Eisen gefunden. Ich konnte nicht denken, dass das Eisen in Aegypten schon längst bekannt geworden wäre, ohne dass man davon eine Spur in Griechenland aufgefunden hätte, und alles, was gefunden wurde, bestätigt auch, dass das Eisen wirklich so spät in diesen Ländern bekannt wurde.

Wo und wann das Eisen zum ersten Male auftrat, ist eine Frage, die wir, so viel ich weiss, augenblicklich nicht vollständig beantworten können. Aber es muss im Orient gewesen sein und es ist eine sehr wichtige Tatsache, dass wir in diesem Angelegenheit kein Eisen aus einem sicheren Funde aufweisen können, das älter als aus dem 16. Jahrhundert wäre, weder in Aegypten noch in Assyrien noch im südöstlichen Europa. Soviel wir jetzt sagen können, wurde also das Eisen erst um die Mitte des zweiten Jahrtausends entdeckt.

Die Kenntnis des Eisens verbreitete sich natürlich verhältnissmässig schnell über diejenigen Länder, welche in Verbindung mit den grossen Culturcentren standen. In Griechenland findet man erst Eisenachsen in den jüngsten Mykenägräbern; nicht in den Schachtgräbern, sondern in den kleinen Kammern, welche Gräber aus einer späteren Periode der mykenischen Zeit aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. stammen. In diesen Gräbern hat man ein paar Mal Eisensachen gefunden; es sind doch keine Waffen oder Werkzeuge, nur kleine Fingerlinge. Dies ist eine wichtige Tatsache, die beweist, dass man ganz im Anfang der Eisenperiode stand; damals war das Metall noch so kostbar, dass man keine grossen Arbeiten davon verfertigte, sondern nur kleine Schmucksachen, und wir finden dieselben Verhältnisse auch in anderen Ländern Europas.

In Italien, welches Land in einem so lebhaften Verkehr mit Griechenland stand, liegen die Verhältnisse wie folgt. Ich habe die Verhältnisse Italiens in 25 Jahren verhältnissmässig genau studirt. In Süd-Mittelitalien wurde das Eisen früher bekunnt als in Norditalien; in Mittelitalien tritt das Eisen gleichzeitig mit der Etrusker auf. Meine Ansicht von der Einwanderung der Etrusker ist vollständig verschieden von der gewöhnlichen Ansicht der klassischen Archäologen; ich bin nämlich davon überzeugt, dass die Etrusker wirklich, wie Herodot erzählt, über See nach Toskana gekommen sind, und dass dies ungefähr 1100 v. Chr. geschahen ist. Zu derselben Zeit findet man nun in italischen Gräbern in Mittelitalien das erste Eisen. Das Eisen ist in Mittelitalien beim ersten Auftreten schon so allgemein, dass man nicht bloss

kleine Schmucksachen, sondern Dolche, Speerspitzen n. s. w. findet.

In Norditalien ist es anders. Im Bolognesischen hat man eine Menge Gräber aus der letzten Abtheilung der Bronzezeit gefunden. In den meisten dieser Gräber findet man Waffen und Werkzeuge von Bronze; das Eisen ist aber selten. Ich kenne kein Grab aus dem Bolognesischen mit Eisen, was älter ist als aus dem 11. oder 10. Jahrhundert. Allgemein wurde das Eisen in Norditalien erst später, folglich später als in Mittelitalien.

In Mitteleuropa sind gewiss natürlich das Eisen etwas später Einfluss als in Süd-Europas. In den Pfalzlanden der Schweiz findet man aus der Periode, die wir gewöhnlich die letzte Bronzezeit nennen, etwas Eisen. Die ältesten Sachen sind einige Bronzeschwerter aus Möhringen und anderen Localitäten, welche Waffen Klingens aus Bronze haben; am Griffe, der übrigens aus Bronze ist, findet man aber Einlagen von Eisen. Auch da war also das Eisen so selten, dass man es Schmucksachen nicht für Waffen verwendete, sondern nur für Schmuckeinlagen. Das Eisen wurde aber allmählich allgemeiner, und in der Schweiz wie in Süddeutschland kann man vom ersten alten Eisen schon in dem 10. und 9. Jahrhundert v. Chr. sprechen.

In Norddeutschland findet man in der vierten, sogar in der fünften Periode der Bronzezeit eisernen Sachen, aber nur vereinzelt, und gewöhnlich sind das auch Schmucksachen. Herr Dr. Belli hatte die Freundlichkeit, mir gestern mitzutheilen, dass er in diesem Jahre ein Grab aus der vierten Periode der Bronzezeit in Mecklenburg gefunden hat mit einer italienischen, von getriebenen Buckeln verzierten Bronzschale und mit einer Nadel von Eisen mit Bronzeknopf. Die Schalen stammen aus dem 11. oder 10. Jahrhundert v. Chr. Derselben Zeit gehört das im vorigen Jahre bei Seddin in West-Priegnitz entdeckte reiche Grab mit einem grossen italienischen Bronzegefäss und zwei eisernen Nadeln. Man findet folglich auch im Norden von Deutschland sehr früh einige Eisenarbeiten, aber, wie in Griechenland, nur kleine Schmucksachen.

In Skandinavien hat man auch vereinzelt Funde von Eisen aus der vierten und fünften Periode, sogar aus noch älterer Zeit. In einem Grabe auf Bornholm, das aus der dritten Periode, d. h. aus dem 12. Jahrhundert v. Chr., stammen muss, fand man ein kleines Stück Eisen, vielleicht ein Messer, und die Untersuchung war so genau, dass gar kein Zweifel ist, dass dieses Eisen wirklich zu dem Grabe gehört.

Wir sehen also, dass das erste Auftreten des Eisens in Norddeutschland und Skandinavien sehr früh fällt. Aber es ist ein grosser Unterschied zwischen dem ersten Auftreten des Eisens und dem Anfange des Eisenalters. Das Eisenalter ist nämlich nur diejenige Periode, wo das Eisen wirklich die materielle Grundlage der Cultur bildet. Noch während der fünften Periode der Bronzezeit hatte man im Norden fast alle Waffen und Werkzeuge und ähnliche Sachen aus Bronze, aber man hatte zufällig durch Verbindung mit dem Süden einige Sachen von Eisen erhalten, welche doch so selten waren, dass man noch nicht von einer Eisenzeit sprechen kann.

Es kann vielleicht auffällig sein, dass so lange Zeit zwischen dem ersten Auftreten des Eisens und dem Anfange des Eisenalters hier im Norden verstrichen ist, aber ich glaube, man kann dies doch sehr leicht erklären. Zuerst war für dieses neue Metall keine andere Technik nöthig als für Bronze. Die Bronze wurde im Norden immer gegossen, aber das Eisen musste geschmiedet werden. Das ist die eine Schwierig-

keit. Ein anderer Umstand, der auch als sehr wichtig betrachtet werden muss, ist, dass die Bronze ebenso gut, wenn nicht besser ist wie Eisen, obwohl sie vom Stahl übertroffen wird. Für eine Schwerklinge ist Bronze nicht so gut wie Stahl, aber besser als Eisen, und damals war es nicht so ausserordentlich leicht, eines guten Stahls herzustellen; der Unterschied im Kohlengehalt zwischen Eisen und Stahl ist ja nicht sehr gross.

Heutzutage spielt das Eisen eine so grosse Rolle, weil es allgemein ist, in grossen Quantitäten zu haben ist, während Bronze immer verhältnissmässig selten und kostbar war. Am Anfang hatte man aber nicht so viel Eisen, und ich bin überzeugt, dass Bronze in langer Zeit nicht theurer, sondern billiger war wie Eisen.

Die grosse Ueberlegenheit des Eisens im Vergleiche mit der Bronze tritt eigentlich erst mit der Masseerzeugung des Eisens hervor, mit den grossen Hochöfen; dies ist aber erst Ende des Mittelalters, ungefähr 1500 Jahre n. Chr. Mit den grossen Öfen, mit ihrem eigenen Fluss von geschmolzenem Eisen fließt eigentlich die moderne Eisenzeit an, diejenige Eisenzeit, welche für uns so ausserordentlich wichtig ist. Ohne die grossen Öfen und diese Möglichkeit, das Eisen in solchen Massen herzustellen, wären ja die Eisenbahnen, die eisernen Schiffe und alles Ähnliche unmöglich.

Das erste Auftreten des Eisens ist natürlich von allergrösster Wichtigkeit für die Culturgeschichte; unsere heutige Cultur wäre ohne Eisen absolut unmöglich. Man könnte vielleicht einwenden, wir könnten wohl Bronceadampfmotoren und Broncebahnen statt der eisernen Maschinen und der Eisenbahnen haben. Das ist möglich, obwohl ich nicht glaube, dass Bronze in so grossen Quantitäten zu haben wäre. Sicher aber könnten wir keine Telegraphen und Telephonien, keine elektrischen Maschinen und elektrischen Bahnen haben, welche alle ohne Eisen absolut unmöglich sind.

Es ist in hohem Grade eigenthümlich, dass das Eisen, dieses so wichtige Metall, so verhältnissmässig spät antritt, in unserem Culturkreis ja wenig mehr als 8000 Jahre, und das ist in der Geschichte des Menschen eine sehr kurze Zeit. In der langen vorhergehenden Zeit hat der Mensch kein Eisen gehabt, und wir können uns kaum denken, weder wie das Leben damals wohl war, noch wie das Leben heutzutage wäre, falls wenn wir kein Eisen gehabt hätten.

Der Vorsitzende:

Ich darf Herrn Montelius für die grosse Freundlichkeit unseren besonderen Dank aussprechen.

Herr Dr. Robert Belz:

Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg.

Erscheint als II. Nachtrag in Nr. 2 des Correspondenzblattes 1901.

Herr Dr. Freund-Lübeck:

Ein Faltstahl aus der älteren Bronzezeit.

Am 8. Juli 1869 wurde unter sehr günstigen Verhältnissen von dem Lübeckischen Oberförster Haug bei Bronzefund aus einem grossen Kegelgrabe bei Bechelsdorf im Fürstenthume Ratzeburg geborgen. Die Hauptstücke desselben waren bisher als die Bechelsdorfer Tasche in der Literatur bekannt. Wir verdanken

aber dem Scharfsinne von Fräulein Professor Meester annehmbar eine andere Deutung derselben. Zunächst sei hier, weil im Berichte von Milde (Zeitschrift des Vereines für Lühbeckische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. 3, S. 185—190) einige Fundstücke fehlen, das Inventar des Bechelsdorfer Fundes gegeben. Es sind:

1. Ein Schwertgriff (Mont. II, Per. 21—25), dessen Heftblatt vier Nietten und dessen Knauf die letzten Spiralen zeigt; der Griff ist ein einfach cylindrischer Stabgriff. Ursprünglich ist auch noch das Blatt vorhanden gewesen, da Milde die Länge des Schwertes auf 2'4" Hamargisch an gibt, dasselbe fehlt jetzt ebenso wie der 'breite Beschlag' der Schwertscheide, den Milde nennt.

2. ein Dolch mit Knauf, stark lädirt,

3. ein grosser flacher Tutulus mit concentrischen Kreisen, zwischen denen radiale Striche stehen, versiert,

4. zwei von vier Oesenknäufen abgeschliffene Holzstäbe (nach älterer Untersuchung aus Weisstuchenholz, in welche Lederstücke auf eigenthümliche Weise¹⁾ eingeschoben sind. Die Lederstücke sind mit Broncespiralen versiert; ausserdem

5. vier Knäufe ohne Oesen,

6. ein 5,5 cm langer, 5,5 mm dicker cylindrischer Bolzen mit rundem Kopfe und

7. ein bronzenes Doppelschieber, durch dessen beide Oeffnungen die Lederstreifen gehen, welche auch an drei Oesen der Knäufe hängen.

Aus den an dem Holzstabe vorhandenen seitlichen Ansätzen geht hervor, dass hieran zwei Füsse rechtwinklig angebracht waren. Deshalb wird der Schluss gezogen, dass wir hier die Reste eines aus zwei rechteckigen Rahmen gebildeten Faltstabes haben, wie er ähnlich vom Funde von Goldhö in Jütland (Baye, Egkister Pl. XIV, 1) bekannt ist. Wegen des Aussehens dieses Stabes sei auf Spieth, Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein, S. 42, verwiesen.

Fräglich ist nur, wie die durch die Oesenlöcher geleiteten Lederriemen geordnet waren, welchen Zweck sie überhaupt hatten und welche Rolle dabei der Bronceschieber spielte. Nach Vergleich mit ägyptischen Abbildungen und dem im Berliner Museum unter Nr. 12532 und Nr. 9505 (aus Theben zwischen 1600—1100 v. Chr.) befindlichen, welche dieselbe Rahmenconstruction und Zapfen der Füsse zeigen, hin ich geneigt, anzunehmen, dass die Riemen einmal zum Zusammenschieben des Stabes beim Transport und andererseits zur Befestigung eines Sitzpolsters in aufgeschlagenem Zustande dienten.

Durch die Beigaben des Fundes gehört dieselbe unzweifelhaft in die II. Periode der älteren Bronzezeit. Die reichlich angerosteten Gewebereste an diesen erwähnten Schieber, ebenso wie die bedeutende Grösse des Kegelgrabes, sind ein Beweis dafür, dass das Leichengrab nicht stattgefunden hat. Die Knäufe für die unteren Rahmenstäbe, von denen zwei ebenso wie der Bolzen so in Zinnsäure verätzt sind, dass sie fälschlich als aus Pfeifenthon erlährt wurden, zeigen deutlich eine Abschleifung der Handen an der Stelle, wo sie den Boden berührten.

Indem ich Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Fund zu lenken suchte, war meine Absicht, auf den reichlichen grossen Verbreitungsbezirk dieses Möbels in der älteren Bronzezeit hinzuweisen. Ich erwähnte schon den Stuhl aus dem Funde von Goldhö in Jütland (Ahn

¹⁾ Zeitschrift des Vereines für Lühbeckische Geschichte. Bd. 3, S. 186.

Ribe). Es ist ferner jetzt so gut wie gewiss, dass die in den Mittheilungen des anthropologischen Vereines in Schleswig-Holstein, Heft 11, S. 26 und 27 beschriebenen drei Bronzeknöpfe von Drage (bei Itzehoe) ebenfalls an einem solchen Stäbe gehörten. Ferner stammen vier gleiche Knöpfe aus einem Grabe bei Holtingstedt (Kr. Schleswig). In beiden Fällen gehören die Beigaben in dieselbe 11. Periode der älteren Bronzezeit.

Ganz sicher aber stammen die Fundstücke von Ottenhöttel (Kr. Steinburg) von einem gleichalterigen Klappstuhl. Der Fund enthält nach gleicher Mittheilung von Herrn Dr. Splieth: vier Knäufe mit Oesen, vier ohne Oesen, zwei Bolzen, die zur Hälfte quadratischen Querschnitt haben. Beigaben sind: ein Bronzeschwert, ein Schutzel mit bronzernem Endknäuf des höheren Schafes und ein Thongefäß.

Nun ist aber aus der gleichen Form der altägyptischen Stühle, die denselben Rahmeln zeigen, zu vermuthen, dass das Vorbild zu diesen Fallstühlen von Süden aus der jätischen Halbinsel gekommen ist, und es entsteht daraus die Frage, ob nicht irgendwo dazwischen sich ein Bindeglied der beiden Verbreitungsbezirke auffinden lässt. Diese Frage hier anzudeuten, war der Zweck meiner Mittheilung.

Herr H. Klatsch:

Der kurze Kopf des *Megacetus biceps femoris* und seine morphologische Bedeutung.)

Wie den meisten der Anwesenden bekannt sein dürfte, habe ich auf der vorigjährigen Versammlung unserer Gesellschaft in Lindau einen Vortrag gehalten, in welchem ich zum ersten Male die neuen Anschauungen darlegte, zu denen ich bezüglich der Stellung des Menschen in der Reihe der Säugethiere, speciell der Primaten gelangt bin. Die Zeit für jenen Vortrag war äußerst knapp bemessen und so musste ich mich begnügen, in grossen Zügen die Hauptpunkte meiner Lehre wiederzugeben, wonach die Primaten, wenn auch durch ihre Gehirnentwicklung alle anderen Säugethiere überragend, in dem Bau ihrer Gliedmassen und im Gebiss dennoch sehr primitiv geblieben sind. Sie knüpfen direct an die gemeinsame Wurzel des ganzen Säugethierstammes an. Eine ähnliche Stellung nimmt innerhalb der Primaten der Mensch ein. Er ist nicht die letzte Entfaltungststufe dieser Gruppe, für seine Vorläuferreihe ist nicht eine Aufeinanderfolge von Zuständen anzunehmen, wie sie uns durch das Nebeneinander der jetzt lebenden Affengeschlechter vorgeführt werden, sondern der Mensch schliesst direct an die gemeinsame Wurzel an, von welcher aus nach verschiedenen Rich-

1) Da in Folge eines Missverständnisses dieser Vortrag nicht stenographirt worden ist, so hat der Vortragende die hier wiedergegebene Fassung nachträglich aus der Erinnerung möglichst getreu niedergeschrieben.

H. Klatsch.

Nach dem Vorstehenden ist eine genaue Feststellung des Wortlautes der Rede des Herrn Klatsch nicht mehr möglich. Da sich die im Folgenden mitgetheilten Ausführungen zum Theil auf Vorgänge, welche sich vor und nach dem Vortrage ausserhalb unserer Gesellschaft in der Presse abgepielt haben, beziehen, so konnten einige Redactionsbemerkungen zur Orientirung der Mitglieder unserer Gesellschaft nicht umgangen werden.

Die Red.

tungen die niederen und höheren Affen sich entwickelt haben, zum grossen Theile after Rückbildungen und Verlusten, welche dem Menschen erspart geblieben sind. Ich kritisirte sowohl Hückels viel zu engherzig gefasste „Affens Abstammung“ des Menschen als auch das mir verständliche Verlangen des *Laienpublicums* nach einem fabelhaften Bindeglied von Affe und Mensch, als einem Erforderniss für den Beweis der thierischen Abstammung des Menschen. Ferner trat ich für die Annahme, dass das Alter des Menschengeschlechtes bisher unterschätzt worden sei.

Ziemlich allgemein dürfte es in anthropologischen Kreisen und über dieselben hinaus bekannt geworden sein, dass am Schlusse meines Vortrages Herr Professor J. Ranke das Wort ergriff und mir auf das Schärfste entgegentrat. Ich erinnere zu jene Worte, welche die schmerzlichen Vorwürfe enthalten, die man einem Forscher machen kann: „Ich glaube der Gesellschaft wird von vorneherein klar geworden sein, welche tiefe Gegensätze zwischen dieser, eben ausgesprochenen Anschauung und der im Allgemeinen in unserer Gesellschaft vertretenen Anschauung und Methode der Forschung bestehen. Während uns hier ein schönes Bild der Vergangenheit und vielleicht der Zukunft gezeigt, während uns hier ein phantasievolles Gemälde nach allen Seiten hin angeführt wird, suchen wir im Allgemeinen nicht nach Theorien, sondern nach Thaten. (Die Thaten stehen hier, auf welchen die geistvolle Theorie des Herrn Klatsch aufgebaut werden soll, und bis jetzt keineswegs vorhanden, und ich muss dagegen protestiren, als ob von Seiten der Zoologie und Paläontologie diese Thaten schon bis jetzt wirklich geliefert seien, ebenso wenig wie von Seiten der Anatomie. Auch dagegen muss ich protestiren, dass überhaupt auf dem Wege naturwissenschaftlicher Forschung das Alter des Menschen schon sicher bestimmt worden wäre. Wir sind, wie auch die Discussionen dieses Congresses wieder ergeben haben, in unseren Forschungen über das Alter des Menschen nicht sehr weit vorgedrungen in das Alter der Welt; auch in neuerer Zeit sind wir noch nicht über die letzte Interglacialzeit und die letzte Glacialperiode hinausgekommen mit dem, was wir über den Menschen wissen. Alles andere ist für uns zunächst noch Hypothese, und wenn daraus schon ein wirklich vollkommenes Bild abgeleitet werden will, so ist das eine Phantasie.“) Alle diese Worte und das vernichtende Urtheil: Das ist nicht Wissenschaft, das ist Phantasie!“, nahm ich damals ruhig hin. Ich war zunächst nur sehr erstaunt darüber, dass ein Forscher wie Ranke meine Ausführungen so gänzlich missverstehen konnte. Hätten doch viele der Anwesenden, Anthropologen sowohl als Aerzte, es voll-

*) Correspondenz-Blatt 1900, S. 157. Gesamtwortlaut des stenographischen Berichtes über die XXX. allgemeine Versammlung in Lindau, das Eingeklammerte [] von der Redaction ergänzt.

*) In diese Worte hat Herr Klatsch — Glogns, Bd. 76, Nr. 21, S. 329, 2. December 1899 — die Bemerkung Ranke's zusammengefasst, welche Worte aber in Lindau nicht gefallen sind. Die Red.

konnen richtig erfasst, das meine „Theorien“ keine aus der Luft gegriffenen Hirngespinnste waren, sondern dass sie, wie ich in Anbetracht der Kürze der mir vom Vorstande für meinen (bis auf die letzten Minuten des Congresses hinweggeschobenen) Vortrag bemessenen Zeit, nur andeuten konnte, — dass alle meine Ausführungen das Resultat gründlicher Specialforschungen waren auf dem Gebiete der Anthropologie, der vergleichenden Anatomie, Entwicklungsgeschichte, Paläontologie und Geologie. Der Laie musste Rankes Worte so deuten, als sei ich ein Philosoph, ein Phantast, der von Anatomie keine Ahnung hat und sich einfach beliebige Ideen construirte. Da dieser Eindruck in der That in Laienkreisen erzeugt worden ist, so sehe ich mich genöthigt, aus meiner Zurückhaltung herauszutreten. Eine gewisse Presse, deren Richtung klar ist, wenn ich sage, dass sie jeder Anklörung des Volkes abhold ist, hat aus den Worten Rankes Capital gegen mich geschlagen, als sei meiner darwinistischen Thätigkeit in den Volksvorlesungen von Mannheim und Frankfurt entgegengetreten wollte. Am 5. Juni ds. J. schrieb ein in Ludwigshafen erscheinendes clericales Blatt über mich: „Um die „Wissenschaft“ dieses Mannes zu kennzeichnen, genügt Folgendes: Hermann Klaatsch hielt auf dem letzten Anthropologen-Congresse in Lindau einen Vortrag über die Abstammung des Menschen. In diesem Vortrage betete er die bekannten Phantasien des Jenaer Professors Häckel nach, der durch mehrere wissenschaftliche Fälschungen nachweisen wollte, der Mensch stamme vom Affen ab. Als Klaatsch seinen Vortrag beendet hatte, trat gegen ihn eine der ersten wissenschaftlichen Grössen unserer Zeit, der berühmte Professor der Anthropologie, Joh. Ranke von München auf. Dieser zeigte eingehend die Haltlosigkeit der Einbildungen des Herrn Klaatsch und fasste seine Kritik in die Worte zusammen: „Das ist nicht Wissenschaft, das ist Phantasie.“⁴⁾ Klaatsch ist in der wissenschaftlichen Welt unbekannt, Ranke ist ein Stern erster Grösse. Was ein so berühmter Fachmann als Phantasie heseichnet, das wagt Herr Klaatsch den Arbeitern als eine Wissenschaft vorzutragen, und der socialistischen Presse sind diese einfältigen Erfindungen natürlich numismatische Wahrheit. Wir bedauern lebhaft das Publicum, dem solches Zeug verzapft wird.“ Hiermit gebe ich nur eine Probe der Schreib- und Kampfweise, welche sich die clericalen Presse mir gegenüber erlaubt. Dasselbe zeigte ihre hohen polemischen Fähigkeiten weiterhin in zwei Artikeln des Mannheimer Volksblattes, betitelt: „Herr Professor Dr. Hermann Klaatsch und der von ihm entdeckte Uraffe.“ Mit ebenso viel Ignoranz wie, gelinde angedrückt, Keckheit werden in diesen Artikeln die fundamentalen Thataschen der vergleichenden Anatomie der Säugethiere heseppelt. Ich hätte recht herrlich lachen mögen, als ich sah, dass man mir die Ehre anthat, alle diese Wahrheiten entdeckt zu haben und dass man mich deshalb auspreist, hätte mich nicht die Wahrnehmung sehr ernst gestimmt, dass jene obscuren Geister, die „ihre Antorschnit nicht preisgeben wollen“ (dieses Ausdruckes bediente sich brieflich der Redacteur des Mannheimer Volksblattes Herr Feige), es wagen, mir gegenüber sich auf unsere ersten Anthropologen zu berufen, dass sie sich nicht

einmal schenen, den Namen Rudolf Virchow für ihre Zwecke zu misshandeln.

Unter diesen Umständen habe ich es für meine Pflicht gehalten, hier öffentlich vor der anthropologischen Gesellschaft diese Dinge zur Sprache zu bringen und öffentlich aufzutreten gegen Herrn Professor Rankes, dem ich die Schuld an jenen Ausserungen der Presse zuschreibe.

Von jenen anonymen Herren, deren Ablichten nachweisbar sind, verlange ich nicht, dass sie mich und meine wissenschaftliche Art kennen und richtig würdigen. Aber dem deutschen Gelehrten, der über die Waffe in die Hand gegeben hat, dem trete ich entgegen und weise ein abfälliges Urtheil in Lieder aus energisch zurück, nicht nur als eine persönliche Kränkung, sondern als ein vollkommenes Verkehren der vergleichenden Anatomie und eine Herabwürdigung der Männer, welche seit den Tagen Meckels die Morphologie der Säugethiere an immer höherer Blüthe gebracht haben. Denn auf den Arbeiten dieser Meister baue ich meine eigenen Untersuchungen auf und in erster Linie sind es die Anregungen gewesen, die ich meinem hochverehrten Lehrer Carl Gegenbaur verdanke, welche mich zu einer abschliessenden Verdorfung des vorliegenden Thataschen materials über die natürliche Stellung des Menschen geführt haben. Niemand wird diesem Manne den Ruhm streitig machen, der Nebenbegründer und hervorragende lebende Vertreter der anatomischen Wissenschaft zu sein.

Die Vervollkommenung der modernen Morphologie durch Gegenbaur beruht in der Exactheit der Methode der Vergleichung. Jeder specielle Fund bei einer Thierform wird durch die Vergleichung mit denselben anderen Wesen eingereiht in eine Kette von Zuständen, die entweder zueinander ableitbar sind, oder aber gemeinsam auf einen dritten Zustand hinweisen, als dessen divergente Entwicklungsabnme sie sich darstellen. Nur die genaueste anatomische Untersuchung und die damit verhandene theoretische Berücksichtigung der gegebenen Möglichkeiten der Umbildung von Theilen verschaffen die Gewissheit, ob wir überhaupt zwei verschiedene organische Gehilde miteinander zu einem genetischen Zusammenhang bringen, sie miteinander homologisiren dürfen. Je reicher das Thataschenmaterial, je grösser die Zahl der untersuchten Formen und Entwicklungsstadien, je umfassender die Kenntnisse der Morphologie und Physiologie, — umso mehr ist die Richtigkeit der gewonnenen Resultate gesichert.

Ohne die Verwerthung vermittelte Gedankenoperation bleibt die einfache Thatasche ein völlig gleichgültiger und wertloser Ballast!

Um Ihnen eine Vorstellung davon zu geben, wie sich diese morphologische Arbeit im Einzelnen gestaltet, wähle ich ein bestimmtes Beispiel heraus. Auf diese Weise lässt sich besser, als durch lauge Auseinandersetzungen zeigen, in welcher Weise die vergleichenden anatomischen Combinationen zum Schlüsse auf die Stellung von Formen zueinander auf ihre gegenseitigen Verwandtschaftsbeziehungen und damit auf ihre Abstammung von niederen Zuständen aus gestaltet. Schlüsse, welche geeignet sind, viele der so schwerlich empfundenen Lücken der Paläontologie zu überbrücken. Wo uns die Fände der Fossilien im Stiche lassen, da lässt uns die Morphologie erkennen und wir dürfen behaupten, diese oder jene Form muss existirt

⁴⁾ Wohl Citat nach Herrn H. Klaatsch aus Globus I. c. Die Red.

haben, mag nun ihr Rost gefunden werden, oder mag sie uns ewig im Schooße der Erde verhorren bleiben.

Diese Gedankensarbeit ist eine wissenschaftliche Methode, ähnlich derjenigen, mit denen Physiker, Astronomen, Geologen u. s. w. arbeiten. Wer sie als „Phantasie“ bezeichnet, bekundet damit ein größliches Verkennen der ganzen Morphologie.

Als Beispiel wüßte ich einen Theil der Oberschenkelmuskulatur, über welchen ich in den letzten Jahren Untersuchungen am Menschen und den Säugethieren angestellt habe. Die Resultate werden ausführlich in einer demnächst im Morphologischen Jahrbuche erscheinenden Arbeit mitgetheilt werden, von deren Abbildungen mehrere auf den hier vorgelieferten Tafeln vergrößert wiedergegeben sind.

Es handelt sich um einen Bestandtheil der Beugemuskulatur des Oberschenkels, den an der Aussenseite desselben gelegenen *M. acupitulum fibulae*, welcher beim Menschen am *Capitulum fibulae* inserirt. Beim Menschen entspringt sein langer Kopf mit dem Semitendinosus vereinigt vom *Tuber ossis ischii*, der kurze Kopf von der mittleren Region der Hinterfläche des Femur, von der *linea aspera* dieses Knochens.

Der kurze Kopf dieses Biceps ist ein eigenartiges Gebilde und hat den Morphologen schwere Räthsel aufgegeben, seitdem Welcker erkannt hat, dass er mit dem langen Kopfe ursprünglich nichts anzuhaben kann. Wird er doch aus einem anderen Nervengebiet versorgt, vom Nervus peroneus, während der lange Kopf zum Gebiete des Nervus Tibialis gehört. Es muss also dieser kurze Kopf ein der Beugemuskulatur ursprünglich fremdes Gebilde sein und sich sekundär mit dem langen Kopfe verbunden haben. Aber woher kam dieses sonderbare Gebilde? Wichtige Aufschlüsse verdanken wir hierüber einer tüchtigen Arbeit des Sohnes von Herrn Professor Ranke, Karl Ranke hat bei Anthropoiden und Mensch die ursprüngliche Zugehörigkeit des „kurzen Kopfes“ zur Gesäßmuskulatur, zu den Gluteen wahrscheinlich gemacht.

Meine vergleichend anatomischen Untersuchungen haben die Richtigkeit dieser Anschauungsweise bestätigt und haben zugleich die anfängliche Verschiedenheit der betreffenden Muskelregion innerhalb der Säugethiere aufgeklärt. Nur ganz wenige Formen besitzen einen kurzen Bicepskopf, nämlich Mensch, Anthropoiden und die amerikanischen Greifschwanzaffen. Kein anderer Affe besitzt ihn, während das Homologen des langen Kopfes als eine fächerförmige zur Kniegegend ausstrahlende Muskelplatte, sowohl bei Affen, als bei den anderen Säugethieren in ziemlich gleichförmiger Weise wiederkehrt. Die Hauptfrage war: Wie kommt es, dass diese niederen Formen keinen kurzen Bicepskopf haben? Haben sie ihn nie besessen, oder haben sie ihn verloren? Die Antwort muss in letzterem Sinne ausfallen, insofern sich die Rückbildung eines Muskelgebildes allgemein bei niederen Säugethieren constatiren lässt, das dem kurzen Kopfe als homolog zu erachten ist. Professor Eisler in Halle hat zuerst die Vermuthung ausgesprochen, dass ein eigentümlicher platter bandartiger Muskel, den er bei einem Beutelhier gefunden und den englische Autoren bei anderen Säugethieren als „Tennisimus“ beschrieben haben, das Homologen des kurzen Kopfes sein möchte. Allerdings verhält es sich so, Jones auf den ersten Blick so gänzlich abweichend functionell total unwichtige Muskelband, das von der Caudalwirbelsäule oder von der Glutealfascie entspringt und am distalen Drittel des Unterschenkels in der Fascie in-

serirt, wird von demselben Nervenaste wie der kurze Bicepskopf versorgt und ist deshalb demselben hastigst homolog. Diesen Tennisimus habe ich am besten ausgebildet gefunden bei den Carnivoren, bei einigen, wie bei dem primitiven Raubthier *Arctilia* bintnong sogar von einiger Mächtigkeit, vermisst habe ich ihn bei keinem Carnivoren. Ferner fand sich dieser Muskel bei einigen Beutelhieren, bei einigen Nagethieren und Insectivoren und bei allen niederen Affen der neuen Welt, den Hapaliden, Cebiden u. s. w. Hingegen vermisste ich den Muskel bisher gänzlich bei allen niederen Affen der alten Welt, den Pavianen, Colobiden, Cercopitheken, Semnopitheken, Makaken u. s. w. Er fehlt ausserdem allen Halbaffen und Balthieren.

Diese eigenthümliche Verbreitungsweise lässt keinen anderen Schluss zu, als dass wir es mit einem rudimentären Gebilde zu thun haben, das der gemeinsamen Stammform der Säugethiere in stärkerer Entwicklung und Leistung zukam und dessen zarte Reste in den einzelnen Abtheilungen sich noch spärlich erhalten haben. Jede andere Deutung würde absurd sein. Unmöglich kann dieses functionell gänzlich unbedeutende Gebilde in verschiedenen Gruppen sich immer wieder in derselben Beschaffenheit entwickelt haben.

Die Formen, welche diesen Muskel besitzen, haben also sich bewahrt, was die anderen verloren haben und sind somit primitiver geblieben. Dies gilt natürlich ganz besonders von jenen Formen, wo der „Gluteocruralis“ — so nenne ich künftighin die Urforn des Tennisimus nach Ursprung und Insertion — nicht nur erhalten geblieben ist, sondern auch eine neue Leistung übernommen hat. Beim Menschen, den Anthropoiden und Greifschwanzaffen ist dieses durch seine Vereinigung mit dem langen Kopfe geschehen und wir finden bei Affen eine ganze Reihe verschiedener Stadien des Anschlusses beider Muskeln aneinander, welche uns die Ausbildung des kurzen Kopfes gleichsam in Fluss begriffen vorführen. Niedere Zustände, wo der Gluteocruralis noch als ausgehende mehr von der Glutealinsertion als von Knochen entspringende, weit am Unterschenkel abwärts inserirende Muskelmasse fast ohne jegliche Verbindung mit dem darüberliegenden langen Kopfe besteht, finden wir bei Orang und einigen Greifschwanzaffen. Sie lassen uns noch am meisten den gemeinsamen Ureustand ahnen, wo der Muskel als ein ansehnliches Gebilde von der Glutealregion bis in die Gegend des inneren Malleolus reicht. Welche Bedeutung ihm dabei zukam, das können wir nicht erathen. Wir müssen jedoch annehmen, dass mit dem Schwund seiner eigentlichen Leistung die ausgehende Muskelplatte in den einzelnen Abtheilungen immer wieder zum Tennisimus herabsank. Ich halte also die auffällige Ähnlichkeit des Gebildes bei Rollschwanzaffen und Raubthiere für eine Convergencercheinung. Die Verbindung der Platte mit dem langen Kopf, der ursprünglich am Ansatzrand der Tibia inserirt, zeigen uns Schimpanse, Gorilla, die Greifschwanzaffen *Ateles*, *Lagothrix*, *Myocetes* in trefflichen Uebergangsstadien. Man kann verfolgen, wie zuerst die oberflächlichen Züge des kurzen Kopfes sich der Insertionssehne des langen anschlossen, wie dadurch die weiter distal inserirenden Theile des Gluteocruralis gänzlich anseher Cars gesetzt wurden, so dass sie ihre muskulöse Beschaffenheit verloren und nur bindegewebig in der

Gegend des capitulum fibulae der vereinigten Muskelmasse an neuem Ansatz dienen, der nur bei *Myctes* und *Gibbon* angehabt, beim Menschen ganz vollzogen ist. Der Brüllaffen hat einen so menschenähnlichen Zustand, dass er über Schimpanse und Gorilla in diesem Punkte rangirt. Für die amerikanische Greifschwanzaffen sind diese Ergebnisse sehr wichtig, da wir ja in der neuen Welt keine Anthropoiden haben! Für den Menschen können wir schliessen, dass sein kurzer Bicepskopf sich ebenfalls aus dem Gluteocruralis entwickelt hat. Manche Abnormitäten jener Muskelregion führen uns persistierende Vorfahrenstadien vor. Sein jetzt normaler Befund fällt vollständig in die Reihe der Primaten, steht dem des Gibbon ausser den Brüllaffen am nächsten. Wohl möglich ist es, dass hier verschiedene Entwicklungsstadien vorliegen, die unabhängig voneinander an gleichem Ziel geführt haben, denn die gemeinsame Stammform muss den Gluteocruralis in einer Ausbildung besessen haben, von der aus die verschiedenen Affenstadien und der des Menschen nach den verschiedenen Richtungen sich ableiten lässt. Damit aber bestätigt sich an's Neue der schon in Lindau ausgesprochene Satz, dass der Mensch eine Primatenform darstellt, welche an die Wurzel des Primatenstammes sich anschliesst und in ihrem Gliedmassenbau sich manches erhalten hat, was die anderen verloren. In dieser Hinsicht ist es besonders interessant, dass innerhalb der Primaten eine so auffällige Kluft besteht. Dadurch werden unsere Anschauungen bedeutend geklärt und die plumpen Auffassungen von der Affenabstammung des Menschen erhält einen heftigen Stoss durch den unabweisbaren Schluss, dass die niederen Affen der alten Welt einen Muskel völlig eingebüsst haben, den ihre Vorfahren mit dem Menschen gemeinsam hatten, dass diese Affen also früher anthropoider waren, als sie jetzt sind. Es geht also nicht an, wie man nach dem Schema Häckels erwarten sollte, von den jetzigen „niederen“ Formen allmählich aufzusteigen zu den höheren, da Bein des Menschen von dem eines Pavians abzuleiten! Nein alle diese Affen, ebenso wie die Halbaffen der Gegenwart sind gemackete, reducirte Wesen. Gälten hier rein funktionelle Gesichtspunkte, etwa die Anpassung der Organismen an das Klettern oder an den aufrechten Gang, so wäre die Vertheilung des Biceps femoris in den Reihen der Primaten gänzlich unverständlich. Das Bein eines Ateles ist von dem eines Cebus oder *Macacus* functionell wohl kaum verschieden. Es muss also etwas anderes hinzukommen und dies sehe ich in der primitiven Stellung der höheren Primaten. Je ursprünglicher ein Affe sich erhalten hat, um so menschenähnlicher ist er; dies gilt auch bezüglich des Gluteocruralis.

Für die niederen Säugethiergruppen gelangen wir zu dem Ergebnisse, dass sie in ihren Vorfahrenreihen des Primaten näher gestanden haben, dass ihr Gliedmassenbau viele jener Eigenenthümlichkeiten besass, die man bisher als letzte höchste Errungenschaften auf dem mühsamen Wege der Menschwerdung betrachtet hat. Bezüglich des Damms und der Grosszehen werde ich diese Ideen in folgenden Arbeiten weiter ausführen.

Die gemeinsame Stammform der Säugethiere besass also primatoide Charaktere. Dass ich diese alten Formen mit den Cheirotherien-Fährten der Carbon- bis Triasszeit zusammenbringe, ist ein Gedanke, der nachdem ich ihn in Lindau ausgesprochen, sich mehr und mehr festigt hat.

Für die tierische Vorgeschichte des Menschen

ergeben diese speciellen, vergleichend anatomischen Untersuchungen offenbar werthvolle Grundlagen. Sie bestätigen meine Lehre, wonach der Mensch als eine centrale Form, ohne die Nebenbahnen der andern Säugethiere einzuschlagen, sich direct durch die überwiegende Entwicklung des Gehirnes zu seiner dominierenden Höhe aufgeschwungen habe.

Durch diese Untersuchungen wird zugleich die völlige Zusammengehörigkeit des Menschen mit den Primaten und den andern Säugethiern so zur Evidenz erwiesen, dass man nicht begreift, wie noch in unseren Tagen der Versuch gemacht werden kann, den Menschen loszulösen von der übrigen Schöpfung. Ein solcher Versuch ist kürzlich gemacht worden in einer Brochüre, auf welche ich zum Schluss die Aufmerksamkeit der Gesellschaft lenken muss. Dieses für unsere Tage unerhörte Elaborat stammt aus der Feder eines katholischen Geistlichen, des Präfecten Dr. Joh. Bumiller in Augsburg, welcher in Lindau, nach meinem Vortrage, über das Femur des Pithecanthropus berichtete, eine Untersuchung, die er als Schüler Ranke's unternommen hat.⁵⁾

Aus dieser neuesten Schrift des ehrwürdigen Herrn Präfecten weht uns der rückwärtsheftige Moderatist früherer Jahrhunderte entgegen. Er leistet es doch in der Einleitung: „Zu alledem kam auch, dass mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften diese in vielen Kreisen eine einseitige Vorherrschafft erlangten und die logisch-philosophische Durchbildung des Geistes in bedauerlicher Weise vernachlässigt worden ist. Manche Geistesproducten der darwinistischen Aera gegenüber sind selbst die naivsten mittelalterlichen Ansichten noch Geistesblitze.“

Mit einem gewissen Scheinanfange von Gelehrsamkeit wird dem Publicum die Sonderstellung des Menschen vorgezeichnet. Die schon so oft von den Gegnern des Darwinismus misshandelte Lückenhaftigkeit der paläontologischen Urkunden, die allbekannte Tatsache, dass im Cambrium schon die Haupttypen des Thierreiches scharf ausgeprägt gewesen sind, müssen auch hier zu dem Trugschlusse herhalten, dass die einzelnen Thierstämme unabhängig voneinander entstanden seien. Die Methode, Zittels Worte dabei zu citiren, ist insofern eine ungeschickliche, als der Autor alle Stellen anführt, wo die Schwärzigkeit der Ableitung der fossilen Formen betont wird, dagegen alle diejenigen Aeusserungen des Mänscher's Fallontogenen unterdrückt, in welchen dessen darwinistische Uebersetzung auch erfolgreich durch Verknüpfung von Formen sich betätigt. So wird denn der Satz fabricirt: „Damit aber spricht die Paläontologie für eine geordnete Entstehung des Menschen.“

Obwohl ich es eigentlich als nater meiner Würde erachte, mich mit dem Autor, den ich als Fachmann nicht gelten lasse, irgendwie in Discussion einzulassen, so will ich doch auf das Thorichte jener Tabelle hinweisen, durch welche er die Verschiedenheit des Menschen von den Primaten zu beweisen sucht. Da figuriren: Denkvermögen, Uebergewicht des Gehirns, Grösse der Kiefer und Eckzähne, Ansatz der Kei-

⁵⁾ In der Discussion zu diesem Vortrage bemerkte Herr Klatsch: „Ich möchte mir erlauben, dass ich mit dem Herrn Vorredner (Bumiller) übereinstimme; im Einzelnen besitze ich mich auf meine Arbeit: „Der gegenwärtige Stand der Pithecanthropusfrage.“ Correspondenz-Blatt 1900, S. 160. Wortlaut des stenographischen Berichtes über die XXX. allgem. Versammlung in Lindau. Die Red.

gelenkbänder, Mangel des Groißfußes beim Mensch als Instanzen, um folgenden Satz zusammenzufassen, der für jeden Fachanatomen eine heftige Reizung des Risorius zur Folge haben dürfte:

„Man wird im ganzen Thierreich keine zweite Ordnung finden, welche einer anderen gegenüber so viele und zugleich so wichtige Unterscheidungsmerkmale aufweisen kann, wie der Mensch gegenüber den Primaten. Wir sind daher nicht nur berechtigt, sondern gezwungen, den Menschen von der Ordnung der Primaten zu trennen.“

Nach dieser Kraftprobe wird es kaum noch Verwunderung erregen, wenn Bumüller weiter fragt, „ob wir den Menschen etwa auch den Säugethieren gegenüber als eine selbständige Classe der Wirbelthiere auffassen dürfen. Man wird uns da alsbald mit der Bemerkung entgegneten, dass da menschliche Kind ebenso eröhrt wird wie das Junge des Säugethiers, dass also der Mensch unzweifelhaft zu den Säugethieren gehöre. Allein dies würde der Aufstellung einer eigenen Classe nicht im Geringsten hinderlich sein. Bei den Mollusken z. B. beginnen mit den Schaccken die Thiere mit gesondertem Kopf. Desshalb behauptet Niemand, dass man von den Schaccken aufwärts die Thiere nicht mehr systematisch trennen dürfte.“

Mit dieser Logik werde ein Anderer fertig; obwohl ich mich als „Gehirnthier“ betrachte, so reicht doch meine Faßungskraft nicht aus, um diese Begründung zu verstehen.

Als „Gehirnthier“ wird durch Bumüller der Mensch von all dem niederen Zeug der „Rückenmarksthiere“ getrennt und die clericalc Anthropologie triumphirt.

„Damit erhält der Mensch den Wirbelthieren wie allen anderen Thierstümmen gegenüber eine selbständige Stellung, wie dies auch stets dem Bewusstsein der gebildeten Menschheit und besonders der Jahrtausende alten und vom Banne gewisser Theorien freien Beobachtung des gesunden Menschenverstandes entprochen hat. Erst dem Hoxen-abhath der darwinistischen Herrschaft mit ihrer krausen Begriffsverwirrung und ihren unangenehmen und ungeklärten Theorien war es vorbehalten, dass man vor Bäumen den Wald nicht mehr sah.“

Der energische Protest, welche ich diesen Aeusserungen des Herrn Präfecten entgegensetzte, die Zurückweisung aller der unsmüßigen Behauptungen, von denen seine Broschüre erfüllt ist, gilt ihm nicht eigentlich persönlich. Würde er auf eigenen Namen geschrieben haben, so wäre die Gefahr, dass ein Laie dieses Machwerk zur Hand nähme, um „den gegenwärtigen Stand der Forschung über die Entstehung des Menschengeschlechtes“ zu erfahren, wohl gering. Aber der Autor hat die Namen unserer ersten Anthropologen missbraucht! In der Einleitung sagte er: „Die Altmeister der modernen Anthropologie in Deutschland, Geheimrath Virchow in Berlin und Ranke, Professor der Anthropologie an der Universität München, haben auch während der Sturm- und Drangperiode des neu auftauchenden Darwinismus in der Anthropologie die streng wissenschaftlichen Principien der Forschung hochgehalten . . .“

Als ich diesen Satz las, fragte ich mich, wie es möglich sei, dass ein Mann wie Ranke eine solche Verwerthung seiner Autorität zulasse und ich entschloss mich, brieflich ihn zu fragen, wie er sich zu Bumüller und seiner Broschüre stelle. Ich könne unmöglich glauben, dass er damit einverstanden sei.

Corr.-Blatt d. Gesellschaft. A. G. Jhr. XXXI. 1900.

In seinem Antwortschreiben hat Herr Professor Ranke den Autor der Broschüre nicht anerkannt.

Herr Professor Ranke schrieb an mich:

„Bumüller hat unter meiner Leitung eine recht gute Abhandlung über das menschliche Femur gemacht, für die ich innerhalb der selbstverständlichen Grenzen die Verantwortung übernehmen kann. Für das, was er sonst drückt, ist er allein verantwortlich, umso mehr da er auch mich damit überrascht. Ich habe ihm sofort mein Bedauern ausgedrückt, dass er sich in der betreffenden Abhandlung auf hypothetischen Boden begeben hat und geschlossen mit den Worten: „Mir scheint es wichtiger mit Thatsachen als mit Hypothesen zu arbeiten.““

Was aber nützt eine solche private Erklärung in einem Briefe?

Wir alle wissen, dass Herr Professor Ranke im Grunde auf dem Boden der Descendenzlehre steht, wenn man auch aus seinem Buche „Der Mensch“ seine eigentliche Meinung nicht ersehen kann.¹⁾ Aber Ranke hat durch treffliche, vergleichend anatomische Untersuchungen gezeigt, dass er die Principien der Descendenzlehre anerkennt. Erst kürzlich erschien von ihm eine sehr schöne Untersuchung über die überzähligen Kopfknochen des menschlichen Schädeldaches, worin er den Menschen sogar mit Ganoiden und Stegocephalen vergleicht, mit einer Kühnheit der Nebeneinanderstellung entfernter Formen, die weit über das hinausgeht, was ich in dieser Hinsicht wagen würde. Also muss Ranke an ein verknüpfendes Band zwischen Mensch und niederen Formen glauben, sonst hätte ja die ganze Vergleichung keinen Sinn. Warum aber gibt er nicht dieser seiner Ueberzeugung einen so klaren Ausdruck, dass jeder Zweifel schwinden muss? Warum weist er nicht öffentlich die Missdeutung zurück, dass er jene clericalc Anthropologie eines Bumüller protegiere?

Das sind die Punkte, die ich hier öffentlich vor der Versammlung zur Sprache bringen wollte. Ich meinerseits halte es für meine Pflicht, mit allen Kräften gegen eine Richtung in unserer Wissenschaft vorzugehen, die uns des Lohnes aller Mühen und Arbeiten des letzten Jahrhunderts beraubt und die Anthropologie wieder zurückschrauben sucht auf das Niveau längst vergangener disterer Zeiten! Ich hoffe, dass die Versammlung in dieser Hinsicht mit mir übereinstimmen wird, im Kampfe für den Fortschritt unserer freien und deutschen Anthropologie.

Der Versitzende:

Ich darf die Schrift von Herrn Dr. Karl Ranke: „Muskel- und Nervenvariationen der dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus der Primaten.“ Archiv für Anthropologie, Bd. XXIV, Heft 1 und 2, herzugeben, die

¹⁾ Der ganze Brief von Professor Ranke an Herrn Bumüller lautet: „Ich danke Ihnen für die Uebersendung Ihres recht interessanten Buches „Mensch oder Affe“. Es wird gewiss in weiteren Kreisen viel Interesse erregen. Leid thut es mir, dass Sie „meinem Rath, den Sie für die Dissertation befolgt haben, nicht auch für diese Publication treu geblieben sind, sich nicht auf die Hypothesen des Darwinismus einzulassen.“ Mir scheint es wichtiger, mit Thatsachen als mit Hypothesen zu arbeiten.“ 26. VI. 1900.

Die Red.

²⁾ A. Ranke, Der Mensch, I. Vorwort zur I. u. II. Auflage. S. V, Zeile 14 ff.

Die Red.

erwähnt war. — Auf das eben Gehörte haben wir hier nicht weiter eingehen, das kann ja in der Presse²⁾ vollkommen erledigt werden, mit einer einzelnen Rede kann man das nicht erschöpfen.

²⁾ Zur Orientierung der Leser theilen wir die Liste der hierüber erschienenen Publicationen mit:

Bericht des Herrn Robert Cordel über die 31. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. *Abg. Abendztg.*, Nr. 276, 1. October 1900, S. 9.
J. Bumüller, Eine Bemerkung zum „Bemerkenden“ Proteses des Herrn Klaatsch gegen meine Brochüre: „Mensch oder Affe?“ *Abg. Abendztg.*, Nr. 272, 3. October.

H. Klaatsch, Entgegnung auf den Artikel des Herrn Präfector Dr. J. Bumüller in Nr. 272, 3. October der Aogburger Abendzeitung. *Abg. Abendztg.*, Nr. 279, 10. October 1900, S. 10.

J. Bumüller, Ein letztes Wort an Herrn Klaatsch, *Abg. Abendztg.*, Nr. 281, 12. October 1900, S. 98.

Robert Cordel, Zum Streitfall Klaatsch-Bumüller, *Abg. Abendztg.*, Nr. 289, 20. October 1900, S. 10.

H. Klaatsch, Darwinismus und Clerus. Deutsche Stimmen. Halbmonatsschrift für Vaterland und Denkfreiheit, 1900, Nr. 17.

— Der kurze Kopf des Biops femoris und der Tennisimus. Ein stammesgeschichtliches Problem. *Morphologisches Jahrbuch*, XXIX, 2, 1900, S. 217—281 mit 2 Tafeln.

— Die fossilen Knochenreste des Menschen und ihre Bedeutung für das Abstammungsproblem. Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte, IX. Bd., 1899, S. 415—496. Aus letzterem möchten wir hervorheben:

„Diese Art der Behandlung des ganzen Problems ist charakteristisch für Ranke und Virchow: Immer nur die negativen Größen in den Vordergrund schieben, das Positive verschweigen oder verächtigen. Dadurch machen sich diese Männer mitschuldig an den Proben eines Bumüller. Nicht diesen, nein Virchow und Ranke sind es, denen ich den Fehdehandschuh binwerfe. Ein Ausgleich ist unmöglich. Die ganze wissenschaftliche Denkweise ist eine fundamental verschiedene und so lange Virchow und Ranke in anthropologischen Kreisen den Ton angeben, wird die spezielle Seite des Abstammungsproblems, die Frage nach der Stellung des Menschen zu den Primaten und nach der Beschaffenheit der Vorläufer des recenten Menschen, keine Fortschritte machen. Glücklicher Weise neigt sich die Herrschaft jener Geister ihrem Ende zu. Um so lieber wird man das Gute anerkennen, was die Wissenschaft der negativen Haltung des großen Zweiflers verdankt. In einem vor dem Anthropologencongreß in Lindau gehaltenen Vortrage (Klaatsch, *Globus* 99) habe ich allen berechtigten Einwänden gegen die bisher übliche Beantwortung der Abstammungsfrage volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wir stehen hier an einem Wendepunkte, am Beginne einer neuen Periode, die alte Irrthümer hinter sich lässt.“ (S. 491.) Die Red.

Ich bedauere sehr, dass Herr Klaatsch die Ansehlichkeit unserer Gesellschaft durch seine darwinistische Thätigkeit in den Volksvorlesungen von Mannheim und Frankfurt³⁾ gegen ihn veranlassen Angriffe in der Presse in die Gesellschaft herbeizutragen hat. Meine bificid und collegial gemeinten Worte in Lindau (s. oben S. 145) galten, wie ein unbefangener Leser sofort sehen muss, dem Naturphilosophen Klaatsch

Herr Professor Dr. F. Elsler-Halle:

Ueber die Herkunft und Entstehungsursache des *Musculus sternalis*.

Als *Musculus sternalis* bezeichnet man eine kleinere Muskelvarietät, die auf oder in oberster Höhe des Brustbeines unter der Haut, neben oder über dem Ursprünge des grossen Brustmuskels gefunde wird und bereits von Cabrolins (1604) erwähnt ist. Aus einer über mehr als 8000 Leichen sich erstreckenden Statistik ergibt sich eine durchschnittliche Häufigkeit von vier Prozent; doch besteht zwischen den einzelnen Beobachtungsreihen nicht unerhebliche Schwankungen, so dass der Gedanke nicht fern lag, auch diese Varietät vom anthropologischen Standpunkte aus zu betrachten. Dagegen würde sich kein Einwand erheben lassen, wenn wir völlig klar über die morphologische Zugehörigkeit des Muskels wären und erwarten könnten, auf diesem Wege etwas über seine Entstehungsursachen zu erfahren.

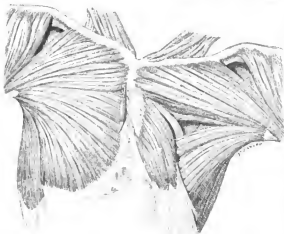
Die zahlreichen Interpretationsversuche haben zu den verschiedensten Resultaten geführt, so lange man nur von den nach Gestalt und Masse des Sternalis sehr variablen Lagebeziehungen zur Nachbarmuskulatur ausging. So ist der Sternalis bald als kraniale Fortsetzung des gesunden Brustmuskels, bald als costalwärts verschobene Portion des Kopfwenders, als abgesprengter Theil des grossen Brustmuskels oder als Rest eines Hautmuskels gedeutet worden. Die vergleichende Anatomie, bei der man sonst häufig Auskunft findet, versagt in diesem Falle gänzlich: ein Sternalis ist bei Thieren bisher nicht bekannt.

Die Aussicht auf eine befriedigende Lösung der Frage besetzte sich erst, seitdem unter den Morphologen die Ueberzeugung von der Ausschlag gebenden Bedeutung der Muskelinnervation mehr und mehr Platz gegriffen. Ueberblickt man jedoch die vorliegenden Angaben über die Nervatur des Sternalis, so könnte man wohl berechtigte Zweifel an dem Erfolge der Bemühungen hegen. Denn der Muskel soll das eine Mal durch Intercostal-, also Rumpfnerven, ein andermal durch Zweige der Nerven des grossen Brustmuskels, also Extremitätennerven, versorgt sein, in einigen Fällen werden sogar beide Quellen verzeichnet.

Unter 36 Sternalien, die ich im Laufe von 16 Jahren beobachtet habe, gelang es mir bei 17 die Innervation einwandfrei zu bestimmen und zwar bei allen aus dem Nervi thoracici anteriores, d. h. den Nerven, die des grossen Brustmuskels verzweigen. Da nach anderer gegenwärtiger Auffassung die Muskelfasern bereits zur Zeit ihrer ersten Anlage im Embryo unveränderlich mit ihren Nervenfasern verbunden sind, so beweist die Innervation für diese 17 Sternalien die Zusammengehörigkeit mit dem grossen Brustmuskel, die Abstammung von derselben Materialquelle. Da ferner die Sternalnerven durch den Pectoralis major hindurchtreten und ihm dabei noch Zweige abgeben, ist unter Berücksichtigung ähnlicher Verhältnisse in der normalen Muscularität anzunehmen, dass der Sternalis

und seiner geistvollen Hypothese, nicht dem Naturforscher Klaatsch, dessen Untersuchungen ich in diesem Maasse schätze. Herr Klaatsch sagt, ein Vergleich zwischen seinem Standpunkte und dem der Herren Virchow und Ranke sei unmöglich; das schliesst aber nicht aus, dass wir den gemeinsamen Ziele der Erforschung der Wahrheit, wenn cognoscere osumus, wenn auch auf getrennten Wegen, anstreben. J. Ranke.

eine vom Pectoralis abgespaltene, selbständig gewordene und gegen die Faserrichtung des Muttermuskels verlagerte Portion darstellt. Diese Annahme wird zur Gewissheit, wenn man sich Zeit und Mühe nicht verdrüssen lässt, die Innervation noch in die feineren Einzelheiten zu verfolgen etwa in der Art, wie es von Frohse und von Bardeleben für die Augen- und Extremitätenmuskeln geschehen ist. Die Methode besteht im Wesentlichen darin, dass man die Verzweigungen der Nervenfasern innerhalb des Muskels so weit verfolgt, als es makroskopisch gerade noch möglich ist.



Figur 1.

Brustregion eines fast ausgetragenen Anencephalen mit zwei Sternalis von sehr ungleicher Größe. Links Defect im Pectoralis maior, durch den der Pectoralis minor sichtbar wird. Nach einer Photographie. Natürliche Größe.

Der Sternalis entstammt nun stets einem Abschnitt des Pectoralis maior, der sich zunächst äusserlich nicht von den übrigen Pectoralismasse unterscheidet; vergleicht man aber die Nerven Eintrittsstellen in diesem Abschnitt mit denen des übrigen Muskels, so fällt sofort eine Verschiebung jener gegen die ventrale Mittellinie hin in's Auge, so dass in der normalen Nerven Eintrittscurve eine Lücke erscheint (vgl. Fig. 2 bei z). Es muss hier also eine Störung in dem normalen Wachstum der betreffenden Pectoralisbündel stattgefunden haben: die Muskelbündel oder ihre Anlagen sind zu der Zeit, als das Zellmaterial für den Aufbau des Pectoralis in die Brustwand einwuchs, rascher medianwärts gedrängt worden und haben dadurch beim Anwachsen in die Länge das Brustbein früher, den Oberarm aber augenscheinlich später erreicht als die Bündel der Hauptmasse; genauer angedrückt, sie brachten, um zu der definitiven Anheftung an dem Brustbein zu gelangen, weniger in die Länge zu wachsen als die normalen Bündel. Während nun aber die Hauptmasse der tiefen Bündel dieser medianwärts gedrängten Portion nachträglich noch eine Anheftung an der gemeinsamen Oberarmsehne gewinnen, würde ein Theil der oberflächlichen Faseranlagen so stark aus der Pectoralismasse emporgedrückt, dass er in der Folge bei

seinem Längenwachsthum den Oberarm nicht mehr erreichen konnte, indem er sogleich unter den Einflüssen neuer Faktoren gerieth, die seine Faserrichtung änderten. Diese Faktoren werden durch den wachsenden Pectoralis selbst gegeben. Der Sternalis stammt typisch aus dem mittleren Theil des Pectoralis, in dem die kranialen Bündel fast rein transversal oder leicht kranial-medialwärts wachsen, während die caudalen bei dem gleichseitigen Längenwachsthum des Rumpfes und der Zunahme der Thoraswölbung mit ihren medialen Enden immer mehr caudalwärts rücken, so dass eine fächerförmige Ausbreitung dieser Portion resultirt. Denken wir uns jetzt die Anlage des Sternalis in Gestalt einer Anzahl im Längenwachsthum begriffener Muskelzellen, die nur durch ihre Nervenfasern an dem darunter liegenden Pectoralis festgehalten werden, so wird schon bald bei der Ausbreitung der Unterlage das mediale Ende der Sternalisfasern caudalwärts gezogen werden, so dass das laterale Ende sich jetzt lateral-kranialwärts richtet. Ist aber überhaupt erst eine kleine Deviation eingeleitet, so ist das Schicksal der ganzen Sternalisanlage entschieden. Sie dreht sich wie ein mit dem Strome treibender Balken, dessen Vorderende etwa bei einer Biegung in die lang-samere Uferströmung geräth: er bietet damit an seinem hinteren Ende der rascheren Aasenströmung eine breite Angriffslinie und wird alsbald in die Quere getrieben, ja schliesslich mit dem anfänglich hinteren Ende nach vorne kommen, falls nicht ein Widerstand dem entgegentritt. Beim Sternalis ist ein gewisser Widerstand in der Nervenansatzstelle gegeben, obschon der Nerv augenscheinlich den Zug mit einer Längensnähme beantwortet. Ein anderer Widerstand kann sich ergeben aus einer frühzeitigen Sehnenbildung um ursprünglich laterales Ende mit Anheftung an das suprapectoriale Bindegewebe (Fascie) bzw. an das Schlüssel-

selbein, so dass der Sternalis nicht, wie gewöhnlich, bis in Parallelstellung zur Mittellinie geschoben wird. Man findet alle Uebergangsformen. Immer aber erfolgt die Rotation in gleichem Sinne, d. h. das ursprünglich mediale Ende des Sternalis wird zum caudalen, das ursprünglich laterale zum kranialen Ende. Die Beziehungen, die der Sternalis dann bei der Sehnenbildung an seinen beiden Enden mit Nachbar-muskeln eingibt, können natürlich ausserordentlich variiren, sind aber für die morphologische Bewertung des Muskels irrelevant.

Dass die Bildung des von Pectoralisnerven versorgten Sternalis nach dem geschilderten Modus und nicht anders vor sich gegangen ist, dafür finde ich den Beweis wiederum in dem Verhalten der Nerven und zwar nicht nur der motorischen, sondern vor Allem auch der sensiblen Muskelnerven. Nähere Auseinandersetzungen würden jedoch hier zu weit führen.

Zur Gewinnung der vorgetragenen Anschauung hat nicht unwesentlich beigetragen die genaue Untersuchung eines anencephalen Fötus mit zwei Sternalis, wovon der eine eine grosse Portion des Pectoralis maior durch dessen ganze Dicke umfasste, so dass in einem dreieckigen Defecte der Pectoralis minor sichtbar wurde (vgl. Fig. 1). Durch weitere Nachforschungen an Anen-

cephalen und an normalen Föten mit Sternalis ist es mir dann gelungen, die mittelbar ursächlichen Factoren für die zur Sternalisbildung führende Entwicklungsstörung im Pectoralis maior zu erkennen. Leider ist ja das causale Experiment für derartige Fälle nicht anwendbar: wir müssen uns begnügen mit der möglichst vorsichtigen Verwertung sorgfältig beobachteter Thatachen. Ein Erfolg war am ehesten zu erwarten bei den birnlosen Mißgeburten. Hier trifft man den Sternalis ca. 12 Mal häufiger als bei anderen Mißbildungen und bei nicht mißbildeten Individuen, nämlich in 48 Procent, und zugleich in den voluminösesten Formen. Es war jedoch trotzdem nicht ganz leicht aus der Menge von Bildungsanomalien, die speciell bei den Trägern eines Sternalis gehäuft erscheinen, die für unseren Zweck wichtigen Punkte herauszufinden. Erst der Vergleich mit sonst nicht merkbar mißbildeten Föten, die einseitig den Sternalis besaßen, lehrte, dass constant eine aussergewöhnliche Erweiterung eines oder mehrerer Zwischenrippenräume auf der Sternalisseite bestand (vgl. Fig. 9). Das liess sich auch noch an dreien der erwachsenen Individuen feststellen, obgleich man von vorneherein auf eine mehr oder weniger weitgehende



Fig. 9.

Brusttheil mit angrenzenden Rippen von dem Anencephalus der Figuren 1 und 2. Rechts erster, links zweiter Intercostralsraum stark verbreitert. Die dritte Rippe war links auf einen Bandstrang reduziert. Natürliche Grösse.

regulatorische Formänderung des Thorax in der post-embryonalen Periode gefasst sein dürfte. Der Sternalis ist stets von der Pectoralisportion abgespalten, die über dem abnorm verbreiterten Zwischenrippenraum liegt und von dem angrenzenden Brustbeinabschnitt und den nächsten Rippenkorpeln entspringt. Andererseits gehören alle von mir genauer untersuchten Sternalis der mittleren, im Wesentlichen vom Brustbein entspringenden Portion des Pectoralis an, die normale Weise beträchtlich dünner ist als die claviculare und die costale Handpartie und sich nach dem Ausweis der Innervation hauptsächlich in die Breite entwickelt hat. Berücksichtigt man, dass die ersten drei Zwischenrippenräume beim Föten schon normaler Weise auffallend weit sind gegen die übrigen, so wird man kaum irren gehen in der Annahme, dass diese Verbreiterung in einem directen Causalzusammenhang mit dem geringeren Dicken- und grösseren Breitenwachstum der mittleren Pectoralispartie steht. Tritt nun durch irgendwelche Ursache eine abnorme Verbreiterung eines oder mehrerer Zwischenrippenräume auf, so wird

in der über dieser Stelle gelegenen Partie der Pectoralanlage eine abnorme Lockerung des Gefüges bewirkt werden müssen. Daraus ergibt sich wiederum für die Pectoralialemente die Möglichkeit rascher medianwärts zu rücken. Indem dann aber die an die gelockerten Partien angrenzenden geschlossenen Massen der Pectoralanlage von den Seiten her gegen den *Locus minoris resistentiae* vorrücken, insbesondere lateral, in dem schmaleren humeralen Theile des Pectoralis, verpressen sie dem medianwärts geschobenen Abschnitt mehr oder weniger vollständig den Weg zur Erlangung einer Anheftung am Oberarm. Ist die Absperrung eine totale, so wird bei der weiteren Entwicklung der Thoraxwand und des Pectoralis die ganze abgeschnittene Portion in der vorher geschilderten Weise umgelagert, rotirt werden: es entsteht ein grosser Sternalis neben einem durch die ganze Dicke des Pectoralis gebenden Defecte, der aber niemals bis an den Oberarm reicht, sondern vorher durch die angrenzenden Pectoralisbündel geschlossen wird. Bleibt dagegen für die medianwärts geschobene Portion noch Gelegenheit, secundär wenigstens theilweise eine humerale Insertion zu gewinnen, so resultirt daraus ein Verhalten wie wir es bei den gewöhnlichen kleinen Sternalis antreffen: die Innervation allein zeigt uns noch den Umfang des rascher medianwärts geschobenen Pectoralitheiles an.

Sind die hier gegebenen, auf einer sorgfältigen Durcharbeitung meines Materials gegründeten Ausführungen richtig, so ist die Frage nach Ursache und Entstehung des von *Nervi thoracici anteriores* versorgten Sternalis als gelöst zu betrachten. Danach gehört der Sternalis weder den prospectiven noch den retrospectiven Muskelvariationen an, sondern ist mit manchen anderen in eine eigene Kategorie, zu den „selbständig gewordenen Aberrationen“ zu stellen. Derartige Bildungen sind aber für die Anthropologie nicht verwertbar.

Ich habe mir natürlich auch noch die Frage vorgelegt, auf welchen Ursachen die abnorme Erweiterung eines Zwischenrippenraumes beruhen mag. Ein abschliessendes Urtheil konnte ich mir wegen Mangels an geeignetem Material noch nicht bilden. So viel aber scheint mir sicher, dass der erweiternde Factor in einem abnormen Andrängen eines der Eingeweide im kranialen Thoraxabschnitt zu suchen ist. Bei zwei Föten etwa aus dem Beginn des fünften Monats beobachtete ein gewaltig entwickelter Thymuslappen die betreffende Thoraxpartie vor, bei einem Anencephalus war in Folge einer merkwürdigen Gefässanomalie und einer Verlagerung mehrere Bauchorgane der kolossal ausgebildete rechte Vorhof mit dem Herzohr den abnorm verbreiterten Zwischenrippenräumen angepresst, bei einem anderen drängte angeblich eine nicht näher bestimmbar Cyste von Bohngrossen Herz und Thymus gegen die ventrale Thoraxwand, und schliesslich ist in meinen Notizen über einen der Erwachsenen die besondere Grösse des Herzens hervorgehoben. Herz und Thymus sind wohl die Organe, auf die bei weiteren Untersuchungen hauptsächlich zu achten ist. Als Untersuchungsmaterial empfehlen sich natürlich Föten, da postembryonal durch die Rückbildung der Thymus und durch Anpassung des Thorax an Atmung und aufrechte Körperhaltung die charakteristischen Merkmale leicht verwischt werden können.

Die Ergebnisse meiner Untersuchung lassen sich also kurz folgendermassen zusammenfassen: Der von *Nervi thoracici anteriores* versorgte *M. sternalis* gehört weder zu den prospec-

recht lange in dieser segensreichen Thätigkeit erhalten bleibt und dass noch zahllose Bände von dem grossen Volume, das die letzten gezeigt haben, aus seiner Herrschaft hervorgehen möchten. Es ist immerhin die einzige grosse Privatsammlung, die wir in Deutschland haben, die in Bezug auf ihre Geschichte und ihre Leistungen einigermassen den fremden gelehrten Gesellschaften, den grossen englischen, französischen, italienischen so die Seite gestellt werden kann. Sie hat übrigens noch die alten primären Verbindungen mit diesen Gesellschaften bewahrt. Ihre ersten Publicationen, die Ephemerides naturae carionorum, wurden in all den gelehrten Schriften gerühmt, welche im 17. und 18. Jahrhundert erschienen sind.

Unsere Empfangsrede darf ich endlich zusammenfassen in dem Dank an den Localgeschäftsführer, Herrn Museumsdirector Major a. D. Dr. Förtsch, der in so unwichtiger und zugleich wirkungsvoller Weise unsere Interessen vertreten hat, dass wir ihm nicht genug danken können. (Bravo!) Wir haben seit einiger Zeit das Vergnügen gehabt, ihn in dieser neuen Stellung zu sehen: es ist ihm gelungen, in kurzer Zeit den ganzen

Habitus der Action zu verändern und in die bis dahin sehr langsam fortschreitende Entwicklung ein neues Tempo zu bringen. Ich wünsche, dass er es erlebt, sein Museum unter einem anderen Dache zu sehen.

Damit will ich diese Sitzung und die Tagung schliessen. Sie alle fordere ich auf zu recht zahlreichen Besuche in Metz und bitte Sie, die weite Reise nicht zu scheuen.

Präsident der Leopoldina, Herr Geheimrath Professor Dr. Freiherr von Fritsch-Halle:

Ich glaube im Sinne Aller zu sprechen, wenn ich den allerherlichsten Dank namentlich unserem Herrn Vorsitzenden zum Ausdruck bringe für die Bemühungen, mit denen er die Versammlung geleitet hat, für die reiche Belehrung, die wir von ihm empfangen haben, und für die auch bei dieser Gelegenheit wieder bewiesene persönliche Liebenswürdigkeit.

Der Vorsitzende:

Meinen Dank! Ich wünsche frohes Wiedersehen in Metz und gute Reise.

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
Alsberg	137	Gölze	102, 103, 133	Pischel	74
v. Andrian-Werburg	96	Hemming	92, 113	Rambau	154
Aodree	113	Hertzberg	76, 118	Ranke J.	80, 123, 124
Belts	141	Hofer	115, 118	Schmid-Monnard	130
Bernstein	76	Kirchhoff	76	Seydel	74
Birkner	91, 122	Klantsch	145	Sökeplund	122, 129
Brandes	103, 107	Köhl	137	Stäude	74
Brecht	124	Kollmann	121	Virchow K. 69, 80, 91, 96, 99, 102, 108, 109, 115, 122, 123, 124, 129, 137, 144, 149, 154, 155	
Eisher	100, 154	Lehmaon-Nitsche	107, 115	Voss	114, 125
Filtz	76	Lehmer	75	v. Ziegner	76
Förtsch	77, 98, 124	Montelin	113, 114, 118, 142		
Frennd	144	Much	107, 122		
v. Fritsch	75, 99, 103, 155				

Tagesordnung.

Sonntag, den 23. September 1900. Von Fröh 10 Uhr ab bis Abends 9 Uhr: Anmeldung im Geschäftsraum. Von 8 Uhr Abends ab: Zwanglose Vereingung im Saale der Loge auf dem Jägerberge.

Montag, den 24. September 1900. Von 8 Uhr Fröh ab: Anmeldungen im Geschäftsraum. Von 8 bis 10 Uhr: Rundgang durch die Stadt. Von 10 bis 2 Uhr: Eröffnungs-sitzung in der Aula der Universität. Von 2 Uhr ab: Besichtigung des Provincialmuseums. Nachmittags 4 Uhr: Festessen im Saale der Loge auf dem Jägerberge, das Gedek zu 4 Mk.

Dienstag, den 25. September 1900. Von 8 bis 10 Uhr: Besichtigung der Sammlungen in der Anatomie, und des städtischen Museums. Von 10 bis 2 Uhr: Zweite Sitzung in der Universität. Nachmittags 4 Uhr: Gartenfest auf der Feissmitzinsel, gegeben von der Stadt Halle.

Mittwoch, den 26. September 1900. Vormittags 9¹⁴: Abfahrt nach Eisenleben. Besichtigung der Sammlung des Vereines für Geschichte und Alterthümer, der Stadt und gewerkschaftlicher Anlagen.

Donnerstag, den 27. September 1900. Von 8 bis 9 Uhr: Demonstrationsvortrag in der Anatomie. Von 9 Uhr ab: Dritte Sitzung in der Universität. Nachmittags 4 Uhr: Besichtigung der Burg Giebichenstein, demnächst-Vereinigung auf der Bergschenke in Cröllwitz.

Die Vorstandschaft:

Virchow, Waldsayer, v. Andrian, Ranke,
in Vertretung des Schatzmeisters: Dr. F. Birker.

Der Stliche Geschäftsleiter:
Dr. O. Förtsch.

Verzeichniß der 158 Theilnehmer (137 Herren und 21 Damen).

- Andree, Dr., Braunschweig.
 Andrian-Werburg, Freiherr von, k. k. Mini-
 sterialrath, Präsident der Wiener anthro-
 pologischen Gesellschaft, III. Vorsitzender
 der Deutschen anthr. Gesellschaft, Wien.
 Barbar, Oberconsul, Halle.
 Beckenbach, cand. med., Halle.
 Bekman, Privatlehrer, Halle.
 Behlen, Dr., prakt. Arzt, Halle.
 Bött, Dr., Director des grossh. Museums zu
 Schwarzl, Schwaben.
 Bernstein, Dr., Professor, Göttinger Medical-
 rath, Halle.
 Bertram, Dr., Beirathungs-Vorsetz, mit Fran
 Gemahlin, Halle.
 Birkner, Dr., Assistent, München.
 Bischof, Dr., Oberbaurath a. D., Halle.
 Bodenstab, Apotheker, Neudammleben.
 Boykoff, Dr., Oberlehrer, Halle.
 Brannan von, Dr., Professor, Director der
 lat. chirurgischen Klinik, Halle.
 Brandes, Dr., Privatdocent, mit Fran Ge-
 mahlin, Halle.
 Brandt, Hauptmann, mit Fran Gemahlin,
 Köslitz.
 Brecher, Forstmeister, Halle.
 Brecht, Dr., Oberbrennmeister, Queditzberg.
 Bruns, Dr., Privatdocent, Halle.
 Bunge, Dr., Professor, Halle.
 Cordel, Oscar, Schriftsteller, Berlin-Halensee.
 Cordel, Schriftsteller, Berlin.
 Dackworth, Dr., Lecturer on Physical Anthro-
 pology, Cambridge.
 Eider, Dr., Professor, Halle.
 Eysa, Fräulein, Salzbürg.
 Fäßling, Dr., Professor, Göttinger Medical-
 rath, Halle.
 Fleischmann, Dr., Assessor, Halle.
 Florchütz, Dr., prakt. Arzt, Gotha.
 Förster, Dr., Major a. D., Director des Pro-
 vincialmuseums, Halle.
 Fränkel, Dr., Professor, Halle.
 Freund, Dr., Professor, Lübeck.
 Frick, Dr., prakt. Arzt, Halle.
 Frieder-dorf, Dr., Gynasialdirector, mit Fran
 Gemahlin, Halle.
 Friedrich, Marine-Consul, mit Fran Gemahlin,
 Halle.
 Fries, Dr., Geheimrath, Halle.
 Fritsch, Freiherr von, Dr., Professor, Geh.
 Regierungsrath, Director des mineralogischen
 Institutes, Präsident der Leopoldi-
 dian, Halle.
 Fritsch, Dr., Professor, Göttinger Medical-
 rath, Berlin.
 Gebhardt, Dr., Assistent an der Anatomie,
 Halle.
 Göke, Director der Urania in Berlin.
 Götz, Dr., Directorialassistent am Museum
 der Völkerkunde, mit Fran Gemahlin,
 Berlin.
 Gravenhorst, Kaufmann, Halle.
 Grimpfer, Dr., Göttinger Sanitätsrath, Brauns-
 schweig.
 Grünberg, Dr., prakt. Arzt, Halle.
 Gutkin, Fräulein Sara, stud. med., Halle.
 Gutkin, Fräulein Sara, stud. med., Halle.
 Haack, Dr., prakt. Arzt, Braunschweig.
 Hagen, Dr., Hofrath, mit Fran Gemahlin,
 Frankfurt a. M.
 Hellinger, Dr., Geheimrath, Medicinalrath, Vor-
 stand des Württembergischen anthropo-
 logischen Vereins, Stuttgart.
 Hein, Dr., k. k. Assistent an der anthropo-
 logischen Gesellschaft, Wien.
 Heise, Frau Dr. Wien.
 Heine, Pastor ew., Halle.
 Henning, Dr., Professor, Leipzig.
 Henning, Dr., Professor, Strassburg i. E.
 Herrf von, Dr., Professor, Halle.
 Hertzberg, Dr., Professor, Halle.
 Harzau, Dr., prakt. Arzt, mit Fran Gemahlin,
 Halle.
 Hiltensberg, Forstmeister, Dohersbüttz.
 Hippel von, Dr., Professor, Göttinger Medi-
 calrath, Halle.
 Höfer, Dr., Professor, Wernigerode.
 Höfer, Landesrath, Werseburg.
 Hoeschke, Regierungsbeamter, Halle.
 Humperdinck, Bergrath, Halle.
 Jantsch, Dr., Professor, Götting.
 Kausow, Potsdam.
 Kistner, Dr., Professor, Heilsberg.
 Kobolin, Oberpost-Comptroller a. D., Halle.
 Köhl, Dr., Director des Paläontologischen, mit
 Fran Gemahlin, Worms.
 Köster, Dr., Göttinger Sanitätsrath, Nann-
 hutz a. S.
 Kugler, Dr., Professor, Tokio.
 Kuhn, Dr., Professor, Basel.
 Körtlin, Baurath, Halle.
 Krumpholtz, Dr., Privatdocent, Halle.
 Kraschell, Fräulein, stud. med., Halle.
 Kuba, Dr., Geh. Oberragerungsath, Halle.
 Lebusane, Commersialrath, Halle.
 Lehmann-Nitsche, Dr. phil. et med., Vertreter
 des Museums und des argentinisch-geo-
 graphischen Institutes La Plata, Argen-
 tinen.
 Linder, Dr., Professor, Göttinger Regierung-
 rath, Halle.
 Lisauer, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
 Löffing, cand. med., Halle.
 Lorenz, Director der Theaterschule zu Halle.
 Lüderke, Dr., Professor, Halle.
 Marchand, Dr., Professor, Leipzig.
 Marcus, Dr., prakt. Arzt, Wambitz.
 Mehnert, Dr., Professor, Halle.
 Mehnert, Dr., Sanitätsrath, Halle.
 Meissner, Dr., Generalrath, Altona.
 Meyer, Dr. Ed., Professor, Halle.
 Meyer, stud. med., Halle.
 Moynier, Dr., Syndicus, Berlin.
 Mostoslav, Dr., Professor, Bockhuhn.
 Munk, Dr., k. k. Regierungsrath, Wien.
 Nebsthan, Dr., Professor, Halle.
 Nöcker, Dr., prakt. Arzt, Leipzig.
 Ortmann, Dr., Professor, mit Fran Gemahlin,
 Halle.
 Otto, Curator des städtischen Museums zu
 Halle.
 Pappmüller, Dr., prakt. Arzt, mit Schwester,
 Halle.
 Pfeil, Pastor, Wernigerode a. U.
 Pischel, Dr., Professor, zur Zeit Recteur der
 Universität, Halle.
 Rambow, Pastor, Ginititz bei Weitz.
 Ranke, Dr., Professor, Generalrath der
 deutschen anthropologischen Gesellschaft,
 München.
 Ranke von, Oberst, mit Fran Gemahlin, Halle.
 Regel, Dr., Professor, Halle.
 Reibnitz, Stadtbaumeister, mit Fran Ge-
 mahlin, Halle.
 Rentha-Fink von, Excellenz, Generalstaats-
 rath, Halle.
 Rickards, Director des Stadttheaters, Halle.
 Rissel, Dr., Göttinger Sanitätsrath, Halle.
 Rügig, Forstmeister a. D., Frankfurt a. M.
 Rosenfeld, Dr., Gerichts-Assessor, Privatdocent
 Halle.
 Rosenthal, Juwelier, Berlin.
 Ross, Dr., Professor, Director der Anatomie,
 mit Fran Gemahlin, Halle.
 Saichow, Dr., Oberlehrer, Halle.
 Schäfer, Dr., Bergwerksdirector, Halle.
 Schlichtendal von, Dr., Privatgelehrter, Halle.
 Schmidt-Mossmann, Dr., prakt. Arzt, Halle.
 Schmidt, Dr., Pastor, Aschersburg.
 Schmidt, Dr. Emil, Professor, Leipzig.
 Schmidt, F. E. Lehrer, Saargemünd.
 Schmidt-Pallesen, Dr., Kraluphagen, Brud-
 erstadt i. Schleswig.
 Schmitzhen, Dr., Lehrstuhlinstitutent, Halle.
 Schmitz, Dr., Halle.
 Schwenke, Dr., prakt. Arzt, Halle.
 Sökeland, Fabrikant, mit Fran Gemahlin,
 Berlin.
 Sommerlad, Dr., Privatdocent, mit Fran Ge-
 mahlin, Halle.
 Staud, Oberlehrer, Halle.
 Stenper, Schriftsteller, Berlin.
 Stenke, Oberbrennmeister, Halle.
 Telge, Hofjuwelier, Berlin.
 Tiedt, Steinograph, Berlin.
 Ullrich, Dr., prakt. Arzt, Halle.
 Velous von, Bergkassensmann, Halle.
 Virchow, Dr., Professor, Göttinger Medical-
 rath, I. Vorsitzender der Deutschen anthro-
 pologischen Gesellschaft, Berlin.
 Voss, Dr., Göttinger Regierungsrath, Berlin.
 Waldinger, Dr., Professor, Göttinger Medical-
 rath, Präsident der kgl. preussischen Akad-
 emie der Wissenschaften, II. Vorsitzender
 der Deutschen anthropologischen Gesell-
 schaft, Berlin.
 Werner, Max A., Halle.
 Wiemann von, Oberstaats- a. D., Halle.
 Wittke, Oberstaats- a. D., Halle.
 Wüst, Assistent am mineralogischen Institut,
 Halle.
 Zechlin, Apotheker, Salzwedel.
 Zornik, Dr., Vertreter der Gesellschaft für
 Anthropologie und Urgeschichte durch-
 lausig, Götting.
 Zsigmondy von, Excellenz, Generalstaats- a. D.
 Halle.
 Zschibicke, Dr., Sanitätsrath, Erfurt.
 Zunn, Frankfurt a. M.

Allgemeiner Verlauf der XXXI. allgemeinen Versammlung in Halle a. S.

Trotz mancher nicht zu vermeidender Schwierigkeiten war der Verlauf des Congresses Dank der ebenenmüthlichen wie sachkundigen Fürsorge unseres hochverdienten Localgeschäftsführers; Herrn Museumsdirectors und Stadtrathordneten Major a. D. Dr. Förtsch und der localen Geschäftscomité in Halle und Eisen ein nach jeder Richtung mustergetriger.

Musste die Verlegung der Versammlung auf die letzte Woche des Monats September, auf eine Jahreszeit, in der es bei uns nicht selten schon recht herbstlich aussieht, — allein schon gewisse Besorgnisse erwecken, so war für dieses Jahr entschieden zu befürchten, dass in Folge der Congresse in Paris und Aachen, sowie der auf die gleichen Tage fallenden Jubelfeier des Sächsischen Alterthumsvereines in Dresden, dem sich auch noch der Gesamtverein der Deutschen Geschichtsvereine anschloss, eine grössere Zahl sonst regelmässiger Besucher der Versammlung fern bleiben würde.

Dieser Ungunst der Verhältnisse hat jedoch in keiner Weise läsend auf die Thätigkeit der örtlichen Geschäftsführung eingewirkt, ebensowenig wie der Umstand, dass in Folge der Universitätsferien ein grosser Theil von Dozenten, auf deren Bestand sonst wohl zu rechnen gewesen wäre, von Halle abwesend war.

Die örtliche Geschäftsführung darf mit vollster Befriedigung auf die Congressstage zurückblicken, sie verdankt dies in entscheidendem Masse dem frühen Beginn der Vorbereitungen, sie begann ihre Arbeiten mit dem Tage, an dem Halle als Ort der Versammlung gewählt war.

Seitens Sr. Magnificenz des Herrn Rector der Universität waren in entgegenkommendster Weise die Aula und die Hörsäle der Versammlung zur Verfügung gestellt. Da nun auch die in unmittelbarer Nähe der Universität belegene gastliche „Tulpe“ in ihren bequemen Räumen die Geschäftsführung und die Erfrischung suchenden Theilnehmer aufnahm, blieb in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig.

Sehr angenehm wurde es seitens der Theilnehmer empfunden, dass in einer nie versagenden Weise für schnelle Erledigung der „Post“ gesorgt war. Dem verdienten Mitgliede der localen Geschäftsführung, dem Herrn Oberpostsecretär a. D. Kobelins, sei hier besonderer Dank ausgesprochen. Ueberhaupt waren alle geschäftlichen Einrichtungen für den Congress mustergetrig.

In dem Geschäftszimmer wurden den sich Meldenden die „Theilnehmerkarte“ nebst Anhang, ein von der Stadt Halle freundlichst gestifteter annerkennender „Führer durch Halle“, die auf Veranlassung der „Historischen Commission für die Provinz Sachsen“ verfasste „Festschrift“, verschiedene kleinere Eingänge und das vortreflich gelungene „Festabzeichen“, Alles in einem dauerhaften Briefumschlag verpackt — überreicht.

Als Theilnehmerkarte war das Titelblatt eines Heftchens angeführt, welches einige Entschlüsse für Mittagessen u. dgl. enthielt, einen Auszug aus der Tagesordnung nebst Erläuterungen, ein Verzeichnis der geöffneten Institute und Sammlungen in der Stadt, sowie eine Zusammenstellung der von Halle aus leicht zu erreichenden Sammlungen vorgeschichtlicher Alterthümer der Provinz Sachsen und Nachbarstaaten.

Dem Herrn Stadthausinspector Rehorst, dessen gewandtem Griffel die charakteristischen Zeichnungen des Heftchens und eine die Moritzburg wiedererblickende angelegte Postkarte zu verdanken ist, gebührt unser wärmster Dank. Auch der Entwurf zu dem sehr begebenen Festzeichen, eine bronzefarbene Spirale darstellend, welches die Edelschmiede Wrantske & Steigler in Halle gefertigt haben, ist seiner Hand zu verdanken.

Bereits an dieser Stelle darf wohl erwähnt werden, dass die Tagesordnung während des Congresses keine Änderungen zu erleiden gehabt hat, dass sie vielmehr in allen Punkten glatt durchgeführt werden konnte.

Die „zwanglose Vereinigung“ am Vorabend des Congresses fand in dem nütteren Saale „Der Loge“ zu dem drei Degnen“ statt, der hiereichende Raum bot für die Anstellung einzelner Tische und einen ungehinderten Verkehr der sich bildenden Gruppen gestattete. Von Concertmusik und Ansprachen war zweckmässiger Weise Abstand genommen worden.

Der grösste Theil der auswärtigen Congressmitglieder war bereits am Sonntag in Halle eingetroffen, auch fanden sich die Theilnehmer aus Halle so vollständig ein, dass sich bald ein reger Verkehr und Austausch entwickelte. Die Verpflegung war eine vortrefliche und die reinen, gutgepflegten Weine der Loge fanden allgemeine Anerkennung und regen Zuspruch.

Montag den 24. September:

Am Morgen, pünktlich 8 Uhr begannen, wurde unter Führung des Herrn Geheimrath Professor Dr. Lindner, Vorsitzenden der historischen Commission, Stadthausinspector Rehorst und Obergeringieur Bacher eine Wanderung durch die Stadt unternommen, bei welcher die stattliche Ruine der Moritzburg, deren weiterer Ausbau zu „Museumszwecken“ in Aussicht genommen ist, einen besonderen Anziehungspunkt bildete.

Der Tagesordnung entsprechend versammelten sich die Congresstheilnehmer zur Eröffnungs-sitzung in der festlich mit Topfgewächsen geschmückten Aula der Universität. Dem Auge der Facultate konnte es schon hierbei nicht entgehen, in welcher vorsorglicher Weise für Aufstellung von Demonstrationsojecten durch Tafeln, Gestelle und verschliessbare Glasstöbe Seitens der örtlichen Geschäftsführung unter Beirat des „Stadtbaumeisters“, des „Photographischen Vereines“, sowie des anatomischen Institutes gesorgt war.

An dem in der Tagesordnung vorgesehenen Besuche des „Provincialmuseums“ in den Räumen der „Residenz“ betheiligte sich eine grosse Zahl fremder und einheimischer Congressmitglieder. Unter der vortreflichen Führung des Directors, des Herrn Major Dr. Förtsch, des localen Geschäftsführers, wurden besonders vorgeschichtliche Funde, deren bereits am Vormittage gedacht worden war, einer Prüfung unterzogen. Da die letzten Jahre dem Museum reichen Zuwachs gebracht haben, bot sich auch selbst den alten Kennern der Sammlung Gelegenheit in besonderen Studien, Seitens der „Historischen Commission“ waren die 1899 erschienenen allgemein bewunderten „Wandtafeln“ hier als eine besondere Festgabe dem Besuchern des Museums zur Verfügung gestellt.

Um 4 Uhr vereinigte die Theilnehmer ein einfaches Mahl in dem luftigen und hellen oberen Fest-

male der Loge, wobei Fremde wie einheimische Theilnehmer Worte der Begrüßung und des Dankes austauschten. Den vortrefflichen Weinen ließen auch die verwöhnten rheinischen und süddeutschen Zungen volle Gerechtigkeit widerfahren.

Dienstag den 25. September:

An dem Besuche der „Anatomie“ wie des „städtischen Museums“, bei welchem Herr Professor Roxx bzw. Herr Curator Otto die Führung übernommen hatten, betheiligte sich eine große Zahl der Congress-theilnehmer. Sowohl das interessante Museum wie die neuen vortrefflichen musterartigen Einrichtungen und die reichen und werthvollen Sammlungen in der Anatomie fanden angetheilten Beifall und Bewunderung.

Von 10—12 Uhr fand in dem geräumigen Auditorium maximum die zweite Sitzung statt.

Von einem gemeinsamen Mittagessen war Abstand genommen worden.

Die Stadt Halle hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren gelehrten Gästen einige fröhliche Stunden zu bereiten und als Ort des Festes für den Nachmittag das 25. die herrliche „Feissnitz“, die „Nachtigalleninsel von Halle“ gewählt. Dort bot sich auch für den Fall, dass das bisher günstige Wetter umschlagen sollte, worauf man um diese Zeit gefaßt sein musste, Gelegenheit, in dem geräumigen Saale den Anthropologen ein gastliches Unterkommen zu bereiten. Fürsorglich hatte dementsprechend Herr Stadtrath Schulse, der bewährte Festordner, in Gemeinschaft mit der Stadtgärtnerei und dem Stadtbaumeister den Saal festlich geschmückt und mit einem Podium ausgestattet, dessen Hintergrund eine waldige Berglandschaft darstellte. Und es war wie gewesen, so zu verfahren; denn kaum war der Begrüßungsmarsch der Capelle des hier garnisirenden Füsilierregiments verklungen, als sich die Schleusen des Himmels öffneten und ein heftiger Gewitterregen Gäste, Musiker und die Mitglieder der Halle'schen Männerliedertafel, welche unter Leitung ihres Dirigenten, des Herrn Capellmeisters Hache, die Gäste durch vortrefflichen Gesang erfreuten, in den schätzenden Festaal trieb.

War hierdurch für die Leitung des Gartenfestes eine nicht willkommene Unterbrechung eingetreten, so litt doch die Festumgebung keineswegs und kamen Concertmusik und Gesang zu voller Geltung, ebenso das kurze sinnige Festspiel, in welchem eine rosigc „Rührlerin“, eine städtliche Tochter des Harzes, ein Bergknappe und eine schmecke Hallorin den Anthropologen ihren poetischen Gruss boten. Dass sie nicht mit leeren Händen kamen, verstand sich von selbst: Blumen von den heimischen Bergen brachten die Töchter des Waldes, woblischmeckende „Kohlenbriquettes“ harte Knappen, Salz und Brod, Eier und Wurst nach altem gastlichen Brauche die zierliche Hallorenbräut. Für alle Theilnehmer am Feste war gesorgt, da Bergleute und Hallorin in Festtracht von dem Podium herabstiegen und die Gaben abboten.

Ogleich den Darstellern des musterhaft durchgeführten Festspiels sowie dessen Leitern an Ort und Stelle ungetheilte Beifall gezollt wurde, so sei doch nochmals in diesem kurzen Berichte dem Herrn Verfasser, dem bewährten Dialektkenner und Dichter, Professor Regel, dem anermüthlichen Director der Halle'schen Theaterschule, Herrn Lorenz, den Damen, Fräulein Olden, Frau Banninspector Rehorst und Frau Regierungsassessor Bertram und Herrn Gymnasialoberlehrer Dr. Schöppe vollste Anerkennung und herzlichster Dank ausgesprochen.

Dem Herrn Fabrikbesitzer E. David, dem gütigen Spender der köstlichen, wohlverwahrten Chocoladebriquettes, ist auch noch an dem folgenden Tage von manchem Kindermund ein besonderes Lob- und Danklied gesungen worden.

Von der geplanten Beleuchtung der berühmten alten Reichsfeste, des malerischen Giechichtens, musste ob des strömenden Regens Abstand genommen werden, ebenso von einer Begrüßung, die ein althähriger Kriegsmann von einem Einbaum aus den Anthropologen zurufen sollte.

Zur grössten Freude aller Anwesenden ereichte jedoch wider Erwartung plötzlich die reickhafte Gestalt des „Herrnundoren“, bewehrt mit Schwert und kurzer Lanze, das blonde Hauptbar zu einem Karren aufgerollt, gebüllt in dem geräumigen Mandel von Fries, zwischen den grünen Tannen der Bühne, um in künstlerisch vollendeter Form den von Herrn Privatdozent Dr. Sommerlad verfassten Gruss zu entbieten. Reich Beifall wurde dem entschlossenen Künstler, Herrn Maarenbrecher, zu Theil.

In warm empfundenen Worten fand der Dank der anthropologischen Gesellschaft Ausdruck durch Herrn Geheimrath Waldeyer, der der Stadt Halle und Allen, die zu dem Gelingen des Festes beigetragen hatten, die wärmste Anerkennung aussprach, und die Gefühle der Gäste in einem Hoch auf die Stadt Halle zusammenfasste.

Dem Herrn Redner dankte Herr Bürgermeister Staudc in herlichen Worten und bat die Anwesenden, unter denen sich zahlreiche Mitglieder des Magistrates und des Stadtverordnetencollegiums mit ihren Damen befanden, noch einen Imbiss, den die Stadt anzubieten sich die Ehre gäbe, anzunehmen und sich munden zu lassen. Der Herr Oberbürgermeister schloß mit einem Hoch auf die anthropologische Gesellschaft. Der Director des Stadttheaters, Herr Richards, der bereits vorher der Geschäftsleitung in liebenswürdigster Weise entgegen gekommen war, lud, während man sich den Imbiss munden lies, die Theilnehmer des Congresses zum Besuche der Vorstellung „Aida“ ein. Da das Wetter sich etwas günstiger gestaltet hatte, fand die gütige Einladung dankbare Folge und wars die zur Verfügung gestellten Karten schnell vergriffen, so dass nur ein kleiner aber sechshundert Rest der Festtheilnehmer auf der Feissnitz vereinigt blieb.

Wir lassen für uns zur Erinnerung und zur Freude für Jene, welche nicht anwesend sein konnten, die herzlichsten poetischen Grüsse hier folgen:

Die Rührlerin.

1. Vom Erststrom stamm' ich, der durch's enge Thal, Vom Breitenberg und Ringberg eingeschlossen, Zu meiner lieben Ruh! in starkem Fall Als „Rührer Wasser“ kommt herabgeschossen.
2. Wir Rührer sind ein ganz besonder Stamm, Sind stolz auf uns're Sprache, uns're Sitten, Wir sind Weatthüriger von Bergeskam Und dabei hennebergisch geschnitten.
3. Doch haben wir die Eigenart bewahrt Der Sprache aus der alten Väter Tagen, Als auf der frühen Völker Siedlungsfahrt Der Sorbe ward in unser Thal verschlagen.
4. Wir hören jüngst, dass hier in Halle tagt Die weise Sippe der Anthropologen; Vielleicht, dass man sich nach uns Wildlers fragt, Drum bin ich zur Begrüßung hergesogen.

5. Wir haben lange drüber nachgedacht,
Was ich Euch bieten könnt' um Angehinde,
Nun rathet, was ich Euch hab' mitgebracht,
Das auch bei weisen Männern Guade findel

6. Ihr denkt, was je geschaff'n Rübler Fleiss,
An Pfeifenköpfe, die ans Holz wir schneiten,
An das Recept vom alten Köhler Dreiss,
Die weithersühten Köhler Meerschamuspitzen.

7. Ich glaub' es wohl, das käme Euch zu pass,
Wenn ihr in tiefem Forscherrinne grübelt,
Beim Tabakspinnem denkt man desto bass;
Doch schenk' ich's nicht, wenn ihr mir's nicht verbübelt.

8. Auch wüsst' ich einen hübschen Zeitvertreib
Selbst für Gelehrte: Köhler Kinderabren,
Wenn sie heim Forsch'n über Mann und Weib
Sich halb verweilt in die Haare führen.

9. Dies alles wüßl' ich nicht, erlaubet mir,
Dass ich in „Rübler spröb“ mit kernem Reime,
Beim Bergenstrauss Euch allen weise hier,
Den doft'gen Grass aus unserm Köhler Heime:

Nün wil¹⁾ ich üch en fürschräk²⁾ mach:

Hürt zü unu üwewrät³⁾ de sach:

Bann⁴⁾ hi der ärwet⁵⁾ enir⁶⁾ un heiss

Wen köpf üch süest de hälle schweiss,

Bann jäder frajt nüt⁷⁾ mänschnadur⁸⁾

Unn kün den knörs net negebur⁹⁾,

Dann kömmet nür¹⁰⁾ zu ons, ä¹¹⁾ härrn,

Wil büsser i's in onsen bürrn¹²⁾;

In wall¹³⁾ de häll'n schäll'n¹⁴⁾ klengen,

Unn de vül¹⁵⁾ ist dā sengen;

Bann de drusseln unu de fainken¹⁶⁾

Üch läcken¹⁷⁾ nös üch allen wainken,

Ich sai¹⁸⁾ üch allen fral ärais¹⁹⁾

Nach Raler oirt rächt bi E dais²⁰⁾;

Bi dissen hübschen²¹⁾ klummeduft

In disse fröche, reine luft

Dā köo ä jäder mänschen fengen²²⁾

Unn hälle köpf nach hais un brewgoe.

1) will 2) Vorschlag 3) überlegt 4) wenn 5) Arbeit
6) sauer 7) nach 8) Menschenat 9) den Knorz nicht
ausdrehen (die Schwierigkeit nicht überwinden) 10) nur
11) ihr 12) Bergen 13) Wald 14) Glocken 15) Vögel
16) Finken 17) locken 18) sage 19) heraus 20) wie
ein Dans (recht gründlich) 21) hübschen 22) foden.

Die Härzeris.

1. Da wo die Emme über Klippen springt,
In lust'gem Tanz die kleinen Wellen kränzeln,
Im dunkeln Tanz der Fink sein Liedchen singt,
In frischer Bergesluft die Blätter säuseln:

2. Vom Harze stamm' ich her, sein ächtes Kind,
Und bin so schlank und frank wie seine Tannen
Und büßl' am wohsten draussen mich im Wind,
Wo meines Waldes Kronen mich umspannen.

3. Ihr seht mich hier in meiner Heimath Tracht,
Die nur bei Festen noch hervor ihr holen:
Ze ehren Euch hab' ich mich aufgemacht
Mit einem Brockenstransee ganz verstholen.

4. Ihr seht nach Menschen alt und neuer Zeit,
Ihr grabt und seht in Gräbern nach den Knochen,
Wenn ihr gemessen manche Schädelweit,
Ist oft schon neuer Tag herangebrochen.

5. Doch eh' der Härzer Typus festgestellt,
Wird mancher Tropfen Schweisses noch vergossen,
Gar vielgestaltig ist die Menschenweit
Des Harzes und noch lange nicht erschlossen.

6. So seht ihr auch in mir den Typus nicht,
Der jedem Härzer Gane wäre eigen,
Da meine Tracht der Sprache nicht entspricht,
Wie meine Oberhärzer Laute seigen.

7. Drum bin ich denn zum Brocken hingerannt,
Denn er der alte würd'ge Bergpflüster
Wird als Symbol von allen anerkannt.
Vor diesem Vater sind wir all Geschwister.

8. Von ihm hab' eine Gabe ich ererbt
Von Brockenblumen, wie sie alle heissen,
Ich weiss genau, wo eine jede steht,
Und will sie Euch zu deuten nicht befleissen:

9. Von Hexen und vom Teufel heissen sie
Und wachsen allermeist auf tück'chem Mooren,
In „Härzer Schproche“ grüssen sie Euch hier,
Vernehmt es jetzt mit aufmerksamem Ohre:

Härsr i härrn: in ärnet

Bleit¹⁾ mer je fahn farnst²⁾:

Wus gra³⁾ bimel bliest

Dar buttervugel⁴⁾ nicht

Unns⁵⁾ brockenmunt⁶⁾,

Is de arht⁷⁾ unusst.

Aofahrn kälter net,

Kiamisern⁸⁾ is do net;

Völtä⁹⁾ ze grohm¹⁰⁾

Künnt' ich net lohm¹¹⁾

Diss Schtreitzel¹²⁾ sammt,

Ich sah¹³⁾ üch verrechamt,

Net üch ässeporra¹⁴⁾ —

„Icid mer lieb geworn —

„Bleit fahn ze bus!“

Diss is mah¹⁵⁾ gras.

1) bleiht 2) fein fern 3) wo das grüne 4) Schmet-
terling 5) über's 6) Moos 7) Arbeit 8) nachgrübeln
9) vollends 10) graben 11) loben 12) Stränssel 13) sage
14) anführen 15) mein.

Bergmann.

Glicküf! Glicküf!

Ir barküft all,

Vn Gorschler¹⁾ zemol

Un van Kinsthol²⁾

Un van Zallerfall³⁾!

Ir pachjung⁴⁾ un lettischichter⁵⁾

Mit gruhmgezäh⁶⁾ und gruhmlichter,

Wos hahnter⁷⁾ faogen⁸⁾,

Ir olen un jungen,

In den geschän⁹⁾?

Sech¹⁰⁾ kahlnestän¹¹⁾!

Dech unster verchliet¹²⁾,

Daz schmecht a schien¹³⁾,

Drim¹⁴⁾ gahmern garen¹⁵⁾

Dissen liechten¹⁶⁾ harvan,

De grohm¹⁷⁾ un grohm —

Me müssen se lohm¹⁸⁾ —

De grohm — oh wanner!

Sn tif binunner,

Ins tertäre nahn¹⁹⁾ —

De drack²⁰⁾ is fahn²¹⁾ —

Bes den fahre²²⁾ se lohm²³⁾

De menschenkran²⁴⁾

Ze dage noch kummt,

Zu den Glanz.

Das es allen frummt;
Drim de nrbt²⁴⁾ es verjessen,
Gahmmer²⁵⁾ es dimen.
Glückh! Glückh!

²⁾ von Chokolade. ¹⁾ Goslar ³⁾ Klauenthal ²⁾ Zellerfeld ⁴⁾ Pochjungen ⁵⁾ ledige Bergleute ⁶⁾ Grubenwerkzeuge ⁷⁾ baht ihr ⁸⁾ gefunden ⁹⁾ Gestein ¹⁰⁾ solch ¹¹⁾ verstehen ¹²⁾ schön ¹³⁾ darum ¹⁴⁾ geben wir ihn gern ¹⁵⁾ gelehrt ¹⁶⁾ graben ¹⁷⁾ loben ¹⁸⁾ hinein ¹⁹⁾ Dreck ²⁰⁾ fein ²¹⁾ Anfahrenden ²²⁾ Lohn ²³⁾ Menschenkrone (der tertiäre Mensch) ²⁴⁾ Arbeit ²⁵⁾ geben wir.

Die Hallorin.

1. Willkommen, Schwestern! Ich begrüß' Euch stolz
Und hiebt mich als dritta an sum Bunde,
Zu ehren un're Gäste, unsern Stolz,
Die hier zur Saale fahren aus der Rinde.

2. Du, Schwester aus dem heimathlichen Wald,
Im Osten Thüringens sei mir willkommen!
Du sollst es merken, das mein Herz nicht kalt,
Das es zu Dir in Liebe ist entkommen.

3. Auch Du, vom Harze tannenschlanke Maid,
Gar herzlich lass als Schwester Dich umfassen!
Benachbart ist die Flur nach weit und breit
Der Harz des Landes Schuscht und Verlangen.

4. Es folgte still beglückt an Deiner Spnr
Die Bergmannknappenschaar, voll unser Töne,
So folgt die Kunst der Reinheit der Natur,
Verkürt mit ihren Klängen alles Schöne.

5. Ihr Schwestern brachten sarten, duft'gen Grass,
Ihr sprächt mit unsern Gästen durch die Blümme,
So hochpoetisch klingt am Saalefluss
Die Rede leider nicht zu ihrem Ruhme.

6. Prosaisch bin ich schlicht Hallorenkind,
Gehöre nicht wie sie sum Sals der Erde,
Drim ist prosaisch auch mein Angehnd,
Doch hoff' ich, das es uns sum Sinnbild werde:

7. Der alten Salzstadt Wirthin bin ich hier,
Drim nab ich mich mit Sals und Brod den Gästen.
Doch nab' ich in Hallorenschmuck und Zier
Und denke nicht, sie haben mich sum Besten.

8. Was Könige und Kaiser nicht verschmäht
Im Königsschloss zur hoben Festesfeier,
Ich bring' an ehren Euch, ihr Herrn, veratet!
Drim nab' in diesem Korb ich Wrrat und Eier.

9. Und das ihr nmer Halle nicht vergesst,
Bring' ich zu End nur Hallisch mein Gekohle,
Dann denkt doch jeder, wenn er uns verlässt:
„Die salz'ge Rede war doch keine Sole.“

Heeter, wenn'er kläje¹⁾ haww²⁾,
Misster³⁾ was verdrieken⁴⁾,
Oder — wees der Herre! geht
Eieh der liew in sticken⁵⁾.
Drim haww ich in gorhe⁶⁾ hier
Duffte⁷⁾ eier, zamp⁸⁾ wrrscht;
Dasster⁹⁾ pieke¹⁰⁾ sehpackeln¹¹⁾ kennt,
Schmettert enen fer den durchst!
Immer kläje! ne, nich seh'n!
Macht eich och emml a feez¹²⁾,
Immer eich och das lewen schein!
Immer kläje, nimmer gehts!
Wer nar immer simmelirt¹³⁾,
Werd¹⁴⁾ a klappmann¹⁵⁾ noche,
Sah¹⁶⁾ seletst nich man, nich meff¹⁷⁾,

Damme bleiht ä doche.
Sals drum bring ich fer'n appt,
Dasster bleibt schein helle,
Wer nar immer spjinnirt¹⁶⁾,
Kimm¹⁷⁾ nich von der schtelle.

¹⁾ Arbeit ²⁾ habt ³⁾ müst ihr ⁴⁾ verdrieken
⁵⁾ Stücken ⁶⁾ Korbe ⁷⁾ feine ⁸⁾ sebne ⁹⁾ das ihr
¹⁰⁾ löchtig ¹¹⁾ fultern ¹²⁾ Feet ¹³⁾ simmlirt ¹⁴⁾ wird
¹⁵⁾ Narr ¹⁶⁾ sagt ¹⁷⁾ keinen Tun mehr ¹⁸⁾ spinnirt
¹⁹⁾ kommt.

Alle drei zusammen:

Willkommen hieten wir am Saalefluss —
Es fliest die Emme auch zur Saale nieder —
Drim rufen alle drei wir nun sum Schloss:
Zum Lob der Saale stimmt es die Lieder!

Folgt: „An der Saale hellem Strande.“

Der Harzndrns spricht:

Zur Feier des Festes, das wiesende Weise
Der Urgechiebte zu Ehren erinnen,
Gönnt mir, einem Gaste aus den Gauen der Vite,
Und verschwundene Zeiten heraufschschwören.
Bin ein Sprößling der beheren Hermandrns,
Die allein von allen Geratzgenämnen
Kaufwaren im Römerreich feilgehören.
Noch nicht hat der Streit um unsere Entsammas
Die erfahrenden Forscher zur Felde entfesselt
Wie über die Angein und Alemannen,
Die Orte auf „weiler“ und Orte auf „leben“.
Unser Stamm entschwand nicht wie der Semzwee,
Er waltete weiter im Thüringervolke. — —
Mit rastlosem Ruder erreicht ich das Ufer
Und grüsse Euch gern, ihr heiligen Heiden!
Seit grauer Urzeit sind diese Gründe
Ein fruchtbar Gefild für Euerer Forschung,
Verbinden Vergangenes mit Gegenwärtigen.
Wo dort gewaltig der Giechiebenstein
Durch die Nacht wie ein Reekenriese empornagt,
Da lodert einst lustig dem waltenden Wodan
In heiliger Hegung die Flamme des Feuers,
Und dicht dabei, wo die salzige Sole
In Wittekind dampf'g dem Boden entwallt,
Ward der Grund gelegt in Hall's Bedeutung.
Dem der Handel mit Sals gesegnet das Wechthum.
So gönnt dieser Gegend ein gutes Gedenken:
Nicht Topf nur und Scherben, Geräthe und Schwerter,
Auch Menschen und Knochen sind ihre Geschöpfe,
Die Euch Wonne gewähren an künftiger Arbeit!
Mich aber laest fer über's funkelnde Wasser.
In dem jetzt still die Sterne sich spiegeln —
Ihr kehrt zurück sum harrenden Hochsta
Zu schäumendem Bier und brodelnden Schüsseln
Und Euch beherrsche das hebre Bewusstsein,
Das alles Vergangene noch gegenwärtig
In Euerem geschäftigen Schumen und Schaffen!

Mittwoch den 26. September:

Der Ausflug nach der alten Bergstadt Eisleben
war wieder vom schönsten Wetter begünstigt und, da
auf Anordnung des Herrn Eisenbahndirectorspräsidenten
Seidel zwei geräumige Salonwagen zur Benennung in
den Zug eingestellt waren, bot sich den Thüringern
Gelegenheit, die eigenartige Landschaft des Mansfelder
Ländchens kennen zu lernen.

Von dem Bahnhofe Eiskaben aus führte Wages
der elektrischen „Kleinbahn Eisleben-Ettstedt“ die

Gäste durch die alterthümliche Stadt, vorüber an dem Sterbehause Luthers, an dem packenden Standbilde des gewaltigen Mannes, des grössten Sohnes der Stadt, vorüber an dem ehrwürdigen Rathhause und vielen Gebäuden, die die Spuren der „Erderschütterungen“ der letzten Jahre nur zu deutlich erkennen liessen, in das Thal der „Bösen Sieben“, bis zum Fusse der Höhe, auf welcher die grossartigen „Othobächte“ gelegen sind.

Die Besichtigung der umfangreichen Anlagen (1899 betrug die Gesamtbelegung 18266 Mann) war von der Gewerkschaft in entgegenkommender Weise gestattet worden, die Herren Bergmeister, Bergassessor A. D. Dietzel, Bergassessor Klein und einige Obersteiger hatten die Führung übernommen.

Bevor zur Besichtigung der „Krughütte“ geschritten wurde, folgten die Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft, denen sich zahlreiche Angehörige des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde der Grafschaft Mansfeld angeschlossen hatten, einer Einladung der Gewerkschaft zu dem „Frühstück“ in einem festlich geschmückten, stattlichen Saale, der eigens als Raum für Ansammlungen an Lohntagen erbaut ist. Es war ein herzerfreuendes Bild, zu sehen, wie wacker den künftlichen Gaben an „Wurst und Pfingbrod“, an Schinken und anderen landesüblichen Genüssen, unter denen selbstverständlich ein „lechter Korn“ nicht fehlen durfte, zugesprochen wurde. Nach der Besichtigung der „Krughütte“, wo sich Gelegenheit bot, das „Rösten der Schiefer“, das „Robschmelzen“, sowie das „Gießen von Schlackenformsteinen“ kennen zu lernen, führten Wagen der elektrischen Bahn die Gäste wieder nach der Stadt zurück und zwar in die Nähe des „Wiesenhause“, wo zu Mittag gespeist werden sollte.

Vor dem Hause hatte die „Jugendkapelle“ unter Führung des Herrn Hector Storbeck und unter ihrem Dirigenten, Herrn Lehrer Gottschalk, Aufstellung genommen und begrüßte die Ankommenen mit schmetternden Fanfaren an Instrumenten, welche vor einigen Jahren Se. Majestät der Kaiser der wackeren Jugend Eislebens zum Geschenke gemacht hatte. Die wohl 80 Köpfe zählende Schar tadellos in Bergmannstracht gekleideter frischer Bärchen bot ein anziehendes Bild, welches allen Theilnehmern danernd in Erinnerung bleiben wird. Während der grösste Theil der Gesellschaft eine von Professor Dr. Grösslser-Eisleben im kleinen Saale des Wiesenhause angelegte Sammlung besonders schöner und seltener vorgezeichnetlicher Alterthümer in Augenschein nahm und den edelgezeugen Erläuterungen des unermüdlichen Forschers folgte, musizierte hier u. I. im Garten die Jugendkapelle, am sich dann bei Caffé und Kuchen dem Frohsinn hinzugeben.

Bei dem zwar einfachen, aber vortrefflichen Mittagessen in dem mit frischen Tanengrün geschmückten Saale erfreuten die „Berggänger“ die Tischgenossen durch Musikvorträge. Die Gewerkschaft hatte es sich nicht nehmen lassen, nach noch diesem Genusse ihren Gästen zu bieten. Heitere Töne währten das Mahl und führten dazu, dass die zahlreichen Festtheilnehmer in die von der Bergkapelle meisterhaft vorgeführten Volks- und Bergmannslieder wacker mit einstimmten.

Die Rede des Vorsitzenden, Herrn Geheimrath R. Virchow, lautete:

„Hochverehrte Festgenossen! Obwohl wir eigentlich nicht hierher gekommen sind, Feste zu feiern, sondern ernsthaft zu arbeiten, haben die Herren es verstanden, uns abzulenken von dem Ernst der Arbeit und uns

ganz und gar in die festliche Stimmung zu versetzen, mit der sie uns den ganzen heutigen Morgen umgeben haben. Ich darf also wohl in allererster Linie diesem Gefühl nicht bloss der Ueberraschung und Freude, sondern auch des Dankes gegen die hiesige Verwaltung Ausdruck geben.“

„Es ist für den Alterthumsforscher von Profession etwas Eigenenthümliches, sich einmal an einer Stelle zu befinden, wo vielleicht seit Jahrtausenden die Metalle gefördert worden sind, auf deren Entdeckung und Bearbeitung die ganze moderne Entwicklung beruht. Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass Kupfer und Silber einstmals in Arbeit genommen, berühmt und die Grundlage unserer späteren Entwicklung geworden sind auf der Insel Kiozok. Cypern liegt sehr nahe an Palästina und Aegypten und hatte, wie wir jetzt wissen, sehr zahlreiche Verbindungen sowohl nach Syrien wie nach Aegypten. Es stand dann unter der Herrschaft verschiedener geistlicher Orden, der Johanniter und der Kreuzritter verschiedener Art bis in die unsere Zeit hinein, wo die Venetianer, die Genuesen und andere Nationen sich die festsetzten. Während dieser ganzen langen Zeit wissen wir eigentlich nicht von Cypern; die einzige Kunde darüber datirt noch aus den alten ägyptischen Perioden und der Zeit der Monarchie von Oberägypten. Dann kommt eine Zeit starken Dunkels, aber unsere classischen Archäologen oder sagen wir lieber die Philologen haben doch herausgefunden, dass während dieser langen Zeit Cypern eigentlich immer ein Mittelpunkt für die grosse Culture gewesen ist, die sie nach den verschiedensten Richtungen ausgebreitet hat, der wir vielleicht, zum Theil wenigstens, unsere Schrift verdanken, die aber vorzugsweise in der Erzeugung der wundervollsten Töpfe florirt hat. Diese Töpfe hat nachher die berühmte mykenische Periode möglich gemacht, für welche unser alter College Schliemann so Grosses geistert hat, die dann aber verschwunden ist vor den Einbrüchen der mongolischen Bevölkerung, die herbeikam und Alles vernichtet hat, es haben auch alle Verbindungen mit den neuen Zeiten aufgehört; was uns geblieben ist, ist eigentlich nur die Kenntnis des Kupfers. Das Kupfer wurde in der Zeit nicht bloss verwendet, um daraus Waffen zu machen, sondern auch um allerlei künstlerische Gegenstände herzustellen, es wurden eine Menge von Kupferwerkzeugen hergestellt; aus dem Kupfer ist nach und nach die Bronze hervorgegangen. Doch damit will ich Sie heute nicht behelligen, da die Bronze uns hier nicht berührt. Wir sind hier in einem Kupferbergwerk, einem der wenigen derartigen Plätze in Europa, unamentlich einem der wenigen, wo Kupfer in grösserer Menge leichter gefördert worden ist, und wo man daher eigentlich auch Interesse haben sollte, das hier so etwas vorgekommen sein könnte, wie es sich in Aegypten zugefallen hat. Wie die cyprische Culture die Grundlage für die gesammte Metalltechnik geworden ist, wenigstens der westlichen Länder, so hätte von hier auch recht viel ausgehen können. Wir Archäologen in Deutschland sind immer betrübt darüber, das hier auch so wenig an entsprechendem Alterthümern gefördert worden ist; ich darf daher wohl die Aufmerksamkeit der hohen Gesellschaft darauf lenken, wie viele Vorträge es haben würde, wenn jedes hier anwesende Mitglied auch nur ein einziges altes Kupferwerkzeug entdecken würde. (Bravo!) Damit wäre für die Zukunft die Grundlage eines sehr weitgehenden Studiums gewonnen. Sollten Sie das aber nicht selber machen können, so würden Sie vielleicht Anderen die Anregung

geben können und würden auf diese Weise dazu beitragen, uns über eine gewisse Schwierigkeit hinwegzuhelfen. Ich weis nicht, wie lange man im Stande ist, hier die Kupferkultur zu verfolgen, indess will ich doch den Herren von Mansfeld verrathen, dass es noch einen Platz in Europa gibt, wo diese alte Kupferzeit nachweisbar ist und wo auch nachgewiesen werden könnte, dass die Technik da vertreten war. Das ist ein Platz in Oesterreich, im Salzkammergut, auf dem Mitterberg, etwas südlich von Salzburg. Die Herrschaften mögen ihn einmal auf einer Reise besuchen, der Mitterberg ist ein schöner Aussichtspunkt und einer der merkwürdigsten Plätze, weil da noch die alten Arbeitsstätten gefunden worden sind, und in diesen auch noch die Geräthe. Unsere Collegen haben die Geräthe dieses alten Kupferbaues aufgefunden, sehr schöne Arbeiten. Wir haben hier einen Blutzug für diese Entdeckung unter uns, Herrn Mach aus Wien, der Jahre lang den Mitterberg speciell zum Gegenstand seiner Beobachtungen gemacht hat; ich kann bekunden, dass jeder, der einmal in diese Richtung kommt, nicht hoch belohnt werden wird dadurch, dass er in die uralten Zeiten, in die ältesten, die wir für die Metalltechnik in Europa haben. Einblick gewinnt, sondern dass er auch befriedigt werden wird durch den herrlichen Anblick in die Thäler. Ich wollte das ausführlicher sagen, um die vielmögenden Herren, in deren Gunst wir uns heute befinden, darauf aufmerksam zu machen, dass sie ihre Knappen beauftragen möchten, mit grösserer Aufmerksamkeit darauf zu achten, wo vielleicht ein altes, verloren gegangenes Werkzeug, eine Waffe oder sonst etwas sich findet oder wo eine Spur von einem alten Stollen der vorgeschichtlichen Zeit anstreffen ist. Das sind Methoden der Forschung, die erst in neuerer Zeit aufgefunden sind, aber es würde uns alle wahrscheinlich sehr freuen, wenn Deutschland auch einmal in der Archäologie eine hervorragende Stellung einnehmen könnte und wenn wir sagen könnten, diese alten Männer im Mansfeldischen waren schon ganz verständnisvolle Metalltechniker. Für mich ist es nicht ganz gleichgültig, dass auf diesem Fleck Landes, wo die Natur so verschwenderisch und so frühzeitig ihre Gaben ausgestreut hat und wo, wie es scheint, eine sehr lange Ansnützung derselben stattgefunden hat, eine so mannhafte Bevölkerung sich entwickelt hat, wie die verschiedenen Perioden der Geschichte ergeben, und in meinem Namen — ich will das nicht für die Gesellschaft gesagt haben — will ich doch sagen, dass ich ausserordentlich gerührt war, als ich heute an dem Standbild unseres alten Reformators vorüberfuhr und mich erinnerte, dass er hier im Mansfeldischen geboren ist und im Stande war, eine so grosse Bewegung hervorzurufen, und wie Grosses er geschaffen hat für die Anschauungen, welche heute die Welt bewegen. (Bravo!) Ich bin kein kirchlicher Prediger und kein confessioneller Mensch, aber nichts desto weniger glaube ich, dass selbst die unter uns vorhandenen Katholiken sich dieses Gefühles nicht werden erwehren können, wenn sie hier, gerade an der Geburtsstätte des grossen Reformators, daran denken, welch energische Wirkung er ausgeübt hat, und zwar nicht bloss für uns, sondern für alle Völker, die überhaupt unter dem Christenthume vereinigt sind. (Bravo!) Das wird sich Niemand verhehlen können, dass ohne die Reformation das heutige Christenthum einen ganz anderen Charakter haben würde als es ihn gegenwärtig besitzt. (Bravo!)*

„In dieser feierlichen Stunde, die für mich wenigstens etwas sehr Erregendes hat, erlaube ich mir, Sie aufzufordern, ein Hoch auszubringen auf die Vertreter dieser tapferen, arbeitsvollen Bevölkerung, vor Allen auf die Herren der Gewerkschaft und ihre Leiter und die vielen Mitarbeiter, die sie hat. Sie leben hoch!“

Pünktlich, wie geplant, trat um 7½ Uhr die Gesellschaft in fröhlicher Stimmung und voll des Dankes gegen die Gewerkschaft und die gastliche Stadt, sowie ihre liebenswürdigen Vertreter die Rückfahrt an. Auch dieser Abend fand wieder den grössten Theil der Anthropologen mit ihren Damen in der „Tulpe“ vereinigt.

Donnerstag den 27. September.

Die III. Sitzung schloss pünktlich um 2 Uhr.

Da das klare, sommerliche Wetter anhielt, kam der geplante Ausflug nach dem auf steilem Felsen gelegenen „Giechstein“ und nach der „Bergscheke“, welche einen freien Blick auf die Ruinen und das noch in frischem Grün stehende Saalethal bot, zur Ausführung. Wohl mehr als 80 Mitglieder, Damen und Herren, hatten hier an gemeinsamer Tafel Platz genommen und erfrischten sich an dem Anblicke der herrlichen, staunförmigen Umgebung und an dem lieblichen Genüsse, welche die Bergscheke gastlich bot.

War mit der Heimkehr nach der Stadt eigentlich das Programm erfüllt, so hatten es doch viele Festtheilnehmer vorgezogen, die Nacht noch in Halle zu bleiben und eine allerletzte Sitzung in der Tulpe abzurufen, die recht gut besucht war.

Auch die Schätze des Provinzialmuseums hatten noch zahlreiche „Fischleute“ gefesselt, so dass die Sammlung sich auch noch am 28. September eines regen Besuches zu erfreuen hatte. —

So endete diese nach jeder Richtung gelungene und für die Theilnehmer höchst werthvolle Versammlung. Die Theilnehmer sind voll des wärmsten Dankes gegen Alle, die zu dem Gelingen beigetragen, aber vor Allen gegen den, welcher in schwerer Zeit die zahllosen Mühen und Lasten der localen Geschäftsführung auf sich genommen und Alles so vortrefflich geplant und durchgeführt hat: Herrn Major Dr. Förtsch.

So schieden wir von dem gastlichen schönen Halle. Auf frohes Wiedersehen Anfang August 1901 in Metz.

Rechnungsabschluss

für die XXXI. allgemeine Versammlung in Halle a. S.

Nach der Abrechnung unseres Localgeschäftsführers, Herrn Major a. D. Dr. Ö. Förtsch, hatte die Localgeschäftsführung in Halle a. S.

Einnahmen	1501 Mk. 90 Pf.
Ausgaben	1105 „ 46 „
Restsumme	396 Mk. 44 Pf.

Nachdem von dieser Restsumme die noch zum Congress gehörigen Ausgaben: Stenograph, Druck von Einladungen, Anträgen u. s. w. bestritten worden waren, konnte erfreulicher Weise eine Summe von 153 Mk. 74 Pf. an die Kasse der Deutschen anthropologischen Gesellschaft abgeliefert werden, wofür hier quittirt und der Geschäftsführung der wohlverdiente Dank ausgesprochen werden soll.

Die der XXXI. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Feestschriften.

Führer durch Halle a. S. und seine städtischen und städtischen Einrichtungen und Anstalten. Mit Unterstützung des Magistrates und der zuständigen Autoritäten und Vorsteher herausgegeben von E. Gensmer, Stadtbaurath und Dr. O. Förtsch, Stadtrath. Mit 13 Vollbildern, Stadtplan, Karte der Umgegend etc. Halle a. S. 1900. Druck und Verlag von Otto Hendel. S. 1—116. 8°.

Förtsch Dr. O., Mittheilungen aus dem Provinzialmuseum der Provinz Sachsen zu Halle a. S. Mit 80 Abbildungen im Text, Pläne und Tafeln. Festgabe der historischen Commission für die Provinz Sachsen an die XXXI. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Halle im September 1900. Halle a. S. 1900. Druck und Verlag von Otto Hendel. 8°. 114 S.

Vor- und frühgeschichtliche Gegenstände aus der Provinz Sachsen. Tafel. Herausgegeben von der histor. Commission für die Provinz Sachsen. 1895.

Grössler, Prof. Dr. H. Verzeichnis der antilithischen des Besuches der Deutschen anthropologischen Gesellschaft am 26. September 1900 im Wissenschafts- zu Eisen angetretenen vor- und frühgeschichtlichen Gesammthaus im Besitze des Vereins für Geschichte und Alterthümer der Grafschaft Mansfeld. Druck von Ernst Scheider, Eisenh. 8°. 10 S.

II. Der Generalsecretär legt folgende Schriften vor:

a) **Eingesendet von der Verlagsbuchhandlung Vieweg u. Sohn, Braunschweig.**

Archiv für Anthropologie, Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben und redigirt von Joh. Raake in München. XXVI. Bd., III. Vierteljahrheft, ausgegeben Januar 1900. XXVII. Bd., I. Vierteljahrheft, ausgegeben Juli 1900. XXVII. Bd., IV. Vierteljahrheft, ausgegeben September. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 1900. 4°.

Friederici Georg, Indianae und Anglo-Amerikaner. Ein geschichtlicher Ueberblick. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 1900. 8°. 147 S.

Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Dr. Rich. Andree. LXXVI. Bd. und LXXVII. Bd. Braunschweig 1900. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 8°.

Montelius Oskar, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. Mit 541 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. S. 1—239. 4°. 1900. Sonderabdruck a. d. Arch. f. Anthr. Bd. XXV und XXVI.

Welcker Herm., Schillers Schädel und Tottenmaske. Nebst Mittheilungen über Schädel und Tottenmaske Kants. Mit einem Titelbilde, sechs lithographirten Tafeln und 29 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 1863. 8°. 160 S.

b) Weitere Vorlagen des Generalsecretärs. Neueste Ersehnungen.

Beltz Robert, Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. I. Die Steinzeit, II. Die Bronzezeit, III. Die Eisenzeit, IV. Die Wendenszeit. Berlin, W., Süsserott 1899.

Beltz Robert, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Mit Anhang, Geinitz und Lettow. Fundstätte von Feuersteingeräthen bei Wustrow. Zugleich Text zu Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. I. Steinzeit. 1899. Leipzig, Berlin, Hoesbeck, Wilhelm Süsserott. 8°. 117 S.

Blasius Wilhelm, Die anthropologische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluss des ganzen Harzes. Braunschweig 1900. Verlag von Benno Görzitz. 6°. 231 S.

Buschau G., Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. V. Jahrgang, 1900, Heft 4. Jens, Hermann Costenoble, Verlagbuchhandlung. 8°. S. 193—224.

Duckworth W. L. M., Bericht über einen Fötus von Gorilla Savagii. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXVII. Bd. 4°. S. 1—8. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg u. Sohn. 1900.

— **Notes on the Anthropological Collection in the Museum of Human Anatomy with a list of references to literature descriptive of the specimens.** Reprinted from the Proceedings of the Anatomical Society of Great Britain and Ireland. Edinburgh. Printed by Neil and Co. 1900. 8°. S. I—X. 1 Tafel.

Erckert Roderich von, Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Grossen. Auf 12 Kartenblättern dargestellt. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 1901. (S. oben S. 81.)

Götze A., Beiträge zur Kenntniss der neolithischen Keramik. Sonderabdruck. Berlin 1900. Druck von Gebr. Unger, Bernburgerstr. 30. Zeitschrift für Ethnologie. 1900. S. 146—177. — Verhandlungen S. 237—251 und S. 259—278. 8°.

Höfer Dr. Paul, Die erste Besiedelung der Provinz Sachsen. Sonderabdruck aus dem Werke: Die Provinz Sachsen in Wort und Bild. Herausgegeben von dem Pestalozziverrein der Provinz Sachsen. Berlin, Verlag von Jul. Klinkhardt. 1900. 8°. S. 47—64.

Kranke Eduard, Die ältesten Panken. Sonderabdruck aus Bd. LXXVIII Nr. 12 des Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Ausgegeben 29. September 1900. Herausgeber Dr. Rich. Andree. Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. Braunschweig. 4°. S. 193—195.

Lindenschmitz Soha L., Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalen zusammengestellt und herausgegeben von dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz. IV. Bd., 12 Hef. Mainz 1900. Verlag von Viktor von Zabern. 4°.

Mestorf J., Zweinädlerbericht des Schleswig-Holsteinischen Museumsverländischer Alterthümer bei der Universität Kiel. Universitätsbuchhandlung (Paul Toebe). Kiel 1900. 8°. S. 1—84.

Mittheilungendes anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 13. Heft. Kiel 1900. Lipsius u. Tischer. S. 5—35. 1 Tafel. 8°.

Möller Hugo, Ueber Elephas antiquus Falc. und Rhinoceros Merkt als Jagdhierde des altdiluvialen Menschen in Thüringen und über das erste Auftreten des Menschen in Europa. Mit 1 Tafel. Sonderabdruck aus der 'Zeitschrift für Naturwissenschaften'. Bd. 73. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlags-Buchhandlung 1900. 70 S.

Montelius Oskar, Der Orient und Europa. Einflüsse der orientalischen Kultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. Deutsche Uebersetzung von J. Meistorf. Herausgegeben von der k. Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Alterthumskunde. 1. Heft. Stockholm 1899. Gross 8°. S. 2—186.

Reinecke Paul, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland. Separatabdruck aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XIX. Trier 1900. Heft 3 u. 4. S. 209—270, mit Tafel 13.

Schamacher K., Zur ältesten Besiedelungsgeschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Vortrag, gehalten am 20. August 1900 in Radolfzell. Sonderabdruck aus dem 29. Hefte der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 8°. S. 1—21.

Tafel vorge-schichtlicher Alterthümer der Oberlausitz. Herausgegeben von den Communal-

atänden des preussischen Markgrathums Oberlausitz. Bearbeitet von L. Feyerabend, gezeichnet von J. Sebnrig. Druck von C. A. Starke, kgl. Hoflieferant Görlitz.

Tappesiner Franz, Beiträge zur Urgeschichte der Menschen und zur Urgeschichte der inneren Medicin nach Prof. Häser bis zur Gegenwart. Meran. F. W. Ellmenrichs Verlag. Ostern 1900. 8°. S. 1—47.

Thiersch August, Das Basenhaus im bayerischen Gebirge und seiner Vorläufer. Denkschrift des Münchener Architekten- und Ingenieurvereins. Verlag Süddeutsche Verlagsanstalt München. Separatabdruck aus der Süddeutschen Bauzeitung. X. Jahrgang. 8°. S. 1—19.

Virchow H., Bedeutung der Bandscheiben im Kniegelenk. Separatabdruck aus den Verhandlungen der physiologischen Gesellschaft zu Berlin. Jahrgang 1899—1900, Nr. 12—15. 21. Juli 1900. 8°. S. 1—12.

Voss A., Vorschläge zur Bildung von Special-commissionen zur Förderung der Arbeiten der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in der allgemeinen Versammlung der Gesellschaft zu Halle a. S. 8°.

Wundt Wilhelm, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. I. Bd.: Die Sprache. I. und II. Theil. Leipzig. Verlag von Wih. Kugelmann. 1900. 8°. S. 1—644.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schriftmeister Herrn Dr. Ferd. Birkner. München, Alte Akademie, Neubauerstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München — Schluss der Redaktion 15. Februar 1901.

1902.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

XXXII. Jahrgang

1901.

Redigirt von

Professor Dr. Johannes Ranke in München

Generalsecretär der Gesellschaft.



München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1902.

Digitized by Google

Inhalt des XXXII. Jahrganges 1901.

	Seite
Nr. 1. Netolitzky, Dr. Fritz, Ueber die Anwendung des Mikroskopes in der Urgeschichtsforschung	1
Alsborg, Dr. med. Moritz, Die protoplasmatische Bewegung der Nervenzellenfortsätze in ihren Beziehungen zum Schlaf	2
Literaturbesprechungen	8
Nr. 2. Virchow, R., Der Brand im Pathologischen Institut der Berliner Universität	9
Beltz, Dr. Robert, Erläuterung der Karteo zur Vorgeschichte von Mecklenburg	10
Einladung zum V. internationalen Zoologencongress in Berlin	16
Nr. 3. Reinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. VI. Statistik der slavischen Funde aus Süd- und Mitteldeutschland	17
Beltz, Dr. Robert, Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg (Fortsetzung)	20
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Naturforschende Gesellschaft in Danzig	22
Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde in Guben	24
Kleine Mittheilungen	24
Nr. 4. Einladung zur XXXII. allgemeinen Versammlung in Metz	25
Die Ziegelbauten (Briquetages) des Scillethales	26
Reinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. VII. Ein Grabfund der Spät-La Tènezeit von Heidingfeld in Unterfranken	27
Wateff, Dr. S., Anthropologische Beobachtungen an den Schülern und Soldaten in Bulgarien	29
Beltz, Dr. Robert, Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg (Fortsetzung)	30
Nr. 5. Reinecke, Dr. P., Prähistorische Varia. VIII. Germanengräber der römischen Kaiserzeit aus den rechtsrheinischen Gebieten Süd- und Westdeutschlands	33
Beltz, Dr. Robert, Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg (Schluss)	37
Pichler, Dr. Fritz, Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols	39
Nr. 6. Pichler, Dr. Fritz, Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols (Fortsetzung)	41
Koren, August, Die Körperknoen norwegischer Soldaten	46
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Württembergischer anthrop. Verein in Stuttgart	46
Leiser, Ludwig, Hofrath †	48
Nr. 7. Hertzog, Dr. Ang., St. Gangwolf	49
Pichler, Dr. Fritz, Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols (Schluss)	51
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Württembergischer anthrop. Verein in Stuttgart (Fortsetzung)	51
Zum Congress in Metz	56
73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg	56
Hazelius, Dr. Arthur †	56
Nr. 8. Reinecke, Dr. P., Neue vorgeschichtliche Materialien aus Bayern im Museum für Völkerkunde zu Berlin	57
Schliß, Dr. A., Steinzeitliche Bestattungsformen in Südwestdeutschland	60
Mittheilungen aus den Localvereinen:	
Württembergischer anthrop. Verein in Stuttgart (Schluss)	62

Erste Sitzung.

Waldeyer, Dr., Eröffnungsrede	65
Begrüßungsreden: Unterstaatssecretär von Schraut, Beigeordneter Justizrath Ströver, Sanitätsrath Dr. Schrick, Bibliotheksdirector Abbé Paulus	66
Wolftram, Dr., Archivdirektor, Localgeschäftsführer, Begrüßung und Vortrag: Die räumliche Entwicklung von Metz	67
Ranke, J., Wissenschaftlicher Jahresbericht des Generalsecretärs	70
Birkner, Dr. F., Jahresbericht des stellvertretenden Schatzmeisters	72
Waldeyer, Dr., Wahl des Rechnungsausschusses	74
Paulus, Abbé, Die prähistorischen Fundstätten in Lothringen	75
Wichmann, Professor, Ueber die Verbreitung und Bestimmung der Mare in Lothringen	78
Wolftram, Dr., Die Entwicklung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen	78
Geschäftliche Mittheilungen: Antrag Klantsch	82

Zweite Sitzung.

Nr. 10. Virchow, R., Ueber den prähistorischen Menschen und über die Grenzen zwischen Species und Varietät	83
Dazu Ranke, Klantsch, Virchow, Waldeyer, Ranke	89
Köhl, Dr., Das neueste entdeckte Steinzeit-Hockergrabfeld vom Flornorn bei Worms, eine neue Phase der neolithischen Cultur	91
Dazu Schliz	96
Waldeyer, Dr., Telegramm an Seine Majestät den deutschen Kaiser	96
Ranke, J., Ueber den Zwischenkiefer	96
Klantsch, H., Ueber die Ausprägung der specifisch menschlichen Merkmale in unserer Vorfahrenreihe	100
Dazu Krummenacker, Klantsch, Alsborg, Oppert	108
Virchow, R., Die Markhöhle im Mammutknochen	108
Schliz, Dr. A., Ueber neolithische Besiedelung in Südwestdeutschland	111
Dazu Henning	112
Pauli, Dr., Anthropologisches und Ethnographisches aus Kamerun	118
Deutsche anthropologische Gesellschaft, Glückwunsch an R. Virchow zum 80. Geburtstag	118

Sitzung in Vic.

Nr. 11 u. 12. Kenne, Die Erforschung des Briquetagegebietes	119
Dazu Abbé Paulus, Beaupré, Saombathy, Much, Kenne, Wolftram, Oppert	122

Dritte Sitzung.

Schießel, Dr., Mittheilung über chemische Umwandlung von Feuersteinwaffen (Titelausgabe)	126
Birkner, Dr., Ueber Hertzog, Die prähistorischen Funde von Egisheim und Bâls, Ueber den Nutzen wiederholter Messungen der Kopfform und der Schädelgröße bei denselben Individuen	126
Dazu Virchow	135
Forrer, Dr., Neolithische Wohngruben von Aebenheim	135
Ranke, J., Vorlage von E. Krause, Die Schraube eine Rekimoorfindung (Separatdruck aus „Glohn“). Dazu Andree	153
Geschäftliches: Entlastung des Schatzmeisters, Etat, Wahl des Vorsitzenden und des Schatzmeisters, Antrag Klantsch, Wahl von Dortmund als nächstjähriger Versammlungsort	154
Ausflug nach den Niederlanden. Einladung nach Worms für 1908	155
Virchow, R., Ueber Schädelform und Schädeldeformation	159
Voss, Dr., Prähistorische Karte und alte Schiffstypen	140
Dazu Waldeyer	140
Voss, Dr., „Briquetagefunde“ (?) bei Halle a. S. Dazu Ranke, Paulus	140
von Andrian übernimmt den Vorsitz	140
Waldeyer, Dr., Das Gehirn des Mörders Bohbe	141
Dazu Klantsch	141
Waldeyer, Dr., Schlussrede des Vorsitzenden	141

Ausflug nach Alberschweiler. Verhandlungen.

Welter, J., Ueber Terrassenanlagen und Steinwälle in dem Vogesengebirge	142
Kenne, Ein gallo-römisches Grabfeld	143
Rednerliste	146
Verzeichniss der 306 Theilnehmer in Metz und Vic	147
Aeusserer Verlauf der XXXII. allgemeinen Versammlung und Abrechnung	148
Die der Versammlung vorgelegten Schriften	155

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gründungssecretär der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 1.

Erscheint jeden Monat.

Januar 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, z. B. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Ueber die Anwendung des Mikroskops in der Urgeschichtsforschung. Von Dr. Fritz Netolitzky, Assistenten in Innsbruck. — I. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. 1900: Die protoplasmatische Bewegung der Nervenzellenfortsätze in ihren Beziehungen zum Schlaf. Von Dr. med. Moritz Alshberg-Cassel. — Literatur-Besprechungen.

Ueber die Anwendung des Mikroskops in der Urgeschichtsforschung.

Von Dr. Fritz Netolitzky, Assistenten in Innsbruck.

Die mikroskopische Untersuchung hat auf dem weiten Felde der Urgeschichtsforschung schon manchen wichtigen Fund gethan, nicht selten wurden durch sie neue Wege eröffnet, könne Ansichten ange stellt, alte Meinungen gestürzt oder gefestigt. Besonders waren es bisher Mineralogen und Petrographen, die sich des Vergrößerungsglases und der mikroskopischen Technik mit vielem Erfolg bedienten. So hatte Fischer in Freiburg auf Grund seiner Dünnschleife aus Steinwaffen die Nephrit- und Jadeitfrage in's Rollen gebracht, die trotz manchen Irrthumes in der Deutung der gefundenen Thatsachen so befruchtend und anregend auf eine Schaar anderer Forscher aus den verschiedensten Wissensgebieten gewirkt hat.

Trotz solcher und anderer ähnlicher Erfolge hat sich aber das Mikroskop noch immer nicht jenes Ehrenplatz auf dem genannten Gebiete errungen, der ihm unzweifelhaft gebührt; denn von einer allgemeinen Anwendung ist nicht die Rede und selbst Funde, die ohne Weiteres einen klaren Einblick in ihren feinsten Aufbau gestattet hätten, wurden meist nur oberflächlich, kaum bei ganz schwachen Vergrößerungen betrachtet. Am deutlichsten zeigt sich dieser Mangel in dem viel erwähnten Werke Heer's, „Die Pflanzen der Pfahlbauten“, in welchem das Vergrößerungsglas gar keine Rolle spielt. Und doch ist ohne dessen Hilfe eine einwandfreie Bestimmung all der Sämereien nicht recht möglich, und wenn auch Irrthümer selten unterlaufen sind, so ist das vor Allem der ausgezeichneten Erhaltung und der Menge des Untersuchungsmaterials zu danken. Sind dagegen die Getreidekörner aus den Achren gefallen, sind Früchte und Samen durch Verkohlung unkenntlich oder sonst theilweise zerstört, dann genügt das freie Auge allein nicht mehr, sondern

man muß es mit dem Vergrößerungsglase schärfen.¹⁾ Annehmliches gilt dieses bei der Untersuchung von Gewebestücken, wie man sie in größeren Stücken in Pfahlbauten, in nordischen Baumhöhlen, im Salzberg bei Hallestadt und an wenigen anderen Orten gefunden hat. Die Herkunft des Fadens zu ihrer Fertigstellung kann auf eine andere Weise nicht sicher erkannt werden.

Aber nicht nur bei der Untersuchung solcher grosser Gewebestücke, die nur an einigen besonders begünstigten Ortschaften gefunden werden, ist das Vergrößerungsglas von Wichtigkeit, sondern mit seiner Hilfe wird es nicht selten gelingen, Reste von Bekleidung dort nachzuweisen, wo das unbewaffnete Auge nicht mehr wahrnehmen kann. Solche günstige Stellen, die einer gründlichen Untersuchung nie entgehen sollten, sind z. B. an Gewandstücken zwischen Nadel und Rest, ferner an Oesen, Haken, Ringen u. s. w. Auch über die Schäftung und Befestigung der Waffen und Werkzeuge dürfte das Mikroskop Neues finden helfen.

Könnte man die Geschichte unserer Nutzpflanzen und der sie begleitenden Unkräuter enthüllen, besonders was ihre ursprüngliche Heimath und ihre Wanderung anbelangt, so wäre ein gewaltiger Schritt nach vorwärts in der Urgeschichte des Menschen gelungen. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass wir die Kücheigenschaften mit wenigen Ausnahmen besser kennen als die Nahrungsmittel, deren Namen jene erst erfunden wurden. Aus der Form, dem Materiale und den Verzierungen solcher Geräthe kann viel geschlossen werden, für die Art des Gebrauches ist der Inhalt allein bezeichnend.

Viel häufiger, als man im Allgemeinen glaubt, finden sich solche Ueberbleibsel in den verschiedensten Gefäßen. Manchmal scheinen letztere allerdings ganz

¹⁾ Vergl. C. Hartwich, Ueber Papaver somniferum, Apothekerzeitung 1899, ferner L. Wittmack, Ueber altägyptisches Brod (Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, 1896, Nr. 6) u. A.

leer zu sein, ein ander Mal sind sie nur mit einer dunkleren, etwas fettig anmühlenden Erde gefüllt und doch zeigt das Vergrößerungsglas in beiden Fällen deutliche Zellreste, die auf das ursprüngliche Nahrungsmittel mit Sicherheit schliessen lassen.²⁾ Unsere Getreidespelzen besitzen nämlich eine stark vorrückende Oberhaut, die trotz ihrer scheinbaren Zartheit gleich widerstandsfähig gegen Wasser und Feuer ist und in dieser Beziehung an selbst mit Steinwällen anfeuchten kann. Ferner wurden nach verschiedenen Berichten vorgeschichtliche Töpfe gefunden, an deren Innenwand der Nahrungsbrei noch in dicken Krusten klebte. Hier hätte das Mikroskop Wichtiges über die frühere Lebensweise heransfinden können, leider wurden selbst solche Funde nicht nur bei Seite geworfen und in Gefässen, welche die grosse Museumreinigung schon durchgemacht haben, konnten nur mehr ganz bescheidene Zellstückchen gefunden werden.

Ebenso wie jedes Gefäss auf seinen früheren Inhalt untersucht werden sollte, muss man auch alle Hausgeräte gründlich durchmustern, da es nicht ausgeschlossen ist, an ihnen greifbare Spuren ihrer einstigen Verwendung zu entdecken. Dies gilt insbesondere von den Mahlvorrichtungen, wie Getreidequetschern, Hehlplätzen u. s. w., ferner von den Kochsteinen, die so häufig an Ort und Stelle ihrer Verwendung gefunden werden. Es ist nabeiliegend möglich, sie alle vor einer durchgreifenden Reinigung zu untersuchen, namentlich auf Risse, Spalten und sonstige Vertiefungen zu achten und immer Proben der erstarrten Erde aufzubewahren. Würde man ferner die mikroskopische Untersuchung auf alle jene Gegenstände anwenden, deren Bestimmung noch unklar ist, kann manchmal ein werthvoller Fingerzeig für die geringe angebrachte Mühe entscheidend sein.

In Pfahlbauten findet sich ferner Mist von Ziegen und Schafen in reichlicher Menge; da diese Thiere häufig mit Abfällen vom menschlichen Tische gefüttert werden, ist ihr Koth eingepend zu untersuchen. Noch wichtiger sind die freilich selteneren menschlichen Excremente selbst, die besonders dann leichter als solche erkannt werden können, wenn sie aus Sämereien, wie Himbeerkerne und Schiebansteinen, oder aus Uräten und Fischschuppen bestehen. Diese Bestandtheile dürfen dann möglichst wenig aus ihrem innigen Zusammenhange untereinander gelöst werden, da gerade die sie wenigstens Kittmasse das Werthvollste an der Sache ist.³⁾ Solche Spuren des Menschen, die von höchster Bedeutung sind, wird man vielleicht auch in den ältesten Wohnungshöhlen im Sinter eingeschlossen finden und in den Kükkenmündern kann ihre Auffindung fast mit Sicherheit vorhergesehen werden.

Erfolg verspricht auch bei Leichenfunden die Untersuchung der Erde im Bereiche des Unterleibes, die man am besten mit einem beiderseits offenen Glasrohr herauszieht, wobei der gewonnene Erdkern auch einen Einblick in die Schichtung gewährt. Sollten

²⁾ Bei einem Funde in Tirol fand ich in einer kleinen Urne neben einigen verkohlten Weizen- und Hirseskörnern noch wenige Wickensamen; den Hauptinhalt aber bildete eine dunkle krümelige Erde, die ich bis zur Gewichtskonstanten trocknete und dann glühte. Der Gewichtsverlust betrug hierauf 20 bis 35% und dieser ist grossentheils auf die Verbrennung des organischen Theiles der Erde zurückzuführen. Im Glührückstande fanden sich zahlreiche Kieselgerippe der Oberhautzellen von Weizen- und Hirsespelzen.

³⁾ Vergl. Correspondenzblatt Nr. 8. 1900. S. 59-61.

sich ausserdem hohle Zähne finden, so ist eine Untersuchung ihres Inhaltes gewiss rathlich.⁴⁾

Ueber die Arbeitsweise und das Hervorleben von geeigneten Präparaten lässt sich Mangel eines grösseren Untersuchungsstoffes schwer etwas Gemeinere sagen. Es wird die Sache den botanisch geschulten Mikroskopikern und des Nahrungsmitteleiseners sein, in jedem einzelnen Falle die zweckmässigste Art der Aufhellung (Kallilauge, Säuren, Ammoniak) zu finden, besonders auch die Aetze zu untersuchen, selbst Dünnschliffe anzufertigen u. s. w.

I. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S.

Die protoplasmatische Bewegung der Nervenzellenfortsätze in ihren Beziehungen zum Schlaf.

Von Dr. med. Moritz Alsborg-Castel.

Von dem feineren Bau der Centralorgane des Nervensystems (Gehirn und Rückenmark) hat man viele Jahre lang hindurch Nichts weiter gewusst, als dass dieselben aus zwei Gewebeelementen, nämlich 1. aus Nervenzellen (Ganglienzellen) und 2. aus Nervenfaseren zusammensetzen; dagegen war es längere Zeit hindurch völlig unbekannt, wie die engeren Beziehungen dieser beiden Gewebeelemente zu einander sich gestalten, in welchem Verhältnis dieselben zu einander stehen. In das unendliche Gewirr der Zellen und Fasern, wie wir solches in der grauen Hirnsubstanz vor uns haben, ist aber durch die Untersuchungen von Golgi, der zugleich durch neuerfindende Färbungsmethoden seines Nachfolgers den Weg gebahnt hat, sowie ferner durch die Arbeiten von S. Ramon y Cajal, Kölliker, van Gehuchten, Waldeyer, v. Lenhossek u. A. nennendings doch einiges Licht gekommen. Die Ganglienzellen sind, wie Ihnen ein Blick auf diese dem vorliegenden Buche von L. Edinger (Bau der nervösen Centralorgane, 6. Aufl. 1896) entlehnte Mehrzahl derselben ist aber bipolar oder multipolar d. h. sie spalten sich in zwei oder mehr Polen zu und senden eine Anzahl von Axonfasern, nämlich zunächst den Nervenit oder Achsencylinderfortsatz, eines gleichmässig feineren Fortsatzes, welcher der Nervenzelle selbst entspross und durch besondere anatomische Eigenschaften gekennzeichnet ist, sowie zweitens die dickeren Dendriten (Neurodendren). Während letztere abseits nach ihrem Austritt aus der Ganglienzelle in eine Anzahl von Aesten und Zweigen sich spalten, gibt der Achsencylinder auf seinem so weilen viele Centimeter langen Wege in der Regel nur einige Seitenästchen, die sogenannten Collaterale, ab, um sich schliesslich in ein federbuschähnliches Gebilde, welches die französischen Gelehrten als „Panneau“ bezeichnen, aufzulösen. Im Muskel, sowie in der Schilddrüse endigen die Achsencylinder mit besonderen Vorrichtungen; auch die Haut enthält Aufhebungen der Achsencylinder. Aber die wenigsten Achsencylinder gelangen zu peripheren Endigungen; die meisten lagern sich nach kürzerem oder längerem Laufe an eine andere Nervenzelle an, wo sie sich in nächster Nähe der Axonläufer von benachbarten Nervenzellen befinden. (Dendrostrat.)

⁴⁾ So finden sich in den Zähnen ägyptischer Mumien die gleichen Spaltpilze, welche noch heutzutage unser Gebiss zerstören.

Die ältere Auffassung von den Ganglienzellen und den Nervenfasern als den Grundelementen des Nervensystems ist allmählich zum Begriffe des „Neurons“ erweitert worden, worunter man eben die aus Nervenzelle, Achsenzylinder und Dendriten sich zusammensetzende anatomische Einheit — eine Einheit, die auch für die Functionen und die Ernährung der Centralorgane von höchster Bedeutung ist — versteht. Auszuschreiben, über oder neben einander geschichteten Neuronen ist wahrscheinlich das ganze Nervensystem aufgebaut. Sie sehen hier, wie innerhalb des Centralorgans die Neurone mit ihren Verästelungen aneinander grenzen, wie an die „Nervenhahn erster Ordnung“ d. h. jenes Stück, welches von der Peripherie bis zur ersten Endigung im Gehirn reicht, sich in der Hirnrinde „Bahnen zweiter Ordnung“, „dritter Ordnung“ u. s. w. anschliessen. (Demonstration.)

Es drängt sich uns nunmehr die Frage auf: Stehen die als Grundelemente des Centralnervensystems aufzufassenden Neurone isolirt da oder bestehen zwischen ihnen feste Verbindungen? Noch vor 12 bis 15 Jahren trat Gerlach für die Lehre von festen Zusammenhängen zwischen den Fortsätzen bzw. Verästelungen der Nervenzellen ein. Heutzutage sind aber die Gehirn-anatomien bis zu wenigen Ausnahmen der Ansicht, dass ein fester unveränderlicher Zusammenhang zwischen den einzelnen Neuronen nicht anzunehmen ist, dass dieselben vielmehr in ihrer Abwiegenden Mehrzahl isolirt dastehen und dass die Verästelungen, in welche das Neuron sich spaltet, sowohl die faserförmigen Auftheilungen der Achsenzylinder, wie auch die Ausläufer der zuvor erwähnten Dendriten frei endigen.

Wie haben wir uns aber die Beziehungen der Neurone zu einander vorzustellen? Dass dieselben auf irgend eine Art und Weise eine Verbindung mit einander eingehen müssen, liegt auf der Hand; denn ebenso wie der elektrische Strom eines Leiters bedarf, kann die Fortleitung des Nerventrommes nur dadurch bewerkstelligt werden, dass die Neurone, welche die Grundelemente des Centralnervensystems bilden, sich durch den Contact der Nervenzellenendigungen nur ununterbrochenen Kette zusammenschliessen. Für die Beantwortung der Frage, wie wir uns das Zustandekommen des Contactes der Nervenzellenendigungen und die auf diese Weise bewirkte Verbindung der Neurone vorzustellen haben — hierfür ist, wie mir scheint, eine Theorie von grosser Bedeutung, die in 1890 zuerst von Rähl-Büchhard¹⁾ aufgestellt, während der letzten Jahre von französischen und belgischen Gelehrten, insbesondere von Mathias Dural²⁾ und seinen Schülern A. Bonvoluy,³⁾ Pupin,⁴⁾ Deyher⁵⁾ Mannonclian⁶⁾ u. a. beforwortet wird. Nach der Ansicht dieser Gelehrten handelt es sich bei dem Contact der freisiegenden Fortsätze, in welche die Neurone auslaufen, um einen zeitweiligen Zusammenschluss, welcher dadurch

ermöglicht wird, dass die Nervenzellenendigungen durch eine ihnen eigenthümliche protoplasmatische Bewegung in den Stand gesetzt sind, sich einander zu nähern, bzw. sich zu herthören, dann aber unter gewissen Verhältnissen durch Zurückziehen der Nervenzellenendigungen den Contact zu unterbrechen und auf diese Weise den isolirten Zustand der Neurone wieder herzustellen. — Man hat jenes Vorscheiben und Zurückziehen der Nervenzellenausläufer auch als „amöboid Bewegung“ (Amoebisme nerveux) bezeichnet, was eben darauf beruht, dass man dieselbe mit jener für die niedrigsten Thierformen charakteristische Bewegung: dem Vorscheiben und Zurückziehen von Fühlfüßen ähnlichen Ausläufern verglichen bzw. identificiren zu sollen geglaubt hat. Zu Gunsten der Annahme einer derartigen Bewegung im Bereiche der Hirnzellen muss hier zunächst die Thatsache erwähnt werden, dass Wietersheim schon in 1890 bei Lepidoptera hyalina, einem vollständig durchsichtigen Kruster aus der Familie der Phyllopoden und zwar speciell im Bereiche jenes Organes, welches dem Gehirn höherer Thiere entspricht, solche Bewegungen beobachtet hat, die er nicht anders, als dem Vorscheiben und Zurückziehen der Pseudopodien der Amöbe in Parallele zu stellen. Ganz abgesehen davon, dass gewisse Vorgänge im Organismus des Menschen und der höheren Thiere — wie z. B. die bei Leukocyten beobachteten protoplasmatischen Veränderungen — als der amöboiden Bewegung der primitivsten tierischen Organismen nahe verwandte Erscheinungen anzufassen sind — ganz abgesehen hiervon fehlt es auch sonst nicht an Beweisen dafür, dass jene Bewegungsform auch bei den höheren Thieren nicht an den Seitenbeinen gehört. So hat z. B. Magni darauf aufmerksam gemacht, dass beim Zitterrochen in den grossen motorischen Zellen des elektrischen Organs gewisse Veränderungen (nämlich Verchiebung des Zellkerns in der Richtung auf die als Leiter der elektrischen Ströme fungirenden Zellfortsätze) vor sich gehen, die auf eine der „amöboiden Bewegung“ niederer Thiere entsprechende Bewegung des Zellenprotoplasmas hindeuten. — Nach den Untersuchungen, welche der englische Gelehrte Mann an motorischen, sensiblen und Sympathicus-Ganglienzellen vorgenommen hat, geht die funktionelle Thätigkeit der Nervenzelle Hand in Hand mit einer Volumenzunahme nicht nur des Zellleibes, sondern auch des Zellkernes, während andererseits dem Zustande der nervösen Erschöpfung die Schrumpfung des Zellkernes und wahrscheinlich auch der gesamten Zelle entspricht. Es ist nach Pupin auch sehr wahrscheinlich, dass jene Volumenzunahme bzw. Schrumpfung des Zellleibes bis in die Fortsätze der Nervenzelle sich fortplant und dort jenes alternirende Vorscheiben und Zurückziehen der Nervenzellenausläufer hervorruft.

Für die Theorie von dem durch amöboiden Bewegung d. l. Vorscheiben der Nervenzellenausläufer bedingten zeitweiligen Zusammenschluss der Neurone bzw. der durch Zurückziehen jener Nervenzellenendigungen bewirkten Unterbrechung jenes Zusammenschlusses — für diese Theorie hat eine Anzahl namhafter Forscher während der letzten Jahre Beweise zu erbringen versucht. Fergens⁷⁾ hat an den Augen von Lencions röhle, einem kleinen Fisch aus der

¹⁾ Sind die Ganglienzellen amöboid? Neurolog. Centralblatt. 1. April 1890.

²⁾ L'Amoebisme des Cellules nerveuses et la Theorie histologique du Sommeil. Leçon de Clôture du Cours de l'Histologie à la Faculté de Médecine de Paris. 1898.

³⁾ La Psychologie histologique du Système nerveux. 1895.

⁴⁾ Le Neurone et les Hypotheses histologiques sur son mode de fonctionnement. Paris 1896.

⁵⁾ État actuel de la question de l'Amoebisme nerveux. Paris 1896.

⁶⁾ Bulletin de la Société de Biologie. Paris 1896.

⁷⁾ Action de la lumière sur la rétine. Annales de la Société des sciences Médicales et Naturelles de Bruxelles. 1896.

Classe der Teleostier, Untersuchungen vorgenommen und ist dabei zu höchst bemerkenswerthen Resultaten gelangt. Er nahm eine Anzahl von diesen Fischen und hielt sie 48 Stunden in vollständiger Dunkelheit, während er eine gleiche Anzahl derselben ebensolange hellem Lichte ansetzte. Nach Ablauf der 48 Stunden wurden von beiden Abtheilungen Exemplare getödtet und von der Netzhaut der betreffenden Fische, nachdem man dieselbe mit fixirenden Flüssigkeiten behandelt hatte, Präparate hergestellt. Das Ergebnis war, dass die Netzhaut der vor ihrem Tode im Dunkeln — also im Zustande der Ruhe des Sehnerven — gehaltenen Fische ein wesentlich verschiedenes Verhalten aufwies, wie diejenige jener Fische, die vor ihrer Tödtung unter dem Einflusse des Lichtes sich befunden haben. Während bei den dem Lichte exponirten Fischen die farnsenförmigen Fortsätze, welche die Zellen der äusseren Körnerschicht nach Art der Pseudopodien der Amöben zwischen die Stäbchen und Zapfen der Netzhaut einschoben, lang und mit Pigment beladen sind, fiel bei den vor ihrem Tode im Dunkeln gehaltenen Fischen die Kürze der Zellenfortsätze auf und auch die als unzweifelhafte Nervenendungen aufzufassenden Zapfen der Netzhaut zeigten bei den beiden Abtheilungen von Fischen analoge, hier nicht näher zu erläuternde Unterschiede. — Ganz ähnliche Bewegungsvorgänge, wie sie für die soeben erwähnten Gewebelemente der Netzhaut festgestellt wurden, hat man neuerdings beim Geruchsorgan beobachtet. Jene in die Nasenschleimhaut eingebetteten Zellen, die man früher ziemlich allgemein als Epithelzellen betrachtet hat, sind nach Pergen nicht als solche, sondern als Neurone im engeren Sinne des Wortes, als die eigentlichen Endigungen des Riechnerven aufzufassen. Während Cajal seiner Zeit noch annehmen zu müssen glaubte, dass den cilienartigen Fortsätzen der Riechzellen keinerlei Bewegung zukäme, ist die Beweglichkeit der Riechzellenfortsätze (d. i. der protoplasmatischen Ausläufer der Neurone, mit denen der Riechnerv in der Nasenschleimhaut endigt) von Schultze, ferner von Frey und insbesondere von Ranvier festgestellt worden.

Ich komme nun zu jenen höchst bemerkenswerthen Versuchen und Beobachtungen, mit Hilfe deren der heilige Gelehrte Dr. Jean De moors,⁹⁾ Dozent an der Universität Brüssel, über die im Protoplasma der Hirnrindenzellen sich vollziehenden Prozesse und morphologischen Veränderungen Aufklärung zu schaffen versucht hat. Der besagte Gelehrte studirte zunächst den Einfluss, den schlafregende Mittel wie Morphinum, Chloralhydrat und Einathmung von Chloroform auf das Nervenellenprotoplasma bzw. auf die Nervenfortsätze ausübten, bei Mäusen, Meeresschweinen, Kanarienvögeln, Hunden und anderen Thieren. Er stellte ferner auch bei Hunden, bei denen er noch vorausgegangener Schädelreparation bestimmte Bezirke der Hirnrinde elektrisch gereizt hatte, über die Beschaffenheit der Nervenellen der psychomotorischen Centren Untersuchungen an. Diese Versuche haben übereinstimmend ergeben, dass, während die Dendriten vor der Anwendung des Morphinum und Chloralhydrat bzw. vor der Einathmung von Chloroform, sowie vor der Application des elektrischen Stromes jene kleinen stachelartigen Auswüchse auf-

weisen, die Ramon y Cajal zuerst beobachtet hat und die ziemlich regelmässig über die besagten Nervenfortsätze verbreitet sind — dass im Gegensatz zu diesen mittelstachelartigen Auswüchsen zu diesen Nervenfortsätzen Dendriten bei den mit Morphinum, Chloral oder Chloroform behandelten Thieren ebenso wie bei jenen Versuchsthieren, deren Gehirnrinde durch Application des elektrischen Stromes stark gereizt wurde, jene Stachelfortsätze vollständig verschwunden sind und dass statt derselben die Nervenfortsätze ausläufer kolthige Anschwellungen, die sich nicht selten zum Bilde eines Rosenkranzes oder einer Perlschnur aneinander reihen, aufweisen — eine Veränderung, von der ebensowohl die Venenästige der Dendriten wie auch die fiederförmlichen Auftheilungen der Achsenhülle betroffen werden. Ich zeige Ihnen hier diese rosekranzförmigen Gebilde in einer Skizze, die ich der gleich zu erwähnenden Arbeit von L. Queron entlehnt habe. (Demonstration.)

Ich kann über die Untersuchungen, welche die russische Aerztin Michaeline Stefanowska¹⁰⁾ angestellt hat, rasch hinweggehen, da die Ergebnisse derselben in allen wesentlichen Punkten mit den Befunden De moors übereinstimmen. Dagegen darf ich die Untersuchungen von Manouélian (a. a. O.), sowie diejenigen des bereits erwähnten Queron¹¹⁾ nicht mit Still-schweigen übergehen. Manouélian, der im Laboratorium von Prof. Math. Duval in Paris und unter dessen Leitung arbeitete, versuchte bei seinen Versuchen vollständig auf die Anwendung von narkotischen und anästhetischen Mitteln wie Morphinum, Chloral oder Chloroform — ein Umstand, der deswegen von Bedeutung ist, weil bei Anwendung solcher Medicamente immer Grund zu dem Einwand gegeben ist, dass durch dieselben im Bereiche des Nervensystems vielleicht ein Zustand hervorgerufen wird, der den physiologischen Vorgängen nicht entspricht. Manouélian erweist bei den Mäusen, die ihm als Versuchsthier dienen, die Anwendung des Morphinum, Chloral u. dgl. durch Ermüdung, die er dadurch hervorruft, dass er die betreffenden Thiere vor ihrer Tödtung eine Stunde lang unaufhörlich im Käfig hin- und herbetet. Das Resultat der Manouélian'schen Versuche entsprach übrigens genau den Experimenten De moors. Während bei den im Normalzustand befindlichen d. h. vor ihrer Tödtung nicht abgethetzten Mäusen die Dendriten mit den soeben erwähnten Stachelfortsätzen bedeckt waren, zeigten sich bei den vor ihrer Tödtung abgethetzten Thieren sowohl an den Dendriten wie an den Aufhängen der Achsenhülle jene kolthigen Anschwellungen, die sich stellenweise zur Form eines Rosenkranzes (das mouilliforme) aneinander reihen. Die nämlichen Gebilde fand Queron — dies scheint mir besonders wichtig — bei im Zustande des Winterschlafes getödteten Murmelthieren.

Wie ist aber jene zeitweilige Umwandlung der mit stachelartigen Vorsprüngen besetzten Nervenfortsätze in eine Anzahl von Kolben bzw. in ein rosekranzförmiges oder perlschnurähnliches Ge-

⁹⁾ La Plasticité Morphologique des Neurones Cérébraux. Liège 1896. Vergl. ferner: Le Mécanisme et la Signification de l'État Moniliforme des Neurones. Travaux de l'Institut Solvay publiés par Paul Heger. Bruxelles 1898.

¹⁰⁾ Les appendices terminaux des dendrites cérébraux et leurs différents états physiologiques. Travaux de l'Institut Solvay Tome II, Fascicule 3. 1898.

¹¹⁾ Le Sommeil hivernal et les Modifications des Neurones cérébraux. Travaux de l'Institut Solvay Tome II, Fascicule 1. 1898.

bilde, wie sie von Demoor, Stefanowska, Manouélian und Queron übereinstimmend constatirt worden ist, zu denken? Zunächst unterliegt es nach den besagten Versuchen und Beobachtungen keinem Zweifel, dass diese morphologische Umgestaltung der Nervenfasern als Folgezustand der Erachöpfung des Nervenfortsatzes — eine Erachöpfung, die bei den Demoor'schen und Stefanowka'schen Versuchen durch Anwendung von Schlafmitteln und anästhetisirenden Substanzen bzw. durch Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Hirnrinde, bei den Manouélian'schen Versuchen durch die der Tödtung vorausgehende Abhetzung der Versuchsthiere erzeugt worden ist — aufgefasst werden muss. Es ist ja bekannt, dass die narkotischen Mittel ebenso wie der elektrische Strom zunächst eine Erregung des Nervenaxons, dann aber bei fortgesetzter Anwendung bzw. bei Steigerung der Dosis eine Depression und schliesslich eine Erachöpfung des Nervenaxons zur Folge haben. Wenn auch Demoor der zuvor erwähnten Theorie von dem dröh amöboiden Bewegung bewirkten Zusammenschluss der Neurone, bzw. der durch Zurückziehung der Nervenfortsätze bewirkten zeitweiligen Unterbrechung der Nervenverbindungen einstweilen noch „skeptisch gegenübersteht oder wenigstens diese Theorie als noch nicht vollständig erwiesen betrachtet und in seinen Abhandlungen nur von der „morphologischen Plasticität der Neurone“ (d. i. den durch gewisse Reize bewirkten Formveränderungen des Nervenfortsatzes) spricht, so unterliegt es nach diesem Gelehrten doch nicht dem geringsten Zweifel, dass diese Umwandlung der mit starrem faserförmigen Auswüchsen bedeckten, weit vorgestreckten Nervenfortsätze in ein relativ kurzes, röhrenförmiges oder perlenschnurähnliches Gebilde dahinzieht, die Verbindungen der Neurone untereinander zu unterbrechen oder wenigstens einzuschränken. Wir werden also auch dann, wenn wir uns gegenüber der Lehre von der amöboiden Bewegung der Nervenfortsätze einstweilen noch skeptisch verhalten, im Hinblick auf die von Pergens, Demoor, Stefanowska und Manouélian angestellten Versuche doch annehmen müssen, dass in den Ausläufern und Verästelungen der Neurone solche protoplasmatische Prozesse sich abspielen, welche zu einem Vorschieben bzw. Zurückziehen der Nervenfasern und somit zum Contacte der Neurone, bzw. zu einer zeitweiligen Unterbrechung des Contactes führen.

Dass lediglich die Theorie von dem durch die Vermittlung der Nervenfasern bewirkten Zusammenschluss der Neurone jenen Anforderungen gerecht zu werden vermag, welche die Hirnphysiologie bezüglich des Zusammenfassens verschiedener Nervencentren zu gemeinschaftlicher Thätigkeit und die Hirnanatomie stellt — dies liegt auf der Hand. Nur durch die überaus mannigfaltigen Verbindungen, wie sie die in den verschiedensten Richtungen verlaufenden Nervenfasern darstellen durch das Vorschieben ihrer protoplasmatischen Fortsätze herzustellen im Stande sind, lassen sich jene mannigfaltigen Beziehungen erklären, in welche die verschiedenen Nervenzellen einander treten. Jene Theorie erklärt auch auf Umgekehrtem die Thatsache, dass Gewohnheit, Erziehung und Übung für das Zustandekommen zahlreicher Functionen, die auf dem Zusammenwirken verschiedener Nervencentren beruhen, die

Grundbedingung darstellen. Denken wir z. B. nur an die Art und Weise, wie das Kind sich allmählich die Sprache aneignet. Die Sprache ist, wie Sie alle wissen, eine überaus complicirte Function. Sie beruht auf dem Zusammenwirken von Muskeln des Kehlkopfes, der Zunge, des Gaumens und der Lippen und es ist unerlässlich, dass diejenigen Nervenzellen bzw. Neurone, welche die Erregungscentren für diese verschiedenen Muskelapparate darstellen, zu einer Combination derselben zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zu ermöglichen, miteinander in Verbindung treten. Da aber die Sprache eine Function darstellt, welche nicht etwa angeboren ist, sondern von dem Kinde erst erlernt werden muss, so liegt es nahe, daran zu denken, dass die Entwicklung der Sprache gleichen Schritt hält mit der Entwicklung jener Nervenzellenfortsätze, durch welche die aneinander grenzenden Neurone in zeitweilige Verbindung miteinander treten, dass Verbindungen zu Stande kommen, durch welche die Fortleitung des Nervenstromes in einer ganz bestimmten Richtung ermöglicht bzw. erleichtert wird. — Wir brauchen uns auch nur an die überaus mannigfaltigen Ideenassocationen zu erinnern, welche schon die einfachsten Denkprozesse begleiten, um sofort zu erkennen, dass die Herstellung der allernäherliegenden Verbindungen zwischen den verschiedensten Centren der Geistesfunctionen für das Zustandekommen derselben eine unerlässlich Voraussetzung bildet. Dass speciell die Nervenfasern als Träger bzw. Vermittler der Ideenassocationen bei den höheren Geistesfunctionen eine überaus bedeutende Rolle spielen — dieser Schluss erhellt noch eine besondere Stütze durch Untersuchungen, welche Azoulay und Klippe¹¹⁾ an den Hirnen von Personen angestellt haben, die mit progressiver Paralyse behaftet waren. Diese fürchtbare Geisteskrankheit ist nach den besagten Gelehrten dadurch gekennzeichnet, dass zunächst die Endverästelungen der Neurone degeneriren und an Zahl abnehmen und dass Hand in Hand gehend mit dem Verschwinden jener Nervenverbindungen das Denken aufhört und das Gehirn allmählich zum Zustande niedriger geistiger Entwicklung zurückgeführt wird.

Ich möchte hier noch kurz darauf hinweisen, dass die Lehre von dem durch protoplasmatische Bewegung bewirkten Zusammenschluss der Neurone bzw. von der zeitweiligen Unterbrechung dieses Zusammenschlusses, die wir uns entweder als auf dem Zurückziehen der Nervenfasern beruhend oder durch gewisse, eine Hornverengung der Leitungsöffnung in den Nervenverbindungen bedingende protoplasmatische Prozesse veranlasst vorstellen müssen — dass diese Lehre mit gewissen anderen Thatsachen, welche die Gehirnphysiologie auf experimentellem Wege festgestellt hat, in vollkommener Uebereinstimmung sich befindet. Ich denke hier zunächst an die Versuche von H. Munk, die seiner Zeit so grosses Aufsehen erregt haben. Es gelang Munk festzustellen, dass bei Hunden der Gesichtssinn in einem bestimmten Hirnriemenbezirk, den er als „Sehphäre“ bezeichnet, localisirt ist. Wenn Munk bei einem seiner Versuchsthiere die „Sehphäre“ einseitig vollkommen extirpirte, war das Thier auf dem entgegengesetzten Auge völlig und dauernd blind; sobald aber nur der centrale Theil der „Sehphäre“ zerstört wurde und

¹¹⁾ Les altérations des Cellules de l'écorce cérébrale dans la Paralyse générale. (Comptes rendus de la Société de Biologie. Paris 1894.

der Rost der Sehphäre erhalten blieb, zeigte sich jener bemerkenswerthe Zustand, den Mnck als „Seelenblindheit“ bezeichnet, d. h. der Hund sieht noch auf dem betreffenden Auge, aber er weiss die Gesichtseindrücke nicht mehr zu deuten. Er erblickt das Gefäss mit Wasser, das man ihm verhält; aber es kommt ihm nicht mehr zum Bewusstsein, dass dies ein Mittel ist, um seinen Durst zu stillen. Obwohl von Durste gereizt, frisst er doch erst in dem Momente an zu trinken, was man seine Schnauze oder Zunge mit dem Wasser in Berührung bringt und ihm aus durch den Geschmack zum Bewusstsein gebracht wird, dass sich ihm eine Gelegenheit zur Stillung des Durstes bietet. Dabei beobachtete Mnck — und dieser Umstand ist für die Frage, die ich gegenwärtig erörtere, von besonderer Bedeutung — dass nach Verlauf von Wochen oder Monaten auch jene „Seelenblindheit“ anhört und dass neben der unverändert fortbestehenden Perception der Gesichtseindrücke auch die Denkart derselben allmählich wieder hergestellt wird. Diese letztere Thatsache ist aber mit grosser Wahrscheinlichkeit durch die Annahme zu erklären, dass durch Herstellung von protoplasmatischen Verbindungen zwischen Neuronen, die bei der theilweisen Zerstörung der „Sehphäre“ erhalten geblieben sind, die Folgen jenes Eingriffes allmählich wieder ausgeglichen werden. Mit anderen Worten: Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass die Functionen des Sehganges nach jenem Eingriff dadurch wieder hergestellt werden, dass Neurone, welche bis dahin nicht in Beziehung zu einander gestanden haben, nunmehr durch protoplasmatische Ansläufer miteinander Verbindungen herstellen und dass, indem jene Neuronengruppen als Ersatz für die zerstörte Partie der Hirnrinde eintreten, der durch die theilweise Zerstörung der „Sehphäre“ hervorgerufene Defect allmählich wieder ausgeglichen wird.

Ein ganz besonderer Vorzug der Theorie von dem durch protoplasmatische Bewegung der Nervenzellenausläufer bedingten zeitweiligen Zusammenschluss der Neurone, bzw. der durch Hemmung jenes Zusammenschlusses bewirkten Isolirung jener wichtigsten Elemente des Centralnervensystems — ein besonderer Vorzug dieser Theorie besteht darin, dass sie für jenen Zustand, den wir als „Schlaf“ bezeichnen, eine höchst plausible und ganz ungezwungene Erklärung abgibt. Es muss einem Jeden, der sich mit physiologischen Fragen beschäftigt, auffallen, dass bis vor Kurzem eine allseitig befriedigende Erklärung des Schlafzustandes nicht gegeben werden konnte. Es hat freilich an Versuchen, für den ungefähr ein Drittel des menschlichen Daseins umfassenden Schlafzustand eine Erklärung zu liefern, niemals gefehlt, wobei hin und wieder ganz eigenenthümliche Hypothesen aufgestellt wurden. Flemming betrachtete den Schlaf noch als eine Art „Synkope“, d. h. als einen Zusammenbruch der vitalen Vorgänge; Brown-Sequard hat den Schlaf als einen täglich sich wiederholenden epileptischen Anfall bezeichnet (!). Im Gegenthat ist von der sehr alten Annahme, dass der Schlaf auf einer vermehrten Blutzufuhr zum Gehirn (Hirnhyperämie) beruhe, neigt eine beträchtliche Anzahl von Forschern an der entgegengesetzten Ansicht, nämlich zu jener Anschauung, welche den Schlaf mit einer Hirnanämie (Blutleere des Gehirns) in Zusammenhang bringt. Claude Bernard hat den Satz aufgestellt, dass im Allgemeinen alle Organe anämisch, d. h. blutlauer werden, sobald ihre functionelle Thätigkeit herabgesetzt wird. Brown,

Salathé und Messo sind übereinstimmend zu dem Schluss gelangt, dass im Schlafzustand die Hirngefässe weniger Blut enthalten als im wachenden Zustand. Messo will mit Hilfe des Hydro-Sphygmographen gezeigt haben, dass das Volumen des Gehirns im Verhältnis zur Tiefe des Schlafes abnimmt, während das Volumen der peripherischen Organe Dank der Erweiterung der Blutgefässe zunehmen soll. Auch die Lehre von der „Anoxie“ d. i. von der Verminderung des Sauerstoffgehaltes des Blutes während des Schlafzustandes — eine Anschauung, zu der sich Purkinje, Pflüger n. A. bekannt haben — hat viele Anhänger gefunden. — Unter den neueren Theorien hat auch die Lehre von den „Ermüdungstoffen“ Aufsehen erregt. Schon vor einer Reihe von Jahren hat Johannes Ranke darauf hingewiesen, dass der Muskelermüdung eine Anhäufung von Stoffen an Grande liegt, die nach dem Verbrauch von Muskelsubstanz als Residuen zurückbleiben und unter denen die Milchsäure die hervorragendste Stellung einnimmt. Aus diese Thatsache haben Heynsin, Oberstaier, Durham, Bina sowie vor Allem der verstorbene Freyer angeknüpft. Der Letztere betrachtete als Grundursache des Schlafes einerseits die Verminderung des Sauerstoffes im Blute, andererseits die Anhäufung jener nach dem Verbrauch von Muskel- und Nervensubstanz als Residuen — gewissermassen als Schlacken — im Blute zurückbleibenden Substanzen. Eben jene Schlackenstoffe, die zum Zwecke ihrer Oxydation dem Blute eine Theil seiner Sauerstoff abgeben, sollen als „Ermüdungstoffe“ den Schlaf — d. h. jenen Zustand, während dessen die Schlackenstoffe aus dem Blute entfernt und Sauerstoff auf's Neue angepumpt wird — herbeiführen. Dass zwischen jenen Auserwählten und dem Schlaf allerdings ein gewisser Zusammenhang besteht — dieser Schluss ergibt sich aus der Thatsache, dass man bei Thieren den Zustand der Somnolenz (Schläfrigkeit) mit Gähnen und stellenweise auch mit Schlaf dadurch künstlich hervorgerufen kann, dass man denselben Milchsaure oder eine Lösung von milchsäurem Natron unter die Haut spritzt. — Professor Léon Erreire in Brüssel hat die Freyer'sche Theorie insofern modificirt, als er gewissim im Blute sich anhäufenden Zersetzungsproducten der Eweikörper, den sogenannten Lenkaminen, welche eine Art von Giftwirkung direct auf die Nervencentra ausüben sollen, jene schlafregende Wirkung zuschreibt.

Da habe ich Ihnen also die wichtigsten jener Theorien, welche bisher bereits Erklärung des Schlafzustandes angesetzt worden sind, in Kürze zusammen gemacht und Sie erlauben schon aus der grossen Mannigfaltigkeit der gegebenen Erklärungen, dass es an einer Theorie, welche in vollkommen befriedigender Weise die dem Schlafe zu Grunde liegenden wesentlichen Momente zusammenfasst, bisher gefehlt hat. Was ist es aber, wenn wir die Theorie von dem durch die protoplasmatische Bewegung der Nervenzellenausläufer bedingten Zusammenschluss der Neurone, bzw. von der durch Zurückziehen der Nervenzellengliederungen herbeigeführten Isolirung der Neurone zur Erklärung des wachenden Zustandes und Schlafzustandes heranziehen? Wenn wir jene Phase des Nervenseins, die die Ganglienzellen durch ihre Ansläufer mit einander in Zusammenhang stehen, wo der Nerventrost angeheftet mit einem Nervencentrum zum anderen fortgeleitet wird und wo dementsprechend die geistigen Functionen in voller Thätigkeit sind — wenn wir diese Phase unseres Nervenseins mit dem wachenden Zustande identificiren, so werden wir ganz von selbst zu

dem Schlusse genöthigt, dass als Schlafzustand jene Phase unseres Nervenebens zu bezeichnen ist, wo durch Zurückziehen der Nervenzellen aus den Verbindungen zwischen den Ganglienzellen unterbrochen sind und wo in Folge der Isolirung der einzelnen Gehirncentren die höheren Geistesthätigkeiten zeitweilig in Wegfall kommen. Mit anderen Worten: Der Schlafzustand ist etwas Negatives. In derselben Weise wie wir die Empfindung der Dunkelheit als das Fehlen einer Erregung in den lichtpercipirenden Nervenendorganen der Netzhaut anzusehen haben, müssen wir den Schlaf definiren als das durch Unterbrechung der Nervenzellenverbindungen bedingte Aufhören der höheren geistigen Functionen. „Es ist zweifellos — sagt De Moor — dass die Zurückziehung der Axonhülsen, welche die Nervenzelle einschließt, eine grössere oder geringere Isolirung der einzelnen Neurone und damit ein zeitweiliges Aufhören der auf den Verbindungen der Neurone beruhenden Associationen der Nervenzellen hervorruft.“ — Dieser apriorischen Voraussetzung entspricht denn auch, wie zahlreiche Beobachtungen beweisen, die Wirklichkeit. Es ist das auf den Associationen, dem Zusammenwirken der verschiedensten Nervencentren beruhende Denken, welches im Schlafe zuerst aufgehoben ist, während die mehr automatischen Vorgänge, die Reflexe, sowie die Sinneswahrnehmungen — letztere wenigstens in beschränktem Maasse — auch im Schlafe noch fortbestehen. Man kann täglich an sich selbst beobachten, dass beim Einschlafen, während das klare Denken schon längst verschwunden ist, doch die Sinnesthätigkeit bis zu gewissen Grade noch fortbesteht, so dass wir Geräusche noch hören, die Gegenstände unserer Umgebung, wenn die Augenlider nicht geschlossen sind, noch erblicken u. s. w. Hierbei möchte ich betonen, dass die Theorie von der durch Zurückziehen der Nervenzellen aus den Verbindungen bedingten Isolirung der Neurone und der hieraus sich ergebenden Unterbrechung des Nervstromes mit dem zeitweiligen Aufhören der Nerventhätigkeit — dass diese Theorie mit der Lehre von dem im Körper sich anhäufenden „Ermdungsstoff“ nicht im Widerspruche steht. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass gerade jene im Blute sich anhäufenden Zersetzungsproducte der Eiweisskörper durch ihre Einwirkung auf das Protoplasma der Nervenzelle eine Hemmung der protoplasmatischen Bewegung, bzw. ein Zurückziehen der Nervenzellen aus den Verbindungen hervorruft. In analoger Weise wie man die Unterkieferspeicheldrüse — auch dann, wenn sie bereits erschöpft ist — durch Reizung ihres Nerven noch eine Zeit lang zu fortgesetzter Secretion zwingen kann — in ähnlicher Weise lassen sich, wie man täglich bekannt, die Neurone, welche die Denkprocese vermitteln, auch dann wenn sie erschöpft sind, durch gewisse Reizmittel (wie z. B. durch starken Kaffee) zur Fortsetzung ihrer Thätigkeit antreiben; aber schliesslich kommt doch der Moment, wo auch diese Mittel versagen, wo mit der Unterbrechung der Nervenzellenverbindungen die Ideoassociation und die Coordination der Thätigkeit gewisser Gruppen von Ganglienzellen aufhören und der Mensch selbst wolens in Schlaf versinkt. Ebenso wie die beim Einschlafen beobachteten, bzw. demselben unmittelbar vorangehenden Erscheinungen mit unserer Theorie von der durch Zurückziehen der Nervenzellen aus den Verbindungen bedingten Unterbrechung des Zusammenhanges der Neurone in Einklang stehen — ebenso befinden sich auch die Erscheinungen, die beim Erwachen beobachtet werden, mit unserer Theorie keineswegs im Widerspruch.

Wenn das Erwachen ein plötzliches ist und durch einen starken Sinnesreiz hervorgerufen wird, so werden sich im Bereiche der Nervencentren für das betreffende Sinnesorgan die protoplasmatischen Verbindungen der Neurone untereinander zunächst wiederherstellen und erst etwas später wird durch die Wiederherstellung der Verbindungen anderweiliger Neurogruppen das gesammte Seelenleben sich wieder in voller Activität befinden. In vielen Fällen wird die Wiederherstellung der vollen Geistesthätigkeit nur ganz langsam und allmählich zu Stande kommen. Es scheint fast, als ob die Nervencentren (Neurone) nicht alle gleichzeitig, sondern wie die verschiedenen Bewohner einer Stadt, von denen der eine mit kürzerer Schlafdauer sich begnügt, während der andere bis in den lichten Tag hinein schläft, zu verschiedenen Zeiten aus dem Schlafzustande in den wachenden Zustand übergehen. Insbesondere dann, wenn die Nachtrabe von zu kurzer Dauer oder durch gewisse Einflüsse gestört war, kann man beobachten, dass nachdem die betreffende Person sich vom Lager erhoben hat, doch häufig noch einige Zeit vergeht, bis sämtliche Abtheilungen des Seelenorgans durch Wiederherstellung der protoplasmatischen Verbindungen ihrer Neurone sich wieder in Thätigkeit befinden. Wenn auch die bereits erwähnte Fortdauer der bekannnten Reflexbewegungen keinen Zweifel darüber aufkommen lässt, dass im Schlafe gewisse Nervenzellen noch fortbestehen, so deutet doch Alles darauf hin, dass im tiefen Schlafe die überwiegende Mehrzahl der Nervenzellen unterbrochen ist. Da jene Hirnthätigkeit, die im Träume vor sich geht, die für die Ideoassociation im wachenden Zustande zur Verfügung stehenden Nervenbahnen unterbrochen vorfindet, so kann es uns nicht in Verwunderung versetzen, dass der Ideenring im Träume die tollsten Sprünge macht. Denn da die normalen Leitungsbahnen unterbrochen sind, so muss die Nervenerregung, die wir als Grundlage des Denkens betrachten, zu ihrer Fortleitung ungewohnte Bahnen benutzen.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schliessen, ohne die Beziehungen der Nervenzellenverbindungen, bzw. der in den Ganglienzellen und ihren Axonhülsen vor sich gehenden protoplasmatischen Processe zum Instinct hier noch mit einigen Worten zu erwähnen. In einer unlängst erschienenen Abhandlung¹²⁾ weist H. E. Ziegler (Jena) darauf hin, dass das, was wir als „Instinct“ bezeichnen, ebenso wie die „Reflexe“ einestheils im Wesentlichen auf dem Vorhandensein von gewissen Leitungsbahnen beruht, die auf phylogenetischem Wege (d. h. durch Vererbung innerhalb einer bestimmten Tierclassen oder Thiergattung) im Gehirne der dieser Classen oder Gattung angehörigen Thiere sich entwickeln. Mit anderen Worten: jenseit in den nervösen Centralorganen ohne Inanspruchnahme der Centren für die höheren geistigen Functionen sich vollziehenden Vorgängen, die wir als „Reflexe“, bzw. als instinctive Handeln zu bezeichnen gewohnt sind — diesen Vorgängen liegen bestimmte Nervenzellenverbindungen zu Grunde, welche die Angehörigen der betreffenden Thiergattung als Erbstück ihrer Vorfahren mit zur Welt bringen. Während nach Ziegler das instinctive Handeln bei den Mitgliedern einer und derselben Tierclassen, bzw. Thiergattung, nicht variiert, sondern bei allen Individuen, aus denen

¹²⁾ La Base Cytologique de l'Instinct et de la Mémoire. Travaux de Laboratoire de l'Institut Solvay. Bruxelles 1900.

die Classe, bezw. Gattung, sich zusammensetzt, das nämlich ist — im Gegensatz hierzu ist das auf Nachdenken beruhende intellectuelle Handeln den grössten Schwankungen unterworfen, da für diese Hirnthätigkeit die individuellen Erfahrungen die Grundlage bilden. Entsprechend dem Gesagten unterscheidet Ziegler zwischen vererbten (eronomem) Nervenleitungsbahnen (d. h. diejenigen Leitungsbahnen, die auf phylogenetischem Wege bei einer und derselben Tiergattung sich entwickelt haben) und embryonischen Nervenleitungsbahnen (d. h. diejenigen, die während der Lebensdauer des Individuums unter dem Einflusse der von der Aussenwelt erhaltenen Eindrücke sich entwickeln). — Nun haben aber gewisse Untersuchungen, wie sie neuerdings von Bethe und Apathy vorgenommen wurden, ergeben, dass in den Ganglienzellen vom Menschen und anderen Wirbelthieren gewisse Fasern, die Bethe als „Primitivfibrillen“ bezeichnet, angetroffen werden. Sollte sich diese Beobachtung bestätigen, so wäre damit eine materielle Grundlage für die Instincte gegeben; denn es würde aus der Faserstruktur der Ganglienzellen geschlossen werden müssen, dass jene Vorgänge, die wir als „instinctive Thätigkeit“ zu bezeichnen gewohnt sind, nicht lediglich auf Verbindungen beruhen, welche die Ganglienzellen durch ihre Ausläufer miteinander eingehen, sondern dass die instinctiven Vorgänge bis zu gewissem Grade durch jene Fasern, welche die Nervenzellen durchkreuzen und die Fortleitung des Nervenstromes in einer ganz bestimmten Richtung bedingen, beeinflusst werden.

Literatur-Besprechungen.

Bericht des Naturhistorischen Museums in Lübeck über das Jahr 1899. 80, 13 + 5 Seiten. Lübeck 1900.

Mit dem Ablaufe des verfloffenen Jahres konnte das Naturhistorische Museum auf einen Entwicklungsgang von hundert Jahren zurückblicken. Durch die Schenkung der von dem hiesigen Arzte Dr. Joh. Jul. Walbaum hinterlassenen Sammlungen von naturhistorischen Gegenständen war der Grund gelegt, auf dem sich durch stetige Fürsorge berufener, opferwilliger Männer das Naturhistorische Museum nach und nach neben ihm die übrigen Abtheilungen des Gesamt-museums entwickelt haben.

Zur Erinnerung an diesen Gedenktag war eine umfangreiche, würdig ausgestattete Festschrift herausgegeben, zu welcher aus sämtlichen Abtheilungen des Museums Beiträge geliefert wurden.

Das Naturhistorische Museum war durch eine mit vielen Abbildungen reich ausgestattete Abhandlung des Dr. R. Strack über die Triebopferen der Umgegend Lübecks vertreten. Ein kurzgefasstes geschichtliches Uebersicht des Gesamt-museums wurde von dem Conservator verfasst. B.

Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegovina. Herausgegeben vom Bosnisch-Herzegovinischem Landesausschuss in Sarajewo. Redigirt von Dr. Moritz Hoernes. VII. Band, gr. 8^o. X. 696 Seiten mit 15 Tafeln und 305 Abbildungen im Texte. Wien 1900.

Der schöne und vortreffliche ausgestattete VII. Band bringt, wie der vorhergehende, Berichte und Abhandlungen, sowie Notizen aus dem Gebiete der Archäologie und Geschichte, der Volkskunde und Naturwissenschaft und beweist, mit welchem Eifer die Landeskunde in Bosnien und Herzegovina betrieben wird.

Aus dem reichen Inhalte seien folgende Abhandlungen und Notizen mitgetheilt:

Čurčić Vojislav, Ein Flachgräberfeld der Japoden in Ribič bei Bihać (mit Tafel I—III und 46 Abbildungen im Texte) S. 3.

Patčič Dr. Karl, Archäologisch-epigraphische Untersuchungen zur Geschichte der römischen Provinz Dalmatien, IV. Theil (mit 164 Abbildungen im Texte) S. 33.

Jelić Dr. L., Das älteste kartographische Denkmäl über die römische Provinz Dalmatien (mit Tafel IV bis VIII und 1 Abbildung im Texte) S. 167.

Celestin Vjekoslav, Eine römische, in der Nähe von Esseck gefundene Flasche (mit 1 Abbildung im Texte) S. 213.

Meringer Dr. Rudolf, Das volkthümliche Haus in Bosnien und Herzegovina (mit Tafel IX—X und 99 Abbildungen im Texte) S. 247.

Lilek Emiljan, Vermählungsbräuche in Bosnien und der Herzegovina, S. 291.

Kalinović Mehmed Fejzibeg, Volksheilmittel und Volkheilsmittel bei den Muhammedanern Bosniens und der Herzegovina, S. 339.

Čarić A. J., Folkloristische Beiträge aus Dalmatien, S. 367. B.

La préhistorique origine et antiquité de l'homme par Gabriel et Adrien de Mortillet. Troisième Edition entièrement refondue et mise au courant des dernières découvertes. Bibliothèque des sciences contemporaines VIII. 8^o. XXII, 708 Seiten mit 121 Abbildungen im Texte. Paris 1900. Preis 8 Francs.

Schon der Umstand, dass das vorliegende Buch bereits in 3. Auflage erschienen ist, zeigt, dass es einen Bedürfnisse entgegenkommt.

Es werden in demselben die neuesten Untersuchungen und Anschauungen über den paläolithischen Menschen und seine Cultur zusammengefasst, wovon ja gerade in Frankreich ein reiches Material vorliegt. Es sind aber auch die Untersuchungen in den übrigen europäischen Ländern besprochen.

Ein ausführliches Register macht das Buch zu einem praktischen Nachschlagewerk. B.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schriftmeister Herrn Dr. Ferd. Birkner, München, Alta Akademie, Neuhanserstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 22 Januar 1901.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang. Nr. 2.

Erscheint jeden Monat.

Februar 1901.

Für alle Arithel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, v. S. 16 des Jahrg. 1901.

Inhalt: Der Brand im Pathologischen Institut der Berliner Universität. Von Dr. Rudolf Virchow. — II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. 1900: Erklärung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Von Dr. Robert Beltz. — Einladung zum V. internationalen Zoologen-Congress in Berlin.

Der Brand im Pathologischen Institut der Berliner Universität.

Von Rudolf Virchow.

(Aus dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. 163. Bd. 1900. S. 181—183.)

Berlin, am 18. Januar 1901.

Vorgestern, Mittwoch 16. Januar, Morgens bald nach 8 Uhr erschien bei mir athemlos ein Diener des Pathologischen Institutes und meldete: „Es brennt im Institut!“ Auf meine Frage, wo? antwortete er: „In Ihrem anthropologischen Cabinet.“

Die Zeitungen haben die Nachricht von dem Brande alsbald in die Stadt und in die Welt verbreitet, nicht in ganz zutreffender Weise, und besonders mit sehr willkürlicher Unterschätzung der Verluste, aber ich will ihnen darum keinen Vorwurf machen, da ich selbst noch heute eine ganz correcte Antwort nicht geben kann. Aber ich erhalte schon so viel Anfragen von alten Freunden und Kennern unserer Sammlungen, dass ich wenigstens in gedrängter Form in diesem Archive, dessen Zusammenhang mit dem Pathologischen Institute von Anfang an ein so inniger gewesen ist, einen Bericht erstatten will.

Unser „altes“ Pathologisches Institut war auf dem Territorium des Charité-Krankenhanes aus Staatsmitteln errichtet; es gehörte an den wissenschaftlichen Anstalten der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität. Das erste kleine Haus, das in den 40er Jahren erbaut war, führte den bescheidenen Namen „Leichenhaus“; es stand unter der Leitung von Robert Froriep, meinem verehrten Lehrer; in ihm wurden die Arbeiten von Gluge und Fraas Simon ausgeführt und ich selbst begann darin als Assistent meine eigene selbständige wissenschaftliche Entwicklung. Aber erst nach meiner Rückberufung aus Würzburg (1856) wurde daraus auf

meinen Vorschlag, unter Hinzuziehung neuer Räumlichkeiten, das erste Pathologische Institut in Deutschland, welches den sämtlichen später errichteten Anstalten gleicher Art als Muster gedient hat. Freilich waren die Arbeits- und Unterrichtsgelegenheiten darin sehr beengt und kümmerlich ausgestattet, so dass ich gleich nach dem Abschluss des französischen Krieges noch Erweiterungsbauten beantragen musste. Es wurden denn in den Jahren 1873—75 zwei grössere Flügel errichtet, welche ausschliesslich für Sammlungs-, Vortrag- und Arbeiterkurse bestimmt waren. Das war das „Institut“, nach dessen Schicksale jetzt so Vieles fragen, da das Feuer in dem westlichen Flügel denselben gewüthet hat.

Ich muss hier einreichen, dass die Feuergefährlichkeit des Hauses den Hauptgrund für mich abgab, bei dem vorgesezten Ministerium vor einigen Jahren den Bau eines besondern, ganz abgetrennten Sammlungsgebäudes zu beantragen. Da gleichzeitig die Baufälligkeit des Institutes in ostensibler Weise hervortrat, so wurden alsbald sämtliche Dienerrwohnungen in demselben getrennt und die schwer belasteten Sammlungsräume durch zum Theil höchst unbehagene Verlegungen der feuchten Präparate in Keller und Erdgeschoss entlastet. Endlich boten auch die reichlicher fliessenden preussischen Staatseinnahmen die Möglichkeit, an einen vollständigen Neubau zu denken; das freundliche Entgegenkommen der kgl. Staatsregierung ermöglichte es bald, mit dem Neubau eines besondern Pathologischen Museums zu beginnen. Dieser Neubau ist vor zwei Jahren in der Hauptsache ausgeführt und schon seit dem vorigen Jahre in Benutzung genommen worden. Darin befinden sich gegenwärtig die pathologischen Sammlungen, der grösste Schatz des Institutes. Der Brand hat daher weder das Museum als solches, noch den neuen Hörsaal, noch endlich die pathologischen Sammlungen betroffen.

In dem alten Institutsgelände sind noch bis jetzt die eigentlichen Arbeitsräume, insbesondere alle diejenigen Einrichtungen, welche das alte Leichenhaus speziell gedient hatte, also die Räume für Sectionen, für Examina und namentlich für mikroskopische, bacteriologische und experimentelle Untersuchungen vorbehalten. Diese Untersuchungen sind durch den Brand zum Theil so weit behindert worden, dass wenn nach keine völlige Unterbrechung, so doch eine nicht zu unterschätzende Unbequemlichkeit des Arbeitens eingetreten ist. Immerhin sind die Instrumente und die kostbaren Bestandtheile des Staatseigenthums dabei nicht beschädigt worden.

Anders verhält es sich mit einer beschränkten Sammlung, welche in einem Cabinet des westlichen Flügels aufgestellt war und welche vorzugsweise anthropologische und prähistorische Gegenstände umfasste. Diese Sammlung war nur ausbittweise im Pathologischen Institute untergebracht. Sie enthielt in der Hauptsache ethnologische Schädel und Körpertheile im feuchten Zustande. Die ersten sind zum grössten Theile aus Mitteln der Rudolf Virchow-Stiftung angekauft oder geschenkt worden. Sie waren meist noch Gegenstand weiterer Untersuchungen. Die feuchten Präparate gehörten der Berliner anthropologischen Gesellschaft und sollten eigentlich Bestandtheile ihrer im Museum für Völkerkunde untergebrachten Sammlung sein. Allein die Verwaltung des letzteren hatte die Aufnahme derselben in das Gebäude des Staatsemiums abgelehnt. So erschien es am meisten geeignet, diese Sammlung getrennt zu verwalten, so lange Raum dazu vorhanden war. Sie erforderte eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie trotz ihres mässigen Umfangs viele der werthvollsten Stücke, darunter nicht wenige ganz singuläre, man kann sagen, unschätzbare, enthielt.

Der unglückliche Brand hat darin die grösste Verwüstung angerichtet. Dieser Brand ist in einem regelmässig verschlossenen Bodenraum, aus noch nicht festgestellter Veranlassung, in der Nähe eines Wasserreservoirs ausgebrochen, das zur Erwärmung des Wassers der Leitungsröhren im Institute bestimmt war. Als das erste Aufschlagen einer Flamme aus dem Dache dieses Bodenraumes bemerkt wurde — was durch einen Studenten geschah, der sich zu dem gerade beginnenden Morgenspazier für mikroskopische Untersuchungen begeben wollte —, war schon der Boden des Raumes angebrannt. Das Reservoir stand gerade über der Mitte des bezeichneten Cabinetes; in kurzer Zeit hatte das Feuer hier ein grosses Loch gefressen, durch welches scharf brennende Balken und Dielen in das Cabinet, und zwar auf einen langen, darin aufgestellten Tisch fielen. Dadurch entzündeten sich der Tisch, darunter stehende Kisten und die an den Wänden angebrachten Schränke. Dann kam die Feuerwelle und schüttete Ströme von Wasser durch das Loch. Als es gelang, den dichten Rauch zu entfernen, welcher das Cabinet erfüllte, sah man Schnittflächen, die mit verkohlten Theilen der verschiedensten Art durchsetzt waren. Die Rettungsarbeiten, welche auf das Hinausschaffen der noch erkennbaren Stücke gerichtet wurden, haben nicht bloss die Vernichtung der verschiedensten Objecte vermehrt, sondern auch die Soudierung derselben, in Folge des Verlustes der meisten Etiketten, auf das Aeusserste erschwert.

Eine genaue Übersicht der Verluste wird erst gewonnen werden können, wenn die Anfristung beendet ist. Aus dem Schnittflächen kommen allerlei Sachen zu Tage, welche ich auf das Sorgfältigste gesüht zu

haben glaube, und welche trotzdem fast ganz vernichtet sind. Ich führe als Beispiel die wunderbaren und fast einzigen ornamentirten Gürtelbleche aus alten kaukasischen Gräbern an, über welche ich seiner Zeit in der kgl. Akademie einen eingehenden Bericht gelesen habe; ich hatte die in lauter Fragmenten gesammelten, aber noch deutlich erkennbaren Bleche auf lange Pappen aufkleben und diese in starken hölzernen Rahmen unter Glas verschliessen lassen. Jetzt fanden sich nur die grossentheils oder auch ganz zu Kohle oder Asche gewordenen Rahmen mit verbrannten Bronze- und zerpflanzten Glastücken vor. Es war ein besonderer Glücksfall, dass ich seiner Zeit die Ornamentirung der Bleche durch einen sehr geschickten und erfahrenen Zeichner hatte copiren lassen und die Zeichnungen publicirt hatte. Aber der Verlust ist doch ein sehr harter. Wenn mich theilnehmende, aber vielfach optimistische Freunde über die Grösse meiner Verluste fragten, so kann ich ihnen keine Werthschätzung geben, aber ich kann ohne Uebertreibung sagen, dass ich diesen Verlust, wie manche andere dieses Tages, zu den schmerzhaftesten zähle, die mir zugefügt werden konnten.

Gewiss bin ich sehr glücklich darüber, dass die Staatssammlungen keinerlei Verlust bei diesem Brande erlitten haben, aber ich werde nicht aufhören, meine eigenen Verluste und die der Wissenschaft auf das Tiefste zu beklagen.

II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg.¹⁾

Von Dr. Robert Beltz, Abtheilungsvorstand am Grossherzoglichen Museum in Schwerin.

Eine Frage, welche die Deutsche anthropologische Gesellschaft fast seit ihrem Bestehen beschäftigt hat, die, wie die kartographische Darstellung der Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung am besten zu gestalten sei, ist durch die unserer Versammlung soeben vorgelegten Vorschläge des Herrn Geheimrath Voss in neuen Flus gebracht worden. Es handelt sich in diesen Vorschlägen im Wesentlichen um die Feststellung des Verbreitungsgebietes der einzelnen Typen, und zwar denkt Voss in erster Linie an die Typen der vorgeschichtlichen Geräthe. Ueber die Berechtigung dieser Forderung wird in den Kreisen der Alterthumsforscher keine Meinungsverschiedenheit bestehen; jeder, der die Schwierigkeiten durchzumachen hat, einen für seine Studien wichtigen Typus aus dem Wuste unserer vorgeschichtlichen Literatur local und zeitlich zu bestimmen, wird schon die Ansicht auf ein ganz angelegtes Kartenwerk im Voss'schen Sinne dankbar begeben. Aber das ist nur die eine Seite. Um ein volles Bild von der Vorgeschichte eines Landes zu bekommen, bedarf man in erster Linie einer Uebersicht über die geschlossenen Funde und die Denkmäler. Haben wir erst vorgeschichtliche Karten von ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern, aus denen wir die Verbreitung z. B. der Megalithgräber, der bronzezeitlichen Urnenfelder, der römischen Skeletgräber, der wendischen Silberfunde ableiten können, so

¹⁾ Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Herausgegeben im Auftrage des Grossherzoglichen Ministeriums des Innern von Dr. Robert Beltz. Verlag von W. Süsserott. Berlin 1899. Preis 4 Mk.

ist eine gesicherte statistische Grundlage geschaffen auch für die geschichtlichen und ethnographischen Fragen: Wo kam die Bevölkerung, die in jener Gegend das Land bewohnte, her? Von welcher Richtung lat sie ihre entscheidenden Kulturinflüsse erhalten und wohin weitergegeben n. a. w.? In diesem Sinne sind die jüngst erschienenen vorliegenden Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg angefertigt, zu denen ich mir einige erläuternde Bemerkungen gestatten wollte.








Zunächst die Anlage.

So eing man auch in Fachkreisen darüber ist, dass Karten für eine erfolgreiche Weiterarbeit erforderlich sind, so besteht doch durchaus keine Einigkeit über ihre praktischste Gestaltung. Man neigt im Allgemeinen dazu, auf einer Karte grossen Formates alle auf dem betreffenden Gebiete gemachten Funde und Fundstellen einzutragen, geschieden nach Farben und Zeichen. In dieser Art hat auch schon vor 25 Jahren die Deutsche anthropologische Gesellschaft eine einheitliche Aufnahme von ganz Deutschland geplant und die Arbeit in die Hände des auch anderweitig kartographisch verdienten Major von Tröltsch in Stuttgart gelegt. Der Plan war verfrüht und ist gescheitert. Es fehlten damals die wichtigsten Grundbedingungen, besonders die localen Vorarbeiten und die Einigkeit über die Grundfragen der vorgeschichtlichen Systematik. Ich habe einen anderen Weg eingeschlagen; nicht eine grosse Karte, sondern vier kleinere, einmal weil eine übersichtliche Eintragung in eine Karte nur bei einem Formate möglich gewesen sein würde, welches vollständig unhandlich ist, etwa 1:100000, sodann weil die Bewegung der Dichtigkeitscentren z. B. aus denen allein man doch die Veränderungen in der Besiedelung des Landes erhellen kann, nur klar werden, wenn man sie nebeneinander stellen kann. Ferner aber habe ich auf Eintragung der Fundstelle überhaupt verzichtet und nur die Fundstellen angegeben, ausgenommen einige ganz hervorragende Stücke, die man als Schutzstudie benützen kann, und solche Einzelstücke, die durch die Art ihrer Herkunft, z. B. unter einem grossen Steine, eine Absichtlichkeit zeigen; dahin gehören die Goldringe der jüngeren Bronzezeit. Eine Aufnahme aller Einzelfunde würde nicht nur ein nutzloses Bild gegeben haben, sondern direct falsche Vorstellungen hervorgerufen müssen, denn die Einzelfunde sind ja sämtlich Zufallsfunde, und ihre Aufbewahrung hängt ebenfalls von dem Zufalle ab, dass gerade eine Persönlichkeit sich in der Nähe befindet, welche die Funde zu würgen weiss und auch für ihre Aufbewahrung sorgt. Eine Karte der Einzelfunde ist im Wesentlichen nur eine Karte des Sammelers in den betreffenden Gebieten. Auch kann die mecklenburgische Centralstelle, die Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer im Grossh. Museum in Schwerin durchaus nicht den Anspruch erheben, ein vollständiges Bild der Verbreitung der einzelnen Fundstücke im Lande zu geben, da unendlich viel noch in den Händen von Privatleuten oder in den zahlreichen kleinen Sammlungen versperret ist. Der seit Jahren geplante ausführliche Catalog der vorgeschichtlichen Alterthümer im Museum wird auch darüber Auskunft geben, wie die im Museum aufbewahrten Funde sich über das Land vertheilen.







Beschränkte sich also unsere Karte auf die Gesammtdaten und vorgeschichtlichen Stellen, so hat sie hier selbstverständlich jene Periodeintheilung zu Grunde gelegt, welche nunmehr seit 60 Jahren hier


geltend ist, in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit, denen sich der Uebergang zur geschichtlichen Zeit, die Periode der Wendenherrschaft, anschliesst. Die Berechtigung dieser Eintheilung hier zu begründen, würde über den Rahmen der mir zur Verfügung stehenden Zeit hinausgehen. Die Angriffe, die eine Zeit lang einen leidenschaftlichen Ausdruck in den Schriften von Lindenschmit, Hostmann, Beck, dem Norweger Lorange, dem Friesen Bertraud, zuletzt Hauptmann Hätticher, dem bekannten Schlemmgenegger, gefunden haben, und auch in den Kreisen unserer Gesellschaft nicht ohne Eindruck geblieben sind, sind jetzt vollständig verstorben. Es ist nicht bezweifelbar, als dass man an den Wirkungsstätten der genannten Gelehrten selbst heute ebenso in Stein-, Bronze- und Eisenzeit eintheilt, wie die skandinavische Schule, zu der wir hier in Mecklenburg und den angrenzenden Ländern uns immer gezählt haben, es seit Begründung einer Alterthumswissenschaft gethan hat.


Zu Grunde gelegt ist die treffliche Höhenachtkartenkarte des Kammeringenieurs W. Felts, im Verhältnis von 1:200000, auf die Hälfte reducirt, so dass unser Maassstab 1:400000 ist. Durch die Verkleinerung vernothwendigt sich auch eine Vereinfachung der Farbencale. Felts hat vom Nullpunkte aus gerechnet, neun Farben entsprechend den Abständen von je 20 m von 0 an bis zu 180 m; wir haben uns entsprechend der halben Grösse mit vier begnügt und zwar bei der niedrigsten den Abstand 0 bis 20 m gelbhalten. Gerade diese niedrigste Grenze hat für die Besiedelungsgeschichte Bedeutung, denn es ist anzunehmen, dass dieses niedrige Niveau in den älteren vorgeschichtlichen Perioden überwiegend noch unter Wasser gestanden hat und unbewohnt gewesen ist. Die drei anderen halten die Abstände von 40 bzw. 60 ein, stellen also die Höhen 20 bis 60, 60 bis 120, 120 bis 180 dar. Die Höhencurven sind möglichst vereinfacht. Von Ortschaften finden sich auf der Grundkarte nur die Städte, um eine leichtere Zurechtfindung zu ermöglichen.


Für die Wahl der Zeichen, mit denen die einzelnen Fundstellen versehen sind, war massgebend eine Verständigung, welche auf dem internationalen Anthropologencongresse in Stockholm 1874 getroffen ist. Diese Zeichengebung geht zurück auf den Director des Museums in Lyon, Ernest Chantre, und sie haben die französischen Vorzüge der Klarheit und einer strengen logischen Disposition. Sie streben aber nach meiner Uebersetzung die Ziele einer kartographischen Darstellung zu hoch. Chantre will nicht nur das Vorhandensein der Stellen, sondern auch ihren Zustand auf der Karte darstellen. Das ist nur möglich durch eine sehr grosse Anzahl secundärer Zeichen, deren Verständnis ein eingehendes Studium erfordert. So sollen zu den 9 Grundzeichen noch an die 80 abgeleitete treten und ausserdem solche, welche den Erhaltungszustand, die Zahl und das Alter des Denkmals ausdrücken. Z. B. bedeutet  ein Hünengrab,  einen Hügel,  Bestattung,  angegraben,  zerstört,  mehrere. Die in Alt-Sammit ausgegrabenen und dann zerstörten Hünengräber würden also so zu bezeichnen sein . Das ist ein Unding.

Gewiss sind alle jene Angaben nothwendig, auch sie werden besser in einem erklärenden Texte angebracht, dessen ja doch keine Karte, allein schon wegen der Belege über Ausgrabung u. s. w. Veröffentlichung ganz

antreten kann.²⁾ Dazu kommt, dass unsere Kenntnisse von sehr vielen Stellen nicht genau genug ist, um alle jene Kennzeichen anbringen zu können. Ich habe darum von den sogenannten sekundären Zeichen fast ganz abgesehen und mich auf die Grundzeichen beschränkt, hier aber nur geringfügige Veränderungen vorgenommen. Es bedeutet darnach  Höhengraben (Dolmen),  Grabtdügel,  Flachgrab,  Burgwall,  Pfahlbau,  Einselnd von Bedeutung,

 Fand zusammengehöriger Dinge, sog. Depotfund,

 Werkstätte; wo die Art der Bestattung für die

Benrtheilung der Fundstelle wichtig ist, ist die Beerdigung durch einen Strich, der Leichenbrand durch einen Punkt zum Ausdruck gebracht. Bei jeder Karte ist ausserdem die Bestattung der auf ihr vorkommenden Zeichen angegeben. Der Wechsel von Singular und Plural ist beachtlich. Wohngruben der Wendenzeit s. B. treten wohl stets in grösserer Menge auf. Die Zeichen sind meist ganz einfach; das eisige zusammenge-setztere ist das auf Karte III, Urnenfelder mit ver-einzelter Beerdigung und römischen Fundstücken  s. B. Bönrow.

Bei den Eintragungen ist der Ortsname in derselben Farbe gehalten, wie die Fundstelle; fanden sich Stellen aus verschiedenen Perioden an einem Orte, z. B. alt- und jungeneolithische Urnengräber nebeneinander (Karte III), so ist der Ortsname in der Farbe des jüngeren Fundes mitstrichen. Ebenso sind die Städtenamen, die ja schon auf der Grundkarte gedruckt sind, mit einem Striche in der zugehörigen Farbe versehen. Finden sich verschiedene Anlagen an einer Stelle zusammen, z. B. Grabanlagen auf Burgwällen, so ist das durch eine Klammer } zum Ausdruck gebracht, kommt aber nur in der Wendenzeit (Karte IV) vor, z. B. bei Dierkow. Es ist das Streben gewesen, die Fundplätze möglichst genau auf der Stelle der Karte einzutragen. So kommt es, dass auf grösseren Stadtgebieten, z. B. bei Waren, die Zeichen sich oft in grösserer Entfernung von den Ortsnamen finden; bei Schwerin z. B. finden Sie einen eisenseitlichen Wohnplatz am Medweger See, einen bronzeseitlichen Wohnplatz nach Neumühl zu, einen bronzeseitlichen Grabstelle bei der Idiotenanntal, wendische Pfahlbauten auf der Marstallhalbinsel eingetragen. Wo bei einem Orte mehrere Anlagen gleicher Art vorkommen, sind sie dann einzeln aufgeführt, wenn sie verschiedenen Zeiten angehören oder räumlich stark getrennt sind, z. B. auf der dritten Karte zwei Urnenfelder bei Parchim; dagegen ist nur ein Zeichen für die beiden Urnenfelder von Krebsförden gewählt. Hier müssen kleinere lokale Karten ergänzend eintreten. Die ungenügend zahlreichen wendischen Alterthümer bei Rostock z. B., deren Erforschung wir Herrn Ludwig Krause verdanken, lassen sich gar nicht auf einer Karte in dem Umfange der unserigen anbringen. Da müssten Lokalkarten etwa im Formate der Meistisblätter anzuheften, auf denen dann auch die Funde aller Perioden auf einer Tafel vereinigt werden können.

So weit die äussere Form der Karten. Zum Inhalt

²⁾ Der Text zu der ersten Karte ist unter dem Titel: Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg, von Dr. R. Belte, Berlin, W. Süsserott, 1899, erschienen.

der Eintragungen überzugeben, ist zunächst Rechtschaffen zu geben über ihre Quellen. Diese sind aus sehr verschiedenartig und sehr verschiedenwerthig. Die beste Stellung, die Mecklenburg in der Alterthumspflege einnimmt, beruht mit darauf, dass man hier sehr frühe auf die vorgeschichtlichen Bodenschätze aufmerksam geworden ist. Schon in den vierziger und fünfziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts hat Herzog Christian Ludwig Ausgrabungen durch seinen Leib- arzt Hornhardt vornehmen lassen, und zu Beginn des neunzehnten hat Herzog Friedrich Franz I. ausgedehnte Untersuchungen durch den Hauptmann Zinck veranstaltet. Die Ergebnisse liegen im Grossh. Museum und sind in dem grossen Werke von Lisch, *Friderico-Franciscorum*, veröffentlicht. Allen diesen älteren Ausgrabungen haftet selbstverständlich ein stoffliches Interesse an. Der Gewinn interessanter und bedeutungsvoller Gegenstände war die Hauptsache. Die Grabanlage selbst wurde nicht weiter beachtet, auch die Angaben über die Fundorte sind recht ungenau. Es ist schon ein grosser Gewinn, dass Zinck wenigstens bei dem Aeusseren einiger Gräber sehr niedliche Zeichnungen angefertigt hat. Noch unter der Regierung Friedrichs Franz I. schuf dann Friedrich Lisch im Jahre 1835 den Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Die Jahrbücher wurden das Centralorgan für die Bestrebungen auf dem Gebiete der Landesforschung; in der stattlichen Zahl von Bänden liegt ein gewaltiges, allgemeines zugängliches Material an Beobachtungen, die besonders in dem ersten Jahrzehnte des Vereines von Allen Seiten herausströmten und von Forschungen, die sich zum eigentlichen Begründer der deutschen Vorgeschichte gemacht haben. Aber auch hier überweg noch das Interesse an dem gefundenen Gegenständen; das Interesse an dem Denkmale beschränkt sich in Wesentlichen auf seine Ansehung. Nach einer längeren Zeit des Stillstandes bekam die Alterthumspflege eine neue Anregung durch die Einsetzung der Grossh. Commission zur Erhaltung der Denkmäler im Jahre 1887, in deren Aufgaben auch die Erhaltung und Erforschung der Bodentalerthümer gehört. Durch die Arbeiten der Commission sind eine grosse Anzahl unbekannt gebliebener Stellen an das Licht gezogen, sehr viele in ihrem Bestande gefährdete Fundstellen ausgegraben, und in dem grossen Denkmalswerke ist am Schlusse der einzelnen Amtsgerichte auch eine Uebersicht über die wichtigsten vorgeschichtlichen Stellen gegeben.

So hat sich denn in einer über 1 1/2 Jahrhunderte erstreckenden Thätigkeit eine bedeutende Stoffmasse gesammelt. Aber der Gedanke, dass in dem bisher zu Buch gebrachten Vorkommnisse im Lande enthalten sei oder auch nur die jetzt thatsächlich noch vorhandenen Denkmäler vollständig aufgeschrieben wären, ist eine limine abzusehen. Dies zu liefern, war die Art, wie die Alterthumspflege hier und übrigen auch in anderen Ländern betrieben ist, gar nicht im Stande. Eine planvolle, gleichmässige und von geschulten Kräften geleitete Erforschung des Landes ist noch eine Forderung an die Zukunft.

Ans diesem Mangel ergaben sich nun eine Anzahl Schwierigkeiten bei der Anfertigung der Karten, welche auch dem Benützer entgegenzutreten werden und auf die daher hier eingegangen werden muss.

Da ist zunächst das Fehlen einer einheitlichen Terminologie. Die Eintragungen decken sich z. B. nicht immer mit den Veröffentlichungen der Jahrbücher und können es nicht. Wir haben oben gesehen, wie

die Grundzüge der Lisch'schen Systematik durch alle neueren Forschungen nur immer mehr bestätigt sind; wir müssen hier die Kehrseite betonen und hervorheben, dass die Durchföhrung, die Lisch seinem Systeme gab, eine so schematische war und so zahlreichen Irrthümern geföhrt hat. Lisch glaubte eine einfache Gleichung zwischen Cultarperioden, Begräbnisformen und Völkertümern aufstellen zu können und theilte die Vorgeschichte ein: 1. Steinzeit, Hünengräber, Urvölk; 2. Bronzezeit, Kegelgräber, Germanen; 3. Eisenzeit, Urnenfelder, Wenden. So einfach und mit so reinlicher Scheidung ist es nun hier so wenig wie überhaupt irgendwo im geschichtlichen Leben eines Volkes hergegangen. Auf die dritte Seite der Gleichung, die ethnische Branche ich hier nicht mehr einbringe. Aber auch die zweite ist falsch. Wohl sind unzweifelhaft die Hünengräber eine Charakterform der Steinzeit, die Högelgräber eine solche der Bronzezeit und die Urnenfelder der Eisenzeit, aber die Grenzen decken sich nicht. Neben den Hünengräbern kennt die Steinzeit Högelgräber und Flachgräber. Die Entstehung des Urnenfeldes gehört nicht der Eisenzeit an und hat gar mit Wenden überhaupt nichts zu thun, sondern es röhrt ein gut Stück in die Bronzezeit hinein. Sie werden daher auf dem Karten eine Anzahl von Funden an ganz andern Stellen finden, als man sie nach den Jahrbüchern suchen würde. Doch wird hier die Gleichsetzung kann grössere Mühe machen, da Lisch's Darstellung stets klar und durchsichtig ist und die irrtümlichen Ansetzungen sich, wenn das *σπίριον σφύραξ* einmal erkannt ist, von selbst berichtigten.

Schlummer steht es mit den Nachrichten, welche aus dem Publicum zuhelfen. Die Ergebnisse der Alterthumsforschung sind noch in keiner Weise Gemeingut geworden und Namen, wie „Hünengrab“, womit man in Fachkreisen allgemein nur die begrenzte Form des megalithischen steinzeitlichen Grabes bezeichnet, oder „Wendekirchhof“, sind Collectivausdrücke für alle möglichen Arten von fremdartig anmuthenden Gräbern; das gilt selbst für kartographische Anfassungen, wie z. B. in den Meistichblättern die Ausdrücke Kegelgräber, Hünengräber, Wendekirchhöfe ganz willkürlich gebraucht sind. Hier müsste also jede einzelne Nachricht geprüft werden, und das geht über eine Arbeitskraft; wenn ich auch seit 20 Jahren bemüht gewesen bin, eigene Kenntnisse aller in Frage kommenden Stellen zu gewinnen, kann ich doch nicht für die Richtigkeit aller Eintragungen Gewähr leisten. Besonders ist dieses der Fall bei den früher ausgegrabenen und längst zerstörten Stellen. Da ist nicht einmal der Fundplatz immer sicher zu bestimmen gewesen. Bei den Ausgrabungen von Zink z. B. ist nur der nächst grössere Ort genannt, ohne Rücksicht auf die Ortsgehörigkeit. In einigen Fällen hat sich das an der Hand der Beschreibungen und der Museencataloge berichten lassen. Es heissen aber immer noch eine Anzahl nicht ganz sicherer Fundverhältnisse über, die mit einem Fragezeichen zu versehen waren. Das Gesamtbild wird dadurch nicht beeinträchtigt. Fragezeichen weist jede Karte auf. Diese sind natürlich mehrdeutig, besagen aber in den meisten Fällen, dass die Zuweisung zu der betreffenden Fundgruppe eine unichere ist. So ist auf die blosser Nachricht hin, dass Leichenbrandurden gefunden sind, noch nicht zu entscheiden, in welcher der Perioden, wo diese Bestattungsart üblich war, der Fund gehört. Es wird bei der Einzelbesprechung der Karten zu rechtfertigen sein, warum diese Funde, natürlich mit einem Fragezeichen, in die jüngere Periode der Eisenzeit, gestellt

sind. Ebenso haben nicht alle Nachrichten über Burgwallanlagen controlirt werden können und sind daher auf der wendischen Karte mit einem Fragezeichen vermerkt. Das Nähere wird ein aräologischer Text ergeben, zu dem ich in den nächsten Jahren allmählich Zeit zu finden hoffe. Der für die Steinzeit bestimmte Theil ist fertig gestellt. Ich habe darin alles zusammengetragen, was mir bekannt geworden ist und die Bedeutung der Beobachtungen nach dem Stande der jetzt geltenden Anschauungen zu würdigen gesucht, jedoch wird jeder, der sich ein eigenes Urtheil über diese Verhältnisse bilden will, auf die Originalveröffentlichungen zurückgreifen müssen.

Auf den Karten ist auch der Streititzer Landestheil berücksichtigt, aber die Funde scheinen viel dünner gesät. In der That ist hier das mir zur Verfügung stehende Material nur lückenhaft. Was in unserem Museum enthalten oder veröffentlicht ist, ist selbstverständlich benützt, auch die Vorräthe des Neuenburger Museums haben zur Verfügung gestanden, die des Neustreitler sind aber nicht zu beschaffen gewesen. Ich werde in Folge dessen bei den Zahlen, die bei der näheren Besprechung gegeben werden, mich nur auf den Schweriner Theil beziehen.

So weit das an Grunde liegende Material, welches, vielfach lückenhaft und nicht gleichmässig zuverlässig, doch den Anspruch erheben kann, im Ganzen ein tennes Bild der Vorgeschichte zu geben, denn wenn man auf verschiedenen Wegen, so sind doch allmählich alle Theile des Landes mit dem Charakter ihrer Alterthümer bekannt geworden, und neue Beobachtungen können wohl das Gesamtbild verändern, nicht aber gänzlich verschoben; nur für die dritte Karte, die der Eisenzeit, ist von einem intensiveren Betriebe anderer Alterthumsplüge eine starke Berichtigung sogar zu erhoffen.

Kommen wir nun endlich zu der Betrachtung der Karten selbst, so ist das erste, was bei der Vergleichung der vier Tafeln auffällt, die grosse Verschiedenheit in der Zahl und Vertheilung der Stellen. Eingetragen sind im Ganzen (d. h. also in Mecklenburg-Schwerin) 1063; von diesen 256 in der ersten, 420 in der zweiten, nur 178 in der dritten und 210 in der letzten. Aber auch in den einzelnen Karten finden sich ganz bedeutende Verschiedenheiten. Vergleicht man z. B. auf der ersten Karte die Fülle von Hünengräbern und anderen steinzeitlichen Funden in der Wiemar-Neubukow-Kröpeliner oder der Tesin-Garnien-Darguner Gegend mit dem fast vollständigen Fehlen im ganzen Südwesten Boizenburg-Lühlbeeren-Hagenow-Ludwigslust-Dömitz-Grabow-Neustadt, oder auf der zweiten Karte den Reichthum an Kegelgräbern und anderen bronzezeitlichen Erscheinungen bei Starnberg-Güstrow-Krakow, zum Theil Waren mit der Arminth in dem städtisch anschliessenden Striche Röbel-Penzlin-Stavenhagen, zum Theil auch Teterow, so ergibt sich daraus ganz unzweifelhaft nicht nur eine verschiedene Stärke der Besiedelung jener Landstriche in den einzelnen Perioden, sondern auch eine Verschiebung der Besiedelungsdichtigkeit in den verschiedenen Perioden. Diese Verhältnisse sind sogar zahlenmässig ausdrückbar. Das Material für diese Statistik ist in folgender Weise gewonnen. Zu Grunde gelegt ist, wie bei den Arbeiten der Grosse Commission zur Erhaltung der Denkmäler, die Eintheilung in Amtsgerichtsbezirke. Da diese aber sehr verschiedene grosse sind (Schwerin z. B. umfasst 592 und Rehna 108 Quadratkilometer), konnten die Zahlen nicht ohne Weiteres in Vergleich gesetzt werden, sondern es musste eine Umrechnung stattfinden; dies ist in der Form geschehen, dass bestimmt ist, auf wie

viel Quadratkilometer je eine Fundstelle kommt. Auch dieser Statistik hatten ihre Mängel an, indem z. B. die Veränderung, welche neue Funde herbeiführen, die Zahlenwerte in kleinen Amtsprächbezirken viel mehr erhöhen, wie in grossen. Ich werde daher im Folgenden meist nicht einzelne Bezirke vergleichen, sondern nur zusammenhängende Gebiete. Die Schwankungen sind nun sehr gross. Die niedrigste, also günstigste Verhältniszahl zeigt Sternberg in der Bronzezeit (ein Fund auf 13,5 Quadratkilometer), die höchste, also ungünstigste Hagenow in der Wendenzeit (1 auf 403), abgesehen von elf Bezirken, die in einer Periode ganz ausfallen. Die Zahlen für das ganze Land sind folgende: Steinzeit 1 Fund auf 51,6, Bronzezeit 1 auf 51,9, Eisenzeit 1 auf 74,8, Wendenzeit 1 auf 63,7. Vergleichen wir nun zwei Landstriche, die sich in der älteren Zeit von diesen Durchschnittszahlen nach oben und nach unten bedeutend entfernen und die Verschiebung dieses Verhältnisses in den folgenden Perioden: der mittlere Küstenstrich Wismar-Neubukow-Kröpelin, 558 Quadratkilometer haben in der Steinzeit 1 Fund auf 24,6 Quadratkilometer, also ein ganz bedeutendes Mehr, in der Bronzezeit 1 auf 22,6 Quadratkilometer, also auch noch ein Mehr, sinken in der Eisenzeit auf 71,6, also etwa den Durchschnitt zurück. Umgekehrt zeigt das südwestliche Gebiet Grabow-Neustadt-Ludwigslust-Hagenow-Lübbthen-Dömitz in der Steinzeit das minimale Verhältnis von 1:566 und dieses schnell in der Bronzezeit auf 1:45,9 in die Höhe, nun in der Eisenzeit auf 1:94,5 zu sinken. Also dort an der Küste eine Bevölkerung mit stark entwickelter Steinzeit, die in der Bronzezeit sich noch einigermassen hält, in der Eisenzeit niederkniet, hier in dem südwestlichen Sandgebiete ein fast gänzlicher Mangel an Steinsachen, der sich in der folgenden Periode angleicht. Noch dramatischer wird das Verhältnis, wenn man die zwei bronzezeitlichen Perioden gesondert betrachtet. Beide Gebiete des Wismar-Kröpelin und des Lübbthen-Neustädter haben in der Bronzezeit fast die gleiche absolute Zahl, 39 und 37, aber an der Küste 32 alt- und 6 jungbronzezeitliche Stellen, an der Elbe und Elde 15 alt- und 22 jungbronzezeitliche Stellen. Also dort ein stetiger Rückgang innerhalb der Stein- und Bronzezeit, hier ein Aufsteigen; ein Ergebnis, welches eine vortreffliche Ergänzung zu dem auf anderem Wege, dem der Typenvergleichung, längst gefundenen Satze gibt, dass in der zweiten Periode der Bronzezeit der feste Zusammenhang mit dem Norden, der Mecklenburg an einem Theile des skandinavischen Gebietes naht, sich lockert und das Schwergewicht der archaischen Erscheinungen sich nach Süden verschiebt. Die Analoge für die ältere Bronzezeit haben wir in Dänemark und Schleswig-Holstein, für die jüngere in den Provinzen Brandenburg und Sachsen zu suchen. Perspektiven, die ich natürlich hier nur andeuten kann und auf die noch mehrmals zu kommen sein wird. — Der oben gegebene Vergleich war besonders für das Verhältnis von Steinzeit und Bronzezeit lehrreich. Nehmen wir noch ein zweites Beispiel, wie die Eisenzeit stärker hervortritt. Tessin-Gnoien (Nordosten des Landes) einerseits, Wittenburg-Boizenburg (Südwesten) andererseits. Tessin-Gnoien: Steinzeit sehr gut 1:22, also sogar noch günstiger wie Wismar n. a. w., Wittenburg u. a. w. 1:101,8, also sehr schwach. Bronzezeit: Tessin n. a. w. 1:44,4, also ein ganz bedeutender Rückgang, selbst unter den Durchschnitt des Landes, Wittenburg 1:24,4, also ein rapides Steigen selbst über den Durchschnitt. Eisenzeit: Tessin n. a. w. 1:97,6, ein weiteres tiefes Fallen, Wittenburg n. a. w.

1:52,7, also ein weiteres rasches Steigen, das den Landesdurchschnitt 74,8 ganz bedeutend übertrifft. Die Verschiebungen zwischen den beiden ersten Perioden lassen sich sogar durch regelrechte statistische Listen ausdrücken. Das Ergebnis ist der zahlenmässige Nachweis, dass in grossen Theilen des Landes die Bronzezeit eine directe Fortsetzung der Steinzeit ist, woraus zu schliessen, dass in die in der Steinzeit leeren oder wenig bewohnten Gebiete ein allmähliches Nachrücken der Bevölkerung stattgefunden hat. Die Currentvergleichung lehrt aber auch, dass diese Verschiebung der Bevölkerung nicht im ganzen Lande gleichmässig gewesen ist, sondern eine allgemeine Vorrückung von der Küste her in das Centrum und den Süden des Landes stattgefunden hat.

Die Consequenzen können hier nur angedeutet werden: Ein allmähliches, stetig gleichmässiges Vorrücken einer Bevölkerung in vorher relativ leere Gebiete ist nur denkbar bei einer Gleichheit der Bevölkerung, es müssen die Nachkommen der alten Einwohner sein, welche in der Bronzezeit das Land besaßen, nicht, wie man früher, auch Liich, annahm, ein neu einwanderendes Geschlecht. Dass die Träger der Bronzezeit an der Ostsee Germanen waren, ist wohl kaum zu bezweifeln. Nach unseren Ausführungen müssen aber auch die Steinzeitleute schon Germanen gewesen sein. Germanische Stämme also treffen wir in der Steinzeit an der Ostsee, und von hier aus haben sie sich in der Bronzezeit südwärts bewegt; das ist das älteste Datum der Geschichte unserer Altvorden.


Das ist ein Gewinn für die ethnische Seite der Vorgeschichte, den unsere Karten ergeben. Ein zweiter liegt nach der culturellen Seite hin. Die übliche Vorstellung stellt sich die alten Germanen noch in geschichtliche Zeit als ein Nomadenvolk vor, das über die wirtschaftliche Stufe der Ausnützung von Wald und Weide wenig hinausgekommen wäre; eine Anschauung, die leider auch in das grosse und schöne, auch in den Kreisen unserer Gesellschaft wohlbekannte Werk von Meitzen über Siedlungen und Wirtschaftsbetrieb übergegangen ist und grosse Abschnitte des Buches völlig unbrauchbar macht. Dagegen sehen wir dieses Volk schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend sicher in festen Sätzen, die es durch langs, vorgeschichtliche Perioden mindestens ein Jahrtausend fortgehalten und allmählich verschoben hat, also eine sesshafte, und wie auch die Funde untrüglich zeigen, schon zur Ackerwirtschaft übergegangene Bevölkerung. Die gewaltigen Erd- und Steinmassen unserer dicht gedrängt liegenden Hünen- und Kegelgräber stellen eine Arbeitseistung dar, welche auf eine verhältnissmässig dichte Bevölkerung auf engem Raum schliessen lässt; ganz abgesehen von der sehr hohen Stellung gewerblicher Tätigkeit, die aus den herrlichen Geräthen der bronzezeit spricht und deren Entwicklung ohne ein solches Zusammenleben in festen und gesicherten Wohnstätten kaum denkbar ist.

Soweit ein Vergleich der beiden ersten Karten. Wir wenden nun zu den einzelnen. Ueber die steinszeitliche gestalten mir die Herren wohl kürzer wegzugehen, da hierüber ein gedruckter Text vorliegt, den ich schon der verjährigen Versammlung in Lieden verlegen konnte. Die Vertheilung über das Land zeigt höchst charakteristische Züge. Ein nicht breiter Gürtel zieht sich von Rehna über Gadebusch nach Schwertz, Crivitz, Parchim, Plan, genau entsprechend einem sich hier hinziehenden Höhenrücken und im Ganzen folgend dem Laufe der südlichen Erdmoräne des Landes; nach Norden wie nach Süden kommen dann verhältniss-

mäßig leere Räume; nicht als Gürtel, sondern als Gruppe treten dann dieselben Erhebungen am Wismar herzu auf, sehr stark, wie an keiner zweiten Stelle des Landes bei Kröpin, und auf einem größeren Gebiete bei Marlow, Tessin, Gnoien, Dargun. Wir sind sicher berechtigt, den größten Theil der unter 30 m tief liegenden Landstriche in jenen Zeiträumen nur als See, Sumpf oder doch durch stetige Überschwemmungen kaum bewohnbares Land vorzustellen, und wir bemerkern dann, wie die steinzeitlichen Siedelungen an den Rändern der inselartigen Landstriche sich hinziehen, besonders am Recknitz und Trebelthal. Diese Vorliebe für das Wasser ist überhaupt unverkennbar. Ich bitte besonders auf das schraffierte Doppeldreieck, das Zeichen für „Feuersteinmanufacturen“, also die Abfälle der Ansiedlungen achten zu wollen. Sie sehen dasselbe an der ganzen Küste entlang ziehen, Walsbich, Brunnshaupten, Stoltera (Diedrichshagen), Wastrow-Nielsen, alles Orte, die ja damals sicher weiter landeinwärts lagen als jetzt, da die alte Uferlinie wohl etwa der 10 Meterkurve der Peltz'schen Höhenabschnittskarte entsprechen haben wird, aber doch immer der See nahe bleiben, und sie sehen es besonders häufig an den Binnenseen, so bei Schwerin: Lips, Steinfeld, Pinnow, Zippendorf; das bei Schwerin selbst stehende Zeichen gilt für Kainischenwerder, Kalkwender und Osterför See, ferner zwischen Waren und Malchow, bei Klink, Eldenborg, Waren, Demerow, Jabel, Nossentin. Auch die wenigen Ansiedlungen in Gruhenwohnungen, die mit mehr oder weniger Reichthum der Steinzeit angeprochen werden, liegen an den Rändern des festen Landes, Wismar, Drewskirchen, Roggow, Bollhagen, und einen ganz besonders starken Ausdruck findet die Wasserliebe des Steinzeitmannes in den Pfahlbauten, die fast sämmtlich nahe dem Rande des festen Landes angelegt sind, — so bei Wismar, wo bei Gätzelow und Iledenitz solche gesichert, bei Friedrichsdorf wahrscheinlich, bei Beckerwitz und Krusenbogen zu vermuthen (also auf der Karte natürlich noch nicht aufgenommen) sind; dergleichen bei Bütsow, bei Dargun und bei Waren. Eine Ausnahme, also einen hochgelegenen Pfahlbau, bildet nur der von Bölow bei Rehna. Die Pfahlbauten gehören an das Ende der steinzeitlichen Cultur. Die Vorliebe für das Wasser ist also der Steinzeit bis an das Ende geblieben, trotzdem der Ackerbau schon bekannt und eifrig betrieben wurde. Das hat natürlich nur einen Sinn, wenn die Ausbeutung der Wasserflächen, besonders der Fischung einen breiteren Raum im Wirtschaftsleben einnahm. Es ist wohl auch in weiteren Kreisen bekannt, dass die ältesten Spuren menschlicher Existenz im westbaltischen Gebiete in den dänischen Marschhaufen, den Ejökkenmøddings liegen; dort lernt man das All-Steinzeitmensch kennen im Besitze einfacher derbgeschlagener Feuersteingeräte, mit denen man besonders der jätischen Hühners öffnete. Die ältesten Bewohner der jätischen Hühners waren ein Fischervolk. Wir haben keine Ejökkenmøddings, vielleicht weil unsere Küste zurückgewickelt, wir haben aber auch die in ihnen vorkommenden Geräte nur vereinzelt; dagegen sind die typologisch ältesten Beile, Meißel, Kelle, Schaber n. s. w., die wir besitzen, die directen Nachkommen der dänischen Formen. Und wenn wir nun auch hier die Träger dieser Geräte, der ältesten, die hier zu Lande gefunden sind, an den Küsten und Seeflächen antreffen, so liegt der Schluss nicht ferne, dass eben die Ältesten nachweislichen Bewohner unseres Landes die Küste entlang von Holstein her eingewandert sind. Ob wir dann so weit gehen dürfen, in der Vertheilung unserer steinzeitlichen Alter-

thümer nach den Gang dieser natürlich ganz allmählichen Einwanderung zu verfolgen und anzunehmen, dass als Theil dem Laufe der Küste gefolgt ist, der andere dem des Höhenzuges und der Endmoräne, bleibe hier dahingestellt. Eine Karte, die einen größeren Zeitraum umspannt, kann eben nur die ersten grösseren, also das Resultat einer geschichtlichen Entwicklung geben, nicht ihren Gang. Ein widerspruchloses Bild der ältesten Cultur hier und in den Nachbarländern habe ich wenigstens mir erst bilden können unter den gegebenen Voraussetzungen, dass also die Einwanderung oder doch die älteste nachweisbare Kulturbeeinflussung von Nordwesten erfolgt ist, dass die älteste Bevölkerung ein Fischervolk im Besitze von roh zugeschlagenen Geräthen war und dass sein Uebergang zum Ackerbau und zu der Kunstfertigkeit in der Herstellung der sehr künstlichen neolithischen Geräte sich auf nassen Boden vollzogen hat. Die allmähliche Loslösung Mecklenburgs von Skandinavien und seine Angleichung an Nord- und Mitteleuropa bildet, wie schon aber angedeutet, den nach in den Karten deutlich hervortretenden Inhalt seiner Vorgeschichte. Das äussert sich auch in den Grabformen, den monumentalen Bildungen der ältesten Zeit. Die steinzeitliche Charakterform ist das Hümngrab oder Megalithgrab, die ans sehr starken Trag- und Deckblöcken gebildete Steinkammer, oft bestehend, oft von einer Erderhöhungs umgeben. Diese sogenannte Hümnblätt. Einst war das Land gefüllt von diesen Denkmälern; heute sind sie zum grossen Theil verschwunden; unberührte Hümngräber gehören zu den grössten Seltenheiten. Mir sind im Ganzen 157 Orte bekannt geworden, an denen Hümngräber erwähnt werden; sie sind auf der Karte mit  bezeichnet; erhalten sind 78, meist arg zerstört. Das megalithische Grab ist nicht auf dem Boden der nordischen Steinzeit entstanden, aber in seiner angeprägtesten Gestalt mit Langhieb und Umfassungseisen gehört es nur ihr an. Daneben aber haben wir andere und zwar anscheinend jüngere Grabformen, nämlich die aus flachen Platten gesetzten Steinkisten in Hügeln, sodann Flachgräber, d. h. einfache Beisetzungen der Leichen im natürlichen Boden und schliesslich sogar die Beisetzung verbrannter Leichen in Urnen. Diese letzten Formen sind wenig beobachtet. Hügelgräber mit Steinkisten bezeichnet



konnte ich nur vier, Flachgräber bezeichnet , nur acht, und darunter mehrere recht fragile aufzuführen; seit der Zeit ist ein Grab im Parko zu Willgrud dazu gekommen, welches zwar keine Beigaben aufwies, aber seiner ganzen Anlage nach, es es waren kanernd oder hockend beigelegte Leichen in einer flachen Steinumrahmung, nur hierbei gerechnet werden kann, das würde also das neunte sein; für steinzeitliche Brandgräber liegen ganz einwandfreie Beobachtungen auf unserem Boden überhaupt noch nicht vor; was man hierhin zählen kann, ist demnach nicht eingetragen. Steinkisten und Flachgräber sind keine nordischen Charakterformen mehr, sondern sie haben ihre reichste Ausbildung in Mitteleuropa empfangen, in dem Gebiete der sogenannten Thüringischen Steinzeit. Schwierig ist hier der Norden der gehende Theil gewesen, wahrscheinlicher ist, dass hier eine südliche Beeinflussung vorliegt. Jedenfalls haben wir am Ende der Steinzeit eine stärkere Anlehnung Mecklenburgs an Mitteleuropa, die sich wohl in der Ehrlichkeit vollzogen hat. Dieses ist auch der Weg, auf dem die Bronzen in das Land gekommen sind.

Kommen wir auf die Zeichen der Karte zurück, so bleibt noch eins zu besprechen, das nicht schraffierte Doppeldreieck. Das einfache Dreieck Δ bezeichnet einen Einzelfund und findet erst auf den späteren Karten, wo einige besonders schöne Einzelfunde nicht fehlen durften. Anwendung. Das Doppeldreieck bedeutet einen Fund von mehreren Stücken, die zu irgend einem Zwecke niedergelegt waren, also als Depot, Votiv und Aehnliches. Unter grossen Steinen, oft auch in Mooren finden, sich diese Stücke, die zu den schönsten der Sammlung gehören, meist unter Umständen, die ihre absichtliche Beugung sichern. Doch gilt das nicht für alle hier aufgeführten, ziemlich zahlreichen Funde, es sind vierzig. Gar mancher solcher Fund mag auf eine Ansetzung deuten, und ich hoffe sicher, dass sich mancher mit der Zeit zu einem Pfahlbau anwachsen wird, so die von Beckerwitz und Krusenbagen.

Wir kommen zur zweiten Karte, der Darstellung der Bronzezeit. Die Bronzezeit stellt die hier zu Lande am besten vertretene vorgeschichtliche Periode dar. Es gibt kein Museum in Deutschland, welches sich an Reichthum bronzezeitlicher Funde auf bestem Gebiete mit dem unsren messen könnte. Dem entsprechend sind auch die Denkmäler in dieser Periode recht mannigfaltig, und es vernothwendigte sich eine Scheidung der zahlreichen (420) Fundstellen nach einer älteren und jüngeren Stufe. Damit kommen wir im Ganzen aus. Für eine strengere Systematik müssen wir noch eine älteste Periode als Beginn der Bronzezeit abgliedern und eine jüngste, also vierte als Ende, Uebergangszeit zum Eisen, doch gehören diesen Uebergangszeiten so wenige Funde an, dass

ihre Vereinigung mit den anderen keine Aenderung des Gesamtbildes zur Folge hat. Zur Ausnahme einer besonderen Kupferzeit berechtigen die wenigen Einzelfunde, die man dahin rechnen könnte, nicht.

Zur Vertheilung der bronzezeitlichen Funde über das Land. Die allgemeine Verschiebung, der Besiedelung gegenüber der Steinzeit ist schon oben besprochen. Damit hängt zusammen, dass Dichtigkeitscentren nicht so frappant wie dort auftreten. Aber vorhanden sind sie auch hier. Wir hatten in der Steinzeit die starke Zone Rehna-Plau. Dieser Strich hat sich im Norden gelockert, bildet aber in der Richtung von Schwern nach Crivitz, dann zwischen Lübb und Plau noch eine compacte Masse; als Abzweigungen stellen sich dar die sehr reiche Gruppe Wittenburg-Boizenburg und eine kleinere, aber sehr gut charakterisirte bei Ludwigslust und Grabow. Die starke Besiedelung der Küste von Wismar bis Döberan bleibt, mit einer leichten Verschiebung nach Osten, dagegen ver kümmert der Nordosten. Anstatt dessen ist sehr reich besetzt das Gebiet in der Mitte des Landes (das Dreieck Sternberg-Goldberg-Güstrow bezeichnete Lisch schon 1858 als den classischen Boden der mecklenburgischen Vorzeit) und die Striche zwischen Waren, Krakow und dem Malchiner See. Ueberall ist die grössere Hügelgräber, das sogenannte „Kegelgrab“ die augenfälligste Erscheinung. Diese Form eignet der älteren Bronzezeit. Daneben aber treten die typischen Formen der jüngeren Bronzezeit, das niedrige Hügelgrab und das Urnenfeld, durchaus nicht gleichmässig auf, sondern sie fehlen bei Wismar, Neubekow, Krüpin fast ganz und überwiegen an anderen Stellen, z. B. in der Gegend von Planer See zur Märitz. (Fortsetzung folgt.)

Einladung zum V. internationalen Zoologen-Congress in Berlin 12.—16. August 1901.

Unter dem Protektorat Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen
des Deutschen Reiches und von Preussen.

Der im August des Jahres 1897 in Cambridge abgehaltene IV. internationale Zoologen-Congress beschloss, den V. internationalen Congress in Deutschland stattfinden zu lassen. Die Deutsche zoologische Gesellschaft erhielt die Ermächtigung, den Ort und den Präsidenten für diesen Congress zu bestimmen; sie wählte Berlin und ernannte zum Vorsitzenden Herrn Geheimen Regierungsrath Professor Dr. K. Möbius, zum Stellvertreter des Vorsitzenden Herrn Geheimen Regierungsrath Professor Dr. F. E. Schulze.

Als Zeit der Tagung wurde die Mitte des August 1901, dem Wunsche vieler Zoologen entsprechend, festgesetzt und beschlossen, am 12. August den Congress zu eröffnen und ihn am 16. August Mittags zu schliessen. An demselben Tage soll ein Ausflug nach Hamburg zur Besichtigung des dortigen Naturhistorischen Museums und des Zoologischen Gartens und am 18. August eine Fahrt nach Helgoland zum Besuch der darauf befindlichen Biologischen Station unternommen werden.

Es ist ein vorbereitender Ausschuss zusammengetreten, welcher in Verbindung mit dem ständigen Generalsecretär für die internationalen Zoologen-Congresse und zugleich im Namen der mitunterzeichneten deutschen Zoologen alle Zoologen und Freunde der Zoologie zur Theilnahme an dem Congress einludt. (Mitgliedkarte 20 Mk., Damenkarte 10 Mk.)

Für die allgemeinen Sitzungen haben folgende Herren Vorträge über die nachstehenden Theata übernommen:

Geh. Bergrath Professor Dr. W. Branco (Berlin): Fossile Menschenreste. — Geh. Rath Professor Dr. O. Bütschli (Heidelberg): Vitalismus und Mechanismus. — Professor Dr. Yves Delage (Paris): Les théories de la fécondation. — Professor Dr. A. Forel (Morges): Die psychischen Eigenschaften der Ameisen. — Professor Dr. G. B. Grassi (Rom): Das Malaria-Problem vom zoologischen Standpunkte aus. — Professor Dr. E. B. Poulton (Oxford): Mimicry and Natural Selection.

Die Adresse für alle Anmeldungen und Anfragen ist:

Präsidium des V. internationalen Zoologen-Congresses in Berlin N. 4, Invalidenstrasse 43.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schatzmeister Herrn Dr. Ferd. Birkner, München, Alte Akademie, Neuhäuserstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 23. Februar 1901.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft
für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXII Jahrgang, Nr. 3.

Erscheint jeden Monat.

März 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortang lediglich die Herren Autoren. a. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Prähistorische Varia. VI. Statistik der slavischen Funde aus Süd- und Mitteldeutschland. Von Dr. P. Reinecke. — II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. 1900: Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Von Dr. Robert Beltz. (Fortsetzung). — Mittheilungen aus den Localvereinen: 1. Naturforschende Gesellschaft in Danzig; 2. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde in Guben. — Kleine Mittheilungen.

Prähistorische Varia.

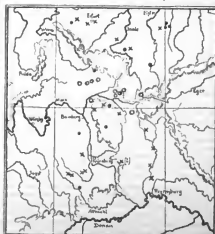
Von Dr. P. Reinecke.

VI. Statistik der slavischen Funde aus Süd- und Mitteldeutschland.

Im Gegensatz zu den slavischen Funden der norddeutschen Ebene ist das in Mittel- und Süddeutschland gehobene, durch eine gewisse Reichhaltigkeit sich auszeichnende Fundmaterial der älteren und jüngeren slavisch-heidnischen Stufe, da es zumeist in kleineren Museen aufbewahrt wird, nur den wenigsten Alterthumsforschern bekannt. Eine Zusammenstellung der slavischen Funde aus Bayern und Thüringen, welche hier von dem süd- und mitteldeutschen Gebiete allein in Betracht kommen, wird deshalb nicht unerwünscht sein, einmal eine solche Uebersicht für den Prähistoriker, wie für den Historiker, welcher sich mit der slavischen Besiedelung dieser Länder befaßt, nur von Nutzen sein kann. Der im Folgenden versuchten, doch wohl nicht von einzelnen Lücken frei bleibenden Uebersicht des slavischen Fundmaterials aus den Gebieten nördlich und südlich des Thüringer- und Frankenswaldes liegen meine Tagebuchnotizen zu Grunde; wo mir eine Erwähnung der betreffenden Funde in der Fachliteratur bekannt war, führe ich diese ausdrücklich an, doch kann ich auch hier nicht für Vollständigkeit bürgen. Das beigegebene Kürtchen wird die Verbreitung der slavischen Funde Süd- und Mitteldeutschlands noch besser zu illustriren vermögen, als die einfache Aufzählung des vorhandenen Materials.

Wir beginnen unsere Statistik mit dem Gebiete südlich vom Thüringer- und Frankenswald und lassen darauf die nordthüringischen Funde folgen:

Verbreitung der slavischen Funde in Süd- und Mitteldeutschland.



Bedeutung der Zeichen:

- × Einzelgrab oder Gräberfeld.
- Wallanlage (Ringwall, Abschnittswall).
- unbestimmbare Funde u. s. m.

Mittelfranken: 4)

a) Grossbreitenbrunn (Grossbreitenbrunn), zwischen Ansbach und Gunzenhausen, B.-A. Feuchtwanzen; Skelettfriedhof, Schläferinge in verschiedenen Größen, Bronzennadels, eiserner Sporn n. a. m., Museen in Gunzenhausen und Ansbach; Corr.-Bl. d. Deutsch. anthr. Ges., XVIII, 1867, p. 132. Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, VIII, 1869, p. 112.

b) Weicherschnedbach, südöstlich von Ansbach, B.-A. Feuchtwanzen; Fingerringfeld, Schläferinge, Bronzenadel, Museum in Ansbach; Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, XIII, 1893, p. 139.

c) Unteraubach, südlich von Gunzenhausen, B.-A. Gunzenhausen; Einzelfund, grosser Schläfering?, Germanisches Museum in Nürnberg.

d) Hergersbach (bei Windsbach), B.-A. Schwabach; Skeletgräber, Scherben und Schläferinge, Museum in Ansbach.

e) Rudelsdorf bei Bartelmesauach, B.-A. Schwabach; Skeletgräber, Schläferinge u. a. w., Museum in Ansbach.

f) An der Schwadernühle bei Cadolzburg, westlich von Nürnberg, B.-A. Fürth; Skelettfriedhof im Steinbruch, Schläferinge, Haarnadel, Glasperlen, darunter eine längliche mit Ohr, Eisenmesser, Stahl zum Feuerschlagen u. s. w., Museum in Ansbach; IX. Jahresbericht d. Histor. Vereins in Mittelfranken, 1838, p. 37—39, Wilhelm, VIII. Jahresbericht an die Mitglieder der Sinzheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmäler der Vorzeit, 1842, p. 30, 31.

g) Adelsdorf (im Aischgrund), B.-A. Neustadt a. Aisch; Sammelfund (Skeletgräber?), acht grosse Silberringe (der Reif mit drei knotenartigen Verdickungen) nach Art der Schläferinge, Schläferinge, angeblich auch Gefässe oder Gefässreste (s. Ohlenschläger, Prähistorische Karte von Bayern, Section V, Nürnberg, NW: LXXV, 21), Germanisches Museum in Nürnberg; im Museum zu Mainz wird ein Silberring (ohne Angabe des Fundortes) aufbewahrt (erworben 1863), welcher vollkommen den acht Knotenringen von Adelsdorf entspricht und möglicher Weise auch aus diesem Funde stammt.

Oberpfalz:

a) Burglengenfeld a. N., B.-A. Burglengenfeld; grosses Skelettfriedhof mit reichem Inhalt, meist noch aus karolingischer Zeit, Schläferinge, schiffelförmige Ohrhinge, goldene Ohrgehänge, Fingerringe, viele Glasperlen, Pfeilspitzen, Scramasaxe, geflügelte Lanzenspitzen, Eisenmesser, Eisenschmallein, Stahl zum Feuerschlagen, slavische Töpfe n. a. m., Museum in Regensburg, Prähistorische Staatssammlung in München; mehrfach in der Literatur erwähnt, s. B. Mitth. d. anthr. Ges. Wien, XXV, 1864, p. 208; XXIX, 1890, p. 46, 47.

5) Die in Ansbach aus der ehemaligen Sammlung Gemming aufbewahrten slavischen Gefässe stammen aus Norddeutschland; da Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz besitzt seit vielen Jahren Abgüsse einzelner Töpfe dieser Gruppe, welche nach Gemming's eigener Angabe in „Anhalt-Zerbst“ gefunden wurden. — Unter den Scherben aus dem sogenannten Hügelfriedhof bei Altenspeckfeld anweit Hellmuthheim (B.-A. Scheinfeld), dessen Funde summeit der römischen Zeit angehören, könnten vielleicht einige Stücke slavischen Ursprungs sein; Gegenstände von spezifisch slavischem Charakter fehlen an diesem Punkte bisher noch.

b) Krondorf, nördlich von Schwandorf a. N., B.-A. Burglengenfeld; Skelettfriedhof, Eisenschwert, mehrere Schläferinge in verschiedenen Größen, Perlen u. s. w., Museum in Regensburg.

c) Trannfeld, westnordwestlich von Kael, B.-A. Neumarkt; slavische (?) Skeletgräber, Eisenschwert mit Beinriff (merovingische oder karolingische Spat), Eisenmesser, Finger- und Armingriff (spät-merovingisch oder karolingisch), Perlen aus Thon, Glas u. s. w. — spezifisch slavische Typen fehlen —, Museum in Regensburg.

d) Lmbach, südlich von Weiden, B.-A. Neustadt a. d. Waldnaab; Fingerringe und flache Hügelfriedhof mit Skeletten, Schläferinge, harte charakteristische Glasperlen, goldene Ohrhinge, Lederreste, Eisenwaffen (Messer, Axt, Lanzenspitzen), Gefässe, Prähistorische Staatssammlung in München; Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, XII, 1898, p. 71—72, 80—81, Mitth. d. anthr. Ges. Wien, XXIX, 1890, p. 43.

e) Eichelberg, südöstlich von Presath, B.-A. Eichenbach; Skeletgräber, slavischer Topf, Eisenspore, Museum in Regensburg.

Oberfranken:

a) Waltendorf, nordöstlich von Scheibitz, B.-A. Bamberg I; Skelettfriedhof, Eisenmesser, Eisenschwertspitze, Bronzedrahting, Schläferinge, Bronzenadel mit Doppelspirale und herzförmigem Abschluss, typische Glasperlen, Museum in Bamberg; Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, XII, 1898, p. 74, 75.

b) Dörfles, östlich von Weismain, B.-A. Lichtenfels; Skelettfriedhof, Schläferinge in verschiedenen Größen, sehr späte Gefässreste u. a. m., Museum in Bayreuth; Corr.-Bl. d. Deutsch. anthr. Ges., XVIII, 1867, p. 133, Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, XIII, 1869, p. 112—114.

c) Gesees, südwestlich von Bayreuth, B.-A. Bayreuth; Skelettfriedhof, Schläferinge, späte Glasperlen, Eisenmesser, Eisenschwert, Museum in Bayreuth, Prähistorische Staatssammlung in München; Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, VIII, 1869, p. 114, IX, 1891, p. 149.

d) Höhle am dem Breitenberg bei Gössenstein a. Wiesent, B.-A. Pegnitz; späte Scherbe, am Eingang der Höhle gefunden, Museum in Bayreuth.

e) Burgberg bei Lichtenfels, B.-A. Lichtenfels; Wallburg, sehr späte Scherben, Museum in Koburg.

f) Schlosshügel bei Nennhas unweit Weidenberg (östlich von Bayreuth), B.-A. Bayreuth; Wallburgreste, sehr späte Scherben, Eisenschwert, Museum in Bayreuth.

g) Am Rötthelbach bei Lopp, südwestlich von Kulmbach, B.-A. Kulmbach; Scherbenfunde, Museum in Bayreuth (?); Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, VIII, 1869, p. 114.

h) Wendische Wallstelle am grossen Waldstein, südöstlich von Münchberg, B.-A. Münchberg; sehr späte Scherben, viele Eisenobjekte (Waffen, Geräte) u. s. w., Museen in Bayreuth und Koburg, Prähistorische Staatssammlung in München; Zeitachr. f. Ethnologie, XII, 1860, Verhandl. p. 140, XV, 1863, Verhandl. p. 232, 513; Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, VI, 1860, p. 1 u. f., VIII, 1869, 110 u. f., l. Zapf, Die wendische Wallstelle auf dem Waldstein in ihrer wissenschaftlichen Ausbeute, Hof, 1900.

i) Walle zu Schwand, Feldbach, Ruggendorf ad auf dem Ramhen Stein, B.-A. Stadtsteinsieb; slavische Scherben; erwähnt Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, VIII, 1869, p. 41 u. f., 112.

Thüringen südlich vom Thüringer- und Frankenwald:

a) Fürwitz (hinter der Veste Koburg), Buchleite bei Kallenberg (nordwestlich von Koburg), „Spanische Koppe“ bei Gauerstadt (nordwestlich von Koburg, südlich von Rodach), Fürth am Berge (östlich von Koburg, südlich von Neustadt a. Rhöda), L.-A. Koburg, Sachsen-Koburg-Gotha; slavische Wallburgen, meist späte Scherben, einzelne Eisensachen, Museum in Koburg.

b) Sonneberg, Sachsen-Meiningen; frühmittelalterliche Glz-hütte, u. a. späte slavische Scherben, Museum in Koburg, Römisch-Germanisches Centralmuseum in Mainz.

Thüringen nördlich vom Thüringer- und Frankenwald:

a) Am Brilach, westlich von Gotha, L.-A. Gotha, Sachsen-Koburg-Gotha; Schläfenringfund, Museum in Gotha.

b) Körner (östlich Mühlhausen), Amt-gericht Tonna, L.-A. Gotha, Sachsen-Koburg-Gotha (auf der Karte nicht mehr verzeichnet); slavische Scherben, Eisenspornen, Privatbesitz in Tonna.

c) Mohleichen, nördlich von Gotha, L.-A. Gotha, Sachsen-Koburg-Gotha, Skeletgräberfunde, Schläfenringe, Museum in Gotha.

d) Bisleichen südwestlich von Erfurt, L.-A. Gotha, Sachsen-Koburg-Gotha; grosses Skeletgräberfeld (heime Bau der thüringischen Eisenbahn entdeckt und spätere Grabung), meist aus karolingischer Zeit (jedoch und von hier nach merovingische Funde von germanischem Typus bekannt); aus dem reichen Inhalt von slavischen Typus seien erwähnt: Schläfenringe in verschiedenen Grössen, Fingerringe, Reste von Ohrringen aus Goldblech, charakteristische Glasperlen, eine karolingische Emailschalenfibel, Eisenreste, darunter solche von einem Sporn; Muscu in Meiningen-Gotha und Erfurt; Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums, Heft 4, Meiningen, 1842, p. 176 u. f., Mittb. d. Vereins f. Geschichte u. Alterthumskunde Erfurt, 1868, p. 229 bis 231, Mittb. d. untr. Ges. Wien, XXIX, 1899, p. 45.

e) Neuschmidt, östlich von Erfurt, Kr. und Rgh. Erfurt, Provinz Sachsen; grosses Skeletgräberfeld, beim Bahnbau entdeckt, mit reichem Inhalt, meist aus karolingischer Zeit (vielleicht befinden sich auch einzelne merovingische Stücke darunter); Schläfenringe in verschiedenen Grössen, Edelmetallohringe, charakteristische bunte Glasperlen, ein silberner, aus Drahten geflochtener Halbring (Privatbesitz, nach Mittheilung von Dr. Zschwieber-Erfurt), Messer, Pfeilspitzen, Sporen, Fimerbeschläge u. a. w. aus Eisen u. a. m., Museum in Erfurt; Mittb. d. Vereins f. Gesch. u. Alterth. Erfurts, 1868, p. 208—211.

f) Leubiagen (zwischen Erfurt und Sangerhausen), Kr. Eckartsberga, Provinz Sachsen (auf der Karte nicht mehr verzeichnet); zahlreiche oberflächliche slavische Nachbestattungen in einem Grabhügel der frühen Bronzezeit, reiche Kleinfinden, Provinzialmuseum in Halle; Neue Mittheilungen aus dem Gebiet histor.-antiqu. Forschungen (Förstemann), XIV, 1876—1878, p. 544 u. f.

g) Röhrhüttenheilungen, westlich von Orlamünde a. Saale, L.-A. Roda, Sachsen-Altenburg; Skeletgräber, Schläfenringe, Eisenmesser u. dgl., Museum in Hohenleben.

h) Oberoppegg („Schulfeld“, „Piarrberg“), südwestlich von Neustadt a. Orla, Verw.-B. Neustadt a. Orla, Sachsen-Weimar; Skeletgräber, Schläfenringe, Eisenmesser, Feuerstahl, Fingerring, Glasperle u. a. w., Mu-

seum in Hohenleben; Zeitschr. f. Ethn. XI, 1879, Verhandl. p. 229, 50 u. 51, Jahresbericht d. Vogtl. Alterthumsforsch. Ver., Hohenleben 1880, p. 105 u. f.

i) „Altes Schlösschen“ bei Rockendorf unweit Kröpla, Kr. Ziegenrück, Rgh. Erfurt, Provinz Sachsen; späte Scherben u. dgl., Museum in Hohenleben.

k) Umgebung von Plauen (Vogtland, Krh. Zwickau, Königreich Sachsen; Schläfenringfund (Mittheilung von Prof. Dr. Deichmüller-Dresden; vergleiche Deichmüller bei Wuttke, Sächsische Volkskunde, II. Auflage, p. 48, Karte).

l) „Auf der Schleps“ bei Dohraschütz, west-südwestlich von Altenburg, Sachsen-Altenburg; Skeletgräberfunde, Schläfenringe in verschiedenen Stärken, Perlen, Museum in Altenburg.

m) Gerstenberg und Knau bei Altenburg, Paditz an der Pleisse, südöstlich von Altenburg, Sachsen-Altenburg; einzelne slavische Gefässe, Museum in Altenburg.

Wir haben unserer Statistik noch einige Bemerkungen über die Gruppierung dieser slavischen Funde hinsichtlich ihres Alters, was bezüglich ihres Verhältnisses zu den germanischen Alterthümern Süd- und Mitteleuropas der Merovingen- und Karolingerzeit beizufügen. Ein grosser Theil der hier zusammengestellten Funde gehört erst der jüngeren slavischen Zeit (um 1000 n. Chr.) an, einzelne, wie z. B. die Funde aus den Wallstellen südlich vom Thüringer- und Frankenwald, fallen wohl ganz an das Ende dieses Abschnittes, resp. in den Beginn der folgenden christlichen Periode (ca. 1100 n. Chr.). Soweit uns deutliche Anzeichen für die ältere slavische Stufe (ca. 800—900 n. Chr.) bekannt waren, haben wir das in der Übersicht bereits bemerkt. Bei manchen der förmlich ausgetühten Grabfelder dürfte eine zeitliche Fixirung noch unmöglich sein, doch fällt das hier nicht so sehr ins Gewicht.

Leider die Verzeichnung der Grenzen germanischen und slavischen Gebietes im Laufe des frühen Mittelalters erhalten wir aus Grund des archäologischen Materials für die von uns zur Betrachtung gewählten Theile Mittel- und Südosteuropas folgendes Bild. Im nördlichen Thüringen treten, wie ja auch nicht anders zu erwarten ist, in jüngerer merovingischer Zeit (um 600 n. Chr.) reichlich Gräberfunde von rein germanischem Typus auf, wir führen hier als Belege dafür die Funde von Dietendorf, Buchleben und Weidach im Gothaischen (Museum in Gotha und Erfurt), Wörm (Zeitschrift für Ethnologie, XXVI, 1894, Verhandlungen p. 49 u. f.), Issersheilungen bei Langensalza (Nachbestattungen in einem Hügelgrab; Giese, Das Heidengrab von Issersheilungen, Langensalza 1898) und Galgenberg bei Eisenleben (Museum Eisenleben), von Laucha und Reinsdorf a. Unstrut, Laderleben, Stöbmitz (Kr. Querfurt; Museum in Halle und Eisenleben, Museum für Völkerkunde Berlin) und Schatzfeldt (Kr. Mersburg; Museum Halle) an.²⁾ In Süd- und Ostdeutschland lassen sich Gräber der merovingischen Stufe in einer breiten, von der Donau neben dem Böhmerwald bis zum Thüringerwald sich erstreckenden Zone (welche ohnehin an Alterthümern jeglicher Periode recht arm ist) bisher nicht nachweisen, es fehlt das einschlägige Material hier noch vollständig. Aus dem dieser fundarmen Zone südwestlich sich anschliessenden

²⁾ Weiter östlich treten derartige Gräber bekanntlich wieder bei Dresden auf, vergleiche Deichmüller bei Wuttke, Sächsische Volkskunde, II. Auflage, p. 50, 51.

Gebiete können wir als Fundorte germanischer Reihengräber n. a. w. der Merovingezeit aufzählen, von der Donau angefangen: Regensburg, Salern-Reichhausen (nördlich von Regensburg), Greding und Thalmassing (südöstlich von Pleinfeld), Dettenheim bei Weissenburg a. Saale, die „Gelbe Bürg“ (Ringwall) und Auerheim (südlich von Gunzenhausen), Nördlingen, Kückingen bei Wassertrüdingen, Hellmuthheim (am Südrande des Steigerwaldes), Darstadt bei Ochsenfurt a. Main. Kann es nun für die hier in Betracht kommenden Gebiete nördlich des Thüringer- und Frankenwaldes als angemessen gelten, dass sie in merovingischer Zeit ausschließlich germanische Besiedlung hatten, so lässt sich das für Oberfranken, den nördöstlichen Theil von Mittelfranken und den größten Theil der Oberpfalz aus dem archäologischen Befunde nicht nachweisen, allerdings fehlt es auch an Anzeichen für frühzeitige slavische Occupation dieser Landstriche.

Mit der karolingischen Zeit, frühestens mit dem Ende des VIII. Jahrhunderts, ändert sich in den archäologischen Belegen dieses Bild ganz wesentlich. Das ganze Saalebecken scheint erfüllt von Slaven, westlich treffen wir slavische Funde etwa bis Gotha an,²⁾ in Süddeutschland haben wir Slavengräber in nicht allzu grosser Entfernung von Regensburg (Burglenzfeld), und nichts steht der Annahme im Wege, dass Slaven damals Oberfranken und diejenige Theile von Mittelfranken, welche für die Folgezeit sich als slavische Besitz charakterisieren, schon inne hatten. Bei den Gräbern von Tranzfeld muss vorläufig noch unentschieden bleiben, ob sie auf Slaven oder auf eine germanische Enclave zurückgehen; unter den vor Kurzem erst bei Hellmuthheim gehobenen Reihengräberfunden geben sich manche Stücke übrigens auch als spätmovingisch, wenn nicht gar karolingisch, zu erkennen, auch an diesem Punkte dürften die alten Ansiedler den vordringenden Slaven zunächst nicht gewichen sein. Dass wir für karolingische Zeiten, trotz der starken Abhängigkeit der westslavischen Cultur von der karolingischen, meist sehr wohl einen Unterschied zwischen slavischen und nichtslavischen, germanischen Gräbern machen können, ergibt z. B. eine einfache Vergleichung der Funde von Burglenzfeld und der karolingischen Grabfunde aus dem rein germanischen Süddeutschland (Ehring bei Regensburg, Regensburg, Gerolfsberg bei Ingolstadt, Merching bei Friedberg und Polling bei Weilheim in Oberbayern, Staufen bei Dillingen, Gatenstein a. D., zum Theil auch Pfahlheim bei Ellwangen); für den Fall, dass uns die Zukunft noch wichtiges, neues Material aus dem süddeutschen Slavengebiete spenden sollte, werden wir deswegen wohl in der Lage sein, beurtheilen zu können, ob nicht in gewissen Bezirken ein Nebeneinander von Germanen und Slaven in den Gräbern sich verräth.

Für die spätslavische Stufe ist die nördliche Oberpfalz, Oberfranken, die Osthälfte von Südthüringen und ein Theil von Mittelfranken (bis Ansbach und Gunzenhausen hin) Slavengebiet. In nördlichen Thüringen treten die Verhältnisse in nachkarolingischer Zeit nicht überall klar zu Tage. In den westlichen Theilen Nord-

thüringens dürfte slavischer Besitz nur noch sporadisch gewesen sein, die slavische Facies einiger spärlicher Funde verleiht sich nicht, aber es handelt sich offenbar hier nicht mehr um so angenehme Fundstätten wie in Süddeutschland. Die Antheile Ostlich der Saale dürfen jedoch für diese Stufe in jeder Hinsicht ganz den Ländern Ostlich der mittleren und unteren Elbe gleichzustellen sein, die Verhältnisse hier gleichen offenbar vollkommen denjenigen, welche aus der Mark nach aus Mecklenburg bekannt sind.

II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg.

Von Dr. Robert Belts, Abtheilungsvorstand am Grossherzoglichen Museum in Schwerin.

(Fortsetzung.)

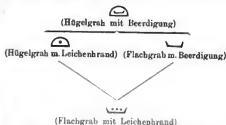
Eine Veränderung der Siedelungsverhältnisse innerhalb der Bronzezeit ist also unverkennbar; eine Durchführung bis in die Einzelheiten zu gehen, bin ich noch nicht im Stande, aber Richtung und Bedeutung lassen sich denken, denn sie sind eine unmittelbare Fortsetzung der schon bei der Steinzeit feststellbaren Bewegung. Während die älteren Grabanlagen (Kegelgräber) im Ganzen den entsprechenden dänischen und schleswig-holsteinischen Grabbauten gleichen, sind die jüngeren, besonders das bronzeitliche Urseufel, im Norden seltener oder fehlen ganz, dagegen ist das letztere die Charakterform der Bronzezeit in Brandenburg, besonders in der Lauenitz, nach der man auch ihre ganze Keramik als Lauenitzer Typus bezeichnet hat. Und ebenso lösen sich die Typen der jüngeren Bronzezeit von den reinkandinavischen los und finden ihre Analogien und Voraussetzungen in Ostlichen und südöstlichen Gebieten, besonders in Pommern, Westpreussen, Posen. Das bis dahin skandinavische Mecklenburg tritt zu Ostlichen über. Es gibt namhafte Gelehrte, denen diese Verschiebung der archäologischen Verhältnisse in der jüngeren Bronzezeit bedeutungsvoll genug erscheint, um damit die These zu stützen, dass die Germanen in die Osterggend und überhaupt das jüngere Bronzezeit, eingewandert seien. Ich glaube nicht, dass wir schon jetzt zu so weitgehenden Schlüssen berechtigt sind, bin aber ebenso überzeugt, dass dieser Weg, der Vergleichung der vorgeschichtlichen Vorkommnisse in den verschiedenen Gebieten, der einzige ist, auf dem über jene uralten Völkerbewegungen Aufklärung gewonnen werden kann, nachdem der linguistische sich als ungangbar erwiesen hat.

Um zu den Einzelformen überzugehen, gebührt also der erste Platz dem sogenannten „Kegelgrabe“, wie wir es leicht folgend weiter nennen, des grösseren Erdhügel, der in seiner ursprünglichen Form dem Kegel nahe gekommen sein wird. Die Zahl dieser Gräber ist ganz erstaunlich gross. Wir haben sie in 217 Orten verzeichnet, und fast überall treten sie in Gruppen auf. Eine Feststellung der genauen Zahl der Einzelgräber ist unmöglich, da seit Jahrzehnten, besonders in den Hügeln, soweit sie im Felde liegen, herumgedackert wird und sie zum grossen Theil vollständig verschwunden sind, zum Theil nur noch als fache, kaum bemerkbare Bodenwellen sich darstellen. In den Wäldern sind sie zahlreich und zum Theil noch sehr

²⁾ Die seit mehreren Jahren in Fulda untersuchten Pfahlbauten (Vondera n., Pfahlbauten im Fuldthale, 1899) vermögen meiner Empfindung nach vorläufig noch nichts zu der Lösung der Frage, welchen Antheil etwa Slaven an diesen Pfahlbauten hatten, beizutragen; aus den merovingischen und karolingischen Gegenständen dieser Fundstelle kenne ich bisher kein Stück von spezifisch slavischem Charakter.

gut erhalten und bilden dort, z. B. im Tarnower Revier bei Bütow, im Brädersdorfer bei Dargun, im Züsower bei Neukloster einen besonderen Schmuck unserer Bachowwälder. Auch einigen Landstrichen gehen sie ihr eigenartiges Gepräge. Auf der Bahnstrecke von Berlin nach Rostock kann man noch jetzt vom Zuge aus in der schönen Endmoränenlandschaft zwischen Waren und Ländorf eine grosse Anzahl dieser Hügel sehen, namentlich oft von natürlichen Bildungen nicht zu unterscheiden. Das Aeusserer dieser Gräber täuscht bei seiner einfachen Grundform nicht viele Verschiedenheiten, sie sind im Wesentlichen gleich. Aber das Innere zeigt Unterschiede fast launenhafter Art. Einem Hügelgrabe oder Urnenfelde sieht man meist bald an, was man zu erwarten hat, einem Kegelgrabe nie. Die Angrabungen pflegen hier ganz unerwartete Ergebnisse zu bringen, sowohl nach der günstigen als der ungünstigen Seite. Die Ausstattung mit Waffen und Schmuck ist oft überraschend reich, fehlt aber oft ganz. Die Zahl der Gräber in einem Hügel ist sehr ungleich (an blossen Gedächtnishügel, sog. Kenotaphien glaube ich nicht mehr), auch der Grabbau wechselt. Eieländische Urnen, Steinberdeckungen oft in demselben Hügel, selbst die Art der Bestattung ist nicht die gleiche: der Todte ist in der Hügel beerdigt, aber Leichenbrand erscheint als Nebenform sehr früh und erhält im Laufe der Zeit die vollständige Herrschaft. Dazu kommen zahlreiche Brandstellen, die z. Th. Ceremonialfeuern entstammen, niedergelegte Gebeine oder auch Altsachen, die sichtlich Reste von Tottenfeierlichkeiten sind, Nachbestattungen im Mantel des Hügel's n. s. w.; so ergibt sich hier eine Fülle von Erscheinungen, die unsere Kegelgräber zu den verwickeltesten vorgeschichtlichen Anlagen machen. Auf diese ist in den älteren Ausgrabungen, die doch nur eine veredelte Form von Schatzgräberei waren, natürlich nicht immer geachtet, und wir haben viel nachzuholen. Immerhin freuen wir uns, dass unser Museum in den Ergebnissen der Ausgrabungen von Ruciuw, Peckatel, Friedrichsruhe, Alt-Sammit, Schwaaen, Insel schon eine stattliche Zahl von Funden aus dieser denkwürdigen Periode, die wir nach der Sprache der Gräber als die Herozeit des Landes bezeichnen können, besitzt. Das Kegelgrab ist auf unserer Karte durch ein einfaches Kreissegment (in roth) bezeichnet. Der Titel „Hügelgrab mit überwiegender Beerdtigung“ will natürlich nichts weiter sagen, als Hügelgrab von der Form, bei der nach den bisherigen Beobachtungen die Leichen, für die das Grab in erster Linie bestimmt war, unverhüllt beigelegt zu werden pflegten. Mehr lässt sich den Hügel'n namentlich nicht ansehen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass bei einer Angrabung gar manches in die zweite Gruppe, das Kreissegment mit Punkt (der Punkt bedeutet hier wie auf den anderen Abtheilungen den Leichenbrand) übergehen wird. Diese Gruppe stellt eine für die Entwicklungsgeschichte der Grabformen wichtige Uebergangsform vor. Der Grabbau ist genau der des Skelet- oder wie man wohl besser sagt Körpergräber, auch in den Ausmessungen, aber er birgt die zerbranntten Gebeine des Bestatteten. Diese Bestattungsart ist noch wenig beobachtet, ich zähle nur sechs Beispiele, darunter eine meiner letzten Ausgrabungen eines Kegelgrabes, die 1899 bei Alt-Meteln (bei Schwern) stattfand. Ebenso ist eine wenig beachtete Grabform das Flachgrab, die Beisetzung von Leichen im natürlichen Boden, allerdings wohl stets in natürlichen Hügel'n; also auch eine Uebergangsform zu dem Urnenfelde der jüngeren Periode, aber eine ganz andere als die oben genannte. Das


Urnenfeld, in dessen öde Gleichförmigkeit am Ende der Bronzezeit die stolzen und individuellen Bestattungsformen der älteren Periode sich verlichten, hat etwa folgende Genealogie:



Diese bronzezeitlichen Flachgräber unterscheiden sich in der Ausstattung nicht von denen der Kegelgräber und gehören sicher der älteren Periode an. Ich zähle im Ganzen nur sieben Fälle, die meist neueren Ausgrabungen angehören; z. B. von Loitz (bei Sternberg) und Dolbin (bei Krakow). So weit die Gräber. — Die schon in der Steinzeit bemerkbare Sitte, besonders schöne Gegenstände an geschätzten Stellen zu hegen, welche zu den sogenannten „Depotfunden“ führt, bildet auch jetzt lebendig. Sie sind auch hier durch das

nicht schraffierte Doppeldreieck bezeichnet. Ihr verdanken wir unsere ältesten Bronzen überhaupt. Diese finden sich nicht in Gräbern, sondern nur als Depotfunde; es sind dreieckige Dolche, Halsringe, Handringe und kleine Flachbeile, die sogenannten Celte oder Palstäbe, lustig Gegenstände, die nicht einheimisch, sondern sicher eingeführt sind und die Veranlassung zu der Entwicklung der einheimischen Bronzezeit gegeben haben. Der Weg, auf dem sie zu uns gekommen sind, ist derselbe, auf dem am Ende der Steinzeit die nördliche Steinzeitkultur sich mit der mitteleuropäischen berührt, der Weg elbsaufwärts durch die Provinz Sachsen und durch Thüringen im weiteren Sinne; ihre Heimath vermag ich noch nicht anzugeben; sicher aber liegt sie weit im Süden. Wenn wir bisher Gräber mit solchen alten Bronzen nicht haben, so erklärt sich das wohl aus mangelnden Beobachtungen. Als Grabformen und Analogien in Nachbarländern (besonders Schleswig-Holstein) das Flachgrab anzusehen, eine Form, die sich der Beobachtung leicht entzieht. Alt-bronzezeitliche Wohnstätten sind sehr selten; bei Schwerin am Wege nach Neumühl und bei Zippendorf sind einige aufgedeckt, und im vorigen Jahre habe ich bei Warnkenhagen (bei Klitz) bronzezeitliche Thongefässe unter Umständen gefunden, welche auf eine Ansiedelung deuten. Fabrikationsstellen, wie in der Steinzeit, fehlen gänzlich und theils befestigte Punkte, Burgwälle. Ich muss das erwähnen, weil in den Jahrbüchern öfter von bronzezeitlichen Burgen die Rede ist; die Gründe meiner abweichenden Ansicht werden später angeben sein.

Von dieser älteren Bronzezeit eine jüngere zu trennen, haben zunächst nicht die erhaltenen Denkmäler Veranlassung gegeben, sondern die stilistische Formanalyse. Die Geräthformen werden ganz andere, es sind nach wie vor einheimische Fabrikate, aber eine stärkere Beeinflussung durch fremden Geschmack ist unverkennbar. Nachdem aber die Zweitheilung der

Bronzezeit einmal gefunden war, ergab sich von selbst, dass auch die Grabformen andere geworden sind. Nur sind diese unkenntlicher nach ansetzen wie nach innen; sie bleiben daher leichter unbeachtet wie die stättlichen Kegelgräber, und sind auch mehr der achtlosen Zerstörung ausgesetzt. Es sind niedrige Hügel mit Steinsetzungen, besonders Steinkisten, in denen meist nur eine Urne mit Leichenbrandresten und kümmerlicher Ausstattung aus bronzemem Kleingeräth steht; diese Hügel schrumpfen immer mehr zusammen und verkümmern allmählich in der Beisetzung der Urnen im freien Boden, meist auf Sandbergen. Unsere Karte zeigt diese Grabformen  an vielen

Stellen gemengt mit den Kegelgräbern, so dass man früher wohl in ihnen die Massenbestattungen eines Volkes sah, das seine Fürsten in den Kegelgräbern bestattete, an einigen Stellen aber auch allein oder doch viel zahlreicher als Kegelgräber, so z. B. zwischen Plauer See und Merritz. Bekannt sind im Ganzen 88 Orte mit Hügelgräbern dieser Zeit, also eine bedeutend kleinere Zahl als die der Kegelgräber (217); von diesen liegen allein 17 bei Malchow und Waren. Ich glaube aber, dass die wirkliche Zahl dieser Gräber ungleich grösser ist. Ich habe die jüngere Bronzezeit für Mecklenburg eigentlich erst entdeckt und in den Jahrbüchern mehrmals behandelt, so im Jahrgang 61; das sind ganz überwiegend neu bekannt gewordene Grabstätten, und die Zahl hat sich seitdem noch gemehrt und wird sich rasch noch weiter erhöhen. In noch stärkerem Maasse wie für Hügelgräber gilt das für die jüngste Grabform der Bronzezeit, das Urnenfeld. Die zeitliche Stellung dieser Grabform war früher überhaupt nicht erkannt; Lisch hat bis an sein Lebendiges sich von der Vorstellung, zu der volk-thümliche Ausdruck „Wendekirchhöfe“ verführt, alle Urnenfelder seien eigentlich wendisch, nie ganz losmachen können. Ich kann jetzt schon 36 hiehin gehörende nachweisen, und diese Zahl wird ohne Zweifel schnell steigen. Die Ausbeute dieser jungbronzezeitlichen Urnenfelder ist geringfügig, aber es liegt in ihnen wie in den zeitlich angrenzenden bronzezeitlichen kleinen Hügelgräbern und den alt-eisenzeitlichen Urnenfeldern die Lösung eines der interessantesten Probleme der Vorgeschichte, der Herkunft des Eisens; sie sind es, welche das älteste Eisen enthalten und damit die allerälteste Stufe jener Cultur ausmachen, in der wir noch heute stehen.

Eine glänzende Ergänzung zu den unscheinbaren Grabfunden bieten nun hier die Depotfunde. Es scheint fast, als ob in diesen sorgsam versteckten Schatzfunden eine Art Ersatz zu suchen sei für die ärmliche Ausstattung der Gräber. Hiehin gehören die bekannten, viel besprochenen Hängebecken, wie sie zuletzt der Fund von Brook (bei Lüba) zeigte und die sogenannten Erdringe, goldene Handringe, von denen noch in den letzten Jahren zwei schöne Stücke, von Baumgarten (bei Waren) und von Flau in die Grossherzogliche Sammlung gekommen sind. Die Sammel-funde dieser Art sind auch hier mit einem doppelten Dreiecke bezeichnet, die Einzelfunde, fast stets Goldringe, mit einem einfachen Dreiecke. Wir finden nun hier das schraffierte Dreieck wieder, welches schon die Steinzeit aufwies, das Zeichen für eine Fabrikationsstelle. Solche Stellen fehlten in der älteren Bronzezeit, hier haben wir sie. Sie enthalten zerbrochen und geflickte Gegenstände, Rohmaterial an Bronze, einfache Gusformen aus Stein oder Bronze. Wir haben fünf solcher Stellen, die inhaltvollsten von Holzendorf (bei Brüel) und Rutben (bei Lüba). Das sind sehr interes-

sante Beobachtungen, auf die man früher, als die Theorie von einer originalen nordischen Bronzezeit sich in hartem Kampfe in behaupten hatte, begrifflicher Weise ein sehr grosses Gewicht legte; denn hier hatte man doch den handgrifflichsten Beleg für eine auf diesem Boden getriebene Metallindustrie. Solche äusseren Beweise brauchen wir heute nicht mehr, und wenn wir keine stärkeren Gründe hätten, so stünde die Bronzezeit auf schwachen Füssen. Für uns liegt das Interesse auf einer ganz andern Seite. Die Bronzen der Gieserfunde sind nämlich zum grossen Theile gar nicht original nordisch, sondern es sind südliche, schweizerische und andere Formen, durch einander, Aehnliche Gieserfunde findet man in weit entlegenen Orten; ich habe in den Mecklenburgerischen Jahrbüchern einmal einen ganz gleichen aus dem südlichen Baden besprochen. Also sie verdanken ihren Ursprung gar nicht einer einheimischen Industrie, sondern wohl fahrenden Händlern, die Metall aufkauften, kleinere Geräthe (nur für einfache Gegenstände sind Gusformen gefunden) wohl auch selbst gossen und rohe Reparaturen vornahmen. Unschätzbare sind sie uns, weil wir an ihrer Hand einen Synchroismus unserer Bronzezeit mit der südlicheren herstellen und die Wechselbeziehungen belegen können. Im Museum von Lausanne liegen die Reste acht nordischer Bronzebecken und Hängebecken aus Pfahlbauten mit Schweizer Inventar, und man kann in den Museen der Westschweiz und Savoyen, bis Chambéry hin, in Norden erreicht finden, die als Fremdlinge unseren Norden erreicht haben. Im Museum von Genéve haben ich die Nadeln, die einem einzigen in der Nähe der Stadt gelegenen Pfahlbau entstammen, gezählt und bin auf die Zahl von 1800 gekommen, und ähnliche Masse zeigt dort jede Sammlung in allen Museen. Selbstverständlich sind solche Mengen für den Export gearbeitet, der seine Kreise bis zu uns zog und so eine Verbindung schuf, der wir wohl auch das älteste Eisen verdanken. Unsere Gieserfunde stellen also, weit entfernt, einen Beleg für einheimische Thätigkeit zu geben, den Beweis einer starken südlichen, speziell westschweizerischen Beeinflussung dar. Vielleicht ist die unglückliche Verkümmern der einheimischen nordischen Bronzetypen am Ende der Bronzezeit eine Folge dieser übermächtigen ausländischen Concurrenz; jedenfalls aber haben jene südlichen Typen hier eine Weiterentwicklung gefunden, mit welcher die folgende Periode, die Eisenzeit, eingeleitet wird.

Verglichen mit dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der bronzezeitlichen Karte macht die folgende, die der Eisenzeit, einen etwas eintönigen und ärmlichen Eindruck. Der Grund liegt in den Grabgeräthlichen dieser Zeit. Die Grabformen haben ihre Monumentalität verloren. Der Todte wird verbrannt, die Gebeine werden gesammelt und in thönerne Gefässe gehoben, nach eingescharrt, meist auf gemeinsamer Begräbnisstätten, die gerne auf flachen sandigen Klüppeln angelegt werden. Das sind die Urnenfelder, deren Entstehung schon, wie oben besprochen, in die Bronzezeit zurückgeht, und die jetzt auf sehr lange Zeit, etwa ein Jahrtausend 600 vor bis 500 nach Christi Geburt, die Herrschaft behaupten. Nur ganz vereinzelt kommen am Anfang, in dem ältesten Abschnitte dieser langen Periode, noch niedrige Hügelgräber vor, ich nenne nur drei, darunter die von Admannshagen (bei Dobbertal). Ebenso kommen in späterer, römischer Zeit gelegentlich Hügelgräber vor, aber auch nur drei. Mit römischen Einflüssen hängt es auch zusammen, dass am Ende der

Periode vereinzelt wieder Skeletgräber vorkommen, so die berühmten sogenannten „Römergräber“ von Havon. Was will das aber sagen gegen die grosse Masse der Urnenfelder? Ich habe 169 eingetragen und dabei nur die Stellen aufgenommen, von welchen greifbare Funde oder zuverlässige Nachrichten vorliegen. Mittheilungen von Thongefässfunden laufen überall ein, und in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich da um Urnenfelder, es können aber auch Hünengräber, Kegelfrüher, wendische Wohngruben sein, und so schoben hier eine weitgehende Zurückhaltung geboten. Es mussten auch so schon viele Fragezeichen auf dieser Karte ungebracht werden.

Wenn man die Urnenfelder schon äusserlich nicht in die Augen fallen und bei dem geringen Tiefstände der Urnen, der selten mehr wie 30 cm etwa beträgt, der unmerklichen Zerstörung, im Felde durch das Ackern, im Walde durch die Haunwurzel, ausgekostet sind, so bietet auch der Inhalt nicht den unmittelbaren Anreiz zur Beobachtung, wie der von anderen Grabstellen. Die Urnen, die an die 2000 Jahre in geringer Tiefe der Bodenfeuchtigkeit ausgesetzt gewesen sind, sind selbstverständlich mürbe und zerfallen schon bei leiser Berührung. Der Inhalt besteht aus Knochenwerk und verlogenen, verkohlten und verrosteten Eisen- und Bronzeclumpen, zu dessen Entzifferung eine zarte Hand und ein liebevolles Auge gehört. Unter diesen Umständen sind die Urnenfelder das Stiefkind unserer Alterthumspflege gewesen; auch heute noch ist es schwer, für diese Seite das allgemeine Interesse zu erwecken. Darin liegt eine schwere Schädigung der Alterthumsforschung, denn gerade die Urnenfelder können die grösste Aufmerksamkeit beanspruchen. In den Urnenfeldern liegen die Reste unserer ältesten geschichtlichen Bevölkerung, das sind die greifbaren Zeugnisse der alten Germanen an der Ostsee, von Cimbern und Teutonen, von den Germanen, die Tacitus schildert, den Langobarden und all den Völkerstämme, welches das römische Reich übernahm. Und diese Zeugnisse sind die allein sicheren, die einzigen, von denen die Nachrichten der römischen Schriftsteller über die germanischen Stämme und ihre Geschichte controlirt, bestätigt und berichtigt werden können. Damit ist ja nun kaum der Anfang gemacht, und ich kann an dieser Stelle auch nicht andeutend auf diese für die älteste deutsche Geschichte hochbedeutenden, aber auch recht verwickelten Verhältnisse eingehen.

Der lange Zeitraum, welcher auf dieser Tafel dargestellt ist, bildet selbstverständlich keine archaische Einheit, sondern gliedert sich in verschiedene Perioden, unter denen besonders ein Einschnitt so wichtig ist, dass wir von ihm aus gerechnet alle Erscheinungen zu zwei grossen Gruppen zusammenfassen dürfen, das ist die Festsetzung der Römer auf deutschem Boden. Durch dieses Ereigniss treten auch Landstriche, die wie Mecklenburg, nie ein römisches Heer betreten hat, in die Interessensphäre der Weltmacht, und römische Industrie- und Handelsproducte dringen in grosser Zahl nach dem Norden. Wir sind berechtigt, seit dem ersten Jahrhundert von einer römischen Eisenzeit zu reden. Das soll aber nicht heissen, dass Alles, was aus jener Zeit hier im Boden gefunden wird, römisch ist, durchaus nicht, es wird sich im Gegenheil ergeben, dass die alten Germanen eine höchst achtbare Selbständigkeit bewiesen haben. In dergleichen Sinne wollen die Namen verstanden sein, mit denen hier die ältere einseitliche Periode bezeichnet ist „Hallstatt“ und „La Tène“. Beide Perioden haben ein sehr angedeutetes, nicht streng geschiedenes Verbreitungsgebiet in Mittel- und

Südenrope, und ihr Einfluss erstreckt sich auch nach Norden. Eigentliche Hallstattstätten finden sich hier nur ganz vereinzelt, aber in unseren ältesten einseitlichen Urnenfeldern äussert sich eine Geschmacksrichtung, die der jüngeren Hallstattzeit entspricht, eine Art barbarisirter Hallstattzeit, und sie sind ohne Zweifel den grossen österreichischen und süddeutschen Totdenkfeldern gleichzeit. Ebenso macht die La Tène-Cultur in einer darauffolgenden Zeit auch hier sich geltend. (Schluss folgt.)

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Nahrforschende Gesellschaft in Danzig.

Dörpfelds Hypothese über die Heimath des Odysseus.

In der Sitzung der anthropologischen Section der Naturforschenden Gesellschaft sprach Herr Oberlehrer Dr. Gade am 9. Januar über obiges Thema unter Vorführung von Photographien, welche Vortragender von seiner vorjährigen Studienreise nach Griechenland mitgebracht hat. Ein kurzer Auszug aus diesem auch weitere Kreise interessirenden Vortrage dürfte an dieser Stelle willkommen sein.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts haben Gell und Leake auf Theaki genauere Untersuchungen angestellt. Gell hielt die Ruinen auf dem Aetos (= Adler)berge, der die südliche und nördliche Hälfte der Insel voneinander scheidet, für Reste der Odysseusburg. Leake suchte die Stadt des Odysseus an der Nordwestküste der Insel an der Bucht von Polis. Beide waren fest davon überzeugt, dass Theaki die Heimathinsel des Odysseus sei. Gegen diese Ueberzeugung wandte sich Völcker um 1850, viel energischer in den 70er Jahren Hercher, der sich nach einer eintägigen Wanderung im Süden der Insel für berechtigt hielt, die Erklärung abzugeben, dass wir es in der Odyssee nur mit dichterischen Phantasien zu thun haben, denen die Wirklichkeit darnach nicht entspreche. Seine entscheidende Sprache verschaffte ihm viele Anhänger. Da jedoch in manchen anderen Stätten, sondersich in Traja, die Wissenschaft des Späters bewies, dass den alten Epen ein geschichtlicher Kern zu Grunde liege, so wurden bald Zweifel an der Hercher'schen Ansicht regt. In den 80er Jahren unterwarf Patsch Ithaka (Theaki) einer ercenten genauen Untersuchung und kam zu positiveren Resultaten, die er in Petermanns Mittheilungen 1889 veröffentlichte. Zwar die Gell'sche Ansicht wies er zurück; es ergab sich, dass Gell bei der Zeichnung der Ruinen auf dem Adlerberge seine Phantasie sehr hatte mitsprechen lassen, sich konnte auf dieser ragenden Höhe die Stadt des Odysseus schon deshalb nicht gelegen haben, weil in der Odyssee immer von einem „Hinaufsteigen“ in die Stadt die Rede ist. Aber die Bucht von Polis schien auch Patsch wohl geeignet für die Stadt des Odysseus. Sie entspricht den Bedingungen des Epos nach Patsch'scher Ansicht, man findet sich dort Reste alter Bantens, Desgleichen die Stelle, wo einst Emakos wohnte, die Phorkyasucht und andere Localitäten der Odyssee glaubte Patsch bestimmen zu können. Er war jedoch unbefangenen genug, zuzugeben, dass die heute auf der Insel üblichen Benennungen der betreffenden Stätten dergleichen Datums und aus ihnen keine Schlüsse zu ziehen seien. Auch dadurch unterscheidet er sich vortheilhafter von Menge, der nach ihm die Insel besucht hat, dass er auf die 190 Meter hoch gelegene Grotte keinen Werth legt, da die im 13. Buch der

Odyssee erwähnte Grotte, mit der sie nach Thiersee und Menge identisch sein soll, unmittelbar am Meere liegt.

Dörpfeld hat in den neunziger Jahren an der Bucht von Polis gegraben und festgestellt, dass sich dort nichts findet, was über das siebente Jahrhundert vor Christi zurückreicht. Auch sind die dort befindlichen Baureste polygonal — eine Banweise, die in der sogenannten mykenischen Zeit nicht vorkommt. Wir haben demnach keinen Anhalt dafür, dass in der Zeit, von der die alten Epen erzählen, auf Theaki ein Herrscherpalast stand.

Manche Erwägungen haben Dörpfeld nun nach diesem negativen Ergebnis darauf geführt, die Heimath des Odysseus auf Lenkas zu suchen. Es werden an mehreren Stellen der Odyssee vier größere Inseln als nahe zusammenliegend genannt: Ithaka, Dulichion, Same, Zakynthos. Auch heute sind vier Inseln da: Lenkas, Theaki, Kephallonia, Zante. Dass Zante das alte Zakynthos ist, darüber besteht kein Zweifel; welche von den Inseln Dulichion und Same sei, war schon den alten Forschern im 5. Jahrhundert v. Chr. unklar. Dabei herrschte bei den Alten der Irrthum, dass Lenkas in homerischer Zeit Festland gewesen und erst durch die Korinther vom Festland getrennt sei. Dass das falsch ist, hat die Geologie erwiesen. Die Tradition ist für diese Gegenden nach der homerischen Zeit abgebrochen und setzt erst mit dem 7. Jahrhundert wieder ein. In der Zwischenzeit haben dort grosse Völkerebewegungen stattgefunden ähnlich wie zur Zeit der deutschen Völkerwanderung. Die Möglichkeit ist vorhanden, dass Lenkas in homerischer Zeit Ithaka hieß, dass nach der Gründung der Stadt Lenkas dieser Name auf die Insel übergegangen ist und der Name Ithaka später der Nachbarinsel beigelegt wurde. Wir haben eine Nachricht bei Plinius, dass das Gebirge von Lenkas Neriton hieß, und so heisst in der Odyssee der Hauptberg der Heimath des Odysseus. Auch auf dem Festlande hat Odysseus Heerden, von denen öfter Thiere nach Ithaka herübergelacht werden. Das passt für das nahe dem Festland gelegene, eine Fahrverbindung ermöglichende Lenkas besser als für Theaki, das vom Festlande erst in drei Stunden mit dem Dampfer zu erreichen ist.

Noch manche andere Stellen der Odyssee scheinen für Lenkas zu sprechen. Die Entscheidung kann nur der Spätere bringen, den Dörpfeld im März dieses Jahres an mehreren geeigneten Stellen in Lenkas ansetzen wird. Findet sich auf dieser Insel mykenische Waare, dann darf die Dörpfeld'sche Hypothese als gesichert gelten.

Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde in Guben.

In Guben, vom Jahr 1884 die „Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde“ ihre erspriessliche Thätigkeit entfaltet, sind bereits seit gerannener Zeit geschichtliche Alterthümer gesammelt worden, welche seit Juli 1900 in einem städtischen Gebäude aufgestellt und allsonntäglich dem Publicum zugänglich sind. Dieses neue Gubener Stadtmuseum ist bereits recht reichhaltig, es wird seit 1. April 1900 aus städtischen Mitteln unterhalten und hat den Zweck alles das zu sammeln, was sich

auf die Vergangenheit von Stadt- und Landkreis Guben bezieht, doch so, dass jeder Gegenstand thematisch in seinen geschichtlichen und räumlichen Zusammenhang gerückt wird. Die einzelnen Stücke sind nicht planlos zusammengedrückt worden, sondern von Anfang an hat zur Richtschnur gedient, dass nur dasjenige aufgenommen sei, was ein Bild vom Zustande der Stadt und vom Leben der Bewohner ihres Gebietes bis in die fernste Vorzeit zurück geben oder das durch hiesige Niederschläge gewonnene Bild vervollständigen und erläutern kann. An dem schnellen Anwachsen des Bestandes vom gegenwärtigen Zeitpunkt an ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu zweifeln. Die Verwaltung liegt in den Händen eines viergliedrigen Ausschusses, dessen Vorsitz ein Stadtrath führt; für etwaige wissenschaftlich an entscheidende Fragen ist ein Beirath gebildet, der sich aus einigen weissen Autoritäten in den einzelnen Fächern zusammensetzt.

Die Ausstellungsgegenstände gliedern sich in drei Gruppen, nämlich in vorgeschichtliche, d. h. solche aus vorlavischer Zeit, wendische (600 bis 1200 n. Chr.) und mittelalterlich-neuzeitliche. Die vorgeschichtlichen Funde sind nicht in dem engen Gebiete des Kreises Guben an's Licht gefördert worden, sondern hier sind vorwiegend die Guben'schen Markgrafenthums überschritten und manche wichtige Fundstücke aus der Neumark, Posen, Schlesien und Sachsen den aus Guben's Umgegend stammenden zur Seite gestellt worden. Die Thongefässe des Niederlausitzer Typus sind in seltener Fülle vertreten. Aus der wendischen Periode sind Topfe mit mannigfaltigen Ornamenten und vor allem ein silberplattirtes Ewerbeil, eines der seltenen Prachtgeräthe, an erwähnt, während der Epoche, wo die Deutschen wieder in Lande einzogen, eine bemerkenswerthe gravirte Bronzeschale des XII. Jahrhunderts angehört. Die Gegenstände aus späterer Zeit sind nach ihrem Zwecke und ihrer geschichtlichen Beziehung in mehrere Unterabtheilungen geschieden: neben Geräthen zu den verschiedensten Arbeiten finden sich Bekleidungsstücke, Erinnerungen an Feldzüge seit dem XV. Jahrhundert, alle mögliche Zimmergeräthe, Handschriften und Drucke. Angegliedert sind schliesslich auch einige ethnologische Fundstücke aus Aegypten, Mykenä, Pompeji, Amerika und China, die neben den Ortsgeschichten belehrend zu wirken vermögen.

(Deutsche Geschichtsbibl. 1901, II. Bd., S. 114/115.)

Kleine Mittheilung.

Römische Brode. — Die durch den Obersten von Grollier vorgekommenen Ausgrabungen bei Karantanum (vergl. Deutsche Geschichtsbibl., Band I, S. 197 und 249) haben zu einem überraschenden Funde geführt. In der Nähe des im vorigen Jahre aufgefundenen Waffenmagazine ist eine Bäckerei aus Vorzeiten gekommen. Sie enthielt zwei Backöfen, und rebes Bruchstücke fanden sich eine Reihe zwar verkollet, sonst aber vollständig erhaltener Brode. Dieselben haben einen Durchmesser von 29 bis 32 Centimeter, was einem römischen Fuss entspricht. Hieber war antikes Brot nur aus Pompeji bekannt.

(Deutsche Geschichtsbibl. 1901, II. Bd., S. 114.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schatzmeister Herrn Dr. Ferd. Birkenr. München, Alte Akademie, Nonnenauerstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamativen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 5. März 1901.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang. Nr. 4.

Erscheint jeden Monat.

April 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herrn Autoren, a. S. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Einladung zur XXXII. allgemeinen Versammlung in Metz. — Die Ziegelbanten (Briquetages) des Seillethales. — Prähistorische Varia. VII. Ein Grabfund der Spät-La Tènezeit von Heidingfeld in Unterfranken. Von Dr. P. Reinecke. — Anthropologische Beobachtungen an den Schülern und Soldaten in Bulgarien. Von Dr. S. Wateff-Sofa. — II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. 1900: Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Von Dr. Robert Beltz. (Fortsetzung.)

Deutsche Anthropologische Gesellschaft.

Einladung zur XXXII. allgemeinen Versammlung in Metz mit Ausflügen in's Briquetage-Gebiet nach Vic und nach Alberschweiler in den Vogesen.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat Metz als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und den Herrn Archivdirector Dr. Wolfram um Uebernahme der localen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen des Vorstandes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung des In- und Auslandes zu der am

5.—9. August d. Js. in Metz

stattfindenden Versammlung ergebenst einzuladen.

Der Localgeschäftsführer für Metz:

Dr. Wolfram.

Der Generalsecretär:

Dr. J. Ranke in München.

Wir bitten Vorträge für die Versammlung bis zum 15. Mai bei dem Generalsecretär, Professor J. Ranke, München, anmelden zu wollen, damit dieselben noch in das vorläufige Programm aufgenommen werden können. Vorträge, die erst später, insbesondere erst kurz vor oder während der Versammlung angemeldet werden, können nur dann noch auf die Tagesordnung kommen, wenn hierfür nach Erledigung der früheren Anmeldungen Zeit bleibt; eine Gewähr hierfür kann daher nicht übernommen werden.

Die allgemeine Gruppierung der Vorträge soll so stattfinden, dass Zusammengehöriges thunlichst in derselben Sitzung zur Besprechung gelangt; im Uebrigen ist für die Reihenfolge der Vorträge die Zeit ihrer Anmeldung maßgebend.

Die Vorstandschaft.

Die Ziegelbauten (Briquetages) des Seillethales.

Ein besonders hohes Interesse wird die vom 5. bis 9. August in Metz stattfindende XXXII. allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft dadurch erhalten, dass eine Untersuchung der grössten archäologischen Merkwürdigkeit Lothringens, der Briquetages, in's Auge gefasst ist, wofür der Herr Statthalter der Gesellschaft für Lothringische Geschichte speciell zum Zwecke der Freilegung eines grösseren Stückes dieser Briquetagen in dankenswerthester Weise einen Zuschuss von 2000 Mark gewährt hat.

Zur vorläufigen Orientierung über diese in archäologischen Kreisen bisher noch weniger bekannten Denkmäler aus der Vergangenheit Lothringens mögen die folgenden Worte dienen, welche einem Vortrage des Herrn Pfarrer Paulus in Paziex entnommen sind. (Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Metz, 10. September 1889. — Berlin 1890. Correspondenzblatt des Gesamtvereins etc. 1889/1890, S. 151 ff.)

„Mitten in den Wiesen der Seille, rings um die Städtchen Marsal, Moyenvic und Vic, beim Schloss und Dorfe Bortecourt und bei Salones existiren stannenswerthe Bauten, die im höchsten Grade der Beschönung der Alterthumsforscher würdig sind (Klein). Diese seltenen, in ihrer Art einzigen Denkmäler, welche unstrittig die wunderbarsten Reste des Alterthums in unserem Lande ausmachen, sind es, die den Namen der Seille-Briquetagen führen.“

„Der Name Briquetagen bescheinigt gewaltige und formlose Massen von im Ofen gebranntem Thon. Farbe und Gestalt wechseln in diesen Anhaufungen. Während ein abweichender Grad des Brennens ursprünglich die einen lehmig oder hellroth gefärbt hatte, hat der Verlauf der Zeit unter Nachhilfe des Sumpfes andere mit einer grünlichen oder schwärzlichen Schlammdecke überkrustet. Alle diese Stücke sind nicht gleich unseren gewöhnlichen Ziegeln, einer Form entzogen; man hat sich begnügt, sie mit den Händen in sehr mannigfacher Gestalt zu kneten. Inmitten dieser Verschiedenheit wird eine Unterscheidung von Nutzen sein. Sie gründet sich auf die äussere Fläche der Briquetage-Bruchstücke.“

Ein Theil davon bietet in der That eine glatte Oberfläche dar, auf welcher häufig der Eindruck der Hand, der Finger, der Fingerspitzen, ja sogar manchmal der Furchen der Epidermis sichtbar wird. Andere wieder zeigen eine gerunzelte, wahrscheinlich durch Fragmente von Holz, Stroh oder Rohr bedingte Oberfläche. Auf Derartigen waren sie ohne Zweifel in Stücke geworfen worden, ehe man sie brannte, um das Zusammenbacken zu verhindern. Die Bruchstücke dieser Kategorie sind stets die dem Volmen nach grössten. Ihre Gestalt ist gewöhnlich die von Parallelepiped mit abgerundeten Ecken oder von mehr oder weniger sich der Kegelform nähernden Cylindern.“

Die anderen dagegen, welche nach Herrn Dnpré für sich allein zwei Drittheile der Gesamtmasse der Briquetagen ausmachen, wurden von ihm mit fingerähnlichen Knochen, d. h. mit kurzen Stücken unregelmässiger Höhlen, in der Mitte mit ein oder zwei Einschnürungen versehen, verglichen. Diese Form scheint vermöge eines sehr einfachen Verfahrens bedingt worden zu sein. Man rollte ein Thonklümpchen in der Hand und drückte es dann zwischen Daumen und Zeigefinger in die durch das untere Ende beider

gebildete Hohlung. Hatte diese Operation zum Zwecke, das Brennen zu erleichtern, indem es die Steine weniger dick machte, oder galt es vielmehr, der Masse durch die Unregelmässigkeit der Form einen böseren Grad von Cohäsion zu geben? Sowohl die eine wie die andere Absicht erscheint als plausibel.“

„Die Briquetagenstücke, wie verschiedenartig auch ihre Form sein möge, weichen von einander soch mehr durch ihre Grössenverhältnisse ab. Die bedeutendsten variiren in der Länge zwischen 10—30 cm, bei 3—7 cm Dicke. Die kleinsten, diejenigen, welche wir mit Phalangen vergleichen, streichen in der Regel nur wenige Centimeter nach beiden Richtungen hin. Mehrere von ihnen sind ganz klein.“

Alle diese Stücke, die grossen, die mittleren, die kleinen und ganz kleinen, sind zuerst geknetet, mit der Hand geformt und in der Gluth gebrannt worden; dann hat man sie haufenweise und ganz unordentlich in den Sumpf geworfen, so wie man Fundamente von losen Steinen (à pierre perdue) an legen pflegt. Man erkennt dazwischen noch Aechte, Thon und andere Detritus der Ziegelerei. Diese Stoffe, deren Eintheile kein Mörtel bindet, sind nichts desto weniger so miteinander verbunden und bilden eine so compacte Masse, dass wir Mühe hatten, etwas davon mit der Hacke loszuschlagen. Ihre regellose Gestalt, ihre so verschiedene Grösse, alle die darunter gemengten Abfälle, die Schlammdurchsickerungen, der Alluvialthon, ihre eigene Schwere zuletzt, dies alles sind ebenso viel Ursachen, welche zu diesem stannenswerthen Ergebnisse mit beigetragen haben.“

Es ist höchst wahrscheinlich, wenn nicht sicher, dass diese compacte Briquetagenmasse ursprünglich sichtbar hervortreten und eine Art Plattform an der Oberfläche des Sumpfes bilden musste. Gegegenwärtig ist dies nicht mehr so. Um Fände zu machen, muss man den Boden aufgraben und zwar mehr oder weniger tief. So liegt die Briquetage bei Bortecourt auf Moyenvic fast ganz oberflächlich. Zu Salones ist es nach der Anlegung eines Kellers auf gestoesen. Sondirungen, die zu Vic stattfanden, sind erst in 5—6 m Tiefe erfolgreich gewesen. Im Innern der Stadt Marsal muss man sich durch eine Schicht von mehr als 25 Fuss Mächtigkeit hindurcharbeiten; weiter dranses auf den Wiesen ist die Briquetage unter dem Schlamm versunken. Man möchte glauben, sei sie, unerschöpflich dann gemacht, den Morast zu dämmen, bis auf den heutigen Tag im gleichartigen Kampfe mit demselben unterlegen. Der stiegreiche Sumpf dient ihr zur Grabstätte; sie liegt in ihm 2, 3, ja sogar 4 m tief begraben.“

Die Grandschwellen von Marsal ist nennstreich die wichtigste; sie ist auch die am besten erforschte. Der Raum, den sie einnimmt, umfasst die ganze Stadt und fast alle Festungswerke, ja er überschreitet diese fast um 500 m westwärts. In Sanvagnère schätzt sie ab auf 192000 t_q oder 72 hekt 13 ars 50 cent Oberfläche und auf 144000 t_m = 1066 150 cbm Inhalt.“

Bei Moyenvic beginnt die Briquetage etwa 100 m weit vom Canal de la flotte, umgibt die Stelle der früheren Kirche St. Piant und dringt ein wenig in die Saline ein. Sie bedeckt eine Fläche von 41 hekt 78 ars 61 cent, und ihr Vollmen wird auf 610000 cbm abgeschätzt.“

Die letzte Grandschwellen, die von Bortecourt, ist verhältnissmässig nur klein, denn sie erstreckt sich nur auf 8 hekt 71. Sie liegt nur des Schlossgärtchen herum und mag eine Gesamtmasse von 200000 cbm bilden, indem ihre mittlere Mächtigkeit mehr als 4 m beträgt.“

Wir sind unser Stolz, auch nur eine annähernde Schätzung von der Ausdehnung und vom Volumen der Grundscheiben von Vie, Salomon und Chamy zu geben. Sie sind bisher ganz unerforscht geblieben. Nur dass sie da sind, weiss man.

Nachdem wir so der Reihenfolge noch Schritt vor Schritt die Elemente der Brignette ihrer Beschaffenheit nach geschildert haben, sei es uns gestattet, zum Schlusse noch ein Gesamtbild davon zu geben. Eine einfache Addition wird hiernach genügen. Wenn man die drei Brignettes von Marsal, Moyensiv und Bortcourt zusammenfasst, ergibt sich eine Oberfläche von mehr als 123 hekt und ein Volumen von nahezu 2000000 cbm.

Wer wollte nicht eingestehen, dass wir uns im vorliegenden Falle eines durch Ausdehnung und Flächeninhalt höchst respectablen Werks gegenüber befinden? Sie werden hoffentlich annehmen, dass wir nicht übertrieben haben, als wir es uns imponenteste in unserem Lothringen nannten. Um nichts auszulassen, hilft uns noch übrig hinzuzufügen, dass es auch das am meisten dunkle und das gebührendste unserer Denkmäler ist.

Prähistorische Varia.

Von Dr. P. Keinecke.

VII. Ein Grabfund der Spät-La Tènezeit aus Heidingsfeld in Unterfranken.

Unter alten handschriftlichen Fundnotizen aus dem Besitze des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz fand ich vor Kurzem einen an ein Mitglied der Familie Lindenschmit gerichteten Brief des Malers Edm. v. Becker aus dem Jahre 1851,¹⁾ welcher auf die Entdeckung eines Grabfeldes bei Heidingsfeld n. w. Würgurg Bezug hat. Einer diesem Schreiben beigefügten Abbildung konnte ich entnehmen, dass an dieser Stelle Gegenstände der in Süddeutschland noch recht spärlich vertretenen Spät-La Tènezeit gefunden worden. Dies und der Umstand, dass die Spät-La Tènezeitlichen Skeletgräber entstammen sollten, reizte mich, über diese Funde mich genauer zu informieren. Da der Katalog der Sammlungen des Historischen Vereines zu Würgurg (II. Abth., herausgegeben von C. Heffner, Würgurg 1875) keinen Anhalt gewährte und mir das „Archiv“ des Würgurger Vereines im Augenblick nicht zugänglich war,²⁾ wendte ich mich mit der Bitte um Auskunft an Ohlenschläger, welcher ja auf seiner prähistorischen Karte des rechtsrheinischen Bayerns von Heidingsfeld ein „Reihengraberfeld“ verzeichnet (Blatt IV, Würgurg, NW, LXXVIII 60). Ohlenschläger hatte die Güte, mich auf einen Jahresbericht des Historischen Vereines für Unterfranken zu Würgurg (Nr. 1850/51, Würgurg, S. 13—14, 47), sowie auf die diesbezüglichen handschriftlichen, gleichfalls mit Abbildungen versehenen Notizen im Besitze dieses Vereines hinzuweisen. Diesen verschiedenen Quellen können wir nun Folgendes über den Heidingsfelder Grabfund entnehmen.

¹⁾ Becker lebte damals in Würgurg, etwas später noch in Mainz; er starb in Amerika.

²⁾ Ohlenschläger's Literaturverzeichnis zur Urgeschichte Bayerns (Jahresber. d. Geograph. Ges. München 1862—68) bot überdies auch keine Bemerkung über diese Gräber.

Beim Bau einer Chaussee von Heidingsfeld nach Winterhausen (im Jahre 1850) fand man auf der „breiten Heide“ auf der linken Seite eines Durchstiches zwei Urnen mit Leichenbrand, sechs Schritte weiter ein Eisenschwert mit Resten der Scheide. Rechts von der Chaussee stiess man hier in grosser Tiefe auf ein Skelet, auf dessen rechter Seite eine Lanze, ein Messer und eine Scheere nebst einem Schildbuckel lagen, während man zu seiner Linken ein gewaltam zusammengebogenes Eisenschwert mit verrosteter Scheide und eine als Dolch bezeichnete Waffe antraf. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese genannten Gegenstände nicht die einzigen waren, welche ausgegraben wurden, sondern dass mancherlei noch aus anderen Skeletgräbern von den Arbeitern verschleppt und verkauft wurde, Becker giebt das wenigstens ausdrücklich an. Welcher Art diese Stücke waren, werden wir freilich nicht mehr feststellen können, ebenso lässt sich über einen Theil der Eisenobjecte nicht mehr in Erfahrung bringen, doch sind uns zum Glück Zeichnungen der Schwerter und des Schildbuckels erhalten.

Beide Schwerter haben, wie aus der Zeichnung Beckers³⁾ und der in Würgurg aufbewahrten ersichtlich ist, Spät-La Tènecharakter; ihre Länge ist sehr beträchtlich, 3 Fuss 5 Zoll, beide haben Metallscheiden, welche in jedem Detail das Spät-La Tèneschwert verrathen. Fränkische oder etwa spätrömische Spatheae können diese Waffen unmöglich sein, auch wenn es heisst, dass eine Schwert hätte oben am Scheidenabschluss einen oder drei rothe „Glaseinsätze“ (resp. solche von Almandinen) gehabt, welche aber verloren gingen. Was an dieser Nachricht wahr ist, können wir freilich nicht mehr controliren, die Zeichnungen jedoch lassen uns ganz deutlich echte Spät-La Tèneschwerter erkennen, dem gegenüber ist diese Bemerkung von den Glaseinsätzen, welche offenbar auf einem Missverständnisse beruht, ohne Belang. Das bei dem Skelet gefundene Schwert war in der Mitte einmal zusammengeboogen. Becker giebt an, dieses Stück hätte gerade auf einem Skelete gelegen, während es im Jahresbericht des Würgurger Vereines heisst, es wäre auf der linken Seite gefunden worden, eine an sich unwesentliche Differenz. Beachtenswerth ist der Umstand, dass die Waffe zusammengeboogen war; bei fränkisch-almannischen Gräbern wurde etwas Derartiges meines Wissens auch noch nicht beobachtet, während es in Süddeutschland gerade in der zweiten Hälfte der La Tènezeit nicht ungewöhnlich ist.⁴⁾

Den Schildbuckel von Heidingsfeld könnte man mit dem einfach kegelförmigen Schildbuckel mit flachem Rande aus der Merovingenzeit in Verbindung bringen, doch sind die fränkischen Buckel meist höher, als hier in den Zeichnungen angegeben ist, während man gerade ähnlich gebildeten Stücken in der zweiten Hälfte der La Tènezeit begegnet. Die Würgurger Zeichnung giebt eine unainig grosse Zahl von Nieten an; Becker bemerkt, dass es deren neun gewesen seien. Die anderen Eisenbeigaben, Lanze, Messer und Scheere,

³⁾ Man erieht daraus, dass zusammengeboogene Waffen nicht unbedingt immer auf Brandgräber schliessen lassen. Das Zusammenbiegen sollte, wie sich aus diesem Falle ergibt, die Waffen unbrauchbar machen. Derartige lassen selbst die Fundumstände einiger Brandgräber erkennen; nur erst, da, wo wirklich Urnen mit Leichenbrand besetzt sind, darf man annehmen, dass die Waffen zusammengeboogen wurden, um in den Urnen neben den verbrannten Knochen Platz zu finden.

könnten zwar auch auf ein merovingisches Grab schließen lassen, doch bilden diese Stücke eher noch die typische Ausstattung von La Tène-Gräbern, ferner erscheinen speziell die Scheeren als Grabbeigaben im letzten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung in Süd- und Westdeutschland sehr viel häufiger als in der Reihen-Gräberzeit. Was der Funderbericht unter dem „Dolch“ versteht, ist nicht ersichtlich; wir müssen uns jeglicher Vermuthung über diesen Gegenstand enthalten, doch wird man ihn sicherlich nicht als einen Skramasax ansprechen dürfen. Wie wir noch zu bemerken haben, sind die hier ausgegrabenen Gegenstände zur Zeit sämtlich verschollen.

Nach Maassgabe der uns von diesen Funden erhaltenen Beschreibungen und Zeichnungen darf es als angemacht gelten, dass wir in den wichtigsten Beigaben dieser Gräber Spät-La Tène-Formen zu erkennen haben und nicht etwa Typen fränkisch-alamannischer Zeit. Weiter wird man nicht daran zweifeln können, dass diese Spät-La Tène-Interthümer bei einem oder mehreren Skeletten lagen und die Grabausstattung eines oder mehrerer Gräber mit unverbrannt beige-setzter Leiche bildeten, nicht minder dürfte es auf Grund der bestimmten Angaben des Funderberichtes als ausgeschlossen gelten, dass hier etwa spät-römische, merovingische oder karolingische Skeletträger ein Urnen-Gräberfeld der Spät-La Tènestufe zerstört haben und so die älteren Beigaben in jüngere Gräber gebracht hätten.⁴⁾

Was diese Grabfunde von Heidingsfeld so überaus werthvoll für uns macht, ist einmal, dass sie dem ersten uns bekannten Grabe der Spät-La Tènezeit aus dem nördlichen Bayern angehören, und weiter, dass sie in ethnographischer Hinsicht von gewisser Bedeutung zu sein scheinen.

Spät-La Tène-Gräber giebt es in Süddeutschland in einiger Häufigkeit nur im Rheingebiet, westlich vom Rhein, in Frankreich, und östlich der Rheinlande, in Württemberg und Nordostbaden, in Bayern und weiter auch in Böhmen und Mähren begegnet man ihnen nur äusserst selten. Aus Bayern südlich der Donau können wir bisher auch nur einen einzigen gut untersuchten Grabfund aus dem letzten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung, den von Traunstein in Oberbayern (Prähist. Blätter II, 1890, Taf. V), anführen;⁵⁾ bei den Spät-La Tèneobjekten von Michelberg bei Kelheim a. Donau (Muz. Landshut) handelt es sich möglicher Weise auch um Gräber, doch fehlt es hier an jeglichem Funderbericht.

In Traunstein wie in Heidingsfeld wurde Leichenbestattung beobachtet, nicht etwa Leichenverbrennung, wie es im mittleren Rheingebiet oder in Norddeutschland für diese Zeit der Fall zu sein pflegt, eine Thatsache, welche meines Erachtens von einiger Tragweite ist. Wir wissen, dass in den Keltenländern nördlich der Alpenzone, von den nordfranzösischen Strömen bis nach Ungarn hin, in der Stufe vom Beginn der

La Tènezeit, in der Stufe der Früh-La Tènezeit Tischler's und in der Mittel-La Tèneperiode Leichenbestattung die Regel ist, während gleichzeitig in den Germanengebieten Norddeutschlands und Skandinaviens ebenso unzweifelhaft Leichenverbrennung in Uebung war. Nur in einem kleinen Bezirk am Mittelrhein treffen wir auffallender Weise im III. und II. Jahrhundert v. Chr., vielleicht auch noch etwas früher, schon Leichenbrand an. Wir wollen hier von jeder Behauptung über diese Erscheinung erparren und nicht weiter darauf eingehen, ob sie etwa ein frühes Vordringen von Germanen bezeugt; erst eine grössere Zahl sorgfältig untersuchter Grabstätten aus den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung, als uns heute für das Rheingebiet zu Gebote steht, kann uns eine feste Basis für die Beurtheilung dieses sonderbaren Verhältnisses abgeben. Jedoch sind wir in gewisser Hinsicht berechtigt, die beiden bayerischen Spät-La Tènefunde und das etwas ältere Gräbermaterial von Main und von der oberen Donau mit den norddeutschen Gräbern aus denselben Abschnitten der La Tèneperiode zu vergleichen und daraus unsere Schlüsse zu ziehen.

Aus der Mittel-La Tènestufe, aus der Zeit um 200 v. Chr., kennen wir von der oberen Donau wie aus Nordfrankreich und Böhmen, im Gegensatz zu Norddeutschland, nur Skeletgräber. In Süddeutschland lassen sich diese vornehmlich auf der vorerwähnten Hochfläche und im Donautal selbst am häufigsten nachweisen, in Bayern wenigstens, nicht gänzlich auch nördlich der Donau. Selbst auch aus dem nördlichen Mainbeck, aus Oberhessen, aus nächster Nähe des rheinischen Brandgräbergebietes, kann ich Skeletgräber des III. und II. Jahrhunderts v. Chr. namhaft machen. Diese süddeutschen Gräber mit unverbrannt beige-setzten Leichen geben auf die keltischen Vindelicier und Helvetier zurück, auch der oberhessische Fund dürfte zweifellos Kelten zuzuschreiben sein. Wir wissen nun, dass in irgend welchem Zusammenhange mit dem Vordringen der Kimbern die Helvetier ihre Sitze in Süddeutschland fast geräumten, einzelne Theile von ihnen schlossen sich den Kimbern an und gingen wie diese zu Grunde, andere liessen sich in der Schweiz nieder, nur ein Theil eines ihrer Stämme, der Teutonen nämlich, verblieb in der alten Heimath am Main, wo sie uns ja der Mittelberger Tontonenstein noch zur Kaiserzeit nennt. Wäre die Heidingsfelder Grabfunde mit dem nach Süden vordringenden Germanen in Verbindung zu bringen, mit den Markomannen, denen die am Main, und zwar nördlich des obergermanischen Limes sitzenden Teutonen sicherlich unterworfen waren, so bildeten wir hier unbedingt Leichenverbrennung, welche bei den Germanen damals in Uebung war, so erwarten; statt dessen treffen wir aber bei Heidingsfeld im I. Jahrhundert v. Chr. Leichenbestattung an, gerade so, wie es bei den keltischen Stämmen südlich der Donau (Fund von Traunstein der Fall ist). Werden wir da nicht schliessen müssen, dass in der Spät-La Tènezeit in der Umgebung von Würzburg noch Kelten sassent, welche von den Süddeutschland zum grossen Theil

⁴⁾ Wie mehrfach merovingische Gräberfelder ältere Gräber zerstört haben. — Es sei hier noch bemerkt, dass Ohlenschläger meine Ansicht über den Spät-La Tènecharakter dieser Heidingsfelder Skeletgrabfunde vollkommen theilt.

⁵⁾ Die neuen, noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen über die Chronologie der verschiedenen Varianten der von Tischler aufgestellten Schemata der La Tènezeit dürften wohl noch einzelne andere bayerische Grabfunde, welche man bisher in die Mittel-La Tènestufe setzte, in das I. Jahrhundert v. Chr. rücken.

⁶⁾ Am Nordrande der Alpen kennen wir selbst aus der ersten Kaiserzeit neben Urnengräbern noch einzelne Skeletgräber (z. B. von Frechtling in Oberbayern, Hügel Nr. 6, von der Lahn bei Hallelstadt und von Bregens). Von Spät-La Tène-Gräbern aus der Nordschweiz wissen wir noch zu wenig, doch scheint auch hier noch im I. Jahrhundert v. Chr. Leichenbestattung in Uebung gewesen zu sein (Grabfunde von Aargau, Ct. Bern).

occupirenden Germanen nicht verschont worden waren, und weiter auch nicht, dass eben diese Gräber den Teutonen, dem um Main zurückgebliebenen Reste eines der drei Stämme der Helvetier, angehören? Ich für meine Person vermag wenigstens hier keine andere Erklärung zu finden.

Anthropologische Beobachtungen an den Schülern und Soldaten in Bulgarien.

Von Dr. S. Wateff-Sofia.

Im Jahre 1896 hat sich ein Comité, unter dem Protectorate des Fürsten gebildet, um eine gründliche Erforschung des Landes zu unternehmen. Das Comité, unter dem Namen „Bulgarisches Vaterland“, der Name des Schriftwerkes, hat einen Plan ausgearbeitet, in welchem auch eine Monographie über die Erforschung der Bulgaren in anthropologischer Hinsicht vorgesehen war. Die Ausarbeitung der anthropologischen Monographie, unter Anderem, wurde mir übertragen.

Zur Ausarbeitung der Monographie musste ich zuerst die nöthigen Materialien dazu haben: Wir haben über 50 Schädel im Nationalmuseum zu Sofia gesammelt, und eine ganze Menge finden sich noch in Klöstern. Neuerdings sind viele Schädel an verschiedenen Orten ausgegraben, die wahrscheinlich einer Zeit von einem Jahrhunderte angehören. Es wurden unter Mitwirkung des Kriegsministeriums von mir persönlich Militärärzte in verschiedenen Garnisonen zu anthropologischen Beobachtungen und Messungen unterzogen, außerdem alle Soldaten im Dienste in Bezug auf die Farbe der Augen, der Haare und der Haut beobachtet. Unter der löblichen Mitwirkung des Ministeriums des Unterrichts wurden die Schüler aller bulgarischen Schulen von den Lehrern, nach dem Muster der Virchow'schen deutschen Schulstatistik beobachtet. Es wurde eine Ansprache an die Lehrer, eine Anleitung und Erörterung zu den Beobachtungen der Schüler und eine Tabelle gemacht. Die Tabelle ist, wie die der deutschen Schulstatistik, in 11 Gruppen getheilt.

Die grünen Augen und die rothen Haare wurden besonders notirt.

Von den 11 Gruppen wurden dann die Typen bestimmt; der blonde Typus mit blauen Augen, blondem Haar und weisser Haut (Nr. 1), der brünette Typus mit braunen Augen, braunen und schwarzen Haaren und brauner und theilweise weisser Haut (Nr. 9, 10 und 11); der gemischte Typus mit blauen Augen, braunen Haaren, grauen Augen, blonden, braunen und schwarzen Haaren und braunen Augen, blonden Haaren mit weisser oder brauner Haut.

Die Beobachtungen wurden für jede Schule besonders gemacht. Volksschulen mit Kindern von 6–10 Jahren, Mittelschulen, Gewerbe- etc. Schulen mit Schülern von unteren Classen von 10–15 Jahren und die von höheren Classen von 15–20 Jahren; die Knaben und die Mädchen wurden auch besonders beobachtet; die Knaben und die Mädchen in vielen Volksschulen sind gemeinsam beobachtet worden. Die Schüler und Soldaten anderer Nationen sind von der Beobachtung ausgeschlossen worden.

Die Materialien wurden dann nach Districten (mit mindestens 1000 Schülern) berechnet und ausgearbeitet.

Bulgarien hat 2,600,000 Einwohner (Bulgaren); das Land ist in 80 Districte getheilt. Die Zahl aller Schüler beträgt 258,353, der Soldaten gegen 35,000. Die genau beobachteten und gemessenen Soldaten (über 5000) sind nicht in folgenden Zahlen inbegriffen.

Die Resultate der Beobachtungen sind folgende:

1. Es wurden beobachtet:

Schulkinder im Alter von 6–10 Jahren	209,929
„ „ „ „ 10–15 „	20,610
„ „ „ „ 15–20 „	6,145
Soldaten „ „ „ „ 20–25 „	31,469
Im Ganzen	268,353

2. Von allen Beobachteten seien auf die einzelnen Gruppen:

	1	2	3	4	5	6
Augen	blau	blau	blau	grün	grün	grün
Haare	blonde	braune	braune	blonde	braune	braune
Haut	weisse	weisse	braune	weisse	weisse	braune
%	24,474	15,160	7,743	21,112	21,769	11,743
	9,12	5,65	2,88	7,87	8,11	4,37
Augen	7	8	9	10	11	
Haare	schwarz	blonde	braune	braune	schwarz	
Haut	braune	weisse	weisse	braune	braune	
%	6,024	33,209	67,983	43,067	26,079	
	2,24	12,57	21,62	16,04	9,73	

= 268,353 Beobachtete.

= 100%.

3. Das Gesamtergebnis aller Beobachteten, von 6–25 Jahren, nach Typen vertheilt, ist folgendes:

dem blonden Typus gehören an	24,474	9,12%
„ brünetten „	127,119	47,39%
„ gemischten „	116,760	43,49%
	268,353	100%

4. Von allen Beobachteten haben:

a) blaue Augen	47,577	17,65%
grüne „	60,648	22,59%
braune „	160,328	59,76%
	268,353	100%
grüne ¹⁾ „	1,806	0,67%
b) blonde Haare	78,795	29,36%
braune „	157,455	58,67%
schwarze „	32,103	11,97%
	268,353	100%
rothe ¹⁾ „	211	0,08%
c) weisse Haut	178,707	64,74%
braune „	94,646	35,26%
	268,353	100%

5. Vergleichen wir die Beobachteten dem Alter nach, so ergibt sich:

im Alter v.	6–10 Jahr.	d. blonde Typ.	d. braune Typ.	
• • • 10–15 „	20,825	9,94%	96,551	45,86%
• • • 15–20 „	1,434	6,89%	11,587	55,69%
• • • 20–25 „	286	4,65%	8,745	60,97%
• • • 20–25 „	1,929	6,13%	15,286	45,46%
	24,474		127,119	

¹⁾ Die grünen Augen und die rothen Haare wurden aus der Gesamtzahl berechnet, so dass die obigen Zahlen und Procente um eine Kleinigkeit niedriger ausfallen werden.

		d. gemischte Typen	
im Alter von 6-10 Jahren		92,553	44,06%
" " " 10-15		7,789	37,42%
" " " 15-20		2,114	84,88%
" " " 20-25		14,804	46,47%
		116,760	
6. Dieselben in zwei grosse Gruppen getheilt, geben:			
		d. blonde Typ. d. brünne Typ.	
im Alter v. 6-10 Jahr.		22,259	9,65%
" " " 15-25		2,215	5,89%
		24,474	
		d. gemischte Typen	
im Alter von 6-15 Jahren		100,542	43,48%
" " " 15-25		16,418	49,68%
		116,960	

7. Beobachten wir sie nach dem Geschlecht, so ergibt sich:

im Alter v. 6-10 Jahr.		d. blonde Typ. d. brünnete Typ.	
Knaben	15,875	9,76%	74,247
Mädchen	4,950	10,46%	22,304
		20,825	
		96,551	
im Alter von 6-10 Jahren d. gemischte Typen			
Knaben	72,486	44,57%	
Mädchen	20,067	42,39%	
		92,553	

8. Nach dem Geburtsort vertheilen sich:

6-10 Jahren		d. blonde Typen		d. brünnete Typen	
in städt. Schulen	8,775	8,76%	22,435	52,05%	
" Dorfschulen	17,050	10,28%	74,115	44,43%	
		30,825		96,551	
in städtischen Schulen				d. gemischte Typen	
" Dorfschulen	16,919	39,20%			
		75,634		45,34%	
		92,553			

9. Statistik im Alter von 6-15 Jahren:

		1	2	3	4	5	6
bulgar.		22,259	12,407	6,144	19,145	17,176	9,346
	%	9,85	5,89	2,66	8,29	7,44	4,05
deutsch		31,80	6,20	1,41	23,41	7,05	1,91
	%	7	8	9	10	11	
bulgar.		4,643	31,483	49,305	37,225	21,608	
	%	2,03	13,61	21,96	16,14	9,36	
deutsch		0,66	18,00	9,70	5,14	1,21	

10. Vertheilung der beiden Typen in Bulgarien nach Districten will ich unterlassen; ich möchte mich nur auf eine grosse Eintheilung des Landes in südliche und nördliche, östliche und westliche Theile beschränken:

v. 6-10 Jahren		d. blonde Typen		d. brünnete Typen		
Ost-Bulgarien	(Nord	7,816	8,97%	42,117	48,85%	
	(Süd	6,241	9,61%	29,453	45,27%	
	(Nord	3,181	11,06%	12,680	43,38%	
West	(Süd	3,557	12,39%	12,371	42,51%	
			30,825		96,551	
	von 6-10 Jahren d. gemischte Typen					
Ost-Bulgarien	(Nord	37,163	42,66%			
	(Süd	23,520	45,19%			
	(Nord	12,940	45,01%			
West	(Süd	13,190	45,10%			
			92,553			

Diese Verschiedenheiten der beiden Typen im Osten und Westen von Bulgarien bestätigen sich auch nach den ethnographischen Beobachtungen.

II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg.

Von Dr. Robert Beltz, Abtheilungs Vorstand am Grossherzoglichen Museum in Schwerin.

(Fortsetzung.)

Dieses ist in der Zeit, aus der die ältesten geschichtlichen Nachrichten über die deutschen Küstenländer stammen, das Ende des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, eine Zeit, in der das herrschende Volk in Mitteleuropa die Celten waren. Celten und Germanen erschienen den klassischen Völkern lange als ein Stamm, erst Caesar gibt die grundlegenden Unterschiede. In unseren Alterthümern tritt diese enge Berührung deutlicher hervor. Das bekannte celtische Schmuckstück, der gewundene Halsring, ist eine Charakterform auch der nördlichen älteren Eisenzeit; zu diesen gehören auch jene kronenartigen Ringe, von denen der schönste unter dem Namen „wendisches Kreuz“ allbekannt geworden ist. Leider sind diese Fundstücke in Gräbern sehr selten, nur einmal ist ein Kronenring in einem Grabe gefunden, in Admannshagen (bei Dobberan). Im Ganzen ist die Ausstattung der Gräber nur ärmlich; ein Urnenfeld bei Krebsförden ergab in 103 Gräbern nur acht, lauter unkenntliche, Gegenstände. Desto mehr müssen also ausgegrabene Grundnagen die zur Beirtheilung der Zeit erforderlichen Grundnagen zu beschaffen. Unsere Karte zeigt 61 Orte mit Grabfeldern dieser Periode über das Land verstreut, dicht gedrängt nur zwischen Wittenburg und Hagenow. Hier bei Hagenow sind allein drei Grabfelder dieser Periode angebeutet, alle drei von sehr bedeutender Ausdehnung. Es ist schon erwähnt, dass unsere Kenntnisse dieser ganzen Periode auf den Gräbern beruht. An drei Stellen wenigstens sind auch Wohnstätten gefunden, eine schon vor längerer Zeit in einem See bei Vimfow (bei Goldberg), anscheinend ein Pfahlbau, zwei vor Kurzem auf festem Lande, aber beide in unmittelbarer Nähe eines Seemeres, nämlich bei Schwens an dem westlichen Steilufer des Medweger Sees in einer beim Bahnbau angegriffenen Fläche und bei Waren am Hederangsee. — Zu der kommenden Periode, der römischen Eisenzeit, leiten einige Funde über, welche vorrömische (La Tène) und frühromische Gegenstände gemischt zeigen und den Uebergang der beiden Abschnitte handgreiflich darlegen, Grabfelder vom grössten Interesse, indem sie einen festen zeitlichen Anhalt auch für vor- und rückwärts liegende Funde gewähren und zum Glück auch meist reich ausgestattet sind. Ich wähle fünf; das hervorragendste, überhaupt das reichste Urnenfeld, welches je hier ausgebeutet ist, ist das von Korchow (bei Wittenburg). Der Vorrang einer reichen Ausstattung ist auch den Urnenfeldern der römischen Periode eigen. Sie gehören an den ergiebigsten Fundorten unserer ganzen Vorgeschichte und sind daher schon verhältnissmässig früh beobachtet und in unserer Sammlung gut vertreten. Die Urnenfelder von Kothendorf (bei Schwerin), Quedmin (bei Wittenburg), Wotenitz und Jamel (beide bei Schwesemühlen) haben eine Fülle von Waffen und Schmuckgeräth, besonders auch eine sehr interessante Keramik ergeben. Alle diese Grabfelder gehören ziemlich derselben Zeit an und finden sich ganz überwiegend im westlichen Theile des Landes; die grösseren liegen alle hier, von 90 Fundorten liegen 60 westlich, 30 östlich von dem Meridian Sternberg-Parchim. Dagegen finden sich dieselben Urnenfelder, die zum

einem Hannoverischen Fundorte wohl auch als „Danzaner“ bezeichnet hat, zahlreich und gut in der Altmark, im östlichen Hannover, weiter auch an der Elbe in der Provinz Sachsen (so in der uns überreichten Festschrift die Funde von Zehna), in vorzüglichster Durchbildung im mittleren Böhmen. Ich habe mich auf Grund dieser Verteilung für berechtigt gehalten, sie dem Volksstamme der Langobarden zuzuschreiben. Es ist nun merkwürdig, dass die römischen Urnenfelder in ihrer grossen Mehrzahl in die frühromische Kaiserzeit fallen, in das erste und zweite Jahrhundert. Aus den folgenden Jahrhunderten haben wir ausserordentlich wenig, und auch dieses wieder fast nur im Südwesten. Hierin gehört das sehr grosse Feld von Pritzier, sowie die von Spornitz (bei Parchim) und Dreilitzow-Pogress (bei Wittenburg). Tiefer wie bis an den Anfang des sechsten Jahrhunderts reicht kein Fund in Mecklenburg. Wie die vorromische Zeit, so ist auch die römische Zeit auf unserer Karte durch eine Farbe (grün) bezeichnet, was sich ja allein schon durch die grosse Zahl der noch nicht untersuchten, auch mit einem Fragezeichen zu verzeichnenden Felder, vermuthend; eine Scheidung zwischen früh-, mittel-, spät-römisch und Völkerwanderungszeit konnte also nicht gemacht werden. Um dieses hier nachzuholen, beträgt die Zahl der charakterisirbaren Grabfelder rund 55, von diesen gehören in die frühromische Periode (erstes und zweites Jahrhundert) 35, in die mittel- und spät-römische mit Völkerwanderungszeit (drittes, viertes, fünftes Jahrhundert) nur 20, mit Ausnahme der drei genannten alle unbedeutend. Daraus ergibt sich eine allmähliche Entvölkerung des Landes, die schon im ersten Jahrhundert beginnt, und zwar nach der Verteilung der Funde eine von Osten nach Westen fortschreitende. Das liegt ja in der Natur der Verhältnisse. Die grosse germanische Völkerwanderung ist nicht ein einmaliger Act, sondern der Abschluss einer langen Bewegung. Der erste grosse Zusammenstoss zwischen Römern und Germanen, wo diese der angreifende Theil waren, fand an der Donau statt. Der compacteste germanische Völkerbund, die Markomannen, bildete sich in Böhmen und zog mittel- und norddeutsche Völkertheile an sich. So geht der Zug der mecklenburgischen Auswanderer elbaufwärts, eine Jahrhunderte dauernde Bewegung, bei deren Abschluss Mecklenburg ein menschenarmes, im Wesentlichen ödes Land gewesen sein muss.

So weit die eisenzeitlichen Urnenfelder; sie bergen die Reste der alteingesessenen germanischen Bevölkerung und ihre Geräthe, welche zum grössten Theile wohl als einheimische Ergebnisse anzusehen sind. Die Begräbnisform ist die seit Jahrhunderten übliche, die Beisetzung des verbrannten Leichnams in einem Thongefässe, nur dass in der Anlage der Grabfelder eine noch grössere Vereinfachung eintritt. Während noch in der La Tène-Zeit der Schutt der Urnen durch Steinsetzungen, Dämme u. s. w. Regel war, stehen sie jetzt meist ganz frei und ohne erkennbare Ordnung auch im seichten Boden.

Neben diesen einheimischen Gräbern nun finden sich in der Römerzeit ganz andersartige; ausgezeichnet durch fremde, römische oder doch jedenfalls nicht nordisch-einheimische Stücke hervorragender Art. Das bekannteste Grabfeld der Art ist das von Hlven (bei Brül), Skeletgräber mit Ausstattung an römischem Tafelgeräth, eine Sitte, die in Italien bekanntlich sehr alt ist und schon in den etruskischen Nekropolen durchgehend herrscht. Es lag nahe, in diesen Gräbern die Grabstätten von Nationalrömern zu sehen, Kaufleuten

etwa, die hier ihr Ende gefunden hätten; und in diesem Sinne hat Lisch seine schöne Abhandlung, 1870, „Römergräber in Mecklenburg“ betitelt. Diese Erklärung ist heute nicht mehr angängig; seit sich die Funde dieser Art, besonders auch in Dänemark, ganz bedeutend gemehrt haben und wir wissen, dass die Fundstücke zum grossen Theile gar nicht original-römisch (italisch), sondern provincial sind. Die Römergräber bergen sicher derselben Bevölkerung an, wie die Urnenfelder. Die Gründe, aus denen an einzelnen Stellen die Grabgeräthe und Grabausstattung eine Anlehnung an römische Sitten zeigt, können ja sehr verschieden sein; es können z. B. zurückgekehrte Leute sein, die, sei es auf germanischer, sei es auf römischer Seite, als Soldat dem römischen Wesen näher getreten sind und die angestammte deutsche Nationalart, die Verehrung des Ausländischen, hier schon in vorgeschichtlicher Zeit beibehalten. Jedenfalls verdanken wir ihnen einige unserer schönsten Funde. Ich habe die Fundstellen mit römischen Sachen durch ein Dreieck (grün) bezeichnet. Die Umstände, unter denen diese vorkommen, sind sehr wechselnd. Zeitlich sind es zwei Gruppen; die eine entstammt dem ersten und zweiten Jahrhundert, fällt zeitlich also mit der grossen Masse unserer Urnenfelder zusammen, charakterisiert durch Bronze- und Silbergefässe italischer oder doch römischer Arbeit im Charakter der Funde von Pompeji, Bosco reale, Hildesheim, oft sogar mit römischen Fabrikmarken. Dahin gehört z. B. ein Hügelgrab von Gross Kelle (bei Röbel) und sehr reiche Gräber, Skelet- und Leichebrandgräber gemischt, von Hagenow, die noch im vorigen Jahre neue bedeutende Funde ergeben haben. Die zweite Gruppe fällt in das dritte und vierte Jahrhundert und zeigt keine italischen Dinge mehr, sondern entstammt einer römisch-barbarischen (wohl gothischen) Mischkultur, deren Heimath ich im südlichen Russland vermuthet habe, was aber noch der Nachprüfung bedarf. Hierin gehören die Skeletgräber von Hlven und Grabow. Rechnet man dann eine Anzahl Eisenfunde an Silbernetzen, Bronzeschalen, Glasschalen, Perlen und Münzen, welche letzteren in die Karte nicht aufgenommen sind, da römische Münzen erwiesenermassen bis in das Mittelalter hinein gebraucht und also ein sehr schlechter chronologischer Anhalt sind, so ergibt sich eine Fülle römischer Beziehungen, die uns schon als zeitliche Merkmale für die mit diesen Funden gesellten einheimischen Sachen ganz anschätzbare sind.

Eine grosse Lücke unserer Kenntniss der Bevölkerungsverhältnisse in römischer Eisenzeit liegt darin, dass wir von der Art zu siedeln, nichts, gar nichts wissen. Keine Wohngrube, mit den doch unsicher erkennbaren Scherben, kein Refugium ist bisher nachgewiesen. Dass sie fehlen sollten, ist kaum denkbar. Auch die ersten in Töne-Wohngruben haben erst die letzten Jahre ergeben. Wird erst einmal die Untersuchung unserer vorgeschichtlichen Burgwälle, die in ihrer letzten Gestalt ja sammt und sonders wachsend an sein scheinen, ernstlich in Angriff genommen, so wird sich sehr wahrscheinlich herausstellen, dass gar manche von ihnen mit Benutzung älterer, vorwendischer, also doch wahrscheinlich eisenzeitlicher, Schuttschichten gehaubt sind und auch diese Lücke sich schliessen.

Der Schritt von der dritten zur vierten Karte ist der stärkste, den wir zu machen haben. Von der Steinzeit bis zur Eisenzeit besteht eine Continuität derjenigen Sitte, die für den Prähistoriker zur Zeit noch die wichtigste ist, der Grabanlagen, und wie wir daraus schliessen dürfen, auch der Bevölkerung.

An ihre Stelle tritt für annähernd 600 Jahre ein neues Volk, die Wenden, aus dessen Herrschaft das Land Mecklenburg hervorgegangen ist und dem sie dauernde Züge allein schon durch die Ortsnamen und die Lage seiner Städte eingepreßt haben. Die wendische Zeit bildet den Abschluss der Vorgeschichte und den Beginn der Geschichte. Auch unsere Karte unterscheidet sich demnach von den drei anderen wesentlich. Sie trägt nicht nur Völker-, sondern auch Ortsnamen. Als Grundsatz ist festgehalten, dass diejenigen Orte, welche in der Geschichte des Landes vor dem Jahre 1200 irgend eine Bedeutung haben, in der Gegend, wo ihre Lage zu vermuthen ist, angeführt sind, und zwar in der Namensform der Bericht-erstatler; die überhaupt nicht zu localisierenden sind weggelassen. Dahinter vermerkt ist die Jahreszahl, ihrer Erwähnung. Bei den Orten, die als eigene Ortschaften verschwunden sind oder die ihre Namen verändert haben, ist die älteste Namensform das-gesetzt, so bei Neukloster Kassin, Schwerin Zuarin, in der Nähe von Flessow Dohin, Neustadt Chlewa u. s. w. Mit Fragezeichen durfte das nicht gesperrt werden. Die Gleichsetzung des schönen Burgwallen von Menckendorf mit der Suedlingenburg in den Kriegen Karl des Grossen 808 ist doch nur eine, wenn auch wahrscheinliche, Vermuthung; ebenso die Lage der alten dänisch-wendischen Handelsstadt Beric an der Wismar'schen Bucht, sie kann ebenso gut bei Alt-Gaar gelegen haben, die Schlicht an der Raxa 955 ist nur hypothetisch an die Strecke zwischen Malchow und Plau verlegt. Den Kampf um Rethra will ich nicht erneuern, ich habe den Ort auf die Fischerinsel bei Wustrow zeichnen lassen und mich mit zwei Fragezeichen salvt. Alle diese alten Namen sind in liegender Schrift gegeben. Durch Punktlinien angegeben sind der limes Saxonica, die Grenzlinie Karls des Grossen aus der Zeit nach 810, welche bei Delbende (Lanenburg) beginnend Mecklenburg an seiner West-grenze berührt, und ebenso die in Urkunden mehrfach erwähnte via regia von Demmin über Dargun und Alt-Kalen nach Laage, welche in den letzten wendi-schen Kämpfen von Bedeutung gewesen sein muss. Die Grenzen zwischen den einzelnen Stämmen zu markiren, war nicht angängig, da genauere Angaben darüber begrifflicher Weise nicht bestehen und Rück-schlüsse aus den späteren Diöcesan- und Vogteigrenzen natürlich nur für die letzte Periode möglich sind, in der einige Stämme, wie die Smeldinger, schon ganz verschwunden waren. Unsere Karte macht also gar nicht den Anspruch, eine Auftheilung des Landes auf die einzelnen Stämme, wie sie zu einer bestimmten Zeit bestanden hat, darzustellen, sondern nur den, anzu-gewen, wo wir uns die Wohnsitze der Völker in der Zeit, wo sie überhaupt erwähnt werden, zu denken haben. Ich bin darin in allem Wesentlichen den sorgsam Untersuchungen Wiggers in den Mecklen-burgischen Annalen gefolgt; habe aber auf die An-setzung eines besonderen Stammes der Berezger ver-zichtet, da ich diesen Namen für eine dänische Namens-form der Obotriten halte und mich sodann in der Feststellung der Grenze zwischen Obotriten und Wilsen (Kessiner) an Professor Rudloff angeschlossen, dessen Nachweis (Jahrbuch 81), dass die älteste geschichtliche

Grenze zwischen den Herrschaften Mecklenburg und Werle nicht etwa durch die Warnow gebildet wird, sondern vom Fulgenbach südlich nach Warin zu geht, mit grösster Wahrscheinlichkeit auch für die Grenze zwischen dem obotritischen Reich und den wilsenischen Stämmen gilt. Die im heutigen Mecklenburg anässigen Stämme sind nun (die Nachbarstämme der Wagner, Ukraner, Rujaner sind mit abgezogen, da sie in der wendischen Zeit mit den mecklenburgischen Wenden eng zusammengehören): Polaben, im Allgemeinen wend-lich von Stepenitz nach Sude, Smeldinger zwischen Sude und Elda, Obotriten, Warnower in der Richtung vom Schweriner zum Planer See zwischen Elda und Mildenitz, Linonen südlich von der Elda bis weit in die Prignitz, Mfritzer südlich vom Planer See und der Müritz. Sodann die wilsenischen Stämme: Kessiner, von der oben besprochenen nordöstlichen Grenzlinie bis zur Recknitz, Circepaner zwischen Reck-nitz und Peene, Tollenser zwischen Peene, Müritz und Tollense, Redarier im heutigen Mecklenburg-Strelitz. Ueber die Formen, in denen sich das ge-schichtliche Leben dieser Völker bewegt hat, wissen wir wenig, wir wissen aber doch so viel, dass sie in einzelne Gaus (civitates) zerfielen, und wir dürfen an-nehmen, dass diese Gaus ihre Ganbornen hatten, das sind unsere allbekannten Burgwälle, neben Häusern und Kegelgräbern die imponierendsten Denkmäler, welche die Vorgeschichte überhaupt hinterlassen hat. Um-wallungen der verschiedensten Art sind nun in Lände in grösster Menge erhalten. Hier richtige Auswahl zu treffen, bot sehr grosse Schwierigkeiten. Denn unsere Burgwallforschung liegt noch in den Anfängen. Um mit Sicherheit sagen zu können: diese Umwallung ist wendisch, genügt das Aeusserste nicht, sondern wir sind auf wendische Alterthümer angewiesen. Wendische Scherben sind mit Leichtigkeit zu erkennen, und wo solche sich finden, haben eben Wenden sich aufgehalten. Aber ob die Burg von Wenden gebaut oder nur von ihnen benutzt ist, also eigentlich schon einer früheren Periode zuzurechnen ist, geht aus Scherben-funden nicht hervor, und umgekehrt ist bei zahlreichem mittelalterlichen Burgen und festen Herrensitzen der wendische Ursprung nach Lage und Geschichte des Ortes wahrscheinlich, aber in Folge der starken Ver-änderungen, welche die dauernde Bewohnung des Ortes mit sich brachte, nicht ohne Weiteres nachweisbar. Das letztere gilt besonders für die Sitze der alten Vogteien, jetzt zum grossen Theile die Amtsbücher, z. B. in Gadebusch, Wittenburg, Grabow, Löb, Gold-berg; ausserdem für einige alte Herrensitze auf Gütern, z. B. Baschow, Roggow, Prestin. Aus den durch Ge-schichte und Fande als unzweifelhaft wendisch fest-gestellten Burgen, z. B. Schwerin, Dohin, Hov, Meckler-burg, Werle, Laachendorf (das alte Malchow), Bokow, Teterow, Malchin u. s. w. ergibt sich, dass die Wenden ihre Befestigungsanlagen mit Vorliebe durch Wasser schützten und sie demnach in oder an Seen oder doch in leicht zu überschwemmendes Gelände legten. Wo diese Kriterien eintreffen, habe ich mich für berechtigt gehalten, Burganlagen auch ohne entscheidende Fande als wendisch anzusprechen, so Köhlenstein und Gross-vogtshagen (bei Grevesmühlen), Testorf (bei Witten-burg), Schmarl (bei Rostock). (Schluss folgt.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schriftmeister Herrn Dr. Ferd. Dirker, München, Alte Akademie, Neuhausstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 26. März 1901.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Oberassistent der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 5.

Erscheint jeden Monat.

Mai 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren, s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Prähistorische Varia. VIII. Germanengräber der römischen Kaiserzeit aus den rechtsrheinischen Gebieten Süd- und Westdeutschlands. Von Dr. P. Reinecke. — II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Halle a. S. 1900: Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg. Von Dr. Robert Beltz. (Schluss.) — Ladäische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols. Von Dr. Fritz Pichler in Graz.

Prähistorische Varia.

Von Dr. P. Reinecke.

VIII. Germanengräber der römischen Kaiserzeit aus den rechtsrheinischen Gebieten Süd- und Westdeutschlands.

In Mitteleuropa gliedern sich die Gräber der römischen Kaiserzeit räumlich in zwei grosse, scharf von einander getrennte Gruppen, deren eine ausschliesslich dem provincialrömischen Gebiete angehört, während die andere die nie von den Römern dauernd besetzten Theile Germaniens umfasst. Ein breiter, an Funden der römischen Kaiserzeit äusserst unergiebiges Gürtel trennt die römischen Provinzen Ober- und Niedergermanien, Raetien, Noricum und Pannonien bisher von den Strichen des freien Germaniens, aus welchen in reicher Fülle Grabfunde der verschiedenen Abschnitte der Kaiserzeit vorliegen. Die Nordostgrenze dieser Fundarmen Zone läuft etwa vom Teutoburger Wald über den Thüringer- und Frankowald quer durch Böhmen bis in die Gegend von Carnuntum, woselbst erst die beiden Gruppen sich berühren. Dass an dieser scheinbaren Lücke in dem Fundgebiet nur ein Zufall die Schuld trägt, wird wohl Niemand bezweifeln, da bei dem uns im Angenblicke zu Gebote stehenden, immerhin noch unzulänglichen Material nicht selten in grösseren oder kleineren Bezirken die Vertheilung der Alterthümer einzelner Perioden ähnliche Lücken aufzuweisen hat. In der That fehlen nun ans jenem nordöstlich von den Grenzen des Römerreiches in Deutschland sich er-

streckenden Gebiete Grab- und auch Ansiedelungs-funde der römischen Kaiserzeit nicht gänzlich. Obwohl noch erst neue glückliche Entdeckungen, wie solche uns gerade zu diesem Thema schon die letzten Jahre, allerdings in geringer Zahl, gebracht haben, eine in jedem Detail deutliche Verbindung der römischen Gräber am Rhein und an der oberen Donau mit denen Norddeutschlands und Nordböhmens herstellen müssen, kann von einem völligen Mangel an Funden, einem vollständigen Versagen des Materiales, nicht mehr die Rede sein. Die folgenden Mittheilungen sollen den Nachweis hierfür liefern und werden ihn, wie ich denke, voll und ganz erbringen.

An der Lippe, in der Gegend nördlich von Dortmund, fand der Leiter des Dortmunder Museums vor einiger Zeit Brandgräber in flachen Hügeln, welche Aschenurnen einheimischen Fabrikates (von „prähistorischem“ Charakter), Fibeln der Kaiserzeit, wie solche z. B. in hannoverschen Urnenfeldern die gewöhnlichsten Beigaben bilden, und einzelne specifisch römische, resp. provincial-römische Waaren enthielten. Handelt es sich bei der auf dem Annaherg bei Haltern an der Lippe vor Kurzem aufgedeckten Fundstelle — mag man sie nun mit dem Namen Aliso in Verbindung bringen oder nicht — um eine rein römische Anlage, so haben wir bei diesen vom Rhein noch weiter ostwärts gelegenen Grabplätzen ebenso zweifelhaft rein germanische Bestattungen vor uns, deren Ver-

bindung mit dem germanischen Hinterlande östlich des Teutoburger Waldes, mit Hannover u. s. w., trotz der im Augenblicke noch recht geringfügigen Ausbeute dentlicher ist als eine Anlehnung an die gleichalterigen Grabfunde der provincialrömischen Bevölkerung am Rhein selbst. Hoffentlich wird uns recht bald die in Aussicht gestellte Veröffentlichung des im Dortmunder Museum aufbewahrten, für unsere Wissenschaft so überaus wertvollen Materials vor- und frühgeschichtlicher Zeiten auch eingehende Mittheilungen über diese germanischen Gräber der Römerzeit bringen.

Den Funden von der Lippe dürften sich wohl die Brandgräber vom Gatheweg in Lierenfeld bei Düsseldorf, über welche Koenen berichtete,¹⁾ anschließen. Mir sind diese Grabfunde nicht aus eigener Anschauung bekannt, so dass ich nicht in der Lage bin, ihren Inhalt kurz zu charakterisieren. Nach der kurzen Beschreibung, welche Koenen gibt, scheint es sich thatsächlich um Gräber, wie wir sie hier oben besprechen, zu handeln.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt Giessen konnte im vorigen Jahre Professor Gandermann in Giessen ein germanisches Urnenfeld der Kaiserzeit nachweisen. Die Ausbeute, welche dieses Feld lieferte, bestand in einer größeren Anzahl von meist zerbrochenen Thongefäßen, weiter in einzelnen Gegenständen aus Bronze u. s. w. Obgleich die Fundstelle nur kaum eine Meile vom Nordende des die Wetterau umschließenden Limesantheiles entfernt ist, unterscheiden sich die Grabgefäße, so weit sie importirte Stücke, wie Terrasigillata-Schalen u. s. w. in Betracht kommen, auffallend von den gleichalterigen Geschirren der Rheinlande. Die einheimischen thönernen Ossuarien dieses Urnenfeldes haben, obgleich bei ihnen römische Beeinflussung recht deutlich ersichtlich ist, nichts gemein mit der provincialrömischen Keramik vom Rhein oder etwa von der oberen Donau, wohl aber stimmen sie ganz überein mit den unabhängigen Germanen weiter ostwärts, vornehmlich im Saalegebiete. gefundenen Grabgefäßen dieser Stufe.

Als das Alter dieses Urnenfeldes haben wir, so weit die Ergebnisse einheimischer Töpfer es darthun, die zweite Hälfte der Kaiserzeit anzusetzen, das Vergleichsmaterial aus Nordthüringen und der Provinz Sachsen lässt darüber keine Zweifel mehr zu. Jedoch fehlen unter den kleinen Grabbeigaben, welche leider nicht mehr bestimmten Gräbern zuzuweisen sind, da das Urnenfeld bereits in verwültem Zustande angetroffen wurde, auch nicht

ältere Stücke, so dass also hier noch ein älterer Ahschnitt vertreten zu sein scheint, als die Gefäße andeuten. Ob dieses Giessener Grabfeld zeitlich da schon beginnt, wo etwa die Brandgräber von Nauheim bei Friedberg (Oberhessen) und die unlängst an einer anderen Stelle bei Giessen gefundenen gleichalterigen Urnengräber aufhören, muss jedoch erst durch weitere Untersuchungen des Urnenfriedhofes nachgewiesen werden.

Diese Giessener Ausgrabungen brachten uns auch erst das richtige Verständnis für eine schon seit Jahrzehnten bekannte Gräbergruppe aus dem Lahngebiet, welche man bei Nauheim (Kr. Biedenkopf, Hessen-Nassau) unweit Wetzlar auffand.²⁾ Ausser einzelnen Stücken vorrömischer Zeiten sind nachrömischen Leichenbestattungen wurden hier zwei Brandgräber der Kaiserzeit freigelegt, welche nun ganz wieder den Charakter der Giessener Funde haben. Die Gefäße einheimischen Fabrikates gleichen denen aus Giessen. Dass eines von ihnen etwas reicher decorirt ist, wird uns nicht befremden, so wenig wie der Umstand, dass hier eingeführte römische Waaren scheinbar reichlicher auftreten. Unter letzteren haben wir besonders zu nennen den Bronzeimer mit Löwenfüßen, das Gegenstück des im Museum zu Lüneburg befindlichen aus Stolzenau (Hannover), und ein kreisrundes flaches Bronzebecken mit drei Henkeln, wie solche z. B. aus Sackrau in Schlesien vorliegen. Diese Bronzessen, wie auch die Terrasigillata-Gefäße von dieser Stelle und was sonst noch unter den Beigaben chronologisch zu verwerthen ist, lehren uns wieder, dass hier einmal die erste Kaiserzeit und dann auch die Schlussphase der Kaiserzeit ganz aus dem Spiele zu bleiben hat.

Wir haben noch den als einheimische, germanische Fabrikate anzusprechenden Grabgefäßen dieser beiden Fundstätten an der Lahn einige Worte zu widmen. Formen, wie sie z. B. die jüngerrömischen Urnenfelder der Mark und Altmark mit ihren „Napf-“ oder „Terrincurnen“ aufzuweisen haben, fehlen ganz, hingegen erscheinen hier weit aufladende Schalen mit senkrecht stehendem Hals und Fnsring oder wohl ausgebildetem Fuss, verziert mit Gruppen kreisrunder Eindrücke oder vorspringender Buckel, mit cannelirten Feldern, eingeritzten Wellenlinien u. s. w., kurz und gut Vasen einer Gattung, wie man sie (wie schon angedeutet) häufig wieder im Saalegebiete und auch schon an Nordrande des Harzes antrifft. Eine innige Verwandtschaft der Formen ist unverkennbar, beide

¹⁾ Westsächsische Zeitschrift X, 1891, Corresp.-Bl., Sp. 70-71.

²⁾ Die Funde kamen in das Darmstädter Museum. — Die Arch. Sammlungen des Großh. Hessischen Museums, 1897, S. 59-60. Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, III, IX, 2, 4 (Abb. 2).

Fundgebiete bilden sowohl im Gegensatz zu den jüngerrömischen Gruppen der norddeutschen Tiefebene wie auch zu den gleichalterigen Funden in den römischen Provinzen eine einzige grosse Gruppe. Es ist unnötig, hier sämtliche Parallelen des Saalegebietes anzuführen, als einschlägiges Vergleichsmaterial seien hier nur die Funde von Voigtstedt (Kr. Sangerhausen), vom Hussenberg bei Hohenthurm (Saalkreis), vom Gruhenfeld bei Oherköhningen (Mansfelder Seekreis), aus der Lehngrube bei Querfurt (Kr. Querfurt), sämtlich im Museum zu Halle, weiter die Grabfunde von Greussen (Schwarzburg-Sonderhausen, zwischen Erfurt und Nordhausen) im Museum zu Jena genannt, andere thüringisch-sächsische Museen, wie auch die Prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin bieten weitere wichtige Parallelen für die Gräber an der Lahn.

In manchen Gefässen dieser Gruppe offenbaren sich deutlich fremde, römische Vorbilder oder wenigstens fremde Anregungen. Eine Urne aus Giessen zeigt am Bauche schräge Canneluren, es wurde offenbar hier eine flache „gewellte“ Bronzerne römischen Fabrikates in Thon wiederholt. Andere Stücke lehnen sich in der Form vollständig an die bekannten weiten Terrasigillata-Schüsseln gerade jener jüngeren Gattung an, welche so verhältnismässig reichlich auch in Norddeutschland gefunden worden. Manche römische Glas- und Metallschalen zeigen übrigens dieselbe Form, also auch solche könnten das Vorbild der betreffenden germanischen Urne gewesen sein, was jedoch gegenüber einem Massentartikel, wie ihn die Terrasigillata-Schüsseln vorstellen, weniger wahrscheinlich ist. Gegenüber dem Umstande, dass eine fremde Form diesen germanischen Urnen zu Grunde liegt, spielt jedoch die Frage nach dem Material des Vorbildes gar keine wesentliche Rolle. Bei anderen Urnen aus Giessen und Naunheim glaubt man zunächst wieder sehr viel ältere, vorrömische Vasen vor sich zu haben, so bei den Näpfen mit eingebogenem Rand oder bei den Fussgefässen, welche gewisse Verwandtschaft mit den keramischen Erzeugnissen verschiedener Stufen der La Tènezeit besitzen und deren richtige chronologische Beurteilung vielleicht, wenn es sich um einzeln gefundene Stücke handeln würde, viele Schwierigkeiten und Verlegenheiten verursachen könnte. Trotz der starken römischen Beeinflussung der germanischen Cultur ist selbst hier an der Lahn, kaum eine Meile von dem noch von den Römern gehaltenen oder eben erst geräumten Gebiete entfernt, vorrömische Tradition in der einheimischen Keramik nicht abzuleugnen, das Nachleben alter Formen spielt selbst hier, von den weiter von den römischen Grenzen entfernten Theilen Mittel-

europas und gar Nordeuropas nicht erst zu reden, eine wichtige Rolle und verräth so deutlich, dass der trotz der stark vorgeschobenen Grenzen des Römerreiches übermächtig erscheinende römische Einfluss auf das freie Germanien zur Kaiserzeit im Grunde kaum andere Bedeutung hatte, als die seit uralten Zeiten nachzuweisende Beeinflussung des prähistorischen Mitteleuropas durch die Mittelmeerlande.

Gehen wir von der Lahn nunmehr weiter nach Südosten, so haben wir nur noch aus einem kleinen Bezirk am Main oberhalb Würzburg Barbarengräber zu nennen, welche sich vielleicht den hier besprochenen Grabfunden anfügen lassen. Wir wissen zwar, dass in römischer Zeit am Main ausserhalb des Limes keltische Teutonen sass, die Gegend südöstlich von Würzburg war ursprünglich sicherlich auch Teutonengebiet, jedoch ist uns über die Ausdehnung der Teutonensitze nach Osten hin und die allmähliche Verdrängung und Vernichtung der Teutonen durch germanische Völker nichts bekannt. Deshalb müssen wir es vorläufig noch unentschieden lassen, ob die betreffenden Gräber am Main Kelten oder Germanen angehören.

Der eine dieser Funde wurde bei Eihelsee (südwestlich von Oebserfont) gemacht.³⁾ Er besteht in einem schlanken, nahezu cylindrischen „gewellten“ Bronzeimer, welcher verbrannte menschliche Knochen, den Leichenbrand, und Resto von Beigaben enthielt. Wenn wir auch davon noch absehen müssen, das Alter dieses Grabes genau zu fixiren, so können wir jedoch auch hier wiederholen, dass sowohl die frühe Kaiserzeit als auch der Abschluss derselben als angeschlossen zu gelten hat. Im nümlichen Bezirksamt, jedoch auf dem rechten Mainufer, fand vor Kurzem Prof. Schmitt (Würzburg) in der Waldabtheilung „Altanne“ südöstlich von Sommerhausen am Main in einem Tumulus der Hallstattzeit schwarze römische Scherben (darunter ein Stück mit einem Töpferstempel), welche zweifellos einem aus uns unbekanntem Umständen nachträglich zerstörten Grabe der Kaiserzeit angehören.⁴⁾ Mit den Hanfthostattungen des Hügels (VII.—VI. Jahrhundert v. Chr.) haben die römischen Scherben nichts zu thun, vielleicht sind sie aber mit dem im Tumulus constatirten „Brandplatz“ und „gehranteten Knochen“, falls diese sich als menschliche Knochen erweisen sollten, in Verbindung zu bringen. Wie dem nun auch sein mag, die nachträgliche Benutzung älterer Grabhügel für Gräber mit oder ohne Leichenbrand

³⁾ Aufbewahrt in der Prähist. Staatssammlung in München.

⁴⁾ Archiv des Hist. Ver. für Unterfranken, XLII, 1900, S. 267, 269.

ist in den Barbarengelieten Mitteleuropas für die Kaiserzeit wie für vor- und nachrömische Zeiten nichts Ungewöhnliches, darum kann das Vorkommen eines Grabes mit älterrömischem Thongeschirr in einem prähistorischen Tumulus am Main nicht befremden.⁵⁾

Die bisher besprochenen Gräbfunde leiten uns über zu einer zweiten Gattung von Germanengräbern der Kaiserzeit aus Süd- und Westdeutschland, nämlich solchen, welche dem einst von Römern besetzten, mit dem Aufgehen des rätischen und obergermanischen Limes aber geräumten Gebiete auf dem rechten Rheinfluss angehören. Hatten wir es bisher mit Brandgräbern zu thun, so handelt es sich bei dieser zweiten Gattung ausschliesslich um handlose Leichenbestattungen. Auch bei ihnen offenbart sich der germanische Charakter vornehmlich wieder in der Keramik, in den unrömischen Vasen einheimischen Fabrikates, welche mit den etwa gleichalterigen Thongefässen vom linken Rheinufer nichts zu thun haben. Wir begnügen uns auch hier mit einer Aufzählung und Beschreibung der betreffenden Gräbfunde und sehen von weiteren Erörterungen zunächst noch ab. Deshalb wollen wir auch hier nicht eine bestimmte Bezeichnung für diese Gruppe vorschlagen und stellen es dem Belieben anheim, sie als frühalemannisch (der späteren Kaiserzeit) oder als spätromisch-germanisch zu kennzeichnen.⁶⁾

Ein prächtiger Fund dieser Gruppe kam als Nachbestattung in einem hallstattzeitlichen Tumulus der Hängelgräbernekropole von Salem unweit Ueberlingen am Bodensee zu Tage.⁷⁾ Bei dem Skelet lagen ein gedrehter Bronzezerring, eine eiserne Bronzeschnalle, eine spätromische Bronzefibel, in der Form an die im fernem Nordosten gefundenen erinnernd, in technischen Details sich jedoch wieder als römische Arbeit erweisend, eine grosse Halskette aus grösseren und kleineren Bernstein- und Emailperlen, wie man sie in merovingischen Gräbern vergleichlich sehen würde, während analoge Stücke aus Barbarengräbern der Kaiserzeit reich-

lich sich nachweisen lassen, schliesslich Gefässe, und zwar mehrere rebe Nöpfe, die man vielfach mit den norddeutschen „Terrinenurnen“ vergleichen könnte, dann auch ein feineres Schälchen aus schwarzem Thon, wie ähnliche in anderen Funden dieser Gruppe vorkommen.

Die Umgebung von Heidelberg, in welcher zur Zeit der Römerherrschaft nach inschriftlichen Zeugnis Suchen sass, wohl Reste von Ariovists Suchen, ergab von mehreren Punkten derartige Germanengräber. Aus Neuenheim besitzt die Grossk. Altertümersammlung in Karlsruhe vier schwarze Thongefässe verschiedener Grösse, welche weder rein römisch sind, noch mit der Keramik der merovingischen Gräber übereinstimmen, sondern Gegenstücke der Gefässe aus dem Funde von Salza bilden. Eine dieser Neuenheimer Vasen ist ein Fnesschälchen, die übrigen sind Nöpfe mit Bauchkante und senkrecht gestelltem Halse. Leider wissen wir nichts über die etwa mit diesen Töpfen zusammen gefundenen Beigaben aus Metall u. s. v. Einen zweiten Grabfund aus spätromischer Zeit machte man im vorigen Jahre in der Speyerstrasse in Heidelberg. Man entdeckte hier Reste von Skeleten, Glas- und Thongefässen, sowie Perlen aus Glas und Bernstein. Ein Gefäss liess sich ergänzen, es ist ein grauer Henkelkrug mit einem ein wenig ausgezogenen Ausguss, welcher wohl als ein spätes provincialrömisches Fabrikat anzusprechen ist. Die Perlen dieser Grabstätte sind gleichfalls nicht typisch merovingisch, sondern stimmen eher mit solchen der Kaiserzeit überein.⁸⁾

Gleichfalls der Rheinebene gehört ein spätromisch-germanischer Grabfund des Museums zu Darmstadt an.⁹⁾ Bei Grossegrau fand man ein oder mehrere Skeletgräber, deren Beigaben wieder ganz deutlich ihre Zeitstellung verrathen. Von den Gefässen aus Thon haben wir als römische Waare eine späte Terrasigillata-Schale und einen spätromischen Henkelkrug zu nennen, beides Stücke.

⁵⁾ Dieser Fund ist erwähnt in der „Heidelberger Zeitung“ 1900, Nr. 47 (27. Februar); er wird darauf in die merovingische Zeit gesetzt. Bei Kirchheim (südlich von Heidelberg) sollen nämlich auf einem grösseren Reihengräberfelde ausser Gräbern der Merovingenzeit auch „frühalemannische“ Beisetzungen gefunden worden sein; etwas Bestimmtes kann ich über diese noch keine Funde jedoch nicht berichten. — Der Merovingenzeit und zwar ihrem jüngeren Abschnitte, geborene als frühalemannisch angesprochenen Reihengräber von Handshühheim („Badische Landeszeitung“ 1899, Nr. 104, 30. April) an, mit den hier besprochenen Funden Germanengräbern haben die Handshühheimer Funde nicht das Geringste zu thun, sie sind durch mehrere Jahrhunderte von diesen getrennt.

⁶⁾ Erwähnt hat diesen Fund bereite G. Wolf in der Westdeutschen Zeitschrift XVIII, 1899, S. 221.

⁵⁾ Als Ansiedelung, resp. Befestigung, diente im obers Maingebiet in der frühesten römischen Kaiserzeit den Germanen auch wohl noch das vorgermanische Schanzwerk des Kleinen Gleichberges bei Hildburghausen. Einzelne Fundstücke vom Kleinen Gleichberg sind nämlich erst in die frühe Kaiserzeit zu setzen, sie gehören Typen an, wie sie z. B. in der römischen Fundstelle am „Ummer Ort“ in Mainz vertreten sind.

⁶⁾ Diesen Gräbern folgt zeitlich zunächst der durch die Funde nach Art des Childerichgrabes charakterisierete Abschnitt der Völkerwanderungszeit, an diese Stufe schliesst sich dann erst die breite Menge der „fränkisch-alemannischen“ Reihengräber an.

⁷⁾ Veröffentlichungen der Grossh. bad. Sammlungen für Alterthum- und Völkerkunde, II, 1899, S. 70—71.

wie sie am linken Rheiufer gewöhnliche Erscheinungen sind, hiegegen ist ein Schälchen mit Bauehkante und senkrecht gestelltem Halse wieder einheimisches Fabrikat. Gemeinsam mit jüngerrömischen Germanengräbern aus Skandinavien und Norddeutschland ist diesem Grossgerauer Funde ein hoher kegelförmiger Glasbecher (weiss mit blauen Streifen) und ein Bronzeblechbecken mit Bauehkante. Endlich haben wir von der Grabausstattung noch einen Eisenspiess, allerdings von wenig charakteristischer Form, namhaft zu machen.

Ein Skeletgrab von Weingumstadt (B.-A. Oberburg a. Main, an der hessisch-unterfränkischen Grenze) ergab einen entsprechenden hohen Glasbecher, diesmal aus grünlichem Glas, und ein rohes napfförmiges Thongefäss, ähnlich den in Salem gehobenen.¹⁰⁾ Auch hier wieder ist an die jüngere Kaiserzeit, nicht an die merovingische Periode zu denken.

Nicht so deutlich offenbart sich als germanisch ein Skeletgrab, welches vor etwa anderthalb Jahren zwischen dem römischen Kastell und dem Badegebäude bei Stockstadt am Main (Unterfranken) unter einer Steinbedeckung aufgefunden wurde. Bei dem Skelete lag an der linken Seite ein Eisenschwert (72 cm lang), in der Gegend des rechten Wadenbeines eine Eisenaxt, in der Gürtelgegend ein Zängchen und ein Anhänger aus Metall, letzterer wieder von einer aus Norddeutschland und Skandinavien belegten Form. Zu Häupten fand man einen grossen Becher der bekannten spätromischen Vasengattung mit schwarzem Firnisüberzug und weisser Aufmalung, weiter eine grosse flache gelbbraune Schüssel, welche gegenüber den einheimischen Geschirren der anderen Grabfunde dieser Gruppe als römisches Fabrikat anzusprechen ist, wie auch in Form und Technik entsprechende Gegenstücke vom linken Rheinufer beweisen. Obsehn Beigaben, welche auf unzweifelhaft germanisches, nicht römisches Handwerk zurückzuführen wären, in dem Grabe von Stockstadt fehlen — selbst Axt und Schwert, die am linken Rheinufer wiederkehren, haben wir zunächst als römisches Fabrikat aufzufassen —, mache es die Fundumstände, die Grabausstattung und das Alter der Beigaben sicher, dass hier das Grab eines Germanen, nicht etwa das eines nach dem Einbruch der Germanen am Main noch ansässig gebliebenen Provinzialen vorliegt.

¹⁰⁾ Der Fund wird jetzt in der Prähist. Staatssammlung zu München aufbewahrt. — Glasbecher und Bronzeimer wie in den beiden Funden von Grossgerauer und Weingumstadt liegen jedoch auch aus Reihengräberfunden vor, vielleicht handelt es sich dabei aber lediglich um Ältere, inmitten der fränkisch-alemannischen Nekropolen angetroffene Gräber.

Auch bei Wiesbaden dürfte man spätromische Germanengräber freigelegt haben, das Museum zu Wiesbaden besitzt einige Gefässe, welche zu der in Salem, Neuenheim u. s. w. vertretenen Vasengattung zu rechnen wären, ferner auch einige spätromische Metallarbeiten, welche aus Skeletgräbern zu stammen scheinen. Aus Mangel an genauem Fundberichten ist über dieses Material im Augenblick keine Gewissheit zu erhalten.

Vergleicht man die hier aufgezählten germanischen Skeletgräberfunde mit den ihnen zeitlich entsprechenden provincialrömischen Grabfunden,¹¹⁾ so wird man aus der Zusammensetzung der Grabausstattungen ersehen, wie sehr sich die Gräber der Germanen der rechten Rheiseite von denen der provincialrömischen Bevölkerung am linken Rheinufer unterscheiden. Rechts vom Rhein trifft man trotz des deutlichen römischen Einflusses Zusammenhänge mit den entlegenen Germanengebieten Norddeutschlands an, während auf der linken Rheiseite durchschnittlich dem ganz anders geartete Erscheinungen gegenüberstehen. Auch von diesen germanischen Skeletgräbern gilt in gewissem Umfange das, was wir oben im Anschlusse an die Brandgräber zu sagen hatten. Neue Funde, welche jetzt wohl in grösserer Anzahl auftreten dürften, nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf diese Gräber gelenkt ist, werden uns hoffentlich noch ein reiches Material für die hier angeregten Fragen zuführen und uns in culturgehichtlicher wie ethnographischer oder chronologischer Hinsicht schärfer sehen lassen, als es heute möglich ist.

II. Nachtrag zum Bericht über die XXXI. Versammlung in Heils a. S. Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg.

Von Dr. Robert Beltz, Abtheilungsverstand am Grossherzoglichen Museum in Schwerin.

(Schluss.)


Neben diesen Niederungsgebirgen gibt es aber Höhenburgen, zum Theil in den Formen der wendischen Burgwälle, also rundliche Umwallungen mit kesselförmigem Innerraum, zum Theil einfache Erhöhungen des gegebenen Geländes an seinen Rändern, z. B. die zweite Burg bei Ilew; die letztere Form ist oft eine so einfache, dass sie allein an zeitlichen Bestimmungen nicht ermächtigt. Da aber in einigen Höhenburgen, z. B. dem grossen Walle von Liepen, wendische Scherben gefunden sind, musste ich sie doch hier aufführen, und so hat denn auch z. B. die Siebe Burg bei Schlammin

¹¹⁾ Mainz bietet für einen solchen Vergleich die beste Gelegenheit, das Römisch-Germanische Centralmuseum besitzt die hier aufgezählten germanischen Grabfunde fast vollständig in Nachbildungen, die Sammlung des Alterthumsvereines hingegen birgt in grosser Menge spätromisches Grabmaterial vom linken Rheinufer.

auf unserer Karte ihre Stelle erhalten, natürlich mit einem Fragezeichen. Eine Burg hat Aufnahme gefunden, die weder weidlich ist, noch auf mecklenburgischem Boden liegt. Das ist die auf dem Hübbeck bei Gartow an der Elbe, das Hohbock Karl des Grossen vom Jahre 808, der älteste, geschichtliche sicher bestimmbar Burgwall in den Wendländern überhaupt, der sehr wahrscheinlich vorbildlich für die Burganlage der Obotriten, welche bekanntlich Karl Verbündete waren, wirkte und so wohl als das Vorbild vieler unserer mecklenburgischen Burgwälle anzusehen ist.

Auf die angegebene Weise haben sich im Ganzen 143 Burgwälle ergeben oder vielmehr Orte mit Burgwällen, denn wo an einem Orte mehrere sind, a. B. bei Rostock, Penzin, Bützow, Goldberg je drei, Waren, Krakow je zwei, sind sie nur einmal gezählt. Die Vertheilung derselben auf die einzelnen Stämme ist nun eine sehr ungleiche. Die wilsischen Länder, in denen sich das Wendentham näher behauptet hat, wie in den obotritischen, wo früher und länger dauernde friedliche Zustände eingetreten sind, haben auch eine ungleich grössere Menge wendischer Reste, besonders Burgwälle, wie die obotritischen. Im Polablenlande ist überhaupt kein bedeutender Burgwall erhalten, bei den Smeldingern liegt der schöne und grosse Wall von Menckendorf, vielleicht die Smeldinoburg von 808; im Obotritenlande sehen wir eine regelrechte Verteidigungslinie, über deren Bedeutung wir ja in den Berichten über die letzten Kämpfe Niklots 1160 unterrichtet werden. Die Hauptburg Schwerin, welche schon 1018 als Landeshauptburg erscheint, ist ansehnlich gut geschützt; im Rücken den See, hat sie vor sich grosse Burgwälle bei Lankow, Wittenförden und Gross-Rogahn und hinter sich die kleine Schanze bei Müss, den Friedrich-Wilhelmsplatz, früheren Reppin. Am Nordende des Sees liegt die Burg Dobin mit zwei Burgwällen bei Fleesenow. Dann kommt „Willigrad“ (Mecklenburg) und How. Unsere Geschichtschreiber sprechen nur von diesen Burgen, Schwerin, Dobin, Mecklenburg, How. Die Linie ging aber sehr wahrscheinlich weiter bis an die See, von How nördlich kommt Neubukow, wahrscheinlich Roggow und zum Schluß der grossartige Wall von Alt-Umnar, noch auf der Karte Tilemann Stellas Burgwall, heute Schmiedeburg genannt, mit Steilabfall zum Meere und daher Sturzenthron ausgesetzt, die seine Form sehr verändert haben; der einzige mecklenburgische Burgwall an der Küste und so unser Gegenstück zu dem Rügen'schen Arcona. Reich besetzt mit Burgwällen ist auch das Land der Warnower; ob wir die in einer Richtung liegenden von Wendorf, Weherin, Crivitz, Friederichruhe als eine strategische Linie aufzufassen dürfen, bleibe dahingestellt; ebenso wie ein Zusammenhang zwischen den ausgedehnten Wällen im Linonenlande, Brenz, Muchow, Wolfshl, Marwitz n. e. w. nicht weiter erkenntlich ist. Anders liegt es im Kessinernlande. Von Sternberg bis Rostock liegen eine grosse Zahl Wälle die Warnow entlang, die sich hier an einzelnen Stellen eng zusammenhängen und sichtlich ein starkes Grenzschutzsystem darstellen. In der Sternberger Gegend muss ja die wichtigste Grenze im Lande, die zwischen Obotriten und Wilsen (Kessinern oder vielleicht auch Circipanern) gegangen sein; die Sagedorfer Brücke hat wohl schon damals den bequemsten Weg von dem einen Landestheil in den anderen geboten. Dem entsprechend sind von Sternberg abwärts eine grosse Zahl Wälle; Sternberg selbst, Gross-Raden (das Fehlen dieses sehr schönen Wallen auf der Karte beruht auf einem Versehen in

der Druckerei, es ist der einzige ärgerliche Druckfehler, der vorgekommen ist), Mildener Burg, Eckhof, als rechts der Warnow; ob der Höhewall von Gross-Görnaw auf der linken Seite weidlich ist, ist zweifelhaft. Weiter kommt Bützow mit drei grossen Wällen, Werle, schon 1129 erwähnt, 1160 der Schenckplatz des Schlussactes der wendischen Geschichte, mit einer sehr ausgedehnten Burganlage, Roes bei Rostock immer auf dem rechten Ufer; die Hauptburg des ganzen grossen Stammes, Kessin, bei und in Rostock drei Wälle, Dierkow, Tentenwinkel, auf der anderen Seite die Handburg bei Schmarl. Hier bei Rostock liegt das reichste und best erforschte Stück wendischer Landesalterthümer; unsere Karte kann davon nur ein unvollständiges Bild geben, da müssen Spezialkarten aushelfen. Im Circipanerlande ist die Westfront stark bewehrt; bei Gilstrow und bei Krakow liegen je drei Wälle, aber auch nach Pommern bin in der Richtung der via regia häufen sich die Burgwälle; zwei Wälle an der Peene bei Wolkow, die grossartig angelegte Befestigung bei Dargun, dann Alt-Kalen, die interessante „Moltkeburg“ an der Grenze von Walkedorf und Neu-Niecköhr und ein Abzweigen der von Laage. Noch dichter liegen die Wälle in dem Gebirge zwischen Tollenseer- und Redarierlande. Welchem der hieren Stämme sie angehören oder ob sie zu trennen sind, muss noch zweifelhaft bleiben. Die Mehrzahl liegt an der Ostseite der Seeakette, die sich bis in nördlicher Richtung hinzieht und würde demnach den Bedarier zuzuschreiben sein. Walde, Kastorf, Mölla, Gresin, Lapitz, Penzin, Werder, Prillwitz reihen sich hier in rascher Folge aneinander. Hier wohnte der streitbarste aller Wendestämme, die Redarier, der ein kostbarer Gut zu verteidigen hatte, auch gegen seine Nachbarn, das war das Heiligthum von Rethra. Nachgewiesen ist die Stelle von Rethra nicht, aber von allen vorgeschlagenen hat die Fischerinsel in der Tollense immer noch die grösste Wahrscheinlichkeit und ist daher auch von mir mit dem Namen versehen worden. So gehen unsere Burgwälle ein Abbild der alten Landesgeschichte.

Sie sind bei Weitem die bedeutendsten Denkmäler der Wendenzeit; neben ihnen treten die anderen zurück. Doch ist die Zahl der wendischen Alterthümer so gering nicht, wie es nach vor Kurzem schien, und sie sind nicht stetig. Aber sie sind wenig in die Augen fallend und ermöglichen bisher eine zeitliche Trennung nur im Groben. Dabin gehören zunächst die Wobegruben , die auf den Burgwällen und sonst in grosser Zahl auftauchen und eine Vorstellung von dem häuslichen Leben der Wenden ermöglichen. Die Zahl der dahin gehenden Beobachtungen ist so gross, besonders wieder in der Rostocker Gegend, als dass ich sie alle hätte aufnehmen können. Ich habe mich daher auf solche Stellen beschränkt, wo Wohngruben mit den Abfällen der Besiedelung in grösserer Zahl gewöhnlich einander oder doch über eine grössere Fläche vertheilt bemerkt sind, z. B. in Schwerin auf dem Rasse nach Regierungshöhe über den alten See bis zur Marstallhalbinsel. Es sind im Ganzen 16 hierher gehörige Eintragungen gemacht worden. Zu den Wohnplätzen gehören auch die Pfahl- oder gewisser Pfahlbauten, Siedelungen im Sande oder im See, freiliche Seitenstücke zu den Burgwällen. Ich zähle 6 sehr wahrscheinlich gehört hierher der Schwiezer Wendenort gegenüber dem Schlose, dem früheren Burgwall; aufgedeckt sind solche inselartige Siedelungen n. a. bei Dadinghauven (bei Laage). Dummer

torf (bei Rostock), Bebrun-Lübbin (bei Gnoi); mit den steinzeitlichen Pfahlbauten haben sie nichts gemein. Ueber die wendischen Gräber darf ich kurz hinweggehen; es ist davon in den letzten Jahren schon vielfach die Rede gewesen (vgl. z. B. Mecklenburger Jahrbücher, Band 58). Als ich der alten, mit grosser Zaubigkeit festgehaltenen Anschauung von Lisch, dass die Urnenfelder die Gräber der Wenden enthielten, entgegentrat, wurde mich das Grabstätten der Wenden hienüher gefordert, wo denn die Gräber nur allmählich erbracht werden. Die Wenden waren ein Volk, das auf monumentale Grabformen kein Gewicht gelegt hat; in älterer Zeit herrschte der Leichenbrand, und die Gebeine wurden entweder an Ort und Stelle eingescharrt, frei im Boden oder in einem Gefässe gesammelt, ohne Beigaben, die Urnen sind nicht in grösseren Feldern vereinigt. Das ist also eine Begräbnisart, die sich der Aufmerksamkeit leicht entzieht. Oder, was mit dem siegreichen Vordringen des Christenthums Regel ward, die Totten werden beerdigt mit geringen Beigaben. Diese acht Wendenkirchhöfe unterscheiden sich von christlichen oft nur durch ihre geringere Tiefe und die unregelmässige Anlage und werden demnach gewöhnlich als mittelalterliche Anlagen oder als Schweden-, Franzosen-, Moskowiter-Gräber angesehen. Seit sich der Blick dafür geöffnet hat, sind sie auch in grösserer Zahl zu Tage getreten; ich habe 40 anggeführt, von denen immer noch das schon von Lisch richtig gewürdigte, von Alt-Bartelsdorf (bei Rostock) das bedeutendste ist; daneben tritt das Feld von Gismühl (bei Wismar) durch seine Dairbarkeit (Münze Heinrich des Löwen nach 1147). Auf dieser (vierten) Karte findet sich nun auch wieder das Zeichen für Schatzfunde Δ . Das sind sehr schöne, gerade bei der Aermlichkeit der ganzen wendischen Periode stark auffallende Silbersachen, mit denen die merkwürdigen Wenden ihren Antheil an dem arabischnordischen Handel in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends nahmen. Diese Funde sind von hoher Bedeutung schon darum, weil sie datirbar sind und den bei jeder Betrachtung vorgeschichtlicher Dinge so sehr willkommenen chronologischen Anhalt gewähren. Der einzige grössere ist der von Schwaan, vergraben 1080, mit zahlreichen arabischen und deutschen Münzen, sowie verschlagenen silbernen Arm- und Halsringen, deren Heimath im Orient zu suchen ist. Das schraffierte Doppeldreieck finden wir auf der Wendenkarte nicht, Fabricationsstellen irgend welcher Art sind nicht aufgedeckt; was aus Gräbern und von Burgwällen an Metallgegenständen bekannt geworden ist, ist ausserordentlich kümmerlich und erweckt eine sehr geringe Meinung von dem eigenen Können der Wenden; selbst die Schwerter, die auf wendischem Boden gefunden sind, sind, so weit erkennbar, aus dem fränkischen Reiche eingeführt. Die Sprache der Altherbumer erklärt nicht weniger als die geschichtlichen Ereignisse den raschen Verlauf, den die Germanisation des Landes genommen hat. Es ist zu hoffen, dass wir auch über diese Periode bald eine Karte bekommen werden, in der die ältesten weltlichen und kirchlichen Landesentheilungen, die Grenzen der Bisthümer und Abteien, die ältesten Städte, Dörfer u. s. w. Platz finden.

Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols.

Von Dr. Fritz Pichler in Graz.

Von der Stadt Brunek an der pusterthaler Bahn und St. Lorenzen südwärts sticht man nach einer Stunde schon vor der wälschen Sprachgrenze. Es ist dies an der nördlichen Breitenlinie, welche Innichen hat, die kärnthner Oberdrauburg, Weissense, Paternion, Feldkirchen, Völkermarkt, Griffen, St. Paul, endlich in Steiermark Wies, Arnfels, Strass, Radkersburg ostwärts; und hinüber gegen Wosau Brizen, Mals, Glurns bis Meiringen und Interlaken. Es liegt also alles unterhalb des 47. Breitengrades, welcher über den Brenner geht. (München 48. 9.) So weit als von München nach Nürnberg, so weit ist es von München zur romanischen Sprachgrenze. Aber man muss nicht an das Italienische denken, wie es südlich vom Karst klingt oder an Piave, Brenna und Adige. Dessen am meisten verwandt, hat die Thalsprache doch auch Anklänge an Französisch, Spanisch, sie hat manches aus dem Deutschen genommen, theils noch in der mittelhochdeutschen Form. Wenn zur äussersten Erklärung zurückgegangen wird auf die vorrömerzeitlichen Einwohner, die Räter, sind diese als Tusker oder Tyrrhener bezeichnet worden, so ist für das Sprachwesen dadurch nichts Bekanntes und Erforschtes gewonnen. Es wird sich immer das Rätische, das Lateinische, in der Beeinflussung durch das Keltische und das Germanische, auch um Mindesten durch das Slavische, als Kern herausstellen. Wenn dieses genannt wird das Ladin, die Einwohnerschaft Ladinier, Rauto-Romanen, die da sprechen das Karwilsch, Krautwilsch, Ronanssch, so ist hierin zugleich auf ein grösseres Wohngebiet abgesehen in Bezug auf Voralberg mit Engadin, auch Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo. Bekanntlich heisst aber Ladinio auch jene Mischsprache, welche die Juden nach der pyrenäischen Halbinsel gebracht haben, nach Frankreich, Hamburg, London, Nordafrika bis Konstantinopel; es liegt also auch darin eine Verquickung des Romanischen und Germanischen mit Orientalischem. Man mag nun über das Unitalische der erwähnten Tusker oder Etrusker, also auch der urzeitlichen Räter, denken wie man will, so sind zeitens der römischen Landes-Occupation schon seit dem I. Kaiser-Jahrhundert und später mancherl Syrer in den römischen Legionen nach Rätien wie nach Noricum und Pannonien gekommen. Ob nun in die Elnk-Seitenthäler in besonderem Masse, hat bisher noch Niemand bewiesen. Es liegt gewiss ein Verwandtes in der Bezeichnung der räumlich ziemlich stark geschiedenen Enneberg und Engadin, Engadain, Engadina und Engaduin (auch En ca d'Oen).

Wenn die Deutung innerhalb der Berge, Zwischenbergen* halbwegs genügen kann, so ist der Kern Gad, der auch in Gaden (Flass und Thal) steckt, nicht so ohne Weiteres klar. Auf Gaden als Wohnraum mag man sich einlassen hinsichtlich der drei voralberger Orte Gaden, auch Gadamund, Gaden in der Hinterbrühl, Berchtoldgaden.¹⁾ Aber für das Wasser passt das nicht so unmittelbar, wie das Wasser des enneberg'schen Rauthales der Bach schlechthin (ru) genannt worden ist. Im Canton Bern fliesset ein grösserer Bach beim Ort Gadmer und dem Bergzuge Gadmerföh, der heisst die Gadmer-Aa oder -Aare, auch Raseh genannt, ähnlich wie unser Rauthal-Bach.

¹⁾ Schmeller, Bayer. Wörterbuch 1837, I, S. 891, Gad, Gadem, Gaden, auch Garn, Gardon, Garsen.

Hinter dem X. Jahrhundert zurück ist die Gader (an erst Gaidra) ohnehin gar nie genannt, wohl der Isaren; an geographischen Namen dieses Klanges aus antiken Zeiten stehen aber weniger keltische zur Verfügung (die Gaden in Britannien, Gades der Phäniker = Ort, Gadirra, Gadia, Gades gleich Gadia, Cadix), als orientalische, die Gadabitan, Volk in Syrtica, Gadarā, Gadarā, Gadaniā in Medien, Gadirā, Stadt in Palästina, Gadarā, Landschaft und Stadt ebendort, Gadda, Ort in Judäa, Gadilonitis im Pontus, Gadirtha in Arabien, Gadora, Gadianfala in Numidien, Gadoria oder Gedrosia, Gath in Palästina, um von den Juden-Stammnamen nach dem altägyptischen Gott Gad ganz zu schweigen. Andererseits ist das Slawische aus den Eisak-Riene-Seitenhauern nicht ganz anschliessend; keineswegs wird nur auf dem toblacher Felde Halt zu machen sein, wie ja hier bei Branneck die Wendewart am Thesenberg und die Colonie Ragova, Ragan, Ragen des X. Jahrhunderts beweist. Wir haben es aber im Ladin vorzugsweise mit dem romanischen Elemente zu thun und schon diesseits des ansichtspendenden Kronplatzes, nördlich vor dieser Bergmarke gegen den Mösinger-Buch, mahnt uns daran der „Wälsche Boden“. Nah genug in Deutscht-Tirol!

Der Gerichtsbezirk Enneberg, sieben Quadratmeilen, bestehend aus den acht Gemeinden Abtei, Campill, Colfischg, Corvara, Enneberg, St. Martin in Thurn, Walschellen, Wengen, zählt unter 5465 Einwohnern (in 967 Häusern) 8398 romanische; von denen wohnen am meisten in Abtei, alsdann in Enneberg, Wengen u. s. w. Die grössten Orte sind St. Vigil mit 45 Häusern, dann Piccoleite, Campill, Untermoi, Monthal, Placken, St. Leonhard oder Abtei, St. Martin in Thurn, Stern, Zwischenwasser, Colfischg, Walschellen, Enneberg Dorf mit 15 Häusern, 69 Einwohnern u. s. w. Für Tirol ist bekanntlich der grösste Bestand des Romanischen mit 81 Tausenden von Einwohnern in der Bezirkshauptmannschaft Trient; diesem folgt Roveredo mit 50, Cis mit 45, Borgo mit 39, Tione mit 34, Kiva mit 23, Cavalese mit 21, Primiero mit 10 Tausend; speciell Branneck, Bezirkshauptmannschaft, zählt 5601 Romanen neben 28929 Deutschen.

Das Enneberg im grössten Begriffe reicht von seinem Beginne nörthlich St. Lorenzen (Bahnhstation) als Nordgrenze hingüber gegen Ost an den Krens- und Seckofel, gegen Süd bis an die Sella-Gruppe und Tofana, gegen West bis an den Feilerhofel. Innerhalb dieser Umzirkung erhebt sich der Thalboden im Mittel (bei St. Vigil) auf 1200 m, das ist 370 m über die Thalsohle bei Branneck und von da ansteigen die theils höchst abentheuerlich geformten Berggestalten noch um 1400—1600 m empor, ja die Tofana di Razes bringt es gar über 2000 m vom rigler Boden an. Mit anderen Worten, aussichtreiche Höhen zur Anwahl bieten sich bei 1500 m Meereshöhe bis 2600 und 2800 m, nur zwei erstiegene überhieten die 2900 und die Tofana di Razes erreicht nahe 3200 m. Das Enneberg im mittleren Begriffe wird vorgestellt durch die Erstreckung von Zwischenwasser südöstlich fort, vier Wegstunden, Kern St. Vigil, auch Vigithal, Rauthal gebissen, während der südliche Fortsatz an der Gader

speciell das Gaderthal heisst, neun Stunden. Der dritte und kleinste Begriff Enneberg gebt auf das Pflurdorf dieses Namens. „Ladin, Ladinier heissen die Enneberger nur sich allein und schliessen somit die Gröden, Buchenstein, Ampsenner und Fassener von diesem Namen aus; Badiot (von Badiis) nennt sie sich nur selten und wenn dies dennoch geschieht, so werden gewöhnlich nur die Abteier mit diesem Namen bezeichnet“. So Alton „Ladinische Idioime“ 1879, S. 241; Alpenvereins-IDioime S. 334. Ladinia, wie denn auch die Alpenvereins-IDioime dieses Namens, umfasst das ganze Gebiet. Was vor sechzig Jahren noch gelottes, das das einheimische Ladin oder ein sehr ladinisirtes Italienisch auf der Kanzel gepflegt wurde, ein zweiglebiges in der Schule, das das Ladin nur in zwei Mundarten verfallt, die ennebergische scharf und rauh, die badiotische weich und sanftmüthig — ist seither anders erkannt worden.²⁾ Sowie diese prächtigen Gese noch geologisch nicht ganz fertig erscheinen, so giebt es auch Neubildungen im Sprachlichen; das liegt zum Theil in Neuschule, Heerdenst- und Bahnverkehr, so dass die Jungen keineswegs mehr so sprechen, als die Älteren. Besonders sind es die Namen von Wäldern, Bergen, Thälern, Flüssen, Pövenen, welche sich umformen, so dass es oft Mühe hat, die Ursprünge zu erkennen. Wie friedlich trägt ein Holzkreis auf dem rigler Friedhof, welcher auch die Denktafel für das Mädchen von Spinges zeigt (Katharina Lenz, hier geboren 1771, gestorben als Pfarrwirthschafterin zu Andaz 1884), die vier Sprachen nebeneinander, ladinisch die Familiennamen Terza, Praducer, Taibon, italisch Oggi come rosa, ma dimai nella fossa, deutsch heute roth, morgen todt, lateinisch Requiem aeternam dona eis domine.

²⁾ Ausser dem alten Bracklehner und Kirchmaier die Chianuzzi spirituales, Chur 1770. Hermann, 1806, I, 188, viel zu berichtigen. Schneider Stauf, Testament, Basel 1812. Bartolomei in Pergine, Conradi, Praktische deutsch-romanische Grammatik, Zürich 1820. Otto Andr., Nief testament, 1821. Haller J. Th., in Beiträge des Ferdinandsm. 1831, VI, S. 1—89, 1852, VII, 93. Staffler, Tirol und V. 1839, I, 127. Steub W., 1843, Ortbewohner Rätien, drei Sonnetts. 1846, s. rät. Ethnographie 1854; Freund, 1855. Czörnig, Ethnographie der deterr. Monarchie, 1855—57, I, 26—63, S. 9. Zingerle Ig. Larisch O. 1852, Wörterbuch d. r.h.-rom. Spr. in Graubünden; zur Formenlehre, 1852. Rufinatscha, 1853, im wernerer Gyrogramm. Schöpf J. B., Grammatik ladinischer Mundart. Mitterrätzer C. Ch., 1856, im brixener Gyrogramm. J. Th. Haller, Bacher, De ladin. Sprachlehre, 1853, bei Mitterrätzer 1856. Dies, 1838, 1853, 1865, 1872. Schneller, 1865, Oesterz. Revue, 1867. Spengel, 1868. Ascoli, 1870, 1873. Johann Alton, Die ladinischen Idioime 1879. Beiträge zur Ethnologie von Ostladinien, Innsbruck 1881, Beiträge zur Urkunde n. Gesch. v. Enneberg und Buchenstein, Alpenvereins-Zeitschrift, 1890, S. 85. Egger J., Gesch. Tirols, 1872, III, 915, 39—858.

(Fortsetzung folgt.)

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schriftmeister Herrn Dr. Ferd. Birchner, München, Alte Akademie, Neuhanserstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 17. April 1901.

Correspondenz-Blatt

der
deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gemeinschäftlich der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 6.

Erscheint jeden Monat.

Juni 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantworten lediglich die Herren Autoren, s. S. 10 des Jahrg. 1899.

Inhalt: Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols. Von Dr. Fritz Pichler in Graz. (Fortsetzung.) — Die Körperlänge norwegischer Soldaten. Von August Koren, Oberarzt in Christiania. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthrop. Verein in Stuttgart. — Hofrath Ludwig Leiner †

Dieser Nummer liegt das Programm der XXXII. allgemeinen Versammlung in Metz bei.

Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols.

Von Dr. Fritz Pichler in Graz.

(Fortsetzung.)

Da möchte es denn nicht ungerneig scheinen, Lebendiges und Todtes zu sammeln, Abkommendes und Neuaufstehendes nebeneinander zu stellen, besonders wenn etwa verschiedene Bezeichnungen nach über Gehörtem auf des gleichen Gegenstand geben. Es wird sich zeigen, dass das Deutsche in der Minderheit steht, wie aber ganz deutsch klingendes und Ausgeformtes aus dem Italienischen gemacht worden ist. Wir geben zuerst ein aus Landkarten, topographischen Werken²⁾ und Eigensachen bereitetes Verzeichnis von Bergen; darin spielen eine gute Rolle einerseits die Pia, Pitsche, Pier, Piang, Bus, voranf die Col, Costa, Cröda und Groda, Crepa, Forn, Mont und Mont, Saus, andererseits die Alm, Pass, Kofel, Korn, Horn, Joch, Sattel, Scharze, Spitz, Wand u. s. w. Wir haben einige dann genommen, weil sie gerade in schöner Sicht stehen, ohne streng bezirksgerichtlich dazu zu gehören. Neuestens haben köhne Touristen (Wolf-Glanvell, Saar, Stopper³⁾) Berichtigungen in Namen und Massen vorgenommen, beides auf vielen Punkten höchst wünschenswerth. Bei den Wohnorten sind wir weniger über das alte Landgericht hinausgegangen; wir unterscheiden die Gemeinden, die Ortschaften als Weiler und Dorf von den Einsichten mass, Einzelhöfen, casa singola, Berghöfen; es versteht sich, dass in letzteren sich die Orts- und Personennamen berühren; aber der möglichsten Vollständigkeit halber konnte das nicht umgangen werden. Die deutsche Schreibart des Wälchen soll die richtige Aussprache

vermitteln; hier und da wird ein ähnlicher anwärtiger Klang aufgesetzt (*), namentlich aus dem Vorarlbergischen. Die Personennamen zeigen am deutlichsten die Germanisierung; wie aus coll geworden Colter, Koller, selbst Kahler, bezw. Pichler, so Peskoller, Paskahler, der Plangger ist als Plantscher ausszusprechen, der von Castellongo wird Kastlunger, der Costa ein Kostner. Der ganz deutsche Namen giebt es kaum anderthalb Dutzend unter etwa 90. Die arkundlichen hinter dem vorigen Jahrhundert wären noch hinzuzustellen so den bekanntesten Brac oder Prack, Colser, Villanders, Göbl, Kiedwein, Kost und Sannahrn oder Sonnenburg.

Berge.

Selbstverständlich haben diese im Ennebergischen den Vortritt. Es sind etwa über 170 Namen, ladinische und deutsche, bei deren manchen eine Wort- und Sacherklärung sich verlohnen würde, vorausgesetzt, dass alles dem Volksmunde getreu und richtig nachgeschrieben ist.

Antersass, Entersass, beim Peitlerkofel, von ander als antrum und sass als saxum Fels. Antonjoch, St. Antonjoch gegen Wengen. Antruilles, Croda d'Antruilles, wohl von kleinen Höhlen, Grotten, antrum, auch eine Kapellenhöhle mit Bild. Archiara, Alm. Armentara, Alm bei Eisengabel, von arment, Hansthier. Armentarola, Hochalm im Oberthal bei St. Cassian. Asthördle ober Monthal.

Ban dal Falcon, Grasplatz auf Felspitze bei Colfuschg. Parei, einzelner Berg. Pares, Alm, von Fläche, Ebene, Gleichheit. Paresspitz, von por, steinig, gleich Pares de Fanz. Paraccia, Paratscha, wohl nicht von baracca, schlechte Hütte; Paratsch bei Kreuzjoch, ställiche Bergreihe bei Vigil. Paroi bei Traversanna. Passes, Alm gegen Felsstein. Pe de ru, bergiger Südschnee des Kriepsthal, am Fusse des Baches (sprich rüh), bei dem Berge? Pelasa, Alm (auch in Kräuten Felten, Steiermark Pötschen). Petra sicca oder Sasa Soander, Soander bei Col-

²⁾ Grohmann, Rabl, Schauhaas, Staffler, Trautwein, Weber.

³⁾ Leipziger Illust. Zeitung, 1899, 7. October.

fuschgr. Pedratsches, Peitler, Peitlerkofel (ohne Grund Beutlerkofel), scheidet Euseberg von Gröden, mit Puthinwald; Peitlerscharte. Pfaffenberg bei Saalen. Pfannes, Gross und Klein, Alm (vgl. Fanes), mit Ursprung des Hauptbaches, die Gader, subhoch genannt Tgaritsch. — Pis da Peres, hinter Paratscha, auch Piskok, Kofelspitz, mit Hofthalweg gegen Prag; Pis dai Diesch (ist Zehn) bei Wengen. Pis als höchste Bergstelle abgeleitet von Spitze, Spitz, wohl gleich Fic, Fico. Die Auslegungen schwanken zwischen père, der Stein, père oder paz, das Paar, nicht père, der Vater. Piccoleiner, Jochl. Pitsche, gran bei Col de Latsch; Pitsch e gran forella, östlich von Vigil, dann folgt Peratsch. Ein Pitzkofel ist gleich Lendelfu, zwischen den Quellen Cordevole und Gader. — Bilo de foru in Marebbe? Pissia, Wald neben Sosselit, dem Hochbauer vor dem Piccoleinerjochl, nicht von hiesia, Schaf, vielleicht hiesia, Schlange, Beisthier. Pisado, Pitscheln, mit kleinem See. Plajes, bosch de Plajes, Wald des Kolzen, gleich Pleis, nicht Flajes; Fährte des Waldgeistes Orco. Der an die Gader herabreichende Wald heisst wohl auch dem Koden, Ausschneiden, plais, die Wunden oder Schnitte Pleisberg bei den Kiedweihöfen; Pleisspitz. Plang de corones, Kronplatz, Platakron, gleich Spitzhörnde, abgekommen ist die alte Bezeichnung die Schlichte; die gekrümmte Formung heisst corona. Bos, Bovai, Boe, Boespitz; bos ist Erdutsch, rätsch paisa, tirolisch, kärntisch walfen; Bos-Seefokel bei Corvara. Pompa, Pass Wurzen. Pontalg, Pontatsch, Schlucht bei Abtei; im Engadin heisst die hohe Brücke Puntanta. Predir (vgl. den kärntischen Predel). Prelonge, Bergkessel bei St. Cassian. Preromang, hinter Picolein, Pass oder praedium romanum. Bosghialt bei St. Cassian, von bosco alto. Prodara vedla oder vedle; hrode wäre Zirbelzapfen, richtig Fodara. Der Promberg, Bruschia, Wald nördöstlich Vigil, der Bannwald Wrscha oder der englische Park, ob nach dem Mansdorf oder Brusch, Irschia? Puthia-Wald unter dem Peitlerkofel, la pütia. Puez und Tschampag bei Sass Songer, Puz, Alm bei Campill. Puer, Berg. Bus da Ega, Joch beim Sosselit gegen Picolein, da sega oder da lega wohl Faleis; ega ist oqua, ein Quell.

Caesa-Spitz oder Kska, Campiller-Spitzten. Campo-Spitz. Campolungo, Pass und Sattel. Campestrin-Spitzten. Camin. Casasel. Casaturisa-Spitz. Cherspana und Cherspo. Chiamaur, Hochwiese hinter Cortina. Cimò di Pordoi, Champpei, von champ, das Feld. Zehner, gleich Rosshankofel, Montecavallo und Heiligenkreuzkofel; wohl auch da diesch? Nun kommen ein paar Dutzend Col. Der col bechei heisst vielleicht nach der Form, bei im Keltischen der Schwebel; de bois oder Punta; pieramaura; pianasta; pecei di mezzo, di sopra, di sotto; di pricegon; de clames, ein Joch; di vercin beim Peitler, de la vedla, col fiores oder de la fioreses, col freddo, de latsch, nicht dai latsch, beim pitsche gran und dem Spitzhörnde; di lasto, de lochia hinter St. Cassian, vielleicht derselbe wie lodgia, Lotschia; der Col maletich zwischen Pescosta und Stern, der Heimnitz der Waldgeistes Orco; di montigella gegen Gröden, di montiella; regilla, Thonerde heisst argilla, regilla; col rodella, rosa, rado, col de ra bei Thal; de sovel Aguta unterhalb santa Anna; de la sone, colli de sovel im Campillerthal, col di sotto. Alsdan Contrin, corte gegen Buchenstein; Corta Mersa; Korn heisst das Kahrjochl, von cor das Horn. Costa; der mant de la costa erhebt sich bei St. Martin. Costalunge, Pass bei Karrer. Crespena-Joch gegen Wolkenstein,

vgl. Cherspana; Crepa di rudo, crep ist der Felsblock, crepa ein kleiner Fels. Kreuzjochl ser Hochalm vor Prag. Kreuzkofel, auch crage, das aladinische Vanna; auch ein kleiner Kreuzkofel. Crayer, sprich Gröden, Alm und Thal. Kriepkofel. Croda oder Groda mehrere, so Antrülles, del becco, di vallis, auch di sopra, di sotto. Den Kronplatz, früher Platakron, plang de corones, halb latinisiert piasta coronis, haben wir schon oben herainschauen. Crosta bei Thurn an Gader, ihulich Kruste, Rauhheit, ein abgearbeitetes Felsstück, stellte vordem einen Kesselsimer vor. Endlich Cuntarins-Spitz beim Faneser und Zwischenspitz. Croz di Santa Giuliana (Fensterthurn).

Daperes, im Hofthalgraben. Tamers-Kofel bei St. Cassian, Zugang zu Pfanes. Dent de meddi. Terial veglio, Dolomitöhe bei Andraz. Dovoje beim Grödnerjochl. Ditta di Dio, gleich monte Zarion, schon sehr ostwärts bei Sorapis. Tra i sassi, nahe bei Lagatschoi. Traveranzes, gegenüber Tofna; da tra bedeutet innerhalb, zwischen; sollte das traversed mit einspielen? Dreifinger-Spitz, Sattl, von Dupesu Tre sassi. Tschampel-Joch, die Linke (ob gleich Champel?) Trohendes, Bergrücken bei Pedorin. Tschampag und Puez bei Sass Songer. Tschir-Spitzten, von Zirm?

Eisenagel. Eisenofen-Alm, von altem Schmelzwerk, (*Eisenarb, *Eisenrath). Ellener-Spitz an Getzenberg (westladinisch, vgl. *Götzia, *Götzenberg).

F. und V. Vajalon. Valpারেgo, Pass bei St. Cassian (Falzarego?), Valparola, urkundlich am's Jahr 1000 und 1018 Falpigbia, Alm von Armentarola ihr gegen St. Cassian. Valbona, ein Berg bei Biok. Valles da Rudo. Fanes, gleich Pfanes (ohne Grund Pfanes), mittelaltineisch Vanna, ladinisch pietra, Gross und Klein, Almen (*Faneta); Torre di Fanes; Fanespitz; alles weit von fan, Hunger, sondern fan, pfanzentümliches Bergegebilde, vgl. Pfannhorn bei Toblach, Pfanzinscharte. Varella, gross und klein. Alm. Fedara vedla, von Foctus und Viehwede, vedl, vedle ist sit, der alte Vater heisst i vedl père. Ferar, Alm. Ferella-Joch beim Peitler, di Camin von Rudo di sotto, an Fedara vedla, ein gabelförmiger Platz, von furca. Foresta rossa grande. Floc orina, zwischen Valparola und Buchenstein. Forn, sora al forn, der Fels oder Ofen (fornell). Foschudera, Felsberg östlich von Vigil, mit Rothsteinbruch (*Gavadara. Fosces, von fos, der Wassergraben ist fosse; Fra i sassi. Fraro, Alm, mit Salarquelle (gleich Ferraro?) Furk (*Forkal. Furciarossa. Fartschell, Alm gegen Brizen (vgl. die Farcell-Scharte bei Sarathheim); Forcella di Vast; Farchetta, grosse, kleine Pfünzgerthurn in Gröden, ebenso Klein-Fermeda (Santserthurn), Kleinfermeda-Thurn, Sass dal Ega, Thierspitz.

Gabel, vgl. Eisenagel. Gaisl gleich Rothwand. Gamsberg bei Corvara. Gardennana als Gardennan, Alm und Kofel. Geisslerspitzten, südwestlich von Campill. Gherdenazza und Unterras, Fels bei Abtei. Gerölljoch. Giannsi, Trianzi gegen Buchenstein. Girilba (vgl. im Obergailthal). Glatscha als Glescher, siehe Lagatscho. Glittasser-Joch. Grabenberg. Groda, vgl. Groda, Antrülles. Grödner-Jochl beim Doroy.

Heidensberg bei Stedana. Heiligenkreuz-Kofel, Hochalmkopf, zwischen dem Dreifinger und Franzjosephthl. Hornberg.

Jochberg bei Picolein. Incisa, Alm vor Corvara gegen Fiere, die alte vallis incisa. Insettskirch-

Berg. *Irsara-Piz, Irschara*, bei *Storesalm*, vgl. *Sar*; *col de Ischiarsa*.

Latsch, *col de Latsch, Lavarella* mit *Stignapitz*, vgl. *Varella, Lagatachó, Lagacci, Dolomifels* bei *Valparola* gegen den *ampezzaner Hexenstein*, *sasso di stria*, auch *Lagatachó*, *grosser und kleiner Lagueder* in *Badia, Lannaga*, nördöstlich vom *saso di stria*, auch *saso di glatacha* (*Glatser*, das ist *Gletscher*), *col de lanna, Lav'eros*, *Steinberge* gegen *Feitelstein, Lavadures* wäre *Schwemmwasser, Spülwasser, Langkofel* in *Gröden, Leudelfu* gleich *Pitkofel, Lercheralm* und *Lerchereck, Lüneusei* gegen *Buchenstein, Limo, Joch* zwischen *Kienz* und *Boite*, *lim ist Schwelle, Lovo-Pian, pian de lovo*, gegen *Boite, Lüener-Joch* oder *Pass*, gleich *Curtazes* oder *Urtlerscharte*.

Manthal-Kopf bei *Manthal, Murrerberg, Masolpes, Alm, Maschvian*, ein *Lärchenwald, Monte*, *allerhand, wie Casale, Castello, Cavallo* gleich *Rosshautkofel*, nicht *Rosshautkopf* (*Pferd* ist *grivari*, *Mehrsahl* *grivari*), *Vallton, Saunte* (gleich? *Casale*), *Sella, Sella de Senes, Seenerapitz* an *Podara vedta, Sies, Munt de la crus* und *Munt da Dajes, zwei Pässe*, *inzwischen der Berg Solutsch, Nöonsers*, der *Neumerkofel, Neenerspitz?*, hinter *Eisengabel, Ospitale-Sattel*.

Rahma-Wald, *nis rama* nicht deutlicher. Die *Raxes-Tofana 3220 m, Rangatschó*, ein *Gypsfels* bei *Preromang* (*gatschó* steht also für sich, wie *verhält sich ran zu ram?*) *Ried-Joch* bei *Pares* und *Vigil*, *riedl ist gleich Kiegel*, vgl. den *Toblacherriedl*, das *Grössere wäre Ritt, Kittenberg, Kittingberg*, *zwischen Vigil* und *Wengen*, vgl. den *Ritten* bei *Bozen* und *das Rittenborn, Rinz* zu *Caminades, Rodella* gegen *Campitello, Rothwand* gleich *die Günl, Rosshaut-Kofel* gleich *Monte cavallo, Ron de Medel*, ein *steiniger Bergsteig*, *ron ist Abrutsch, Steinergödel* (*davon pederos?*), *Roda de sotto, Söttra, Alm, Hochalm*, nicht gleich *Podara Vedta, Rudo, creva di rudo, Rofenberger* beim *Peitlerkofel, Roda di Vanf, Rothwand*.

Sar-Alm (vgl. *Isarm*), *Sass*, *allerhand*, *dal cruge*, *entlich Abtei*, *de Fochschelles*, *dal lac Sett, Songher*, *de Meall, de Tschiampto, de Sethonar* (*Sosander*), *de Piesudo* (*Piesadun*, *sasso di stria, Sassi* vgl. *fra etc.* *Weiterhin Spessa*, *von dick, breit, unflüchtig?* *Spis a pier, Steinspiz*, *östlich Vigil, Stabia-Kopf* bei *Wolkenstein* (vgl. *Stabet* im *Conthal*); *Storas, Alm*, *wiese bei Saralm, Stuares*, die *geologisch berühmte Bergwiese* an *Armentaralajoch, Stiga-Spitz* bei *Lavarella*, *von Stiege, Staffel, Stun, Stuis*, *wieso von ston, Zimmer, Stube*, vgl. die *steierische Stuhalm, Sett sass*, vgl. *oben Sass, Sella* in *Vallun grande; Monte Sella de Senes, Senesalm*, der *Sattel* ist *sella, See-kofel* gegen *Prags, Sobatisch* bei *Campill, Sobutsch* *zwischen zwei Pässen Sottra* und *Sompunt, Sorel-Joch* bei *Campill, Abtei, Windloch*, *col de soval*, *nordwestlich Pedratsches, Somas-Spitz*, *als oberster?* *Songher* *siehe Sass, Sora* *al forn*, *von Erker*, *auch das Sonneithaus* in *Colfusch; Sora Canins* bei *St. Cassian, Sosander* (gleich? *Sosander* und *Sethonar*), *ein Felsberg* bei *Colfusch*, *altindisch petra sicca, dürr ist see, seecho, Sorozes* bei *Untermost, Sonnenberg*.

Walhorn bei *Lambrechtshurg, Wätsch-Weitenberg* und *wahrscheinlich noch Mehreres* *ausser dem Wätschen Boden, Wördle-Joch, Wasser-Kofel, Wurzen-Pass* *auch Villanos, gleich pompa* (vgl. die *Wurzen* mit *Bergstrasse* nach *Kronas*).

Orie.

Wir führen über 300 Namen an, allerdings mancher für die gleiche Oertlichkeit und diese oft nur aus einer *Einschicht-Hütte* bestehend.

Abtei (gleich *Badia*), der *alte Sitz* der *Tempelritter, Abbatia, Ansitze* bei *Dorf Stera, Namens Ober- und Untersteil, Abrudis, Afrind, Agreit, Ainzai* (gleich *Vilgraria*), *Alting, Alexander, Alfarsi*, *zweimal angewendet*; (*ausserhalb Enneberg* *der *Ort Alvara*), vgl. *Anvi d'Alfurei*, *wohl nicht von alfer*, die *Pappel, Andang, Andratsch* (*Schloss Andras**, *Endras** bei *Buchenstein*), *Anvi*, *swimal, Aonasa*, *das Kleinere*, *Einselhaus* gegenüber *Zwischenwasser, Anvidalfari* (vgl. *oben das Alfari*), *Archizara* bei *Wengen, Arraba* bei *Buchenstein, Alrara*, *auch Meier* am *Zarm*, bei *Corvara, Armentarola, Weiler* und *Hochthal*, *östlich St. Cassian, Aach*, *hinter Plaiken*, *gleich Brae, Prak*.

Bach, Gross, *Badia* (*Abtei*), *Pfarr*, *ähnlich Abbatzia, Badiot*, der *Einwohner, Vielzahl Badiodj*, *spricht Badiosch, Palna, Palestrong* bei *Wengen, Palfrad, Neupalfrad* (*Balf's*), *mehr von Palfe, Hangfels*, *als von bal, balla, Kugel, Ball*, vgl. *Boa, Barbara, Sauc, Barost, Paratacha, Para*, *unterhalb Costa meana* (*Baro*), *ob von parei, die Wand?*, *Parra, Pezoi*, *zweimal*, (vgl. *Petschhai**), *Podnaga, Padacorvara, Padavilla, Padarosa* im *Wengenthal* (*wohl gleich Pedron, Pederoza* zu *Wengen*), *Padocosta, Padratsches* bei *St. Leonhard, Petsch*, *ai Petach, Petachai, Petchaid*, *von pat Pfad, Scheidweg*; *ring* *auch Afer, Kiens, Vilhed, Montan, Pera forada* bei *Palfrad, Barota*, *nis von der Kinderschreckfran Perchts?*, *Borgfall, Bad*, *ausserhalb Hespank, Pocol* bei *St. Leonhard, Pescoldarung*, vgl. *Rung, Rungadotch, Cavallaruga, Pescosta*, *zweimal*, *vor Corvara* (*Pescot**), *Pesalaz*; *Biberkia* oder *ähnlich, Piccolina* (*ladin, Piccolha, pice*, *klein*, *hängig*, in *Fassa* *als piccol, Picolina*), *Pitochodas*, vgl. *Pitcheid, Pitochodatsch, Blaj, Pitcheid* *oberhalb St. Cassian*, vgl. *Pitochodax* und *das Panel* bei *Castellrut*; *woher Tschapit, Bach* und *Hochthal* bei *Seis* und *Ruzes?*, *Pintari al, Pineid* *vor Vogedura, Biob* im *Blauthongebirg, Biok* am *Campillerbach, Piristi, Pli de Maró, Ennebergchios*, *vielmehr die Pfarrschicht* *als plebs, grüdenisch plief, ampezzanisch pieve, Pla, Piazza*, *Ober- und Unter-* *gleich Piazza* (*Plazadeje, *Plazaren*), *Plaxoraz* bei *Vigil; Planolles, Plang*, *Ober- und Unter-*, *die Ebene, Plana* (*Planosott**), *Planerroles, Pleiken* oder *Plaiken, Pliscia, Plöchia*, *von Aach, St. Georgen, (Eliika**), *wohl von plain, Wunde*, *von piaga, Erdritze, Runse, urkundlich Plaicha, Plissa* (gleich *Spitz?*), *Bocconara* (*Posse**), *Pontagti, Ponte alto di Probolto, Poschbach*, *lad. Poche*, *urkundlich Pocheschach, Brae, Prak, Ritterstamm* in *Aach* (*Brae**), *Bramatsch?* *Pralongel, Priador, Proberg, Praromang, Bick* in *der Wiesen* bei *St. Martin*, *aber auch die ganze Gegend* bis *Pederos* *als Römische; Prö* und *prö* ist *praitum*, die *Wiese, Proschthara, Patz*, gegen *Gröden-Joch, Prast, Burchia* im *val de cuellen, Basch, Panta dal Masarf*.

Kablung, *zweimal, Call, Cavallaruga* (vgl. *Pescoldarung, Cherechnig, Rastung, Romselung* und *Ramschlung*), *Kaltenhaus, Kalmaison, Campi* *bei Wengen, Campait*, die *dortige Steinlawiese, Campi dall*, *oberhalb St. Cassian, Campill, Kampill, Pfarr*, *gleich Longjara*, *merke die Campillerhölle* beim *Peitlerkofel, Camplo, Campol, Campo** *bei Wengen, Campulungo*, *südlich Corvara* gegen *Arraba, Camporoso*, *an der Ostgrenze* gegen *Ampezo, Caminades, Camina, Canins*, *Ober-, Canasel*, vgl. *canais*, *wie Hundling, Karahool*.

Casa, Casanova, Kasen (gleich Casac?), Castalta, Cassian Sanct, San Triggian, Pfarre, Castell, Ober- und Unter-, Castelles, Casteline, oberhalb Kreidsee, Cherb* an der Grenze, Candies, les Candies, Felsenstele bei Colfosch, Cherpataca, wott Cherpataca, Zernadn, Cernadu, Cherschnung, Ciase, Chlanmar, Brücke an Bach im Rautthal, Kieme bei Abtei, Cisa, Klewa oder Klevo, Kleinvenedig an Gader und Pleisewald, Kotró, Col, fünfmal, für hügelige Oertlichkeiten, Col regilla, bei Wälschellen, Collaz*, Kollatech, zwischen Wälschellen, Untermoj, Colz, zweimal, östlich Wengen und bei St. Leonhard (Kolzen in Abtei), altes Ritterhaus, Colsermühl, Colocotech, rother Böhel, Colfosco (Col fosch, Colfosch), Colfosch, als graner Stein (das ist Mandelstein mit Anahim), schwarzer Hügel, Pfarre, Compol, südlich Wengen, Contrin an Gr. Conrad, Cortina, Bad bei Vigl, cortina, das Umfriedete, L'annante, Cortisella, Kortisil, Cortiel, dreimal, Corvara, von Halkreisform, crurus, Expositum, Pfarre, Costa, dreimal (meist*), von der lingschen Anhöhe, Bergrippe, Costadedoi, Costeslong, Costa d'istang, Costalta* bei St. Leonhard östlich, Costalungasura, die oberste längliche Anhöhe, Costamajer, nordwestlich Wengen, Costameana (meisna), Costamilan oder Costamillein, Costamöllinara bei Abtei, Costamoling, Kostamühl, Costa d'isternang, Wengen, Costisella, Anmer- und Inner-, Cranzolara, Crapp de Sella (crap und pern ist Stein), Crafonara (von Krapp-Ofen?) in Wengen, Crepps, Creppa di rado, Krinnerhof, Croste, Cuc, wohl nur der Rücken, Curt (gleich Hof), Churt in Voralberg, ursprünglich Viehhof, Zwischenwasser (Lunghies), wohl mehr längs des Wassers, ega; daher nicht Lunghies zu schreiben.

Tavella, Thal bei Manthan, Tamers, Alm am Senes-Abhang, Kripsthal, mit Tamerskofel; schlechte Hütte, wie baracca, heisst tambra, von taberna; Tona, Tise, Tiese (Tis*), so das enbergsiege dusch (sehn) ist hier nicht so denken, Tistal, gleich Weintal, Tohn, Dolega, Tolpeid, zweimal, oder Tolpei, sprich Trpny, Tohn?, Torkl, am Anstieg zu Furkl, Tratten, Tschengles, Thurr (St. Martin im) an Gader, Pfarre, Schloss, Turnaretch bei Wälschellen, Tschurnadoi auf dem Fußsteig bei Castelltrutt.

Eck bei Manthan und oberhalb Rost, Eisenofen, der Meierhof bei Piccolein, Ellocosta, Ellemunt bei Plaikn (Tafnunt*), Jetzmond*, Kettmund*, Gadamund*, Ellen, Ellicasee bei Hof (vgl. *Uellicasee), ob die Erdschütterung esse etwas dabei hat? (vgl. Ellshoggen*, Ellmanen*, Ellmooe*), Entermoja (deutsch Untermoj*), Enneberg, innerhalb der Berge, urkundlich enne here, ladinisch Marco, Maró, italienisch Marebje, kirchenslawisch Marubim, vgl. Dorf Enethel bei Mortell, mit Pfarre Santa Maria, woher nicht der Ortsname.

Val, Valle, auch Wengen: Valgreit bei St. Leonhard, Valgiaral, Unter-, bei St. Leonhard, südlich, Valgiarai, auch Valgreit, Valdander, Varda (*), von Viehhütten?, Varila, von hutgedeckten Lämmergeier?, Fasse, Fednia, Vendig Klein, Verda, Ober-, Verdik, Ferdolla, auch Ferdella, das Grünzeug heisst verdura, Fermatscha, südlich Wengen, Ferrara, Alm bei Colfosch, Vide al foru, Vig, Vigil Sanct (al plung, Plang de Maró), Expositur, in unterer Ladinia, Villa, eigentlich jede Häusergruppe, hier die Ortschaft Stern, Vittor, Fiettil, fisti, festi, festil, der Brunnenort, Fies, Fornatsch, Fornatscha, Fosses, zweimal, bei einem der Ofen Sora al foru (vgl. Scorpia), Franzza, Frens, zweimal (Frezzg), Freiteck, Edelbits in

Piccolein und Wirthshaus, Frens*, Frensdemetz, auch Frainademetz, Furr, al furn, die alte Eisenhütte.

Genesine St. Kirche in Wengen, Georg St., Knob bei Plaikn, Gilva, der Kirchenort als solcher ist allerdings ausgedrückt; was wie dileicia, glacie laetia, pflügt man zu schreiben dilicia, glisia; Granruaz (vgl. die Ru), Gronoa, zweimal.

Heiligenkreuz, Hof (la Court, la Curt), viele*, Hohlenbad, Hörschwang bei Onsch.

Joch, Klein- und Gross-, zu St. Martin, bei Schloss Thurr, Irsara, Irschra.

Lacosta, das ist meist nur der Artikel, Lavarsla (vgl. Verila), Lagnochel, Laha, zwischen Sellapits und Ricogon, Lalnaga bei Abtei, Lemnda, madt at Berglein, Larzonzel*, Laros, rotes, die Abrutschag, grüdenisch rova, Schutt, Larasi zwel, Lardscheneid, Hof in Wengen, auch Lardscheneid, gleich Larzozel, Latsch Col de, Leonhard Sanct, in Abtheil, Loras von Kampillerthal, Longiaru, gl. Camulli, Lns, al Lns bei Wälschellen (Luch*), von Ort, Besitz schlechthin oder Hain?, Lnoches in Caselles, Lns bei Wengen, südlich, Lungiaru, Lunghies (Zwischenwasser), Lnsz, altes Lunina (*Lisenfeld).

Mating (ob von mador, reifen?), Mantena oder Manthan, in Granbündten unter, Mertara, Maria Santa, Pieve da Maró, unter Asch, seit X. Jahrhundert, Martin St., in Thurr, Martinwiese, Pro Maring, Maring, Maró, maréo, das Hauptthal Enneberg, nicht das Gaderthal, die Einwohner Mercharer, Masira (*Mason, *Mazone), der dicke Wald heisst Masura, Maschnig, das Futterhaus ist Mason, Mera, vielleicht Grenzzeichen, marca, hier meeres?, Mesch, über Hofthalgraben (*Meschen, *Meschlich, Mastie, Mesores, südlich Colfosch, Mes ist Haus und Hof, Miara, la Miara, Mirzeid, Miribung, Miriboo, ein gute Viehrast heisst hoch da mir, Mirio, Misch, zweimal, Moj*, Unter-, mit Bach, Entermoja (*Moja, Moja, Mojeit), alles von Gerölle, Vermehrung, ähnlich maria, Moling und Molling bei Wengen, südlich (Molin*), Monthal und Manthal, zwei, ladinisch Manthal, Meech oder das grosse Haus, Edelbits, Moring, dreimal, Morlang, Mnda, bei Abtei, in Mnda (Berglein heisst mudl, Müller (O. Moring).

Neuhans, Nikolaus St. in Hof, Obojes, Ojes, Onach, Ornella, an der Gress südlich, Oepizio.

Quatte (Quetta*), quatter ist vier.

Ratzunge (*Tschaggunge), in Granbündten oder Hochrätien Rhanuzen; Rains, Ranetscheid, Rara, die Rauthalalm gleich Tamersalm nächst Tamersfeld, Raas, gleich Ros, Rosat, Rost, Ansis in Hof und bei Manthan, Cicogon und Sellapits, inzwischen die Lns, Restalt, in Granbündten Rheist, das sei Ractia alta, Riedweinhöfe, rechtes Gaderfer, bei den Stollen Dorf, Rielada, Rohat, auch Rohatsch, Schloss bei Stern, erbaut vor 1927, Romselting, Rungang, Runglung, Bad bei Wengen, auch Rungangplmg, Rungtschlang, angeblich adlatina romanum, vgl. Rungadtsch in Gröden, Rosa, in Rosa, Rost, ladinisch Raas, bis in die Steiermark heisst der Rost (des Heizenfens, Herd), dialektisch Rasch, Rrost? in Frons, *Ra, zweimal, Pa de Ru bei Gramuz (*Pra de ru), Rnas, an der Gress, südlich, vgl. Granuz, Sotru, Rna, da val bei Enneberg, Rndiferia, Runggl, dreimal, Rnok, Hof in Wengen, Rong (Rungelstsch in Voralberg), Rungadtsch, Rost, Insofern hier das Rinneende massgebend ist, wie in Rhein, ladinisch rno, rivus, vom Sanskrit ri, spricht der Enneberger dentlich rü, rün u. a. w.

Säck: Saalen Meria (in), Nordgrenze in L-G. Brun-
eck, alte Form Saales, Santa Anna, Pfarre in Dorf
Enneberg, Sanda, Sanden, Saining, Sascosta, Spanna*,
östlich Wenges, Schu, Schuz, Ober- und Unter-
Schueu, Stern, gleich Villa, beim Sompuntersee, Ex-
portur, Seebütten in Costalla, Seres, Soppa, Sott,
Sottastell bei St. Leonhard, nordöstlich Sottcostalungia,
Sott-Tarnaretsch, Sovi, Solasest, gleich Salliese?
ob von sol. allein, (oder von der Sonnseite?) ähnlich
klingt da Urtsieit (St. Ulrich in Gröden), verdeutscht
wie Neesloch oder Neeswag, Sottars, Sottru bei
St. Leonhard, östlich, Sottgardena bei St. Leonhard,
Sot sac (Iah) und Sot sac sac, Sottru oder Sotru,
wäre wie Unterbach; aber auch tru als Weg, Steig,
Bahn, Somavilla, Sompant, Edelweitz der von Mayr-
hofen, Songer, Somanberg (alter Besitz in Thal),
Sora (*), de sora, de sora ist oberhalb (supra), Sora-
bei St. Leonhard nördentlich, das Oberachloos,
Sorega (*Soraq), Sora und Sott Tru (Sott Ru), Sora
bei Wätschellen, Sura Sott.

Untermei, Eutermeja, Expositur, eber antrum
meine, Antreimois ist Höhlenort, Unterwege.

Weitenthal, Wätschellen, Rinna Sant Pira, im
XI. Jahrhundert Mons Aelina?, Pfarre, Wengen (lo
val, la val de Badia), Pfarre, Wiesau bei Hof, Willleit,
Auser- und Inner. Die mehrfachen Ausgänge auf eit
mühten zur Untersuchung auffordern: vgl. Agreit,
Pitscheid, Pineid, Tolpeid, Lardscheneid, Mircid, Ra-
tscheid, Solesseit, daraus wieder die Ableitung für
Familiennamen wie Agreiter, Pitscheider, Konitscheider
(statt Kanitscheider?, dagegen ein Kanseider), Kanetsch-
eider. So leitet sich freit ab von frigidus kalt, deit
von dignus Finger, infreidi von fracidus morschwerden,
rait it der Ritt. Schliesslich Woerz.

Als Weiden, grösstentheils Bergweiden, sind be-
kannt: Pales, Pradät, Challes, Zisnovais in Badia,
Costobersca, Dai Pra, I planges, Lanoveis in Badia,
Saropra, obere und untere, Soranas. Im alten Lurngan
und der pusterthaler Gräfschaft sind vor 1020 schon
genannt Aelina, Pedratsches, Pleicha, Eneperg, Cam-
pill, Sunaporg, Ragen u. a. Aber schon dranssen im
breiten Thal am Brixen treffen wir Albieus, Pinnazer,
Felbiterhof bei Malsit, Bransoll, Platzbohof, Klerant,
Elvas, Latofans, Melsiterhof, Mellanz; für den italieni-
schen Stadtnamen Bressanone braucht der Ladiner
Persenoi.

Wässer.

Neben Bächen (ro, rü), grösser und kleiner, man-
cherlei Seen (lac, lac), alt und neu entstanden, auch
ein Wasserfall Armentarola, eigentlich Viehweide
des Oberthales, wird auch auf die obere Gader bezogen.
Aqua di campo Croce bei Alm Stua, Faresbach,
Fanesse s. Fanes, Bach im Rauthal, versickert,
nach zwei Stunden neuer Quell als Vigilbach, Ober-
Fanessee und drei andere, Pitschola, kleiner See,
Pedratschesquelle, Piccolod, Pisehodel, See unter Alpe
Kleinfene, Bickerbach, Piesadbach, Piesiadüsee, süd-
lich Colfschng und Wasserfall, Piccoleinerbach, Bohsee,
leo de Bos, Puthinbach unter Peitler, Piesinkibech.

Corvarebach, Cherspoelm mit zwei Wildseen,
Campbillbach, Lauf drei Stunden, in Gader bei Lovara,
nordöstlich Peromang, Camporosso, Bach im Rauthal,
versandet, Kreldsee im Rauthel, Curtsbach, da
Court, zwischen Hof und Vigil, geht in den Vigilbach,
Tgiaritsch s. Gader.

Fanessee nach Ponte alto di Probito (Progitto),
Veltbach, oberhalb Vigil in den Kreldsee, Tescham-

patchsee, Vigilbach, aus Quellen unterhalb des Kreid-
see, in Gader bei Zwischenwasser, Lauf vier Stunden
vom ersten, zwei Stunden vom zweiten Ursprung,
Portepiang, Fortgiang, Fortging, Bach zwischen Plöiken
und Anne bei Asch, Pinarterbach, Vogedura, Bach
hinter Pincid, geht in den Vigilbach, Colfsangbach,
dazu der Sagar, Kreuzkofel-Kopallenswasser, Kostling-
bach, Ego de rivi bei den Stelleren, Fontanebna,
hinter den Stelleren.

Grosssee unter Pix da Peres.

Hochalmbach bei Vigil und Hochalmsee.

Legatschoses, Lusenakerbach, nach Lüssen, Limo-
see, Gaderbach, im Oberlauf Mur, am Fuss des
Lagatschö als Tgiaritsch bei St. Leonhard, Lauf neun
Stunden, in Riens bei Sonnenburg.

Murz s. Gader. (Der Name des nordwestlichen
Hauptwassers im, romänisch Oen oder Ent, wird auch
für Engadia herangezogen in der Deutung En ca d' Oen).

Ras, gleich Ra, vgl. Pedera, Hauptbach des Rauthales,
der Bach schiebt sich. Aus den antiken Dreus,
Savus sind neuzzeitig geworden Dran, San. Ra de fer,
Ra de glisia, dó glisia, verwandt diene, diligen, glieia,
der Kirchbach zwischen Enneberg (St. Anne), St. Michael,
Hof. Bach heisst sowohl ru als roia, aber erneberglich
nur rü. So heisst der Bach des Holsteinerthales im
Karst schlechweg Potok, der Bach, in Karten und
Schriftwerken aber bile voda, Weisswasser und Punks.

Steller, die, ein Quellgebiet?, rechtes Gaderufer,
bei Riedweinhöfen, Steles, Stelle, Stelles und Fonta-
nebons, Orte in Voralberg, Sove, Bach in St. Casvin,
Sompuntersee, bei Stern (seit 1821 gebildet), Salara-
bach, von Einigen für den Colfschger selber gehalten,
kommt von Frarainl, Salatabach, Stozzabach bei
Wenges, Sutsch, Ru de Sutsch heisst der Gerdenazn-
bach, Selvazabach, Sveljoch- oder Sovejochquelle.

Untermeiobach, in Gader.

Vigiler Hochalmbach.

Wengerbach, in Gader bei Pederos.

Thäler.

Abtei, Badin, Badioten, nicht alle Enneberger, die
hintersten Gaderthaler; in la val de Badia.

Armentarola, bei St. Cassio östlich, Zwischen-
kothal an Gardennaz, Durou, Vajalon, Fossajoch,
Valbona mit Steinögraben, Piesadthal, Val da Zoel,
Val da Mudi (Mittagthal) bei Bos, Val Obidin, Val
Culea, Val Freda, Bulpigliaia, das Thal bei Ampe-
zzo, Val Valgarai, vgl. Laestie, Val Traversanz,
Vallobisenco, Fanes, Finsterthal bei Grünwald, Vog-
dura, Foesedura, hinter Pincid, von dar, hart,
Purkel, Uebergang nach Geiselsberg, Gaderthal, lang
7² Stunden, beigenannt Zeugthel?, Grünwaldthal bei
Finsterthal, Grödenthal stamme von Gardena, Cartena
(Staub), Höblenthal mit Kalkfelsen bei Untermei,
Bal oder Val d' Anter, vgl. des Landro als Höblenthal,
ein Bad, Lagazoi, Ladinia, obere mit Colfoce, Cor-
vara, Pescosta, Einwohner qui de la su, Langethel,
Rauthal, falsch Rauthel oder Rauthal, lang vier
Stunden, von Zwischenwasser bis Kessel, Pe de ru, das
obere heisst Pedera, Val di Rudo, von Monte Sella bis
Camporosso, oberstes Rauthal, veltion rudo; Pontatsch-
schicht, Petroarthal, bis Plesnoux nach Rienszin-
mündung, Untermei thal zu Val d' Anter, De valle
heist im Allgemeinen Wengen. Das Fingemetz
wohl ein burcemezo. (Schluss folgt)

Die Körperlänge norwegischer Soldaten.

Von August Koren, Oberarzt in Christiania.

Die Norwegische militär-medicinische Gesellschaft ersuchte ihre Mitglieder, bei den militärischen Controlversammlungen 1899 die Grössenverhältnisse zu untersuchen. Die Beantwortungen, die gar nicht nützlich, nur ganz freiwillig waren, umfassten 1284 Soldaten, gemessen bei der Einschreibung 1893 und jetzt bei den Controlversammlungen im 6. Dienstjahre 1899, resp. im 22. und im 28. Lebensjahre.

Die Resultate waren folgende:

Von den 1284 Mannschaften haben von 1893 bis 1899 an Länge abgenommen (der grösste Theil etwa 0,5 cm, andere 1,0 cm und mehr) 78 = 6,07%.

Von den 1284 Mannschaften zeigten in demselben Zeitraume keine Veränderung der Länge 135 = 10,52%.

Von den 1284 Mannschaften haben in demselben Zeitraume an Länge zugenommen 1071 = 83,41%.

Die Durchschnittsgrösse der 1284 Mannschaften war 1893 169,71 cm, 1899 171,34 cm.

Die durchschnittliche Zunahme der Körperlänge in demselben Zeitraume ist demnach 1,63 cm.

Diese Grössenverhältnisse der Mannschaften wurden in erster Linie abtheilungsweise behandelt, und die gesammte Durchschnittsgrösse aus der Durchschnittsgrösse der einzelnen Abtheilungen berechnet. Berechnungen, besonders für jede einzelne Abtheilung, sind zwar von Interesse, indess ist die Anzahl der Soldaten jeder Abtheilung ist eine sehr verschiedene, so dass die Durchschnittsgrösse der einzelnen Abtheilungen nicht denselben Werth haben. Deshalb habe ich auch die Berechnung für sämtliche Mannschaften überhaupt ohne Rücksicht der einzelnen Abtheilung ausgeführt.

Das Resultat dieser Berechnung ist folgendes:

Die Durchschnittsgrösse der 1284 Mannschaften war 1893 (im 22. Lebensjahre) 169,67 cm, 1899 (im 28. Lebensjahre) 171,31 cm.

Die durchschnittliche Zunahme der Körperlänge in diesen Jahren ist 1,64 cm.

Der Unterschied beider Berechnungen ist wie erwartet nur sehr gering, $\frac{1}{100}$ cm (0,01 cm).

Der Abtheilungsarzt einer kleinen Befestigung mass auch die Rekruten des Jahres, deren Körperlänge bei der Einschreibung nur ein Jahr vorher gemessen wurde.

Von den 48 Mannschaften zeigten 2 Abnahme der Körperlänge, alle beide 0,5 cm, 10 dieselbe Körperlänge bei beiden Messungen, 36 Zunahme der Körperlänge.

Die Durchschnittsgrösse der sämmtlichen 48 war 1898 171,3 cm, 1899 172,3 cm.

Durchschnittlicher Zuwachs in diesem Jahre 1,0 cm.

Wahrscheinlich haben diese Mannschaften in Folge der oben citirten Messungen noch 0,6 bis 0,7 cm durchschnittlich bis zum 28. Jahre zu wachsen. In welchem Jahre aber können wir annehmen, dass das Wachstum im Ganzen genommen beendet ist? Darüber wissen wir sehr wenig. Mir scheint, dass wir Militärärzte hier Licht schaffen könnten, wenn wir einer ganzen Jahresklasse die ganze Dienstzeit folgten, jedes Jahr die Körperlänge der Mannschaften messen, und das Mass in dem „Soldatenhandbuch“ eintragen würden. Es möchte dann leicht sein, procentweise zu berechnen, bei wie Vielen jedes Jahr das Wachstum aufhörte.

Zu Folge des oben Angeführten können wir jetzt schon sagen, dass das Wachstum norwegischer Soldaten bei 16,59% im 22. Jahre abgeschlossen ist, indem ich die 6,07% der Körperlänge abgenommen hat, und die 10,52% derselben Grösse bei beiden Messungen eben dieselbe ist, zusammen addire. Bei 83,41% nimmt das Wachstum nach dem 22. Jahre zu; vielleicht können auch nach dem 28. Jahre einige sein, deren Wachstum noch nicht abgeschlossen ist. Vieles ist hier noch dunkel, aber die Militärärzte haben — wie gesagt — gute Gelegenheit, unsere Kenntnis dieses Gebietes zu erweitern.

Da die Untersuchungen des Wachstums nach dem 22. Jahre bei demselben Individuum — wie es scheint — sehr selten unternommen worden sind, haben die oben angeführten Messungen sicher ein recht grosses anthropologisches Interesse, aber sie haben bei uns schon auch ein nicht ganz unbedeutendes praktisches Interesse gehabt.

In der norwegischen Armee ist neulich der Soldatenmantel abgeschafft und an dessen Stelle ein Sack (Sohlafack, „Sovepose“) angeschafft worden. Die Länge dieses Sackes war von der Administration für die eine Hälfte auf 185 cm und für die andere Hälfte auf 200 cm angeordnet; als diese Untersuchungen aber bekannt gemacht worden waren, bestimmte die Administration, dass die Länge der Säcke bei 10% 185 cm, bei 75% 200 cm, bei 15% 215 cm sein sollte.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer anthropol. Verein in Stuttgart.

Trotz der überaus grossen Zahl von Vorträgen der verschiedensten Art, welche im Winter 1900/1901 in Stuttgart gehalten wurden, hatten dennoch die in den monatlichen Versammlungen des Württembergischen

anthropologischen Vereines abgehaltenen Vorträge sich stets einer regen Theilnahme zu erfreuen.

Am ersten Vereinsabend, Samstag den 13. October, erstattete der Vorsitzende Medicinalrath Dr. Hedinger eingehenden Bericht über die vom 24.—27. September in Halle abgehaltenen Anthropologerversammlung, über deren Verlauf in diesen Blättern bereits ausführlich berichtet worden ist. Dem in Halle vorgebrachten Protest des Herrn Professor Klatsch aus Heidelberg gegen eine Verquickung der Wissenschaft mit confessionellen Einmischungen schloss sich der Württembergische anthropologische Verein in seiner Versammlung aufs Wärmste an.

Der zweite Vereinsabend, Samstag den 10. November, brachte einen Vortrag des Dr. med. H. P. auf aus Flochingen über „Zwerge und Pygmäen“. In früheren Zeiten wurden mit dem gemeinsamen Namen „Zwerge“ alle die Menschen bezeichnet, die unter das Durchschnittsmaass wesentlich heruntergingen, ohne dass man weiter darnach fragte, ob der Zwergwuchs auf den ganzen Körper oder nur auf Theile desselben, auf einzelne Individuen oder auf ganze Stämme sich ausdehnte. Solche auffallend kleine Leute haben seit der Kindheit des Menschengeschlechtes wohl ebenso Ansehen erregt, wie auffallend grosse, und Märchen und Mythen aller Völker wissen von Zwergen wie von Riesen als menschlichen Geschöpfen ganz besonderer Art zu erzählen, über deren Entstehung zum Theil ganz wunderbare Vorstellungen herrschten. Die Zwerge nahmen im Volksglauben vielfach als personifizierte Naturgeister einen uralten, koboldartigen Charakter an, hausten in Höhlen und Klüften und standen mit den Menschen bald in freundlichem, bald in feindlichem Verkehr. Es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, dass als Vorlage für diese märchenhaften und mythischen Vorstellungen wirkliche Zwerge gedient haben, und es ist für die Anthropologie von grossem Interesse, die verschiedenen Formen der Zwerge nach den Ursachen ihrer Entstehung und nach den Modalitäten ihres Vorkommens zu sichten. Partieller Zwergwuchs ist immer auf Rechnung eines pathologischen Processes zu schreiben; durch Cretinismus z. B. werden nicht bloss psychische Entwicklungshemmungen, sondern auch ein Zurückbleiben des Körperwuchses, namentlich in den unteren Extremitäten hervorgerufen, während Rachitis (englische Krankheit) durch Störungen im Knochenbau häufig in jenem grossenhaften Niederwuchs führt, dessen Typus von den Hofwägern mit „nurren früherer Zeiten“ wohl bekannt ist. Eine dritte Art von partiellem Zwergwuchs kommt dadurch zu Stande, dass das Wachsthum ohne sonstige pathologische Prozesse einfach auf kindlichen Verhältnissen zurückbleibt, indem die unteren, zweiten auch die oberen Extremitäten dem Rumpfe gegenüber dieselbe relative Kürze wie bei den Kindern zurückbehalten. Derartige partieller Zwergwuchs wurde übrigens auch schon als erblich beobachtet, wofür sich namentlich im Thierreich beim Dachshund wie beim japanischen Zwerghuhn charakteristische Beispiele finden. Etwas ganz anderes sind diejenigen Zwerge, bei denen sich das Zurückbleiben im Wachsthum nicht bloss auf einzelne Theile des Skelets, sondern auf den ganzen Körper erstreckt in der Weise, dass wie bei den normalen grossen eine vollständige Harmonie des Körpers zu Stande kommt. Bemerkenswerther Weise haben sich solche totalen Zwerge, sogenannte Liliputaner, die nicht so gar selten von normalen Eltern zwischen normalen Geschwizern geboren werden, bisher stets als unfruchtbar erwiesen. Dass aber die Natur im Stande ist, den totalen Zwergwuchs auch dazwischen fortzupflanzen, sehen

wir an den Pygmäen, die sich ganz wie einzelne Zwergthierarten (Zwergmäuse, Zwergziegen u. a.) schon Jahrtausende als Rassen forterhalten haben. Wir kennen Pygmäen schon aus vorgeschichtlicher Zeit; insbesondere haben die Funde in den neolithischen Schichten des Schweizerlandes bei Schaffhausen, unter denen sich die Skelette von fünf erwachsenen Pygmäen befanden, erstmals den unzweifelhaften Beweis für die vorgeschichtliche Existenz dieser Zwergasse geliefert. Dieselbe konnte auch für die neolithische Palähaustation Chevroux nachgewiesen werden, wo ausserdem aus dem mitgefundenen Menschenschmelz geschlossen werden konnte, dass diese spärlich auftretenden kleinen Leute von Süden hergekommen waren. Dass in Afrika Pygmäen existierten, davon wissen schon die alten Schriftsteller maocherlei zu berichten, bekannt, aber bestiglich ihrer Grundlage unangeklart, ist namentlich die Erzählung des Aristoteles von den Kämpfen der gen Süden lebenden Krane mit den ägyptischen Pygmäen. Positive Beweise für das wirkliche Vorhandensein afrikanischer Pygmäen haben wir aber erst im Jahre 1867 durch Du Chaillu und 1870 durch Schweinfurth erhalten. Sie berichteten zuerst von negroiden Völkern, deren Durchschnittsgrösse ohne pathologische Bildung des Skelets das Maass von 130 bis 140 cm nicht überschreitet. In der Folge stellte es sich heraus, dass ausser den Akkas in Centralafrika und den Buschmännern im Süden Pygmäenröcker auch im Norden, Osten und Westen Afrikas zu treffen sind; sie alle sind nach den gründlichen Untersuchungen Virchow's vollkommen, meist langköpfige Neger, resp. Nigriten mit spiralig gelockten Haaren und von etwas lichter Hautfarbe als sonst die Neger. Sie sind Wald- und Buschmenschen, die sich meistarlich auf die Jagd verstehen; die hierzu nöthigen Metallgeräthe beziehen sie von benachbarten vorgeschrittenen Stämmen, während sie selbst noch nicht einmal in die Steinperiode eingetreten, sondern sossagen immer noch im Stadium der Holzzeit begriffen sind. Von diesen afrikanischen Pygmäen sind die ebenfalls in neuester Zeit erst durch Virchow näher bekannt gewordenen Pygmäen im asiatischen Osten, besonders in Vorder- und Hinterindien, durch auffallende Kürze und Kleinheit des Schädels unterschieden; auch findet man bei einzelnen unter ihnen, z. B. den sylonischen Weddas keine Spiralhaare, sondern glatte Haare und lichte Hautfarbe. Auch in Europa sind in den Pyrenäen neuerdings angeblich Pygmäen nachgewiesen worden. Wenn jedoch Sergi aus der relativen Mässigkeit zwergköpfiger Schädel in einzelnen Gegenden Italiens und Russlands auf das Fortbestehen einer in frühesten Zeiten von Afrika eingewanderten pygmäenhaften Urrasse in der Bevölkerung dieser Gebiete schliessen zu dürfen glaubt, so dürfte er den Beweis hierfür noch schuldig sein. Ueber die Entstehung der Pygmäen sind die Ansichten noch getheilt; doch hat die Annahme, dass sie auf andauernde schlechte Ernährungsverhältnisse zurückzuführen sei, einen grossen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Jedemfalls aber ist die Ansicht zurückzuweisen, als stellten die Pygmäen eine Uebergangsform von Affen zum Menschen dar. — Reicher Beifall lobte dem Redner für seinen lehrreichen Vortrag, an den sich eine lobhafte Debatte anschloss.

Am dritten Vereinsabend, Samstag den 8. December, sprach der Vorstand des Vereines, Medicinalrath Dr. Hedinger, über „Keltische Hölzpelger und Urneubettung im nordöstlichen und südlichen Württemberg“. Der Vortragende berichtete zunächst ausführ-

lich über die Ergebnisse seiner diesjährigen Ausgrabungsarbeiten in dem genannten Gebiete. Dieselben betrafen 1. vier Hügelgräber in der Nähe von Dalkingen, OA. Ellwangen, in einem Walde an der Strasse nach Ellwangen; 2. drei Gräbhel auf den Buchwasen nach Neresheim (vgl. hierzu Schwab. Chronik 25. Mai 1900); 3. drei Gräbhel bei Pfahlheim, OA. Ellwangen; 4. drei Hügel bei Röhlingen südwestlich von Pfahlheim; 5. zwei Hügel in einem Walde bei Köpfendorf, OA. Heidenheim; 6. zwei in den Wiesen des Brenthalles bei Neuhoheim gelegene Hügel. Sämtliche Hügel gebürten zu mehr oder weniger grossen Gruppen, die — mit Ausnahme der vom Buchwasen bei Neresheim — schon früher Ausgrabungen erfahren hatten, so dass also den wissenschaftlichen Betrachtungen des Vortragenden ein grosses Fundmaterial zu Grunde lag. Was nun zunächst die unmittelbaren Ergebnisse der Ausgrabungen betrifft, so konnte constatirt werden, dass in allen untersuchten Gräbheln nicht Leichenbestattung, sondern Leichenverbrennung stattgefunden hatte. Theils enthielten nämlich die Gräber mehr oder weniger grosse „Brandplatten“, d. h. zusammengelackte Anbautungen von Asche und verkohlten Holz- und Knochenresten, theils baryen sie grosse, öfters durch Steinplatten geschützte Urnen mit Asche und calcinirten Menschenknochen. Daneben fanden sich in einzelnen Fällen (Dalkingen, Neresheim) auch Schüsseln mit Knochenresten von Wiederkäuern und kleineren Thieren, die wohl als Ueberbleibsel von Totenmählern angesehen werden können; dagegen fanden sich nirgends eigentliche Reste von menschlichen Skeletten, insbesondere von Schädeln, bezw. war da, wo sich solche Reste vorfanden, wie z. B. bei Neresheim, aus der geringen Tiefe ersichtlich, dass es sich um spätere Nachbestattung handle. Unter den Beigaben spielten Metallgegenstände eine untergeordnete Rolle. Es fanden sich bei Neresheim und Köpfendorf einige Schmuckgegenstände aus Bronze (Haarnadeln, Armbrüstbela, Öhringr, Armpangen), unter denen ein bei Köpfendorf gefundener halber torques wegen seines erstmaligen Vorkommens und

seiner Beschränkung auf ganz bestimmte keltische Stämme von besonderem Interesse ist. Bei Dalkingen, Neresheim und Röhlingen fanden sich wenige Reste von eisernen Ringen, Schibeln und Messern; bei Neuhoheim und Neresheim wurden sogar Steinartefakte (Steinmäge) und Artefakte ausserordentlich ähnlich sehende Gegenstände (Messer, Pfeilspitzen) aus verkieletem Weiss-Jura-Kalk zu Tage gefördert. Bemerkenswertherweise fanden sich nirgends Waffen. Aus dem Material und der Form dieser Funde geht hervor, dass die Anlage der Gräber von der frühesten Bronzezeit bis in die La Tène-Zeit reicht. Die Hauptreste unter den Beigaben spielen die Erzeugnisse der Töperei, von denen Redner neben einem instructiven Tableau eine zwar kleine, aber immerhin noch reiche Anzahl zur Aufstellung und Anschauung gebracht hatte. Neben grossen stättlichen Urnen und Schüsseln fanden sich zahlreiche kleine Trinkgefässe und Nöpfchen. Das Material stammt zumeist aus der Nachbarschaft der Grabanlagen, in einzelnen Fällen weist es auf ferne Gebiete. Bei aller Einfachheit der Formen ist die Mannigfaltigkeit derselben eine bewundernswürdige; kann finden sich zwei Gefässe von gleicher Form. Eine Grammentirung der schwach gebrannten Töperei fehlt meistens, die wo sie vorhanden ist, ist sie einfach. Hier und da findet sich einfaches Bemalung mit Graphit. — Aus allen diesen Funden ergibt sich, dass ebenso wie auf dem Aulbuch in Bolheim und Mergelstetten auch auf dem Härdtfeld und in den Ellwanger Bergen in der angegebenen Zeit, also lang vor der Ankunft der Germanen, eine Bevölkerung gewessen hat, die das friedliche Töpferhandwerk mit grossem Geschicke und Formensinn ausübte. Schon in seinem früheren Vortrage hatte Redner die Ansicht entwickelt, dass diese Bevölkerung eine keltische gewesen sei, und seine neueren Untersuchungen haben ihn in dieser Ansicht noch mehr bestärkt, die er in einer demnächst im Archive für Anthropologie erscheinenden grösseren Arbeit über diesen Gegenstand ausführlich darstellt und begründet.

(Fortsetzung folgt.)

Wieder hat unsere Gesellschaft ein schmerzlicher unersetzlicher Verlust getroffen. Wir erhalten die Trauernachricht von dem Hinscheiden unseres hochgeachteten theuren Freundes, des Schöpfers des berühmten Rosgartenmuseums in Constanz a. Bodensee:

„Hente Nacht ist unser innigstgeliebter Vater, Schwiegervater und Grossvater

Hofrath Ludwig Leiner

im 72. Lebensjahre sanft verschieden.

Constanz, 2. April 1901.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:

Apotheker Otto Leiner und Frau. Anna Pzyka geb. Leiner.
Carl und Ida Saur geb. Leiner.

Sein Name und Verdienst wird in der deutschen Alterthumswissenschaft und Anthropologie unvergessen bleiben.

J. Hanke, Generalsecretär.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schatzmeister Herrn Dr. Ferd. Birnkner, München, Alte Akademie, Neuhäuserstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 15. Mai 1901.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Gemeinschaftsleiter der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 7.

Erscheint jeden Monat.

Juli 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Besprechungen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. N. S. 18 des Jahrg. 1894.

Inhalt: St. Gangwolf. Von Dr. Aug. Hertzog-Colmar. — Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols. Von Dr. Fritz Pichler in Graz. (Schluss.) — Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart. (Fortsetzung.) — Zum Congress in Metz. — 78. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg. — Dr. Arthur Hazelius †

St. Gangwolf.

Von Dr. Aug. Hertzog-Colmar.

In einem Seitenthale des an Naturschönheiten so reichen Thales von Gebweiler (Ober-Elsass), welches aus dieser Ursache den poetischen Namen des „Blumenthales“ mit Recht verdient und beigelegt erhalten hat, zwischen der hohen „Dornay“ und dem bewaldeten Vorgebirge des „Schinberges“, liegt ein wenig abseits von der grossen Strasse von Sultz matt nach Lautenbach die bescheidene Waldcapelle von „St. Gangwolf“, dem heiligen Ritter Wolfgang geweiht, dessen Namen sie auch trägt.

Unter der kleinen Capelle, welche an den Festtagen die zahllosen Pilger nicht fassen kann, entspringt eine reiche Wasserquelle; unweit davon steht auf dem Stockbrunnen, welcher durch diese Quelle gespeist wird, das geharnischte Bild des heiligen Patrons des Wallfahrtskirchleins. St. Gangwolf, so wird der Name in Ober-Elsass vom Volke ausgesprochen, und ich behalte ihn hier absichtlich bei, da er die Symbolik, welche darin liegt viel deutlicher wiedergibt, als der officiell übliche Name „St. Gangolf“. St. Gangwolf ist ein im ganzen Ober-Elsass rühmlichst bekannter Wallfahrtsort, dessen Quelle heilkräftig gegen Hautkrankheiten und Ausschläge. Ohne Zweifel haben wir es hier mit einem altheidnischen Brunnen- oder Quellenheiligtume zu thun; denn wir finden sowohl in der Wahl des heiligen Wolfgang zum Kirchenpatron, in dessen Legende, als auch in heutigen Gehräuehen Spuren der heidnischen Symbolik,

welche an den Cultus des Sonnengottes, des Gottes der wiedererwachenden Natur erinnern.

Ein frühlich und lebhaftes Bild bietet sich hier dem Besucher am Feste des heiligen Gangwolfs dar. Von Nah und Fern strömen Alt und Jung, fromme, fröhliche Pilger, einzeln, in Gruppen und in Processionen, hierher, und es entwickelt sich auf dem kleinen schattigen Platze vor der Kirche sowie im darangrenzenden Walde ein lustiges Jahrmarktseben, worin hauptsächlich schrilles Pfeifen und der tausendfach nachgehohnte Kuckucksruf dem fremden Wanderer auffallen dürften.

Auf dem dort bei dieser Gelegenheit stattfindenden kleinen Jahrmarkte findet man neben Andachtsgegenständen, Ess- und Genusswaaren aller Art, hauptsächlich kleine Töpferwaaren, sogenannte Kindergeschirren, zu Tausenden auf ebener Erde zum Verkaufe ausgebreitet; derjenige Pilger oder Tourist, welcher an jenem Tage des Hauptfestes der Wallfahrtskirche nach St. Gangwolf kommt, darf jedenfalls, wenn er Kinder hat, nicht zurückkommen, ohne seine Taschen mit den niedlichen irländischen Haugeräthen angefüllt zu haben. Gross ist dann die Freude der Kleinen, und auf einige Tage sind die St. Gangwolfs-geschirren die einzigen Spielzeuge der Kinder aus den umliegenden Ortschaften des Blumenthales und der weiteren Naehbarschaft. Aber unter diesen kleinen Thongeschirren sind ganz besonders drei Stücke merkwürdig: 1. ein kleines, mit Eulengesicht verziertes Häfelehen, in welches nahe am Rande eine Pfeife einmündet; füllt man nun dies Töpfchen mit Wasser,

so wird der dadurch erzeugte Pfiff eigenartig modulirt; man heisst dies im els. Dialekt: „klutern“. Das Geschirren selbst heisst ebenfalls im els. Dialekt: „Teifels-“ oder auch „Tifelsklutteri“; 2. ein kleiner Vogel aus Thon, dessen Schwanz in einer Pfeife endigt, und endlich 3. ein halbkugelförmiges Musikinstrument aus Thon, auf welchem ganz täuschend ähnlich der Kuckukruf nachgesahmt wird, das auch als „Kuckuk“ bezeichnet ist. Man kann sich jetzt leicht den Heidenlärm vorstellen, der mit diesen Teufelehen, Kuckuken und Vögelehen durch eine tausendköpfige Menge an Ort und Stelle erzeugt wird. Die übrigen Geschirren sind dann Nachahmungen aller Thongefässe, welche jetzt noch in bäuerlichen Haushaltungen im Gebrauche stehen, als: Platten, Schüsseln, Töpfe, Näpfe, Gehäckformen aller Art, z. B. Kugelbopf (ein gerippter hoher süsser Kuchen), Fische u. s. w., endlich noch ein kugelförmiges kleines Gefäss (Ampula) mit Öffnung an der Seite zum Einwerfen von Geldstücken, der Sparschasse des Bauernkinds.

Es gibt im Elsass noch andere Frühlingsjahrmärkte, an welchen solches Geschirren feilgehalten wird; so der Wallfahrtsjahrmarkt von St. Maximin zu Gemar bei Colmar, und der Kirchweihjahrmarkt von Grussenheim an der Linie Colmar-Markolsheim.

An diesem Tage des 11. Mai finden die Pilger nicht Raum genug im kleinen Kirchlein, und versammeln sich dann auf dem Platze, um dort der Predigt im Freien zuzuhören. Gerade dieser Umstand gestaltet diese Festlichkeit zu einem wirklichen Feste der Natur, zum wirklichen Frühlingsfeste unserer altheidnischen Vorfahren, das durch die katholische Kirche heibehalten und geheiligt worden ist. Es scheint sogar, als liege in der Auswahl des Patrons, in der Person des heiligen burgundischen Ritters, in seinem Namen ein Anklang an die altgermanische Symbolik. Alles in diesen Feste erinnert an das Wiedererwachen der Natur, an die eiegreiche Rückkehr des Frühlings.

Der Kuckuk, die Vögel mit ihrem Rufen und Singen sind die Botes des Frühlings, der Ankniff des Sonnengottes; die Enle, im Gegensatz zu den anderen Vögeln, der Vogel der Nacht, dürfte die lange Nacht des Winters verainnbildlichen: Tag und Nacht; Sonne und Mond!

Nach der Sage hat der heilige Ritter Gangwolf die dortselbst nun sprudelnde Quelle in seinem Stocke oder auch in seinem Helme mitgebracht, nachdem er sie einem Bauern abgekauft hatte. Der Frühlingsgott, der in St. Gangwolf sehr wohl einen würdigen christlichen Ersatzmann gefunden hat, ist ja auch der Segen spendende Regengott, und wenn in den Namen noch Symbolik liegen kann, so dürfte gerade in demjenigen unseres

Heiligen, eine altheidnische Erinnerung durchhängen. Die Sonne wird in ihrem siegreichen Laufe durch den Wolf verainnbildlicht; die Sonne wacht bei dem Wolfe des Winters; der Wolf begleitet somit Wodan und Baldur; darum war auch der „Anegang“ eines Wolfes am Morgen, ein glückverheissendes Ereigniss. Der Wolf ist aber die Sonne; der Sonne anegehen ist gleichbedeutend mit Singang; und der Name Gangwolf oder Wellgang heisst dann so viel wie der siegreiche Dahinschreitende, so viel wie: Held und Sieger.

Eine Quelle, an welcher ein Wolf getrunken ward aber dadurch zur Heilquelle; denn Wodan und Baldur waren selbst Gottheiten der Gesundheit und der Heilkunde. Die Sonne heilt und verleiht den Heilpflanzen ihre wohlthuende Wirkung. Somit auch hier leicht verständlicher, symbolischer Zusammenhang des heiligen Gangwolf mit dem alten Brunnenheiligthum. Und die kleinen Theogeschirren sind ebenfalls symbolische Darstellungen des Frühlings und des Sonnengottes, somit würdige Begleiter des heiligen Gangwolf.

Ein elsässischer Forscher (Ch. Braun: *Légendes du Florival, Saint-Gangolf*, S. 117 ff.) schliesst sogar aus der Nähe des sogenannten Pfingtbergs, sowie aus der Zeit, in welcher das St. Gangwölfest abgehalten wird, das gegen Pfingsten fällt, es möchte ursprünglich diese heidnische, aber sehr alte Capelle als Taufcapelle gedient haben; der altheidnische Heilbrunnen umgewandelt in die Heil spendende Quelle der christlichen Taufe! Heute noch sieht das Volk die Gangwölfquelle als ein wanderthätiges Wasser an, kein Pilger unterlässt es, im Gangwölfbrunnen Abwaschungen vorzunehmen oder vom Brunnen ein Gefäss voll Wasser mit nach Hause zu bringen. Alte Schriftsteller sprechen sogar von einem „Sanct Gangwölfshede“. Und wahrlich eböner, malerischer könnte eine solche Heilanstalt nicht gelegen haben!

Anm. d. Red. Verfasser dieses Aufsatzes hat zugleich mit demselben eine Sammlung der darin erwähnten interessanten thöneren Spielgeschirre mitgebracht. Dieselbe wurde mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes angenommen. Es dürfte sich in der That in ethnographischer Beziehung sehr empfehlen, festzustellen, wie weit diese Spielzeuge in Deutschland Verbreitung gefunden haben, und wo dieselben, ähnlich wie im Elsass, auf solchen im Aufsatz erwähnten Frühlingsmärkten, bei Gelegenheit von Patron- und Kirchweihfesten zum Verkauf angeboten werden; denn gerade deren Zusammenhang mit solchen religiösen Feiertagsbräuten verleiht denselben Gegenständen einen culturgegeschichtlichen Werth. Da nun diese Gebräuche in jüngerer Zeit aber im Verschwinden begriffen sind, so dürfte es angezeigt erscheinen, weitere Kreise auch auf die Sammlung dieser schönen Spielzeuge aufmerksam zu machen. J. K.

Ladinische Studien aus dem Enneberger Thale Tirols.

Von Dr. Frits Piehler in Graz.

(Schluss.)

Personen-Namen

nach dem ganzen Bestande seit sechs Jahrhunderten für diesen Thalbezirk zusammenzustellen, würde die bunteste Flora liefern. Wir stellen nur 180 bei.

Adang, Agreiter, Agostal zu Colle, Alberti in Ampsen, Alfrieder, Althon, Alton, auch anctummas Herbat, Amorth aus Rodeneck, Anseger? Mantana.

Beidesser, Palfrader (padrone in Vall), Palfrader, Ballfrader, Ballfröder, Perarofada in Valle, vgl. Pyffrader in Mürthal, Fallus und Falla zu Buchenstein, Panlberaner, Pessel, Federilla, Federecoe, Wirth in St. Leonhard, Perathoner in Wolkenstein, Perthalter, Pessoller, Pesskoller (laut Grabschrift „ein Jungesel“), Pesskoller, Pesskollernag, Pecosota, P. de Beato, Piazza, seit 1688, nachmals Grafen de Freyck, Bigg, Pecosota Cyriann, gräflich Thun'scher Hofmeister auf Schloss Brughian um 1856, Plangger gleich Plant-scher, Ploner, Piehler, Piccoliori (Alba in Fassa), Pitscheider, Piseit, Pisching, Plasser in Lösen, Pompanin zu Cortina, Posch, Podera di Langhioga, Prack, Brac, Ritter in Asch, Pradner, Brunner (vgl. Dapuz), Pradeller.

Kall, Canadler de Zaineg, Kanseider, Kanseider, Canina, Kanitscheider, Castlinger, Kaslinger, Kaufmann, Zailer, Zingerle, Chizain in Buchenstein, Clana, Clara, Dielari, Kleinbaner (Huber an Thall), Clemet, Klemetsen, Codalunga zu Colle, Köfelwirth der, Coll als Kall und Koll, Koller, Coll Sotteaso, Coll in Ampsen, Kolsen an Pflaieswald, Comploier?, ob von ploia, Hegen, Konrotter, Kosta, Kostner, Corcella, Nachbar des Willeit in Vigil, Corteller, Cramontif, Crapaz und Creper, Crapatz in Colle, Buchenstein, Craffonara, Kanter, Kune (Hausname zu Somnavilla), Kanetscheider, vgl. Kanitscheider, Zwirger.

Daberto in Buchenstein, Dapuz (vgl. Sompunt, höchster Punkt), Tavella, Dapuz, vgl. Brunner, Tammer in Barchia, Dander in Buchenstein, Dasser (Dassefreiden Ort?), Dawerda, Dawerda von Barchi?, Taihon, Taihoner, ein Gutschneider, Ort gleichen Namens, Debertol in Fassa, Declara, Declari, Dechristoforo in Buchenstein, Tammer, Detono, Theise (nach 1316), Demets, Detomas in Buchenstein, Delago, Demets, Demieho, Devolvilla in Fassa, Tempola in Fugs, Demichiel, Terze, Dessler zu Castellratt, Tomesler, Torre della, Trebo (Anton, Pfarrer in Lösen um 1856, Dialektforscher), Trpoy, höchster Bauer am Kronplatzwege, ostwärts.

Egger, mit wahrscheinlich genug Compositis, Evangelista, Elzenbaum, Elchosta, Ellecosta („dieses Eck“) in Zwischenwasser, Ellecota padrone in Pincia?, Ellecosta, Ellecosta, Ellikaseo, Ellikases, Ellikases, Elliscasso, Ellikases, bedeuete dieses Haus; Bauer in Tolbeit (sprich Trpöy); bekannte Bergführer, Engolmor, altes Geschlecht, Enrich zu Buchenstein, Erlacher.

Fazzi, Verdik, Verginer, Viktor, Villandere (seit 1388), Fischaller, Flehe und Floss, Foppa in Buchenstein, Freindemets (ein Peter d. N. aus Abtei ermordet 1900 in China), Fresno, Frena.

Gatter, Garanzger zu Mantal, Gasser (wie in ganz Tirol), Geiger, Graf, Gwan?, Glantscher, Göhl (nach 1360), Gollmon, Gorgi, Gnadagnini (nach 1335), Grnber.

Hantaer, Huber, Kleinbauer an Thel, Hoglinger, Janlech, Insam in Gröden, Israra, Isrähara, Larih, Leano in Buchenstein, Lombert (von Lombard).

Matiol, Mahlknecht (vulgo Pannoger), Maneseck und Manesehg, Mangutsch, Martiner, Marzoner, Mederlan, Mellanner, Menzi, Mersa, Meechd (höchster Buser am Kronplatzwege, westlich), Mirihang (mira das Gewehr-Absehen, Kora; ein Gutlieter?), Mischi, Mopling?, Molling (Maler in Wengen), Morlang und Morleg, Moroder, Mutschlechner (aus Taufers), Murgia, Nagler, Neuhanser, Niedrist.

Obechs und Ohegs, Oheas, Ohojo, Ohegs, Owegs und Owsz, Oberbacher, Oberhaner, Oberthier.

Quellacasa zu Buchenstein.

Raatern, Riedwein, Edle, Rigo von Krepe (zu Zwen?), Riloeser, Rimalto?, Rindler, Rinna, Ritter von Sarenbach, Ritsch, Rovara, Root, Besitzer zu Huff und Vigil, Rnatscher, Groserbatscher in Badia, Edle bei Abtei und Bürgerliebe, Rungger, Rungaldier in Gröden, Rungald-Gasse zu Brixen.

Santer und Santter, wahrscheinlich fehlen so wenig als von col auch Familiennamen nach Sase, weil doch Antersasa, Sasi, Trevasi, Sottass vorkommen, Schapo, Schieder, Schmid, Schönneck (Edle um 1150-1280), Solesait (am Picoleinerjochweg), Stnok von Brunsck (vor 1358), Socrilla, Soldierer, Sanoner in Wolkenstein, Somnavilla und Somvila, Sott Cass, Sottass, Strater, von Slos, kleines Geschicht, Sranabork (Sommerburg), Sille vor 1018.

Walder, Weth in Castellratt, Wileoit und Willeit, Bileit in Vigil und oberhalb Verdik, Wieser (vgl. Prediv, Pralongei, Preromang, Pradner, von pre, Vielzahl prä).

Nach dieser, allerdings in den Personennamen am wenigsten vollständigen Nomenclatur mag es nur anfallen, dass im Sinne der einheimischen Sagengealten gar nichts berechnet sei. Es sind dies die wilden Männer der Gebirge und Wälder, namentlich am Kreuzkofel bei Wengen und his in's Gröden, die Salvang, Salvans, wohl von selva, die Sylvane, alsdann deren Frauen, die Grotten- oder Wasserweihlein, die Gannes, gleichsam squanne, (daher zwei Wildkühe als Ru da ganna oder gannes, vgl. bente-ganna), dann der schreckende Berggeist Oro, den Ampexanern, Buchensteinern, Fassanern und Grödnern wohlbekannt, derselbige, der öfter im Pflaieswald erscheint und auf dem Col maladöt; da giebt er dem mit Schwefelgestank arbeitenden Setanas in Nichts nach und rechtfertigt also das Sprichwort „El toffa choco l'Orco“, er stinkt gar wie der Berggeist. Mosenweng ist dem Tengel selber, der doch bald wo seine Graben oder Brüche hat, auf dessen Namen diolo (grödenisch diain) irgend etwas geschrieben.

Mitteilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer anthropol. Verein in Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Es sei hervorgehoben, dass Redner zwei Stämme unter den Kelten unterscheidet: die Nordkelten (auch Gallier oder Galater genannt), einen durch Langköpfigkeit und blonde Complexion auszeichneten, mit den Germanen verwandten kriegerischen Stamm, der ursprünglich den Westen von Europa besetzt hielt, und die Südkelten, die kleiner von Statur, ursprünglich kurzköpfig und von dunkler Complexion waren, mehr

den östlichen und südlichen Teil von Deutschland bewohnten und sich mit den Ureinwohnern vermischten. Die Wohnsitze der letzteren sind im Allgemeinen durch das Vorkommen der sogenannten Regenbogen-schüsselchen bezeichnet, die den Halbmond als Zeichen der den Kelten heiligen Mondgöttin tragen. Solche Halbmondbilder auf ornamentierten Platten angebracht sind in Thon geformt fanden sich auch in schwäbischen Hügelländern; insbesondere besitzt Redner eine Platte von Mergelstein, während andere sich in Staatsausgrabungen befinden. Sie dürften ebenso wie die Regenbogenschüsselchen als Beweis für die Anwesenheit keltischer Stämme anzufassen sein, im Ubrigen ebenso wie die ganze Kultur der Kelten auf den Osten (Babylon) als den Ursitz der letzteren hinweisen. Weitere Beweise für seine Ansicht liefert Redner, da ja der kranio- logische Beweis in Folge der herrschenden Leichever- brennung nicht geführt werden kann, aus der Ähnlichkeit der Fände mit ganz sicher als keltisch anerkannten Fänden aus anderen Gegenden, sowie aus dem Vorkommen keltischer Gebirgs- und Flussnamen (Alb, Sechta, Jast etc.). Auf Grund derartigen Zeugen lassen sich überhaupt etwa folgende Grenzen für die Verbreitung der Südkelten annehmen: Im Norden der limes rheticus und die Donau bis an die bayerisch-österreichische Grenze, eine Linie, die mit der Grenze des späteren Römerreiches zusammenfällt; im Westen der Rhein; im Südwesten der Schwarzwald und die Südgrenze der schwäbische Alb; im Süden die Schweiz, die lange Zeit keltisch war, und die Alpengrenze bis an die Grenze der inn. Innerhalb der Alpen selbst waren namentlich in Kärnten und Krain noch keltische Völkerschaften ansässig, wie Lavius schon nachweist. Die Ergebnisse stehen auch im Einklang mit Forschungs- resultaten anderer Forscher, wie namentlich ein zu Beginn des Vortrages in Umlauf gesetztes 12blättriges Kartewerk, Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von der ältesten Zeit bis auf Carl den Grossen; dargestellt von Roderich von Erckert, Berlin 1901 zeigt, in welchem auch die Sitze der Kelten den neuesten Forschungen gemäß Darstellung erfahren haben. — Reicher Beifall lohnte den Redner für seine mühevollen Untersuchungen und seine scharfsinnigen Auseinandersetzungen, die wesentlich dazu beitragen dürften, das Dunkel der vorgerma- nischen Zeit unseres Landes einigermassen zu erhellern.

Der vierte Vereinsabend, Samstag den 19. Januar 1901, war als satzungsgemäße Hauptversammlung in seinem ersten Theile geschäftlichen Verhandlungen gewidmet. Die satzungsgemäße vorzunehmenden Neuwahlen der Vorstandmitglieder und des Ausschusses fanden eine rasche Erledigung dadurch, dass auf einen aus der Ver- sammlung heraus gestellten Antrag sowohl der Vorstand (l. Vorsitzender: Medicinalrath Dr. Hedinger, II. Vorsitzender: Professor Dr. E. Fraas, Schriftführer: Partienier C. Lotter, Cassenwart: Bochbändler H. Wildt), als auch der Ausschuss in der bisherigen Zu- sammensetzung durch Zuruf wiedergewählt wurden. Nachdem die genannten Herren die Wiederwahl ange- nommen hatten und der Vorsitzende dem Dank für das durch dieselbe bezugte Vertrauen Ausdruck ge- geben hatte, trat Herr Buchbändler Wildt den Cassen- bericht über das abgelaufene Jahr vor, demzufolge trotz Finanzen ein zufriedenstellender ist. Ein grosser Theil der Einnahmen wird auf die Herausgabe der „Fand- berichte an Schwaben“ verwendet, denen namentlich auch ein Beitrag des kgl. Kultusministeriums von 300 M. zu Gute kommt, und von denen gesagt werden kann,

dass sie sich immer mehr des Beifalles der deutschen anthropologischen Kreise zu erfreuen haben. — Nach Erledigung dieser geschäftlichen Angelegenheiten las Herr Oberkriegsrath W. n. d. r. ein altes Verpächter ein, indem er über die schon vor einer Reihe von Jahren von ihm ausgeführte Untersuchung einer archaischen Wohnstätte am Goldberg nördlich von Pfäfers im Westrande des Ries berichtete. Der Kern des Berges, der auf drei Seiten steil gegen die Riesebene abfällt und nur auf der westlichen Seite durch einen schmalen Sattel mit dem zum Ipfl hinüberziehenden Höhenzuge verbunden ist, besteht aus Kalktuff, wie er am Rande vielfach vorkommt. Die mannigfachen Hohlungen dieses Tuffes bergen zwar verzinnte Knochen von Equus fossilis, doch weist nicht darauf hin, dass diese letzteren etwa durch Menschen in die Höhlen verbracht worden seien und dass diese Höhlen etwa als menschliche Wohnungen benützt worden wären. Dieselben haben also nichts mit den auf der Höhe des Berges gefundenen Spuren ehemaliger Niederlassungen zu thun. Während die Goldberg-Niederlassung je- falls jüngeren Datums ist, als die der älteren Steinzeit angehört, nur eine Stunde von jener entfernt Siedelung in der Ofen-Höhle bei Utzmemmingen, dürfte sie, wie aus den gleichartigen Funden zu schliessen ist, gleichalterig sein mit dem Ringwall auf dem Ipfl und mit der Niederlassung auf dem Michelberg bei Utz- grombach (bei Bruchwall). Die von Kohlenresten schwarz gefärbte Unterschicht der die Goldberg-Funde ent- stammende, ist in einer dem Plateau und den Hängen des Berges anliegenden Homöschicht von nur 0,5 bis 1,5 m Mächtigkeit eingebettet. Während sie auf dem Plateau selbst nur wenige Centimeter dick ist, erreicht sie an den Hängen, wo auch zweiten mehrere Schichten übereinander lagen, eine Mächtigkeit von ca. 20 cm. Diese Lage, sowie der Umstand, dass die aufgefundenen Reste fast durchweg Aflüsse und Trümmer von Gebrauchsgegenständen waren und z. B. die Zusammen- setzung der Gefässscherben in keiner Weise ermöglicht, lässt darauf schliessen, dass die aufgefundenen Reste den Kebricht der vermittelten Niederlassung dar- stellen, der — wie das bei ähnlich gelegenen Gräblich- stätten ja auch heute noch geschieht — seiner Zeit einfach den Herg hinabgeworfen worden sein dürfte. Von der Reichhaltigkeit und erschöpfenden Grösse der Ansätze legte die etwa 500 angesehene Stücke umfassende Sammlung Vortragss ab, die der Vortragende zur Erläuterung seines Vortrages theils getrennt theils so Tableaux vereinigt aufgestellt hatte. Unter die aufgefundenen Steinwerkzeuge ist eine kleinere Anzahl von verschiedenen grossen Steinmeiseln und Beilen hinsichtlich ihres Materials und ihrer Herkunft von Interesse. Sie sind zum Theil aus Serpentin, Horn- blendeschiefer, Kieselchiefer und Diabas, zum Theil aus vulcanischen Gesteinen wie Gabro und Melaphyr gefertigt und lassen daher einen Import aus Schveiz, aus den Rheinlanden wie auch aus den Alpen ver- muthen. Viel häufiger sind Feuersteingeräthe, deren Material zum Theil aus der Kreide der Ostschweizer stammten dürfte, zum grössten Theil jedoch inländisch ist und, wie zahlreiche Splitter vermuthen lassen, so Ofen und Stelle verarbeitet wurde. Es fanden sich vor- sätzlich gearbeitete, scharf zugeschlagene Pfeilspitzen, Sägen, Messer, Schaber. Von weiteren interessanten sind noch Schleifsteine aus dem feinkörnigen Sandstein des unteren Brannjura bei Wasserfallingen, sowie Kor- quetscher und Mahlsteine aus Bannthalen Keppens- stein zu erwähnen. Zu Handgriffen für die Steingeräthe scheinen vornehmlich Hirschgewebe benützt worden

zu sein, deren Stärke auf das Vorhandensein capitatler Thiere schliessen lässt. Ausser diesen Horngeräthen fanden sich zahlreiche Knochen und aus solchen gefertigte Geräte (Meissel, Pflanzeln, Schaber), aus denen auf die Anwesenheit folgender Thiere geschlossen werden kann. Mittelgrosse Rinderrasse, Hausschwein, starke Pferderasse, Wisent, Schaf, Ziege, Wildschwein, Wolf, Fuchs, Biber, Reh. Die ausserordentlich zahlreichen Scherben rühren von fleischen Tellern, Schüsseln, Urnen und tulpenförmigen Gefässen mit spitzem Boden her; sie lassen erkennen, dass die Gefässe aus der Hand geformt wurden und zum Theil nur zur Aufbewahrung trockener Gegenstände, wie Getreide, gedient haben können. Neben einem Sieber, einem Theile von Brodbacken ist das Bruchstück einer Doppelchale von Interesse, wie sie Vortragender ganz gleich aber umverkehrt unter den Schliemann'schen Ausgrabungen im Berliner Museum wieder gesehen hat. Die Verzierungen an den Scherben zeigen ein Fortschreiten von einfachen Fingereindrücken bis zu den mittelst einfacher Instrumente hergestellten Schnur- und Liniennormamenten. Neben rother, gelber und grauer Färbung zeigen die späteren, feineren Gefässe die für die Hallstattzeit charakteristische Graphitbemalung und Schwärzung. Schliesslich ist auch ein Scherben aus terra sigillata vorhanden, das neben anderen Scherben römischen Ursprunges auf die Geschichte des Goldberges ein beziehendes Licht wirft. Von Schmuckgegenständen fanden sich zahlreiche Thonperlen, durchbohrte Wolfszähne, verschiedene Glasperlen, darunter eine solche aus „mille fiori“, Glas- und Krystallstückchen, Flussmuscheln und verschiedene Spielscheiben. Von Metallen waren ein Nagel aus Kupfer, ein Stück von einem Bronzesaure, eine Gewandnadel von ältester Form, einige Stücke Eisen und eine Eisenbleche erhalten geblieben, zu denen sich noch einige weniger charakteristische Funde gesellen. Der Vortragende zieht aus alledem den Schluss, dass auf dem Goldberg eine menschliche Niederlassung bestanden habe, deren Anfang in die jüngere Steinzeit, etwa 2000 v. Chr. fällt, die dann die vorrömischen Metallzeiten überdauert und ihre Endt in der Römerzeit gefunden habe. Die Einwohner dieser Niederlassung, die man als die grösste bis jetzt bekannte prähistorische Landansiedlung in Württemberg ansehen müsse, seien sesshafte Ackerbauer gewesen, die neben Viehzucht auch Jagd und etwas Handel betrieben haben und sich auf die Bearbeitung von Stein, Bein und Metallen, sowie auf Weberei und Töpferei verstanden hätten. — Nachdem der Vorsitzende dem Dank der Versammlung für die interessanten Ausführungen des Redners Ausdruck gegeben hatte, wies Professor Dr. Sixt anknüpfend an die Schinesefundungen des Vortragenden auf die ausgedehnte steinzeitliche Niederlassung hin, die in den letzten Jahren von Dr. Sehlitz in Heilbronn entdeckt und näher untersucht worden sei, und die jedenfalls die bedeutendste Landniederlassung sei, die bisher in Württemberg aufgefunden wurde. Professor Dr. E. Fraas gab sodann einige Erklärungen zum geologischen Aufbau des Goldberges und sprach die Vermuthung aus, dass es sich beim Goldberg nicht um eine Niederlassung, sondern um eine Opferstätte handelt, da der Typus der Funde von Grossegart und von Hof-Mauer ein wesentlich anderer sei als der von Goldberg. Auffallend sei, dass das Material der neolithischen Periode so vielfache Beziehungen zum Rheinlande nördlich vom Tannus aufweise. — Zum Schlusse zeigte Medicinalrath Dr. Hedinger einige neuere Funde (Dolch und Angela) aus der jüngeren Steinzeit von Ober-ägypten vor.

Der fünfte Vereinsabend fand Samstag den 9. Februar statt. „Wanderungen der Schwaben“ lautete das Thema, das Dr. L. Willer-Heidelberg zum Gegenstand eines höchst anziehenden, die früheste Geschichte des Schwabenvolkes in ein ganz neues Licht rückenden Vortrages machte. Das Wort Mommsens: „Über den germanischen Anfänge liegt ein Dunkel, mit dem verglichen die Anfänge von Rom und Hellas lichte Klarheit sind“, habe eine nur allzusehr Berechtigung gehabt, so lange die historische unbewiesenen Behauptungen mehr als den geschichtlichen Ueberlieferungen vertraut haben; denn die Ursache des Dunkels, welches über jenen Anfänge schwebte, sei nicht in der Dürftigkeit der Quellen, sondern in der Unvereinbarkeit der aus ihnen fliessenden Nachrichten mit den vorfalschen Meinungen zu suchen. Erst indem die naturwissenschaftliche Rassenforschung — führt Redner weiter aus — die alte Ansicht von der göttlichen Herkunft der germanischen Stämme als irrig erkannt und die ursprüngliche Heimath derselben nach dem Norden verlegt hat, gewinnen jene Quellen die ihnen zukommende richtige Bedeutung und verbreiten mit einem Schlags Licht und Helligkeit über unsere Vorzeit. Lange hat sich bei den Schwaben die Sage von ihrer nordischen Herkunft, von ehemaligem Wohnsitze am Meeresstrande erhalten, wovon namentlich eine im Jahre 1605 in Frankfurt gedruckte Zusammenstellung des Melchior Haiminsfeldius Goldstaub von Berichten älterer Schriftsteller über den Ursprung, die Wanderungen und Reiche der Schwaben, ferner verschiedene Volkslieder der alemannischen Schweiz, Angaben in der Zürcher Chronik u. s. w. Zeugnisse abgeben. Bemerkenswerthe Weise führte vor 2000 Jahren die Oden den Namen „Schwabisches Meer“, wie heute der Bodensee, und wie uns Gust. Schwab in einem seiner Gedichte berichtet, gingen frühe gar wunderbar Sagen von Beziehungen des Bodensees zum schwedischen Wettersee. Derartige dunkle Sagen werden erklärlich und gewinnen Zusammenhang durch die aus der naturwissenschaftlichen Rassenforschung gewonnenen Annahmen bezüglich der Urheimath der germanischen Völker. Ihnen zufolge haben sich die germanischen Stämme von Südschweden aus in drei grossen Strömen nach Westen, Süden und Osten über den europäischen Continent (vgl. St.-Ann. 1899, Nr. 40, S. 286) und insbesondere hat sich der herminonisch-suevische Hauptstrom, dessen Namen „Herminonen“ im Munde der Gallier zur Bezeichnung des Gesamtvolkes „Germanen“ geworden ist, in fast genau nord-südlicher Richtung elbeaufwärts längs der Saale und Unstrut in das Herz Deutschlands ergossen. Der Name dieses Volkes „Suevonen“ oder „Sueven“ ist identisch sowohl mit „Schwaben“ wie mit „Schweden“ (= Sweothinda). Die Vornacht dieses schwedischen Völkerstroms bildete das Volk der Markomannen. Sie drangen bis zum Oberrhein vor, und hütete sich nicht Roma grösster Feldher, Caesar, ihrem kühnen Heerkönig Ariovist entgegenzuwerfen, so wäre wahrscheinlich damals Gallien schwächlich geworden, wie es 500 Jahre später fränkisch wurde. Nachdem auch Drusus gegen die Markomannen gefochten, führte der in Rom erzogene und mit der Kampfweise seiner Gegner vertraute Marbod „vor überlegenen Waffen weichend“ das Markomannenvolk um das Jahr 9 v. Chr. nach Böhmen; er vertrieb die dort ansässigen Boier und gründete in dem durch Bergzüge rings um wie eine Festung geschützten Lande den ersten germanischen Staat, der an Mächtigkeit bald mit Rom selbst wetteifern konnte. Da aber die beiden damals lebenden grössten Männer Germaniens, Marbod

und Armin, statt ihre siegreichen Waffen vereint gegen den ärmsten Feind zu kehren, eiferstüchtig sich selbst bekämpfen, brachen beider Schöpfungen, der schwäbische und der cheruskische Völkerbund, bald wieder zusammen, und die Römer vermochten in Südwestdeutschland festen Fuss zu fassen. Als dann nach einigen Jahrhunderten der Grenzwall sich öffnete, trat am Main wiederum ein schwäbisches Volk, die früher an der Elbe sesshaften Semnonen (= „die Glänzenden“) unter dem neuen Namen Alemannen gegen die Römer auf und drang gegen den Oberrhein vor, während ein ein Theil von ihnen, die Juthungen, nach Kämpfen an der oberen Donau mit Aurelian das Bodenseerfer in Besitz nahmen. Die Zugstrasse der Alemannen ist durch Ortsnamen mit der Endung „weil“ oder „weiler“ bezeichnet, während die Juthungen Spuren in den Endungen „benang“ hinterlassen haben. Ende des vierten oder Anfangs des fünften Jahrhunderts drangen wieder andere, von den dänischen Inseln stammende Schwaben in Rätlien ein und besiedelten das Land zwischen Schwarzwald und Lech. Sie verbündeten sich mit ihren Stammesgenossen, den Alemannen, kämpften vereint gegen Goten und Franken und bildeten später das Herzogthum Alemannien oder Schwaben. Die von Baumann behauptete, aber schon wegen der verschiedenen Mundart unwahrscheinliche Einheit von Alemannen und Schwaben lässt sich aus Urkunden leicht widerlegen. — Anders schwäbische Völker haben noch viel weitere Wanderungen ausgeführt. Von der Elbmündung zogen die durch ihre geringe Zahl „gedielten“ Longobarden auf langem Umwege über Böhmen, Mähren, Ungarn nach Italien, von der Donau Markomannen, die schon Ende des zweiten Jahrhunderts Böhmen aufgegeben hatten, und Quaden nach Spanien; beider Reiche aber mussten schon nach kurzer Blüthe der Oberherrschaft der mächtigen Goten und Franken sich unterwerfen. Im Bunde mit Sachsen und Frisen setzte ein Theil der Angeln, deren Namen im englischen Weltreich fortlebt, nach Britannien über; ein anderer schlug den Sädweg ein und fröchte mit den Warmen die Ueberbleibsel der Hermanduren zu dem neuen Volk der Thüringer auf. Die Angeln haben in den Ortsnamen auf „leben“ Spuren ihrer Wanderung zurückgelassen, die sich von Herlev auf Seeland bis nach Güntersleben am Main verfolgen lassen und auch in England zu finden sind, wo die Endung ley, lit; hlaev oder leah = Hügel, gerade in den von Angeln besiedelten Grafschaften häufig ist und darauf hinweist, dass die Angeln an den flachen Gestaden der Ostsee ihre Geföbte auf sogenannten Warften oder Wooten angelegt hatten. — Die Ansicht, dass die Bayern, alt Baiuwaren, die Nachkommen der schwäbischen Markomannen seien, ist eine irrige. Sie haben erst im Anfang des sechsten Jahrhunderts als heidnische Volk vom Nordgaa am Main (Gegend von Bayreuth) aus die Provinz Noricum erobert. Sprachlich stehen sie in der Mitte zwischen Schwaben und Goten und können daher nur die Nachkommen der früher im Lande Baisa zwischen Elbe und Oder wohnenden Lugier sein. — An den mit lebhaftem Beifall und Dank aufgenommenen Vortrag schloss sich eine Besprechung. Privatdocent Dr. Weller-Stuttgart erklärte, dass er mit den Ausführungen des Vortragenden in sehr vielen Punkten nicht einverstanden sei, dass er insbesondere die Arnold'sche Ortsnamenforschung für überwinden halte und die aus den Ortsnamen gezogenen Schlüsse betr. die Wanderungen der Völkerstände nicht für richtig an-sehen könne. Demgegenüber hält Wilser an der Zulässigkeit und Richtigkeit

dieser Schlussfolgerungen durchaus fest und auch Professor Dr. Konrad Müller erklärt sich mit Uebereinstimmung mit den vom Redner vorgetragene Anschauungen.

Am sechsten Vereinsabend, Samstag des 2. Min. sprach der Vorstand, Medicinalrath Dr. Hadinger, über die „Ethnologie der Tiroler“ und suchte so viel behandelte, bis jetzt jedoch noch nicht richtig beantwortete Frage nach der Zusammensetzung dieses in geschichtlicher Zeit sich stets als Völkereinheit darstellenden Bergvolkes auf Grund eigener langjähriger Beobachtungen und Untersuchungen zu lösen. Der Name „Räter“, mit dem der älteste in Betracht kommende Schriftsteller, Livius, die Tiroler bezeichnet, bedeutet nämlich nichts anderes als „Gebirgsrührer“ und kommt nicht nur den Tirolern, sondern auch den Bewohnern der Ost- und Westalpen einschließlich der Schweiz und des Schwarzwaldes zu. Bei den heutigen Tirolern lassen sich nun zunächst drei Völkertypen unterscheiden: die deutschen Nordtiroler, die italienischen Südtiroler und die im Südosten wohnende ca. 150000 Ladinen. Diese letzteren sind die Nachkommen der Rätoromanen, d. h. der ehemaligen Räter mit verhältnissmäßig nicht sehr zahlreichen römischen Colonisten gemischt. Sie sprechen eine dem Provenzalischen ähnliche, von dem in Südtirol übliche Dialekt nicht unerheblich abweichende Sprache, sind von dunkler Complexion, fast zur Hälfte brachycephal und über ein Drittel hyperbrachycephal. Auch die deutschen Nordtiroler sind mit wenigen Ausnahmen vorwiegend brachycephal, was von Tappeiner, dem besten Kenner der tirolischen Verhältnisse, aus dem besten Kenner der rätoromanischen Elemente über das germanische erklärt wird. Umgekehrt soll in Westschlud das dolichocephale Germanenthum überwiegen. Was die Zusammensetzung der ehemaligen Räter anbelangt, so sehen Galanti und Cipolla in ihnen eine Mischung der brachycephalen Ligurer und Kelten mit dolichocephalen mesocephalen Italiern, Etruskern, Uibern und Euganeern; Stoll nimmt eine Zusammensetzung aus Etruskern, illyrischen Venetern und Kelten an, was jedoch durch die vorwiegende Dolichocephalie dieser Völker ausgeschlossen sein dürfte. Tappeiner selbst schon in der prähistorischen Rätien ein einseitigdolichocephales, vorherrschend brachycephales, rundköpfiges Volk, dessen brachycephaler Charakter auch bei der Mischung mit den mittelköpfigen römischen und den langköpfigen germanischen (bajuvarischen) Völkern in Folge grösserer Widerstandsfähigkeit und grösserer Fruchtbarkeit die Oberhand behalten habe. Diese Ansicht gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die Thatsache, dass der alpine Typus in Europa überall rundköpfig, mittelgross und dunkelfarbig ist, wie auch auf den Höhen des Schwarzwaldes Kratköpfigkeit und dunkle Complexion vorherrschen, während an seinem Fusse vorwiegend blonde Langköpfe wohnen („Der Sieger im fruchtbarsten Thale, der Besiegte auf den unwirthlichen Höhen“). Zudem ist zu beobachten, dass die Dolichocephalie sich überall bei der Mischung der Völker als nicht so dauerhaft erweist und in Folge weiterer Umstände sogar von der Brachycephalie vollständig verdrängt werden kann. Der Ansicht Tappeiners scheinen allerdings die nicht gar so seltenen etruskischen Inschriften auf Bronzegefässen und sonstige etruskische Funde in Tirol, Kärnten und Krain zu widersprechen, insofern sie auf solche factische längere Zeit in diesen Gebieten andauert war, lässt sich bei unserer mangelhaften Kenntniss über die Herkunft der Etrusker zur Zeit nicht ent-

scheiden. Wissen wir von ihnen ja noch nicht einmal, ob sie Antiochonen, oder von Norden über die Alpen oder zur See nach Italien gekommen sind. [Redner weist hierbei auf den lebhaften Tauschhandel hin, den die Etrusker lange Zeit hindurch bis in's zweite Jahrhundert v. Chr. über die Alpenstrassen nach Norden getrieben haben, dessen Spuren sich in die Gegend von Magleburg verfolgen lassen. Durch ihn gelangten solche Mengen baltischen Bernsteins nach Italien und an den Po (Eridanus), dass man sogar den letzteren als Erzeuger des geschätzten Harzes ansah. In den Museen von Aquileja, Lailbach etc., sowie in einigen Privatsammlungen finden sich jedoch ausser dem baltischen Bernsteine auch so zahlreiche Artefacte aus einem etwas anders gearteten braunen Bernsteine, dass Redner zu der Ansicht gelangt ist, es stamme dieser warme Bernsteine nicht von der Ostsee, sondern von den Engäneen.] In seinen weiteren Ausführungen erörtert Redner noch eingehender die Mischung der heutigen Bewohner Tirols und Judicariens, sowie der sieben Comuni und der dreizehn Comuni an der östlichen italienischen Grenze. Er kommt zu dem Schlusse, dass die Deutschen in Oberinthal, Lechtale und oberen Vintchgau bis Spönding Alemannen, die im Strathale und Hafling wahrscheinlich Nachkommen der Ostgoten, die Deutschen von Welschtirol dagegen Rätomanen gemischt mit Longobarden, Alemannen, Franken, Hugiern und Heraltern seien. Die Bevölkerung der sieben Comuni bestehe aus Rätomanen, vermischt mit vielen Alemannen und Longobarden; ebenso die von Judicaria, das übrigens neben vielen rein italienischen wenige germanische Elemente enthalte — In der Erörterung, die sich an den beifällig aufgenommenen Vortrag knüpfte, suchte Professor Fraas den baltischen Ursprung auch des erwähnten braunen Bernsteins nachzuweisen. — Ferner gab ein Hinweis von Dr. Hopf auf die prächtigen tirolischen Trachtensammlungen in Bosen und Innsbruck Herrn Professor von Häberlin Veranlassung darauf hinzuweisen, dass es auch in unserem Lande hohe Zeit sei, eine Sammlung der immer mehr verschwindenden schwäbischen Volkstrachten anzulegen. Dieser Gedanke fand lebhaften Beifall und es wurde beschlossen, dass der anthropologische Verein sich der schönen Aufgabe annehmen solle. Es wurde zunächst ein Comitee bestehend aus Professor von Häberlin und Particulier C. Lotter damit betraut, die nöthigen einleitenden Arbeiten auszuführen.

Der siebente und letzte Vereinabend des Winters, Samstag, den 13. April, brachte einen Vortrag des Dr. med. Hopf aus Plochingen. Gegenstand des Vortrages waren Volkergedanken über die Seele und ihre Schicksale. Aus der Fülle des Vorgetragenen mögen folgende Ausführungen wiedergegeben sein: Wenn es je noch eines besonderen Beweises für die Einheit des Menschengeschlechtes bedürfte, so wäre derselbe schon vollständig durch das hergestellt, was seit Urzeiten alle Völker der Erde über die Seele gedacht haben. Schon beim primitiven Menschen erweitert sich der Lebensbegriff durch fortgesetzte Beobachtung von Traum, Krankheit und Tod zum Begriff einer individuellen Seele, die alle Lebensereignisse hervorruft, aber den Körper zeitweilig oder dauernd verlassen kann. Der Atem und der Schatten erscheinen dem primitiven Menschen als Lebensäusserungen der Seele, die als winniges Abbild des Körpers gedacht wird. Doch ist die Anschauung nicht einmal die allerprimitivste. Der Philosoph Meynert hat nachgewiesen, dass das primäre Ich ursprünglich sich und die Aussenwelt als gar nichts Verschiedenes empfindet und dass der Mensch erst

nach unzähligen Schlüssen zu einer Trennung des eigenen Leibes von der Aussenwelt gelangt. Die Grenzen zwischen Mensch und der gesammten Natur sind für den Wilden anfänglich gar nicht vorhanden. Kam er nun zum Begriff einer Seele, so musste ihm auch das ganze Weltall mit allen seinen Erscheinungen als ein ungeheures Aggregat von wandernden Seelen, somit auch die Naturerscheinungen selbst als Personen wieder erscheinen. Dieser Animismus, diese ursprünglicste aller Vorstellungen, ist allen Völkern gemeinsam. Der Animismus ist kein Degenerationszeichen, denn er gehört schon den niederen prähistorischen Entwicklungsstufen an; ebensowenig aber ist er als schwächliches Ueberbleibsel zu betrachten, das die erdrückende Mehrheit der Culturvölker noch an animistischen Vorstellungen festhält. „Corpus est anima“ sagt der Kirchenvater Tertullian, d. h. so lange die Seele im Körper noch persönlich lebt, kommt sie nicht weiter in Betracht, weil eben die Lebenskraft selbst als Psyche oder anima vegetabilis sich äussert. Diese Psyche kann nun während des Trammes in Schmetterlingsform herumflattern oder als Mänslein oder geringelte Schlange dem Munde des Schlafenden entschlüpfen. Da die Seele im Atem mit dem allgemein lebendigen Pneuma verbunden ist, wird sie auch da und dort mit dem schwankenden Schatten in Verbindung gebracht und kann sogar, wenn dieser in das Wasser fällt, von einem Krokodil gefressen werden. Bei allen diesen Extravaganzen und Fährlichkeiten der Traum- und Schattenseele lebt der Körper ruhig weiter. So kamen denn die Völker darauf, noch eine zweite Seele anzunehmen, die sie als im Körperlichen, in den Knochen, im Hers und im Blut feststehend annahm. Zur eigentlichen unterscheidenden Auffassung kommt die Seele als solche erst beim Abscheiden im Tode. Man beginnt nach der Seele zu suchen und ist der Ansicht, dass sie auf geeignetem Boden Spuren hinterlassen wird. Die Seelen haben auch eine Stimme. In Cumana werden die Seelen der Häftlinge im Echo gehört, bei anderen Völkerstämmen sprechen die Seelen flüsternd oder wie Vogelgeswitzer, bei Homer wird die Stimme als Zeichen, sonst auch als Zirpen bezeichnet. Manche Völkerstämme glauben auch an eine Greifbarkeit der Seelen. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass die Seelen unter Nässe und Hitze leiden, dass sie Hunger und Durst fühlen. Um das Hungergefühl zu stillen, wird das Todemannal nirgends vergessen. In uraltesten Zeiten war es Brauch, die Seele des Abgeschiedenen zu füttern, indem man ihr Wasser, Aesch und Fein nachwarf. Die Fütterung mit wirklichen Speisen aber geht durch alle Völker und ist jetzt noch an einzelnen Stellen in Europa nachweisbar. Ein Gefühl nennliches Mitleides verbindet sich mit der Vorstellung einer armen Seele. Verlassen und fröstelnd irren sie im Dunkeln umher, wenn sie nicht in Höhlen oder in Wohnungen einen Unterschlupf finden. Glückliche, wenn sie als lares familiares in Haus, Küche und Stall sich nützlich machen dürfen; glücklich auch, wenn sie auf den Wipfeln der Bäume sich tummeln oder gar in heiligen Büumen oder Thieren fortleben. Schauerlich aber ist das Umhergeistern oder Spuken der heimathlosen Seelen. Spuken müssen die Seelen der gewaltsam Umgekommenen, bei denen der von den Farzen gesponnene Lebensfaden vorszeitig abgechnitten ist. So kommt es, dass nach den Vorstellungen der wilden Völker als auch hochstehender Culturvölker die Luft mit den Geistern der Abgeschiedenen angefüllt ist und dass jede Empfindung, jedes ungewöhnliche Ereigniss (z. B. Krankheit) auf diese Geister zurückgeführt wird, denen man

alles Schlimme, Rachegefühle und Boshaftheiten aller Art unrant, und die man schon deshalb fürchtet, weil ihnen alle Wege offen sind. Kommt es vollends zu häufigen Sterbefällen in Folge von Krankheiten, so fühlt sich der Naturmensch, umdrängt von den Massen der abgeschiedenen Seelen, im höchsten Grade unheimlich, weil man überzeugt ist, dass die Seelen, abgesehen von etwaigen Rachegefühlen, schon an und für sich das unablässige Bestreben haben, zurückzukehren. Um das zu verhindern, gekraachte man schon vor Urzeiten die verschiedensten Massregeln, indem man die Seelen schon durch die Art der Bestattung festbannen suchte oder sie von Fall zu Fall beschwor oder durch Opfer vertragsmässig zur Neutralität verpflichtete. Wichtig erschien es, schon für ein leichtes Ausfahren der Seele zu sorgen, indem man das Dach teilweise abdeckte oder zum mindesten das Fenster öffnete. Kommt es endlich zur Bestattung, so bedarf es zur Verhinderung der Rückkehr der Seelen noch ganz besonderer Vorsichtsmassregeln an der Leiche selber und an dem Ort der Bestattung. In Dahome bindet man die grossen Zehen der Toten zusammen; in anderen Orten werden die Körper selbst festgebunden. Ist das Grab nicht tief genug, so geben die Seelen nm. Deshalb begnügte

man sich von den frühesten Zeiten an nicht damit, eine tiefe Grube zu graben, sondern türmte hohe Grabhügel oder Felsblöcke über ihnen auf, wenn man es nicht vorsorg, die Abgehiedenen in Höhlen oder Steinröhren unterzubringen. (Fortsetzung folgt)

Zum Congress in Metz

6.—9. August 1901.

Die Führung am 8. und 9. in Albersweiler etc. hat Herr Notar Welter und Herr Forstath Dasche übernommen.

Herr Welter wird an der Fundstelle selbst sprechen:
a) Ueber Terrassenanlagen und Steinwälle in des Vogesen.

b) Ueber Schlüsselstein im Kreise Saarburg.
Herr Director Dr. Keuns wird auf dem Grabfelde von Reinbach orientieren über:

„Keltische und gallorömische Begräbnisart.“

Herr Professor Dr. C. Mehlis hat für den Congress selbst, als eventuell, angemeldet:

„Vortrag über neue Grabhügelgruppen in der Vorderpfalz.“

Der unterzeichnete Vorstand der Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie gibt sich die Ehre, die Herren Fachgenossen zu den Verhandlungen der Abtheilung während der

73. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg,

die vom 22. bis 28. September 1901 stattfinden wird, ergebenst einzuladen.

Da den späteren Mittheilungen über die Versammlung, die Anfangs Juni zur Versendung gelangen, bereits ein vorläufiges Programm der Verhandlungen beigelegt werden soll, so bitten wir, Vorträge und Demonstrationen — namentlich solche, die hier grössere Vorbereitungen erfordern — wenn möglich bis zum 15. Mai bei dem mitunterzeichneten Dr. Karl Hagen, Museum für Völkerkunde, anmelden zu wollen. Vorträge, die erst später, insbesondere erst kurz vor oder während der Versammlung angemeldet werden, können nur dann noch auf die Tagesordnung kommen, wenn hierfür nach Erledigung der früheren Anmeldungen Zeit bleibt; eine Gewähr hierfür kann daher nicht übernommen werden.

Die allgemeine Gruppierung der Verhandlungen soll so stattfinden, dass Zusammengehöriges thanlicht in derselben Sitzung zur Besprechung gelangt; im Uebrigen ist für die Reihenfolge der Vorträge die Zeit ihrer Anmeldung massgebend.

Da auch auf der bevorstehenden Versammlung, wie seit mehreren Jahren, wissenschaftliche Fragen von allgemeinerem Interesse so weit wie möglich in gemeinsamen Sitzungen mehrerer Abtheilungen behandelt werden sollen, so bitten wir Sie auch, uns Ihre Wünsche für derartige, von unserer Abtheilung zu veranstaltende gemeinsame Sitzungen übermitteln zu wollen.

Die Einführenden:

Dr. med. L. Prochownik und Dr. K. Hagen, Vorsteher des Museums für Völkerkunde.

TODES - ANZEIGE.

Zu unserem grossen Schmerze haben wir unseren Fachgenossen und allen Freunden des Studiums der Volkskunde mitzutheilen, dass am 27. Mai l. Js., 68 Jahre alt, in Stockholm

DR. ARTHUR HAZELIUS

der Schöpfer des Nordischen Museum und des Freilichtmuseum auf Skansen in Stockholm verschieden ist.

Die Redaction.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schriftmeister Herrn Dr. Ferd. Birkner, München, Alte Akademie, Neuhausstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 12. Juli 1901.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,

Generalsekretär der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 8.

Erscheint jeden Monat.

August 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. n. S. 16 des Jahrg. 1894.

Inhalt: Neue vorgeschichtliche Materialien aus Bayern im Museum für Völkerkunde zu Berlin. Von Dr. P. Reinecke.
— Steinzeitliche Bestattungsformen in Südwestdeutschland. Von Hofrath Dr. A. Schlijs. — Mittheilungen aus den Localvereinen: Württembergischer anthropologischer Verein in Stuttgart (Schluss).

Neue vorgeschichtliche Materialien aus Bayern im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Von Dr. P. Reinecke.

In der Abtheilung vaterländischer Alterthümer des Museums für Völkerkunde zu Berlin gelangten vor einiger Zeit in Jen einzelnen Stücken neue Schränke zur Aufstellung, durch deren Einordnung dem Publicum und dem Forscher in grosser Fülle neue wichtige vor- und frühgeschichtliche Materialien zugänglich gemacht werden konnten. Für alle Theile Deutschlands erfuhr durch diese Neuaufstellung die früher sich schon theilweise durch grosse Reichhaltigkeit auszeichnende Schausammlung des Museums eine starke Vermehrung. Nicht zum kleinsten Theile gilt das auch für Bayern, ja, man kann jetzt fast sagen, dass die Collection vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer bayerischer Provenienz, namentlich solcher aus Nordbayern, des Museums für Völkerkunde zu Berlin nunmehr an wichtigen Materialien bereits so viel umfasst, wie kaum noch irgend ein Museum in Bayern selbst.

Aus den neu in Berlin ausgestellten Fundgruppen wollen wir hier einige hervorragende bayerische Funde, welche auch für die allgemeine prähistorische Chronologie von besonderem Werthe sind und für einzelne Abschnitte der vorgeschichtlichen Zeit neue, bedeutsame Details beibringen, in Kürze anführen.

Aus Schwaben und Neuburg besitzt das Museum für Völkerkunde einen kleinen frühbronzezeitlichen Depotfund von Daiting bei Monheim (B.-A. Donauwörth), welcher zweifellos aus einem Moor stammt. Der Fund enthält drei kegelförmige Tutuli aus Bronzeblech, welche ganz den Bronzeblechkegeln des gleichalterigen Depots von der Lissen bei Schussenried im württembergischen Oberschwaben¹⁾ entsprechen, eine

Fingerspirale aus einfachem Bronzedraht, eine kleine Armspirale aus doppelt genommene Bronzedraht mit End- und Mittelschleife und zusammengewundenen Enden, weiter eine aus Bronzeblech hergestellte Nadel, welche am oberen Ende drei breite lange Fortsätze entsendet.

Eine ganz ähnlich gebildete Nadel besitzt das Maximiliansmuseum in Augsburg. Das Stück wurde zusammen mit einer verwandten Nadel (zur Hälfte aus einer breiten, mit schraffirten Dreiecken u. s. w. versierten Platte, der sich gegen das obere Ende zu auf beiden Seiten je eine kreisrunde Fläche anschliesst, bestehend) und Armspiralen aus Bronzeblechstreifen „in der Paar bei Staetsling“ (B.-A. Friedberg, Oberbayern) gefunden. Diese Gegenstände, mindestens aber die Nadeln, werden wir nun auch an den Beginn der Bronzezeit in rücken haben. Das gleiche Alter hat ein Moorfund von Honsolgen (B.-A. Kaufbeuren, Schwaben) des Augshurger Museums.²⁾ Dieser Bronze depot zeigt wieder die kegelförmigen Bronzetutuli, ferner eine kleine „Ruderaadel“ mit nageroltem Ende, eine Ahle, wie wir sie auch aus den Gräbern dieser Stufe von Rhein und aus Böhmen, Sachsen u. s. w. kennen, Spiralschleiben aus Bronzedraht, einen dünnen kleinen Armring, Doppeldraht-Armringe mit Schleifen und zwei Bronzescheiben (etwa von der Grösse der nagarischen, sind in das „Kupferalter“ gesetzten Goldscheiben) mit concentrisch am den kräftig in der Mitte vorspringenden Beckel angeordneten, eingegrabenen Ornamenten (Reihen schraffirter Dreiecke). Einzelne in diesem Depot vertretene Typen kehren in dem Funde von Seiboldsdorf (B.-A. Neu-

¹⁾ 23. Jahresber. d. Hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg für 1857, S. XXXIV, 10. — Die Angaben über die einzelnen Gegenstände in diesem Berichte entsprechen nicht vollkommen den in Augsburg aus Honsolgen aufbewahrten Fundstücken.

¹⁾ Fundber. aus Schwaben, I, 1893, S. 24.

burg a. D.)³⁾ wieder, hier in Verbindung mit den grossen massiven Bronzebleichen mit umgerollten Enden, wie sie in zahlreichen Depotfunden des oberen Donaugebietes u. s. w. zu Tage getreten sind und wie sie das Berliner Museum aus Bayern auch aus dem frühbronzezeitlichen Depot von der Ruine Ried am linken Donauufer bei Gottdorf (B.-A. Wegscheid, Niederbayern),⁴⁾ hier mit Bronzefacheliten (mit Randleisten) und Armspiralen vergesellschaftet, besitzt.

Unter dem neuen Hallstattmaterial bayerischer Proveniens im Museum für Völkerkunde zu Berlin haben wir vor Allem die Grabhügelrunde von Wiesnacker (Ober- oder Unter-Wiesnacker, B.-A. Parsberg) in der Oberpfalz zu erwähnen. Diese Grabhügelrunde übertreffen in ihrer Gesamtheit alles, was bisher aus Bayern, ja aus ganz Süddeutschland, an analogen geschlossenen Grabfunden der betreffenden Stufe der Hallstattzeit bekannt geworden ist. Für mich persönlich bedeuten diese Funde wiederum eine Bestätigung dessen, was ich bereits öfters bezüglich der Chronologie unserer süddeutschen Alterthümer der Hallstattzeit vorgetragen habe. Auch in diesen Grabhügeln von Wiesnacker liegt wieder neben eisernen Hallstattschwertern Pferdgeschirren einer bestimmten Gattung, welche in unseren grossen Grabfunden mit griechischen Bronzegefässen der Zeit um 700 und 600 v. Chr. vollständig fehlt und durch andere Typen ersetzt ist, während derartige Pferdgeschirre in einzelnen Details vollkommen mit Stücken aus der tomba del Guerriero zu Caseto (des VIII. Jahrhunderts v. Chr.) übereinstimmen. Weiter erscheinen in diesen Hügelanlagen gewisse polychrome Vasen die einfarbig schwarze Hallstattkeramik Frankens und der Oberpfalz, welche den hallstattzeitlichen bunten Thongeschirren der schwäbischen Alb etc. entspricht, und jüngere „altitalische“ Bronzen aus denjenigen Typen, wie sie auch wieder nicht aus den jüngerhallstattzeitlichen Grabhügeln, sondern gerade in Gemeinschaft mit älterem Inventar, den Begleitern der eisernen Hallstattschwerter, bekannt geworden sind.

Tamulus I der Hügelnekropole von Wiesnacker ergab ausser einem eisernen Hallstattschwert zwei Bronzetreppen der Art, wie sie auch aus dem „Führergrabe“ vorliegen, drei stabförmige, zum Durchziehen eines Riemens bestimmte Bronzekebel, wie man solche öfters in analogen Grabfunden Süddeutschlands sieht, weiter grössere und viele ganz kleine Zierknöpfe vom Pferdgeschirr, eine Pincette, ein Nadelhöfchen u. s. w., schliesslich ein kleines bemaltes Gefäss und eine grosse schwarze Thonchüsself mit fein eingeritzten Ornamenten.

Zwei ähnliche, nur etwas kräftigere Bronzetreppen und ein eisernes Hallstattschwert fanden sich wieder in Hügel II, nebst acht Zierknöpfen mit kräftig vorspringendem Stachel in der Mitte und vier Gruppen von Ringen am Rande, vollkommen übereinstimmend mit den öfters in Süddeutschland in dieser Stufe und

auch in der tomba del Guerriero auftretenden Stücken. Ferner wären aus diesem Hügel noch zu nennen: zwei Bronzekebel, ähnlich den oben angeführten, zwei dicke geschlossene Bronzeringe, wie solche nicht selten das Pferdgeschirr dieser Stufe der Hallstattzeit begleiten, ein runder Knopf mit Oese, in grosser Zahl ringförmige Bronzehöfchen und kleine Bronzeringe, eine Pincette und eine Schwannenhalsmadel mit Schalenkopf, beide von Bronze.

Aus Hügel III stammen ausser einem Eisen Schwert vom Hallstatttypus fünf durchbrochene rechteckige Bronzezeichen (Beschlagplatten bester Lederbündel, wie solche aus Paltach und anderen gleichalterigen Grabfunden Süddeutschlands in reichlicher Menge vorliegen, grössere dicke geschlossene Ringe, zahllose kleine Bronzebecket, Toilettenentensilien, ein Thontrüffel und eine schwarze Thonchüsself mit Reifen fein eingegrabener schraffirter Dreiecke.

Wesentlich reicher war Tamulus IV von Wiesnacker ausgestattet. Auch er enthielt wieder ein eisernes Hallstattschwert, zwei Eisentrennen mit vier grossen Bronzestangen (mit dreifacher Öffnung zum Durchziehen von Riemen und des Ringes, welcher sie mit der Trenne verband), vier grosse Bronzekebel, viele grössere und kleinere geschlossene Bronzeringe, fünf grössere, zehn kleinere durchbrochene rechteckige Schmuckplatten, erstere mit stabförmigen Eisenhaken versehen, ferner zwei grosse Endstücke für das so diesen durchbrochenen Platten gehörende breite Band. Letztere Stücke entsprechen ganz den Exemplaren des Pullacher „Fürstengrabes“. Weiter seien genannt: zehn runde Bronzereisenbleche mit kleinem Aufsatz, zwei ovale wannenförmige Bronzebleche, Bronzeringgehänge und Haken mit Klapperringen aus Bronze und Eisen, vier kleine Ringscheiben von Knochen, zwei Nadelhöfchen und zwei Garnituren von Toilettegeräthen. Uebersaus wichtig sind die beiden grossen, nach eingetieften Bronzeshüsseln dieses Hügel, deren breiter Rand durch getriebene „Sonnens“ und Hallstatttrögelein verziert ist, ein ovales Bronzeblechhöfchen mit besonders angeordnetem, massivem, schwannenhalsartig abschliessendem Henkel, und eine niedrige Bronzeblechschale, welche als Weiterführung der siförmigen Näfte vom Beginne der Hallstattzeit gelten kann. Grosse flache Bronzeshüsseln ohne Fuss erscheinen in Hallstatt selbst in den Gräbern dieser Stufe in gewisser Anzahl, aus Süddeutschland war bisher nur ein einziges Gegenstück, aus dem Lengfelder Grabhügelrunde des Museums zu Regensburg, bekannt; auch das ovale Bronzeshöfchen gehört wieder zur typischen Ausstattung dieser Funde, ein ähnliches kehrt a. B. in dem schönen, analogen Pferdgeschirr und ein eisernes Hallstattschwert enthaltenden Grabfunde von Rappeneu des Mannheimer Museums wieder. Ein kleiner schwarzer verzierter Thontrüffel und eine grosse schwarze, reich verzierte Thonchüsself mit punktirten Mustern vervollständigen das Inventar des Hügel.

Im Tamulus V fehlt zwar ein Schwert, dagegen zeigte sich hier ein zu einem Hallstattschwert gehörendes Bronzeshöldchen, dessen ziemlich weit nachladende gekrümmte Fortsätze eher auf eine etwas ältere Bronzezeit vom Hallstatttypus, als etwa auf ein eisernes Schwert schliessen lassen. Ausser Toilettenentensilien enthielt der Hügel noch ein grosses Eisenmesser mit durchbrochenem Griff, eine ganz neue Erscheinung für Süddeutschland, ein ovales Thontrüffelchen mit Thierkopfgreif und schwarzer Bemalung auf gelbem Grunde und Scherben mit gelbem Ueberzug und schwarzer und rother Bemalung.

³⁾ Neuberger Collectaneenblatt IV, 1838, S. 7—8 (VI, 1840, Taf. II). Die Bronzen fanden sich „umgeben von Modererde und Knochenresten“; auf Grund dieser Fundnotiz möchte ich nicht ohne Weiteres schliessen, dass hier ein serotines Grabfeld vorliegt (vergl. dagegen Altbayer. Monatschrift, 1900, S. 124).

⁴⁾ Verhandl. d. Hist. Ver. f. Niederbayern, XXI, Heft 1—2, 1892, S. 141; XXXIV, 1898, S. 64, Nr. 812; XXXV, 1899, S. 7—8. — Die Zahl der hier gefundenen Gegenstände, von denen einige auch das Museum in Landshut aufbewahrt, wird verschiednen angegeben.

Hügel VI von Wiesnacker ist in seiner Ausstattung dem Tumulus IV der Gruppe an die Seite zu stellen. Wiederum fand sich ein eisernes Hallstattschwert, diesmal noch mit einem Bronzeorthand mit kurzen, stark eingerohten Filzgefäßsitzen, weiter entdeckte man zwei grosse Eisentrennen mit starken Haken, welche einen breiten Abschluss in Gestalt von Amazonaschilden haben, vier grosse, mit dreifacher Öffnung versehene Bronzezangen mit schönen Endköpfen, weiter zwei Eisenkebel und drei Fragmente von solenen, ähnlich den Bronzekebeln aus Hügel I und IV, zehn grosse Zierschalen mit kursem Stachel in der Mitte, zahllose kleine Ringknöpfe, fünf kleine geschlossene Bronzeeringe, einen Bernsteinring, eine Bronzennadel mit spiralförmig aufgerolltem Ende, wie man solchen häufig in der Oberpfalz und im oberen Maingebiete begegnet. Unter den Thongeschirren haben wir zu erwähnen: zwei sehr grosse flache Schüsseln, im Innern reich mit in Punktmanier angeführten Mustern verziert, zwei innen bemalte Schalen (ausser schwärzlich, innen mit blauerthom Ueberzug und schwarzer Aufmalung), deren Ornamente an die Vasen von Gemeinlehen in Niederösterreich und an das bemalte hochhallige Gefäss von Burtenhof (Schwäbische Alb) des Stuttgarter Museums erinnern, weiter einen bauchigen Napf mit blauerthom I-Eisring und schwarzer Bemalung und einen ähnlich geformten Topf mit Stichverzierung.

Gegenüber anderen gleichartigen süddeutschen Grabfunden dieser Stufe kann es anfallen, dass in Wiesnacker neben dem in den Hügel I, II, III, IV und VI gefundenen Pferdegeschirr Reste der sonst fast regelmäßig nachweisbaren Wagen (Radnabenbeschläge, Radnabentheile, Bronzebeschläge des Wagenkastens) vollständig fehlen. In dem im gleichen Bezirksamte gelegenen Grabhügel von Beratzhausen, Ilfkofen und Lengsfeld fanden sich in reichlicher Menge Wagenreste, welche man in Süddeutschland nur in den minder reich ausgestatteten Gräbern mit dem Pferdegeschirr dieser Stufe zu vermischen pflegt. Doch auch in Norddeutschland, wo selbst in Urnenfeldern (in Posen und Schlesien) gelegentlich unter den Beigaben Pferdegeschirtheile von ganz dieselben süddeutschen Formen aus der Stufe der eisernen Hallstattschwerter entsprechender Art auftreten, fehlen Wagenreste bisher ganz allgemein, selbst auch in dem schönen Grabhügel von Triglitz in der Ostpreignitz, welcher sonst ganz den süddeutschen Funden nach Art der von Wiesnacker, Lengsfeld u. s. w. an die Seite zu stellen ist, jedoch verliert der Charakter der norddeutschen Gräber dieser Stufe, welche ja auch Leichenbrand führen, im Gegensatz zu den süddeutschen mit vorwiegend Leichenbestattung, von vornherein die Mitgabe eines Streitwagens.

In Gemeinschaft mit eisernen Hallstattschwertern gehörende Wagenreste (Radnabenbeschläge, Radnabentheile) besitzt aus Nordhavern das Museum für Völkerkunde zu Berlin aus Grabhügeln von Haldensbuch (am Ostende des Bezirksamtes Parsberg). Merkwürdiger Weise fehlen in diesen Hügel wieder Pferdegeschirtheile und andere Beigaben.

Für die Zeit um den Beginn unserer Zeitrechnung weist die vaterländische Abteilung des Museums für Völkerkunde aus Bayern zwei ungemein wichtige Funde auf, deren einer uns zugleich einige bisher nicht recht fixirbare Materialien aus hayerischen Museen zu erläutern vermag.

Ein „Erdfund“ aus der Umgehung von Ingotstadt a. Donau zeigt eine Reihe von schönen Spät-La Tène-

Arbeiten. Vornehmlich sind es Stücke, welche zum Pferdegeschirr gehören, Kammbeschläge oder „Zügelringe“ in verschiedenen Grössen und Formen, darunter zwei mit der für derartige Spät-La Tène-Arbeiten typischen breiten, sattelförmigen Beschlagplatte³⁾ und eine fragmentirte Bronzennelle, welche mit zwei kräftigen Ringen abschliesst (von der Deichel oder vom Kammel).⁴⁾ Weiter seien genannt: eine Bronze Locke mit grossem Ohr, welche sich erheblich von den bekannten römischen „Kuhschellen“ unterscheidet, dicke, geschlossene Bronzeringe, ein mehrfach gegliederter Stab (einer Kette?), ein Radnaberring, ein Gefässknopf (einer Kanne?) und Reste eines Siebes, das Fragment einer Thierfigur, zwei Halsringe, alles aus Bronze, ferner mehrere grosse gläserne Ringperlen nach Art der gewöhnlichen Spät-La Tène-Ringperlen, diese nur bedeutend um Dicke übertreffend.

Zweifellos handelt es sich hier um einen Depotfund, nicht aber um eine Grabausstattung. Für die süddeutsche Spät-La Tène-Zeit, von der wir trotz ihrer zahlreichen Grabfunde aus dem Rheingebiete noch immer keine sonderlich klare Vorstellung haben, trägt dieser Fund werthvolle neue Erscheinungen bei. Es wäre nur zu wünschen, dass er recht bald mit guten Abbildungen veröffentlicht würde.

Etwas jüngeren Datums ist ein Grabfund von Aachheim bei München (rechtst. Isarufer, B.-A. München I), welchen wir als ein getreues Gegenstück des Grabfunds von Perching in Oberbayern (Nachbestattung des Hügel Nr. VI) zu bezeichnen haben. Neben fünf grösseren und kleineren alt-römischen Bronzeblechen (mit guttelförmig durchbrochenen, mit einfachem Steg versehenen und mit völlig offenem Fuss) liegen in diesem Funde ein dreieckiger, gefesteter Bronzezirkelkahn, ein grosser Bronzehalsring nach Art der bekannten La Tène-Halsringe, jedoch in anderer Gliederung (Einaststück auf der Rückseite; vorn eine dreifache Perle) und mit rohen Thierköpfen (welche das Mittelstück der Vorderseite mit der dreifachen Perle im Maule tragen) verziert, ferner zwei dicke offene Arminge, welche mit ähnlich rohen Thierköpfen abschliessen, ein Fingerring aus Bronzedraht mit zusammengewundenen Enden und ein einfacher Bronzering.

Ich hatte bereits schon einmal Gelegenheit,⁵⁾ auf derartige Schmuckstücken der älteren römischen Kaiserzeit hinweisen zu können, welche ganz von den uns geläufigen italienisch-römischen oder auch gemeinhin als provincienrömisch bezeichneten Arbeiten abweisen und vielmehr Rechten La Tène-Charakter zu tragen scheinen. Speciell machte ich auf den Fund von Perching aufmerksam und zählte im Anschluss daran Gegenstände für den Halsring und den Gürtelkahn auf. Dieser Reihe von Arbeiten un-römischen Charakters aus der ersten Kaiserzeit können wir auf Grund des

³⁾ Typen, wie Much, Prähist. Atlas LXXXIX, 13, Westdeutsche Zeitschrift XIX, 1900, Taf. 17, Nr. 17. — Ein ähnliches Stück soll vor Karsen auch in dem Ringwallsystem der Goldgrub-Altäre Hm im Tannau nördlich von Frankfurt a. M. gefunden worden sein.

⁴⁾ Das Stück lässt sich vielleicht in gewisser Hinsicht mit einem Bronzegegenstande aus Mainz (Westdeutsche Zeitschrift XIX, 1900, Taf. 18, Nr. 23) vergleichen.

⁵⁾ Prähist. Blätter (Neue), XI, 1899, S. 66 o. L., Taf. VII, VIII.

⁶⁾ Zeitschr. d. Mainzer Alterthumsvereins, IV, 2—3, 1900, S. 359—360.

Aechheimer Fundes nun auch die dicken Armringe mit rohen Thierköpfen einfügen. Diese Typus liegt bereits in mehreren Exemplaren von der voralpinen Hochfläche vor. Ausser dem Aechheimer Stück haben wir einen offenbar aus einer römischen Nachbestattung stammenden Ring aus dem Gräbhügel XI der Nekropole von Hugelring (B.-A. Weilheim) in Oberbayern zu nennen.⁹⁾ Ein analoges Stück besitzt das Maximiliansmuseum in Augsburg von Königshrunn bei Schwabmünchen (B.-A. Augsburg, Schwaben); vom gleichen Orte wird in Augsburg von Aechheim und Perching entsprechende Bronzefibel aufbewahrt, zweifellos bilden diese zwei Gegenstände wieder Theile eines grösseren derartigen Fundes.¹⁰⁾ In Augsburg liegt noch ein zweiter derartiger Armring, welcher mir nur aus einer Copie des Römisch-Germanischen Centralmuseums bekannt ist; leider kann ich von diesem Exemplare nicht den Fundort im Augenblick namhaft machen.

Dass die gefensternten dreieckigen Bronzegürtelhaken, welche an manche norddeutsche Gürtelhaken der zweiten Hälfte der La Tène-Zeit erinnern, in ihrer eigenartigen Form auf der voralpinen Hochfläche erst der Kaiserzeit angehören und nicht etwa Erbstücke aus vorrömischen Zeiten vorstellen, zeigt uns wieder der Fund von Aechheim ganz deutlich. Auch der Fund von Nordendorf (Schwaben und Neuburg) im Besitze des Bayerischen Nationalmuseums zu München,¹¹⁾ über dessen Fundumstände leider nichts bekannt ist, beweist das deutlich, auch hier liegen wieder römische Gegenstände neben einem solchen Gürtelhaken und einem weiteren norömischen Typus, auf welchen ich bald zurückzukommen hoffe, da auch er nicht ganz vereinzelt dasteht. Unter diesen Umständen fragt es sich, ob nicht auch ein in einem Gräbhügel (Nr. XIII) bei Oederling (B.-A. Weilheim) in Oberbayern mit einem Eisenmesser und einem „La Tène“-Knotenarmring gefundener ähnlicher Gürtelhaken erst der Kaiserzeit zuzuwiesen sei und mit ihm auch der hier gehobene, an sehr viel ältere Ringe erinnernde Knotenring (und vielleicht auch andere dieser Art); leider fehlen über diesen Fund zur Stunde noch die Fundberichte, welche hier am ehesten die Entscheidung geben könnten.¹²⁾ Aber selbst wenn den Oederlinger Metallsachen ein höheres Alter als etwa der Beginn unserer Zeitrechnung ankäme, so beweisen doch die prächtigen Funde von Perching n. a. w. und nun auch wieder der neue Gräbfund von Aechheim des Berliner Museums, dass die von mir zusammengestellten Typen norömischen Charakters Arbeiten des ersten Abschnittes der Kaiserzeit sind und mit der vorrömischen La Tène-Zeit nur so zusammenhängen, dass wir sie als Weiterführungen oder stark umgebildete, jüngere Wiederholungen sehr viel älterer La Tène-Formen anzusprechen haben.

⁹⁾ Naue, Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, 1887, Taf. XXVII.

¹⁰⁾ 24. u. 25. Jahrbuch. d. Hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg für 1858 u. 1859, S. 41, B. 2 („3 Fibulae von Bronze, 1 Armspange von Bronze, 2 eiserne Sporen römischer Form“). — In Königshrunn wurden sonst noch mittelalterliche und römische Gegenstände gefunden.

¹¹⁾ Cat. IV des Bayer. Nationalmuseums, 1892, S. 163-164, Nr. 1249-1256.

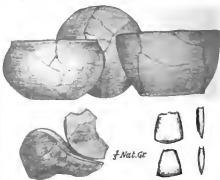
¹²⁾ Wie mir P. Weber mittheilt, wird im Museum zu Weilheim von Hugelring bei Weilheim ein weiteres Exemplar der gefensternten Gürtelhaken aufbewahrt.

Steinzeitliche Bestattungsformen in Südwestdeutschland.

Von Hofrath Dr. A. Schliß.

Das Auffinden von grossen steinzeitlichen Gräbelfeldern mit verschiedenen Formen der Bestattung in den letzten Jahren hat mehrfach zur Discussion der Frage der verschiedenen chronologischen Stellung der verschiedenen Bestattungsformen, bzw. zu Schlüssen auf verschiedene aufeinander folgende Bevölkerungen der Steinzeit am selben Platze geführt.

Das Auffinden eines neolithischen Brandgrabes auf dem Gebiete des steinzeitlichen Dorfes Groggartae.¹⁾ einer in Südwestdeutschland bis jetzt ungewohnten Bestattungsform, dürfte zu dieser Frage einen nicht unwichtigen Beitrag liefern.



Auf einer Kuppe der zweiten die Dorfanlage südlich überhöhenden Hügelreihe, dem Gewand „Fuchslach“, fand ich, durch eine tiefere Ackerfurche angechnitten, Brandasche mit Kohlenstückchen, welche sich deutlich von der Modererde der neolithischen Wohnstellen unterscheiden. Nach Abheben von 30 cm reiner Ackererde fand sich eine gleichmässig runde 1 m im Durchmesser messende Brandplatte, welche nur aus Asche mit gut erkennbaren Kohlenstückchen bestand. Diese Sobiet war drehweg im Umkreise 20 cm dick, in der Mitte etwas stärker und ruhte flach auf dem gewachsenen Boden auf. In derselben, ziemlich regellos zerstreut, fanden sich Gefässbruchstücke, welche sich als sümmtlich zu zwei Gefässen gehörig heransstellten, zwei kleine, scharf geschliffene, als Waffen sich charakterisirende Steinbeile von nahezu rechtwinkeligem Querschnitte aus Hornblendeschiefer, wie sie sich auch in dem Hockerhügelgrah auf dem

¹⁾ A. Schliß, Das steinzeitliche Dorf Groggartae etc. F. Enke 1901.

gegenüberliegenden Henchelberge gefunden hatten und die eine Hälfte eines zerprungenen stark vom Feuer gerötheten Mahlsteines mit Läufer. Sämtliche Stücke trugen Brandspuren. Die Mitte der Brandschicht enthielt reichlich Stückchen calcinirter Knochen, jedoch alle nur in kleinen Splintern und ohne sichtlichen Zusammenhang mit den Gefäßen. Die Scherben ergaben zusammengesetzt die Hälften der zwei oben abgebildeten Gefäße aus blaßgrauem schwach gebranntem Thone: eine niedere Schale mit gewölbtem Bauche, durch eine schwach angedeutete Furebe vom Rande abgesetzt, mit geradem Rand und ganz flacher, nur durch Andrücken hergestellter Staedfläbe, wie sie sich in dem Werk über Grossgartach, Taf. III, 1 findet, und ein grösserer Topf mit schwach gewölbtem Bauche, gerade abgeschnittenem Rand und Standboden, wie er häufig in Bruchstücken in den Wohnstätten mit vorwiegend Rössener Keramik zu finden ist. Ein Theil der fehlenden Stücke dieses Topfes fand sich in reth verziegeltem Zustande daneben liegend vor. Beide Gefäße waren in der für die Grossgartacher Gebrauchsgefäße charakteristischen Art mit Ocker leuchtend gelb gefärbt gewesen und trugen beide weder Warzen noch Henkel. Die beiden Gefäße dürften den bei Götz²⁾ abgebildeten Gefäßen aus Rössen, 39 und 44, entsprechen. Rand- und Mittelstück eines flachen Tellers mit schwacher Aushöhlung ergab in der Ergänzung einen genau auf die niedere Schale passenden Deckel. Er war aus demselben blaßgrauen Thon gefertigt und ebenfalls gelb angestrichen. Dieser Befund ist mit Sicherheit als der Inhalt eines eingeebneten Hügelgrabes zu deuten. Auf der Kuppe des Hügels war die Leiche auf dem gewachsenen Boden niedergelegt, mit den typischen Beigaben, Hand- und Wurfbeil, zwei feierlich decorirten Töpfen und einem Kornquetscher versehen und verbrannt worden, und zwar offenbar der Grösse der Brandstelle nach als liegender Hocker. Die Beigaben hatten sämmtliche im Feuer gestanden und Asche und Knochen waren wieder in den Gefäßen beigelegt noch zu einem Haufen vereinigt, sondern wahrscheinlich sofort ein flacher Erdhügel darüber aufgeschüttet worden. Den beigegebenen Gefäßen nach gehört das Brandgrab sicher zu der Endperiode der Grossgartacher Siedelung, dem Vorherrschen der Rössener Cultur, denn die Sitte des Leichenbrandes ist in der Steinzeit eine mitteleuropäische und nordische und nach Südwestdeutschland nur durch Vermittelung der das Gräberfeld von Rössen, wo ja eine ganze

Anzahl Brandgräber vorkommen, kennzeichnenden Cultur zu uns gelangt.

Die Heilbronn-Grossgartacher Niederlassungen zeigen nun ansser dem liegenden Hocker im Hügelgrabe mit schnurkeramischer Beigabe im eingesenkten Grabe beerdigt, als Bestattungsform noch das Einzelbrandgrab und das Reihengräberfeld mit gestreckten auf dem Rücken, den Kopf im Westen liegenden Skeleten, letzteres bei Heilbronn mit Hinkelsteingefässen. Die dazu gehörigen Wohnstätten weisen in Heilbronn Linearkeramik mit Bogenhautmuster, in Grossgartach Hinkelstein-Rössener- und Linearkeramik und zwar Bege- und Winkelhand gleichmässig verwendet, alle diese Formen in denselben Wohnstätte auf. Dieses zusammengehörige neolithische Gebiet zeigt also dreierlei scharf unterschiedene Bestattungsformen innerhalb der gleichen Cultur. Sehen wir uns nun weiter in Südwestdeutschland um, so finden wir auf dem Michelsberge bei Untergrembach bei Pfahlbaukeramik mit einzelnen Rössener und Schussenrieder Stücken wieder zwei Bestattungsformen, sitzende Hecker in Kesselgräbern und gestreckte Skelete in Laaggräbern, wobei Bonnet besonders betont, dass es gleichzeitige Gräber sind. In den Grabfeldern mit Hinkelsteintypus („Winkelband“) findet sich auf dem Hinkelstein selbst der liegende Hocker, in Rheindürkheim und der Rheingwonn gestreckte Skelete, aber auch ein liegender Hocker, wie auch in Wachenheim, sämmtlich innerhalb einer durch die gleiche Keramik gekennzeichneten Culturstufe.

Es ist demnach augenfällig, dass in der Steinzeit alle angeführten Bestattungsformen den Völkern geläufig und innerhalb derselben Bevölkerung nebeneinander im Gebrauche waren. Es ist dies aber auch verständlich, wenn wir auf die letzten Gründe der verschiedenen Lagerung der Todten zurückgehen. Es ist dies die Scheu, das nach aufwärts gerichtete Antlitz des Todten direct mit Erde zu bedecken. Es liegt daher nahe, die Leiche auf die Seite zu legen, eine Lage, in der sie nur mit angezogenen Knien bleibt. Eine Schlafstellung oder gar anbetende Stellung ist dabei sicher nicht beabsichtigt. Diese Leichen müssen wir uns in die Matten ihres Lagers eingebüllt denken, wie sie auch andere Dinge des täglichen Gebrauchs als Beigabe erhielten. Die gestreckten auf dem Rücken liegenden Leichen haben sicher eine Bedeckung oder Kiste aus leichtem Materiale, vielleicht aus Geflecht gehabt, entsprechend der nordischen Steinbedeckung, um sie vor der unmittelbaren Berührung mit der Erde zu schützen, alles natürlich jetzt längst spurlos vergangen. Das Verbrennen der Leiche endlich entspricht wahrscheinlich einer gesteigerten Auffassung über die Natur der abge-

²⁾ A. Götz: Die Gefässerformen etc. im Flussgebiete der Saale.

schiedene Seele. Ob aber von den Erdbestattungsformen die eine oder die andere gewählt wurde, dafür scheint in der Steinzeit bei demselben Volke wohl meist praktische Erwägung massgebend gewesen zu sein.

Mittheilungen aus den Localvereinen.

Württembergischer anthropol. Verein in Stuttgart.

(Schluss.)

Da die Seelen, um die Freuden dieser Welt zu geniessen, gerne zurückkehren und in einen Andern einfahren würden, so muss man ihnen alles Eigen thum mitgeben, damit die Seele beim Leichnam verbleibe. Keine Vorstellung hat die Menschheit so beherrscht, wie die, dass die unerschwerenden Seelen das fortwährende Bedröben haben, in Menschen einfahren und dadurch Krankheit zu erzeugen. An geschäftigen Priestern, die eine besondere Macht über die Seelen zu haben vorgaben, hat es noch niemals bei irgend einem Volke gefehlt. Sie sind und waren es immer, die den Völkern das Abhalten von eigentlichen Seelenfesten als dringendes Bedürfniss anempfahlen.

Nur allmählich und unter immer wiederkehrendem Zurücksinken in die alten Meinungen haben sich die Culturvölker den Fesseln des Animismus zu entwinden versucht. Auch das Christenthum hat den Seelenglauben aus dem Inventar der älteren Religionen herabgerungen, wenn es auch seine Bethätigung auf bestimmte, reinere Formen beschränkte. Unter den mit anderen Religionen übereinstimmenden Vorstellungen des Christenthums ist vor Allen der Glaube an ein Fortleben der Seele im Jenseits hervorzuheben. Vom Standpunkte der vergleichenden Völkerpsychologie ist nach der Ansicht des Vortragenden der Unterschied zwischen diesem Glauben und dem der Natur- und alten Kulturvölker kein absoluter, sondern nur ein relativer. Die Meinung war eben, dass die Seele am alten Wohnorte oder am Orte der Bestattung oder irgendwo in der Nähe fortlebe. Um sich nun den unangenehmen Gedanken an das fortwährende Hin- und Hergehen der abgeschiedenen Seelen zu ersparen, kam man später dazu, an einen endgiltigen Verbleibsort der Abgeschiedenen zu denken, wo dieselben in schattenhafter Wiederholung des diesseitigen Lebens weiterlebten. Ueber die je nach dem Charakter und den Wohnverhältnissen der einzelnen Völker verschiedenen Vermuthungen, wo das Land der Seligen zu suchen sei, ob auf der Oberfläche der Erde oder unter der Erde, oder am Himmel, oder, wie liturale und insulare Völker annehmen, im Lande der untergehenden Sonne, verbreitete sich nur der Redner in sehr eingehender und von tiefem Studium zeugender Weise.

In den älteren primitiven Anschauungen ist, so fuhr der Redner fort, von einer Trennung des Todtenlandes und der Unterwelt noch keine Rede. Im Laufe der Zeit entwickelte sich die Vorstellung, dass das Land der Seligen sich nur für die Guten, Edlen und Tüchtigen gezeime, während die Unterwelt als Aufenthaltsort für die grosse Masse, für die Schlechten und Feigen zu dienen habe. Der Rednerörtert nun die Frage, wie sich die einzelnen Völker den Weg ins Jenseits vorstellten, ob zu Lande oder zu Wasser mittels Booten, über Brücken u. s. w., ob begleitet von einem Führmann, geschützt von den zur Begleitung der Vornehmen geopferten Sklaven und Dienern und mit Geld

versehen u. s. w. Mit dem Hinweis darauf, dass der Unerblichkeitsgedanke, der schon im Animismus der kulturärmsten Völker enthalten sei, allmählich reinere, edlere Formen angenommen habe, indem er sich mit dem Gedanken an einen Lebensnittel verband, der des daraus Trinkenden Unerblichkeit verleihe, schloss der Redner unter dem warmen Danke der Anwesenden seinen Ueberaus lehrreichen und von völliger Beherrschung des anziehenden Stoffes zeugenden Vortrag.

Neben den vorerwähnten Vorträgen war der Mitgliedern noch ein weiterer interessanter Vortrag aus dem Gebiete der Anthropologie gehalten. Am Dienstag den 26. März sprach im Verein für vaterländische Naturkunde der berühmte schwäbische Landmann Geh. Hofrath Prof. Dr. Bälls aus Tokio über seine anthropologische Studien in Ost-Asien. In dankenswerther Weise war neben einigen anderen Vereinen auch der Anthropologische Verein hiesu eingeladen. Bälls leitete seinen Vortrag mit einer Uebersicht der Classification der Menschenrassen ein. Vor etwa 100 Jahren unterschied Blumenbach deren fünf; Cuvier dagegen nahm nur drei an: eine weisse oder kaukasische, eine gelbe oder asiatische und eine schwarze oder afrikanische Rasse. Diese Einteilung, nach welcher auch die Ureinwohner Amerikas, die Indianer, noch der asiatischen Rasse zuzählen sind, scheint die beste zu sein. Die Aufstellung einzelner Unterscheidungsmerkmale ist durchaus ungenügend. So sind die Unterschiede nach Gestalt und Farbe der Haare willkürlich. Auch die Studien an Schädeln blieben unfruchtbar, überall geht es Lang- und Kurzschädel; etwas charakteristisches zeigt sich bei dem Afiaten und dem Mongolen. Schon besser stellt es mit dem Gesichtsschädel. Das Gesicht der Mongolen und Malaien besitzt bekanntermaassen etwas Eigenartliches, es ist vorne flach, die Augen sind schief gestellt. Entsprechende Eigenschaften sind auch in den Gesichtsknochen ausgedrückt. Auch am Skelet lassen sich wichtige Merkmale erkennen. Lang- und Kurzbeine. Allein befriedigende Ergebnisse liefert der Gesichtsschädel und das Skelet noch nicht und so wandte sich Bälls dem Studium der Weichtheile und schliesslich dem des ganzen Menschen zu, nicht des einzelnen, denn es gibt keine zwei ganz gleichen innerhalb eines Volkes, sondern dem bestimmter Gruppen bzw. ganzer Massen. Man muss den Menschen nicht als Individuum betrachten, sondern zugleich als einen Theil seiner ganzen 'Umwelt' (Milieu), die also mit in Betracht zu ziehen ist. Wenn möglich sollte auch noch seine psychische und culturelle Thätigkeit, also das, was eigentlich den Menschen ausmacht, berücksichtigt werden. Wie auffallend der Mensch von seiner Umwelt beeinflusst wird, sehen wir in Amerika, wo die Nachkommenschaft des europäischen Einwanderers schon im Laufe weniger Generationen eine ganz auffallende Umänderung seines Aeusseren erfährt, die in der Schlankheit und Magerkeit der Körperformen besonders beim weiblichen Geschlecht auf den ersten Blick sich offenbart. Wie wenig mit einseitigem Studium des Schädels zu erreichen ist, ersieht man an den vergeblichen Bemühungen, am semitischen irgend ein wesentliches Merkmal zu entdecken, während doch die Weichtheile des Gesichtes gewöhnlich ein unverkennbares Gepräge tragen. Hand in Hand mit dem Studium der Somatik hat also das der Ethnologie zu gehen. Ersteres ist keineswegs so einfach, als man es sich vorstellt; das Studium des lebenden Körpers bietet viele Schwierigkeiten. Mit Messungen allein kommt man nicht aus; sie geben nur dem, der sie gemacht, eine Vorstellung von dem betreffenden Menschen, meist

aber vermag sich Niemand nach den Zahlen und Tabellen ein Bild davon zu entwerfen. Zu einer klaren Vorstellung gehört eben Anschauung und diese erfordert ein Bild. Ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel dafür besitzen wir in der Photographie, nur lässt sie uns bei der Feststellung der Gesichts- und Kopfformen im Stich, weil dieselben häufig durch Haare und Bart verdeckt sind. Hier müssen also andere Untersuchungsverfahren angewandt werden. Ein Ausrüstungsimpf Mittel, Grösse und Umrisslinien des Schädels und des Gesichts darzustellen, besteht darin, dass man nach dem Vorsehung des Bedners einen schmiegsamen Blei- oder geglätteten Kupferdraht über die festzustellenden Umrisse legt und die so gewonnenen Formen nachzeichnet und durch Messungen kontrollirt. Ausserdem muss sich der Forscher zur Benützung der Rassen und Typen noch auf seinen Blick, den gesuchten wissenschaftlichen Blick, verlassen können, d. i. die manchen angeborene, meist aber durch längere Uebung erworbene Fähigkeit, einen gegebenen Eindruck gleichzeitig schnell in seine Componenten zu zerlegen und doch wieder die grosse Menge der Einzelheiten in ihrer Bedeutung und in ihrem Verhältnis zu einander zu erfassen.

Der Hauptnachbar nach ist Ostasien von der gelben, der etwa 500 Millionen Seelen zählenden mongolischen Rasse bewohnt, welcher im weiteren Sinne in Uebereinstimmung mit Wallace die Malayen zuzurechnen sind. Ihr Gebiet umfasst den grössten Theil von China, Japan, Korea, Formosa, dem Westen zu die Mongolei, nach Süden Tibet. Dazu kommen die hinterindischen Völker mit den Malayen. Eine principielle Unterscheidung zwischen diesen und den Negolen ist kaum durchzuführen. In Nordasien, der Mandchurei, im Gebiet des Singuriflusses, einem Theil von Korea und in einem Stück der japanischen Westküste lebt der mandschu-koreanische Typus, der dort seine Heimath hat, grösser, schlanker und feiner ist als der Mongole, und auch durch das längere Gesicht und die weniger hervorragenden Backenknochen dem Europäer näher steht. Dieser Typus ist offenbar den über Central- und Nordasien verbreitet gewesenen Turkvölkern nahe verwandt. Ferner sind die Aino zu erwähnen, die auf die Inseln Yesso und Sachalin beschränkt schienen. Bald gelang es, nachzuweisen, dass sie auch im Süden auf den Lin-Kiu-Inseln noch rein vorkommen, und dass in Japan selbst noch viel Ainoluth vorhanden ist. In China trifft man sodann noch die Miao und die wenig bekannte Loio als Urvölker an. In Südchina und Japan lässt sich polynesisches Blut nachweisen; sehr selten sind Spuren der wollhaarigen Negritos beigemengt.

Die eigentlichen Mongolen überwiegen in Mittel- und Südchina, weiter südwärts tritt der malayische Typus mit seinen runderen und weniger schiefen Augen mehr hervor. Gegen Norden herrschen die Mandchukoren. In Korea findet man fast reine Mandchukoren. Die Aino stellen den Rest einer dem Europäer sehr ähnlichen Rasse dar, die früher im Westen, in Russland, mehr noch im Osten verbreitet war. Sie sind nun von den russischen Bauern zu unterscheiden. Ueber ihren Ursprung und ihre jetzige Ausbreitung lässt sich theils vermuthen, theils an der Hand der Geschichte nachweisen, dass eine der kaukasischen verwandte Rasse Nordostasien bewohnte, dort von eroberten Mongolen und Turkvölkern, die sich theils von Tibet oder benachbarten Gebieten nach Norden, theils von der Singuragegend nach Süden in grossen Scharen ergossen, in zwei Theile zer Sprengt wurde.

Der eine derselben wurde durch die Völkerwanderung, die in der Westmandchurei im ersten Jahrhundert begann, — wenigstens zogen in jener Zeit die Hünen von hier westwärts — gegen das benetzte Russland geschoben, der andere — die Aino — das Meer nach Osten gedrängt. Auf dem Festlande sind sie noch den Giljaken beigemischt, früher müssen sie, ausser auf den nördlichen und südlichen Inseln, auch noch in Japan selbst sehr verbreitet gewesen sein. Aus dem 6. und 7. Jahrhundert liegen Belege dafür vor, dass wohl mit der südlichen Meerestransport noch Japan gelangte Mongolo-Malayen in zahlreichen Kämpfen die Ureinwohner unterwarfen und sie aufzogen, einen Theil derselben aber auf die Lu-Kiu-Inseln drängten.

Sodann ging der Vortragende auf die Beschreibung der körperlichen Eigenschaften der drei in Ostasien vorwiegenden Völkerrassen unter besonderer Hervorhebung der wesentlichen Eigenheiten und Unterschiede ein. Der Aino ist dem Europäer sehr ähnlich, aber der kleinste der Ostasiaten. Seine Gesichtsbildung gleicht der der russischen Bauern oder Südslaven; selbst in Deutschland findet man ähnliche Typen gar nicht selten, wie die vorgezeichneten Bilder beweisen. Der Körper ist ungemein gedrungen und robust, sein Schädel lang; im Gegensatz zum Japaner treten die Wülste über den Augen stark hervor, diese selbst liegen tief, die Stirne steigt wie beim Europäer vor. Die buschigen Augenbrauen verlaufen oft in der Mitte. Ganz im Gegensatz zum Mongolen hiebt der Abstand vom Augenhöhlenrand bis zum oberen Lidrand nur klein, die Augenspalte verläuft horizontal, die Cilien divergiren wie beim Europäer, während sie beim Japaner convergiren. Die europäische, mmmalshäufige aquiline Nase verbreitert sich unten. Das Kinn, überhaupt die untere Gesichtshälfte, sind breit und stark, der grosse Mund von ziemlich breiten Lippen umgeben. Der Mongole ist orthognath, der Aino prognath. Der kurze Hals sitzt auf breiten, muskulösen Schultern. Die unbedeckte Haut der Aino besitzt einen gelben Ton von der Einwirkung der Sonne, die unbedeckte aber ist heller als bei den Mongolen, mit einem diesen wegen des Pigments fehlenden rüthlichen Schimmer. Die Oberfläche der Haut fühlt sich rau an, während die des Mongolen sammtartig zart und weich ist. Diese Eigenschaft hängt keineswegs mit dem Klima, sondern mit der Thatsache zusammen, dass der Körper der letzteren fast gar keine Flaumhärchen trägt, dementsprechend auch die Drüsen und Haarbehaarnungen spärlich ausgebildet sind. Den Körper der Aino deckt ein starker Haarschub; selbst bei den Frauen liess sich eine bis an die Hand- und Fusswurzel reichende Behaarung nachweisen. Junge Männer erhalten später einen Bart als der Europäer, er erreicht aber dann eine so enorme Entwicklung, dass z. B. der Mund gänzlich unter dem Schnurrbart verschwindet und beim Essen und Trinken — ein Unikum — besonders Schnurrbartbeher in Form von festsitzenden Stäbchen benutzt werden müssen. Die Ainofrauen vermelden es auf ängstlichste, irgend einen Körpertheil entblössen zu zeigen, im Gegensatz zur Japanerin, welcher die Kleidung, abgesehen von ihrem Dienst gegen Temperaturwechsel, als Mittel zur Verhüllung der bewussten Nudität dient, während die unbewusste keineswegs als nützlich angesehen wird. Um den Mund lattowiren sich die Mädchen einen Schnurrbart an, nach zwischen den Augenbrauen werden Linien gezogen. Die bisher unbekanntes Begräbnissstätten liegen versteckt und sind mit je nach dem Geschlecht des Verstorbenen verschiedenen Grabmälern besetzt, die aus mit Schmitzereien

verzierten Stämmen, hew. Brettern oder langen Balken bestehen. In nicht allzu ferner Zeit werden die Ainos als eigene Rasse verschwinden, nicht aussterben, wohl aber in den Japanern aufgehen. Geistig stehen sie eben so hoch, wie diese, die ältere Generation aber ist faul und dem Trunke ergeben und darnach wurde ihre Intelligenz für niedriger angesehen, als sie es in der That ist. In der Mischung mit dem Japaner läßt sich das Ainoblut nicht verkennen; schon der Bartwuchs zeigt es beim Manne an.

Die Korea-Mandchuren sind in Japan, wo sie ebenso, wie in China, die herrschende Classe bilden, in Folge einer fast einzig dastehenden Zuchtwahl ziemlich rein erhalten, der Typus wurde aber eben dadurch sehr schwächlich. Körper, Gliedmassen und Gesicht sind hier verfeinert und mehr in die Länge entwickelt, dieses lang zugespitzt; die Backenknochen stehen wenig vor; die Nase ist feil, adlerförmig gehogen, das Auge groß. Der Typus hat etwas Semitisches; er ist ferner durch schmale Schultern und Hüften, seltliche, dünne Arme und Beine gekennzeichnet. Nicht selten stößt man auf die anatomische Merkwürdigkeit, dass die sechste Rippe nicht mit dem Brustkorb verwächst, was den Männern eine fast weibliche Taille verleiht.

Der dritte vorhergehende ostasiatische Typus, der Mongole, ist ein kleiner Menschenschlag, nach unseren Begriffen unschön; der Körper aber ist sehr gut proportionirt. Er ist durch sein rundes, von der Seite gesehen flaches Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen, durch den langen Oberkörper und die kurzen Beine, kräftige Schultern und kleine, seltliche Hände gekennzeichnet. Der Naseneinschnitt fehlt beinahe ganz. Das Auge liegt gleich wie beim Europäer, aber der Augapfel ist weiter nach vorn gedrückt; die Lidspalte verläuft schief, der Rand des oberen und unteren Augenlids ist von einer Hautfalte bedeckt, die sich bis über den inneren und äusseren Augenwinkel hinzieht und so scheinbar die Augenpalpe verlängert. Diese selbst ist lang und sehr schmal, verschwindet beim Lachen oft glänzlich. Durch die Hautfalten kommt das Auge tiefer zu liegen als beim Körper; sie verursachen auch die oben erwähnte Convergenz der Wimpern, die das Auge kurz scheinen. Das Auge sitzt tief unter den Augenbraunen, deren obere Hälfte oft weggerast wird. Die Haut der Mongolen ist gelblich, nach unserem Begriffen krankhaft, weil beim feinen Typus das für unschön geltende Wangenroth fehlt; sie ist allgemein straff gespannt, sammetig anzufühlen. Als eine ganz eigenartige Erscheinung sind intensiv blaue Flecke anzuzeigen, die etwa vom vierten Fötalmonat bis zum Ende des ersten Lebensjahres, oft aber viel länger, an verschiedenen Körpertheilen auftreten. Sie wurden bei allen Völkern, die mit den Mongolen in Beziehung stehen, nachgewiesen, so bei den Koreanern, Japanern, selbst bei den Eskimos, die demnach zu den Mongolen zu rechnen sind; sie können vielleicht als eines der wichtigsten Merkmale zur Unterscheidung dieser von anderen Rassen dienen. Seltenere Weise sitzen die Flecken nicht wie sonstige Farbstoffe in der Ober-, sondern in der Lederhaut. Der Einwirkung der Sonne ausgesetzt, verhält sich die Haut des Mongolen anders als die des Europäers. Der Mongole wird braun,

der Europäer krank, nicht in Folge der Wirkung der Wärme, sondern der chemischen (ultravioletten) Strahlen, was daran zu erkennen ist, dass die Reaktion der Rete netzförmige Figuren, die des Lichtes aber eine gleichmässige Entzündung erzeugt, die von Fieber begleitet sein kann. Diese verwechselte Wirkung beruht auf der Anwesenheit bzw. dem Fehlen des Pigments in der Oberhaut. Es kann angenommen werden, dass die chemischen Strahlen daselbst eine Ausfüllung des Fettstoffes bewirken, der ein Eindringen in die tieferen Schichten verhindert, somit eine natürliche Selbstverhinderung darstellt. Die gelbe, also ohnedies schon pigmentirte Haut, reagirt vollkommener, als die bleiche des Europäers, in welcher somit die Strahlen tiefer bis zu den Blutgefässen vordringen können und dort Anlass zur Entzündung geben. Aus dem Mangel dieser Schutzreaction erklärt sich vielleicht auch die Schwierigkeit der Acclimatisation der hellblonden Rasse nater der Tropen und es wäre interessant, ja für die Colonisten geradezu wichtig, das Verhalten der dunkelhäutigen Europäer in diesem Punkte zu untersuchen.

Eine weitere Eigentümlichkeit besteht darin, dass die Flammhaare, mit denen die Kinder zur Welt kommen, auf dem Rücken einen Wirbel bilden, wie gewöhnlich aber bald verschwinden, unter Umständen jedoch, so besonders bei Tuberkulose und anderen zehrenden Krankheiten, aufs neue erscheinen, mit der Besserung des Befindens wieder zurückgehen. Es ist dies vielleicht mit der Abnahme des Fetts in der Talgdrüse und der stärkeren Verhornung der Oberhaut und ihrer Gebilde zu erklären.

Endlich wird noch einer Art Schäufrühe über dem Brustkorb gedacht, welche einer durch mangelhafte Kalkzufuhr (Reinsnahrung) entstandenen Weichheit der Knochen bei den besseren Ständen zuschreiben ist, aber mit Rhabditis nichts so thun bei Unnatürliche Wölfe am Knie und den Knöchel, besonders denen der Japanerinnen, und einige andere damit im Zusammenhange stehende Abnormitäten sind der allgemein beliebten vorwiegend hochdenkenden mehr auf den Fusssohlen sitzenden Stellung zuzuschreiben. Mit einer Verfeinerung des Typus tritt die Knochenmasse im Verhältnisse zu den Weichtheilen zurück. An den stets fetten Fingern läßt sich nachweisen, dass man fast reiner Reinsnahrung Fettsäure folgen kann. Die Reinsnahrung befähigt zu ausdauernder, die Fleischsnahrung zu momentan größerer Kraftentwicklung. Mit einem Hinweis auf die Beobachtung, dass der menschliche Schädel bis zum 50. Jahre im Gegensatz zu anderen Organen wachse und entsprechend der gesteigerten Leistung wachse müsse und der Aufforderung, darüber exakte wachstums anzuustellen, schloss der so angenehm reichhaltige und feinsinnige Vortrag, der durch die Vorführung und Erklärung von etwa fünfzig prächtigen Lichtbildern, Zeichnungen, Photographien und Karten vortrefflich illustriert wurde. Die Zuhörer zollten dem Redner lebhaftesten Beifall, der Vorsitzende drückte ihm zugleich im Namen der eingeladenen Vereine den Dank aus. An den wissenschaftlichen Theil schloss sich eine geistige Nachsichtung in der Münchener Bierhalle ab.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schatzmeister Herrn Dr. Ferd. Birker, München, Alte Akademie, Neuhäuserstrasse 61. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaction 22. Juli 1901.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 9.

Erscheint jeden Monat.

September 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren, s. S. 16 des Jahrg. 1894.

Bericht über die XXXII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Metz

vom 5. bis 9. August 1901

mit Ausflügen in's Briquetage-Gebiet, nach Vic und nach Alberschweiler in den Vogesen.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Erste Sitzung.

Inhalt: 1. Waldeyer: Eröffnungsrede des Vorsitzenden. — **Begrüßungsreden:** 2. Unterstaatssecretär v. Schrant. — 3. Beigeordneter Justizrath Strömer. — 4. Sanitätsrath Dr. Schrick. — 5. Bibliotheksdirector Abbé Paulus. — 6. Localgeschäftsführer Archidirector Dr. Wolfram: Begrüßung und Vortrag: Die räumliche Entwicklung von Metz. — 7. Jahresbericht des Generalsecretärs J. Ranke. — 8. Rechenschaftsbericht des stellvertretenden Schatzmeisters Dr. F. Birkner. — Wahl des Rechnungsausschusses. — Entlastung. — Etat. — **Wissenschaftliche Verhandlungen:** 9. Abbé Paulus: Die prähistorischen Fundstätten in Lothringen. — 10. Wichmann: Ueber die Verbreitung und Bestimmung der Mure in Lothringen. — 11. M. Wolfram: Die Entwicklung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen. — 12. Geschäftliche Mittheilungen. — Antrag Klaatsch.

Die Festsitzung wird am Montag, den 5. August 1901, Vormittags 9 Uhr, durch den I. Vorsitzenden der Gesellschaft, Geheimen Medicinalrath **Waldeyer-Berlin** mit folgender Ansprache eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung! Im Jahre 1879, vor 22 Jahren, tagte unsere Versammlung zu Strassburg im Elsass, heute tagt sie in der ersten Stadt des lothringischen Schwesterlandes, in der alten Stadt der Mediomatriker, in Metz.

Mich fesselt bei der Erwähnung dieser Daten zunächst eine persönliche Erinnerung. In Strassburg wurde ich unter die Zahl der Mitglieder unserer Gesellschaft aufgenommen; in Metz — so hat es der

übliche Wechsel im Vorsitz gefügt — habe ich die Ehre, unsere Verhandlungen zu eröffnen und zu leiten und Ihnen, meine geehrten Mitglieder und Theilnehmer, den ersten Willkommensgruss zu bieten. Es soll dieses nur, zumal wir ein reich besetztes Programm zu erledigen haben, in aller Kürze geschehen.

Gern stelle ich fest, dass eine ungewöhnlich grosse Zahl von Fremden, Gönnern und Meistern unserer Wissenschaft hier erschienen ist. Ich danke vor Allem den hohen Behörden des Reichslandes, den Vertretern der Stadt Metz und den Vorständen der hiesigen Museen und wissenschaftlichen Vereinen, sowie unseren dauernden treuen Freunden, den Aerzten der Stadt; ich danke

Ihnen Allen für die eifrige und sachgemäße Fürsorge, mit der sie unsere Tagung hier vorbereitet und gefördert haben.

Kann konnte aber auch ein Ort gefunden werden, der günstiger und — ich möchte sagen — mehr verbedeutlich für unsere Thätigkeit und unsere Wissenschaft gelogen wäre, als diese Stadt und der alte lehrreiche Culturboden, der sie umgibt. Wir tagen hier im Mittelpunkte der wichtigsten Fundstätten Europas, die in engerem und weiterem Kreise uns umgeben. Im Norden und Westen das deutsche Rheinland und Belgien mit ihren so hochwichtigen Fundstätten für die ältesten uns bekannten Menschenüberreste; im Westen Frankreich, welches uns in der Pflege der Prähistorie weit vorangegangen ist, und was die dortigen Funde betrifft, so darf ich nur an Bencher de Perthes erinnern; im Süden das Elsass und die Schweiz, wo uns die alte Station 'Schweizerbild' entgegentritt; im Osten unser lothringisches Land, wiederum das Elsass, Baden und Württemberg, reich an prähistorischer Ausbeute jeglicher Art. Gerade aber in unserer nächsten Umgebung, wo Sie noch des Genauerem dargelegt finden werden, ist ein besonders günstiger und fruchtbarer Boden für unsere Forschung.

Und so nehme ich die Bedeutung dieser Stätte als ein gutes Omen für den Erfolg unserer diesmaligen Tagung vertrauensvoll vorweg. Möge dieselbe eine fruchtreiche sein an wissenschaftlichen Ergebnissen, wo der Boden es ist an Objecten unserer Forschung! Mit diesem Wunsche eröffne ich die XXXII. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Metz.

Herr Unterstaatssecretär von Schraut-Strasburg:

Im Auftrage des kaiserlichen Herrn Statthalters, der zu seinem Bedauern verhindert ist, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte, Ihrer Versammlung beizuwohnen, und in Namen der Landesregierung beisse ich Sie im Reichslande willkommen. Wir sind Ihnen aufrichtig dankbar dafür, dass Sie Ihre diesjährige Versammlung abhalten an dieser alten Culturstätte, an dieser Stätte, wo seit den Zeiten der Gallier, Römer und Franken bis auf die neueste Generation herab die Völkerbewegung stets mächtig eingegriffen und die Völkergeschichte so oft mit ihrem eisernen Griffel geschrieben hat. Es ist nicht meine Aufgabe, als Laie darzulegen, welche hohe Bedeutung Ihre Wissenschaft für das allgemeine Culturleben hat, oder zu schildern, welche Verdienste Ihr Verein und Ihre Versammlung um Ihre Wissenschaft haben. Ihr heutiges Programm spricht laut in dieser Beziehung, und die Gegenstände Ihrer Vorträge bekunden wie auch Ihr verehrter Herr Präsident eben bemerkt hat, dass Sie hoffen, in Lothringen reiche Ausbeute für Ihre Wissenschaft finden zu können. Sie werden sich in dieser Beziehung nicht täuschen, Ihre Erwartungen werden erreicht, vielleicht übertroffen werden. Was ich hier zum Ausdruck bringen möchte, ist die Freude, dass namentlich auch die alte heimischen Kreise sich so zahlreich an der heutigen Versammlung betheiligen, und ist ferner die Genugthuung darüber, dass Sie Ihren Aufenthalt nicht auf die Stadt Metz beschränken, die gerade jetzt in Folge der Festsetzung auf die Initiative des Kaisers hin am wichtigsten Wendepunkte ihrer Geschichte steht, sondern auch hinausgehen in's Lothringische Land. Sie werden ein herrliches Land sehen, Sie werden Berührung finden mit einer Bevölkerung, die arbeitsam, zufrieden und liebenswürdig ist. Sie möge Ihr Aufenthalt Ihnen nur Nützlich und Angenehmes bringen, und wenn Sie in Ihre Heimath

zurückkehren, mögen Sie die Ueberzeugung mit sich nehmen, dass auch im innersten Westen des Reichs in hohen Ehren dastehen die Zeichen, denen wir alle in Treue und Liebe ergeben sind, die Zeichen von Kaiser und Reich.

Herr Beigeordneter Justizrath Stroever-Metz:

Hochansehnliche Versammlung! Ihr Besuch gereicht der Stadt Metz, in deren Namen ich das Wort ergreife, zur höchsten Ehre; sie weiss denselben entsprechend zu würdigen und sie wird ihr Bestes thun, Sie als ihre lieben Gäste zu feiern. Ich hoffe, dass ein so liebenswürdiges Gastfreibleit hinter keiner der Städte zurückbleiben wird, denn bisher Ihre Wahl gefallen. Ich beisse Sie im Namen der Stadt willkommen und wünsche, dass Ihre Beratungen von besten Erfolge gekrönt sein werden.

Herr Sanitätstath Dr. Schrick-Metz:

Sehr geehrte Damen und Herren! Nachdem Sie vorhin die Begrüßungen unseres Herrn Vorsitzenden, sowie der staatlichen und städtischen Behörden entgegengenommen haben, wollen Sie mir gestatten, in Namen der Metzser Aerzteeult und zwar sowohl des Metzser Aerzteeinzelverein wie der militärischen Vereinigung Ihnen einen ganz besonders herrlichen Willkommenegruss zu entbieten. Wir sprechen Ihnen unsere warmsten Dank aus dafür, dass Sie zu Ihrer diesjährigen Versammlung unsere alte Moselsteade gewählt haben, die ja nach den dahin gehörten Worten nun bald ihre beengende Mantel ablegen wird. Die Beziehung zwischen der Anthropologie und der medizinischen Wissenschaft sind so enge, dass ich mir gestatte möchte, die erstere als Tochter der letzteren so bezeichnen, jedenfalls sind die Beziehungen ganz innig; ebenso eng sind die Bande, welche uns Aerzte mit den Vertretern der Anthropologie, wie sie hier anwesend sind, verbinden. Wir begrüßen in der Mehrzahl von Ihnen werthe Fachgenossen, wir begrüßen in einer grossen Mehrzahl von Ihnen hell leuchtende Sterne am Firmament der medizinischen Wissenschaft; wir begrüßen unter Ihnen einen Herrn, den wir alle mit Freude und Stolz unseren Lehrer und Meister anerkennen dürfen. Herr Geheimrath Rudolf Virchow hat im Jahre 1849, erst 28 Jahre alt, den ersten Lehrstuhl für pathologische Anatomie errichtet und war in Würzburg; er hat damit eine der hervorragendsten, ich kann dreist sagen, die hervorragendste und bedeutendste des ganzen Erbkongresses für die ärztliche Wissenschaft des ganzen vorliegenden Jahrhunderts gesichert. Wenn auch nicht ein jeder von uns das Glück hatte, persönlich zu seinen Füssen sitzen und seinen Lehren lauschen im kleinen, so sind doch diese Lehren ab und durch ganz Deutschland hinausgegangen, ein sind auch in's Ausland gegangen, und deshalb dürfen wir mit Recht alle des Herrn Geheimrath Virchow als unseren Meister und Lehrer betrachten. Ihnen, hochgeehrter Herr Geheimrath, lege ich im Namen der Metzser Aerzteeult und besondere Huldigung in Füssen. Wir wünschen Ihnen, dass ein glütiges Geschick Ihnen bescheiden möge, noch lange, lange Jahre mit darselben Körperkraft und Geistesfrische Ihres Amtes weiter zu walten. Dem Metzser Congress wünschen wir, dass seine Thätigkeit im hiesigen Lande von reichem Erfolge gekrönt sein möge; bei dem grossen Reichthum an Alterthumschätzen, die das Lothringische Land bietet, ist daran wohl nicht zu zweifeln. Ferner wünschen wir den Theilnehmern am Congress und namentlich den verehrten Damen, dass die nach anstrengenden Sitzungen

Erholung ihnen gebotenen Feillichkeiten ihren Beifall finden mögen, dass sie aus dem Metzer Lande nur angenehme und heitere Erinnerungen mitnehmen und bewahren mögen.

Herr Bibliotheksdirektor Abbé Paulus-Metz:

Ich bitte um die Erlaubnis, in meiner Mutter-sprache, französisch reden zu dürfen.

Messieurs. J'ai l'honneur de saluer le Congrès anthropologique et de lui souhaiter la bienvenue dans notre bonne ville de Metz au nom de la plus ancienne société de cette ville: l'Académie de Metz, fondée en 1760 par lettres patentes du duc de Bellesmes fut supprimée par la Révolution a été rétablie sur de nouvelles bases au commencement de ce siècle. Depuis cette époque toujours fidèle à sa devise: L'utile elle a favorisé toutes les sciences. — Elle vient donc avec joie saluer le Congrès, espérant que les séances scientifiques qui vont se tenir ces jours-ci, donneront un nouvel essor aux études préhistoriques si négligées jusqu' alors. — Elle présente d'avance ses remerciements à la Société d'Anthropologie et lui dit de nouveau: Soyez les bienvenus, Messieurs, dans notre bonne ville de Metz.

Hochgeehrte Versammlung! Ich heisse Sie kurz und bündig im Namen der Metzser Akademie willkommen in der alten Stadt Metz.

Herr Localgeschäftsführer, Archivdirector Dr. Wolfram-Metz:

Hochverehrte Versammlung! Gestalten Sie, das ich zunächst ein Telegramm verlesen, das uns gestern von Seiner Excellenz dem Herrn Minister des Innern Freiherrn von Hammerstein zugegangen ist:

Aufrichtig bedauernd, den gewiss hochinteressanten und die lothringische Alterthums-wissenschaft fördernden Verhandlungen des Congresses nicht beiwohnen zu können, sende ich demselben und unserer Gesellschaft freundlichen Gruss. von Hammerstein.

Es erübrigt mir jetzt, meine Damen und Herren, Sie im Namen derjenigen Vereine, die bisher in der Bodmerlei noch nicht vertreten waren, des polytechnischen Vereins, des Vereines für Erdkunde und der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde, der ich selbst angehören und deren Schriftführer zu sein ich die Ehre habe, zu begrüßen, ausserdem aber im Namen des Ortsausschusses.

Dass der Orts-ausschuss Ihrem Besuch mit wahrer und aufrichtiger Freude entgegenzugesehen und es sich zur hohen Ehre angerechnet hat, die Ausseren Vorbereitungen für den Empfang dieser illustren Gesellschaft zu treffen, das wird Ihnen hoffentlich der Verlauf dieses Congresses beweisen. Wir haben uns unseres Auftrages — das darf ich im Namen unseres Comités versichern — nicht einfach geschäftsmässig entledigt, sondern wir sind mit Lust und mit Liebe an diese Arbeit gegangen und haben aufzubieten gesucht, was wir vermochten, um Ihnen die Tage in Metz fruchtbringend und genussreich zu gestalten.

Es wäre uns aber nicht möglich gewesen, unsere Arbeit vorwärts zu bringen, wenn wir nicht das weitgehendste Entgegenkommen bei Seiner Durchlaucht dem Herrn Statthalter und dem Ministerium von Elsass-Lothringen gefunden hätten. Es sei mir gestattet, dem Vertreter Seiner Durchlaucht und der hohen Staatsbehörde unseren wärmsten Dank hierfür anzusprechen. Ebenso aber müssen wir hier zweier Männer gedenken, die durch ihr weitgehendes Interesse uns die Wege geebnet haben: Seiner Excellenz des Herrn Ministers Freiherrn von Hammerstein, unseres

früheren Vorsitzenden und des Herrn Bürgermeisters Freiherrn von Kramer. Beide können zu unserem und wohl auch zu Ihrem eigenen Bedauern an dieser Versammlung nicht Theil nehmen. Ich bin wohl Ihrer Zustimmung sieher, wenn ich Beiden unseren Dank auf telegraphischem Wege ausspreche. (Zustimmung.)

Was die wissenschaftliche Vorbereitung der Tagung angeht, so ist es ja die anthropologische Gesellschaft selbst, welche die leitende ist. Die führenden Geister unter Ihnen sind gleichzeitig die berufenen Hüter und Erhalter des heiligen Feuers der Wissenschaft. Wenn Sie das brennende Scheit hierher tragen, damit es auch nun erleuchtet und erwärmt und vielleicht einen glimmenden Funken zurücklässt, so sind wir diejenigen, die Ihnen zu danken haben.

Nur ein kleines Scherflein vermögen wir Ihnen von hier aus als Gegenprobe zu bieten. Ausser dem Herrn Oberstabsarzt Dr. Panli, der einen Vortrag in Aussicht gestellt hat, ist es die Gesellschaft für lothringische Geschichte, welche sich bemüht hat, die wissenschaftliche Vorarbeit in die Wege zu leiten. Wir werden uns gestatten, Ihnen eine Uebersicht über die prähistorischen Funde in Lothringen überhaupt zu geben. Dann sind wir daran gegangen das Rathsal der Brigantage durch Ausgrabungen grösseren Umfanges zu lösen. Weiter sind die Märs und Mardellen einer erneuten Untersuchung durch Grabung und durch Zusammenfassung der gemachten bisherigen Forschung unterworfen. In romanoceltische Zeit geleiten wir Sie auf dem Vogesenanfluge, um Ihnen die eigenthümliche Cultur dieser Periode vor Augen zu führen; auch hier haben wir in den Späten eingesetzt und wollen Sie selbst schauen und prüfen lassen.

Endlich wird ein Vortrag Sie über die Zeiten orientiren, in denen die gallorömische Cultur vor dem Andrängen der Germanen zusammenbricht. Schon damals, vor etwa 1500 Jahren, haben sich die Grenzen gebildet zwischen romanischer und germanischer Nation, die Grenzen, deren Kenntniss die unerlässliche Grundlage der Beurtheilung reichthümlicher Verhältnisse bilden muss bis in unsere Tage.

Wenn diese Arbeiten zur Anflüderung der Vorgeschichte unseres Landes dienen, so sei es in dieser Stunde dem Localgeschäftsführer vergönnt, Ihnen auch Localführer zu sein und Sie heksant zu machen mit dem Boden, auf dem Sie weilen. In kurzen Zügen will ich Ihnen die räumliche Entwicklung von Metz zu zutreiben versuchen und in dieses Bild gleichzeitig mit wenigen Strichen eintragen, was unsere alte Stadt an Erinnerungen und Denkmälern aus den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung in unsere Tage hinübergerettet hat. Meine Ansprüfungen mögen gleichzeitig Ihnen als Grundlage dienen für das, was Sie heute Nachmittag selbst sehen werden.

Die räumliche Entwicklung von Metz.

Als Sie gestern von der Esplanade ihren Blick über das weite Moseltal schweifen liessen, werden Sie sich selbst schon gesagt haben, dass diese Berge und Höhen nicht erst die Besichtigung des geschichtlich nachweisbaren Menschen gefunden haben, sondern dass sie zur Besiedelung einladen, sobald in diesem Thale der Mensch erschienen ist. Und in der That, wir können durch Funde aller Art beweisen, dass unsere Hypothese auf sicherer Grundlage ruht.

Drüben am Rud-Mont, über den heute die deutsch-französische Grenze zieht, hat sich vor Zeiten rechts und links der heutigen Grenzspähre eine friedliche Niederlassung angebaut, deren Spüren wir noch heute

in Menge finden. Wer ein offenes Auge hat und Verständnis für die schlichten Zeugnisse jener Zeit, der vermag dort mit leichter Mühe Felsplittern und Messer aus Stein anzufassen, wie man sonst Champignons aus suchen pflegt. Dicht dabei, nur getrennt durch das Thal des Gorsebaches, liegt eine zweite prähistorische Wohnstätte derselben Zeit und wenden Sie den Blick weiter über die Höhe nach Metz zu, so erhebt sich vor Ihrem Auge ein mächtiger Ringwall, dessen Betreten uns leider durch seine heutige fortificatorische Verwendung unmöglich ist.

Metz selbst war wohl am ehesten und besten zur Aufnahme menschlicher Niederlassungen prädestinirt. Wenn wir hier auch keine Zeugen jener prähistorischen Besiedelung nachweisen können, so spricht doch die Thatsache, dass sich hier und nicht auf dem Rud-Mont oder Gorgimont die steinerne Stadt der uraltesten Zeit erhoben und durch alle Zeit ihre Bedeutung bewahrt hat, dafür, dass der Punkt jeder Zeit am geeignetsten für Besiedelungszwecke war.

Cäsar schildert an verschiedenen Stellen die Lage und Befestigung gallischer Städte. Was wir aber bei Alesia oder Bibracte als Charakteristicum für die Lage der celtischen Niederlassung finden, das prägt sich auch hier aus.

Ein steiler Höhenzug erhebt sich, eng eingeschlossen von rechts und links durch zwei Flüsse, Mosel und Seille. An der Stelle, aber wo das Plateau dem andringenden Feinde sich öffnete, da war leicht Wall und Graben von einem Flusshett zum anderen zu ziehen.

Wir haben keine Ueberreste jener alten celtischen Stadt. Wir wissen nur von Cäsar, dass sie vorhanden war und der Schluss wird nicht zu kühn sein, anzunehmen, dass sie sich südwärts etwa bis zur Goldschmidstrasse erstreckte. Diese Vermuthung erhält dadurch einige Sicherheit, dass wir noch heute deutlich sehen, wie sich von hier an bis zur südlichen Abschlussmauer eine Stadt erstreckt, die nach festem Plane gegründet und gebaut ist, während der nördliche Theil, eben derjenige, den wir als ältere gallische Niederlassung ansehen, das Bild einer wildgewachsenen, in den Strassenzügen regellosen Niederlassung zeigt. Wie fest aber das gallische Wesen hier gewirkt hat, das sehen wir daraus, dass sich, wie die Grabdenkmäler zeigen, die gallischen Namen noch durch manches Jahrhundert römischer Herrschaft gehalten haben, Sitten und Gebräuche aber sich zum Theil noch heute hier nachweisen lassen. So trägt unsere Schlangengard noch jetzt jenen gallischen Mantel, den wir auf den Grabdenkmälern unserer Museen finden.

Die Römer haben sich der Civitas Mediomatrici um Cäsars Zeit bemächtigt und müssen bald daran gegangen sein, die vorgefundene Niederlassung zu erweitern. Wie gesagt, ist die Neugründung nach festem Plane erfolgt. Sie sehen das deutlich, wenn sie den heutigen Stadtplan betrachten. Von der Bären- zur Bischofsstrasse sind es fünf parallele Strassenzüge, die dann rechtwinklig durch die Palais-, Goldkopf- und Esplanadestrasse durchschnitten werden. Auch die jetzige Esplanade und den Wilhelmplatz müssen Sie sich in dieses Stadtbild hineindenken; denn auch hier lagen dazwischen glänzende Stadtviertel, die erst um 1560 der französischen Citadelle weichen mussten.

Die Römer hatten sonach die südliche Fortsetzung des nördlichen Höhenrückens zur Besiedelung gewählt. Nach Westen hin fiel das Terrain ziemlich steil zur Mosel ab und es genügte starke Futtermauern, um

diese Front stürmsicher zu machen, nach Südosten musste es dagegen durch eine freistehende Mauer gedeckt werden und ebenso bedurfte es einer Sicherung der Süden eines festen Bollwerkes. Ueber den Nachzug des Manerzuges nach Norden, Osten und Westen kann ich mich hier nicht im Einzelnen einlassen. Zum guten Theil ist er hier noch in den Kellern nachweisbar. Besonders interessant ist aber die Südfrost. Man hatte allgemein den südlichen Abschluss in einer Linie von der Martinskirche nach dem Justizpalaste angenommen. Vor etwa fünf Jahren brachte ich, gestützt auf meine Kenntniss der mittelalterlichen Stadt, den Nachzug, dass die Mauer viel weiter südlich, zwischen dem heutigen Canaëthurm und dem vor Kurzem eingestürzten Höllethurm gelegen haben müsse. Ob meine Annahme richtig war, das musste sich bei Niederlegung der Wälle zeigen. Sie wurde glänzend gerechtfertigt, denn nicht nur fand sich hier in einer Stärke von fast 4 m der römische Mauerzug, sondern auch die Ecke der Westmauer wurde auf der Höhe des Geländes angelegt und damit erwiesen, was ich gleichfalls im Gegenstze zur früheren Forschung angenommen hatte, dass die Westmauer auf und an der Höhe und nicht an der Mosel entlang war.

Von den römischen Strassenanlagen, deren mehrere aus durch Inschriften überliefert sind, hat sich leider bis auf unsere Zeit erhalten, wohl aber sind Denkmäler in reichster Zahl vorhanden, welche die hohe Blüthe römischen Lebens in Metz documentiren. Die Wasserleitung, die Reste von Mosaikfußböden, herrliche Bildwerke, die sie noch heute im Museum bewundern werden, künden laut und vernehmlich, dass der Römer hier nicht auf Grenzposten stand, sondern völlig heimisch geworden war und sich einrichtete, wie der verwöhnte Geschmack vornehmer Lebensführung es forderte.

Wie tief und dauernd die Eindrücke römischer Art hier im Laufe von 5 Jahrhunderten geworden waren, das zeigt Ihnen noch heute die Anlage der Dörfer und die Bauart der Häuser. In ganz Nordfrankreich werden Sie keine Landschaft finden, die eines so romanischen Eindruck macht, wie gerade das Metz Land und keine Stadt hat ein so romanisches Gepräge, wie Metz in seinem älteren Viertel. Die niederen Fenstereisen im obersten Stockwerke des stüblichen Hauses deuten noch heute auf ein ursprünglich fisches Dach, das keinen Raum für einen Dachspeicher erlaubte, auf ein Dach also, das durchaus nicht den Anforderungen unserer Witterung entsprach, sondern aus südlicheren Breiten überkommen war.

Wenn Metz seinen römischen Charakter in Stadtplan und Häuserbau so rein bewahrt hat, so liegt das vor Allem daran, dass es die einzige Stadt Deutschlands ist, die beim Zusammenbruch des Römischen Reichs nicht in Trümmer fiel, sondern unverehrt durch föderlichen Vertrag in fränkische Hände gekommen ist. Die Bewohner des umliegenden Landes und der Stadt blieben in ihren Wohnungen. Damit aber rettete sich hier auch die gewonnene römische Bildung und Technik in die germanische Zeit hinüber.

Suchte der Frankenkönig einen Platz für seine Hofhaltung, so bot sich ihm das unverehrt, stark befestigte Metz ganz von selbst.

So tönt denn bald in der alten Römerstadt der Waffenärm eines germanischen Königsbesuch, noch als die Westgotin Brunhilde hier ihren Einzug hielt, da wird dieser Königsitz der Mittelpunkt römischen Culturlebens, das in all seinem Glanze, wie er in der Heimath der Königin erstrahlte, hier noch einmal auf

lebte. Ein Königspalast erhebt sich, in dem römische Dichter ans- und eingeben, an Stelle des alten Oratoriums S. Stephanus erhebt eine prächtige Bischofskirche und oben in der südwestlichen Ecke der Stadt wird ein Frankenkloster gegründet, dessen hochinteressante Altardecken heute eine Hauptzierde unseres Museums bilden. Die Franken selbst werden freilich den steinernen Gürtel so viel als möglich. So werden die römischen Manern der Bevölkerung zu weit, Weinberge und Aecker bedecken zum Theil die Hügel. Der fränkische Mann aber siedelt sich dranssen an der alten Heerstrasse an, die nach Trier führt. Noch im Mittelalter lautet ihr Name Francorum, eine Benennung, die selbstverständlich nur von der in der Stadt selbst ansässigen römischen Bevölkerung gegeben sein kann.

Lange Jahrhunderte hat sich die Stadt in derselben Ausdehnung gehalten, wie sie die Römer gebaut.

Obgleich innerhalb der Mauer noch genügend Behausungsräume vorhanden ist, so vollzieht sich doch die Entwicklung dranssen und zwar sind es vor Allem die grossen römischen Strassen, an denen die Siedelungen entstehen. Zuerst war es die Verlagerung des städtischen Höhenzuges nach Süden hin, der zur Bebauung reizte.

Es sind zunächst Kirchen und Klöster, die hier ihre Stätte finden, allen voran S. Arnulf, das Mausoleum des carolingischen Hauses, dann aber auch S. Symphorianus, S. Clemens, S. Peter, S. Andreas und wie sie weiter hiessen. Auch der Bischof hat seinen Frohnhof hier draussen. Zwischen und um diese Klöster und Kirchenbauten stellt aber auch der Klosterberg seine Hütte und so entwickelt sich hier gleichsam eine neue Stadt, die villa ad basilicas oder ville de évêque, wie sie später heisst.

Bald beginnt man indessen auch am Abhänge vor der Westmauer, geschützt durch das überragende Bollwerk, Häuser und Höfen anzuknüpfen, und an dieser Stelle ist es auch, wo die Befestigung der Stadt zuerst hinausgeschoben wird, von der Höhe hinabsteigt und an der Mosel entlang geführt wird. Es ist der Stadttheil Anglemur, der hier zuerst eingemeindet wird, nicht aus wirtschaftlichen Ursachen, denn es sind nur kleine Leute, die da wohnen und die Gegend ist verfallen, sondern aus fortificatorischen Gründen.

Schon früh haben sich auch im Norden vor dem Moselthor, an dem ein Spital liegt, längs der Strasse, die auf dem rechten Moselufer nach Trier führt, Ansiedelungen gebildet. Dicht vor dem Thore entstehen die Kirchen des heiligen Ferrucius und der Segolena, etwas weiter in den Niederungen an der Brücke, welche die Strasse über die Seille leitet, diejenige des heiligen Hilarius.

Auch diese Niederlassung, Ayeset genannt, wird bald zur Stadt gefügt und zwar werden hier dieselben Gründe massgebend gewesen sein, wie für die Ansiedelung von Anglemur. Nachdem im Westen die Mauer unten entlang gezogen war, musste man wohl oder übel den unmittelbar anschliessenden Stadttheil in denselben Mauerzug einbegreifen.

Ganz andere Gründe lagen für die Erweiterung der Stadt nach Osten vor. Hier floss die Seille an der Stadt vorbei. Nun war es drüben an der Mosel unmöglich, einen Markt zu schaffen, weil zwischen dem Berge und dem damals dicht berandringenden Flusse kein Raum für die Entfaltung des Handels vorhanden war. Es kam hinzu, dass der Haupthandelsartikel des Alterthums und Mittelalters für Metz ausser Tuch und Wein das Salz war; dieser Artikel aber wurde auf der Seille von Vic und Marsal her nach Metz geführt.

So bildete sich an der Seille und nicht drüben an der Mosel der Markt. Hier also, vor der alten Mauer, entstanden die Hallen der Kaufleute, die Häuser der lombardischen Wechsel und schliesslich jener grosse Marktplatz, der von Lauben ringsumgeben, im 14. Jahrhundert die Bühne für das grosse reichsgeschichtliche Ereigniss, die Verkündigung der goldenen Bulle durch Karl IV., abgegeben hat. Etwa am Schluss des 12. Jahrhunderts ist dieser Besitz, der den Namen Vicetum, auch Vicus Novus, Vicusnovum oder Novum Burgum führt, ummantelt worden und wir werden annehmen dürfen, dass gleichzeitig auch die Siedelungen, die an der alten nach Mainz führenden Römerstrasse neu die Kirchen S. Segolena und Maximian entstanden waren, in den Mauergürtel eingeschlossen wurden.

So konnte nimmehr die alte römische Mauer fallen und thatsächlich erfahren wir aus dem Jahre 1235, dass sie streckenweise auf Abbruch verkauft wird.

Bald ist diesem Vororte an der Seille auch die Siedelung gefolgt, die seit Jahrhunderten als Francorum, Francorum vicus, vorhanden, durch den Ban der Vincenzabtei im 10. Jahrhundert grössere Bedeutung erlangt hatte. Auch die Vincenzvorstadt wird im 13. Jahrhundert der Stadt eingeschlossen.

Es war ein wirtschaftlicher Aufschwung ohne Gleichen gewesen, der der Stadt diese Ausdehnung gegeben hatte. Dementsprechend waren auch das Wohlleben der Bürger, ihre Ansprüche auf Ban und Ausstattung der Wohnräume mächtig gewachsen. Die gemalte Decke unseres Museums, die schönen Kamine, prächtige Hauseingänge, wie das Hotel S. Livier in der Trinitatisstrasse, geben davon Zeugnis. Aber auch das Gemeingefühl, der Bürgerstolz, waren nicht zurückgeblieben und hatten sich Ausdruck gesucht. Die herrliche Kathedrale, die drüben herübergrüst, sie konnte nur errichtet worden, wenn ein opferfreudiges Bürgerthum dem kunstsinnigen Banherrn die Mittel zur Verfügung stellte, und ebenso konnten Bantwerke die neue stolze Vincenzkirche, die Pfarrkirche der Segolena, des Eucharis, nur entstehen, wenn die Gläubigen in der Lage waren, die hohen Bankosten aufzubringen.

Das 14. und 15. Jahrhundert haben am Stadtbilde wenig geändert. Mit dem zunehmenden wirtschaftlichen Wohlstand ist der Platz drüben an der Seille zu eng geworden für den Marktverkehr und so entwickelte sich, freilich in viel bescheidenerem Umfange, auch an der Mosel etwas Handelsgelände. Auch hier entstehen einzelne Hallen, aber einer breiteren Entfaltung steht schon der Mangel an Raum entgegen; drängt sich doch hier die Mosel wie gesagt dicht an die Höhe.

Mehr und mehr tritt Metz als selbständiges Gemeinwesen, als freie Reichstadt, zu deren Gebiete nicht weniger als 250 Dörfer zählen, politisch hervor. Mit dem Reichthum wächst aber der Neid der Nachbarn. Die Stadt wird in Kriege verwickelt und da das Deutsche Reich sie völlig im Stiche lässt, ist sie gezwungen der eigenen Kraft zu vertrauen. Raueless wird an den Befestigungswerken gearbeitet und als mit der Erfindung des Schiesspulvers der alte Mauergürtel wertlos wird, da errichtet man vor demselben die Faussé Braye. Die Thore aber baut man zu furchtbaren Burgen aus, wie uns noch heute eine solche im deutschen Thore erhalten ist.

Aber auf die Dauer hat diese kleine Republik, so werden wir sie unbedenklich nennen dürfen, dem Andrängen der feindlichen Nachbarn nicht Stand halten können. Wenn auch der Herzog von Lothringen zurück-

geschlagen wurde, gegen Frankreich hat sich die Stadt nicht zu schützen vermocht.

Das Jahr 1652 hat grosse Aenderungen für Metz gebracht. Als Karl V. zum Entsatze der Stadt heranrückte, hat der Herzog von Guise zunächst die ganze südliche Vorstadt niedergelegt. Dasselbe Geschick hat der Stadttheil mit dem Namen Aysel getheilt; hier hat Guise sein berühmtes Retranchement gebaut und alle Häuserviertel rücksichtslos beseitigt, die ihm im Wege waren. Bald glaubte man auch, vor Allem wegen der Gefahr, die von der Bürgerschaft selbst droht, einer Citadelle zu benötigen und rasirte das glänzendste Stadtviertel, das Metz besass.

So ist die Stadt an bebauter Fläche wesentlich kleiner geworden und nur noch einmal, zur Zeit des der Stadt wohlgeleiteten Marschalls Belle-Isle, hat sie nach Norden zu, jenseits der Mosel, eine kleinere Erweiterung erfahren, die allerdings wesentlich in militärischen Bauten bestand.

Diese rückläufige Bewegung der städtischen Entwicklung oder wenigstens dieser Stillstand hat sich nicht ändern können, so lange die Stadt in den engen Festungsgürtel eingeschlossen war. Durch ein Nachtwort unseres Kaisers ist sie frei geworden. Wir Metzler haben das feste Vertrauen, dass die Entwicklungsbedingungen und die Entwicklungskraft voll und ganz vorhanden sind, um sie in wenigen Jahrzehnten einholen zu lassen, was sie in Jahrhunderten verloren hat.

Herr J. Ranké:

Wissenschaftlicher Jahresbericht des General-secretärs.

Meine heutige Ansprache hat mit Erinnerungsworten zu beginnen. Als wir uns im vorigen Jahre zu dem Congresse in Halle a. S. zusammengefunden hatten, fehlte in dem Kreise der alten und neu gewonnenen Freunde und Genossen eine Gestalt, welche seit einem Menschenalter typisch für unsere Versammlungen gewesen ist: Herr Oberlehrer J. Weismann, 30 Jahre lang Schatzmeister unserer Gesellschaft. Er lag damals schwer darnieder; kaum im Stande, sich seiner Umgebung deutlich zu machen, waren Wochen vorher seine Gedanken auf unsere bevorstehende Zusammenkunft gerichtet, voll Schmerz, dass er seinen so lange treu erfüllten Pflichten nicht sollte nachkommen können. Erst als ihm mitgetheilt werden konnte, dass mit Hilfe seiner liebevollen Gattin und Tochter, seinen treuen Gehilfen und ansehnlichen Ehrentöchter, ein bewährter Freund (Herr Dr. Ferd. Birken) die Casengeschäfte an seiner Statt übernehmen habe, dass nun Alles — wie sonst — in vollkommener Ordnung sei, beruhigten sich seine Sorgen. Es war tief ergreifend, aber auch erhebend, an dem Lager des Kranken zu sitzen, die stäbliche, sonst so behäbige Gestalt abgemagert, die Hände, die so lange auch für uns gearbeitet, bleich, die Augen tief in ihren Höhlen. Aber in diesen Augen der alte liebevolle Glanz, die alte selbstvergebende herrliche Theilnahme für seine Umgebung; andere Klagen, nur Fragen nach dem Ergehen der Andern stammelten die bleichen Lippen. Die Züge leuchteten auf, als ich von Halle und den Freunden sprach, die ihn so sehr vermisse würden — als er mich beauftragte, seine Grässe zu überbringen. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. — Wir vermiesen Weismann schwer. Er hat in wesentlicher Weise sein Wachstum und sein Zusammenhalte unserer Gesellschaft, der seine Liebe und Begeisterung gewidmet

war, beigezogen. Er verstand es, durch verbindliche Briefe Stimmige zu mahnen, Verstimnte zu beruhigen, einen freundschaftlichen Ton in den Versammlungen zwischen den verschiedenen, auch sich sonst wieder strebenden Elementen aufrecht zu erhalten. In der Schätzung des Papa Weismann waren wir alle einig. Seine Verdienste als Schatzmeister haben wir durch Dedication einer schönen goldenen Uhr mit Widmungsschrift zu seinem 25jährigen Schatzmeisterjubiläum gefeiert und anerkannt. Oft hat es Weismann ausgesprochen, er wolle der Deutschen anthropologischen Gesellschaft treu bleiben und ihr dienen, bis eine blühende Hand ihm das Zeichen zum Abgehen geben werde. Er hat uns Treu gehalten bis an den Tod, wir wollen ihm auch Treu halten und sein Andenken ehren so weit dem unserer grossen Todten. —

Noch zwei Andere sind inzwischen geschieden: Leiner in Constanz, Hazellius in Stockholm.

Beide Männer haben für ihre Heimatstädte und für die Alterthumskunde Grosses, Unvergänglichliches geschaffen.

Leiner das Rosgartenmuseum in Constanz, Hazellius das Nordische Museum in Stockholm.

Beide Werke sind für Sammlung und Erhaltung der Volksalterthümer im weitesten Sinne des Wortes vorbildlich und wer nach Constanz oder Stockholm kommt, hat diese Städte nicht richtig gesehen, was er jenseitig Museen nicht geschaut und bewundert hat.

Leiner war vor 24 Jahren unser Localgeschäftsführer bei dem Congresse in Constanz (1877), wobei uns der Ruhm seines Museums und vor Allem dessen Pfahlbautensammlung und Sammlung aus der beschriebenen Höhle von Thajingen, mit den berühmten Gravräubern und Schatzereien des Diluvialmenschens gefasst hatte. Als ich in Ostern dieses Jahres nach Constanz kam und Leiner begrüessen wollte, fand ich nur ein frisches Grab mit noch unverwelktem Blum und vor seiner edlen Marmorstätte im Museum die Last der Lorbeerkränze, welche ihm so viele Verehrer und Freunde, aber vor Allem seine Städt. als ihrem ersten Bürger, gewidmet hatten. Mit entsetztem Haupte stand ich vor dem Denkmal und rief dem Theoretiker den Dankesgruss über das Grab hinüber zu. —

Uster all dem Wunderbaren, was die Hauptstadt Schwedens dem Besucher darbietet, steht mit an erster Stelle das Nordische Museum, die grossartigste Schöpfung eines Mannes, Hazellius. Er hat es verstanden, das Interesse für vaterländische Schicksale thömer und Volkskunde in die breitesten Kreise seines Volkes zu tragen. Nur dadurch war es ihm möglich — neben dem schwedischen Nationalmuseum, mit seiner herrlichen Vertretung des historischen Alterthums und der Prähistorie, sowie der Kunst und des Kunstverwerbes — ein Volksmuseum im wahren Sinne des Wortes zu errichten; in der classischen Verbindung mit dem Freilichtmuseum auf Skansen, wo sich das unverfälschte Volkleben in originalen Wohnstätten, aus allen Gegenden des Landes, vor dem Besucher abspielt — ist das Nordische Museum von Hazellius das bisher einzig dastehende, von allen Freunden des Volkethums bewunderte Vorbild, dessen volle Nachahmung für ein umfassendes Ländergebiet wir bisher noch, abgesehen von den vorerwähnten Anlagen des Berliner Trachtenmuseums, vergeblich angestrebt haben.

Es sei gestattet, hier einige Bemerkungen über die Pflege der Volkskunde anzuschliessen. Unsere massgebenden Kreise beginnen jetzt erst Verständnis für diese Art von Sammlungen zu gewinnen: Haus-typen, Wohnräume, Einrichtungen, Kleidung, Geräthe

aller Art n. a. Und doch sind es diese intimsten Ergebnisse der Volksseele, welche uns das innerste Geheimnis des Volklebens illustriren in seinem Sinne für Schönheit und Schmuck an den einfachsten Geräthe. Haezlius hat selbst Hand an's Werk gelegt, ohne auf Unterstützung und Anordnungen von oben zu warten — und so muss sich auch bei uns aus dem Volke selbst die Kraft entwickeln, solche Sammlungen zur Volkskunde zu schaffen. Das Volk selbst muss sich für seine Alterthümer, für seinen originalen geistigen und künstlerischen Stammesgeist interessieren, sich seiner lokalen Eigenart bewusst werden und sie hochhalten.

Wir dürfen es constatiren, dass überall, in allen Gauen des Vaterlandes, sich Liebe und Verständnis für das originale Volksbesitzthum im Haus, Wohnung, Kleidung, Geräthe und Sitte wieder lebenskräftig rührt. Die Vereine zur Erhaltung der zum Theil recht malerischen Volkstrachten, namentlich in den Gebirgsgegenden (Bayern und Oesterreich) wirken nach dieser Richtung vortreflich. Die Architekten ganz Deutschlands, in Bayern die bekanntesten Namen: Aug. Thiersch, Th. Fischer, Seidl, Zell u. v. A. haben sich das Studium der Volkskunst in Hausbau, Hausmalerei, in Hausrath aller Art, sowie in irdem Geschir u. s. zur Aufgabe gestellt und in prächtigen Publicationen die Ueberbleibsel alterer Zeit gesammelt. Sie haben damit dem Volke wieder einmal sein künstlerisches Besitzthum als etwas Schönes und Nachahmungswerthes vor Augen gestellt. Sehr wichtig erscheinen die geplanten und zum Theil schon in's Werk gesetzten Ausstellungen aus verschiedenen Gebieten des heimathlichen Lebens, wodurch das Interesse weiterer Kreise geweckt und die Grundlagen für Sammlungen im Sinne von Haezlius gelegt sind.

Wie in Schweden, so wird sich bei uns das Handwerk durch Wiederaufnahme und Erhaltung seiner alten schönen Formen und seiner Technik und Verzierungsweise in allen Zweigen einen neuen Aufschwung entfalten können. Aber dazu muss das Verständnis für die alte Zeit, für ihre Schönheit und Originalität gegenüber den alles-nivellirenden schablonenmäßigen Massenproductionen — in allen Schichten des Volkes, vor Allem auch bei den Kleinbürgern und Landleuten — wieder erweckt und gestärkt werden.

Dazu bedarf es der Belehrung des Volkes durch uns und unsere Verbündeten.

Auf ein Beispiel, welches Nachahmung verdient, möchte ich hinweisen. In Kaufbeuren hat ein Geistesreicher, Herr Carst Frank, schon seit längerer Zeit begonnen, in kleinen Schriftchen, von denen jedes nur wenige 10) Pfennige kostet, von dem Autor selbst mit Autographen in einfacher, aber sachgemäßer Weise illustriert — unter dem Gesamttitel: Deutsche Gänge, bis jetzt drei Bände — die Alterthümer und volkscudlichen Reste, vor Allem seines Bezirkes Kaufbeuren, einschließlich Volksüberlieferungen, Branch und Sitte, zu sammeln und sunlight unter dem Volke des Bezirkes zu verbreiten. Es gelang dadurch, dort einen Verein — Verein Heimath — zu Stände zu bringen, welchem alle Beamten, an der Spitze der Herr Bezirksamtman K. a. h. r. Geistliche, Lehrer und Aerzte, aber auch Hunderte von Kleinbürgern und Bauern, mit größtem Eifer angeschlossen. Geplant ist eine Bezirksausstellung namentlich volkscudlicher Gegenstände, die, so weit sie nicht besser in den grossen öffentlichen Sammlungen unterzubringen sind, in dem Hauptorte des Bezirkes in geeigneter Weise aufgestellt werden sollen. Im Anblich des Bezirkes wurde ein Anruf zur Bildung solcher Volkskundervereinigungen in allen Bezirken

Bayern veröffentlicht und in vielen Hunderten von Exemplaren verbreitet; wir hoffen den besten Erfolg.

In Königshofen im Graubfelde, dem alten Könighof der Carolinger, hat Herr Bezirksamtman Gross regelmäßige Publicationen über die Vorzeit und Volkskunde u. a. seines interessanten Bezirkes, unter Mitwirkung zahlreicher gelehrter Freunde und Localkenner, in's Leben gerufen, welche im Anschluss an eine von Bürgern und Landleuten des Bezirkes viel gelobte Localzeitung oenentlich herausgegeben werden.

Damit wird ein alter Gedanke, welchen König Ludwig I. von Bayern seinem Lande als Irthümlich hinterlassen hat, neu belebt.

Herr Frank beruft sich in jenem Anfrufe direct auf die alten Erlasse des Königs, welche ich mit all den bisher zum Schutze der Alterthümer in Bayern erlassenen allerhöchsten Erlassen vom Jahre 1808 bis 1900 zusammengestellt und wieder veröffentlicht habe.

Die kgl. Staatsministerien des Cultus, des Innern und der Finanzen (Forstverwaltung) haben diese Zusammenstellung, vermehrt und ergänzt durch zwei neue wichtige Erlasse, nicht nur an alle kgl. Kreisregierungen, sondern auch an alle Bezirksämter und Forstämter, an alle anthropologischen, historischen und Alterthumsvereine und an die thätigsten Einzelforscher in Bayern amtlich hinausgegeben, in derangesehenen Absicht, damit einen engeren Zusammenschluss aller interessirten Kreise zu erzielen.

Diese zum Theil auf König Ludwig I. persönlich zurückgehenden Erlasse wenden sich an die gesammte Bevölkerung, vor Allem auch an die Landleute.

Da — sagt z. B. ein solcher Erlass vom 1. Juni 1800 — die Erhebung gezeigt hat, „dass die von Landleuten, nach Umständen auch von Weibern und Kindern, beim Feldbau, Fischfang und verschiedenen häuslichen Arbeiten und Gewerbetrieben aufgefundenen römischen und germanischen Alterthümer unbeschadet weggerufen oder vollends zertrümmert worden sind“, „Die Ausgrabung von Fundamenten, die Anlage von Brenneisen, der Betrieb von Sandgruben und Steinbrüchen führt am häufigsten auf derlei unerwartete Funde — und Münzen, Geräthe und Waffen hat der Pflug in grosser Menge wieder an's Licht heraufgewühlt.“ „Es wäre daher sehr wünschenswerth, durch die Geistlichkeit und die Schullehrer eine grössere Aufmerksamkeit bei der Jugend und bei dem Volke auf derlei Gegenstände zu bewirken, damit sie wenigstens von unbedachteten Wegwerfern oder von gedankenloser oder mehrwilliger Zergründer bewahrt bleiben.“

Ludwig I., der Schüler und Freund Blumenbachs, vor Allem den in prähistorischen Gräbern gefundenen Schädeln, seine schützende Sorgfalt zugewendet und ihre sorgfältige Hebung, genaue Beschreibung ihrer Herkunft und Unterbringung in den dafür geeigneten Sammlungen angeordnet. So bildete sich der Grundstock der prähistorischen und historischen Schädel-sammlung Bayerns.

Ich möchte es an dieser hervorragenden Stelle öffentlich aussprechen, die Entwicklung der Volkskunde ist heute eine der wichtigsten Aufgaben auf unserem Gebiete und dazu bedarf es nicht sowohl grosser Centralmessen in den Landeshauptstädten — solche ergeben sich in der Folge von selbst — wir bedürfen im Gegentheil Decentralisation in hunderten kleiner Centren, in Stadt und Land, sollten die lokalen Reste der Vorzeit des Volkes gesammelt und — unter dem Schutze der lokalen Behörden und unter der Pflege einer Centralstelle — zur Belehrung und Nachahmung

öffentlich aufgestellt werden. Nur solche locale Sammlungen können voll auf die Kreise wirken, auf welche es vor Allem ankommt — auf Bürger und Bauern. Unsere bayerische Staatsregierung lässt, wie ich glaube mit vollem Rechte, die Errichtung localer Sammlungen auch in kleinen Stätten, ja in Dörfern zu, wenn nur die localen Behörden — auch städtische oder ländliche Magistrate — die Gewähr geben, dass die Sammlungen öffentlich zugänglich und vor Zerstörung und Verschleuderung in Privatbesitz und in's Ausland geschützt sind. Wir haben ja jetzt schon ein vortreffliches praktisches Lehrbuch für diesen Zweck unserer Thätigkeit in Rich. Andree's nun in II. Auflage erschiebendem Werke über Braunschweig¹⁾ sehe Landeskunde.

Man hat höchst die alte Prähistorie, die namentlich in Norddeutschland besonders eifrig von Geistesleuten betrieben wurde, „Pastoren-Archäologie“ genannt. Aber diese war es, welche in Begeisterung für die vaterländische Vorzeit viele von deren Reste gesammelt und geborgen hat. Schätze, auf denen nun der Aufbau der modernen Prähistorie so wesentlich beruht. Wir können auch heute noch nicht diese „Pastoren-Archäologie“, oder sagen wir besser: „Volks-Archäologie“, entbehren — alle Gebildeten, namentlich alle Gebildeten auf dem Lande: Pfarrer, Lehrer, Aerzte, vor Allem die Bezirksämtern und alle Verwaltungsorgane, müssen, wie es König Ludwig I. verlangte, in verständnisvoller und liebevoller Weise selbst mitansammeln und erhalten und das Volk in den breitesten Schichten dazu anregen, damit in gemeinsamer Arbeit der besichtigte Cultus unserer vaterländischen Vorzeit gepflegt und fruchtbar gemacht werde.

Auf gemeinsame Arbeit ist unsere Wissenschaft angewiesen, wir schützen jede treue Mitarbeiterschaft, von wober sie uns geboten wird. Was speciell Bauern leisten können, eignen die Namen „Dr. Messinkomer und Mittermaier.“

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat von jeher besonderen Werth darauf gelegt, nicht nur mit den anderen anthropologischen Vereinen und Gesellschaften, sondern mit allen Vereinigungen, welche nach den gleichen oder ähnlichen Zielen streben, Hand in Hand und gemeinsam zu arbeiten. Sehr erfolgreich waren bisher die Verbindungen mit den historischen und Alterthumsvereinen; und mit freudiger Gungthung constatire ich, dass für unsere Zusammenkunft hier in Metz der Verein für lothringische Geschichte und Alterthumskunde in collegialster Weise die Wege gebahnt hat und uns gemeinsam mit uns an dem hohen Ziele der vaterländischen Forschung arbeitet. Es sei gestattet, hier in hoher Verehrung und Dankbarkeit einen Namen zu nennen: Excellenz von Hammestein, welcher, als Präsident des Lothringischen Geschichte- und Alterthumsvereins, unsere Gesellschaft in der dankenswerthen Weise in ihre Bestrebungen gefördert und unser Hierberkommen wesentlich ermöglicht hat.

Unter den Förderern unseres diesjährigen Congresses darf ich die berühmten Forscher und verehrten Collegen nicht unerwähnt lassen, welche durch Überlassung von Nachbildungen und Originalien es ermöglicht haben, dass für unseren Congress eine Sammlung der wichtigsten, auf den diluvialen europäischen Menschen bezüglichen Objecte anzuwehnen gebracht werden konnte, welche für die Verhandlungen unseres Congresses von hoher Wichtigkeit werden sollen. Die Namen dieser Förderer unserer Bestrebungen sind die Herren Professoren: Fripont und Dupont aus

Belgien, dann Merkel, Schwalbe und Herr Director Lehner-Bonn. —

Zum Schlusse möchte ich noch darauf hinweisen, dass sich das Bedürfnis nach gemeinsamer Arbeit auch in internationalen Kreisen mehr und mehr Bahn bricht. In erfreulicher Weise hebt sich die Mitarbeiterchaft aus allen Theilen der gebildeten Welt zu unserem — von der Verlagsbuchhandlung F. Vieweg u. Sohn in so liberaler Weise gehaltenen — Archiv für Anthropologie. Die ausländischen Gelehrten wünschen immer häufiger ihre Ergebnisse den deutschen Collegen direct vorzulegen und sie zur Mitarbeiterschaft an ihren Problemen aufzufordern.

In letzter Zeit sind zwei wichtige Anregungen zu gemeinsamer internationaler Arbeit von London und Paris an uns gelangt, welche ich mit Freude der Gesellschaft unterbreite.

Herr Dr. N. W. Thomas, der verdiente Bibliothekar des Londoner anthropologischen Institutes, hat zunächst in Privatbriefen an mich und anordnend vor der breitesten Öffentlichkeit durch Veröffentlichung in der von dem berühmten Kartographen und Ethnologen und Volksforscher Richard Andree zu einem Organ ersten Ranges gestalteten Zeitschrift: *Globe* — einen Aufruf²⁾ veröffentlicht, in welchem Herr Thomas die Herausgabe „einer internationalen anthropologisch-ethnographischen Bibliographie“ auf gemeinsame Kosten der interessirten Vereine aller Länder anregt. Herr Thomas erkennt die Wichtigkeit unseres Archives für Anthropologie bis jetzt die vollständigste und beste Zusammenstellung der Art an, sei sei aber doch weder wirklich noch vollkommen zweckentsprechend. Ich dachte, das könnte durch leicht erreicht werden, dass das betreffende Material von überall bei unserem Archiv zur Bearbeitung und zur Vervollständigung eingesendet wird, so dass der Literaturbericht des Archives das werden kann, was er stets angestrebt hat zu sein, ein wirklich internationaler. Er würde sich dann empfehlen, für bestimmte Sparten, aber auch für bestimmte Länder, — wie das jetzt schon für Skandinavien, Russland und die mittel- und südlichen Länder n. a. der Fall ist — eigene Referenten aufzustellen, welche das Material ihres Gebietes zu sammeln und einschiefern haben. Dem Gedanken der gemeinsamen Arbeit auf gemeinsame Kosten dürfen wir, wie ich meine, im Principe vollkommen und freudig zustimmen. Die Wünsche über Format (8^o), kurze Inhaltsangaben, Anführen der Werke in den verschiedenen Sprachen, aus denen sie Mittheilungen enthalten (durch Angabe der Hauptziffer des Werkes in den einzelnen Rubriken), können leicht nach den vortrefflich durchgeführten Plänen des Herrn Dr. Thomas ausgeführt werden. Aber ich denke, man sollte doch nicht etwas Besondere, anerkannt Gutes, wie das Literaturverzeichnis unseres Archives, zerstören, um etwas Neues zu schaffen, von dem man im Voraus noch nicht wissen kann, wie es entsprechen wird. (Zustimmung.)

Von Paris geht ein anderer, ebenfalls vortrefflicher Plan aus. Die Anthropologische Gesellschaft von Paris beifürwortet einen regelmäßigen und raschen Austausch (innerhalb 48 Stunden) der Theil der Mittheilungen und Discussionen in den Sitzungen aller

¹⁾ Welcher durch das erfreuliche Entgegenkommen der gefälligen Verlagsbuchhandlung F. Vieweg & Sohn in Ausstattung als Separatdruck in der Hand jedes Theilnehmers unseres Congresses ist.

anthropologischen Gesellschaften. Auch die Adressen der activen Forscher auf allen Gebieten unserer Wissenschaft — unter Angabe, auf welchem Gebiete die Betreffenden besonders thätig sind — sollen alle Jahre regelmäßig mitgetheilt und angesetzt werden. Zur Erzielung näher persönlicher Beziehungen zwischen den Forschern aller Länder werden häufigere regelmäßige persönliche Zusammenkünfte empfohlen. Die Pariser anthropologische Gesellschaft selbst wird von nun an jedes Jahr eine Festsetzung veranstalten, welche speciell Mittheilungen aus dem Kreise answärtiger Gelehrter gewidmet werden sollen. Die erste dieser Sitzungen hat schon dieses Jahr am 18. Juli stattgefunden und wir haben an dieser Stelle unseren warmen Dank für die Einladung zu derselben auszusprechen.

Der Gedanke, die näheren Beziehungen zu vertiefen und neue zu eröffnen, ist gewiss uns Allen sympathisch und ich spreche für diese Anregung unsern verehrten französischen Collegen hiermit öffentlich unsere Zustimmung aus, gern werden wir uns an den geplanten Veranstaltungen activ theilnehmen — und ich bitte mir von Ihnen die Erlaubnis aus, von nun an regelmäßig, nicht nur zu die einzelnen Collegen selbst, sondern officiell an die Pariser anthropologische Gesellschaft, eventuell auch an andere anthropologische Gesellschaften, Einladung zu unserer allgemeinen Jahresversammlung ergehen lassen zu dürfen. (Zustimmung.)

Auch die Pflege der alten internationalen Congresses darf nicht vergessen werden und wir müssen wiederholt der Freude Ausdruck geben, dass im vorigen Jahre wieder ein solcher in Paris hat stattfinden können. Auch kleinere derartige internationale Veranstaltungen wären sehr zu begrüssen. Wie schön und werthvoll war der von der Böhmisch-Hezegovinischen Regierung durch Herrn von Kalai veranstaltete internationale Congress eingeladenen Autoritäten in Sarajevo. Vielleicht könnte bald eine solche Versammlung einberufen werden, um die in Jahlanica in Serbien (s. Arch. f. Anthr.) neuerdetekten reichen Funde der Steinzeit zu demonstrieren, welche manche Räthsel dieser wichtigsten prähistorischen Epoche lösen werden.

Ich schliesse: Freudig bliebe ich auf das Bild frieben jugendkräftigen Lebens und Strebens in unserer Wissenschaft. Ich — und mehrere von uns — sind ja in der That alt. Aber wenn es das letzte Mal gewesen sein sollte, dass ich vor der Gesellschaft, der ich seit 21 Jahren seit der Versammlung in Constanz, diene, gesprochen habe, das weiss ich: unsere Vereinigung ist jugendkräftig und wird das bleiben, so lange sie dem Geiste treu bleiben wird, der sie in's Leben gerufen und erhalten hat. Der seit einem Mennehalter gestreute Samen ist aufgegangen und trägt reiche Frucht — wer die Sichel zu der von uns vorbereiteten Ernte schwingen wird — oh wir noch mitarbeiten oder Andere an unserer Statt — das verblüht wenig.

Herr stellvertretender Schatzmeister Dr. Birkner-München.

Einnahmen.	
1. Activum von Jahre 1899/1900	4 606 22 g
2. Conto-Corrent bei Merck, Finck & Co.	1253 —
3. Rückständige Beiträge	30 —
4. Jahresbeiträge von 1600 Mitgliedern à 3 Mk	4818 —
5. Für einzelne Nummern, Bericht des Correspondenzblattes	45 28
6. Beitrag von Vieweg & Sohn zum Druck des Correspondenzblattes	112 86
7. Activum des Congresses in Halle	182 74
Zusammen:	4 708 12 g

Corr.-Blatt d. deutsch. A. O. Jg. XXXII, 1901.

Ausgaben.

1. Verwaltungskosten (statt der angezeigten 3000 Mk sind geboren)	4 800 70 g
2. Druck des Correspondenzblattes A 2357 86 g	
Clichés	118 80
Druck der Separatabzüge	168 09
3. Redaction des Correspondenzblattes	300 —
4. Zinsen des Generalsecretärs	600 —
5. Zu Handen des Schatzmeisters	800 —
6. Aus dem Impositionsfond des Generalsecretärs für Ausgaben bei Hartkocks	118 80
7. Der Hochschule anthropol. Gesellschaft	300 —
8. Dem Württemberg anthropol. Verein	300 —
9. Für Ehrungen	50 —
10. Für Porto und kleine Ausgaben	114 65
11. An verschiedene Buchhandlungen	68 30
12. Auslagen für „Anträge Vost“	37 25
Zusammen:	4 5491 16 g

Abgleichung	
Einnahmen	2095 4 12 g
Ausgaben	5491 16
Activum:	1546 4 96 g und zwar:
Conto-Corrent bei Merck, Finck & Co.	4 1253 — g
Baar in Cassa	393 96

Capital-Verlegen.

A. Als „Einerer Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern	4 5400 — g
B. Als Reservifond	4 800 —
C. Für statistische Erhebungen und die prähistorische Karte und zwar:	
4% Münchener Stadtanleihe von 1894	4 5000
4% ungl. Pfandbriefe der Bayer. Verleihbank:	
10000 Lit. B. Ser. 20 Nr. 91295	3000
51256; 91297	500
10000 Lit. C. Ser. 20 Nr. 61185	4 11200 — g
Zusammen:	4 18100 — g

Die Werthpapiere von A und B. sind in Cassenberichte 1899/1900 einzeln aufgeführt. (Corr.-Bl. 1900 S. 91.) Das ganze Capital von 10100 Mark ist bei Merck, Finck & Co. in München deponirt.

Dr. J. Mieschke's Logat 10000 Mark.

4% schuldbare Pfandbriefe der Bayerischen Verleihbank:	
91000 Lit. B. Ser. 18 Nr. 82599466	4 8000
2500 Lit. C. Ser. 18 Nr. 803219	1000
3100 Lit. E. Ser. 18 Nr. 474648	300
1000 Lit. D. Ser. 18 Nr. 90099	300
10000 Mark sind bei Merck, Finck & Co. deponirt; die Zinsen werden zum Ankauf von 4% schuldbaren Pfandbriefen der Bayerischen Verleihbank verwendet bis der Nominalwerth der Pfandbriefe die Summe von 10000 Mark wieder erreicht hat. Laut Abrechnung vom 30. Juni l. J. besteht ein Saldo von 15 Mark 30 Pfennig zu Gunsten von Merck, Finck & Co.	4 9100 — g

Fürchten Sie nicht, dass ich Sie lange mit trockenen Zahlen aufhalten werde. In erster Linie muss ich in die Fußstapfen unseres unvergesslichen Schatzmeisters, Herrn Oberlehrers Weismann, treten und möchte einen warmen Appell richten an jene Theilnehmer, welche noch nicht Mitglieder unserer Gesellschaft sind; für das wenige Geld von 5 Mk. Jahresbeitrag können sie Mitglieder werden und erhalten damit das Correspondenzblatt zugeschildt. Ich hoffe, dass wir wie sonst auch hier eine reiche Beute an Mitgliedern machen.

Ich habe den Cassenbericht Ihnen gedruckt vorgelegt und kann mich kurz fassen, indem ich nur auf einige Posten hinweise.

Die Einnahmen betragen im vergangenen Jahre 7038 Mk. 12 Pf., die Ausgaben 5491 Mk. 16 Pf.; es ergibt das einen Activum von 1546 Mk. 96 Pf. Sie werden etwas überrascht sein von dieser grossen Summe, so dass einige Erläuterungen nothwendig sind. Im Vorjahre habe ich im Anschlusse an die bisherigen Berichte des Herrn Weismann unter B. angeführt:

a) Baar in Cassa	4 606 22 g
b) Hiensu die für die statistischen Erhebungen und die prähistorische Karte bei Merck, Finck & Co. deponirten	4 12258 60

Von diesen 12268 Mk. 60 Pf. waren 8000 Mk. in Münchener Stadtschulden von 1894 angelegt. Wie Sie aus dem diesjährigen Casenbericht sehen, wurden im vergangenen Jahre noch weitere 5500 Mk. in Pfandbriefen angelegt, so dass wir für statistische Erhebungen und die prähistorische Karte ein Capitalvermögen von 11500 Mk. haben; die übrigen 1258 Mk. sind bei Merck, Finck & Co. als Conto-Correspondent niedergelegt und stehen jeder Zeit zur Verfügung. Ausserdem sind 293 Mk. 96 Pf. bar in Cassa.

Unser Capitalvermögen setzt sich wie folgt zusammen:

A. Als „Eiserner Bestand“ aus Einzahlungen von 15 lebenslänglichen Mitgliedern	4400 —	fr.
B. Als Reservefond	5200 —	fr.
C. Fürstatistische Erhebungen und die prähistorische Karte	11500 —	fr.
Zusammen:	11100 —	fr.

Ich muss noch über das Dr. J. Mies'sche Legat berichten. Durch die Erbschaftsteuer hat sich das Capital vermindert und wir müssen nun darauf bedacht sein, die Zinsen dazu zu verwenden, um die Capitalsumme von 10000 Mk. wieder zu erreichen. Bis jetzt sind wir auf 9500 Mk. gekommen, mit Ausnahme von 15 Mk. 50 Pf. Saldo zu Gunsten von Merck, Finck & Co. Erst wenn die 10000 Mk. wiederum voll sind, können wir daran gehen, die Wünsche und die Bedingungen des Legatars Dr. J. Mies zu erfüllen.

Der Vorsitzende:

Ich danke dem Herrn stellvertretenden Schatzmeister für seine Mühe, die er uns gewidmet hat.

Wir haben nun zwei Herren zu wählen, welche die Revision der Geschäftsführung übernehmen. Ich schlage vor unser Metzser Mitglied, Herrn Forstath von Danke und Herrn Dr. Köhl. Die Herren sind bereit, sich der Mühe an unterziehen. Ich danke Ihnen bestens, wir erwarten in der letzten Sitzung des Bericht der Herren, um die Katalogung ertheilen zu können.

(Entlastung und Etat siehe dritte Sitzung.)

Der Vorsitzende:

Wir haben seitig begonnen, um noch einige Vorträge entgegennehmen zu können. Unser Programm ist recht reich besetzt und wir wünschen es in aller Ruhe und Gründlichkeit durchführen zu können. Wie üblich, kommen zunächst die Vorträge derjenigen Herren an die Reihe, welche sich mit der Stadt Metz und der nächsten Umgebung befassen, der Herr: Bibliotheksdirector Abbé Paulus, Professor Dr. Wichmann, Archivdirector Dr. Wolfram.

Herr Abbé Paulus-Mets:

Die prähistorischen Fundstätten in Lothringen.

En choisissant la Ville de Metz pour le lieu de ses séances la Société d'Anthropologie nous faisait, cette année, un grand honneur, mais en même temps elle nous imposait une bien lourde tâche. Celle de présenter à ses membres le résultat de nos recherches dans le domaine de l'archéologie préhistorique. Il s'agissait de tracer un tableau rapide mais assez exact des vestiges laissés par l'homme, en Lorraine, avant les temps dits historiques: c'est à dire depuis sa première apparition jusqu'à la conquête romaine.

Permettre-moi de vous le dire, Messieurs, la tâche n'était pas facile. La Préhistoire n'est pas une science

vulgaire, relativement récente elle est fort difficile, et requiert une foule de connaissances peu aisées à acquérir.

Aussi parmi nous, les chercheurs ont-ils été tardifs et peu nombreux. Ne vous étonnez point si je suis obligé de vous avouer très-humblement que nous en sommes scientifiquement encore à nos débuts. C'est oeuvre d'apprentis et moi de maîtres que nous pouvons vous offrir. Nous avons ainsi tous les titres possibles à votre indulgence.

Néanmoins il fallait faire acte de bonne volonté et prendre part active au congrès. Malgré donc le petit nombre de chercheurs signalés par leurs travaux, malgré la pénurie relative de nos richesses, il a paru utile au comité scientifique local de vous donner, Messieurs, une idée de notre Lorraine préhistorique, et intéressant de vous faire connaître quelques particularités spéciales à nos contrées.

Il a été résolu que l'on présenterait les travaux suivants à vos séances.

C'est d'abord l'intéressante question des briquetages de la Seille, que Mr. le Directeur Kenna, dont traiter à Vlo même lors de notre excursion de mercredi, et cela d'après le résultat des fouilles qu'il vient d'y exécuter.

C'est ensuite le problème si discuté des mares ou mardelles lorraines. Monsieur le Professeur Wichmann vous communiquera le fruit de ses investigations et de ses recherches.

C'est encore une étude très-originale, mélange de toponymie, d'archéologie et d'histoire que Mr. le Directeur Wolfram se propose de vous offrir. Enfin, Messieurs, on a bien voulu me charger d'un travail d'introduction générale, me confier le soin de vous présenter avec l'inventaire de nos documents préhistoriques quelques considérations générales sur les vestiges de l'homme en Lorraine, depuis les temps quaternaires jusqu'à la conquête romaine.

Pour m'acquitter de ma tâche, vous me permettrez, Messieurs, tout d'abord, de vous présenter deux cartes d'ensemble, qui résumant quelques explications préalables.

Notre Société d'archéologie, a été une des premières à s'associer à l'idée remarquable lancée par Mr. le Professeur Thudicum de Tbingen; celle de confectionner des cartes spéciales destinées à reproduire d'une manière graphique pour l'histoire locale, les résultats des recherches sur une question ou une époque déterminée. Ces cartes au 1:100000 connues sous le nom de Grandkarten ne portent avec les limites des communes que le nom des localités et les cours d'eau. Terminées il y a quelques jours à peine, notre Société ne pouvait trouver une occasion plus favorable que celle du Congrès anthropologique pour en tenter un premier essai.

La première, celle teintée en bleu, est destinée à offrir un coup d'oeil d'ensemble des localités où ont été recueillis des objets paraissant remonter à l'âge de la pierre soit taillée soit polie.

La seconde, teintée en rose, a le même but pour l'époque des métaux, bronze et fer, époque, comme nous le verrons plus loin, très difficile à délimiter dans nos contrées.

Ces cartes, je me hâte de le dire, ne présentent aucunement à une exactitude rigoureuse; d'ailleurs ces renseignements de toute provenance, elles ne peuvent offrir, comme je l'ai dit plus haut, qu'une idée d'ensemble des lieux habités aux époques indiquées. Elles retracent, ainsi non la réalité des choses, mais l'état

actuel connu, soit par l'activité des chercheurs soit par le hasard des trouvailles.

Une série de signes explicatifs, portés à l'encre noire, dans les limites des communes, sont destinés à préciser pour chacune d'elles la nature des objets qui y ont été découverts.

Il a paru utile enfin, de placer au bas de la carte quelques reproductions des objets recueillis dans le pays en attendant que la visite aux collections de notre musée vous en fasse connaître l'exacte réalité.

Cet essai géographique, pourra peut-être intéresser quelques personnes d'une manière plus spéciale, elle donnera du moins, je l'espère, à tous une idée de la répartition de nos trouvailles, et permettra de suivre plus facilement les quelques considérations que j'ose vous présenter.

Elles concernent la première apparition des vestiges de l'homme à l'époque quaternaire; l'étude des principales stations de la période néolithique et la description de leur mobilier; le relevé des objets de l'époque dite des métaux, bronze et fer, recueillis, dans les trésors, les sépultures, les tumuli etc. Enfin en guise de conclusion, un rapide résumé, des faits précédemment constatés.

L'existence de l'homme pendant la période géologique quaternaire est aujourd'hui un fait scientifiquement établi. Mais la race humaine s'est répandue dans les diverses parties de l'Europe à des époques fort différentes. Cette expansion s'est effectuée en raison des facilités et des ressources qui lui étaient offertes, et l'on peut admettre que l'apparition plus ou moins tardive de l'homme dans une contrée quelconque est due autant à la constitution géologique et géographique du pays qu'à différentes influences des milieux habitables. Limitée à l'Est par le chamois des Vosges, à l'Ouest par les forêts jurassiennes, fermée au Sud par les Flandres, ouverte seulement au Nord-Est, la Lorraine ne semble pas avoir été autrefois d'un accès facile et tout porte à priori à se prononcer contre un peuplement hâtif. — Le premier problème qu'il y a lieu de se poser est donc le suivant. A quelle époque l'homme a-t-il fait son apparition en Lorraine? Remonte-t-il jusqu'aux temps quaternaires? Est-il le contemporain des grands mammifères disparus, du Mammouth, du Rhinocéros à cornes cloisonnées, dont ce a, à diverses reprises, trouvé les débris dans les alluvions de nos grandes rivières? A-t-il enfin assisté aux grands phénomènes d'érosion et d'alluvionnement de la période glaciaire?

Dans son excellent ouvrage: La Lorraine avant l'histoire, ouvrage que nous avons fréquemment mis à contribution, notre sympathique collègue et ami, François Barthélemy, résolvait le problème de la manière suivante. Après avoir étudié, en géologue expérimenté, les phases successives de la période quaternaire il concluait: «Il semble résulter de ces données que l'homme n'a pu vivre ni se transporter en Lorraine pendant la première période quaternaire alors que les plateaux étaient parcourus et souvent recouverts jusqu'à une altitude de 500 m par les eaux diluviennes. La faune caractéristique de cette époque n'est d'ailleurs représentée que par une molette d'éléphant douteux (antiquus ou primigenius). Le régime glaciaire qui suivit et auquel est dû la topographie actuelle de notre pays, vit au contraire se développer une flore et une faune analogue à celle des pays circonvoisins. L'homme aurait pu s'y installer et vivre et cependant on n'a relevé jusqu'à ce jour aucune trace certaine de son passage.»

Barthélemy écrivait ces lignes en 1889. Il ignorait alors une trouvaille importante faite déjà en 1882 dans les alluvions de la Moselle à Montigny — les — Metz par un géologue éminent, Mr. le Chanoine Friren, actuellement directeur du Petit-Séminaire. Au cours de cette découverte, que mon excellent maître Mr. Friren m'avait communiquée, j'en informai Mr. Barthélemy. En face de ce document nouveau il se bâta de modifier ses conclusions précédentes que la prudence seule avait empêchées d'être plus affirmatives, et la même année déjà, il présentait à Poitiers, au Congrès de l'Association française pour l'avancement des sciences, une petite note fort intéressante sur un outil achélien découvert dans les alluvions de la Moselle.

Cette hache du type de St. Acheul, que j'ai reproduite au bas de ma carte de l'époque de la pierre, gisait à un mètre de profondeur dans le diluvium rouge sableux, qui représente la couche supérieure des alluvions étalées au confluent de la Moselle et de la Seille; dans des couches où, à diverses reprises, l'on a trouvé de nombreux débris de l'Eléphas primigenius et du Rhinoceros Tichorinus. Nous devons, dit Barthélemy, en raison de la faune que ces alluvions renferment, et de la forme caractéristique de la pièce, revenir sur l'opinion précédemment émise et reporter l'apparition de l'homme en Lorraine.

La hache en question est aujourd'hui au musée de Nancy. Mr. Friren a bien voulu me confier trois autres objets recueillis au même endroit. Ils sont, avec un grattoir en quartzite recueilli par moi même sur la côte de Delme, les seuls objets que l'on puisse avec quelque probabilité faire remonter à l'époque paléolithique en Lorraine.

Les vestiges de cette époque sont donc rares, ils le deviennent moins à l'époque suivante. Ils sont au contraire nombreux et probants. Un coup d'oeil jeté sur la carte de la période néolithique nous montre déjà une population assez dense occupant les bords, sur les bords des grandes rivières. Situation salubre et assurée à une époque où les plaines étaient encore parsemées de marécages et fréquemment inondées. En dehors des objets isolés, fort nombreux d'ailleurs, recueillis çà et là, et dès au hasard des découvertes, nos documents néolithiques proviennent principalement de trois stations, étudiées avec soin. — Celle de Morville-les-Vic et de la Côte de Delme que nous allons décrire et celle du Rudmont à la frontière française près de Neuvast, sur laquelle Mr. Beaufré de Nancy vient, le mois dernier, de donner une note intéressante.

La station néolithique de Morville, est sans contredit, la plus importante du pays; cette importance spéciale elle la doit aux sources salées qui l'entourent. C'est autour de Morville aussi, qu'aux temps préhistoriques furent jetés les Briquetages que nous devons visiter mercredi. C'est à Morville également que furent recueillis, vers 1825, les premiers silex qui attirèrent l'attention des archéologues. Dans un court travail sur l'époque de la pierre le regretté Dr. Godron signalait que depuis longtemps les habitants de Morville ramassaient dans leurs champs des silex taillés dont ils se servaient pour battre le briquet.

En 1842 sous une carrière de pierre, au lieu dit les Cachettes, des ouvriers trouvèrent à un mètre de profondeur un squelette humain accroupi dont les ossements étaient presque entièrement décomposés. A côté de lui se trouvaient plusieurs outils en silex, une

petite scie, 26 pointes de flèches finement retouchées une très-belle lame de couteau et une pointe de lance (ces deux derniers objets reproduits sur ma carte).

Mais il était réservé, à un chercheur aussi laborieux que modeste, à Mr. l'abbé Mercier, curé de Morville-les-Vic, de recueillir les richesses de ce précieux gisement et cela aux prix de dix-huit années de persévérants efforts. Les collections qu'il a ramassées ont été en grande partie acquises par notre Société pour le Musée de Metz. Le reste avait déjà été donné peu auparavant au Musée de Nancy.

Grâce aux observations exactes de cet explorateur dit Mr. Barthélemy, on peut se faire une idée de l'industrie, du mobilier et presque du genre de vie des anciens habitants du Saainois à l'époque néolithique. Ayant presque complètement épuisé ces gisements, on peut conclure de la proportion relative de chaque genre d'objets recueillis à ce que l'on peut trouver dans les stations analogues de notre pays et s'en former ainsi une idée assez exacte.

Selon l'abbé Mercier, les silex taillés ou polis, ne se trouvent point éparpillés au hasard sur toute la surface du sol, mais groupés en des points nombreux, isolés les uns des autres, et bien délimités par la teinte noirâtre du terrain. Les silex gisent le plus souvent dans la couche arable superficielle; quelquefois on peut reconnaître une espèce de superposition régulière; à la base des silex taillés, puis des poteries de l'époque des métaux, enfin à la surface des débris gallo-romains. Mais il est un confin qui n'a produit que des instruments en silex, sans mélange d'époque postérieure: c'est la Haute-Borne, dont le nom rappelle probablement le souvenir d'un menhir disparu.

Les richesses archéologiques, découvertes aux alentours de Morville-les-Vic ne prouvent jusqu'à l'évidence, croyons-nous, qu'une population nombreuse attirée par le voisinage des sources minérales, s'y installa, dès les temps les plus reculés et y vécut pendant une longue période d'années.

En raison de son importance cette station peut être considérée en quelque sorte comme le type des gisements néolithiques de notre pays. — Un inventaire dressé en 1868 par Mr. Barthélemy nous en donnera une idée très exacte. Elle sera utile pour la discussion sur les briquetages.

Pierre taillée.

Perceurs 9 (8 en trapp, 5 en silex, 1 en granit).							
Grattoirs (en silex) 43.							
Percuteurs (en silex) 4.							
Poignons et hurus (en silex) 6.							
Scies (en silex) 3.							
Couteaux (silex) 12 entiers et nombreux fragments.							
Pointes de lances ou de dards (silex) 17 presque toutes brisées.							
Pointes de flèches	<table> <tbody> <tr> <td>estriées 249</td> <td></td> </tr> <tr> <td>brisées 89</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Total 298</td> <td></td> </tr> </tbody> </table>	estriées 249		brisées 89		Total 298	
estriées 249							
brisées 89							
Total 298							
Sous le rapport de la forme on peut les diviser en:							
Pointes de flèches	<table> <tbody> <tr> <td>à base concave 31.</td> <td></td> </tr> <tr> <td>— rectiligne 53.</td> <td></td> </tr> <tr> <td>— convexe 10.</td> <td></td> </tr> </tbody> </table>	à base concave 31.		— rectiligne 53.		— convexe 10.	
à base concave 31.							
— rectiligne 53.							
— convexe 10.							
Pointes de flèches sans pédoncule 36.	Amygdaloides 15.						
Pointes de flèches à pédoncule et barbes non recourbées 48, recourbées 64 (109).	losangiques ou en feuilles 21.						

Pierre polie.

Haches polies 166 complètes ou brisées.
 Herminettes, gouges, ciseaux 3.
 Marteaux perforés 2.
 Anneaux plats 3 fragments en esphoïde.
 Fendeloques 4.
 Pesons 3.
 Funoïles et grains, poteries (fragments).

Quant à la composition minéralogique des pierres elle est par ordre de fréquence 1. trapp et granité des Vosges, 2. silex (corallien, cratac, tertiaré), 3. schiste silicifié noir (Lydiense), 4. roches dioritiques, 5. serpentine, 6. esphoïde, syénite, roches chloritiques.

La station de la côte de Delme est moins riche que celle de Morville-les-Vic: on y trouve en général les mêmes objets; (à signaler un petit mortier le Mont Dore, non loin d'une source abondante, au sud de Liocourt), elle a été étudiée par Mr. Barthélemy et par nous-même. Là se trouve sur un espace de quelques mètres carrés une abondance extraordinaire d'éclats de silex taillés, indiquant à n'en pas douter l'emplacement d'un atelier de taille. Au même endroit la coupe d'une carrière voisine permit à Mr. Barthélemy de reconnaître dans le sol rocheux une excavation de 3 à 4 mètres de diamètre sur 1,50 m de profondeur presque entièrement comblée par une grosse terreuse. Etant donné les objets qu'elle contenait, cette cavité vraisemblablement creusée de main d'homme avait toute l'apparence d'un fond de cabane. Non y recueillimes dit Mr. Barthélemy au milieu d'une abondance de matières charbonneuses et de fragments d'os: 1. un grand nombre d'éclats de silex, 2 six fragments d'une meule à broyer le grain en gris des Vosges, 3. un fragment d'un autre meule, 4. plusieurs brèves en quartzite néo-latéral, 5. enfin un vase brisé à pâte noire grossièrement triturée, faite à la main, d'une argile très-ferrugineuse par conséquent peu plastique. Ce vase d'environ 12 cm de hauteur affectait la forme d'un crenet à bord droit à base étroite et fonds très épais. — C'est le premier témoin coëte de la poterie néolithique dans nos contrées. Comme tel j'ai tenu à vous le signaler. (Musée de Nancy.)

Monuments mégalithiques.

Tous les auteurs s'accordent à faire remonter à l'époque néolithique l'édification des menhirs et des dolmens. Les régions calcaires sont en général dépourvues de mégalithes. — Néanmoins il est bien certain qu'il exista, en Lorraine, en dehors du versant des Vosges, des menhirs et des dolmens qui ont aujourd'hui presque tous disparu. Sans parler des noms de leur caractéristique qui rappellent leur présence dans diverses communes, les archéologues et les historiens et ont signalé plusieurs qu'ils avaient vu eux-mêmes et dont les anciens avaient conservé le souvenir.

C'est ainsi qu'en dehors des Hautes-Bornes de Morville-les-Vic, de Craucourt, de Hampont, de Hellecourt l'un a cité à Varsberg le Fittel, à Merbach le Wieselstein, à Vanx la roche Rodotte, à Metz la Pierre Hardie, la Haute Pierre, la pierre Boorderesse, la pierre aux Huchements, à Gorze plusieurs mégalithes douteux, à Vervy et à Bazancourt: la pierre et la borne du diable, à Fèves le chemin de la pierre qui tourne, à Rombas et à Saulny: la pierre qui tourne, à Kouirmachern: la pierre qui tourne quand elle entend crier midi. Le versant vosgien était lui aussi autrefois très riche en mégalithes. On y indique à Meisenthal, à

Breitenstein et le Dreipfeilerstein : à Dagebourg le Hengst, le Ballerstein, le Lottenfels, le Spillfels, à Monthronn le Krantenfels, à Plaine de Walsch le Koenigstein : la Kankel à Alberschweiler etc. Quoiqu'il en soit de cette longue énumération de monuments plus ou moins antiques, nous sommes obligés de reconnaître qu'après la destruction des dolmens d'Aney et de Lorry et du menhir de St. Julien, existants encore au XVIII^e siècle, le seul menhir bien constaté dans nos contrées se trouve à Norroy près Pont à Mousson au delà de la frontière, et porte le nom de Pierre au Jô.

Messieurs, nous nous sommes peut-être un peu trop étendus sur l'étude de la période néolithique, le temps si court que l'on sous a octroyé pour notre rapport nous oblige maintenant à marcher à grand pas.

En Lorraine, comme ailleurs, mais sans délimitation bien apparente, l'âge des métaux succède à l'âge de la pierre. Le bronze et le fer apparaissent successivement. Le mobilier de cette période ressemble à celui des autres pays voisins. Ici, comme partout dans le voisinage, les objets se rencontrent soit isolés soit en groupe assez nombreux. L'industrie du bronze à en juger par les trouvailles, semble d'origine étrangère. Ou bien les objets recueillis y étaient apportés par des commerçants, ou bien comme le démontrent les découvertes de Leszy et de Vandrevange des fondeurs étrangers produisaient leurs marchandises sur place, au gré des besoins de la vente.

Citons comme trouvailles d'ensemble :

Celle de Vandrevange sur la frontière Lorraine, composée de 81 objets en bronze aujourd'hui déposés au Musée de St. Germain en Lays, moule pour haches, épée, dique, pendeloques, bracelets etc.

Celle du Hanneberg de trente haches en bronze rangées autour d'une plus grande.

De Salival de 14 haches.

De Knatsig de 8 haches, 2 faucilles, et objets d'ornements.

De St. Julien hache et bracelets.

De Leszy hache, faucilles, objets d'ornements.

De Kalhausen bracelets.

De Bliesschweyen 9 bracelets.

De Poulilly 11 haches, 25 faucilles.

De Plappeville 14 haches.

De Jovy 2 haches, faucilles, ciseau, bracelet.

Enfin la riche trouvaille de Niderzey déposée récemment au Musée de Metz et dont vous pourrez admirer la richesse.

Les sépultures de l'époque des métaux, ont, elles aussi, fourni quelques objets intéressants.

Sépultures par inhumation et par incinération tel est le mode habituel. Morville nous fournit le seul exemple connu de ce dernier mode de sépulture. En 1883, des travaux de culture mirent à jour, au lieu dit les Grandes Maies, un vase à bords évasés renfermant avec des ossements en partie carbonisés deux bracelets de bronze massif et une épingle à tête sphérique.

Les sépultures par inhumation se sont rencontrées avec ou sans tumulus.

Les dernières sans tumulus ont été découvertes à Marsal et à Moncourt non loin de Marsal.

En 1838 des ouvriers, qui creusaient un nouveau lit à la Seille, sous les murs de la forteresse reconstruite à 0,50^m sous le sol une vingtaine de squelettes dont les ossements étaient assez bien conservés. Ils portaient au cou des torques en bronze et des anneaux ornaient leurs bras et leurs jambes. L'un des torques

présentait des rainures d'un émail vert ou bleu, serties sur son fond d'or. Si je ne me trompe une partie de ces objets se trouvent au Musée de Verdun.

La sépulture sans tumulus semble avoir été à l'époque des métaux, la plus usitée. Au moins c'est celle que l'on retrouve le plus fréquemment.

On en a signalé à Viviers, Schalbach, Kirchsaumen, Monneren, Kerling, Colmen, Bousoville 15 à Bliessberingen, à Bietlange, à Renigen, à Hiteche, à Rimelingen, je citerai enfin les fouilles faites en ces derniers temps par notre zélé Vice-Président Mr. Huber, à Ronhling et à Cadebron dans 20 tumuli, ainsi que celles opérées au nom de notre Société par Mr. Welter à Schalbach et à Sarrairdorf, à par Mr. le directeur Kœne à Waldwiese.

L'ère des tumuli a dû être fort longue dans nos régions de l'Est. La série commence par les tumuli de Colmen où d'après la relation que nous en avons le mobilier semble être encore exclusivement néolithique pour se terminer avec les tumuli de Kirchsaumen et de Cadebron pendant le cours de l'époque mérovingienne ; et cela après avoir passé par l'époque du bronze (Hallstatt) bien représentée à Waldwiese et à Schalbach et celle de la Tène à Ronhling-Cadebron.

Le groupe de Sarrairdorf présente même comme celui de Cadebron-Ronhling cette particularité, qu'on a trouvé des silex, du bronze et du fer dans les mêmes tumuli. Cela dérange les systèmes de classifications et témoigne que l'on se hâte parfois trop de vouloir tout classer systématiquement.

Les modes de sépultures sans tumuli, simple inhumation, inhumation sous enrochement, sous tertre de pierres dans des caissons de pierres, aussi bien que par incinération se retrouvent tous en nos pays. Vous pourrez vous en convaincre M. M. en jetant un simple regard, sur les planches dont Mr. Huber a accompagné la description de ses fouilles. Vous y verrez en même temps représenté fort exactement le mobilier ordinaire de nos tumuli.

La question des briquetages et celle des mardelles étant réservées il ne nous reste que quelques mots à dire sur les enceintes préhistoriques de la Lorraine.

Beaucoup ont été citées, peu étudiées. Ces grossières fortifications sont toutes placées dans des conditions identiques, à l'extrémité d'un éperon d'une défense facile ou bien à la lisière d'un plateau se terminant d'une manière abrupte. Avec Mr. le Baruth Morlock nous avons fait une étude attentive de l'enceinte de Tintry et en pourrions rapporter à l'âge des métaux. Celles très comme d'Haspelacheld, et celles si nombreuses qui se trouvent sur le versant des Vosges, que vous visiteriez jeudi sont décrites d'une manière si sommaire qu'il serait dans cet état de chose imprudent d'oser présenter des conclusions quelque peu certaines. Une chose semble assurée toutefois c'est qu'un grand nombre de ces enceintes datent (certainement) de l'époque préromaine.

Quant à la poterie, elle n'a rien de particulier dans nos pays. Elle commence à l'époque néolithique et se poursuit à travers l'âge des métaux, nous n'en avons guère conservé que des fragments.

Concluons donc d'une manière rapide ces considérations déjà si rapides elle-mêmes. L'homme a habité comme vestiges de sa présence pendant l'époque quaternaire une hache du type achilléen trouvée dans les alluvions de la Moselle. Pendant la période néolithique nous voyons une population déjà assez dense occuper les plateaux qui dominent les rivières. Non seulement ils fabriquent sur place, avec des silex importés de la

Brie et de la Champagne, la plus grande partie de leur outillage, mais ils pratiquaient sans doute l'élevage des troupeaux et la culture des céréales puisque l'on retrouve des meules à broyer le grain dans presque tous les lieux de stationnement. La chasse, devait aussi, comme on peut le constater par la proportion extraordinaire de pointes de flèches recueillies, former une de leurs principales ressources. Ils habitaient les hauteurs dans des espèces de gourbis couverts de branchages, et enterraient leurs morts avec leurs objets précieux. Le voisinage des sources salées les attirèrent de bonne heure, ils durent en tirer parti. Le bronze importé de l'Orient, vint transformer cette primitive civilisation. On ne relève en notre contrée aucun gisement de la période de transition. La pierre et le bronze durent longtemps encore subsister côte à côte. — Quand parut le bronze? Quand fut-il remplacé par le fer? L'insuffisance de documents probants ne permet pas d'éclaircir encore cette question. — Les dépôts trouvés indiquent le passage de marchands, ou le séjour de fondeurs étrangers plutôt qu'une industrie locale. L'âge du fer, l'époque de la Tène, est assez pauvrement représentée dans nos collections. Cependant le plus grand nombre de sépultures fouillées révèle la présence du fer. Le misérai affleure partout en Lorraine. Il dut y être exploité avant l'époque romaine. Ainsi a-t-on signalé à Ars-sur-Moselle et aux environs de Nancy d'anciens fourneaux encore munis de leurs charbons et de leurs laitiers. Le fer ne fit cependant pas oublier le bronze, mais ce dernier devint de plus en plus un objet d'ornement. — Une des dernières créations de l'âge du fer fut la fonte des monnaies locales; nous en possédons encore un grand nombre. On a même, près de Metz, à Lesey, trouvé un atelier avec de petites lingots en or et en argent.

Deux modes de sépultures sont unifiés à l'âge des métaux. — L'incinération assez rare, l'inhumation plus fréquente surtout sous forme de tumulus, assez nombreux en Lorraine. Par contre peu de renseignements anthropologiques sur les premiers habitants de notre province, les squelettes inhumés dans la grotte des Celtes, près de Toul n'ont pu être étudiés d'une manière complète. — d'une petite taille et brachycephale c'est tout ce que l'on sait de ces hommes, qui représentent peut-être la race autochtone. Les restes conservés dans les tumuli appartenant plutôt à des hommes de haute stature et sa général dolichocéphales, — race gauloise et germanique.

Ai-je réussi, Messieurs, à vous donner une idée de notre passé préhistorique? Le bilan sommaire que je vous ai retracé si rapidement, vous a-t-il paru présenter quelque intérêt? Je le souhaiterais pour l'honneur et l'encouragement de notre Société. Je souhaiterais aussi, que plus tard la Société d'anthropologie fût à nos successeurs la même honneur qu'elle nous a fait de venir tenir ses séances à Metz, et que à cette occasion on lui présente des cartes bien remplies et des travaux de maître. Car c'est loi de progrès que l'on soit toujours surpassé par ses arrière-pensées.

Professor Wichmann-Metz:

Ueber die Verbreitung und Bestimmung der Mars in Lothringen.

Mars, auch Marsellen oder Mertel genannt, runde Vertiefungen im Erdboden, gibt es in grosser Zahl in Deutschland, Frankreich und England. Die wissenschaftliche Forschung beschäftigt sich mit ihnen seit

der Mitte des vorigen Jahrhunderts, einzig über ihre Bestimmung ist man noch nicht geworden. Die Aufgaben, die über Form, Grösse und Lage aus den verschiedenen Gegenden gesammelt sind, weichen so sehr voneinander ab. In Lothringen sind die Mars verhältnissmässig gross, mit einem Durchmesser von 10-30 m und einer Tiefe von 2-4 m. Eine mit Hilfe der Forstverwaltung des Bezirkes hergestellte Karte gibt eine Uebersicht über die Vertheilung der Mars und lässt durch die farbige Bezeichnung des Bodens, Löss, Keuper u. s. w. leicht erkennen, dass es sich in Lothringen in der Hauptsache nicht um natürliche Erdsenkungen, sondern um künstlich von Menschenhand gemachte Gruben handelt. Von solchen sind in den Wäldern Lothringens nahezu 5000 gezählt. Die Zahl der im freien Felde liegenden ist noch nicht festgestellt. Die Behauptung, dass viele von ihnen in alten Zeiten als Wohnungen gedient haben, ist schon früh aufgestellt, oft bestritten, aber in neuester Zeit durch mehrere Funde bestätigt worden. In einer Marsdelle bei Rodt am Stockweiser ist unter der Moorrinde und unter des Stämmen einer zusammengebrochene Hütte ein gut erhaltenes, römisches Sieb aus Bronze gefunden. Bei Waldwiese südöstlich von Sierck sind auch auf dem Grunde einer Marsdelle die Reste einer Hütte unter ähnlichen Verhältnissen nachgewiesen. Genau untersucht ist in den letzten zwei Wochen in Auftrage der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde eine grosse Marsdelle in der Nähe von Altrip, einem Dorfe südlich von St. Avold innerhalb einer fast 5 m starken Moor- und Blätter-schicht lagen kreis- und quer Baumstämme, deren Ringster 14 m misst, bis zu fünf übereinander. Sie sind abgerindet, unten und oben mit der Art bearbeitet, unten etwas ausgepitzt, oben enden mehrere in Gabeln. Zu unterst lag ein vierkantiger Thürpfosten mit Zapfen. Damit ist der Beweis geliefert, dass auf dem Grunde der Marsdelle ein Blockhaus gestanden hat. Römische Scherben, die neben Holzkohlen aus dem Lehm Boden unter den Baumstämmen lagen, frucht Scherben, die gleichzeitig in zwei anderen Marsdellen gefunden sind, beweisen ebenso wie das Sieb der Rodter Marsdelle, dass die Grubenwohnungen noch zu römischer Zeit benutzt wurden. Von unterirdischen Wohnungen und Vorrathskammern bei Gallien und Germanen sprechen griechische und römische Schriftsteller der Kaiserzeit. Auf der Mark Aroselside in Rom sind runde, aus Baumstämmen gezimmerte Hütten abgebildet. Auf einem im Meter Museum stehende Altar, welcher der späten Kaiserzeit angehört, trägt die gallische Göttin Nantosvalta auf der linken Hand eine runde Hütte mit spitzen Dach. So wie seit langer Zeit ihre Vorfahren haben Gallier auch schon unter römischer Herrschaft in einfachen Baumhäusern gewohnt und erst allmählich Häuser nach römischer Bauart kennen und bevorzogen gelernt.

Herr Archidirector Dr. Welfram-Metz:

Die Entwicklung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen.

Seitdem Elsass und Lothringen wieder mit dem Deutschen Reiche vereinigt worden sind und unter dem Gesamtbegriffe Reichelände zusammengefasst wurden, hat man sich in Deutschland daran gewöhnt, diese beiden Länder als ein durchaus einheitliches Gebiet, als einen einheitlichen Begriff zu fassen. Jedem aber, der nur einige Zeit hier im Lande weilte, muss es aufgehen, dass die beiden Länder nichts miteinander

gemein haben. Wie sie schon durch ihre Natur sich unterscheiden: dort das schöne, frohbare Finstthal, hier in Lothringen, abgesehen vom Moselthal, die spröde Hochebene, so ist auch ihre Geschichte eine durchaus verschiedene. Niemand haben die beiden Länder in der Vergangenheit dieselbe Geschichte geküßt, bis sie beide in das grosse französische Reich einbezogen wurden und dann zum ersten Male einem gemeinsamen Staatsverbande angehörten. Der Verschiedenheit der Natur, der Verschiedenheit der Geschichte entspricht die Verschiedenheit in der Anlage der Dörfer, in dem Hausbau, in der Kunst. Wenn Sie vom Elsaß herüberkommen und dort dem hochgelegenen Hanse aus Fachwerkbau begegnen, so stoßen Sie hier in Lothringen, nachdem Sie die Saargegend durchwandert haben, auf das Steinhaus, und während drüben im Elsaß das Hausendorf vorwiegt, haben wir hier in Lothringen fast überall das Rebendorf. Die Kunst unterscheidet sich ebenso: im Elsaß hat sie auch germanisches Gepräge, hier aber trägt sie auch in denjenigen Landestheilen, die der Nationalität nach germanisch sind, doch romanischen Stempel, denn für den ganzen Bezirk zwischen Mosel und Saar ist jeder Zeit Metz das massgebende Centrum gewesen. Von hier sind die Kunstströmungen und Kunstentwässerungen ausgegangen. Wenn die Kathedrale, die drüben herübergibt, auch von einem deutschen Bischof von Metz, Conrad von Scharfenberg, begründet worden ist, so waren doch die Baumeister, die an ihr wirkten, Franzosen, und so zeigt sie in ihrer Bauart das französische Wesen, während Sie im Straßburger Münster durchaus den deutschen Charakter anspricht. Diese verschiedenartige Ausprägung der Kulturentwicklung ist natürlich bedingt und hervorgerufen durch die Bewohner dieser Länder. Das Elsaß ist mit Ausnahme weniger Grenzstriche ein germanisches Land, in Lothringen geht die Sprachgrenze mitten durch, ja in einem Drittel nörders Landes ist die deutsche Sprache überhaupt niemals gesprochen worden, soweit wir auch zurückblicken. Ich sage niemals! Ist das richtig? Ist nicht vielleicht der mächtige politische Einfluss Frankreichs daran schuld gewesen, dass die französische Nationalität, das französische Volkthum allmählich vordrückte, Erhebungen machte nach Deutschland hin?

Die moderne Sprachgrenze, welche Sie auf dieser Karte mit grüner Farbe eingetragen sehen, basirt auf den Forschungen von This. Für die Linie war nicht etwa massgebend die Sprache, welche die Vornehmen im Orte, in Dorf und Stadt sprechen, sondern die Volkssprache, der Dialekt. Auch die Sprache der Grabsteine, die noch unverfälscht künden, was die Leute sprachen, bevor französischer Chauvinismus sie verleitete, nach Aussen hin ein anderes Idiom zu gebrauchen, als in dem sie säßten und beteten, war mitbestimmend. Ist diese Grenze nun noch vor 800 Jahren dieselbe gewesen? Wir haben zur Bestimmung der damaligen Scheidelinie ein ausserordentlich zuverlässiges Mittel, — das sind die Kirchenbücher. Aus der Sprache der eingetragenen Urkunde können wir natürlich keinen Schluss ziehen, die richtete sich nach der Gewohnheit oder der Herkunft des Pfarrers. Massgebend aber sind die Unterschriften der Urkundenden. Wenn Leute ein Kindlein taufen liessen oder zur Trauung kamen und dann mit ihrem Namen den aufgenommenen Act unterzeichneten, so zeigt uns diese Unterschrift deutlich, welcher Sprache sich der Urkundende bediente. Aus dem Familiennamen lässt sich natürlich wenig erkennen — die wandern über die Grenze her und hin — wohl aber ist es massgebend,

ob einer Peter oder Pierre, Hans oder Jean schreibt. So können wir nach diesen Einzeichnungen recht gut die Sprachgrenze ziehen. Ich habe die Linie hier mit rother Farbe eingetragen. Wir sehen daraus, dass das Franzenthum doch thatsächlich vorgezogen ist. Es ist zunächst ein ziemlich grosses Gebiet mit Dieuze im Mittelpunkt, das ursprünglich deutsch gewesen ist und dann französisirt wurde. Weiter nördlich ist die Sprachgrenze von heute und damals ein ganzes Stück identisch, um sich dann südlich von Metz wieder zu theilen. Also hier ist thatsächlich Frankreich vorgezogen. Ist diese Linie nun eine blosser Etappe auf dem Vormarsch des Romanenthums? Wir müssen versuchen, arktologisch noch weiter zurückzukommen. Da bietet sich uns aus dem 15. Jahrhundert ein bischöfliches Copialbuch. Es wurden damals in der bischöflichen Kanzlei alle Schreiben sorgfältig eingetragen, die an die Pfarren gerichtet waren, und wir können hierbei die Beobachtung machen, dass der Schreiber stets diejenige Sprache wählte, die vom Adressaten gesprochen wurde. So kommen wir, wenn wir noch weiteres arktologisches Material heranziehen, mit der Sprachgrenze in das 15. Jahrhundert, und da finden wir, dass die Sprachgrenze von 1450 fast vollständig mit derjenigen von 1640 übereinstimmt. Eine kleine Abweichung bietet sich bei Marsal, das 1640 eine französische, 1500 aber eine deutsch sprechende Stadt ist. Auch in Vic, wohin wir morgen gehen werden, zeigen sich viele deutsche Elemente, hauptsächlich Handwerker, die durch die deutschen Bischöfe aus Nürnberg, Frankfurt a. M., ja selbst aus Marienberg dorthin gezogen waren, um das Gewerblieben der Stadt zu heben. Gehen wir noch weiter zurück, so bietet uns Metz selbst eine Handhabe, im 12. Jahrhundert übernahm ein Metzger Bürger, ein tüchtiger Mann, dessen Namen wir leider nicht kennen, die Bibel in die Landessprache, id est lingua Gallica, wie der deutsche Bischof Bertram dem Papste berichtet. Von Chauvinismus des Berichterstatters kann dabei keine Rede sein. Ganz abgesehen davon, dass diese Eigenschaft erst eine Begleiterscheinung nationaler Staatenbildung ist, so können wir eben diesem Bertram am allerwenigsten französische Regungen untertan: er war ein Niedersachse.

Weiter kommen uns für die nationale Grenzbestimmung noch die Flurnamen zu Hilfe. Flurnamen sind von ungeheurer Zähigkeit und künden, noch nach Jahrhunderten, welches Volk in diesen und jenem Dorfe einmal gesiedelt und gewohnt hat. Wir finden mit Hilfe dieses Mittels noch einen weiteren District, der auch im 14. und 15. Jahrhundert deutsch gewesen ist. Es war die Gegend von Emery, Ay und Argancy. Unsere Kenntnis der Flurnamen reicht etwa bis zum Jahre 1000; wir dürfen können wir auf Grund des historischen Materials die Sprachgrenze verfolgen, und es ergibt sich, dass zwischen 1000 und 1640, ausser in den genannten Orten, keine wesentliche Verschiebung eingetreten ist. In Vic und Marsal war es eine bürgerliche Colonisation. In der Gegend von Emery ist es der ersten zug und so in diesem Complexe allmählich, aber nur für kurze Zeit, die deutsche Sprache zur herrschenden gemacht hat.

Wollen wir jetzt noch über das Jahr 1000 hinauskommen, so bietet uns die Karte selbst ein Mittel in den Ortsnamen. Es ist Ihnen alle die Theorie Arnolds bekannt, die er in seinem Werke: Die Siedlungen und Wanderungen der deutschen Stämme, ver-

treten hat. Er stellte zum ersten Male den Grundsatz auf: Die Ortsnamen auf weiler und ingen sind Siedelungen der Alemannen, die mit heim, hof, hausen, bach, dorf sind fränkische Niederlassungen. Neu ist bald nachgewiesen worden, dass Orte auf ingen auch in England, Niederland und Italien (esago), Dörfer auf heim auch in Norwegen, Schweden und anderwärts vorkommen, dass von einer Beschränkung auf einzelne Stämme also nicht die Rede sein kann, sondern dass in diesen Grundwörtern gemein germanische Begriffe vorliegen. Insbesondere hat Schöber die dazgethan, gleichzeitig hat er aber als erster den positiven Grundsatz angestellt, dass in den Bezeichnungen ingen und heim der Siedlungsart zum Ausdruck kommt. In den Orten auf ingen sieht er Sippen siedelungen; so hat in Brnningen die Sippe des Bruno, in Inglingen die Sippe des Ingilo gesiedelt. Von den ingen scheidet er die Orte auf heim und fast diese in einer grossen Gruppe mit den hausen, hofen, court und villa zusammen. In so benannten Dörfern erblickt er Herrensiedelungen, wo nicht das Volk siedelte, sondern der einzelne Herr Besitz ergriff. Während aus den Sippen siedelungen die früheren Bewohner völlig vertrieben wurden, blieb in den Herrensiedelungen die alte Bevölkerung sesshaft.

Von den ingen und heim trennt er noch die Niederlassungen auf weiler und villers. Hier neigt er dazu, es möchten alte romanische Ueberbleibsel in ihnen stecken.

Gegen Schöber ist Hans Witte aufgetreten. Er wirft die ingen, hof, hausen, heim in eine Gruppe zusammen und scheidet von dieser die von ihm sogenannten Weilerorte, d. h. die Ortschaften auf villers, weiler, court, ville und weinle. Die letzteren bezeichnet er sämtlich als romanische Gründungen, während die erste Gruppe germanische Siedelungen darstellt. Die ingen und heim sind für ihn nur zeitlich verschiedene Gründungen und zwar sollen die heim die älteren, die ingen die jüngeren sein.

Einig sind sich also Witte und Schöber nur darin, dass die „weiler“ auf romanische Abkunft deuten. Aber während Schöber vorsichtiger zurückhält und noch nicht weitgehende Schlüsse zieht, spricht Witte mit aller Entschiedenheit aus, dass das Elsass, wo es eine Menge weiler gibt, zu einem Drittel mit romanischen Siedelungen bedeckt ist. Sodann haben Schöber und Witte, da sie sich speciell mit Lothringen beschäftigen, die Orte auf acum und etum ausgeschieden und sehen sie, woran hi dahin allerdings nur Phantasien gewirfelt hatten, als romanische Gründungen an.

Wenn wir zunächst auf die Orte auf weiler eingehen, so ist es auffallend, dass sich kaum ein einziger in dem rein romanischen Gebiete um Metz findet. Auch da, wo die Romanen noch nicht zwischen germanischen Siedelungen verstreut finden — ich habe auf der Karte die „Herrensiedelungen“ braun, die „Sippen siedelungen“ blau eingetragen, die romanischen Siedelungen sind weiss geblieben — ist kaum ein einziger weiler. Diese weiler liegen alle in dem germanischen Siedlungsgebiete. Auch auf der Peutingerschen Tafel, in den römischen Castrisern werden Sie vergebens nach einem Orte auf villers suchen. Es kommt hinzu, dass fast alle diese Orte einen germanischen Personennamen als Bestimmungswort haben — Fulradweiler, Bernhardsweiler. Ist es da denkbar, dass dieses alles romanische Gründungen sind? Witte ist nun allerdings mit dieser letzten Thatsache schnell fertig geworden. Er sagt: Die Romanen haben schon bald

germanische Namen angenommen. Aber ist es denkbar, dass der Unterworfenen sich und seine neugewundenen Dörfer schon im 4. Jahrhundert — und diese Zeit müssen wir nach Wittes Ansicht zu Grunde legen — mit dem Namen des Siegers nennt? Das sieht es heute nicht und das war auch damals ausgeschlossen. Da musste längere Zeit in eis' Land gehen, bevor man die von den Vätern ererbten Namen bei Seite warf, um vom Sieger Vortheile zu erlangen. Es kommt dann noch dazu, dass so viele weiler-Namen vorhanden sind, die in dem Bestimmungsworte eine christliche Benennung haben, Bischofs-, Münchs-, Nonnenweiler, Berabardweiler, Petersweiler u. s. w., dass sind alles viel spätere Benennungen. Es ist mir leider durch die Kürze der Zeit verengt, hier ausführliche Nachweise zu geben. Aber ich glaube, dass meine Andeutungen schon genügen, um sie davon zu überzeugen, dass wir in den weiler- und villers keinesfalls romanische Siedelungen zu sehen haben. Es sind germanische, zum grössten Theile christliche Gründungen. Vor Allem ist dabei aber zu vermeiden, nun in allen Dörfern auf weiler gleichzeitige Gründungen sehen zu wollen. Es gilt von den weiler wie von dem heim und ingen, dass diese Grundwörter in den Gegenden, wo sie häufig auftreten, auch für spätere Gründungen Mode geworden sind, obwohl den Namegebern der in dem alten Worte liegende Begriff völlig verloren gegangen ist. So habe ich in Lothringen ein weiler gefunden, das erst im 18. Jahrhundert gegründet wurde. Vor allen Dingen dürfen wir die weiler, nicht wie Witte es will, mit ville zusammenwerfen. Wir haben Urkunden des Kaisers Karl des Kahlen, worin es heisst: villa cum suis villaribus, villula cum suo villare, das Dorf mit seinem Weiler, der Weiler ist ein Anos, ein Appendix, ein Vorwerk, das zum Dorfe gehört. Weiler ist jedenfalls nicht das grössere Dorf, sondern der kleinere Siedlungsbezirk.

Bei den Orten auf acum und etum ist es scheinbar ordentlich auffallend, dass sich ein so vollständiger, dichter Kranz um Metz herum gebildet hat. Dieser Kranz um Metz ist rein romanisch, nur ganz weisse germanische Siedelungen und zwar nur solche auf ville, nicht eine auf ingen, sind eingedrungen. Ob diese nicht in späterer Zeit entstanden sind, muss ich noch dahingestellt sein lassen. Im Allgemeinen ist der ganze Kranz rein romanisch geblieben. Er ist so der einen Seite — nach Westen hin — begrenzt durch Herrensiedelungen, auf der anderen Seite durch ein Gemisch von diesen Herren- und Sippen siedelungen. Sippen siedelungen kommen über eine scharf markirte Linie hinaus nicht vor, sie müssen also eine ganz besondere Bedeutung haben.

Wo sich die Orte auf ingen ausbreiten, da haben wir fast keinen romanischen Ortsnamen mehr. Da nun die ingen zusammenfallen mit der Sprachgrenze, wie wir sie vorher für das Jahr ca. 1000 festgestellt haben, so dürfen wir jetzt mit Sicherheit sagen, die Siedler, welche die Dörfer auf ingen gegründet haben, sind diejenigen, welche ausschlaggebend für die Nationalität und Sprachgrenze geworden sind. Das ist der beste Beweis für die Richtigkeit der Schöber'schen Ansicht, dass wir in den ingen Sippen siedelungen zu suchen haben. In dichten Scharen war das Volk gekommen, hatte die frühere romanische Bevölkerung herangeworfen und eine einheitliche Bevölkerungsmasse gebildet. Es mögen zunächst einige romanische Orte bestehen geblieben sein, sie sind allmählich aufgegangen und germanisiert worden.

Was die Ortschaften auf heim, ville und court, die Schbier in eine Gruppe zusammenfasst, angeht, so kann ich mich in der mir bemessenen Frist auf das Einzelne leider nicht einlassen, ich kann nur das Resultat meiner Forschung geben, wie Sie es auf dieser Karte eingetragene finden. Es bestätigt voll und ganz die Schbier'sche Ansicht, dass die beim in Deutschland, die ville und court in Frankreich zusammengehören und dass es Herrensiedlungen sind. Damit erklärt sich, warum diese Siedlungen, die auch über romanisches Gebiet verbreitet sind, nicht massgebend wurden für die Sprache. Es war eine romanische Bevölkerung sitzen geblieben und der fränkische Herr unterlag mit seiner Familie der überlegenen romanischen Kultur.

So können wir auf Grund dieser Ortsnamenforschung sagen, dass die Sprachgrenze, wie wir sie für die Zeit von 1640 sieben drüften, wie sie sich um im 16. Jahrhundert zeigte und wie sie sich an den Flurnamen bis zum Jahre 1000 zurückverfolgen liess, im Wesentlichen identisch ist mit der Völkergrenze, die zur Zeit der Völkerwanderung sich zwischen Romanen und einer germanischen in Sippen siedelnden Bevölkerung gebildet hatte.

Es ist nun die Frage: Weshalb haben diese siedelnden Scharen gerade hier Halt gemacht, weshalb sind sie nicht weiter vorgedrückt? Kein grösserer Fluss hat ihnen Halt geboten, kein Gehirge hat sich ihnen in den Weg gestellt.

Für die Umgegend von Metz lässt sich leicht eine Antwort geben: Es ist die römische Festung, die seit dem 3. Jahrhundert einen mächtigen Mauergürtel trug, die sich auf's Aeusserste wehrte, um die westliche Verbindung mit den noch bestehenden Theilen des römischen Reiches nicht zu verlieren. In weiten Bogen ziehen die germanischen Siedlungen um das städtische Gebiet herum, wie die brandende Woge, die über das Land hinwegwehmt und Stück auf Stück des fruchtbaren Erdreiches hinunterspült, vor dem vorspringenden Felsen zurückprallt.

Wie aber ist es weiter östlich? Ich babe die Römerstrassen mit schwarzen Strichen in diese Karte eingezeichnet. Nach Süden zu zieht sich einer dieser Wege über Delme nach Marsal und von hier weiter in fast schenkrader Linie bis zum Donon, den er überschreitet, um die Verbindung nach Basel zu gewinnen. Eine zweite Strasse geht von Marsal östlich über Tarquimpol (Decempagi) und Saarburg nach Strassburg.

Diese Strassen sind bestimmend geworden für die Sprachgrenze.

Zunächst hat man die Verbindung Metz-Marsal-Saarburg zu halten gesucht. Als aber die Zaberner Steige von den Germanen überzogen ist und Saarburg der Gewalt der Feinde nicht hat Stand halten können, da beschriebt man sich auf die Vertheidigung der Linie Metz-Marsal-Donon.

Nicht als ob man die Verbindung mit dem Elsass hätte offen halten wollen; die war längst wertlos geworden, seitdem Strassburg in die Hände der Alemannen gefallen war. Wohl aber galt es, die Verbindungswege nach Süden und Westen durch die vorgelagerte Strasse mit ihren Sperrforts von Delme und Marsal zu vertheidigen, so lange es irgend ging. Es war eine Etappenstrasse, auf der man von Metz aus die Truppen mit Leichtigkeit hin und her zu werfen vermochte, um sich nicht gänzlich abdrängen zu lassen von Südgallien und Italien.

Cent.-Blatt d. deutsch. A. G. Jhrg. XXXII. 1901.

So sind parallel mit dieser Strasse die germanischen Scharen, sei es, dass sie der Gewalt geborchen oder durch Vertrag Wohnsitz fanden, sesshaft geworden, und als Metz am Ende des 8. Jahrhunderts durch friedliche Abmachung in fränkische Hände kam, da waren die Siedler längst ansässig geworden, so dass das Gebiet rings um die Stadt von germanischen Niederlassungen durchaus verflochten blieb.

Wir dürfen noch die weitere Frage aufwerfen: Welchem Volkstamm gehören nun diese Sippen-siedlungen auf ingen an? Sind sie derselben Nationalität wie die court, ville und heim?

Zunächst werden wir feststellen können, dass, wenn die Endung ingen auch allgemeingermanisch ist, doch das Vorkommen so zahlreicher ingen auf demselben beschränkten Gebiete auf einen einheitlichen Siedlungsact deutet. Es ist ausgeschlossen, dass hier fränkische und alemannische Sippen durcheinander sitzen. Es ist wohl möglich und denkbar, dass zwischen den Sippen des einen Volkstammes, die Herren des anderen sitzen, aber die ingen-Orte in Lothringen müssen einer Nationalität sein. Wenn wir auf der Karte die Vertheilung der Herren- und der Sippen-siedlungen betrachten, so ergibt sich sofort, dass die ingen-siedler zuerst in das Land gekommen sein müssen. Die auf der Karte blau markirten Siedlungen sind zunächst auf die Romanen gestossen, die blass gedruckten Siedlungen waren noch nicht vorhanden. Nicht die Bewohner dieser letztgenannten Gebiete, die germanischen Herrenvölker, haben den Sippen-siedlern Halt geboten, sondern die Romanen. Erst später können die Herren-siedler gekommen sein und können ihren Fuss in das romanische Gebiet weiter nach Westen gesetzt haben.¹⁾ Nach unserer geschichtlichen Kenntnis sind nun aber die Alemannen die ersten gewesen, die in das Land eingedrungen sind, also können die Siedlungen auf ingen hier in Lothringen nur den Alemannen angehören. Dafür sprechen noch andere Beobachtungen. Man hat sich mit Vorliebe darauf berufen, dass in Lothringen ein fränkischer Dialekt gesprochen werde, um das Gegenheil zu erweisen. Nun, meine Herren, mit dem Dialekte lässt sich meines Erachtens überhaupt nichts beweisen. Man hat die Sprache im oberen Rheinthale alemannisch genannt, weil man glaubte, da wohnten Alemannen und man hat die Sprache der Gegenden, in denen man fränkisches Volksthum annahm, fränkisch genannt. Im Allgemeinen wird man das Richtige getroffen haben. Aber nun weiter zu schliessen und zu sagen, wo diese Sprache, die man alemannisch genannt hat, vorherrscht, müssen Alemannen, wo der fränkische genannte Dialekt gesprochen wird, müssen Franken gewesen haben, ist ein circulus vitiosus. Für den sogenannten alemannischen und fränkischen Dialekt, dessen Hauptdifferenz auf der Lautverschiebung beruht, ist nicht der alemannische oder fränkische Staatsverband massgebend gewesen, sondern die Verkehrsbeziehungen. Wenn in Lothringen der Verkehr das Moselthal abwärts ging, so vollzog sich hier dieselbe lantliche Entwicklung, die an der Verkehrsstrasse durchgedrungen war. Andererseits war Lothringen aber durch die Vogesen scharf vom Elsass geschieden. Da hinüber war so gut wie kein Verkehr. Damit war aber ein sprachlicher Einfluss von hüten nach drüben abgeschnitten. Dementsprechend entwickelte sich der Dialekt der elassischen Alemannen

¹⁾ Ich bemerke, dass diese Siedlung von Norden her sich westwärts um die Stadt Metz gezogen hat.

gemeinsam mit denjenigen der obernheinischen Nachbarn, derjenige der lothringischen Alemannen entsprechend demjenigen der Moselländer.

Nicht die Lautverschiebung lässt sich heranziehen, höchstens sind andere Eigentümlichkeiten des Volkedialektes, die sich aus der Zeit gemeinsamen Wohnens erhalten haben, so das Genuß bestimmter Wörter, charakteristische Bezeichnungen, die nur dem einen oder anderen Dialekte angehören, verwertbar. Wenn wir aber darauf Gewicht legen wollen, so können wir gerade beweisen, dass im lothringischen Dialekte ganz wesentliche alemannische Bestandtheile auffindbar sind. So würde also der alte Arnold wieder Recht bekommen, aber nicht, weil irgen alemannisch, heim fränkisch ist, sondern weil die lothringischen Alemannen in Sippen gesiedelt haben und die Franken als einzelne Herren in das Land gekommen sind.

Ich bitte Sie, wenn Sie nun noch drüber zurückkehren, abgesehen von dem, was ich Ihnen hier von Franken und Alemannen oder von den Orten auf weiler vortragen durfte, das eine festzuhalten: Die Sprachgrenze, die mitten durch Lothringen zieht, ist nicht. Wenn auch ganz Lothringen politisch dereinst deutsch gewesen ist, national war es dies an einem Drittel niemals. Will man die Verhältnisse hier zu Lande beurtheilen, so muss man billiger Weise berücksichtigen, dass ein grosser Theil der Bewohner unseres Landes, soweit die Geschichte zurückreicht, romanisch gesprochen hat, dass es also nicht boer Wille ist, wenn sie auch jetzt noch französisch als ihre Muttersprache reden.

Der Vorsitzende:

Ich habe noch einige kurze, aber auch wichtige geschäftliche Mittheilungen zu machen.

Zunächst habe ich anzuzeigen, dass Herr Professor Klantsch und eine grosse Reihe von Mitgliedern unserer Gesellschaft einen Antrag an die Gesellschaft gestellt haben, kurs dahingehend, dass jedesmal vor Beginn der Sitzung die Reihenfolge der Vorträge in der Gesellschaft selbst festgelegt werden möge. Dieser Antrag muss der geschäftlichen Behandlung derartiger Anträge unterliegen, dass ich ihn hier mittheile und Sie in unserer Geschäftssitzung am Donnerstag zu befragen haben, ob Sie diesen Antrag annehmen wollen oder nicht. Ich theile ihm schon jetzt mit, dass jeder sich die Sache überlegen und die Abstimmung erfolgen kann. Wenn der Antrag angenommen wird, werden wir vom nächsten Jahre an in dieser Weise verfahren. Ich bitte Herrn Professor Klantsch, den Antrag schriftlich zu formulieren und mir vorzulegen.

Dann habe ich die Reihenfolge der (angemeldeten aber s. Th. nicht abgehaltenen [d. Red.] Vorträge für Morgen, wie wir sie jetzt festgestellt haben, mitzutheilen, damit jedermann weiss, was Morgen vorkommt:

1. Virchow: Ueber den prähistorischen Menschen und über die Grenzen zwischen Species und Varietät.
2. Köhl: Das neuentdeckte Steinzeit-Hockergrabfeld von Flomborn bei Worms, eine neue Phase der neolithischen Cultur.

3. J. Ranke: Ueber den Zwischenkiefer des Menschen.

4. Klantsch: Ueber die Anprägung der specifisch menschlichen Merkmale in unserer Vorfahrenreihe.

Ich möchte fragen, ob Herr Dr. Schötenbeck anwesend ist? Er ist nicht anwesend, sein Vortrag wird deshalb gestrichen oder in einer kürzeren Mittheilung wiedergegeben.

5. Kollmann: Ueber Pygmaidenfunde in der Schweiz.

6. Schliis: Ueber neolithische Besiedlung in Südwestdeutschland.

7. Pauli: Ethnographisches und Anthropologisches aus Kamerun.

8. Wilser: Rasse und Sprache.

9. Bagriel: Die Zahlensymbolik der Jakuten.

Am Donnerstag:

1. Virchow: Ueber Schädeldeformation.

2. Schichtel: Mittheilungen über chemische Umwandlungen an Feuersteinwaffen.

3. Birkner: Referat über Mittheilungen von Balz-Tokio und Herzog-Colmar.

4. Teich: Die erste Entdeckung der Brouss.

Ich habe angekündigt: Ueber Präanaalgruben, aber ich habe ein anderes Thema gewählt, weil ich das Material gerade bekommen habe, ein Thema aus der Criminalanthropologie: Schädel und Gehirn des in Berlin hingerichtet gewordenen Mannes, eines gewissen Bobbe, der Menschenfallen construirte hat und sein ganzes Leben lang ein ausgesuchter Verbrecher war. Wenn einmal ein solcher Fall vorkommt, muss man, da die criminal-anthropologischen Fragen actuell geworden sind, einen solchen Fall untersuchen. Ich habe das gethan und werde einige Mittheilungen machen und Präparate vorzeigen. Das wird der Schluss unserer Vorträge sein.

Herr Professor Dr. Klantsch-Heidelberg:

Ich möchte nur zur Orientirung der Mitglieder der Gesellschaft bezüglich des Antrages, welchen ich im vorigen Jahre in Halle stellte, und welcher schließlich der Wunsch vorlag, es möchte die Festsetzung der Reihenfolge der Vorträge nicht allein von Vorstand ausgehen, sondern es möchten dabei die Wünsche und das Recht der Mitglieder berücksichtigt werden. Ich habe den Vorschlag gemacht, bei Beginn der Sitzung die angemeldeten Vorträge zu verlesen, um die besonderen Wünsche, die innerhalb der Gesellschaft bestehen, zu erfahren, ob ein Vortrag früher gesprochen wird oder später u. dgl., so dass durch gemeinsame Vorlegen eine gewisse Reihenfolge von vornherein festgesetzt werden soll. Es lag mir dabei jegliche Absicht fern, irgendwie die Thätigkeit des Vorstandes beeinträchtigen oder stören zu wollen; es schien vielmehr wichtig, dass Dinge von allgemeinem Interesse zu besonders günstiger Zeit vorgetragen werden. Der Antrag bezweckt also nur eine gewisse Mitwirkung der Mitglieder.

Der Vorsitzende:

Ich schliesse nunmehr die Sitzung.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schatzmeister Herrn Dr. Ferd. Birkner, München, Alte Akademie, Neubauerstrasse 61. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 5. October 1901.

Correspondenz-Blatt
der
deutschen Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 10.

Erscheint jeden Monat.

Oktober 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Rezensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortl. lediglich die Herren Autoren, a. S. 16 des Jahrs. 1894.

Bericht über die XXXII. allgemeine Versammlung der deutschen
anthropologischen Gesellschaft in Metz

vom 5. bis 9. August 1901

mit Ausflügen in's Briquetage-Gebiet, nach Vic und nach Alberschweiler in den Vogesen.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Zweite Sitzung.

Inhalt: 1. Der Vorsitzende. — 2. R. Virchow: Ueber den prähistorischen Menschen und über die Grenzen zwischen Species und Varietät. Dann Ranke, Klaatsch, Virchow, Vorsitzender, Ranke. — 3. Köhl: Das neuentdeckte Steinzeit-Hockergrabfeld von Plomborn bei Worms, eine neue Phase der neolithischen Cultur. Dann Schlia. — 4. Der Vorsitzende: Telegramm an Seine Majestät den deutschen Kaiser. — 5. J. Ranke: Ueber den Zwischenkiefer. — 6. Klaatsch: Ueber die Ausprägung der spezifisch menschlichen Merkmale in unserer Vorfahrenreihe. Dann Krummenacker, Klaatsch, Alsborg, Oppert. — 7. R. Virchow: Die Markhöhle im Mammutknochen. — 8. Schlia: Ueber neolithische Besiedelung in Nordwestdeutschland. Dazu Henning. — 9. Paull: Anthropologisches und Ethnographisches aus Kamerun.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung.

Herr R. Virchow:

Ueber den prähistorischen Menschen und über die Grenzen zwischen Species und Varietät.

Das Capitel, welches ich vor hatte vor Ihnen zu erörtern, ist an sich so verwickelt, dass ein besonderes Gesehick dazu gehören würde, die einzelnen Dinge so scharf zu gruppieren und zu fassen, dass der nicht ganz erfahrene Zuhörer sofort ein volles Verständniss gewinnen könnte. Sie haben wohl aus der Tagesordnung ersehen, dass sich meine Betrachtungen auf zwei ver-

schiedene Gebiete beziehen, die scheinbar sehr weit auseinander liegen: nämlich einerseits auf die Abweichungen, welche die natürliche Entwicklung des Menschen mit sich bringt, das was der alte Blumenbach, als er zuerst über diese Verhältnisse schrieb, die *varietas nativa* nannte, die angeborene Abweichung, und im Gegensatz dazu auf das, was erst seitdem Gegenstand geuener Aufmerksamkeit geworden ist und jeden Tag mehr wird, die künstlichen Veränderungen, welche die Menschen entweder absichtlich oder unabsichtlich an sich herbringen, was wir kurzweg die Deformationen nennen. Zwischen den natürlichen Variationen und den Deformationen

gibt es aber eine so grosse Reihe von Uebergangsverhältnissen, dass selbst für den geübtesten Feiner daraus grosse Schwierigkeiten hervorgehen. Diese Fragen haben eine nicht geringe wissenschaftliche Bedeutung gewonnen insofern, dass der eine etwas für natürliche Variation nimmt, der andere für eine Deformation ansieht. Ich darf dabei wohl darauf hinweisen, dass die Variation in das Gebiet der natürlichen Entwicklung, wie wir das gewöhnlich heute aufbauen nach unserem Schematismus ordnen, also in das Gebiet der Physiologie fällt, während die Deformation, die eine künstliche Verunstaltung des Körpers herbeiführt, streng genommen in das Gebiet der Pathologie gehört. Diese beiden Gebiete gehen, so sehr sie scheinbar voneinander liegen, vielfach doch gewissermassen ineinander über. Ja ich selbst bin so weit gegangen, zu behaupten, dass ohne Pathologie auch die Physiologie gar nicht sein würde, und dass der Mensch, wie er jetzt ist, zweifellos nicht so geworden sein würde, wenn er eben nicht durch zahlreiche Umstände bestimmt worden wäre, bald nach dieser, bald nach jener Richtung pathologische Veränderungen einzugehen. So ist es gekommen, dass wir immer mehr in Schwierigkeiten gerathen sind, diejenige Eintheilung festzuhalten, welche herkömmlich ist und von der man annehmen muss, dass sie auf den ersten Blick sich als notwendig und natürlich ergibt. Ich möchte aber behaupten, dass je genauer man die Sachen eingieht, es immer schwieriger wird, diese Grenzen festzuhalten; man kommt, wie sich auch in der übrigen Welt zeigt, immer mehr auf die verschiedenen Zwischenstationen, die Zwischenglieder, die allmählich den Uebergang von einem Zustande zum anderen vermitteln. Ich darf vielleicht eine ganz allgemeine Bemerkung vorausschicken, obwohl sie noch etwas deplacirt erscheinen kann, nämlich was sich schon andeutete, dass wenn die Menschheit ganz regelmässig sich so entwickelt hätte, dass immer der Vorfahr das Muster für den Nachfahre gewesen wäre, wenn also die Kinder immer so genau den Eltern entsprochen hätten, dass sie unverkennbar als Kinder derselben sich darstellten, dann etwas ganz anderes aus der Menschheit geworden sein würde, als es in Wirklichkeit geschehen ist. Denn thätlich haben wir jetzt eine so grosse Masse von Variationen, nicht bloss bei den verschiedenen Rassen, sondern auch bei den verschiedenen Stämmen, Völkern n. s. w., auch bei den einzelnen Gesellschaften, dass wenn man diese Variationen studirt, muss in ein Chaos von verschiedenen Typen hineinkommen.

Ich werde heute zunächst vermeiden, die eigentlichen Deformationen zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. Ich habe dafür eine ganz hübsche kleine Sammlung, namentlich von Schädeln, zusammengestellt, die Sie wohl später zum Gegenstande einer genaueren Betrachtung machen werden. Ich kann zu meiner Entschuldigung sagen, dass, nachdem man die Deformationen in den Vordergrund geschoben hat, es nach meiner Meinung unangenehm ist, die alten Grundlagen für die Darstellung beizubehalten. Wir haben, wie Sie ja wissen, für die Mehrzahl der Rassen nicht gerade einen angeheuren Vorrath von naturwissenschaftlichem Materiale. So gut wie man sehr häufig eine einzige Person gewissermassen als Repräsentanten für einen ganzen Stamm nimmt, einen Neger z. B. für alle Neger, einen Juden für alle Juden, so kann man auch einen Schädel für alle Schädel nehmen und daraus weitere Deductionen machen. Diese Betrachtung ist nicht ganz „ohne“, um mich berlinisch auszudrücken. Die bisherige Methode,

auch die eigentlich anthropologische Schädel- und Skelettlehre zu studiren, war meistens auf einzelne Exemplare gestützt; aus einem Exemplare construirte man oft genug die ganze Masse.

Was zunächst mich veranlasst hat, das hier vorzubringen, ist ein Buch, das Herr Schwalbe vor kurzer Zeit publicirt hat, heisst: 'Der Neanderthaler Schädel.' Herr Schwalbe hatte nicht die Absicht, bloss den einen bekannten Neanderthaler Schädel als solchen zu betrachten, sondern er wollte die Neanderthaler Rasse darstellen. Wie schon Schaffhausen seiner Zeit gethan hatte, betrachtete noch er diesen Schädel als Massstab für alle anderen Schädel, welche etwa in der Zeit, wo der Neanderthaler Mensch gelebt haben konnte, vorhanden waren, und er deducirte daraus die besondere Art, wie der Mensch überhaupt in jener Zeit ausgehen habe. Das ist auch die herkömmliche Methode für die meisten populären Bücher über die Geschichte des Menschengeschlechtes: es wird der Neanderthaler vorgezeichnet, als wäre er gewissermassen der Adam der wissenschaftlichen Welt. Die correcteren Anstome sind nach und nach auf eine Zahl ähnlicher Schädel gestossen, die weder aus derselben Gegend herkommen, also keine Landeaten sind, noch aus der gleichen Zeit, die also zweifellos anderen Regionen angehören, und z. B. in die änzere Zeit historischer Unsers jungen Anstome, die immer eine grosse Tendenz für das Griechische haben, haben daraus die Neanderthaloide genannt, also die dem Neanderthaler Schädel ähnlichen anderen Schädel. Daran ist allmählich eine ganze Colonie geworden; verschiedne Museen besitzen Exemplare davon. Ich werde die Ihre haben, Ihnen nachher auch einen ausgezeichneten Neanderthaloiden vorzuführen, der zweifellos erst der neueren Geschichte angehört, an dem Sie aber sehen können, wie gewisse Merkmale sich im Volke erhalten. Stellt man fest, dass Formen, wie sie der Neanderthaler Mann geboten hat, auch noch in der Gegenwart existiren, dass eine Rasse, die seiner Zeit am Niederrhein vorausgesetzt wurde, sich weiter verbreitet hat über die benachbarten Gebilde, so dass z. B. das ganz friesische Gebiet in diese Art der Betrachtung hineingezogen werden kann, so kommt man allmählich bis an die gegenwärtigen Menschen, wie sie sich aus Asien; wenn Jemand eine Reise durch Holland macht und namentlich die Küsten und Inseln besucht, da kann er überall auf Neanderthaloiden stossen, und das entsteht immer die Frage: ist das eine Rasse oder ist es keine? Die zoologisch gebildeten Menschen haben für diese Frage der Rasse ein Merkmal, das nicht zu Merkmal der Erblichkeit. Wenn dieselbe Form sich in einer Familie wiederholt und sobald als die Familie grösser wird, in immer grösserer Umfang auf den Stamm übergeht, dann bekommen wir eben eine der Formen der *varietas nativa* des alten Blumenbach, dann ergeben sich daraus Folgen, die für die Wissenschaft insofern schwierige Probleme mit sich bringen, als es sich nun fragt, erstens, wie können die Leute dazu, gerade so auszugehen? und zweitens, wo weit verbreitet sind dieser Typus? Wenn Neanderthaloiden Menschen in der That die ältesten gewesen wären, gewissermassen die Adamiten, so würde es in bezuglich sein, dass man sie vom Ararat bis zum Cap Finisterre treffen würde, mit einem Male müssten diese Adamiten das ganze Gebiet besetzt haben. Dann würden wir allerdings auf eine historische Frage kommen, die bisher kaum berührt worden ist. Auf der anderen Seite muss man aber doch fragen: sind in der That

diese Objecte von einer solchen Sicherheit, können sie so sehr als Maasstab für das Urtheil im Ganzen genommen werden, dass wir sie unbedenkenlich die Normalobjecte für diese Periode und für diese Zeit annehmen dürfen?

Man ist beim Neanderthaler Schädel seiner Zeit sehr schnell über diese Frage weggekommen. Als Schaffhausen seine ersten Publicationen gemacht hat, haben sich die hervorragenden Persönlichkeiten im Gebiete der Anatomie damit beschäftigt, und es sind schon damals sehr differente Meinungen aufgefunden. Einer der ausgezeichnetsten damaligen Untersucher war Huxley, mein sehr verehrter und leider zu früh gestorbener Freund. Er kam auf die Vergleichung mit den Australiern, eine Vergleichung, die sich auch bisweilen bequemer darbietet. Wenn man die Australier als Repräsentanten einer niederen Menscheneentwicklung betrachtet, so wird man natürlich, wenn man an Niederbiegen auch eine solche niedrigere Form findet, fragen müssen: haben beide gar nichts miteinander zu thun? Huxley hat nicht behauptet, dass die Neanderthaler direct aus einem australischen Stamme hervorgegangen seien, aber er hatte zweifellos ein gewisses Recht zu sagen, sie gehören in diese Kategorie hinein, sie müssen in eine Parallele gestellt werden. Daraus resultirt weiterhin die Nothwendigkeit, eine detaillierte Untersuchung über die einzelnen Verhältnisse des Neanderthalers zu machen, und ich glaube, ich war der erste, der diese Untersuchung etwas vertieft hat. Ich war in der gleichen Lage, eines nach dem andern die Reste des Neanderthalers, die heute auf unserem Tische grossentheils vergraben sind, noch in dem Hause des ursprünglichen Entdeckers, des Herrn Fallrot in Elberfeld, zu sehen. Dieser machte ein grosses Geheimniss aus den Originalstücken. Was man erhalten konnte, war ein Abriss des Schädels, den Schaffhausen hatte herstellen lassen, aber das Uebrige wurde sequestriert. Es gab eine gewisse Periode, wo man gar nicht an die Originalstücke herankommen konnte. In dieser Periode befand ich mich eines Tages in Elberfeld und kam auf den nahe liegenden Gedanken, ob es nicht möglich sein sollte, an die Knochen selbst zu kommen. Es stellte sich glücklicher Weise heraus, dass Fallrot eine kleine Reise gemacht hatte, dass aber eine Frau zu Hause war, diese war so liebenswürdig, auf mein Flehen einzugehen und die gesamten Knochen mir vorzulegen. Das war allerdings nur ein Tag und nur einige Stunden, aber diese genügt für mich, ungefähr die Hauptverhältnisse festzulegen und niederzuschreiben, und das habe ich dann publicirt.¹⁾ Das ist genau genommen das Hauptargument, welches Herr Schwalbe in diesem grossen Schriftstücke abgehandelt hat, und welches auch der Grund ist, dass ich hier speciell darauf eingehe. Ich fand nämlich bei meinen Untersuchungen, dass an den verschiedenen Knochen, sowohl dem Schädel wie den Extremitätenknochen, eine grosse Menge von Abweichungen vorhanden war, welche mit denen anderer Menschenknochen nicht übereinstimmen, also disparat erschienen, manche, die nur an gewissen Theilen hervortraten, aber auch solche, welche überhaupt nicht in die normale Entwicklung hinein gehörten. Ich habe dann meinen Bedenken öffentlich Ausdruck gegeben. Das hat die Folge gehabt, dass die Begeisterung für den Neanderthaler ein wenig gedämpft worden ist. Erst mein sehr verehrter Freund Schwalbe hat umgekehrt

das sehr löbliche Streben entwickelt, diesen theuren Resten wieder volle Ehre zu Theil werden zu lassen. Er kommt nämlich zu der Auffassung, dass das ein regelrechter alter Mann war, der als Testtypus gelten kann. Sie werden Gelegenheit haben, die Knochen anzu sehen, für diejenigen, welche dieselben vergleichen möchten, wird sich sehr bald ergeben, dass, je nachdem man dieselben mit mehr wohlwollendem und un-kritischem Blicke ansieht, sich andere Resultate ergeben, als wenn man sehr peinlich und scrupulös unter-sucht. Für mich darf ich vielleicht als Entschuldigung anführen, dass wenn man nur ein einziges Object hat und von diesem einen Objecte aus eine ganze Klasse construirt wird, man nach meiner Meinung nicht peinlich genug sein kann. Es hat sich auch gezeigt, dass eine ganze Reihe von Menschen, in dem Bestreben, aus einem einzelnen Schädel den Typus einer Klasse abzuleiten, verführt worden sind, die höchstbesonderen Schlüsse zu ziehen. Ich kann daher nicht zusehen, dass man berechtigt wäre, von der peinlichen Methode abzugehen, ehe man nicht eine gewisse Zahl von Objecten besitzt, die wirklich zu vergleichen sind. Das ist der Grund gewesen, warum ich seit Jahren dahin gewirkt habe, dass man sich nicht einen Schädel oder ein Skelet, sondern Gruppen und zwar möglichst grosse Gruppen zu verschaffen sucht; denn wenn ich statt eines Schädels sechs oder zwölf habe, so kann ich schon durch die Zusammenstellung eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die sich darbieten, anschliessen und mich endlich zu der wirklichsten Ueberzeugung bringen: das ist nun das normale oder das typische Verhältniss. Das ist die Methode, wie die Wissenschaft überhaupt arbeitet. Ich will nicht diejenigen Männer schlecht machen, die von einem Objecte aus alles Mögliche construirt zu können glauben, aber ich muss doch sagen, wenn die Naturforscher sich darauf einrichten, von gewissen Gruppen oder Haufen auszugehen, so müssen sie notwendig in die Lage kommen, bessere Urtheile zu fällen als diejenigen, welche bloss von einzelnen Fällen ihre Schlüsse machen.

Ich darf vielleicht bei der grösseren Freundschaft, deren sich die Pfaffen bei den Menschen, namentlich bei den Damen erfreuen, darauf aufmerksam machen, dass, wenn Jemand z. B. eine Rose hätte und aus diesem einen Exemplare deduciren wollte, wie die Rosen überhaupt sich verhalten, er zu einer sehr einseitigen Auffassung kommen müsste. Je mehr durch besondere Zucht und besondere Einwirkung die Rose verändert worden ist, umso mehr muss sie von ihrem ursprünglichen Typus abweichen. Will man umgekehrt wieder das hindu, was wir den Typus nennen, so muss man von allen diesen verschiedenen zufälligen und künstlichen Variationen abheben und man muss wieder versuchen, eine Form im Geiste weitestens wieder herzustellen, von der man annehmen kann, dass sie ohne besondere Einwirkung das geworden ist, was uns jetzt entgegentritt. Das ist eine langweilige Geschichte. Ich will aus meiner eigenen Erfahrung nur ein einziges anthropologisches Beispiel anführen, was mir sehr nahe liegt, weil wir gerade in den letzten Wochen nach dieser Richtung eingehende Erörterungen gehabt haben. Dahinter im Stillen Ocean, an der äussersten Ostgrenze von Japan sind ein paar Inseln, auf denen sonderbare Leute vorkommen, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden dadorb erregten, dass sie ausserordentlich haarig waren. Haarmenschen, haarige Aleuten wurden sie von einigen genannt. Sie haben sehr grosse Härte, die sie nicht etwa wie wir tragen, sondern das ganze Gesicht und selbst der Kopf sind von einer Haar

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1872, S. 167.

krone umgeben; auch auf dem Körper haben sie überall Haare. In Folge davon hat man sie sofort für eine besondere Rasse gehalten. Da man in der Nähe keine anderen Leute fand, die auch so aussahen, sagte man, das müssen zusammenschüßige Leute, Leute eines Stammes sein. Noch heutigen Tages liegt das so, dass ein Japaner und ein Aino, wie diese Leute heißen, sofort dadurch sich unterscheiden, dass der eine Haare wie andere Menschen hat, während der andere diese kolossale Behaarung zeigt. Nun lag es ja in der That sehr nahe, zu fragen, woher kommen die Haarmenschen eigentlich? Da kommt man zunächst auf die Ähnlichkeiten. Denn jeder Reisende, der die Ainos sah, sagte, so muss irgendwo sonst in der Welt auch Leute geben, die ungefähr so aussehen. In den letzten Tagen, wo wir in Berlin darüber discutirten, hatten wir die Ehre unter uns einen der besten deutschen Beobachter in Japan zu haben, nämlich Professor BALS, den Leiharzt des Kaisers von Japan, der auch ein guter Anthropologe ist; dieser hat herausgefunden, dass die Ainos die grösste Ähnlichkeit mit russischen Bauern haben, ja er ist so weit gegangen, als Typus für diese Ähnlichkeit eine der bekanntesten Physiognomien herauszufinden, nämlich den berühmten Tolstoi. Dieser ist nach ihm als Typus der Ainos zu betrachten, nicht bloss wegen seiner Behaarung, die ganz kräftig ist, sondern auch wegen seiner sonstigen körperlichen Bildung und Erziehung.²⁾ Die Folge dieser Betrachtung ist, dass, obwohl damit eine grosse Heterogenität für Tolstoi gewonnen werden würde, Herr BALS doch schliesslich dahin kommt, zu sagen, die Ainos müssen mit den Kankasiern zusammenhängen, und er ist geneigt, die Ainos als den Rest eines versprengten kankasischen Stammes anzusehen, der bis an den Stillen Ocean heran einstmals gewandert hat und grösstentheils im Laufe der Zeit zerrieben worden ist, so dass für ihn nur einige Inseln, z. B. Sachalin und Yesso übrig geblieben sind.

Das ist eine der praktischen Fragen, an denen Sie sich ungefähr klar machen können, warum wir ein so grosses Interesse haben, diese Merkmale genauer methodisch zu fassen. Ich selbst habe vom ersten Stadium an, wo ich mich specieller mit der eigentlich geographischen Anthropologie beschäftigt habe, auch das Interesse gehabt, einen Ainoschädel zu haben. Es gab damals gar keinen in meinem Bereiche. Ich bekam aber endlich einen: einer meiner russischen Gönner war so freundlich, mir einen zu besorgen.³⁾ Ich habe ihn beschrieben, möglichst genau, vielleicht zu genau wahrscheinlich nach Ansicht von Schwalbe; es stellte sich heraus, dass daran vielerlei pathologische Erscheinungen waren, von denen ich nicht glaublich behaupten zu können, dass sie den Ainos überhaupt eigenthümlich seien, sondern dass sie als individuelle betrachtet werden müssten. Ich war also sehr vorsichtig, ich habe keine Schlüsse daraus gezogen. Es vergingen ein paar Jahre, da kam eines guten Tages plötzlich eine kleine Kiste an von einem russischen Marinearzt, der zufällig nach Sachalin gekommen war, zur Zeit, als die russische Regierung die Occupation dieser merkwürdigen Insel vorbereitete und Kriegsschiffe hingeschickt hatte. Der Arzt ging ins Land und es fand sich, dass knrs vorher ein Hängling gestorben und begraben war, und dass der Art die Heiligkeit der Wissenschaft für grösser als die Heiligkeit des Grabes hielt, machte er sich darüber und entleerte das Grab und brachte nicht bloss

den Schädel, sondern auch die Kleider des Mooses mit. Ich habe ihm in meinem Inneren Absolution erteilt, im Uebrigen muss ich es seiner persönlichen Verantwortlichkeit überlassen. Ich war sehr erfreut, standte gleich den neuen Schädel, verglich ihn mit den früheren, und es stellte sich heraus, dass beide ganz verschieden waren, so verschieden, dass kein Verze von der Seite zu machen war. Dann kam auch einleiger Zeit ein dritter Schädel, und auch dieser stimmte nicht mit den beiden vorhergehenden überein.⁴⁾ Im Augenblicke sind es vielleicht neun solcher Schädel, die ich erhalten habe, und ich habe mit der Zeit nach der summarischen Methode der Anthropologen die Mittelaxeln berechnet und festgestellt, welche Grenzen angenommen werden müssen. Aber ich bin noch heutigen Tages nicht so weit gekommen, um aus allen diesen Schädeln für mich eine Ueberzeugung darüber zu gewinnen, woher die Ainos eigentlich kommen und wohin sie gehören. Wenn man mich darauf examiniert, so muss ich immer wieder sagen, ich weiss es nicht, sie sitzen da, 'jy suis et 'jy reste, sie leisten Widerstand gegen alle Einflüsse, welche auf sie einwirken. Die Zukunft wird darüber vielleicht entscheiden.

Ich führe Ihnen diese Erfahrung an, verhehle Anwesenheit, als Entschuldigungsgrund für mich, weil ich die Behauptung immer noch festhalte, dass nur eine peinliche und genaueste Untersuchung, dahin führen kann, diejenigen Eigenschaften festzustellen, welche als die eigentlich typischen zu betrachten sind. Dahin gehört in erster Linie, dass all dajeneige angeschiedes wird, was nur dem besonderen Individuum angeht, all die Merkmale, die wir kurzweg individuelle Eigenschaften nennen. Wenn ich sechs Schädel habe und jeder mir bemerkenswerthe verschiedene Eigenschaften bietet, so müssen ihre Eigenschaften individuelle sein; erblich können sie nicht übertragen sein. Diese Leute können nicht alle von gleichen Eltern herkommen. Die eine oder andere ihrer Eigenschaften mag ja von den Vorfahren herkommen. Wo das nicht zu erweisen ist, da sind es immer nur Erscheinungen, gebildet durch individuelle Eigenschaften, und wir sind ganz unser Stande, herauszuerkennen, welche von diesen individuellen Eigenschaften vererbt und welche erst nachträglich entstanden sind. Zu einem vollen Verständnis gehört eine Reihe von Umständen, die wir eben zusammenrechnen müssen.

Als ich den Neanderthaler Knochen untersuchte, kam ich auf eine ganze Reihe von Eigenschaften, die mir als individuelle erschienen, ja ich kam auf die Vermuthung, dass gewisse dieser Eigenschaften durch kraftvolle Einwirkung entstanden seien. Herr Schwalbe hat das nun nachentdeckt und er hat den Neanderthaler in vielen Richtungen exemplirt. Es sind darunter verschiedene Eigenschaften, die ganz awifwello durch äussere Gewaltwirkungen hervorgerufen sind. Das Merkwürdigste darunter ist ein Beinbruch, ein gebellter Bruch, der aber nicht in unserer Sammlung hier ist. (Dr. Klantsch: Es gibt keinen Beinbruch beim Neanderthaler Menschen, sondern einen Armbruch.)

Nun geht, dagegen sehen Sie den Abguss des Oberknecks. Nehmen wir den Heidelberger als des normalen Menschen und bringen wir ihn in die grade Stellung, welche bemerkenswerth genug ist und namentlich in neuerer Zeit bei Gelegenheit des sogenannten Pithecanthropus die Aufmerksamkeit gefesselt hat, so werden Sie leicht sehen, wenn ich die beiden nebeneinander halte, dass der eine sehr stark nach

²⁾ Zeitschrift für Ethnologie. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1891, S. 175.

³⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1873, Bd. V, S. 121.

⁴⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1880, Bd. XII, S. 207.

vorwärts eingebogen ist und nach rückwärts eine tiefe Anschöpfung zeigt. Dieser Oberhaken hat etwas mehr Krümmung, ist aber immer noch verhältnismäßig gerade gegenüber dem anderen. Für einen pathologisch denkenden Menschen ist dies eine jener Formen, welche selbst das gewöhnliche Publicum, es braucht gar nicht gelehrt zu sein, in Verbindung bringt mit einer Störung der kindlichen Entwicklung, wobei voranspiegelt die Rachitis, die englische Krankheit, in Betracht kommt. Ob der Neanderthaler rachitisch war oder nicht, ist nicht so ganz leicht zu ermitteln, jedenfalls aber hat sein Oberhaken von einem rachitischen viel mehr an sich wie von einem normalen, und ich habe, abgesehen von dem geheilten Armbruch, doch nicht diese Krümmung etwa für eine gewaltsame gehalten, sondern für eine, welche aus der besonderen Entwicklungsgeschichte dieses Individuums hervorgegangen ist.

So gab es noch verschiedene andere Abweichungen, die an dem Neanderthaler bemerkbar und nachher zu erkennen waren. Es sind hier allerlei Abweichungen an dem Schädel: es sind da ziemlich tiefe Gruben an der Oberfläche, es weiss Jedermann, dass der Mensch keine tiefen Löcher danelst für gewöhnlich hat; wenn hier solche Dinge sind, so wird man immer darauf geführt, ob da nicht ein besonderer Stoss oder Stich oder sonst etwas stattgefunden hat. Am Hinterhaupte, werden Sie sehen, ist eine ansehnliche raue Stelle, wo sonst jeder andere Schädel — z. B. der Hattavus gemauus — eine glatte Curve hat, wie sie für den normalen Menschen üblich ist. Der Neanderthaler hat hier eine sehr raue und unebene Fläche, die nicht bloss allerlei Eindrücke zeigt, sondern es ist auch die Curve dadurch gestört. Es ist keine solche Rundung da, wie man sie sonst in bester Weise angeprägt sieht. Wodurch dieser Zustand entstanden ist, kann ich nicht sagen, habe ich auch nicht gesagt. Es ist möglich, dass eine Verletzung stattgefunden hat, es wäre auch möglich, dass eine Krankheit vorhergegangen ist. Ich habe nur gesagt, es ist eine Abweichung von Ererblichkeit. Wenn wir den Vordertheil des Kopfes betrachten, werden sich diejenigen, die sich für die Sache interessieren, sich leicht überzeugen, dass diese Stirn sich nicht wie eine gewöhnliche Stirn verhält, sondern es sind auch hier wieder allerlei Specialvertiefungen vorhanden, die eigentlich nicht dahin gehören und die wir bei der Mehrzahl aller Menschen nicht finden. Wenn wir die Gegend der Glabella an einem normalen Menschen fühlen und darauf hin- und herreiben, so fühlen wir eine glatte, aber im Ganzen glatte Fläche, während hier eine Reihe von Unebenheiten vorhanden ist. Ich habe nun, abgesehen von dem gebrochenen Oberarm — der nicht bezweifelt wird — gesagt: wenn Knochen da sind, die so vielerlei Anhaltspunkte bieten für die pathologische Betrachtung, so muss man sehr vorsichtig sein, gerade aus diesem Objecte zu deduciren, was eigentlich der Rassencharakter ist; denn ich muss doch immer erst alle diese besonderen individuellen Eigenschaften absehen, um auf das wirklich Typische zu kommen.

Nun gibt es einige andere Punkte — ich will das nur kurz berühren —, wo Herr Schwabe mir einen besonderen Vorwurf macht, der mich umso mehr trifft, da es sich um ein Gebiet handelt, das mir gehört und nicht ihm: er ist kein Patholog, und ich bestreite seine Berechtigung, mir entgegen zu treten auf einem Gebiete, das ich vollkommen beherrschen zu können glaube. Auch bei älteren Leuten findet sich auf jeder Seite ein Höcker, der Scheitelbeinhöcker, Taber parietale genannt, eine besondere Bezeichnung, welche die

Anatomen eingeführt haben. Wenn ich einen Schädel finde, der die Höcker nicht hat, wie Sie das hier von Weitem schon sehen können, — gerade wo sie sein sollten, findet sich im Gegenheile statt eines Höckers auf der einen Seite eine positive Abflachung, eine erkennbare Abflachung, auf der anderen Seite eine für mich erkennbare Abflachung —, so bin ich nicht in der Lage, da ich nur einen Abguss, aber nicht den wirklichen Schädel zur Vergleichung habe, das Weitere zu eruiren. Ich kann nur sagen: an dieser Stelle geschieht es bei älteren Personen nicht ganz selten, dass durch einen langsam fortschreitenden Process, der Jahre lang dauern kann, allmählich diese Höcker immer mehr sich auflösen, so dass zuletzt eine Vertiefung an ihrer Stelle entsteht; man sieht gewöhnlich eine ziemlich grosse dreieckige Grube, die zuweilen so breit ist, dass man einen Daumen hineinlegen kann. Ich habe das wiederholt an lebenden Menschen verfolgen können und noch viel häufiger an Todtenköpfen. Auch Herr Schwabe erkennt an, dass auf der einen Seite eine Verdickung vorhanden ist, die andere leugnet er. Es ist wohl eine individuelle Mangelhaftigkeit seines Auges; die Abflachung sitzt auf beiden Seiten, auf der einen ist sie etwas schwächer als auf der anderen. Was mich noch viel mehr reizt: auf jeder Seite finden sich noch andere Defecte; auf der stärkeren Seite sind zwei ziemlich tiefe Löcher, so tief, wie wenn man da mit einem Hammer oder mit sonst was hineingearbeitet hätte, auf der anderen Seite freilich nicht zwei so grosse Löcher, aber doch zwei Löcher, zwei Gruben, eine niedrigere und eine tiefere. Sie liegen alle innerhalb des Gebietes des Taber parietale; an der Stelle also, wo eine Hervorragung sein sollte, sind nicht bloss Abflachungen sondern noch Specialvertiefungen. Wenn ich hier zu den letzten Consequenzen nachfragen sollte, so würde ich immer wieder darufkommen, ist da nicht eine mechanische Einwirkung anzunehmen, kann da nicht in der That durch äussere Einwirkung die Bildung dieser Defecte hervorgerufen sein? Ich habe nicht die Absicht, draus zu deduciren, was dem Neanderthaler alles passiert ist in seinem Leben, wer sich mit ihm gehauen oder geprügelt, wer ihn auf den Kopf gehauen hat, ich beziehe nur dabei stehen, dass dieser Mann gerade nicht als der typische Mann angesehen werden kann, der gewissermassen als Master eines andern hinaus, was an dem Abguss nicht mit voller Deutlichkeit zu sehen ist. Der Schädel ist nämlich ungewöhnlich dick, und auch die Dicke ist offenbar keine ursprüngliche; der Schädel ist viel dicker, als man gewöhnlich erwartet, es muss eine Verdickung stattgefunden haben. Von Anfang an hat der Mensch keinen so dicken Schädel. Wenn der Schädel eines älteren Menschen dick ist, so muss sich die Verdickung nachträglich gebildet haben, und dies setzt einen Reizungszustand voraus in denjenigen Häuten, aus welchen die Knochensubstanz gebildet wird, der äusseren Haut, dem Pericranium, oder der inneren Haut, der Dura mater. Das alles führte mich damals zu dem Schlusse, es würde vorsichtig sein, wenn man diesen Neanderthaler nicht ohne Weiteres zuliesse in die Reihe der typischen Ercheinungen, sondern wenn man sich vorgezwängte, dass da allerlei Pathologisches vorliegt. Herr Schwabe ist nun so weit gegangen, mir sogar den Vorwurf zu machen, dass ich etwas für pathologisch gehalten hätte, was gar nicht pathologisch sei. Ueber diesen Punkt glaube ich mich ihm gegenüber nicht verantworten zu dürfen; ich denke, das mein Name genügt.

um einigermaßen festzustellen, was ich sagen will. Ich erkläre also in der That noch einmal, wie ich das früher gethan habe, dass an den Knochen dieses Neanderthalers sich findet, welche alle Abweichungen vom natürlichen Typus darstellen, also in das Gebiet der Individuellen und, wie ich nicht anders sagen kann, des Pathologischen gehören. Aber ich habe gar nicht daraus deducirt, dass diese pathologischen Erscheinungen die Gesamtforn des Neanderthalers bestimmt haben. Der Mann konnte recht vollkommen entwickelt sein und konnte nachher verschiedene Störungen unterliegen. Das sind ganz verschiedene Dinge. Wenn aber der Mann überhaupt nicht pathologisch war, so kommt man in der That in grosse Willkürlichkeiten. Herr Schwabbe hat, als er eine Reise in Aegypten machte und eine Reihe von Schädeln in Theben auflos, gefunden, dass mehrere derselben eine verdünnte Stelle an dem Taber parietale hatten, auch nach Innen hin. Ich habe nicht behauptet, dass das die Eigentümlichkeit einer Rasse sei, im Gegenheil, bei alten Leuten ist das sehr häufig, und ich erkenne an, dass Herr Schwabbe mit grosser Sorgfalt herabgebracht hat, dass dieser Umstand nicht auf ein bestimmtes Lebensalter hinweist, sondern bei dem einen früher, bei dem anderen später, manchmal auch in einer absolut nicht senilen Zeit eintritt. Das einzige, was als feststehend angesehen werden muss, ist, dass der Theil des menschlichen Schädels, der zuerst gebildet wird, gerade die Region des Taber parietale ist; da fängt die Knochenbildung an, das sind älteste Partie pflegt auch am frühesten wieder zu verschwinden. Die Alterszustände setzen gerade an diesem Punkte ein, gleich-am als ob das Gewebe nicht mehr so widerstandsfähig sei, wie die übrigen Schädeltelle. Wenn man diese Erscheinung gänzlich bei Seite schieben will und wenn man sagt, das ist ein normaler Schädel für jene Periode, für dieses Volk und diesen Stamm, so muss ich immer verlangen, schafft mir mehr Material und beweist mir durch eine Multiplicität von Fällen, dass das in der That das Typische ist.

Nun hat Herr Schwabbe in der That das erreicht, indem er in das Nachbarland Belgien gegangen ist und Schädel herangezolt hat, welche in der Nähe von Lüttich in einer Höhle gefunden sind. Sie sind ziemlich alt und reichen wahrscheinlich in dieselbe Periode hinein wie der Neanderthaler. Das ist die Höhle von Spy. Es sind zwei sehr sorgfältige Abgüsse vorgelegt. Es sind mancherlei Dinge daraus zu sehen, die sehr merkwürdig sind, nämlich die starken Angelnarnerwülste, die besondere Bewandlung bei dem Neanderthaler erregt haben; diese starken Vorseprünge verhalten sich ähnlich. Der andere Schädel hat auch eine breite Stirn mit der starken Vorlagerung, welche in der That an starke alte Affen erinnert; Orang-Utan oder Gorilla haben hier eine ähnliche Bildung. Was die Bildung selbst angeht, so kann man das ans diesen Abgüssen nicht ersehen. Wir wissen, dass an dieser Stelle im Laufe der Zeit, nicht von Anfang an, sondern erst nach und nach Höhen entstehen, die allmählich sich ausdehnen und das Stirnbein nach Aussen hin in Form von Wülsten erscheinen lassen. Wir haben zur Vergleichung hier noch ein paar sehr merkwürdige Schädel, die dem sogenannten Neanderthaloiden angehören, speciell einen Schädel, den schon der alte Blumenbach beschrieben und den er mit dem Namen *Batavus geminus* belegt hat.⁵⁾ Dieser hat sehr viel

Aufmerksamkeit erregt. Er hat eine auffällig lang gestreckte und niedrige Form, wodurch er sich von der gewöhnlichen Schädelform sehr wesentlich unterscheidet, ausserdem durch das Hinterhaupt und die Stirnwülste. Dann ein zweiter Schädel, auch ein Göttinger aus der Blumenbachsammlung, der sich in gleicher Stärke, aber immerhin in sehr nahe herankommender Weise diese Form darbietet. So hat sich allmählich das Gebiet etwas erweitert. Wenn wir von Neanderthale, das bei Düsseldorf liegt, ausgehen, so können wir bald nach Lüttich unsere Blicke schweifen lassen. Dann kommt der *Batavus geminus*, der aus Euse haben, Ihnen einen von mir selbst erworbenen Schädel aus Friesland und zwar aus unserem Friesland, aus einem nordfriesischen Grabe, vorsetze, der des Unterkiefer noch besitzt; es ist dieselbe lange, niedrige, breite Form mit denselben Stirnwülsten und vorsehohlenen Hinterhaupte und, von unten her betrachtet, mit sehr bedeutender Verlängerung. Er kann als eines der schätzbarsten Specimina gelten, ich würde ihn trotzdem nicht als einen eigentlichen Musterschädel bezeichnen, denn er hat zwei Eigenschaften, welche sofort hervortreten. Das eine ist die Stirnhöhe; er besitzt eine Sutura frontalis, die der ganzen Länge nach offen ist. Das ist immer ein Zeichen, dass hier ein sehr lange dauerndes Fortwachsen des Kopfes stattgefunden hat. Das andere Merkmal ist die allgemässige Grösse; Sie sehen, es ist ein kolossal grosser Schädel, er gehört in ein Gebiet hinein, welches in neuerer Zeit öfters streitig geworden ist, zwischen Pathologie und Physiologie. Die einen haben ihn für einen Wasserkopf, Hydrocephalus, erklärt, die anderen haben gesagt, im Gegenheile, die fortgesetzte Entwicklung des Gehirns war die Ursache. Ich habe ihn so den Kernhaken gestellt. Vom Wasserkopf hat er nur die Kerne haken betrachte ihn als einen vollkommen typischen Friesenschädel, der aber allerdings als individuelle Eigenschaften an sich hat einmal die Grösse, die nicht notwendiger Weise jeder Friese hat, und die Anwesenheit der Stirnnaht, die auch eine Besonderheit ist. Daran mögen Sie ersehen, wie die Sache in Wirklichkeit sich darstellt. Auf eines möchte ich noch aufmerksam machen, auf die Bildung des Kinns. Sie werden das von Weitem sehen können. Ein solches Kinn wurde auch zuerst in Göttingen Gegenstand der Aufmerksamkeit, und zwar war es der ausgezeichnete Irrsinnst Ludwig Meier, ein alter Schüler von mir, der fand, dass das eine besonderr auffällige Erscheinung bei Geisteskranken seiner Anstalt sei; er deducirte daraus, man könne dieses Kinn als Symptom einer geistigen Abweichung betrachten. Ich habe später leider ersehen müssen, dass es nur eine Eigenschaft des Stammes ist. Der friesische Stamm reicht mit seinen Eigentümlichkeiten tiefer nach Hannover hinein, und so weit er reicht, ist auch diese Form des Kinns häufig, namentlich bei älteren Leuten. Der Schädel ist ein Mester der Form, welche Meier mit Progenie (Vorprung des Kinns) bezeichnet hat.

Ich denke, damit werden Sie einen ersten Anhalt haben, um zu begreifen, warum ich eine sehr in's Einzelne gehende Feststellung der Eigenschaften verlange und fordere, dass man nicht aus individuellen Verhältnissen weitgreifende weitererschütternde Consequenzen ziehen möge. Ich halte das alles für verfrüht. Ich sage ich z. B. die Schädel von Spy sehr, so muss ich auch fragen, ob da nicht auch noch friesische Einflüsse bestanden. In meinen grösseren Werke über die alten Deutschen, speciell über die

⁵⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1874, Bd. VI, S. 240.

Friesen, habe ich den Nachweis zu führen gesucht, dass die Friesen einstmals die ganze Moeresküste bis ungefähr in die Gegend von Ostende hin bewohnt haben. Die Holländer haben es mir sehr übel genommen, dass ich so freigiebig gewesen bin; sie haben mich sehr schlecht gemacht. Ich kann jedoch sagen, dass ich immer noch ein hartgesottener Friesenfreund bin, und dass die besondere Form und die kolossalen Grössenverhältnisse, das Kephaleische der Schädel, nicht bloss individuell sind. Wenn ich das so häufig finde — a B. die Insel Seeland, das holländische Seeland ist voll von solchen Schädeln wie dieser da —, so muss ich anerkennen, das ist etwas Besonderes. Es ist dieselbe Frage umgekehrt, auf die Sie ja wahrscheinlich im Laufe der nächsten Stunden kommen werden, die Frage der Pygmäiden, die sich in Europa immer mehr in den Vordergrund drängt und genau das Gegenstück zu diesen Kephalenen bildet. Sie können sich das gewissermassen in der Anschauung vergegenwärtigen und ich werde vielleicht späterhin hier noch einen Pygmäenschädel daneben stellen, um Ihnen das zu zeigen. Darauf will ich mich beschränken, ich fürchte, wenn ich noch weiter in die Details ginge, Sie etwas zu langweilen, wenn ich Ihnen nicht gleichzeitig die Möglichkeit bieten würde, durch Anschauung sich ein Urtheil zu bilden, wie weit ich correct referirt habe.

Herr Generalsecretär Professor Dr. Joh. Ranke, München:

Ich habe vor ein paar Tagen einen Brief von der Aachener Allgemeinen Zeitung bekommen, in welchem der Chefredacteur dieser Zeitung, Hermann Kurts, mir mittheilt, dass er glaubt, dass der Neanderthaler Mensch und die Spyschädel einer einzigen Rasse angehören, einer Rasse, welche noch gegenwärtig in der dortigen Gegend viele Rückstände zurückgelassen habe. Man finde dort noch ganz ähnliche Formen unter der jetzigen Bevölkerung. Ich möge das in der Versammlung der Gesellschaft doch mittheilen.

Der Brief lautet:

Aachen, 2. August 1901.

An das Secretariat des Anthropologen-Congresses in Metz.

Wie ich den Blikteru entnehme, wird sich der Congress auch mit dem cranium des Homo Neanderthalensis befassen. Als ergränzter Freund anthropologischer Studien habe ich mich seit nunmehr fast 25 Jahren jahraus jahrein mit Privatforschungen auf dem Gebiete der ältesten Menschekunde befasst und bin hierbei zu dem Resultate gekommen, dass mit Bezug auf den Homo Neanderthalensis immerhin das cranium desselben pathologische Erscheinungen aufweisen mag, wie dies Hokiitansky und nach ihm Virchow behaupteten und nachweisen, dass aber gleichwohl der Homo Neanderthalensis einen alten Mann (Greis) repräsentirt, der einer „Rasse“ angehört hat, die, zur Zeit des Homo Neanderthalensis, in dem Gebiete zwischen Maas und Düssel (Niederrhein) hauste und deren Angehörige, so weit wenigstens das männliche Geschlecht in Betracht kommt, alle einen und denselben Schädeltypus haben, einen Typus, der entfernt an den Typus der Schädel der altaustralischen Eingeborenen (Buschleute) — inzwischen in dieser Reinheit nicht mehr vorhanden und meist ausgestorben — erinnert und diesem am nächsten kommt. Gleichwohl zeigt der Neanderthalmensch seinem ganzen, so möglichen Knochenbau nach durchweg nordischen Charakter. — Vor einigen Jahren haben die

belgischen Forscher Fraipont und Dupont in den Höhlenbildungen von Spy (Mesvins), im Thale der Maas, drei menschliche Skelette gefunden (zugleich mit Resten von Pferden, Kineoceros, Elephas), deren ganzer Habitus so vollständig dem des Homo Neanderthalensis gleicht, dass damit die Frage der Zusammengehörigkeit dieser Maasmenschen zu dem Düsselmenschen des Neanderthales in bejahendem Sinne gelöst ist. Die beiden Forscher haben über ihre Funde eine Monographie in französischer Sprache herausgegeben, die ich selbst in Gelsenkirchen i. W. bei dem Buchhändler Rudolf Scipio eingesehen und gelesen habe. Die Abbildungen zweier Männer Schädel aus Spy (Mesvins), auf die Conturen des Schädels des Homo Neanderthalensis mit seinen stark hervortretenden Superciliarbogen und seiner enorm zurückweichenden Stirn angelegt, zeigen in so schlagender Weise, wie es die gelehrteste Abhandlung nicht fertig brüchte, die Zusammengehörigkeit des alten Düsselmenschen mit den Urelenten des Maasbales, dass ein Zweifel dagegen völlig unangebracht ist. Der Homo Neanderthalensis steht nun nicht mehr als Individuum einseits da, er ist der Vertreter einer ganz bestimmt organisierten, durch grosse Muskelstärke, prognathe Gesichtsbildung und fabelhaft ganz „unmenschenlich“ zurückweichende Stirnpartie ausgezeichneten, auch körperlich grossen Rasse, als deren Heimath — bis auf Weiteres — vorläufig die vom Maas und dem Niederrhein (Düssel) durchflossenen Gegenden anzusehen sind. Dabei auch die Aehnlichkeit beider mit dem von Blumenbach in Deedes Cranium beschriebenen und abgebildeten Schädel „eines alten Batavera“ von der Insel Marken. — Ueberhaupt hat sich in dem ganzen Striche (Maas-Niederrhein) noch von der Urbevölkerung her ein Rückstand erhalten! Ich wohne, von Geburt Düsselbacher, seit 1895 auf der linken Rheinseite, früher in Rheydt bei Gladbach, jetzt (seit 1900) in Aachen, durchwandere viel die Gegend zwischen Maas und Rhein, und kann bestätigen, dass sich im niederen Volke, das einheimischen Ursprunges ist, vielfach zurückweichende Stirn, vorspringende Augenbrauenbogen und ein manchmal fast negerhafter Prognathismus in für den Rechtsrheinischen geradezu auffallender Weise vorfindet, ein Typus, den ich etwas auf große Ähnlichkeit, Genauschnitt, ungedruckt umberstreifen in Wald und Feld, Schen vor Stubenhocken und Schlen, Schen vor stiller, beschaubarer, ruhiger, sitzender Thätigkeit zurückführen und erklären würde, wenn nicht durch jene Funde in Neanderthal und Spy (Mesvins) der Atavismus klar erwiesen wäre. Wollen Sie, sehr geehrter Herr, wenn auch Gegner einer Rassenzugehörigkeit des Homo Neanderthalensis auftreten sollten, von diesem meinem Schreiben geeigneten Gebrauch machen. Die Ueberzeugung, dass der Homo Neanderthalensis nicht mehr isolirt dastehet, habe ich durch das Studium der Fraipont'schen Abhandlung unauslöschlich gewonnen. Es handelt sich nicht mehr um eine „Abnormität“, sondern um einen „Typus“, einen „Rassentypus“.

Hochachtungsvoll

Hermann Kurts, Chefredacteur.

Herr Professor Dr. Klaatsch-Heidelberg:

Ich werde mich möglichst kurz fassen, da ich mich leider genöthigt sehe, den Ausführungen unseres verehrten Altmeisters auf das Entschiedenste entgegen

zu treten. Ich möchte nur einige sachliche Aufklärungen geben und erachte es namentlich als meine Pflicht, für den abwesenden Herrn Professor Schwalbe einzutreten, mit dessen Anschauungen ich in allen wesentlichen Punkten übereinstimme. Vor Allem möchte ich den einen Vorwurf zurückweisen, den Herr Geheimrath Virchow Herrn Professor Schwalbe gemacht hat, dieselbe habe es an Genauigkeit und Gründlichkeit bei den Untersuchungen fehlen lassen. Herr Schwalbe ist einer der exactesten Forscher, die wir haben, der unter den Anatomen eine der ersten Stellen einnimmt. Niemand wird ihm den Vorwurf der Ungründlichkeit machen können. Ja er hat sogar diese Schädel nach einer ganz neuen Methode untersucht, so exact, wie es bisher in der Anthropologie und vergleichenden Anatomie nicht geschehen ist; er hat zum ersten Male die anthropometrische Methodik mit solcher Schärfe angewandt, wie es früher nicht der Fall war. Gerade Herr Geheimrath Virchow, dem wir für den Ausbau der anthropologischen Wissenschaft so viel verdanken, sollte angeben, dass hier keine Zufälligkeiten vorliegen. Wenn man die Schädel von Spy und Neanderthal vergleicht, so ist man erstarrt, eine wie grosse Uebereinstimmung da besteht. Ich muss Herrn Geheimrath Virchow bitten, wenn er einmal nach Bonn kommt, den Neanderthaler Schädel nochmals anzusehen. Ungewöhnlich dick ist der Schädel nicht. Der Abguss hier ist unformlich dick hergestellt. Ich selbst war vor Kenntnis des Originals der Meinung, dass es ein dicker Schädel sei, und war erstarrt zu sehen, dass er sogar relativ dünn ist. Die Uebereinstimmung erstreckt sich nicht nur auf die Sprossorbitabögen, sie erstreckt sich auch auf den Winkel, mit welchem die Stirne ansteigt. Schwalbe hat lauter einzelne Maaßzahlen und Indices aufgestellt für die Proportionen. Diese Uebereinstimmungen beschränken sich nicht auf die Stirne und Schellregion. Es besteht bei diesen Schädeln auch ein ganz charakteristischer Abfall der hinteren unteren Partie des Occipitals. Wir besitzen zwei Schädel aus der Höhle von Spy. Der eine ist etwas stärker gewölbt wie der andere, aber beide haben diese neanderthaloiden Merkmale hin in die kleinsten Verhältnisse hinein. Schwalbe hat gezeigt, dass hier Merkmale vorhanden sind, wie sie bei modernen Menschen niemals vorkommen, er hat festgestellt, dass diese Schädel aus der menschlichen Variationsbreite, wie sie jetzt existirt, heranzufallen. Es ist nicht etwa eine unsachliche Betrachtungsweise, eine „Neigung“ für oder gegen, um die es sich hier handelt, sondern es gilt die Feststellung von Thatsachen, und ich muss durchaus dagegen protestiren, dass Schwalbe oder mir ein derartiger Vorwurf gemacht wird. Dann kommt ein anderer Punkt. Die Schädel von Spy sind unter ganz bestimmten geologischen Umständen gefunden worden, ihr Alter steht fest, es ist das Quartär oder die Eiszeit. In diesem Falle hat die Geologie zweifellos festgestellt, was beim Neanderthaler nicht hat geschehen können, dass diese Reste zusammen existirt haben mit Mammuth, Rhinoceros, es sind grosse Reste von Höhlenbären n. s. w. gefunden worden, es lagen dabei ganz bestimmte Steinzeitinstrumente vom Typus der „Monstérien“. Daran ergibt sich, dass es ganz uralte Objecte sein müssen, die Menschen von Spy diese Instrumente benutzt haben. Ist der Mensch von Spy aber uralt und besteht Uebereinstimmung mit dem Neanderthaler, so ist der Schluss vom geologischen und morphologischen Standpunkte aus durchaus berechtigt, dass sie zusammengehören. Was Schwalbe für den Schädel gezeigt hat,

habe ich für die Gliedmassen nachweisen können. Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass sie übereinstimmen und zwar wiederum in allen Merkmalen, in welchen sie vom modernen Mensch abweichen. Wenn man das als eine Krankheitsbildung hinstellen wollte, so wäre es sehr merkwürdig, wenn bei zwei verschiedenen Individuen bis auf den Millimeter gleiche Proportionen vorkämen, welche vom Recentes abweichen. Ich hatte die Absicht, diese Dinge in meinem Vortrage zu behandeln, ich sehe mich nun genöthigt, hier einige Punkte herauszugreifen.

Herr Geheimrath Waldayer war Zeuge des Vortrages, den ich in Bonn auf dem Anatomengrosscongresse gehalten habe; er weiss, dass alle sich meiner Meinung angeschlossen haben. Virchow hat somit nicht nur Schwalbe und mich, sondern alle Anatomen zu Gegnern, so weit sie sich mit diesen Fragen beschäftigen haben. Die Knochen stimmen überein in der eigenthümlichen Breite der beiden Gelenkenden. Ich habe eine grosse Zahl von recedens Skeletten untersucht und gefunden, dass diese Art Proportionen bei den jetzigen Menschen nicht mehr sich vorfinden. Am Femur besteset zahlreiche solche Eigenthümlichkeiten, z. B. in der relativen Grösse des Caput in der Formation der Coudry, der Patellargrube n. s. w. An den recedens Vergleichsobjecten, von denen ich einige hier vorlege, ist es nicht möglich, gerade diese Merkmale vereinigt zu finden. Mag auch das eine oder andere vorhanden sein, dieser Complex findet sich nicht wieder. Was die Zahl der Objecte betrifft, so sind wir ja allerdings zur Zeit auf sehr wenige angewiesen; aber in der Paläontologie haben wir ja ähnliche Fälle. Vom Archiprotos besitzen wir aus nur zwei Exemplare und doch glauben wir an die Existenz dieses primitiven Vogels.

Die Hauptthese ist, dass die Abweichungen dieser alten Objecte nichts Pathologisches sind, dass sie vielmehr (wie z. B. die Krümmung des Radius, die Gestaltung des Beckens n. s. w.) auf andere Zustände hindeuten. Dasselbe gilt auch vom Unterkiefer von Spy. Er entbehrt des Kinnvorspranges. Der Friesenschädel, dem Virchow Neanderthalmerkmale der Stirne zuschreibt, weicht im Unterkiefer völlig von dem alten Zustande ab. Man erkennt an diesem Beispiele, dass die Zugehörigkeit eines Schädeln zu jenem alten Typus nicht auf ein, sondern auf mehrere Merkmale begründet sein muss. Darum ist auch durch den Hinweis auf den Friesenschädel für die Erklärung der alten Spy-Neanderthaltheese nichts gewonnen.

Die Zahl der Objecte derselben wird hoffentlich vermehrt werden. Wir kennen mehrere Unterkiefer (von La Nautette, Malaraand), die offenbar hierher gehören. Neneidinge kommt auch eine Nachricht über Schädelfragmente des gleichen Typus von einer Fundstelle in Kroatien.)

*) Dieser neue Fund, über den ich zur Zeit des Congresses nur durch zwei kurze Notizen in Correspondenzblatt unterrichtet war, ist jetzt ausführlich beschrieben worden. Der Entdecker ist der ordentliche Professor der Geologie und Paläontologie Dr. Karl Gorjanovic-Kramberger an der Universität Agr. Die ausführliche Beschreibung des ganzen Fundes sowie speciell der menschlichen Skelettreile ist kürzlich erschienen im XXI. Bande der „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“ unter dem Titel: „Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapiua in Kroatien.“ — Für die Zuverlässigkeit der Feststellung

Ich muss also bezüglich der anatomischen Seite des Problems Virchow's Einwendungen gegen Schwalbes und meine Resultate abweisen. Was nun aber die Aemserungen des Herrn Geheimrath Virchow gegen Schwalbe auf pathologischem Gebiete anbe-

trifft, so kann ich nur das Eine sagen: diese Angriffe richten sich nicht gegen Schwalbe, sondern gegen Herrn von Recklinghausen, denn dieser war Schwalbes Gewährsmann.

Herr R. Virchow:

Was den Gewährsmann des Herrn Schwalbe betrifft, so verweise ich nur auf Seite 14 der Broschüre. Es ist eben dieselbe Sache wie mit der Ungenauigkeit. Herr Schwalbe hat die verschiedenen Punkte, die ich damals berührt hatte, auch berührt, hat sie auch anerkannt, schließlich aber hat er immer gefunden, sie seien eigentlich nicht der Rede werth. Das ist das gesaunte Resultat, das aus diesen einleitenden Bemerkungen hervorgeht. Ich muss doch sagen, wenn Sie weiter nichts betrachten, als das Tuber parietale, so wird jeder Patholog anerkennen, dass es der Rede werth ist, dass das nicht bloss eine Nebensache ist. Herr Schwalbe beginnt a. B. damit, dass das Tuber auf der einen Seite sehr schwach und auf der anderen Seite nicht vorhanden sei. Ich behaupte, es ist auf beiden Seiten vorhanden und auf einer Seite sogar verhältnissmässig sehr stark, was man schon aus einer gewissen Entfernung sehen kann. Ein Patholog hätte das nicht so beschrieben. Ich will nicht weiter darauf eingehen, die Sache kann literarisch erledigt werden.

Der Vorsitzende:

Ich weiss nicht, ob wir die Discussion weiter fortsetzen sollen bei der Fälle unserer Tagesordnung. Ich glaube, es sind das individuelle Gegenstände, die sich mehr für eine private und gedruckte Auseinandersetzung eignen. Ich glaube, dass wir den Gegenstand wohl verlassen dürfen, zumal die Trojische selbst nicht vorliegen.

Herr Generalsecretär Professor Dr. Joh. Baake-München:

Ich habe noch mitzutheilen, dass hier in letzter Zeit bei Baggararbeiten menschliche Schädelstücke und ein Mammuthzahn gefunden worden sind. Anfangs glaubte man, man hätte es mit seitlich zusammengehörenden Stücken zu thun, jetzt sind die Herren wieder zweifelhaft geworden. Die Stücke sind so zerbrochen, dass damit wohl kaum viel zu machen sein wird.

Herr Dr. Kühl-Worms:

Das neuentdeckte Steinzeit-Hockergrabfeld von Flomborn bei Worms, eine neue Phase der neolithischen Cultur.

(Unter Vorzeigung zahlreicher Grabfunde, bestehend in Gefässen, Steingeräthen, Schmucksachen u. s. w.)

Sie wollen mir gestatten, Ihnen auch in diesem Jahre wieder von der Entdeckung eines neuen Steinzeitgrabfeldes aus der Umgegend von Worms zu berichten. Dasselbe ist jedoch so durchaus verschieden von den bisher entdeckten und Ihnen bereits beschriebenen Grabfeldern, dass Sie nicht zu hehretuchen brauchen, eine Wiederholung erleben zu müssen. Der Reichtum an Resten aus der jüngeren Steinzeit ist in der That in der dortigen Gegend so gross, dass in der letzten Zeit kaum ein Jahr verstrichen ist, ohne dass ein solches Grabfeld oder ein steinzeitlicher Wohnplatz entdeckt wurde. So konnte es geschehen, dass ich im Laufe der letzten sechs aufeinander folgenden Jahre nicht weniger als sechs, mitunter sehr grosse Steinzeitgrabfelder und ausserdem zwei grosse neolithische

der geologischen Umstände dieses Fundes bürgt die That- sache, dass der Entdecker als Geologe bei seinen Landesaufnahmen zufällig auf jene Culturschichten bei Krapina sties, welche menschliche Reste in typischer und ungestörter Lagerung gemeinsam mit Resten der diluvialen Säugethieregesellschaft (Himacocera Moschii, Ursus spelaeus) und primitiven Stein- und Knochengeräthen, vom Monstrieotypus enthielten. Von Menschen liegen zahlreiche Bruchstücke des Skeletes, namentlich von Schädeln vor. Sie gehören mindestens zu zehn Individuen verschiedener Grösse und offenbar verschiedenen Alters. Die Schädelfragmente zeigen die Bildung von Supraorbitalkbögen in einer relativen Mächtigkeit, welche die Befunde von Spy und Neudenthal noch übertrifft. Besonders auffällig sind die Augenschmüder bei jungen Individuen. Es wird dadurch an Pithecanthropus erinnert, doch ist die Bildung stärker als bei diesem. Abgesehen von anderen primitiven Merkmalen des Schädels, wie z. B. der Kleinheit des Processus mastoideus, der Stärke des Tympanicum etc., sind die Resultate, welche Gorjanovic-Kramberger bezüglich der Kiefer- und Zahnbildungen mittheilen kann, von grösstem Interesse. Am Unterkiefer zeigte sich der Typus von Spy, nur ist das Zurückweichen des Kinns noch mehr ausgesprochen als an den bisher bekannten Objecten. Die Kiefer sind sehr mächtig, ohne prognath zu sein. Am Oberkiefer bestehen deutliche Pränasalgruben. Von Zähnen ist ein sehr reichliches Material vorhanden, sowohl von der ersten, wie der zweiten Dentition. Die Oberfläch-bereitheit sind von tadelloser Erhaltung. An den Zähnen der zweiten Dentition bestehen Schmelzfalten und Rinnungen pithecoider Natur, wie sie beim Recenten nicht mehr vorkommen. Die kindlichen Molaren schliessen sich an die Befunde der Zähne von Taubach und Predmost an.

Bei der Wichtigkeit dieses Fundes entschloss ich mich, nach Agram zu reisen und persönlich die Objecte in Augenschein zu nehmen. Ich habe eine Woche in Agram gewieilt und mich mit dem Thustande gründlich vertraut gemacht. Ich muss an dieser Stelle Herrn Professor Gorjanovic-Kramberger meinen Dank aussprechen für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er mir nicht nur die werthvollen Objecte zugänglich machte, sondern mir auch die Mitarbeiterschaft an dem Studium derselben gestattete. Es gelang mir, die Occipitalia aus den Fragmenten, vollständig als bisher geschehen, zusammenzufügen und an den Resten von mindestens acht Individuen charakteristische Merkmale anzufindern (Ausbildung lateraler Erhöhungen und medianer Einsenkung am Torus occipitalis), durch welche auch für diesen Schädeltheil die Anknüpfung an den Typus von Spy gegeben ist.

In einem Nachtrage zur ersten Arbeit wird hierüber berichtet werden. Es bedarf kaum eines Wortes über die eminente Bedeutung des Fundes von Krapina. Dieselbe ist derartig anschlaggebend, dass die anthropologische Wissenschaften den Widerspruch der Gegner — falls derselbe auch jetzt noch aufrecht erhalten werden sollte — gestört ad acta legen und über denselben fort anr Tagesordnung schreiten kann.

Wohnplätze aufgefunden und zum Theile ausgegraben habe, im ersten Vierteljahre dieses Jahres allein zwei Grabfelder, darunter das Ihnen jetzt zu beschreibende. Ueber das zweite werde ich Ihnen erst im nächsten Jahre Mittheilung machen können, da die Voruntersuchungen noch nicht abgeschlossen sind.

Bei diesem Reichthum der Wormser Gegend an steinzeitlichen Resten werden Sie mir wohl anstehen, dass sie, wie wohl kaum eine andere, durch ihr reiches Material geeignet erscheint, noch streitige Fragen unserer steinzeitlichen Vorgeschichte der Lösung näher zu bringen.

Das Ihnen jetzt zu beschreibende neuentdeckte Grabfeld liegt bei Ploubrun, einem Dorfe, das zwischen den Städten Alzey und Worms, aber etwas näher an ersterem Orte, gelegen ist. Ich begann mit der Explorirung des Grabfeldes gleich nach der Entdeckung desselben im Frühjahr und ich habe damals auch abseits das Verfolgen gehabt, unseren allverehrten Herrn Geheimrath Virchow zu dahin zu geleiten, der einer Ansranglung beiwohnen wünschte.

Die bisher angelegten Gräber haben schon so interessantes Material an Tage gefördert, dass der weiteren Angrabung mit Spannung entgegenzusehen werden darf. Sie liefern, wie ich hier gleich im Vorhinein bemerken will, den Beweis, dass die Keramik mit Bogendanzverzierungen, welche ich, allerdings gegen den Widerspruch einiger anderer Forscher, als eine eigene Phase der Keramik der jüngeren Steinzeit aufgestellt habe, in der That, eine besondere, in sich abgeschlossene Culturperiode innerhalb der jüngeren Steinzeit vertritt. Und zwar ist es nicht nur die Keramik, die aus dem strikten Beweis dafür an die Hand gibt, sondern ebenso deutlich verrathen dies auch die Steingeräthe, die Schmucksachen, die Bestattungsart und die Grabgebräuche. Doch bevor ich hierauf näher eingehen, gestatten Sie mir etwas weiter auszuheben.

Wie den meisten von Ihnen bekannt sein dürfte, so hat man bisher die Keramik der jüngeren Steinzeit hauptsächlich in zwei grosse Gruppen eingetheilt: in die Bandkeramik und die Schnurkeramik. Die erstere Bezeichnung wurde von Klopffisch deshalb gewählt, weil die Verzierung gleichsam in Form von Bändern das Gefäss umgeben soll, was aber nicht immer zutrifft; die andere Bezeichnung deswegen, weil die Ornamente durch Eindringen einer Schnur in den noch feuchten Thon erzeugt worden sind. Bei der erstern Bezeichnung hat man sich durch die Anordnung der Ornamente, bei der zweiten durch die Technik derselben leiten lassen. Wenn nun auch beide Bezeichnungen nicht ganz correct sind, so hat man sich doch an sie gewöhnt und sie mögen deshalb beibehalten werden.

Während nun die Bandkeramik in einem grösseren Theile von Deutschland auftritt, ist die Schnurkeramik auf linksrheinischem Gebiete, wenigstens so weit Deutschland dabei in Betracht kommt, so gut wie unbekannt und sie wird nun auch heute nicht weiter beschäftigt.

Die Ornamente der Bandkeramik sollen sich, wie angenommen wird, zusammensetzen aus Dreieckverzierungen, aus Winkel- und Zickzackbändern und aus einzelnen geraden Linien und Punkten, dann aus gebogenen Linien, aus Kreisen, Spiralen, aus Wellenlinien, sowie aus Mäanderverzierungen. Alle diese verschiedenen, nun Theile ganz heterogenen Verzierungsarten wurden also mit dem gemeinsamen Namen Bandkeramik benannt.

Nun habe ich in den letzten Jahren schon zwei Mal über Entdeckung von Steinzeitgrabfeldern mit sogenannter Bandkeramik berichtet, so 1896 in Speyer

von dem auf der Rheingebann von Worms ned 1898 in Braunschweig von dem bei Rheindürkheim entdecktes Grabfeld.

Die Gefässe dieser Grabfelder und deren Ornamente sind ganz vollkommen identisch mit denen des Grabfeldes von Hinkelstein bei Worms, das von Linderschmidt schon in den achtziger Jahren publicirt worden ist. Ich habe deshalb diesen durch diese drei Grabfelder vertretenen Typus Hinkelsteintypus genannt.

Für ihn ist charakteristisch, dass in seinem Ornamentensysteme sich absolut keine wesentlich gebogene Linie, kein Kreis, keine Wellenlinie, keine Spirale und auch kein Mäander findet. Ausschliesslich Dreieckverzierungen, Winkel- und Zickzackbänder und gerade Linien und Punkte kommen hier vor, aber mit Anschluss des Mäanders, der ja auch eine Winkelverzierung darstellt.

Wir haben also hier thatsächlich schon eine Unterabtheilung innerhalb der sogenannten Bandkeramik zu verzeichnen.

Es fiel mir diese Besonderheit schon gleich bei der ersten Angrabung in der Rheingebann von Worms auf und dann wieder bei Rheindürkheim, welche beide Grabfelder weit über hundert solcher typischer Gefässe lieferten. Dann war wieder im Gegenätze zu dem Reichthum an Gefässen dieses Typus auf linksrheinischem Gebiete gar kein Gefäss bekannt mit Spiralen und Bogendändern, mit Ausnahme eines einzelnen kleinen Scherbens, der aber auch verschleppst sein konnte. Es liess sich aus diesem Grunde annehmen, dass hier auf dem linken Rheinarfer die Bandkeramik wesentlich verschieden sei von der des übrigen Deutschland. Sie müsse also hier durch einen eigenen Typus vertreten sein, als welchen wir den Hinkelsteintypus annehmen hätten.

Da glückte mir auf einmal die Entdeckung eines so weit des Grabfeldes vom Hinkelstein gelegenen grossen neolithischen Wohnplatzes, über welchen ich in Lindau 1899 berichtet habe. In dem Wohngraben desselben fand ich nun eine Keramik, welche durchaus verschieden war von der des Hinkelsteingrabfeldes und der Grabfelder von Worms und Rheindürkheim. Hier beherrschte in Gegenätze zu diesen die Bogendanz- und die Spirale das ganze Ornamentensystem. Es kamen zwar auch Winkelbänder, Dreieck- und Zickzackverzierungen vor, dieselben traten aber hinter den Bogendändern viel zurück und waren ausserdem viel flüchtiger, oberflächlicher und unregelmässiger in der Ausführung als die auf den Gefässen vom Hinkelsteintypus. Kaufte ferner beinahe durchaus die dort vorherrschende weisse Leuchtstation der Ornamente. Dann waren die Gefässe auch schon viel weiter angeheilt in der Form, sie stiegen schon den flachen Boden, den umgelegten Rand und begannen die Beckenbildung, alles Erscheinungen, welche bei der Hinkelsteinkeramik nicht vorkommen und welche eine weitere Entwicklung der Keramik deutlich verriethen.

Ich sagte mir nun: wenn in direkter Nähe des Hinkelsteingrabfeldes ein in seiner Keramik so toll verschiedene Wohnplatz sich findet, so können diese beiden Anlagen nicht zusammengehören, sondern es muss sich eine zeitliche Verschiedenheit zwischen beiden nachweisen lassen. Diese Verschiedenheit habe ich nun in Lindau näher begründet und auch auf der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Strassburg einen diesbezüglichen Vortrag gehalten, über die steinzeitliche Keramik Südwestdeutschlands, in welchem ich die Bandkeramik in drei zeitlich verschiedene Systeme eintheilte, welches auch

drei verschiedene Kulturphasen der jüngeren Steinzeit entsprechen. Ich nannte die Hinkelsteinkeramik, als die wahrscheinlich älteste, die Ältere Winkelbandkeramik¹⁾ und die dritte nannte ich, weil sie von der Hinkelsteinkeramik wieder gänzlich verschieden ist, jüngere Winkelbandkeramik²⁾.

Kaum hatte ich diese Einteilung aufgestellt und näher begründet, da hatte ich die Gengröbung, wieder einen grossen neolithischen Wohnplatz mit ausschliesslicher Spiralbandkeramik aufzufinden und merkwürdiger und bemerkenswerter Weise verhielt sich die Lage desselben gerade so, wie die des Wohnplatzes von Mölsheim, denn unweit des Grabfeldes von Rheindürkheim fand sich dieser neue Wohnplatz bei Osthofen.

Diese meine Einteilung hat nun lebhafteste Anfechtung erfahren, besonders durch Dr. Reinecke in einer im Beginn dieses Jahres erschienenen Arbeit über neolithische Keramik in Süd- und Westdeutschland³⁾. Wenn er darin gegen mich und Andere in seiner Polemik einen Ton anschlug, den er besser nicht angewendet hätte, weil er bis dahin in wissenschaftlichen Arbeiten nicht üblich gewesen ist, so will ich hier auf diesen merkwürdigen Ton nicht näher eingehen, sondern nur erwähnen, dass Reinecke sich auf das Hartnäckigste dagegen sträubt, eine chronologische Scheidung innerhalb der Bandkeramik anzusetzen.

Es ist das eigentlich nicht recht zu verstehen, denn a priori muss man doch wohl annehmen, dass die neolithische Periode eine sehr lange Zeit ange dauert haben wird, innerhalb deren sich verschiedene Kulturphasen einander gefolgt sein dürften. Jede dieser Kulturphasen wird nun auch in der Keramik ihren Ausdruck gefunden haben. Eine ähnliche Erscheinung haben wir auch in der römischen Epoche zu verzeichnen. Während man früher von einer Unterscheidung in früh-, mittel- und spätrömische Keramik nichts wusste, sind wir jetzt durch genaue Beobachtung und Studium der Gefässformen dahin gelangt, die Keramik jedes Jahrhunderts der römischen Epoche genau bestimmen zu können. So werden wir auch durch mehr und mehr sich blühende Funde und Entdeckungen dahin kommen, einen genaueren Einblick in die noch dunkle neolithische Periode zu gewinnen.

In ähnlicher Weise wie Reinecke hat nach Schütz in Heilbronn sich ausgesprochen. Wenn er aber zu

1) Ich habe die alte Bezeichnung „Hogenband“ beibehalten, obwohl die Spirale das eigentlich charakteristische Motiv dieser Verzierungsart bildet (von Virchow Schlangensymbol genannt). Jetzt möchte ich aber vorschlagen, an jeden Irrthum anzuschliessen, statt Hogenbandkeramik Spiralbandkeramik oder einfach Spiralkeramik zu sagen, weil auch in der älteren Winkelbandkeramik bei einigen bestimmten Verzierungen leicht gebogene Linien vorkommen und besonders in der jüngeren Winkelbandkeramik als häufig auftretendes Motiv die Hogenzirkelnde erscheint.

2) Bei dieser Untercheidung zwischen zweiter und dritter Phase war es mir hauptsächlich um eine scharfe Trennung zwischen beiden keramischen Erzeugnissen zu thun. Ob aber die Spiralbandkeramik sich in der That zwischen die beiden Phasen der Winkelbandkeramik hereingeschoben, oder als letzte Entwicklungsphase der Bandkeramik zu gelten hat, das möchte ich so lange noch unentschieden lassen, bis namentlich auch Grabfelder der jüngeren Winkelbandkeramik entdeckt sind.

dieser Anschauung gelangt ist durch seine Wohnstättenfunde in der Umgebung von Heilbronn, so fehlt meines Erachtens ein sehr wichtiges Glied in seiner Beweisführung, nämlich die Grabfelder, die er stützt sich nur auf die ersten und diese sind, wie aus seiner Arbeit hervorgeht, gemischt aus Scherben der Spiralband- und jüngeren Winkelbandkeramik. Diese zwei Culturen sind aber bei uns in allen Wohnstätten, die bis jetzt angetroffen wurden, streng getrennt und nicht dies allein, auch die Grabfelder scheinen verschieden zu sein, wie Sie später hören werden.

Da nun Wohngrubenfunde, auch wenn sie anscheinend ein ganz homogenes Material liefern, doch letztere ein gewisses Bild der jeweiligen Kultur uns vor Augen führen, nicht getrübt durch irgendwelche unfällige Zuthaten, während in Wohnstätten, je nachdem sie in verschiedenen Zeiten benutzt waren, Reste verschiedener Culturen zusammen angetroffen werden können, so konnte diese streitige Frage nur durch Aufklärung eines Grabfeldes mit ausschliesslicher Spiralbandkeramik am besten und sichersten gelöst werden. Und das glückte mir denn auch alsbald.

Wie ich schon eingangs erwähnt habe, meine Herren, so ist die Gegend von Worms ausserordentlich reich an Resten der neolithischen Periode. Bei einem solchen Reichthum an neolithischem Materiale war es denn auch wahrscheinlich, dass sich die Periode der Spiralbandkeramik in einem besonderen Grabfeld bestimmt und unwiderleglich nachweisen liesse. Schon früher waren dafür gewisse Anzeichen vorhanden.

So hatte ich ihnen in Brannschweig im Jahre 1808 im Anschluss an die Beschreibung des Rheindürkheimer Grabfeldes erwähnt, dass ich in Wachenheim den Rest eines neolithischen Grabfeldes aufgefunden hätte, auf welchem die Skelette alle in hockender Lage und anders orientirt wie in Worms und Rheindürkheim beige-set worden wären. Bekanntlich sind die Skelette von Hinkelsteintypus alle in gestreckter Lage und von Südosten nach Nordwesten liegend bestattet. Hier in Wachenheim dagegen gerade umgekehrt. Das waren also schon gewichtige Unterschiede, die zu denken gaben, die wenigen Gräber enthielten jedoch keine derartig charakteristischen Beigaben, als das weitergehende Schlüsse gestattet gewesen wären. Allerdings waren auch zwei Steinmiesel dabei zum Vorschein gekommen von einer anderen Form, als diejenigen des für den Hinkelsteintypus charakteristischen Scheitelmessels. Später fand ich bei einer erneuten Untersuchung auch einige Scherben mit Spiralbandverzierung. Dies war nun schon ein wichtiger Fingerzeig und es liess sich vermuten, dass hier ein Grabfeld der Spiralbandkeramik bestanden habe, aber leider verlorb worden sei. Dann kam weiteres Beweismaterial hinzu. Ich fand nämlich im vorigen Jahre unter den frühbronzezeitlichen Hockergräbern auf dem Adlerberge, der überliche ich in Halle berichtet habe, auch das Grab eines Hockers von einer etwas anderen Lage als die der übrigen Gräber des Adlerberges. Ausserdem barg das Grab einen interessanten Muschelschmelz, einen Steinmiesel, ähnlich denen von Wachenheim und viele Gefässscherben mit charakteristischer Spiralbandverzierung. Es waren demnach schon an zwei Plätzen Gräber entdeckt, die sich wesentlich von den Gräbern mit Hinkelsteinkeramik unterscheiden, aber es war dies doch noch zu wenig Material, um damit einen Beweis liefern zu können.

Da kam mir nun glücklicher Weise, wie schon so oft, der Zufall zur richtigen Zeit zu Hilfe. Gerade

damals, als ich das wenige Material an einer Entgrabung auf Dr. Reinecke's Arbeit zusammensetzen im Begriffe war, wurde mir ein Steinmeissel überbracht, der zu meiner grossen Freude genau die Form der Wachenheimer Meissel anwies. Ich beschliesse nun sofort die Fundstelle genau zu untersuchen. Wenn der Meissel kein vereinzelt Stück gewesen war, so liess sich annehmen, dass günstigen Falles an der Stelle wieder ein spiralandkeramischer Wohnplatz zum Vorschein kommen würde, wie in Molsheim und Osthofen. Im günstigsten Falle könnte allerdings auch ein derartiges Grabfeld nun überraschen, doch dies wagte ich kaum zu hoffen. Aber alsbald, bei der ersten flüchtigen Untersuchung, konnte ich constatiren, dass es sich in der That um Gräber und zwar um Hockergräber handeln müsse. Ich begann dann auch sofort die Ausgrabung und alsbald reichte sich ein Hockergrab an das andere, alle, sofern Beigaben vorhanden waren, mit dem charakteristischen Inventar der Spiralandkeramik. Damit war nun das gewünschte spiralkeramische Grabfeld gefunden.

Dasselbe liegt dicht vor dem Seltlichen Eingange des Dorfes Flomborn, etwa eine Stunde nördlich von den Grabfeldern von Hinkelstein und Wachenheim und dem Wohnplatze von Molsheim. Bis jetzt wurden 39 Gräber, darunter 30 Steinzeit-Hockergräber, 8 Gräber ohne Skelette und 6 Skelette in gestreckter Lage, aber ohne Beigaben, gefunden, wovon letztere höchst wahrscheinlich spätmerovingische Bestattungen darstellen und deshalb heute unberücksichtigt bleiben können.

Die steinzeitlichen Bestattungen enthielten alle ganz typische Hockerkerne mit sehr stark gebogenen Extremitäten. Sie waren alle in ganz engen Gräbern untergebracht, so dass sie kaum Platz darin fanden. Diese Bestattungsart scheint charakteristisch zu sein für die Zeit der Spiralandkeramik, denn auch die Wachenheimer Skelete und dasjenige des Grabes von Adlerberge waren in derselben Weise beigesetzt, im Gegensatz zu den frühbronzezeitlichen Hockern dieses Fundplatzes, die alle in viel geräumigeren Gräbern untergebracht waren. Die Richtung dieser Hocker unterscheidet sich sehr wesentlich von jener der gestreckten Skelete der

drei Grabfelder von Hinkelsteintypus. Während dort alle Skelete mit kaum einer einzigen Ausnahme von Südosten nach Nordwesten orientiert waren, sahen die Hocker von Flomborn bald nach Osten, Nordosten oder Norden, bald nach Westen oder Nordwesten. Ebenso verschieden, wie in der Lage und Bestattungsart, sind die Totten auch in Bezug auf ihre Grabbeigaben. Was zunächst die Gefässe betrifft, so entsprechen dieselben ganz genau der Beschreibung, wie ich sie Ihnen vorher in Bezug auf die Spiralandkeramik gegeben habe. Sie sind ganz identisch in Form wie Verzierungswiese mit den Gefässen der Wohnplätze von Molsheim und Osthofen und der Gräber von

Wachenheim und des einen Grabes von Adlerberge. Bei Weitem herrscht in der Ornamentik die Bogenlinie vor, meist in der Form der Spirale, der Wellenlinie oder des Arkadenbogens. Wenn auch Winkelmuster vorkommen, so sind dieselben jedoch durchwegs verschieden von denen der Hinkelsteink Keramik, sowohl in der Ausführung wie in der Anordnung und besonders darin, dass hier keine weisse Leucation, oder doch nur höchst selten vorkommt. Ferner erscheint als das am meisten auftretende Winkelmuster der Mäander, der bekanntlich der Hinkelsteinkermik absolut fremd ist. Es sind zwei völlig neue, um nicht zu sagen klassische, Motive, die hier in der Spiralandkeramik auftreten: die Spirale und der Mäander. Sehr instruktiv sind Gefässe mit einer Vermischung beider Motive. Soeben

Sie hier einen kleinen Krug, bis jetzt das interessanteste Stück der ganzen Ausgrabung. Sie sehen die Aussen-seite durch zwei horizontale Striche in zwei Felder geteilt, von denen das obere, welches unterhalb des Halses beginnt und bis zu der zwei Schnurösen tragenden Bauchhälfte reicht, ein Mäanderornament enthält, bestehend aus drei einander nebeneinander gesetzten Mäandern, unterhalb der Bauchhälfte dagegen ist das zweite Feld bis zur Bodenfläche mit Spiralverzierungen bedeckt, und zwar ist die Anordnung so, dass es scheint, als ginge die Mäanderverzierung direct in die Spirallinien über. Bei einem Gefässe, von dem nur ein grösserer Scherben in der Oberteilung gebracht, ist dieser Übergang ganz deutlich zur Darstellung gebracht. Man sieht wie der Mäander sich direct



Männliches Hockerkerns, Nr. 73, mit dem charakteristischen Dreifussmeissel an den Händen und mehreren stückchen rother Farbe am Kopfe. Oben sind unten je ein gestrecktes (merovingisches) Skelet. Man erkennt deutlich, wie bei der Anlage der letzteren früher ein Theil der Hockergräber eingeschritten wurde.

in einer Bogenlinie fortsetzt. Ein anderes Gefäß ist mit grossen Mäandern verziert und die Zwischenräume zwischen denselben sind mit Winkelverzerrungen ausgefüllt. Wieder ein anderes Gefäß dagegen ist mit grossen Doppelspiralen belegt, deren Enden nach entgegengesetzter Richtung aufgerollt sind. Ein kugelförmiges Gefäß ist verziert mit ungleichmässig über den Bauch gelegten Wellenlinien und ein napfartiges ist mit ganz flüchtig und unregelmässig gezeichneten Wellenlinien bedeckt. Es bemerkt also hier eine Verzerrung, wie sie auch nur ähnlich bei keinem der vielen Gefässe der Hinkelsteinkeramik, deren Zahl weit über 200 beträgt, vorgekommen ist.

Auch in der Form sind die Gefässe schon wesentlich von den früheren verschieden. Wenn auch noch der runde Boden vorkommt, so tragen viele Gefässe schon einen kleinen abgeflachten Boden, er bildet gleichsam den ersten schüchternen Versuch zur Herstellung der Standfüsse. Was die Benutzung der Gefässe anbelangt, so ist hier der Gebrauch, bei der Bestattung einen Theil derselben zu zerbrechen und deren Scherben symbolisch dem Todten ins Grab zu werfen, viel allgemeiner gebräuchlich als in den Gräbern von Hinkelsteintypus. Während in den letzteren neben den angestrichenen Gefässscherben mitunter noch 3-4 erhaltene Gefässe angetroffen werden, gehören unverzehrte Gefässe in den Flomborner Hockergräbern zu den Seltenheiten; oft sind dem Todten nur wenige Scherben eines oder mehrerer Gefässe mitgegeben worden.

Auch die grösseren Steinmessel, die in diesen Gräbern vorkommen, sind in der Form durchaus verschieden von denen der Hinkelsteingräber. Während dort, wie Ihnen bekannt, der sogenannte Schubsteinmessel das charakteristische Gerath bildet, der, wie Sie hier sehen können, schmal und hoch ist und einen gewölbten Rücken besitzt, ist das entsprechende Gerath aus diesen Gräbern der Spiralkeramik breit und niedrig und hat einen der Länge nach geraden verlaufenden Rücken, der, wie Sie sehen, nur nach der Schneide hin abfällt und nach hinten gerade abschneidet (s. Abbildung). Es dürfte sich deshalb empfehlen, ihn im Gegensatz zu dem schmalen Schubsteinmessel mit dem Namen Breitmessel zu bezeichnen. Es ist derselbe Meissel, wie er auch auf den spiralkeramischen Wohnplätzen und Gräbern von Mölheim, Osthofen, Wachenheim und Adlerberg vorgekommen ist. Eine wesentliche Differenz zeigt sich auch bei der andern Waffe, der Feilspeitspe. Während in den Grabfeldern vom Hinkelsteintypus nur die querschnittige Pfeilspeitspe vorkommt, erscheint dieselbe hier nicht, dagegen in zwei Gräbern die dreieckige Form, jedoch noch nicht in gemenschelter Arbeit wie z. B. in den frühbronzezeitlichen Gräbern von Adlerberge. Auch die Schmuckachen der beiden Perioden sind wesentlich von einander verschieden. Während in den älteren Gräbern der Menschenschmuck hauptsächlich aus Berloppen und Scherben besteht, die aus fossilen Muscheln geschnitten sind, und die recente Muschel nur höchst selten vorkommt, sind die Schmuckachen der Flomborner Gräber beinahe ausschliesslich aus grossen recenten Mittelmeer-muscheln (*Spondylus pictorum*) hergestellt. Es sind dies namentlich geschlossene Armbänder, dann grössere und kleinere cylinderförmige und ovale Perlen, sowie Anhänger von verschiedener Form. Einen solchen grossen Anhänger enthielt auch das Grab von Adlerberge und eine cylinderförmige Perle lieferte der Wohnplatz von Mölheim. Es muss demnach an der häufigen Verwendung dieser Muschelart geschlossen werden, dass sie den

Leuten der Spiralkeramik schon leichter zugänglich gewesen ist. Es wird folglich nach der Handel um diese Zeit schon eine weitere Ausdehnung erfahren haben wie vorlem. Auch das Material, welches zur Kosmetik diente, die rotthe Farbe, ist in den Flomborner Gräbern von einer anderen Beschaffenheit als auf den älteren Grabfeldern. Hier erscheint schon der Hamatit, ein wirkliches Eisenerz, das wahrscheinlich aus dem Westerwald her stammt, während dort ein minderwertiges, schwach färbendes, nur mit Kienocker durchsetztes, sandfeinartiges Material vorkommt, selten zeigt sich der besser färbende Röthel. Es kann also aus diesem Umstande auch auf eine weitere Ausdehnung des Handels und Verkehrs gegen früher geschlossen werden. In den Flomborner Gräbern erscheint auch häufig das Hirschgeweih in grösseren und kleineren Stücken, aus den älteren Gräbern ist dagegen kein derartiges Exemplar bekannt geworden. Andere Geräthe fehlen dagegen hier vollständig, während sie in den älteren Gräbern zu dem allmähligst vorkommenden gehören. So fehlt der Klopstein aus Feuerstein oder Kiesel, der zu den nennenswerthen Geräthen der Männer der älteren Zeit zu gehören scheint, in diesen Gräbern vollständig, ebenso wie aus zwei Steinen bestehende Handmühle der Frauen, die ebenfalls in keinem der Flomborner Gräber gefunden wurde, während sie in den älteren Gräbern in ausserordentlich zahlreichen Exemplaren vorkommt, ja beinahe in keinem Frauengrabe fehlt.

Sie haben also, meine Herren, aus dem Ihnen bis jetzt Vorgetragenen ersehen können, dass die Entdeckung des neuen Grabfeldes von Flomborn um verschiedene, bis jetzt unbekanntere Thatsachen gelehrt hat. Zunächst die Thatsache, dass auch zur Zeit der Spiralkeramik grosse zusammenhängende Nekropolen angelegt worden sind. Es ist dieses Grabfeld von Flomborn überhaupt die erste derartige Nekropole, denn bisher sind spiralkeramische Gräber nur ganz vereinzelt zu Tage gekommen. Dann lernen wir erkennen, dass damals eine ganz andere Bestattungsart und ganz andere Grabgebräuche gebräuchlich haben wie vorlem. Man bestattete nicht nur die Todten in anderer Lage²⁾ und nach einer anderen Himmelsrichtung, sondern man beiseitigte sich auch ganz anderer Ceremonien bei der Bestattung. Man benutzte ferner zur Herstellung der Todtenkammern am Grabe ganz anders geformte und verzierte Gefässe, man legte neben die Todten ausser den Ge-

²⁾ Dass die Bestattung in hockender Lage eine rein religiöse Bedeutung hatte, scheint zweifellos zu sein. Die frühere Ansicht, man habe wegen unzulänglicher Geräthe keine solch grossen Graben auszuheben verstanden, wird dadurch widerlegt, dass ja thatsächlich in einer früheren Periode schon die Bestattung in gestreckter Lage gebräuchlich war. Die andere Ansicht, man habe die Todten in einer der embryonalen Lage ähnlichen Haltung bestatten wollen, braucht wohl kaum ernstlich widerlegt zu werden. Man hat offenbar den Todten dem ewigen Schlafe in derselben Haltung überliefern wollen, wie er bei Lebzeiten zu schlafen gewohnt war, in die Decke gebüllt mit angesogenen Beinen und Armen, in den engen Räume neben dem Feuer liegend, wie wir zu unter ähnlichen Verhältnissen auch noch heute thun würden und auch thatsächlich unwillkürlich thun, wenn wir uns im Winter in ein kaltes Bett legen, wo wir auch mit angesogenen Beinen und mit den Armen die Decke über den Kopf ziehend uns bemühen, der Kälte so wenig wie möglich Körperoberfläche zu bieten.

lassen noch zum Theile ganz anders geformte Steingeräthe und Waffen, man schmückte sie mit ganz anders aussehenden Zierthun und gab ihnen ferner zum Bemalen ihrer Körper ein anderes Färbematerial mit auf den Weg wie früher. Es herrschte also zur Zeit der Spiralkeramik, mit einem Worte gesagt, eine ganz andere Cultur, wie zur Zeit der Hinkelstein- oder älteren Winkelbandkeramik. Wie nun durch die Entdeckung des Grabfeldes von Flomborn der seitliche und culturale Unterschied zwischen diesen beiden neolithischen Perioden ansser allem Zweifel gesetzt wurde, so wird auch sicher derselbe Unterschied zwischen Spiralband- und jüngerer Winkelbandkeramik einmal durch die Entdeckung entsprechender Grabfelder dargehan werden, der ja in Bezug auf die Wohnplätze der Wormer Gegend schon zur Genüge bewiesen ist.

Ich glaube also mit meinen Ausführungen, um es kurz so präcisiren, dargehan zu haben, dass der Zeitraum innerhalb der neolithischen Periode, welcher durch die Stufe der Bandkeramik charakterisirt ist, wieder in drei seitlich getrennte Culturabschnitte zerfällt. Wir sind also, wie mir scheint, mit diesen neuen Entdeckungen und Beobachtungen wieder um ein gutes Stück weiter gekommen in der Erkenntnis dieser bisher noch so dunklen Periode unserer Vorgeschichte.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin kann uns die Entdeckung des Grabfeldes von Flomborn Neues lehren. Wir ersehen daraus, dass auch die Gräber mit Spiralbandkeramik, ebenso wie die Wohnplätze, kein Metall führen. Durch diese Entdeckung wird die Zahl der bandkeramischen Grabfelder ohne Metall wieder um eine neue Nummer vermehrt, denn weder in den zahlreichen neolithischen Gräbern — bis jetzt beinahe 200 — noch in den Wohnstätten um Worms habe ich je ein Atom Metall gefunden, obwohl namentlich die ersteren auf das Reichste mit Schmuck- und Gebrauchsgegenständen ausgestattet waren. Es erscheint mir deshalb absolut sicher, dass die drei vorhin geschilderten neolithischen Culturphasen sämmtlich noch der reinen Steinszeit angehören. Und wie es hier bei Worms ist, verhält es sich, wie ich sehe, auch anderwärts in Deutschland, so dass ferner von dem sogenannten bandkeramischen Kupfer nicht mehr gesprochen werden kann. Dadurch erledigt sich aber auch die namentlich in neuester Zeit viel erörterte Frage, welche Keramik die Ältere wäre, die Band- oder die Schnurkeramik. Sie kann nur bejahend für die Priorität der Bandkeramik ausfallen. Auch in Oesterreich mehren sich die Stimmen nach dieser Richtung hin.

Aber nicht nur das Fehlen von Kupfer bei der Bandkeramik, sondern das verhältnismäßig häufige Vorkommen desselben bei der Schnurkeramik und dem Zonenbecher spricht für diese Lösung, auch die Entwicklung der Gefäßformen lässt uns das erkennen, worauf ich schon vielfach hingewiesen habe, welcher Punkt aber meiner Ansicht nach bis jetzt noch zu wenig Beachtung gefunden hat. Bei der Bandkeramik haben wir noch die unentwickelten Formen der Gefäße, bei der Schnurkeramik und dem Zonenbecher dagegen schon die weiter ausgebildeteren Formen. Bei letzteren herrscht namentlich der flache Gefäßboden vor und es erscheint schon der dem Henkel ähnelnde Gefäßansatz, ja, wie bei einzelnen Zonenbechern, schon der völlig ausgebildete Henkel.

Möglich, dass schon in allerhöchster Zeit Funde bekannt werden, welche auch diese Frage endlich definitiv zur Entscheidung bringen, ähnlich wie die Entdeckung des Grabfeldes von Flomborn die bis jetzt

stretige gewesen Frage der Trennung der Bandkeramik in einzelne Phasen endgültig in letzterem Sinne entschieden hat.

Herr Hofrath Dr. Schlls-Heilbron:

Bestiglich der Ansicht des Herrn Dr. Köhl, dass die Gräberfeldfunde beweisend sind für die genannte Cultur der Bevölkerung einer bestimmten Gegend, möchte ich darauf verweisen, dass im Gegenstz zu den Wohnstätten in den Gräbern die Beigaben absichtlich beigelegt sind, dass es bestimmt ausgewählte Gegenstände sind, Pracht- und Schmuckstücke einerseits, gewöhnliches Küchgeschirr zur Aufnahme von Speisebehalten andererseits, welche den Inhalt der Gräber bilden. Was die Leute sonst noch im Leben und Haselbats besaßen, darüber gibt das Grabinventar keinen Anhalt, während sich in den Wohnstätten die absichtlich zurückgelassenen Reste einer lange Zeiten hindurch bestehenden Cultur finden, für deren Stand die Resultate der Wohnstättenuntersuchung nur so beweisen, dass diese sich, wie in Gropsgutach, einem Dorfe von über 100 in ihren Untergeschossen wohl erhaltenen Wohnstätten, gegenseitig ergänzen. Auf die übrigen Ausführungen werde ich bei meinem Vortrage zurückkommen.

Der Vorsitzende:

Ieh erlaube mir, den Entwurf des Telegramms zu verlesen, welches die Gesellschaft an Seine Majestät des deutschen Kaiser salislich des Ablebens ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich richteten will. Wir schlagen folgende Fassung vor:

An Seine Majestät den deutschen Kaiser.

Die in Metz versammelte Deutsche anthropologische Gesellschaft, tief betrübt durch den Tod Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich, ihrer glückigen Gönnerin, bittet allerunterthänigst, den Ausdruck ihrer ehrfurcht-vollen Theilnahme entgegenzunehmen zu wollen.

Herr J. Ranke-München:

Ueber den Zwischenkiefer.

Es handelt sich um eine der ältesten Descriptiozen der Anthropologie, auf das lamigste verknüpft mit dem Nonanfchwange der menschlichen Anatomie im 16. Jahrhundert.

Der Verlauf des Streites über den Zwischenkiefer war von Anfang an nicht ohne dramatische Effecte.

Galen, durch das ganze Mittelalter die höchste, ja einzige Autorität in der Lehre vom Bau des Menschenkörpers, hatte dem Menschen den Besitz eines Zwischenkiefers angeerben, eines Knochens, der als ein individueller Theil des Skeletes bei Säugthieren, namentlich bei jüngeren Individuen, ja so gut wie bei allen Wirbelthieren, als mittlere Partie des Oberkiefergeräthes, welches, wo solche vorhanden, die Schneidezähne trägt, leicht constatirt werden kann. Wenn Galen in der Beschreibung der menschlichen Oberkieferknochen auch etwas schwankt, so schreibt er doch dem Menschen einen besonderen Knochen zu, welcher für die Schneidezähne bestimmt sei und beschreibe eine Naht, welche zwischen Eck- und Schneidezähnen hinläuft.¹⁾

Obwohl davon nichts zu sehen ist, hatte sich die Folgesetz diesem Dogma des Meisters geübt, bis

¹⁾ Galen, de usu partium, L. XI, 20, p. 588; and de natura ossium, Cap. III, p. 14. Vollständig. Paris 1675. Charteri.

Andreas Vesalius, der Neugründer exacter anatomischer Forschung es wagte, auf eigene Untersuchungen basierend, den Zwischenkiefer bei dem Menschen zu langgen. Es war das ein entscheidender Schlag gegen die gesammte anatomische Autorität Galens. Es war einer der Hauptbeweise dafür, dass Galens Knochenlehre nicht sowohl auf Studien am menschlichen als am Affenskelette und anderen Säugethier-skeleten begründet war.

Vesal erfocht den Sieg nicht ohne Kampf, aber begründet auf sein Werk: de humana corporis fabrica (Basel 1543 zuerst aufgelegt, illustriert mit den bewundernswürdigen Abbildungen von Johann von Calcar, einem Schüler Titians) — trat Vesals Autorität an die Stelle derer von Galen. Am Ende des 18. Jahrhunderts war der Widerspruch fast verstummt, ausgezeichnete Anatomen und Anthropologen, ich nenne Peter Camper, Blumenbach, Sömmering, sprachen dem Menschen den Besitz eines Zwischenkiefers ab und sahen zum Theil in diesem Mangel einen der Hauptunterschiede des Menschen von den Affen und den übrigen Säugethieren.

Aber mit dem Erwachen der vergleichend anatomischen Methode erkrankte der Kampf von Neuem und es war Meekel, welcher vor Allem auch in dieser Frage das entscheidende Wort gesprochen hat. Es ist in der Erinnerung der Gebildeten geblieben, dass sich auch Götze an diesem Streite um den menschlichen Zwischenkiefer durch exacte Untersuchungen betheiligt und sich zu Gunsten der Gegner Vesals erklärt hat.

Das Resultat dieses Streites war, dass auch für den Menschen das Zwischenkieferlein anerkannt wurde, aber „in Normalzustande nur als sehr frühe, jedoch constante Durchgangsbildung“.

Es ist hier nicht der Ort, um genauer auf Einzelheiten einzugehen. Nur das soll erwähnt werden, dass, wie gesagt, der Zwischenkiefer jene Partie des Mittelgesichtes ist, welche die Schneidezähne bei jenen Wirbelthieren trägt, welche überhaupt Schneidezähne besitzen und bei allen Säugethieren durch einen Nasenfortsatz sich in grösserer oder geringer Ausdehnung an der Umrandung der Nasenöffnung, sowie durch einen Gaumenfortsatz an der Bildung des harten Gaumens betheiligt, dessen vorderen Abschnitt er darstellt. Zwischen den Gaumenplatten der Oberkieferknochen, welche den Mittelabschnitt des harten Gaumens bilden, und dem Hinterende der Gaumenplatten der beiden Zwischenkiefer befindet sich eine Trennungsnath, die Sutura incisiva, Zwischenkiefernath, welche bei jüngeren Säugethieren sich regelmässig nachweisen lässt, erst im höheren Lebensalter unendlich wird und verschwindet. In der Mittellinie zwischen beiden Gaumenplatten der Zwischenkiefer, der Fortsetzung der mittleren ungetheilten Gaumenath nach vorne, zeigt sich eine (einfache oder selten doppelt) Öffnung, das Foramen incisivum, Zwischenkieferloch, von welchem nach rechts und links die Zwischenkiefernath ausgeht. Diese läuft bei Säugethieren mit oberen Schneidezähnen zuerst quer, ansähernd parallel mit der hinteren Quernath des Gaumens und wendet sich dann zu dem Zwischenraume, Septum, zwischen dem Eckzahne und dem äussersten Schneidezahne jedesseits. Bei Thieren, z. B. bei jüngeren Affen, scheidet sie hier durch und verläuft über den vorderen Abschnitt des Zahnrandbogens nach aufwärts gegen die Nasenöffnung zu, deren Rand sie eine Strecke weit, den Nasenfortsatz des Zwischenkiefers bildend, abtrennt; das ist die Nath, welche Galen und dem Menschenhändel zugeschrieben

hatte, welche aber bisher noch Niemand an einem normalen menschlichen Oberkiefer gesehen hat.

Dagegen findet sich recht häufig die Zwischenkiefernath am harten Gaumen auch des erwachsenen Menschen und sie, die Sutura incisiva, war es, auf welche sich die älteren Anatomen als Beweis, dass auch dem Menschen ein Zwischenkiefer zugeschrieben werden müsse, zu stützen pflegten, umso mehr, da sie an jungen Schädeln, von Neugeborenen und Embryonen, niemals vermisst wird.

Die Nath kommt meist gleichsam aus der Tiefe des Foramen incisivum, nach rechts und links über den harten Gaumen strichend, heraus. Im Foramen selbst steigt sie nach aufwärts auf die Oberseite des (harten) Gaumengewölbes in der Nase und erhebt sich, den Alveolarabschnitt der oberen Schneidezähne abschneidend, an den Innenrand des Nasenfortsatzes des Oberkiefers, dessen vorderen Abschnitt, der den Nasenfortsatz des Zwischenkiefers darstellt, gewöhnlich bis in die Höhe der unteren Nasenmuschel, abtrennend. Von der Umgrenzung der menschlichen Zwischenkiefer fehlt namentlich auf der linken Seite die Nathstrecke zwischen der Spitze des Nasenfortsatzes und dem Oberkiefer. Dagegen ist, wie Vesal mit Recht bemerkt hatte, auf der Aussenfläche des menschlichen normalen Oberkiefers von der von Galen behaupteten Trennungsnath nichts zu sehen, auch nicht bei Neugeborenen und älteren Embryonen. —

Die neue Zeit beginnt für die Zwischenkieferfrage mit der classischen Untersuchung des angezeichneten vergleichenden Anatomen und Embryologen F. S. Leuckart. Er war der erste, welcher an einem Schädelchen aus dem Anfange des dritten Entwicklungsmonates, wenigstens auf der einen (rechten) Gesichtshälfte, den Zwischenkiefer von dem Oberkiefer noch halb getrennt gesehen und davon (in Fig. 1, Taf. I) ein anschauliches Bild geliefert hat.)

Von da an häufen sich die Mittheilungen über den menschlichen Zwischenkiefer, vor Allem im Zusammenhange der Betrachtung mit jenen bekannten und bei Mensch und Thier häufigen Entwicklungsstörungen, welche als Hasenscharten und Wolfsrachen bezeichnet werden, und von Beginn der Discussionen über den Zwischenkiefer an mit herbeizugeworfen worden waren. Es endet sich bei diesen Missbildungen ein Schneidezahn tragendes Mittelstück des Gaumens, entweder ein- oder doppelseitig, von dem Oberkiefer getrennt, und man glaubte sich berechtigt, in dieser abgetrennten Mittelpartie den Zwischenkiefer zu erkennen.

Am entschiedensten wurde diese Behauptung in neuer Zeit von dem Chirurgen Th. Kölliker-Sohn in mehreren grösseren und kleineren Abhandlungen, sowie auf wissenschaftlichen Congressen vertreten. Er hatte mit dem Mitteln des Würzburger anatomischen Institutes u. a. und nicht ohne Unterstützung seines berühmten Vaters die Zwischenkieferfrage entwicklungs-geschichtlich und mit Berücksichtigung der betreffenden Missbildungen in erfolgreicher Weise studirt. Er war in der glücklichen Lage, jüngere Embryonen als sie seinen Vorgängern zur Verfügung gestanden hatten, zu den Prüfungen verwenden zu können. Indem er die Embryonenköpfe durch Behandlung mit Kallilage durchsichtig gemacht hatte, konnte er, bei Untersuchung in Glycerin, zum ersten Male, seit überhaupt Anatomie getrieben wird, die beiden Zwischenkiefer des Menschen

*) F. S. Leuckart, Untersuchungen über das Zwischenkieferlein des Menschen. Stuttgart 1840.

als kleine dreieckige Knochenblättchen, noch vollkommen vom Oberkiefer getrennt, nachweisen.

Besüglich der Hasenscharten kam er an dem Schlusse, dass — wie es bisher so gut wie ausnahmslos angenommen war — dieselben als eine Abtrennung des Zwischenkiefers in toto von dem Oberkiefer zu betrachten seien.

Th. Kölliker hatte sich dabei wesentlich gegen die abweichenden Angaben Paul Albrechts gewendet. Der Letztere hatte in seiner etwas tumultuarischen Weise, gestützt auf die alten, fast in Vergessenheit geratenen Angaben Leuckarts, welcher sich seinerseits schon auf Meckel und Autenrieth stützen konnte, behauptet, dass sich die Erscheinungen bei den menschlichen (und tierischen) Hasenscharten und Wolfsrachen meist nur so erklären lassen, dass primär jederseits nicht nur einer, sondern zwei, im Ganzen nämlich vier Zwischenkiefer vorhanden seien, je ein innerer und ein äusserer. Die Trennung bei jenen Missbildungen verlaufe nicht zwischen Oberkiefer und Zwischenkiefer, d. h. Eckzahn und äusserem Schneidezahn, sondern zwischen den beiden Schneidezähnen jederseits, d. h. zwischen dem angenommenen inneren und inneren Zwischenkiefer, so dass auf Seite des Oberkiefers, jenseits der Spalte, noch ein Schneidezahn vorhanden bleibe. Die genannten Vorgänger P. Albrechts hatten ebenso geschlossen: „vorräthig merkwürdig, sagt u. B. schon Meckel, ist es, dass in einigen der angeführten Fälle nicht vier, sondern nur drei oder nur zwei Schneidezähne in dem mittleren (abgetrennten) Knochen gefanden wurden, während einer oder beide äussere in dem Oberkiefer saßen —“, zum deutlichen Beweise, dass, wie schon Autenrieth vermuthete, Anfang jeder Schneidezahn in einem eigenen Zwischenkieferknochen enthalten ist“ (Meckel, Pathologische Anatomie).

Wenn man früher, wie gesagt, einen Hauptunterschied zwischen dem Menschen und den Affen in dem Fehlen des Zwischenkiefers finden wollte, so hatte sich dadurch das Blut gründlich gewendet: der Mensch hat nicht nur jederseits einen, sondern zwei, im Ganzen also vier Zwischenkiefer.

Leuckart hatte mit gewohnter Gründlichkeit die Verhältnisse der Zwischenkiefer, Sutura incisiva, studirt. Wie die genannten Vorgänger u. A. sah er, dass bei jüngeren Embryonen nicht nur diese Nath regelmässig nachzuweisen ist, sondern dass sich von ihr eine zweite Nath jederseits abspaltet, welche an dem Zwischenraume, Septum, zwischen erstem und zweitem Schneidezahne hinzieht. Auf dem harten Gaumen ist diese Doppelnath jederseits vollkommen deutlich, dagegen lassen sich auf der Aussenseite des Alveolarfortsatzes der Zwischenkiefer keine Spuren einer ehemaligen Trennung anfinden; freilich ist bei dem Menschen die in frühester Entwicklungszeit unzweifelhaft bestandene Trennung zwischen Oberkiefer und dem Gesamtzwischenkiefer ebenso wenig nachzuweisen. P. Albrecht konnte daher annehmen, dass auch zwischen erstem und zweitem Schneidezahne jederseits eine embryonale Nath existire, welche, den Zwischenkiefer ganz durchschneidend, Anlass zu jener von Meckel beschriebenen Form der Hasenscharte gebe.

Th. Kölliker verfocht dagegen die, wie er glaubte, von ihm nachgewiesene Eintheiligkeit des Zwischenkiefers jederseits. Jene zweite intermediäre Nath Leuckarts u. A. sollte eine Gefässfurche oder eine anormale Fissur sein:

„Das Os intermaxillare entsteht von einem Ossificationspunkte aus (Schwein).“

„Da der menschliche junge Zwischenkiefer keine Trennungen zeigt, so sind alle scheinbaren Mängel späterer Zeit nur als Fissuren anzusprechen, das es ist kein Beispiel bekannt, dass ein einseitig angelegter Knochen später Trennungen und Nätze gezeigt habe.“

Das sind Th. Köllikers Worte.

Dieselben entbehren auch nicht eines dramatischen Effectes, da dieses starre, von keinem Forscher sonst getheilte Festhalten an der Eintheiligkeit des Zwischenkiefers noch so einer Zeit erfolgte, als unter Waldeyers Leitung Biondi in einer vortrefflichen Untersuchung an zahlreichen sehr jungen Embryonen von Menschen und Säugethieren die Existenz von zwei Ossificationscentren festgestellt hatte.

Bei dem Anatomestage in Würzburg 1898 hielt Th. Kölliker in persönlicher Discussion mit Herrn Biondi und Herrn Waldeyer an seiner soeben mitgetheilten Auffassung fest. Der Letztere demonstrirte an den Präparaten Biondis die beiden getrennten Ossificationspunkte für jeden Zwischenkiefer, die sich beim Menschen (wie auch beim Schaf u. a.) finden.⁹⁾

Aber der Widerspruch verstummte nicht. Herr A. von Kölliker-Vater erklärte damals direct, er finde es „auffallend, dass Niemand nach seinem Sohne sich die Mühe gegeben habe, die erste Entwicklung der Intermaxillare an den unentwickelten Kalbpräparaten zu prüfen, welche allein ganz sichere und relativ leicht zu gewinnende Ergebnisse liefern“.

Oskar Schultze hält noch im Jahre 1897, in seinem ausgezeichneten Grundriss der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Säugethiere (S. 211), an der Kölliker'schen Auffassung, ohne nur eine Zweifel oder eine abweichende Auschauung anzuwenden, fest. Er sagt: „die Zwischenkiefer hat Th. Kölliker zuerst mit Bestimmtheit beim Menschen nachgewiesen als zwei kleine, in der achten bis neunten Woche auftretende Knöchelchen, die sehr bald mit dem Oberkiefer verschmelzen. Bei der doppelten Hasenscharte mit Wolfsrachen bleibt die Verbindung der Oberkiefer und Zwischenkiefer aus, und spricht das selbständige Auftreten von Knochenstücken, welche Schneidezähne tragen, in dem von der Nasenschleimwand getragenen Stummel, wie leicht ersichtlich, entschieden zu Gunsten der Annahme einer selbständigen Entstehung des Os incisivum.“

Das ist der hyperconservative Standpunkt der Würburger Gelehrten. —

Durch Studien über die übrigen Knochen des menschlichen Schädels wurde ich auch zur Nachprüfung der Angaben über den menschlichen Zwischenkiefer veranlasst. Ich heutzutage, dem Wunsche des Herrn von Kölliker entsprechend, welchen er bei jener denkwürdigen Anatomerversammlung in Würzburg ausgesprochen hatte, die inzwischen durch O. Schultze in einer Methodo ersten Ranges ausgebildete Kalbschädel Kölliker entsprechend, welchen er bei jener denkwürdigen Anatomerversammlung in Würzburg ausgesprochen hatte, die inzwischen durch O. Schultze in einer Methodo ersten Ranges ausgebildete Kalbschädel

Als ein Resultat dieser Untersuchungen kann ich hier eine naturgetreue Abbildung der Vorderansicht der Oberkieferpartie eines Embryo von 26 mm Schädellängte, also aus dem Anfang des dritten Monats der Entwicklung vorführen (Fig. 1).

Die Zwischenkieferanlage erscheint jederseits, von der Vorderseite gesehen, als eine einheitliche, in der

⁹⁾ Das Schwein kürzt auch hier, wie bei anderen Schädelknochen, die Verknöcherung etwas ab, aber auch bei ihm findet sich eine abgegrenzte, besondere darüber gedrängte Zellengruppe als Anlage des zweiten Zwischenkiefers.

Form sehr nahe der Form des Zwischenkiefers des nebenstehend abgebildeten kindlichen Orangutangschädels entsprechend (Fig. 2). Es ist das ein etwas fortgeschrittenes Stadium der Anbildung als jene von Th. Kolliker abgebildeten. Bei meinem Präparate erscheint die definitive Form des Alveolarfortsatzes des Intermaxillare mit den Nachbarpartien, vor Allem aber der Nasenfortsatz, welcher bei Th. Kolliker kaum angedeutet ist, schon ziemlich erreicht.

Das Bild entspricht sehr nahe dem von Leuckart mitgetheilten, bei welchem aber die Trennung vom Oberkiefer nur einseitig (rechts) noch zu erkennen war.

Bei wenig älteren Embryonen sah ich Zwischenkiefer und Oberkiefer miteinander in beginnender Verschmelzung. Die letztere fängt an der oberen hinteren Ecke des Zwischenkiefer-Alveolarfortsatzes an, die

dem anderen, so dass von dem zweiten auf der Außenfläche des Alveolarfortsatzes normal nichts in Erscheinung tritt.

Nach Biondi's Ergebnissen entsteht jeder Zwischenkiefer des Menschen, der rechts wie der linke, aus zwei Ossificationscentren. Der eine liegt im Gebiete des inneren Nasenfortsatzes: metopogener Zwischenkiefer, der andere im Gebiete des Oberkieferfortsatzes: gnathogener Zwischenkiefer. Der letztere, welcher als vorderer Zwischenkiefer bezeichnet werden kann, bildet die Hauptmasse des Knochens, er ist es, den unsere Abbildung wiedergibt. Der metopogene oder hintere Zwischenkiefer bildet rechts und links die hintere Alveolarwand für die beiden mittleren Schneidezähne. Beide Zwischenkiefer bilden dagegen gemeinschaftlich den Zwischenkieferabschnitt des harten Gaumens.

Figur 1.



Zwischenkiefer eines menschlichen Embryo von Anfang des dritten Monats.

Figur 2.



Zwischenkiefer eines jungen Orangutan.

Trennung des Alveolarfortsatzes nach unten erscheint dann noch als mehr oder weniger tiefe Einkerbung, die Trennungspalte zwischen dem Nasenfortsatz des Zwischenkiefers und dem Stirnasenfortsatz des Oberkiefers bleibt noch länger deutlich offen, aber schon bei wenig größeren Früchten ist äusserlich von der ehemaligen Trennung nichts mehr oder fast nichts mehr zu bemerken.

Speziell muss hervorgehoben werden, dass von einer Trennung zwischen dem inneren und äusseren Zwischenkiefer, an der alveolaren Vorderfläche der Zwischenkiefer, nicht die leiseste Spur bemerkbar wurde.

Das stimmt aber vollkommen mit den Beobachtungen überein, welche Biondi an Schnittserien, also nach einer ganz anderen Methode, gefunden hatte. Seine beiden Zwischenkiefer stehen nicht im Ganzen nebeneinander, sondern im Wesentlichen einer hinter

Figur 3.



Figur 4.



Menschliche Gaumen (Figur 3, 4).

Dieses letztere Verhältnis, die Ausdehnung des metopogenen Zwischenkiefers an der Rückwand des Alveolarfortsatzes sowie auf dem harten Gaumen, lassen sich viel leichter nachweisen als der gnathogene Zwischenkiefer, welcher weit früher verschwindet. Im ganzen Verlaufe der Bildung des dritten Monats, ja auch noch bei älteren Embryonen, sind die beiden Zwischenkieferanlagen noch im Wesentlichen vollkommen getrennt. Die Verschmelzung beginnt, so viel ich sehen kann, nahe der sagittalen Mittellinie des Schädels.

Die Nathstrecke zwischen dem mehr horizontal verlaufenden Hauptstange der Sutura incisiva (der gegen das Septum zwischen Eckzahn und äusseren Schneidezahn gerichtet ist), welche von dieser abweichend gegen das Septum zwischen den beiden Schneidezähnen verläuft, ist bei allen jüngeren Früchten constant und, wie das schon Turner ausgesprochen hat, ebenso ein

wahre Nath wie die Sutura incisiva selbst. Dagegen scheidet sie normal nicht auf die Vorderseite des Zwischenkiefers durch, die Trennung läuft horizontal innerhalb der Alveolen der mittleren Schneidezähne.

Der Verlauf der beiden Nathstrecken im Kiefer ist etwas wechselnd. Der Hauptzug der Sutura incisiva streicht entweder unter dem Foramen incisivum hin (Fig. 5) oder er kommt in wenig verschiedener Höhe aus diesem hervor (Fig. 4). Der zum Zwischenstücke zwischen erstem und zweitem Schneidezahn aufsteigende Nathzweig — Leuckarts Sutura intermedia oder Sutura incisiva nach Biondi — geht entweder mit der eigentlichen Sutura incisiva aus der Tiefe des Foramen incisivum hervor oder er hebt sich von der Hauptnath meist an einer sackförmigen Vorbuchtung derselben in etwas verschiedener Entfernung vom dem Foramen und bald mehr bald weniger senkrecht auf die Hauptnathrichtung (Fig. 5 u. 6).

Figur 5.



Figur 6.



Menschliche Gassen (Figur 5 u. 6).

Die Decke des Foramen incisivum, welches bei Früchten und Neugeborenen relativ recht gross erscheint, wird in ihren beiden Hälften von je einem Abschnitte des hinteren Zwischenkiefers gebildet. Die Ränder des Foramen fallen steil ab und trennen die betreffende Partie des hinteren Zwischenkiefers scharf von den inneren. Diese scharfe Umwandung, ihre charakteristische Sagittaltrennung durch das ganze Foramen, ihre spitzenartige Gestalt, welche an ein Getreidekorn erinnert, lassen diese Partie so gut individualisirt erscheinen, dass man sie für besondere Knochenelemente halten könnte und wohl auch schon gehalten hat.

Bei der Bildung der doppelseitigen Hasenscharte trennen sich die Zwischenkieferanlagen in der Sutura intermedia oder interincisiva voneinander, die inneren Zwischenkiefer kommen in der Mittellinie nicht zur Vereinigung und die beiden hinteren Zwischenkiefer erscheinen dadurch bei dieser Missbildung als ein individualisirtes Gebilde.

Es erscheint mir sehr beachtenswerth, dass die Natur normal eine dieser Missbildung ganz entsprechende Individualisirung des metopogenen Zwischenkiefers von dem gnathogenen hervorbringt. Leuckart beschreibt in der erwähnten umfassenden Monographie nach den Untersuchungen von Rudolphi und Meckel (L. S. 88) die Intermaxillarknochen des Schnabelthieres, *Ornithorhynchus paradoxus*. Das Schnabelthier besitzt darnach, was ich an jüngeren Schädeln vollkommen bestätigen kann, zwei grosse zahnlose Zwischenkiefer (b), welche Meckel als die oberen (nach Biondi vordere) oder gnathogenen) Zwischenkiefer bezeichnet (Fig. 7 a, b). Nach hinten enden sie ungespitzt zwischen den Kiefern und Nasenknochen, steigen eine Strecke an den letzteren hinan und biegen sich, sich einander nähernd, vorne hakenförmig nach Innen, spitz endend.* Ausser diesen beiden Knochen constatarint Rudolphi und Meckel noch ein drittes inneres unpaariges achterförmiges Zwischenkieferbein (a) (nach Meckel das „untere“, nach Biondi die Bezeichnung das hintere, metopogene), das

Figur 7.



Figur 8.

Zwischenkiefer des Schnabelthieres
Figur 7 Ansicht von unten, Figur 8 von oben.

von dem Ende des Gassenfortsatzes der Oberkieferbeine, von diesen durch eine quer verlaufende Sutura incisiva (Fig. 7 a) getrennt ist. Das Stück schliesst sich nach oben direct an eine Crista nasalis der Oberkieferbeine und bildet auf seiner oberen Fläche selbst eine Fortsetzung dieser Crista, was den Verhältnissen beim Menschen entspricht (Fig. 8a).

Während Paul Albrecht an diese Bildung erinnert, erwähnt sie — so viel ich sehen kann — Biondi nicht, sie ist aber zweifellos einer der denkbar schönsten Beweise dafür, dass auch normal die Gassenaperte zwischen den Zwischenkiefern auftreten kann, welche als doppelte Hasenscharte (und Wolfsrachen) bei den Menschen (und höheren Säugethieren) die primäre Existenz der Zwischenkiefer-Componenten beweist.⁴⁾

⁴⁾ Gegenüber. Vergleichende Anatomie der Wirbeltiere, I. Bd., 1896, S. 405, sagt bei der Beschreibung des Cranium von *Ornithorhynchus*: „Dem medianen Abschnitte (M) gehört ein besonderer Knochen (A)

Das niedrigste uns bekannte Säugethier, das Schnabelthier, zeigt wie der Mensch die Trennung der elementaren Zwischenkiefer-Componenten, zum Beweise, dass diese zum Bangesetze des Wirbelthierschädels im Allgemeinen gehören.

Auch bei Fischen, speziell bei jungen Muraenophirschädels hat Meckel vier Zwischenkiefer (zwei inpaare aufeinander folgende und zwei seitliche) constatirt.

Ich kann dar noch eine normale Trennung der beiden Meckel-Biondi'schen Zwischenkieferpaare bei einer Faulthierart, *Bradyptus acnalliger*, hinzufügen (Fig. 9). Bei den *Bradyptus*-Schädels zeigt sich der hintere Zwischenkiefer in etwas verschiedener, aber sonst guter Entwicklung, am Vorderrand der Os maxillare steigt bei älteren Exemplaren eine Nath (ziemlich kurz) empor, eine vollkommene Trennung zwischen Kiefer und vorderem Zwischenkiefer habe ich bis jetzt nicht gesehen. Bei *B. acnalliger* ist der hintere Zwischenkiefer bis auf eine schmale Verbindungsstelle mit dem Gaumen-theile des Oberkiefers von diesem weit getrennt und isolirt — ähnlich wie bei einer doppelseitigen Hasenscharte. Der Zwischenkiefer hat die Gestalt einer kleinen, vorne nach durch eine Nath getrennter Kirsche, welche mit einem dünnen Stiele, in der Mitte des Gaumen-theiles des Oberkiefers angewachsen, resp. durch Nath getrennt, erscheint. Der Gaumen-theil des Oberkiefers zeigt dementsprechend in der Mitte einen dreieckigen Ausschnitt,

Figur 9.

Zwischenkiefer des Faulthieres, *Bradyptus acnalliger*.

mit der Spitze nach hinten gewendet. Einen solchen Ausschnitt zeigen die *Bradyptus*-Gaumen auch bei anderen Arten, bei denen sich die beschriebene Trennung nicht erkennen lässt.

Es erscheint auffallend, dass diese Trennung der Zwischenkieferpartie in vier elementare Knochencomponenten nur bei dem Menschen und dann bei den niedrigsten Säugethieren und endlich bei Fischen in normale Erscheinung tritt. Denn bei den Menschen ist die intermediäre oder interincisive Nath des Gaumens so häufig, dass wir sie nicht als etwas Anormales betrachten können.

Obwohl schon statistische Zählungen existiren, habe ich doch auch noch eine grössere Anzahl von Menschenschädels und Affenschädels auf die Verhältnisse der Sutura incisiva und interincisiva geprüft.

Th. Kölliker hat an 89 Schädels Erwachsener meist aus der Bevölkerung der Umgegend von Würzburg 26 mal die Sutura incisiva, oder Reste derselben, gezählt; an 237 „Rassenschädels“ 70 mal, also an 826 Schädels.

an, welcher vor dem Vomer, aber nicht mit diesem im Zusammenhang sich findet und, da er die mediane Wand des Jacobson'schen Organs stützen hilft, vielleicht einem bei anderen Säugethieren dem Prämaxillare (Intermaxillare) zukommenden Fortsatze entspricht.*

den zusammen 96 mal = ca. 30% d. h. die Nath fand sich an etwa $\frac{1}{3}$ aller Schädels; von der Sutura interincisiva finde ich bei Th. Kölliker keine Statistik. Dagegen gab Paul Albrecht an, sie zu etwa 9% gefunden zu haben. Kummer⁷⁾ fand (Inaug.-Diss.: Einige über die Sutura incisiva, Berlin 1881) unter 260 darauf geprüften Menschenschädels die Sutura intermedia Leuckarts 24 mal d. h. in nicht ganz 10% (9,2%).

Ich habe 100 (50 ♂ und 50 ♀) Schädels der Münchener Stadtbevölkerung, alle erwachsen und sagittal (durch das Foramen incisivum) durchgeschnitten auf die Verhältnisse der Sutura incisiva geprüft.

Unter den 100 Schädels fand sich die Sutura incisiva in deutlicher Abbildung bei 73%; die Zahlen würden noch grösser sein, wenn auch die Fortsetzung der Sutura in das Foramen incisivum und in diesem aufsteigend herüberkräftigt worden wären, dieser Theil der Incisivnath fehlt in der That nur in den seltensten Fällen. Unter den 100 Schädels fand sich die Sutura interincisiva an intermedia bei zehn Schädels, bei acht von diesen war die Zwischenkiefer-Gaumenplatte viergetheilt, bei zwei Schädels war die Sutura intermedia nur einseitig (rechts) vorhanden, so dass nur die rechte Hälfte der Zwischenkiefer-Gaumenplatte zweigetheilt war.

Ausserdem fanden sich noch drei Schädels, bei welchen überhaupt nur die Sutura intermedia ausgebildet war, während das äussere Stück der Sutura incisiva fehlte, die Nath war sonst gegen das Septum zwischen Eck- und äusseren Schneidezahn, sondern gegen das Septum zwischen den beiden Schneidezähnen gerichtet.

Es entspricht dem jugendlicheren Typus der weiblichen Schädels, dass bei ihnen die Sutura incisiva im Ganzen in 84% vorkam, während sich bei den männlichen Schädels nur 62% fanden.

Auch eine grosse Anzahl von Affenschädels, meist aus der Sammlung Selenka, habe ich auf diese Verhältnisse angesehen.

Man sollte meinen, dass bei Affen, weil sich bei ihnen die Individualisirung des Zwischenkiefers noch in einer so viel späteren Zeit als beim Menschen erkennen lässt, sich auch die Verdoppelung Jederseits häufiger erhalten müsste.

Von Orangutangenschädels habe ich 206 geprüft, davon waren 21 jugendliche Schädels, diese zeigten alle die Sutura incisiva offen; von den 185 erwachsenen Schädels zeigten 56 die Nath gut entwickelt, 48 andentlich, bei 78 fehlte sie ganz d. h. bei nur 42%, dagegen war sie gut oder in Spuren vorhanden bei 58%. Bei dem erwachsenen Menschen in 73%. Die Anzahl der offenen Zwischenkiefermithe ist sonach bei dem erwachsenen Menschen beträchtlich viel grösser als bei den Orangutans. Und besonders bemerkenswerth erscheint es, dass eine Verdoppelung der Nath, das Auftreten der Sutura interincisiva, die Verfiachung der Zwischenkiefer, niemals beobachtet werden konnte, auch nicht in Spuren (Fig. 10 u. 11).

Von Schimpanse und Gorilla sind meine Zählungen zu wenig umfänglich. Ich bemerke aber, dass unter drei erwachsenen Schimpanseenschädels nur einer war, der die Sutura incisiva zeigte.

Beträchtlich ist mein Material an *Hylobates*-schädels.

Von *Hylobates concolor* zählte ich 181 Schädels, darunter 17 jugendliche. Letztere zeigten alle die Sutura incisiva. Von den 165 erwachsenen fehlte die

*) Biondi l. c. S. 161.

Sutura incisiva bei 141, gut oder in Spuren fand sie sich nur bei 23 Schädeln d. h. zu 14%, sie fehlte bei 86%. Das Missverhältnis gegen den Menschen ist hier sonach noch auffallender wie bei *Orangutan*. Dagegen fand sich bei einem jugendlichen Schädel, sowie bei zwei Erwachsenen (also dreimal) eine freilich undeutliche Spur eines Ansatzes einer *Sutura interincisiva*.

Unter 17 *Hylobates*-Schädeln anderer Arten (*H. lar. variegatus* und *syndactylus*) fand sich bei einem (syn.) eine deutliche *Sutura incisiva*, bei vier eine undeutliche Spur.

Ausserdem habe ich noch 155 Schädel niederer Affen durchgesehen. Ich führe die Species nicht im Einzelnen an, da die Anzahl für jede einzelne für eine statistische Aufnahme zu gering ist.

Figur 10.



Figur 11.



Orangutan-Gaumen (Figur 10, 11).

Von diesen gehörten 85 jugendlichen Individuen an. Dieselben zeigten alle die *Sutura incisiva*, nur bei einem war sie undeutlich, dagegen zeigten sich bei drei Schädeln deutlich, bei einem Schädel theilweises Offenbleiben der *Sutura interincisiva*.

Von den 120 Schädeln erwachsener niederer Affen zeigten die *Sutura incisiva* in grösserer oder kürzerer Strecke offen 71 — mehr als 58%, die gleiche Anzahl wie bei *Orangutan* gegen 78% bei dem Menschen. Ein erwachsener Affenschädel (*Inuus nemestrinus*) zeigte eine Spur einer *Sutura interincisiva*.

Unter 56 *Halbaffen*-Schädeln, von denen 10 jugendliche waren, fehlte die *Sutura incisiva* einem der letzteren. Unter den 45 erwachsenen Schädeln fehlte die *Nath 25*, die anderen hatten sie gut oder spurweise, sie fehlte bei 55% und war vorhanden bei 45%. Also auch hier überwiegt der Mensch.

Wir können nicht daran zweifeln, dass der doppelte Zwischenkiefer zum allgemeinen Baugesetze des Vierbraterschädels, speciell des Säugetierschädels, gehört, aber zu einer blühigeren Individualisirung gelangen seine elementaren Componenten, zu weit mehr bisherigen Untersuchungen reichen, nur bei den niedrigeren Säugethieren und bei dem Menschen.

Herr H. Klaatsch-Heidelberg:

Ueber die Anprägung der specifisch menschlichen Merkmale in unserer Vorfahrenreihe.

Meine Ausführungen schliessen sich in vieler Hinsicht an den Vortrag des Herrn Professor Ranke an und ich kenne das, was ich in der Discussion zu denselben zu sagen hätte, als Einleitung zu meinem Vortrage nehmen. Herr Professor Ranke hat uns einige Beispiele dafür vorgelegt, dass der Mensch sich manche uralten Merkmale besser bewahrt hat, als seine nicht verwandten Formen, die Affen. Dies hängt sehr innig zusammen mit den Forschungsergebnissen, welche ich Ihnen in meinen Vorträgen auf den Congressen in Lindau und Halle vorgelegt habe. Die neue Beurtheilungsweise der Stellung des Menschen in der Reihe der Säugethiere, zu welcher ich durch vergleichend anatomische Untersuchungen geführt wurde, hat sich als fruchtbar und bedeutungsvoll erwiesen für das Problem der Entstehung des Menschenschlechtes. Wenn wir dies Problem in eine wissenschaftlich exacte Fragestellung kleiden wollen, so kann dieselbe meines Erachtens nur so lauten: auf welche Weise, unter welchen Bedingungen, in welcher geologischen Periode und an welchem Punkte der Erdoberfläche haben sich an den — selbstverständlich vorhandenen thierischen Vorfahren des Menschenschlechtes diejenigen Umwandlungen vollzogen, welche uns nunmehr berechtigen, dieses Wesen dem Genus *Homo* zu subsumiren. Für die Beantwortung dieser Frage ist die Vorstellung sehr wichtig, welche man sich von diesem thierischen Vorfahren unseres Geschlechtes macht, denn hiervon hängt das Urtheil darüber ab, welche Eigenschaften wir als typisch menschlich zu bezeichnen haben.

So lange man den Menschen in allen Punkten als die höchste Entwicklungsstufe des Thierreichs ansah, so lange man in jetzt lebenden Wesen ein getreues Abbild menschlicher Vorfahrenformen der Ableitung des Menschen von einer niedrigeren Form sehr gross; seitdem man aber begonnen hat, sich mit der Vorstellung vertraut zu machen, dass der Mensch gar nicht in allen Theilen seiner Organisation an der Spitze der lebenden Wesen steht, und dass alle jetzt lebenden Formen, auch die dem Menschen ähnlichen Primaten und speciell die Anthropoiden die Endglieder von Entwicklungsbahnen darstellen, welche von der des Menschenschlechtes divergiren — ist ein grosser Theil der physiologischen Ungereimtheiten beseitigt worden, mit denen man früher sich behelfen musste.

Eine solche Ungereimtheit war es, wenn man es für denkbar hielt, der Mensch habe sich aus einem vierfüssigen Thiere entwickelt, sein Rampf habe sich aus der horizontalen Haltung der laufenden Säugethiere aufgerichtet und seine Vordergliedmassen hätten sich allmählich zum Greiforgane umgestaltet. Wir wissen jetzt, dass die Hand, dieses konstruktivste Werkzeug des Menschen, auf diesem Besitze seine ganze Cultur-entwicklung beruht, keine neuere Erwerbung und keine ihm speciell zukommende Eigentümlichkeit ist.

sondern ein uraltes Erbstück von der gemeinsamen Vorfahrenform des Menschen und der Säugethiere.

Die Opposierbarkeit des Daumens hat sich nicht erst bei den letzten tierischen Vorläufern des Menschen aus einer gleichartigen Beschaffenheit der Finger herausgebildet, sondern schon in den Anfängen der Ausbildung der Landwirbelthiere war die Anspornung eines Greif- und Kletterorgans gegeben. Dass die Formen der Säugethiere eine in allen wesentlichen Theilen des Skeletes, der Handwurzel, der Mittelhand und der Fingerglieder, der menschlichen entsprechende Hand besaßen haben, dafür liefert uns die Paläontologie numismatische Beweise; sie zeigt uns, dass die früh-tertiären Vertreter der jetzigen Carnivoren und Huftiere ein vollständigeres Handskelet besaßen haben als die recenten. Die primitiven Carnivoren, wie *Arctocyon*, *Cynodictis* etc., nähern sich ebenso wie die ältesten bekannten Vorläufer der Einhufer, *Phenacodus*, im Bau ihrer Hand so sehr den heutigen Primaten und Primaten, dass bei alleiniger Kenntnis der Formen aus dem Coëcn ein Naturforscher alle diese Wesen zu einer Gruppe stellen würde. Noch heute sehen wir die Halbaffen, Prosimier, im Vollbesitze einer Greifhand. Die Affen werden allgemein von einer Tendenz der Reduction des Daumens beherrscht, auch die Anthropoiden entfernen sich darin von der Menschentwicklungsbahn, trotz ihrer sonstigen sehr nahen Verwandtschaftsbeziehungen zum Menschen. Alle niederen Säugethiere, ausser den Prosimiern, haben die Hand als Greiforgan verloren, sie zu Stütze, Lauf, Flügeln und Schwimmorganen umbildend. Nur der Mensch ver Vollkommene die Hand wester.¹⁾

Ähnlich steht es mit der Körperhaltung, der völligen Aufrichtung unseres Ilumpfes. Wir haben sie anzuschließen an eine halbaufrichtige Kletterhaltung, wie sie noch heute die Prosimien, Affen, vielen niederen Formen, den Kletter-äulern eigen ist und den gemeinsamen Vorfahren der Säugethiere zukam, deren Mehrzahl quadriped geworden ist — durch die Reduktion der Hand. Bei früheren (gelegentlich) habe ich auf die relativ primitive Beschaffenheit des menschlichen Fusses hingewiesen; neuerdings hat A. Gaudry²⁾ angeführt, dass die menschlichen oberen Molaren den eocänen Zustand des Säugethiertypus treu bewahrt haben, so dass sie mit den Backenzähnen eines *Phenacodus*, *Arctocyon*, *Cebachorus*, *Plesiadapis* eine ebenso grosse, zum Theile grössere Ähnlichkeit haben als mit denen der Anthropoiden.

Durch Gespräche mit Collegen habe ich erfahren, dass man meinen Standpunkt bezüglich der Verwandtschaft des Menschen mit den Anthropoiden vielfach nicht richtig aufgefasst hat. Die nahe Verwandtschaft — Blutsverwandtschaft (im Sinne der neueren Untersuchungen Friedländers über die Möglichkeit der Blutmischung) habe ich doch nie geleugnet, wie das von Manchen verstanden worden ist. Die einseitige Entwicklung dieser Formen steht mit dieser nahen Verwandtschaft ja keineswegs in Widerspruch. Sie haben zuletzt die Entwicklungsrichtung Mensch aufgegeben, später und unabhängig von den Vorfahren der niederen Affen. Die Vorfahren der Anthropoiden

waren in vielen Punkten noch menschenähnlicher als die jetzigen Vertreter, wie andererseits der menschliche Vorfahre manche jetzt bei den einzelnen Anthropoiden in verschiedener Verteilung und Ausbildungs vorkommende Eigentümlichkeiten besaßen hat. Ich sollte meinen, dass diese Auffassung klar und einwandfrei ist. Sie schliesst sich im Wesentlichen ganz an die von Huxley an.

Die Menschenähne sind denen jener alten Carnivoren und Huftiere bedeutend ähnlicher als denen der cuturnen Affen. Schlosser³⁾ der ja als erste Autorität auf diesem Gebiete zu gelten hat, wies kürzlich auf die Differenz des Gebisses bei Anthropoiden und den niederen Affen der alten Welt hin. Die Uebereinstimmung in der Zahnformel ist eine zufällige Convergencescheinung, die Beschaffenheit der Höcker allein ist massgebend. Nehmen wir Selenkas Untersuchungen hinzu, welche für die Anthropoiden einseitige Umgestaltungen des Gebisses zeigen, so lässen sich die Zeugnisse für die secundäre Entfernung der Affen von der geraden Linie der Entwicklung, die vom gemeinsamen Primatenvorfahren zum Menschen führte. Als wichtigste Erwerbungen und Umgestaltungen auf diesem letzten Wege blieben uns die dominirnde Entwicklung des Gebisses, die Veränderungen der Haut durch den theilweisen Verlust des Haarkleides, wogegen auf der anderen Seite Verstärkungen des Haarwachstums auftraten, an Stellen, wo dies bei Thieren nie der Fall ist — auch des Lippennasses als einer allein menschlichen Eigenschaft sei gedacht — und endlich die mit der völligen Aufrichtung des Knorpels verknüpfte Entleerung des Menschenfusses.

Auf diesen möchte ich heute etwas näher eingehen, als auf den Theil, der allein durch seine typische Umbildung genügt, um die Einbeut des Menschengebisses zu bezeugen, wie dies schon Burmeister vor 60 Jahren betont hat. Die Anbildung eines solchen Stützapparates steht einzig da durch das Ueberwiegen des innersten der fünf Strahlen, welche das Gewölbe formen. Ein Einblick in die Vorgeschichte des Fusses muss einen wichtigen Abschnitt des Problems der Menschwerdung anklären. Da kann es denn zunächst nicht zweifelhaft sein, dass der Menschenfuss anfangs mit sämtlichen Primaten gemeinsame Grundform zurückverfolgt werden muss, denn bei allen, mag man nun einen Gorilla oder Paria oder amerikanischen Greifschwanzaffen untersuchen, finden wir einen und denselben Grundplan: sieben kurze massige Knochen schliessen zur Fusswurzel (Tarsus) sich zusammen und tragen an ihrem gemeinsamen distalen Rande die Metatarsalknochen der fünf Zehen. Auf einer der angehängten Tafeln sehen Sie die Anlage des Tarsus und Metatarsus eines jungen menschlichen Embryo und wenn Sie diese mit dem Bilde des erwachsenen menschlichen Fusses oder des Gorilla vergleichen, so erkennen Sie, dass sich zunächst dem Unterschenkel anfügt das Sprunggelenk, der Tarsus, dass dieser aufricht auf dem Fersenbein, dem Calcaneus. Distal lügt sich an den ersten das Naviculare, dem letzteren das Cuboid. Das Naviculare articuliert nach vorne mit den drei Keilbeinen, deren jedes einen Metatarsus (I, II, III) trägt, während die beiden letzten (IV, V) gemeinsam dem Cuboid aufsitzen. Diese typische Anordnung bleibt dieselbe, welche Configuration im Einzelnen auch die Knochen annehmen. Wenn es früher möglich war, den Versuch zu machen,

¹⁾ cf. Verneau, La main au point de vue osseux chez les mammifères monodelphiens. Bull. de la soc. d'Anthropol. 1898.

²⁾ A. Gaudry, Sur la similitude des dents de l'Homme et de quelques animaux. L'Anthropologie Tome XII, 1901.

³⁾ M. Schlosser, Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bobner der Schwäbischen Alb. Zool. Ans. 1901.

wie es durch Lueae geschah, den Affenfuß als etwas von menschlichen fundamental Verschiedenes, als eine Art Hand anzusehen, so ist das bezutztags längst überwand. Die vergleichende Anatomie begründet das Gemeinsame im Wechsel der Gestaltungen, welcher durch verschiedene Leistungen hervorgerufen wird. Sie lehrt uns auch, dass Gestaltungen, die im Principe völlig miteinander übereinstimmen, nicht unabhängig voneinander mehrfach haben entstehen können; hier muss vielmehr eine grosse gemeinsame Wurzel angenommen werden, von welcher aus sowohl der Fuss des Affen wie der des Menschen sich entwickelt hat. Wo aber mag diese gemeinsame Quelle liegen? Holten wir Umachau in den Reihen der anderen Säugethiere, so erkennen wir, dass das, was wir als Charakteristicum des Primatenfusses hingestellt haben, auch noch in anderen Abtheilungen vorkommt, ja dass die für die Primaten nasser dem Menschen typische Anbildung der innersten Zehe zur Opponirbarkeit gegen die anderen, dass diese dem Fuss zu einem Greiforgane gestaltende Einrichtung sich bei sämtlichen Halbaffen wiederfindet, jeenen kletternden Säugethiern, die heute noch auf Madagaskar, in Ostafrika, Südindien, auf den Sundainseln und Philippinen leben, und deren Stellung im Systeme des Forschers früher grossen Schwierigkeiten bereitet. Sind doch manche Wesen darunter, welche an Affen, andere, welche mehr an Carnivoren (Lemuren), andere, welche an Insectivoren, ja an Nagethiere (Chiromys) erinnern und offenbar die Anatomie dieser Formen ebenso viel Anklänge an Buntelthiere, wie an Huftiere, wie an den Menschen. In dieser Gruppe also, welche schon durch die Vielseitigkeit ihrer Beziehungen den Verdacht auf sich lenkt, der Best einer alten Stammgruppe an sein, ist der Primatenfuss in voller Geltung; die erste Zehe ist sogar besonders gross und kräftig und greift an ersten Keilbeine (Cuneiforme I) mit einem Sattelgelenke an, welches in der Richtung der Oppositionsbewegungen eine viel stärkere convexe Krümmung besitzt als sie bei den Affen sich findet.

Nach weiter abwärts in der Säugethierreihe, bei den Buntelthieren, finden wir kletternde Formen mit typischem Primatenfusse. Schon äusserlich ist die Aehnlichkeit eine frappante; der Fuss von Phalangista und Didelphus mit der weit abstehenden kurzen aber kräftigen inneren Zehe erinnert sehr an Affen und Halbaffen. Dieser Aehnlichkeit liegt nun eine tatsächliche Uebereinstimmung zu Grunde. Es finden sich alle Fusswurzelknochen wieder, obwohl die Gestaltung des Unterschenkelns insofern Abweichungen zeigt, als die Fibula, die sonst an dem Kniegelenke ausgeschlossen ist, hier wie bei Monotremen und Reptilien noch das Femur erreicht. Dass diese Differenz keine fundamentale ist, davon überzeugt uns die Entwickelungsgeschichte. Bei den höheren Säugethiern erreicht in frühen Stadien der embryonalen Entwickelung die Fibula noch das Femur. Sie sehen dies hier von einem sehr jungen menschlichen Embryo aus dem ersten Monate der Gravidität dargestellt, nach den Untersuchungen von Henke und Reiber,⁴⁾ welchen die Uebereinstimmung dieses Zustandes mit dem erwachsenen Buntelthiere so auffallt, dass sie denselben als Phalangistastadium bezeichneten. Diese For-

⁴⁾ Henke und Reiber, Studien über die Entwickelung der Extremitäten des Menschen, insbesondere der Gelenkflächen. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften. math.-naturw. Classe, Bd. LXX, 1874.

cher, denen sicherlich Niemand den Verdacht Häßlicher Stammesgeschichtlicher Specialisationen andrücken kann, erkennen, dass der Mensch in diesem Stadium an ganz niedere Formen anknüpft. In der That erinnert die Situation der Fusswurzelknochen an Zustände, welche wir bei Amphibien und Reptilien wiederfinden. Es geht also hier die Stammesgeschichtliche Beziehung noch über die Säugethiere hinaus bis an den Wurzel der Landwirbelthiere.

Weitere Beiträge zur Lösung des Problems des Säugethiertusses liefert uns die vergleichende Anatomie und die Paläontologie der anderen Säugethiertypen. Wie verschiedenartig auch äusserlich der Fuss erscheinen mag, wie mannigfaltig auch die Beziehungen, nach denen er sich zu bestimmten Leistungen anschickt hat, immer treffen wir denselben Grundplan und können im Fusse des Elephanten, ebenso wie in dem der Maus, des Hundes, des Rindes, ja sogar des Pferdes denselben Typus nachweisen, wie an Primatenfusse. Ja noch mehr, wir müssen alle verschiedenartigen Anbildungen des Säugethiertusses auf eine gemeinsame Grundform zurückföhren, welche dem Primatenfusse entspricht. Die fossilen Reste der tertiären Säugethiere liefern uns für die damaligen Vertreter der Carnivoren und Huftiere genau 'primatoide' Charaktere an sich und die wohl entwickelte erste Zehe deutet den Besitz eines Greiffusses an. Innerhalb der einzelnen Gruppen ist seit dem Eocän diese Beschaffenheit des Fusses verloren gegangen. Die enorme Reduction der Zehe bis auf die dritte liess den Pferdes hervorgehen. Die Carnivoren zeigen uns noch heute deutliche Hinweise auf den alten Zustand. Hunde und Bären sind nah miteinander verwandt, bilden stellen primitive Gruppen dar — und doch welche Verschiedenheit im Fusse! Beim Hunde ist kleiner Stummel als Rest der ersten Zehe, beim Bären die erste Zehe von den anderen nicht zu unterscheiden! Diese Verschiedenheit kann nur durch die Rückföhung auf eine gemeinsame Wurzel erklärt werden. Die ältesten tertiären Caniden, wie Cyonodictis, zeigen noch eine ziemlich voluminöse erste Zehe, die älteren Ursiden haben noch die Besonderheit der ersten Zehe. An Höhlenbär kann man sich hiervon leicht überzeugen, bei ihm hat die erste Zehe eine von den anderen abweichende Gestalt und steht ihnen mehr gegenüber. Wir kommen damit zu der einzig möglichen Lösung der Frage:

Die gemeinsame Urform von Hir und Hand besass den primatoiden Greiffuss. Von hier aus hat sich in der einen Richtung der Hand entwickelt unter Reduction der ersten Zehe, in der anderen der Hir durch Vergrößerung der ersten Zehe und Ausschliessen derselben an die anderen unter dem Verluste der Opponirbarkeit. Nehmen wir hinzu, dass die Entwickelungsgeschichte der Säugethiere mit reduzierter Gliedmassen eine reichere Anlage der Elemente von Hand und Fuss offenbart, so werden wir von allen Seiten an einem und demselben Resultate gedrängt: Die gemeinsame Vorfahrenform der Säugethiere besass den primatoiden Greiffuss. An diese Wurzel müssen wir auch den Menschen anschliessen. Versuchen wir dies, so ersehen wir, dass der Weg, der bei dieser Anknüpfung zurückzulegen ist, ein ganz kurzer und directer ist, denn der Menschenfuss unterscheidet sich von der Urform nur durch eine secundäre Verdickung der ersten Zehe zur Grosseheit und dadurch, dass dieselbe die Oppositionsfähigkeit verloren hat, wenig-

stern nach grossen Theile. Selbst in diesen Punkten steht das Endresultat nicht ohne Vermittelung mit den Anfängen da. Die embryonale Entwicklung des Menschenfusses zeigt uns ein Stadium, wo die erste Zehe kürzer ist als die anderen und noch etwas absteht. Im ersten Monate der Gravidität wird der Greiffuss noch andeutungsweise wiederholt.²⁾ Dann tritt der Hallux näher an die anderen Zehen heran. Das Wesen seiner Veränderung wird nach meinen Wahrnehmungen am besten dadurch ausgedrückt, dass man sagt: der Hallux hat die Freiheit seiner Bewegungen eingebüsst, indem er in der Oppositionsstellung fixirt worden ist; denn, wie man an älteren Embryonen deutlich sehen kann, steht der Hallux eigentlich plantarwärts von den übrigen Zehen. Man kann an der Hand diese Erscheinung sich so klar machen, dass man den Daumen der Volarfläche des Zeigefingers anlegt. Dann entsteht ein Gewölbe, dessen innerer Rand der Dammen bildet. Dies an den Fuss übertragen erklärt die Entstehung der Gewölbbildung durch das Heranrücken des Hallux an die zweite Zehe. Er ist gleichsam gefesselt worden durch die Bandapparate, namentlich durch die Züge, welche das Capitulum seines Metatarsus mit dem des zweiten verbinden. Ich halte daher alle Plattfussbildungen für sekundäre Erschlaffungen der Gewölbestruktur. Eine zweite Art der Vermittlung mit niederen Zuständen wird sich ergeben durch die Verhältnisse bei niederen Menschenrassen. Es ist ja bekannt, wie viele derselben tatsächlich noch mit dem Interstitium zwischen erster und zweiter Zehe greifen können. Ich erinnere nur an die Australier, welche auf diese Weise die Speere tragen und die Weddas, welche mit dem Fusse den Bogen spannen. Dass diesen functionellen Differenzen anatomische Entsprechungen werden, ist klar, aber wenn wir die Anthropologie des Fusses zu Rath ziehen, so ersehen wir, dass eine vergleichende Osteologie desselben vorläufig ein Arbeitsgebiet der Zukunft darstellt, und zwar sicherlich ein sehr dankbares, wenn es mit den richtigen Methoden in Angriff genommen wird, wobei ich nicht nur Zahntabellen und Indices meine, die auch hier sich nützlich erweisen werden, sondern vergleichende Gesichtspunkte und Berücksichtigung aller niederen Zustände der Primaten und Primatoïden, nicht bloss der Menschenaffen. Wie viel hiernach zu erwarten sein wird, kann ich Ihnen am Fosskeleto eines Wedda beispielsweise erläutern. Das werthvolle Object wurde mir für die Demonstration auf dem Congresse von den Herren Sarasin in Basel gütigst anvertraut. Dieselben sind Ihnen allen ja wohl bekannt als die unermüdeten Forscher, welche ihre reichen geistigen und materiellen Mittel in freierer und aneignungstüchtiger Weise in den Dienst der Naturforschung stellen und denen wir die grossartige angelegten Werke über Ceylon und Celebes verdanken. Mit Recht machen die Herren Sarasin in ihrem Weddawerke auf die Probleme aufmerksam, welche sich hinter dem Fosskeleto verbergen. Auf den ersten Blick fällt die ausserordentliche Zierlichkeit und relative Kleinheit aller Knochen auf und man begreift kaum, wie diese eleganten Gebilde die Körperlast tragen können. In den Dimensionen des Fusses haben Sarasins eine verhältnissmässige Kürze³⁾ des

Tarsus gegenüber dem Metatarsus festgestellt, worin sie eine Annäherung an niedrige Primatenmerkmale erkennen; auch von der relativen Breite gilt dasselbe.

Deutliche Annäherungen an niedere Zustände finden sich in Folgendem: die Talusrolle steht mit dem lateralen Rande höher als mit dem medialen; sehr eigenthümlich ist die Gestaltung des Naviculare, welches medial- und plantarwärts mit einem hakenförmig gebogenen Fortsatze vorspringt. Der erste Metatarsus steht weiter ab von der zweiten Zehe als beim Europäer. Ich kann dem hinznfügen: am Talus ist die Rolle in der Längsrichtung des Fusses stärker gewölbt als beim Europäer. Der hinter dem Talus gelegene Theil des Calcaneus ist länger und schmaler und ist medial etwas concav ausgehöhlt, wie auch Sarasin schon bemerkt haben. Der Talus hat ist stark medial gerichtet. Die Besonderheit der ersten Zehe besteht wesentlich in der Gestaltung der Gelenkfläche des Cuneiforme I. Der dorsale Theil dieser Fläche ist stärker gewölbt und sieht mehr medialwärts. Das Cuneiforme I ist auffallend schmal, die Incongruenz seiner Fläche zu der des Metatarsus I ist grösser als beim Europäer. In Jugendzuständen des letzteren und bei Embryonen⁴⁾ findet sich ebenfalls eine stärkere Wölbung. Man sieht also, dass wirklich innerhalb des Bestandes der gegenwärtigen Menschheit sich Variationen am Fosskeleto finden, welche zum Theile unverkennbar an die Zustände bei anderen Primaten erinnern. Dennoch ist es ein typischer Menschenfuss, der hier vorliegt und er bietet keine Vermittlung speciell zu einer der jetzt noch lebenden Primatenformen. Ohne Zweifel werden sich auch andere Eigenthümlichkeiten zeigen, welche einseitige Fortbildungen darstellen. Der Fuss als einer der menschlichsten Theile wird die Klappen des Weges seiner Umwandlung in den Variationen wiederapergeln müssen. Mögen also mehr wie bisher die Forschungen dem Fosskeleto sich zuwenden. Vielleicht wird es bessere Charakteristika für Rassen ergeben als der Schädel. Besonders aber sollte dafür gesorgt werden, dass Füsse mit Weichtheilen conservirt werden, um die Variationen der Bandapparate und Muskeln kennen zu lernen.

Unsere bisherigen Betrachtungen zeigen uns, wie im Fosskeleto sich die ganze Stellung des Menschen offenbart; wenden wir den Blick abwärts, so sehen wir die directe Anknüpfung an den ältesten Säugethierzustand überhaupt. In diesem war die erste Zehe sicherlich den anderen gleichwerthig, vielleicht sogar an Dicke überlegen. Eine Tendenz zur Reduction finden wir in den Reihen der Säugethiere allerdings, selbst bei den Primaten. Nur die Prosimier nehmen daran nicht Theil und bei ihnen ist die erste Zehe stärker, wenn auch kürzer als die anderen. Hiernach ist es sehr wohl denkbar, dass die Vergrösserung des menschlichen Hallux anknüpft an die Conservierung desselben in relativ stärkerer An-

tarsus nehmen sie die Länge des zweiten als Einheit. Die Breite wird vom medialen Rande zwischen Navicul. und Cun. I. zum lateral am meisten vortragenden Punkte des Cuboid gemessen.

Der Längsindex = $\frac{\text{Tarsuslänge} \times 100}{\text{Länge des Metatarsus II}}$ beträgt bei Weddas im Mittel 130,2, bei sieben Europäern desgl. 163,5, bei Gorilla 145,2, Schimpanse 115, bei Cynocephalus annis finde ich ihn 121,5.

⁵⁾ Hierfür diene ein mikroskopischer Schnitt nach Demonstration.

²⁾ Einige mikroskopische Präparate, embryonale Füsse in Kalligale aufgehellt und Schnitte kamen zur Demonstration.

³⁾ Sarasins messen die Länge des Tarsus von der Mitte des Vorderrandes des zweiten Cuneiforme zum hintersten Punkte des Calcaneus, für die des Meta-

bildung, so dass wesentlich die Verlängerung, abgesehen von der Stellungsänderung, das spezifisch Menschliche wäre. Bei Embryonen ist die erste Zehe immer kürzer als die zweite und so ist es auch bei vielen niederen Rassen. In jedem Falle ist die Volumenzunahme des Hallux eine direct aus dem Urzustande sich ergebende Erscheinung.

Wodurch aber mag diese bedingt worden sein? Die Berechtigung nach mechanischen Factoren zu forschen, welche die Umwandlung des alten Greiffusses in den Stützfuß veranlassen, ist schon durch die Überlegung gegeben, dass wir bei allen Säugethiersfüßen ebenfalls eine Gestaltung ihrer Gliedmassen als Anpassungserscheinungen an bestimmte Locomotionen weisen zu erklären suchen.

Für den Menschen wird man im Allgemeinen wohl den Satz als selbstverständlich hören, dass es der aufrechte Gang gewesen sei, der den Menschenfuß zu einem Stützorgane gemacht habe. Diese Vorstellung hat aber etwas Missliches. Das Mittel, durch welches der aufrechte Gang erst möglich wird, soll durch diesen entstanden sein? Der aufrechte Gang beruht auf einem Complex von Erscheinungen, in welchem die Verlegung der Schwerpunktlinie der Körperlast nach hinten eine wichtige Rolle spielt. Nimmt man nun nach der landläufigen Vorstellung an, der kletternde Greiffußvorfahre des Menschen sei von den Bäumen herabgestiegen und habe versucht auf ebener Erde aufrecht zu gehen. Warum dann gerade die Natur so gefällig sein soll, eine Verstärkung seiner inneren Zehe und eine Dorsalknickung seiner Wirbelsäule vorzunehmen, das ist schwer zu verstehen. Bei halbaufrechten Formen sehen wir verschiedene Methoden zur Erhaltung dieser Stellung auf ebener Erde. Die enorme Verstärkung der Beine beim Känguruh, die Verlängerung der Arme der Anthropoiden sind zwei Beispiele hierfür; aber dass die erste Zehe dadurch verstärkt würde, sehen wir nirgends. Nur einen Fall können wir als eine Art von Parallele zum Menschen anführen, es ist die Gestaltung des Bärenfußes, in welchem sich mit der annähernden morphologischen Convergence auch eine physiologische Aehnlichkeit verbindet; aber selbst in diesem Falle ist die Innenzehe nicht in gleichem Masse verstärkt worden. Um diese Eigenähnlichkeit des Menschen zu erklären, müssen wir in seiner Vorgeschichte einen Factor einfügen, der speciell gerade den inneren Fusedarm betrifft, eine Locomotionweise, welche abweichend von der der Säugethiere die Gewölbestruktur des Fusses schuf. Bei dieser Abweichung von verwandten Formen werden wir in erster Linie an die Affen zu denken haben. Diese sehen wir ihrem Klettermechanismus angepasst und speciell die Anthropoiden sind für den Urmwald wie geschaffen. Ihre Gliedmaßenproportionen erklären sich aus dem Klettern und sich Werfen von Ast zu Ast, soll doch der Gibbon einem Vogel gleich durch das Dickicht schieszen.

Solche Bedingungen können es anmöglich gewesen sein, welche den Primatenvorfahren des Menschen umwandelten. Im Urmwald wäre derselbe anwegerlich ein Affe geworden.

Ich bin nun neuerdings, angeregt durch die Mittheilungen, welche mir mein Freund Herr Dr. Schötensack machte, zu der Meinung gelangt, dass für den Vorfahren unseres Geschlechtes allerdings auch ein Klettermechanismus als bestimmend geworden ist, aber ein anderer als der der Affen. Ich meine das Ersteigen einzelner stehender Blüthe. Dasselbe spielt bekanntlich im Leben vieler niedriger Rassen eine geradezu ent-

scheidende Rolle. Die ethnographische Seite der Frage, die Möglichkeiten verschiedener Methoden und Hilfsmittel, welche für dieses Klettern ausgebildet werden — alles dies lasse ich hier bei Seite, (s. Dr. Schötensacks Mittheilungen und Publicationen verwiesen.) Mich interessiert hier nur die anatomisch-physiologische Seite des Problems. Beim Ersteigen einzelner stehender Blüthe wird an den Innerarm des Fusses eine besondere Anforderung gestellt. Die Greiffunction desselben wird bedeutendlos, namentlich bei eigensammten umfangreichen und wenig verzweigten darbietenden Stämmen kommt der Fuß nur noch als Ganzes zur Verwendung. Denken wir uns den alten Primaten greiffähig in eine solche Situation, so erkennen wir, dass das Anpressen des inneren Fußrandes die freien Bewegungen der ersten Zehe aufhebt. Der Fuß wird abgerollt mit seiner inneren Kante. Sind natürliche Einkerbungen der Hand da, oder werden solche künstlich erzeugt (wie nach Dr. Schötensacks Meinung die Hauptbedeutung der ältesten Feuersteininstrumente vom Chelienstone gemacht), so war das Einsetzen der inneren Zehe ein Factor, welcher die Ausbildung des Zeheballes vollständig macht.

Ich glaube, dass wir auf diesem Wege dem Verhältniss näher kommen, aber ich will mich gar nicht auf diese Ansicht verweisen und möchte sie nur zur Discussion stellen. Es mögen ja noch manche andere Factoren mitgesprochen haben bei der Entstehung des Menschenfußes, ich kann aber nicht glauben, dass dies — sicherlich vom Primatenvorfahren gebilte Klettern — physiologisch wirkungslos geblieben sei. Der Mensch wird an vielseitiger gymnastischer Befähigung von keinem anderen Wesen auch nur annähernd erreicht; die meisten Affen sind angezogen gegen ihn, sobald sie aus den gewohnten Bedingungen herabkommen. Ist es da nicht berechtigt, eben diesen gymnastischen Factoren eine gewisse Bedeutung bei der specifisch menschlichen Entwicklung beizumessen? Was mir aber die Bedeutung des Klettermechanismus besonders beachtenswerth erscheinen lässt, das sind die Consequenzen, welche sich daraus für die Entfaltung einiger Muskelgruppen ergeben, durch welche der Mensch ganz verschieden von allen thierischen Wesen abweicht. Am Fusse werden es Supinations- und Pronationsbewegungen sein, die besonders in Frage kommen. Die Supinationshaltung, bei welcher das Fussgewölbe wie ein Art Saugnapf an den Stamm gepresst wird, mag in der Verstärkung des Tibialis posterior ihren Ausdruck gefunden haben. Von diesem Gesichtspunkte wird die enorme Tuberositas des Navicularis bei Weddas und anderen niederen Rassen beachtenswerth. Die Verstärkung der Wadenmuskulatur, die Ausbildung der Achillessehne würde begrifflich werden. Der Peroneus longus ist als in neue Function treten zu denken, denn er ist ursprünglich — was ich in der Literatur nicht deutlich ausgedrückt finde — der eigentliche Oppositor hallucis. Mit der Fixirung dieser Oppositionshaltung hat der Peroneus longus beim Menschen jene Ausbreitungen seiner Sehne und deren Beziehungen zu plantaren Bandapparaten erhalten, die beim Men-

*) Leider war Herr Dr. Schötensack am Erscheinen verhindert, so dass sein Vortrag über das Problem der Urfühmth des Menschen in Fortfall kam. Seine Abhandlung „Die Bedeutung Australiens für die Herababildung des Menschen aus einer niederen Form“ ist in der Zeitschrift für Ethnologie (Berlin 1901 S. 127—154) erschienen.

schen an die Stelle des isolierten Ansatzes des Muskels an das Metatarsale I treten.

Nicht nur die Beinmuskulatur, besonders die Gintestration, sondern auch die eigenartige menschliche Ausbildung der Arm- und Brustmuskeln dürfte mit dem Klettermechanismus zusammenhängen. Man folge nur einmal der Überlegung, dass das Pectus fixum in die Hand verlegt wird, und man wird eine neue Auffassung für die Muskeln des Vorderarmes, besonders die Radialisgruppe und für den Pectoralis major gewinnen. Das Emporziehen der Körperlast macht ihre Ausbildung weit eher verständlich, als etwa eine freie Action des Armes.

Wenn wir uns die ganze Körperhaltung bei dem Klettermechanismus vergegenwärtigen,⁹⁾ so wird uns derselbe auch für die Wirbelsäule nicht zufällig ersuchen können. Ein Zurücklegen des Rumpfes ist eine unabdingbare Notwendigkeit und ich halte es für möglich, dass dadurch die Knickungen der Wirbelsäule, von denen wir die der Kreuzlendregion bei Affen und Halbaffen schwach angedeutet finden, eine bedeutende Verstärkung erfahren haben. Das Promontorium, bei niederen Rassen noch in der Ausprägung begriffen, würde so als der Effekt einer mechanischen Einwirkung erscheinen, welche die Schwerpunktslinie der Körperlast nach hinten verlegt hat — ohne ausschliessliche Beziehung zum aufrechten Gange. Was man bisher als Folgen desselben angesehen hat, darin erlicke ich zum Theile vorbereitende Zustände, die dem aufrechten Gange ganz wesentlich erleichtern und damit zur völligen Sicherung desselben wesentlich beitragen mussten. Was derselbe allein niemals an Wege gebracht hätte, das hat er später verstärkt und vollendet: die mechanische Anpassung der unteren Extremität an das Tragen der Körperlast. Von solchem Gesichtspunkte aus wird uns die Zerlichkeit des Waddskrotes, werden uns die niederen Zustände der stark retrovertirten Tibien bei vielen Menschenrassen verständlich. Selbst bei dem völlig aufrecht gehenden Menschen sind noch die Nachklänge der älteren Locomotionsweise an erkennbar. Es steht hierbei mit den niederen Menschenrassen ähnlich wie mit dem Europäerkinde. Die Fähigkeit zum aufrechten Gange ist vollkommener da und dennoch wird der sorgfältige Beobachter auch im Gange Verschiedenheiten vom erwachsenen Europäer erkennen. Der Anatom aber findet diese Hindlimate älterer Locomotionsmethoden an dem Knochen der unteren Extremität. Neuerdings hat man versucht, manche dieser „Baugemerkmale“ als bedingt durch die Gewohnheit des Hockens hinzustellen, so die Retroversion des Tibiakopfes, die Differenz der Tibiacondylen lateral und medial n. a. Diese Erklärung ist ebenso einseitig wie diejenige, welche man für die ganz entsprechenden Erscheinungen am Skellete älterer Embryonen und der Neugeborenen versucht hat. Was dort die Hockstellung, das sollte hier die Zusammenkrümmung des Körpers in Utero bedingen.

Die Haltung des neugeborenen Kindes begünstigt ebenso wie die Hockstellung das Bestehenbleiben alter Merkmale der Kletterhaltung. Daher dürfen wir sehr wohl die Supinationstellung des fotalen Fusses mit dem Klettermechanismus in stammesgeschichtliche Beziehung bringen, ebenso wie die Neigung vieler Völker zum Hocken noch an alte Zustände erinnert. Die un-

⁹⁾ Zur Demonstration diente eine von Herrn Dr. Schötenack gütigst überlassene Tafel, einen kletternden Australier darstellend.

gekehrte Auffassung könnte doch nur so sein, als hätten Völker, die den Einwirkungen des vollen aufrechten Ganges längst unterworfen waren, secundär sich dem Hockmechanismus angepasst und die gerade aufgerichtete Tibia sich secundär nach hinten umgebogen worden. Das ist natürlich falsch und gänzlich unbegreifbar.

Es war ursprünglich meine Absicht, am Schlusse meines Vortrages die Eigentümlichkeiten der ältesten fossilen Reste des Menschen, die wir jetzt kennen, von dem Gesichtspunkte aus Ihnen vorzuführen, inwieweit dieselben uns etwas über die Ausprägung der spezifisch menschlichen Merkmale lehren.¹⁰⁾ Durch den Vortrag des Herrn Geheimrath R. Virchow ist meine Disposition geändert worden. Da ich in der Discussion bereits genöthigt war, die Hauptgesamtheiten der fossilen Reste von Spy und Neanderthal zu beleuchten und die Punkte anzuführen, in welchen sie untereinander übereinstimmen und zugleich vom recen-teren Menschen abweichen, so will ich hier nur auf meine demnach erscheinenden Publicationen auf diesem Gebiete hinweisen und kurz andeuten, dass diese alten Merkmale uns in der That die letzte Etappe der Menschwerdung dem Verständnis näher bringen. Die Abweichungen vom jetzigen Menschen sind derart, dass wir eine ältere Ausprägungsform desselben in jenen Resten erhalten sehen. Ob man daraus eine besondere Species, wie Schwabe mit guten Gründen befrwortet, oder eine Varietät machen will, halte ich für nicht so wesentlich als die Anerkennung, dass eine solche Combination von primitiven Merkmalen beim jetzigen Menschen sich nicht findet. — Vom Spe- skelete besitzen wir leider fast gar nichts, die zwei erhaltenen Tarsusknochen des einen Spymenschen (Spy II nach Fraipont) kenne ich nicht aus eigener Anschauung. Die Tibia von Spy I, die Femora von Spy und Neanderthal, sowie das Beckenfragment des letzteren zeigen niedere Merkmale; am linken Darmbeine ist die Gelenkfläche für das Sacrum, ebenso wie die Formation im Gange, entschieden abweichend vom jetzigen Menschen. Es ergeben sich Anhaltspunkte dafür, dass die Belastung der unteren Extremität durch den Rumpf nicht die gleiche war wie beim Recenten. Auch die an den übrigen Skeletresten auftretenden Abweichungen entsprechen einem niederen Entwicklungsstande, doch möchte ich hier nicht näher darauf eingehen, da sich diese Dinge nicht mit wenigen Worten erledigen lassen.¹¹⁾

¹⁰⁾ Zu diesem Zwecke hatte ich die Gypsabgüsse mitgebracht von den Resten des Neanderthalmenschen und derjenigen von Spy in Belgien. Die Abgüsse des ersteren hat auf meine Veranlassung die Direction des Bonner Provincialmuseums neu herstellen lassen; sie sind viel besser als die früheren und umfassen nahezu alle Stücke. Die Abgüsse der Spynochen verdanke ich der Güte von Herrn Professor Fraipont in Lüttich. Da Herr Professor Ranke dieselben Abgüsse sich hat schicken lassen, so konnten die interessanten Stücke sämmtlich in Doppelten zur Demonstration vorgelegt werden.

¹¹⁾ Vgl. Klatsch, Das Gliedmassenskellet des Neanderthalmenschen, Verhandlungen des Anatomengraves in Bonn 1901, ferer. Die wichtigsten Variationen am Skelete der freien unteren Extremität des Menschen und ihre Bedeutung für das Abstammungsproblem — erscheint im nächsten Bande der Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeeschichte von Merkel und Bonnet.

Herr Dr. Krammenacker-Montigny:

Ich möchte bloss ein Wort sagen über die übernatürliche Entstehung des Menschen. Der Herr Vordner hat sie als unmöglich bezeichnet, wohl weil sie im Widerspruche mit der als richtig angenommenen Descendenttheorie stünde.

Dem ist aber nicht so. Denn die Erschaffung des Menschen könnte ganz gut dadurch stattgefunden haben, dass Gott durch eine besondere, übernatürliche Einwirkung ein Thier sich zu einem Menschen gleichsam entwickeln liess, ähnlich wie er heute noch durch eine allgemeine, natürliche Einwirkung ein Samenkorn an einer Pflanze sich entwickeln lässt. — Auch widerspricht dies dem bekannten Texte der heiligen Schrift nicht: „Formavit Deus hominem de limo terrae (Genesis, II, 7)“ Denn da der tierische Körper seine Nahrung aus der Pflanzwelt, diese aber die übrige aus den leblosen Bestandtheilen der Erde nimmt, könnte man auch unter Annahme der Descendenttheorie sagen, dass der menschliche Körper aus dem Lehm der Erde gebildet worden ist.

Herr Professor Dr. Klaatsch-Heidelberg:

Ich bin überzeugt, dass überhaupt eine Ausöhnung zwischen Wissenschaft und religiöser Anschauung durchaus möglich ist.

Herr Dr. Aisberg-Cassel:

Ich möchte noch darauf hinweisen, dass nach Professor Hala (Tokio) bei den Japanern der Greiffuss noch nicht vollständig verloren gegangen ist. Die Japanerin hält beim Nähen, um beide Hände frei zu haben, das Zeug zwischen grosser und zweiter Zehe. Auch bei gewissen anderen Völkern findet sich noch heutzutage die upperbare grosse Zehe, so z. B. bei den malayischen Bootleuten, die, während sie das Boot mit der Stange fortziehen, die in Obductionsstellung befindliche grosse Zehe gegen das Schiffsgeländ anstemmen.

Herr Professor Dr. Oppert-Berlin:

Anch jetzt wird der Fuss als Greifforgan noch sehr benutzt. Der Hindu bückt sich für gewöhnlich nicht um Kleinigkeiten mit der Hand von der Erde anzuheben. Deshalb muss man z. B. beim schriftlichen Examen besonders anpassen, dass die Examinanden ihre Füsse nicht zum Anheben von Papieren benutzen, denn in dieser Weise wird sehr viel gethan, was nicht gethan werden soll.

Herr R. Virchow-Berlin:**Die Markhöhle in Mammuthknochen.**

Es ist die Frage aufgetaucht, ob in den Mammuthknochen eine Markhöhle vorhanden sei und ob nicht die Höhlung, welche man an den mährischen Knochen findet und die man bis dahin für künstlich erzeugt gehalten hatte, auf natürliche Verhältnisse sich bezöge. Diesen Punkt hat eben Herr Semobathy zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht. Er hat Querschnitte von Knochen, namentlich von Unterschenkelknochen gemacht, aus denen sich herausstellte, dass in der That eine ziemlich grosse Höhle vorhanden ist. Was mich persönlich am meisten dabei überrascht, ist die exact viereckige Form, in der diese Höhle auftritt, eine Form, die ich früher gerade bei den mährischen Knochen als die ich früher gerade bei den mährischen Knochen als einen Beweis dafür angesehen hatte, dass die Höhle mit einem viereckigen Instrumente hervorgebracht sei. Wenn sich

dies nicht bestätigt, so muss ich anerkennen, dass die Höhlung in natürlicher Weise entstanden ist. Neben viereckigen Ausböhungen gibt es andere, die gerundet, aber nicht in gleicher Weise ausgehöhlet sind.

Herr Hofrath Dr. A. Schlis-Heilbronn:**Ueber neolithische Besiedelung in Südwestdeutschland.**

Verehrte Versammlung! Es ist noch nicht lange her, dass als die hervorragendste und culturgebietlich wichtigste Art der Besiedelung in der Steinzeit bei uns das Pfahlbendorf galt. Landensiedelungen sind bei uns in grosserer Zahl zwar bekannt geworden, sogar eine ganz bedeutende auf dem Michelsberge bei Untergrombach, aber die Gefässformen der Pfahlböden und die Ueberreste der Cultur in den als Wohngruben, Trichtergruben, Mardellen bezeichneten Wohnstätten waren so primitiver Natur, dass Köhl trotz seiner Grabfeldernde diese Cultur als kaum diejenige unserer heutigen Eskimo und Feuerländer erreichende bezeichnen konnte.

Die systematische Ausgrabung eines der drei bei Heilbronn liegenden steinzeitlichen Dörfer jedoch ergab ganz andere Resultate. Es hat sich gezeigt, dass die Cultur ihrer Bewohner im Gegenbeile eine besonders hohe, wahrscheinlich eine höhere war, als die späteren frühbronzezeitlichen Bewohner derselben Gegend. Von Heilbronn war schon früher ein Kebe-gräberfeld mit schönen Hinkelsteingefässen und Wastellen mit spiralbandverzierten Scherben bekannt geworden, im Zusammenhang ausgegraben wurde erst in den letzten Jahren das steinzeitliche Dorf Grössgartach.

Da die Resultate in einem besonderen Buche mit Abbildungen¹⁾ veröffentlicht sind, kann ich nicht blos kurz fassen. Die Niederlassung ist eine grosse, rings um einen früheren mit dem Nechar in Verbindung gestandenen See erbaute Dorfanlage vom Charakter des Haufendorfes, mit wohlgefügten Häusern von rechteckigem Grundriss und praktischer Eintheilung in Diele mit Kücheneinrichtung und erhöhtem Wohnraum, deren Wände aussen rauh verputzt, innen geglättet und durch Farbanstrich und Wandmalerei wohllich gemacht waren. Die Ueberreste der Cultur aus Stein, Bein, Horn und gebranntem Thone sind so reiche, dass von der Beschreibung abgesehen, die das Material gab, kann ein Ernährungsgegenstand fehlt, der auch jetzt noch dem Menschen zum Leben notwendig erscheint. Rechnen wir hierzu die spärlich verengenen Geräthe aus Holz, von denen nur noch die Nachahmung eines sieriich geschnittenen Schöpflofens in Thon zeugt, die grossen Stallanlagen, Viehhäute, die Gruppierung um einen öffentlichen Platz, überdeckt von einem Herrensitze mit einem, wie aus den Streifenplänen hervorgeht, wahrscheinlich zweigeschossigen Nebengebäude, die Ueberreste der zahlreichen Mähleiste und Jagdthiere, der in den zahlreichen Ackerwirthschaft, so können wir die Bevölkerung als eine recht wohlhabende und intelligente bezeichnen, welche noch reichliche Zeit für Kunstübung übrig hatte.

¹⁾ Dr. A. Schlis. Das steinzeitliche Dorf Grössgartach, seine Cultur und die spätere prähistorische Besiedelung der Gegend. 1 Karte, 12 Lichtdrucktafeln und 24 Textabbildungen. F. Enke, 1901.

Diese Knüftung und ihr Zusammenhang mit den anderwärts bekannt gewordenen Resten steinzeitlicher Kultur, insbesondere der der Keramik, soll uns heute zunächst beschäftigen. Es sind in diesen Wohnstätten und zwar in jeder einzelnen für sich die Reste verzierter Gefäße zweier Gruppen der Bandkeramik beisammenliegend gefunden worden, welche bei vielen Forschern bis jetzt als zeitlich getrennt galten. Diese Gruppen unterscheiden sich allerdings wesentlich, sowohl im Materiale als der Technik der Ornamentik. Wenn wir von dem grossen Massstab des unverzierten Küchengehirses absehen, haben wir einerseits die blaugrauen oder braunen hartgebrannten Scherben mit einfacher mit dem Griffel eingritzteter Linearverzierung und zwar Winkelmuster und Lagenmuster so gleichmässig vertreten, dass eine Scheidung in Winkelband- und Bogenbandkeramik nur verwirrend wirkt, andererseits Stich- und Strichreihenverzierungen auf schwarzem, glänzend poliertem Thone mit weisser Füllung und zwar in so künstlerischer Ausführung, dass sie auch jetzt noch ein verwehntes Auge befriedigen. Die Erklärung des gemeinsamen Vorkommens liegt in dem Zwecke der verschiedenen Gefäße: die linearverzierten sind Gefässe für den täglichen Gebrauch, Hausgeschirre nach längst bekannten Mustern von Jedem für sich besser oder schlechter angefertigt, die stich- und strichverzierten Ziergefässe von sorgfältiger künstlerischer Ausführung, für welche ein besonderes Instrumentarium, Stempel, Stichel, Modellirabe, Doppelschneidinstrumente, insbesondere aber Zirkel und Lineal nötig waren und ebenso eine besondere zubereitete Thonmasse.

Es konnte das nicht Jeder. Hierfür bestanden besondere Kunstwerkstätten, in denen sich lebende nur solche Scherben finden, während in den meisten Wohnstätten nur viele linearverzierte Scherben sich nur einsam, aber hervorragende Stücke dieser Art finden. Auch die Gefässformen weisen auf die Gebrauchszwecke hin: bei den linearverzierten hartgebrannten blaugrauen Gefässen ist es Krug, Topf und Tasse mit rundem Bauche und gewölbtem Boden, zur Aufnahme von Flüssigkeiten bestimmt, während die stichlichen schwarzen Vasen mit Politur und weissgefüllter Stichverzierung sicher schon damals kein Wasser tragen liessen.

Das Zusammenvorkommen der zwei Arten ist schon früher von verschiedenen Seiten für die Bandkeramik besorgt, so für Tordoch durch Voss, der besonders auf die verschiedene Materialaufmerksamkeit, für Mähren durch Pallardi, aus der Altmark von Hundsborg, von Mittelhessen in Thüringen, vom Grabfelde in Rössen und endlich liefern die Bestätigung vollends die neuentdeckten Wohnstellen von Schwanheim, Weingumstadt und Regensburg, wo sie jetzt noch beide Scherbenarten durcheinander vom Boden aufliegen können. Auch von Stütheim im Elsass habe ich durch Herrn Dr. Forrer die Nachricht analoger Funde.

Wie allergebracht die Linearverzierung und ihre Muster sind, sehen Sie aus der auffallenden Ähnlichkeit derselben in den verschiedensten bandkeramischen Gebieten: Scherben von Grossegart und Heilbronn könnten von Butmir, solche von Regensburg von Osthofen und solche aus dem Temeser Comitatus von Sangerhausen stammen, so eigentlich ist diese Verzierungswiese. Es ist eine alte traditionelle Hausmacherkunst, selbstzufrieden und gedankenlos durch Generationen weiter zehrt.

Andererseits sieht es sich mit den Ziergefässen, der Stich- und Strichreihenkeramik. Hier hat jedes Gebiet wieder seine besondere Eigenart. Die älteste Form

sind wohl die Hinkelsteingefässe, denn sie sind direkt aus den Winkelmustern der Linearkeramik hervorgegangen und finden sich in Grossegart nur noch in einzelnen, aber typischen Scherben. Bereits in Hód-nitz in Mähren findet sich schon die typische Form, dann in Unterising, Heilbronn und den rheinischen Grabfeldern. Als eine höhere Stufe der Entwicklung ist sodann die Grossegart eigenümliche Stich- und Strichreihenkeramik zu betrachten. Hier sind die Linien in Reihen von Einzelstichen und Strichen, meist Doppeltischen, angefügt, welche vom Halse bis zur Bauchkante die Gefässwand in streng horizontaler Linie, aber in wohl erwogenen Abständen umziehen. Diese Anordnung ist eine vollkommen schnurkeramische. Die Bauchkante dagegen und der gewölbte Boden sind mit gefälligen Bogen, Quirladen, Schiefen, Troddeln, Gehängen in derselben Technik umzogen. Bisher waren nur zwei Gefässe dieser Art bekannt, von Grossegart und Wölferheim.

Dieser strenge, aber von hohem Kunstgefühle zeugende Stil scheint sich jedoch nicht lange gehalten zu haben, denn in den dicht daneben liegenden Wohnstätten finden sich diese Scherben unermischt mit denen des Rössener Typus, welcher dieselbe Technik, aber in robuster Ausführung besitzt und zum Doppeltisch noch den breiten Furchenstich hinzufügt. Auf die Winkelbandmuster wird in Form des Zickzackbandes wieder zurückgegriffen und dessen Winkel mit Doppeltischen und regellosen, häufig gekrenzten Schraffuren angefüllt, so dass die ganze Gefässwand mit einem Muster überzogen ist. Hobe Ständer geben diesen Vasen ihr charakteristisches Gepräge. Wir können also hier den ganzen Entwicklungsgang der bandkeramischen Kunst in denselben Wohnstätten beobachten. Die Umbildung dieser Kunst zur Rössener Art können wir im westlichen Kreise der Bandkeramik beobachten, denn auch in Böhmen (Caslau), Mähren, Niederösterreich und Siebenbürgen finden sich ähnliche Bildungen. Die bestimmte typische Rössener Eigenart jedoch, welche sich in breiter Zone vom Neckar über Hessen, Thüringen, Sachsen bis zur Elbe erstreckt, deren Scherben nahezu gleich aussehen, ob sie von Grossegart, Allsheim oder Hirsberg in der Altmark stammen, sind an ein bestimmtes Gebiet geknüpft, welches sich mit der Verbreitung der schnurkeramischen Grabhügel bis ans nahere deckt. Die Hinstellung des schnurkeramischen Einflusses auf die Grossegartkeramik gibt das Anfinden eines liegenden Heckerers mit acht schnurkeramischen Vasen in einem Grabhügel oberhalb Grossegart. Es ist hier offenbar die bandkeramische Kultur mit der schnurkeramischen zusammengestossen. Ich würde sagen: mit schnurkeramischer Bevölkerung, wenn sich bei uns auch nur eine einzige Wohnstätte mit dieser Keramik fände. Alles sind Grabhügel und auch der Fund von Urmit stammt von Schnurkeramikbechern, ist also auch sepulchral.

Da in den Grabhügeln mit Schnurkeramik immer Waffen, facettierte Hämmer und scharfkantige Beilchen beiliegen, in den Heibengravern der Bandkeramik Geräte des täglichen Lebens, so habe ich diese Bestattung im Grabhügel als Ansiedlung vornehmer Männer und die schnurkeramische Grabstätte als rituelle Beerdigung, welche vom Norden übernommen wurde, aufgefasst; die Wohnstätten mit Schnurkeramik im Bielesee erlangen aber die zweite Erklärung, dass schon vorher Streifpartien nordischer Stämme hierher vorgezogen sind und bis an den Bielesee vorgezogen wurden, wo sie als abgesprengte Völkerinsel sitzen

Die Niederlassungen bei Heilbronn sind nun sämtlich nicht zerstört, sondern einfach verlassen worden. Nirgends findet sich Brand der Hütten, die Wände liegen noch wie sie allmählich in sich zusammengeürzt sind. Die Bewohner sind also beim Herannahen der Gefahr auf denselben Wasserweg, den sie kamen, entflohen. Für solche Zeiten waren wohl schon früher verschanzte Plätze, wie auf dem Michaelsberge bei Untergrombach oder bei Urmitz, eingerichtet worden; die Einrichtung und damit die Keramik ist dort natürlich eine andere geworden als die der blühenden friedlichen Niederlassungen. Es finden sich grosse Standgefässe mit spitzem Boden zum Eingraben bestimmt, Tulpenbecher, Schüsseln etc. Der intensive Ackerbau verschwindet und damit der Schülentheil. Wir haben jetzt das Laurenta und die Keramik der Pfahlbauzeit, denn wahrscheinlich zur gleichen Zeit wurden am Ausgangspunkte der Flüsse Wasserfestungen in Seen, die Pfahlbauufer errichtet, die Anfangs, wie Schumacher nachgewiesen hat, nur zeitweise, endlich aber definitiv als Wohnstätten benützt wurden. Es ist kein Zufall, dass sich auf dem Michaelsberge und bei Urmitz, in den Pfahlbauten von Koenigs- und Wangen noch einzelne typische Stücke der Bandkeramik, meist der Schinsperiode, dem Rössener Typus angehörig, finden, es sind diese gerettete Reste aus der Blüthezeit, deren Kunst ja an Plätzen rascher Entwicklung, wie in der Grotte am Moossee, eine Nachblüthe mit stark bronzeseitlichen Anklängen erlebt hat.

Die darauffolgende bronzeseitliche Besiedlung aber geht über eine andere Bevölkerung an, mit anderen Lebensformen und Lebensgewohnheiten.

Herr Professor Dr. Henning-Strasburg:

Ich möchte hier nicht eingehen auf das grosse europäische Weltbild, welches Ihnen soeben Herr Hofrath Schliz in köhnen Zügen entworfen hat, nur persönlich meine Ansicht aussprechen, dass wir noch nicht ganz so weit sind und dass man in dieser Richtung allzu grosse Sprünge gemacht hat, auch auf dem von geschätzter Seite so sehr gerühmten neuen Atlas über die Wanderungen der germanischen Stämme. Mir scheint hier Vieles noch ein Märchen zu sein. Ich wollte nur aufmerksamer machen auf einen Gedanken, den ich schon Herrn Dr. Köhl mittheilte: ob wir nicht in der schwierigen Frage der Chronologie der neolithischen Ornamentik einen Gesichtspunkt verwerten können, der in der bisherigen Discussion nicht berücksichtigt wurde. Was die Wormser Funde selbst anlangt, so kann ich nur wiederholen, dass meiner Ansicht nach Alles einwandfrei klargelegt und chronologisch geordnet ist. Aber ob die „Winkelband“- und „Bogenbandkeramik“ in der That an die Spitze der ganzen neolithischen Kunst und z. B. vor die Schamkeramik zu stellen ist, scheint mir doch eine offene Frage. Wo die küsseren Fundamentale ein Kriterium ergeben — was bisher nur zum Theil der Fall ist — sind diese natürlich entscheidend. Wo sie fehlen, dürfen auch innere Kriterien angerufen werden.

Auf der Flomhorneer Flasche erblicken Sie ein solches. Die ganze Flasche ist mit einem Ornamente überzogen, aber dieses Ornament hat keinen Sinn mehr für die Flasche. Es ist gleichgültig, ob es auf einem Topfe, einer Flasche, oder einer Fläche, eines Brett steht. Der Mäander, der seinem Wesen nach eine Randdekoration, eine laufende Bahn ist, wie ein Saum eines Gewandes, ist hier breit auseinandergezerrt und zur blossen Flächendekoration geworden. Auch auf anderen

Gefässen dieser Gattung ist der Mäander ähnlich willkürlich verworren. Das Princip der Körper- und Flächendekoration, die oft nur einen geringen Zusammenhang mit dem Gegenstande selber bewahrt, ist schon für die Älteren Wormser und Moosheimer Funde charakteristisch. Es ist schwerlich ursprünglich.

Anderes steht es mit der schnurverzierten Keramik, die Manche an das Ende der ganzen neolithischen Periode zu setzen geneigt sind. Aber eine wie lange Entwicklung hat dieselbe doch durchgemacht! Die Gefässe welche Herr Hofrath Schliz in seiner ausserordentlich schönen und dankenswerthen Publication nun als ein neues werthvolles Material vorführt, zeigen zweifellos ein sehr Fortschrittsstadium. Aber auch sie gehören noch in die Tradition der alten Ächten Schamkeramik, wie sie etwa auf den thüringischen Gefässen vorliegt. Diese ganze Gattung, der Götze eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, zeigt ein organisches Anwachsen und die Ornamentik bleibt in engem Zusammenhange mit dem Gefässe selber. Sie ist keine willkürliche Körper- und Flächendekoration, sondern bedeutet etwas und ist von vorneherein an bestimmte Stellen und wirkliche Vorbilder geknüpft. Um den engeren Hals schlingt sich eine einfache oder mehrfach angebrachte Schnur, nicht bloss bei der sogenannten Amphora, die in ihrer primitivsten, aus dem fast kugelförmigen Leibe und dem unvermittelt darauf gesetzten Halse bestehenden Form zweifellos ein uraltes Stück der neolithischen Keramik ist, wie schon die spanischen und trojanischen Funde ergeben. Das zweite Band oder die zweite Ornamentzone findet sich ebenso natürlich un- oder über dem Bande bei den durchlocherten kleinen Hockerlein, durch welche beim Gebrauche die wirkliche Schnur hindurchging. Und wie das in Wirklichkeit bei den Hängegefässen zweifellos auch der Fall war, werden beide Zonen dann weiter durch vertikale Stege oder Streifen verbunden. Die einzelnen Theile uml Abschmitten, sobald sie einmal vorhanden sind, vielfältigen und vermannigfaltigen sich leicht, neue Combinationen ergeben sich, aber das alte Princip schimmert in der Regel noch durch. Ueber die erwähnte zweite Zone geht die Ornamentik im Principe nicht hinunter, nur herabhängende Franzen etc. bilden einen weiteren natürlichen Abschluss oder es schlingen sich, wie bei den Grogstacher Gefässen, verbindende Guirlanden von Hocker zu Hocker. Der eigentliche decorative Gedanke ist mit der mittleren Zone erschöpft. Dabei scheint es mir fast gleichgültig, ob die Technik wirkliche oder imitierte Schnur, ob bloße Stichverzierung oder etwas Ähnliches ist: durch ihre Geschichte und die zu Grunde liegende Idee sind sie allesamt verbunden.

So sehen wir hier Stufe an Stufe sich schliessen und eine Entwicklung an die andere sich anschliessen. Der Grogstacher und Strassburger Typus, wie in Mitteldeutschland die sogenannte Rössener Gruppe, sind jedenfalls sehr späte Glieder einer langen Entwicklung. Ist aber die Entwicklung eine längere, hat der Typus in sich eine lange Geschichte, so gehen seine Anfänge nothwendig in eine sehr frühe Zeit zurück. Es ist gleich unrichtig, zu sagen, die „schnurverzierte“ Keramik ist älter oder jünger als die „bandverzierte“. Sie wird an verschiedenen Stellen sowohl älter als jünger sein. Ob nun die einfachsten Typen immer auch auf den ältesten Töpfen stehen, ist eine ganz andere Frage. Mir kam es nur darauf an, auf das höhere Alter und den organisch verwandlichen Charakter der Schnurverzierung hinzuweisen. Wenn das Organische überall ursprünglicher als das Künstliche und Willkür-

Größe und Brustumfang der Neger dasselbst verloren gegangen. Doch liess mich die Arbeit Kirchners „über die Lage der Brustwarze“ in Merkel-Bonnets anatomischen Heften meine Aufmerksamkeit auf von mir gemachte Notizen über Beckenmaasse bei Negerinnen lenken, die ich August-November 1884 nahm, bei welcher Gelegenheit ich auch den Abstand der Brustwarzen voneinander vermerkte. Kirchner gibt für etwa 20jährige Soldaten der deutschen Armee die Warzenentfernung zwischen 18 und 26 cm schwankend an, 22 cm hat die Hüftstahl. Bei 13 von mir sorgfältig wiederholt gemessenen Negerinnen ist 22 cm die Höchstzahl für die Brustwarzenentfernung jener schwarzen Frauen, welche man nicht schmalbrüstig nennen kann. Wie Sie aus den Beckenmaassen (S. 114) ersehen, nähert sich das Becken der Dualnegerin der elliptischen, mit Neigung zur rundovalen Form, steht also zwischen M. J. Weber'scher II. und III. Urforn, wie sie auch Stein der Jüngere annimmt. Der jeweilige Unterschied zwischen Cristae und Spinae Ilium, Kaffernmaass einerseits sowie zwischen Cristae und Trochantermajor andererseits, beträgt in den an der 2. meist mehr wie 5 cm, so dass die gewöhnlichen Proportionen dem Geburtshelfer im Allgemeinen leichte Geburten garantiren. Die Conjugata vera zu messen, ist mir niemals erlaubt gewesen. In jungen Jahren ist die Milchdrüse, die dritte bis sechste Rippe bedeckend, mit wenig breiter Basis entwickelt, die Warze überragt nur 1 cm den stark ausgeprägten Warzenhof. Nach vollendeter Entbindung scheint der Drüsenkörper nur noch in der Tangente den äusseren Rippenrand zu berühren, so dass bei der Verringerung der Elasticität der Haut und bei der Verminderung der bindegewebigen Elemente die bekannt an Jähren Erbst entzehen. Die Hände und Füsse sind ziemlich bei beiden Geschlechtern. Die zweite Zehe ist gleich lang wie die grosse. Die Füsse werden etwas einwärts gestellt. Die Nägel sind wenig cultivirt, besonders an den Füssen bei Kindern und Erwachsenen vielfach durch Nagelentzündung in Folge der Plage durch eingelegte Sandfontänen verkrüppelt. Ein grosser Theil der Bevölkerung reist sich die oberen und unteren Augenwimpern aus, angeblich thun sie es, um besser sehen zu können.

Bei dem weiblichen Geschlechte ist noch die Haartracht zu erwähnen, welche Tracht an Künstlichkeit und Eigenartigkeit europäischen Moden nichts nachgibt. Eine der beliebtesten ist, dass sie das Haar von vorne nach hinten durch zwei parallele Scheitel theilen oder ausser einem Mittelscheitel einen gleichen von einem Ohr zum andern ziehen; eine andere Frisur ist, dass ein Scheitel in Form einer Spirale den ganzen Kopf bedeckt, zwischen der das Haar zu einem Walste geflochten wird, oder dass vier kleine Thürmchen angebracht werden, in deren Umgebung das übrige Haar glatt anliegt. Die steife Beschaffenheit ihrer Perrücken anterstützt sie wesentlich in der Anfertigung derartiger Frisuren, welche oft einen ganzen Tag in Anspruch nimmt, dafür aber auch gut vier Wochen hält. Ganz harmlos haben wir die Kunstfertigkeit der Dualfrauen oft bei ihrer Toilette im Freien bewundern können. Bei dieser Gelegenheit wird auch die sich im Laufe der Wochen auszunehmende Einwahnschaft jener sechsfüssler gesucht, gefunden und gegessen. Gegen Kopfschmerzen sah ich auch Männer sich das Haar in recht feste kurze Strähnen flechten.

Der Tätowirung widmet man weniger grosse Aufmerksamkeit. Kleine Sternchen mit vier Strahlen, von 0,5—1 cm Länge, werden durch Einschnitte und

nachher verzögerte Vernarbung an verschiedenen Körperstellen hervorgerufen. Bei beiden Geschlechtern kommen dieselben, zwei oder drei an der Zahl, auf jeder Brustseite oder Oberarm in gleicher Weise in Anwendung, wie man auch Gelegenheit hat, sie an Dutzenden auf dem Rumpfe verbreitet zu sehen. Gelegentlich werden Schnitte in Gestalt von Arabesken auf Bauch oder Rücken angewandt, besonders bei Krankheiten als Hautreiz mit nachfolgender Einwirkung von Pfeffer und Asche oder europäischen Pulver.

Das Negerkind wird recht heil geboren und allmählich mehr und mehr gelährn, im Gesichte dunkelbraun, mit einem Stuch in's Rötthliche. Da die Abmahlung sehr roh und mit primitiven Instrumenten vollzogen wird, sieht man viele Kinder mit Nabelbrüchen umherlaufen; die Kleinen sind schwer rufblich. So kann man verlegene Negerbabes beobachten, die bei plötzlicher Anrede aus Befangenheit mit der einen Hand ihren Nabel, mit der andern den Penis malträtiren. Sobald das Kind geboren ist, erhält es sein erstes Klystier. Es geschieht dies mit einem abgesechnittenen Antilopen- oder Ziegenhorn, indem die Mutter mit ihrem Munde durch dasselbe horeik gehaltenes Wasser in des Kindes Rectum zu lassen bestrebt ist. Noch oftmals, bis zum dritten Jahre, so lange nährt es die Mutter und trägt es auf den Hüften sitzend, manchmal auch in einem Bandelier, mit sich herum, mass der schwarze Erdenbürger sich dieser primitiven Procedur unterziehen. Durch den grossen Ernährungstrieb sehen wir Kinder viel mit dicken Bläuchen versehen (Schiffszwieback). Obwohl nach meiner Auffassung Kiedersgehen dort gewünscht wird, eine Frau stolz auf ihre Mütterchaft ist und ihr Kind mit stürklicher Sorge wartselt, wird die Negerin noch erfolgter Entbindung während des Säugegeschäftes in jezen drei Jahren nicht von ihrem Manne berührt. An drei- bis fünfjährigen Knaben wird mit Glascherben oder gekauften Scheeren die Beschneidung vorgenommen; dann sehen wir dieselben in hockender Stellung zur Zeit der Ebbe an kleinen Wassertümpeln im Flussbette sitzen und ihre Wanden kühlen.

Ueber die Jahre der älteren Personen kann ich nur Näherangswerte angeben. Zwischen Hitze und Feuchtigkeit, Kälte und Krankheit altern die dortigen Neger schnell. Im Kampfe um's Dasein werden sie frühzeitig angerieben. So schnell die Sonne der Tropen zu reifen vermag, so bald lässt sie auch wieder weiken. Mit 40 Jahren ist, glaube ich, schon ihr Greisenalter erreicht; weiss- oder gar kahlköpfige Duala sah ich nur selten.

Nach rund der Geburt geht die junge Mutter mit dem Kinde zum Flusse, um sich und ihren Säugling zu baden. Die erwachsene Negerin wächst sich nach jedem Beischlaffe und trägt stets in der Vagina einen Tampon von zerriebenen Coniferen, Taxinen und Limonenblättern in ein grösseres Blatt eingewickelt. Sie nennen das Ding Zampa. Botanische Kenner in Tübingen haben nicht Genaueres eruiren können. Die Frauen behaupten auch den Zampa nöthig zu haben, um den Geschlechtsreiz darnieder zu halten, da bei der Polygamie die du jour oder besser die la nuit nur selten an sie herantritt. Ehebruch aber strenge durch öffentliche Schande bestraft wird. Auch Knaben und Männer haben Beisig. Stehen sie im fachen Wasser, so klemmen sie den Penis zwischen die Beine und drehen den hinteren Theil des Hodensackes nach vorne. Ohne ihre sonstige Nacktheit zu verbergen, glauben sie auf diese Weise ihre Schamhaftigkeit gesichert. Aber trotz ihrer Sauberkeit macht sich beim Verkehre

Rechenmasse von Negelassen am Kemera während 1884. Monat: August und September, Oktober und November.

Name	Jahre	Dato	Prijo	Klunde	Khalo	Ehnde	Daw	Tobi	Khar	K-ko	Kaah	?	Kward	1884	
														A. 7 p.	A. 7 p.
Masari:	181	204	30111	214	181	2011	250	250	120	2811	171	164	130		
Coalinge ext.	19 em	186	18,2	18,2	18,2	18,6	17,6	18,2	18,3	17,8	17,6	17,4	18,0		
Or. J.	23,2	21,4	28,4	22,4	23,4	23,4	25,4	24,4	23,4	24	23	25,4	22,2		
So. J.	20,4	23	19,4	20,4	24	20,4	22,4	20,4	19,4	21,4	23,4	23	14		
77. Große Baifennang um die Schültern einwärts	23	20,4	20,4	20,4	20,4	27,4	28,4	28,4	28,4	27,4	28,4	28,4	25,6		
Größe Circumferenz um die Schültern	76,5	74	78	74	70,4	75,5	71	71	75,4	81,4	70,4	80,4	73		
Abstand der Brustwarzen von einander	27	24	24	24	24	20,4	2,4	1,4	2,4	2,4	2,4	2,4	2,4		

1884 1885
1886 1887
1888 1889
1890 1891
1892 1893
1894 1895
1896 1897
1898 1899
1900 1901
1902 1903
1904 1905
1906 1907
1908 1909
1910 1911
1912 1913
1914 1915
1916 1917
1918 1919
1920 1921
1922 1923
1924 1925
1926 1927
1928 1929
1930 1931
1932 1933
1934 1935
1936 1937
1938 1939
1940 1941
1942 1943
1944 1945
1946 1947
1948 1949
1950 1951
1952 1953
1954 1955
1956 1957
1958 1959
1960 1961
1962 1963
1964 1965
1966 1967
1968 1969
1970 1971
1972 1973
1974 1975
1976 1977
1978 1979
1980 1981
1982 1983
1984 1985
1986 1987
1988 1989
1990 1991
1992 1993
1994 1995
1996 1997
1998 1999
2000 2001
2002 2003
2004 2005
2006 2007
2008 2009
2010 2011
2012 2013
2014 2015
2016 2017
2018 2019
2020 2021
2022 2023
2024 2025
2026 2027
2028 2029
2030 2031
2032 2033
2034 2035
2036 2037
2038 2039
2040 2041
2042 2043
2044 2045
2046 2047
2048 2049
2050 2051
2052 2053
2054 2055
2056 2057
2058 2059
2060 2061
2062 2063
2064 2065
2066 2067
2068 2069
2070 2071
2072 2073
2074 2075
2076 2077
2078 2079
2080 2081
2082 2083
2084 2085
2086 2087
2088 2089
2090 2091
2092 2093
2094 2095
2096 2097
2098 2099
2100 2101
2102 2103
2104 2105
2106 2107
2108 2109
2110 2111
2112 2113
2114 2115
2116 2117
2118 2119
2120 2121
2122 2123
2124 2125
2126 2127
2128 2129
2130 2131
2132 2133
2134 2135
2136 2137
2138 2139
2140 2141
2142 2143
2144 2145
2146 2147
2148 2149
2150 2151
2152 2153
2154 2155
2156 2157
2158 2159
2160 2161
2162 2163
2164 2165
2166 2167
2168 2169
2170 2171
2172 2173
2174 2175
2176 2177
2178 2179
2180 2181
2182 2183
2184 2185
2186 2187
2188 2189
2190 2191
2192 2193
2194 2195
2196 2197
2198 2199
2200 2201
2202 2203
2204 2205
2206 2207
2208 2209
2210 2211
2212 2213
2214 2215
2216 2217
2218 2219
2220 2221
2222 2223
2224 2225
2226 2227
2228 2229
2230 2231
2232 2233
2234 2235
2236 2237
2238 2239
2240 2241
2242 2243
2244 2245
2246 2247
2248 2249
2250 2251
2252 2253
2254 2255
2256 2257
2258 2259
2260 2261
2262 2263
2264 2265
2266 2267
2268 2269
2270 2271
2272 2273
2274 2275
2276 2277
2278 2279
2280 2281
2282 2283
2284 2285
2286 2287
2288 2289
2290 2291
2292 2293
2294 2295
2296 2297
2298 2299
2300 2301
2302 2303
2304 2305
2306 2307
2308 2309
2310 2311
2312 2313
2314 2315
2316 2317
2318 2319
2320 2321
2322 2323
2324 2325
2326 2327
2328 2329
2330 2331
2332 2333
2334 2335
2336 2337
2338 2339
2340 2341
2342 2343
2344 2345
2346 2347
2348 2349
2350 2351
2352 2353
2354 2355
2356 2357
2358 2359
2360 2361
2362 2363
2364 2365
2366 2367
2368 2369
2370 2371
2372 2373
2374 2375
2376 2377
2378 2379
2380 2381
2382 2383
2384 2385
2386 2387
2388 2389
2390 2391
2392 2393
2394 2395
2396 2397
2398 2399
2400 2401
2402 2403
2404 2405
2406 2407
2408 2409
2410 2411
2412 2413
2414 2415
2416 2417
2418 2419
2420 2421
2422 2423
2424 2425
2426 2427
2428 2429
2430 2431
2432 2433
2434 2435
2436 2437
2438 2439
2440 2441
2442 2443
2444 2445
2446 2447
2448 2449
2450 2451
2452 2453
2454 2455
2456 2457
2458 2459
2460 2461
2462 2463
2464 2465
2466 2467
2468 2469
2470 2471
2472 2473
2474 2475
2476 2477
2478 2479
2480 2481
2482 2483
2484 2485
2486 2487
2488 2489
2490 2491
2492 2493
2494 2495
2496 2497
2498 2499
2500 2501
2502 2503
2504 2505
2506 2507
2508 2509
2510 2511
2512 2513
2514 2515
2516 2517
2518 2519
2520 2521
2522 2523
2524 2525
2526 2527
2528 2529
2530 2531
2532 2533
2534 2535
2536 2537
2538 2539
2540 2541
2542 2543
2544 2545
2546 2547
2548 2549
2550 2551
2552 2553
2554 2555
2556 2557
2558 2559
2560 2561
2562 2563
2564 2565
2566 2567
2568 2569
2570 2571
2572 2573
2574 2575
2576 2577
2578 2579
2580 2581
2582 2583
2584 2585
2586 2587
2588 2589
2590 2591
2592 2593
2594 2595
2596 2597
2598 2599
2600 2601
2602 2603
2604 2605
2606 2607
2608 2609
2610 2611
2612 2613
2614 2615
2616 2617
2618 2619
2620 2621
2622 2623
2624 2625
2626 2627
2628 2629
2630 2631
2632 2633
2634 2635
2636 2637
2638 2639
2640 2641
2642 2643
2644 2645
2646 2647
2648 2649
2650 2651
2652 2653
2654 2655
2656 2657
2658 2659
2660 2661
2662 2663
2664 2665
2666 2667
2668 2669
2670 2671
2672 2673
2674 2675
2676 2677
2678 2679
2680 2681
2682 2683
2684 2685
2686 2687
2688 2689
2690 2691
2692 2693
2694 2695
2696 2697
2698 2699
2700 2701
2702 2703
2704 2705
2706 2707
2708 2709
2710 2711
2712 2713
2714 2715
2716 2717
2718 2719
2720 2721
2722 2723
2724 2725
2726 2727
2728 2729
2730 2731
2732 2733
2734 2735
2736 2737
2738 2739
2740 2741
2742 2743
2744 2745
2746 2747
2748 2749
2750 2751
2752 2753
2754 2755
2756 2757
2758 2759
2760 2761
2762 2763
2764 2765
2766 2767
2768 2769
2770 2771
2772 2773
2774 2775
2776 2777
2778 2779
2780 2781
2782 2783
2784 2785
2786 2787
2788 2789
2790 2791
2792 2793
2794 2795
2796 2797
2798 2799
2800 2801
2802 2803
2804 2805
2806 2807
2808 2809
2810 2811
2812 2813
2814 2815
2816 2817
2818 2819
2820 2821
2822 2823
2824 2825
2826 2827
2828 2829
2830 2831
2832 2833
2834 2835
2836 2837
2838 2839
2840 2841
2842 2843
2844 2845
2846 2847
2848 2849
2850 2851
2852 2853
2854 2855
2856 2857
2858 2859
2860 2861
2862 2863
2864 2865
2866 2867
2868 2869
2870 2871
2872 2873
2874 2875
2876 2877
2878 2879
2880 2881
2882 2883
2884 2885
2886 2887
2888 2889
2890 2891
2892 2893
2894 2895
2896 2897
2898 2899
2900 2901
2902 2903
2904 2905
2906 2907
2908 2909
2910 2911
2912 2913
2914 2915
2916 2917
2918 2919
2920 2921
2922 2923
2924 2925
2926 2927
2928 2929
2930 2931
2932 2933
2934 2935
2936 2937
2938 2939
2940 2941
2942 2943
2944 2945
2946 2947
2948 2949
2950 2951
2952 2953
2954 2955
2956 2957
2958 2959
2960 2961
2962 2963
2964 2965
2966 2967
2968 2969
2970 2971
2972 2973
2974 2975
2976 2977
2978 2979
2980 2981
2982 2983
2984 2985
2986 2987
2988 2989
2990 2991
2992 2993
2994 2995
2996 2997
2998 2999
3000 3001
3002 3003
3004 3005
3006 3007
3008 3009
3010 3011
3012 3013
3014 3015
3016 3017
3018 3019
3020 3021
3022 3023
3024 3025
3026 3027
3028 3029
3030 3031
3032 3033
3034 3035
3036 3037
3038 3039
3040 3041
3042 3043
3044 3045
3046 3047
3048 3049
3050 3051
3052 3053
3054 3055
3056 3057
3058 3059
3060 3061
3062 3063
3064 3065
3066 3067
3068 3069
3070 3071
3072 3073
3074 3075
3076 3077
3078 3079
3080 3081
3082 3083
3084 3085
3086 3087
3088 3089
3090 3091
3092 3093
3094 3095
3096 3097
3098 3099
3100 3101
3102 3103
3104 3105
3106 3107
3108 3109
3110 3111
3112 3113
3114 3115
3116 3117
3118 3119
3120 3121
3122 3123
3124 3125
3126 3127
3128 3129
3130 3131
3132 3133
3134 3135
3136 3137
3138 3139
3140 3141
3142 3143
3144 3145
3146 3147
3148 3149
3150 3151
3152 3153
3154 3155
3156 3157
3158 3159
3160 3161
3162 3163
3164 3165
3166 3167
3168 3169
3170 3171
3172 3173
3174 3175
3176 3177
3178 3179
3180 3181
3182 3183
3184 3185
3186 3187
3188 3189
3190 3191
3192 3193
3194 3195
3196 3197
3198 3199
3200 3201
3202 3203
3204 3205
3206 3207
3208 3209
3210 3211
3212 3213
3214 3215
3216 3217
3218 3219
3220 3221
3222 3223
3224 3225
3226 3227
3228 3229
3230 3231
3232 3233
3234 3235
3236 3237
3238 3239
3240 3241
3242 3243
3244 3245
3246 3247
3248 3249
3250 3251
3252 3253
3254 3255
3256 3257
3258 3259
3260 3261
3262 3263
3264 3265
3266 3267
3268 3269
3270 3271
3272 3273
3274 3275
3276 3277
3278 3279
3280 3281
3282 3283
3284 3285
3286 3287
3288 3289
3290 3291
3292 3293
3294 3295
3296 3297
3298 3299
3300 3301
3302 3303
3304 3305
3306 3307
3308 3309
3310 3311
3312 3313
3314 3315
3316 3317
3318 3319
3320 3321
3322 3323
3324 3325
3326 3327
3328 3329
3330 3331
3332 3333
3334 3335
3336 3337
3338 3339
3340 3341
3342 3343
3344 3345
3346 3347
3348 3349
3350 3351
3352 3353
3354 3355
3356 3357
3358 3359
3360 3361
3362 3363
3364 3365
3366 3367
3368 3369
3370 3371
3372 3373
3374 3375
3376 3377
3378 3379
3380 3381
3382 3383
3384 3385
3386 3387
3388 3389
3390 3391
3392 3393
3394 3395
3396 3397
3398 3399
3400 3401
3402 3403
3404 3405
3406 3407
3408 3409
3410 3411
3412 3413
3414 3415
3416 3417
3418 3419
3420 3421
3422 3423
3424 3425
3426 3427
3428 3429
3430 3431
3432 3433
3434 3435
3436 3437
3438 3439
3440 3441
3442 3443
3444 3445
3446 3447
3448 3449
3450 3451
3452 3453
3454 3455
3456 3457
3458 3459
3460 3461
3462 3463
3464 3465
3466 3467
3468 3469
3470 3471
3472 3473
3474 3475
3476 3477
3478 3479
3480 3481
3482 3483
3484 3485
3486 3487
3488 3489
3490 3491
3492 3493
3494 3495
3496 3497
3498 3499
3500 3501
3502 3503
3504 3505
3506 3507
3508 3509
3510 3511
3512 3513
3514 3515
3516 3517
3518 3519
3520 3521
3522 3523
3524 3525
3526 3527
3528 3529
3530 3531
3532 3533
3534 3535
3536 3537
3538 3539
3540 3541
3542 3543
3544 3545
3546 3547
3548 3549
3550 3551
3552 3553
3554 3555
3556 3557
3558 3559
3560 3561
3562 3563
3564 3565
3566 3567
3568 3569
3570 3571
3572 3573
3574 3575
3576 3577
3578 3579
3580 3581
3582 3583
3584 3585
3586 3587
3588 3589
3590 3591
3592 3593
3594 3595
3596 3597
3598 3599
3600 3601
3602 3603
3604 3605
3606 3607
3608 3609
3610 3611
3612 3613
3614 3615
3616 3617
3618 3619
3620 3621
3622 3623
3624 3625
3626 3627
3628 3629
3630 3631
3632 3633
3634 3635
3636 3637
3638 3639
3640 3641
3642 3643
3644 3645
3646 3647
3648 3649
3650 3651
3652 3653
3654 3655
3656 3657
3658 3659
3660 3661
3662 3663
3664 3665
3666 3667
3668 3669
3670 3671
3672 3673
3674 3675
3676 3677
3678 3679
3680 3681
3682 3683
3684 3685
3686 3687
3688 3689
3690 3691
3692 3693
3694 3695
3696 3697
3698 3699
3700 3701
3702 3703
3704 3705
3706 3707
3708 3709
3710 3711
3712 3713
3714 3715
3716 3717
3718 3719
3720 3721
3722 3723
3724 3725
3726 3727
3728 3729
3730 3731
3732 3733
3734 3735
3736 3737
3738 3739
3740 3741
3742 3743
3744 3745
3746 3747
3748 3749
3750 3751
3752 3753
3754 3755
3756 3757
3758 3759
3760 3761
3762 3763
3764 3765
3766 3767
3768 3769
3770 3771
3772 3773
3774 3775
3776 3777
3778 3779
3780 3781
3782 3783
3784 3785
3786 3787
3788 3789
3790 3791
3792 3793
3794 3795
3796 3797
3798 3799
3800 3801
3802 3803
3804 3805
3806 3807
3808 3809
3810 3811
3812 3813
3814 3815
3816 3817
3818 3819
3820 3821
3822 3823
3824 3825
3826 3827
3828 3829
3830 3831
3832 3833
3834 3835
3836 3837
3838 3839
3840 3841
3842 3843
3844 3845
3846 3847
3848 3849
3850 3851
3852 3853
3854 3855
3856 3857
3858 3859
3860 3861
3862 3863
3864 3865
3

mit Negern ein Geruch der Haut bemerkbar, deren Ausdehnung man aber nicht mit Unreinlichkeit verwechseln darf, wie ja auch der Nordländer eine reichliche Schweisproduktion in den Tropen aufweist.

Die Sprache der Duala gehört zu den weit verbreiteten A-Bantusprachen (168), die sich bekanntlich durch agglutinierende Präfixbildung (7–18 Präfixe) auszeichnen und hier jedes Wort auf einen Vocal auslauten lassen. Dadurch ist eine grosse Deutlichkeit, jedoch auch durch die straffe Congruenz der Satztheile eine gewisse Schwerefälligkeit der Sprache bedingt, welche aber durch des Vocabereichthum ausgeglichen wird. Durch höhere oder tiefere Stellung der Stimme, glaube ich, bezeichnen sich gleichlautende Worte verschiedene Begriffe: Belebtes und Unbelebtes, Einzelnes oder Gruppen. An Dualawörter für abstrakte Begriffe und generelle Ideen erinnere ich mich nicht mehr. Jedenfalls ist es mir nicht gelungen, seiner Zeit für „Liebe“ und „Dank“ einen Dualaausdruck zu gewinnen. Die Eigenart der Sprache ersieht man aus der Anlage (S. 114), aber eine eigene Schrift existirt nicht; trotzdem wird die eigene Sprache von den Duala so leicht nicht angegeben werden. Auch Spuren einer älteren Schriftgattung sind bisher nicht gefunden. Begegnen sich zwei Neger, so begrüßt der erste den anderen mit Njute, worauf der andere mit jambe antwortet. Frägt man sie nach Erklärung irgend welcher Erscheinungen, so die Antwort na abe, was in anderen Umgebungen befindliche legitime Frau sagt auf Befragen, von wem sie geschwängert sei, na sibi, Loba (ich weis nicht, der Herr), letzteres aber mit Bezug auf einen Geist, Gott oder Fetisch, nur nicht auf ihren Mann.

Ihr Zahlensystem gründet sich auf fünf (Quinkarsystem), indem 100 die höchste Einheit ist (talli). Um mir über eine bestimmte Anzahl Canes oder Frauen Sicherheit zu verschaffen, haben sie mir die Menge oftmals an den Fingern abgezählt. Das Gleiche war der Fall, wenn man ältere Kinder Nüsse oder Steinechen zählen liess.

Beliebte Kinderspiele sind, dass sie ein roh geschnitztes Schiffchen an Buntschur im Sande ziehen oder mit kleinen ungespitzten Pfeilen nach fupgerickten rollenden Scheiben werfen, welche aus den Querschnitten zweier Bananen oder Piantanenstämme von 10–20 cm Durchmesser hergestellt sind. Eine andere Festlichkeit ist für Kaaben und Jünglinge das Pala-Pala (Para-Para), eine Art Ringkampf. Die auf einem freien Platze ringsum sitzenden Kämpfer und Zuschauer sind in zwei Parteien getheilt. Einer oder mehrere treten in die Mitte vor und fordern durch Gesten mit Kopf und Hand um Ringen auf. Gegenständig unserem Winken halten sie die Handfläche dabei nach unten gebeugt. Der Kreis wird weit genug von Festordern, älteren Männern, erhalten, die am Ansehen ihrer Würde eine kleine Fritsche schwingen, zugleich für eine mögliche gleichmässige Gegenüberstellung der jugendlichen Kräfte sorgen, darauf bedacht, dass keine ungesetlichen Griffe bei den Ringern in Anwendung kommen, oder suspirierend, um jenseitlichem Enthusiasmus, wenn er in Rohheit auszuwachen droht, sofort zu stemern. Für die Männer ist das interessanteste Spiel das Wettfahren in grossen bis zu 40 m langen Einhäkern; ein Häuptling der einen Stadt fordert einen anderen mit seinen Leuten zum Ruderwettkampf heraus. Es beginnt ein munteres Treiben am Strande. Bunte Phantasieflaggen wehen von den Canes herab. Die Menge am Ufer, besonders Weiber, schreien und kreischen, in den Booten hört man Trommeln und Klingeln, die Rufe der commandirenden Bootshäuptlinge erschallen und dahin schiessen

die Kähne; der Wettkampf ist im Gange, so dass von Toben und Geschrei des Finses leicht erhöhte Ufer widerhallen. Schlussspect ist nach vielem Hin- und Herreden auch viel Trinken. Um im letzteren grossen Helden zu sein, geniessen die Duala die Rinde eines Baumes, Njau genannt, welche mich im Geschmack und Aussehen an Rhabarber erinnerte. Nach einer anderen Version soll diese Rinde oder die des Nkassabanmes (Erythrolaena guineensis) oder Johimbe (Poh Aphrodisiacum) erst nach dem Brandweingeusse von ihnen verzehrt werden, in Folge dessen schnellere Erquickung eintritt.

Beide Geschlechter schnappen leidenschaftlich gern. Rauchen ist mehr eine weibliche Tugend. Besonders bei der Landarbeit ist die kurze Pfeife der Frauen einigse Erholung. Oft tragen Negerinnen die Ohrflöppchen in der Weise durchbohrt, dass man einen Daumen hineinlegen könnte. Dann sieht man darin wohl, abgesehen von Ohringen, die man bei uns auf dem Jahrmarkte kauft, in ein Stückchen Papier oder in ein trockenes Blatt eine braune pulverisirte Masse eingewickelt, die aus Tabakblättern, der Asche von verbrannten Coconusskernen und anderen indefinirbaren Ingredienzien bereitet wird, wohl geeignet, die Geruchsnerven zu reizen als ein besonders starker Tabak. Nach unseren Begriffen wenig schön ist ihr ostentative Anspinnen, schlürfendes Trinken und Schmatzen beim Essen.

Eine natürliche Schlantheit ohne grosse geistige Begabung mit Neigung zu bewusster oder unbewusster Nachahmung ist den Duala nicht abzusprechen. Scheinbar sind sie leicht gereizt, mißtranchig, auf ihren Vortheil bedacht, ohne grosse Energie. Zustände und Bewegungen des Gemüthes kennzeichnen sich lebhaft in ihrem Gesichtsausdruck. Angst und Schreck bedingon ein Fahlwerden, Freude, Aergern und lebhaft Phantasia ein tieferes Dunkelwerden des Gesichtes. Ersteres sahen wir deutlich bei jüngeren verschämten Negerinnen, letzteres bei wütenden und geärgerten Negern.

Wie die Duala früher einrige Händler mit leuchtendem Ebenholze gewesen sind, insbesondere war der Grossvater des jetzigen Akwa ein grosser Slavehändler, so sind sie auch heute noch auf engem Gebiete bestreut, eigentlich das Monopol des Zwischenhandels mit dem Hinterlande aufrecht zu erhalten, hinsichtlich der Ansehn von Palmkernen, Palmöl, Elfenbein, seltener Roth- und Ebenholz, sowie der Einfuhr europäischer Producte. Leider haben bei dieser Gelegenheit europäische Kaufleute oftmals durch das Trustsystem die Unzuverlässigkeit als einen gorgonisch räthselhaften Zug der Neger kennen lernen müssen. Die Neger hüllen die Stätten des Zwischenhandels in Dunkel, sind aber oft aus Handelsinteressen mit Hinterländerinnen (Exogamie) verheiratet. Die an ihnen getadelte Frechheit ist meiner Meinung nach erst im Verkehr mit dem Weissen entstanden. Als Beweis dafür diese Folgende: Ein Schwarzer kam nachdem ein Fussleiden eines rogerischen Tuges zu mir. Nachdem ich ihn verbunden, erklärte er, es sei so schlechtes Wetter, weshalb es unerkennenswerth von ihm sei, dass er überhaupt gekommen, daher möge ich ihm noch etwas Rum schenken. „Bringt nur Eure Frauen, die werden uns schon Euch Milchgesichtern vorziehen“, war eine andere Bemerkung. — Andere Beschäftigungen sind Gewerbe spielen eine geringere Rolle: Schnitzereien in Holz von Bootsvorsätzen, Schemeln, Löfeln, Schüsseln und Ansehnen grosser Blüme zu Canes und Trommeln, wobei auf die Trommelsprache eingehen ich mir hier versagen muss; Rennen von Thon-

töpfen, Flechten von Matten und Taschen, Schmieden von Lanzen- und Pfeilspitzen, sowie Bereiten des Palmöl- oder Copra, des Markes der Cocosnuss. Sie sind in minderwertige, feige Jäger. Den Fischfang betreiben sie mit Beusen einzeln oder mit Netzen in grosser Anzahl. Als Köder dient bei äusserst praktischen, aber plumpen Fischfellen menschlicher Koth, wobei ich noch auf der Schwarzen Defecation zu sprechen komme. Zur Verrichtung seiner Nothdurft begibt sich der Duala an den Strand oder an eine eigens errichtete viereckige Senkgrube abseits seiner Häuser, indem er sich auf dem Wege dahin zwei äusserliche Hölzer schenkt und glatt schabt, die er dann im Munde trägt, um sie hernach zur Reinigung des Anus durch die Rima zu ziehen und dann in weitem Bogen fortzuschleudern.

Die Kinder gehen etwa bis zu 3.-5. Lebensjahre nackt, sonst ist die gewöhnliche Volkstracht der Kamerunger ein um die Hüften geschlungenes Tuch. Dunkle und matte Farben sind zu Lebendigen beliebt. Besonders das wehliche Gesicht hat Freude an dem Schmucke, wie Perlenohr als Halsbänder, Eisenblemschichten um den Unterarm, Messingringen um den Oberarm, Silbertrage für die Finger. Gelegentlich brockhacht man auch allerlei Phantasiecostüme mit Hilfe eingeführter europäischer Röcke und Hüte. Nur kurz erwähne ich die stierlichen, sauber gefertigten, einzelstehenden Häuser aus Palmblättern und Rippen auf erhöhtem Lehmsockel so reichlich gehaltenen Wegen und Pfaden, sowie freien Plätzen, wo sie sich gesellig versammeln.

In der Hauptsache sind die Duala Vegetarier. Doch lieben sie auch Fleisch von Enten, Ziegen, Hühnern, Schafen und den zur Fettbildung neigenden Fledern, wozu letzteres Umstand auf überwundene Anthropophagie gedeutet wird. Jedenfalls hatte damals ein in Kamerun lebender Weissler den König Bela noch dem Kannibalen als einem Ausläufer von Menschenpeper und rehem Wesen buldigen sehen, als er mit dem abgeschlagenen Haupte eines Schwarzen umhertanste. Zu unserer Zeit war Bela gemästet; es war dann kemisch, ihn mit Überhebung und Verachtung von Genesenen weiter innen wohnender Stämme reden zu hören. Freundschaftsbewegung durch Brötkuchen unter einzelnen Negern sahen wir, sowie ein Abschluss von Verträgen zwecks Freundschaft zweier Orte durch Verbrennen eines Schafes und Verbrennen seiner Asche von uns beobachtet wurde. (Als wir unsere Träger (Hausa) impfen, wurde solches auch als ein Zeichen gemachter Blutsfreundschaft mit uns von ihnen betrachtet.)

Ans Palmöl, Erdnüssen, Yams, rothem Pfeffer und Fleisch bereiten sie ein sehr gewürziges, schmackhaftes Essen, das uns auf die Dauer besser als Conserree mundete. Ihr Nationalgetränk ist der Palmwein Mimbo, der je nach der Gährung mehr oder weniger heranziehend wirkt. Die Haasthiere werden nicht eigens geschlachtet, insbesondere nicht zur Milchlieferung etwa Schafe oder Ziegen herangezogen. Damit hängt auch wohl das späte Entwöhnen der Kinder zusammen.

Keiserliche Ceremonien existiren beim Eintritt des schwarzen Weltbürgers in's Leben. Kann geschieht es, dass bei einer Beschliessung resp. dem Kaufe der Frau die Nachbarn herzukommen, die neue Genossin zu begrüßen. Höchstens in Königsfamilien schmückt man die Jungst acquirirte Frau.

Die Vielweiberei ist allgemein verbreitet. Machen doch Frauen, Kinder, Sklaven, Eisenhäuser und Canas den Reichthum des Negers aus. Einerseits

ist die Polygamie dort eine commercielle Speculation, andererseits ein von den Heichen bestreutes Lasterinstitut. Beim Tode des Vaters werden seine Frauen von Sobne übernommen, beibehalten, verkauft, die älteren verheiratet. Die Anzahl der Weiber des König Bela belief sich zu unserer Zeit etwa auf 80, die des Akwa auf 60. Bei anderen Häuptlingen schwankt die Zahl zwischen 10 bis 20. Stets ist eine derselben die erste Frau und hat als zeitige Favoritin das Obercommando über die anderen. Die Frau wird käuflich von Mause erworben. Dann darf dieselbe mit ihr schlafen und walden. Oft genug haben wir eine schwarzen Hanstraynen aus seiner Frau wegen eines kleinen Vergehens, etwa weil sie ein Glas serviren hat, mishandeln, ohne es verhindern zu können. Ja es kommt vor, dass solch ein Weibchen seinem Opfer im Aerger ein Ohr abschneidet, oder, wie wir grade hinzukamen, als der Neger just seinem Weibe die kleine Zehe mit dem Beils abgehacken hatte. Wie hoch sich einem nicht begüterten Duala durchschnittlich der Ankauf und Preis einer Frau beläuft, ist schwer ausfindig zu machen, da die Schwarzen dem Weissler niemals bei dieser Gelegenheit richtige Aushandlung geben. Bekannt war damals, dass König Akwa dem Bela, da er dessen Tochter zur Frau begehrte, nach und nach den Werth von 4000 Mk. bezahlte, von denen er jedoch als Ansteuer und Mitgift die Hälfte für die königliche Brant, als er sie in die Akwastadt heimführte, in Ziegen, Zeugen, Pulver, Gewehren und andern Sachen zurück erhielt. Künftige Paare werden often von des Eltern schon früh bestimmt. So wird von einem reicheren Vater für seinen noch im Knabenalter stehenden Sobu ein kleines Mädchen gekauft, damit es später des Sohnes Frau werde. Es war höchst possidlich, den sechsjährigen Prinzen Akwa (von der Vater stets sagte) von seiner Frau reden zu hören oder eines vierzehnjährigen Sobu von Bela die Vortheile abwägen zu sehen zwischen einer Heise nach Deutschland oder dem Ankauf von zwei Frauen. Er entschied sich für das letztere. Die Duala denken im Allgemeinen nicht sich hinsichtlich der ehelichen Treue sitzlich überlassen aber doch gegen Entgelt ihre Frauen oder Sclavinnen dem Fremden.

Sogenannte Medicinmänner, Zauberdoktoren und alte Weiber, letztere insbesondere bei Ektindbindungen, sind hier die Jünger Aesculapi. Bei einer Geburt werden die Männer ausgeschlossen. Bei einer schweren Ektindbindung muss die Negerin sich die schmerzhaftesten Manipulationen von ihres Genossinnen gefallen lassen. Knospen des Bauches, Tritte gegen denselben, auf den Kopfstellen sollen nichts seltenes sein in solchen Fällen.

Eine besondere Feierlichkeit zu Ehren eines Einzelnen tritt nach dessen Tode ein. Während Männer im Hause des Verstorbenen selbst in die erdöbte Erd-schicht eine etwa 1,5 m tiefe Grub graben, graben Weiber mit lauten Trauerbewegungen vor dem Hause auf und ab; anfänglich ruhig einerschreitend, nur wimmernd, geht ihre Wehklage unter Zusatz von Nachschreien in lautes Geplärr über; auch tritt eine lebhaftere Bewegung ein, indem sie tänzelnd rhythmisch auftriften. Gemeinhin wenige Stunden nach dem Tode wird in einer Kiste, welche eventuell mit eisigen Zeugen und Matten angelegt ist, der Todte in das Grab gelegt und die Stelle geernt. Am dritten Tage darnach ist grosse Festlichkeit. Männer und Weiber stellen sich hintereinander im Kreise auf, in dessen Mitte oder auch abseits Trommeln geschlagen, Klänge erschellt und sonstige Lärminstrumenten disarmonisch

Tanz entlockt werden. Dann executirt man einen Tanz, bei dem gewiss von Kopf und Schulter bis zu den Zehen kein einziges Gelenk unbeweglich bleibt. Nur selten tritt der eine oder die andere in den Kreis, um das gleiche Spiel fortzusetzen und sich schliesslich zu umarmen. Ausserdem begleitet die ganze Gesellschaft das Spiel mit einem monotonen, nur drei Töne umfassenden Gesang und öfteren Händeklatschen. Da natürlich Spirituosen nicht fehlen, ist die Exaltation eine grosse. Zeitweise kommen noch einige vermannete, durch schwere hölzerne Masken verdeckte Gestalten hinzu, welche unter sich springen und tanzen, johlen und lärmern, dann aber gegen andere Spiel- oder Leidgenossen, mit Verläufe gegen das weibliche Geschlecht, anzureuen und es zu erschrecken glauben. Etwas eine Woche später, also im ganzen neun Tage nach dem Tode, wiederholt sich an gleicher Stelle von den früheren Theilnehmern nochmals dasselbe Spiel. Damit ist dann der Todtencult und die Leichenceremonie zu Ende. Bei einem Todesfall scheeren sich die nächststehenden Frauen, mögen sie auch sonst die mannigfaltigsten und schönsten Frisuren tragen, die Kopfhaare völlig kurz, ein Umstand, der nicht zu ihrer Verschönerung beiträgt.

Tänze, in gleicher Weise indecent und plump, mit erotischer Beckenbewegung, werden in Kamernn gewöhnlich zur Zeit des Vollmondes um ein angeschüttetes Feuer ausgeführt und geben ein höchst phantastisches Bild. Bei dieser Gelegenheit bringen sie auch ihre in Ohren klingenden Instrumente von Geigen- oder Harfenform zum Vorschein. Mit einer bis an Ohnmacht grenzenden Verzückung tanzen sie im Mondschein und blicken zu dem Manne oder Geiste im Monde.

Wie es in dortiger Gegend nur einem erfahrenen Seemann gelingt, durch die mäandrischen Krümmungen der ausmündenden Wasserwege im Aestuarium des Madiba na Duala ein Schiff zu führen, so ist es nur nach längerer Beobachtung möglich, mit Sicherheit ein präcises Bild ihrer religiösen Vorstellungen zu geben, weil der Neger auch nach dieser Richtung sehr misstrauisch und vorsichtig gegen den Weissen ist. Mussten wir doch eines Tages, als wir von einem bevorstehenden Feste hörten und einen Schwarzen nach dem Schauplatz gefragt hatten, erkennen, dass er uns zum Besten gehalten und in entgegengesetzter Richtung eine Stunde weit geschickt hatte. Das Betreten jener Stätte ist verboten. So liessen sie uns auch bei ihren Todtenfesten nicht in ein mit Zeugen und grünen Zweigen hergestelltes und geschmücktes Zelt schauern, obgleich wir bei Windzug erkennen konnten, dass darin ein Denkmal aus Töpfen, Scherben, Stangen errichtet war, welches zwei mit grossen Masken auf dem Kopf und Schellen an den Beinen versehene Neger hüteten. Auch hildlich gezeichnete erkennt man die religiösen Adern des Lebens dieser Naturmenschen nur wie durch einen Schleier. Aus den Gestalten seiner Erziehungskraft ragt bei dem dortigen Neger als gutes Princip der Niango, Ilung oder Elamba (Vogel?) hervor, dem zu Ehren Jujufeste veranstaltet werden, besonders am Mungoflusse. Verunglückt oder stirbt ein Schwarzer plötzlich, so hat ihn der Ekongolo, sowie Muongo oder

Muugi (Schlango?) zu sich gesommen oder gefressen. Sterben ist des Negers „Schlussapalaver“.

Ein gewisser Sirengglaube tritt in der Todtenfeier am neunten Tage hervor, da ihre Meinung ist, dass so lange Zeit der Mensch (oder seine Seele?) brauche, um an den Ort der Ruhe (Bela) zu gelangen. Doch weicht ihre Glaubensvorstellung und Geistesrichtung von der unserer ab, mit Neigung zu Aberglauben und Wundern; denn im Dunkeln fürchtet der Schwarze sich wie ein unersetzbares Kiad. Ihr Glaube an Uebernatürliches scheint gross zu sein, weshalb viele Geister und Götter existieren, neben dem der Fetischdienst für den Einzelnen noch besteht. Denn man sieht des Neger und die Negerin häufig einen Zahn, ein Steinchen oder ein wallaus-grosses Geflecht an einer Schnur um den Hals gebunden tragen, welche als Amulet oder Emblem des Zaubers (fetico) ansieht, den Träger gegen Krankheiten oder andere Fährlichkeiten zu schützen. Bei nächtlichen Umzügen werden auch Götzen herumgetragen, welche grosse hölzerne Fratzen darstellen, an denen Figuren von Schlangen und Vögeln angebracht sind, die selbst dem weiblichen Geschlechte zur Ansicht ferngehalten werden und auf Erschütterung des Gemüthes hinstellen.

Die zu Beginn der Regenzeit inscenirten Feste und Aufführungen denken auf die Freude über die bevorstehende Ernte. Bei dieser Gelegenheit springt ein mit Blättern um Hals und Hüften bekleideter Schwarzer, in jeder Hand eine Frucht wie Banane oder Yams haltend, in's Wasser, während andere ihm Laub und Frucht von einem Boote aus zu entreissen suchen.

Geheimhüde existiren noch und über eine vehngerichtlich Gewalt aus; des Uraldes Schatten schützen alte Sitten mit Dunkel und Schweigen. So hell und grell der Sonne Licht, so fuster scheint in Glaubenssachen das Licht des Geistes den Kamerunern. Denn auch vor dem Gebrauche von Gift (gewonnen von Calabarbohne, Euphorbia, faulen Lebern, giftigen Ranpen, Spinnen und Schlangen) scheute sie sich nicht, wie sie auch ein Geheimniss als eine Medicin betrachteten.

Irgend welche innere Entwicklung fehlt den Dualnegern, so dass sie niemals einen Einfluss auf den Gang der Dinge gewonnen haben, auch nicht gewinnen werden. Mit den Bräuchen der Vorfahren haben sie bisher noch nicht gebrochen. Da sie aber durch deutsche Besitzergreifung in ihrem Zwischenhandel und somit in ihrem ganzen Thun und Treiben wesentlich gestört werden und zwischen zwei Feuer sitzen, indem der deutsche Kaufmann mehr und mehr direct mit dem Hinterlande in Verbindung treten wird und die Hinterländer nachdrängen zur Küste, ist es in unserem Jahrhundert an der Zeit, besonders die spärlichen Aeusserungen dieser dunklen Menschenspecies über ihre Ideen, ihren Glauben und ihre Religion eifrig zu sammeln und zu bewahren, welche sonst leicht der Vergessenheit anheimfallen würden.

Der Vorsitzende:

Ich schliesse die Sitzung.

Die Versendung des Correspondenz-Blattes erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schriftmeister Herrn Dr. Ferd. Birkner, München, Alte Akademie, Neuhansorstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 22. November 1901.

Ihrem
Ehrenpräsidenten
Altmeister und Führer

RUDOLF VIRCHOW

bringt die Deutsche anthropologische Gesellschaft auch an
dieser Stelle zu seinem 80. Geburtstag am 13. Oktober 1901
die herzlichsten Glückwünsche dar.

Correspondenz-Blatt

der

deutschen Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

XXXII. Jahrgang, Nr. 11 u. 12. Erscheint jeden Monat. November u. Dezember 1901.

Für alle Artikel, Berichte, Recensionen etc. tragen die wissenschaftl. Verantwortung lediglich die Herren Autoren. v. S. 10 des Jahrg. 1901.

Bericht über die XXXII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Metz

vom 5. bis 9. August 1901

mit Ausflügen in's Briquetage-Gebiet, nach Vic und nach Alberschweiler in den Vogesen.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsecretär der Gesellschaft.

Sitzung in Vic am 7. August.

Inhalt: **Wissenschaftliche Verhandlungen:** Kenne: Die Erforschung des Briquetagegebietes. Deuz Abbé Paulus, Beznpré, Oppert, Szombathy, M. Mach, Kenne, Wolfram, Oppert.

Herr Museum-director Kenne-Metz:

Die Erforschung des Briquetagegebietes.

Sie dürfen von dem, was ich jetzt sagen werde, nicht das erwarten, was ich davon erwartet habe. Denn meine Vorbereitungen sind von wenig günstigen Auspicien begleitet gewesen, und ich muss daher darauf verzichten, das Material, welches ich sackweise, ich darf sagen mit mancher Mühe, hierher geschleppt habe, Ihnen geordnet vorzulegen, es war unmöglich. Gestatten Sie daher, dass ich in schlichten Worten kurz Ihnen einen kleinen Abriss dessen gebe, was das Ergebnis der Ausgrabungen ist, die mir die Gesellschaft für lothringische Geschichte aufgetragen hat. Ich darf weiter ausholen.

Der Boden, auf dem wir stehen, ist ein uralter Culturboden, nach der Ort, der uns in seine gastlichen Mauern aufgenommen hat, ist alt, sein Ursprung geht in die vorrömische Zeit zurück. Freilich sind wir, um

das zu beweisen, lediglich angewiesen auf den Namen. Wir wissen, dass Vic in der nachrömischen, fränkischen Zeit den Merovingern als Münzstätte gedient hat, und zufällig ist auch eine inzwischen wieder verloren gegangene römische Inschrift uns bekannt geworden, worin der Ort Vic genannt ist. Der heutige Name Vic würde uns freilich nicht auf vorrömischen Ursprung hinführen, denn Vic (Vicua) heisst auf Deutsch nichts anderes als Dorf. Aber in diesem Falle hat sich nur ein Theil des alten Namens erhalten und zwar die allgemeinere Bezeichnung für den Ort, ganz wie z. B. im Namen Cöln nur die allgemeinere Bezeichnung Colonia sich erhalten hat oder wie von einem anderen Orte in Italien Fano nur die allgemeinere Bezeichnung „Tempel“ übrig geblieben ist. Vic war nämlich ein Dorf. Die Vicer dürfen aber nicht etwa durch diesen Hinweis, dass sie einstmal Dörfler gewesen, sich gedrückt fühlen. Denn wenn wir die Cultur unserer Dörfler innerhalb und ausserhalb Lothringens vergleichen

mit der einstigen Cultur, so werden wir beobachten, dass Manches anders geworden, und wahrscheinlich haben auch in dem Dorfe Vic einmal viele Friesen die Hausfrau umstanden, um ihr das Haar zu glätten, wie uns die z. B. für das Dorf Neumagen an der Mosel durch Bildwerke des Trierer Museums beglaubigt ist. Die Sonderbezeichnung für Vic ist heute verloren gegangen, das lehrt uns die Inschrift, die uns erhalten gewesen ist und die den Ort vicus Bodatus nennt, ein Name, der uns auch aus der merovingischen Zeit besagt ist, wo er durch Lautveränderung zu einem vicus Bodatus geworden. Dass aber dieser vicus Bodatus aus vorrömischer Zeit stammen muss, lehrt uns die Sonderbezeichnung „Bodatus.“¹⁾ Allein in viel früherer Zeit, als wir wagen dürfen, hier ein Gemeinwesen anzunehmen, haben in dieser Gegend schon Leute gelebt und gelitten. Ich kann Ihnen die Belege dafür nicht im Originale vorlegen, aber aus der jüngeren Steinzeit haben wir Funde von den Höhen hier über dem Seilthale, die mit großem Fleisse der verstorbenen Pfarrer Merciel zu Morville bei Vic gesammelt hat und von dem unser Museum einen Theil besitzt. Wir haben freier Fundstücke aus der jüngeren Steinzeit kürzlich für das Museum erworben, die von der Höhe über Châten-Salins stammen. Auch haben wir gelegentlich die Ausgrabungen des Briquetage angefangen, eines der Hügelgräber, eines Tumulus, in ordnungsmässiger Weise zu untersuchen, der über Chambray liegt. Es sind hier Topfscherben zu Tage gefördert, welche Verzierungen tragen, die theilweise den im Briquetage gefundenen Töpfen entsprechen. Aber dass diese Gegend schon in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts eine rührige Bevölkerung und eine Bevölkerung von einem Culturgrade, der Anerkennung verdient, gehabt hat, das lehren uns die Ziegelreste des oder der oder des sogenannten Briquetage. Ueber das Geschlecht dieses Wesens sind nämlich die Gelehrten noch nicht einig, und ich möchte hier nicht den Zankapfel unter Sie werfen und Ihnen ein bestimmtes Geschlecht für den, die oder das Briquetage vorschreiben. (Heiterkeit!) Sie dürfen nicht erwarten und der größere Theil nicht befürchten, dass ich Ihnen einen hochgelehrten Vortrag über Briquetage halten werde, es bleibt das spätere Verhandlungen überlassen, mein Wunsch und meine Aufgabe ist lediglich, in einfachen Worten und in kürzester Zeit Ihnen das mitzutheilen, was man jetzt, um mit dem Namen eines früheren Redners²⁾ zu sprechen, — es war das 1889, aber inzwischen haben sich die Verhältnisse sehr geändert — „was man heute darüber zu denken berechtigt sein darf.“

Was ist Briquetage? Der Name Briquetage — Ziegelzeug, möchte ich übersetzen — ist im vorrömigen 18. Jahrhundert aufgefunden worden. Dieses Ziegelzeug besteht, wie Sie heute Morgen gesehen haben, zunächst aus wirt durcheinander gewürfelten, mit den Händen gerollten oder auch viereckig gestalteten Ziegelsteinen, Stücken von Stangen, wie ich gleich sagen will. Ich habe mir Mühe gegeben, eine Reihe charakteristischer Stücke zu sammeln, welche beweisen, dass wir nur Bruch-

stücke vor uns haben. Am zahlreichsten sind Mittelstücke, denn an den meisten Stücken sehen Sie, dass sie beiderseits gebrochen sind. Ich habe mich bemüht, möglichst lange Mittelstücke zu sammeln, wozu denn möglichst grosse Reihe von Endstücken, wobei ich insbesondere darauf habe achten lassen, dass man möglichst lange Endstücke finde. Freilich ist es uns nur gelungen, als längstes Endstück dieses aus der Erde hervorzubringen, aber Sie werden mir nicht Unrecht gehen, wenn ich behaupte, dieses Stück stellt die Hälfte und sehr wahrscheinlich noch weniger als die Hälfte eines Ganzen dar, welches sich nach dem Ende so verjüngt und natürlich nach dem jetzt fehlenden Ende an auch wieder spitz zulief. Dieses Bruchstück misst 31 cm, das macht für die ganze Stange 62 cm, oder, wenn Sie mir heilighalten, dass das nicht ganz die Hälfte ist, rund 70 cm. Ausser diesen Bröckeln von Ziegelstangen sind eine Reihe von Stücken zu Tage getreten, die eine ganz andere Form haben, so Stücke, die zwischen Dammen und Zeigefänger gesteckt und als Stützen aufzufassen sind, was theilweise auch durch die schiefen Stangenreste erwiesen wird. Ausser diesen einfachen Stücken habe ich aber auch welche gefunden, die auf einer Seite nur eine Lauffläche haben, auf der anderen Seite dagegen zwei oder drei. Zum Briquetage gehören aber auch die Plattenziegel, die wir (wenigstens theilweise) füglich mit Schabsohlen vergleichen können; ferner sind sich, wenn ich indes noch keine Deutung weis, hohe Stöße. Alles liegt zerbrochen in diesen Mühlgräben herum. Doch lagert dieses Ziegelzeug nicht als eine feste Masse in der Erde, nicht als eine Art Beton, wie man es früher bezeichnet hat, sondern es liegt, wie Sie es heute mit eigenen Augen gesehen haben, los in die Erde geschüttelt, mit kieningeschwemmter Erde vermischt, theilweise freilich auch dichter, fast ohne Erdfüllung. Zahlreiche Schichten von vielfach verticirten Gefässen liegen, vermischt mit einer Reihe von Zierathen,³⁾ Mahlstainen aus Basaltlava⁴⁾ u. s. w., eingestreut in die Ziegelstücke, und wenn man früher versucht hat, diese Masse in Cubikmeter zu messen, so halte ich das für sehr verfrüht, es wird überhaupt wohl niemals gelingen, die Cubikmeterzahl für das Briquetage festzustellen. Denn nach den lothringischen Geschichte angestellt habe, liegen diese Stücke theilweise dicht beieinander, theilweise nur in einzelnen Stücken im angeschwemmten Erdrich. Die alterbreitete, bis in die jüngste Zeit ausgeprochene Ansicht, dass das Briquetage zur Festigung des amphoteren Bodens gefertigt gewesen, haben ja unsere Grabungen gründlich widerlegt, wie ich bereits heute Früh an Ort und Stelle zu betonen Gelegenheit genommen habe. Denn nicht bloss die Ziegelstangen, Ziegelplatten und Ziegelplatten, deren verschiedenen Gestaltung auf verschiedene Verwendung in einem aus diesen Bestandtheilen aufgetauten Gerüst hinweist, sondern auch die mit verbrannten Holzresten durchsetzten Brandschichten, welche z. B. in Barthecourt weithin die Trümmer des Briquetage durchziehen, zwingen uns, in diesem Masse

¹⁾ Vgl. Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte IX, S. 171, I. und Holder, Alt-Celtische Sprachschätze I (1896), 455 ff.: „Bod.“ und 261: „atios“, wo unser vicus Bodatus¹⁾ nachzutragen ist.

²⁾ Paulus, Vortrag auf der Generalversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Metz am 10. September 1889 (Protokolle S. 158); vgl. dieses Correspondenzblatt S. 26.

³⁾ Gefunden wurden ein paar Gewandnädel der Hallstatt-Zeit (Barthecourt), Bruchstücke von Ambrändern aus Lignit, u. a.

⁴⁾ Solche Mahlstaine, meist in Bruchstücken, sind in Salones und in Barthecourt gefunden. — Basaltlava wurde schon in der Bronzezeit vielfach in Mahlstainen verwendet: C. Köhl, Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung (1896), S. 36.

die Ueberbleibsel einer industriellen Anlage zu erkennen, welche sich der Beihülfe des Feuers bediente. Allerdings ist es, wie ich gleichfalls bei Besichtigung der Grabungen bemerkt habe, wohl möglich, dass an einzelnen Stellen (aber ja nicht z. B. an der Ausgangsstelle zu Burtbecourt) sich durch die Industrie verbrauchte Ziegelmaterial der zusammengeklärten und zerstückelten Gerüste zur Festigung des Erdbodens nachträglich ausgenützt wurde, ebenso wie heutzutage Hauschutt zu diesem Zwecke Verwendung findet. Doch ist diese Verwerthung der zerbrochenen Ziegelstücke ganz nebensächlich und darf durchaus nicht in den Vordergrund geschoben werden. Auch ist es überhaupt fraglich, ob das Thal der Seille von jeher den sumpfigen Charakter gehabt hat, der ihm in neueren Zeiten, zumal vor der Regnurlage des Flusslaufes, immer eigenbühlich gewesen ist. Jedenfalls haben die diehierigen Ausgrabungen erwiesen, dass die Massen der Briquetage gewöhnlich nicht in die einstmalige obere Erdschicht eingesenkt, sondern auf die damalige Oberfläche des Erdbodens aufgethürmt sind, und dass erst seitler die steten Anschwemmungen der Seille das Flussbett gehoben und jene Trümmerhaufen mit Erde verkleidet haben. Denn heute ist das Grundwasser der Seille zu bekümpfen, wo vor 2 1/2 Jahrtausenden noch mit Feuer gearbeitet wurde.

Was die Stellen angeht, wo wir das Briquetage antreffen, so haben wir diesmal an den bereits früher bekannten Fundorten Ausgrabungen durchgeführt, die wir als die ersten wirklichen Ausgrabungen bezeichnen dürfen, denn früher hat man sich lediglich auf mehr oder weniger zufällige Funde verlassen, man hat einmal vielleicht etwas in der Haach losgeschlagen oder man hat unch Sondirungslöcher gemacht, allein zu einem wirklichen Einblick in die Sache, in einem richtigen, unfehlbaren Einblicke ist man nicht gekommen. Die Ausgrabungen der Gesellschaft sind aber keineswegs abgeschlossen, wir werden uns bemühen, immer weiter das Dunkel an lichten. Mehrere Stellen, wo wir gegraben haben, liegen bei Salomes; wir haben an der lichen bekannten Stelle hinter der Kirche gegraben und haben auch auf dem rechten Ufer der „Alten Seille“ in den Gärten hinter dem Kartoffelfelde Briquetage gefunden, dagegen an einer ganzen Reihe anderer Stellen, wo wir in Salomes Untersuchungen angestellt haben, haben wir nichts gefunden. Die umfangreichste Stelle haben wir in Burtbecourt ausgeschachtet. Auch in Chastny, dem für Briquetage vielfach genannten und sonstigen berühmten Orte, haben wir gegraben, aber für die Briquetage und den Zweck derselben sehr wenig Aebnte gefunden, wohl aber haben wir hier Anhaltspunkte gefunden für die Verwendung von Briquetagestücken in späterer Zeit. Wir haben ferner in Moyevrie (an zwei Stellen) und bei Marsal gegraben. Am Kirchhofe zu Moyevrie haben wir in den oberen Schichten eine Reihe von Ziegelbrocken gefunden, in grösserer Masse dicht bei einander liegend das Briquetage dagegen erst in erheblicher Tiefe festgestellt. Das Wasser hat uns hier, wie an der Mehrzahl der Stellen, bis jetzt gekümdert, gemauer zu unternehmen. Wir haben erst am Samstag die Arbeit mit der Pumpe beginnen können, doch das soll alles nachgeholt werden.²⁾ Nun wünschen

²⁾ Nach Abschluss der allgemeinen Versammlung wurden die Grabungen in Burtbecourt und Salomes mit Hilfe einer Pumpe fortgesetzt; an ersterer Stelle wurde erst in einer Tiefe von 7,50 m der Untergrund erreicht, da hier (nach Abzug der angeschwemmten

Sie jedenfalls auch etwas zu wissen über den Zweck, dem diese Ziegelbrocken gedient haben. Wenn Herr Geheimrath Virchow und seine Mitkämpfer nicht wissen, was das ist, dann müssen wir es unseren Buben klopfen und sagen, dann wissen wir es erst recht nicht. (Klopferei!) Eine Hypothese muss daher die Sicherheit ersetzen: wir haben noch keine Stelle gefunden, wo wir eben mit Unfehlbarkeit, mit Gewissheit erkennen könnten, welchem Zwecke diese Ziegelmassen gedient haben. Aber die Anhaltspunkte, die gerade diese Ausgrabungen an die Hand geben, die Feststellungen, dass wir hier die Reste einer Industrie vor uns haben, die mit Feuer gearbeitet hat, haben doch eine ältere Ansicht zu einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben, die Ansicht nämlich, dass diese Ziegelstücke mit einer Industrie zusammenhängen, die gewiss uralte in diesen Thälern gewesen ist. Nach und neben der unhaltbaren Meinung, mit dem Briquetage habe mau einen festen Boden im Sumpflande schaffen wollen, hat nämlich auch eine andere Ansicht Vertreter gefunden, dass diese Ziegelbrocken im Zusammenhange stehen mit der Gewinnung des Salzes, welches gewiss, wie das Salz in anderen Gegenden, in uralten Zeiten schon für die nächste Umgegend und die Nachbarländer von grosser Bedeutung gewesen ist. Diese Ansicht ist, wie gesagt, nicht neu,³⁾ freilich muss sie in der Form, wie sie bisher teilweise vorgezogen wurde, nach den Funden verbessert werden. Man hat z. B. gesagt, diese Ziegelbrocken wurden erhit und dann in die Salzsole geworfen, und diese wurde dadurch zum Verdunsten gebracht. Wir müssen diese Erklärung zurückweisen, denn die Fundstücke sind, wie ich oft herangezogen, nur Bruchstücke eines grösseren Ganzen. Dagegen ist die Annahme, dass die Stangen und Platten, wou diese Bruchstücke gehörten, eine Art Gradierwerk gebildet hätten, nicht von der Hand zu weisen, wie ich meine. Eine Stelle, die früher belächelt worden ist, darf hier herangezogen werden. Plinius der Aeltere, der ein gewissenhafter Zeuge ist, macht uns manche lehrreiche Mittheilungen über Cultur im römischen Reich und gerade auch über galliche Cultur. Er hehrt uns z. B., dass die Bewohner unserer Gegend hier ursprünglich nicht die römischen Thongefässe für den Wein gekaut haben, die römischen zweibeinigen Krüge und die grossen Thonfässer, sondern dass sie Holzfässer mit Heifen gebrauchten, eine Nachricht, die uns ja in der schönsten Weise durch unsere Denkmäler bestätigt wird. Dieser Plinius überliefert uns auch, dass die Gallier das Salzwasser auf brennendes Holz schütteten. Warum sollen wir da nicht den weiteren Schluss ziehen? Dass die Gallier das Salz nicht einfach dem Hephaistose geopfert haben, darüber sind wir doch einig. Sie haben vielmehr irgend eine Einrichtung geschaffen, die mit Hilfe des Feuers das Wasser zum Verdunsten brachte und das Salz conservirte.⁴⁾

oberen Erdschicht von 60 cm) das Briquetage eine Mächtigkeit von 7 m hat.

³⁾ Dass das Briquetage die Reste einer Einrichtung zum Salzdienen umfasse, hat Morey (Mémoires de l'Académie de Stanislas, 1867, S. 140—142) zuerst vermuthet; dass es eine Anlage zum Schutze der Salzsquellen im oberen Seillethal gewesen, hatte bereits der Salinendirector zu Moyevrie, Dupré, angenommen (Mémoire sur les antiquités de Maral et de Moyevrie, 1823, S. 18).

⁴⁾ Allerdings hat Plinius selbst sich den Vorgang anders gedacht (nat. hist. XXXI, 82), wie eine Vergleichung mit anderen Stellen (nat. hist. XXXI, 83; Tacitus ann. XIII, 57) lehrt.

Ueber die Zeit, welcher diese Reste angehören, hat man früher allerlei Vermuthungen geäußert: der eine hat sie in römische Zeit gesetzt, der andere in fränkische, der dritte in vorgeschichtliche Zeit; stichhaltige Gründe sind dafür kaum vorgebracht worden. Die Beweismittel hat die Gesellschaft für lothringische Geschichte jetzt aus der Erde herausgeholt; denn mit Briquetage gemischt, und zwar in allen Schichten, finden sich Thonscherben, Bruchstücke von Zierathen u. s. w., welche die Anlagen der Hallstättener (etwa 800–400 v. Chr.) zuweisen.

Ich will Ihre Geduld nicht mehr lange in Anspruch nehmen, ich möchte nur noch mit ein paar Worten die Frage berühren, ob denn Briquetage sonstwo sich gefunden hat. Ich bedauere abermals, dass einige Belege dafür in dem neubestehenden Kasten schlummern. Durch die freundliche Vermittlung von Herrn Notar Welter habe ich nämlich von dem belgischen Herrn Beron de Loë Nachricht bekommen, dass an der belgischen Küste Aehnliches gefunden ist, aber, wie Herr de Loë selbst gesteht, in wenigen Stücken; er sagt, dass mit dem Stücken von Marsal, die ihm durch die früheren Veröffentlichungen bekannt geworden sind, sich jene Funde weder an Häufigkeit, noch an Länge, Dicke und Farbe vergleichen lassen. Er hat verschiedene Proben geschickt, ich gedente sie aus dem Kasten herauszulassen und morgen in irgend einer sicheren Ecke auszuliegen. Es ist mir auch zu Ohren gekommen, es seien in Württemberg Reste von Briquetage gefunden worden. Meine Nachfragen bei einem bekannten Herrn, der wahrscheinlich verweist ist, sind erfolglos geblieben, diese Frage muss also noch offen bleiben.¹⁾ Aber hier in dieser stattlichen Versammlung, wo aus allen Ländern die gelehrten Herren zusammengekommen sind, wird es vielleicht welche geben, die anderswo schon Briquetage, wenn es solche gibt, gesehen haben. Mit der Bitte, dass Sie sie aus ihrer Erfahrung und Wissenschaft unterstützen, schliesse ich daher meinen Vortrag. Ich darf ihn auch schon aus dem Grunde schliessen, weil er ergänzt wird von meinem Collegen, Herrn Director Paulus, der uns einen Ueberblick über die Meinungen geben wird, die bisher über Briquetage geäußert worden sind. Ich habe mich lediglich beschränkt auf einen kleinen Auszug aus den Ergebnissen der Ausgrabungen unserer Gesellschaft für lothringische Geschichte.

Herr Bibliothekdirector Abbé Paulus-Metz:

Die ersten Spuren des Briquetage sind wahrscheinlich beim Bau der Befestigungen von Marsal unter Ludwig XIV gegen Ende des 17. Jahrhunderts gefunden worden. Anfangs des 18. Jahrhunderts sind einige Abhandlungen darüber geschrieben worden, die aber jetzt unbekannt sind. Um 1740 erstattete D'Artezé de la Sauvagère, ein Militäringenieur in Marsal, über die früher gemachten Funde dem Akademiker Lancelot Bericht; dieser hat ihn, Forschungen anstellen, was auch geschah. D'Artezé de la Sauvagère soll nach seinen eigenen Angaben alle Sämpfe durchforscht haben in Marsal, Moyen-Vic und Burtchécourt und gab davon auch eine Beschreibung. Nach ihm erforschte das Briquetage ein Herr Dupré, Director der Salina von Moyen-Vic. Weitere angegebene

¹⁾ Auf eine später an ihn gerichtete Anfrage hat Herr Oberstudienrath Dr. Paulus in Stuttgart mir freundlichst mitgetheilt, dass ihm über ein Vorkommen von Briquetage oder etwas Aehnlichem in Württemberg nichts bekannt sei.

Forschungen wurden seither nicht gemacht, aber einzelne Autoren²⁾ beschrieben nach Sauvagère und Dupré das Briquetage und stellten verschiedene Behauptungen auf.

Was über die Ansehnung des Briquetage gesagt worden ist, muss mit Zweifel aufgenommen werden, da es nicht möglich war, dasselbe weder in Marsal, noch in Moyen-Vic zu messen. Briquetage wurde im 19. Jahrhundert anfänglich gefunden in Chatey, Vic und Salennes.

Ueber das Alter sind verschiedene Theorien aufgestellt worden. La Sauvagère führte den Ursprung auf die Römer zurück, Dupré auf die Franken. Ancelet wollte es in die Reuthierzeit verlegen. Ich glaube, es ist in den Zeitraum zu verlegen, der sich von der nolithischen Zeit bis vielleicht zur römischen erstreckt. Beweis dafür sind die im Briquetage oder in der Nähe gefundenen Reste.

Ueber den Zweck des Briquetage sind die Meinungen auch sehr verschieden gewesen, allgemein wird aber jetzt angenommen, dass es mit der Salzgewinnung verbunden ist, vielleicht direct, um die Salzsäure zu verdunsten und nachträglich einen festen Boden zu schaffen, um zu der Quelle, welche mitten im Sämpf lag, zu gelangen und das Salz an Ort und Stelle zu bereiten. Sichere Schlüsse können noch nicht gezogen werden, das Briquetage muss in die Virchow'schen grösseren Ausgrabungen gemacht werden, wie sie von der Gesellschaft für lothringische Geschichte jetzt in Angriff genommen sind. Erst auf Grund solcher Ausgrabungen ist es möglich, sich einigermaßen aussprechen und gennanere Theorien aufstellen.

Herr Graf J. Beaupré-Nancy:

C'est par le travail sur place, a dit, si je l'ai bien compris, M^r le savant professeur Virchow, que l'on peut arriver à résoudre les problèmes, dans le genre de ceux du briquetage. Etudiant depuis environ dix ans les stations humaines de la Lorraine, je vais essayer, de répondre à la question posée au Congrès, en mettant à profit mon expérience des questions locales, et en comparant entre eux les résultats acquis.

La question est double: 1^o quelle est l'origine? 2^o quelle était l'utilité du briquetage?

En ce qui regarde l'origine, je n'hésite pas à répondre que l'on se trouve ici en présence d'un produit de la civilisation hallstättienne, c'est-à-dire remontant à 2500 ans environ avant notre ère.

En effet, les débris de vases, trouvés en grand nombre dans les fouilles de Burtchécourt et présentés par M^r Kuhn, sont nettement du Premier âge du fer. Cette poterie se retrouve dans tous les tumuli, dans ceux de Moncal par exemple, et d'une façon générale sur l'emplacement de toutes les stations lorraines de cette époque.

Mais, dira-t-on, les fragments de meules en terre, découverts à Salennes, ne finissent-ils pas partie des meules gallo-romaines?

En examinant la nature de la roche employée, il est facile d'y reconnaître de la lave anisée; à cela, dont on retrouve beaucoup d'échantillons sur un grand nombre de stations de cette période. Elle tire son origine de Niedermerding, dans l'Éifel.

Ces meules constituaient un article d'exportation très important dans la région; il était considéré jusqu'ici comme un produit spécial à l'époque gallo-

²⁾ Klein, Kuhn, Beauvieux, de Sanley, Morillet, Ancelet, Morey, Barthélemy.

romaine, mais cette donnée est inexacte, la meule en lave se rencontre quelquefois sur des emplacements de stations antérieures à celle-ci; je l'ai remarqué plusieurs fois. Cette observation se trouve confirmée à Salomon, par l'absence de tous débris romains dans la couche, où se sont trouvées les meules. C'est un résultat très appréciable des fouilles.

En conséquence, on peut conclure que le briquetage, au moins pour les couches mises jusqu'ici à nu, doit son origine aux populations du Premier âge du fer. En est-il de même des couches les plus profondes? La question doit être réservée.

Pour ce qui concerne l'utilisation du briquetage, je répondrai:

L'expérience tentée à Burthorout pour arriver à fabriquer du sel, en se servant uniquement de matériaux identiques à ceux qui composent le briquetage, en utilisant leurs formes, pour les placer suivant une disposition rationnelle, me semble des plus intéressantes. Les résultats sont probants. Du reste, c'est en faisant, soi-même, des expériences de ce genre, que l'on arrive à résoudre les questions relatives aux industries des peuples primitifs, à reconstituer leurs procédés de fabrication.

Indépendamment de ce système d'évaporation par le feu, attesté par les couches de charbons mêlés au briquetage, peut-être utilisait-on celui de l'évaporation par la chaleur solaire, c'est possible; mais le grand nombre de vases brisés s'explique très bien par la nécessité de transporter l'eau salée et de conserver le sel dans des récipients étanches.

Quant aux innombrables morceaux de terre cuite, cylindriques ou autres, ayant servi à l'évaporation et devenus inutilisables, ils étaient sans doute ripandus sur le sol de nature marécageuse, servant ainsi à le consolider et à préserver de l'envasement les sources qui amenaient à la surface du sol l'eau saturée de sel.

On pourrait objecter que le système d'évaporation par le feu donne un sel de très mauvaise qualité. Cette objection, sérieuse, quand il s'agit de l'eau de mer, est ici sans valeur. L'eau des sources salées de la vallée de la Seille n'est pas comparable à l'eau de mer; elle contient le chlorure de sodium et le restitue à l'évaporation presque chimiquement pur.

En résumé, on avait jusqu'ici formé toutes sortes d'hypothèses sur le but du briquetage. Elles étaient toutes plus ou moins ingénieuses, mais personne n'avait encore apporté dans la discussion une preuve matérielle.

Partisan de l'idée consistant à voir dans le briquetage des restes de matériaux ayant servi à la fabrication du sel, je considère l'expérience faite devant le Congrès comme concluante, au moins en attendant que l'on ait trouvé mieux.

Voilà, Mesdames et Messieurs, à mon sens, l'état de la question.

Herr Professor Dr. Oppert-Berlin:

Hier zu diesem Tage, an dem ich hieher, nach Vic gekommen bin, habe ich zur nichts von der Briquetage gewusst, und manchmal kommt es vor, dass derjenige, der am wenigsten weiss, vielleicht etwas an Tage fördert, was viele gelehrte Leute und die, welche sich immer damit beschäftigt, nicht gefunden haben, weil sie zu viel wussten. (Heiterkeit!) Mir kommt es vor, dass der letzte Redner vollkommen recht gehabt hat, dass das Salz allein die Hauptsache war. Das Salz ist eine der wichtigsten Substanzen, um die Gesundheit zu erhalten. In salarmen Gegenden ist für die Bevölkerung eine der Hauptfragen die Erwerbung des Salzes. Ich

glaube, dass es auf die Stücke der Briquetage verhältnismässig wenig ankommt; wir finden sie gemischt mit allen möglichen Scherben von Ziegeln, kleinen Töpfen, mit fossilen Knochen und allem, was sonst nicht zusammen gehört. Ich dachte nun, dass in dieser Gegend, wo Holz in Menge vorhanden ist, sich nicht Leute niederlassen und sich zu Wohnorten oder sonstigen Bauwerken diese künstlichen Mittel verschaffen würden. Die Briquetage wurde, glaube ich, mit der Hand oder vielleicht mit kleinen Maschinen, von denen man jetzt nichts weiss, besetzt, wir finden noch auf einzelnen die Zeichen von den Fingern etc. Auf die Länge kommt es meiner Meinung nach sehr wenig an; wir finden nur Stückwerke, nichts Ganzes. Da fragte ich einen der Leute, die bei den Zollbänken standen, was er darüber dachte, und er meinte, dass die Bevölkerung noch heute in der Weise wie früher das Salz sich so verschafft. Ich vermuthete, dass diese Aussage vielleicht von praktischem Werthe sein könnte und theilte sie Ihnen deshalb mit.

Herr Szombathy-Wien:

Da wir uns hier tatsächlich im Mittelpunkt einer Ausgrabung befinden, so glaube ich, ist es wohl zweckmässig, zunächst das Material ins Auge zu fassen, welches die Ausgrabung an Tage gefördert hat. Das ist ein grosses, dankenswerthes Material, und die Anwesenheit, welche Herr Director Keune hier zur Ausstellung brachte, ist bereits von einem Umfange und einer Reichhaltigkeit, wie sie manche andere Ausgrabung, die viel von sich reden gemacht hat, nicht bieten konnte. (Sehr richtig!)

Wir waren heute Vormittags drüben an den Fundstellen und haben an so mehreren Orten ganze Parzellen des Landes bedeckt von unregelmässig gelagerten Massen von roh geformten und gebrannten Thonerdstücken gesehen. Es ist ganz zweifellos, dass wir es da mit den mächtigen Schichten von Abfällen einer ausgedehnten Industrie zu thun haben, für welche Industrie aber zweifellos das Thonmaterial die Neben- sache war; denn man hat weder auf die Formgebung noch auf die Erhaltung irgend welche Sorgfalt verwendet und alles, was von diesen Thongegenständen zerbrach, weggeworfen, achlos in die Aschenhaufen gethan, welche Aschenschichten möglicher Weise nicht bloss von dem zum Brennen der Bestandtheile der Briquetage nötigen Feuer, sondern wohl auch von sonstigen Feuerungen herrührten. Die Erklärung, die uns hier gegeben worden ist, und so welcher der kleine, neben dem zuletzt besuchten Ausgrabungsplatze errichtete und ad hoc beheizte thönerne Scheiterhaufen ein sehr ansehnliches Beispiel geliefert hat, dürfte gewiss das Richtige treffen, wenigstens in Bezug auf die Construction, nämlich die Lagerung der langen Thonwürste, wenn ich sie so bezeichnen darf, und in Bezug auf die Anwendung der kurzen thönernen Zwischensänchen, die einfach zwischen den Fingern geknetet waren. Ob dieses thönerne Gittergerüste so wie unsere verehrten Führer anzusehen geneigt sind, zur Erzeugung von sofort festem Salze geeignet ist, oder bloss in der Art der Gradiervwerke gebraucht würde zur Concentration der Salzsäure, will ich dahingestellt sein lassen.

Auf die zweite Frage, ob es bloss als Gradiervwerk unter Benützung von Feuer gedient haben mag, werde ich gebracht durch eine Reihe von Thongefässresten, die hier ausgegraben sind, nämlich von Bruchstücken ganz grosser tonnenförmiger Töpfe. Solche Bruchstücke kenne ich auch aus einer meiner eigenen Aus-

grubungen in einem weit entfernten Gebiete, in Hallstatt in Oberösterreich, dem Orte, von dem diejenige Periode den Namen hat, aus der ja die Mehrzahl der kleineren hübschen Funde, die hier gemacht sind, herühren. Dort (und zwar auf der Dammwiese am Südfusse des Flusses, eine Stigade oberhalb des spornigen Gräberfeldes) habe ich eine Reihe von Salzsandsteinen ausgraben können, aus welchen hervorgeht, dass die Kelten dort das Salz gesotten haben in grossen, weiten, tonnenförmigen Thongefässen und dass sie dazu verwendet haben eine concentrirte Soole, welche in kleinen Quellen zu Tage kommt und welche sie mittelst Holzröhren zuleiteten.

Das ist die eine Frage, welche ich zur Discussion stellen und der weiteren Beachtung besonders empfehlen wollte. Sollte ihre Bejahung zutreffen, so ist zu erwarten, dass weitere Ausgrabungen grössere Herdstellen ergeben werden, welche ganz besonders durch Vorrichtungen ausgezeichnet sind, die das Feuer zusammenhalten, entweder Steinsetzungen oder Lehm-packungen und wahrscheinlich auch zahlreiche Scherben grösserer Thongefässe in der Nachbarschaft der Herdstellen. So viel über die technische Erklärung unserer Fundstätten.

Dann möchte ich mir erlauben, einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen für die Frage des Alters der Funde, welche wir heute gesehen haben. Die Herren Vorredner haben fast nur die Zeit der römischen Herrschaft in diesem Lande in's Auge gefasst. Zugegeben, dass wir diese Brüggetage auch auf Grund der römischen Antoren bis in die römische Zeit hinein verfolgen können, so müssen wir doch sagen, dass die Funde, welche bisher vor meine Augen gekommen sind, eine so späte Zeit nicht indiciren. Die grosse Masse der Thongefässe, von welchen manche charakteristische Ornamente tragen, und die anderen Kleinigkeiten, die ich gesehen habe, gehören, wie bereits bemerkt worden ist, der Hallstattperiode an. Einige Reste von Thontöpfen mit glatten Rändern und mit raub gemachten, ziemlich grossen Bänchen gehören aber schon einer etwas früheren Zeit an. Ich kenne sie besonders zahlreich aus Niederösterreich aus der Bronzeperiode, die der Hallstattzeit vorangegangen ist und vielleicht ein Jahrtausend vor Christus schon anzusetzen ist. Dann gibt es unter den Gefässen noch einige wenige, die wir der keltischen Cultur, der sogenannten La Tène-Zeit zurechnen können. Das sind aber wenige. Auf deutliche Funde aus der römischen Kaiserzeit kann ich mich jedoch nicht besinnen. Es scheint unter dem Materiale, welches die bisherigen Ausgrabungen ergeben haben, kein Beleg hiefür vorzuliegen, und das ist wohl besonders interessant. Es scheint, dass wir im Allgemeinen bis jetzt, so weit die Schürfnag gewonnen ist, es mit Fundstellen zu thun haben, welche Plinius nicht mehr gesehen hat. Ich glaube, die weiteren Forschungen, bei welchen alle Fundproben nach Fundstellen und Schichten wieder genau getrennt gehalten werden müssen, werden in Bezug auf das Alter der einzelnen Stellen ganz gewiss genauere Anhaltspunkte geben, es wird wohl noch jüngere als die bisher aufgedeckten geben, aber einwillen haben Sie nur ältere, den vorrömischen Zeitläuften angehörende, gefunden.

Herr Regierungsrath Dr. Mach-Wien:

Gestatten Sie auch mir einige Worte über diese hochwichtigen Erscheinungen. Ich knüpfte zunächst an an das, was mein geehrter Herr Vorredner über den prähistorischen Salzgrubenbetrieb in Hallstatt und sein

Ende gesagt hat. Er meinte nämlich, dass dort mit dem Ende der Periode, die von diesem Orte den Namen hat, auch möglicher Weise die Salindustrie aufhörte. Ich vertheile mir die Funde aus dem Gräberfelde und von der alten Stätte selbst, wo das Salz gewonnen worden ist. Allein in Hallstatt gibt es im sogenannten Ebersthalde auch jüngere Funde, die zunächst aus der Zeit der Römerherrschaft herühren. Diese Stätte ist noch nicht ganz untersucht, und es wäre immerhin möglich, dass dort Belege aus der La Tène-Zeit sich vorfinden. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, dass die Salzquellen in Hallstatt so glücklich in Vergessenheit gekommen sind, dass sie ganz ohne Betrieb gesetzt wurden, und es liess sich doch gar nicht denken, dass die Römer in dem fast unzugänglichen Gehirgswinkel das Salzwerk mit einem Male in Angriff nahmen. Ausserdem möchte ich mir erlauben, darauf hinzuweisen, dass in Hallein bei Salzburg, wo in alter Zeit ebenfalls eine grosse Salzindustrie betrieben wurde und wo wir bei unserer ersten gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft die alten Reste der Salzgrube aus der keltischen Zeit das Betrieben gesehen haben, fast zweifellos die Salzwerke auch in der La Tène-Zeit ausgebeutet worden sind. Es haben sich nämlich dort zufällig auch einige Gräber offenbart, in denen man Reste aus dieser Zeit gefunden hat. In denselben seien ja die jüngeren Funde aus dem Hallstätter Gräberfelde selbst die beginnende La Tène-Zeit an. Ich meine also, dass im Betriebe des Salzbergbaues gar keine Unterbrechung stattgefunden hat und dass die Römer geradezu durch den Betrieb der einheimischen Bevölkerung auf die vorhandenen Salzgruben aufmerksam gemacht worden sind. Was die frühere Zeit der Salzugewinnung daselbst betrifft, so kann ich bemerken, dass man in Hallstatt auch Gegenstände aus der Steinzeit und zwar vier der gewöhnlichen, durchlöcher, unseren eisernen Hämmern ganz ähnlichen Steinhammer und einige Steinbeile gefunden hat. Da diese Gegenstände von Theile in Hallstatt selbst, zum Theile an dem jetztigen Orte gefunden wurden, wo sie den steil abfallenden, am weitesten Gehängen von irgend welchem Ackerbau, von Viehzucht oder einer sonstigen Betriebsamkeit keine Rede sein kann, so, glaube ich, müssen auch diese steinernen Reste mit der Gewinnung des Salzes an dem Salzberge in Beziehung gestanden sein. Dasselbe reicht also in uralte Zeiten zurück, und da das Salz nicht also überall gewonnen werden konnte, aber überall ein begehrter Gegenstand war, erweist es sich durch das von ihm angeregten Güterausstausch ein ebenso alter Culturträger, der nicht minder wirksam war, als etwa der Bernstein, dessen Spuren aber weitaus schwieriger zu verfolgen sind, als die des Bernsteins; doch zweifle ich nicht, dass auch Sie hier die Belege für die Salzugewinnung in mehreren vorgeschichtlichen Perioden und ihre Beschinnung zu Nachbargebieten finden werden. Es ist gewiss eigenthümlich, dass die Salzquellen hier so weit abliege an Hallstatt erinnern. In Hallstatt hat man freilich, dass dort die Anbeutung der Salzgrube und der Verbleiss des Salzes in einem stromarmen Reichthum geführt haben, denn es gibt kaum eine Stätte im Gebiete der nördlichen Alpen und noch weit hinaus in's deutsche Gebiet, wo die Gräber mit einer so ausserordentlichen Fülle angesetzt sind, wie eben in Hallstatt, und da hier die Brüggetage in einem sehr ausgedehnten Umfange betrieben worden ist, so liess sich vermuthen, dass auch hier ein grosser Reichthum sich angesammelt hat und dass die Belege für die einst

in den Gräbern der Bevölkerung derselben Zeit sich finden werden, und zur Entdeckung dieser Gräberfelder als Lohn Ihrer andauernden und erfolgreichen Arbeiten wünsche ich Ihnen alles Glück.

Herr Museumsdirector Keune-Metz:

Gestatten Sie mir nur zwei Bemerkungen, das heisst mit einem Vorworte! Das Vorwort ipfelft in dem herzlichsten Danke für die Unterstützung und die liebenswürdige Anregung, die uns eben aus Oesterreich geworden ist. Nicht ich, sondern wir, d. h. die Gesellschaft für lohringische Geschichte wird sich die Mühe geben, diesen Anregungen zu folgen und die Sache mehr zu klären. Von den zwei Bemerkungen betrifft die eine die Stelle des Plinius. Es ist ja sehr richtig, dass diese Stelle sich nicht auf die Zeit der Hallstattcultur bezieht. Sie beweist nur jene Sitte für die La Tène-Zeit. Ich betone La Tène-Zeit, denn das Zeugnis des Plinius gilt nicht bloss für die römische Zeit, sondern auch für die davorliegende Zeit. Das gallische Wesen ist ja nicht gleich untergegangen, sondern hat noch lange Zeit unter römischer Herrschaft in Gallien fortbestanden. Wenn Plinius Holzfasern besetzt, so dürfen wir diese Sitte nicht bloss für die Zeit des Plinius oder vielmehr des Caesar und Augustus, der seine Quellen angeben, annehmen, sondern auch für eine weiter zurückliegende Zeit. Ich denke, wir haben durch unsere bisherigen Ausgrabungen eine Anlage aus späterer (La Tène-)Zeit noch nicht festgestellt, aber wir dürfen doch die Stelle des Plinius in Beziehung dazu bringen. Ich möchte erinnern an solche Dinge des täglichen Lebens, die sich Jahrtausende lang fortfinden. Wenn beizutage z. B. auf dem Tigris noch die Flösse vorhanden sind, von denen Xenophon und die assyrischen Bildwerke erzählen, so brauchen wir nicht einmal so weit zu gehen und dürfen auch die Industrie, der das Briquetage angehört, in einen etwas grösseren Zeitraum setzen.

Der weitere Punkt betrifft die Centralstelle, wo in grossen Töpfen die Soole gekocht wurde. In Marsal haben wir an einer Stelle eine grosse Anzahl dickwandiger Scherben, die zweifellos zu einem Gefässe gehören, gefunden; in Salomes haben Sie heute Früh Reste von solchen mächtigen Töpfen gesehen.¹⁾ Ich

¹⁾ Auch in Bartheobert sind nachträglich ähnliche Gefässreste ausgegraben.

bin freudig bereit, zu erklären, dass ich die Ansicht des Herrn Szomhathy für nahezu erwiesen halte.

Herr Localgeschäftsführer Archivdirector Dr. Wolfram-Metz:

Ueber die Zeitstellung des Briquetage kann ich vielleicht auch als Vertreter der mittelalterlichen Geschichte noch einige Worte beifügen. Wenn ich Herr Szomhathy recht verstanden habe, so sagt er, gerade die Stelle, wo wir heute ausgegraben haben, zeigt, dass die Ablagerungen im Wesentlichen nur der Hallstattzeit entstammen. Aber wir haben doch bereits Beweise, dass auch später an diesen Stellen die Salzindustrie in Blüthe stand. Ich verweise nur auf die grosse Strasse, die ich Ihnen vorgestern gezeigt habe, die vom Donon her aus dem Elsass und dem Soden direct nach Marsal und Metz führt. Ich kann Ihnen weiter erzählen, dass wir Münzen in der Gegend gefunden haben von einer grossen Reihe keltischer Völkerschaften, die alle hieher ihren Handel betrieben haben und alle von hier aus ihr Salz bezogen. Was die eigentlich römische Zeit angeht, so kann ich nach den Mittheilungen des Baurathes Morlock auf Grund der Ausgrabungen, die er im Auftrage unserer Gesellschaft vor etwa zehn Jahren vorgenommen hat, constatiren, dass in Marsal grosse römische Salzpflanzen gefunden wurden. Dass aber die Industrie nie unterbrochen wurde, geht daraus hervor, dass es als der werthvollste Besitz des Bischofs, des Domcapitels, der Abteien galt, hier eine Stelle zu besitzen, wo sie Salz siedeln durften. Das können wir beweisen für die merovingische Periode bis in die spätmittelalterliche Zeit hinein. Dass natürlich die Salzfabrication immer andere Formen angenommen hat, ist klar, wie ja heute die Industrie auch neue Mittel findet, um zu denselben Zwecke zu kommen.

Herr Professor Dr. Oppert-Berlin:

Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass die Namen der bedeutendsten Ortschaften in der Umgegend mit dem Salze zusammenhängen: Salomes, Châteausalins, Marsal; es muss das Salz hier eine grosse Rolle gespielt haben; ebenso ist dies in Deutschland und Oesterreich der Fall, wie dies die Namen der Saale (fränkische, mit Salzburg; thüringische (Salza), mit Halle a. S. im Saalkreise), der Salzach (mit Salzburg) u. a. m. beweisen.

Dritte Sitzung.

Inhalt: Wissenschaftliche Verhandlungen: 1. Schiötel: Mittheilung über chemische Umwandlung von Feuersteinwaffen. — 2. Birkner: Ueber Hertzog. Die prähistorischen Funde von Egisheim und Bils, Ueber den Nutzen wiederholter Messungen der Kopfform und der Schädelgröße bei denselben Individuen. Dazu R. Virchow. — 3. Forrer: Vorlage von Photographien neolithischer Wohngruben. Dazu der Vorsitzende. — 4. Generalsekretär J. Ranke: Vorlage von Photographien eines Ektanierfindung (Separatdruck aus „Globus“). Dazu R. Andree. — Geschichtliche: Entlassung des Schatzmeisters. Etat. Wahl des Vorsitzenden und des Schatzmeisters. Antrag Klaatsch. Wahl von Dertmund als nächstjähriger Versammlungsort. Anfang nach den Niederlanden. Einladung nach Worms für 1903. — **Wissenschaftliche Verhandlungen:** 5. R. Virchow: Ueber Schädelform und Schädeldeformation. — 6. Voss: Prähistorische Karte und alte Schiffstypen. Dazu der Vorsitzende. — 7. Voss: Briquetagefunde bei Hüllea. S. Dann J. Ranke, Abbé Paulus. — Den Vorsitz übernimmt von Andree. — 8. Waldeyer: Das Gehirn des Mürders Bobbe. Dazu Klaatsch. — 9. Schlussrede des Vorsitzenden Waldeyer. — **Ausflug nach Alberschweiler:** Weiter: Ueber Terramarrazionen und Steinwille in dem Vogesengebirge. — Keune: Ein gallo-römisches Grabfeld.

Herr Oberlehrer Dr. Schiötel Montigny:

Mittheilung über chemische Umwandlung von Feuersteinwaffen.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr Dr. F. Birkner-München

referirt über die nachfolgenden Abhandlungen von 1. Hertzog-Colmar und 2. Bils-Tokio, die leider beide am Erscheinen verhindert waren.

Die prähistorischen Funde von Egisheim.

Von Dr. Hertzog-Colmar.

Wenn mir heute die Ehre zu Theil wird vor Ihnen meine Herren, über die archiologischen Funde von Egisheim zu reden, es war dies nur möglich, weil es dem verdienten Forscher, Herrn Hauptlehrer Gutmann von Müllhausen, ermöglicht war, der Einladung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Folge zu leisten, um seine hochwichtigen und interessanten Funde von Egisheim selber an dieser Stelle zu schildern und zu besprechen. Dies sei zugleich für mich auch ein Entschuldigungsgrund, da ich gegenwärtiges Referat nicht als Pöchmann übernommen habe, denn schon meine Berufstätigkeit thut dar, dass ich in dieser Beziehung, wie sehr auch die Sache mich fesselt und interessiert, dieselbe Autorität und Fachkenntnis nicht besitzen kann, mit welcher der Entdecker des vorgeschichtlichen Egisheim die merkwürdigen Funde der Versammlung hätte vorführen und erläutern können. Lediglich der Umstand, dass uns langjähriger Freundschaft verbindet, dass ich als Freund des Herrn Gutmann seine Ausgrabungen stets mit größtem Interesse verfolgte, wobei ein reger Verkehr von Familie zu Familie, von Haus zu Haus mir sehr zu Gute kam, nur der Wunsch ferner, die Forschungen und Entdeckungen des bescheidenen Gelehrten bei Gelegenheit des Metzger Anthropologentages einem weiten Kreise von Fachgenossen gehörend zur näheren Kenntnis zu bringen, dies und jenes hat mich bewogen, das heutige Referat zu übernehmen.

Herr Gutmann war zur Zeit, da er seine wichtigen prähistorischen und historischen Entdeckungen machte, Leiter der Volksschule in Egisheim, silvo er sich, nebenbei sei es kühnlich erwähnt, um die Hebung des dortigen Osthanes sehr verdient gemacht hat. Wenn ihm aber das Wohl seiner Mitbürger im höchsten Grade am Herzen lag, so haben nicht minder die alten

verschwundenen Generationen von Egisheim in ihrem Thun und Lassen seine Aufmerksamkeit auf die von denselben im Boden zurückgelassenen Spuren ihrer Thätigkeit hingelenkt, und der Zufall lobte seine Bemühungen über alles Erwartete sehr reichlich.

Zehn Jahre lang, von 1888—1898, hat Herr Hauptlehrer Gutmann den Ausgrabungen zu Egisheim all seine verfügbare, oft nur kurz gemessene, freie Zeit gewidmet; um sich herum wusste er alle Leute für diese Gegenstände zu fesseln und es gelang ihm so oft, manchmal nach Ueberwindung vieler schlechten Willens, auch manch schönes Stück vom Untergange zu retten.

Die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in der Gemarkung von Egisheim hat dann Herr Gutmann mit sagbarem Fleiße und vieler Mühe in einem Werke, zum Zusammengefasst, das mit recht schönem, reich illustriertem Tafelwerke und Textabbildungen versehen, in den „Mittheilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsass“, Bd. XX, Lief. I, Strassburg 1899, erschienen ist.

Gutmanns Werk, „Die archiologischen Funde von Egisheim“, ist auf dem Gebiete der reichschichtlichen Fachliteratur die hervorragendste Leistung archiologischer Forschung, man kann nur noch Faoula und Bleichers „Matériaux pour servir à l'étude préhistorique de l'Alsace“ seiner Darstellung würdig zur Seite stellen.

Manches, was diese gelehrten Forscher in jeder Zeit nur vermuthen konnten, wurde durch die Entdeckungen Gutmanns auf dem Banne von Egisheim unwiderleglich dargezogen, und von der Zeit, welcher der bekannte „Egisheimer Schädel“ angehört, bis auf die historischen Funde und Nachrichten von Egisheim, haben die Ausgrabungen des gelehrten Fachschullehrers manche klaffende Lücke ausgefüllt.

In ganz mustergrütiger Weise und in überaus großer, durch zahlreiche Funde documentirter Darstellung, hat Herr Gutmann für unser Land die „Continuität der Besiedelung“ dar, welche bis jetzt, an Hand anderer Funde aus Nachargegenden, nur vermuthet werden konnte.

Von ganz besonderem Interesse ist aber der weitere Umstand, dass hier in Egisheim in der That Gräber aus neolithischer Zeit gefunden wurden, während solche neolithische Gräber noch an keinem anderen Orte des Elsasses mit aller Bestimmtheit nachgewiesen sind.

Diese hohe Bedeutung des erwähnten Werkes rechtfertigt schon, dass ich hier nur den Versuch mache,

in gedrängter Kürze dessen Hauptergebnisse der vererbten Veranlagung vorzuführen.

Das Städtchen Egisheim liegt südwestlich von der freundlichen Bezirkshauptstadt Colmar, dem sonstigen Rebhügelgebiete vorgelagert; wenn der Name des grossen Weinortes unserer Zeit, schon seines guten Gemüthes wegen, verdient rühmlich genannt zu werden, so ist derselbe nicht minder beröhmt durch seine Beziehungen zu einer alten Dynastie eines Landes, der Grafen von Dagsburg-Egisheim, welche der deutschen und der Weltgeschichte manchen grossen Namen überliefert hat. Egisheim ist in der That eine der ersten Ortschaften der elassischen Besiedelungsgeschichte; sein hohes Alter in geschichtlicher Zeit konnte schon auf eine weit zurückliegende Zeit der ersten Besiedelung des Ortes rückgeschlossen lassen; denn so ganz plötzlich ist dies Dorf nicht auf der Erdoberfläche erschienen; zufällige frühere Funde wiesen in der That schon auf römische und keltische Zeiten hin. Aber auch diese Ansiedler konnten nicht unvermittelt hier aufgetreten sein; man darf annehmen, dass eine nachfolgende Bevölkerung immer nur verlassene Wohnstätten und Acker seiner vorangegangenen occupirt, wenn sie sich nicht auch mit der älteren einfach vermischten hat. Was für die geschichtliche Zeit unseres Landes dargeht, warum sollte es nicht auch für die Prähistorie Geltung haben? Und in der That, diese Besiedelungscontinuität findet sich in Egisheim bis in die ältesten Zeiten der Menschheit hinauf.

Zum ersten Male wurde die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf das ehemalige Städtchen Egisheim gelenkt, als dort im Diluviallehm (Löss) des Bühl, eines südlich von Egisheim liegenden Rebhügels, im November 1865 Theile einer menschlichen Schädeldecke aufgefunden wurden, die bis jetzt als die ältesten Reste der elassischen Urbevölkerung angesehen können. Ueber diesen Schädel hat seiner Zeit Dr. Faudel im „Bulletin de la Société d'histoire naturelle de Colmar, 6^e et 7^e années, 1865—1866“ berichtet; Dr. Schwalbe hat denselben in den „Mittheilungen der Philomatichen Gesellschaft in Elsass-Lothringen“ einer eingehenden Untersuchung gewürdigt; ebenso auch hat Dr. Schumacher die geologischen Verhältnisse dieser Entdeckung am selben Orte besprochen. Auch sonstige prähistorische Fundstücke hatten bereits das hohe Alter der Gegenwart des Menschen an diesem Orte kundgethan. Aber das Jahrzehnt 1888—1898 sollte erst hierüber weiteres Licht verbreiten.

Bereits aus der älteren Steinzeit hat hier zu Egisheim der Mensch untrügelige Zeugnisse seiner Gegenwart hinterlassen; die nach unserem erfahrenen Gewährsmann in geringer Anzahl vorhandenen Paläolithen sind durch den im Jahre 1865 im Löss gefundenen Schädel eines Diluvialmenschen repräsentirt. Den von Jagd und Fischfang sich ernährenden Paläolithen, welche in Lösshöhlungen ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten, folgten die bereits Viehzucht und Ackerbau treibenden Neolithiker. Sie wohnten nun, ihrer Beschäftigung entsprechend, in der Ebene, wo jetzt die zu ihren Wohnungen gehörenden Mardellen aufgefunden worden sind.

Die reichste Fundstätte war aber bis jetzt die Umgebung des bereits erwähnten Bügels, des Bühl, südlich vom Dorfeingange, dessen Abhänge von der neolithischen bis zum Ende der alexandrisch-prähistorischen Zeit als Begräbnisplatz gedient haben.

Ans der neolithischen Zeit konnten nur vier Gräber mit Sicherheit festgestellt werden, und die Ergebnisse ihrer Erforschung in Bezug auf das Alter und die Rasse

dieser Egisheimer Urbevölkerung sind ausserordentlich interessant und lehrreich. Betrachten wir die Messungszahlen der gefundenen menschlichen Ueberreste aus jenen älteren Zeiten, so geht daraus unzweifelhaft hervor, dass diese Ältesten Landesbewohner gar nicht zu den grossen Menschen zu zählen sind, denn zwei der vorgefundenen Neolithiker waren nicht höher als 150 und 152 cm gewachsen, ein anderer zeigte sogar ganz und gar einen deutlich ausgeprägten Zwergwuchs, mit einer Skelettlänge von 120—125 cm. Somit wäre für Egisheim, ganz wie beim Schweizerbilde, für jene älteren Zeiten die Gegenwart einer Zwergrasse in unserer Gegend angedeutet.

Im November 1898 fand Herr Gutmann auf einem Grundstücke, aber nicht mehr in der ursprünglichen Bestattung, also nicht in einem Grabe, einen Schädel nebst Stücken von Armknochen, jedoch ohne weitere Beigaben; dieser Schädel ist dadurch sehr auffallend und bedeutungsvoll, dass er viel Aehnlichkeit mit dem oben erwähnten Schädelfragmente aufweist, das im gleichen Monate 1865 im Löss des Bühl zu Egisheim gefunden und seiner Zeit von Dr. Faudel beschrieben wurde. Dieser berühmte Schädel von Egisheim, sowohl als derjenige, welchen Herr Gutmann gefunden, berichtet Herr Professor Dr. Schwalbe zur Cro-Magnon-Rasse auch dieser Mensch war nur von mittelgrosser Statur, mit 150—151 cm. Die Ausstattung dieser vier neolithischen Gräber kann nicht als eine reiche bezeichnet werden, sie wird aber dadurch von Bedeutung, dass in denselben ganz charakteristische und bestimmte Gegenstände vorkommen, welche es gestatten, ganz genau den Zeitschnitt festzustellen, dem die dort Bestatteten angehört haben. In den zwei zuerst aufgefundenen Gräbern (Südostabhang des Bühl), wovon das erste eine männliche, das andere eine weibliche Leiche geborgen ist, befand sich neben jedem Schädel ein kleines Beil aus Jadeit und ein Messer aus Amphibolit. Das kleine Beil zeigt einen Zerschlag, der ganz demjenigen unserer heutigen Stahlbeile entspricht, und dessen Schneide ist gegenwärtig noch so scharf, dass damit ein Blatt Papier mit Leichtigkeit entzwei geschnitten werden kann.

Keramische Producte wurden hier keine vorgefunden. Im dritten Grabe ward eine weibliche Leiche geborgen, deren Grösse 150 cm kaum überstiegen haben dürfte; während die zwei ersten Skelete von jungen Menschen aus dem zweiten Altersdecennium herrührten, so gehörte die Skelet nachweislich der gefundenen Zahne und Ueberreste einer bereits älteren Person.

Hier fand sich aber, links vom Kopfe in der Hüllengegend, ein für die geolithische Periode bestimmendes Gefäss mit sphärischem Boden und vier seitlichen Warzen zum beseren Festhalten; dessen Farbe ist bläulich-granschwars, dessen Material feiner schwachgebrannter Thon mit gleichmässiger dunkel-blaugrauer Färbung im Bruche. Der spherische Topf ist 9 cm hoch, hat am Halbe einen Umfang von 38 cm und einen Lichtdurchmesser von 11 cm; er erweitert sich ein wenig nach unten und erreicht in der Warzengegend 40,5 cm. Zwischen je zwei dieser Warzen zeigt das Gefäss eine Art Kerbschnittverzierung von vier oder fünf schraffirten Rauten, welche sowohl am oberen als am unteren Eck mit einem kleinen, viereckigen, zwieligedrigeren Stempelindrücke abschliessen. Die gleichen Stempelindrücke gehen von dem Warzen nach der Mitte des Bodens zu, so dass dieser Stempel fünfmal hintereinander in gleicher Richtung und gleicher Tiefe eingedrückt ist. Um den Hals sieben sogenannte Schnitzverzierungen, die nach der festen Ueberzeugung

den Verfassers nicht mit einer Schnur, sondern mit einem Rädchen gemacht worden sind, so dass durch die Beschiebung „Schnurornament“ hier nicht stimmt.

Etwas unterhalb der Brustgegend des Skeletes lagen 20 schalenförmige durchlöchernte Knochenchen, welche ein Armband bildeten und noch in der kreisförmigen Anordnung, wie sie einst den Arm umgaben, vorgefunden wurden.

Das vierte und letzte war das Grab des bereits erwähnten Zwerges, dessen Körper gestreckt auf dem Rücken im Grab lag. Neben diesem Skelete befand sich ein sehr mangelhaft erhaltenes Thongefäß, das dem oben beschriebenen sehr ähnlich ist und ganz geringe Verschiedenheiten von demselben zeigt; die Grundform ist dieselbe, letzteres Gefäß hat aber bereits einen Bestandtheil mehr als erstes, nämlich einen auswendigen Rand. Statt der Rauten zwischen den Warzen sind hier ohne Muth angebrachte Punkte zu sehen; auch zeigt der Hals das erwähnte Schnurornament nicht, sondern 3 cm lange, von oben nach unten laufende Rippen, 2 mm breit und 6 mm voneinander entfernt.

Gerade diese zwei Töpferartefacte sind aber von größter Wichtigkeit, da durch sie so ziemlich sicher die Zeit bestimmt werden kann, der die Gräber angehörten; und sie bis jetzt im Elsass noch nicht gefunden wurden; sie sind die einzigen Vertreter ihres Typus, des Hinkelsteintypus, wie solche unter dem Namen in grosser Anzahl gefunden wurden. Die neolithische Begräbnisstätte von Egisheim wird somit durch Herrn Gutmann bis in jenen grade Alter zurückgelegt, das nach allgemeiner Annahme in das 3. Jahrtausend v. Chr. fällt; noch kein zweiter Ort im Elsass hat bis jetzt solche frühe Bestattungen mit voller Sicherheit nachweisen können. Da das Gefäß des Zwerges, nach seiner Form und seinen Ornamenten so schliesst, etwas jünger ist als das erste dieser zwei besprochenen Artefacte, so glaubt Gutmann, dass der Inhaber des betreffenden Grabes in der letzten Hälfte der neolithischen Zeit gelebt haben dürfte.

Aus der Aehnlichkeit des ersten „Egisheimer Schädels“ und des gleichzeitigen, von ihm gefundenen zweiten Lössschädels schliesst Herr Gutmann, dass beide der gleichen Periode des geschlagenen Steines oder doch wenigstens aus unmittelbar aufeinander folgenden Perioden dieses Zeitalters zugewiesen werden können.

Von der neolithischen Begräbnisstätte kommen wir nun zu der Wohnstätte der Neolithiker von Egisheim.

Nordöstlich von Egisheim, in den Gewannen Bachöfen, Saulöcher und Hexenseitl wurden viele Spuren von Ansiedelungen aufgefunden, Löcher, die mit Scherben, Kohlen, Asche ausgefüllt waren und die Form eines Backofens aufwiesen, daher wohl, wie ich meine, der Gewanne Bachöfen. Das sind sogenannte Trichtergruben oder Mardellen, die sich von denjenigen anderer Gegenden dadurch unterscheiden, dass sie einem umgestürzten Trichter gleichen, oben eng und unten weit sind, während die sonstwo beobachteten oben den grössten Umfang besitzen und sich nach unten verengen. Das Inventar dieser Mardellen ist ein sehr reiches und recht interessantes, indem uns darin diese Urgegenstände lebend und heidnisch sonnenhaft vorgefunden werden. In der erstbeschriebenen Mardelle erholte sich auf dem sandigen Boden derselben eine 4–5 cm dicke Kohlenlage, in der sich sehr leicht gebrannte, gelbbraune, stellenweise vom Ranche schwarz gefärbte Lehmstücke befanden, welche Eindrücke von Holzstäben mit 15 mm Durchmesser tragen, welche den Beweis

liefern, dass die Grube ursprünglich mit einer aus Reisig und Lehm bewahrt hergestellten Hütte überbaut war. Die wichtigsten Inventarstücke des Grabes sind waren Steinergüsse aller Art; so ein Stübchen der oberen Hälfte einer Flintsteinlanze, eine 4 cm lange, 13 mm breite, convex-concav gearbeitete Klinge, eine Beschiebungammer aus schwarzem Gestein mit praktischer Einrichtung zum Anlegen des Zeigefingers und des Daumens auf seinen zwei Seiten, zwei weisse Quarzkerne zur Herstellung geschlagener Steinergüsse, ferner ein recht interessantes Object, ein Fruchtgehäcker oder Reibstein aus einem dreieckig angeschliffenen Stücke Granwacke von 7 cm mittlerer Länge, denn noch viele andere Nuclei und Abfallstücke aus gewöhnlichen und chalcedonartigem Feuersteine, aus Jaspis, Quarz, Quarzit, Rothenstein, Granwacke u. s. w., beinahe alles Gestein, die an Ort und Stelle gefunden wurden.

Auch Schüsseln und Töpfe gehörten zum Inventar der Mardellen und es haben die beiden tiefsten Scherbenlager der besprochenen Trichtergrube sehr lehrreiche Stücke und Ueberreste geliefert. Gutmann beschreibt die meist charakteristischen Stücke und erwähnt ganz besonders die Ornamentierung eines derselben, wozu mehrerer Scherben, auf welchen durch das Einklicken des Daumens ein sogenanntes Wellenornament angebracht worden ist. Auf der grössten Ranche weile eines dieser Töpfe läuft eine Reihe von Daumenindrücken, an welchen deutlich nach der Spur des Fingergrabs, dass man auch hier von einer Egisheimer neolithischen Haferin sprechen.

Nach den dort aufgefundenen Knochen haben die damaligen Bewohner jenes Ortes das Rind, das Schaf, das Schwein, das Pferd, den Hund oder den Wolf gekannt; auch ein unbestimmbares Stück Geweih wurde hier vorgefunden.

Ein Stück Ocker, welches in dieser Mardelle gefunden ist, sagt uns, dass diese Menschen entweder sich selbst oder doch ihre Thongeräthe damit gefärbt haben.

Eine weitere, im December 1891 entdeckte Trichtergrube enthält unter anderem einen mit deutlichen Silgenlinien versehenen Krater aus weissgelbem Flintstein und zwei Thonwirtel; eine andere Trichtergrube lieferte eine convex-concave, ohne die fehlende Spitze jetzt noch 95 mm lange Klinge von licht-gelblichgrauem Flintstein, eine unfertige Pfeilspitze aus hübsch-bräunlichem Flint, ein Abfallstück aus dunkelgelbem Halbopal, eine aus rötlichem Quarzit hergestellte geschliffene, unten und oben etwas abgeplattete Kugel von 52 mm Quer- und 42 mm Höhendurchmesser. Ganz besonders wichtig ist ein weiteres Fundstück, das wahrscheinlich bei der Bestellung des Feldes Verwendung gefunden hat; es ist ein Thonchiefer und hat eine Länge von 145 mm, eine Breite von 42 mm und ist jetzt noch 15 mm dick, dessen eines Ende ist abgerundet und das andere geht in eine einseitige stumpfe Spitze über. Sehr schön ist die nur 25 mm lange Pfeilspitze aus fleischrothem Jaspis; davon sagt der Verfasser, dass er mittelst dreier geschickter Schläge die dachförmige Oberseite und mit einem Schläge die Unterseite hergestellt worden sei. Aber auch geschliffene und polierte Werkzeuge waren damals schon im Gebrauch; so fand sich an diesem Fundorte ein geschliffener, jedoch nicht polirter Quarzschiefer von 84 mm Länge, 30 mm Breite und 15 mm mittlerer Stärke; ferner fand sich dortselbst ein Polirstein aus Rothstein von 45 mm Länge und 30 mm Breite, dann wurden dort noch drei Wirtel entdeckt, welche eine braune bis schwarzbraune Färbung zeigen und nicht sonders hart gebrannt sind.

Aus einer weiteren Mardelle zog man ungefähr 1 m tief aus einer Aschen- und Koblenstschicht drei schwarzgebrannte femle Knochenstücke, die vom Mammut herühren. Eines der Stücke ist einem Höhrnknocben entnommen und stellt ein langes schmales Dreieck mit stumpfer Spitze dar, welches ohne Zweifel als Geräthe gedient hat, denn die Kanten sind stumpf und die Seitenflächen abgeplatzt; Herr Gutmann ist der Meinung, dass mit diesem Geräthe die Pfeilspitzen und Klingen aus Feuerstein hergestellt wurden.

Was nun die Zeit dieser Egisheimer Mardellen betrifft, so ist der Verfasser der Meinung, dass dieselben nuretreitig der neolithischen Zeit angehören, und er beruft sich in dieser Beziehung hauptsächlich auf die keramischen Reste, welche besonders in den oberen Mardellenschichten den Charakter der älteren Bronzezeit bereits an sich tragen. Da die Mardellen unterschieden als Wohnnngen dienten, so ist der Ort festgelegt, auf welchem die neolithischen Ansiedler des Ortes vor etwa 4000 Jahren gehaubt haben. Ausserhalb des Geländes der Trichtergruben wurden noch viele vereinzelte, aber derselben Zeit angehörende Artefacte aufgefunden, eine hübsch gefornnte und fein rechteckige Pfeilspitze aus gelbem Flintstein, Topfscherben eines gröblicheren Typus, zwei Nuclei aus schwarzem jaspisartigen Gestein, eine andere Pfeilspitze aus weissem, gelb und bläulich gebändertem Achat, deren eigenthümliche Form als isandische Pfeilspitze bezeichnet wird, ferner eine unfertige, bloss angeschlagene Art aus Quarz aus 15 cm Länge, 66 mm Breite und 2 cm Dicke, aus Buntschlein angeschlagenes Beil und endlich ein ganz merkwürdiges Stück, ein sogenanntes Leder-schneidmesser aus schwarzem Schiefergestein, wie solche aus der fränkischen Schweiz bekannt sind. Nach neueren Bestimmungen von Gegenständen aus seiner Sammlung konnte Gutmann feststellen, dass unter den neolithischen keramischen Erzeugnissen die erst seither aufgestellten Unterabtheilungen dieser Producte die ältere Winkelband-, die Hogenband-, die jüngere Winkelbandkeramik und auch noch Anklänge an den Michaelsberger Typus vertreten sind.

Ich bin etwas lange bei den Egisheimer Funden aus der neolithischen Zeit verweilt, weil eben diese Funde für unsere Gegend beweisend sind und mit solcher Deutlichkeit den neolithischen Mensch uns vorführen, dass ein richtiges Bild von dessen Leben und Wirken nur durch ein tieferes Eingehen auf die vielen Artefacte, sowie auf die menschlichen Reste selbst, aus den dort gefundenen Gräbern der neolithischen Bevölkerung gewonnen werden kann.

Das räumliche Vorkommen zahlreicher und besonders schöner Gegenstände, sowohl solcher aus Einzelas auch aus Grabfunden, lässt den Schluss zu, dass die Leute der Bronzezeit zuerst an der Stelle weiter wohnten, an der die Neolithiker gewohnt haben, und das erscheint ganz selbstverständlich. Ob Nachkommen der Neolithiker, oder ob Eroberer, welche ihre Vorgänger aus der Gegend vertrieben, immer war es leichter und angenehmer für sie, einen schon bebauten und besiedelten Ort einfach in Besitz zu nehmen.

Unter den vielen Gegenständen aus der Bronzezeit, welche durch Herrn Gutmann so angeführt werden, dass die innewehaltene Anfnähungsweise der Gefässe und Gefässreste dem Entwicklungsgange der Keramik in dieser Zeit Rechnung trägt, gehören die in unmittelbarer Nähe der neolithischen Ansiedelung gemachten Funde der älteren Periode, die östlich und südlich des Böhlis entdeckten Gräber der jüngeren Bronzezeit an;

Gräber aus der frühesten Bronzeperiode sind befauerlicher Weise keine gefunden worden.

In Allem wurden aus der Bronzeperiode fünf Gräber gefunden und deren Inhalt festgelegt, wovon ein einziges, das Schidelfragmente enthielt, der älteren Periode dieser Zeit angehört.

Die Egisheimer Ausgrabungen geben auf die Frage, ob im Elsass während der ganzen Dauer der Bronzezeit die Leichenverbrennung üblich war, oder ob im Anfange derselben Ganzbestattung und später erst Leichenbrand zur Anwendung kam, keine Lösung, denn das einzelne Grab, aus dem noch keine Fragmente sich befanden, kann hierfür nicht als Zeugn gegeben und in Betracht kommen, da die übrigen Theile des Körpers thatsächlich verbrannt worden sind. Der Kopf war vielleicht bei der Bestattung nicht vorhanden, ward wohl erst nachträglich gefunden und dann unverbrannt beigelegt. (Ansicht des Referenten.)

Im Winter 1888/89 wurden viele Soberben auf dem gleichen Grundstücke gefunden, wo vorher eine der beschriebenen Mardellen aufgedeckt worden war; es war nicht möglich, aus denselben ein Gefäss zusammenzustellen, doch erlachte die grosse Anzahl von Fragmenten oberer Gefässpartien auf den Ursprung und die Zeit dieser Gefässe Schlüsse zu ziehen.

Ihren Charakter nach sind diese Scherben denjenigen, die im oberen Theile der Mardelle gefunden wurden, nahe verwandt; besonders bemerkbar ist dies in der Verzierungsweise und auch die Form der Topfe gleicht sehr stark derjenigen der jüngeren Steinzeit. Doch bestehen Unterschiede; so gehören die Scherben nur grossen Gefässen an, mit vorherrschend rother oder gelber Färbung; die Dicke der Wandungen schwankt zwischen 7 und 14 mm; der Thon ist nicht fein geschlemmt und hat starke Beimengungen von groben weissen Sandkörnern; die Brennweise ist derartig, dass die Bruchflächen deutlich drei verschiedene gefärbte Streifen, nach Aussen und Innen roth oder gelb, zwischendrin schwarz oder schwarzgrau, erkennen lassen; dann haben beinahe alle erhaltenen Fragmente oder Gefässheile einen wirklichen Rand und als neues Ornament tritt die Leiste auf: ein vierkantig zugeschnittener schmaler Thonstreifen, der an der Grenze von Bauch und Hals um das Gefäss gelegt wurde. Ueberhaupt ist die Verzierung der Thongefässe in dieser Periode bereits viel mannigfaltiger als diejenige der angehenden Steinzeit. Erwähnt sei hier auch eine leuchtend grün patinierte S-förmige Bronzennadel von 66 mm Länge und 1 1/2 mm mittlerem Durchmesser, deren Kopf durch eine 2 mm lange, 3 mm Durchmesser haltende cylindrische Verdickung mit gewölbtem Abschlusse gebildet wird. Auch in der naben Mardelle ward eine Paukenfibel mit gleich schöner, hellgrüner Patina gefunden. Bronzezeitliche Gefässreste fand man auch in der Anfnähungs-masse des vor der Westseite des römischen, noch zu besprechenden Castells liegenden Wallgrabens. Darunter ist ein Gefäss zu erwähnen, das eine bis jetzt hier nicht vorgekommene Form aufweist, da kein eigentlicher Hals vorhanden ist, und die flache Wölbung des Bauches sich bis hart an den Abschluss des Gefässes fortsetzt, welcher in markiger Ausführung das schon aus der neolithischen Zeit bekannte Wellenornament zeigt; das Gefäss war auf beiden Seiten rau, aussen siegelroth, innen schwärzlichbraun, kaum mittelstark gebrannt. Es würde allzuweit führen, wollte man hier alle die zahlreichen charakteristischen Stücke dieser Zeit aufzählen, es seien demnach hier nur noch kurz einige der prägnanteren Fundgegenstände angeführt.

So wurde im zweiten der aufgedeckten bronzeseitlichen Gräber, ein Bronzemesser von 116 mm Länge, wovon 96 mm auf die Klinge, der Rest auf die am ersten Nietloche abgebrochene Griffange entfallen. Die Klinge ist schön und sichtlich geschweift, hat eine grösste Breite von 14 mm und es wurde die Schärfe der Schneide durch Dangeln hergestellt, die Dangelöffel misst 4 mm.

Mehrere Scherben eines schüsselartigen Gefässes aus gemischem Thone mit roher Bearbeitung zeigten Tapfen als Ornament, die entweder mit dem stumpfen Ende eines Stäbchens oder mit einem Rädchen hervorgebracht wurden, und bereits Anklänge an die Hallstattzeit aufweisen.

Das interessanteste Inventar wies das fünfte Grab dieser Epoche auf; an erster Stelle ist hier zu erwähnen eine grosse, 46 cm hohe Aschenurne, welche wieder zusammengesetzt werden konnte. Vom Boden aus (14 cm) erweitert sich die Urne allmählich und erreicht bei 28 cm Höhe ihre grösste Weite mit 45,8 cm Durchmesser oder 1,44 m Umfang. Das Gefäss verzagt sich von da an in schöner Wölbung bis zu 24 cm Durchmesser und geht dann in einen senkrechten, 6 cm hohen Hals über, der mit einem 8 cm breiten, aufwärts gebogenen Bande abschliesst; dessen Wände sind 9 mm dick. Das Gefäss ist nicht auf der Drehscheibe gefertigt, dessen Aufbau geschah von unten auf vermittelst 5-6 cm breiter Thonstreifen, die ineinander gesetzt worden sind. Die schöne Urne ist schwarzbraun, ziemlich hart und gleichmässig gebrannt. Der Inhalt bestand aus menschlichen Knochen, die alle zerleinert und stark angebrannt sind, sowie aus einer Gewandnadel, die aus einem vierkantigen, nicht ganz 5 mm breiten 3-förmig gebogenen Bronzestückchen gefertigt ist, dessen Spitze aber fehlt, deren Knopf fast ganz abgeschmolzen ist; der Spitzte zu nimmt der vierkantige Stab runde Form an und deren Länge beträgt noch 7 cm, mag jedoch ursprünglich 10 cm erreicht haben. An einem anderen, aus feinsandigem Thone hergestellten schwarzbraunen, gut gebrannten Gefässe befindet sich um den Bauch herum ein aus geritzten Strichen bestehendes Ornament, das auch schon in der neolithischen Zeit auftritt; durch drei oder vier schief gestellte Linien entstehen spitzwinkelige Dreiecke, die eine fortlaufende Reihe bilden und als gemeinsame Basis dieser Dreiecke dienen, drei um das Gefäss nahe parallel laufende Linien.

An Metallgegenständen wurden hier mehrere hochinteressante Stücke aufgefunden, so eine sehr schön patinierte Dolch Klinge, welche 19 cm Länge und 3 cm grösster Breite misst; der Mittelgrat tritt auf beiden Seiten ziemlich scharf hervor und läuft dann rasch in die dünnen Schärfen aus, er zieht sich ferner über die ganze Länge der Waffe hin; die Klinge scheint mit Absicht verbogen und nach unten abgebrochen worden zu sein. Dieser Dolch, des einzig vorgefundene Attribut eines Kriegers, lag frei in der Erde zwischen den Gefässen und die Form des Dolches ist bis jetzt in Deutschland unbekannt gewesen, sie kommt jedoch im mittleren Frankreich nicht selten vor und von dort gelangte sie ohne Zweifel in's Elsass. Somit hatte damals unser Land schon Beziehungen mit den Nachbarn aus Westen. Es fand sich ferner dort eine Bronzenadelspitze, die vierkantig und 38 mm lang ist; dann noch zwischen den Knochenstücken der grossen Urne, der 8 cm lange obere Theil einer runden Nadel mit glattem Knopfe, der Rest einer feineren, oft 40-50 cm langen Gewandnadel aus der älteren Bronzezeit. Endlich wurde dort noch ein kleiner, aber merk-

würdiger Körper, der auf freier Erde lag, ein 16 cm langes Stückchen Erz in der Form einer dreieckigen Pyramide und mit der äusserlich erscheinenden Stratur des Schwefelkieses des Pyrit aufgefunden; die Pyrit diene damals zum Feuer erheben und nicht als Amulet, wie ursprünglich Herr Gutmann es glaubte, daher erklärt sich auch das Vorkommen von einigen Kieselsteinen im selben Brandgrabe. (Briefliche Mitteilung des Herrn Hauptlehrers Gutmann.)

Herr Gutmann setzt diesen wichtigen Fund an die Grenze der Bronze- und der Hallstattzeit, also etwa in das 6. oder 7. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung.

Aus der jüngeren Bronzezeit stammt die Urne des Dorfes gefundener, recht schöner Palast von 18½ cm Länge und 18 mm grösster Stärke, dessen Breite an der Schneide beträgt 56 mm, die Länge unter den Laschen 85 mm, über dieselben 95 mm, während die Laschen selbst 65 mm lang sind.

Zahlreich und meistens gut erhalten waren die Gräber der sogenannten Hallstattperiode; die Hallstatturteile waren nämlich die letzten, welche das grosse Gräberfeld des Hüllsbanges benutzten; bei den Bestattungen der Hallstattzeit, bei welchen man wieder den unverbrannten, festlich gekleideten und geschmückten Leichnam in die Erde verankerte, mussten natürlich die älteren Gräber der Zerstörung anheimfallen. Die Hallstattgräber haben aber den Beweis geliefert, dass in dieser Zeit ein zweifacher Bestattungsgebrauch herrschte, indem die Körper sowohl verbrannt, als auch unverbrannt begraben wurden. In Allem worden aus dieser Zeit 15 Skelette oder Theile von solchen freigelegt und mit Sicherheit wurde ein Brandgrub festgestellt; unter Hinzurechnung der drei südlich von Döhl gelegenen Brandgräber der vorigen Periode, die durch keramischen Beigaben wegen, welche man theils Technik und Form der Hallstattzeit zeigen, an's Ende der Bronzezeit zu stellen sind, so gibt das in Allem nur vier Leichenbrände; die Gräber mit Leichenbrand darf man also als die Älteren ansprechen. Bei den Skeletgräbern zeigt sich nun ein grosser Unterschied; früher waren in den Gräbern die keramischen Beigaben reichlich vertreten, dagegen zeigten nur zwei Skelette der Hallstattperiode solche Beigaben, bei allen anderen Leichen aber ist keine Spur von Thongefässen, nur die Topfwaren aus dieser Zeit dürfen somit als die jüngsten angesehen sein. Von diesen keramischen Producten zeigen einige das charakteristische Bogenornament. Unter den Schmuckgegenständen dieser interessanten Zeit seien hier erwähnt: 1. das Bronzeschloss eines schmalen Ledergürtels; 2. zwei breite geschlossene, auf der Aussenseite gewölbte Armringe aus hellbraunem Lignit; der Ring des linken Armes trägt als Ornament acht schmal gebohrte Löcher, die durch Rinnen auf der Aussenseite miteinander in Verbindung stehen; 3. verschiedene Bronzearmringe und Plättchen, von vorwählenden Gürtel herrührend; 4. Fingerlinge aus Bronze, deren Aussenseite durch drei Gruppen im Guss hergestellter Striche verziert ist; 5. zwei weitere Armringe aus Lignit, wovon der eine bis jetzt ein Unicum bildet; die Werkwürdigkeit dieses Ringes liegt nämlich darin, dass er nicht aus einem einzigen Stücke besteht, sondern in zwei Stücke geschnitten ist. Längs einer jeden Schnittfläche der zwei Hälften waren drei Steine eingearbeitet, die sich selbst laufend Bohrlöchern steckten; nur noch acht solcher Steine, deren zwölf im Ringe sich befanden, wurden

vorgefunden, sie haben ein graues glasloses Aussehen und sind bis jetzt mineralogisch noch nicht bestimmt worden; geschlossen wurde der Armring durch farbige Bänder, welche an jedem Ende der beiden Hälften durch ein sauber gearbeitetes ovales Loch mit Längsachse von 11 mm und Quersache von 7 mm durchgesteckt wurden. Zum ersten Male erscheint nun das Eisen in den Gräbern, unter anderem ein recht merkwürdiges Eisenmesserchen von 8 cm Länge, wovon 55 mm auf die geschwifft, 16 mm breite Klinge entfallen, der kurze Griff endet in einem dreieckigen, 25 mm langen Kopf, einer eisernen Lanzenspitze, 42 cm lang, wovon 11 cm auf den Hals und die runde Tülle entfallen, diese schmale Waffe hat eine grösste Breite von 5 cm. Aus der flachen Klinge tritt der rundlich gefornete Mittelgrat kräftig hervor und die eine Schneide geht sonderbarer Weise in scharfger, die andere in hakenförmiger Linie in den Tüllen über; bei dieser Lanze, links des Kopfes des Bestatteten, lag nach der vordere Theil eines eisernen Rasirmessers; bei einer Frau fand sich auch die Hälfte eines eisernen Gürtelschlosses.

Um mit dieser Zeit abzuschliessen, sei noch erwähnt das Mittelstück eines bronzernen Dolchgriffes, eine aus Guss hergestellte kräftige Hölle, die in der Mitte den grössten Durchmesser von 21 mm und an den konisch zulaufenden Enden einen solchen von 15 mm erreicht; um die Mitte läuft ein erhabener, etwas kräftiger Keil, daneben auf beiden Seiten folgen je vier schwächere, dann zum Schlosse wieder ein kräftiger Ring mit einer Rinne auf der erhabensteu Stelle, alles dies zum bewahren Festhalten des glatten Griffes, der noch 7 cm lang ist. Die Klinge war aus Eisen, deren eiserner Dorn steckt noch in der Hölle.

Eine Wohnstätte der Hallstattzeit fand Herr Gutmann im Böttchle, Rings der kleinen Bäcklein, bei den Ausgrabungen zur Anlage einer Wasserleitung. Eine deutlich erkennbare Culturschicht mit Scherbenresten, Kohlenstückchen und angebrannten Knochen durchsichtig hat diese frühere Niederlassung der Hallstattzeit dem eifrigen Forscher verrathen, sie stammt aber bereits aus der Bronzezeit und dauerte bis in die Hallstattperiode fort. Herr Gutmann will in dieser Wohnstätte ein Refugium erkennen.

Mit der La-Tène-Periode gelangen wir nun schon an die Schwelle der historischen Zeiten. Den Wohnplatz derjenigen Leute, die unmittelbar vor den Römern zu Egisheim ihr Dasein fristeten, konnte Herr Gutmann nicht auffinden, es ist somit anzunehmen, dass derselbe auf demselben Platze sich bereits befunden hat, wo jetzt der Ort selbst steht, dagegen fand sich deren Begräbnisplatz auf dem südlichen Abhange des Bühl, der auch schon die anderen prähistorischen Grabstätten geliefert hat. Bereits in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden dort noch schöne Bronzegegenstände gefunden, welche als Grabbeigaben die Skelette begleiteten. Es waren das Bronzeringe und Ringstücke, verschiedene Fibelstücke, wovon zwei Halsringe, sowie ein gerippter Armring massiv sind und alle die charakteristischen Merkmale der La-Tène-Zeit, die stempelartigen Endknollen tragen. Als Ueberbleibsel der Hallstattkultur treten ein bohler und geschlossener Fingerring desselben Fundes auf den Beginn der jüngsten prähistorischen Epoche hin, ebenso eine Fibel mit einfachem Bügel. Das Bügelende einer Fibel mit der zur Hälfte noch erhaltenen Blutmal-einlage, ebenso ein sehr hübscher Halsring, mit drei noch erhaltenen Korallensträngen, sind dagegen der

mittleren La-Tène-Zeit zuzuschreiben. Alle diese Gegenstände befinden sich jetzt im Museum zu Colmar.

Von den Gutmann'schen Funden aus dieser Zeit sind besonders als charakteristisch zu erwähnen: ein massives Bronzearmband, eines jener merkwürdigen, besonders in Elsass vorkommenden Stücke, die zwar als keltisch bezeichnet werden, von denen aber wissenschaftlich nicht feststeht, ob sie der Hallstatt- oder der La-Tène-Zeit anzurechnen sind, ja Herr Gutmann ist der Ueberzeugung, dass diese massiven Ringe der ersten Periode angehören. Da dieses Object einzeln gefunden wurde, liegt demselben nicht die geringste Beweiskraft bei. An einer anderen Fundstelle wurden Seitenwandstücke von drei kleinen Schüsseln der jüngeren La-Tène gefunden mit Kampfenform, welche mit jener von hier gefundenen Gefässen aus der neolithischen und aus der römischen Zeit übereinstimmt, ein Beweis, dass die Kampfenform von der ältesten bis zum Ende der römischen Zeit sich erhalten hat.

Mit der Aufzählung und Beschreibung der wichtigsten Ergebnisse der Gutmann'schen Ausgrabungen, in Bezug auf die prähistorischen Zeiten, deren Abtheilungen alle hier auf dem kleinen Gebiete von Egisheim vertreten sind, ist meine eigentliche Aufgabe erschöpft. Ich will hier kurz nur noch andeuten, dass aus der Römerzeit ein Castell, eine bürgerliche Niederlassung, mehrere Villen, dass ganze römische Straßennetz und die römische Nekropole durch die Gutmann'schen epochemachenden Ausgrabungen mit Bestätigung nachgewiesen wurden, und die dort gemachten Funde sind wirkliche Glanzstücke der Gutmann'schen Sammlung, ja einzelne Gegenstände davon sind bis jetzt nur dort vorhanden.

Zuletzt hat auch die alemannisch-fränkische Zeit in zahlreichen Gräbern, die sowohl am das Dorf herum, als auch innerhalb desselben entdeckt wurden, ihre Zeugen hinterlassen, jedenfalls befanden sich die alemannisch-fränkischen Wohnstätten so ziemlich auf demselben Areal, wie das jetzige Dorf.

Obne Zweifel geht aber aus allen vorhin geschilderten und besprochenen Funden hervor, dass die Stätte, wo jetzt das Dorf, frühere Städtchen Egisheim steht, wohl die wichtigste vorgeschichtliche Stätte des Elsasses ist.

Ueber den Nutzen wiederholter Messungen der Kopfform und der Schädelgrösse bei denselben Individuen.

Von E. Balz-Tokyo.

Auf dem anthropologischen Congresse in Karlsruhe 1886 habe ich hervorgehoben, wie wünschenswerth es sei, anstatt einfacher unscheinbarer Zahlenwerthe für den Kopf wirkliche Bilder der Form desselben zu bekommen, und ich habe damals meine schon 1882 und 1883 in den „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ veröffentlichte Methode der Messung mit dem biegsamen Metalldrabt oder -Band demonstriert und an zahlreichen Figuren erläutert. Im Februar und März dieses Jahres bin ich auf diesen Gegenstand in der Berliner anthropologischen Gesellschaft zurückgekommen.

Dass diese Methode bis jetzt so wenig Beachtung gefunden hat, liegt vermuthlich einerseits daran, dass die mit ihr erhaltenen Resultate zuerst in einer wenig geleseuen Zeitschrift erschienen und andererseits an der oft unrichtigen Anwendung. Wie für jede technische Vorname ist auch hierfür eine gewisse Übung nothwendig; aber dieselbe ist in einer halben Stunde

leicht zu erwerben, wenn man auf die wesentlichen Punkte aufmerksam gemacht wird.

Zunächst ist von grosser Bedeutung das zum Messen verwendete Material. Dasselbe muss sich den Formen des Kopfes und des Gesichtes völlig anschmiegen und darf doch nicht so weich sein, dass es abgenommen, sofort die Form verliert. Nimmt man Blei, so ist ein Draht von 3-4 mm Durchmesser zu empfehlen; fast noch besser misst sich's mit einem Bleiband von 6 mm Breite und 2 mm Dicke. Ein dickeres Band ist an schwer und unanschmieglig, ein dünneres zu schlaff. Wer Kupfer vorzieht, der nehme einen geglähten 1 mm Draht.

Es ist ratsam, die Drähte oder Bänder nicht viel länger zu nehmen als erforderlich, da grössere freie Enden durch Herabsinken oder durch Hervorragen oft stören. Das Abnehmen des Drahtes vom Kopfe muss sehr vorsichtig geschehen wegen der Haare, die indess weniger stören, als man erwarten sollte. Auch vergrössern sie den Umfang des Kopfes ganz unerheblich; bei Frauen müssen sie natürlich offen sein, d. h. frei herabhängen.

Will man nun z. B. die Form des Schädels an der Stelle seines grössten Umfangs nehmen, so legt man dem weichen Draht ebenso wie ein gewöhnliches Bandmass über die Stirne und die Schläfen, sorgt durch vorspringende Punkte des Hinterhauptes, damit der Draht sich genau anschmiegt, hier die beiden Kenden, da wo sie sich treffen, um, nimmt vorsichtig ab und legt die so erhaltene Form auf's Papier, die Berührungsstelle der Enden fixierend, damit sie nicht auseinanderfedern. Aber auch so kommen durch die Schwere des Blei- oder das Federn des Kupferdrahtes beim Transporte vom Kopfe auf's Papier oft kleine Verschiebungen vor, die dadurch leicht corrigirt werden, dass man mit einem Greifzirkel die grösste Länge oder Breite des Kopfes misst und darnach die Figur ordnet. Stimmt dieses eine Maass, z. B. die Länge, so stimmt auch das andere, also die Breite, wie ich mich durch zahlreiche Controlen überzeugt habe. Die Fehlergrenze bewegt sich innerhalb einer Millimeters, — eine Grösse, die auch dem geübten Forscher bei wiederholten directen Messungen am selben Schädel begegnet. Man kann also aus der Figur jederzeit den Längenbreitenindex berechnen. Hat man sich von der Richtigkeit der Figur überzeugt, so zeichnet man die Umriss an inneren Rande des Drahtes mit senkrecht gehaltenem Stift auf.

Man erhält auf diese Weise — ganz abgesehen davon, dass das Längenbreitenverhältnis auf der graphischen Darstellung besser zum Verständnisse kommt, als durch Zahlenangaben — zugleich die Form des Schädelquerschnittes, die bisher am Lebenden ein pium desideratum war. Bonn hat die Wichtigkeit dieser Form erkannt, als er vor einigen Jahren sagte, dass von jetzt ab bei Messungen auch Kopfurmsisse gegeben werden sollten. Er wusste vermuthlich nicht, dass ich schon vor 20 Jahren die Methode dafür angegeben habe, wenigstens erwähnt er sie nicht.

Wie wertvoll aber die Form des Schädelumrisses ist, ergibt sich aus der vorliegenden Tafel I. Es sind das selbst die Umrissse von zwei Deutschen gegeben, die zufällig mit mir zusammen im selben Zimmer waren. Der eine repräsentirt den teutonischen (nordischen), der andere doch keltisches (alpinen) Typus. Was auffällt, ist weniger die Differenz des Längenbreitenverhältnisses, als die ganz verschiedene Gestalt. Der teutonische Kopf ist an den Schläfen schmal und die Linie von hier nach der Stelle der grössten Breite ist fast gerade,

der ganze Schädel hat etwas eckiges, die vordere und hintere Hälfte sind in ihrer Gestalt verschieden. Der keltische Schädel dagegen stellt ein so gleichmässiges Oval vor, dass man beim Anblicke zweifelhaft sein kann, was vorne und was hinten ist. Diese beiden Formen sind typische Rassenmerkmale, die nur ethnologische Urtheile am Lebenden sehr erleichtern.

Noch andere wichtige Resultate erlitten wir, wenn wir den Draht in sagittaler Richtung um das ganze Kopf führen, wie dies ebenfalls auf Tafel I dargestellt ist. Wir sehen hier den Ansatz des Gesichtes an den Hirnschädel, der meistens nicht bloss individuell, sondern auch rassenlich verschieden ist.¹⁾

Wir sehen sodann das Profil des Vorderkopfes, das wir sonst wegen der Haare schwer beurtheilen können. So hatte es den Anschein, als ob der Teuton eine mehr fliehende Stirne habe als der Kelt, während die Figuren (die durch Wiederholung controlirt und richtig befunden wurden) das Gegenbild zeigen. Ferner springt der Unterschied in der Wölbung des Hinterhauptes sofort in die Augen. Endlich verliert der Ansatz des Kopfes an den Hals mehr Beachtung, als er bis jetzt gefunden hat. Um in dieser Hinsicht brauchbare Resultate zu erhalten, muss man alle Individuen bei gleicher Kopfhaltung messen. Zu diesem Zwecke empfiehlt sich die Stellung, bei welcher oberer Rand des Ringkorpels und sichtbar Halswirbelsäule, zwei leicht fixirbare Punkte, in einer horizontalen Ebene liegen. Indem man sich sodann durch Messung mit dem Greifzirkel überzeugt, ob an der auf's Papier gelegten Drahtfigur der Abstand dieser beiden Punkte und der von Gishella zum Hinterhaupte richtig sind, zeichnet man die Figur wie früher angegeben nach und ist sicher, ein im Wesentlichen richtiges Bild vom Kopfe zu haben.

Von besonderer Wichtigkeit aber scheint mir die graphische Methode für die Bestimmung der Wachstumsveränderungen des Schädels zu sein. Wie andere Forscher habe auch ich gefunden, dass der Kopfdurchmesser der Kinder im Allgemeinen grösser ist als der der Erwachsenen gleich Race, dass also der Kopf mehr in die Länge wächst als in die Breite, wohl wegen der Ausbildung der Stirnhöhlen und der Muskelansätze am Hinterhaupte. Was uns aber fehlt, das ist das Bild dieses Wachsthumes an demselben Individuum. Um dieses zu erhalten, sollten an Kindern alle paar Jahre gewisse Messungen vorgenommen werden und ich schlage zu diesem Zwecke folgendes Schema vor:

1. die Grösse und die Spannweite²⁾ des Kindes, seinen Bau und Ernährungszustand;
2. den grössten Schädelumfang;
3. den sagittalen Kopfdumfang vom Kehlkopfe bis zum sichtbaren Halswirbel;
4. den queren Höhenmass des Kopfes von der Mitte eines Tragus bis zur anderen;
5. den queren Umriss des Gesichtes von einem Tragus über Jochbeine und Nasenrücken zum anderen Tragus; dieser Umriss ändert sich im Laufe des Wachsthumes bedeutend durch das allmähliche Hervortreten des Nasenrückens;
6. Angaben über Grösse und Schädelindex der Eltern und Geschwister.

¹⁾ Siehe die Tafeln bei Balz, l. c. II. Heft.

²⁾ Die Spannweite ist von Interesse, weil sie im Verhältnisse zur Körpergrösse im Laufe des Wachsthumes zurückbleibt und zwar beim teutonischen Typus mehr als beim keltischen (alpinen).

Je mehr weitere Messung hinzugefügt werden (Sitzhöhe, Trochantenhöhe, Brustumfang, etc.), um so besser; in der Hauptsache aber dürfte die obigen genügen.

Derartige Messungen sollten etwa alle drei Jahre wiederholt werden. Es ist nützlich, sie auf Paarscheinwägen aufzuführen, damit man die entsprechenden Formen später übereinanderlegen und so bequem vergleichen kann.

Namentlich sollten Aerzte und Naturforscher solche Messungsbücher an ihren eigenen Kindern machen und damit möglichst frühzeitig beginnen. Beigegebene Photographien werden den Werth der Beobachtung erhöhen, ebenso etwaige Angaben über die Schädelform der Grosseltern und der Elterngeschwister. Es muss ja, abgesehen vom wissenschaftlichen Interesse, doch jeden interessieren, wie sich der Körper seines Kindes im Laufe der Zeit verändert, ob ihr Kopf mehr dem des Vaters oder dem der Mutter gleicht, u. s. w. (Auffallend ist, beiläufig gesagt, wie ein Kind in einer Lebensperiode mehr den einen Eltern, in einer anderen Zeit mehr den anderen gleicht. Mir scheint es, als ob der Einfluss des Vaters auf die äussere Erscheinung häufig erst relativ spät zum Ausdruck komme.)

Durch eine Reihe derartiger Beobachtungen wird man, wenn auch erst im Verlaufe vieler Jahre, endlich eine richtige Vorstellung bekommen von den Veränderungen der Schädel- und Gesichtform im Laufe des Wachstums und dass diese Erfahrungen auch für die Anschauung über Harnenschädel von Bedeutung werden müssen, ist wohl kaum zweifelhaft.

Da ferner das Wachstum des Schädels nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, mit der Verknöcherung der Nähte abgeschlossen ist, dasselbe vielmehr meist bis zum 50. Jahre weiter wächst, so wäre es wünschenswert, Kopfmessungen von 20jährigen zu nehmen und alle fünf Jahre zu wiederholen, damit die Grenze der Wachstumszeit des Schädels (die bei verschiedenen Individuen ohne Zweifel verschieden ist) mit wissenschaftlicher Genauigkeit festgestellt werden kann.

Eine weitere interessante Beobachtungsreihe liess sich dadurch anstellen, dass man eine Anzahl geistig sehr begabter und thätiger Kinder und sodann eine Anzahl wenig begabter und nicht geistig arbeitender in Bezug auf die Wachstumsverhältnisse des Hirschsädels verfolgt und vergleicht.

Herr R. Virchow:

Ich lege im Anschluss daran die neuesten Hefte unserer Berliner Zeitschrift für Ethnologie vor, die, wie ich glaube, im Allgemeinen wenig bekannt ist. Darin¹⁾ befindet sich der erwähnte Vortrag des Herrn Balz und zugleich eine Reihe von Abbildungen, welche diesen Gegenstand betreffen.

Ich habe bei der Gelegenheit auch ein paar neueste Nummern der „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“ mitgebracht, welche auf Veranlassung unserer Ministerinnen von der Berliner Gesellschaft herausgegeben werden, dabei möchte ich besonders die Bitte aussprechen, dass von den Alterthumsforschern ein wenig mehr daran theilgenommen werden möchte, um möglichst schnell die Kenntniss von neuen Funden zu sichern. Wir haben uns sehr bemüht, die „Nachrichten“ ähnlich einrichten wie die ausländische Publicationen, z. B. die italienischen und die österreichischen Berichte. Wir bringen es jedoch nicht dahin, dass der Streit zwischen den localen und den Gesamt-

interessen geschlichtet wird; es wird uns immer gesagt, wir können es Euch nicht geben, da unsere Leute sonst das Interesse an den Fragen verlieren. Wir würden aber in der Lage sein, die Kenntniss der neuen Funde möglichst schnell zu verbreiten und dadurch einzuwirken auch auf andere Untersuchungen, z. B. würde der Fund, den wir gestern zu prüfen Gelegenheit hatten, wahrscheinlich sehr befruchtend einwirken auf eine Menge anderer localer Erörterungen, während wenn er sonst auf die eigene Bank der gewöhnlichen Publicationen kommt und das Interesse daran sich erschöpft. Es würde uns genügen, jedenfalls ausserordentlich interessant sein, wenn wir auch nur ganz kurze Mittheilungen erhielten; es ist gar nicht notwendig, dass dieselben so erschöpfend sind, dass sie etwa den späteren Publicationen, die für den betreffenden Verein bestimmt sind, vorgehen. Es handelt sich nur darum, dass schnell eine allgemeine Kenntniss der Thatsachen gewonnen wird.

Herr Dr. Forrer-Strassburg:

Neolithische Wohngruben von Achenheim.

Im Anschluss an die vorgelegten Photographien neolithischer Wohngruben von Achenheim und Stätzhelm bei Strassburg und der diluvialen Culturschicht von Achenheim möchte ich den Herren als vorläufige Nachricht nur mittheilen, dass zur Zeit bei Achenheim, nahe Strassburg, in einer ca. 6–10 m unter dem Löss liegenden Schicht eine prächtige diluviale Culturschicht sichtbar ist, mit verbranntem Thone, zerstückelten Dinvalthierknochen, Kohlen und, was besonders interessant ist, einer künstlich in die unterste Lössschicht eingetragenen Feuergrube. Erst nach einer Zweibeckenzeit von wie bereits angedeutet 6–10 m unverbürten Lösses beginnt oben das neolithische und neuere Niveau der Wohngruben aus vorgeschichtlicher und römischer Zeit. Ich habe noch vor ein paar Tagen Herrn Dr. Köhl jene Schicht und jene damals scharfsichtbare diluviale Feuergrube gezeigt und wollte die Herren, welche nach Strassburg kommen, einladen, diesen hochwichtigen und instructiven Ort zu besichtigen. Es ist das um so räthlicher, als auch die vielen neueren Hömerfunde aus Strassburg selbst, welche Ihnen Herr Professor Henning gerne zeigen wird, Ihr Interesse finden dürften.

Der Generalsecretär:

Ich habe auch einige Einliffe vorzulegen. Hier ist eine recht interessante Arbeit von Eduard Krause an mich gekommen: Die Schraube eine Eskimoerfindung. Die Abhandlung ist im Globus (Bd. 79 S. 8) erschienen. Ich habe schon von den grossen Erfolgen des „Globus“ gesprochen, der unter der Leitung unseres hochverehrten Freundes Andree immer größere Anerkennung und weitere Bearbeitung findet. Weiter habe ich noch zwei Hefte vorzulegen beide von Herrn von Landsberg. Das eine ist ein neuer typographischer Versuch: Weisdruck auf Schwarz, das andere: Der Weltorganismus.

Herr Dr. Andree-Braunschweig:

Wenn hier der Herr Generalsecretär die Arbeit von Eduard Krause vorlegte, dass die Schraube eine Eskimoerfindung sei, dass also ein Naturvolk selbständig darauf gekommen sei, so möchte ich hervorheben, dass dieser Ansicht doch auch widersprochen worden ist. In der Abhandlung des Herrn von den Steinen (Globus Bd. 79, S. 125), der sich auch damit beschäf-

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1901, Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft S. 116, 202 und 245.

tigt hat, wird nachgewiesen, dass die Eskimos gelegentlich die ihnen bekannt gewordenen europäischen Schrauben nachahmen. Die Schraube ist überhaupt bei den Culturvölkern ziemlich späten Ursprungs, eher es ist bekannt, dass sie in der Bronzezeit vielfach vorhanden gewesen ist. Sie ist in den Schweizer und Mecklenburger Funden nachgewiesen, so dass die Schraube als solche zweigeteilt schon in die Bronzezeit zurückreicht. (Nach von Buchwald, Globus Bd. 79, S. 278.)

Geschäftssitzung.

Entlassung des Schatzmeisters.

Herr von Danke-Metz

legt das Protokoll über die Prüfung der Rechnung für 1900 vor. Dasselbe lautet:

„Am 6. August haben der Herr Regierungs- und Forsttrath von Danke aus Metz und Herr Dr. Köhl aus Worms die Rechnung und die Belege geprüft und richtig befunden.“ Herr von Danke, Dr. Köhl.

Die Entlassung wird einstimmig ertheilt.

Herr Dr. Birkner-München

legt den von der Vorstandschaft gebilligten Etat pro 1901/1902 vor, welcher von der Versammlung genehmigt wird.

Etat pro 1901/1902.

Einnahmen.	
1. Jahresbeiträge von 1200 Mitgliedern à 3.4	4080 —
2. An Zinsen	400 —
3. Cassinet von 1000/1901	203 50
4. Casso-Corrent	123 —
5. Besonders Einnahmen	132 88
Summa:	4659 88
Ausgaben.	
1. Verwaltungskosten	1000 —
2. Druck des Correspondenzblattes	1500 —
3. Redaction des Correspondenzblattes	300 —
4. Zu Handen des Generalsecretärs	900 —
5. Zu Handen des Schatzmeisters	300 —
6. Für den Dispositionsfond des Generalsecretärs	150 —
7. Für Fortsetzung der Ausgrabungen bei Hartkirchen	150 —
8. Für den Stereographen	300 —
9. An die Münchener anthropolog. Gesellschaft	300 —
10. An die Stuttgarter anthropolog. Gesellschaft	300 —
11. An den Verein in Kiel	200 —
12. An den Heimatbund zu Elb.-a. Weidenburg	300 —
13. Für „Anträge Vera“	250 —
14. Für sonstige Zwecke	249 88
Summa:	4659 88

Wahl der Vorstandschaft.

Der Vorsitzende:

Wir haben jetzt die Wahl des Vorsitzenden vorzunehmen.

Dr. Beltz-Schwerin:

Es ist eine langjährige Sitte in unserer Gesellschaft, in der Reihenfolge der Herren, die wir bitten, die Leitung derselben zu übernehmen, einen Wechsel eintreten zu lassen. Ich möchte mir den Vorschlag erlauben, für das nächste Jahr Herrn von Andrian als ersten Vorsitzenden zu wählen. Verkörpert sich doch, wie wir älteren Besucher dieser Congresses alle wissen, in der Person des Herrn von Andrian ein Wissen eines der erfindlichsten und frechtbarsten Erscheinungen auf unserem Gebiete, das innige Zusammenarbeiten unserer Gesellschaft mit der österreichischen. Als zweiten Vorsitzenden würde ich denn

bitten, Herrn Geheimrath Virebow und als dritten Herrn Geheimrath Wilderoy zu wählen.

Der Vorschlag des Herrn Dr. Beltz wurde einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende:

Wir kommen nun zur Wahl des Schatzmeisters. Wir haben je in der ersten Sitzung von dem Herrn Generalsecretär auf unseren bisherigen treuen Schatzmeister, Herrn Oberlehrer Weisemann, noch eine letzte Nachruf gehört. Sie wissen, dass Herr Dr. Birkner mit bestem Erfolge an seine Stelle getreten ist, er hat die Güte gehabt, die Geschäfte zu übernehmen; Generalsecretär und Schatzmeister müssen zusammenwirken, sie wählten bisher an einem Orte und das ist auch jetzt der Fall. Im nächsten Jahre hat statutengemäß eine Neuwahl unseres Generalsecretärs stattzufinden und da es aus geschäftlichen Rücksichten doch wünschenswerth ist, dass wiederum die beider Herren zusammenarbeiten, so dürfte es sich jetzt empfehlen, keine Neuwahl des Schatzmeisters vorzunehmen, sondern sich auf ein Jahr Herrn Dr. Birkner zu beschränken und ihn zu ersuchen, noch einmal die Stellvertretung zu übernehmen. Ich bitte also Herrn Dr. Birkner mit ein Jahr thätig sein zu wollen. Herr Dr. Birkner nimmt diese Wahl an.

Antrag Klaatsch.

Der Vorsitzende:

Herr Dr. Klaatsch und eine Anzahl Mitglieder haben in Hülle einen Antrag betrefend der Reihenfolge der Vorträge eingereicht, dessen Gegenstand aber von uns, wie Sie in der ersten Sitzung durch Mittheilung der Reihenfolge der Vorträge für den ganzen Congress erfahren haben, in einer Weise, die wohl alleinige Zustimmung gefordert hat, geordnet worden ist. Wir werden diese Ordnung gern weiter einhalten und werden uns immer bemühen, wie bisher, nach schriftlichen Erwägungen die Reihenfolge der Vorträge zu bestimmen. Herr Dr. Klaatsch hat den Antrag zurückgezogen, ich frage, ob die Jemand wieder aufnehmen will. Da der Antrag einmal gestellt ist, muss ich diese Frage an die Gesellschaft richten. Eine Wiederaufnahme erfolgt nicht, damit ist dieser Gegenstand erledigt.

Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes.

Der Vorsitzende:

Hiesig liegt schon seit längerer Zeit ein Antrag von Dortmund in Westphalen vor. Wir haben noch einmal eine sehr dringende Einladung telegraphisch von Herrn Oberbürgermeister Schmieding und Herrn Bergassessor Tilmann erhalten, wald Letzterer herbei wäre der Localgeschäftsführung sich zu betheiligen.

Der Herr Oberbürgermeister von Dortmund telegraphirt uns:

Dortmund, den 6. August.

„Bezugnehmend auf die Einladung des Magistrats wiederhole ich die Bitte, der Stadt Dortmund die Ehre der nächstjährigen Tagung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Theil werden zu lassen.“

Schmieding, Oberbürgermeister.

Ich war selbst voriges Jahr in Dortmund und habe mir die dortigen Verhältnisse unter Führung des Herrn Tilmann angesehen; ich kann sagen, dass diese Verhältnisse kasserat günstig liegen. Wir werden

in dem alten Dortmunder Rathhause, welches in würdiger und hochinteressanter Weise restauriert ist, einen herrlichen Platz für unsere Tagung haben und ich weiss, dass die ganze Bergerschaft und der Magistrat in Dortmund uns mit der grössten Freude aufnehmen werden. Ich kann gleich mittheilen, dass heute Morgen noch ein Telegramm an mich eingelaufen ist von Herrn Bergassessor Tilmann, woraus wir sehen, dass derselbe schon rüthig in unserem Dienste thätig ist. Das Telegramm lautet:

Dortmund, 7. August.

„Eben Meldung, dass bei Döhlen an 200 vorgezeichnete Gräber aufgefunden sind, dieselben werden für Dortmunder Museum ausgebeutet.“

Tilmann.

so dass wir gleich in ein Feld neuer Thätigkeit dort einrücken. Ich glaube, dass wir dem Herrn Tilmann nur äusserst dankbar sein können für die Aufmerksamkeit und rege Unterstützung, die er uns zu Theil werden lassen will.

Der Generalsecretär:

Ich darf vielleicht zunächst zu dem eben Vorgetragenen noch hinzufügen, dass schon seit einer Reihe von Jahren der Gedanke in unserer Gesellschaft vielfach ventilirt worden ist, einen Ausflug nach Holland zum Besuche der holländischen Museen zu machen, wozu sich in Dortmund die beste Gelegenheit bieten würde. Wir haben vor zwei Jahren von Lindau aus einen gelungenen Ausflug nach der Schweiz gemacht und dort hauptsächlich wurde der Gedanke rege, dass man auch nach anderen Ländern in ähnlicher Weise, ganz privatim, ohne sich einladen zu lassen und ohne irgend welche Präkationen zu machen, solche Ausflüge machen möchte. Ich möchte Sie fragen, ob ich als Generalsecretär in Ihrem Sinne handeln werde, wenn ich die Wege für einen derartigen Ausflug nach Holland zu ebnen versuche.

Der Vorsitzende:

Es stehen also die beiden Punkte zur Abstimmung, zunächst ob die Gesellschaft einverstanden ist, wenn wir für das nächste Jahr 1902 Dortmund als Versammlungsort wählen?

Die Wahl Dortmunds erfolgt durch lebhaftes Acclamation einstimmig.

Dann haben wir darüber abzustimmen, ob die Gesellschaft damit einverstanden ist, dass unser Generalsecretär Anschluss an die Versammlung in Dortmund, welches ja sehr bequem liegt, Vorbereitungen trifft zu einem Ausfluge nach den Niederlanden, wie wir ihn vor zwei Jahren mit bestem Erfolge und zu allseitiger Befriedigung in die Schweiz unternommen haben? Ich glaube auch hierin der Zustimmung der Versammlung sicher sein zu können und kann nur dem Herrn Generalsecretär für diese Anregung danken, die allseitig nur begrüsst werden kann.

Der Vorschlag wird durch lebhaftes Acclamation angenommen.

Der Generalsecretär:

Der Generalsecretär muss ja immer schon weit hinaus in die Zukunft blicken, um die Verhältnisse für unsere Versammlungen rechtzeitig ordnen zu können. Ich habe der Gesellschaft mitzutheilen, dass eine ausserordentlich freundliche Einladung für das Jahr 1903 schon in meinen Händen ist, eine Einladung nach Worms. Alle, die in Worms waren, wissen ja, was

wir dort gerade unter der Führung unseres hochverehrten Freundes Dr. Köhl zu erwarten haben. Ich habe diese Einladung mit der grössten Freude angenommen und glaube, dass diese Einladung, über die wir heute ja noch nicht abstimmen können, im nächsten Jahre, wenn sie auf die Tagesordnung gesetzt wird, die freudigste Annahme der Gesellschaft finden wird. Ich möchte noch erwähnen, dass auch von Herrn Regierungsrath Dr. jur. M. Much-Wien eine Anregung ausgegangen ist, die gewiss für uns alle etwas ausserordentlich Sympathisches ist. Herr Dr. Much hat angeregt, ob wir nicht bald einmal, anschliessend an einen unserer Congress, auch nach Skandinavien eine gemeinschaftliche Rundreise, ebenso privatim wie auch der Schweiz und nach Holland, unternehmen möchten. Als Ausgangspunkt für einen solchen Ausflug nach Skandinavien wäre für unseren Congress ein im Norden gelegener Ort zu wählen. Herr Dr. Much selbst denkt zunächst an einen Ort, der uns allen ganz besonders am Herzen liegt, unseres theueren Freundes Bayer wegen, Stralsund. Ich habe mich auf die Anregung hin, sofort mit Stralsund in's Benehmen gesetzt und zunächst einen Brief an Bayer geschrieben, um ihn anfragen, was er rüth. Bayer ist schon ziemlich in den achtziger Jahren vorgeschritten, ist jedoch noch frisch und thätig. Wir dürften ihn aber doch nicht zwanzen, die ausserordentlich schwere Last der Geschäftsführung zu übernehmen. Er selbst hat einige andere Bedenken geäussert, von denen ich jetzt noch nicht weiss, inwiefern sich diese werden beseitigen lassen. Darüber kann ich vielleicht schon im nächsten Jahre Mittheilungen machen. Wir könnten ja auch in einer anderen Stadt des deutschen Nordens den Congress abhalten und von dort aus nach Skandinavien hinübergehen.

Der Vorsitzende:

Wir dürfen die Sache dem Herrn Generalsecretär vertrauensvoll überlassen, er wird sie in bester Weise führen.

Als Zeitpunkt für den nächstjährigen Congress in Dortmund schlägt die Vorstandschaft vor, wie gewöhnlich die Tagung an den Anfang des August, und zwar in die erste Augustwoche, anzusetzen.

Wissenschaftliche Verhandlungen.

(Fortsetzung.)

Herr R. Virchow-Berlin:

Ueber Schädelform und Schädeldeformation.

Wenn ich so spät mit meinem Vortrage komme, so ist es deshalb, weil die Fragen der Formation und Deformation des Schädels erst in der letzten Zeit neu angeregt worden sind und es sich darum handelt, angesichts der Mannigfaltigkeit der Thatsachen eine Verständigung herbeizuführen. Als ich selbst vor ungefähr 40 Jahren anfing, mich mit Schädeluntersuchungen zu beschäftigen, waren gerade die bahnbrechenden Mittheilungen unseres verehrten schwedischen Collegen Retzius, des Vaters des gegenwärtigen trefflichen Anatomen in Stockholm, erschienen, der zum ersten Male jene grosse und berühmte geworden Eitheilung der menschlichen Schädel anstellte, wonach die lange und die kurze Form von einander getrennt wurden: die sogenannten Dolichocephalen und die Brachycephalen. Das war die Grundlage geworden für die Generaldisposition, in welche mit der Zeit alle Rassen einge-

geschlossen worden waren. Auch in unseren Kreisen hat sie zu sehr lebhaften Erörterungen geführt. Ich will daran erinnern, daß für die tethische Germanen die Frage außerordentlich wichtig, aber zugleich auch sehr schwierig ist, wo die Grenze zu ziehen ist zwischen slavischen und germanischen Menschen, ungefähr ähnlich, wie Sie es hier im Westen auch haben, wo es sich um die Abgrenzung zwischen Germanen und Kelten handelt. Auf diese Details will ich jedoch nicht eingehen, ich wollte nur hervorheben, wo weitgreifend die Untersuchungen von Retzius geworden waren. Ich habe zufälliger Weise die Kraniaologie in Angriff genommen in einer Zeit, wo ich zum ersten Male in meinem Leben in meiner nächsten Umgebung auf Crétines in grösserer Häufigkeit stiess. Das war in Unterfranken, in der Umgebung von Würzburg, wo ich sowohl unter der lebenden Bevölkerung wie in den Beinähern vielfach Gelegenheit fand, derartige Untersuchungen zu machen, und wo ich auf die Frage gestossen wurde, wie weit die allgemeinen Formen, welche die Schädel einzelner Individuen oder ganzer Classen der Bevölkerung darbieten, als Normalformen zu betrachten seien, wie weit man also annehmen könnte, das sei der typische Charakter dieser Rasse oder dieses Stammes. Bei diesen Untersuchungen waren mir in der That die Crétines ungewöhnlich günstig, insofern als bei der Untersuchung der Schädel derselben sich herausstellte, dass an denselben nachweisbar Veränderungen zu erkennen waren, welche zweifellos einer sehr frühen Zeit der Entwicklung angehören und auf den Fortgang der Bildung des Schädels und der Form desselben einen Einfluss ausgeübt haben mussten. So kam ich nach ein paar Jahren zu der These, dass dieselben Formen, welche in ganzen Bevölkerungen gewissermassen ethnologisch als Typen erscheinen, auch pathologisch durch besondere Krankheitsinflüsse bei einzelnen Menschen entstehen können. Damit erhielt ich zwei parallele Reihen, eine physiologische und eine pathologische, welche dieselben Schädelformen brachten. Wenn Retzius die Einteilung für die Rassen Schädel in dolichocephalo und brachycephale vorschlug, so koante ich die pathologischen Kategorien in gleicher Weise eintheilen, so jedoch, dass meine Dolichocephalen und Brachycephalen nicht von den Dolichocephalen und Brachycephalen von Retzius ganz verschiedes waren. Es stellte sich aber mehr und mehr heraus, dass mit diesen beiden Kategorien allein nicht auszukommen war; es wurden allmählich immer mehr. Es war also zu ermitteln, wo eigentlich der Gesichtspunkt für die Unterscheidung der Formen liegt.

Bei dieser Untersuchung bin ich mehr und mehr auf den Einfluss gekommen, den die Schädelnähte (Sutturen) auf die Entwicklung des Kopfes ausüben; namentlich drängte sich immer mehr in den Vordergrund die Ueberzeugung, dass das Material für diese Neubildung, für den wachsenden Schädel von der Substanz der Sutturen hergebehen wird, indem der Schädel aus der Naht wächst und zwar immer an den Rändern der vorhandenen Schädelknochen. Wenn wir einen kindlichen Schädel nehmen und daran die Nähte anfassen, so ergibt sich ganz naturgemäss, dass das Wachstum, indem es aus den Nähten erfolgt, immer in der Ebene der benachbarten Knochenheile, also in der Regel in der Fläche geschehen muss; von da aus wächst jeder einzelne Schädelknochen für sich weiter. Durch das Wachstum der Naht erfolgt allmählich ein Auseinanderdrängen der benachbarten Knochen, sie werden auseinander geschoben, ihre Fläche vergrössert

sich. Das will ich nur kurz andeuten. Es liess sich eine Masse von Thatsachen beibringen, die dafür sprechen. Jedenfalls ergab sich für die Betrachtung des Schädelwachthums eine allgemeine Methode der Betrachtung. Bei jeder Schädeluntersuchung muss man sich zunächst die Frage vorlegen: sind die Suturen in Ordnung? Denn nur so lange als diese sich regelmässig entwickeln, ist es denkbar, dass die normale, die typische Form des Schädels erreicht wird.

Nun will ich gleich darauf hinweisen, dass es nicht so einfach ist zu sagen, welches die normale Form ist. Wie lässt sich dieselbe graphisch herstellen? Was die neue Methode Hälz (Anlegung eines linearen Drahtes) betrifft, so ist sie nicht gerade so neu, wie sie aussieht; sie ist schon oft angewendet, es ist dieselbe, welche unsere Schneider für die Messung des menschlichen Körpers anwenden. Freilich ergibt dieselbe immer nur approximative, keineswegs mathematische Werthe, aber man braucht diese für die gewöhnliche Praxis nicht. Wie Jemand sich einen Hock machen lässt ohne mathematische Grundlage der Messung, so kann man es auch bei der Untersuchung der menschlichen Körperform machen. Aber immer muss man das festhalten, dass die Feststellung dessen, was eigentlich normal ist, eine erantliche Complicirtheit mit sich bringt. Ja ich will hinzufügen: nach meiner langen Praxis und Erfahrung bezweifle ich, dass von den Lebenden einer das Schlussurtheil erleben wird, jetzt sei der Normaltypus vollkommen festgestellt. Der Typus ist ein so variables Ding, dass wir ihn sich fortwährend unter der Hand verändern sehen und dass wir bei den eigenen Untersuchungen sehr wohl eine gewisse Verlegenheit gestehen. Um eine gewisse Sicherheit zu gewinnen, ist das erste und wesentlichste Erforderniss, dass man sich überzeugt, ob die Nähte, d. h. die Müttersubstanz, aus denen neher der Knochen werden soll, zur Zeit des Wachthumes in Ordnung waren. Dafür haben wir ganz bestimmte Kennzeichen, da gibt es eine wirkliche Norm. Indess auch bei den Normen erwachsen endlose Schwierigkeiten; denn wenn auch Nahtsubstanz vorhanden wäre und ihre Anwesenheit nachher sich noch erkennen lässt durch die Beschaffenheit der Nähte, so kann man doch nicht ohne Weiteres ein Urtheil über das Mass ihres Wachthumes haben; die Nähte können da sein, aber sie brumchen nicht zu wachsen, oder sie können ein anderes Mal viel mehr wachsen, als sie eigentlich hätten wachsen sollen, gerade wie die Menschen selber. Wir nehmen daher ein gewisses Normalmass des Wachthumes für jede Naht an, wie für jeden Gelenkknorpel, dessen Wachstum die Höhe des Individuums bedingt. Aber wenn das Individuum es eben nicht anders thut, wird das Knorpelwachthum vielleicht grösser als das Normalmass, und wenn der Knorpel es nicht erreicht, so bleibt das Individuum kleiner. Man kann nicht immer genau sagen, wie weit das Wachstum untypisch ist, denn auch die typische Form kann sich in verkleinerter Gestalt darstellen; wir dürfen nicht den Typus mit der Grösse unmittelbar in Verbindung bringen. In einer solchen Verbindung liegt eine der grössten Schwierigkeiten. Ich habe vorgestern schon darauf hingewiesen, wie unter den alten Schädeln, die wir in Deutschland zur Prüfung haben, ungewöhnlich grosse Formen sich vorfinden, so grosse, dass sie nach heutiger Vorstellung nicht mehr recht bestehen würden, als normale. Wenn Jemand einen solchen Kopf hat, wie der, den ich jetzt in der Hand habe (ein Schädel aus einem nordfränkischen Grabe), so wäre das einem gewöhnlichen „Normalkopf“ gegenüber doch recht af-

fallend. Er gehört zu den Schädeln, bei denen sich immer wieder die Frage aufwirft, wodurch sind sie veranlasst worden, so gross zu werden? Wenn dieses Wachstum eine gewisse Stärke erreicht, so kommt jedermann unwillkürlich auf die Vermuthung, dass der Grad dieser Vergrösserung in der Anhäufung einer an sich sehr nützlichen Substanz liege, die aber unter Umständen sich als etwas sehr Nachtheiliges erweist, nämlich das Wasser in zu grosser Quantität in einem solchen Schädel enthalten gewesen sei. Diese Vermuthung ist zweifellos berechtigt. Wenn Sie mich aber fragen, wie erkennt man, ob es ein Wasserkopf ist oder nicht, so muss ich sagen, es ist nicht jedem Schädel ohne Weiteres anzusehen, ob er einem Hydrocephalus angehört oder ob er nur ungewöhnlich stark gewachsen ist. Der griechische Ausdruck für ungewöhnlich stark gewachsene Schädel war „Kephalonien“. Wo ist die Grenze zwischen Kephalonien und Hydrocephalie? In der blossen Grösse kann sie nicht gesucht werden, man muss auf andere Verhältnisse kommen. Ich will gleich sagen, dass man kaum in der Lage gewesen wäre, in dieser Unterscheidung weiter zu kommen, wenn man nicht frühere Fälle zur Untersuchung gehabt hätte, wie sie die Anatomie eben gestorbener Menschen darbot. Da zeigt sich, dass es in der That kolossal grosse Köpfe gibt, die man nach gewöhnlichem Ritus als Wasserköpfe betrachten konnte, bei denen man aber bei der Untersuchung kein nennenswerthes Quantum von Wasser im Innern des Kopfes vorfindet, sondern wirkliche Hirnsubstanz. Das sind Formen, wie sie öfters bei Kindern vorkommen, bei denen der gewöhnliche Beobachter schwankt, ob dies nicht ein ungewöhnlich veranlagtes Individuum sei. Nichts liegt näher als der Schluss, dass die besondere Grösse des Kopfes zu der Prognose berechtigt, in dem betreffenden Kinde ein kräftiges Gehirn zu sehen. Ein solcher Schluss erscheint umso mehr berechtigt, wenn bei der Autopsie in der That ein grosses Gehirn ohne Wasser sich vorfindet. Freilich ist durch eine positive Untersuchung zu ermitteln, ob das grosse Gehirn bloss aus der spezifischen Substanz des Gehirns besteht oder ob sich dazu nicht ein anderes, weniger brauchbares Element gesellt hat; als solche habe ich vor langer Zeit das inter-titelle Element der Neuroglia nachgewiesen.¹⁾ Wenn aber jemand mehr Neuroglia und weniger Hirnsubstanz hat, als normal ist, so kann er auch nichts weiter thun als dieselbe mit sich herumschleppen. Durch die Kenntnis der hyperplastischen Neuroglia ist wenigstens festgestellt, dass wenn wir abnorm grosse Schädel finden, wir nicht ohne Weiteres auf einen höheren geistigen Charakter der Rasse schliessen dürfen, wie wir umgekehrt von einem zu kleinen Schädel nicht ohne Weiteres auf geringe Begabung schliessen können. Ich betone das vorzugsweise deshalb, weil letztere Frage in diesem Augenblicke grosse Kreise der europäischen Welt bewegt, seitdem man in der Schweiz Skellet mit kleinen Schädeln entdeckt hat, welche sich bis in die ältesten Zeiten der menschlichen Entwicklung zurückverfolgen lassen. Wir hatten kürzlich die Annahme der beiden Hauptrepräsentanten dieser Lehre, der Kollegen Kollmann in Basel und des Dr. Nuesch in Schaffhausen, des Entdeckers dieser Höhlen, erhalten. Das war für mich Veranlassung, einige solcher Schädel hierher zu bringen, um einmal unsere pathologischen Kleinköpfe gegen die

physiologischen Rassen-Kleinköpfe zu stellen. Nur das eine will ich besonders hervorheben, dass nach meiner Ueberzeugung aus der Kleinheit der Schädel noch kein Schluss gezogen werden darf auf die Niedrigkeit der Rasse. Denn wenn wir in der Welt umherblicken, so kommen wir auf so viele kleine Köpfe und kleinköpfige Menschen, auch bei solchen Rassen, welche eine grosse geistige Entwicklung zeigen, dass wir nicht so ohne Weiteres auf die Niedrigkeit der betreffenden Leute schliessen können. Ich werde gleich nachher noch Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Hier ist ein solcher kleiner Schädel aus einem altpersianischen Grabe. Unter unserer deutschen Bevölkerung ist es vorzugsweise die nordwestliche, welche die grosse Form häufiger darbot; bei ihr stehen wir seit längerer Zeit in der Discussion darüber, wo sie eigentlich herkommt. Die Aufmerksamkeit ist hauptsächlich durch holländische Anatomen darauf gerichtet worden. Es handelt sich um älteste Gräber, welche sich auf den Inseln der Nordsee, z. B. auf Seeland, den benachbarten Inseln und dem benachbarten Festland finden. Das sind Gebiete, die nach meiner Ueberzeugung zum friesischen Gebiete zu zählen sind, obwohl die Holländer selbst daraus etwas Besonderes machen möchten. Es kommt jedoch darauf nicht so sehr an; ich will nur constatiren, dass solche grossen Formen vorzugsweise in diesem Gebiete zu Hause sind. Wir kennen in Europa ein zweites Gebiet für diese grossen Köpfe. Zunächst zeige ich ein genügend grosses Exemplar, eines Gräberlandes aus dem Schiefer Alpen (von Clusard) vielleicht einen Träger freihethlicher und fortschrittlicher Ideen, der einmal eine grosse Rolle gespielt haben mag; er wird nicht leicht übertrufen werden durch einen Mann anderer Abstammung. Ich verdanke ihm einen unserer eifrigsten Schädelforscher im Gebirge, Herrn Tappeiner in Meran; unter seiner Sammlung, die er veranlasst hat, war dies derjenige, der den grössten Rauminhalt des Schädels darbot; unser alter Freund hat sich damit beschäftigt und glaubte Spuren gefunden zu haben, welche auf einen Hydrocephalus hindeuten, ich habe keine entdecken können. Die Entwicklung dieses Schädels spricht für eine ungewöhnliche Grösse. Diese Kephalonien des Gebirges erstrecken sich bis Albanien hin durch den ganzen Alpenzweig, nicht immer genau in derselben Form, aber immer charakterisirt durch das kolossale Gegensatz sowohl gegen die normalen, als gegen die zu kleinen Schädel. Wir bestimmen jetzt die Grösse der Schädel gewöhnlich durch das Maass mit Schrotkörnern oder einer ähnlichen kleinkörnigen Substanz. Die grössten Schädel, die uns bis jetzt bekannt sind, stammen aus der Südeee bar; ich besitze selbst einen Schädel von Neurbriennen, der 2100 cem Rauminhalt hat, während der erwähnte Gräberind. 1850 cem hat, also schon nahe an diese Verhältnisse herankommt. Der vorgelegte Ostriace hat 1510 cem. Das sind die grössten Verhältnisse, die Sie wahrscheinlich im Augenblicke treffen können; ihre Grösse wird dentic, wenn man findet, dass etwa zwischen 1500 und 1600 cem die grosse Mehrzahl der Schädel sich bewegen.

Nun kann man aber aus der Grösse gar nicht auf die Form schliessen. Die Grösse bedingt nicht etwa die Form, so würde es vielleicht thun, wenn jeder einzelne Knochen an denselben Kopf in demselben Maassstabe wüchse oder zurückbliebe. Aber die Schädelknochen haben auch wieder ihre eigenen Be-

¹⁾ Rud. Virchow, Entwicklung des Schädelsgrundes, 1857, S. 100.

²⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1900, Bd. 32, S. 236.

dingungen, jeder der verschiedenen Knochen, aus denen das Gevierte des Schädels sich zusammensetzt, wächst für sich, und weil er das thut, kann er einmal grösser, ein anderes Mal kleiner sein, ohne dass seine Nachhärkungen sich in gleicher Weise vergrössern oder verkleinern. Daraus ergeben sich sehr verschiedene Rückwirkungen auf die ganze Schädelform. Wenn das der Fall ist, so kommen wir immer wieder zu der Frage, woher ist die Differenz in der Form eigentlich zu erklären?

Da ist eine complicirte Untersuchung erforderlich, ob keine unnatürlichen Einwirkungen zuzufinden waren, und unter diesen sind wieder diejenigen, welche die Menschen am meisten interessiren, die künstlichen, das, was wir eine künstliche Deformation nennen, ungefähr das, was eine Dame erreicht, wenn sie ein unabweikendes Corsett anhaltend gebraucht und aus der Brust etwas macht, was die Brust eigentlich nicht sein soll. Sie wissen, dass die Brust nach unten nicht in eine Spitze oder einen Kegel auslaufen soll, sondern umgekehrt, da wo sie jetzt häufig nun engsten ist, sollte sie eigentlich am weitesten sein. Ungefähr dasselbe kann man mit dem Schädel nach zu Stande bringen und auf diese Weise kann man die grössten Neuerungen herbeiführen, wodurch eine Gestalt des Kopfes entsteht, die ganz und gar nicht mehr typisch ist, obwohl sie nach dem Wachstumsgesetze der normalen Schädel sich gebildet hat. Unter den deformirten Schädeln bestehen grosse Differenzen. Es gibt darunter z. B. sehr kurze und sehr lange Formen. Hier ist ein ganz kurzer Schädel, ein Musterschädel für Karas, der gar keinen Hinterkopf mehr hat, dieser ist ganz und gar verschwunden, es geht alles in die Höhe. Ich will auf diese einzelne Form nicht weiter eingehen. Aber man muss wissen, dass die Formen nicht ganz zufällig sind. Unter Umständen kann man finden, dass die Deformationen sich in gewissen Gegenden local häufiger vorfinden. Ich habe deshalb angefangen, indem ich meine grosse amerikanische Schädelarbeit machte, mich auf das Studium der einzelnen Localitäten etwas mehr einzurichten; ich könnte gegenwärtig eine Geographie der Deformationen geben. Ich behaupte, es hat von jeder geographische Bezirke der Deformation gegeben, so dass also nicht bloss die Uebung einer künstlichen Veränderung, sondern noch die besondere, für diesen Bezirk spezifische Form, die eine beschränkte Form, eine sehr interessante Form, die einen beschränkten Bezirk von Nordamerika betrifft. Dieses Art der Umwandlung wurde hauptsächlich geführt in den Regionen östlich vom unteren Mississippi, in dem Gebiete von Natches und Nachbarschaft; ich habe sie deshalb auch als Natchesform in die allgemeine Terminologie eingeführt. Man findet sie nicht mehr in lebendiger Uebung; derartige Schädel sind nur aus Gräbern zu haben, aber am Anfange des 18. Jahrhunderts existierte der Natchesstamm noch; er ist nur in schändlicher Weise von den Franzosen vernichtet worden in einer Reihe blutiger Gefechte. Seitdem hat die Deformation hier aufgehört, wenigstens ist meines Wissens nirgends mehr in Nordamerika vorgekommen. Jedermann wird gleich sagen können, ein solcher Schädel muss, wenn er künstlich deformirt ist, dadurch deformirt sein, dass er von hinten nach vorne zusammengedrückt ist. Das Hinterhaupt ist ganz platt und steil, während es sonst sehr gewölbt ist. Das Natcheschädel sind kurz und klein, sie würden im Sinne von Retzius nach Typus der extremsten Brachycephalie gehören. Merkwürdiger Weise hat sich diese

Sitte der Deformation, die noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts geübt worden ist, niemals westlich über den Mississippi oder gar über die Felsengebirge hinaus erstreckt, obwohl man im Westen auch deformirte. Die Stämme längs der pacifischen Küste haben das vielfach geübt, aber es kommen da gewisse andere Deformationen vor, welche sehr stark verdrückt sind: die berühmten Flachköpfe (Flatheads), die namentlich in der Umgebung des Oregon an Haass sind. Sie sind durch einen starken von oben her gegen das Schädelsgewölbe gerichteten Druck erzeugt worden. Diese Flachköpfe hat man eine Zeit lang als ganz besonders spezifische Eigenthümlichkeiten des Nordwestens betrachtet. Sie d. h. solche Schädel sind, nachdem sie in Amerika selbst bei den Dänen und noch früher bei den Kramologen grosse Anerkennung gefunden haben, sehr selten geworden, wir können keine neuen mehr erlangen, aber es existiren noch manche, die sich in der Welt herumtreiben. Es gibt auch andere ungesprochene Flachköpfe, z. B. perussische.

Die Flachköpfe finden sich im nordwestlichen Küstengebiet mehr nach Süden. Wenn man ein paar Schritte weiter nach Norden geht, so gelangt man in das Gebiet der Langköpfe (Longheads), der extremsten Form von künstlicher Deformation, die wir überhaupt kennen. Hier ist ein riesig langer Kopf; wenn man ihn von unten her betrachtet, sieht man, dass eine ganze Partie des Hinterkopfes nach hinten heranstellt und dass das grosse Hinterhauptlich ganz nach vorne gerückt ist. Die Lang- und die Flachköpfe sind durch den Oregonstrom getrennt, nördlich sitzen die Longheads, südlich die Flatheads, die einen künstlich dolichocephal, die anderen künstlich brachycephal. Wo die Grenze zu suchen ist, das ist schwer zu sagen.

Ich habe zum Vergleiche das einen europäischen Longhead mitgebracht, einen rein ethnologischen Fall, wo die Langköpfigkeit bedingt worden ist durch vorzeitige Verwachsung der langen Naht, welche über die Mitte des Schädels verläuft (Sagittals; diese Naht ist ganz und gar verküchert, das ist der Grund der Verlangung gewesen. Dieser Schädel ist ziemlich so lang, wie die amerikanischen Longheads; er hat aber nichts weiter an sich, als die Verwachsung der Naht.

Ich könnte noch andere Beispiele erzählen, will mich aber darauf beschränken, ihnen diese Beispiele vorgeführt zu haben. Ich will nur noch hervorheben, dass durch ähnliche Vorgänge entstehen kann, was die schiefen Köpfe (Plagioccephalen) zu Stande kommt, die zuweilen ganz winselhaft aussehen und meistens durch fötliche Druckwirkung auf der einen Seite hervorgebracht sind; sie können aber ebensoviel in Folge von Verküchierung der einen Seitennaht (Coronaria oder Lambdoidea) entstanden sein. Ich bin gewiss bereit, wenn jemand sich darüber weiter orientiren will, das zu demonstrieren. Ich will nur hervorheben, dass wir durch positive Erfahrung gelernt haben, dass dieselbe Schädelform einmal in natürlichen Wege krankhafter Veränderung eintreten kann, weil diejenige Substanz (Sutura), aus welcher der Schädel wachsen soll, nicht vorhanden, vielleicht frühzeitig verküchert ist — ein anderes Mal auf natürlichem Wege, indem die Nebenstanz einmal mehr und das andere Mal weniger wächst. Ob eine bloss Verminderung des Wachstums vorliegt, das muss ermesen werden aus der Menge der Nebenstanz, welche noch zurückgeblieben ist.

Zum Schlusse wollte ich Sie noch einmal darauf aufmerksam machen, dass ohne eine gewisse Betrach-

ung der Einzelheiten des Schädelbaues man die Differenzen der Entwicklung nicht verstehen kann. Wenn auch noch besser gemessen wird, wie es wahrscheinlich meistens geschehen wird, so fürchte ich doch sehr, dass man immer noch nicht durch blosses Messen an einem Abschluss kommen wird. Dazu gehört eine grosse Reihe einzelner Beobachtungen; erst aus einer Zusammenstellung vieler Fälle lässt sich ein sicheres Urtheil deduciren, aber die Zahl der Fälle macht es auch nicht immer. Ich erzählte neulich schon, dass ich unter sechs Ainochädeln sechs verschiedene gefunden habe, ohne dass ich sagen kann, welchem Haasentypus sie am nächsten kommen. Die künstliche Beschneidenheit, die ich Ihnen da zeige, ist mir sehr schwer geworden; es hat lange Zeit gebraucht, ehe ich von dem niedrigen Grade meines Erkenntnisvermögens überzeugt worden bin. Die Thatfache der Verdrückung der Schädel und das Entstehen von neuen Formen daraus gehört mit zu den ältesten Leistungen, welche der Ervator der Medicin, Hippokrates, der Welt hinterlassen hat; er lieferte eine sehr genaue Beschreibung, wie zu seiner Zeit in der Gegend von Kolchis, an der Ostküste des Schwarzen Meeres, die Schädel deformirt wurden. Er berichtete, wie man die Deformation als ein Zeichen höherer Befähigung, als eine aristokratische Form betrachtete. Ich habe von einer Reise nach dem Kaukasus einen solchen Schädel mitgebracht, der wohl bis in die Zeit des Hippokrates zurückreichen kann; er zeigt schon von Weitem die eigenthümliche schräge Abplattung der zurückgedrängten Stirne, die damals als ein Zeichen aristokratischer Erziehung angesehen wurde. Dieser Schädel ist der am meisten classische unter allen hier vorliegenden. Was die Grösse der Deformation aber anbetrifft, so haben die Amerikaner darin mehr geleistet. Es ist eine sonderbare Thatfache, dass wir gerade in den südamerikanischen Gebirgsländern, in dem schon vor der Conquista staatlich organisierten Gebiete, sehr schwer einen Schädel finden, der sich vollkommen intact erhalten hat; daher leidet noch heutigen Tages die amerikanische Kraniaologie der präcolombischen Zeit ganz wesentlich an diesem Mangel an gesichertem Materiale.

Herr Geheimrath Director Dr. Voss-Berlin:

Prähistorische Karte und alte Schiffstypen.

Die kartographischen Arbeiten, welche die Gesellschaft schon seit fast drei Decennien beschäftigt haben, zerfallen, wie mir im vorigen Jahre in Halle gesehen haben, in wesentlich zwei verschiedene Aufgaben; die eine ist die allgemeine Kartographie, wie sie schon seit Langem in Angriff genommen ist, die zweite Aufgabe ist die topographische Kartirung. Die allgemeine Kartographie, d. i. die kartographische Aufzeichnung aller uns erhaltenen vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler, hat nach langem vergeblichen Bemühen einen neuen erfolgreichen Anlauf genommen, dem weitere Fortschritte folgen werden. Mecklenburg ist a. B., wie wir aus den höchst anerkennenswerthen und verdienstvollen Vorlagen des Herrn Dr. Beltz-Schwerin bereits im vorigen Jahre in Halle gesehen haben, vollständig kartographirt und gegenwärtig ist ein anderes Gebiet in Angriff genommen worden, das demnächst auch fertiggestellt sein wird. Ein grosser Theil von Mitteldeutschland, die thüringischen Länder umfassend, wird bereits bearbeitet. Daran wird sich demnächst das nördlich anschliessende Gebiet anreihen und in gleicher Weise bearbeitet werden. Es hat sich hiefür eine

Commission gebildet, bestehend aus den Herren: Director des Museums in Halle Dr. Förtsch, Director-assistent Dr. Götzke in Berlin, Professor Dr. Höfer in Wernigerode, Sanitätsrath Dr. Zschiesche in Erfurt und verschiedenen anderen Mitarbeitern. Diese nördlich vom Thüringer Gebiete liegende Strecke, die demnächst angebahnt werden soll, wird die brandenburgischen Lande umfassen, ferner Anhalt und den östlichen Theil der Provinz Sachsen. Daran wird sich das Königreich Sachsen anschliessen, welches Professor Dr. Deichmüller zu bearbeiten mir in Aussicht gestellt hat. Wir würden dann also einen grossen Theil Deutschlands, neben Mecklenburg fast ganz Mitteldeutschland, in dieser Weise bearbeitet haben.

Für die typologische Kartirung ist zunächst die Feststellung der Typen in Angriff zu nehmen, eine grosse Arbeit, die sich in kurzer Zeit nicht bewältigen lässt, auch von einem einzelnen nicht vollständig gelöst werden kann. Ich hoffe aber, dass auch auf diesem Gebiete nächsten Fortschritte gemacht werden, deren greifbare Resultate Ihnen nächstes Jahr vorgelegt werden können.

Die Gesellschaft hatte die Güte, im vorigen Jahre eine Summe zu bewilligen für die Erforschung der alten Schiffstypen. Ich habe den Fragebogen, der Ihnen vorlag, in Gemeinschaft mit unserem Herrn Generalsecretär versendet. Es sind sehr zahlreiche Exemplare in Deutschland und ausserhalb Deutschlands einschlägigen Vereinen und geeigneten Persönlichkeiten zugesandt worden, worauf noch sehr zahlreiche Antworten eingegangen sind; fortwährend laufen noch Bitten ein um Uebersendung solcher Fragebogen und es sind noch eine Reihe von Beantwortungen der Fragebogen zu erwarten. Ich kann versichern, dass die Sache einen fruchtbaren Boden gefunden hat. Es haben sich bereits recht überraschende Resultate ergeben, z. B. dass, das der Einbaum durchaus noch nicht unser Gebrauch bekommen ist, sondern in verschiedenen Gegenden noch benutzt wird. Er wird sogar wegen seiner Brauchbarkeit ausserordentlich geschätzt und den leichten Kähnen vorgezogen, weil er stabiler ist. Eine andere interessante Mittheilung habe ich aus Albanien erhalten, wo man sich gelegentlich noch bei Uebersetzung von Flüssen aufgelassener getrockneter Thierhäute bedient, ferner dass man sich einer Koppelung von Einbäumen bedient und zwar so, dass zwei Einbäume durch Querstangen miteinander eng verbunden werden und so gewissermassen einen Doppelkahn bilden. Das ist insofern interessant, als in der Nähe von Offenbach ein ganzer Haufen von einbaumartigen Fahrzeugen entdeckt worden ist. Sie wurden bei Hafentrafen in bedeutender Tiefe in nächster Nähe des Maines gefunden. Es sind senkrecht abgezeichnete ausgehöhlte Baumstämme, die gewöhnlichen Holztrogn nicht unähnlich sind. Was aber merkwürdig ist, ist der Umstand, dass die Seitenwände mit Durchbohrungen versehen waren. Es war schwierig, festzustellen, was das sei, Tröge konnten es nicht sein, denn der Main floss in unmittelbarer Nähe vorbei und man hätte sie nicht nöthig gehabt, weil das Vieh sehr leicht zur Tränke geführt werden konnte und da hat, glaube ich, nur der Fund aus Albanien wohl den Weg gezeigt, wie die Sache sich verhalten hat. Wahrscheinlich haben diese Durchbohrungen in den Seitenwänden der ausgehöhlten Baumstämme, die etwa 6-7 Fuss lang sind, auch noch etwas länger, dazu gedient, zwei Baumstämme aneinander zu koppeln und sie zum Transport grösserer Körper zu verwenden, wie es jetzt in Albanien noch nach der Fall ist, wo sie zum

sich einige interessante Eigenthümlichkeiten, die ich doch berühren will. Der Mann hatte einen kleinen Buckel nach der einen Seite, und nun zeigt sich vorne an dem Sternum eine sehr merkwürdige Asymmetrie bei dem Ansatz der Rippen.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die erwähnt werden muss, findet sich an den Schiffsbeinen beider Füße, ein Sehnenknochen des Musculus tibialis posterior. Es handelt sich um einen sehr zierlichen Fuss, die Leiche wog nur etwas über 100 Pfund, hatte aber kräftige Muskeln.

Das Gehirn wog frisch aus dem Schädel genommen 1510 g. für einen Mann mit einem Körpergewicht von etwas über 100 Pfund ein höchst respectables Gewicht. Nun muss man das Gewicht des Hirnes abziehen, das unter die weichen Hirnhäute ergossen war und das man auf 5% annehmen kann; so kommt man auf ein Gehirngewicht von nahezu 1400 g., also immerhin ein über dem Durchschnitt stehendes Gewicht, namentlich wenn man das geringe Körpergewicht in Betracht zieht.

Die Hauptsache bei den bisherigen Angaben über Verbrechenhirne bezieht sich auf die Gestaltung der Windungen des Gehirns. Ich will im Kürzen eine kleine Skizze von der Beschaffenheit dieser Windungen aufzeichnen. Wir nehmen die linke Seite, die von der Kugel nicht verletzt ist. Es fällt zunächst auf die grosse Furche, die sogenannte fissura Sylvii. Es folgt dann die Centralfurche, die keine Besonderheiten darbietet. Die Stirnwindungen sind sehr gut entwickelt. Die zweite ist sehr deutlich abgesetzt, die dritte, der Sitz des Sprachvermögens, ist gleichfalls in guter Ausbildung, alles genau so, wie wir es bei einem normalen Durchschnittsgehirn finden. Ebenso verhalten sich die Temporalwindungen; die zweite ist etwas reicher entwickelt. Wir sehen ferner sehr deutlich die grosse Interparietalfurche bis in das Hinterhaupt hinein sich erstrecken. Am Hinterhaupt sind die Longitudinalfurchen besser ausgeprägt als gewöhnlich. Die rechte Halbkugel des Gehirns zeigt sich genau so beschaffen; man findet wenig Gehirne, wo die Symmetrie auf beiden Seiten so deutlich ausgeprägt ist wie hier. Man hat wohl behauptet, dass die drei gewöhnlichen Stirnwindungen bei solchen Verbrechengehirnen häufig eine weitere Untertheilung zeigen, so dass die zweite Windung in zwei deutliche Untertheilungen zerlegt wäre. Davon ist hier nichts zu sehen. Ich muss bemerken, dass man diese Untertheilungen bei menschlichen Gehirnen häufig findet; ich kann durchaus nicht sagen, dass das eine besondere Eigenthümlichkeit sei.

Ich kann nach Allem erklären, dass dieses Gehirn in keiner Beziehung irgend etwas Auffälliges hat, dass ich es im Gegentheil als Typus eines normalen menschlichen Gehirns bezeichnen muss.

Mit einem solchen Falle ist natürlich gar nichts für und gegen bewiesen, doch kann jeder Fall, der genau und gründlich untersucht wird, für eine spätere Bearbeitung werthvoll werden. Erst wenn wir eine grössere Summe von Fällen zusammengestellt haben, ist es Zeit, Schlüsse zu ziehen. Für heute stelle ich nur Thatsachen fest.

Herr Professor Dr. Klaatsch-Heidelberg:

Ich möchte nur hervorheben, dass diese eigenthümliche Abweichung am Fusse eine merkwürdige Parallele darbietet zu dem, was wir bei niedrigen Rassen finden. Ich hatte neulich in meinem Vortrage Gelegenheit, auf das Fuss skelet eines Weddas von Ceylon hinzuweisen, einer auf der allerniedersten Stufe stehenden Menschenrasse, die wir jetzt kennen. Diese besitzen ein Schiffbein (Naviculare), welches hakenförmig umgebogen ist. Dieser hakenförmige Fortsatz ist hier durch ein eigenes kleines Knochchen wiedergegeben. Es scheint das gerade bei sehr niedrigen Formen vorzukommen und einen sehr alten Zustand darzustellen, der auf die thierischen Verhältnisse verweist.

Im Uebrigen kann ich Herrn Geheimrath Waldeyer nur darin beistimmen, dass es sehr wichtig ist, nicht nur am Gehirne, sondern auch am Skelette bei jeder Gelegenheit vergleichende Untersuchungen anstellen, ob bei Verbrechen Abweichungen vorhanden sind, welche auf einen niederen Zustand sich beziehen lassen.

Der Vorsitzende:

Ich schliesse hiermit unsere gegenwärtige Tagung, indem ich Ihnen allen, meine verehrten Anwesenden, namentlich den Herren und Damen aus Metz, die so zahlreich unserer Versammlung beiwohnen wollten, vor allen Dingen aber dem Localgeschäftsführer Herrn Dr. Wolfram, Herrn Museumsdirector Keune, Herrn Bibliotheksdirector Abbé Paulus und den Herren aus Metz, die Vorträge hielten, unseren herzlichsten Dank ausspreche, auch Namens meiner übrigen Collegen vom Vorstande.

Damit schliesse ich diese XXXII. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und wünsche ein frohes Wiedersehen in Dortmund.

(Schluss der dritten Sitzung.)

Ausflug nach Alberschweiler.

Verhandlungen.

Herr Notar J. Weiter-Lörchingen:

Ueber Terrassenanlagen und Steinwälle in dem Vogesengebirge.

Der nordwestliche Abhang der Vogesenkette bietet vom archaischen Standpunkte aus betrachtet die umfangreichsten Reste menschlicher Ansiedelungen jener Periode, welche die Literatur seit einem halben Jahrhundert als die gallorömische zu beschreiben pflegt.

Es sind diese Terrassenanlagen, Stein- und Erdwälle, denen man von der Thalsohle des Gebirges bis gegen 650 Meter über Meeresspiegel begegnet. Dieselben bedecken zur Zeit alle seither meistens bewaldeten urbarcn Flächen vom südlichen Ende des Cantons Luxembil im französischen Département des Vosges bis am süssesten Ende des Cantons Lüttelstein nach der bayerischen Pfalz zu.

Ich habe es mir in meinem heutigen Vortrage nicht zur Aufgabe gemacht darüber zu berichten, das Schöpflin, Spaack, Benoit, de Benuillon, die Obersten Urieb und de Morlet, Quicherat, Viollet-le-Duc und andere Gelehrte, das Thema vielfach erörtert haben, noch darüber, das Christmann, Goldenberg, die Société des antiquaires de France und die Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace im Laufe der 50er und 60er Jahre so wiederholten Male das Gebiet mit grösseren Eifer als Genauigkeit durchsucht haben.

Ich will nur das hervorheben, dass das Ergebnis dieser Ausgrabungen für den Bezirk Lothringen insofern von keinem Nutzen war, als sämtliche Fundobjecte alle Museen bereicherten, nur den Metzern nicht und dass die Fundberichte, insofern welche vorliegen, sehr oberflächlich gehalten sind und als Hauptmoment eines hervorzuheben, das meiner Ansicht nach unzutreffend ist.

Die Schriftsteller sehen nämlich einstimmig in den Terrassen und Wällen nur „vastes camps retranchés“, „enceintes fortifiées“ und ähnliche Kriegsbollwerke.

Nichts ist unrichtiger, wenn man dieses Vorkommen nicht an einem einzigen Punkte, nicht auf demselben Höhenzug kurzweg betrachtet, sondern eingehend seine Zeit und Lage vergewissert und die Lebensbedingungen der angemessenen Bevölkerung einm genaueren Studium unterzucht.

Wir kommen bei dieser Betrachtung dahin, dass wir mit aller Bestimmtheit behaupten können:

- a) Die Ansiedelung hat Jahrhunderte gedauert.
- b) Sie erstreckte sich auf damals unbewaldeten Höhen.
- c) Das ganze Gebirge war in den angegebenen Grenzen von ihr besetzt.
- d) Sie genoss lange Jahre ruhigen Friedens,
- e) und hierin gipfelt der Hauptpunkt, sie lebte vorzüglich vom Ackerbau.

Die gefundenen Inschriften und Münzen belehren uns nicht weniger wie die sonstigen Gegenstände, die Urnen und die Scherben, über die Dauer dieser Ansiedelung bis weit in die römische Zeit hinein.

Die Terrassen befinden sich nicht immer und überall auf den Höhen; sie laufen auch nicht parallel mit dem Kamm des Gebirges, auf dem man sie antrifft; man findet sie an verschiedenen Bergen nicht, deren Höhen

bewohnt waren, auch dann nicht, wenn diese Höhen nicht durch die Natur, wie steile Felsen, geschützt sind.

Sie befinden sich auch auf den Höhen nicht, die bewohnt waren, während auf denselben keine Ackerboden zu bebauen war. Auch ist es ausgeschlossen, dass sie in bewaldeten Boden angelegt wurden.

Eine Unterbrechung in der langen Kette der Terrassen und Steine oder Erdwälle gibt es nur an den Höhen und Stellen, wo kein lockerer Boden anstreffen ist oder auf den Ebenen, wo lange Jahre hindurch in der Neuzeit Ackerbau getrieben wurde, weil sie der Theorie des vergangenen Jahrhunderts nicht mehr entsprachen und störten.

Wir finden also die Terrassen und Wälle in Zusammenhang mit Ansiedelung von Wohnorten und in constanter Gleichzeitigkeit mit Grabstätten und Gräbelfeldern.

Die Lage letzterer ist nicht eins in der Zeit kriegerischer Zeiten gewählt; wir finden sie überall an dem Ausgange der zur Zeit bewohnten Höhen der einen Thale am nächsten liegend.

Wie sind nun diese Terrassen angelegt worden und zu welchem Zwecke?

Wir finden sie gleich ausserhalb und in einiger Nähe der Wohnorten, welche letztere nur da aufzusuchen sind, wo am Abhange Quellen entspringen.

Hätten sie zu Verschanzungen dienen sollen, so würden sie den gewaltigen Umfang nicht haben, der uns bekannt ist; wir würden sie auch da finden, wo die Verteidigung am leichtesten gewesen wäre; wir würden sie auch mit davor oder dahinter ziehenden Gräben antreffen, was meines Wissens nirgends der Fall ist.

Sie sind so entstanden, dass auf den ausgerodeten Höhen der Boden aufgewälzt wurde; sodann wurden mit Hammern die vorgefundenen Steine nee Felsen zerhacken und die Bruchstücke wurden zusammengetragen.

Auf diese Weise entstanden die unzähligen sogenannten Rotteln.

War dann die Zahl der Rotteln eine so gross, dass die von ihnen bedeckte Fläche eine erhebliche war, so wurden die Rotteln an die Grenze der für den Ackerbau in Anspruch genommenen Fläche abgetragen und in langen Reihen auf- und nebeneinander geschichtet; in nächster Nähe entstanden die Häuser, wenn man den primitiven Wohnungen jener Zeit diese Namen geben darf; um diese herum die Einfriedigungen des privaten, wohl aber auch des collectiven Eigenthames.

Diese begrenzteren Steinwälle sind die ältere Form unserer heutigen Gartenmauern und Zäune; sie laufen vielfach senkrecht vom Berge dem Thale zu. Absolut ähnlich sind die norddeutschen Kaide, die holsteinischen Wisensküne nee Einfriedigungen.

Diese Bauart des Bodens ist heute noch üblich; der lothringische Bauer der Umgegend heisst es „Wargner“, wenn er die mit dem Pfluge angebotenen Steine herausnimmt; die zahlreichen „unrotts“, „pierreries“ der Elene, welche die Grenze zwisch Ackerfelder bilden, sind die heutigen Steinwälle; sie haben an den Abhängen sind die Terrassen der gallorömischen Periode.

Herr Museumsdirector Keune-Metz:

Gallo-römische Grabfelder in den Nordvogesen.

Wir stehen hier auf dem bekanntesten¹⁾ der gallo-römischen Grabfelder, welche in diesen Gegenden des Wagenwaldes (in den Kreisen Saarburg in Lothringen und Zabern im Unterelsaß) bis jetzt bereits in beachtenswerther Zahl festgestellt sind,²⁾ Grabfelder, welche beweisen, dass auf diesen heute weit und breit bewaldeten Höhen vor 1900 Jahren Dörfer gestanden haben, deren Bewohner hier oben Ackerbau und Viehzucht trieben. Wir nennen diese Grabfelder „gallo-römisch“, weil sie uns jene Mischung einheimischer, gallischer Gesittung mit der römischen Cultur zeigen, welche wir mehr oder weniger allenthalben in gallischen Ländern unter römischer Herrschaft beobachten können, insbesondere aber auch beobachten im dereinstigen Gebiete der Mediomatriker, der römischen Gemeinde der Metz (civitas Mediomatricorum), deren über den heutigen Regierungsbezirk Lothringens hinaus sich erstreckender Bezirk auch die erwähnten Vogesendörfer umfasste. Denn die Mediomatriker haben — wie die Gallier überhaupt — ihre einheimische Gesittung in Folge der römischen Herrschaft nicht eingebüßt, sondern sie haben naturgemäß erst allmählich mehr und mehr römischen Wesen angenommen, ohne aber dieser mehr freiwilligen oder unwillkürlichen als aufgewungenen Romanisierung ihre gallische Eigenart je gänzlich zu opfern.³⁾ Gerade hier auf diesen abgelegenen Höhen, abseits von der grossen Verkehrsstrasse Metz-Strassburg, dürfen wir aber erwarten, besonders viele und charakteristische Reste der einheimischen Sitten anzutreffen. Und unsere Erwartung wird auch nicht getäuscht.

¹⁾ Ueber das Grabfeld „Dreibeiiligen“ (Schöpfhain: „bei den Dreibeiligen“, auch Beaulieu 280), oberhalb Beinbach bei Walscheid (Kreis Saarburg i. L.), vgl. Schöpfhain, *Alsatia illustrata*, I (1761), S. 629 f. mit Tafel XIII; Beaulieu, le comté de Dachsbourg, 1836, S. 290, 298 ff., und 2^e édition, 1858, S. 318 ff. mit Abbildung; De Morlet, *Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace*, II^e série, vol. I (1862—63), Mémoires S. 166 mit Tafelabbildungen 20—29; L. Benoit, *Mémoires de la Société d'archéologie lorraine*, seconde série, X (1868), S. 364 ff. mit Tafel III und S. 386/387; Kraus, *Knast und Alterthum in Elsass-Lothringen*, III, S. 50 ff.; C. Mündel, *Die Vogesen* (9. Auflage, 1900, S. 199); *Illustrierte Zeitung*, Jahrgang 1901, Nummer 5048, S. 806 f. mit Abbildung.

²⁾ Vgl. Beaulieu a. a. O. 1536 S. 135 ff. mit Tafel II, auch an anderen Stellen; Ubrich, *Mémoires de l'Académie de Metz*, XXXII, 1850—1851, S. 194 ff. mit Karte und 4 Tafeln; A. Goldenberg, *Bulletin de la Société pour la conserv. des mon. hist. d'Alsace*, III, 1858—1860, 2^e partie (Mémoire), S. 127 ff. mit Tafeln; de Morlet a. a. O. S. 169 ff. mit vielen Abbildungen; L. Benoit a. a. O. S. 365 ff. mit 3 Tafeln; O. Bechstein, *Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte* V (1893), 2. S. 202 ff.; Keune, *Westdeutsche Zeitschrift*, XVI, S. 316; XVII, S. 350 ff.; XVIII, S. 372 ff.; *Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte*, IX, S. 336 ff. und XI, S. 375 f.

³⁾ Vgl. Keune, „Die Romanisierung Lothringens und der angrenzenden Gebiete“ (Vortrag) 1897; *Jahrbuch IX*, S. 155 ff. und X, S. 1 f. f.; Metz in römischer

Einheimischen Charakter tragen vor Allem die Grabhücker, welche ein Wohnhaus nachbilden sollen und denen Sie eine Reihe stützförmiger Vertreter um sich haben. Die Seitenwangen dieser Handhücker vereinigen sich oben zu einem langgestreckten First; sie sind aber nicht immer gewölbt, sondern manchmal geradlinig, oder es setzt sich auch ein geradliniges Giebeldach auf senkrechte Wandungen auf.⁴⁾ Auf der Standfläche sind diese Steinblöcke meistens ausgehöhlt. Wie ihre Aussenseite überhaupt einer besonderen Ausstattung entbehrt, so auch gewöhnlich ihre Vorderseite. Doch fehlt hier meist nicht eine rundbogige Öffnung oder ein einfacher Schitz, welche die Eingangshöhle des Grabhauses vorstellen sollen. Diese sinnbildliche Thüre steht in Verbindung mit der Höhlung in der Standfläche des Blockes; nicht selten ist sie in einfacher Weise umrahmt. Wenig häufig ist dergleichen sonstige Ausstattung, wie Verzierungen in Gestalt von Linien, Blättern, geometrischen Figuren und symbolischen Zeichen; oder auch bildliche Darstellungen der Verstorbenen; überaus selten aber trägt die Vorderseite eine den Römern nachgemachte und auch in deren Sprache abgefasste Grabchrift.⁵⁾

Neben diesen Handhücker und neben vereinzelt Blöcken von ganz eigenartiger Gestalt, wie sie die Abbildungen der Funde auf dem von Herrn Welter entdeckten und untersuchten Grabfelde im Wald Neuschauer (Neue-Grange) oberhalb S. Quirin, auf der anderen Seite von Albersweiler, ihnen zeigen können,⁶⁾ sowie neben sonstigen Formen⁷⁾ finden sich aber auf jenen Grabfeldern im Wagenwald auch Grabsteine, deren Obertheil bereits die Gestalt der römischen Grabplatte mit Giebelfeld angenommen hat, während ihr unterer Theil, der besonders nach der Rückseite so weit ausläuft, noch die Entstehung dieser Grabsteinform aus dem Handhücker verräth. Diese ihre Herkunft wird bestätigt durch die den Eingang bescheidende Öffnung, welche auch hier sich oft findet. Gleich der Mehrzahl der Handhücker entbehren auch manche Grabsteine der letzterwähnten Gestalt — abgesehen von dem etwa vorhandenen Eingangspfortchen — aller sonstigen Ausstattung, häufiger aber sind sie verziert, und unter dem ihnen gegebenen Schmuck fällt vor Allem auf die öfters Nebeneinanderstellung von drei

Zeit⁸⁾, 1900 = XXII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz, S. 105 ff.; *Westdeutsche Zeitschrift*, Ergänzungsheft X (1901), S. 47 ff.

⁴⁾ Abbildungen: vgl. Anm. 2, auch bei Caumont, *Abécédairé ou rudiment d'archéologie, Ére gallo-romaine* (2^{me} édition, 1870), S. 619 und 620; *Westdeutsche Zeitschrift*, Ergänzungsheft X (1901), S. 48; Forrer, *Vor- und frühgeschichtliche Fundorte für Elsass-Lothringen*, 1901, Nr. 162. — Ähnliche Grabsteine sind auch bei der zum einstmalsigen Metzser Gebiet gehörigen Ortschaft Scarponna (bei Dieulouard) gefunden.

⁵⁾ Das Museum zu Zabern besitzt einige solcher Handhücker mit Inschriften.

⁶⁾ Vgl. *Westdeutsche Zeitschrift* XVII, S. 350; die Abbildungen sind noch nicht veröffentlicht.

⁷⁾ An dieser Stelle seien die auch sonst in Gallien sehr beliebten Grabsteine mit dem vollständigen Bildnis des Verstorbenen erwähnt. Dass auch diese aus der Hansform hervorgegangen sind, zeigen z. B. die Grabsteine von Solmarica (J. Sautou, *exp. Voges*) im Metzser Museum; vgl. *Jahrbuch XII*, S. 412 n. Abb. 8—9.

Brustbildern der Verstorbenen, deren Reste unter dem Grabsteine beigesetzt waren, Bilder, welche wohl zu der Benennung unserer Fundsteile „Dreitheiligen“ den Anlass gegeben haben.⁹⁾ Die Zahl der Bestattungen, zu denen ein solcher Grabstein gehörte, ist übrigens daneben auch durch die Dreizahl der Eingangspfortchen angedeutet, und ebenso kennzeichnen sich manche der erstgenannten Hausblöcke als Grabsteine eines Doppelgrabes durch zwei, oder eines dreifachen Grabes durch drei jener als Eingänge gedachten Öffnungen. Bei der einen für beides sehen Sie vor sich; dagegen fehlen hier, wenigstens jetzt, Hausblöcke, welche als Doppelhäuser gebildet sind.

Auch darin gleichen die in ihrem oberen Theil romanisirten Grabsteine ihrer Abnen, den Hausblöcken, dass sie selten eine Grabchrift tragen. Dies Zuständchen hat eben die römische Sitte gemacht, diesen Höhen wegen der hiesigen Bevölkerung auf diesen Grabsteinen, welcher mit einer Anzahl von inschriftlosen Grabsteinen der beiden besprochenen und anderer Formen auf dem bereits erwähnten Grabfelde im Walde Nenscheneich sich noch vorfindet.¹⁰⁾ Im Museum zu Metz habe ich Ihnen diesen unten blockartigen, nach oben aber zu einer Grabplatte sich verjüngenden Stein gezeigt, den ich durch eine photographische Nachbildung Ihnen hiermit wieder in Erinnerung bringen möchte. Unterhalb dieser Platte lang herabfallendes Haar¹¹⁾ tragen, steht die vielleicht in die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu setzende Grabchrift: „Saccamino Cantognani filio, Saccetio Saccamaini filio, Bellatori Belntolli filio, Sanctus curavit.“ Diese Grabchrift ist in Nachahmung römischen Braches auch in lateinischer Sprache abgesetzt, obgleich die Männer, deren Andenken sie galt, im öffentlichen Verkehre ihrer einheimisch-gallischen Sprache sich bedient haben werden.¹²⁾ Dass sie Einheimische waren, heissen ja ihre Namen: denn gallisch sind sowohl die Einzelnamen (auch „Bellator“, trotz seines lateinischen Klanges), wie auch die ganze Namensgebung. Jene sind eben nur, vornehmlich in den Casus-

endungen, lateinisch zurecht gemacht, und diese ist lediglich eine Uebertragung aus dem Gallischen ins Lateinische, nämlich eine Uebersetzung von Saccamainos Kantocognatikus oder Kantocognat, d. i. Saccamainos des Cantognanos Sohn, u. s. w.¹³⁾ Abweichend ist der Name des Mannes, der dem Saccamaino, dessen Sohn Saccetius und einem Dritten, vielleicht Verwandten, Namens Bellator des Belntolli Sohn, des Grabsteins besorgt hat. Sein Name „Sanctus“ ist, wie auch in Italien als Name vielleicht nicht gebräuchlich, doch wohl lateinisch, und der Träger dieses Namens, entweder ein Einheimischer oder ein Sklave bzw. Freigelassener, war demnach mehr romanisch als seine verstorbenen Freunde oder früheren Herren.

Wenn die geschilderten Grabsteine auch nicht alle das Schicksal ihrer Genossen gehabt, wenn sie nicht von den Bauern der Umgegend weggelassen und als Bau-teine verwendet oder von Abtrübselnden in öffentliche Sammlungen¹⁴⁾ entführt oder, wie Sie hier sehen, in einem Gebirge zusammengestellt sind, so finden sie sich doch auch sonst fast überall an ihren ursprünglichen Standorte, sondern liegen gewöhnlich mehr oder weniger weit von ihrer ehemaligen Stelle entfernt im jetzigen Walde. Ursprünglich standen sie nämlich auf steinernen Unterbauten, welche in der Mitte eine Öffnung haben. Diese Öffnung vermittelte in Verbindung mit der erwähnten inneren Ausbuchtung des Grabsteines und mit der Nachbildung dieser Eingangspforte den Zugang zu dem eigentlichen Grab. So war es möglich, den Todten Opfergaben und gewisse Spenden zuzuführen. Dazu unterhalb der Öffnung des Unterbaues war der Grabhübel in die Erde gestellt, der die Asche des Verstorbenen barg. Zur Zeit nämlich, als hier und auf den ähnlichen Grabfeldern im Wasenwalde begraben wurde, war es hier zu Lande Sitte, die Todten zu verbrennen, und diese Sitte theilten die damaligen Gallen mit ihren römischen Bezwingern.¹⁵⁾ Da wir aber in jenen Grabstätten nur Brandgräber, dagegen keine Skelettröhren festgestellt haben, und da seit der Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts in hiesigen Gegenden die alte Sitte der Beerdigung der nicht verbrannten Leichen allmählich wieder ankam, so dürfen wir vermuthen, dass die Bewohner der gallorömischen Vogesenränder hier oben ihre hochgelegenen Siedelungen im Laufe des 4. Jahrhunderts nach Chr. verlassen und ihre Wohnungen tiefer in den Thälern aufgeschlagen hatten.

Doch nicht bloss die verbrannten Leichenreste der Dorfbewohner sind in den erwähnten Behältern beigesetzt, sondern auch die Leichenreste von Cass¹⁶⁾ Büchtern, welche nach einheimischen, von Cass¹⁷⁾ begünstigtem Brache als Todtesopfer bei dem Begräbnisse geuschlacht und mit den Leichen ihrer Herren ver-

⁹⁾ Jahrbuch IX, S. 180 ff. und Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft X, S. 51 ff.

¹⁰⁾ Museum zu Metz (aus den Grabfeldern im Har-Walde Nenscheneich, bei Hilttenhausen und bei Ober-Straßvölte, Gemeinde Alberschweiler), Zabern, Straßburg 1, E., Colmar (vom Kempel zwischen Dachberg und Zabern), auch Epinal, S. Dié und Nancy.

¹¹⁾ Caesar bell. Gall. VI, 19, 4.

¹²⁾ Caesar bell. Gall. VI, 19, 4: Funera sunt pro milia Gallorum magnifica et sumptuosa, omniaque quae visis cordi finis arbitrantur, in ignem inferunt, etiam a animalia.

⁹⁾ Vielleicht hat das Volk den Platz „bei den Dreitheiligen“ genannt, weil es die drei Porträts irtthümlich für Heiligensbilder hielt, wie ja auch sonst heidnische Darstellungen von Völkern entsprechend verwendet worden sind (vgl. Nr. 165 des Steinmales im Museum der Stadt Metz mit Robert, Epigraphie de la Moselle I, S. 44 f.; Hettner, Steindenkmäler des Trierer Provinzialmuseums, Nr. 50). — Allerdings bespricht nach freundlicher Mittheilung des Herrn Professors Dr. Bechstein „Heljen“ (= Heiligen) den, sondern überhaupt Bilder, also auch profane Bilder aller Art.

⁹⁾ Jahrbuch IX, S. 327 ff.; Abbildung in Kartenform veröffentlicht 1901. — Ein auf Dreitheiligen gefundener, zwar anders gestalteter, doch gleichfalls aus der Hainform hervorgegangener Grabstein mit Inschrift bei Brambach, Corpus Inscriptionum Rhenanarum Nr. 1874, abgebildet bei Schöpflin und de Mevlet a. a. O.

¹⁰⁾ Strabo IV, 4, 3 (A 300): κοινωγραφίας; vgl. Caesar bell. Gall. V, 14, 3 (über die Britanni): capillo sunt promisso.

¹¹⁾ Jahrbuch IX, S. 157 ff. und Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft X, S. 47 ff.

braunt worden waren. Wenigstens hat die Prüfung des Inhaltes einer Zahl von Grabbehältern, welche anderen, ähnlichen Grabfeldern im Wagenwalde entstammen, diese Thatfache festgestellt, und es darf dasselbe Ergebnis von der Untersuchung der jetzt hier auf Dreihelligen gefundenen Grabtöpfe erwartet werden.

Als Grabbehälter dienten in den meisten Fällen Thongefäße, seltener Gefäße aus Glas. Diese schwachen Ansehen waren öfters in eine steinerne Kachel hineingesetzt und so gegen den Druck des Erdreiches geschützt; zuweilen scheint auch — nach den Funden zu schließen — ein Steinkranz diese Grabbehälter geschützt zu haben. Aber auch steinerne Kacheln allein, ohne Zuthat eines Glases oder Thonbehälters, waren zur Aufnahme der Aschenreste verwendet.

Nach Landesseite, ist auch hierin mit dem römischen Brauche übereinstimmend, waren zu den Resten der Toten Beigaben in's Grab gelegt. Diese Beigaben tragen theilweise echt einheimisches, theilweise aber auch römisches Gepräge. Zu den Beigaben, welche gallischen Charakter tragen, gehören vor Allem die Waffen, welche in Gräbern aus der früheren Zeit der Römerherrschaft sich vorgefunden haben. So lag im Banwald bei Hilttenhausen (Gross-Limmersberg) bei der Asche eines Verstorbenen neben einem Messer eine eiserne Lanzenspitze, und in einem andern Grabe desselben Grabfeldes waren außer zwei Schnaalen und einer römischen Münze des Agrippa vom Jahre 27 vor Chr. ein eisernes Beil und ein eisernes Hieb-messer in schmucker Bronzeweiche beigegeben.¹⁵ Allo die genannten Waffenstücke sind aber Erzeugnisse der Cultur, welche wir als La Tène- oder gallische Cultur zu bezeichnen pflegen. Sie haben die Funde im Museum zu Metz gesehen; ein Bild des Hieb-messers¹⁷ hat ihnen das Museum in seiner Festgabe gewidmet, eine größere (photographische) Abbildung habe ich hier mitgebracht. Zu den Beigaben einheimischen Charakters wird auch die mit einer Thierfigur (Hirsch?) verzierte Thonpföfe gehören, welche Herr Welter hier gefunden hat. Ob sie freilich dem ersten Zwecke des Rauchens oder nur als Spielzeug gedient hat, muss ich dahingestellt sein lassen.¹⁸ Unverkennbar römisches Gepräge aber zeigt unter den Beigaben das feinere, theilweise mit Zeichen oder

Namen gestempelte, theilweise auch mehr oder weniger reich verzierte Thongeschirr aus sogenannter terra sigillata.¹⁹ Denn die terra sigillata wurde erst durch die Römer auch in unsere Gegenden eingeführt. Doch hat die blühende einheimische Töpferei bald diese Waare allenthalben in ausgedehntem Umfange nachgemacht.²⁰ Dass in unseren Landen gefundene Gefäße aus terra sigillata, zumal der späteren Zeit, einheimisches Erzeugnis sind, lehren ja vor Allem die gallischen Namen der Töpfer, welche die Stempel aus nennen.²¹ Auch die sonstigen Beigaben, Töpfe aus gewöhnlichem Thon, Messer, Schnaalen, emailirte Froschen und andere Gewandnadeln a. w., haben zum Theil gallisches, zum Theil jedoch, wenn auch in Gallien gefertigt, römisches Gepräge.

Ueberhaupt tritt uns überall²² auf diesen Höhen besonders deutlich jenes Gemisch von gallischer und römischer Sitte und Cultur entgegen, welches wir, wie gesagt, im ganzen Umkreise der Metzer Gemeinde und nicht zum Wenigsten im politischen Contrum der Gemeinde, in Metz,²³ für die römische Zeit nachweisen können, ein Gemisch, welches beweist, dass hier zu Lande die unterworfenen Gallier die Träger der Cultur geblieben sind. Ich sage mit Vordedacht „Gallier“ und nicht „Celten“, um ja den Eindruck zu vermeiden, als wolle ich hier die „Celtenfrage“ auflösen und auf Grund der archäologischen Funde über die Rasse der damaligen Bewohner dieser Gegend eine Entscheidung treffen. Das liegt mir sehr fern. Aber so viel lehren unsere Ausgrabungen und sonstigen Funde unumstößlich, dass nicht die Römer in hellen Scharen in dem eroberten Lande sich festgesetzt, sondern dass die Einheimischen nach wie vor im Lande verblieben sind und die weitaus überwiegende Mehrheit der freien

¹⁵ Dragen-dorf, Bonner Jahrbücher, Heft 96/97 (1895), S. 18 ff.

¹⁶ Vgl. Dragen-dorf a. a. O. S. 82 ff.

¹⁷ Gallischen Ursprungs sind auch die Namen der Töpfer, aus deren Töpfereien terra sigillata als Beigabe auf den Grabfeldern der Nordvogesen bekannt geworden ist: Cassius und Satto (so zu lesen bei de Morlet a. a. O. S. 164 mit Tafel; vgl. Dragen-dorf, Bonner Jahrbücher 99, S. 199, Nr. 540). Dass auch die als gallisches Erzeugnis anerkannte, nach dem Vorbild der terra sigillata gestempelte „terra nigra“ einheimische Namen aufweist, kann daher nicht auffallen (Grabfeld bei Obervelette: Aio; ebenso, in Metz gefunden: Torivos Vocari f.; Tarnco Virmar; u. a.).

²² Ergänzend sei hier hingewiesen auf die überraschend grosse Zahl von Steinbildern des Mercur, welche gerade in der Nachbarschaft jener Grabfelder gefunden sind und deren Häufigkeit ihre Belenchtung erhält durch die bekannte Stelle des Caesar hell. Gall. VI, 17, 1: Deorum maximo Mercurium colunt, huius sunt plurima simulacra. . . . Auch die auf Gegenden mit gallisch-römischer Mischcultur beschränkten Darstellungen des sogenannten Gigantenreiters sind häufiger gerade in diesen Gegenden gefunden (Benoit a. a. O. S. 375 ff.), eine Thatsache, welche die gallische Heimath jener Götterbilder bestätigt.

²³ Funde aus der Stadt Metz beweisen auch noch für spätere Zeit Gebrauch gallischer Namen oder einer Nomenclatur, die sich an die gallische anlehnt, Verehrung der Epöna und anderer gallischer Gottheiten u. a. w.

¹⁸ Westdeutsche Zeitschrift XVII, S. 352; Jahrbuch XI, S. 376. Ausserdem ist ein Fund hervorzuheben, den de Morlet a. a. O. S. 168 ff. mit Abbildungen Fig. 0 (S. 163); verzeichnet: Im Walde Kempel, jenseits Dachsberg nach Zabern zu, wurden unter einem Grablocke in einer Urne ausser den Aschenresten eine Lanzenspitze, ein Beil, ein Messer, zwei Gewandnadeln und eine Münze des Kaisers Titus gefunden. — Auch sonst sind in Gräbern der einheimischen Bevölkerung aus der Zeit der Römerherrschaft Waffenfunde festgestellt, so in Lothringen auf dem Grabfelde von Morsbach nördlich des Herapal im Kreis Forbach (1893) ein Schildbuckel (La Tène), jetzt im Museum zu Metz.

¹⁹ In Kartenform erschienen im August 1901.

²⁰ Funde von bronzenen, eisernen und irdernen Gegenständen, welche einer Tabakpföfe ähnlich sind, haben an der Annahme geführt, dass das Rauchen narkotischer Stoffe schon lange vor der Entdeckung Amerikas in Europa bekannt gewesen sei. — Bei Besichtigung der oben erwähnten Pföfe wurde die Ansicht geäußert, dass die Dorfbewohner Hufallich oder Hanf geracht haben könnten.

I.

Verzeichniss der 305 Theilnehmer (245 Herren und 60 Damen) in Metz.

- Albrecht, Gehelmer Regierungsrath, und Fran. Metz.
 Albers, Dr. prakt. Arzt, Cassel.
 Amund, Dr. Zahnarzt, Metz.
 Andree, H. Dr., Herausgeber des „Globe“, Brannschweig.
 Andrian-Werkig, Fräulein, von, Ministerienrath und Präsident der anthropologischen Gesellschaft, Wien.
 Armbruster, Holzdler, Metz.
 Averous, Dr. Sanitätsrath, Metz.
 Audebert, Direktor der Mittelschule, Metz.
 Baeer, Dr., Regierungs- und Schulrath, und Fran. Metz.
 Barthels, M., Dr., Gehelmer Sanitätsrath, Berlin.
 Beaupré, Graf von, Nancy.
 Bechtstein, Hr., Professor, Straßburg.
 Beckh, G., Duveret, Metz.
 Bergbans, Hr., Oberarzt beim Sanitätsamt in A. K. Metz.
 Belta, H., Dr., Museumsdirector, Selwerin.
 Besler, Professor, Gesundheitsrath, Forbach.
 Birkenmeier, Seminarlehrer, Metz.
 Birken, P., Dr., München.
 Büschel, Dr., Notar, Bielefelden.
 Bism, Pfarrer, Greisch (Luxemburg).
 Bombardt, Regierungs- und Bauherr, Metz.
 Bodendorf, Apotheker, Neu-Mosion.
 Böhm, Regierungsrath, Metz.
 Borries von, Dr., Oberlehrer, Straßburg.
 Bossert, Betriebsdirector, und Fran. Metz.
 Bont, K., Dr., Professor am Priesterseminar, Metz.
 Bour, Wirkungskreis, Gemeinderatmitglied, Metz.
 Brimont, R. Dr., Bülendorf.
 Bruch, Dr., Regierungsrath, Metz.
 Bruch, Dr., Stabsarzt, Metz.
 Buch, Ingenieur, Metz.
 Büdler, J. H., Lehrer und ethnographischer Schriftsteller, Oelsberg (Carnar).
 Büding, Landgerichtsrath, und Fran. Metz.
 Busse, H., und Fran. Berlin.
 Christian, Pfarrer, Walsberg.
 Charrel, Dr., prakt. Arzt, Metz.
 Christian, Archivsecretär, Metz.
 Coloux, Pfarrer, Altrip.
 Cordel, Genzr., Berichterstatter, Berlin-Halensee.
 Coudel, Hubert, Berichterstatter, Berlin-Halensee.
 Couy, Abbé, Montigny.
 Daacke von, Regierungs- und Forstrath, Metz.
 Debes, Fräulein, Lehrerin, Metz.
 Decker, Redacteur des „Le Messin“, Metz.
 Dell, Bauherr, und Fran. Metz.
 Dorr, Dr., Oberlehrer, und Fran. Montigny.
 Dreiss, cand. med., Metz.
 Dirsch von den Kreisinspizienten, Metz.
 Dyckhoff, Referendar, Trier.
 Edler, Dr., Generaloberarzt, Metz.
 Ehrenreich, P., Dr., Privatdozent, Berlin.
 Erkmann, Dr., Director der höheren Töchterschule, und Fran. Metz.
 Ernst, Dr., prakt. Arzt, Metz.
 Eyan, Fräulein Maria, Salzbarg.
 Feiler, Redacteur, Metz.
 Fingor, Dr., Professor, mit Fran. und Tochter, Metz.
 Fleischer, Stadtbeamter, Metz.
 Forrer, Dr., Nierenarzt, Metz.
 Foerster von, S. Dr., und Fran. Nürnberg.
 Freimuth, Dr., Chefarzt des Sanatoriums Altkreisbühl, Metz.
 Frensdorf, Dr., Kreisdirector, Saarburg.
 Frisch, Abbé, Montigny.
 Füh, Dr., prakt. Arzt, Metz.
 Ganshof, Gymnasiallehrer, Metz.
 Goldstein, Dr., Heilm.
 Götz, Dr., Medicinrath, Neustadt.
 Graf, Dr., Arzt, Eichternach.
 Grunpiz, Dr., Gehelmer Sanitätsrath, Breolan.
 Grunna, Dr., Oberlehrer, und Fran. Metz.
 Groß, J., Pfarrer, Hittingen-Berchem (Luxemburg).
 Gutschad, Bankassessor, mit Fran. und Tochter, Metz.
 Haack, Dr., Brannschweig.
 Haas, Gehelmer Justizrath, Metz.
 Haberer, A., Dr., München.
 Hähnel, Dr., Stabsarzt, Metz.
 Hähnel, Oberlehrer, Metz.
 Hagemann, Dr., prakt. Arzt, Berlin.
 Hagen, E., Dr., Leiter des Museums für Völkerrunde, Hamburg.
 Hallbauer, Forstmeister, Metz.
 Hecht, cand. jur., Metz.
 Herbbog, Bauherr, Metz.
 Heßinger, Dr., Medicinrath, Stuttgart.
 Hele, Wild, Dr., K. u. K. Censur am k. u. k. Nationalen Hofmuseum, Privatdozent, und Fran. Florisdorf bei Wien.
 Heister, Gemeinderatmitglied und Architekt, Metz.
 Henning, Dr., Universitätsprofessor, Straßburg i. E.
 Herrmann, Gymnasialdirector, Metz.
 Herrmann, Dr., Oberstabsarzt, Metz.
 Herzog, Dr., Spitaldirector, Colmar.
 Herzer, Dr., Generalarzt, Metz.
 Herzer, cand. med., Heilm.
 Hetrick, Apotheker, Mitglied des Gemeinderaths, Metz.
 Hilschen, Dr., Stabsarzt, Metz.
 Hierche, Oberförster, Bauregard bei Diedenhofen.
 Hoffmann, Dr., Oberlehrer, und Fran. Longeville.
 Hopfert, Chefdoctor, Metz.
 Horn, Pfarrer, Gremblingen.
 Hübsch, Regierungsrath, und Fran. Metz.
 Jacob, Holzphtograph, Metz.
 Josten, Dr., Professor, und Fran. Metz.
 Josten, stud. jur., Metz.
 Kenne, Museumsdirector, und Fran. Metz.
 Kettler, Präparator, München.
 Kiefer, J., Staatsanwalt, Metz.
 Kirch, Pfarrer, Escheringen.
 Klatzsch, Dr., Professor, Heidelberg.
 Klüppel, Dr., Oberstabsarzt, Metz.
 Knapp, Oberpostdirector, und Fran. Metz.
 Knitterscheid, Bauherr, und Fran. Metz.
 Köhl, Dr., und Fran. Werns.
 Köhler, Ingenieur, Metz.
 Krause, Ed., Conservator des Museums für Völkerrunde, Berlin.
 Krause, Dr., Stabsarzt, und Fran. Metz.
 Krause, H. L., Dr., Oberstabsarzt, und Fran. Saarheim.
 Kriehbaum, cand. med., Metz.
 Krummensee, Dr., Oberlehrer, Montigny.
 Lange, Dr., Oberstabsarzt, Metz.
 Lantzen, Amtsgerichtsrath, a. D., Vic.
 Lazard, Commerzienrath, und Fran. Metz.
 Leistkow, Dr., Oberstabsarzt, Metz.
 Leitzinger, Bezirksarzt, Metz.
 Leitz, Dr., Oberstabsarzt, und Fran. Metz.
 Levy, Dr., Sanitätsrath, Hagenau.
 Levy, Dr., prakt. Arzt, Metz.
 Lieberberg, Kantonsmann, Diedenhofen.
 Löper von, Reglerungs- und Bürgermeister, Saargemünd.
 Loza, Pfarrer, Hondelange (Belgien).
 Löffelcke, Apotheker, Königslander.
 Ludwig, H., Berlin.
 Machat, Dr., Oberstabsarzt, Metz.
 Marwan, J. Dr., Arzt, Mannheim.
 Markowky, Major, Metz.
 Marshall von Biberstein, Friseur, Ober-Saarn.
 Mastart, Metz.
 May, Martin, Frankfurt a. M.
 Mohltreter, Dr., Stabsarzt, Metz.
 Moshel, Gehelmer Medicinrath, mit Fran. und Tochter, Metz.
 Menny, Kreisdirector, und Fran. Châteauneuf-Salins.
 Meyer, A. C., Dr., Gymnasialdirector, und Fran. Berlin.
 Michel, Dr., Arzt, Hermehold bei Trier.
 Milles, Robert, Zeichenschlehrer, Heilm.
 Mittelstädt, Dr., prakt. Arzt, Metz.
 Morlock, Bauherr, Diedenhofen.
 Moser, Dr., Cantonalrat, und Fran. Ammweiler.
 Much, Mathias, Dr., k. u. k. Regierungsrath, Wien.
 Müller, E., Dr., Professor, Priesterseminar, Straßburg i. E.
 Müller, N. Dr., Arzt, Metz.
 Müseler, Dr., Archivarient, und Fran. Metz.
 Mayer de, C., Ingenieur, Peltzgen im Canton Koch (Luxemburg).
 Nelken, Regierungsrath, Metz.
 Nessel, Staatsrath, und Fran. Tochter, Hagenau.
 Ney, Oberpostmeister, Metz.
 Osterley von, Dr., Regierungssancessor, Metz.
 Obener, Dr., Professor, Berlin.
 Oppel, Landgerichtsrath, und Fran. Metz.
 Ogerstedt, Dr., Assistentarzt, Metz.
 Orant, Expliciter, Pommern-Grenze.
 Paal, Dr., Oberstabsarzt, und Fran. Derant-les-Ponts.
 Paulin, Abbé, Bibliotheksdirector, Metz.
 Paulin, Dr., Sanitätsrath, Bielefeld.
 Pfeiffer, Dr., Oberstabsarzt, Metz.
 Pirlet, Redacteur, Metz.
 Pionis, Kreisinspizient, Metz.
 Racigny, Generaloberarzt, Metz.
 Rauche, Dr., Stabsarzt, Diedenhofen.
 Rauehl, Dr., Professor, Longeville bei Metz.
 Ranke, Dr., Professor, Generaloberarzt der anthropologischen Gesellschaft, München.
 Raubert, Dr., Professor, Metz.
 Reck, Mitlehrerlehrling, Metz.
 Rehm, Chefdoctor der „Metzer Zeitung“, Metz.
 Reimond, Dr., Oberlehrer, Montigny.
 Reik, Gewerberath, Metz.
 Römmich, Postdirector, und Fran. Metz.
 Rippenberg, Dr., Professor, Saarbrücken.
 Salomon, Kaufmann, Metz.
 Sauerhoff, Oberlehrer, Metz.
 Sche, Dr., Pfarrer, Mieschingen.
 Schack, Redacteur, Metz.
 Schaeffer, Dr., Oberlehrer, Metz.
 Scherer, Apotheker, Metz.
 Scherr, Medicinrath des „Courrier“, Metz.
 Scherzberg, H., und zwei Töchter, Heideberg.
 Scherrer, Pfarrer, Courcelles a. d. N.
 Scheffgen, Dr., Longuepont, Trier.
 Schlichtel, Dr., Oberlehrer, und Fran. Montigny.
 Schlemm, Fräulein J., Berlin.
 Schmitz, Dr., Hofrath, Metz.
 Schumberger von, Gerichtsbeater, Göttingen.
 Schmidt, Musikdirector, und Fran. Metz.
 Schmidt-Petersen, Dr., Kreisphysikus, a. D., und Fran. Hredstedt (Schleswig).
 Schmidt, Dr., Generaloberarzt, Metz.
 Schmidt, Dr., Longuepont, Trier.
 Schrick, Dr., Sanitätsrath, und Tochter, Metz.
 Schumacher, Dr., Landpagebote, Straßburg.
 Schumacher, Dr., Oberlehrer, Metz.
 Schumann, Dr., Arzt, Löckwitz.
 Schuster, Dr., Oberstabsarzt, und Fran. Metz.
 Scriba, Buchhändler, Metz.
 Seitz, Pfarrer, Hittingen.
 Senck, Fräulein von, Oberstlieutenant, Metz.
 Seubner, Museumsdirector, Arlon.
 Sieber, Oberpostmeister, Metz.
 Simons, Dr., Oberstabsarzt, und Fran. Metz.
 Siskand, W., Fabrikant, und Tochter, Berlin.

Alterthumskunde es übernehmen, Ausgrabungen in grösserem Umfange vorzubereiten, um deren Ergebnisse entweder an Ort und Stelle oder durch Vorlage der Fundstücke und durch zusammenfassende Referate den Theilnehmern des Congresses unterrichten zu können.

Ergänzend sollen hierzu einige weitere Vorträge treten, um auch über diejenigen Seiten lothringischer Culturlebens, für welche die Urkunden nicht in der Erde, sondern in den handschriftlichen Schätzen der Archive zu suchen waren, orientiren zu können.

Auf Grund dieses einheitlichen Gesammtplanes wurden von Seiten der Gesellschaft für lothringische Geschichte im Laufe des Sommers folgende Ausgrabungen in Angriff genommen:

1. Lothringische Mare (Professor Wichmann in Metz und Pfarrer Colhaus in Altrip).

2. Das Briquetage des Seilletbais (Museumsdirector Kenne).

3. Gallo-römische Hochäcker und Grabfelder (Notar Wetter in Lorchingen).

Ueber die früheren prähistorischen Funde sollte Bibliotheksdirector Paulus sprechen, über die Bildung und Entwicklung der nationalen Grenzen Archidirector Dr. Wolfram den Congressbesuchern eine urkundlich begründete Anführung geben.

Die Mittel zu den umfangreichen Vorarbeiten wurden von Seiner Durchlaucht dem Fürsten-Statthalter, dem Herrn Bezirkspräsidenten Freiherrn von Hammerstein und der Gesellschaft für lothringische Geschichte selbst zur Verfügung gestellt.

Das Wetter war den Arbeiten draussen ungemein günstig, so dass die Ausgrabungen rechtzeitig zu einem gewissen Abschluss gebracht werden konnten.

Aber so unvorteilhaft die heisse Sonne auf die Herren heruntergebrannt hatte, die draussen die Erdarbeiten leiteten, kurz vor dem Congress schien der Himmel plötzlich nachholen zu wollen, was er seit Wochen versäumt hatte und strömender Landregen ergoss sich zur Verweilung des Metzser Ausschusses über das Lothringische Land. Es gehörte eine ansehnliche Gutgläubigkeit dazu, um einem alten Congressbesucher zu vertrauen, der in unveränderter Ruhe erklärte: die Anthropologen sind heute Himmel gut angeschrieben, sie haben immer gut Wetter zu ihren Tagungen. — Und er behielt wirklich recht.

Am Samstag den 5. August kam die Sonne wieder vor und abgesehen von einer kleinen Trübung am Dienstag hat der Himmel gehalten, was der Prophet versprochen hatte.

Für den Empfang der fremden Gäste hatte die Eisenbahnverwaltung in liebenswürdigster Weise ihre Directionsräume zur Verfügung gestellt, so dass nicht nur das Bureau gut untergebracht war, sondern auch ein zweites Zimmer für Voreinfernenzen zur Verfügung stand. Herrn Eisenbahndirector Bossert und Stationsvorsteher Holzner möge an dieser Stelle dafür der verbindlichste Dank gesagt sein. Ebenso muss an dieser Stelle den Herren Archivsecretär Christiany und Archivassistent Lang herzlichst für ihre anermüdliche und exacte Führung des Bureau's anfrichtigst gedankt werden.

Als Festzeichen hatte die Gesellschaft für lothringische Geschichte aus ihrem reichen Schatze römischer Münzcollekten 250 Stück römischer Münzen aus dem 3. Jahrhundert zur Verfügung gestellt, die mit ihrer grünen Patina sich wirksam von der schwarz-weissen rothen Schleife abhoben und reichen Beifall fanden. Freilich war es bei der starken Beteiligung mit der ersten Bewilligung nicht gethan und noch weitere 100 Stück müssten wohl oder übel zum gleichen Zwecke wie die ersten den Schränken entnommen werden.

Der Abend vereinigte Gäste und Einheimische in der Bierwirthschaft zum Bürgerbräu und so verlockend war die warme Augustluft, dass es schwer hielt, die Theilnehmer zum Verlassen des öffentlichen Biergartens und zur Benutzung der grossen reservirten Halle zu bewegen.

Für die Festsitzung am Montag und die weiteren Versammlungen war das Stadthaus mit seinen schönen Sälen vom Herrn Bürgermeister zur Verfügung gestellt worden. Aber der Saal, der zur ersten Zusammenkunft vorgesehen war, erwies sich fast als zu klein, so dass der Frühstücksraum, der unter grünen Bäumen in der offenen Halle des Stadthauses eingerichtet war, öftigen Zuspruch fand.

Das lebhafteste Interesse, welches der kaiserliche Statthalter und die ebenso lothringische Regierung der Tagung entgegenbrachten, wurde dadurch bekundet, dass Seine Excellenz der Staatssecretär Herr von Schraut aus Strassburg herübergekommen war, um Namens Seiner Durchlaucht des Fürsten Hohenlohe und des Ministeriums die Gesellschaft in den Reichslanden willkommen zu heissen. Auch Bezirkspräsident Graf Zeppelin und der stellvertretende Bürgermeister Justizrath Ströver waren an der Ehrentafel. Zu allgemeinem Bedauern war der Bürgermeister Freiherr von Kramer durch Krankheit am Feste fern gehalten und ebenso vermisst man schmerzlich Excellenz von Hammerstein, der wenige Monate vorher als preussischer Staatsminister nach Berlin berufen war. Ihre Theilnahme aber gaben beide Herren durch Telegramme kund, die während der Sitzung eintrafen. Der Wortlaut der von Seiner Excellenz von Hammerstein übersandten Depesche ist schon oben mitgetheilt (S. 67); Herr Bürgermeister von Kramer telegraphirte:

Herrn Professor Waldeyer,
Vorsitzender der anthropologischen Gesellschaft
Stadthaus, Metz.

Herrenhalb, den 5. August 1901.

Lebhaft bedauernd, Sie nicht persönlich begrüßen zu können, sendet von hier aus den Mitgliedern der anthropologischen Gesellschaft und den mit ihnen vereinigten Damen und Herren herzlichsten Willkommengruss in Metz.
Freiherr von Kramer, Bürgermeister.

Als Antwort hierauf gingen folgende Telegramme ab:
Minister Excellenz von Hammerstein, Berlin.

Anthropologencongress bedauert herzlich, dass Excellenz nicht teilnehmen können und sendet mit Gesellschaft für lothringische Geschichte Dank für Interesse und ehrenreichen Gruß.
Waldeyer, Ranke, Graf Zeppelin, Wolfram.

Bürgermeister Freiherr von Kramer, Herrenhalb.

Anthropologencongress sendet herzlichsten Dank für Vorbereitung der Tagung und beste Wünsche für Genesung.
Waldeyer, Ranke, Wolfram.

Der Nachmittag war der Besichtigung der Stadt Metz gewidmet.

Die Führung hatten die Herren Professor Abbé Dr. Bour, Oberlehrer Dr. Hoffmann, Bibliotheksdirector Abbé Paulus und Museumsdirector Kenne übernommen, die in vier getrennten Colonnen den Congresstheilnehmern die charakteristischen Stadtbilder, sowie die sehenswerthen kirchlichen wie profanen Gebäude und die Denkmäler alter wie neuer Kunst zu zeigen bemüht waren. Die Führung endete im Museum, wo Herr Kenne den einzelnen Abtheilungen die Schätze

der städtischen Sammlungen in anschaulicher und lebendiger Weise erklärte. Für diejenigen Damen und Herren, denen ein genaueres Studium der schönen Kathedrale wünschenswerth erschien, hatte sich Herr Bombomeister Torzow in liebenswürdiger Weise als Cicero zur Verfügung gestellt.

So waren die Nachmittagsstunden schnell vergangen und der lange Spaziergang mit seinen Besichtigungen war gleichzeitig eine treffliche Vorbereitung für das von der Stadt am Abend dargebotene Festessen geworden.

Der Herr Bürgermeister hatte es sich nicht nehmen lassen, jeden einzelnen Theilnehmer am Congresse persönlich zum festlichen Mahle einzuladen und nicht weniger als 253 Damen und Herren waren der Einladung gefolgt. Da der grosse Festsaal des Stadthauses nicht ausreichte hatte am sämmtliche Gäste aufzunehmen, war der aestosende Gemeinderathssaal mit dem grösseren Ranne verbunden worden. Die Gesamtvorbereitungen waren in unsichtiger Weise von Herrn Regierungsrath Nelken getroffen. für den Blumenzweck hatte insbesondere Herr Stadtgärtner Wannot, dem auch die Decoration des Treppenhuses und der Halle zu danken war, Sorge getragen; die geschmackvolle Menükarte liess aussereme Tafelgenüsse erwarten; auch die Musik hatte sich bereits in dem Nebesaal, der am Morgen zur Sitzung gehöret hatte, aufgestellt. Da vertheilte sich die schmerzliche Kunde, dass nach einer solchen eingetrossenen telegraphischen Nachricht Ihre Majestät Kaiserin Friedrich das Zeitliche gesegnet habe. Die officielle Bestätigung der Schmerzskunde liess nicht lange auf sich warten; denn kaum hatten die Gäste Platz genommen, als der stellvertretende Herr Bürgermeister statt zur Begrüssungsrede das Wort zu nehmen, von dem traurigen Ereignisse der Versammlung Mittheilung machte. Die Anwesenden hatten sich in Erwartung ihrer Knüttelgänge sämmtlich ohne Aufforderung von ihren Sitzen erhoben.

Musik und weitere Reden unterblieben. Auch der Dank, den die Gäste der Stadt für ihre glänzende Gastfreundschaft schuldeten, konnte nicht zum Ausdruck kommen, und so müde an dieser Stelle nachgeholt sein, was unter dem Drucke der Umstände unterblieben musste: kaum jemals ist der Anthropologencongress von Seiten einer Gemeindeverwaltung so grossartig bewillkommet worden, wie dies in Metz geschah. Die Stadt darf sich versichert halten, dass der Eindruck dieses schönen Empfanges, den ein in seiner Majorität aus alteheimischen Bürgern bestehender Gemeinderath deutscher Gelehrten bot, einen ausgereichneten Eindruck und unvergesslichen Dank hinterlassen hat.

Nach der Dienstagssitzung wurde ein gemeinsames Frühstück auf der Esplanade eingenommen. Leider hegrünstigte jetzt das Wetter eingermassen die Veranstaltungen. Denn statt unter dem grünen Bäumen mit der herrlichen Aussicht in das Moselthal zu tafeln, musste man sich in das Gasthaus zurückziehen. Nach Aufhebung der Tafel theilte sich die Gesellschaft. Der Ortsausschuss hatte für diejenigen, welche die Schlichtfelder noch nicht kannten, eine Wagenfahrt nach Gravelotte, für die übrige Gesellschaft eine Dampferfahrt auf der Mosel nach Joey-aux-Arches und Novant vorgesehen.

Etwa 80 Mitglieder traten unter Führung des Herrn Hauptmanns Sch wertfeger (sächsisches Fusa-

artillerieregiment) und des Herrn Fortmeisters Hailbauer die Wagenfahrt an.

Die Fahrt führte zuerst nach Joy zum Besuche der grossartigen römischen Wasserleitung, die nach der Biegung durch den Bürgermeister unter der Führung des Herrn Oberlehrers Dr. Hoffmann eingehend besichtigt wurde. Von hier ging die Fahrt durch das herrliche Gelände nach Gravelotte, wo der Friedhof und das Museum besucht wurden. Nach einem Gang zu den zahlreichen Kräutern unserer gefallenen Soldaten erklärte Herr Hauptmann Schwertfeger von einem erhöhten Punkte bei St. Hubert aus in kurzer und klarer Ausführung den Gang der für andere Truppen so gefährlichen aber rühmlichen Kämpfe von Gravelotte bis St. Privat. Für die überaus sachkundige Führung sei auch an dieser Stelle den Herren Hailbauer und Schwertfeger der wärmste Dank ausgesprochen.

Gegen 250 Mitglieder bestiegen den Dampfer. Er war von den wissenschaftlichen Vereinen zur Verfügung gestellt, die Anordnungen an dem Schiffe hatte Herr Oberlehrer Dr. Grimm übernommen. Bald hatte Bowle und Bier, das von den Gastgebern geboten wurde, die Stimmung, die zunächst durch das zweifelhafte Wetter etwas getrübt war, gar fröhlich gestaltet. In Joy, wo der Dampfer anlegte, hatten der Gemeinderath mit dem Bürgermeister und der Ortsvorsteher sich am Halteplatze aufgestellt, um die Besucher zu begrüssen. Herr Geheimrath Virchow, der als Mitglied des Vorstandes an der Fahrt theilnahm, sprach den Dank der Gesellschaft für den festlichen Empfang aus.

Dann nahm auch bei dieser Gruppe Herr Oberlehrer Dr. Hoffmann das Wort, um die mächtige Bogen der römischen Wasserleitung, die noch heute mit imposanter Wirkung die Dorfstrassen überspannt, zu erklären und den Verlauf dieses römischen Wasserwerkes, das die Stadt Metz vor Zeiten mit Wasser versorgte, zu schildern.

Etwas oberhalb des Dorfes ist noch ein gut erhaltener Becken, von dem aus das in westlicher Richtung strömende Wasser seinen Lauf nach dem nördlich davon liegenden Metz ändert. Hier wurde Seitens des Herrn Lehrers Paul den Besuchern eine besonders sinnige Ueberraschung bereitet. Während man das Banwerk betrachtete, ertönte hinter den grünen Büschen aus zahlreichen Kinderheben frisch und fröhlich in reifen Harmonien: Deutschland, Deutschland über Alles.

Dem Danke, welchen Herr Geheimrath Virchow aussprach, folgten noch eine Reihe weiterer Gesänge.

Im Geleite der Gemeinde begab man sich zum Schiffe zurück und setzte unter Tischerechwecken und Hochrufen der Zurückbleibenden die Reise nach Novant fort. Alle Theilnehmer an der Fahrt waren überrascht über die landschaftliche Schönheit, welche die lachenden Moselufer mit ihren Rebhügeln und Bergen boten.

Gegen 8 Uhr gelangte das Schiff nach Metz zurück, wo mittlerweile auch die Schlichtfelderbesucher, tief erschüttert von dem Gesehenen und voll Dank für die vortreffliche Führung, wieder angekommen waren. Das Fest auf der Esplanade, das für den Abend Seitens der Stadt projectirt war und durch die Mitwirkung des Gesangsvereines „Liederkrans“ einen besonderen Geizt versprach, musste wegen der Trauer um die Kaiserin ausfallen. Der liebenswürdigen Bereitwilligkeit des Liederkranspräsidenten Herrn Richard und des Dirigenten Herrn Teschke sei auch hier nochmals der Dank ausgesprochen.

Am Mittwoch Morgen hatte sich das Wetter wieder aufgehellt; je höher die Sonne stieg, desto sicherer wurde das Vertrauen, dass der Himmel gnädig bleiben würde und die Hoffnungen wurden nicht getrübt. Die Gesellschaft für lothringische Geschichte war für Mittwoch Gastgeberin und hatte zunächst einen langen Sonderzug bereit gestellt, der die Teilnehmer nach dem Seilthale fahren sollte. Pünktlich 8 Uhr 20 Minuten setzte sich der Zug mit etwa 220 Reisenden in Bewegung, in Courcelles, Mörchingen, Beaufort und Château-Salins kamen noch weitere Teilnehmer hinzu, so dass die Zahl mit den Gästen aus Vic schliesslich auf etwa 350 gestiegen war.

Zuerst wurde in Salomes Halt gemacht und ausgestiegen. Das recht romanische Dörfchen hatte ein festliches Kleid angelegt, sogar über die Dünghaufen von den Häusern hatte man grüne Reisler gebreitet. Bürgermeister und Gemeinderath begrüßten am Bahnhof die Ankommenden. Besonders erfreut wurde man des Weiteren durch das Eintreffen von Gästen aus Nancy, die durch den Localgeschäftsführer sich dem Vorstande vorstellen liessen. Es waren der Präsident der Société d'histoire et d'archéologie Herr Quintard, der Vicepräsident Baron de Nothomas und vier weitere Mitglieder, unter denen sich besonders der als prähistorischer Forscher hochgeschätzte Comte de Beaurip lebhaft an den Arbeiten und Verhandlungen des Tages beteiligte.

Herr Menens-director Keune hatte in Salomes verschiedene Versuchsrabungen angestellt und zeigte, wie an dieser Stelle das „Briquetage“, dessen Untersuchung die Reise galt, lagerte. Da der Leiter der Ausgrabungen seine Erklärungen erst später zu geben beabsichtigte, so begab man sich bald zu Fusse weiter nach Burtbeourt, wo der Gesammt ein weiteres Feld dicht an der Seile aufgedeckt hatte. Die Möglichkeit von Ansagerungen an diesem überaus günstig gelegenen Platze dankte man dem liebenswürdigen Entzogenkommen des Herrn Grafen Molitor, dem das Grundstück gehört. Auf eine Schilderung der Lagerungsverhältnisse des Briquetage und eine Beschreibung der Funde kann hier nicht näher eingegangen werden. Jedenfalls neigte man allgemein zu der bereits früher aufgestellten und jetzt von Herrn Keune abergenommenen Ansicht, dass die zahllosen Ziegelstücke, die bis zu 7 m Tiefe das Erdreich füllten, im Zusammenhang mit der Salzgewinnung stehen. Diese Meinung gewann ererblich an Wahrscheinlichkeit durch einen von Herrn Kreisdirector Menny in Château-Salins sinreich reconstituirten Verdampfungsheerd aus nachgebildetem Briquetage, an dem er selbst durch Aufguss von Salzsäure die Gewinnung des Salzes demonstrierte.

Durch den herrlichen Park des Grafen Molitor, dessen Besichtigung und Durchsichtigung der Besitzer freundlich gestattet hatte, begab man sich nach dem Bahnhof in Burtbeourt, um mit dem Sonderzuge in kaum 15 Minuten Vic zu erreichen.

Die Stadt Vic liegt anmuthig in einem Kränze rothen und braunenbedeckter Hügel. Das Südliche ist maltralt; bis in die römische Zeit reichen geschichtliche Nachrichten zurück. Im Mittelalter aber war es Hauptort des bischöflich Metzischen Territoriums und Residenz der Metzser Bischöfe. Die mächtigen Ruinen des alten Bischofspalastes, die Stadtkirche und eine Reihe architektonisch hervorragender Privathäuser des 15. und 16. Jahrhunderts künden noch von der eiasigen Herrlichkeit. Wie es in Jony und Salomes gewesen war,

Corr.-Blatt d. deutsch. A. G. Jrg. XXXI. 1901.

so sicgte auch hier die Bevölkerung das grösste Interesse am Besuche und hatte den Ort mit Fahren und grünen Zweigen reich geschmückt. Am Stadttore begrüßte der würdige Maire Herr Morcel, mit dem Amtszeichen seiner Würde, der schwarz-weissen Schärpe angethan, inmitten des Gemeinderathes die Gäste und im feierlichen Zuge — die Feuerweh an der Spitze — ging es nach dem von der Stadt Vic unter alten Kastanien erstauten luftigen Zeite. Das Bild, welches das Zelt darbot, war von überraschender Anmuth. In einer Länge von 50, einer Breite von 30 m war das Dach gespannt, unter dem in vier langen Reihen die weissgedeckten Tische aufgeschlagen waren. Mit Geschick hatte der Erbauer die untern Aeste der Kastanien mit in das Zelt hineinbezogen, so dass sich über den Köpfen die grünen Zweige wölben, nur unterbrochen durch Fahnen und Wappen, welche die Zeltträger schmückten.

Auf die Vorträge der dicht neben dem Zeite in besonderem Pavillon untergebrachten Feuerwehrmannschaft man wegen der Trauer verzichten, mit doppeltem Bedauern, als man hörte, dass der fleissige Dirigent mit seiner Schaar für diese seltsamen Tag schon seit vier Wochen auf das Caffee gesteuert hatte.

Das Mahl, welches die Gesellschaft für lothringische Geschichte dem Hotelier des Ortes, Vissard, übertrug hatte, war durchaus lobenswerth; besonders aber war bei der grossen Zahl von Theilnehmern — etwa 350 Personen — anzuerkennen, wie gut der Wirth die Bedienung — 40 Soldaten aus Dienz, die der Herr Oberst daseibst zur Verfügung gestellt hatte — instruirte hatte; denn in der Geschwindigkeit der Bedienung stand dies Festessen nicht hinter den Leistungen grossstädtischer Wirthschaften anrück. Reichlich und gut war auch Wein und Champagner Dank dem Entgegenkommen einiger Vicer Weingutbesitzer, insbesondere des Herrn Laury, welche die Getränke zum Selbstkostenpreise ungenüthig dem Gastgeber zur Verfügung gestellt hatten.

Die Reihe der Toaste wurde von den Vorsitzenden der lothringischen Gesellschaft Herrn Beaurippräsidenten Graf Zepplina zunächst in deutscher Sprache eröffnet und diese Rede dann auf französisch wiederholt:

« Messieurs, Mesdames,

Le deuil cruel qui vient de frapper S. M. l'Empereur et toute la famille impériale ne m'a pas permis, à mon vif regret, d'exprimer à la Société d'anthropologie, lors du banquet organisé avant-hier en son honneur par la ville de Metz, les sentiments de vénération et de haute estime que nous ressentons pour elle. J'éprouve d'autant plus de satisfaction qu'il m'est donné aujourd'hui, en ma qualité de président de la Société d'histoire et d'archéologie lorraine, de vous saluer à cette place.

Messieurs de la Société d'anthropologie, et vous tous, nos chers hôtes, qui êtes venus de près et de loin, permettez-moi, au nom de la Société d'archéologie, de vous souhaiter cordialement la bienvenue et de vous remercier d'être de nos rangs. La présence d'hôtes si nombreux d'autres pays, de l'Antrie, de la Belgique, du Luxembourg, de la France, notamment de distingué président de la Société d'archéologie de Nancy, M. Quintard, montre à nouveau que la science ne connaît pas de poteaux de frontière.

La belle décoration de la ville de Vic vous est une preuve des sentiments que la population de cette ville vous témoigne. De mon côté, au nom de la

Société d'archéologie, je tiens à exprimer ma plus vive gratitude à la ville, à ses représentants et à tous ceux qui nous ont prêté leur appui.

Je dois aussi des remerciements à M. le comte de Molitor qui a en l'amabilité de nous permettre la visite de son beau parc.

Nous avons été assez heureux, Messieurs, de pouvoir vous montrer des traces de l'activité humaine qui sont certainement d'un grand intérêt pour vos recherches, et nous espérons que votre appréciation saura faire faire un pas décisif à la solution de l'important problème des hriquetages.

Nous remercions la Société d'anthropologie de ce qu'elle nous a permis de suivre ses délibérations et ses excursions si intéressantes. Vos investigations, Messieurs, constituent même pour les profanes une source d'édification et de haute satisfaction, car les travaux du 52^e Congrès des anthropologistes nous ont fourni une belle occasion de nous instruire.

C'est pour nous un très grand honneur d'avoir au milieu de nous tant de savants d'une réputation universelle. Permettez-moi de citer notamment les maîtres de la science qui ont nom Waldeyer, Virchow, baron d'Andrian. B.anke, dont les mérites sont connus. Nous éprouvons une satisfaction particulière d'avoir parmi nous M. le conseiller intime Virchow, dont non seulement l'Allemagne, mais tout le monde des savants s'approprie à célébrer le 80 anniversaire, et qui, malgré ses journées de fatigue, joint de toute sa vigueur et de sa santé.

Vous pouvez être convaincus, Messieurs, que nous avons accordé le plus vif intérêt à vos délibérations et que nos recherches locales, qui ont pris un essor satisfaisant, en reçoivent une nouvelle impulsion.

Der Bericht des „Le Lorrain“, dem wir des Wortlaut entnehmen, fahrt fort:

Ce discours est vivement applaudi. Comme beaucoup de coévres n'ont pu le suivre en langue allemande, M. le comte de Zeppelin, qui s'exprime avec aisance et élégance en français en donne une récitation dans cette langue, à la grande satisfaction de toute la société.

Hierauf erhob sich Herr Bürgermeister Morcel, um in französischer Sprache Namens der Stadt Vic den Congress an bewillkommen.

«Messieurs,

Au nom des paisibles habitants de la ville de Vic et en mon nom, je suis heureux qu'il me soit donné l'honneur de saluer aujourd'hui, dans notre vieille cité lorraine, M. le Président de la Lorraine; je lui suis profondément reconnaissant d'avoir bien voulu se déplacer pour nous honorer de sa visite.

Je ne suis pas moins heureux de saluer, en ma qualité de maire, cette nombreuse et si distinguée assemblée, tant étrangers que nationaux, et d'affirmer que la population apprécie à sa juste valeur la haute distinction qui lui est accordée et dont elle sent tout le prix.

Donc bienvenue à vous, Messieurs; je crains cependant que notre modeste réception ne soit pas à la hauteur de vos mérites, et vous voudrez bien nous excuser si nous n'avons pu faire mieux; mais le cœur des Vicois est avec vous, vous pouvez en être persuadés, et je suis plein du désir que chacun emporte ce soir un souvenir agréable de son voyage.

Je n'aborderai aucun sujet sur le but de votre excursion qui est tout scientifique, je me bornerai

simplement à vous rappeler que notre vieille cité, par ses fossés, viers rumparts, bâtiments et tours antiques, rappelle de brillantes époques historiques.

Quoi donc, Messieurs les savants, vous amenez ici, si ce n'était l'histoire de notre belle Lorraine et en particulier celle de cette ville autrefois fortifiée renommée?

N'est-ce pas le moment de vous rappeler encore qu'elle a vu des temps prospères, qu'elle a eu son siège de gouvernement épiscopal, son hôtel des monnaies et ses édifices et nombreux monastères; que des traités de paix y ont été signés, un notamment en 194 par vingt princes, ducs de Lorraine et autres souverains, ainsi que l'attestent des documents authentiques de cette époque?

Ces faits historiques, Messieurs, nous reportent à des temps bien éloignés, mais d'un impérissable souvenir.

Permettez-moi, Messieurs, de terminer en vous adressant encore une fois mes vifs remerciements et ceux de tous les habitants de la ville de Vic pour cette brillante et bienveillante démarche.

Die Rede wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Dem ersten Redner und der von ihm vertretenen Gesellschaft für lothringische Geschichte dankte der Vorsitzende Herr Geheimrath Waldeyer; an des Bürgermeisters richtete Baron von Andrian in französischer Sprache Worte warmer Anerkennung für den schönen gastlichen Empfang, den die Stadt bereitet habe.

«Messieurs,

Les tristes circonstances dans lesquelles se tient le Congrès à lieu, ne me permettent, Monsieur le Maire, que de vous exprimer en peu de mots notre vive reconnaissance de l'accueil cordial que nous avons trouvé chez vous. C'est à notre grande satisfaction que nous avons pu constater un intérêt très répandu dans les classes intelligentes de la population pour l'archéologie et pour l'histoire de leur patrie. Grâce à cet intérêt et à votre bienveillance, nous avons appris beaucoup en peu de temps. Je vous prie de croire, Messieurs, que nous emportons le meilleur souvenir de votre séjour dans votre beau pays. Laissez-moi, M. le Maire, exprimer le vœu que la ville de Vic, qui nous a reçus d'une manière si sympathique, regagne une partie de son ancienne importance.»

Herr Professor J. Ranke sprach sodann auf den Localgeschäftsführer Herrn Archidirector Dr. Wolfram, in dessen Hand alle Fäden für die Vorbereitungen und für die Tagung selbst zusammengefallen, dem in wesentlicher Weise das schöne Gelingen des Congresses verdanken. Herr Dr. Wolfram gedachte seinerseits der Anwesenheit so vieler Damen und wollte ihnen sein Glas — Es erhob sich Herr Bibliothekar und director Abbé Paulus, um ein Gedicht zu verlesen, das die Gattin des Herrn Morcel den Gästen gewidmet hatte. Es lautete folgendermassen:

Hommage au Congrès des anthropologistes de Metz à propos de son excursion à Vic le 7 août 1901:

Profonds saluts à la science,

A ses nobles représentants,

Qui recherchent avec vaillance

Des vestiges des anciens temps.

Voulangt acquérir de la gloire,

Vous travaillez activement,

Messieurs, à refaire l'histoire

D'une pierre on d'un monument.

Sans hésiter une seconde,
Et sans par rien être arrêté,
D'aucun vint jusqu'au bout du monde
Pour découvrir des raretés.

Car les arts n'ont point de patrie,
Ils sont sujets du monde entier,
Où la science s'approprie
Tout ce qui peut l'hériter.

Mais on peut être des artistes
Sans aller si loin du pays,
Témoins les travaux progressistes
De tant d'éminents érudits.

A ce petit coin de Lorraine
Vous avez pris de l'intérêt,
Car de la légende romaine
Il nous livre plus d'un secret.

Ce que vous trouvez des ancêtres
Est recueilli pieusement;
En sculpture ils étaient des maîtres
Et travaillaient superbement.

Messieurs, c'est une bien belle œuvre
Que votre association,
Qui sauve tant d'exquis chefs-d'œuvre
Voués à la destruction.

La science fait des miracles,
En cherchant des antiquités,
Elle triomphe des obstacles
Et fonde des fraternités.

C'est grâce à l'archéologie
Que Vic engourdi, presque mort,
S'éveille de sa léthargie
Pour fournir aussi son apport.

Il est de hautes destinées
Dont il reste plus d'un témoin,
Qui porte le sceau des années
Et que l'on conserve avec soin.

Pour Vic c'est un honneur insigné
De recevoir tant de savants;
Heureux si vous l'en trouvez digne,
Messieurs, par ses efforts fervents.

Nous espérons, Messieurs, Mesdames,
Que vous penserez quelquefois,
Et cela réjouit nos âmes,
A ce banquet chez les Vicois.

Eux, contents de votre passage,
Seront fiers de s'entretenir.
Puissez-vous de votre voyage
Conserver un bon souvenir!

Madame V. Moreel,
Membre correspondant de l'Académie de Metz.

Der Vortragende schloss mit einer begeistert aufgenommenen Huldigung an Frau Moreel, die mittlerweile herbeigeholt war und den Dank der Anwesenden persönlich entgegen nehmen konnte.

Endlich ergriff Herr Geheimrath Virchow das Wort, um der Aufgäbe der anthropologischen Wissenschaft zu gedenken und dem um die Ausgrabungen des Tages so verdienten Director Keane sein Glas zu weihen.

So verfloßen die Stunden schnell und wiederholt mußte der Localgeschäftsführer mahnen, dass es Zeit sei, den Rundgang durch die Stadt zu beginnen. Unter Führung des Bürgermeisters und anderer ortskundiger Herren begab man sich durch die alterthümlichen Straßen zunächst nach der Stadtkirche. Hier hatte

Herr Erspriester Guillermo die werthvollen alten Paramente und das überaus schön gestickte Antependium angestellt. Andere Bewohner der Stadt hatten die Altenthümer und Kunstgegenstände, die in ihrem Besitze waren, vor einer kleinen Ausstellung vereinigt, die unter dem Zelte Platz gefunden hatte und nach der Rückkehr vom Spaziergange in Augenschein genommen wurde.

Während des Rundganges hatte der Wirth die Tafel abdecken lassen, so dass nunmehr noch in demselben Raume eine wissenschaftliche Sitzung in Vic mit Discussion über die Bedeutung der heutigen Ausgrabungen stattfinden konnte. Die betreffenden Reden sind im wissenschaftlichen Theile des Berichtes mitgetheilt (s. diesen S. 119—125).

Nur ungern trennte man sich von dem schönen gastlichen Orte. Aber die Eisenbahnverwaltung pflegt nicht zu warten und so musste um 6 Uhr der Rückweg nach dem Bahnhof angetreten werden. Gemeinderath und Bürgerschaft, mit ihnen aber auch die französischen Gäste, hatten es sich nicht nehmen lassen, des Scheidenden das Geleit zu geben und um die geschichtlichen Erinnerungen des alten Ortes recht lebendig zu machen, führte der Herr Bürgermeister den langen Zug jetzt durch den gastlich geöffneten Garten eines Vierer Bürgers an den hochstrebenden spreuhebewachsenen Mauern des alten Bischofspalastes entlang. Wir wollen nicht vom Orte scheiden, ohne mit besonderem Danke auch derjenigen gedacht zu haben, die in Gemeinschaft mit dem Bürgermeister Moreel und Herrn Lamay zum Gelingen des Tages wesentlich beigetragen hatten, des Herrn Kreisdirectors Manny in Vic und des Herrn Regierungs- und Schulraths Dr. Baier in Metz.

Hier möge auch der schönen launigen Tafelfreier mit herzlichstem Danke gedacht werden, die Herr Oberforstmeister Ney den Anthropologen gewidmet hatte, die aber wegen der Trauer leider nicht gemessen werden konnten.

Nach der Ankunft in Metz hielt die grosse Halle des Bürgerhaus noch lange eine stattliche Anzahl der Gäste zusammen, die jetzt bei schäumendem Biere nochmals die Eindrücke des Tages im Gespräche an sich vorüberziehen liessen.

Am Donnerstag wurde schon Früh um 8 Uhr die wissenschaftliche Sitzung eröffnet, an deren Schluss Herr Geheimrath Waldeyer nochmals den Dank für alles Gebotene aussprach.

Kurz nach 12 Uhr fanden sich noch 50 Damen und Herren unter Führung der Herren Waldeyer, von Andrian, Virchow und Ranke zur Fahrt nach Alberschweiler zusammen. Nach der Ankunft in dem reisend gelegenen Vogesenstädtchen wurden zunächst die Reisenden in ihre Quartiere — zum kleineren Theile im Gasthause, zum grösseren bei den Bürgern der Stadt — untergebracht und dann sofort unter Führung der Herren Forstbuth von Dancke und Notar Welter der Marsch in das Gebirge angetreten. Nach einständiger etwas heisser Wanderung machte man zu schätziger Stelle Halt und Herr Welter zeigte und erklärte die alten Terrassenanlagen, die auf eine vormalige intensive Ackerbaukultur hinwiesen. Die rüstigen Fussgänger schlossen sich ihm noch weiter an um 5 km vom Rastorte entfernt die merkwürdigen Schmelzfelsen zu besichtigen. Abends 8 Uhr fand sich die ganze Gesellschaft bei Lachsforellen und anderen Tafelfreuden im Hotel Cayet wieder zusammen, uner müdet vom langen Nachmittagsmarsch. Herr Professor Ranke feierte in warmen Worten den Altmeister der anthropologischen

Forschung, Herrn Geheimrath Virchow im Gedenken an den kommenden 80. Geburtstag, der seinerseits in wundervoller Rede dem Verfasser „des Menschen“ seinen Dank aussprach. Archidirector Wolftram sprach sodann unter dem Hinweis auf die Einbeil der Wissenschaft, die sich in der Anthropologie am schättesten documentire, auf den am den Tag so verdienten Notar Welker. — Lange blieb man in fröhlicher Stimmung anzusinnen und die Letzten haben nicht allzulange ruhen können, um am anderen Morgen bei Abfahrt der Waldbahn $\frac{1}{8}$ Uhr pünktlich zur Stelle zu sein.

Die „Waldbahn“ ist vor einigen Jahren von der Regierung von Elsass-Lothringen unter Leitung des Herrn Forstrath von Daacke erbaut worden, um die ungeliebten Holzbestände des Dagsberger Landes durch eine leichtere und bessere Abfuhr besser ausnutzen zu können. Einige der kleinen Wagen waren diesmal zur Annahme von Passagieren durch die Herren Forstmeister Reinartz und Oberförster Hill hergerichtet worden, so dass nach Beinhalt 28 Teilnehmer, nach dem Dinnon unter Führung des Herrn Forstmeister Reinartz 8 befördert werden konnten. Etwa 14 rüstige Fußgänger hatten sich Herrn Forstrath von Daacke angeschlossen, um den ganzen Weg bis zur Höhe „Dreihelligen“ zu Füsse zu machen. Die Bahn führt in Windungen durch wundervolle Thäler an steilen Bergabhängen zur Höhe. Oft schweift der entzückte Blick weit hinaus über die Vorberge der Vogesen bis auf die lothringische Heidehöhe hinüber. Nach etwa einstündiger Fahrt war die Haltestelle „Granzkehr“, ein grosser Holzladeplatz mitten im Tannendükel erreicht und nach einem Fussmarsche, der $\frac{1}{2}$ Stunden durch die herrliche Gebirgslandschaft führte, war man am Zielplatze angelangt.

Die Abtheilung des Herrn von Daacke hatte schon früher den Treffpunkt erreicht und sass bereits trinkend und schmausend an den provisorisch gesimmerten Tischen, was der Wirth aus dem nahen Walscheid ein einfaches, aber schmackhaftes Frühstück aufgetragen hatte. Nachdem auch die zweite Gruppe sich gesammelt hatte, sammelte man sich auf dem dicht dabei liegenden gallo-römischen Grabfelde „Dreihelligen“, um den Leiter der Ausgrabungen, Herr Notar Welker. Die gallo-römischen Grabfelder, ohne Eigentümlichkeit der Vogesen, sind erst seit einigen Jahren durch die Ausgrabungen der Gesellschaft für lothringische Geschichte in wissenschaftliche Beleuchtung gerückt. Es sind Waldflächen, die mit grossen moosüberwachsenen Steinen bedeckt sind. Bald aber erkennt man, dass an diesen Steinen die Kunst des Menschen thätig gewesen ist und wenn sie aufgerichtet werden, zeigen sie die Form eines steilgehenden Hausdaches.

Herr Forstrath von Daacke hatte in Dreihelligen die Steine aufrichten lassen und so hat man den Eindruck wie auf einem christlichen Kirchhofe. Herrn Welker waren von der lothringischen historischen Gesellschaft die neuen Ausgrabungen übertragen wurden und mit berechtigter Genugthuung konnte er jetzt die Resultate seiner unermüdelichen Thätigkeit: Glasfasse, Urnen und mancherlei Zierath den Anwesenden vorlegen. Einige Urnen wurden noch vor den Augen der Anwesenden freigelegt. Das Merkwürdigste, was Herr Welker gefunden hatte, waren Knochenschnitten: ein kleiner thönerer Pfeifenkopf in der Form eines Pferdekopfes.

Herr Welker gab die nötigen Erläuterungen und Herr Kenne erweiterte das Thema durch einen Vortrag über die gallo-römische Begräbnissart im All-

gemeinen. Die Vorträge sind im wissenschaftlichen Theile des Berichtes ausführlich mitgeteilt (s. oben S. 142—146).

Nur ungern entschloss man sich zum Heimwege von diesen herrlichen Höhen. Wie schön die Wanderung war, das kennzeichnet nichts besser, als das der Wagen, der für die älteren Herren, insbesondere Herrn Geheimrath Virchow, zur Rückfahrt bereit stand, von diesen verschmäht wurde. Die frohe Stimmung suchte nach einem Ausdruck und bald klangen frohe Lieder in's Thal, von Damen und Herren gemeinsam angestimmt. Selten sind die Verse „Der Mai ist gekommen“ begeistert gesungen worden als am 8. August 1901 droben in den Vogesen von der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Es fehlt nicht an Anmerkungen, die diese Tage für den Glimpunkt des gesammten Congresses bezeichnen.

Pünktlich um 4 Uhr war man wieder im Thal. Das Mittagessen im Hotel Cayet stand bereit. Aber die Stunde der Abfahrt rückte nahe und der Localgeschäftsführer musste sich beeilen, um der Fortsetzung, insbesondere Herrn Forstrath von Daacke, für ihre Bemühungen um diesen Tag noch den Dank auszusprechen zu können.

Bald war die Trennungstunde herangekommen. Während die einen nach im Gebirge verblieben, trennte sich in Saarburg der Rest, um entweder nach Strassburg die Reise fortzusetzen oder hinter den Metzser Festungsmauern von den herrlichen Erlenauerseen zu sehen: die gar Mancher an den werthvollsten seines Lebens rechnen wird.

Mit Freude konstatiren wir, dass der in der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde lobendige Geist wissenschaftlichen Strebens und Forschens, der uns vor allem nach Metz gezogen hat und der in unseren wissenschaftlichen Verhandlungen so glänzend an Tage getreten ist, im Vereine mit den ausgezeichneten Sammlungen und mit dem unübertroffenen Entgegenkommen der Staatsbehörde, der Stadt und der Bevölkerung, unseren Congress in Metz mit dem Auszuge nach Vic und Albersweiler zu einem der gelungensten Congresses unserer Gesellschaft gestaltet hat.

Zum Schlusse drängt es die Vorstandschaft noch einmal, Allen denen, die sich um das Gelingen des Congresses verdient gemacht haben, nicht aus Vergessen den Damen, der Presse und der ganzen Bevölkerung von Stadt und Land, den wir bitten, den Dank der Gesellschaft auszusprechen.

Rechnungsabschluss

für die XXXII. allgemeine Versammlung in Metz.

Unser Localgeschäftsführer Herr Archidirector Dr. Wolftram übersandte uns unter dem 2. November 1901 folgende Abrechnung:

Einnahmen	1416 Mk. 00 Pf.
Ausgaben	938 „ 28 „
Restsumme	477 Mk. 72 Pf.

Von dieser Restsumme wurden das Honorar für den Steuergraphen und Meisners nachträglich eingeflossene Rechnungen bezahlt mit einer Gesamtsumme von 274 Mk 60 Pf. Es konnte somit eine Summe von 203 Mk. 12 Pf. an die Kasse der Deutschen anthropologischen Gesellschaft abgeliefert werden, wofür hier mit dem wohlverdienten Dank an die Geschäftsleitung quittirt wird.

Die der XXXII. allgemeinen Versammlung vorgelegten Werke und Schriften.

I. Fechtschriften.

Beaupré, Cte J. Note sur le Rd-Mont. Extrait du Bulletin mensuel de la Société d'archéologie lorraine. Juin 1901. Nancy. — Imprimerie A. Crispin-Leblond. 6^e. S. 1—5. Mit 1 Tafel.

Fährer durch Metz und über die Schlachtfelder. Mit einem Plane der Stadt, einer Karte der Schlachtfelder, einer Karte der Truppenaufstellungen und einer Gesamtansicht von Metz in Holzschnitt. Der 30. Wiederkehr der glorreichen Tage vom 14. bis 18. August und 1. September 1870 gewidmet. G. Scriba, Verlagsbuchhandlung, Metz. 19 S. Kl. 8^o.

Kenne, Director des Museums der Stadt Metz: Festschrift, den Teilnehmern am Anthropologentage zu Metz, 5.—9. August 1901 gewidmet vom Museum der Stadt Metz. 3 S. 8 Tafel.

II. Der Generalsecretär legt folgende Schriften vor:

a) Eingekundet von der Verlagsbuchhandlung Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Andree Richard, Braunschweiger Volkskunde. Zweite vermehrte Auflage. Braunschweig 1901. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. Mit 12 Tafeln und 174 Abbildungen, Plänen und Karten. XVII und 431 S.

Archiv für Anthropologie. Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen. Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Herausgegeben und redigiert von Johannes Hanke in München. XXVII. Band. Zweites Vierteljahrsheft. Ausgegeben Juni 1901. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 1901. 4^e.

Gaupp Dr. Ernst, A. Eckers und R. Wiedersehms Anatomie des Froches auf Grund eigener Untersuchungen durchaus neu bearbeitete dritte Auflage. Erste Hälfte. Mit 95 neu Teil mehrfarbigen in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite Auflage. Braunschweig 1901. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. II und 438 S. 8^o.

Globus, illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerverkunde. Herausgegeben von Richard Andree. 79. Band. Braunschweig 1901. Druck und Verlag von Vieweg u. Sohn. 4^e.

Merkel-Heule, Grundriss der Anatomie des Menschen. Vierte Auflage. Mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen und einem Atlas. Braunschweig 1901. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. Textband XIII und 802 S. Atlas 498 S.

Thomas, N. W. in London: Eine internationale Anthropologisch-Ethnographische Bibliographie. Eine Anregung. Aus Anlass der XXXII. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft überreicht von der Verlagsbuchhandlung von Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig. 14 S.

b) Weitere Vorträge des Generalsecretärs. Neueste Erscheinungen.

Antonio, Nagal Dall. Note sugli emfolliferi ai dialetti di Como. Estratto dalla Rivista Archeologica della Provincia di Como. Frascioli 420 e 418. Como 1901. 128 S. 8^o. 22 Tafeln und 1 Karte.

Brauer, Ueber den fossilen Menschen. Vortrag, gehalten auf dem V. internationalen Zoologenkongress zu Berlin, August in der Augsburger Abtheilung Nr. 726 vom 17. August 1901.

Capri L. Tombe della prima età del ferro ad altri avanzi romani. Necropolis presso San Giacomo di Briva. Estratto dall'Archivio Trentino, Anno XVI. Fasc. II. Trento 1901. Giovanni Zappalà Editore. 16 S. 8^o. 8 Tafeln.

Finckel-Ugrische Forschungen. Zeitschrift für Finno-Ugrische Sprache und Volkskunde selbst Ameriger unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von E. N. Setälä und Kaarle Krohn. Helsingfors. Band I, 1901. Heft I und II. 8^o.

Förster Dr. K. Achim-Studien I. Ueber Steinzeit-Hockergräber in Arheim, España etc. in ihrer Typen und über analoge Parallelfunde. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und 4 Tafeln im Lichtdruck. Straßburg 1901. Verlag von Karl J. Trübner. 67 S. 8^o.

— Zur Vor- und Frühgeschichte Elsass-Lothringens nebst vor- und frühgeschichtlicher Fundliste mit 192 Abbildungen in Licht- und Farbendruck. Straßburg 1901. Verlag von Karl J. Trübner. 48 N. 4^e.

Hagen Dr. K. Museum für Völkerkunde (einzelne Sammlungen vorgeschichtlicher Alterthümer). Bericht für das Jahr 1901. Aus dem Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten. XVIII. Hamburg 1901. 29 S. 8^o.

Hense G. Ueber die Athembewegungen des menschlichen Körpers. (Ans der anatomischen Anstalt zu Breslau.) Hirsch Tsch. X und XL. Supplementum des Neurophysiologischen. Anatomische Abtheilung 1901. S. 273—278. 8^o.

Hensler R. Aus den Anlagen Straßburgs. Sonderabdruck. Straßburger Festschrift zur XLVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner herausgegeben von der philosophischen Facultät der Kaiser-Wilhelms-Universität. Straßburg 1901. Verlag von Karl J. Trübner. 3. 21—29. 8^o.

Kenne, Museumdirector in Metz: Bemerkungen zu den Inschriften der Mollusastiker. Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Kaiserlichen Museums für Naturgeschichte in Bonn. 1901. 4^e.

Klassisch. Das Gildensymbol des Neanderthales. Mit 9 Abbildungen. Abdruck aus: Verhandlungen der Anatomischen Gesellschaft auf der Göttinger Versammlung in Bonn vom 26. bis 28. Mai 1901. Herausgegeben von Professor K. von Bardeleben in Jena. Verlag von Gustav Fischer in Jena. S. 111—114.

Krause Edmund, Die Schraube, eine Salinis-Erfindung? Sonderabdruck aus dem Globus, Band LXXIX, Nr. 1. S. 8—4. 4^e.

Kunzegehorbe, des, in Elsass-Lothringen. Herausgegeben mit Unterstützung der Elsass-Lothringischen Landesregierung von Professor Anton Bodar und Dr. Friedrich Leitschuk. Straßburg i. Els. Loebf. Beut. Verlagsbuchhandlung. Heft 1901. I. Jahrgang. 4^e.

Lerné H., Lotharische Sammlungen. IX.—X. Theil: Kindtauffen und Kindstoben in Lothringen. Aus dem lothringischen Dorf- und Bauernleben. Lothringische Gedenksche, die sich an gewisse Tage und Feste des Jahres anschließen. 1901. Buchdruckerei Paul Koenig, Metz. 107 S. 8^o.

Macnamara N. J., Studien über den prähistorischen Menschen und sein Verhältnis zu der jetzigen Bevölkerung Westeuropas. Mit 3 Tafeln, enthaltend 33 Abbildungen. Sonderabdruck aus dem Archiv für Anthropologie. XXVII. Band. 2. Heft. Braunschweig 1901. Druck von Friedrich Vieweg u. Sohn. 8. 367 bis 390. 4^e.

Metzger Dr. Heinrich, Bericht über die Untersuchung der Geleiten von Braken. Mit zwei Texttafeln. Vorgelegt dem 11. October 1901 in der Sitzung der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften Prag 1901. Verlag der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. 14 S. 8^o.

Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. 14. Heft. Kiel 1901. Lipsius u. Töschler. 48 N. 8^o.

Rohdendorf Dr. O., Sur les Fossiles paléolithiques et spécialement sur celles de Vexier (Haute Saône). Tirage à part de l'Indicateur d'Antiquités Suisses. (Nr. 1, 1901.) 18 S. 8^o.

Schlagheck Dr. O., Die Bedeutung Australiens für die Herabkunft des Menschen aus einer niederen Form. Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 27. Juli 1901. Sonderdruck aus der Zeitschrift für Ethnologie. Jahrgang 1901. S. 127 bis 164. 68.

Schumann Hugo und A. Mäack, Das Gräberfeld bei Oberberg-Strahlitz. Mit 35 Tafeln. 1901. A. Mäack, Verlagshandlung in Prenzlau. 87 S. 88.

Schwalbe O., Der Neanderthalerhüdel. Mit einer Tafel und 10 Textabbildungen. Sonderdruck aus „Jahrbuch Jahrbücher“, Heft 106. Bonn 1901. 72 S. 88.

Szombathy Joseph, Die Markhöhle in den letzten Knochen von *Elephas primigenius*. Sonderdruck aus den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band XXXI. 1901. S. (14)–(18). 68.

— Das Grabfeld in Idria bei Buča in der Grafschaft Görz. Mit 221 Abbildungen im Texte. Aus den Mitteilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, Nr. 5, 1901, separat abgedruckt. Wien 1901. In Commission bei Karl Gerold Sohn. 19 S. 48.

— Un crâne de la race de Cro-Magnon trouvé au Moravia. Extrait des Comptes-Rendus du Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. 12. Session, Paris 1900. Paris 1901. Masson et Cie, Éditeurs. 2 N. 68.

Thilenius Prof. Dr., Die Fahrten der Sumatra. Sonderdruck aus dem Globus, Band LXXX, Nr. 11. S. 167–171. 44.

Ueber die gegenwärtige Lage des Biologischen Unterrichts an höheren Schulen. Verhandlungen der vereinigten Abteilungen für Zoologie, Botanik, Geologie, Anatomie und Physiologie der 23. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte am Nürnbach, den 28. September 1901 im grossen Saal des naturhistorischen Museums in Hamburg. Jena 1901. Verlag von Gustav Fischer. 48 N. 88.

Virchow Rudolf, Ueber Menschen- und Hinderkerkose. Vortrag, gehalten in der Berliner medizinischen Gesellschaft am 24. Juli 1901. Sonderdruck aus der Berliner klin. Wochenschrift 1901. Nr. 31. 3 S. 68.

Walkhoff Dr., Der Unterkiefer der Anthropomorphen und des Menschen. Sonderdruck aus dem „Biologisches Centralblatt“, Band XXI. Nr. 18. 18. September 1901. S. 561–564. 88.

— Ueber neuere Principien und Methoden zur Bestimmung des Schmerzes beim Ausbleiben der Zähne. Separatdruck aus der deutschen Monatschrift für Zahnheilkunde, XIX. Jahrgang (1901) Septemberheft. 7 S. 68.

Wastergaard Harald, Die Lehre von der Metastase und Metastase. Anthropologisch-statistische Untersuchungen. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Jena 1901. Verlag von Gustav Fischer. 706 S. 68.

Die Versendung des Correspondenz-Blattens erfolgt bis auf Weiteres durch den stellvertretenden Schatzmeister Herrn Dr. Ferd. Bickner, München, Alte Akademie, Neuhäuserstrasse 51. An diese Adresse sind auch die Jahresbeiträge zu senden und etwaige Reclamationen zu richten.

Druck der Akademischen Buchdruckerei von F. Straub in München. — Schluss der Redaktion 17. Januar 1902.







UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 111000631